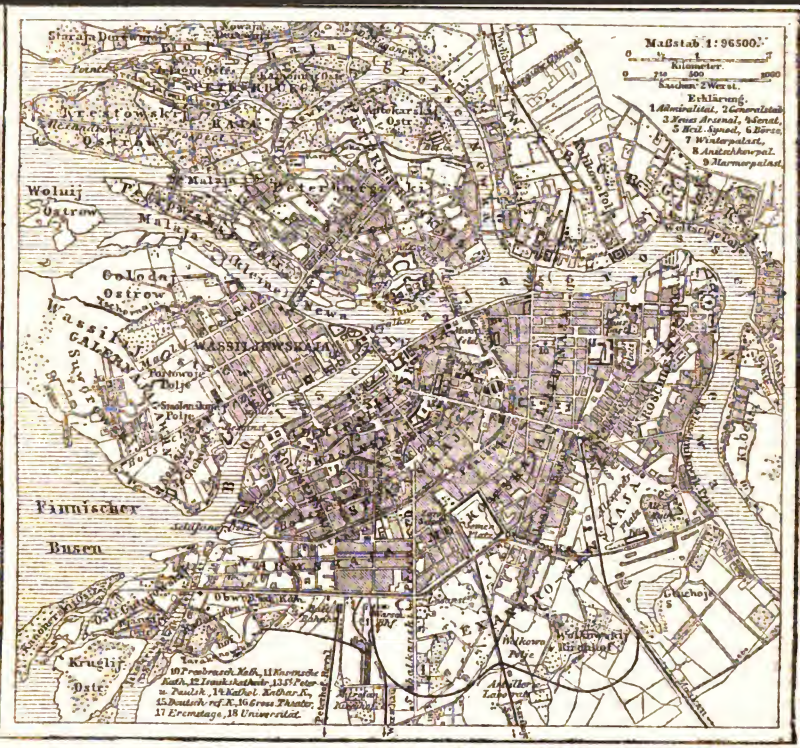


Topographische Lage von Petersburg.

Brockhaus' Conversations-Lexikon

F.A. Brockhaus Verlag Leipzig

033 B8
12
Columbia University
in the City of New York

Library

Brockhaus'
Conversations-Lexikon.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Zwölfter Band.

Murrhardt — Phozos.

Holzſchnitte aus der Xylographiſchen Anſtalt,

Karten aus der Geographiſch-artiſtiſchen Anſtalt

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus'
Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit Abbildungen und Karten.

In sechzehn Bänden.

Zwölfter Band.

Murrhardt — Phoros.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1885.

M. 19

Murrhardt, Stadt im württemberg. Neckarkreise, Oberamt Backnang, 28 km im NO. von Waiblingen, an der Murr, Station der Linie Waiblingen-Hessenthal der Württembergischen Staatsbahnen, hat einen Eisenhammer und Holzhandel, eine zu dem ehemaligen Benediktinerkloster gehörende Stadtkirche und die St. Walderichskirche und zählt (1880) 4695 E.

Murrinische Gefäße (lat. vasa murrina oder bloß murrina) nannten die alten Römer eine Art kostbarer Prunkgefäße. Pompejus brachte die ersten Exemplare aus dem Schatze des Mithridates 61 v. Chr. nach Rom. Später ging der Geschmack an ihnen zu einer mit Eifer betriebenen nobeln Passion über. Nach dem ältern Plinius in seiner «Naturgeschichte» war die Murra ein Mineral, das in einigen Gegenden des Parthischen Reichs, vornehmlich aber in Karmanien, und zwar überall in nur kleinen Tafeln gefunden oder aus der Erde gegraben wurde, undurchsichtig, von mattem Glanze, von schillernder Farbe und sehr leicht zerbrechlich. Danach ist die Ansicht älterer Forscher, daß die Murra ein künstliches Material, etwa Porzellan gewesen sei, haltlos; man erkennt darin vielmehr den Flußspat, eine Annahme, die zuerst von Thiersch in seiner Abhandlung «Über die Vasa murrina der Alten» (Münch. 1835) begründet worden ist. Neuerdings ist die Vermutung aufgestellt, daß die Murra eine Art Achat gewesen. Übrigens machte man diese auch künstlich nach. Vgl. Marquardt, «Röm. Privataltertümer» (Abteil. 2, 2. Aufl., Lpz. 1882).

Murrumbidschi, austral. Fluß, s. u. Murray.

Murschedabâd, Murschidabad, ursprünglich Makhusabad, Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts der Division Rudschschahi in der Lieutenant-Gouverneurschaft der Untern Provinzen des brit.-ind. Reichs, liegt an beiden Seiten des Gangesarmes Bhagirati. M. war 1701—57 die Hauptstadt Bengalens, ist aber jetzt ein heruntergekommener Ort, fast nur aus Lehmhäusern und Erdhütten bestehend, mit den Trümmern des alten, von Ali-Werdi-Chan (1739—56) erbauten Palastes, dem prächtigen, 1840 mit ungeheuern Kosten vollendeten Palais des jetzigen Titular-Nabobs von Bengalen, und mit einer von diesem gegründeten höhern Schule für Eingeborene. Die Stadt zählt (1872) noch 46 182 E., Mohammedaner und Hindu. Sie hat für den Handel eine sehr günstige Lage an dem befahrensten Wasserwege zwischen Kalkutta und den Nordwestprovinzen, ist aber während der Frühlingsmonate wegen Untiefe des Bhagirati für Schiffe unerreichbar und hat ein ungesundes Klima. Ein kurzer Zweigarm verbindet M. mit der East-Indian-Eisenbahn. Berühmt war es, wie die südlich dicht anstoßende Stadt Kossimbazar (ein Hauptmarkt für Seide), lange Zeit durch seine Fabrikate feiner Baumwoll- und Seidenstoffe, namentlich der schönsten Shawls von Bengalen. Durch die Konkurrenz der brit. Importe hat diese Industrie sehr gelitten.

Mursinka, Dorf im russ. Gouvernement Perm, Kreis Werchoturje, südlich von der Kreisstadt und 110 km nördlich von Jekaterinenburg, unweit der uralischen Eisenbahn, ist bekannt durch seinen Reichtum an schönen Mineralien (Topase, Berylle, Rosenquarz, Bergkrystall, Turmalin, Chalcedon u. a.).

Mursuk, Hauptstadt von Fezzan (s. d.).

Murten (lat. Moratum, frz. Morat), Hauptstadt des Seebezirks (139 qkm, 15 052 E.) des schweiz. Kantons Freiburg, liegt 457 m über dem Meere, am östl. Ufer des Murtensees, 14 km nördlich von Freiburg, 25 km westlich von Bern, an der Bahnlinie Lausanne-Payerne-Lyß und der Dampferlinie M.-Neuenburg, und zählt (1880) 2364 meist reform. E., deren Haupterwerbszweige die Uhrenindustrie, die Tabaksfabrikation und der Weinbau sind. Das Städtchen, welchem sein altes Schloß, die Ringmauern und die Arkaden der engen Gassen ein altertümliches Gepräge verleihen, ist berühmt durch den Sieg der Eidgenossen über Karl den Kühnen (s. d.) von Burgund (22. Juni 1476), dessen Macht durch die Schlacht von M. vollständig gebrochen wurde. Das auf den Gräbern der gefallenen Burgunder errichtete Beinhaus wurde bei dem Einfall der franz. Revolutionsarmee 2. März 1798 zerstört; an seiner Stelle ließ 1822 der Kanton einen Obelisken als Nationaldenkmal aufrichten. Am 22. Juni 1877 wurde der 400. Jahrestag der Schlacht durch ein großartiges Fest gefeiert. Vgl. Ochsenbein, «Die Urkunden der Belagerung und Schlacht bei M.» (Freiburg 1876).

Der Murtensee, 27,5 qkm groß, 9,5 km lang, 3,5 km breit, 49 m tief, liegt 436 m über dem Meere, zwischen dem wohlangebauten Rücken des Mont-Vully (deutsch Wistenlach), 634 m, dem Hügelgelände von M. und den Sumpfebenen der Broye, welche den See durchfließt und mit dem Neuenburgersee verbindet. Von allen schweiz. Seen hat er die einförmigsten Ufer, ist aber merkwürdig durch Fischreichtum und zahlreiche Pfahlbauten.

Murviedro, s. Sagunt.

Murzuk, Stadt in Afrika, s. Fezzan.

Mürzzuschlag, Marktflecken und Sitz eines Bezirksamts in der Bezirkshauptmannschaft Bruck des österr. Herzogtums Steiermark, im Thale der Mürz, Station der Linien Wien-Triest und M.-Neuberg der Südbahn, hat (1881) 2871 E., ein Bürgerhospital, mehrere Eisenhämmer, Weißblechfabriken, Sensen- und Sichelschmieden. In einem nördl. Seitenthale des romantischen Mürzthals liegen die

70683

Formen beſtehende Familie der Krebſe, die ſeitlich ſtark zuſammengedrückt erſcheinen, eine zweillappige, muſchelähnliche Schale und ſieben Paar von Extremitätenanhängen haben; ſie nähren ſich von animaliſchen Stoffen, beſonders von den Leichen verendeter Waſſertiere, und finden ſich foſſil ſchon in den älteſten Verſteinerungen führenden Schichten. Hierher gehört Natadromus manachus (ſ. Tafel: Kruſtentiere, Fig. 2), ein faſt 2 mm langer Rückenſchwimmer unſerer ſüßen Waſſer.

Muſchellinie, ſ. Konchoïde.

Muſcheln, ſ. Muſcheltiere.

Muſchelſchieber (frz. tirair à caquille, engl. three-port slide-valve), ein bei Dampfmaſchinenſteuerungen ſehr gebräuchlicher tellerförmiger Schieber. (S. unter Dampfmaſchine, Bd. IV, S. 818b.)

Muſchelſilber, ſ. Muſchelgald.

Muſcheltiere, Blattkiemer oder Akephalen (Conchifera, ſ. Lamellibranchia), nennt man im allgemeinen eine große Gruppe von Weichtieren (Mollusken), die ſich durch den Mangel eines geſonderten Kopfes und durch den Beſitz einer zweillappigen Schale von den Schnecken (Cephalophora) unterſcheiden. Es gehören in dieſe Klaſſe die Auſtern, die Malermuſcheln u. ſ. w. Die Schale iſt ſtets aus zwei Klappen gebildet, die wie die Deckel eines Buchs auf der Rückenſeite durch ein Schloß miteinander verbunden ſind. Der dem Schloſſe gegenüberliegende Rand heißt der Mantelrand, diejenige Seite, wo der Mund liegt, die vordere, die entgegengeſetzte die hintere Seite. Stellt man die Muſchel ſo auf den Mantelrand ſenkrecht, daß der Mundrand von dem Beobachter wegſieht, ſo hat man links die linke, rechts die rechte Schale. Selten ſind die Schalen ganz regelmäßig und vorn und hinten wie auf beiden Seiten einander gleich, wie z. B. einige Kämmchenmuſcheln (Pectunculus). In den meiſten Fällen ſind ſie gleichſchalig, aber ungleichſeitig, indem die vordere Seite anders gebildet iſt als die hintere (Herz- und Venusmuſcheln). Oft auch ſind ſie ungleichſchalig, indem die eine Schalenklappe anders gebildet iſt als die andere (Auſtern, Kammmuſcheln).

Der Körper innerhalb der Schale iſt in einen häutigen Mantel gehüllt, der bei den meiſten offen und aus zwei Blättern beſteht (Auſtern, Malermuſcheln), bei andern aber ſich bald mehr, bald minder vollſtändig ſchließt (Scheiden- und Bohrmuſcheln). Unter dieſem Mantel liegen die Kiemen, meiſt aus zwei Blättern jederſeits beſtehend und durch Flimmerhaare einen lebhaften Strom von Waſſer unterhaltend. Die Mundöffnung iſt ſtets nur von weichen Lippen, ſog. Lippentaſtern, umgeben, der Darm vielfach gewunden, der Afterrand des Mantels oft zu einer oder zwei langen Röhren (Siphonen, ſehr deutlich z. B. bei der Bohrmuſchel Phalas crispata, Tafel: Mollusken, Fig. 16) ausgezogen, durch welche die im Schlamme und Steinen eingebohrten Muſcheln ihren Zuſammenhang mit dem Waſſer herſtellen. Das Herz iſt auf der Rückenfläche am Schloß gelegen und oft vom Maſtdarm durchbohrt; das Nervenſyſtem wird aus einzelnen im Körper zerſtreuten Knoten gebildet. Von Sinneswerkzeugen hat man bis jetzt faſt überall innere Gehörbläschen und Fühlfäden am Mantel gefunden; bei einigen Muſcheltieren kommen aber auch viele einfache Augen am Mantelrande vor (Kammmuſcheln). Die Bewegungsorgane beſtehen erſtens aus einem oder zwei Schließmuskeln, die quer durch den Körper von einer Schale zur andern gehen, und einer elaſtiſchen, am Schloß angebrachten Faſermaſſe, dem Schloßbande, entgegenarbeiten, welche durch ihre Elaſticität die Schalen aufſperrt, während die Muskeln ſie zuſammenſchließen. Tote Muſcheln laſſen deshalb die Schalen, weil der Muskel ſich nicht mehr zuſammenzieht, die elaſtiſche Federkraft des Schloßbandes aber fortwirkt. Zweitens haben faſt alle Muſcheln einen ſog. Fuß, d. h. eine fleiſchige Muskelmaſſe unter dem Körper, die der Ortsbewegung dient. Nur bei einigen, die an der Unterlage feſtwachſen (Auſtern), fehlt der Fuß ganz; bei den meiſten gleicht er einem ſtumpfen Beil (Flußmuſcheln); bei einigen iſt er wie eine Meſſerklinge eingeſchlagen oder zungenförmig (Herzmuſcheln) und dient wie eine losgeſchnellte Feder zum Hüpfen; bei andern iſt er vorgeſtreckt, rund, und dient zum Bohren (Bohrmuſcheln).

Alle M. leben im Waſſer, die meiſten im Meere; viele wachſen teils unmittelbar mit der Schale, teils durch einen aus einer Drüſe am Fuße ſich hervorſpinnenden Büſchel ſehniger Fäden, den ſog. Byſſus, an dem Boden feſt (Miesmuſcheln). Alle leben von feinen, im Waſſer aufgeſchwemmten organiſchen Teilchen, welche mit dem Waſſerſtrom zugeführt werden, der durch die Bewegung von Flimmerhärchen erzeugt wird, die überall auf der Oberfläche, ganz beſonders aber der Kiemen, entwickelt ſind. Die meiſten freilebenden bohren ſich in Sand, Schlamm oder ſelbſt in feſtes Geſtein ein, ſodaß nur die Atemröhren ihnen Waſſer und Nahrung zuführen können. Sie wimmeln in allen Meeren, Seen, Teichen, Flüſſen und Bächen und ſind für die menſchliche Ökonomie in vieler Beziehung wichtig. Man hat, freilich vergebens, den Byſſus einiger Arten als Webefaſer zu benutzen geſucht. Einige Arten, ſowohl im ſüßen als beſonders im Seewaſſer, liefern die echten Perlen; viele geben ein geſchätztes Nahrungsmittel ab, wie beſonders die Auſtern, Kamm-, Bohr-, Mies- und Herzmuſcheln. Man teilt jetzt gewöhnlich die Blattkiemer folgendermaßen ein: Einmuskelige (Monomya) mit einem centralen Schließmuskel, ganzrandigem Mantel ohne Siphonen, hierzu die Auſtern, Kamm- und Raſpelmuſcheln (Lima), die Klappmuſchel (Spandylus spinosus, Fig. 12); Ungleichmuskelige (Heteromya) mit zwei Schließmuskeln, der vordere ſehr klein, hierzu die Perlmuſcheln (Meleagrina) und Miesmuſcheln (Mytylus edulis, Fig. 9); Gleichmuskelige (Isomya), hierzu die Malermuſcheln (Unia), die echte Flußperlmuſchel (Margaritana margaritifera, Fig. 5), die Herzmuſcheln (Cardium edule, Fig. 4), die Meſſerſcheiden (Solen); endlich Röhrenmuſcheln (Inclusa) mit ganz geſchloſſenem Mantel, hierzu die Bohrmuſcheln (z. B. Phalas crispata, Fig. 16) und die Bohrwürmer (Tereda). Andere bilden die Hauptgruppen anders und unterſcheiden Muſcheln ohne Siphonen (Asiphanea) und ſolche mit Siphonen (Siphanata).

Muſchelwächter (Pinnotheres) heißen kleine Krabben mit ſehr gewölbtem Kopfbruſtſchild. Die Arten leben in Mutualismus (ſ. d.) mit manchen Muſcheln, namentlich mit den Steckmuſcheln (Pinna), wie der gemeine M. (P. veterum), von dem die Alten dies ſchon wußten. Die Krebſe finden in der Muſchel Schlupfwinkel und tragen wahrſcheinlich ihrerſeits zur beſſern Ernährung derſelben bei.

Muſchenbroek (Peter van), eigentlich Muſſchenbroek, holländ. Phyſiker, geb. 14. März 1692 zu Leiden, ſtudierte daſelbſt Medizin, Phyſik und Mathematik. In London, wohin er nach beendeten Studien reiſte, wurde er mit Newton perſönlich bekannt. Bald nach ſeiner Rückkehr erhielt er die Profeſſur der Phyſik und Mathematik erſt an der Univerſität zu Duisburg, dann 1723 zu Utrecht und 1739 zu Leiden. Hier ſtarb er 19. Sept. 1761. Seine beſten Werke ſind: «Tentamina experimentorum naturalium» (Leid. 1731), «Elementa physicae» (Leid. 1741), «Compendium physices experimentalis» (Leid. 1762), «Introductio in philosophiam naturalem» (2 Bde., Leid. 1762).

Muſchik (Muſhik, ruſſ.), Mann vom Bauern-
Muſchir, ſ. unter Vezier. [ſtande.

Musci oder Muscineae (Mooſe) nennt man eine große Abteilung der Kryptogamen. Sie umfaßt zwei Gruppen, die Laubmooſe (Musci frondosi oder Bryoideae) und die Lebermooſe (Musci hepatici oder Hepaticae). Während bei den erſtern durchgängig eine deutliche morpholog. Differenzierung in Stamm und Blatt vorhanden iſt, ſtellt der vegetative Teil vieler Lebermooſe einen echten Thallus dar, an dem eine Unterſcheidung von Stamm und Blatt nicht durchführbar iſt; andere Lebermooſe hingegen verhalten ſich in dieſer Beziehung ganz wie die Laubmooſe.

Von den höher entwickelten Kryptogamen, den Gefäßkryptogamen, unterſcheiden ſich die Mooſe zunächſt durch den anatom. Bau, beſonders aber durch die Art des ihnen eigentümlichen Generationswechſels. Wenn auch bei vielen Laubmooſen in den Stämmchen die Anfänge eines Leitbündels zu finden ſind, ſo iſt doch der gänzliche Mangel an normalen Gefäßbündeln mit deutlich differenzierten Gewebeſyſtemen, wie ſie die Gefäßkryptogamen beſitzen, ein charakteriſtiſcher Unterſchied zwiſchen dieſer Gruppe der Kryptogamen und den Mooſen. Im Generationswechſel zeigen ſie zwar auch, wie jene, eine geſchlechtliche und eine ungeſchlechtliche Generation, aber während bei den Gefäßkryptogamen die erſtere auf einen meiſt wenig zelligen thallusartig entwickelten Gewebekörper, das Prothallium, beſchränkt iſt, auf welchem die Geſchlechtsorgane, Antheridien und Archegonien, ſitzen, ſtellt bei den Mooſen die eigentliche grüne Moospflanze, die in den meiſten Fällen in Stamm und Blatt gegliedert iſt, die geſchlechtliche Generation dar. Auf ihr werden an beſtimmten Orten die Antheridien, beziehungsweiſe Archegonien gebildet und nach der Befruchtung der letztern wächſt aus denſelben die ſog. Mooſsfrucht, das Sporogonium, heran, welches als ungeſchlechtliche ſporenerzeugende Generation und demnach als Homologon der in Stamm, Blatt und Wurzel gegliederten Generation der Farne, Equiſetaceen und Lycopodiaceen zu betrachten iſt. Bei dieſen drei Gruppen hat das Prothallium eine verhältnismäßig kurze Lebensdauer, es ſtirbt bald nach der Befruchtung ab, und die ſich nunmehr entwickelnde ungeſchlechtliche Generation bleibt lange erhalten; bei den Mooſen hingegen iſt es umgekehrt, die Mooſsfrucht, das Sporogonium, ſtirbt bald nach der Reife der in ihm gebildeten Sporen ab, während die aus den Sporen hervorwachſende geſchlechtliche Moospflanze eine oft ſehr lange Lebensdauer beſitzt.

Die Keimung der Sporen erfolgt bei den M. in der Weiſe, daß zunächſt aus denſelben ein meiſt fadenartiger, mehrfach durch Querwände geteilter und verzweigter Vorkeim ſich entwickelt, der ungefähr den Fäden der Conferven gleicht. Dieſes Gebilde bezeichnet man als Protonema, an ihm entſtehen die eigentlichen Moospflanzen durch Bildung von ſeiten- oder endſtändigen kleinen Knoſpen, die ſich entweder, wie bei manchen Lebermooſen zu einem meiſt flach ausgebreiteten Thallus oder wie bei den andern Gruppen zu einem beblätterten Stämmchen weiter entwickeln. In beiden Fällen wird die Verbindung der Pflanze mit dem Boden durch ſog. Rhizoiden hergeſtellt, die in der Regel dem Protonema ähnlich ſind und auch als ſolches fungieren können, d. h. zur Vermehrung der Moospflanze durch Knoſpenbildung beitragen können. Bei einigen Lebermooſen (Marchantieen) ſind die Rhizoiden einzellige lange ſchlauchförmige Gebilde, die an ihren Wänden eigentümliche zackenförmige Verdickungen beſitzen, dieſe Form der Rhizoiden kann nicht zu Protonemafäden auswachſen.

Die Geſtalt der Moospflänzchen bietet in den einzelnen Gruppen große Verſchiedenheiten dar. Bei den thalloſen Formen iſt gewöhnlich ein vielfach gelappter, faſt ſtets dorſiventral gebauter Vegetationskörper vorhanden, deſſen dem Licht zugekehrte Seite anders entwickelt iſt, als die dem Subſtrat zugewendete. Auf der letztern ſtehen die Rhizoiden hervor, und bei manchen Gattungen finden ſich auch ſchuppenartige Gebilde, die wohl als ein Anfang der Blattentwickelung zu betrachten ſind; auf der Lichtſeite beſitzen ſie entweder eine glatte, nicht durch Öffnungen unterbrochene Oberfläche, oder es treten, bei den Marchantieen, eigentümliche Löcher in derſelben auf, die man als Spaltöffnungen oder Atemöffnungen bezeichnet, die aber in ihrem Bau weſentlich von den Spaltöffnungen der höhern Pflanzen abweichen, da ſie fortwährend offen bleiben und nicht wie jene aus zwei bewegungsfähigen Schließzellen gebildet ſind, ſondern von mehrern ringförmig gelagerten Zellen umſchloſſen werden.

An die thalloſen Formen ſchließen ſich als Übergang zu den beblätterten einige Gattungen an, deren Arten zwar einen bandartig verbreiterten Stengel beſitzen, zugleich aber auch ſchon auf den Flanken desſelben blattähnliche Organe entwickeln. Diejenigen Mooſe, bei denen Blatt und Stamm deutlich differenziert iſt, ſind entweder dorſiventral oder radiär gebaut. Dorſiventrale Gliederung beſitzen mit ſehr wenigen Ausnahmen ſämtliche blattragende oder foliose Lebermooſe; die Laubmooſe hingegen zeigen durchgängig einen radiären Aufbau. Bei den erſtern ſtehen auf den beiden Flanken des meiſt niederliegenden Stämmchens je eine Reihe von Blättern, außerdem finden ſich in der Regel noch auf der nach unten gekehrten Seite eine Reihe blattartiger Organe, die ſog. Amphigaſtrien, die aber kleiner ſind als die auf den Flanken ſtehenden, und oft nur ſchuppenartige Form beſitzen. Bei den Laubmooſen finden ſich nur wenige Arten mit zweizeiliger Blattſtellung, in den meiſten Fällen iſt die Anordnung der Blätter eine ſchraubenlinige.

Der Bau der Blätter iſt ein ſehr einfacher, es ſind Zellflächen, in denen keine weitere Gewebedifferenzierung ſtattfindet. Ebenſo iſt der Bau des Stammes nicht beſonders kompliziert, nur in der Mitte derſelben findet ſich bei vielen Mooſen ein Strang von längern Zellen, die gewöhnlich reichlich

mit Protoplasma erfüllt sind und jedenfalls ihrer Funktion nach ein spärlich entwickeltes Leitbündel darstellen. In der äußern Partie der Stämmchen liegen häufig ziemlich stark verdickte Zellen, besonders bei den größern Moosen, sie dienen dazu, der Pflanze eine gewisse Festigkeit zu geben. Bei den sog. Torfmoosen findet sich noch an der Peripherie der Stämme eine eigentümliche Hülle von spiralig verdickten und durchlöcherten Zellen, welche durch ihren Bau befähigt sind, Wasser aufzunehmen und weiter zu leiten. (Näheres hierüber s. unter Sphagnum.) Bei den thallosen sind in der Mitte der Thalluslappen häufig eine Art von Mittelnerven vorhanden, die aus längern Zellen zusammengesetzt sind und wahrscheinlich auch zur Leitung von Nährstoffen dienen. Außerdem findet sich bei manchen Arten dieser Gruppe noch eine weitere Gewebedifferenzierung, insofern als schleimführende Gänge und Schläuche zwischen den mit Chlorophyll erfüllten parenchymatischen Zellen des Thallus auftreten.

Die Geschlechtsorgane der Moose werden an den Moospflänzchen auf verschiedene Weise gebildet, entweder stehen sie an der Spitze der Stämmchen, wenn sie sich aus der Scheitelregion entwickeln, oder sie stehen auf kleinen Seitensprossen, oder sie gehen, bei den thallosen Formen, aus oberflächlich liegenden Zellgruppen hervor und sind dann dem Thallus entweder eingesenkt oder sie gelangen auf besonders ausgebildeten Zweigen desselben zur Entwickelung. Die männlichen Organe, die Antheridien, haben in den beiden erstern Fällen gewöhnlich eine keulenförmige oder ellipsoidische Gestalt und sind gestielt, bei den thallosen Lebermoosen hingegen stellen sie krugförmige Höhlungen im Thallus dar. Im Innern der Antheridien werden sehr zahlreiche Spermatozoiden gebildet, die bei der Reife durch Zerreißung der Antheridienwand frei werden und mittels zweier Cilien sich sehr lebhaft bewegen können.

Die weiblichen Organe, die Archegonien, haben bei sämtlichen Moosen ungefähr dieselbe Gestalt, es sind flaschenförmige Organe, die in ihrer untern Partie kugelig gewölbt sind und nach oben in einen langen Hals auslaufen, in dem weiten basalen Teil liegt die Eizelle, die nach der Befruchtung mehrfache Teilungen erfährt und so zu einem mehrzelligen gewöhnlich etwas gestreckten Embryo heranwächst, aus dem sich dann die ungeschlechtliche Generation, die Moosfrucht oder das Sporogonium entwickelt. Bei der Vergrößerung des Embryos erweitert sich zunächst der Archegoniumbauch ganz bedeutend und wird so zu einem Gebilde, welches das junge Sporogonium wie eine Hülle umschließt; man bezeichnet diese Hülle als Calyptra. Nur bei einer Gattung der Lebermoose bleibt das Sporogonium zeitlebens in der Calyptra eingeschlossen, bei den übrigen Lebermoosen bleibt dasselbe zwar ebenfalls fast bis zur Sporenreife in jener Hülle, dann aber wird durch lebhaftes Längenwachstum des Stiels die Calyptra durchbrochen und das Sporogonium tritt hervor, um bald danach mit mehrern Längsspalten aufzuspringen und die Sporen auszustreuen; die Calyptra bleibt als ein scheidenartiges Gebilde am Grunde des Sporogoniumteils sitzen. Bei den Laubmoosen hingegen wird bei der Weiterentwickelung des Embryos zur Moosfrucht die Calyptra an der Basis abgerissen und bleibt dann als sog. Mütze oder Haube auf dem Sporogonium bis zu dessen Reife sitzen.

Die Entwickelung des Sporogoniums bis zur Sporenreife nimmt in der Regel ungefähr 3—12 Monate in Anspruch. Das Sporogonium der Laubmoose öffnet sich mit sehr wenigen Ausnahmen nicht mittelst Klappen, sondern es hebt sich die obere Partie desselben als Deckel ab. Durch die dabei gebildete Öffnung gelangen die Sporen ins Freie; häufig ist dieselbe umgeben von zahlreichen hygroskopischen, oft sehr zierlich gebauten Zähnen oder Zipfeln, die man als Peristom bezeichnet und deren Form und Anzahl für die systematische Unterscheidung der einzelnen Arten wichtig ist.

Das Sporogonium der Moose besteht der äußern Form nach fast stets aus einem Stiel, der sog. Seta, und dem eigentlichen Sporenbehälter, der Büchse (theca) oder Mooskapsel. Die mannigfachen Verschiedenheiten in der Größe dieser beiden Teile, sowie auch die Gestalt der Haube oder Mütze dienen in den meisten Fällen zur Unterscheidung der einzelnen Gattungen und Arten. Der anatom. Bau und die Entwickelungsgeschichte des Sporogoniums ist ziemlich kompliziert, da die einzelnen Gewebekomplexe zu sehr verschiedenen Zwecken verwendet werden; aus bestimmten Zellgruppen im Innern gehen die Sporen hervor, aus peripherisch liegenden entsteht die ziemlich fest gebaute Sporogoniumwand, sowie der Deckel und das Peristom, aus einer basalen Partie des Embryos wird der Stiel gebildet und außerdem treten noch weitere Veränderungen im Innern der Kapseln auf, sodaß also die Gewebedifferenzierung in der Moosfrucht eine weiter gehende ist, als in dem Vegetationskörper der geschlechtlichen Generation; die letztere dient in physiol. Beziehung nach der Befruchtung der Eizelle eigentlich als die Wirtspflanze der ungeschlechtlichen Generation, des Sporogoniums; denn das letztere bleibt zeitlebens auf dem Moospflänzchen sitzen und nimmt den größten Teil seiner Nährstoffe aus diesem, stellt aber immerhin ein selbständiges Individuum der ungeschlechtlichen Generation dar. Außer durch die in den Sporogonien erzeugten Sporen pflanzen sich viele Moose auch noch durch sog. Brutknospen oder Brutkörner fort. Diese Organe werden meist in besondern Behältern des Vegetationskörpers gebildet, wie z. B. bei Marchantia, sind aber nicht das Produkt eines sexuellen Aktes, sondern stellen rein vegetative Fortpflanzungsorgane dar. Bei der Weiterentwickelung derselben geht aus ihnen eine neue Geschlechtsgeneration hervor. Auch die knospenartigen Gebilde an den als Rhizoiden dienenden Protonemafäden sind als solche Brutknospen aufzufassen.

Man teilt die Moose zunächst in zwei Gruppen, Lebermoose und Laubmoose, ein; die erstern haben durchgängig haubenlose Sporogonien, da die Calyptra durchbrochen wird; die letztern besitzen mit Ausnahme der Torfmoose stets auf der Büchse oder theca eine Mütze, weil die Calyptra bei der Entwickelung des Sporogoniums abgerissen und mit emporgehoben wird. Die Büchse der Lebermoose öffnet sich in der Regel mit vier Klappen, die der Laubmoose mit einem Deckel oder sie bleibt in einigen wenigen Fällen (Phascaceen) ganz geschlossen. Bei einer kleinen Familie (Andreaeaceen) spaltet sie sich wie bei den Lebermoosen in vier Klappen. Die Seta der Lebermoose ist in der Regel weiß und sehr zart gebaut, während diese bei den Laubmoosen eine braune oder braunrote Farbe, ähnlich wie die Büchse besitzt und aus stark verdickten

Zellen zusammengesetzt ist. Bei den meisten Lebermoosen werden außer den Sporen in der Büchse noch andere schraubenlinig verdickte Zellen, die sog. Elateren oder Schleuderzellen, gebildet, die beim Aufspringen der Büchse die Sporen fortschnellen und so zur Ausstreuung derselben beitragen. Bei den Laubmoosen fehlen derartige Elemente durchgängig.

Die Lebermoose teilte man früher gewöhnlich nach der Form ihrer Vegetationskörper in thallose oder frondose und foliose Lebermoose ein, jetzt unterscheidet man allgemein vier Familien: 1) Ricciеen, kleine, meist dichotom verzweigte, thallose Lebermoose, die entweder auf feuchtem Boden leben oder auch im Wasser schwimmen. Die Geschlechtsorgane sitzen auf der Oberfläche gewöhnlicher Thalluslappen. Das Sporogonium bleibt in der Calyptra eingeschlossen; es enthält außer den Sporen keine Elateren. 2) Marchantieen, ebenfalls thallose Formen mit größern Thalluslappen, die auf der Oberseite Atemhöhlungen tragen. Die Geschlechtsorgane werden auf besonders metamorphosierten, meist schirmartig in die Höhe ragenden Thalluspartien entwickelt. Man bezeichnet diese Gebilde häufig als Inflorescenzen. Die kurz gestielten Sporogonien enthalten Schleuderzellen. 3) Jungermannieen, teils thallose, teils foliose Formen, zwischen denen Übergänge vorhanden sind. Bei den foliosen stehen die Geschlechtsorgane am Scheitel der Stämmchen, bei den thallosen dagegen stehen sie auf der Oberfläche des Thallus. Die Sporogonien besitzen in den meisten Fällen außer den Sporen auch Elateren. 4) Anthoceroteen, thallose Formen mit dem Thallus eingesenkten Geschlechtsorganen. Die Sporogonien zeichnen sich von denen aller andern Moose dadurch aus, daß sie eine schotenförmige Gestalt besitzen, lange Zeit an ihrer Basis interkalar fortwachsen und noch neue Sporen erzeugen, während im obern Teil die schon gereiften Sporen ausgestreut werden. Das Öffnen geschieht mittels zweier Klappen.

Die Gruppe der Laubmoose zerfällt ebenfalls in vier Familien: 1) Sphagnaceen, Torfmoose (s. Sphagnum); 2) Andreaeaceen; 3) Phascaceen; die beiden letztern Familien enthalten nur wenige Gattungen und sind durch den Bau des Sporogoniums charakterisiert, bei den Andreaeaceen öffnet sich dasselbe mit vier Klappen, enthält jedoch keine Elateren, bei den Phascaceen bleibt es stets geschlossen und die Sporen können erst dann ins Freie gelangen, wenn die Sporogoniumwand verfault ist. 4) Bryineen, echte Laubmoose; diese Abteilung umfaßt die große Mehrzahl der Laubmoose. Die Geschlechtsorgane sitzen entweder am Scheitel der Hauptachse (Musci acrocarpi) oder an kleinen Seitenzweigen (Musci pleurocarpi). In manchen Fällen sind die Blättchen, welche jene Organe umgeben, besonders ausgebildet und rötlich oder anders gefärbt, sodaß eine Art Blüte entsteht, man bezeichnet dann diesen Kranz von Blättchen wohl auch als Perianthium, ähnlich wie man bei den Marchantieen von Inflorescenzen spricht. Die Blüten können entweder monöcisch oder diöcisch sein oder auch Antheridien und Archegonien nebeneinander enthalten. Zugleich mit den Geschlechtsorganen treten fast stets haarartige Gebilde, sog. Paraphysen, auf. Das Sporogonium ist meist langgestielt und öffnet sich mittels eines Deckels; die dadurch gebildete Mündung ist gewöhnlich mit einem Peristom versehen, das bei den einzelnen Gattungen einen sehr verschiedenartigen Bau besitzt.

Die Moose wachsen der Mehrzahl nach auf der Erde, viele jedoch auch an Felsen, Baumstämmen u. s. w., einige schwimmen im Wasser. Im allgemeinen sind es Pflanzen, die an schattigen Orten vorkommen und häufig den Boden auf weite Strecken mit rasenbildenden Polstern bedecken. Hauptsächlich in den Wäldern treten sie besonders häufig auf und sind hier für die Feuchtigkeitsverhältnisse des Bodens von großer Wichtigkeit, da unter der Moosdecke die Erde stets feucht bleibt und in dem sie bedeckenden Rasen gewissermaßen ein Wasserreservoir besitzt, welches die atmosphärischen Niederschläge aufnimmt und nicht leicht abfließen läßt, wohl aber an die darunter liegenden Bodenschichten abgibt. Zugleich tragen die Moose bedeutend zur Humusvermehrung bei, insbesondere gilt dies auch von denjenigen, die auf nackten Gestein die ersten Anfänge der Humusbildung ermöglichen. (Über die Bedeutung der Torfmoose für die Zusammensetzung der Moose s. u. Sphagnum.)

Getrocknete Moose werden in der Industrie mannigfach verwendet, teils zur Verzierung von Kränzen u. dgl., teils zum Polstern und Verpacken. In der Landwirtschaft benutzt man oft große Mengen von Moosen als Streu in den Ställen.

Litteratur. Dillenius, «Historia Muscorum» (Oxford 1741); Schimper, «Synopsis muscorum europaeorum» (Stuttg. 1860; 2. Aufl. 1876); Leitgeb, «Untersuchungen über Lebermoose» (6 Hfte., Jena 1874—81); Göbel, «Die Muscineen», in Schenks «Handbuch der Botanik» («Encyklopädie der Naturwissenschaften», Bresl. 1882).

Muscovit (Kaliglimmer), s. u. Glimmer.

Muscovitgranit, s. unter Granit.

Musculus (Andreas), eigentlich Meusel, Vertreter der streng luth. Theologie des 16. Jahrh., geb. 1514 zu Schneeberg in Sachsen, studierte seit 1532 zu Leipzig und begab sich 1538 nach Wittenberg, wo er zu den begeistertsten Anhängern Luthers gehörte. Im J. 1540 ging M. nach Frankfurt a. O., wurde hier 1544 Professor an der Universität und Oberpfarrer der Stadt; als solcher starb er 21. Sept. 1581. Vgl. Spieker, «Lebensgeschichte des Andreas M.» (Frankf. a. O. 1858).

Musculus (Wolfgang), eigentlich Mäslin oder Meuslin, Mitbegründer der Reformation, geb. 8. Sept. 1497 in Dieuze in Lothringen, trat 1512 in das Benediktinerkloster zu Lixheim ein. Durch die Schriften Luthers für die Reformation gewonnen, verließ M. 1527 das Kloster und begab sich nach Straßburg, wo er Diakon am Münster wurde. Im J. 1531 wurde M. als Prediger nach Augsburg berufen, war hier erfolgreich für die Durchführung der Reformation thätig, nahm teil an mehrern Religionsgesprächen und richtete 1544 das evang. Kirchenwesen zu Donauwörth ein. Als Augsburg 1548 das Interim annahm, begab sich M. nach der Schweiz, wo er 1549 Professor der Theologie in Bern wurde, und starb 30. Aug. 1563. Unter seinen Schriften sind neben zahlreichen Kommentaren zu biblischen Büchern besonders zu nennen die «Loci communes» (Basel 1560 u. öfter). Vgl. L. Grote, «Wolfgang M.» (Hamb. 1855).

Muselmanen, korrumpiert aus Muslim, Mosleminen (d. i. Gläubige), s. Mohammed.

Musen (grch. Μοῦσαι, eigentlich die Sinnenden oder Erfindenden) heißen bei den Griechen die

Göttinnen des Gesangs, der Dichtkunst und Musik, welche die Menschen zum Dichten und zur Musik, nach späterer Auffassung überhaupt fast zu jedem geistigen Schaffen begeistern. Ihr Kultus knüpfte sich ursprünglich durchaus an frische, in Wäldern und auf Bergeshöhen hervorsprudelnde Quellen, deren Wasser nach der Vorstellung der Alten Begeisterung weckte. Ihr Kultus, der sich mit der Zeit über alle griech. Stämme verbreitete, war namentlich in der macedon. Landschaft Pierien (nach welcher die M. häufig Pieriden genannt werden) am nördl. Fuße des Olympos und im mittlern Hellas, besonders in Böotien zu Hause, wo der Helikon (s. d.) mit seinen Quellen und Hainen der Hauptsitz des Musendienstes wurde; hier hat wohl auch die Verknüpfung desselben mit dem Kultus des Apollon, der nun zum «Führer der M.» (Apollon Musagetes) gemacht wurde, stattgefunden. Die Zahl der M. war nach der verbreitetsten und besonders durch die Poesie allgemein gültig gewordenen Ansicht neun, deren (zuerst in der Hesiodischen Theogonie aufgeführte) Namen folgende sind: Kalliope, nach späterer Auffassung die Vornehmste des ganzen Kreises, Kleio, Euterpe, Thaleia, Melpomene, Terpsichore, Erato, Polyhymnia, Urania. Als Eltern der M. betrachtete die gewöhnliche Sage den Zeus und die Mnemosyne (d. h. Gedächtnis), als ihren gewöhnlichen Wohnsitz den Olympos, von dem sie herniedersteigen zu den Sterblichen, um ihren Lieblingen die Kunst des Gesangs zu lehren, aber auch, um die zu strafen, welche, wie Thamyris (s. d.), sich vermessen, mit ihnen zu wetteifern. Gewöhnlich werden sie als Jungfrauen gedacht; doch wissen mehrfache Sagen auch von Verbindungen einzelner M. teils mit Göttern, teils mit Sterblichen zu erzählen, Verbindungen, aus denen Söhne, wie Orpheus, Linos, Hyakinthos, Rhesos u. a. entsprossten.

Die bildende Kunst stellt bald den ganzen Chor der M., bald einzelne (2, 3, 5, 7) Gestalten dar, die, in der reichen Bekleidung des Körpers und dem sinnigen Ausdruck des Antlitzes einander ähnlich, mit der Zeit durch Stellung und Haltung, sowie durch mannigfache Attribute voneinander unterschieden wurden. Aus griech. Zeit sind aber durchaus nur Musendarstellungen mit Attributen, die sie als Vertreterinnen von Gesang, Musik und Dichtkunst bezeichnen sollen, erhalten. Dagegen sind zahlreiche Musendarstellungen in Statuengruppen (oder Einzelstatuen) und Reliefs aus röm. Zeit, sowie in pompejanischen Wandgemälden erhalten, in welchen sich gewöhnlich folgende, mit der gleichfalls erst spätern Zeiten angehörigen Verteilung der Dichtungsgattungen, Künste und Wissenschaften unter die einzelnen M. zusammenhängende Charakteristik derselben findet: Kalliope hält als M. der epischen (heroischen) Dichtung Schreibtafel und Griffel, Klio als M. der Geschichte eine Schriftrolle, Euterpe als M. der lyrischen Dichtung zwei Flöten, Terpsichore als M. des Tanzes und der chorischen Poesie, Erato als M. der erotischen Poesie jede ein Saiteninstrument; Melpomene erscheint als M. der Tragödie in dem Bühnenkostüm der tragischen Schauspieler, in langem, faltenreichem Gewand mit breitem Gürtel, Kothurne an den Füßen, eine tragische Maske mit dem Aufsatz (Onkos) auf dem Haupte, in der Hand trägt sie eine Keule; Thalia als M. der Komödie und bukolischen Poesie trägt meist ein leichteres, der Bekleidung des bacchischen Kreises analoges Kostüm, bisweilen auch eine komische Maske oder einen Hirtenstab; Polyhymnia, als M. der ernsten, dem Kultus dienenden Dichtung, lehnt sich in reicher Kleidung ohne weitere Attribute an einen Pfeiler oder Felsen, auf den sie nachdenkend den Arm aufstützt; Urania endlich hält als M. der Sternkunde eine Himmelskugel und ein Stäbchen in den Händen.

Vgl. Deiters, «Über die Verehrung der M. bei den Griechen» (Bonn 1868); Krause, «Die M., Grazien, Horen und Nymphen» (Halle 1871); Rödiger, «Die M.» (Lpz. 1875); Trendelenburg, «Der Musenchor» (Berl. 1876).

Musenalmanache entstanden mit dem Aufblühen der neuern deutschen Poesie, zunächst der Göttinger und der Leipziger M. (1770), die ein um wenige Jahre älteres franz. Unternehmen, den seit 1765 herauskommenden «Almanac des muses», zum Muster nahmen. Der Göttinger wurde, nachdem Gotter Göttingen verlassen, von Boie allein bis 1775 und dann von Göckingk fortgesetzt. In ihm veröffentlichten auch die Mitglieder des Göttinger Dichterbundes oder des Hainbundes ihre neuesten Poesien. J. H. Voß gab 1776 zuerst den sog. «Hamburgischen M.», seit 1779 mit Göckingk gemeinschaftlich heraus; der «Göttinger M.» wurde von Bürger bis 1794, von Reinhard bis 1804 fortgesetzt. Berühmter wurde der von Schiller herausgegebene M. (1796—1801). Nicht blos Schiller und Goethe, sondern auch andere talentvolle gleichzeitige Dichter suchten ihre neuesten Erzeugnisse in die gebildete Lesewelt darin einzuführen, und namentlich machten im zweiten Jahrgange (1797) die darin enthaltenen «Xenien» allgemeines Aufsehen. Später entstanden die M. von A. W. Schlegel und Tieck (Tüb. 1802) und von Veruehren (Jena 1802—3), das «Poetische Taschenbuch» von Fr. Schlegel (Berl. 1805—6) und der «Musenalmanach» von Leo von Seckendorf (1807—8). Indessen wurden die M. durch die Taschenbücherlitteratur verdrängt. Erst als die letztere so weit ging, alles Metrische aus ihrem Kreise zu verbannen, trat das Bedürfnis nach Sammlungen, die das beste Neue aus dem Gebiete der lyrischen und der lyrisch-epischen Poesie in Auswahl mitteilten, abermals hervor. So erschienen 1830 zwei M. nebeneinander, der eine von Wendt, der andere, der «Berliner M.», von Veit. Letzterer erlebte nur zwei Jahrgänge, während ersterer, mit seinem dritten Jahrgange als «Deutscher M.» (Lpz. 1834—39) von Chamisso und G. Schwab übernommen, zehn Jahre bestand. Neuere M. sind der «Deutsche M.» (Lpz. 1840), die von Echtermeyer und Ruge (Berl. 1840—41), Schad (9 Jahrg., Würzb. 1850—59) und Gruppe (5 Jahrg., Berl. 1851—55).

Musenroß, soviel wie Pegasus.

Musette (frz.), die in Frankreich gebräuchliche Sackpfeife; ein franz. ländlicher Tanz; ein kleines Tonstück im $^6/_8$-Takt.

Museum (grch. μουσεῖον) hieß bei den Alten ein jeder den Musen (s. d.) heiliger Raum, Tempel, Hain u. s. w. Aus der häufigen Benutzung solcher Örtlichkeiten für musische Produktionen und Wettkämpfe erwuchs die weitere Bedeutung des Wortes für einen jeden Ort, an welchem man Studien und Beschäftigungen trieb, die unter dem Schutz der Musen stehend gedacht wurden. Berühmt ist die mit dem Namen M. bezeichnete Schöpfung Ptolemäus' II. Philadelphus zu Alexandria, ein zum königl. Palast gehöriger Tempel der Musen mit

geräumigen Sälen und Hallen, in welchem eine Anzahl Gelehrter, die einen geschlossenen Verein (Thiasos, Synodos) unter der Leitung eines jeweilig von den ägypt. Königen, später von den röm. Kaisern ernannten Priesters der Musen bildeten, ganz ihren Studien und wissenschaftlichen Arbeiten lebten. Mit dieser Anstalt, die sich bis zur Zeit des Kaisers Theodosius I. erhielt, war die berühmte alexandrinische Bibliothek auch räumlich eng verbunden. Vgl. die Schriften über das alexandrinische M. von Parthey (Berl. 1838) und Klippel (Gött. 1838). Schon im Mittelalter war das Wort M. in mancherlei allgemeinern Bedeutungen gebräuchlich. Die vom Studierzimmer, als einem den Musen geweihten Orte, ist gegenwärtig nicht mehr geläufig. Dagegen führen vielfach Zeitschriften, als Organe für die von den Musen beschützten Studien, den Titel M. Vorzugsweise nennt man M. eine Sammlung von Gegenständen der Natur oder Kunst, welche in einem eigens dazu hergerichteten Gebäude aufgestellt ist. So hat man zoologische, mineralogische, anatomische, archäologische, kulturhistorische, ethnographische, kunstgewerbliche M.

Während im alten Griechenland Gemäldegalerien schon frühzeitig vorkamen, waren systematische und zu Kunstzwecken geordnete eigentliche Sammlungen von Werken der plastischen Kunst dem klassischen Altertum fremd. Dagegen bildeten sich unwillkürlich M. in berühmten Tempeln, an gefeierten Heilorten und Orakelstätten durch die große Fülle von Weihegeschenken, an den Orten, wo die heiligen Spiele gefeiert wurden, durch die Menge der Siegerstatuen, in den Heiligtümern durch das in Magazinen sorgfältig aufbewahrte, abgängig gewordene Tempelgerät und die außer Gebrauch gesetzten Götterbilder. In Rom gehörten Sammlungen von Statuen, Gemälden, geschnittenen Steinen und kostbaren Gefäßen schon seit dem 1. Jahrh. v. Chr. zur regelmäßigen Ausstattung der Paläste der Großen. In den Bibliotheken pflegte man Reihen von Gelehrtenbüsten aufzustellen. Die Sammlungen der neuern Zeit beginnen etwa mit Cola Rienzi (1347); ein Münzkabinett besaß Petrarca. Die erste große, Statuen und Büsten aufnehmende, besonders aber an geschnittenen Steinen ausgezeichnete Kunstgalerie legte Lorenzo Medici (1472—92) in Florenz an. Später dienten die alten Bildwerke den Palästen der Großen zum Schmuck, wobei man vornehmlich auf Herstellung der vollständigen Suiten von Statuen und Büsten der röm. Kaiser bedacht war. In Deutschland war die erste selbständige Sammlung von einigem Belang das dresdener M.

Im neuern Griechenland bestand lange Zeit hindurch kein eigentliches M. Die aufgefundenen Antiken wurden anfangs in Ägina niedergelegt, dann in Athen an verschiedenen Orten (im Tempel des Theseus, in der Stoa Hadrians, im sog. Turm der Winde, im Parvakion, in der Ephorie der Altertümer und auf der Akropolis) aufbewahrt. Jetzt bestehen in Athen zwei M., von denen das eine auf dem südöstl. Ende der Akropolis 1878 eröffnete für die von dieser stammenden Denkmäler, das andere im Norden der Stadt an der nach Patissia führenden Straße 1874 eröffnete für die Denkmäler der Unterstadt bestimmt ist. Die berühmtesten M. Italiens sind die zu Rom (im Vatikan, auf dem Kapitol und im Lateran), welche in Betreff der Statuen, Reliefs und sonstigen Marmorsachen die ersten der Welt bilden. Das Museo Nazionale (früher Real Museo Borbonico) zu Neapel, vorzugsweise aus den Funden von Herculanum und Pompeji und den Farnesischen Schätzen gebildet, ist eins der bedeutendsten Europas, in Betreff der Wandgemälde einzig, in Bezug auf Bronzen, auf Hausrat und Gegenstände aus dem Privataltertum aller Art, sowie auf obscöne und phallische Monumente alle andern Kabinette weit übertreffend, auch sonst in jeder Braucher der Kunstwerke reich ausgestattet. Auch Florenz besitzt in seinen öffentlichen, vorzugsweise aus den Mediceischen gebildeten Sammlungen eins der reichsten M., in welchem besonders das Fach der geschnittenen Steine glänzend vertreten ist, das aber auch manche weltberühmte Statuen aufweist. Zu Venedig findet sich ein wichtiger Schatz griech. Marmorwerke in der Markusbibliothek. Auch in vielen andern Städten Italiens finden sich zum Teil wertvolle Sammlungen für Kunst und Altertum. In Frankreich war zur Zeit des ersten Kaiserreichs das M. im Louvre zu Paris das erste und schönste der Welt, wie es denn noch gegenwärtig zu den größten und reichsten gehört. An dasselbe reihen sich die Sammlungen in der Nationalbibliothek und das neue Musée Campana. Die bedeutendsten Provinzialmuseen Frankreichs sind die zu Arles, Grenoble, Lyon, Marseille, Nimes, Orange und Toulouse. In England enthält das Britische Museum (s. d.) in Bezug auf griech. und assyr. Kunst unbestritten die erste Sammlung der Welt. Ansehnliche M. befinden sich auch zu Oxford, Cambridge und Liverpool. Deutschland besitzt drei große M., die jedes in seiner Art von Bedeutung sind: zu Dresden, zu München und zu Berlin. Hier sind auch die kunstgewerblichen Sammlungen wichtig. Beträchtliche Sammlungen finden sich ebenfalls zu Kassel, Hannover, Arolsen (pompejanische Bronzen), Gotha, Weimar, Frankfurt a. M., Breslau, Oldenburg, Schwerin, Darmstadt, Mannheim, Karlsruhe, Bonn, Köln u. s. w. In der Main- und Rheingegend hat fast jede bedeutendere Stadt ein Antiquarium, in welchem die in der Umgegend gefundenen Antiken niedergelegt werden. Auch besitzen alle deutschen Universitäten jetzt mehr oder minder reiche archäol. Sammlungen. Österreich hat in seinen wiener M. Anstalten ersten Ranges. In Rußland bergen die Sammlungen in der Eremitage zu Petersburg, zu Zarskoje-Selo und Pawlowsk reiche Schätze, besonders aus den altgriech. Städten der Krim. Nicht unbedeutend ist das M. der Universität zu Dorpat. In Schweden bestehen M. zu Stockholm, in Dänemark zu Kopenhagen (auch für nordische Altertümer), in den Niederlanden die bedeutenden Sammlungen im Haag und in Leiden. Die Schweiz besitzt kleinere Sammlungen in Basel, Zürich, Bern, Avenches, Lausanne und Genf. Auch in Ungarn und Siebenbürgen fehlt es nicht an M. Neuerdings sind sogar M. zu Algier, Konstantinopel und ein besonders reichhaltiges für die altägypt. Kunst, auf Befehl des Vizekönigs von Ägypten von Mariette-Bei angelegt, in Bulak in Ägypten entstanden. Vgl. in O. Müllers «Handbuch der Archäologie der Kunst» (3. Aufl. von F. G. Welcker, Bresl. 1848) den Abschnitt «Geographie der alten Kunstdenkmäler»; Stark, «Handbuch der Archäologie der Kunst» (1. Abteil., Lpz. 1880).

Musewi, in der Türkei Bezeichnung der Juden.

Mushi (russ.), Männer, in ältester Zeit in Rußland Bezeichnung aller Freien, später nur der Krieger, insbesondere der Mannen der Fürsten

und derer, welche an der Spitze der Gemeinden und Landſchaften ſtanden. **Bolſzije M.** (die Großen), ſoviel wie Bojaren.

Muſhik, ſ. Muſchik.

Muſi (Agoſtino di), nach ſeinem Vaterland Agoſtino Veneziano genannt, ital. Kupferſtecher des 16. Jahrh., deſſen Geburt gegen Schluß des 15. Jahrh. fällt. Sein Oeuvre umfaßt Vorbilder der venet., florentin. und deutſchen Schule, beſonders aber wurde er mit Marcantonio Raimondi, deſſen Vorgange er in Technik und Stil ſehr viel verdankte, der wichtigſte Interpret der Werke Rafaels auf dem Wege der vervielfältigenden Kunſt. Bis gegen 1516 ſcheint er ſich in Venedig aufgehalten zu haben, begab ſich ſodann nach Florenz, hierauf nach Rom und 1528 nach Mantua, wo er nach den Fresken des Giulio Romano im Palazzo del Te arbeitete. Um 1530 abermals nach Rom zurückgekehrt, begann er die fruchtbarſte Periode ſeines Schaffens, welche bis 1536 mit Sicherheit zu datieren iſt.

Muſiert, in muſikartiger Weiſe gemuſtert (z. B. Glasſcheiben, Buchſtaben).

Muſik umfaßte bei den Griechen, deren Sprache das Wort entſtammt, alle auf Geiſtes- und Gemütsbildung abzielenden Künſte (studia humaniora) im Gegenſatz zur Gymnaſtik, die den Körper bildet. In dem engern Sinne als Tonkunſt, welche ſie erſt in den chriſtl. Zeiten erhalten, hat ſie den Kern ihrer frühern Bedeutung bewahrt, ja in dieſer Begrenzung erſt völlig entwickelt, nämlich die unwiderſtehliche gemütbewegende Macht, eine unmittelbare Herrſchgewalt über die menſchlichen Empfindungen, worin ihr keine andere Kunſt gleichkommt. Als Kunſt der reinen Subjektivität ſie faſſen, wie neuerdings geſchieht, heißt philoſ. Begriffe in ein fremdes Gebiet tragen, wodurch ihre Bedeutung nicht erhellt, ſondern nur verengt wird; als Kunſt des Gefühls ſie bezeichnen, heißt ihre Wirkung zu ihrem Weſen ſtempeln und überdies in den meiſten Fällen Ohr mit Gefühl verwechſeln. Der M. gehört die ganze hörbare Welt, wie der bildenden Kunſt die ſichtbare; in dieſer iſt ſie ganz in derſelben Weiſe objektiv, wie die bildenden Künſte in jener, denn die Objektivität hängt nicht an der Wiedergabe des Körperlichen, ſondern an der Darſtellung der Erſcheinungen durch künſtleriſche Formthätigkeit. Das Weſen der M. wird bezeichnet durch das Wort Tonkunſt; ſie iſt eine Darſtellung aller Dinge oder der Natur durch künſtlich geformte Töne. Den Zugang zu dieſen Dingen, gleichſam den Schlüſſel der Erſcheinungen, hat die M. erhalten durch ihren Urſprung in und mit der Sprache. Hierdurch erſt ward ihr die Kraft, auch die Töne der Natur zu erfaſſen und nachzuahmen, und obwohl ihr Weg zur Natur ein ebenſo unmittelbarer iſt als bei den übrigen Künſten, folgt doch aus dem Geſagten, daß er anfangs nicht ein im ſelben Maße unabhängiger war, ſondern an die Sprache gebunden blieb. Solange die Sprache blühte und im Zuſtande üppiger Bildung ſich befand, ging der beſte Teil der M. völlig in dieſelbe auf, weshalb ſie nicht zum Bewußtſein ihrer eigenen Kraft und Beſtimmung kam. Hieraus erklärt ſich die auffallende Thatſache, daß einer Kunſt, die ſo unmittelbar und ſo mächtig zum Herzen ſpricht, und deren zauberiſcher Gewalt die Menſchheit ſchon in den früheſten Zeiten unterthan war, doch erſt zu allerletzt, als alle Künſte ſchon eine hohe, zum Teil nie wieder erreichte Vollendung errungen hatten, in den Fluß der Entwickelung geriet und in aufdämmerndem Bewußtſein bedächtig den rechten Weg betrat, dann aber unaufhaltſam ihn verfolgte und endlich, wie im Fluge, in einer wahren Überfülle herrlichſter Kunſtwerke zur Vollendung ſich aufſchwang.

Die M. als die Kunſt der Töne hängt mit dem ganzen Tonleben der Natur zuſammen, folgt denſelben Geſetzen und iſt, von dieſem Geſichtspunkt betrachtet, ein Teil der phyſik. Wiſſenſchaften. Die alles Ton- und Schallweſen umfaſſende Lehre heißt Akuſtik (ſ. d.), eine Wiſſenſchaft, deren muſikaliſche Grundzüge ſchon von Pythagoras angedeutet ſind, die aber erſt ſeit dem 17. Jahrh. Selbſtändigkeit gewann und zu bedeutenden und ſichern Reſultaten gelangte. Die Akuſtik bildet die Vorſchule der Muſikwiſſenſchaft. Die eigentliche Muſiklehre hat dreierlei zu behandeln: 1) den Rhythmus, der in der zeitlichen Abfolge dieſer Kunſt die Pulſe der Bewegung bildet; 2) die Melodie, eine zuſammenhängende, in ſich abgeſchloſſene Folge von Tönen in gemeſſener und rhythmiſch gegliederter Zeit; 3) die Harmonie, das gleichzeitige Erklingen mehrerer Stimmen oder Melodien zu Einer Wirkung. Aller Rhythmus haftete urſprünglich an dem Metrum der Sprache und am Tanze, löſte ſich aber mit der Zeit davon ab und erlangte ſeine Selbſtändigkeit zum Teil auch durch die Einführung der mehr rhythmiſchen als toniſchen Inſtrumente, wie Trommel, Pauke u. dgl. In der M. gibt es zwei Arten von Rhythmen: den planen Rhythmus oder die Menſur, d. h. die muſikaliſche Zeitmeſſung, wie ſie in den Takten und ihren Teilen zur Anwendung kommt; dann den kunſtvoll gegliederten Rhythmus, der über die Takte hinausgreift und nicht nach dem Taktmaß, ſondern nach der innern Natur der muſikaliſchen Gedanken ſich bildet. Die Melodie iſt die Lebensader der M., ohne deren Bewegung Monotonie und Stillſtand eintritt; dieſelbe iſt ſchlechterdings unentbehrlich, um das Getriebe der Tonkunſt ins Werk zu ſetzen, ſie kann aber je nach den Aufgaben oder Neigungen des Tonſetzers in einem Werk entweder deutlich hervortreten oder mehr im Verborgenen wirkend den harmoniſchen Maſſen innewohnen. Zu der Melodie gehören die Tonarten, als die Urmelodien, welche ſich im Durchgang durch die ſog. acht Kirchentöne zu den modernen zwei Tonarten Dur und Moll entwickelt und vereinfacht haben. Während Rhythmus und Melodie an ſich für die Lehre nicht ſehr ergiebig ſind und gefondert nur einen geringen Raum beanſpruchen, nimmt die Unterweiſung in allen Regeln und Künſten der Harmonie die Muſiklehre faſt ausſchließlich in Anſpruch. Die Muſiklehre hat dreierlei zu behandeln: A) Die einfache oder unentwickelte Harmonik, gewöhnlich Generalbaß genannt, weil ſie auf dem Grunde des Baſſes (Grundbaß, Fundament, Basso continuo) ruht und ſchrittweiſe mehrſtimmig, gewöhnlich vierſtimmig, in allen Stimmen zugleich fortſchreitet. Dahin gehört der zwei- bis vierſtimmige Liedergeſang, die Orgel- oder Klavierbegleitung der Kirchenmelodien und die geſamte Begleitung (Accompagnement) auf Grund eines bezifferten Baſſes. B) Die entwickelte Harmonik oder den Kontrapunkt, wo die Harmonie auf eine völlig entgegengeſetzte Art ſich bildet. Iſt beim Generalbaß die Harmonie in ihrer ganzen accordlichen Fülle der Ausgangs-

punkt, die notwendige Voraussetzung jedes Tonschritts, so ergibt sie sich beim Kontrapunkt erst als Folge einer Kombination, aus welcher die Mehrstimmigkeit hervorgeht. Hier entwickeln und verwickeln sich Melodien zu einem harmonischen Gewebe, in welchem den einzelnen Stimmen die Möglichkeit gegeben ist, in gestaltenfreier Selbständigkeit sich zu bewegen. Der Kontrapunkt umfaßt Fugen (Kanon und Fuge), Nachahmungen (Imitationen, konzertierende Formen) und thematische Arbeit; die fugierte Schreibart muß als der Kern des Kontrapunktes angesehen werden, weil er sich in dieser am reinsten und machtvollsten offenbart. C) Die Formenlehre, welche das ganze Gebiet der künstlerischen Gestaltung begreift, und in der auch alles, was die Lehre über Rhythmik und Melodik zu sagen hat, zur Anwendung kommt. Die Formen der Tonkunst sind von unerschöpflicher Mannigfaltigkeit.

Einteilung der Musik. Die Haupteinteilung ergibt sich aus den beiden, voneinander wesentlich verschiedenen Organen der Tonkunst: der menschlichen Stimme und den von Menschenhand frei erfundenen und ausgebildeten Tonwerkzeugen oder Instrumenten. Sie zerfällt hiernach in **Vokalmusik** und **Instrumentalmusik**, von denen die Vokalmusik als die geistig bedeutendere, innerlichere und die frühesten und wichtigsten Kunstnormen abgebende Gattung den ersten Platz einnimmt. Die Instrumentalmusik dagegen übertrifft den Gesang weit an Vielseitigkeit, Umfang des Tongebietes, Mannigfaltigkeit der Farben, an Stärke und mitunter auch an Schönheit des Tons, und hat die Aufgabe, das Gebiet zu erweitern, zu festigen, dem Tonkörper Konsistenz und einen eigentlich musikalischen, den andern Dingen selbständig gegenübertretenden Charakter zu verleihen. Beide sind im Stande, mit ihren eigenen Mitteln große Werke zu schaffen, aber sie leisten das Höchste, wenn sie gemeinsam zusammenwirken. Eine Unterabteilung der Vokalmusik nach dem stofflichen Inhalt ist die in geistliche und weltliche M., welche aber keineswegs ausreichend und seit dem 16. Jahrh. durch die Entwickelung überholt ist. An ihre Stelle ist folgende einfache, das ganze Gebiet umfassende Teilung getreten, die jedem Zweige der Kunst sein Recht gewährt: Kirchenmusik, Bühnenmusik, Konzertmusik. Jede dieser drei Kunstgattungen haftet an einer bestimmten Örtlichkeit als an ihrer ausschließlichen, allein berechtigten Heimat und hat demgemäß auch einen besondern Kunststil zu vollster Selbständigkeit ausgebildet. Die **Kirchenmusik** (s. d.) begreift in sich den einstimmigen Ritual- und Choralgesang, sowie den mehrstimmigen Chorgesang (letzterer a capella oder alla capella genannt, wenn ohne alle Begleitung nur von Menschenstimmen vorgetragen) und das kirchliche Orgelspiel. Im engern Sinne gehört zu der Kirchenmusik nur die liturgische, d. h. die in die Kultusvorgänge aufgenommene und eingeordnete M. Weil aber verschiedene Konfessionen bestehen, die auch über den der Tonkunst beim Kultus zu gewährenden Anteil verschiedene Ansichten hegen, so erweitert sich das Gebiet der Kirchenmusik dadurch beträchtlich, ohne indes jemals zu einer sicher begrenzten Festsetzung zu gelangen. **Bühnen-** oder **Theatermusik** wird gewöhnlich als dramatische M. bezeichnet, weil sie aus dramatischen Vorgängen ihre Anregung empfängt und dieselben zu heben und zu verstärken bestimmt ist. Der Kern des Dramatischen, soweit dieses im Bereich der Bühne zur Geltung kommt, liegt in der Poesie; das Musikalisch-Dramatische aber, die volle Darstellung (nicht bloß die Begleitung) von Handlungen und Vorgängen durch Aufbietung aller Mittel der Tonkunst, geht weit über die auf der Bühne in Scene gesetzte M. hinaus. Deshalb sind auch diejenigen im Unrecht, welche die dramatisch-theatralische M. als den Kulminationspunkt der Tonkunst überhaupt ansehen. Den Mittelpunkt dieser Gattung bildet die Oper (s. d.), die ernste (jetzt gewöhnlich die Große genannt, Opera seria) und die komische (Opera buffa). Singspiel, Lustspiel oder Balladenoper, Operette, Melodrama, Couplet, Ballet sind Nebenarten, bei denen die M. weniger hervortritt.

Die **Konzertmusik** hat sich von den drei Gattungen zuletzt eine berechtigte selbständige Stellung errungen, die indes selbst zur Zeit so wenig gesichert ist, daß die Begriffe über Bedeutung und Umfang derselben, sowie über ihr Verhältnis zu den beiden ersten Gattungen noch sehr auseinander gehen und sie meistens nur als ein nebensächlicher Ausläufer von beiden angesehen wird. Als ein Ausläufer kann die Konzertmusik auch angesehen werden, wenngleich in einem andern Sinne, denn sie ermöglicht die volle Ausgestaltung und dadurch die Vollendung dessen, was in der Kirche und auf der Bühne durch die sonstigen Vorgänge gehemmt und bedrängt ist. So entwickelt sich der Chorgesang erst im Bereich der Konzertmusik in seiner vollen Pracht und Größe, da in der kirchlichen M. die Instrumente, in der theatralischen die Singstimmen nicht völlig zur Geltung gebracht werden können. Eine ähnliche Begünstigung erfährt der begleitete Sologesang; denn obwohl ihm diejenigen Wirkungen abgehen, welche aus einer Verbindung mit Aktion und Kostüm entstehen, bleibt doch das Konzert die Pflegestätte und nunmehrige eigentliche Heimat alles im großen Stil, in breiten Formen gehaltenen Gesangs. Zu der Konzertmusik ist auch das Kleine Konzert oder die Haus- und Kammermusik zu rechnen, die Heimstätte der Instrumentalmusik, sowie des geselligen Gesangs. Unter Hinzunahme dieses Gebietes ist die Ausbildung, welche namentlich die gesamte Instrumentalmusik durch das Konzert erhalten hat, eine große und alle Zweige umfassende, von den Sätzen für einzelne Instrumente (Pianoforte, Violine, Flöte u. s. w.) aufsteigend durch die mehrstimmigen Formen (Trios für Streichinstrumente und Klavier, Quartette, Quintette, Sextette ꝛc.) zu der vollkommensten, der vielstimmigsten und vielgestaltigsten Form der Instrumentalmusik, der Symphonie (s. d.). Die Vereinigung beider Hauptkräfte der Tonkunst, der vokalen und instrumentalen, erzeugt auf diesem Felde als größtes und vollkommenstes Werk das Oratorium (s. d.), welches durch das Fehlen der Aktion und des Bühnenschmucks an äußerm Reize und Anschaulichkeit der eigentlichen Handlung zwar hinter der Oper zurückbleibt, aber dieselbe durch alles übertrifft, was ein Werk im letzten Grunde zu einem Tonwerk macht, durch die Fülle der M., die Allseitigkeit der zur Anwendung gelangenden musikalischen Formen und die rein musikalische Charakteristik. Das Oratorium (dessen herkömmliche Einteilung in geistlich und weltlich nicht stichhaltig ist) hat, wie die Oper, einige kleinere Formen neben sich in Kantaten, Pastoralen, Oden ꝛc.; einige andere stehen auf der Grenze zwischen Kirche

und Konzert, wie die Paſſionen und Cantaten, welche in der Kirche aufgeführt wurden zu einer Zeit, wo Kirche und Konzertſaal gleichſam vereinigt waren, die nach und nach aber immer mehr in den letztern überwandern. Dieſer reichſte und für das öffentliche Leben wirkungsvollſte Teil der M., das Konzert (ſ. d.), erwartet noch diejenige Ausbildung und Begründung, die der Kirchenmuſik früher und der Oper ſpäter zuteil wurde.

Geſchichte der Muſik. Mit den Sprachwurzeln reichen auch die Wurzeln der M. in eine unvordenkliche, durch keine Kunde erhellte Urzeit hinab, und die Völker des Morgenlandes haben das Erbe dieſes Uraltertums zum Teil noch jetzt bewahrt. Aber dasjenige Volk, bei welchem mit den übrigen Künſten auch die M. zuerſt als Kunſt zum Bewußtſein gelangte, waren die Griechen, denen wir auch in muſikaliſcher Hinſicht unendlich verpflichtet ſind. Ihre Bedeutung für uns liegt nicht darin, daß ſie uns namhafte Tonwerke hinterlaſſen hätten, was nicht der Fall iſt, ſondern darin, daß ſie auch für dieſe Kunſt den allein richtigen Weg betreten, den wahren Grund zu ihrer noch höhern Vollendung gelegt haben. Mit dem Untergang des Altertums trat eine lange Zeit der Dämmerung ein, in welcher ſich die Kräfte ſammelten, und in dieſer Zeit, ein volles Jahrtauſend hindurch, zog der chriſtl. Kultus alle muſikaliſchen Säfte der bekehrten Völker an ſich und reinigte ſie in den griech.-röm. Kunſtnormen. So wurde eine Reihe von Tönen oder Tonarten feſtgeſetzt, die ſog. Kirchentonarten, welche den kirchlichen und nach und nach auch den außerkirchlichen Geſang der verſchiedenen Völker in Ordnung brachten. Die Kirche ſtand den zu bekehrenden und ihren Ordnungen zu unterwerfenden Völkern gegenüber mit einem geſammelten Schatze und im vollen Bewußtſein des allein Richtigen; ihr Geſang war auf Univerſalität angelegt, entgegen den wilden nationalen Weiſen der heidniſchen Völker. Für dieſe Epoche iſt daher die M. einzuteilen in kirchliche und außerkirchliche, wobei aber nicht der Gegenſatz des Geiſtlichen und Weltlichen, ſondern der des Unioerſalen und Nationalen zu Grunde liegt. Die eigentlich muſikaliſchen Länder waren damals Italien, England und das Reich Karls d. Gr., an welchem dieſe Kunſt einen Hauptbeförderer fand. In den beiden Jahrhunderten nach ihm blühte die M. namentlich im Kloſter zu St. Gallen. Das kanoniſche Buch für den Kirchengeſang war die durch Gregor d. Gr. veranſtaltete Melodienſammlung, die ſich bald in Mittel- und Weſteuropa verbreitete und in Guido von Arezzo (ſ. d.) einen Dolmetſcher fand.

Unmittelbar nach Guido, im Zeitalter der Kreuzzüge, verbreitete ſich eine neue Kunſt, deren Anfänge dunkel ſind: die Harmonie oder Mehrſtimmigkeit und der darauf gegründete Kontrapunkt. Zu gleicher Zeit und zum Teil Hand in Hand damit gelangte faſt in allen Ländern Europas der Liedergeſang zu neuer Blüte und verdichtete ſich zu Nationalmelodien, die zum Teil in der mehrſtimmigen M., zum Teil unmittelbar im Volksgeſang bis auf unſere Zeit ſich erhalten haben. Von der Kirche wurde der mehrſtimmige Geſang anfangs ungern geduldet. Als derſelbe aber in England, Nordfrankreich, den Niederlanden und Deutſchland mit jedem Jahrzehnt glänzender ſich entwickelte, wurde die päpſtl. Kapelle in Avignon und Rom bald der Hauptſitz desſelben, ein Sammelplatz der größten Meiſter aller Länder als Sänger, Kapellmeiſter und Tonſetzer. Zuerſt waren die Engländer in dieſer Kunſt tonangebend, aber in der letzten Hälfte des 15. Jahrh. gewannen die Niederländer die Oberhand und verbreiteten ſich über Europa; in Rom rivaliſierten mit ihnen die Spanier. Dann aber erhob ſich Italien ſelbſt in dem großen Genie des Paleſtrina und brachte, in Zuſammenhang aller bisher gepflegten Richtungen nach der ſchon von Gregor d. Gr. angedeuteten Höhenrichtung des kirchlichen Geſangs hin, den mehrſtimmigen Kirchengeſang zur Vollendung, im Wetteifer mit zahlreichen großen Meiſtern (unter denen Paleſtrinas Zeitgenoſſe Orlando Laſſo, der größte der Niederländer, beſonders hervorragt), wodurch der Tonkunſt in der Kirche und der Kirchenmuſik in der Welt das volle Bürgerrecht errungen wurde. In dieſer ganzen Zeit war der Wetteifer, die Befehdung, der Kampf zwiſchen weltlicher und geiſtlicher M. und die endliche Bezwingung des Weltlichen durch das Kirchliche (zuerſt in der Umwandlung des weltlichen Geſangs in Choralmelodien durch die Reformatoren und ſodann in der Vollendung des kirchlichen Chorgeſangs durch Paleſtrina und ſeine Zeitgenoſſen) der treibende Faktor.

Zu Paleſtrinas Zeit, nämlich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., wurde der mehrſtimmige Geſang auch im weltlichen Liede mit einer gewiſſen Einſeitigkeit gepflegt. Dem entgegen tauchten Beſtrebungen auf, welche die Wiedererweckung des Einzelgeſangs in altgriech. Art und Wirkung bezweckten und ſchon um 1600 ſo tiefe Wurzeln gefaßt hatten, daß in Florenz die erſte Oper («Euridice» von Peri) und in Rom das erſte Oratorium («L'anima e corpo» von E. del Cavalieri) aufgeführt werden konnten. Hiermit waren die beiden größten Formen der Tonkunſt ins Leben gerufen und auf die Bahn der Entwickelung geſtellt, die ſie in unaufhaltſamem, durch eine unendliche Fülle von Werken bezeichnetem Lauf in kaum zwei Jahrhunderten bis zum Ziel hin zurücklegten, und zwar beſonders ſeit 1637, wo das erſte ſtändige Operntheater in Venedig errichtet wurde und Cariſſimi in Rom zur ſelben Zeit die eigentlichen muſikaliſchen Grundlagen des Oratoriums und der Konzertmuſik legte. Die Höhenpunkte bilden Händel im Oratorium und Mozart in der Oper, zwei Deutſche, deren Werk aber nicht möglich war und nicht verſtanden werden kann ohne das, was ihre Vorgänger unter Beteiligung der Hauptnationen Europas geleiſtet haben. Die geſamte M. in ihrer modernen Richtung vom Beginn des 17. Jahrh. an wurde zunächſt faſt ausſchließlich gepflegt von ihren Schöpfern, den Italienern, denen hierfür alles zu ſtatten kam, was derſelben förderlich ſein konnte, der griech.-röm. Kulturgrund, die muſikaliſche Sprache, ein ausgebildetes Theater und die Zerſtückelung des Landes in kleine Herrſchaften und Gemeinweſen, die in der Kunſtübung einander zu überbieten ſuchten. Der Hauptort im 17. Jahrh. für die Oper war Venedig, wo Monteverde den Grund gelegt hatte und Cavalli weiter baute, für das Oratorium Rom. Im 18. Jahrh. gewann Neapel den Vorrang, hauptſächlich infolge der Wirkſamkeit des fruchtbaren Aleſſandro Scarlatti. Auch in der Inſtrumentalmuſik wurde Italien tonangebend durch den Organiſten Frescobaldi, den Violiniſten Corelli und viele andere. Ital. Oper, Geſangskunſt, Inſtrumentenbau und Inſtrumenten-

spiel verbreiteten sich jetzt über alle Länder wie ein Jahrtausend früher der gregorianische Kirchengesang. Namentlich in vier Völkergebieten wirkten sie befruchtend und erzeugten direkt oder indirekt neue Gestaltungen: in dem prot. Mittel- und Norddeutschland, in England, in Frankreich und in Österreich mit Süddeutschland.

Das prot. Nord- und Mitteldeutschland, um die Mitte des 17. Jahrh. durch Heinrich Schütz repräsentiert, fand seit 1678 einen musikalischen Mittelpunkt in der hamburger Oper, an der Reinhard Keiser, Mattheson, Telemann und andere bedeutende Musiker wirkten. Selbständig entwickelte sich das Orgel- und Klavierspiel durch viele gediegene Meister und kulminierte in J. S. Bach, der direkt und durch die Wirksamkeit seiner Söhne und Schüler auf die folgende Entwickelung einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. Auch die Vokalmusik der deutschen evang. Kirche dieser Zeit weist eine Reihe großer Werke auf; nur haben dieselben durch Anlehnung an die Formen der Oper sich dem Kultus oder der Kirche entfremdet, ohne zu der rein kunstmäßigen Abgeschlossenheit des Oratoriums durchzudringen. Ihnen ist daher eine gewisse Unentschiedenheit und zwitterhafte Gestalt eigen, wodurch ihre künstlerische Wirkung verkümmert und Allgemeingültigkeit beeinträchtigt wird. Ein ähnlicher Mangel haftet der deutschen Oper dieser Periode an; von Anfang zu sehr der Nachahmung der italienischen ergeben, beeinflußte diese sie so sehr, daß zuletzt selbst die deutsche Sprache verdrängt wurde. Um die Mitte des 18. Jahrh., zur Blütezeit Hasses und Grauns, wurde die Oper überall in ital. Sprache gesungen.

Dies war auch der Fall in England, wo die engl. Oper unter Purcell und andern nationalen Komponisten auf die Dauer sich nicht als lebensfähig erwies, aber später die Balladenoper hervorbrachte, durch deren Anregung das deutsche Sing- oder Liederspiel entstand. Die ital. Oper beschränkte sich hier auf London, und in ihrer glänzendsten Zeit (1710—40) sind ihre Schicksale eng verflochten mit dem Leben Eines Meisters, mit Händel, der durch sie den Weg nahm zum Oratorium, welches er aus der unvollkommenen Gestalt seiner Vorgänger plötzlich zur Vollendung erhob. Die wertvollsten Eigentümlichkeiten der englischen M., die Kraft des Accents, vollwichtige Melodie und der rein musikalische (aber nicht dramatisch-theatralische) Sinn, sind in Händels M. erhalten, ähnlich wie die deutsche Tiefe und die ital. Formfülle.

Frankreich war das einzige Land, welches die ital. Oper nachzuahmen wußte, ohne ein Sklave derselben zu werden, nämlich durch völlige Einbürgerung. Ähnlich wie in England bei Händels Oratorium, wirkte auch hier in Frankreich der Volksgeist so stark, daß ein Ausländer, der Italiener Lully, der Gründer der franz. Oper werden konnte. Was er in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. gestaltete, baute Rameau in der Mitte des 18. weiter aus und vollendete der Deutsche Gluck einige Jahrzehnte später. Die französische M. hat eine stark ausgeprägte Eigentümlichkeit, und wenn auch in der rhetorischen Neigung der Sprache und in der Gewandtheit der dramatisch-theatralischen Aktion der italienischen verwandt, ist sie doch in allen wesentlichen Punkten der wahre Gegensatz derselben. Accent und Rhythmus sind im Französischen heftig, bestimmt und leicht, nicht im Tonstrom verschwimmend, wie im Italienischen, die melodischen Formen sind kurz und knapp, die harmonisch-kontrapunktischen im Vergleich zu den italienischen und deutschen unentwickelt, das Ganze mehr auf das Charakteristische als auf das Schöne gerichtet. Daher ist die französische M. in vorzüglichem Maße für die Bühne geeignet, auf der sie eine reiche Entwickelung gefunden hat; in den rein musikalischen Arten, den oratorischen und instrumentalen, ist sie dagegen von geringer Bedeutung.

In Österreich (Wien) und Süddeutschland bürgerten sich Oper und Oratorium früh ein, hielten sich aber in den Grenzen der ital. Sprache und Musikformen. Eine Erweiterung des Überkommenen wurde dagegen auf dem Felde der Instrumentalmusik geschaffen, auf welchem sich hier und in Süddeutschland bis an den Rhein hin ein durchaus freier Geist immer mehr geltend machte, der zuerst in Haydn zu wahrer Kunstgröße gelangte. Glucks glänzende Versuche an der Italienischen Oper in Wien leiteten auf die herrlichen Schöpfungen Mozarts, die das von Gluck Erstrebte musikalisch vertieften, das von Haydn Erreichte weiter führten, die ital. Oper jener Zeit (die mit komischen Elementen gemischt war) vollendeten und durch Vollendung überwanden, womit zugleich der deutschen Oper eine neue Bahn gebrochen wurde. Der Geist dieser Epoche sammelte sich endlich in Beethoven und fand in der Instrumentalmusik desselben seinen höchsten Ausdruck. Mit den letzten Jahren von Beethovens Leben schließt die Zeit, wo die Tonkunst in allen musikalischen Ländern national, in den Werken ihrer ersten Meister aber universal angelegt war, und es beginnt eine neue Zeit, in welcher sie kosmopolitisch ist. (S. Deutsche, Französische, Italienische Musik.)

Litteratur. Die Litteratur der M. ist sehr umfangreich, wenn man alle einzelnen Schriften zusammenzählt, die sich in irgend einer Hinsicht mit musikalischen Dingen beschäftigen; aber ziemlich dürftig, wenn man auf ausgeführte Gesamtdarstellungen der M. sein Augenmerk richtet. Dies kommt daher, daß die meisten derartigen Werke für die Unterweisung der Musiklernenden geschrieben werden, oder leichte Übersichten des vorhandenen Stoffs und geschichtliche Nachrichten liefern wollen. Diese Litteratur zerfällt daher in drei Zweige: Lehrbücher für die musikalische Praxis, Lexika und musikgeschichtliche Werke. Von Lehrbüchern der frühesten Zeit, seit 1500, sind die umfassendsten herausgegeben von Gafurius, Glarean, Kircher und Fux lateinisch, von Zarlino italienisch, von Cerone spanisch, von Morley englisch, von Mersenne französisch, von Mattheson deutsch; die spätern sind von Rameau, Marpurg, Martini, Kirnberger, Reicha, Weber, Marx, Lobe, Bellermann u. a. Umfassende Lexika erschienen seit 1732 von Walther, Gerber, Lichenthal, Schilling, Bernstein, Fétis, Mendel, Reißmann, Grove, Riemann, zum Teil nur biographische, zum Teil auch theoretische Artikel darbietend. Lediglich theoretische und andere Sacherklärungen enthalten die Werke von Grassineau, Rousseau, Koch und Dommer. Größere Werke unter dem Titel einer Geschichte der M. wurden seit 1668 verfaßt von Printz, Bontempi, Hawkins, Burney, La Borde, Forkel, Ambros, Brendel, Reißmann, Fétis, Naumann, Gevaert, Köstlin, Langhans u. a. Die wissenschaftliche Bedeutung derselben ist gering, denn das große Gebiet

der Geſchichte der M. iſt noch viel zu wenig erforſcht, um reife Geſamtdarſtellungen zuzulaſſen. Daher kommt es, daß die beſten Arbeiten der jüngſten Zeit auf muſikgeſchichtlichem Gebiete einzelne Perioden oder Meiſter behandeln, wie z. B. die Werke von C. von Winterfeld über Gabrieli und evang. Kirchengeſang, von Baini über Paleſtrina, von O. Jahn über Mozart, von Chryſander über Händel, von Spitta über Bach u. ſ. w.

Muſikfeſte ſind Verſammlungen von Solo- und Chorſängern nebſt Inſtrumentaliſten, die beſonders zur Sommerzeit ſtattfinden und hauptſächlich die Aufführung großer Muſikwerke zum Gegenſtande haben. Obwohl bereits im Altertum und im Mittelalter zu beſondern Feſten Verſammlungen von Muſikern im großen Maßſtabe ſtattfanden, ſind doch die eigentlichen M. neuern Datums. Sie gehen zurück auf engl. Chorgeſangvereine, von denen einige bereits um 1700 zu ſolchen Muſikfeſten ſich vereinigten. Ihren wirklichen Mittelpunkt erhielten ſie dann durch Händels «Oratorien» und die großartigen Aufführungen derſelben in London. Als Nachahmung derſelben ſind die deutſch-öſterreichiſchen M. anzuſehen, welche aber (abgeſehen von den Aufführungen der wiener Tonkünſtlerſocietät ſeit 1772) erſt im Laufe dieſes Jahrhunderts entſtanden. Die meiſten derſelben waren vorübergehende einzelne Vorführungen, nur die ſog. «niederrheiniſchen M.» wiederholen ſich ſeit 1817 mit wenigen Ausnahmen alljährlich abwechſelnd in den drei Städten Aachen, Köln und Düſſeldorf (anfangs auch in Elberfeld) und haben neuerdings in andern deutſchen Gegenden Ähnliches angeregt. In Nordamerika finden M. ebenfalls häufig, wenn auch nicht regelmäßig ſtatt; dagegen erſcheinen ſie in den übrigen europ. Ländern ſelten.

Muſiknotendruck, die techniſche Herſtellung der Muſiknoten durch Druck. Derſelbe kann erfolgen auf dem Wege des Buchdrucks von Notentypenſatz, auf dem Wege der Lithographie mittels Autographie, direktes Schreiben oder Gravieren auf Stein und auf dem Wege des Kupferdrucks mittels geſtochener oder geſchlagener Platten. Die bekannten älteſten gedruckten Muſiknoten ſind vom J. 1473. Bis dahin wurden alle Notenzeichen geſchrieben. Die früheſten Notendrucke wurden nach Art der älteſten Buchdrucke durch Abdruck von Holztafeln erzeugt. Später bediente man ſich auch des Kupferſtichs und um die Mitte des 18. Jahrh. der wohlfeilern Zinktafeln, in welche die Noten mittels Stahlſtempeln eingeſchlagen wurden. Dieſe beiden Techniken haben ſich bis zur Gegenwart erhalten. Die Erfindung des Muſiknotenſatzes, alſo der Kunſt, die Tonzeichen in Form einzelner Typen zum Zweck des Abdrucks zuſammenzuſetzen, fällt in das Ende des 15. Jahrh.; Erfinder desſelben ſoll der Italiener Ottaviano dei Petrucci geweſen ſein. Doch unterſcheidet ſich die von dieſem geübte Technik von der heutigen dadurch, daß ſie einen zweimaligen Druck bedingte. Erſt wurden die Syſtemlinien gedruckt und auf dieſe dann die Notenzeichen. Die Erfindung eines Notentypenſyſtems, welches das Zuſammenſetzen der Linien und Zeichen in *eine* Form möglich macht, verdankt man dem Buchdrucker Johann Gottlob Immanuel Breitkopf (1755). Das Breitkopfſche Notenſyſtem iſt in der Hauptſache das noch gebräuchliche, wenn es auch manche Verbeſſerung erfahren hat und beſonders den Notenzeichen eine elegantere Form gegeben wurde.

Muſikſchule, ſ. Konſervatorium.

Muſiſch, den Muſen geweiht, auf ſie bezüglich; *muſiſche Künſte* bei den Griechen der Inbegriff alles deſſen, was zur höhern geiſtigen und künſtleriſchen Bildung gehört, im Gegenſatz zur Gymnaſtik, den Leibesübungen.

Muſivgold, Judengold, Moſaikgold, Zinnſulfid nennt man eine künſtlich dargeſtellte Verbindung von Zinn und Schwefel, welche wegen ihres ſchönen Bronzeglanzes zum Bronzieren von Gipsfiguren, Meſſing, Kupfer, Papier, Holz, Pappe, Papiermaché, zu Goldlack für Lampen und Lampenfüße Verwendung findet. Ehedem gebrauchte man es auch zum Beſtreichen des Reibzeugs der Elektriſiermaſchinen. Jetzt iſt es meiſt durch die weit ſchönern Bronzefarben (aus der nürnberg-fürther Induſtrie) verdrängt worden.

Muſiviſche Arbeit, ſ. Moſaik.

Muſivſilber iſt eine Legierung von 1 Teil Zinn und 1 Teil Wismut, die in geſchmolzenem Zuſtande mit einem Viertel ihres Gewichts heißem Queckſilber vermiſcht werden. Nach dem Puloern dient es als Bronzefarbe wie das Muſivgold.

Muskatbalſam, ſ. Muskatbutter.

Muskatblüt, deutſcher Dichter, lebte 1415—39 der Name iſt wahrſcheinlich ein angenommener. Er dichtete Marien- und Minnelieder, auch politiſche, als Gegner der huſſitiſchen Lehre. Vgl. C. von Groote, «Lieder M.s. Erſter Druck» (Köln 1852); A. Puls, «Unterſuchung über die Lautlehre der Lieder M.s» (Hirſchb. 1881).

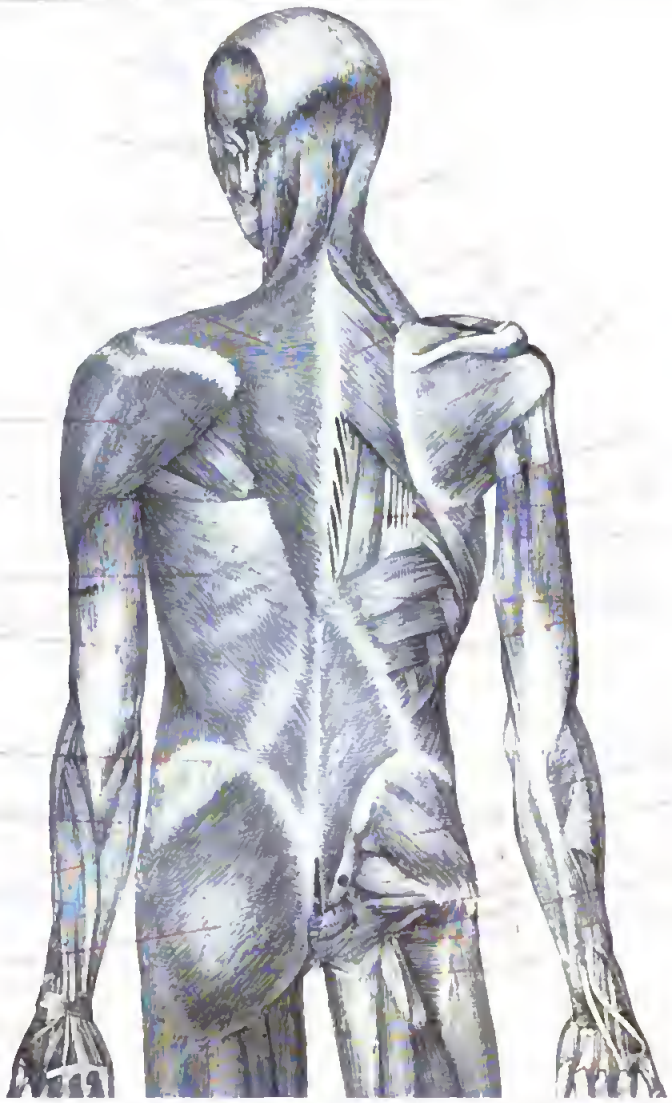
Muskatblüte, ſ. unter Myriſtica.

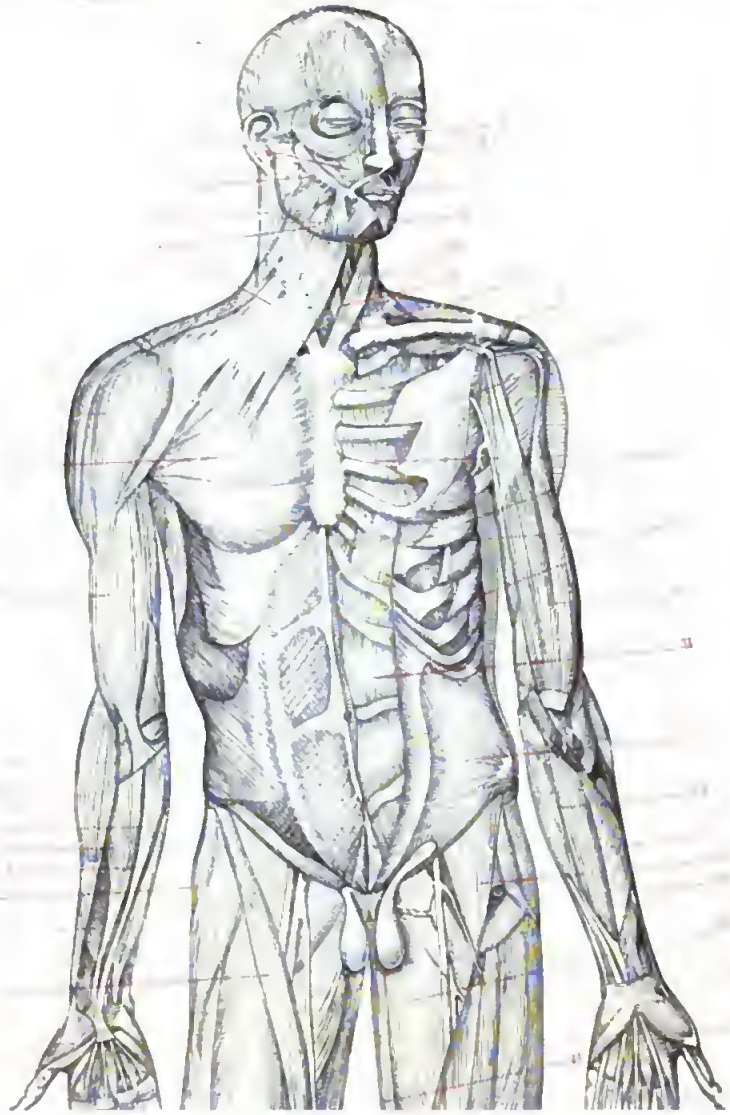
Muskatbutter, Muskatbalſam, Muskatöl (Oleum s. Balsamum nucistae), eine Miſchung von Fett, ätheriſchem Öl und braunem Farbſtoff, welche durch heißes Preſſen oder reichlicher durch Ätherextraktion aus zerkleinerten Muskatnüſſen, den Samenkernen von Myriſtica fragrans bereitet wird. Gewöhnlich rotbraune, ſelten gelb oder weiße Fettmaſſe von eigentümlich aromatiſchem Geruch, welche bei 45° ſchmilzt, in ſiedendem Alkohol, Äther, Petroleumäther, Chloroform leicht löslich; in 10 Teilen kaltem Alkohol löslich. Die Hauptmaſſe der M. beſteht aus Myriſtin, gemengt mit etwas Olein und zwei ätheriſchen Ölen, einem Terpen (Myriſticen) $C_{10}H_{16}$ und einem ſauerſtoffhaltigen Öl, dem Myriſticol, $C_{10}H_{14}O$. Die M. findet vorzugsweiſe Verwendung in der Pharmacie zur Anfertigung von Salben.

Muskatellerbirne, ſ. u. Birne, Birnbaum.

Muskatellerweine oder Muskatweine heißen mehrere Arten ſüßer, ſtarker, ſowohl roter als weißer Weine. Die Muskatellertraube, ſchon im Altertum eine der bekannteſten Sorten (Uva apiana), wird faſt überall ſowohl als Tafel- wie als Weintraube gebaut, nur unter verſchiedenen Namen, wie Muscat in Frankreich, Moscatello in Italien, Zoruna in Spanien, Beli Dinka in Syrmien, Weier Muskataly in Ungarn, Schmeckende in Niederöſterreich, Kümmeltraube an der Bergſtraße, Katzendreckeler in Württemberg. Aus dem weißen Muskateller werden die berühmteſten Liqueurweine, wie die ſüdfranz. Frontignan, Lunel und Riveſaltes, der elſäſſer Strohwein, der dalmatiniſche Moskato di Roſa, der ſpan. Lagrima-Malaga, der portug. Carcavellos, der ital. Aleatico ꝛc. gewonnen. Außerdem gibt es ſchwarzblaue, rote und violette M., letztere vorzugsweiſe Tafeltrauben. Der Muskatgeſchmack im Weine entwickelt

DIE MUSKELN DES MENSCHEN.





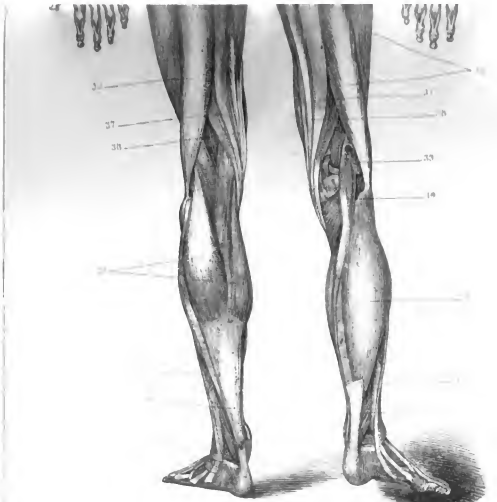


Fig. I.

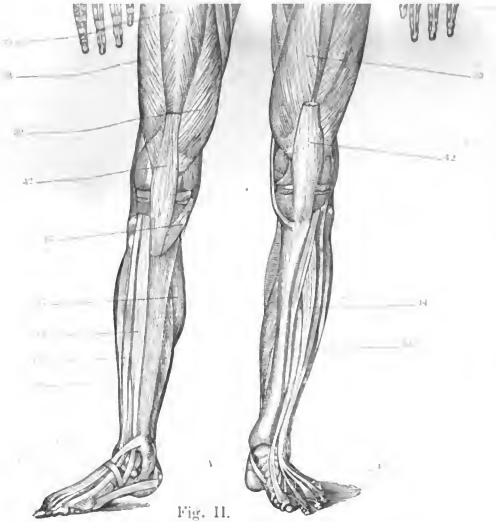


Fig. II.

Fig. I. Rückenansicht. An der rechten Körperhälfte sind die oberflächlichen Muskeln zum Teil entfernt.

1. Hinterhauptmuskel. 2. Rauchmuskel des Kopfes und Halses. 3. Schläfenmuskel. 4. Schließmuskel der Augenlider. 5. Kaumuskel. 6. Kopfnicker. 7. Kappenmuskel. 8. Heber des Schulterblattes. 9. Rautenmuskel. 10. Obergrätenmuskel. 11. Untergrätenmuskel. 12. Großer runder Armmuskel. 13. Deltamuskel. 14. Breiter Rückenmuskel. 15. Langer Rückenmuskel. 16. Unterer hinterer Sägemuskel. 17. Hüftbeinkamm. 18. Dreiköpfiger Armmuskel. 19. Innerer Ellbogenmuskel. 20. Gemeinschaftlicher Fingerstrecker. 21. Langer, 22. Kurzer Auswärtsdreher des Vorderarms. 23. Ellbogenhöckermuskel. 24. Strecker des Daumens und Zeigefingers. 25. Langer Abzieher des Daumens. 27. Gemeinsames hinteres Handwurzelband. 27. Streckschnen der Finger. 28. Zwischenknochenmuskeln. 29. Großer, 30. Kleiner Gesäßmuskel. 31. Birnförmiger Muskel. 32. Oberer, 34. Unterer Zwillingsmuskel. 33. Äußerer Hüftlochmuskel. 35. Viereckiger Schenkelmuskel. 36. Zweiköpfiger Schenkelmuskel. 37. Halbsehniger, 38. Halbhäutiger Schenkelmuskel. 39. Zweiköpfiger Wadenmuskel. 40. Langer Wadenmuskel. 41. Schollenmuskel. 42. Achillessehne. 43. Kurzer Wadenbeinmuskel. 44. Fußwurzelband. 45. Streckschnen der Zehen.

Fig. II. Vorderansicht. An der linken Körperhälfte sind die oberflächlichen Muskeln zum Teil entfernt.

1. Stirnmuskel. 2. Schläfenmuskel. 3. Schließmuskel der Augenlider. 4. Zusammenpresser der Nase. 5. Schließmuskel des Mundes. 6. Backenmuskel. 7. Jochbeinmuskel. 8. Niederzieher der Unterlippe. 9. Breiter Halsmuskel. 10. Kopfnicker. 11. Brust-Zungenbeinmuskel. 12. Rippenhalter. 13. Schlüsselbeinmuskel. 14. Großer, 15. Kleiner Brustmuskel. 16. Zwischenrippenmuskel. 17. Großer vorderer Sägemuskel. 18. Deltamuskel. 19. Zweiköpfiger Armmuskel. 20. Runder Einwärtsdreher des Vorderarms. 21. Langer Auswärtsdreher des Vorderarms. 22. Innerer Speichenmuskel. 23. Oberflächlicher Fingerbeuger. 24. Innerer Ellbogenmuskel. 25. Tieflegender Fingerbeuger. 26. Vorderes Handwurzelband. 27. Kurzer Abzieher, 28. Kurzer Beuger des Daumens. 29. Sehnen des Fingerbeugers. 30. Kleiner Hohlhandmuskel. 31. Gerader, 32. Schiefer innerer Bauchmuskel. 33. Hüftbeinlendenmuskel. 34. Spannmuskel der Schenkelbinde. 35. Schneidermuskel. 36. Langer Anzieher des Schenkels. 37. Langer, 38. Äußerer, 39. Innerer, 40. Mittlerer Kopf des gemeinschaftlichen Unterschenkel-treckers. 41. Schlanker Schenkelmuskel. 42. Sehne des Unterschenkelstreckers mit der Kniescheibe. 43. Sehne des Schneidermuskels. 44. Vorderer Schienbeinmuskel. 45. Langer Streckmuskel der Zehen. 46. Kurzer Wadenbeinmuskel. 47. Zweiköpfiger Wadenmuskel. 48. Fußwurzelband. 49. Streckschnen der Zehen.

sich besonders vollkommen, wenn die Gärung auf den Hülsen eingeleitet wird. Die M. behalten ihren aromatischen Geschmack und großen Wert nur in den ersten Jahren und verlieren ihn dann schnell. Sie eignen sich besonders zum Verschneiden mit andern bouquetarmen Weinen. In guten Jahren liefern die Muskateller 20—30 Proz. Zucker bei 6—8 Promille Säure. An der warmen Küste von Valencia und Malaga (s. d.) werden die Trauben weniger zur Weinbereitung als zu Rosinen benutzt, und es gelten die dort gewonnenen Moscateles für die feinsten der Welt.

Muskatkraut, s. unter Pelargonium.

Muskatnuß, s. Myristica.

Muskatnußleber, s. u. Leberanschoppung.

Muskatöl, s. Muskatbutter.

Muskatweine, s. Muskatellerweine.

Muskau (wend. Mužakow), eine Standesherrschaft im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, sonst zur Oberlausitz gehörig, umfaßt ein Areal von 470 qkm und zählt (in einer Stadt und 39 Dörfern) 15335 E., darunter 8800 Wenden, die zwar noch ihre Sprache reden, aber sämtlich auch der deutschen mächtig sind. Die Herrschaft hat eine eigene Verwaltungsbehörde. Das Gebiet hat bedeutende Braunkohlenwerke, sowie einen großen Holzreichtum. Die ältesten bekannten Besitzer waren die Herren von Biberstein, dann seit 1558 Fabian von Schönaich, nach dessen Tode (1597) die Herrschaft an den Burggrafen von Dohna überging. Durch Heirat kam sie 1645 an den Landvogt Kurt Reinecke von Callenberg, in dessen Familie sie verblieb, bis sie 1784, wiederum durch Heirat, in den Besitz des Grafen von Pückler gelangte. Des letztern Sohn, Ludw. Heinr. Hermann, nachmaliger Fürst Pückler-Muskau (s. d.), der sie seit 1811 besaß, verkaufte sie 1845 an den Generallieutenant Grafen Rostitz, der sie nach kurzer Zeit käuflich an den Prinzen Friedrich der Niederlande abtrat. Nach dessen Tode verkauften dessen Erben 1883 die Herrschaft an den Grafen Hermann von Arnim. Hauptort der Herrschaft ist die Stadt Muskau, an der Neiße, Station der Linie Weißwasser-M. der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, mit (1880) 2953 E., die bedeutende Töpferei treiben. Die Hauptzierde der Stadt bilden das Schloß und der berühmte Park desselben. Der letztere, eine großartige Schöpfung des Fürsten Pückler-M., umschließt die Stadt auf beiden Seiten und dehnt sich über einen Flächenraum von 604 h aus; er hat eine Baumschule und ein großes Arboretum mit 3000 Baum- und Straucharten. Eine besondere Abteilung bildet die Aufstellung der Gehölze nach ihrer geographischen Verteilung. Im Park liegen außerdem noch eine große Fasanerie und das Hermannsbad mit stark-jodhaltigen Stahlwässern, Dampf- und Moorbädern. Das nach den Zerstörungen des Dreißigjährigen Kriegs durch Callenberg ziemlich einfach aufgeführte Schloß wurde neuerdings von Grund aus im Renaissancestil umgebaut. Vgl. «Der Park und das Arboretum von M.» (Spremberg 1869).

Muskegon, Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft im nordamerik. Staate Michigan, nahe an der Mündung des Muskegonflusses in den Michigansee, zählt (1880) 11 262 E., welche bedeutenden Holzhandel treiben.

Muskelatrophie (progressive Muskelatrophie, frz. Atrophie musculaire graisseuse progressive), eine höchst eigentümliche Form des Muskelschwundes, wobei im Laufe der Zeit allmählich ein Muskel nach dem andern zu Grunde geht und schließlich das befallene Glied völlig gelähmt ist. Am häufigsten ergreift die M. den Daumenballen, die Muskeln der Hand und der Schulter und schreitet von einer Muskelgruppe auf die andere über, bleibt aber auch bisweilen auf gewisse Muskeln beschränkt. Über das Wesen der Krankheit sind die Ansichten der Forscher geteilt; während die einen eine schleichende parenchymatöse Entzündung des Muskelgewebes als Ursache des Leidens annehmen, ist der eintretende Muskelschwund nach der Ansicht der andern nur die Folge einer eigentümlichen Erkrankung des Rückenmarks. Die M. befällt häufiger Männer als Frauen und tritt öfters nach übermäßigen Anstrengungen gewisser Muskelgruppen, sowie nach starken Erkältungen auf; häufig ist die Anlage zur Krankheit angeboren. Absolute Schonung der erkrankten Muskeln, die methodische Anwendung des galvanischen Stroms und der Massage sind die einzigen Mittel, dem Weiterschreiten der Krankheit Einhalt zu thun.

Muskelbänder, s. u. Bänder (anatomisch).

Muskelelektricität, s. unter Muskeln.

Muskeln (lat. Musculi, «Mäuschen») sind die Organe der aktiven Bewegung des tierischen Körpers. Die ausgebildetsten M. finden sich bei den Säugetieren, Vögeln, Amphibien und Fischen, und den ausgedehntesten Gebrauch von diesen Organen macht der Mensch. (S. die Tafel: Die Muskeln des Menschen.) Man unterscheidet nach Form und Thätigkeit die M. in willkürliche und unwillkürliche (animale und organische), quergestreifte und glatte. Bei den höhern Tieren bestehen die der willkürlichen Bewegung dienenden M. aus einer weichen, feuchten, roten Substanz, welche gewöhnlich Fleisch genannt und von einer sehr großen Menge rundlicher, sehr langer kontraktiler Fäserchen (fibrillae musculares) gebildet wird. Die Muskelfasern vereinigen sich zu kleinen Bündeln, welche in dünne Scheiden von Zellhaut (sarcolemma) eingeschlossen sind. Diese treten wieder zu größern, ebenso eingeschlossenen Bündeln zusammen, und so entsteht durch immer wiederholte Vereinigung der ganze M., welcher wieder seine Zellhautscheide besitzt. In dieser sonach den ganzen M. durchdringenden Zellhaut verlaufen die Nerven und Gefäße. Die rote Farbe, die nach Alter, Geschlecht, Gesundheitszustand, Konstitution und häufigerm oder selterenm Gebrauch verschieden ist, beruht auf der Gegenwart von Blutfarbstoff (Hämoglobin).

Die willkürlichen Muskeln gehören dem animalen Leben an und bilden den größten Teil der gesamten Körpermuskulatur; die unwillkürlichen Muskeln dagegen, welche den Zwecken des vegetativen Lebens dienen, kommen nur in der Brust- und Unterleibshöhle vor, vermitteln die Bewegungen des Herzens, des Magens, des Darms, der großen Blutgefäße u. s. w., stehen unter dem Einflusse des Ganglienſystems und sind somit dem Einflusse des Willens entzogen. Die unwillkürlichen M. besitzen nicht so viel roten Farbstoff und bestehen aus kurzen, an beiden Seiten zugespitzten, glatten Fäserchen, während die Fasern der willkürlichen eine schöne Querstreifung zeigen. Die willkürlichen M. haben meist eine bedeutendere Länge als Breite und gehen an ihren Enden in breite oder runde, mehr oder weniger lange und starke Bänder,

die sog. Sehnen oder Flechsen (tendines), über, mit denen sie sich an Knochen so anheften, daß sie ein Gelenk überspringen und so dasselbe bei ihrer Verkürzung beugen. Eingeleitet wird die Bewegung durch den Einfluß der Nerven (s. d.), von welchen je einer zu jedem einzelnen (willkürlichen) Muskelbündel tritt, sodaß die Muskelfasern gewissermaßen die Endorgane der M. darstellen.

Während des Lebens zeigt jeder M. elektromotorische Wirksamkeit, sog. **Muskelelektricität**, indem er beständig von seinem Querschnitt zur äußern Oberfläche von einem starken elektrischen Strome durchströmt wird, der erst allmählich mit dem Tode des Tieres, nach übermäßig hohen oder niedrigen Temperaturen und durch gewisse chem. Agentien erlischt. Die Kraft mancher M. und die Schnelligkeit ihrer Bewegungen ist bewundernswürdig, wenn man bedenkt, welche Gewichte durch die Muskelkraft ersetzt werden, und welche Menge von Zusammenziehungen manche Verrichtungen nötig machen. So ist zum Zerdrücken eines Pfirsichkerns, den manche Menschen zerbeißen können, die Kraftwirkung von 300 Pfd. erforderlich, und wenn nach Hallers Berechnung in einer Minute 1500 Buchstaben in Worten ausgesprochen werden können, so folgt daraus, daß in derselben Zeit ebenso viele Muskelzusammenziehungen stattfinden müssen. Einige der niedrigsten Organismen (Amöben, Protomyceten), die sich durch ihre eigentümliche, die Gestaltung der Organismen fortwährend ändernde Bewegung auszeichnen, scheinen einzig und allein aus Muskelsubstanz zu bestehen. Die Lehre von den M. heißt **Myologie**.

Von den **Krankheiten** der M. sind zu nennen Krampf (s. d.) und Lähmung (s. d.), der Muskelrheumatismus (s. unter **Rheumatismus**) und der Schwund der M., dessen wichtigste Form die sog. fortschreitende (progressive) Muskelatrophie (s. d.) ist. Die Trichinen (s. d.) haben ihren Sitz einzig und allein in den wirklichen M., aber auch bei andern Konstitutionskrankheiten (z. B. Typhus) nehmen die M. durch sog. colloide Entartung an der Erkrankung teil.

Vgl. Rosenthal, «Allgemeine Physiologie der M. und Nerven» (Lpz. 1877); Du Bois-Reymond, «Gesammelte Abhandlungen zur allgemeinen M.- und Nervenphysik» (2 Bde., Lpz. 1875—77).

Muskete (ital. moschetto, so benannt nach muschetta, mittellat. muscetus, einer kleinen Sperberart, wie ja auch für Geschütze Tiernamen vorkamen, daraus frz. mousquet) hieß eine Handfeuerwaffe von großem Kaliber, welche im Anfang des 16. Jahrh. gegen die wieder verstärkte Rüstung der Reiterei eingeführt wurde und neben der erleichterten Hakenbüchse sich allmählich einbürgerte. Die M. war mit einem Luntenschloß versehen, schoß eine bleierne, über 3 Loth schwere Kugel und wog etwa 15 Pfd., sodaß sie nicht aus freier Hand angeschlagen, sondern auf eine **Musketengabel**, die der Mann mit sich führte und in die Erde stieß, aufgelegt wurde. Die damit bewaffneten Leute, anfangs in jeder Fahne von 400 Mann nur 10—15, hießen **Musketiere**, trugen im Gegensatz zu den vollgerüsteten Pikenieren keinen Harnisch und wurden zum leichten Dienst gebraucht. Gustav Adolf von Schweden erleichterte die M. bedeutend und vermehrte die Musketiere bis auf zwei Drittel seines Fußvolks, in welchem schon 1631 zwei ganze Musketierregimenter bestanden. Gegen Ende des 17. Jahrh. wurde das franz. Steinschloßgewehr (Fusil) oder die Flinte mit Bajonett eingeführt und die ältere schwere M. mit den Piken zugleich vollständig abgeschafft. Der Name Musketiere blieb aber in einigen Armeen für die schwere (Linien-) Infanterie, während man in andern dieselben nach der neuen Waffe Füsiliere (s. d.) nannte.

Muskingum, ein 176 km langer schiffbarer Fluß im nordamerik. Staate Ohio, der bei Marietta rechts in den Ohiofluß mündet.

Muskular, die Muskeln betreffend; **Muskularität**, das Vermögen und die Thätigkeit der Muskeln; **Muskulatur**, die Gesamtheit der Muskeln eines Individuums, Muskelstärke; **muskulös**, muskelstark.

Muso, Wallfahrtsort in Boyacá (s. d.), einem der Vereinigten Staaten von Columbia.

Musomanie (grch.), Schwärmerei für die Musenkünste, namentlich für die Musik.

Musone, oberital. Fluß, entspringt nördlich von Asolo und teilt sich bei Mirano in zwei Arme, von denen der eine kanalisiert in die Brenta führt, der andere Venedig gegenüber in die Lagunen mündet.

Musone oder **Moscone**, Fluß in Italien, entsteht im SW. von Cingoli, Provinz Macerata, fließt gegen ONO. und mündet nördlich von Loreto in das Adriatische Meer.

Muspellheim, s. unter **Muspilli**.

Muspilli nannte Schmeller das von ihm (München. 1832) herausgegebene, in die meisten altdeutschen Lesebücher aufgenommene Bruchstück eines im 9. Jahrh., nach seiner Vermutung vielleicht von Ludwigs des Deutschen eigener Hand aufgeschriebenen, aber in früherer Zeit verfaßten Gedichts vom Jüngsten Gericht, das durch seine alliterierende Form, sowie durch die Spuren altheidnischer Vorstellungen, die sich neben dem Christlichen finden, zu den merkwürdigsten überresten der althochdeutschen Poesie gehört. Das Wort M., das im Gedicht selbst vorkommt, im altsächs. Heliand Mudspelli, in der nordischen Edda Muspell lautet, bedeutet soviel als Holzvernichter und ist poetische Umschreibung des Feuers, wie in der Edda die südl. Flammenwelt, von der der Untergang der Welt ausgeht, **Muspellheim** heißt. Vgl. Vetter, «Zum M. und zur german. Alliterationspoesie» (Wien 1872).

Muspratt (James), der Mitbegründer der chem. Großindustrie Großbritanniens und speziell der Urheber der engl. Sodafabrikation, geb. 12. Aug. 1793 zu Dublin, kam als Lehrling zu einem Droguisten seiner Vaterstadt. Im J. 1812 wollte er sein Glück in Spanien als Soldat in der Armee Wellingtons versuchen, es traf ihn aber dort nur Mißgeschick, und von allen Mitteln entblößt, ging er nach Lissabon und trat dort in die engl. Marine ein. Nach einigen Jahren Seedienst verließ er die Marine und kehrte nach Dublin zurück, wo er sich anfänglich mit einem Fabrikanten seltener chem. Präparate, Namens Abbott, associerte. Er ging dann nach England und begann 1822 in Liverpool zuerst gelbes Blutlaugensalz und andere chem. Präparate zu fabrizieren. Ein Jahr darauf, nachdem er Schwefelsäurekammern als Vorbedingung zur Fabrikation der Soda erbaut hatte, legte er seine Sodafabrik an, die anfangs nur Rohsoda, nach kurzer Zeit auch calcinierte Soda fabrizierte. Der Verbrauch an Soda nahm derart überhand, daß nicht nur die Mutterfabrik in Liverpool vergrößert werden mußte, sondern auch zwei andere Fabriken

zu St.-Helens und zu Newton angelegt wurden. Im Verein mit dem chem. Fabrikanten Tennant in Glasgow führte M. von 1839 an den Schwefelkies (Pyrit) an Stelle des sicil. Schwefels ein. Mit Justus von Liebig eng befreundet, errichtete M. 1846 eine Mineraldüngerfabrik, in der zum ersten mal Liebigs Ideen über die Pflanzenernährung ins praktische Leben übertragen werden sollten; wenngleich diese Fabrik nicht prosperierte und bald wieder aufgegeben wurde, so gab sie doch durch M.s Bemühungen den Anstoß zu der großartigen Fabrikation von künstlichem Dünger. M.s chem. Fabriken, von denen die eine sich in Liverpool, die zweite in Widnes, die dritte in Flint befindet, gehören zu den größten Englands und sind als Musterfabriken zu betrachten, an welche sich ein großer Teil der brit. und deutschen Industrie angelehnt hat. Von allen Geschäften zurückgezogen lebt M. in Seaforth-Hall bei Liverpool.

Von seinen vier Söhnen, die sämtlich zu der Fabrik in enger Beziehung stehen (James Sheridan M., geb. 8. März 1821, gest. 3. Febr. 1871; Richard M., geb. 13. Aug. 1822; Friedrich M., geb. 2. Febr. 1825, gest. 1873; Edmund Knowles M., geb. 6. Nov. 1833), widmeten sich drei dem Studium der Chemie unter Liebig in Gießen und München. Der bekannteste davon ist der älteste Sohn, James Sheridan M., der durch vielfache Arbeiten auf dem Gebiete der angewandten Chemie und insbesondere durch Herausgabe seines «Dictionary of chemistry» (2 Bde., Glasgow 1853; in Deutschland unter dem Titel: «Theoretische, praktische und analytische Chemie, in Anwendung auf Künste und Gewerbe, Encyklopädie der technischen Chemie», von Stohmann und Kerl, 3. Aufl., 7 Bde., Braunschw. 1873—80; 4. Aufl. 1885, verbreitet) einen in Fachkreisen hochgeschätzten Namen hinterlassen hat.

Mussaf (hebr.), d. i. Zusatz, heißt im Synagogenritual derjenige Teil der Liturgie, welcher dem Morgengebet angefügt wird. Auf Grund der Anschauung, daß die ehemaligen Opfer jetzt durch Gebete ersetzt werden, findet ein Mussafgebet an den Tagen statt, die nach 4 Mos. 28 und 29 durch ein Zusatzopfer ausgezeichnet werden.

Mussalamieh oder Messalamia, Stadt im ehemals ägypt. Sudân, auf den Ruinen des alten Arbadschin, zählt etwa 20000 E., liegt im Dâr-Sennaâr links am Bahr-el-Asrak oder Blauen Nil, etwa in der Mitte zwischen Chartûm und Sennaâr.

Mussartpaß, s. unter Thian-schan.

Musschenbroek, s. Muschenbroek.

Musselburgh, Stadt in der schott. Grafschaft Edinburgh, an der Südküste des Firth of Forth, an der Estmündung, 8 km östlich von der Hauptstadt, wohin eine Eisenbahn führt, hat Hafen und Seebad und zählt (1881) 7865 E.

Musselin (frz. mousseline, engl. muslin), nach der türk. Stadt Mossul genannt, wo dieses Gewebe zuerst verfertigt wurde, glatter, aus sehr feinem, schwach gedrehtem Garn (am häufigsten aus Gespinsten Nr. 60—100) lose gewebter, daher zarter und leichter Baumwollstoff. Für die feinern Sorten aus Nr. 100—200 wird öfters der Name Vapeur, für die allerfeinsten, aus Nr. 200—250, der Name Zephyr gebraucht. Schnürchenmusselin wird in der Weise hergestellt, daß in der Kette in gewissen Abständen voneinander dickere oder mehrfache Fäden angebracht werden. Wollmusselin ist ein dem M. ähnliches Gewebe aus reiner Wolle (Kammgarn) oder mit wollenem Einschlag und baumwollener Kette.

Musselinglas, Tafelglas mit durchsichtigem Muster auf mattem Grunde oder mattem Muster auf durchsichtigem Grunde. Nachdem das Glas als solches fertig ist, wird die betreffende Zeichnung in Email aufgetragen und eingeschmolzen, oder auch mittels des Sandstrahlgebläses hergestellt. Nach einem andern Verfahren wird das Glas mit einem mit Terpentinöl angemachten Gemenge von Knochenasche und einem Fluß von Borax und Kieselerde überpinselt. Nach dem Trocknen des Anstrichs legt man eine mit der ausgeschnittenen Zeichnung versehene Blech- oder Papierschablone darüber und bürstet aus den offenen Stellen den Anstrich heraus. Hierauf werden die Tafeln in einer Muffel rot geglüht, um die sitzen gebliebenen Teile anzuschmelzen. Man benutzt das M. zu Fensterscheiben, welche das Licht durchlassen, aber ein deutliches Hindurchsehen nicht gestatten sollen (Jalousieglas). Eine sehr feine, netzartige Zeichnung wird hervorgebracht, indem man straff angespannten Tüll auf die Glasplatte legt, dann den obigen Anstrich gibt, denselben nach Wegnahme des Tülls trocknen läßt und einbrennt; letztere Art der Verzierung kann auch durch Ätzen nachgeahmt werden.

Musseron (Mousseron), s. u. Marasmius.

Musset (Louis Charles Alfred de), berühmter franz. Dichter, geb. 11. Nov. 1810 zu Paris, beschäftigte sich mit Medizin, Jurisprudenz, Finanzwesen, Malerei, bis die romantische Richtung in der franz. Litteratur ihn zur Poesie hinzog. Von Victor Hugo und Ch. Nodier aufgemuntert, trat er mit einem Band Gedichte, «Les contes d'Espagne et d'Italie» (1830) auf, deren fahrlässige Haltung großen Anstoß erregte. Im J. 1832 erschien «Le spectacle dans un fauteuil», ein Buch voller Kontraste. Im J. 1833 begleitete er George Sand als «Sekretär» nach Italien; doch kam es bald zwischen beiden zum Bruch, über welchen George Sand nach M.s Tode in ihrem Roman «Elle et Lui» sich sehr undelikat verbreitete, was seinem Bruder Paul Edme de M. zu der Entgegnung «Lui et Elle» 1859 Veranlassung gab. Seit 1835 beginnen bei M. die reinern und ruhigern Affekte vorherrschend zu werden, vollends, nachdem er 1836 in seinem Roman «Les confessions d'un enfant du siècle» mit seinen Jugendverirrungen Abrechnung gehalten. Um 1840 stand er auf dem Höhepunkt seines Talents mit den vier Gedichten «Les nuits». Zur Begründung seines Ruhms trugen namentlich auch bei seine geist- und lebensvollen Proverbes und Komödien «Le caprice», «Le chandelier», «Les caprices de Marianne», «Il ne faut jurer de rien». M. starb 2. Mai 1857, nachdem er 1852 Mitglied der Französischen Akademie geworden war. Er hinterließ, außer den von seinem Bruder Paul Edme de M. (gest. 17. Mai 1880) in «Lui et Elle» benutzten biographischen Notizen, mehrere Gedichte und ein unvollendetes Drama, die in der Prachtausgabe seiner «Oeuvres» (10 Bde., Par. 1865—68; 2. Ausg., Par. 1876 fg.) mit abgedruckt sind. Eine Auswahl seiner lyrischen Dichtungen erschien in deutscher Übersetzung von Kertbeny (Berl. 1871). Als polit. Dichter that sich M. in nicht sehr glücklicher Weise hervor, indem er 1840 dem Beckerschen Rheinliede sein «Nous avons eu, votre Rhin allemand, Il a tenu dans notre verre» entgegensetzte.

Die Bibliothekarstelle des Ministeriums des Innern, welche er der Gunst seines Schulfreundes, des Herzogs von Orléans, verdankte, in der Februarrevolution verlor und durch Napoleon III. wieder empfing, war für ihn eine bloße Sinekure. Vgl. Ulfalvy, «Alfred de M. Eine Studie» (Lpz. 1870); Paul de Musset, «Alfred de M.» (3. Aufl., Par. 1877); Lindau, «Alfred de M.» (Berl. 1877).

Mußteil (Cibaria), die Hälfte der beim Tode des Ehemanns vorhandenen Speisevorräte, welche nach manchen Partikularrechten der Witwe gehört.

Mustagh, Gebirge in Asien, s. Karakorum.

Mustahfiz ist die Bezeichnung des türk. Landsturms, der nach dem Gesetz von 1880 sechs Jahrgänge der ausgeschiedenen, aber noch wehrpflichtigen Redifs (die Wehrpflicht währt 20 Jahre, davon 6 als Nizam, je 4 als Redif erster und zweiter Klasse, 6 als Landsturm) umfassen soll. Organisationsgemäß würde der Landsturm 300000 Mann stark sein, wozu noch die gesamte waffenfähige Mannschaft zwischen dem 20. und 40. Lebensjahre, welche sich in keiner der drei Wehrklassen befindet, mit etwa 40000 Mann tritt.

Mustair, der roman. Name des Dorfes Münster in Graubünden. [Prärien.

Mustangs (engl.), halbwilde Pferde in den

Mustapha, Sultane, s. Osmanisches Reich.

Mustapha (Kara), Großvezier Sultan Mohammeds IV., der Sohn eines Spahi, wurde von Mehemed Köprili erzogen und machte sich schon frühzeitig durch seine Grausamkeiten gegen die Christen berüchtigt. Nach Achmeds Tode wurde er 7. Nov. 1676 Großvezier. Als solcher erklärte er 3. März 1677 den Krieg an Rußland, welcher zu dem für die Pforte nachteiligen Waffenstillstand von Radzin 11. Febr. 1681 führte. Schließlich stürzte ihn der unglückliche Ausgang des Kriegs, den er 1682 gegen den Kaiser Leopold I. begann. Nachdem er Tököly, den Hauptrebellen in Ungarn, mit dem Königreich Ungarn belehen, drang er verheerend bis in die österr. Erblande vor. Am 14. Juli 1683 begann er mit 200000 Mann die Belagerung von Wien, das der Graf Starhemberg mit 10000 Mann verteidigte. Die Stadt war dem Fall nahe, als das Entsatzheer der Polen und Deutschen erschien und 12. Sept. 1683 den Feind vollständig schlug. M. entfloh mit den Trümmern seines Heeres nach Ungarn. Vor Raab ließ er den alten Ibrahim-Pascha, den Statthalter von Ofen, hinrichten, weil er zuerst die Flucht ergriffen, und wälzte nun in seinem Bericht an den Sultan alle Schuld auf diesen. Als aber bald darauf der Sultan die Nachricht von der 9. Okt. 1683 erfolgten Niederlage M.s bei Parkany und dem Verlust der Feste Gran erhielt, gewannen M.s Feinde die Oberhand, und der Oberstkämmerer, ein Zögling und Schützling M.s, wurde mit dem Befehl, den Kopf des Großveziers in Empfang zu nehmen, nach Belgrad gesendet. Am 25. Dez. 1683 wurde des Sultans Wille vollzogen.

Mustapha Bairaktar, s. Bairaktar.

Mustela, s. Marder.

Muster ist einesteils gleichbedeutend mit Probe, d. h. ein kleiner Teil einer Warenpartie, nach welcher eine größere Menge rücksichtlich ihrer Güte und Äußerlichkeit beurteilt werden soll; andernteils bedeutet es die Zeichnung, welche durch die Verschiedenartigkeit des Gewebes oder der sonstigen Manipulation (namentlich auch Pressung und Farbendruck) den gewebten, gewirkten, gestrickten, gehäkelten u. s. w. Waren erteilt wird. Im letztern Sinne ist der rechtmäßige Erwerber eines originellen M. gesetzlich alleiniger Eigentümer desselben, und sein Eigentumsrecht pflegt vor der Nachmachung und Nachahmung billigen Schutz zu finden. (S. Musterschutz.) M. heißen endlich alle Vorlagen, welche zur Kopie dienen, wie z. B. die Stickmuster zur Nachbildung mittels der Stickerei. Musterreisender wird derjenige Geschäftsreisende, besonders das Manufakturenfachs, genannt, der auf vorgezeigte M. (Proben) hin Bestellungen sammelt. Musterlager heißen die zur Ansicht für Käufer ausliegenden Warenproben, welche von Fabrikanten und Großhändlern an Mesorten und andern wichtigen Handelsplätzen gehalten werden.

Musterlager, s. unter Muster.

Mustermaschine, s. Dessinmaschine.

Musterrolle heißt die Urkunde, in welche von seiten des Seemannsamtes der wesentliche Inhalt der mit den einzelnen Mitgliedern der Mannschaft eines Seeschiffs abgeschlossenen Heuerverträge eingetragen wird. Die M. bleibt bis zur Beendigung der Seereise in der Verwahrung des Schiffers, welcher die etwaigen später angemusterten Schiffsleute durch ein Seemannsamt in die Rolle nachtragen läßt. Nach Vollendung der Reise und geschehener Abmusterung wird die M. von dem Seemannsamte des Abmusterungsortes dem Seemannsamte des Heimathafens eingeliefert.

Musterschneidemaschine, eine mechanische Vorrichtung, mittels deren man Tuche, Papier und ähnliche Materialien zu der Form länglicher Stoffproben zerschneidet.

Musterschule, soviel wie Normalschule.

Musterschutz heißt in der neuern Gesetzgebung das ausschließliche Recht des Urhebers eines neuen Warenmusters, dasselbe während einer bestimmten Schutzfrist zu reproduzieren. Dieses ausschließliche Recht erstreckt sich wie bei jeder andern Art des sog. geistigen Eigentums nur auf die mechan. Reproduktion, d. h. auf eine solche Wiederholung, bei welcher das ganze Muster vermittelst einer äußern Vorrichtung, wie z. B. das Weben, Drucken, Pressen u. s. w., auf einmal dargestellt und beliebig oft wiederholt werden kann. Der M. erstreckt sich darum nicht auf solche Gewerbe, bei welchen in der Wiederholung des Musters die gleiche Thätigkeit angewendet werden muß wie bei der Hervorbringung des Originals. Das Muster im engern Sinne ist eine Zeichnung, welche durch ein mechan. Verfahren auf einem Fabrikat ausgeführt werden soll. Im weitern Sinne werden unter Warenmuster auch solche Formen verstanden, welche nicht auf der Ware als Zeichnung, sondern in der Gestalt der Ware selbst reproduziert werden sollen, so z. B. die Muster an Gläsern, Bechern, Tellern u. dgl., d. h. deren körperliche Formen. Man unterscheidet dem entsprechend in der Gesetzgebung über den M. zwischen den Zeichenmustern für Gewebe, Tapeten u. s. w., und den Formenmustern oder Modellen für die tektonischen Gewerbe.

Der Ursprung des M. ist auf England und Frankreich zurückzuführen, wo derselbe zu gleicher Zeit (im J. 1787), und zwar zunächst nur für Muster von Geweben, eingeführt wurde. Nachdem der M. über diese Beschränkung hinausgehend auf das ganze vorhin bezeichnete Gebiet, in Frankreich durch die Praxis, in England durch die neueste Gesetzgebung, ausgedehnt worden, wurde er neuer-

dings auch in andern Staaten, namentlich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Österreich, Rußland und seit dem 1. April 1876 auch in Deutschland eingeführt. Indessen sind die verschiedenen Gesetzgebungen in den einzelnen Punkten wenig übereinstimmend. Allgemein wird für die Erwerbung des ausschließlichen Rechts die Hinterlegung der Warenmuster verlangt; die Dauer des M. ist in Frankreich unbegrenzt, in den übrigen Staaten verschieden, entweder nach der Wahl des Erfinders (so in Nordamerika, Rußland, Österreich) oder nach verschiedenen Klassen von Waren (so in England) bemessen. In Bezug auf die Eingriffe in die ausschließliche Benutzung des Warenmusters stellen die neuern Gesetzgebungen in England und Österreich den Grundsatz auf, daß nur die wissentliche und betrügerische Nachahmung des fremden Musters Strafe nach sich zieht. In Frankreich dagegen findet die Strafe der Konfiskation auch ohne diese Voraussetzung statt.

In Deutschland ist der M. durch das Reichsgesetz, betreffend das Urheberrecht an Mustern und Modellen, vom 11. Jan. 1876 eingeführt worden. Danach steht das Recht, ein gewerbliches Muster oder Modell ganz oder teilweise nachzubilden, dem Urheber desselben ausschließlich zu. Als Muster und Modelle im Sinne des Gesetzes werden nur neue und eigentümliche Erzeugnisse angesehen. Die freie Benutzung einzelner Motive eines Musters oder Modells ist als Nachbildung nicht anzusehen. Bei solchen Mustern und Modellen, welche von den in einer inländischen gewerblichen Anstalt beschäftigten Zeichnern, Webern, Bildhauern u. s. w. im Auftrag oder für Rechnung des Eigentümers der gewerblichen Anstalt angefertigt werden, gilt der letztere, wenn durch Vertrag nichts anderes bestimmt ist, als der Urheber der Muster und Modelle. Das Recht des Urhebers geht auf dessen Erben über. Der M. erstreckt sich ausschließlich auf die im Inlande verfertigten Erzeugnisse, gleichviel ob dieselben im Inlande oder im Auslande verbreitet werden. Ausländische Urheber, welche im Gebiete des Deutschen Reichs ihre gewerbliche Niederlassung haben, genießen für ihre im Inlande verfertigten Erzeugnisse den Schutz des Gesetzes. Im übrigen richtet sich der Schutz der ausländischen Urheber nach den bestehenden Staatsverträgen. Zur Erwerbung des Musterrechts ist außer der Hervorbringung noch die förmliche Erklärung des Urhebers erforderlich. Letzterer genießt den Schutz gegen Nachbildung nur dann, wenn er das Muster zur Eintragung in das Musterregister angemeldet und ein Exemplar oder eine Abbildung des Musters u. s. w. bei der mit der Führung des Musterregisters beauftragten Behörde niedergelegt hat. Die Anmeldung und Niederlegung muß erfolgen, bevor ein nach dem Muster oder Modell gefertigtes Erzeugnis verbreitet wird. Die Eintragungen in das Musterregister werden ohne vorherige Prüfung der Originalität des hinterlegten Musters oder der Berechtigung des Antragstellers bewirkt. Die Schutzfrist wird nach Wahl des Urhebers auf ein bis drei Jahre vom Tage der Anmeldung gewährt. Der Urheber ist berechtigt, entweder gleich bei der Anmeldung oder vor Ablauf der gewählten Schutzfrist die Verlängerung der Schutzfrist bis auf höchstens 15 Jahre zu verlangen. Für jede Eintragung und Niederlegung eines einzelnen Musters oder eines Musterpackets wird, insofern die Schutzfrist auf nicht länger als drei Jahre beansprucht wird, eine Gebühr von 1 Mark für jedes Jahr erhoben, die sich bei längerer Dauer des Schutzes erhöht. Vgl. Landgraf, «Musterrecht und M.» (Lpz. 1875); Klostermann, «Die Patentgesetzgebung aller Länder nebst den Gesetzen über M. und Markenschutz» (2. Aufl., Berl. 1876); Dambach, «Das Musterschutzgesetz vom 11. Jan. 1876 erläutert» (Berl. 1876).

Musterung heißt die periodische Besichtigung der Truppenabteilungen zu dem Zwecke, zu untersuchen, ob sie vollzählig, gesund und dienstfähig, vorschriftsmäßig bekleidet und ausgerüstet und stets mit den ihnen gebührenden Kompetenzen versehen worden sind. Im deutschen Heere werden die sog. ökonomischen Musterungen durch eine Kommission abgehalten, die aus einem höhern Truppenbefehlshaber und einem Intendanturbeamten besteht.

Musterung heißt auch der Teil des Ersatzgeschäfts im Deutschen Reiche, welcher die vorläufige Rangierung der Militärpflichtigen für die Aushebung bezweckt. Die Ersatzkommission bereist dazu die Musterungsorte des Aushebungsbezirks; die Militärpflichtigen werden einzeln vorgestellt, körperlich untersucht und gemessen, ihre Reklamationen geprüft, demnächst erfolgt ihre Rangierung nach folgenden Kategorien: Auszuschließende, Auszumusternde, an die Ersatzreserve zu Überweisende, in einen bestimmten Truppenteil Einzustellende.

Musterweberei, s. unter Weberei.

Musterwirtschaften nennt man landwirtschaftliche Anstalten oder Betriebe, welche sich durch in jeder Hinsicht vorzügliche Einrichtung und Leitung auszeichnen und somit zur Nachahmung dienen. Von einer M. verlangt man, daß sie nach einem System eingerichtet, und dieses in allen Einzelheiten auf solche Weise durchgeführt werde, wie es die vorteilhafteste Benutzung der bewirtschafteten Fläche erfordert. Es gehört mithin dazu ein musterhaftes System und ein rentabler Betrieb.

Musterzeichner nennt man diejenigen, welche sich mit der Erfindung und Aufzeichnung von Gegenständen der verschiedensten Art beschäftigen, die alsdann den Verfertigern von Gegenständen des häuslichen Bedarfs und täglichen Lebens bei der Fabrikation zum Muster dienen. Besonders werden dergleichen Zeichnungen für die Erzeugnisse der Weberei, Stickerei, Tapeten- und Zeugdruck u. dgl. gebraucht. In Frankreich bestehen zu Paris und Lyon eigene Schulen für den Unterricht in dieser Fertigkeit, welche man Dessinateurschulen nennt. Ebenso sind dergleichen Schulen (teils selbständig, teils in Verbindung mit Webschulen) in Preußen, Sachsen, Österreich u. s. w. eingerichtet, neuerdings zu vollständigen Kunstgewerbschulen erweitert worden. Soweit die Mode auf diesem Gebiete herrscht, hat Paris immer den Ton angegeben; wo aber in Deutschland die Beschäftigung mit der Mustererfindung aufstanden, hat sie Vortreffliches, von künstlerischem Geiste Erzeugtes geleistet. So war Berlin eine Zeit lang ein Hauptstapelplatz für Stickmuster. Nicht unbedeutend war die Anregung, welche Schinkel zu dergleichen Arbeiten gab. Karl Böttticher gab in seiner «Dessinateurschule» (Berl. 1839) eine Sammlung von selbsterfundenen, sehr geschmackvollen Mustern für Kattundruck heraus. Adolf Schröder veröffentlichte «Muster für Schnurstickerei» (Frankf. a. M. 1851).

Musterschar (d. h. Rat), Titel des türk. Ministers des Innern, s. unter Vezier.

Muſtie, ſ. unter Juſtie.

Muſtimeter, ſ. Gleukometer.

Muſtoxydis (Andreas), neugriech. Gelehrter, geb. 18. Jan. 1785 in Korfu, ſtudierte erſt die Rechte, dann Philologie in Italien und wurde in Folge der Schrift «Noticie per servire alla storia Corcirese dai tempi eroici fino al secolo XII» (1804) vom Senat der Joniſchen Inſeln zum Hiſtoriographen ernannt. Später veröffentlichte er «Illustrazioni Corciresi» (2 Bde., Mail. 1811—14). Im J. 1820 wurde er Attaché der ruſſ. Geſandtſchaft in Turin, 1828 vom Grafen Kapodiſtrias nach Griechenland gerufen und mit der Organiſation der Unterrichtsanſtalten betraut. Nach der Ermordung des Präſidenten kam er nach Korfu zurück, wo er Unterrichtsarchont wurde und 29. Juli 1860 ſtarb. Von ſeinen Arbeiten ſind noch hervorzuheben die Überſetzung des Herodot in ital. Sprache und «Delle cose Corciresi» (Korfu 1848).

Muſurus Paſcha (Konſtantin), türk. Diplomat, geb. 1807 zu Konſtantinopel, begann ſeine Carrière als Sekretär des ſpätern Fürſten von Samos, Stefanaki Veg Vogorides (Vater des Aleko Paſcha von Oſtrumelien), deſſen Schwiegerſohn er wurde. Im J. 1817 hatte er die Pforte als Geſandter beim Hofe von Athen zu vertreten und 1848 wurde er Pfortengeſandter in Wien, von wo er ſich 1851 nach London begab. Hier vertritt er ſeitdem mit vieler Gewandtheit die Intereſſen der Pforte; 1856 erhielt er den Rang eines Botſchafters und den Paſchatitel.

Mut., bei naturwiſſenſchaftlichen Namen Abkürzung für Mutis (José Celeſtino).

Mutae (ſtumme, nämlich Konſonanten) iſt bei den alten Grammatikern der Name für eine Klaſſe der Konſonanten, griech. k g ch, t d th, p b ph; dieſen gegenüber ſtellten ſie die liquidae (flüſſigen): l m n r s. Die neuere Lautlehre braucht den Ausdruck «ſtumm» von Konſonanten in einem andern Sinn, ſ. Konſonanten und Laut.

Mutabel (lat.), veränderlich.

Mutanabbi, ſ. Motenebbi.

Mutation (lat.), Veränderung, Wechſel, beſonders Stimmwechſel bei Eintritt der Pubertät. — In der mittelalterlichen Muſik Syſtem der Benennung der Töne, ſ. Solmiſation.

Mutatis mutandis (lat.), mit Veränderung des zu Verändernden, mit oder nach den erforderlichen Abänderungen.

Mutato nomine de te fabula narratur (lat.), «mit verändertem Namen wird die Geſchichte von dir erzählt», d. h. gilt von dir, paßt auf dich, Citat aus Horaz' «Satiren» (I, 1, 69 und 70).

Mutazismus (lat.), jene Art des Stotterns, bei welcher die Lippenbuchſtaben m, b, p nicht ausgeſprochen werden können.

Muten, Mutung nennt man das Anſuchen um Verleihung des Bergwerkseigentums in einem gewiſſen Felde bei der Bergbehörde. Der Mutung geht das Schürfen voraus, d. h. das Aufſuchen der verleihbaren Mineralien, wozu ein Schürfſchein nötig iſt. Nach dem preuß. Berggeſetz muß die Mutung in zwei gleichlautenden Exemplaren einer ſchriftlichen Eingabe oder mündlich zu Protokoll eingelegt werden. Sie muß den Namen und Wohnort des Muters, die Bezeichnung des begehrten Minerals, des Fundpunktes, ſowie des begehrten Feldes unter Beifügung eines Situationsplans und den dem Bergwerk beizulegenden Namen enthalten. — Im Lehnrecht heißt M. die Lehnserneuerung nachſuchen. Es mußte dies ſowohl beim Tode des Lehnsherrn als des Vaſallen geſchehen. Verſäumnis der M. binnen Jahr und Tag war ein Lehnsfehler, der den Verluſt des Lehns zur Folge hatte. (Vgl. Bergrecht, Bd. II, S. 825a.)

Mutesarrif (arab.), in der Türkei Gouverneur eines Sandſchals.

Muther (Joh. Georg Theod. Albr. Aut.), hervorragender Romaniſt, geb. 15. Aug. 1826 zu Rottenbach in Sachſen-Coburg, ſtudierte in Jena und Erlangen die Rechte und habilitierte ſich Oſtern 1853 in Halle als Privatdocent für röm. Recht und Civilprozeß. M. wurde 1856 als außerord. Profeſſor nach Königsberg berufen, 1859 daſelbſt zum ord. Profeſſor ernannt, kam 1863 in gleicher Eigenſchaft nach Roſtock und wurde 1872 als Profeſſor des röm. Rechts und Oberappellationsgerichtsrat nach Jena berufen.

Von ſeinen Schriften ſind die hauptſächlichſten «De origine processus provocatorii ex lege diffamari» (Erlangen 1853), «Die Gewiſſensvertretung im gemeinen deutſchen Recht» (Erlangen 1860), «Aus dem Univerſitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation» (Erlangen 1866), «Zur Geſchichte des röm.-kanoniſchen Prozeſſes» (Roſt. 1872), «Joannis Urbach processus judicii» (Halle 1873), «Zur Geſchichte der Rechtswiſſenſchaft und der Univerſitäten in Deutſchland» (Jena 1876). Mit Bekker und Stobbe gab er «Das Jahrbuch des gemeinen deutſchen Rechts» (6 Bde., Lpz. 1857—62) heraus.

Mutieren (lat.), verändern, wechſeln (beſonders die Stimme); davon Mutation (ſ. d.).

Mutilation (lat.), Verſtümmelung.

Mutina, alter Name der Stadt Modena (ſ. d.).

Mutinenſiſcher Krieg, ſ. Modena (Stadt).

Mutis (José Celeſtino), ſpan. Naturforſcher, geb. 6. April 1732 zu Cadiz, bereiſte Neugranada, gründete in Santa-Fé de Bogota ein naturhiſtor. Inſtitut und ſtarb 11. Sept. 1808. M. iſt der Entdecker des Chinarindenbaums.

Mutla, Hafenplatz in Oſtindien, ſ. Canning.

Mutſchierung bedeutet im Lehnrecht und Stammgutsrecht die thatſächliche Teilung der Nutzungen und des Beſitzes eines Lehn- oder Stammgutes unter mehrern zur Erbfolge Berechtigten, ohne daß die Einheit des Gutes und des Rechts der Familie an demſelben aufgehoben wurde. Trat das letztere ein, ſo nannte man dies eine That- (oder Tod-) Teilung. Zu einer Zeit, in welcher die Primogeniturordnung noch nicht allgemein durchgedrungen war, bot die M. ein Mittel, um die Zerſplitterung der Territorien und Familienbeſitzungen abzuwenden und deren Wiedervereinigung bei dem Ausſterben einzelner Linien oder Zweige zu ſichern, ohne daß das gleichmäßige Erbrecht aller Söhne oder Brüder verletzt wurde.

Mutter, ſoviel wie Gebärmutter (ſ. d.).

Mutter oder Schraubenmutter (frz. écrou, engl. nut), bei einer Schraube der Hohlcylinder mit inwendigem Gewinde. (S. unter Schraube.)

Mutterbänder, ſ. unter Cierſtock und Gebärmutter.

Mutterbiene (Königin), ſ. unter Biene.

Mutterbohrer, ſ. Gewindebohrer.

Muttergut, ſ. unter Mutterteil.

Mutterhalter, ſ. unter Gebärmutterkrankheiten, Bd. VII, S. 608b.

Mutterharz, ſ. Galbanum.

Mutterhefe, s. unter Kunsthefe.

Mutterhering, s. unter Alse.

Mütterholz, Gemeinde im elsaß-lothring. Bezirke Oberelsaß, Kreis Schlettstadt, 6 km östlich von Schlettstadt an der Zembs, besteht aus den beiden Weilern Enwayer und Nieder-Rathsamhausen und zählt (1880) 2084 meist prot. E.

Mutterkirche heißt von den Kirchen mehrerer Ortschaften, die eine gemeinschaftliche Parochie bilden, die Kirche des Orts, wo der Pfarrer wohnt.

Mutterkoller, s. unter Koller.

Mutterkorn (Claviceps purpurea *Tul.*, früher Secale cornutum oder Clavus secalis der Apotheker) nennt man schwarzviolette, oft gebogene, hornartige Körper, welche aus den Spelzen der reifenden Roggenähren hervorstehen und wie abnorm vergrößerte, ausgewachsene Roggenkörner aussehen. Ganz ähnliche, nur kleinere Mutterkörner beobachtet man bisweilen auch bei Weizen, Spelz, Gerste, sowie es wahrscheinlich keine Gramineen- und Cyperaceengattung gibt, welche die Bildung des M. gänzlich ausschlösse. Alle Mutterkörner sind im Innern weiß und mehlig, auswendig oft bläulich bestäubt, an der Spitze zusammengeschrumpft und mit einem bräunlichen, trockenen Mützchen versehen, der Länge nach unregelmäßig gefurcht oder grubig, anfangs weich, fast schmierig, und am Grunde innerhalb der wie mit Öl getränkt aussehenden Spelzen von einem zähen, ekelhaft süß schmeckenden Schleim umgeben, zuletzt hart, hornig und trocken. Über die Bildung des M., welches sich besonders in feuchtwarmen Sommern reichlich zu entwickeln pflegt, ist viel gefabelt worden. Erst die Untersuchungen Léveillés, Tulasnes und vor allem Jul. Kühns klärten die Bildung, Vermehrung und Fortpflanzung des M. vollständig auf. Hiernach ist der Vorläufer des M. die als Honigtau bekannte Erscheinung. Um die Blütezeit der Gräser dringt eine klebrige, übelriechende, widerlich süße, zähe Flüssigkeit zwischen den Spelzen hervor, welche von mikroskopischen länglichen Sporen wimmelt und von einem schimmelartigen Pilzmycelium ausgeschieden wird, das den Fruchtknoten der Blüte überzieht, als selbständiger Pilz betrachtet und Sphacelia segetum genannt wurde, jedoch nur eine der drei Entwickelungsformen der Claviceps ist, derjenigen nämlich, welche den Pilz im Sommer von einer Pflanze auf die andere überträgt.

Durch die Ausbildung dieses nach oben wachsenden Pilzkörpers wird das Roggenkorn meist gänzlich zerstört; höchst selten bleibt ein Teil, meistens die Narbe, erhalten, der dann dem fertigen M. aufgepflanzt erscheint. Allmählich verändern sich nun die diesen Körper zusammensetzenden Myceliumfäden, und zwar vom Grunde aus, indem dieselben sich stark vermehren und zu einem dichten Gewebe, einem Pseudoparenchym, sich verschlingen. Die äußern umwachsen den Pilzkörper der Sclerotien und bilden, eine violette Farbe annehmend, die Rinde des M. Durch die Umbildung der Myceliumfäden wird die ursprüngliche Pilzbildung nach der Spitze des nunmehr fertigen M. gedrängt und erscheint hier als das schon erwähnte Mützchen. Die Mutterkörner fallen endlich aus den Spelzen heraus und gelangen so auf und in die Erde, oder beim Ausdreschen unter die gesunden Körner. Aus den in den Boden gekommenen wachsen im nächsten Frühling kleine Pilze hervor, welche auf einem purpurroten oder violetten Stielchen ein bräunliches Köpfchen tragen. In letzterm finden sich flaschenförmige Vertiefungen, welche zahllose mikroskopische Schläuche mit fadenförmigen Sporen enthalten, die zuletzt durch feine Öffnungen an der Oberfläche des Köpfchens entweichen. Dieser neue, von Tulasne als Claviceps purpurea beschriebene Pilz ist die vollkommenste Form des Mutterkornpilzes; seine Sporen vermögen, wenn sie in die Blüten eindringen und dann feuchtes Wetter herrscht, zu keimen und entwickeln dann sofort das Honigtau ausscheidende Mycelium des Sclerotium. Die Mittel gegen das Auftreten dieser Pilzkrankheit bestehen hauptsächlich in der Vernichtung der Sclerotien, sowohl der beim Dreschen und Reinigen des Getreides erhaltenen, welche in die Jauchegrube zu werfen sind, als auch der auf den Gräsern befindlichen, welche an den Rändern des Ackers, den Wege- und Grabenrainen wachsen. Frühzeitiges Mähen des Roggens, um das Ausfallen des Mutterkorns zu verhüten, sowie sorgfältiges Mähen der wildwachsenden Gräser in der Nähe des Feldes lassen das M. am besten beseitigen. Vgl. Kühn, «Untersuchungen über die Entwickelung, das künstliche Hervorrufen und die Verhütung des M.» (Halle 1863).

Das M. des Roggens wirkt in irgend erheblichen Gaben als heftiges, scharf narkotisches Gift. Der wiederholte Genuß von Brot, welches aus mutterkornhaltigem Mehl gebacken wurde, und das an seiner bläulichen Farbe, einem eigentümlichen Geruch und einem scharfen, bittern Geschmack kenntlich ist, ruft je nach der Menge des Mutterkorngehalts zwei gefährliche Krankheiten hervor, die man unter dem Namen Ergotismus (von Ergota, Mutterkorn) oder Mutterkornvergiftung zusammenfaßt und die im Mittelalter Antoniusfeuer genannt wurde. (S. Kriebelkrankheit.) Die im M. wirksamen Bestandteile sind zwei Alkaloide, Ergotin und Ekbolin, ferner eine Säure, Ergotsäure; außerdem enthält es die Zuckerart Mycose, ein Harz, Trimethylamin und ein fettes Öl, das Mutterkornöl. Die Anwesenheit eines selbst geringen Gehalts an M. im Mehl ist leicht nachweisbar durch Alkohol und Schwefelsäure. Man entfettet das Mehl durch Auskochen mit Spiritus, schüttelt die Probe mit reinem Alkohol und fügt nach dem Absetzen einige Tropfen verdünnter Schwefelsäure hinzu. Rötung der Flüssigkeit zeigt das Vorhandensein von M. an. Erwärmt man ferner mutterkornhaltiges Mehl mit Kalilauge, so entsteht ein lange anhaltender Geruch nach Heringen oder alter Seife. Das M. wird auch in der Heilkunde benutzt, indem das Ergotin anhaltende Kontraktion der Blutgefäße und gewisser organischer Muskelfasern, insbesondere der Gebärmuttermuskulatur hervorruft, weshalb es gegen profuse Blutungen verschiedener Organe und in der Geburtshilfe zur Verbesserung der Wehenthätigkeit benutzt wird. Von der letztern Anwendungsweise stammt auch der Name des Pilzkörpers.

Mutterkornbrand und **Mutterkornvergiftung**, s. Kriebelkrankheit.

Mutterkrampf, s. Kriebelkrankheit.

Mutterkränze, s. Gebärmutterkrankheiten, Bd. VII, S. 608b.

Mutterkraut, Pflanzenart, s. Parthenium.

Mutterkuchen, s. Placenta.

Mutterlauge ist die nach der Kristallisation von Salzen verbleibende Flüssigkeit, die entweder durch weiteres Verdampfen eine neue Kristallisation

des gelösten Salzes gibt, oder bei Anwesenheit fremder, das zu gewinnende Salz begleitender Stoffe beseitigt wird, um letztere abzuscheiden. Bisweilen werden die M. Gegenstand besonderer Industriezweige, so die mancher Salinen.

Mutterlehre, s. unter Lehre (Werkzeug).

Muttermal (Naevus maternus, Macula materna), Name verschiedener Arten von angeborenen, örtlich begrenzten, durch Farbeveränderung oder Hervorragung über die Oberfläche sich kundgebenden bleibenden Fehlern der Haut. Sie zerfallen nach ihrem anatomischen Charakter in bloße Flecken, die sich in der Haut befinden und entweder aus Farbstoffablagerungen (Chloasmata, Melasmata, und zwar die großen: Pigmentmale, naevi spili, die kleinen: Leberflecke, lentigines) oder aus Gefäßnetzen (Feuer- und Brandmale, naevi vasculosi) bestehen, ferner in über die Haut sich erhebende Gefäßwucherungen (Angiome, telangiectasiae) und in hervorstehende Degenerationen des Fettzellgewebes der Haut, z. B. Warzen, Balggeschwülste u. s. w. Manche dieser M. bleiben immer so groß, wie sie bei der Geburt waren, andere nehmen mit der fortschreitenden Entwickelung des ganzen Körpers zu. Während die einfachen Pigmentmale niemals Gefahr bringen, können die Feuermale durch unvorsichtiges Öffnen zu bedenklichen Blutungen Anlaß geben und die geschwulstartigen M. durch ihr Wachstum andere Organe beeinträchtigen. Daher wendet man zu ihrer Entfernung vielerlei Methoden an, besonders Abbindung, Ätzung mit Höllenstein, rauchender Salpetersäure, Galvanokaustik u. s. w.

Muttermund, s. unter Gebärmutter.

Mutterpflaster (Emplastrum matris fuscum), s. unter Bleipflaster.

Mutterplage, s. Hysterie.

Mutterrecht nennt man einen namentlich bei wilden Völkern oder in prähistorischen Zeiten nachgewiesenen Zustand, wonach die Verwandtschaft durch Mütter das einzige Familienband bildete, während die Vaterschaft ursprünglich keine oder nur eine untergeordnete Rolle spielte. Vgl. Bachofen, «Das M.» (Stuttg. 1861); Dargun, «Das M. und Raufehe» (Bresl. 1883).

Mutterscheide, s. unter Geschlechtsorgane.

Mutterspiegel, s. unter Gebärmutterkrankheiten.

Mutterstaupe, soviel wie Hysterie.

Mutterteil ist alles, was die Kinder aus dem Nachlasse der Mutter empfangen, besonders wenn ihr Vater als Ehegatte der Verstorbenen unter den Miterben auftritt. Unmündigen wird dann ein Vormund bestellt, dessen Verwaltung jedoch, nachdem der M. ausgemittelt ist, für die Regel zugleich mit dem Nießbrauche an diesem Vermögen auf den Vater übergeht.

Muttergut dagegen sind alle von der Mutter oder der Mutterseite her erworbenen Gegenstände, auf die das röm. Recht erst in spätester Zeit den Kindern ein Erbrecht gewährte. Im gemeinen deutschen Recht trat der Unterschied solchen Mutterguts (bona materna) gegenüber dem Vatergut (bona paterna) hervor, teils in dem Erbrecht von consanguinei, welche das Vatergut erhielten, während uterini das Muttergut empfingen; teils, nach Vorgang des Schwabenspiegels, in einzelnen Rechtsgebieten darin, daß bei kinderlosem Ableben von Eheleuten das jus recadentiae, Fallrecht, galt, demzufolge das vom Vater stammende Vermögen den Verwandten der Vaterseite, das von der Mutter stammende denen der Mutterseite zufiel.

Mutterwut, soviel wie Nymphomanie.

Mutual (neulat.), gegenseitig, wechselseitig; Mutualität, Gegenseitigkeit, Wechselseitigkeit.

Mutualismus ist das Prinzip einer gemäßigt sozialistischen Schule, welche eine billige Gegenseitigkeit anstatt des rücksichtslosen Konkurrenzkampfes und der Ausbeutung des Schwachen durch den Starken in die gesellschaftlichen Beziehungen einführen will. Zunächst sollen die Arbeiter selbst durch eine diesem Prinzip entsprechende Gesinnung zu der Klassensolidarität gelangen, ohne welche sie ihre Stellung zum Kapital nicht dauernd verbessern können. Es sollen freie Produktions-, Kredit- und Konsumtionsgenossenschaften geschaffen werden, die sich gegenseitig in die Hände arbeiten. Außerdem verlangt der M. eine möglichst ausgedehnte Anwendung der Versicherung auf Gegenseitigkeit für den Fall der Krankheit, der Invalidität, der Arbeitslosigkeit u. s. w. Der Ausdruck kommt zuerst vor als Name einer gewerkvereinsartigen Verbindung in Lyon (le Mutuellisme), deren Arbeitseinstellung 1831 zu blutigen Ereignissen Anlaß gab. Später vertrat namentlich Proudhon den mutualistischen Standpunkt und teils auf ihn, teils auf A. Comte stützten sich dann die jüngern, im ganzen wenig zahlreichen Anhänger dieser Richtung, wie Tolain, Limousin, Finance u. s. w.

Mutualismus (zoologisch) nennt man die nicht seltene Erscheinung, daß Tiere und Tiere oder Tiere und Pflanzen in gewisse Beziehungen treten, von denen beide Teile Nutzen haben. Der M. kann in sehr verschiedenen Graden ausgebildet sein, indem beide Teile körperlich weiter nicht durch ihn beeinflußt werden, oder die Körpergestalt erleidet, obwohl beide Teile nicht vollkommen aneinander gebunden sind, entsprechende Umbildungen, oder endlich, und diese Stufe führt zum Schmarotzertum, beide sind so aufeinander angewiesen, daß der eine Teil sogar im Körper des andern haust. Aber auch abgesehen davon sind die gegenseitigen Beziehungen sehr verschieden, so sucht ein Schwacher Schutz in der Nähe des Starken, dem er seinerseits, durch bessere Sinnesorgane ausgestattet, das Nahen eines Feindes verrät; dies ist der Fall zwischen Pfau und Tiger in Indien und zwischen Hokko und Puma in Südamerika. Andere Schwache bieten Starken in Gestalt von besondern Sekreten ihres Körpers Leckerbissen, so die Blattläuse den Ameisen. Wieder andere mit kräftigen Waffen (Nesselorganen) ausgestattete, aber sehr langsame Geschöpfe siedeln sich auf weniger kräftige, aber hurtige an, diese profitieren von den Waffen jener, jene von der schnellern Ortsveränderung dieser; ein Verhältnis, das zwischen See-Anemonen (Aktinien) und Krebsen vorkommt. Häufig vermitteln Tiere die Vermehrung von Pflanzen, die jenen Nahrung dafür bieten; Blumen und Insekten, auch einige Vögel (Kolibris) sind in dieser Hinsicht oft wundervoll aneinander angepaßt. Daß Blumen Duft, lebhafte Farben und Honig erworben haben, geschah nur zum Anlocken der Insekten, besonders der Hautflügler und Schmetterlinge, die ihrerseits wieder geeignete Apparate erwarben, den befruchtenden Pollen von Blume zu Blume zu tragen. Auch die schöne Färbung, der oft herrliche Geruch und der liebliche Geschmack vieler Früchte ladet Vögel und Säugetiere zum Genuß ein; bei oder nach dieser Gelegenheit werden die

Kerne und Samen zerstreut, die Pflanzen vergrößern ihre Verbreitungsbezirke. Gewisse Vögel suchen andern Tieren lästige Schmarotzer als geschätzte Nahrung ab; so ist unser Star bei den Schafen, ein ägypt. Kiebitz bei den Krokodilen ein stets willkommener Gast. Am weitesten geht aber das Verhältnis zwischen einzelligen Algen (Zoochlorella, Zooxanthella) und einigen Wassertieren, gelegentlich z. B. dem Süßwasserschwamm (Spongilla), einigen Würmern, Infusorien und Wurzelfüßern. Die Algen sind im Stande, organische Substanz zu assimilieren und Sauerstoff abzuscheiden, die betreffenden Tiere leben aber wie alle Tiere von organischer Substanz und atmen Sauerstoff, beide werden ihnen, als Mietzins gleichsam, von den in ihren Körpern, als in bequemen Wohnungen, hausenden Algen zugeführt. Man hat diese Art des M. besonders als Symbiose bezeichnet. Über M. schrieben namentlich F. Müller («Blumen und Insekten»), Geza Entz, Brandt («Algen und Tiere») und O. Hertwig (über das ganze Gebiet).

Mutuell (frz.), soviel wie Mutual (s. d.).

Mutung, s. unter Muten.

Mutuum (lat.), Darlehn.

Mützen, polit. Partei in Schweden, s. u. Hüte.

Mutzig, Stadt im elsaß-lothring. Bezirk Unterelsaß, Kreis Molsheim, liegt 3 km westlich von Molsheim, an der Breusch, Station der Linie Straßburg-Rothau der Elsaß-Lothringer Eisenbahnen, hat eine Eisenwaren- (früher Waffen-)Fabrik und zählt (1880) 2658 meist kath. E.

Mutzschen, Stadt in der sächs. Kreis- und Amtshauptmannschaft Leipzig, hat ein Schloß und zählt (1880) 1600 E. In der Nähe werden die sog. Mutzschener Diamanten (Achatkugeln mit Quarz) gefunden.

Muzo, Wallfahrtsort in Boyacá (s. d.), einem der Vereinigten Staaten von Columbia.

Muzzarelli (Adele), Vaudeville-Sängerin, Gattin des Komikers Fritz Beckmann (s. d.).

Mwutan-N'zige oder Albert-Nyanza, s. unter Nyanza.

My..., häufig in Zusammensetzungen aus dem Griechischen, kommt (in mediz. und naturwissenschaftlichen Ausdrücken) entweder von μῦς, d. h. Maus und Muskel, oder von μύκης, Pilz, oder von μυελός, Mark, speziell Rückenmark, oder von μῦκος (resp. μύξα), Schleim, oder von μύω, die Augen schließen, blinzeln, oder von μυῖα, Fliege.

Myalgie (grch.), Muskelschmerz.

Myasthenie (grch.), Muskelschwäche.

Mycelium, s. unter Pilze.

Mycetes (lat.), Pilze.

Mycetologie (Mykologie, grch.), Kenntnis der Pilze, Pilzkunde.

Myocecidien, s. u. Gallen (Pflanzengallen).

Mycoderma, s. Kahm.

Myconius (Friedr.), eigentlich Mekum geheißen, Luthers Freund und Mitarbeiter, geb. 26. Dez. 1490 zu Lichtenfels in Franken, trat 1510 in das Franziskanerkloster zu Annaberg, von wo er in das Kloster zu Leipzig und 1512 in das zu Weimar versetzt wurde. Hier wurde er 1516 zum Priester geweiht, schloß sich 1517 Luther an, wurde deshalb von seinen Ordensgenossen hart bedrängt, floh 1524 nach Zwickau und kam in demselben Jahre als Prediger nach Gotha. Hier erwarb er sich durch Einrichtung des evang. Kirchen- und Schulwesens hohes Ansehen. Er starb 7. April 1546. Vgl. Ledderhose, «Friedrich M.» (Gotha 1854); Meurer, «Friedrich M.' Leben» (in «Altväter der luth. Kirche», Bd. 4, Lpz. 1864).

Myconius (Oswald), Zwinglis Freund und Mitarbeiter, eigentlich Geishüsler geheißen, geb. 1488 zu Luzern, studierte in Bern und seit 1510 in Basel. Hier wurde er mit Zwingli befreundet und verwaltete mehrere Schulämter. Im J. 1516 wurde M. an die Schule des Chorherrenstifts zu Zürich berufen, und es war zum Teil sein Werk, daß Zwingli 1519 nach Zürich berufen wurde. M. ging bald nachher als Lehrer nach Luzern, wurde aber 1522 seiner reformatorischen Ansichten wegen von hier entfernt. Nachdem er kurze Zeit in Einsiedeln den Mönchen Vorlesungen gehalten hatte, kehrte er 1524 nach Zürich zurück und wirkte hier sieben Jahre lang mit Zwingli in treuer Freundschaft verbunden. Nach Zwinglis Tod wandte sich M. nach Basel und wurde hier Professor der Theologie und Vorsteher der baseler Kirche. Er starb an der Pest 14. Okt. 1552. Vgl. Hagenbach, «Joh. Oekolampad und Oswald M.» (Elberf. 1859).

Mycose, s. Mykose.

Mydriasis (grch.), abnorme Weite der Pupille.

Mydriatica, s. unter Pupille.

Myelitis (grch.), Rückenmarksentzündung; Myelalgie, Rückenmarksschmerz; Myelomalacie, Rückenmarkserweichung; Myelomeningitis, Entzündung der Rückenmarkshäute; Myelophthisis, Rückenmarksschwindsucht; Myelosklerose, Verhärtung des Rückenmarks.

Myiocephalon (grch.), Mückenkopf, Fliegenkopf, Vorfall der Regenbogenhaut durch ein Geschwür der Hornhaut; Myiodesopsie oder Myiopie, das Mückensehen, Flimmern vor den Augen; Myiologie, die Lehre von den Fliegen und Mücken.

Mykale, ein die Ebene des Mäander (s. d.) im Norden begrenzendes steiles Gebirge des kleinasiat. Jonien zwischen den Städten Ephesus und Milet, dessen weit nach Westen ins Meer vorstehende Spitze, das Vorgebirge Trogilion, mit der südöstl. Spitze der Insel Samos, dem Kap Poseidion, eine nur sieben Stadien (1,5 km) breite Meerenge bildet, in und an welcher Flotte und Heer der Perser im Sept. 479 v. Chr. von den Griechen unter Leotychides und Xanthippos geschlagen wurden. Am nördl. Fuß des Gebirges lag das Bundesheiligtum der ion. Republiken Kleinasiens, das Panionion. Die Existenz einer Stadt M. ist zweifelhaft.

Mykenä, alte Stadt im Innern der Landschaft Argolis, im nördlichsten Winkel der Ebene von Argos auf einem vom Tretosgebirge gegen Westen vorstehenden, in mehrern Absätzen zur Ebene absteigenden Felsrücken gelegen, war in den Zeiten der achäischen Herrschaft reich und blühend als Herrschersitz mächtiger Könige, wie des Homerischen Agamemnon, daher es in der Ilias gewöhnlich als «das goldreiche M.» bezeichnet wird. Obschon durch die Dorisierung von Argolis ihres alten Glanzes beraubt, bestand die Stadt doch noch als selbständiges Gemeinwesen fort und sandte noch einen Teil ihrer Bewohner zur Teilnahme an dem Befreiungskriege gegen die Perser aus; aber bald darauf (463 v. Chr.) wurde sie von den Argivern erobert und infolge dessen von ihren Bewohnern verlassen. Noch jetzt aber steht oberhalb des Dörfchens Charvati der größte Teil der alten Ringmauer mit dem sog. Löwenthore (benannt nach

einer Reliefplatte über dem Thore, welche zwei Löwen mit einer Säule dazwischen darstellt, dem ältesten Werke griech. Skulptur, das wir kennen) in unverwüstlicher Mächtigkeit da, und auch außerhalb derselben finden sich noch mehrfache Reste hochaltertümlicher Bauwerke, unter denen sich der im Volksmunde als «Grab des Agamemnon», von den Gelehrten gewöhnlich als «Schatzhaus des Atreus» bezeichnete, seit dem Anfang des 19. Jahrh. ausgegrabene unterirdische Kuppelbau, jedenfalls ein altachäisches Königsgrab, durch seine gute Erhaltung auszeichnet. Einen zweiten ganz ähnlichen, aber weniger gut erhaltenen Bau hat H. Schliemann in den Jahren 1876 und 1877 ausgegraben; zugleich hat derselbe innerhalb der Ringmauern in der Nähe des Löwenthors eine Anzahl alter Gräber entdeckt, deren reicher Inhalt, Waffen, Gerätschaften, Gefäße, Goldschmuck, Steinplatten und Reliefs, zwar der vorhellenischen Periode der Kunst angehört, aber mit der orientalischen viele, mit der hellenischen doch schon einige Berührungspunkte bietet. Vgl. Schliemann, «M. Bericht über meine Forschungen und Entdeckungen in M. und Tiryns» (Lpz. 1878); Furtwängler und Loeschke, «Mykenische Thongefäße» (Berl. 1879); Steffen, «Karten von M.» (Berl. 1884).

Mykologie oder Pilzkunde, s. Pilze.

Mykonos, jetzt gewöhnlich Mykóni genannt, eine Insel im Ägäischen Meere, östlich von Delos, zwischen Tenos und Naxos, zur Gruppe der Cykladen gehörig, mit einem Flächenraum von 116 qkm und (1879) 4466 E. Sie besteht ganz aus Granit, und die Gipfel der Berge (unter denen der 364 m hohe Dimastos, jetzt Elias, im Nordwesten der Insel der höchste ist) sind mit mächtigen Granitblöcken überstreut, was zu der Sage Veranlassung gegeben hat, daß hier der Kampf der Giganten gegen die Götter stattgefunden habe. Das Innere der Insel ist jedoch ziemlich fruchtbar. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist noch jetzt, wie im Altertum, die Schiffahrt. Die gleichnamige Stadt mit (1879) 3374 E. liegt jetzt wie im Altertum in der Mitte der Westküste an einer geräumigen Bucht, die den Haupthafen der Insel bildet.

Mykophyceen, soviel wie Phykomyceten.

Mykōse (grch.), eine im Mutterkorn vorkommende Zuckerart (s. unter Zucker); in der Heilkunde nennt man M. die durch die Einwanderung von Schimmelpilzen entstehenden Krankheiten der äußern Haut, der Luftwege, des äußern Gehörgangs und des Verdauungsapparats.

Mylae, im Altertum eine von dem ion. Zankle aus, westlich von dieser Stadt, am östlichsten Teil der Nordküste Siciliens in fruchtbarer Gegend angelegte Ansiedelung, mit einer von den Messaniern, denen der Ort auch später gehörte, besetzten Burg und einer guten Reede. Hier wurde 36 v. Chr. Sextus Pompejus durch Octavians Admiral Agrippa zur See geschlagen; der Ort heißt jetzt Milazzo.

Mylady (engl.), einer Lady (s. d.) gegenüber gebräuchliche Anrede: gnädige Frau, gnädiges Fräulein; überhaupt die vornehme Engländerin.

Mylalkohol, s. Amylalkohol.

Mylau, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Plauen, an der Göltzsch, mit einem von Kaiser Karl IV. erbauten, gut erhaltenen Schloß, zählt (1880) 4707 E., welche Wollkämmerei, Kammgarnspinnerei, Woll- und Halbwollwarenfabrikation, Zeugdruckerei ꝛc. treiben. In der Nähe ist die Göltzschthalbrücke der Sächsischen Staatsbahn. (S. Göltzsch.)

Mylitta, eine große babylonische Naturgöttin, die in Wesen und Kultus mit der griech. Aphrodite ähnlichkeit hat. Man verehrte in ihr besonders das schaffende und gebärende Prinzip, welche Bedeutung sich (nach Herodot) am schärfsten in einem zu Babylon herrschenden Brauche ausspricht, welcher jedes einheimische Weib nötigte, sich einmal in ihrem Leben im Tempel der M. irgend einem sie im Namen der Göttin begehrenden Fremden preiszugeben, dessen Geldspende dann dem Heiligtum zugute kam. Der Name weist klar auf das Wort mulidat, mulidta, d. i. Erzeugerin, hin, dieses ist die Belit ili: «Herrin der Götter», die den Gebürten vorsteht. Da aber Herodot M. mit der «himmlischen Aphrodite» gleichstellt, kann sich dieser Kultus auch auf die Mutter des Alls, Muallidat, das Chaos-Meer, Mummu ruku, das leere Chaos, die Omoroka des Berosus beziehen. Von einer goldenen Venus-Mylitta-Statue gibt Alian Kunde. Nach Macrobius stellte man sie mit den Füßen auf einem Löwen stehend vor. Es sind offenbar unter dem Namen M., Mutter, mehrere verschiedene Göttinnen, die Kriegsgöttin Istar, die Nana, die Zarpanit, die Göttin des Venusplaneten, Dilbat, zusammengeworfen worden. [(s. d.).

Mylius (Dtfried), Pseudonym von Karl Müller

Mylodon, fossile Familie der Edentaten, s. Megatherium.

Mylord (engl.), einem Lord (s. d.) gegenüber gebräuchliche Anrede: gnädiger Herr; dann überhaupt soviel wie vornehmer Engländer.

Mynheer (holl., mein Herr), Bezeichnung vornehmer Holländer.

Mynster (Jak. Peter), ausgezeichneter dän. Kanzelredner und Theolog, geb. zu Kopenhagen 8. Nov. 1775, wurde 1801 Prediger zu Spjellerup auf Seeland, 1811 zweiter Prediger an der Frauenkirche zu Kopenhagen, 1828 Hof- und Schloßprediger, 1834 Bischof von Seeland und starb 30. Jan. 1854. Am wertvollsten unter seinen isagogischen Schriften sind die Einleitungen in die Briefe an die Philipper (Kopenh. 1811) und an die Galater (Kopenh. 1816). Als musterhaft gelten seine «Ordinationsreden» (1. Sammlung, Kopenh. 1840, deutsch von Kalkar, Hamb. 1843; 2. Sammlung 1846). Dem dogmatischen Gebiete gehören vor allem an die «Betrachtungen über die christl. Glaubenslehre» (2 Bde., Kopenh. 1833; deutsch von Schorn, 2 Bde., Hamb. 1835). Kurz vor seinem Tode veröffentlichte er seine Selbstbiographie («Meddebelelser om mit Levnet», Kopenh. 1854). M.s kleinere isagogische Arbeiten erschienen deutsch in den «Kleinen theol. Schriften» gesammelt; anderes ist in den «Blandede Skrifter» (6 Bde., Kopenh. 1852—57) enthalten.

Myocardium (grch.), Herzfleisch; Myocarditis, Entzündung des Herzfleisches.

Myödes, der Lemming.

Myodesopsie (grch.) oder Mückensehen, soviel wie Mouches volantes, s. unter Gesichtstäuschungen.

Myodynamometer (grch.), Muskelkraftmesser; Myodynie, Muskelschmerz.

Myographion (grch.), physiol. Apparat zur Untersuchung der Muskelzuckungen.

Myologie (grch.), Muskellehre, der Teil der Anatomie, welcher von den Muskeln (s. d.) handelt.

Myōm (grch.), Muskelgeschwulst, eine gutartige, bis Kindskopf große, aus glatten Muskelfasern bestehende Geschwulst, findet sich am häufigsten an der Gebärmutter, kann durch Druck auf die benachbarten Organe große Beschwerden verursachen und nur operativ beseitigt werden; **Myosarkōm**, bösartige Muskelgeschwulst.

Myonnesos nannten die Alten ein Vorgebirge mit einem kleinen Ort desselben Namens, an der Küste von Jonien, westlich von Lebedos; in der Geschichte namhaft, weil hier die röm. Flotte 190 v. Chr. die Ansprüche des Antiochos III. entscheidend schlug.

Myopathie (grch.), Muskelleiden, Muskelkrankheit.

Myopie (grch.), s. Kurzsichtigkeit.

Myorrhēxis (grch.), Muskelzerreißung.

Myosie (grch.), Muskeleiweiß, Bestandteil der Muskelflüssigkeit, gerinnt beim Absterben des Muskels und beim Zusatz von verdünnten Säuren.

Myosis (grch.), abnorme Enge der Pupille.

Myositis (grch.), Muskelentzündung.

Myosotis *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Borragineen. Man kennt gegen 40 Arten, die in der gemäßigten Zone der alten Welt eine weite Verbreitung haben. Es sind einjährige oder perennierende krautartige Gewächse meist mit starker Behaarung; die Blätter stehen alternierend; die blauen, roten oder weißen Blüten sind zu wickelartigen Inflorescenzen vereinigt. Sie sind zwitterig und besitzen einen fünfteiligen Kelch, eine tellerförmige fünflappige Blumenkrone, fünf Staubgefäße und einen vierteiligen Fruchtknoten, dem ein fadenförmiger Griffel aufsitzt. Die Frucht besteht aus vier harten Nüßchen. In der deutschen Flora kommen mehrere Arten vor, die man sämtlich als Vergißmeinnicht oder Mausohrchen bezeichnet.

Die bekannteste und häufigste Art ist das überall an nassen Orten wachsende Sumpfvergißmeinnicht, M. palustris *L.* Es ist eine wegen seiner Blüten und seiner symbolischen Bedeutung allgemein beliebte Pflanze, die häufig auch als Zierpflanze in Gärten gezogen und vielfach zu Kränzen und Sträußen verwendet wird. Die Blüten dieser Art, wie auch der meisten andern, verändern während des Aufblühens ihre Farbe, im Knospenzustand ist die Blumenkrone rötlich und nimmt erst nach erfolgtem Aufblühen die bekannte himmelblaue Färbung an. Von den übrigen Arten sind am häufigsten die auf trockenen Äckern wachsende M. intermedia *Lk.*, und das auf nassen Auen, an Flußufern u. dgl., vorkommende buntblumige Vergißmeinnicht, M. versicolor *Pers.* Ebenso wie M. palustris wird auch das Waldvergißmeinnicht, M. sylvatica *Ehrh.*, welches in feuchten Wäldern sich findet, wegen seiner großen schön gefärbten Blüten in Gärten gezogen und besonders zur Einfassung von Beeten u. dgl. verwendet.

Myotica, s. unter Pupille.

Myotomie (grch.), Durchschneidung eines Muskels.

Myoxus glis, der Siebenschläfer.

Myra, eine der wichtigsten alten Städte Lyciens (s. d.), an der Südküste über einer kleinen Ebene, durch welche der Myros (jetzt Dembretschai) zum Meere geht, mit zahlreichen antiken Resten, besonders den Lycien eigentümlichen Felsengräbern.

Myriāde (grch.), eigentlich eine Zahl von Zehntausend, bezeichnet in der poetischen Sprache überhaupt eine außerordentlich große Menge.

Myriagramm = 10000 g. **Myrialiter** = 10000 l oder 10 hl. **Myriameter** = 10000 m oder 10 km. **Myriar** = 10000 a = 1 qkm.

Myriapoden, Gliedertiere, s. Tausendfüße.

Myrica *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Myrikaceen, sie bildet die einzige Gattung dieser Familie. Man kennt gegen 35 Arten, die in der warmen und gemäßigten Zone eine weite Verbreitung haben. Es sind Bäume oder strauchartige Gewächse mit alternierenden Blättern und unscheinlichen eingeschlechtigen Blüten. Sie besitzen meist an den Blättern, Zweigen, Kätzchenschuppen oder Früchten einen dichten Überzug von drüsigen Haaren, die ein harzartiges aromatisch riechendes Sekret absondern, und entwickeln ihre Blütenkätzchen vor dem Laubausbruche. In den männlichen Kätzchen befinden sich unter jeder Schuppe zwei bis acht oder mehr freie oder verwachsene Staubgefäße, in den weiblichen ein Stempel, welcher auf einem von Perigonschüppchen gekrönten unterständigen Fruchtknoten steht und in zwei fadenförmigen Narben gespalten ist. Die Frucht ist ein trockenes oder fleischiges (beerenartiges) Nüßchen. In Deutschland kommt bloß eine Art, der Gagelstrauch oder die Gerbermyrte (M. Gale *L.*), vor, ein Kleinstrauch mit lanzettförmigen, an der Spitze gesägten, oberseits grünen und harzig punktierten, unterseits braunfilzigen Blättern, welcher in Torfmooren Norddeutschlands, der Niederlande und des nördl. Europa, außerdem in Nordamerika wächst. Seine braune Rinde liefert ein vortreffliches Gerbmaterial, seine Blätter waren unter dem Namen Herba Myrti brabanticae ehedem als adstringierendes Mittel offizinell, jetzt werden sie manchmal als Hopfensurrogat dem Biere zugesetzt. In Gärten wird nicht selten der Wachsgagel (M. cerifera *L.*) aus Nordamerika kultiviert, dessen kugelrunde Nüßchen mit einer weißen Wachskruste bedeckt sind. Sowohl von dieser Art als auch von einigen andern, wie M. caroliniensis *Willd.*, wird das die Früchte bedeckende Wachs durch Schmelzen in kochendem Wasser im Großen dargestellt und zur Herstellung von Kerzen, Salben u. dgl. benutzt; man nennt dasselbe Myrica- oder Myrtenwachs.

Myrica cerifera, s. Wachsbaum.

Myricin, Bestandteil des Wachses (s. d.).

Myricaceen (Myricaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen, umfaßt nur die Gattung Myrica (s. d.).

Myringitis (grch.), Entzündung des Trommelfells (Myrinx); Myringodektomie, Ausschneidung; Myringotomie, Durchschneidung des Trommelfells; Myringoplastik, künstlicher Ersatz des zerstörten Trommelfells.

Myriomorphoskop, s. unter Kaleidoskop.

Myriorama, s. unter Panorama.

Myristica *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Myristikaceen, sie bildet die einzige Gattung dieser Familie und umfaßt gegen 80 Arten, die größtenteils in den Tropengegenden Asiens und Amerikas wachsen. Es sind Bäume mit ganzrandigen alternierenden Blättern, welche meist einen aromatischen Geruch haben. Die Blüten sind zweihäusig und in der Regel sehr klein. Die Frucht ist eine einsamige fleischige Beere, der Same ist mit einem sog. Samenmantel oder Arillus versehen. Die wichtigste Art ist der auf den Molukken einheimische Muskatnußbaum, M. moschata *Thbg.* (M. fragrans *Houtt.*), der ehedem von der Holländ-

disch-Ostindischen Kompagnie des Monopols wegen nur auf Banda und den benachbarten Inseln angebaut, an andern Orten durch kleine Expeditionen sorgfältig aufgesucht und ausgerottet wurde, später aber von den Engländern, Franzosen und Portugiesen nach Surinam, Sumatra, Isle-de-France und den Antillen verpflanzt worden ist. Dieser etwa 10 m Höhe erreichende Baum hat lederartige 16 bis 18 cm lange, eilanzettförmige, ganzrandige Blätter, achselständige, wenigblütige Trugdolden, deren Blüten bloß aus einem urnenförmigen Perigon mit sechs bis acht in eine Säule verwachsenen Staubgefäßen oder mit einem Stempel bestehen, und fleischige, birnförmige, grüngelb gefärbte Früchte von der Größe einer Pfirsiche, welche zuletzt zweiklappig aufspringen. In der Mitte des herben, ungenießbaren Fleisches liegt ein nußartiger Same, welcher von einem eigentümlichen Samenmantel (Arillus), einer orangeroten, vielfach geschlitzten Hülle, der fälschlich so genannten Muskatblüte oder Macis, umgeben ist. Der eigentliche Same ist von einer dünnen, zerbrechlichen Schale eingehüllt. Der bei weitem größte Teil des Samenkerns wird von einem harten, hornigen Eiweißkörper gebildet, der im Innern braun marmoriert erscheint. In den Handel gelangen nur diese Eiweißkerne (als Muskatnüsse, Nuces moschatae), indem man die Samenschale entfernt, und die sog. Muskatblüten. Die Nüsse werden, um sie vor Insektenfraß zu schützen, vor dem Versand einige Zeit in Kalkwasser gelegt; daher auch der mehlige Überzug aus kohlensaurem Kalk, der sich häufig auf den Nüssen findet. Noch immer kommen die besten Muskatnüsse von den Molukken, wo sie im März, Juli und November eingeerntet werden. Man sondert die sog. Muskatblüte von den Samen, welche dem Rauche ausgesetzt und getrocknet, dann, um ihr Ranzigwerden zu verhindern, in ein Gemisch von Kalk und Seewasser getaucht und in Fässer verpackt verschifft werden. Durch warmes Pressen gewinnt man aus den Muskatnüssen die Muskatbutter (s. d.), ein brüchiges, talgähnliches, äußerlich braunes, innerlich gelbmarmoriertes Fett, das reichlich ätherisches Muskatnußöl enthält und sehr angenehm riecht. Erst von den Arabern wurden die Muskatnüsse in der Medizin eingeführt. Sie sind ein kräftiges, flüchtig reizendes, auf den Magen und Darmkanal, sowie auf das Gefäß- und Nervensystem erregend wirkendes Heilmittel, das in größern Gaben Betäubung und Irrereden bewirkt. Am häufigsten werden sie jedoch als Gewürz gebraucht.

Auch von einigen andern Arten dieser Gattung werden die Samen zur Gewinnung von Fetten verwendet, so die von M. otoba *H. et B.* im tropischen Südamerika; sie liefern das sog. Otobafett oder die amerik. Muskatbutter; ferner von der brasilianischen Art, M. officinalis *Mart.*, von welcher das Bicahybafett stammt.

Myristikaceen (Myristicaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen; sie umfaßt nur die Gattung Myristica (s. d.).

Myristinsäure, Myristicinsäure, Myristearinsäure, Sericinsäure, $C_{14}H_{28}O_2$, eine der Fettsäurereihe angehörige Säure, welche als Glyzerid in der Muskatbutter, im Dilabrot, im Kokosöl, in geringen Mengen im Walrat und in der Kuhbutter enthalten ist. Zur Darstellung wird Muskatbutter in alkoholischer Lösung mit Kalihydrat verseift, nach dem Verdunsten des Alkohols wird die Seife durch Salzsäure zersetzt und die M. durch Umkristallisieren aus Alkohol gereinigt. Die aus Alkohol kristallisierte Säure bildet weiße, feine, seidenglänzende Kristallnadeln. Leicht in siedendem, schwer in kaltem Alkohol, nicht in Wasser löslich, schmilzt bei 53,5° C.

Myrmecoleon, der Ameisenbär.

Myrmidonen, ein Völkerstamm in Phthia in Thessalien, sollen nach Myrmidon, einem Sohn des Zeus und der Eurymedusa und Vater des Antiphos und Aktor, genannt sein. Nach einer andern Sage entstanden sie aus Ameisen (grch. μύρμηκες), wovon sie ihren Namen haben sollen. Sie bewohnten unter Aakos die Insel Ägina, kamen mit Peleus, dem Sohne des Aakos und Enkel des Aktor, nach Thessalien und kämpften unter Achilleus vor Troja.

Myrobalanen nennt man die Früchte mehrerer Pflanzen, die wegen ihres Gehaltes an Gerbstoffen zum Gerben und Schwarzfärben verwendet werden. Die meisten in den Handel kommenden stammen von dem in Ostindien einheimischen Myrobalanenbaume Terminalia Chebula. Früher wurden noch als schwarze Myrobalanen die Früchte eines ebenfalls in Ostindien wachsenden Strauches, Phytlanthus emblica, in den Handel gebracht. (Vgl. Phyllanthus und Terminalia.)

Myron, einer der bedeutendsten ältern Meister der Plastik in Athen, war in der im nordwestl. Teile Attikas nahe der böot. Grenze gelegenen Ortschaft Eleutherä geboren und genoß seine künstlerische Bildung, ebenso wie seine beiden etwas jüngern Zeitgenossen Phidias und Polyklet, bei dem argivischen Meister Ageladas. Seine Werke, fast ausschließlich Erzstatuen, waren in verschiedenen Teilen Griechenlands zerstreut und stellten sowohl Götter und Heroen als Athleten wie auch Tiere dar. Einige den beiden letztern Gattungen angehörende Werke werden von den Alten besonders gerühmt: so die in vielen Epigrammen gefeierte Kuh des M., die Statue des Läufers Ladas, der, nachdem er in Olympia im Dauerlauf gesiegt hatte, auf dem Wege nach seiner Vaterstadt Sparta infolge der übermäßigen Anstrengung starb; endlich der Diskobol (Athlet im Begriff die Wurfscheibe abzuschleudern), von welchem noch mehrfache Nachbildungen in Marmor und Erz erhalten sind. (S. Tafel: Bildnerei II, Fig. 5.) Außerdem gibt es Nachbildungen seines Silens, den Athena genötigt hat, die von ihr weggeworfenen, von ihm aufgehobenen Flöten fallen zu lassen, in Statuen, sowie von der ganzen Gruppe auf Münzen, in einem Relief und Vasenbild. Der Hauptvorzug der Kunst des M. war die vollendete Naturwahrheit in der Bildung des menschlichen wie des tierischen Körpers. Doch behielt er in der Behandlung der Haare eine gewisse altertümliche Steifheit bei.

Myronsäure oder auch Myrolinsäure, $C_{10}H_{19}NS_2O_{10}$, ein saures Glukosid, welches als Kalisalz im Samen des schwarzen Senfs (s. Sinapis) vorkommt und bei Berührung mit Wasser durch ein in denselben Samen enthaltenes Ferment, Myrosin, in ätherisches Senföl, Dextrose und saures schwefelsaures Kali zerlegt wird.

Myrosin, s. Myronsäure.

Myroxylon *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen. Man kennt ungefähr sechs Arten, die sämtlich in den wärmern Gegenden Südamerikas vorkommen. Es sind Bäume mit unpaarig gefiederten Blättern und weißen in

Trauben stehenden Blüten. Die Stämme enthalten reichlich balsamartige Stoffe, die von mehrern Arten gewonnen werden und mannigfache Verwendung finden. Von dem in San-Salvador wachsenden Balsambaume, Hoitziolitl genannt (M. Pereirae *Royle*, M. sansonatense *Kltsch.*) stammt der bekannte, sowohl in der Medizin als auch in der Parfümerie vielfach benutzte Perubalsam oder peruvianische Balsam. Der sog. Tolubalsam, der ähnlich wie der Perubalsam verwendet wird, stammt von M. toluiferum *H. et B.*, einer in Neugranada wachsenden Art. Man gewinnt diese Balsame, die einen wichtigen Handelsartikel bilden, dadurch, daß man die Rinde durch Einschnitte oder Bohrlöcher verletzt und die ausfließenden harzähnlichen Massen sammelt.

Myrrhe heißt der erhärtete Saft des in Arabien wachsenden Balsambaums (Balsamodendron Myrrha *Nees*, s. d.). Der Saft dringt aus der Rinde dieser Bäume in öligen, gelblichen Tropfen hervor, welche an der Luft allmählich dunkler, dickflüssiger und endlich ganz hart werden. Die ausgelesene M., ein Gummiharz, bildet Stücke von ungleicher Größe und Gestalt, welche halb durchsichtig, äußerlich mehr oder weniger braun gefärbt sind und ein mattes, bestäubtes Ansehen haben. Die Oberfläche ist uneben und mit Höhlungen versehen. Die Masse ist spröde. Der Bruch ist wachsglänzend, uneben, mit weißlichen Adern durchzogen. Der Geruch der M. ist balsamisch, der Geschmack gewürzhaft bitter. Die M. besteht aus einem Gemenge von Harz, ätherischem Öl, Gummi, Salzen und Wasser. Man benutzt sie in der Medizin, besonders als Myrrhentinktur (Lösung von 1 Teil M. in 5 Teilen Spiritus) bei Krankheiten der Mundhöhle, bei cariösen Zähnen als fäulniswidriges Mittel. Früher wandte man sie zum Salböl und zum Einbalsamieren von Leichen an.

Myrtaceen, Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 1800 Arten, von denen der größte Teil in den Tropengegenden vorkommt; nur in Australien finden sich zahlreiche Formen auch in der gemäßigten Zone, in den übrigen Erdteilen gibt es nur sehr wenig außertropische Arten. Es sind Bäume oder Sträucher mit einfachen, meist ganzrandigen Blättern, die sehr häufig Öldrüsen enthalten und infolge dessen durchscheinend punktiert sind. Die Blüten haben einen regelmäßigen Bau und sind zwitterig; sie bestehen aus einem vier- bis sechszähnigen mehr oder weniger mit dem Fruchtknoten verwachsenen Kelch, vier bis sechs Blumenblättern, zahlreichen Staubgefäßen und einem meist mehrfächerigen Fruchtknoten, dem ein einfacher Griffel aufsitzt. Die Frucht ist bei einigen eine Kapsel, bei andern eine Beere oder Steinfrucht, gewöhnlich von dem aufsitzenden Kelchrande gekrönt.

Zu den M. gehören eine größere Anzahl Gewürz- und Arzneipflanzen, sowie auch technisch und gärtnerisch wichtige Gewächse, so z. B. manche Arten der Gattungen Myrtus, Eugenia, Eucalyptus, ferner die Stammpflanzen der Gewürznelken und des Nelkenpfeffers, die schön blühenden Melaleuca- und Callistemonarten, die Stammpflanze der Paranüsse; auch der Granatbaum, Punica granatum, wird von manchen als zu den M. gehörig betrachtet.

Myrte (Myrtus *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Myrtaceen. Ihre Arten, lauter immergrüne Sträucher und Bäume der warmen und wärmern gemäßigten Zone beider Hemisphären, haben achselständige Blütenstände, Blüten mit vier- bis fünfteiligem Kelchsaum, vier bis fünf Blumenblättern, zahlreichen freien Staubgefäßen, einem fast kugeligen, unterständigen Fruchtknoten und eine zwei- bis dreifächerige, mit dem Kelchsaume gekrönte Beere mit nierenförmigen Samen. Seit den ältesten Zeiten ist die gemeine Myrte (M. communis *L.*) beliebt, ein immergrüner, gewürzhafter, bis 1 m hoher Strauch oder mäßiges Bäumchen mit weißen Blumen, in allen Ländern am Mittelländischen Meere einheimisch und sonst häufig kultiviert. Man hat Varietäten mit schmalern und breitern Blättern, welche auch in der Natur vorkommen, sowie mit gefüllten Blüten. Da die M. den Winter Deutschlands nicht verträgt, so muß sie bei uns im Kalthause überwintert werden. Ihre bitterlich-zusammenziehenden und gewürzhaften Blätter und Beeren waren ehedem als Heilmittel gebräuchlich. In den klassischen Zeiten Griechenlands war sie als Symbol der Jugend und Schönheit der Aphrodite geweiht und wurde bei ihren Festen und bei den Eleusinien vielfach gebraucht. Selbst bis auf unsere Zeiten ist der Gebrauch eines Myrtenkranzes als Ehrenschmuck jungfräulicher Bräute bei Vermählungen geblieben. Dazu wählt man die kleinblätterige Varietät, während die großblätterige (die gewöhnliche Form der wildwachsenden Pflanze) zu Kränzen und Guirlanden für Versetzbene benutzt zu werden pflegt und deshalb den Namen Totenmyrte erhalten hat. Die M. läßt sich durch Stecklinge leicht vermehren; da sie eine wasserliebende Pflanze ist und in ihren Heimatländern vorzugsweise auf feuchtem, sumpfigem Boden und an Bachufern wächst, muß sie während des Sommers feucht gehalten werden.

Myrtenholz, das Holz der in Westindien einheimischen Eugenia acris *W. et A.*; es findet Verwendung in der Kunsttischlerei.

Myrtifloren nennen einige Botaniker eine größere Abteilung der Dikotyledonen, welche außer einigen andern auch die Familien der Myrtaceen, Melastomaceen, Lythraceen und Onagraceen umfaßt. (S. die speziellen Artikel.)

Myrtilos hieß der Wagenlenker des Önomaos, des Vaters der Hippodameia. Von Pelops bestochen oder aus Liebe zu Hippodameia setzte er wächserne Pflöcke in die Achsen der Räder des Önomaos, oder ließ die Nägel ganz weg, wurde aber hernach, als er verlangte, daß Hippodameia sich zum Lohne für seinen Verrat ihm hingebe, von Pelops in das Meer gestürzt. Nach ihm soll angeblich das Meer südlich von Euböa das Myrtoische heißen.

Myrtus, s. Myrte.

Myschkin, Kreisstadt im russ. Gouvernement Jaroslaw, an der Wolga, mit (1882) 3014 E., welche bedeutenden Handel mit Getreide, Mehl, Eier, Butter u. s. w. treiben.

Mysien (grch. und lat. Mysia) nannten die Alten im weitern Sinn die ganze Landschaft im nordwestl. Kleinasien, welche im N. von der Propontis und dem Hellespont, im W. durch das Ägäische Meer begrenzt, im S. an Lydien, im O. an Phrygien und Bithynien stößt. Im engern Sinn werden jedoch nur der nordöstlichere und mittlere Teil dieses Landstrichs mit dem Namen M. bezeichnet, der nordwestlichere als Troas, der südwestlichere als Kolis, der südlichste als Teuthrania davon unterschieden. Die Landschaft ist größtenteils von

Gebirgen durchzogen, unter denen der troische Ida im Westen, der Temnos im Süden, der mysische Olympos im Nordosten die bedeutendsten sind. Unter den zahlreichen Flüssen sind der Rhyndakos, der Aisepos, der Granikos im Nordosten, der Skamander in der Troas und der Kaikos im südlichsten Teile der Landschaft zu nennen. Der Boden war im Altertum zu einem beträchtlichen Teile mit Wäldern und Sümpfen bedeckt, sodaß die Landschaft keineswegs zu den fruchtbarsten Gegenden Kleinasiens gehörte; doch produzierte sie guten Weizen, und die Fischerei an den Küsten lieferte treffliche Fische und Austern. Unter den Städten waren Kios, Prusa, Apollonia, Kyzikos, Parion und Lampsakos im Norden, Alexandreia Troas im Westen, Skepsis und Adramyttion in der Mitte und Pergamon im Süden die bedeutendern. Die Bewohner gehörten, abgesehen von den griech. Einwanderern, ursprünglich wahrscheinlich dem thrazphryg. Volksstamm, also der indogerman. Völkerfamilie an, doch waren sie infolge des Verkehrs mit ihren südl. Nachbarn, den Lydern, stark mit semit. Elementen gemischt, wie auch ihre Sprache den Charakter einer Mischsprache an sich trug. Eine polit. Rolle spielte M. erst in der Diadochenzeit infolge der Gründung des Pergamenischen Reichs durch Philetäros (283 v. Chr.), das unter dessen Nachfolgern, Eumenes I., Eumenes II., Attalos II., zur Blüte gelangte, von Attalos III. aber bei seinem Tode (133 v. Chr.) den Römern als Erbe hinterlassen wurde.

Myslowitz, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Kattowitz, am Weichselzufluß Przemsa, über welche eine 260 m lange hölzerne Brücke führt, Station der Linie Breslau-Auschwitz der Preußischen Staatsbahnen und der Linie Trzebinia-M. der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine höhere Knaben- und eine höhere Töchterschule und zählt (1880) 7382 meist kath. E., die eine Gasanstalt, eine Dampfmühle, eine Flachsgarnspinnerei und Ofenfabriken unterhalten und die umliegenden Steinkohlengruben bebauen. Etwa 1,5 km von der Stadt ist die sog. Dreikaiserecke, wo beim Zusammenfluß der Weißen und Schwarzen Przemsa die drei Kaiserreiche Rußland, Österreich und Deutschland zusammenstoßen.

Mysore (spr. Maißur oder Maißor), indobrit. Vasallenstaat, zu der Präsidentschaft Bengalen gerechnet, dem unmittelbaren Verwaltungskreis des Generalgouverneurs angehörend und unter einen Chefkommissar gestellt, liegt im Innern des südl. Vorderindien zwischen den östl. und westl. Ghats, nordwestlich von den Kolleltoraten Dharwar und Nord-Kanara der Präsidentschaft Bombay, im übrigen von Teilen der Präsidentschaft Madras begrenzt, zählt auf 64030 qkm (1881) 4186188 E., meistens Hindus aus der Kaste der Brahmanen. M. besteht aus einer 650 m hohen Bergebene, welche im S. vom obern Kaweri und dessen Nebenflüssen, im N. vom Tumbudra und dessen rechtsseitigen Nebenflüsse Wedawatti oder Hugri durchflossen wird. Das Klima ist nicht so heiß wie in der benachbarten Küstenebene und, weil es beiden Monsuns ausgesetzt ist, regenreich. In den Westghats ist die Feuchtigkeit sehr groß. Aus dem Mineralreich finden sich daselbst Eisen im Überfluß, Goldstaub, Salz, Granaten und Korunde. Die Flora namentlich in den Niederungen ist reich an Erzeugnissen der tropischen und selbst an einigen der gemäßigten Zone. Die Wälder, besonders in den Thälern, bestehen aus Teakholz, Sandelholz und kaum durchdringlichem Unterholz. Die Höhen sind häufig nur mit Dschangel bedeckt. Die wilde Fauna ist die spezifisch indische. Von Haustieren sind die Pferde schlecht, die Zahl der Büffel größer als die des Rindviehs, die Schafe von guter Art. Die Bewohner sind kräftig gebaut, höflich, aber unzuverlässig und sinnlichen Genüssen ergeben. Ihre Manufaktur ist unbedeutend und beschränkt sich auf grobe Wollstoffe, Baumwolle, Seide und Glas. Auch ihr Handel ist gering und befindet sich in Händen der nur in Zelten lebenden Rasse der Brindscharris, welche, von ihren Familien begleitet, in großen Gesellschaften reisen.

M. war unter eigenen Hindu-Radschas aus brahman. Stamme bis 1556 ein Vasallenstaat des Reichs Bidschanagar oder Karnata (s. Karnatik) und seit 1650 des Sultanats Bisapur oder Bedschapur (s. d.), wurde 1685 durch Aureng-Zeyb dem Reiche von Delhi einverleibt und kam so unter die Oberhoheit des Nizam oder Statthalters von Dekan. Die brahmanische Dynastie dauerte bis 1759, wo Hyder-Ali (s. d.) das neue mohammed. Sultanat M. stiftete. Sein Sohn Tippo-Saïb (s. d.) erweiterte dasselbe nach allen Seiten, sodaß es ganz Südindien, außer dem Küstenland Karnatik und den Reichen Cochin und Travancore, aber mit Einschluß von Canara und Malabar, umfaßte. Schon Tippo-Saïb verlor im Vertrage vom 19. März 1792 die Hälfte seiner Besitzungen an die Engländer. Nach seinem Untergang 1799 wurde das Reich abermals zerstückelt, und die Engländer setzten in dem Reste, dem jetzigen M., einen Sproß der frühern brahmanischen Dynastie, den sechsjährigen Prinzen Krischna, als Radscha auf den Thron, der bis 1812 unter der vormundschaftlichen Leitung des Brahmanen Purnea stand. Während der Verwaltung dieses ausgezeichneten Mannes erfreute sich M. großer Ruhe und Ordnung. Diese aber hörten mit der selbständigen Regierung des Krischna Radsch Wadejar auf, sodaß das Land 1832 unmittelbar brit. Beamten unterstellt und der Radscha durch ein Jahrgeld abgefunden werden mußte. Seitdem trat ein besserer Zustand in M. ein. Das Land zerfällt in die drei Divisionen Aschtagram, Nagar und Nandidrug, welche zusammen acht Distrikte umfassen. Die Briten haben die Besatzungsplätze Bangalore (s. d.), Harikar und Frenchrocks im Besitz; dagegen ist Seringapatam (s. d.), die frühere Hauptstadt des Reichs, ihrer ungesunden Lage wegen aufgegeben. Nur 15 km südlicher liegt auf 700 m Seehöhe die jetzige Hauptstadt Mysore, Sitz des Titular-Radscha, des engl. Chefkommissars, sowie sehr bedeutender Kaufleute und Bankiers. Die Stadt ist auf zwei gleichlaufenden Höhenzügen regelmäßig angelegt, hat viele massive Häuser, ein Fort und den Residenzpalast des Radscha und zählt (1871) 57815 E. Außerdem ist noch wichtig Bednore oder Nagar, in einem überaus regenreichen Becken der Westghats, über 1250 m über dem Meere gelegen, von prachtvollen Wäldern umgeben, durch Befestigungen auf den Höhen gedeckt. Diese Stadt, seit 1645 Sitz eines eigenen Radscha, blühte rasch auf und zählte mehr als 100000 E. Hyder-Ali eroberte und plünderte sie 1763 und erlor sie dann unter dem Namen Hydernaggur zu seiner Hauptstadt. General Matthews, der sie besetzt hielt, mußte sie 1783 nach tapferer Verteidigung an Tippo-Saïb übergeben.

Mystagōg, bei den alten Athenern derjenige, welcher den in die Mysterien (s. d.) Einzuweihenden einführte, jetzt soviel wie Geheimnisträmer.

Mysterien (grch., d. i. Geheimnisse) hießen bei den Griechen im Gegensatz zu der öffentlichen Gottesverehrung gewisse Religionsformen und Kultgebräuche, an denen nur Personen teilnehmen durften, welche nach gewissen Vorbereitungen, ja bei einzelnen auch erst nach Bestehung gewisser Prüfungen und nach Ablegung des Gelübdes der Verschwiegenheit in den Kreis der Eingeweihten aufgenommen waren. Der besondere Inhalt dieser M. war, soweit die nur mangelhafte Kunde davon reicht, ein doppelter: teils eigentümliche Legenden über die Thaten und Schicksale der Gottheiten, denen die M. geweiht waren, teils symbolische Gebräuche, indem an den Festversammlungen der Teilnehmer unter Leitung des priesterlichen Personals der Inhalt jener Legenden durch sinnbildliche Aufführungen dargestellt wurde. Von einer religiösen Belehrung in unserm Sinne, d. h. lehrhafter Mitteilung von reinern Vorstellungen über die Gottheit, Ausdeutung der Mythen des Volksglaubens im philos. Sinne, findet sich in den alten M. keine Spur. Vielmehr beruhte ihre Bedeutung wesentlich auf den ohne Zweifel zum Teil sehr mächtigen Eindrücken, welche jene Schaustellungen, deren Wirkung besonders durch Beleuchtungseffekte noch gesteigert wurde, auf die Phantasie und das Gemüt der «Schauenden» (Epopten) ausübten, indem sie in denselben das Gefühl der Reinigung und Heiligung und die tröstliche Hoffnung auf ein Fortleben nach dem Tode in einem seligen Jenseits erweckten.

Den ersten Rang unter allen griechischen M. nahmen sowohl in Hinsicht ihres Ansehens als der Zahl der Teilnehmer die attischen Eleusinien ein (s. Eleusis), welche unter dem besondern Schutze des Staats standen. Ihnen stehen an Alter und Heiligkeit zunächst die Samothrakischen Mysterien, deren Mittelpunkt der ursprünglich phönix. Kultus der Kabiren bildete, mit welchem phrygische und griech. Religionselemente verschmolzen waren. Während diese beiden M. an bestimmte Orte gebunden und unter den Schutz und die Aufsicht einer polit. Gemeinde gestellt waren, waren andere, wie namentlich die orphischen, nur an die Personen der Teilnehmer geknüpft, also durchaus Privatsache und dadurch leicht allerhand Mißbräuchen ausgesetzt. Vorzüglich gilt dies auch von den religiösen Weihen fremdländischen Ursprungs, die besonders seit der Zeit des Peloponnesischen Kriegs sich in Griechenland und hernach in Rom und Italien verbreiteten. Schon die orphischen M., welche vorzugsweise dem mit thrakischen, phrygischen und vorderasiat. Gottheiten verschmolzenen Bacchus (s. d.) galten, enthielten solche Elemente und nahmen immer mehr dergleichen auf. Dazu kamen dann aber insbesondere die Weihen der kleinasiat. Großen Mutter Cybele (s. d.), der ägypt. Isis und in späterer Zeit des pers. Mithra (s. d.).

Auch in Italien und Rom und mit der Zeit im ganzen Römischen Reich fanden griech. und fremdländische M. Eingang und große Verbreitung. In Italien hatten die bacchischen Weihen schon im 2. Jahrh. n. Chr. einen so bedenklichen Charakter angenommen, daß der röm. Senat 186 v. Chr. durch das «Senatus consultum de Bacchanalibus» die Teilnahme an denselben auf das strengste untersagte. (S. Bacchanalien.) Beim Auftreten des Christentums suchte das Heidentum vergeblich seine M. mehrfach als Bollwerk gegen die Angriffe der Vorkämpfer der neuen Religion zu benutzen.

Vgl. Sainte-Croix, «Recherches historiques et critiques sur les mystères du paganisme» (Par. 1784; deutsch von Lenz, Gotha 1790; 2. Aufl. des franz. Originals von Silvestre de Sacy, Par. 1817); Lobeck, «Aglaophamus» (2 Bde., Königsb. 1829); Petersen, «Der geheime Gottesdienst bei den Griechen» (Hamb. 1848); Haupt, «De mysteriorum Graecorum causis et rationibus» (Königsb. 1853); Foucart, «Des associations religieuses chez les Grecs» (Par. 1873).

Mysterien (grch.), nannte man im Mittelalter eine Art geistlicher Schauspiele, bestehend in Darstellung von Scenen aus der heiligen Geschichte, besonders aus der Geschichte der Passion, Auferweckung und Wiederkunft Christi. Sie wurden seit dem frühen Mittelalter, anfangs nur in Kirchen, durch Geistliche und Chorknaben, später, als weltliche und niedrigkomische Elemente immer weitern Raum darin gewannen, auf Straßen und öffentlichen Plätzen, von Bürgern und dann von eigens dazu gebildeten Gesellschaften dem Volke zum besten gegeben. Die ältesten Spuren derselben reichen bis ins 11., vielleicht in das 9. Jahrh. zurück. Aufgeführt wurden sie am Oster- und am Pfingstfest. In einem Dekretal Innocenz' III. von 1210 wird bereits von Darstellungen mit abstoßenden Masken (monstra larvarum) geredet, die man in Kirchen gäbe, und bei denen selbst Priester mitwirkten. Aufzeichnungen derartiger christl. Dramen kommen seit dem 13. Jahrh. vor. In England scheinen bereits im 13. Jahrhundert M. im Freien gespielt worden zu sein, wobei Stühle vermietet wurden, auch Einsammlungen von Geld stattfanden. Als eins der ältesten auf uns gekommenen Dramen dieser Art werden «Die Wunder der heil. Katharina» betrachtet. Die Aufführungen im Freien fanden, wenigstens im 16. Jahrh. auf Karren, Spielwagen (pageants) statt, welche von Straße zu Straße zogen. Sobald ein Wagen abgespielt hatte, folgte ein anderer. Die Bühnen der Wagen waren in drei Stockwerke geteilt, um Himmel, Erde und Hölle vorstellen zu können, und mit Teppichen behängt; in dem untersten Raume des Wagens kleideten sich die Schauspieler an. Außer den Darstellungen der göttlichen Geheimnisse (Mysteries) und Wunder der Heiligen (Miracles) gab man moralisch-lebhafte Darstellungen aus der bibl. Geschichte (Moralities). Die geistlichen Dramen Deutschlands waren ursprünglich lateinisch abgefaßt und wurden von Geistlichen aufgeführt. Erst als auch Laien mitspielten, wurden deutsche Verse in immer größerm Umfang beigemischt; zugleich nahmen dieselben auch vielfach komische Bestandteile in sich auf. Das älteste durchaus deutsche Mysterium, das wir haben, ist ein Passionsspiel, rührt von einem höfisch gebildeten Dichter her und gehört der Blütezeit des 13. Jahrh. an. Das 14. Jahrh. weist mehrere auf, das berühmteste darunter ist das «Spiel von den zehn Jungfrauen». In Paris bildete sich 1380 eine Gesellschaft, welche M. gab, die Confrérie de la passion, welche zuerst bei Karls VI. Einzuge im Hospital der Trinité, später im Hôtel de Bourgogne spielte und 1402 ein Privilegium erhielt. Ihre

Stücke pflegten viele Abteilungen zu haben, die an verschiedenen Tagen nacheinander aufgeführt wurden. Die Sitte, geistliche Dramen aufzuführen, hat sich an vielen Orten der kath. Christenheit bis in die spätere Zeit erhalten, z. B. die Bauernspiele (s. d.) im Oberammergau in Oberbayern. (S. Oberammergau und Passionsspiele.) In ähnlicher Weise wurde im Herbst 1883 das Festspiel «Luther» von O. Devrient von Bewohnern Jenas aufgeführt, worauf sich 21. Jan. 1885 in Jena ein Lutherfestspielverein bildete, um dasselbe alle drei Jahre zur Aufführung zu bringen. Sammlungen französischer M. veranstalteten Monmerqué und Michel (Par. 1839) und Jubinal (2 Bde., Par. 1837); deutsche M. veröffentlichte Mone, «Deutsche Schauspiele des Mittelalters» (Quedlinb. 1841) und «Schauspiele des Mittelalters» (2 Bde., Karlsr. 1847). Vgl. Devrient, «Geschichte der deutschen Schauspielkunst» (Bd. 1, Lpz. 1848); Pichler, «Über das Drama des Mittelalters in Tirol» (Innsbr. 1850); Hase, «Das geistliche Schauspiel» (Lpz. 1858); Wilken, «Geschichte der geistlichen Spiele in Deutschland» (Götting. 1872); Magnin, «Les origines du théâtre moderne» (Par. 1838); Taillandier, «Notice sur les confrères de la passion» (Par. 1834); Leroy, «Études sur les mystères» (Par. 1837), «The Towneley mysteries» (Lond. 1836); Wright, «Early English mysteries» (Lond. 1844); Milchsack, «Die Oster- und Passionsspiele» (Wolfenb. 1880); Kummer, «Erlauer Spiele. Sechs altdeutsche M.» (Wien 1882).

Mysteriös, geheimnisvoll.

Mystifizieren (frz. mystifier), die Leichtgläubigkeit und Beschränktheit eines Menschen benutzen, um ihm allerlei lächerliche Dinge glauben zu machen und ihn zu Lächerlichkeiten zu veranlassen, auch allgemein soviel wie hinters Licht führen. Das Wort wurde zuerst von den Freunden des eiteln und leichtgläubigen franz. Dichters Poinsinet (gest. 1769) in Bezug auf die Scherze, die sie sich mit diesem erlaubten, gebraucht.

Mystik (grch.). In der Religion der alten Griechen hießen diejenigen, welche in die geheimen Gottesdienste und deren symbolische Bedeutung (s. Mysterien) eingeweiht waren, Mysten, d. h. Geweihte. In der christl. Kirche wurde der Name Mysterien auf die vor den Heiden geheim gehaltenen Lehren und Bräuche, der Name Mysten auf die bei der Taufe in jene Geheimnisse Eingeweihten übertragen. Da diese «Eingeweihten» sich ihrer durch die christl. Mysterien erlangten Gemeinschaft oder «Einigung» mit Gott bewußt waren, so bildete sich allmählich der Sprachgebrauch, nach welchem Mystiker diejenigen heißen, welche sich eines unmittelbaren Umgangs mit Gott und einer in diesem Umgange ihnen zuteil gewordenen unmittelbaren göttlichen Erleuchtung rühmen. Die kirchliche Lehre hat jedoch den Vorzug solchen unmittelbaren Verkehrs mit Gott auf wenige gottbegnadete Geister, besonders die Propheten und Apostel beschränkt, welche allein göttlicher Offenbarungen gewürdigt worden seien. Obwohl man kirchlicherseits stets daran festhielt, daß jedem wahrhaft Frommen der Gebetsverkehr mit Gott offen stehe, so hat man dennoch den Inhalt aller vermeintlichen Offenbarung an dem überlieferten Glauben zu prüfen geboten und auf Grund dieser Prüfung die meisten jener vorgeblichen unmittelba. „Eingebungen als Betrug oder Hallucination verworfen. Dennoch hat es zu keiner Zeit an solchen gefehlt, welche sich unmittelbarer göttlicher Offenbarungen, göttlich gewirkter Visionen u. s. w. rühmten. Schon die Neuplatoniker (s. d.) suchten die sinkende griech. Volksreligion durch eine mystische Theologie neu zu beleben, welche auf den Glauben an einen ununterbrochenen Verkehr mit der übersinnlichen Welt, an Orakel, Visionen und an übernatürliche Kundgebungen aller Art gegründet war. Diese mystische Theologie ward durch die Schriften des angeblichen Dionysius Areopagita auch ins Christentum verpflanzt, fand großen Anklang in orient. Klöstern und kam durch Erigena auch nach dem Abendlande. Der pantheistische Zug dieser M. blieb dem Zeitalter fremd, desto mächtigern Einfluß übte der Geist inniger Andacht und religiöser Kontemplation. Im Gegensatz zu der Scholastik, der begrifflichen Entwickelung und Begründung der Glaubenslehren, bildete sich eine Richtung aus, welche alles Gewicht auf den unmittelbaren Glauben und die im Glauben und in der Liebe erlebte Gottesgemeinschaft des frommen Individuums legte. Nach dem Vorgange des heil. Bernhard entwickelte Hugo von St. Victor (gest. 1141) ein förmliches System der religiösen Erhebung, welche von Stufe zu Stufe fortschreitend in der vollendeten Anschauung Gottes als dem letzten Endzwecke aller Dinge sich vollendet. Richard von St. Victor (gest. 1173) bildete jenes System mystischer Kontemplation noch weiter aus: der Höhepunkt ist ihm die Verzückung der Liebe, welche unmittelbar der Anschauung und des Genusses des göttlichen Wesens gewürdigt ist. Obwohl sich diese M. bereits zu phantastischen Spekulationen über die Geheimnisse der Gottheit erhebt, will sie doch der kirchlichen Autorität nicht von fern zu nahe treten, fordert im Gegenteil demütige Unterwerfung unter den Kirchenglauben und unter die kirchlichen Ordnungen als unerläßliche Vorbedingung aller wahren Kontemplation. Es ist eine Theologie der Andacht, des Gefühls und der unmittelbaren Erleuchtung, welche auf die begriffliche Thätigkeit des Verstandes geringes Gewicht legte, um so mehr dagegen auf die innere Erfahrung der göttlichen Liebe im Gemüt und, als Grundbedingung der Gottesgemeinschaft, auf Reinigung des Herzens und eine ascetische Moral. Der kirchliche Verfall rief im 14. Jahrh. eine Reaktion des religiösen Gefühlslebens hervor, welche vielfach an den mystischen Schriften Erigenas und der Victoriner sich nährte.

Die namhaftesten Vertreter dieser Richtung sind Meister Eckhardt, Johannes Tauler (1300—61), Johann Ruysbroek (Doctor ecstaticus, gest. 1381), Heinrich Suso (gest. 1365), Hermann von Fritzlar und der unbekannte Verfasser der «Deutschen Theologie». Die Grundgedanken dieser M. sind das Absterben der Seele für die Welt und für das eigene Selbst, um sich ganz in die göttliche Liebe zu versenken, und die Geburt oder Auferstehung Gottes im Menschen, wie sie vorgebildet ist in der Menschwerdung, dem Tode und der Auferstehung Christi, in welchen Ereignissen der Gläubige geistige Vorgänge sieht, die sich in allen wiederholen sollen. Diese namentlich im Augustinerorden gepflegte M. hat auch auf den Bildungsgang Luthers und auf die phantasievolle, freilich oft derb sinnliche und mythol. Form, in welche sich für ihn die tiefsinnigsten religiösen Ideen einkleiden, wesentlich eingewirkt. Aber auch die «Schwarmgeister und himmlischen Propheten» der Reformationszeit, Thomas

Münzer und die Wiedertäufer, welche auf Grund des ihnen zuteil gewordenen «innern Lichts» den kirchlichen Gemeinglauben verwarfen und die ganze bestehende kirchliche und staatliche Ordnung von Grund aus umstürzen wollten, standen vielfach unter dem Einfluß derselben M. In der Zeit der tiefsten Erstarrung des religiösen Lebens unter der Herrschaft der Orthodoxie lebte auch die M. in Deutschland wieder auf. Während in den Andachtsbüchern von Johann Arnd, Christian Scriver u. a. die innigen Töne der ältern M. wieder erklingen, geläutert und geklärt durch die religiösen Grundgedanken der Reformation, so führt die Verbindung naturphilos. Spekulationen und alchimistischer Träumereien in Jakob Böhme, Johann Gichtel u. a. zu einer tiefsinnigen, aber abenteuerlichen Theosophie, welche, teilweise im scharfen Gegensatz zur Kirche und dem kirchlichen Glauben, die phantastischen Ideen der «Schwarmgeister» erneuerte. Bis auf die Gegenwart herab hat es nicht an «Inspirierten» und Theosophen gefehlt, welche sich wie Swedenborg und seine Anhänger unmittelbarer Offenbarungen rühmen. In der rationalistischen Periode ward es üblich, jedes Geltendmachen des Geheimnisvollen und Übernatürlichen in der Religion als Mystizismus zu bezeichnen. Doch ist dieser Name strenggenommen nur dort am Platze, wo man das in aller Religion enthaltene mystische Element, d. h. das unmittelbare Bewußtsein des im Menschengeiste gegenwärtigen Göttlichen, in sinnlich-phantastischer Weise und mit Überspringung aller natürlichen und psychol. Vermittelungen geltend macht. In den Anschauungen dieser Mystiker mischen sich oft die tiefsinnigsten, aber immer mehr oder minder sinnlich aufgefaßten religiösen Ideen unvermittelt mit verworrenen Phantasien, die tiefsten Erlebnisse des religiösen Gemütslebens mit leeren Träumereien, die geistige Wahrheit mit dem rohesten Unverstande. Neuerdings hat man in gewissen theol. Kreisen den rationalistischen Widerwillen gegen alle religiöse M. erneuert und jede Unmittelbarkeit des religiösen Verhältnisses als «Hallucination verdächtigt. Auch der Islam, obgleich zu Anfang wegen seiner kriegerischen Stimmung die M. wenig begünstigend, brachte in späterer Zeit unter dem Namen Sufismus (s. d.) eine solche, und zwar eine von ziemlich schwindeliger Höhe hervor.

Vgl. Tholuck, «Blütensammlung aus der morgenländischen M.» (Berl. 1825); Görres, «Die christliche M.» (4 Bde., Regensb. 1836—42); Helfferich, «Die christliche M. in ihrer Entwickelung und ihren Denkmalen» (2 Bde., Hamb. 1842); Noack, «Die christliche M.» (2 Bde., Königsb. 1853); Charles Schmidt, «Les mystiques du quatorzième siècle» (Straßb. 1836); «Deutsche Mystiker des 14. Jahrh.» (herausg. von Pfeiffer, Bd. 1 u. 2, Lpz. 1845—57); Preger, «Geschichte der deutschen M. im Mittelalter» (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1874—81); Haupt, «Beiträge zur Litteratur der deutschen Mystiker» (Wien 1874); Heppe, «Geschichte der quietistischen M. in der kath. Kirche» (Berl. 1875); Denifle, «Das geistliche Leben. Blumenlese aus den deutschen Mystikern des 14. Jahrh.» (2. Aufl., Graz 1879).

Mystisch (grch.), geheimnisvoll, durch geheimen Sinn dunkel, der Mystik (s. d.) huldigend.

Mystizismus, s. unter Mystik.

Mytazismus, das häufige Vorkommen der Konsonanten m (grch. μυ).

Mythen heißen zwei Voralpengipfel der Schwyzeralpen nordöstlich von Schwyz, südlich von Einsiedeln, auf der Wasserscheide zwischen der Sihl (Limmath) und der Muota (Reuß) gelegen. Der Große M., ein steiler Kalkkegel, der Juraformation angehörend, früher bewaldet, seit dem Waldbrand von 1800 fast ganz kahl, erhebt sich zu 1903 m Höhe über dem Meere, wird, seitdem auf dem Gipfel ein kleines Wirtshaus erbaut ist, oft bestiegen. Der Kleine M., vom Großen durch den Sattel von Zwischmythen (1441 m) getrennt, ist 1815 m hoch; an seinem Westabhang liegt der Hackenpaß. — über den Mythenstein im Vierwaldstättersee s. unter Grütli.

Mythenstein, s. unter Grütli.

Mythographen nennt man diejenigen Schriftsteller des Altertums, welche, wie Lysimachos, Dionysios Skytobrachion, Asklepiades u. a., seit der alexandrinischen Zeit die verschiedenen Sagen und Dichtungen der frühern Zeiten in Prosa bearbeiteten und zusammenstellten. Auch pflegt man in den Sammlungen der dürftigen Reste dieser Litteratur diejenigen Schriftsteller unter diesem Namen zu begreifen, denen es nicht sowohl um die Erzählung der Mythen, als um Deutung derselben zu thun ist. Die erhaltenen Hauptschriften der letztern Gattung sind das Werk des Cornutus (s. d.) «über das Wesen der Götter» und die «Homerischen Allegorien» des Heraklides (s. d.) oder vielmehr Heraklitos, die eine vorwiegend philos. Tendenz haben und die Hauptrichtung der allegorischen Mythenerklärung repräsentieren, die physische, welche das Wesen der Götter als Träger der alten Sagen auf die Naturkräfte zurückführt. Die zweite Richtung der Mythenerklärung, die historische oder pragmatische, ist außer durch die betreffenden Bücher des Diodor (s. d.) namentlich durch die mangelhaft erhaltenen «Libri de incredibilibus» des Palâphatos und die des Heraklitos vertreten. Die wichtigsten Reste der Schriften von eigentlichen griechischen M. sind die «Bibliotheca» des Apollodor (s. d.), die nur bei Photius (s. d.) im Auszug erhaltenen «Narrationes» des Konon, die «Narrationes amatoriae» des Parthenios, die «Transformationes» des Antoninus Liberalis, die dem Eratosthenes beigelegten «Katasterismen». In den Sammlungen der röm. «Mythographi» finden sich namentlich die «Fabulae» des Hyginus (s. d.), die «Mythologiae» des Fulgentius, des Lutatius Placidus «Narrationes fabularum» (aus Ovid), das erst im Mittelalter von einem Albericus geschriebene Buch «De deorum imaginibus» u. a. Eine Ausgabe der «Mythographi Graeci» veranstaltete Westermann (Braunschw. 1843); die «Mythographi Latini» gaben Munder (2 Bde., Amsterd. 1681) und van Staveren (2 Bde., Leid. 1712) heraus, wozu dann noch die Ausgabe der drei «Mythographi Vaticani», von denen wenigstens der erste noch dem heidnischen Altertum angehört, durch Mai (Rom 1831) und Bode (Celle 1834) gekommen ist.

Mythus und **Mythologie.** Der Wortbedeutung nach ist Mythus (grch. μῦθος) zunächst soviel wie Rede, Erzählung, so bei Homer; aber schon die spätern Griechen gebrauchen die Worte Mythos in engerer Anwendung für Erzählung aus vorhistor. Zeit. Jetzt versteht man unter Mythus im engern Sinne, unterschieden von der Sage, einmal eine Erzählung, deren Mittelpunkt ein göttliches Wesen ist, und dann den in konkreter Erzählungsform

auftretenden religiösen Glauben. Mythologie als Wissenschaft vom Mythus ist zunächst der Komplex aller Erzählungen von Göttern, dämonischen und halbgöttlichen Wesen; dann aber auch die Lehre von den Vorstellungen der Völker über ihre Götter, deren Wesen und Thun.

Die Entstehung des Mythus hat man sich folgendermaßen zu denken. Der in der Natur lebende Mensch gewahrt in derselben eine Anzahl von Kräften, welche die Erscheinungen der Natur bedingen, und welche miteinander oder gegeneinander zu wirken scheinen oder welche die gegenseitigen Produkte ihrer Wirkungen fördern oder zerstören. Diese Kräfte aber, welche die Naturerscheinungen bedingen, abstrakt als Kräfte aufzufassen, als Wärme, Elektricität u. s. w., vermag nur das abstrakte Denken, während die unmittelbare Anschauung der Phantasie in oder hinter der Kraft einen Willen vermutet, welcher dieselbe hervorbringt oder sendet. Ein Wollen und dem Wollen gemäßes Handeln kann aber nur bei einem persönlichen Wesen gedacht werden. Mit Notwendigkeit setzt also eine Zeit, in welcher die Phantasie und Intuition den Gedanken und die Abstraktion überwiegt (und eine solche Zeit ist allein mythenbildend), an die Stelle der abstrakten Naturkräfte willensbegabte Persönlichkeiten, von denen die in ihrer Wirkung wahrgenommene Kraft ausgeht. Da aber die Kräfte und deren Wirkungen immer dieselben oder wenigstens immer ähnlich bleiben, so erscheinen sie als die den Persönlichkeiten anhaftende Eigenschaften. Je nachdem nun die Wirkungen, welche man dem Willen dieser oder jener Persönlichkeit zuschrieb, dem Menschen gegenüber freundlich, angenehm, erwünscht, segensvoll waren, oder verderblich, furchtbar, zerstörend, erschien die Persönlichkeit als eine milde und freundliche oder als eine zürnende und feindliche. Da aber im einen wie im andern Falle die Wirkungen und also auch die sie hervorbringenden Persönlichkeiten über menschliche Kraft erhaben, der menschlichen Einwirkung entzogen waren, so erscheinen diese Personen als Gottheiten, und zwar mußte man notwendig in der auf den unmittelbaren Eindruck, nicht auf Abstraktion bauenden Zeit so viele Gottheiten statuieren, wie man voneinander unabhängige Kräfte wahrzunehmen glaubte. Von diesen göttlichen Personen, von ihren höhern Kräften, von ihrem Segen oder ihrem Zorne fühlt sich in jedem Falle und in jedem Augenblick seines mit der Natur zusammenhängenden Lebens der Mensch abhängig, woraus das religiöse Gefühl entsteht: der Mensch tritt seinen Gottheiten gegenüber in ein religiöses Verhältnis, fühlt gegen die freundlichen Liebe, Dank und Verehrung, vor den feindlichen Furcht und Scheu, sucht die freundlichen Gottheiten durch Gebet und Opfer für sich zu gewinnen, die feindlichen durch dieselben Mittel zu entfernen oder, da er sie als zürnend denkt, zu versöhnen. Aber nicht allein auf den Menschen, sondern direkt aufeinander wirken die Naturerscheinungen bedingend ein; es müssen also die göttlichen Personen auch zueinander in bestimmten, dauernden Verhältnissen gedacht werden. Je nachdem die von ihnen ausgehend gedachten Kräfte sich fördern oder aufheben, erscheinen sie in Liebe und Haß gegeneinander, und aus der Verschiedenheit der Kräfte ergibt sich das Verhältnis der Neben- und Unterordnung der göttlichen Personen zueinander.

Die auf Naturwahrnehmung gestützten physischen Mythen haben bei jedem göttlichen Wesen einen festen Hauptcharakterzug und ein bestimmtes Verhältnis sowohl zu andern Göttern wie zum Menschen ausgeprägt. Ein solcher Charakterzug will aber zum Charakterbilde ergänzt sein. Es wird deshalb auf Grund der ursprünglichen Gestaltung fortgebaut und der Charakter jedes Gottes nach Analogie des primitiven Typus und unter Mitwirkung des Verhältnisses, in welchem er zu andern göttlichen Wesen steht, ausgeprägt. Die Folge ist, daß auch der Bezug des so vollendeten göttlichen Wesens zum Thun und Treiben des Menschen sich vermannigfacht und daß, je fester sich infolge hiervon das religiöse Verhältnis setzt, um so mehr der physische Bezug und die erste physische Gestaltung des göttlichen Wesens in den Hintergrund, der ethische Bezug und die ethische Gestaltung desselben in den Vordergrund tritt. Das ist aber die Entwickelungsstufe, auf welcher die griechischen Götter in der griechischen Poesie und Kunst stehen: sie sind ethische, potenziert menschliche Wesen. (S. Griechische Mythologie.)

Als endliche und letzte Phase dieser fortarbeitenden mythischen Thätigkeit ist die vollendete Vermenschlichung ursprünglich göttlicher Wesen zu bezeichnen. Diese ist erst dann und nur dann möglich, wenn die Naturbedeutung gegen die ethische Entwickelung in den Hintergrund getreten, und sie tritt wohl am häufigsten ein durch die Berührung der verschiedenen Stämme, welche Gottheiten gleicher Geltung haben. Da, wo sich nicht beide miteinander völlig und unter Einem Namen verbinden können, tritt die eine Gottheit in ein abhängiges Verhältnis zu der andern, oder sie wird gänzlich von ihr verdrängt. Letzteres ist namentlich bei feindlichem Zusammenstoß verschiedener Stämme anzunehmen. Die vermenschlichte Gottheit erhält dann eine neue menschliche Genealogie, in der sich ihr gegenüber die letzte Thätigkeit des Mythus offenbart, tritt aber dann aus dem Gebiete des Mythus in das der Sage (s. d.) über, welche dann auf ihre Weise an das vom Mythus Überkommene anknüpft und daran fortspinnt.

Die Aufgabe der wissenschaftlichen Mythologie ist die Sammlung, Deutung und Geschichte der Mythen. Schon im Altertum haben viele Philologen und Philosophen Sammlungen oder Deutungen der Mythen unternommen. (S. Mythographen.) Die moderne wissenschaftliche Mythologie beginnt nach schwachen ältern Versuchen (Boccatius [s. Boccaccio], Lil. Gyraldus, Natalis Comes, Js. Vossius, Banier) mit Heyne, Creuzer, Voß und O. Müller. Es sind die verschiedensten Prinzipien der Mythendeutung aufgestellt, je nachdem man dem Mythus einen physischen, oder einen ethischen, oder einen pragmatisch-histor. Inhalt zuschrieb; je nachdem man ihn ferner aus dem Volksglauben oder aus uralter Priesterweisheit und Spekulation ableitete, und je nachdem man seine Quelle in Griechenland selbst oder im Orient suchte. Die Mythenforschung muß zuerst den umgekehrten Weg gehen, den die Mythenbildung gegangen ist: sie muß das allmählich Vereinigte auflösen, nicht sowohl um zu dem einen und letzten Kern des Mythus, der physischen Uranschauung, zu gelangen, als vielmehr, um die verschiedenen Phasen nachzuweisen, welche ein göttliches Wesen durchgemacht hat, und so den Stoff zu einer Geschichte der Mythen und des

religiösen Glaubens zu liefern, welche die einzelnen Mythen und ihre Gesamtheit dann wieder von ihrer Entstehung bis zu ihrer Auflösung verfolgt, also Sammlung und Deutung der Mythen vereinigt.

Ähnlich wie bei der Philologie verstand man früher unter Mythologie ausschließlich oder in der Hauptsache die klassische Mythologie, d. h. die Mythologie der Griechen und der Römer, wie diese nach Aufnahme der griechischen und Verschmelzung mit einheimischen Elementen in röm. Litteratur und Kunst uns entgegentritt. Der griech. Mythologie ist die der verwandten indogerman. Völker (s. *Indogermanen*) zur Seite getreten, namentlich der Inder (s. *Indische Religion*), Slawen (s. d.), Kelten (s. d.) und Germanen (s. *Deutsche Mythologie* und *Nordische Mythologie*), und ebenso ist man an die Erforschung der einheimischen Mythologie und Religion der italischen Völkerschaften gegangen. (S. *Römische Religion*.) Die ursprünglich allen diesen Völkern gemeinsamen religiösen Vorstellungen und Mythen untersucht dann die Schwester der vergleichenden Sprachforschung: die vergleichende Mythologie. Als die bedeutendsten Vertreter dieser Wissenschaft sind Adalbert Kuhn und F. Max Müller zu nennen. Den einzigen Versuch einer Darstellung der gesamten vergleichenden Mythologie der indogerman. Völker machte Cox, «The mythology of the Aryan nations» (2 Bde., Lond. 1870; 2. Ausl. 1878).

Endlich aber hat die Forschung noch weitere, endlose Gebiete betreten. Wenn die Völker indogerman. Stammes auch auf dem Gebiete der Mythen am fruchtbarsten und reichsten gewesen sind, so ist der mythenbildende Trieb doch ein Eigentum nicht einer einzelnen Völkerfamilie, sondern der Menschheit. Alle Völker drücken auf einem gewissen Kulturzustande ihre religiösen Gefühle und Vorstellungen in Form von Erzählungen aus, und so gilt es, einmal die Reste solcher Mythen aller Völker zu sammeln, welche auf diesem Kulturzustande stehend solche gedichtet haben, und zweitens die Mythen derer, welche noch darauf stehen.

Namentlich in England hat sich eine reiche Litteratur gebildet, in welcher die freilich oft sehr dürftigen und kümmerlichen Ansätze zu Mythologien bei den verschiedenen Völkern Afrikas, Asiens und Polynesiens gesammelt werden. Und ebenso haben dort namentlich Tylor, «Early history of mankind» (deutsch von Müller, Lpz. 1866) und «Primitive culture» (Lond. 1871; in deutscher Übersetzung, 2 Bde., Lpz. 1873) und Lubbock, «Origin of civilisation» (Lond. 1874) zusammenfassende Darstellungen des analogen Verlaufs der ältesten Sitten-, Religions- und Mythenbildung bei den verschiedenen Völkern unternommen. In Deutschland haben namentlich Waitz («Anthropologie der Naturvölker», 6 Bde., 1859—71; fortgesetzt und in 2. Ausl. herausg. von Gerland, Lpz. 1877 fg.) und Bastian (s. d.), auch Schwartz (s. d.) und Liebrecht, letztere vorzugsweise bei Erörterung griech. und deutscher Mythen, wertvolle Beiträge geliefert, und hat Caspari, «Die Urgeschichte der Menschheit» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1877) eine zusammenfassende Darstellung der ältesten Religionsvorstellungen und Mythen versucht. Ein sehr brauchbares kleines «Kompendium der Religionsgeschichte» hat der Holländer Tiele verfaßt (deutsch von Weber, Potsdam 1880). Eine geistvolle Vorarbeit bietet Réville, «Prolégomènes de l'histoire des religions» (2. Aufl., Par. 1881).

Mytilene (so gewöhnlich auf Inschriften und Münzen, bisweilen auch Mitylene, nach einheimischem Dialekt Mytilana), die Hauptstadt der Insel Lesbos (s. d.), auf einem Vorsprung der Ostküste gelegen, hatte zwei Häfen, einen an der Nord- und einen an der Südseite, die beide durch weit vorgeschobene Steindämme geschützt und durch einen quer durch die Stadt laufenden Kanal untereinander verbunden waren. Dieser Kanal ist jetzt gänzlich verschwunden, der nördl. Hafen ganz verlassen, auch der südliche nur noch für kleinere Schiffe brauchbar; doch ist auch das jetzige Mitilini, das den schon seit dem Mittelalter auch auf die ganze Insel ausgedehnten Namen bewahrt hat, eine nicht unansehnliche Stadt von etwa 20000 E., meist Griechen, die bedeutenden Handel treiben, der Sitz eines griech. Erzbischofs und eines türk. Pascha. Kenntlich ist noch die Akropolis auf dem gegen das Meer steil abfallenden Hügel nordöstlich über der Stadt, den jetzt das türk. Kastell einnimmt, und die Form des Theaters am Abhange des westlich von der Stadt sich erhebenden Hügels; von den sonstigen Bauten der Stadt, die bis in die röm. Kaiserzeit Glanz und Anziehungskraft bewahrte, sind nur noch vereinzelte Trümmer erhalten. Vgl. Conze, «Reise auf der Insel Lesbos» (Hannov. 1865).

Mytilus, die Miesmuschel.

Mytonwyke upon Hull, ehemals Name der engl. Stadt Hull (s. d.).

Myus, griech. Stadt in Karien, nordöstlich von Milet, von welchem sie durch den Latmischen Meerbusen getrennt war, am südl. Ufer des Mäander, ursprünglich nicht weit von der antiken Mündung desselben gelegen, die kleinste der Städte des Jonischen Bundes, war schon zu Strabos Zeiten wenig bewohnt, sodaß sich die Bevölkerung zu den Bürgern von Milet rechnete, später aber ganz dahin übersiedelte. Dies geschah angeblich wegen der großen Menge von Stechfliegen, welche die überschwemmungen des Mäander in der Gegend von M. erzeugten, welcher die Stadt durch seine Ablagerungen allmählich zu einer Binnenstadt machte. M. gehörte auch zu den Städten (Lampsakus, Magnesia), welche Artaxerxes dem aus seinem Vaterlande vertriebenen Themistokles (s. d.) schenkte.

Myvatn, d. h. Mückensee, großer Landsee im nordöstl. Viertel der Insel Island, mit 34 Lavainseln; in seiner Nähe sind heiße Quellen und Schwefelablagerungen.

Myxom (grch.), Schleimgeschwulst, gallertartige, aus schleimigem Bindegewebe bestehende Geschwulst, kommt in der Haut, der Schild- und Brustdrüse, den Knochen und im Gehirn vor; Myxosarkom, bösartige Schleimgeschwulst.

Myxomyceten, Mycetozoen, Myxogastres, Schleimpilze, Pilztiere nennt man eine Gruppe von Organismen, welche durch die Eigentümlichkeiten ihres Vegetationskörpers von den übrigen niedern Pflanzen bedeutend abweichen und mehr den niedersten Tierformen sich nähern. Es gibt eine große Anzahl von Arten, die meistenteils saprophytisch auf faulenden organischen Substanzen wachsen, nur wenige leben als Parasiten. Der vegetative Teil dieser Pilze ist eine nackte Protoplasmamasse, die sowohl im als auf dem Substrat amöbenähnliche Bewegungen ausführt; sie kann ansehnliche Dimensionen erreichen, wie z. B. die bekannte Lohblüte (Aethalium septicum), welche auf der Gerberlohe ziemlich häufig mit ihren gelben Plasma-

massen ansehnliche Strecken überzieht. Man bezeichnet diese nackten, von keiner Zellhaut umgebenen Vegetationskörper als Plasmodien, dieselben erreichen nur bei der eben genannten Art so bedeutende Ausdehnung, bei den übrigen M. sind sie kleiner. Die Gestalt und Färbung der Plasmodien ist sehr verschiedenartig und die äußern Umrisse wechseln fortwährend. Aus den Plasmodien wachsen später die Sporangien hervor, die letztern werden entweder in der Weise gebildet, daß das ganze Plasmodium sich in ein Sporangium umwandelt, oder daß einzelne kleinere kapselartige Gebilde entstehen, die eine große Anzahl kleiner dickwandiger, einzelliger Sporen und außerdem ziemlich häufig noch ein eigentümlich gebautes Faserwerk, das sog. Capillitium, enthalten. Die reifen Sporen keimen sehr bald, dabei tritt aus ihnen der Plasmainhalt heraus und beginnt sofort entweder eine schnellere schwärmende Bewegung oder eine amöbenähnliche kriechende, die letztere tritt auch dann ein, wenn die schwärmende Bewegung aufgehört hat. Während des Umherwanderns nehmen diese Körper, die man als Myxamöben bezeichnet, an Volumen zu, vereinigen sich mit anderu und bilden so allmählich wieder ein Plasmodium.

Von den saprophytisch lebenden Formen ist außer der schon genannten Lohblüte keine von allgemeinerm Interesse. Von den parasitischen ist es besonders eine Art, die für die Kultur der Kohlarten schädlich werden kann, es ist dies Plasmodiophora Brassicae, welche die Wurzelanschwellungen jener Pflanzen, die sog. Kohlhernie, hervorruft. Die meisten auf Pflanzen schmarotzenden M. kommen in Algenzellen vor. Im tierischen Körper sind ebenfalls einige parasitisch lebende Formen aufgefunden worden, so neuerdings in den Muskeln der Schweine eine noch näher zu untersuchende Art, die von Zopf Haplococcus reticulatus genannt wurde. Wahrscheinlich sind einzelne M. in dem Körper mancher Tiere ziemlich verbreitet.

Litteratur. De Bary, «Die Mycetozoen. Ein Beitrag zur Kenntnis der niedersten Organismen» (Lpz. 1864); derselbe, «Morphologie und Physiologie der Pilze, Flechten und M.» (Lpz. 1866); Rostafinski, «Versuch eines Systems der Mycetozoen» (Straßb. 1873); Zopf, «Die Pilztiere oder Schleimpilze» (Breśl. 1884).

Myxorrhöe (grch.), Schleimfluß.

Mʼzabiten, ein Berberstamm, s. unter Beni-Mezáb.

Mzcheta, Ansiedelung im russ. Gouvernement Tiflis, 23 km nordwestlich von Tiflis, am Zusammenfluß der Aragwa mit dem Kur, Station der Linie Poti-Tiflis der Transkaukasischen Eisenbahn, mit 767 E. Das weite Ruinenfeld von Kirchen, Palästen und andern Gebäuden sprechen für die frühere Größe der Stadt. Die Gründung M.s wird dem König Marian (328) zugeschrieben.

Mzensk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Orel, an der schiffbaren Susha, Station der Eisenbahn Moskau-Kursk, mit (1882) 14 159 E., welche Handel mit Roggen, Weizen, Leinöl, Hanf, Flachs, Tabak, Spiritus, Honig, Wachs, Speck, Talg, Metallwaren, Teer u. s. w. treiben.

N.

N, in unserm deutschen Alphabet der 14., im griechischen und lateinischen der 13. Buchstabe. Das griechische und damit das diesem abgeleitete lat. Schriftzeichen stammt wie die übrigen Buchstaben aus dem phönix. Alphabet. Im Hebräischen heißt der Buchstabe Nun, d. i. Fisch, wie er denn auch in seiner ursprünglichen Form das Bild eines Fisches dargestellt zu haben scheint. Von den Semiten kam der Name unter der Form νῦ zu den Griechen. Die ältere Grammatik rechnete den Laut n zu den liquidae, die neuere faßt n und m als eine besondere Klasse, Nasale, zusammen. (Über die Natur dieser Laute s. Nasale.)

Als Abkürzungszeichen steht N. auf röm. Inschriften und Handschriften für den Vornamen Numerius, ferner für Neutrum, Nomen, Nominativus, Non, Numerus; aus der Abkürzung N. für Nomen ist N. N. (nomen nescio oder nomen notetur) entstanden. Auf altfranz. Münzen ist N. das Münzzeichen für Montpellier. In der Chemie ist N das Zeichen oder Symbol für Stickstoff (Nitrogenium). Im Handel, besonders im Buchhandel, ist n. die geläufige Abbreviatur von netto.

Na, chem. Zeichen oder Symbol für Natrium.

Naarden, Stadt und Festung in der niederländ. Provinz Nordholland, 22 km südöstlich von Amsterdam, unweit der Zuidersee, Station der Eisenbahn Amsterdam-Winterswyk, hat (1879) 2845 E., die größtenteils vom Garten- und Landbau leben. N. wurde 1572 von den Spaniern gänzlich zerstört.

Naas, Stadt in Irland, Provinz Leinster, Grafschaft Kildare, an einer Abzweigung des Grand-Kanal, zählt (1881) 3308 E. und war früher Residenz der Könige von Leinster.

Naaffener, s. Ophiten.

Nab oder **Naab**, linker Nebenfluß der Donau im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, entsteht aus drei Quellflüssen: der Fichtelnab (dem Hauptflusse), der Waldnab (der bedeutendste) und der Heidenab. Ersterer kommt vom Ochsenkopf im Fichtelgebirge, der zweite vom Bärnauer Gebirge an der böhm. Grenze, der dritte von der sog. Nassen Heide zwischen Warmensteinach und Mühlmeisel. Die Fichtel- und Waldnab vereinen sich bei Windisch-Eschenbach, die Heidenab mündet erst bei Wildenau ein. Nach einem Lauf von 151 km mündet die N. bei Maria-Ort westlich von Regensburg.

Nabatäer, im Altertum ein Volksstamm im Peträischen Arabien zwischen dem Elanitischen Meerbusen und dem Toten Meer, der in der Namensform Nabajot bereits in der Genesis (25, 13) als Erstgeborener Ismaels aufgeführt wird. Später begegnet man ihnen in den Keilinschriften Sanheribs (700 v. Chr.) und Sardanapals V. (Assurbanhabal), 660, in denen sie Nabat heißen und ihre Könige mit echt arab. Namen genannt werden. Bei den klassischen Autoren erscheinen sie zuerst in der Zeit der Diadochen bei Gelegenheit verunglückter Feldzüge, welche Athenäus und Demetrius in den J. 309 und 308 v. Chr.

nach jenen Gegenden unternahmen. Erst in der Makkabäerzeit lassen sie sich genauer verfolgen. Pompejus bekriegte den König Aretas I. (90—50) und unterjochte die N. (63 v. Chr.). Diesem folgte Malchus (50—28), Obodas (28 v. Chr. bis 7 n. Chr.), Aretas Philodemus (7—40) und Malchus II. (40—75). Unter Zabelus (Dubel, 75—105) wurde ihrem Reiche durch Trajans Feldherrn, Palma, 105 n. Chr. ein Ende gemacht. Die Hauptstadt der N. war Petra (s. d.); die neuen Forschungsreisen von Doughty, Huber und Euting haben dargethan, daß das Reich der N. sich viel weiter ausdehnte, als man bisher geglaubt; Doughty hat zuerst 1875 in El-Hidja (Medinat-Salih, 240 km nordwestl. von Medina) eine große nabatäische Stadt mit vielen Bauwerken und Inschriften entdeckt. Die Alten rühmen die freisinnigen Institutionen der nabatäischen Monarchie; den Königen war unter dem Namen «Bruder» ein von den Magnaten erwählter Mitregent beigegeben. Ihre Religion war Sonnen- und Sterndienst; die Sonne wurde unter dem Namen Dusar verehrt; außerdem kennen die Inschriften den Kasiu (Zeus Kasius) und Menat. Die N. trieben während vieler Jahrhunderte einen lebhaften Zwischenhandel zwischen Ägypten und den Euphratländern und müssen röm. Kultur sehr zugethan gewesen sein. Man hat mehrfach den N. die Abfassung der sog. Sinaitischen Inschriften zugeschrieben, und einzelne Forscher bezeichnen die Felseninschriften des Wadi Mukatteb geradezu als nabatäische.

Neuerdings ist der Name der N. durch eine nrab. Fälschung aus dem 10. Jahrh. weiter bekannt geworden. Ein Araber, Namens Abubekr Ahmed Ibn-Ali Ibn-Wahshiyah, gab vor, aus angeblich nabatäischen Originalen verschiedene große Werke ins Arabische übersetzt zu haben. Von diesen sog. nabatäischen Werken, die sich übrigens als entschieden dem Islam feindlich bekunden, sind noch vier vorhanden, unter denen die «Nabatäische Ackerbaukunde» das bedeutendste ist. Dieselbe wurde angeblich im zweiten Jahrtausend vor Christi Geburt von einem gewissen Kuthâni verfaßt. Außerdem gibt es noch ein Werk von Jarbûgâ über Gifte, von einem Tenkelûshâ dem Babylonier (verstümmelt aus dem griech. Teukros) über Bilder und Grade der Sphären, und Fragmente eines Werks über die Geheimnisse der Sonne und des Mondes von Asqelubitha (Askleplades) und Adami (Adam). Sonst werden von nabatäischen Autoren noch Ishita (Set), Ahnoha (Henoch), Nuha (Noah), Abraham, Mojes und ein gewisser Janbushad genannt. Nachdem sich zuerst Quatremère mit dem Werke Ibn-Wahshiyah beschäftigt, wurden die genannten nabatäischen Schriften von Chwolson («Über die Überreste der altbabylon. Litteratur», Petersb. 1859) als die 10—20 Jahrtausende alten Überreste einer altbabylon. Litteratur hingestellt. Renan zweifelte hierauf zuerst die geschichtliche Bedeutung dieser Schriften an, und später hat Gutschmid (in der «Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft», Jahrg. 1862) mit unwiderlegbaren Gründen die Fälschung nachgewiesen.

Nabburg, Stadt in Bayern, Regierungsbezirk Oberpfalz, an der Nab, Station der Linie Regensburg-Eger der Bayrischen Staatsbahnen, Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat eine schöne Pfarrkirche, eine Kunstzinngußfabrik und bedeutende Granit- und Flußspatbrüche und zählt (1880) 2043 meist kath. E.

Nabe (frz. moyeu; engl. nave, hub), der mittlere, cylindrische Teil eines Rades, in den die Speichen eingelassen sind.

Nabel (umbilicus), die rundliche Vertiefung in der Mittellinie des Leibes, welche die Stelle bezeichnet, wo am fötalen Körper die vordem offene Leibeshöhle sich geschlossen hat. Der tierische Embryo (s. d.) besteht bekanntlich in einer sehr frühen Zeit seiner Entwickelung aus einem scheibenförmigen Körper, welcher der aus dem Dotter hervorgegangenen Keimblase aufliegt. Dieser scheibenförmige Körper schlägt sich alsbald mit den Rändern nach innen um und bildet so die erste Anlage der Leibeshöhle, welche zuletzt nur noch durch ein kleines Loch, die Nabelöffnung, mit der Keimblase zusammenhängt. Der in der Leibeshöhle eingeschlossene Teil der Keimblase bildet die erste Anlage des Darms, während der außerhalb der Leibeshöhle befindliche Teil der Keimblase von nun an Nabelblase heißt und durch den dünnen Nabelblasengang (ductus vitello-intestinalis) mit dem Darmrohr in Verbindung steht. Aus dem untern Teil der Leibeshöhle wächst dann durch die Nabelöffnung neben dem Stiel der einschrumpfenden Nabelblase ein schlauchförmiger Körper hervor, die Allantois (s. d.) oder der Harnsack, der sich an die Wand der Gebärmutter anlegt und dessen Gefäße sich später zu dem Nabelstrang (Nabelschnur, Funiculus umbilicalis) umgestalten. Dieser besteht aus zwei Arterien und einer Vene, welche das Blut vom Embryo zum Mutterkuchen und zurückführen (s. Kreislauf), spiralig umeinander gewunden sind und, von einer gallertartigen Masse (Whartonsche Sulze) umhüllt, in einer Scheide der Schafhaut (amnion) liegen. Die Nabelschnur, welche demnach für die Erhaltung und Ernährung der Frucht von höchster Wichtigkeit ist, erreicht eine Länge von 70—80 cm, ist aber oft kürzer oder länger. Bei großer Länge derselben umschließt sie oft Teile der Frucht (den Hals, einen Arm oder ein Bein) und kann so durch ihre Lagerung nicht bloß zu einem Geburtshindernisse werden, sondern durch Druck auf die umschnürten Körperteile zu Verkümmerung derselben Anlaß werden, ja selbst das Leben des Kindes in Gefahr bringen.

Zur Zeit der Geburt sind die Bauchdecken bereits rings um den Nabelstrang geschlossen und bilden hier einen festen Ring, den Nabelring. Sofort nach der Ausstoßung des Kindes pulsieren die Nabelarterien noch; sobald aber das Kind kräftig zu atmen beginnt, eröffnen sich dem Blutkreislauf neue Bahnen, und der Blutlauf hört in den Nabelgefäßen auf. Beim Menschen wird dann der Nabelstrang unterbunden und abgeschnitten; bei den Tieren beißt die Mutter die Nabelschnur ab. Während sich gleichzeitig die nicht mehr dem Kreislauf dienenden Teile der in der Leibeshöhle gelegenen Nabelgefäße in solide Stränge verwandeln (obliterieren), vernarbt der N., indem der Rest des Nabelstranges schrumpft und nach 4—5 Tagen abgestoßen wird. Nicht immer aber geht diese Vernarbung so leicht ab; öfters tritt eine selbst das Leben gefährdende Entzündung der Wunde ein, oder es öffnen sich die nur locker geschlossenen Gefäße und es erfolgt eine gefährliche Blutung. Der häufigere Zwischenfall bei der Verheilung des N. ist das Entstehen eines Nabelbruchs (Hernia umbilicalis), der so zu Stande kommt, daß sich an dieser dünnen Stelle der Darm nach außen drängt

und die Haut sackartig vor sich herschiebt, was namentlich leicht geschieht, wenn die Kinder viel schreien. Das Übel läßt sich leicht durch einen gut angelegten Heftpflasterverband beseitigen. Tritt bei Erwachsenen ein Nabelbruch ein, was häufig bei starker Ausdehnung des Bauchs (z. B. in der Schwangerschaft, bei übermäßiger Korpulenz) geschieht, so ist die Aussicht auf Heilung geringer. Es bleibt dann meistens nur übrig, den Bruch durch Aufbinden eines festen Körpers (einer Metallscheibe u. dgl.) oder Tragen eines Bruchbandes zurückzuhalten. (S. Bruch, medizinisch.)

Nabelbruch, s. unter Nabel.

Nabelschwein, s. Bisamschwein.

Nabelstrang oder Nabelschnur, s. unter Nabel; in der Botanik soviel wie Samenstrang.

Nabis (grch.), Tyrann von Sparta, riß 207 v. Chr. die Gewalt in Sparta an sich. Er brach die Herrschaft der alten dorischen Oligarchie und wies deren Eigentum der aus Heloten, Periöken, armen Spartanern und fremden Proletariern neu gebildeten Bürgerschaft zu. Wegen seiner zweideutigen Haltung in den Kriegen der Römer gegen Philipp V. von Macedonien wurde er 195 durch ein röm. Heer unter Flamininus besiegt und 192 durch die Truppen seiner eigenen Verbündeten, der Ätoler, verräterischerweise ermordet.

Nâbtus, eigentlich Nâbulus, das Sichem (s. d.) der Bibel, später dem Kaiser Flavius Vespasianus zu Ehren Flavia Neapolis, auch bloß Neapolis (Neustadt) genannt, Stadt in Palästina, liegt 56 km nördlich von Jerusalem in einem reichbewässerten, fruchtbaren Längenthal zwischen zwei steilen Bergen, dem etwas bewaldeten Garizim von 870 m Höhe im S. und dem kahlen, 920 m hohen Ebal im N. Der Ort hat 13000 E., unter denen etwa 10000 Mohammedaner, 600 Christen, meist Griechen, doch auch einige Katholiken und Protestanten, 200 Juden und 130 Samaritaner oder Samariter (s. d.). Letztere bringen noch jetzt auf dem Garizim ihre Opfer, bewohnen ein eigenes kleines Viertel im südwestl. Teile der Stadt und treiben Handelsgeschäfte und Geldwechsel. Durch ihre Lage bildet die Stadt die Vermittlerin des Verkehrs zwischen Damascus und dem Meere. Die Bevölkerung bereitet eine berühmte Seife und fertigt wollene Decken, Handtücher, sowie lederne Tabaksbeutel. Nirgends in Palästina soll die Vegetation so frisch und grün sein wie hier. Die Umgegend erzeugt Granaten, Pomeranzen, Oliven, Sesam, Feigen, Baumwolle, Mandeln, Maulbeeren, Orangen, Walnüsse, Trauben, Birnen, Pflaumen und vor allem Wassermelonen, die in großer Menge nach Damascus gehen. Der Jakobsbrunnen der Bibel, 2 km südöstlich von der Stadt, neben den von üppigem Kräuterwerk umsponnenen Trümmern einer Kirche gelegen, ist 23 m tief, aber jetzt ohne Quellwasser. Einige hundert Schritt nördlich von ihm zeigt man Josephs Grab, einen kleinen, aber festen Bau mit einem Dach. In der südl. Wand des Ebal befindet sich eine große Menge alter Grabhöhlen. Nur 9 km im Nordwesten von N. liegt in schöner Gegend das Dorf Sebastijeh, an der Stelle von Samaria (s. d.).

Nabob, eigentlich Nuwwâb, d. i. Abgeordneter, Titel der den Subahdars oder Statthaltern der großen Landschaften im Reiche des Großmoguls in Ostindien untergeordneten Befehlshaber und Administratoren der einzelnen Provinzen. Nach dem Sturze des Reichs des Großmoguls behielten diejenigen, die sich der brit. Herrschaft als Vasallen unterwarfen, diesen Titel. So wurde derselbe später in Ostindien ein sehr gewöhnlicher, den, gleich einer Art Adelstitel, auch andere reiche und angesehene Inder erhielten. In Europa, namentlich in England, wird mit einer gewissen spöttischen Nebenbedeutung jeder, der in Ostindien zu Macht und Reichtum gelangt und mit auffallendem Luxus lebt, ein N. genannt.

Nabonassar (in assyr. Form Nabunasir, «Nebo beschützt»), König von Babylon, regierte von 747 bis 733; aber er würde ganz unbekannt geblieben sein, wenn sich nicht an seinen Regierungsantritt die durch Ptalemäus berühmt gewordene Ära (s. d.), die Ära des N., geknüpft hätte. Dieselbe beginnt am Mittwoch, den 26. Febr. (Julianischen Kalenders) 747 v. Chr. Dieses Datum (26. Febr.) schließt sich an die den 20. Juli 1322 v. Chr. beginnende ägypt. Sothisperiode von 1460 Jahren an, deren Jahr ein vages von 365 Tagen ohne Schalttag war; daher fällt jedes N.s Datum alle vier Jahre um einen Tag des Julianischen Jahres rückwärts und kommt nach 1460 Jahren auf dasselbe Datum zurück. Die Monate sind die ägyptischen, die Jahre werden von 747 ab nach Jahren N.s und nach Regierungsjahren der Könige gezählt. Für letztere ist ein besonderes (von Theon entworfenes) Verzeichnis vorhanden, das als das älteste wissenschaftlich begründete chronol. Denkmal gelten kann, der bis in die röm. Kaiserzeit gehende Ptolemäische Kanon. N. ist der erste König in dieser Reihe. Wie jedoch aus Tausenden von datierten Dokumenten aus Babylon hervorgeht, haben die Bewohner dieses Landes nie nach der Ära N.s, sondern nach Jahren der regierenden Könige gezählt. Nach einer Angabe soll N. alle Dokumente seiner Vorgänger vernichtet haben, damit von ihm eine Ära beginne. Nach neuentdeckten babylon. Keilschriften hat er 14 Jahre regiert und einen Aufstand in Borsippa gedämpft, sonst aber nichts gethan, sodaß die Entstehung der Ära des N. nach wie vor rätselhaft bleibt.

Nabonid (assyr. Nabu-nahid, grch. Labynetos, Nabanadius, Nabonnedos) ist der Name mehrerer Babylonier; bekannt ist namentlich der letzte König von Babylon (555–538), Sohn des Nabu-Calatjuighi, dessen Herrschaft Cyrus ein Ende machte. Von ihm sind viele Inschriften erhalten.

Nabopolassar (assyr. Nabu-habal-usur, «Nebo, beschütze den Sohn») hieß unter andern ein König von Babylon, der nach dem Ptolemäischen Königskanon von 625 bis 604 v. Chr. regierte und Vater Nebukadnezars war. Nach den griech. Schriftstellern zerstörte er vereint mit Kyaxares (s. d.) Ninive (606) und hinterließ bald darauf das Reich seinem Sohne. Durch die architektonischen Texte Nebukadnezars weiß man, daß N. viel zur Verschönerung Babylons beitrug; von ihm selbst sind bis jetzt keine Inschriften bekannt.

Nabothöler, s. unter Gebärmutter.

Nabuchodonosor, die griech. Form von Nebukadnezar (s. d.).

Nabulus, s. Nablus.

Nacahuita, s. Anacahuitaholz.

Nachbarrecht, die gesetzlichen Eigentumsbeschränkungen aus privatem, besonders nachbarlichem Interesse, wonach der Grundeigentümer eine Handlung des Nachbars gestatten, z. B. ihm

einen Notweg einräumen oder seinerseits etwas unterlassen muß, wozu er an sich berechtigt wäre, z. B. das Anlegen von Fenstern nach des Nachbars Hof, das Bauen bis dicht an die Grenze ꝛc. N. heißt auch die Mitgliedschaft einer Dorfgemeinde, sowie die daraus hervorgehenden Rechte und Pflichten.

Nachbaur (Franz), Tenorist, geb. 25. März 1835 auf Schloß Gießen bei Tettnang in Württemberg, genoß als Schüler der Polytechnischen Schule in Stuttgart nebenbei Gesangunterricht bei Pischek und sang dann in Basel und bei einer deutschen, Frankreich bereisenden Truppe. In Paris und Mailand vollendete er seine musikalischen Studien; 1859 kam er als Mitglied des Hoftheaters nach Hannover, 1860 nach Prag, 1863 an das Hoftheater nach Darmstadt, gastierte von hier aus in Berlin, Wien und München und wurde 1867 am Hoftheater zu München auf Lebenszeit engagiert.

Nachbilder, s. unter Gesichtstäuschungen, Bd. VII, S. 910[b].

Nachbürge, Afterbürge, s. u. Bürgschaft.

Nach Canossa gehen wir nicht (d. h. wir werden uns nicht vor dem Papst demütigen, den Staat nicht unter die röm. Kirche beugen lassen), Ausspruch des Fürsten-Reichskanzlers von Bismarck in der Sitzung des Deutschen Reichstags vom 14. Mai 1872, als bei der Beratung des Budgets für 1873 der Abgeordnete von Bennigsen die von seiten des Papstes Pius IX. erfolgte Ablehnung des Kardinals Fürsten Hohenlohe als deutschen Botschafter beim Heiligen Stuhl zur Sprache brachte. In Bezug auf diesen Ausspruch wurde 26. Aug. 1877 auf dem Burgberg bei Harzburg (s. d.), von wo Kaiser Heinrich IV. im Winter 1076/77 die Reise nach Canossa (s. d.) angetreten, von Privatpersonen eine 20 m hohe Granitsäule (Canossasäule, auch Bismarckstein genannt) mit dem Reliefbilde Bismarcks und dem obigen Ausspruch als Inschrift errichtet.

Gang nach Canossa ist seitdem im Volksmunde die Bezeichnung für ein Zurückweichen der Staatsgewalt vor der röm. Kurie.

Nachdruck (frz. contrefaçon) im engern Sinne heißt, nach §. 4 des Deutschen Reichsgesetzes, betreffend das Urheberrecht an Schriftwerken u. s. w., vom 11. Juni 1870, jede mechan. Vervielfältigung eines Schriftwerks, welche ohne Genehmigung des Berechtigten (d. i. des Urhebers oder, bei einem aus Beiträgen mehrerer bestehenden Werke, des Herausgebers, sowie der Erben des Urhebers) hergestellt wird. Nach §. 5 ist als N. auch anzusehen: a) der ohne Genehmigung des Urhebers erfolgte Abdruck von noch nicht veröffentlichten Schriftwerken (Manuskripten); auch der rechtmäßige Besitzer eines Manuskripts oder einer Abschrift desselben bedarf der Genehmigung des Urhebers zum Abdruck; b) der ohne Genehmigung des Urhebers erfolgte Abdruck von Vorträgen, welche zum Zweck der Erbauung, der Belehrung oder der Unterhaltung gehalten sind; c) der neue Abdruck von Werken, welchen der Urheber oder der Verleger dem unter ihnen bestehenden Vertrage zuwider veranstaltet; d) die Anfertigung einer größern Anzahl von Exemplaren eines Werks seitens des Verlegers, als demselben vertragsmäßig oder gesetzlich gestattet ist. Ferner gelten (nach §. 6) Übersetzungen ohne Genehmigung des Urhebers des Orginalwerks, unter gewissen Einschränkungen und Bedingungen, ebenfalls als N. Als N. im weitern Sinne werden auch (nach §. 45 fg.) angesehen alle ohne Genehmigung des Urhebers einer musikalischen Komposition herausgegebenen Bearbeitungen derselben, welche nicht als eigentümliche Komposition betrachtet werden können, ebenso finden (nach §. 43) die Bestimmungen dieses Gesetzes Anwendung auf geogr., topogr., naturwissenschaftliche, architektonische, technische und ähnliche Zeichnungen und Abbildungen, welche nach ihrem Hauptzweck nicht als Kunstwerke zu betrachten sind. Ferner sind durch das Reichsgesetz vom 9. Jan. 1876 die Werke der bildenden Künste, durch das vom 10. Jan. 1876 die Photographien, durch das vom 11. Jan. 1876 die gewerblichen Muster und Modelle und durch Reichsgesetz vom 25. Mai 1877 das Patentrecht geschützt. Der N. oder die Nachbildung ist nur dann verboten, wenn die Absicht der Verbreitung bei der Vervielfältigung obwaltete; die Verletzung des Patentrechts ist nur dann strafbar, wenn sie wissentlich erfolgte. Die Strafen steigen bis zu 3000, resp. bis zu 5000 Mark. Wer vorsätzlich oder aus Fahrlässigkeit einen N. veranstaltet, kann auf Verlangen des Beschädigten neben der Strafe auf eine an den Beschädigten zu erlegende Geldbuße bis zum Betrag von 6000 Mark verurteilt werden, welche Buße die Geltendmachung eines weitern Entschädigungsanspruchs ausschließt. Diese Buße steigt in Patentstrafsachen bis zu 10000 Mark. Vgl. Urheberrecht, auch in Betreff der Litteratur über N.

Nachelle war früher die Pflicht aller Gerichtseingesessenen, einem flüchtigen Verbrecher, der wahrscheinlich auf einem gewissen Wege aufgefunden werden konnte und noch nicht weit entfernt war, nachzueilen. Daraus ist in neuerer Zeit Verfolgung seitens der dazu bestellten Organe der gerichtlichen Polizei, der Gendarmen und sonstigen Sicherheitsbeamten geworden, die nach vielen Verträgen der Staaten untereinander auch in das fremde Gebiet hinein zulässig ist. (Vgl. §. 168 des Deutschen Gerichtsverfassungsgesetzes.)

Nachfolge, soviel wie Erbfolge.

Nachfolge Christi, Bezeichnung für die echte, in hingebender Gottesliebe beruhende Frömmigkeit gegenüber der Mönchsmoral und äußerlicher Ascese. Besonders berühmt geworden ist das unter dem Namen «Von der Nachfolge Christi» («De imitatione Christi») seit 1415 verbreitete Erbauungsbuch, über dessen Verfasser vielfach gestritten worden ist. Indessen sprechen für die Urheberschaft von Thomas a Kempis (s. d.) nicht bloß innere Gründe, wie die vielen eigentümlichen Germanismen, sondern auch äußere, wie das Zeugnis seines Zeit- und Ordensgenossen, des Joh. Busch, der ihn ausdrücklich als Verfasser erwähnt, ebenso das Zeugnis von Petrus Schottus (1488) und von Joh. Trittenheim (1494). Der Ruhm, den Gerson als mystischer Schriftsteller sich erwarb, mochte die Ursache sein, die Autorschaft diesem zu vindizieren. Andere schrieben sie dem heil. Bernhard, noch andere dem Joh. Gersen, Gessen oder Gesen, einem Benediktinerabt von Vercelli (um 1230), zu. Das unter Katholiken noch heute vielgelesene Buch ist fast in alle bekannte Sprachen übersetzt. Auch wurde es mehrfach für Protestanten bearbeitet (von Krehl, Lpz. 1846; 13. Aufl., Hildburgh. 1876). Vgl. auch Hirsche, «Prolegomena zu einer neuen Ausgabe der Imitatio Christi» (Bd. 1, Berl. 1873; Bd. 2, 1883), und die von demselben nach dem Autograph des Thomas veranstaltete Ausgabe (Berl. 1874).

Nachfrage nennt man die von der Gesamtheit der Käufer, die für eine Ware entstanden sind, ausgehende Wirkung auf dem Markte. Die N. fällt nicht zusammen mit dem Bedarf, der zur Befriedigung aller auf die betreffende Ware gerichteten Wünsche besteht, es kommt vielmehr sehr wesentlich auch auf die Gegenleistungs- oder Zahlungsfähigkeit der Bedürfenden an, und man spricht daher speziell von der zahlungsfähigen oder sog. *effektiven Nachfrage*. Wegen der beschränkten Zahlungsfähigkeit der Kauflustigen sinkt die N. bei steigendem Preise, während sie bei fallendem sich vergrößert.

Nachgeboren kommt in doppelter Bedeutung vor. Das eine mal bezeichnet es die erst nach dem Tode des Vaters erfolgte Geburt eines Kindes, ein Verhältnis, welches wegen seiner rechtlichen Folgen in Bezug auf die Erbschaft von großer Wichtigkeit sein kann. Gewöhnlich bedient man sich in solchem Falle des lat. Wortes *Posthumus* (weiblich Posthuma). Häufiger gebraucht man die Bezeichnung N. in den Fällen, wo die Erstgeburt gewisse Vorrechte gewährt, denen die nachgeborenen Geschwister entbehren. Namentlich haben bei den herrschenden Familien die nachgeborenen Söhne ein Recht der Nachfolge nur für den Fall des kinderlosen Ablebens des Erstgeborenen und werden deshalb anderweit, in der Regel durch eine Geldrente entschädigt (Apanage). Ähnliche Bestimmungen finden sich bei der engl. Peerage, welche auf dem Prinzip beruht, daß die nachgeborenen Söhne (the younger sons) weder das Besitztum noch die Titel und Würden des Vaters erben, daher auch nicht den Adelsnamen desselben, sondern nur den ursprünglichen Familiennamen führen.

Nachgeburt (Secundinae), die Eihäute mit dem Mutterkuchen und einem Teil des Nabelstrangs, welche einige Zeit nach dem Austritt des Kindes geboren werden. (S. unter *Geburt*.)

Nachgeschäft oder *Nachgeschäft* (Geschäft «auf Noch», «mit Noch») ist eine Gattung des Prämiengeschäfts (s. d.). Der Käufer oder Verkäufer wird gegen Zahlung einer Prämie berechtigt, zur Lieferungszeit eine weitere Quantität der betreffenden Waren zu fordern, beziehungsweise zu liefern.

Nachgeschmack, s. unter *Geschmack*.

Nachhaft, s. unter *Haft*.

Nachhall, soviel wie Echo.

Nachhut oder *Nachtrab*, s. *Arrièregarde*.

Nachimow (Paul Stephanowitsch), russ. Admiral, geb. im Gouvernement Smolensk 1803, wurde zu Petersburg im Seekadettenkorps erzogen, trat in die Flotte des Schwarzen Meeres ein, welcher er bis zu seinem Tode ununterbrochen angehörte, machte unter Lasarew 1822—25 die Weltumsegelung mit, kämpfte 20. Okt. 1827 in der Schlacht bei Navarin, war als Kapitänlieutenant und Kommandant einer genommenen ägypt. Korvette 1828 bei der Blockade der Dardanellen, wurde dann Kommandant der Fregatte Pallas, mit der er 1845 das von den kaukas. Bergvölkern schwer bedrängte Fort Golowin entsetzte, darauf Kontreadmiral und 1852 Vizeadmiral. Am 30. Nov. 1853 vernichtete N. die türk. Flotte im Hafen von Sinope, war dann während der Belagerung von Sewastopol neben seiner Stellung als Kommandant der Flotte des Schwarzen Meeres Gouverneur der Stadt und des Hafens und beteiligte sich an der Verteidigung. N. wurde im April 1855 Admiral und fiel 10. Juli 1855.

Nachitschewan, Kreisstadt im russ. Gouvernement Eriwan, in Transkaukasien, unweit des rechten Ufers des Araxes, in der Nähe der pers. Grenze, mit (1882) 8772 E., meist Tataren und Armenier, welche bedeutenden Handel treiben.

Nachitschewan, Stadt im russ. Gouvernement Jekaterinoslaw, Kreis Rostow, rechts am Don, Station der Koslow-Woronesh-Rostower Eisenbahn, mit (1882) 16258 E., meist Armenier, die 1780 hierher einwanderten.

Nachlaß im juristischen Sinne ist die Gesamtheit des Vermögens einer verstorbenen (oder für tot erklärten) Person, Aktiva sowohl als Passiva umfassend. Der N. in diesem Sinne ist Gegenstand der erbrechtlichen Succession (Nachfolge) und bildet ein in sich zusammenhängendes Ganzes, eine Anschauung, welche mit dem röm. Recht nach Deutschland gekommen ist, während das deutsche Recht sich den N. in einzelne Bestandteile (Heergeräte, Gerade, besonders: Immobilien und Mobilien) gelöst vorstellte und diese Teile besondern Successionsgrundsätzen unterwarf. Diese germanische Auffassung ist zwar partikularrechtlich nicht völlig verschwunden, aber gemeinrechtlich ist sie von der romanistischen überholt worden. Der N. ist ferner Gegenstand der sog. *Nachlaßregulierung*. Der Gerichtsstand des N. ist identisch mit dem allgemeinen Gerichtsstand, welchen der Erblasser zur Zeit seines Todes innehatte. Ein *Nachlaßkurator* kann aus verschiedenen Gründen ernannt werden müssen, namentlich auf Antrag des Gläubigers dann, wenn der Schuldner vor Beginn der Zwangsvollstreckung gestorben ist und der Erbe des Schuldners noch nicht feststeht. Das Konkursverfahren über einen N. unterliegt besondern Vorschriften. (S. Reichskonkursordnung, §§. 202—206.)

Nachlassen, soviel wie Adoucieren und Anlassen.

Nachlaßvertrag, s. *Erlaß*. — N. im Konkurs, s. *Zwangsvergleich*.

Nachlauf, s. unter *Entfuseln*.

Nachlieferung, d. h. verspätete Lieferung der nicht rechtzeitig vom Verkäufer gelieferten Ware, muß sich der Käufer innerhalb einer den Umständen angemessenen Frist, falls die Natur des Geschäfts eine solche Verzögerung zuläßt, gefallen lassen (Handelsgesetzbuch, Art. 356), es sei denn, daß ein sog. fixer oder prompter Kauf von den Parteien beabsichtigt ist (Art. 357).

Nachnahme bedeutet im Postverkehr der Vorschuß, welchen die Postverwaltung dem Absender einer Ware macht, indem sie es übernimmt, den entsprechenden Betrag von dem Empfänger derselben einzuziehen. Sie ermöglicht also den Barverkauf unter Abwesenden, sodaß weder der Käufer zur Pränumeration, noch der Verkäufer zur Kreditierung des Kaufpreises genötigt ist. Im Frachtverkehr bezeichnet N. die Auszahlung aller bisherigen Fracht-, Speditionskosten und Auslagen, welche der Nachnehmer seinem Vormann (dem Spediteur oder frühern Frachtführer) macht und welche als solche auf dem Frachtbriefe notiert wird.

Nachod, Stadt mit (1880) 3996 E. im nordöstl. Böhmen, in der Bezirkshauptmannschaft Neustadt, Sitz eines Bezirksamts, 5 km von der preuß. Grenze am Ausgang des Lewin-Nachoder Passes, an der Metau und der Linie Chotzen-Halbstadt der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahnen. Die Stadt hat eine Dechanteikirche, eine Synagoge, ein altes Bergschloß, das die Geburtsstätte Wallen-

steins ist und später Graf Terzky, Octavio Piccolomini u. s. w. gehört haben soll. N. ist von geschichtlicher Bedeutung durch das Gefecht vom 27. Juni 1866 geworden, in welchem der linke Flügel der Armee des preuß. Kronprinzen (5. Armeekorps und Teile des 6.) unter General von Steinmetz das österr. 6. Armeekorps unter Feldmarschallleutenant von Ramming entscheidend schlug und dadurch Böhmen dem Einmarsch der preuß. Zweiten Armee eröffnete. Das Gefecht begann westlich von N. bei Wenzelsberg, wo die Vorhuten beider Korps gegen 8½ Uhr morgens auseinander stießen. Der erste Angriff der Österreicher bei Wenzelsberg wurde preußischerseits abgewiesen; es gelang dem General Steinmetz, sein Korps schnell und völlig zu entwickeln und selbst zum Angriff überzugehen. Dies geschah auf der Hochfläche von Wysokow. Nachdem die Österreicher durch die preuß. Reiterei in mehrern glänzenden Attacken, bei denen zwei österr. Standarten erobert wurden, von der Hochfläche vertrieben worden waren, konnte die preuß. Artillerie völlig entwickelt werden; dies und das Eingreifen der preuß. 10. Division vom 5. Korps entschieden den Kampf, der mit der Wegnahme von Wysokow und dem Rückzuge Rammings auf Skalitz gegen 4½ Uhr nachmittags endete. Vgl. «Kritische und unkritische Wanderungen über die Gefechtsfelder der preuß. Armee in Böhmen 1866» (Berl. 1871).

Nachrichtenwesen (militärisches) ist der Inbegriff der Thätigkeit des Generalstabes, die sich auf die Sammlung von Nachrichten zur Kenntnis der fremden Heere im weitesten Sinne bezieht. Die betreffenden Materialien müssen mit großer Sorgfalt im Frieden gesammelt und stets kurrent gehalten werden, damit sich im Falle einer Mobilmachung ein treues Bild des Gegners aus ihnen ergibt. Die das Militärwesen betreffenden Gesetze, die offiziellen Verfügungen, die reglementarischen Vorschriften der einzelnen Armeen bilden das hauptsächlichste und wichtigste Material zur Kenntnis derselben, das durch Nachrichten der Zeitungen, sowie durch spezielle militärische Rekognoszierungen vervollständigt werden muß. Für den Frieden bestehen überall bestimmte Behörden für Sammlung und Sichtung der Nachrichten, so in Deutschland die erste, zweite und dritte Abteilung des Großen Generalstabes. Während eines Kriegs muß das Nachrichtensammeln im Centralpunkte der Heimat eifrig fortgesetzt werden, gleichzeitig aber muß das N. im Großen Hauptquartier, bei den Stäben der einzelnen Armeen ꝛc. organisiert werden, wobei die Durchsicht der Landeszeitungen, die Beschlagnahme von Briefsendungen und Telegraphenbüchern, die Befragung der Landeseinwohner, der Kriegsgefangenen und der Überläufer, sowie die Benutzung von Spionen Anhaltpunkte ergeben. Neben andern Umständen hat auch das bei den deutschen Heeren im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 gut organisierte N. mit dazu beigetragen, den endlichen Sieg zu erringen, während bei der franz. Armee das N. überaus mangelhaft organisiert war.

Nachrichter, soviel wie Scharfrichter.

Nachschlüssel, ein meist in diebischer Absicht nachgemachter Schlüssel; fälschlich auch soviel wie Dietrich, s. unter Schloß.

Nach Sicht, s. unter Sicht.

Nachspiel, Bezeichnung für dramatische Dichtungen geringen Umfangs, bestimmt, nach dem Schlusse größerer Stücke gespielt zu werden. So ließen die Griechen ernsten Tragödien das Satyrspiel als komisches N. folgen. Noch im 18. Jahrh. wurden oft kleinere Dramen ausdrücklich als N. bezeichnet. Jetzt ist der Name außer Gebrauch gekommen.

Nachstar, s. Kapselstar.

Nachsteuer, s. Abzugsgeld.

Nacht heißt in der Astronomie der Zeitraum vom Untergang bis zum Wiederaufgang der Sonne, währenddessen die Sonne oder eigentlich deren Mittelpunkt für den betreffenden Ort unter dem Horizont verweilt. Dieser Zeitraum ist ebenso verschieden nach den Jahreszeiten wie nach der geogr. Breite der Orte. Unter dem Äquator herrscht beständig gleiche Dauer des Tags und der N. oder Tag- und Nachtgleiche, zwischen den Polen und dem Äquator aber verursacht die Schiefe der Ekliptik eine ungleiche Dauer der Nächte und Tage, und nur zweimal im Jahre, um den 21. März und 23. Sept., tritt auf der ganzen Erde die Tag- und Nachtgleiche (s. Äquinoktium) ein. Die kürzeste und längste N. findet in der Zeit der Sonnenwenden statt, am 21. Juni und 21. Dez. für die nördl. Erdhälfte und umgekehrt für die südl. Erdhälfte. Die Verschiedenheit der Dauer der Nächte ist um so größer, je näher ein Ort nach den Polen liegt. Unter den Polarkreisen gibt es einmal im Jahre einen Tag ohne N. und eine N. ohne Tag, in den kalten Zonen aber, zwischen den Polarkreisen und den zugehörigen Polen, geht die Sonne im Winter mehrere Tage, Wochen und Monate, je nach der nähern Lage des Ortes nach dem Pol, gar nicht auf und im Sommer ebenso lange nicht unter. Unter den Polen selbst herrscht eine N. von einem halben Jahre, welcher am Nordpol um die Zeit der Frühlingsnachtgleiche und am Südpol um die Zeit der Herbstnachtgleiche ein ebenso langer Tag folgt. Die genaueste astron. Bestimmung des Anfangs der N. richtet sich nach dem Augenblicke, wo der Mittelpunkt der Sonnenscheibe unter den Horizont hinabsinkt, abgesehen von der Strahlenbrechung, welche die Sonne noch am Horizont erscheinen läßt, während sie schon untergegangen ist, und die wahre Dauer unserer Nächte um mehrere Minuten, ja in den Polargegenden die längste N. um mehrere Tage ablürzt. Die Atmosphäre ist auch die Ursache, warum nach Sonnenuntergang oder vor Sonnenaufgang die Dunkelheit der N. nicht plötzlich eintritt oder aufhört, denn die Atmosphäre reflektiert noch längere Zeit die Strahlen der unter dem Horizont befindlichen Sonne. Die Abend- und Morgendämmerung (s. Dämmerung) bilden die Scheidewand der N. in astron. Bedeulung und in der Sprache des gemeinen Lebens.

Heilige Nacht heißt in der alten Kirche die N. vor Weihnachten, Ostern und Pfingsten, welche die Christen der ersten Jahrhunderte singend und betend durchwachten. Insbesondere feierlich wurde die Osternacht begangen, weil man in dieser die Wiederkunft Christi erwartete. Da aber allerhand Mißbräuche aus jener Nachtfeier entsprangen, so schaffte sie die Kirche ab. Unter den süd. Festen wird die Lange Nacht (zum Versöhnungsfest gehörig) streng gefeiert.

Nachtaffen (Nyctipithecus) heißt ein Geschlecht südamerik. Affen mit großen Augen, kleinen Ohren, mit einem buschigen Schwanz von mehr wie Körperlänge und hintern Gliedmaßen, die länger als die vordern sind. Die Tiere sind, worauf die Entwickelung ihres Gesichtsorgans und ihr sehr

weicher Pelz hinweist, durchaus nächtlich, leben von Früchten, Insekten, Vogeleiern u. s. w. Ihr Verbreitungsbezirk erstreckt sich nach Norden um einige Grad über den Äquator hinaus, nach Süden ungefähr bis zum 25.°, und sie repräsentieren in Südamerika gewissermaßen die Halbaffen. Der häufigste Nyctipithecus trivirgatus (s. Tafel: Affen der Neuen Welt, Fig. 5) hat eine Körperlänge von 40 und eine Schwanzlänge von 45 cm; er ist graubraun, unterhalb mit einem Stich ins Rötliche, über den Augen weiß, von der Stirn und jederseits vom Mundwinkel zieht ein schwarzer Streifen nach dem Scheitel, auf dem sich alle drei vereinigen. Bewohnt Nordwestbrasilien.

Nachtage, s. Refpekttage.

Nachtblindheit, s. Hemeralopie.

Nachtbogen heißt in der Astronomie derjenige Bogen des von einem Stern beschriebenen Parallelkreises, welcher unter dem Horizont des Beobachters liegt. Er nimmt auf der nördl. Halbkugel vom Äquator nach Norden ab und ist für Cirkumpolarsterne null, vom Äquator nach Süden dagegen zu und beträgt für Sterne, deren südl. Deklination wenigstens gleich 90° weniger der geogr. Breite ist, 24 Stunden oder 360°.

Nachtfalter nannte man früher nach Linné alle größern Schmetterlinge, welche erst nach der Dämmerung fliegen und am Tage versteckt sitzen. Heute hat man dieselben in verschiedene Familien verteilt, unter welchen die Spinner (Bombycidae) hauptsächlich hervortreten. Die Fühler sind bei dem Männchen stark gekämmt, bei dem Weibchen meist borstenförmig, seltener gekämmt; der Leib des Weibchens ist dick und am Ende abgerundet-stumpf. Die meist düster gefärbten Flügel sind in der Ruhe dachförmig anliegend oder ausgebreitet, die Raupen sechzehnbeinig, und die Puppen meist in einen Kokon eingehüllt. In diese Abteilung gehören die verschiedenen Seidenspinner, worunter vor allen der Maulbeerseidenspinner (Bombyx Mori, s. Tafel: Insekten III, Fig. 10), und mehrere andere neuerdings eingeführte, auf dem Götterbaume (Ailanthus), der Eiche u. s. w. lebende Arten der Gattung Saturnia, welche teils durch Glasfenster, teils durch Augenflecken (z. B. das kleine Nachtpfauenauge, Saturnia Pavonia, s. Tafel: Insekten III, Fig. 8, und der nahe verwandte Nagelfleck, Aglia Tau, Fig. 9) auf den Flügeln ausgezeichnet ist. Schöne Färbungen zeigen die Arten der Bären (Chelonidae), welche eine eigene Familie bilden, wie der braune Bär oder Nesselspinner (Arctia caja, s. Tafel: Insekten III, Fig. 6), der schwarze Bär oder Spinatspinner (A. villica) u. a. Auch der Jakobskrautspinner (Callimorpha Jacobaeae) ist mit lebhaften Farben geschmückt, desgleichen die Blutströpfchen (z. B. Zygaena lonicerae, s. Tafel: Insekten III, Fig. 5), die man früher zu den Schwärmern stellte. Als besonders schädliche N. sind dem Menschen die Arten der Gattungen Gastropacha und Sericaria verhaßt, wie der Kiefernspinner (Gastropacha Pini, s. Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 1 u. 2), der Ringelspinner (G. neustria, s. Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 4a, b, c), der Prozessionsspinner (Cnethocampa processionea), der Fichtenspinner oder die Nonne (Ocneria Monacha, s. Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 3), der Schwammspinner (O. dispar, s. Tafel: Insekten III, Fig. 12), der Weidenspinner (Dasychira Salicis), der Goldafter (Porthesia chrysorrhoea) u. a. Minder schädlich ist der Weidenbohrer (Cossus ligniperda), dessen Raupe nur im faulen Holze der Weiden und Pappeln lebt, und den man jetzt einer eigenen Familie, zu der auch der Hopfenspinner (Hepialus humuli, s. Tafel: Insekten III, Fig. 7) gehört, zurechnet. Eine eigentümliche, auffallende und sonderbare Gestalt besitzen die nur vierzehnfüßigen Raupen des Bandweidenspinners oder Gabelschwanzes (Harpyia vinula), des Buchenspinners (Stauropus fagi, s. Tafel: Insekten III, Fig. 14) und des Erlenspinners (Notodonta camelina). Die steifen Haare der Raupen mancher N., z. B. der Kupferglocke oder Eichenblatt (Gastropacha s. Lasiocampa quercifolia, s. Tafel: Insekten III, Fig. 11), der Prozessionsraupe u. a., fallen leicht aus und dringen bei der Berührung in die Haut der Hand ein, wodurch heftiges Jucken und öfters auch starke Entzündung erregt wird. Bei einigen Gattungen (Orgyia, Psyche) sind die Weibchen ungeflügelt. Zu den N. rechnet man jetzt ziemlich allgemein den Sichelflügler (Drepana falcataria), den man früher für einen Spanner (s. d.) hielt, und den Blaukopf (Diloba coeruleocephala, s. Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 5), der von vielen den Eulen zugerechnet wird.

Nachtgejaid, s. Wilde Jagd.

Nachtgleiche, s. Äquinoktium und Nacht.

Nachtgöttin, s. Nyx.

Nachthunde, Gruppe der Fledermäuse (s. d.).

Nachtigal (Gust.), namhafter Afrikareisender, geb. 23. Febr. 1834 zu Eichstedt im Kreise Stendal, besuchte bis 1852 das Gymnasium zu Stendal, studierte dann in Berlin, Halle, Würzburg und Greifswald Medizin und fungierte vom Frühjahr 1858 ab als Militärarzt zu Köln. Eine schnell sich ausbildende Lungenkrankheit zwang ihn jedoch 1861 den Militärdienst zu verlassen und südl. Klima aufzusuchen. Zuerst wandte er sich nach Algerien, dann 1863 nach Tunis, wo er als freiwilliger Arzt im Feldzuge gegen die aufständischen Stämme sich auszeichnete und am Hofe des Bei angestellt wurde. Als 1868 Rohlfs vom König von Preußen beauftragt wurde, von Tripolis aus die Geschenke für Sultan Omar von Bornu wegzuschicken, betraute er N. mit dieser Mission. Dieser brach Anfang 1869 von Tripolis auf, hatte längern Aufenthalt in Fezzan und ging von hier aus nach dem von keinem Europäer vorher betretenen Lande der Tebu «Tibesti», worüber er in Petermanns «Mitteilungen» (Jahrg. 1870) einen Bericht mitteilte. Erst 1870 brach N. von Fezzan auf und erreichte im Juli mit den Geschenken die Hauptstadt Kuka. Nach der Erfüllung seiner Mission machte N. 1871 eine Reise nach Kanem und Borku, kehrte im Jan. 1872 nach Kuka zurück und wendete sich nach Bagirmi und in die Heidenlandschaften südlich davon. Im Herbst 1872 wieder nach Kuka zurückgekehrt, gelang es ihm Anfang 1873, nach Wadaï zu reisen, welches gefürchtete Land bis dahin, mit Ausnahme Dr. Eduard Vogels, der daselbst vom König getötet wurde, von keinem Europäer betreten war. N. ging von der Hauptstadt Abesche im Sommer 1873 bis zu der Südgrenze des Landes, und gelangte Anfang 1874 nach Dar For, wo ein Regierungswechsel und die beginnenden Feindseligkeiten mit Ägypten schwierige Verhältnisse erzeugt hatten. Kurz vor dem Einfall der ägypt. Truppen gelang es N., das Land zu verlassen, und im Sommer 1874 erreichte er

über Kordofan den Nil und Chartum. Im November desselben Jahres kam er nach Kairo, wo er krank den Winter verbrachte, und kehrte im Sommer 1875 nach Deutschland zurück, wo er sich zu Berlin mit der Ausarbeitung seiner Reiseresultate («Sahara und Sudan», Bd. 1 und 2, Berl. 1879—81) beschäftigte und einige Jahre hindurch als Vorsitzender der Gesellschaft für Erdkunde und der Afrikanischen Gesellschaft für Deutschland thätig war. Anfang 1882 trat er in den Konsulardienst und fungierte als Konsul in Tunis, von wo er im Frühjahr 1884 als kaiserl. Kommissar in die Küstenländer Westafrikas geschickt wurde. Am 5. Juli 1884 pflanzte er die deutsche Flagge auf afrik. Boden auf und stellte das Togogebiet unter deutschen Schutz; 14. Juli hißte er die deutsche Flagge in Kamerun, worauf er eine Reihe von Verträgen mit den Negerhäuptlingen an der Küste des Golfs von Biafra schloß. Am 8. April 1885 verließ er Kamerun, um nach Deutschland zurückzukehren, starb aber schon 20. April an Bord der Möwe an einem Tropenfieber und wurde 21. April auf Kap Palmas begraben. Die Nachricht seines Todes traf am 5. Mai in Berlin ein, an demselben Tage, an dem die Beförderung N.s zum Ministerresidenten in Tanger dem Kaiser zur Vollziehung vorlag.

Nachtigall (Sylvia Luscinia) ist ein unansehnlicher, dunkel-rostgrüner, am Schwanze rostfarbiger, unterseits weißgrauer Zugvogel mit gestieselten, langen Läufen, der über ganz Europa, das gemäßigte Asien und Nordafrika verbreitet, doch nicht an allen Orten gemein ist und am zahlreichsten in Portugal, Spanien und Italien angetroffen wird. Bei uns erscheint er um die Mitte oder gegen das Ende April, wählt sich Laubholz zum Aufenthalt und baut in niedern Büschen nahe an der Erde sein Nest, in welches das Weibchen vier bis sechs grangrüne, einfarbige oder gefleckte Eier legt. Seine Nahrung besteht aus Insektenlarven, Puppen und Beeren, von welchen letztern er die Beeren des Traubenflieders (Sambucus racemosa) vorzieht; in der Gefangenschaft wird er mit Mehlwürmern und Ameiseneiern ernährt. Wegen seines melodischen, lauten und an Abwechselungen reichen Gesangs (Schlag) ist er seit den ältesten Zeiten berühmt. Am schönsten ertönt der Gesang, zumal des Nachts, dann, wenn das Weibchen brütet; nachher wird er leiser und seltener und hört um Johanni ganz auf. In vielen Ländern ist es streng verboten, N. einzufangen, da sie, wegen ihrer Arglosigkeit sehr leicht greifbar, durch anhaltende Verfolgung aus unsern Gegenden völlig vertrieben werden würden. Dennoch werden sie als Stubenvögel häufig gehalten und von den Liebhabern als Tagschläger, Nachtschläger und Repetiervögel unterschieden. Besonders geschätzt ist der Sprosser oder die große Nachtigall (S. Philomela), welche im östl. Deutschland, besonders in Ungarn und Polen einheimisch und größer, hauptsächlich aber durch die Länge der Schwingfedern verschieden ist, von denen die erste sehr kurz und schmal, die zweite fast so lang als die dritte und länger als die vierte ist, während bei der gemeinen N. die zweite Schwingfeder kürzer als die gleichlange dritte und vierte ist. Der Sprosser singt noch lauter, jedoch minder angenehm. Vgl. Adolf und Karl Müller, «Gefangenleben der besten einheimischen Singvögel» (Lpz. 1871); Lazarus, «Der Sprosser oder die Aunachtigall, mit besonderer Berücksichtigung seines Gefangenlebens» (Berl. 1876). (S. Abbildung auf Tafel: Singvögel.)

Nachtisch, s. Dessert.

Nachtjäger, s. Wilde Jagd.

Nachtkäuze, s. unter Eule (Vogel).

Nachtkerze, Pflanze, s. Oenothera.

Nachtlichter, im allgemeinen jede Art von Lampe oder Licht, die man bei Nacht in Schlafzimmern brennt; insbesondere für diesen Zweck gebräuchliche kleine Kerzen, welche aus mit einer Mischung von Wachs und Stearin getränkten Dochten bestehen, die, in Stücke zerschnitten, durch Scheibchen von Kartenpapier gesteckt sind und, in Öl schwimmend, brennend erhalten werden.

Nachtmahl, s. Abendmahl.

Nachtmahlsbulle, s. In coena domini.

Nachtpapagei oder **Kakapo** (Stringops habroptilus), ein Papagei Neuseelands mit kurzem, dickem, hochgewölbtem Schnabel, mit kurzen, abgerundeten Flügeln; das Gefieder ist bräunlichgrün mit dunklern Binden und bildet um die Augen, ähnlich wie bei den Eulen, eine Art von Schleier. Das Skelett zeigt keine Schlüsselbeine und fehlt dem Brustbein, wie bei den Straußen, ein mediauer Kamm, da die Brustmuskulatur nur sehr gering entwickelt ist und der Vogel kaum fliegt. Der N. verkriecht sich des Tags meist in Höhlungen unter Wurzeln und ist, wenn er auch ein ausschließlicher Nachtvogel nicht genannt werden kann, in der Dämmerung und nachts am munterſten, wobei er seiner aus Vegetabilien, jungen Pflanzensprossen, Lebermoosen u. s. w. bestehenden Nahrung nachgeht. (S. Abbildung auf Tafel: Papageien.)

Nachtpfauenauge heißen drei europ. Arten des Nachtfaltergeschlechts Saturnia, von kräftiger Gestalt, mit stark entwickelten grau gezeichneten Flügeln, deren jeder einen Augenfleck trägt, und im männlichen Geschlecht mit ansehnlichen doppelt gekämmten Fühlhörnern. Die fleischigen, dicken Raupen sind lebhaft grün oder schwarz mit Dornen und Warzen von roter und gelber Farbe und nähren sich von den Blättern von Obstbäumen, Schlehen, Buchen u. s. w. Das große oder Wiener Nachtpfauenauge (Saturnis Pyri) ist der größte deutsche Schmetterling, das Weibchen spannt 150, das Männchen 110 mm, er erreicht in der wiener Gegend seine Nordgrenze. Das mittlere Nachtpfauenauge (S. spini) ist auch südeuropäisch, während das kleine Nachtpfauenauge (S. pavonia, s. Tafel: Insekten III, Fig. 8) fast in ganz Deutschland vorkommt.

Nachtrab, s. Arrièregarde.

Nachtrabe (Ardea nycticorax) wird ein 60 cm langer, 108 cm klafternder Reiher genannt, der plumpere, gedrungenere Formen als seine Verwandten hat, oben grünschwarz, unten gelblich gefärbt mit drei langen weißen Federn am Hinterkopf. Er findet sich in allen Sumpfgegenden Europas, von Holland bis zum Kaspischen Meer, brütet auch in China, Indien, auf den Sunda-Inseln und in Nord- und Südamerika. In Europa ist er ein Zugvogel, der ausgezeichnet im Rohr zu klettern versteht, ein nächtliches Leben führt, wobei er seine laut krächzende Stimme vernehmen läßt, der er seinen deutschen Namen und die abergläubische Scheu, mit der er vielfach betrachtet wird, verdankt.

Nachtragsverteilungen heißen nach der Deutschen Reichskonkursordnung (§. 153) Verteilungen, welche der Schlußverteilung nachfolgen; sie

sind nach Anordnung des Konkursgerichts auf Grund des Schlußverzeichnisses vom Konkursverwalter zu vollziehen, wenn nach der Schlußverteilung von der Masse zurückbehaltene Beträge für dieselbe frei werden, oder aus der Masse gezahlte Beträge zur Masse zurückfließen, ferner wenn nachträglich noch zur Konkursmasse gehörige Vermögensstücke ermittelt werden.

Nachtriegel, an Thürschlössern ein einfacher, zum Verschieben mit der Hand eingerichteter Riegel, durch welchen man die Thür von innen verschließbar, von außen unzugänglich machen kann.

Nachtrupp ist ein Teil der Arrièregarde (s. d.), welche bei einem Rückmarsch in N., beziehungsweise Nachhut und Nachspitze gegliedert wird, dergestalt, daß die Spitze am weitesten von der Hauptmasse der marschierenden Truppen entfernt ist und die andern Glieder in der bezeichneten Reihenfolge sich anschließen. [Solanum.

Nachtschatten, Pflanzen, s. Hesperis und

Nachtschulen, s. Abendschulen.

Nachtschwalben (Caprimulgidae), eine Familie der Langhänder, ausgezeichnet durch einen sehr kurzen, breiedigen Schnabel, eine kammartig ausgeschnittene Kralle der Mittelzehe, einen breiten, flachen Kopf und weiches, lockeres, meist braunes und graues Gefieder. Es sind nächtliche, von Insekten lebende Vögel, von denen einzelne Arten im männlichen Geschlecht durch sonderbar verlängerte Federn des Schwanzes, wie die Leiernachtschwalbe (Caprimulgus megalurus, s. Tafel: Langhänder, Fig. 7) oder der Flügel, wie die Flaggennachtschwalbe (C. Spekei, Fig. 1) ausgezeichnet sind. N. finden sich ziemlich auf der ganzen Erde, mit Ausnahme des hohen Nordens, in Europa ist die europäische Nachtschwalbe oder Ziegenmelker (s. d., C. europaeus, Fig. 5) nicht selten; eine zweite, etwas größere Art, mit rostrotem Halsband (C. ruficollis) findet sich in Spanien. Nahe mit den N. verwandt ist der Guacharo (s. d., Steatornis caripennis, Fig. 3).

Nachtstücke nennt man Gemälde oder Zeichnungen, in denen die Scene nicht von der Sonne oder dem Tageslichte, sondern vom Monde oder einem künstlichen Lichte beleuchtet erscheint. Mit Absichtlichkeit und entsprechender Virtuosität sind dergleichen Gegenstände meist nur von solchen Malern und Malerschulen behandelt worden, welche im Kolorit und in der Beleuchtung, zumal im Helldunkel, sich auszeichnen. So hat der Schöpfer des Helldunkels, Correggio, auch das berühmteste N. hinterlassen, die Anbetung der Hirten (in der Galerie zu Dresden), wo das Licht vom Heiligenschein des Kindes ausgeht. Namentlich haben die Holländer sehr Bedeutendes in diesem Fache geleistet, z. B. Neefs, van der Neer, Rubens, Rembrandt, Houthorst, der davon den Beinamen dalle notte erhielt u. a. Am raffiniertesten bildete Gottfr. Schalken die Nachtstückmalerei aus, in dessen Gemälden oft eine ganze Anzahl der verschiedensten Lichter samt Reflexen und Helldunkel sich kreuzen. Unter den Franzosen ist in Bezug auf Nachtstücke M. Valentin, unter den Italienern die Schule von Neapel zu nennen. In übertragenem Sinne nennt man N. auch poetische und musikalische Werke, welche einen düster-schaurigen Charakter tragen.

Nachtviole, Pflanze, s. Hesperis.

Nachtvögel. Fast in allen Ordnungen der Vögel finden sich Typen, welche, im Gegensatz zu der großen Mehrzahl, auf die Nacht zur Entfaltung ihres aktiven Lebens angewiesen sind. Gewöhnlich unterscheiden sie sich, wie alle Nachttiere, durch ganz besondere Entwickelung der Sinnesorgane: große runde Augen, deren weitgeöffnete Pupillen die geringsten Lichtstrahlen aufzunehmen, das Tageslicht aber nicht zu ertragen vermögen; außerordentlich feines Gehör, oft noch durch besondere Gruppierung der Federn um die Ohröffnung unterstützt, weiches aufgebauschtes Gefieder, das einen unhörbar leisen Flug gestattet, meist weit gespaltenen Rachen. Typisch sind die Nachtraubvögel oder Eulen (s. d.). Die nächtlichen Insektenfresser gruppieren sich hauptsächlich in der Familie der Nachtschwalben (s. d.) oder Ziegenmelker. In Südamerika sind tiefe Felsenhöhlen von dem Guacharo (s. d.) bewohnt, einem nächtlichen körnerfressenden Langhänder. Die Klettervögel haben den Neuseeland bewohnenden Nachtpapagei (s. d.), die Stelzengänger die Rohrdommeln oder Nachtraben (s. d.), die Läufer den Kiwi als Repräsentanten dieser Lebensweise. Alle N. bewohnen tagsüber Höhlen, dunkle Löcher in Bäumen und Mauern oder Erdlöcher und kommen erst nach Sonnenuntergang hervor.

Nachtwandeln, auch Somnambulismus, Schlafwandeln genannt, ist ein schlafähnlicher und in der Regel im Verlauf gewöhnlichen Schlafs eintretender Zustand, bei welchem die Fähigkeit komplizierte Bewegungen, beziehungsweise Handlungen auszuführen besteht trotz Aufhebung des Selbstbewußtseins. Diese Handlungen sind regelmäßig Kopien früher oftmals ausgeführter, demnach dem Nachtwandler sehr geläufiger Verrichtungen (Gehen, Schreiben, Öffnen von Thüren u. s. w.) und beruhen offenbar auf einseitiger lebhafter Erinnerung, beziehungsweise Vorstellung derselben. Andere Gedanken, sowie äußere Eindrücke, soweit sie nicht unmittelbar zu den gerade ausgeführten in Beziehung stehen (z. B. die Wahrnehmung räumlicher Hindernisse für die Fortbewegung), kommen nicht zum Bewußtsein. Es besteht somit nur ein partielles Wachen des Gehirns, andere große geistige Gebiete befinden sich in tiefem Schlaf. Das N. ist insbesondere in allen ausgeprägtern Fällen als krankhafter Zustand anzusehen und setzt jedenfalls eine Disposition des psychischen Organs zu abnorm selbständiger, beziehungsweise isolierter Thätigkeit seiner Einzelapparate voraus.

Nach uns die Sündflut, s. Après nous le déluge.

Nachverjüngung findet beim Kahlschlagbetrieb statt. Die kahl abgeholzte Fläche wird entweder durch Saat oder Pflanzung wieder angebaut, oder man erwartet Besamung von den angrenzenden Bestandsrändern; letzteres Verfahren ist seiner Unsicherheit wegen verwerflich, es hat viel zur Entwaldung mancher Alpengebiete beigetragen. (S. Forstwirtschaft.)

Nachwehen, die nach Vollendung der Geburt erfolgenden schmerzhaften Zusammenziehungen der Gebärmutter, durch welche die Verkleinerung der letztern und ihre allmähliche Rückkehr zur normalen Größe befördert wird. Die Dauer der N. erstreckt sich meist auf die ersten drei bis vier Tage, selten treten sie noch später auf; im Anfang sind sie gewöhnlich stärker und häufiger, während sie später an Intensität und Frequenz abnehmen. Bei Erstgebärenden pflegen sie schwächer zu sein als bei Mehrgebärenden; beim Anlegen des Kindes treten

sie gewöhnlich stärker und anhaltender auf. Solange sie sich nicht zu häufig einstellen, nicht außergewöhnlich schmerzhaft und nicht von Fieber begleitet sind, stellen die N. eine normale und durchaus günstige Erscheinung dar; gegen übermäßig schmerzhafte N. sind Opiumklystiere und hydropathische Umschläge auf den Unterleib zu verordnen.

Nachwinter ist die Bezeichnung für das Eintreten winterlicher Erscheinungen nach Beginn des Frühjahrs. Man spricht daher von einem Nachwinter mit Recht nur dann, wenn nach dem Frühjahrsäquinoktium noch dauernd starker Schneefall und längere Zeit anhaltender Frost stattfindet.

Nacken, Genick (cervix, nucha), der hintere Teil des Halses (s. d.), welcher, breiter und länger als der vordere, vom Hinterhaupte beginnt und sich nach unten in den Rücken und die Schultern verliert. Der mittlere und der Länge nach etwas vertiefte obere Teil des N. führt den Namen Nackengrube (fovea nuchae), in deren Grund die Dornfortsätze der obern Halswirbel fühlbar sind. Die Grundlage des N. bilden der untere Teil der Hinterhauptsschuppe und die sieben Halswirbel, deren Brüche und Verrenkungen sofort den Tod herbeiführen und als sog. Genickbrechen bekannt sind. Genickfang nennt man das Zerschneiden des Halsrückenmarks. An diese Wirbel lagert sich eine große Anzahl ziemlich starker und in Schichten übereinander liegender Muskeln an. In der Mittellinie zwischen diesen Muskeln der rechten und linken Seite ist das Nackenband (ligamentum nuchae) verborgen, welches besonders bei den Wiederkäuern sehr stark ist und zur Befestigung des Kopfes und seiner Muskeln dient. Die Nackenmuskeln besorgen die Bewegungen teils des Kopfes und Halses (besonders das Strecken und Aufrichten), teils der Schulter.

Nackenstarre, s. Genickkrampf.

Nacktarn, soviel wie Gymnogramme.

Nacktorche (wohlriechende), s. u. Orchideen.

Nacktsamige Gewächse, s. Gymnospermen.

Nacktschnecken, s. u. Schnecken.

Nacktzähner, s. Gymnodonten.

Nacogdoches, Ort in Texas (s. d.).

Nadar (eigentlich Felix Tournachon, genannt), franz. Schriftsteller, Zeichner und Luftschiffer, geb. 5. April 1820 zu Paris, war Mitarbeiter am «Charivari» und am «Journal pour rire», begründete die «Revue comique» (1849) und verfaßte «La robe de Déjanire» (1841), «Quand j'étais étudiant» (1857), «Le miroir aux alouettes» (1858). Seine Luftschifffahrten schilderte er in den «Mémoires du Géant, à terre et en l'air» (1864) und in «Le droit au vol» (1865).

Nádasdi, ein altes magyar. Geschlecht, dessen berühmtester Ahn, Thomas N., 1554—62 Palatinus von Ungarn war. Ein anderer Thomas N. war im 16. Jahrh. ein eifriger Beschützer der Reformation in Ungarn.

Franz N. gehörte als Judex Curiae der sog. Wesselényischen Verschwörung an. Obgleich er nach dem Tode Wesselényis, in der Hoffnung, die Würde eines Palatinus zu erlangen, zum Verräter an seinen Mitgenossen wurde, ließ ihn dennoch Leopold I. verhaften, nach Wien führen und daselbst 30. April 1671 im Stadthause enthaupten.

Franz Leopold N. zeichnete sich als General im Österreichischen Erbfolgekriege und im Siebenjährigen Kriege aus. Er kämpfte glücklich 1742 und 1743 gegen die verbündeten Bayern und Franzosen, dann 1744 am Rhein und 1746 in Italien. Im J. 1757 trug er als Feldzeugmeister das meiste zum Siege bei Kollin bei, schlug den preuß. General Winterfeld und nahm Schweidnitz ein.

Demselben Geschlecht gehört an: Graf Franz N., geb. 1. April 1801, der sich als ein eifriger Anhänger des Bachschen Systems bekundete und von Mai 1857 bis nach Veröffentlichung des Oktoberdiploms von 1860 den Posten eines Justizministers bekleidete. Seit 7. Okt. 1861 trug er als Leiter der siebenbürg. Hofkanzlei wesentlich dazu bei, daß der siebenbürg. Landtag den wiener Reichsrat beschickte. Mit dem Antritt des Ministeriums Belcredi (Juli 1865) trat N. von seinem Posten zurück. Er starb 1. Nov. 1883 in Wien.

Nádasdy (Elisabeth, Gräfin), berüchtigte Mörderin, s. unter Báthori.

Nadaud (Gustave), franz. Volksdichter und Komponist, geb. 20. Febr. 1820 zu Roubaix im Depart. Nord, war anfangs in dem kaufmännischen Geschäft seines Vaters, zuerst in Roubaix, dann in Paris beschäftigt. Seine von ihm selbst komponierten Gedichte erschienen in mehrern Sammlungen (Par. 1849—70). Er ist der Liederdichter der Studenten. Sein Stil ist ungekünstelt und erinnert an Béranger. Außerdem verfaßte er auch kleine Operetten, einen Sittenroman «Une idylle» (1861) und «Mes notes d'infirmier» (1871).

Nadelbank oder Banco de Agulhas (s. d.).

Nadeleisen, s. unter Goethit.

Nadelfeilen, aus ungehärtetem Stahl oder aus Eisen bestehende Feilen von sehr verschiedenem Querschnitt, welche, da sie sich leicht biegen lassen, zur Bearbeitung vertiefter Oberflächen, namentlich von Bijouterie-Artikeln, dienen, s. unter Feilen.

Nadelfisch (Syngnathus) heißt eine Gattung der Büschelkiemer, deren Arten (etwa 50) in allen Meeren vorkommen, manche (S. brevirostris) finden sich auch im süßen Wasser. Die N. sind lange, nadelförmige Fische, mit kantigem Körper, kleinem Schwanz, reicher Rücken- und fehlender Bauchflosse. Die Männchen besitzen am Schwanze Taschen, in denen die Eier ihre Entwickelung durchlaufen. Der fast kosmopolitische rundrüsselige N. (S. acus) findet sich in der Nordsee, fehlt aber in der Ostsee.

Nadelgeld oder Spillgeld (von Spille, d. i. Spindel) nennt man die jährliche Summe Geldes, welche der Mann der Frau zur Bestreitung ihrer kleinen Ausgaben aussetzt. Bestimmte Zahlungen dieser Art pflegen nur bei den Ehen des hohen Adels bedungen zu werden. Ihr Betrag richtet sich nach den Observanzen des betreffenden Hauses und nach besondern Umständen.

Nadelhölzer oder Zapfenträger (Coniferen) bilden eine natürliche Ordnung der nacktsamigen Holzgewächse. (S. Gymnospermen.) Die Blüten sind kätzchen- oder knospenförmig; die männlichen fallen nach dem Verstäuben ab, die weiblichen gestalten sich nach der Befruchtung zu holzigen Zapfen (coni) oder zu fleischigen oder harten Scheinbeeren, Beerenzapfen (galbulus). Die Geschlechter sind stets völlig getrennt, meist aber auf einem Individuum (z. B. Abietineen), seltener auf verschiedenen Individuen (z. B. Taxus). Der Samen hat eine holzige oder lederartige Schale, die häufig in einen häutigen Flügel verlängert ist. Der Keimling zeigt zwei, häufig mehrere (bis 15) quirlständige Kotyledonen, welche anfangs über

dem Knöspchen kuppelartig zusammenschließen und nach der Keimung sich sternförmig ausbreiten. Die N. haben nadel- oder schuppenförmige, selten breite Blätter und sind meist immergrüne, seltener nur sommergrüne (z. B. Lärche) Bäume. Das Holz ist sehr einfach gebaut, besteht aus senkrecht gestellten, langen, prismatischen Zellen, welche rechtwinkelig von den in radialer Richtung laufenden Markstrahlen durchkreuzt werden. Gefäße fehlen den N., dafür zeigen sie auf dem Querschnitt mitunter kleine, mit Harz gefüllte Löcher, sog. Harzgänge, d. h. mit flüssigem Harz (Terpentin) gefüllte Intercellularräume. Die Holzzellen sind getüpfelt, d. h. sie zeigen unter dem Mikroskop eine, seltener zwei Reihen linsenförmiger Hohlräume (Tüpfel). Die Reproduktionskraft der N. ist gering, nur wenige schlagen aus dem Stock nach dem Abtriebe wieder aus. Ätherisches Öl und Harz enthalten die N. nicht bloß in Rinde und Holz, sondern auch in Blättern, Knospen und Zapfen.

Man teilt die Coniferen in Araucarieen, Dammaraceen, Abietineen, Cupressineen und Taxineen. Araucaria (s. d.) gehört der tropischen und subtropischen Zone an. Die Dammaraceen gehören meist Australien, einige dem tropischen Asien (z. B. Cunninghamia sinensis *R. Br.*), eine Art, die Sequoia s. Wellingtonia gigantea *Torr.*, Californien an. Die Abietineen enthalten die für den europ. Waldbau so wichtigen Gattungen Kiefer (Pinus), Fichte (Picea), Tanne (Abies), Lärche (Larix), ferner die Cedern (Cedrus). Zu den Cupressineen zählen die Cypressen (Cupressus, Chamaecyparis), Eibencypressen (Taxodium), Lebensbäume (Thuja), Wachholder (Juniperus). Von den Taxineen ist in Europa nur die Eibe (Taxus baccata *L.*) heimisch; zu ihnen gehört der aus China und Japan stammende Gingkobaum (s. d.) mit breiten Blättern. Viele N. sind von großer Wichtigkeit wegen ihres infolge des Harzgehalts dauerhaften Holzes, wegen der geraden Form ihres dadurch zu Bauzwecken besonders geeigneten Schaftes und wegen anderer wertvoller, technischer Eigenschaften. Die Lebensdauer der N. ist meist sehr lang; kaum gibt es wohl eine Art, die nicht wenigstens 100 J. alt werden könnte, während manche selbst ein Alter von mehrern 1000 J. erreichen können, wie die Cedern des Libanon (Cedrus Libani *Barr.*), die Wellingtonie (Sequoia gigantea *Torr.*). Hinsichtlich der Höhe sind viele N. vor allen Laubbäumen ausgezeichnet, so z. B. Araucaria excelsa *R. Br.*, Pinus Lambertiana *Dougl.*, Sequoia gigantea *Torr.*, welche letztere in Californien bis 100 m hoch und bis 10 m stark wird. Andere bleiben mehr strauchartig, namentlich einige Cupressineen. Manche Arten nehmen fast ausschließlich waldbildend ganze Landstriche ein und erteilen der Landschaft eine eigentümliche Physiognomie. Viele fremdländische Arten werden als geschätzte Bäume und Sträucher in Gärten und Gewächshäusern kultiviert.

Die hierzu gehörige Tafel: **Nadelhölzer, Waldbäume**, enthält folgende Abbildungen: **Fichte** (Picea vulgaris, Erläuterung der Figuren s. unter Fichte). — **Kiefer** (Pinus silvestris, Fig.). 1) Triebspitze mit einer weiblichen Blüte, 2) Zweig mit männlichen Blüten. 3) Reifer Zapfen. 4) Geöffneter Zapfen. 5) Nadelpaar. 6) Querschnitt derselben. 7) Männliche Blüte. 8) Pollenkorn. 9) Entleerter Staubbeutel. 10) u. 11) Samenschuppe mit Deckschuppe von verschiedenen Seiten, an 11) sieht man die beiden Samenknospen. 12) Samen- oder Zapfenschuppe von außen. 13) Dieselbe von innen mit zwei aufliegenden Samen. 14) Entflügeltes Samenkorn. 15) Keimpflanze). — **Lärche** (Larix europaea, Fig.). 1) Zweig mit einem Langtrieb, mehrern Kurztrieben und der Durchwachsung eines Zapfens. 2) Zweig mit männlichen (♂) und weiblichen (♀) Blüten. 3) u. 4) Geschlossene Staubgefäße. 5) Aufgesprungenes Staubgefäß. 6) Fruchtblatt von innen. 7) Nadel und deren vergrößerte Spitze. 8) Vergrößerter Längsdurchschnitt eines Kurztriebes. 9) Reifer Zapfen. 10) Zapfenschuppe von außen. 11) Dieselbe von innen, links mit, rechts ohne Samen. 12) Same mit und ohne Flügel. — **Tanne** (Abies pectinata, Erläuterung der Fig. s. unter Tanne).

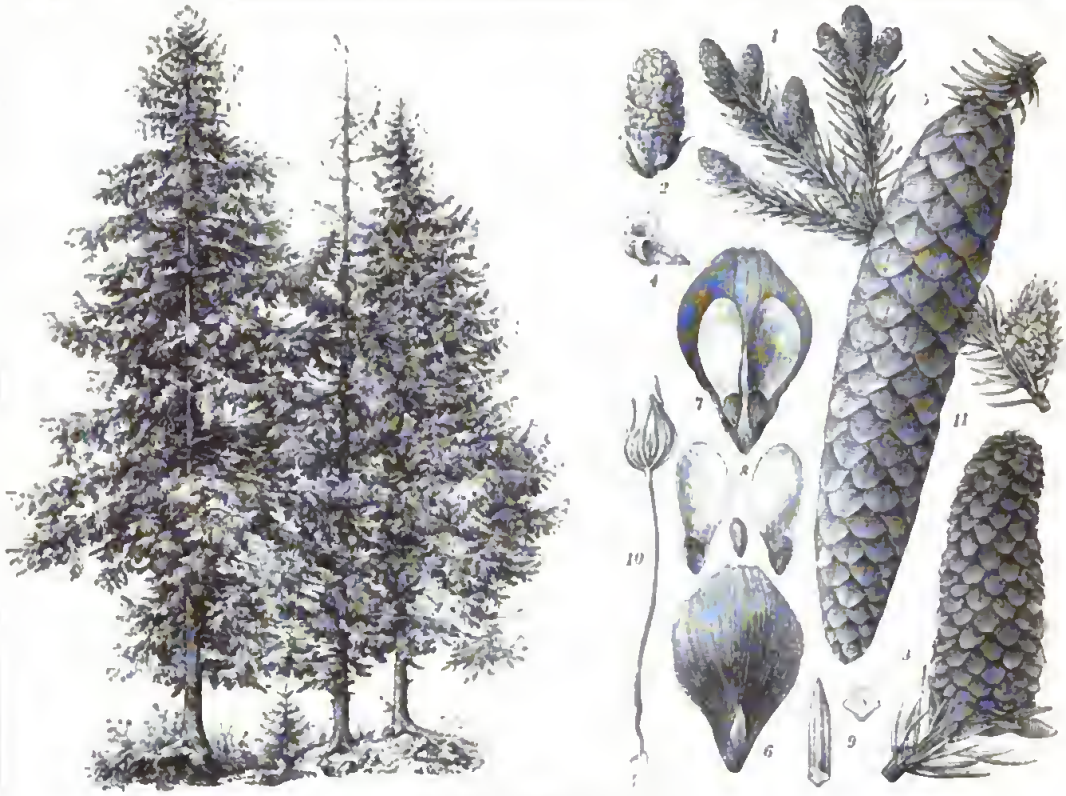
Nadelkap, s. Agulhas.

Nadeln (frz. aiguilles, engl. needles), die Benennung zahlreicher Arten von Drahtfabrikaten, deren charakteristische Unterschiede durch die Ausbildung der beiderseitigen Enden zu verschieden geformten Spitzen, Haken oder Öhren bedingt sind. Die wichtigsten derselben dienen entweder zum direkten Festhalten von Stoffen oder zur mechan. Vereinigung solcher mittels Fäden. Zu den erstern gehören die **Stecknadeln** samt den Vorsteck-, Tuch-, Hut-, Haar-, Sicherheits- und Dressiernadeln, zu den letztern die **Nähnadeln** einschließlich der Stick- und Stopfnadeln, sowie die Schnür-, Pack-, Tapezier-, Strick-, Häkel-, Filet- und Spitznadeln, ferner die N. für Näh-, Stick-, Strick- und Wirkmaschinen. Als N. bezeichnet man auch die nadelförmigen Instrumente für chirurgische Zwecke. Beim Jacquardstuhl (s. unter Weberei) nennt man N. die zur Verschiebung der Platinen dienenden Drahtstäbchen; in der Samtweberei heißen so Drähte von herzförmigem, oder rundem Querschnitt, welche neben den Schußfäden eingetragen werden, um die Maschen (Noppen) für den Samtflor zu bilden. Über Magnetnadel, Zündnadel u. s. w. s. diese Artikel.

Nadeln der Kleopatra wurden die beiden zu Alexandria befindlichen Obelisken schon vor dem Einfall der Franzosen von den fränk. Bewohnern der Stadt genannt. Der eine stand noch aufrecht im östl. Teile der Stadt, nahe am Meeresufer; der andere lag umgestürzt daneben. Ursprünglich waren beide Obelisken von Thutmosis III. im 15. Jahrh. v. Chr. in Heliopolis (On) vor dem Tempel des Sonnengottes errichtet, wurden aber 23 oder 22 v. Chr. von dem Präfekten Barbarus unter der Leitung des Architekten Pontius von dort weggenommen und vor dem Tempel des Cäsar (Caesareum) in Alexandria aufgestellt. Im 19. Jahrh. wurden sie von der ägypt. Regierung verschenkt, der liegende, 20 m hohe, an England, der stehende, 22 m hohe, an Amerika. Der erstere ward 12. Nov. 1878 in London auf dem Themse-Embarquement aufgestellt, der zweite 1880 nach Neuyork geschafft.

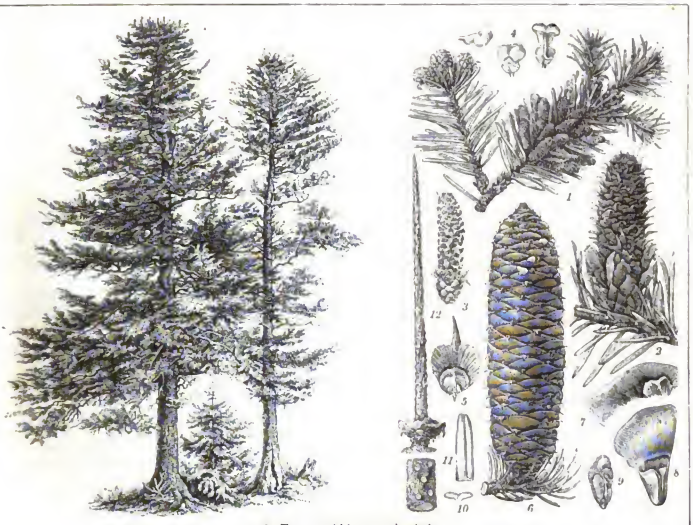
Nadelstein, s. unter Bergkrystall.

Nadir (arab.) oder **Fußpunkt** nennt man den dem Zenith (s. d.) genau gegenüberstehenden Punkt an der Himmelskugel, den wir, da die Erde zwischen ihm und uns liegt, nie sehen, sondern ihn nur denken können. N. und Zenith sind die Pole der Fundamentalebene des Horizonts und liegen von diesem überall um einen Viertelkreis oder 90 Grad entfernt.

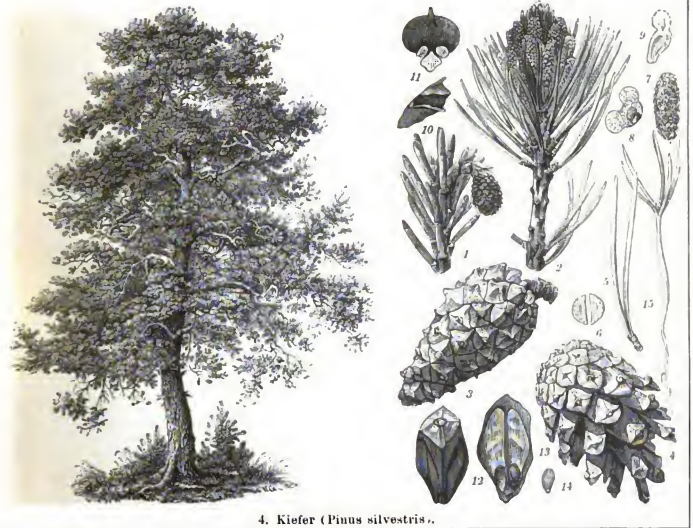


1. Fichte (Picea vulgaris).

3. Lärche (Larix europaea).



2. Tanne (Abies pectinata).



4. Kiefer (Pinus silvestris).

Nadir, Schah von Persien, geb. 1688, diente unter verschiedenen Statthaltern in Chorasan, lebte dann als Räuberhauptmann und ward endlich Herr mehrerer Festungen in Chorasan. Im Dienste des Schah Thamasp II. schlug N. die Afghanen wiederholt und kämpfte 1730 auch mit Erfolg gegen die Türken. Als dann Thamasp bei Hamadan von dem Pascha von Bagdad geschlagen und zu einem nachteiligen Friedensschlusse genötigt wurde, erklärte N. Thamasp des Throns unwürdig und übernahm selbst, im Namen eines minderjährigen Sohnes des Entthronten (Abbas III.), die Regierung. Er setzte den Krieg mit der Pforte fort, bis er endlich nicht nur Hamadan und Tebris zurückeroberte (1735), sondern auch Herr von Georgien und des größten Teils von Armenien, mit den Festungen Kars und Eriwan, blieb. Da er zu gleicher Zeit auch Rußland nötigte, ihm mehrere eroberte Provinzen wieder abzutreten, war er so mächtig, daß er Abbas III. beseitigen und sich selbst März 1736 als Schah krönen lassen konnte. N. führte nun seine Scharen zuerst gegen die Afghanen in Kandahar, dann nach Indien, gegen den Großmogul Mohammed XIV., und drang durch das Pendschab über Lahore bis Delhi vor. Mit gleichem Glück focht er noch gegen die Fürsten von Bokhara und Chariśm, sodaß die Grenzen seines Reichs sich bis an den Indus, den Oxus, das Kaspische Meer und den Euphrat ausdehnten. Mit den Türken schloß er 1746 Frieden, sagte sich von den Dogmen der Schiiten, denen seine Vorgänger, die Safiden, huldigten, los und gründete eine fünfte orthodoxe Schule, welche Schiiten und Sunniten vereinigen sollte. Er wurde aber in der Nacht vom 19. zum 20. Juni 1747 von den Führern des aus schiitischen Persern bestehenden Teils seines Heers auf einem Feldzuge gegen die Kurden ermordet. N.s Leben beschrieben historisch genau Fraser (4 Tle., Lond. 1742—43) und in panegyrischem Ton Mohammed-Mahdy-Chan (franz. von Jones, Lond. 1770).

Nadler, eigentlich ein Handwerker, der Näh-, Steck- und Haarnadeln verfertigt, seit der fabrikmäßigen Ausbildung dieses Gewerbszweigs derjenige, welcher mit Nadeln handelt und zugleich Broschen u. s. w. repariert.

Nadler (Karl Christian Gottfried), pfälzer Dialektdichter, geb. 19. Aug. 1809 zu Heidelberg, studierte daselbst und in Berlin Jura, wurde dann Aktuar und 1834 Advokat in Heidelberg. Er starb daselbst 26. Aug. 1849. Seine Gedichte in pfälzer Mundart erschienen als «Fröhlich Palz, Gott erhalts» (Frankf. a. M. 1847; 8. Aufl., Heidelb. 1882). Seine Spottlieder auf Heckers und Struves Aufstände brachten ihn 1848 zeitweilig in Lebensgefahr.

Nadowessier, Indianerstamm, s. Sioux.

Nafa, s. unter Liukiu.

Näfels, Pfarrdorf im schweiz. Kanton Glarus, liegt 440 m über dem Meere, 7 km nördlich von Glarus auf dem linken Ufer der Linth an der Linie Zürich-Glarus-Linththal der schweiz. Nordostbahn, besitzt ein Kapuzinerkloster und eine schöne Pfarrkirche und zählt (1880) 2439 meist kath. E., deren Haupterwerbsquellen die Land- und Alpenwirtschaft und die Baumwollindustrie sind. Historisch bekannt ist N. durch den Sieg, welchen die Glarner am 9. April 1388 auf dem Rautifeld bei N. über die Österreicher errangen und der jetzt noch alljährlich durch ein Volksfest, die «Fahrt», gefeiert wird. N. gegenüber liegt das große Dorf Mollis (2053 E.).

Naga, der gemeinsame Name für mehrere Stämme, welche im Süden von Assam, im Westen des Bor-Khamtilandes und im Osten des Kopiliflusses wohnen. Sie hängen sprachlich mit den Birmanen zusammen und üben auch die echt birman. Sitte der Tätowierung.

Nagapatam, Seestadt im brit.-ind. Distrikt [Tanjore (s. d.).

Nagari, s. Devanagari.

Nagasaki, auch Nangasaki, Handelsstadt auf der japon. Insel Kiusiu, war während der letzten Sgogunate (s. Japan) eine der fünf, Gokosio oder kaiserliche genannten Städte, und die einzige, wo die Holländer und Chinesen zum Zweck des Handels, sowie fremde Schiffe, welche die Not an die japan. Küste trieb, zugelassen und mit Trinkwasser, Reis, Brennholz u. s. w. versehen wurden. N. breitet sich in außerordentlich schöner Lage am Grunde der sehr sichern und geräumigen Bai von N. amphitheatralisch aufsteigend aus und hat (1881) 39566 E., sehr reinliche Straßen und 62 meistens sehr schön gelegene Tempel, unter denen der dem Kami Suwa, dem Schutzpatron von N., geweihte, mit kolossalem kupfernen Eingangsthor der merkwürdigste. Mehrere der buddhistischen Tempel zeichneten sich früher durch große Pracht aus, verfallen jetzt aber mehr und mehr. Erwähnenswert ist die kleine Insel Desima, d. h. Vorinsel, welche, durch einen sehr schmalen Kanal, über den eine Brücke führt, von der Stadt getrennt ist und 1641—1854 den Aufenthaltsort der Holländer bildete. Durch künstliche Erhöhung einer Sandbank gebildet und ursprünglich für die Portugiesen bestimmt, welche sich auch 1637—39 dort aufhielten, wurde dieselbe später den Holländern unter großen Beschränkungen ihrer persönlichen Freiheit zum Aufenthalt angewiesen. Gegenwärtig wohnen auf Desima hauptsächlich Holländer und Deutsche. Engländer und Russen haben ihre Niederlassungen in der Nähe davon. N. ist Sitz eines deutschen Konsuls. Seitdem N. dem Weltverkehr geöffnet ist, 1854, hat seine Wichtigkeit zugenommen; 1883 wurde N. von 675 Schiffen mit 632539 t Gehalt besucht; die Einfuhr (Baumwoll- und Wollwaren, Rohbaumwolle, Zucker, Öl, Wein) belief sich auf 3984000, die Ausfuhr (Thee, Tabak, Reis, Steinkohle) auf 12828000 Mark. Ein unterseeisches Kabel führt von hier nach Shanghai.

Nagel (unguis), die dünne, durchscheinende, gebogene Hornplatte, welche von jedem Finger und jeder Zehe mehr als die Hälfte der Rückenfläche des letzten Gliedes bedeckt. Die Nägel sind an drei Seiten in einen Falz der Lederhaut eingesenkt, welcher an der dem Fingerende entgegenstehenden Seite mehr als 3 mm tief ist. Die Lederhautstelle, auf welcher der N. aufsitzt, führt den Namen des Nagelbettes. Von diesem Bette und dem Falze wird fortwährend die Nagelsubstanz abgesondert, sodaß dadurch der N. von hinten nach vorn geschoben und dicker wird. Der hinterste Teil des N. heißt die Nagelwurzel, die weichere und dünnere, halbmondförmige, weiße Stelle derselben das Mondchen (lunula). Beim Embryo entwickeln sich die Nägel erst im fünften Monat seines Lebens; bei der reifen Frucht überragen die Nägel die Fingerglieder. Der N. erteilt dem letzten Fingergliede, das nur einen ganz kleinen, kurzen Knochen enthält, seine bedeutende Festigkeit und gewährt ihm auch einen nicht geringen Schutz gegen Verletzungen. Im Nagelbett sitzen, wie in der Haut namentlich des

ersten Fingergliedes, viele Hautwärzchen, die den N. zum Tastorgane machen. Die Nägel selbst bestehen, wie die Oberhaut, die Haare, die Hörner und Hufe, aus empfindungslosem Horngewebe, und zwar aus einer äußern härtern, der sog. Hornschicht, und einer tiefern weichern, der sog. Schleimschicht.

Das Wachsthum der Nägel geht sehr langsam von statten, und in ihnen spiegelt sich daher auch auf längere Zeit der Ernährungszustand des ganzen Körpers wieder. Während tiefgreifender, anhaltender Ernährungsstörungen wachsen die Nägel nur langsam in die Länge und Dicke, und daher trifft man bei solchen, welche eine Krankheit überstanden haben, noch lange Zeit quere Furchen auf den Nägeln. Ist der ganze N. aus irgend welcher Ursache sehr dünn, so bricht er leicht der Länge nach (auch in die Quere) entzwei, und es entsteht dann der sog. Nagelspalt.

Bei mangelhafter Ernährung des Körpers, wie dies z. B. bei Tuberkulose der Fall ist, krümmt sich der N. oft klauenförmig (Nagelkrümmung), weil mit dem Schwunde des Fettes das letzte Fingerglied immer schmäler und dünner wird. Kommt es an den seitlichen Rändern des Nagelbettes zu einer Entzündung, so entsteht das sehr schmerzhafte Nagelgeschwür (Onychia); der N. erscheint dann zu breit. Ein in das Nagelbett tiefer eingewachsener N. (Nagelzwang, eingewachsener N.) veranlaßt, wegen der großen Spannung und der Empfindlichkeit des Nagelbettes, eine sehr schmerzhafte Verschwärung. Früher glaubte man eine Heilung nur durch Ausreißen des ganzen N. herbeiführen zu können; jetzt schneidet man den N. an der kranken Stelle schmaler und behandelt dann das in seiner ganzen Ausdehnung bloßgelegte Geschwür wie ein gewöhnliches. Nagelgeschwür nennt man auch eine dem Karbunkel ähnliche, mit Brand einhergehende Entzündung innerer Teile der Fingerglieder. Diese Entzündung befällt meist das erste Glied und wird geheilt entweder durch eine frühzeitige Blutentziehung oder, da es dazu meist zu spät, durch Beschleunigung der Eiterung vermittelst feuchtwarmer Umschläge oder warmer Handbäder und möglichst frühe Entleerung des Abscesses. Manchmal, namentlich bei mangelhafter Behandlung des Leidens, wird auch der Knochen des Gliedes brandig. Dieses Nagelgeschwür nennen die Ärzte Panaritium. (S. Fingerentzündung.)

Der Nagelgrind (Onychomycosis) entsteht, wie der Kopf- und Erbgrind, dadurch, daß sich Pilze in das Nagelbett einsiedeln, welche dann den N. zerstören. Dieser Grind kommt sehr häufig vor bei mit Erbgrind Behafteten und entsteht hier durch Überpflanzen der Pilze beim Kratzen; er ist schwer heilbar. Der Niet- oder Neidnagel kann gleichfalls ein sehr schmerzhaftes oder doch sehr unbequemes Leiden werden; er entsteht durch Abblättern eines Stückchens Haut zur Seite der Nägel, hat an sich nichts auf sich, macht aber Schmerzen und selbst Entzündungen. Man beseitigt ihn dadurch, daß man das Hautläppchen mit einer scharfen Schere so nahe als möglich an der Haut abschneidet, worauf die Haut bald wieder glatt wird.

Nagel (Onyx, grch.) nennt man am Auge eine Eitersenkung in der Nähe des untern Hornhautrandes, die sich vielfach bei Geschwüren und Abscessen der Hornhaut bildet.

Nagel (Albrecht Eduard), Mediziner, geb. 14. Juni 1833 in Danzig, studierte in Königsberg und widmete sich dann in Berlin unter Gräfes Leitung der Augenheilkunde. Er habilitierte sich 1864 zu Tübingen und wurde daselbst 1867 außerord., 1874 ord. Professor der Augenheilkunde und Direktor der Universitäts-Augenklinik. Er schrieb: «Das Sehen mit zwei Augen» (Lpz. 1861), «Die Refraktions- und Accommodationsanomalien des Auges» (Tüb. 1866), «Die Behandlung der Amaurose und Amblyopien mit Strychnin» (Tüb. 1871), «Die Anomalie der Refraktion und Accomodation des Auges» in Gräfe und Sämisch, «Handbuch der gesamten Augenheilkunde» (Lpz. 1880). Auch redigierte er 1871—78 den von ihm begründeten «Jahresbericht über die Leistungen und Fortschritte im Gebiete der Ophthalmologie» und gibt seit 1882 die «Mitteilungen aus der ophthalmiatrischen Klinik in Tübingen» heraus.

Nägel (frz. clous, engl. nails), metallene, seltener hölzerne, meist mit Köpfen versehene zugespitzte Stifte, welche bei Holzarbeiten zur mechan. Verbindung mehrerer Stücke zu einem Ganzen dienen. Über ihre Herstellung s. Nägelfabrikation.

Nagelbohrer (frz. vrille, engl. gimblet), ein kleiner Bohrer auf Holz, um die Löcher zum Einschlagen von Nägeln durchzubohren, s. unter Bohrer und Bohrmaschinen.

Nägele (Franz Karl), ausgezeichneter Geburtshelfer, geb. 12. Juli 1778 zu Düsseldorf, wo sein Vater Direktor der mediz.-chirurgischen Schule war, studierte in Straßburg, Freiburg und Bamberg, wo er 1800 die mediz. Doktorwürde erhielt, machte dann Reisen und ließ sich in Barmen als praktischer Arzt nieder. Im J. 1807 als außerord. Professor nach Heidelberg berufen, erhielt er 1810 die ord. Professur der Geburtshilfe und das Direktorium der Entbindungsanstalt und starb 21. Jan. 1851.

Von seinen Schriften sind besonders zu erwähnen: «Erfahrungen und Abhandlungen aus dem Gebiete der Krankheiten des weiblichen Geschlechts» (Mannh. 1812), «Schilderung des Kindbettfiebers nach der Epidemie 1811—12» (Heidelb. 1812), «Über den Mechanismus der Geburt» (2. Aufl., Heidelb. 1822), «Das weibliche Becken» (Karlsr. 1825; 2. Aufl. 1850), «Lehrbuch der Geburtshilfe für Hebammen» (13. Aufl., Heidelb. 1868), «Das schräg verengte Becken nebst einem Anhange über die wichtigsten Fehler des weiblichen Beckens überhaupt» (Mainz 1839, mit Kupfern), «Zur Methodik der Geburtshilfe» (Heidelb. 1848). Außerdem lieferte er eine Menge kleinerer wertvoller Schriften und viele Aufsätze in mediz. Zeitschriften, besonders in den «Heidelberger klinischen Annalen», deren Mitherausgeber er seit 1825 war.

Hermann Franz Joseph N., älterer Sohn des vorigen, geb. zu Heidelberg 1810, hat sich gleichfalls als geburtshilflicher Schriftsteller und Kliniker bekannt gemacht. Derselbe habilitierte sich 1835 als Privatdocent zu Heidelberg, wurde im Nov. 1838 außerord. Professor, später Kreisoberhebarzt und starb 5. Juli 1851. Sein Hauptwerk ist das «Lehrbuch der Geburtshilfe» (8. Aufl., 2 Tle., besorgt von Greuser, Mainz 1871). — Ein jüngerer Bruder desselben, Maximilian N., seit 1846 Privatdocent der Rechte in Heidelberg, gest. 9. März 1852, veröffentlichte «Studien über altital. Rechtsleben» (Heidelb. 1849).

Nageleisen, s. Nägelfabrikation.

Nägelfabrikation, die Herstellung metallener Nägel, welche nach vier Verfahrungsarten erfolgen

kann, wonach man geschmiedete, geschnittene (gepreßte), gegossene Nägel und Drahtnägel (Drahtstifte) unterscheidet. Die bessern Sorten der eisernen sowohl als der Kupfer- und Zinknägel werden von Hand durch Schmieden erzeugt. Die vom Nagelschmied benutzten Werkzeuge sind ein Schmiedehammer ohne Finne und das Nageleisen, eine Art Gesenk, zur Bildung des Nagelkopfes. Ein auf dem Amboß befestigter Schrotmeißel dient zum Abschlagen der für einen Nagel erforderlichen Eisenstablänge. Größere Nägel werden in einer Hitze geschmiedet; von den kleinern werden zwei in einer Hitze fertig. Die auf verschiedene Weise erfolgende Verfertigung der Nägel mittels Maschinen ist auf geringere Qualitäten beschränkt. Ferner stellt man Nägel durch Zerschneiden von gewalzten Eisenschienen (Bleche) in kaltem Zustand her, wobei die Köpfe durch Handarbeit, zuweilen auch mit Hilfe einer besondern Maschine gebildet werden, oder die warm geschnittenen Schäfte werden auf einer Fräsmaschine zugespitzt und die Köpfe angepreßt (gepreßte Nägel); das Pressen soll hier gewissermaßen das Schmieden ersetzen. Die kupfernen Schiffsnägel, sowie solche Nägel, die weniger zum Zusammenhalten als zum Schmuck bestimmt sind, z. B. die mit halbkugelförmigem oder pyramidalem, unterwärts hohlem Kopf versehenen Möbelnägel (Tapeziernägel), werden meist gegossen. Eiserne Nägel erhalten gegossene messingene Köpfe, um zum Aufhängen von Bilderrahmen zu dienen. Die Herstellung von Gußnägeln ist, wenngleich wegen der kleinen Dimensionen mühsam, doch eine einfache Arbeit. Solche Nägel werden gewöhnlich noch gebeizt und in Drehtonnen gescheuert, um ihnen ein besseres Aussehen zu erteilen. (Über die Fabrikation der Drahtnägel s. Drahtstifte.)

Nagelfleck (Aglia tau, Tafel: Insekten III, Fig. 9) ist der Name eines schönen, europ. Nachtfalters von rotgelber Farbe, mit einem runden, violetten, schwarzgesäumten und mit T-förmigem Kern geschmückten Augenfleck auf jedem Flügel. Die etwa 46 mm klafternden, mit doppeltgekämmten Fühlhörnern versehenen Männchen fliegen schon Ende April am Tage in Buchenwäldern sehr hurtig herum, um die trägen, hellern und größern Weibchen aufzusuchen. Die grüne, gelbgekörnte Raupe lebt auf Waldbäumen, besonders auf der Buche.

Nagelfluhe ist eine Bezeichnung vieler Alpenbewohner für Felsen, die aus grobem Konglomerat bestehen, weil die einzelnen abgerundeten Geschiebe oft wie große Nagelköpfe an den Bergwänden daraus hervorragen, während «Fluhe» gleichbedeutend mit Felsen ist. Diese Bezeichnung ist dann auch von den Geologen, und zwar vorzugsweise für diejenigen groben Konglomerate angenommen worden, welche in der alpinen Molasseformation (s. d.) auftreten und zahlreiche Geschiebe von den vielerlei Gesteinen der Hochalpen, besonders aber Kalksteingerölle, enthalten. Natürlich sind diese Konglomeratschichten alle durch Wasser zusammengeschwemmt und abgelagert. Da die Schichten der N., z. B. am Rigi, oft mit sandigen und thonigen Lagen wechseln und letztere teils verwittern, teils durch eindringendes Wasser erweichen, so wird dadurch den Nagelfluhebänken zuweilen ihre feste Unterlage entzogen, sodaß sie dann mit großer Gewalt von Bergabhängen herabrutschen, wie z. B. bei dem großen Bergsturz oder Erdschlipf am Rufi- oder Roßberg in der Schweiz, welcher 1806 das Dorf Goldau (s. d.) verschüttete.

Nägeli (Hans Georg), Komponist, geb. 16. Mai 1773 zu Wetzikon im Kanton Zürich, errichtete 1793 eine Musikalienhandlung in Zürich und wurde 1833 Präsident der Schweizerischen Musikgesellschaft. Er starb 26. Dez. 1836 daselbst. N. ist der Gründer der Schweizer Gesangsfeste. Unter seinen vielen Liederkompositionen wurde besonders die Melodie zu Usteris «Freut euch des Lebens» populär.

Nägeli (Karl Wilh. von), namhafter Botaniker, geb. 30. März 1817 zu Kilchberg, studierte in Zürich, Genf und Berlin, habilitierte sich 1841 in Zürich, wo er 1849 außerord. Professor wurde, und folgte 1852 einem Rufe als ord. Professor nach Freiburg, von wo er 1858 in gleicher Eigenschaft nach München übersiedelte. N. hat sich um die allgemeine Botanik, Pflanzenphysiologie, Entwickelungsgeschichte, Zellenlehre u. s. w. große Verdienste erworben. Von seinen Schriften sind außer vielen Aufsätzen in der «Zeitschrift für wissenschaftliche Botanik», die er 1844—46 mit Schleiden herausgab, zu erwähnen: «Zur Entwickelungsgeschichte des Pollens bei den Phanerogamen» (Zür. 1842), «Die neuern Algensysteme und Versuch zur Begründung eines eigenen Systems der Algen und Flechten» (Zür. 1847), «Gattungen einzelliger Algen» (Zür. 1849), «Pflanzenphysiolog. Untersuchungen» (mit Karl Cramer, 4 Hefte, Zür. 1855—58), «Beiträge zur wissenschaftlichen Botanik» (4 Hefte, Lpz. 1858—68), «Das Mikroskop» (mit Schwendener, 2 Bde., Lpz. 1865—67; 2. Aufl. 1877), «Untersuchungen über niedere Pilze» (Münch. 1882), «Mechanisch-physiolog. Theorie der Abstammungslehre» (Münch. 1883), «Die Hieracien Mitteleuropas» (mit Peter, Münch. 1885).

Nagelschmied (frz. cloutier, engl. nail-smith), derjenige Handwerker, welcher hauptsächlich eiserne Nägel verfertigt. (S. Nägelfabrikation.)

Nagelzange (frz. toup, engl. nail-nippers), ein Werkzeug des Schlossers. (S. unter Zange.)

Nagetiere, Nager (Glires) machen eine große, zugleich aber auch natürliche Ordnung der Säugetiere aus, welche sehr zahlreiche (gegen 750) über die ganze Erde verbreitete Arten hat und sich hauptsächlich durch die in jedem Kiefer zu zweien stehenden, meißelförmigen und gebogenen Vorderzähne (Nagezähne) auszeichnet, die tief in die Kinnladen eindringen und von der hohlen Wurzel aus fortwährend nachwachsen. Nur bei den Hasen findet sich hinter dem vordern noch ein sehr kleines zweites Paar von Nagezähnen. Eckzähne fehlen ganz; zwischen den Nagezähnen und den mit mahlenden Oberflächen und Schmelzfalten versehenen Backzähnen befindet sich eine große Lücke. Die N. sind fast alle von kleiner Gestalt; am größten unter ihnen ist das amerikanische Wasserschwein (Hydrochoerus capybara), welches 1 m Länge erreicht. Bei vielen sind die Hinterfüße weit länger als die Vorderfüße, was am auffälligsten bei den Springmäusen (z. B. bei der ägyptischen Springmaus, Dipus aegypticus, stattfindet; bei andern, welche ein unterirdisches Leben führen, wie die Blindmäuse (z. B. der Blindmoll, Spalax typhlus), sind die Vorderfüße besonders stark ausgebildet. Die meisten gehen auf der Sohle, wenige auf den Zehen; bei einigen ist eine weit ausdehnbare Seitenhaut des Körpers vorhanden, welche beim Springen einen Fallschirm abgibt,

wie bei dem Flughörnchen (z. B. beim Taguan, Pteromys nitidus). Die Augen stehen immer seitlich und sind zum Teil groß, zum Teil klein, ja bei den Blindmäusen sogar mit der ungespaltenen behaarten Körperhaut überzogen. Backentaschen als Magazine für das eingesammelte Futter sind bei vielen vorhanden und münden meistens im Innern des Mundes, selten nach außen, wie bei der Taschenratte. Die Mundöffnung ist stets ziemlich eng und die Oberlippe tief gespalten. Im allgemeinen führen die N. mehr ein Nacht- als Tagleben, wohnen unter der Erde, im Wasser, auf Bäumen oder auf dem bloßen Boden, leben von Pflanzenteilen oder sind Omnivoren und finden sich unter allen Klimaten der Erde. Sie zeigen meistens Lebhaftigkeit, auch Mutwillen, sind übrigens scheu und schreckhaft, entbehren mit geringen Ausnahmen der Intelligenz und können gezähmt und abgerichtet werden. Einige zeichnen sich durch Herstellung von kunstreichen Nestern, wie die Zwergmaus, der Hamster, Biber u. a., aus. Die meisten richten durch ihr Nagen über und unter der Erde Schaden an; einige (Hase, Aguti u. s. w.) sind geschätzte Jagdtiere, andere (Biber, Chinchilla u. s. w.) liefern Pelzwerk. Man teilt die Ordnung der N. in sieben Unterordnungen, nämlich: I. Die Hörnchen (Sciuridae, s. d.); zu ihnen gehören zahlreiche Familien und Unterfamilien, so die eigentlichen Eichhörnchen (s. d.) mit dem gemeinen Eichhörnchen (Sciurus vulgaris, s. Tafel Nagetiere I, Fig. 1) und dem Flughörnchen oder Taguanen (z. B. dem roten Taguan, Pteromys nitidus, s. Tafel I, Fig. 2, s. unter Eichhörnchen); die murmeltierartigen mit dem Ziesel (s. d., Spermophilus citillus, s. Tafel I, Fig. 3) und dem Alpenmurmeltier (s. unter Murmeltier, Arctomys marmota, s. Tafel I, Fig. 4); die Schläfer (s. d.) mit dem Siebenschläfer (Myoxus glis, s. Tafel I, Fig. 5); die Biber (s. d.) mit dem gemeinen Biber (Castor fiber, s. Tafel I, Fig. 6). II. Die Springmäuse (s. d., Dipodidae), hierher die ägyptische Springmaus (Dipus aegyptiacus, s. Tafel I, Fig. 7). III. Die echten Mäuse (s. d., Muridae) zu denen der Hamster (s. d.) und der Lemming (Cricetus vulgaris und Myodes lemmus, s. Tafel II, Fig. 1), die Waldmaus (Mus sylvaticus, s. Tafel I, Fig. 8), die Ratten (s. d.), Wühlmolle (z. B. Spalax typhlus, s. Tafel II, Fig. 2), die Trugratten (z. B. Aulacodus Swinderianus, s. Tafel II, Fig. 3) und zahlreiche andere gehören. IV. Die Stachelschweine (s. d., Hystrichidae) mit zu Stacheln entwickelten Haaren, hierher unter andern das europ. Stachelschwein (Hystrix cristatus, s. Tafel II, Fig. 4) und der Coandu (Cercolabes prehensilis, s. Tafel II, Fig. 5). V. Die Halbhufer (Caviidae) mit dreizehigen (beim Paca indessen fünfzehigen) Hinterfüßen mit hufartigen Nägeln; zu ihnen gehört das Mara (s. d., Dolichotis patagonica, s. Tafel II, Fig. 6), das Meerschweinchen (s. d., Cavia cobaja, s. Tafel I, Fig. 9), das Wasserschwein (s. d., Hydrochoerus capybara, s. Tafel II, Fig. 7), das Paca (s. d., Coelogenys paca, s. Tafel I, Fig. 10) und das Aguti (s. d., Dasyprocta Aguti, s. Tafel II, Fig. 8). VI. Die Chinchillas (Chinchillidae) mit der kleinen Chinchilla oder Wollmaus (s. unter Chinchilla, Eriomys lanigera, s. Tafel I, Fig. 11). VII. Die Hasen (s. d., Leporidae) mit unserm gewöhnlichen Hasen (Lepus timidus, s. Tafel II, Fig. 9). Fossil finden sich N. schon in den ältesten Tertiärschichten; da aber die damaligen Gattungen, wenn sie auch häufig größer sind, als die gegenwärtig lebenden, doch sonst sich gar nicht oder nur wenig von diesen unterscheiden, so sind die N. sicher weit älter. Über N. schrieben besonders G. N. Waterhouse, P. Gervais, Brandt u. a. m.

Nagler (Georg Kaspar), Kunstschriftsteller, geb. 6. Jan. 1801 in Unterfühbach bei Freising, wurde antiquarischer Buchhändler und ist besonders bekannt durch sein «Neues allgemeines Künstlerlexikon» (22 Bde., Münch. 1835—52; neu bearbeitet von J. Meyer u. a., Lpz. 1870 fg.). Er starb 20. Jan. 1866 zu München.

Nagler (Karl Ferd. Friedr. von), preuß. Staatsmann, geb. 1770 zu Ansbach, studierte zu Erlangen und Göttingen die Rechte, war dann bei der ansbachischen Regierung beschäftigt, wurde 1798 Rat für das ansbach-bayreuthische Departement in Berlin und 1802 Geh. Legationsrat. Im J. 1809 wurde er Geh. Staatsrat und Direktor der zweiten Sektion des Kabinettsministeriums und war 1810—21 außer Dienst. Im J. 1821 zum Chef des Postwesens und im April 1823 zum Generalpostmeister ernannt, brachte er einen völligen Umschwung in diesen Zweig, sodaß er in Preußen und mittelbar in Deutschland als der Begründer des modernen Postwesens gelten kann. Im J. 1825 erhob ihn der König in den Adelsstand und 1824 sandte er ihn, mit Belassung des Postdepartements, als Gesandten auf den Bundestag nach Frankfurt. Von dort 1835 abberufen, blieb er Generalpostmeister und wurde zugleich 1836 Staatsminister. N. starb 13. Juni 1846. Kölchner und Karl Mendelssohn-Bartholdy veröffentlichten N.s «Briefe an einen Staatsbeamten» (2 Bde., Lpz. 1869).

Nagold, Stadt im württemb. Schwarzwaldkreis, am Flusse gleichen Namens, der bei Pforzheim in die Enz mündet, und an der Linie Pforzheim-Horb der Württembergischen Eisenbahn, ist Sitz eines Oberamts und eines Amtsgerichts, hat ein evang. Schullehrerseminar und zählt (1880) 3270 E., welche Landwirtschaft, Holzhandel, Wollspinnerei, Tuchfabrikation und Gerberei treiben. N. kommt urkundlich schon 773 als Villa Nagalta vor und kam 1363 von den Grafen von Hohenberg an Württemberg. Bei N. sind die Ruinen der Burg Hohennagold, welche um 1200 erbaut und im Dreißigjährigen Kriege zerstört wurde.

Nagpore, richtiger Nagpur, ein ehemaliger Mahrattenstaat im nördl. Dekan in der Vorderindischen Halbinsel, der einen großen Teil von Gondwana und Berar (s. d.) umfaßt, und seit 1854 die aus den fünf Distrikten Balaghad, Bhandara, Tschanda, Nagpur und Wardah bestehende Division N. der zu der Präsidentschaft Bengalen gehörenden Abteilung der Centralprovinzen bildet, welche 1872 auf 57866 qkm 2280881 E. zählte. Ein großer Teil des Landes ist, schon seitdem es sich unter brit. Oberherrschaft befindet, gut angebaut. Produkte sind Reis, Mais, Weizen, Bohnen, Gurken, Baumwolle, Öl- und Leinsaat, Sesam, Senf, Gewürze, Betel, Tabak, Gemüse und Früchte aller Art. Auch gewinnt man daselbst viel Eisen, außerdem Kupfer, andere Metalle und Marmor. Exportartikel sind: rohe Baumwolle, Getreide, Lac und Wachs. Die ursprünglichen Bewohner sind die Gond (s. d.).

Die Hauptstadt Nagpore, in morastiger Vertiefung von 190 m Seehöhe an dem Flusse Nag unter 21° 10′ nördl. Br. und 79° 10′ östl. L. von

5. Siebenschläfer (Myoxus glis).

8. Waldmaus (Mus sylvaticus).

3. Gem

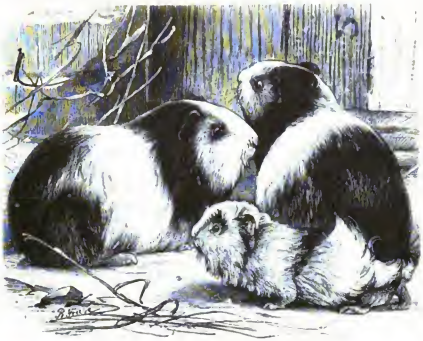
2. Roter Taguan (Pteromys nitidus).

6. Biber (C

1. Eichhörnchen (Sciurus vulgaris).

10. Paca (Coelogenys paca).

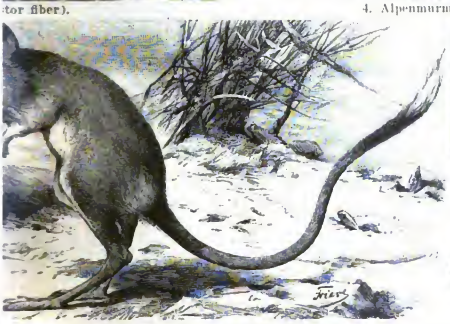
ines Ziesel (Spermophilus citillus).



9. Meerschweinchen (Cavia cobaya).

tor fiber).

4. Alpenmurmeltier (Arctomys marmota).



7. Springmaus (Dipus aegyptiacus).

11. Wollmaus (Eriomys lanigera).

3. Borstenferkel (Aulacodus Swinderianus).

6. Mara (Dolich

9. Hase (Lepus timidus).

7. Wasserschwein (

4. Stachelschwein (Hystrix cristatus).

1. Hamster und Lemming (Cr

is patagonica).

2. Blindmoll (Spalax typhlus).

lrochoerus capybara).

5. Coandu (Cercolabes prehensilis).

vulgaris, Myodes lemmus).

8. Aguti (Dasyprocta Aguti).

Zu Artikel: Nagetiere.

Greenwich, sehr ungesund gelegen, hat 8,5 km im Umfang, ist sehr unregelmäßig gebaut und besitzt außer einer guten Straße nur enge, von zahlreichen Wasserläufen durchzogene und zur Regenzeit schwer zu passierende Gassen, in denen außerordentlich viele Bäume den freien Luftzug verhindern. Die meisten Häuser sind aus Lehm erbaut und mit Blättern oder Ziegeln gedeckt. Die Stadt, über Bhusawall mit Bombay durch Eisenbahn verbunden, hat (1881) 98299 E., davon 2½ Proz. Mohammedaner. Man fertigt daselbst grobe und feine Baumwollzeuge, Zitze, Turbane, Seiden- und Brokatstoffe, Decken und andere grobe Wollwaren, Zeltleinwand, Kupfer-, Messing- und andere Metallwaren an.

Nagpur, s. Nagpore.

Nagy (ungar., spr. nodj), «groß», kommt häufig in zusammengesetzten ungar. Ortsnamen vor.

Nagyagit, s. Blättertellur.

Nagy-Bánya, Bergstadt in Ungarn, Komitat Szatmar, Station der Linie Szatmár-Rémethi-N. der Ungarischen Nordostbahn, ist Sitz einer Berghauptmannschaft, hat eine Münzstätte, ein Untergymnasium, Bergbau auf Gold, Silber und Eisen, und starke Töpferei und zählt (1880) 8632 E.

Nagy-Becskerek (Groß-Becskerek), Stadt in Ungarn, s. unter Becskerek.

Nagy-Borsa, Dorf in Ungarn, s. u. Borsa.

Nagy-Enyed, Stadt in Siebenbürgen, s. Enyed.

Nagy-Kálló, Marktflecken und Vorort des Szabolcser Komitats in Ungarn, in sumpfiger Gegend, mit 5800 E., Magyaren und Kumanen, welche Getreidebau und Viehzucht treiben, außerdem viel Salpeter gewinnen.

Nagy-Károly, ungar. Marktflecken, s. Károly (Nagy-). [Kikinda.

Nagy-Kikinda, ungar. Marktflecken, s. Groß-

Nagy-Körös, ungar. Stadt, s. unter Körös.

Nagy-Lak, Marktflecken in Ungarn, Komitat Csanád, rechts an der Maros, Station der Szegedin-Arader Eisenbahn, mit 10646 E., Magyaren, Slowaken und Rumänen, welche ergiebigen Getreidebau (namentlich Weizen) und lebhafte Geflügelzucht treiben. Die große Pußta Tövisles gehört zu diesem Flecken. [Schütt (s. d.).

Nagy-Megyer, Marktflecken auf der Großen

Nagy-Szeben, s. Hermannstadt.

Nagy-Szent-Miklós, zwei Marktflecken in Ungarn, Komitat Torontál; der eine liegt rechts am Aranka-Flüßchen, ist Station der Linie Valkány-Perjámos der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahnen, hat eine landwirtschaftliche Lehranstalt und zählt 5000 E., meist Deutsche; der andere, auch Serbisch- oder Raiczisch-Szent-Miklós, zählt 8988 E., ist in der Nachbarschaft des vorigen. Beide betreiben vorwiegend Ackerbau und Viehzucht (namentlich Pferde, Schafe und Schweine).

Nagyvárad, ungar. Stadt, s. Großwardein.

Naharro (Bartolomé de Torres), einer der Begründer der span. Bühne, wurde in La Torre bei Badajoz geboren und gehörte dem geistlichen Stande an. Durch Schiffbruch kam er in algierische Gefangenschaft; nach seiner Befreiung hielt er sich in Rom auf als Kaplan des berühmten Feldherrn Fabricio Colonna und flüchtete später (1517), weil man ihn wegen einer gegen die Sittenlosigkeit des päpstl. Hofs gerichteten Satire verfolgte, nach Neapel. Seine spätern Lebensschicksale sind unbekannt. Die «Propaladia», das einzige von ihm erhaltene Werk, erschien, von N. selbst besorgt, 1517 zu Neapel und wiederholt zu Sevilla, Toledo und Antwerpen und, gereinigt von den Ausfällen gegen den röm. Hof, zu Madrid 1573. Vor 1517 waren jedoch einzelne seiner Komödien bereits in Sonderausgaben erschienen. Die «Propaladia» enthält außer lyrischen und satirischen Gedichten in den beiden ersten Ausgaben sechs, dann sieben (1520), später acht Komödien (1526), die zu den wichtigsten Urkunden für die Geschichte des span. Dramas gehören. N. hat seine Komödien in fünf Akte abgeteilt, die er zuerst «Jornadas», d. i. Tagereisen, nannte, weil sie ihm Ähnlichkeit mit «Stationen» zu haben schienen; und vor jeder Komödie findet sich ein «Introito», worin ein Lustigmacher das Publikum zur Aufmerksamkeit auffordert, und ein «Argumento» oder kurzer Abriß der Handlung, aus welchen beiden einleitenden Gedichten sich später die «Loa» bildete. In seinen Stücken ist der Gracioso schon eine stehende Person, und selbst in den mehr ideal gehaltenen dient die parodisch-komische Wirklichkeit, durch die Dienerschaft repräsentiert, den ritterlich galanten Abenteuern der Hauptpersonen zur Folie. Vier seiner Stücke sind in Böhl de Fabers «Teatro español» (Hamb. 1832) und die «Himenea» in Moratins «Orígenes del teatro español» und in Ochoas «Tesoro del teatro español» (Par. 1838) abgedruckt.

Nahe (bei den Römern Nava), ein 111,8 km langer linker Nebenfluß des Rheins, entspringt 366 m hoch bei Selbach am Südabhange des Hochwaldes im Nordwesten von St. Wendel und mündet (78 m hoch) zwischen der rheinhess. Stadt Bingen und der preuß. Eisenbahnstation Bingerbrück, nahe dem Scharlachberg und der die Ecke zwischen Rhein und N. bildenden Elisenhöhe, gegenüber dem Niederwald. In ihrem obern Laufe bis Oberstein windet sie sich über eine rauhe Hochfläche hin, dann im Mittellauf mit starkem Gefälle in einem tiefeingeschnittenen, höchst malerischen Thale, das, bald ganz eng, bald erweitert, von steil abfallenden Melaphyr-Felsenketten, Porphyrklippen und Waldbergen mit Burgruinen umgürtet, reich an Weinpflanzungen, sowie in den Weitungen mit fruchtbaren, vortrefflich angebauten Feldern bedeckt ist. Bei Kreuznach öffnet sich das Thal, welches erst durch die Rhein-Nahebahn, die mit Überwindung großer Schwierigkeiten von Bingerbrück nach Neunkirchen geführt wurde, dem großen Verkehr erschlossen wurde. Auf der rechten Seite münden in die N. der Glan, die Alsenz und der Apfelbach. Auf der linken Seite nimmt die N. mehrere Hundsrückbäche auf, wie Hahnenbach, Simmerbach und Güldenbach. Das Gebiet der N., 3932 qkm groß, gehört teils Rheinbayern und Rheinhessen, teils dem oldenb. Fürstentum Birkenfeld an, größtenteils aber Rheinpreußen. Eine dem Nahethale allein eigene Industrie ist die hauptsächlich im Fürstentum Birkenfeld betriebene Achatindustrie. Der Weinbau im untern Nahethale ist sehr bedeutend. (S. Naheweine.)

Nähen (frz. coudre, engl. sewing), mit Hilfe von Nadel und Faden Stoffteile befestigen, verbinden oder verzieren, wonach man die Befestigungsnaht oder den Saum, die Verbindungsnaht oder kurzweg Naht und die Verschönerungsnaht oder Ziernaht unterscheidet, welche je nach ihrer Herstellungsweise Hand- oder Maschinennähte sind. Das Charakteristische der Handnäherei besteht darin, daß die einzelnen Stiche durch Hindurchziehen

eines Fadens von geringer Länge abwechselnd nach der Ober- und Unterseite des Zeugs gebildet werden, wobei der Faden, mit dem einen seiner Enden durch das Öhr der Nadel geführt, mit dem andern im Zeug befestigt, bei jedem Stich seiner ganzen freien Länge nach durch dieses hindurchgezogen werden muß, indem die jedesmal erforderliche Fadenlänge dem im Zeug festgehaltenen Fadenteil entnommen wird, und die Nadel niemals durch ein und dasselbe Loch hin und zurück geht. Eine Ausnahme hiervon macht der meist nur zu Verzierungen angewendete Kettenstich, bei welchem die Nadel nicht vollständig durchgestochen wird, wodurch der Faden auf der einen Stoffseite Schleifen bildet, deren jede in der vorhergehenden steckt, und bei jedem Stich der Faden sich um die erforderliche Länge durch das Öhr hindurchziehen läßt, weshalb man für diesen Stich die Nadel mit ihrem stumpfen Ende an einem sich bewegenden Körper unwandelbar befestigen und einen fortlaufenden Faden von beliebiger Länge verwenden kann. Hierauf beruht die Entwickelung der Maschinennäherei. (S. Nähmaschinen.)

Die am häufigsten vorkommenden Befestigungsnähte sind der einfache Saum, mittels dessen der doppelte Umschlag eines abgeschnittenen Stoffteils festgenäht wird, sodaß ein Ausfasern unmöglich ist; der Saum mit Vorderstichen, welcher bei flüchtiger Arbeit und in leichten Stoffen angewendet wird; der Saum mit Überwendlingsstich, meist zum Niedersäumen von Tischzeug und Betttüchern dienend; der durchbrochene, englische oder Hohlsaum, auch zur Verzierung von Hemden, Beinkleidern, Nachthauben u. s. w. benutzt; der Steppsaum, der besonders an Betttüchern, Kissenüberzügen und an einzelnen Teilen von Herren- und Frauenhemden Anwendung findet; der Roll- oder Wirbelsaum zum Anreihen von Falten in Überzügen, Vorhängen, Tapezierarbeiten; die Knopfloch- und die Windlocheinfassung; der Feston zur Einfassung bogen- oder zackenförmiger Stücke. Zu den Verbindungsnähten gehört die Überwendlings- oder überwendliche Naht, welche zur Vereinigung zweier übereinander gelegter Webkanten oder Säume dient; die Vorderstichnaht zum flüchtigen Zusammensetzen zweier Webkanten in dünnen Stoffen, beim Putzmachen, beim Heften, sowie zum Faltenziehen, daher auch Reihnaht genannt; die von allen Verbindungsnähten am häufigsten angewendete Steppnaht, welche besonders an Tuchkleidern, Schürzen, Einfassungen u. s. w. vorkommt; die der letztern ähnliche, aber schneller herzustellende Hinterstichnaht, welche niemals in Leinen, sondern nur bei leichter Näherei und in ältern Stoffen Anwendung findet; die Roll-, Wall- oder Drillnaht, welche aus zwei Nähten, der Steppnaht und dem Rollsaum, zusammengesetzt ist, daher wie eine Rundschnur aussieht und beim Weißnähen, d. h. bei der Herstellung von Leibwäsche, Bett- und Tischzeug überall angewendet wird, wo einer oder beide Stoffränder nicht Webkanten sind; die Musselin- oder franz. Naht, aus einer Vorderstich- und einer Hinterstichnaht bestehend und für leichte Stoffe, wie Musselin, besonders geeignet; die Saum- oder Bettlernaht, statt der Rollnaht bei ältern oder leichten Stoffen gebraucht, weil sie wenig Arbeit macht; die Flanell- oder Hexennaht zum Nähen und Flicken von Flanell, sowie zum Herunternähen umgelegter Teile in tuchähnlichen Stoffen; die holländ., Gegenstich- oder Kreuznaht, zum Flicken in Leinen- und grobem Baumwollzeug vorzüglich geeignet, weil sie dem Gewebe ganz ähnlich ist und nicht eine so scharfe Kante bildet wie die überwendliche Naht; die Kappnaht, die schwierigste aller Nähte, meist zur Vereinigung zweier Schnittkanten dienend; die Seitenstichnaht, besonders beim Ausbessern der Wäsche vorkommend. Zu den Verschönerungsnähten, welche teils in geraden, teils in schwungvoll gewundenen Linien auf einer Stofffläche ausgeführt werden, gehört mit einigen der genannten Befestigungs- und Verbindungsnähte, wie der Hohlsaum, der Feston, namentlich die Steppnaht, welche alsdann auf der rechten Seite gearbeitet wird, und die Kettenstichnaht; ferner die Nähte mit Hexenstich, Spitzenstich, Kreuzstich, dem sog. Minutenstich, sowie das Aufnähen von Soutache.

Näherrecht, s. Retrakt.

Naheweine heißen die im Gebiete der Nahe (s. d.), in dem preuß. Kreise Kreuznach, sowie im Kreis Meisenheim und im Fürstentum Birkenfeld erzeugten Weine, welche den Pfälzern verwandt, weich und voll sind und ungefähr den Rang der geringern Saarweine einnehmen. Die Kultur der Rebe wird besonders im untern Nahethale sehr sorgfältig betrieben, weshalb die um Kreuznach und weiter abwärts produzierten Gewächse gleich Rheinweinen gesucht sind und in den Handel kommen, während andere auch wohl als Moselweine in die Welt gehen. Die Naheweinberge erstrecken sich über ungefähr 1600 ha Areal mit etwa 48000 hl Jahresertrag. Der Rebsatz ist Riesling mit Elbling, ferner Traminer, Muskateller und Österreicher. Die vorzüglichsten Gewächse sind: Kreuznach (Schloß Kauzenberg, Belz, Kalenberg, Bruckes), Münster, Menzingen, Sarmsheim, Winzenheim, Laubenheim (nicht mit dem rhein.-hess. Weinorte zu verwechseln), Weller und Norheim.

Nahkampf bezeichnet, im Gegensatz zu Fernkampf, streng genommen den Kampf, bei dem eine unmittelbare Berührung der Gegner stattfindet, bei dem daher die blanke Waffe zur Verwendung kommt; bei der durch die modernen Schußwaffen bedeutend erweiterten Sphäre ihrer Wirkung wird aber in neuerer Zeit das Feuergefecht auf den nächsten Entfernungen gewöhnlich auch zum N. gerechnet.

Nahl, soviel wie Narwal.

Nahl, eine namhafte Künstlerfamilie. Johann Samuel N., geb. zu Ansbach 1664, gest. zu Jena 1727, Sohn des markgräfl. Holzschnitzers Matthias N., kam als Hofbildhauer nach Berlin und wurde dort Ehrenmitglied der Akademie der Künste. Er fertigte Bildwerke von Gips, den er gegen Regen und Schnee beständig gemacht haben soll, sowie auch das steinerne Piedestal zum Denkmal des Großen Kurfürsten von Schlüter.

Johann August N., Sohn des vorigen, geb. 1710 in Berlin, studierte unter Schlüter, dann auf Kunstreisen nach Frankreich und Italien. Nachdem er bis 1741 in Straßburg gearbeitet, wurde er nach Berlin gerufen und hatte unter dem Titel eines königl. Direktors die Prachtgebäude der Residenz, sowie diejenigen von Charlottenburg, Sanssouci und Potsdam mit Statuen und Reliefs zu schmücken. Im J. 1746 ging er nach Clanne bei Bern in der Schweiz, wo er berühmte Monumente für die Kirche zu Hindelbank verfertigte. In Kassel wurde er 1755 Professor am Carolinum, dann fürstl. hess. Rat und starb 1781. Sein bestes Werk in Kassel ist das

Standbild des Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Kassel; N. fertigte indes nur das Modell; die Ausführung blieb seinem Sohne Samuel.

Samuel N., Sohn des vorigen, geb. 1748 zu Bern, besuchte zuerst die Akademie zu Wien, ging dann 1772 nach Paris und zwei Jahre darauf nach Rom. N. wurde 1808 königl. westfäl. Akademiedirektor in Kassel. Er kam 1813 in den Wellen der Fulda um.

Johann August N., Bruder des vorigen, geb. 2. Jan. 1752 zu Clanne bei Bern, bildete sich unter Lesueur in Paris und seit 1774 in Rom zum Maler aus. Im J. 1781 wandte er sich nach England, besuchte auch Holland, traf aber 1788 wieder in Rom ein. Nach Hackerts Prinzipien widmete er sich nun der Landschaftsmalerei in stilisierender Auffassung, wodurch er seinen histor. und mytholog. Darstellungen einen harmonischen landschaftlichen Hintergrund gab. Durch einen Kunstliebhaber in Basel angeregt, schuf er histor. Zeichnungen in brauner Tusche, welche großen Beifall fanden. Dann fuhr er fort, mythologische, besonders erotische Scenen in reizenden Landschaften zu liefern. Im J. 1792 nach Kassel zurückgekehrt, wurde N. Professor an der Akademie und 1815 Direktor der Malerklasse. Er gewann die von Goethe in den «Propyläen» gestellte Preisaufgabe für malerische Komposition zweimal durch seinen Abschied des Hektor von der Andromache und durch den Achill an dem Hofe des Lykomedes. N. starb in Kassel 31. Jan. 1825.

Nähmaschine (frz. machine à coudre, engl. sewing-machine), mechan. Vorrichtung zur Herstellung von Nähten in den verschiedenen Textilstoffen, sowie in Leder und andern Materialien. Die Entwickelungsgeschichte der N. reicht viel weiter zurück, als man gewöhnlich annimmt. Schon zu Ende des 18. Jahrh. waren Einzelne bemüht, das Nähen mit der Hand durch die Arbeit eines entsprechenden Mechanismus zu ersetzen, doch konnten diese Bemühungen keinen praktischen Erfolg haben, solange man durch den Mechanismus die Bewegung der Hand mit Beibehaltung der gewöhnlichen Nähnadel nachzuahmen suchte. Das erste Patent auf eine derartige, konstruktiv noch höchst unvollkommene Maschine wurde 1790 dem Engländer Thomas Saint erteilt; das zweite nahmen 1804 die Engländer Thomas Stone und James Henderson auf eine Maschine, mittels deren man die überwendliche Naht herstellen konnte. Eine einigermaßen brauchbare N., die aber gleichfalls noch auf dem Prinzip der Handnäherei beruhte, führte 1814 Joseph Madersperger in Wien aus; in einer spätern Konstruktion (um 1839) ging derselbe zur Anwendung zweier Nadeln mit an der Spitze befindlichem Öhr über und erzielte durch Verschlingung mehrerer Fäden eine Aufeinanderfolge gerader Nähte, wie sie z. B. beim Abnähen der sog. Doppelstoffe vorkommt. Die erste N., welche in größerer Anzahl angewendet wurde, war die von Barthélemy Thimonnier 1829 erfundene, welche mittels einer Hakennadel und eines fortlaufenden Fadens den einfachen Kettenstich herstellte.

Unabhängig von den genannten Erfindern konstruierte im J. 1834 Walter Hunt in Neuyork die erste Maschine für den doppelten Steppstich, der jetzt von den N. fast ausschließlich erzeugt wird, indem er eine Nadel mit an der Spitze befindlichem Öhr für den Oberfaden und eine dem Weberschiffchen ähnliche Vorrichtung für den Unterfaden anwendete. Diese Konstruktion, welche die Grundlage der heutigen Schiffchenmaschinen bildet, blieb bis auf die neueste Zeit fast unbekannt, weil der Erfinder aus Mangel an Selbstvertrauen unterließ, sie der Öffentlichkeit zu übergeben. Als der eigentliche Schöpfer der N. gilt daher gewöhnlich Elias Howe aus Spencer (Massachusetts), der sich 1846 eine der Konstruktion von Hunt in allen Hauptteilen ähnliche Maschine patentieren ließ und dem seinen zahlreichen Konkurrenten gegenüber das Eigentumsrecht an dieser Erfindung gerichtlich zuerkannt wurde. Der eifrigste seiner Konkurrenten und zugleich derjenige, welcher sich das größte Verdienst um die allgemeine Einführung der N. erwarb, war J. M. Singer, der Begründer der Singer Manufacturing Company in Neuyork, durch welchen die Schiffchenmaschine mannigfache Verbesserungen erfahren hat. Im J. 1852 nahm Allen B. Wilson, welcher in Gemeinschaft mit dem Kaufmann Wheeler in Bridgeport eine gleichfalls später weltberühmt gewordene Fabrik anlegte, ein Patent auf seine N., in welcher er statt des Schiffchens mit beweglicher Spule einen rotierenden Haken, Greifer genannt, mit ruhender Spule anwendete. In demselben Jahre ließ sich Grover, der in Verbindung mit Baker in Boston eine Fabrik errichtete, seine Maschine patentieren, die mit Weglassung des Schiffchens, unter Anwendung einer eigentümlichen Vorrichtung zur Einführung des sog. Bindefadens, einen neuen Stich, den Knoten- oder doppelten Kettenstich, erzeugte; auch die Kettenstichmaschine von J. C. A. Gibbs (System Wilcox und Gibbs), welche namentlich infolge ihrer Wohlfeilheit sehr schnell Eingang fand, wurde um diese Zeit patentiert. Außer für die genannten Sticharten kamen für einige andere Stiche N. zur Anwendung, die jedoch meist zu kompliziert oder zu wenig vorteilhaft waren. So wurde schon 1841 den Engländern Newton und Archbold eine Maschine zur Herstellung von Ziernähten auf Handschuhen, 1844 dem Engländer Bostwick eine solche zur Erzeugung des Vorderstichs patentiert, welch letztere hauptsächlich zum Zusammenheften ganzer Zeugstücke für die Zwecke der Färberei und Druckerei bestimmt war. Gegenwärtig beträgt die Zahl der auf N. erteilten Patente bereits mehrere Tausende. Die gebräuchlichsten Systeme sind noch jetzt Singer, Wheeler und Wilson, Grover und Baker, von denen das erste namentlich für die Bedürfnisse der Haushaltung, das zweite für die gewerbliche Weißnäherei die ausgedehnteste Verwendung findet, das dritte sich besonders für Ziernähte eignet.

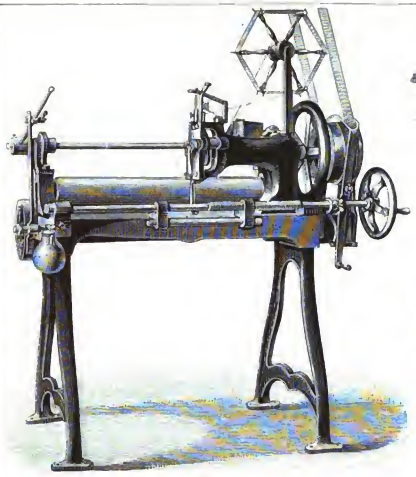
Außer zur Herstellung von Wäsche und Kleidern bedient man sich der N. zu Schuhmacher- und Sattlerarbeiten, zur Handschuh- und Strohhutfabrikation, zur Säcke- und Teppichnäherei, zur Buchbinderei, Segelmacherei, Treibriemenfabrikation u. s. w. Im Laufe der Zeit sind die N. mit zahlreichen Hilfsapparaten, wie Säumer, Einfasser, Schnurnäher, Soutacheur, Wattierer, Kräusler, Knopflochapparat, ausgestattet worden. Als eine besondere Art müssen auch die Knopflochnähmaschinen erwähnt werden, welche mittels eines besondern Stichs (Knopflochstich) das Einfäumen der Knopflöcher sowie das Ausnähen von Stoffrändern ausführen. Um die Maschine beim Aufspulen stillstehen zu lassen, benutzt man die sog. Schwungradauslösung; auch hat man Einrichtungen getroffen, um den Faden direkt den von den Garnfabriken gelieferten Rollen entnehmen zu können. Die einzelnen N.

werden durch Menschenkraft, und zwar entweder mittels Handkurbel oder mittels Trittvorrichtung, betrieben, wonach man Handmaschinen und Tretmaschinen unterscheidet. In größern Fabriken, die mit zahlreichen N. arbeiten, oder auch zum Betrieb einzelner N. für sehr schwere Arbeit wird Dampf- oder Wasserkraft verwendet. Besonders sind für diesen Zweck die von A. Schmid in Zürich gebauten Wassermotoren in Gebrauch gekommen, welche, durch Gummischläuche mit der Wasserleitung in Verbindung gebracht, leicht in Betrieb zu setzen und auszuschalten sind. Der Betrieb mittels dynamoelektrischer Maschinen hat seiner Kostspieligkeit wegen und da derselbe immerhin einen höhern Grad von Intelligenz zur Bedienung erfordert, bis jetzt keine weitere Verbreitung gefunden, während die Versuche zur Anwendung von Federmotoren des beträchtlichen Kraftverbrauchs wegen aufgegeben werden mußten. Die größte Bedeutung unter den produzierenden Ländern hat auch gegenwärtig noch die Nähmaschinenfabrikation der Vereinigten Staaten Nordamerikas, welche, außer durch die obengenannten Weltfirmen, durch die Fabriken von Remington, Howe, White u. a. repräsentiert wird, mit einer Jahresproduktion von etwa 1½ Mill. In zweiter Linie steht Deutschland seit dem Anfang der sechziger Jahre, wo die erste deutsche Nähmaschinenfabrik, diejenige von Pollack, Schmidt u. Komp. in Hamburg, errichtet wurde. Die Jahresproduktion Deutschlands beträgt gegenwärtig etwa ½ Mill. Als die größten deutschen Firmen sind Frister u. Roßmann, Seidel u. Naumann, Baer u. Rempel zu nennen; Hauptorte der Fabrikation sind Berlin, Dresden, Bielefeld und Kaiserslautern. Erst in neuester Zeit scheint auch in England und Frankreich diese Industrie mehr Selbständigkeit zu erlangen.

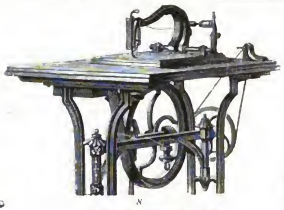
Die einfachste unter den gebräuchlichen Maschinennähten ist der Kettenstich, welcher dadurch entsteht, daß die Nadel den Faden nur bis zu der zur Bildung einer Schlinge erforderlichen Tiefe in das Zeug einführt und ihn dann wieder herauszieht. Derselbe hat seinen Namen von dem kettenartigen Aussehen der Naht auf der untern Stoffseite, wobei die obere Seite die gewöhnliche Steppnaht zeigt. Dieser Stich, welcher an Fadenlänge das 3½- bis 4fache der Nahtlänge erfordert und infolge dessen sehr elastisch ist, hat, abgesehen vom Garnverbrauch, den Nachteil, daß die ganze Naht leicht aufgezogen wird, sobald der kleinste Fadenteil verletzt ist, somit in der Wäsche schnell durchgerieben wird, weshalb er meist nur zu Luxusarbeiten in Mull und Tüll (neuerlich auch in der Strohhutfabrikation) benutzt wird. Der Doppelkettenstich oder Knotenstich wird durch zwei Fäden hergestellt, indem der Oberfaden auf der einen Stoffseite eine Steppnaht bildet, während der Unter- oder Bindefaden sich um und durch die nach unten tretende Schlinge des Oberfadens windet. Bei dieser Naht beträgt der Fadenverbrauch sogar das 4½- bis 6fache der Nahtlänge; dieselbe besitzt daher bedeutende Elasticität, läßt sich aber wie die Kettennaht, wenn auch bei weitem nicht so leicht, aufziehen. Durch ihr wulstiges Aussehen ist sie als Ziernaht vorzüglich geeignet. Der Doppelsteppstich, auch Hakenstich genannt, nach der hakenförmigen Verschlingung der Fäden an der Berührungsstelle der aufeinander genähten Stoffteile, entsteht, indem durch die vom Oberfaden gebildete Schlinge der Unterfaden gezogen und mit dem erstern straff gespannt wird, um ein Zurückgehen desselben zu verhindern. Diese Naht, für welche nur das 2½- bis 3fache ihrer Länge an Zwirn verbraucht wird, ist weniger elastisch als die besprochenen Nähte, weshalb sie beim Plätten u. s. w. leicht reißt; dagegen läßt sie sich sehr schwer auftrennen und zeigt auf jeder Stoffseite eine gleichmäßige, schöne Steppnaht.

Die bei jeder N. zur Stichbildung notwendigen Organe sind: 1) der Mechanismus zur Bewegung der Nadel; 2) der Apparat zum Festhalten der Schlinge, der von ersterm durch die Platte, auf welcher beim Nähen das Zeug liegt, getrennt ist, und 3) die Vorrichtung zum Vorschieben des Zeugs um Stichlänge, Stoffrücker oder Transporteur genannt. Der Stoffrücker ist derart eingerichtet, daß man die Größe des Vorschubs innerhalb gewisser Grenzen beliebig regulieren kann (Stichstellung). Außerdem sind Vorrichtungen zum Spannen des Fadens angebracht, um einen festen Stich zu erzeugen. Von besonderer Wichtigkeit ist bei allen N. die Art der Nadelbewegung, da die Nadel stets genau an der gleichen Stelle durch das Zeug treten muß. Entweder ist diese, wie bei den Wheeler- und Wilsonmaschinen, am Ende eines schwingenden Arms befestigt, also im Bogen geführt, oder sie wird, wie bei den Singermaschinen, in den prismatisch geführten Nadelschieber eingepaßt, in gerader Linie auf- und abbewegt. Je nachdem die eine oder die andere Bewegungsweise stattfindet, ist die Nadel selbst gerade oder gekrümmt, da sonst das Stichloch zum Nachteil der Arbeit zu sehr erweitert würde. Bei N. mit im Bogen schwingender Nadel ist die letztere naturgemäß mehr dem Zerbrechen ausgesetzt, weshalb sich dieselben vorzüglich zum Nähen feinerer Zeuge eignen, während die Maschinen mit gerader Nadel für dünne wie dicke Stoffe, selbst für Leder, gleich gut geeignet sind.

Fig. 1 der Tafel Nähmaschinen zeigt die Bildung des Kettenstichs und Fig. 2 die fertige Naht. Die Nadel sticht hier durch das Zeug, bis das Öhr sich unterhalb der Spitze des Drehhakens befindet, welch letzterer alsdann den Faden erfaßt und ihn so lange zurückhält, bis die Nadel zur Ausführung des folgenden Stichs herabkommt, worauf diese die vom Drehhaken festgehaltene Schlinge passiert, der Haken den Faden am Öhr erfaßt und durch Wiederholung der Manipulation die Naht hergestellt wird. In Fig. 3 ist die Kettenstichmaschine von Wilcox und Gibbs, die sich durch einfache Konstruktion und große Arbeitsgeschwindigkeit (bis zu 1000 Stiche in der Minute) von allen Einfadenmaschinen für das eigentliche Nähen allein in Gebrauch erhalten hat, in der Form dargestellt, wie sie von D. Bâcle in Paris gebaut wird. Fig. 4, 5, 6, 7 zeigen die Bildung des Doppelketten- oder Knotenstichs und die fertige Naht. Hier windet sich der Faden u um die erste Schlinge des Fadens o, geht rückwärts durch diese hindurch, von vorn nach hinten um die Nadel f und den Faden o, nochmals durch die erste Schlinge von o und so zurück zum Öhr r an der Spitze der krummen Nadel. Die Nadel f macht nun zunächst eine geringe Aufwärtsbewegung, damit der Faden o eine neue Schlinge bildet, und setzt diese dann fort, während die krumme Nadel eine Vorwärtsbewegung macht, um in die neue Schlinge von o einzutreten, wie Fig. 5 zeigt. Es geht hier der Faden u um die Schlinge des Fadens o, hierauf durch die erste und zweite Schlinge von o zum Öhr r. Durch

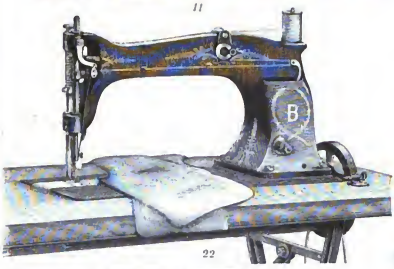


11



8

20

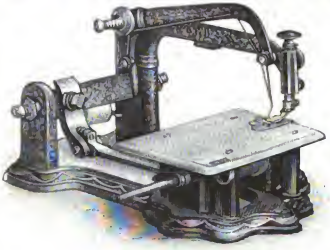


22

19

17

2

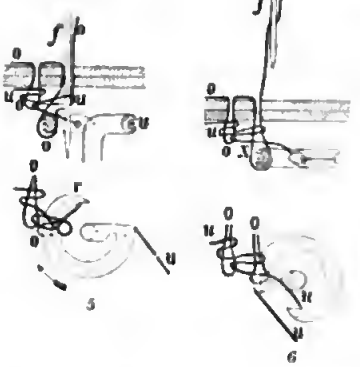


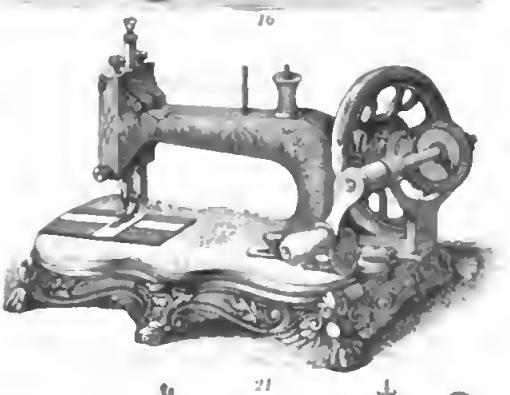
14

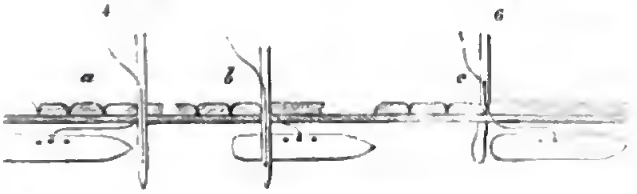
12

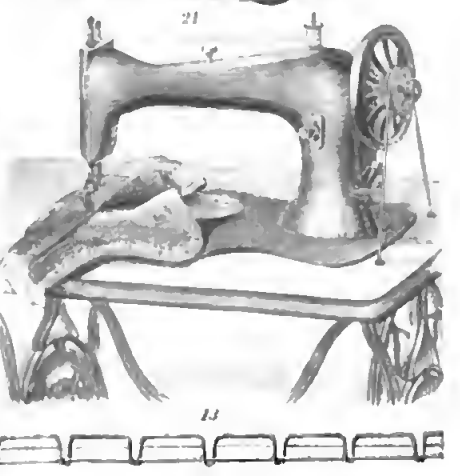
3

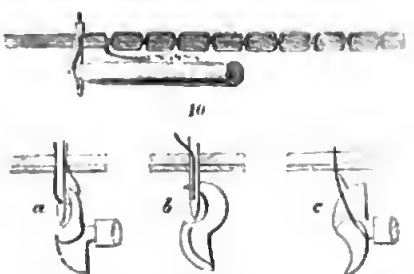
1. Bildung des Kettenstichs. 2. Kettenstichnaht. 3. Kettenstichmaschine von D. Bâcle. 4—6. Bildung des
von Weber u. Miller in Bockenheim. 9. 10. Bildung des Doppelsteppstichs nach Singer. 11. 12. Singer-Masch
16. für Schuhmacher und Sattler von Dürrkopp u. Co. in Bielefeld. 17. 18. Fehlerhafte Nähte der Doppelstep
20. Wheeler u. Wilson „Phönix“ von Dürrkopp u. Co. in Bielefeld. 21. Singer-Maschine „Patent Meifsen“ von











Doppelkettenstichs oder Knotenstichs (Tambourierstich). 7. Doppelter Kettenstich. 8. Kettenstichmaschine
e für Sattler, 13. für Schuhmacher. 14. Wheeler u. Wilson für Hausgebrauch von Bäcle, 15. für Schneider,
tichmaschine infolge unrichtiger Spannung der Fäden. 19. Köpfe und Schiffchen für Schuhmachermaschinen.
esolt u. Locke in Meifsen. 22. Schneidermaschine mit rotierendem Schiffchen von Baer u. Rempels in Bielefeld.

Digitized by Google

fortgesetzte Drehung der untern Nadel und Aufsteigen der obern Nadel k bis zu ihrer höchsten Stellung erhält man dann die Stellung der Nadeln und die Lage der Fäden Fig. 6, wo also durch den Oberfaden zwei fertige Schlingen hergestellt werden, durch und um welche herum der Unterfaden geht.

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 8 zeigt die Maschine System Grover u. Baker, wie sie von der Firma Weber u. Miller in Bockenheim ausgeführt wird; mit ihr kann man bei zwei bis drei Tritten in der Sekunde leicht 500—750 Stiche in der Minute machen.

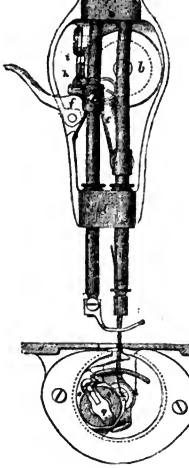


Fig. 3.

Für die Bildung der Doppelsteppnaht sind die Systeme von Singer mit hin- und hergehendem Schiffchen und fester Spule, dasjenige von Wheeler und Wilson mit Greifapparat und feststehender Spule und dasjenige mit rotierendem Schiffchen von Kappmeyer in Hamburg im Gebrauch. Die letztere Einrichtung ist auch bei den neuesten Maschinen des Systems Singer angebracht. Fig. 9 u. 10 zeigen die Stichbildung der Singermaschine, der am meisten verbreiteten aller N. Die Nadel mit dem Oberfaden dringt durch das Zeug. Beim Hinaufgehen derselben bleibt der Faden infolge der Reibung am Zeug etwas zurück und bildet so eine Masche, durch die das Schiffchen, in welchem die Spule mit dem Unterfaden liegt, hindurchgehen kann. Nachdem das Schiffchen passiert ist, wird der Oberfaden straff angezogen. Diese Maschinen machen etwa 700 Stiche in der Minute. In Fig. 11 und 12 sind Singermaschinen für Sattler, in Fig. 13 ist eine solche für Schuhmacher dargestellt. Bei der Wheeler und Wilsonmaschine, welche infolge der einfachern Bewegungsübertragung schneller und mit weniger Geräusch arbeitet, ruht die Spule (s. beistehende Textfiguren 1 und 2) mit dem Unterfaden in einem gehohlten, nicht ganz geschlossenen Ring.

Sobald die Nadel mit dem Oberfaden nach unten kommt, erfaßt eine Spitze des die Spule tragenden Rings den Oberfaden, schlingt denselben um den Unterfaden, indem sie ihn in eigentümlich geformter Kurve leitet, und läßt ihn dann frei.

Als Typus der Wheeler- und Wilson-Maschinen können die auf der Tafel veranschaulichten Maschinen, Fig. 14 für Hausgebrauch, Fig. 15 für Schneider, Fig. 16 für Schuhmacher und Sattler, erstere von D. Bäcle, letztere beide von Dürrkopp u. Komp. in Bielefeld ausgeführt, gelten. Das System Kappmeyer, welchem die Singer-Ringschiffchenmaschine nachgebildet ist, setzt sich aus den beiden letztbeschriebenen Systemen zusammen. Hierbei schwingt das Schiffchen in einer kreisförmigen Bahn. Der Unterfaden ist auf die in demselben gelagerte Spule p aufgewickelt. Beim Einlegen der Spule ist es nicht nötig, das Schiffchen herauszunehmen; der Spulenhalter braucht nur so weit gehoben zu werden, daß er mittels einer Blattfeder r festgehalten wird, worauf die Spule p eingesetzt und der U-förmige Spulenhalter wieder heruntergedrückt wird. Die Bildung der Naht geschieht in der Weise, daß (wie die Textfigur 3 erkennen läßt) der Schnabel des Schiffchens den Oberfaden dicht an der Nadel erfaßt, worauf das Schiffchen nach rechts geht (s. Textfigur 4), der Oberfaden sich um den untern Teil des Schiffchens legt, bis er bei dem äußersten Ausschlag des letztern nach rechts (s. Textfigur 5) über dieses hinweggleitet, sich dadurch um den Unterfaden schlingt und, da die Nadel sich aufwärts bewegt, diesen mit nach oben nimmt. In den Fig. 17 u. 18 der Tafel sind fehlerhafte Nähte, die bei zu geringer Spannung des Oberfadens entstehen, dargestellt, in Fig. 19 verschiedene Apparate, wie sie bei den Maschinen für Schuhmacherarbeiten angebracht werden. Fig. 20 zeigt die Maschine «Phönix» nach dem System Wheeler und Wilson von Dürrkopp u. Komp. in Bielefeld, welche mit Selbstspuler versehen ist und sich sowohl für den Hausgebrauch als für Gewerbebetrieb eignet, Fig. 21 eine Singer-Handmaschine, die als «Patent Meißen» bekannt ist, von Biesolt u. Locke in Meißen. Dieselbe ist gleich der vorigen mit Selbstspuler versehen; die Kurbel ist hier nicht, wie bei den gewöhnlichen Konstruktionen, seitlich, sondern vorn angebracht.

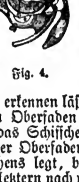


Fig. 4.

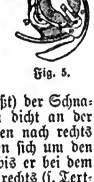


Fig. 5.

Nähnadel, s. unter Nadeln.

Nahpunkt, s. unter Accommodationsvermögen.

Nahr (arab.), Fluß.

Nahr-Bárada, Fluß in Syrien, s. Chrysorrhoas.

Nahr-el-Asi, Fluß in Syrien, s. Orontes.

Nähriemen, im Maschinenbau feine lederne Riemen, mittels deren die Treibriemen zusammengenäht werden.

Nährstoffe, s. unter Ernährung.

Nahrung, s. unter Nahrungsmittel.

Nahrung, in der Gerberei bei der Zurichtung des Leders verwendetes Gemisch, das im wesentlichen aus Mehl und Eidottern besteht. (S. unter Lederfabrikation, Bd. X, S. 888b.)

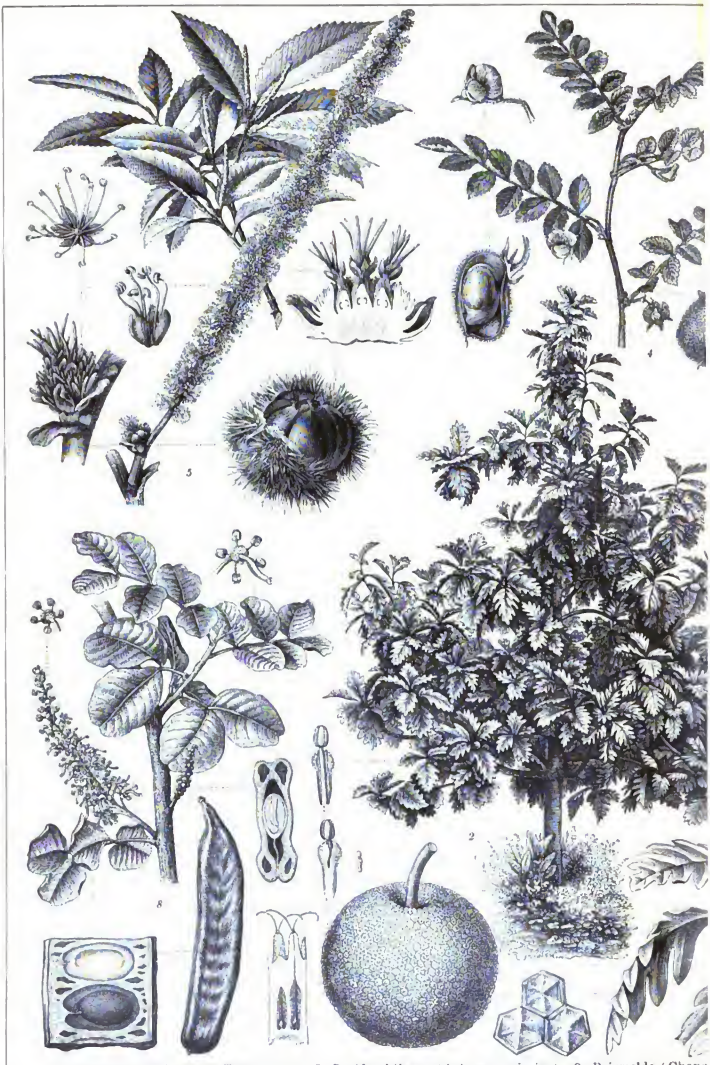
Nahrungsbrei, soviel wie Chymus.

Nahrungsmittel (Alimenta), diejenigen Substanzen, welche, in den Darmkanal eingeführt, die im Stoffwechsel verbrauchten Körperbestandteile wieder zu ersetzen vermögen. Die einzelnen Bestandteile der N., insoweit sie selbständige chemische Körper darstellen und insoweit sie im Stande sind, zum Aufbau und zur Erhaltung des tierischen Organismus beizutragen, pflegt man als Nährstoffe oder Nahrungsstoffe zu bezeichnen. An und für sich genügt kein einziges N. zur völligen Ernährung unsers Körpers; diese gelingt vielmehr erst durch ein Gemisch von verschiedenen N., welches als solches die Nahrung des Menschen darstellt.

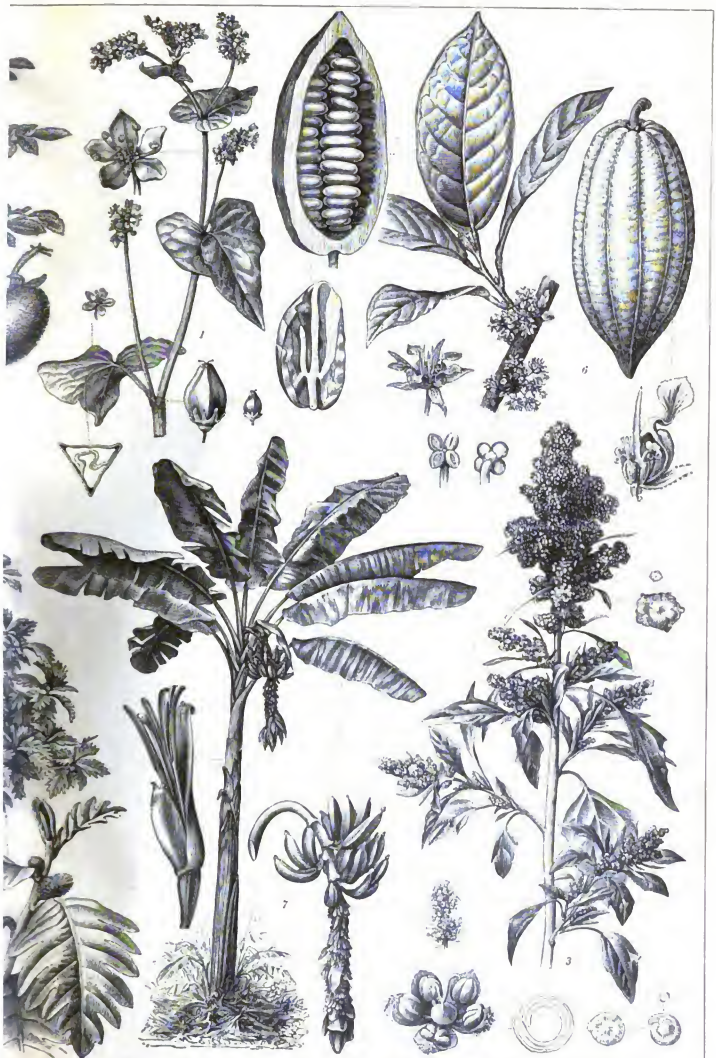
Die letzten Bestandteile der N. sind natürlich dieselben, welche im tierischen und pflanzlichen Organismus enthalten sind, also Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Schwefel, Phosphor und verschiedene Mineralsubstanzen (Kali, Natron, Kalk, Magnesia, Eisen, Chlor); doch stellen sie nicht schon in dieser ebengenannten Form N. dar, sondern werden es erst durch bestimmte Verbindungen untereinander. Hier zeigt sich nun zwischen den N. der Pflanze und des Tiers der wesentliche Unterschied, daß die Pflanze von Substanzen lebt, welche sich im höchsten Zustand der Oxydation befinden, während das Tier dagegen bloß von solchen zu leben vermag, welche auf der niedrigsten Oxydationsstufe stehen. Die Pflanze nimmt den Kohlenstoff auf als Kohlensäure, den Stickstoff als Salpetersäure, den Wasserstoff als Wasser, den Schwefel als Schwefelsäure. Doch ist eine Ernährung der Pflanze auch mit nicht völlig oxydierten oder schon komplizierter gebauten Körpern möglich, so mit Ammoniak, Harnstoff u. dgl., wenn auch nicht in der Regel. Dem Tiere dagegen sind Kohlensäure, Salpetersäure u. s. w. nicht nur keine N., sondern unter Umständen sogar Gifte. Die N. des Tieres sind in chem. Hinsicht großenteils sehr komplizirt gebaute und sauerstoffarme Körper. Je nach ihrem Gehalt an verschiedenen Grundstoffen teilt man sie ein in stickstofflose Nährstoffe (bestehend aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff) und stickstoffhaltige (bestehend aus den genannten Elementen und Stickstoff, dazu noch Schwefel und Phosphor). Eine dritte Gruppe bilden die Mineralbestandteile (Wasser, Salze) und die vierte der Sauerstoff allein. Zu den stickstoffhaltigen Nährstoffen gehören bloß die Eiweißkörper (s. Albumin), zu den stickstofflosen die Fette und der Zucker, außerdem noch in zweiter Linie der Alkohol, organische Säuren u. dgl. Gleichen Wert mit dem Zucker haben diejenigen Substanzen, welche im Darmkanal in Zucker übergeführt werden können, so das Stärkemehl, vielleicht auch ein Teil der Holzfaser.

Die N. des Menschen sind nun nicht reine Nährstoffe, sondern mit seltenen Ausnahmen Gemenge verschiedener Nährstoffe mit unverdaulicher, also auch nichtnährender Substanz. Wir entlehnen sie teils dem Pflanzen-, teils dem Tierreich und nennen sie danach pflanzliche (vegetabilische) und tierische (animalische) N. Am reichsten an Eiweißkörpern und verhältnismäßig arm an stickstofflosen Stoffen sind die tierischen N. (Fleisch, Eier, Milch, Käse); an stickstofflosen Körpern enthalten sie vorzugsweise Fett, nur ausnahmsweise und in geringen Mengen daneben noch Zucker (die Milch, die Eier). Dagegen sind nur wenige pflanzliche N. reich an Eiweißsubstanz (wie die Hülsenfrüchte) und Fett, während sie meist sehr viel Stärkemehl (die Getreidearten, die Kartoffeln und andere Knollen) enthalten. Viele vegetabilische N. sind aber auch sehr arm an Nahrungsstoffen, wie die grünen Gemüse, das Obst u. dgl. Aus dem Mineralreich entlehnen wir das Wasser und vorzugsweise als unentbehrliches Gewürz das Kochsalz. Nicht alle N. können indes ohne weiteres zu Körpersubstanz werden; sie bedürfen dazu einer Vorbereitung, welche im Darmkanal vor sich geht, der Verdauung (s. d.). Unmittelbar können, ohne weitere Veränderung, aus dem Darm in die Blutbahn übergehen das Fett, der Zucker, das Wasser und die Salze. Dagegen müssen die Eiweißkörper (im Magen und Darmkanal) erst in lösliche, auffaugungsfähige Substanzen (sog. Peptone), und das Stärkemehl (durch den Mund- und Bauchspeichel) in Dextrin und Zucker übergeführt werden. Um so schwerer geschieht dies, je weniger leicht die genossenen Substanzen den Verdauungsflüssigkeiten zugänglich sind; doch wird die Verdaulichkeit der N. unterstützt durch die Zubereitung, welche sie erfahren. In weichgekochtem oder gebratenem Fleisch sind die Fleischbündel gelockert und fallen dann im Darmkanal leicht auseinander. Das Kochen zersprengt die oft sehr festen Zellhäute der Pflanzen, quellt das Stärkemehl und löst andere Körper auf. Man genießt aber trotzdem viel, was den Darmkanal völlig unverändert durchwandert (z. B. Cellulose). Diese Substanzen verhindern das Zusammenballen der verdaulichen Nahrungsstoffe zu einem Klumpen.

Nur die in das Blut übergegangenen verdauten Teile der Nahrung sind von Wichtigkeit für uns. Sie haben innerhalb des Kreislaufs eine verschiedene, von ihrer chem. Zusammensetzung abhängige Bedeutung. Die Eiweißkörper sind von ihnen die wichtigsten und unentbehrlichen; sie sind das Material, in welchem der Körper für die während des Lebens abgenutzte eigene (Eiweiß-) Substanz fast unmittelbaren Ersatz findet (Substanzbildner Liebigs), und deshalb sind sie für den Aufbau, die Erhaltung und die mannigfachen Verrichtungen unsers Körpers ganz unerläßlich. Ein Teil ihrer Thätigkeit läßt sich aber auch durch stickstofflose Stoffe in weniger kostspieliger Weise ersetzen, wie es im täglichen Leben in der That auch nicht anders möglich ist. Die warmblütigen Tiere besitzen nämlich eine Temperatur, welche höher ist als die der umgebenden Luft (der Mensch z. B. 37,0 bis 37,5° C.), und diese wird auf ein und derselben Höhe erhalten durch diejenige Wärme, welche bei den im Körper ablaufenden chem. Prozessen (der Oxydation) frei wird. Zu solchen chem. Prozessen können nun ebenso gut stickstoffreie Nahrungsstoffe dienen als stickstoffhaltige, und diese sind daher Wärme- oder Heizmittel genannt worden. Die stickstofflosen Nährstoffe sind aber den stickstoffhaltigen als Wärmemittel vorzuziehen, weil sie nicht erst verdaut zu werden brauchen, und weil sie billiger sind. Der Zucker entwickelt zwar bei seiner Verbrennung im Körper

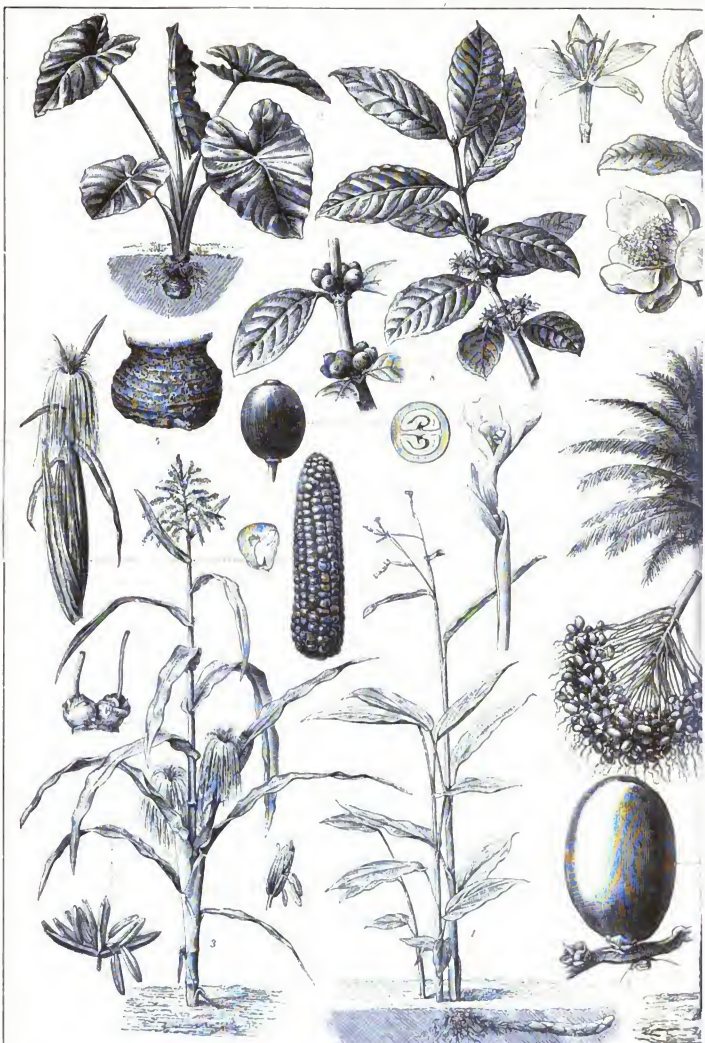


1. Buchweizen (Polygonum Tagopyrum). 2. Brotfruchtbaum (Artocarpus incisa). 3. Reismelde (Cheno
(Theobroma Cacao). 7. Pisang- oder Bananenpflanze



ium Quinoa). 4. Kichererbse (Cicer arietinum). 5. Echte Kastanie (Castanea vesca). 6. Kakaopflanze
isa paradisiaca). 8. Johannisbrot (Ceratonia Siliqua).

Zu Artikel: Nahrungspflanzen.



1. Pfeilwurz (Maranta arundinacea). 2. Tapioca oder Cassavepflanze (Manihot utilissima). 3. Mais (Zea
(Dioscorea sativa). 7. Thee (Thea viridis). 8. Kaffee

mys). 4. Mohrenhirse (Durrha, Sorghum vulgare). 5. Tarropflanze (Colocasia esculenta). 6. Yamswurzel Coffea arabica). 9. Dattelpalme (Phoenix dactylifera).

Zu Artikel: Nahrungspflanzen.

Digitized by Google

nur etwa drei Fünftel soviel Wärme als ein gleiches Gewicht Eiweiß (im trockenen Zustnnde gewogen), das Fett aber nahezu noch einmal soviel. Außer als stoffersetzende Mittel haben die Eiweißkörper noch eine andere Bedeutung für die Ernährung; sie sind nämlich das Material zu den Blutkörperchen und diese die Träger des Sauerstoffs im Körper. Je mehr rote Blutkörperchen ein Tier besitzt, desto mehr Sauerstoff kann es aufnehmen und desto leichter und schneller oxydieren und Wärme entwickeln. Es wird nun bloß ein Teil der Wärme als solche an die Umgebung abgegeben, ein anderer Teil wird innerhalb des Körpers (innerhalb der Muskeln) umgesetzt in mechan. Arbeit. Daraus folgt, daß die stickstofflosen Mittel nicht bloß einfache Wärme, sondern auch Arbeit erzeugen, aber nur unter Beihilfe der Eiweißkörper, welche einerseits den arbeitenden Apparat darstellen, andererseits den zur Verbrennung nötigen Sauerstoff herbeiführen. Letztere ist auch der Grund, warum ein mit eiweißreichem Futter (ein Pferd mit Hafer) gefüttertes Tier mehr Arbeit leisten kann als ein mit eiweißarmem Futter (ein Pferd mit Heu) gefüttertes Tier. Den Wert eines N. beurteilt man von diesen Gesichtspunkten aus, also nach seinem Gehalt an Eiweiß, an Stärkemehl und Fett, unter Berücksichtigung der Form, unter welcher sie genossen werden. Das Nahrungsbedürfnis eines erwachsenen kräftigen Mannes ist im allgemeinen bei mäßiger Körperarbeit auf 100 g Eiweiß, 90 g Fett, 240 g Stärkemehl (Zucker), 25 g Kochsalz und 2500 g Wasser zu veranschlagen, doch wird dies natürlich durch individuelle Verhältnisse, namentlich durch die Größe der geleisteten Muskelarbeit vielfach modifiziert. (S. Ernährung.)

Außer den eigentlichen N. genießt der Mensch noch eine Reihe von Substanzen, welche nicht direkt zum Ersatz der verbrauchten Körpersubstanz, sondern zur Erzielung einer bestimmten angenehmen Wirkung auf das Gefäß- und Nervensystem dienen. Man nennt solche Substanzen Genußmittel. Zu ihnen gehören die Gewürze, die geistigen Getränke, Kaffee, Thee, Chokolade, endlich der Tabak und andere narkotische Pflanzen und Pflanzenbestandteile (Opium, Haschisch u. a.). Indem die Genußmittel alle mehr oder weniger starke Nervenreize enthalten, vermögen sie für eine gewisse Zeit das Gefühl der Ermüdung zu beseitigen und die Leistungsfähigkeit des Organismus zu steigern; erst dann werden sie schädlich, wenn der durch sie gesteigerte Kräfte- und Stoffverbrauch nicht durch entsprechende Nahrungssteigerung wieder ersetzt wird.

Litteratur. Moleschott, «Physiologie der N.» (2. Aufl., Gießen 1859); derselbe, «Lehre der N. für das Volk» (3. Aufl., Erlangen 1858); Reich, «Die Nahrungs- und Genußmittelkunde» (2 Bde., Gött. 1860—61); Virchow, «Über Nahrungs- und Genußmittel» (Berl. 1868); Walchner, «Die N. des Menschen» (Berl. 1875); Smith, «Die N.» (Bd. 6 und 7 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1874); König, «Chemie der menschlichen Nahrungs- und Genußmittel» (2 Bde., 2. Aufl., Berl. 1883); derselbe, «Prozentische Zusammensetzung und Nährgeldwert der menschlichen Nahrungsmittel» (4. Aufl., Berl. 1885).

Über die in neuerer Zeit vielfach betriebene Verfälschung der N. s. unter Verfälschungen.

Nahrungspflanzen nennt man alle diejenigen Pflanzen, die in irgend welcher Weise Nahrungsmittel für den Menschen liefern. Die verschiedenen Getreide-, Gemüse-, Obstsorten, Öle und Fette liefernden Pflanzen, die eßbaren Pilze sind dabei in erster Linie zu nennen. (S. die speziellen Artikel und die dazu gehörigen Tafeln.) Außer diesen sind noch eine ganze Reihe anderer N. zu erwähnen, die teils Stärkemehl, teils andere wichtige Produkte liefern. Zu den erstern gehört die Kartoffel, ferner die Gewächse, aus denen Arrowroot gewonnen wird, wie Maranta arundinacea (Tafel: Nahrungspflanzen II, Fig. 1) und andere Arten dieser Gattung, sowie der Gattung Canna; denselben schließen sich die Sago liefernden Pflanzen an, mehrere Palmen: Sagus Rumphii, Borassus flabelliformis u. a., auch einige Cycadeen, sowie die Manihot- oder Tapiocapflanze, Jatropha Manihot oder Manihot utilissima (Taf. II, Fig. 2). Außer diesen sind noch zu nennen der Buchweizen, Polygonum Fagopyrum (Taf. I, Fig. 1), der Brotfruchtbaum, Artocarpus incisa (Taf. I, Fig. 2), der Reis, Oryza sativa (s. Tafel Gramineen) und der Mais, Zea Mays (Taf. Nahrungspflanzen II, Fig. 3), die Mohrenhirse, Sorghum vulgare (Taf. II, Fig. 4), die Knollen der Tarropflanze, Cotocasia esculenta (Taf. II, Fig. 5), die in Amerika kultivierte Reismelde, Chenopodium Quinoa (Taf. I, Fig. 3), die in Südeuropa und im Orient angebaute Kichererbse, Cicer arietinum (Taf. I, Fig. 4); auch die echte Kastanie, Castanea vesca (Taf. I, Fig. 5) enthält in ihren Samen reichlich Stärke und schließt sich deshalb den vorgenannten Pflanzen an. Ebenso bilden die Wurzelknollen von mehrern Dioscorea-Arten ein wichtiges Nahrungsmittel, so von Dioscorea alata, batatas, sativa (Taf. II, Fig. 6).

Eine andere Gruppe von N. bilden die zahlreichen Gewürzpflanzen, und diesen schließen sich mehrere Gewächse an, die durch ihren Gehalt an gewissen Alkaloiden für den Haushalt des Menschen von Wichtigkeit sind, so vor allem die Thee- und die Kaffeepflanze, Thea viridis (Taf. II, Fig. 7), Thea Bohea und andere Arten, Coffea arabica (Taf. II, Fig. 8) und jene Pflanzen, die Surrogate für Thee und Kaffee liefern, sowie die Kakaopflanze Theobroma Cacao (Taf. I, Fig. 6), ferner gehört hierher der Hopfen, Humulus Lupulus. Wieder eine andere Gruppe von N. bilden die exotischen Obstpflanzen, wie die Dattelpalme, Phoenix dactylifera (Taf. II, Fig. 9). Die Pisang- oder Bananenpflanze, Musa paradisiaca (Taf. I, Fig. 7), der Johannisbrotbaum (Taf. I, Fig. 8), die Citronen und Orangenbäume, der Feigenbaum, die Mangopflaume, Mangifera indica, die Mangostane, Garcinia Mangostana, der Affenbrotbaum, Adansonia digitata, die Ananaspflanze, Ananassa sativa, verschiedene Kakteen, wie der Feigenkaktus, Opuntia vulgaris, viele Palmen und andere Gewächse.

Nahrungssaft, s. Chylus.

Nahrungsstoffe, s. unter Nahrungsmittel.

Nähseide oder Cufir, s. unter Seide.

Naht (frz. couture, engl. seam), im allgemeinen jede mittels Nadel und Fäden hergestellte Verbindung. (S. Nähen; außerdem s. Gußnaht und Nietnaht.)

Naht (sutura) wird in der Medizin in zwei Bedeutungen gebraucht. In anatom. Sinne bezeichnet N. diejenige Art unbeweglicher Knochenverbindung, wo Knochen mit Knochen, meist mit unebenen Rändern zusammenstoßend, miteinander fest und unverschiebbar verbunden sind. Derartige Nähte

kommen nur am Kopfe vor, wo durch ihre zu frühzeitige Verwachsung die Entwickelung des Gehirns und seiner Funktionen wesentlich gehemmt werden kann. (S. Kretinen.) An einzelnen Gegenden stößt die Haut der beiden Körperhälften in der Mittellinie in einem dickern Wulst zusammen, z. B. am Damm, und diese nennt man gleichfalls N.

In chirurgischer Beziehung nennt man N. die künstliche Aneinanderlegung der Ränder verwundeter und getrennter Weichteile. Geschieht diese Aneinanderlegung auf die Art, daß man Nadeln durch die Ränder der getrennten Teile sticht und sie mittels Fäden zusammenzieht, so nennt man sie blutige Naht; bewirkt man dagegen die Vereinigung durch Heftpflaster, Bandagen u. s. w., so heißt sie eine unblutige Naht. Erstere wird gewöhnlich so ausgeführt, daß man in die Öhre der Nadeln Fäden von Zwirn oder Seide, feine Drähte oder Darmsaiten (Catgut) einfädelt und mittels dieser die Wundränder zusammenbindet (Knopfnaht). Seltener läßt man die eingestochenen Nadeln (sog. Karlsbader oder Insektennadeln) in den beiden Wundrändern liegen und zieht diese mittels einiger um die Nadelenden gewundener Fäden zusammen (umschlungene Naht). Nach der Art der Gewebe, die zusammengeheftet werden, unterbindet man eine Knochen-, Haut-, Sehnen- und Nervennaht.

Nahtschnüre, s. unter Bortenweberei.

Nahum (hebr., d. i. Tröster), einer der sog. zwölf Kleinen Propheten, war geboren in dem Orte Ellos oder Elkese in Galiläa (wahrscheinlich einerlei mit Kapernaum, «Dorf Nahums»), und lebte unter dem jüd. Könige Josia um 625 v. Chr. Er verkündigt den Sturz des feindlichen assyr. Reichs, insbesondere die bevorstehende Zerstörung der assyr. Hauptstadt Ninive durch Kyaxares von Medien. Sein Vortrag ist voll Feuer und Originalität und hat auch Klarheit und Rundung. Vgl. Hitzig, «Die zwölf Kleinen Propheten» (4. Aufl., Lpz. 1881).

Nähzwirn, s. unter Zwirn.

Naib (türk.), Stellvertreter, besonders richterlicher, Unterrichter.

Nain, ehemalige Stadt, jetzt ein kleiner Weiler, in Galiläa, wo Jesus einen Jüngling aus dem Tod erweckt haben soll, liegt am Nordabhang des Kleinen Hermon (Dschebel ed-Dachi), etwa zwei Stunden südwestlich vom Berge Tabor (s. d.), am Nordostende der Ebene Jesreel. — Ein zweites Nain lag im südl. Ostjordanland, vielleicht schon in Idumäa, und wurde im Jüdischen Krieg von Simon Bar-Giora befestigt.

Nain, Missionsstation in Labrador (s. d.).

Nain-Singh, einer der gelehrten Inder, die unter Leitung von Kapitän Montgomerie, des Vorstehers der ind. Ländervermessung, bei der topographischen und hypsometrischen Erforschung der nördlich von dem Himalaja gelegenen Länder verwandt wurden, wofür ihre Sprachkenntnisse und nationale Unverdächtigkeit sie mehr als Europäer geschickt machte. N. namentlich ist durch seine weiten und sehr sorgfältig ausgeführten Forschungsreisen ausgezeichnet. Geboren zu Milam im Distrikt Kamaon der Nordwestprovinzen, hatte derselbe schon 1856—57 Kaschmir und Ladak besucht, war 1864 zu Debra-Dun von der engl. Kommission mit dem Gebrauche der Instrumente für Ortsbestimmungen und Höhenaufnahme vertraut gemacht worden, bereiste 1865 Tibet bis Taschilhunpo und L'Hkassa und zurück über den Mansaraur-See mit Erforschung des Brahmaputra in seinem obern Laufe. Im J. 1867 erforschte N. die Goldfelder von Tok-Dschalung im nördl. Himalaja, ein Gebiet zwischen Gartok und Ladak. In den engl. Berichten über diese Reisen wird N. Pandita A. genannt. Im J. 1873 begleitete er Sir Douglas Forsyth bei seiner Mission nach Jarkand. Von Leh in Ladak ging er bei Tschagon über die Pangkong-Seen nach Tibet, an den Tengri-nor und nach L'Hlassa, von dort zu dem Brahmaputra und kehrte durch das Thal von dessen südl. Nebenflusse Yetung über den Himalaja zurück. Am 1. Mai 1875 kam er in Assam wieder an. Seitdem lebte er im Ruhestand von einer engl. Pension. Er starb 1. Febr. 1882 in Morabad. Auf seiner letzten Reise entdeckte er den bequemsten Weg aus Indien nach Tibet über Tanong. Die zahlreichen astronomischen und hypsometrischen Bestimmungen sind durch Accurateſſe und Zuverlässigkeit ausgezeichnet. Berichte von seinen Reisen erschienen in England zerstreut, dann deutsch in Petermanns «Geographischen Mitteilungen» (Jahrg. 14 fg.).

Nairn, Grafschaft im nördl. Schottland, südlich am Moraybusen gelegen, im übrigen von Elgin und Inverneß begrenzt, zählt auf 566,42 qkm (1881) 10454 E. Im Innern, besonders im Süden, ist sie gebirgig, hat dort wenig urbaren Boden, dagegen ziemlich ausgedehnte Moräste. Die Küste ist flach und großenteils mit Flugsand bedeckt, strichweise aber auch fruchtbar, wie das Thal des Nairn. Neben diesem ist der größte Fluß der 89 km lange Findhorn. Das Land hat viel Waldung. Die urbaren Gegenden (22 Proz. des Areals) sind gut bebaut und liefern Getreide, Kartoffeln und Flachs. Auch die Viehzucht wird mit Sorgfalt betrieben. Die Grafschaft steht mit Elgin unter einem Sheriff; beide schicken zusammen ein Mitglied, ihre Hauptstädte abwechselnd ein zweites ins Parlament.

Die Hauptstadt Nairn, an der Eisenbahn, nahe der Mündung des Nairn, der den Hafen bildet, ist eine kleine, aber wohlgebaute, reinliche Marktstadt und Borough mit Seebädern und 4161 E., welche hauptsächlich Heringsfischerei treiben.

Nairs, eine dem Brahmanismus angehörende Kaste, ist namentlich in dem Distrikt Malabar der brit.-ind. Präsidentschaft Madras, speziell auch in dem Vasallenstaate Travancore (Calicut) dieser Präsidentschaft zahlreich vertreten, übt bedeutenden Einfluß aus und steht in großem Ansehen. Sie folgen in der Rangordnung unmittelbar auf die Brahmanen, obgleich sie der niedrigen Kaste der Sudras entstammen. Die N. sind gute Soldaten und intelligente Landbauer. Obgleich der Tamburacal genannte erbliche Chef der Brahmanen in Malabar sich höher achtet als der Tamuri oder Zamorin, der Chef der N. daselbst, so steht dieser letztere bei der Bevölkerung doch in höherm Ansehen und übt ungleich höhern Einfluß und größere Macht aus.

Naissus, der alte Name für Nisch.

Naiv, von dem lat. nativus (im Mittelalter naivus), d. h. angeboren oder natürlich, wurde aus dem Französischen durch Gellert in die deutsche Sprache eingeführt. Im wesentlichen bezeichnet das Wort die natürlichen und ungekünstelten Äußerungen eines reinen kindlichen Gemüts, welches das, was nach den konventionellen Begriffen für schicklich oder unschicklich gehalten wird, nicht kennt und nicht beachtet.

Naja, s. Brillenschlange.

Najac (Emile), beliebter franz. Lustspiel- und Possendichter, geb. 1828 zu Lorient im Depart. Morbihan, verfaßte mit About «Le capitaine Bitterlin» (1860), «Vente au profit des pauvres» (1862), «Gaëtana» (1862), «Nos gens» (1866); mit Battier «Le réveil du mari» (1856); mit Hennequin «Bébé» (1877), «Niniche» (1878), «Nounou» (1879); und allein «Bettina» (1866), «Le docteur Rose» (1872), «Madame est servie» (1874) u. s. w.

Najaden heißen in der griech. Mythologie die Nymphen (s. d.) der Gewässer und Quellen.

Najaden, s. Malermuscheln.

Nájera, Stadt in der span. Provinz Logroño, im WSW. von Logroño, an der Najerilla, einem Nebenfluß des Ebro, zählt (1877) 2574 E. Bei N. siegten 3. April 1367 die Engländer unter dem Schwarzen Prinzen über den castil. Infanten Heinrich von Trastamara.

Naka-baag, s. unter Liu-kiu.

Nakas (russ.), soviel wie Instruktion, d. h. die ausführliche Anweisung z. B. für den Beamten über seine Verwaltungsthätigkeit, oder für das Militär über den Dienst, und ähnliches.

Nakel oder Nakło, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Wirsitz, an der Netze und am Bromberger Kanal, Station der Linie Schneidemühl-Thorn der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Gymnasium und ein großes Mühlwerk und zählt (1880) 6035 meist prot. E.

Nakhon-Tom, Ruinenstätte in Kambodscha, und **Nakhon-Vat**, buddhistischer Wallfahrtsort in Kambodscha, s. unter Angkor.

Nakib el Eschraf, der Vorstand der Scherife, d. h. der angeblichen Nachkommen Mohammeds, ist in den islamitischen Städten der Titel eines jener Nachkommenschaft angehörigen höhern Ulema, welcher über die statistischen Veränderungen innerhalb der Stammgenossen seines Distrikts Buch führt und alljährlich einen Ausweis darüber mit der großen Pilgerkarawane nach Mekka sendet. Besonders wichtig ist die Würde des N. von Konstantinopel, welchem ausschließlich das Recht zusteht, im Kriege das heilige Reichsbanner, Sandschak-Scherif, aus dem Serai nach dem Kriegslager zu tragen.

Nakskov, s. unter Laaland.

Nal und Damajanti ist der Name einer der schönsten Episoden des Mahâbhârata (s. d.), die von den Schicksalen des Nishadha-Königs Nala handelt, der, durch einen bösen Dämon (Kali) besessen, im Würfelspiel sein Reich verlor und, nur von seiner treuen Gattin begleitet, in den Wald ging, in seiner Bethörung auch sie darin allein zurückließ und erst nach mannichfachem Leid wieder mit ihr vereinigt und in sein Reich wieder eingesetzt ward. Im Text und Übersetzung wurde das Gedicht mehrfach herausgegeben von Bopp (z. B. Berl. 1838; 3. Aufl. 1868), übersetzt auch von Rückert (Frankf. 1828; 4. Aufl. 1862) und Lobedanz (Lpz. 1863). Eine kritische Rekonstruierung des Textes, unter Ausscheidung der Zuthaten, ist von Böhtlingk in seiner Sanskrit-Chrestomathie (Petersb. 1845) und von Ch. Bruce («Die Geschichte von Nala», Petersb. 1862) versucht worden; dramatisch bearbeitet wurde der Stoff von Gubernatis («Il re Nala», Turin 1869).

Namagan, Kreis im Ferghanagebiet im russ. Turkestan, im nordöstl. Teile des Ferghanathals, am rechten Ufer des Nargn und Soyr-Darja; der ganze nördliche und mittlere Teil des Kreises ist Berg- und Hügelland, der Süden bildet eine Ebene am Laufe der genannten Flüsse. Durch die natürliche Bewässerung in dem höher gelegenen Teil des Landes, sowie durch die künstliche Kanalisierung in der Ebene ist die Gegend ungemein fruchtbar. Die vorwiegend aus Sarten bestehende Bevölkerung treibt hauptsächlich Land-, Acker- und Gartenbau, auch Vieh- und Seidenzucht. Die Hauptstadt Namagan am rechten Ufer des Syr-Darja zählt (1882) 16000 E., hat 11 Medresse, 82 Metschet, 59 mohammed. Schulen, und gehört zu den gewerblichen und industriellen Orten Ferghanas.

Naman, Fluß in Syrien, s. Belus.

Namaqua, Abteilung der Hottentotten (s. d.).

Namatianus (Rutilius) verfaßte 416 n. Chr. ein Gedicht in zwei Büchern «De reditu suo», über seine Heimfahrt aus Rom nach Gallien, in guten Distichen und lebendiger Darstellung. Das Gedicht, dessen zweites Buch nur zum Teil erhalten ist, wurde in neuerer Zeit namentlich von Wernsdorf und Bähreus im fünften Bande von deren Ausgabe der «Poetae Lat. minores» (Altenb. 1788 und Lpz. 1883), von L. Müller (Lpz. 1870), und übersetzt und erläutert von Itasius Lemniacus (A. von Reumont, Berl. 1872) herausgegeben.

Namaz (Namas, vom grch. νόμος, d. h. Gesetz), das fünfmal täglich zu verrichtende Gebet der Mohammedaner.

Name (lat. nomen, grch. ὄνομα) ist dasjenige Wort, wodurch man ein Einzelwesen kennzeichnet zur Unterscheidung von andern, daher auch Eigenname (nomen proprium) genannt, im Gegensatze zu dem grammatischen Kunstausdrucke Gemeinname (nomen commune), der zur Bezeichnung eines Begriffs, also einer Art oder Gattung von Dingen, wie Baum, Mensch, Geist u. dgl., dient. Auch die Einzelsinger haben gewöhnlich je ihre Sondernamen. Nur den nächsten vom kleinen heißen viele Völker «den Namenlosen» (sanskritisch anâmau, litauisch vewardis) mit Namen. Zahlreiche onomatologische Werke sind verzeichnet in Techmers «Internationaler Zeitschrift», 1, 1, 33 fg., sowie ebenda «Übersicht über Bildung von Personen und Ortsnamen». Die N. der alten Morgenländer waren häufig von der Benennung einer Gottheit oder von einem Ereignisse bei der Geburt des Kindes hergenommen, wie Belsazar, Mose (2 Mos. 2, 10); auch legte man sich wohl, veranlaßt durch wichtige Lebensereignisse, einen neuen N. bei (1 Mos. 17, 5). Bei den Semiten führten die Söhne auch zuweilen den N. des Vaters mit vorgesetztem Bar oder Ben, wie Barnabas, Benjamin, Benhadad. Bei den Griechen gab es in ältester Zeit keine Geschlechtsnamen. Nur gewisse Familien in Athen und Sparta, namentlich Priesterfamilien, die eine polit. Bedeutung hatten, führten einen gemeinschaftlichen Familiennamen, wie z. B. Eumolpiden (von Eumolpos). Doch war es Sitte, die Abstammung beizusetzen durch ein sog. Patronymikon (eine vom Vaternamen abgeleitete Wortform; bei gewissen Völkern, z. B. Etruskern, Metronymika) oder durch ein zugefügtes oder angedeutetes Sohn, wie Ἀχιλλεὺς ὁ Πηλείδης, Achilles, der Sohn des Peleus, Σωκράτης ὁ Σωφρονίσκου, Sokrates, der (Sohn) des Sophroniskos. Den Kindern ward der N., und zwar gewöhnlich der des Großvaters, durch den Vater bestimmt und beigelegt, in der Regel am zehnten Tage nach der

Geburt unter mancherlei Feierlichkeiten in Gegenwart der Verwandten. Vgl. Pape, «Wörterbuch der griech. Eigennamen» (Braunschw. 1843; 2. Aufl. 1850); Fick, «Die griech. Personennamen nach ihrer Bildung erklärt und mit den Namensystemen verwandter Sprachen verglichen» (Gött. 1874).

Auch die Römer führten ursprünglich nur einen N.; doch schon seit den ältesten Zeiten der Republik regelmäßig drei, von denen der eine (nomen) das Geschlecht (gens) bezeichnete, zu dem der Träger desselben gehörte, und fast stets auf ius auslautete, wie Fabius, Julius, Tullius. Da aber die Geschlechter in Familien (familiae) sich spalteten, trat zur unterscheidenden Bezeichnung dieser ein Familienname (cognomen) hinter den Geschlechtsnamen, wie Cicero, Cäsar, Scipio. Endlich kam für jeden Einzelnen ein vor den Geschlechtsnamen tretender Vorname (praenomen) hinzu, der in der Schrift häufig abgekürzt wurde, wie A. = Aulus, C. = Cajus, M. = Marcus, T. = Titus. In dem vollständigen Namen Marcus Tullius Cicero ist also Marcus das praenomen, welches den Redner von seinem Bruder Quintus unterscheidet, während das nomen Tullius sein Geschlecht (gens) und das cognomen Cicero den bestimmten Zweig oder die Familie des Geschlechts angibt, zu der er gehörte. Zuweilen tritt auch noch hinter den Familiennamen ein vierter, ein Zu- oder Beiname (agnomen), welcher durch berühmte Thaten, durch Adoption oder durch andere Umstände erworben wurde und gewöhnlich auch den Nachkommen blieb, wie Africanus oder Cunctator. Auch in mehrteiliger Gestalt erscheint dies agnomen, wie bei P.(ublius) Cornelius Scipio Africanus Æmilianus Minor, wo das erste agnomen Africanus zugleich mit dem nomen Cornelius und dem cognomen Scipio vom Adoptivvater auf den Adoptivsohn übergegangen war, während das zweite agnomen Æmilianus die Abstammung aus der gens des leiblichen Vaters Cajus Æmilius Paulus festhielt, und das dritte agnomen Minor (der Jüngere) zur Unterscheidung von dem Major (der ältere) des Adoptivgroßvaters Publius Cornelius Scipio Africanus diente. Feierlich beigelegt wurde den Knaben ihr N. am neunten, den Töchtern am achten Tage nach der Geburt, und zwar dem ältesten Sohne gewöhnlich das praenomen des Vaters, während die Töchter in der Regel nur den weiblich abgewandelten Geschlechtsnamen des Vaters führten, als Tullia, Livia, und, wenn ihrer mehrere vorhanden waren, durch major und minor (ältere und jüngere) oder durch prima, secunda, tertia u. s. w. (älteste, zweite, dritte u. s. w.) unterschieden wurden. Die Sklaven wurden nach dem Vaterlande, wie Numidicus, oder nur mit einem einzelnen N., wie Tiro, benannt, dem bei der Freilassung Vor- und Geschlechtsname des Herrn zutraten, wie Marcus Tullius Tiro. Seit der Kaiserzeit tauchen eine Menge Eigennamen mit ethischer Bedeutung auf, welche etymologisch vollkommen verständlich sind, während ein großer Teil der frühern, vermutlich weil verschiedenen italischen Sprachen angehörend, unklar ist.

Die Kinder der Germanen wurden vor geladenen Zeugen gebadet, von dem angesehensten derselben, gewöhnlich dem Mutterbruder oder Großvater, mit Wasser übergossen und dabei mit einem einzigen Namen belegt, den man gern von diesem Hauptzeugen selbst entlehnte, und der für den Freien und den Edeln wie für den Knecht ausreichte. Denn es gab zwar Geschlechter der Merovinger, Agilolfinger u. s. w., aber der Einzelne führte den Geschlechtsnamen nicht. Natürlich hatten, wie bei allen Urvölkern, diese N. eine allgemein verständliche Bedeutung und bewegten sich in dem Kreise der nationalen Lieblingsanschauungen. Dieselben waren ursprünglich sämtlich aus zwei Wortstämmenzusammengesetzt (z. B. Gerbald, Garibald aus ger, Speer, und bald, kühn; Ortwin aus ort, Spitze, Schwert, und win, Freund). Daneben finden sich aber auch äußerst zahlreiche einstämmige Namensformen sowohl ohne als auch mit Derivationsendungen (Diminutiva, Koseformen u. dgl.), die jedoch nur zum geringen Teile eine etymologische Deutung zulassen und als Abkürzungen zweistämmiger Formen (wie Fritz, Diez aus Dietерich, Uz aus Ulrich, Bud aus Burkhard u. s. w.) zu betrachten sind. Vgl. Wackernagel, «Die german. Personennamen» (im «Schweiz. Museum», Bd. 1, Frauenfeld 1837); Abel, «Die deutschen Personennamen» (Berl. 1852); Förstemann, «Altdeutsches Namenbuch» (Bd. 1, Personennamen, Nordh. 1856; Bd. 2, Ortsnamen, Nordh. 1859; 2. Aufl. 1872); Andresen, «Die altdeutschen Personennamen» (Mainz 1873); Gräfe, «Unsere Vor- und Taufnamen» (Dresd. 1875); Stockwell, «What shall we name it?» (Neuyork). Mit der Einführung des Christentums ward ein einzelner Taufname üblich, zu dem man teils die althergebrachten heimischen, teils biblische und kirchliche Benennungen verwandte. Familiennamen kamen erst im spätern Mittelalter auf, zuerst bei dem Adel mit dem 12. und 13. Jahrh. nach den Stammsitzen, als Konrad von Wettin, Rudolf von Habsburg, dann bei dem Bürgerstande seit dem 14. und allgemein üblich seit dem 16. Jahrh.

Der Schatz der deutschen Familiennamen zerfällt in zwei große Klassen. Die erste Klasse, welcher weit mehr N. zufallen, als es auf den ersten Blick scheint, besteht aus N., welche auf die alten heidnischen (Anselm, von den Asen), sowie auf die mit dem Christentum (Engelbrecht, Engeler) eingeführten zurückgehen und teilweise auch noch jetzt als Vornamen (z. B. Friedrich, Dietrich, Peter, Paul) gebräuchlich sind. Sehr viele dieser N. haben, abgesehen von den dialektischen Verschiedenheiten, ihre ursprüngliche Form im Laufe der Zeit eingebüßt (z. B. Humboldt aus altdeutsch hunbold, Gerwinus, latinisiert aus ger-win, Arndt, kontrahiert aus Arnold, Gieseler aus gisal-heri). Eine große Anzahl anderer, die etymologisch nicht erklärbar sind, wurzeln in den obenerwähnten altdeutschen abgekürzten Namensformen (z. B. Goethe, Vopp). Viele N. haben zwar jetzt eine bestimmte Bedeutung (z. B. Hammer, Tuch, Pilz u. s. w.), doch ist diese in vielen Fällen nur auf dem Wege der Volksetymologie den zu Grunde liegenden uralten Formen (hademar, tucco, pilizo) aufgeprägt. Die zweite Hauptklasse unserer Familiennamen besteht aus ursprünglichen Beinamen, deren Bildung natürlich aus den verschiedensten Veranlassungen entnommen sein kann. Im allgemeinen sind dieselben ihrem Ursprunge nach entweder Lokalnamen, oder eigentliche Beinamen (Prädikate), oder patronymische Bildungen. Zur ersten Gruppe dieser Art von Familiennamen gehören alle diejenigen, welche einesteils den N. von Ländern und Ortschaften (Bayer, Schwabe, Franke, Böhme, Sachse; Wiener, Prager, Nürnberger) entlehnt sind, teils

auf gewissen Eigentümlichkeiten des Wohnsitzes oder Besitztums (Lage, Lehnsverhältnis, Hausschild u. dgl.) ihres ersten Trägers beruhen (z. B. Winkler, Wegener, Gruber, Lindner, Buchner, Höfer, vom Hagen, von Brunnen, frz. Dupuis, Lafontaine, von dem Busche, frz. Dubois, Anthor, Zumsteg u. s. w.). In vielen Fällen tritt der Lokalname ohne weitere Derivationsendung oder präpositionale Verbindung (von, zu, am u. s. w.) für den Personennamen ein (Herzberg, Kassel, Falkenstein, Holdheim, Holzhausen). Zur zweiten Gruppe, den prädikativen Familiennamen, gehören alle diejenigen, welche eine physische oder moralische Eigenschaft (Große, Lange, Kurz, Langbein, Breitkopf; Wunderlich, Hitzig, Kluge), eine gewerbliche (Schneider, Müller, Wagner, Fischer, Zeidler, Ziegler, Küchler, Schlosser, Pfeifer) oder amtliche Berufsthätigkeit (Schulze, Richter, Vogt, Hauptmann, Schreiber, Pfaff, Kirchner, Henker, bis zu Graf, König, Kaiser, Papst hinauf), oder eine soziale Beziehung (Hübner, Maier, Bauer, Hausmann, Lehmann, Bürger) bezeichnen. Hierher gehören außer den imperativischen Namensformen (Schlagintweit, Hauenschild, Hassenpflug, Suchenwirth, Schaffrath) auch in den meisten Fällen die Personennamen, welche Tiere (schon Ulfilas, d. i. Wölfel, frz. Familie Urfé), Pflanzen, Werkzeuge, Tracht u. dgl. bezeichnen und teils als übertragungen, teils als wirkliche Spitznamen zu fassen sind. Zu den patronymischen Bildungen gehören die Familiennamen mit der lat. oder deutschen Genitivendung (Georgi, Fabri, Pauli, Ulrici; Hinrichs, Jacobs), die durch Anfügung von –sohn (niederdeutsch, friesisch und dänisch: –sen) gebildeten Formen (Wilmsen, Michelsen, Mendelssohn, viele N. deutscher Israeliten), teilweise wohl auch die N. auf –ing, –ling (Kinderling, Kayserling). Vgl. außer dem «Namenbüchlein» Hoffmanns v. Fallersleben besonders Vilmars «Deutsches Namenbüchlein» (4. Aufl., Frankf. 1866).

Ganz entsprechend verhält es sich mit den N. der übrigen german., roman. und kelt. Völker. Zur Ableitung vom Vaternamen bedienten sich die Normannen des Wortes Fitz (aus franz. fils), wie Fitzgerald, Fitzwilliam; die Engländer eines angehängten –son, wie Johnson; ebenso die Schweden, wie Erikson, und die Dänen, wie Martensen; die Schotten eines vorgesetzten Mac (Sohn), wie Macdonald, Macaulay, Mac-Mahon; die Iren eines vorgesetzten O, wie O'Connel, O'Brien, und die Spanier eines angehängten ez, wie Hernandez. Zur Änderung des Familiennamens bedarf es jetzt der Genehmigung des Landesherrn. Bei den Arabern gibt es Vornamen, gewöhnlich gebildet von dem Vaternamen oder auch einer Bezeichnung für eine Haupteigenschaft des Benannten, mit vorgesetztem Abu (s. d.), wie Abu-Dschafar, Abu-Bekr; Eigennamen wie Hassan, denen dann gewöhnlich des Vaters, Großvaters oder Urgroßvaters N. mit zwischengeschobenem Ebn oder Ben folgt, wie Ebn-Sina (Avicenna); Zunamen, von der Religion oder von dem Hofe hergenommen, wie Salah-ed-din (Saladin); Beinamen, bezüglich auf Geburts- oder Aufenthaltsort, Beschäftigung, Schutzherrn, Stamm, Sekte u. dgl., von denen mehrere nebeneinander vorkommen können; lobende und tadelnde Spitznamen; endlich auch Dichternamen, deren sich nur die Dichter in ihren Gedichten bedienen.

Nicht wenige N., ursprünglich spottweise gebraucht, sog. Spitznamen (frz. sobriquet, engl. nickname) sind oft dauernd haften geblieben und daher meist der Benennungsgrund unverständlich. Überhaupt gehören Eigennamen, teils schon bei häufiger Unkenntnis in Betreff der Anlässe zu ihrer Wahl, sodann vollends bei großer Lauterderbung zu den schwersten Aufgaben der Etymologen. Und doch ist Lösung derartiger Rätsel vielfach von größtem wissenschaftlichen Interesse (daher die oft grenzenlose Pfuscherei in Namendeutungen!), wie z. B. mit Bezug auf Sitte und religiöse Vorstellungen, oder bei geographischen N., wie oft aus vorhistor. Zeit von Ländern, Flüssen, Gebirgen u. dgl., rücksichtlich der wichtigen Frage, von welchem Volke sie herrühren. (Sanskr. Devadatta [von Gott gegeben] und so Brahmadatta; pers. Mithridates, Pharandates [von Behram gegeben]; griech. Herodot u. a.) Und woher die Namen: Elbe, Weser, Rhein, Donau, Oder, Main, sowie Alpen, Pyrenäen, Harz u. dgl.? Und warum die Beschränkung von Ortsnamen mit dem Ausgange . . . leben (Alsleben, Memleben u. s. w.) auf ein verhältnismäßig enges Gebiet? (Vgl. Ortsnamen.)

Besondere Erwähnung verdienen auch noch die Kosenamen, wegen der oft die kinderhafte Aussprache nachahmenden Kürzung Hypokoristika geheißen. So altindisch mit Verkleinerungsendungen Dattika, Dattila, Dattiya von Personennamen auf –datta; grch. auf –ων, germ. o(n), z. B. Νίκων, Sigo. Dann, wie Götz statt Gottfried; engl. Bob, Dick, Ned, nur noch mehr entfernt. Nordisch Niels aus Nicolas; slaw. Juscha (Josephine); öfterr. Sepperl. (Fanfani, «Le accorciature dei nomi proprij italiani», Flor. 1878.) Im Gegensatz damit lieben die nordamerik. Indianer meist lange und stolz klingende Personennamen, z. B. Wauk-Pey-Wan-Kan (Heiliges Blatt) als infolge von Adoption erteilt, indian. Name des amerik. Litteraten Stanley Huntley, jetzigen Königs der Sioux.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit verdienen aber außerdem bloß fagenhafte Namen und solche mythischer Persönlichkeiten. Als angebliche Stifter oder Gründer z. B. von Heiligtümern oder Städten sind viele erst geradezu ex post aus den N. der Wirklichkeit herausgedeutet, wie sehr auch mit allerhand dichterischer Ausschmückung umwoben. Der Himmelsfürst, Dyaus, Ζεύς, Jovis, bedeutet etymologisch den Leuchtenden. Nereus und die Nereiden geht vom altgriechischen νᾱρός, Feuchtes, im spätern Griechischen νερόν, Wasser, aus, und kein Zweifel, viele N. von Flüß- und Meergottheiten verdanken ihre Benennung gleichfalls dem Wasser. So Pontos (Meer), naturgemäß Sohn der Gäa, also Erde (Festland), Vater des Nereus, der Keto u. s. w. Während aber Gäa die Erzeugerin (genetrix) bezeichnet, ist dagegen der Name Δημήτηρ hergenommen von δᾶ, d. i. Geberin (per se dabat omnia tellus).

Vgl. Hammer-Purgstall, «Die N. der Araber» (Wien 1852); Uhlemann, «Bildung der altägypt. Eigennamen» (Wien 1859). Das Hauptwerk über Namenkunde hat Pott («Die Personennamen, insbesondere die Familiennamen und ihre Entstehungsarten», Lpz. 1853; 2. Aufl. 1859) geliefert; derselbe in der «Deutschen Morgenländischen Zeitschrift» 1870: «Eigennamen in ihrem Unterschiede von Appellativen» (z. B. verschiedene Betonung

oder Flexion, und mit der Namengebung verbundener Glaube und Sitte», desgleichen «Baskische Familiennamen» (Detm. 1875).

Namen, der vläm. Name der Stadt Namur.

Namenpapiere oder **Rektapapiere** sind solche Handelspapiere (s. d.), welche auf den Namen eines bestimmten Gläubigers lauten (Gegensatz Inhaberpapiere) und nicht «an Ordre» gestellt, also nicht durch Indossament übertragbar sind. (S. Orderpapiere.)

Namenstag heißt der Tag, der im kirchlichen Kalender dem Heiligen geweiht ist, dessen Namen man führt. In kath. Ländern wird dieser Tag meist statt des Geburtstags gefeiert.

Namestnik (russ.), soviel wie Statthalter. Zur Zeit der Kaiserin Katharina war das Amt gleichbedeutend mit dem des Generalgouverneurs. Im 19. Jahrh. galt es als höher stehend. Es gab N. in Polen und Kaukasus, die aber durch Generalgouverneure ersetzt sind. Über die Bedeutung des Amts in alter Zeit s. **Kormlenije.**

Namiest (spr. Namieschť), Marktflecken in Mähren, Bezirkshauptmannschaft Trebitsch, Station der Lokalbahn Olmütz-Czellechowitz, an der Oslawa, Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß der Grafen Haugwitz und eine große Feintuchfabrik und zählt (1880) 1770, als Gemeinde 2399 E.

Nammen, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Minden, Kreis Minden, mit 800 E. und einer salinischen Eisenquelle.

Namslau, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Breslau, an der Weida, Station der Linie Breslau-Tarnowitz der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat ein Krankenhaus, ein altertümliches Rathaus und ein altes Schloß, Maschinenfabriken, Bierbrauerei, Schuhmacherei und Flachsbau und zählt (1880) 5868 meist prot. E. [38 019 E.

Der Kreis Namslau zählt (1880) auf 584 qkm

Namur, Provinz Belgiens, begrenzt im N. von Brabant, im NO. von Lüttich, im O. von Luxemburg, im W. vom Hennegau und im S. von Frankreich, zählt (1883) auf 3660,24 qkm 325 863 E. Der Boden ist teils eben, teils erhebt er sich zu stark bewaldeten Hügeln, die man als Vorberge der Ardennen ansehen kann, welche die Grenze der Provinz streifen, und ist außerordentlich fruchtbar. Die Hauptflüsse sind die Maas, die Sambre und die Lesse. Außer den Erzeugnissen des Ackerbaues ist die Provinz reich an Eisen, Blei, Galmei, Schwefel, Alaun, Feuersteinen, Schiefer- und Kalksteinen, guter Thonerde, Steinkohlen und Marmor. N. war bereits im 10. Jahrh. eine selbständige Grafschaft, zusammengesetzt aus Teilen der Grafschaften Lomme und Arnau. Unter Heinrich I., dem Blinden, wurde sie mit Luxemburg vereinigt. Dann ward sie wieder davon getrennt und kam 1188, noch vor dem Tode Heinrichs (1196), als Markgrafschaft in den Besitz zunächst des Hauses Hennegau, bald darauf jedoch durch Heirat an Peter von Courtenay, Kaiser von Konstantinopel (gest. 1219). Des letztern Sohn Balduin verkaufte die Grafschaft (1264) an Guy von Dampierre, Grafen von Flandern, dessen Erben sie bis 1420 innehatten, wo sie Graf Johann III. von N. an Philipp den Gütigen, Herzog von Burgund, verkaufte. Hierauf bildete sie eine der 17 Provinzen der Niederlande und teilte deren Schicksal. Nachdem Frankreich schon im Ninweger Frieden 1679 von dieser Grafschaft die Festung Charlemont nebst andern Ortschaften sich zugeeignet hatte, kam im Lunéviller Frieden mit den übrigen Provinzen die ganze Grafschaft als Depart. Sambre-Maas unter franz. Herrschaft. Seit 1814 bildete sie eine Provinz der Niederlande, zu welcher Teile von Lüttich, Luxemburg, Brabant und Hennegau geschlagen wurden, und in diesem Umfange ging sie 1831 an Belgien über. Sie zerfällt in die drei Bezirke N., Dinant und Philippeville.

Die Hauptstadt Namur, vläm. Namen, am Einfluß der Sambre in die Maas, an der belg. Staatsbahn Brüssel-N., die hier nach Namillies abzweigt, und der Nordbahnlinie Lüttich-N., der Sitz eines Bischofs, hat (1883) 26 008 E., eine Citadelle, einen Dom und 16 andere Kirchen, ein Standbild Leopolds I. von Geefs, ein Gericht erster Instanz, ein theol. Seminar, ein königl. Athenäum, eine von Jesuiten geleitete Erziehungsanstalt, eine Kunstakademie, ein Konservatorium der Musik, eine Bibliothek, ein naturhistor. und ein archäologisches Museum und eine Strafanstalt für weibliche Verbrecher. Der Dom oder die St. Albinuskirche ist eine der schönsten neuern Kirchen Belgiens, eingeweiht 1772, und enthält das Grabmal des 1578 in der Nähe gestorbenen Don Juan d'Austria. Die von Jesuiten 1621—23 erbaute St. Lupuskirche strotzt von Vergoldung und Pracht. In großem Rufe stehen die Arbeiten der Messerschmiede N.s; außerdem gibt es sehr ansehnliche Ledergerbereien und Fabriken in Messing und andern Metallwaren. Die Stadt war schon in frühester Zeit befestigt und wurde 1691 von Coehoorn verstärkt. Dessenungeachtet wurde sie 1692 von Ludwig XIV. und Vauban nach 6tägiger, das Fort Wilhelm nach 22tägiger und die von Coehoorn selbst verteidigte Citadelle nach 30tägiger Belagerung eingenommen. Der Erbstatthalter Wilhelm III. eroberte 1695 die letztere, welche Vauban noch bedeutend verstärkt hatte, sowie die Stadt, die von 16 000 Mann unter dem Herzog Boufflers verteidigt wurde, nach zehnwöchentlicher Belagerung. Seit 1701 von den Franzosen besetzt, wurde die Stadt vergebens von den Verbündeten beschossen, 1715 aber den Barrierеplätzen beigesellt und von den Holländern besetzt. Die Franzosen unter dem Grafen Clermont nahmen 1746 die Stadt und das Fort ein, gaben aber beide 1748 im Aachener Frieden zurück, worauf Joseph II. 1784 die Werke schleifen ließ, was 1794 auch mit der von den Franzosen eroberten Citadelle geschah. Seitdem wieder befestigt, wurde sie 1815 von den Franzosen beim Rückzuge nach der Schlacht bei Belle-Alliance besetzt, von dem von Wavre sich zurückziehenden Korps des Generals Vandamme gegen das 2. preuß. Armeekorps unter dem General Pirch tapfer verteidigt und erst nach dem freiwilligen Abzug der Franzosen den Niederländern eingeräumt und durch sie seit 1816 stärker befestigt. Seit 1866 sind die Festungswerke bis auf die Citadelle wieder geschleift worden.

Nanaimo, Ort auf der Vancouverinsel (s. d.).

Nanak, Stifter der Sekte der Sikhs (s. d.).

Nana-Sahib, ostind. Rebell, s. Nena-Sahib.

Nancy (deutsch Nanzig), Hauptstadt des franz. Depart. Meurthe-Moselle, wie früher Lothringens, in einem fruchtbaren und gut angebauten, durch waldige Hügel begrenzten Thale, unweit des linken Ufers der schiffbaren Meurthe gelegen, durch den Marne-Rheinkanal und die Ostbahn mit Paris und Straßburg, sowie durch Zweigbahnen mit Metz, Château-Salins, Nomeny, Mirecourt-Epinal

verbunden, zerfällt in die Altstadt im unregelmäßig gebaut, und die untere dt im Süden, eine der freundlichsten eaukreichs, von regelmäßiger Anlage, mit , geraden, rechtwinkeligen Straßen und statt- Gebäuden. In der Altstadt sind bemerkens- : das got. Schloß der ehemaligen Herzöge von ringen, mit imposanter Façade und Eingangs- rte, seit 1875 im Originalstil wieder aufgebaut, nachdem es mit einem Teil des darin befindlichen Museums lothring. Altertümer 17. Juli 1871 abgebrannt war; die Franziskanerkirche mit zahlreichen Grabmonumenten, Statuen u. s. w.; dicht daneben die 1822 auf Kosten Frankreichs und Österreichs restaurierte Rotunde oder Begräbniskapelle der alten Herzöge von Lothringen; die seit 1864 in got. Stil neu erbaute, reich ausgeschmückte Kirche St.-Epvre, an dem nach ihr benannten, mit einer Fontäne und der Reiterstatue Renés II. geschmückten Platze. In der Neustadt sind hervorzuheben: das Hotel des Generalkommandanten; das 1862 vollendete, seitdem sehr erweiterte Palais-des-Facultés am Akademieplatz; der schöne Platz La-Carrière mit einer Kolonnade; die Reste des Arsenals; die großen Kasernen mit starker Garnison; die ausgedehnte Promenade der Pepinière; der Cours-Léopold mit der 17. Juni 1853 errichteten Bronzestatue des Generals Dronot; der Platz Dombasle, seit 1850 mit der Statue des Agronomen Matthieu Dombasle; der Platz Vaudémont, mit der 1877 errichteten Bronzestatue des berühmten Graveurs Callot; im Norden die Citadelle, der einzige Rest berühmter Befestigungswerke: St.-Charles, das Mutterhaus des Ordens der Barmherzigen Schwestern, das hier 1652 gegründet wurde. In der Neustadt mit ihren monumentalen Thoreingängen zeichnen sich noch aus der 1751 angelegte Stanislasplatz, von dem sehr schönen Rathause, dem bischöfl. Palast, dem Theater und eleganten Privathäusern umgeben, seit 6. Nov. 1831 mit dem Standbilde des Königs Stanislas, mehrern kunstvollen Bronzefontänen und den berühmten von Jean Lamour geschmiedeten vergoldeten Gittern geschmückt; der 1751 von Stanislas zu Ehren Ludwigs XV. erbaute Triumphbogen, welcher die Carrière mit dem Platz Stanislas verbindet, eine der elegantesten architektonischen Anlagen Europas bildend; der Allianzplatz mit einer monumentalen Fontäne zum Andenken des 1. Mai 1756 von Ludwig XV. und Maria Theresia geschlossenen Bündnisses; die Kathedrale, ein massiver, doch nicht unschöner Bau, vom Anfang des 18. Jahrh., mit einigen guten Gemälden und Statuen; die Bon-Secours-Kapelle, Grabstätte von Stanislas und Marie Leszczynska, seiner Gemahlin, mit prachtvollen Grabmonumenten; die ehemalige Universität, jetzt zur öffentlichen Bibliothek benutzt; der Bahnhofsplatz mit der 1879 errichteten Statue des Präsidenten Thiers.

N. ist der Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiöcese Besançon, eines Oberappellations- und eines Assisenhofs und anderer Behörden, einer Universitätsakademie für vier Departements mit Fakultäten für Wissenschaften, für Litteratur, für Jurisprudenz und seit 1871 für Medizin, einer pharmaceutischen Hochschule, der nationalen Forstschule, einer landwirtschaftlichen Schule, einer agronom. Versuchsstation, eines prot. und eines süd. Konsistoriums, einer Handels-, einer Gewerbe- und einer Ackerbaukammer. Die Stadt hat ein stark besuchtes Lyceum, ein Priester- und ein Lehrerseminar, ein Musikkonservatorium, eine Gewerbeschule, Kurse für Zeichenkunst und Malerei, eine Taubstummen- und eine Blindenunterrichtsanstalt, eine Gesellschaft der Wissenschaften, Künste und Litteratur (Académie de Stanislas), eine Ackerbaugesellschaft, eine Akklimatisations-, eine Medicinische, eine Archäologische, eine Wissenschaftliche, eine Geographische und andere Gesellschaften. Ferner bestehen reichhaltige Museen für Gemälde und Skulpturen, für lothring. Altertümer und Naturalien, ein von Stanislas 1752 angelegter botan. Garten, eine Universitäts- und eine öffentliche Bibliothek, endlich eine Menge Wohlthätigkeitsanstalten und ein neugegründetes, sehr gerühmtes Spital. Die großartige Heilanstalt für Irr- und Blödsinnige ist zu Maréville, 4 km im Norden der Stadt. N. zählt (1881) 73208 E., die vielseitigen und lebhaften Gewerbs- und Handelsbetrieb unterhalten und daher im Wohlstande leben. Man zählt 123 Fabrikanten von weltberühmten Stickereien aller Art, 10 Tuchfabriken, eine großartige Tabaksmanufaktur, Hohöfen, Salzwerke und Sodafabriken in der Umgegend und außerdem Fabriken für Wollzeuge, Musselin, Watte, Ziegenhaarzeuge, Strumpfwaren, Strohhüte, physik. und musikalische Instrumente, metallische Gewebe, Kupfer-, Blech- und Messingwaren, für Pfeifen, Billards, Chemikalien, Farben, Buntpapier, Stärke, Nudeln, Öl, Lichte, Firnis u. s. w. Dazu kommen noch Baumwollspinnerei und Weberei, Färberei, Gerberei, stark entwickelte Bierbrauerei und die Destillation von Liqueurs de Lorraine. Der Handel mit den Erzeugnissen der eigenen Industrie, namentlich den Stickereien, aber auch mit Getreide, Wolle, Bauholz, Hopfen, Wein u. s. w. ist bedeutend. Einer der fünf Märkte dauert 20 Tage (20. Mai bis 10. Juni). Auch ist zu N. ein Salzentrepôt und eine Bankfiliale um neuerbauten Palast.

Die Stadt war seit Mitte des 12. Jahrh. Residenz der Herzöge von Lothringen und teilte die Schicksale des Landes (s. Lothringen), bis sie mit diesem 1766 nach dem Tode des letzten Herzogs, des Exkönigs von Polen, Stanislas Leszczynski, dem sie viel zu verdanken hat, an Frankreich fiel. Beim Beginn des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 wurde N. 14. Aug. 1870 von Truppen der Dritten deutschen Armee ohne Widerstand besetzt, war 17. Aug. das Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen, dann Sitz des deutschen Generalgouverneurs und später Sitz des Oberkommandos der noch auf franz. Boden zurückbleibenden deutschen Besatzungsarmee. Seitdem ist N. in steter Vergrößerung begriffen, und sind neue, in großstädtischem Stil erbaute Quartiere entstanden, die die Stadt bereits um ein Fünftel erweitert haben. In neuester Zeit sind in der Nähe von N. einige Sperrforts erbaut worden, die Stadt selbst ist jedoch unbefestigt geblieben.

Nandu (Rhea) ist der Name der drei südamerik. Straußarten (Rh. americana, Darwinii und macrorhyncha). Die N. haben einen breiten niedergedrückten Schnabel, große Nasenlöcher, die Flügel sind mehr verkümmert wie beim afrik. Strauß, ohne weiche Federn, auch der Schwanz ist äußerlich nicht wahrnehmbar, die Läufe sind lang und kräftig, Zehen sind drei vorhanden; die Federn haben keinen Afterschaft. Die Vögel leben, da die Hähne

Polygamisten sind, herdenweise (1 Hahn und 5—8 Hennen) zusammen und finden sich auf den ausgedehnten Pampas, niemals im Wald, des südl. Südamerika von Patagonien bis Südbrasilien. Das Brutgeschäft wird wahrscheinlich vom Hahn allein besorgt und werden die verschiedenen Hennen in ein Nest zusammen legen.

Nanga-Parbat, s. Diamar.

Nangasaki, s. Nagasaki.

Nangis, Stadt im franz. Depart. Seine-Marne, Arrondissement Provins, Station der Linie Paris-Troyes der Ostbahn, zählt (1876) 2578 E. Hier siegte 17. Febr. 1814 Napoleon I. über die Russen unter Pahlen.

Nanhai, das südl. Chinesische Meer (s. d.).

Nänie nannten die Römer ein Trauerlied oder einen Klaggesang, dergleichen unter Begleitung der Flöte wenigstens in älterer Zeit regelmäßig bei Begräbnissen, später gewöhnlich von dazu gemieteten Frauen (Praeficae) abgesungen wurden. Mit der Zeit wurden diese Lieder oft sinnlos und läppisch, sodaß man das Wort auch für ungereimte und gehaltlose Lieder und Reden überhaupt gebrauchte. Auch war N. der Name der Klagegöttin selbst, welche nach Festus außerhalb der Stadt Rom vor dem Viminalischen Thore ein Heiligtum hatte. Vgl. Wehr, »De Romanor. nenia« (Gött. 1868).

Nankinet, s. unter Nanking (Stoff).

Nanking, d. h. südliche Residenz, im Gegensatz zu Peking (s. d.), d. h. nördliche Residenz, eigentlich Kiang-ning (Stromesruhe) genannt, am südl. Ufer des Yang-tse-Kiang, 210 km von der Mündung dieses Flusses gelegene Hauptstadt der chines. Provinz Kiang-su, war bis 1405, wo Peking solches wurde, die Residenz der chines. Kaiser. Das merkwürdigste, 1853 durch die Taipings (s. China) von Grund aus zerstörte Gebäude war der zum Tempel der Erkenntlichkeit gehörige, 84 m hohe, neunstöckige, achteckige, von Backsteinen erbaute, mit Porzellan überkleidete und mit zahllosen Glocken und Lampen behangene Porzellanturm. Ehemals gehörten auch die bei dem Einfall der Mandschu zerstörten kaiserl. Gräber zu den Herrlichkeiten der Stadt. Die aus der Mongolenherrschaft stammenden Instrumente des berühmten Observatoriums wurden während der Regierung Kanghis nach Peking gebracht. In der Umgebung der Stadt findet man in Fülle die gelbliche Gattung von Baumwolle, von welcher der Nanking (s. d.) genannte Stoff verfertigt wird. Zu N. wurde 26. Aug. 1842 der Friede nach dem ersten engl.-chines. Krieg geschlossen. In dem Aufstande der Taiping eroberten diese die Stadt 8. bis 12. Febr. 1853. Nach zweijähriger Belagerung wurde N. 19. Juli 1864 wieder von den Kaiserlichen erstürmt. Der Taipingkaiser Tieng-Wang gab unter den Trümmern seines brennenden Palastes sich und seinen Weibern den Tod. Die Stadt, welche 1852 noch 400000 E. zählte, war fast gänzlich verheert worden. Ihre Bewohner, die sich vor andern Chinesen durch Bildung und Gewerbfleiß auszeichneten, sodaß hier mehr Bibliotheken, Fabriken und öffentliche Anstalten als an andern Orten bestanden, waren entflohen oder niedergemetzelt. Der Wiederaufbau ging seitdem nur langsam von statten.

Nanking (frz. nanquin, engl. nankeen) heißt ein ursprünglich nach der gleichnamigen chines. Stadt genanntes, dichtes und festes, leinwandartig gewebtes, glattes Baumwollzeug von fahler oder rötlich-gelber Farbe, welche bei dem chinesischen ostindischen N. durch die natürliche Farbe der Baumwolle, bei dem europäischen durch Färben erzeugt ist. Man hat auch geköperte, gestreifte und melirte N. Nankinet ist etwas feiner als N., aber ebenso dicht und von verschiedenen Farben.

Nannarelli (Fabio), ital. Dichter und Schriftsteller, geb. 25. Okt. 1825 zu Rom, wurde 1860 Professor der ital. Litteratur an der Akademie zu Mailand, von wo er 1870 in gleicher Eigenschaft nach der Universität zu Rom versetzt wurde. Er schrieb: «Poesie» (Flor. 1853), «Nuove poesie» (Flor. 1856), «Giovanni Torlonia» (Flor. 1859), «Dante e Beatrice» (Mail. 1865), «Studio comparativo sui canti popolari di Arlena» (Rom 1871), «Nuovi Canti» (Imola 1875), «Nuove liriche» (Imola 1881) ꝛc.

Nannini, ital. Dichter, s. Firenzuola.

Nannini (Giovanni Maria), bedeutender Kirchenkomponist und Vorsteher der berühmten röm. Sängerschule, zu Vallerano um 1540 geboren, war Schüler von Claude Goudimel (dem Lehrer Palestrinas) und wirkte seit 1571 in Rom, wo er 11. März 1601 starb. Außer Messen, Motetten, Psalmen und sonstigen Kirchenwerken gab er auch vier Bücher weltlicher Lieder («Madrigale») heraus und verfaßte Lehrbücher für seine Musikschule, welche die bedeutendste der damaligen Zeit war.

Nanquin, s. Nanking.

Nansouty (Etienne Antoine Marie Champion de, Graf), berühmter franz. Reitergeneral, geb. zu Bordeaux 30. Mai 1768, befehligte 1805 eine Kürassierdivision, mit der er bei Wertingen, Ulm und Austerlitz kämpfte, begleitete 1808 den Kaiser als erster Stallmeister nach Spanien und führte 1809 die schwere Gardekavallerie, mit der er bei Wagram viel zur Entscheidung beitrug. Im J. 1812 befehligte N. ein Kavalleriekorps, wurde bei Borodino verwundet und übernahm 1813 den Befehl über die gesamte Gardekavallerie. Er führte dieselbe mit Auszeichnung bei Dresden, Leipzig, Hanau und Montmirail, mußte jedoch nach der Schlacht bei Craonne wegen Kränklichkeit das Heer verlassen. N. trat in den Dienst der Bourbons und starb 6. Febr. 1815 zu Paris.

Nanterre, ehemals Nemetodurum, Stadt im franz. Depart. Seine, 12 km von Paris, an der Eisenbahn Paris-St.-Germain, mit hübschen Landhäusern, zählt (1876) 3890, als Gemeinde 4279 E., die chem. Fabriken unterhalten und jährlich für 4 Mill. Frs. gelochtes Schweinefleisch nach Paris liefern. In diesem Orte wohnte angeblich die heil. Genoveva, welche die Schutzheilige von Paris wurde. Am Pfingstfest wird hier unter großem Zulauf ein tugendhaftes Mädchen durch die Ortsbehörde zur Rosenkönigin (Rosière de Nanterre) gekrönt.

Nantes, Hauptstadt des franz. Depart. Unter-Loire, liegt in einer freundlichen und fruchtbaren Gegend der Ober-Bretagne, am rechten Ufer der Loire, 52 km von deren Mündung und ist Station der Linien Paris-St.-Nazaire und N.-Châteaubriant der Orléansbahn, sowie der Linien N.-Laroche-sur-Yon und N.-Courtras der franz. Staatsbahnen. Der Strom nimmt hier die schiffbare Erdre, den Bach Chezine und den Seil, gegenüber die schiffbare Sèvre-Nantaise auf und bildet mehrere durch Brücken verbundene Inseln. Die Stadt hat sich im Laufe des 19. Jahrh. fortwährend erweitert und verschönert, gehört zu den Großstädten Frankreichs, unter denen sie mit einer Bevölkerung von

(1881) 124319 E. die achte Stelle einnimmt, und gewährt den Anblick eines freundlichen, überaus belebten und reichen Ortes. Die fünf Vorstädte, von denen die südlichste an der Sèvre, die schönsten auf den Inseln Feydeau und Gloriette liegen, übertrafen bis in die neueste Zeit die innere Stadt an Reinlichkeit und Eleganz. Letztere hat jedoch neuerdings durch Erweiterung und Regelung verschiedener Straßen, Durchbruch neuer Straßen, Neubauten ꝛc. außerordentlich an Schönheit, Licht und Luft gewonnen und nur einige wenige Stadtteile haben gegenwärtig noch ihr altes düsteres und schmuziges Aussehen. Im ganzen hat N. 600 Straßen, 21 Brücken und viele öffentliche Plätze. Unter den 13 Kirchen sind hervorzuheben: die im 6. Jahrh. gegründete, 1434 umgebaute, und derzeit mit Ausnahme der Türme äußerlich fertiggestellte Kathedrale St.-Pierre mit prachtvollem Innern und dem Grabmal des Herzogs Franz II. von Bretagne und der Herzogin Margarete von Foix, einem Meisterstück (1507) der Renaissance, wozu noch das 29. Okt. 1879 enthüllte Grabmal des Generals Lamoricière, ein prachtvolles Werk von Dubois, gekommen ist; die Kirche St.-Nicolas, die 1843—54 im Stile des 13. Jahrh. auf dem Platze der alten aus dem 15. Jahrh. stammenden errichtet wurde und das schöne Grabmal des Bischofs Fournier enthält; die ursprünglich auf den Resten eines heidnischen Tempels aufgeführte Kirche Ste.-Croix, welche 1685 umgebaut und neuerdings restauriert wurde; die prot. Kirche u. s. w. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden sind zu bemerken: das die Loire beherrschende Residenzschloß der ehemaligen Herzöge von Bretagne, das vom J. 930 stammt, aber 1466 umgebaut wurde; die sehr schöne Präfektur (ehemals Rechenkammer, vom J. 1763), das Stadthaus von 1808, der prachtvolle Justizpalast (1844—52), das Börse, das ausgezeichnet schöne Theater, das naturwissenschaftliche Museum mit der École des sciences (auf dem Platze der ehemaligen Münze), die seit 1830 in eine Bildergalerie umgewandelte Leinwandhalle, das neue Post- und Telegraphenhotel (1884), auf dem Platze der Bibliothek und Getreidehalle errichtet, die großen granitnen Magazine für Kolonialwaren (les salorges), zwei neuerbaute große Kasernen im Osteile der Stadt. Außer den Kais hat die Stadt mehrere schöne Promenaden, Boulevards oder Avenues und einen botan. Garten, dessen prächtige Magnolienallee in dem strengen Winter von 1878 bis 1879 erfroren ist. Besonders zu erwähnen ist der großartige Boulevard extérieur, der seit kurzem die Stadt in einem weiten Bogen umgibt, sowie Le champs de manoeuvre (zugleich Rennbahn).

N. ist Sitz des Generalkommandos des 11. Armeekorps, Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiöcese Tours, eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels- und eines Arbeiterschiedsgerichts, einer Instanz von sechs Friedensgerichten, einer Handels- und einer Ackerbaukammer, sowie zahlreicher Konsulate. Die Stadt hat eine reform. Konsistorialkirche, ein Priesterseminar, ein großes und ein kleines Lyceum, höhere Töchterschule, École professionnelle, viele neuerbaute Volksschulen, eine hydrogr. Schule mit einer Sternwarte, mehrere andere zur Förderung der Nautik und des Kommerzwesens dienende Institute, Vorbereitungsschulen für Mediziner und Pharmaceuten, für Handel und Gewerbe, eine höhere Schule für Wissenschaften und Litteratur, Freischulen für Zeichenkunst, engl. Sprache, Botanik und angewandte Chemie, einen Lehrstuhl für Landwirtschaft, ein Konservatorium für Musik, ein Taubstummeninstitut, eine öffentliche Bibliothek (90000 Bände, 500 Handschriften, 10000 Kupferstiche), Museen (1000 Gemälde und 300 Skulpturen) für Altertümer, Naturalien u. s. w., mehrere gelehrte und gemeinnützige Gesellschaften, darunter die Akademische Gesellschaft für N. und Unter-Loire. Auch besitzt die Stadt zwei große Hospitäler, das Hôtel-Dieu und das Hôtel-de-St.-Jacques mit der Irrenanstalt, sowie mehrere kleinere Krankenhäuser und verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten.

N. ist Industrie- und Handelsstadt, hat jedoch in beiderlei Beziehung neuerdings merklar abgenommen. Der Bau von Segelschiffen liegt ganz danieder, die großen Werften für Konstruktion von Dampfschiffen und die Fabrikation der verschiedenen zur Ausrüstung der Schiffe nötigen Stoffe, Geräte und Werkzeuge haben sehr nachgelassen. Von Bedeutung sind dagegen mehrere Kesselschmieden, die Eisen- und Kupfergießereien und besonders mehrere Fabriken für Maschinen jeder Art. Unter den andern industriellen Etablissements sind hervorzuheben: Seifensiedereien, Lohgerbereien, Dampfmühlen, Brauereien, Fabriken für Leder, Papier, Kattun, Tuch und andere Wollstoffe. Die früher so bedeutenden nanteser Zuckerraffinerien konnten sich der Konkurrenz des Rübenzuckers und der pariser Raffinerien gegenüber nicht halten und haben (1884) falliert. Ebenso hat die Fabrikation von Conserves alimentaires starke Einbuße erlitten, besonders durch die zunehmende auswärtige Konkurrenz und sodann auch dadurch, daß der Sardinenfang meist wenig ergiebig war, indem sich die Sardinenzüge mehr nach Süden zu richten scheinen. N. ist das Entrepôt für das Salz und die Weine des Departements, ein Lager von Lebensmitteln (Konserven) für die Marine, zumal für die Häfen Brest, Lorient und Rochefort. Die große Seefischerei existiert in N. nicht mehr; man betreibt nur noch Küstenfischerei, besonders Sardinenfang, der sich von Sables d'Olonne (Vendée) bis Concarnau (Finistère) erstreckt. Als Handelshafen kommt N. gegenwärtig erst in sechster Linie unter den franz. Häfen, nämlich nach Marseille, Havre, Bordeaux, Dünkirchen, Rouen. Dieser Rückgang erklärt sich, abgesehen von der allgemeinen Geschäftsstockung, aus dem Mangel an Ausfrachten und besonders aus den der Schiffahrt ungünstigen Wasserverhältnissen der Unterloire zwischen Pellerin und Paimboeuf. Bei niedrigem Wasser können nämlich nur Schiffe bis zu 350 t (mit 11—12 Fuß engl. Tiefgang) daselbst passieren; größere Schiffe (600—750 t, 16—17 Fuß Tiefgang) müssen die Springfluten abwarten. Um diesem übelstande ab- und dem verfallenden Hafen von N. wieder aufzuhelfen, kanalisiert man jetzt (1885) den Teil der Loire. Zur Wasserstraße der Loire kommt noch der 360 km lange Kanal von Nantes nach Brest, der vier Departements durchschneidet und einschließlich des Ille-Rance-Kanals jährlich eine Schiffsbewegung von 100000 t hat, und der sich immer mehr emporschwingende und selbständig entwickelnde Außenhafen St.-Nazaire. Der an einem Arm der Loire gelegene Hafen der Stadt kann 200 Schiffe aufnehmen und ist neuerdings durch große Kaibauten bedeutend verschönert und verbessert worden. Ebenso haben die Lagerhäuser beträchtliche Erweiterungen erfahren und Schienenwege, die jetzt längs der Kais und Lager-

häuser laufen, erleichtern die Umladungen. Von N. aus findet ein regelmäßiger Dampferverkehr mit Bordeaux, Havre und Hamburg statt; der direkte Paketbootverband mit Spanien, Martinique, Cuba und Mexiko geht von St.-Nazaire aus. — N., im Altertum die Hauptstadt der gallischen Namnetes, zur Römerzeit auch Condivicuum, später Namneta oder Nannete genannt, war die Residenz der Grafen und Herzöge von Bretagne und erhielt vom Herzog Franz II. 1460 eine Universität, die bis zur Revolution bestand. Heinrich IV. gab hier 13. April 1598 das von Ludwig XIV. 22. Okt. 1685 widerrufene Edikt von Nantes, welches den Reformierten die freie Ausübung ihrer Religion gestattete. In der Revolution wurde N. heimgesucht durch den Krieg in der Vendée, durch das Wüten Carriers (s. d.) und die Unterbrechung des Handels.

Nanteuil (Robert), einer der größten Meister des Kupferstichs der franz. Schule, geb. 1630 in Rheims, bildete sich in Paris unter A. Bosse und brachte den sog. malerischen Stich zur höchsten Blüte. Am häufigsten hat N. Porträts gestochen, die er im prunkvollen Kostüm seiner Zeit treu wiedergab. Unter Ludwig XIV. wurde er zum königl. Zeichner und Kupferstecher in Paris ernannt, wo er 1678 starb.

Nan-tschang-fu, die Hauptstadt der chines. Provinz Kiang-si (s. d.).

Nantua, Stadt im franz. Depart. Ain, am Ostende des Nantuasees, 44 km östlich von Bourg-en-Bresse, mitten in einer der wildesten Schluchten des Juragebirges, Station der Linien Bourg-Bellegarde der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, ist Hauptort eines Arrondissements, hat ein Kommunal-Collège und ein Zellengefängnis und zählt (1876) 2940, als Gemeinde 3405 E.

Nantucket, Insel mit gleichnamiger Stadt, an der Südostküste des nordamerik. Staates Massachusetts, 130 qkm groß mit (1880) 3727 E., ist ein beliebter Sommeraufenthalt. Vgl. Godfrey, «The island of N.» (Boston 1882).

Nantwich, Marktflecken in der engl. Grafschaft Chester, im fruchtbaren Thale am Weaver und am Beginn des Chesterkanals, mit einem Hafen, hat eine Lateinische Schule, ein Handwerkerinstitut, Baumwollmanufakturen und Schuhmacherei und zählt (1881) 7488 E. Von den zahlreichen Salinen bei N. wird nur noch eine ausgebeutet.

Nanzig, s. Nancy.

Naos, der innere Raum des griech. Tempels.

Napagedl, Marktflecken in der Bezirkshauptmannschaft Ungarisch-Hradisch in Mähren, an der March, Station der Linie Wien-Krakau der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 3404 E., die Ackerbau und Viehzucht treiben und eine Zuckerfabrik unterhalten.

Na-pa-Klang, s. unter Liu-liu.

Napata, alte Stadt am obern Nil (etwa 19° nördl. Br.), wahrscheinlich von Thutmosis III. unterworfen und seitdem in ägypt. Besitz. An dem dabei befindlichen heiligen Berge, dem heutigen Gebel Barkal, gründeten die Pharaonen einen Tempel des Ammon. Später, etwa seit 1000 v. Chr., wurde N. die Hauptstadt des selbständigen äthiop. Reichs (s. Kusch) und blieb dies etwa ein halbes Jahrtausend hindurch.

Naphi, eine der Kykladen, s. Anaphi.

Naphtali, nach der hebr. Stammsage der siebente Sohn Jakobs und der Bilha, Rahels Magd, und Stammvater eines der zwölf israelit. Stämme, der bei der Zählung vor dem Einzug in Kanaan 45000 waffenfähige Männer stark gewesen sein soll. Das Gebiet dieses Stammes lag in Nordpalästina, östlich vom Jordan, nördlich vom Antilibanon begrenzt, und gehörte zu den fruchtbarsten Landstrichen Palästinas. Die Naphtaliten lebten ziemlich lange Zeit mit Kanaanitern untermischt, zeichneten sich aber in der sog. Richterzeit durch Tapferkeit aus. Später gehörten sie zum Nordreiche Israel, und ein Teil des Stammes wurde schon unter Pekah (um 740) von den Assyrern aus dem Lande geschleppt.

Naphtha hießen ursprünglich die Ätherarten (s. Äther), und dieses Wort ohne Beisatz bezeichnete dann den einfachen Äther (Schwefeläther), während die zusammengesetzten Äther, die man gegenwärtig in der organischen Chemie «Ester» nennt, als Salpeternaphtha, Essignaphtha u. s. w. aufgeführt wurden. Später bezeichnete man das farblose oder wenig gelblich gefärbte, dünnflüssige, leicht entzündliche Mineralöl, welches an einigen Orten (am Kaspischen Meere auf der Halbinsel Apscheron [s. d.], am Monte-Ciara bei Piacenza u. s. w.) aus der Erde quillt, zum Unterschiede von dem dunkler gefärbten, meist dickflüssigern Erd-, Steinöl oder Petroleum als N. Gegenwärtig ist N. ein Sammelname, welcher sowohl die bei der Raffination des Petroleums gewonnenen flüchtigern und leichter entzündlichen Anteile, die als Lampenbrennöl keine Verwendung finden können und unter verschiedenen andern Benennungen, wie z. B. Rhigolen, Gasolin, Fleckwasser, zahlreiche technische Anwendung gefunden haben, wie auch die leichten Teeröle von der trockenen Destillation der Steinkohle umfaßt.

Naphthalin $C_{10}H_8$, ein von dem engl. Chemiker Garden 1820 entdeckter, unter den Produkten der trockenen Destillation der Steinkohle namentlich im Kohlenteer in reichlicher Menge sich findender fester Kohlenwasserstoff, der in dünnen rhombischen Blättchen kryställisiert und eigentümlich gasähnlich riecht. Er schmilzt bei 80° C. und siedet bei 218° C. Er ist unlöslich in Wasser, leicht löslich in siedendem Alkohol, in Benzol, Äther, in flüchtigen und fetten Ölen. In chem. Hinsicht steht das N. dem Benzol sehr nahe und liefert wie letzteres Nitroprodukte und basische Körper, z. B. das Naphthylamin, welche zur Bildung der Naphthalinfarben Veranlassung geben. Ein Oxydationsprodukt des N., die Phtalsäure, wird zur Darstellung von künstlicher Benzoësäure und den sog. Phtaleinen, z. B. dem Eosin, angewandt. In analoger Weise wie aus dem Benzol Anilin und aus diesem die Anilinfarben (s. d.) sich bilden, entstehen aus dem N., einem Derivat desselben, dem Naphthol und der dem Anilin entsprechenden Base, dem Naphthylamin, eine Anzahl gefärbter Verbindungen, die man Naphthalinfarben nennt. Die wichtigsten sind das Martiusgelb, das Magdalarot (Naphthalinrot, Sedanrot), das Naphthazarin, eine dem Alizarin ähnliche rote Verbindung und verschiedene blaue Farben. Vgl. M. Ballo, «Das N. und seine Derivate» (Braunschw. 1870).

Naphthalinrosa, s. Magdalarot.

Napier (Sir Charles), brit. Admiral, ein Enkel des sechsten Lords N., geb. 6. März 1786 zu Falkirk, nahm, nachdem er zeitig in den brit. Seedienst getreten war, an mehrern Seezügen gegen die Franzosen teil, wurde 1809 Flottenkapitän und eroberte

in demſelben Jahre das Fort Eduard auf Martinique. Im J. 1810 machte er als Freiwilliger den Feldzug auf der Pyrenäiſchen Halbinſel mit. In dem Kriegszuge, den die Engländer im Sept. bis Nov. 1811 von Sicilien aus gegen die neapolit. Küſten unternahmen, eroberte er die Inſel Ponza bei Gaëta, weshalb er auch von dem Könige beider Sicilien, Ferdinand, zum Cavaliere di Ponza ernannt wurde. Im J. 1832 trat er als Admiral in die Dienſte Dom Pedros, in welcher Stellung er ſich durch ſeinen Seeſieg beim Vorgebirge St.-Vincent, 5. Juli 1833, auszeichnete; er wurde deshalb von Dom Pedro zum Visconde do Cabo de San-Vincente ernannt. Nach Vertreibung Dom Miguels aus Portugal ging er wieder nach England zurück, wurde 1840 zum Ritter ernannt, nahm in demſelben Jahre als Commodore unter Admiral Stopfords Oberbefehl weſentlichen Anteil an dem Kriegszuge gegen Mehemed-Ali und Ibrahim Paſcha an der Küſte Syriens und ſchloß bald darauf den Vertrag mit dem erſtern. Dieſe Ereigniſſe beſchrieb er ſelbſt in dem Werke «The war in Syria» (2 Bde., Lond. 1842). Im J. 1846 wurde er zum Kontreadmiral befördert. In einer Reihe von Briefen an die «Times» deckte er die Mißbräuche in der Verwaltung der engl. Marine auf (geſammelt unter dem Titel «The navy, its past and present state», Lond. 1851), avancierte 1853 zum Vizeadmiral der Blauen Flagge, wurde nach Ausbruch des ruſſ. Kriegs 1854 zum Oberbefehlshaber der brit. Flotte in der Oſtſee ernannt, vermochte aber nur wenig auszurichten, und legte bald nach ſeiner Rückkunft das Kommando nieder. Am 6. März 1858 zum Admiral der Blauen Flagge erhoben, ſtarb er auf ſeinem Gute Merchiſton-Hall in Hampſhire 6. Nov. 1860. Vgl. Elers Napier, «Life and correspondence of Sir Charles N.» (2 Bde., Lond. 1862).

Napier (Sir Charles James), der Eroberer von Sind, Vetter des vorigen, geb. 10. Aug. 1782 in London, trat bereits 1794 als Fähnrich in das 22. Infanterieregiment, war 1798 und 1803 bei der Bekämpfung des iriſchen Aufſtandes Adjutant des Oberbefehlshabers Sir James Duff und wurde 1804 Major im 50. Infanterieregiment, welches er 1806 unter Sir John Moore befehligte. N. wurde 16. Jan. 1806 bei Coruña fünfmal verwundet und mußte in der Schlacht von Buſaco mit zerſchmetterter Kinnlade vom Schlachtfelde getragen werden. Im J. 1812 zum Oberſtlieutenant aufgerückt, focht er am Cheſapeake gegen die Amerikaner. Er kehrte 1815 nach Europa zurück, kam aber zu ſpät, um an der Schlacht bei Waterloo teilnehmen zu können. Doch begleitete er die engl. Armee nach Paris und that ſich beim Sturm von Cambrai hervor. Nach dem Frieden ward er Oberſt und einige Zeit Gouverneur von Cephalonia. Später widmete er ſich litterariſcher Thätigkeit, gab die nach A. de Vigny bearbeiteten «Lights and shades of military life» (neue Aufl., Lond. 1851) heraus und ſchrieb auch einen Roman. Im J. 1837 wurde er zum Generalmajor befördert und 1839 zum Militärkommandanten im nördl. England ernannt. Im Herbſt 1841 ging er als Befehlshaber der Bombay-Armee nach Oſtindien. Bald darauf erhielt er den Oberbefehl über die Armee in Sind und Balutſchiſtân, wo er durch die glänzenden Siege bei Miani 17. Febr. und Hyderabad 24. März 1843 die Macht der Emire von Sind vernichtete, die Balutſchen unterwarf und durch den Feldzug gegen die Bergſtämme am rechten Induslufer 1845 die Unterwerfung des Landes vollendete. Sein raſches, rückſichtsloſes Verfahren wurde zwar von der Regierung, aber nicht von der Oſtindiſchen Kompagnie gebilligt, die ihre Beſitzungen ungern noch weiter ausgedehnt ſah, und im Okt. 1847 ward N. abberufen. Der unglückliche Verlauf des zweiten Kriegs gegen die Sikhs nötigte den Direktorenhof, N. an die Spitze der ſämtlichen Streitkräfte zu ſtellen. Bei ſeiner Ankunft fand er jedoch den Krieg ſchon beendet. Im J. 1851 kehrte er nach England zurück, wo er «Letter on the defence of England by corps of volunteers and militia» (Lond. 1852; deutſch, Braunſchw. 1852) und die «History of the Colonies: Ionian Islands» (1853) veröffentlichte. Er ſtarb 29. Aug. 1853 zu Oaklands bei Portsmouth. In Trafalgar-Square zu London wurde ihm ein Standbild errichtet.

Sein Bruder, der Generallieutenant Sir George Thomas N., geb. 30. Juni 1784, war Adjutant des Generals Moore in der Schlacht von Coruña, 1833—44 Gouverneur des Kaplandes und ſtarb zu Genf 8. Sept. 1855.

Ein dritter Bruder, Sir William Francis Patrick N., geb. 17. Dez. 1785 in Caſtletown bei Dublin, kämpfte mit Auszeichnung in den ſpan.-franz. Feldzügen, in welchen er ſchwere Wunden davontrug. Nach geſchloſſenem Frieden ſchrieb er «History of the war in the Peninsula and in the south of France» (6 Bde., Lond. 1828—40; neue Aufl. 1853), ein Werk, das für die Kriegswiſſenſchaft von hoher Wichtigkeit iſt. Außer zahlreichen Beiträgen zur «Edinburgh» und «Westminster Review» veröffentlichte er ferner eine Reihe von Schriften zur Verteidigung ſeines Bruders Charles, dem er auch in dem «Life and opinions of Sir Charles James N.» (4 Bde., Lond. 1857) ein Denkmal geſetzt hat. Er ſtarb als General zu Clapham 12. Febr. 1860. Vgl. Bruce, «Life of General Sir William N.» (2 Bde., Lond. 1864).

Napier (John), auch Neper genannt, berühmter Mathematiker, geb. 1550, war der älteſte Sohn des ſchott. Barons Archibald von Merchiſton. Nachdem er in St.-Andrews ſeine Studien vollendet und Frankreich, Italien und Deutſchland bereiſt hatte, wählte er in ſeiner gelehrten Muße die Mathematik zu ſeinem Hauptſtudium. Am berühmteſten machte er ſich durch die Entdeckung der Logarithmen, auf welche er durch die Bemühungen, eine kürzere Berechnung der Dreiecke zu finden, geführt wurde. Auch iſt er bekannt als Erfinder der Neperſchen Rechenſtäbchen, welche die Vielfachen der einzelnen Ziffern bis zum Neunfachen enthalten, und mittels deren man auf eine leichte Art multipliziren und dividieren kann. Ein Ergebnis ſeiner eifrigen Beſchäftigung mit der Offenbarung Johannis war ſein «Commentarius in apocalypsin» (Edinb. 1593; Lond. 1611 u. öfter). Er ſtarb auf ſeiner Baronie zu Merchiſton 3. April 1617. Seine Hauptwerke ſind die «Mirifici logarithmorum canonis descriptio» (Edinb. 1614; vermehrt 1618) und «Rhabdologia, seu numerationis per virgulas libri duo» (Edinb. 1617 u. öfter). Vgl. M. Napier, «Memoirs of John N. of Merchiston» (Lond. 1834), der auch ein hinterlaſſenes Werk desſelben, «De arte logistica» (Lond. 1842), veröffentlichte.

Napier of Magdala and Carynglon (Robert Cornelius, Baron), berühmter brit. General, geb. 6. Dez. 1810 auf Ceylon, ſtammt aus ſchott.

Familie und wurde im Kadettenhause Addiscombe-College erzogen, trat 1828 als Lieutenant in das Geniekorps der Armee von Bengalen, kämpfte 1845—46 als Brigademajor gegen die Sikhs am Sutledge, wo er schwer verwundet wurde, leitete 1848 die Belagerungsarbeiten gegen Multan, und wurde, nachdem er sich 1849 in Gujerate ausgezeichnet, zum Oberstlieutenant befördert. Während des ind. Aufstandes leitete er als Chef des Geniekorps die Belagerung von Lucknow (1858), führte eine Brigade vor Morar und Gwalior, schlug Tantia Topi bei Dschura Allipore und Ferozeschah bei Nanode, wofür ihm der Bathorden und der Dank des Parlaments zuteil wurden. In den J. 1860 und 1861 focht N. mit Auszeichnung unter Sir Hope Grant als Kommandeur der 2. Division gegen China, namentlich bei den Operationen, welche die Einnahme der Takuforts und von Peking herbeiführten, stieg zum Generalmajor auf und empfing abermals den Dank des Parlaments. Von 1861 bis 1865 bekleidete er den Posten eines Mitgliedes des ind. Staatsrats und wurde 1865 Obergeneral der Armee von Bombay. Im Okt. 1867 wurde N. die Leitung der Expedition nach Abessinien (s. d.) übertragen. Die Umsicht und Entschlossenheit, mit der N. das schwierige Unternehmen in Bombay vorbereitete und fast ohne Verluste durchführte, fanden ungeteilte Anerkennung. Die Ernennung zum General in der Armee, die Erhebung zur Peerswürde mit dem Titel Baron N. und die Bewilligung einer Pension von 2000 Pfd. St., die auch an seinen nächsten Erben übergehen sollte, belohnten seine Verdienste. N. kehrte nach der abessin. Expedition nach England zurück, ging jedoch im Frühling 1870 als Oberbefehlshaber der ind. Armee und Mitglied des Staatsrats wieder nach Ostindien. Von dort wurde er 1876 als Gouverneur nach Gibraltar versetzt und kehrte 1883 unter Beförderung zum Generalfeldmarschall nach England zurück.

Napo, Nebenfluß des Amazonenstroms in Südamerika, der größte Fluß von Ecuador, entspringt an der Ostseite des Cotopaxi und mündet nach einem Lauf von 1220 km auf peruanischem Gebiet.

Napo, Dorf in Finland, Gouvernement Wasa, im Kirchspiel Storkyro in Österbotien, 45 km östlich von Wasa. Hier wurden 19. Febr. 1714 die Schweden von den Russen unter Fürst Galitzin geschlagen.

Napoleon I., Kaiser der Franzosen, König von Italien und Protektor des Rheinbundes, geb. 15. Aug. 1769 zu Ajaccio auf der Insel Corsica, war der zweite Sohn des Patriciers Carlo Bonaparte (s. d.) und der Maria Lätitia, aus dem Hause der Ramolini. Der junge N. erhielt durch Protektion des franz. Gouverneurs Grafen von Marboeuf 1779 eine Freistelle in der Militärschule zu Brienne, dann 1784 in der Militärschule zu Paris, wo er sich namentlich in der Mathematik auszeichnete, während seine Lieblingslektüre die Lebensbeschreibungen des Plutarch waren. Am 1. Sept. 1785 trat er als Lieutenant in das Regiment Lafère und 1786 in das 4. Artillerieregiment, welches zu Grenoble und Valence (Dauphiné) garnisonierte; 6. Febr. 1792 wurde er Artilleriehauptmann. Inzwischen war die Französische Revolution ausgebrochen, und in Corsica regte sich eine Partei, welche mit Hilfe Englands die Selbständigkeit der Insel wiedererlangen strebte. Man suchte auch N. dafür zu gewinnen, aber er verwarf diesen Plan aufs entschiedenste und nahm sogar zweimal Urlaub, um auf Corsica unter der franz. Fahne (1791—93) zu kämpfen. Er wurde deshalb, nebst seiner ganzen Familie, von den Aufständischen geächtet und kehrte nach Frankreich zurück, wo er als eifriger Anhänger des Konvents und Gegner des Föderalismus auftrat. Durch die Übertragung des Oberbefehls über das Belagerungsgeschütz vor Toulon, welchen er 12. Sept. 1793 übernahm, erhielt er die erste Gelegenheit, sein Feldherrntalent zu bethätigen, indem durch seine Dispositionen Toulon von den Engländern und Spaniern geräumt und zur Kapitulation (19. Dez.) gezwungen wurde. Nachdem er 6. Febr. 1794 zum Brigadegeneral der Artillerie befördert worden, diente er in der Armee von Italien, wo er bei den Konventskommissaren im Hauptquartier, besonders dem jüngern Robespierre, als militärischer Ratgeber großen Einfluß gewann. Die Folge war, daß er sich in den Sturz Robespierres verwickelt sah. Er wurde nach der Katastrophe vom 9. Thermidor verhaftet und angeklagt, und wenn er auch schon nach 14 Tagen seine Freiheit wiedererhielt, ward ihm doch bald von Aubry, Direktor des Kriegsausschusses, das Kommando entzogen. N. lebte nun längere Zeit zurückgezogen zu Paris und dachte sogar daran, türk. Dienste zu nehmen. Doch erhielt er durch den Deputierten Doulcet-Pontecoulant, Aubrys Nachfolger, Beschäftigung im topogr. Ausschuß des Kriegsministeriums und erregte durch seine strategischen Arbeiten Aufmerksamkeit. Bei der Krisis vom 13. Vendémiaire übertrug ihm der Konvent 4. Okt. 1795 den Befehl über die pariser Garnison. Nachdem er den Aufstand der Sektionen 5. Okt. mit schonungsloser Energie niedergeschlagen, wurde er 16. Okt. zum Divisionsgeneral und 26. Okt. zum Oberbefehlshaber der Armee des Innern ernannt. Am 9. März 1796 vermählte er sich mit Josephine (s. d.), der Witwe des während der Schreckenszeit hingerichteten Generals Alexander Beauharnais, die ihm zwei Stieflinder, Eugen (s. Leuchtenberg) und Hortense (später vermählt mit Ludwig Bonaparte, s. d.) zubrachte; die Ehe blieb kinderlos.

Bereits 23. Febr. 1796 hatte N. durch den Einfluß der Direktoren Carnot und Barras den Oberbefehl über die Armee von Italien erhalten, und 21. März ging er von Paris dahin ab. Er fand das Heer in dem traurigsten Zustande, kaum 40000 Mann stark, während demselben gegen 37000 Österreicher und 20000 Sardinier gegenüberstanden. Durch die Entwickelung seines Kriegsplans wußte er die ihm untergeordneten Generale, durch seine zuversichtliche Proklamation die Soldaten zu begeistern, und Anfang April eröffnete er die Operationen mit einem Angriff auf die Mitte der weit ausgedehnten feindlichen Stellung. Durch einige glückliche Gefechte bei Montenotte, Millesimo u. s. w. (11. bis 14. April) gelang es, die Österreicher bis an den Po zurückzudrängen. Die Sardinier waren nunmehr isoliert und wurden bei Ceva und Mondovi (20. und 21. April) geschlagen, worauf der König von Sardinien den Waffenstillstand vom 28. April durch Übergabe von drei Festungen erkaufen mußte. N. ging hierauf gegen die Österreicher vor, überschritt 7. Mai den Po bei Piacenza, erzwang 10. Mai den Übergang über die Adda bei der Brücke von Lodi und zog 14. Mai siegreich in Mailand ein. Binnen wenigen Wochen war die ganze Lombardei bis zur Etsch erobert, und die Österreicher sahen sich in Mantua eingeschlossen.

N. schaltete nach diesen Erfolgen als unumschränkter Gebieter und kümmerte sich wenig um die Weisungen der Regierung in Paris. Auf eigene Hand schloß er Verträge, erhob Kontributionen und organisierte die Verwaltung, wie es ihm gutdünkte. Die Fürsten von Parma, Modena und Sardinien, auch der Papst, welche sich mit England und Österreich verbunden hatten, mußten Waffenstillstand und Frieden durch Gebietsabtretungen, Naturallieferungen und Kontributionen erkaufen, auch zahllose Kunstwerke ausliefern, welche nach Paris in das Nationalmuseum wanderten. Ende Juli 1796 erschien ein österr. Heer unter Wurmser an der Etsch, um Mantua zu entsetzen; aber N. schlug ihn 3. und 5. Aug. bei Lonato und Castiglione, 4. und 8. Sept. bei Roveredo und Bassano, und am Ende ward Wurmser nach Mantua hineingedrängt und mit eingeschlossen. Auch ein zweites österr. Heer unter Alvinczy hatte keinen bessern Erfolg; N. siegte 15. bis 17. Nov. bei Arcole, 14. Jan. 1797 bei Rivoli und drängte dasselbe nach Tirol zurück, worauf Wurmser in Mantua 2. Febr. kapitulieren mußte. Damit war die Eroberung der Lombardei vervollständigt, und die zweideutige Haltung des Papstes gab Vorwand zum Einmarsch in den Kirchenstaat. Im Friedensvertrag von Tolentino mußte der Papst die Legationen und Avignon abtreten. N. ergriff sodann die Offensive gegen Österreich, das ihm den Erzherzog Karl entgegenstellte. Aber dieser konnte nicht hindern, daß N. in Istrien, Kärnten, Steiermark vordrang und 5. April Judenburg besetzte, worauf das wiener Kabinett die Friedenspräliminarien zu Leoben 18. April abschloß und die Lombardei abtrat. Als Entschädigungsobjekt mußte die Republik Venedig dienen, welche durch ihre zweideutige Politik N. gereizt hatte. Fast ohne Gegenwehr wurde das ganze Landgebiet und die Hauptstadt von den Franzosen occupiert, Kriegsschiffe, Kriegsvorräte und Kunstwerke weggenommen und der größte Teil des venet. Gebiets im Frieden von Campo-Formio (17. Okt. 1797) an Österreich überlassen. Die Lombardei nebst Modena und den Legationen wurde als Cisalpinische Republik, Genua als Ligurische Republik proklamiert, sodaß der Einfluß Frankreichs unbeschränkt in Ober- und Mittelitalien vorherrschte.

Am 5. Dez. 1797 traf N. wieder in Paris ein, wo er mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Er hatte mehr als 120 Mill. an baren Kontributionen eigenmächtig erhoben und verteilt, und doch brachte er nur 300 000 Frs. Ersparnisse mit, wofür er seiner Gemahlin das Schloß Malmaison kaufte. Das Direktorium sah mit Eifersucht auf den populären und eigenwilligen General und bot alles auf, um denselben wieder von Paris zu entfernen. Er erhielt den Oberbefehl über die sog. Armee von England, welche an den Ufern des Kanals zusammengezogen wurde und die brit. Inseln mit einer Landung bedrohte. N. erkannte bald die Unausführbarkeit des Unternehmens und entwarf den abenteuerlichen Plan zu einer Expedition nach dem Orient, und die Direktorialregierung ging bereitwillig darauf ein. Es galt, Ägypten zu erobern und von hier aus die brit. Kolonialbesitzungen in Ostindien zu bedrohen. Zu diesem Zweck rüstete man eine Flotte mit Landungstruppen in Toulon aus, die 19. Mai 1798 unter Segel ging. Zahlreiche Gelehrte und Künstler hatten sich der Expedition angeschlossen. Unterwegs ward 12. Juni die Insel Malta durch Kapitulation genommen. Am 30. Juni landete N. bei Alexandria, erfocht 21. Juli einen entscheidenden Sieg über das Heer der Mameluken bei den Pyramiden und zog 25. Juli in Kairo ein. Inzwischen aber wurden seine Verbindungen mit Frankreich völlig unterbrochen, da der engl. Admiral Nelson die franz. Flotte bei Abukir 1. Aug. vernichtete. Trotzdem bewahrte N. seinen Gleichmut und begann das eroberte Ägypten neu zu organisieren. Im Frühjahr 1799 drang er sogar nach Syrien vor, mußte jedoch vor der Festung St.-Jean d'Acre nach längerer Belagerung unverrichteter Sache wieder abziehen und 21. Mai den Rückzug antreten. Dagegen ward ein türk. Heer, welches mit engl. Hilfe in Ägypten landete, bei Abukir 25. Juli bis zur Vernichtung geschlagen. Unterdessen hatte in Europa der Krieg zwischen Frankreich und der zweiten Koalition begonnen, und das Kriegsglück war den franz. Waffen ungetreu geworden, während gleichzeitig die Mißverwaltung des Direktoriums im Innern Uneinigkeit und Unzufriedenheit erregte. Infolge dessen entschloß sich N. zur Heimkehr, übergab 21. Aug. den Oberbefehl in Ägypten an General Kleber und schiffte sich 23. Aug. mit etwa 500 Begleitern ein. Am 9. Okt. 1799 landete er zu Fréjus, und unterwegs mit Jubel begrüßt, traf er 16. Okt. wieder in Paris ein. Nachdem er sich mit Sieyès und den einflußreichsten Generalen verständigt, stürzte er durch den militärischen Staatsstreich vom 18. Brumaire (9. Nov. 1799) die Direktorialregierung.

Von diesem Tage an war N. der anerkannte Gebieter Frankreichs. Die neue Konstitution, welche man nach seinen Wünschen entwarf, trat bereits 27. Dez. 1799 in Kraft und ward nachträglich durch eine allgemeine Volksabstimmung mit mehr als drei Millionen Stimmen sanktioniert. Demnach erhielt er unter dem Titel eines Ersten Konsuls auf zehn Jahre die volle monarchische Gewalt, während seine beiden Nebenkonsuln nur eine beratende Stimme hatten. Auch verlegte er seine Wohnung alsbald in den Palast der Tuilerien und hielt hier einen glänzenden Hof. Die Emigrantenliste wurde geschlossen, und fast neun Zehnteile der Ausgewanderten durften zurückkehren. Während der nächsten Jahre sah sich N. durch Verschwörungen und Attentate bedroht, welche teils von den Republikanern, teils von den Royalisten angestiftet wurden. Am 24. Dez. 1800 entging er zufällig der Explosion einer Höllenmaschine. Eine andere Verschwörung, bei welcher George Cadoudal (s. d.) und Pichegru (s. d.) beteiligt und Moreau (s. d.) Mitwisser war, wurde Febr. 1804 entdeckt. N. griff deshalb zu außerordentlichen Repressivmaßregeln; zahlreiche Verdächtige wurden durch Spezialgerichtshöfe und Militärkommissionen abgeurteilt oder nach Gualana deportiert. Auch der Justizmord, welchen N. an dem Herzog von Enghien (s. d.) vollstrecken ließ (21. März 1804), ward hierdurch veranlaßt.

Seine erste Sorge richtete N. dahin, das militärische und polit. Übergewicht Frankreichs wiederherzustellen. Im Mai 1800 zog er mit einem Heer über die Alpen, griff die Österreicher bei Marengo im Rücken an und erfocht 14. Juni einen entscheidenden Sieg. Die Österreicher mußten hierauf gemäß der Konvention von Alessandria 16. Juni die Lombardei räumen, und die Cisalpinische Republik trat wieder ins Leben. N. kehrte 3. Juli nach Paris zurück. Da die Franzosen auch in Deutschland

glücklich kämpften, so mußte sich das wiener Kabinett zum Frieden von Lunéville 9. Febr. 1801 bequemen, wodurch in Deutschland der Rhein, in Italien die Etsch als Grenze festgesetzt wurden. Piemont ward nunmehr (April 1801) der franz. Republik einverleibt. Schon vorher hatte N. das von den Franzosen occupierte Großherzogtum Toscana unter dem Namen eines Königreichs Etrurien an den Herzog von Parma verliehen (1. Okt. 1800), wogegen Parma unter franz. Herrschaft kam. Demnächst gelang es ihm, mit Rußland ein freundschaftliches Verhältnis herzustellen. Beide Mächte im Einverständnis übten den entscheidenden Einfluß in Deutschland, wo die Verteilung der durch Säkularisation gewonnenen Entschädigungsmasse unter die durch Abtretung des linken Rheinufers benachteiligten Fürstenhäuser beginnen sollte. Zahllose Gesandtschaften der Mittel- und Kleinstaaten pilgerten nach Paris, um die Protektion des Ersten Konsuls zu erbitten und zu erkaufen; selbst die deutschen Großmächte bewarben sich wetteifernd um seine Unterstützung. Unter franz. und russ. Vermittelung kam endlich der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 zu Stande. Mit England schloß N. Frieden auf den status quo ante bellum zu Amiens 27. März 1802; desgleichen mit der Türkei 25. Juni 1802, nachdem inzwischen die Franzosen Ägypten geräumt hatten. So war der allgemeine Weltfriede wiederhergestellt.

Nicht minder wichtig und erfolgreich war die Thätigkeit des Ersten Konsuls im Innern. Die Verwaltung ward organisiert, indem an die Stelle der gewählten Municipalitäten eine von oben her ernannte, in strengster Subordination gehaltene Bureaukratie (Präfekten, Unterpräfekten, Maires) eintrat. Die Steuererhebung ward neu geregelt und zur Hebung des Kredits eine Amortisationskasse und die Bank von Frankreich gegründet. Eine strenge und gewandte Polizei unter Fouché überwachte die Presse und die Parteien. Durch das Konkordat vom 15. Aug. 1801 wurde die kath. Kirche mit 9 Erzbischöfen und 41 Bischöfen wiederhergestellt; doch mußte dieselbe auf ihre in der Revolution eingezogenen Güter verzichten, wogegen der Staat die Besoldung der Geistlichkeit übernahm. Auch ward 1801 eine Kommission niedergesetzt, um einen neuen Civilcodex auszuarbeiten. (S. Französisches Recht.) Im ganzen erhielt das öffentliche Leben Frankreichs immer mehr ein monarchisches Gepräge, wie denn auch der Orden der Ehrenlegion gestiftet wurde. Im Mai 1802 ließ sich N. durch den Senat seine Amtsgewalt auf weitere zehn Jahre verlängern. Am 2. Aug. 1802 wurde er bei allgemeiner Abstimmung mit einer Majorität von 3568259 Stimmen zum lebenslänglichen Konsul ernannt.

Der Friede mit England dauerte kaum ein Jahr. Die brit. Regierung beschwerte sich über die Einmischung N.s in die Verhältnisse Italiens, der Schweiz und Hollands. N. protestierte vergebens gegen die feindselige Haltung der engl. Presse und gegen die Umtriebe der franz. Flüchtlinge in England. Nach einem erbitterten Notenwechsel erfolgte die engl. Kriegserklärung (18. Mai 1803), worauf N. das Kurfürstentum Hannover occupierte und am Kanal ein Heer und eine Flotte zum Zweck einer Landung in England sammelte. Zugleich entwarf er die Grundzüge des Kontinentalsystems, indem er 20. Juni 1803 die Einfuhr der brit. Waren untersagte. Das londoner Kabinett dagegen suchte Bundesgenossen auf dem Kontinent zu gewinnen und eine neue Koalition gegen Frankreich zu stiften; zugleich ließ dasselbe die franz. Häfen blockieren, die franz. Kolonien angreifen und unterstützte insgeheim die Umtriebe und Verschwörungen der franz. Flüchtlinge. Unmittelbar nach Entdeckung des Komplotts vom Febr. 1804 that N. den entscheidenden Schritt zur Wiederherstellung der erblichen Monarchie. Durch einen Senatsbeschluß, 18. Mai 1804 zu St.-Cloud überreicht, wurde er zur Befestigung des Staats und zur Sicherheit seiner eigenen Person zum erblichen Kaiser erklärt, mit dem Titel: Napoleon I. von Gottes Gnaden und durch die Konstitutionen der Republik Kaiser der Franzosen. Bei einer allgemeinen Abstimmung sanktionierte diese neue Ordnung der Dinge eine Majorität von 3572329 Stimmen. Am 2. Dez. fand die Krönung in der Notre-Damekirche zu Paris mit großer Pracht statt. Papst Pius VII., welcher zu dieser Feier geladen war, salbte den Kaiser und die Kaiserin Josephine; dann setzte N. sich selbst und seiner Gemahlin die Krone auf. Der neue Thron umgab sich mit einem glänzenden Hofstaat. Auch ward bald ein neuer Erbadel (Herzöge, Grafen, Barone, Ritter) errichtet, welcher auf Majorate basirt werden sollte; doch blieb die Gleichheit vor dem Gesetz bestehen. Reichswappen ward der goldene Adler, auf dem Donnerkeil sitzend, im blauen Feld. Die republikanischen Einrichtungen und Erinnerungen wurden vollends beseitigt und die Rechte der großen Staatskörperschaften (Senat und Legislative) aufs äußerste beschränkt, sodaß nur ein hohler Scheinkonstitutionalismus übrig blieb, während thatsächlich ein starrer Absolutismus eingetreten war. Auch die Italische Republik wurde in ein Königreich Italien (17. März 1805) umgewandelt; N. krönte sich selbst 26. Mai zu Mailand mit der Eisernen Krone und stiftete den nach dieser benannten Orden.

Inzwischen war die dritte Koalition abgeschlossen, in der Absicht, Frankreich wieder auf die Grenzen von 1792 zu beschränken. Infolge dessen gab N. die Pläne gegen England auf, um dessen Bundesgenossen Österreich und Rußland anzugreifen. Am 24. bis 26. Sept. 1805 ging er mit der Hauptarmee über den Rhein, worauf Bayern, Württemberg und Baden sich mit ihm verbündeten. Ein zahlreiches österr. Heer unter Mack wurde durch geschickte Operationen umzingelt und kapitulierte 17. Okt. bei Ulm; 13. Nov. besetzte N. Wien. In Schönbrunn erhielt er die Nachricht von der Vernichtung der franz.-span. Flotte bei Trafalgar. Einen Augenblick erschien die Lage bedenklich, da Preußen Miene machte, der Koalition beizutreten; doch die glorreiche Dreikaiserschlacht bei Austerlitz 2. Dez. entschied zu Gunsten N.s. Das russ. Heer kehrte heim; Preußen verstand sich zu dem demütigenden Vertrag von Schönbrunn 15. Dez., wo es gegen Abtretung alter Erblande Hannover zugewiesen erhielt; Österreich verlor im Frieden von Preßburg, 26. Dez., den letzten Rest seiner ital. Besitzungen, sowie Tirol und Vorderösterreich. An demselben Tage erklärte N. zu Schönbrunn die Dynastie von Neapel wegen ihrer zweideutigen Haltung für abgesetzt, und binnen wenig Wochen war die ganze ital. Halbinsel von den Franzosen occupiert; nur auf den Inseln Sicilien und Sardinien behaupteten sich die Könige von Neapel und von Piemont unter dem Schutz der engl. Flotte. Dagegen wurden die

deutschen Bundesgenossen mit Gebietsvergrößerung belohnt; Bayern und Württemberg erhielten auch den Königstitel. Am 27. Jan. 1806 kehrte N. nach Paris zurück und suchte nun seine vorherrschende Machtstellung in Mitteleuropa durch Begründung eines sog. Föderativsystems dauernd zu befestigen. Zunächst begann er seine Familie mit neuen Thronen auszustatten und deutsche Fürsten durch Verwandtschaftsbande an sich zu fesseln. Sein Bruder Joseph Bonaparte (s. d.) wurde König von Neapel, sein Bruder Ludwig Bonaparte (s. d.) König von Holland, sein Stiefsohn Eugen Vizekönig von Italien, sein Schwager Joachim Murat (s. d.) Großherzog von Berg; seine Schwestern erhielten ital. Fürstentümer, Elise (s. Bacciochi) Lucca und Piombino, Pauline (s. Borghese) Guastalla. Ein kaiserl. Familienstatut vom 31. März erklärte den franz. Kaiser zum Familienhaupt und nötigte sämtlichen Gliedern mit ihren Herrschaften das strengste Vasallentum auf. Am 12. Juli folgte die Unterzeichnung des Rheinbundes (s. d.) und dann die Auflösung des Deutschen Reichs, 26. Aug. die Erschießung des Buchhändlers Palm (s. d.).

Die Friedensunterhandlungen, welche um diese Zeit in Paris mit Rußland und England geführt wurden, blieben erfolglos, und bald darauf kam es auch zum Bruch mit Preußen, welches, von N. vielfach gedemütigt, zuletzt die Räumung Deutschlands von franz. Truppen forderte. N. reiste 25. Sept. 1806 von Paris nach Bamberg, wo er seine Armee konzentrierte und dann nach Thüringen vorrückte. In der Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt (14. Okt.) wurde die preuß. Hauptmacht vollständig geschlagen. N. zog 27. Okt. triumphierend in Berlin ein, und noch im November ward alles Land bis zur Weichsel von den Franzosen occupiert. Die Dynastien von Braunschweig und Kurhessen wurden verjagt, gegen England das Dekret der Kontinentalsperre erlassen; dagegen ward Kursachsen in den Rheinbund aufgenommen und erhielt den Königstitel. Inzwischen hatte eine starke russ. Heeresmacht sich mit den Preußen vereinigt. Die mörderische Schlacht bei Preußisch-Eylau 7. und 8. Febr. 1807 fiel unentschieden aus. Als aber N. bei Friedland 14. Juni siegte und am 16. Königsberg besetzte, wurden Unterhandlungen eröffnet, welche zum Abschluß des Friedens von Tilsit 7. und 9. Juli führten. Die Bitten der Königin Luise um mildere Bedingungen wurden von N. zurückgewiesen. Preußen verlor die Hälfte seiner Provinzen, während sich Rußland mit der größten Schonung behandelt sah und sogar noch eine Gebietsvergrößerung erhielt. Aus den eroberten Landen westlich von der Elbe bildete N. das Königreich Westfalen, welches er seinem jüngsten Bruder, Hieronymus Bonaparte (s. d.), verlieh; die preuß.-poln. Provinzen aber fielen unter dem Namen eines Herzogtums Warschau dem König von Sachsen zu. Die starke Festung Erfurt und die wiederhergestellte Republik Danzig behielt N. als militärische Stützpunkte in der Hand; auch blieb ganz Norddeutschland von franz. Truppen besetzt. Von wichtigen Folgen war, daß während der Unterhandlungen in Tilsit N. Freundschaft mit dem Kaiser Alexander I. von Rußland schloß und demselben Schweden und die Türkei preisgab, während er selbst seine Herrschaft über die Pyrenäische Halbinsel ausdehnte. Zunächst kam Portugal an die Reihe. Der pariser »Moniteur« vom 13. Nov. verkündigte die Absetzung der Dynastie Braganza, weil dieselbe immer zu England gehalten habe, und franz. Truppen besetzten das Land. Dann mußte der König von Etrurien resignieren (10. Dez. 1807), und sein Königreich ward dem franz. Kaisertum einverleibt. Endlich gab ein Familienzwist im span. Königshause auch hier den Vorwand zur Einmischung. König Karl IV. und sein Sohn Ferdinand VII. erkannten N. als Schiedsrichter an und kamen auf dessen Einladung zu ihm nach Bayonne, wo sie beide genötigt wurden, auf die span. Krone zu verzichten (5. und 10. Mai 1808). N. setzte darauf seinen Bruder Joseph zum König von Spanien und Indien ein und gab dessen bisheriges Königreich Neapel an Joachim Murat; das dadurch erledigte Großherzogtum Berg kam unter franz. Verwaltung. Aber nun begann sofort auf der Pyrenäischen Halbinsel der nationale Freiheitskrieg gegen den fremden Usurpator und wurde von England kräftig unterstützt, sodaß ein großer Teil der franz. Armee dort beschäftigt war. Am 27. Sept. 1808 traf N. auf einem Kongreß zu Erfurt mit Kaiser Alexander I. zusammen, und das in Tilsit begründete Einverständnis zwischen beiden Mächten wurde hier unter Anwesenheit einer großen Zahl von deutschen Fürsten durch spezielle Vereinbarungen bestätigt.

Unmittelbar darauf (Ende Okt. 1808) ging N. nach Spanien, und es gelang ihm, für den Augenblick die nationale Insurrektion niederzuschlagen; nach wiederholten Siegen zogen die Franzosen 4. Dez. in Madrid ein. Auf die Nachricht von den großen Rüstungen Österreichs kehrte N. aber 22. Jan. 1809 nach Paris zurück. Er traf 17. April 1809 in Donauwörth ein, griff die Österreicher an und trieb sie in fünftägigen Kämpfen nach Böhmen zurück; 13. Mai zog er in Wien ein. Hier erfolgte das Dekret vom 17. Mai, welches den Kirchenstaat vollends dem franz. Kaisertum einverleibte; Papst Pius VII. wurde gefangen nach Frankreich abgeführt. Als aber N. versuchte, die Donau zu überschreiten, um das österr. Heer auf dem Marchfelde anzugreifen, erlitt er 21. und 22. Mai die erste Niederlage in der blutigen Schlacht bei Aspern und Eßling; nur mit Mühe brachte er seine Armee auf das südl. Stromufer zurück. Nach seiner Vereinigung mit dem Prinzen Eugen ging er wieder über die Donau und erfocht 5. und 6. Juli den entscheidenden Sieg bei Wagram, worauf 12. Juli der Waffenstillstand von Znaim unterzeichnet wurde. Im Frieden zu Wien (Schönbrunn) 14. Okt. mußte Österreich über 100 000 qkm abtreten, die teils zur Vergrößerung des Herzogtums Warschau, teils zur Herstellung eines besondern franz. Gouvernements der Illyrischen Provinzen dienten. Mitten im Siegesglück wurde das Leben N.s zu Schönbrunn durch Friedrich Staps (s. d.) 13. Okt. bedroht; doch wurde die Ausführung des Attentats vereitelt.

Dem Wiener Frieden folgte ein kurzer Zeitraum der Ruhe, wo N. auf dem Gipfel seiner Macht und seines Glücks stand. Nur auf der Pyrenäischen Halbinsel dauerte der Kampf unausgesetzt fort. Um die Zukunft seines Reichs und seiner Dynastie zu sichern, ließ er durch Senatsbeschluß vom 16. Dez. 1809 sich von seiner kinderlosen Gemahlin Josephine scheiden. Zunächst dachte er an eine Heirat mit der russ. Großfürstin Anna (nachmals Königin der Niederlande); aber die Verhandlungen zerschlugen sich. Dagegen bewilligte Kaiser Franz von Österreich die Hand seiner Tochter, der

Erzherzogin Marie Luise (s. d.); die Vermählung fand 1. April 1810 in Paris statt. Dem Sohne, der 20. März 1811 aus dieser Ehe geboren ward, verlieh N. sofort den Titel eines Königs von Rom (Napoleon II., nachmals Herzog von Reichstadt, s. d.). Als der König von Holland, Ludwig Bonaparte, nach vielfachen Reibungen mit N. seine Krone niederlegte, wurde Holland 9. Juli 1810 dem Kaisertum einverleibt. Ein gleiches Schicksal betraf die Republik Wallis 11. Nov. und die Hansestädte Hamburg, Bremen, Lübeck, das Herzogtum Oldenburg und einen Teil von Hannover 13. Dez. 1810. So reichte das franz. Kaiserreich von der Nordsee bis jenseit des Tiber und vom Atlantischen Meere bis an die Ostsee und zählte 130 Departements. Paris war die erste, Rom die zweite, Amsterdam die dritte Stadt des Reichs. Die letzten Annexionen Hollands und der Nordseeküsten hatte N. mit der Notwendigkeit einer strengern Handhabung des Kontinentalsystems zu rechtfertigen gesucht; auch an die verbündeten Staaten wurden in dieser Hinsicht immer strengere Anforderungen gestellt. Darüber kam es am Ende zu Zwistigkeiten mit Schweden und Rußland. Kaiser Alexander I., ohnehin durch die Entthronung des verwandten Herzogs von Oldenburg, sowie durch die Vergrößerung des Herzogtums Warschau gereizt, verweigerte seine weitere Mitwirkung zur Kontinentalsperre. N. glaubte jetzt die Zeit gekommen, auch den letzten ebenbürtigen Gegner auf dem Kontinent niederzuwerfen, und entbot seine Vasallen und Bundesgenossen zur Heeresfolge gegen Rußland; auch Preußen und Österreich mußten dazu Hilfstruppen stellen. Er reiste 9. Mai 1812 von Paris nach Deutschland ab, und nachdem er in Dresden nochmals die deutschen Könige und Fürsten um sich versammelt, stellte er sich an die Spitze der großen Armee, welche an der Weichsel zusammengezogen war und etwa ½ Mill. Soldaten zählte. N. überschritt 24. Juni den Niemen und schlug die Russen bei Smolensk 17. Aug. und bei Borodino an der Moskwa 7. Sept. Dann zog er 14. Sept. siegreich in Moskau ein, wo er eine Ruhestätte bis zum nächsten Frühjahr zu finden hoffte. Doch der Brand dieser ungeheuern und an Hilfsquellen überreichen Stadt vereitelte mit einem Schlage alle Hoffnungen und Berechnungen (15. bis 20. Sept.). Nachdem N. noch einen ganzen Monat mit nutzlosen Friedensunterhandlungen hingebracht hatte, entschloß er sich, sein durch Kämpfe und Entbehrungen bereits sehr gelichtetes Heer zurückzuführen. Der Rückzug begann 18. Okt. bei günstigem Wetter, aber schon Anfang November trat eine ungewöhnliche Kälte ein; Frost und Hunger rafften die Soldaten zu Tausenden hinweg, und die furchtbaren Kämpfe und Aufopferungen, mit denen der Übergang über die Beresina erkauft werden mußte (26. bis 28. Nov.), vollendeten die Auflösung der großen Armee, von der nur geringe Überreste in die Heimat zurückkehrten. Mitten auf diesem Rückzuge erhielt N. die Nachricht von der Verschwörung des Generals Malet (s. d.). Er übergab 5. Dez. den Oberbefehl an Murat und eilte im strengsten Inkognito nach Paris zurück, wo er 19. Dez. eintraf.

Während die Russen nach Polen und Deutschland vordrangen und Preußen sich erhob, um die franz. Freundherrschaft abzuschütteln, war N. mit großartigen Aushebungen und Rüstungen beschäftigt und stellte zum Frühjahr 1813 eine neue zahlreiche Armee ins Feld, welcher der größte Teil der Rheinbundskontingente sich anschließen mußte. Er ging 15. April von Paris nach Mainz, übernahm den Oberbefehl und besiegte die vereinigten preuß.-russ. Heere 2. Mai bei Groß-Görschen, 20. und 21. Mai bei Bautzen. Dennoch hielt er für geraten, die angebotene Vermittelung Österreichs anzunehmen und den Waffenstillstand vom 4. Juni zu schließen, worauf Unterhandlungen in Prag eröffnet wurden. Vergebens suchte N. die Verbündeten zu trennen und Österreich für sich zu gewinnen. Am Ende stellte man ihm das Ultimatum, das ihm die Rheingrenze und Italien ließ (8. Aug.), und als er nicht darauf einging, trat auch Österreich der bereits zwischen Preußen, Rußland, Schweden und England abgeschlossenen Allianz bei. So begann der Krieg aufs neue. N. nahm jetzt eine centrale Stellung bei Dresden und erfocht hier gegen die Verbündeten 26. und 27. Aug einen glänzenden Sieg, während seine Marschälle und Generale bei Großbeeren, an der Katzbach und bei Kulm geschlagen wurden. Darauf zog er sich, um die Verbindung mit dem Rhein zu behalten, nach Leipzig zurück. Die Alliierten rückten von allen Seiten heran, und die Entscheidungsschlacht vom 16. bis 19. Okt. endigte mit der vollständigen Niederlage der Franzosen. N. mußte den Rückzug nach Frankreich antreten. Nachdem er bei Hanau 30. und 31. Okt. noch den bayr. General Wrede, welcher ihm den Weg verlegen wollte, geschlagen hatte, erreichte er die Rheingrenze. Doch war sein Heer durch Kämpfe, Strapazen und Krankheiten fast ganz aufgerieben. Gleichzeitig wurden die Franzosen vollends aus Spanien hinausgeworfen. Nichtsdestoweniger blieb der Respekt vor N. noch immer so groß, daß die Alliierten am Rhein stehen blieben und in Frankfurt a. M. neue Unterhandlungen anknüpften. Sie erklärten sich bereit, Frankreich seine «natürlichen Grenzen», Rhein, Alpen und Pyrenäen, zu belassen, und forderten nur, daß N. auf jede Herrschaft in Deutschland, Holland, Spanien und Italien verzichte und die Wiederherstellung der alten Dynastien daselbst anerkenne. Als darauf eine ausweichende Antwort erfolgte, besetzten die Alliierten im Dezember die Schweiz und Holland und überschritten 1. Jan. 1814 den Rhein, während ein engl.-span. Heer unter Wellington über die Pyrenäen vordrang.

Unterdes erlebte N. in Paris zum ersten mal seit 1802 eine Opposition im Gesetzgebenden Körper, worauf er die Deputierten mit harten Worten nach Hause schickte und ohne ihre Zustimmung neue Steuern und Rekruten ausschrieb. Aber es zeigte sich, daß die alte Begeisterung erloschen war; das franz. Volk war der ewigen Kriege müde und wünschte den Frieden. Trotzdem beharrte N. in hartnäckiger Verblendung. Nach den ersten Gefechten bei Brienne 29. Jan. und bei La Rothière 1. Febr. wurde nochmals ein Friedenskongreß zu Châtillon eröffnet, und die Alliierten erklärten sich bereit, Frankreich in den Grenzen von 1792 zu belassen. Jedoch der Kaiser, welcher nach den Erfolgen vom 10. bis 14. Febr. über die Blücherschen Armee seine volle Zuversichtlichkeit wiedergewonnen hatte, wies die Vorschläge zurück und wollte nur auf Grundlage der frankfurter Anerbietungen verhandeln. Dagegen schloß er mit König Ferdinand VII. von Spanien und Papst Pius VII. Verträge ab, infolge deren diese wieder in Freiheit

geſetzt wurden und (März) in ihre Staaten zurückkehrten. Doch blieben dieſe Friedensſchlüſſe ohne Einfluß auf den Verlauf des großen Kriegs. Von allen Seiten drangen die alliierten Heere gegen Paris vor, und die blutigen Kämpfe bei Bar-ſur-Aube 27. Febr., bei Laon 7. und 9. März und bei Arcis-ſur-Aube 20. und 21. März fielen für die franz. Waffen unglücklich aus. Der Kongreß von Châtillon ging unverrichteter Sache auseinander. N. faßte den verzweifelten Entſchluß, ſich nach Lothringen in den Rücken der Feinde zu werfen und deren Verbindungen mit dem Rhein zu bedrohen, indem er hoffte, ſie dadurch zum Rückzug zu zwingen. Aber die Alliierten begnügten ſich, ihm ein Beobachtungskorps nachzuſenden, und marſchierten mit der Hauptmacht weiter gegen Paris, das 31. März kapitulierte. Auf die Nachricht von dem Marſch der Alliierten gegen Paris eilte N. dorthin, kam aber einige Stunden zu ſpät, und zog ſich nach Fontainebleau zurück. Nachdem der Senat ſchon 3. April die Abſetzung des Kaiſers ausgeſprochen hatte, entſagte N. zu Gunſten ſeines Sohnes, Napoleons II.; als dies verworfen wurde, bequemte er ſich 11. April zu einer unbedingten Abdankung. Dagegen ſollte er die Inſel Elba als Souverän und eine Jahresrente von 2 Mill. Frs. erhalten; auch durften ihm 400 Mann von ſeiner Garde als Freiwillige folgen. N. verließ 20. April Fontainebleau, um nach der Südküſte zu reiſen. Am 28. April ſchiffte er ſich auf einer brit. Fregatte ein und landete 4. Mai 1814 auf Elba.

Hier wurde N. durch ſeine geheimen Agenten über alle Vorgänge in Europa unterrichtet und als er bemerkte, daß durch die fortwährenden Mißgriffe der Bourbons die Unzufriedenheit in Frankreich immer mehr wuchs und daß die Großmächte auf dem Wiener Kongreß über die poln. und ſächſ. Frage in offenen Streit geraten waren, entſchloß er ſich zu dem Verſuch, durch einen kühnen Handſtreich die verlorene Krone wiederzugewinnen. Er ging 26. Febr. 1815 mit etwa 1100 Soldaten zu Schiff und landete 1. März an der Küſte der Provence im Golf Juan. In den erſten Tagen zeigte ſich die Bevölkerung unſicher und beſorgt. Als er aber weiter vordrang, wurde er mit immer lebhafterm Zuruf empfangen, und die gegen ihn ausgeſandten Truppen gingen zu ihm über, ſo 6. März die Beſatzung von Grenoble unter Oberſt Labedoyère, das Armeekorps von Lyon am 10. und Marſchall Ney in Macon 13. März. Bereits 20. März abends zog N. wieder in Paris ein, nachdem die Bourbons am Tage vorher geflüchtet waren; er hatte ganz Frankreich ohne Schwertſtreich wiedererobert. Um die liberale Partei, welche ihm das vorige Jahr Oppoſition gemacht hatte, für ſich zu gewinnen, erließ er 22. April eine Zuſatzakte zur Verfaſſung des Kaiſertums, welche eine Anzahl liberaler Beſtimmungen enthielt. Am 1. Juni verſammelte er die Deputationen der Departements, der Armee und der Flotte auf dem Marsfeld in Paris, wo die neue Verfaſſung proklamiert und dem Kaiſer gehuldigt wurde. Aber das Ausland weigerte ſich, dieſe Reſtauration des franz. Kaiſertums anzuerkennen. Vergebens verſuchte N. mit Rußland und Öſterreich anzuknüpfen und verſprach, mit den Grenzen von 1792 ſich zu begnügen. Die Alliierten erneuerten zu Wien ihre Allianz und erließen gegen ihn als allgemeinen Feind und Ruheſtörer eine förmliche Achtserklärung (13. März). Sein einziger Bundesgenoſſe, Joachim Murat, unterlag nach einem kurzen Feldzuge. Unterdes ſtellte N. wieder ein ſtarkes Heer ins Feld und drang 14. Juni in Belgien ein, um die dort verſammelten engl. und preuß. Streitkräfte zu vernichten, bevor die Ruſſen und Öſterreicher herbeikämen. Am 16. Juni ſchlug er die Preußen bei Ligny. Dann wandte er ſich gegen die Engländer, und es kam 18. Juni zur Schlacht bei Waterloo, wo der rechtzeitige Anmarſch der Preußen die vollſtändige Niederlage des franz. Heers entſchied. Nach eiliger Flucht traf N. 20. Juni wieder in Paris ein und fand die Haltung der Kammern geradezu feindſelig; man forderte ſeine Abdankung. So entſagte N. 22. Juni dem Throne zu Gunſten ſeines Sohnes, Napoleons II. Er verweilte hierauf noch bis zum 29. Juni in Malmaiſon und reiſte darauf nach Rochefort, um ſich nach den Vereinigten Staaten von Amerika einzuſchiffen; als er aber 3. Juli daſelbſt anlangte, war der Hafen bereits durch engl. Kriegsſchiffe geſperrt. Er ſtellte ſich hierauf unter den Schutz des Prinz-Regenten Georg IV. und ging 15. Juli an Bord des von Kapitän Maitland befehligten Linienſchiffs Bellerophon. Allein die Landung in Plymouth und der Schutz der engl. Geſetze wurden ihm nicht bewilligt; vielmehr ward ihm der Beſchluß der alliierten Mächte mitgeteilt, daß der «General Bonaparte» im Intereſſe der allgemeinen Ruhe nach der engl. Inſel St. Helena deportiert werden ſolle. Der Kaiſertitel, den England niemals anerkannt hatte, wurde ihm von jetzt an verſagt. N. beſtieg 7. Aug. das Linienſchiff Northumberland und langte 16. Okt. 1815 in St. Helena an, wo ihm ein neuerrichtetes Gebäude zu Longwood als Wohnſitz angewieſen wurde. Die Generale Bertrand, Gourgaud, Montholon, Graf Las-Cases u. a. durften ſeine Verbannung teilen, in welcher er ſich vorzugsweiſe mit Abfaſſung ſeiner Denkwürdigkeiten beſchäftigte. Mit dem Gouverneur der Inſel, Sir Hudſon Lowe, der den Gefangenen ſtreng bewachte, lebte er in fortwährendem Streite. Nach längerer Kränklichkeit ſtarb er 5. Mai 1821 am Magenkrebs. Im J. 1840 wurde, nach Verſtändigung zwiſchen der engl. und franz. Regierung, ſein Grab geöffnet und der Leichnam durch den Prinzen von Joinville nach Paris geführt, wo man ihn 15. Dez. 1840 im Dom der Invaliden beiſetzte.

Die eigenen Schriften N.s erſchienen nach ſeinem Tode mehrmals geſammelt («Oeuvres», 6 Bde., Par. 1821—22; 5 Bde., Stuttg. u. Tüb. 1822—23). Außerdem veröffentlichten die Generale Gourgaud und Montholon die ſog. «Dictées de Ste.-Hélène» («Mémoires pour servir à l'histoire de France sous N., écrits à Ste.-Hélène, sous la dictée de l'empereur», 8 Bde., Lond. u. Par. 1822—24; 2. Aufl., 9 Bde., Par. 1830; deutſch, 9 Bde., Berl. 1823—25). Hierzu kam die auf Befehl Napoleons III. veranſtaltete Sammlung der «Correspondance de N. I» (Bd. 1—31, Par. 1858—70; deutſche Auswahl von Kurz, 3 Bde., Hildburgh. 1868); «Ungedruckte Briefe N.s aus den J. 1796 und 1797» gab Hüffer (Wien 1873) heraus; ferner erſchien: «Correspondance militaire de N. I» (10 Bde., Par. 1875—77); Lanfreys «Histoire de N. I» (Par. 1867 fg., 5 Bde., bis zum J. 1811; deutſch von Glümer, Bd. 1—5, Berl. 1869—76), das beſte Werk über N., baſiert vorzugsweiſe auf dieſer Korreſpondenz. Zu den

wichtigsten Quellenschriften für die Geschichte des ersten Kaiserreichs gehören auch die zahlreichen Memoiren der Feldherren N.s und anderer Personen aus dessen Umgebung, wie z. B. von O'Meara, Las-Cases, Antommarchi, Hudson Lowe, Bausset, Duraud, Bourrienne, Arrantes, Montholon, Masséna, Ney, Belliard, Marmont, Miot, Beugnot u. s. w. Die geschichtlichen Darstellungen, die seit dem Anfang des 19. Jahrh. über das Privatleben und die öffentliche Laufbahn N.s erschienen, sind ungemein zahlreich, doch zum Teil ohne eigentlichen hist. Wert. Von franz. und engl. Werken dieser Art sind hervorzuheben die von Arnault (3 Bde., Par. 1822—26), Norvins (4 Bde., Par. 1827 u. öfter, sehr populär), Walter Scott (9 Bde., Edinb. 1827 u. öfter), Jomini (4 Bde., Par. 1827), Hazlitt (4 Bde., Lond. 1828), Laurent (Par. 1828 u. öfter), Bailleul (4 Bde., Par. 1829—30), Hugo (Par. 1833), Thibaudeau (6 Bde., Par. 1827—28), Mitchell (3 Bde., Lond. 1839), Saint-Hilaire (2 Bde., Par. 1842), Michaud (Par. 1844), Regnault (4 Bde., Par. 1846), Bégin (5 Bde., Par. 1853—54), Martin de Gray (2. Aufl., 3 Bde., Par. 1858), Leynadier (Par. 1866 fg.); ferner die Werke von Bignon (s. d.), Thiers (s. d.) u. s. w. Von deutschen biographischen Arbeiten über N. sind etwa zu nennen die von Bergk (4 Bde., Lpz. 1825), Kolb (7 Bde., Speier 1826—27), Buchholz (3 Bde., Berl. 1827—29), Schlosser (3 Bde., Frankf. 1833—35), Becker (2 Bde., Lpz. 1838—39), Roth (2 Bde., Stuttg. 1843) u. s. w. Vgl. auch Kleinschmidt, «N. I.» (in Bd. 7 des «Neuen Plutarch», Lpz. 1880). Hierzu kommen von Schriften über einzelne Lebensepochen des Kaisers: Coston, «Biographie des premières années de N.» (2 Bde., Par. 1840); Nasica, «Mémoires sur l'enfance et jeunesse de N.» (Par. 1852); Ségur, «Histoire de N. et de la grande armée pendant l'année 1812» (2 Bde., Par. 1824 u. öfter); Fain, «Manuscrit de 1812» (2 Bde., Par. 1824); Forsyth, «History of the captivity of N.» (2 Bde., Lond. 1853); Böhtlingk, «Napoleon Bonaparte, seine Jugend u. sein Emporkommen» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1883) u. s. w.

Napoleon II., s. Reichstadt (Herzog von).

Napoleon III., Kaiser der Franzosen, der dritte Sohn des Königs Ludwig Bonaparte (s. d.) von Holland und der Königin Hortense (Beauharnais), wurde 20. April 1808 zu Paris geboren, aber erst 4. Nov. 1810 zu Fontainebleau getauft (Charles Louis Napoleon). Nach der zweiten Restauration der Bourbons folgte N. seiner Mutter in die Verbannung, zuerst nach Genf, dann nach Augsburg, wo er das Gymnasium besuchte, zuletzt nach Arenenberg im Thurgau. Durch die Bewegung des J. 1830 wurde N. zuerst in das öffentliche Leben hineingezogen und beteiligte sich mit seinem ältern Bruder, Napoleon Ludwig, an dem Aufstandsversuche Ciro Menottis in der Romagna und den benachbarten Herzogtümern; der ältere Bruder starb zu Forli 17. März 1831 angeblich an den Masern, vermutlich aber infolge einer Verwundung. Nach der Schweiz zurückgekehrt, beschäftigte sich N., der abwechselnd auf Arenenberg und dem später angekauften Schlosse Gottlieben unweit Konstanz wohnte und als Hauptmann der Artillerie in die schweiz. Miliz eintrat, vorzugsweise mit schriftstellerischen Arbeiten. Zuerst erschienen von ihm 1832 «Rêveries politiques», worin er geradezu aussprach, daß eine Wiedergeburt Frankreichs nur durch Wiederherstellung des Napoleonischen Kaisertums mit demokratischen Institutionen möglich sei. Bald darauf starb der Herzog von Reichstadt (22. Juli 1832), und nunmehr sah N. sich als den nächstberechtigten Erben des großen Kaisers an. Im J. 1833 veröffentlichte N.: «Considérations politiques et militaires sur la Suisse» und 1835 ein «Manuel d'artillerie».

Inzwischen hatte N. zu Baden-Baden, wo er oft verweilte, mehrere franz. Offiziere aus der Garnison von Straßburg kennen gelernt, insbesondere den Oberst Vaudrey vom 4. Artillerieregiment. Er faßte den Plan, mit deren Hilfe sich dieser wichtigen Festung zu bemächtigen und von dort aus das Signal zur Wiederherstellung des franz. Kaisertums zu geben, und ließ durch seinen Vertrauten Persigny die Verschwörung in Straßburg organisieren. Am 28. Okt. 1836 abends traf er daselbst ein und erschien am 30. morgens 5 Uhr in der Austerlitzkaserne, wo er von dem 4. Artillerieregiment mit Jubel als Kaiser begrüßt wurde. Von da begab er sich nach der Finckmattkaserne zum 46. Infanterieregiment, wurde aber hier nebst den meisten Mitschuldigen verhaftet. In der Nacht vom 9. zum 10. Nov. wurde N. nach Paris abgeführt, und hier empfing er die Mitteilung, daß die franz. Regierung beschlossen habe, ihn nicht vor Gericht zu stellen, sondern nach Amerika überzuführen. Zu Anfang März 1837 landete er in Neuyork. Auf die Nachricht von der Erkrankung seiner Mutter schiffte er sich schon nach einigen Monaten nach England ein und kehrte nach Arenenberg zurück, wo Hortense bald darauf (5. Okt. 1837) starb. Die franz. Regierung forderte indes die Ausweisung N.s aus der Schweiz (Aug. 1838), worauf N. 14. Okt. 1838 Arenenberg verließ und sich nach London begab. Er vollendete hier seine Schrift «Des idées Napoléonnes» (Par. 1839).

Als 1840 die Übertragung der kaiserl. Leiche von St. Helena nach Paris vorbereitet wurde und infolge dessen der bonapartistische Enthusiasmus in Frankreich einen neuen Aufschwung nahm, ließ der Prinz eine zweite Schrift über die «Napoleonische Idee» folgen («L'idée Napoléonienne; œuvre mensuelle»), und hielt die Zeit für günstig zu einem zweiten Handstreich. Am 4. Aug. 1840 schiffte er sich mit General Montholon, Persigny, Dr. Conneau und etwa 50 bewaffneten Begleitern ein und landete am 6. morgens 2 Uhr bei Boulogne. Die Zollwache ward überrumpelt, und um 5 Uhr zog er, einen abgerichteten Adler über dem Haupte, unter dem Rufe: Es lebe der Kaiser! in Boulogne ein. Aber der Versuch, die Garnison zu gewinnen, schlug fehl. So mußte sich N. an die Küste zurückziehen, und als er sein Schiff wieder zu erreichen suchte, schlug das Boot um, und er wurde von den Verfolgern aus dem Wasser herausgezogen. Eine königl. Ordonnanz vom 9. Aug. verfügte, daß die franz. Pairskammer über das Attentat von Boulogne richten sollte, und 28. Aug. begann der öffentliche Prozeß im Luxembourg-Palast zu Paris, wobei der berühmte Advokat Berryer als Verteidiger N.s fungierte. Der Generalprokurator trug auf Todesstrafe an; aber das Urteil vom 6. Okt. lautete auf lebenslängliche Gefangenschaft für den Prinzen und auf kürzere Haft für seine Mitschuldigen. Am 7. Okt. wurde N. nach der Citadelle von Ham (im Depart. Somme) abgeführt; Dr. Conneau durfte sein Gefängnis teilen. Hier beschäftigte

er sich fast ausschließlich mit schriftstellerischen Arbeiten, welche teils dem Gebiete der Politik und Volkswirtschaft, teils der Artilleriewissenschaft angehörten. Auch veröffentlichte er viele Aufsätze in dem Journal «Progrès du Pas-de-Calais». Am bemerkenswertesten aus dieser Epoche ist seine Broschüre über die Ausrottung des Pauperismus («De l'extiaction du paupérisme», Par. 1844), weil er darin an die Ideen des Sozialismus anknüpfte. In der Verkleidung eines Arbeiters entfloh er aus der Citadelle von Ham (25. Mai 1846, unter dem Namen Badinguet, wie er auch später von seinen Feinden genannt wurde) und kehrte nach London zurück. Die im April und Juni 1848 ihm übertragenen Mandate für die franz. Nationalversammlung lehnte er ab. Als er aber die Republik mit vielen Schwierigkeiten kämpfen sah, reiste er, bei den Neuwahlen vom 17. Sept. in Paris und fünf andern Departements zum Repräsentanten gewählt, nach Paris und nahm 26. Sept. seinen Sitz in der Nationalversammlung ein. Indes beteiligte er sich wenig an den Arbeiten derselben und ergriff fast nur das Wort, um jeden Verdacht einer Prätendentenpolitik von sich abzulehnen. Nichtsdestoweniger nahm jetzt die bonapartistische Bewegung immer größere Dimensionen an, und als es sich um die Präsidentenwahl handelte, gab der populäre Name bei der Masse des Landvolks den Ausschlag. Am 27. Nov. erließ N. sein Wahlmanifest, und 10. Dez. fand die Wahl statt, wobei 7941161 Stimmen abgegeben wurden. N. erhielt 6048872 und wurde 20. Dez. 1848 als Präsident der franz. Republik installiert.

N. nahm zuerst ein parlamentarisches Ministerium ohne bestimmte Parteifarbe und schlug sowohl in der innern wie in der auswärtigen Politik eine konservative Richtung ein, wobei er sich auf die Majorität der Nationalversammlung stützte. Die extremen Parteien wurden durch strenge Maßregeln niedergehalten, auch im April 1849 eine Expedition nach dem Kirchenstaat gesandt, um die päpstl. Gewalt daselbst wiederherzustellen und den franz. Klerus für N. zu gewinnen. Durch Reisen, Ansprachen und andere Mittel suchte er seine Popularität zu vergrößern und an die Erinnerungen des ersten Kaisertums anzuknüpfen. Mit der Nationalversammlung kam er bald in einen unversöhnlichen Konflikt. Er verlangte von ihr die Revision der Verfassung, um das Verbot der Wiederwählbarkeit des Präsidenten aufzuheben, die Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechts, die Erhöhung des Präsidentengehalts von 600000 Frs. auf 3 Mill. und fand bei der Mehrzahl der Generalräte Zustimmung. Da die Nationalversammlung auf keine dieser Forderungen einging und die Verfügung über die Truppenmacht in Paris für sich beanspruchte, so unternahm N. den Staatsstreich vom 2. Dez. 1851. Er dekretierte die Auflösung der Nationalversammlung und die Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechts und appellierte an das franz. Volk, welches berufen wurde, in Urversammlungen über einen neuen Verfassungsentwurf abzustimmen. Der bewaffnete Widerstand in Paris, 3. und 4. Dez., ward mit Militärgewalt unterdrückt, die Führer der parlamentarischen Opposition verhaftet und in die Verbannung geschickt, Massendeportationen angeordnet, Ausnahmegesetze erlassen. Die Ruhe war in kurzem wiederhergestellt. Von der bonapartistischen Presse wurde N. als «Retter der Gesellschaft» gepriesen. Unter diesen Eindrücken fand die allgemeine Volksabstimmung 20. und 21. Dez. statt. Eine Majorität von 7481636 Stimmen sanktionierte die Vorlage, wodurch N. auf weitere zehn Jahre mit seiner Amtsgewalt bekleidet ward. Ganz Europa erkannte die neue Ordnung der Dinge bereitwillig an. Der «Prinz-Präsident» verkündigte nunmehr die Verfassung vom 14. Jan. 1852, welche der Konsularverfassung vom Jahre VIII (1799) nachgebildet war, einen Senat und einen Gesetzgebenden Körper schuf und N. die unbeschränkte monarchische Gewalt verlieh. Die Civilliste ward vom Senat auf 12 Mill. Frs. festgesetzt. Um den Einfluß der Familie Orléans zu brechen, erließ N. das Dekret vom 22. Jan., welches das Orléansche Hausvermögen, wie König Ludwig Philipp es bei seiner Thronbesteigung besessen, nach Maßgabe des alten monarchischen Herkommens zu Gunsten der Staatsdomäne konfiszierte und den Verkauf aller Orléansschen Privatgüter binnen Jahresfrist verordnete. Mit allen Mitteln der Staatsgewalt wurde nun auf die Wiederherstellung des Kaisertums hingearbeitet. Diesem Ziele galten die Rundreisen des Präsidenten und seine eine friedliche Politik in Aussicht stellenden Reden. Bei einem Bankett zu Bordeaux, 9. Okt., versicherte er: «Das Kaisertum ist der Friede!» Unter dieser Losung wurde in allen Teilen Frankreichs ein großer Adressensturm organisiert. Der Senat, durch Dekret vom 19. Okt. berufen, um über die Wünsche des Volks zu beraten, trat 4. Nov. zusammen. Schon 7. Nov. erfolgte ein Senatskonsult, welches das Erbkaisertum wiederherstellte, und dieser Beschluß ward bei der allgemeinen Volksabstimmung (21. und 22. Nov.) mit mehr als 7800000 Stimmen sanktioniert. Am 2. Dez. 1852 hielt der neue Souverän, welcher den Titel «Napoleon III. von Gottes Gnaden und durch den Willen der Nation Kaiser der Franzosen» annahm, seinen feierlichen Einzug in Paris, wo er die Tuilerien bezog. Die Civilliste wurde auf 25 Mill. Frs. festgesetzt und die Verfassung den neuen monarchischen Formen angepaßt. In einer Botschaft vom 22. Jan. 1853 verkündigte N., dessen Bewerbungen um Prinzessinnen aus alten fürstl. Häusern erfolglos waren, den großen Staatskörperschaften seine bevorstehende Vermählung mit der span. Gräfin Eugenie (s. d.) von Montijo. Die kirchliche Trauung fand 30. Jan. 1853 statt. Aus dieser Ehe entsprang ein einziger Sohn, Napoleon Eugen Ludwig Johann Joseph (s. d.).

Das neue Kaisertum wurde von den europ. Mächten anerkannt, von den drei Ostmächten jedoch zögernd; der russ. Kaiser Nikolaus versagte sogar N. die unter Souveränen übliche Anrede «Monsieur mon frère». Bald bot sich eine Gelegenheit, dafür Vergeltung zu üben. Als Kaiser Nikolaus 1853 die Zeit zum Umsturz des Osmanischen Reichs gekommen glaubte, trat N. gegen ihn auf, verbündete sich mit England, später auch mit Sardinien und sandte Flotte und Heer erst nach der Türkei, dann nach der Krim. (S. Orientkrieg.) Infolge dieser Bundesgenossenschaft trat das franz. Kaiserpaar mit den alten Höfen in persönlichen Verkehr. Im April 1855 reisten N. und die Kaiserin Eugenie nach London und wurden auf das glänzendste empfangen; in demselben Jahre kamen die Monarchen von Portugal, England und Sardinien nach Paris. Zwei Attentate gegen N. durch Pianori

(28. April 1855) und Bellamare (8. Sept.) mißlangen. Nach der Beendigung des Orientkriegs durch den Pariser Frieden, 30. März 1856, stand Frankreich unbestritten als die erste Großmacht in Europa da, und alle andern Staaten bewarben sich um seine Freundschaft. N. besuchte abermals die Königin Victoria zu Osborne (Mai 1857) und traf in Stuttgart (Sept. 1857) mit dem russ. Kaiser Alexander II. zusammen. In dem neuenburger Konflikt zwischen Preußen und der Schweiz trat N. als Vermittler auf. Am 12. Aug. 1857 stiftete er die St.-Helena-Medaille, welche jedem zuteil werden sollte, der in den J. 1792—1815 unter den franz. Fahnen gefochten. Um dieselbe Zeit (Aug. 1857) wurden drei Italiener, Tibaldi, Bartoloni und Grilli, welche aus London nach Paris kamen und ein Attentat gegen N. beabsichtigten, rechtzeitig verhaftet. Gefährlicher war ein anderes Attentat. Am 14. Jan. 1858 wurden gegen den kaiserl. Wagen drei Bomben geschleudert; doch blieb das Kaiserpaar unverletzt. Als Schuldige verhaftete man vier Italiener, Orsini, Pieri, Rudio und Gomez, welche eben aus London gekommen waren. Die beiden ersten wurden (13. März) hingerichtet, die andern deportiert. Außerdem ward ein Franzose Bernard in London als Mitschuldiger Orsinis angeklagt, aber von den engl. Gerichten freigesprochen. Diese Attentate gaben den Anstoß zur Verschärfung der Sicherheitsmaßregeln. Die Gegner N.s brachten es im Gesetzgebenden Körper nur zu einer Opposition von fünf Mitgliedern. Die große Masse war durch die polit. und kriegerischen Erfolge, sowie durch gemeinnützige Einrichtungen längst für N. gewonnen; Heer und Flotte fanden Beschäftigung in den Kolonien und den Expeditionen nach China (1857—60), Japan (1858), Annam (1858—62) und Syrien (1860—61).

Seit dem Orientkriege hatte N. seine Blicke vorzugsweise auf Italien gerichtet und sich entschlossen, Österreich aus seiner vorherrschenden Stellung auf der Halbinsel zu verdrängen. Zu diesem Zwecke hatte er einen festen Bundesgenossen an Sardinien gewonnen. Im Aug. 1858 erschien der sardin. Premierminister Graf Cavour in Plombières und traf geheime Verabredungen mit N. Gleich darauf ward eine Heirat zwischen dem Vetter des Kaisers, Prinz Napoleon, und der Prinzessin Clotilde von Sardinien eingeleitet. Beim Neujahrsempfang in den Tuilerien (1859) sprach N. dem österr. Gesandten von Hübner sein Bedauern aus, daß die beiderseitigen Beziehungen nicht mehr so gut seien wie früher. Eine offiziöse Broschüre: «N. III. et l'Italie», sowie die Thronrede vom 7. Febr. konstatierten den bevorstehenden Bruch. Nachdem Österreich Sardinien angegriffen, erließ N. am 3. Mai sein Kriegsmanifest, worin er den Entschluß aussprach: «Italien sich selbst wiederzugeben.» Am 10. Mai verließ er Paris, landete am 12. in Genua, hielt nach der Schlacht bei Magenta, 4. Juni, begleitet von dem König von Sardinien, seinen triumphierenden Einzug in Mailand, 8. Juni, und erfocht bei Solferino 24. Juni einen Sieg über die Österreicher. Doch mitten im Siegeslaufe hielt er inne. Die Haltung Deutschlands erschien bedenklich, die kühne Annexionspolitik des Grafen Cavour nicht vereinbar mit dem Interesse Frankreichs. So wurde 8. Juli ein Waffenstillstand abgeschlossen, N. traf 11. Juli mit dem Kaiser von Österreich zu Villafranca zusammen, wo die Friedenspräliminarien unterzeichnet wurden. Darin erhielt er die Lombardei abgetreten, welche er dem König von Sardinien übergab. Unmittelbar darauf verließ N. den Kriegsschauplatz und war 17. Juli wieder in St.-Cloud. Die Dinge in Italien verliefen aber nicht ganz nach Wunsch. In den Präliminarien von Villafranca und dem Frieden von Zürich (10. Nov. 1859) war die Bildung einer ital. Konföderation vorgesehen, in welcher er den franz. Einfluß zum allmächtigen zu machen hoffte. Aber das turiner Kabinett arbeitete auf die Errichtung eines einheitlichen Königreichs Italien hin und ließ sich in seinem Eifer, ganz Mittelitalien und Neapel und Sicilien zu annektieren, nicht stören. Mit Mühe rettete N. dem Papste einen verkleinerten Kirchenstaat. Für Frankreich erwarb er als Lohn für seine Hilfe das Herzogtum Savoyen und die Grafschaft Nizza. Eine geschickt geleitete Volksabstimmung ergab in diesen Gebieten eine ungeheure Majorität für den Anschluß an Frankreich. Gegenüber dem nationalen Unwillen der Italiener gegen die Fortdauer der franz. Besatzung in Rom verstand sich N. zu dem Vertrag vom 15. Sept. 1864, wonach er unter bestimmten Bedingungen binnen zwei Jahren seine Truppen aus Rom zurückzuziehen versprach. Der Abzug erfolgte auch wirklich am Schlusse des J. 1866. Als aber Okt. 1867 Garibaldi einen Freischarenzug gegen Rom unternahm, ohne von der ital. Regierung daran gehindert zu werden, schickte N. aufs neue Truppen nach Italien, «das Chassepotgewehr that Wunder» bei Mentana 3. Nov. und die franz. Besatzung blieb zum Schutz des Papstes wieder in Rom.

Ein vollständiges Fiasko erlebte die Politik N.s bei der abenteuerlichen Expedition nach Mexiko, wozu er namentlich durch die phantastische Idee, sein vermeintliches Protektorat über die lat. Rasse auch nach Amerika auszudehnen und der german. Union einen roman. Nachbarstaat gegenüberzustellen, sich verleiten ließ. Aber dieser Plan hatte nur so lange Aussicht auf Verwirklichung, als der Bürgerkrieg in der Union fortdauerte. Sobald dieser 1865 beendigt war, hatte N., welcher mit franz. Gelde und franz. Truppen Mexiko erobert, den Erzherzog Maximilian (s. d.) auf den Kaiserthron gesetzt und gegen seine Feinde geschützt hatte, seine andere Wahl, als seine Truppen aus Mexiko zurückzuziehen und Maximilian im Stiche zu lassen, oder von der Union sich den Krieg erklären zu lassen. Auf das Drängen der Unionsregierung zog N. 1867 seine Truppen aus Mexiko zurück und überließ Maximilian der Rache der merik. Republikaner. Die franz. Arsenale waren durch diese Expedition so erschöpft, daß N. auf mehrere Jahre hinein keinen größern Krieg wagen konnte.

Entscheidend für die Herrschaft des Kaisers wurde dessen Stellung zu dem aufstrebenden Preußen. Schon 1851 hatte er durch seinen intimsten Vertrauten, Herrn von Persigny, dem Könige Friedrich Wilhelm IV. eine Allianz antragen lassen, mit dem ausgesprochenen Zwecke, daß zu Gunsten Frankreichs die Österreicher aus Italien hinausgetrieben und Deutschland nach den Wünschen Preußens in nationalem Sinn konstituiert werden sollte. Ähnliche Eröffnungen machte er im Febr. 1859 dem zum Regenten ernannten Prinzen von Preußen. Er ließ ihm Holstein, Hannover und Kurhessen anbieten, falls Preußen ihn in der ital. Frage unterstützen würde. Beidemal zurückgewiesen, bat er den

Prinz-Regenten um eine persönliche Zusammenkunft, mit dem ostensibeln Zwecke, denselben von seinen friedlichen Gesinnungen zu überzeugen. Die Zusammenkunft fand 15. bis 17. Juni 1860 in Baden-Baden statt. N. äußerte gegen den Prinzen, daß Preußen, wenn es in Wahrheit eine europ. Großmacht sein wolle, notwendig große Länderstrecken am offenen Meere haben müsse; er werde nichts dagegen haben, wenn Preußen sich in den Besitz von Schleswig-Holstein setze und dadurch festen Fuß an der Nordsee fasse. Aber der Prinz vermied es, auf dieses Thema irgendwie einzugehen. N.s freundliche Haltung in dem Deutsch-Dänischen Kriege hatte ihren Grund hauptsächlich darin, daß er dadurch Preußen für seine Eroberungspläne günstig zu stimmen hoffte. Der Ausbruch des Deutschen Kriegs von 1866 kam ihm sehr gelegen. Er zweifelte nicht, daß der Krieg von langer Dauer sein, beide Mächte ungemein schwächen und Preußen, dessen Niederlage er bestimmt erwartete, geneigt machen werde, auf seine Eroberungspläne einzugehen. Er trieb daher Preußen zum Kriege an, sicherte ihm seine wohlwollende Neutralität zu und gab zu der preuß.-ital. Allianz seine ausdrückliche Zustimmung. Im Mai 1866 trug er Bismarck ein förmliches Defensiv- und Offensivbündnis an, wonach Preußen, falls der angestrebte Kongreß nicht zu Stande komme, den Krieg mit Österreich eröffnen, darauf Frankreich den Krieg an Österreich erklären und mit 300000 Mann ausmarschieren solle. Für Italien sollte der Friedenspreis Venetien, für Preußen ein Gebietszuwachs mit einer Bevölkerung von 7—8 Mill. E. und die Durchführung der Bundesreform, für Frankreich das Gebiet zwischen Mosel und Rhein, doch ohne Koblenz und Mainz, sein. Gleichzeitig unterhandelte N. mit Österreich, veranlaßte dasselbe, dem ital. Kabinett 5. Mai die Abtretung Venetiens anzubieten, und schloß 9. Juni einen Vertrag mit Österreich, wonach dieses Venetien an Frankreich, beziehungsweise Italien abtreten und als Entschädigung hierfür Schlesien erhalten solle. Da Bismarck auf seine Anträge nicht einging, so rechnete N. nur noch auf Preußens Niederlage und veranlaßte, um diese vollständig zu machen, den ital. Ministerpräsidenten General La Marmora zu einer möglichst energielosen Kriegführung. Der Sieg von Königgrätz durchkreuzte diese Pläne. N. erreichte bei der Feststellung der Friedensbedingungen nichts weiter, als daß Sachsens Annexion abgewendet, den süddeutschen Staaten eine internationale, unabhängige Existenz zugesichert und zu Gunsten der nördl. Distrikte Schleswig-Holsteins ein unpraktischer Vorbehalt gemacht wurde. Nun verlangte aber N. Kompensationen auf dem linken Rheinufer und ließ 5. Aug. Bismarck einen Vertragsentwurf zustellen, wonach Frankreich die Grenzen von 1814, Rheinbayern und Rheinhessen nebst der Festung Mainz, Auflösung des zwischen dem Deutschen Bunde und Luxemburg bestehenden Verhältnisses und Aufhebung des preuß. Garnisonsrechts in der Festung Luxemburg forderte. Auch dieser von Kriegsdrohungen begleitete Antrag wurde zurückgewiesen, worauf N. seine Blicke von der Rheingrenze nach Belgien und Luxemburg wandte. Zu Anfang des J. 1867 ließ er Bismarck einen neuen Vertragsentwurf zu einem Defensiv- und Offensivbündnis vorlegen zum Zwecke der käuflichen Erwerbung Luxemburgs und der Eroberung Belgiens. Dieser Antrag wurde von Bismarck «dilatorisch» behandelt. Die Kaufsverhandlungen mit dem König von Holland wegen Luxemburgs scheiterten an dem Widerspruch Preußens. N.s nächstes Streben war, in der kürzesten Zeit eine starke Armee zu schaffen. Unter dem Kriegsminister Niel wurde mit fieberhafter Ungeduld an der Reorganisation der Armee und an der Anhäufung großer Kriegsvorräte gearbeitet. Was nicht im Bunde mit Preußen zu erreichen war, sollte im Kriege mit demselben erkämpft werden.

Die Mißerfolge in der äußern Politik waren nicht ohne Einfluß auf die innern Verhältnisse Frankreichs. Die Opposition im Gesetzgebenden Körper, welche 1857 nur fünf Mitglieder gezählt hatte, stieg bei den Neuwahlen von 1869 auf 93 Mitglieder. Außerdem bildete sich eine Mittelpartei, deren N. durchaus nicht sicher war. So verstand er sich, nachdem er bereits das Interpellationsrecht eingeräumt und ein liberales Vereins- und Preßgesetz erlassen hatte, 2. Jan. 1870 zu der Bildung des parlamentarischen Ministeriums Ollivier und zu einer die Ministerverantwortlichkeit und andere liberale Zugeständnisse in sich schließenden Vorlage an den Senat. Auch legte er den Senatskonsult vom 20. April 1870 der Abstimmung des franz. Volks vor. Das Plebiszit vom 8. Mai bestätigte die Verfassungsänderung.

Die von der Kaiserin beschützte Jesuitenpartei wurde inzwischen nicht müde, N. gegen das prot. Preußen aufzuhetzen. Sie benutzte die span. Thronkandidatur des Prinzen von Hohenzollern, um ihm endlich die Kriegserklärung abzuringen. Vergebens sah er sich nach Bundesgenossen um. Der König von Italien war zu einer Allianz bereit, aber nur um den Preis der Überlassung Roms. Diesen Preis glaubte N. der Jesuitenpartei gegenüber nicht verantworten zu können, und als er im August seine Occupationstruppen aus Rom zurückzog, hatte der König von Italien infolge der deutschen Siege keine Neigung mehr, eine Allianz mit Frankreich abzuschließen. Seiner Gemahlin die Regentschaft überlassend, reiste N. 28. Juli 1870 mit seinem Sohne nach Metz und übernahm das Oberkommando. (S. Deutsch-Französischer Krieg von 1870 und 1871.) Aber schon 9. Aug. legte er dasselbe nieder, und am 14. begab er sich nach Châlons zur Armee Mac-Mahons. Mit dieser zog er nach Sedan, übersandte 1. Sept. seinen Degen dem König von Preußen und hatte 2. Sept. noch persönliche Unterredungen mit Bismarck und dem König. Am 3. Sept. fuhr N. als Kriegsgefangener nach dem Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel und traf dort am 5. ein. Gegen seine nachträgliche Absetzung durch die Nationalversammlung in Bordeaux erließ N. 6. März 1871 einen Protest. Nach Abschluß der Friedenspräliminarien wurde er 19. März aus der Kriegsgefangenschaft entlassen und begab sich nach Chiselhurst bei London, wo er mit Gattin und Sohn den Rest seines Lebens zubrachte. Am 9. Jan. 1873 starb N. in Chiselhurst an den Folgen einer Steinoperation und wurde 15. Jan. in der dortigen kath. Kirche begraben. Die Leiche wurde jedoch 9. Jan. 1874 aus der Kirche nach einem neu aufgeführten Mausoleum zu Chiselhurst gebracht.

Die frühern Schriften N.s sind in einer Gesamtausgabe «Oeuvres de N. III» (4 Bde., Par. 1854—57), außerdem die «Oeuvres militaires» (Par. 1856) noch besonders erschienen. In deutscher Übersetzung

erschienen diese Schriften von Richard (4 Bde., Lpz. 1857—58). Außerdem veröffentlichte N. das historisch-biographische Werk «Histoire de Jules César» (2 Bde., Par. 1865—66; deutsch, Wien 1865—66), für welches er von vielen Altertumsforschern Voruntersuchungen anstellen ließ. Nach seinem Tode erschienen «Oeuvres posthumes et autographes inédites de N. en exile» (herausg. von dem pseudonymen Grafen de la Chapelle, Par. 1873). Die Broschüre «De causes, qui ont amené la capitulation de Sedan par un officier attaché à l'État-Major Général» (Brüss. 1870) ist wahrscheinlich von N. während seiner Gefangenschaft auf Wilhelmshöhe veranlaßt worden. Vgl. Gottschall, «Napoleon III.» (in Bd. 10 des «Neuen Plutarch», Lpz. 1884); «Morel, N. III, sa vie, ses œuvres et ses opinions» (Par. 1869); von Sybel, «Napoleon III.» (Bonn 1873); Delord, «Histoire du second empire» (6 Bde., Par. 1869—74); Jerrold, «Life of N. III.» (4 Bde., Lond. 1874—82). Von den vielen Satiren, die über N. erschienen sind, ist die von Victor Hugo «N. le petit» (Par. 1852 u. öfter) die bemerkenswerteste.

Napoleon (Eugène Louis Jean Joseph), der einzige Sohn des vorigen aus seiner Ehe mit Eugenie von Montijo, wurde 16. März 1856 in den Tuilerien geboren und erhielt eine sorgfältige Erziehung. Beim Beginn des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 wurde er von seinem Vater mit nach dem Kriegsschauplatz genommen und feuerte in dem kleinen Gefecht von Saarbrücken 2. Aug. 1870 eine Mitrailleuse ab. Von Metz begab er sich mit seinem Vater nach Châlons, und von da reiste er, während jener nach Sedan zog, über Belgien nach England, wo er mit seiner Mutter zusammentraf. Er lebte mit ihr in Chiselhurst und wurde 1872 als Zögling in die Militärakademie von Woolwich aufgenommen. Nach dem Tode seines Vaters nahm er den Namen Graf von Pierrefonds an und wurde beim Eintritt seiner Großjährigkeit 16. März 1874 von der bonapartistischen Partei zu Chiselhurst feierlich als Napoleon IV. zu ihrem Haupt und Prätendenten proklamiert. Wie seine Mutter, so lebte auch er in Zwiespalt mit seinem Vetter Jérôme N. Um durch eine Waffenthat die Aufmerksamkeit Frankreichs auf sich zu lenken, faßte er den Entschluß, an dem Krieg der Engländer gegen die Zulukaffern teilzunehmen. Am 27. Febr. 1879 schiffte er sich nach Natal ein. Als er 1. Juni eine Rekognoszierung mitmachte, wurde er von einem Haufen Zulu überfallen und mit 17 Stichen ihrer Assagais durchbohrt. Sein Leichnam wurde nach England gebracht und 12. Juli in der Kapelle von Chiselhurst beigesetzt. In dem Testament, welches er 26. Febr. noch in England gemacht hatte, übertrug er seine Ansprüche auf den franz. Thron dem Prinzen Victor Napoleon (s. d.), obgleich das unter dem zweiten Kaiserreich erlassene Thronfolgegesetz nicht diesen, sondern dessen Vater, Jérôme N., für den nächsten Erben der Napoleonischen Ansprüche erklärt hatte. Ein Denkmal für N. wurde 13. Jan. 1883 zu Woolwich enthüllt.

Napoleon (Joseph Charles Paul Bonaparte, Prinz), auch (nach seinem Vater) Jérôme genannt, im Volkswitz auch mit dem Namen Plonplon bezeichnet (weil er als Kind sich Plon statt Napoleon nannte), Vetter Napoleons III., geb. zu Triest 9. Sept. 1822, ist der jüngste Sohn des Königs Hieronymus Bonaparte (s. d.) und der Prinzessin Katharina von Württemberg. Nachdem er im älterlichen Hause zu Rom und Florenz, darauf in einem Pensionat zu Genf die erste Erziehung erhalten, bezog er die württemb. Kriegsschule zu Ludwigsburg und blieb daselbst fünf Jahre. Als 1840 ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich auszubrechen drohte, verließ er den württemb. Dienst und trat eine längere Reise an durch Deutschland, England und Spanien. Im J. 1845 erhielt er die Erlaubnis, auf vier Monate Paris besuchen zu dürfen. Als er jedoch daselbst Verbindungen mit der demokratischen Opposition anknüpfte und seine Sympathien für den in Ham gefangenen Vetter (Napoleon III.) rücksichtslos zur Schau trug, befahl ihm die franz. Regierung, binnen acht Tagen Frankreich zu verlassen. Aber schon 1847 wurde, auf Verwendung der Deputiertenkammer, ihm zugleich mit seinem Vater die Rückkehr nach Frankreich gestattet. So war er in Paris, als die Februarrevolution 1848 ausbrach, und ward auf Corsica zum Mitglied der Konstituierenden Versammlung gewählt, wo er sich durch seine demokratischen und republikanischen Reden bemerkbar machte. Auch wirkte er eifrig für die Zulassung seines Vetters und für dessen Wahl zum Präsidenten der Republik. Im März 1849 wurde N. zum Gesandten in Madrid ernannt. Auf der Reise dahin hielt er zu Bordeaux eine Rede, worin er die Regierungspolitik als reaktionär bekämpfte. Als er deshalb einen Verweis erhielt, verließ er ohne Urlaub seinen Posten in Madrid, um seinen Platz in der Nationalversammlung wieder einzunehmen, und wurde deshalb seines Amtes entsetzt. Nichtsdestoweniger blieb er dem Familieninteresse getreu und bewahrte ein gutes Einvernehmen mit dem Präsidenten. Nach der Wiederherstellung des Kaisertums erhielt er durch Dekret vom 18. Dez. 1852, zugleich mit seinem Vater, den Titel eines franz. Prinzen und das eventuelle Thronfolgerecht. Im J. 1853 zum Divisionsgeneral ernannt, nahm er 1854 am Krimkriege teil, wurde nach einigen Monaten zurückberufen und zum Generaldirektor der Industrieausstellung von 1855 ernannt.

Im J. 1858 erhielt er das neugeschaffene Ministerium für Algerien und die Kolonien; doch trat er bald wieder zurück, da er mit seinen Reformbestrebungen gegen die rein militärische Verwaltung des Landes und gegen das alte System der Kolonial- und Handelspolitik nicht durchzudringen vermochte. Am 30. Jan. 1859 heiratete er die älteste Tochter des Königs Victor Emanuel II. von Sardinien, Prinzessin Clotilde (Marie Thérèse Luise), geb. 2. März 1843, aus welcher Ehe drei Kinder entsprangen: Napoleon Victor Jérôme Frédéric, geb. 18. Juli 1862; Napoleon Louis Joseph Jérôme, geb. 16. Juli 1864; Marie Lätitia Eugenie Cathérine Adélaide, geb. 20. Dez. 1866. Im ital. Krieg erhielt N. das Kommando des 5. Armeekorps und besetzte Toscana. Am 24. Dez. 1864 wurde N. zum Mitglied und Vizepräsidenten des Geheimen Rats ernannt; auch erhielt er den Vorsitz in der Kommission für die Ausstellung von 1867. Am 15. Mai 1865 war der Prinz in Ajaccio (Corsica) bei der festlichen Einweihung der Bildsäule Napoleons I. und hielt hier eine Rede, worin er das System des großen Kaisers in seiner Weise verherrlichte und, daran anknüpfend, ein Programm liberaler Politik aufstellte. Darauf gab

ihm Napoleon III. durch Schreiben vom 23. Mai seine entschiedene Mißbilligung zu erkennen, worauf Prinz N. seine Entlassung aus dem Geheimen Rat und der Ausstellungskommission einreichte. Erst im Laufe des nächsten Jahres trat eine vollständige Aussöhnung zwischen beiden Vettern ein und N. wurde seitdem vielfach zu diplomatischen Sendungen benutzt, besonders nach Italien und 1868 nach Preußen, das er wegen der beabsichtigten Annektierung Belgiens sondieren sollte. Noch im Juli 1870 reiste er nach Florenz, um seinen Schwiegervater zur Allianz mit Frankreich zu bewegen. Im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 bekleidete er kein Kommando. Um jene Zeit lebte er in Italien. Im Okt. 1872 kehrte er nach Frankreich zurück und hielt sich in der Nähe von Paris, in dem Landhaus eines seiner Anhänger, auf; aber auf Thiers' Befehl wurde er 12. Okt. aus Frankreich ausgewiesen. Bei den Ergänzungswahlen vom Mai 1876 wurde er in Ajaccio in die Abgeordnetenkammer gewählt und nahm seinen Sitz auf der Linken ein. Seine Rede vom 24. Nov. über die Stellung Frankreichs zum Vatikan und über die Gründe des Mißlingens einer franz.-ital. Allianz von 1870 erregte großes Aufsehen. Nach Auflösung der Abgeordnetenkammer unterlag er bei den Neuwahlen (14. Okt. 1877) in Ajaccio gegen Haußmann. Der Tod seines Vetters Ludwig Napoleon, des Sohnes des Kaisers Napoleon III., 1. Juni 1879 machte ihn zum Haupt des Napoleonischen Hauses, als welcher er in einer Versammlung der bonapartistischen Senatoren und Abgeordneten anerkannt wurde. Doch beobachtete er zunächst eine vorsichtige Zurückhaltung, um nicht als Prätendent ausgewiesen zu werden, und erklärte offen, daß er die Republik als die bestehende Regierung anerkenne. In seinem Schreiben vom 5. April 1880 billigte er die gegen die Kongregationen gerichteten Märzdekrete und erklärte sich gegen jede Gemeinschaft mit der legitimistisch-klerikalen Partei. Als er nach dem Tode Gambettas in seinem Manifest vom 16. Jan. 1883 der republikanischen Regierung ein ganzes Sündenregister vorhielt und daran erinnerte, daß die Napoleons die direkte Souveränetät des Volks verteidigen, wurde er verhaftet und angeklagt, aber bald darauf freigesprochen und entlassen. N.s Manifest rief große Aufregung in Frankreich hervor, veranlaßte eine Ministerkrisis und Maßregeln gegen die in franz. Diensten stehenden Angehörigen früher in Frankreich regierender Familien. (S. Frankreich, Bd. VII, S. 150.) Am 3. Aug. 1884 erließ er einen Protest gegen die Berufung des Kongresses, welcher eine teilweise Verfassungsrevision beschließen sollte, und verlangte die Berufung einer konstituierenden Versammlung.

Napoleon (Victor Jérôme Frédéric, Prinz), Sohn des vorigen, geb. zu Paris 18. Juli 1862, wurde bei der Unbeliebtheit seines Vaters von der bonapartistischen Partei mehrmals als der rechtmäßige Prätendent bezeichnet und 1879 von Ludwig Napoleon, dem Sohn Napoleons III., in seinem Testament für den nächsten Erben der Napoleonischen Ansprüche erklärt. Doch entschied sich die Partei schließlich dafür, an dem durch einen Senatsbeschluß unter dem zweiten Kaiserreich geregelten Thronfolgegesetz, wonach Prinz Jérôme Napoleon der nächste Erbe war, festzuhalten. Indessen ließ der Prinz die strenge Unterordnung, zu welcher sein Vater ihn in allen Dingen verurteilte, sich nicht lange gefallen. Der Billigung eines großen Teils der Bonapartisten und der verwitweten Kaiserin Eugenie sicher, sagte er sich 1884 von seinem Vater los, verließ dessen Haus und bezog eine Wohnung in Paris. Eine bonapartistische Deputation unter der Führung Cassagnacs beglückwünschte ihn 21. Juni 1884 wegen seines selbständigen Auftretens und huldigte ihm als ihrem Prätendenten.

Napoleondor, die unter Napoleon I. und III. geprägten 20- und 40-Frankenstücke in Gold.

Napoleoniden. Nach der Wiederherstellung des Kaisertums bestimmte Napoleon III. durch Dekret vom 18. Dez. 1852, daß, falls er keine direkten legitimen oder adoptierten Erben hinterlassen würde, die Thronfolge auf seinen Oheim Hieronymus Bonaparte (s. d.) und dessen direkte und legitime Nachkommenschaft aus der (zweiten) Ehe mit der Prinzessin Katharina von Württemberg übergehen solle, nach dem Rechte der Erstgeburt und mit beständigem Ausschluß der Frauen. Durch Senatskonsult vom 25. Dez. 1852 erhielten die zur Thronfolge berufenen Familienglieder den Titel «Französische Prinzen»; der älteste Sohn des Kaisers aber sollte «Kaiserlicher Prinz» heißen. Demgemäß waren zur Thronfolge in Frankreich berechtigt: 1) der kaiserl. Prinz Napoleon (s. d.) und eventuell 2) der Prinz Napoleon (s. d.) nebst dessen Söhnen. Daneben blüht noch eine zweite Linie des Hauses Bonaparte (s. d.), welche aus der Verschmelzung der beiden Linien Lucien und Joseph entstanden ist. Ihre Mitglieder erhielten im Dez. 1852 den Titel «Prinzen der kaiserl. Familie», blieben aber von der Thronfolge ausgeschlossen.

Napoleonische Kriege, s. Französisch-Österreichischer Krieg von 1805, Französisch-Österreichischer Krieg von 1809, Französisch-Preußisch-Russischer Krieg von 1806 bis 1807, Französisch-Spanisch-Portugiesischer Krieg von 1807 bis 1814, Russisch-Deutsch-Französischer Krieg; vgl. auch Französische Revolutionskriege, Italienischer Krieg von 1813/14, Italienischer Krieg von 1815, Deutsch-Französischer Krieg von 1870 und 1871.

Napoléonville, Napoléon-Vendée, früher Name von La-Roche-sur-Yon (s. d.).

Napoli di Malvasia, s. Monembasia.

Napoli di Romania, s. Nauplia.

Napolitaine oder Napolitano, ein nach der Stadt Neapel (ital. Napoli, frz. Naples) benannter, aus Streichwolle, gewöhnlich mit Baumwolle gemischt, bestehender Kleiderstoff von vier- oder fünfteiligem Köpergewebe, meist carriert; auch ein Wollzeug zu Mänteln und Umschlagetüchern.

Naquet (Alfr.), franz. radikaler Politiker, geb. 6. Okt. 1834 zu Carpentras im Depart. Vaucluse, studierte Medizin in Montpellier und Paris, verfaßte drei wertvolle Abhandlungen: «Application de l'analyse chimique à la toxicologie» (1859), «De l'allotropie et de l'isomérie» (1860), «Des sucres» (1863), und ging dann nach Palermo, wo er Physik und Chemie lehrte und ein in mehrere Sprachen übersetztes Werk «Principes de chimie fondés sur les théories modernes» (1865) verfaßte. Nach Paris zurückgekehrt, arbeitete er an dem «Dictionnaire de chimie» von Würtz mit und wurde 1869 wegen eines Buches «Religion, propriété, famille» zu vier Monaten Gefängnis

verurteilt, flüchtete aber nach Spanien, wa er bis zur Amneſtie vam Noa. 1869 blieb. Nach dem 4. Sept. 1870 iaurde er van der Reglerung zum Selretär der für Aufſuchung von Verteidigungsmitteln berufenen Kaumiſſion ernannt und folgte der Delegatian nach Taurs, dann nach Bordeaux. Am 8. Febr. 1871 iaurde er van dem Depart. Vaucluſe in die Nationnlverſammlung gewählt und gehörte zur äußerſten Linken; 1884 wurde er Mitglied des Senats. Weſentlich durch ſeine Bemühungen erfolgte die Annahme des Geſetzes wegen Wiedereinführung der Eheſcheidung.

Narajani, Nebenfluß des Gnnges, ſ. u. Gandak.

Narawnti, eine Art Baſtfaſern, ſ. u. Cardia.

Narbada, ſoviel wie Nerbudda.

Narbe (cicatrix) bezeichnet im allgemelnen dasjenige Geiaebe, welches bei der Heilung van Wunden aber Subſtanzverluſten entſteht und die getrennt geweſenen Teile wieder miteinander verbindet. Man unterſcheidet nach der Urſache Wundnnrben, Geſchwürsnarben, Pockennarben, Verbrennungsnarben u. ſ. w. und nach dem Sitze Hautnarben, Muskelnarben, Sehnennarben, Gefäßnarben u. dgl. Heilen die getrennt geweſenen Teile unmittelbar wieder zuſammen, ſo iſt die N. oft ſehr klein aber verſchwindet ganz; in den meiſten Fällen iſt dies aber nicht der Fall, ſandern der Spalt aber die durch Subſtanzverluſt entſtandene Lücke füllt ſich unter Eiterung wieder aus. Das neu entſtandene Gewebe, welches aus den jungen Granulatianen (ſ. d.) hervorgeht, iſt meiſt nur das allen Organen gemeinſame Bindegewebe, und nur wenig Organe wachſen durch Gewebe ihrer Art zuſammen (ſa die Nerven, die Knochen). Die Hnutnarben ſind ſolche bloß aus Bindegewebe mit einer Oberhautſchicht beſtehende N.; ſie entbehren der Nerven faſt gänzlich, hnben keine Hautwärzchen und keine Talgdrüschen, ſind deshalb auch glatter und bedecken ſich nicht mit Haaren. Dieſelben haben auch nur wenige Haargefäße, ſehen deshalb blaſſer aus, ſind kühler und werden, obgleich ſie unempfindlicher als die Haut, dach durch ſchädliche Einflüſſe leichter beeinträchtigt als dieſe, machen daher das kranke Glied gegen Luft- und Wetterwechſel empfindlicher (die ſag. Kalender verwundeter Perſonen). Allmählich tritt durch Schrumpfung und durch Herbeiziehung benachbarter Gewebe eine Verkleinerung dee N., ſog. Narbenretraktian, ein, wodurch ſelbſt große Subſtanzverluſte nach und nach geheilt werden tönnen. Dem Narbengewebe ähnlich iſt die Narbengeſchwulſt oder das Keloïd, eine derbe, tnotenförmige, ſchmerzhafte Geſchwulſt der Haut, die meiſt ſpantnn aus unbelannten Urſachen entſteht und am beſten mit dem Meſſer entfernt wird.

Narbe (botan.), Teil des Stempels (ſ. d.).

Narbe (frz. grain, engl. grain), in der Gerberei (ſ. Lederfabrikatian) narbenähnliche, auf natürliche oder künſtliche Weiſe entſtandene Vertiefiungen auf der Außenſeite des zubereiteten Leders, wanach dieſe Seile Narbenſeite genannt wird. In der Papierfabrikatian nennt man ſo im Papier befindliche tleine Erhöhungen, welche beim Preſſen zwiſchen den Filzen entſtehen.

Narbenflechte, ſ. Lupus.

Narbonne, Hauptſtadt eines Arrandiſſements im franz. Depnrt. Aude (Languedoc), 8 km vom Golfe du Lian, 55 km öſtlich van Carcaſſanne, an der Linie Bordeaux-Cette der Franzöſiſchen Südbahn, die hier nach Perpignan abzweigt, undam Kanal van Narbanne aber Canal de la Nabine, der durch den Strandſee von Sifean ſüdwärts mit dem Mittelmeer, nardwärts mit dem Canal du Midi und ſo mit dem Atlantiſchen Ocean in Verbindung ſteht, in einer von mäßigen Bergen umſchlaſſenen, ungeſunden, ehemals wegen ihrer reinen Luft geprieſenen Tiefebene gelegen, iſt mit Wällen und Mauern umgeben, welche, unter Franz I. aus Reſten röm. Bauten aufgeführt, mancherlei Antiquitäten, zahlreiche röm. Inſchriften im Straßenpflaſter und den Häuſerwänden enthalten. Die Feſtungswerke aber ſind faſt ganz abgetragen. Die Stadt iſt im Innern eng und ſchlecht gebaut, hat aber eine durch Portal, Schiff, Chor und Orgel ausgezeichnete Kathedrale St.-Juſt, 1272—1332 erbaut. N. iſt der Sitz eines Tribunals erſtee Inſtanz, eines Handelsgerichts und einer Ackerbaukammer, hat eine hydrogr. Schule, eine Altertumsgeſellſchaft, eine öffentliche Bibliathek und ein Muſeum in dem Rathauſe (dem frühern erzbiſchöfl. Palaſt) und zählt (1881) 25635 E., die ſehr gewerbfleißig ſind, namentlich Branntwein, Grünſpan, Kerzen, Wollmützen und Tuch fabrizieren, Gerbereien, Färbereien, zahlreiche Töpfereien, Ziegel- und Backſteinbrennereien unterhalten und anſehnlichen Handel treiben, insbeſondere mit ausgezeichnetem, ſchan im Altertum hochberühmtem Honig, ſehr geſchätzten Weinen, Branntwein, Getreide, Öl, Salz, Salzkraut (Salicot), Snlpeter und trockenen Gemüſen. An der Mündung des Kanals von N. liegt in 21 km Entfernung das Städtchen La Nouvelle aber Port de la Nauvelle, welches als Hafen van N. anzuſehen iſt und 2161 E. zählt, die Schiffe van 3—400 t bauen, Hahöfen und Schwefelſnbrilen unterhalten und Handel treiben.

Den Namen Narba kannten ſchon die Griechen. Nach Polybius, Straba u. ſ. w. war es nächſt Maſſilia die größte Handelsſtadt Galliens; 118 v. Chr. ward ſie eine wichtige Kolanie, unter Cäſar eine wichtige Militärniederlaſſung und hieß Narbo Marcius, ſpäter auch Narbana, war die Hauptſtadt der gall. Provincia Romana, die nach der Eroberung des übrigen Gallien nach ihr Galtia Narbonensis genannt wurde, und blieb bei der ſpätern Zerteilung der größern Pravinzen Hauptſtadt der Provincia Narbanensis prima. (S. Gallien.) Ihre röm. Altertümer ſind nicht bedeutend. Unter den Weſtgoten eine der bedeutendſten Städte Septimnniens (ſ. d.), fiel ſie mit dieſem 719 an die Araber, denen ſie Pipin der Kleine 759 entriß. Seit Karl d. Gr. hatte ſie eigene Grafen aber Vizegrafen, van denen die Grafen von Taulouſe, Carcaſſanne und Foix abſtammten. Die Vizegrafſchaft kaufte 1424 Gaſton IV. van Foix (ſpäter König von Naaarra). Im Mittelalter hatte die Stadt N. über 40000 E. und trieb bedeutenden Handel mit dem Orient.

Narcein $C_{23}H_{29}NO_9$, ein im Opium varkammendes Allalaid. Hat, ahne offizinell zu ſein, einzeln mediziniſche Verwendung gefunden. Seine Wirkung iſt der des Morphins gleich.

Narciſſe (Narcissus *L.*), zur Familie der Amaryllideen gehörige ſchöne blühende Zwiebelgewächſe in weit über 100 Arten, die varzugsweiſe nach der beſandern Bildungsweiſe der Blumen in viele Untergattungen geteilt worden ſind. Die meiſten ihrer Arten ſind in den Mittelmeerländern zu Hauſe. Alle haben einen kahlen, zweiſchneidigen, einen zwei- aber mehrblütigen, aben mit einer einfachen Blütenſcheide beſetzten Schaft. Das Perigan iſt präſentierlellerförmig, hat eine gerade, faſt darauf gab

Röhre, einen regelmäßig sechsscheidigen, ausgebreiteten oder zurückgeschlagenen Saum und in der Mitte ein Krönchen (Becher), das sechs an der Röhrenspitze angeheftete ungleich-lange Staubfäden umschließt. Die Frucht ist eine häutige, dreiseitige, dreifächerige, dreiklappige, mehrsamige Kapsel.

Am eingehendsten sind die N. von Haworth behandelt worden. Eine seiner Untergattungen ist Corbularia, mit kleinen, schmalen Perigonblättern, welche kürzer sind als der große, kreiselförmige Becher. Zu ihr gehören N. gigas, die gelblichweiße Blumen mit einem über 5 cm langen, glockigen Becher, und N. Bulbocodium, die kleinste Art mit gelbem, trichterförmigem Becher. Die Untergattung Ajax hat einen gelappten oder gekerbten Becher von der Länge der Perigonblätter, welche breiter sind als die der vorigen, und einen einblütigen Schaft. Der zu ihr gehörige N. bicolor hat reinweiße Perigonblätter und einen gelben Becher und N. moschatus blaßgelbe, nach Bisam duftende Blumen mit gedrehten Perigonblättern. Zu dieser Untergattung wird auch eine der schönsten einheimischen Frühjahrspflanzen gerechnet, N. Pseudo-Narcissus. Derselbe hat eine trockenhäutige Scheide, eine nickende, große Blume mit hellgelben Perigonblättern und einem goldgelben Becher. Der Untergattung Queltia gehören an: N. incomparabilis mit großen, wohlriechenden Blumen, deren schwefelgelbe Perigonblätter doppelt so lang sind, als der dunkelgelbe Becher. Philogyne ist durch sternförmig ausgebreitete Perigonblätter von der doppelten Länge des kelchförmigen, lappig geschweiften Bechers ausgezeichnet. Die bedeutendste Art ist N. odorus, gewöhnlich große Jonquille genannt, mit 2—5 beisammenstehenden, ganz gelben, wohlriechenden Blumen mit abstehenden Perigonblättern, welche um die Hälfte länger sind als der glockenförmige, am Rande stark gelappte, eingekerbte Becher.

Eine weitaus entschiedenere generische Bedeutung als einige der vorigen Untergattungen besitzt Hermione, charakterisiert durch einen vielblütigen Schaft und einen kleinen tassenförmigen Becher. Von ihren Arten verdienen genannt zu werden: N. Tazzetta mit 5—9 an der Spitze des Schafts doldenartig geordneten Blumen mit weißen Perigonblättern und blaßgelbem Becher. Für das Treibhaus sind zu empfehlen: Grand Monarque mit zahlreichen größern, weißen, Grand Primo mit sehr zahlreichen großen, weißen, sehr wohlriechenden, Grand Soleil d'or mit großen, glänzend gelben Blumen mit orangefarbigem Becher, Staaten General u. a. Zu Hermione gehört auch die Jonquille, N. Jonquilla, mit 2—4 dolbig gestellten, lebhaft gelben, sehr wohlriechenden Blumen auf der Spitze des Schafts, welche einen etwas halbkugeligen gefärbten und etwas dunklern Becher haben. In die Untergattung Hermione reiht sich auch N. italicus, die frühblühende marseiller Tazzette ein, mit weißen oder gelblichen, sternförmigen Perigonblättern von der mehr als vierfachen Länge des goldgelben, ausgebreitet-lappenförmigen, ausgenagt-gekerbten Bechers, eine der duftigsten Arten der Gattung.

Eine andere Untergattung ist Narcissus (im besondern Sinne) mit fast sternförmigen weißen Perigonblättern, welche viel länger ist als der sehr kurze gelbe, scheibenförmige, kaum gelappte Becher. Von ihren Arten ist die bedeutendste N. poeticus, die Narzisse der Poeten des Altertums; Blumen der Prinz dieselben, etwas nickend, mit eirunden, stumpfen, stachelspitzen, an der Basis übereinander greifenden Perigonblättern und sehr kurzem, schüsselförmigem, gelbem, rot gerandetem Becher. Dieser Art in manchen Stücken ähnlich, aber von ihr unterschieden durch einen zwei- oder drei-, selten vierblütigen Schaft und rahmweiße Blumen mit gelblichem Becher ist N. biflorus.

Narcissenlilie, s. Amaryllis.

Narcissus (grch. Narkissos) war nach der griech. Sage ein schöner Jüngling, Sohn des Flußgottes Kephissos und der Nymphe Leiriope, der die Liebe der Nymphe Echo (s. d.) verschmähte, die aus Sehnsucht nach ihm verschmachtete, sodaß nur die Stimme von ihr übrigblieb. Darauf verhängte Nemesis als Strafe über ihn, daß er sich in sein eigenes Bild, das er in einer bei Thespiä befindlichen Quelle erblickte, verliebte, und von dieser Liebe verzehrt zu Grunde ging oder sich selbst tötete. Man findet ihn namentlich in Gemmen und Wandgemälden als einen schönen Jüngling dargestellt, der stehend oder sitzend träumerisch in eine Quelle blickt. Aus seinem Blute sproß die mit seinem Namen bezeichnete Blume auf, welche bei den Griechen ein Symbol der Vergänglichkeit und des Todes und daher den unterirdischen Gottheiten geweiht war. Vgl. Wieseler, «Narkissos» (Gött. 1856).

Narda, Hauptstadt der griech. Nomarchie Athamania, s. Arta.

Narde nannten die Alten mehrere angenehm riechende Pflanzen, besonders aus der Familie der Baldriangewächse, sowie auch ein daraus bereitetes Öl. Man unterscheidet die gallische oder keltische N., welche jetzt als kelt. Baldrian oder Speik (Valeriana Celtica *L.*) und wohlriechender Baldrian (V. saliunca *L.*) unterschieden wird; die tretische N., worunter man den ital. Baldrian (V. Italica *L.*) und den knolligen Baldrian (V. tuberosa *L.*) begriff; die arabische N., welche wahrscheinlich aus dem Nordenbartgrase (Andropogon Nardus *L.*) bestand; die italienische N., jetzt unser Lavendel (s. d.), und vor allen die indische Narde, aus welcher das kostbare Nardenöl bereitet wurde. Die letztere, welche bei den Alten im höchsten Ansehen stand, jetzt in Europa kaum noch angetroffen wird, in Asien aber auch als Arzneimittel sehr berühmt ist, stammt von der auf den Gebirgen Ostindiens wachsenden echten Narde (V. spica *Vahl*, Nardostachys Jatamansi *DC.*), einer zu den Baldriangewächsen gehörenden Pflanze mit purpurroten Blütenbüscheln und vier Staubgefäßen in jeder Blüte. Mit einer Salbe von N. pflegten die Alten sich bei den Gastmählern zu salben. In der Bibel findet man die N. im Hohen Liede Salomonis und im Neuen Testament erwähnt. Mit dem Speik oder der keltischen Narde, welche bei den Alten ebenfalls in sehr großem Ansehen stand, wird noch jetzt von Triest aus ein bedeutender Handel nach der Türkei und Ägypten und von da nach Indien und Äthiopien getrieben, indem diese Pflanze dort noch jetzt zur Bereitung einer beliebten Salbe zu den Bädern verwendet wird. Von allen diesen Pflanzen wird nur der Wurzelstock verwendet.

Nardenöl, soviel wie ind. Geraniumöl (s. d.).

Nardenwurzel, soviel wie Goum urbanum.

Nardini (Pietro), einer der größten Violinisten des 18. Jahrh., geb. 1722 zu Fibiana, einem Dorfe im Toscanischen, wurde von Tartini in Padua unterrichtet, 1753 bei der Kapelle zu Stuttgart angestellt, wandte sich aber 1767 nach Livorno zurück,

Digitized by Google

und kam 1770 als erster Violinist in die Kapelle nach Florenz, wo er 7. Mai 1793 starb. N. hat viel für die Violine und auch einige Trios für die Flöte geschrieben. Seine Kompositionen haben im ganzen einen ernsten Charakter.

Nardò, Stadt in der ital. Provinz Lecce, 25 km im SW. von Lecce, das antike Neretum der Salentiner in Japygien, Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale, Baumwollweberei, Wein- und Olivenbau und zählt (1881) 8662, als Gemeinde 10 683 E.

Nardus *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen. Man kennt nur eine Art, die in Europa vorkommt, und zwar von den arktischen Gegenden bis zu dem Mittelländischen Meere. Es ist dies das Borstengras, auch Bocksbart genannt, *N. stricta L.* Die Blüte desselben ist besonders dadurch charakterisiert, daß nur ein einziger Griffel vorhanden ist, während die meisten andern Gräser zwei Griffel besitzen. (Vgl. Gramineen.) Die Halme werden etwa 20—30 cm hoch, die Ähre ist einseitswendig, die Blätter sind schmal und borstenartig. Die Pflanze findet sich hauptsächlich an moorigen Orten, und bildet hier durch ihre dichten Rasen einen nicht unbedeutenden Teil der Moorbecke. (S. Tafel: Gramineen, Fig. 6.)

Narenta, ein im Altertum Naro oder Narbo genannter Fluß in Dalmatien, der in der Herzegowina entspringt und sich bei Fort Opus teilt, fließt in zwölf Mündungsarmen unweit der Halbinsel Sabioncella ins Adriameer und ist innerhalb Dalmatiens (30 km) für Seeschiffe bis 150 t allenthalben schiffbar. Der untere Lauf der N. ist in jüngster Zeit seitens der österr. Regierung reguliert und das bisher sumpfige Thal entwässert worden.

Nares (Sir George Strong), engl. Nordpolfahrer, geb. 1831, nahm 1852—54 an der arktischen Expedition des Resolute teil, diente dann zuerst im Mittelländischen Meere, hierauf als Instruktor auf Übungsschiffen. Von 1866 bis 1867 befehligte N. den Salamander bei der Vermessung der östl. Küsten von Australien und der Torresstraße. Im J. 1869 leitete er ein ähnliches Unternehmen in dem Golf von Suez und kommandierte 1872—74 die Expedition des Challenger, die besonders durch ihre Sondierungen des Meeresbodens in beiden Hemisphären wichtige Resultate erzielte. Hierauf wurde N. zum Führer einer neuen Nordpolexpedition ernannt, die im Mai 1875 in den beiden Schiffen Alert und Discovery von England aufbrach. Er selbst drang noch während desselben Jahres mit dem Alert bis über den 82. Breitengrad hinaus; eine im Frühling 1876 von dort aus organisierte Schlittenexpedition überschritt den 83. Breitengrad; im Okt. 1876 traf die Expedition bei Valentia an der Westküste von Irland ein. Kapitän N. wurde für seine Verdienste in den Ritterstand erhoben. Von N. erschien: «The navat cadets guide, ar seaman's companian» (1860; 4. Aufl. 1868), «Reparts an Ocean soundings and temperature» (6 Tle., 1874—75), «The afficial report of tha Arctic expedition» (1876) und «Narrative of a vayage to the Palar sea during 1875—76 in H. M. S. Alert and Discovery» (2 Bde., 1878).

Narew, rechter Nebenfluß des Westlichen Bug, 450 km lang, entspringt aus großen Sümpfen im russ. Gouvernement Grodno und mündet bei Serock im Gouvernement Lomsha.

Nargen oder **Nargö**, Insel im Finnischen Meerbusen, zum russ. Gouvernement Estland gehörig, vor der Bucht von Reval, zwischen der Insel Wulf und der Landspitze Surrup gelegen, 20 km von Reval entfernt, 18 qkm groß, mit Leuchtturm.

Nargileh, Wasserpfeife, ist ein beliebter Rauchapparat der Orientalen, bei welchem der Pfeifenkopf auf einem luftdicht verschlossenen, halb mit Wasser gefüllten Gefäße ruht und mit diesem nur durch eine in das Wasser hinunterreichende Röhre kommuniziert. Der Schlauch oder das Rohr, durch welches man raucht, ist oberhalb des Wassers in dem Gefäß angebracht in der Weise, daß der wasserfreie Raum des Gefäßes die Luft, welche ihm der Rauchende entzieht, nur von dem Pfeifenkopfe her mittels des in das Wasser reichenden Rohrs ersetzen kann, wobei mit der Luft der Rauch durch das ihn kühlende Wasser dringt. Die einfachste Art N. ist die Huka der Ägypter, welche aus zwei in eine Kokosnuß geleiteten Rohrstücken besteht, von denen das eine am Ende einen Thonkopf trägt. Kostbar sind die sog. Kallians der Perser und Inder, mit reich verziertem Gefäß aus Bronze, Messing, emailliertem Kupfer oder Silber. Die Türken ziehen flaschenförmige gläserne Gefäße vor, nach welchen die türkische N. bei den Arabern schlechthin Schischeh (Flasche) genannt wird.

Narisker (auch Naristen, Variſten, Varisker), ein kleines suevisches Volk, westlich vom Böhmerwalde, zwischen der Altmühl und dem Fichtelgebirge, verschmolzen seit den letzten Zeiten des 2. Jahrh. v. Chr. mit den Markomannen.

Narkose (grch., Betäubung), die Herabsetzung oder Lähmung der Gehirnthätigkeit und der hierdurch bedingte Zustand von gänzlicher Gefühl- und Bewußtlosigkeit, welcher nach übermäßig heftigen psychischen Affekten, infolge von erheblichen Blutverlusten und ähnlichen Schwächezuständen oder nach dem Genuß Narkotischer Mittel entsteht.

Narkotin $C_{22}H_{23}NO_7$, Opian, ein Bestandteil des Opiums, wird als wertloses Nebenprodukt bei der Darstellung des Morphins gewonnen. Es hat schwach basische Eigenschaften und ist weniger giftig als Morphin. Man gewinnt es aus dem mit Wasser extrahierten Opium, indem man den Rückstand mit Alkohol auskocht und krystallisieren läßt.

Narkotische Mittel (Narcotica, betäubende Mittel), diejenigen Arzneimittel, welche in verhältnismäßig geringen Mengen schon sehr heftig, gewöhnlich lähmend auf das Gehirn und Rückenmark wirken. Da eine verhältnismäßig sehr geringe Quantität eines Narkotikums schon hinreicht, diese Wirkung bis zu der gänzlichen Lähmung des Nervensystems und dem daraus folgenden Tode zu steigern, so rechnet man die narkotischen Mittel zu den Giften (s. d.), von denen sie eine eigene Klasse bilden. Die Wirkung der narkotischen Mittel hängt davon ab, daß sie, ins Blut aufgenommen, den betreffenden Nervenganglien zugeführt werden. Auch richtet sich die Wirkung in ihrer Stärke nach der Art, wie man einen narkotischen Stoff in den Körper bringt. Dieselbe Quantität, welche durch Einspritzung in eine Vene oder unter die Haut schnell tödlich wirkt, bleibt ohne alle bemerkbaren allgemeinen Folgen, wenn man sie als Einreibung auf die äußere unverletzte Haut anwendet. Außerdem hängt die Wirkung ab von der Empfänglichkeit des betreffenden Individuums und von der Menge des Giftes, welche dasselbe ins Blut aufnimmt. Daher verzehren z. B. manche Tiere Bilsenkraut und andere giftig-narkotische Pflanzen ohne Schaden.

Die gewöhnlichen ſog. narkotiſchen Mittel gehören dem Pflanzenreiche an: doch wird die in den bittern Mandeln und im Kirſchlorbeer ſich (durch Zerſetzung des Amygdalins) erzeugende Blauſäure auch durch Zerſetzung tieriſcher Stoffe gewonnen.

Es iſt der Chemie gelungen, aus vielen Pflanzen den Stoff, in dem ſich das narkotiſche Prinzip konzentriert, geſondert darzuſtellen, z. B. das Morphin aus dem Mohnſaft, das Atropin aus der Belladonna, das Nikotin aus dem Tabak, das Strychnin aus der Brechnuß u. ſ. w. Dieſe narkotiſchen Prinzipien ſind quaternär (aus Kohlen-, Waſſer-, Sauer- und Stickſtoff) zuſammengeſetzte, meiſt ſehr ſtickſtoffreiche Subſtanzen, die der Mehrzahl nach die Eigenſchaft haben, ſich mit Säuren zu verbinden und Salze zu bilden, ſog. Alkaloide (ſ. d.). Ihrer Benutzung nach gehören die narkotiſchen Mittel zu den ſtärkſten, aber auch heilſamſten Arzneimitteln. Man gebraucht ſie beſonders zur Beruhigung des Nervenſyſtems (z. B. um Schlaf hervorzubringen), als ſchmerzſtillende Mittel, gegen übermäßigen Huſten und gegen Krampfzuſtände jedweder Art. Am meiſten werden von ihnen angewendet die Belladonna (ſ. Atropa), der Stechapfel (ſ. Datura), das Bilſenkraut (ſ. d.), das Opium (ſ. d.) und ſein Alkaloid Morphium (ſ. d.), ſowie die im Kirſchlorbeer und einigen andern Pflanzen enthaltene Blauſäure (ſ. d.). Die Pharmacie hat, um ihre Einführung in den Körper zu erleichtern, ſie in verſchiedene Formen gebracht, ſodaß man ſie ebenſowohl in ihrer natürlichen Geſtalt als in Tinkturen, Extrakten, Pflaſtern, Salben u. ſ. w., je nachdem es der Fall fordert, anwenden kann. Übrigens gewöhnt ſich der Organismus ſehr leicht und ſchnell an alle narkotiſchen Mittel, ſodaß ſehr bald mit den einzelnen Gaben geſtiegen werden muß, um andauernd dieſelbe Wirkung zu erzielen. Manche narkotiſchen Mittel bringen innerlich, in gewiſſen Quantitäten genommen, einen Zuſtand der Verzückung oder wolluſtigen Sinnenrauſches hervor, weshalb ſie von gewiſſen Völkerſchaften genoſſen werden. Dahin gehören das Opium, welches von den Türken und vielen aſiat. Völkern gegeſſen oder mit Tabak geraucht wird, das in Oſtindien ſehr beliebte Haſchiſch oder Bang (ſ. d.) und die Coca (ſ. d.) der Peruaner. Der gewohnheitsmäßige Mißbrauch der narkotiſchen Mittel führt ſehr raſch zu hochgradigen Verdauungs- und Ernährungsſtörungen, zu allgemeiner Abſpannung und gänzlicher Zerrüttung des Nervenſyſtems, welche ſich in Schlafloſigkeit, Kopfſchmerzen, Abnahme des Gedächtniſſes, des Verſtandes und Willens äußert und meiſt zu frühzeitigem Tode führt. Am nachteiligſten wirkt in dieſer Beziehung die Morphiumſucht, die bei den Europäern in der neuern Zeit immer mehr an Verbreitung gewonnen hat. (S. Morphium.)

Narni, Stadt in der ital. Provinz Perugia, das alte Narnia oder umbriſche Nequinum, liegt 42 km ſüdlich von Perugia, links an der Nera und an der Linie Terontola-Orte der röm. Eiſenbahn, auf hohem Berge, in großartiger Umgebung, welche einen herrlichen Rundblick gewährt, und zählt (1881) 4789, als Gemeinde 11671 E. Die Kathedrale St. Juvenal iſt eine Baſilika aus dem 13. Jahrh. In 5 km Entfernung ſtehen von der berühmten Prachtbrücke des Auguſtus, die aus Umbrien in das Sabinerland führte, noch die Pfeiler und einer der 18 m hohen Bogen von 27 m Spannung, aus Blöcken ohne Mörtel. N. iſt die Vaterſtadt des Kaiſers Nerva.

Naro, Stadt in der ital. Provinz Girgenti auf Sicilien, 17 km öſtlich von Girgenti, am Naro, mit Kaſtell und ſchöner Kirche, Schwefelgruben, Handel mit Öl und Mandeln, zählt (1881) 10395 E.

Narowa, Fluß auf der Grenze der ruſſ. Gouvernements Petersburg und Eſtland, der Abfluß des Peipusſees, ergießt ſich nach 75 km in die Bucht von Narwa des Finniſchen Meerbuſens.

Narowa, Stadt, ſ. Narwa.

Narragauſett, Bai des Atlantiſchen Oceans, an der Südoſtküſte des nordamerik. Staates Rhode-Island, 44 km lang und 5—19 km breit, nimmt die Pawtuxet-, Providence-, Pawtucket- und Taunton-Flüſſe auf und enthält mehrere Inſeln, von denen Rhode-Island, Canonicut und Prudence die bedeutendſten ſind. Die Städte Newport, Briſtol, Warren u. a. liegen an ihren Ufern.

Narration (lat.), Erzählung; narrativ, erzählend; narrata refĕro, ich erzähle (nur) Erzähltes wieder.

Narren (botan.), ſ. unter Exoascus.

Narrenabt, ſ. unter Abt.

Narrenfeſt nannte man das Feſt, welches im Mittelalter in mehrern chriſtl. Ländern Europas von Geiſtlichen und Laien regelmäßig mit den größten Narrheiten gefeiert wurde und eine der merkwürdigſten Erſcheinungen in der Kulturgeſchichte bleibt. Zu den Feſten der Heiden, welche die chriſtl. Religion nicht ſobald verdrängen konnte, gehörten die Saturnalien (Calendae Januarii), die in der momentanen Miſchung und Umkehrung aller Stände und der ausgelaſſenſten Fröhlichkeit ſelbſt unſere freieſten Karnevals übertrafen. Aus dieſen Saturnalien, zu deren völliger Ausrottung alle bis ins 9. Jahrh. erlaſſenen kirchlichen Verbote nicht hinreichten, gingen wahrſcheinlich die N. (festa stultorum, fatuorum, fotlorum) der Chriſten hervor, deren erſte Spur ſich in einer Schrift des Joh. Beleth gegen Ende des 12. Jahrh. findet. Sie wurden wie die Saturnalien im Dezember gefeiert. Die Hauptfeierlichkeiten fielen auf den Tag der unſchuldigen Kindlein oder auf den Neujahrstag; im ganzen aber dauert das N. von Weihnachten bis auf den letzten Sonntag nach Epiphanias. Man ließ die Schüler Kinderäbte und Kinderbiſchöfe wählen, welche in den Kirchen den liturgiſchen Dienſt verſahen, es wurden dabei eigens gedichtete Lieder geſungen und Prozeſſionen veranſtaltet. Nachher wurde die Parodie zur burlesken Mummerei, an der ſich auch die Diakonen und Subdiakonen beteiligten. In der Kirche wurden dabei zugleich allerlei Thorheiten und Poſſenſtreiche verübt; man ſang die ſchmutzigſten Lieder und führte die üppigſten Tänze auf («Die Dezemberfreiheit», F. hypodiaconorum). Noch von mehrern Orten bewahrt man die Ritualien, nach welchen das N. begangen wurde. Der Hauptſitz dieſer Feſte war Frankreich, wo ſie auch entſtanden ſein ſollen. Von Deutſchland weiß man nur, daß ſie in den Städten am Rhein gefeiert wurden. Übrigens wurden die N. von Päpſten, Biſchöfen, franz. und ſpan. Konzilien wiederholt verdammt und verboten, und zwar ſchon 1198 durch den päpſtl. Legaten Kardinal Petrus in einem Schreiben an den Biſchof Odo von Paris. Auch die Sorbonne verbot die N. noch 1544, dann 1549 die Synode zu Zabern; aber erſt infolge eines Parlamentsbeſchluſſes zu Dijon 1552 erloſch das N. Vgl. Tilliot, «Mémoires pour servir à l'histoire de la fête des fous» (Lauſanne 1741);

L. Schneegans in Müllers «Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte» (1858).

Narrenkappe, s. unter Hofnarren.

Narrenkirchweihe, der Montag vor Fastnacht, s. unter Karneval.

Narrheit bezeichnet nach dem heutigen Sprachgebrauch jedes von den Ergebnissen des allseitig und nüchtern wägenden Verstandes abweichende Handeln, welches, auf äußerliche, eitle oder nichtige, nur scheinbar wichtige Dinge gerichtet, zugleich mit dem Charakter des Lächerlichen, Verkehrten oder wohl auch Verächtlichen behaftet ist. Luther braucht das Wort Narr in einem andern Sinne und will damit einen Sünder oder Verbrecher bezeichnen. Ferner wird das Wort Narr auch für professionelle Spaßmacher und Witzbolde gebraucht, wie sie früher häufig an den Höfen großer Herren gehalten wurden. (S. Hofnarren.) In Beziehung auf Geisteskrankheit hat das Wort Narr einen verschiedenen Sinn, nebenbei in Norddeutschland einen andern als in Süddeutschland, und bezeichnet ganz allgemein einen unheilbaren Geisteskranken. Im engern Sinn wird von wenigen Irrenärzten mit N. ein leichter Aufregungszustand mit exaltiertem, aber schwächlichem Treiben und Reden (Moria) bezeichnet, der oft in vollen Blödsinn (s. d.) übergeht.

Narses, bekannt als Eroberer des Reichs der Ostgoten in Italien, ein geborener Persarmenier, lebte als Eunuche an dem Hofe des byzant. Kaisers Justinian I., der ihn zuerst als Schatzmeister verwendete. Schon in dem pers. Kriege hatte er sich als Feldherr ausgezeichnet, und so wurde er 538 n. Chr. nach Italien mit einem Heere gesendet, um Belisar gegen die Ostgoten zu unterstützen, aber, da er mit Belisar in Uneinigkeit geriet, 539 zurückgerufen. Nach Belisars späterer Abberufung sendete ihn Justinian 552 als Oberfeldherrn nach Italien, mit einem Heere, das zum größten Teil aus Longobarden, Herulern, Hunnen, Armeniern und Persern bestand. Er nahm seinen Weg über Istrien und zog ganz an der Küste des Adriatischen Meers bis in die Nähe von Ravenna, von da weiter nach dem Innern, wo es bei Taginä unweit Ignuvium (Gubbio) zu einer Schlacht kam, in der Totilas, der König der Goten, seinen Tod fand. Von Rom aus, das N. eingenommen hatte, zog er 553 gegen Tejas, den die Goten zu ihrem neuen König gewählt hatten, nach Campanien; den Führer der got. Flotte gewann er durch Bestechung und Tejas fiel in der Schlacht an dem Mons Lactarius, die erst am dritten Tage beendet wurde. Während N. 553—554 beschäftigt war mit der Eroberung der Städte, besonders in Tuscien, durchzogen große Scharen von Franken und Alamannen unter Leutharis und Buccelinus verwüstend die ganze ital. Halbinsel. Nachdem sie sich in Unteritalien getrennt, ging ein Teil mit Leutharis auf dem Rückzuge durch Klima und Unmäßigkeit zu Grunde; die andere Masse wurde von N. in der Schlacht bei Casilinum 554 vernichtet. Kurz vorher hatte ihm auch der Gote Aligern Cumä übergeben, und die wenigen Orte, die noch in got. Gewalt waren, unterwarfen sich ihm in den nächsten Jahren. Als «Exarch» regierte N. nun Italien mit Festigkeit und Klugheit, bis er 567 unter Kaiser Justin II. die Stelle niederlegen mußte. Bald darauf starb er in Rom.

Nartheciun *Möhring.*, Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen. Man kennt vier Arten, die jedoch nicht viel voneinander verschieden sind, sie kommen in der nördlichen gemäßigten Zone vor. Eine in Deutschland häufige Art, N. ossifragum *L.*, der sog. Beinheil, wurde früher als Mittel gegen Wunden benutzt. An manchen Orten in Nordwestdeutschland ist diese Pflanze so ausgebreitet, daß sie weite Strecken überzieht. Sie hat grünlichgelbe Blüten mit sechsblätterigem Perigon und 6 Staubgefäßen, die Frucht ist eine zugespitzte Kapsel und enthält zahlreiche Samen. Die Blätter sind schwertförmig und bilden rasenartige Büschel. Für das weidende Vieh ist diese Pflanze giftig.

Narthex (grch.) oder Narthekion, Kästchen zur Aufbewahrung wertvoller Gegenstände; im christl. Altertum der Vorraum einer Kirche, wo Katechumenen, Büßende u. s. w. ihren Platz hatten.

Naruszewicz (Adam Stanislaw), poln. Historiker, geb. 20. Okt. 1733, trat 1748 in den Jesuitenorden und wurde Lehrer an dem Kollegium der Jesuiten in Warschau. Nach Aufhebung des Ordens ernannte ihn Stanislaw August zum Bischof von Smolensk und später von Luck, doch ließ er ihn nicht von seiner Seite. Im J. 1773 trug ihm der König auf, die Geschichte der ersten Teilung Polens zu schreiben. N.' Arbeit, von welcher aber nichts gedruckt erschienen ist, fand des Königs Beifall, der ihn nun zur Abfassung einer vollständigen Geschichte Polens aufforderte. So entstand N.' mit scharfsinniger Kritik, ausgebreiteter Belesenheit und in einem gedrängten, schmucklosen, dem Tacitus nachgebildeten Stil abgefaßtes Geschichtswerk «Historya narodu polskiego» (Bd. 2—7, Warsch. 1780; 1803—4). Als sein Gönner vom Throne gestürzt war, widmete sich N. ausschließend seinem bischöfl. Amte und lebte zu Janow in Galizien, wo er 8. Juli 1796 starb. Zu dem ersten Bande seines Geschichtswerks, der am Schlusse des Ganzen nachgeliefert werden sollte, hinterließ er eine Materialiensammlung von 360 Foliobänden. Eine Gesellschaft warschauer Gelehrter unterzog sich der Bearbeitung desselben (2 Bde., Warsch. 1824); das Ganze erschien sodann in neuer Ausgabe (10 Bde., Lpz. 1836 und Krak. 1859). Außerdem hat man von N. eine poln. Übersetzung des Tacitus (4 Bde., Warsch. 1775), eine Biographie des Feldherrn Chodkiewicz (2 Bde., Warsch. 1805) und eine Geschichte der Tataren der Krim.

Narvaez (Don Manuel Ramon Maria), Herzog von Valencia, span. Generalkapitän der Armee und Staatsmann, wurde 5. Aug. 1800 zu Loja in Andalusien geboren und trat 1815 in die wallonische Garde. Im J. 1820 war er Offizier und focht 1822 unter Mina in Catalonien, zog sich 1823 nach Loja zurück, trat 1833 wieder als Hauptmann in ein Jägerregiment der Königin Isabella und stieg bis 1836 zum Brigadegeneral auf. Im J. 1837 säuberte er die Mancha von karlistischen Banden und wurde Generalkapitän von Altcastilien. Obwohl N. sonst zur Partei der Moderados gehörte, beteiligte er sich 1838 bei einer Schilderhebung der Stadt Sevilla gegen Espartero, benahm sich dabei jedoch ziemlich zweideutig und entfloh nach Paris. Hier verbündete er sich mit der 1840 vertriebenen Königin-Mutter Marie Christine, um den Regenten Espartero zu stürzen. Allein der Anschlag, den er Okt. 1841 zur Wegnahme von Cadix machte, mißlang. Im Sommer 1843 landete N. in Valencia und fand großen Zulauf. Die gegen ihn abgeschickten Truppen gingen zu ihm über, und bereits 23. Juli ergab sich ihm auch Madrid. Am 6. Nov.

1843 abends, als N. ins Theater fuhr, wurde siebenmal auf ihn geschossen; sein Adjutant erhielt schwere Wunden, er selbst blieb unverletzt. Nach der Rückkehr der Königin-Mutter Marie Christine nach Madrid bildete N. ein Moderado-Ministerium (3. Mai 1844) und ließ die Verfassung von 1837 durchgreifend in konservativem Sinne revidieren (23. Mai 1845). Die Königin Isabella erhob N. 1844 zum Rang eines Generalkapitäns der Armee (Marschall) und im Herbst 1845 zum Granden erster Klasse mit dem Titel Herzog von Valencia. Aber schon im Febr. 1846 ward das Ministerium durch Hofintrigen und innere Zwietracht gestürzt. N. erhielt nun den Gesandtschaftsposten in Paris, wurde aber schon im Okt. 1847 zurückberufen und bildete ein neues Kabinett. Da sich indes N. mit der Königin-Mutter entzweite, mußte er 10. Jan. 1851 seine Entlassung nehmen. Er ging wieder nach Paris, wurde aber schon im Dezember zurückberufen und trat als Führer der Opposition gegen die absolutistischen Bestrebungen des Hofs auf. Er wurde hierauf nach Wien geschickt, lebte dann einige Zeit in Paris und durfte erst im Nov. 1853 nach Madrid zurückkehren. Im Okt. 1856 kam N. als Präsident eines Moderado-Ministeriums wieder ans Staatsruder und bewerkstelligte nunmehr selbst eine konstitutionelle Reform (17. Juli 1857). Doch vermochte er sich nur bis zum Okt. 1857 zu behaupten. Auch ein späteres Ministerium unter N.' Vorsitz (Sept. 1864 bis Juni 1865) war nur von kurzem Bestand. Bei dem Militäraufstande zu Madrid 22. Juni 1866 focht N. neben dem damaligen Ministerpräsidenten Marschall O'Donnell an der Spitze der treu gebliebenen Truppen, welche nach zwölfstündigem Kampfe den Sieg davontrugen. Bald darauf (Juli 1866) wurde er mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt und war seitdem als Ministerpräsident und Kriegsminister bemüht, durch militärische und polit. Zwangsmaßregeln den wankenden Thron der Königin Isabella zu stützen, starb aber schon 23. April 1868 zu Madrid.

Narwa oder Narowa, Kreisstadt im russ. Gouvernement Petersburg, 150 km im WSW. von Petersburg, am linken Ufer der Narwa oder Narowa (s. d.), die hier einen 6 m hohen, durch die kleine Insel Krensholm in zwei Teile geteilten Wasserfall bildet. N. besteht aus der eigentlichen, meist von Deutschen bewohnten Stadt und der Vorstadt und Festung Iwangorod auf dem rechten Ufer des von einer schönen steinernen Brücke überspannten Flusses, wo nur Russen wohnen, ist Station der Linie Petersburg-Reval der Baltischen Eisenbahn, hat einen Hafen, ein Arsenal, eine Börse und (1882) 6482 E., die lebhaften Handel mit Brettern und Bohlen, Getreide, Flachs und Hanf, sowie mit hier gefangenen Neunaugen, Kyloströmlingen und Lachsen unterhalten. Bis 1864 war N. eine Festung. Unter den Gebäuden sind außer dem 1683 erbauten dreistöckigen Rathaus bemerkenswert das Schloß, welches 1704 von Peter d. Gr. erstürmt wurde, und der sog. Persische Hof (jetzt eine Kaserne). N. wurde nach der russ. Chronik 1256 von Dietrich von Riedel gegründet. Es gehörte lange zur Hansa, wurde 12. Mai 1558 vom Großfürsten Iwan II. Wassiljewitsch eingenommen, 6. Sept. 1581 aber von den Schweden zurückerobert. In den J. 1590 und 1658 hielt es die Belagerung der Russen aus. Am 30. Nov. 1700 schlug Karl XII. von Schweden mit 8430 Mann in der Nähe der Stadt das 32 000 Mann starke Heer der Russen unter Herzog von Croy und erstürmte deren verschanztes Lager; 20. Aug. 1704 nahm Peter d. Gr. die Stadt mit Sturm. Vgl. Hansen, «Geschichte der Stadt N.» (Dorpat 1858).

Narwal (Monodon monoceros) heißt ein zur Familie der Delphine gehöriges, nur im nördlichsten Eismeer vorkommendes Waltier von weißer Farbe mit braunen Flecken, das keine Rückenflosse besitzt und bis 6 m lang wird. Die Bezahnung dieses dicken, fast drehrunden Fisches ist höchst eigentümlich. Es hat ursprünglich nur zwei Zähne im Zwischenkiefer, wovon bei dem Männchen regelmäßig der eine, meist der rechte, verkümmert, der andere aber schraubenartig bis zu 3 m Länge auswächst und so eine furchtbare, gerade, spitze Waffe darstellt, die vom härtesten Elfenbein gebildet ist. Bei dem Weibchen findet sich der Stoßzahn nicht. Der N. ist ein sehr behendes, aber friedfertiges Tier, das in großen Herden zusammenlebt und von den Eskimos der Zähne und des schmackhaften Fleisches wegen eifrig gejagt wird. Die Fabel vom Einhorn (s. d.) beruht größtenteils auf diesen Zähnen.

Näs (skandinav., «Nase»), soviel wie Kap (s. d.).

Nasale (Nasenlaute) nennt man unter den Konsonanten die n- und m-Laute, die sich in ihrer Bildung von den übrigen konsonantischen Lauten dadurch unterscheiden, daß bei ihnen allein durch schlaffes Herabhängen des Gaumensegels der Eingang zum Nasenraum frei ist, während die Mundhöhle an irgend einer Stelle geschlossen bleibt, wodurch die spezifische nasale Färbung entsteht. Je nach der Stelle, wo die Mundhöhle geschlossen wird, unterscheidet man: dentalen Nasal (unser n vor oder zwischen Vokalen, vor t, d), labialen Nasal (m), palatalen Nasal (in sprachwissenschaftlichen Werken ñ geschrieben, der Aussprache nach das italienische gn, z. B. in bagno, in den slaw. Sprachen als nj, ń, ń bezeichnet), gutturalen Nasal (unser n vor g, k, z. B. in «bange», «Bank»). Die N. gehören zu den tönenden Konsonanten (s. d.). Die ältere Grammatik faßte sie mit den Lauten r, l zu einer besondern Klasse zusammen (Liquidä). Nasalvokale nennt man Vokale, die mit der oben angegebenen Öffnung des Nasenraums gesprochen werden, die bekanntesten Beispiele sind die Aussprachsweisen des französischen en, in, on, an; es kann aber auch nasales u und andere Vokale geben. In sprachwissenschaftlichen Werken bezeichnet man die Nasalität der Vokale meist durch einen Haken unten am Buchstaben (wie die polnische Schrift): ǫ, ą u. s. w.

Nascimento, s. Manoël do Nascimento.

Nase (nasus), der oberhalb der Mundhöhle in den Rachen führende Kanal, welcher Sitz des Geruchsorgans ist und mit einem knorpeligen, mit Haut überzogenen Fortsatz (die äußere N.) in das Gesicht hervorragt. Hinter der äußern N. liegt die Nasenhöhle (cavitas narium), welche aus einer Haupthöhle und den in den benachbarten Knochen befindlichen Nebenhöhlen besteht. Die Haupthöhle liegt unter dem vordersten Teile der Schädelgrube, zwischen den beiden Augenhöhlen und über der Mundhöhle, und wird hauptsächlich durch das Pflugscharbein in eine rechte und linke Hälfte geteilt, welche sich vorn durch die beiden Nasenlöcher nach außen öffnen, während sie nach hinten durch die sog. Choanen in den obern Teil der Nasenhöhle ausmünden. Von den Nebenhöhlen liegen die zwei obern (Stirnhöhlen) im Stirnbeine, die

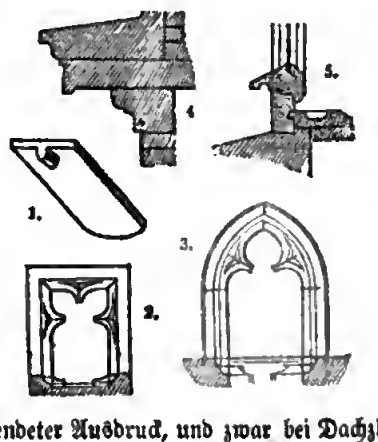
zwei hintern (Keilbeinhöhlen) im Körper des Keilbeins, und die zwei äußern (Highmorshöhlen) werden durch die Oberkiefer gebildet. Die seitlichen Wände der Haupthöhle haben viele leistenartige Vorsprünge, von welchen die drei größten, längsgerichtete Gänge zwischen sich lassenden nach ihrer Gestalt Nasenmuscheln heißen. Die unterste von ihnen ist die größte, die oberste die kleinste.

Die äußere Nase ist dem Gesicht aufgesetzt. Man unterscheidet an ihr die Wurzel, die Spitze (apex nasi) und den großenteils noch knöchernen Rücken; ferner die an der untern Fläche befindlichen Nasenlöcher (nares) und die Seitenteile dieser, die Nasenflügel. Sie wird aus zwei obern und zwei untern Knorpeln und der knorpeligen Nasenscheidewand gebildet. Die obere Wand der innern Nasenhöhle besteht aus einem siebförmig durchbrochenen Knochen (Siebplatte, lamina cribrosa des Siebbeins), durch dessen Löcher der Geruchsnerv in die Nasenhöhle tritt; unter der untern Nasenmuschel, in den untern Nasengang, mündet vorn der Thränenkanal. Die ganze Nasenhöhle, sowie die Nebenhöhlen sind mit Schleimhaut ausgekleidet, in deren obern Teil, der sog. Riechgegend, sich die Enden der Geruchsnerven ausbreiten und vermittelst spezifischer Endorgane, der sog. Riechzellen, die verschiedenen Geruchsempfindungen erregen; die Tastempfindung vermittelt dagegen ein Zweig des fünften Hirnnervenpaars.

Die Gestalt der N., welche indes erst mit dem Eintritt der Geschlechtsreife fertig gebildet ist, erteilt dem Gesicht zum großen Teil mit seinen charakteristischen Ausdruck, und man unterscheidet je nach dem Bau der N. die griechische N., römische N., Stumpfnase, Habichtsnase u. s. w. Als Geruchsorgan ist die N. von hoher Bedeutung. (S. Geruch.) Übrigens wird die durch die N. eingeatmete Luft, während sie durch den verhältnismäßig engen und langen Kanal streicht, stärker erwärmt, als beim Atmen mit offenem Munde, und von Staub und andern mechan. Verunreinigungen befreit, was für Brustkranke sehr wichtig ist. Die Nasenhöhle bildet ferner mit der Mundhöhle das Ansatzrohr, den Schallraum, für das Stimmorgan und erteilt dem hervorgebrachten Laut eine eigentümliche Färbung. Die Nasenhöhle wird nämlich während des Sprechens bald durch das Gaumensegel geschlossen, bald bleibt sie offen, sodaß also die Luft der Nasenhöhle bei der Lautbildung bald mitschallt, bald nicht. Das Näselnde der Sprache, welches bei der Bildung mancher Laute absichtlich hervorgebracht wird und die Sprache solcher Leute in störender Weise fortwährend begleitet, deren Gaumensegel entweder gelähmt oder zerstört, durchlöchert, gespalten ist, entsteht durch Offenstehen der Nasenhöhle. Das Niesen (s. d.) wird in den meisten Fällen auf reflektorischem Wege durch Reizung der Empfindungsnerven der N. hervorgerufen.

Unter den Krankheiten der N. ist der Katarrh der Nasenschleimhaut am häufigsten. (S. Schnupfen.) Wucherungen der Schleimhaut, die in Form von mehr oder minder flachen Hügeln oder selbst schlauchförmigen Anhängen auftreten, nennt man Nasenpolypen. Diese führen zu teilweisem Verschluß der Nasenhöhle (Stockschnupfen) und werden durch Ausreißen oder auf galvanokaustischem Wege beseitigt. Blutungen aus der Nasenschleimhaut stellen das Nasenbluten (epistaxis) dar, das auftritt bei Verletzungen der Schleimhaut, bei dem Bestehen von Geschwüren in der N., endlich bei Überfüllung der Blutgefäße der Schleimhaut. Bei häufiger Wiederholung und langer Dauer können durch den Blutverlust Schwächezustände eintreten, und man muß deshalb die Anlässe zu demselben (Bohren in der N., Genuß von Alkohol u. s. w.) vermeiden. Das Nasenbluten wird gestillt durch Einschlürfen kalten Wassers, von Alaunlösung, verdünntem Eisenchlorid und andern blutstillenden Mitteln, oder durch kalte Aufschläge auf die N., endlich durch Verstopfen (Tamponieren) der vordern und hintern Nasenöffnung. Geschwüre in der N. entstehen entweder infolge von Verletzungen oder sind Teilerscheinungen allgemeiner Krankheiten (z. B. der Syphilis und Skrofulose). In manchen Fällen ergreift die Zerstörung auch den Knochen. Bei langdauernden tiefen Geschwüren, bei welchen der Eiter und Schleim in faulige Zersetzung übergeht, nimmt der Atem einen stinkenden Geruch an (Stinknase oder Ozäna), den man am zweckmäßigsten durch fleißiges, anhaltendes Ausspülen der N. mit Wasser oder desinfizierenden Flüssigkeiten unter Heilung des Geschwürs beseitigt. Am vollkommensten wird dieser Zweck durch die sog. Nasendouche (s. d.) erreicht. Verstümmelungen der N. infolge von Krankheiten (namentlich die fressende Flechte, der Lupus) oder Verletzungen verunstalten das Gesicht in einer Weise, daß sich solche Kranke gern einer sog. plastischen Operation unterziehen (Rhinoplastik), bei welcher aus Haut der Stirn oder Wangen eine neue häutige N. hergestellt wird. Zur Untersuchung der Nasenhöhle dient der Nasenrachenspiegel, durch welchen die Nasenhöhle von der Rachenhöhle aus beleuchtet wird. Längs des untern Nasengangs, auf dem Boden der Nasenhöhle hin, werden Instrumente zur Untersuchung des innern Gehörgangs (Ohrkatheter, Sonden) eingeführt. Die Haut der N. ist mit sehr großen Talgdrüschen versehen, deren Inhalt sich in Form von Würstchen auspressen läßt (Mitesser). Erweiterung der Haargefäße bedingt die sog. Kupfernase, wie sie sich bei gewohnheitsmäßigen Säufern und Leuten, die am Feuer arbeiten, häufig findet. Ihre Behandlung besteht in sorgsamer Regulierung der Diät, örtlichen Blutentleerungen, kalten Douchen und adstringierenden Waschmitteln aus Borax-, Sublimat- und Schwefelleberlösungen.

Nase, ein bautechnisch in mehrfacher Beziehung



angewendeter Ausdruck, und zwar bei Dachziegeln der an der Unterseite der obern Kante befindliche

Ansatz, mittels welchen die Ziegel auf die Dachlatten aufgehangen werden (s. Fig. 1); bei dem got. Maßwerk (s. d.) die in das Lichte oder die umrahmte Fläche einspringenden, stirnförmigen Ansätze oder Rippen, meist aus Plättchen und Hohlkehle gebildet (s. Fig. 2 u. 3). Als **Wassernase** die Unterscheidung an vorspringenden horizontalen Platten oder Simsgliedern, welche das Regenwasser verhindern soll, vermöge der Abhäsion sich am betreffenden Bauteil, z. B. der Hängeplatte bei Gesimsen, den untern Rahmenstücken (Wasserschenkeln) bei Fenstern, den Deckplatten bei Umfriedigungsmauern u. s. w. herabzuziehen, und es nötigen, abzutropfen (s. Fig. 4 u. 5).

Nase, im Maschinenbau soviel wie Knagge; beim Hobel (s. d.) ein am vordern Ende desselben angebrachter aufrechter Vorsprung, welcher zur Erleichterung der Führung als Auflage für die linke Hand dient.

Naseby, Flecken an der nordwestl. Grenze der engl. Grafschaft Northampton, wurde namhaft durch die Schlacht am 14. Juni 1645, in welcher das königl. Heer Karls I. nach dreistündigem Kampfe durch die Parlamentstruppen unter Cromwell und Fairfax mit Verlust von 5000 Mann, 12 Geschützen, 200 Wagen und der ganzen Korrespondenz des Königs in die Flucht geschlagen wurde. Was nicht entkommen konnte, streckte die Waffen. Cromwell entschied die Schlacht durch einen Angriff seiner schweren Reiter. König Karl entkam nach Leicester, vermochte jedoch nach dieser Niederlage keine Feldschlacht mehr zu liefern.

Nasenaffe, s. Kahau.

Nasenbär, s. Coati.

Nasenbeutelratte oder **Bandikut** (Perameles nasuta, s. Tafel: Beuteltiere, Fig. 6) heißt ein mausfarbenes, langschwänziges, insektenfressendes Beuteltier von ungefähr der Größe eines Marders und dem Habitus einer riesigen Spitzmaus. Der N. bewohnt Neusüdwales.

Nasendouche, ein nach dem Prinzip des Irrigators (s. d.) konstruierter Apparat, welcher zum Ausspülen und Reinigen der Nasenhöhle dient. Derselbe besteht aus einem Blechgefäß mit Gummischlauch und einem olivenförmigen Ansatzrohr, welches in das eine Nasenloch gebracht wird; erhebt man nun das wassergefüllte Gefäß, so strömt das Wasser aus demselben in die Nasenhöhle und den hintern Nasenrachenraum und fließt, bei rechtwinkelig vornübergebeugtem Kopf, durch das andere Nasenloch wieder ab. Auf diese Weise wird die gesamte Nasenhöhle ausgespült und von stagnierenden katarrhalischen Sekreten befreit; auch können so medikamentöse Lösungen direkt auf die erkrankte Schleimhaut wirken.

Nasenlaute, s. Nasale.

Nasenpolypen, Pulver gegen, von Bahr, s. unter Geheimmittel.

Nash (Thomas), engl. dramatischer Dichter, Satiriker und Pamphletist, geb. 1558 zu Lowestoft (Suffolk), studierte zu Cambridge, reiste nach Italien, war dann in London schriftstellerisch thätig und starb daselbst um 1601. Von seinen Dramen sind zu nennen «Dido, Queen of Carthage» (1594), das er zusammen mit Marlowe schrieb, in dessen Werken es steht, und «Summer's last will and testament» (1600). Wegen seines (ungedruckten) satirischen Lustspiels «The isle of dogs» kam er einige Zeit ins Gefängnis. Besonders bekannt ist er durch seine Flugschriften gegen Gabriel Harvey, den Freund Spensers, gegen den er das beißende Pamphlet «Have with you to Saffron Walden» (1596) richtete. Unter seinen übrigen Flugschriften ist am bedeutendsten «Pierce Penniless, his supplication to the Diuell» (1592, neu herausg. von Collier, 1842). N. besaß ein hervorragendes Talent sowohl für das Drama wie für die Polemik, er war jedoch zügellos und ausschweifend in seiner Satire wie in seinem Leben.

Nashorn oder **Rhinoceros** heißt eine Gattung von Säugetieren aus der Familie der Dickhäuter, von andern unterschieden durch dreizehige Füße und ein oder zwei auf der Nase stehende Hörner, welche nur mit der Haut verbunden und aus Hornfasern (verwachsenen Haaren) zusammengesetzt sind. Der Körper ist sehr groß und plump und steht auf verhältnismäßig ziemlich niedrigen Füßen; die Haut ist dick, meist rauh, fast unbehaart und höchstens mit spärlichen Borsten besetzt. Die Schnauze ist verlängert, aber ohne Rüssel, und das Maul stumpf und breit, der Schwanz kurz, dünn, mit einem Haarpinsel versehen. Sie leben familienweise zusammen in den tropischen Gegenden Asiens und Afrikas. Alle nähren sich von Pflanzen allein, ziehen sumpfige Gegenden zum Wohnorte vor, wälzen sich im Morast und sind ziemlich träg und stumpfsinnig, gereizt aber meistens sehr wild. Gehör und Geruch sind unter den Sinnen bei ihnen am meisten ausgebildet. Man teilt sie nach der Anzahl der Hörner in ein- und zweihörnige. Zu den erstern gehört das indische Nashorn (Rhinoceros Indicus), welches sich hauptsächlich durch das 60 cm lange einzelne Horn und die tiefgespaltene Haut unterscheidet, und das weit kleinere javanische Nashorn (Rh. Sondaicus). Zu den zweihörnigen Arten gehört das sumatranische Nashorn (Rh. Sumatranus) und das schwarze Nashorn (Rh. bicornis) in Südafrika, dessen Körper 3,5 m lang und an der Schulter 1,5 m hoch ist. Es ist sehr wild und die Jagd auf dasselbe nicht ohne Gefahr. Die Eingeborenen essen das Fleisch, welches dem Rindfleisch ähnlich ist; aus der im frischen Zustande zu Riemen zerschnittenen Haut werden dort Reitgerten und Peitschen (SchambokS) zusammengedreht. Auch in Nordafrika werden auf ähnliche Art Reitgerten verfertigt, welche unter dem Namen Corbage einen Handelsartikel in England bilden. Auch das stumpfnasige Nashorn (Rh. simus) und das Keitloa-Nashorn (Rh. Keitloa) leben in Afrika und sind mit zwei Hörnern versehen. Unter den Überresten fossiler Säugetiere hat man, von den mittlern Tertiärschichten an, auch viele Arten des N. gefunden, worunter namentlich eine, das N. mit knöcherner Nasenscheidewand (Rh. tichorhinus), welches ein ungeheueres Horn trug, stark behaart war und mit dem Mammut (s. d.) in Europa und Sibirien im Schwemmlande gefunden wird.

Nashornkäfer (Dynastes) nennt man eine Anzahl von Blatthornkäfern, deren Männchen auf dem Kopfe oder Halsschild, oder auf beiden zugleich hornartige, median gelegene Erhöhungen zeigen. Zu den N., die namentlich in den Tropen stark entwickelt sind, gehören die größten Käferarten, so der gewaltige Herculeskäfer (Dynastes Hercules) von Südamerika. In Deutschland findet sich nur ein echter Nashornkäfer (Oryctes nasicornis, s. Tafel: Insekten I, Fig. 10), ein glänzend kastanienbraunes Tier von einigen 30 mm Länge, das

im Sommer abends unherfliegt und als Engerling in humusreicher Gartenerde, sehr gern auch in der Gerberlohe haust. Als kleiner N. wird ein anderer deutscher, 15—18 mm langer Blatthornkäfer (Sinodendron cylindricum) bezeichnet, der in alten abgestorbenen Laubbäumen haust, glänzend schwarz ist, aber in eine andere Familie gehört.

Nashornvögel (Bucerotidae) heißt eine Familie seltsamer Kuckuksvögel (s. d.), die man früher mit den Pfefferfressern und einigen andern zu einer besondern Ordnung der Leichtschnäbler (Levirostres) vereinigte. Der Schnabel ist meist länger als der Kopf, nach unten gekrümmt, auffällig leicht, auf der Wurzel mit hornartigen Auflagen oder verdickten Wülsten. Ihr Gefieder ist einfach gefärbt, kräftig, der Schwanz hat 10 Steuerfedern, in der Regel finden sich am Kopf, bei manchen auch am Hals kahle Stellen; die mittlere und die äußere Zehe sind bis über die Mitte miteinander verwachsen. Die meist großen Vögel finden sich in Indien und dem tropischen Afrika; auf Madagaskar werden sie durch eine einzige modifizierte Form (Euryceros Prevostii) vertreten; sie fliegen vorzüglich und sind durch eine hochgradige Pneumatizität (s. d.) ausgezeichnet. Die N. brüten in Baumlöchern ein weißes Ei aus und das Männchen mauert das brütende Weibchen mit Kot ein, sodaß nur ein kleiner Zugang zur Nisthöhle bleibt, durch die er es füttert. Eine der häufigsten Art ist der Faltennashornvogel (Buceros plicatus, s. Tafel: Kuckucksvögel, Fig. 6) von Malakka und den Sunda-Inseln, schwarz mit weißem Schwanz und mit einer Reihe von Querwülsten auf dem Ende des Oberschnabels, die in schwankender Zahl auftreten. Früher nahm man an, in jedem Lebensjahr entwickele sich solch ein Wulst und nannte den Vogel daher Jahresvogel. Er lebt wie seine Verwandten von Früchten, Kerbtieren und gelegentlich auch von kleinern Wirbeltieren.

Nashua, Stadt in Hillsborough-County im nordamerik. Staate New-Hampshire, am Zusammenfluß des Merrimack- und Nashuaflusses, hat (1880) 13397 E., sehr bedeutende Wollspinnereien und Maschinenfabriken.

Nashville, Hauptstadt des nordamerik. Staates Tennessee, am Cumberlandfluß, 320 km oberhalb seines Zusammenflusses mit dem Ohio, hat (1880) 43350 E., welche lebhaften Handel mit Mehl und Weizen, Baumwolle, Tabak u. s. w. treiben. Hervorragende Gebäude sind: das neue prachtvolle Kapitol, das Gerichtshaus, das Irrenhaus, das Zuchthaus, die Universität u. s. w. N. hat 44 Kirchen, darunter mehrere deutsche, 13 öffentliche Schulen und 4 Nationalbanken.

Nasik, ein Collectorat in der nördl. Division der brit.-ind. Präsidentschaft Bombay mit einem Flächenraum von 19753,13 qkm und einer Bevölkerung von 640158 Seelen. Die gleichnamige Hauptstadt unter 20° nördl. Br. und 73° 47′ östl. L. (von Greenwich) gelegen, ist der hohen Heiligkeit wegen, in welcher sie gehalten wird, bemerkenswert. Besonders den Brahmanen gilt N. als Hauptsitz der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit und ist für sie ein Gegenstand besonderer Verehrung. N. hat 22436 E. und enthält viele Tempel und andere Gegenstände brahmanischer Verehrung, obgleich es in alter Zeit ein Hauptsitz des Buddhismus war. Hierfür sprechen die großen buddhistischen, in der Volkssprache Dhermrai-lena genannten Höhlentempel in der Nähe von N.

Nasir (Nazir, türk.), «Aufseher», in der Türkei Titel höherer Verwaltungsbeamter.

Nasira, arab. Name für Nazareth.

Nasiräer (hebr., d. h. Geweihte) hießen bei den Israeliten diejenigen, welche, sei es auf eine bestimmte Zeit, sei es lebenslang, das Gelübde auf sich genommen hatten, aller berauschenden Getränke sich zu enthalten, das Haupthaar nicht scheren zu wollen und durch Berührung von Toten sich nicht zu verunreinigen. (Vgl. 4 Mos. 6 und den talmudischen Traktat «Nasir».) Lebenslängliche N. waren nach der hebr. Sage z. B. Simson und Samuel. Noch in der Zeit Jesu kamen häufig Nasiräatsgelübde vor. Die N. auf Zeit mußten nach Ablauf derselben sich durch verschiedene Opfer beim Tempel von ihrem Gelübde lösen.

Nasmyth (James), bedeutender Ingenieur, geb. in Edinburgh 19. Aug. 1808, erhielt seine theoretische Ausbildung auf der Gewerbeschule und auf der Universität seiner Vaterstadt und ging dann nach London, wo er in den Maschinenwerkstätten von Maudslay u. Field praktisch arbeitete. Von 1834 bis 1856 war er an einer größern Maschinenfabrik in Manchester beteiligt; aus dieser Zeit datieren seine wichtigsten Erfindungen. Im J. 1838 gab er dem von James Watt (s. d. und Dampfhammer) bereits 1784 erfundenen Dampfhammer diejenige Konstruktion, welche denselben erst für die praktische Anwendung geeignet machte und die er im wesentlichen bis heute beibehalten hat; 1842 ließ er sich einen doppeltwirkenden Dampfhammer patentieren. Außerdem erfand er die Dampframme, ein Walzwerk, eine Bohrmaschine, eine Fräsmaschine, eine große Feilmaschine und brachte viele Verbesserungen an den für den Maschinenbau gebrauchten Werkzeugmaschinen an. Große Verdienste erwarb er sich auch um die Astronomie durch seine mit selbstkonstruierten Teleskopen ausgeführten Beobachtungen über die physik. Beschaffenheit des Mondes, welche er in dem gemeinschaftlich mit Carpenter herausgegebenen Werke «Der Mond» (deutsch von Klein, Lpz. 1876) veröffentlichte.

Naso, Beiname des Dichters Ovidius (s. d.).

Nassau, ein ehemals souveränes und zum Deutschen Bunde gehöriges Herzogtum, das infolge der Ereignisse von 1866 (durch Besitzergreifungspatent vom 3. Okt. desselben Jahres) dem Königreich Preußen einverleibt wurde und jetzt den Hauptbestandteil des Regierungsbezirks Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-Nassau bildet. Es umfaßte 4708 qkm und zählte (1865) 465639 E., darunter 242656 Protestanten, 215494 Katholiken, 328 Deutschkatholiken, 162 Mennoniten und 6995 Juden.

Die Gegend des heutigen N. war in der german. Vorzeit von Alamannen besetzt, die dann den Franken unterlagen, worauf das Gebiet zu dem fränkischen und nach der Teilung desselben zum Deutschen Reiche gehörte. Unter die großen freien Grundbesitzer dieser Gegend, die allmählich die Landeshoheit gewannen und sich zu Dynasten emporschwangen, gehörten die reichbegüterten Grafen von Laurenburg, so benannt nach dem Schloß Laurenburg an der Lahn in der nachmaligen Grafschaft Holzappel. Als den Stammvater derselben nennt man Otto von Laurenburg, den Bruder König Konrads I., im 10. Jahrh. Sein Sohn Walram I. (gest. 1020) wurde durch seine Söhne der Stifter zweier Linien. Der ältere, Walram II., pflanzte die Linie Laurenburg fort, die seit 1160

nach dem neuerbauten Schloß N. ſich nannte; der jüngere, Otto, vermählte ſich mit der Erbin von Geldern und ſtiftete die Linie N.-Geldern, welche 1423 im Mannsſtamme erloſch. Die naſſauiſchen Erblande teilten 1255 die Söhne des Grafen Heinrich II. oder des Reichen, Walram VI., der ältere, erhielt den ſüdl. Teil, Idſtein, Wiesbaden und Weilburg, Otto, der jüngere, die nördl. Partie, Dillenburg, Beilſtein und Siegen. Sie ſtifteten die Walramiſche (die ſich wieder in verſchiedene Zweige teilte) und die Ottoniſche Linie, von denen erſtere bis 1866 in N. regierte, während letztere den Thron der Niederlande (ſ. d.) erhielt. Der raſche Beitritt zum Rheinbund brachte 1806 dem damaligen Senior des Hauſes N.-Walram, dem Fürſten Friedrich Auguſt von N.-Uſingen, den Herzogstitel, die Souveränetät und eine Territorialvergrößerung von 1700 qkm mit 84 500 E. Gleichzeitig wurden ſämtliche Beſitzungen der Walramiſchen Linie für ein unteilbares Herzogtum erklärt. Nach der Schlacht bei Leipzig traten die beiden naſſauiſchen Linien auf die Seite der Verbündeten, und auf dem Kongreß zu Wien wurde das Recht der Walramiſchen Linie auf Luxemburg nach Ausſterben der Ottoniſchen Linie ausdrücklich anerkannt. Durch Tauſchverträge mit Preußen erhielten 1815 der Herzog von N.-Uſingen und der Fürſt von N.-Weilburg faſt alle Beſitzungen der Ottoniſchen Linie und 1816 auch die Niedergrafſchaft Katzenellnbogen. Nach dem Erlöſchen der Linie N.-Uſingen mit dem Herzog Friedrich Auguſt, 24. März 1816, fielen geſamte Beſitzungen der Walramiſchen Linie dem einzig übrigen Zweige N.-Weilburg zu.

Der Fürſt von N.-Weilburg, Wilhelm (geb. 1792), der kaum zwei Monate vorher ſeinem Vater in der Regierung gefolgt war, wurde nun alleiniger Regent in N. und Herzog. Bereits 1814 hatten beide Fürſten dem Lande eine Konſtitution verliehen, die aber erſt 1818 in Wirkſamkeit trat. Ende 1835 trat N. dem Zollverein bei. Nachdem Herzog Wilhelm 20. Aug. 1839 geſtorben, folgte ihm ſein Sohn Adolf (ſ. d.), unter dem die Verwaltung des Landes immer mehr verfiel. Erſt die Bewegung von 1848 änderte raſch die Lage der Dinge. Der Herzog beſchwichtigte 4. März durch zuſtimmende Erklärung die erſte Gärung und berief den liberalen Abgeordneten Hergenhahn ins Miniſterium. Die Kammern wurden einberufen, um ein Wahlgeſetz zu entwerfen. Dieſes kam zu Stande mit Einkammerſyſtem, indirekter Wahl und allgemeinem Stimmrecht. Die Herrenkammer dankte freiwillig ab. Im Juni 1849 wurde Hergenhahn durch Wintzingerode erſetzt, unter dem der Beitritt N.s zum Dreikönigsbündnis erfolgte. Im Nov. 1851 erließ die Regierung, welche ſich 1850 von dem preuß. Unionsprojekt losgeſagt und wieder ganz Öſterreich und dem Bundestag zugewandt hatte, ein neues Wahlgeſetz und im Febr. 1852 trat Prinz Auguſt von Wittgenſtein, Mitglied des letzten Reichsminiſteriums, als Staatsminiſter an die Spitze der Verwaltung. Der nach jenem oktroyierten Wahlgeſetz berufene, nunmehr aus zwei Kammern beſtehende Landtag hatte, da ſich die Liberalen großenteils der Wahl enthielten, faſt nur Klerikale und Gouvernementale zu Mitgliedern, die ſich beeilten, mit Ausnahme der Ablöſungsgeſetze alle ſeit 1848 geſchaffenen Einrichtungen und Geſetze teils abzuſchaffen, teils nach Wunſch der Regierung zu revidieren.

Auch von dem ſog. Oberrheiniſchen Kirchenkonflikt zwiſchen den Regierungen und den kath. Biſchöfen des ſüdweſtl. Deutſchland wurde N. berührt. Die Regierung ſchloß zur Beſeitigung dieſes Konflikts mit dem kath. Biſchof in Limburg eine Konvention ab und eröffnete gegen den bisherigen Landtagspräſidenten Braun eine Unterſuchung wegen Majeſtätsbeleidigung u. ſ. w., jedoch ohne Erfolg.

Bis zum J. 1866 fanden vielfache Kämpfe zwiſchen der Regierung und den liberalen Kammern ſtatt, die zweimal zur Auflöſung der letztern führte. Trotzdem behielt die liberale Majorität ſtets die Oberhand. Beim Ausbruch des preuß.-öſterr. Konflikts im J. 1866 trat der Herzog auf die Seite Öſterreichs, verfügte 11. Mai die Mobilmachung und ſtimmte 14. Juni für den gegen Preußen gerichteten Bundesbeſchluß. An einer Schlacht nahm die naſſauiſche Brigade nicht teil. Am 15. Juli entfloh der Herzog. Am Abend des 18. Juli wurde Wiesbaden, am 19. Biebrich durch preuß. Truppen beſetzt. Bald darauf erſchien als Civilkommiſſar der Landrat von Dieſt aus Wetzlar, um kraft Vollmocht des Königs von Preußen die vorläufige Verwaltung des eroberten Landes zu übernehmen. Es erfolgte die Auflöſung der bisherigen Centralbehörden und 8. Okt. 1866 zu Wiesbaden die Publikation des königl. Patents vom 3. Okt., wodurch das naſſauiſche Land dem Königreich Preußen einverleibt wurde. N. nebſt einigen angrenzenden Gebietsteilen (Frankfurt, Homburg u. ſ. w.) bildet ſeitdem den Regierungsbezirk Wiesbaden der preuß. Provinz Heſſen-N. Der Herzog Adolf erhielt eine Jahresrente und nahm ſeinen Wohnſitz größtenteils zu Wien.

Litteratur. Vogel, «Beſchreibung des Herzogtums N.» (Wiesb. 1833—44); derſelbe, «Hiſtor. Topographie von N.» (Herborn 1836); Keller, «Drangſale des naſſauiſchen Volks während des Dreißigjährigen Kriegs» (Gotha 1846); derſelbe, «Geſchichte von N.» (Wiesb. 1863); Schliephake, «Geſchichte von N.» (fortgeſetzt von K. Menzel, Bd. 1—6, Wiesb. 1864—84); Arnoldi, «Geſchichte von N.-Oranien» (3 Bde., Hadamar 1799—1801); die «Annalen» des Vereins für naſſauiſche Altertumskunde und Geſchichtsforſchung (Bd. 1—18, Wiesb. 1827—84); Braun, «Die wirtſchaftlichen Verhältniſſe des Herzogtums N.» (Wiesb. 1865).

Die jüngere Linie des Hauſes N., die Ottoniſche, welche den Grafen Otto (geſt. 1292) zum Stifter hat und im Königreich der Niederlande (ſ. d.) herrſcht, wurde erſt ſeit Graf Wilhelms des Ältern Zeit, der 1559 ſtarb, geſchichtlich merkwürdig. Sein Sohn, Wilhelm I. (ſ. d.), Graf von N., erbte 1544 von ſeinem Vetter Renatus das Fürſtentum Oranien und nannte ſich nun Prinz von Oranien. Er wurde 1574 von den inſurgierten Niederländern zum Generalkapitän und Statthalter erwählt und ſtarb 1584 durch Meuchelmord. Sein erſtgeborener Sohn, Philipp Wilhelm, Prinz von Oranien, geb. 1554, ſtarb 1618. In der Statthalterſchaft der Niederlande folgten dem Vater nacheinander ſeine beiden jüngern Söhne, Moritz (geb. 1567, geſt. 1625) und Heinrich Friedrich (geb. 1584, geſt. 1647), der auch, da ſeine beiden ältern Brüder ohne Erben ſtarben, das Fürſtentum Oranien erbte. Obſchon auf Moritz wie auf Heinrich Friedrich des Vaters Tapferkeit forterbte, hatte doch namentlich der erſtere zu wenig polit. Mäßigung, um ruhig das Staatsſchiff der Republik zu leiten. Des letztern

Digitized by Google

Sohn und Nachfolger in der Statthalterschaft der Vereinigten Niederlande, **Wilhelm II.** (geb. 1626, gest. 1650) erlebte zwar 1648 die Anerkennung des Freistaats; allein seine Verheiratung mit Maria, der Tochter Karls I. von England, und die von seinem Hause begünstigten Reaktionen der königl. Partei in England erregten den Groll Cromwells gegen die Niederländer und die blutigen Seekriege zwischen beiden Nationen. Sein kriegerischer Sohn, Wilhelm III. (s. d.), geb. wenige Tage nach des Vaters Tode, wurde 1674 Erbstatthalter von Holland und 1689 König von England. Er starb 1702 ohne männliche Erben. Aus Dankbarkeit für den Beistand, den das Haus Brandenburg ihm bei der Besitznahme des Throns von England geleistet, vermachte er diesem Hause die Fürstentümer Oranien und Mörs nebst mehrern Herrschaften in Westfalen. Alles übrige erbte sein nächster Agnat, **Johann Wilhelm Friso**, Fürst von N.-Dietz und Erbstatthalter von Friesland (geb. 1687, gest. 1711). Dieser stammte ab von dem Bruder Wilhelms I., des Stifters der Freiheit der Niederlande, vom Grafen Johann von Dillenburg, der im Revolutionskriege als Statthalter in Geldern und Zütphen 1606 starb. Von Johanns von Dillenburg Söhnen stiftete Johann der Mittlere die Linie N.-Siegen (erloschen 1743), Georg N.-Dillenburg (erloschen 1739), Ludwig Johann N.-Hadamar (erloschen 1811) und Ernst Kasimir N.-Dietz. Nacheinander waren Wilhelm Ludwig (gest. 1620), Ernst Kasimir (erschossen 1632), dessen Sohn und Enkel Wilhelm Friedrich (gest. 1664) und Heinrich Kasimir (gest. 1696) Statthalter von Friesland und Gröningen. Des letztern Sohn war der obengenannte Johann Wilhelm Friso, Statthalter in Friesland, der sich seit Wilhelms III., Erbstatthalters von Holland, Tode Prinz von Oranien nannte und 1711 ertrank. Was ihm nicht gelungen, gelang seinem Sohne **Wilhelm IV.**, der durch den Einfluß der oranischen Partei in der Republik neben der Statthalterschaft in Friesland allmählich auch die Statthalterschaften Geldern, Zütphen, Gröningen, Omeland und Drenthe erhielt, 1748 Erbstatthalter wurde und 1751 starb. Ihm folgte sein Sohn **Wilhelm V.**, geb. 1748, der anfangs unter der Vormundschaft des Herzogs Ludwig von Braunschweig stand und später mit viel Unglück regierte. Er mußte, von den Patrioten gedrängt, fast allen Vorrechten entsagen und vermochte nur durch preuß. Waffen sich zu behaupten. Bei dem Vordringen der Franzosen 1795 genötigt, nach England zu fliehen, mußte er 1802 seinen Würden und Besitzungen in den Niederlanden entsagen, wofür er in Deutschland mit dem Fürstentum Fulda entschädigt wurde. Er starb 8. April 1806. Sein Sohn, König Wilhelm I. (s. d.), verlor 1807 sowohl Fulda wie die Souveränetät seiner Erblande in Deutschland, kehrte aber als Souverän nach den Niederlanden zurück und wurde 1815 König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg. Er starb 1843, nachdem er 1840 abdiziert hatte. Ihm folgte sein Sohn Wilhelm II. (s. d.) und diesem seit März 1849 dessen Sohn, König Wilhelm III. (s. d.). (S. Niederlande.)

Nassau, Stadt im Unterlahnkreis des preuß. Regierungsbezirks Wiesbaden, an der Lahn, über welche eine Kettenbrücke führt, Station der Linie Koblenz-Gießen der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Amts, hat ein Schloß der Gräfin von Kielmannsegge, ehemals dem darin geborenen preuß. Minister von Stein gehörig, einen got. Turm zur Erinnerung an die Befreiungskriege, eine Realschule, ein internationales Institut, ein Krankenhaus, einen Mineralbrunnen, eine Kaltwasseranstalt und ein Kiefernadelbad und zählt (1880) 1786 E., welche zwei Braunereien und ein Dampfsägewerk unterhalten und Blei- und Silberbergbau treiben. Hier wurden 1877 röm. Gräber aufgefunden. — N. kommt urkundlich zuerst 794 vor und erhielt 1348 Stadtrechte. Jenseit der Lahn liegen auf einem Berge die Ruinen der 1101 erbauten Stammburg Nassau und der Burg Stein mit einem 1872 errichteten Marmorstandbild des Freiherrn vom Stein unter einem 18 m hohen got. Überbau.

Nassau, Hauptstadt der Bahäma-Inseln (s. d.) auf New-Providence.

Nassau-Dillenburg (Ludw., Graf von), Bruder Wilhelms I. von Oranien, geb. 20. Jan. 1538, trat an die Spitze der Geusen und wurde 1567 vom Herzog von Alba geächtet, floh nach Deutschland, sammelte dort Truppen und fiel 1568 von Ostfriesland her in die Provinz Groningen ein, schlug 24. Mai die Spanier bei Kloster Heiligenlee, zog sich aber bei der Annäherung Albas nach Jemgum a. d. Ems zurück und wurde dort 25. Juli entscheidend geschlagen. In den nächsten Jahren kämpfte N. in Frankreich auf Seite der Hugenotten, fiel mit deren Hilfe 1572 in die Niederlande ein und nahm 25. Mai Mons, mußte die Stadt indessen, nach längerer Belagerung durch den Herzog von Alba, 19. Sept. gegen freien Abzug übergeben; 1574 fiel N. abermals in die Niederlande ein, wurde jedoch 14. April auf der Mooker Heide geschlagen und fand in dieser Schlacht den Tod.

Nassauischer Hausorden vom Goldenen Löwen, s. unter Löwenorden.

Nassau-Siegen (Joh. Moritz, Graf und seit 1664 Fürst von), niederländ. Feldherr und Staatsmann, geb. zu Dillenburg 27. Juni 1604, der Sohn des Grafen Johann von Nassau-Siegen, dessen gleichnamiger Vater der Bruder des großen Wilhelm von Oranien, des Gründers der niederländ. Unabhängigkeit, war. Moritz trat früh in die Dienste der holländ. Generalstaaten, zeichnete sich 1632 vor Mastricht aus, wo er Pappenheims Entsatzversuch vereitelte, und trug 1636 wesentlich zur Eroberung der Schwedenschanze bei, worauf er noch in demselben Jahre zum Oberbefehlshaber in Brasilien ernannt wurde. Im Jan. 1637 landete er bei Pernambuco, schlug die Portugiesen, nahm die Festung Parasoa, unternahm im Sommer eine Expedition nach der Küste von Guinea, welche den Holländern die Festung St. Georg del Mina erwarb, drang im Frühjahr 1638 an der brasil. Küste südlich vor und ward erst vor San-Salvador (Bahia) in seinem weitern Siegeslaufe aufgehalten. Auch im Laufe der nächsten Jahre wußte N. die Herrschaft der Holländer in Brasilien zu behaupten und machte in Afrika neue Erwerbungen. Zerwürfnisse mit der Westindischen Handelsgesellschaft veranlaßten seine Entlassung, worauf er im Sommer 1644 nach Holland zurückkehrte. Er ward General der Reiterei und wurde, obschon seit 1647 im brandenb. Dienste stehend, bei der 1665 und 1666 drohenden Kriegsgefahr zweimal zum Oberbefehlshaber aller holländ. Truppen ernannt. Der Große Kurfürst ernannte ihn nach verschiedenen diplomatischen

Sendungen zum Statthalter von Kleve. Als solcher starb er 20. Dez. 1679 zu Bergendahl (Berg und Thal) bei Kleve. Die brasil. Stadt Olinda hatte er nach ihrer Zerstörung neu aufbauen lassen und Moritzburg genannt. Sein Leben hat Driesen (Berl. 1849) beschrieben.

Nassau-Siegen (Karl Heinr. Nik. Otto, Prinz von), russ. Admiral, geb. 5. Jan. 1745, stammte aus der kath. Linie des Hauses Siegen ab und trat im 14. Jahre als Freiwilliger in franz. Kriegsdienste, die er als Rittmeister verließ, um Bougainville auf seiner Reise um die Welt zu begleiten (1766—69). Nach vielfachen Abenteuern, namentlich auf Tahiti und in den Wüsten Afrikas, kehrte er nach Frankreich zurück, nahm wieder als Oberst eines Infanterieregiments Dienste und kämpfte in Nordamerika gegen die Engländer. Im J. 1779 machte er einen vergeblichen Versuch, die Insel Jersey zu nehmen. Im Kriege zwischen Spanien und England beehligte er in Span. Diensten vor Gibraltar eine von Arçons schwimmenden Batterien. Der König von Spanien belohnte ihn mit dem Patent als Generalmajor und dem Range eines Granden erster Klasse. Durch den Grafen Ségur der Kaiserin Katharina II. von Rußland empfohlen, erhielt er als Vizeadmiral den Befehl über die russ. Flotte des Schwarzen Meeres, mit welcher er im Juni 1788 bei Otschakow die türk. Flotte des Kapudan Pascha zerstörte. In dem Kriege gegen Gustav III. von Schweden übertrug ihm die Kaiserin den Befehl über die Ostseeflotte. Er schlug die schwed. Schärenflotte und trieb sie in den Busen von Wiborg, wurde aber 9. Juli 1790 mit Verlust von 46 Schiffen geschlagen, worauf er den Befehl niederlegte. Er starb zu Tynna in Podolien 22. April 1808. Vgl. Duc de Lévis, «Souvenirs et portraits» (Par. 1873).

Nasse (Erwin), Nationalökonom, geb. 2. Dez. 1829 zu Bonn, studierte in Bonn, Göttingen und Berlin, habilitierte sich zu Bonn nach längerm Aufenthalt in England 1854, wurde 1856 ord. Professor der Nationalökonomie in Basel, im Herbst desselben Jahres nach Rostock, 1860 nach Bonn berufen. Von 1869 bis 1878 war er Mitglied des preuß. Hauses der Abgeordneten, wo er der freikonservativen Partei angehörte; seit 1874 ist er Vorsitzender des Vereins für Sozialpolitik. Seine litterarischen Arbeiten liegen hauptsächlich auf dem Gebiete des Geld- und Bankwesens, der agrarischen Geschichte und des Steuerwesens.

Nasse Docks, s. unter Docks.

Nasse Fäule, s. Kartoffelkrankheit.

Nässende Flechte, s. Ekzem.

Nasser Weg (via humida) nennt man in der Metallurgie, Chemie und Probierkunst eine Darstellungs- und Probiermethode, die der auf Trockenem Wege entgegengesetzt ist. Unter dem Trockenen Wege versteht man diejenige Operation, bei welcher zur Erkennung der Natur und Eigenschaften, sowie zur Darstellung nur Erhitzung, Calcination, trockene Destillation und Schmelzung (diese wo nötig unter Zuhilfenahme sog. Flußmittel) angewendet werden. Wird dagegen der nasse Weg eingeschlagen, so wendet man Lösungen in Wasser und Säuren an, aus welchen dann der betreffende Körper, sei es zu analytischen oder zu technischen oder metallurgischen Zwecken entweder für sich oder in Verbindung abgeschieden wird. In der Gewinnung vieler Metalle, z. B. des Silbers und Kupfers, spielt jetzt der nasse Weg eine große Rolle, der in der Neuzeit durch Einführung der Elektrolyse (Elektrometallurgie) eine weitere Ausbildung gewann.

Nassib, bei den Mohammedanern soviel wie Fatum, unvermeidliches Schicksal, Verhängnis.

Nasskauf, s. Leikauf.

Nassmühlen, zum Mahlen des Bleiweiß (s. d.).

Nassod, soviel wie Naszod.

Nasse, s. Böser Blick.

Nasse-ed-Din, Schah von Persien, geb. 1830 als ältester Sohn Mohammed-Schahs, bestieg nach seines Vaters Tode 10. Sept. 1848 den Thron, den er gegen innere Unruhen sowohl, wie gegen äußere Feinde häufig verteidigen mußte. (S. Persien.) N. war der erste pers. Schah, der (1873 und 1878) Reisen ins Ausland unternahm, auf welcher er die meisten europ. Hauptstädte besuchte.

Nasspinnmaschine, s. unter Flachsspinnerei, Bd. VI, S. 866.

Nasswald, Ortschaft in der niederösterr. Bezirkshauptmannschaft Wiener-Neustadt, zur Gemeinde Schwarzau gehörig, am Nordfuß der Schneealp, dicht an der steirischen Grenze, ist eine selbständige evang. Pfarrgemeinde mit Kirche und Schule, 1782 von ausgewanderten Salzburgern gegründet, und zählt 168 E.

Nasturtium, s. Brunnenkresse.

Nästved, Nestved, Stadt auf der dän. Insel Seeland, an den Sus-å und dem Danneskjoldkanal, unweit dem Meere, Station der Linie Roeskilde-Masnedö der Seeländischen Staatsbahnen, hat einen Hafen und lebhaften Handel und zählt (1880) 4792 E. In der Nähe liegt das alte Rittergut Herlufsholm, jetzt eine adelige Freischule und Erziehungsanstalt.

Naszód (Nassaudau), regelmäßig gebauter Marktflecken in Siebenbürgen, Komitat Bistritz-Naszód, an der Großen Szamos, mit 2500 E. (Rumänen und Magyaren), einem Gymnasium und Holzhandel.

Natal, brit. Kolonie an der Südostküste von Afrika, so genannt, weil Vasco da Gama am Weihnachtstage (dies natalis Domini) 1497 bei der Umschiffung von Afrika daselbst zuerst anlegte. Nachdem die Kapkolonie (s. d.) aus holländischem in engl. Besitz übergegangen, verließen diese die holländ. Bauern (boers) in großer Zahl und gelangten nach langen Wanderungen über die Drakenberge 1837 hinab nach der Ostküste, wo sie an dem Hafen Port-Natal unter 29° 45′ südl. Br. die Stadt D'Urban gründeten. Weiter landeinwärts bauten sie die Hauptstadt Pieter-Maritzburg, genannt nach ihren beiden Anführern, Pieter Retief und Geert Maritz. Schon vor ihrer Ankunft bestand daselbst eine kleine Niederlassung von Engländern. Im J. 1840 erhob die brit. Regierung Anspruch auf N. unter dem Vorwande, daß alle holländ. Kolonien in Südafrika an England abgetreten seien, besetzte 1843 das Land und machte es 1856 zu einer besondern Kolonie, unabhängig von dem Gouverneur des Kaplandes. Der größere Teil der Boers wanderte wieder über die Drakenberge zurück und gründete die Oranje- und Transvaal-Republik, während von der See her Einwanderer, namentlich brit. Ursprungs, N. allmählich bevölkerten. Die Grenzen der Kolonie, zwischen 27° 20′ und 31° 10′ südl. Br., sind im O. das Meer (eine 270 km lange Küste), im W. die Drakenberge oder das Kahlamba-Gebirge, im N. der Tugela-Fluß, im S. der Umtamfuna-Fluß (bis 1865 der Umzimkulu). Der

Flächeninhalt beträgt 48 565 qkm, die stets wachsende Bevölkerung (1881) 402 687 Seelen, die meistens dem Volke der Zulukaffern angehören. Hauptstadt ist Pieter-Maritzburg. Das Innere ist zum Teil überaus malerisch. Man unterscheidet von der Küste bis zu den Drakenbergen vier Terrassen von je 30 km Breite. Der niedrige Küstenstrich, mit tropischer Vegetation, meist dicht bewaldet, erzeugt Zuckerrohr, Baumwolle, Kaffee, Arrowroot, Bananen, Indigo, Ingwer, Tabak und Ananas. Der Niederschlag erreicht hier die bedeutende Höhe von 3 m, und zwar fällt der Regen meist zwischen Juli und Oktober. Die zweite Terrasse, ausgedehntes Weideland, ernährt große Herden und trägt als Feldfrucht vorzugsweise Mais. Auf der dritten Stufe gehen die wellenförmigen Bodenerhebungen in Hügel über, und der Wald wird wieder vorherrschend. Das Klima gleicht dem im mittlern England, und die europ. Feldfrüchte gedeihen vortrefflich. Die letzte Stufe nehmen die Abhänge der bis 2000 m hohen Drakenberge ein, auf denen der Schnee im Winter tagelang liegen bleibt. Die untern Teile der Berge bekleidet herrlicher Wald, weiter oben folgen Farren, Heide und Wiesen. Von den 23 Flüssen des Landes ist keiner schiffbar. Kohlen, Eisen und Kupfer finden sich an einigen Stellen, der eigentliche Reichtum von N. besteht aber in dem fruchtbaren Boden und dem gesunden, für subtropische und europ. Produkte zugleich geeigneten Klima. Die Kolonie führt Wolle, Zucker, Häute, Elfenbein, Straußfedern u. s. w. aus. Im ganzen hatte die Einfuhr 1882 einen Wert von 2214000, die Ausfuhr von 732000 Pfd. St. Die Einnahmen betrugen 658000, die Ausgaben 738000, die Schuld 2102000 Pfd. St. Vgl. Brooks, «N. A history and description of the colony» (herausg. von Mann, Lond. 1876).

Natal, Hauptstadt der brasil. Provinz Rio Grande do Norte, nahe der Mündung des Rio Grande in den Atlantischen Ocean, mit Hafen und 10000 E., wurde 1597 gegründet.

Natalis (lat., zu ergänzen dies), Geburtstag; natilitium, Geburtstagsgeschenk, Geburtstagsfeier; der Todestag eines Märtyrers als Geburtstag für das ewige Leben.

Natchez, Stadt im nordamerik. Staat Mississippi, County Adams, links am Mississippi, hat (1880) 7058 E. und sehr bedeutenden Handel in Baumwolle. N. hat seinen Namen von dem ehemals mächtigen Stamm der Natchezindianer. Es wurde 1716 von einem Franzosen gegründet, 1729 von den Indianern zerstört, 1763 von den Engländern, 1779—98 von den Spaniern besetzt und 1798 Hauptstadt des Territoriums Mississippi.

Nathan, ein hebr. Prophet zur Zeit Davids, der als ein weiser und freimütiger Ratgeber des Königs gefeiert wurde. Er widerriet dem König den schon beschlossenen Tempelbau und stellte ihn später in einem schönen Gleichnis wegen der Blutschuld an Uria zur Rede. Ihm war die Erziehung des Salomo anvertraut, den er auch nachmals zum König salbte, und dessen, sowie Davids Historiograph er gewesen sein soll.

Nathanael wird nur im Johannes-Evangelium als Jünger Jesu erwähnt; seine Berufung soll durch eine von Jesu abgelegte Probe wunderbaren Wissens veranlaßt worden sein (Joh. 1, 46 fg.). Nach Joh. 21, 2 war er aus Kana in Galiläa. Der Umstand, daß ihn der vierte Evangelist in Verbindung mit Philippus nennt, hat die Veranlassung zu der Vermutung gegeben, daß N. Eine Person mit dem Apostel Bartholomäus (s. d.) sei. Andere haben ihn mit Matthäus wegen der ähnlichen hebr. Bedeutung des Namens, wieder andere mit Johannes identifiziert, oder in ihm eine symbolische Figur vermutet, welche auf Paulus hindeuten soll.

Nathusius (Gottlob), einer der größten Industriellen Deutschlands, wurde 30. April 1760 zu Baruth geboren, wo sein Vater eine Kecleinnehmerstelle bekleidete. Nachdem er in Berlin bei einem Kleinkrämer die Handlung erlernt hatte, kam er als erster Buchhalter in ein angesehenes Handelshaus zu Magdeburg. Nach dem Tode seines Prinzipals trat N. als Kompagnon und Dirigent in die Handlung ein, und das Haus, welches bisher Sengewald geheißen, nahm nun die Firma Richter (der Schwager des verstorbenen Prinzipals) und Nathusius an. Als mit dem Tode Friedrichs II. das Tabaksmonopol aufhörte, legte er eine Tabaksfabrik an, die sich rasch einen solchen Ruf erwarb, daß er bei der bald darauf stattfindenden Wiedereinführung des Monopols zum königl. General-Fabrikdirektor ernannt wurde. Doch war er unzufrieden mit den von der Regierung ergriffenen Finanzmaßregeln und legte die Stelle nieder. Nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. wurde N. mit der Auflösung der Monopolverwaltung betraut, und er übernahm seine frühere Fabrik, die inzwischen als Kronfabrik fortbestanden, wieder für eigene Rechnung. Dieselbe gewann nunmehr eine ungewöhnliche Ausdehnung, aber zur Zeit der westfäl. Regierung (seit 1807) verminderte sich der Absatz, sodaß er die mäßig werdenden Kapitale auf den Ankauf des Klosters Althaldensleben (s. d.) mit dem dazugehörigen Vorwerke Glässig verwandte; auch kaufte er das Gut Hundisburg bei Magdeburg. Hier begründete N. neben großartigem landwirtschaftlichen Betrieb eine ganze Reihe der umfassendsten und verschiedenartigsten industriellen Anstalten. N. starb 23. Juli 1835. Von seinen fünf Söhnen wurden der älteste 1840, die übrigen vier 1861 in den Adelsstand erhoben.

Nathusius (Herm. Engelhard von), vorzüglich bekannt als Tierzüchter, Sohn des vorigen, geb. 1809 zu Magdeburg, studierte Naturwissenschaften und übernahm dann das Gut Hundisburg. Seine Versuche, die engl. Viehrassen nach Deutschland zu verpflanzen, waren vom günstigsten Erfolge begleitet, sodaß von Hundisburg aus edle Zuchttiere sich über einen großen Teil Deutschlands verbreiteten. Neben seiner praktischen Thätigkeit blieb N. auch ununterbrochen seinen naturwissenschaftlichen Studien zugewandt. Vor allem widmete er sich der Theorie der Tierzucht und bildete für diesen Zweck eine Sammlung von anatom. Präparaten, Zeichnungen u. dgl., die als einzig in ihrer Art gelten muß. Er veröffentlichte «Ansichten und Erfahrungen über die Zucht von Fleischschafen» (Berl. 1856), «Über Konstanz in der Tierzucht» (Berl. 1858), «Über Shorthorn-Rindvieh» (2. Aufl., Berl. 1861), «Die Rassen des Schweins» (Berl. 1860), «Vorstudien zur Geschichte und Zucht der Haustiere» (Berl. 1864), «Vorträge über Viehzucht und Rassenkenntnis» (2 Tle., Berl. 1872—80), «Wandtafeln für den naturwissenschaftlichen Unterricht» (Serie 1 u. 2, Berl. 1871—73), «Über die sog. Leporiden» (Berl. 1876). In allen seinen wissenschaftlichen Arbeiten bekundet er sich als Gegner der Darwinschen

Theorie. N. war 1847 Mitglied des preuß. Vereinigten Landtags und wurde 1868 zum Präsidenten des preuß. Landesökonomie-Kollegiums und in das Ministerium für Landwirtschaft nach Berlin berufen. Er starb 29. Juni 1879.

Philipp Engelhard von N., Bruder des vorigen, geb. 5. Nov. 1815 in Althaldensleben, übernahm schon frühzeitig die Verwaltung der väterlichen Güter, gab dieselbe aber 1849 auf und lebte seit 1850 zu Neinstadt am Harz. In den J. 1839 bis 1841 veröffentlichte er einige Gedichtsammlungen. Nachdem er sich seit 1848 lebhaft an der «Kreuzzeitung» beteiligt, übernahm er das «Volksblatt für Stadt und Land». In dem Schriftchen «Zur Verständigung über Union» (Halle 1857) bekundete er sich als einen Gegner der Union. Wegen eines Artikels über denselben Gegenstand in seinem «Volksblatte» zog er sich Ende 1858 eine gerichtliche Verfolgung zu, über die er in einer «Aktenmäßigen Darstellung» (Halle 1860) berichtete. Zu Neinstadt hat N. ein größeres Knabenrettungs- und Brüderhaus (Lindenhof) nach dem Muster des Rauhen Hauses begründet. Er starb 16. Aug. 1872 zu Luzern. — **Marie N.**, die Gattin des vorigen, geb. 10. März 1817 zu Magdeburg, erhielt zu Kalbe an der Saale als Tochter des dortigen Superintendenten Scheele eine einfache Erziehung, vermählte sich 1841 und wurde Mutter von sieben Kindern, starb aber bereits 22. Dez. 1857 zu Neinstadt. Ihren litterarischen Ruf begründete sie mit einer Reihe von Novellen, die ein christlich-frommes Gemüt bekunden und einen großen Leserkreis gefunden haben. Dahin gehört vor allem «Elisabeth» (12. Aufl., 2 Bde., Halle 1881), ferner «Tagebuch eines armen Fräuleins» (13. Aufl., Halle 1881), «Langenstein und Boblingen» (8. Aufl., Halle 1881) u. s. w. In ihren «Gesammelten Schriften» (15 Bde., Halle 1858—68) findet sich auch ihr «Lebensbild» (3 Bde., Halle 1867—68). Außer lyrischen Poesien hat man von Marie N. auch gelungene Liederkompositionen, die Ert in Gemeinschaft mit ihrem Gatten (Halle 1865) herausgab.

August Engelhard von N., Bruder des vorigen, geb. 22. Sept. 1818 zu Althaldensleben, übernahm das Gut Meyendorff, stiftete mit seiner Schwester **Johanna N.** (geb. 1828 zu Althaldensleben, gestorben daselbst 28. Mai 1885) und mit Unterstützung der Provinz Sachsen das Elisabethstift (Blödenanstalt) zu Neinstedt am Harz mit den Filialanstalten Kreuzhilfe I zu Haus Dehel bei Neuhaldensleben, Kreuzhilfe II und Gnadenthal zu Thale am Harz, mit jetzt 450 Pfleglingen. N. starb 9. Sept. 1884.

Wilhelm von N., Bruder des vorigen, geb. 1828 zu Hundisburg, widmete sich besonders zu Paris und Berlin chem. Studien und übernahm dann das Gut Königsborn bei Magdeburg. Er beteiligte sich lebhaft an den polit. Bewegungen und saß 1855 im preuß. Abgeordnetenhause, in welchem er der Fraktion Gerlach angehörte. Von 1852 bis 1878 war er Mitglied des Landesökonomie-Kollegiums, seit 1869 Direktor des landwirtschaftlichen Centralvereins der Provinz Sachsen. Er schrieb «Die Grundsteuer» (Berl. 1859) und «Das Wollhaar des Schafs» (Berl. 1866). In den «Untersuchungen über nichtcelluläre Organismen» (Berl. 1877) tritt er der modernen Zellentheorie entgegen.

Heinrich von N., Bruder des vorigen, geb. 14. Sept. 1824 zu Althaldensleben, welches Gut er 1849 von seinem Bruder Philipp von N. übernahm, 1854 bis 1863 Landrat des Kreises Neuhaldensleben, ist als Pferdezüchter und Schriftsteller auf diesem Gebiet («Lage der Landespferdezucht in Preußen», Berl. 1872; «Das schwere Arbeitspferd», Berl. 1882; «Über die Zucht schwerer Arbeitspferde», Berl. 1885) thätig.

Nathusius-Ludom (Philipp von), Sohn von Philipp Engelhard von Nathusius, geb. 4. Mai 1842 in Althaldensleben, studierte in Heidelberg und Halle die Rechte und Geschichte, lernte dann in Hundisburg die Landwirtschaft kennen und trat 1865 den Besitz der Herrschaft Ludom im Kreise Obornik (Provinz Posen) an. Von 1872 bis 1876 leitete er die Redaction der «Kreuzzeitung» in Berlin. Auch begründete er den konservativen «Reichsboten» und gab mehrere im konservativen Sinne geschriebene Broschüren heraus. Seit 1877 gehörte er als Vertreter des Wahlkreises Minden-Lübbecke einige Zeit dem Deutschen Reichstag an.

Nati oder **Natsch**, s. unter **Bajaderen**.

Naticotek, Insel, s. **Anticosti**.

Nation (lat., von nascere, entstehen) nennt der deutsche Sprachgebrauch im Gegensatz zu Volk, als der Gesamtheit der Staatsgenossen, die erbliche Stammes-, Sprach-, Sitten- und Kulturgemeinschaft, welche bestimmten Menschenmassen und Familien ein eigentümliches Rassegepräge aufdrückt und sie von andern N. abhebt. Der franz. und engl. Sprachgebrauch nennt umgekehrt nation, was wir Volk nennen, und peuple, people, was wir N. nennen. In Asien und während des Mittelalters auch in Europa, heute noch in der Türkei, schied der Gegensatz der Religion hauptsächlich die N. voneinander. Aber heute wirkt der Unterschied der Sprache, an den sich der Unterschied der Litteratur und Kultur anschließt, vornehmlich ein und trennt die Nationalitäten. Außerdem wirkt auch der Gegensatz der Länder und Klimate und zuletzt mit besonderer Stärke der Gegensatz des polit. Lebens bald trennend, bald verbindend ein. So hat sich die ursprünglich eine Nationalität der Engländer vornehmlich aus polit. Gründen in zwei N. gespalten, die englische und die nordamerikanische, während sie durch Sprache, Recht und Kultur noch verbunden sind. Ebenso gehören die deutschen Schweizer durch Sprache und Kultur der deutschen N., die franz. Schweizer der französischen N. zu und die italienischen der italienischen N.; und doch sind andererseits sämtliche Schweizer politisch wie eine N. von den großen Nachbarnationen geschieden. Die Belgier, obwohl zur Hälfte französisch sprechend, fühlen sich doch als eine andere N. als die französische, und die Basken und Bretonen in Frankreich fühlen sich als Franzosen, wenngleich sie eine andere als die franz. Sprache reden.

In unserer Zeit wirkt das Gefühl und Bewußtsein nationaler Gemeinschaft und nationaler Verschiedenheit stärker als in allen frühern Epochen der Weltgeschichte. Unserm Zeitalter eigen ist die nationale Staatenbildung, d. h. eine Staatenbildung, welche die nationale Gemeinschaft zur polit. Person erhebt und ihr die Macht verschafft. Die Gründung des Königreichs Italien und des Deutschen Reichs sind aus diesem mächtigen Nationalbewußtsein zu erklären. Aber übertrieben wird das Nationalitätsprinzip durch die Forderung, daß jede N. ein Staat und daher Volk werde. Es gibt N., die zu schwach oder zu unfähig sind, um

selbständige Staaten zu bilden, andere N., die so reich angelegt sind, daß sie fähig sind, verschiedene Staaten nach verschiedenen polit. Ideen zu schaffen. Es gibt auch internationale Beziehungen, die sich in einem Staate friedlich zusammenfinden. Für den Staat aber ist es immerhin sehr förderlich, wenn er wesentlich auf einer Hauptnationalität beruht. Vgl. Bagehot, «Der Ursprung der N.» (Lpz. 1874).

National eines Soldaten wird die listenförmige Zusammenstellung der zu seiner militärischen Personalbeschreibung gehörigen Angaben genannt.

Nationaldenkmal, deutsches, s. unter Niederwald.

Nationaldukaten, s. unter Dukaten.

Nationale ist gleichbedeutend mit Kokarde (s. d.), daher ein Abzeichen in den Nationalfarben, von Militärs meist an der Kopfbedeckung getragen.

Nationalfarben oder Landesfarben nennt man die Farben, welche einem Staate oder Volke als polit. Abzeichen dienen und gewöhnlich in Kokarden, Schärpen, Fahnen, Flaggen und Ordensbändern getragen werden, auch zum Anstrich von Grenzzeichen, Schlagbäumen und Schilderhäusern, sowie bei festlichen Gelegenheiten zum Schmuck von öffentlichen und Privatgebäuden dienen. Die N. sind in der Regel den Wappen entlehnt. Preußen hat als N. Weiß-Schwarz, Bayern und Schwarzburg Weiß-Hellblau, die sächs. Staaten (mit Ausnahme von Weimar), Anhalt und Waldeck Grün-Weiß, Württemberg Schwarz-Rot, Baden Gelb-Rot, Sachsen-Weimar Schwarz-Grün-Gelb, Hessen und die drei Hansestädte Weiß-Rot, Reuß Schwarz-Rot-Gelb, Braunschweig Dunkelblau-Gelb, Oldenburg Dunkelblau-Rot, Mecklenburg Blau-Gelb-Rot, die Schweiz Weiß-Rot, Holland Rot-Weiß-Blau (die Flagge; die Kokarde und Feldzeichen dagegen Orange), Österreich Schwarz-Gelb, Ungarn Grün-Weiß-Rot, Belgien Schwarz-Gelb-Rot, Dänemark Rot-Weiß, Schweden Gelb-Blau, Norwegen Schwarz-Gelb, Rußland Schwarz-Orange-Weiß, Griechenland Blau-Weiß, Spanien Rot-Gelb, Portugal Blau-Weiß (die Kokarde Blau-Rot), der Kirchenstaat Gelb-Weiß, Italien Grün-Weiß-Rot, Rumänien Blau-Gelb-Rot, Serbien Rot-Blau-Weiß, Mexiko Grün-Weiß-Rot, Brasilien Grün-Gelb ꝛc. Die Zusammenstellung einiger neu angenommenen N. ist in symbolischem Sinne erfolgt. So besteht in Großbritannien die rot-blau-weiße Unionsflagge aus den Kreuzen des St. Georgs-, Andreas- und St. Patricks-Ordens, um auf die Vereinigung von England, Schottland und Irland hinzuweisen. Die blau-weiß-rote Trikolore ist in Frankreich während der Revolution vor dem Anbruche der Schreckensherrschaft so entstanden, daß die von den Bourbonen geführte weiße Farbe den Stadtfarben von Paris hinzugefügt und auf diese Art die Verbindung des Königtums mit dem Bürgertum angedeutet wurde. Über das frühere deutsche Schwarz-Rot-Gelb und die N. des Deutschen Reichs, welche, wie bereits die des Norddeutschen Bundes, Schwarz-Weiß-Rot sind, s. Deutsche Farben.

Nationalfeste, s. Volksfeste.

Nationalgarde, eine Art Volksbewaffnung, entstand 1789 in Paris, wurde durch Lafayette organisiert und im folgenden Jahre für den ganzen Staat eingeführt, aber nur zur Verstärkung des stehenden Heeres (z. B. in der Vendée) seit 1793 verwendet und 1795 wegen der Beteiligung an dem Aufstande des 13. Vendémiaire gegen den Konvent dem Befehlshaber der Armee des Innern untergeordnet. Im August 1797 erhielt sie ihre frühere Verfassung wieder, die sie auch unter dem Kaiserreich beibehielt. Sie war zum Dienst im Innern bestimmt und in drei Bans geteilt; doch wurden 1814 aus dem ersten Ban auch gegen die feindliche Invasion Abteilungen im Felde gebraucht. Unter den Bourbonen verlor sie das Wahlrecht ihrer Offiziere und stand unter den Präfekten. Die pariser N. wurde 1827 als oppositionell aufgelöst. In der Julirevolution von 1830 trat sie wieder auf, und Lafayette trat noch einmal an ihre Spitze; doch schaffte die Kammer das Generalkommando für die N. ab. Dieselbe erhielt 1831 eine neue Verfassung und bildete den 3. Ban der Kriegsmacht Frankreichs. Die N. beteiligte sich eifrig an der Februarrevolution von 1848, half aber den Juniaufstand niederschlagen. Napoleon III. als Kaiser löste sie 1852 auf und gab ihr eine neue Organisation, um alle revolutionären Elemente von ihr fern zu halten und sie der Regierung ganz botmäßig zu machen. Ein Conseil de récensement wählte sie nach ihrer Diensttauglichkeit, aber auch nach ihrer polit. Zuverlässigkeit aus und der Kaiser ernannte die Offiziere. Sie durfte nie ohne Befehl bewaffnet zusammentreten und stand, wenn aufgeboten, unter der Militärbehörde. Das Wehrgesetz von 1868 gab der N. die Bestimmung, teilweise als Mobilgarde im Kriegsfall zur Besetzung und Verteidigung der festen Plätze, der Küsten und Grenzen verwendet zu werden, um das gesamte stehende Heer zu den Operationen im freien Felde verfügbar zu machen. Das Rekrutierungsgesetz vom 27. Juli 1872 hob die N. auf.

Nationalität, die Zugehörigkeit zu einer Nation.

Nationalitätsprinzip, s. unter Nation.

Nationalkonvent hieß in der Französischen Revolution die Versammlung von Volksdeputierten, welcher nach dem Umsturz des Throns die Staatsgewalt zufiel. Durch die Nationalversammlung nach der Suspension des Königs einberufen, wurde der N., 750 Mitglieder zählend, 21. Sept. 1792 eröffnet, und löste sich 4. Brumaire des Jahres IV. (26. Okt. 1795) wieder auf. (S. Frankreich, Bd. VII, S. 115ª fg.).

Nationalliberal hießen seit Anfang der fünfziger Jahre in Dänemark die Eiderdänen und Freunde der skandinavischen Union. Der Hauptführer der dän. N., von dem wohl auch der Name für die Partei herrührt, war der dänische Minister Karl Christian Hall.

Nationalliberale Partei hieß zunächst eine 1866 von der Deutschen Fortschrittspartei (s. d.) im preuß. Abgeordnetenhause abgezweigte Parteibildung, deren Einigungspunkt die deutsche Frage war. Auch in andern deutschen Ländern bildeten sich um dieselbe Zeit infolge der veränderten Verhältnisse ähnliche Parteien, wenn auch nicht überall unter dem gleichen Namen. Vorzugsweise waren es die gemäßigten oder Alt-Liberalen, die ehemaligen sog. Gothaner (s. d.), welche der neuen Partei beitraten; doch gingen auch viele sog. Demokraten zu ihr über. Die nationalliberale Partei unterstützte mit Eifer die Bismarcksche Politik gegen partikularistische und ultramontane Bestrebungen. Im Norddeutschen Reichstage und im Zollparlamente (1867—70), sowie im Deutschen Reichstage (seit 1871) entstand sodann eine große nationalliberale Fraktion, die 1874 bis zu etwa 150 Mitgliedern anstieg und bis gegen Ende der siebziger Jahre eine ausschlaggebende

Stellung in der deutschen Volksvertretung einnahm. Als Bismarck 1879 der bis dahin freihändlerischen Richtung der deutschen Wirtschaftspolitik eine andere Wendung gab, trat die Mehrheit der nationalliberalen Partei ihm entgegen und veranlaßte dadurch eine unter der Führung der Abgeordneten von Schauß und Volk stehende Gruppe von 18 Mitgliedern zum Austritt aus der Fraktion. Der Verlust dieses Gegengewichts veranlaßte nunmehr den linken Flügel der Partei, sich mit noch größerer Entschiedenheit zur Geltung zu bringen, und da das Gros der Partei ihm nicht folgte, am 30. Aug. 1880 gleichfalls aus der letztern auszuscheiden, um sich als «Liberale Vereinigung» (auch «Sezessionisten» genannt) selbständig zu organisieren. Ein hierauf 29. Mai 1881 in Berlin abgehaltener Parteitag der nationalliberalen Partei erklärte die Bereitwilligkeit der letztern zur Unterstützung der Sozialreform und stellte den Grundsatz auf, daß Fragen der Zollpolitik nicht als Parteifragen zu behandeln seien. Die volle Konsequenz des Austritts der freihändlerischen Elemente wurde aber erst infolge der Verschmelzung der Sezessionisten mit der Fortschrittspartei zu der «Deutsch-freisinnigen Partei» gezogen durch die von süddeutschen Führern der nationalliberalen Partei ausgehende «Heidelberger Erklärung» vom 23. März 1884, in welcher unter anderm die Berechtigung agrarischer Zölle und die Notwendigkeit einer höhern Besteuerung des mobilen Kapitals (Börsensteuer) anerkannt wurde. Am 18. Mai 1884 folgte der berliner Parteitag, welcher die gesamte nationalliberale Partei auf den Boden der Heidelberger Erklärung stellte.

Nationallitteratur, s. unter Litteratur und Litteraturgeschichte; der Ausdruck N. ist durch Wachler (s. d.) in Umlauf gekommen.

Nationalmuseum (Germanisches), s. Germanisches Nationalmuseum.

Nationalökonomie oder Volkswirtschaftslehre, auch nach der außerhalb Deutschlands üblichen Bezeichnung Politische Ökonomie, ist diejenige Wissenschaft, welche sich mit dem wirtschaftlichen Leben der Völker, dem Umlaufe und der Konsumtion der Güter, sowie mit allen Verhältnissen, welche sich daran knüpfen, beschäftigt und die Gesetze und Regeln festzustellen sucht, auf welchen das wirtschaftliche Leben der Menschen begründet ist, oder welche auf dasselbe wenigstens wesentlichen Einfluß ausüben. Die Grundlagen dieser verhältnismäßig sehr jungen Wissenschaft sind die bisher gemachten Erfahrungen, aus denen sich die Gesetze und Regeln feststellen lassen. Die alten Völker und das Mittelalter wußten von der N. noch nichts, obwohl einzelne Teile derselben, z. B. diejenigen, welche mit der Finanzwissenschaft zusammenhängen, in der Politik mitbearbeitet wurden. Aus der Finanzwissenschaft gingen später auch die ersten Anfänge der Volkswirtschaftslehre hervor. Praktische Finanzbeamte und Männer der Wissenschaft beschäftigten sich mit der Frage, worin der Reichtum der Staaten bestehe, welches seine Quelle sei, wie man der Verminderung dieses Reichtums entgegentreten und seine Vermehrung fördern könne, aber sie thaten dies wesentlich behufs Lösung der Frage, in welcher Weise und woher der Staat die ihm notwendigen materiellen Mittel zu nehmen habe. Erst später fand man, daß die Volkswirtschaft eine weit größere Bedeutung hat, daß sie, indem sie die Gesetzmäßigkeit der Erscheinung des Güterlebens ermittelt und feststellt, nicht nur von geradezu bestimmender praktischer Wirksamkeit rücksichtlich der wirtschaftlichen Betriebe der Privatpersonen und der Genossenschaften ist, sondern auch auf die Thätigkeit der Regierungen, auf die wichtigsten Verhältnisse des Staats und endlich auf die menschliche Gesellschaft überhaupt den mächtigsten Einfluß ausübt.

Die eingehendere wissenschaftliche Behandlung volkswirtschaftlicher Fragen begann im letzten Viertel des 16. und zu Anfang des 17. Jahrh. (Jean Bodin, Serra, Montchrétien u. a.), und das erste der drei gewöhnlich aufgeführten Systeme, das Merkantilsystem, erlangte seine praktische volle Entwickelung in Frankreich durch Colbert. Das zweite System, der von Quesnay begründete Physiokratismus, ging von einer einseitigen Überschätzung der Produktivität der Landwirtschaft aus und war insofern nur eine bald überwundene Abirrung. Größere Bedeutung aber hat er durch die Einführung der abstrakten Theorie des Laisser faire, die, wie auch manche andere Anschauung der Physiokraten, von Adam Smith, dem Begründer des dritten oder Industriesystems, angenommen und weiter behandelt wurde. Das Smithsche System, das die Arbeit als die eigentliche Quelle des Reichtums anerkennt, hat in mancher Beziehung die dauernde Grundlage der N. geliefert, wenn es auch keineswegs diese Wissenschaft zu ihrem definitiven Abschluß gebracht hat. Die Freihandelstheorie wurde in England durch die sog. Manchesterschule, die auch in Frankreich und Deutschland zahlreiche Anhänger fand, zu ihren äußersten Konsequenzen ausgebildet. Andererseits entstand in Deutschland durch List und in Amerika durch Carey eine protektionistische Gegenströmung. Wissenschaftlich bedeutsamer ist die in Deutschland namentlich durch Roscher und Knies angeregte historische Auffassung der wirtschaftlichen Erscheinungen, an welche sich in der neuesten Zeit die Tendenz angeschlossen hat, das wirtschaftliche Leben in seinen Einzelheiten positiv, nämlich geschichtlich und statistisch zu erforschen und mehr und mehr die abstrakte Deduktion durch erfahrungsmäßige induktive Methode zu ersetzen. Mit diesen Bestrebungen verbindet sich zugleich eine tiefere Würdigung der sozialen Probleme, indem man die wirtschaftlichen Zustände auch nach dem Maßstabe ethischer Prinzipien beurteilt und ernstlich nach Mitteln zur Abwendung der erkannten Übel sucht. Von den größern Lehr- und Handbüchern der N. sind besonders die Werke von Roscher, A. Wagner (an die Stelle des Rauschen Lehrbuchs getreten), Schäffle, sowie das von Schönberg in Verbindung mit einer Anzahl von Gelehrten herausgegebene, aus Monographien zusammengesetzte «Handbuch der politischen Ökonomie» (2. Aufl., 3 Bde., Tüb. 1885) zu nennen. Vgl. Cossa, «Einleitung in das Studium der Wirtschaftslehre» (deutsch von Moormeister, Freiburg i. Br. 1880); Eisenhart, «Geschichte der Nationalökonomik» (Jena 1881); Roscher, «Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland» (Münch. 1874).

Nationalrat, in der Schweiz (s. d.) die eine Abteilung der Bundesversammlung, auch Titel eines Mitgliedes dieser Abteilung.

Nationalsynoden, s. unter Konzil.

Nationaltheater bezeichnet eine Schaubühne, welche sich die Aufgabe stellt, vorzugsweise einheimische Stücke von wesentlich nationalem Charakter zur Aufführung zu bringen und ebendadurch auch

die nationale Ausbildung der dramatischen Dichtkunst zu fördern. Für Frankreich ist ein solches N. das Théâtre français in Paris. In Deutschland wurde ein solches zuerst 1767 unter Lessings Mitwirkung von zwölf hamburger Bürgern unternommen, scheiterte aber schon nach zwei Jahren. Einen zweiten Versuch machte Joseph II. in Wien mit dem Theater an der Burg 1776, welches aber nach des Kaisers Tode nur den Namen, nicht das nationale Streben beibehielt. Im J. 1779 errichtete Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz ein N., welches Heribert von Dalberg leitete und das durch Iffland geistig belebt wurde. Auch das königl. Theater in Berlin führte unter Ifflands Leitung 1796—1814 den Namen N.

Nationalverein (Deutscher) war der Name eines zum Zwecke der Einigung und freiheitlichen Entwickelung des gemeinsamen Vaterlandes gegründeten polit. Vereins. Die Organisation desselben, wie sie in der ersten Hauptversammlung zu Frankfurt a. M. 15. und 16. Sept. 1859 festgestellt worden, war (bedingt durch die Vereinsgesetze) derart, daß der N. als ein einziger Verein ohne Zweigvereine über ganz Deutschland sich verbreitete. Geleitet wurde er durch einen Ausschuß, an dessen Spitze während der ganzen Dauer des Vereins Rudolf von Bennigsen (s. d.) stand. Außerdem gehörten ihm von bekannten polit. Führern unter andern an: Schulze-Delitzsch, Löwe-Kalbe, von Unruh, Miquel, Riesser, Metz, Prater, Lang-Wiesbaden, Fries-Weimar. Der Verein wirkte publizistisch durch die «Wochenschrift des N.», redigiert von A. L. von Rochau, und durch zahlreiche «Flugblätter des Deutschen N.». Er umfaßte von Anfang an liberale Elemente aller Richtungen und unterschied sich von Vereinigungen ähnlicher Tendenz, insbesondere von dem 27./28. Okt. 1862 in Frankfurt a. M. gegründeten «Reformverein», der die aus dem Parlament von 1848 bekannte «Großdeutsche Partei» wieder zu beleben versuchte, namentlich dadurch, daß er die Einigung Deutschlands unter preuß. Führung anstrebte. Trotzdem verhielt sich die preuß. Regierung selbst unter dem «Ministerium der neuen Ära» gegen den N. sehr zurückhaltend; in andern deutschen Staaten wurde er sogar als staatsgefährlich verfolgt. Seinen Sitz nahm der Verein in Coburg; in seiner Blütezeit zählte er 30—40 000 Mitglieder. Er hat jedenfalls dazu beigetragen, die öffentliche Meinung in Deutschland für die Wendung der deutschen Geschicke 1866 empfänglicher zu machen.

Nationalvermögen oder **Volksvermögen** nennt man die Gesamtheit aller im Besitz der einzelnen Glieder eines Volks wie auch des Staats selbst stehenden materiellen Güter. Manche rechnen auch noch die wirtschaftlich verwertbaren Kräfte der Volksgenossen zum N. Es ist dies jedoch nur insoweit gerechtfertigt, als für die Ausbildung dieser Kräfte ein besonderer Kapitalaufwand gemacht worden ist. Rein privatwirtschaftliche Vermögensteile, denen gleichgroße Belastungen anderer Gesellschaftsmitglieder gegenüberstehen, also namentlich Schuldforderungen gehören jedenfalls nicht zum N., wenn sie auch für die Verteilung desselben unter die einzelnen eine wesentliche Bedeutung haben. Forderungen an das Ausland dagegen sind vom speziell nationalen Standpunkt als Bestandteile des N. anzusehen, wie dieses sich andererseits auch um den Betrag der Schulden an das Ausland verkleinert.

Nationalversammlung (Assemblée nationale) war der Name, den sich 17. Juni 1789 in Frankreich der Bürgerstand in der von Ludwig XVI. berufenen und 5. Mai eröffneten Reichsversammlung (Etats généraux) aus eigener Machtvollkommenheit beilegte. Die Versammlung eröffnete unter dem Namen der Konstituante eine Thätigkeit, durch welche Frankreich von Grund aus umgewandelt wurde. (S. Frankreich, Bd. VII, S. 113[b] fg.) Nachdem die Konstituierende Versammlung 3. Sept. 1791 die neue Konstitution mit dem König und den Abgeordneten der Departements beschworen hatte, löste sie sich 30. Sept. auf, um mit dem 1. Okt. einer Gesetzgebenden Versammlung (Législative) Platz zu machen, von der sie ihre eigenen Mitglieder ausgeschlossen hatte. Die N. blieb unter dem Namen Gesetzgebende Versammlung im Regiment bis zum Zusammentritt des Nationalkonvents 21. Sept. 1792. (S. Frankreich, Bd. VII, S. 114[b] fg.)

Den Namen N. erhielten auch später mehrere, ebenfalls aus Volksbewegungen hervorgegangene und polit. Umgestaltung anstrebende Parlamente. So die Deutsche N. in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. und die Preußische N. 1848; ferner in Frankreich die Versammlungen nach der Februarrevolution von 1848 und nach dem Sturze des zweiten franz. Kaiserreichs. In Frankreich ist nach der Verfassung vom 28. Febr. 1875 N. die Bezeichnung für die zu einer Versammlung zusammengetretenen beiden Kammern (Senat und Deputiertenkammer; s. unter Frankreich, Bd. VII, S. 99). Inkorrekterweise wird diese Versammlung im Auslande bisweilen als Kongreß bezeichnet.

Nationalwerkstätten (Ateliers nationaux) hießen die 1848 in Paris nach der Februarrevolution geschaffenen Einrichtungen zur Beschäftigung der arbeitslosen Massen. Sie bestanden nicht etwa aus eigentlichen Werkstätten für Handwerker, sondern die Arbeiter wurden unter der Leitung des Ingenieurs Emil Thomas in eine halbmilitärische Organisation gebracht und zu Erdarbeiten und andern an sich ziemlich unnützen Thätigkeiten verwendet. Die Hauptsache war, daß auf diese Art eine große Menschenmasse (schließlich 110—120 000 Mann), die noch sehr gefährlich hätte werden können, in Ordnung gehalten und durch eine tägliche Unterstützung von je 1 Fr. 50 Cent. vor der drängendsten Not bewahrt wurde. Bei der Belagerung von Paris im J. 1870/71 suchte man denselben Zweck durch die Einreihung der ganzen männlichen Bevölkerung in die Nationalgarde und Gewährung eines Soldes von ebenfalls 1 Fr. 50 Cent. zu erreichen. Mit den von L. Blanc vorgeschlagenen sozialistischen Ateliers sociaux hatten die N. nichts gemein, sie wurden vielmehr von Marie, dem Minister der öffentlichen Arbeiten, gerade zur Bekämpfung des Einflusses L. Blancs ins Leben gerufen. Die nach wenigen Monaten unumgänglich werdende Aufhebung der N. rief die blutige Junischlacht in den Straßen von Paris hervor. Vgl. Thomas, «Histoire des ateliers nationaux» (Par. 1848).

Nation of shopkeepers (engl., d. h. Krämervolk) wird von Adam Smith, «Wealth of nation» (II, 4, Kap. 7, 3), ohne Beziehung auf ein bestimmtes Volk gebraucht. Jetzt dient der Ausdruck häufig zur geringschätzenden Bezeichnung der Engländer.

Nativ (lat.), angeboren, eingeboren; **Natives** (engl., spr. Nehtiws), Eingeborene, in Nordamerika

Name der Partei, welche nur die Eingeborenen (im Gegensatze zu den neu Einwandernden) als vollberechtigte Staatsbürger anerkannt wissen wollte (s. Knownothings); auch Bezeichnung für Austern, die nicht auf künstlichen Pflanzungen kultiviert sind.

Nativität (lat.), oder Horoskop, hieß in der Astrologie die Prophezeiung der Schicksale eines Menschen, welche auf die bei seiner Geburt stattfindenden Aspekten (s. d.) gegründet ist. Im Altertum und zwar schon bei den Chaldäern wurden Horoskope von den Priestern, im Mittelalter von den Astrologen gestellt.

Natolien, s. Anatolien.

Natrium (chem. Zeichen Na, Atomgewicht = 23, einwertig), ein Alkalimetall, welches zu den verbreitetsten Elementen der Erdoberfläche gehört. Es findet sich nicht frei in der Natur, sondern nur in Verbindungen, so mit Chlor verbunden als Steinsalz, Meersalz und Siedesalz, mit Fluor in dem grönländ. Mineral, dem Kryolith (s. d.), mit Kieselsäure in vielen Silicaten (Albit oder Natronfeldspat, Analcim, Sodalith, Natrolith, Lasurstein), mit Salpetersäure in dem Peru- oder Chilesalpeter, mit Borsäure im Borax oder der Tiza, mit Schwefelsäure in dem Glauberit und Astrakanit, mit Kohlensäure in der natürlichen Soda. Im Pflanzenreich kommt es als überwiegender Bestandteil in den Meer- und Strandpflanzen und den sog. Salzpflanzen vor, findet sich aber auch in allen übrigen Pflanzen. Im Tierreich im Blute, in der Galle u. s. w. Das N. wird dargestellt, indem man ein Gemenge von kohlensaurem Natron, Kreide und Kohle in eisernen Retorten glüht, es destilliert das N. dampfförmig über und wird in ganz flachen eisernen Vorlagen verdichtet, unter Petroleum aufgefangen und durch Umschmelzen gereinigt. Es ist fest, silberweiß, verliert aber seinen metallischen Glanz an der Luft, schmilzt bei 95,6° C. und siedet in der Rotglühhitze. Wasser wird durch das N. sofort zersetzt, der frei werdende Wasserstoff entzündet sich aber nicht so leicht, wie es bei der Wasserzersetzung durch Kalium der Fall ist. Sein spezifisches Gewicht = 0,97. Mit Kalium bildet es eine bei gewöhnlicher Temperatur flüssig bleibende Legierung, mit Quecksilber verbindet es sich zu einem festen Amalgam. Das metallische N., ist durch die von Saint-Claire Deville verbesserte Darstellungsweise, durch welche seine allgemeinere Verwendung ermöglicht wurde, seit Mitte des 19. Jahrh. in den Kreis der technisch wichtigen Metalle eingetreten. Es dient gegenwärtig als Reduktionsmittel bei der Fabrikation des Aluminiums und Magnesiums und der Herstellung seltener Metalle, wie Calcium, Barium, Strontium, in der Gold- und Silbergewinnung durch Amalgamation (sog. Natriumamalgamation), zur Darstellung von chemisch reinem Ätznatron für analytische Zwecke, zu Zünd- und Sprengzwecken u. s. w. Selbst zur Masse der Zündhölzchen ist das N. vorgeschlagen worden. In der chem. Forschung ist das N. als Reduktionsmittel organischer Verbindungen unentbehrlich. Das N. wird wegen seiner leichten Oxydierbarkeit unter Petroleum aufbewahrt. An der Luft erhitzt, verbrennt es mit gelber Flamme, wie die Natriumverbindungen überhaupt die Flamme des lichtlosen Gases gelb färben. Das Spektrum der Natriumflamme leuchtet aus einer einzigen gelben Linie.

Von Verbindungen des N. sind zu erwähnen:

1) Natrium und Sauerstoff: a) Natriumoxyd, Natron, Na_2O, entsteht durch Zersetzung von Natriumoxydhydrat mit Natriummetall. b) Natriumoxydhydrat NaOH, Natriumhydroxyd, Ätznatron, entsteht chemisch rein, indem man in destilliertes Wasser, welches sich in einer silbernen Schale befindet, zu Scheiben zerschnittenes Natrium in kleinen Anteilen einträgt, die Flüssigkeit verdampft und schließlich möglichst stark erhitzt. Die ölig geschmolzene Flüssigkeit erstarrt beim Erkalten zu einer weißen krystallinischen Masse, welche aus der Luft mit Begierde Wasser und Kohlensäure aufnimmt. Für fastalle Zwecke genügend rein erhält man es aus kohlensaurem Natron oder Soda, indem man diese in Wasser löst (nicht mehr als 1 Teil wasserfreies Salz auf 10 Teile Wasser), zum Sieden erhitzt und so viel Kalkmilch zufügt, bis die geklärte Flüssigkeit auf Zusatz von Säure nicht mehr Blasen von Kohlensäure entwickelt. Nach dem Absetzen des kohlensauren Kalks wird die klare Flüssigkeit rasch im eisernen Kessel bis zur Dichte von 1,159 bis 1,163 verdampft und bildet dann die Ätznatronlauge des Handels, Liquor Natrii caustici der Pharmakopöe. Wird die Flüssigkeit weiter verdampft, und schließlich nahe zur Rotglut gebracht, so bildet es nach dem Erkalten die weiße kaustische Soda des Handels. (S. Soda.)

2) Natrium und Schwefel: Die Natriumsulfurete sind durchweg den entsprechenden Kaliumverbindungen analog.

3) Natrium und Chlor: Chlornatrium NaCl, Kochsalz. (S. Salz.)

4) Natrium und Brom: Bromnatrium NaBr Natrium bromatum wird am zweckmäßigsten durch Neutralisieren von reiner Bromwasserstoffsäure mit reinem kohlensauren Natron durch Eindampfen der Lösung bis zur Trockne dargestellt. Es bildet ein weißes krystallinisches Pulver, welches höchst leicht löslich in Wasser ist.

5) Natrium und Jod: Jodnatrium NaJ Natrium jodatum. Darstellung wie beim Bromnatrium oder durch Zersetzung eines Jodmetalls mit kohlensaurem Natron. Die Lösung ist zur Trockne zu verdampfen, da eine Krystallisation derselben, wegen der sehr großen Löslichkeit des Salzes nicht lohnt. Es bildet ein weißes, an der Luft zerfließliches Pulver.

6) Natrium und Kohlensäure: a) Natriumcarbonat Na_2CO_3, kohlensaures Natron. (S. Soda.) b) Natriumbicarbonat $NaHCO_3$, doppeltkohlensaures Natron, Bicarbonat, wird in großem Maßstab technisch dargestellt. Ein kastenförmiger, eiserner Behälter, dessen Boden nach einer Seite schwach geneigt und an der tiefsten Stelle mit einer Abflußöffnung versehen ist, wird ganz mit großen Blöcken von krystallisierter Soda $Na_2CO_3\,10H_2O$ gefüllt und aus kohlensaurem Kalk und Salzsäure entwickelte Kohlensäure zugeleitet. Die Kohlensäure wird mit Begierde absorbiert und verwandelt das kohlensaure Natron in Bicarbonat, welches in weißen undurchsichtigen Massen, die genau die Gestalt der Sodakrystalle bewahren, zurückbleibt, während das Krystallwasser in Form einer durch Verdampfen zu verwertenden Sodalösung abläuft. Das Aufhören des Abfließens der Sodalösung gibt das Zeichen für die beendete Umwandlung des Carbonats in Bicarbonat, worauf das letztere bei gelinder Wärme

getrocknet und staubfein gemahlen wird. Das Natriumbicarbonat bildet auch ein Zwischenprodukt bei dem Solvayschen Verfahren der Sodafabrikation (s. Soda), doch ist es hier nicht genügend rein, um medizinische Verwendung finden zu können.

7) Natrium und Schwefelsäure: Natriumsulfat Na_2SO_4, Glauberſalz, Sulfat. (S. Glauberſalz.) Natriumbisulfat $NaHSO_4$, saures schwefelsaures Natron, entsteht als Nebenprodukt bei der Darstellung der Salpetersäure, Essigsäure, Essigäther. Es findet sehr wenig technische Verwendung und wird meist bei der Fabrikation von Glaubersalz verwertet.

8) Natrium und Phosphorsäure: Die dreibasische Phosphorsäure $PO(OH)_3$ bildet drei Natriumsalze: das sog. basische Phosphat $PO(ONa)_3$, das gewöhnliche Phosphat $PO(ONa)_2(OH)$ und das saure Phosphat $PO(ONa)(OH)_2$. Von diesen hat nur das zweite allgemeines Interesse. Es wird im großen dargestellt, indem aus Knochenasche gewonnene Phosphorsäure mit kohlensaurem Natron bis zur deutlich alkalischen Reaktion versetzt und die filtrierte Lösung zur Kristallisation verdampft wird. Die Kristalle werden durch Lösen in heißem Wasser und wiederholte Kristallisation von geringen Mengen von schwefelsaurem Natron leicht befreit. Das kristallisierte Salz entspricht der Zusammensetzung $Na_2HPO_4 \cdot 12H_2O$. An trockener Luft verwittert es unter Abgabe von Kristallwasser. Es schmilzt im Kristallwasser bei 40°, verwandelt sich bei gelindem Erhitzen in wasserfreies Salz, schmilzt bei schwacher Rotglut und hinterläßt Natriumpyrophosphat $P_2Na_4O_7$. Die Kristalle lösen sich in 5,8 Teilen Wasser, die Lösung reagiert alkalisch.

9) Natrium und Chromsäure. Die Verbindungen entsprechen durchaus den Kaliumverbindungen. (S. Chrom [-Verbindungen 7 u. 8].) Die Natriumchromate werden neuerdings vielfach statt der Kaliumchromate verwandt.

10) Natrium und Salpetersäure: Natriumnitrat $NaNO_3$, salpetersaures Natron, Kubischer Salpeter, Chilisalpeter. (S. Chilisalpeter.)

11) Natrium und Borsäure: Natriumbiborat $B_4Na_2O_7$, Borax. (S. Borax.)

12) Natrium und Essigsäure: Natriumacetat $C_2H_3NaO_2$, essigsaures Natron. (S. Essigsaure Salze 8.)

13) Natrium und Benzoesäure: Natriumbenzoat $C_7H_5NaO_2$, Benzoesaures Natron, Natrium benzoicum. Zur Darstellung wird chemisch reine Benzoesäure mit kohlensaurem Natron neutralisiert und die Flüssigkeit im Wasserbade zur Trockne verdampft. Weißes, in 1,5 Teilen Wasser lösliches Kristallpulver.

14) Natrium u. Salicylsäure: Natriumsalicylat $C_7H_5NaO_3$ oder $C_6H_4(CO\,ONa)(OH)$, salicylsaures Natron, Natrium salicylicum. Wird erhalten durch Neutralisation von Salicylsäure mit kohlensaurem Natron. Die sehr konzentrierte heiße Lösung scheidet beim Erkalten kleine schuppenförmige, sehr leicht lösliche Kristalle ab. Da die Trennung der Kristalle von der Mutterlauge bei Verwendung reiner Materialien keinen Zweck hat, so ist es vorteilhafter, die Lösung auf dem Wasserbade zur Trockne zu verdunsten. Das salicylsaure Natrium findet als fiebermilderndes Mittel und bei akutem Gelenkrheumatismus vielfach Verwendung in der Medizin. Von der freien Salicylsäure unterscheidet es sich durch seinen Mangel an antiseptischen Eigenschaften.

Natriumacetat, s. u. Essigsaure Salze (8). **Natriumbiborat,** s. Borax. **Natrium-Bicarbonat,** doppeltkohlensaures Natron. **Natrium-Goldchlorid,** s. unter Gold (-Verbindungen 3). **Natriumsulfat,** s. Glauberſalz.

Natrolith, ein zu der Gruppe der Zeolithe gehöriges Mineral, gewöhnlich kristallisiert als rhombische, pyramidal zugespitzte Prismen, in dünnsäulenförmigen, nadel- und haarförmigen Gestalten, die vielfach zu Büscheln verbunden sind; es ist farblos, weißlich und gelblich, glasglänzend, chemisch ein wasserhaltiges Natron-Thonerde-Silicat, $Na_2Al_2Si_3O_{10} + 2H_2O$; in Salzsäure wird es ganz gelöst unter Abscheidung von Kieselsäure-Gallerte. Der N. beleidet die Hohl- und Blasenräume basaltischer und phonolithischer Gesteine und ist wahrscheinlich aus dem Nephelin und Feldspat derselben sekundär hervorgegangen; so z. B. zu Auffig, in Hessen, der Auvergne, auf Island, den Färöern, zu Brevig in Norwegen; im Phonolith des Hohentwiel als faserige, isabellfarbige, konzentrisch dunkler gezeichnete Platten die Klüfte ausfüllend.

Natron (Natriumoxyd) und **Natronsalze,** s. Natrium (-Verbindungen). [Salze (8).

Natron (essigsaures), s. unter Essigsaure **Natron** (schwefelsaures), s. Glauberſalz. **Natron-Alaun** (Natrium-Alaun) ist ein Alaun, bei welchem Natron (Natrium) als Radikal auftritt, in dessen Formel also K für R eintritt. (Vgl. Alaun, Bd. I, S. 320.)

Natrondampfkessel, ein von Moritz Honigmann in Grevenberg bei Aachen erfundener Dampfkessel, der den Zweck hat, für Lokomobilen, stationäre Dampfmaschinen, namentlich aber für Eisenbahn- und Straßenlokomotiven, Dampf zu liefern, ohne direkt mit Brennmaterial geheizt zu werden. Das Prinzip des N. beruht auf der Erscheinung, daß gewisse Salzlösungen, speziell konzentrierte Natronlauge, den eingeleiteten Wasserdampf unter Wärmeentwickelung bis zu ihrem höher als die Temperatur desselben liegenden Siedepunkt absorbieren, sodaß durch die hierbei erzeugte Wärme Wasser in Dampf von gewisser Spannung verwandelt werden kann. Diese Eigenschaft der Natronlauge wird benutzt, um den in einem Dampfcylinder schon zur Wirkung gekommenen Dampf (Abdampf oder Auspuffdampf) zur Erzeugung von frischem Dampf zu verwenden, indem man denselben in Natronlauge kondensiert. Die entwickelte Wärme erzeugt wiederum neuen Dampf. Dieser Kreislauf geht so lange fort, bis durch den fortwährend eingeleiteten Dampf die Natronlauge so verdünnt ist, daß der Siedepunkt derselben sich demjenigen des Wassers zu sehr nähert, um noch die Bildung von Dampf von größerer Spannung zu ermöglichen. Trotz der durch Abkühlung stattfindenden Wärmeverluste ist eine Zunahme der Gesamtwärme konstatiert; es muß also, außer der der Lauge durch den Auspuffdampf zugeführten Wärme, noch eine andere Wärmequelle existieren, die wahrscheinlich auf die bei der Aufnahme von Wasser durch das Natron frei werdende chem. Energie, wie sie sich z. B. beim Löschen des Kalks zeigt, zurückzuführen ist. Durch diese Erfindung werden die für manche Zwecke, namentlich auch für die Anwendung auf Straßenbahnen, hinderlichen Übelstände des Dampfbetriebs, besonders Rauch- und Rußbildung, vermieden.

Natronfeldspat, soviel wie Albit.

Natronkalk, ein inniges Gemisch von Natronhydrat und Kalkhydrat, welches für analytische Zwecke im chem. Laboratorium vielfach gebraucht wird. Wird dargestellt, indem 4 Teile frisch gebrannter, ungelöschter Kalk und 6 Teile Ätznatronlauge von 36° B. im eisernen Kessel zusammen erhitzt werden. Hat die Mischung eine bestimmte Temperatur angenommen, so löscht sich der Kalk und es entsteht eine feste trockene Masse, die sich leicht zerteilen und bei verstärktem Feuer zur Trockne bringen läßt.

Natronkoks, die Rückstände, welche beim Glühen von Kreosotnatron behufs Darstellung von Leuchtgas (Kreosotgas) übrigbleiben.

Natronlokomotive, eine mit einem Natrondampfkessel (s. d.) versehene Lokomotive.

Natronsalpeter, s. Chilisalpeter.

Natronseen (Thal der), Thal in Unterägypten, in der Libyschen Wüste, im NW. von Kairo, 90 km im SSO. von Alexandria, in 3 m Meereshöhe, eine Einsenkung zwischen den Sanddünen, mit einer 24 km langen Kette von zehn Seen, von welchen einige Natron liefern.

Natsch oder Nati, s. unter Bajaderen.

Natt., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Natterer (Joh.).

Natter (Joh. Lorenz), berühmter Steinschneider, geb. 1705 zu Biberach in Schwaben, ging als Juwelier in die Schweiz und dann nach Italien, wo er in der Nachahmung alter geschnittener Steine eine solche Übung erlangte, daß einige seiner Kopien von den Originalen kaum zu unterscheiden sind. In den J. 1732—35 stand er im Dienst des Großherzogs von Toscana, ging dann nach England und machte später Reisen nach Holland, Dänemark, Rußland und Schweden. Er starb in Petersburg 27. Okt. 1763. Zu seinen Hauptwerken gehören eine Schaumünze zu Ehren Sir Robert Walpoles und eine siegende Britannia auf einer Gemme mit fünf Lagen und ebenso vielen Farben. Er schnitt sogar in Diamanten. Sein «Traité de la méthode antique de graver en pierres fines, comparée avec la méthode moderne», der von Lessing getadelt wird, ist im engl. Original (Lond. 1754, mit Kupfern) sehr selten. Der zweite Teil des Werks liegt noch handschriftlich zu Petersburg.

Natterblümchen, s. unter Polygala.

Natterer (Joh.), Naturforscher, geb. zu Laxenburg bei Wien 9. Nov. 1787, durchforschte 1817—36 Brasilien und starb als Custosadjunkt am kaiserl. Naturalienkabinett zu Wien 17. Juni 1843; er ist namentlich verdient um die Bereicherung der Kenntnis der brasil. Vögel.

Natterers Apparat ist die zur Bereitung der flüssigen Kohlensäure und anderer leicht in flüssigen Zustand überzuführender Gase dienende Vorrichtung. Er besteht aus einem Apparat, in welchem das Gas erzeugt wird, einer Saug- und Druckpumpe und einem, mit letzterer verbundenen, schmiedeeisernen Gefäß, welches mit Eis umgeben ist. Durch die Wirkung der Pumpe werden die Gase stark komprimiert und werden in dem eisernen Gefäß verdichtet. Die flüssige Kohlensäure ist jetzt Handelsartikel, die mit derselben gefüllten eisernen Gefäße werden von der Berliner Aktiengesellschaft für Kohlensäureindustrie geliefert. Sie dienen vorzugsweise als vortreffliches Ersatzmittel für die sog. Bierpressionen.

Nattern (Colubridae) bilden die umfassendste Familie unter den Schlangen und sind dadurch ausgezeichnet, daß ihnen die Giftzähne und jede Spur von Hintergliedern abgehen. Alle sind mit Ziegelschuppen bekleidet, die einander genau decken und lanzettförmig zugespitzt, oberseits mehrenteils glatt, seltener mit einem flachen Kiele versehen sind. Sie sind über den ganzen Erdkreis verbreitet, bieten die zahlreichsten Beispiele einer besonders glänzenden Färbung und leben, obgleich großenteils Landtiere, doch gern am oder selbst im Wasser, wie die Lo p p e n s c h l a n g e (Homalopsis). Sie nähren sich alle von kleinen Tieren, bei deren Verfolgung sie eine große Schnelligkeit und Gewandtheit entwickeln, Fröschen, Eidechsen, Mäusen; keine ist giftig, keine dem Menschen schädlich. Die gemeinste von allen N. ist in Deutschland die gemeine R i n g e l n a t t e r, K r a g e n n a t t e r oder g e m e i n e R a t t e r (Tropidonotus Natrix), welche bis 1,5 m lang werden kann, im ganzen bläulich oder grünlichgrau, auf dem Rücken mit zwei Reihen schwärzlichen Flecken gezeichnet ist und hinter den Schläfen beiderseits einen schwarzgesäumten weißlichen Mondfleck (die vermeintliche Krone) trägt. Sie hat gekielte Schuppen, hält sich gewöhnlich in der Nähe von Gewässern auf, nimmt auch Besitz von Gängen, welche Maulwürfe oder Wasserspitzmäuse im weichen Boden gegraben haben, und stellt vorzugsweise Fröschen und Wassersalamandern nach. Ihre Eier, die gemeiniglich zu 20—30 mittels dünner, zäher Fäden zusammenhängen, bringt sie gern an feuchten warmen Orten unter, daher auch in Mistbeeten, auf Düngerhöfen und selbst in Viehställen. Sie ist übrigens scheu und sanft, kann auch gereizt niemand empfindlich verwunden und wird leicht zahm. Außer ihr kennt man noch in Deutschland die g l a t t e, ö s t e r r e i c h i s c h e oder S c h l i n g n a t t e r (Coronella laevis s. austriaca), rötlichgrau, mit einer Doppelreihe dunkelbrauner Rundflecken auf dem Rücken und ganz glatten, ungekielten Schuppen, und die S c h w o l b a c h e r N a t t e r oder Ä s c u l a p s c h l a n g e (Coluber flavescens) in Thüringen und bei Schwalbach, mit braunem Rücken und schwefelgelbem Bauche, wozu in der Schweiz und weiter südlich noch die der Kreuzotter sehr ähnlich gezeichnete V i p e r n n a t t e r (Tropidonotus viperinus) kommt.

Natternkopf, Pflanzenart, s. Echium.

Natterzunge, Farngattung, s. Ophioglossum.

Natuna-Inseln, ein kleiner Archipel, unweit nördlich der Westküste der Insel Borneo in Hinterindien, bildet einen Bestandteil der niederländ. Residentschaft Rio en onderhoorigheden; sie zählen auf 1723 qkm etwa 7750 E., fast ausschließlich malaiische Fischer. Die wichtigste dieser Inseln ist Bungurau oder Groß-Natuna.

Natur (von dem lat. nasci, d. i. werden oder entstehen) heißt im weiten Sinne alles, was ohne fremdes Zuthun so ist, wie es sich gibt, was noch eigenen, inwohnenden Trieben, Kräften und Gesetzen sich gestaltet und entwickelt. «Von Natur» heißt daher im gewöhnlichen Sprachgebrauch soviel als «von selbst»; es wird dadurch von einem Dinge, einem Ereignis alles abgewiesen, was nicht in ihm selbst liegt und wirkt. Besonders unterscheidet man die N. von allem, was Produkt des Gedankens, der Absicht, der Kunst, der Kultur und Erziehung ist: das Natürliche steht dem Gemachten, Künstlichen oder Gekünstelten als das von selbst Entstehende gegenüber. Insofern aber für das geistige

Leben das bewußtvolle und absichtliche Wollen und Handeln charakteristische Merkmale sind, erscheint der Geist für sich selbst, samt allem, was Produkt und Ausdruck des geistigen Lebens ist, als Gegensatz der N., und somit spricht man von einem Gegensatze bald der N. und des Geistes, bald der N. und der Freiheit, der N. und der Kunst, der N. und der Geschichte, wobei Geschichte im engern Sinne als Geschichte der Menschheit, nicht des Weltalls, verstanden wird. N. im engern Sinne dagegen nennt man den unermeßlichen Raum oder das Weltall samt allen in ihm vereinigten Stoffen und Kräften, Gesetzen und Veränderungen, oder den ganzen Inbegriff dessen, was durch die äußern Sinne wahrnehmbar ist, im Gegensatz zu dem, was durch unmittelbares Selbstbewußtsein im Innern vernommen wird. In diesem Sinne gehört der Mensch nur den Thätigkeiten zufolge, deren Wirkungen in die Wahrnehmung der äußern Sinne fallen, der N. an, während er den Thätigkeiten zufolge, welche sich einer solchen Wahrnehmung entziehen, über ihr steht.

Das Hirtenleben und der Ackerbau bezeichnen die ältesten Beziehungen des Menschen zur N.; die Beobachtung der Vorteile, die ihm diese oder jene Naturprodukte gewähren, lehrte ihn frühzeitig die N. für seine Zwecke benutzen. Diesen Bedürfnissen kommt nun die N. oft entgegen, oft aber auch nicht; daher erscheint sie dem Menschen bald als gütig und mild, bald als tückisch und grausam, und der noch kindliche Naturssinn, der die Zustände des eigenen Bewußtseins leicht auf alles überträgt, was sich ihm als thätig und wirksam darstellt, kam unwillkürlich dazu, die N. mit Geschöpfen seiner Phantasie zu bevölkern, die Naturereignisse zu personifizieren, dem Rollen des Donners wie dem Rauschen des Baches lebende Wesen unterzulegen. (S. Mythus und Mythologie.) Hier liegt der Ursprung aller Naturreligion, d. h. einer Vergötterung sowohl der N. im ganzen, als der einzelnen in ihr vorausgesetzten Kräfte, ja selbst einzelner Naturprodukte. Diese Form der Naturbetrachtung tritt notwendig zurück, wenn die beweglichen Bilder der Phantasie in Begriffen sich zu fixieren, wenn die Dichtung von der Wirklichkeit sich zu sondern beginnt. Dieser Umwandlungsprozeß einer phantastischen Naturzymbolik in die eigentliche Naturforschung (s. d.) ist bei manchen Völkern gar nicht, bei andern im Zusammenhange mit der philos. Kultur nur langsam und allmählich eingetreten. Der leitende Grundgedanke der Naturforschung: daß die N. nach unabänderlichen, in dem Wesen der Dinge selbst gegründeten Gesetzen wirke, konnte erst allmählich zur vollen Klarheit und allgemeinen Gültigkeit kommen, weil diese Gesetze unter der scheinbaren Unregelmäßigkeit der Erscheinungen tief verhüllt sind und die N. oft mit einer launenhaften Freiheit zu spielen scheint, wo die Vorgänge dennoch der gesetzmäßige Erfolg ganz bestimmter Notwendigkeiten sind. Auf den Begriff eines Naturgesetzes, als einer Regel, nach welcher sich die Erscheinungen in ihrem Zusammenhange richten, führte zunächst die wiederholte Beobachtung solcher Erscheinungen, deren Regelmäßigkeit unverkennbar ist. Die Anwendung des einmal gewonnenen Begriffs erweiterte sich, je mehr jeder Fortschritt der Naturforschung zeigte, daß auch das scheinbar Unregelmäßige häufig nur auf verwickeltern Zusammenhängen beruhe, bis endlich unzählige Erfahrungen zu der allgemeinen Voraussetzung drängten, daß die N. immer und überall nach unverbrüchlichen Gesetzen wirke, daß der Begriff des Zufalls für die Erklärung derselben durchaus keine Bedeutung habe, und daß die scheinbaren Ausnahmen nicht ein gesetzloses Spiel seien, sondern nur Lücken unserer Kenntnis verraten, die noch nicht alle die Gesetze ergründet hat, welche bei jenen Erscheinungen konkurrieren.

Die Kenntnis der N. hängt lediglich an der Erfahrung der Sinne, und alle sinnliche Erfahrung im genauern Detail ist zunächst nur auf den Erdball, und auch hier nur auf dessen Oberfläche bis zur Tiefe des Meers und der Bergwerke beschränkt, sodaß schon das allernächste und zur Übersicht des Ganzen unentbehrlichste Requisit, nämlich die Kunde von den auf andern Planeten lebenden Wesen, für uns, wie es scheint, jenseit der Grenzen einer möglichen Erfahrung fällt. Zu beachtenswerten Anfängen einer Chemie der Himmelskörper hat neuerdings die Spektralanalyse (s. d.) geführt. Die Ausbildung der Idee der N. in ihrer Ganzheit ist die Aufgabe der Naturphilosophie (s. d.). Das Bestreben der Naturwissenschaften ist umgekehrt, den festen Boden der Empirie nirgends unter den Füßen zu verlieren und folglich, unberührt von spekulativen Standpunkten, sich in die unsern Sinnen zugänglichen Teile des Weltalls aufs tiefste einzugraben, hiermit alles dem Menschen zunächst Liegende ihm völlig durchdringlich und nutzbar zu machen. Eben diese freiwillige Selbstbeschränkung, worin sich die Naturwissenschaften (s. d.) nicht als eine, sondern als viele und mannigfaltige erkennen, hat dieselben zu ihren großen Eroberungen geleitet. Die Stufen der Naturforschung sind folgende. Zunächst gilt es, die unermeßliche Fülle von Thatsachen, welche die N. vor Augen legt, zu sammeln und zu beschreiben. Bloße Naturbeschreibung, Naturgeschichte und Klassifikation der Naturprodukte bezeichnen aber nur die erste Stufe der Naturforschung. Es kommt zweitens darauf an, die Naturgesetze zu entdecken und nachzuweisen. Die beiden großen Hilfsmittel dieser Aufgabe sind das Experiment und die Anwendung der Mathematik. Das Experiment, d. h. die künstliche Herbeiführung gewisser Naturerscheinungen unter Bedingungen, die man genau kennt und in seiner Gewalt hat, zwingt die N., auf die Fragen des Forschers zu antworten. Es gestattet, die Phänomene zu isolieren und die Elemente zu bestimmen, aus welchen verwickeltere Erscheinungen resultieren. Es gestattet eben dadurch, die Größenbestimmungen mit ins Auge zu fassen, denen die Erscheinungen unterworfen sind, und erst durch Beachtung der letztern wird es möglich, allgemeine Ausdrücke, d. h. eben Gesetze über das Verhalten der Naturkräfte zu gewinnen. Mit der Anwendung der Mathematik beginnt das strenge Wissen über die N., und die verschiedenen Gebiete der Naturforschung nähern sich um so mehr einer streng wissenschaftlichen Untersuchung, je mehr es gelingt, mathematisch bestimmte Ausdrücke der Gesetze zu finden, die ein gewisses Gebiet der Erscheinung beherrschen. Diese Teile der Naturwissenschaft heißen daher auch vorzugsweise exakte Wissenschaften.

Die Erweiterung und Vertiefung der Naturkenntnis ist von dem wichtigsten praktischen Einfluß auf die Gestaltung der menschlichen Lebensverhältnisse. Die Herrschaft des Menschen über

die N., die Benutzung ihrer Reichtümer für seine Zwecke, die Behütung vielen Ungemachs, welchem die Unwissenheit den Einzelnen wie die Gesellschaft bloßstellt, hängen zum größten Teil von der Ergründung der Naturgesetze ab, und es war namentlich der neuern Zeit vorbehalten, in dieser Beziehung Eroberungen zu machen, deren Möglichkeit noch vor einigen Jahrhunderten in das Reich der Fabel verwiesen worden wäre. Die Ergebnisse der Mechanik, der Physik, der Chemie haben für den Ackerbau, die Gewerbe und Künste, die Mittel des Verkehrs u. s. w. eine unermeßliche Wichtigkeit erlangt, und wenn sich die neuere Zeit in irgend einem Punkte über das Altertum wesentlich erhoben hat, so beruht diese Erhebung zum größten Teil auf den Erfolgen des Naturstudiums.

Naturalia non sunt turpia (lat.), d. h.: natürliche Dinge sind nicht schimpflich, über natürliche Dinge braucht man sich nicht zu schämen, eine sprichwörtliche Redensart, der vielleicht ein Fragment des Euripides zu Grunde liegt (Οὐκ αἰσχρὸν οὐδὲν τῶν ἀναγκαίων βροτοῖς, d. h. die natürlichen Bedürfnisse sind für die Menschen nicht schimpflich).

Naturalien, alle durch Kunst nicht umgeänderte Naturkörper; gewöhnlich versteht man unter N. alle aus der Natur entnommenen Dinge, welche zum Aufstellen in Sammlungen oder zum Studium in zweckentsprechender Weise präpariert und konserviert sind. Die Naturaliensammlungen, auch Naturalienkabinette oder Naturhistorische Museen genannt, haben sich aus den alten Kunst- und Raritätenkabinetten entwickelt. Die älteste Naturaliensammlung wurde von Buffon im Jardin des Plantes zu Paris eingerichtet, welchem Beispiel bald London, dann Leiden, Berlin, Wien, Petersburg und seitdem viele andere Staaten und Städte folgten. Von diesen alle drei Reiche der Natur umfassenden Sammlungen haben die zoologischen sich am mannigfaltigsten entwickelt. Die ältesten und gegenwärtig noch verbreitetsten sind die großen systematischen Sammlungen. In ihnen werden die Tiergattungen in möglichster Vollständigkeit nach dem jeweilig angenommenen System aufgestellt. Die Hauptsache ist dabei, daß die Sachen dauerhaft konserviert, richtig und genau etikettiert und leicht zu finden sind. Letzteres wird meist durch einen Katalog erleichtert. Ob die Tiere hier nur als Bälge und Felle aufgestellt, oder ob sie ausgestopft sind, ist gleichgültig und hängt von dem verfügbaren Raum und Mitteln ab. Am meisten Wert haben hier immer vollständige Exemplare, wenn dies möglich ist in Spiritus u. dgl. Alle Versuche, etwas anderes als ein großes Balgmagazin aus solchen Sammlungen zu machen, sind stets am Raummangel gescheitert, da sie nur dann einen ihrem Aufwand entsprechenden Nutzen haben, wenn sie möglichst vollständig sind. Auf den Laien wirken sie aber durch ihre Gedrängtheit und Gleichförmigkeit erdrückend. Daher haben in neuerer Zeit naturhistor. Gesellschaften in einzelnen Städten und Privatleute angefangen mit der Gründung von populären Sammlungen, in welchen nur das Charakteristischste in lebensvollen, gut ausgeführten Darstellungen geboten wird. Es läßt sich hierin, namentlich seit durch das Martinsche Verfahren auch die Darstellung der Säugetiere in einer bisher nie gekannten Vollendung möglich ist, ganz Überraschendes leisten. Was sich nicht lebenswahr konservieren läßt, wird hier künstlich, plastisch oder bildlich vorgeführt, z. B. die meisten Seetiere, ebenso vorweltliche oder ausgestorbene Tiere und Pflanzen. Solche Nachbildungen geben dem Laien immer einen bessern Begriff von Tieren und Pflanzen, wie entstellte wirkliche Objekte von unansehnlicher Form und Farbe. Auch Photographien haben, besonders in den botan. und geolog. Abteilungen, großen Wert. Ebenfalls Repräsentantensammlungen sind die Schulsammlungen, die bald mehr nach dem einen oder andern System angelegt werden. Ebenso ist es auch bei den Spezialsammlungen, welche teils aus bestimmten Ländergebieten stammen oder als Fachsammlungen die für besondere Wissenszweige in Betracht kommenden Naturalien enthalten.

Vgl. Martin, «Die Praxis der Naturgeschichte» (Bd. 1, «Taxidermie», 3. Aufl., Weim. 1885; Bd. 2, «Dermoplastik und Museologie», 2. Aufl., Weim. 1880); Neumayer, «Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen» (Berl. 1875).

Naturalisation nennt man die Aufnahme eines Fremden in die Staatsverbindung oder Erteilung des Indigenats (s. d.). Diese heißt nach dem Reichsgesetze vom 1. Juni 1870, §. 2, 4. 5, «Aufnahme» bei einem Angehörigen eines deutschen Bundesstaats, «Naturalisation» bei einem Ausländer. Jene setzt außer dem Nachweise, daß der Ersuchende bereits das Reichsindigenat besitze, den Nachweis voraus, daß er in dem Bundesstaate, in welchem er Aufnahme sucht, sich niedergelassen habe (§. 7) und daß keiner der Gründe §§. 2—5 des Gesetzes über die Freizügigkeit vom 1. Nov. 1867 entgegensteht. Ausländern dagegen darf die Naturalisationsurkunde von der höhern Verwaltungsbehörde nur erteilt werden, wenn sie 1) nach den Gesetzen ihrer bisherigen Heimat dispositionsfähig sind, es sei denn dieser Mangel durch Zustimmung des Vaters, Vormundes, Curators ergänzt, 2) einen unbescholtenen Lebenswandel geführt haben, 3) an dem Orte, wo sie sich niederlassen wollen, eine eigene Wohnung oder ein Unterkommen finden, 4) sich daselbst zu ernähren im Stande sind. Stillschweigend wird N. erteilt, wenn jemand in dem unmittelbaren oder mittelbaren Staats-, Kirchen-, Schul- oder Kommunaldienste angestellt wird und darüber eine von einer Central- oder höhern Verwaltungsbehörde eines Bundesstaats vollzogene oder bestätigte Bestallung erhält. Die Naturalisations-, beziehungsweise Aufnahme-Urkunde begründet mit dem Zeitpunkte ihrer Aushändigung alle mit der Staatsangehörigkeit verbundenen Rechte und Pflichten und erstreckt sich, sofern nicht Ausnahme gemacht ist, zugleich auf die Ehefrau und die in väterlicher Gewalt stehenden minderjährigen Kinder.

Naturalismus (lat.) hat in der Kunstwissenschaft eine zweifache Bedeutung; man versteht darunter zunächst die Ausübung einer Kunst lediglich auf der Grundlage der natürlichen Begabung, ohne Schulung wie ohne Kenntnis der künstlerischen Gesetze und der künstlerischen Technik, und es liegt in der Natur der verschiedenen Künste, daß N. in diesem Sinne am meisten in der Dichtung und der Schauspielkunst heimisch ist; ferner die idealitätslose Nachahmung der Natur in der bildenden Kunst, d. h. nackte Naturwirklichkeit, einseitiger Realismus.

Metaphysisch versteht man unter N. eine Ansicht, welche die letzten Gründe aller Dinge in der Natur sucht, im Gegensatze zum Supranaturalismus, welcher ein an die Gesetze der Natur nicht gebundenes Urwesen annimmt.

Naturalleistungen werden die für die bewaffnete Macht im Frieden seitens der Bevölkerung auszuführenden Leistungen genannt. Für das Deutsche Reich sind dieselben durch das Reichsgesetz vom 13. Febr. 1875 und die Ausführungsbestimmungen zu demselben vom 2. Sept. 1875 geregelt. Sie bestehen in Gewährung von Unterkunft, in Gestellung von Vorspann und Lieferung von Naturalverpflegung für die Mannschaften und Fourrage für die Pferde durch die Gemeinden; nur in dringenden Fällen darf die Militärbehörde die Leistungspflichtigen direkt beanspruchen. Privatbrunnen und Tränken können von marschierenden, biwakierenden, kantonnierenden oder manövrierenden Truppen benutzt werden, wenn die öffentlichen Brunnen u. s. w. nicht ausreichen. Schmiedebesitzer sind verpflichtet, die erwähnten Truppen zur Mitbenutzung ihrer Schmieden gegen mäßige Vergütigung zuzulassen. Die Eisenbahnverwaltungen haben die Verpflichtung, Truppen und ihr Material nach einem festgesetzten ermäßigten Tarif zu befördern. Auch bei den erstgenannten N. werden gesetzlich normierte Vergütigungen aus dem Militärfonds gewährt.

Naturalquartier, im Gegensatz zu Quartierentschädigung, wird den Soldaten zuteil, indem ihnen Unterkunft entweder in Bürgerquartieren oder in besonders erbauten Kasernen gewährt wird. Offiziere erhalten meist nur für kurzen Aufenthalt bei Märschen, Manövern u. s. w. N., sonst wird ihnen zur eigenen Beschaffung von Unterkunft eine angemessene Quartierentschädigung gewährt.

Natural seleotion (engl.), natürliche Züchtung, s. unter Darwinismus.

Naturalverpflegung begreift die Verabreichung derjenigen Nahrungsmittel an Mannschaften und Pferde in sich, welche zu ihrer Erhaltung notwendig sind. Die N. der Mannschaften wird meist unter der Bezeichnung Proviant zusammengefaßt und in Brot und Viktualien geschieden; die N. der Pferde wird mit dem Namen Fourrage belegt. Letztere wird im Frieden wie im Kriege den Truppen gewährt, während erstere nur im Kriegsfalle und bei Märschen, Manövern u. s. w. eintritt. In der Garnison wird die Verpflegung der Mannschaften meist durch eigene Beschaffung der Lebensmittel bewirkt, nur das Brot wird in den größern Garnisonen in Militärbäckereien erzeugt und den Truppen in natura geliefert.

Naturalwirtschaft ist der Gegensatz zur Tausch- und insbesondere zur Geldwirtschaft und bezeichnet diejenige Stufe der wirtschaftlichen Entwickelung, auf welcher jede Einzelwirtschaft die mannigfaltigen Gegenstände ihres Bedarfs selbst produziert und nicht durch Eintausch oder Kauf von andern Wirtschaften erwirbt. Ist eine solche sich selbst genügende Einzelwirtschaft nur von kleinem Umfange, so kann sie nur auf einer sehr niedrigen Kulturstufe stehen, da sie unter diesen Umständen nur den notwendigsten Unterhalt erzeugen kann. Eine N. im Großen dagegen kann schon eine bedeutende Leistungsfähigkeit erlangen. Sie beruht dann nach den bisherigen Erfahrungen entweder auf der Sklaverei oder Hörigkeit der beschäftigten Arbeiter (wie z. B. auf den großen Fronhöfen des Mittelalters) oder auf dem Genossenschaftsprinzip mit mehr oder weniger klösterlichen Einrichtungen. Die sozialistischen Pläne laufen meist darauf hinaus, die ganze Wirtschaftsordnung der Gesellschaft auf die N. zurückzuführen. Übrigens ist in der Geschichte der Kulturwelt die N. kaum jemals in ihrer vollen Reinheit zu finden. Der naturale Austausch von Erzeugnissen der einzelnen Wirtschaft wird immer, wenn auch anfangs nur in geringem Umfange, vorgekommen sein, und auch die Verwendung des Geldes als eines Vermittelungsgliedes läßt sich schon in den frühesten Perioden der asiat. Kultur nachweisen. Ein großes Übergewicht der Geldwirtschaft über die N. tritt jedoch erst seit dem 16. Jahrh. hervor und hat seitdem, unterstützt durch die Entwickelung des Kredits (s. d.) immer mehr zugenommen. Ein gewisser naturalwirtschaftlicher Rest wird sich indes stets erhalten und gegenwärtig ist derselbe namentlich in der Landwirtschaft noch ziemlich bedeutend.

Naturam expellas furca, tamen usque recurret (lat.), d. h.: du magst die Natur (das Naturell) mit Gewalt (eigentlich mit dem Gabelkreuz, einem Strafwerkzeug) austreiben, sie wird doch immer zurückkehren, Natur läßt sich biegen, aber nicht brechen, Citat aus Horaz' «Epistels» (I, 10, 24).

Natura naturans, in der scholastischen Terminologie die schaffende Natur, Schöpferkraft, Gott, im Gegensatz zur Natura naturäta, der geschaffenen Natur, der Welt.

Natura non facit saltus (lat.), «Die Natur macht keine Sprünge», ein schon von Linné gebrauchter Ausdruck.

Naturarzt, s. unter Naturheilkunde.

Naturbleiche, s. unter Bleichen.

Naturdichter pflegt man die Dichter ohne gelehrte Schulbildung zu nennen. Sie behandeln meist lyrische Stoffe, oft in der Weise des Volksliedes (s. d.) und mit frischer Empfindung und originellem Ausdruck. Sehr bekannt sind in Deutschland die N. Gottlieb Hiller (1778—1826) und in neuerer Zeit Karl Weise in Freienwalde geworden. Am ansprechendsten sind diese Dichter als Dialektdichter, wie der nürnberger Flaschnermeister Grübel. Unter den Franzosen sind der Friseur Jasmin und der Bäckermeister Jean Reboul zu nennen. Vor allen ist auch der Schotte Robert Burns hervorzuheben.

Naturdienst, religiöse Verehrung vergötterter Naturgegenstände (Gestirne, Tiere u. s. w.).

Naturell (frz.), natürliche Gemütsart.

Naturforschung ist ein Begriff, welcher erst der modernen Zeit angehört. Im Altertum fiel er mit dem der Naturphilosophie (s. d.) zusammen, von dem er sich bei steigenden Fortschritten der Wissenschaft immer weiter getrennt hat. Doch war auch nicht die Naturphilosophie des Altertums der erste Standpunkt der Menschheit, die Natur zu betrachten. Dieser war vielmehr der mythologische der Naturreligion. (S. Natur.) Unter den Philosophen des Altertums sind es Aristoteles, sowie Demokrit und die seinen Grundsätzen folgenden Epikureer, welche die gegenwärtige N. angebahnt haben, teils durch ihr Bestreben, die Wissenschaft ganz auf Erfahrung, Beobachtung und Experiment zu gründen, teils durch ihre Verwerfung aller Erklärung aus Zweckursachen. Einen engern Zusammenhang hat unsere N. mit ihren Anfängen bei Demokrit beibehalten durch ihre Atomlehre (s. Atome), welche noch jetzt zum Teil die herrschende in ihr zu nennen ist.

Die heutige N., welche durch die Herausbildung einer außerordentlich verfeinerten Untersuchungstechnik gegen die Forschung der Alten einen unermeßlichen Vorsprung gewonnen hat, unterscheidet sich von der Naturphilosophie dadurch, daß sie

überall sich allein auf eine möglichst breite Grundlage von Beobachtungen und Experimenten (s. d.) verläßt, und alle Demonstrationen aus kosmologischen Grundsätzen und aprioristischen Annahmen ausschließt; ferner dadurch, daß sie sich soviel als irgend möglich auf die mechan. Erklärungsmethode aus Bewegungsursachen, wie den Einwirkungen der Anziehung und Abstoßung, Ausdehnung und Zusammenziehung, Trennung und Verbindung unter den kleinsten Körperteilchen, beschränkt und daher alle Wissenschaftsgebiete, auf denen diese Erklärungsprinzipien nicht mehr zureichen, wie die geistigen und moralischen, von sich ausschließt. Durch diesen letzten Umstand entsteht der stärkste Gegensatz zwischen ihr und der Naturphilosophie, deren Hauptnutzen darin besteht, gerade das geistige Leben vorzugsweise mit in ihr Gebiet zu ziehen. Die großen Vorteile der mechan. Naturerklärung beruhen aber darin, daß die Mechanik in ihrer heutigen Ausbildung sich zum Range einer mathem. Wissenschaft erhoben hat und daher an allen Vollkommenheiten einer solchen, Präcision, Exaktheit und Unwiderleglichkeit ihrer Einsichten teilnimmt. Weil die heutige N. sich überall soweit irgend möglich auf den mathem. Kalkül der Mechanik zu stützen strebt, so sind die Begriffe einer nach mathem. Methode verfahrenden und einer exakten oder genauen Wissenschaft bei unsern Naturforschern identisch geworden. Die Naturphilosophie dagegen kann in diesem Sinne niemals genau oder exakt werden, weil das geistige Gebiet, dessen Verbindung mit den mechan. Naturprozessen ihr hauptsächliches Thema ist, von ganz andern Gesetzen beherrscht wird als den mechanischen. Aber ebenso sehr hat ein gewisser Teil der N. selbst notwendigerweise und für immer auf Exaktheit im genannten Sinne zu verzichten, nämlich die Naturbeschreibung oder Naturgeschichte (s. d.), welche in Beziehung auf die Erforschung der lebendigen Organismen in Botanik, Zoologie und Anthropologie nur die Wahl hat, sich entweder an einer bloßen Methode äußerlicher Klassifikation genügen zu lassen, oder die Methode der Naturphilosophie mit jener der exakten N. in Verbindung zu setzen. Ersteres Verfahren gehört mehr den ältern, letzteres mehr den neuern Zuständen der Wissenschaft an.

Naturgeschichte nennt man jetzt allgemein und ausschließlich diejenige Wissenschaft, welche uns die Körper kennen lehrt, aus denen unsere Erde und das Leben auf derselben zusammengesetzt ist. Die N. beschäftigt sich also sowohl mit den unorganischen als den organischen Körpern. Die unorganischen Körper, welche das Mineralreich bilden, unterscheiden sich von den übrigen organischen Körpern durch ihre Entstehung, ihren Bau, ihre Zusammensetzung, Wachstum, Gestalt und ihr Ende; sie entstehen unter dem Einfluß allgemeiner physik. Gesetze, sind aus gleichartigen Molekülen aufgebaut, haben eine sehr verschiedenartige chem. Zusammensetzung, sind entweder gestaltlos oder krystallisiert, d. h. durch gerade Linien und Flächen begrenzt, wachsen durch Ansatz von Teilchen von außen möglicherweise ins Unendliche und zerfallen nur durch äußere auf sie einwirkende Einflüsse. Die organischen Körper dagegen entstehen durch Fortpflanzung ähnlicher Körper; sie bestehen meist ursprünglich aus Zellen; ihre Zusammensetzung in chem. Hinsicht begreift im allgemeinen nur wenige Grundstoffe (Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff), deren unendlich verschiedene Gruppierung die Verschiedenheit der organischen Substanzen bedingt; sie wachsen durch Aufnahme ins Innere der Zellen und der daraus hergestellten Organe (Intussusception) nur bis zu einer gewissen Grenze, sind von krummen Linien und Flächen begrenzt und verfallen notwendig nach kürzerer oder längerer Zeit dem Tode. Die organischen Körper allein leben. Sie bilden zwei große Reiche, das Pflanzenreich und das Tierreich. Das Pflanzenreich begreift diejenigen organischen Körper, welchen die Empfindung und die willkürliche Bewegung abgehen, während das Tierreich beide Eigenschaften besitzt.

Die N., indem sie die drei angegebenen Reiche umfaßt, spaltet sich begreiflicherweise in eine Menge verschiedener Wissenschaftszweige. Mit dem Mineralreich befassen sich die Mineralogie, welche die einzelnen Mineralkörper nach ihren physik. und chem. Eigenschaften kennen lehrt, und die Geognosie und Geologie, welche die Art und Weise darstellt, wie diese verschiedenen Körper zur Bildung der Erdrinde mitwirken und mitgewirkt haben. Mit dem Pflanzenreich beschäftigt sich die Botanik, mit dem Tierreich die Zoologie, und auch diese beiden zweigen sich in mannigfaltiger Weise ab. Die Anatomie lehrt die Struktur des Tier- und Pflanzenleibes, der einzelnen Organe und der dieselben zusammensetzenden, meist mikroskopischen Gewebteile kennen (Pflanzenanatomie, vergleichende Anatomie [soviel wie Anatomie der Tiere], menschliche Anatomie, Anatomie der Gewebe oder mikroskopische Anatomie). Die Embryologie, Ontogenie oder Entwickelungsgeschichte (s. d.) verfolgt die Entstehung der organischen Individuen von dem Keime oder Ei an bis zur vollendeten Ausbildung. Die Paläontologie oder Versteinerungskunde erforscht die organischen Körper, Pflanzen und Tiere, deren Reste oder Spuren in den Schichten der Erde gefunden werden. Ihr letztes Ziel ist die Phylogenie oder Stammeskunde, die Erkenntnis der Formenreihen, welche sich im Laufe der Erdgeschichte aus den Anfängen des organischen Lebens nach und nach hervorgebildet haben. Die Physiologie macht uns mit den Funktionen des Gesamtorganismus, der einzelnen Organe und Gewebteile bekannt. Für die genannten Zweige hat man auch in neuerer Zeit häufig den gemeinsamen Ausdruck Biologie gebraucht. Die beschreibende Naturgeschichte beschäftigt sich besonders mit den äußern Formen und gipfelt in der Klassifikation, welche zum Zweck hat, die einander näher verwandten Pflanzen und Tiere in größere und kleinere Gruppen (Kreise, Klassen, Ordnungen, Familien, Gattungen, Arten) zusammenzustellen und diese zu charakterisieren. Alle diese Wissenschaftszweige werden, sobald sie den Menschen vorzugsweise behandeln, auch unter dem Namen der Anthropologie zusammengefaßt.

Das Gebiet der N. ist sonach außerordentlich umfassend, und je mehr die Kenntnisse zugenommen haben, desto unmöglicher ist es für den Einzelnen geworden, alle Zweige derselben zu beherrschen. Im Altertum glänzt in ihr fast nur ein einziger umfassender Geist, Aristoteles; Plinius war nur ein geist- und kritikloser Kompilator. Das Mittelalter beschäftigte sich fast nur mit Erläuterung des Aristoteles; die Renaissance mußte gegen die Fesseln ankämpfen, welche besonders religiöser Fanatismus der Wissenschaft anlegte. Erst von der Mitte des

18. Jahrh. an datieren die Fortschritte, welche aus den zerstreuten Kenntnissen wahrhafte, gegliederte Wissenschaften hervorgehen ließen. Die wahren Fundamente der Wissenschaft, auf welchen alle Spätern fortbauten und noch fortbauen, wurden gelegt für die Mineralogie von Hauy und Mohs; für die Geologie von Werner, Leopold von Buch und Lyell; für die Paläontologie von Cuvier; für die Botanik von Linné und den beiden Jussieu; für die Zoologie von Linné, Cuvier, Geoffroy Saint-Hilaire und Darwin; für die Entwickelungsgeschichte von Karl Ernst von Baer; für die Physiologie von Harvey, Haller und Johannes Müller. Die Litteratur ist sehr bedeutend, sodaß umfangreiche Werke erschienen sind (z. B. von Engelmann und V. Carus über Zoologie, von Pritzel über Botanik), welche lediglich die Aufzeichnung des über einzelne Fächer Geschriebenen enthalten, und außer den Handbüchern gibt es zahlreiche Gesellschaften und Zeitschriften in allen Ländern, welche sich nur mit N. und deren einzelnen Zweigen beschäftigen.

Naturgesetz, s. u. Gesetz und Gesetzgebung.

Naturheilkunde, ein Heilsystem, welches sämtliche Krankheiten nur durch diätetische Behandlung und die methodische Anwendung des kalten Wassers zu heilen sucht. Unter den einseitigen Richtungen der Medizin hat die N. in neuerer Zeit insofern eine hervorragende Bedeutung gewonnen, als sie sich infolge eifriger Agitation durch Wort und Schrift ziemlich viele entschiedene Anhänger erwarb. Als ihre eigentlichen Begründer sind die beiden schles. Bauern Vincenz Prießnitz (s. d.) und Johann Schroth (gest. 26. März 1856 zu Lindewiese) zu betrachten, von denen der erstere jedwede Krankheit durch methodische Kaltwasserkuren (Hydrotherapie), der letztere hingegen durch energische Durst- und Hungerkuren zu heilen versuchte. Von dem richtigen Vordersatze ausgehend, daß die im kranken Körper thätige Naturheilkraft zur Beseitigung der Krankheitsprozesse das meiste leisten müsse, und daß die ärztliche Kunst vor allem die Aufgabe habe, die Naturheilkraft zweckmäßig zu unterstützen (s. unter Heilung), gelangen die Anhänger der N. bei ihren weitern Schlüssen doch zu falschen Ergebnissen. Insbesondere hegen sie die gewiß irrtümliche Ansicht, daß diese der Heiltunst gestattete Unterstützung der Naturheilkraft, von deren Wirkung sie eine höchst unvollkommene Vorstellung haben, nur durch einen ganz kleinen Kreis von Heilmitteln (Wasser, Diät, frische Luft), namentlich nicht durch Arzneien, Mineralwässer oder arzneiliche Bäder geschehen dürfe. Sie beschränken sich demgemäß auf diätetische Behandlung des Kranken und auf die methodische Anwendung des kalten Wassers, der Schrothschen Semmelkur und einiger andern Kuren, während sie jeden Arzneigebrauch als eine «Vergiftung des Körpers» ebenso entschieden verwerfen, wie sie dem Impfen der Kuhpocken nur übles nachzureden wissen. Für fieberhafte Krankheiten gilt es nach ihrer Meinung nur, die erhöhte, den Patienten gefährdende Fieberwärme des Körpers durch Anwendung des kalten Wassers in Form abkühlender Bäder und Einwickelungen zu mäßigen. In chronischen oder fieberlosen Krankheiten solle der Arzt zur Ausgleichung der entstandenen Störungen bestrebt sein, eine weder zu excessive, noch zu schwache Wärmeerzeugung durch den künstlichen Reiz des kalten Wassers herbeizuführen. Denn die ganze Aufgabe des Arztes zur Hervorrufung der freiwilligen Heilprozesse bestehe darin, sich die Bedingungen zur Richtung zu nehmen, unter welchen die Natur selbst die Heilung sowohl der akuten als auch der chronischen Krankheiten zu Stande bringt, indem bei jenen der Fieberzustand nicht beseitigt, sondern durch die Kälte nur in entsprechenden Grenzen gehalten, bei diesen aber mit Hilfe der Kälte eine wärmeerzeugende, den Körper zur Ausscheidung der Krankheit veranlassende Reaktion erzeugt werden soll.

Auf Grund dieser Lehre haben sich denn nicht nur in vielen Städten Vereine für Naturheilkunde gebildet, welche im Publikum für dieselbe Propaganda machen, sondern es wurden auch hier und da von Ärzten und Privatpersonen Heilanstalten errichtet, in welchen lediglich nach den Grundsätzen der N. verfahren wird. Eine der ersten Anstalten dieser Art war die des Dr. Steinbacher bei München (Brunnthal), welche von Dr. Loh fortgeführt wird; dieser schließen sich die insbesondere für Schrothsche Kuren eingerichteten «diätetischen» Heilanstalten von Dr. Baumgarten und Dr. Ales (letztere von Dr. Kadner gegründet) in Dresden an, sowie die Anstalt des ehemaligen Apothekers Th. Hahn zu Waid in St. Gallen. Namentlich durch letztern und einige andere Naturärzte ist denn auch die diätetische Lehre des sog. Vegetarianismus in ein engeres Bündnis mit der N. getreten. Außer den Schriften Th. Hahns, P. Kadners und anderer vgl. C. A. W. Richters «Lehrbuch der N.» (Heidelb. 1866) und Steinbachers «Handbuch des gesamten Naturheilverfahrens» (2. Aufl., Augsb. 1869), desselben «Naturheilverfahren» (Stuttg. 1870), sowie die Zeitschrift von Wolbold und Canitz.

Naturheilung, die Heilung von Krankheiten durch den sog. Naturheilungsprozeß, s. u. Heilung.

Naturkräfte, die in der Natur wirkenden oder angenommenen Kräfte, s. Kraft (physikalisch).

Naturlehre, soviel wie Physik.

Natürliche Kinder sind eigentlich die von den Ehegatten wirklich abstammenden im Verhältnis zu den durch Adoption in die Familie aufgenommenen. Gegenwärtig bezieht man jedoch diese Benennung mehr auf uneheliche Kinder, gleich dem röm. Recht, welches wieder die aus einer wilden Ehe (s. Konkubinat) entsprungenen als eigentliche liberi naturales vor denjenigen auszeichnet, die aus einer blutschänderischen, ehebrecherischen oder nicht sträflichen vorübergehenden Geschlechtsverbindung hervorgehen (incestuosi, adulterini, spurii) oder deren Mutter mit so vielen außereheliche Gemeinschaft unterhalten hat, daß sie über den Erzeuger ihrer Sprößlinge (vulgo quaesiti) im Ungewissen ist.

Naturphilosophie heißt im allgemeinen derjenige Teil eines philos. Systems, welcher die allgemeinen Prinzipien desselben auf die Naturerkenntnis anzuwenden bestimmt ist. Zu einem besondern, relativ selbständigen Teile ist sie erst allmählich geworden. Denn da das Altertum den Gegensatz der empirischen und der philos. Methode nicht zu voller Schärfe ausgebildet hatte, so bestand seine Wissenschaft von der Natur aus einer Mischung von metaphysischen Hypothesen und beobachteten Thatsachen, deren Erkenntniswert nicht streng geschieden wurde. Erst nachdem sich die Philosophie ohne Berücksichtigung der Naturerkenntnis zu einer eigentümlichen Methode entwickelt und nachdem andererseits im ausgesprochenen Gegensatze dazu die empirische Naturforschung eine selbständige Begründung gefunden

hatte, trat seit dem Beginn der neuern Zeit der empirischen Forschung das Bestreben der Philosophie gegenüber, aus ihren allgemeinen metaphysischen und ontologischen Prinzipien heraus eine philos. Naturerkenntnis zu gewinnen, welche man anfangs Kosmologie, später N. genannt hat. Die dogmatische Philosophie, überzeugt, daß aus den begrifflichen Untersuchungen der Metaphysik sich eine Erklärung für alle Thatsachen der Wirklichkeit ergeben müsse, glaubte die Grundgesetze des Naturgeschehens in einheitlichem Zusammenhange aus ihren Prinzipien entwickeln zu können; so verfuhren Descartes, Spinoza, Leibniz, Wolff, indem sie je nach dem allgemeinen Standpunkte ihrer Weltanschauung die bedeutendsten Gesetze, welche die exakte Forschung ihrer Zeit gefunden hatte, begrifflich abzuleiten und die schwebenden Probleme zu lösen suchten. Doch drückte der mangelhafte Stand der exakten Forschung auch diesem philos. Bestreben seinen Charakter auf und das Bedürfnis lückenloser Erkenntnis gab zu vielfachen Willkürlichkeiten und Unrichtigkeiten Veranlassung. Am wertvollsten und zuverlässigsten war unter diesen Bestrebungen einer aprioriſchen Naturerkenntnis derjenige Teil, welcher sich mit den mathem. Grundlagen aller Naturwissenschaft und speziell der Mechanik beschäftigte: hier war eine zweifellos deduktive Erkenntnis von tiefgehender Bedeutung festzustellen, und Newton (s. d.) vollzog die Lösung dieser Aufgabe mit bewunderungswürdiger Klarheit und Sicherheit.

Eine ganz neue Wendung erhielt auch die N. durch die allgemeine Tendenz der Kantschen Philosophie, die Berechtigung der Erkenntnisansprüche des Menschen einer kritischen Untersuchung zu unterwerfen. Kant selbst schuf zunächst die von ihm sog. «reine Naturwissenschaft», d. h. das System der «Grundsätze des reinen Verstandes», welche, aus den Kategorien abgeleitet, aprioriſche Geltung für alle Erfahrungen haben sollten; unter ihnen befand sich unter anderm der Satz von der Erhaltung der Substanz, der Satz der Causalität u. s. w., kurz eine Anzahl von Axiomen, welche bis dahin mehr oder minder unbesehen an der Spitze der Physik figuriert hatten. Daneben aber entwickelte Kant durch Anwendung seiner Kategorien auf den naturwissenschaftlichen Fundamentalbegriff der Bewegung ein ausführliches System der N., in welchem er eine dynamische (s. Dynamik) Grundansicht entwickelte.

Je mehr man später an dem Apriorismus der Kantschen Lehre weiter arbeitete und die Beschränkung seiner Geltung nur für die Erscheinungen abstreifte, um so mehr trat die N. in den Vordergrund des Interesses. Von dem Gedanken ausgehend, daß der Geist in der Natur sich selbst wiederfinden, daß die Natur als ein System der Entwickelung zur Intelligenz angesehen werden müsse, entwarf Schelling, bald von zahlreichen Schülern gefolgt und teilweise überboten, ein großartig gedachtes System der N., in welchem der Gedanke der organischen Lebensgemeinschaft der gesamten Natur sich in der dialektischen Erkenntnis des Zusammenhangs aller Kräfte realisieren sollte. So genial Schelling seine Hypothesen schuf, so ahnungsvoll seine Hinweise auf die Beziehung magnetischer und elektrischer Erscheinungen, seine Betrachtung des organischen Reichs als Einer großen Entwickelungsreihe waren, der Stand der gleichzeitigen empirischen Naturerkenntnis war noch zu niedrig, als daß die Lücken desselben von den Philosophen anders als durch Dichtungen und Phantastereien hätten ausgefüllt werden können. Der vornehme Apriorismus, mit dem die Naturphilosophen in der Folge über die schwersten Probleme absprachen, und die Willkürlichkeit ihrer Konstruktionen erzeugten eine an Verachtung streifende Geringschätzung der N. auf seiten der exakten Forscher.

Erst in neuester Zeit, nachdem der Versuch der Materialisten, mit den einseitigen Erfahrungen der Naturwissenschaft eine Metaphysik zu bilden, gescheitert war, nachdem die großen Entdeckungen der Physiologie der Sinnesorgane und die mit dem Gesetz der Erhaltung der Energie begriffene Einheit der Naturkräfte, die empirische Forschung über sich selbst hinauswiesen, ist in weitern Kreisen ein frisches Bedürfnis nach N. entsprungen, deren Aufgabe es in erster Linie sein wird, im Kantschen Geiste die Grundbegriffe unserer Naturauffassung in ihrem Werte und in ihren Grenzen aus der Untersuchung ihres Ursprungs, im Wesen der menschlichen Vernunft zu prüfen. Vgl. Schaller, «Geschichte der N. von Baco von Verulam bis auf unsere Zeit» (2 Bde., Lpz. 1841—46); Wundt, «Über den Einfluß der Philosophie auf die Erfahrungswissenschaften» (Lpz. 1876); Fr. Schultze, «Philosophie der Naturwissenschaft» (2 Bde., Lpz. 1881—82).

Naturrecht, s. Rechtsphilosophie.

Naturreligion, s. unter Natur.

Naturselbstdruck ist von dem Erfinder, Alois von Auer (s. d.) in Wien, 1849 ein eigentümliches Verfahren genannt worden, durch welches man naturgetreue Abdrücke von Pflanzenblättern, Blumen, Flechten, geschliffenen Achaten, Spitzen, Geweben u. s. w. darstellt. Die vorher getrocknete Pflanze, das Gewebe, die Spitzen u. s. w. wird dabei, flach ausgebreitet, zwischen eine polierte Stahl- und eine Bleiplatte gelegt und sodann das Ganze durch die Walzen einer Kupferdruckerpresse gezogen. In dem Blei bildet sich ein vertiefter Abdruck, den man auf galvanoplastischem Wege in Kupfer reproduziert, um eine zum Druck auf Papier geeignete Platte zu erhalten. Es hat sich indes im Laufe der Zeit herausgestellt, daß die Anwendbarkeit dieses Verfahrens weit beschränkter ist, als man anfänglich vermeinte.

Naturspiele, Mißbildungen geringen Grades; auch Formen von Naturkörpern, die andern, ihnen ganz fremden, nachgebildet scheinen, gleichsam als hätte die Natur sie als Spielerei gebildet.

Naturtrieb, s. Instinkt.

Naturwissenschaften enthalten die Erfahrungserkenntnis aller uns zugänglichen Teile des unermeßlichen Gebietes, welches Natur (s. d.) im engern Sinne genannt wird. Die N. beziehen sich teils auf die allgemeinen Elemente und Grundstoffe, aus denen alle Körper bestehen, nebst deren Kräften und Eigenschaften, teils auf die aus jenen Grundstoffen zusammengesetzten Klassen von individuellen Naturprodukten. Die elementaren Grundwissenschaften sind Physik (s. d.) und Chemie (s. d.). Ihnen gegenüber tritt eine andere Gruppe der N., welche sich mit den einzelnen Gebieten der Körperwelt beschäftigen und je nach dem Objekte in zwei Abteilungen zerfallen: in die Astronomie (s. d.), welche mit den Himmelskörpern, und die Naturgeschichte (s. d.), welche wesentlich mit den organischen Körpern zu thun hat.

Naturwissenschaftliche Gesellschaften, s. unter Gelehrte Gesellschaften.

Digitized by Google

Naturwolle, ungefärbtes, braunes oder graues Wollgarn, das gewöhnlich als Strickgarn, neuerlich auch vielfach als Material für Wirkwaren verwendet wird.

Natzmer (Oldwig Ant. Leop. von), preuß. General der Infanterie, geb. 18. April 1782 zu Pillin in Pommern, wurde 1795 Leibpage König Friedrich Wilhelms II. und 1798 Offizier im Regiment Garde, nahm 1806 an der Schlacht bei Auerstädt teil und wurde bei Prenzlau gefangen, aber 1807 ausgewechselt. Er wurde 1808 Kapitän und Flügeladjutant, 1810 Major, erhielt dann mehrere diplomatische Sendungen und wurde 1813 nach der Schlacht bei Leipzig Oberst. Im Herbst 1814 erhielt er das Kommando der Grenadierbrigade in Berlin, mit der er am Feldzuge von 1815 teilnahm, und wurde dann zum Generalmajor befördert. Im J. 1820 erhielt er das Kommando der 11. Division in Breslau. Er wohnte als preußischer Militärkommissar dem Feldzuge der Österreicher gegen Neapel bei und ging dann mit dem Korps des Generals Grafen von Waldmoden nach Palermo. Im J. 1825 wurde er Generallieutenant und erhielt 1827 das Kommando der 8. Division in Erfurt. Im J. 1832 erfolgte seine Ernennung zum kommandierenden General des 1. Armeekorps (Königsberg i. Pr.). N. entwaffnete die über die Grenze getretenen poln. Truppen, wurde Nov. 1839 vom Kommando entbunden, aber zum Mitglied des Staatsrats und Generaladjutanten des Königs ernannt und 1840 zum General der Infanterie befördert. Er trat 1850 in den Ruhestand und starb 1. Nov. 1861 zu Majdorf, Kreis Löwenberg in Schlesien. Vgl. E. von Natzmer, «Aus dem Leben des Generals Oldwig von N.» (Bd. 1, Berl. 1876).

Nauarchos (grch.) war der Titel der Flottenführer bei den Spartanern. Dieses Amt (die Nauarchie) erscheint seit dem J. 413—412 v. Chr. und durfte von den Königen nicht verwaltet werden; auch sollte niemand es zweimal und länger als ein Jahr bekleiden.

Nauck (Aug.), namhafter Philolog, geb. 18. Sept. 1822 im Dorfe Auerstedt bei Eckartsberga, erhielt seine Vorbildung in Schulpforta, studierte in Halle Philologie, war 1848—51 Lehrer an einer livländ. Privatanstalt, dann in Prenzlau und hierauf am Joachimsthaler Gymnasium und am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin. Im J. 1858 zum Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Petersburg gewählt, siedelte er Ostern 1859 dahin über, wo er 1869—83 zugleich die Stellung eines ord. Professors der griech. Sprache am kaiserl. historisch-philol. Institut innehatte. N.s philol. Arbeiten beziehen sich vorzugsweise auf Textesкritik und Erklärung der griech. Schriftsteller. Zu erwähnen sind namentlich die Ausgaben der Fragmente des Grammatikers Aristophanes von Byzanz (Halle 1848), des Euripides (Bd. 1 u. 2, 3. Aufl., Lpz. 1871; Bd. 3, Lpz. 1869), woran sich die «Euripideischen Studien» (2 Tle., Petersb. 1859—62) schließen; ferner der Fragmente griech. Tragiker (Lpz. 1856), des Platonikers Porphyrius (Lpz. 1860), des «Lexicon Vindobonense» (Petersb. 1867), des Sophokles (Berl. 1867), des Homer (Berl. 1874—79), der Schrift des Jamblichus «De vita Pythagorica» (Petersb. 1884). Auch bearbeitete N. seit 1856 die neuen Auflagen der Schneidewinschen Ausgabe des Sophokles.

Nauders, Dorf in Tirol, in der Bezirkshauptmannschaft Landeck, unweit des Eintritts des Inn aus dem Engadin nach Tirol, 1362 m hoch, oberhalb des Passes Finstermünz, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 1285 E. Von N. zweigt die Straße ins Engadin von der ins Vintschgau ab.

Naudet (Jos.), franz. Historiker, geb. 8. Dez. 1786 zu Paris, wurde 1816 Lehrer an der Normalschule, 1817 Mitglied der Akademie der Inschriften, 1821 Professor am Collège de France. In den J. 1830—40 war er Generalinspektor des Sekundärunterrichts, dann längere Zeit Direktor der königl. Bibliothek. Er schrieb: «Histoire de l'établissement, des progrès et de la décadence de la monarchie des Goths en Italie» (1811), «Conjuration d'Etienne Marcel contre l'autorité royale» (1815), «Des changements opérés dans toutes les parties de l'administration de l'empire romain depuis Dioclétien jusqu'à Julien» (2 Bde., 1817), «De l'administration des postes chez les Romains» (1863) u. s. w. N. starb 13. Aug. 1878 zu Paris.

Nauen, Kreisstadt des Kreises Osthavelland im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, am Havelländischen Luch, Station der Linie Berlin-Hamburg der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat ein Realprogymnasium, Cigarren-, Kupferwarenfabrik und Handelsgärtnerei und zählt (1880) 7124 E.

Naugard, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Stettin, zwischen zwei fischreichen Seen, Station der Altdamm-Kolberger Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Strafanstalt für Männer, ein Rettungshaus, Weberei, Ackerbau und Viehzucht und zählt (1880) 4949 meist prot. E. Die Stadt war 1263—1663 Lehn der Grafen von Eberstein.

Der Kreis Naugard zählt auf 1228 qkm (1880) 57583 meist prot. E.

Nauheim, amtlich seit 1869 Bad Nauheim, Stadt im Kreise Friedberg der hess. Provinz Oberhessen, liegt am nordöstl. Abhang des Taunus, am Usabach, Station der Linie Kassel-Frankfurt a. M. der Preußischen Staatsbahnen, 38 km nördlich von Frankfurt, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2625 meist prot. E. und hat eine Saline mit Gradierwerken und ein Solbad. Die Saline erzeugt jährlich etwa 36—40000 Ctr. Kochsalz. Schon in uralter Zeit wurde hier Salz gesotten, wie sich dies aus den zahlreich aufgefundenen Keltengräbern, großen, zum Teil eingemauerten Thongefäßen, worin noch Pfannenstein haftet, ausgedehnten Aschenhaufen u. s. w. ergibt. Die erste schriftliche Nachricht von dem Salzwerk ist von 1338; die Gradierwerke wurden 1579 angelegt. Die jetzt vorhandenen Quellen sind alle artesisch erbohrt, werden aber in erster Linie für das Solbad benutzt. Erwähnenswert sind der kleine Sprudel, der Große Sprudel und der Friedrich-Wilhelmssprudel. Erstere Quelle wurde 1848 anstatt des 1838 erbohrten, aber schon 1847 ausgebliebenen Gassprudels erbohrt; der Große Sprudel entsprang in der Nacht vom 21. auf den 22. Dez. 1846 bei heftigem Sturm einem verlassenen Bohrloch, und der Friedrich-Wilhelmssprudel wurde 1855 erbohrt. Sämtliche Quellen sind sehr reich an Kohlensäure und haben eine ziemlich hohe Temperatur, sind jedoch in ihrem Salzgehalt verschieden. Das Solbad wurde 1835 errichtet und die Badeanstalten seitdem sehr vergrößert, sodaß jetzt in drei elegant ausgestatteten

Badehäusern täglich gegen 1000 Bäder abgegeben werden können. Trinkquellen sind der Kurbrunnen mit 15 g Chlornatrium in 1000 g Sole, der Karlsbrunnen mit 9 g Chlornatrium in 1000 g Sole, sowie der Ludwigsbrunnen, ein alkalischer Säuerling in der Nähe der Gradierwerke. In N. finden namentlich Skrofeln, Gicht, Rheumatismus, Flechten, chronische Unterleibsleiden, viele Arten von Nervenleiden und vornehmlich Uterinleiden und Gelenkrheumatismus mit und ohne Herzleiden Heilung. Die Zahl der Kurgäste beträgt jährlich etwa 6000. Der prachtvolle Kursaal liegt in den schattigen, über 45 ha großen Anlagen.

Eine Zugabe zu den Solquellen bilden die zwischen den 2 km gegen Südosten entfernten Dörfern Dorheim und Schwalheim befindlichen Sauerbrunnen. Das Schwalheimer Wasser ist ein sehr beliebtes Luxusgetränk und wird in Tausenden von Krügen versendet. — N. gehörte früher den Herren von Münzenberg, seit 1419 den Herren und Grafen von Hanau, seit 1736 zu Kurhessen. Am 1. Sept. 1762 schlug Prinz Condé den Erbprinzen von Braunschweig bei dem nahe im Westen der Stadt gelegenen Johannisberg, auf welchem die Reste einer angeblich 724 von Winfried erbauten Kirche stehen; 28. Okt. 1792 eroberte Honchard die Stadt nebst den hess. Verschanzungen. Unter Napoleon I. war N. eine Dotation Davousts. Mit den Dörfern Dorheim, Schwalheim und Rödgen bildete die Stadt das kurhess. Amt Dorheim, später Amt N. genannt, welches als Exklave innerhalb der hess.-darmst. Provinz Oberhessen lag und durch den Berliner Vertrag vom 3. Sept. 1866 von Preußen an Hessen-Darmstadt abgetreten wurde. Vgl. Weiß, «Solbad N.» (Friedberg u. Bad Nauheim 1878); derselbe, «Zur Gründung und Entwickelung des Solbades N.» (Bad Nauheim 1875).

Naukrarien (grch.) nannten die Athener die 48 Landesbezirke, in welche (vier in jeder Phyle), wahrscheinlich um die Mitte des 7. Jahrh. v. Chr., Attika zerlegt wurde. Die Prytanen oder Vorsteher dieser N., die sog. Naukraren, traten neben den Stammeshäuptern oder Phylobasileis den regierenden Archonten in Athen als kleiner Rat zur Seite. Seit Solons Verfassungsreform waren die Naukraren wesentlich finanzielle Verwaltungsbehörde; Kleisthenes erhöhte bei der Einrichtung der 10 Phylen die Zahl der N. auf 50; aber er ersetzte die N. in ihrer administrativen Bedeutung durch die Demen, die Naukraren durch die Demarchen.

Naukratis, eine ägypt. Stadt, welche unter dem ersten Psametich Ende des 7. Jahrh. v. Chr. von siegreich zur See eindringenden Milesiern gegründet wurde. Später wurde sie von dem griechenfreundlichen König Amasis den sich ansiedelnden oder nach Ägypten Handel treibenden Griechen ganz überlassen und blühte schnell auf. N. blieb bis in späte Zeiten ein wichtiger Handelsplatz, der besonders durch Fabrikation von Töpferwaren hervorragte. Die Schutthügel der Stadt wurden 1884 im Westen des Deltas halbwegs zwischen Alexandria und Kairo, beim Dörfchen Nebeirah (in der Nähe von Tell el-Barud) aufgefunden.

Naukydes, griech. Bildhauer aus Argos, Lehrer des jüngern Polyklet, lebte um 400 v. Chr., schuf unter anderm Erzstatuen der Hekate (in deren Tempel zu Argos), der Dichterin Erinna und zwei Statuen des Ringers Cheimon, wovon die eine in Olympia stand, die andere aus Argos nach Rom in den Friedenstempel gebracht wurde.

Naum., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Naumann (Joh. Friedr.).

Naumachia (grch.), eigentlich ein Schiffsgefecht oder bedeutendes Seetreffen, wurde bei den Römern die Nachahmung eines solchen als Schauspiel genannt, und denselben Namen führten dann auch dazu eigens eingerichtete Orte. Julius Cäsar ließ zuerst 46 v. Chr. in Rom eine N. aufführen und hatte zu diesem Behuf auf dem Marsfeld einen Platz ausgraben lassen. Eine N., die noch unter Titus bestand, legte Augustus jenseit der Tiber in Cäsars Gärten an, wahrscheinlich mit amphitheatralischen Sitzreihen für die Zuschauer; ihr Becken war gegen 600 m lang und 400 m breit; eine andere ließ in derselben Gegend Domitian bauen. Auch wurden schon in dem von Nero auf dem Marsfelde erbauten hölzernen Amphitheater nacheinander Kämpfe zur See und zu Lande dargestellt und ward das Kolosseum (s. d.) darauf eingerichtet, abwechselnd in einen See für N. verwandelt zu werden. Vgl. Friedländer, «Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms» (5. Aufl., Tl. 2, Lpz. 1881).

Naumann (Joh. Friedr.), verdienter Ornithолog, geb. 14. Febr. 1780 zu Ziebigk bei Köthen, Sohn des ebenfalls als Ornitholog bekannten Landwirts Johann Andreas N. (geb. 13. April 1747, gest. 15. Mai 1826), wurde Professor und Inspektor des Ornithologischen Museums des Herzogs von Anhalt-Köthen und starb 15. Aug. 1857 zu Ziebigk. Die Menge der von ihm gesammelten Beobachtungen verleiht seinem Hauptwerk «Naturgeschichte der Vögel Deutschlands» (12 Bde., Lpz. 1822—44; Bd. 13, fortgesetzt von Blasius, Baldamus und Sturm, 1852—60), zu dem er die große Anzahl vortrefflicher Platten selbst gestochen hat, einen unvergänglichen Wert. Mit Buhle gab er «Die Giftpflanzen Deutschlands» (Köthen 1804), sowie «Die Eier der Vögel Deutschlands» (5 Hefte, Halle 1819) heraus. Auch zu seiner «Taxidermie» (Halle 1815; 2. Aufl. 1848) stach er die Kupfer selbst. Ihm zu Ehren nannte die Deutsche ornithologische Gesellschaft ihr Organ «Naumannia» (seit 1850).

Naumann (Joh. Gottlieb oder Amadeus), vorzüglicher Kirchen- und Opernkomponist, geb. 17. April 1741 zu Blasewitz bei Dresden. In seinem 16. Jahre nahm ihn der reiche schwed. Musiker Westtröm zur Bedienung mit sich nach Hamburg und 1758 nach Italien. Sein Herr benutzte in Padua den Unterricht Tartinis, unter dem sich auch N. drei Jahre bildete. Nachher ließ sich N. in Venedig nieder, wo er Unterricht erteilte und einige theatralische Kompositionen lieferte, die Beifall fanden. Nach einem siebenjährigen Aufenthalte in Italien berief ihn die Kurfürstin-Mutter, Marie Antonie, nach Dresden, wo er 1765 Kurfürstl. Kirchenkomponist, bald darauf Kammerkomponist und, nachdem er noch zweimal Italien besucht hatte, 1774 Kapellmeister, endlich 1786 Oberkapellmeister wurde. Im J. 1780 wurde er auf einige Zeit nach Stockholm berufen zur Reorganisation der dortigen Musik und Oper; hier führte er «Cora» (1780) auf und danach «Gustav Wasa» (1780), seine beiden bedeutendsten Opern. Er starb 23. Okt. 1801. Unter seinen übrigen 23 Opern sind «Amphion» (1776) und «Orpheus» (1785) die vorzüglichsten. Seine Kirchenkompositionen, darunter sein «Vaterunser» (Text von Klopstock), mehrere Psalmen und

viele Messen, Oratorien und Vespern, sind größtenteils Eigentum der dresdener Hofkapelle. Er besaß auf der Glasharmonika große Fertigkeit und komponierte für dieselbe sechs Sonaten. Vgl. Meißner, «Bruchstücke zur Biographie Johann Gottlieb N.s» (2 Bde., Prag 1803—8). Aus Beiträgen seiner Verehrer wurde an seinem 100jährigen Geburtstage in Blasewitz unter dem Namen Naumanns-Stiftung ein Schulhaus gegründet.

Naumann (Karl Friedr.), ausgezeichneter Mineralog und Geognost, der älteste Sohn des vorigen, geb. 30. Mai 1797 zu Dresden, studierte an der Bergakademie zu Freiberg, in Leipzig und Jena und machte 1821—22 eine wissenschaftliche Reise nach Norwegen, als deren Frucht die «Beiträge zur Kenntnis Norwegens» (2 Bde., Lpz. 1824) erschienen. Im J. 1823 habilitierte er sich zu Jena, 1824 zu Leipzig, wurde 1826 Professor der Krystallographie und Disciplinarinspektor an der Bergakademie zu Freiberg, erhielt 1835 die Professur der Geognosie daselbst und den Auftrag zur Bearbeitung der geognost. Karte von Sachsen. Im Aug. 1842 kam N. als Professor der Mineralogie und Geognosie an die Universität nach Leipzig, wo er bis 1871 wirkte. Er wurde 1866 zum Geh. Bergrat ernannt und starb in Dresden 26. Nov. 1873.

N. hat namentlich eine Reihe trefflicher und weitverbreiteter Hand- und Lehrbücher für die von ihm vertretenen Disciplinen veröffentlicht. Außer dem «Versuch einer Gesteinslehre» (Lpz. 1824) gehören dahin: «Grundriß der Krystallographie» (Lpz. 1825), «Lehrbuch der Mineralogie» (Berl. 1828), «Lehrbuch der reinen und angewandten Krystallographie» (2 Bde., Lpz. 1830), «Anfangsgründe der Krystallographie» (Dresd. 1841; 2. Aufl., Lpz. 1854), «Elemente der Mineralogie» (Lpz. 1846; 11. Aufl., von F. Zirkel bearbeitet, 1881), «Elemente der theoretischen Krystallographie» (Lpz. 1856), vor allem das unübertroffene «Lehrbuch der Geognosie» (2 Bde., Lpz. 1850—53; 2. [nicht ganz beendigte] Aufl., 3 Bde., Lpz. 1858—72). Einen Beitrag zur Botanik lieferte er in der Schrift «Über den Quincunx als Grundgesetz der Blattstellung» (Dresd. u. Lpz. 1845). Zu der von ihm mit Cotta bearbeiteten «Geognost. Spezialkarte des Königreichs Sachsen» (12 Blatt, Dresd. 1835—43), welche den meisten ähnlichen Arbeiten zum Vorbild gedient hat, verfaßte N. die «Erläuterungen» (Heft 1—5, Dresd. 1836—45; 2. Aufl., Heft 1—4, 1845). Später veröffentlichte er eine «Geognost. Beschreibung des Kohlenbassins von Flöha in Sachsen» (Lpz. 1865), die «Geognost. Karte des erzgebirgischen Bassins» (2 Sektionen, Lpz. 1866) und die «Geognost. Karte der Umgegend von Hainichen im Königreich Sachsen» (Lpz. 1871).

Naumann (Mor. Ernst Adolf), namhafter Arzt, Bruder des vorigen, geb. 7. Okt. 1798 zu Dresden, bezog 1816 die Universität Leipzig, wo er Medizin studierte und 1820 die Doktorwürde erwarb. Nachdem er sich in Leipzig und Berlin bis 1822 weiter ausgebildet, habilitierte er sich 1824 als Privatdocent an ersterer Universität, wurde jedoch 1825 als außerord. Professor nach Berlin berufen, von wo er 1828 als ord. Professor nach Bonn versetzt ward. N. gehörte daselbst zu den ausgezeichnetsten Lehrern der mediz. Fakultät. Im J. 1851 wurde er Direktor des gesamten Klinischen Instituts und bald darauf Geh. Medizinalrat. Er legte 1864 die Leitung der Klinik nieder und starb 19. Okt. 1871 in Bonn. Seine Hauptwerke sind das «Handbuch der mediz. Klinik» (Bd. 1—8, Berl. 1829—39; 2. Aufl., Bd. 1, Berl. 1848), die «Pathogenie» (Bd. 1—3, Berl. 1841—45), die «Allgemeine Pathologie und Therapie» (Bd. 1, Berl. 1851) und die «Ergebnisse und Studien aus der mediz. Klinik zu Bonn» (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1858—60).

Naumann (Emil), namhafter Komponist und Musikhistoriker, Sohn des vorigen, geb. 8. Sept. 1827 zu Berlin, widmete sich der Tonkunst und genoß den Unterricht Mendelssohns bis zu dessen Tode. Sein erstes größeres Werk, das Oratorium «Christus der Friedensbote», gelangte 1848 zu Dresden zur Aufführung. Demselben folgten eine große Messe, eine Cantate («Zerstörung Jerusalems»), die Opern «Judith» und «Mühlenhere» die Ouverture zu «Loreley», sowie eine Symphonie in D-dur. Inzwischen war N. infolge der Abhandlung «Die Umgestaltung der prot. Kirchenmusik» als Hofkirchenmusikdirektor nach Berlin berufen worden. Er komponierte hier für den Domchor über 30 Psalmen und Sprüche und gab das umfangreiche Werk «Psalmen auf alle Sonn- und Feiertage des evang. Kirchenjahres» heraus. Von seinen übrigen Kompositionen sind namentlich noch erschienen mehrere Hefte Lieder und Variationen für Geige und Klavier. N. siedelte 1873 nach Dresden über, wo er den Lehrstuhl der Geschichte und Ästhetik der Musik an dem königl. Konservatorium übernahm und den «Naumannschen Gesangverein» gründete. Der Schwerpunkt der Thätigkeit N.s liegt jedoch auf dem Gebiete der Wissenschaft seiner Kunst. Er veröffentlichte unter anderm: «Die Tonkunst in der Kulturgeschichte» (Berl. 1869 fg.), «Deutsche Tondichter von Seb. Bach bis auf die Gegenwart» (5. Aufl., Berl. 1876), «Ital. Tondichter von Palestrina bis auf die Gegenwart» (2. Aufl., Berl. 1877), «Zukunftsmusik und die Musik der Zukunft» (Berl. 1877), «Die Architektonik der Fuge» (Berl. 1878), «Der moderne musikal. Zopf» (Berl. 1880), «Illustrierte Musikgeschichte» (Stuttg. 1881 fg.; in mehrere Sprachen übersetzt).

Naumburg an der Saale, Kreisstadt im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, Station der Linie Halle-Bebra der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz des prot. Domkapitels Naumburg-Zeitz, eines Oberlandesgerichts, eines Land- und eines Amtsgerichts, eines Landratsamts und einer Reichsbanknebenstelle, und zählt (1880) 17868 E. Sehenswert sind die Domkirche in spätroman. und frühgot. Stil, in der sich viele Denkmäler altdeutscher Kunst an Statuen, Schnitz- und Gußwerken, Gemälden u. dgl. befinden, und das alte Schloß am Markte, erbaut für Herzog Moritz von Sachsen-Zeitz, der 1656—63 hier residierte. In neuerer Zeit ist dasselbe dem Hauptsteueramt, sowie teilweise auch dem Amtsgericht eingeräumt worden. Außer dem Dom hat die Stadt noch vier andere evang. Kirchen und eine kath. Kirche; ferner ein Gymnasium, die Domschule, mit der 1808 die lat. Stadtschule vereinigt wurde; eine höhere Bürgerschule (Realprogymnasium bis Secunda), eine höhere Töchterschule u. s. w. Die Bevölkerung beschäftigt sich mit der Fabrikation von Wollzeug, Leder, Kämmen, Strümpfen und Seife. Jährlich wird in N. eine vom Kaiser Maximilian 1514 privilegierte Messe gehalten, die nur noch den Charakter eines Jahrmarkts trägt. Einen nicht ganz unbedeutenden Handelsartikel

gewährt der Wein, der um N. wächst, namentlich der rote. Das jährliche Kinderfest, das Hussiten- oder Kirschfest, soll seine Entstehung dem Angriff der Hussiten auf die Stadt unter Procopius (28. Juli 1432) verdanken. Der Bischof von N., Gerhard von Goch, habe nämlich in Kostnitz für Huß' Tod gestimmt, Procopius aber dafür die Stadt zu zerstören gedroht. Auf den Rat eines Bürgers, des Viertelmeisters Wolf, seien daher sämtliche Kinder in Sterbekleidern, eine Citrone und einen grünen Zweig in der Hand, aus der Stadt gezogen, um die Gnade des Hussitenfeldherrn zu erflehen, und dieser habe, durch den Aufzug gerührt, die Belagerung aufgehoben und die Kinder mit Kirschen bewirtet. Die neuere Forschung hat jedoch unwiderleglich nachgewiesen, daß die Hussiten nicht bis vor N. gekommen sind. Das Fest ist wahrscheinlich aus der Feier des uralten Brunnenfestes entstanden.

In der Gegend von N. lag einst die Stadt Zeuna, deren Stelle jetzt das Dorf Großzeuna einnimmt, der Stammsitz Eckards I., Markgrafen von Meißen und Thüringen (982—1002), der die nach ihm benannte Eckardsburg bei Eckartsberge und auf der Stelle, wo jetzt das Oberlandesgerichtsgebäude steht, die Neuenburg erbaute, so geheißen im Gegensatze zu der über dem nahen Dorf Almerich einst befindlichen Altenburg. In der Nähe dieser Neuenburg, von der die jetzige Stadt den Namen führt, gründete Markgraf Eckard eine den Aposteln Petrus und Paulus von ihm geweihte Stiftskirche und ein dem heil. Georg zugeeignetes Benediktinerkloster. Schon unter Eckards Söhnen war N., welches indessen das Stadtrecht erhalten hatte, so bedeutend, daß der Bischofssitz von Zeitz 1028 dahin verlegt werden konnte. Nach dem Tode des letzten kath. Bischofs, Julius Pflug, 1564, kam die Verwaltung des Stifts an Kursachsen, welches stets die Schutzgerechtigkeit über dasselbe behauptet hatte. Es wurde 1656 einer Seitenlinie des sächs. Hauses, Sachsen-Zeitz, zugeteilt, nach deren Absterben es 1718 wieder an Kursachsen kam. Das Stift wurde 1815 mit an Preußen abgetreten; das Domkapitel besteht noch. Vgl. Philipp, «Geschichte des Stiftes N. und Zeitz» (Zeitz 1800); Lepsius, «Über das Altertum und die Stifter des Doms zu N.» (Naumb. 1822); «N. an der Saale, sein Dom und andere altertümliche Bauwerke» (in Puttrichs «Denkmälern», Text von Lepsius, Lpz. 1841—43); Lepsius, «Die Sage von den Hussiten vor N.» (Zeitz 1811); Mitzschke, «Naumburger Inschriften» (Naumb. 1876 fg.). [qkm 30956 meist prot. E.

Der Kreis Naumburg zählt (1880) auf 162

Naumburg am Bober, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Sagan, 21 km im NO. von Sommerfeld, am Einfluß der Briesnitz in den Bober, mit (1880) 968 E., hat starke Töpferei, Garnfpinnerei, Leinweberei, Zeugdruck, Nickelfabrik, Ziegelbrennerei, Tabaksfabrikation, besuchte Viehmärkte und zwei Schwefelquellen.

Naumburg am Queis, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Bunzlau, 7 km südlich von Siegersdorf, an der Mündung der Zweifz in den Queis, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1881) 2152 E. und hat bedeutende Topfgeschirrfabrikation. Das ehemalige Nonnenkloster der Magdalenerinnen wurde 1217 durch Heinrich dem Bartigen gestiftet und 1810 säkularisiert.

Naundorff (Karl Wilh.), der angebliche Sohn Ludwigs XVI., s. unter Ludwig XVII.

Naupaktos, Stadt in Griechenland, s. Lepanto.

Nauplia (im Mittelalter Nauplion, von den Venetianern Napoli di Romania genannt), Hauptstadt einer Eparchie im griech. Nomos Argolis und Korinthia, liegt im östl. Teile des Peloponnes an der Nordostseite des Meerbusens von Argos oder N. auf einer schmalen Halbinsel und ist durch seine Lage wie durch Festungswerke, besonders die drei großen Kastelle Palamidi (auf einem 210 m hohen, steilen, die ganze Stadt beherrschenden Felsen), Albanitika (Burtzi) und das Hafenschloß Itschkaleh, die festeste Seestadt Griechenlands. Der wohlgeschützte und sichere Hafen kann 600 Schiffe fassen. Die Stadt, die zu ihrer malerischen Lage in neuerer Zeit durch Geradelegung und Pflasterung der Straßen, Erbauung hübscher Häuser und eines Kais ein westeurop. Aussehen gewonnen hat, zählt (1879) 4598 E., die einen nicht unbedeutenden Handel treiben, ist der Sitz des Nomarchen von Argolis von Korinthia, eines Erzbischofs, eines Appellationsgerichts, eines Gerichtshofs erster Instanz, sowie eines Friedensgerichts und hat ein Zeughaus, ein Gymnasium und ein Lazarett. N. ist Endpunkt der im Bau befindlichen Bahn Korinth-N. Im Altertum war N., dessen Akropolis die Stelle des jetzigen Fort Itschkaleh einnahm, ursprünglich eine selbständige Seestadt, sank aber, nachdem es während des zweiten Messenischen Kriegs von den Argivern unterworfen worden, zur Stellung der Hafenstadt von Argos herab. Es teilte dann die Geschicke dieser Stadt und Landschaft und später im Mittelalter die des Peloponnes (s. d.) unter byzant. (bis 1247 im Besitz der Griechen) und fränk. Herrschaft. N. wurde 1389 venetianisch, 1540 von den Türken genommen, 1686 von den Venetianern wieder erobert, und kam 1715 abermals an die Türken. Im Dez. 1822 von den Türken übergeben, wurde es 1824 Sitz der griech. Regierung; 1831 ward Kapodistrias daselbst ermordet, 1832 tagte in der am nördl. Fuße des Palamidi sich hinziehenden Vorstadt Pronia die hellenische Nationalversammlung, und 6. Febr. 1833 landete im Hafen König Otto, der am 25. Dez. 1834 die Residenz nach Athen verlegte. Am 13. Febr. 1862 brach zu N. der Militäraufstand aus, der die Entthronung des Königs Otto im Gefolge hatte. In der Nähe der Vorstadt Pronia hat König Ludwig I. von Bayern 1841 durch den Bildhauer Siegel in lebendigen Fels einen Löwen hauen lassen als Denkmal der in Griechenland gefallenen Bayern.

Nauplius (s. Tafel: Krustentiere, Fig. 4) heißt die erste Larvenform, in der die meisten Krustentiere des Meeres, auch einzelne des süßen Wassers, das Ei verlassen. Der N. ist sehr klein, mit eirundem Körper und an der Unterseite mit drei gespaltenen, gliedmaßenartigen Anhängen, die den spätern Antennen und Mandibeln des ausgebildeten Krebses entsprechen; sie dienen zur Bewegung, Nahrungsaufnahme und zum Tasten. Meist besitzt der N. auch einen unpaaren Augenfleck. Bei den höhern Krebsen entwickelt sich aus dem N. durch Häutung eine Anzahl immer vollkommener organisierter Stadien, bis endlich ihn geschlechtsreifen Tier der Abschluß erreicht ist. Bei den niedern Krebsen, namentlich den festsitzenden und schmarotzenden Formen, ist der Entwickelungsgang ein umgekehrter.

Die definitiven Tiere sind in vielen Punkten niedriger organisiert als ihre Larven, sie haben eine rückschreitende Metamorphose durchgemacht.

Nauportus, im Altertum Stadt der Taurisker in Pannonia superior; jetzt Oberlaibach.

Nauruz, das Neujahrs- und Frühlingsfest der Perser, welches von dem sagenhaften König Dschemschid gestiftet worden ist. Während die mohammed. Feste sämtlich Tage des Mondjahres sind, stammt das N. aus der vorislamischen Zeitrechnung nach Sonnenjahren; um das N. den mohammed. Festen anzureihen, hat man den Antritt des Kalifats durch Ali auf dasselbe verlegt. Das N. beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widders zur Zeit der Frühlingstag- und -Nachtgleiche, und wird unter Beteiligung des Schahs, welcher große Hofcour hält und Geschenke spendet, von der ganzen Bevölkerung, die ebenfalls Gaben austauscht, gefeiert.

Nausikaa, Tochter des Königs der Phäaken, Alcinous (s. d.), und der Arete, wird nach der Odyssee von dem schiffbrüchigen Odysseus am Ufer getroffen und um Hilfe angefleht und heißt Odysseus im Hause ihres Vaters Gastfreundschaft suchen. Die Episode von ihr und Odysseus gehört zu den anmutigsten in den homerischen Gedichten. Sophokles dichtete eine »N.«. Nach Spätern soll N. Gemahlin des Telemachos geworden sein und diesem den Perseptolis oder Ptoliporthos geboren haben.

Nausikaa ist auch der Name des 192. Asteroiden. (S. Planeten.)

Nautik (grch.), Schiffswesen, Schiffahrtskunde (s. d.), nautisch, aufs Seewesen bezüglich.

Nautilus, Perl- oder Schiffsboot (Nautilus), der Name einer zu den Kopffüßern (Cephalopoden) gehörenden Gattung von Weichtieren, bei welchen das Tier, das vier Kiemen und zahlreiche kurze, zurückziehbare, fadenförmige Arme ohne wahre Saugnäpfe besitzt, in eine vielkammerige, spiralig gewundene Kalkschale eingeschlossen ist, deren Scheidewände in der Mitte durch eine Röhre durchbohrt und am Rande eben, ungeteilt und ohne Zähne sind. Das Tier bewohnt nur die letzte Kammer des Gehäuses, die übrigen sind leer und dienen als Schwimmblase. Eine durch die Röhre der Kammern (sipho) hindurchgehender sehniger Strang verbindet das Tier mit diesen leeren Kammern. Diese merkwürdige Gattung erregt das Interesse um so mehr, als sie das einzige auf die Gegenwart lebend übergegangene Glied einer großen Familie darstellt, welche von den meisten jetzt lebenden Kopffüßern (Tintenfische, Sepien, Kalmaren u. s. w.) sehr verschieden gebaut ist und schon von den frühesten Schöpfungsperioden an in allen Meeresschichten vorkommt, freilich in sehr verschieden gestalteten Typen, die man Orthoceren, Lituiten, Clymenien u. s. w. genannt hat. Da der N. nur bei ganz ruhigem Wetter an die Oberfläche kommt und beim Herannahen eines Bootes sich schnell in die Tiefe versenkt, so gelingt es sehr selten, ein lebendes Exemplar zu erhalten.

Man kennt zwei Arten von Gehäusen, die man aus den südasiat. Meeren erhält: den gewöhnlichen Nautilus oder das gemeine Perlboot (N. Pompilius, s. Tafel: Mollusken, Fig. 17), mit großem, ungenabeltem, milchweißem und rotbraun gebändertem Gehäuse, das bis zu 30 cm im Durchmesser getroffen wird, und den genabelten Nautilus oder das genabelte Schiffsboot (N. umbilicatus), an dessen genabeltem Gehäuse die letzte Windung die frühern nicht verbirgt. Diese letztere Art gehört zu den Seltenheiten und wird daher sehr geschätzt; die erste Art dagegen ist häufig, besonders an den Molukken, und sein Gehäuse allgemein bekannt. Dasselbe besteht aus einer äußern, durch Säure löslichen Kalkschicht und einer innern harten Perlmutterschicht und ward nach Entfernung der erstern von jeher gern als Zierde aufgestellt oder auch als Trinkgefäß benutzt.

Nautische Instrumente heißen alle Instrumente, welche dazu dienen, diejenigen Beobachtungen und Messungen am Himmel oder auf der Erdoberfläche anzustellen, mit deren Hilfe der geogr. Ort eines Schiffs bestimmt und sein Weg über See gefunden wird. Es sind dies der Sextant, der Oktant, der Chronometer, der künstliche Horizont, der Kompaß, das Log, das Senkblei (Lot). Außerdem werden dazu gerechnet Barometer, Thermometer, Sprachrohr und Fernrohr.

Nauvoo, Stadt im nordamerik. Staate Illinois, County Hancod, am Mississippi, hat (1880) 1402 E., meistens Deutsche, welche hauptsächlich Weinbau treiben. N. wurde 1840 von den Mormonen gegründet. Im J. 1844 bauten diese hier einen Tempel, der 1848 teilweise durch Feuer und 1850 gänzlich durch einen Tornado zerstört wurde. Im J. 1846, als die Stadt bereits 15000 E. hatte, mußten die Mormonen sie verlassen; 1850 versuchte der Kommunist Cabet hier eine Niederlassung zu gründen, die sich aber 1856 wieder auflöste.

Navajos (spr. Navahos), ein Stamm der Apachen (s. d.), der in Neumexiko und Arizona zwischen dem Rio Grande und Colorado und dem 35. und 37.° nördl. Br. herumstreift.

Navāl (lat.), das Schiffs- oder Seewesen betreffend.

Navan, Stadt in Irland, Provinz Leinster, Grafschaft Meath, 26 km im WSW. von Drogheda, 43 km im NW. von Dublin, am Zusammenflusse des Boyne und des Blackwater, hat ein Krankenhaus und ein kath. Seminar und zählt (1881) 3873 E.

Navarete (Juan Fernandez), span. Maler, geb. zu Logroño 1526, hielt sich längere Zeit in Italien, besonders in Venedig auf, wo ihm Tizian und Tintoretto als Vorbilder dienten. Von 1568 bis zu seinem 1572 (oder später) im Escorial erfolgten Tode lebte er in Spanien. In zahlreichen Klöstern, zu Estrella, Valencia und andern Orten, sind seine großen Altargemälde noch erhalten, vornehmlich aber im Escorial, wo ihn der König vielfach beschäftigte. Sein edelstes Werk ist daselbst ein Nachtstück, darstellend die Beerdigung des heil. Laurentius durch den heil. Hippolyt. In den spätern Bildern wurde der Stil N.s realistischer, gewann aber an Präcision und Ausdruck der Gestalten. Außerhalb Spaniens kommen seine Werke selten vor.

Navarino oder **Pylos**, feste Hafenstadt mit Citadelle an der Südwestküste des Peloponnes, jetzt Hauptort der zum Nomos Messenien gehörigen Eparchie Pylia im Königreich Griechenland, zählt (1879) 1462 E. und ist von Bedeutung durch seinen prachtvollen Hafen, an dessen Südeingange es liegt. Derselbe bildet die 11 km lange und 7,7 km breite Bai von Navarino, vor der sich die Insel Sphagia oder Sphakteria lang hin erstreckt, sodaß die Bai nur im Norden und Süden derselben mit dem Meere durch schmale Arme zusammenhängt, welche die leicht zu verteidigende Einfahrt bilden.

Gegenüber der Nordseite der Insel, die dortige höchst enge Einfahrt beschützend, liegt das befestigte Altnavarin (Palão-Avarino oder Palão-kastro) an der Stelle des altmessenischen Pylos. Das gegenwärtige N. oder Neokastro wurde im Anfang des 14. Jahrh. als Zonclon von den Franzosen angelegt und erhielt seinen spätern Namen seit 1381 durch hier sich festsetzende navarresische Abenteurer als «Chasteaux Navarres» und kam später abwechselnd unter venet. und türk. Herrschaft, unter welcher es bis auf den griech. Befreiungskampf blieb. In diesem erlangte es Berühmtheit durch die 20. Okt. 1827 von der vereinigten engl.-franz.-russ. Flotte der ägyptisch-türkischen gelieferte Seeschlacht, in welcher die letztere vernichtet wurde.

Navarra, ehemaliges Königreich, aus Obernavarra auf der Südseite und Niedernavarra auf der Nordseite der Pyrenäen bestehend, ging aus der Spanischen Mark Karls d. Gr. hervor und erhob sich unter den Karolingern zur Selbständigkeit. Durch Verheiratung der letzten Erbin Johanna mit Philipp dem Schönen kam N. 1284 an Frankreich. Durch Verheiratung Philipps III., Grafen von Evreux, mit Ludwigs X. Tochter, Johanna II., erhielt es einen neuen Herrscherstamm, bis es mit der Hand Blancas, der Erbin des letzten Königs, 1425 an Johann von Aragonien überging, mit welchem Königreich es 54 Jahre vereinigt blieb. Johanns Enkeltochter Katharina, die ganz N. ihrem Gemahl Johann von Albret als Mitgift zubrachte, verlor 1512 im Kampf mit Ferdinand dem Katholischen den span. Anteil des Königreichs N. (Obernavarra), den auch in einem erneuten Kriege 1521 ihr Sohn Heinrich II. trotz des Beistandes von Frankreich nicht wieder zu erobern vermochte. Die ihm von seiner Gemahlin Margareta, der Schwester Franz' I., geborene Tochter Johanna vermählte sich 1548 mit Anton von Bourbon, und die Frucht dieser Ehe war Heinrich IV., der, seit 1572 König von N., als er durch seine Geburt 1589 auf den franz. Thron berufen wurde, sein kleines Erbreich mit Frankreich, dessen König daher den Titel König von Frankreich und N. führt, vereinigte. Vgl. Bordenone, «Histoire de Béarn et Navarre» (Par. 1873).

Obernavarra, noch jetzt Königreich Navarra genannt, bildet die jetzige span. Provinz N. oder Pamplona (s. d.). Niedernavarra, meist von Basken bevölkert, bildete nebst Béarn (s. d.) bis zur franz. Revolution von 1789 ein eigenes Gouvernement und gehört jetzt zum franz. Depart. Nieder-Pyrenäen.

Navarra, Lustschloß bei Evreux (s. d.).

Navarrete (Don Martin Fernandez de), span. Historiker, geb. 9. Nov. 1765 zu Abalos in der Provinz Rioja, erhielt eine wissenschaftliche Bildung und trat in den Marinedienst. Im J. 1819 gab er die Biographie des Cervantes als Anhang zu dem von der Akademie besorgten «Don Quixote» heraus. Von 1820 bis 1823 wurde er von den Cortes zum Mitgliede mehrerer Junten und vom König zum Direktor des hydrogr. Instituts ernannt. Seit 1825 war er Mitglied der Direktionsjunta der königl. Armada, und 1834 wurde er als Dekan derselben zum Rate von Castilien und Indien für die Sektion der Marine und zum Granden des Reichs, sowie 1837 zum Senator und Direktor der Akademie der Geschichte ernannt. Er machte sich verdient durch die Herausgabe der vortrefflichen «Coleccion de los viajes y descubrimientos, que hicieron por mar los españoles desde fines del siglo XV» (5 Bde., Madr. 1825—37). N. starb 8. Okt. 1844. Nach seinem Tode erschien die «Biblioteca maritima española» (2 Bde., Madr. 1851).

Navarro (Pedro), berühmter Kriegsmann und Erfinder der Pulverminen, geb. 1446 in Val de Roncale in Navarra, kämpfte in verschiedenen Diensten, namentlich aber Spaniens und Frankreichs, starb 1528 in Castel nuovo bei Neapel als Gefangener Kaiser Karls V. N. wandte Pulverminen an 1487 vor Serezanello, 1503 bei Neapel, 1512 bei Bologna, 1515 bei Mailand.

Navas de Tolosa, Dorf in der span. Provinz Jaen, mit 300 E., nahe bei La Carolina, bekannt durch die große Schlacht zwischen Alfons VIII. von Castilien und dem Almohaden-Sultan Mohammed Anasireddin 16. Juli 1212, welche die Übermacht der Araber in Spanien für immer brach.

Navassit, s. Phosphorit.

Naves, franz. Stadt bei Tulle (s. d.).

Navigation (lat.), Schiffahrt.

Navigationsakte hieß das engl. Gesetz zum Schutze der Schiffahrt, das zuerst 1651 unter Cromwell erlassen und nach der Restauration der Stuarts 1661 und 1662 erneuert und erweitert wurde. Es war hauptsächlich gegen den holländ. Zwischenhandel gerichtet und suchte überhaupt den Verkehr mit den überseeischen Ländern soweit wie möglich den engl. Schiffen vorzubehalten. Demnach durfte die Ausfuhr aller aus Afrika, Asien und Amerika stammenden Waren nur unter engl. Flagge und zwar nur direkt erfolgen. Die europ. Waren durften nach der Cromwellschen N. nur auf englischen oder auf Schiffen des Ursprungslandes eingeführt werden; die Akte von 1661 aber behielt diese Bestimmung nur für die aus Rußland und der Türkei stammenden und für eine Anzahl besonders aufgezählter Güter bei. Die Einfuhr einer großen Reihe von Waren aus Holland und Deutschland wurde 1662 gänzlich verboten. Der Verkehr nach den Kolonien durfte nur durch engl. Schiffe von engl. Häfen aus vermittelt werden und die Küstenschiffahrt war ebenfalls ausschließlich den engl. Schiffen vorbehalten. Die ersten Milderungen dieser Gesetzgebung mußten infolge der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten zugestanden werden. Später sah England sich durch Repressalien anderer Staaten (seitens Preußens 1824) zum Abschluß von Reciprozitätsverträgen mit erheblichen Konzessionen genötigt. Im J. 1833 erfolgte eine Revision der N., ihre Aufhebung aber wurde erst 1849 als letzter Akt der von der Manchesterpartei durchgesetzten Handelsreform erreicht und auch der Vorbehalt der Küstenschiffahrt kam 1854 in Wegfall.

Navigationsschulen, s. Schiffahrts-schulen.

Navigatoren, s. Samoa-Inseln.

Naviglio grande, d. i. großer Schiffahrtskanal, ein fast 50 km langer Kanal in der Ebene des Po, von Tornavente am Tessin bis Mailand reichend, 4—15 km breit, 1172 begonnen und im 13. Jahrh. bis Mailand fortgeführt. Ein anderer Arm führt nach Pavia, von Abbiategrasso an.

Nävius (Gnäus), einer der ältesten und bedeutendsten röm. Dichter, aus Campanien, von Geburt ein Lateiner, trat, nachdem er während des ersten Punischen Kriegs im röm. Heere gedient hatte, 235 v. Chr. in Rom als Schauspieldichter auf. Er verfaßte Trauerspiele und Lustspiele, und zwar wie Livius Andronicus vor ihm und die

andern röm. Schauspieldichter nach ihm meist nach griech. Mustern. Doch hat er es zuerst gewagt, auch selbständige Stücke über Stoffe der einheimischen Sage und Geschichte zu dichten, und sich zuletzt auch in einem epischen, im saturnischen Versmaße verfaßten Gedichte «De bello Punico» versucht. Seinen Freimut, mit dem er in seinen Stücken auch Spott gegen röm. Große sich erlaubte, mußte er mit Gefängnis und Ausweisung büßen. Er starb in Utica um 200 v. Chr. Die Bruchstücke seiner Dichtungen sind gesammelt von Klußmann (Jena 1843); die Fragmente der Dichtung «De bello Punico» gab Vahlen (Lpz. 1854) und (zusammen mit Ennius) L. Müller (Petersb. 1885), die der Dramen Ribbeck in den «Fragmenta scenicae Romanorum poesis» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1871—73) heraus.. [Canada.

Navy-Bay, Kriegshafen bei Kingston (s. d.) in

Nawab-Wesir, soviel wie Vizekönig, seit 1858 Titel des Vizekönigs von Ostindien.

Naxos, jetzt Naxia, die größte und fruchtbarste unter den Cykladischen Inseln, mit 374 qkm Flächeninhalt, wird ihrer ganzen Länge nach von Süden nach Norden von einer in ihrer Hauptmasse aus Granit bestehenden Bergkette durchzogen, deren höchster Gipfel, jetzt Zia oder Dia, von den Alten Drios genannt, eine Höhe von 1003 m erreicht. Gegen Osten fällt das Gebirge steil nach dem Meere ab, an seine sanftere westl. Abdachung schließt sich eine hügelige Ebene an, in welcher Getreide, Wein, Öl und Südfrüchte gedeihen. Außer diesen Produkten bildet jetzt, wie im Altertum, Schmirgel, wovon an der Ostküste bedeutende Ablagerungen sich finden, den Hauptausfuhrartikel. Die gleichnamige Hauptstadt der Insel liegt noch an derselben Stelle wie im Altertum, auf dem nördlichern Teile der Westküste in einer kleinen Strandebene am Fuß eines niedrigen Felshügels, der im Altertum die Akropolis, im Mittelalter das befestigte Schloß der Herzöge nebst der Hauptkirche und zwei Klöstern trug. Der berühmteste Tempel der Stadt war im Altertum der des Dionysos (Bacchus), dessen Kult, von den ältesten Bewohnern der Insel, den Thraziern, begründet, auch in der histor. Zeit, als die Insel von Griechen ion. Stammes bevölkert war, im höchsten Ansehen stand, wie denn auch die Sage von der Vermählung des Gottes mit der Ariadne hier lokalisiert war. Diese Insel, ursprünglich Republik, war schon vor den Perserkriegen unter der Herrschaft des Tyrannen Lygdamis so reich und mächtig, daß sie 8000 Schwerbewaffnete und viele Kriegsschiffe stellen konnte. Dann wurde sie von den Persern unterworfen und mußte zu der Flotte des Xerxes vier Schiffe stellen, die aber zu den Griechen übergingen und in der Schlacht bei Salamis auf seiten dieser kämpften. Darauf schloß sich die Insel dem Bunde der ion. Seestaaten unter Athens Führung an, wurde aber, da sie sich von demselben wieder loszumachen wollte, von den Athenern unterworfen (466 v. Chr.). Im Mithridatischen Kriege kam sie unter röm. Herrschaft. Seitdem hat N. keine selbständige Rolle gespielt, bis es 1207 durch den Venetianer Marco Sanudo erobert und zum Mittelpunkte des Herzogtums der Inseln des Ägäischen Meers gemacht wurde, das unter Herzögen erst aus dem Geschlecht Sanudo, dann aus dem Geschlecht dalle Carceri, endlich aus dem Geschlecht Crispo bis 1566 bestand, wo es durch Sultan Selim II. einem Juden, Don Joseph Nasi, überlassen wurde, nach dessen Tode (2. Aug. 1579) N., wie die übrigen Inseln des Archipels, unmittelbar unter die Herrschaft der Türken kam. Seit der Begründung des Königreichs Griechenland gehört N. zu diesem und bildet mit Paros eine zur Nomarchie der Cykladen gehörige Eparchie, deren Bevölkerung (1879) 22 278 Seelen beträgt. Der Hauptort derselben, die Stadt Naxia mit 1871 E., ist der Sitz eines griech. und eines röm.-kath. Bischofs. Vgl. Roß, «Reisen auf den griech. Inseln des ägäischen Meers» (Bd. 1, Stuttg. 1840); Curtius, «Naxos» (Berl. 1846); E. Dugit, «De insula Naxo» (Par. 1867); Miliarakis, «Kykladica» (neugr., Athen 1874).

Naxosschmirgel, s. unter Schmirgel.

Nay, Stadt im franz. Depart. Basses-Pyrénées, Arrondissement Pau, 18 km im SO. von Pau, links am Gave de Pau, Station (Coarraze-N.) der Linie Toulouse-Bayonne der Südbahn, hat eine hübsch restaurierte got. Kirche, Barett-, Tuch- und Wollstoffabriken und zählt (1876) 3233 E.

Nazaire (Saint-), Seestadt im franz. Depart. der Unter-Loire (Bretagne), nördlich an der Mündung der Loire, 57 km unterhalb Nantes, dessen Außenhafen sie bildet, Station der Linien Tours-N. und N.-Croisic der Orléansbahn, hat eine hydrogr. Schule und zählt (1876) 14 761, als Gemeinde 18 300 E., welche 2 Jahr- und 12 Monatsmärkte unterhalten, fast alle Lotsen für die Einfahrt der Schiffe in die Loire stellen und lebhaften Küstenhandel, auch viele dem Schiffahrtsbedarf entsprechende Gewerbe treiben. Der Ort ist sehr alt, hat aber erst neuerdings Wichtigkeit erlangt durch seinen Hafen, welcher in regelmäßiger Dampfpaketboot-Verbindung mit Malaga (über Vigo, Lissabon, Cadiz, Gibraltar) und mit Veracruz in Mexiko (über Martinique und Santiago de Cuba) steht. Der Hafen teilt sich in das kleine und das große Bassin. Er kann 120 Seeschiffe aufnehmen. Die Stadt hat noch Ruinen eines alten festen Schlosses, an dessen Mauern die Kirche angebaut ist. Etwa eine Viertelstunde von ihr befindet sich einer der bedeutendsten Dolmen (s. d.) des Departements. Vgl. Bastard, «Saint-N.» (Nantes 1881).

Nazaréner, Nazaräer wurden bei den Juden die ältesten Bekenner der Messiaswürde Jesu genannt, solange sie noch als innerjüd. Sekte gelten konnten. (S. Nazareth.) Später wurde der Name von den jüd. Christen Palästinas angenommen, und kommt seit Ende des 4. Jahrh. als Bezeichnung derselben auch im Munde verschiedener Kirchenlehrer vor. (S. Ebioniten.) In neuerer Zeit heißen N. die Mitglieder einer Sekte in Ungarn, welche besonders im Süden unter den Serben Verbreitung gefunden hat. Sie verwerfen alles Priestertum und jede kirchliche Ceremonie, stützen sich bloß auf das biblische Wort, dessen Auslegung jedem «Erleuchteten» zusteht, und verweigern den gerichtlichen Eidschwur, die Leistung von Rekruten und Abgaben an den Staat. Im übrigen sind sie ruhige, nüchterne, sittsame Leute.

In der neuern deutschen Malerei pflegt man die Mitglieder der religiös-romantischen Schule Friedrich Overbecks (s. d.) als N. zu bezeichnen.

Nazareth (jetzt En-Näsira), ein offenes Landstädtchen Niedergaliläas, in einem Thalkessel des die Jesreel-Ebene nördlich begrenzenden Kreidegebirges gelegen, verdankt seine Bedeutung lediglich dem Umstande, daß daselbst Jesus Christus von

seinen in dem Orte ansässigen Eltern erzogen wurde und somit die Anschauungen und Ideen dort zuerst entwickelte, welche ihn zum Begründer der Weltreligion gemacht haben. Das Alte Testament erwähnt des Ortes so wenig wie der jüd. Geschichtschreiber Flavius Josephus. Nach den kurzen Notizen im Neuen Testament war N. der Sitz eines der Reform unzugänglichen Fanatismus, und seine Bewohner, wohl ihrer Roheit und ihrer Unwissenheit wegen, unter den gebildetern Juden verachtet. Der Beiname Nazarener, den Jesus führte, scheint ihm daher von den Gegnern der neuen Lehre in herabsetzender Absicht beigelegt worden zu sein. In Syrien wurden die ersten Christen ebenfalls zur Schmach vielfach nach der galiläischen Stadt benannt und in der arab. Welt wurde der Ausdruck Nasrani (Pl. Nasâra) für Christ zum allgemein üblichen. Das Christentum schenkte N. früh seine Beachtung. Schon Hieronymus (im 4. Jahrh.) fand daselbst eine über der Stätte des Ave Maria errichtete Kirche; Arculf um 700 noch eine zweite auf der Stelle des Hauses der Maria. (S. Loreto.) Die Kreuzfahrer verlegten hierher den Sitz eines Erzbistums, dessen Residenz früher in Bethsean (Scythopolis) gewesen war. Gegenwärtig hat N. gegen 12000 E., von denen 10000 zum Christentum sich bekennen. Juden gibt es dort nur wenige. Unter den Christen ist die griech., die kath., die melchitische, die maronitische und die prot. Konfession vertreten. Das wichtigste Heiligtum, die Verkündigungskirche, ist Eigentum des Katholizismus und wird von dem der Terra-Santa (s. d.) angehörigen Franziskanerkloster bedient.

Nazir, s. Nasir.

Nazoräer, soviel wie Mandäer.

Nb, chem. Zeichen oder Symbol für Niobium.

Nea-Kaimeni, Insel, s. unter Santorin.

Nea-Korinthos, s. unter Korinth.

Neander (Dan. Amadeus), evang. Bischof und preuß. Konsistorialrat, geb. zu Lengefeld im sächs. Erzgebirge 17. Nov. 1775, wurde 1805 Pfarrer zu Flemmingen bei Naumburg, 1817 Superintendent und Konsistorialrat zu Merseburg, 1823 Oberkonsistorialrat, Mitglied des Kultusministeriums, Propst und Pfarrer zu St. Petri in Berlin. Im J. 1829 erfolgte seine Beförderung zum ersten Generalsuperintendenten der Provinz Brandenburg und Direktor des Konsistoriums, 1830 seine Ernennung zum Bischof der evang. Kirche und im Nov. 1831 zum Mitgliede des Staatsrats. Im J. 1853 ward N. von der Verwaltung der Generalsuperintendentur und von den kirchenregimentlichen Geschäften, 1865 auch von dem Amte als Propst und Pfarrer entbunden; er starb 18. Nov. 1869. Seine theol. Richtung ist die des ältern Supernaturalismus. Doch hat er sich um die Einführung der Union große Verdienste erworben. Schriftstellerisch ist er namentlich durch Predigten bekannt, von denen er 1826 eine zweibändige Sammlung veröffentlichte. Mit Bretschneider und Goldhorn gab er das «Journal für Prediger» heraus.

Neander (Joachim), Dichter bekannter Kirchenlieder, geb. um 1650 in Bremen, studierte hier und in Heidelberg und wurde dann als Rektor an die latein. Schule in Düsseldorf berufen. Mit Spener befreundet, hielt er in Düsseldorf private Versammlungen und veranlaßte seine Anhänger zur Trennung von der Kirche. Deshalb wurde er kurze Zeit von seinem Amte suspendiert und ihm das Predigen untersagt, doch versprach er 1677, sich von allen separatistischen Bestrebungen fernzuhalten. Im J. 1679 ging N. als Prediger an St. Martini nach Bremen, starb aber schon 1680. Im J. 1679 erschien von ihm eine Sammlung von 71 geistlichen Liedern, von welchen manche in die meisten Gesangbücher übergegangen sind. Das bekannteste seiner Lieder ist «Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren». Vgl. Ilgen, «Joachim Neander, sein Leben und seine Lieder» (Brem. 1880).

Neander (Joh. Aug. Wilh.), bedeutender prot. Kirchenhistoriker, geb. 16. Jan. 1789 zu Göttingen als Sohn jüd. Eltern, hieß eigentlich David Mendel. In Hamburg erzogen, ward er 1806 getauft, studierte in Halle und Göttingen, habilitierte sich 1811 in Heidelberg, ward 1812 außerord. Professor daselbst und in demselben Jahre ord. Professor zu Berlin, Oberkonsistorialrat, Mitglied des Konsistoriums der Provinz Brandenburg. Er starb 14. Juli 1850. N. war eins der Häupter der sog. Vermittelungstheologie. Er schrieb: «Über den Kaiser Julianus und sein Zeitalter» (Lpz. 1812; 2. Aufl., Gotha 1867), «Der heil. Bernhard und sein Zeitalter» (Berl. 1813; 3. Aufl., Gotha 1865), «Genetische Entwickelung der vornehmsten gnostischen Systeme» (Berl. 1818), «Der heil. Chrysostomus und die Kirche, besonders des Orients, in dessen Zeitalter» (2 Bde., Berl. 1821—22; 3. Aufl. 1849), «Antignosticus. Geist des Tertullianus und Einleitung in dessen Schriften» (Berl. 1826; 2. Aufl. 1849). In seinen «Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christentums und des christl. Lebens» (3 Bde., Berl. 1822; 4. Aufl., Gotha 1866), die aber nur bis auf die Zeiten des Ansgar reichen, suchte er den Laien das aus der Kirchengeschichte besonders Wichtige mitzuteilen. Sein unvollendetes Hauptwerk aber ist die «Allgemeine Geschichte der christl. Religion und Kirche» (Bd. 1—6, in 11 Abteil., Hamb. 1825—52; 4. Aufl., 9 Bde., Gotha 1863—65). Ferner schrieb er die «Geschichte der Pflanzung und Leitung der Kirche durch die Apostel» (2 Bde., Hamb. 1832—33; 5. Aufl., Gotha 1862). Gegen Strauß schrieb er «Das Leben Jesu Christi in seinem geschichtlichen Zusammenhange» (Hamb. 1837; 7. Aufl., Gotha 1873). Seine «Kleinen Gelegenheitsschriften» vereinigte er in einer Sammlung (3. Aufl., Berl. 1829); seine «Wissenschaftlichen Abhandlungen» (Berl. 1851) und die «Christl. Dogmengeschichte» (2 Bde., 1857) gab Jacobi heraus. Eine Gesamtausgabe seiner Schriften erscheint in Gotha (Bd. 1—14, 1862—75). N.s Vorlesungen an der Universität wurden zum großen Teil nach seinem Tode veröffentlicht, von Beyschlag der Kommentar zu den Briefen an die Korinther (1859); von Meßner die «Vorlesungen über Katholizismus und Protestantismus» (1863) und die «Geschichte der christl. Ethik» (1864). Vgl. Krabbe, «August N.» (Hamb. 1852).

Neanderhöhle und **Neanderthal,** s. unter Mettmann.

Neapaphos, s. unter Paphos.

Neapel (ehemaliges Königreich), s. Sicilien (Königreich beider).

Neapel (ital. Napóli), das alte Neapolis (s. d.), die Hauptstadt des ehemaligen Königreichs beider Sicilien, in der Landschaft Campania felice, am Golf von Neapel, den im Norden das Vorgebirge Miseno, im Süden das Vorgebirge Campanella und die Inseln Capri, Ischia und Procida

umschließen, zeichnet sich durch seine Lage vor allen andern Seestädten aus und läßt sich nur etwa mit Konstantinopel, Genua und Lissabon vergleichen. Die Stadt ist durch ihre Lage eine der schönsten Italiens und zugleich die volkreichste. Ihre Zollmauer hat etwa 38 km im Umfang. Die Zahl der Einwohner betrug (1881) 461962, mit dem Gemeindebezirk fast 600000. Diese wohnen auf einer bebauten Grundfläche von nur 8 qkm, sodaß auf jeden Quadratkilometer 58943 E. entfallen, eine Anhäufung von Menschen, die sich in keiner andern Stadt wiederfindet. Die Straßen sind durchgehends mit Lava gepflastert, zum größten Teil eng und winkelig, die Häuser fünf bis sechs Stock hoch, mit Balkonen und platten Dächern versehen. Seit der Einverleibung der Stadt in das Königreich Italien ist sie weit reinlicher geworden; die neuen Häuser sind solid gebaut, viele breite Straßen sind entstanden und die öffentlichen Plätze verschönert worden. Die größte und prächtigste Straße ist die Via Roma, ehemals Toledostraße, wo fortwährend das größte Gewühl stattfindet. Seit 1870 ist eine zweite, der Via Roma fast parallel laufende breite Straße, Via del Duomo, im Bau, die bis zum Meere geführt werden soll. Neue Prachtstraßen sind der Corso Vittorio Emmanuele, Via Amedeo, Strada nuova del Chiatamone, Via Caracciolo, Strada Foria, sowie Via Tasso. In der längs des Meers sich erstreckenden Riviera di Chiaia wohnt und bewegt sich, besonders des Abends, die vornehmere Welt. Diese Straße enthält manche stattliche Gebäude, vor denen, unmittelbar am Meere, die Villa Nazionale, ein mit Baumreihen, Statuen und Rasenplätzen gezierter öffentlicher Garten, sich hinzieht. Unter den öffentlichen Plätzen sind die schönsten die Piazza del Plebiscito beim königl. Palast, die Piazza del Municipio, die Piazza Dante mit einem halbrunden, durch 26 Statuen verzierten Prachtgebäude zu Ehren Karls III., davor eine Statue des Dante, die Piazza Cavour, die Piazza dei Martiri, die neue Piazza Principe Umberto, der Largo Vittoria, die 1877 nicht weit vom Hafen gartenartig angelegte Villa del Popolo. Der größte von allen ist der dem Lumpenhandel dienende Mercato, auf welchem Konradin von Hohenstaufen enthauptet wurde. Von den fünf Kastellen, die N. besitzt, sind die bedeutendsten: St.-Elmo, das eine sechseckige Sternschanze auf einem Hügel über der Stadt, mit in Felsen gehauenen Gräben, Kasernen und Gewölben bildet; das Castello Nuovo (zum Teil abgetragen) am Hafen bei dem königl. Palast und das Castello dell' Uovo, auf einer Erdzunge im Meer gelegen.

Die Stadt hat im Vergleich zu Rom oder Florenz wenige Denkmale der Baukunst. Unter die sehenswerten Gebäude gehören das königl. Schloß an der Piazza del Plebiscito, unweit des Meers, welches wegen seiner prächtigen Treppe, der Pracht seiner Gemächer und seiner reich ausgeschmückten Kapelle merkwürdig ist; der königl. Palast Capodimonte, mit Park und entzückender Aussicht; das Kloster San-Martino mit herrlichem Säulenhof, das Kloster San-Severino mit berühmten Fresken, das Reclusorio oder Armenhaus, das größte Gebäude der Stadt, mit vier Höfen und einer Kirche; das Nationalmuseum, früher Museo Borbonico, in dessen unterm Geschosse sich die besten Wandgemälde und Mosaiken aus Herculanum und Pompeji, sowie antike Statuen befinden (darunter der Farnesesche Stier, der Farnesesche Hercules, die Flora, die Venus Kallipygos, ein Aristides aus Herculanum, die Reiterstatuen der beiden Balbus, der tanzende Faun, Narciß, Silen und der ausruhende Merkur) und dessen zweites Stockwerk eine bedeutende Sammlung griech. Vasen, eine Gemäldegalerie, die Sammlung von 20000 Bronzegegenständen aus Pompeji, den Papyrussaal mit den herculanischen Handschriften nebst der Anstalt zur Abwickelung derselben, endlich die Nationalbibliothek mit 200000 Bänden und vielen seltenen Handschriften umfaßt; ferner dem Museum gegenüber die 1885 vollendete Galleria Principe di Napoli, nahe dabei das Gebäude für Kunstausstellungen, ferner das Theater San-Carlo, das größte Italiens, welches 44 m breit und 87 m lang ist und ohne die den sechsten Rang bildende Galerie 142 Logen enthält. Unter den fast 400 Kirchen und Kapellen steht obenan die Kirche des heil. Januarius, oder der Dom, 1299 erbaut, dessen ursprünglich got. Charakter durch die Veränderungen des Kardinals Caraffa getilgt ist. Sie ist die größte und reichste Kirche der Stadt. Unter ihrem Hauptaltar ruht in der prachtvollen Krypte der Körper des heil. Januarius, dessen Blut man in der 1608 für 2½ Mill. Frs. erbauten Schatzkapelle in zwei Flaschen aufbewahrt, und das vor den Verwüstungen des Vesuvs wie vor jeder andern Not schützt, auch angeblich im Jahre dreimal (6. Mai, 19. Sept. und 16. Dez.) flüssig wird. Von den übrigen Kirchen sind erwähnenswert: die Kirche il Gesù nuovo, Sta.-Chiara mit alten Grabdenkmälern, San-Domenico mit den Särgen vieler Könige, San-Paolo, auf einem Tempel des Castor und Pollux erbaut, dessen Reste man an der Vorderseite erblickt; San-Francesco di Paola, ein dem Pantheon in Rom nachgebildeter Bau, dessen schöne, 60 m hohe Kuppel von 34 Marmorsäulen getragen wird, und vor welchem die kolossalen Reiterstatuen Karls III. (von Canova) und Ferdinands I. (von Cali) aufgestellt sind; ferner Sta.-Maria del Carmine mit den Gebeinen Konradins und seiner Statue von Thorwaldsen; Sta.-Maria del Parto, berühmt durch das Grab Sannazars; endlich Sti.-Apostoli, auf den Resten eines Tempels des Merkur erbaut. Außerdem besitzt die deutsch-franz.-evang. Gemeinde eine Kirche, desgleichen die englische. Ferner sind zu nennen die Kirche der Schotten, der Methodisten (stattlich) und der Waldenser. Besonders merkwürdig sind die in den Bergen, an die sich N. gegen Norden anlehnt, befindlichen christlichen Katakomben. Unter den Privatpalästen verdienen in Bezug auf ihre Bauart Erwähnung der des Prinzen Doria-Angri, der Palast Maddaloni und der Palast der Vicaria oder Castello Capuano.

Unter den wissenschaftlichen Anstalten sind bemerkenswert die 1224 von Friedrich II. gestiftete Universität mit Bibliothek und guten Sammlungen, die besuchteste Italiens (fast 4000 Studenten); die Sternwarte auf dem Hügel Capodimonte; die Bibliothek Brancacciana, aus mehr denn 50000 Bänden bestehend und reich an Manuskripten; die Bibliothek San-Giacomo; die Provinzialbibliothek, reich an orient. Werken, sowie an mathem. und naturwissenschaftlicher Litteratur; das neue Museum zu San-Martino, besonders für vaterländische Altertümer; die Società reale di scienze, archeologia, letteratura e belle arti; ferner das Konservatorium der Musik, die Marineschule, die

Polytechnische Schule u. s. w. Einen Weltruf genießt die vom Deutschen Reich unterstützte zoolog. Station von Dr. Dohrn und das Aquarium. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten, deren es mehr als 60 gibt, sind drei Spitäler, degli Incurabili, wo Kranke aller Art aufgenommen werden, das Fiudelhaus della Annunziata, das klinische Hospital von Gesù e Maria, und das königl. Armenhaus Real Albergo dei Poveri, wo die Regierung an 6000 Kinder Unterricht in Künsten und Handwerken erteilen läßt. Das Volk steht in dem Ruf, ernste Beschäftigung zu scheuen, und vorzuziehen, den Erheiterungen durch Pulcinellen, Improvisatoren und Theater Auge und Ohr zu leihen und in den unzähligen Kaffeehäusern zu verweilen. Unsittlicher ist das Volk N.s keineswegs als das anderer Hauptstädte, und neben südl. Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit besitzt dasselbe die Tugenden der Mäßigkeit, Zufriedenheit, Gutmütigkeit. Die Armut und Unwissenheit der untersten Volksklassen ist noch immer sehr groß, doch sind in neuerer Zeit Alte Stadtteile werden teilweise verschwinden, neue Stadtteile erbaut.

N. ist Sitz der Präfektur, eines Erzbischofs, eines Cassationshofs, Appellhofs, Civil- und Korrektionstribunals, des Generalkommandos des 8. Armeekorps und vieler anderer Behörden. Die Gewerbthätigkeit der Stadt ist nicht bedeutend und erstreckt sich hauptsächlich auf Baumwoll-, Seiden-, Leinen und Wollwaren, Metallwaren, gemaltes Porzellan, Handschuhe, Hüte, Wachs-, Korallen-, Holz-, Glas-, Terracottawaren, Eisenwaren, Maschinen, Konfekturen und Maccaroni. Bedeutender ist der Handel, besonders das Bank- und Wechselgeschäft. Den Landhandel befordern die Eisenbahnlinien nach Rom, Avellino, Foggia, Reggio, den Seehandel der 1303 angelegte, in neuester Zeit verbesserte Handelshafen, neben welchem ein bedeutender Kriegshafen liegt. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Öl, Korn, Futter, Seide, Baumwolle, Hanf, Wein, Südfrüchten und Schwefel, die Einfuhr in Kolonialwaren, Metallen, Häuten, Steinkohlen

Topographische Lage von Neapel.

Anstalten zur Hebung derselben entstanden, wie der Fröbelsche Kindergarten und das Seminar der Frau Salis Schwabe; auch hat das Volksschulwesen gute Fortschritte gemacht. Die hier später als anderswo (erst 1876) gegründeten Institute, wie die Società storica und Circolo filologico, zeichnen sich durch bedeutende geistige Kräfte aus und dienen dem nur allzu zerstreuten intellektuellen Leben als Anhaltspunkt. Unter den Fortschritten, die der Ort in neuerer Zeit gemacht hat, ist die namentlich seit 1876 merkliche Verbesserung der Kommunikationsmittel nicht zu vergessen. Nicht nur eine beträchtliche Anzahl von Omnibussen durchkreuzen die Stadt nach mehrern Richtungen, sondern die entferntesten Stadtteile und Orte der Umgegend werden auf das schnellste miteinander verbunden durch Tramwaylinien, die vom Posilipo nach der Post, dem Bahnhof, nach Portici und Torre del Greco führen. Dampftramlinien führen nach Pozzuoli, Aversa u. s. w. Die großartige Serino-Wasserleitung ist im April 1885 vollendet und macht N. zu einer wasserreichen Stadt. Außerdem gelangt ein gigantisches Projekt, zu welchem die Cholera 1884 Anlaß gab, zur Ausführung, indem 100 Millionen auf hygieinische Maßregeln in Hinsicht der alten, niedrigen Stadtquartiere verwendet werden.

und Luxusartikeln. N.s Umgebungen sind reich an Herrlichkeiten der Natur, Kunst und Überresten des Altertums. Als die merkwürdigsten Punkte sind zu erwähnen: der Berg Posilipo mit seiner merkwürdigen Grotte; das Kloster Camaldoli mit weltberühmter Aussicht; die Schwefelbäder von Agnano; die Hundsgrotte; das vulkanische Thal Solfatara; Pozzuoli; der Monte-Nuovo, welcher 1538 in einer Nacht bei einem Erdbeben entstand; ferner Castellamare, Sorrent, die Inseln Procida, Ischia und Capri, die ruinenreiche Gegend von Baja und Cumä, der Vesuv, Herculanum und Pompeji, Portici und Caserta. Vgl. Villari, «Lettere meridionali» (Rom 1875); Herzogin Ravaschieri, «Storia della carità napoletana» (2 Bde., Neapel 1875—76); Heß, «Der Golf von N.» (Lpz. 1876); Jessie Mario White, «La miseria in Napoli» (Flor. 1877); Wyl, «Spaziergänge in N.» (Zür. 1877); Serao, «Il Ventre di Napoli» (Mail. 1884); Kleinpaul, «N. und seine Umgebung» (Lpz. 1884).

Die 1861 gebildete Provinz Neapel des Königreichs Italien begreift, außer der frühern gleichnamigen neapolit. Provinz, auch einen Teil von Terra di Lavoro, hat ein Areal von 1065,56 qkm, zählt (1881) 1 001 245 E. und zerfällt in die Kreise N., Caforia, Castellamare und Pozzuoli.

Neapel (Prinz von), Titel des Kronprinzen Victor Emanuel von Italien, des 11. Nov. 1869 zu Neapel geborenen Sohnes des Königs Humbert.

Neapelgelb, soviel wie Antimongelb (s. d.).

Neapolis (eigentlich Neustadt), ein Name, mit welchem zahlreiche griech. Städte (z. B. eine in Macedonien am Strymonischen Meerbusen, eine auf der thrazischen Halbinsel Pallene am Meerbusen von Torone, eine auf der Küste Kleinasiens in der Nähe von Ephesus, eine im Innern Kariens, eine in Palästina, das alte Sichem, welches, wahrscheinlich durch Vespasian erneuert, den Namen Flavia Neapolis erhielt und danach noch jetzt Nablus heißt) im Altertum bezeichnet wurden. Die bekannteste derselben, welche diesen Namen bis auf den heutigen Tag bewahrt hat, an der Westküste der Landschaft Campanien in Unteritalien, wurde von der ältesten griech. Ansiedelung in Italien, von Cumä aus, begründet in geringer Entfernung nordöstlich von einer ältern griech. Ansiedelung, welche ursprünglich Parthenope, dann aber im Gegensatz zu der neuern Stadt, mit welcher sie in der engsten polit. Verbindung stand, gewöhnlich Paläopolis (Altstadt) hieß. Diese letztere verfiel seit dem J. 326 v. Chr., als im zweiten Samnitenkriege Q. Publilius Philo sich der beiden Städte bemächtigt hatte; N. aber, das seit dem J. 290 v. Chr. dauernd unter die Herrschaft der Römer kam, bestand fortwährend als blühende griech. Stadt, wenn auch in weit geringerm Umfange als das heutige Neapel (s. d.).

Neapolis (Leptis magna), s. Leptis.

Nearchos aus Amphipolis, ein geborener Kreter, ein Jugendfreund Alexanders d. Gr., führte, als Alexander auf seinem Feldzuge nach dem Pendschab 327—325 v. Chr. zum Hydaspes zurückgekehrt war, als Admiral die Flotte diesen Fluß, dann den Akesines und zuletzt den Indus hinab und übernahm sodann den Auftrag, die Flotte vom Indusdelta her im Herbst 325 durch den Ocean bis zu den Mündungen des Euphrat und Tigris zu führen. Ein Auszug aus dem unter dem Titel «Paraplus» von ihm über diese Seefahrt verfaßten Berichte ist in des Arrian (s. d.) «Ind. Geschichte» erhalten. In der Diadochenzeit stand N. in dem Dienste des Antigonos und Demetrios. [Gelenks.

Nearthrōse (grch.), die Bildung eines neuen

Neath, Stadt in der Grafschaft Glamorgan des engl. Fürstentums Wales, am gleichnamigen Flusse, etwas oberhalb der Mündung desselben in den Bristolkanal, hat Fabrikation von Maschinen für den Bergbau, Kupfer-, Eisen-, Zinn- und Steinkohlenbergwerke und zählt (1881) 10447 E.

Nebel nennt man die zuweilen nahe der Erdoberfläche sichtbar schwebenden, zu Tröpfchen oder Bläschen kondensierten Wasserdämpfe. Da bei warmem Wetter mehr Wasserdampf in der Luft als solcher vorhanden sein kann als bei kaltem, so muß, wenn die Luft nahezu mit Wasserdampf gesättigt ist, jede Erniedrigung der Temperatur einen Niederschlag, d. h. eine Kondensation des Wasserdampfes zu Wasser erzeugen. Da diese Verdichtung nun in Form von Bläschen erfolgt, welche die sonst frei durch die auch mit Wasserdampf erfüllte Luft gehenden Lichtstrahlen vielfach brechen, so werden uns diese Bläschen als N. sichtbar. Die auf diese Weise erzeugten Nebelbläschen sind von sehr verschiedener Größe, es schwankt deren Durchmesser zwischen 0,006 bis 0,125 mm und darüber, nach Beobachtungen von Dines an dem dichten englischen N. und von Aßmann am Brocken. Bezüglich der von Aitken aufgestellten Hypothese, daß sich die Nebelbläschen nur um einen kleinen festen Körper als Kondensationskern bilden sollen, sind noch keine endgültigen Beobachtungen gemacht.

Die N. entstehen einmal, wenn über einem feuchten warmen Boden eine kältere Luftschicht liegt, indem die von ersterm aufsteigenden Wasserdämpfe in letztern niedergeschlagen werden. Auf diese Weise entstehen die am Abend sich über Sümpfen, Flüssen und Seen lagernden N., da das dort vorhandene Wasser noch wärmer ist als die darüber liegenden Luftschichten. Andernteils bilden sich N., wenn feuchte warme Winde über Teile der Erdoberfläche hinstreichen, welche aus irgend einem Grunde kälter sind als die darüber streichende Luft. Hierher gehören z. B. die N., welche sich in den Polarländern bilden, so oft feuchte Winde über das Eis hinblasen, ebenso die N. über der Neufundlandsbank, wo die Oberflächentemperatur wegen des feichtern Wassers und des dort endenden Polarstroms eine merklich niedrigere ist als die der umgebenden Wasserflächen. Dieselben Verhältnisse finden sich auch oft an den Küsten realisiert; so in Europa in den Niederlanden, an den Küsten Englands, Irlands und denen Norwegens, da dort die feuchte, warme Luft, welche die vorherrschenden westlichen Winde von den über dem Golfstrom lagernden Luftschichten bringen, auf die kältern Schichten, die über diesen Länderstrecken liegen, trifft. Eine ähnliche Entstehungsursache haben die N. an der Küste von Peru.

Liegt die Temperatur der Luft merklich unter dem Gefrierpunkt, so tritt der N. in Form feiner Eiskrystalle als sog. «Frostrauch» oder «Rauchfrost» auf. In kalten Klimaten bildet er dann mächtige, meist scharf begrenzte, dichte Schichten. Bei uns sieht man denselben häufig im Winter an Bäumen, Sträuchern u. dgl., die dann oft mit einer dicken Schicht feiner Eismassen überzogen sind. Bilden sich die N. am Morgen, so werden sie, wenn die Sonne bei ihrem Höherkommen die Temperatur der Luft hinlänglich erhöht, wieder aufgelöst.

Man deutet, und das mit einigem Recht, einen sog. fallenden N. auf einen heitern Tag, dagegen einen steigenden auf einen trüben oder regnerischen Tag. Ist nämlich die Luft verhältnismäßig trocken, so werden mit steigender Sonne die Nebelschichten von oben her allmählich aufgelöst, und es hat den Anschein als ob der N. falle. Ist dagegen die Luft schon hoch mit Wasserdämpfen gesättigt, so wird eine Auflösung des N. zuerst von unten an erfolgen, da durch den stärker erwärmten Erdboden auch die zunächst über demselben gelagerten Luftschichten das dann zur Auflösung nötige größere Wärmequantum zugeführt erhalten. Das, was wir als Wolken (s. d.) bezeichnen, ist gleichfalls nichts anderes als eine in höhern Luftschichten schwebende Anhäufung von Nebelbläschen.

Nebel, rechter Nebenfluß der Warnow im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, kommt aus dem Malkwitzsee, durchfließt den Krakowersee, ist von Güstrow an schiffbar und mündet bei Bützow.

Nebelbilder, bei den Engländern Dissolving views, sind eine optische Belustigung, in England erfunden, in Deutschland besonders durch Döbler bekannt geworden (um 1840). Sie sind Laterna-magica-Bilder, welche infolge der Anwendung starker Linsengläser und der sehr intensiven

Hydrooxygengas- oder elektrischen Beleuchtung in bedeutender Größe und Deutlichkeit auf einer Wand erscheinen. Die auf Glas gemalten Bilder müssen sehr gut ausgeführt sein. Schon um 1798 brachte Robertson in Paris mittels einer eigens konstruierten magischen Laterne, welche der bildauffangenden Wand unhörbar genähert oder davon entfernt werden konnte, die Bilder zum nebelhaften Verschwimmen und umgekehrt zum allmählichen Erscheinen, er ließ ferner die Bilder nach Belieben aus der tiefsten Nacht plötzlich auftauchen und wieder verschwinden, auch sich allmählich vergrößern und verkleinern oder scheinbar nähern und entfernen. In dieser Form nannte man diese Bilder der magischen Laterne **Phantasmagorien**. Der Nebelbilderapparat verwandelt jedoch noch überdies die Bilder vor den Augen der Zuseher; zu diesem Behufe stellt man zwei magische Laternen gleicher Einrichtung so auf, daß die Bilder beider sich genau decken. Man kann nun, während das eine Bild dasteht, das der andern Laterne mit schwacher Beleuchtung darauf fallen lassen, und indem man nun mittels eines sinnreichen Mechanismus die Beleuchtung des letztern allmählich verstärkt, die des erstern aber schwächt, entwickelt sich aus dem ersten durch einen nebelhaften Mittelzustand hindurch das zweite Bild. Dies gibt vorzügliche Effekte, wenn beide aufeinanderfolgende Bilder dieselbe Gegend, aber in verschiedenen Jahreszeiten und mit verschiedenen Staffagen darstellen. Döbler versah seinen Apparat auch mit einem Chromotrop, d. i. mit Glasbildern, welche ein herrliches farbiges Linienspiel lieferten.

Nebelflecke nennt man auf dem dunkeln Himmelsgrunde befindliche hellere Stellen, die man mit bewaffnetem und teilweise selbst mit bloßem Auge an vielen Gegenden des Himmels wahrnimmt. Sie werden im allgemeinen in zwei Klassen geteilt, nämlich in auflösliche N. oder **Sternhaufen** und in unauflösliche oder eigentliche N. im engern Sinne. Von den erstern kann man zwei, im Krebs (genannt die Krippe) und im Schwertgriffe des Perseus, schon mit bloßem Auge erkennen; in Fernrohren werden dieselben in eine große Menge von Sternen aufgelöst und gehören alle völlig in eine Kategorie mit den Plejaden und dem Haar der Berenice, wo schon das unbewaffnete Auge wenigstens die größern Sterne unterscheiden kann. Viele N. hält man für auflöslich, weil sie in starken Fernrohren ebenso erscheinen wie aufgelöste N. in schwachen Fernrohren, welche sie noch unaufgelöst zeigen. Die Gestalt der N. ist sehr verschieden; viele derselben sind kugelförmig und werden nach der Mitte zu dichter, sodaß man sie für ein einziges, durch das Band der Anziehung zusammengehaltenes Sternsystem halten muß, zu welchem oft 1000 und noch mehr Sterne gehören. Am häufigsten sind die N. der zweiten Klasse, die aller Wahrscheinlichkeit nach stets auch für die stärksten Fernrohre unauflösbar bleiben werden und nur aus einer dünnen, schwach leuchtenden Materie zu bestehen scheinen. Jetzt kennt man über 5000 N.

Zuweilen zeigen solche N. glänzendere Stellen, die auf eine größere Dichtigkeit der leuchtenden Materie schließen lassen. Auf ein allmähliches, durch Attraktion bewirktes Zusammenballen derselben deutet auch die rundliche oder ovale Form, welche sehr häufig vorkommt. Auch die N. dieser Art, unter denen der in der Andromeda mit bloßen Augen sichtbar ist, müssen von uns wenigstens so entfernt als die Fixsterne sein, da man bisher an keinem eine Parallaxe bemerkt hat. Merkwürdig ist übrigens, daß manche Gegenden des Himmels, z. B. das Sternbild der Jungfrau und die Magellanischen Wolken (J. Herschel zählte in der großen 291 N. und 46 Sternhaufen, in der kleinen 37 N. und 7 Sternhaufen), vorzüglich reich an N. sind, und daß nicht selten zwei oder drei derselben einen Doppelnebel bilden, d. h. so nahe beisammenstehen, daß sie ein einziges System zu bilden scheinen. Den ersten Nebel beobachtete 1612 Simon Marius. Es war der in der Andromeda, welcher elliptisch ½ Grad breit und 15—20 Minuten lang und in dem Bond 1848 über 1500 Sternchen zählte. Huygens beobachtete den Orionnebel; Messier gab 1771 ein Verzeichnis von über 100 hellern Nebeln. Der ältere Herschel beobachtete von 1779 an 2396 Nebel, sein Sohn am Vorgebirge der Guten Hoffnung (1834—38) noch nahe an 2000 neue. Die Herschelschen Nebel sind nebst neuentdeckten von d'Arrest, Auwers, Rosse, Bond u. a. von John Herschel in neuester Zeit in einem Kataloge von 5079 Nebeln und Sternhaufen in den «Philosophical transactions» für 1864 zusammengestellt. Eine Anzahl sehr schwacher Nebel sind in neuester Zeit in Marseille von Stephan entdeckt worden. Von Interesse ist noch, daß d'Arrest und Winnecke einige in der Helligkeit veränderliche Nebel nachgewiesen haben, während Eigenbewegungen von Nebeln mit Sicherheit noch nicht bestätigt, sondern nur vermutet sind, und daß Secchi, Huggins u. a. in vielen Nebeln, besonders auch im Orionnebel, mit einem Spektralapparate lichte Linien gesehen, wie man sie nur in gasförmigen Körpern wahrnimmt. Genaue Ortsbestimmungen von Nebeln haben d'Arrest, Schulz, Schönfeld, Vogel, Rümker u. a. publiziert.

Nebelhöhle, die großartigste unter den Höhlen der württemb. Alb, im Stollenberge bei Oberhausen im Pfullingerthal. Sie ist 194 m lang und besteht aus der vordern, hintern und obern Höhle, nebst vielen Hallen oder Kammern, welche wunderbare Tropfsteinbildungen enthalten.

Nebelhörner, s. **Sirenen**.

Nebelkappe oder **Tarnkappe**, eine in german. Zwergsagen oft vorkommende Kleidung in Form eines Mantels. Dieselbe besitzt die Kraft, den Besitzer unsichtbar zu machen und ihm außergewöhnliche Leibesstärke zu verleihen. Auch wird er durch ihren Besitz Herr der Zwerge und ihrer Schätze. Eine solche N. besaß bekanntlich Siegfried und gebrauchte sie im Kampfe mit Brunhild.

Nebelkrähe, s. unter **Krähe**.

Nebelsignale, s. unter **Signale**.

Nebenbahnen, s. unter **Eisenbahnen**, Bd. V, S. 866.

Nebenbewohner oder **Perioeci**, s. unter [Antipoden.

Nebenblätter, s. u. **Blatt**, Bd. III, S. 134ª.

Nebenfall (im Lehnrecht), s. u. **Herrenfall**.

Nebengestein nennt der Geolog und Bergmann das einen Mineral- oder Eruptivgang beiderseits begrenzende Gestein, also dessen unmittelbares Nachbargestein. (Vgl. **Gang**.)

Nebenhoden, s. unter **Hoden**.

Nebenintervention. Wer ein rechtliches Interesse daran hat, daß in einem zwischen andern Personen anhängigen Rechtsstreit die eine Partei obsiege, kann dieser Partei zum Zweck ihrer Unterstützung beitreten. Dieser Beitritt heißt N. So ist z. B., wenn dem Käufer einer Sache das Eigentum

derselben bestritten wird, der Verkäufer seiner Evikitionspflicht wegen daran interessiert, daß der Käufer zum Siege gelange. (S. Evikt ion.) Die N. kann in jeder Lage des Rechtsstreits erfolgen, bis zur rechtskräftigen Entscheidung desselben, auch in Verbindung mit der Einlegung eines Rechtsmittels. Sie kann insbesondere veranlaßt sein durch eine Streitverkündung. Der Nebenintervenient kann Angriffs- und Verteidigungsmittel geltend machen, kann alle Prozeßhandlungen vornehmen, welche die Lage des Prozesses gestattet, zu dem Zwecke, den Sieg der von ihm unterstützten Partei herbeizuführen; er kann es ohne alle Einschränkung, wenn die Rechtskraft der Entscheidung des Hauptprozesses von Wirksamkeit ist auf sein Rechtsverhältnis zum Gegner der von ihm unterstützten Partei; sonst kann er es nur insoweit, als nicht seine Erklärungen und Handlungen mit Erklärungen und Handlungen der unterstützten Partei, der «Hauptpartei», in Widerspruch stehen.

Auf das Verhältnis des Nebenintervenienten zu der Hauptpartei ist die Entscheidung des Rechtsstreits insofern maßgebend, als der Nebenintervenient der Hauptpartei gegenüber nicht mit der Behauptung gehört wird, daß der Rechtsstreit, so wie er dem Richter vorgelegen habe, von diesem unrichtig entschieden sei; daß er mit der Behauptung, daß die Hauptpartei den Rechtsstreit mangelhaft geführt habe, nur insoweit gehört wird, als er durch die Lage des Rechtsstreits zur Zeit seines Beitritts oder durch Erklärungen und Handlungen der Hauptpartei verhindert worden ist, Angriffs- oder Verteidigungsmittel geltend zu machen oder als Angriffs- oder Verteidigungsmittel, welche ihm unbekannt waren, von der Hauptpartei absichtlich oder durch grobes Verschulden nicht geltend gemacht sind. Vgl. Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, §§. 63—68.

Nebenius (Karl Friedr.), bad. Staatsmann und ausgezeichneter Nationalökonom, geb. 29. Sept. 1784 zu Rhodt bei Landau, studierte 1802—5 zu Tübingen die Rechte, wurde Advokat beim Hofgericht in Rastatt und 1807 Geh. Sekretär im Finanzdepartement, 1810 Kreisrat zu Durlach, 1811 als Finanzrat in Karlsruhe angestellt, 1819 zum Geh. Referendar ernannt. Er hatte großen Anteil an der bad. Verfassungsurkunde, und bewies sich außerordentlich thätig bei den ersten Versuchen zur Herstellung eines deutschen Zollvereins, zu dem er 1819 in einer Denkschrift zum ersten mal ein brauchbares Projekt entwarf. Er wurde später zum Geheimrat und Staatsrat und 1838 zum Präsidenten des Ministeriums des Innern ernannt. Schon im Okt. 1839 zog er sich aber infolge der eintretenden Reaktion aus dieser Stellung zurück. Die Regierung ernannte ihn 1843 zum Mitgliede der Ersten Kammer; 1845 übernahm er wieder das Ministerium des Innern und wurde 1846 Präsident des Staatsrats. Als die Revolution im Mai 1849 das Ministerium zum Rücktritt veranlaßte, widmete sich N. litterarischen Arbeiten und starb 8. Juni 1857 in Karlsruhe. Er veröffentlichte: «Betrachtungen über den Zustand Großbritanniens in staatswirtschaftlicher Hinsicht» (Karlsr. 1818), «Der öffentliche Kredit» (Karlsr. 1820; 2. Aufl. 1829), «Der deutsche Zollverein, sein System und seine Zukunft» (Karlsr. 1836), «Über die Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden» (Stuttg. 1837), «Über die Zölle des Deutschen Zollvereins zum Schutze der einheimischen Eisenproduktion» (Karlsr. 1842), «Über technische Lehranstalten in ihrem Zusammenhange mit dem gesamten Unterrichtswesen» (Karlsr. 1833) und «Die kath. Zustände in Baden» (Karlsr. 1842). Aus seinem Nachlaß erschien: «Karl Friedrich von Baden» (herausg. von Fr. von Weech, Karlsr. 1868) und «Geschichte der Pfalz» (Heidelb. 1874). Vgl. Jos. Beck, «Karl Friedrich N.» (Manuh. 1866).

Nebenklage ist nach der Deutschen Reichsstrafprozeßordnung der Anschluß an die von der Staatsanwaltschaft erhobene öffentliche Klage. Sie kann in jeder Lage des Verfahrens erfolgen, auch nach ergangenem Urteil behufs Einlegung von Rechtsmitteln. Der Nebenkläger hat nach erfolgtem Anschluß die Rechte des Privatklägers. Die N. steht zu: demjenigen, welcher als Privatkläger aufzutreten berechtigt ist; ferner demjenigen, welcher durch einen Antrag auf gerichtliche Entscheidung (nach §. 170 der Strafprozeßordnung) die Erhebung der öffentlichen Klage herbeigeführt hat, wenn die strafbare Handlung gegen sein Leben, seine Gesundheit, seine Freiheit, seinen Personenstand oder seine Vermögensrechte gerichtet war; demjenigen sodann, welcher die Zuerkennung einer Buße zu verlangen berechtigt ist; und wer die Zuerkennung einer Buße in einem auf erhobene öffentliche Klage anhängigen Verfahren beantragen will, muß sich der Klage als Nebenkläger anschließen. Endlich kann im gerichtlichen Verfahren wegen Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften über die Erhebung öffentlicher Abgaben und Gefälle die zuständige Verwaltungsbehörde als Nebenklägerin sich der Verfolgung anschließen. Vgl. Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich, §§. 435—446, 467 fg.

Nebenkrone (botan.), s. unter Blüte.

Nebenlinie, die Nachkommenschaft eines jüngern Sohnes im Gegensatz zu der des Erstgeborenen.

Nebenmond, s. unter Nebensonne.

Nebennieren (Glandulae suprarenales, Renes succentriati), zwei platte, drüsenartige Organe, welche oberhalb jeder Niere im Nierenfett zu beiden Seiten der Wirbelsäule liegen. Sie haben eine platte, halbmondförmige oder dreieckige Gestalt und lassen eine festere, gelbbräunliche äußere und eine weichere, braunrote innere Lage unterscheiden. Einen Ausführungsgang besitzen die N. nicht. Ihre Bedeutung für den tierischen Stoffwechsel ist unbekannt. Krankhafte Entartungen der N. sind ein konstantes Symptom der Addisonschen Krankheit (s. d.).

Nebenplaneten oder Monde, auch Trabanten oder Satelliten nennt man diejenigen Planeten, welche sich um die Hauptplaneten bewegen und dieselben bei ihrem Laufe um die Sonne begleiten. Außer der Erde, welche unser Mond (s. d.) begleitet, werden noch die vier größten und entferntesten Planeten und der Mars von N. begleitet, und es hat Jupiter deren vier, Saturn acht, Uranus wenigstens vier, Neptun wenigstens einen, Mars zwei, sodaß es in unserm Sonnensystem wenigstens 20 N. gäbe. Mit Ausnahme unsers Mondes kann von allen N. keiner mit bloßen Augen gesehen werden. Alle bewegen sich um ihren Hauptplaneten in Ellipsen, in deren einem Brennpunkte der letztere steht, und zwar von Westen nach Osten, jedoch mit Ausnahme der Monde des Uranus, die sich in entgegengesetzter Richtung von Osten nach Westen bewegen. Der größte aller Monde ist, absolut genommen, der sechste Saturnsmond, relativ aber, nämlich im Verhältnis zum Hauptplaneten,

der Erdmond, dessen Durchmesser über ein Viertel des Erddurchmessers beträgt, während jener Mond einen 17mal kleinern Durchmesser als Saturn hat. Der absolute Abstand eines Mondes von seinem Hauptplaneten ist am größten bei dem achten Saturnsmonde, wo er nahe 3½ Mill. Kilometer beträgt, am kleinsten bei dem ersten Marsmonde, wo er noch nicht 10000 km erreicht. Bei allen Monden wie bei den Hauptplaneten sind die Bahnen wenig gegen die Ekliptik geneigt; nur die Uranusmonde machen auch hierin eine Ausnahme, indem ihre Bahnen auf der Ekliptik fast senkrecht stehen. Endlich stimmen höchst wahrscheinlich alle N. darin überein, daß ihre Rotationszeit der Dauer eines Umlaufs um den Hauptplaneten gleich ist, weshalb sie diesem immer dieselbe Seite zukehren.

Nebensonne nennt man eine glänzende Lufterscheinung, welche darin besteht, daß sich in der Nähe der Sonne oder ihr gerade gegenüber ein glänzender, gewöhnlich spektralfarbiger Fleck von der Größe der Sonne zeigt. Fast immer zeigen sich bei ihrem Erscheinen noch mannigfache Höfe und Ringe um die Sonne und andere durch sie gehende Kreise, welche ebenfalls zum Teil in vielen Fällen sehr intensive spektrale Färbung besitzen, wobei das Rot der Sonne zugekehrt ist. Die N. entstehen nun in den Gegenden, wo zwei dieser Höfe und Kreise sich schneiden. Am häufigsten erscheinen die beiden N., welche auf dem Durchschnitt eines solchen Hofs mit einem durch die Sonne gehenden horizontalen Kreise liegen und ungefähr 22° jederseits von der Sonne abstehen. N., die der Sonne gerade gegenüberstehen, nennt man Gegensonnen. Nach Venturi, Fraunhofer und Galle entstehen die N. durch die Brechung des Lichts in kleinen Eisprismen, welche in der Luft schweben und deren Achsen gleiche Richtung haben. Schon Mariotte hat diese Aufklärung gegeben, während Fraunhofer die Nebensonnenstreifen für Interferenzerscheinungen hält. Nebenmonde entstehen in Bezug auf den Mond unter denselben Bedingungen, jedoch weit seltener. Am häufigsten kommen diese Erscheinungen in den Polargegenden und bei uns im Frühjahr und Herbst vor. (S. Hof, meteorologisch.)

Nebentöne, s. Obertöne.

Nebenweg heißt in der deutschen Zollverwaltung jede Straße, welche dem zoll- und kontrollpflichtigen Warenverkehr gesetzlicher Bestimmung zufolge verschlossen ist, im Gegensatz zur Zollstraße, auf welcher er sich frei bewegen darf.

Nebenwinkel sind Winkel, welche einen Schenkel gemeinsam haben und deren beide andere Schenkel eine gerade Linie bilden; sie betragen zusammen 180 Grad.

Nebenwort, s. Adverbium.

Nebenzollamt, s. Zollbehörden.

Ne bis in idem! (lat.), ein Rechtsgrundsatz: »Nicht zweimal gegen dasselbe!« (Prozeß zu führen).

Nebneb, die Fruchtschoten von Acacia vera oder nilotica, s. unter Bablah.

Nebo, Berg, s. unter Abarim.

Nebra, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Querfurt, 15 km von Querfurt, an der Unstrut, Sitz eines Amtsgerichts, hat Sandsteinbrüche und zählt (1880) 2710 meist prot. E.

Nebraska, einer der westlichen der Vereinigten Staaten von Amerika, liegt zwischen 40° und 43° nördl. Br. und 95° 25′ bis 104° westl. L. von Greenwich und grenzt im N. an Dakota, im O. an Jowa und Missouri, im S. an Kansas und Colorado und im W. an Colorado und Wyoming. Am 30. Mai 1854 als Territorium organisiert und am 1. März 1867 als Staat zugelassen, zählte N. auf einem Flächeninhalt von 199046 qkm 1860 nur 28841, 1880 aber schon 452402 E., darunter 97414 im Ausland Geborene, 2635 Farbige und 235 Indianer. Die Hauptstädte des Staates sind: Omaha (30518 E.), Lincoln (13003 E.), Nebraska-City (s. d.) und Plattsmouth (4175 E.). Der Staat besteht fast ausschließlich aus Prairieland. Die Bevölkerung treibt deshalb vorzugsweise Ackerbau und Viehzucht. Die Gesamtlänge aller Eisenbahnen beträgt (1881) 3220 km. Die Staatsschulden belaufen sich auf 499267 Doll. Der Staat unterhält eine Universität in Lincoln, ein Seminar in Peru, ein Irrenhaus, ein Blinden- und ein Taubstummeninstitut. Die jetzige Konstitution des Staates wurde 1875 angenommen. Der Staat wird in 71 Counties eingeteilt. Die Legislatur besteht aus 30 Senatoren und 84 Repräsentanten, welche alle zwei Jahre zusammenkommen. Alle Staatsbeamten werden auf zwei Jahre gewählt. Im Kongreß ist N. durch zwei Senatoren und einen Repräsentanten vertreten.

Nebraska oder Platte-River, Fluß in Nordamerika, entspringt unter 40° 30′ nördl. Br. in Colorado, im sog. Nordpark, einem Hochthal des Felsengebirges, windet sich innerhalb Wyoming mit Kataraкten und Stromschnellen durch das Gebirge, strömt dann reißend abwärts, nimmt in Nebraska unter dem Namen N. oder North-Fork nach einem Laufe von 650 km den südl. Quellarm, den Paduca oder South-Fork, auf und fließt dann gegen Osten, viele fruchtbare Inseln und einen gleichfalls fruchtbaren Bottom bildend, dem Missouri zu, den er 25 km südlich von Omaha nach einem Laufe von 2445 km erreicht. Sein stets schlammiges Wasser ist so seicht, daß er drei Vierteile des Jahres selbst für leichte Boote nur mit großer Schwierigkeit fahrbar ist.

Nebraska Bill heißt ursprünglich das am 30. Mai 1854 vom Kongreß und dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika angenommene Gesetz, welches die Errichtung einer Territorialregierung in Nebraska und Kansas verfügte, eine prinzipiell wichtige Änderung der amerik. staatlichen Entwickelung aber dadurch bewirkte, daß es die Nichtintervention des Kongresses in die innern Angelegenheiten der Territorien oder Staaten als Prinzip aufstellte und den achten Paragraphen des sog. Missouri-Kompromisses aufhob, nach welchem die Sklaverei in allen nördlich von 36° 30′ nördl. Br. gelegenen Teilen des ehemaligen Territoriums Louisiana ausgeschlossen war. Die Bill beabsichtigte ihrem Wesen nach, die Sklaverei auf Umwegen in diese gesetzlich freien und noch nicht organisierten Teile dieses Gebietes einzuführen. Aber statt die Sklavereifrage zu beseitigen, entzündete sie den Bürgerkrieg, der 1855—59 in Kansas (s. d.) wütete und bald die ganze Union ergriff.

Nebraska-City, Hauptstadt des nordamerik. Staats Nebraska, am Missouri, 60 km südlich von Omaha, hat (1880) 4183 E., darunter etwa ein Drittel Deutsche, hat zwei National- und drei Privatbanken, Mühlen, eine Pflugfabrik, sechs Zeitungen, 13 Kirchen, eine öffentliche Bibliothek, vier öffentliche Schulen und ein (das Nebraska-)College.

Nebukadnezar (Nebukadrezar bei Jeremias und Ezechiel; grch. Nabuchodonosor; assyr. Nadutudurrusur, d. i. Nebo, beschütze die Krone), Name mehrerer Könige von Babylon. Der älteste bekannte lebte im 12. Jahrh. v. Chr., der einzig berühmte ist Nebukadnezar II., geb. gegen 625 v. Chr., regierte 604—561, der Sohn Nabopolassars, der Babylon für immer von der assyr. Monarchie unabhängig gemacht hatte. Wahrscheinlich noch bei Lebzeiten seines kranken Vaters schlug er den herannahenden Pharao Necho bei Carchemis am Euphrat (606). N. unterwarf darauf Syrien und Palästina und zerstörte 587 Jerusalem und den Salomonischen Tempel. Schon seit 607 waren Juden nach Babylon verpflanzt worden, deren Aufenthalt daselbst man als die Babylonische Gefangenschaft bezeichnet, die nach 70 Jahren durch Cyrus ihr Ende erreichte. Später belagerte N. 13 Jahre hindurch Tyrus. Die Prachtbauten Babylons wie die ungeheuere Ausdehnung der Stadt (470 qkm) war das Werk N.s. Über diese Bauten sind ausführliche Keilinschriften erhalten, doch haben sich bis jetzt fast gar keine histor. Dokumente über die Feldzüge N.s gefunden. Nach einer Sage, die Strabo nach Megasthenes aufbewahrt hat, soll der gewaltige König durch Libyen bis nach Spanien vorgedrungen sein. Die Erzählung des Buches Daniel, er habe sieben Jahre lang Gras gefressen wie ein Ochse, könnte als Geisteskrankheit gedeutet werden. Herodot nennt ihn ungenau Labynetus, welcher Name mit dem Nabonids identisch ist. N. hinterließ den Thron 561 v. Chr. seinem Sohne Evilmerodach. Aus fast allen Jahren der Regierung N.s haben wir zahlreiche nach Monaten und Tagen datierte juristi. Dokumente. Seinen Namen führte noch der zweite Sohn Nabonids, für den sich unter Darius zwei Betrüger, Nidintabel (521—519) und Aratha (513), ausgaben. — Der N. des Buches Judith, von christl. Chronographen Nebukadnezar I. genannt und fälschlich mit dem Könige Saosduchin des Ptolemäischen Kanons (667—647) identifiziert, ist, wie die ganze Erzählung, eine sehr späte Fiktion.

Nec aspera terrent (lat.), d. h. Auch Widerwärtigkeiten schrecken nicht, Devise des Guelfenordens.

Nécessaire (frz., das «Notwendige»), Kästchen oder kleiner Beutel mit Toilettengegenständen, Nähutensilien u. dgl.

Necho (auch Neko, Necao), König von Ägypten, aus dem 26. Königshaus, Sohn Psammetichs I., regierte 609—595 v. Chr. Er entriß 608 Syrien den Assyrern, schlug und tötete dabei den König Josia von Juda bei Megiddo und setzte dessen Sohn Jojakim zum Nachfolger ein. Indes ward er schon 604 von Nebukadnezar von Babylon bei Karkemisch geschlagen und zum Aufgeben Syriens gezwungen. N. trug für den Handel Sorge, legte den Kanal vom Nil zum Roten Meere an und sandte die Phönizier aus, die in drei Jahren Afrika, vom Roten Meere ausgehend, umsegelten.

Neckar (lat. Nicer), einer der größten deutschen Nebenflüsse des Rheins und der Hauptfluß Württembergs, entspringt nicht weit von der Donau, auf der Wasserscheide des Schwarzwaldes, oberhalb des württemb. Fleckens Schwenningen an der bad. Grenze, in der Landschaft Baar, auf sumpfigem Boden 697 m über dem Meere und macht auf seinem Laufe durch das Terrassenland von Niederschwaben, dessen Hauptwasserader er bildet, einen großen, gegen Osten gerichteten Bogen. Sein Ufer bietet die reizendsten Abwechselungen, sein Gebiet die reichsten Gefilde dar. Im obern Laufe fließt er nordwärts in einem schmalen, bis 100 m eingefurchten Thale, in engem Bett. Bei Horb (386 m) beginnt sein Mitteltauf. Der Fluß wendet sich nun erst gegen Nordosten an der Alb her über Rottenburg, Tübingen und Nürtingen (269 m) bis Plochingen. Von hier entfernt er sich mehr von der Alb und geht unter oft ansehnlichen Krümmungen gegen Norden über Eßlingen, Cannstatt (215,5 m), Marbach, Heilbronn, Wimpfen und Gundelsheim, dann auf bad. Gebiete bis Eberbach (133 m). Das Thal dieser Strecke des mittlern Laufs besteht aus einer Reihe weiter Kessel mit herrlichen Wiesengründen und dazwischenliegenden Durchbrüchen. Von Eberbach an durchbricht der Fluß in westl. Richtung den Odenwald in engem, tiefem Thal bis Heidelberg. Dieser Durchbruch hat höchst romantische Partien, namentlich bei Neckarsteinach. Bei Heidelberg tritt der N. mit seinem untern Laufe in die Rheinebene, die er bis zu seiner Mündung bei Mannheim (94,5 m) in nordwestl. Richtung durchströmt. Außer vielen andern kleinern Zuflüssen nimmt er links die Enz mit der Nagold, rechts Fils, Rems, Murr, Kocher und Jagst auf. Der direkte Abstand der Mündung von der Quelle beträgt nur 162 km, die Stromentwickelung dagegen 358 km, sein Gebiet 12900 qkm. Bei Rottweil wird der N. flößbar auf 148,37 km, bei Cannstatt für kleinere auf 71,28 km, bei Heilbronn für größere, bis Holland gehende Fahrzeuge schiffbar auf 114,35 km. Dampfer befahren ihn nicht mehr.

Neckarau, Dorf im bad. Kreis Mannheim, unweit des Rheins, 4 km im SSO. von Mannheim, Station der Linie Mannheim-Karlsruhe der Badischen Staatsbahnen, hat zwei Maschinenfabriken, eine Gummiwarenfabrik, eine Eisengießerei, eine mechan. Steinhauerei und starken Tabaksbau, und zählt (1880) 4570 E. Hier siegte 18. Sept. 1799 Erzherzog Karl über die Franzosen.

Neckarbischofsheim, Stadt im bad. Kreise Heidelberg, 4 km im OSO. von Waibstadt, Sitz eines Amtsgerichts, mit (1880) 1680 E., welche Tabak- und Hanfbau treiben. Dabei zwei Schlößchen der gräfl. Helmstädtischen Grundherrschaft.

Neckargemünd, Stadt im bad. Kreise Heidelberg, am Neckar, der hier die Elsenz aufnimmt, Station der Linien Heidelberg-Würzburg und N.-Jagstfeld der Badischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2036 meist prot. E. und hat Gerberei, Schiffahrt, Obstbau, großen Weinhandel (insbesondere Import griech. Weine), Mahlmühlen und Sandsteinbrüche.

Neckarkreis, Kreis in Württemberg, umfaßt 3326,8 qkm mit (1880) 622912 meist prot. E., hat Stuttgart zur Hauptstadt, ist der bevölkertste Teil des Königreichs (187 E. auf den Quadratkilometer).

Neckarsteinach, Stadt im Kreise Heppenheim der hess. Provinz Starkenburg, an der Mündung der Steinach in den Neckar, Station der Linie Heidelberg-Würzburg der Badischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1474 E., die Steinbrecherei, Gerberei, Schiffahrt und Schiffbau treiben. N. ist ein namentlich von Heidelberg aus oft besuchter Vergnügungsort, besonders auch der vier alten Burgen wegen, die sich hier über dem Neckar erheben, und von denen die größte, die Mittelburg, im alten Stil wiederhergestellt ist. Eine der Burgen war früher

der Sitz der Landschaden von Steinach, eines berüchtigten Raubrittergeschlechts. N. kam 1802 von Kurmainz an Hessen.

Neckarsulm, Stadt im württemb. Neckarkreis, am Einfluß der Sulm in den Neckar, Station der Linie Bietigheim-Osterburken der Württembergischen Staatsbahnen, Sitz eines Oberamts und eines Amtsgerichts, hat ein Schloß, Wachswarenfabrik, Dampfsägemühle und Weinbau und zählt (1880) 2845 meist kath. E.

Neckarweine heißen im engern Sinne die am Neckar in Württemberg gezogenen Weine, von denen die besten auf den der Sonne zugewandten Thalrändern stromaufwärts bis Eßlingen wachsen, im weitern Sinne aber auch die Gewächse der Seitenthäler des Neckar, wie des Enz-, Rems-, Kocher-, Jagst- und Sulmthals, sowie des Zabergäues und der Albtrauf. Den Rebsatz bilden Elbling, Sylvaner und Trollinger, aber auch die edlern Sorten Cläbner, Riesling, Gutedel und Traminer, und man erzielt zum Teil gute rote, weiße und blaßrote (Schiller-)Weine. Das Areal der eigentlichen Neckarweinberge beträgt 8045 ha. Die bessern Weinbergslagen, die einen anerkannt geistreichen und gewürzhaften Wein produzieren, sind: Untertürkheim (Münchberger), Hohenecks, Mundelsheim (Käsberger), Besigheim (Schalksteiner), Weinsberg (Burgberg, Weibertreu), Weiler (Hundsberg), Cannstatt (Zuckerle), Kleinheppach (im Remsthal, besonders vorzüglicher Rotwein: der Greiner), Schnait, Gerabstetten, Beutelspach, Neustädtle, Schornborf; Mühlhausen und Rohwag im Enzthal; Lauffen im Zabergäu; Verrenberg am Kocher. Die N. eignen sich zur Fabrikation von Schaumwein.

Necker (Jacques), franz. Staatsmann, geb. 30. Sept. 1732 zu Genf, wo sein Vater, ein geborener Brandenburger, Professor des deutschen Staatsrechts war, ging 1750 als Commis nach Paris, wo er als Bankier unter Choiseuls Verwaltung ein großes Vermögen erwarb und nach seiner Verheiratung 1764 sein Haus zum Sammelpunkt der geistreichen und vornehmen Welt machte. Als Ministerresident seiner Vaterstadt trat er auch der Regierung näher, die er sich durch Darlehne verpflichtete. Im J. 1769 gab er ein Werk heraus, in welchem er bei teilweiser Hinneigung zum Freihandel sich als Anhänger des Merkantilsystems zeigte. Diese Ansichten verfolgte er weiter in dem «Essai sur la législation et le commerce des grains» (Par. 1775), der außerordentliches Aufsehen machte. Im Juni 1776 wurde N. zum Finanzrat ernannt und trat im Juni 1777 mit dem Titel eines Generaldirektors an die Spitze der Finanzen. Der Name eines Generalkontrolleurs wurde ihm als Prototanten vorenthalten. Ohne auf tiefgreifende Veränderungen einzugehen, wußte N. durch Anleihen die Bedürfnisse des amerik. Kriegs zu bestreiten, bis niemand mehr borgen wollte. Indem er dann auf Turgots Reformen zurücklam und auf Sparsamkeit drang, brachte er den Hof und alle Privilegierten gegen sich auf und wurde, als er in dem «Compte rendu au roi» (Par. 1781) der Nation Rechenschaft von dem Zustande der Finanzen ablegte, 12. Mai 1781 entlassen. Er ging nach Genf zurück, kaufte sich die Herrschaft Coppet und veröffentlichte hier seine Schrift «De l'administration des finances». Im J. 1787 kehrte er nach Paris zurück, wurde aber nach kurzem Aufenthalt ausgewiesen. Im Sommer 1788 sah sich jedoch Ludwig XVI. genötigt, N. als Generalkontrolleur und Staatsminister zurückzuberufen. Schon 1779 hatte dieser die Bildung von Provinzialständen bewirkt; jetzt hatte er die Aufgabe, die letzte Verfügung seines Vorgängers Brienne, die Berufung der Reichsstände, durchzuführen.

Auch einem stärkern Charakter als dem nach Volkskunst haschenden N. wäre es schwer gewesen, dem nationalen Willen, der nach den Generalständen, als der einzigen Rettung aus den heillosen Zuständen, verlangte, zu widerstehen. N. glaubte die Bewegung beherrschen zu können, indem er ihr nachgab. Durch das Dekret vom 27. Dez. 1788 wurde, im Gegensatz zu einem Beschluß der Notablenversammlung, verfügt, daß der dritte Stand in der doppelten Zahl der obern Stände zu berufen sei. Indes besaß N. nun wieder nicht Mut genug, auch die Form der Beratung und der Abstimmung in gleicher Weise festzustellen, und so wurde er der Urheber des Konflikts, welcher nach dem Zusammentritt der Reichsstände zur Konstituierung der Nationalversammlung führte. Als der Hof 23. Juni 1789 den Entschluß des Dritten Standes durch eine königl. Sitzung zu vernichten und die Reichsstände wiederherstellen wollte, weigerte sich N., in der Sitzung zu erscheinen. Der König gab ihm deshalb 11. Juli seine Entlassung mit dem Gebot, ungesäumt über die Grenze zu gehen. Die Nachricht von seiner Entlassung wurde mit ein Antrieb zu den Unruhen vom 12., 13. und 14. Juli, und der König sah sich daher genötigt, ihn sofort zurückzuberufen. Nachdem aber die Nationalversammlung seinen Plan zu einer Anleihe verworfen, hingegen den Vorschlag Mirabeaus zur Kreation von Assignaten angenommen, nahm er im Sept. 1790 seine Entlassung. Er zog sich nach Coppet zurück und starb daselbst 9. April 1804. Außer den angeführten Schriften N.s sind noch zu erwähnen: «Sur l'administration de N., par lui-même» (Par. 1791), «Réflexions adressées à la nation française», zur Rechtfertigung des Königs, und «Du pouvoir exécutif dans les grands États» (2 Bde., Par. 1792; deutsch, 2 Bde., Nürnb. 1792), «De la révolution française» (4 Bde., Par. 1796 u. öfter), «De l'importance des opinions religieuses», «Derniers vues de politique et de finances» (Par. 1802). Seine «Oeuvres complètes» sind gesammelt worden (15 Bde., Par. 1820—22). N.s Tochter war die berühmte Frau von Staël (s. d.).

Seine Gemahlin Susanne war die Tochter des Predigers Curchod zu Nyon im Kanton Bern, geb. 1739 zu Crassier in Waadt, gest. im Mai 1794 zu Coppet. Aus den gelehrten und geistreichen Gesellschaften in ihrem Hause gingen hervor die «Mélanges tirés des manuscrits de Mme N.» (3 Bde., Par. 1798) und die «Nouveaux mélanges» (3 Bde., Par. 1801). Außerdem schrieb sie «Des inhumations précipitées» (Par. 1790), «Mémoire sur l'établissement des hospices», «Réflexions sur le divorce» (Genf 1793). Vgl. Aug. de Staël-Holstein, «Notice sur Mme N.» (Par. 1820).

Nectarinen, Varietät der Pfirsichen (s. d.) mit glatter Schale.

Necus, s. Glühwein.

Nedenäs, Amt im südl. Norwegen, Kristiansands Stift, 10219,3 qkm groß, mit (1875) 73415 E., zerfällt in die zwei Vogteien N. und Robygdelaget und hat reiche Eisenerzlager.

Nederryssel, Arm des Leck, s. unter Yssel.

Nedschd, auch Nedjed oder Nebjed, d. i. Hochebene, das Hochland im mittlern Arabien, das die

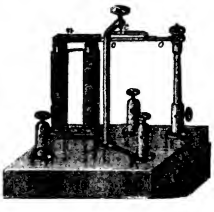
fünf Centralprovinzen Es-Sedeir, El-Weschm, El-Arid, El-Asladsch und El-Hemame des Reichs der Wahabiten (s. d.) umfaßt und zum großen Teil von den Höhen des Dschebl-Tueik (bis 1000 m über dem Meere) ausgefüllt wird. Gegen S. grenzt dieses Hochland an die 222000 qkm große Sandwüste Dehna, d. h. die Rote, und Arme dieser Wüste trennen es im O. von dem Küstenlande El-Hasa, im NW. vom Dschebl-Schemmer und der Provinz El-Kasim. Der Charakter der Landschaft ist der eines Hochplateau, aus dem sich Felsen meist steil und schroff erheben. Ein wahres Labyrinth von Thälern und Wasserläufen, von denen aber die meisten nur in der Regenzeit fließen und keiner das Meer erreicht, durchschneidet die Berge. Die Höhen sind den größten Teil des Jahres hindurch mit gutem Gras bedeckt. Die Thäler haben fruchtbaren Boden, und dort wohnt auch die in Städten und Dörfern ansässige ackerbauende Bevölkerung, während die Beduinenstämme auf die Wüstenstriche beschränkt sind. Regen fällt im Norden vom November bis Februar, während den Sommer hindurch der Passatwind trockenes und heiteres Wetter bedingt. Das Klima ist sehr gesund. Die Hauptstadt des Wahabitenreichs Er-Riâd, d. h. Gärten, mit 30000 E., liegt nach Pellys Bestimmung in 24° 38′ 34″ nördl. Br. und 46° 41′ 48″ östl. L. von Greenwich. N. ist hauptsächlich durch Palgraves Reise in den J. 1862—63 bekannt geworden («Narrative of a year's journey through Central and Eastern Arabia», Lond. 1865). Vor ihm durchreiste es Sadlier 1819 («The diary of a journey across Arabia», Bombay 1866), nach ihm besuchte Pelly 1864 die Hauptstadt Er-Riâd.

Nedwigowka, Ort bei Asow (s. d.).

Neefe (Christian Gottlieb), Komponist, geb. in Chemnitz 5. Febr. 1748, wurde in Leipzig, wo er die Rechte studierte, Hillers Schüler und ging darauf ganz zur Musik über, dirigierte Opern an verschiedenen Orten und kam 1779 nach Bonn, wo er Beethovens Lehrer wurde. Im J. 1796 kam er als Operndirigent nach Dessau, wo er 26. Jan. 1798 starb. Als Komponist von Singspielen (Operetten) wie von Klavierstücken war N. zu seiner Zeit beliebt.

Neefs (Pieter), der ältere, holländ. Architekturmaler, geb. zu Antwerpen um 1580, lernte bei dem ältern H. Steenwijk. Sein Hauptfach war Architektur und Perspektivmalerei; vorzüglich hat er sich durch seine innern Ansichten von Kirchen, so der oft von ihm behandelten Kathedrale von Antwerpen, großen Ruhm erworben. Bei letzterer stellt er das Innere meist von Lichtern oder Fackeln beleuchtet dar und läßt das Licht auf einen ausgezeichneten Gegenstand der Kirche fallen. Die Klarheit der Darstellung und das Helldunkel darin sind meisterhaft; dagegen tadelt man eine gewisse Härte und den Mangel an Luftperspektive. Seine spätern Bilder sind die höher geschätzten und heller im Kolorit. Daß Frank, Breughel, van Thulden und Teniers gewöhnlich die Figuren in seine Bilder malten, hat deren Wert nur erhöht. Er starb 1651. — Sein Sohn, Pieter N., der jüngere, des jüngern Steenwijk Schüler (geb. 1601, gest. nach 1675), malte in gleichem Genre.

Neeffscher, eigentlich **Wagnerscher** oder **Elektromagnetischer Hammer** heißt ein von Wagner in Frankfurt a. M. (1837) erfundener und vom dortigen Dr. med. Neef bekannt gemachter selbstthätiger Stromunterbrecher, der in mannigfachen Umgestaltungen wichtige, vielseitige und zahlreiche Anwendungen gefunden hat, besonders an den für ärztliche Zwecke bestimmten Volta-Induktionsapparaten, ferner bei den elektromagnetischen Läutewerken, bei den automatisch stromunterbrechenden Stimmgabeln u. dgl. m. Wenn der elektrische Strom um den Elektromagnet des Neeffschen Hammers (s. beistehende Figur) fließt, so wird der Eisenkern magnetisch und zieht den von einer Messingfeder o o getragenen Eisenanker n so herab, daß die Feder o o das Metallschräubchen c nicht mehr berührt. Dadurch wird der elektrische Strom unterbrochen, und daher der soeben entstandene Elektromagnet wieder unmagnetisch. Infolge dessen wird der Eisenanker n von seiner Tragfeder in die Höhe gezogen bis zur metallischen Berührung bei c, wodurch jedoch die Voltakette abermals geschlossen, mithin der Elektromagnet wieder wie vorhin thätig wird. Er zieht daher wieder den Anker n an, worauf sich dieses automatische Spiel fortdauernd wiederholt, welches dazu verwendet werden kann, Schließungs- und Unterbrechungsschläge des Haupt- oder Induktionsstroms durch den menschlichen Körper zu leiten, oder den selbstthätig vibrierenden Anker mit einem an eine Glocke schlagenden Klöppel zu verbinden, woraus sich der elektromagnetische Ruf- oder Alarmapparat ergibt u. dgl. m. Für den Gebrauch des Apparats verbindet man seine beiden vordern Metallschrauben mit den Batteriepolen, während die zwei hintern Säulchen zur Einschaltung einer Induktionswelle oder eines Körpers dienen, durch welchen die unterbrochenen elektrischen Ströme geleitet werden sollen.



Neeffsches Rad, s. unter Blitzrad.

Néele (De), Trouvère, s. Blondel.

Neer (Aart van der), holländ. Landschaftsmaler, wurde wahrscheinlich zu Amsterdam oder Gorinchem 1613 oder 1619 geboren und soll nach 1691 in Rotterdam gestorben sein. Er ist einer der größten Repräsentanten der Landschaftsmalerei und steht seinem Zeitgenossen Ruysdael vielleicht am nächsten. Er verstand namentlich das Wasser, in nächtlichem Schatten und zwischen flachen Ufern eingeschlossen, oder durch Mondlicht beleuchtet, darzustellen und ist hierin unübertroffen. Ebenso naturtreu stellte er Winterlandschaften und Feuersbrünste dar.

Sein Sohn, Eglon Hendrik van der N., geb. zu Amsterdam 1643, lernte bei J. Vanloo und malte besonders histor. Bilder und Landschaften, außerdem auch Gesellschaftsstücke, welche, in der Art des C. Netscher gedacht, technisch meisterhaft gelungen sind. Er lebte anfangs in Paris, dann zu Oranje und endlich am kurpfälz. Hofe zu Düsseldorf, wo er 3. Mai 1703 starb. Er war Hofmaler des Königs von Spanien und hatte unter anderm A. van der Werff zum Schüler.

Neerwinden, kleiner Ort im Kreise Huy der belg. Provinz Lüttich, 10 km südöstlich von

Tirlemont gelegen, wurde denkwürdig durch Luxembourgs (s. d.) Sieg über die Engländer unter Wilhelm III. 29. Juli 1693 und durch die Niederlage Dumouriez' (s. d.) 18. März 1793, wodurch der Prinz Josias von Coburg wieder Herr der belg. Lande wurde.

Nees, bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Nees von Esenbeck.

Nees von Esenbeck (Christian Gottfried), namhafter deutscher Botaniker und Naturphilosoph, geb. 14. Febr. 1776 auf dem Reichenberg im Odenwalde, besuchte das Gymnasium zu Darmstadt, studierte zu Jena Medizin und wendete sich dann immer mehr der Entomologie, Ornithologie und Botanik zu. Nachdem er längere Zeit als praktischer Arzt gewirkt, erhielt er 1818 die Professur der Botanik zu Erlangen. Im August desselben Jahres von der Leopoldinischen Akademie der Naturforscher zum Präsidenten erwählt, folgte er 1819 einem Rufe als Professor der Botanik nach Bonn, von wo er 1831 in gleicher Eigenschaft nach Breslau versetzt wurde. Im J. 1848 wandte er sich nach Berlin, ward aber hier im Jan. 1849 ausgewiesen, später, 29. Jan. 1851, wegen seiner Beteiligung an der Arbeiterverbrüderung als Professor der breslauer Universität suspendiert und infolge richterlichen Erkenntnisses 13. März 1852 seines Amts völlig entsetzt. In demselben Jahre ging die Präsidentschaft der Leopoldinischen Akademie an Kieser über, fiel aber bald wieder an N. zurück. N. blieb in Breslau, wo er auch 16. März 1858 starb. Seine Schriften handeln vorzugsweise über Systematik. Die wichtigsten davon sind folgende: «Bryologia Germanica» (2 Bde., Nürnb. 1823—31), «Systema Laurinarum» (Berl. 1836), «Handbuch der Botanik» (2 Bde., Nürnb. 1820—21), «Agrostologia Brasiliensis» (Stuttg. 1829), «Genera et species Asterearum» (Bresl. 1832). Die Herausgabe eines illustrierten Lehrbuchs der allgemeinen Naturgeschichte hat er mit der «Allgemeinen Formenlehre der Natur» (Bresl. 1852) begonnen. Auch als origineller Philosoph und Denker nimmt N. eine hervorragende Stellung ein, wie sein «System der spekulativen Philosophie», von dem nur der erste Band, die Naturphilosophie, erschienen ist (Glog. 1841), beweist.

Theodor Friedrich Ludwig N., Bruder des vorigen, geb. 26. Juli 1787, gest. 12. Dez. 1837 zu Hyères, Professor und Inspektor des botan. Gartens zu Bonn, hat sich ebenfalls durch mehrere bedeutende Werke einen Namen in der Geschichte der Botanik erworben. Besonders hervorzuheben sind seine «Genera plantarum Florae Germanicae» (31 Hefte, Bonn 1833—60), ein Kupferwerk, das nach seinem Tode erst von Spenner, dann von Putterlick, Endlicher u. a. fortgesetzt wurde, und «Plantae officinales» (Düsseld. 1821—23).

Nefasti dies (lat.), Unglückstage, s. u. Dies.

Neffzer (Auguste), franz. Journalist, geb. 3. Febr. 1820 zu Colmar, studierte Theologie in Straßburg und ging dann nach Paris. Er wurde 1844 verantwortlicher Herausgeber der «Presse» und begründete 1861 den «Temps». Im J. 1872 zog er sich in die Schweiz zurück und starb 20. Aug. 1876 in Basel. Bekannt ist N. auch als Begründer der «Revue germanique» (1858, mit Ch. Dollfus).

Neft-gil, soviel wie Bergwachs.

Negapatam (Nagapattanam), Handels- und Hafenstadt in dem Distrikt Tanjore der brit.-ind. Präsidentschaft Madras unter 10° 46′ nördl. Br. und 79° 54′ östl. L. (von Greenwich) an dem Meerbusen von Bengalen an einer der Mündungen des Flusses Kaweri auf einem offenen, sandigen, sich nur etwa 1 m über die See erhebenden Küstenstriche gelegen, ist Endpunkt der Indischen Südbahn. Die Bevölkerung, von denen ein Teil Nachkommen der frühern portug. und holländ. Kolonisten sind, belief sich 1881 auf 53855 Seelen, betreibt einen nicht unbeträchtlichen Handel und Küstenschifffahrt, namentlich nach Ceylon und beschäftigt sich auch mit der Darstellung grober Seiden- und Baumwollstoffe. Das frühere holländ. Fort zu N. ist jetzt eine Ruine. Die Stadt gehörte seit 1660 den Holländern und wurde diesen 1781 von den Briten entrissen und 1783 letztern förmlich abgetreten.

Negation (lat.), Verneinung, s. unter Negativ.

Negativ heißt verneinend, oder durch Verneinung gedacht. Verneinung oder Negation heißt Ungültigkeitserklärung eines Satzes und hat nur einen Sinn als Aufhebung einer Bejahung oder Setzung. Der ganze Begriff der Verneinung hat somit seinen Ursprung in der kritischen Reaktion des Denkens auf seine eigenen Erzeugnisse und in der Verwerfung eines Gedankens, der entweder aufgestellt worden ist oder für aufstellbar gehalten wird. Negative Urteile enthalten somit allemal eine Beurteilung des entsprechenden positiven Urteils. Negative Begriffe nennt man diejenigen, deren ganze Bedeutung auf der Verneinung eines andern beruht, z. B. Finsternis als Abwesenheit des Lichts, Freiheit als Verneinung des Zwangs u. s. w. Einen ganz andern Sinn hat das N. da, wo es sich, sei es in der Mathematik oder in der Physik, um das Verhältnis von Größen und Kräften handelt: hier drückt der (stets vertauschbare) Gegensatz von positiv und negativ nichts anderes aus, als daß zwei Größen oder zwei Kraftwirkungen sich gegenseitig aufheben. In Beziehung z. B. auf jede als positiv angesetzte mechan. Kraft heißt jede andere negativ, welche denselben Körper in entgegengesetzter Richtung zu bewegen strebt. Gänzlich verfehlt dagegen war die Tendenz der ehemaligen Metaphysik, besonders bei Spinoza und bei Hegel, die logische Negation, d. h. die bloße Abwesenheit irgend welcher Bestimmungen, als zum Wesen der Dinge gehörig anzusehen. Vgl. Kant, «Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen» (Königsb. 1763).

Negative Höhe, s. Depression (astronomisch).

Negatorienklage (lat. actio negatoria) heißt die Klage, mit welcher der dinglich Berechtigte, insbesondere der Eigentümer, einen dauernden widerrechtlichen Eingriff in sein Rechtsgebiet abwehrt, indem er Einstellung der Benachteiligung samt Schadenersatz beansprucht. Die Klage kann auch schon vor erfolgtem Eingriff, bei drohender Anmaßung erhoben werden und ist namentlich in Bezug auf Grundstücke praktisch, soweit nicht gerade hier, z. B. nach den Grundsätzen des Nachbarrechts, eine Duldungspflicht gegenüber gewissen nicht allzu starken Benachteiligungen besteht. Sind auf dem Nachbargrundstück gewerbliche Anlagen mit obrigkeitlicher Genehmigung gemacht worden, so kann die N. dieserhalb niemals auf Einstellung des Gewerbebetriebes, sondern nur auf Schutzmaßregeln, eventuell sogar bloß auf Schadloshaltung sich richten.

Neger, in der vollstümlichen Sprache auch Mohr (entstanden aus dem lat. Maurus, wie im

Altertum die dunkelfarbigen Bewohner Nordwestafrikas hießen), nennt man die schwarzen, wollhaarigen Bewohner Afrikas. Dieselben werden in allen ethnogr. Systemen als eine Hauptrasse von andern abgesondert und stehen als schiefzähnige Langköpfe (prognathe Dolichocephalen nach Retzius) neben den Papuas auf der niedersten Stufe der Rassenentwickelung. (S. Mensch.) Während man früher alle Eingeborenen von Afrika, mit Ausnahme des Nordrandes, als N. bezeichnete, haben genauere Forschungen gezeigt, daß nicht nur die Berbern und Kopten (die Nachkommen der alten Ägypter) im Norden, die Abessinier (welche Semiten sind), die Bedscha, Galla (beide Hamiten) und Nubier im Osten von ihnen zu trennen sind, sondern auch die über den Sudan verbreiteten Fulah oder Fellatah und alle südafrik. Stämme (Bantu), im Westen von 8° nördl. Br., im Osten vom Äquator an, von den eigentlichen N. unterschieden werden müssen. Das Gebiet der letztern umfaßt daher nur einen Gürtel im Süden der Sahara von 10—12 Breitengraden. Der Knochenbau des N. ist stark und massiv, namentlich zeichnet sich auch der Schädel durch Schwere, Dicke und Härte aus. Das Gehirn ist kleiner als beim Europäer und hat weniger entwickelte Windungen. Die hochgewölbte Scheitelgegend entspricht dem vorherrschend ausgebildeten Mittelhirn, während das Vorderhirn mehr zurücktritt, das Hinterhaupt aber oft lang ausgezogen ist. Der Kopf erscheint als von beiden Seiten zusammengedrückt, das Gesicht lang und schmal, sein unterer Teil tritt mehr heraus als beim Europäer, der Gesichtswinkel beträgt oft nur wenig über 70°. Die Backenknochen stehen hervor und lassen das Gesicht, aus welchem die breite, dicke, flache Nase mit weiten Löchern nur wenig sich erhebt, als von vorn plattgedrückt erscheinen. An dem langgestreckten und nach vorn gerichteten Oberkiefer sitzen schief nach vorn geneigte Schneidezähne meist von blendender Weiße. Der Mund ist weit und die Lippen wulstig, das Kinn klein, wenig vorspringend. Der Bart ist meist schwach. Ferner charakterisiert den Negertypus der starke Nacken, die geringere Biegung der Wirbelsäule, das kleinere, keilförmige, nach rückwärts geneigte Becken mit vertikal stehenden Darmbeinen, die schwarze, samtweiche, stets kühle, stark ausdünstende, übelriechende Haut und das krause, wollähnliche, nicht über 8 cm lange Haar. Dieser häßliche Typus findet sich jedoch keineswegs allgemein bei den N. ausgeprägt; er ist nur die extreme Form. Meist sind die N. viel weniger häßlich, und man trifft innerhalb der Rasse auf die mannigfaltigsten Varietäten, die zum Teil durch die Vermischung mit fremden Völkern, wie den Berbern, Arabern, Negroiden u. s. w., entstanden sind. Am reinsten zeigt sich der Typus in heißen Tiefländern, deren Bewohner zugleich auf niedriger intellektueller Stufe stehen. Latham rechnet zu dem eigentlichen Gebiet der N. nur das Land vom Senegal bis zum Niger nebst Darfur, Kordofan und Sennaar. (Über die Abgrenzung der N. von den Negroiden und andern Völkern Afrikas, ferner über ihre Religion, Kultur, Handel, Sklaverei, Staatenbildung, s. Afrika.)

Die Hauptstämme der N. sind: die Mandingo nebst den Serrakolet (Soninkié), Vei, Bambuti und Kuranko, die sich vom Gambia bis Bambara und südlich bis Kap Palmas ausbreiten; die Djolof oder Wolof, die schwärzesten und schönsten N., zwischen Senegal und Gambia; die Sererer, Nones, Felup, Joats, Baiotes, Fuluns, Biafaren, Jamburen, Papels, Bissagos, Birames, Balantes, Nagas, Cassanguas, Bagnuns, Tiapis, Bagoes, Landumas, Nalus, Bullom; die Songhay am mittlern Niger; die Haussa; die Kanuri oder die Bewohner von Bornu, mit denen sprachlich die Tebu der östl. Sahara verwandt sind; die Kru und Grebo an der Körnerküste; die Avekwom (Quaqua) an der Elfenbeinküste, die Aschanti (Ajante) nebst den gleichfalls die Odschisprache redenden Fanti, Akim, Aquapim und Akwambu; die Yoruba; die Ibo und Nussi am untern Niger; die Edeeyah oder Adiah auf Fernando Po; die Batta in Adamaua; die Marghi, sowie die Massastämme (Kotoko, Gamerghu, Logone, Mußgu) südlich von Bornu; die aus verschiedenen Stämmen bestehenden Bewohner von Baghirmi, Wadai und Darfur; die Stämme am Weißen Nil, wie die Schilluk, Nuehr, Bari, Denka u. a.

Vgl. außer den allgemeinen Werken von Fr. Müller, «Allgemeine Ethnographie» (Wien 1873; 2. Aufl. 1879), und Peschel, «Völkerkunde» (3. Aufl., Lpz. 1876), noch Waitz, «Die Negervölker und ihre Verwandten» (Lpz. 1860); R. Hartmann, «Die Nigritier» (Berl. 1876); derselbe, «Die Völker Afrikas» (Lpz. 1880); Kölle, «Polyglotta Africana» (Lond. 1854); Barth, «Sammlung centralafrik. Vokabularien» (Gotha 1862—66); Fr. Müller, «Grundriß der Sprachwissenschaft» (Bd. 1, Abteil. 2: «Die Sprachen der wollhaarigen Rassen», Wien 1877); Cust, «A sketch of the modern languages of Africa» (2 Bde., Lond. 1883, mit einer Sprachenkarte).

Negerhandel, s. unter Sklaverei.

Negieren (lat.), verneinen.

Neglektion (lat.), Vernachlässigung, Versäumung; Neglektengelder, Strafgelder wegen Versäumnisse.

Negotin, Stadt in Serbien, Hauptort des Kreises Krajina, 7 km von der Donau, in einer sehr sumpfigen Niederung, mit 5600 E., ist Sitz eines Bischofs, hat ein Progymnasium und ist der Stapelplatz für den Ausfuhrhandel des südöstl. Teils von Serbien, hauptsächlich für den vortrefflichen Wein der Umgegend.

Negotium (lat.), Geschäft; negotiorum gestio, Geschäftsführung; negotiieren, den Abschluß eines Geschäfts vermitteln, Geschäfte, namentlich Geldgeschäfte machen, besorgen; Negotiant, Geschäftsmann; Negotiateur, Unterhändler, Vermittler; Negotiation, Unterhandlung.

Negoziable Papiere, soviel wie Handelspapiere.

Negretti, Schafrasse mit kurzer feiner Wolle.

Negri (Christoforo), polit. und volkswirtschaftlicher Schriftsteller, geb. zu Mailand 13. Juni 1809, studierte zu Pavia, Graz, Prag, Lemberg und Wien die Rechte, war 1843—48 öffentlicher Professor der Staatswissenschaften zu Padua, emigrierte 1848 infolge seiner lebhaften Anteilnahme an der Revolution nach Piemont, wurde dann Präsident der Universität Turin und später in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten berufen. Als Chef der Konsulate reformierte er das Konsularwesen und suchte durch eine Reihe von Schriften auf die Hebung der polit. und kommerziellen Thätigkeit Italiens einzuwirken. Nach Übersiedelung der ital. Regierung nach Florenz gründete er dort die Italienische Geographische Gesellschaft, deren Präsidentschaft er fünf Jahre führte. Nachdem er

Digitized by Google

sein Hauptwerk «La storia politica dell' antichità paragonata alla moderna» (Venedig 1866; deutsch von Reinhardstöttner, Hamb. 1882) veröffentlicht, trat er in den Ruhestand und liegt seitdem geogr. Studien ob. Von seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen: «I passati viaggi antartici e l'ideata spedizione italiana» (Genua 1880), «Le memorie di Giorgio Pallavicino» (Turin 1882).

Negritos, s. Australneger.

Negro (engl.), soviel wie Neger.

Negroponte, griech. Insel, s. Euböa.

Negros oder Buglas, eine der Philippinengruppe in der Gruppe der Visayerinseln, im N. von Mindanao, 9014 qkm groß, mit 255873 E.

Negros, span. politische Partei, s. u. Blancos.

Negruzzi (Konstantin), einer der Begründer der neuern rumän. Litteratur, geb. 1808 zu Jassy, studierte in seiner Vaterstadt und in Bessarabien, gab dann zu Jassy im Verein mit Cogalniceanu und Alecsandri 1840 die «Dacia literara» heraus, war 1861 Minister unter Fürst Cusa und starb 1868. Unter seinen Schriften sind namentlich die epischen Dichtungen aus der vaterländischen Geschichte «Aprodul Purice» und «Lapusneanu» hervorzuheben. N.s Bedeutung liegt in der sorgfältigen Behandlung der Sprache; seine Schreibweise ist mustergültig geworden.

Sein Sohn, Jakob N., geb. im Jan. 1843 zu Jassy, studierte in Berlin und wurde dann Professor des Handelsrechts erst an der Universität Jassy und 1885 an der Universität Bukarest. N. gibt die Revue «Convorbiri literare» heraus, für welche er zahlreiche poetische und prosaische Beiträge geliefert hat, die sich durch natürlichen Stil und Humor auszeichnen. Einige seiner Charakterschilderungen übersetzte M. Kremnitz in «Rumän. Skizzen» (Bukarest 1877) und «Neue rumän. Skizzen» (Lpz. 1881).

Negüs, «König» in Abessinien; Negusa Nagast, «König der Könige», Oberkönig.

Negus, s. Glühwein.

Negusch, soviel wie Njegus.

Neheim, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Arnsberg, ist Sitz eines Amtsgerichts, Station der Linie Düsseldorf-Holzminden der Preußischen Staatsbahnen, hat Fabriken von Chemikalien, Lampen, Leuchtern, Metalldruckwaren und Nägeln und zählt (1880) 4215 meist kath. E.

Nehemia, ein vornehmer Hebräer und Mundschenk des Königs Artaxerxes Longimanus von Persien, wurde 444 v. Chr. als pers. Statthalter nach Jerusalem geschickt. Er ließ die Mauern und Thore Jerusalems wieder aufbauen und machte sich namentlich um die Herstellung der gottesdienstlichen Ordnung, die Befestigung des mosaischen Gesetzes und die Hebung des jüd. Nationalgefühls verdient, obwohl die von ihm gepflegte polit. und religiöse Exklusivität der Juden gegenüber den Samaritanern das jüd. Gemeinwesen in große Gefahr brachte. Nach Persien zurückgekehrt, machte er, um eingeschlichene Mißbräuche zu beseitigen, um 432 v. Chr. noch eine zweite Reise nach Jerusalem. Nicht unglaubwürdig ist die Nachricht, daß N. der Sammlung des alttestamentlichen Kanons vorgearbeitet habe. Das nach ihm benannte Buch des alttestamentlichen Kanons beruht teilweise auf des N. eigenen Aufzeichnungen. In der gegenwärtigen Gestalt rührt es aber aus bedeutend späterer Zeit her und bildet mit der Bearbeitung der ältern Aufzeichnungen Esras (s. d.) ein Ganzes. Vgl. Bertheau, «Die Bücher Esra, N. und Esther» (Bd. 17 des «Kurzgefaßten exegetischen Handbuchs zum Alten Testament», Lpz. 1862).

Neher (Bernhard von), Historienmaler, geb. 16. Jan. 1806 zu Biberach, bildete sich in Stuttgart und München unter Cornelius aus. Einige Ölbilder (darunter die Schlacht von Döffingen) veranlaßten den König von Württemberg, ihm ein Reisestipendium zu gewähren, sodaß er sich vier Jahre in Rom aufhalten konnte. Nach seiner Rückkehr nach München schmückte N. 1834 die äußere Seite des Isarthors über dem Haupteingange mit dem Einzug des Kaisers Ludwig des Bayern, über den beiden Seiteneingängen mit den Gestalten der Heiligen Jungfrau und des heil. Benno. Im J. 1836 wurde er nach Weimar berufen, um an der Ausstattung der Goethe und Schiller gewidmeten Räume im großherzogl. Schlosse teilzunehmen. N. widmete sich diesen Arbeiten größtenteils im Sommer, während er sonst an der Akademie in Leipzig wirkte, an welche er seit 1841 als Direktor berufen war. Auch als er 1846 als Professor an der Kunstschule nach Stuttgart ging, arbeitete er von dort aus an der Vollendung der weimarischen Aufgaben, die er 1847 abschloß. Daneben malte er ein großes Altarbild für die kath. Pfarrkirche der Stadt Ravensburg, sowie eine Kreuzabnahme in der stuttgarter Galerie. Auch fertigte er die Kartons für die von Scheerer ausgeführten Glasgemälde des Chors der Stiftskirche in Stuttgart. Seit 1852 wirkte N. als Vorstand der Kunstschule, deren Direktor er 1867 wurde. Von seinen letzten Ölbildern sind hervorragend: die Altarbilder in der Kapelle der Königin, der Frühling, Abrahams Fürbitte für die Gerechten in Sodom u. s. w.

Neher (Michael), Architekturmaler, Bruder des vorigen, geb. 31. März 1798 zu München, lebte 1823—26 in Rom und entwarf daselbst Federzeichnungen von den Umgebungen Roms und Neapels. Nach München zurückgekehrt, malte er zahlreiche Genrescenen, Kostümstücke, Landschaften und Architekturen, die allgemein beliebt wurden. In Hohenschwangau malte er die Bilder im Saal des Schwanenritters nach Rubens' und die im Heldensaal nach Schwinds Entwürfen. Das eigentliche Gebiet N.s wurde aber die Architekturmalerei. Namentlich wurde der Dom von Magdeburg, das Münster von Freiburg, der Dom von Frankfurt, der von Mecheln, das Stadthaus und die Peterskirche von Löwen durch ihn dargestellt. N. starb 4. Dez. 1876 in München.

Nehrlich, Maler, s. Nerly.

Nehrung, s. Haff.

Neidenburg, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Königsberg, Sitz eines Landratsamts, Amtsgerichts nebst Strafkammer und eines Hauptzollamts, hat eine höhere Bürgerschule, ein Schloß, Johanniterkrankenhaus und eine Maschinenfabrik und zählt (1880) 4351 meist prot. E.

Der Kreis Neidenburg zählt auf 1633 qkm (1880) 57379 meist prot. E. (43000 Polen).

Neidhart von Reuenthal, einer der bedeutendsten Lyriker des deutschen Mittelalters, der ungefähr 1210—40 dichtete, war gebürtig aus Bayern, nachher aber in Österreich (am Hofe Leopolds und Friedrichs des Streitbaren) ansässig. Er wurde der Urheber einer neuen Dichtungsgattung, indem er, abweichend von der herrschenden, aus franz. Quelle stammenden höfischen Manier, seine Stoffe

und Formen hauptsächlich aus der eigenen heimischen Umgebung, und zwar aus dem Leben der Bauern, von ihren Tänzen und den damit verbundenen Spielen, Aufzügen und Liedern entnahm. Diesem Ursprung gemäß zerfallen seine Dichtungen in zwei Hauptklassen: in Frühlingslieder, wie sie zum Reigen gesungen zu werden pflegten, und in Winterlieder zum Tanz in der Stube, die den ausgelassenen übermut der tölpelhaften Dorfbewohner schildern. Mit Humor führte er sich auch selbst unter seinem eigenen Namen redend und handelnd in seinen Liedern ein und erleichterte dadurch den bis durch das 15. Jahrh. dauernden Mißbrauch, daß ihm zahlreiche, dem Inhalt wie der Form nach rohe Lieder und Strophen untergeschoben, daß er als Bauernfeind aufgefaßt und Abenteuer ihm angedichtet wurden nach Art des Kalenbergers und Eulenspiegels. Zuletzt wurde er sogar unter dem Namen Neidhart Fuchs (dem an der südl. Mauer der St. Stephanskirche zu Wien ein Grabmal errichtet ist) wirklich als ein Zeitgenosse des Pfarrers vom Kalenberge und wie dieser als eine Art Hofnarr am Hofe des österr. Herzogs Otto des Fröhlichen (gest. 1339) dargestellt, während zugleich überhaupt in lyrischer Form erzählte Schwänke, Schalksstreiche und Abenteuer mit Bauern schlechthin den Namen Neidharte erhielten. N.s Lieder sind in mehrern eigenen Sammlungen enthalten, von denen die beste in der Bibliothek des Schlosses Riedegg ist und von Benecke in den «Beiträgen zur Kenntnis der altdeutschen Sprache und Litteratur» (Bd. 2, Gött. 1832) herausgegeben wurde. Alles Erhaltene (Echtes und Unechtes) ist gesammelt in von der Hagens «Minnesinger» (Lpz. 1838). Eine kritische Ausgabe der echten Lieder lieferte Haupt (Lpz. 1858). Vgl. Liliencron, «über N.s höfische Dorfpoesie» in Haupts «Zeitschrift für deutsches Altertum» (Bd. 6); Schröder, «Die höfische Dorfpoesie des deutschen Mittelalters» in Gosches «Jahrbuch der Litteraturgeschichte» (Berl. 1865); Schmolke, «Leben und Dichten N.s» (Potsd. 1875); R. M. Meyer, «Die Reihenfolge der Lieder N.s» (Berl. 1883).

Neidnagel, s. unter Nagel (anatomisch).

Neigung, s. Inklination.

Neilgherries, s. Nilgiri.

Neipperg, altes, ehemals reichsunmittelbares Rittergeschlecht aus dem Kreichgau in Schwaben, 1734 in den Reichsgrafenstand erhoben und 1827 unter die deutschen Standesherren aufgenommen.

Graf Wilhelm Reinhard von N., geb. 1684, kaiserl. Feldmarschall, schloß 1739 den Frieden zu Belgrad und verlor 1741 die Schlacht bei Mollwitz gegen Friedrich d. Gr., blieb aber nichtsdestoweniger bis zu seinem Ende ein Günstling von Franz I. und Maria Theresia. Er starb 1774 als Hofkriegsrat und Kommandant von Wien.

Sein Enkel war Graf Adam Adalbert von N., geb. 8. April 1775. Derselbe zeichnete sich in österr. Militärdiensten mehrfach aus, ging 1811 als Gesandter nach Schweden und vermittelte 1813 Schwedens Beitritt zur Koalition gegen Napoleon I. Auf dem Wiener Kongreß trat er als Bevollmächtigter der Exkaiserin Marie Luise auf und wurde 1815 von derselben zum Oberstallmeister ernannt. N. kommandierte den Vortrab der gegen Murat aufgestellten Armee und zwang diesen zur Kapitulation, zog dann mit Marie Luise nach Parma und übernahm die Leitung des Herzogtums. Einige Monate nach Napoleons I. Tode (1821) wurde er morganatisch der Herzogin Marie Luise angetraut. N. starb 22. Febr. 1829. Aus seiner Ehe mit Marie Luise stammt Wilhelm Albrecht, geb. 9. Aug. 1821, Graf, seit 1864 Fürst von Montenuovo, österr. General der Kavallerie und Kommandant der Leibgarde, der ein neues Geschlecht begründete.

Adams ältester Sohn aus erster Ehe, Graf Alfred von N., geb. 26. Jan. 1807, gest. 16. Nov. 1865, war württemb. Generalmajor und mit der Prinzessin Maria von Württemberg vermählt.

Dessen Bruder, Graf Erwin von N., geb. 6. April 1813, österr. General der Kavallerie, gegenwärtig Standesherr und Chef des Hauses, war 1866 Militärgouverneur von Mainz, nachdem er schon an dem Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 teilgenommen, erlitt 1866 die Niederlage bei Aschaffenburg, fungierte später als Divisionsgeneral in Preßburg und führte 1869 zeitweilig das Generalkommando in Wien. Vgl. Klunzinger, «Die Edeln von N. und ihre Wohnsitze Neipperg und Schwaigern» (Stuttg. 1840).

Neira, eine der Banda-Inseln (s. d.).

Neisse ist der Name dreier zum Stromgebiete der Oder gehöriger Flüsse. — Die Glatzer Neisse, ein wildes, durch häufige Überschwemmungen verheerendes Wasser, entspringt auf dem Kleinen Glatzer Schneeberge, fließt bis Glatz nach Norden, dann durch ein enges Thal (den Paß von Wartha) zwischen dem Eulen- und Reichensteiner Gebirge nach Nordosten und mündet 7 km unterhalb Schurgast in die Oder. Der Fluß ist 195 km lang, der Lauf aber jäh, sein Bett voller Steine. Er wird schon oberhalb Habelschwerdt flößbar, von Löwen an auf 15 km schiffbar. Unter den Nebenflüssen sind die bedeutendsten: rechts die Biela, aus dem reichensteiner Gebirge kommend; dann eine andere Biela (auch Biele und Bielau), die vom Altvater nach Norden fließt und oberhalb der Festung Neisse mündet; die Steinau, die Löwen gegenüber der N. in ihrem Unterlaufe zugeht. Links empfängt die N. die Weistritz oberhalb und die Steine unterhalb der Stadt Glatz. Die Glatzer N. ist das Hauptgewässer des glatzer Kesellandes. Die hier oberhalb Habelschwerdt einmündende Wölfel durchströmt den anmutigen Wölfelsgrund und bildet den Wölfelsfall, den schönsten und einzigen ganz naturwüchsigen Wasserfall der Sudeten (3 m breit und 15 m hoch). — Die Lausitzer oder Görlitzer Neisse entspringt in Böhmen am Iserkamm oberhalb Reichenberg und tritt unterhalb Grottau in die sächs. Oberlausitz ein. Nachdem sie unterhalb Lenba die Grenze überschritten, durchfließt sie zunächst den nordwestl. Teil des preuß. Regierungsbezirks Liegnitz, in welchem sie an Görlitz vorüberströmt, dann durch den preuß. Regierungsbezirk Frankfurt. Sie mündet 15 km unterhalb Guben bei Schiedlow da, wo die Oder nach Norden umbiegt. Auf ihrem 225 km langen Laufe, der im allgemeinen nach Norden gerichtet ist, wird sie von Mustau ab flößbar, bei Guben schiffbar. Die Lausitzer N. hat keinen Nebenfluß von Bedeutung. — Die Wütende oder Jauersche Neisse, die oberhalb Bolkenhain am Mittelgebirge entspringt, berührt die Stadt Jauer und mündet nach einem nur 37 km langen Laufe in die Katzbach.

Neisse, Kreisstadt und Festung im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, früher Hauptstadt des gleichnamigen Fürstentums und fürstbischöfl. Re-

sidenz, liegt in breiter Thalung rechts an der Neisse und der die Stadt in drei Armen durchströmenden Biele, sowie an den Linien N.-Brieg, Frankenstein-Kosel und N.-Oppeln der Preußischen Staatsbahnen. N. ist Sitz eines Land- und eines Amtsgerichts, eines Landratsamts, eines Eisenbahnbetriebsamtes, sowie der Landschaft des Neisse-Grottkauer Fürstentums und zählt (1880) 20507 meist kath. E. Unter den sieben Kirchen zeichnen sich die große, 1195—98 erbaute, in ihrer jetzigen Ausdehnung 1430 vollendete got. Pfarrkirche des heil. Jakobus, die Kreuzkirche, die im ion. Stil 1715 aufgeführte Kuratialkirche zu St. Peter und Paul und die schöne Gymnasialkirche Mariä Himmelfahrt (1688 von den Jesuiten erbaut) aus. Die Evangelischen besitzen zwei Kirchen. Andere bemerkenswerte Gebäude sind der 1499 vollendete, 85 m hohe Ratsturm, das alte Kämmereigebäude und das Stadthaus. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu N. ein kath. Gymnasium (das ehemalige Jesuitenstift), eine Kriegsschule, ein Realgymnasium und eine landwirtschaftliche Winterschule. Das aus bischöfl. Zeit stammende große Hospital im Kloster des ehemaligen Kreuzstiftes ist den Barmherzigen Schwestern anvertraut. Ein ansehnliches städtisches Theater wurde 1852 erbaut. In den Räumen des alten bischöfl. Schlosses ist das Artilleriedepôt untergebracht; in dem neuern bischöfl. Residenzgebäude befinden sich jetzt mehrere königl. Behörden. Bedeutend ist der Handel mit Landesprodukten. In der Umgegend baut man viel Gemüse, auch Flachs. — Schon 1350 erhielt N. durch Bischof Preczlaus Mauern, hinter welchen die Bewohner 1428 den Hussiten tapfern Widerstand leisteten, und 1594 wurde es mit Schanzen und Basteien schwach versehen. Während des Dreißigjährigen Kriegs ward die Stadt dreimal feindlich besetzt: 1621 vom Markgrafen Joh. Georg von Jägerndorf, 1632 von Sachsen und Dänen und 1642 von den Schweden. Seit 1643 durch Wall und Graben stärker befestigt, ging die Festung, von den Preußen belagert, 1741 durch Kapitulation über, worauf Friedrich II. einen großartigen Festungsbau begann. Zugleich ließ der König auf dem linken Ufer der Neisse die nach ihm benannte, bis 1810 eine eigene Stadt bildende Friedrichstadt erbauen und einige Hauptbollwerke, insbesondere seit 1743 das Fort Preußen aufführen. Von den Österreichern 1758 vergeblich belagert, mußte sich N. 16. Juni 1807 nach harter Belagerung den Franzosen durch Kapitulation ergeben, die es nun bis 13. Nov. 1808 besetzt hielten. Neuerdings ist die gegen Österreich gerichtete und zwei wichtige Sudetenstraßen beherrschende Festung erweitert und verstärkt worden. Vgl. Minsberg, «Geschichtliche Darstellung der merkwürdigen Ereignisse der Fürstentumstadt N.» (Neisse 1834); Kastner, «Geschichte der Stadt N.» (3 Bde., Neisse 1854—67); Schulte, «Beiträge zur Geschichte von N.» (Neisse 1881).

Das Fürstentum Neisse, anfangs von der Hauptburg Ottmachau das Ottmachauer Land, mit dem Aufkommen der Stadt N. das Neisser Land genannt, gelangte 1201 durch Schenkung an das Bistum Breslau und wurde durch die Bischöfe allmählich vergrößert. Bischof Preczlaus erwarb 1344 durch Kauf das Grottkauer Land, weshalb sich auch später die breslauer Bischöfe Fürsten von N. und Herzöge von Grottkau nannten. Das ganze Fürstentum war gegen 2200 qkm groß. Nach dem Breslauer Frieden von 1742 blieb bei Österreich nur der kleinere, gebirgige südl. Teil (900 qkm), in dem noch jetzt das breslauer Bistum Grundherrlichkeit hat; der größere nördl. Teil (1300 qkm) gelangte an Preußen und wurde 1810 bei der allgemeinen Säkularisation der geistlichen Güter gleichfalls für Staatseigentum erklärt. Die Hauptstadt des österr. Anteils ist Jauernik, neben welcher noch die Bergstadt Freiwaldau, der Hauptsitz der Feinleinen- und Damastfabrikation Österreichisch-Schlesiens, sowie die Städte Zuckmantel, Friedeberg, Weidenau und Reichenstein zu nennen sind. Der preuß. Anteil, noch immer Fürstentum N. genannt, gehört zum Regierungsbezirk Oppeln und zerfällt gegenwärtig in die beiden Kreise: N. (711 qkm mit 99522 E.) und Grottkau.

Neith ist eine ägypt. Göttin, welche vorzüglich in der unterägypt. Stadt Saïs als Lokalgottheit verehrt wurde. Sie wurde von den Griechen mit der Athene verglichen, an welche ihre Symbole, in älterer Zeit zwei Pfeile, in späterer ein Instrument, welches für ein Weberschiffchen gehalten wird, erinnern. Wie alle großen Göttinnen wurde sie später nicht selten mit der Isis identifiziert. Zu Saïs wurde ihr, wie Herodot erzählt, jährlich ein eigentümliches Fest gefeiert, an welchem man die ganze Nacht hindurch unzählige Lampen anzündete, wovon es das Lampenfest genannt wurde. Plutarch und Proklus führen an, daß ihr Tempel zu Saïs die Inschrift führte: «Ich bin das All, das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige; mein Gewand hat noch kein Sterblicher gelüftet», eine Inschrift, die man lange Zeit irrig auf die Unerkennbarkeit ihres Wesens bezogen hat.

Neithardt (Aug. Heinr.), Liederkomponist, geb. 10. Aug. 1793 in Schleiz, war 1816—40 Musikmeister in der preuß. Armee und gründete dann den berliner Domchor, dessen Dirigent er seit 1845 war. Er starb 18. April 1861 in Berlin. Am bekanntesten wurde seine Komposition des Liedes «Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?» (1826).

Neiva, Stadt im Staate Tolima der Vereinigten Staaten von Columbia in Südamerika, an der rechten Seite des Rio Magdalena, bei der Mündung des Neiva, in 437 m Meereshöhe, mit 8332 E., meist Farbige.

Neko, s. Necho.

Nekrassow (Nikolai Alexejewitsch), der hervorragendste Dichter der modernen russ. Litteratur nächst Puschkin und Lermontow, geb. 4. Dez. (22. Nov.) 1821 im Gouvernement Jaroslaw, mußte vor Beendigung seiner Studien aus Mangel an Mitteln die Universität verlassen, widmete sich von 1841 an ausschließlich der schriftstellerischen Laufbahn und war 1847—66 Redacteur des «Sovremennik» («Zeitgenosse»). N.s Ruhm als Dichter begründete eine Reihe 1845 erschienener Gedichte, die bei außerordentlichem poetischen Talent durch die Neuheit der Form, durch ihre Beziehung auf die gesellschaftlichen Bestrebungen der Gegenwart und die Sympathie für Volk und Volksleben besonders wirksam waren. Aus N.s letzten Jahren stammen die tiefsinnigen Gedichte: «Letzte Lieder» (Petersb. 1877). Er starb nach langer Krankheit 28. Jan. 1878 (27. Dez. 1877) in Petersburg. Seine Werke sind in mehrern Auflagen erschienen, zuletzt in einem Bande (Petersb. 1884); eine deutsche Übersetzung derselben begann K. Köcher herauszugeben (Bd. 1, Lpz. 1885); eine Auswahl erschien früher

von Jessen («Dichtungen von Graf Talstoj und N. Nekrasow», russisch u. deutsch, Petersb. 1881).

Nekrobiose (grch.), diejenige Form des Absterbens, welche der käsigen Entartung (Tuberkulisation) vorausgeht; von Virchow auf alle degenerativen Metamorphosen angewendet, welche die Vernichtung der Zellen herbeiführen.

Nekrokaustie (grch.), Totenverbrennung; Nekrolatrie, Totendienst.

Nekrologien (grch.), d. i. Totenbücher, nannte man im Mittelalter die Kalender der geistlichen Stifter und Klöster, in welchen an den betreffenden Tagen die Namen derer eingezeichnet wurden, deren Andenken man durch Einschließung in die öffentliche Fürbitte ehren wollte. Gleichbedeutend ist Necrologium mit Mortilogium und Obituarium; auch gebrauchte man dafür Regula und Martyrologium, weil dasselbe meist der Ordensregel und dem Martyrologium angehängt war, sowie Liber oblegiorum und Liber praesentiarum, weil man darin neben dem Namen des Verstorbenen zugleich die Gabe zu bemerken pflegte, die man ihm verdankte. In den N. wurden die Namen aller derjenigen aufgezeichnet, welche entweder dem Stift selbst angehört, demselben verbrüdert waren oder sich um dasselbe verdient gemacht hatten; mit dem Begräbnis in einer Kirche wurde sehr oft auch eine besondere Stiftung zur Feier des Jahrestags verbunden. Die ältern N. sind wichtig für die Folge der Bischöfe und Äbte und die Genealogie der Stifter und Wohlthäter; später verringerte mnn wegen zu großer Häufung die Menge der Gedenltage, und verlegte viele auf willkürlich gewählte Tage. Älter als die N. sind die Diptychen, welche die Namen ohne den Todestag enthalten; die ältesten N. sind aus dem 8. Jahrh. Ein Verzeichnis der durch den Druck bekannt gemachten N. findet sich bei Wattenbach, «Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter» (Berl. 1858; 5. Aufl. 1885). In neuerer Zeit wählte zuerst Schlichtegroll den Namen Nekrolog als Titel für seine «Nachrichten von dem Leben merkwürdiger verstorbener Deutschen in den J. 1790—1800» (22 Bde., Gotha 1791—1801), denen er den «Nekrolog der Deutschen für das 19. Jnhrh.» (5 Bde., Gotha 1802—6) folgen ließ; von 1823 bis 1852 erschien der «Neue Nekrolog der Deutschen». Jetzt bezeichnet man mit Nekrolog allgemein die Biographie eines kürzlich Verstorbenen.

Nekromantie (grch.) bezeichnete im Altertum die Weissagung durch Abgeschiedene, deren Seelen man heraufbeschwor, um sie über die Zukunft zu befragen. In den Schriften des Alten Testaments erscheint die N. als zur Abgötterei gehörig verboten. Im elften Buche der Odyssee, welches daher Nekyia (oder auch Nekromanteia) genannt wurde, ruft Odysseus den Schatten des Tiresias aus der Unterwelt hervor, um unter Spenden und Opfern sich von ihm weissagen zu lassen. Ohne Zweifel gab es seit alten Zeiten in manchen Gegenden Griechenlands sog. Nekyomanteia (auch Nekromanteia genannt) oder Totenorakel. Während aber im übrigen Griechenland die N. unter Leitung von Priestern in bestimmten Heiligtümern ausgeübt wurde, beschäftigten sich namentlich in Thessalien, dem Sitze der Zauberei, damit eigene Personen, sog. Psychagogen oder Heraufführer der Schatten, die durch zauberische Formeln und Gebräuche Tote wollten beschwören können. Um so leichter artete sie immer mehr aus und führte dort, sowie auch in andern Gegenden Griechenlands und Italiens, namentlich in Rom, zu mancherlei Greueln. Insofern die hervorgerufenen Schatten sich dem Beschwörer angeblich wirklich zeigten, nannte man die N. Psychomanteia, d. h. Wahrsagen der abgeschiedenen Seelen. Auch im altdeutschen und nordischen Heidentum findet mon diese Art der Wahrsagung.

Nekropolen (grch.), Totenstädte, werden die Begräbnisplätze in der Nähe der alten Städte genannt. Namentlich hieß so eine Vorstadt von Alexandria. Auch konnten die ägypt. Begräbnisplätze mit ihren, zum großen Teil auf und unter der Erde stattlich auf- und ausgebauten oder in den Fels gehauenen Gräbern, in welchen die Mumien beigesetzt wurden, passend mit Wohnungen der Toten verglichen werden. Die N. von Memphis und Theben zogen sich weit am Rande der Wüste hin. N. finden sich im ganzen Gebiete der Alten Welt, namentlich in Kleinasien, auf Cypern, Rhodos, in Sirilien und besonders auch in Etrurien, auf dessen Begräbnisplätze der Name gleichfalls vorzüglich paßt, während im eigentlichen Griechenland und bei den Römern die Sitte überwog, die Toten längs der Landstraßen zu bestatten.

Nekropsie oder Nekroskopie (grch.), die Leichen- oder Totenschau.

Nekrose (grch.), das Absterben von Geweben und Organen (s. Brand), im engern Sinne der Knochenbrond.

Nekroskopie (grch.), Leichenschau.

Nekrotomie (grch.), die operative Entfernung eines abgestorbenen Knochens; auch soviel wie Leichenöffnung.

Nektanebus (ägypt. Nechtnebf), Name zweier Könige aus dem letzten nationalen Herrschergeschlecht Ägyptens, die sich, dank den Unterstützungen der griech. Staaten, mit wechselndem Glück gegen die Perser zu halten vermochten. N. I. (387—369 v. Chr.) ward vergebens von Artaxerxes II. angegriffen. N. II. (367—350 v. Chr.), den Agesilaus in innern Wirren unterstützt hotte, unterlag schließlich dem Perserkönig Artaxerxes III. Ochus und flüchtete nach dem Verlust des Delta nach Äthiopien. Die spätere ägypt. Sage ließ ihn nach Macedonien fliehen und machte ihn zum Vater Alexanders d. Gr. N. II. hat übrigens noch viel an den ägypt. Tempeln gebaut.

Nektar (grch.) nannten die Griechen und nach ihnen auch die Römer den spezifischen Trank der Götter, Ambrosia die Speise derselbeu. In den Homerischen Gedichten wird im allgemeinen zwischen N. und Ambrosia nicht unterschieden. Bei den spätern Dichtern (einige Ausnahmen abgerechnet, wie bei Sappho, wo die Götter Ambrosia trinken, und bei Altman, wo sie N. speisen) heißt dann N. der Göttertrank, Ambrosia die Götterspeise. Ein Sterblicher kann durch den fortgesetzten Genuß von N. und Ambrosia aber dadurch, daß er als Kind mit Ambrosia gesalbt wird, Unsterblichkeit erlangen. Vgl. Roscher, «N. und Ambrosia» (Lpz. 1883).

Nektarien oder Honigdrüsen nennt man in der Botanik verschiedene drüsenartige Gebilde, die einen zuckerhaltigen Saft absondern. Sie finden sich in zahlreichen Blüten und zwar gewöhnlich am Grunde der Blumenblätter oder auf dem Blütenboden; oft sind auch die Blumenblätter in Form eines Sporns ausgestülpt, in dessen Innern dann jener zuckerhaltige Saft ausgeschieden wird. Die N. sind für die Bestäubung der Blüten durch Insekten sehr wichtig, weil diese Tiere beim Sammeln des

Sekrets in die Blüte eindringen müssen, dabei den von andern Blüten mitgebrachten Pollenstaub auf dem Griffel abstreifen und so eine Wechselbestäubung bewirken. (S. Bestäubung.)

Nélaton (Auguste), namhafter franz. Chirurg, geb. 17. Juni 1807, studierte bis 1836 in Paris Medizin, worauf er eine Anstellung als Chirurg in verschiedenen Hospitälern erhielt und sich zu gleicher Zeit als Privatdocent an der mediz. Fakultät der pariser Universität habilitierte. Nach 15jähriger Thätigkeit wurde er im April 1851 zum ord. Professor der chirurgischen Klinik ernannt und bekleidete dieses Lehramt bis 1867, in welchem Jahre er seinen Abschied mit dem Titel eines Honorarprofessors nahm. Bereits 1866 hatte ihn Napoleon III. zu seinem Leibchirurgen ernannt. Seit 1856 war N. Mitglied der Akademie der Medizin in der Section der chirurgischen Pathologie, seit 1868 Senator. Er starb 21. Sept. 1873 zu Paris.

N. hat sich in der wissenschaftlichen Welt sowohl als Lehrer wie als praktischer Arzt ausgezeichnet und gehörte zu den vorzüglichsten Chirurgen der Neuzeit. Besonders verdient hat er sich um die Lehre von der Steinoperation gemacht. Er veröffentlichte: «Traité des tumeurs de la mamelle» (Par. 1839), «Parallèle des divers modes opératoires dans le traitement de la cataracte» (Par. 1850), «De l'influence de la position dans des maladies chirurgicales» (Par. 1851), «Eléments de pathologie chirurgicale» (5 Bde., Par. 1844—60; 2. Aufl., Bd. 1—3, 1867—70).

Neleus, der Sohn des Kretheus oder eigentlich des Poseidon und der Tyro, ein Zwillingsbruder des Pelias, Vater des Nestor, wurde nebst seinem Bruder von seiner Mutter ausgesetzt. Pferdehirten fanden die beiden Knaben und zogen sie auf. Nach dem Tode des Kretheus gerieten beide Brüder in Zwist über die Herrschaft von Jolkos in Thessalien, und N. zog, vertrieben, nach Messenien, wo er Pylos erbaute. Hier kam er mit Herakles in Kampf, weil er ihn nach der Ermordung des Iphitos nicht sühnen wollte; dafür erschlug Herakles die Söhne des N., den Nestor ausgenommen. Auch hatte N. Kämpfe mit den Arkadiern und dem Epeierkönig Augeas zu bestehen. Er starb endlich nach Pausanias zu Korinth. Seine Nachkommen, die Neliden, wurden von den Herakliden aus Messenien vertrieben und gingen zum größten Teil nach Athen.

Nelke (Dianthus), eine zur Familie der Sileneen gehörige, sehr artenreiche Pflanzengattung mit schönen, häufig sehr wohlriechenden Blüten, deren röhriger, fünfzähniger Kelch am Grunde mit 2—12 Schuppen umgeben ist. Sie haben fünf, unten plötzlich zu einem linienförmigen Nagel zusammengezogene Blumenblätter, zehn Staubgefäße und einen Fruchtknoten mit zwei Griffeln. Die Platte der Blumenblätter ist im Umriß meistens dreieckig, selten ganzrandig, gewöhnlich gezähnt, gefranst oder geschlitzt. Der Fruchtknoten wird zu einer einfächerigen, mit Zähnen aufspringenden Kapsel mit schildförmigen, breitgeflügelten Samen. Die blumistisch bedeutendste und bekannteste Art ist die Gartennelke (Dianthus Caryophyllus), welche ursprünglich im südl. Europa, vorzugsweise in Dalmatien, zu Hause ist, sich aber auch, zum Teil wohl verwildert, durch Nordeuropa und die Schweiz, ja selbst in England auf Mauern und Felsen findet. Wild wachsend erzeugt sie nur wenige Blüten von dunkelroter Farbe. Die Veränderlichkeit und Schönheit ihrer Blütenfarben, sowie die Leichtigkeit ihrer Vermehrung durch Ableger und Aussaat sind die Ursachen ihrer ausgedehnten Kultur, die indessen seit Ende des 18. Jahrh. abgenommen hat. Eine beliebte Zierpflanze ist auch die Federnelke (s. d.).

Von besonderm Interesse sind einige von der Stammart durch die Art des Wachstums abweichende Formen, die Zwerg- und die Remontantenelke. Die Wiener Zwergnelke unterscheidet sich durch einen niedrigen, dichtbuschigen Wuchs und durch die Neigung, aus Samen eine frühzeitiger und reicher blühende Nachkommenschaft mit mindestens einfarbigen, halb oder ganz gefüllten Blumen zu erzeugen. Bei den Remontantenelken entwickelt sich schon während des in den Sommer fallenden Hauptflors eine Menge kräftiger Zweige mit schon erkennbaren Knospen, welche in ihrer Ausbildung nur ganz langsam vorschreiten und während der Wintermonate nach und nach aufblühen. Die Baumnelke (D. arboreus), ein bis 1 m hoher Strauch mit holzigen Stengeln und 2½ cm langen fast cylindrischen Blättern und zahlreichen, wiederholt gabelig geteilten Blütenstengeln, blüht fast den ganzen Sommer hindurch und in geschützten Räumen auch im Winter. Die Bartnelke (D. barbatus) ist zwei- oder mehrjährig, bildet Büsche von 30—40 cm Höhe und trägt auf den beblätterten knotigen Stengeln zahlreiche Blumen in Doldensträußen, die ein vollkommenes Bouquet bilden. Der Kelch ist von langen linienförmigen, zwischen den Blumenblättern stehenden und sie überragenden Deckblättchen begleitet. Die Blumen sind fleischfarbig-rosa, rot bis zum dunkelsten blutrot, karmoisin, purpurn, violett, weiß, sehr oft dunkler gestreift oder punktiert oder mit Flecken bezeichnet, welche zu einem Ringe zusammentreten.

Die Chinesernelke (D. chinensis), einjährig, wird in den Gärten nur noch selten kultiviert, desto häufiger die schönere Kaisernelke (var. imperialis), eine bloß spannenhohe Form mit dicht gefüllten, sehr verschiedenartig gefärbten und mannigfaltig gezeichneten Blumen, welche den Sommer hindurch bis zum Spätherbst in fast ununterbrochener Folge auftreten. Sie variieren vom reinsten Weiß bis zum dunkelsten Purpur. Einer großen Beliebtheit erfreuen sich die Hedwigsnelke, eine 20—30 cm hohe graugrüne Pflanze mit Blumen von 5—8 cm Durchmesser mit regelmäßig ausgebreiteten, am Rande gefransten Blumenblättern, und die Schlitznelke, von etwas höherm und weniger dichtem Wuchs, aber mit größern Blumen. Alle diese Nelken sind in Rücksicht auf die Leichtigkeit ihrer Kultur, ihren Blütenreichtum und die Farbenpracht und elegante Zeichnung zur Ausschmückung der Rabatten und zur Bildung von Gruppen vorzüglich gut geeignet. Die Samen werden im April warm ausgesäet, die Pflanzen auf besondere Beete pikiert und später zum Bleiben gepflanzt. Unter den bei uns wild wachsenden Arten verdienen besonders die auf Feldrainen und grasigen Hügeln wachsende Heidenelke (D. deltoides) wegen ihrer brennend roten, mit einem dunkeln Querstreifen und hellern Punkten verzierten, und die auf trocknen, sandigen Wiesen, Triften und Hügeln häufige Kartäusernelke (D. carthusianorum) mit kopfförmig gehäuften Blumen genannt zu werden.

Nelkenöl, s. unter Gewürznelken.

Nelkenpfeffer, s. Pimenta.

Nelkenraffel, Pflanzenart, s. unter Geum.

Nelkensäure, s. Eugenol.

Nelkenwurz, s. unter Geum.

Nelkenzimt, s. Piment.

Nellenburg, ehemals eine schwäbische Grafschaft, genannt nach der im bad. Bezirksamt Stockach gelegenen, zum Dorfe Hindelwangen gehörigen, schon 1056 erwähnten Burg N. der alten Zürich- und Thurgaugrafen. Die Grafschaft kam 1465 an Österreich, 1805 an Württemberg und 1810 an Baden, zählte auf etwa 880 qkm 30000 E. und ist jetzt ein Bestandteil des bad. Kreises Konstanz; Hauptort war Stockach.

Nellore (Nelluru), Distrikt der Präsidentschaft Madras des brit.-ind. Reichs, zählt auf 21602,31 qkm 1575349 E. und wird östlich durch die Bai von Bengalen, nördlich durch den brit. Distrikt Kriſchna, westlich durch die Distrikte Karnulu und Kadap und südlich durch die Distrikte Nord-Arkadu und Tschengalpattu begrenzt. Die gleichnamige Hauptstadt liegt auf dem rechten Ufer des Penna, zählt (1872) 29922 E., ist unregelmäßig gebaut, aber für eine Stadt des Ostens erträglich luftig und reinlich gehalten, hat auch einige gute, von der vornehmern Klasse bewohnte Straßen. Westlich von der Stadt befindet sich ein umfangreicher, mit Wasser aus dem Flusse gefüllter Teich. Die Festungswerke, durch welche N. früher verteidigt wurde, sind längst in Trümmer zerfallen.

Nelson, ein 480 km langer Fluß im brit. Nordamerika, der aus dem Settingsee, im S. des Churchillflusses, herkommt und in den Port Nelson an der Westseite der Hudsonsbai, neben dem Hayes und südlich vom Churchill mündet.

Nelson (Horatio, Viscount), einer der größten Seehelden Englands, war der Sohn des Pfarrers N. zu Burnham-Thorpe in der Grafschaft Norfolk und wurde daselbst 29. Sept. 1758 geboren. Sein Oheim, der Kapitän Suckling, nahm ihn im Alter von 12 J. auf ein Linienschiff. Seitdem bereitete er sich auf Seereisen für den Kriegsdienst vor, machte 1773 eine Polarexpedition zur Entdeckung der nordwestl. Durchfahrt auf dem Schiffe Carcasse mit und bestand 1777 die Prüfung als Schiffslieutenant. Auf der Fregatte Lowestoffe that er sich bei der Wegnahme eines Amerikaners in der Nähe von Jamaika so hervor, daß er den Befehl über einen zur Expedition gehörigen Schoner erhielt. Der Admiral Parker nahm ihn hierauf auf sein Flaggenschiff und gab ihm noch 1778 eine bewaffnete Brigg, mit welcher er an der Honburasbai und der Mosquitoküste kreuzen mußte. Bereits 1779 erhielt er den Befehl über die Fregatte Hinchinbrook und damit in dem jugendlichen Alter von 21 J. den Rang eines Kapitäns zur See. Die Unternehmungen gegen die span. Besitzungen 1780 gaben ihm wiederum Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Doch war ihm das tropische Klima so nachteilig, daß er den Befehl über das jetzt von ihm befehligte Linienschiff Janus zu Jamaika niederlegen und nach England zurückkehren mußte. Im Winter 1781 kreuzte er in der Nordsee, aber schon im Sommer des folgenden Jahres ging er in die amerik. Gewässer ab und trat unter das Kommando des Lord Hood. Im März 1784 erhielt er das Kommando über die Fregatte Boreas, die unter Sir Edward Hughes' Befehl vor den Inseln unter dem Winde kreuzen sollte. Nachdem er sich 1787 zu Nevis mit einer Westindierin, der Witwe des Dr. Nesbit, verheiratet, kehrte er nach England in den Privatstand zurück, bis ihn 1793 der Krieg gegen Frankreich wieder auf den Schauplatz rief. Er segelte auf dem Linienschiff Agamemnon unter dem Befehl des Lord Hood ins Mittelmeer ab, wo er im Aug. 1793 mit Aufträgen an den brit. Gesandten nach Neapel geschickt wurde. Hier entspann sich zwischen ihm und der Lady Hamilton (s. d.) ein intimes Verhältnis. Noch in demselben Jahre zur Aufrechthaltung der brit. Sache nach Corsica geschickt, hatte er das Unglück, bei der Einnahme von Calvi das rechte Auge zu verlieren. Unter Lord Hotham, der den Befehl im Mittelmeere übernahm, leistete er sehr wichtige Dienste, sodaß er den Rang eines Obersten der Marinetruppen erhielt. Als Sir John Jervis (Lord Saint-Vincent) im Nov. 1795 das Kommando antrat, wurde er von diesem zum Commodore ernannt. In der Schlacht beim Vorgebirge St.-Vincent (14. Febr. 1797) trug er das meiste zur Entscheidung bei, indem er ein Schiff von 74, ein anderes von 112 Kanonen eroberte. Hierauf führte er als Kontreadmiral den Befehl über das Blockadegeschwader von Cadiz. Im Juli 1797 machte er einen Angriff auf die Insel Teneriffa, der jedoch gänzlich mißlang. Die Engländer verloren über 100 Mann an Toten und N. selbst büßte dabei durch eine Kanonenkugel den rechten Arm ein.

Nach seiner Wiederherstellung betam er den Auftrag, mit einigen Schiffen den Hafen von Toulon zu bewachen, wo die Expedition nach Ägypten ausgerüstet wurde. Indes zwang ihn ein Sturm, die Station zu verlassen, und unterdes konnte die franz. Flotte auslaufen. Nachdem er eine Verstärkung von acht Linienschiffen an sich gezogen, eilte er nach der ägypt. Küste, wo er indes früher ankam als die Franzosen. Er kehrte nach Sicilien zurück und erhielt hier die Gewißheit von der Landung der Franzosen bei Alexandria. N. nahm nun seinen Weg zum zweiten mal nach Ägypten, traf die franz. Flotte bei Abukir (s. d.) vor Anker und lieferte hier jene denkwürdige Schlacht, die mit Zerstörung der feindlichen Streitmacht endete. Die engl. Regierung erhob ihn dafür zum Baron N. vom Nil und gab ihm eine Pension von 2000 Pfd. St.; vom türk. Sultan wie vom russ. Kaiser erhielt er reiche Geschenke und vom König von Neapel den Titel eines Herzogs von Bronte. N. wurde zu Neapel mit Festlichkeiten empfangen, und der Hof erklärte nun Frankreich den Krieg. Als jedoch die Franzosen in Neapel eindrangen, geleitete er den Hof, dessen beschränkte und blutige Reaktionspolitik er wesentlich förderte, nach Palermo und suchte die Gegenrevolution im Neapolitanischen zu bewirken. Nachdem Lord Keith den Befehl im Mittelmeere erhalten, reiste er mit der Lady Hamilton über Triest nach Deutschland und kehrte im Nov. 1800 nach England zurück, wo er sich von seiner Frau scheiden ließ. Kurze Zeit darauf wurde er Vizeadmiral der Blauen Flagge. In dieser Eigenschaft übernahm er die Stelle eines zweiten Befehlshabers in der großen Flotte, die unter dem Admiral Parker in die Nordsee bestimmt war, um das Bündnis der nordischen Seemächte zu trennen. Nachdem die brit. Flotte den Sund passiert, erhielt N. 2. April 1801 den Auftrag, mit 12 Linienschiffen und 4 Fregatten die Defensionslinie von Kopenhagen anzugreifen. Es gelang ihm, nach einem fünfstündigen Gefecht den tapfern Widerstand der Dänen zu brechen, worauf ein ihnen angetragener Waffenstillstand zu einem Vergleich führte. Während sich Parker auch mit Schweden

und Rußland verständigte, kreuzte N. an den Küsten der Ostsee, kehrte im Mai nach England zurück, wo ihn der König zum Viscount erhob, und erhielt dann den Befehl über die Küstenflotte, mit der er 16. Aug. 1801 einen Angriff auf die franz. Schiffe vor Boulogne machte, der jedoch mißlang.

Als die Feindseligkeiten wieder begannen, übernahm er den Oberbefehl im Mittelmeer und traf mit 27 Linienschiffen 21. Okt. 1805 früh beim Vorgebirge Trafalgar auf die 33 Linienschiffe starke span.-franz. Flotte. Kaum hatte er durch ein Signal den Seinen das historisch gewordene Wort zugerufen: «England expects every man to do his duty» («England erwartet, daß jeder seine Pflicht thue!»), als sich ein furchtbarer Kampf entspann, der mit der gänzlichen Niederlage der Franzosen und Spanier endigte. Noch war die Schlacht nicht entschieden, als N. aus dem Mastkorbe des feindlichen Schiffs, mit dem er kämpfte, einen Musketenschuß in die Schulter erhielt, der durch die Lunge drang und das Rückgrat zerschmetterte, sodaß er nach wenigen Stunden verschied. Seine Leiche langte 8. Jan. 1806 in London an, wo man dieselbe in der Paulskirche unter einem prächtigen Denkmal beisetzte. Eine Kolossalstatue N.s (von über 6 m Höhe) wurde 9. Sept. 1873 auf einem Felsen der Küste von Anglesea enthüllt.

Den Titel eines Grafen N. erhielt sein Bruder William, der ihn 1835 auf den Schwestersohn, Thom. Bolton, vererbte. Letzterer starb 1836, und es führt nun den Titel dessen Sohn, Horatio N., geb. 7. Aug. 1823. Aus dem Verhältnis N.s mit Lady Hamilton stammte eine Tochter, die seinen Namen führte. Sein Leben haben beschrieben: Clarke (Lond. 1810, 1819 u. 1848), Churchill (Lond. 1813), Southey (2. Aufl., Lond. 1831; neue Aufl. 1876), Lamartine (Par. 1853). Vgl. außerdem Nicolas, «Despatches and letters of Admiral Viscount N.» (7 Bde., Lond. 1845—46); Pettigrew, «Memoirs of the life of N.» (2 Bde., Lond. 1849); Althaus, «Admiral N.» (im «Neuen Plutarch», Bd. 8, Lpz. 1880).

Nelumbium *Juss.*, Pflanzengattung aus der Familie der Nymphäaceen. Man kennt zwei Arten, die beide in tropischen und subtropischen Gegenden vorkommen, die eine in Asien und Afrika, die andere in Amerika. Es sind Wasserpflanzen mit großen, schildförmigen, über die Wasserfläche hervorragenden Blättern und ansehnlichen, rosenrot oder gelb gefärbten Blüten, die letztern haben eine ähnliche Form wie die der Victoria regia, nur sind sie nicht so groß; sie bestehen aus 4—5 Kelchblättern, zahlreichen Blumenblättern und Staubgefäßen, einem aus zahlreichen Fruchtblättern gebildeten Fruchtknoten, deren Narben zu einer strahligen Scheibe verwachsen sind. Die bekannteste Art ist die indische Lotosblume (*N. speciosum W.*), die Padmapflanze der Inder, denen sie heilig ist. Sie spielt in der indischen Mythologie als symbolische Pflanze eine große Rolle; bei den Ägyptern war sie dem Osiris geweiht und es finden sich deshalb auf Inschriften und Münzen oft Abbildungen derselben. Die stärkemehlreichen, etwa bohnengroßen Samen werden in Indien gegessen, ebenso die im Schlamme der Gewässer wachsenden Rhizome. Auch von der im südl. Nordamerika heimischen Art mit gelben Blüten (*N. luteum W.*) werden Samen und Rhizome gegessen.

Nematoden oder Haarwürmer heißt eine große Gruppe von drehrunden, fadenförmigen, ungegliederten Würmern, die keine Fußstummel und niemals eine mit Wimpern versehene Haut, wohl aber bisweilen am vordern oder hintern Körperende, seltener auch auf dem Bauch hornige Haken, Stacheln u. s. w. besitzen. Die meisten N. sind entweder zeitlebens oder auf gewissen Altersstufen Parasiten, und gehören zu ihnen auch die gefährlichsten Schmarotzer des Menschen, wie die Trichine (s. d.), der Medinawurm, der Erzeuger der Tunnelkrankheit (Dochmius duodenale) und viele andere mehr. Eine frei lebende Form ist das oft in altem Essig auftretende Essig- und das Kleisterälchen. (S. u. Aaltierchen.) Bei manchen Formen findet sich Generationswechsel und Heterogonie.

Nemausa, der 51. Asteroid, s. unter Planeten.

Nemausus, der alte Name für Nimes.

Němcova (Božena), s. Němec (Barbara).

Nemea, ein von dem gleichnamigen Bache durchflossenes, größtenteils von Weideland eingenommenes Längethal in Argolis zwischen den Gebirgen Trikaranon (im Westen), Apesas (im Osten) und Treton (im Südosten), das gegenwärtig ganz unbewohnt ist und auch im Altertum keine städtische Ansiedelung, sondern nur einen Flecken, Bembina mit Namen, aufzuweisen hatte. Oberhalb der Südostseite des Thals zeigte man die Grotte, in welcher der von Herakles erwürgte Nemeische Löwe gehaust haben sollte. Den Mittelpunkt des Thals bildete der in einem Cypressenhain gelegene Tempel des Zeus Nemeios (von dem noch jetzt drei auffallend schlanke dor. Säulen aufrecht stehen), bei welchem alle zwei Jahre der sog. Nemeische Agon (Nemeische Spiele), eins der vier großen Nationalspiele der Hellenen, mit gymnischen (körperlichen) und musischen (poetisch-musikalischen) Wettkämpfen gefeiert wurde. Die Leitung des Festes hatten ursprünglich die Bewohner der benachbarten Stadt Kleonä, zu deren Gebiet das Thal gehörte; allein 573 v. Chr. wurde es diesen von den Argivern entrissen, die seitdem mit kurzen Unterbrechungen bis in die späteste Zeit des Altertums sich im Besitze des Heiligtums behaupteten; sie ernannten die Kampfrichter (Hellanodiken), welche, zwölf an Zahl, in grauen Gewändern (weil der Agon zugleich als Leichenfeier für den Tod des Knaben Opheltas oder Archemoros galt) den Vorsitz bei den Spielen führten und den Siegern die Preise (Eppichkränze) überreichten. Vgl. Krause, «Die Pythien, Nemeen und Isthmien» (Lpz. 1841); Hermann, «Lehrbuch der gottesdienstlichen Altertümer der Griechen» (2. Aufl., von V. Stark, Heidelb. 1857).

Němec (spr. Njemetz, Barbara), genannt Božena Němcova, geb. Paukl, hervorragende czechische Schriftstellerin, geb. 4. Febr. 1820 in Wien, verheiratete sich mit dem Finanzbeamten Joseph N., durch dessen Versetzungen sie verschiedene Gegenden Böhmens und Nordungarns kennen lernte. Sie sammelte dabei Volksmärchen und schrieb Erzählungen aus dem Volksleben mit feiner poetischer Empfindung. Die besten davon sind «Großmütterchen» (ins Französische, Russische u. a. übersetzt) und das «Gebirgsdörfchen». Sie starb zu Prag 21. Jan. 1862, und ihre gesammelten Werke («Sebrané Spisy») erschienen daselbst 1862—63 in acht Bänden.

Nemesianus (Marcus Aurelius Olympius), röm. Dichter aus dem 3. Jahrh. n. Chr., von Geburt ein Karthager, soll sich durch mehrere didaktische Gedichte über den Fischfang, die Jagd und das Seewesen, die von ihm unter dem Titel

«Halieutica», «Cynegetica» und «Nautica» angeführt werden, großen Ruhm erworben haben. Vorhanden ist noch ein größeres Bruchstück der «Cynegetica», aus 425 Versen bestehend, herausgegeben von Haupt (Lpz. 1838). Die Echtheit der Bruchstücke aus einem Gedichte: «De aucupio», ist verdächtig. Dagegen rühren ohne Zweifel vier Ellogen, die spätere Handschriften dem Calpurnius (s. d.) zuschreiben, von N. her. Sie erschienen mit deutscher Übersetzung von Müller (Lpz. 1834). Eine Sammlung der echten und unechten Überreste des N. findet sich in Wernsdorfs «Poetae Latini minores» (Bd. 1 u. 4), in Webers «Corpus poetarum Latinorum» (Frankf. 1833) und in Bährens' «Poetae Latini minores» (Bd. 3, Lpz. 1881).

Nemesius, Bischof von Emesa in Phönizien, patristischer Philosoph, lebte im 5. Jahrh. n. Chr. und suchte, der neuplatonischen Lehre nicht abhold, mit der christl. Überzeugung Platonische und teilweise Aristotelische Lehren zu verknüpfen. Erhalten ist sein psychol. Hauptwerk «Über die Natur des Menschen» (erstmals gedruckt Antwerpen 1565, deutsch von Osterhammer, Salzburg 1819).

Nemesis, eine Personifikation des sittlichen Rechtsgefühls, erscheint zuerst bei Hesiod neben der Aidos (Scham) als Göttin, während die Homerischen Gedichte das Wort nur als Appellativum gebrauchen. Mehr als noch bei Hesiod der Fall tritt aber N. hernach in ihrer ethischen Bedeutung hervor. Namentlich ist sie jedem Übermaß im Menschenleben feind. Sie läßt den Menschen nie zu übergroßem Glück gelangen, sondern weist ihn in seine Schranken zurück und straft den aus dem Glück erwachsenden Übermut. Hierdurch wird sie verwandt mit den Eumeniden (s. d.). Sie heißt auch Adrastea (s. d.). Rhamnusia hieß sie von dem zwischen Marathon und Oropos am Meere gelegenen attischen Flecken Rhamnus, in dessen Nähe sie einen Tempel hatte. Dort soll auch N. von Zeus die Mutter der Helena geworden sein. Noch ist der Rest des Kopfes vom Standbilde der N. in Rhamnus erhalten, welches Agorakritos (oder Phidias) der (sicher unbegründeten) Sage nach aus einem parischen Marmorblock gefertigt hatte, den die Perser unter Datis und Artaphernes zur Errichtung eines Siegeszeichens mitgebracht hatten. Dargestellt wurde sie in der ältern Zeit der Aphrodite ähnlich, später in sinnender Haltung, öfters mit einem als Symbol des Maßes (einer Elle) gebogenen Arm und mit allerlei allegorischen Attributen (Rad, Zaum oder Joch), bisweilen auch geflügelt oder auf einem von Greifen gezogenen Wagen.

Nemesis, der 128. Asteroid, s. u. Planeten.

Nemet (ungar.), d. i. deutsch, kommt in vielen ungar. Ortsnamen vor.

Német-Ujvár, Marktflecken, s. Güssing.

Nemi, Stadt in der ital. Provinz Rom, 26 km im SO. von Rom, in den Albaner Bergen, auf einem Felsenvorsprunge über dem 100 m tiefen Nemisee (Lacus Nemorensis) in reizendster Lage, eine schöne Aussicht gewährend, hat ein Kastell und zählt (1881) 931 E.

Nemo ante mortem beatus (lat.), «Niemand (ist) vor dem Tode glücklich (zu preisen)», ist die lat. Abkürzung der von Herodot (I, 32) und andern citierten Worte Solons, die er dem lydischen Könige Kroesus zurief.

Nemonien, Fluß in Ostpreußen, entsteht in der Niederung westlich von Tilsit und mündet bei dem gleichnamigen Dorfe fast in die südöstlichste Ecke des Kurischen Haffs.

Nemophila *Benth.*, Hainblume, eine zu den Hydrophyllaceen gehörige Gattung niedriger, meist einjähriger californ. Gewächse, welche zu den beliebtesten Zierpflanzen der modernen Gärten gehört. Sie ist charakterisiert durch einen zehnteiligen Kelch, dessen Zipfel abwechselnd zurückgeschlagen sind, eine radförmige, fünfspaltige Blumenkrone, einen zweispaltigen Griffel und eine einfächerige, ein- bis viersamige, von den Griffeln gekrönte Kapsel. Mehr interessant als schön sind N. atomaria *Fisch. et Mey.* mit weißen, schwarz punktierten Blumen, und einige ihr nahe stehende Arten. Durch buschigen Wuchs und lebhafte Farben ausgezeichnet sind N. insignis *Benth.* und N. maculata *Benth.* Man kultiviert diese Pflanzen meistens in gedrängtem Stande in Teppichbeeten, in Einfassungen oder in größern Gruppen, auch wohl in Töpfen auf dem Blumenbeete. Man säet sie von März bis Juni und verzieht die Pflänzchen bis auf einen allseitigen Abstand von 15 bis 20 cm.

Nemoralien (lat.), Wald- oder Hainfeste.

Nemours (Nemus), Stadt im franz. Depart. Seine-Marne, Arrondissement Fontainebleau, umgeben vom Loing-Kanal und -Flusse, 16 km südlich von Fontainebleau, Station der Bahn Paris-Nevers-Lyon der Orléansbahn, hat (1881) 4287 E., ein altes, jetzt als Gefängnis dienendes Schloß mit vier Rundtürmen und einem Donjon und ist besonders durch den daselbst zwischen König Heinrich III. und der Ligue geschlossenen Vergleich vom 7. Juli 1585, das Edikt von Nemours genannt, denkwürdig. Die Stadt nebst dem Gebiet wurde schon 1404 zu Gunsten der Grafen von Evreux zum Herzogtum erhoben. Nachdem die Besitzung 1425 durch Heirat an den jüngern Zweig des Hauses Armagnac übergegangen, stellte Ludwig XI. die Herzogswürde 1461 zu Gunsten des Jacques d'Armagnac, Grafen von Marche, wieder her. Weil sich jedoch d'Armagnac wiederholt in Verschwörungen gegen den König einließ, ließ ihn derselbe 1476 in der Bastille in einen eisernen Käfig sperren und 4. Aug. 1477 enthaupten. Einer seiner Söhne, Louis d'Armagnac, erhielt zwar unter Karl VIII. die Würde und einen Teil der Güter zurück, starb aber kinderlos 1503. Ludwig XII. gab hierauf das Herzogtum 1507 an seinen Neffen Gaston de Foix (s. d.), der 1512 in der Schlacht bei Ravenna blieb. Dasselbe wurde nun von Franz I. 1528 an Philipp von Savoyen, den Bruder seiner Mutter, verliehen, der sich mit Charlotte von Orléans vermählte und 1532 starb. Seine Nachkommen und Erben, die sich in den Kriegen Frankreichs bekannt machten, waren Jakob von Savoyen, gest. 1585; Karl Emanuel, gest. 1595, und dessen Bruder Heinrich I. von Savoyen, gest. 1632; Karl Amadeus, gest. 1652, und dessen Bruder Heinrich II. von Savoyen, der 1659 ohne männliche Erben starb. Seine Gemahlin, Marie von Orléans, einzige Tochter des Herzogs von Longueville, gest. 16. Juni 1707, ist bekannt als die Verfasserin geistreicher Memoiren (Köln 1709). Die weiblichen Nachkommen des Hauses Savoyen-N. verkauften das Herzogtum 1689 an Ludwig XIV., der dasselbe der Familie Orléans gab. Später verlieh der König Ludwig Philipp seinem zweiten Sohne, Philippe Louis Charles Raphael, den Titel eines Herzogs von Nemours (s. d.). [Rhasuat.

Nemours, Stadt in Algerien, s. Dschema

Nemours (Prinz Louis Charles Philippe Raphael von Orléans, Herzog von), zweiter Sohn des Königs Ludwig Philipp, geb. 25. Okt. 1814, betrat nach der Thronerhebung seines Vaters die militärische Laufbahn. Im J. 1831 wurde ihm von dem belg. Nationalkongreß die Krone Belgiens angetragen; doch lehnte sein Vater den Antrag ab. N. wohnte den beiden franz. Expeditionen nach Belgien bei und beteiligte sich 1836 und 1837 in Algier an den Zügen gegen Konstantine. Von Charakter streng und kalt, wußte er sich nur in geringerm Maße die Neigung der Franzosen zu erwerben. Nach dem Tode seines ältern Bruders, des Herzogs von Orléans, ward ihm 1842 auf Vorschlag der Regierung, für den Fall, daß König Ludwig Philipp sterben würde, bevor der älteste Sohn des verstorbenen Herzogs mündig geworden wäre, die Regentschaft übertragen. Nach Ausbruch der Revolution 24. Febr. 1848 begleitete er die Herzogin von Orléans und deren zwei Söhne in die Deputiertenkammer, mußte sich aber, wie jene, vor den einbrechenden Volkshaufen flüchten, und entkam in der Kleidung eines Nationalgardisten. Er begab sich mit seiner Familie über Boulogne nach England, von wo aus er 1871 wieder nach Paris zurückkehrte. N. trat hierauf als Divisionsgeneral in die franz. Armee und ging 1879 zur Reserve über. Am 27. April 1840 hatte er sich mit der Prinzessin Victorie Auguste Antoinette (geb. 14. Febr. 1822, gest. 10. Nov. 1857), Tochter des verstorbenen Herzogs Ferdinand von Sachsen-Coburg-Gotha, vermählt.

Aus dieser Ehe entsprangen vier Kinder: Prinz Louis Philippe Marie Ferdinand Gaston von Orléans, Graf von Eu, geb. 29. April 1842, vermählt 15. Okt. 1864 mit der Kronprinzessin Isabella von Brasilien, Tochter Kaiser Pedros II., er ist kaiserl. brasil. Marschall und kommandierte im Kriege 1868—69 die brasil. Armee gegen Paraguay; Prinz Ferdinand Philippe Marie von Orléans, Herzog von Alençon, geb. 12. Juli 1844, war Kapitän in der franz. Artillerie und wurde durch das Dekret vom 25. Febr. 1883 in Disponibilität versetzt; er ist seit 28. Sept. 1868 mit Prinzessin Sophie Charlotte, Tochter des Herzogs Maximilian in Bayern, vermählt, aus welcher Ehe die Prinzessin Louise Victorie (geb. 9. Juli 1869) und der Prinz Philipp Emanuel (geb. 18. Jan. 1872) hervorgingen; ferner die Prinzessin Marguerite von Orléans, geb. 16. Febr. 1848, vermählt 15. Jan. 1872 mit dem Fürsten Ladislaus Czartoryski, und Prinzessin Blanche von Orléans, geb. 28. Okt. 1857.

Nen, Fluß in England, 160 km lang, entspringt in der Grafschaft Northampton bei Daventry, wird bei Northampton schiffbar und mündet westlich von der Großen Use in den Washbusen.

Nenagh, Stadt in Irland, Provinz Munster, Grafschaft Tipperary, rechts am Nenagh, der in den Lough Derg fließt, in schöner, fruchtbarer Gegend, mit (1881) 5422 E.

Nena-Sahib, auch Nana-Sahib, geb. 1825, der bedeutendste Führer der Seapoys beim Aufstande gegen die Engländer 1857—58, gehörte durch illegitime Geburt der Familie von Maharadschah Badschi Rau, letztem Beherrscher des in dem Bezirke Cawnpore der Nordwestprovinzen gelegenen Maharattenstaates Bithur, an. Als Badschi-Rau 1851 kinderlos gestorben war, machte N. auf die Nachfolge desselben Anspruch, wurde aber von der brit.-ind. Regierung abgewiesen, welche ihm ein Jahrgehalt aussetzte, der Lehnstaat Bithur aber einzog und mit dem Bezirke Cawnpore vereinigte. Auf N.s Anstiften wurden im Mai und Juni 1857 zu Cawnpore (s. d.) der General Sir Hugh Wheeler mit seiner Familie, 100 andere brit. Offiziere, 210 Soldaten, sowie 590 andere Engländer, Frauen und Kinder, auf die grausamste Weise niedergemetzelt. N. übernahm den Befehl über die Aufständischen des Bezirks Cawnpore, wurde aber von General Sir Henry Havelock im Juli und August mehrmals geschlagen; im Mai 1858 beteiligte er sich als einer der thätigsten Führer an dem Guerrillakriege, der damals hauptsächlich in Oude von den Aufständischen gegen die Engländer geführt wurde. Hierauf verscholl N. Nach einigen Nachrichten sollte er nach Nepal geflüchtet und daselbst durch Verrat um das Leben gekommen sein, nach andern sich in ein verborgenes Einsiedler- und Büßerleben nach der Gegend von Kaschgar zurückgezogen haben.

Nenie, s. Nänie.

Neundorf oder **Bad Neundorf**, Dorf im Kreise Rinteln des preuß. Regierungsbezirks Kassel, am Westabhang des Galenberges gelegen, Station der Linie Weehen-Haste der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 673 E. Das Bad, 1786 begründet, besitzt vier kalte salinische Schwefelquellen, die überaus reich an wirksamen Bestandteilen sind und zu den kräftigsten unter den bekannten Schwefelquellen gehören. Außerdem hat N. eine 2 Proz. Chlornatrium enthaltende Sole. Das Wasser der neundorfer Quellen wird zu Trink- und Badekuren benutzt. Auch treffliche Schlammbäder, die ältesten in Deutschland, sowie Einrichtungen zu Schwefelgas-Inhalationen, Dampf- und Douchebädern sind vorhanden. Die gesamten Brunnenanlagen sind fiskalisch und stehen unter königl. Verwaltung. Angewendet werden die Bäder gegen Gicht, Rheumatismus in allen Formen, Hautkrankheiten, Katarrhe der Atmungsorgane, chronische Metall- und Blutvergiftungen, Neuralgien, Skrofeln u. s. w. Vgl. Grandidier, «Bad N.» (2. Aufl., Berl. 1868); Ewe, «Der Führer durch Bad N.» (2. Aufl., Berl. 1882).

Neuner, die untere Zahl eines Bruchs, s. Bruch [(mathematisch).

Neunig, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Trier, Kreis Saarburg, an der Mosel, Station der Linie Koblenz-Perl der Preußischen Staatsbahnen, bekannt durch die im J. 1852 entdeckten, im J. 1853 ausgegrabenen, noch jetzt frei liegenden Überreste einer röm. Villa mit prachtvollem Mosaikfußboden. Vgl. Wilmowsky, «Die röm. Villa zu N. und ihr Mosaik» (Bonn 1866). Bei weitern Ausgrabungen, welche die königl. Regierung zu Trier seit 1. Sept. 1866 unter Leitung des Bildhauers Schäffer aus Trier veranstaltete, wurden zwar Inschriften und Malereien entdeckt, doch erwiesen sich dieselben als Fälschungen jüngsten Datums. Vgl. E. aus'm Weerth, «Die Fälschung der neuniger Inschriften» in den «Jahrbüchern des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande» (Heft 49, Bonn 1870).

Neunwert, s. Nominalwert.

Neocom, die unterste marine Schichtengruppe der Kreideformation, s. Hils.

Neodamöde (grch.), ein unter die Spartiaten aufgenommener Neubürger.

Neograd, Komitat im diesseitigen Donaukreis des Königreichs Ungarn, grenzt nördlich an Sohl, östlich an Gömör und Heves, südlich an Pest und

westlich an Hont und hat einen Flächenraum von 4355,18 qkm. Mit Ausnahme einiger ebener Flächen ist N. durchgehends bergig und vereinigt die schärfsten klimatischen Gegensätze. Bedeutend ist der Holzhandel und die Schafzucht. Auch wird von den nördl. Slawen (den Slowaken) treffliches Thongeschirr gefertigt und ausgeführt. Die zwei Hauptflüsse N.s, die Eipel und die Zagyva, sind für den Holztransport und Handel von Bedeutung. Unter den (1880) 191 678 E. sind etwa 122 700 Magyaren, 62 000 Slowaken, über 4900 Deutsche und 1200 Zigeuner; der Konfession nach 132 000 Katholiken und 46 800 Lutheraner, während der Rest der reform. Kirche und der jüd. Religion (letzterer 9000) angehört. Hauptort des Komitats ist der sehr schön gelegene Marktflecken Balassa-Gyarmat, mit 6788 E. und einem alten Bergschloß. Der Ort ist Sitz der Komitatsbehörde und hat bedeutenden Obst- und Weinbau. Seinen Namen verdankt das Komitat der früher sehr bedeutenden Festung Neograd, die wiederholte Stürme von seiten der Türken bestand, doch 1685 teils durch deren Angriffe, teils durch das Einschlagen des Blitzes in den Pulverturm zerstört wurde.

Neokastro, s. Navarino.

Neokoren (grch. «Tempelfeger»), im alten Griechenland Beamte, welchen die Reinigung und Instandhaltung der Tempel oblag; bei angesehenen Tempeln galt die Würde eines Neokoros als Auszeichnung. In der röm. Kaiserzeit nannten sich ganze Städte, in denen sich Tempel der Kaiser befanden, N. derselben.

Neologie (grch.) heißt Sprachneuerung, besonders im tadelnden Sinne, wenn man ohne dringende Veranlassung neue Wörter, Redensarten und Wendungen (Neologismen) statt derer einführt, welche die klassische Periode der Sprache in ausreichender und entsprechender Weise bereits darbietet. In einer abgeleiteten Bedeutung bezeichnet man mit N. jede andere Neuerung, gewöhnlich mit einer Nebenbedeutung des Gefährlichen und Verderblichen. In der Mitte des 18. Jahrh. bezeichneten die orthodoxen Theologen mit N. die Meinungen der Heterodoxen und nannten diese deshalb Neologen.

Neophobie (grch.), Scheu vor Neuerungen.

Neophyten (grch., d. i. Neugepflanzte) hießen in der alten Kirche die Neugetauften. Sie trugen nach der Taufe, die gewöhnlich in der Osterzeit vorgenommen wurde, acht Tage lang weiße Kleider und legten dieselben am Sonntage Quasimodogeniti unter gewissen Feierlichkeiten ab. Später wurden auch die in einen Mönchsorden Neuaufgenommenen N. genannt.

Neoplásma (grch.), soviel wie Neubildung (s. d.).

Neoptolémos (oder Pyrrhos), der Sohn des Achilles (s. d.). Da die Griechen von dem trojschen Seher Helenos erfuhren, daß ohne N. und Philoktet die Eroberung Trojas nicht möglich sei, wurde N. von der Insel Skyros geholt und erwies sich dann als der würdige Sohn seines Vaters. Er erhielt nach der Eroberung Trojas Andromache als Teil der Beute und kam dann nach Epirus, wo das Geschlecht, zu dem der König Pyrrhos gehörte, in N. seinen Ahnherrn verehrte. Nach einer andern Sage lebte N. nach dem trojanischen Krieg in Thessalien, wo ein Sohn von ihm und Andromache, Molossos, der Stammherros der Molosser in Epirus wurde, während seine Gemahlin Hermione ihm keine Kinder gebar. N. fand den Tod in Delphi, wo er nach einer Version Apollon wegen des Todes seines Vaters hatte zur Rechenschaft ziehen wollen. Nach andern wurde er wegen der Hermione von Orest selbst oder unter dessen Mitwirkung erschlagen.

Neorama (grch.) nennt man, zum Unterschied vom Diorama (s. d.) und Panorama (s. d.), eine vom Franzosen Allaux 1827 erfundene Einrichtung; es stellt das Innere eines von Figuren belebten Gebäudes in einem Rundgemälde dar, in dessen Mitte der Beschauer gestellt wird.

Neospinozismus hat man vielfach diejenigen Richtungen der neuern deutschen Philosophie genannt, welche in mehr oder minder bewußtem oder ausdrücklichem Anschluß an Spinoza (s. d.) das Absolute als die einheitliche Substanz des realen und des idealen, oder des natürlichen und des geistigen Lebens auffassen. Dahin gehört die spätere Lehre Fichtes, die theoretische Philosophie Schleiermachers, besonders aber diejenige Phase des Schellingschen Philosophierens, die als Identitätssystem bezeichnet wird. (S. Deutsche Philosophie.)

Neoterisch (grch.), neuerungsbeflissen, neuerungssüchtig; Neoterismus, Neuerungssucht.

Nepaul oder Nepál (eigentlich Nijampal, d. h. heiliges Land) ist der Name eines Reiches in Ostindien, das sich auf der Südseite des Himalajagebirges längs desselben in einer Breite von 150—240 km zwischen 80° 15′ und 88° 15′ östl. L. von Greenwich hinzieht und den Raum zwischen der Dschangelregion und der höchsten Schneegebirgskette des Himalaja einnimmt, dessen höchste Spitzen (der Mount-Everest sowie der Kantschindschinga und der Dhawalagiri) hier gelegen sind. Nepaul wird im N. von Tibet, im W. und S. von den engl.-ostind. Lieutenantgouverneurschaften der Untern und der Nordwestprovinzen begrenzt, im O. durch Sikkim von Bhutan getrennt und ist ein schwer zugängliches Gebirgs-, größtenteils Alpenland, das aus mehrern, von Gangeszuflüssen bewässerten Thalsystemen besteht. Das Land hat einen Flächenraum von 147 000 qkm. Seine Bewohner, deren Zahl auf 3 Mill. geschätzt wird, bestehen aus verschiedenartigen Völkerschaften und sind zwar größtenteils hindui-schen Ursprungs, aber mit mehr oder weniger mongolisch-tibetan. Blute gemischt, weshalb der Unterschied der Sprachen und Religionen unter ihnen, die mehr Buddhisten als Brahmadiener sind, sehr groß ist. Besonders treten zwei Völkerschaften hervor: die Gortha (s. d.), die Eroberer von N., welche Brahmadiener sind und einen über den größten Teil von N. verbreiteten Hindudialekt sprechen; und die Newaris oder Nirwaris, die ältesten Bewohner N.s, aus einem Gemisch von Tibetanern und Hindu entsprungen, die Buddhisten sind, die weitesten Fortschritte im Ackerbau und den Gewerben gemacht haben und eine mit Sanskritwörtern gemischte tibetanische Sprache sprechen. Außer diesen beiden Völkerschaften sind noch die Bhutijas, die Hauptmasse der Bevölkerung des benachbarten Bhutan, zu erwähnen, welche in N. die Ureinwohner in den höchsten Gegenden des Himalaja bilden. Hauptgegenstände des Ackerbaues in den fruchtbaren Thälern der mittlern Regionen des Himalaja sind Reis, Weizen, Gerste, Mais, Baumwolle, Zuckerrohr und Ingwer. Von Fruchtbäumen werden am meisten Pfirsich-, Walnuß- und Maulbeerbäume gezogen. Von Haustieren ist besonders das Schaf häufig; auf den weidereichen Alpen des

Hochgebirges betreiben die Bhutijas auch die Zucht der Kaschmirziege. Das Gebirge liefert Kupfer, Eisen, Blei und Schwefel, und in den Flußbetten findet man Goldsand. Im Betrieb der technischen Gewerbe zeichnen sich die Nepauleſen besonders in der Verarbeitung der Metalle aus. Was ihre geistige Kultur anlangt, so ist der Buddhismus mit seinen Einflüssen vorherrschend. Zu Bhatgaug (s. d.) befindet sich eine buddhistische Schule und in den dortigen Tempelbibliotheken sind große Schätze buddhistischer Litteratur aufgehäuft. Die frühere Dynastie wurde 1768 von dem Radscha von Gortha, dem Haupte eines kriegerischen Stammes im westl. Teile N.s vertrieben, der nun seine Dynastie und mit ihr seinen Stamm zum herrschenden in N. machte. Diese Dynastie zeichnete sich hauptsächlich durch ihre Eroberungslust aus, infolge deren sie die ehemals unabhängigen Staaten, welche neben der alten Dynastie in N. bestanden, zu einem Reiche vereinigte, die sie aber auch in mehrere nachteilige Kriege verwickelte. So hatten die Einfälle, welche die Gorkhas 1784 und 1792 in Tibet unternahmen, einen für Nepaul unglücklichen Krieg mit China zur Folge, der N. letzterm Reiche zinspflichtig machte. Auch mit den Engländern gerieten sie in Streitigkeiten, die 1815 mit ihrer Besiegung und im Frieden von Kathmandu 1816 mit der Abtretung der westl. Gegenden ihres Gebietes endigten, wodurch England in den Besitz der Gangesquellen kam. Unter Jung-Bahadur, der sich 1846 zum Herrn des Landes aufschwang, wurden die Beziehungen zu England freundlicher. Dieser Fürst unterstützte die Briten gegen die ostind. Aufständischen 1857 und schloß mit Tibet einen günstigen Handelsvertrag. Er starb 25. Febr. 1877. Die Residenz des Radscha ist Kathmandu oder Khatmandu mit 50000 E. Vgl. Oldfield, «Sketches from Nipal» (Lond. 1880).

Nepenthes *L.*, Kannenträger, Pflanzengattung, die einzige der Familie der Nepentheae, umfaßt ostindische Halbsträucher, welche in sumpfigem Boden, in dichtem Gebüsch und den Wurzeln der Bäume nahe wachsen. Man kennt über 15 Arten; alle sind ausdauernd, holzig, mehr oder weniger rankend und kletternd; einige gehen 7—8 m hoch, selbst in den Gewächshäusern. Das Charakteristische dieser Gattung besteht in der eigentümlichen Blattbildung. Zunächst entwickelt sich das Blattpolster zu einer lanzettförmigen Blattspreite, aus der der Blattstiel als eine mehr oder weniger lange Ranke hervortritt; diese verbreitert sich gegen das Ende hin zu einem Blatte, dessen beide Hälften sich einwärts krümmen und mit den Ranken dergestalt verwachsen, daß dadurch ein urnenartiges Gebilde entsteht, während die Spitze der Ränder ein um vieles kleineres Blatt trägt, das wie eine Art von Deckel die Mündung der noch jungen Urne verschließt, später aber sich hebt und dann seine Stellung nicht mehr verändert. Der Mündungsrand ist bei den einzelnen Arten in verschiedener Weise modelliert; auf der innern Seite der Urne laufen die von der Verwachsung frei gebliebenen äußern Ränder als kammartige Anhängsel abwärts. Im Hohlraume der Kannen sammelt sich Wasser, in dem häufig Insekten ertrinken, weshalb manche die Kannenträger zu den Insektivoren rechnen wollen. Je nach den Arten sind die Kannen oder Urnen bald schlank, bald mehr bauchig, bei manchen erreichen sie kaum die Stärke eines Fingers, bei andern sind sie so groß, daß sie ein halbes Liter Wasser fassen können. Meistens haben sie eine gelblichgrüne Farbe und sind rosa, karmoisin, purpurn oder braun gefleckt und marmoriert. Die Blüten sind klein und bestehen bloß aus einer kelchartigen, vierteiligen Hülle von violetter oder roter Farbe; sie stehen in langen, cylindrischen Endtrauben. Sie sind zweihäusig, weshalb sie in den Gewächshäusern, wenn man Samen gewinnen will, künstlich befruchtet werden müssen. Von den Arten dieser Gattung ist N. destillatoria am längsten bekannt. Außerdem hat man in den Gewächshäusern viele Spielarten und Blendlingsformen erzogen. Sie werden wie die Orchideen und mit denselben in Gewächshäusern kultiviert. (Vgl. Fleischfressende Pflanzen und die dazu gehörige Tafel, Fig. 1.)

Nepenthes, nach Homers «Odyssee» 4, 221 «ein Mittel, Kummer zu tilgen und Groll und jeglicher Leiden Gedächtnis», danach oft bildlich angewandt.

Neper (John), Mathematiker, Erfinder der Nepersche Rechenstäbchen, s. Napier.

Nephalien (grch.), Opfer ohne Wein, nur mit Wasser, Milch und Blut.

Nephele, Gemahlin des Athamas (s. d.).

Nephelin, ein in hexagonalen Prismen (mit der Basis und Pyramide) kristallisiertes, farbloses, aber auch graulich, grünlich und rötlich gefärbtes Mineral, welches auf Kristallflächen Glasglanz, im Bruch ausgezeichneten Fettglanz, die Härte 5,5 bis 6, das spezifische Gewicht 2,58 bis 2,64 besitzt. Es ist ein etwas kalihaltiges Natron-Thonerdesilicat von der Formel $(Na,K)_2Al_2Si_2O_8$, welches von Salzsäure unter Abscheidung von Kieselsäuregallerte vollkommen zersetzt wird; klare Splitter werden in Salpetersäure trübe (daher der Name, von νεφέλη, Wolke). Der N. ist ein wesentlicher Gemengteil mehrerer jüngerer Felsarten, der Phonolithe, gewisser basaltischer Gesteine und der zugehörigen Laven, auf deren Hohlräumen er mitunter kristallisiert auftritt; eine Abart desselben ist der stark fettglänzende trübe grünliche und rötliche Eläolith in alten syenitischen Gesteinen Norwegens, Siebenbürgens, des Urals, Grönlands.

Nephelindolerit, s. unter Dolerit.

Nephelinit, eine Gesteinsart, welche in erster Linie aus Nephelin und Augit zusammengesetzt und bald olivinfrei, bald olivinhaltig ist; im letztern Falle erscheint das Gestein bei großer Feinkörnigkeit als sog. Nephelinbasalt. Körnchen von Magneteisen fehlen nie in dem Gemenge, das oft auch Leucit oder spärliches Plagioklas führt.

Nephelium (grch.), Nebelfleck auf der Hornhaut des Auges; dann Wölkchen im Urin; auch weißer Fleck auf den Nägeln.

Nephelium *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Sapindaceen. Man kennt gegen 20 Arten, die in Ostindien, auf den Inseln des Indischen Archipels und in Australien wachsen. Es sind Bäume mit alternierenden gefiederten Blättern und kleinen, regelmäßigen diöcischen Blüten. Die Früchte sind beerenartig und gewöhnlich zu zweien miteinander mehr oder weniger verwachsen. Von zwei in Indien wachsenden Arten N. longanum *Hook.* und N. Litchi *Dan.* werden die ähnlich wie Weinbeeren schmeckenden Früchte gegessen. Auch die andern Arten haben eßbare Früchte. Neuerdings wird N. Litchi auch in Westindien wegen seiner wohlschmeckenden Beeren kultiviert.

Nephelokokkygia (grch.), «Wolkenkuckucksheim», wird in Aristophanes' «Vögel» die von den Vögeln

in die Luft gebaute Stadt genannt, danach soviel wie Phantasiegebilde.

Nephralgie (grch.), Nierenschmerz, Nierenkolik; Nephratonie, Nierenschwäche.

Nephrit, ein kompaktes, in dünnen Platten durchscheinendes, meist lauchgrünes, zuweilen auch grünlichweißes, außerordentlich zähes und vor dem Lötrohr ziemlich schwer zu weißem Email schmelzendes Mineral, das von Säuren nicht angegriffen wird und etwa die Härte des Feldspats besitzt. Wenn man nach dem Vorgang von Damour die früher auch wohl als N. bezeichneten Substanzen, welche Thonerde und Natron enthalten, unter dem Namen Jadeit (s. d.) abtrennt, so bleiben für den eigentlichen N. in seiner jetzigen Bedeutung Massen übrig, welche vorwiegend aus Kieselsäure, Magnesia, Kalk und wenig Eisenoxydul in einem solchen Verhältnis dieser Stoffe bestehen, wie es sich bei den Hornblendevarietäten Tremolit, Grammatit und Aktinolith wiederfindet. Im Einklang damit haben mikroskopische Untersuchungen ergeben, daß der N. in der That aus sehr feinen filzartig verwobenen Fasern einer optisch und nach den Spaltungsverhältnissen wohl charakterisierten eisenarmen und thonerdefreien Hornblende zusammengesetzt ist. Der N. wurde schon im Altertum verarbeitet und findet sich unter antiken ägyptischen geschnittenen Steinen; in China verfertigt man aus ihm Gefäße, Säbelgriffe, Petschierstelne, Amulette u. dgl., der neuseeländische (sog. Punamustein) wird von den Eingeborenen zu Waffen, Äxten, Meißeln, Ohrgehängen u. s. w. benutzt. Anstehend kennt man den N. bei Gulbashen im Karakasththal, einem Querthal des Kuenluen in Turkestan, sowie an der Westküste der Südinsel von Neuseeland, Lager zwischen Hornblendeschiefern, Gneisen u. a. archäischen Gesteinen bildend; als gewaltige erratische Blöcke in Moränenablagerungen am Bach Duot, am Berge Botogol, nordwestlich von der Südspitze des Baikalsees. Eine besondere Wichtigkeit hat der N. erhalten, weil man im westl. Mitteleuropa in den Pfahlbauten der vorhistor. Zeit und den entsprechenden Lagerstätten geschliffener Steininstrumente daraus gefertigte Beile gefunden hat. Zur Zeit ist es eine lebhaft erörterte, aber noch unentschiedene Streitfrage, ob dieses Nephritmaterial in Europa einheimisch ist, oder ob es in rohem oder verarbeitetem Zustand von den damaligen Bewohnern jener Gegenden aus Asien importiert wurde. Dieselbe Frage erhebt sich übereinstimmend auch für die in Amerika vorhandenen alten Nephritwerkzeuge. Es ist allerdings bis jetzt noch nicht gelungen, in Mitteleuropa wirklichen N. anstehend zu entdecken: der sogenannte N., welchen man 1884 im Serpentin des Zobtengebirges bei Jordansmühl in Schlesien aufgefunden haben wollte, kann auf Grund seiner abweichenden chem. Zusammensetzung nicht als echt gelten. Vgl. Fischer, «N. und Jadeit» (Stuttg. 1875); Meyer, «Jadeit- und Nephritobjekte» (Lpz. 1882).

Nephritis (grch.), Nierenentzündung; nephritisch, die Nieren betreffend, nierenkrank. [dium.

Nephrodium, Farnkrautgattung, s. Aspi-

Nephrolithiāsis (grch.), die Bildung von Nierensteinen; Nephroparalyse, die Nierenlähmung; Nephrophthisis, die käsige Entzündung der Nieren, die Nierentuberkulose; Nephropyelitis, die Entzündung des Nierenbeckens; Nephropyose, die Nierenvereiterung; Nephrorrhagie, die Nierenblutung; Nephrotomie, Nierenschnitt, die operative Entfernung der entarteten Niere.

Nephthys (ägypt. Nebthat), nach der ägypt. Göttersage Gemahlin des Typhon und Schwester des Osiris, dessen Tod sie mit der Isis beklagte.

Nepokojtschitzkij (Arthur Adamowitsch), russ. General, geb. zu Sluza im Gouvernement Minsk 20. Dez. 1813 aus poln. Adelsfamilie, wurde im Pagenkorps zu Petersburg erzogen, trat 1832 in das Garderegiment Preobraschenskt, besuchte die Militärakademie und wurde in den Generalstab versetzt. N. war 1841—47 in Kaukasien, 1849 als Stabschef des nach Ungarn der österr. Regierung zu Hilfe gesendeten Armeekorps thätig und wurde 1849 Generalmajor. Während des Orientkriegs wurde er zunächst bei der Donauarmee, später als Generalstabschef der Besatzung von Sewastopol verwendet, gehörte bis 1864 dem Hauptstabe in Petersburg an, wurde 1864 Präsident des Militärconseil für die Durchführung der Reorganisation des Heeres, später der Kommission zur Codifikation der Militärgesetze, 1868 General der Infanterie, 1874 Generaladjutant des Kaisers und 1877 Chef des Generalstabes der mobilen Armee in der europ. Türkei. Nach dem Friedensschlusse wurde er in den Reichsrat berufen und starb zu Petersburg 23. Nov. 1881.

Nepomuk (slaw. Nepomuky), ursprünglich Pomut, Stadt im südwestl. Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Prestitz, Station der Linie Wien-Budweis-Pilsen-Eger der Österreichischen Staatsbahnen, mit (1881) 2486 E. slaw. Zunge, Sitz eines Bezirksgerichts, Geburtsort des Johann Nepomuk. An der Stelle seines Geburtshauses steht die von Franz Matthias von Sternberg 1606 erbaute Kirche St. Jakob, die 1879 restauriert wurde.

Nepomuk (Johann von Pomuk) ist einer der berühmtesten Heiligen der kath. Kirche und der Schutzpatron Böhmens. Er war der Sohn eines Bürgers des Städtchens Pomut, aus der weitverzweigten Familie der auch in Prag begüterten Welflins, widmete sich dem geistlichen Stande, war 1372 öffentlicher kaiserl. Notar, 1380 Pfarrer an der St. Gallikirche zu Prag, Notar und Sekretär des Erzbischofs, 1381 Doktor des kanonischen Rechts und Domherr, bald nachher Generalvikar und Mitglied des prager Metropolitankapitels zu St. Veit. In dem wegen der eigenmächtigen Wahl des Wladraner Abts (1393) zwischen König Wenzel und dem prager Erzbischof Johann von Jenstein und seinem Domkapitel entstandenen Streit spielte er eine hervorragende Rolle, infolge dessen der König ihn ergreifen, grausam foltern und, da er infolge der ausgestandenen Qualen nicht weiter leben konnte, von der Brücke in die Moldau werfen ließ (20. März 1393). Aus diesem histor. Kern entwickelte sich im Laufe des 15. bis 16. Jahrh. eine sagenhafte Legende, die während des 17. Jahrh. immer größere Ausdehnung gewann und 1729 in der Heiligsprechung des Johannes durch Benedikt XIII. ihren Abschluß fand. Danach wurde er zwischen 1320—30 unter wunderbaren Himmelserscheinungen geboren, widmete sich früh schon dem Dienste des Herrn und stand nach kaum erhaltenen Weihen zu Prag im Rufe des ersten Predigers der Stadt. Das ihm angetragene Bistum Leutomisl schlug er aus, rückte aber allmählich zum Dechant an der Kollegiatkirche Allerheiligen, zum Almosenier und Beichtvater der Königin auf. Der gegen seine Gemahin von Haß erfüllte, kranke und arg-

wöhnische Wenzel verlangte von N. zu wissen, was ihm die Königin beichte, wie sie von ihm denke, ob sie einen andern liebe u. dgl. Auf die fortgesetzte Weigerung des pflichtgetreuen Priesters, jene Aussagen zu machen, ließ ihn der König nachts packen, auf die Moldaubrücke schleppen und, an Händen und Füßen gebunden, in den angeschwollenen Fluß werfen (29. April 1383). Fünf auf dem Wasser schwimmende Sterne erschienen sofort. Als Heiliger, der im Wasser den Märtyrertod erlitten, wird N. als Spender von Regen bei großer Dürre angerufen, außerdem aber auch gegen Verleumdungen und lügenhafte Anklagen. Er ist der eigentliche Brückenheilige, dessen Standbild fast auf jeder Brücke in kath. Ländern zu finden ist. In der Domkirche zu Prag ist ihm ein prachtvolles Grabmal vom besten böhm. Marmor und aus gediegenem Silber errichtet. Sein Gedächtnistag ist der 16. Mai, an welchem das Landvolk in mächtigen Prozessionen nach Prag kommt, um namentlich die angeblich nicht verwesende Zunge des Heiligen zu verehren. Die Entstehung der Legende und deren geschichtlichen Gehalt hat Abel in der kleinen Schrift «Die Legende des heil. Johann von N.» (Berl. 1855) erörtert, während Frind («Der geschichtliche heil. Johann von N.», Eger 1861, «Der heil. Johann von N.», Eger 1879) soviel wie möglich von der Legende zu retten suchte. Die Verehrung und Heiligsprechung N.s begünstigten besonders die Jesuiten, welchen viel daran lag, für den vom Volke noch lange als Heiligen verehrten Johann Huß einen andern heil. Johann im kath. Sinne zu gewinnen. Erwiesen ist, daß viele Huß-Statuen in N.-Statuen durch Anbringung der fünf Sterne um das Haupt des Reformators umgewandelt worden sind.

Nepos (Cornelius), ein röm. Geschichtschreiber, geb. 94 v. Chr., gest. um 24 v. Chr. Der größte Teil seiner Werke ist verloren, wie die Bücher «Chronica», die fünf Bücher «Exempla», die ausführlichen Lebensbeschreibungen des ältern Cato und des Cicero und der größte Teil der 16 Bücher «De viris illustribus». Nur eins dieser Bücher, das «De excellentibus ducibus exterarum gentium», und aus einem andern, «De latinis historicis», die Biographien von Cato und Atticus sind erhalten. Der histor. Wert dieser im ganzen 25 «Vitae» beruht darauf, daß darin einige Nachrichten allein erhalten sind. Im übrigen ist nicht bloß Anlage und Ausführung, sondern selbst die Auswahl sehr mangelhaft, und abgesehen davon, daß wichtige Quellen gar nicht benutzt sind, leiden namentlich die Lebensbeschreibungen der nichtröm. Feldherren an vielen Flüchtigkeitsfehlern und Mißverständnissen. Aber es findet sich hier in knappster Kürze eine Masse geschichtlichen Stoffs in einer bei manchen Abweichungen vom klassischen Gebrauche doch im ganzen einfachen und korrekten Sprache; daher ist der erhaltene Rest von N.' Schriften ein vielgelesenes Schulbuch geworden. Nachdem früher mehrfach die Schrift «De excellentibus ducibus exterarum gentium» für einen Auszug aus dem ursprünglichen Werke des Nepos oder nach den Handschriften als das Werk eines Aemilius Probus der späten Kaiserzeit erklärt worden war, diese Annahmen aber immer wieder ihre Widerlegung gefunden hatten, wurde neuerdings von Unger, «Der sog. Cornelius N.» (Münch. 1881), die Ansicht aufgestellt, daß Hyginus, der Zeitgenosse des Nepos, der Verfasser sein werde. Unter den neuern Ausgaben sind hervorzuheben die von Roth (Bas. 1841), Nipperdey (mit erklärendem Kommentar, Lpz. 1849; 2. Ausg., von Lupus, 1879) und Halm (Lpz. 1871); unter den Schulausgaben die von Siebelis (Lpz. 1851; 10. Aufl., von Jancovius, 1881), Nipperdey (Lpz. 1850; 8. Aufl., von Lupus, 1881). Übersetzungen lieferten Doblinger (Stuttg. 1827; neu bearbeitet von Stern, 1859), Siebelis (3. Aufl., Stuttg. 1882), Grau (Aschersleben 1872), Mecklenburg (Berl. 1873), Zwirnmann (Stuttg. 1883) u. a.

Nepotismus (vom lat. nepos, Enkel, Neffe) nennt man die meist mit Zurücksetzung verdienter Männer verbundene Begünstigung der Verwandten einflußreicher Staatsbeamter bei Verleihung von Würden, Ämtern, Sinekuren, Pensionen u. s. w. Der Name rührt daher, daß diese Ungerechtigkeit häufig von den Päpsten geübt wurde, die ihre Nepoten oder Enkel, natürlichen Söhne und nächsten Verwandten auf diese Weise begünstigten.

Neptun (lat. Neptunus), der altital. Gott alles Fließenden und Strömenden, insbesondere des Meers. Wohl erst unter griech. Einflusse wurde er zugleich als Neptunus Equester der Schutzgott der Rosse und aller ritterlichen Übungen. Schließlich wurde er mit dem griech. Poseidon völlig identifiziert.

Poseidon, nach der theogonischen Dichtung ein Sohn des Kronos und der Rhea, war der Gott alles Flüssigen, vorzugsweise des Meers, dessen Herrschaft bei der Teilung der Welt unter die drei Söhne des Kronos ihm zufiel; in der Tiefe des Meeres hat er seinen Palast, in welchem er mit seiner Gattin Amphitrite (s. d.) thront; mit dieser fährt er über die Wogen dahin in einem von Rossen mit ehernen Hufen und goldenen Mähnen gezogenen Wagen, den die übrigen Gottheiten, Dämonen und die mannigfaltigen Ungeheuer der Meerestiefe umspielen, Scenen, welche von der bildenden Kunst häufig dargestellt worden sind. Die Poesie und die bildende Kunst haben auch seinen Streit mit Athen um das Land Attika, seine Beteiligung am Trojanischen Kriege zu Gunsten der Griechen, seine Teilnahme am Kampfe gegen die Giganten, endlich seine Liebesverhältnisse zu vielen Frauen, besonders Quellnymphen, behandelt. Die berühmtesten Stätten seines Kultus waren der korinth. Isthmus, die Insel Kalaureia nahe der Oststüste von Argolis und das Vorgebirge Mykale im kleinasiat. Jonien. In der Blütezeit der griech. Kunst wird er dem Zeus ähnlich gebildet, doch mit derberer Muskulatur bei etwas schlankerm Körperbau, mit weniger Majestät und Ruhe im Ausdruck des Antlitzes, auch häufiger stehend als sitzend. Seine Attribute sind der Dreizack, mit welchem er das Meer aufwühlt, die Erde erschüttert und Quellen aus felsigem Boden hervorspringen läßt, und der Delphin oder auch, besonders in altertümlichern Bildwerken, der Thunfisch. Das Roß (Symbol der beweglichen Wellen) galt als sein Geschöpf und spielt daher in den an N. sich knüpfenden Sagen eine große Rolle, wie auch an vielen Orten Griechenlands Wettkämpfe mit Roß und Wagen ihm zu Ehren gefeiert wurden. Vgl. Gerhard, «Über Ursprung, Wesen und Geltung des Poseidon» (Berl. 1851); Overbeck, «Griech. Kunstmythologie» (Bd. 2, Buch 3: «Poseidon», Lpz. 1875, mit Atlas).

Neptun, ein Planet, der am 23. Sept. 1846 von Galle (damals in Berlin) auf merkwürdige Veranlassung entdeckt wurde und mit dessen Auffindung die Wissenschaft einen ihrer herrlichsten

Triumphe gefeiert hat. Es ist eine von den Astronomen gelöste Aufgabe, die Einwirkung zu berechnen, die ein Planet auf die Bewegung eines andern Planeten ausübt, wenn Masse und Entfernung beider Körper bekannt sind, und diese Einwirkung heißt die Störung. So waren unter andern auch die Störungen berechnet, welche der Planet Uranus namentlich durch die Planeten Saturn und Jupiter erfährt. Wenn man aber den beobachteten Ort des Uranus mit dem aus den Rechnungen gefundenen verglich, so zeigte sich nicht jener Grad der Übereinstimmung, den man sonst zu erreichen pflegte, und mehrere Astronomen, namentlich Bessel in Königsberg, waren geneigt, die Ursache der Nichtübereinstimmung zwischen Rechnung und Beobachtung in der Existenz eines jenseit des Uranus befindlichen unbekannten Planeten zu suchen. Um über Ort, Masse u. s. w. des vermuteten Planeten ins Klare zu kommen, mußte aus den vorhandenen Abweichungen zwischen Rechnung und Beobachtung die Bahn und der Ort des unbekannten störenden Planeten hergeleitet werden. An die Lösung dieser Aufgabe machten sich fast gleichzeitig, aber völlig voneinander unabhängig, zwei Männer, Adams zu Cambridge in England und Leverrier zu Paris. Ersterer teilte schon im Sept. 1845 dem Professor Challis zu Cambridge, sowie im Oktober dem Astronomen Airy zu Greenwich die Resultate seiner Rechnungen mit, ohne jedoch etwas darüber zu publizieren, ja schon im Aug. 1846 beobachtete nach Adams' Rechnungen Challis eine Anzahl von Sternen, unter welchen der neue Planet war. Wenig später (31. Aug. 1846) veröffentlichte Leverrier die Resultate seiner Rechnungen. Durch einen Brief von Leverrier ward Galle von diesen Resultaten in Kenntnis gesetzt. Er durchforschte die bezeichnete Stelle des Himmels, und war so glücklich, am 23. Sept. den neuen Planeten nahe am bezeichneten Orte aufzufinden. Der N. ist von den bekannten Planeten unsers Sonnensystems der von der Sonne am weitesten abstehende: seine mittlere Entfernung von der Sonne beträgt 4470 Mill. Kilometer. Der größte Abstand ist 4508, der kleinste 4432 Mill. Kilometer. Der Erde kann sich dieser Planet bis auf 4280 Mill. Kilometer nähern, sich aber bis auf 4660 Mill. Kilometer von ihr entfernen. Im letztern Falle erscheint N. unter einem Gesichtswinkel von 2″,5, im ersten von 2″,7, sodaß der mittlere scheinbare Durchmesser 2″,6 beträgt. Dies setzt einen wahren Durchmesser von 55 000 km voraus. Der N. übertrifft daher den Erddurchmesser 4,55 mal an Größe; die Oberfläche desselben ist darum fast 21, das Volumen 94 mal so groß als die entsprechenden Größen der Erde. Seine Bahn, die nur eine äußerst geringe Excentricität besitzt (etwa $^1/_{118}$ der großen Achse), und deren Neigung gegen die Ekliptik nur 1° 47′ beträgt, durchläuft der N. siderisch in 164 Jahren 28 Tagen; er legt deshalb in einer Sekunde durchschnittlich 5,6 km zurück. Seine Bewegung ist also 5,4 mal so langsam als die der Erde, und man sieht ihn, als einen Stern siebenter bis achter Größe, nur sehr langsam unter den Fixsternen fortschreiten. Was die Masse des N. betrifft, so schwanken die Angaben derselben zwischen $^1/_{14444}$ und $^1/_{20000}$ der Sonnenmasse. Der ersten Angabe würde eine Dichtigkeit von 0,250 der Erde oder $1^1/_9$ im Verhältnis zum Wasser entsprechen. Wegen der großen Entfernung hat man eine wahrscheinlich vorhandene Drehung um seine Achse noch nicht bemerken können. Kurz nach der Entdeckung 1847 fand Lassell in seinem 20füßigen Spiegeltelescop einen Mond oder Trabanten des N., der von andern Astronomen ebenfalls gesehen worden ist, sodaß seine Existenz als gewiß bezeichnet werden kann. Dieser Mond befindet sich etwa 12,6 Halbmesser des N. vom Mittelpunkte dieses und vollendet seine Bahn um N. in 5 Tagen 21 Stunden.

Neptunische oder **sedimentäre Gebirgsarten**, s. u. Gebirgsarten und Gesteinsbildung.

Neptunisten, Bezeichnung für die Geologen, welche der Ansicht A. G. Werners (s. d.) von der Bildung der Erdrinde durch alleinige Mitwirkung des Wassers beipflichteten. Den Gegensatz hierzu bilden die Vulkanisten, welche die Entstehung der krystallinischen Schieferformationen, sowie der ältern massigen Gesteine als Erstarrungsprodukte glutflüssiger Massen ansahen. (S. Geognosie und Geologie und Gesteinsbildung.)

Neptunsgrotten, s. unter Alghero.

Ne quid nimis («In nichts zu viel»), die lat. Übersetzung des angeblich von Chilon (s. d.) herrührenden Ausspruchs Μηδὲν ἄγαν.

Nequitien (lat.), Nichtsnutzigkeiten, Bubenstücke.

Nera, Fluß im ungar. Komitat Krassó-Szörény, entspringt aus mehrern Quellbächen auf den siebenbürger-banater Grenzbergen, nordöstlich von Teregova, nimmt im allgemeinen einen südwestl. Lauf durch das reizende Almáser Thalbecken und mündet unterhalb Uj-Palánka links in die Donau. Er ist 133 km lang und nicht schiffbar.

Nera (Nar), linker Nebenfluß des Tiber, entspringt an den Monti-Sibillini und mündet bei Orte. Sein Nebenfluß Velino bildet bei Terni einen der schönsten Wasserfälle in Europa.

Nérac, Stadt und Arrondissementshauptort im franz. Depart. Lot-Garonne, an der Baïse, welche hier schiffbar wird und über welche eine Brücke führt, Station der Linie Port-Ste.-Marie-Condom der Südbahn. Der mit Boulevards versehene, im neuen Teile hübsch gebaute Ort hat Ruinen eines Schlosses Heinrichs IV., in dessen Park man 1832 ausgezeichnete röm. Mosaiken, Reste eines Palastes, von Thermen u. s. w. aufgefunden hat, eine eherne Statue Heinrichs IV., ein Collége und ein Hospital und zählt (1881) 4803, als Gemeinde 7429 E., welche grobes Tuch, Korkpfropfen, Schiffszwieback und berühmte Gänseleberpasteten fertigen. Die 2 km lange Promenade de la Garonne hat vier Fontänen, den Badepavillon der Könige von Navarra und das sog. Mariannen-Palais, und führt zum alten Nazareth-Schlosse bei den ehemaligen Königsgärten.

Nerbudda, Narbada oder Nerbadda (sanskrit. Narmada), ein 1291 km langer Fluß in Vorderindien auf der Grenze von dem Dekhan und Hindostan, entspringt etwa 1070 m hoch in einem unmauerten Teiche eines heiligen Tempels auf dem Plateau von Amarakantaka (Ammerkuntuk) in Gondwana, unter 22° 39′ nördl. Br. und 81° 49′ östl. L. von Greenwich und bildet alsbald einen 24 m hohen Wasserfall. Der Fluß strömt erst 300 km west- und nordwestwärts mit starkem Gefälle nach Dschabalpur, das noch 450 m über dem Meere liegt, und tritt sodann in das sog. Nerbuddathal, eine Einsenkung zwischen dem Windhjagebirge im Norden, den Mahadeo-, Kalabhet- und

Satpuraketten im Süden, welche er in westl. Richtung über Hufangabad, Handija und Mundlaisir durchfließt, und ergießt sich 48 km unterhalb Barotsch (s. d.) mit breiter Mündung in den Golf von Cambay (s. d.). Das genannte Thal ist ein tiefer, bald breiter, bald enger Spalt, der sich streckenweise abwechselnd beträchtlich erweitert oder sich in Felsengen stark verschmälert. Die Schiffahrt ist wiederholt durch stufenweise Absätze mit starkem Gefälle, durch Basaltbänke, Stromschnellen und Wasserfälle unterbrochen, wodurch die Ausbeutung der reichen, im Thal vorhandenen Eisenerz- und Steinkohlenlager (unweit Hufangabad) gehindert ist. Die Flut steigt im Strom 81,5 km aufwärts. Kleinere Seeschiffe gelangen bis Barotsch, doch ist die Einfahrt durch eine Barre und zahlreiche Sandbänke erschwert. Schwere Kähne gehen von der See 133,5 km weit bis Tullukwara, mit Mühe 44,5 km weiter bis Sulpan-Mahadeo an der Stromenge Makri-Fall. Bei Hufangabad erreicht die von Bombay ausgehende Eisenbahn das Stromthal und geht in diesem aufwärts bis Dschabalpur, von dort bis Allahabad am Ganges.

Nereïden, s. Nereus.

Neresheim, Stadt im württemb. Jagstkreise, auf dem Härdtsfelde, am Ursprung der Eggau, 12 km südlich von Bopfingen, Sitz eines Oberamts und eines Amtsgerichts, hat eine Realschule und zählt (1880) 1117 E. In der Nähe liegt das Dorf Neresheim mit 125 E., einer schönen kath. Pfarrkirche und einer ehemaligen reichsfreien Benediktinerabtei, gegenwärtig Schloß der Fürsten von Thurn und Taxis.

Nereus, nach der griech. Mythologie der älteste Sohn des Pontos und der Gäa, Gemahl der Doris, Vater von 50 anmutigen Töchtern, den Nereïden, mit denen er in den Tiefen des Meers, namentlich im Ägäischen Meere wohnt. Hesiod und andere Dichter schildern ihn als einen mildgesinnten und die Gabe der Weissagung und Verwandlung besitzenden königl. Meergreis. Dargestellt wird er als ehrwürdiger Greis, öfter im Kampfe mit Herakles, der ihn zur Auskunft über den Weg zu den Hesperiden zwingt; seine Töchter, die Nereïden, erscheinen besonders in den Werken der jüngern attischen Kunstschule als anmutige, leicht oder gar nicht bekleidete Mädchengestalten, mit weichen, geschmeidigen Körperformen, auf Tritonen und See-Ungeheuern verschiedener Art reitend.

Nerfling, der gemeine Aland (s. d.).

Neri (Philipp), Stifter der Kongregation des Oratoriums oder Oratianer (s. d.), geb. 22. Juli 1515 zu Florenz, studierte in Rom bei den Augustinern Philosophie und Theologie, wurde 1551 zum Priester geweiht, begründete 1548 die Bruderschaft von der heil. Dreifaltigkeit (später Oratorianer), deren Genossen die Krankenpflege unter den fremden Pilgern zu ihrer Hauptaufgabe machten. Die Legende berichtet von ihm zahlreiche Züge einer unverwüstlichen Fröhlichkeit, daher er zu den beliebtesten Heiligen der kath. Kirche gehört. Er starb 25. Mai 1595 und wurde 1622 heilig gesprochen.

Nerike, Landschaft in der Mitte Schwedens, nördl. vom Wettern-, westl. vom Hjelmar-See, gegen Westen stößt es an Nord-Westergötland und Süd-Wermland, gegen Norden an den westl. Teil der Westmanländischen Minendistrikte, mit dem es das Örebro-Län (s. d.) bildet.

Nerine, s. Guernsey-Lilie.

Nerio, sabinische Göttin und Gemahlin des Mars, auch mit Minerva identifiziert.

Néris-les-Bains, Flecken im franz. Depart. Allier, Arrondissement Montluçon, 6 km im SO. von diesem Orte, zählt (1881) 1332, als Gemeinde 2383 E. und hat vier alkalisch-salinische Quellen von 45 bis 51° C., welche schon zur Römerzeit zu Bädern (Aquae Neri) benutzt wurden, was viele Ruinen beweisen.

Nerium, Pflanzengattung, s. Oleander.

Nerly (Friedr.), eigentlich Nehrlich, geschätzter Architekturmaler, geb. 24. Nov. 1807 in Erfurt, verbrachte den größten Teil seines Lebens in Venedig, wo er 21. Okt. 1878 starb. Eine Ansicht der Piazzetta, welche er für den König von Preußen malte, mußte er siebenmal wiederholen. Eine große Landschaft mit Staffage aus Wielands «Oberon» erhielt Rumohr; eine große Ansicht von Venedig der Kaiser von Österreich. Nach Rußland in den kaiserl. Besitz kam seine Heimkehr sicil. Fischer im Golf von Palermo, sowie ein Gemälde, die Büffel darstellend, welche den Marmorblock ziehen, aus welchem Thorwaldsen die Statue Pius' VII. meißelte. Zu seinen weitern Schöpfungen gehören: heimkehrende neapolit. Schnitter auf Monte-Circello, der Tempel der Juno Lucina in Girgenti, die Tempel Pästums im Mondenschein, Heinrich der Löwe auf der Rückkehr von den Kreuzzügen, als Gast bei einem venet. Nobile, in Venedig; Lord Byron bei den Armeniern auf der Insel San-Lazzaro; der Markusplatz in alter Zeit; eine Reihe venet. Ansichten bei Tag und bei Nacht; ind. Matrosen im Hafen von Venedig. Vgl. «Album Veneziano di Federico N.» (in acht photographischen Blättern, Lpz. 1878).

Nero (Lucius Domitius, nach der Adoption durch seinen Stiefvater, den Kaiser Claudius, mit verändertem Namen Nero Claudius Cäsar Drusus Germanicus), röm. Kaiser 54—68 n. Chr., geb. zu Antium 15. Dez. 37 n. Chr., war der Sohn des Gnäus Domitius Ahenobarbus und der Tochter des Germanicus, der jüngern Agrippina, und nach der 49 n. Chr. erfolgten Verheiratung der letztern mit dem Kaiser Claudius von diesem (25. Febr. 50 n. Chr.) adoptiert und mit dieses Kaisers leiblicher Tochter Octavia (53) vermählt. Nach des Claudius Tode, den Agrippinas Gift herbeigeführt hatte, wurde er von den Prätorianern, denen ihr Präfekt Burrus ihn vorstellte, während Agrippina den Britannicus, des Claudius leiblichen Sohn von Messalina, im Hause zurückhielt, als Kaiser ausgerufen und vom Senat anerkannt (13. Okt. 54). Der milde Anfang seiner Herrschaft erregte gute Hoffnungen. Seneca (sein Erzieher) und jener Burrus leiteten mehrere Jahre lang das Reich in rühmlicher Weise. Inzwischen war der geistig hochbegabte, aber jeder Ausschweifung zugeneigte N. aus Anlaß einer Liebschaft mit seiner Mutter zerfallen und entzog sich mehr und mehr dem Einflusse seiner Ratgeber. Schon 55 hatte er seinen Stiefbruder Britannicus vergiften lassen, welchen Agrippina auf den Thron zu erheben drohte. Im März 59 ließ er dann auch seine Mutter ermorden. N. ergab sich Ausschweifungen jeder Art und machte sich verhaßt durch maßlose Verschwendung und rücksichtslos blutiges Wüten gegen jeden Verdächtigen, gegen jede freimütige Stimme. Seine Gemahlin Octavia ließ er, um Poppäa Sabina heiraten zu können, 62 schändlich verleumden und dann ermorden. Daß er den furchtbaren achttägigen

Brand, der im Juli 64 den größten Teil der Stadt Rom zerstörte, selbst veranlaßt habe, ist sehr unwahrscheinlich; weil ihm aber die Stimme des Volks auch dieses Unheil schuld gab, so wälzte er den Verdacht auf die Christen in Rom, die nun mit unerhörter Grausamkeit verfolgt wurden. Die Stadt selbst ließ er prächtiger aufbauen, am prächtigsten seinen Palast mit weitläufigen Anlagen, die sog. Aurea domus (das goldene Haus); dafür wurden aber Italien und namentlich die Provinzen schonungslos geplündert, während man den röm. Pöbel durch Kornspenden und Spiele befriedigte. Eine Verschwörung, die seinen Sturz und die Erhebung des Gajus Piso beabsichtigte, mißglückte 65 n. Chr. Piso tötete sich selbst, viele angesehene Männer fielen, manche unschuldig, als Opfer der Rache, unter ihnen Seneca und der Dichter Lucanus. Eitelkeit und Neigung hatten N. schon 64 veranlaßt, in Neapel öffentlich als Sänger, Schauspieler und Wagenlenker aufzutreten. Im J. 66 und 67 machte er eine Kunstreise durch Griechenland, von der er mit Preisen reich geschmückt nach Rom zurückkehrte. Als 68 erst Gallien unter Julius Vindex sich gegen N. erhoben, dann die Truppen in Spanien, hierauf auch die Prätorianer für Galba sich erklärt hatten, entfloh er von Rom; der Senat erklärte ihn als Feind des Vaterlandes des Todes schuldig, und N. tötete sich auf dem Landgute seines Freigelassenen Phaon 9. Juni 68. Mit ihm erlosch das Geschlecht der Cäsaren auch in den adoptierten Zweigen. In Britannien hatte während seiner Regierung Suetonius Paulinus den Aufstand der Königin Boudicca unterdrückt, im Orient schützte Domitius Corbulo Armenien und Syrien gegen die Parther, Vespasian bekämpfte den Aufstand der Juden. Vgl. H. Schiller, «Geschichte des röm. Kaiserreichs unter der Regierung des N.» (Berl. 1872); Wiedemeister, «Der Cäsarenwahnsinn der Julisch-Claudischen Imperatorenfamilie» (Hannov. 1875). Wilbrandt dramatisierte N. in der gleichnamigen Tragödie (Wien 1876).

Nero antico (ital.), ägypt. schwarzer Marmor aus altröm. Bauwerken.

Neroliöl, s. Orangenblütenöl.

Nerthus, der von Tacitus («Germania», Kap. 40) überlieferte Name einer german. Göttin des Wachstums und der Fruchtbarkeit, welche von den deutschen Stämmen der Reudinge, Avionen, Angeln, Wariner, Eudoser, Svardonen und Nuitonen auf einer Insel im heil. Haine verehrt wurde. Jährlich führte ein Priester, während allgemeiner Friede herrschte, ihr Bild auf einem von Kühen gezogenen Wagen durch das Land. Die Slaven, welche Bild und Wagen nach dem Umzug in altüblichem Bade reinigen mußten, wurden ertränkt. Jene Insel ist nicht mit voller Sicherheit zu bestimmen. Die Inseln der Nordsee haben größern Anspruch als Femern oder gar als Rügen, wo die Notiz des Tacitus durch die Gelehrten lokalisiert ist, noch dazu mit der ganz falschen Namensform Hertha, die aus dem erst von Beatus Rhenanus 1533 in seiner Ausgabe der «Germania» gesetzten Herthum (für Nerthum) herstammt. Die Richtigkeit von N. ist durch das nordische Niördhr bewiesen. Michelsen sucht in der Schrift «Von vorchristl. Kultusstätten in unserer Heimat» (Kiel 1878) nachzuweisen, daß die Nerthus-Insel die jetzige Insel Alsen sei. Sprachlich gehört das Wort zu demselben Stamme wie lelt. nerth = die Kraft, die Macht.

Nertschinsk, Bezirkshauptstadt der sibir. Provinz Transbaikalien im asiat. Rußland, 285 km östlich von Tschita und 1400 km von Irkutsk, am linken Ufer der Nertscha gelegen, unweit deren Mündung in die Schilka, welche einen Quellstrom des Amur ausmacht, zählt (1882) 3747 E. Die erste Ansiedelung geschah hier 1654 durch den Kosakenführer Bekelow, der das Land jenseit des Apfelgebirges für Rußland in Besitz nahm und einen Weiler an der Schilka baute, welcher 1781 zur Stadt N. erhoben, später aber wegen bedeutender Überschwemmungen an den Fluß Nertscha verlegt wurde. Rußland schloß hier 1689 seinen ersten Grenzvertrag mit China. Der Handelsverkehr von N. ist sehr lebhaft. Russen, Mongolen, Turkomanen, Tunguſen und selbst Californier treffen hier im Bazar (Gostinoi-Dwor) zusammen und treiben Tauschgeschäft mit Thee, Pulver, Blei, Pelzen. N. bildet auch den Mittelpunkt des Nertschinskischen Bergreviers, das den Kompler der dem Kabinett des Kaisers gehörenden Bergwerke umfaßt, deren Hauptreichtum in silberhaltigen Bleierzen besteht. Auch Zinn, Zink und Gold wird gewonnen, letzteres in den vielen Thälern des Jablonoigebirges.

Nertschinskoi-Sawod ist ein östlich von N. links am Argun gelegener neuer aufblühender Bergwerksort, mit 2092 E., rings umgeben von reichen Erzgruben, in denen gegen 5000 Hüttenarbeiter beschäftigt werden, meist zu Zwangsarbeit verurteilte Verbrecher.

Neruda (Jan), czech. Schriftsteller und Dichter, geb. 10. Juli 1834 in Prag, studierte daselbst Jura und Philosophie, widmete sich aber darauf der Literatur und machte Reisen in Europa und im Orient. Zugleich war er vielfach journalistisch thätig, und zeichnete sich namentlich durch seine Feuilletons in der «Národní Listy» aus (seit 1876 gesammelt). Seine Dichtungen «Friedhofsblumen», «Buch der Verse», «Kosmische Lieder» (2. Aufl. 1879, deutsch von H. Pawikowski, Lpz. 1881) befestigten die humanistische Richtung in der heimatlichen Poesie. Nicht weniger geschätzt sind seine «Arabesken», Genrebilder aus dem böhm. Leben (1864) und «Kleinseitner Geschichten» (1878), beides auch deutsch von A. Smital; ferner Reisefeuilletons und Erzählungen. Auch schrieb er Lustspiele («Der Bräutigam aus Hunger», «Verkaufte Liebe» u. a.), sowie die Tragödie «Francesca da Rimini».

Neruda (Wilhelmine), Geigenvirtuosin, geb. 21. März 1840 zu Brünn, war Schülerin von Jansa und machte seit 1846 Kunstreisen in Deutschland, Frankreich und England. Sie verheiratete sich 1864 mit dem schwed. Musiker Ludwig Normann und lebt seitdem in London.

Nerung, s. unter Haff.

Nerv (Nervus) nennt man in der Botanik die Gefäßbündel, Baststränge ꝛc., welche die Spreite der Blätter durchziehen und durch ihre meist hellere Farbe deutlich hervortreten, entweder als ein netzartiges System oder als parallel nebeneinander verlaufende Linien. (S. Blattnervatur.)

Nerva (Marcus Coccejus), röm. Kaiser 96—98 n. Chr., zu Narnia in Umbrien geboren, war wahrscheinlich ein Enkel des Juristen Marcus Coccejus N., der lange Zeit zu den Vertrauten des Tiberius gehört hatte, bis er freiwillig sich den Hungertod gab, weil er Tiberius' steigende Härte und Grausamkeit nicht mehr ertragen wollte. Der jüngere war Mitglied des röm. Senats, als er nach der

DIE NERVEN DES MENSCHEN.

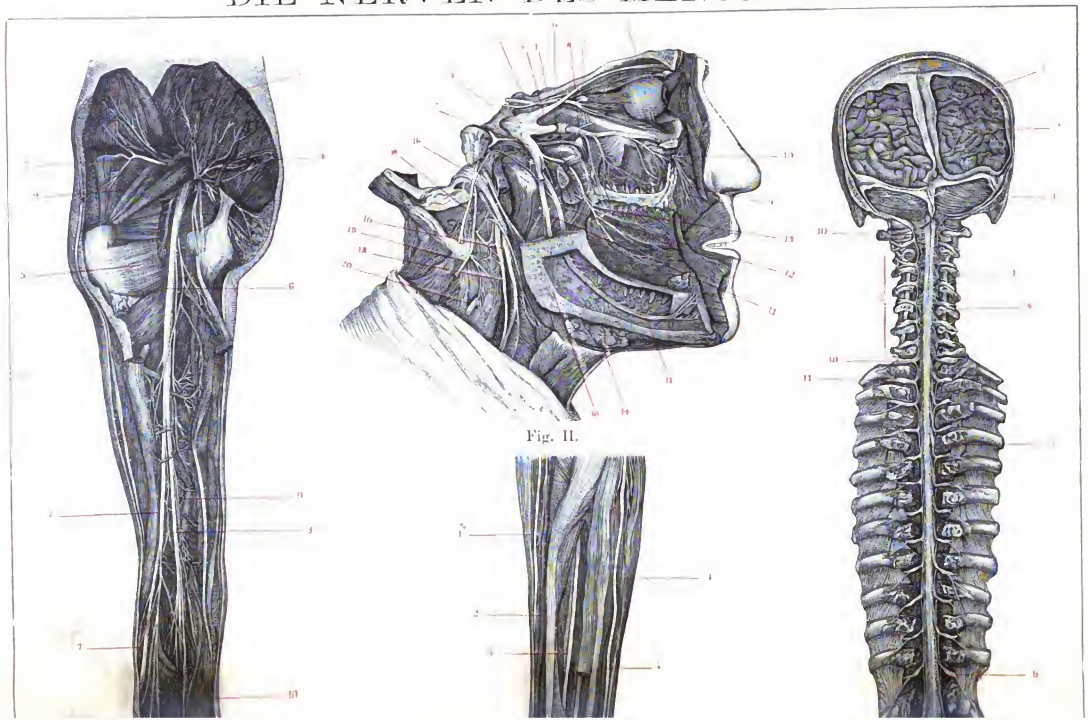


Fig. II.

Fig. III.

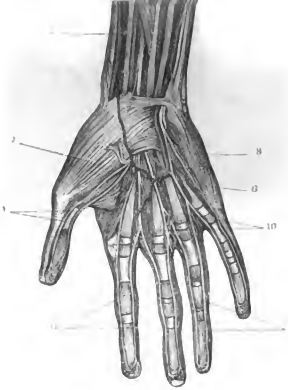


Fig. IV.

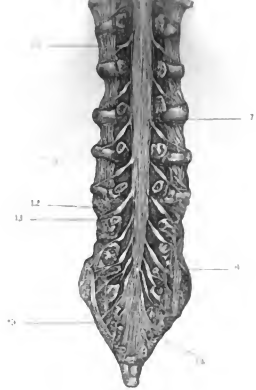


Fig. I.

Fig. I. Gehirn und Rückenmark in ihrer natürlichen Lage (von rückwärts betrachtet, die hintere Hälfte des Schädels und der Wirbelsäule entfernt).

1. Harte Hirnhaut mit den Blutleitern. 2. Hinterer Lappen des Grofshirns. 3. Hemisphäre des Kleinhirns. 4. Halsanschwellung des Rückenmarks. 5. Dünner Brustteil desselben. 6. Lendenanschwellung des Rückenmarks. 7. Pferdeschweif. 8. Endfaden des Rückenmarks. 9. Wirbelschlagader. 10. Hintere Wurzeln der acht Halsnerven, 11. der zwölf Rückennerven, 12. der fünf Lendennerven, 13. der fünf Kreuznerven. 14. Steifsnerv.

Fig. II. Tiefliegende Nerven des Kopfes und Halses.

1. Rollnerv. 2. Gemeinschaftlicher Augenmuskelnerv. 3. Ciliarganglion. 4. Gassersches Ganglion. 5 Erster, 6. zweiter, 7. dritter Ast des dreigeteilten Nerven. 8. Flügel-Gaumenganglion. 9. Oberer hinterer Zahnnerv. 10. Unteraugenhöhlennerv. 11. Unterkiefernerv mit den untern Zahnnerven. 12. Zungennerv. 13. Backenmuskelnerv. 14. Unterkieferdrüse. 15. Unterkiefer, zum Teil aufgemeifselt. 16. Herumschweifender Nerv. 17. Mimischer oder Gesichtsnerv. 18. Sympathischer Nerv. 19. Beinerv. 20. Dritter Halsnerv.

Fig. III. Die Nerven an der hintern Fläche der untern Extremität.

1. Grofser, 2. kleiner Gesäfsmuskel. 3. Oberer, 4. unterer Gesäfsnerv. 5. Viereckiger Schenkelmuskel. 6. Hüftnerv. 7. Wadenbeinnerv. 8. Schienbeinnerv. 9. Kniekehlenarterie. 10. Zweiköpfiger Wadenmuskel. 11. Wadennerv. 12. Achillessehne. 13. Äufserer Hautnerv des Fufsrückens. 14. Fersenbein. 15. Innerer, 16. äufserer Fufssohlennerv. 17. Zehennerven.

Fig. IV. Die Nerven des Vorderarms und der Hand (Beugeseite).

1. Speichennerv. 2. Speichenschlagader. 3. Mittelarmnerv. 4. Ellbogennerv. 5. Ellbogenschlagader. 6. Schlagaderbogen der Hohlhand. 7. Muskeln des Daumenballens, 8. des Kleinfingerballens. 9. Hautnerven des Daumens. 10. Sehnen des Fingerbeugers. 11. Hautnerven der Finger.

Ermordung des Domitianus 18. Sept. 96 n. Chr. vom Senat zum Kaiser erklärt wurde. Er bewährte als solcher die Tugend und praktische Weisheit, die ihn als Senator ausgezeichnet hatte, hob die Untersuchungen über Majestätsverbrechen auf, besserte die Gerechtigkeitspflege und minderte die Steuerlast; doch wurde seine Milde zuweilen fast zur Schwäche. Da er sich wegen Alters und körperlicher Leiden nicht kräftig genug fühlte, allein dem Übermute der Prätorianer zu widerstehen, so adoptierte er und ernannte zum Reichsgehilfen den damals am Rhein kommandierenden Feldherrn Trajanus, der ihm drei Monate später nach seinem Tode 27. Jan. 98 auf dem Thron folgte. Vgl. Champagny, «Die Antonine 69—180 n. Chr.» (deutsch von Dobler; Bd. 1: «N. und Trajanus», Halle 1876).

Nerval (Gérard de), franz. Schriftsteller, geb. zu Paris 21. Mai 1808, hieß eigentlich Gérard Labrunie. Er führte ein bewegtes Leben, hatte endlich Anwandlungen des Wahnsinns und erhängte sich 24. Febr. 1855 in Paris. N. begründete 1835 das Blatt «Le monde dramatique», welches er sieben Jahre lang leitete. Von seinen phantasievollen Gedichten sind die «Élégies nationales et satires politiques» (1827), von seinen Theaterstücken «Tartuffe chez Molière» und «L'Alchimiste» (1839, mit Alex. Dumas), «Le chariot d'enfant» (1850) und «L'imagier de Harlem ou la découverte de l'imprimerie» (1852, mit Méry), «Léo Burckart ou une conspiration d'étudiants» (1839) hervorzuheben. Er verfaßte auch «Scènes de la vie orientale» (2 Bde., 1848—50), «Contes et facéties» (1852), «Loreley, souvenirs d'Allemagne» (1852) und eine Übersetzung von Goethes Faust (1828). Seine «Oeuvres complètes» erschienen in neuer Ausgabe 1868 (5 Bde.).

Nerven (Nervi), diejenigen Organe des menschlichen und tierischen Körpers, welche das Empfinden, Denken und Bewegen vermitteln. Die N. sind bloß den Menschen und Tieren eigentümlich und werden selbst bei den einfachsten, auf der Grenze zwischen Tier- und Pflanzenreich stehenden Organismen vermißt. Sie fehlen keinem mit der Fähigkeit zu selbständiger Thätigkeit ausgerüsteten Organ und gehen nur solchen Geweben ab, deren Verrichtung eine bloß passive ist, den Oberhautgebilden (der Oberhaut selbst, den Haaren, Hörnern u. s. w.), den Knochen. Für die Regelung der gemeinsamen Thätigkeit aller Körperteile besteht eine Oberleitung, welche ihren Sitz im Mittelpunkt des Nervensystems hat; von diesem aus erstrecken sich in alle Teile des Körpers N. und führen aus diesen wieder in die Centralstätte zurück. (S. die Tafel: Die Nerven des Menschen.) Das ganze Nervensystem zerfällt somit in zwei Hälften, in die Nervencentralorgane (Gehirn, Rückenmark und Ganglien) und die von diesen ausgehenden peripherischen Nerven. Das Nervencentrum, der sog. Sitz der Seele, ist das Gehirn (cerebrum) mit seinem ihm untergeordneten Anhang, dem Rückenmark (medulla spinalis), und von beiden verbreiten sich zahlreiche N. über den ganzen Körper; man unterscheidet demnach ein Cerebralnervensystem und ein Spinalnervensystem. Vom Gehirn gehen 12 Paare von Nervensträngen ab, vom Rückenmark dagegen 31—32. Diese treten, umhüllt von einer Bindegewebsscheide, dem Neurilema, in verschiedene Körperteile, lösen sich zu immer feinern Strängen und endlich zu einzelnen Nervenfäden auf, welche nun in bestimmten Teilen der betreffenden Organe, ihrem Bestimmungsort, enden. Ein solcher Nervenfaden (auch Nervenfaser genannt) hat einen Durchmesser von 0,002 bis 0,02 mm und besteht aus einem häutigen Schlauch (Nervenscheide oder Nervenhülle), mit einem Inhalt, der zweierlei Art sein kann. Derselbe ist entweder einfacher Natur und besteht aus einem Cylinder aus Eiweißsubstanz, oder um diesen herum liegt noch eine fettähnliche Substanz, das Nervenmark oder die Markscheide. Der innere, centrale, in der Achse des N. gelegene Cylinder heißt dann Achsencylinder, Achsenfaser. Achsencylinder und Markscheide sind jedoch an ganz frischen N. nicht getrennt sichtbar; sie treten erst in Erscheinung, wenn die N. absterben.

Die Zahl der aus dem Gehirn und Rückenmark austretenden einzelnen Nervenfäden ist nun keineswegs so groß als die an der Endigungsstelle, an der Peripherie des Körpers befindliche Menge, und es muß daher eine Vervielfältigung der N. auf ihrer Bahn stattfinden. Diese Vervielfältigung geschieht entweder so, daß sich die Nervenfäden in zwei oder mehr Zweige, und diese sich wieder in gleicher Weise ohne weiteres spalten, oder so, daß die Nervenfaser in einen kugeligen Körper eintritt, aus welchem dann auf der andern Seite zwei oder mehr Fäden wieder austreten. Diese Kugeln, welche untereinander durch Nervenzweige in Verbindung stehen, heißen Nervenkugeln, Nervenzellen, Ganglien. Sie bilden die Hauptmasse des Rückenmarks und Gehirns, und aus dieser Anordnung wird es erklärlich, wie das gesamte Nerven- und (Körper-) Leben einer einheitlichen Leitung untergeordnet sein kann.

Die von den Centren abgehenden N. vermitteln die Bewegung der einzelnen Glieder des Körpers. Es verlaufen nun aber nicht bloß N. von den Centren nach den Körperprovinzen, sondern auch umgekehrt aus den einzelnen Körperteilen nach Gehirn oder Rückenmark: die Empfindungsnerven (sensible Nerven, im Gegensatz zu den Bewegungsnerven, motorischen Nerven). Zu diesen Empfindungsnerven gehören die der Sinnesorgane (Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, Tastsinn), deren Erregung uns zum Bewußtsein kommt, während es noch eine große Zahl nach den Centren verlaufende (centripetale) N. gibt, von deren Thätigkeit wir keine unmittelbare Vorstellung haben. Durch diese Vorrichtung wird das Nervencentrum von allen auf die centripetalen N. einwirkenden Vorgängen immer gewissermaßen in Kenntnis erhalten und trifft danach ohne weiteres seine Vorkehrungen, reagiert auf den Reiz; es wird infolge dessen eine Bewegung ausgeführt. Diese Umsetzung der Empfindung in Bewegung geschieht entweder unter unserer Kenntnis von dem Vorgang, ist uns bewußt oder unbewußt; sie wird beeinflußt von unserm Willen oder geschieht unwillkürlich. Solche uns bewußte willkürliche Äußerungen sind die Handlungen. Bewußte unwillkürliche Thätigkeiten nennt man reflektorische, uns unbewußte, natürlich auch unwillkürliche, automatische. Dergleichen automatische Thätigkeiten sind z. B. die Atem- und Herzbewegungen, die Bewegungen der Gedärme. Ihnen steht ein besonderes Nervensystem vor, welches in gewisser Selbständigkeit nur einen Anhang zum Gehirn und Rückenmark bildet, nämlich das an markfreien Fasern und an Ganglien reiche, vorzüglich in

der Bauch- und Brusthöhle liegende sympathische oder vegetative System. Außer den genannten Organen versorgt dieses System auch alle Drüsen, sowie die Gefäßhäute mit N., beeinflußt hier wahrscheinlich nur die diesen Organen eigentümlichen (sog. vegetativen) Muskeln und vermittelt so die Ernährung und die Absonderung (daher trophisches, sekretorisches System). Einzelne, für das Leben sehr wichtige Organe, z. B. das Herz, besitzen ein eigentümliches Gangliensystem und sind daher bis zu einem gewissen Grade unabhängig von den Nervencentren. Die motorischen N. sowohl als die sensiblen und wahrscheinlich auch die sympathischen sind mit besondern Endorganen versehen. So enden die Muskelfasern in oder auf jeder einzelnen Muskelfaser mit einer plattenförmigen Ausbreitung. Die Tastnerven enden (oder beginnen) mit einer eigentümlichen knopfförmigen Anschwellung, dem Tastwärzchen, welches durch Druck in Reiz versetzt wird.

Die chemischen Bestandteile der N. sind verschiedener Art. Wesentlich sind nur die eiweißartige Substanz, welche den Achsencylinder bildet, und der eigentümliche fettähnliche Bestandteil des Nervenmarks, das Protagon, Nervenfett, das eine sehr komplizierte chem. Zusammensetzung besitzt. Die Reize, welche den Nerv in Thätigkeit versetzen, sind teils mechanische (Druck, Stoß, Wärme, Durchschneiden), teils chemische (Betupfen mit Säuren und Alkalien), teils elektrische Ströme, in den Sinnesorganen endlich die erregenden Eindrücke der Außenwelt (Licht, Schall, Wärme u. s. w). Die Fortpflanzung der Erregung erfolgt im N. mit einer Geschwindigkeit von ungefähr 33 m in der Sekunde. Die Lehre von den N. bildet einen eigenen, gewöhnlich Neurologie genannten Zweig der Anatomie.

Litteratur. Du Bois-Reymond, «Gesammelte Abhandlungen zur allgemeinen Muskel- und Nervenphysik» (2 Bde., Lpz. 1875—77); Rosenthal, «Physiologie der Muskeln und N.» (Lpz. 1877).

Nervendehnung (Distensio nervorum), ein operatives Heilverfahren gegen hartnäckige Neuralgien und andere schmerzhafte Nervenaffektionen. Die N. wurde zuerst 1873 von dem münchener Chirurgen Nußbaum ausgeführt und besteht darin, daß der kranke Nerv freigelegt und dann mit stumpfen Instrumenten (Haken oder Pincetten) oder mittels des untergeführten Fingers stark gedehnt wird. Ist die Dehnung erfolgt, so wird die Wunde wieder geschlossen und wie jede andere antiseptisch verbunden. Über die Wirkungsweise der N. ist nicht viel Sicheres bekannt; wahrscheinlich erfolgt durch die mechan. Erschütterung des Nervengewebes eine molekulare Veränderung desselben, infolge deren eine Herabsetzung der krankhaft gesteigerten Reizerregbarkeit erfolgt. Thatsache ist, daß sehr qualvolle unheilbare bestehende Neuralgien, besonders des Hüft- und des Gesichtsnerven, die allen andern Mitteln trotzten, durch die vorgenommene N. wiederholt wie mit Einem Schlag beseitigt wurden. Dagegen sind die von einzelnen Ärzten gehegten Erwartungen, daß sich die N. auch als ein sicheres Heilmittel der Rückenmarksschwindsucht bewähren würde, nicht in Erfüllung gegangen.

Nervenelektricität, die Gesamtheit der am lebenden Nerven stattfindenden galvanischen Erscheinungen. Der lebende leistungsfähige Nerv zeigt sich beständig von einem elektrischen Strom, dem sog. Nervenstrom, durchflossen, der erst allmählich mit dem Tode, nach der Einwirkung übermäßig hoher oder niedriger Temperaturen oder gewisser chem. Agentien erlischt und als dessen Erzeuger unzählige kleinste im Nerven selbst gelegene elektrische Moleküle zu betrachten sind. Jeder Nerv und jedes Teilstück eines solchen stellt eine geschlossene Kette dar; bringt man zwei Punkte derselben, zwischen welchen ein Strom in bestimmter Richtung fließt, mit den beiden Drahtenden eines Multiplikators in Verbindung, so wird die Magnetnadel der Richtung und Intensität dieses Nervenstroms entsprechend abgelenkt. Alle Teile eines künstlichen oder natürlichen Längsschnitts jedes Nervs verhalten sich positiv elektrisch gegen alle Teile der Querschnitte desselben; ebenso verhält sich von den verschiedenen Punkten des Längsschnitts jeder dem Äquator (d. i. die Mitte zwischen beiden Querschnitten) nähere Punkt positiv elektrisch gegen jeden entferntern. Elektrotonus nennt man denjenigen veränderten elektrischen Zustand eines Nerven, in welchen der letztere gerät, wenn man durch eine beliebige Strecke desselben einen konstanten galvanischen Strom sendet. Der motorische und der sensible Nerv verhalten sich gegen denselben verschieden. Der erstere reagiert beim Einbrechen des Stroms oder beim Schluß der Kette mit einer Zuckung des zugehörigen Muskels, ebenso beim Aufhören des Stroms oder beim Öffnen der Kette, wogegen während des Bestehens des Stroms der Muskel völlig ruhig bleibt; der sensible Nerv hingegen reagiert nicht bloß beim Einbrechen und Aufhören, sondern auch während des Bestehens des konstanten Stroms mit der ihm eigenen Empfindung (der Sehnerv mit kontinuierlichen Farbenempfindungen, der Hautnerv mit anhaltendem Prickeln und Brennen in der Haut u. dgl.). Vgl. Du Bois-Reymond, «Untersuchungen über tierische Elektricität» (2 Bde., Berl. 1848—60); derselbe, «Abhandlungen über allgemeine Muskel- und Nervenphysik» (2 Bde., Lpz. 1875—77).

Nervenfasern, s. unter Nerven.

Nervenfieber, s. Nervöse Symptome und Typhus.

Nervengifte, s. Nervenmittel.

Nervenkitt, s. u. Gehirn, Bd. VII, S. 664b.

Nervenknoten, s. Ganglien.

Nervenkrankheiten sind solche Krankheiten, von welchen die Nerven allein oder doch in vorwiegendem Grade betroffen werden. Sie zerfallen in zwei große Gruppen, solche N. nämlich, in welchen sich eine anatom. Veränderung im Bereich der erkrankten Nerven nachweisen läßt (materielle, anatomisch nachweisbare N.), und solche ohne bisjetzt nachweisbare Störung im Bau und der chem. Zusammensetzung der Nerven. Im letztern Falle ist nachweisbar nur die Thätigkeit der Nerven gestört, und man nennt diese N. daher funktionelle N. oder Neurosen (s. d.). Eine Abweichung der Nerventhätigkeit ohne Veränderung der Nervensubstanz ist indes nicht denkbar, und es bleibt daher der Zukunft vorbehalten, diese noch verborgenen anatom. oder chem. Veränderungen nachzuweisen.

Nach den Erscheinungen teilt man die N. ein in solche mit erhöhter und solche mit geschwächter Thätigkeit der Nerven, und da die Nerven entweder die Empfindung oder die Bewegung vermitteln, demnach in vier Klassen, in: Krampf (erhöhte Thätigkeit der motorischen Nerven), Lähmung (abgeschwächte oder vernichtete Thätigkeit derselben), Hyperästhesie (Überempfindlichkeit) und Anästhesie

(geschwächte Empfindlichkeit oder Unempfindlichkeit). Weitere Abteilungen der N. trifft man nach dem befallenen Teil des Nervensystems. Man unterscheidet so Krankheiten des Gehirns, des Rückenmarks und der einzelnen (peripherischen) Nerven und Nervenstämme. An diesen kann erkranken die Nervensubstanz selbst oder ihre Hülle, also die Häute des Gehirns und Rückenmarks, sowie die Bindegewebshülle der Nervenbündel, und die Knochenkapseln des Gehirns und Rückenmarks. Erkrankungen dieser Hüllen ziehen das Nervengewebe entweder unmittelbar in den Bereich ihrer Veränderungen, oder sie wirken mittelbar (durch Druck u. s. w.) auf die Nervensubstanz ein. Endlich gibt die Art der anatom. Veränderungen Anhaltspunkte für die Einteilung. Es können den N. zu Grunde liegen Cirkulationsstörungen (Blutüberfüllung, Blutarmut, Blutergüsse), Entzündungen, Tuberkulose, Geschwulstbildung, Einwanderung von Parasiten, Ergüsse von Blutwasser, Atrophie (Schwund) u. s. w. Je nach der anatom. Störung treten verschiedene Erscheinungen auf, die eine verschiedene Behandlung nötig machen. Vgl. von Krafft-Ebing, «Über gesunde und kranke Nerven» (Tüb. 1885).

Nervenmittel (Nervina), diejenigen Arzneistoffe, welche im gesunden oder kranken Körper vorzugsweise Veränderungen der Nerventhätigkeiten (also der Empfindungs-, Bewegungs- oder Denkfunktionen) hervorrufen. Sie zerfallen in mehrere Klassen: 1) Nervenreizmittel (nervina excitantia), welche eine lebhaftere, gesteigerte Thätigkeit im Hirn, Rückenmark oder gewissen Neroengebieten hervorrufen, wie z. B. Weine und andere Spirituosa, Ätherarten, ätherische Öle, balsamische Harze, flüchtige Substanzen überhaupt; 2) herabstimmende Nervenmittel (nervina deprimentia), welche lähmungsartige, beruhigende Herabsetzung der Nerventhätigkeiten hervorbringen, das Gehirn betäuben, die Sinnesneroen unempfindlich machen u. dgl. (wie namentlich die sog. Narkotika); 3) sog. umstimmende Nervenmittel (nervina alterantia), welche auf eine noch unbekannte Weise die Ernährung oder die Thätigkeiten des Nervensystems abändern sollen, wohin besonders die giftigen Metalle gezählt werden. Doch fließen diese Unterschiede sehr ineinander. Viele Narkotika (s. d.) sind, in kleinern Mengen gegeben, stark anfregend für das Gehirn (z. B. das Opium, die Belladonna). Fast alle Nervenreizmittel wirken in starken Dosen betäubend: so z. B. Wein, Branntwein, Äther, Kampfer. Ja die flüchtigsten ätherischen Stoffe sind ganz besonders als Anästhetika (s. Anästhesieren) berühmt: so z. B. der Äther, das Chloroform, das Methylenchlorid. Endlich wirken manche Metallgifte lähmend auf die Nervencentra, z. B. Blei, Arsen, Kupfer u. s. w. Zu den N. gehören auch die sog. Nervengifte, Substanzen, welche selbst in sehr kleinen Mengen die Nerven lähmen und töten, ohne auf andere Organe einzuwirken, wie das amerik. Pfeilgift (s. Curare) mit seinem wirksamen Stoffe, dem Curarin. Dies und andere Nervengifte haben für die Physiologie hohe wissenschaftliche Bedeutung gewonnen.

Nervenschmerzen, s. Neuralgien.

Nervenschwäche oder Nervosität (Neurasthenia), eine der häufigsten Krankheiten unserer Zeit, welche unter den mannigfachsten Symptomen auftritt und in ihren höhern Graden den Lebensgenuß und die Leistungsfähigkeit des Kranken erheblich zu beeinträchtigen vermag. Man bezeichnet die N. wohl auch als reizbare Schwäche, weil sie sich im allgemeinen als übermäßig leichte Erregbarkeit des Nervensystems mit nachfolgendem großen Schwächezustand zu erkennen gibt. Die Krankheit befällt bald das ganze Nervensystem, bald nur einzelne Abschnitte desselben. Sind hauptsächlich die Kopfnerven ergriffen (sog. Neurasthenia cerebralis), so klagen die Kranken über ungewöhnlich rasche Ermüdung bei geistiger Thätigkeit, über Kopfschmerzen, Schwindel, Gedächtnisschwäche, über Schlaflosigkeit oder wenigstens unerquicklichen Schlaf, über Ohrenklingen, Flimmern vor den Augen und ähnlichen Hör- und Sehstörungen; dazu gesellen sich häufig trübe Gemütsstimmung, völlige Unfähigkeit, den geselligen Verkehr zu ertragen, die beständige Furcht vor drohendem Irrsinn oder beginnender Hirnerweichung u. dgl. Eine andere häufige Form der N. befällt die Rückenmarksneroen (Neurasthenia spinalis); ihre hauptsächsten Symptome sind mehr oder weniger heftige Schmerzen im Rücken und in der Wirbelsäule, die selbst auf leisen Druck bis zur Unerträglichkeit gesteigert werden, vage Empfindungen in den Brustteilen, Rippen- und Lendengegenden, große Mattigkeit und Abgeschlagenheit, rasche Ermüdung beim Gehen, kalte Füße, abnorme Schweißbildung in Handtellern und Fußsohlen, häufiges Erschrecken und mancherlei sexuelle Störungen; dabei sind die Kranken meist tief verstimmt und halten ihr Leiden für beginnende Rückenmarksschwindsucht.

In andern Fällen lokalisiert sich die N. im Gebiete der Herznerven, dann werden die Kranken schon nach der geringsten Gemütsbewegung oder Anstrengung oder auch ganz von selbst, häufig aus dem Schlaf heraus, von Beklemmungen in der Herzgegend und heftigem Herzklopfen befallen, die sich nicht selten zu einer wahren Todesangst mit Angstschweiß, Erstickungsgefühl und Versagen der Stimme steigern. In wieder andern Fällen ist eine nervöse Schwäche der Magennerven (sog. Dyspepsia nervosa) vorhanden. Dann werden die Kranken durch Sodbrennen, Gasentwickelung, Aufstoßen, Druck und Gefühl des Vollseins, Appetitlosigkeit oder Heißhunger, Kopfschmerz und träge Stuhlfunktion in hohem Grade belästigt, magern ab und werden immer schwächer und blutärmer. Häufig wechseln die verschiedenen Formen der N. bei demselben Kranken miteinander ab, ja bisweilen treten ihre charakteristischen Symptome nur auf einer Seite auf, während die andere gesund erscheint (sog. Hemineurasthenia).

Die Ursachen der N. sind ebenso zahlreich wie ihre Symptome. Überanstrengungen jedweder Art, insbesondere angestrengtes Studieren, Nachtwachen, Erschöpfung durch schwere oder langwierige Krankheiten, durch Exceſſe in geschlechtlicher Beziehung, durch übermäßige Blut- und Säfteverluste während der Katamenien, des Wochenbettes, der Laktation u. dgl., weiterhin deprimierende Affekte, namentlich Kummer, Sorgen, unbefriedigter Ehrgeiz u. dgl. schwächen erfahrungsgemäß leicht die Gesamternährung wie das Nervensystem. Unzählige Menschen bringen endlich die Anlage zur N. durch Vererbung mit auf die Welt.

Die Behandlung der N. hat oft genug mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Sie erfordert vor allen Dingen die gehörige körperliche wie geistige und gemütliche Ruhe, die Kräftigung

Digitized by Google

der Gesamtkonstitution durch nahrhafte, leicht verdauliche Nahrung, gute reine Luft und hinlängliche Bewegung; unter den arzneilichen Heilmitteln wirken Chinin, Eisen, Bromkalium und die narkotischen Mittel, unter den dynamischen Heilmitteln vorsichtige Kaltwasserkuren, die Massage und die Elektricität nützlich. Viele Kranke genesen durch Luftkuren im Gebirge oder am Meeresstrande. Vgl. Beard, «Die N.» (übersetzt von Reißer, Lpz. 1881); Eulenlein, «Tisch für Nervenkranke» (Karlsb. 1882); Möbius, «Die Nervosität» (Lpz. 1882).

Nervensystem, s. unter Nerven.

Nervenzellen, s. Ganglien.

Nervi, Stadt in der ital. Provinz Genua, am Meer und an der Bahnlinie Pisa-Genua, 12 km östlich von Genua, in äußerst fruchtbarer Umgegend mit vielen Orangengärten und Villen, besteht aus Borgo al Mare und Piano, zählt (1881) 3745, als Gemeinde 5486 E. und ist seines ausgezeichneten Klimas wegen Winterkurort.

Nervier, ein mächtiges belg. Volk, anscheinend stark mit german. Elementen durchsetzt, wohnte in Julius Cäsars Zeit in den Ardennen und an der Sambre, im jetzigen Hennegau, Namur und einem Teil von Luxemburg. Ihr Hauptort war damals Bagacum, jetzt Bavay. Die Kraft des Volks ward durch Cäsar 57 v. Chr. gebrochen.

Nervöse Fieber und Krankheiten, ältere Bezeichnung für solche Krankheiten, welche mit sog. Nervösen Symptomen (s. d.) einhergehen.

Nervöse Symptome oder **Zufälle**, auffallende Störungen der Nerventhätigkeit, welche für sich allein oder im Verlaufe anderer Krankheiten auftreten. Diese Begleiterscheinungen meist schwerer Krankheiten sind mannigfachster Art. von leichten Delirien bis zur Tobsucht, von leichter Schlaflosigkeit bis zur tiefsten Bewußtlosigkeit, von leichten Zuckungen einzelner Muskeln bis zu den heftigsten Krämpfen. Man sagte dann früher meistens, die Krankheit, das Fieber sei nervös geworden, und bezeichnete sie wohl auch ohne weiteres als Nervenfieber. Jetzt weiß man aber, daß solche Erscheinungen seltens des Nervensystems zu allen möglichen Krankheiten hinzutreten können, und daß sie neben diesen aus gemeinschaftlicher Ursache (Erschöpfung, Störungen in der Blutverteilung, Gegenwart schädlicher Substanzen im Blute) auftreten oder in gewissen Krankheiten (Gehirn- und Rückenmarkskrankheiten) ganz unbestimmte Ursachen haben. Der Ausdruck Nervenfieber wird oft gleichbedeutend mit Typhus (s. d.) gebraucht.

Nervosität, s. Nervenschwäche.

Nervus probandi (lat.), der Hauptbeweisgrund.

Nervus rerum (lat.), «der Nerv der Dinge», d. h. die Hauptsache, Umschreibung für Geld, soll in dieser Bedeutung nach Äschines («Gegen Ktesiphon», 52) zuerst von Demosthenes gebraucht worden sein (τὰ νεῦρα τῶν πραγμάτων).

Nerz, s. Nörz.

Neschin oder **Njeschin**, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tschernigow, 80 km östlich von Tschernigow, 770 km im Südwesten von Moskau, an beiden Ufern des Oster (Astjor) und an der Bahn Kursk-Kiew gelegen, zählt (1882) 21590 E., darunter gegen 6000 Juden, ist Sitz eines Kreisgerichts und hat außer der Kathedrale noch 14 russ. Kirchen, eine katholische, ein Bethaus der Altgläubigen, eine Synagoge und neun süd. Bethäuser, ein Mönchs- und ein Nonnenkloster, ein histor.-philol. Institut des Fürsten Besborodko (für 100 Studenten) zur Bildung von Gymnasiallehrern, ein Gymnasium, eine zweiklassige Stadtschule, eine griech. Schule, eine Stadtschule, eine Kosakenschule, ein weibliches Gymnasium, eine Mädchenpension, eine jüd. zweiklassige Mädchenschule. Die Stadt unterhält mehrere Tabaksfabriken, treibt Handel mit Tabak, eingemachten Früchten und Gurken, und hat Tabaks- und Obstbau.

Nescias, quod scis, si sapis, lat. Sprichwort des Terenz: Wisse nicht (d. i. thue, als ob du nicht wüßtest), was du weißt, wenn du klug bist, d. h. plaudere nichts aus.

Nesthi, Name der arab. Schrift, s. unter Arabische Sprache und Litteratur.

Nesle (de), Trouvère, s. Blondel.

Nesologie (grch.), Inselkehre, Teil der physik. Geographie.

Nesper (Joseph), Schauspieler, geb. 2. Juli 1844 zu Wien, betrat 1867 als Kosinsky (in den «Räubern») zuerst die Bühne und wurde 1868 am Theater an der Wien, dann nacheinander an den Stadttheatern zu Leipzig, Mannheim, Krefeld, Aachen, Köln und Bremen engagiert und war 1874—84 Mitglied der Meininger Hofbühne. Seit 1. Sept. 1884 gehört N. dem königl. Schauspielhause zu Berlin an. Seine Hauptrollen sind Fiesco, Wallenstein, Esser, Othello, Saladin u. s. w.

Ness, Fluß in Schottland, Inverneßshire, kommt aus dem gleichnamigen See und mündet bei Inverneß in den Moray Firth.

Nesse, Fluß in Thüringen, entspringt 8 km westlich von Erfurt und mündet nach einem Laufe von 53 km unweit Eisenach rechts in die Hörsel.

Nessel, s. Urtica.

Nessel, die wie Flachs zubereitete Bastfaser der größern Brennnesselarten, welche vor der Einführung der Baumwolle zur Erzeugung von Garnen (Nesselgarn) und Geweben (Nesseltuch) diente und neuerlich wieder vielfach hierzu verarbeitet wird; auch die Benennung für derartige, meist in ungebleichtem Zustand verbrauchte leinwandartige Gewebe. Gewöhnlich versteht man jedoch jetzt unter Nessel mittelfeine und gröbere ungebleichte Baumwollzeuge, welche meist zu Leibwäsche und zu Unterfutter in Kleidern benutzt und sonst als Shirting, Futter- oder Hemdenkattun bezeichnet werden.

Nesselausschlag, s. Nesselsucht.

Nesselfalter, s. unter Fuchs (Schmetterling).

Nesselfieber des Pferdes, Schweines und Rindes ist eine von Fieber begleitete Hautkrankheit, welche sich dadurch charakterisiert, daß sich fast plötzlich an verschiedenen Körperteilen Quaddeln, d. i. erbsen- bis walnußgroße, flacherhabene, umschriebene Hautanschwellungen zeigen, die oft zu größern Geschwülsten und Strängen zusammenfließen. Diese Quaddeln verschwinden nach einigen Tagen oder werden durch neu auftretende ersetzt. Der Verlauf des N. ist ein kurzer (5—8 Tage). Treten vereinzelte Quaddeln, ohne von Fieber begleitet zu sein, bei Tieren auf, so spricht man von Nesselsucht. Den kranken Tieren muß kühler Aufenthalt, saftiges Futter in geringen Portionen, angesäuertes Getränk gewährt werden; auch sind sie mit abführenden Mitteln, sowie mit Salpeter zu behandeln.

Nesselfriesel, s. Nesselsucht.

Nesselgarn, s. unter Nessel.

Nesselrode (Karl Rob., Graf von), russ. Staatsmann und Reichskanzler, geb. 14. Dez. 1780 in Lissabon, wo sein Vater, der Graf Max Julius Wilhelm Franz von N. (geb. 24. Okt. 1724, gest. zu Frankfurt 8. März 1810), damals russ. Gesandter war, wurde 1802 bei der Gesandtschaft in Berlin, dann in Stuttgart, 1805—6 als Legationssekretär und Chargé d'Affaires im Haag, 1807 als Gesandtschaftsrat in Paris angestellt. Im Kriege Rußlands gegen Frankreich schloß er 19. März 1813 zur Ergänzung des Kalischer Vertrags den Vertrag zu Breslau mit Hardenberg und Scharnhorst, 15. Juni 1813 zu Reichenbach in Schlesien den Subsidienvertrag mit dem brit. Bevollmächtigten Lord Cathcart und 27. Juni mit Stadion und Hardenberg zu Reichenbach den Vertrag, welcher die Bedingungen von Österreichs Teilnahme an dem Kriege gegen Napoleon feststellte. In dem Feldzuge von 1814 folgte er dem Kaiser nach Frankreich und unterzeichnete 1. März die Quadrupleallianz zu Chaumont. In der Nacht vom 30. zum 31. März schloß er nebst den Grafen Orlow und Paar den Vertrag mit dem Marschall Marmont wegen Übergabe der Stadt Paris ab. Von ihm wurden alle damals von den verbündeten Mächten erlassenen Noten und Erklärungen, an denen er bedeutenden Anteil hatte, unterzeichnet, sowie auch der Pariser Friede vom 30. Mai 1814. Auf dem Kongreß zu Wien war er einer der einflußreichsten Bevollmächtigten. Er unterzeichnete 13. März 1815 die Achtserklärung gegen Napoleon und 25. März den erneuerten Vertrag der zu Chaumont verbundenen Mächte. Zum russ. Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, begleitete er den Kaiser Alexander auf die Kongresse zu Aachen, Troppau, Laibach und Verona. Der Kaiser Nikolaus erhob ihn 1829 zum Vizekanzler, 1844 zum Kanzler des Reichs. Den Glanzpunkt seiner Thätigkeit bildete die glückliche Leitung der auswärtigen Politik in den Angelegenheiten Griechenlands und des Osmanischen Reichs. Während der J. 1848 und 1849 führte N. die auswärtige Politik Rußlands in zurückhaltender Weise, bis er den Augenblick gekommen glaubte, durch die Intervention in Ungarn Österreich an das russ. Interesse zu knüpfen und der Revolution einen tödlichen Schlag zu versetzen. In der orient. Verwickelung von 1853 galt N. für den Vertreter einer friedlichen und gemäßigtern Politik; doch gelang es ihm nicht, den Krieg abzuwenden. Nach Beendigung desselben zog er sich im April 1856 von den Geschäften zurück und starb zu Petersburg 23. März 1862. Eine Selbstbiographie N.s in franz. Sprache (deutsch, Berl. 1866) wurde nach seinem Tode veröffentlicht. Aus seiner Ehe mit Maria, Gräfin Gurjew, einer Tochter des frühern Finanzministers, gest. 19. Aug. 1849, hinterließ er zwei Töchter, die Gräfin Chreptowitsch und Gräfin von Seebach, Gemahlin des frühern sächs. Gesandten in Paris, und einen Sohn, Graf Dmitry N., geb. 23. Dez. 1816, der Gesandter in Athen war, dann russ. Geheimrat und Hofmarschall wurde.

Die Familie N. ist ein am Niederrhein angesessenes Geschlecht, dessen jetzt im männlichen Stamme erloschene ältere Linie (N.-Reichenstein und Landskron) 1702 die Reichsgrafenwürde erhielt, während sich die jüngere 1705 die reichsgräfliche und 1729 die ungar. Magnatenwürde erwarb. Haupt der letztern (N.-Ereshoven) ist Graf Maximilian Bertram von N., geb. 20. Dez. 1817, preuß. Kammerherr, Oberhofmeister der Kaiserin Augusta und Mitglied des Herrenhauses auf Lebenszeit.

Nesselsucht oder Nesselausschlag (Urticaria), eine Hautkrankheit, welche sich durch flache, unregelmäßig begrenzte stark juckende Erhebungen der Haut von bleicher Farbe mit entzündlichrotem Rande zu erkennen gibt. Diese Nesselmäler (Quaddeln, pomphi) sind nicht wassergefüllte Blasen, sondern bloß eine Erhebung des durch Ausschwitzungen (Ödem) geschwellten Maschengewebes der Lederhaut, daher sie auch ohne alle Spuren wieder verschwinden können. Bisweilen sind sie mit roten Knötchen (den geschwollenen Hautbälgen) besetzt (Nesselfriesel). Die N. bricht unter heftigem Jucken und Brennen aus, bleibt längere oder kürzere Zeit stehen und ist entweder von Fieberbewegungen, dem Nesselfieber, begleitet oder verläuft fieberlos. In erstern Falle ist meist der Ausschlag von größerer Ausbreitung, wobei sich zuweilen etwas Abschilferung zeigt, in letzterm ist er weniger ausgebreitet, verschwindet manchmal ganz und kehrt nach kurzer Zeit zurück, oder wandert von einer Stelle zur andern. Die Krankheit ist nicht ansteckend, steht oft mit leichten Verdauungsstörungen in Verbindung und erscheint nicht selten bei manchen Personen nach dem Genuß von Muscheln, Krebsen, Schnecken, manchen Fischen, Pilzen, Erdbeeren, Käse u. s. w. infolge einer Idiosynkrasie (s. d.), nach äußern Reizen und überhaupt bei Personen, deren Haut sehr reizbar ist. Die Krankheit ist ungefährlich, wird aber manchmal durch häufige Rückfälle lästig. Gegen das Hautjucken werden kalte Douchen und Umschläge, sowie Waschungen mit verdünnten Säuren und verdünntem Citronensaft empfohlen; vorhandene Verdauungsstörungen müssen angemessen behandelt werden.

Nesseltuch, s. v. w. Nessel; auch s. v. w. Musselin.

Nesselthal, s. unter Gadmenthal.

Nesserland, Ortschaft in der preuß. Landdrostei Aurich, Kreis Emden, mit 63 E., liegt auf einer kleinen Insel im Dollart und ist der überrest des im Dollart untergegangenen Landes.

Nessing, eine in Holland fabrizierte Schnupftabaksorte.

Neßler (Julius), Agrikulturchemiker, geb. in Kehl 27. Juni 1827, errichtete 1859 mit Staatsunterstützung die agrikulturchem. Versuchsstation Karlsruhe, welche später zu einer Staatsanstalt wurde. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Der Tabak, seine Bestandteile und seine Behandlung» (Mannh. 1867), «Der Wein, seine Bestandteile und seine Behandlung» (2. Aufl., Chemnitz 1866), «Die Bereitung, Pflege und Untersuchung des Weins» (4. Aufl., Stuttg. 1885), «Naturwissenschaftlicher Leitfaden für Landwirte und Gärtner» (Tl. 1, Berl. 1880).

Neßler (Victor Ernst), Komponist, geb. 28. Jan. 1841 zu Baldenheim bei Schlettstadt, studierte in Straßburg Theologie, wandte sich aber dann in Leipzig ganz der Musik zu. Er wurde 1871 Musikdirektor am dortigen Stadttheater, 1879 am Carola-Theater, 1880 Direktor des Leipziger Sängerbundes; 1884 siedelte er nach Straßburg über. Seine erste Oper «Fleurette» kam 1864 in Straßburg zur Aufführung. Seine bekanntesten und rasch beliebt gewordenen Opern sind «Der Rattenfänger von Hameln» (1879) und «Der Trompeter von Säckingen» (1884). Auch komponierte er zahlreiche Lieder für Männerchöre.

Neßmühl, s. Neszmély.

Nessus, s. unter Hercules, Bd. IX, S. 131a.

Nest nennt man vorzugsweise diejenige Wohnung, welche die Vögel aus verschiedenen weichen Stoffen und mehr oder minder aus denselben Material bereiten, um ihre Eier darein zu legen und sie auszubrüten. Manche Vögel scharren freilich nur Löcher in die Erde, wie die Lerchen, und manche hochnordische Seevögel legen die Eier auf kahle Felsen, während andere tiefe Höhlen graben; die meisten bauen mehr oder minder künstliche Wohnungen, was ganz vorzüglich von dem Schneidervogel (Orthotomus Bennettii) in Ostindien gilt, der die Ränder eines großen Blattes zu einer Tasche zusammennäht und noch ein zweites Blatt annäht, wenn das erstere nicht groß genug war, wobei seine zusammengedrehte Pflanzenfasern die Stelle des Zwirns vertreten. Künstliche N. bauen besonders auch die verschiedenen Arten des Trupial (Icterus), die Webervögel (Ploceus), der Webersänger (Sylvia textrix) u. a. Unter den deutschen Vögeln sind als kunstreiche Nestbauer bekannt der Teichrohrsänger (Sylvia arundinacea), der Kreuzschnabel, die Schwanzmeise, die Bartmeise und die Beutelmeise. Als Delikatesse werden die Indischen Vogelnester (s. d.) der Salanganschwalbe und der tangfressenden Schwalbe geschätzt. Außer den Wohnungen der Vögel bezeichnet man aber auch die angelegten Wohnungen anderer Tiere als N., wie die Baue der Ameisen, Wespen, des Eichhörnchens u. s. w.

Nestel heißt ein Band, Riemen oder eine Schnur, gewöhnlich an dem einen Ende mit einem Stift oder einer blechernen Einfassung versehen, um das Durchziehen zu erleichtern, in welchem Falle es dann auch Senkel genannt wird. Daran knüpfte sich früher der Aberglaube vom Nestel- oder Senkelknüpfen (frz. nouer l'aiguillette). Durch die Schürzung eines Knotens in vorgeschriebener Weise, verbunden mit Hersprechung eines Knüpfspruchs, glaubte man nämlich auf Ehegatten einen Zauber ausüben zu können, der den Mann zum Zeugen, die Frau zum Empfangen untüchtig mache.

Nestflüchter, Ordnung der Vögel (s. d.).

Nesthocker, Ordnung der Vögel (s. d.).

Nestlésches Kindermehl, Surrogate der Muttermilch, s. unter Auffütterung der Kinder.

Nestor, der Sohn des Neleus und der Chloris, aus dem messenischen Pylos, nach Homer der Gemahl der Eurydike, der Tochter des Klymenos, nach andern der Anaxibia, der Tochter des Kratieus, wurde in Gerena erzogen und blieb deshalb am Leben, als Herakles seine Brüder tötete. So nahm er teil am Kampfe der Lapithen gegen die Centauren. Er wird unter den kalydonischen Jägern und unter den Argonauten aufgezählt. Obgleich er schon zwei Menschenalter durchlebt hatte, als der Zug gegen Troja unternommen wurde, führte er dennoch in 90 Schiffen seine Pylier und andere Stämme dorthin und war tapfer und kühn im Streit. Besonders aber glänzte er als erfahrener Ratgeber und durch Beredsamkeit. Bei wichtigen Beratungen gab er durch sein Ansehen den Ausschlag; auch veranlaßte er Agamemnon, die Versöhnung mit Achilles zu suchen. Nach Trojas Fall kehrte N. in seine Heimat zurück, wo ihn nach der Odyssee Telemach aufsuchte. Noch spät, zur Zeit des Pausanias (im 2. Jahrh. n. Chr.), zeigte man in Pylos seine Wohnung.

Hochbejahrte Männer, die sich durch Weisheit und Beredsamkeit auszeichnen, bezeichnet man noch jetzt wie schon im Altertum sprichwörtlich als N.

Nestor, der älteste russ. Chronist, lebte von ungefähr der Mitte des 11. Jahrh. bis nach 1113 (genauere Daten fehlen gänzlich), trat früh als Mönch in das Höhlenkloster zu Kiew und schrieb hier seine Chronik, die nach Art der alten Weltchroniken mit der Sündflut anhebt; die Jahreszählung (nach Jahren der Welt) beginnt mit 852 und geht bis in den Anfang des 12. Jahrh. Die Originalhandschrift N.s ist nicht erhalten, die älteste Handschrift (nach dem Abschreiber, einem Mönche Laurentius, die Laurentinische genannt) ist von 1377; die Handschriften überhaupt sind sehr zahlreich (über 50) mit vielen Veränderungen, Einschaltungen und Zusätzen. Die ältern Ausgaben (des 18. Jahrh.) sind wertlos; der erste Versuch einer kritischen Ausgabe mit den Varianten der verschiedenen Codices ist die der Archäographischen Kommission («Polnoje sobranije ruskich Létopisej», Bd. 1, Petersb. 1848); vgl. dazu die faksimilierte Ausgabe des Codex Laurentianus (von derselben Kommission, Petersb. 1872); auf dem Laurentianischen Codex beruht die bisher beste Ausgabe von Miklosich («Chronica Nestoris», Wien 1860), auf einem andern die von Bielowski («Monumenta Poloniae historica», Bd. 1, Lemberg 1864). Eine vollständige branchbare deutsche Übersetzung N.s fehlt; Schlözers Ausgabe und Übersetzung (unter dem Titel: «N. Russische Annalen», 5 Bde., Gött. 1802—8) mit ausgezeichnetem histor. Kommentar reicht nur bis 980. Vollständig und ebenfalls mit sprachlichen histor. Noten versehen ist die dän. Übersetzung von C. W. Smith («N.'s russiske Kroenike», Kopenh. 1869). Auch gibt es eine böhm. Übersetzung von Erben und eine französische von Louis Léger. Die Sprache N.s behandelte Miklosich («Über die Sprache der ältesten russ. Chronisten, vorzüglich N.s», Sitzungsberichte der philol.-histor. Klasse der wiener Akademie, Bd. 14, 1854).

Nestorianer hießen die Anhänger des Nestorius (s. d.). Als dieselben nach dem Konzil zu Ephesus (431) gezwungen werden sollten, die Verdammung des Nestorius anzuerkennen, gründeten sie unter Thomas Barsumas (489) die Separatkirche der Chaldäischen Christen oder, wie sie in Ostindien heißen, der Thomaschristen. Ihr Oberhaupt (zuerst der Bischof von Ktesiphon) erhielt den Titel Katholikos; die Feststellung des Dogmas erfolgte auf dem Konzil zu Seleucia (500). Die N. erhielten sich nicht nur in Persien, sondern verbreiteten sich auch im 6. Jahrh. nach allen Seiten Asiens hin, namentlich nach Arabien und Indien. Sie sollen 636 selbst nach China gekommen sein. Sie bewahrten zugleich die Gelehrsamkeit der syr. Kirche (ihre wichtigste Schule war zu Nisibis) und vermittelten die Kenntnis der griech. Wissenschaft für Asien. Im 11. Jahrh. gelang es ihnen, den tatar. Fürstenstamm der Kerait zu bekehren. Vergebens machte Papst Alexander III. den Versuch, mit dem Fürstenstamme sich auch die N. zu unterwerfen, die vielmehr nur einen größern Einfluß erlangten. Ebenso vergeblich waren die neuen Versuche unter Innocenz IV. und Nikolaus IV. Jedoch entstand 1551 über die Wahl eines Bischofs eine Spaltung, indem ein Teil den vom Papst Julius III. unter dem Namen Johannes geweihten Priester Sulakas, ein anderer den Priester Barnias als Bischof anerkannte. Derjenige

Teil, welcher Sulakas anerkannte, trat unter dem Einfluſſe des Erzbiſchofs von Goa, Alexis de Meneſis (Alexius Menezius) zur röm. Kirche über und bildete die ſog. Unierten Neſtorianer, unter einem Patriarchen zu Diarbekr; man nennt ſie jetzt gewöhnlich Chaldäiſche Chriſten. Sie zählen etwa 90000 Seelen, erkennen den päpſtl. Primat und die ſieben Sakramente an, haben aber übrigens ihr Hauptdogma beibehalten und beobachten den Ritus der griech. Kirche. Die Nichtunierten Neſtorianer haben nur drei Sakramente: Taufe, Abendmahl und Prieſterweihe; ihre Geiſtlichen dürfen ſich verheiraten; ihre Zahl beträgt etwa 70000 Seelen. Die Neſtorianiſchen Mönche und Nonnen ſind Religioſe von der Regel des heil. Antonius. Sie haben viele Klöſter, von denen nur wenige zahlreich beſetzt ſind. Ihr Hauptkloſter heißt Hormoz. Vgl. Badger, «The Nestorians and their rituals» (2 Bde., Lond. 1852); Germann, «Die Kirche der Thomaschriſten» (Gütersloh 1877).

Neſtorius, Patriarch von Konſtantinopel 428—431. In Antiochia, wo er zum Presbyter geweiht wurde, im Geiſte der dortigen Theologenſchule (ſ. Antiocheniſche Schule) gebildet, ein Schüler des Diodor von Tarſus und Theodor von Mopſueſtia, gab er durch ſeine Weigerung, die Jungfrau Maria «Mutter Gottes» zu nennen, weil ſie nur Jeſu Mutter ſei nach ſeiner menſchlichen Natur, Veranlaſſung zu der Anklage, daß er den Einen Chriſtus in zwei Perſonen zerreiße und die wahre Gottheit Chriſti leugne. Beſonders auf Betrieb des Cyrillus von Alexandria wurde er auf der Kirchenverſammlung zu Epheſus 431 als Häretiker ſeines Amts entſetzt. Er ſtarb um 440 in der Verbannung. (S. Neſtorianer.)

Neſtroy (Joh. Nepomuk), beliebter wiener Komiker und Luſtſpieldichter, geb. zu Wien 7. Dez. 1802, widmete ſich zuerſt dem Studium der Jurisprudenz, wandte ſich aber bald dem Theater zu, erhielt 1822 ein Engagement am Hofoperntheater in Wien, ging 1823 als erſter Baſſiſt nach Amſterdam, 1824 nach Brünn und 1826 nach Graz. Schon in Brünn ſpielte N. auch komiſche Rollen, und in Graz widmete er ſich faſt ausſchließlich dieſem Fache unter ſteigendem Beifall. Im J. 1831 engagierte ihn der Direktor Carl für ſein Theater in Wien. Dem Carltheater blieb N. als Schauſpieler und Poſſendichter fortan treu, fungierte nach Carls Tode ſechs Jahre als Direktor desſelben und beſchränkte ſich zuletzt nur auf einzelne Gaſtrollen. N. ſtarb 31. Mai 1862 zu Graz. Wie als Schauſpieler, ſo war er auch als Dichter zu ſeiner Zeit der bedeutendſte Vertreter des wiener Volksſtücks. Seine komiſche Darſtellungsweiſe blieb ſich in ihrer pikanten Eigentümlichkeit, in dem unerreicht draſtiſchen Liedervortrage bis in ſeine letzten Jahre unverändert gleich. Als Theaterdichter erzielte er ſchon mit ſeinem Erſtlingswerke «Lumpaci-Vagabundus» (1831) große Erfolge. Von ſeinen übrigen Stücken, deren Zahl über 60 beträgt, wurden noch mehrere eine Zeit lang mit Beifall gegeben.

Ne sutor supra crepidam (lat.), «Schuſter (gehe) nicht über die Sandale hinaus!» Schuſter bleib bei deinem Leiſten!, d. h. urteile nicht über Dinge, die du nicht verſtehſt; Citat aus des ältern Plinius «Naturalis historia» (35, 36), wo erzählt wird, daß der griech. Maler Apelles mit obigen Worten die Kritik eines Schuhmachers über ein Gemälde des Apelles in ihre Schranken gewieſen habe.

Neſzmély (deutſch: Neßmühl), ein durch ſeinen Weinbau berühmtes ungar. Dorf, am rechten Donau-Ufer im Komorner Komitat gelegen, mit (1880) 1300 E. Es iſt rings von Weinbergen umgeben, auf deren oulkaniſchem, zuweilen von geringen Erdbeben heimgeſuchtem Boden der Weinſtock trefflich gedeiht und feurige weiße Tafelweine zweiter Klaſſe liefert. Die beſten Lagen von N. ſind im Beſitze des Benediktinerſtifts zu den Schotten in Wien. Auf 5634 ha Weinland werden etwa 63000 hl Weiß- und Rotwein gewonnen.

Nethou (Pie de), ſ. unter Maladetta.

Nettey-Abbey, Ruine einer ehemals berühmten Ciſtercienſerabtei in England, bei Southampton.

Netolitz (ſlaw. Netolice), Stadt in der Bezirkshauptmannſchaft Prachatitz im ſüdl. Böhmen, Station der Linie Wien-Eger der Öſterreichiſchen Staatsbahn, Sitz eines Bezirksgerichts, zählt (1881) 2964 E. ſlaw. Zunge und hat bedeutende Pferdezucht und Pferdehandel. Im 15. und bis zum 17. Jahrh. war N. Beſitz der Herren von Roſenberg; während der böhmiſchen Revolution wurde die Stadt 1619 von Dampierre genommen und verbrannt, 1622 ſamt dem Gute vom Kaiſer Ferdinand II. den Herren von Eggenberg geſchenkt. Nach Erlöſchen des Stammes der Eggenberger kam N. an das Fürſtenhaus Schwarzenberg.

Netſcher (Kaſpar), berühmter niederländ. Maler, geb. zu Heidelberg oder Prag 1639, der Sohn des Bildhauers Joh. Netſcher, wurde von Tullekens, einem Arzte zu Arnheim, an Kindesſtatt angenommen, erlernte die Malerei bei de Coſter, dann bei Terburg, außerdem nach Dow und Mieris und ließ ſich im Haag nieder. In der treuen Nachahmung der Natur wetteiferte er mit den berühmteſten ſeiner Zeitgenoſſen; er wird Terburg und Dow gleichgeſtellt, welchen er auch in ſeiner humoriſtiſcher Auffaſſung des Lebens der höhern Stände am nächſten ſteht. Neben der graziöſen Erfindung iſt namentlich ſeine Darſtellung der Gewandſtoffe und ſein weicher warmer Farbenton berühmt. Er ſtarb im Haag 15. Jan. 1684.

Zwei ſeiner Söhne, Theodor N., geb. 1661, geſt. 1732, und Konſtantin N., geb. 1670, geſt. 1722, waren ebenfalls tüchtige Maler.

Nett, ſoviel wie Bobbinet.

Nette, linker Nebenfluß des Rheins im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, entſpringt im OND. von Adenau, fließt über Mayen und mündet nach einem Lauf von 45 km Neuwied gegenüber.

Nettelbeck (Joachim), preuß. Patriot, wurde 20. Sept. 1738 zu Kolberg, wo ſein Vater Brauer war, geboren, unternahm von 1753 an als Schiffer weite Seefahrten und ließ ſich 1782 in Kolberg, um das er bereits bei der Belagerung im Siebenjährigen Kriege ſich ſehr verdient gemacht, als Branntweinbrenner nieder. Er ſtand bei ſeinen Mitbürgern in großem Anſehen und wurde Bürgerrepräſentant. Geſchichtlich denkwürdig iſt ſeine patriotiſche Thätigkeit 1807 während der Belagerung durch die Franzoſen. Seine Anſtrengungen in einem Alter von beinahe 70 J., ſein Mut, ſeine Erfahrung, ſeine Ratſchläge und ſeine Bereitwilligkeit, Gut und Leben zu opfern, gaben ein herrliches Beiſpiel. Mit Schill bildete er dem ſchwachen Feſtungskommandanten, Oberſten von Loucadou, gegenüber ein wirkſames Gegengewicht, wodurch dieſer zur Verteidigung des Platzes genötigt wurde. Seinem ſchriftlichen Antrage beim König verdankte

die Stadt die Zusendung eines neuen Befehlshabers, des Obersten Gneisenau, dem N. sofort als Bürgeradjutant zur Seite trat. In dieser Stellung machte er sich sehr verdient, namentlich um die Einrichtung des Feuerlösch-, Überschwemmungs- und Lotsenwesens. Seinem Einfluß gelang es, jede Mißhelligkeit zwischen Bürgerschaft und Besatzung sofort zu unterdrücken. In dem Augenblick, wo 2. Juli die Belagerer, nachdem sie sich der wichtigsten Außenwerke bemächtigt, einen allgemeinen Angriff unternahmen, traf die amtliche Nachricht von dem zu Tilsit abgeschlossenen Waffenstillstande ein. N.s Name gehörte zu den gefeiertsten jener Tage. Der König von Preußen erteilte ihm eine goldene Denkmünze, gab ihm die Erlaubnis, die preuß. Admiralitätsuniform zu tragen, und bewilligte ihm 1817 eine lebenslängliche Pension von 200 Thlrn. N. starb zu Kolberg 19. Juni 1824. Seine von Haken herausgegebene Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet (3 Bde., Lpz. 1821—23; 4. Aufl. 1878), ist ein treffliches Volksbuch.

Nettement (Alfr. François), franz. Historiker, geb. zu Paris 22. Juli 1805, war Mitarbeiter an legitimistischen Zeitungen und begründete 1848 das Blatt «Opinion publique», worin er die Sache des Grafen von Chambord verfocht. Von dem Depart. Morbihan wurde er in die Gesetzgebende Versammlung gewählt. Nach dem Staatsstreich des 2. Dez. 1851 verhaftet, zog er sich von dem öffentlichen Leben zurück. Er starb 15. Nov. 1869 zu Paris. Seine Hauptwerke sind: «Histoire de la révolution de Juillet» (2 Bde., 1833), «Henri de France» (2 Bde., 1845), «Histoire de la littérature française sous la restauration» (2 Bde., 1852), «Histoire de la littérature française sous la royauté de Juillet» (2 Bde., 1854), «Histoire de la restauration» (8 Bde., 1860—69).

Nettesheim (Agrippa von), Schriftsteller, s. Agrippa (Cornelius Heinr.).

Netto (ital., d. i. rein) heißt zunächst das Gewicht (Nettogewicht), welches eine Ware ohne die ihr beigegebene äußere Umschließung (Sack, Faß, Kiste, Bindfaden, Glas u. s. w.) hat. Nettoeinnahme heißt die reine Einnahme, nach Abzug der Unkosten u. s. w. Nettobudget nennt man ein Budget (s. d.), welches die Einnahmen unter Kürzung der Ausgaben, also nur die Überschüsse, die Ausgaben unter Kürzung der Einnahmen, also nur die Zuschüsse nachweist, im Gegensatz zum Bruttobudget, welches auch die Roheinnahmen und die Rohausgaben mit zur Erscheinung bringt.

Nettovertrag, s. Reinertrag.

Nettuno, ital. Stadt, s. unter Antium.

Netz (omentum, epiploon) nennt man die eigentümlichen Verlängerungen des die Unterleibseingeweide überziehenden Bauchfells (s. d.). Das große Netz, eine Fortsetzung des Überzugs des Magens, der Milz und des Grimmdarms, besteht aus zwei Platten des Bauchfells, welche dicht aneinander gelegt und von Gefäßen und Fett netzförmig durchzogen sind, und hängt vom großen Bogen des Magens wie ein Vorhang zwischen den Bauchwänden und den dünnen Gedärmen bis zum Becken herab. Das kleine Netz, eine Verlängerung des äußern Überzugs des Magens und der Leber, schlägt sich vom kleinen Bogen des Magens nach hinten und oben, sodaß es den Magen mit der untern Fläche der Leber verbindet. Noch kommen am Grimmdarm verschiedene kleinere und fettreiche Anhänge vor (appendices epiploicae). Die Glätte und der Fettreichtum des N. bewirken, daß sich die Gedärme an ihm mit sehr geringer Reibung bewegen; seine Lage schützt das Bauchfell vor Berührung mit dem übrigen Inhalt des Bauchs. Netzbrüche (Herniae omentales) sind Eingeweidebrüche (Hernien), deren Inhalt aus N. besteht. (S. Bruch.)

Netz (frz. filet, engl. net), ein aus gezwirnten Fäden bestehendes weitmaschiges Gestrick, meist um Fische und Wild zu fangen, oder auch um Vögel und Insekten abzuhalten, dessen Herstellung entweder durch Handarbeit (s. Filet) oder mittels Maschinen erfolgt, wobei die Knotenbildung wesentliche Verschiedenheiten zeigt.

Netz in der Zeichen- und Vermessungskunst: 1) System von einander schneidenden Linien, welche das Papier gitterartig überziehen, gewöhnlich als Quadratnetz ausgeführt, dient als Hilfsmittel zum Entwerfen von Zeichnungen, insbesondere zur Darstellung von Kurven, zum Kopieren von Zeichnungen unter Beibehalt und unter Veränderung des Maßstabes, endlich zur Erleichterung des Lesens topographischer Karten.

2) Die auf der Erdoberfläche angenommenen Meridiane und Parallelkreise ergeben auf eine Bildfläche übertragen ein Grad- oder Kartennetz. (S. Landkarten und Projektion.)

3) Trigonometrisches Netz dient als Grundlage einer Landesvermessung und beruht auf einer großen Zahl von Punkten, welche ihrer geogr. Lage und absoluten Höhe nach genau bestimmt sind. Diese Punkte heißen trigonometrische Netzpunkte und dienen für die eigentliche Vermessung als Richtungs- und Anhaltspunkte. Die Bestimmung derselben heißt trigonometrische Netzlegung oder Triangulierung. Behufs Ausführung derselben erfolgt zunächst die genaue Messung einer oder mehrerer Standlinien von 1 bis 2 Meilen Länge. Von hier aus wird der zu vermessende Landesteil mit einem Netz von Dreiecken überzogen, deren Winkel gemessen, deren Seiten unter Zugrundelegung der Sphäroidalgestalt der Erde berechnet werden. Man unterscheidet Netzdreiecke erster, zweiter und dritter Ordnung. Erstere sollen in ihren Eckpunkten eine geringe Anzahl von sehr genau bestimmten und das ganze Gebiet umfassenden Netzpunkten liefern und haben Seiten von 3 bis 10 Meilen Länge. Auf die Seiten der Dreiecke erster Ordnung gründet sich die Bestimmung der Dreiecke zweiter Ordnung, welche Seitenlängen von 1 bis 3 Meilen haben. An diese schließen sich die Dreiecke dritter Ordnung an, welche die Punkte für die Detailaufnahme liefern und durch sog. geometrische oder auf graphischem Wege bestimmte Netzpunkte ergänzt werden können. Die Bestimmung der absoluten Höhen der Netzpunkte geschieht mittels Nivellements und trigonometrischer Höhenmessung. (Vgl. Feldmeßkunst.)

Netze (poln. Notesz), Hauptfluß des preuß. Regierungsbezirks Bromberg, ein rechter und der größte Zufluß der Warthe, eines Nebenflusses der Oder, entsteht in Polen, fließt durch den Goplosee und nimmt dann als Montwey ihren Lauf, überall weite Brüche bildend, durch den Szarleyer-, Piotrkowicer- und Ludzisksersee nach dem 15 km langen Trlongersee. Von hier fließt sie unter dem Namen N. durch den Lonsker-, Sadlogoszczer- und Pturkersee und erreicht bei Nakel die am Südfuße der Pommerschen Seenplatte sich hinziehende Senke. Von Labischin

bis Nakel flößbar, wird sie bei Nakel, wo sie eine Breite von 28 m hat, schiffbar und speist von hier aus den ostwärts zur Brahe und damit zur Weichsel führenden Brombeeger Kanal. Von Nakel ab wendet sie sich westwärts und durchfließt den zum größten Teil urbar gemachten Netzebruch und mündet 110 m breit bei Zantoch, 7—8 km oberhalb Landsberg in der Neumark nach einem Laufe von 307,5 km in die Warthe. Ihr Stromgebiet umfaßt 18710 qkm. Die bedeutendsten Zuflüsse erhält die N. von Norden her von der Pommerschen Seenplatte, und zwar die: Rokitka, die Lobsonka, die 15 km schiffbare und 60 km flößbare Küddow bei Usch, und die Drage oberhalb Driesen.

Netzedistrikt wurde das ehemals poln. Land Kujawien nach der preuß. Besitznahme 1772 genannt; es umfaßt 10553,5 qkm, nämlich von Westpreußen die Kreise Flatow und Deutsch-Krone und von Posen die Kreise Bromberg, Inowrazlaw, Kolmar (Chodziesen), Wirsitz und Czarnikau.

Netzfischerei, s. unter Fischerei, Bd. VI, S. 846, wo sich auch die Tafel Netzfischerei findet.

Netzflügler (Neuropteren, Neuroptera) nannte Linné, der auf die Verwandlung der Insekten nur geringes Gewicht legte, als eigene Ordnung alle Insekten mit gleichartig gegitterten, häutigen Flügeln und beißenden Mundteilen. Genauere Untersuchungen haben gelehrt, daß die Familien mit unvollkommener Verwandlung, worunter namentlich die Eintagsfliegen (s. d.), Libellen (s. d.) und Termiten (s. d.) gehören, den Geradflüglern oder Orthopteren beigesellt werden müssen. Die eigentlichen Neuropteren begreifen also nur noch wenige Insektenfamilien mit vollkommener Verwandlung, beißenden Mundteilen, freier Vorderbrust und häutigen, gegitterten Flügeln, meist langem, schmächtigem Leibe, kleinen Augen, vielgliederigen, borstenförmigen Fühlern. Die Larven der einen, wozu namentlich der Ameisenlöwe (Ameisenjungfer, Myrmeleon Europaeus, Tafel: Insekten IV, Fig. 26) und die Blattlauslöwen (Hemerobius) gehören, haben große Saugzangen, welche sie den gefangenen Insekten in den Leib schlagen, um sie auszusaugen, und leben im Freien oder in der Erde; die der andern (Wassermotten, Phryganida) haben einfache Kinnbacken und leben im Wasser, in oft sehr niedlichen walzenförmigen Röhrchen (s. Tafel: Insekten IV, Fig. 22), die sie aus Steinchen, Schneckchen oder Pflanzenteilen zusammenkleben und überall mit sich herumschleppen. Bei den vollkommenen Insekten dieser Familie sind die Mundteile meist verkümmert und verwachsen. Die Ordnung der N. umfaßt die Schnabelfliegen (Panorpida, z. B. die Skorpionsfliege, Panorpa communis, Tafel: Insekten IV, Fig. 23), Schlammfliegen und Kamelhalsfliegen (Siatida, z. B. Rhaphidia crassicornis, IV, Fig. 24), Florfliegen (Hemerobida), Ameisenlöwen (Myrmeleontida, zu denen auch der schöne südeuropäische Ascalaphus macaronius, IV, Fig. 25 gehört) und Frühlingsfliegen (Phryganida, z. B. Limnophilus rhombicus, IV, Fig. 21); aus derselben werden die Larven der Ameisenlöwen und Florfliegen durch Vertilgung schädlicher Insekten nützlich. Vgl. Brauer, «Die Neuropteren Europas» (Wien 1876).

Netzgang (bergmännisch), s. unter Erzlagerstätten, Bd. VI, S. 341a.

Netzgewölbe, eine Art Gewölbe der Spätgotik, deren Anordnung von zahlreichen, sich durchkreuzenden Rippen Ähnlichkeit mit einem Netze zeigt und aus einer Übertreibung der Sterngewölbe hervorgegangen ist.

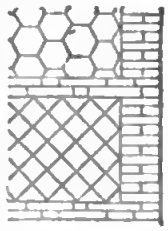
Netzhaut (retina), s. Auge.

Netzlegung und **Netzpunkt**, s. Netz 3.

Netzmagen, s. unter Wiederkäuer.

Netzschkau, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Plauen, unweit der Göltzsch, Station der Linie Leipzig-Hof der Sächsischen Staatseisenbahnen, hat ein altes Schloß, bedeutende Manufakturwarenfabrik, Spinnerei, Holzschleiferei, Färberei, Papierfabrik und Eisengießerei und zählt (1880) 3779 meist prot. E. Unweit ist der große Eisenbahnviadukt über das Göltzschthal. (S. Göltzsch.)

Netzwerk (das antike opus reticulatum) ist das bei altröm. Bauten oft vorkommende Ziegelmauerwerk mit schräg sich durchkreuzenden Fugen, die der Mauerfläche das Aussehen eines ausgespannten Netzes geben. Die mit quadratischem oder auch sechsseitigem Kopf versehenen keilförmigen Mauersteine sind hierbei in einen gut bindenden Mörtel gedrückt und bilden meist nur eine äußere Verkleidung von gewöhnlichen Ziegel- oder Bruchsteinmauern. An den Ecken der Mauern und in einzelnen lotrechten Abständen muß dieses netzförmige Mauerwerk durch horizontale, in gewöhnlichem Verbande gemauerte Schichten eingeachmt und befestigt werden. (S. beistehende Figur.) Außerdem kommt eine Art N. auch im dekorativen Ornament des Rokokostils vor.



Neu-Albion, frühere Benennung eines Teils der Westküste von Nordamerika, jetzt den Staat Oregon und das Territorium Washington bildend.

Neu-Almaden, s. New-Almaden.

Neu-Amsterdam oder Amsterdam-Insel, kleine Insel mitten im Indischen Ocean, unter 37° 50′ südl. Br. und 77° 30′ östl. L. von Greenwich, also etwa im Meridian der Südspitze Vorderindiens gelegen, ist ein erloschener Vulkankegel, 66 qkm groß und bis 1200 m hoch, von ungeheuern basaltischen Lavablöcken überdeckt, ein Bild der wildesten Verwüstung und der traurigsten Einsamkeit, überdies fast unzugänglich wegen der steilen, im Westen 300—650 m hohen Felsabstürze. Die Insel hat eine kräftige Krautvegetation, wenn auch wenig Bäume, und ihre vor den Westwinden geschützten Küsten bieten günstige Punkte für den Anbau dar. Wegen des Mangels an Häfen und sicherem Ankergrunde wird sie jedoch kaum jemals Bedeutung erlangen. Das 82 km südlicher gelegene Eiland St. Paul ist ein auf der Ostseite dem Meere geöffneter Krater von verhältnismäßig neuer Entstehung und hat einen Durchmesser von 3,7 bis 5,5 km, ein Areal von 7 qkm und eine Höhe des Randes von 260 m. Das Kraterbassin bildet einen 32—57 m tiefen, aber nicht gegen alle Stürme geschützten Hafen. Das Wasser zeigt sich warm, und am Rande entspringen viele, selbst kochendheiße Quellen. Das Eiland, baumlos, mit dürftiger Vegetation, hauptsächlich aus Gräsern, Flechten und Moosen, bildet eine Station für die Walfisch- und Robbenfänger. Beide Inseln stehen unter dem engl. Gouvernement von Mauritius. — N. wurde 18. März 1522 von Francesco Albo, dem Begleiter Magalhães, entdeckt.

Der Holländer van Diemen kannte bereits beide Inseln und benannte die eine nach seinem Schiffe Amsterdam. Lange Zeit galt der Holländer van Vlaming als Entdecker, der sie allerdings zuerst 1696 betrat. Die ersten Messungen von St.-Paul stellten 1793 die Engländer an, die gründlichsten Forschungen die österr. Novara-Expedition von 1857.

Neu-Amsterdam (Stadt), s. Berbice.

Neu-Arad, ungar. Stadt, s. unter Arad.

Neu-Archangel, s. Sitka.

Neubeck (Valerius Wilh.), ein deutscher Dichter, geb. 21. Jan. 1765 zu Arnstadt im Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen, studierte 1785 zu Göttingen und Jena Medizin, praktizierte eine Zeit lang als Arzt in Liegnitz, kam dann 1793 als Kreisphysikus nach Steinau in Niederschlesien und erhielt 1822 den Hofratstitel. Nachdem er 1823 in den Ruhestand getreten, lebte er erst zu Steinau, seit 1834 zu Waldenburg und Altwasser, wo er 20. Sept. 1850 starb. Seinen Ruf als Dichter begründete er durch «Die Gesundbrunnen» (Bresl. 1795; Lpz. 1798 u. 1809), ein didaktisches Gedicht in Hexametern. Außer andern Poesien gab er «Gedichte» (Bd. 1, Lpz. 1792) heraus.

Neu-Becse oder Türtisch-Becse, Marktflecken im ungar. Komitat Torontal, s. u. Becse.

Neuber (Friederike Karoline), gewöhnlich «die Neuberin» genannt, eine um die deutsche Schauspielkunst hochverdiente Künstlerin, geb. 9. März 1697 zu Reichenbach im Vogtlande, die Tochter des Advokaten und Gerichtsinspektors Daniel Weißenborn, entfloh 1712 mit ihrem Verlobten ihrem seit 1702 in Zwickau lebenden Vater, wurde auf dessen Antrieb festgenommen und sieben Monate in der zwickauer Frauenfeste gefangen gehalten. Im J. 1718 entfloh sie von neuem mit dem zwickauer Primaner Johann Neuber. Beide heirateten sich bald darauf und traten in Weißenfels in die Spiegelbergsche Schauspielergesellschaft ein, die sie nach kurzer Zeit mit der Haacke-Hoffmannschen Gesellschaft vertauschten. Ums J. 1727 bildeten sie eine neue Gesellschaft, mit der sie in Leipzig spielten, und erlangten den Titel «königl. poln. und kurfürstl. sächs. Hofkomödianten». Unter Gottscheds Einfluß, mit dem sie in nähere Verbindung traten, brachten sie Übersetzungen franz. Tragödien, sowie Gottscheds und seiner Freunde im franz. Geschmack geschriebene Stücke auf die Bühne und verbannten 1737 in Leipzig feierlich den Hanswurst vom Theater. Bald nachher aber überwarf sich die N. mit Gottsched. Ihre ökonomischen Verhältnisse gerieten zugleich in Verfall, und ein Ruf nach Petersburg, den sie 1740 annahm, brachte ihr nur Nachteil. Nachdem sie 1741 nach Leipzig zurückgekehrt, löste sich nach einiger Zeit ihre Truppe ganz auf. In den dürftigsten Umständen starb sie 30. Nov. 1760 zu Laubegast bei Dresden, wo Freunde der Kunst ihr 1776 ein Denkmal errichteten, das 1882 erneuert wurde. Sie schrieb Vorspiele und Schäferspiele, von denen auch einige gedruckt sind. Neuber, ihr Gatte, starb in Dresden im März 1759. Vgl. von Reden-Esbeck, «Karoline N.» (Lpz. 1881).

Neubern, Stadt in Nordcarolina (s. d.).

Neu-Berun, s. unter Berun (Alt-).

Neu-Bessenova, Dorf, s. unter Besenyö.

Neubidschow (slaw. Nový Bydžow), Stadt im nordöstl. Böhmen, in einer fruchtbaren Ebene an der Eidlina, die zur Elbe geht, Station der Linie Großwossek-Parschnitz der Österreichischen Nordwestbahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Zuckerfabrik, Lederfabrik, Ölpresse, Phosphorfabrik und eine Brauerei und zählt (1880) 6747 E.

Neubildungen (Neoplasmata, Pseudoplasmata) sind neu entstandene, schon vorhandenen ähnliche oder von diesen mehr oder minder verschiedene Gewebe oder Gewebskomplexe des tierischen und menschlichen Körpers. Eine N. wäre z. B. das neugewachsene Haar, die Wand der schwangern Gebärmutter. Indes rechnet man solche Gewebszunahmen nicht zu den N., weil sie Vorgängen des gesunden Körpers angehören, sondern bezeichnet als N. bloß die krankhafter Art. Eine N. kann schon bestehendem Gewebe ganz gleich sein und nur eine Massenzunahme desselben bedingen, was man dann Hypertrophie oder Hyperplasie (homologe N.) nennt; oder dieselbe weicht in Form und Anordnung wesentlich von den Geweben des betreffenden Organs ab und heißt dann heterologe N. Läßt sich die N. bestimmt von dem Gewebe abgrenzen, in welchem sie liegt, so nennt man sie Geschwulst (s. d.). Homologe N. sind z. B. das Narbengewebe, die Fettgeschwulst (Lipom), die Knochen- und Knorpelwucherung (Osteom und Enchondrom), die N. von Drüsengewebe (Adenom), Bindegewebe (Fibrom) u. s. w.; heterologe N. der Eiter, der Tuberkel, der Krebs, die fressende Flechte (Lupus), das Syphilom (syphilitische N.) u. a. Praktisch wichtig ist die Einteilung der N. in gutartige (benigne) und bösartige (maligne). Die gutartigen sind an sich unschädlich für den Organismus, wenn sie nicht etwa durch ihre Lage lästig werden, und besitzen im allgemeinen ein sehr langsames Wachstum; zu ihnen gehören z. B. die Fettgeschwülste, das Adenom, das Osteom. Bösartig werden manche Geschwülste (Krebs, Lupus, Tuberkel) dadurch, daß sie durch rapides Wachstum das befallene Organ zerstören und so entweder an sich oder durch die sie begleitenden tiefen Störungen zum Tode führen; auch kehren sie trotz operativer Entfernung doch leicht wieder (Krebs, Sarkom).

Die N. sind teils erblich (Krebs, Tuberkel, Fettsucht), teils entstehen sie durch Gelegenheitsursachen und durch gewisse mechan. und chem. Reize, so das Syphilom durch Ansteckung, die Tuberkulose unter epidemischen Einflüssen u. dgl. In vielen Fällen läßt sich keine Ursache angeben. Sie befallen die verschiedensten Organe, so der Krebs häufig die Leber, den Magen, die Gebärmutter, die weibliche Brust. Die Tuberkulose tritt mit Vorliebe auf in den Lungen, in den Gehirn- und Rückenmarkshäuten, im Bauchfell, das Syphilom am häufigsten in der Haut, in der Knochenhaut, der Leber; der Lupus an der Nase. Die gutartigen N. sind heilbar, wenn sie an Stellen sitzen, an denen sie weggeschnitten oder durch Unterbindung und Ätzung entfernt werden können. Auf die bösartigen läßt sich dieses Verfahren nur dann anwenden, wenn sie zugänglich (Brusttrebs) sind und noch nicht die tiefer gelegenen Lymphdrüsen befallen haben. Durch innere Behandlung läßt sich von ihnen fast nur das Syphilom heilen.

Neubistritz (slaw. Bystřice nová), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Neuhaus im südöstl. Böhmen, Sitz eines Bezirksgerichts, mit (1880) 3692 E. meist deutscher Zunge, hat Tuch- und Baumwollindustrie, ein zum Teil verfallenes Schloß der Freiherren von Riese-Stallburg und ein

ehemaliges Paulanerkloſter, jetzt in eine Nagelfabrik umgewandelt. In der Nähe iſt das Eiſenwerk Thereſienthal.

Neublau, Kugelblau, geringe Sorte von Ultramarin, häufig mit Stärke verſetzt, dient zum Bläuen der Wäſche. [ſ. d.).

Neu-Bleefern, Geſtütsvorwerk von Gradiz

Neubrandenburg, Stadt im Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz, am Ausfluß der Tollenſe aus dem Tollenſeſee, Station der Linien Berlin-Stralſund der Preußiſchen Staatsbahnen, Lübeck-Hrtzenhof der Friedrich-Franzbahn, Parchim-N. der Südbahn und der Eiſenbahn N.-Friedland. N. iſt die Vorderſtadt des Stargardſchen Kreiſes auf den Landtagen, Sitz eines Amtsgerichts und eines Hauptzollamts, hat vier ausgezeichnet ſchöne alte got. Thore, zwei Kirchen (von denen die got. Marienkirche mit 93 m hohem Turme 1831—41 reſtauriert worden), ein Gymnaſium, eine höhere Töchterſchule, ein großherzogl. Palais, ein Schauſpielhaus und zählt (1880) 8406 E., welche Papier-, Öl-, Mahl- und Schneidemühlen, eine Maſchinenfabrik, Bierbrauereien und Branntweinbrennerei unterhalten. Auch der Handelsverkehr der Stadt iſt lebhaft; nach Güſtrow hat ſie den größten mecklenb. Wollmarkt, ſowie auch alljährlich einen bedeutenden Pferdemarkt. Etwa 2 km von der Stadt, auf einer ſteilen Anhöhe an der Tollenſe, liegt das großherzogl. Luſtſchloß Belvedere mit der ſchönſten Ausſicht in Mecklenburg. N. wurde 1248 gegründet. Vgl. Boll, «Chronik der Vorderſtadt N.» (Neubrandenb. 1875).

Neubraunſchweig (engl. New-Brunswick), Provinz der Dominion of Canada in Britiſch-Nordamerika, liegt zwiſchen 44° 25′ und 48° nördl. Br. und 63° 50′ und 69° weſtl. L. von Greenwich und wird begrenzt im N. von Quebec und der Bay of chaleurs, im O. vom St. Lorenzgolf und der Northumberland-Strait, welche N. von der Prince-Edward-Inſel trennt, im S. von Neuſchottland, Chiegnecto-Bay und der Bay of Fundy und im W. von Maine. Sie hat ein Areal von 70 762 qkm und in 15 Counties (1881) 321 233 zur größern Hälfte kath. E.; die Zahl der Indianer beträgt 1509. N. iſt reich an Flüſſen, Bais und Seen. Die Hauptflüſſe ſind: St.-John (ſ. d.), Miramichi, Reſtigouche, Ste.-Croix, Petitcodiac, Richibucto und Achiſiguit. Der Grand und der Dromocto ſind die größten Seen. Unter den Bais iſt die Fundybai (ſ. d.) die wichtigſte. Das Klima gilt für ſehr geſund. Der Ackerbau wird noch vernachläſſigt. Die ausgedehnten Wälder machen den Holzhandel zum Haupterwerbszweige. Außer Holz werden Fiſche, Eiſen, Kohlen, Gips u. ſ. w. exportiert. Im ganzen wurden 1882 für 7 474 407 Doll. aus- und für 6 707 244 Doll. eingeführt. Da die Flüſſe, Landſeen und benachbarten Meere ſehr fiſchreich ſind, ſo wird viel Fiſcherei getrieben. Wild iſt im Überfluß vorhanden. Im Innern finden ſich noch Bären, Wölfe, Füchſe, Marder, Luchſe u. ſ. w. Die Geſamtlänge der Eiſenbahnen betrug (1883) 1603 km.

Der oberſte Beamte der Provinz iſt der vom Generalgouverneur von Canada auf fünf Jahre ernannte Vizegouverneur (Lieutenant governor), dem ein vollziehender Rat von neun Mitgliedern zur Seite ſteht. Die geſetzgebende Verſammlung beſteht aus einem Oberhauſe von 18 Mitgliedern, welche vom Vizegouverneur und ſeinem Rate auf Lebenszeit ernannt wird, und aus einem Unterhauſe, deſſen 41 Mitglieder von den Diſtrikten auf vier Jahre gewählt werden. Der Obergerichtshof beſteht aus einem Oberrichter und vier andern Richtern; außerdem gibt es noch Grafſchafts- und Untergerichte. Die Civilverwaltung iſt ganz ſelbſtändig; nur in Militärangelegenheiten iſt der Gouverneur von dem Generalgouverneur von Canada abhängig. Im Canadian Houſe of Commons iſt N. durch 10 Senatoren und 16 Mitglieder vertreten. Die Einnahmen der Provinz beliefen ſich 1882 auf 643 710 und die Ausgaben auf 614 236 Doll. Seit 1871 gibt es ein öffentliches Schulſyſtem; 1881 waren 1453 Lehrer angeſtellt, welche in 1386 Schulen 64 267 Kinder unterrichteten. Die Univerſity, früher College of New-Brunswick, wurde 1800 gegründet und 1860 reorganiſiert. N. wurde 1604 von Franzoſen angeſiedelt und gehörte mit Neuſchottland bis 1713 zu dem Teile von New-France, welcher Acadia hieß; 1713 kam es an die Briten, wurde 1784 als ein beſonderes Kolonialgouvernement abgetrennt und bildet ſeit 1867 eine Provinz der Dominion of Canada. Die Hauptſtadt iſt Fredericton (ſ. d.), die bedeutendſte Handelsſtadt St.-John (ſ. d.); andere Städte ſind: Portland (15 226), Moncton (5032), Shediac (6227), Dorcheſter (6582), Chatham (5762), Sackville (4882 E.).

Neu-Breiſach, Feſtung im Kreiſe Colmar des deutſch-reichsländ. Bezirks Oberelſaß, liegt 15 km weſtlich von Colmar, 3 km vom Rhein, am Rhein-Rhônekanal und an der Linie Colmar-Breiſach der Elſaß-Lothringiſchen Eiſenbahn, iſt Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) mit der Garniſon 2223 E. Infolge des Ryswijker Friedens 1697 mußte Ludwig XIV. (Alt-)Breiſach an Öſterreich abtreten und behielt nur ein Werk dieſer Feſtung auf dem linken Rheinufer, das ſpäter Fort Mortier genannt wurde. Zur Unterſtützung dieſes Fort erbaute Vauban 1699 die Feſtung N., nachdem Ludwig XIV. der Gemeinde Wolfganzen das erforderliche Gelände abgekauft hatte. Die Feſtung bildet ein baſtioniertes regelmäßiges Achteck, in deſſen Mittelpunkt die mit Häuſern von gleicher Höhe beſetzten Straßen zuſammenlaufen. Von Gebäuden iſt allein die 1705 erbaute Pfarrkirche bemerkenswert. N. wurde 1870 zum erſten mal belagert. Am 14. Sept. erſchienen bad. Truppen vor der Stadt, Anfang Oktober begann die Einſchließung, 2. Nov. die Beſchießung. Am 8. Nov. ergab ſich Fort Mortier, am 10. N., das am 11. beſetzt wurde. Vgl. Wolff, «Geſchichte des Bombardements von Schlettſtadt und N.» (Berl. 1874); Neumann, «Die Geſchichte von Schlettſtadt und N.» (Berl. 1876).

Neubritannien, eine zu Melaneſien gehörige halbkreisförmige Gruppe ſchmaler Inſeln im weſtl. Großen Ocean, durch die 90 km breite Dampierſtraße von der Oſtſeite Neuguineas getrennt und zwiſchen 2—6½° ſüdl. Br. und 148—155° öſtl. L. (von Greenwich) gelegen, beſteht aus dem eigentlichen Neubritannien (von den Eingeborenen Birara genannt, 24 900 qkm groß), Neu-Irland (Tombara 12 950 qkm), Neuhannover (1476 qkm) und mehrern andern kleinen Inſeln. Die Inſeln N.s ſind vulkaniſchen Urſprungs und gebirgiger Natur und zum Teil mit Korallenriffen an den niedrigen Küſten umgeben. Noch gibt es in N. thätige Vulkane, und auf Neu-Irland erhebt ſich das Gebirge bis zu 2000 m. Die natürliche Beſchaffenheit der Inſeln iſt noch wenig bekannt, ſcheint aber im ganzen mit der Neuguineas (ſ. d.)

übereinzustimmen; sie sind stark bewaldet, vortrefflich bewässert und meist sehr fruchtbar an tropischen Erzeugnissen. Die Einwohner sind Papúa; sie bauen das Land mit Yams, Bananen u. s. w. an; gegen die Europäer bezeigen sie sich wild und feindselig. Die Inseln wurden 1616 von La Maire und von Schouten gesehen, erst Dampier 1700 benannte sie. Seit 1884 sind dieselben deutsche Kolonie; zuerst wurde 3. Nov. 1884 auf der Station der deutschen Plantagengesellschaft Mioko auf der Duke of York-Insel die deutsche Flagge gehißt, 4. Nov. auf N. selbst auf der Station Matupi, später auf zehn andern Punkten, und 13. und 14. Nov. 1884 auch Neu-Irland unter deutschen Schutz gestellt. Durch kaiserl. Verfügung vom 17. Mai 1885 erhielt die Inselgruppe den Namen Bismarcks-Archipel. Vgl. Powell, «Wanderings in a wild country, or three years amongst the Cannibals of New-Britain» (Lond. 1884; deutsch von Schröter, Lpz. 1884).

Neubruch (Neuriß, Novaläcker), Ackerland, welches vor der Umwandlung in solches entweder nicht in Kultur stand oder als Wiese, Weide, Holzung u. s. w. genutzt war. Während früher in Deutschland derjenige, welcher einen N. kultivierte, damit dessen Eigentümer wurde, mußte später, als der Staat den Besitz alles herrenlosen Landes für sich in Anspruch nahm, die landesherrliche Genehmigung dazu eingeholt, sowie meistens ein sog. Neubruchzehnt entrichtet werden.

Neubuch, eine Lage von 100 Bogen Papier.

Neubukow, s. Bukow.

Neuburg, an der Donau, im bayr. Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, war früher die Hauptstadt des reichsunmittelbaren Fürstentums Neuburg, das zuletzt auf etwa 2750 qkm gegen 90000 E. umfaßte. Das Gebiet desselben wurde infolge des Kölner Schiedsspruchs 1505 nach zweijährigen Kämpfen von Bayern abgetreten und die Junge Pfalz oder Pfalz-Neuburg genannt. Erster Fürst war Otto Heinrich mit seinem Bruder Philipp, nach deren kinderlosem Ableben ihr Land an Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken kam, von welchem es an seinen Sohn Philipp Ludwig und dessen Descendenz, 1742 an Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach und nach dessen Tode an den nachmaligen König Maximilian I. von Bayern überging, welcher es 1808 mit diesem Stammlande vereinigte. Bei der Landeseinteilung 1837 wurde es mit Schwaben zu einem Kreis vereinigt.

Die ehemalige Haupt- und Residenzstadt Neustadt an der Donau liegt malerisch am rechten Ufer der Donau und an der Linie Donauwörth-Regensburg der Bayrischen Staatsbahnen, 30 km östlich von Donauwörth, und zählt (1880) 7690 meist kath. E. Sie ist eine unmittelbare Stadt, der Sitz eines Bezirksamts, eines Land- und Amtsgerichts, hat ein Gymnasium, ein (kath.) Studienseminar, eine Realschule, sowie ein Englisches Fräuleinstift nebst weiblicher Erziehungsanstalt, eine Bibliothek und ein Theater. Das imposante Residenzschloß ist jetzt Kaserne. Die Donauschiffahrt hat seit einigen Jahrzehnten aufgehört. In der Nähe von N. beginnt das Donaumoos (s. d.). Auch liegen in dessen Umgebung die Ruinen der Kaisers- und der Altenburg, das ehemalige Lustschloß Grünau (bekannt durch den Landtagsabschied zwischen Wolfgang und seinen Ständen 1562) und das große Schloß Bertoldsheim, sowie bei dem Dorfe Oberhausen das Denkmal des hier gefallenen Latour d'Auvergne (s. d.).

Neu-Calabarfluß, s. unter Calabar.

Neucaledonien (frz. Nouvelle-Calédonie) oder Baladea, eine 16712 qkm große Insel im südwestl. Großen Ocean, 300 km lang und 35 km breit, zwischen 20° 3′ und 22° 24′ südl. Br. und 164° bis 167° östl. L. (von Greenwich) gelegen, von Korallenriffen umgeben, wurde 4. Sept. 1774 von Cook entdeckt und 24. Sept. 1853 von Frankreich in Besitz genommen. Die Franzosen gründeten in der Numeabai den Hauptort Port-de-France oder Numea, bauten das Fort Wagap an der Ostküste und das Fort Gatope an der Westküste und besetzten 1864 auch die östlich benachbarten Loyalty-Inseln (s. d.), die nebst der Ile-des-Pins oder Kunie (160 qkm) und Waina oder Uen (37 qkm) zur Kolonie Nouvelle-Calédonie (19950 qkm) gehören. Früher dem Gouverneur der Établissements français de l'Océanie unterstehend, ist dieselbe seit 1860 selbständig unter eigenem Gouverneur. Die Insel ist im Innern ein 150—250 m hohes Plateau der Kreideformation, dessen Felsen bis an das Meer treten; darauf stehen Ketten und Massivs mit etwa 1600 m hohen Kegeln, in deren Mitte sich der 1642 m hohe Humboldt erhebt. Im Süden durchfließt der Strom der Kaoris ein ziemlich breites Thal. Das Innere ist zum Teil bekannt. Unter den zahlreichen kleinen Flüssen ist nur der im Norden fließende Diaot eine Strecke weit schiffbar. Das Klima ist gesund, die Temperatur gemäßigt, zwischen 10 und 20° C.; die Regenzeit dauert vom Januar bis April. Die Einwohnerzahl der ganzen Kolonie beträgt (1881) 68584, worunter 35300 Eingeborene. Schon früher von Frankreich als Strafkolonie benutzt, ist N. seit 1872 der Verbannungsort der zur Deportation verurteilten Communards geworden. Die Eingeborenen stehen den Papúas von Neuguinea nahe, sind wild und waren der Anthropophagie ergeben; 5000 derselben sind vor den seit 1843 auf der Insel thätigen kath. Missionaren getauft. Bei Karigu findet sich Kohle und in der Gegend des Diaot Gold. Der Boden ist rot und reich an Eisen. Angebaut werden Dioscorea alata, Taro, Bataten, Zuckerrohr, Bananen und Kokospalmen; die Franzosen haben außer Cerealien und Tabak auch Baumwolle und Kaffee eingeführt. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Kokosnußöl und Schildkrot; der Wert der Einfuhr 1882 betrug 8713000, der der Ausfuhr 4663000 Frs. Vgl. Garnier, «La Nouvelle-Calédonie» (3. Aufl., Par. 1876); Faure-Biguet, «Géographie de la Nouvelle-Calédonie» (Par. 1876); Lemire, «La colonisation française en Nouvelle-Calédonie» (Par. 1878); derselbe, «Voyage à pied en Nouvelle-Calédonie» (Par. 1884); Gauhorou, «Géographie de la Nouvelle-Calédonie» (Numea 1884).

Neucalifornien, s. unter Californien (geographisch-statistisch).

Neucastilien, s. unter Castilien.

Neuchâtel, Kanton u. Stadt, s. Neuenburg.

Neu-Damm, s. Damm.

Neudeck, Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Graslitz im nordwestl. Böhmen, nahe der sächs. Grenze, an der Rohla, die zur Eger geht, durch Lokalbahn nach Chodau mit der Buschtiehrader Eisenbahn verbunden, Sitz eines Bezirksgerichts, hat Spitzen- und Handschuhfabrikation, Metallindustrie

(Gegenstände aus Eisenblech), Wollspinnerei mit Wollwäsche, Eisengießerei, Holzstofffabrik, Papierfabrik und ein großes Blechwalzwerk und (1880) 3404 E. deutscher Zunge.

Neudenau, Stadt im bad. Kreise Mosbach, an der Jagst, Station der Linie Bietigheim-Osterburken der Württembergischen Staatsbahnen, hat eine alte Burg, einen Eisenhammer und Weinbau und zählt (1880) 1351 E.

Neudietendorf, s. Dietendorf.

Neudorf, Bergstadt im Zipser Komitat, s. Igló.

Neu-Eberstein, s. unter Ebersteinburg.

Neuer Bund, s. Bund und Bibel.

Neue Hebriden (Neuhebriden), eine zu Melanesien gehörige Inselgruppe im Stillen Ocean, nordöstlich von Neucaledonien, zwischen 13 und 22½° südl. Br., erhielten ihren Namen 1774 von Cook, der den größten Teil dieser Inseln entdeckte, während Quiros 1606 die von ihm entdeckte größte Insel der Gruppe für einen Kontinent hielt und Australia del Espiritu Santo benannte, Bougainville aber dem nördl. Teil der Gruppe den Namen Große Cykladen gab. Die Inseln sind gebirgig, zum Teil mit thätigen Vulkanen und mit üppiger Vegetation bedeckt; namentlich produzieren sie Sandelholz in großer Menge. Das Klima ist ungesund, Europäer und selbst Polynesier leiden an Ruhr und Fieber. Das Areal der N. beträgt 13227 qkm, die Bevölkerung wird auf 70000 Köpfe geschätzt. Die Bewohner sind Papúa, unter denen die Anthropophagie allgemein ist. Man teilt die Hebriden in drei Abteilungen, in eine nördliche (die 9 Banksinseln, benannt nach dem Cook begleitenden Botaniker), in die 16 Centralinseln und die 5 südl. Inseln. Die größern Inseln sind von Süden nach Norden Anitynm oder Aneitum, Tanna, Erromango, Eiat oder Sandwich (auch Vaté), Ambrym, Malliccollo (Malikolo) und Tierra del Espiritu-Santo.

Neuer Stil, soviel wie Gregorianischer Kalender, s. Kalender.

Neues Testament, s. Bund und Bibel.

Neue Welt, soviel wie Amerika.

Neuenahr, Badeort im Kreise Ahrweiler des preuß. Regierungsbezirks Koblenz, an der Ahr und am Fuße des 326 m hohen Basaltkegels N. mit einer Turmruine, Station der Linie Remagen-Ahrweiler der Preußischen Staatsbahnen. Die warmen Quellen wurden 1854 entdeckt und 1858 das neue Bad eingeweiht. Seitdem nahm der Badeort einen außerordentlichen Aufschwung, sodaß die Frequenz jetzt bis 4000 Personen jährlich beträgt. Unter den Neubauten sind besonders die evang. Kirche, die eiserne Hängebrücke über die Ahr, das Kurhotel und die an die Trinkhalle stoßende neue bedeckte Wandelbahn im Kurgarten zu erwähnen. Von den fünf alkalischen Thermen des Ortes ist der große Sprudel Spezifikum gegen Diabetes, Gries, Gallenstein und chronische Leiden der Verdauungs-, Respirations- und Harnorgane.

Neuenburg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Schwetz, an der Weichsel auf hohem Uferrande, beim Einflusse der Montau, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein altes Schloß, Eisengießerei und Bierbrauerei und zählt (1880) 4947 meist kath. E. Der Ort kam 1308 an den Deutschen Orden, der es 1465 als letzten Punkt auf der linken Seite der Weichsel verlor.

Neuenburg, württemb. Stadt im Schwarzwaldkreise, 11 km im SW. von Pforzheim, im tiefen Thale an der Enz, Station der Linie Pforzheim-Wildbad der Württembergischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Oberamts und eines Amtsgerichts, hat eine Realschule, ein 1658 erbautes Schloß (jetzt Kameral- und Forstamt), Fabriken von Bijouteriewaren, Sensen und Leder, Leinweberei, Sägemühlen und Holzhandel und zählt (1880) 2029 E.

Neuenburg (frz. Neuchâtel, Neufchâtel), der 21. Kanton der Schweiz, besteht aus dem ehemaligen Fürstentum N. und der Grafschaft Valangin, grenzt im W. an Frankreich (Depart. Doubs), im N. an Bern, im S. an Waadt, im O. an den Neuenburgersee und umfaßt 808 qkm. Von SW. nach NO. wird das Land von den parallelen Kalketten des Jura durchzogen, in welchen sich der Creux-du-Vent, die Tête-de-Rang (1423 m) und der Chaumont erheben. Zwischen den Ketten liegen einförmige, langgestreckte Hochthäler mit rauhem Klima, ausgedehnten Bergweiden und Nadelwäldern. Die fruchtbarsten Landstriche sind das Val de Ruz und das Gelände zwischen Jura und See, das im Gegensatz zur Montagne, dem Gebirgsland, als Vignoble oder Weinland bezeichnet wird. Von dem Areal entfallen 1,5 Proz. auf Weinberge, 20 Proz. auf Waldungen, 45 Proz. auf Ackerland, Wiesen, Weiden u. s. w., der Rest ist unproduktiv (Gewässer, Felsen u. s. w.). Der größte Teil des Kantons gehört zum Flußgebiet der Aare (s. d.), welche den Abfluß des Neuenburgersees (s. d.) aufnimmt, der westlichste zum Gebiet des Doubs, welcher an der franz. Grenze den malerischen See von Brenets und den Wasserfall »Saut du Doubs« bildet. Der Kanton zählt (1880) 103732 meist reform. E. (11651 Katholiken, 689 Israeliten, 316 Andersgläubige); 75 Proz. der Bevölkerung sprechen französisch, 23,5 Proz. deutsch, 1,5 Proz. andere Sprachen. Neben dem Ackerbau, der hauptsächlich im Vignoble und im Val de Ruz mit Erfolg betrieben wird, ist der Weinbau eine Hauptverdienstquelle der Bevölkerung und liefert namentlich bei Cortaillod (s. d.) und Neuchâtel vorzügliche Rotweine. In der Montagne tritt an die Stelle des Feld- und Weinbaues die Viehzucht, die zum Teil als Alpenwirtschaft betrieben wird. Der Bergbau liefert vorzügliche Bausteine (Kalk) und im Val de Travers Asphalt. Die Industrie ist blühend und ernährt 54 Proz. der Bevölkerung. Neben der Uhrenindustrie, die im Kanton N. etwa 16000 Arbeiter beschäftigt und ihren Hauptsitz in Chaux-de-Fonds und Locle hat, verdienen die Chokoladenfabrikation von N., die Liqueurfabrikation, die Cementfabrikation und die Spitzenklöppelei des Travesthals Erwähnung. Der sehr lebhafte Handel wird unterstützt durch ein System trefflicher Straßen und vier Bahnlinien. Die Verfassung ist repräsentativ-demokratisch, jedoch mit fakultativem Referendum und Volksinitiative auf das Begehren von 3000 Stimmfähigen. Der Große Rat zählt je ein Mitglied auf 1000 Seelen, der Staatsrat, vom Großen Rate gewählt, fünf Mitglieder. In administrativer Beziehung zerfällt der Kanton in die sechs Bezirke N., Boudry, La-Chaux-de-Fonds, Le Locle, Val de Ruz und Val de Travers. Außer 18 Friedensrichterämtern und einem industriellen Schiedsgericht für Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, bestehen 6 Bezirksgerichte und als höchste Instanz ein Appellations- und Cassationshof in N. Kriminalfälle kommen vor das Schwurgericht. In den

Staatsfinanzen halten sich Einnahmen und Ausgaben ungefähr das Gleichgewicht. Im J. 1883 betrugen die erstern 2341613 Frs., die letztern 2348564 Frs. Einem Staatsvermögen von 12849511 standen Staatsanleihen im Betrag von 7161500 Frs. gegenüber. Die kirchliche Einteilung entspricht der administrativen. Die Reformierten teilen sich, wie in der Waadt und Genf, in die Landeskirche und die Freie Kirche; die Katholiken stehen unter dem Bischof von Lausanne. Das Schulwesen ist wohlgeordnet. In militärischer Hinsicht gehört der Kanton zum Stammbezirk der zweiten Division. Das Wappen ist (seit 1848) ein von grün, weiß und rot senkrecht geteilter Schild mit einem kleinen weißen Kreuze im roten Felde.

Wie die Pfahlbauten im See beweisen, war N. schon vor der Römerzeit besiedelt; es geriet mit dem übrigen Helvetien unter röm., dann 534 unter fränk. Herrschaft; 879 kam es an das großburgund., 888 an das kleinburgund. Königreich, mit welchem es 1032 an das Deutsche Reich zurückfiel. Nach dem Erlöschen (1395) des alten Grafengeschlechts von N. und Valangin kam das Land an die Grafen von Freiburg (im Breisgau), 1457 an die Grafen von Hochberg und 1504 an die Herzöge von Longueville. Schon seit 1406 mit Bern verbündet, nahm N. während des 15. Jahrh. an den Kriegen der Eidgenossen ruhmvollen Anteil und führte 1530 unter dem Einfluß Berns die Reformation ein, die namentlich durch Wilhelm Farel (s. d.) gepredigt wurde. Als 1707 das Haus Longueville mit der Herzogin von Nemours, Marie von Orléans, erlosch, wurde unter 15 Prätendenten der König von Preußen von den Ständen des Fürstentums zur Herrschaft berufen und die darauf erfolgte Besitzergreifung im Utrechter Frieden bestätigt. Im J. 1807 mußte das Fürstentum an Frankreich abgetreten werden, worauf Napoleon I. den Marschall Berthier (s. d.) als souveränen Fürsten damit belehnte. Im Pariser Frieden von 1814 wurde N. vergrößert an den König von Preußen zurückgegeben, der dem Lande 18. Juni 1814 eine der genfer ähnliche Charte constitutionnelle gab und die Rechte eines für sich bestehenden, von dem preuß. Staatsinteresse ganz getrennten Staats erneuerte. Hierauf erfolgte 11. Sept. 1814 die Aufnahme N.s als 21. Kanton in die Eidgenossenschaft. Das einzige monarchische Glied in einem republikanischen Staatenbunde, mit der Eidgenossenschaft durch alte Bündnisse und gemeinsame Interessen weit enger verknüpft, als mit dem fernen Herrscherhause, befand sich N. in einer auf die Dauer unhaltbaren Doppelstellung. Zwar mißlang 1831 der Versuch der republikanischen Partei, N. durch Revolution von der Herrschaft des preuß. Königs freizumachen; aber durch zahlreich eingewanderte deutsche Schweizer verstärkt, gewann die Partei in den nächsten Jahrzehnten die überwiegende Mehrheit des Volkes für sich, während die Regierung streng konservativ blieb und sogar 1847 im Sonderbundskrieg sich weigerte, das bundesgemäße Kontingent zur eidgenössischen Armee zu stellen. Am 1. März 1848 wurde durch eine bewaffnete Demonstration der Staatsrat zur Abdankung genötigt, worauf eine provisorische Regierung die Abschaffung der Monarchie und die Einführung der Republik erklärte. Ein Verfassungsrat entwarf sodann im Geiste der repräsentativen Demokratie eine neue, vom Volke (30. April) genehmigte und von der Eidgenossenschaft gewährleistete republikanische Konstitution. Der König von Preußen protestierte wiederholt gegen die einseitige Aufhebung seiner Rechte und auch ein 24. Mai 1852 bei der Londoner Konferenz von sämtlichen Großmächten unterzeichnetes Protokoll erkannte auf Grund der Verträge von 1815 das Recht des Königs auf N. sowie auf Wiederherstellung seiner Autorität an, sodaß diese Angelegenheit ihren drohenden Charakter für die Schweiz behielt. Endlich fand in der Nacht vom 2. auf 3. Sept. 1856 ein Aufstandsversuch der Royalisten statt, welche sich der Stadt Locle und des Schlosses N. bemächtigten und einige Regierungsmitglieder festnahmen. Doch schon am 3. wurde die Bewegung in Locle unterdrückt und am frühen Morgen des 4. Sept. das Schloß zu N. von den republikanischen Milizen fast ohne Widerstand genommen; Preußen verlangte unter Bezug auf seine alten Rechte Sistierung des Prozesses und Freilassung der gefangenen Royalisten. Diplomatische Verhandlungen führten, nachdem Preußen mit Krieg gedroht und die Eidgenossenschaft ihr Heer teils mobil gemacht, teils auf Piket gestellt hatte, zu dem Vergleich, daß die Eidgenossenschaft den Prozeß niederschlug, die Kosten trug und vollständige Amnestie erließ, wogegen der König von Preußen (26. Mai 1857) auf alle seine Rechte (bis auf den beibehaltenen Titel eines Fürsten von N.) verzichtete. Seitdem hat sich der Kanton friedlich entwickelt. Doch führten Eisenbahnangelegenheiten, Verfassungsänderungen und kirchliche Fragen, die gewagte Finanzpolitik der herrschenden radikalen Partei zu manchen Streitigkeiten im Großen Rat und Parteiverschiebungen im Volke. Die wichtigsten Ereignisse der letzten Jahre sind die 1879 trotz lebhaften Widerstandes der Radikalen erfolgte Annahme des fakultativen Referendums, die Verfassungsrevision von 1882, durch welche die Initiative des Volks zu Gesetzen u. dgl. eingeführt wurde, und der 1884 vom Volke beschlossene Rückkauf der Bahnlinie N.-Locle (Jura-Industriel). Bei den Abstimmungen über die Revision der Bundesverfassung ergaben sich im Kanton 12. Mai 1872 nur 7960 Ja gegen 9066 Nein, 19. April 1874 dagegen 16295 Ja gegen 1251 Nein.

Vgl. Boyve, «Annales historiques du comté de Neuchâtel et Valengin» (5 Bde., Bern und Neuchâtel 1855); Majer, «Geschichte des Fürstentums N.» (Tüb. 1857); Benoit, «Le Canton de Neuchâtel» (Neuenburg 1861); Junod, «Histoire populaire du pays de Neuchâtel» (Neuenburg 1863).

Neuenburg (frz. Neuchâtel), Hauptstadt des gleichnamigen Kantons der Schweiz, liegt 473 m über dem Meere, 39 km westlich von Bern am Fuße des Chaumont auf dem linken Ufer des Neuenburgersees unweit der Mündung des Seyon und zählt (1880) 15612 meist reform. E. (2429 Katholiken, 91 Israeliten), von denen 65,2 Proz. französisch, 31,5 Proz. deutsch, 3,5 Proz. italienisch u. s. w. sprechen. Die bemerkenswertesten Gebäude der schönen Stadt sind das hochgelegene, im 13. und 14. Jahrh. erbaute Schloß, einst Sitz der Grafen und Fürsten und der preuß. Gouverneure von N., jetzt Regierungsgebäude, die Stiftskirche, ein teils roman., teils got. Bau des 12. bis 14. Jahrh. mit dem prächtigen 1372 errichteten Grabdenkmal der Grafen von N., die 1570 erbaute Markthalle, das Stadthaus, das Museum mit der Gemäldegalerie, das Observatorium, das Gymna-

sium mit den Hörsälen der Akademie, reichen naturhistor., archäol. und ethnogr. Sammlungen und der Kantonsbibliothek (30000 Bde.), das neue Collége mit der Uhrmacherschule, das palastartige Töchterschulhaus, das Bürgerhospital und das Spital Pourtalès, das Waisenhaus, das Zellengefängnis. Haupterwerbsquellen sind außer städtischem Kleingewerbe namentlich die Uhrmacherei, die Bijouterie, die Fabrikation elektrischer Apparate und der Handel, dem die Kantonalbank und mehrere Privatbanken, vier Eisenbahnlinien und der geräumige Hafen dienen. In der reizenden wein- und waldreichen Umgebung sind zu erwähnen der aussichtsreiche Chaumont, die Cascade du Seyon, die großartige Schlucht (Gorge), durch welche die Areuse aus dem Traversthal in das Ufergelände des Sees heraustritt, das industrielle Dorf Serrières, 2 km südwestlich von N., mit großer Chokoladenfabrik und Papierfabrik, und die musterhaft eingerichtete Irrenanstalt Préfargier, 6 km nordöstlich von N. am untern Ende des Sees.

Neuenburgersee (frz. Lac de Neuchâtel), bei den Römern Lacus Eburodunensis, der größte der schweiz. Juraseen, liegt 432 m über dem Meere zwischen den Kantonen Neuenburg, Freiburg, Waadt und Bern, ist 240 qkm groß, 40 km lang, 3—9 km breit, 153 m tief und wird von der Thièle durchflossen, die bei Yverdon am Südwestende eintritt und bei Montmirail am nordöstlichen Ende austritt, um dem Bielersee und der Aare zuzufließen. Außer der Thièle empfängt der See rechts die Mentue und die Broye, den Abfluß des Murtensees, links die Areuse aus dem Val de Travers und den Seyon aus dem Val de Ruz. Der Richtung des Jura folgend, ohne Inseln, größere Landspitzen und Buchten ist der N. einförmiger als die andern Schweizerseen. Im Nordost und Südwest wird er von teilweise sumpfigen Ebenen eingefaßt; das rechte Ufer wird von ernsten, meist bewaldeten Höhenzügen gebildet, deren höchster Rücken der zwischen dem N. und dem Murtensee aufsteigende Mont-Vully oder Wistenlach (657 m) ist, das linke dagegen, wo sich zwischen dem Jura und dem See ein üppiges Hügelgelände ausbreitet, bietet mit seinen Kornfeldern, Weinbergen und Laubwäldern, seinen Schlössern und Villen, blühenden Dörfern und Städten ein ebenso belebtes, wie reizendes Bild. Die wichtigsten Uferorte sind am obern Ende die waadtländischen Städtchen Yverdon (s. d.) und Grandson, am linken Ufer, das fast der ganzen Länge nach mit Pfahlbauten besetzt ist, die neuenburgischen Weindörfer Cortaillod (s. d.) und Colombier (1653 E.), die Stadt Neuchâtel (s. d.) und das Dorf St.-Blaise, am rechten das freiburgische Städtchen Estavayer (s. d.) und das waadtländische Cudrefin am Fuße des Vully. Seitdem dem ganzen linken Ufer entlang, auf dem rechten von Yverdon bis Estavayer, Eisenbahnen führen und die Schiffahrt durch die Tieferlegung des Seespiegels infolge der Juragewässerkorrektion erschwert wurde, wird der See nur noch zwischen Neuchâtel und Murten (mit Benutzung der Broye und des Murtensees) und zwischen Neuchâtel und Estavayer von Dampfbooten befahren.

Neuengland (New-England), der nordöstl. Teil der Vereinigten Staaten, welcher die Staaten Maine, New-Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode-Island und Connecticut umfaßt. Jakob I. verlieh 1606 dieses Land der Plymouth-Company unter dem Namen North-Virginia. Den Namen N. erhielt es von dem engl. Kapitän John Smith, welcher es 1614 erforschte und eine Karte der Küste desselben entwarf. Die Bewohner N.s, auch Yankees (s. d.) genannt, stammen meistens von engl. Puritanern und Schotten ab; sie treiben lebhaften Handel, großartige industrielle Unternehmungen, Küstenschiffahrt und Fischerei, und zeichnen sich durch Einseitigkeit auf religiösem und besonders auf sozialem Gebiet aus. Vgl. Talvj, «Die Kolonisation von N.» (Lpz. 1847); Palfrey, «History of New-England» (Boston 1859).

Neuenhain, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, Ober-Taunus-Kreis, mit 934 E., Weinbau und Mineralbrunnen.

Neuenkamp, Dorf auf der preuß. Insel Rügen, Regierungsbezirk Stralsund, 3 km südlich von Putbus am Rügenschen Bodden. Hier wurde 1854 auf einer 7,5 m hohen Granitsäule ein von Stürmer in Sandstein gearbeitetes Standbild des Großen Kurfürsten an derjenigen Stelle errichtet, wo er mit einem Teil seines Heeres 13. Sept. 1678 zur Vertreibung der Schweden landete.

Neuenkamp, Kloster bei Franzburg (s. d.).

Neuenrade, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Altena, 7 km im O. von Altena, mit (1880) 1654 E., hat Leinweberei, Strumpfwirkerei, Eisen- und Blechwarenfabrikation.

Neuenstadt, Stadt im württemb. Neckarkreise, Oberamt Neckarsulm, an der Mündung der Bretach in den Kocher, 9 km im NO. von Neckarsulm, hat ein Schloß (1618—1787 Residenz einer württemb. Nebenlinie) und zählt (1880) 1538 E. Die uralte Linde von 2,6 m Durchmesser, welche hier auf einer alten Gerichtsstätte stand, wurde in neuerer Zeit von einem Sturm umgebrochen.

Neuenstadt (frz. Neuveville), Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks (57 qkm, 4462 E.) des schweiz. Kantons Bern, liegt 438 m über dem Meere, 14 km südwestlich von Biel, 15 km nordöstlich von Neuchâtel, mit beiden durch eine Linie der Jurabahn verbunden, auf dem linken Ufer des Bielersees, am Fuß des von einer mächtigen Burgruine gekrönten Schloßbergs (534 m) und zählt (1880) 2270 meist reform. E., deren Haupterwerbsquellen der Weinbau und die Uhrenindustrie sind. An der deutsch-franz. Sprachgrenze gelegen, haben sowohl der Bezirk wie das Städtchen gemischte, jedoch meist französisch sprechende Bevölkerung.

Neuenstadt (Heinrich von), s. Heinrich von Neuenstadt.

Neuenstein, Stadt im württemb. Jagstkreise, Oberamt Öhringen, am Erbach, 6 km östlich von Öhringen, Station der Linie Heilbronn-Krailsheim der Württembergischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1679 E. Das 1568 erbaute ansehnliche Stammschloß der Neuensteiner Linie ist seit 1878 Eigentum der fürstl. Standesherrschaft Hohenlohe-Öhringen und hat eine sehr reichhaltige Altertumssammlung. In der 1879 restaurierten Kirche ist das aus schwarzem Marmor gefertigte Grabmal des Grafen Julius Wolfgang von Hohenlohe (gest. 1698), der sich im Türkenkriege auszeichnete.

Neuerburg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Trier, Kreis Bitburg, 23 km westlich von Erdorf-Bitburg, an der Diez, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat Lein- und Tuchweberei, Gerberei und Ziegelei und zählt (1880) 1531 E.

Neuerung, s. Novation.

Neufahrwasser, Hafenplatz und Vorstadt von Danzig, im Stadtkreise Danzig, 6 km von der eigentlichen Stadt am linken Weichselufer gelegen, mit (1880) 4262 E., steht, seitdem die eigentliche Weichselmündung wegen des bei Neufähr erfolgten Weichseldurchbruchs zugedämmt worden ist, mit der Ostsee durch einen, neuerdings sehr erweiterten Hafenlanal in Verbindung, ist Sitz eines Lotsenamts und einer Hafenbau-Inspektion, Station für Rettungsboote, besitzt eine evang. und eine kath. Kirche, zwei Leuchttürme, Molen zum Schutze der Einfahrt und steht mit Danzig durch eine Eisenbahn in Verbindung. Die am rechten Weichselufer gegenüber gelegene Festung Weichselmünde verteidigt N. und die Einfahrt gegen die See hin. Unweit von N. befindet sich auf einer ehemaligen Insel das Seebad Westernplatte.

Neu-Falkenburg, Schloß in Gabel (s. d.).

Neufchâteau, Stadt im franz. Depart. Vosges, Hauptstadt eines Arrondissements, 60 km im WNW. von Epinal, am Mouzon, nahe bei seinem Einfluß in die Maas, Station der Linien Bologne-Pagny, Epinal-N., N.-Merrey und Nançois-le-Petit-N. der Französischen Ostbahn, hat ein Collége, ein Schloß, eine Bronzestatue der Jeanne d'Arc, viel Industrie und Handel und zählt (1881) 3834 (Gemeinde 4162) E.

Neufchâtel, Kanton u. Stadt, s. Neuenburg.

Neufchâtel-en-Bray, Stadt im franz. Depart. Seine inférieure, Hauptstadt eines Arrondissements, an der Béthune, Station der Linie Paris-Dieppe der Französischen Westbahn, hat ein altes Schloß, Fayence- und Glasfabrikation und zählt (1881) 3607 (Gemeinde 3777) E. Hier und in der Umgegend wird der berühmte Neufchateller Käse bereitet.

Neufchâtel (Herzog von), s. Berthier.

Neuffen, Stadt im württemb. Schwarzwaldkreise, Oberamt Nürtingen, an der Steinach, 9 km im SO. von Nürtingen, mit (1880) 1879 E., welche Teppich- und Korsettfabrikation, Obst- und Weinbau, sowie Kirschengeistbereitung betreiben. Dabei die großartigen Ruinen der Feste Hohen-Neuffen auf einem Felsen.

Neu-Freiburg, Stadt in Brasilien, s. Frei-burg (Neu-).

Neu-Freistett, in Baden, s. Freistett (Neu-).

Neufundland (engl. Newfoundland, frz. Terre-neuve), eine den Engländern gehörige Insel und Kolonie an der Nordostküste Amerikas, östlich vor dem St. Lorenzgolf, zwischen 46° 36′ 50″ und 51° 39′ nördl. Br. und 52° 37′ und 59° 24′ 50″ westl. L. von Greenwich, bildet mit Anticosti und der Küste von Labrador von Blanc Sablon bis Kap Chudleigh ein eigenes Gouvernement im brit. Nordamerika, dessen Gebiet auf 110 670 qkm mit (1881) 179 509 E. angegeben wird. N. wurde von Giovanni Caboto (s. d.) und dessen Sohne Sebastian entdeckt und 1583 von England in Besitz genommen. Indes sollen schon im 11. Jahrh. Normänner sich daselbst angesiedelt haben. Als seit dem Ende des 16. Jahrh. Franzosen daselbst sich festsetzten, entstanden unaufhörliche Streitigkeiten. Zwar wurde die Insel im Utrechter Frieden 1713 ganz an England abgetreten, aber die Konflikte dauerten fort, weil die Franzosen sich das Recht vorbehalten hatten, an den Küsten der Insel von Bonavista bis Kap Rich am Stockfischfang teilzunehmen. Im Pariser Frieden von 1783, der auch den Nordamerikanern Anteil an dieser Fischerei gewährte, erlangten die Franzosen noch vorteilhaftere Bedingungen für die Fischerei, die aber in dem Revolutionskriege wieder ganz in die Hände der Engländer kam, nachher jedoch sowohl den Franzosen als den Nordamerikanern wieder zugestanden wurde. N.s Küsten sind sehr unregelmäßig gestaltet und, besonders an der Ost- und Südseite, durch tiefe Baien und Meeresarme vielfach zerrissen. Auch steigen die Küsten, außer an der minder zersplitterten Westseite, wo sich niedrige ebene Strecken finden, überall steil aus dem Meere empor. Das Innere ist durchgängig hoch und uneben, eine von vielen Seen und Flüssen, Sümpfen und Morästen erfüllte Wildnis.

Das Klima, bedeutend kühler und wechselnder als in den Ländern Westeuropas unter gleicher Breite, gilt trotz der großen Unbeständigkeit für sehr gesund. Charakteristisch sind für N. die dicken Nebel an der Süd- und Ostküste, welche, wie auch die verhältnismäßige Milde des Winters, vornehmlich dem Einfluß des Golfstroms zuzuschreiben sind. Urbarer Boden findet sich fast nur an einzelnen Buchten, und Ackerbau wie Viehzucht sind daher sehr unbedeutend. Man baut fast nur Kartoffeln, etwas Hafer und Gerste; Brotkorn, Mehl und andere Lebensmittel werden, wie auch Manufakturen, eingeführt. Von Mineralien wird besonders Kupfer gefunden. Das Innere hat noch beträchtliche Waldungen von Fichten, Lärchen und Birken. Von Landtieren sind zu nennen der Caribou oder das amerik. Renntier, welches im Innern herdenweise weidet, der jetzt selten gewordene Biber, Füchse, Wölfe und Bären. Bekannt ist der Neufundländische Hund, der sich durch seine große Stärke, Gelehrigkeit und Treue auszeichnet und hier meist mit gesalzenen Fischen gefüttert wird. Wichtiger als die Landtiere sind für N. die Fische seiner Küsten, namentlich der Kabeljau (Codfish), von dem die Bevölkerung fast ausschließlich abhängt und auf dessen Fang sich alle ihre Thätigkeit richtet. Die Fischereien N.s sind noch immer die großartigsten der Erde. Am ergiebigsten erweist sich die sog. Große Bank von N. im Osten und Südosten der Insel, welche 970 km lang, an einigen Stellen 320 km breit ist und zwischen 45—175 m Wasser über sich hat. Außerdem gibt es noch eine Äußere oder Falsche Bank und eine südwärts gegen Neuschottland sich ausdehnende Reihe von Bänken. Über diesen Bänken herrscht ein fast beständiger Nebel. Das häufige Vorkommen von Eisbergen macht in diesen Nebeln die Schiffahrt sehr gefährlich. Die besten Fischreviere liegen zwischen 42° und 46° nördl. Br., weshalb auch die Hauptniederlassungen im südöstl. Teil der Insel konzentriert sind.

Die ansässige Bevölkerung N.s wohnt sehr zerstreut an den Küsten; sie ist teils franz., teils brit. Ursprungs. Die Nordküste ist sehr unwirtbar und fast ganz unbewohnt. Die Ureinwohner der Insel, die sog. Roten Indianer, scheinen ganz ausgerottet zu sein; später eingewandert sind die Indianer vom Stamme der Mic-Mac. Die weiße Bevölkerung gilt für ehrlich und thätig, aber auch für unwissend und ziemlich roh. N. erhielt 1832 eine Repräsentativverfassung. An der Spitze der Verwaltung steht ein von der Krone ernannter Gouverneur, der auch den Oberbefehl über die Landtruppen der Kolonie hat. Ihm zur Seite steht ein Rat (Council), der die Funktionen des exekutiven und legislativen Rats in sich vereinigt und nicht mehr als sieben Mitglieder zählt. Die Gesetzgebende Versammlung besteht aus einem Oberhaus

von 15 Mitgliedern, welche vom Gouverneur auf Lebenszeit ernannt werden, und einer Aſſembly von 33 Mitgliedern, welche vom Volke auf vier Jahre gewählt werden. Das Obergericht beſteht aus einem Ober- und zwei Beirichtern; es wird von der Krone auf Lebenszeit ernannt. Die öffentliche Schuld belief ſich 1882 auf 312000, die Einnahmen auf 228000, die Ausgaben auf 265000 Pfd. St. Importiert wurden für 1740000 und exportiert für 1459000 Pfd. St. Die größere Hälfte der Einwohner iſt katholiſch. In 4 Akademien und 416 Schulen wurden circa 25000 Schüler unterrichtet. Die Hauptſtadt St.-Johns, an der Oſtküſte der Halbinſel Avalon, der Großen Neufundlandbank gegenüber, hat einen an 200 Schiffe faſſenden Freihafen, welcher früher als Kriegshafen durch ſtarke Batterien und Forts befeſtigt war, die aber ſeit dem Zurückziehen der engl. Garniſon geſchleift ſind, und iſt Sitz der Regierung, Hauptſtapelplatz der Inſel und hat eine ſehr ſchöne kath. Kathedrale, auch viele andere, aber unanſehnliche hölzerne Gotteshäuſer, ſowie ein Hoſpital. Sie gewährt im ganzen den Anblick einer Fiſcherſtation und zählt (1883) nahezu 30000 E. Ihr Anteil am Fiſch- und Robbenfang iſt ſehr bedeutend. Südlich davon liegt Cape-Race (ſ. d.) und nordweſtlich davon Trinity-Bay, wo der atlantiſche Telegraphendraht ausläuft. An der Südküſte von N., vor der Fortunabai, liegen die den Franzoſen gehörigen kleinen Inſeln Miquelon und St.-Pierre (ſ. d.).

Vgl. Anſpach, «History of Newfoundland» (Lond. 1819); Moreton, «Life and work in Newfoundland» (Lond. 1863); Pedley, «The history af Newfoundland» (Lond. 1863); Murray und Howley, «Geological survey af Newfaundland» (1881); Harvey und Hatton, «Newfoundland the Oldest British Colony» (Lond. 1883). [Häuſer.

Neufürſtliche Häuſer, ſ. unter Altfürſtliche Häuſer.

Neufville, franz. Adelsfamilie, ſ. Villeroi.

Neugaticien, ſ. unter Kalisco.

Neugarten, Stadtteil von Danzig (ſ. d.).

Neugeorgia (Archipel von), ſ. Salomo-Inſeln. [Columbia (ſ. d.).

Neugeorgien, früherer Name von Britiſch-

Neugersdorf, ſ. unter Gersdorf.

Neugewürz, Pflanzenart, ſ. Eugenia.

Neugotiſch, ſ. unter Mönchsſchrift.

Neugranada hießen bis 1861 die Vereinigten Staaten von Columbia (ſ. d.).

Neugriechen nennt man das die griech. Sprache redende Volk, welches hauptſächlich über das jetzige Königreich Griechenland mit den Joniſchen Inſeln, die ſüdl. und ſüdöſtl. Provinzen der europ. Türkei, den Griechiſchen Archipelagus, Candia und Cypern, die Küſten Kleinaſiens und Syriens verbreitet iſt und auch in andern Seeſtädten des Mittelländiſchen und Schwarzen Meers vorkommt. Der Urſprung desſelben iſt ein ſehr gemiſchter. Das reinſte altgriech. Blut bewahren wohl noch teils die Inſelgriechen, die am wenigſten mit fremdartigen Elementen vermiſcht ſind, obſchon auch hier fränk. und venet. Elemente und ſpäter albaneſiſche (z. B. auf Hydra und Spezzia) nicht ohne Einfluß blieben, teils die Bewohner einzelner Gebirgsſtriche, wie die Mainoten, die Griechen des Olymp, ferner der Gebirge von Agrapha und Valtos in Weſtgriechenland, von Sphakia auf Candia u. ſ. w. Gemiſchter ſind die Griechen Kleinaſiens und in Konſtantinopel oder die eigentlichen byzant. Griechen, die ſchon in den ſpätern Zeiten des Mittelalters auf mannigfache Weiſe mit fremdartigen Elementen zerſetzt waren. Von den Griechen des europ. Kontinents, insbeſondere von denen des heutigen Königreichs Griechenland iſt es dagegen geſchichtlich nachgewieſen, daß ſie aus einer Vermiſchung altgriech. Ureinwohner und zum Teil byzant. Griechen mit ſlaw. und ſpäter albaneſ. Eindringlingen, die nach und nach gräciſiert wurden, entſtanden ſind, obſchon die Behauptung Fallmerayers, daß das altgriech. Element in Morea und dem eigentlichen Hellas infolge der ſlaw. Einwanderungen im 6. bis 10. Jahrh. gänzlich vernichtet worden ſei, für eine übertriebene gelten muß. (S. Griechenland.) Im allgemeinen neigen ſie mehr zu den beweglichen als ſeßhaften Beſchäftigungen, daher ſie ſich weniger dem Ackerbau und den Gewerben als der Schiffahrt und dem Handel widmen. Mit Ausnahme der Nachkommen fränk. und venet. Eingewanderter und der von ihnen gemachten Konvertiten auf einigen Inſeln des Ägäiſchen Meers, z. B. auf Naxos, Syra und Santorin, bekennen ſich alle N. zur orient.-orthodoxen Kirche, die deshalb auch die Griechiſche Kirche genannt wird.

Vgl. Fallmerayer, «Geſchichte der Halbinſel Morea während des Mittelalters» (2 Bde., Stuttg. 1830—36) und «Welchen Einfluß hatte die Beſetzung Griechenlands durch die Slawen auf das Schickſal der Stadt Athen?» (Stuttg. 1835); Zinkeiſen, «Geſchichte Griechenlands» (Bd. 1, Lpz. 1832); Finlay, «Die Geſchichte Griechenlands von ſeiner Eroberung durch die Kreuzfahrer bis zur Beſitznahme durch die Türken, und des Kaiſertums Trapezunt, 1204—1461» (aus dem Engliſchen, Tüb. 1853), und desſelben «Griechenland unter den Römern, von 146 v. Chr. bis 716 n. Chr.» (aus dem Engliſchen, Lpz. 1861); Hopf, «Geſchichte Griechenlands vom Beginn des Mittelalters bis auf unſere Zeit» (Lpz. 1870); Hertzberg, «Geſchichte Griechenlands vom Abſterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart» (Bd. 1 u. 2, Gotha 1876—77).

Neugriechiſche Sprache und Litteratur. Die gegenwärtig in Griechenland und von ſämtlichen Griechen überhaupt geſprochene Sprache (Νέα-Ἑλληνική oder Νεοελληνικὴ γλῶσσα, Καθομιλουμένη, neugriech. Sprache) iſt lange Zeit von den Philologen und Litteraturhiſtorikern Europas als eine vom Altgriechiſchen verſchiedene und abgeſonderte Sprache angeſehen worden und hat vielmehr als ein ganz abgeſtumpftes, von barbariſchen Wörtern und fremden Redensarten zuſammengeſetztes Idiom gegolten. Neuere Forſchungen haben den hiſtor. Zuſammenhang zwiſchen der neu- und altgriech. Sprache dargelegt und die zwiſchen beiden in der That exiſtierende, jedoch nicht durchgreifende Verſchiedenheit als eine natürliche Folge der zeitlichen Einwirkungen und der nach innen und außen hin totalen Umgeſtaltung der alten griech. Welt erwieſen. Die neugriech. Sprache hat allerdings viele, größtenteils ſyntaktiſche Züge der altgriech. Sprache eingebüßt, ſich dagegen eine ziemlich große Zahl von fremden Elementen in Wort und Syntax angeeignet. Das erſte erhaltene ſchriftliche Monument der neugriech. Sprache, als deren nächſte Hauptwurzel die in der alexandriniſchen Zeit ſich aus den verſchiedenen griech. Dialekten bildende ſog. allgemeine Sprache (κοινὴ γλῶσσα) erſcheint, iſt die «Wiedererkennung» («Ἀναγνώρισις») von Andronikos, aus dem 10. Jahrh.

Nach der Zerstörung Konstantinopels bildete die neugriech. Sprache das alleinige Vereinigungssymbol des geknechteten Hellenismus. Ein bedeutender Fortschritt im Bildungsprozeß der neugriech. Sprache fällt mit dem Patriarchat des freisinnigen Cyrillus Lucaris zusammen, welcher die für das nationale Leben der Griechen hohe Bedeutung der Volkssprache erkannte und dazu aufmunterte, daß die Heilige Schrift in neugriech. Übersetzung dem Volke zugänglich werde. Dann wirkten günstig für die Entwickelung der neugriech. Sprache die Erhebung der Fanarioten zu besonderm Einfluß im Serail, die vom Sultan ihnen zugestandene Verwaltung der Donaufürstentümer und die Errichtung eines griech., wenn auch kleinen Hofs in der Moldau und Walachei, wo die neugriech. Sprache gesetzmäßig zur offiziellen wurde, die Errichtung von Schulen und das daraus entstehende Bedürfnis von Schulbüchern u. s. w. Doch hielten die Vornehmern und der griech. Kirche Nahestehenden (Dukas, Commitas u. a.) noch an dem Altgriechischen. Andere (wie Cantardji, Phillipides und Christopoulos) wollten dagegen gar nichts von der altgriech. Sprache und ihrem Wortschatze wissen und trachteten aus allen Kräften, das vom fremden Einfluß verdorbene Neugriechisch zur alleinigen Geltung auch in der Schriftsprache zu erheben. Koraïs, der größte und tiefsinnigste neugriech. Gelehrte, brach dann die für die Ausbildung der neugriech. Sprache maßgebende Bahn. Er schlug zwischen den altgriech. Puritanern und den Anhängern des Volkstümlichen den Mittelweg ein, riet einerseits, die Verschiedenheit zwischen der alten und neuen Sprache in Geist und Konstruktion nicht unbeachtet und den analytischen Charakter des Neugriechischen unversehrt zu lassen, und empfahl andererseits die Reinigung des vielfach verderbten neuen Idioms, seine Befreiung von fremden Elementen und Bereicherung aus dem Wortschatze des Altgriechischen. Daß dieser Weg der allein richtige war, beweist der heutige Zustand der neugriech. Sprache, worauf das von seiner Initiative herrührende Sprachreinigungssystem den wohlthätigsten Einfluß geübt hat, und das noch immer bei den Griechen fortdauernde Streben, ihre Sprache zu reinigen und zu bereichern, ohne doch ihren vorwiegend analytischen Charakter zu verletzen. Unter diesem glücklichen Einfluß ist die poetische und prosaische Sprache der Neugriechen bedeutend zum Bessern fortgeschritten und hat bei ihrer innern Bildsamkeit nicht nur eine verhältnismäßig hohe Stufe der Entwickelung, sondern auch die Fähigkeit erlangt, für die in die neugriech. Civilisation übertragenen Begriffe der neuern Kultur die passenden Ausdrücke zu geben. Der Unterschied des Neugriechischen und besonders der Schriftsprache vom Altgriechischen besteht hauptsächlich in der veränderten Bedeutung mancher altgriech. Wörter, im Wegfall mancher Formen der Deklination und Konjugation (Dual, Infinitiv, Optativ, Perfektum u. s. w.), im losern Satzbau und in der Vernachlässigung der Quantität der Silben auf Kosten des Accents.

Der Wortschatz der neugriech. Sprache und ihr noch ziemlich großer dialektischer Reichtum sind nur mangelhaft in den vorhandenen Wörterbüchern enthalten. Solche veröffentlichten Somavera, ital. und neugriech., Par. 1709; Vendetti, neugriech., ital. und franz., Wien 1790; Weigel, neugriech., ital. und deutsch, Lpz. 1796; Zalikoglou, franz., altgriech. und neugriech., Par. 1809 u. 1824; Alexandridis, türk. und neugriech., Wien 1812; Komas, neugriech., russ. und franz., Moskt. 1811; Vlandis, neugriech. und ital., Vened. 1806; Gazis [nach Schneider], alt- und neugriech., Wien 1835—37; Schmidt, neugriech. und deutsch, Lpz. 1825; Dehèque, neugriech. und franz., Par. 1825; Kumas [nach Riemer], alt- und neugriech., Wien 1826; Koraïs, Atakta, Par. 1825—35; Theocharopoulos, franz., engl., neu- und altgriech., Münch. 1834; Byzantios, neu- und altgriech., Athen 1834; 3. Aufl. 1874; alt- und neugriech., Athen 1839; 2. Aufl. 1852; neugriech. und franz., Athen 1846; 2. Aufl. 1856; Kind, neugriech. und deutsch, Lpz. 1841; Peridis, neugriech. und ital., Syra 1857; Polymeris, neugriech. und engl., Syra 1860; Vlachos, neugriech. und franz., Athen 1870; Kontopoulos, neugriech. und franz., Smyrna 1871; Jannarakis, deutsch-neugriech., Januov. 1883. Grammatiken schrieben Christopoulos, neugriech., Wien 1805; Darvaris, neugriech., Wien 1806; Schmidt, Lpz. 1808; David, franz., Par. 1827, und desselben «Συνοπτικὸς παραλληλισμὸς τῆς ἑλληνικῆς καὶ γραικικῆς ἢ ἁπλοελληνικῆς γλώσσης», Par. 1820; deutsch, Königsb. 1827; Männich, deutsch, Dresd. 1826; Lüdemann, deutsch, Lpz. 1826; Vardalachos, neugriech., Odessa 1829; Venthylos, neugriech., Athen 1832; Possart, deutsch, 1834; Chrysovergis, neugriech., Athen 1839; Wollheim, deutsch, Hamb. 1851; Mullach, deutsch, Berl. 1856; Rhangavis, franz., Athen 1857; 2. Aufl., Par. 1873; Vlachos, deutsch, Lpz. 1864; 4. Aufl., Lpz. 1883; Nebus, engl., Lond. 1867; Jannaratis, deutsch, Hannov. 1877.

Abgesehen von den ersten und ganz unbedeutenden Anfängen der neugriech. Dichtung («Chronik» von Sethos aus dem 11. Jahrh., «Ermahnung» von Comenos und Versen von Ptochoprodromos aus dem 12. Jahrh.) und den sehr früh aufgetauchten Nachbildungen fremder und besonders franz. Ritterromane («Belthandros und Chrysantsa», «Liebesgeschichte von Libystros und Rhodamne», «Florio und Platsia Flori», «Gedichte» von Georgillas, «Crotokritos» von Cornaro und «Erophile» von Chortatsis) gehört wohl unbedingt der erste und beste Platz in der neugriech. Litteraturgeschichte den neugriech. Volksliedern an. Diese urwüchsigen und lebensvollen Produkte der neuen griech. Volksdichtung sind nicht nur ein wahrer Spiegel des öffentlichen und intimen Volkslebens und der Zeit, der sie angehören, sondern auch die beste und unwiderlegbarste Offenbarung der dem poetischen Volksfinn der Neugriechen innewohnenden originellen Naivetät und Energie. Die Zeit der neuen Kunstpoesie in Griechenland beginnt erst mit dem Freiheitskampf von 1821 und folgt unmittelbar der ihm nächstvorangegangenen Periode der Volkslieder. Die dazwischenliegenden Dichtungen von Christopoulos, Nerulos und Vilaras sind gekünstelte und nach vorhandenen alten oder neuern Mustern gefertigte Reime. Einer von den nach Zeit und Rang ersten Dichtern Neugriechenlands ist der Zantiote Solomos. Seine Dichtungen, namentlich seine «Ode an die Freiheit», bekunden, bei vielem fremden Element und unter einem ganz verwilderten und dialektisch verdorbenen Idiom, doch eine bedeutende Dichtergabe. Nach Solomos sind die Gebrüder Alexander und Panagiotis Sutsos und Aler. Rhangawis zu nennen. Die polit. Satiren

und die nationalen Lieder des erstern («Satiren», «Panorama», «Wage»), die gefühlvollen Liebesgedichte des zweiten (besonders «Kithara») und die in Volkssprache verfaßten und im Ton der neugriech. Volkslieder gehaltenen Gedichte von Rhangawis gehören zum Besten, was die neugriech. Poesie in dieser ersten Periode ihres Wiederaufblühens aufzuweisen hat. Die Gebrüder Sutsos haben auch das Verdienst, zuerst die richtige Bahn der neugriech. Dichtersprache eingeschlagen und in dieser Beziehung gleichsam die neue Dichterschule in ihrem Vaterlande gestiftet zu haben. Der folgenden Generation gehören an: Tantalides («Poetische Scherze»), Caraſſoutzas («Varvitos»), Lascaratos («Lirouri»), der geistvollste der neuen ionischen Dichter Griechenlands; Orphanides («Menippos», «Stlavische Chio», «Tiri-Liri»), in deren Dichtungen nur zu oft wiederholte Nachklänge der Satiren von A. Sutsos wahrzunehmen sind; Tertzetis, der wärmste Anhänger der poetischen Volkssprache («Corinna und Pindar», «Alexanders Hochzeit»), und endlich Zalocostas («Photos und Phrosso», «Die Einfahrt in Preveza», «Missolonghi»). Mehrere von diesen Dichtern (von den ältern auch A. Sutsos [«Turkomachos Hellas»]) haben sehr oft ihrer vorzugsweise lyrischen Dichtung eine den Byronschen «Tales» nachgeahmte erzählende Form gegeben. Eine höhere Stufe poetischer Vollendung erreichten Vallaoritis («Mnemosyna», «Phrossyne»), A. Paraschos («Der Unbekannte», «Lied eines Narren», «An König Otto», «Die Nymphengrotte») und A. Blachos («Phidias und Perikles», «Verse», «Aus dem Vorhandenen», «Nachtigall und Veilchen»). Die beiden erstern sind stets Anhänger der Volkssprache gewesen, letzterer dagegen hat mit Glück die Entwickelung der edlern Schriftsprache befördert. In der neuesten Zeit hat sich Drossinis durch seine «Dorflieder» (Athen 1884) bekannt gemacht.

An dramatischen Erzeugnissen ist die neugriech. Litteratur sehr arm, da es noch immer in Griechenland an einem des Namens werten Nationaltheater fehlt. Aus diesem Grunde sind auch die meisten der in neuer Zeit in Griechenland publizierten oder gar auf die Bühne gebrachten Trauer- und Lustspiele meistenteils in Akte und Scenen eingeteilte und jedes innern dramatischen Werts ermangelnde Historien oder lyrische, resp. satirische Gemeinplätze, die kaum eine nur rudimentäre Theaterkenntnis bezeugen. Von dieser Kategorie dürfte man schwerlich auch die ältern Produkte von A. Sutsos («Der Verschwender», «Der unbändige Dichter», «Die konstitutionelle Schule»), P. Sutsos («Blachavas», «Messias», «Der Wanderer» u. s. w.) und Rhangawis («Der Vorabend der griech. Revolution», «Phrossyne», «Duka», «Die Dreißig», «Coutroulis Hochzeit»), wohl aber mit Recht die Trauerspiele von Bernardakis («Die Kypseliden», «Merope», «Maria Doxapatri») und die nationalen Lustspiele von Blachos («Die Krämerstochter», «Der Nationalgardenkapitän», «Eine Frelersbelagerung») ausschließen. Was den neugriech. Roman anbelangt, so sind hier bloß die trefflichen Erzählungen von Rhangawis (besonders «Der Notar Tapas», «Der Prinz von Morea», «Der Einheizer») zu erwähnen, die auch zum Besten seiner litterarischen Produktion gehören. In der Philosophie hat die neugriech. Litteratur nur spärliche Namen aufzuweisen, und darunter sind besonders die von Braila («Grundideen und Prinzipien, Anfangsgründe der theoretischen und praktischen Philosophie», «Philos. Studien» u. s. w.), Kairis («Einleitung in die Philosophie»), Renieris («Philosophie der Geschichte», «Vlossios und Diophanes»), Cotzias («Geschichte der Philosophie») und Caroussos («Platonische Studien») hervorzuheben. Auch die Geschichte ist bis jetzt sehr wenig von den Neugriechen betrieben worden. Zu nennen sind die Arbeiten von Paparrigopoulos (besonders «Geschichte des hellen. Volks», 6. Bd.), Byzantios («Histor.-geogr. Beschreibung Konstantinopels»), Zambelli («Byzant. Studien»), S. Tricoupi («Geschichte des griech. Aufstandes von 1821»), Milliaratis («Cykladengeschichte»), Kutsonikas («Allgemeine Geschichte der griech. Revolution»), Romanos («Beiträge zur Geschichte der Jonischen Inseln») und etliche Denkwürdigkeiten des griech. Freiheitskampfes (von Germanos, Philimon, Spiliadis, Kolokotronis, Perraivos, Anian, Photakos, Anargyros, Sourmelis, Ökonomos, Dragoumis u. a.). In den andern Wissenschaften sind zu erwähnen die philol. Arbeiten von Asopios («Griech. Litteraturgeschichte», «Einleitung in Pindar»), Kumanudis («Attische Grabinschriften», «Griech. Wörterverzeichnis»), Rhangawis («Antiquités Helléniques») und Kyprianos («Die Geheimnisse von Isokrates»), die theolog. von Kontogonis («Kirchen- und Vätergeschichte»), Diomidis («Kirchengeschichte») und Ökonomos («Die LXX»), die juristischen von Kalligas («Röm. Civilrecht»), P. Paparrigopoulos («Röm.-byzant. Civilrecht») und Ökonomides («Civilprozeß»), und die medizinischen von Costi («Geburtshilfe»), Anagnostatis («Ophthalmologisches») und Asendoutis («Arzneilehre»).

Vgl. Villemain, «Lascaris» (1825); Iken, «Leucothea» (1825) und «Eunomia» (1827); Nerulos, «Cours de littérature grecque moderne» (1827; deutsch, 1827; neugriech., 1872); Kind, «Beiträge zur bessern Kenntnis des heutigen Griechenland» (1831), die Chrestomathien von Kind (Lpz. 1835) und Blachos (Lpz. 1869), die Litteraturgeschichten von Nicolai (Lpz. 1876) und Rhangawis (Berl. 1877).

Neuguinea, die größte Insel der Erde, nördlich von Australien zwischen dem Äquator und 11° südl. Br. gelegen und zu Melanesien gehörig, 785362 qkm groß (mit den Papua-Inseln, den westl. Küsteninseln, den Inseln der Geelvinkbai und den Inseln an der Südostspitze, 807956 qkm). Die Insel wurde wahrscheinlich von dem Portugiesen de Meneſes 1526 entdeckt, 1528 von Spaniern besucht und erhielt ihren Namen wegen der dunkeln krausharigen Bewohner, die man den afrik. Negern am ähnlichsten fand. Schon 1605 sandten die Holländer Fahrzeuge nach N. aus, und nachdem Torres 1606 die Straße zwischen N. und Australien entdeckt hatte, lernten 1616 Schouten und Lemaire die Ostküste kennen. Ziemlich zahlreiche Expeditionen der Holländer, Franzosen und Engländer haben in neuerer Zeit zwar den Küstenumriß in einiger Vollständigkeit hergestellt und über die Naturprodukte wichtige Nachrichten gesammelt, das Innere der Insel ist aber selten von einem weißen Manne betreten worden außer durch Alberti auf seiner Reise auf dem Fly-River bis auf etwa 400 km in das Innere. Ganz durchkreuzt hat nur A. B. Meyer die Insel. Die holländ.-ind. Regierung legte 1828 das Fort Du-Bus unter 3° 45′ südl. Br. und 134° 15′ östl. L. (von Greenwich) an, gab jedoch 1836 die Niederlassung wieder

auf, weil das Klima zu viele Opfer forderte und die erwarteten Vorteile nicht erreicht wurden. Trotzdem behauptet Holland seine Ansprüche auf die westl. Hälfte der Insel, an der Nordküste bis zu 141° östl. L. von Greenwich nach Osten, ein Gebiet von 382140 qkm mit 258000 E. Am 6. Nov. 1884 proklamierte das engl. Kriegsschiff Nelson in der Orangebai die Herrschaft Englands über die Südküste von 141° bis zum Ostkap und Ende 1884 wurde die deutsche Flagge auf der Nordküste der Insel gehißt.

Die Küsten sind meist hoch, selbst gebirgig, wie bei Dore, wo das Arfakgebirge bis 3000 m aufsteigt. Im Innern will man Schneegebirge bemerkt haben, und die südöstl. Halbinsel wird von alpenartigen Höhen (Owen Stanley 4025 m) ausgefüllt. An größern Gewässern scheint es nicht zu fehlen, wie der Wa-Samson, der Krabara-Karusa, Fly u. s. w. Die Hitze wird durch die Gebirge und ausgedehnten Wälder etwas gemäßigt, der Südost-Monsun bringt im April die Regenzeit, während der Nordwest-Passat trocken ist. Von der geolog. Beschaffenheit weiß man so gut wie nichts; an den Küsten fanden sich Jurakalk, Sandstein, Korallenbildungen, hier und da auch vulkanische Breccien, Chlorit- und Glimmerschiefer. Edle Metalle wurden bisher nicht entdeckt. Die üppige Vegetation gehört der asiat. Äquatorialflora an; sie hat die meiste Ähnlichkeit mit der auf Borneo, Celebes und den Molukken. Man kennt Baumarten, welche ausgezeichnetes Holz für feine Möbelarbeiten wie für den Schiffbau abgeben. Muskatnüsse und Sago bilden Ausfuhrartikel. Hinsichtlich seiner Fauna steht N. aber in den flachen Landstrichen Australien bei weitem näher als den Sunda-Inseln; in den waldigen Bergen herrscht dagegen die ganze Pracht und Fülle der Tropen. Besonders stark sind die Papageien und Tauben vertreten, und als eigentliche Charakterform müssen die Paradiesvögel bezeichnet werden. Als der Insel eigentümlich kennt man bis jetzt nur zwei Säugetiere und 58 Vögel. Die Küsten liefern die in China so gesuchten Holothurien (Tripang). Die Bewohner sind teils Papuas, wie auf allen melanesischen Inseln, teils von abweichender Körperbildung, mehr den Polynesiern ähnelnd; sie sind wegen ihrer mörderischen Anfälle gegen Reisende berüchtigt, scheinen aber keineswegs zu den barbarisch rohen Völkern zu gehören, sondern werden vielmehr als freundlich, gefällig und ehrlich geschildert. Die Bekehrungsversuche der niederländ. Missionsstation in Dore seit 1855 blieben fast fruchtlos. An der Nordwestspitze von N. liegt die Gruppe der Papua-Inseln, von denen man erst durch Dampiers Entdeckung der Gemin- oder Dampierstraße weiß, daß sie nicht mit der größern Insel zusammenhängen. Es sind die drei größern Eilande Waigéu, Salawati und Misol, sowie einige kleine Inseln. Der Handel ist unbedeutend; außer einigen holländischen Schiffen treiben nur buginesische, amboinesische und namentlich ceramische Fahrzeuge an einzelnen Punkten der Westküste und mit Dore auf der Nordküste Tauschhandel, der sich fast nur auf Massoirbast, Tripang, Schildpatt, Perlen, Muskatnüsse, Paradiesvögelhäute u. s. w. beschränkt.

Die deutschen Besitzungen auf der Nordküste führen den Namen Kaiser-Wilhelmsland; durch den kaiserl. Schutzbrief, welchen die deutsche Reichsregierung am 17. Mai 1885 für die Neuguinea-Kompagnie ausgestellt hat, erstreckt sich das Kaiser-Wilhelmsland an der Nordostküste der Insel vom 141.° östl. L. von Greenwich bis zu dem Punkte in der Nähe von Mitre Rock, wo der 8.° südl. Br. die Küste schneidet, und wird nach S. und W. durch eine Linie begrenzt, welche zunächst dem 8. Breitengrade bis zu dem Punkte folgt, wo derselbe vom 147.° östl. L. durchschnitten wird, dann in einer geraden Linie in nordwestl. Richtung auf den Schneidepunkt des 6.° südl. Br. und des 144.° östl. L. und weiter in westnordwestl. Richtung auf den Schneidepunkt des 5.° südl. Br. und 141.° östl. L. zuläuft und von hier ab nach N., diesem Längengrade folgend, wieder das Meer erreicht. Der 18. Okt. 1884 von Kapitän Dallmann entdeckte Hafen unter 5° 14′ südl. Br. heißt Friedrich-Wilhelms-Hafen, etwas nördlicher liegt Prinz-Heinrichs-Hafen. Nach «Petermanns Mitteilungen» (1885, VI) kommen auf Kaiser-Wilhelmsland 181650 qkm, während der engl. Anteil an N. 221570 qkm umfaßt; nach der Note des Lord Granville vom 25. April 1885 dagegen auf den deutschen Anteil 173530 qkm, auf den englischen aber 163160 qkm. Die Bevölkerung N.s wird auf 500000 Seelen geschätzt. Auf Kaiser Wilhelmsland würden danach etwa 109000, auf den engl. Anteil 133000 E. entfallen.

Vgl. außer den Reisewerken von Duperrey und Dumont d'Urville: «Nieuw Guinea ethnographisch en natuurkundig onderzocht in 1858» (Amsterd. 1862); Finsch, «N. und seine Bewohner» (Brem. 1865); Christmann und Oberländer, «Oceanien, die Inseln der Südsee» (Lpz. 1873); Meinicke, «Die Inseln des Stillen Oceans» (Bd. 1, Lpz. 1875); Moresby, «New Guinea» (Lond. 1876); d'Albertis, «New Guinea» (2 Bde., Loud. 1881); Stone, «A few months in New Guinea» (Lond. 1881). Die in neuester Zeit gewonnenen Kenntnisse von N. verdankt man den Reisenden Beccari, von Rosenberg, Alberti, A. B. Meyer, Armit, Miklucho-Maclai, Finsch, Moresby, Wallace, Powell.

Neuhaldensleben, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, an der Ohre und der preuß. Staatsbahnlinie Magdeburg-Oebisfelde, ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat ein Gymnasium, eine Bürgerschule, eine Handwerkerfortbildungsschule, ein neues Hospital und ein Zeughaus, und zählt (1880) 6288 meist prot. E., welche Siderolith-, Majolika- und Steingutfabriken, Dampfmühlen, Stärkefabriken, Wagenfabriken und Wollspinnereien unterhalten. Die Stadt wird urkundlich zuerst 966 erwähnt, wurde von Heinrich dem Löwen befestigt, 1179 vom Erzbischof von Magdeburg zerstört, von 1223 wieder aufgebaut. — Der Kreis Neuhaldensleben zählt (1880) auf 677,5 qkm 54288 E.

Neuhampshire (engl. New Hampshire), einer der östl. oder Neu-Englandstaaten der Vereinigten Staaten von Amerika, liegt zwischen 42° 40′ und 45° 18′ nördl. Br. und 70° 37′ und 72° 37′ westl. L., wird begrenzt im N. von der canad. Provinz Quebec, im O. von Maine und dem Atlantischen Ocean, im S. von Massachusetts und im W. von Vermont, hat auf 24099 qkm eine Bevölkerung, die sich langsam von 141899 im J. 1790 auf 346991 Seelen (1880) vermehrte. Von diesen waren (1880) 46294 Fremdgeborene, 789 Deutsche und 685 Farbige. Der kaum 28 km lange Küstenstrich ist ein schmaler, im allgemeinen sandiger Strand mit Mündungen geringerer Flüsse und wenigen Häfen.

Etwa 48 km von der Küste beginnt das Land sich wellenförmig zu heben, bis es im Norden des Staates zu den White-Mountains ansteigt, die zahlreiche Ausläufer in das Land hinein entsenden. Die höchsten Erhebungen sind: Washington 1918, Adams 1766, Jefferson 1741, Clay 1692, Monroe 1641 und Madison 1635 m hoch. Unter den Flüssen sind der Connecticut (Westgrenze) und der Merrimac die bedeutendsten. Von den Seen sind der Winnipiseogee, der Umbagog, der Connecticut, der Sunapee und der Squam-Lake die größten. Das Klima ist im allgemeinen ein sehr gesundes, der Boden fruchtbar. Die Staatsschuld belief sich am 1. Juni 1883 auf 3307000, die Einnahmen des vorhergegangenen Jahres auf 935675,72, die Ausgaben auf 792286,11 Dall. Die 25 Eisenbahnen hatten eine Länge von 1630 km.

Die ersten Ansiedelungen in N. fallen in das Jahr 1623. Eine besondere, von Massachusetts abgesonderte Provinz wurde es 1679; die Unionsverfassung nahm es 21. Juni 1778 an. Die Konstitution wurde 1784 gegeben und 1792 abgeändert. Die Legislatur besteht aus 24 Senatoren und 293 Repräsentanten. N. sendet 2 Senatoren und 3 Abgeordnete zum Kongreß. Der Staat ist in 10 Counties eingeteilt. Die polit. Hauptstadt ist Concord (s. d.). Die einzige Seestadt ist Portsmouth, auf einer Landzunge an der Südseite des Piscataqua, 6 km vom Meere gelegen, wohl gebaut, mit schönen öffentlichen Gebäuden, mehrern Banken ꝛc. Sie zählt 9690 E., hat bedeutenden Schiffbau und Seehandel, Mehlmühlen, Manufakturen u. s. w. Der Hafen ist vortrefflich wegen der starken Strömung der Ebbe und Flut, die hier 3 m hoch steigt, fast immer eisfrei und durch mehrere Kastelle verteidigt. Auch an der an der Ostseite des Piscataqua liegenden Insel Navy Island befinden sich bedeutende Schiffswerften der Bundesregierung. Die volkreichste Stadt ist Manchester (s. d.).

Neuhannover, s. unter Neubritannien.

Neuhaus, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, Bezirksamt Neustadt an der Saale, gegenüber von Neustadt, mit (1881) 224 E., einem Schloß und einer Mineralquelle (Kochsalz). Hier weihte Bonifacius die ersten Bischöfe von Würzburg und Eichstätt.

Neuhaus (Jindřichův Hradec, deutsch Heinrichsburg), Stadt im südöstl. Böhmen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Obergymnasium, eine Mädchen- und eine Knabenbürgerschule und zählt (1880) 8703 E. meist slaw. Zunge. Das altertümliche Schloß, jetzt im Besitze der Grafen von Czernin, enthält eins der reichsten Archive Böhmens und andere histor. Denkwürdigkeiten. Das ehemalige Jesuitenkollegium, ein monumentaler Bau, ist jetzt Kaserne.

Neuhaus, sehr besuchtes Frauenbad im südl. Teile der Steiermark, Bezirkshauptmannschaft Cilli, in einem waldreichen Hügelgelände im Sannthal. Die Quelle mit der höchsten Temperatur von + 36° C. entspringt in der Thalsohle und wird neben den Bädern auch zur Trinkkur benutzt.

Neuhäusel (ungar. Ersek-Ujvár, d. i. «Erzbischofs Neuburg»), Marktflecken im ungar. Komitat Neutra, am Neutrafluſſe, Station der Linie Marchegg-Budapest-Verciorova der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahnen, mit (1880) 10584 E., einem Oberstuhlrichteramte, einem Franziskanerkloster, einem Gymnasium, einer Hauptschule, einer Sparkasse, starker Viehzucht und Landwirtschaft, war früher, bis 1724 sämtliche Werke geschleift wurden, eine wichtige Festung und hat während der Bethlenschen und Rakoczyschen Unruhen, sowie in den Türkenkriegen mehrmals eine wichtige Rolle gespielt. In dem vom Kaiser Leopold I. geführten Türkenkriege von 1661 wurde die Stadt von dem Großvezier Achmed Köprili 16. Sept. 1663 erstürmt und blieb nun in den Händen der Türken, bis sie der Herzog Karl von Lothringen 19. Aug. 1685 mit Sturm eroberte. Die Festung hatten die graner Erzbischöfe nach dem Verluste ihrer befestigten Residenzstadt Gran gegen die Türken angelegt.

Neuhebriden, s. Neue Hebriden.

Neuhof (Theodor, Baron von), bekannt als Theodor I., König von Corsica, geb. 1686 zu Metz, wo sein Vater in franz. Diensten stand. Auch N. begann seine Laufbahn als franz. Offizier, trat dann in den Dienst des Grafen Görtz, später in den Alberonis, ward nach Abenteuern mancherlei Art 1732 kaiserl. Resident in Florenz, unterstützte 1735 die Corsicaner in ihren Unabhängigkeitsbestrebungen und führte ihnen im März 1736, mit Hilfe der Pforte und des Dei von Tunis, Geld, Waffen und Kriegsvorräte zu. Im April zum König ernannt, aber erfolglos im Kampf mit den Genuesen, ging er im November nach Holland, von wo er 1738 mit vielem Kriegsmaterial zurückkehrte, das er von Handelshäusern, denen er Hoffnungen auf Handelsvorteile gemacht, erhalten hatte. Indes schon in demselben Jahre unterwarfen franz. Hilfstruppen Corsica von neuem den Genuesen, sodaß N. zur Flucht genötigt war. Als die Franzosen 1741 abgezogen, landete er abermals 1743 mit zwei Schiffen, vermochte sich aber gegen die Genuesen und seine cors. Feinde nicht lange zu halten und flüchtete nach England, wo er Schulden halber verhaftet wurde. Zu seiner Freimachung veranlaßte der brit. Minister Walpole 1756 eine Subskription. N. befriedigte nun im Accord seine Gläubiger, starb aber schon 11. Dez. 1756. Seine Erlebnisse erzählte sein Sohn in den «Mémoires pour servir à l'histoire de Corse» (1768). Vgl. Varnhagen von Ense, «Biographische Denkmale» (Bd. 1, 3. Aufl., Lpz. 1872).

Neuholland (Australkontinent), s. Australien.

Neuilly-sur-Seine, Stadt im franz. Depart. Seine, nordwestlich von Paris im Arrondissement St.-Denis, von der Hauptstadt nur durch die Ringmauer der Befestigungswerke getrennt, Station der pariser Gürtelbahn mit (1881) 25235 E. Über die Seine führt bei N. eine Brücke von fünf breit gespannten Bogen und 250 m Länge. Das früher bei N. gelegene Lustschloß der Familie Orléans, in welchem Ludwig Philipp nach den Julitagen von 1830 die Königskrone und von welchem er selbst später den Namen eines Grafen von N. annahm, wurde 25. Febr. 1848 fast ganz abgebrannt, 1853 aber der ganze Besitz von Staats wegen veräußert, zerstückelt und zu einer neuen Ansiedelung für wohlhabende pariser Familien umgestaltet. Es steht nur noch die Chapelle de St.-Ferdinand in neubyzant. Stile, da erbaut, wo der Herzog von Orléans 1842 durch einen Sturz aus dem Wagen umkam. N. war mehrmals Schauplatz der Kämpfe der Commune mit der Armee von Versailles von Mitte April bis zum 21. Mai 1871.

Neuilly-sur-Marne, Dorf mit (1881) 4794 E. im Arrondissement Pontoise des Depart. Seine-Oise, 9 km östlich von Paris, in anmutiger, von

Weinbergen umgebener Thalebene gelegen, war der Schauplatz häufiger Vorpostengefechte während der Cernierung von Paris 1870/71.

Neu-Irland, Insel, s. unter Neubritannien.

Neujahr (Hohes), s. Epiphania.

Neujahrsfest bezeichnet die festliche Feier des ersten Tags im Jahre. Sie war schon bei den Römern üblich, welche das Jahr zu Ehren des Gottes Janus (s. d.) mit dem 1. Jan. begannen. Auch die Parsen feierten ein N. (Nô-ruz). Die israel. Gesetzgebung bestimmte (3 Mos. 23, 24; 4 Mos. 29) zur Feier den Monat Ethanim (Tišri, nach unserm Kalender gegen Ende September beginnend). Die jüd. Feier bestand vorzüglich in Brandopfern. Weil das Fest durch Posaunenschall verkündet wurde, hieß es das Posaunenfest, auch Sabbat des Blasens. Den Christen der ältesten Zeit war die kirchliche Feier des ersten Tags im bürgerlichen Jahre durchaus unbekannt, sie glaubten durch eine solche Feier in befleckende Gemeinschaft mit den Heiden zu kommen. Namentlich wegen der bei den Römern zur Feier des Festes gebräuchlichen geräuschvollen Belustigungen (s. Saturnalien) warnten mehrere Synoden vor der Teilname an einem solchen Feste, als einem Überreste heidnischer Festlichkeiten. Eine solche Warnung erließ noch die Trullanische Synode zu Konstantinopel (692). Die Kirche feierte vielmehr als ihren Neujahrstag, seit dem Konzil von Tours 567, das Fest der Beschneidung Christi (das sog. Große oder Hohe Neujahr). In Deutschland begann man bis ins 9. Jahrh. das Jahr mit dem Feste Mariä Verkündigung (25. März), mit welcher gleichsam das irdische Dasein Christi anhebe. Auch findet sich die Rechnung nach der Geburt Jesu (25. Dez.) bis in das 16. Jahrh., wie mit diesem Datum, der Wintersonnenwendnacht, auch die alten Germanen ihr Jahr anfingen.

Wie die Feier des Neujahrs, so waren auch Neujahrsgeschenke (strenae) schon im alten Rom gebräuchlich. Jeder Client hatte dem Patricier, den er zu seinem Patron erkoren, am Neujahrstage ein kleines Geschenk zu bringen. Die Kaiser forderten nachmals einen gleichen Tribut von allen Bewohnern Roms. Auch bei den Deutschen war früher die Sitte der Neujahrsgeschenke ganz allgemein; diese wurden jedoch durch die Weihnachtsgeschenke ganz verdrängt. Dagegen kennt man in Frankreich noch jetzt nur Neujahrs-, keine Weihnachtsgeschenke.

Neujahrswünsche wurden ebenfalls schon zu Rom den Magistratspersonen dargebracht. Der Gebrauch ging sodann in die christl. Gemeinden über, blieb aber hier nicht in den Grenzen einer Ehrfurchtsbezeigung gegen Staatsbeamte stehen, sondern wurde ein allgemeiner Gebrauch.

Neujersey (engl. New Jersey), einer der Mittelstaaten in den Vereinigten Staaten von Amerika, liegt zwischen 38° 56′ und 41° 21′ nördl. Br. und 73° 54′ und 75° 33′ westl. L., grenzt im N. an Neuyork, im O. an den Hudson und an den Atlantischen Ocean, im S. an die Delawarebai und im W. an Delaware und Pennsylvania, von denen es durch die Delawarebai und den Delawarefluß getrennt ist. Der Staat hat ein Areal von 20240 qkm. Die Oberfläche zeigt sich im nördl. Teile, der von der östl. Kette der Alleghanies und der Blue-Ridge durchzogen wird, durchgängig uneben und zum Teil gebirgig, der mittlere Teil vorherrschend hügelig; der große südl. Teil gehört der atlantischen Küstenebene an. Größere schiffbare Flüsse fehlen bis auf die beiden Grenzflüsse. Die Seeküste ist durchweg flach, entbehrt tiefere Hafenbuchten und ist wegen der ihr vorliegenden vielen Sandbänke für den Seefahrer gefährlich. Das Klima ist im allgemeinen gesund. Die Hauptprodukte bestehen in den Erzeugnissen der Landwirtschaft. In dem nördl. Teile des Staates finden sich Mineralien, namentlich Eisen und Zink. Die Bevölkerung betrug 1702 nur 10000, 1860 bereits 672035, 1870 schon 906096 und 1880 1131116 Seelen, darunter 221700 im Ausland Geborene (61935 Deutsche), 38853 Farbige, 170 Chinesen und 74 Indianer. Die Fabrikthätigkeit ist erheblich, Seehandel und Schiffahrt unbedeutend. Die Länge der Eisenbahnen (1880) beträgt 2748 km, der Kanäle 265 km. Die Staatsschulden betrugen 1882: 1796000, die Einnahmen 1075421,10 und die Ausgaben 1723480,72 Doll. N. besitzt vier höhere Lehranstalten. Das College von N. zu Princeton, 1738 gegründet, ist eins der besten Institute dieser Art. Unter den 215 Zeitungen sind 27 tägliche, 163 wöchentliche und 7 monatliche.

Die ersten Ansiedelungen gingen von einigen Holländern aus, die 1623 unter Cornelius Mey oder May am Kap May landeten. Die Schweden gründeten 1638 einige Niederlassungen, wurden aber 1655 von den neuyorker Holländern vertrieben, wie diese ihrerseits 1664 von den Engländern. N., wie die Kolonie seitdem hieß, gab sich 2. Juli 1776 eine eigene Konstitution und nahm 18. Dez. 1787 die Verfassung der Vereinigten Staaten an. Die gegenwärtige Staatsverfassung ist 7. Sept. 1875 in Wirksamkeit getreten. Nach derselben werden die Senatoren (21) auf 3, die Repräsentanten (60) auf 2 Jahre gewählt. Zum Kongreß schickt N. 2 Senatoren und 7 Repräsentanten. Der Staat zerfällt in 21 Counties und hat zur polit. Hauptstadt Trenton, am linken Ufer des Delaware. Die Stadt wird von zwei Kanälen durchschnitten und mit Neuyork, Philadelphia und andern Städten durch Eisenbahnen verbunden; sie ist regelmäßig gebaut, besitzt schöne Privat- und öffentliche Gebäude, viele Kirchen, eine Irrenanstalt, ein Lyceum und 29910 E. Die Stadt wurde im Befreiungskriege durch die Schlacht vom 26. Dez. 1776 bekannt, in welcher Washington 800 Hessen zu Gefangenen machte. Größer sind Newark (s. d.), Jersey-City (s. d.), Paterson, Camden und Hoboken.

Neukalen, Stadt im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, Wendischer oder Malchin-Kreis, in waldreicher Gegend am Peenebach, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2448 E.

Neu-Karthago (Carthago nova), der alte Name von Cartagena (s. d.) in Spanien.

Neukirch, Ort in der sächs. Kreis- und Amtshauptmannschaft Bautzen, an der Wesenitz, 8 km im SO. von Bischofswerda, Station der Linien Bischofswerda-Zittau und Schandau-Bautzen der Sächsischen Staatsbahnen, besteht aus den Dörfern Ober-N. mit 2680 und Nieder-N. mit 2345 E., hat ein Schloß, Schäferei und Brauerei, Fabriken für Leinen und Damast, Maschinen, Pappen und Holzstoff.

Neukirch (Benjamin), deutscher Dichter, geb. 27. März 1665 zu Reinke, einem Dorfe an der schles.-poln. Grenze, studierte die Rechte, wurde 1703 Professor an der Ritterakademie zu Berlin, 1718 Hofrat und Erzieher des Erbprinzen von Ansbach, wo er 15. Aug. 1729 starb. N. dichtete

anfangs in der schwülstigen Manier der zweiten schles. Dichterschule, später kehrte er zu größerer Einfachheit und Natürlichkeit zurück. Jetzt können höchstens seine «Satiren» (Frankf. u. Lpz. 1732 u. 1757) noch einige Beachtung verdienen. Seine «Auserlesenen Gedichte» gab Gottsched heraus (Regensb. 1744). Seinen Ruf verdankte er hauptsächlich seinen «Begebenheiten des Prinzen von Ithaka» (3 Bde., Ansb. 1727—39; 3. Aufl., Nürnb. 1751), einer Übersetzung von Fénelons «Telemach». Eine Auswahl seiner Gedichte enthält W. Müllers «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.», fortgesetzt von Förster (Bd. 14, Lpz. 1838).

Neukirchen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Solingen, unweit der Wupper, hat Strumpfwaren- und Holzschraubenfabriken und zählt (1880) 2365 meist prot. E.

Neukirchen bei Chemnitz, Dorf in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Chemnitz, 7 km im SW. von Chemnitz, nahe der Würschnitz, zählt (1880) 3841 E. und hat bedeutende Strumpfwirkerei.

Neukomm (Sigismund), deutscher Komponist, geb. 10. Juli 1778 zu Salzburg, wurde daselbst durch den Organisten Weißauer unterrichtet und bereits in seinem 15. Jahre als Universitätsorganist und drei Jahre später als Chorrepetitor beim Hoftheater angestellt. Nachher genoß er den Unterricht Mich. Haydns, und 1797 in Wien den von Jos. Haydn. Seit 1804 führte er ein Wanderleben, war viel in der Umgebung des Fürsten Talleyrand und starb 3. April 1858 zu Paris. N. war ein fruchtbarer Komponist, dessen Erzeugnissen Klarheit und Plaumäßigkeit der Anlage, Gediegenheit in der Ausarbeitung und schöner Fluß der Darstellung eigen sind. Von seinen Werken aus der Zeit bis 1821 sind zu nennen: die Oper «Alexander am Indus»; eine melodramatische Musik zu Schillers «Braut von Messina»; verschiedene große Messen; ein Tedeum (zur Feier des Einzugs Ludwigs XVIII. in Paris); ein Vokalrequiem; Phantasien und andere Stücke für Orchester u. s. w.; von seinen spätern Arbeiten: die Oratorien-Trilogie «Christi Grablegung», «Himmelfahrt» und «Auferstehung»; die Cantaten «Der Ostermorgen» und «Pfingsten»; die Oratorien «David» und «Das Gesetz des alten Bundes»; vier- und achtstimmige A-capella-Psalmen; viele Lieder, Instrumentalstücke u. s. w.

Neukreuzer, s. unter Kreuzer.

Neukuhren, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Königsberg, an der Nordküste von Samland, 15 km östlich von Brüsterort, ein belebtes Seebad mit 350 E.

Neulateinische Dichter nennt man im Gegensatze zu den altlateinischen des röm. Altertums und den mittellateinischen des Mittelalters diejenigen, welche seit der Zeit der Wiederbelebung des klassischen Altertums oder der Renaissance in lat. Sprache gedichtet haben. Als der erste derselben ist Francesco Petrarca zu bezeichnen, der neben seinen von ihm selbst gering geschätzten ital. Gedichten und seinen Schriften in lat. Prosa verschiedene lat. Dichtungen (Episteln, Eklogen und ein großes Epos über den zweiten Punischen Krieg, «Africa» betitelt) verfaßte, welche ihm die Ehre der Dichterkrönung auf dem Kapitol zu Rom am Ostertag 1341 einbrachten. Seinem Beispiele folgten viele der sog. Humanisten in Italien wie in Deutschland, Frankreich, den Niederlanden und England. Bei der großen Masse dieser neulat. Dichtungen überwiegt die Form weitaus über den Inhalt, ja das einzige Verdienst der Mehrzahl derselben beruht nur auf der Gewandtheit in der Handhabung der antiken Form; doch haben wenigstens eine Anzahl dieser Dichter, besonders des 15. und 16. Jahrh., die antike Form durch einen wirklich poetischen Inhalt zu beleben verstanden.

Als Dichter im höhern Sinne des Wortes können bezeichnet werden von Italienern Christophorus Landinus (Landino, 1424—1504), Angelus Politianus (Poliziano, 1454—94), Jacobus Sannazarus (Sannazaro, 1458—1530), Petrus Bembus (Bembo, 1470—1547), Jacobus Sadoletus (Sadoleti, 1477—1547), Hieronymus Vida (etwa 1480—1566), Hieronymus Fracastorius (1483—1553), Andreas Naugerius (Navagero, 1483—1529), Balthasar Castilioneus (Castiglione, 1478—1529), endlich der Fabeldichter Gabriel Faërnus (Faerno, gest. 1561). An diese Italiener reiht sich der in Italien gebildete Ungar Johannes von Cesinge, bekannt unter dem Namen Janus Pannonius (1434—72), an. Unter den Deutschen war Konrad Celtis, wie der erste gekrönte Dichter, so auch der erste, dessen lat. Dichtungen («Libri Amorum», «Odarum» und «Epigrammatum») auf wirklichen poetischen Wert Anspruch machen können. Das Gleiche gilt dann von den lat. Dichtungen Ulrichs von Hutten und in noch höherm Maße von denen der beiden erfurter Humanisten Eobanus Hessus (Elegien, Bucolica, «Heroides christianae», Silven u. a. m.) und Euricius Cordus (1486—1535, Bucolica und Epigramme, letztere zum Teil von Lessing nachgebildet). Von den jüngern Humanisten sind Simon Lemnius aus Graubünden (gest. 1550), Melanchthons Schwiegersohn Georgius Sabinus (eigentlich Schuler, 1508—60), Jakob Micyllus (eigentlich Molzer, 1503—58), dessen Schüler Petrus Lotichius Secundus (1528—60), der tübinger Professor Nicodemus Frischlin, endlich der heidelberger Bibliothekar Paul Schede, genannt Melissus (1539—1602) wegen ihrer Leistungen auf dem Gebiete der lat. Poesie zu nennen. Im 17. Jahrh. besaß Deutschland ein bedeutendes poetisches Talent, das sich für seine Schöpfungen ausschließlich der klassischen lat. Form bediente, in Jakob Balde; auch Paul Fleming und Johann Lauremberg hinterließen neben ihren deutschen nicht unbedeutende lat. Dichtungen. Mehr gewandte Versmacher dagegen als Dichter im höhern Sinne waren die Philologen Friedr. Taubmann, Kasp. von Barth, August Buchner (1591—1661) u. a.

Frankreich, wo die lat. Dichtung während des Mittelalters in hoher Blüte stand, hat seit der Zeit der Renaissance keinen bedeutenden lat. Dichter aufzuweisen, wenn man auch den lat. Dichtungen der Philologen Jean Dorat (Auratus, 1504—88), Marc Antoine Muret, Florent Chrestien (Florens Christianus, 1541—96) und Joseph Justus Scaligers neben formaler Vollendung einen gewissen poetischen Wert zuerkennen kann. Wesentlich durch Scaligers Einfluß ist die Pflege der lat. Poesie in den Niederlanden hervorgerufen worden, wo diese infolge der geringen litterarischen Entwickelung der Volkssprache eine bedeutendere Rolle gespielt hat als in irgend einem andern Lande. Allerdings haben die Niederlande schon im ersten Drittel des 16. Jahrh. wenigstens einen bedeutenden lat. Dichter hervorgebracht, den Jan Everaerts aus

dem Haag, bekannt unter dem Namen Johannes Secundus; aber die eigentliche Blüte der lat. Poesie in Holland beginnt erst mit der Berufung Scaligers an die Universität Leiden (1593). Aus dem Kreise strebsamer junger Männer, welche sich um diesen scharten, verdienen wegen ihrer dichterischen Leistungen Janus Dousa (van der Does) der Jüngere (1571—97), Peter Schryver (Scriverius, 1576—1660), Janus Rutgers (1589—1625), Daniel Heinsius und als der bedeutendste Hugo Grotius hervorgehoben zu werden. Auch Dominicus Baudius (eigentlich Baudier, 1561—1613), dessen Dichtungen sich ebenso durch natürliche Anmut wie durch echt lat. Kolorit auszeichnen, war mit Scaliger persönlich befreundet. Aus den folgenden Generationen der holländ. Philologen sind besonders Nikolaus Heinsius, Adrian Relandus (1676—1718), Jan van Broekhuizen, David van Hoogstraten (1658—1724), endlich Johannes Schrader (1722—83) hervorzuheben. Endlich haben auch andere Länder wenn auch nur vereinzelte hervorragende Vertreter der neulat. Dichtung, so England in John Owen und John Barclay, Schottland in Georg Buchanan, und Polen in Matthias Kasimir Sarbiewski, genannt Sarbievius.

Vgl. Budik, «Leben und Wirken der vorzüglichsten lat. Dichter des 15. bis 18. Jahrh.» (3 Bde., Wien 1828); Fröbel, «Poetarum recentiorum selecta carmina» (4 Bde., Rudolst. 1820—24); Bursian, «Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland» (Münch. u. Lpz. 1883); L. Müller, «Geschichte der klassischen Philologie in den Niederlanden» (Lpz. 1869).

Neuleon (span. Nuevo-Leon), Staat in Mexiko, 62 331 qkm mit 178662 E., zwischen dem Küstenlande Tamaulipas und den westlich angrenzenden Staaten Coahuila und San Luis Potosi, ein welliges Hügelland mit weiten fruchtbaren Ebenen. Hauptgeschäft der Bewohner ist Viehzucht, welche durch herrliche Wiesen und Weiden längs der Flüsse begünstigt wird. Hauptstadt ist Monterey.

Neulerchenfeld, s. unter Lerchenfeld.

Neu-Lissa, Stadt in Böhmen, s. Lissa.

Neumagen, Flecken im preuß. Regierungsbezirk Trier, Kreis Bernkastel, rechts an der Mosel, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 1604 E. und hat Weinbau und Schiffahrt. N. ist das röm. Noviomagum; die hier gefundenen zahlreichen röm. Altertümer befinden sich im Museum zu Trier.

Neumann (Franz), Physiker und Mineralog, geb. 11. Sept. 1798 zu Joachimsthal bei Berlin, trat 1815 als freiwilliger Jäger ins Kolberger Regiment, wurde in der Schlacht bei Ligny 16. Juni schwer verwundet, studierte 1817—20 zu Jena und Berlin und habilitierte sich dann zu Königsberg, woselbst er 1828 ord. Professor der Physik und Mineralogie wurde. N. hat die Physik durch neue und wichtige Lehren bereichert und viele bedeutende Schüler gebildet. Seine wissenschaftlichen Arbeiten sind in den Abhandlungen der berliner Akademie und in Poggendorffs «Annalen» enthalten.

Neumann (Karl Gottfr.), Sohn des vorigen, namhafter deutscher Mathematiker, geb. 7. Mai 1842 zu Königsberg, studierte daselbst 1850—55 Mathematik und habilitierte sich 1858 als Privatdocent an der Universität zu Halle, woselbst er 1863 außerord. Professor wurde. Im Herbst 1863 kam er als ord. Professor nach Basel, 1865 nach Tübingen und 1868 nach Leipzig. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Lösung des allgemeinen Problems über den stationären Temperaturzustand einer homogenen Kugel» (Halle 1861), «Allgemeine Lösung des Problems über den stationären Temperaturzustand eines homogenen Körpers, welcher von zwei nichtkonzentrischen Kugelflächen begrenzt wird» (Halle 1862), «Über die Entwickelung einer Funktion mit imaginärem Argument nach den Kugelfunktionen erster und zweiter Art» (Halle 1862), «Die magnetische Drehung der Polarisationsebene des Lichts» (Halle 1863), «Die Umkehrung der Abelschen Integrale» (Halle 1863), «Theorie der Elektricitäts- und Wärmeverteilung in einem Ringe» (Halle 1864), «Vorlesungen über Riemanns Theorie der Abelschen Integrale» (Lpz. 1865; 2. Aufl. 1884), «Das Dirichletsche Prinzip in seiner Anwendung auf die Riemannschen Flächen» (Lpz. 1865), «Die Haupt- und Brennpunkte eines Linsensystems» (Lpz. 1866), «Theorie der Besselschen Funktionen» (Lpz. 1876), «Theorie der elektrischen Kräfte» (Lpz. 1873), «Vorlesungen über die mechan. Theorie der Wärme» (Lpz. 1875), «Untersuchungen über das logarithmische und Newtonsche Potential» (Lpz. 1877), «Hydrodynamische Untersuchungen» (Lpz. 1883).

Neumann (Friedr. Jul.), Nationalökonom und Statistiker, Bruder des vorigen, geb. zu Königsberg 12. Okt. 1835, studierte in seiner Vaterstadt und in Leipzig Rechtswissenschaft, Geschichte und Staatswissenschaften. Im J. 1864 wurde er Regierungsassessor und 1865 habilitierte er sich an der Universität Königsberg. Von dort ging er 1871 als ord. Professor nach Basel, 1873 nach Freiburg und 1876 nach Tübingen. N. gehört der von dem Verein für Sozialpolitik vertretenen Richtung an. Seine Arbeiten beziehen sich vorzugsweise auf das Gebiet der Finanzwissenschaft, der abstrakten Volkswissenschaftstheorie und der Bevölkerungsstatistik. Außer mehrern Abhandlungen in den Fachzeitschriften sind von ihm erschienen: «Die Gestaltung der mittlern Lebensdauer in Preußen seit 1816» (Königsb. 1865), «Die deutsche Fabrikgesetzgebung» (Jena 1873), «Die progressive Einkommensteuer im Staats- und Gemeindehaushalt» (Lpz. 1874), «Ertragssteuern und gewöhnliche Steuern» (Freib. 1876). N. hat ferner die von von Bergmann bearbeiteten Untersuchungen über die «Entwickelung der deutschen, poln. und jüdischen Bevölkerung in Posen» (Tüb. 1883) als ersten Band eines größern Unternehmens: «Beiträge zur Geschichte der Bevölkerung Preußens», herausgegeben.

Neumann (Karl Friedr.), namhafter Orientalist und Geschichtschreiber, geb. 22. Dez. 1798 zu Reichmannsdorf unweit Bamberg, von üb. Abkunft, studierte in Heidelberg, München, wo er zur evang. Kirche übertrat, und Göttingen, wurde 1822 Professor am Gymnasium zu Speier, 1825 aber wegen freireligiöser Äußerungen seines Amtes enthoben, worauf er bis 1827 in München privatisierte. Er wandte sich hierauf nach Venedig, um in dem Kloster auf San-Lazaro Armenisch zu lernen, 1828 nach Paris, 1829 nach London und trat 1830 eine Reise nach China an. Es gelang ihm dort, eine chines. Bibliothek von ungefähr 10000 Bänden zusammenzubringen. Auch für die königl. Bibliothek in Berlin kaufte er über 2400 Bände. Im J. 1831 wurde N. in München Konservator seiner dem Staate überlassenen chines. Büchersammlung und Professor an der Universität. Im J. 1852

wurde er in Ruhestand versetzt und siedelte 1863 nach Berlin über, wo er 17. März 1870 starb. Er schrieb: «Pilgerfahrten buddhistischer Priester aus China nach Indien» (Lpz. 1833) und «Mémoires sur la vie et les ouvrages de David, philosophe arménien» (Par. 1829). Aus dem Armenischen übersetzte er ins Englische »History of Vartan by Elisaeus» (Lond. 1830) und «Vahrams chronicle of the Armenian kingdom in Cilicia» (Lond. 1830); aus dem Chinesischen «Catechism of the Shamans» (Lond. 1831), den er auch deutsch (Lpz. 1834) erscheinen ließ, und «History of the Chinese pirates» (Lond. 1831). Mit der Schrift «Die Völker des südl. Rußland in ihrer geschichtlichen Entwickelung» (Lpz. 1847; 2. Aufl. 1856) gewann er einen Preis des Französischen Instituts. Ferner schrieb er «Geschichte des engl.-chines. Kriegs» (Lpz. 1846; 2. Aufl. 1856), «Geschichte des engl. Reichs in Asien» (2 Bde., Lpz. 1857), «Ostasiat. Geschichte vom ersten chines. Krieg bis zu den Verträgen in Peking» (Lpz. 1861) und die «Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika» (3 Bde., Berl. 1863—66).

Neumann (Luise und Adolfine), Schauspielerinnen, Töchter von Amalie Haizinger (s. d.).

Neumann (Rudolf von), preuß. Artilleriegeneral, hochverdient um die Entwickelung der gezogenen Geschütze, geb. 22. Dez. 1805 zu Karlsruh in Schlesien, trat 1821 in die 6. Artilleriebrigade, wurde 1827 Sekondelieutenant, von 1840 ab Mitglied der Artillerie-Prüfungskommission, zu deren Präses er, nachdem er 1861 bis zum Oberst avanciert war, 1865 ernannt wurde; im selben Jahre «wegen seiner Verdienste um die Waffe» in den Adelsstand erhoben und zum Generalmajor, 1868 zum Generallieutenant befördert; 2. Juli 1868 auf Antrag als solcher zur Disposition gestellt, starb 30. April 1881. Ihm verdankt man die Anregung einer rationellen innern Ballistik, sowie die wissenschaftliche Begründung der Konstruktion gezogener Geschütze und ihrer Geschosse und die Angabe der Idee zur Konstruktion eines brauchbaren Perkussionszünders. N. hatte frühzeitig die Vorzüge der gezogenen Hinterladungsgeschütze erkannt und war einer der unermüdlichsten Vorkämpfer für die Einführung derselben unter gleichzeitiger Anwendung des Stahls als Geschützmaterial; in der Verfolgung dieses Ziels vermochte ihn bei der Geradheit und Festigkeit seines Charakters das in der Artilleriewaffe, auch an maßgebenden Stellen, vielfach herrschende Widerstreben gegen die späterhin epochemachende Neuerung nicht zu beirren. An der Konstruktion der in den Kriegen 1864, 1866 und 1870 und 1871 auf preußischer, beziehungsweise deutscher Seite zur Verwendung gekommenen gezogenen Geschütze hat N. einen wesentlichen Anteil. Im J. 1864 war N. behufs Überwachung der richtigen Behandlung und Verwendung der gezogenen Geschütze zum Angriff auf die Düppelstellung kommandiert. N. schrieb: «Abhandlung über das Schießen und Werfen aus Geschützen» (Berl. 1865, nicht im Buchhandel), und war über 30 Jahre an der Redaction des «Archivs für die Artillerie- und Ingenieuroffiziere» des preußischen, später deutschen Heeres beteiligt.

Neumann-Haizinger, s. Haizinger (Amalie).

Neumann-Spallart (Franz Xaver, Ritter von), Nationalökonom, geb. 11. Nov. 1837 in Wien, studierte daselbst die Rechte und Staatswissenschaften, wurde 1864 Professor der Volkswirtschaft an der wiener Handelsakademie, gehörte zu den Begründern des Vereins für volkswirtschaftlichen Fortschritt und wurde 1867 zum Chefredacteur des offiziellen österr. Berichts über die Pariser Weltausstellung ernannt. Im J. 1871 wurde N. außerord. Professor der polit. Ökonomie an der wiener Universität, 1872 ord. Professor an der Hochschule für Bodenkultur, 1884 auch Honorarprofessor der Statistik an der Universität. Seine Hauptschriften sind: «Österreichs Handelspolitik» (Wien 1864), «Volkswirtschaftslehre» (Wien 1873), «Die Ernten und der Wohlstand in Österreich-Ungarn» (Berl. 1874), «Übersichten der Weltwirtschaft» (zunächst in Behms «Geographischem Jahrbuch», seit 1878 fg. selbständig, Stuttg.), «Österreichs maritime Entwickelung» (Stuttg. 1882).

Neumark heißt derjenige Teil der Mark Brandenburg (s. d.), welcher, auf dem rechten Oderufer und an der Warthe, von dieser gegen NO. als langer, schmaler Landstrich sich hinziehend, im W. an die Mittel- und Uckermark, im N. an Pommern, im O. an Preußen und Polen und im S. an Schlesien und die Niederlausitz grenzt. Die N. bildete früher eigentlich den zweiten Hauptteil der ganzen Mark, die man in die Kurmark und die N. einteilte. Letztere zerfiel 1) in die sieben «ursprünglichen Kreise», und zwar die drei vordern: Soldin, Königsberg (mit Küstrin) und Landsberg, und die vier hintern: Friedeberg, Arnswalde, Dramburg und Schivelbein; 2) in die fünf (später) «einverleibten Kreise» im Süden der Warthe: Drossen (Ost- und West-Sternberg), Krossen, Züllichau-Schwiebus und Kottbus. Nach einigen spätern Gebietserweiterungen und der Inkorporation einiger Orte Pommerns und Posens umfaßte die N. 13266,6 qkm. Ihre Hauptstadt war einst Soldin, später Küstrin, und nur während der franz. Invasionszeit Königsberg. Seit der neuen administrativen Einteilung Preußens gehören die beiden Kreise Dramburg und Schivelbein (zusammen 1674 qkm mit 57226 E. im J. 1880) zum pommerschen Regierungsbezirk Köslin, und die übrige N. bildet den größten Teil des Regierungsbezirks Frankfurt mit 11575,7 qkm und (1880) 619354 E., wovon aber 6256,2 qkm mit 335297 E. auf die genannten «ursprünglichen Kreise» (ohne Dramburg und Schivelbein) und 5319,5 qkm mit 284057 E. auf die «einverleibten Kreise» entfallen. Vgl. Voigt, «Die Erwerbung der N.» (Berl. 1863).

Neumark, ehemals Nowemiasta, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Löbau, an der Drewenz, Sitz eines Amtsgerichts und eines Landratsamts, hat ein Simultanprogymnasium, Wollzeugweberei, Gerberei, Töpferei, Holzflößerei, Leinwand- und Viehmärkte und zählt (1880) 2742 meist kath. E. Das Kloster Maria Lonk an der Drewenz, beinahe gegenüber der Einmündung der Welle, ist ein berühmter Wallfahrtsort.

Neumark (Georg), deutscher Dichter, geb. zu Langensalza 16. März 1621, studierte, nachdem er in Kiel ein paar Jahre Hauslehrer gewesen war, 1643 in Königsberg, lebte darauf einige Zeit in Thorn und Hamburg und kam 1651 nach Weimar, wo er Bibliothekar und Kanzleiregistrator und später Archivsekretär wurde und 8. Juli 1681 starb. Bekannt ist er besonders durch seinen «Neusprossenden deutschen Palmbaum» (Nürnb. 1668), eine Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft, als deren Mitglied (seit 1653) er den Gesellschaftsnamen «der Sprossende» führte und deren Erzschreinhalter er

war, solange sie in Weimar ihren Sitz hatte. Unter seinen Gedichten, die in mehrern Sammlungen, besonders in dem «Poetischen und musikalischen Lustwäldchen» (Hamb. 1652) und in dem «Fortgepflanzten musikalisch-poetischen Lustwald» (Jena 1657) erschienen, stehen am höchsten seine geistlichen Lieder, von denen mehrere in die Gesangbücher übergegangen sind. Das Lied «Wer nur den lieben Gott läßt walten» dichtete er in Kiel, als er unverhofft die Stelle eines Erziehers im Hause des Amtmanns Hennings erhielt. N. hat manche seiner Lieder selbst komponiert. Eine Auswahl von N.s Gedichten findet sich in W. Müllers «Bibliothek deutscher Dichter», fortgesetzt von Förster (Bd. 11, Lpz. 1838). Vgl. Knauth, «Georg N. nach Leben und Dichten» (Langensalza 1881); R. Wegener, «Aufsätze zur Litteratur» (Berl. 1882).

Neumarkt, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Breslau, Station der Linie Berlin-Breslau der Preußischen Staatsbahn, Sitz eines Landratsamts und Amtsgerichts, zählt (1880) 5862 meist prot. E. und hat Tabaks- und Cigarrenfabrikation, Tabaks- und Kardenbau, Loh- und Weißgerbereien, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Seifensiederei, Ziegelei. Am 4. Dez. 1757 fand hier ein Gefecht zwischen Preußen und Österreichern statt.

Der Kreis Neumarkt zählt 1880 auf 710,79 qkm 57 680 meist prot. E.

Neumarkt, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, an der Sulz und am Ludwigskanal, Station der Linie Regensburg-Nürnberg der Bayrischen Staatsbahnen, Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat eine Realschule, ein Waisenhaus, Eisengießerei, Velociped-, elektro-dynamische Maschinen- und Cementfabriken, und zählt (1880) 5071 meist kath. E.

Neumarkt (poln. Novy Parg), Stadt im westl. Galizien, am Zusammenfluß des schwarzen und weißen Dunajec, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 5087 E. Ein Denkmal aus sehr alter Zeit ist die auf einer Anhöhe nördlich der Stadt stehende hölzerne Kirche. Der Ort wurde um 1346 vom Könige Kasimir von Polen als Handelsstation gegründet.

Neumarktl (slaw. Trzič), Marktflecken in der Bezirkshauptmannschaft Krainburg in Krain, Sitz eines Bezirksgerichts, mit (1880) 1797 slowenischen E., hat Sensenhämmer, Lederfabrik, Wollschuh- und Strumpffabrik.

Neumayer (Georg), namhafter Hydrograph, Direktor der Deutschen Seewarte in Hamburg, geb. 21. Juni 1826 zu Kirchheimbolanden in der bayr. Pfalz, studierte an der Polytechnischen Schule und der Universität zu München und trat 1850 als Matrose in den Seedienst. Nachdem er mehrere größere Seereisen nach Südamerika, Australien u. s. w. gemacht hatte, begab er sich Ende 1856 auf Veranlassung des Königs Maximilian II. von Bayern zur Ausführung physik. Arbeiten abermals nach Australien. Hier gründete er 1857 ein Observatorium für die Physik der Erde in Melbourne, das 1859 von der Kolonialregierung übernommen wurde und dessen Leitung er bis 1864 führte, und unternahm weite Forschungsreisen in das Innere des Kontinents. Im J. 1864 kehrte N. nach Europa zurück, nahm seinen Wohnsitz zunächst in der bayr. Pfalz, trat 1871 als Hydrograph in das neugegründete hydrogr. Bureau in Berlin und wurde 1876 mit dem Titel eines Wirkl. Admiralitätsrats zum Direktor der nach seinen Entwürfen 1875 ins Leben gerufenen Deutschen Seewarte ernannt. Er veröffentlichte «Results of the magnetical, nautical and meteorological observations made and collected at the Flagstaff Observatory, Melbourne», und «Results of the magnetic survey of the colony of Victoria executed during the years 1858—64» (Melbourne u. Mannh. 1861—69).

Neumeister (Erdmann), als geistlicher Liederdichter, zugleich aber auch als intoleranter Theolog bekannt, geb. zu Uichertitz bei Weißenfels 12. Mai 1671, wurde 1697 Pfarrsubstitut zu Bibra in Thüringen, 1698 Pastor zu Eckartsberga, 1704 Hofdiakonus und hierauf Hofprediger zu Weißenfels, 1706 Superintendent zu Sorau und 1715 Hauptpastor an der St. Jakobikirche zu Hamburg. Hier starb er 18. Aug. 1756. Sowohl bei den pietistischen als unionistischen Streitigkeiten war er beteiligt. Unter den von ihm herausgegebenen Dichtungen sind die «Geistlichen Cantaten» (Halle 1705), die «Psalmen, Lobgesänge und geistlichen Lieder» (Hamb. 1755) und «Fünffache Kirchenandachten» (Lpz. 1716) nebst «Fortgesetzte fünffache Kirchenandachten» (Hamb. 1725) zu erwähnen.

Neumen (vom grch. πνευμα, Hauch) heißen die alten, wunderlich gestalteten Notenzeichen des Mittelalters, welche in Punkten, Strichen, Häkchen u. s. w. bestehen und der Verschiedenheit des Gebrauchs und der Ungenauigkeit der Abschreiber wegen kaum zu entziffern sind. Auch bezeichnete man damit die Tonreihen, die dem Schlusse des Kirchengesangs angehängt wurden, oft gar keine artikulierten Worte hatten, sondern nur auf einen Vokal, meist a, erklangen. Aus diesen N. ist nach und nach unsere jetzige Notenschrift entstanden.

Neumexiko (engl. New Mexico), ein Territorium der Vereinigten Staaten, liegt zwischen 31° 20′ und 37° nördl. Br. und 103° und 109° westl. L., wird begrenzt im N. von Colorado, im O. von Indianterritorium und von Texas, im S. von Texas und Mexiko und im W. von Arizona und hat auf einem Areal von 317 469 qkm (1880) 119 565 E., von denen 64 496 männliche, 55 069 weibliche, 8051 in der Fremde Geborene, 9772 Indianer, 1095 Farbige und 57 Chinesen sind. Ungefähr drei Viertel der Bevölkerung sind Eingeborene und sprechen die span. Sprache. Die engl. Sprache wird meistens in den Städten gesprochen. N. ist ein teils plateauartiges, teils gebirgiges Binnenland, etwa in der Mitte von zwei Gebirgsketten von Süden gegen Norden durchzogen, einer westlichen, der bis gegen 1000 m hohen Cordillera von N., und einer östlichen, der Sierra de Comanches, mit der Sierra Blanca, del Sacramento und andern, und mit Bergen, die in den nördl. Gegenden 3—4000 m hohe, schneebedeckte Gipfel tragen. Beide Ketten schließen das 650—2300 m hohe Plateau von Neumexiko ein, welches größtenteils den Charakter einer Hochsteppe hat. Die Gebirge bestehen größtenteils aus plutonischem Gestein, sind in den obern Regionen des Baumwuchses mit Fichten, in den niedern mit Cedern, zum Teil mit Eichen bestanden. Das Land ist wasserarm und hat keinen einzigen schiffbaren Fluß. Der Hauptstrom ist der obere Rio del Norte (s. Norte), der hier entsteht. Die Nordgrenze berührt der Arkansas, die Südgrenze bildet der Gila, ein Nebenfluß des Rio Colorado, eines schönen Gebirgsstroms, der den nordwestl. Teil des Territoriums durchfließt, dann die

Westgrenze bilden hilft und in den Meerbusen von Californien mündet. Das Klima ist im allgemeinen gemäßigt, beständig und gesund, der Himmel gewöhnlich klar, die Luft trocken. Der Boden ist dürr und selbst im Thal des Rio del Norte fast durchgängig sandig, gibt aber bei künstlicher Bewässerung gute Ernten.

Die Viehzucht ist bedeutend. Der Hauptreichtum N.s besteht in seinen Mineralschätzen. Edle Metalle, reiche Lager von Kupfer, Eisen, Kohlen u. s. w. wurden gefunden. Von den 18 Zeitungen erscheinen 4 in span. Sprache. Für Erziehung wird noch wenig gethan. Der Katholizismus ist vorherrschend. N. zerfällt in 14 Counties. Die bedeutendste Stadt ist Santa-Fé mit 6635 E., von denen 484 in der Fremde geboren wurden, 106 Farbige und 23 Indianer sind.

N. wurde von Spaniern, von Mexiko aus, erforscht. Im J. 1846 wurde es von den Unionstruppen eingenommen und 1850 als Territorium organisiert; 1861 und 1863 wurde der noch zu N. gehörige südl. Teil von Colorado und das Territorium Arizona von N. durch Kongreßbeschluß abgezweigt. Vgl. Brevoort, «New Mexico, her natural resources and attractions» (Santa Fé 1874).

Neumond, s. Mond.

Neumünster, Stadt im Landkreise Kiel der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, zu beiden Seiten der Schwale gelegen, Station der Linien Altona-Wandrup, N.-Kiel, N.-Neustadt und N.-Oldesloe der Preußischen Staatsbahnen und der Linie N.-Tönning der Westholsteinischen Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Progymnasium, eine Reichsbanknebenstelle und zählt (1880) 11623 meist prot. E. Die Gegend hieß vormals der Gau Faldera mit dem Hauptort Wipendorf, wo Vicelin ein Augustinerkloster stiftete, das bereits 1136 urkundlich novum monasterium genannt wird, aber 1327 nach Bordesholm bei Kiel verlegt wurde. Im 17. Jahrh. übersiedelten die segeberger Tuchmacher nach N., und insbesondere diesem Industriezweig hat die Stadt ihr Aufblühen zu verdanken.

Neun (die Zahl) oder Enneas hat in der Pythagoräischen Zahlensymbolik eine der Dreiheit oder Trias verwandte Bedeutung als Zahl der Abrundung oder Vollendung. Ähnlich bei den Neuplatonikern und im Mittelalter. Weil zufolge der allgemeinen Denkgesetze alle Begriffe sich ordnen nach Thesis, Antithesis und Synthesis (s. Drei), so entstehen hieraus Triaden, und durch deren Verkettung Enneaden. Plotins 54 hinterlassene Schriften wurden durch seinen Schüler Porphyrius in sechs Enneaden geordnet, und Proklus gliederte sein ganzes Philosophieren nach Triaden und Enneaden. Raimundus Lullus verband in seiner «Ars magna» eine Enneade höchster Ideen mit einer Enneade realer Wesen, einer Enneade von Tugenden, einer Enneade von Lastern u. s. w. zu einem umfassenden philos. System. Auch die Neunzahl der Mythologie (wie in den neun Musen) ist nur eine Vervielfältigung der symbolischen Dreiheit.

Neunauge (Petromyzon), eine Fischgattung aus der Ordnung der Rundmäuler oder Sauger, unterscheidet sich durch aalförmigen Körper, sieben Kiemenlöcher jederseits am Halse, Mangel der Kiefer, starke, harte Zähne und zahnartige Höcker am Rande und im Innern der Mundscheibe und zwei Rückenflossen, von denen die hintere mit der Schwanzflosse zusammenfließt. Mit ihrem Saugmunde saugen sich diese Fische unglaublich fest an Steine und andere Fische an, indem sie durch Zurückziehen der kolbenförmigen Zunge die Höhle des Mundes luftleer machen. Die unpaare, in der Mittellinie vor den Augen gelegene Nasenöffnung führt bei den N. in einen langen, nach hinten geschlossenen Sack. Sie durchlaufen eine Art Larvenzustand, in welchem sie Querder (Ammocoetes) heißen. Die gewöhnlichste Art ist das gemeine Neunauge oder die Flußpricke oder Bricke (P. fluviatilis, s. Tafel: Fische I, Fig. 3), welche die Flüsse Europas bewohnt. Sie ist 30—45 cm lang, grünlich, an den Seiten gelblich, ihre hintere Rückenflosse eckig und in die Schwanzflosse verlaufend. Die Pricken oder Pricken geben sowohl frisch als mariniert eine wohlschmeckende, aber ziemlich unverdauliche Speise ab und bilden einen bedeutenden Handelsartikel. In Norddeutschland sind die Lüneburger Bricken die beliebtesten. In den Süßgewässern Deutschlands, besonders in Gebirgsbächen findet sich auch Planers Neunauge oder die kleine Bricke (P. Planeri), welche nur 20—26 cm lang und blaugrünlich ist und zwei zusammenstoßende Rückenflossen trägt. Zu dieser Gattung gehört auch die Lamprete (s. d.) und der gemeine Schleimfisch (Myxine glutinosa, s. Tafel: Fische I, Fig. 2).

Neunkirchen, Flecken im preuß. Regierungsbezirk Trier, Kreis Ottweiler, an der Blies, Station der Linien Saarbrücken-Bingerbrück und N.-Saarbrücken der Preußischen Staatsbahnen und N.-Worms der Pfälzer Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei, hat ein großes Eisenhüttenwerk, Dampfkessel- und Maschinenfabrik, Cokswerke, Dampfsägemühle und Bierbrauerei und zählt (1880) 14647 E. In der Umgegend sind große Steinkohlenbergwerke.

Neunkirchen (eigentlich Neuenkirchen), Marktflecken in Niederösterreich, Station der Linie Wien-Triest der Südbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, mit (1880) 6757 E., ist einer der bedeutendsten Industrieorte des Landes, namentlich für Metall- und Textilindustrie.

Neun Linden, Berg, s. unter Kaiserstuhl.

Neuntöter, Vogel, s. Würger.

Neununddreißig Artikel, eine oft gebrauchte Bezeichnung für das in ein symbolisches Buch zusammengefaßte Glaubensbekenntnis Eduards VI. (S. unter Anglikanische Kirche.)

Neuorleans (New-Orleans), bedeutendste Stadt im nordamerik. Staate Louisiana, liegt am linken Ufer des hier 1 km breiten und 35 m tiefen und 177 km von seinen Mündungen in den Mexikanischen Meerbusen entfernten Mississippi und hat (1880) 216090 E., von denen 63000 Farbige und 13944 Deutsche sind. Der Seehafen von N. bietet dem Welthandel den sichersten und zugänglichsten Schutzort und Ankergrund an der Nordküste des Golfs von Mexiko. Der weiche Lehmgrund, der sich von den Mündungen des Mississippi aus weithin ins Meer erstreckt, schützt gestrandete Schiffe gegen etwaige Beschädigung und ermöglicht in fast allen Fällen deren Flottmachung ohne erhebliche Schwierigkeiten. Die vor kurzem vollendeten Seedämme (Jetties) am Südpaß haben das Fahrwasser bis zu mehr als 7 m Tiefe verbessert. N. wurde 1718 von Bienville de la Chaise, dem zweiten Gouverneur der franz. Kolonie Louisiana, welche damals das ganze Mississippithal umfaßte, gegründet und blieb französisch bis 1763, wo es an

Spanien abgetreten wurde. Der span. Besitz währte 40 Jahre, da Louisiana, welches mittlerweile durch den Vertrag von San-Ildefonso (30. April 1800) an Frankreich wieder zurückgefallen war, erst im Aug. 1803 von diesem wieder in Besitz genommen wurde, um aber schon nach wenigen Tagen gegen einen Kaufpreis von 15 Mill. Doll. an die Vereinigten Staaten abgetreten zu werden. Am 15. Jan. 1815 fand die berühmte Schlacht bei N. statt, in welcher General Jackson die brit. Armee schlug.

Das Klima von N. ist nicht ungesund. Die vom Ausländer am meisten gefürchtete Krankheit ist das meistenteils epidemisch auftretende Gelbe Fieber. Diese Krankheit, welcher der Eingeborene oder bereits akklimatisierte eingewanderte Stadtbewohner nur ganz ausnahmsweise mit letalem Ausgange unterliegt, ist für den, besonders in der Mitte des Sommers ankommenden Fremdling sehr gefährlich. Da sie jedoch nur selten die Grenze von N. überschreitet, kann sich der Ankömmling durch Aufenthalt auf dem Lande der Gefahr entziehen. Die eigentümlichen topogr. Verhältnisse von N. bedingen eine besondere Art der Leichenbestattung. Die wohlhabendern Klassen der Bevölkerung und die Mitglieder der vielen Wohlthätigkeitsvereine haben ihre eigenen über die Erde gebauten Grabgewölbe, während die ärmere Klasse in s. ichten, von Grundwasser durchdrungenen Gräbern bestattet wird. Zur Verpflegung unbemittelter und zahlender Kranken bestehen in N. mehrere öffentliche und private Hospitäler. Unter den erstern zeichnet sich das geräumige und gut organisierte Charité-Hospital, das der mediz. Fakultät auch zu Lehrzwecken dient, vorteilhaft aus. Außerdem verdient noch das süd. Krankenhaus (Turo Infirmary) und das von Barmherzigen Schwestern verwaltete Hôtel-Dieu Erwähnung. Von den öffentlichen Gebäuden sind die Cotton-Exchange, das Custom-House, das Rathaus, die Universität und das Münzgebäude die schönsten und größten. Der Jackson-Square mit einer Reiterstatue Jacksons, der Lafayette-Square mit der Marmorstatue Benjamin Franklins und der Washington-Square sind die schönsten der mit Geschmack angelegten öffentlichen Plätze. Bemerkenswert ist noch das auf einer Säule ruhende eherne Standbild Robert E. Lees.

N. hat fünf engl., eine franz. und eine tägliche deutsche Zeitung und mehrere (ein deutsches) Wochenblätter, eine Universität, eine Hoch- und viele Privat- und besonders Kirchschulen. Die Staatsbibliothek hat 26 000 und die Universitätsbibliothek 10 000 Bände. N. ist durch sechs Eisenbahnlinien mit andern Städten verbunden. Im J. 1884 fuhren in den Hafen von N. 991 Schiffe mit 1 053 176 t, darunter 640 Dampfer mit 746 715 t ein. Die Ausfuhr hatte einen Wert von 86 889 330, die Einfuhr von 10 392 043 Doll. Der Verkehr auf dem Mississippi und seinen Nebenflüssen mittels Dampfschiffen ist ein sehr reger und bedeutender. Die sog. Flachboote bringen ungeheure Quantitäten von Stein- und Holzkohle, Heu, Weizen, Kartoffeln, Faßdauben, Schindeln u. s. w. Seit dem Sezessionskrieg sind in N. viele neue Fabriken ins Leben getreten, als Baumwollspinnereien, Tabaksfabriken, Gießereien, Maschinenfabriken, Holzindustrien, Mahl- und Sägemühlen, Zuckersiedereien, Brauereien u. s. w.

Neuostpreußen, s. unter Südpreußen.

Neuötting, bayr. Stadt, s. unter Altötting.

Neuplatoniker ist der Name der letzten großen Schule der Griechischen Philosophie (s. d.). Dieselbe hat zu ihrer Voraussetzung den gelehrten Eklektizismus der ersten Jahrhunderte n. Chr. und baut ihr System aus den Einzellehren der Platonischen, Aristotelischen und Stoischen Philosophie auf; aber ihr eigenes, diese ganze Fülle des Stoffs aufs neue zu einem großen System anordnendes Prinzip ist der mystische Grundgedanke der religiösen Sehnsucht, welcher den Abgrund zwischen der unendlichen, rein geistig-gedachten Gottheit und dem in die böse Materie verirrten Einzelgeiste durch ein System von Zwischenexistenzen auszufüllen suchte: hierin fanden die heidnische Götterwelt und die Dämonen der orient. Religionen ebenso ihren Platz wie die metaphysischen Grundbegriffe der klassischen Zeit der griech. Philosophie. So wurde der Neuplatonismus von selbst zu dem Versuche, dem siegenden Christentum gegenüber den Kulturgehalt des Altertums zu einem religiösen System zusammenzufassen. In dieser Hinsicht nun scheiterte er zwar an seiner eigenen geheimen Künstlichkeit; aber die ihm verknüpften philos. Gedanken übten ihrerseits sowohl in dem Ausbau der christl. Philosophie, als auch in der Weiterentwickelung der gesamten mittelalterlichen Wissenschaft einen mächtigen Einfluß aus. In der Geschichte des Neuplatonismus unterscheidet man drei Phasen: 1) die alexandrinisch-röm. Schule, in der die philos. Tendenz und Originalität vorwaltet und welcher außer dem Stifter Ammonius Saccas (um 200 n. Chr.) hauptsächlich Plotin, der bedeutendste Geist unter den N., und Porphyrius angehörten; 2) die syr. Schule, von phantastisch-religiöser Grundrichtung, vertreten durch Jamblichus und den Kaiser Julian; 3) die athenien sische Schule, an ihrer Spitze Proclus, in der die kommentierende, nachsammelnde Thätigkeit überwog und der die letzten Scholarchen der Akademie angehörten. Vgl. Simon, «Histoire de l'école d'Alexandrie» (Par. 1843—45); Bacherat, «Histoire critique de l'école d'Alexandrie» (Par. 1846—51); Kirchner, «Die Philosophie des Plotin» (Halle 1854); Richter, «Neuplatonische Studien» (Halle 1861—67).

Neupreußen, s. unter Altpreußen.

Neupreußische Befestigungsweise, s. unter Festungsbau, Bd. VI, S. 732ᵃ.

Neupythagoräer heißen diejenigen Männer, welche in den ersten Jahrhunderten n. Chr. die Lehre der Pythagoräer erneuerten, zugleich aber dieselbe einerseits mit eklektisch eingefügten Philosophemen aus Plato, Aristoteles und den Stoikern, andererseits mit orientalisch gefärbten, religiösen Vorstellungen versetzten und dabei alle diese zusammengelesene Weisheit auf Pythagoras zurückzuführen suchten. Aus diesem Bestreben ging eine reiche Litteratur hervor, welche als willkürliche oder absichtliche Erdichtung die Gestalten der ältern griech. Philosophie, namentlich die des Pythagoras, vielfach in falsches Licht gesetzt hat. Als erster Vertreter des Neupythagoräismus gilt der um 50 v. Chr. in Alexandria lebende P. Nigidius Figulus (über ihn M. Hertz, Bresl. 1845); später hat namentlich Apollonius von Tyana als wunderthätiger Phantast Aufmerksamkeit erregt. In der Gesamtgeschichte der Philosophie müssen die N. nur als unbedeutende Vorläufer der Neuplatoniker betrachtet werden. Vgl. Thiersch, «Politik und Philosophie ꝛc.» (Marburg 1853).

Neuralgien (grch.) oder **Nervenschmerzen** nennt man jene Arten krankhaften Schmerzen, welche nur in dem Verbreitungsgebiete eines bestimmten Empfindungsnerven (s. Nerven) auftreten und sich schon durch diese Begrenzung von den andern, z. B. durch Entzündung oder Desorganisation bedingten Schmerzen unterscheiden, weil bei diesen der Sitz und die Ausbreitung der befallenen Gewebe auch dem Schmerze seine Begrenzung anweisen. So findet sich also z. B. bei N. des fünften Nerven genau die eine Gesichtshälfte, wenn sein mittlerer Ast leidet, nur die Oberlippenpartie schmerzhaft; die N. des vordern Schenkelnerven (ischias antica) verbreitet sich an der innern Seite des Oberschenkels bis ins Knie und die des hintern Schenkelnerven (ischias postica) vom Gesäß aus bis zum Knöchel und Plattfuß hinab, während die N. der Zwischenrippennerven band- und gürtelförmige Schmerzen um die Brust herum bewirken. Außer diesem Hauptkennzeichen (der anatom. Begrenzung), welches sich nur dann verwischt, wenn benachbarte Nervenstämme durch Überstrahlung im Gehirn (irradiation des Schmerzes) mitschmerzen, erkennt man eine echte N. gewöhnlich noch an folgenden Zeichen: die Schmerzanfälle sind unverhältnismäßig stark und peinigend und kommen in Anfällen periodisch mit freien oder nur durch ein dumpferes Gefühl ausgefüllten) Zwischenräumen; sie werden oft hervorgerufen durch Anlässe, welche bestimmt das Nervensystem treffen (z. B. Gemütsbewegungen), oder welche verhältnismäßig unbedeutender sind (z. B. leise Berührung der Haut), wogegen andere, anscheinend weit verletzendere Anlässe (z. B. ein starker Druck auf dieselbe Stelle) den Schmerz nicht wecken oder gar lindern, während dieje doch den durch Gewebskrankheit bedingten Schmerz sehr deutlich hervorrufen; bisweilen endlich entwickeln sich im Verlaufe des erkrankten Nerven eigentümliche Hautausschläge (Gürtelflechte, Nesselquaddel, Blasenflechte). Bei vielen N. findet sich auch das zuerst von Valleix entdeckte anatom. Kennzeichen: daß ein Druck auf den Stamm des befallenen Nerven, da wo derselbe entweder aus einem Knochenkanal hervor- oder durch eine sehnige Haut hindurchtritt, sofort einen lebhaften, in die Ausbreitungen des kranken Nerven hinabschießenden Schmerz weckt (die sog. Schmerzpunkte, points douloureux). Übrigens kann auch der Fall vorkommen, daß dieselbe Hautstelle, in welcher dem Patienten der Schmerz wütet, für eine äußere Berührung (Stiche, Kneipen u. dgl.) ganz unempfindlich ist (anaesthesia dolorosa). Dann ist der Nerv in seinem Verlauf so erkrankt, daß die eine nach dem Gehirn zu liegende Hälfte desselben Schmerz empfindet, während die andere nach außen hin verlaufende Hälfte durch dasselbe Krankheitsprodukt (z. B. eine drückende Geschwulst) in ihrer Leitungsfähigkeit ganz unterbrochen wird.

Die häufigsten und am meisten erkannten N. sind die der Hautnerven (die Dermalgien); doch kommen N. auch in andern Teilen vor, z. B. in den Gelenken (Arthralgien), Muskeln (Myalgien) und Eingeweiden (Enteralgien). Manche der innern Eingeweide mögen Sitz ähnlicher Nervenstörungen sein, die sich aber nicht als Schmerz, sondern in Form anderer Gefühlsstörungen äußern, z. B. in den Herzneuren als Herzensangst und höchste Beklemmung (die sog. Brustbräune, angina pectoris). Die eigentliche (Grund-)Störung, welche der Nervbei N. erleidet, kann sehr verschieden sein: eine Entzündung desselben oder seines Neurilems, eine Geschwulst in oder an demselben (ein sog. Neurom), ein denselben reizender Eiterherd, Splitter u. dgl., eine denselben drückende oder zerrende Anschwellung benachbarter Teile (besonders der Knochenkanäle) u. s. w. Es kann aber auch eine centrale Erkrankung des Gehirns oder Rückenmarks durch sog. excentrische Erscheinung des Schmerzes N. bedingen (z. B. bei Hirnerweichung, bei Bleivergiftung). Endlich können N. auch nach Art des Nervenreflexes entstehen, indem die Reizung eines entfernten Nervengebietes auf die Nervencentra übertragen und dort auf andere Nervengebiete überstrahlt (irradiert) wurde. So entstehen oft die N. hysterischer Frauen von Uterusskrankheiten, oder Kniesschmerz bei Hüftgelenkentzündung, Gesichtsschmerz bei Caries eines einzigen Zahns u. s. w. Nervenschwäche und blutarme Personen sind besonders zu N. geneigt; bisweilen ist eine erbliche Anlage vorhanden. Die Krankheit ist hiernach von verschiedener Bedeutung und Dauer. Die Prognoje und Behandlung der N. sind gleichfalls sehr verschieden. Einige sind verhältnismäßig leicht heilbar, wenn die Ursache erkannt wird, z. B. die von syphilitischen Knochenhautübeln oder von Zahncaries, von operierbaren oder zerteilbaren Geschwülsten, von Wechselfiebermiasma, von Bleivergiftungen, von Blutmangel abhängigen. Andere, namentlich die von centralen Nervenkrankheiten abhängigen, sind oft unheilbar, und es bleibt dann der Kunst nur übrig, sie durch betäubende oder anästhesierende Mittel, insbesondere durch subkutane Morphiumeinsprißungen oder durch Ableitungen (Körperbewegungen, Hautreize, Lokalbäder u. s. w.) zu lindern. In vielen Fällen leistet die Anwendung der Elektricität, insonderheit des galvanischen Stroms vortreffliche Dienste; in einzelnen schweren Fällen ist nur von der Dehnung (s. Nervendehnung) oder von der Durchschneidung des erkrankten Nerven (sog. Neurotomie) Heilung zu erwarten.

Neurasthenie, soviel wie Nervenschwäche.

Neurektomie, s. unter Gesichtsschmerz.

Neureuther (Eugen Napoleon), Zeichner und Maler, der Sohn des Landschaftsmalers Ludwig N., geb. in München 15. Jan. 1806, besuchte die dortige Akademie. Cornelius verwendete ihn zur dekorativen Ausstattung der Säle in der Glyptothek und veranlaßte ihn zu seinen «Randzeichnungen zu Goethes Balladen und Romanzen» (6 Hefte, München 1829—40). N. widmete sich dann vollständig dem Illustrationswesen, welches er zuerst auf die Stoffe der heimischen Poesie, Sage und Volksweise auszudehnen begann; zahlreich sind seine hierher gehörigen Werke, darunter die Randzeichnungen: «Schnaderhüpfeln», die zu den deutschen Klassikern (6 Hefte), Herders «Cid», das große Blatt: Dornröschen (1835, auf Stahl radiert), Beckers «Rheinlied», Blätter zu Goethes «Liedern», zu Kobells «Bayr. Gedichten», das mit Jul. von Schnorr herausgegebene «Nibelungenlied». Mit Kaulbach schmückte er im Königsbau den Salon der Königin mit enkaustischen Gemälden aus Wielands «Oberon». Im J. 1848 erfolgte N.s Ernennung zum Leiter der königl. Porzellanfabrik zu Nymphenburg, welche Stellung er bis 1856 bekleidete. Später wandte sich N. der Ölmalerei zu, worin ihm wieder die Dichtungen deutscher Sagen, besonders Wielands, Uhlands u. s. w., die Stoffe

lieferten. Die meisten dieser Werke kamen in die Schackesche Sammlung. Im neuen Polytechnikum in München schmückte N. die Decken des Treppenhauses und die Acht-Flachkuppel mit Bildern in Sgraffitotechnik. Im J. 1868 erhielt N. an der königl. Kunstgewerbeschule eine Professur, die er 1877 niederlegte. Er starb 23. März 1882 in München.

Neureuther (Gottfr.), Architekt, Bruder des vorigen, geb. 21. Jan. 1811 zu Mannheim, begann 1840 seine Thätigkeit als Baubeamter in Nürnberg; 1857 wurde er Professor des münchener Polytechnikums. N. vertritt in seinen zahlreichen Profanbauten die moderne Auffassung der ital. Renaissance. Er errichtete eine Reihe schöner Bahnhofbauten, so zu Würzburg, zu Aschaffenburg, Schweinfurt, große Verwaltungsgebäude dieser Art in Ludwigshafen u. s. w. Auch Landhäuser und Villen entstanden in größerer Zahl; seine bedeutendsten Leistungen sind das neue Polytechnikum und das neue Akademiegebäude für München.

Neurilēma (grch.), die Bindegewebsscheide der Nerven (s. d.).

Neurin $C_5H_{13}NO$, organische Base, welche als Spaltungsprodukt des Lecithins (s. d.) auftritt.

Neuritis (grch.), die Nervenentzündung.

Neurode, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Breslau, Station der Linie Kohlfurt-Glatz der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat bedeutenden Bergbau, Fabriken für Tuch, Teppiche, Baumwollwaren u. s. w. und zählt (1880) 6916 meist kath. E.

Der Kreis Neurode zählt (1880) auf 317 qkm 51 359 E.

Neuroglia (grch.), Nervenkittsubstanz, das eigentümliche Fasergerüst des Nervengewebes.

Neurologie, Nervenlehre, ein Zweig der beschreibenden Anatomie.

Neurōm (grch.), Nervengeschwulst, eine krankhafte Neubildung, welche vorwiegend aus Nervengewebe besteht und hauptsächlich an Amputationsstümpfen vorkommt. N. wachsen gewöhnlich langsam und erreichen nur selten größere Dimensionen; sie sind meist sehr schmerzhaft und müssen deshalb operativ entfernt werden.

Neuron (grch.), Nerv.

Neuroparalyse (grch.), die Nervenlähmung.

Neuropathie (grch.), Nervenleiden, Nervenkrankheit; Neuropathologie, die Lehre von den Nervenkrankheiten; über die ältere Auffassung derselben s. unter Cellularpathologie.

Neuropterēen (Neuraptera), s. Netzflügler.

Neuropteris *Brayn.* nennt man eine Gruppe von fossilen Farnblattresten, bei denen die Fiederchen mit herzförmiger Basis der Fiederspindel ansitzen und die Seitennerven ein- oder zweimal dichotom verzweigt sind. Es sind zahlreiche Arten dieser Gruppe aufgestellt worden, die zum größten Teil der Steinkohlenflora angehören.

Neurosen (grch.) nennt man solche Nervenkrankheiten, bei denen man keine materielle (anatom. oder chem.) Veränderung der Nerven oder ihrer Hüllen als greifbare Ursache nachgewiesen hat, womit indes nicht behauptet werden kann, daß ihnen auch keine solche zu Grunde liegt. (S. Nervenkrankheiten.) Die N. treten ebenso auf als Störungen der Empfindung oder der Bewegungen, wie die übrigen Nervenkrankheiten. Man teilt die N. weiter ein nach dem erkrankten Organ und spricht so von einer N. des Herzens (mit Herzklopfen oder schmerzhafter Empfindung in der Herzgegend), einer N. der Harnblase, des Darmkanals u. s. w., und trennt von diesen diejenigen N., welche, wie der Veitstanz, die Epilepsie, der Starrkrampf, die Hysterie und Hypochondrie (s. d.), den ganzen Organismus ergreifen.

Neurotomie, s. unter Neuralgien.

Neuruppin, s. unter Ruppin.

Neurußland ist die Gesamtbezeichnung für die drei Gouvernements Südrußlands: Jekaterinoslaw, Cherson und Taurien mit den Stadtgouvernements Kertsch-Jenikale, Tagaurog und Odessa, die früher mit Bessarabien unter der Administration eines Generalgouverneurs von N. und Bessarabien standen. Der Name N. kam 1764 in Gebrauch, als aus Neuserbien, Slaväno-Serbien und der alten Ukrainischen Linie das neurussische Gouvernement gebildet wurde. An Stelle eines Generalgouverneurs von N. und Bessarabien traten 1874 die bezüglichen Gouverneure und Stadthauptleute.

Neus, der deutsche Name von Nyon (s. d.)

Neu-Saleh, Seestadt Marokkos, s. Rabât.

Neusalz, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Freistadt an der Oder, über welche eine Brücke führt, Station der Linie Breslau-Stettin der Breslau-Schweidnitz-Freiburger Bahn, Sitz eines Amtsgerichts, hat einen Hafen, zwei Eisenhüttenwerke, Maschinen-, Pappenfabrik, Flachsspinnerei, Dampfmahl- und Dampfsägemühle und zählt (1880) 6756 meist prot. E.

Neusalzwerk, Saline, s. unter Oeynhausen.

Neusantander, Hauptstadt des mexik. Staates Tamaulipas (s. d.).

Neusatz (ungar. Uj-Vidék), königl. Freistadt im ungar. Komitat Bács-Bodrog, am linken Ufer der Donau gegenüber von Peterwardein, Station der Linie Budapest-Semlin der Ungarischen Staatsbahnen, Sitz des griech.-orient. Bischofs der Bácska, mit einem griech.-orient. und einem kath. Gymnasium, einer Hauptschule, zehn Kirchen und einer Synagoge. Die Stadt zählt (1880) 21325 E. (ohne Militär), von denen 8500 griech.-orient. Serben, die andern kath. oder prot. Deutsche und Magyaren sind. — N. wurde 1740 gegründet, 1748 königl. Freistadt, treibt wichtigen Handel mit Deutschland, Serbien und der Türkei und baut vorzügliches Obst. Seit 1864 ist N. durch die Matica Srpska (Serbischer Litteraturverein) ein Mittelpunkt der serb. Litteratur.

Neuschlesien, s. unter Südpreußen.

Neuschottland oder Nova-Scotia, eine Provinz des brit. Dominion of Canada in Nordamerika von 56280 qkm, welche früher zusammen mit Neubraunschweig (s. d.) den Namen Acadia (s. d.) führte, besteht aus einer von Nordosten nach Südwesten sich hinziehenden Halbinsel am Atlantischen Ocean, die bloß im Nordwesten durch einen schmalen Isthmus mit Neubraunschweig zusammenhängt, und aus der nordöstlich liegenden Insel Cape-Breton (s. d.). N. hat viele und gute Häfen, darunter namentlich den zu Annapolis (s. d.) an der Fundybai. Ebbe und Flut sind hier am stärksten auf der ganzen Erde, indem in der Fundybai die letztere bis zu einer Höhe von 15, ja an einigen Stellen von 22 m steigt. Wegen seiner hohen und felsigen Küsten hat das Land ein rauhes Ansehen, ist aber sehr gesund. Auch im Innern ist es meist uneben, wenn auch ohne bedeutende Erhebungen, im allgemeinen stark bewaldet und an den Küsten

und Flüssen gut angebaut. Der Boden ist ziemlich fruchtbar und das Klima wegen der oceanischen Lage des Landes gemäßigt. Die Produkte sind dieselben wie im ganzen nordöstl. Teil Nordamerikas. Die Bewohner, deren Zahl 1881 sich auf 440572 belief, von denen 100000 auf Cape Breton kommen, sind größtenteils brit. Ursprungs; doch gibt es unter ihnen auch viele Franzosen und einige Nachkommen von Deutschen. Die Zahl der Indianer ist 2102, die brit. Garnison zählt 2000 Mann. Alle Religionsbekenntnisse genießen in der Kolonie völlige Toleranz. Die Presbyterianer bilden die Mehrzahl, doch wird die Anglikanische Kirche als die herrschende angesehen. Unter den Unterrichtsanstalten ist die bedeutendste das King's-College zu Windsor; die Baptisten haben das Acadia-College zu Horton, die Presbyterianer eine höhere Schule zu Pictou, die Methodisten zu St.-George, die Katholiken ein Seminar (St.-Mary's-College) zu Halifax. Außerdem gibt es noch 10 höhere und Mittelschulen und über 600 Elementarschulen. Neben Viehzucht und Ackerbau wird Fischerei getrieben. Die Eisenlager, die reichen Steinkohlen-, Gips- und Goldlager werden mit Erfolg ausgebeutet. Salz wird viel gewonnen, doch nicht ausreichend für den Bedarf der Seefischerei. Der übrige Gewerbfleiß ist mit Ausnahme des Schiffbaues unbedeutend, der Handel und die Reederei von Wichtigkeit. Die wichtigsten Gegenstände der Ausfuhr sind Fische, besonders Stockfische, Thran, Holz und Steinkohlen.

An der Spitze der Regierung steht ein vom Generalgouverneur von Canada ernannter Vizegouverneur (Lieutenant-Governor), welchem ein exekutiver Rat von 9 Mitgliedern zur Seite wirkt. Die gesetzgebende Versammlung bilden ein legislativer Rat (Oberhaus) von 21 Mitgliedern, welche für ihre Lebenszeit vom Vizegouverneur ernannt werden, und ein Unterhaus von 38 Mitgliedern, welche auf 4 Jahre von den qualifizierten Wählern gewählt werden. Im Parlament des Dominion ist N. zu 12 Senatoren und 21 Mitgliedern des Hauses berechtigt. Für den ersten Entdecker von N. gilt Sebastiano Caboto (s. d.). Da die Engländer das Land anfangs vernachlässigten, so ließen sich 1604 auch Franzosen daselbst nieder, die jedoch 1613 von jenen vertrieben wurden. Vermöge eines Vertrags mit England kamen 1652 die Franzosen in den Besitz von N., indes schon 1654 wurden sie unter Cromwell wieder vertrieben. Durch den Vertrag von Breda ward zwar das Land abermals an Frankreich abgetreten, 1690 aber während des Kriegs zwischen Frankreich und England von den Bewohnern Neuenglands wieder für England erobert, worauf im Frieden von Utrecht 1713 Frankreich auf dessen Besitz verzichtete. Die Hauptstadt und zugleich die erste und bevölkertste Stadt des ganzen Gouvernements ist Halifax (s. d.). Andere bedeutendere Ortschaften sind Liverpool mit 1900 E., Pictou mit 3404 E., von Hochschotten angelegt, die auch in der Umgegend die Hauptbevölkerung bilden und in Tracht, Sprache und Sitte viel Nationales bewahrt haben; Lunenburg (Lüneburg) mit 1500 E., welches von deutschen Einwanderern 1753 gegründet ist und bedeutende Reederei, Seefischerei und Handel treibt.

Neuschwanstein, s. Hohenschwangau.

Neuseeland (engl. New Zealand), Inselgruppe südöstlich von Australien im südl. Großen Ocean zwischen 34½ und 47½° südl. Br. und 166½ und 178¾° östl. L. (von Greenwich) gelegen, hat (einschließlich der 975 km südöstlich von Wellington gelegenen Chataminseln mit 1627 qkm und 242 E.) einen Flächeninhalt von 270392 qkm und besteht aus zwei großen und mehrern kleinen Inseln. Die erstern sind die Nordinsel (bei den Eingeborenen Te-Ika-a-Maui, Ahinomaui, Itaamaui, d. h. Fisch des Maui) und die durch die Cookstraße von ihr getrennte Südinsel (Te-Wahi-Punamu, d. h. Ort des Grünsteins oder Nephrits). Die 22 km breite Foveaurstraße trennt die Südinsel von der kleinen Stewartinsel (Rakiura), 33,3 qkm. Von den übrigen kleinen Inseln sind besonders White oder Whakarl, ein thätiger Vulkan in der Bay of Plenty, und die Große Barrierinsel im Haurali-Golf bemerkenswert. Eine große Gebirgskette durchstreicht die beiden Hauptinseln in ihrer Längenrichtung von Südwest nach Nordost, nur unterbrochen durch die Cookstraße. Die großartigste Entwickelung erreicht sie auf der Südinsel, in deren mittlerm Teil sie vollständigen Alpencharakter annimmt und den Namen Southern Alps erhält. Neben dem Mount-Cook (Ahoarangi der Eingeborenen) als höchstem Gipfel (3764 m) ragen zahlreiche Bergriesen bis über 3000 m empor, so Mount-Tyndall, Forbes, Arrowsmith, Petermann, De la Beche. Dieselben sind von 2300—2400 m an mit ewigem Schnee bedeckt und haben zahlreiche, zum Teil sehr große Gletscher, die bis zu 1000 m Meereshöhe herabreichen. Großartige Gletscherströme, herrliche Gebirgsseen, prachtvolle Wasserfälle, Engpässe und düstere Felsschluchten, von tosenden Gebirgsströmen durchrauscht, bilden die Zierde einer wilden, unbewohnten, erst in neuester Zeit von einzelnen Reisenden und Goldgräbern betretenen Gebirgslandschaft. Die erste wissenschaftliche Erforschung dieser Südlichen Alpen verdankt man Julius Haast in Christchurch. Gegen Westen fällt das Alpengebirge steil ab und läßt nur einen schmalen Küstensaum frei, auf dem seit 1865 namentlich bei Holitika Gold gegraben wird. Gegen Osten liegen am Fuße des Gebirges ausgedehnte Ebenen und Alluvialflächen, während im Norden und Süden die Ausläufer und Abhänge des Gebirges in mächtigen Thonschieferformationen jene goldhaltigen Quarzadern bergen, denen die Provinzen Nelson und Otago ihren Reichtum verdanken. Auf der Nordinsel führt die Gebirgskette verschiedene Namen, wie Tararua, Ruahine, Kaimanawa, Te Whaiti; ihre Spitzen erreichen hier nur die Höhe von kaum 2000 m. Westlich legt sich an sie ein Hochplateau, das gegen Nord und Süd allmählich abdachend den übrigen Teil der Nordinsel bildet und an mehr als hundert Punkten von den vulkanischen Kräften der Tiefe durchbohrt ist. Nahezu in der Mitte der Nordinsel, am südl. Ufer des großen Binnensees Taupo (771 qkm in 380 m Höhe), ganz umgeben von Solfataren, Dampfhöhlen und heißen Quellen, erheben sich der noch thätige Tongariro-Vulkan (1981 m) und der erloschene, schneetragende Ruapehu (2808 m), an der Westküste ragt der schneegipfelige Taranaki oder Mount-Egmont bis 2520 m empor. Nordöstlich vom Tongariro aber bis zur Bay of Plenty breitet sich das geologisch berühmte Seeland (Lakedistrikt) aus. Hier dampft es an mehr als tausend Stellen aus tiefen Spalten, welche die Lavaschichten durchziehen, während zahlreiche Seen die größern Bodensenkungen erfüllen, kochende Quellen, Solfataren

und brodelnde Schlammkessel überall an die noch vorhandene unterirdische Glut erinnern. Nordwestlicher bei Auckland und in der Inselbai gibt es ungemein zahlreiche erloschene Vulkankegel. (S. Karte: Australien und Neuseeland, Bd. II, S. 259.)

Von den ältesten plutonischen Gesteinen bis zu den jüngsten vulkanischen Bildungen und von den ältesten metamorphischen Bildungen an bis zu den jüngsten Sedimentbildungen sind nach Hochstetters Forschungen alle Hauptglieder vertreten. Auch ist N. reich an Mineralschätzen aller Art, Gold, Kupfererz, Eisenerz, Chromerz, Graphit, Kohlen. In seiner fossilen Flora und Fauna wie in seiner lebenden charakterisiert sich N. als eins der abgeschlossensten Schöpfungscentren; es muß seit uralten Zeiten ringsum durch tiefes Meer von andern Ländern getrennt gewesen sein. Die Fossilien sind von denen Australiens und Südamerikas gänzlich verschieden. Nahe an 70 Proz. seiner Pflanzen sind ihm eigentümlich, und ähnlich verhält es sich mit der Tierwelt: Landsäugetiere kennt man nur drei, zwei Fledermäuse und eine kleine einheimische Ratte; außerdem scheint eine Fischotter vorzukommen. Unter den etwa 100 bekannten Vögeln sind drei höchst merkwürdige flügellose (Apteryx, Kiwi), während eine ebenfalls flügellose Riesenart (Palapteryx ingens, Moa) ausgestorben. Aus der Klasse der Amphibien fehlen die Schlangen ganz, ebenso die Schildkröten; nur elf Eidechsen und ein einziger, am Koromandelhafen selten vorkommender Frosch vertreten die Klasse. An Fischen herrscht großer Reichtum. Unter den Pflanzen sind als besonders charakteristisch zu nennen die sehr zahlreichen Farne (120 Arten), die fast alles offene Land in Berg und Thal bedecken und in den baumartigen Species (Dicksonia und Cyathea) eine Höhe von über 10 m erreichen. Dem Lande eigentümliche Nutzpflanzen sind die Kauritichte (Dammara australis), die vortreffliches Bauholz und ein sehr gesuchtes Harz, einen der wichtigsten Ausfuhrartikel, liefert, und der neuseeländ. Flachs (Phormium tenax). Die Eingeborenen sind echte Polynesier und gehören derselben Rasse an, welche die Inseln der Südsee von den Samoa- und Tonga-Inseln östlich bis zur Osterinsel, sowie den Sandwicharchipel bewohnt. Sie nennen sich selbst Maori und treten nach Zahl wie nach körperlicher und geistiger Begabung als der bedeutendste Stamm der Polynesier auf. Ihren Sagen nach sind sie aus Hawaiki eingewandert, das man bald mit Hawaii der Sandwichinseln, bald mit Sawaii der Samoagruppe identifiziert hat. Den Europäern gegenüber zeigten sie sich anfangs feindselig. Kannibalismus und Kindermord waren bei ihnen gewöhnlich; beide Geschlechter tätowierten sich. Dagegen trieben sie schon damals neben Jagd und Fischerei Ackerbau, verzierten ihre Hütten mit kunstvollen Holzschnitzereien, lebten in Dörfern beisammen und bereiteten aus dem neuseeländ. Flachs Matten und Mäntel.

N. wurde 13. Dez. 1642 von Tasman entdeckt. Die erste genauere Kenntnis verdankt man aber Cook, der es 1769, 1773 und 1777 besuchte und vollständig umsegelte. Derselbe führte Kartoffeln, Schweine und Gemüse auf N. ein. Die gewaltsame Entführung eines Häuptlings durch den franz. Kapitän de Surville 1769 rächten die Maori 1772 durch Ermorden und Aufessen des Kapitäns Marion und seiner 15 Leute. Samuel Marsden landete 1814 als erster christl. Missionar; seitdem wurden die Eingeborenen allmählich zu Christentum und Civilisation übergeführt und der Weg zu friedlicher, geordneter Civilisation gebahnt. Den letzten grausamen Bruderkrieg (1820—27) veranlaßte der Häuptling Hongi. Von da an nahm das Missionswerk raschen Fortgang, und seit 1843 ist kein Fall von Kannibalismus wieder vorgekommen. Nachdem einige Ansiedelungen an der Inselbai entstanden waren, Baron von Thierry 1838 am Hokianga einen unabhängigen Staat zu gründen versucht und die New-Zealand-Association 1839 Wellington an der Cookstraße errichtet hatte, wurde 1840 N. für eine selbständige Kolonie der brit. Krone erklärt. Streitigkeiten, verfehlte Verwaltungsmaßregeln, Krieg hielten die Entwickelung der Kolonie zurück, bis der Gouverneur Sir George Grey (1847—53) einen glänzenden Aufschwung herbeiführte, der 1860—66 durch verschiedene Maori-Aufstände zeitweilig unterbrochen wurde. Im J. 1852 hat N. eine Repräsentativkonstitution erhalten mit einem Parlament aus 45, auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern, und einem Repräsentantenhause von 88 Mitgliedern, auf fünf Jahre gewählt; 1876 wurde es ein Bundesstaat unter einem Gouverneur; jetzt ist es in 52 Counties und Boroughs geteilt. Ende 1882 zählte die Kolonie 517 707 E., ohne die 19 Stämmen angehörenden, auf 44 097 geschätzten Maori. Die Einnahmen wurden 1882 zu 3 917 160, die Ausgaben zu 3 824 795 und die Schuld zu 30 255 711 Pfd. St. angegeben. Die Einfuhr belief sich auf 8 609 000 Pfd. St., die Ausfuhr auf 6 658 000 Pfd. St., worunter für 1 185 000 Pfd. St. edle Metalle und 3 120 000 Pfd. Wolle. Wichtige Ausfuhrartikel sind auch das Kauritharz und der neuseeländ. Flachs. Ende 1882 waren 2357 km Eisenbahnen in Betrieb, 275 km im Bau; die Länge der Telegraphenlinien betrug 6 463 km. Ein submariner Telegraph verbindet Wellington mit der Whitesbai auf der Südinsel. Auch für die geistige Kultur ist neuerdings viel geschehen. Seit 1871 besteht zu Dunedin eine Universität und seit 1867 ein wissenschaftliches Centralinstitut, das New-Zealand-Institut. Sitz der Regierung ist Auckland.

Vgl. Dieffenbach, «Travels in New Zealand» (2 Bde., Lond. 1843); Thomson, «The history of New Zealand» (2 Bde., Lond. 1859); Hochstetter, «Neuseeland» (Stuttg. 1863); Christmann und Oberländer, «Oceanien, die Inseln der Südsee» (Lpz. 1873); Kennedy, «New Zealand» (2. Aufl., Lpz. 1874); Meinicke, «Die Inseln des Stillen Oceans» (Bd. 1, «Melanesien und N.», Lpz. 1875); Simmons «Old England and New Zealand» (Lond. 1879); J. Hector, «Handbook of New Zealand» (3. Aufl., Wellington 1884); Shortland, «Maori religion and mythology» (Lond. 1882); Herven, «La Nouvelle-Zélande» (Antwerp. 1884); Trollope, «New Zealand» (Lond. 1884).

Neuseß, Wohnsitz F. Rückerts bei Coburg (s. d.).

Neusibirien (russ. Nowaja Sibirj), Inselgruppe im nördl. Eismeer, zum ostsibir. Oblast oder Gebiete Jakutsk gerechnet, nordöstlich von der Mündung der Lena, zwischen 72° 50′ und 76° 20′ nördl. Br., zu beiden Seiten des Meridians von 140° östl. L. ausgebreitet, besteht, abgesehen von einigen kleinern Eilanden, aus den vier Hauptinseln Nowaja-Sibirj im Osten, Fadejewskij oder Thaddäusinsel in der Mitte, Kotelnoje-Ostrow oder Kesselinsel im Westen und Lächowskij oder Blishni (d. h. die Nahe)

im Süden, gegenüber dem Swjätoi-Noß oder Heiligen Vorgebirge. Sämtliche Inseln, die ein Areal von 25 585,8 qkm einnehmen, sind felsig, baumlos, überhaupt sehr vegetationsarm, an den Küsten freilich mit großen Massen von Treibholz belegt und fast das ganze Jahr mit Geschollen umgeben. Die Inseln sind des rauhen Klimas wegen unbewohnt und werden von den Russen nur wegen der Jagd auf Seetiere und wegen der großen Menge von Knochen und Zähnen vorweltlicher Tiere (Mammut, Rhinoceros, Büffel u. s. w.) besucht, die sich auf und in dem Boden finden und einen sehr gesuchten Handelsartikel abgeben. Insbesondere sind die urweltlichen Elefantenzähne, die daselbst vorkommen, unter dem Namen des Lächowschen Elfenbeins wegen ihrer Schönheit berühmt. N. wurde 1759 von dem Jakuten Ertlam aus Ustjansk entdeckt. Im April 1770 fand der russ. Kaufmann Lächow die dem Heiligen Vorgebirge am nächsten liegende Insel, welche Katharina II. nach ihm benennen ließ, und die noch unberührte Schätze von Mammutzähnen barg. Im Sommer 1773 fand Lächow das nächste Eiland Maloi (d. i. das Kleine), von welchem aus wiederum Land im Norden, nämlich die Kesselinsel, erblickt wurde. Erst 1805 fand Sannikow, ein Beamter des Eigentümers der drei Lächowschen Inseln, die Insel Jakowlew, und ein anderer Russe, Namens Siratowlow, die Insel Kowaja-Sibirj. Die gesamte Gruppe wurde 1809—11 durch Hedenström aufgenommen und 1822 durch die Marineoffiziere Anjou und Ilin trigonometrisch vermessen, die zugleich damals, im Frühjahr, eine Schlittenreise über die Inselgruppe hinaus ins Meer bis 76° 35' nördl. Br. ausführten.

Neusiedel am See, Marktflecken im ungar. Komitat Wieselburg (s. d.).

Neusiedlersee (ungar. Fertö, d. h. Sumpf), im Westen Ungarns zwischen den Komitaten Ödenburg und Wieselburg, bedeckt ein Areal von 330 qkm, indem er 30 km lang und 8—12 km breit ist; mit seiner südöstl. Fortsetzung, dem Hanság (s. d.), beträgt sein Areal fast das Doppelte. Er bildet eine große, unter das Donauniveau deprimierte Mulde, die mittels des Hanság mit dem Raabfluß und der Donau in Verbindung steht, daher erklären sich seine auffallenden Veränderungen. Von 1741 bis 1775 nahm er stets an Ausbreitung und Tiefe zu. Seit 1855 fing er wieder an abzunehmen, bis er 1868 ganz austrocknete. Man begann bereits den Boden urbar zu machen, Wirtschaftsgebäude aufzuführen und sich darauf heimisch einzurichten. Allein schon 1869 begann das Wasser sich zu vermehren, und im Frühjahr 1876 war der ganze See in seiner vorigen Größe wieder vorhanden. Beim Austrocknen des Sees fand man Stein- und Thongeräte in seinem Boden, die auf Pfahlbauten schließen lassen. Die Römer nannten ihn Peiso oder Peijo.

Neusilber, s. Argentan.

Neusilberblech, s. unter Blech.

Neusohl (ungar. Besztercze-Bánya), königl. Frei- und Bergstadt im Sohler Komitat am Zusammenfluß der Gran und Bistrin, Station der Linie Altsohl-Brezova der Ungarischen Staatsbahnen, in einem von hohen Bergen rund umschlossenen Thale, eine der schönsten Städte Ungarns, sowohl wegen ihrer Umgegend, als wegen der schönen Gebäude der Stadt. Am bedeutendsten sind unter diesen das alte Kastell mit zwei kath. Kirchen, die Kathedrale, die schönen evang. Kirchen, die bischöfl. Residenz, das Domkapitelhaus, das Komitats-, das Stadthaus und der Kammerhof oder das königl. Bergamtsgebäude. N. ist Hauptort des Sohler Komitats, der Sitz der Komitatsbehörde und eines Berggerichts, einer Hüttenverwaltung, sowie des neusohler Bistums und Kapitels. Es hat ferner ein bischöfl. Lyceum und Seminar, ein Obergymnasium, eine Lehrerbildungsanstalt, eine Hauptschule, ein evang. Untergymnasium und verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten. Die Einwohnerschaft (7159, Ende 1880), die hauptsächlich vom Eisen- und Kupferbergbau und den verwandten Gewerbszweigen lebt, besteht aus Slaven (Slowaken) und Deutschen, die Stephan II. des Bergbaues wegen aus Thüringen herbeigerufen hatte, und verteilt sich der Konfession nach fast zu gleichen Hälften auf die kath. und evang. Kirche. Vgl. Ipolyi, «Geschichte der Stadt N.» (Wien 1875).

Neuspanien (Nueva España) wurde Mexiko genannt, solange es span. Vizekönigreich war.

Neuß, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, liegt 7 km südwestlich von Düsseldorf und 3 km vom Rhein, mit dem es durch den schiffbaren Erftkanal in Verbindung steht, ist Station der Linien Aachen-Düsseldorf-Holzminden und Köln-Zevenaar der Preußischen Staatsbahnen. Die Wälle, welche früher die Stadt umgaben, sind jetzt zu öffentlichen Spaziergängen umgeschaffen. N. ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts, einer Handelskammer und einer Reichsbanknebenstelle, hat einen Hafen und zählt (1880) 17 495 meist kath. E. Die im Übergangsstil in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. erbaute kath. Münsterkirche zum heil. Quirinus ist eins der schönsten Baudenkmale dieser Periode am Niederrhein. Außerdem hat die Stadt eine prot. Kirche und ein Gymnasium. N. ist der wichtigste Getreidemarkt der preuß. Rheinprovinz, sowie für Öl- und Mehlfabrikation einer der bedeutendsten Plätze Deutschlands. Außerdem bestehen Maschinenfabriken, Eisengießereien, Gerbereien, Ziegeleien, Weberei, Fabriken für Stearin, Seife, Krawatten, Papier, Shoddy, Chokolade und Sauerkraut. Die neußer Viehmärkte sind die zahlreichst besuchten am Niederrhein. — Die Stadt verdankt ihr Entstehen den Römern, die hier, zu Navesium, eine Niederlassung und in dem benachbarten Dorfe Grimlinghausen ein Lager hatten. Historisch denkwürdig ist die Belagerung von N. durch den Herzog Karl den Kühnen von Burgund. Als infolge der Streitigkeiten des Bischofs Ruprecht von Köln mit seinem Domkapitel ersterer seinen Verwandten, den Herzog Karl, zu Hilfe rief, erschien dieser mit seiner ganzen Heeresmacht 14. Juli 1474 vor N. Allein trotz der größten Anstrengungen vermochte er die von den Bürgern mit großem Heldenmut verteidigte Stadt nicht einzunehmen. Nachdem die Belagerung bereits elf Monate gedauert und dem Herzog 10000 Mann gekostet, bestimmte ihn das Erscheinen Kaiser Friedrichs III., der sich mit der Reichsarmee vor N. gelagert hatte, zum Frieden und Abzuge. — Der Kreis Neuß hat ein Areal von 293,5 qkm und zählt (1880) 48591 E.

Neustadt (Neustadt-Harzburg), s. unter Harzburg.

Neustadt an der Dosse, Stadt im Ruppiner Kreise des preuß. Regierungsbezirks Potsdam, an der Berlin-Hamburger Eisenbahn, 75 km von Berlin, mit (1880) 1157 E., ist wegen des Friedrich-

Wilhelms-Hauptgestüts bekannt. In dem benachbarten Dorfe Lindenau befindet sich das Landgestüt.

Neustadt in Westpreußen, Kreisstadt im westpreuß. Regierungsbezirk und 41 km im Nordnordwesten von Danzig, an der Rheda und Bialla, Station der Linie Berlin-Danzig der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat ein Gymnasium und Irrenanstalt, zählte (1880) 4715 meist kath. E. und hat Holz- und Getreidehandel. Um die Stadt herum stehen 35 Kalvarienkapellen, wohin große Prozessionen unternommen werden, die mit Jahrmärkten verbunden sind. — Der Kreis Neustadt hat auf 1433 qkm (1880) 64 698 meist kath. E.

Neustadt bei Pinne (poln. Lwowek), Stadt im Kreise und 24 km nordwestlich von Buk im preuß. Regierungsbezirk Posen, mit (1880) 2466 E., Wollweberei, Gerberei, Getreidemärkten und Hopfenbau.

Neustadt (poln. Prudnik), Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk und 48 km südwestlich von Oppeln, an der Prudnik und an der Linie Frankenstein-Kosel der Oberschlesischen Eisenbahn, mit (1880) 14 292 E., Leinen- und Damastweberei, bedeutendem Schuhmachergewerbe, Teppichfabrik und besuchten Getreidemärkten. Hier hatten die Österreicher mit den Preußen Gefechte am 22. Mai und 7. bis 12. Sept. 1745, am 15. März 1760 und 28. Febr. 1779; an dem letztern Tage wurde die Stadt in Brand geschossen und dadurch zum großen Teil zerstört. — Der Kreis Neustadt zählt auf 798 qkm (1880) 93 271 E.

Neustadt bei Magdeburg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, nördlich fast unmittelbar bei Magdeburg, Station der Linien Berlin-Magdeburg-Schöningen und Magdeburg-Wittenberge der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 27 090 meist prot. E., welche zahlreiche Fabriken unterhalten, namentlich für Maschinen, dann für Zucker, Cichorie, Chokolade, Tabak, Papier u. s. w.

Neustadt am Rübenberg, Kreisstadt des preuß. Regierungsbezirks Hannover, an der Leine und der Linie Wunstorf-Bremerhaven der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Maschinenfabrik, Eisengießerei und Torfstreufabrik und zählt (1880) 4119 E.

Neustadt in Holstein, Hafenstadt im Kreis Oldenburg des preuß. Regierungsbezirk Schleswig, an einer tief landeinwärts dringenden Bucht der Ostsee und an der Altona-Kieler Eisenbahn, 29,5 km im Nordnordosten von Lübeck, mit einer schönen got. Kirche vom J. 1238, Seebädern und (1880) 4119 E., die Schiffahrt und wichtigen Getreidehandel treiben. Hier fand in der Nacht vom 20. zum 21. Juli 1850 der Kampf zwischen dem holstein. Kriegsdampfer Von der Tann unter Kapitänlieutenant Lange und einem dän. Kriegsdampfboote, einer Korvette und einem Kutter statt, wobei Lange, um sich nicht ergeben zu müssen, sein Fahrzeug in die Luft sprengte.

Neustadt bei Gummersbach, ein sehr gewerbfleißiges Städtchen im Kreise und 5,5 km von Gummersbach im rheinpreuß. Regierungsbezirk Köln, Hauptort der ehemaligen Herrschaft Gimborn-Gummersbach, mit 1534 E., Stahlfabrikation, Strumpfwirkerei und ausgedehntem Handel.

Neustadt in Hessen, Stadt im Kreise Kirchhain des preuß. Regierungsbezirks Kassel, an der Main-Weser-Bahn, mit zwei durch altertümliche doppelte Mauern geschiedenen Vorstädten, Sitz eines Amtsgerichts, hat (1880) 2168 meist kath. E., viele Mühlwerke, Ackerbau und Viehzucht.

Neustadt an der Hardt, Stadt in der bayr. Rheinpfalz, Station der Linien Neunkirchen-Worms und Monsheim-N.-Weißenburg der Pfälzischen Eisenbahnen, in dem anmutigen Thale des Speierbachs mit schönen Umgebungen am Hardtgebirge gelegen, ist Sitz eines Bezirksamts, eines Amtsgerichts und einer Reichsbanknebenstelle, hat ein Gymnasium, eine Realschule, eine Lateinschule (Casimirianum, 1579 gestiftet), eine stattliche Stiftskirche aus dem J. 1356, mit den Gräbern mehrerer Pfalzgrafen, ein schönes Stadthaus, welches 1743 von den Jesuiten als Kollegiumsgebäude aufgeführt wurde, eine große Kinderbewahranstalt mit Waisenhaus und Spital, und zählt (1880) 11 411 meist prot. E. Der Ort hat eine ansehnliche Fabrikthätigkeit, namentlich in Buntpapier, Tuch, Papier, Tabak, Mühlsteinen, Thonwaren, Brauerei und Branntweinbrennerei, außerdem Wein- und Holzhandel, Wein- und Obstbau. In der Nähe liegt die alte Ruine Hambach (s. d.).

Neustadt an der Saale oder an der Rhön, Hauptstadt eines Bezirksamts im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, an der fränk. Saale und der Bayrischen Staatsbahn Schweinfurt-Meiningen, mit Mauern und Türmen umgeben, ist der Sitz eines Bezirksamts und Amtsgerichts, hat (1880) 2215 E. und besuchte Viehmärkte. Es war zu Karls d. Gr. Zeit eine königl. Pfalz, die Oberpfalz. Bei N. liegen die großen Ruinen der alten Salzburg.

Neustadt an der Donau, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, Bezirksamt Kelheim, unweit der Donau, Station der Linie Donauwörth-Ingolstadt-Regensburg der Bayrischen Staatsbahnen, mit (1880) 1593 E., Pottaschsiederei, Hopfenbau und Holzhandel. Es finden sich hier viele Spuren röm. Niederlassungen, sowie eine Sammlung alter Waffen im Rathause. N. wurde 1632 von den Schweden unter General Horn erstürmt.

Neustadt am Kulm, Städtchen im Amtsbezirk Eschenbach in dem bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, zwischen dem Rauhen Kulm (693 m hoch) und dem Schlechten Kulm (567 m), mit 996 E., einer Burgruine und einem schönen öffentlichen Garten.

Neustadt an der Waldnaab, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, am Einfluß der Floß in die Waldnaab, Station der Linie München-Hof der Bayrischen Staatsbahnen, hat ein Schloß, Quarz-, Zinnober- und Frauenglasbrüche und zählt (1880) 1476 E.

Neustadt an der Aisch, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, 29,6 km im Norden von Ansbach, an der Nürnberg-Würzburger Eisenbahn, die hier nach Windsheim abzweigt, ehemals markgräfl. Residenz, Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, mit (1880) 4114 E., einer Handelsschule, Nagelschmieden und Hopfenbau.

Neustadt bei Leipzig, einer der großen Vorstadtorte von Leipzig im Nordosten, fast unmittelbar an die Stadt anstoßend, wurde erst in neuester Zeit auf Grund und Boden der nahen Dorfgemeinde Schönefeld angelegt und anfangs Schönefeld Neuer Anbau genannt, vergrößerte sich aber rasch, hatte bald zahlreiche industrielle Etablissements, trennte sich im Jan. 1881 von Schönefeld, organisierte sich unter dem Namen Neustadt als eigene Gemeinde und zählte 1. Dez. 1880 schon 5918 E.

Neustadt bei Stolpen, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, an der Polenz, Station der Linien Schandau-Bautzen und N.-Dürröhrsdorf der Sächsischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein heilkräftiges Mineralbad, eine sehenswerte im got. Stil erbaute Kirche und zählt (1880) 3497 E., welche künstliche Blumen und Blätter, Messer und andere Stahlwaren, sowie Leinwand, Steinnußknöpfe, emailliertes Kochgeschirr u. s. w. verfertigen.

Neustadt, Stadt im bad. Kreise Freiburg, an der Wutach, Sitz eines Amtsgerichts, einer der Hauptstätte der Schwarzwälder Industrie, besonders auch für Uhren, Strohgeflechte und Tuch.

Neustadt, Stadt in Mecklenburg-Schwerin, auf einer von der Elde gebildeten Insel, Station der Parchim-Ludwigslust-Eisenbahn, Sitz eines Amtsgerichts, mit (1880) 1659 E., einem 1711 erbauten großherzogl. Schlosse, worin eine Gemäldesammlung, und einer Maschinenbauschule.

Neustadt an der Orla, Hauptstadt eines Verwaltungsbezirks im Großherzogtum und 39 km im Südosten der Stadt Weimar, Station der Linie Leipzig-Eichicht der Preußischen Staatsbahnen, Sitz der Bezirksdirektion, eines Amtsgerichts, hat ein großherzogl. Schloß, die große Johannes- und eine andere Kirche, ein schönes Rathaus, eine hohere Bürgerschule, eine höhere Töchterschule, ein Kriegerdenkmal, eine Dampfbadeanstalt, ein Hospital, ein Krankenhaus, ansehnliche Fabriken in Tuch, Flanell, Essig und Sprit, ferner Dampfbrauerei, Gerberei, Dampfziegelei und Handel und zählt (1880) 5186 E.

Neustadt an der Heide, Stadt im Herzogtum Coburg, 15 km von Coburg entfernt, an der Rötha, am Fuße des dichtbewaldeten Muppberges, Station der Linie Coburg-Sonneberg der Werrabahn, Sitz eines Amtsgerichts, hat Fabriken für Puppen- und Spielwaren und Brauereien und zählt (1880) 3312 E.

Neustadt an der Mettau (slaw. Nové miesto nad Metují), Hauptort einer böhm. Bezirkshauptmannschaft, 15 km östlich von Josephstadt, Station der Linie Chotzen-Halbstadt der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahn, mit Mauern und Türmen umgeben, ist der Sitz eines Bezirks- und Steueramts, hat ein Schloß, ein Kloster, ein Krankenhaus und (1880) 2211 E.

Neustadt an der Waag (ungar. Nova Meszto), großer Marktflecken im ungar. Komitat Neutra, mit (1880) 5164 E. und großen Getreidemärkten.

Neustadt (Mährisch-), s. Mährisch-Neustadt.

Neustadt-Eberswalde, s. Eberswalde.

Neustädtel, Bergstadt in der sächs. Bezirkshauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Schwarzenberg, unmittelbar südlich bei Schneeberg, mit (1880) 3549 E., welche Spitzenklöppelei, Stickerei, Kunsttischlerei und Bergbau auf Silber, Wismut, Nickel, Kobalt treiben. Die meisten Pochwerke treibt der aus Westen kommende Lindenauer Bach. Den großen Filzteich hinter dem Gebirge, welcher 1783 durchbrach, sperrt jetzt ein 15 Ellen hoher, breiter, gemauerter Damm. Die in der Nähe befindlichen starken Torfbrüche an der Filzheide gehören dem Staate, welcher sie nebst dem Orte N. und Rittergut 1563 denen von Plauitz ablaufte.

Neustadtl (auch Böhmisch- oder Friedländer Neustadtl), Stadt im Gerichtsbezirk Friedland im nördl. Böhmen, mit (1881) 3848 E. deutscher Zunge, in anmutender Umgebung, an einem Seitenbach der Lausitzer Neisse. N. wurde um 1584 gegründet. Nach dem Fall Wallensteins kam die Stadt mit dem Gute an die Grafen Clam-Gallas.

Neustettin, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Köslin, zwischen dem Streitzig- und Vilmsee, Station der Linien Ruhnow-Konitz, Posen-Stolpmünde, N.-Belgard und N.-Schneidemühl der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, eines Landratsamts und einer Reichsbanknebenstelle, hat eine evang. und eine irrigianische Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, eine Provinzial-Irrenanstalt und zählt (1880) 8604 meist prot. E., welche zwei Eisengießereien und Maschinenfabriken, eine Dampfschneidemühle, Färbereien und Bierbrauerei unterhalten. N. wurde 1313 von Herzog Wratislaw IV. gegründet und kam 1643 an Brandenburg. Vgl. Wilcke, «Chronik der Stadt N.» (Neustettin 1862).

Der Kreis Neustettin zählt auf 2006 qkm (1880) 77933 meist prot. E.

Neustettiner Platte, s. unter Pommern.

Neustift, Dorf bei Freising (s. d.).

Neustrelitz, Haupt- und Residenzstadt des Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz, zwischen dem Zierker- und Glambeckersee, Station der Linie Berlin-Stralsund der Preußischen Staatsbahnen, in hügeliger Gegend, ist in Gestalt eines achteckigen Sterns erbaut, dessen breite Straßen mit regelmäßigen Häusern am Marktplatze zusammenlaufen, auf dem seit 1866 das eherne Standbild des 1860 gestorbenen Großherzogs Georg (von Albrecht Wolff) steht. N. ist Sitz der obersten Landesbehörden (Landesregierung, Kammer- und Forstkollegium, Landgericht, Amtsgericht), hat zwei evang. und eine kath. Kirche, ein großherzogl. Residenzschloß, an das sich der Schloßgarten mit prachtvollem Park anschließt, ein Gymnasium, eine Realschule, eine höhere Töchterschule, eine Bürgerschule, eine großherzogl. Bibliothek (80000 Bände), eine Sammlung wendisch-obotritischer Altertümer, ein Münzkabinett und ein prachtvolles Krankenhaus (Carolinum) und zählt (1880) 9407 E., welche Bierbrauereien, Branntweinbrennereien, Dampfmühlen, eine Gasanstalt, eine Eisengießerei und Maschinenfabrik, Tuchfabriken und Töpfereien unterhalten und Korn-, Mehl- und Holzhandel treiben. Die Stadt wurde 20. Mai 1733 von Herzog Adolf Friedrich gegründet. In unmittelbarer Nähe liegt in herrlichem Laubgehölz die Schloßkoppel, der Tiergarten und die Bürgerhorst; ferner die großherzogl. Fasanerie mit schönem Park; 5 km von der Stadt liegt das Kabinettsgut Hohenzieritz, auf dessen Schloß Königin Luise von Preußen 18. Juli 1810 starb. Nur 3 km südlich von N. liegt Altstrelitz, die ehemalige Hauptstadt des Landes, mit einer Straf- und Irrenanstalt und 3000 E., welche Tabaks-, Leder-, Öl-, Wachslicht- und Wattenfabriken unterhalten; auch werden hier Pferdemärkte abgehalten.

Neustrien oder Westfranceien (Francia occidentalis) hieß seit der Teilung von 511 in der Zeit der Merovinger und Karolinger der westl. Teil des Stammreichs der Franken (s. d.). Er erstreckte sich von der Scheldemündung südlich bis zur Loire, begriff die spätern franz. Provinzen Isle-de-France, Orléanais, Perche, Touraine, Anjou, Maine, Bretagne, Normandie, Picardie und Artois, das franz. und belg. Flandern in sich und grenzte südlich an

Aquitanien und östlich an Burgund und Austrasien (Francia orientalis). Die Hauptorte waren Soissons, Paris, Orléans und Tours. Den Kern des neustrischen Reichs bildete das Herzogtum Francien; die Bretagne war immer nur lose damit vereinigt.

Neusüdwales (engl. New South Wales), brit. Kolonie im südöstl. Australien, umfaßt 800 730 qkm mit (1882) 817 468 E. Die Grenzen derselben sind im O. der Große Ocean, im W. gegen die Kolonie Südaustralien der 141. Meridian (östlich von Greenwich), im S. gegen die Kolonie Victoria der Murray und eine gerade Linie von dessen Quellen bis Kap Howe, im N. der 29. Parallel östlich bis zum Barwan, von da eine gekrümmte Linie bis Point-Danger. Nach der Bodengestalt besteht die Kolonie in dem durchschnittlich 50 km breiten Streifen wellenförmigen Landes längs der Küste, in dem sich westlich daranschließenden Hochplateau von beträchtlicher Breite, welches sich der Küste parallel von Norden nach Süden durch die Kolonie zieht, aber unter 32° südl. Br. durch das Thal des Hunter in zwei Teile getrennt wird, und in den weiten Ebenen im Westen, welche den größten Teil der Kolonie einnehmen. Das Hochplateau, das vom Hunter an gegen Norden und Süden allmählich höher wird und dessen nördlich vom Hunter gelegener Teil durchschnittlich 820 m Höhe hat, während der südlich sich im Durchschnitt nicht über 710 m erhebt, bietet mannigfache Formen. Durch die ganze Länge des Hochplateau läuft eine Bergkette, die Große Wasserscheidekette (Great Dividing Chain) mit ihren Seitenarmen. Die durchschnittliche Erhebung dieser Kette beträgt 1150 m, einzelne Gipfel erreichen aber eine bedeutendere Höhe, so der Mount-Kosciuszko 2228, Murragal 2130, Mount-Lindsay 1737 m. Die Hauptgebirgsgruppen dieser Wasserscheidekette sind von Norden nach Süden das New-England-Gebirge, das Liverpool-Gebirge, die Blue-Mountains, das Cullarin-Gebirge, das Gourod-Gebirge, das Manero- und das hohe Muniong-Gebirge mit den Kulminationspunkten der Kolonie. Östlich an der Großen Wasserscheidekette laufen die Küstengebirge meist parallel mit ihr. Dieselben bilden im allgemeinen den Rand des Hochplateau und erheben sich im Mount-Sea-View bis 1829 m. Als isolierte Hügelgruppen unterbrechen nahe der Westgrenze die Grey- und Barrier- oder Stanleyberge die Ebenen. Das Hochplateau entsendet nach Osten kurze, reißende Küstenflüsse, von denen auch die bedeutendsten, wie der Clarence, McLeay, Hunter, Hawkesbury und Shoalhaven, nur im untersten Teil auf kurze Strecken schiffbar sind, nach Westen dagegen den größten Fluß Australiens, den Murray mit seinen die großen, fast unmerklich geneigten Ebenen durchschneidenden, einen Teil des Jahres schiffbaren Nebenflüssen Murrumbidgee, Lachlan und Darling oder Barwan. N. liegt in der warmen gemäßigten Zone.

Das Klima ist im allgemeinen warm und trocken, die Temperaturunterschiede nicht bedeutend, dagegen kommen häufig und unregelmäßig furchtbare Dürrungen und exzessive Regenfälle mit Überschwemmungen vor. Im Küstenstrich beträgt die Durchschnittstemperatur 19,4° C., die Zahl der Regentage 140; auf dem Hochplateau die Temperatur 12,5° C., die Zahl der Regentage 114; auf den Ebenen des Westens die Temperatur 18° C., die Zahl der Regentage 64. Die Ebenen sind in manchen Jahren wasserlose Wüsten, zu andern Zeiten voll ungeheuerer Seen und Sümpfe. Für Europäer ist das Klima gesund. Während das Plateau größtenteils aus Granit und dessen Varietäten besteht, der oft von Trapp durchbrochen oder von metamorphischen Gesteinen, wie Glimmerschiefer, überdeckt ist, herrschen im Küstenstrich sekundäre Formationen vor, darunter die wichtige Kohlengruppe, die am Hunter und im Illawarradistrikt ausgebeutet wird, auf den westl. Ebenen dagegen tertiäre und neuere Bildungen, abwechselnd mit großen Trappausbreitungen. Spuren neuerer vulkanischer Thätigkeit sind nicht beobachtet worden. Der Boden kann nur da ein fruchtbarer genannt werden, wo er aus zersetztem Trapp oder Kalkstein besteht; größtenteils dient er nur zu Viehweiden, und auf große Strecken hin ist er ganz unbrauchbar. Eine große Wichtigkeit haben die seit 1851 entdeckten Goldlager, welche bis 1879 einen Gesamtertrag von 33 335 800 Pfd. St. geliefert haben. Außerdem sind ergiebige Kupferminen, Zinnlager (29 Bergwerke), Eisenminen u. s. w. vorhanden. Auch besitzt N. die reichsten Kohlenfelder der südl. Halbkugel, namentlich zwischen Newcastle, Maitland und Singleton. Im ganzen wurden bis 1877 an Kohlen gewonnen 17426871 t im Werte von 182205700 Mark. Die charakteristischen Bäume sind, wie in Australien überhaupt, die zahlreichen Acacia- und Eucalyptusarten, die Casuarinen, Banksien und Grasbäume (Xanthorrhea). Auf den Küstenstrich beschränken sich die Cedern, Ficus, Kohlpalmen und Baumfarne. Alle Bäume sind immergrün, und die meisten haben vertikalstehende Blätter. Einzelne Teile der großen Ebenen bedeckt sog. Strub, dichtes, oft undurchdringliches Buschwerk von verkrüppelten Akazien und Eucalypten. Die Gebirge sind meist weniger bewaldet als das Küstengebiet. An die Stelle der rasch aussterbenden, 1881 noch 1643 Köpfe zählenden schwarzen Eingeborenen trat seit 1788, wo England eine Verbrecherkolonie an der Botanybai gründete, nach und nach eine weiße Bevölkerung, vorzugsweise Briten und Irländer, dann auch Deutsche, Amerikaner und seit neuerer Zeit Chinesen. Die Deportation von Verbrechern nach N. hat seit 1839 aufgehört, doch macht sich der Ursprung der frühern Ansiedler noch jetzt in der auffallend großen Zahl grober Verbrechen bemerklich. Produziert werden hauptsächlich Weizen, Hafer, Gerste, Hülsenfrüchte, Wein, Feigen, Orangen, Pfirsiche, Pflaumen. Ferner besaß die Kolonie Ende 1879 20043392 Stück Schafe, 2914210 Stück Hornvieh, 360038 Stück Pferde und 256026 Stück Schweine. Daher hat sie eine sehr bedeutende Ausfuhr von Wolle, Talg, Häuten, Horn und Knochen. Die Manufakturen stehen noch auf einer unbedeutenden Stufe. Die Verfassung ist eine sehr freisinnige, der von der Krone eingesetzte Gouverneur und sein verantwortliches Ministerium werden von dem Gesetzgebenden Rat und der Gesetzgebenden Versammlung, welche letztere aus freier Wahl hervorgeht, kontrolliert. Die Einnahmen der Kolonie beliefen sich 1882 auf 7410737, die Ausgaben auf 6347810, die Schuld auf 18721219 Pfd. St. Der Wert der Einfuhr betrug 21281000, der der Ausfuhr 16717000 Pfd. St.; unter letzterer befanden sich für 1744000 Pfd. St. edle Metalle und 7774000 Pfd. Wolle. An Eisenbahnen besaß N. in Betrieb 2113, in Bau 811 km; an Telegraphenlinien 15040 km. Ein-

geteilt wird N. in 20 Counties und 13 Pastoral-Districts. Hauptstadt ist Sydney (s. d.). Vgl. Lang, «Historical and statistical account of New South Wales» (4. Aufl., 2 Bde., Lond. 1874); Robinson, «New South Wales» (Sydney 1873); Reid, «An Essay on New South Wales» (Sydney 1877); Lucas, «Mines and Mineral Statistics of New South Wales» (Sydney 1877).

Neu-Szegedin, im ungar. Komitat Toroutal (s. d.).

Neutäufer, religiöse Sekte, s. u. Baptisten.

Neutech oder **Nitsch**, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Danzig, Kreis Marienburg, in der Mitte des zwischen Weichsel und Nogat gelegenen Werders, an der Schwente, 9 km westlich von Simonsdorf mit (1881) 2145 E., hat Zucker- und Maljafabrik und große Pferdemärkte.

Neutitschein, Stadt in Mähren, im sog. Kuhländchen in schöner Lage am Titschfluß, einem Nebenfluß der Oder; durch eine Lokalbahn mit der Station Zauchtel der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn verbunden, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichts und eines Bezirksgerichts, hat vier Kirchen, ein Schloß, eine Knaben- und eine Mädchen-Bürgerschule, eine Landes-Oberrealschule, eine landwirtschaftliche Landes-Mittelschule, ein Versorgungshaus und ein Krankenhaus, und zählt (1880) 10274 E. größtenteils deutscher Nationalität, welche Fabriken für Wollwarenindustrie, eine ärarische Tabaksfabrik, eine große Hutfabrik, eine Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen, Wagenfabriken u. s. w. unterhalten. Hier starb 14. Juli 1790 der österr. General Laudon.

Neutomischel, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, Kreis Buk, 56 km westlich von Posen, an der obern Doyca, Station der Linie Frankfurt a. O.-Posen der Preußischen Staatsbahnen, Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, zählt (1880) 1325 E., welche Wollspinnerei, Töpferei und Hopfenbau treiben.

Neutra (ungar. Nyitra), Komitat Ungarns, im N. an Mähren, an das Trentschiner, im O. an das Turóczer und Barser, im S. an das Komorner und Preßburger, im W. an letzteres Komitat und an Mähren grenzend, umfaßt einen Flächenraum von 5725,31 qkm und (Ende 1880) 370 651 E., die in 2 Städten, 39 Marktflecken, 413 Dörfern und Puszten wohnen. Mit Ausnahme des Waag- und des Neutrathals und einer kleinen Ebene am Marchflusse ist N. vorherrschend gebirgig oder doch hügelig. Getreide wird kaum für den eigenen Bedarf hinlänglich gebaut. Von den Weinen ist namentlich der rote Neustädler gesucht. Hingegen nimmt N. in Rücksicht auf Vieh-, besonders Schafzucht die erste Stelle unter den ungar. Komitaten ein. N. erfreut sich außerdem einer ziemlich lebhaften Gewerbsthätigkeit. Die Nähe Mährens macht N. zum Vermittler zwischen Ungarn und diesem Nachbarlande und gibt dadurch seinem Handel Bedeutsamkeit. Die Bevölkerung ist vorherrschend slaw. Nationalität (74 Proz. Slowaken) und kath. Glaubens (76½ Proz.); Protestanten zählt man gegen 59000, Israeliten über 28000. Hauptort des Komitats ist die sehr alte Stadt Neutra am rechten Ufer des Flusses Neutra, Station der Linie Tét-Mezyer-Nagy Tapolcsáni der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahnen, mit (1880) 8660 E. Sie ist Sitz eines Bischofs und hat drei Klöster, eine theol. Lehranstalt, ein Obergymnasium und eine Hauptschule. Andere bedeutendere Ortschaften sind: die königl. Freistadt Skalicz, mit 5115 E., einem Gymnasium und lebhafter Wollwarenindustrie; die einst berühmte Festung Neuhäusel (s. d.).

Neutral (lat.), keiner Partei angehörig (s. Neutralität); den Charakter des Neutrums (s. d.) an sich tragend; neutraler Zustand (in der Chemie), s. Neutralisieren.

Neutralisieren heißt eine sauer reagierende Substanz mit einer alkalischen oder basischen, oder eine alkalische oder basische mit einer sauren dergestalt vermischen, daß keine von beiden mehr vorwaltet, daß also bei Flüssigkeiten die neutralisierte Flüssigkeit weder blaues Lackmuspapier rötet, noch gerötetes bläut. Anstatt des Lackmus wendet man auch an Curcumapapier, welches durch Säuren unverändert bleibt, durch Alkalien aber braunrot wird, oder blaues Cyanin (s. d.), welches durch Säuren farblos wird. Auch Fluorescein, Phtalein, Rosolsäure und andere Indikatoren werden in neuerer Zeit hierzu verwendet. Man sagt dann, wenn die Flüssigkeit auf die genannten Farbstoffe wirkungslos ist, die Säure sei von der Base gesättigt worden, und nennt demnach den Zustand, in welchem sich die Verbindung befindet, einen gesättigten, den Akt aber, durch welchen dieser Zustand herbeigeführt wurde, die Sättigung, und den Moment, in welchem durch fortgesetzte Hinzufügung der einen Substanz zur andern die Sättigung vollendet wird, den Sättigungspunkt. Da der theoretische Begriff der Neutralität oder des neutralen Zustandes in der neuern Chemie eine andere Bedeutung erhielt (s. Neutralsalze), so hat nur noch diese praktische Erklärung des N. ihren Wert. In ähnlicher Weise braucht man diesen Ausdruck bei physik. Vorgängen. So kann man z. B. positive Elektricität durch negative, oder Nordmagnetismus durch Südmagnetismus neutralisieren.

Neutralität (lat.), die Nichtteilnahme an dem Streite anderer, ist in völkerrechtlicher Beziehung von besonderer Wichtigkeit, wenn ein Staat im Verhältnis zu andern kriegführenden Mächten den Friedenszustand sich bewahrt und weder zum Vorteil noch zum Nachteil einer der Kriegsparteien in feindseliger Weise thätig wird. Zunächst steht der Entscheid jedem Staate frei, ob er sich an dem Kriege zwischen andern Staaten beteiligen oder neutral bleiben will. Nimmt er nicht teil, so ist er neutral auch ohne Neutralitätserklärung. Es gibt aber Staaten, welchen aus internationalen Gründen eine dauernde N. zugesichert ist: wie z. B. die Schweizerische Eidgenossenschaft und Belgien. Diese ewig neutralen Staaten sind zunächst berufen, ihre N. selber zu schützen. Werden sie durch einen feindlichen Angriff gefährdet, so haben sie ihr Kriegsrecht nicht verloren und hören dann mit Recht auf, neutral zu sein. Zum Schutz ihrer Selbständigkeit können sie dann mit andern Staaten sich verbünden und selber Kriegspartei werden. Mit der N. ist die Pflicht verbunden, sich aller Unterstützung zu Kriegszwecken zu enthalten. Auf neutralen Boden gelangende Korps sind zu entwaffnen, Kriegsgefangene sofort in Freiheit zu setzen. In der Übung allgemeiner Menschenpflichten durch die Pflege von Verwundeten liegt jedoch ebenso wenig eine Verletzung der übernommenen N. als in der Erlaubnis zur Ausführung von Munitionsvorräten, und selbst in der Fortsetzung eines Bundesverhältnisses zu einer Partei ohne thätliche Beteiligung am Kriege.

Neben der «vollkommenen» oder «allgemeinen» N. kennt das Völkerrecht auch eine «unvollkommene» oder «partielle». Eine solche besteht bei der vertragsmäßigen Beschränkung des Kampfes auf ein bestimmtes Kriegsfeld, wenn namentlich diese Lokalisierung andern Mächten im Interesse ihres friedlichen Verkehrs zugesagt ist. Ebenso kann ein Staat bei der Neutralitätserklärung der einen Kriegspartei die Ausübung einer von früher her zustehenden Staatsservitut, z. B. die Benutzung von Etappenstraßen durch den neutral erklärten Staat, vorbehalten. Zuweilen wird auch einzelnen Expeditionen zu nichtkriegerischen Zwecken und ihren Beförderungsmitteln N. erteilt, wie z. B. im franz.-ital.-österr. Kriege im Sommer 1859 der Fregatte Novara auf ihrer Weltumsegelung. Die Genfer Konvention (s. d.) vom 22. Aug. 1864, welcher fast alle civilisierten Staaten beigetreten sind, sichert allen im Kriege verwundeten und erkrankten Soldaten, den Gebäuden, in welchen sie sich befinden, den Ärzten und dem gesamten Verpflegungspersonal für immer die gleiche Ausnahmestellung. Von den Kriegführenden wird die N. dadurch anerkannt, daß sie sich jeder Forderung von Begünstigungen und jeder feindseligen Behandlung des Gebietes, der Schiffe und der Angehörigen des neutralen Staats enthalten. Da jedoch die polit. Interessen neutraler Staaten durch den Ausgang des Kriegs berührt werden können, so sind dieselben befugt, geeignete Maßregeln zur Aufrechthaltung ihrer souveränen Entschließung zu treffen und nötigenfalls sich zu gewaltsamer Abwehr zu rüsten. Eine solche «bewaffnete N.» hielten namentlich Rußland, Preußen, Dänemark, Schweden und Portugal 1780 gegen die Anmaßungen Englands aufrecht, das während des Kriegs mit seinen nordamerik. Kolonien neutrale Schiffe nach feindlichem Eigentum jeder Art untersuchen und dadurch deren Handel vernichten wollte. Der damals vertretene Grundsatz, daß die feindliche Ladung mit Ausnahme der Kriegscontrebande durch die neutrale Flagge gedeckt sei, und daß neutrale Güter auf feindlichen Schiffen nicht für gute Prise erklärt werden können (frei Schiff frei Gut, unfrei Schiff frei Gut) ist aber erst 12. Juni 1856 durch den Pariser Kongreß zur Anerkennung gelangt. Vgl. außer den völkerrechtlichen Werken von Bluntschli, Heffter, Wheaton u. a. noch Geßner, «Le droit des neutres sur mer» (Berl. 1865); Esperson, «Diritto diplomatico e giurisdizione internazionale marittima» (Turin 1872); Schiatarella, «Il diritto della neutralità nelle guerre marittime» (Sassari 1874).

Neutralsalze nannte man früher solche Salze, deren Lösung gegen Pflanzenfarben sich indifferent verhält, rotes Lackmus weder bläut, noch blaues rötet. In neuerer Zeit faßt man den Begriff anders auf. Man nennt N. oder gesättigte Salze solche Verbindungen von Säuren und Metallen, oder wie Metalle wirkenden Körpern, in denen sämtliche vertretbare Wasserstoffatome der Hydroxylgruppen der Säuren durch Metalle ersetzt sind, zum Unterschiede von den sauren Salzen, in denen noch vertretbare Wasserstoffatome in Hydroxylgruppen vorhanden sind. Von der einbasischen Salpetersäure NO_2OH leitet sich das Neutralsalz NO_2OK ab. Von den zweibasischen Säuren leitet sich ein Neutralsalz und ein saures Salz ab. Z. B. die Kohlensäure $CO(OH)_2$ liefert das Neutralsalz $CO(OK)_2$ und das saure Salz $CO(OK)(OH)$; die Schwefelsäure $SO_2(OH)_2$ liefert das Neutralsalz $SO_2[O\text{-}NH_4]_2$ und das saure Salz $SO_2(ONa)(OH)$. Die dreibasischen Säuren liefern neben einem N. zwei saure Salze, z. B. die Phosphorsäure $PO(OH)_3$ gibt das Neutralsalz $PO(OK)_3$, das saure Salz $PO(OK)_2(OH)$ und das zweifach saure Salz $PO(OK)(OH)_2$. Die Reaktion des Salzes ist hier nicht mehr maßgebend, so reagiert das Neutralsalz $CO(OK)_2$ stark alkalisch, das saure Salz $CO(ONa)(OH)$ reagiert neutral, das saure Salz $PO(ONa)_2(OH)$ stark alkalisch, das Neutralsalz $(SO_4)_3O_6Fe_2$ stark sauer.

Neutrum (lat., keins von beiden) bezeichnet, wie der Name andeutet, das grammatische Geschlecht, welches weder Masculinum noch Femininum ist. (S. Genus.) In den indogerman. Sprachen besteht der Unterschied des N. vom Masculinum darin, daß ersteres keine eigentümliche Nominativform hat, sondern statt derselben entweder den Accusativ gebraucht, darum z. B. im Lateinischen die Neutralform bellum gleich dem Accusativ servum vom Masculinum sorvus ist, oder den reinen Stamm anwendet, z. B. mare (für mari), nomen, ferner darin, daß es im Plural eine besondere Endung des Nominativ-Accusativ besitzt: bella, maria.

Neu-Ulm, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, Ulm gegenüber, an der Donau, Station der Linien Ulm-Augsburg und Ulm-Kempten der Bayrischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Bezirksamts und Amtsgerichts und zählt (1880) 7744 meist kath. E. Der Ort wurde 1821 gegründet, 1842 befestigt und 1857 Stadt.

Neuville (Alphonse de), Schlachtenmaler, geb. 31. Mai 1836 zu St.-Omer, wurde namentlich berühmt durch seine geistvollen Darstellungen aus dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870 und 1871, in denen eine kraftvolle Auffassung waltet. Er ging dabei von der üblichen Art der Schlachtenmalerei ab, indem er lieber wirksame Einzelmomente als Totalansichten der Kämpfe darstellte. Bilder solcher Art waren das Biwak vor Le Bourget, die letzten Patronen u. a. Mit Détaille malte er das große Panorama der Schlacht von Champigny. N. starb 19. Mai 1885 in Paris.

Neuwarp, ehemals Rienwarpe, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Stettin, Kreis Uckermünde, auf einer Halbinsel im Neuwarpersee, Sitz eines Amtsgerichts, mit (1880) 2280 E., liegt gegenüber von Altwarp und hat Schiffahrt, Holzhandel und Fischerei.

Neuwedell, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Arnswalde, an der Drage, zwischen zwei Seen gelegen, 22 km im OND. von Arnswalde, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat Leinweberei, Ziegeleien, Thon- und Majolikafabrik und zählt (1880) 3100 meist prot. E.

Neuweiler, Stadt im Kreise Zabern des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, 11 km im ONO. von Zabern, Station der Linie Steinburg-Buchsweiler-Schweighausen der Elsaß-Lothringischen Eisenbahnen, zählt (1880) 1464 E. Die Stadt verdankt ihren Ursprung einer um 723 durch den heil. Siegbald, Bischof von Metz, gegründeten Benediktinerabtei.

Neuwerk, eine zu Hamburg gehörende Insel in der Nordsee, eine Seewarte, westlich von der Elbmündung, mitten in einem ansehnlichen Wattenmeer, welches bis zur Wesermündung reicht, liegt außerhalb des Zollgebiets und hat 69 E., zwei Leuchttürme und eine Station zur Rettung Schiffbrüchiger.

Neuwied, Hauptstadt der mediatisierten Grafschaft Wied (s. d.), sowie eines Kreises des Regierungsbezirks Koblenz in der preuß. Rheinprovinz, liegt am rechten Ufer des Rheins, über den eine fliegende Brücke führt, Station der Linie Speldorf-Niederlahnstein der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Land-, Schwur- und Amtsgerichts und zählt (1880) 9656 meist prot. E. Die Stadt wurde erst zu Anfang des 17. Jahrh. angelegt und hat breite, rechtwinkelige Straßen und freundliche Wohnungen. In dem mit einem schönen Garten umgebenen Residenzschloß findet sich eine ansehnliche Sammlung röm. Altertümer, welche namentlich in der Umgebung der Stadt, wo man 1791 eine Römerstadt entdeckte, gefunden wurden. Sehenswert sind außerdem die Gebäulichkeiten der Brüdergemeine. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu N. ein Schullehrerseminar, ein Gymnasium verbunden mit Realschule und eine höhere Töchterschule mit Lehrerinnenseminar, außerdem mehrere engl., franz. und deutsche Pensionate. In und bei N. finden sich Kartoffelstärkemehl- und Kartoffelzuckerfabriken, Eisenwerke, Walzwerke, viele Tabaks-, Cigarren-, Cichorien-, Stearin- und Seifenfabriken, außerdem liefert die Industrie sog. Gesundheitsgeschirr und emaillierte Blechwaren. Nordöstlich der Stadt liegen die Luftschlösser Monrepos und Segenhaus mit herrlicher Aussicht.

Der Kreis Neuwied zählt (1880) auf 620,4 qkm 73 448 meist kath. E.

Neuwiederblau, s. Kalkblau.

Neuyork (New York), der durch Reichtum, Volksmenge und Einfluß bedeutendste der Vereinigten Staaten von Amerika, liegt am nördlichsten unter den Middle-Atlantic-States, zwischen 40½° und 45° nördl. Br., wird begrenzt im N. von Canada, dem Lorenzstrom und Ontariosee, im W. vom Niagarafluß und Eriesee, im S. von Pennsylvanien, Neujersey und dem Atlantischen Ocean, im O. von Connecticut, Massachusetts und Vermont, und umfaßt ein Areal von 127345 qkm. Die sehr mannigfaltige Oberfläche erhält ihr Hauptrelief durch zwei Bergzüge (die Highlands und die Catskillberge), welche den östl. Teil des Staats durchziehen und als Fortsetzungen der Alleghanies anzusehen sind. Durch diese beiden Bergzüge, zwischen denen das Thal des Champlainsees und des Hudsonflusses eine merkwürdige Querspalte, die tiefste Depression im System der Alleghanies, bildet, erhält der ganze Osten des Staats durchgängig einen bergigen und hügeligen Charakter. Dagegen ist das Land im Westen derselben vorherrschend eben, ausgenommen im Süden, in der Nähe der pennsylvanischen Grenze. Die Bewässerung des Staats ist reich und mannigfaltig. Unter den Flüssen ist der Hudson der bedeutendste und von außerordentlicher Wichtigkeit als Wasserstraße. Bei Troy verstärkt durch den 150 km langen, weniger für die Schiffahrt als durch seine Fälle (12 und 20 m hoch) für die Fabrikindustrie wichtigen Mohawk, mündet der Hudson bei der Stadt Neuyork. Der 215 km lange Genesee mündet, nachdem er einige bedeutende Wasserfälle gebildet, in den Ontariosee, wie auch der 190 km lange Black River, der Oswego und andere Flüsse. An der Nordgrenze fließt der St. Lorenz, an der Südgrenze der Alleghany, der Susquehannah und der Delaware, deren Hauptarme im Staate N. entspringen. Außer dem Champlain-, dem Ontario- und Eriesee, die teilweise zu N. gehören, enthält der Staat eine Menge kleinerer Landseen. Die Seeküste von N. ist ihrer Ausdehnung nach die geringste in den 13 alten Staaten der Union; aber in keinem derselben ist die Berührung mit der See so einflußreich für die Entwickelung des Verkehrs und der Macht geworden wie hier. Dies ist vornehmlich der günstigen Lage des schönen Hafens der Stadt Neuyork in Bezug auf die innere Wasserverbindung mit einem wichtigen Hinterlande zu verdanken, sowie der außerordentlichen Sorge des Staats für Vervollkommnung und Vervielfältigung dieser Wasserverbindungen. N. nimmt hierin den ersten Rang unter den Unionsstaaten ein.

Das Klima N.s ist im Südosten veränderlich, der Winter zwischen den Gebirgen lang und streng. Im Westen zeigt sich zwar das Klima gemäßigter und angenehm, doch immer noch excessiv an Wärme und Kälte im Vergleich mit europ. Ländern unter gleichen Breitengraden. Die Bodenbeschaffenheit ist durchgängig günstig, zum Teil sehr fruchtbar. Die eigentlichen Ackerbaudistrikte sind aber mehr auf den ebenern Westen beschränkt, und namentlich ist das Gebiet zwischen dem Mohawkthale und den Großen Seen der eigentliche Weizendistrikt des Landes. Der unebene Osten eignet sich mehr zur Viehzucht, mit deren Produkten, sowie mit Honig und Wachs ein bedeutender Handel nach dem In- und Auslande, auch nach Europa getrieben wird. Der Staat hat in den Berggegenden noch schöne Waldungen, deren wichtigste Bäume die Weymouthkiefer, die Hemlocktanne, Eichen, Birken, Buchen und Ahorn, besonders Zuckerahorn sind. An nutzbaren Mineralien sind besonders zu nennen die reichen Salzlager in Onondaga-County, und Eisen, während Steinkohlen fehlen. N. ist der volkreichste Staat der Union. Die Bevölkerung stieg von 340 120 (1790) auf 5082871 Seelen (1880). Unter diesen befanden sich 2505322 männliche und 2577549 weibliche, 1211379 in der Fremde Geborene (499445 in Irland, 355913 in Deutschland, 116362 in England, 84182 in Britisch-Amerika, 28066 in Schottland, 7223 in Wales), 65104 Farbige, 909 Chinesen, 819 Indianer und 17 Japanesen.

Die Staatsschuld beträgt (1882) 9109000 Doll. Die Einnahmen für 1882/83 betrugen 15592812, die Ausgaben 17062923 Doll. Die Gesamtlänge der Eisenbahnen war 9690 km, die der Kanäle 1450 km. Von 1411 Zeitungen erscheinen 115 täglich, 97 in deutscher Sprache.

Der Hudson und die Insel Manhattan wurden von Henry Hudson 1609 entdeckt. Die Holländer gründeten 1613 die erste Niederlassung an der Südspitze jener Insel, bemächtigten sich dann jenes Landes und nannten es Neuniederland oder Neubelgien. Im J. 1664 wurde das Land von den Engländern unter Richard Nicholls für den Herzog von York in Besitz genommen. Indessen nahmen es 1673 die Holländer wieder weg, gaben es aber schon 1674 im Vertrag zu Westminster zurück. Die Kolonie hielt bereits 1683 die erste legislative Versammlung ab. Im Befreiungskriege wurde N. 1776 von den Engländern erobert und bis zum Frieden von 1783 besetzt. Am 26. Juli 1788 nahm der Staat die Verfassung der Union an. Die jetzige Staatsverfassung, welche die schon 1821 in mehr demokratischem Sinne amendierte, ursprünglich sehr konservative Konstitution von 1777 in eine radikale umgewandelt und namentlich das Wahlrecht

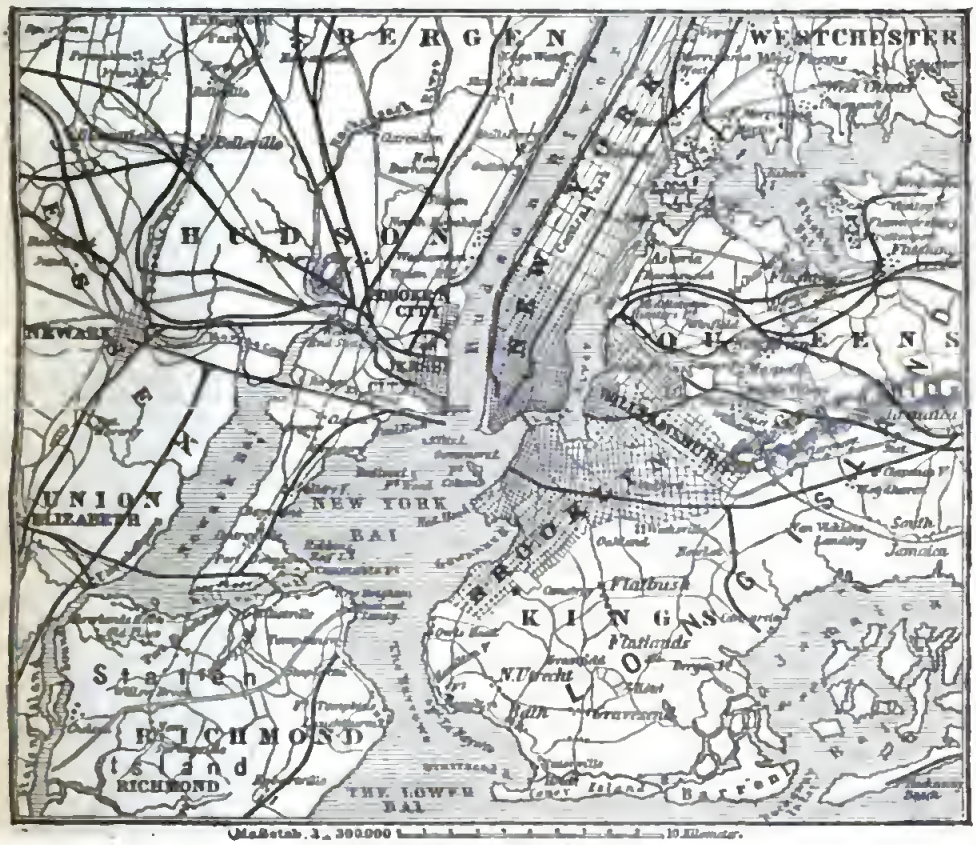
fast zu einem allgemeinen gemacht hat, ist vom 9. Okt. 1846 und 1874 vielfach amendiert. Sie erteilt jetzt ohne Unterschied der Hautfarbe jedem 21jährigen Bürger der Vereinigten Staaten, der ein Jahr im Staate und sechs Monate in der Grafschaft, in welcher er wählt, gewohnt hat, das Wahlrecht. Die ausübende Gewalt ist in den Händen eines Gouverneurs, der wie der Vizegouverneur seit 1876 auf drei Jahre gewählt wird. Die gesetzgebende Gewalt üben der Senat von 32 und das Haus der Repräsentanten von 128 Mitgliedern, von welchen diese auf ein, jene auf zwei Jahre gewählt werden, während die übrigen Staatsbeamten auch auf zwei und nur die Richter auf sechs Jahre vom Volke gewählt werden. Zum Kongreß schickt N. 2 Senatoren und 33 Repräsentanten. Der Staat wird in 60 Grafschaften eingeteilt. Die Hauptstadt ist Albany (90 758 E.), die größten Städte sind: Neuyork (1 206 299), Brooklyn (566 663), Buffalo (155 134), Rochester (89 366), Troy (56 747), Syracuse (51 792), Utica (33 914), Auburn (21 924), Oswego (21 116), Elmira (20 541) und Poughkeepsie (20 207 E.).

Vgl. Broadhead, «History of the state of N.» (Neuyork 1853—71); O'Callaghan, «History of New Netherland» (Neuyork 1846—48); derselbe, «Documentary history of New York» (Albany 1849—51); derselbe, «Documents relative to the colony of New York» (10 Bde., Neuyork 1853—58); Brecht, «N. im 17. Jahrh.» (Neuyork 1884).

Neuyork, die größte Stadt und das Hauptemporium der Neuen Welt, nach London der bedeutendste Handelsplatz der Erde, liegt auf dem Südende der zwischen dem Hudson, dem Harlem- und East-River befindlichen, 22 km langen und 50 qkm umfassenden Insel Manhattan, welche das Stadtgebiet und die Grafschaft N. bildet. Die Stadt ist an der herrlichen, von Hügeln bekränzten Neuyorkbai erbaut, welche den 300 qkm umfassenden, durch eine Gruppe von Inseln gänzlich vor dem stürmischen Ocean geschützten, zugleich an allen seinen Zugängen durch Festungswerke gesicherten Seehafen, und zwar den innern Hafen bildet, während der Außenhafen oder die eigentliche Bai von den Narrows, dem südl. Eingange zwischen Staten- und Long-Island, gegen 30 km südwärts bis zur Landzunge Sandy-Hook in Neujersey reicht. Die fremden und mit dem ausländischen Handel beschäftigten Schiffe samt den großen Küstenfahrern liegen meist am Ufer des East-River, die übrigen Küstenfahrer und Dampfschiffe vorzüglich im Hudson. Von den Holländern 1613 unter dem Namen Neuamsterdam gegründet, 1664 von den Engländern erobert, von diesen N. genannt und mit Ausnahme eines holländ. Zwischenbesitzes von 1673 bis 1674 bis zum Nov. 1783 behauptet, ist die Stadt sehr rasch zur Metropole von Nordamerika emporgewachsen. Im J. 1786 betrug die Bevölkerung 23 614, 1820 schon 123 706 und 1870 sogar 942 292 Seelen, darunter 419 094 im Ausland Geborene, von denen 151 216 Deutsche; 1880 hatte die Stadt 1 206 299 E., darunter 478 670 im Ausland Geborene, von denen 163 482 Deutsche und 12 836 Österreicher. Zählt man Brooklyn (s. d.) auf Long-Island, Jersey-City, Hoboken und Long-Island-City, die mit N. geschäftlich nur als eine einzige Stadt zu betrachten sind, hinzu, so beträgt die Bevölkerung jetzt weit über 2 000 000 E. Mit Ausnahme der alten, ursprünglich von den Holländern angelegten, unregelmäßig und zum Teil sehr eng gebauten Teile der Stadt, die aber gleichfalls rapid einer modernsten Umgestaltung entgegengehen, ist N. regelmäßig und gut gebaut. An der Südspitze der Insel liegt die sog. Battery, ein mit Alleen und Boskets bepflanzter Platz mit herrlicher Aussicht auf die Bai, früher eine beliebte Promenade der Neuyorker, jetzt der Landungsplatz der Einwanderer. Von der Battery zieht die Hauptstraße N.s, der Broadway oder Breite Weg, 5 km weit nordwärts quer durch die Stadt und bildet deren Hauptgeschäfts- und Verkehrsader. An ihn schließen sich zu beiden Seiten bis zur Höhe der vierten Straße die Geschäftsquartiere, Warenlager, Banken und Versicherungsanstalten an. Nördlich von der vierten Straße dient der Broadway dem Detailgeschäft. Das Hauptquartier des Geldgeschäfts bilden die südl. Nassau-, William-, sowie Broad- und Wallstraße und Exchange-Place.

Die öffentlichen Gebäude N.s sind meist geschmackvoll. So das den Vereinigten Staaten gehörige Zollhaus (Custom-house), ein massenhaftes, prachtvolles Granitgebäude mit einem sehr schönen Portikus von 16 ion. Säulen und einem von 8 korinth. Säulen aus ital. Marmor getragenen Dom überdeckt; ferner das der Union gehörige Unterschatzamt nebst Münze, aus weißem Marmor in der Form eines dor. Tempels erbaut; das neue Vereinigte-Staaten-Postamt am südl. Ende des Parks; das Stadthaus oder City-Hall in der Mitte des Parks; das Kriminalgerichtshaus oder The Tombs, aus Granit in ägypt. Stil erbaut und mit dem Detentionshause in Verbindung stehend; die Halle der Universität von N. in got. Stile; endlich das Columbia-College. Großartige Gebäude sind außerdem, von Kirchen und Hospitälern, wie von Theater- und Konzertsälen abgesehen, das Cooper-Institut, das Gebäude der Historischen Gesellschaft, die Mercantile-Library (mit 203 000 Bänden), zahlreiche Baulokale, verschiedene Zeitungspaläste («Herald», «Tribune» und «Staats-zeitung»), das Deutsche Klubhaus Harmonie in der 42. Straße, das Union League Klubhaus, das Deutsche Dispensary und Deutsche Freibibliothek (beides Stiftungen der Familie Ottendorfer), die Neuyork-Bibliothek mit 70 000 Bänden, die Astor-Bibliothek mit 208 429 Bänden, zu deren Gründung und Unterhaltung der bekannte neuyorker Kaufmann Jakob Astor (s. d.) 400 000 Doll. vermacht und dessen Sohn und dessen Enkel weitere 850 000 Doll. beigetragen haben, und mehrere kolossale Hotels. Unter letztern ist das Fifth-Avenue-Hotel mit 800 Zimmern das berühmteste, ein gigantisches, palastartiges Gebäude aus Marmor, gleichsam eine Welt im kleinen, steht aber schon seit Jahren weder in Größe noch in seinen Einrichtungen vereinzelt da: Brunswick, Windsor, Park Avenue machen ihm Konkurrenz; nicht viel kleiner sind das Astorhouse, die Brevoort, Everett, St.-Cloud, St.-Nicholas, St.-James-, Westminster-, Clarendon- und Metropolitan-Hotels. Von schönen Straßen ist die 5. Avenue zu nennen, das Centrum der fashionablen und reichen Welt, mit den großartigen Privatpalästen der Geldfürsten Vanderbilt, Astor, Stewart, Gould u. a. Das Großartigste aber, was N. an Bauwerken unternommen, ist der 5. Okt. 1842 vollendete Croton-Aquädukt (s. Croton-River) und der 1857 in Angriff genommene Centralpark, zwischen der 59. und 110. Straße

und der 5. bis 8. Avenue gelegen, welcher im ganzen 342 ha umfaßt und in prachtvollen, nach Plänen von Calvert Vaux und F. L. Olmsted ausgeführten Parkanlagen, große künstliche Teiche, eine sehenswerte Menagerie, ein großes Museum und seit 1881 auch die vom Millionär Vanderbilt geschenkte «Nadel der Kleopatra», den berühmten Obelisken aus Alexandria, aufweist. Die vorzüglichsten neu angelegten Parks sind der Battery-Park, Bowling-Green-Park, City-Hall-Park mit neuen Fontänen, Washington-Park und Madison-Park. Das großartige Unternehmen, das die Schwesterstädte N. und Brooklyn verbindet: der Bau der East-Riverbrücke, welche nach dem Muster der in Cincinnati (Ohio) und an den Niagarafällen gebauten Hängebrücken, aber in weitaus größerm Stil von John A. Roebling angelegt worden ist und seit seinem Tode von seinem Sohne, Washington Roebling, nach des Vaters Plänen fortgeführt wurde, ist seit 24. Mai 1883 dem Verkehr übergeben und fast ebenso lange von einer Kabeleisenbahn befahren. (S. Tafel: Brücken II, Fig. 4.)



Topographische Lage von Neuyork.

Die Stadt besitzt an 400 Gotteshäuser für mehr als 30 Konfessionen. Durch eine päpstl. Bulle vom 19. Juli 1850 wurde N. zu einem Erzbistum erhoben und die Bischöfe von Boston, Hartford, Albany und Buffalo demselben als Suffragane untergeordnet. Unter den Kirchen befinden sich mehrere schöne Gebäude. Die ausgezeichnetsten und ohne Zweifel schönsten der Union sind die Dreifaltigkeitskirche mit einem 80 m hohen Turm und der fast gänzlich vollendete got. Prachtbau der kath. St.-Patricks-Kathedrale zwischen der 50. und 51. Straße an der 5. Avenue. Für den unentgeltlich erteilten Volksunterricht ist sehr gut gesorgt. Die öffentlichen Schulen, deren es 1883 298 mit 3696 Lehrern und Lehrerinnen gab, stehen unter der Aufsicht und Kontrolle eines aus 21 Mitgliedern gebildeten Erziehungsrats und 24 Inspektoren, drei für jeden der acht städtischen Schulbezirke, welche Beamte von dem Bürgermeister auf je drei Jahre angestellt werden. Ihre Stellungen sind Ehrenämter. Die öffentlichen Schulen zerfallen in Elementarschulen mit sechs und in Mittelschulen mit acht Abstufungen. Das Seminar (Normal College) bildet Lehrer und Lehrerinnen heran. Außerdem haben die Deutschen und Juden zahlreiche Privatschulen, die Katholiken noch 58 Pfarrschulen für Mädchen, 53 für Knaben und 30 Mittelschulen mit über 40000 Schülern. 23 höhere Bildungsanstalten sorgen für den wissenschaftlichen Unterricht, darunter das Columbia-College, 1754 unter dem Namen King's-College von König Georg II. errichtet, seit 1880 mit einer Schule für polit. Wissenschaften verbunden, mit einem Präsidenten und 68 Lehrern und 1537 Studenten; die 1830 errichtete Neuyork-University mit einem Kanzler, 43 Lehrern und 641 Studenten; das College of the City of Newyork (früher Free-Academy) mit einem Präsidenten, 30 Professoren und 1239 Studenten, welches den ehrenvoll aus den Stadtschulen Entlassenen unentgeltlichen Unterricht erteilt; das Kollegium der Ärzte und Chirurgen mit 27 Professoren; mehrere theol., mediz. (auch homöopathische) Phar-

malopöe-Lehranstalten. Außerdem sind bemerlenswert die Historische Gesellschoft mit einer wertvollen Bibliothek, einer Sammlung von indian. Altertümern, Münzen u. s. w., die Ethnologische Gesellschaft, die 1852 erst gegründete Geographische Gesellschaft, das American-Institute zur Aufmunterung des Ackerbaues, der Gewerbe und des Handels; die National-Kunstakademie mit einer Statuensammlung und Gemäldeausstellungen; die Clinton-Hall-Association zur Beförderung der Künste und Wissenschoften; der kaufmänische Bibliothekverein. Ferner sind zu nennen viele religiöse und 191 philanthropische Anstalten, besonders die verschiedenen amerik. und neuyorker Bibel- und Missionsgesellschaften, die Mäßigkeits-Union, die Antisklaverei-, die Sonntagsschulen- und die Gesellschaft der Seemannsfreunde, die deutsche und die schweiz. Wohlthätigkeitsgesellschoft, das neuyorker Hospital, außer welchem es noch 44 Hospitäler gibt. Auch hat N. 27 Schauspielhäuser, darunter 1 deutsches, 2 Opernhäuser, darunter eins (Metropolitan), in welchen neuestens nur deutsche Opern aufgeführt werden, gegen 18000 Wirtshäuser und Schenken, 12 große Markthäuser und Marktplätze. In der Stadt kamen 1874 631 Zeitschriften heraus, darunter täglich 28 englische, 5 deutsche, 2 französische, 2 italienische, 1 spanische und 1 schwedische; 4 halbwöchentliche; 243 wöchentliche, darunter 31 deutsche, 2 spanische, 1 französische und 1 schwedische. Die 11339 industriellen Etablissements beschäftigten 1880 227352 Arbeiter (worunter 71795 Frauen und 9378 Kinder unter 15, resp. 16 Jahren) und Arbeiterinnen, besaßen ein Kapital von 181206356 Doll., zahlten 97030021 Doll. Lohn, verarbeiteten für 288441691 Doll. Rohmaterial und produzierten Werte für 472926437 Doll. Kaum besteht ein Zweig menschlicher Thätigkeit, der hier nicht vertreten wäre, vor allem bedeutend aber ist der Maschinen- und Schiffbau. Der Import belief sich im J. 1883 auf 472859885 Doll. oder 65½ Proz. der ganzen Einfuhr der Union, der Export auf 21166859 Doll. von fremden Waren oder 71 Proz. vom Gesamtbetrag und auf 362571653 Doll. von einheimischen Produkten oder fast 44 Proz. des Gesamtbetrags, also der ganze fremde Handel N.s auf 856598397 Doll. oder 54½ Proz. des Gesamtbetrags. Der Gehalt der in N. registrierten 2451 Segelschiffe erreichte in demselben Jahre 505559 und der 978 Dampfschiffe 336327 Tonnen. Die Zolleinnahmen in N. betragen jährlich im Durchschnitt zwischen 100—120 Mill. Doll. Gold. N. ist der Haupthafen für die europ. Einwanderung. Die 47 Nationalbanken hatten 1884 ein Kapital von 49900000 Doll., die 27 unter dem Staatsgesetz inkorporierten Banken 14412700 Doll.

Die Stadtverwaltung ist seit 1882 in den Händen eines alle zwei Jahre vom Volke erwählten Bürgermeisters (Mayor) mit sehr weitgehenden Vollmachten und eines Kollegiums von 24 Aldermen. Die Stadt ist in 24 Wards (Bezirke) geteilt, sendet 7 Senatoren und 24 Mitglieder in die Staatslegislatur, sowie 8 Abgeordnete in den Kongreß. Die Kommissare und Abteilungsvorsteher werden unter Zustimmung der Aldermen vom Mayor ernannt (statt früher vom Volke gewählt). Das Budget der Stadt belief sich für 1885 auf 33881905 Doll., die fundierte Schuld 1. Jan. 1884 auf 130680570 Doll. Das Mobiliarvermögen wurde zu derselben Zeit auf 197546495, das Immobiliarvermögen auf 1079130669 Doll. veranschlagt. Die Stadt steht mit allen bedeutenden Seehäfen der Welt in direktem Verkehr, mit vielen durch regelmäßige Patet- und Dampfschiffe. So mit Liverpool, Havre, Hamburg und Bremen; ferner über Charleston und Savannoh mit Havana, Neuorleans und Aspinwall zum Anschluß an die Südseelinie von Panama nach Californien und China. Mit den Haupthäfen der Vereinigten Staaten am Atlantischen Meer steht sie in fast täglichem regelmäßigen Dampfbootverkehr. Auch bildet N. einen Centralpunkt für eine Menge wichtiger Eisenbahnen; doch fängt, außer der Hudson- und Harlembahn, keine derselben unmittelbar bei der Stadt an, indem ihre Bahnhöfe sich alle auf den ihr gegenüberliegenden Ufern befinden und nur durch Dampfboote mit ihr in Verbindung stehen. Vgl. Miller, «New York as it is» (Neuyork 1866).

Neuzen, Festung in der niederländ. Provinz Zeeland (s. d.).

Nevada, einer der westlichsten von den Vereinigten Staaten von Amerika, liegt zwischen 35° und 42° nördl. Br. und 114° und 120° westl. L., wird im N. von Oregon und Idaho, im O. von Utah und Arizona, im SW. und W. von Californien begrenzt, hat 286701 qkm und (1880) 62266 E., von denen 25653 in der Fremde Geborene, 5419 Chinesen, 2803 Indianer, 2213 Deutsche und 488 Farbige sind. N. wurde 2. März 1861 als Territorium organisiert und 31. Okt. 1864 als Staat zugelassen. Er ist sehr reich an Gold und Silber. Im J. 1880 wurden gewonnen: für 4888342 Doll. Gold und für 12430667 Doll. Silber. Ackerbau und Viehzucht nehmen zu. Die Gesamtlänge der Eisenbahnlinien beträgt 1265 km. Die eigentlichen Staatsschulden beliefen sich 1883 auf 555000 Doll. Die den Staat durchziehenden Gebirge, 2—4000 m hoch, sind die östl. Ausläufer der Sierra Nevada, nach welcher der Staat auch genannt wurde. In diesen Gebirgen finden sich zahllose heiße Quellen. Der Hauptfluß ist der Humboldt, dem entlang die Pacificbahn geht; die Südostgrenze bildet der Colorado. Für das Schulwesen wird gut gesorgt. Dem religiösen Bekenntnis nach bilden die Katholiken und Methodisten die Mehrzohl der Bevölterung. Der Staat wird in 27 Grafschaften eingeteilt. Die Legislatur, welche alle Jahre zusammentritt, besteht aus 25 Senatoren und 50 Repräsentanten. Im Kongreß ist N. durch zwei Senatoren und einen Kongreßabgeordneten vertreten. Die Staatsbeamten werden auf vier Jahre gewählt. Hauptstadt des Staates ist Carson-City (4229 E.); die größten Städte sind: Virginia-City (10917 E.), Gold Hill (4531 E.) und Eureka (4207 E.).

Nevadaborax, s. unter Borax.

Nevado de Toluca, Vulkan, s. unter Toluca.

Nevers, Hauptstadt des franz. Depart. Nièvre und der ehemaligen Provinz Nivernais, an der Bahn Paris-Lyon, die hier nach Chagny abzweigt, am rechten Ufer der Loire und am Einfluß der Nièvre, sowie unfern oberhalb der Mündung des Allier in herrlicher Gegend gelegen, ist Sitz eines Suffraganbischofs des Erzbistums Sens, eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels- und eines Friedensgerichts, eines Gewerberats und einer Manufakturenkammer. Die Stadt ist amphitheatralisch am Abhange eines Hügels steil, eng und unregelmäßig erbaut, hat noch einige Türme als Reste der alten Befestigungen

und sehr schöne Promenaden. In der obern Stadt befindet sich die Kathedrale St.-Cyr, ein schwerfälliger, im Innern mit schönen Skulpturen geschmückter got. Bau aus dem 11. Jahrh., und das jetzt als Justizpalast benutzte Schloß der ehemaligen Herzöge von N. von 1475 mitten in der Stadt. Außerdem verdienen Erwähnung die St. Stephanskirche, eine der interessantesten Frankreichs, die prachtvolle Präfektur, die schöne Kaufhalle an der Stelle des alten Justizpalastes, das Stadthaus mit dem Musée Nivernais (für Porzellan, Fayence u. dgl.), der 1746 zum Andenken an den Sieg bei Fontenoy erbaute Triumphbogen des Pariser Thors an der Loirebrücke von 17 Bogen, der Park der Herzöge von Nemours und darüber auf einem den Bahnhof beherrschenden Plateau das schöne Kloster St.-Gildard, Mutterhaus der Barmherzigen Schwestern von N. Die Stadt hat ein Lyceum, ein Priesterund ein Lehrerinnenseminar, eine Gewerbeschule, eine öffentliche Bibliothek, eine Gemäldegalerie, ein Naturalienkabinett, ein archäol. Museum, ein Theater, eine Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft, eine Ackerbaukammer und eine Ackerbaugesellschaft, eine Bankfiliale, eine Strafanstalt, ein Armen- und ein Waisenhaus, zwei Spitäler, mehrere Kasernen und zählt (1881) 21 722 E., welche sehr gewerbfleißig sind. Besonders wichtig sind die Porzellanfabrik (mit 200 Arbeitern) und sechs Fayencefabriken (mit 800 Arbeitern), deren Produkte seit sehr alter Zeit im Rufe stehen; sodann die Fabriken für Email, Glasperlen, Feilen, Schraubstöcke, landwirtschaftliche und andere Eisengeräte, Violinsaiten, Strumpfwirkerartikel, Chemikalien, Tuch, Leinwand, mehrere Brauereien, Gerbereien, sowie die große Geschützgießerei für die Marine (die bedeutendste nächst der von Ruelle), welche jährlich 400 Stücke liefern kann, mit Kupferschmelzhütten, Kanonenbohrern u. s. w. Auch treibt N., das einen bequemen Flußhafen hat, durch Dampfboote mit Moulins und Orléans, durch Eisenbahnen mit diesen Städten, sowie mit Paris u. s. w. in Verbindung steht, einen beträchtlichen Handel mit Wein, Getreide, Vieh, Eisen, Stahl, Quincaillierewaren und andern Fabrikaten. In den benachbarten Ortschaften sind sehr bedeutende metallurgische Etablissements, wie das Eisenwerk La Chaussade an der Nièvre, eins der großartigsten Frankreichs bei dem Dorfe Guérigny (s. d.).

N. war schon zu Cäsars Zeit ein strategisch wichtiger Punkt unter dem Namen Noviodunum im Lande der Äduer bekannt, hieß später Nevirnum, dann Nivernum und ward unter den Frankenkönig Chlodwig zur Stadt und 506 zum Bischofssitz erhoben. Nachdem die alten Grafen von Nivernais in männlicher Linie erloschen, erhob König Franz I. 1538 die Grafschaft, welche 1491 einem Grafen aus dem Hause Kleve durch Erbschaft zugefallen war, zur Pairie und zum Herzogtum. Dieser erste Herzog von N. heiratete eine Prinzessin von Bourbon-Vendôme und verlieh damit seinen Nachkommen in Frankreich großen Glanz. Seine Enkelin, Henriette von Kleve, vermählte sich 1565 mit Ludwig Gonzaga aus dem Hause der Herzöge von Mantua, der hiermit Herzog von Nevers wurde. Er war in früher Jugend an den Hof Heinrichs II. in Paris gekommen und hatte an dem Kriege gegen die Spanier teilgenommen. Unter Heinrich III. wendete er sich, jedoch mit vieler Mäßigung, der kath. Ligue zu. Als Heinrich IV. den Thron bestiegen, unterstützte er denselben sehr thätig in den polit. Verhandlungen und wurde Gouverneur von Champagne. Er starb 23. Okt. 1595 zu Neële und hinterließ «Mémoires» (2 Bde., Par. 1665), die für die Geschichte jener Zeit nicht unwichtig sind. — Sein Enkel, Charles III., dessen Schwester Louise Marie den König Johann Kasimir von Polen heiratete, verkaufte das Herzogtum N. 1659 an den Kardinal Mazarin. Letzterer vererbte dasselbe bei seinem Tode an seinen Neffen Philipp Julien Mancini, dessen Nachkommen in gerader Linie nun den Titel der Herzöge von Nivernais führten. — Louis Jules Barbon Mancini-Mazarini, vierter und letzter Herzog von Nivernais, franz. Staatsminister und span. Grande, wurde zu Paris 16. Dez. 1716 geboren. Er diente unter Villars in Italien, später in Deutschland, verließ aber 1743 die Armee und widmete sich eifrig den Wissenschaften und der Diplomatie. Der franz. Hof schickte ihn 1748 als Gesandten nach Rom, wo er bis 1752 blieb. Er wurde 1755 nach Berlin gesendet, um das Bündnis Preußens mit Großbritannien zu verhindern, was ihm jedoch nicht gelang. Nach dem Siebenjährigen Kriege mußte er den Frieden mit England verhandeln. Als ihm 1769 nach dem Tode seines Vaters die herzogl. Besitzungen zufielen, entfernte er sich vom Hofe. Als Vergennes auf kurze Zeit ans Staatsruder gelangte, ließ sich der Herzog ebenfalls bewegen, ins Ministerium zu treten. In der Revolution gehörte er zu den wenigen Großen, die sich um den König scharten. Seines Royalismus wegen wurde er 1793 ins Gefängnis geworfen, aus dem ihn erst der Sturz Robespierres rettete. Er starb zu Paris 25. Febr. 1798. Seine Poesien, Übersetzungen und geschichtlichen Fragmente gab er gesammelt (8 Bde., Par. 1796) heraus. Nach seinem Tode erschienen «Oeuvres posthumes» (herausg. von Neufchâteau, 2 Bde., 1807).

Neville, ein in der engl. Geschichte vielgenanntes Adelsgeschlecht, leitet seinen Ursprung von dem angelsächs. Grafen von Northumberland, Uchtred (1016), ab, dessen Nachkomme, Robert Fitz-Maldred, Herr von Raby in der Grafschaft Durham, um 1200 Isabel de N., Erbin eines mächtigen normann. Barons, heiratete und ihren Namen annahm. — Sein Urenkel, Ranulph de N., ward 8. Juni 1294 als Lord N. in das Oberhaus berufen und starb 1331. — Dessen Sohn, Ralph, zweiter Lord N., war mit Lord Percy Wardein der Schott. Marken, begleitete Eduard III. auf seinen Kriegen in Frankreich und starb 1367. — Dessen Enkel, Ralph N., erster Graf von Westmoreland, spielte eine Hauptrolle in den Unruhen der damaligen Zeit und starb hochbetagt 1425. Er hinterließ zehn Söhne und zwölf Töchter, von denen die jüngste, Cicely, die Gemahlin Richard Plantagenets, Herzogs von York, und die Mutter Eduards IV. und Richards III. wurde.

Der älteste Sohn Ralph N.s von seiner zweiten Frau, Tochter Johanns von Gaunt und Stiefschwester Heinrichs IV., Richard N., vermählte sich mit der einzigen Tochter und Erbin des Thomas von Montacute, Grafen von Salisbury, dessen Titel ihm durch ein königl. Patent vom 4. Mai 1442 erteilt wurden. In dem Bürgerkriege der beiden Rosen nahm er für das Haus York Partei, schlug die Lancastrier bei Blore-Heath 1458 und Northampton 1460 und wurde zum Lord-Oberkammerherrn von England ernannt. In der Schlacht von Wakefield 24. Dez. 1460 geriet er jedoch in Gefangenschaft und wurde enthauptet.

Sein ältester Sohn war der heldenmütige Graf von Warwick (s. d.); der zweite, John N., ebenfalls ein Haupt der Yorkschen Partei, ward 1460 zum Baron N. von Montague, dann zum Grafen von Northumberland erhoben und siegte bei Hexham über den Herzog von Somerset. Nachdem er 1470 den Titel eines Marquis von Montague erhalten, vereinigte er sich mit seinem Bruder Warwick, um Eduard IV. zu stürzen und Heinrich VI. von neuem auf den Thron zu setzen, fiel aber 14. April 1471 bei Barnet. Nach seinem Tode wurden seine Güter eingezogen und sein Sohn George N. aller Titel und Würden durch Parlamentsbeschluß verlustig erklärt, worauf er 1483 in Dunkelheit starb.

Ralph N., Neffe von Richard N., folgte seinem Großvater 1425 als zweiter Graf von Westmoreland. Er hielt sich in den Bürgerkriegen zum Hause Lancaster und starb 1485. — Sein Neffe, Ralph N., dritter Graf von Westmoreland, starb 1523. — Dessen Enkel, Ralph N., vierter Graf von Westmoreland, wurde von Heinrich VIII. in diplomatischen Geschäften verwendet und gehörte zur nächsten Umgebung dieses Monarchen. Seinem Sohne Henry folgte Charles N., sechster Graf von Westmoreland. Er nahm 1570 an dem Aufstande des Grafen von Northumberland gegen Elisabeth teil, wurde geächtet und floh erst nach Schottland, dann nach den Niederlanden, wo er im Elend starb.

Ein dritter Sohn des ersten Grafen von Westmoreland, William N., heiratete die Erbin Lord Fauconbergs, dessen Titel er annahm. Er focht in den Kriegen gegen Frankreich und Lancaster, wurde 1461 zum Grafen von Kent und Großadmiral von England erhoben, starb aber 1462 ohne männliche Erben. — Ein vierter Sohn, Edward N., war der Gatte Elisabeth Beauchamps, der Tochter des Grafen von Worcester und Erbin der Baronie Abergavenny, welche ihm im Sept. 1450 im Rechte seiner Gattin verliehen wurde. Auch er war ein eifriger Anhänger des Hauses York und starb 1476. — Sein Enkel, George N., dritter Lord Abergavenny, ein Günstling Heinrichs VIII., heiratete die Tochter Edward Stafford's, Herzogs von Buckingham. — Dessen Sohn, Henry N., vierter Lord Abergavenny, starb 10. Febr. 1587, eine einzige Tochter, Elisabeth, Gattin Sir Thomas Fanes, hinterlassend, von welcher die jetzigen Grafen von Westmoreland (s. d.) abstammen. Die Peerschaft Abergavenny ging jedoch an Edward N. (gest. 1589) über, dessen Sohn, Edward N., sechster Lord Abergavenny, mit seinen Ansprüchen auf die Grafschaft Westmoreland abgewiesen wurde. — George N., fünfzehnter Lord Abergavenny, wurde 17. Mai 1784 zum Viscount N. und Grafen von Abergavenny erhoben. Er starb 10. Sept. 1785.

Ein Nachkomme in weiblicher Linie des Sir Henry N., Bruders der fünften Lord Abergavenny, Richard N.-Griffen, Lord Braybrooke, geb. 26. Sept. 1783, Alterthumsforscher und Herausgeber der Memoiren des Samuel Pepys, starb 13. März 1858 und hatte seinen Sohn, Richard Cornwallis N., geb. 17. März 1820, zum Nachfolger, der sich gleichfalls durch seine «Saxon obsequies» (Lond. 1853) um die engl. Archäologie Verdienste erwarb und 21. Febr. 1861 starb. Ihm folgte sein Sohn Charles Cornwallis N., geb. 1823, als vierter Lord Braybrooke.

Neville's Croß, Kreuz auf dem Schlachtfeld bei Durham in England, wo 17. Okt. 1346 die Engländer über König David II. von Schottland siegten.

Nevis, brit. Insel und Kolonie in Westindien, zu den Kleinen Antillen gehörig, westlich von Antigua und nahe südöstlich von St.-Christopher, ist mit der kleinen südöstlich gelegenen Insel Redonda 118 qkm groß, zählt (1882) 12026 E. (meist Neger) und besteht, mit Ausnahme eines schmalen fruchtbaren Küstenstrichs, aus einem einzigen, 1112 m hohen Berge mit dem Krater eines erloschenen Vulkans und heißen Quellen (bis zu 58° R.). Der Boden ist ergiebig, Bewässerung und Waldung reichlich vorhanden. Hauptort und Sitz des Gouverneurs ist die Stadt Charlestown mit einer guten Reede. Die Regierung von N. wird geführt von einem Präsidenten, einem Exekutivausschuß und einer gesetzgebenden Versammlung von elf Mitgliedern. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Zucker, Melasse und Rum. Die Insel wurde 1628 durch engl. Emigranten aus St.-Christopher kolonisiert und ist, mit Ausnahme der franz. Occupationen 1706—13 und 1782—83, Eigentum Großbritanniens geblieben. Der amerik. Staatsmann Alexander Hamilton wurde hier geboren.

New..., Städte ꝛc., die man hier vermißt, sind unter Neu... zu suchen, z. B. New-Orleans, s. Neuorleans, New-York, s. Neuyork ꝛc.

Newa, ein nur 65 km langer, aber sehr breiter Fluß im russ. Gouvernement Petersburg, der aus dem Ladogasee in zwei Armen fließt, welche die Insel Orechowa bilden. Die N. durchströmt die Stadt Petersburg in mehrern Armen, namentlich als Große und Kleine Newa und als Große und Kleine Newka, zwischen denen sie die schönen wiesen- und waldreichen und mit herrlichen Datschen oder Villen versehenen Inseln Petrowsky, Krestowsky Ostrow, Kamenny Ostrow, Jelagin und Wassily Ostrow bildet, und ergießt sich unfern der Stadt in mächtiger Breite in den Finnischen Golf. Durch den Ladogasee (s. d.) steht sie mit dem Wuoxa, der aus dem Saimasee entspringt, mit dem Wolchow, der vom Ilmensee kommt, und mit dem Swir, der aus dem Onegasee tritt, in Verbindung und führt also eine große Wasserfülle in die Ostsee. Die Strömung der N. ist so reißend, daß ihr Gefrieren im Winter nur durch das aus dem Ladogasee kommende Eis ermöglicht wird. Die N. ist sehr fischreich und trägt sehr große Schiffe. Nach den Beobachtungen 1706—1866 ist die N. durchschnittlich von Mitte Nov. bis Anfang April, also zwei Fünftel eines Jahres, mit stehendem Eis bedeckt. Während der Monate Mai bis einschließlich September wird sie außer von Segelschiffen auch von den Booten zweier Vereine, der Gesellschaft der leichten Newadampfschiffe und der Nordischen Dampfbootgesellschaft, regelmäßig befahren. Am 28. Mai 1885 wurde der Petersburg-Kronstädter Seekanal eröffnet, welcher die Mündung der Newa mit dem einen günstigen Ankerplatz bietenden Kronstadt durch eine auch von großen, tiefgehenden Seeschiffen zu benutzende Fahrrinne verbindet und Petersburg zu einem Seehafen machen soll.

New-Albany, Stadt und Hauptort von Floyd-County im nordamerik. Staate Indiana, rechts am Ohio, ist hübsch gebaut, hat (1880) 16423 E. (darunter 1337 Farbige), Mühlen, Eisengießereien ꝛc., drei National- und drei andere Banken, zwei Hoch- und zehn öffentliche Schulen und ein College.

New-Almaden, äußerst quecksilberreiche Gegend des californischen Küstengebirges in Santa Clara-County, California. Die Mine von N. galt früher als die reichhaltigste aller bekannten Quecksilberminen, zeigt sich jetzt jedoch nicht mehr so ergiebig.

Newar, eins der Himalajavölker (s. d.).

Newaris, die Urbewohner von Nepaul (s. d.).

Newark, größte Stadt und Einfuhrhafen im nordamerik. Staate Neujersey, am Passaicflusse, 6 km von der Newarkbai und 14 km westlich von der Stadt Neuyork, mit der sie durch fünf Eisenbahnen verbunden ist, hat (1880) 136508 E., darunter 40330 in der Fremde Geborene (25000 Deutsche) und 3311 Farbige. N. ist eine der größten Fabrik- und Handelsstädte der Vereinigten Staaten. Die Industrie ist besonders bedeutend in Leder, Goldwaren, Schuhen, Koffer, Maschinen und Bier. Die Stadt hat große und breite Straßen, drei herrliche öffentliche Parks, eine öffentliche Bibliothek, 100 Kirchen, eine Hochschule und eine Akademie.

Newark, Stadt im nordamerik. Staat Ohio, County Licking, am Licking-Ohiokanal, hat bedeutenden Handel mit Landesprodukten und große Steinkohlenlager und zählt (1880) 9600 E.

Newark, der frühere Name der Hafenstadt Niagara am Niagara (s. d.).

Newark upon Trent, schöne alte Municipalstadt und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Nottingham, rechts am schiffbaren Trent und an der Eisenbahn, hat einen großen, von mittelalterlichen Häusern umgebenen Marktplatz, eine Kornbörse, eine Lateinschule und (1880) 14083 E., Brauereien und Malzdarren, Leimfabriken, Eisen- und Messinggießereien und Ziegelbrennereien und bedeutenden Handel mit Malz und Getreide, Wolle, Vieh und Kohlen, Ziegeln, sowie mit dem am nahen Beacon-Hill gebrochenen Kalk und Gips. An der auf eine vom Trent gebildete Insel führenden Brücke steht die ehrwürdige Ruine des großen, unter König Stephan im 12. Jahrh. erbauten Kastells New-Work mit schöner Krypta unterhalb der Halle. Das schönste Gebäude des Ortes ist aber die Pfarrkirche St.-Mary aus dem 14. Jahrh., welche interessante Grabmonumente enthält. In N. starb König Johann 1216 und ebendahin flüchtete Karl I. ins Lager der Schotten 1646.

New-Bedford, Stadt und Einfuhrhafen im nordamerik. Staate Massachusetts, County Bristol, 290 km südlich von Boston, hat (1880) 26845 E., zahlreiche Fabriken und bedeutenden Handel und war früher für den Walfischfang einer der wichtigsten Plätze der Erde; dieser hat aber ganz bedeutend abgenommen.

New-Berne oder Neubern, Stadt und Einfuhrhafen im nordamerik. Staate Nordcarolina, am Neuse und an der Mündung des Trentflusses, hat (1880) 6443 E. (4226 Farbige), eine Akademie, eine Nationalbank und lebhaften Handel, namentlich in Baumwolle und Holz.

Newbridge, Stadt in Irland, Provinz Leinster, Grafschaft Kildare, links am Liffey, über den eine Brücke führt, eine Militärstation mit großer Kavalleriekaserne, zählt (1881) 3372 E.

New-Brunswick, s. Neubraunschweig.

Newburgh, Flecken in Schottland, Grafschaft Fife, 14 km im OSO. von Perth, rechts am Tay, der hier einen geräumigen Hafen bildet, mit (1880) 2191 E., hat Leinweberei, Ausfuhr von Hafer und Getreide und Einfuhr von Holz, Eisen, Hanf, Wein.

Newburgh, Stadt und Hauptort von Orange-County im nordamerik. Staat Neuyork, am westl. Ufer des Hudson, hat (1880) 18049 E. (3776 Fremdgeborene und 573 Farbige), blühenden Handel, lebhaften Fabrikbetrieb in Baumwolle, Wolle, Metallen, Leder u. s. w., und ein theol. Seminar.

Newbury, sehr alter Flecken in der engl. Grafschaft Berks, 25 km im WSW. von Reading, in fruchtbarer Ebene am Kennet und am Anfange des Kennet-Avonkanals, mit (1880) 7017 E., welche Handel mit Getreide und Mehl treiben. In der Nähe befinden sich zahlreiche Wassermühlen, Papiermühlen u. s. w.

Newburyport, Stadt und Einfuhrhafen im Essex-County des nordamerik. Staates Massachusetts, rechts am Merrimac, hat (1880) 13538 E., blühende Manufakturen, treibt bedeutenden Handel mit Eisenwaren, Maschinen und Wollwaren, hat eine Hochschule, 17 Kirchen und 3 Banken.

Newcastle oder Newcastle upon Tyne, Hauptstadt der engl. Grafschaft Northumberland, Markt- und Municipalstadt, Parlamentsborough und der fünfte Handelshafen des Königreichs, liegt am nördl. Ufer der 12,8 km ostwärts bei Tynemouth und Shields in die Nordsee fließenden Tyne, an und auf drei Hügeln. Mit der eigentlichen Stadt, welche (1881) 145359 E. zählt, ist der am südl. Ufer in der Grafschaft Durham liegende Ort Gateshead, Municipalstadt und Parlamentsborough mit 65803 E., durch zwei Brücken verbunden und gleichsam zu einer Vorstadt verwachsen. Die eine Brücke, 1781 erbaut, ist von Stein, niedrig und ungeachtet ihrer neun Bogen unansehnlich. Die andere, etwas stromaufwärts gelegene High-Level-Bridge wurde 1846—49 von Robert Stephenson erbaut und gilt für das schönste Brückenwerk im nördl. England. Dieselbe ist 408 m lang, hat vier Fluß- und zwei Landbogen von durchbrochener Eisenarbeit, jeder von 39 m Spannung und 11,37 m Breite. In 27,6 m Höhe über der Fluthöhe der Tyne liegt die Brücke für Fuhrwerke, Reiter und Fußgänger, darüber in 34,1 m Höhe der Schienenweg für die York-Edinburgher Eisenbahn. N. ist jetzt eine der schönsten Städte Englands. Zwar ist der untere, alte Stadtteil im Osten, der Hauptsitz des Verkehrs, auf unebenem Boden erbaut, eng und schmutzig, meist von Schiffern und Matrosen bewohnt und hat viele Häuser, in denen großes Elend herrscht. Dagegen besitzt der obere oder neue Stadtteil der Nordseite gerade und breite Straßen, schöne Marktplätze, viele prachtvolle öffentliche und Privatgebäude, erstere zum Teil aus Granit aufgeführt. Die 24,4 m breite Grey-Street ist der Regent-Street Londons ähnlich. An ihrem Ende steht auf einer 41,5 m hohen Säule die Statue des Grafen Grey. Aus uralter Zeit sind noch übrig und sehr merkwürdig: der 30,5 m hohe Turm und die alte Burg (Castle) mit der freistehenden Kapelle, die an Reichtum und Schönheit der Architektur von keiner andern normann. Kapelle in England übertroffen wird. Die Gebäude sind seit 1847 und 1848 teilweise von der Gesellschaft der Altertumsforscher restauriert, die den Turm für ihre Zusammenkünfte und zu einem Museum der an Ort und Stelle oder in der Umgegend aufgefundenen Antiquitäten benutzt. In N. sind die Dissenters, besonders die Methodisten, sehr stark vertreten, und die Stadt hat 14, Gateshead 13 Kirchen und Kapellen. Unter den vier Parochialkirchen ist die Hauptkirche

St.-Nicholas mit ihrem schlanken und luftigen, 61 m hohen Turm ein herrliches Denkmal got. Baukunst aus dem 14. Jahrh. Nächst ihr am schönsten sind die im griech. Stil aufgeführte Allerheiligenkirche und die kath. Marienkirche. Zu den geschmackvollsten neuern Gebäuden gehört das Sitzungshaus für die Grafschaftsgerichte mit einem Säulenportikus und die Centralbörse oder die großartige Royal-Arcade. Außerdem sind bemerkenswert: das Stadthaus für die Assisen der eine eigene Grafschaft bildenden Stadt, das große Rathaus (Guildhall) mit der Kohlenbörse, das Kaufhaus (dessen mit Schnitzwerk bedeckter Saal einzig in seiner Art), der größte Markt Englands, 100 m lang, gegen ¾ ha umfassend, mit 14 Eingängen und 243 Läden; das Zollhaus an dem mit Schiffswerften und Warenlagern besetzten Kai, der Centralbahnhof, das Trinity-House mit ähnlichem Zweck wie das londoner, die alte Börse, die Kornbörse. Ein prachtvolles Denkmal hat die Stadt neuerdings Robert Stephenson errichtet. N. besitzt drei große Banken, ein großes Krankenhaus, mehrere Hospitäler und Versorgungshäuser, ein Irrenhaus, eine Blinden- und eine Taubstummenanstalt, ein Gefängnis, eine Korrektionsanstalt, mehrere Kasernen und öffentliche Bäder. An Bildungsanstalten und wissenschaftlichen Instituten sind vorhanden: ein Gymnasium (Lateinschule), eine Seemannsschule, ein Handwerkerinstitut mit großer Bibliothek, mehrere Armen-, Sonntags- und andere Schulen, eine Sternwarte, ein botan. Garten, eine philos. Gesellschaft mit Museum und Bibliothek, ein naturwissenschaftlicher Verein mit Museum, eine Altertumsgesellschaft mit einem Museum, welches die größte engl. Sammlung von röm. Lapidarinschriften und Skulpturen enthält, einen Gartenbau- und einen landwirtschaftlichen Verein. Für Vergnügungen bestehen ein großes Theater, ein Gesellschaftshaus, eine Musikhalle, mehrere Konzertsäle u. s. w.

N. ist eine sehr reiche Stadt. Ihren Haupterwerb findet die Bevölkerung in der Ausbeutung der unterschöpflichen Steinkohlenzruben, die an beiden Seiten der Tyne, von Shields bis Lammington, gegen 50000 Menschen (Kohlenträger) beschäftigen und eine jährliche Kohlenausfuhr von 110 Mill. Ctrn. gewähren; einige dieser Gruben haben eine Tiefe von 550 m. Schon 1232 gestattete König Heinrich III. den Einwohnern von N. die Anlage von Steinkohlengruben, und 1281 werden die Kohlen als Handelsartikel der Stadt erwähnt. Bald nachher führte man schon Kohlen nach London, seit 1325 ins Ausland. Die Gesamtausfuhr von Kohlen belief sich 1884 auf 9489452 t (hierbei ungerechnet 231571 t Coks). Außerdem handelt N. mit Getreide, Eisen, Blei und verschiedenen eigenen Fabrikaten. Die Industrie N.s, an welcher sich zugleich die benachbarten Ortschaften Byker, Walker, Wyllam, Jesmond, Wallsend, Howden-Pans u. a. lebhaft beteiligen, ist sehr bedeutend. Die Stadt unterhält eine Menge Hohöfen und Eisengießereien, zahlreiche Glashütten, große Bleiwerke, Anker- und Kettenschmieden, Nagelschmieden, Maschinenbauanstalten für Lokomotiven, Dampf- und Spinnmaschinen, Fabriken für Chemikalien, namentlich für Vitriol, Soda, Firnis, Steinkohlenteer u. s. w., für Stahlwaren, Taue, Segeltuch, Topfwaren, Leim, Seife, Essig u. s. w., sowie Gerbereien, Öl- und Papiermühlen, Brennereien und Malzhäuser. Besonders hervorzuheben ist die 1859 errichtete königl. Armstrong-Kanonengießerei, welche ein Areal von 4,45 ha bedeckt und 1200—2000 Arbeiter beschäftigt. Auch baut N. in Nordengland nächst Sunderland die meisten Schiffe, namentlich eiserne Dampf- und Segelschiffe. Eingeführt werden Holz, Mehl, Rindvieh, Schafe und Schweine. Regelmäßige Dampfbootverbindung findet nach Hamburg und Rotterdam statt. In der Umgebung von N. sind an 40 Schienenwege über und zu bergmännischen Zwecken ebenso viele unter der Erde angelegt. Vom prachtvollen Bahnhofe der Stadt geht eine Linie des North-Eastern-Railway nach Shields und eine andere zur Westküste nach Carlisle, sodaß die Nordsee mit dem Irischen Meere verbunden ist. N. ist Sitz eines deutschen Konsulats. Etwa 5,5 km unterhalb der Stadt, bei dem 6515 E. zählenden Dorfe Wallsend, steht die östlichste Feste des an der Mündung des Eden beginnenden Pictenwalls der Römer, welche hier eine wichtige militärische Stellung zum Schutze der Hadriansbrücke hatten. Unter den Angelsachsen erhielt der Ort mit seinem Kloster und Kastell den Namen Monkchester. Herzog Robert von der Normandie, der Sohn Wilhelms des Eroberers, ließ 1080 das alte Kastell, als Sitz der Rebellen von Northumberland, schleifen und baute im Umkreise einer Stunde die Neuburg, die dem später aufblühenden Orte ihren jetzigen Namen gab und von der die erwähnten Reste übrig sind.

Newcastle under Lyme, Stadt in der engl. Grafschaft Stafford, 7 km westlich von Stoke, mit (1880) 17493 E., eine alte Stadt mit Fabriken für seidene und baumwollene Waren, Hüte, Schuhe, Papier und Töpferwaren. Östlich daneben beginnt der Töpferwaren- oder Potteriesdistrikt.

Newcastle, Stadt in der engl. Kolonie Neusüdwales in Australien, Grafschaft Northumberland, reizend am Richmond, 11 km nördlich von Sydney gelegen, mit (1879) 18660 E., hat die bedeutendsten Steinkohlenwerke Australiens.

Newcastle (Thomas Pelham-Holles, Herzog von), engl. Staatsmann, geb. 21. Juli 1694 als der älteste Sohn des Lord Pelham von Loughton, wurde von seinem Oheim, John Holles, Herzog von Newcastle und Grafen von Clare, adoptiert und 1714 von Georg I. zum Viscount Pelham und Grafen von Clare, 1715 zum Marquis von Clare und Herzog von Newcastle erhoben. Im J. 1727 erhielt N. das Amt eines Oberkammerherrn und ward 1731 zum Staatssekretär ernannt. Anfangs ein Verteidiger der Friedenspolitik seines Gönners Walpole, neigte er sich später zu der Kriegspartei hin, die 1742 den Sturz Walpoles bewirkte, und blieb daher auch nach dem Sieg der Opposition im Amt. Im Aug. 1743 gelang es ihm sogar, seinen Bruder Henry Pelham an die Spitze des Ministeriums zu bringen, und als dieser 1754 mit Tode abging, folgte ihm N. selbst als erster Lord des Schatzes. Unter Georg III. verabschiedet, starb er 17. Nov. 1768. Da er ohne direkte Leibeserben geblieben, so ward 1756 der Titel eines Herzogs von N. auf seinen Neffen, Henry Fiennes Clinton, neunten Grafen von Lincoln, übertragen, der von John, Lord Clinton (1299) und Edward Clinton, Großadmiral von England und seit 1572 Graf von Lincoln, abstammte.

Henry Pelham Fiennes-Pelham-Clinton, Herzog von N., geb. 30. Jan. 1785, folgte seinem Vater schon 1795 in dem Titel. Seine Anhänglichkeit an die Grundsätze der Torypartei trieb

er bis zum Fanatismus und trug viel dazu bei, daß das Oberhaus 7. Okt. 1831 die erste Reformbill verwarf. Die hierdurch verursachte Aufregung war so groß, daß bald nachher bei einer Volksemeute sein Schloß zu Nottingham niedergebrannt wurde. Nachdem die Reformbill durchgegangen, zog er sich ganz aus dem Oberhause zurück. Er starb 12. Jan. 1851.

Henry Pelham Pelham-Clinton, Herzog von N., der älteste Sohn des vorigen, geb. 22. Mai 1811, war bis zum Tode seines Vaters unter dem Namen Graf Lincoln bekannt, studierte zu Oxford und trat 1832 als Abgeordneter für Süd-Nottinghamshire ins Unterhaus. Unter Peel war er vom Dez. 1834 bis April 1835 Lord des Schatzes und erhielt im Sept. 1841 das Amt eines Oberkommissars der Wälder und Forsten. Im J. 1845 wurde er zum Obersekretär für Irland ernannt und zog sich im Juli 1846 mit Peel von der Regierung zurück. Im Dez. 1852 übernahm N. den Posten eines Staatssekretärs für die Kolonien, den er beim Ausbruch des russ. Kriegs mit dem des Kriegsministers vertauschte. Da ihm die öffentliche Meinung, obwohl mit Unrecht, die Gebrechen zur Last legte, die der Krimfeldzug in der engl. Heeresverwaltung offenbarte, so mußte er im Jan. 1855 seine Entlassung nehmen, und erst 1859 trat er wieder, als Staatssekretär für die Kolonien, in Dienst. Er starb 18. Okt. 1864 auf seinem Schlosse Clumber bei Nottingham. Ihm folgte sein ältester Sohn Henry Pelham Alexander, geb. 25. Jan. 1834, gest. 22. Febr. 1879 als sechster und diesem sein Sohn Henry Pelham Archibald, geb. 1864, als siebenter Herzog von N. in der Peerage.

Newcomb (Simon), nmerik. Astronom, geb. 12. März 1835 zu Wallace (Nova-Scotia), kam früh nach den Vereinigten Staaten und wurde 1857 als Rechner für den «Nautical Almanac» in Washington beschäftigt, 1861 zum Professor der Mathematik in der Marine ernannt und in dieser Eigenschaft an der Marinesternwarte angestellt. Im J. 1877 wurde er Superintendent der American Ephemeris and Nautical Almanac office, 1884 unter Beibehaltung dieser Stellung Professor der Mathematik und Astronomie in Baltimore. Als praktischer Astronom hat er sich besonders bei der Konstruktion des washingtoner Riesenrefraktors (lange Zeit der größte der Erde) und der dazu nötigen Baulichkeiten gezeigt, auch war er sehr thätiges Mitglied der Kommission zur Beobachtung der Venusdurchgänge. Seine größte wissenschaftliche Bedeutung liegt in seinen theoretischen Arbeiten über die Bewegung des Mondes und der großen Planeten, welche zum Teil durch die Smithsonian Institution, zum Teil in den Abhandlungen der American Ephemeris publiziert wurden. Er lieferte auch 1882 eine neue Bestimmung der Lichtgeschwindigkeit und fand hierfür den Wert von 299 860 km in der Sekunde.

Newcomensche Dampfmaschine, s. unter Dampfmaschine, Bd. IV, 817.

New-England, s. Neuengland.

Newfoundland, s. Neufundland.

Newgate, Gefängnis in London, in dessen Hof die Hinrichtungen stattfinden, besteht seit 1218.

New-Harmony (Harmony Township), Stadt in Posey-County im nordamerik. Staate Indiana, links am Wabash, 240 km im SW. von Indianapolis, hat (1880) 2598 E. Es wurde 1815 von den Harmoniten (s. d.) unter G. Rapp gebaut und 1824 an R. Owen (s. d.) verkauft. Nach dem vollständigen Fehlschlage des Owenschen sozialen Systems kaufte W. Maclure einen Teil des Eigentums, um eine Industrieschule anzulegen, die nach sechsjährigem Bestehen einging.

Newhaven, kleiner Hafenort in der engl. Grafschaft Sussex, am Canal la Manche, unweit der Mündung der Ouse in den Kanal, Station der Linie Lewes-Seaford des London, Brighton and South-coast Railway, hat Schiffswerfte und Dampfschiffahrt nach Dieppe und zählt (1881) 5586 E.

New-Haven, Einfuhrhafen und größte Stadt des nordamerik. Staats Connecticut, liegt an der New-Havenbai, 6 km vom Long-Islandsund und 104 km im NO. von Neuyork und hat (1880) 62 882 E., von denen 2802 Deutsche, 2192 Farbige und 42 Chinesen sind. Die Stadt, welche eine der schönsten der Vereinigten Staaten ist, ist regelmäßig gebaut und hat große, schöne, von Ulmen beschattete Straßen, verschiedene öffentliche Parks, eine große Anzahl herrlicher Gebäude, z. B. das Zollamt, das Staatshaus, das Gerichtsgebäude, die Stadthalle u. s. w. Der Hafen ist sicher, aber seicht. N. treibt den größten Seehandel unter allen Städten von Connecticut. Vorzugsweise werden Uhren, Wagen, Gummi-, Eisen- und Schuhwaren in N. fabriziert. In N. befindet sich die besuchteste Universität des Landes, das Yale-College, mit einer theologischen, einer rechts- und staatswissenschaftlichen, einer medizinischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Fakultät. Das College hat im ganzen 13 Gebäude und eine Bibliothek von 120 000 Bänden. Es wurde 1701 gegründet und 1717 nach N. verlegt.

Newka (Große und Kleine), Mündungsarme der Newa (s. d.).

Newlanark, s. unter Lanark.

Newleicesterschaf, s. Leicesterschaf.

New-London, Hauptort des gleichnamigen County im südöstl. Teile des nordamerik. Staates Connecticut, Hafenplatz am rechten Ufer des Thamesflusses, 5 km von der atlantischen Küste, zählt (1880) 10 537 E. Der durch die Forts Griswold und Trumbull verteidigte Hafen, einer der besten der Vereinigten Staaten, ist 5 km lang und nur selten durch Eis unzugänglich. Die Bewohner treiben lebhaften Handel und Manufakturen.

Newman (John Henry), bekannt als Mitbegründer des engl. Puseyismus (s. d.), geb. 21. Febr. 1801 als Sohn eines londoner Bankiers, bezog 1817 das Trinity-College zu Oxford und widmete sich der klassischen Litteratur und Mathematik, ward 1822 Fellow des Oriel-College und 1828 Geistlicher. In dieser Zeit vollzog sich sein Übergang von der sog. evangelischen und pietistischen Schule in der Anglikanischen Kirche zu streng hochkirchlichen Anschauungen. Er gab 1833 mit seinem Freunde und Gesinnungsgenossen Pusey die ersten «Tracts for the times» heraus und veröffentlichte 1834 «The Arians of the fourth century», das bekannte Manifest dieser Richtung; Okt. 1845 sagte N. sich offen vom Protestantismus los und wurde auf einer Reise nach Rom zum Priester des Oratoriums geweiht. Im J. 1853 ward N. Rektor der neugegründeten röm.-kath. Universität zu Dublin, trat jedoch 1859 von diesem Amt zurück, um die Leitung einer Erziehungsanstalt für den kath. Adel zu Edgbaston bei Birmingham zu übernehmen. Im Mai 1879 zum Kardinal ernannt, verlegte

N. seinen Wohnsitz nach Rom. Er veröffentlichte noch unter anderm: «Sermons to mixed congregations» (Lond. 1850; deutsch von Schündelen, Mainz 1851), «Apologia pro vita sua» (Lond. 1864), «History of my religious opinions» (Lond. 1865; deutsch, Köln 1865), «Essays» (2 Bde., Lond. 1871) und «Discussions and arguments on various subjects» (Lond. 1872). Gesammelt erschienen seine Schriften in 34 Bänden (1870—79).

Newman (Francis William), engl. Philolog, Historiker und Freidenker, Bruder des vorigen, geb. 1805 in London, studierte in Oxford, erwarb 1826 das Baccalaureat und wurde in demselben Jahre zum Fellow von Balliol-College in Oxford gewählt. Von 1830 bis 1834 bereiste er das europ. Festland und den Orient, übernahm dann die Professur der klassischen Sprachen in dem independentischen Bristol-College, 1840 einen ähnlichen Posten an dem Manchester-New-College und 1846 die Professur des Lateinischen an dem University-College in London, die er 1863 niederlegte, um in ländlicher Zurückgezogenheit seinen Studien zu leben. Schon vorher hatte N. sich durch eine Reihe von Schriften bekannt gemacht, unter denen besonders «The soul, its sorrows and aspirations» (1849) und «Phases of faith, passages from my own creed» (1850) Aufmerksamkeit hervorriefen. Außerdem erschienen von ihm: «Lectures on logic» (1838), «A history of the Hebrew monarchy» (1847), «Lectures on ancient and modern history» (1851), «Introduction to Roman history» (1851), «Crimes of the house of Habsburg» (1853), «Essay towards a church of the future» (1854), «Theism, doctrinal and practical» (1858), «English institutions and their reform» (1865), «Miscellanies, academical and historical» (1869), «The cure of the great social evil» (1870).

Newmarket, Marktstadt mit (1881) 5160 E., in der engl. Grafschaft Cambridge, 97 km nordnordöstlich von London, Station der Linie Cambridge-Haughley, des Great-Eastern-Railway, reicht mit seiner langen Straße zwischen öden Hügeln, die auf weiter Heidefläche Raum zur schönsten Rennbahn in England geben, in die Grafschaft Suffolk hinüber. Im ganzen werden bei N. jährlich sieben Pferderennen abgehalten.

Newport, Municipalstadt und Hafenplatz in der engl. Grafschaft Monmouth, am rechten Ufer des Usk unweit der Mündung in den Kanal von Bristol, empfängt auf dem Usk und Brecon- und Monmouthkanal die Erzeugnisse der Kohlen- und Eisengruben in der Nähe der Städte Usk, Abergavenny und Pontypool, durch die Sirhowey- und Romney-Eisenbahnen aber die der Eisenwerke von Ebber-Vale, Tredegar, Romney und Beaufort. Dies und die Weiterbeförderung, meist zu Wasser, machen die Stadt zu einem lebhaften Handelsplatze. N. zählt (1881) 33932 E. und hat vortreffliche Docks, sowie große Eisenwerke und Nagelschmieden. Es befinden sich hier ein Athenäum und ein Handwerkerinstitut. — Newport heißt auch die Hauptstadt der engl. Insel Wight (s. d.).

Newport, Stadt im Campbell-County im nordamerik. Staate Kentucky, links am Ohio, Cincinnati gegenüber, hat (1880) 20433 E., von denen 5011 in der Fremde Geborene und 315 Farbige sind. Eine eiserne Brücke verbindet N. und Cincinnati, und eine Hängebrücke führt über den Licking fluß nach Covington (s. d.). N. hat Eisengießereien, eine Bank, ein Vereinigte Staaten-Arsenal und zehn Kirchen.

Newport, eine der Hauptstädte und Hafenstadt des nordamerik. Staates Rhode-Island, an der Westküste der Insel Rhode-Island und an der Narragansettbai, zählt (1880) 15693 E., von denen 3693 Fremde und 991 Farbige sind. Der Hafen ist ausgezeichnet, sicher und tief genug für die größten Schiffe. Er wird durch Fort Adams auf Brentons-point verteidigt. Die Stadt hat große und schöne öffentliche Gebäude, z. B. das Kapitol, das Zollhaus, die Redwood-Bibliothek mit 20000 Bänden, die öffentliche (Poople's) Bibliothek mit 15000 Bänden. Eine Statue des Comodore M. C. Perry ziert den Touropark. Die reizende Lage der Stadt und ihr gesundes Klima haben sie zu einem sehr beliebten Badeorte gemacht. N. wurde 1638 von Roger Williams gegründet. Während des Revolutionskriegs wurde N. von den Engländern und Hessen fast zerstört.

Newport Pagnell, Flecken in der engl. Grafschaft Buckingham, im NO. von Buckingham, an der Mündung des Louvet in die Ouse mit (1881) 3686 E., welche Spitzen aus Papier fertigen, einer prot.-theol. Lehranstalt und dem Queen-Ann's-Hospital.

New-Providence, s. Bahama-Inseln.

New-Radnor, Ort in Wales, s. Radnor.

Newry, Hafenstadt in Irland, Provinz Ulster, Grafschaft Down, 70 km im SW. von Belfast, an der Vereinigung des Newry mit dem gleichnamigen Kanal und an dessen Mündung in die Carlingford-bai, hat Leinenweberei, Baumwollmanufakturen, Glasfabrikation, Eisen- und Messinggießerei, Wagenfabriken u. s. w. und zählt (1881) 15096 E.

New-Sarum, einst Name von Salisbury (s. d.).

New-Shoreham oder Shoreham, Marktstadt, Parlamentsborough und Hafenplatz der engl. Grafschaft Sussex, 7 km westlich von Brighton, an der Mündung des von einer Kettenbrücke überspannten Adur in den Kanal (La Manche) und an der Eisenbahn, zählt (1881) 3505 E. Der Ort hat einen von zwei Molen gebildeten Hafen und ein Seebad. Es befinden sich hier ein Museum, eine Lateinschule, ein schön angelegter «Schweizergarten», ein vielbesuchter Vergnügungsort, eine auf dor. Säulen ruhende Markthalle und eine alte große Kirche (ehemals Kollegiatkirche), die sich durch Vereinigung des normann. und frühesten Spitzbogenstils auszeichnet, zum Teil aber verfallen ist. N. treibt lebhaften Handel, Marktverkehr und Schiffbau. Die Stadt nahm ihren Aufschwung infolge günstiger Lage nach dem Ruin des 1 km entfernten Dorfes Old-Shoreham (248 E.). Letzteres ist die einst bedeutende Stadt Cymenefore, bei welcher 477 die Sachsen unter Ella landeten und die Eroberung dieser Gegend (Südsachsens) begannen. Noch ist aus jener Zeit eine zum Teil verfallene Kirche im anglonormann. Stil erhalten.

Newskij-Prospekt, Straße in Petersburg (s. d.).

Newstead-Abbey, in der engl. Grafschaft Nottingham, eins der edelsten Denkmale der Baukunst in England, in einer malerischen Umgebung am Flüßchen Lynn, zwischen den Städten Nottingham und Mansfield, ist der Landsitz des Hauses Byron, wo der Dichter Lord Byron beigesetzt wurde. Ursprünglich war N. ein Augustinerkloster, das von Heinrich II. gestiftet, von Heinrich VIII. aufgehoben und John Byron, seinem Lieblinge, geschenkt wurde. Vgl. W. Irving, «Abbotsford and N.» (Lond. 1835).

Newton, Hauptort der Scilly-Inseln (s. d.).

Newton, Stadt im Middlesex-County im nordamerik. Staate Massachusetts, am St.-Charles-

Fluß, 13 km westlich von Boston, hat (1880) 16995 E. (212 Farbige), eine National- und eine Sparbank, zwei Waisenhäuser und 25 Kirchen. In Newton-Centre ist das theol. Newton-Institut, 1826 von Baptisten gegründet, mit einer Bibliothek von 12000 Bänden. N. wurde 1630 gegründet, 1679 inkorporiert und 1873 zur Stadt erhoben.

Newton (Charles Thomas), engl. Archäolog, geb. zu Bredwardine in Wales 1816, besuchte das Christ-Church-College in Oxford, wo er 1837 als Bachelor, 1840 als Master of Arts promovierte. Nachdem er 1840—52 als Assistent in dem Departement der Antiquitäten im British-Museum gearbeitet, erlangte er eine Anstellung als engl. Vizekonsul in Mitylene. Er entdeckte die Reste des Maujoleums von Halikarnaß, veranstaltete interessante Ausgrabungen in Knidos und Branchidä und sammelte zahlreiche Skulpturen, Vasen, Münzen, Inschriften und andere Altertümer, welche in dem British-Museum deponiert wurden. Das Jahr 1850 verlebte er als engl. Konsul in Rom. Im J. 1861 wurde er zum Custos der griech. und röm. Antiquitäten im British-Museum, 1880 zum Professor der Archäologie an dem University-College in London ernannt. Von ihm erschien: «A history of discoveries at Halicarnassus, Cnidus and Branchidae» (2 Bde., 1862), «Travels and discoveries in the Levant» (2 Bde., 1865), «A description of the Castellani collection» (1874), «A guide to the Blacas collection of antiquities», «Synopsis of the contents of the British Museum in the department of Greek and Roman antiquities», «The collection of ancient Greek inscriptions in the British Museum» und «Essays on art and archaeology» (1880).

Newton (Sir Isaac), der Begründer der neuern mathem. Physik und der physischen Astronomie, wurde 25. Dez. 1642 zu Woolsthorpe in der engl. Grafschaft Lincoln als Posthumus geboren. Von der Schule zu Grantham ging er, 18 J. alt, auf die Universität Cambridge, wo Barrow, einer der gründlichsten Mathematiker seiner Zeit, sich seiner annahm. Hier machte er die Entdeckung, daß der binomische Lehrsatz sich nicht bloß für ganze positive Exponenten, sondern auch auf gebrochene und negative anwenden lasse, und gelangte mittels dieses Lehrsatzes zu einem allgemeinen Prinzip der Methode der Fluxionen, welches darin besteht, aus der Art und Weise des allmählichen Anwachsens der Größen auf ihren Wert zu schließen. (S. Differentialrechnung und Integralrechnung.) Noch ehe er indessen seine Entdeckungen mitgeteilt hatte, zwang ihn um 1665 die Pest, Cambridge zu verlassen und sich nach Woolsthorpe zurückzuziehen. In dieser ländlichen Abgeschiedenheit soll eines Tags ein vom Baum herabfallender Apfel sein Nachdenken auf die Kraft gelenkt haben, die jeden fallenden Körper gegen den Mittelpunkt der Erde treibt. (S. Gravitation.) Indem er den angeregten Gedanken mit Beziehung auf das dritte Keplersche Gesetz betrachtete, kam er auf den Schluß, daß die Attraktion der Sonne im umgekehrten Verhältnisse des Quadrats der Entfernung wirke. Seit 1666 beschäftigte sich N. mit der Zerlegung des weißen Sonnenlichts in die verschiedenfarbigen dasselbe zusammensetzenden Strahlen durch das Prisma. (S. Farbenlehre.) So hatte er sich bereits durch drei hochwichtige Entdeckungen verdient gemacht, als ihm 1669 Barrow seinen Lehrstuhl abtrat. Bald nachher (1672) erregte er durch eine bereits 1668 begonnene Arbeit über bessere Einrichtung der Spiegelteleskope die Aufmerksamkeit der Königlichen Societät zu London, der er auch ein solches, 30—40mal vergrößerndes, von ihm selbst verfertigtes Teleskop überreichte. Im J. 1672 als Mitglied derselben aufgenommen, fand er dadurch Veranlassung, ihr einen Teil seiner Analyse des Lichts vorzulegen. Der Streit, in welchen er dieser Theorie wegen mit Hooke geriet, bestimmte ihn zu seiner zweiten Arbeit über das Licht. Ein Bericht, den er 1679 über eine astron. Arbeit abzustatten hatte, veranlaßte ihn zu dem Vorschlage, die Bewegung der Erde durch direkte Versuche über die Abweichung von der Vertikale zu beweisen, welche frei fallende Körper erleiden. Da seitdem Picard einen Grad des Meridians in Frankreich gemessen und darauf eine genauere Begründung des Erdhalbmessers gegründet hatte (1671), so fand N. bei Anwendung desselben, daß die Bewegung des Mondes in der That mit dem von ihm entdeckten Gravitationsgesetz übereinstimme. Als 1684 Halley ihn in Cambridge besuchte, konnte er demselben bereits den «Tractatus de motu» vorlegen, der dann das erste und zweite Buch seiner «Philosophiae naturalis principia mathematica» (1687; 2. Aufl. 1713; deutsch von Wolfers, Berl. 1872) bildete.

Inzwischen hatte N. auch eine polit. Bedeutung gewonnen. Er repräsentierte die Universität in dem Parlamente, welches 1689 die Thronerledigung aussprach, und erregte hier die Aufmerksamkeit des Grafen von Halifax, welcher ihn bei seinem nachherigen Eintritt in das Finanzministerium 1696 zum Münzwardein und 1699 zum Münzmeister ernannte. Im J. 1699 wurde er auswärtiges Mitglied der pariser Akademie, 1701 von der Universität von Cambridge wieder zum Parlamentsdeputierten gewählt, 1703 Präsident der londoner Societät und 1705 Ritter. Jetzt erst ließ er die Resultate seiner optischen Untersuchungen erscheinen, und zwar zuerst englisch unter dem Titel «Optics, or a treatiso of the reflections, refractions, inflections and coulours of light» (1704), die von Clarke unter N.s Augen ins Lateinische übersetzt wurde (Lond. 1706). Mit dieser ersten Ausgabe des Werks vereinigte N. auch seine analytischen Dissertationen «De quadratura curvarum» und «Enumeratio linearum tertii ordinis». Seine «Arithmetica universalis» (1707), enthaltend die von ihm in Cambridge gehaltenen analytischen Vorlesungen, wurde von Whiston herausgegeben; seine «Methodus differentialis» und «Analysis per aequationes numero terminorum infinitas» erschienen 1711. Hinsichtlich des Streits, in den er seit 1712 mit Leibniz über die Erfindung der Infinitesimalrechnung geriet, gilt jetzt die Ansicht, daß beide unabhängig voneinander auf ihre Methoden gekommen sind. Auch über chronol. Gegenstände hat N. scharfsinnige Untersuchungen angestellt und ein eigenes Werk verfaßt, welches jedoch erst zwei Jahre nach seinem Tode veröffentlicht wurde. Dagegen sind seine «Ad Danielis prophetae vaticinia, nec non S. Johannis Apocalypsin observationes» (1736) wertlos. Religiöse Betrachtungen waren in den spätern Lebensjahren eine von N.s Hauptbeschäftigungen. Von seinen Arbeiten sind noch zu nennen: eine Abhandlung über Temperatur in den «Philosophical Transactions» (1701); ein aus der nämlichen Zeit herrührender Aufsatz, der die Ideen entwickelt, welche Halley

nachher durch seine Spiegelexperimente realisiert hat; endlich eine Auflösung des von Joh. Bernoulli vorgelegten Problems über die Brachystochrone oder die Linie des kürzesten Falls. Er starb zu Kensington bei London 20. März 1726 (wegen des damaligen Jahresanfangs in England mit 25. März findet man auch N. geb. 1643 und gest. 1727). König Georg ließ ihn in der Westminster-Abtei bestatten. Seine Familie ließ ihm 1731 ein prächtiges Denkmal errichten. Im Trinity-College zu Cambridge wurde 1755 seine Marmorstatue aufgestellt. N.s Werke wurden lateinisch von Horsley (5 Bde., Lond. 1779—85) herausgegeben; wegen des Kommentars zu den «Principia» ist die Ausgabe derselben von Lesueur und Jacquier (3 Bde., Genf 1730—42) zu empfehlen. Sein Leben beschrieb Brewster (Edinb. 1831 u. 1832, auch 1855; neue Ausg. von Lynn, 2 Bde., Lond. 1875; deutsch von Goldberg, mit Anmerkungen von Brandes, Lpz. 1833; seine Korrespondenz wurde von Edlestone ediert (Lond. 1850). Berüchtigt ist der Handschriftenstreit, in welchem der Mathematiker Chasles der pariser Akademie beweisen wollte (1867), nicht N., sondern Pascal wäre der Entdecker des Gravitationsgesetzes; allein bald darauf wurde der Fälscher (Lucas Vrain) der betreffenden Handschriften entdeckt. Vgl. Pisto, «N. oder Pascal?» (Wien 1870); Neumann, «Über die Prinzipien der Galilei-N.schen Theorie» (Lpz. 1870).

Newton-in-Makerfield, Marktstadt in der engl. Grafschaft Lancaster, Station des Manchester-and-Liverpool-Railway, zählt (1881) 10580 E. und hat Eisengießereien, Glasfabriken, Papiermühlen, Zuckersiedereien, Pferde- und Viehmärkte. Im Juni finden hier Pferderennen statt.

Newtons Farbenscheibe oder **Farbenkreisel** besteht aus einer kreisförmigen Scheibe, deren Oberfläche in sieben verschieden große Kreisausschnitte geteilt ist, welche sich in ihrem Flächeninhalt nahezu wie die Fläche der sieben Hauptfarben des Spektrums (s. d.) verhalten und mit denselben Farben, sowie in derselben Reihenfolge wie bei letzterm bemalt sind. Versetzt man eine solche Farbenscheibe mittels eines Ventilationsapparats in sehr schnelle Umdrehung, so erscheint die Oberfläche der Newtonschen Farbenscheibe fast weiß (grauweiß). Dies kommt daher, weil die von einem jeden Lichteindruck herrührende Lichtempfindung auf der Netzhaut des Auges einige Zeit nachdauert, was hier dieselbe Wirkung hat, als ob die verschiedenfarbigen Strahlen ungetrennt ins Auge kämen. Dieser Versuch kann daher als Beweis dienen, daß sich die Farben, wie sie im Spektrum des Sonnenlichts vorkommen, zu Weiß zusammensetzen lassen. Die Newtonsche Farbenscheibe erscheint bei ihrer Rotation nur deshalb nicht vollkommen weiß, weil man die Farbenpigmente weder so rein noch ganz genau in denselben Verhältnissen wie im Spektrum auftragen kann. Je mehr sich die Reinheit und die Flächengrößen jenen im Spektrum nähern, desto näher kommt auch das gemischte Licht der Scheibe dem Weiß. Läßt man an einer Newtonschen Farbenscheibe eine der Farben aus, so erhält man bei ihrer raschen Rotation, vermöge der Fortdauer der verschiedenen Lichtempfindungen, eine Mischfarbe. Die Newtonsche Farbenscheibe, in solcher Weise modifiziert, läßt sich also auch zum Studium der Mischfarben verwenden.

Newtons Metall, Legierung von 8 Teilen Wismut, 5 Teilen Blei und 3 Teilen Zinn, welche bereits bei 94,5° C. schmilzt.

Newton-Stewart, Flecken in der schott. Grafschaft Wigton (s. d.).

Newtown, Stadt im engl. Fürstentum Wales, Grafschaft Montgomery, am Severn und am Ausgangspunkt des Montgomerykanals, Station der Linie Whitchurch-Oswestry-Aberystwyth des Cambrian-Railway, zählt (1881) 7170 E. und ist Mittelpunkt der Flanellfabrikation der ganzen Grafschaft.

Newtownards, Marktstadt in der irischen Provinz Ulster, Grafschaft Down, unweit der Nordspitze des Strangford-Lough, über Comber mit Belfast durch Eisenbahn verbunden, zählt (1881) 8676 E., hat außer einer prot. Kirche und einer röm.-kath. Kapelle sieben Bethäuser der Presbyterianer, ferner Musselinweberei und Stickerei.

Newtown-Limavady (irisch Leim-a-madha), Marktstadt in der irischen Provinz Ulster, Grafschaft Londonderry, rechts am River Roe, durch Zweigbahn mit der Bahn Londonderry-Coleraine (Belfast-and-Northern-Counties-Railway) verbunden, zählt (1881) 2954 E., ist ein Hauptsitz des Flachshandels und war in vorengl. Zeit Sitz der O'Cahans oder O'Kanes.

New-Wales, ehemals gebräuchlicher Name des Gebietes der Hudsonsbaigesellschaft in Britisch-Nordamerika an der Südwestküste der Hudsonsbai, von den Flüssen Churchill, Nelson und Severn durchströmt. Das 1610 von Hudson entdeckte Land ist nur im Süden von nomadisierenden Indianern bewohnt; von den Forts und Faktoreien an den Flußmündungen ist York die wichtigste Niederlassung.

New-Westminster, frühere Hauptstadt der Provinz Britisch-Columbien in der brit. Dominion of Canada, am Frazer-River, von dem hier der Nordkanal abzweigt, mit (1881) 4003 E., wurde 1859 angelegt.

Nexø, Hafenstadt an der Ostküste der dän. Insel Bornholm, mit (1880) 1999 E., hat Handel, Fischerei und Branntweinfabrikation.

Nexum (lat.), ein den ältesten Grundbegriffen des röm. Rechts angehöriges Rechtsinstitut. Das N. war ein Akt, bestehend in einem Darlehn oder wenigstens Scheindarlehn, welches durch Zuwiegen der Darlehnssumme unter ähnlichen Solemnitäten wie die Bezahlung des Kaufpreises bei der Mancipatio (s. d.) begründet wurde. Das Hauptcharakteristikum eines solchen Aktes, der dann (als Scheindarlehn) auch zur Begründung anderer Schulden, als eines wahren Darlehns, Verwendung fand, war die Rechtsfolge, daß bei Fälligkeit der Schuld der Gläubiger den Schuldner nicht erst verklagen mußte, sondern sofort die Zwangsvollstreckung gegen denselben (durch Personalarrest, Schuldhaft) vornehmen konnte. Das N. wurde durch Gesetze, welche die Schuldhaft zu Gunsten der Schuldner modifizierten, entwertet und kam dadurch außer Übung.

Nexus (lat.), Zusammenhang, Verbindung, Band; **nexus feudalis**, Lehnsverband; **nexus parochialis**, Kirchenverband.

Ney (Jenny), s. Bürde-Ney.

Ney (Michel), Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, Marschall und Pair von Frankreich, geb. 10. Jan. 1769 zu Saarlouis als Sohn eines Böttchers, trat 1788 in das Husarenregiment Colonel-général und brachte es zum Wachtmeister. Nach Ausbruch der Revolution wurde er Offizier und im Feldzuge von 1792 Kapitän. Kleber beförderte ihn nach einer Reihe der kühnsten Thaten 1794 zum Stabsoffizier und General-

adjutanten. In der Maas- und Sambre-Armee unter Jourdan erwarb er sich 1796 den Rang eines Brigadegenerals, geriet dann in kurze Gefangenschaft, ging im Frühjahr 1799 unter Bernadotte über den Rhein, nahm Mannheim und wurde dafür zum Divisionsgeneral befördert. Hierauf kämpfte er in der Schweiz unter Masséna und erhielt bei Winterthur eine schwere Verwundung. Nach der Herstellung kehrte er zur Rheinarmee zurück und verhinderte geschickt die Vereinigung des Erzherzogs Karl mit den Russen, wodurch Masséna's Sieg bei Zürich ermöglicht wurde. Nach dem Frieden zu Lunéville leitete Bonaparte N.s Vermählung mit Aglaé Louise Auguié de Lascans, einer Jugendfreundin von Hortense Beauharnais, ein und ernannte ihn zum Generalinspekteur der Kavallerie. N. ging 1802 als Gesandter nach der Schweiz, wo er den Frieden und die Mediationsakte vom 19. Febr. 1803 zu Stande brachte. Nach seiner Rückkehr im Okt. 1803 übernahm er den Befehl über das 6. Armeekorps im Lager zu Boulogne. Nachdem er bei Errichtung des Kaiserthrons den Marschallsstab erhalten, eröffnete er an der Spitze seines Korps den Feldzug von 1805, schlug den Erzherzog Ferdinand 10. Okt. bei Günzburg und veranlaßte die Kapitulation von Ulm durch seinen Sieg bei Elchingen 14. Okt. Napoleon I. ernannte ihn dafür zum Herzog von Elchingen. Während die große Armee auf Wien losging, drang N. in Tirol ein, vertrieb den Erzherzog Johann und stand im Begriff, in Kärnten einzudringen, als zu Preßburg Friede geschlossen wurde. Im Kriege von 1806 und 1807 trug N. außerordentlich zu den Erfolgen bei, besonders durch die Verfolgung nach der Schlacht von Jena. Erfurt und Magdeburg ergaben sich ihm; 1807 kämpfte er bei Eylau und entschied 14. Juni bei Friedland den Sieg. Im Okt. 1808 begleitete N. den Kaiser nach Spanien und behauptete dort in einer Reihe kühner Waffenthaten seinen Ruhm. Doch zerfiel er 1811 mit Masséna über den Feldzugsplan und bewies dabei so große Widersetzlichkeit, daß ihn dieser von der Armee entfernte. Er lebte nun in Zurückgezogenheit, bis er 1812 den Befehl über das 3. Armeekorps erhielt, mit dem er bei Smolensk, besonders aber an der Moskwa, Wunder der Tapferkeit verrichtete. Napoleon erteilte ihm am Abend der Schlacht den Titel eines Fürsten von der Moskwa. Auf dem Rückzug befehligte N. erst die Spitze, seit dem 2. Nov. aber die Nachhut des Heeres. Mit eiserner Strenge hielt er die Ordnung aufrecht, warf sich täglich dem herandringenden Feinde entgegen und vermochte beim Übergang über die Beresina wenigstens die Trümmer des Heers zu retten. Nachdem er für den Feldzug von 1813 sein Armeekorps fast nur aus Rekruten hergestellt, hielt er bei Lützen dem ersten Angriff der Verbündeten tapfer Stand, befehligte bei Bautzen die Mitte und drang hierauf nach Schlesien vor. Von Blücher schon vor Ablauf des Waffenstillstandes von Pläswitz angegriffen, sah er sich genötigt, aus der Stellung bei Leignitz zurückzuweichen, bis ihm der Kaiser mit 25 000 Mann zu Hilfe eilte. Indessen mußte er seine Streitkräfte Macdonald übergeben und mit Napoleon nach Dresden zurückkehren, wo er den Sieg über Schwarzenberg 26. und 27. Aug. erringen half. Nach der Niederlage Oudinots bei Großbeeren erhielt N. den Oberbefehl über die zum Vordringen auf Berlin bestimmten Streitkräfte, wurde aber 6. Sept. von Bülow bei Dennewitz geschlagen. Ebenso vergebens waren seine Anstrengungen 18. und 19. Okt. bei Leipzig. Im Feldzuge von 1814 kämpfte er bei Brienne, Montmirail, Craonne, Châlons-sur-Marne mit Auszeichnung. Nach der Einnahme von Paris drängte er jedoch, ermüdet und den Bürgerkrieg fürchtend, Napoleon zur Abdankung. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair und verlieh ihm den Befehl über die 6. Militärdivision. Indessen zog sich N. im Jan. 1815 auf sein Landgut Condreuy bei Châteaudun zurück.

Als er die Rückkehr Napoleons erfuhr, ging er nach Paris, versicherte dem König seine Anhänglichkeit und eilte, sich mit 4000 Mann dem Kaiser entgegenzuwerfen. Bald verlangten jedoch seine Truppen, sich dem Kaiser anzuschließen; auch erschien General Bertrand, um ihn zum Abfall zu bewegen. N. marschierte Napoleon entgegen und schloß sich ihm 17. März zu Auxerre an. Bei Eröffnung des Feldzugs von 1815 übernahm er den Befehl über den 38 000 Mann starken linken Flügel (1. und 2. Korps). Während Napoleon selbst die Preußen bei Ligny schlug, sollte er an der Spitze seiner Streitmacht das Plateau von Quatre-Bras gegen das brit. Heer behaupten und die Vereinigung der feindlichen Armeen hindern. Der Kaiser entzog jedoch N. das Erlonsche Korps, die Hälfte seiner Truppen, und lähmte so seine Kraft. In der Schlacht bei Waterloo befehligte N. die Mitte. Nach der Kapitulation von Paris begab sich N. nach St.-Alban, wo er seine Achtung erfuhr, und verbarg sich endlich auf dem Schloß einer Verwandten in der Nähe von Aurillac. Hier wurde er verhaftet und nach Paris abgeführt. Man stellte ihn 8. Nov. vor ein Kriegsgericht, dessen Zuständigkeit er aber als Pair verwarf. Der Minister Richelieu brachte hierauf den Prozeß vor die Pairskammer. Wiewohl sich N. mit seinen Verteidigern, Berryer und Dupin, auf die Amnestie berief, welche der 12. und 15. Artikel der Kapitulation gewährte, so wurde er doch 6. Dez. 1815 mit großer Majorität als Hochverräter zum Tode verurteilt und am Morgen des 7. Dez. 1815 im Garten des Luxembourg erschossen. Die Familie erhielt die Erlaubnis, ihn auf dem Père-Lachaise zu bestatten. N. hinterließ drei Söhne, die später seine «Mémoires» (2 Bde., Par. 1833) veröffentlichten. Vgl. Rouval, «Vie du maréchal N.» (Par. 1833); Dumoulin, «Histoire complète du procès du maréchal N.» (2 Bde., Par. 1815); Delmas, «Mémoire sur la révision du procès du maréchal N.» (Par. 1832).

Joseph Napoléon N., Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, der älteste Sohn des vorigen, geb. 8. Mai 1803, heiratete 1828 die Tochter des Bankiers Jacques Lafitte, wurde 1830 Adjutant des Herzogs von Orléans und 1831 Pair. Er gelangte 1849 in die Nationalversammlung, wo er als Bonapartist eifrig wirkte, und übernahm zugleich mehrere diplomatische Sendungen nach Berlin, Madrid u. s. w. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 trat er in die beratende Verfassungskommission, wurde 1852 Senator, sodann Brigadegeneral und starb 25. Juli 1857 zu St.-Germain.

Sein Bruder, Michel Louis Félix N., geb. 24. Aug. 1804, war Brigadegeneral und starb während des Orientkriegs 14. Juli 1854 zu Gallipoli an der Cholera. Er hinterließ einen Sohn, Michel Alois N., Herzog von Elchingen, geb. 3. Mai 1835, der als Brigadegeneral in der franz. Kavallerie diente. Dieser heiratete 1866 eine Adoptiv-

tochter von Karl Heine und der Cäcilie Furtado und endete durch Selbstmord 24. Febr. 1881. Seine Witwe vermählte sich 1882 mit dem Fürsten Victor Masséna, Herzog von Rivoli. N. hinterließ zwei Söhne und drei Töchter, von denen Napoléon Louis Michel N., geb. 11. Jan. 1870, jetzt Chef der Familie ist.

Der jüngste Sohn des Marschalls, Graf Napoléon Henri Edgar N., seit 1857 Prinz von der Moskwa, geb. 20. März 1812, wurde 1859 Senator, 1863 Divisionsgeneral und starb 13. Okt. 1882.

Neyva, s. Neiva.

Nezib, s. Nisib.

Ngahapu-Sprudel, s. unter Geiser.

Ngamisee, Binnensee im südl. Afrika, im Lande der Bamangwato, nördlich von der Wüste Kalahari, unter 20° 50′ südl. Br. und 23° östl. L. (von Greenwich), im Mittel 894 m über dem Meere, hat einen Flächeninhalt von 770 qkm, nimmt von N. her den Tioge auf, ist reich an Fischen und besitzt im N. niedrige und sandige, vegetationslose, im S. hohe Ufer. Der N. wurde 1849 von Livingstone und Murray zuerst erreicht.

Ngan-hoei, Ngan-hwei, Provinz des chines. Kaiserreichs, welche früher mit der Provinz Kiang-Su das Gouvernement Kiang-nan bildete, am untern Yang-tse-kiang, zählt auf 139875 qkm 34200000 E. und hat zur Hauptstadt Ngan-king.

Ngorun, Stadt im Negerreich Bornu (s. d.).

Ni, chem. Zeichen oder Symbol für Nickel.

Niadi, der Oberlauf des Kullu (s. d.).

Niagara (spr. Neih ag' ara) heißt der Verbindungsstrom zwischen dem Erie- und Ontariosee, welcher die Grenze zwischen dem brit. Canada und dem nordamerik. Unionsstaate Neuyork bildet. Sein Lauf in nördl. Richtung hat eine Länge von 55 km, und sein Niveauunterschied zwischen den beiden Seen beträgt 101 m. Etwa 10 km unterhalb Fort Erie (an seinem Ausfluß) teilt er sich in zwei Arme, welche die zu Neuyork gehörige Insel Grand-Island umfließen und nach einem Laufe von kaum 15 km sich wieder vereinigen; vor dem Ausfluß des westl. Arms liegt das brit. Inselchen Navy. Etwa 7 km weiter unterhalb, bei einer scharfen Biegung von Westen nach Norden, Détour genannt, bildet der Strom den berühmten Niagarafall, den großartigsten Stromfall der bekannten Welt. Durch die Ziegeninsel (Goat-Island) oder Irisinsel (so genannt wegen des über ihr erscheinenden Regenbogens) wird der Niagarafall in zwei ungleiche Arme geschieden. Der östliche, der Amerikanische oder Fort-Schlosser-Fall, ist 330 m breit und in der Mitte 47 m hoch, der westliche, der Große Fall oder Horseshoe-Fall (d. h. Hufeisenfall), 578 m breit und 44 m hoch. Der erstere Arm liegt ganz innerhalb des Unionsgebiets, der letztere nur zur Hälfte, indem die Grenze durch die Mitte desselben gezogen gedacht wird. Die Ziegeninsel bildet an ihrem untern Ende eine Felsenmasse dar, die senkrecht bis zum Fuße des Falls sich hinabzieht. Die Wassermasse, welche in einer Stunde in diesen Fällen hinabstürzt, wird auf 100 Mill. Tons geschätzt. Aus der Tiefe der von 75—90 m hohen Felsenwänden eingefaßten Kluft, in die das Wasser stürzt, steigen weiße Schaum- und Wolkenmassen empor, die viele Kilometer weit gesehen werden; auch das Tosen der Fälle ist weithin, zuweilen 60 km hörbar. Da der Fall einen konvexen Bogen bildet, so gibt es am Ufer keinen Punkt, der eine Gesamtansicht gewährte. Die beste hat man vom Tafelfelsen (Table Rock), einem 45 m hohen Felsenvorsprung auf der canad. Seite. Von der amerik. Seite, wo der Fall eine mehr gerade Linie bildet und sich daher weniger malerisch zeigt, hinüber zur Ziegeninsel, die mit Parkanlagen geziert ist, hat deren Besitzer schon früher eine hölzerne Brücke gebaut. Im J. 1855 ward jedoch eine Hängebrücke unterhalb der Fälle, zwischen diesen und dem sog. Wirbel (Whirlpool), vom deutschen Baumeister J. Röbling für die Neuyork-Centraleisenbahn erbaut. Dieselbe liegt 75 m über dem Wasserspiegel, hat eine Spannung von 240 m und ist 11 m breit. Zwischen dieser Brücke und den Fällen ist 1868 eine zweite Hängebrücke für Wagen und Fußgänger errichtet. Bis zu den Fällen beträgt der Lauf des N. 30 km und das Gefälle 20 m, wovon jedoch 15 m auf den letzten Kilometer unmittelbar vor den Fällen kommen. Bis zu diesen Stromschnellen ist der Fluß abwärts schiffbar. Etwa 1 km unterhalb der Fälle zeigt sich das Wasser so ruhig, daß eine völlig sichere Fähre hat errichtet werden können; 7 km weiter abwärts aber wird durch eine plötzliche Wendung des Flusses ein Wirbel gebildet, der alles zerstört, was in seinen Bereich kommt. Die ungeheuere Wassermasse der Fälle stürzt über ein 25 m dickes, fast ganz horizontales Kalksteinlager herab, unterhalb dessen weiche Schiefermassen von derselben Mächtigkeit liegen, welche leicht durch das Wasser weggewaschen werden. Diesen geognost. Verhältnissen ist es zuzuschreiben, daß das Wasser die ganze Höhe, nicht in Terrassen, herabfällt, und daß von dem unterwaschenen Kalkstein die nicht mehr unterstützten Teile herabstürzen, wie dies namentlich 1818 und im Sept. 1853 am Tafelfelsen, 1828 am Hufeisen geschehen ist, wodurch ein allmähliches Zurückweichen der Fälle bewirkt wird. Da die Niagarafälle alle direkte Wasserverbindung zwischen den nächsten Seen völlig unterbrechen, so hat man auf der canad. Seite einen Schiffahrtskanal, den wichtigen Welllandkanal, angelegt, der von Port-Colbourne am Eriesee 45 km gegen Norden nach Port-Dalhousie am Ontariosee führt. Vgl. Hollay, «N.; its history and geology, incidents and poetry» (Toronto 1872); Ferree, «The falls of N. and scenes around them» (Neuyork 1876).

Niagara, County im nordamerik. Staate Neuyork, mit der Hauptstadt Lodhort und dem Ort N. am rechten Ufer des Niagara mit 7432 E. Zu demselben gehören: Niagara-Falls-Village (3320 E.) und Suspension-Bridge-Village (2476 E.). — An der Mündung des N. in den Ontariosee und am Endpunkt der Erie- und Niagara-Eisenbahn liegt die Stadt N., welche zur Provinz Ontario, Dominion of Canada, gehört.

Niam-Niam, ein afrik. Volksstamm von noch nicht bestimmter ethnolog. Stellung, welcher ein Ländergebiet in Nordcentralafrika bewohnt, das etwa bei 29° östl. L. beginnt und westlich in noch nicht bekannter Ausdehnung, mindestens jedoch bis zu 24° reicht, während man seine Ausdehnung von Norden nach Süden etwa durch den 6. bis 4.° nördl. Br. bestimmen kann. Die Grenznachbarn im Norden sind die Bongo, im Osten die Mittu, im Süden die Monbuttu und im Westen unbekannte Negervölker. Petherik war der erste Europäer, welcher 1858 bis zu ihnen vordrang, und, ebenso

wie die Gebrüder Poncet, die ersten Mitteilungen über die N. nach Europa sandte. Weitere Nachrichten gaben Piaggia 1863 und Heuglin. Schweinfurth endlich durchwanderte auf seiner centralafrik. Reise 1870 dieses Gebiet bis zu dem Monbuttu-Reiche. Nach seinen Schilderungen bildet das Land der N. eine aus schlackigem und ockerreichem Thoneisenstein bestehende Sandsteinplatte, welche sich nach Norden und Westen senkt. Besonders charakteristisch für das Land ist die üppige Vegetation. Nicht so reich ist die Fauna vertreten. Unter den Haustieren fehlen Rinder gänzlich und nur Hühner und Hunde werden gezüchtet. Hingegen ist das Land reich an jagdbaren Tieren, besonders an Elefanten. Die N. sind, wie ihre Nachbarn, die Monbuttu (s. d.), Anthropophagen; hierdurch unterscheiden sie sich wesentlich von den weit rohern Negerstämmen des Nordens, von welchen sie deshalb auch mit tiefster Verachtung behandelt werden; bedeutet doch das sudan-arab. Wort Niamiam «Menschenfresser». Sie selbst nennen sich Sandēh. Die N. sind, gleichwie die Monbuttu, keine Neger; sie sind von gedrungenem und kräftigem Körperbau, mit langer Nase, kleinem Munde und breiten Lippen; durch einen starken und dichten Bartwuchs und langes Haupthaar, das sie scheiteln und höchst sorgfaltig in Flechten und Zöpfen zusammenbinden, unterscheiden sie sich, ebenso wie durch ihre rotbraune, kupferfarbige Hautfarbe von den benachbarten Negervölkern im Norden und Osten. Die zahlreichen Häuptlinge haben eine unumschränkte Macht über ihre Untergebenen. Die von Stroh erbauten Hütten sind vollkommen kegelförmig; Mann und Frau wohnen aber in getrennten Hütten. Ein großes Geschick zeigen die N. namentlich in ihren Thon- und Eisenarbeiten, besonders beim Schmieden der Waffen, indem sie zum Schmelzen des Metalls eines künstlichen Gebläses sich bedienen. Vgl. Schweinfurth, «Im Herzen von Afrika» (2 Bde., Lpz. 1874; neue Ausgabe in einem Bande 1878). Über die Sprache der N. vgl. Friedr. Müller, «Grundriß der Sprachwissenschaft» (Bd. 3, Abteil. 1, Wien 1884).

Niassa, s. Nyassa.

Nibby (Antonio), ital. Archäolog, geb. 4. Okt. 1792 zu Rom, wurde 1812 sog. Schreiber für die griech. Sprache bei der vatikanischen Bibliothek und machte sich bekannt durch eine Übersetzung des Pausanias mit archäologischen und kritischen Anmerkungen (4 Bde., Rom 1817—18). Später wurde er bei der Congregazione Economica angestellt, war seit 1820 Professor der Archäologie an der röm. Universität und starb 29. Dez. 1839. Er veröffentlichte namentlich noch «Analisi storico-topografico-antiquaria della carta de' contorni di Roma» (3 Bde., 1837—38), woran sich eine Beschreibung der Stadt Rom selbst (2 Bde., 1838—40) schloß, welche aus seinen hinterlassenen Handschriften fortgesetzt wurde. Auch begann er ein «Lehrbuch der Archäologie» (Bd. 1, 1828) und ein «Lehrbuch über die röm. Altertümer» (Bd. 1, 1830).

Nibelungen, in der deutschen Sage ein mythisches Zwerggeschlecht des Nordens, das seinen Namen vom Könige Nibelung (d. h. Sohn des Dunkels) hat. Dasselbe ist im Besitze großer Reichtümer (des Nibelungenhorts), welche Siegfried gewinnt, nachdem er die beiden Könige Schilbung und Nibelung getötet und den mächtigen Zwerg Alberich überwunden hat. Seitdem heißen Siegfrieds Mannen die N., und als nach dessen Tode der Nibelungenschatz zu den Burgunden kommt, erhalten diese den Namen. Später wurde die letztere Auffassung die allgemeine und in unsern mittelalterlichen Heldengedichten identifizierte man Burgunden und N. (Vgl. Nibelungenlied.)

Richard Wagner benutzte die Sage zu einem Musikdrama (Trilogie) «Der Ring des N.» Vgl. E. Koch, «Richard Wagners Bühnenfestspiel ‚Der Ring des N.' in seinem Verhältnis zur alten Sage wie zur modernen Nibelungendichtung betrachtet» (Lpz. 1875).

Nibelungenlied, oder, wie der Name ursprünglich lautete und wie eine Bearbeitung es nennt, der Nibelunge Nôt, ist die vorzüglichste Schöpfung der deutschen volksmäßig-höfischen Kunstepik und die höchste Leistung unserer alten Epik überhaupt. Das Gedicht erzählt, wie Siegfried, der Sohn König Siegmunds von Niederlanden, aus Xanten nach Worms zieht, wo der Burgunderkönig Günther mit seinen Brüdern Gernot und Geiselher und seiner schönen Schwester Kriemhild wohnt. Letztere erhält er zum Weibe, nachdem er dem Günther die starke Jungfrau Brunhild, die Herrin von Island, mit Hilfe der Kraft und Unsichtbarkeit verleihenden Tarnkappe (des Hehlmantels) erworben hat. In einem Streite der beiden Frauen über den Rang und die Würdigkeit ihrer Gatten verrät aber Kriemhild unvorsichtig, wie Brunhild durch Siegfried für Günther bezwungen worden sei. Diese sinnt nun auf Rache und läßt Siegfried durch den grimmen Hagen von Tronege auf einer Jagd ermorden. Bei der Bestattung verraten die fließenden Wunden den Mörder; aber Kriemhild verschließt noch ihre Rache und lebt nach der Freude dem Leide durch 13 Jahre zu Worms in tiefer Trauer, obschon wiederholt gekränkt durch Hagen, der auch den Nibelungenhort, den unermeßlichen Schatz, welchen Siegfried einst den fernen nordischen Nibelungen abgenommen hatte, heimlich in den Rhein versenkt, wo er noch bis auf diesen Tag begraben liegt. Da kommt Markgraf Rüdiger von Bechelaren, für König Etzel (Attila) von Hunnenland (Ungarn) um Kriemhilds Hand zu werben, und Kriemhild, jetzt der Rache gedenkend, nimmt die Werbung an. Wiederum nach 13 Jahren ladet sie die nun seit der Gewinnung des Nibelungenhorts selbst Nibelungen benannten Burgunder, ihre Brüder und Hagen, zu einem Feste an Etzels Hof nach Hunnenland und bereitet ihnen dabei den Untergang. In langem, furchtbarem Kampfe fallen Günther, Gernot und Geiselher und alle die andern burgund. Mannen, darunter der edle Fiedler, Volker von Alzei, und auch von Etzels Seite der treue Rüdiger von Bechelaren und die Helden Dietrichs von Bern, der noch bei Etzel weilt, nebst vielen tapfern Männern. Zuletzt schlägt Kriemhild selbst dem gefangenen, das Geheimnis des Horts fest bewahrenden Hagen mit Siegfrieds Schwerte das Haupt ab, und darüber ergrimmt, springt Dietrichs treuer Dienstmann, der alte Hildebrand, hinzu und tötet auch sie.

Das Gedicht, im 12. Jahrh. verfaßt, ist uns in 29 teils ganz, teils in Bruchstücken erhaltenen Handschriften überliefert, die seine Verbreitung vom 13. bis 16. Jahrh. bezeugen. Im 16. und 17. Jahrh. geriet es in Vergessenheit; dieser entriß es erst Bodmer, indem er das letzte Drittel desselben aus der ersten Hohenemser (früher dem Freiherrn

von Laßberg gehörigen, jetzt in Donaueschingen befindlichen) Handschrift (C) nebst der «Klage» und Bruchstücken aus dem vordern Teile herausgab unter dem Titel «Chriemhilden Rache» (Zür. 1751). Den ersten vollständigen Abdruck lieferte dann Chr. H. Myller in seiner «Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12. bis 14. Jahrh.» (Berl. 1782), doch so, daß er die beiden ersten Drittel seiner Ausgabe der zweiten Hohenemser (jetzt zu München befindlichen) Handschrift (A) entnahm, während er das letzte Drittel nach Bodmers Drucke wiederholte. Allein obschon es bereits Bodmer ausgesprochen hatte, daß den Gedichten des 13. Jahrh. eine höhere Bedeutung zustehe als eine bloß historische, fand Mullers Bemühung doch noch wenig Erfolg. Nur der Geschichtsforscher Johannes Müller urteilte anerkennender und einsichtiger, und J. H. Voß las die Nibelungen bereits in der Schule zu Eutin.

Die romantische Schule endlich und der wiedererwachte deutsche Patriotismus weckten auch wieder den Sinn für diesen Schatz aus der Väterzeit, und von der Hagen erwarb sich das unbestreitbare Verdienst, diesen Sinn nach Kräften genährt und das N. durch seine mit einem Glossar versehene Erneuerung (Berl. 1807) zuerst beim Publikum eingeführt zu haben. Ein wirklich wissenschaftliches Studium des Gedichts begann jedoch erst mit den Arbeiten Lachmanns. Lachmann, durch F. A. Wolfs homerische Forschungen angeregt, versuchte den Nachweis, daß das N. aus einer Vereinigung von 20 Volksliedern verschiedener Verfasser hervorgegangen, und die Verbindung zwischen den Liedern durch überleitende Strophen oder Abschnitte, die einem Ordner zugeschrieben wurden, hergestellt worden sei, auch innerhalb der einzelnen Lieder seien zahlreiche unechte Strophen eingefügt. Um 1210 sollte diese Vereinigung vor sich gegangen sein, und die Münchener Handschrift (A), die den kürzesten Text bietet, auch den ursprünglichsten enthalten, der zwischen 1210—25 zwei Überarbeitungen (B, die St. Galler, C, die Laßbergsche Handschrift) erfahren habe, welche hauptsächlich in der successiven Erweiterung des Textes durch neue Strophen bestanden. Nachdem er in seiner Erstlingsschrift («Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Not», Berl. 1816) diese Ansichten vorgetragen, gab er in seiner Ausgabe (Berl. 1826) einen kritischen Text mit Zugrundelegung von A, nebst den Abweichungen des gemeinen Textes (B), erörterte darauf in seinen Anmerkungen «Zu den Nibelungen und zur Klage» (Berl. 1836) für jede Strophe die Gründe, aus denen sie echt oder unecht sei, und machte die verschiedenen Bestandteile des Gedichts in den folgenden Ausgaben (8. Aufl., Berl. 1874) auch äußerlich durch den Druck kenntlich, wie er auch «Die zwanzig alten Lieder von den Nibelungen» ohne die Zusätze in einer nicht in den Buchhandel gelangten Prachtausgabe (Berl. 1840) erscheinen ließ. Die Ansicht Lachmanns fand allgemeine Zustimmung und blieb mehr als 30 Jahre die herrschende; im Prinzip einverstanden, unterschied sich W. Müller («Über die Lieder von den Nibelungen», Gött. 1845) nur dadurch, daß er das Ganze bloß in fünf Teile zerlegte, drang aber mit seiner Ansicht nicht durch. Daneben wurden auch die andern Bearbeitungen durch Ausgaben verbreitet; Laßberg besorgte im vierten Bande seines «Liedersaal» (Eppishausen 1821) einen treuen Abdruck seiner Handschrift (C), der später durch Schönhuth wohlfeiler mehrfach aufgelegt wurde. Der Inhalt der Sage wurde ebenfalls zum Gegenstand eingehender Forschung, hauptsächlich durch Lachmann («Kritik der Sage von den Nibelungen» im «Rhein. Museum» 1830, und wieder abgedruckt in «Zu den Nibelungen» u. s. w.) und W. Grimm («Deutsche Heldensage», Gött. 1829) gemacht, wobei die Ansicht über die Entstehung des Liedes von wesentlichem Einfluß war. Von Schriften, die zur Förderung der Sagenkenntnis beitrugen, sind noch P. E. Müllers «Sagabibliothek» (3 Bde., Kopenh. 1817—20; Bd. 2, deutsch von Lange, unter dem Titel «Untersuchungen über die Geschichte und das Verhältnis der nordischen und deutschen Heldensage», Frankf. 1832) und W. Müllers «Versuch einer mytholog. Erklärung der Nibelungensage» (Berl. 1841) hervorzuheben.

Den ersten Zweifel an der Objektivität von Lachmanns Beweisführung erweckte die an Hahns Ausgabe («Die echten Lieder von den Nibelungen u. s. w.», Prag 1851) geknüpfte Beobachtung J. Grimms (in den «Göttinger gelehrten Anzeigen» von 1851), daß Lachmann bei der Ausscheidung echter und unechter Strophen sich durch die Siebenzahl leiten ließ, indem die Zahl der echten Strophen jedes Liedes durch 7 teilbar ist. Einen stärkern Angriff aber erfuhr Lachmanns Theorie durch Holtzmann, der in seinen «Untersuchungen über das N.» (Stuttg. 1854) den Beweis zu führen suchte, daß nicht der kürzeste Text (A), sondern der umfangreichste (C) die echteste Gestalt darstelle. Das Buch entzündete lebhaften Streit: während Müllenhoff («Zur Geschichte der Nibelunge Nôt», Braunschw. 1855) und von Lilliencron («Über die Nibelungenhandschrift C», Weim. 1856) Lachmanns Ansicht verfochten, Rieger («Zur Kritik der Nibelungen», Gieß. 1855) zwar zugab, daß Lachmann den Wert von A überschätzt habe, im übrigen aber doch auf dessen Standpunkt verharrte, traten Zarncke («Zur Nibelungenfrage», Lpz. 1854), Hermann («Widersprüche in Lachmanns Kritik der Nibelungen», Wien 1855) und Fischer («N. oder Nibelungenlieder?», Hannov. 1859) ebenso entschieden auf Holtzmanns Seite, der schlagfertig auf Müllenhoffs Angriffe antwortete («Kampf um der Nibelunge Hort», Stuttg. 1855). Die Schwächen der Lachmannschen Beweisführung für Echtheit und Unechtheit von Strophen wurden durch diese Polemik klar ins Licht gestellt. Die neue Ansicht führte zu kritischen Bearbeitungen des Textes C durch Zarncke (Lpz. 1856; 5. Aufl. 1875; Schulausgabe 1875; 5. Aufl. 1884) und Holtzmann (Stuttg. 1857; Schulausgabe, 3. Aufl. 1874).

Ein neuer Gesichtspunkt für die Frage ward durch Franz Pfeiffer («Der Dichter des N.», Wien 1862) aufgestellt, der auf Grund der Thatsache, daß im 12. und in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. nie ein Dichter die Strophenform eines andern entlehnte, sondern nur in eigenen «Tönen» dichtete, zu dem Resultat gelangte, daß der Dichter des N. kein anderer sei als der österr. Ritter von Kürenberg (um 1140), von dem uns lyrische Strophen in dem Versmaß des N. erhalten sind. Von diesem Gedanken angeregt, führte Bartsch («Untersuchungen über das N.», Wien 1865) den Beweis, daß keine der vorhandenen Bearbeitungen aus der andern gestossen sei, sondern daß dieselben nur Umdichtungen eines alten, in Assonanzenform gedichteten Textes seien. Hiernach gestaltet die Geschichte des N. sich folgendermaßen. Die alte Sage war

teils in mündlicher Erzählung, teils in Volksliedern von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert überliefert. Je weiter sie sich von ihrem Ursprung entfernte, desto mehr Umwandlungen erfuhr sie: der teilweise mythische Gehalt verdunkelte sich, ethische Motive traten an die Stelle der mythologischen. Beides, Erzählung und Lieder, ein Gemeingut des Volks, kannte auch der Dichter des N., jener öfterr. Kürenberger; aus diesen Elementen schuf er die großartige Komposition, indem er aus der reichen Fülle des Stoffs das auswählte, was für den einheitlichen Plan geeignet war, dem Ganzen aber den Charakter des ritterlich-höfischen Lebens seiner Zeit aufprägte. Er dichtete das Ganze in einer Strophenform, die er aus Elementen des altepischen Verses von vier Hebungen gebildet hatte, bestehend aus vier Zeilen, von denen jede durch eine Cäsur in zwei ungleiche Hälften von vier und drei Hebungen zerfällt; nur in der vierten erhielt auch die zweite Hälfte vier Hebungen, um einen Strophenabschluß zu gewinnen. Sein Werk war nicht in reinen Reimen, sondern, wie alle Dichtungen jener Zeit, zum großen Teil in Assonanzen verfaßt. Als im Laufe des 12. Jahrh. die Forderungen an Genauigkeit des Reims strenger wurden, fand sich um 1170 ein Jüngerer veranlaßt, das alte Gedicht einer Umarbeitung in formeller Beziehung zu unterziehen. Das Original und jene erste Umarbeitung ist verloren; nur zwei noch jüngere (zwischen 1190—1200), beide gleichzeitig, ohne daß der eine Bearbeiter vom andern wußte, sind erhalten. Repräsentant der einen ist B, wovon A ein verkürzter Text, der andern C; C fügte dem alten Texte eine ziemliche Anzahl von Strophen ein, in denen eine auch sonst in das Gedicht hineingetragene Tendenz, Kriemhilden zu entschuldigen und die Schuld auf Hagen zu wälzen, durchgeführt wird; von dieser Bearbeitung stammt auch der Titel «Nibelungenlied». Sonach ist B die relativ treueste Überlieferung des verlorenen Originals und wurde daher der von erklärenden Anmerkungen begleiteten Ausgabe von Bartsch (Lpz. 1866; 5. Aufl. 1879; Schulausgabe 1874; 2. Aufl. 1880, als 3. Bd. der «Deutschen Klassiker des Mittelalters», herausg. von Pfeiffer), sowie der größern kritischen Ausgabe desselben (3 Bde., Lpz. 1870—80) zu Grunde gelegt. Vgl. Fischer, «Die Forschungen über das N. seit K. Lachmann» (Lpz. 1874); Paul, «Zur Nibelungenfrage» (Halle 1877); Wilmanns, «Beiträge zur Erklärung und Geschichte des N.» (Halle 1877); Henning, «Nibelungenstudien» (Halle 1883).

An «der Nibelungen Not» schließt sich in den Handschriften «die Klage» (s. d.), welche die Bestattung der an Etzels Hofe Gefallenen und die ihren Tod nach der Heimat berichtende Botschaft erzählt.

Von den zahlreichen Übersetzungen des N. sind hervorzuheben die von Simrock (Berl. 1827; 40. Aufl., Stuttg. 1880), der auch die Lachmannschen 20 Lieder allein übertrug (Bonn 1840), die von Bartsch (Lpz. 1867; 2. Aufl. 1880), von Marbach (4. Aufl., Lpz. 1872), von Gerlach (3. Aufl., Dresd. 1874), von Freytag (Berl. 1879); von Hilfsmitteln: Lübben, «Wörterbuch zum N.» (3. Aufl., Oldenb. 1877), und zum Verständnis der Form: Simrock, «Die Nibelungenstrophe» (Bonn 1858). Dramatische Bearbeitungen des Stoffs haben Raupach («Der Nibelungen Hort»), Geibel («Brunhild») und Hebbel, epische Wilh. Jordan, musikalische Dorner und R. Wagner unternommen. Vgl. Rehorn, «Die Nibelungen in der deutschen Poesie» (Frankf. 1877); Klapp, «Das Ethische im N.» (Parchim 1874); Wolzogen, «Der Nibelungenmythos in Sage und Litteratur» (Berl. 1876).

Nicäa, ansehnliche Stadt in der kleinasiat. Landschaft Bithynien, am Ascaniasee, wurde von Antigonus, dem Sohne des Philippus, erbaut und nach ihm ursprünglich Antigonia genannt. Erst später erhielt sie von Perdikkas nach dem Namen seiner Gemahlin den Namen N. Sie war frühzeitig der Sitz eines christl. Bischofs und hernach eines Erzbischofs, gehörte unter den Byzantinern zum Thema Opsicium, wurde 1080 mit Hilfe der Seldschuken von Nicephorus Melissenus, 20. Juni 1097 aber von Gottfried von Bouillon erobert und dem griech. Kaisertum wieder einverleibt. Nach Begründung des Lateinischen Kaisertums in Konstantinopel gründete Theodor Laskaris 1206 ein eigenes griech. Kaisertum in N., das bis 1261 bestand, wo Michael Palälologus dasselbe wieder nach Konstantinopel verlegte. (S. Byzantinisches Reich.) Seit 1330 ist N. in der Gewalt der Türken. Gegenwärtig ist die Stadt, die den Namen Isnik führt und zum Vilajet Chodawendikjar gehört, nicht viel mehr als ein gering bevölkerter Schutthaufen, von dessen einstiger Größe die Stadtmauern mit ihren Türmen und Thoren, eine Wasserleitung und der sog. Palast des Theodorus zeugen. Berühmt sind die in N. 325 und 787 abgehaltenen allgemeinen Kirchenversammlungen (das erste und siebente Ökumenische Konzil). Das erste Konzil, von Konstantin d. Gr. berufen, verdammte die Lehre des Arius und setzte das Nicänische Glaubensbekenntnis fest. (S. Arianer und Symbol.) Außerdem wurde noch die Gleichzeitigkeit der Osterfeier in allen christl. Gemeinden angeordnet. Das zweite Konzil in N. hielt 787 die Kaiserin Irene. Gegen die Bilderstürmer wurde beschlossen, daß den Bildern eine durch Küssen, Kniebeugung, Räuchern u. s. w. zu erzeigende Verehrung zu widmen sei. Auch wurde das Aufbewahren der Reliquien in den Kirchen angeordnet.

Nicander (Karl Aug.), schwed. Dichter, geb. 20. März 1799 in Strengnäs, studierte in Upsala und ließ 1821 das Trauerspiel «Runesvärdet eller den förste riddarn» erscheinen, die beste seiner Poesien; 1823 trat er in die königl. Kanzlei. Demnächst veröffentlichte er «Tasso's död», «Konung Enzio» und «Minnen från Södern» (Örebro 1831—39; 2. Aufl. 1862—63). Eine Sammlung seiner Gedichte und Novellen erschien unter dem Titel «Hesperider» (Stockh. 1835; 2. Aufl. 1860). Seine letzte Schrift war das Gedicht «Lejonet i öknen» (Stockh. 1838), eine Apotheose Napoleons I. Er starb in dürftigen Verhältnissen 7. Febr. 1839. N.s Dichtungen, die nach seinem Tode gesammelt (4 Bde., Stockh. 1839—42; 4. Aufl. 1877) erschienen, zeichnen sich weniger durch Ideenfülle als durch Anmut und Schönheit der Verse und der Sprache aus.

Nicandra physaloides *Gärt.*, eine nordamerik. zur Familie der Solanaceae gehörige Einjährige von geringem blumistischen Wert. Sie wurde früher in den Blumengärten gezogen und hat sich durch Selbstaussaat hier und da eingebürgert. Die blauen Blüten stehen in einem fünfteiligen Kelch, dessen Ränder flügelartig heraustreten. Die Blütenknospen sondern vor ihrer Entfaltung Wasser ab, welches man herausdrücken kann. Die Frucht ist eine giftige Beere, weshalb die Pflanze auch zuweilen Giftbeere genannt wird.

Nicäniſches Symbol, ſ. unter Symboliſche Bücher.

Nicaragua, eine der fünf Republiken Centralamerikas (ſ. d.), zwiſchen Honduras im N., dem Antilleumeere im O., dem Staate Coſta-Rica im S. und dem Stillen Ocean im W. Den öſtl. Teil des Staatsgebiets bildet die Mosquitoküſte (ſ. d.), die 1860 wieder mit N. vereinigt wurde. Die faktiſche Grenze gegen Coſta-Rica im Süden, über welche die Anſprüche von N. jedoch weit hinausgehen, läuft am Rio San-Juan über den Nicaraguaſee zum Golf von Papagayo. Innerhalb dieſer Grenzen umfaßt der Staat 133 800 qkm. Der ſüdweſtl. Teil des Landes enthält die Ebene von N. mit zwei durch den Panaloya verbundenen Seen, dem kleinern Managua- und dem viel größern Nicaraguaſee, die in einer Geſamtlänge von 330 km und in einer mittlern Entfernung von 48 km von der Weſtküſte durch das Land ziehen und mit der Thalſenkung ihres Abfluſſes, des 160 km langen San-Juan, eine merkwürdige, von Nordweſt gegen Südoſt gerichtete Unterbrechung des mittelamerik. Hochlandes bilden. Die Hauptcordillera ſtreicht jenſeit des Stromdurchbruchs in einem das große Seebaſſin umziehenden Bogen gegen Nordweſten als Waſſerſcheide gegen das Gebiet des Antillenmeers, während zwiſchen dieſem Baſſin und dem Stillen Ocean nur eine niedrige, von einzelnen Vulkanen unterbrochene Hügelkette ſich hinzieht. Die flache Meeresküſte bildet außer der ſehr geräumigen Bai von Conchagua (auch Golf von Fonſeca oder Amapala genannt) noch den ſog. Golf von Papagayo. Hinter dem ſchmalen Küſtenlande ziehen ſich ausgedehnte, teilweiſe ganz wilde, ſchwer zugängliche Gebirgs- und Plateaulandſchaften nach der Hauptcordillera hinauf, nämlich die Diſtrikte Chontales, Matagalpa und Neuſegovia. Die Bewäſſerung des Staats iſt eine ſehr günſtige. Von der größten Wichtigkeit ſind die beiden Binnenſeen und ihr Abfluß in das Antillenmeer. Der Managua oder Leon iſt etwa 75 km lang, 45—55 km breit und liegt 45 m über dem Meere und 30—40 km davon entfernt. Der Nicaraguaſee (ſ. d.) fließt durch den San-Juan ins Antillenmeer ab. Die Dampfſchiffahrt auf dem See und dem Fluſſe, welche ſeit 1850 im Gange, blieb ohne Bedeutung, und die von den Nordamerikanern nach der Entdeckung des Goldes in Californien hier eingerichtete Tranſitlinie geriet bald wieder ins Stocken, ſeitdem 1855 die Panamaeiſenbahn eröffnet wurde und 1863 die Mündung des San-Juan gänzlich verſandete.

Auf den Hochebenen, im Binnenlande und auf der Abdachung zum Stillen Meer, wo verhältnismäßig wenig Regen fällt, iſt das Klima geſund. Auf der atlantiſchen Seite dagegen, wo Urwälder, Sümpfe und Lagunen ſich ausdehnen, iſt es für Europäer geradezu tödlich. Der Boden, obgleich vulkaniſcher Natur, iſt mit einer fetten Schicht vegetabiliſcher Erde bekleidet und ſehr fruchtbar. Die ausgedehnten Waldungen liefern Bau-, Möbel- und Farbehölz, mehrere Harz- und Gummiarten, ſowie wichtige Medizinalpflanzen. Es gedeihen in den verſchiedenen Regionen alle europ. Getreidearten und alle Arten tropiſcher Gewächſe. Die Bevölkerung wurde 1876 auf 275 815 geſchätzt; ihren Hauptnahrungszweig bildet die noch ſehr wild betriebene Viehzucht. Die Menge der rein Weißen iſt außerordentlich gering. Die Miſchlinge (Ladinos, Meſtizen) überwiegen; auf ſie folgen der Zahl nach die reinen Indianer, dann die Mulatten und Neger. Induſtrie und Bergbau ſind unbedeutend. In Neuſegovia und Chontales finden ſich reiche Gold- und Silbergruben, auch Kupfer, Eiſen und Zinn. Nur erſtere werden durch rohe Waſcharbeit ausgenutzt. Die Konſtitution vom 19. Aug. 1858 iſt demokratiſch. Als Staatsoberhaupt übt der auf vier Jahre gewählte Präſident oder oberſte Direktor der Republik die vollziehende Gewalt. Ein Senat und eine Deputiertenkammer bilden die geſetzgebende Gewalt, und einem oberſten Gerichtshof iſt die richterliche übergeben, von welchem die Diſtriktsgerichte abhängen. Die Einnahmen wurden 1882 auf 1 639 000, die Ausgaben auf 1 510 000 Peſos geſchätzt, die Staatsſchuld betrug 922 000 Peſos. Die Einfuhr hatte 1882 einen Wert von 3 362 000, die Ausfuhr von 4 022 000 Peſos. Hauptgegenſtände der letztern waren Gummi, Kaffee, Gold, Silber, Gelbholz, Indigo, Häute und Cedernholz. In adminiſtrativer Hinſicht iſt der Staat in die ſieben Diſtrikte oder Departements Chinandega, Chontales, Granada, Leon, Matagalpa, Rivas und Segovia eingeteilt. Hauptſtadt iſt Managua (ſ. d.). Von Eiſenbahnen waren 1882 im Betrieb 55 km, darunter namentlich die Bahn vom Hafen von Corinto nach der Hauptſtadt Managua. Die Länge der im J. 1882 im Betrieb befindlichen Telegraphenlinien betrug 1250 km.

N. ward bald nach der Entdeckung und Beſitznahme ſeiner Küſtengegend durch Gil Gonzalez Davila eine eigene Intendantur des ſpan. Generalkapitanats Guatemala, riß ſich 1821, wie ganz Guatemala, von Spanien los und trat 1823 dem Bunde der fünf Vereinigten Staaten von Centralamerika bei. Obſchon N. ſeiner geogr. Lage wegen bei der Aufrechterhaltung der Föderation mehr als die übrigen Staaten und namentlich mehr als Guatemala und Coſta-Rica intereſſiert war, half es doch alsbald, dieſelbe aufzulöſen. Seitdem iſt ſeine innere und äußere Geſchichte eine fortgeſetzte Reihe von Bürgerkriegen, welche nicht das mindeſte ſachliche Intereſſe bieten. Während N. mit Coſta-Rica um den Beſitz des Hafens von San-Juan del Norte oder Greytown ſtritt, erhob England 1841 unter dem Vorwand, daß die öſtl. Spitze des Staats, wo dieſer Hafen liegt, ein Teil des unter ſeinem Schutze ſtehenden Königreichs der Mosquitoküſte (ſ. d.) ſei, Anſprüche auf den wegen des Kanaliſationsprojekts (Verbindung des Antillenmeers mit dem Großen Ocean) ſo wichtigen Punkt. Indeſſen vermochte auch dieſe wichtige Lebensfrage nicht, den Frieden im Innern herzuſtellen. So löſte denn bis 1854 ein Prätendent den andern ab, und kaum ein einziger Amtstermin des Präſidenten lief mit der verfaſſungsmäßig vorgeſehenen Periode ab. Im J. 1855 wandte ſich der durch ſeine Gegner in Bedrängnis geratene Präſident Caſtellon nach San-Francisco in Californien an den Abenteurer William Walker (ſ. d.), der 13. Juni 1855 mit 62 Genoſſen zu Realejo landete und ſogleich die Stadt N. einnahm. Durch weitere Zuzüge verſtärkt, überfiel Walker ſeine Gegner, ſchlug ſie an der Mirzinbai und nahm 14. Okt. die Stadt Granada ein. Zum Präſidenten wurde nun von ihm Patricio Rivas ernannt, während Walker der eigentliche Regent des Landes blieb. Er trug ſich nun mit hochfliegenden Plänen, wollte ein centralamerik. Reich mit Sklaverei gründen und verletzte einerſeits die Engländer

durch Ansprüche auf die Mosquitoküste, andererseits die Nordamerikaner durch Störung der Transitlinie, deren Eigentum er mit Beschlag belegte. Endlich vereinigten sich die centralamerik. Staaten 9. März 1856 zum Kriege gegen N. Obgleich sich Walker von einer großen Partei im Lande 25. Juni 1856 zum Präsidenten ausrufen ließ, gelang es ihm doch nicht, sich zu behaupten. Von den Verbündeten immer weiter zurückgedrängt, ohne Hilfsmittel und Zuzug von außen, wurde er mit seinen letzten 240 Anhängern in der Stadt N. eingeschlossen. Der costaricanische General Mora gestattete ihm 30. April 1857 freien Abzug auf einem amerik. Kriegsschiff nach Neuyork. Zum Präsidenten von N. wurde ein Mischling, Thomas Martinez, erwählt. Spätere Invasionsversuche Walkers endeten mit seiner Ergreifung und standrechtlichen Erschießung 15. Sept. 1860. Es erfolgte 1863 zum zweiten mal die Wahl Martinez' zum Präsidenten. Auf ihn folgte 1867 Guzman. Ein gegen diesen ausgebrochener Aufstand wurde von ihm 1869 unterdrückt. Im J. 1871 wurde V. Cuadra, 1875 P. Camorra zum Präsidenten gewählt. Der jetzige Präsident, Dr. Adan Cardenas, bekleidet sein Amt seit 1883. Im J. 1877 brach zwischen N. und dem Deutschen Reiche ein diplomatischer Konflikt aus, weil die Regierung des erstern in der Angelegenheit des am 23. Okt. 1876 auf den deutschen Konsularverweser Eisenstuck versuchten Attentats nicht nur völkerrechtliche Genugthuung, sondern auch Rechtsgewährung zur Verfolgung des Verbrechers an das Deutsche Reich verweigerte. Um ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen, sandte die deutsche Reichsregierung im März 1878 mehrere Kriegsschiffe an die Küsten von N.; bei dem Erscheinen derselben nahm die Regierung von N. die deutschen Bedingungen an. Neuestens hat sich N. im Bunde mit San-Salvador und Costa-Rica eines von dem Präsidenten von Guatemala, Barios, unternommenen gewaltsamen Versuchs, die fünf centralamerik. Republiken wieder zu einer Föderativrepublik zu einigen, siegreich erwehrt; auf der Seite Guatemalas stand in diesem Kampfe Honduras. Die bereits seit längerer Zeit geführten Verhandlungen zwischen N. und den Vereinigten Staaten in Betreff der Herstellung eines Kanals zwischen dem Antillenmeer und dem Stillen Ocean, nach Art des Panamakanals, haben noch zu keinem definitiven Resultat geführt.

Vgl. Squier, «Sketches of travel in N.» (Neuyork 1851); derselbe, «N., its people, scenery, monuments and the proposed Interoceanic Canal» (2 Bde., Lond. 1852); Scherzer, «Wanderungen durch Mittelamerika» (Braunschw. 1857); Marr, «Reise nach Centralamerika» (2 Bde., Hamb. 1863); Lévy, «Notas geograficas y ecouómicas sobre la republica de N.» (Par. 1873).

Nicaraguasee, bedeutendster See in Mittelamerika, im Gebiet der Republik Nicaragua, 33 km vom Stillen Ocean entfernt, hat einen Flächeninhalt von 8800 qkm, ist von NW. nach SO. 185 km lang bei einer größten Breite von 75 km, liegt 39 m über dem Meere und ist fast auf allen Seiten von Vulkanen umgeben. Der N. hängt durch den Fluß Tipitapa mit dem See von Managua zusammen und fließt nach SO. in das Karaibische Meer durch den San-Juan ab; letzterer, welcher nach einem Laufe von 120 km bei San-Juan del Norte mündet, ist beinahe auf seiner ganzen Länge schiffbar, nur auf halbem Wege zwingen Stromschnellen die kleinen Flußdampfer zum Umladen. Die bedeutendste der im N. liegenden fruchtbaren Inseln vulkanischen Ursprungs ist Ometepe.

Nicastro (mittellat. Neocastrum), Stadt und Bezirkshauptort in der ital. Provinz Catanzaro, ist Bischofssitz, zählt (1881) 10239 (als Gemeinde 14076) E., hat in der Nähe warme Quellen (mit Bad) und reiche Olivea- und Orangenpflanzungen. Im hiesigen Schloß, von dem noch Ruinen vorhanden sind, hielt einst Kaiser Friedrich II. seinen ältesten Sohn, König Heinrich (VII.), mehrere Jahre gefangen. Etwa 6 km im Nordwesten der Stadt, unweit des Golfs von Sta.-Eufemia, lag das von Robert Guiscard gestiftete, 1638 durch Erdbeben zerstörte, einst berühmte Benediktinerkloster Sta.-Eufemia.

Niccolini (Giovanni Battista), ital. Dichter, geb. 29. Okt. 1782 in San-Giuliano bei Pisa, studierte daselbst Philosophie und Rechtswissenschaft, wandte sich aber später mit Eifer dem Studium der klassischen Litteratur zu und wurde Professor der Geschichte und Mythologie und Sekretär an der Akademie der schönen Künste zu Florenz. Sein erstes Trauerspiel, «Polissena», wurde 1810 bei der Preisbewerbung der Akademie der Crusca gekrönt. Diesem folgten «Ino e Temisto», «Medea», «Edipo», «Matilde», «Nabucco», ein seltsames Stück, das anonym in London (1819) erschien und Napoleon I. in fremdem Gewande darstellt, und «Antonio Foscarini» (1827), das, der venet. Geschichte entnommen, großen Enthusiasmus erregte. Später folgten «Giovanni da Procida» (1830), «Lodovico Sforza» (1833), «Rosamunda» (1839), «Arnaldo da Brescia» (1835 u. öfter; deutsch von Lepel, Berl. 1845), welches auf den röm. Inder kam, ferner «Filippo Strozzi» (1847) und «Mario e i Cimbri»; auch eine Novelle in Versen, «Irene Malatesta» (1837). N. starb 20. Sept. 1861 zu Florenz und wurde in Sta.-Croce, zuerst an versteckter Stelle, 20. Sept. 1883 unter einem prächtigen Denkmal daselbst zwischen Michel Angelo und Galilei beigesetzt. In seinem Nachlaß befand sich eine «Storia della casa di Hohenstauffen», sowie lyrische Dichtungen, die in der von Gargiolli redigierten Gesamtausgabe seiner «Opere» (Turin 1862 fg.) erschienen. Eine Gesamtausgabe seiner Werke besorgte er selbst (3 Bde., Flor. 1844; 4. Aufl. 1858). Später sind erschienen: «Lezioni di mitologia ad uso degli artisti» (2 Bde., Flor. 1855). Vgl. Vanucci, «Ricordi della vita e delle opere di Giovanni Battista N.» (2 Bde., Flor. 1866).

Niccolò di Abbati, ital. Maler, s. Abbate.

Niccolò di Liberatore, Maler, s. Alunno.

Nice, franz. Name von Nizza (s. d.).

Nicephörus ist der Name mehrerer griech. Geschichtschreiber des Mittelalters, die größtenteils zu den Byzantinern (s. d.) gehören.

N. (806—815), Patriarch von Konstantinopel, geb. 758, gest. 828, ist Verfasser einer «Chronologia compendiaria» (herausg. von Camerarius, Bas. 1561; von Dindorf, Bonn 1829) und eines «Breviarium historicum» (herausg. von Petau, Par. 1648; neue Ausg. von J. Bekker, Bonn 1837).

N. Bryennios, aus Orestias in Macedonien, gest. 1137, verfaßte eine Geschichte des komnenischen Hauses, die von seiner Gemahlin Anna Komnena (s. d.) ergänzt wurde, wovon sich aber nur vier Bücher erhalten haben, die den Zeitraum 1057—81

beſchreiben. Gute Ausgaben beſorgten Poſſin (Par. 1666) und Meineke (Bonn 1836).

N. **Blemmides**, Patriarch von Konſtantinopel, in der erſten Hälfte des 13. Jahrh., hinterließ zwei geogr. Schriften, die von Spohn (Lpz. 1818) und Manji (Rom 1819) bekannt gemacht wurden.

N. **Gregoras** aus Heraklea, geb. 1295, Patriarch von Konſtantinopel, gegen Mitte des 14. Jahrh., ſchrieb eine «Byzant. Geſchichte» in 38 Büchern, von denen jedoch nur 24 bekannt waren (die Zeit von 1204—1331 behandelnd und am beſten von Schopen [2 Bde., Bonn 1829—30] herausgegeben), bis J. Bekker auch die letzten bis 1359 herabreichenden veröffentlichte (Bonn 1855).

Nicer, der alte Name des Neckars.

Nicetas Acominatus, von ſeinem Geburtsort Chonä in Phrygien auch Choniates genannt, Bruder des berühmten Erzbiſchofs Michael Acominatus, ein namhafter byzant. Geſchichtſchreiber, erhielt um 1150 ſeine Bildung zu Konſtantinopel, bekleidete hohe öffentliche Ämter und wanderte nach der im J. 1204 erfolgten Eroberung jener Stadt durch Venetianer und Franzoſen nach Nicäa in Bithynien, wo er 1216 ſtarb. Sein Hauptwerk iſt eine Geſchichte der griech. Kaiſer in 21 Büchern, die als Fortſetzung des Zonaras (ſ. d.) den Zeitraum 1118—1206 umfaßt und zuletzt von J. Bekker (Bonn 1835) herausgegeben worden iſt. Außerdem iſt von ihm vorhanden eine Beſchreibung der von den Franken bei der Einnahme von Konſtantinopel zerſtörten Denkmäler, welche Wilken (Lpz. 1830) herausgab und in ſeiner «Geſchichte der Kreuzzüge (Bd. 5, Lpz. 1829) ins Deutſche überſetzte.

N. **Eugenianus**, griech. Romanſchreiber, im 12. Jahrh., verfaßte ein Gedicht in neun Geſängen, welches die Liebesabenteuer des Charikles und der Drosilla zum Gegenſtande hat und von Boiſſonade (2 Bde., Lond. 1819) zuerſt bekannt gemacht wurde.

Nichtigkeitsbeſchwerde hieß im frühern Prozeßrecht das Rechtsmittel, welches gegen nichtige Urteile ſtattfand und welches bezweckte, dieſe auch formell zu beſeitigen. «Nichtig» iſt das Urteil, welches weſentlicher Erforderniſſe ſeiner Gültigkeit ermangelt. Die Nichtigkeit kann ihren Grund haben im Urteil ſelbſt: in ſeiner mangelhaften Form oder in ſeinem Inhalt, z. B. es verurteilt zu etwas Unmöglichem oder Unerlaubtem, verſtößt gegen den Inhalt der Akten oder offenbar gegen einen klaren Rechtsſatz. Oder ſie kann liegen in dem Prozeß, auf welchen das Urteil ſich gründet, im Gericht (z. B. daſſelbe iſt mangelhaft beſetzt geweſen), oder in den Parteien (z. B. Mangel der Prozeßfähigkeit), oder in den Beſtandteilen des Verfahrens. Im Civilprozeß insbeſondere unterſchied man heilbare und unheilbare Nichtigkeit; wegen erſterer war R. nur innerhalb 10 Tagen nach der Urteilsverkündigung zuläſſig (querela nullitatis sanabilis), wegen letzterer 30 Jahre lang (querela nullitatis insanabilis). Der moderne Strafprozeß gewährt R. wegen Verletzung des Geſetzes, desgleichen, weil ein Rechtsſatz nicht oder nicht richtig angewandt ſei, nach dem Vorbild der franz. Caſſation. Im heutigen deutſchen Prozeß vertritt die Stelle der R. die Reviſion und die Wiederaufnahme des Verfahrens, im Civilprozeß in der Geſtalt der Nichtigkeitsklage.

Nichtigkeitsklage iſt im allgemeinen die Klage auf Erklärung der Nichtigkeit eines Rechtsaktes. Gegen nichtige Urteile insbeſondere gewährte das frühere Prozeßrecht die Nichtigkeitsbeſchwerde (ſ. d.). Nach der Deutſchen Reichscivilprozeßordnung kann die Wiederaufnahme eines durch rechtskräftiges Endurteil abgeſchloſſenen Verfahrens durch R. erfolgen, wenn das erkennende Gericht nicht vorſchriftsmäßig beſetzt war, wenn ein geſetzlich ausgeſchloſſener oder wirkſam abgelehnter Richter bei der Entſcheidung mitgewirkt hat, eine Partei in dem Verfahren nicht nach Vorſchrift der Geſetze vertreten war. Das Weitere ſ. unter Wiederaufnahme des Verfahrens.

Nichtkombattanten, ſ. u. Kombattanten.

Nichtleiter der Elektricität, ſoviel wie Iſolatoren.

Nichts, die Verneinung des Etwas, iſt ein Begriff von bloß relativer Bedeutung, ohne allen beſtimmten Inhalt oder Gegenſtand. Das Dogma von der Schöpfung aus N. hat den Theologen und Philoſophen viel Veranlaſſung gegeben, den Begriff des N. zu bearbeiten. Geläufig iſt die Unterſcheidung zwiſchen einem abſoluten N. als der Aufhebung alles Seienden überhaupt, und dem relativen N. als der Aufhebung eines beſtimmten Seins. Schon Plato wandelte das abſolute N. unter dem Namen des μὴ ὄν zu einem Gegenſtande um, nämlich zu der form- und geſtaltloſen Materie des Weltalls, aus welcher die Weltſeele alle Dinge geformt und gebildet habe. Andere, wie der Scholaſtiker Joh. Erigena und verſchiedene Myſtiker des Mittelalters, nannten die Gottheit ſelbſt das N., weil wir keinen Weg hätten, uns zur Begriffsbeſtimmung des völlig Unfaßbaren zu erheben, als durch Negation alles deſſen, was wir exiſtierend nennen. In ähnlicher Weiſe bedeutet in der Theologie des Buddha (ſ. d.) das große N. oder Nirwâna (ſ. d.) den ſeligen Abgrund des göttlichen Weſens, aus welchem alle Dinge hervorgehen und in welchen ſie wieder zurückkehren ſollen. Im Sprachgebrauch der Hegelſchen Logik ſind beide Bedeutungen des Wortes ſo in Verbindung geſetzt, daß das abſolute Sein zwar dem Sprachgebrauch der Myſtiker gemäß als das abſolute N. bezeichnet, aber unter dieſem N. zugleich vermöge einer dialektiſchen Umwendung des Begriffs das N. der Platoniker oder die ſtoffliche Unterlage des Univerſums verſtanden wird. Kant hingegen erklärte das N. als eine leere ſubjektive Denkform ohne allen entſprechenden Gegenſtand.

Nicias, athen. Feldherr, ſ. Nikias.

Nickel (chem. Zeichen Ni; Atomgewicht = 59), ein Metall, das in kleiner Menge mit Arſen, Schwefel und andern Subſtanzen verbunden im Kupfernickel (Rotnickelkies), Weißnickelkies, Haarkies, Nickelantimonglanz, als tiefelſaures Nickeloxydul im Newdauskit und Garnerit ſich findet und außerdem auch in manchem Magnetkies und Schwefelkies, ſowie in vielen Kupfererzen und als Begleiter der meiſten Kobalterze vorkommt. Die Darſtellung des metalliſchen N. geht häufig mit der von Kobaltprodukten parallel und iſt ein ſehr langwieriger und komplizierter Prozeß; ſie erfolgt entweder ausſchließlich auf trockenem Wege, durch Anſammeln des N., Kobalts und Kupfers in einer Arſen- oder Schwefelverbindung (Speiſe oder Stein), aus welcher durch Röſtprozeſſe und reduzierende Vorgänge endlich das N. metalliſch auftritt, oder auf naſſem Wege durch Auflöſen der nickel- und kobalthaltigen Produkte in Säuren und Trennung der gelöſten Metalle durch chem. Agentien. Das reine N. iſt faſt ſilberweiß mit einem geringen Stich ins Gelbliche, ſtrengflüſſig, ziemlich

hart, sehr dehnbar und politurfähig und von 8,97 spezifischem Gewicht. Es läßt sich walzen, schmieden und zu Draht ziehen. In Hinsicht auf Magnetismus verhält sich das N. dem Eisen analog, sodaß im Telegraphenwesen die Eisenmagnete durch Nickelmagnete ersetzt werden können. Im Handel findet es sich häufig in Form von kleinen Würfeln (Würfelnickel).

Bis zur Mitte des 19. Jahrh. beschränkte sich die Verwendung des N. ausschließlich auf die Darstellung des Neusilbers oder Argentans (s. d.), das in versilbertem Zustande als Alfenide, Christofflemetall, Chinasilber (s. d.) u. s. w. in den Handel ging. Seitdem hat das N. zwei andere massenhafte Verwendungen gefunden, nämlich zu Münzen und zur galvanischen Vernickelung. Die Nickelmünzen (Scheidegeld) bestehen in der Schweiz seit 1850, in Belgien seit 1861, in den Vereinigten Staaten seit 1865, in Brasilien seit 1871, im Deutschen Reiche seit 1873 und in Venezuela seit 1876. Die deutschen Nickelmünzen (Zehn- und Fünfpfennigstücke) bestehen aus 25 Teilen N. und 75 Teilen Kupfer; von erstern wiegen 250, von letztern 400 Stück ein Kilogramm. Die bis Dez. 1876 in den deutschen Münzwerkstätten vorläufig zum Abschluß gebrachte Ausprägung von Nickelmünzen beläuft sich auf 35 160 344 Mark 45 Pf. (und zwar 23 502 530 Mark 70 Pf. in Zehnpfennigstücken und 11 657 813 Mark 75 Pf. in Fünfpfennigstücken) und erforderte 380 748 kg Nickelmetall. Neben dem hohen Werte des N. sind die große Härte der Münzlegierung und die Schwierigkeiten, die mit der Verarbeitung desselben verbunden sind, Hauptvorteile der Nickelmünzen; sie bilden die beste Garantie gegen Nickelgeld-Imitationen; die Härte bringt außerdem noch eine ungemein lange Dauer der Nickelmünzen mit sich und beschränkt daher die Kosten, die dem Staate aus der Umarbeitung abgenutzter Scheidemünzen erwachsen, auf ein Minimum. Eine zweite, aber äußerst zukunftsvolle neue Verwendung des N. ist die Vernickelung des Eisens und Stahls auf galvanischem Wege. Man schlägt das N. gewöhnlich aus Doppelsalzen durch den Strom nieder, in denen das N. als Chlornickel oder als schwefelsaures N. enthalten ist. Zuerst bei Feuerwaffen behufs deren Präservierung gegen Rost angewendet, hat die galvanische Vernickelung bald allgemeine Anwendung gefunden, z. B. als Überzug bei allen dem Anlaufen unterworfenen Maschinenteilen, insbesondere an Feuerspritzen und Pumpen, bei dem Wagenbau, bei Pferdeketten, Thürbeschlägen, Buchbeschlägen, Werkzeugen, chirurgischen Instrumenten, Schlüsseln, Korkziehern u. dgl. (Vgl. Nickellegierungen.)

In seinen Verbindungen ist das N. dem Kobalt durchaus ähnlich. Die Nickelsalze sind meist grün gefärbt, werden aber beim Erhitzen und Entwässern gelb. Die Nickelverbindungen erkennt man bei der Lötrohrprobe an ihrem Verhalten in der Boraxperle im Reduktionsfeuer. Die Perle färbt sich dabei grau von ausgeschiedenem Metall.

1) Nickel und Sauerstoff: a) Nickeloxydul NiO, schmutzig grüngraues Pulver, entsteht bei schwachem Glühen des Hydrats, in Säuren leicht löslich zu Nickeloxydulsalzen. b) Nickeloxydulhydrat $Ni(OH)_2$, apfelgrüner Niederschlag, entsteht beim Vermischen einer Oxydulsalzlösung mit Alkalihydrat. c) Nickeloxyd Ni_2O_3, schwarzes Pulver, wird erhalten bei schwachem Glühen von Nickeloxydulnitrat, gibt bei stärkerm Glühen Sauerstoff ab und wird zu Nickeloxydul. In Säuren löst es sich zu Oxydulsalz, Oxydsalze existieren nicht. d) Nickeloxydhydrat $Ni_2(OH)_6$, entsteht als schwarzer Niederschlag beim Vermischen der Lösung eines Nickeloxydulsalzes mit unterchlorigsaurem Natron.

2) Nickel und Schwefel: Einfach Schwefelnickel NiS, Nickelsulfür, fällt bei vorsichtigem Zusatz von Schwefelammonium zu Lösungen von Nickeloxydulsalzen als schwarzer, im Überschuß des Fällungsmittels nicht ganz unlöslicher Niederschlag; löst sich schwer in verdünnter Salzsäure. Kommt in der Natur als Haarkies oder Nickelkies in gelben haarförmigen, hexagonalen Krystallen vor. Ein Schwefelarsennickel von der Zusammensetzung NiS_2NiAs_2 ist der Nickelglanz oder Nickelarsenkies.

3) Nickel und Chlor: Nickelchlorür $NiCl_2$. Das käufliche, schwammförmige N. wird auf gleiche Weise von den begleitenden Stoffen, Kupfer, Eisen, Arsen, Kobalt befreit, wie bei der Darstellung des Kobaltoxyduls angegeben. Das N. verbleibt dabei schließlich als reines oxalsaures Salz, welches nach schwachem Glühen reines N. hinterläßt. Dies wird in Salzsäure gelöst und gibt nach dem Verdampfen schöne grüngefärbte Krystalle (Formel $NiCl_2 6H_2O$), die nach dem Entwässern gelb werden.

4) Nickel und Cyan: Nickelcyanür $Ni(CN)_2$. Cyankalium erzeugt in Lösungen von Nickelsalzen einen grünlichweißen Niederschlag, der sich im Überschuß löst unter Bildung eines Doppelsalzes, Kalium-Nickelcyanür $Ni(CN)_2 \cdot 2KCN \cdot H_2O$. Die dem Kobaltidcyankalium entsprechende Nickeloverbindung existiert nicht.

5) Nickel und Schwefelsäure: Nickelsulfat $NiSO_4$, schwefelsaures Nickeloxydul, Nickelvitriol, krystallisiert $NiSO_4 \cdot 7H_2O$, wird dargestellt durch Lösen von N. in verdünnter Schwefelsäure und Krystallisieren. Schön grüne Krystalle. Es bildet mit den Sulfaten der Alkalien Doppelsalze, von denen eines, das Nickelammoniumsulfat $NiSO_4 \cdot (NH_4)_2SO_4 \cdot 6H_2O$, technische Bedeutung hat. Man erhält es, indem käufliches N. in Schwefelsäure gelöst und mit der entsprechenden Menge von Ammoniumsulfat vermischt wird. Beim Erkalten krystallisiert das Salz in reichlicher Menge aus, es wird mit kaltem Wasser gewaschen und durch Umkrystallisiren rein erhalten. Es dient zum Vernickeln von Kupfer, Messing, Eisen u. s. w.

Nickelantimonkies oder Antimonnickelglanz, ein bleigraues bis stahlgraues Nickelerz, erscheint in regulären Pentagondodekaëdern, angeblich auch in tetraëdrischen Zwillingen, gewöhnlich als derbe körnige Massen; ist eine dem Nickelarsenkies analoge Verbindung von Nickel, Antimon und Schwefel, NiSbS oder $NiSb_2 + NiS_2$, man kennt es von mehrern Gruben auf dem Westerwald, von Lölling, Rinkenberg, Waldenstein in Kärnten und Montenarba auf Sardinien.

Nickelarsenkies oder Arsennickelglanz, ein zur Darstellung von Nickel benutztes Erz, in regulären Krystallen, gewöhnlich aber derb in körnigen Aggregaten von silberweißer, in Stahlgrau geneigter Farbe; chemisch ist es in den reinsten Varietäten NiAsS oder $NiAs_2 + NiS_2$. Fundorte sind unter anderm: Ems, Müsen im Siegenschen, Schladming in Steiermark, Loos in Schweden.

Nickelblüte (Nickelocker), ein Mineral, das als Zersetzungsprodukt aus nickelhaltigen Kiesen hervorgeht, apfelgrüne bis grünlichweiße flockige

Efflorescenzen, aus zarten, kurz haarförmigen monoklinen Kryställchen zusammengesetzt, auch erdige Massen; ist in Säuren leicht lösliches wasserhaltiges arsensaures Nickeloxydul von der Formel $Ni_3As_2O_8 + 8H_2O$; findet sich z. B. zu Annaberg, Schneeberg, Saalfeld und Riechelsdorf.

Nickelbronze, s. unter Nickellegierungen.

Nickelglanz, soviel wie Nickelarsenkies.

Nickelkies, Synonym für Millerit (s. d.).

Nickellegierungen, Mischungen oder Verbindungen von Nickel mit andern Metallen. Nickel-Kupfer-Legierungen, aus 77,88 Kupfer, 20,04 Nickel und 1,08 Eisen bestehend, wurden schon um 200 v. Chr. zu ind.-griech. Münzen verwendet; ähnliche Legierungen ohne Zusatz von Eisen sind in neuerer Zeit für den gleichen Zweck in verschiedenen Staaten in Gebrauch gekommen. (Über diese, sowie über Nickel-Kupfer-Zink-Legierungen s. Nickel und Argentan.) Als Tiers-argent oder Drittelsilber bezeichnet man am richtigsten eine Legierung von 0,66 Nickel und 0,33 Silber. Die erste N., welche in Europa gewerbliche Verwendung fand, war das sog. Suhler Weißkupfer, aus 88 Teilen Kupfer, 8,75 Nickel und 1,75 Antimon bestehend, das aus alten Schlackenhalden gewonnen und zu Sporen und Beschlägen verarbeitet wurde. Kupfer-Nickel-Mangan-Legierungen sind dem Argentan sehr ähnlich und finden für technische Zwecke, besonders als Antifriktionsmetall Verwendung. Auch hat man kadmiumhaltiges Neusilber aus 69,9 Kupfer, 19,8 Nickel, 5,6 Zink und 4,7 Kadmium zu Löffeln u. s. w. verarbeitet. Kupfer-Nickel-Zinn-Legierungen eignen sich zu Gußwaren. Zu Kunstgußartikeln benutzt man eine Legierung, Arguzoid genannt, von 56 Kupfer, 13,5 Nickel, 23 Zink, 4,7 Zinn, 3,5 Blei. Ein gutes Spiegelmetall liefert die Legierung aus 70,24 Kupfer, 29,11 Zinn, 0,38 Zink, 0,1 Eisen, 0,01 Blei, 0,01 Nickel. Die sog. weiße Nickelbronze, eine Legierung aus Kupfer, Zink, Zinn und Nickel, mit mindestens 20 Proz. des letztern, ist bedeutend fester als Kupfer und Messing, widerstandsfähig gegen atmosphärische Einflüsse und daher zu mathem., musikalischen und andern Instrumenten sehr geeignet. Stahl wird durch einen geringen Nickelgehalt härter und weniger leicht rostend.

Nickelmagnete, s. unter Nickel.

Nickelmünzen, s. unter Nickel.

Nickelocker, soviel wie Nickelblüte.

Nickelsmaragd, ein wasserhaltiges basisches Nickelcarbonat, bildet dünne smaragdgrüne Überzüge über dem Chromeisenerz von Texas in Pennsylvanien und von der Shetlandsinsel Unst.

Nickelstahl, soviel wie Meteorstahl.

Nickhaut nennt man ein drittes, fast allen landbewohnenden Wirbeltieren und unter den Fischen den Haien und Rochen zukommendes Augenlid. Bei den ungeschwänzten Lurchen und den Vögeln ist es am größten, liegt hinter dem untern Augenlid nach dem innern Winkel zu und kann durch einen, namentlich bei den Eidechsen, recht kompliziert gebauten Muskelapparat über die vordere Fläche des Augapfels weggezogen werden, die es bei dieser Gelegenheit zusammen mit der Feuchtigkeit der Augendrüsen wie ein Schwamm abputzt, und es fungiert da, wo die eigentlichen Augenlider nicht oder nur wenig beweglich sind, wie bei den Reptilien, überhaupt statt dieser. Bei den Säugetieren, wo es oft eine besonders knorpelige Einlagerung hat, wird es nach und nach rudimentär, sodaß es beim Affen und Menschen nur noch als eine kleine, halbmondförmige Falte (plica seminularis) im innern Augenwinkel, hinter dem Vereinigungspunkt von Ober- und Unterlid, zu sehen ist.

Nickkrampf (Spasmus nutans), ein Krampf, welcher im Bereich des elften Hirnnerven (Nervus accessorius Willisii) auftritt und diejenigen Muskeln der einen Körperhälfte erfaßt, die den Kopf nach der Seite ziehen. Bei den Anfällen erfolgen dann rasch mehrmals hintereinander schmerzhafte seitliche Bewegungen des Kopfes, sodaß es das Ansehen hat, als ob der Kranke jemand zunicke. In einzelnen sehr schweren Fällen besteht das Nicken zeitlebens. Als Ursachen werden Erkältungen, gewaltsame Verdrehungen des Kopfes, Krankheiten der Halswirbel angeführt. Kurversuche haben in der Regel keinen Erfolg. Bei Kindern treten zur Zeit des Zahndurchbruchs manchmal eigentümliche Nickkrämpfe, sog. Salaam-Konvulsionen, auf, die jedoch eher Zeichen eines Gehirnleidens oder Teilerscheinung der Eklampsie als selbständige (idiopathische) Krämpfe sind. Mit N. nicht zu verwechseln ist der sog. Genickkrampf (s. d.).

Nicol (Erskine), engl. Maler, geb. 1825 in Leith, empfing seinen ersten künstlerischen Unterricht in Edinburgh und bildete sich 1846—50 weiter aus in Irland, wo sein Talent durch Studien irischer Scenerie und irischen Volkslebens eine dauernde Richtung gewann. Nach Edinburgh zurückgekehrt, wurde er zum Mitglied der Royal Scottish Academy gewählt. Im J. 1862 siedelte er nach London über, wo er 1866 zum Associate der Akademie ernannt wurde. N. ist besonders erfolgreich als Genremaler. Unter seinen Bildern sind hervorzuheben: Kündigung (1862), Erneuerung der Pachtung verweigert (1863), Warten auf den Zug (1864), eine Deputation (1865), Bezahlung des Pachtgeldes (1866), ein ländliches Billettbureau (1867), ein Porzellanhändler (1868), Grenzstreitigkeiten (1869), auf dem Lugaus (1871), Pro bono publico (1873), der neue Wein (1875), ein Coloradokäfer (1878), die Wähler bei ihrem Parlamentsmitglied (1879) u. s. w.

Nicolai (Christoph Friedr.), einflußreicher Schriftsteller und Buchhändler, geb. 18. März 1733 zu Berlin, wurde Buchhändler und schrieb die «Briefe über den jetzigen Zustand der Wissenschaften» (Berl. 1755), die Vorläufer der «Litteraturbriefe». Mit Moses Mendelssohn gab er die ersten vier Bände der «Bibliothek der schönen Wissenschaften» (Lpz. 1757—60) heraus. Dann übertrugen sie die Herausgabe ihrem Freund Weiße in Leipzig und ließen nun im Verein mit Lessing die «Briefe, die neueste Litteratur betreffend» (24 Bde., Berl. u. Stett. 1761—66) erscheinen. Hierauf brachte N. den Plan einer «Allgemeinen deutschen Bibliothek» (106 Bde., 1765—91) zur Ausführung. Eine Fortsetzung derselben war die zu Kiel erscheinende «Neue allgemeine deutsche Bibliothek», die vom 56. Bande an 1801 N. wieder redigierte und verlegte und 1805 schloß. Diese Zeitschrift wirkte auf den Fortgang der wissenschaftlichen Bildung in Deutschland wesentlich ein; aber der schonungslose und herbe Ton und die mit den Jahren zunehmende Nüchternheit ihrer Kritik raubten ihr später einen großen Teil ihres Ansehens. N.s topogr.-histor. «Beschreibung von Berlin und Potsdam» (Berl. 1769; 3. Aufl., 3 Bde., 1786) konnte für die damalige Zeit als Muster gelten, und seine «Anekdoten von

Friedrich II.» (6 Hefte, Berl. 1788—92) haben bleibenden histor. Wert. Seine histor. Kritik bewährte er in den «Freimütigen Anmerkungen über des Ritters von Zimmermann Fragmente über Friedrich d. Gr.» (2 Bde., 1791—92). Von seinen Romanen, welche meist ohne dichterischen Wert sind, ist der beste «Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothanker» (Berl. 1773—76; 4. Aufl., Berl. 1799, mit Kupfern von Chodowiecki). N.s «Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz» erschien in 12 Bänden (1783—96). Er starb 8. Jan. 1811. Sein «Feyner kleyner Almanach vol schönerr echterr liblicherr Volkslieder» (Berl. 1777 u. 1778) sollte, Bürger gegenüber, das Volkslied lächerlich machen. Vgl. N.s Selbstbiographie, herausgegeben von Lowe, in den «Bildnissen jetzt lebender berliner Gelehrten» (1806), und N.s Schrift «Über meine gelehrte Bildung» (Berl. 1799), ferner «N.s Leben und sonderbare Meinungen» von Fichte, herausgegeben von A. W. von Schlegel (Tüb. 1801) und «N.s Leben und litterarischer Nachlaß», herausg. von Göckingk (Berl. 1820).

Nicolai (Otto), deutscher Komponist, geb. zu Königsberg i. Pr. 9. Juni 1810, erhielt seine musikalische Bildung unter Bernhard Kleins Leitung in Berlin, ging 1833 zur Fortsetzung seiner Studien nach Rom, wo er unter Baini die altital. Kirchenmusik studierte, und wurde später als Kapellmeister an der wiener Hofoper angestellt. Von dort kehrte er 1839 wieder nach Italien zurück, wo er einige Opern im ital. Geschmacke, wie «Enrico II.», «Il Templario» u. s. w., komponierte, und folgte 1842 abermals einem Rufe als Kapellmeister nach Wien. Im J. 1848 wurde er zum königl. Kapellmeister in Berlin ernannt, wo er aber schon 11. Mai 1849 starb. In Berlin brachte N. seine komische Oper «Die lustigen Weiber von Windsor» (Text von Mosenthal nach Shakspeare) zur Aufführung, welche durch ihre Frische und Eigentümlichkeit populär geworden ist. Außerdem hat er noch kirchliche Kompositionen für den berliner Domchor, sowie eine Reihe von Liedern und Pianofortesachen geliefert.

Nicolai (Philipp), geistlicher Liederdichter des 16. Jahrh., geb. 10. Aug. 1556 zu Mengeringhausen im Waldeckschen, war 1596—1601 Prediger zu Unna in der Grafschaft Mark und starb 16. Okt. 1608 als Hauptpastor zu St. Katharinen in Hamburg. Seine beiden berühmtesten Lieder sind: «Wie schön leuchtet der Morgenstern» und «Wachet auf, ruft uns die Stimme». Vgl. Curtze, «N.s Leben und Lieder» (Halle 1859).

Nicolaie, franz. Dramatiker, s. Clairville.

Nicolaithal oder Matterthal, s. u. Visp.

Nicolay (Ludw. Heinr., Freiherr von), deutscher Dichter, geb. 29. Dez. 1737 zu Straßburg, wo er auch studierte, wurde, nachdem er eine Zeit lang franz. Gesandtschaftssekretär gewesen, als Professor der Logik in Straßburg angestellt. Im J. 1769 folgte er dem Rufe als Erzieher des Großfürsten Paul von Rußland und wurde hier 1770 Kabinettssekretär und Bibliothekar des Großfürsten, 1782 geadelt, 1796 kaiserl. Staatsrat, 1798 Direktor der Akademie der Wissenschaften und 1801 Geheimrat und Mitglied des Kabinetts. Nach Kaiser Pauls Tode zog er sich auf sein Gut Monrepos bei Wiborg in Finland zurück, wo er 18. Nov. 1820 starb. Am höchsten stehen seine Fabeln und seine kleinen, nach Wielands Muster verfaßten poetischen Erzählungen. An seine «Vermischten Gedichte und prosaischen Schriften» (8 Bde., Berl. u. Stett. 1792—1804) schließen sich seine «Theatralischen Werke» an (2 Bde., Königsb. 1811). Vgl. von Gerschau, «Aus dem Leben des Freiherrn von N.» (Hamb. 1834).

Nicolo de Malte, Komponist, s. Jouard.

Nicols Prisma oder kurzweg Nicol nennt man zwei Doppelspatprismen (s. beistehende Figur a e c b und d g b c), deren polierte Trennungsflächen b c mit Canadabalsam aneinander gekittet sind. Wenn nun ein Lichtstrahl m n auf die rhombische Fläche a e fällt, so zerlegt er sich vermöge der Doppelbrechung des Lichts (s. Brechung) im Kalkspat in zwei entgegengesetzt polarisierte Strahlen, und zwar in einen gewöhnlich oder ordentlich und in einen ungewöhnlich oder außerordentlich gebrochenen Strahl, wobei der Brechungsexponent des ersten 1,66 ist, jener des zweiten zwischen 1,48 und 1,66 veränderlich erscheint. Da nun der Brechungsexponent des Canadabalsams (1,54) kleiner als jener (1,66) des ordentlichen Strahls ist, so wirkt die Balsamschichte auf den ordentlichen Strahl wie ein schwächer brechendes Mittel, weshalb er bei p derart total reflektiert wird, daß er nicht in das bei s befindliche Auge gelangen kann. Letzteres findet dagegen bei dem außerordentlich oder extraordinären Strahl n s statt, welcher aus entgegengesetzten Ursachen durch die Balsamschichte, sowie durch beide Teile des Prismas zum Auge bei s geht. Das Nicolsche Prisma läßt nur die extraordinären Strahlen, deren Schwingungen parallel zu seinem Hauptschnitte a e d g sind, durch und ist dagegen undurchsichtig für die ordentlichen Strahlen, deren Schwingungsrichtung senkrecht gegen jenen Hauptschnitt erfolgen. Bei Nicols Prisma wird also einer der entgegengesetzt polarisierten Strahlen durch die totale Reflexion entfernt, während der andere polarisierte Strahl durch das Prisma zum Auge dringt; ein solches Prisma läßt sich daher sowohl zur Hervorrufung als zur Erkennung polarisierten Lichts, d. i. als Polariseur oder Analyseur (Polariskop) bei Polarisationsinstrumenten verwenden. Letzteres deshalb, weil Nicols Prisma nur dann polarisiertes Licht vollkommen durchläßt, wenn dessen Schwingungen parallel zu seinem Hauptschnitt erfolgen. Wenn also Nicols Prisma so gestellt wird, daß sein Hauptschnitt senkrecht zur Schwingungsrichtung des polarisierten Lichts liegt, so geht es nicht durch das Prisma, dessen Gesichtsfeld daher dunkel bleibt. Wenn demnach bei Umdrehung von Nicols Prisma um seine Achse das Gesichtsfeld abwechselnd hell und finster wird, so ist das untersuchte Licht polarisiert. Dagegen läßt natürliches Licht Nicols Prisma bei jeder beliebigen Stellung stets gleich hell, weil dann immer die Hälfte des einfallenden Lichts durch das Prisma zum Auge gelangt.

Nicosia, s. Levkosia.

Nicosia, Stadt in der ital. Provinz Catania auf Sicilien, auf dem jäh abstürzenden Monte-San-Giovanni, mitten in wilder Gebirgsgegend, zwischen den beiden Quellarmen des Salso, seit

1816 Bischofssitz, zählt (1881) 14 768 (als Gemeinde 15 276) E. und hat Handel mit Getreide, Wein, Öl und Vieh, eine Salzmine und mehrere Schwefelquellen. Die Stadt wurde vom normannischen Grafen Roger I. (gest. 1101) gegründet und mit Lombarden bevölkert. Die hiesigen zahlreichen Kirchen enthalten Skulpturen von Giambattista Livolsi und Gemälde von Niecold Mirabella, beide aus N. gebürtige Künstler des beginnenden 17. Jahrh.

Nicot (Jean N., Sieur de Villemain), franz. Diplomat und Gelehrter, geb. 1530 zu Nimes, stand bei Heinrich II. und Franz II. in großer Gunst. Letzterer übertrug N. 1560 eine diplomatische Sendung an König Sebastian von Portugal, die er mit Erfolg durchführte. Während seines Aufenthalts in Lissabon lernte er die Tabakspflanze kennen, durch deren Einführung in Frankreich sein Name vorzugsweise auf die Nachwelt gekommen ist. (S. Tabak.) N. starb 5. Mai 1600. Von seinen litterarischen Arbeiten ist der «Trésor de la langue française» (Par. 1606; Rouen 1618) hervorzuheben. Nach ihm haben die Botaniker die Tabakspflanze mit dem Namen Nicotiana belegt.

Nicotera, Stadt in der ital. Provinz Catanzaro, unweit der Westküste von Calabrien, am Tyrrhenischen Meer, zählt (1881) 5181 (als Gemeinde 6978) E., ist Bischofssitz, hat einen Hafen und bedeutende Fischerei.

Nicotera (Giovanni, Baron), ital. Staatsmann, geb. 9. Sept. 1828 zu San-Biase in Calabrien, studierte die Rechte und schloß sich schon als Jüngling dem «Jungen Italien» an. Er nahm 1848 Anteil an dem Aufstande in Calabrien und trat nach Unterdrückung desselben als Offizier in die Armee der röm. Republik. In den Kämpfen mit den franz. Truppen verwundet, zog er sich dann nach Turin zurück und beteiligte sich 1857 an der gegen die bourbonische Regierung in Neapel gerichteten Expedition nach Sapri, welche von Mazzini veranlaßt war, aber gänzlich fehlschlug. N. wurde schwer verwundet, gefangen genommen und zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurteilt, die er zunächst in Neapel, dann auf der Insel Favignana an der Westküste Siciliens verbüßte. Im J. 1860 von Garibaldi befreit, wohnte N. als Offizier verschiedenen Treffen mit den bourbonischen Truppen bei. Ebenso beteiligte er sich an dem Feldzug von 1861 und an dem von 1866, wo er unter Garibaldi ein Regiment kommandierte; 1867 befehligte er eine Kolonne von Freiwilligen, die vom Neapolitanischen aus nach Velletri vordrang. Ins Parlament, wo er zur progressistischen Partei hielt und sich durch glänzende Beredsamkeit auszeichnete, wurde N. regelmäßig als Vertreter der Stadt Salerno gewählt. Im März 1876 trat er als Minister des Innern ins Kabinett Depretis. In dieser Stellung zeichnete er sich durch energische Unterdrückung des Brigantentums in Sicilien aus. Doch schied er im Dez. 1877 infolge eines schwachen Vertrauensvotums wieder aus dem Ministerium, um in seine parlamentarische Wirksamkeit zurückzutreten. Seitdem opponierte er dem Ministerium Depretis und bildete mit Cairoli, Crispi, Zanardelli und Baccarini, lauter Führern der alten histor. Linken, den sog. Bund der Pentarchisten.

Nicotiana, s. Tabak.

Nicotianin, s. unter Nicotin.

Nicotin $C_{10}H_{14}N_2$ ist eine flüchtige organische Base, die sich in den Blättern und im Samen des Tabaks findet. Man erhält dieselbe, wenn man den eingedickten wässerigen Auszug der Blätter mit Alkohol auszieht, dann die gewonnene weingeistige Lösung unter Zusatz von Wasser destilliert bis zur Verdampfung des Alkohols, mit Kali versetzt und mit Äther schüttelt. Aus der ätherischen Lösung wird das N. durch Verdunsten des Äthers und dann durch vorsichtige Destillation in einem Strome von Wasserstoffgas über gebranntem Kalk gewonnen. Das reine N. ist eine farblose ölige Flüssigkeit, von 1,08 spezifischem Gewicht, scharfem Geruch und brennendem Geschmack. Es siedet bei 240° C., löst sich in Wasser, Weingeist und Äther und ist ein tödliches Gift. In den Tabaksblättern findet sich das N. in Gestalt eines Salzes. Trockener Schnupftabak enthält ungefähr 2 Proz. N.; trockene entrippte Tabaksblätter 2,0 bis 7,9 Proz. Die Quantität des N. in den Tabaksblättern scheint zu der Qualität der Blätter in keinerlei Beziehung zu stehen. Der Prozeß des belg. Grafen Bocarmé 1851 hat dazu beigetragen, das N. auch in weitern Kreisen bekannt zu machen. Der spezifische Geruch des Tabaksdampfs wird besonders durch einen andern in den trockenen Tabaksblättern enthaltenen Stoff, das Nicotianin (Tabakskampfer), hervorgebracht. Das über den trockenen Blättern destillierte Wasser scheidet beim Stehen weiße, blätterige Krystalle des Nicotianin ab, die wie Tabaksdampf riechen, ähnlich schmecken und in geringer Menge nicht giftig wirken. Das Nicotianin hat Ähnlichkeit mit dem Cumarin, das sich in den Tonkabohnen und im Waldmeister findet. (S. Tabak.)

Nicoya, Halbinsel an der westl. Küste der mittelamerik. Republik Costarica, unter 10° nördl. Br. und zwischen 85 und 86° westl. L. (von Greenwich), bildet mit dem Festlande den Golf von Nicoya mit dem trefflichen Hafen Punta-Arenas.

Nietheroy, Hauptstadt der Prov. Rio de Janeiro.

Nidda, rechter Nebenfluß des Mains, entspringt am Vogelsberg, fließt südwestlich durch Oberhessen und mündet nach einem Laufe von 98 km bei Höchst.

Nidda, Stadt in der hess. Provinz Oberhessen, Kreis Büdingen, an der Nidda, Station der Linie Gießen-Gelnhausen der Oberhessischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1782 evang. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat Rot- und Weißgerberei, Tuchmacherei, Strumpfweberei und zwei bedeutende Papierfabriken; 4 km westlich liegt das kleine Solbad Salzhausen mit Saline und ein Braunkohlenbergwerk. N., erst Sitz eines Grafengeschlechts, kam später an Ziegenhain und 1434 an Hessen.

Nid-elfven, Name zweier norweg. Flüsse, deren einer, auch Nisser-elv genannt, 180 km lang, aus Telemarken kommend, Nedenäs-Amt durchströmt und südlich von Arendal in das Skager-Rack fällt. Der andere, 101 km lang, gehört zum Amte Südbrontheim, entspringt in den Gebirgsseen an der schwed. Grenze und fällt bei Drontheim ins Meer.

Nidwalden, Halbkanton von Unterwalden (s. d.).

Nieborow, Schloß bei Lowiez (s. d.).

Niebuhr (Karstens), bekannt durch seine Forschungen über Arabien, geb. 17. März 1733 zu Lüdingworth im hannov. Lande Hadeln, trat 1760 als Ingenieurlieutenant in dän. Dienste und wurde im Jahre darauf, als der König Friedrich V. von Dänemark eine Gesellschaft Gelehrter auf seine Kosten nach Arabien reisen ließ, um dieses Land zu erforschen, derselben für das Fach der Geographie beigegeben. Binnen Jahresfrist starben sämtliche

Mitglieder dieser Gesellschaft mit Ausnahme N.s, der die Reise allein fortsetzte, von der er erst 1767 zurückkehrte. Die Ergebnisse von seinen und seiner Gefährten Forschungen veröffentlichte er in der «Beschreibung von Arabien» (Kopenh. 1772), in der «Reisebeschreibung von Arabien und andern umliegenden Ländern» (2 Bde., Kopenh. 1774—78), sowie in der Ausgabe von P. Forskåls «Descriptiones animalium etc.» (Kopenh. 1775) und dessen «Flora Aegyptiaco-Arabica» (Kopenh. 1776). N. wurde 1768 Ingenieurkapitän, 1778 Wirkl. Justizrat und Landschreiber in Süderdithmarschen zu Meldorf und 1808 Etatsrat. Er starb 26. April 1815. Eine Biographie N.s hat sein Sohn, Barthold Georg N., verfaßt (Kiel 1817).

Niebuhr (Barthold Georg), berühmter Geschichtsforscher, Kritiker und Philolog, der Sohn des vorigen, geb. zu Kopenhagen 27. Aug. 1776, aber schon 1778 mit seinem Vater nach Meldorf übergesiedelt, kam 1793 nach Hamburg zu J. G. Büsch, dem Vorsteher der Handelsakademie, und besuchte 1794—96 die Universität Kiel, mit jurist. und philos. Studien beschäftigt. Im J. 1796 wurde er Privatsekretär des dän. Finanzministers Ernst Schimmelmann, gab 1798 die Stellung auf, verweilte drei Monate in London und fast ein Jahr in Edinburgh, trat 1800 in den dän. Staatsdienst und erhielt 1804 die Direktion der Bank. Im J. 1806 trat N. in den preuß. Staatsdienst über, wo er Mitdirektor der Seehandlung, dann 1808 Staatsrat und Beamter im Finanzministerium wurde. Vielfach angefeindet, erbat er 1810 seinen Abschied und hielt als Mitglied der Akademie der Wissenschaften an der berliner Universität Vorlesungen über röm. Geschichte; auch erschienen schon 1811 und 1812 die ersten beiden Bände seiner «Röm. Geschichte». Im J. 1816 wurde N. zum preuß. Gesandten am päpstl. Hofe ernannt. Hier führte er unter großen Schwierigkeiten die Unterhandlungen über die Organisation der kath. Kirche in Preußen, infolge deren die wichtige, diese Verhältnisse regelnde Cirkumskriptionsbulle De salute animarum 1821 erlassen wurde, während zugleich litterarische Forschungen ihn unausgesetzt beschäftigten. Im J. 1823 ging er an die Universität nach Bonn, wo er durch gediegene Vorträge und Bekanntmachung seiner histor. Untersuchungen viel zur Entwickelung der klassischen Altertumswissenschaften beitrug. Er starb 2. Jan. 1831.

N.s Hauptwerk ist die «Röm. Geschichte», deren dritten unvollendeten Band J. Classen aus seinem Nachlaß herausgab (3 Bde., Berl. 1811—32; neue Ausg. Berl. 1873 fg.), welche die frühere Zeit bis zum Kampfe mit Karthago umfaßt. Mit dem Erscheinen dieses Werks begann für die Behandlung der röm. Geschichte eine neue Epoche, indem N. nicht nur die Unhaltbarkeit dessen, was bisher für beglaubigte Thatsache galt, nachzuweisen, sondern auch aus der Masse von Sagen, Mutmaßungen und Verfälschungen das auszuscheiden suchte, was als unverfälschtes Element angesehen werden kann. N. ist hierdurch ein Hauptbegründer der eigentlichen histor. Kritik geworden. Eine Fortsetzung des von N. selbst Begonnenen gab aus dessen Vorträgen Leonhard Schmitz in der «History of Rome from the first Punic war to the death of Constantine» (2 Bde., Lond. 1844; deutsch von Zeiß, 5 Bde., Jena 1844—46) heraus. Durch N.s Anregung entstand auch die von Platner und Bunsen unternommene Beschreibung der Stadt Rom, welche wichtige Beiträge von N. enthält. Nach seinem Tode erschienen N.s «Histor. und philol. Vorträge, an der Universität Bonn gehalten», deren erste Abteilung die «Vorträge über die röm. Geschichte» (herausg. von Isler, 3 Bde., Berl. 1846—47), die zweite die «Alte Geschichte» (herausg. von M. Niebuhr, 3 Bde., Berl. 1847—51), die dritte die «Vorträge über alte Länder- und Völkerkunde» (herausg. von Isler, Berl. 1850) und die vierte «Vorträge über röm. Altertümer» (herausg. von demselben, Berl. 1858) umfaßt. Seine «Geschichte des Zeitalters der Revolution» (herausg. von M. Niebuhr, 2 Bde., Hamb. 1845) beruht auf den 1829 in Bonn gehaltenen Vorträgen. Von seinen philol. Arbeiten sind zu erwähnen: die kritische Ausgabe der Werke des Fronto (Berl. 1816), ferner von zwei bis dahin ungedruckten Bruchstücken der Reden des Cicero für Fontejus und Rabirius (Rom 1820), eines Bruchstücks des röm. Dichters und Redners Merobaudes (Bonn 1824) und die «Inscriptiones Nubienses» (Rom 1821). Mit Böckh und Brandis begründete N. 1827 das «Rhein. Museum für Philologie», auch rief er seit 1828 eine neue Bearbeitung der «Scriptores historiae Byzantinae» ins Leben. «Kleine histor. und philol. Schriften» erschienen in zwei Bänden (Bonn 1828—43), die «Nachgelassenen Schriften nichtphilol. Inhalts» Hamb. 1842. Sehr anziehend sind auch die «Griech. Heroengeschichten. An seinen Sohn erzählt», von diesem (Hamb. 1842; 7. Aufl., Gotha 1877) herausgegeben.

Vgl. Lieber, «Erinnerungen aus meinem Zusammenleben mit N.» (deutsch von Thibaut, Heidelb. 1837); «Lebensnachrichten über N. aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner Freunde» (3 Bde., Hamb. 1838); Susanne Winkworth, «The life and letters of Barthold Georg N.» (mit Beiträgen von Bunsen, Brandis und Loebell, 3 Bde., Lond. 1852); Meier, «Eine Erinnerung an N.» (Rost. 1861); Classen, «Niebuhr» (Gotha 1876).

Niebuhr (Markus Carsten Nikolaus von), konservativer Staatsmann und Publizist, Sohn des vorigen, geb. zu Rom 1. April 1817, studierte Rechts- und Staatswissenschaften zu Kiel, Bonn, Halle und Berlin, arbeitete längere Zeit als Hilfsarbeiter im Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten und redigierte 1848—49 den konservativen «Magdeburger Korrespondenten»; auch war er Mitarbeiter an der «Kreuzzeitung». Im J. 1850 wurde N. zum Regierungsrat ernannt, 1851 zum Geh. Regierungsrat und Kabinettssekretär. Im J. 1852 ging er in diplomatischen Angelegenheiten nach London. Im J. 1854 ernannte ihn der König zum Kabinettsrat und Staatsrat, und bald darauf ward er in den Adelsstand erhoben. N. gewann auf den König einen bedeutenden Einfluß, den er im Interesse der Reaktionspartei geltend machte. Der berüchtigte Depeschendiebstahl 1856, der hauptsächlich geheime Papiere betraf, die N. anvertraut gewesen, wirkte auf sein Gemüt so erschütternd, daß er 1857 einer Geisteskrankheit verfiel, der er 1. Aug. 1860 zu Oberweiler bei Badenweiler erlag. Von N.s litterarischen Arbeiten sind aus früherer Zeit die Schriften über Bankwesen (1846), aus späterer die «Geschichte Assurs und Babels» (Berl. 1857) hervorzuheben.

Nied, linker Nebenfluß der Saar, entsteht aus der Französischen und Deutschen Nied in Deutsch-

Lothringen und mündet unterhalb Rehlingen im preuß. Regierungsbezirk Trier.

Niederalpen (Basses-Alpes), franz. Departement, s. unter Alpen, Bd. I, S. 472.

Nieder-Barnim (Kreis), s. unter Barnim.

Niederbayern, bayr. Regierungsbezirk, zwischen Oberbayern und Oberpfalz gelegen, im Osten von Österreich begrenzt, umfaßt von alten Gauen Teile des Nordgaus, die Marchia camba, den Schweinachgau und Grunzenwittengau, den Viehbachgau, den Pagus feldun, Spechtram, Bilsgau, Rotgau und Isengau, sowie den Westermanngau, Kelsgau und Teinachgau, nach der spätern Staatenbildung das Herzogtum Niederbayern, das Fürstentum Passau und die unmittelbaren Ortschaften Neuburg am Inn und Ortenburg. Der Regierungsbezirk zählt in vier unmittelbaren Städten (Landshut, Passau, Straubing und Deggendorf), 20 Bezirksämtern und 31 Amtsgerichten auf 10767 qkm 131369 Haushaltungen mit 646947 E., worunter 4731 Protestanten und 134 Israeliten.

Niederbeuthen, s. Beuthen an der Oder.

Niederblätter, s. unter Blatt (Botanik).

Niederbronn, Stadt und Kantonshauptort im Kreise Hagenau des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, Landgerichtsbezirks Straßburg, liegt 45 km nordwestlich von Straßburg an der Eisenbahnlinie Hagenau-Saargemünd, hat zwei Mineralquellen mit einer stark besuchten Badeanstalt, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 3161 E. In N. befinden sich die großen Eisen- und Stahlwerke der Familie von Dietrich, welche mit den Werken zu Reichshofen, Merzweiler, Zinsweiler, Jägerthal und Mutterhausen (im Kreise Saargemünd) ein Ganzes bilden und zusammen durchschnittlich 1500 Arbeiter beschäftigen. Die Mineralquellen von N. waren nach den gelegentlich der 1592 durch den Grafen Philipp von Hanau veranlaßten Reinigung und Regeneration der alten Quellenfassungen gemachten Funden zahlreicher röm. Münzen zu schließen bereits bei den Römern bekannt und von denselben bezüglich ihrer Heilkraft geschätzt. Bei N. fand im Deutsch-Französischen Kriege der erste Zusammenstoß am 25. Juli 1870 zwischen einer bad.-württemb. Rekognoszierungspatrouille unter Graf Zeppelin und franz. Kavallerie statt.

Niederealifornien, s. unter Californien.

Nieder-Charente, s. unter Charente.

Niederdeutsch, s. Plattdeutsch.

Niederdeutschland, die nördl. Länder Deutschlands, innerhalb der Norddeutschen Tiefebene.

Nieder-Douro in Portugal, s. u. Alto-Douro.

Niederdruckmaschine, eine Dampfmaschine, welche mit nicht mehr als 1 bis 1½ Atmosphären Überdruck arbeitet.

Niederelsaß, s. unter Elsaß, Bd. VI, S. 74.

Nieder-Hermsdorf, s. Hermsdorf (Nieder-).

Niederingelheim, s. unter Ingelheim.

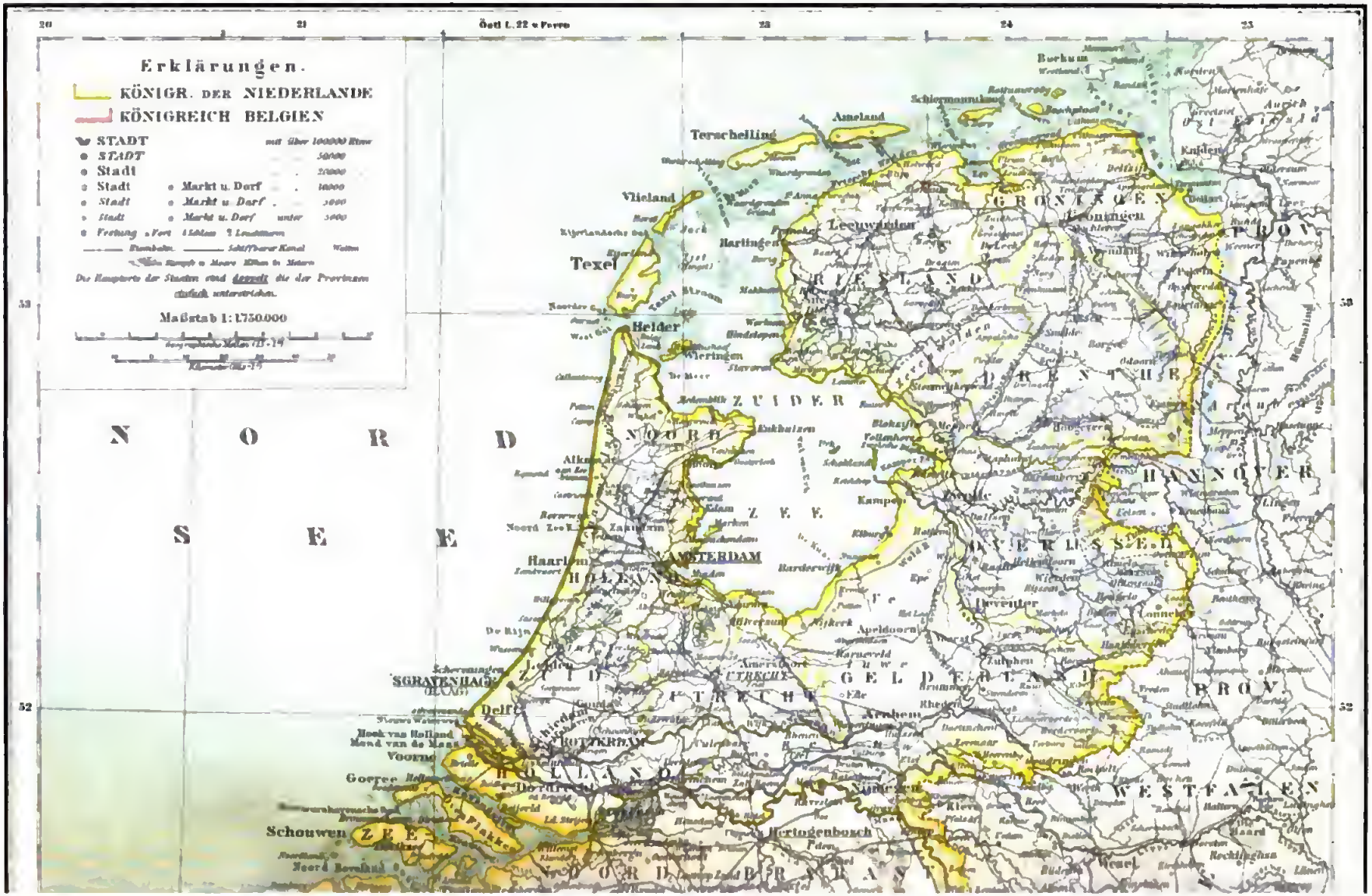
Niederlagen nennt man im deutschen Zollwesen diejenigen Räume, in welchen zollpflichtige Waren vom Eingange aus dem Auslande an bis zu ihrer weitern Bestimmung unverzollt gelagert werden können. Man unterscheidet öffentliche N. und Privatniederlagen.

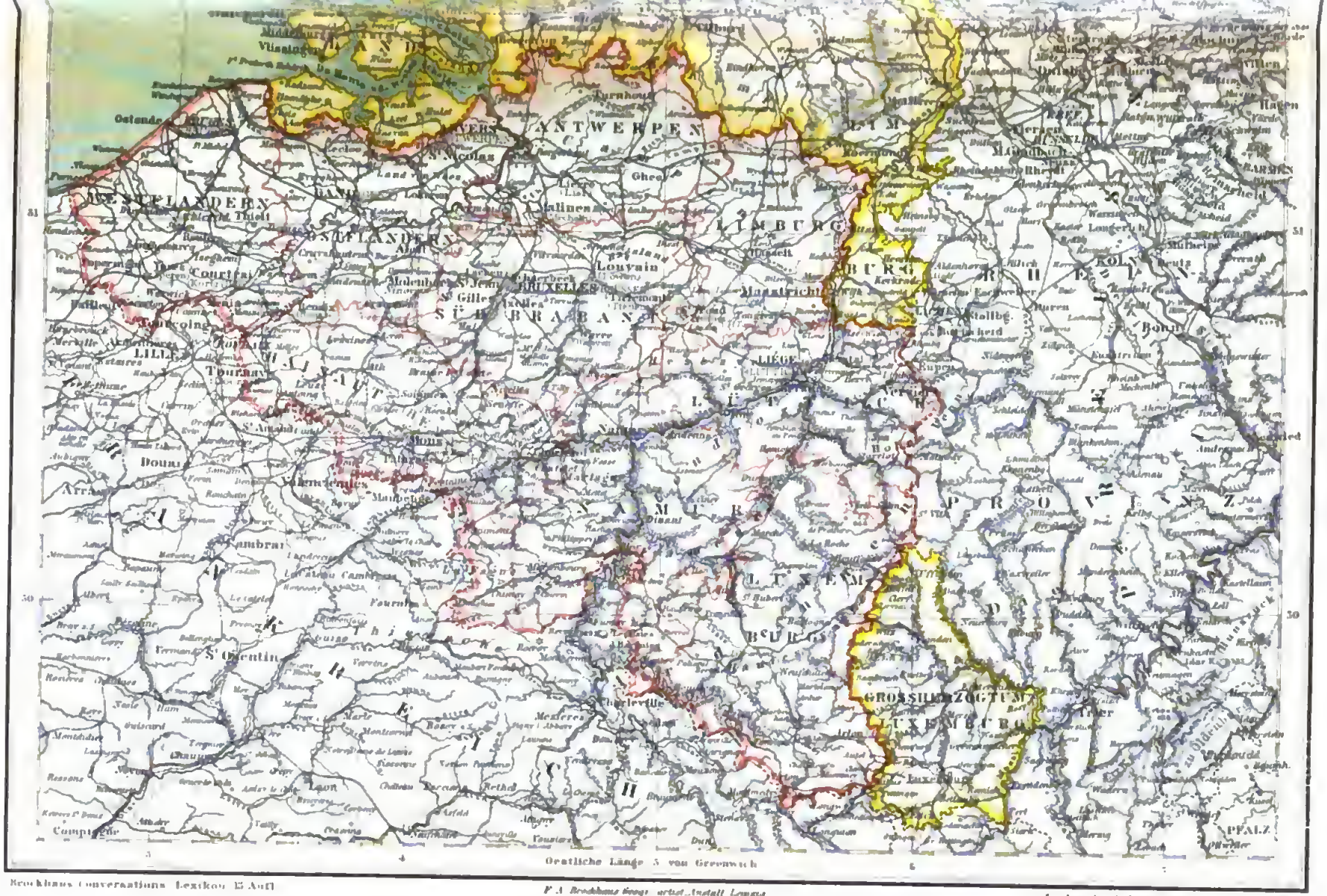
Niederlagsrecht, soviel wie Jus emporii.

Niederlahnstein, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, Kreis Rheingau, 6 km von Koblenz und 2 km von Oberlahnstein, an der Mündung der Lahn in den Rhein, Station der Linien Frankfurt a. M.-N., Speldorf-N. und Koblenz-Gießen der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat Dampfsägemühlen, Drahtseilfabrik, Schiffbau und Weinbau und zählt (1880) 2718 meist kath. E. Dabei liegt die alte Johanniskirche, die Wallfahrtskapelle zum Allerheiligenberg und das Eisenhüttenwerk Hohenrheiner Eisenhütte.

Niederlande (geographisch-statistisch). Das Königreich der N., zwischen 50° 45′ und 53° 30′ nördl. Br. und 3° 20′ bis 7° 10′ östl. L. (von Greenwich) gelegen, hat einen Territorialumfang von 32999,22 qkm, der im NW. und N. von der Nordsee, im O. von Preußen und im S. von Belgien begrenzt ist. Die Bevölkerung belief sich Ende 1883 auf 4225065 Individuen. Relativ am stärksten sind die Provinzen Nord- und Südholland (s. Holland), am schwächsten ist Drenthe bevölkert. Fast das ganze Land ist Tiefland und Fortsetzung der großen deutschen Ebene. Der größte Meerbusen an der Nordsee ist die Zuidersee (s. d.), nächst dieser der Dollart (s. d.) und der Lauwersee an der Nordküste. Die Hauptflüsse des Landes sind der Rhein, die Maas und die Schelde. Außerdem ist das Land von zahlreichen Nebenflüssen durchschnitten, in welche die anliegenden, eingedämmten, durch Entwässerung urbar gemachten Ländereien, die sog. Polder, das zuströmende Wasser durch Abzugsgräben und Schöpfräder ableiten. Unter den zahlreichen Kanälen gehören der Nordholländische Kanal von Amsterdam nach Nieuwediep und der neuere von Amsterdam nach Ymuiden zu den größten Wasserbauwerken der neuern Zeit. Von den Landseen war das Harlemer Meer (s. d.) der größte, ist aber 1845—52 trocken gelegt worden. Durch das Zuströmen der Gewässer, insbesondere des Rheins und der Maas, sind Geldern, Nordbrabant und Holland fast jährlichen Überschwemmungen ausgesetzt, welche, die Deiche und Dämme durchbrechend oder überströmend, ganze Landstriche mit Wasser und Sand bedecken. Noch gefährlicher ist den Provinzen Holland, Zeeland, Friesland und Groningen die Nordsee, welche höher geht als das Land. Teilweise wird zwar diese Gefahr durch die Dünen, eine Reihe Sandhügel, oft bis zu 60 m hoch, die sich von Dünkirchen im franz. Flandern bis nach Texel erstrecken, gemildert; die übrigen Seeküsten aber müssen durch hohe, äußerst kostspielige Deiche geschützt werden. Das südl. Niederland ist eine Fortsetzung der großen sandigen Heide, die sich von der Ostsee durch Brandenburg, Lüneburg und Westfalen bis an die Schelde erstreckt, nur durch die fruchtbare Betuwe, das zwischen der Waal und dem eigentlichen Rhein gelegene Land der alten Bataver, unterbrochen wird und sich dann über Nordbrabant ausdehnt. Südwärts erstreckt sich das aus Heide, Sand und Morast bestehende Peel- oder Kempenland bis tief in das ehemalige Bistum Lüttich. Das Klima ist in den höher liegenden südöstl. Gegenden, sowie auch in Geldern, Utrecht, Overyssel und Drenthe gesund, während in Zeeland, Holland und Friesland die Unbeständigkeit der Witterung, die stehenden Gewässer und das schlechte Trinkwasser Fieberkrankheiten verursachen. Die fruchtbarsten Gegenden sind Zeeland und Geldern; schöne Wiesen und Viehweiden gibt es in Holland, Friesland und Groningen. Unter den Erzeugnissen des Tierreichs steht das Rindvieh obenan. Pferde, die sich durch Größe, Stärke und Ausdauer auszeichnen, liefert Friesland. Die Schafzucht ist nur in den sandigen Gegenden Hollands, vorzüglich auf

NIEDERLANDE UND BELGIEN.





Brockhaus Conversations-Lexikon 15 Aufl.

F. A. Brockhaus Graph. artist. Anstalt Leipzig

Zu den Artikeln Niederlande und Belgien

der Insel Texel, beträchtlich. Schweinezucht wird stark betrieben. In den Seebünen halten sich zahllose wilde Kaninchen auf. Hasen, wildes und zahmes Geflügel sind im Überflusse vorhanden. Die Bienenzucht ist auf den Heiden in Geldern und besonders Drenthe nicht unbeträchtlich. Austern, Muscheln, Hummern, alle Sorten See- und Flußfische, namentlich Kabeljaus, Schellfische, Stinte, Butten, Schollen, Lachse, Aale und Heringe, sind in Menge an den Küsten, in den Flüssen und Binnengewässern vorhanden. Den Mangel an Holz ersetzt der Torf, welcher namentlich in Holland und Friesland in großer Menge gegraben wird. Die wichtigsten Mineralien sind Seesalz, Thon und Pfeifenerde. (Hierzu eine Karte: Niederlande und Belgien.)

Die Bewohner des Königreichs sind, abgesehen von etwa 82000 Juden und ziemlich zahlreichen andern Fremdgeborenen, die sich des Handels wegen hier niedergelassen haben, sämtlich german. Stammes: Franken, Sachsen und Friesen. Unter diesen Stämmen ist der fränkische durch Zahl, Sprache und Gesittung der herrschende geworden. Er bewohnt vorzugsweise Geldern westlich vom Yisselfluß, Holland, Utrecht, Zeeland, Nordbrabant und Limburg, während die Bevölkerung von Geldern östlich von der Yssel, Overyssel, Drenthe und Groningen vorwiegend sächs. Stammes ist. Die Friesen (s. Friesland), angeblich 330000 an der Zahl, wohnen in den nördl. Küstenlanden zwischen der Zuidersee und der Provinz Groningen und haben bisjetzt, wenigstens außerhalb der Städte, eigene Mundart und Sitte bewahrt. Der Niederländer kommt hinsichtlich seines Charakters dem Norddeutschen sehr nahe. N. ist ein vorherrschend prot. Staat. Die prot. Bevölkerung, zusammen 2469814 Seelen, gehört zum allergrößten Teile der reform. Kirche an; Lutheraner, Remonstranten oder Arminianer, Mennoniten, Herrnhuter und andere kleine Religionsparteien mögen zusammen an 100000 Seelen zählen. Die Angelegenheiten der Reformierten erhalten durch die Allgemeine Synode, unter welcher die Provinzial-Kirchenregierungen stehen, ihre oberste Leitung. Die 1439137 Katholiken, die in Brabant und Limburg vorwiegen und selbst noch in Nordholland, Geldern, Südholland und Overyssel ansehnliche Teile der Bevölkerung bilden, machen eine einzige «kirchliche Provinz» aus, die seit 1853 in fünf Diöcesen zerfällt: das Erzbistum Utrecht und die zu demselben gehörigen Bistümer Harlem, Herzogenbusch, Breda und Roermond. Außerdem haben noch die Altkatholiken oder Jansenisten (s. d.) ein eigenes Kirchenwesen, die Kirche von Utrecht genannt, dem ein Erzbischof zu Utrecht und zwei Bischöfe zu Harlem und Deventer vorstehen, obgleich die Zahl derselben in 25 Gemeinden nur 6000 beträgt.

In einem nach Flächeninhalt so beschränkten und doch so stark bevölkerten Küstenlande, das seine Hauptrichtung auf den Seehandel genommen und deshalb um so größere Bedürfnisse zu befriedigen hat, kann die physische Landeskultur in Hinsicht der Erzeugung von Rohprodukten unmöglich von hoher Bedeutung sein. Demungeachtet hat sich die holländ. Landwirtschaft durch ihre Betriebsamkeit eine große Anerkennung erworben. Die Landschaft von Harlem nach Amsterdam und von Amsterdam nach Utrecht gleicht einem unermeßlichen Garten. Die schönsten Teile von Nordholland waren bis in den Anfang des 17. Jahrh. Seen, die erst durch die angestrengte Arbeit in fruchtbares Land verwandelt wurden. Noch sind weite Flächen, die als Ried, Moor u. s. w. daliegen, der Landwirtschaft bisher nicht nutzbar geworden, namentlich in Drenthe und der Veluwe. Es werden zwar alle Getreidearten, doch nicht in hinreichender Menge gewonnen, um so weniger, als die Kultur anderer Gewächse, wie Flachs, Hanf, Krapp, Ölfrüchte, Futterkräuter, Tabak, Hopfen, Gemüse, Blumenzwiebeln u. s. w., dem Anbau der Cerealien sehr ansehnliche Flächen entzieht, während die fruchtbarsten Gegenden des Landes, die Marschen, sich mehr zur Viehzucht als zum Feldbau eignen. Die Viehzucht und vorzugsweise die Rindviehzucht befriedigt nicht nur sehr reichlich den Bedarf des Landes, sondern verstattet auch eine immer mehr steigende Ausfuhr an Schlachtvieh und besonders an Butter und Käse. Einen sehr ergiebigen Nahrungszweig gewährt auch die Fischerei. Auch der zu Anfang des 17. Jahrh. in seiner Blüte stehende, zu Anfang des 19. Jahrh. ganz herabgekommene Heringsfang hat neuen Aufschwung genommen, und selbst der Walfischfang wird wieder in größerer Ausdehnung betrieben. In Hinsicht der technischen Kultur zeichnen sich die N. gegenwärtig fast nur in solchen Zweigen aus, die durch Lokalverhältnisse bedingt sind oder mit dem Handel in inniger Verbindung stehen. So gehören die Segeltuchfabriken und die Werftstätten für Tauwerk in Rotterdam, Amsterdam, Gouda und vielen Dörfern von Süd- und Nordholland zu den berühmtesten und bewährtesten in Europa. Übrigens behauptet auch die Fabrikation feinerer Leinenwaren seit langer Zeit einen ausgezeichneten Ruf; berühmt sind die Bleichen von Leiden und besonders von Harlem. In der Tuchfabrikation, mit deren Erzeugnissen die N. einst das stärkste und berühmteste Geschäft in Europa machten, sind dieselben von Belgien allerdings längst überflügelt; doch liefern Leiden, Delft, Utrecht, Tilburg, Maastricht, Roermond und Vaels immer noch ausgezeichnete Waren. Auch die Baumwollmanufaktur hat sich seit der Trennung Belgiens notgedrungen immer mehr entwickelt, namentlich in Nord- und Südholland, Brabant und Overyssel. Altberühmt ist die Lederfabrikation, und vorzüglich liefern Amsterdam und Maastricht das beste Sohlenleder. Ansehnlich ist die Seifensiedfabrikation. Porzellan liefert nur Amsterdam, Delft dagegen hat gute Fayencefabriken, und Gouda ist berühmt durch seine holländ. Thonpfeifen. Die Papiermühlen, besonders bei Zaandam und in der Veluwe, haben noch gegenwärtig den schon seit zwei Jahrhunderten wohlbekannten Ruf ihres Fabrikats. Auf dem Betriebe des Seehandels beruht hauptsächlich der überaus starke Absatz der Branntweinbrennereien, namentlich der Wacholder- oder Genieverbrennereien; Schiedam allein hat deren gegen 200. Ferner sind mit dem Seehandel verknüpft die großen Tabaksfabriken, besonders zu Amsterdam und Rotterdam, und die Zuckersiedereien zu Amsterdam, Rotterdam, Dordrecht und Utrecht.

Seit bereits fünf Jahrhunderten findet die Industrie der N. ihren Mittelpunkt im Seehandel. Zur Beförderung dieses Zwecks wurde für den ind. Handel 1824 die königl. niederländ. Handelsgesellschaft (Maatschappij) gestiftet, mit einem Grundkapital von 12 Mill. holländ. Fl., welche durch Staatsvertrag vom 8. Sept. 1849 verlängert worden ist. Außer zahlreichen Versicherungs- und Handelsgesellschaften befördern die Bank der N. und die Associationskasse zu Amsterdam den Verkehr. Die

Handelsflotte bestand 31. Dez. 1883 aus 701 Segelschiffen und 96 Dampfern. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel sind Vieh, Käse, Butter, Tabak, Leinwand, Spitzen, Leder, Papier, Genever, Fische, besonders Heringe, Thran u. s. w. Eingeführt werden dagegen, teils zum Verbrauch im Lande, teils zur Spedition, Getreide, Holz, Metall-, Seiden- und Wollwaren, Wein, Kolonialprodukte aller Art u. s. w. Die Haupthäfen sind die zu Amsterdam und Rotterdam, denen die zu Dordrecht, Schiedam, Maasssluis, dann die zu Vlissingen, Briel, Groningen und Delfzyl zunächst stehen. Paketboote und Dampfschiffe befahren nicht nur die inländischen Ströme und Kanäle, sondern unterhalten auch eine regelmäßige Verbindung mit den wichtigsten europ. Handelsplätzen, wie auch mit den Kolonien in Asien, Westindien und mit Nordamerika. Nächst Großbritannien sind die N. für den europ. Handel am geeignetsten gelegen. Zur Verbesserung der Wasserstraßen nach Amsterdam und Rotterdam kam 1863 ein Gesetz zu Stande, wonach die Mündung der Maas ausgetieft und von einer (durch die Regierung autorisierten) Gesellschaft ein Kanal vom Y in die Nordsee geführt wurde. Eine sehr große Menge kleinerer Kanäle sind zwar hauptsächlich zu landwirtschaftlichen Zwecken angelegt, werden jedoch zugleich fast sämtlich als Kommunikationswege für kleinere Fahrzeuge benutzt. Zugleich sind auch gut unterhaltene Kunststraßen vorhanden, die bei dem Mangel an Rollsteinen größtenteils aus Ziegeln (Klinker) erbaut werden mußten. Bis 1860 bestanden in den N. nur zwei Eisenbahnlinien, die von Amsterdam über Utrecht und Arnheim nach Deutschland (Oberhausen) und die über den Haag nach Rotterdam. Am 1. Jan. 1883 waren schon 2001 km in Betrieb, wovon 1052 km Staatsbahnen; die Länge der Telegraphenlinien betrug 4256 km. Infolge der Ereignisse von 1830 fanden die Handelsverhältnisse der N. wesentliche und zweckmäßige Umgestaltungen. Die Regierung gab das Prohibitivsystem auf und suchte nun besonders durch Verträge dem niederländ. Handel vorteilhafte Bedingungen zu verschaffen. Das Prinzip der Gegenseitigkeit trat an die Stelle der Ausschließung und hoher Schutzzölle. Mit der zu Mainz 1831 abgeschlossenen Rheinschiffahrtskonvention begann bereits die liberale Handelspolitik, die sich zugleich durch große Geschicklichkeit im Unterhandeln und durch vollkommene Kenntnis einheimischer und fremder Handelsverhältnisse bekundete. Besonders aber wurde, seitdem die Schiffahrtsgesetze von 1851 mit dem Schutzsystem gebrochen, den neuen ökonomischen Prinzipien durch eine Reihe von Verträgen mit fast allen Mächten gehuldigt. Der niederländ. Kolonialbesitz (zusammen 1 979 939 qkm mit 28 333 000 E.) umfaßt in Asien: die Insel Java, die Molukken, den größten Teil von Sumatra, mehrere der Kleinen Sunda-Inseln, Makassar und die Nordostküste der Insel Celebes, Banda und verschiedene Niederlassungen auf Borneo; in Australien: mehrere Etablissements auf der Westküste von Neuguinea; in Amerika: die westind. Inseln Curaçao, St.-Eustache, Saba und einen Teil von St.-Martin, auf dem Festlande aber das holländ. Guaiana oder Surinam. Die wichtigste aller Besitzungen ist die Insel Java.

Die intellektuelle Kultur fand in den nördlichen N. unausgesetzt eine eifrige Unterstützung teils von den Verwaltungsbehörden, teils von den wohlhabendern Klassen des Volks. Die drei Landesuniversitäten zu Leiden, Utrecht und Groningen, vor allen die erste, nahmen in den Fächern der Sprachkunde, der Naturwissenschaften und der histor. Studien stets einen ausgezeichneten Rang unter den europ. Hochschulen ein. Durch das Gesetz für den höhern Unterricht von 1876 ist das frühere Athenäum zu Amsterdam zu einer städtischen Universität erhoben. Als Vorbereitungsschulen für die Universitäten dienen die Gymnasien. Der mittlere Unterricht, welcher dem der deutschen Bürgerschulen entspricht, wurde erst durch das Gesetz vom 3. Mai 1863 ins Leben gerufen und geordnet. Die Zahl dieser mittlern Anstalten hat sich seitdem noch bedeutend vermehrt. Der Volks- oder Elementarunterricht erhielt durch das Gesetz vom 13. Aug. 1857 ein neues Leben. Auch ist das Land reich an Bibliotheken und Sammlungen und an Vereinen zur Förderung wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen. Überhaupt gehört die holländ. Bevölkerung zu den wohlunterrichtetsten in Europa.

Heerwesen. Die militärische Organisation der N. stammt aus dem J. 1815; die Armee besteht aus dem stehenden Heere und der Schutterij. Im J. 1873 wurde die Stellvertretung abgeschafft und der Einjährig-Freiwillige-Dienst eingeführt. Das stehende Heer des Königreichs, im Frieden gegen 18 000 Mann, beträgt auf dem Kriegsfuß 2325 Offiziere und 62 689 Soldaten und besteht aus 6000 Freiwilligen, welche sich durch Werbung ergänzen und zum Dienst auf 6 bis 12 Jahre verpflichten, und der Miliz, welche durch Losung in jährlich festzustellender Stärke zum Dienst gezogen wird. Von der Miliz werden gegen 12 000 Mann durch Losung zum aktiven Dienst auf 5 Jahre ausgehoben, welche jedoch nur etwa 9 Monate wirklich Dienst thun und die übrige Zeit beurlaubt sind. Dazu kommt noch die bisher nur in den Städten organisierte und militärisch ziemlich wertlose Bürgerwehr (Schutterij), zu welcher jeder Eingeborene vom 25. bis zum 35. Jahre gehört, der Landsturm, der alle waffenfähigen Männer vom 19. bis zum 50. Jahre umfaßt, und die Schützenvereine, welche sich im Kriege der Regierung zur Verfügung stellen. Das stehende Heer ist in 4 Divisionen und 1 Reservebrigade geteilt; im Frieden gibt es 5 Territorialdivisionen. Es umfaßt 1 Regiment Grenadiere und Jäger und 8 Linieninfanterieregimenter, 3 Husarenregimenter, 3 Regimenter Feldartillerie, 4 Regimenter Festungsartillerie, 1 Regiment reitende Artillerie, 1 Pontonnierkorps und 1 Bataillon Sappeurs und Mineurs. Die Landesverteidigung stützt sich nach dem Gesetz vom 11. März 1874 nicht auf einzelne Festungen, sondern auf folgende neun zusammenhängende Linien: die neue holländ. Wasserlinie, die Stellung in Gelderland und in der Niederbetuwe, die Stellung des Hollandsch-Diep und Volkerak, die Stellung an den Mündungen der Maas und des Haringvliet, die am Helder, die Werke zur Deckung der Übergänge über Yssel, Waal und Maas, die Stellung von Amsterdam, die südl. Wasserlinie von der Maas oberhalb St.-Andrées bis zum Amer unterhalb Geertruidenberg, die Werke an der Schelde. Die ostind. Armee der N. zählte 1883 18 Feld- und 9 Garnisonsbataillone, 1 Kavallerieregiment, 21 Kompagnien Artillerie, 6 Geniekompagnien, mit Stäben u. s. w. insgesamt 1352 Offiziere und 29 030 Mann. Die Schutterij in Ostindien zählt 5000 Mann; außerdem gibt es noch ind. Spezialkorps (Pradjurits, Barissans). In Westindien

befinden ſich nur wenige Truppen und zwar in Surinam 8 Kompagnien Jäger und 1 Kompagnie Artillerie, in Paramaribo 1 Bataillon Linie, 400 Mann Schutterij, in Curaçao 3 Kompagnien Jäger, 1 Kompagnie Artillerie und 1400 Mann Schutterij. Die Kriegsflotte hatte ihre höchſte Blüte im 17. Jahrh.; erſt im nordamerik. Befreiungskriege trat ſie nach empfindlichen Verluſten gegen die Engländer in die Stellung einer Seemacht zweiten Ranges. Nach den mannigfachſten Einbußen im Zeitalter der Revolution konnte ſie mit dem J. 1814 erſt allmählich wieder die beſchränktere Stellung vor 1792 einnehmen. Zu einer höhern Kraftentwickelung iſt ſie auch jetzt noch nicht gelangt. Die Flotte beſtand 1. Juli 1884 aus 140 Schiffen, worunter 93 Dampfer und 28 Panzerfahrzeuge für Küſtenverteidigung. Das Marinekorps zählte 6821 Mann und 352 Offiziere, außerdem ſind 2221 Seeſoldaten und für das indiſche Geſchwader 1119 eingeborene Matroſen im aktiven Dienſt vorhanden.

Die Finanzen der N. waren von 1748 bis 1780 in einen ſo blühenden Zuſtand gekommen, daß die Staatspapiere, bei einem Zinsfuß von 2½ Proz., bis zu 10 Proz. über den Nominalwert ſtiegen. Durch den Krieg gegen England, die innern Unruhen von 1786, den Krieg gegen Frankreich und die Verſchwendungen des Königs Ludwig kam das Land in einen ſo kläglichen Zuſtand, daß Napoleon I. dasſelbe bei der Einverleibung in das franz. Kaiſerreich durch Herabſetzung der Staatsſchuld auf ein Dritteil gewiſſermaßen für bankrott erklärte. Bei der Wiederherſtellung des niederländ. Staats erklärte man nur jenes eine Dritteil der Schuld für zinstragend, erkannte jedoch die zwei andern Dritteile als aufgeſchobene (uitgestelde, d. i. nicht zinstragende) Schuld an. Die wirkliche Schuld trug ſeit 1815: ½ Proz. Zinſen; jährlich ſollten 4 Mill. der wirklichen Schuld abgetragen und ebenſo viele von der aufgeſchobenen an ihre Stelle treten. Die von der ehemaligen Republik Holland herrührende Staatsſchuld betrug 573153530 Fl., die aufgeſchobene 1719460591 Fl., zuſammen 2292614121 Fl. Für das ehemalige Belgien wurde durch Übereinkunft vom 11. Okt. 1815 die öſterr. Schuld zu 34466679 Fl. übernommen. Eine geregelte Finanzverwaltung und die ruhigen Zuſtände nach der belg. Revolution führten indes im Laufe der nächſten Jahrzehnte zu einer beſſern Finanzlage des Staats. Die ganze verzinsliche (2½, 3, 3½, 4 Proz.) Staatsſchuld belief ſich 1884 auf 1004252250 Fl. Das Budget für 1884 ſtellte die Staatsausgaben zu 143580725 Fl. feſt, wogegen die Einnahmen nur 114166025 Fl. betrugen.

Verfaſſung und Verwaltung. Das Königreich der N. iſt nach dem Staatsgrundgeſetz (Grondwet) vom 24. Aug. 1815 eine eingeſchränkte konſtitutionelle Monarchie. Die Krone iſt erblich in dem Hauſe Oranien-Naſſau, und zwar in des erſten Königs Wilhelm I. männlicher Nachkommenſchaft nach dem Rechte der Erſtgeburt und durch Repräſentation. In Ermangelung männlicher Nachkommenſchaft geht die Krone auf die Töchter des Königs nach dem Rechte der Erſtgeburt über. Wenn der König keine Tochter hat, ſo bringt die älteſte Tochter von der älteſten abſteigenden männlichen Linie des Königs die königl. Würde auf ihr Haus und wird, wenn ſie früher verſtorben iſt, durch ihre Nachkommen repräſentiert. Über die Vormundſchaft eines minderjährigen Königs, inſofern von ſeinem Vorgänger darüber keine Anordnungen getroffen worden, ſowie über die Regentſchaft verfügen die Generalſtaaten; bis dieſelben verfügt, übt der Staatsrat die höchſte Gewalt aus. Die gegenwärtige Verfaſſung wurde durch königl. Erlaß vom 14. Okt. 1848 genehmigt und 3. Nov. 1848 feierlich verkündigt. Der König kann keine fremde Krone tragen, mit Ausnahme der von Luxemburg; derſelbe erhält außer ſeinen Domänen 1 Mill. Fl. Es werden keinerlei ariſtokratiſche Vorrechte anerkannt. Die Volksvertretung (die Generalſtaaten) zerfällt in zwei Kammern. Die Zweite Kammer beſteht jetzt aus 86 Abgeordneten, welche nach dem Wahlgeſetz vom 28. Dez. 1858 von allen zur Ausübung polit. Rechte befähigten, eine gewiſſe Summe direkter Abgaben zahlenden Staatsangehörigen auf vier Jahre gewählt werden. Der Cenſus darf nicht über 160 und nicht unter 20 Fl. ſein. Auf 45000 E. kommt ein Abgeordneter, der wenigſtens 30 J. alt ſein muß. Die 39 Mitglieder der Erſten Kammer werden von den Provinzialſtänden aus der Klaſſe der Höchſtbeſteuerten ernannt, müſſen 30 J. alt ſein und werden auf neun Jahre erwählt. Die Zweite Kammer hat das Recht der Initiative. Die Steuern werden alle Jahre bewilligt; die Freiheit der Preſſe und der Vereinigung iſt gewährleiſtet, wird jedoch durch Geſetze geregelt. Dem Könige als Inhaber der exekutiven Gewalt, wie ſie Verfaſſung und Geſetz beſtimmen, ſteht ein verantwortliches Staatsminiſterium zur Seite. Sämtliche Miniſter mit mehrern Prinzen des königl. Hauſes bilden den Kabinettsrat des Königs, der in dieſem, ſowie auch in dem von ihm ernannten Staatsrat den Vorſitz führt. Außerdem beſteht eine allgemeine Rechnungskammer, ein oberſter Gerichtshof (Hooge Raad) und ein Obermilitärgerichtshof zu Utrecht. Durch die Verordnung vom 30. April 1815 erneuerte der König Wilhelm I. zur Belohnung ausgezeichneter Verdienſte bei der Land- und Seemacht den militäriſchen Wilhelmsorden, und im April 1844 ſtiftete König Wilhelm II. einen neuen Orden für Subalternoffiziere von 15—25 Dienſtjahren, verbunden mit Gehaltszulage. Außerdem gibt es den Civilverdienſtorden vom niederländ. Löwen mit drei Klaſſen, geſtiftet 29. Sept. 1815. Das niederländ. Wappen ſtellt den goldenen ſchreitenden Löwen Naſſaus mit ausgeſtreckter Zunge dar, auf azurblauem, mit goldenen Schindeln beſtreutem Feld; er hält in der linken Vorderpranke ſieben Pfeile, in der rechten ein Schwert. Die Staatsflagge iſt rot, weiß, blau, Nationalfarbe orange.

Vgl. A. van Heusden, «Handboek de aardrijkskunde, staatsinrigting, staatshuishouding en statistiek van het koningrijk der Nederlanden» (Harl. 1866); «Algemeene statistiek van Nederland» (2 Bde., Leid. 1870—71); «Staatkundig jaarboekje voor 1884» (Amſterd. 1884); Rijkens, «Aardrijkskunde van Nederland» (4. Aufl., Groning. 1879); de Amicis, «Nederland en zijne bewouers» (2. Aufl., Leid. 1877); «Résumé statistique pour le royaume des Pays-Bas» (Bd. 1—2, Haag 1882—84); Plantenga, «Nederland» (5. Aufl., Zütphen 1883); Bädeker, «Belgien und Holland» (17. Aufl., Lpz. 1885).

Geſchichte. Die N. waren ſchon zu Cäſars Zeiten größtenteils von german. Völkerſchaften bewohnt. So hatten die Bataver und Caninefaten das Land zwiſchen dem Rhein, der Waal und der Maas inne, während die ebenfalls deutſchen Frieſen an der nördl. Seeküſte wohnten. Die Bataver machten ſich beſonders bekannt durch den Kampf,

den sie 70 n. Chr. unter Anführung des Claudius Civilis mit den Römern ehrenvoll bestanden. Im 5. Jahrh. tritt ihr Name, sowie der anderer kleinerer Stämme, zurück, und es geschieht nur noch dreier Nationen Erwähnung, der Franken im Süden, der Friesen im Norden, der Sachsen im Osten. Die beiden letztern wurden mit der Zeit von den erstern unterjocht, und alle drei gehörten zum Reiche Karls d. Gr. Bei der Teilung des Reichs unter Karls Enkel fiel ein Teil der N. an Frankreich, ein Teil an Lothringen, das übrige an Deutschland, und als im 10. Jahrh. Lothringen mit Deutschland vereinigt war, wurde das ganze Land, mit Ausnahme des jenseit der Schelde gelegenen, zum Römisch-Deutschen Reiche gerechnet. Das Lehnsystem und Beneficialwesen bewirkte hier, wie überall, daß die Einteilung in Gaue aufhörte und neue Herrschaften, Herzogtümer und Grafschaften, sowie geistliche Stifter ins Leben traten. So bildeten sich unter anderm in Südniederland das Herzogtum Brabant und die Grafschaft Flandern; in Norden Niederland die Grafschaft Geldern (später Herzogtum), die Grafschaft Holland und Zeeland und das Stift Utrecht. Durch Erbrecht und Eroberung gelangten manche dieser Landschaften mit der Zeit unter Eine Krone. Die Vereinigung aller Länder gelang aber erst im 14. und 15. Jahrh. den burgund. Herzögen aus dem Hause Valois, Philipp dem Guten, Karl dem Kühnen und deren Erben aus dem Hause Habsburg. Marie, die Erbtochter Karls des Kühnen, vermählte sich 1477 mit Erzherzog Maximilian, dem spätern Kaiser, wodurch die burgund. Erblande in habsburgischen Besitz gelangten.

Unter der Verwaltung der Habsburger nahmen die N. an Ruhm und Wohlfahrt einen mächtigen Aufschwung. Insbesondere wirkte Kaiser Karl V. bedeutend im Interesse des Landes. Nachdem derselbe 1543 Geldern und Zütphen erobert und Frankreich gezwungen, auf das Lehnrecht der südl. Landschaften zu verzichten, vereinigte er alle 17 Provinzen zu einem einzigen Kreise des Römisch-Deutschen Reichs, gemäß dem Vertrage zu Augsburg von 1548, regelte auch im Jahre darauf im Verein mit den Ständen des Landes das Erbrecht in allen Provinzen auf gleicher Grundlage. Es war das fortwährende Streben des Kaisers, die einzelnen Provinzen der N. zu einem mächtigen Staate zu verschmelzen. Der aus der Reformation hervorgegangene Zwiespalt vereitelte jedoch diese Absichten. Ein ansehnlicher Teil des niederländ. Volks hatte die neue Lehre angenommen, die Karl V. und besonders dessen Sohn, Philipp II. von Spanien, schonungslos wieder auszurotten suchten. Philipp befahl die von Karl V. gegen die Anhänger der Reformation erlassenen Verordnungen ohne Rücksicht zur Ausführung zu bringen. Die ganze Nation widersetzte sich diesem Befehle. Die Großen des Landes, die schon 1564 den König gezwungen hatten, seinen verhaßten Günstling, den Kardinal Granvella, aus den N. zu entfernen, Oranien, Egmond und Hoorn, baten um Entlassung aus ihren Ämtern. Der niedere Adel verband sich und überreichte der Oberstatthalterin Margareta von Parma eine Bittschrift, die einen Protest gegen die Religionsverfolgungen enthielt; die Bürger versammelten sich auf freiem Felde zu prot. Gottesdienst. Endlich im Aug. 1566 begann das Volk den Angriff gegen die kath. Kirchen und die Vernichtung der Bilder. Im folgenden Jahre schickte König Philipp den Herzog Alba mit einem aus Spaniern und Italienern bestehenden Heere ab, um die kirchliche Bewegung zu dämpfen. Allein die grausame Tyrannei dieses Feldherrn bewirkte gerade das Gegenteil von dem, was der König beabsichtigte. Die Hinrichtung vieler Tausende, darunter die Angesehensten des Landes, Egmond und Hoorn, schüchterte zwar das Volk für den Augenblick ein, aber es versammelten sich um den geflüchteten Prinzen Wilhelm I. von Oranien eine große Anzahl von Verbannten, die sich seit dem Herbste 1567 vornehmlich zur See gefürchtet machten. Nach vergeblichen Versuchen von seiten Oraniens, mit einem Landheere im Mai und Juni, sowie im Okt. 1568 die Spanier aus den N. zu vertreiben, gelang es 1572 den sog. Geusen (s. d.) unter dem Grafen von der Mark, sich des Hafens Briel und von da aus ganz Hollands und Zeelands bis auf Middelburg und Amsterdam zu bemächtigen. Die Aufständischen erkannten Oranien, den frühern königl. Statthalter dieser Provinzen, als ihr gesetzmäßiges Oberhaupt an; Leiden, Dordrecht, Gorkum, Harlem erhoben sich, Mons wurde 25. Mai genommen, doch unterwarf Alba diese Plätze bis zum Frühjahr 1573 wieder, und Harlem mußte nach siebenmonatlicher tapferer Verteidigung kapitulieren. Die Wassergeusen nahmen 1574 Middelburg und schlugen eine span. Entsatzflotte zurück, doch stärkte der auf der Mooler-Haide (s. d.) erfochtene Sieg die span. Macht aufs neue. Der Prinz behauptete sich in Holland und Zeeland gegen Alba und dessen Nachfolger, Admiral Ludwig de Requesens y Zuniga, der eine mildere Politik beobachtete. Als nach dem plötzlichen Tode des letztern 1576 die allgemeine Unzufriedenheit in einen offenen Aufstand aller Provinzen ausschlug, wußte Oranien durch den Vertrag von Gent die übrigen Provinzen mit Holland und Zeeland zu verbinden und dem neuen Statthalter Don Juan d'Austria die Regierung unmöglich zu machen. Die Eifersucht des Adels in den südlichen N. und die immer noch zahlreichen Anhänger der kath. Kirche störten jedoch alsbald die Eintracht und das Zusammenwirken, und der Nachfolger Don Juans, der geschickte und listige Alexander Farnese, Prinz von Parma, wußte aus diesen Spaltungen Nutzen zu ziehen. Bereits 1579 versöhnten sich die wallonischen (französisch sprechenden) Provinzen mit dem Könige, und diesem Beispiele folgten andere. Dagegen schlossen sich die nördl. Provinzen durch die Union zu Utrecht fester aneinander, waren aber nicht im Stande, dem Feinde erfolgreich zu widerstehen. Als der bereits 1580 geächtete Prinz Wilhelm von Oranien 1584 durch Mörderhand fiel, standen der span. Macht nur noch die vier Provinzen Holland, Zeeland, Utrecht und Friesland entgegen. Um diese Zeit wurde die Aufmerksamkeit Philipps II. von den niederländ. Angelegenheiten abgelenkt durch den franz. Thronfolgestreit zwischen Heinrich IV. und der Ligue. Um der Ligue beizustehen, mußte der Herzog von Parma wiederholt mit dem größten Teile seines Heers nach Frankreich ziehen. Diese Gelegenheit benutzten die Niederländer unter dem Prinzen Moritz, dem Sohne Wilhelms von Oranien, um sich einer Reihe wichtiger Plätze in Geldern, Overyssel, Groningen und Brabant zu bemächtigen. Von jetzt an nahm der Krieg für die Niederländer eine günstigere Wendung. Beim Tode Philipps II. (1598) war das ganze Land nördlich vom Rhein von den Spaniern

befreit, 1600 fiel Moritz in Flandern ein und erfocht bei Nieuport 2. Juli einen glänzenden Sieg, dagegen wurde Oſtende nach dreijähriger Belagerung 20. Sept. 1604 von den Spaniern zur Ergebung gezwungen. Im J. 1609 ſchloß König Philipp III. einen 12jährigen Waffenſtillſtand, in welchem die Unabhängigkeit der ſieben Provinzen im Prinzip anerkannt wurde.

Dieſe ſieben Provinzen bildeten nunmehr die Republik der Vereinigten Niederlande, während die ſüdl. Provinzen, Belgien (ſ. d.), dem Hauſe Habsburg und der kath. Konfeſſion verblieben. Bereits 1581 hatten ſich jene ſieben nördl. Provinzen von dem König von Spanien losgeſagt und waren, nachdem Frankreich und England die Herrſchaft abgelehnt, ohne Souverän geblieben. Dafür genoß aber der Prinz von Oranien als Statthalter der fünf wichtigſten Provinzen und Befehlshaber des Heers eines fürſtl. Anſehens und wurde vom Volke wie ein Monarch geehrt. Während des Waffenſtillſtandes erhob ſich jedoch ein Konflikt zwiſchen ihm und den Ständen oder Staaten von Holland (der größten und mächtigſten der ſieben Provinzen, nach welcher auch die geſamten Lande als »Holland« bezeichnet wurden), deren Generalanwalt und Führer Johann von Oldenbarneveldt war. Der Zwieſpalt entſprang aus den kirchlichen Zwiſten zwiſchen den ſtreng orthodoxen Gomariſten und Arminianern. Da der Prinz Moritz, der für die Gomariſten Partei genommen, über das Heer verfügte, ſo nahmen die ſtädtiſchen Behörden Hollands, die den Arminianern zugethan waren, auf eigene Koſten Soldaten in Dienſt (Waardgelders). Moritz ſah in dieſem Vorgange einen Eingriff in ſeine Rechte, ſowie in die der Generalſtaaten (ſ. d.) der Union und ließ nicht nur jene Truppen der Städte auflöſen, ſondern nahm ſogar (1618) die Häupter der Gegenpartei gefangen, darunter Oldenbarneveldt und den Rechtsgelehrten Hugo de Groot (Grotius). Dieſe wurden vor ein außerordentliches Tribunal geſtellt und der erſtere ſogar zum Tode verurteilt und hingerichtet. Im übrigen erfreuten ſich die N. des beſten Gedeihens; Induſtrie, Handel, Schiffahrt und Fiſchfang blühten wie nie zuvor. Dazu kam noch die Entwickelung des Verkehrs mit Oſt- und Weſtindien. Der Krieg hatte nämlich die Seeverbindung mit Spanien und Portugal, folglich auch die Zufuhr ind. Erzeugniſſe behindert, und die niederländ. Seefahrer waren deshalb in direkten Verkehr mit Oſt- und Weſtindien getreten und hier gefährliche Nebenbuhler für die Portugieſen und Spanier geworden. Im J. 1602 wurde die Oſtindiſche Kompagnie (ſ. d.) geſtiftet, die das Monopol für allen Verkehr jenſeit der Magellansſtraße und des Kaps der Guten Hoffnung und zugleich das Recht erhielt, auf ihre Koſten eine Flotte und ein Heer zu unterhalten. Die Geſellſchaft legte den Grund zu der holländ.-oſtind. Herrſchaft. Außerdem gründete man 1621 eine Weſtindiſche Kompagnie, die auch eine Zeit lang Herr der Küſte von Braſilien war, aber ihre Beſtrebungen mehr auf momentane Ausbeutung richtete und deshalb an Bedeutung zurückblieb. Nach Ablauf des Waffenſtillſtandes nahm Moritz und nach deſſen Tode (1625) ſein Bruder Friedrich Heinrich den Kampf gegen Spanien mit erneutem Eifer auf. Wichtige Feſtungen (Herzogenbuſch und Maſtricht) wurden erobert. Erſt 1648 machte der Friede zu Münſter dem Krieg ein Ende.

Die Republik erlangte dabei Anerkennung ihrer Unabhängigkeit und den Beſitz alles deſſen, was ſie in Brabant und Flandern, Oſt- und Weſtindien erobert hatte, ſowie den freien Handel. Sie hatte ſomit den Gipfel ihrer Größe erreicht. Das Land war der Sitz und Zufluchtsort religiöſer und polit. Freiheit in Europa. Alle religiöſen Meinungen erhielten Duldung, und bürgerliche Freiheit war allen Einwohnern in reichem Maße zugeſtanden. Eine ungewöhnliche Wohlfahrt herrſchte überall. Zugleich blühten Künſte und Wiſſenſchaften, beſonders die Malerei. (S. Niederländiſche Kunſt.) Nachdem Prinz Wilhelm II. (der Sohn Friedrich Heinrichs) ohne Hinterlaſſung eines volljährigen Erben geſtorben und deshalb die Statthalterwürde von Holland erledigt geblieben, trat Jan de Witt 1650 an die Spitze Hollands und der Union. Unter ihm war die Republik der N. eine Macht erſten Ranges, die ſich mit England und Frankreich meſſen konnte. Ihre Flotten, unter Tromp und de Ruyter, erwarben ſich in den Kriegen gegen Cromwell (1651—54) ſowie gegen Karl II. von England (1665—67) unſterblichen Ruhm. Nicht weniger Kraft und Mut bewies die Republik, als ſie 1668 die Tripleallianz mit England und Schweden ſchloß und ſo Ludwig XIV. zwang, ſeine Eroberungen in den ſpaniſchen N. einzuſtellen und den Krieg mit dem Frieden zu Aachen zu endigen. Dieſes kühne Auftreten gegen Frankreich kam ihm freilich teuer zu ſtehen. Nachdem Ludwig XIV. durch ſeine gewandte Staatskunſt die Republik völlig iſoliert und ſogar den König von England für ſich gewonnen hatte, erklärte er ihr 1672 den Krieg und eroberte im erſten Anlaufe Geldern, Overyſſel und Utrecht; aber Holland ſetzte ſeine Grenzgebiete unter Waſſer und that ſo dem weitern Vordringen der Franzoſen Einhalt. Um dieſelbe Zeit ermordete ein wütender Pöbel, der ſich von der Regierung verraten glaubte, die beiden Brüder de Witt im Haag und zwang die Staaten, den jungen Prinzen von Oranien, Wilhelm III., zum Statthalter und Oberbefehlshaber des Heers zu ernennen. Unter der geſchickten und glücklichen Führung desſelben nahm der Krieg bald eine andere Wendung, beſonders als Spanien und Deutſchland den N. zu Hilfe kamen. Bereits 1674 ſtand auf dem Gebiete der Republik kein Feind mehr, und im Frieden zu Nimwegen 1678 verlor ſie keinen Zoll breit Landes. Die Republik ſetzte ihren Statthalter 1688 in den Stand, die Revolution in England durchzuſetzen und den Thron Jakobs II. einzunehmen. Auch nach dem Tode Wilhelms III. blieb ſie die Bundesgenoſſin Englands im Spaniſchen Erbfolgekriege gegen Frankreich.

Dies war jedoch die letzte Machtäußerung der Republik. Wider Willen wurde die ſtatthalterloſe Regierung, die ſeit dem Tode Wilhelms III. das Staatsruder führte, in den Öſterreichiſchen Erbfolgekrieg hineingeriſſen (1747), der ihr nur Niederlagen bereitete. Das Volk zwang die Staaten, den nächſten Verwandten Wilhelms III., Wilhelm IV., zum Erbſtatthalter auszurufen und an die Spitze des Heers zu ſtellen. Dieſer ſtarb jedoch ſchon 1751. Hierauf übernahm die Regentſchaft die Witwe Wilhelms IV. (eine Tochter Georgs II. von England) und nach deren Tode der Vormund des minderjährigen Prinzen Wilhelm V., der Herzog von Braunſchweig. In dieſer Zeit nahm der Verfall des Staats und die innern Parteiſpaltungen immer mehr zu. Namhafte Einbuße erlitten aber die N.

hauptsächlich infolge ihrer Beteiligung an dem Befreiungskriege in Nordamerika. Die antioranische Partei, die England haßte, weil der Statthalter wegen seiner Herkunft und Erziehung englisch gesinnt war, freute sich über Englands Unglück und ließ sich von Frankreich aufreizen. Die Kaufleute, eifersüchtig auf den wachsenden Handel ihrer engl. Nebenbuhler, meinten, daß sie in dem freien Amerika das wiedergewinnen würden, was, wie sie hofften, das besiegte England mit seinen Kolonien verlieren würde. Aus diesen Gründen zwang man die Regierung zu Feindseligkeiten gegen England, die 1782 zu einer Kriegserklärung des letztern führten. Dieser Krieg brachte aber der Republik nur Verluste, welche der Friedensschluß bestätigte. Das Volk schrieb alles der schlechten Leitung des Statthalters zu, und die Parteigegensätze gewannen neue Stärke. Eine der Statthalterin zugefügte Beleidigung gab endlich Veranlassung, die Lage der Dinge zu ändern. Die Prinzessin war die Schwester des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, der für die Kränkung Genugthuung forderte. Die Patrioten, wie sich die Feinde Oraniens nannten, wollten sich hierzu nicht verstehen, und so rückte im Sept. 1787 ein preuß. Heer unter dem Herzog von Braunschweig in Holland ein, ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen. Nur Amsterdam versuchte einigen Widerstand, kapitulierte aber schon 8. Okt. Zugleich hatte die Ankunft der Preußen eine Volksbewegung zu Gunsten des Statthalters hervorgerufen, welche demselben die Macht auf einmal wiedergab. Die »Patrioten« flohen in Masse nach Frankreich, wo sie in der großen Umwälzung seit 1789 den Sieg ihrer polit. Ideen begrüßten. Ihr Streben ging seitdem dahin, mit Hilfe der Franzosen in ihr Vaterland zurückzukehren und daselbst die neuen polit. Theorien in Anwendung zu bringen. Die franz. Revolutionstruppen verwirklichten in der That auch ihre Hoffnungen. Die Franzosen eroberten die österreich. N., und der harte Winter 1794—95, der die Grenzflüsse der Republik für die Heere passierbar machte, öffnete Pichegru den Weg ins Land.

Der Erbstatthalter Wilhelm V. floh im Jan. 1795 mit seiner Familie nach England, und 16. Mai 1795 wurden die N. als Batavische Republik proklamiert. Die bisherigen Provinzialabteilungen wurden in einen einzigen Freistaat verschmolzen, die Macht der Gesetzgebung nach franz. Muster einer stellvertretenden Versammlung und die vollziehende Gewalt, seit 1798 völlig von dieser Versammlung getrennt, einem Direktorium von fünf Männern übergeben. Gleichzeitig mußte die neue Republik einige südl. Landstriche, namentlich Mastricht, Venloo, Staats-Limburg und Staats-Flandern (einen Teil der sog. Generalitätslande) an Frankreich abtreten, sich mit diesem Reiche zu einer beständigen Allianz verbinden, eine Summe von 100 Mill. Fl. an dasselbe entrichten und den franz. Truppen die Besetzung ihres Gebietes gestatten. Die Verfassung von 1795 erfuhr unter dem Einflusse der aristokratischen Partei, die Bonaparte begünstigte, 18. Okt. 1801 eine Abänderung, infolge deren die Republik wieder in ihre alten sieben Provinzen (als Departements) zerlegt und die Generalitätslande (Landesstriche in Brabant, Flandern, Limburg und Geldern) als achte Provinz hinzugefügt wurden. Die Verfassung beschränkte die legislative Gewalt auf 35 Deputierte und übertrug die vollziehende Gewalt einem Staatsbewind von 12 Männern. Unfähig, mit dem geringen Überreste eigener Kraft selbständig zu handeln, sah die Republik ihre Flotten durch die engl. Seemacht verdrängt, ihre Kolonien verheert, ihren Handel auf bloße Küstenfahrt und auf den innern Verbrauch beschränkt und die Bank von Amsterdam bis zur Vernichtung erschüttert. Überdies raubte ihr der Friede zu Amiens 1802 Ceylon, eine ihrer Kolonien. Kaum zeigte sich die Hoffnung einer bessern Zukunft, als sich die Republik wieder in den neubeginnenden Krieg Frankreichs gegen England verflochten sah. Surinam und das Kap fielen in die Hände der Engländer. Zum dritten mal mußte nach Napoleons I. Wunsch 29. April 1805 die holländ. Staatsverfassung umgeändert werden. Demnach erhielt ein Gesetzgebendes Korps (die Hochmögenden), bestehend aus 19 Deputierten der Departements, mit einem von diesen auf fünf Jahre erwählten, mit fast unbeschränkter Macht bekleideten Ratspensionär an der Spitze, die höchste Gewalt. Letzterm wurde ein Staatsrat von fünf bis neun Mitgliedern beigegeben; fünf Minister besorgten die Geschäfte. Doch selbst des tüchtigen Ratspensionärs Schimmelpenninck Bemühungen konnten das Land nicht retten.

Durch Napoleon I. gezwungen, trug man 1806 dessen drittem Bruder, Ludwig Bonaparte, den Besitz des zerrütteten Landes als souveränes Königreich Holland an, und 5. Juni 1806 wurde derselbe als König von Holland ausgerufen. Der deshalb mit Frankreich 24. Mai geschlossene Vertrag besagte, daß Ludwig erblicher, konstitutioneller König von Holland sei, daß seiner rechtmäßigen männlichen Nachkommenschaft der Thron gesichert sein solle; doch sollten nie die Kronen von Frankreich und Holland auf Einem Haupte vereinigt werden. Der König blieb erblicher Connétable von Frankreich und mit allen seinen Kindern dem kaiserl. Familienstatut unterworfen. In Holland besaß er ohne Einschränkung die vollziehende Gewalt, die Macht der Ernennung zu Civil- und Militärstellen, das Begnadigungsrecht und die ausschließliche Regierung der Kolonien. Ihm stand ein Staatsrat von 13 Mitgliedern zur Seite, worunter 4 nicht verantwortliche Staatsminister. Das Gesetzgebende Korps wurde aus 30 Mitgliedern gebildet und dabei festgesetzt, daß es nach Maßgabe der Vergrößerung des Staatsgebiets vermehrt werden könnte. Aber Holland blieb dennoch ausgeschlossen von Frankreichs Handelsvorteilen, während es an allen Kriegen Napoleons teilnehmen mußte. Die Staatsschuld wuchs; der Handel bestand nur noch in Schleichhandel, der zu England hinzog. Fast alle Quellen des Wohlstandes waren verstopft, und als Napoleons Dekret vom 11. Nov. 1807 aus Mailand erschien und der Tarif von Trianon mit seinen Folgen eintrat, war Hollands Handel vollends verloren. Es erhielt 1808 zwar Ostfriesland, Jever, Varel und Knipphausen, mußte aber dafür das zwischen der franz. Grenze und der Maas gelegene Gebiet nebst einem Teile von Zeeland mit den Festungen Bergen-op-Zoom, Breda, Herzogenbusch, Geertruidenberg und Vlissingen abtreten. Der neue Krieg gegen Österreich 1809 veranlaßte die Landung der Engländer auf Walcheren; dazu kamen fürchterliche Unglücksfälle im Lande selbst. Im Jan. 1809 stand die ganze Gegend von Emmerich bis Dordrecht und Rotterdam, 2750 qkm Landes, unter Wasser; über 300 Menschen verloren ihr Leben und viele tausend Stück Vieh, Häuser, Mühlen,

ganze Dörfer wurden weggeschwemmt. Vergeblich waren die Anstrengungen des Königs, das allgemeine Elend zu mildern. Die Spannung zwischen dem König und seinem Bruder, dem Kaiser, wuchs, und der Pariser Vertrag vom 16. März 1810, wonach Ludwig eine franz. Armee zur Verhinderung alles engl. Handels nach Holland nahm und ganz Zeeland nebst Geldern und Schouwen an Frankreich abtrat, hielt den letzten Schlag gegen Holland nur wenige Wochen auf. Der König legte 1. Juli 1810 auf die Nachricht vom Anrücken eines franz. Korps unter Oudinot die Krone zu Gunsten seines ältesten unmündigen Sohnes nieder. Napoleon I. erkannte indessen die Verfügung seines Bruders nicht an. Schon 4. Juli 1810 besetzten franz. Truppen Amsterdam, und durch ein kaiserl. Dekret vom 9. Juli wurde Holland mit dem franz. Reiche vereinigt. Die Zinsen der öffentlichen Schuld wurden auf ein Drittel herabgesetzt, und Lebrun, der Herzog von Piacenza, erschien als des Kaisers Stellvertreter in Amsterdam.

Die Schlacht bei Leipzig änderte endlich auch das Schicksal der N. Während die Verbündeten gegen Frankreich vorrückten, wandte sich ein russ.-preuß. Armeekorps unter Bülow von der Nordarmee gegen die N. Am 20. Nov. 1813 erließ Bülow eine Aufforderung, mit den Verbündeten gegen die Franzosen zu handeln. Der Graf Gysbert Karl van Hogendorp und sein vertrauter Freund, der Baron, später Graf van der Duyn van Maasdam (gest. 1848) riefen das Volk unter die Waffen und übertrugen das Militärkommando dem Grafen Leopold von Limburg-Stirum. Die Nationalgarden erklärten sich für die Bewegung, und die franz. Besatzung im Haag entschloß sich zum freiwilligen Abmarsch. Hogendorp und van der Duyn traten an die Spitze der Provisorischen Regierung. Der Prinz von Oranien, der 41jährige Sohn des 1806 verstorbenen Erbstatthalters Wilhelm V., war 30. Nov. im Haag eingetroffen und mit Jubel empfangen worden; am 1. Dez. ging er nach Amsterdam ab, löste die Provisorische Regierung auf und übernahm die Leitung der Geschäfte. Eine Kommission von 14 Mitgliedern, darunter Hogendorp und van der Duyn, wurde mit dem Entwurfe der neuen Staatsverfassung beauftragt, welcher in der Versammlung der aus allen Provinzen der ehemaligen Vereinigten N. zur Abstimmung zusammenberufenen 600 Notabeln (von denen jedoch nur 475 erschienen waren) 29. März 1814 mit 449 Stimmen angenommen wurde. Infolge des Pariser Friedens vom 31. Mai und des Londoner Protokolls vom 21. Juni 1814 trat Wilhelm auch in seine Rechte als Generalgouverneur der von den Alliierten besetzten ehemals österr. (belg.) Provinzen, bis die definitive Vereinigung der beiden Staaten (Belgien und Holland) reguliert würde, und setzte den Baron van der Capellen als oberste Civilbehörde in denselben ein. Durch den Staatsvertrag mit England vom 29. Okt. 1814 wurden dem souveränen Fürsten gegen Abtretung der Rechte Hollands auf das Vorgebirge der Guten Hoffnung und auf die Kolonien Demerara, Essequibo, Berbice und Ceylon die sämtlichen übrigen Kolonien, welche Holland 1. Jan. 1803 in Asien, Afrika und Amerika besessen, zurückgegeben, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß es für obengenannte Abtretung durch eine Landesvergrößerung in Europa werde entschädigt werden.

Durch den Beschluß des Wiener Kongresses vom 31. Mai und durch die Schlußakte vom 9. Juni 1815 wurden die ehemaligen österr. Provinzen nebst dem Bistum Lüttich mit den Provinzen der ehemaligen Republik verbunden. Beide zusammen sollten fortan das Königreich der Niederlande bilden, und Wilhelm I. wurde als König der N. von allen Mächten anerkannt. Auch wurde ihm zur Entschädigung für die in Deutschland abgetretenen nassauischen Besitzungen das Herzogtum Luxemburg (s. d.) unter dem Titel eines Großherzogtums überlassen, doch so, daß dieses Land zu den Staaten des Deutschen Bundes gehören sollte, dem Wilhelm I. schon unterm 8. Juni 1815 beitrat. Die Einverleibung so vieler, nach Sitten und Religion so verschiedener Provinzen machte eine Abänderung der Verfassung notwendig. Einer Kommission, in gleicher Anzahl aus Holländern und Belgiern zusammengesetzt, wurde diese Veränderung aufgetragen. Nachdem der König den neuen Verfassungsentwurf genehmigt, wurden die 55 Mitglieder der Generalstaaten durch die Provinzialstaaten verdoppelt, um über die zu treffenden Abänderungen Beschluß zu fassen. Dieser Beschluß lautete einstimmig auf Annahme des Entwurfs. Aus den südl. Provinzen ward zu diesem Zweck ebenfalls eine Versammlung der Notabeln berufen, von welchen jedoch ein Sechstel ausblieb, sodaß die Gesamtheit der Erschienenen sich auf 1323 belief, wovon 527 für und 796 gegen die Verfassung stimmten. Da es sich aber ergab, daß nicht nur mehrere Stimmen verordnungswidrig bedingt, sondern auch 126 derselben bloß aus Religionsgründen für die Verwerfung gestimmt hatten, so fand man für gut, letztere nebst den 280 Ausgebliebenen zu den Einstimmenden zu zählen und so eine Mehrheit für die neue Verfassung herauszukünsteln, die nun 24. Aug. für angenommen erklärt und 21. Sept. vom König Wilhelm beschworen wurde.

In dem zweiten Pariser Frieden von 1815 mußte Frankreich auch diejenigen Stücke, welche von den ehemaligen österreichischen N. ihm noch geblieben, namentlich den Landstrich zwischen Hennegau und Namur in der Mitte der Ardennen mit den Festungen Marienburg und Philippeville an das Königreich der N. abtreten. Auch erhielt dieses die Souveränetät über das kleine Herzogtum Bouillon (s. d.). Am 17. Mai 1816 verband sich eine niederländ. Flotte unter dem Admiral van der Capellen mit der britischen unter Lord Exmouth in der Bai von Algier, und beide erkämpften für sich die Anerkennung des europ. Völkerrechts von seiten des Dei von Algier. Im Innern des Landes aber zeigte sich ein Geist der Unzufriedenheit, der nur durch die Mäßigung und Festigkeit des Königs von ernsten Ausbrüchen zurückgehalten werden konnte. Die unbeschränkte Geistesbeherrschung, welche die belg. Geistlichkeit, abhold dem nicht kath. Herrscherstamme, selbst über die höhern Klassen ausübte, und die verfassungswidrigen Ansprüche, die sie erhob, die gegenseitige Abneigung zwischen den Belgiern und Holländern, die Unzufriedenheit der letztern mit dem langen Aufenthalt des Hofs in Brüssel: dies alles, verbunden mit der schlechten Finanzlage des neuen Staats, gab Veranlassung zu tiefen Mißstimmungen.

Am tiefsten drang in das Volksleben der Zwiespalt ein, den die kath. Geistlichkeit unterhielt. Zwar schien durch das zu Rom 18. Juni 1827 unterzeichnete, 25. Juli 1827 zu Brüssel ratifizierte Konkordat das Verhältnis der niederländ. Staats-

gewalt zu der röm. Kurie festgestellt zu sein. Zufolge desselben sollte das von Pius VII. mit Napoleon 1801 abgeschlossene Konkordat, wie bisher in den südlichen, nun auch in den nördl. Provinzen des Königreichs gelten. Über die Ausführung dieses Konkordats entstanden sehr bald Konflikte, und es wurden neue Unterhandlungen in Rom angeknüpft, welche zum Teil das von der Regierung 1825 gegründete philos. Kollegium zu Löwen betrafen. Die ultramontane Partei suchte nämlich den Unterricht ganz in die Hände der Priester zu bringen. Als nun die Regierung das Unterrichtswesen gesetzlich ordnen wollte und die Redacteure mehrerer Zeitungen, welche dagegen schrieben, verhaften ließ, kam es in Brüssel zu einem Auflauf, der hauptsächlich gegen den Justizminister van Maanen gerichtet war. Noch mehr reizten das belg. Volk mehrere Verordnungen, welche die Verdrängung der franz. Sprache aus allen öffentlichen Verhältnissen, selbst aus den Schulen, dagegen die Erhebung des Holländischen zur gemeinsamen Nationalsprache bezweckten. Die Beschwerden über diesen Eingriff steigerten sich allmählich so, daß der König schon im Laufe des J. 1829 mehrere Zugeständnisse machen, 4. Juni 1830 aber den vollen Gebrauch der franz. Sprache wieder zugestehen mußte. Außer der Sprach- und Religionsverschiedenheit waren auch staatswirtschaftliche Differenzen zwischen den südl. und nördl. Provinzen vorhanden. Belgien, als ein gewerbreiches Ackerbauland, wollte nämlich die Steuerlast auf Ausfuhr und Einfuhr, Holland aber, um seinen Handel zu schonen, auf das Grundeigentum wälzen. Um die verschiedenen Interessen der südl. und nördl. Provinzen in Hinsicht auf Landwirtschaft, Gewerbfleiß und Handel zu vereinigen, wurden mehrere zweckmäßige Einrichtungen getroffen. Eine königl. Ordonnanz befahl 1818 die Einrichtung von Landwirtschaftsgesellschaften in allen Provinzen des Königreichs. Mehrere Moräste wurden ausgetrocknet und in den öden Landstrichen Armenkolonien, z. B. zu Frederiksoord und zu Wortel, und Torfstechereien angelegt. Zur Belebung des Kunst- und Gewerbfleißes ward eine öffentliche Ausstellung der Erzeugnisse der Nationalindustrie angeordnet, die seit 1820 jährlich zu Gent stattfand. Auch wurden 1823 zu Brüssel eine Bank mit einem Fonds von 50 Mill. Fl. und eine allgemeine Gesellschaft zur Unterstützung der Nationalindustrie begründet. Neue Quellen des Reichtums eröffnete dem Handelsgeiste der Niederländer die Wiederherstellung des Kolonialsystems, und der ind. Handel blühte schnell auf. Mit Großbritannien wurde 1818 ein Vertrag gegen den Sklavenhandel abgeschlossen. Alte Mißhelligkeiten mit England wegen Ostindien wurden durch den Vertrag von 1824 ausgeglichen, Streitigkeiten mit Preußen über die freie Schiffahrt auf dem Rhein 1829 vermittelt.

Fünfzehn Jahre hatte die Verbindung Belgiens mit Holland gedauert. Die franz. Julirevolution von 1830 führte endlich auch die Staatsumwälzung in den N. herbei, welche Südniederland und Norden trennte. Sie begann mit einem Volksaufstande in Brüssel 25. Aug. 1830. In und bei Brüssel kam es infolge eines zweiten Aufstandes in Brüssel (20. Sept.) vom 23. bis 26. Sept. zwischen dem von dem Prinzen Friedrich befehligten Armeekorps von 6000 Mann und den bewaffneten, von fremden Offizieren angeführten Insurgenten zu Kämpfen, die den Rückzug der Niederländer entschieden. Inzwischen hatte der König, dem Verlangen einer belg. Deputation vom 30. Aug. nachgebend, bereits 13. Sept. die Generalstaaten versammelt, um mit diesen die Frage über Verwaltungstrennung und Abänderung des Grundgesetzes zu verhandeln. Beide Kammern waren dafür; allein es kam zu keinem befriedigenden Beschluß. Dagegen entspann sich der offene Kampf für die gänzliche Trennung, welchen auch das eigenmächtige Auftreten des Prinzen von Oranien nicht mehr zu seinen Gunsten zu wenden vermochte. Die fünf Großmächte, an die sich Wilhelm I. gewendet hatte, geboten endlich von London aus beiden Völkern Waffenruhe und erkannten durch das Konferenzprotokoll vom 20. Dez. 1830 Belgiens Unabhängigkeit an. Belgien organisierte sich nun als Staat, und die Londoner Konferenz stellte für die Vollziehung der Trennung beider Staaten 18 Artikel auf. Der König Wilhelm protestierte 12. Juli 1831 gegen dieselben, namentlich gegen die darin festgesetzte Freiheit der Schelde und Vereinigung Luxemburgs mit Belgien, und mit außerordentlicher Begeisterung erhob sich Holland für die Behauptung seines Rechts durch die Waffen. Der Prinz von Oranien trat an die Spitze des Heers und ging mit 70000 Mann 2. Aug. über die belg. Grenze. Turnhout und andere Punkte wurden genommen, ein belg. Heer 8. Aug. bei Hasselt und ein anderes 10. Aug. bei Löwen geschlagen. Als aber ein franz. Hilfsheer unter Marschall Gérard in Eilmärschen heranzog, vermittelten der engl. und franz. Gesandte am belg. Hofe einen Waffenstillstand, in dessen Folge der Prinz von Oranien Löwen 14. Aug. räumte und sein Heer in die Stellung vor dem Kriege zurückführte. Die Konferenz legte hierauf beiden Teilen 20. Okt. einen von den fünf Mächten verbürgten Friedenstraktat in 24 Artikeln vor, den Belgien 15. Nov. 1831 förmlich annahm, Holland aber verwarf, weil er mit der frühern Trennungsgrundlage nicht übereinstimmte. England und Frankreich blockierten nun die holländ. Küste, legten auf holländ. Schiffe Embargo, und ein franz. Heer eroberte 24. Dez. 1832 die Citadelle von Antwerpen. Endlich kam 21. Mai 1833 ein Provisorium zwischen England, Frankreich und Holland zu Stande, das den Feindseligkeiten ein Ende machte, aber den Frieden nicht zu bewirken vermochte.

Die Londoner Konferenz begann hierauf von neuem ihr schwieriges Geschäft. Ganz besondere Schwierigkeiten hatte die Abtretung des luxemb. Gebiets an Belgien, da der König von Holland bemerkte, daß er hierzu der Genehmigung des Deutschen Bundes und der Agnaten in Nassau bedürfte. Der Bundestag gab 18. Aug. 1836 seine Zustimmung zu der Abtretung eines Teils von Luxemburg gegen eine entsprechende Entschädigung im Limburgischen. Endlich entschloß sich König Wilhelm 14. März 1838 dem Vertrage der 24 Artikel beizustimmen. Jetzt aber legte Belgien, auf die veränderte Sachlage sich berufend, Einsprache ein, und König Wilhelm nahm, durch die immer bedrohlicher sich gestaltenden Finanzverhältnisse des Staats in seiner Hartnäckigkeit erschüttert, 4. Febr. 1839 die nunmehr zu seinem Nachteil modifizierten 24 Artikel an, worauf 19. April die definitiven Friedensverträge von den Bevollmächtigten der N., Belgiens, Österreichs, Frankreichs, Englands, Preußens und Rußlands unterzeichnet wurden.

Die Vollziehung des Vertrags fand ſogleich ſtatt. Infolge der mit den Agnaten und dem Deutſchen Bunde gepflogenen Verhandlungen traten 27. Juni 1839 die Agnaten ihre Rechte auf den für den verlorenen luxemb. Anteil an Holland gekommenen Teil von Limburg (ſ. d.) gegen eine Entſchädigung von 750000 Fl. ab. Hierauf wurde dieſer Teil, mit Ausnahme der Feſtungen Maſtricht und Venloo, die bei Holland verblieben, 16. Aug. als Entſchädigung für den an Belgien überlaſſenen Teil von Luxemburg als Herzogtum den deutſchen Bundesſtaaten einverleibt.

Die innern Verhältniſſe Hollands anlangend, ſo ließ bei dem Wiederzuſammentritt der Generalſtaaten im März 1840 der König mehrere die Verfaſſung modifizierende Geſetzentwürfe vorlegen, zufolge deren die Civilliſte auf 1½ Mill. Fl. geſtellt wurde und an die Stelle des bisherigen zehnjährigen Budgets ein zweijähriges trat. Deſſenungeachtet ſteigerte ſich die Mißſtimmung gegen den König wie gegen die Miniſter. Des Königs Hinneigung zur kath. Gräfin Henriette d'Oultremont erregte beſonders den Unwillen des Volks, ſodaß er unterm 25. März 1840 erklären ließ, daß er einer Verbindung mit ihr entſage. Dieſe Angelegenheit ſowohl wie die Entdeckung einer weitverzweigten Verſchwörung in Belgien, bei welcher Holland nicht unbeteiligt erſchien, und endlich die Finanznot des Staats veranlaßten den König, 7. Okt. 1840 die Regierung in die Hände ſeines Sohns, Wilhelms II., niederzulegen. Unter dem Namen eines Grafen von Naſſau nahm er in Berlin ſeinen Aufenthalt, wo er ſich mit der Gräfin vermählte und 12. Dez. 1843 ſtarb. Wilhelm II. erklärte nach ſeinem Regierungsantritt zuvörderſt die Miniſter für verantwortlich, wodurch ein langer Streit zwiſchen den Generalſtaaten und der Regierung beigelegt ward. Der Finanzzuſtand trat indeſſen immer wieder ſtörend ein und erregte die Oppoſition. Dennoch wurden große Summen im Intereſſe des Landes verwendet, namentlich auf die Trockenlegung des Harlemer Meers. Mit den Zollvereinsſtaaten waren bereits 1841 Verhandlungen angeknüpft worden, die den Handelsvertrag von 1842 herbeiführten. Differenzen mit Belgien wurden durch einen Vertrag vom 5. Nov. 1842 beſeitigt, dem 1843 ein fünfjähriger Handels-, Schiffahrts- und Territorialvertrag folgte.

Die traurige Finanzlage nötigte endlich die Regierung, den Kammern einen Geſetzentwurf zu einer außerordentlichen Vermögensſteuer oder zu einer freiwilligen Anleihe von 150 Mill. Fl. vorzulegen, welcher auch im März 1844 angenommen wurde. Es entſpann ſich hierauf in den Generalſtaaten ein Kampf zur Erzielung einer konſtitutionellen Verbeſſerung des Grundgeſetzes. Die 9. März 1848 von der Regierung den Kammern vorgelegten Reformvorſchläge waren jedoch unbedeutend, während die wirklichen Krebsſchäden der alten Verfaſſung, die Wahl der Zweiten Kammer durch die Provinzialſtände und die Einteilung der letztern in die drei Stände der Ritterſchaft, der Städte und der Landſchaft, unangetaſtet blieben. Der darauf folgende Petitionsſturm hatte einen Miniſterwechſel zur Folge. Der Führer der liberalen Oppoſition, Profeſſor Thorbecke aus Leiden, blieb zwar von dem neuen Kabinett ausgeſchloſſen, ward jedoch zum Vorſitzenden des mit Entwerfung eines neuen Grundgeſetzes beauftragten Ausſchuſſes gewählt. Die Arbeit dieſes Ausſchuſſes wurde endlich im Mai, freilich von der Hand des Königs bedeutend geändert, den Kammern vorgelegt. Als aber dieſe Vorlage unter den Parteien einen ſolchen Kampf entzündete, daß kein Ausweg mehr abzuſehen war, ergriff der König ſelbſt die Initiative und ließ, nach dem alten Wahlgeſetze und unter Beibehaltung der Erſten, von ihm ernannten Kammer, eine verdoppelte Zweite Kammer als konſtituierende Verſammlung aufſtellen, die am 18. Sept. 1848 zuſammentrat. Der Verfaſſungsentwurf wurde nun raſch erledigt und ſchon 3. Nov. das neue Staatsgrundgeſetz dem Lande verkündigt, worauf ein neues Miniſterium ans Ruder kam.

Wilhelm II. ſtarb 17. März 1849. Sein Nachfolger, Wilhelm III., ſah ſich infolge der von ſeiten der konſtitutionellen Liberalen ausgehenden Oppoſition bald genötigt, das Miniſterium ſeines Vaters zu entlaſſen. Nach einer langen Kriſis trat endlich 30. Okt. 1849 ein von Thorbecke gebildetes Kabinett zuſammen. Dasſelbe ließ während ſeines dreijährigen Wirkens nicht nur die wichtigſten organiſchen Geſetze (z. B. über Provinzial- und Gemeindeordnung) von den Kammern genehmigen, ſondern verbeſſerte auch durch zweckmäßige Finanzgeſetze (Rentenumwandlung, Poſtreform, Reduktion der regelmäßigen Staatsausgaben, vor allem aber durch Aufhebung der für nachteilig erkannten Vorrechte der niederländ. Schiffahrt) die materielle Lage des Landes. Dabei wurden im Innern Kanaliſationen, beſonders in Overyſſel und Drenthe, angelegt, Eiſenbahn- und Telegraphenverbindungen in Angriff genommen und die Austrocknung des Harlemer Meers zu Ende geführt.

Infolge einer päpſtl. Allokution vom 7. März 1853, welche die Wiederherſtellung von Biſchofsſitzen in Holland ankündigte, entwickelte ſich eine heftige antikath. Agitation im Lande. Die Erklärung der Regierung, daß ſie an und für ſich der Errichtung von Biſchofsſitzen verfaſſungsmäßig nicht entgegentreten könne, erregte die öffentliche Meinung ungemein. Der König entließ daher das Miniſterium und berief an deſſen Stelle ein gemäßigt-liberales. Die Zweite Kammer wurde aufgelöſt und die Wahl einer neuen veranſtaltet, die eine Majorität im Sinne der Regierung darbot. Um die Proteſtanten zu beruhigen, brachte man ein Geſetz über die Kirchengemeinden ein, das von den Kammern genehmigt wurde. Der Staat erhielt hiernach im Prinzip die Aufſicht über den Kultus aller Kirchengemeinden. Zur Regelung des Volksunterrichts entwarf der Miniſter des Innern, van Reenen, eine Geſetzesvorlage, welche den Religionsunterricht aus den öffentlichen Schulen ausſchloß, aber daneben die Errichtung von Privatſchulen geſtattete, an denen der Unterricht einen konfeſſionellen Charakter tragen durfte. Wiewohl die Wahlen im Juni 1854 und auch 1856 günſtig für die Liberalen von der Richtung Thorbeckes ausgefallen waren, entließ doch der König, aus Rückſicht auf die kirchliche Oppoſition, im Juni 1856 das Miniſterium und ernannte ein anderes unter Leitung van der Brugghens, der zur kirchlichen Partei gehörte, und Simons', der mit den innern Angelegenheiten betraut wurde. Letzterer trat aber, da die Zweite Kammer ſein Budget verwarf, noch in demſelben Jahr zurück. Sein Nachfolger, van Rappard, legte einen neuen Geſetzentwurf bezüglich des Unterrichtsweſens vor, der ſich an den van Reenenſchen

anschloß und von den Kammern angenommen wurde. Auf ökonomischem Gebiet trat man besonders in die Reform des Steuersystems ein. Die liberale Partei hatte sich lange schon gegen die Beibehaltung der Accise auf die ersten Lebensbedürfnisse und auf Brennmaterialien erklärt; das Ministerium, welches dem Thorbeckeschen gefolgt war, gab auch in dieser Hinsicht dem Verlangen seiner Gegenpartei nach und schlug 1855 die Abschaffung der Mahlsteuer vor, die in den Kammern mit großer Majorität angenommen wurde. Die Schwäche der Regierung gegenüber der von Thorbecke beherrschten liberalen Kammermehrheit führte zu fortwährenden Ministerwechseln. Im Febr. 1860 gelangte der Führer der Konservativen, van Hall, als Ministerpräsident und Finanzminister an die Spitze der Verwaltung. Diesem gelang es, den Gesetzvorschlag zur Ausführung eines Staatseisenbahnsystems durchzusetzen; doch mußte er bald einem Ministerium Rochussen weichen. Da dessen Kolonialpolitik in den Kammern keinen Anklang fand, wurde im Jan. 1862 Thorbecke wieder mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt. Dem Finanzminister Betz gelang es, die Reform des Steuersystems zu fördern, indem er ein Gesetz zu Stande brachte, das in den Städten und Dörfern die Accise abschaffte und dafür andere Steuern verordnete. Thorbecke (als Minister des Innern) regelte den sog. mittlern Unterricht; die Neugestaltung der Kolonialverwaltung dagegen konnte das Ministerium nicht zu Stande bringen. Thorbecke trat im März 1866 zurück, an seine Stelle kam zunächst Geertsema und 1. Juli 1866 ein konservatives Kabinett unter Heemskerk. Ende Juni 1866 fanden die Erneuerungswahlen statt zur Zweiten Kammer, welche dem Ministerium höchst ungünstig waren. Nachdem 2. Okt. die Kammer aufgelöst war, verloren die Liberalen bei den Neuwahlen einzelne Sitze, waren aber bei dem 19. Nov. stattfindenden Zusammentritt der Kammer immer noch stark genug, um der Koalition der Konservativen und Ultramontanen die Spitze bieten zu können.

Zu Anfang 1867 ließ sich das Kabinett verleiten, sich in die das Königreich keineswegs berührende Luxemburgische Frage zu mischen. Schon 28. Febr. 1867 hatte Frankreich seinen Gesandten im Haag beauftragt, nicht nur gemeinsam mit dem König-Großherzog die Räumung der Festung Luxemburg seitens Preußens zu betreiben, sondern direkt die Abtretung des Landes an Frankreich anzuregen, und 21. März einigten sich in der That der König-Großherzog und Napoleon III. über die Abtretung. Darauf folgte 1. April die Interpellation Bennigsens im Norddeutschen Reichstage und Bismarcks ruhige, aber entschiedene, keinen Zweifel übriglassende Antwort. Am 5. April richtete dann auch Thorbecke in der Zweiten Kammer eine Interpellation an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den Grafen van Zuylen. Die Antwort desselben war zwar ausweichend, doch mußte er zugeben, die Unterhändlerrolle in einer dem Lande fremden Sache gespielt zu haben.

Die Opposition richtete sich nun auch namentlich gegen den Minister des Auswärtigen, Grafen van Zuylen. Das Budget der auswärtigen Angelegenheiten wurde in der nächsten Session verworfen; infolge dessen reichte das Ministerium seine Entlassung ein, erhielt jedoch diese vom König nicht, sodaß 27. Dez. die Generalstaaten geschlossen und 3. Jan. 1868 die Kammer zum zweiten mal aufgelöst wurde. Die Neuwahlen ergaben abermals eine kleine liberale Majorität. Die Kammer wurde 25. Febr. eröffnet, nachdem aber 28. April das Budget van Zuylens abermals verworfen wor, reichten die Minister von neuem ihre Entlassung ein, die auch der König annahm, welcher nun Thorbecke 23. Mai mit der Bildung eines Kabinetts beauftragte. Dieses kam 2. Juni zu Stande, Thorbecke selbst trat jedoch nicht mit in dasselbe; an der Stelle Heemskerks wurde Fock Minister des Innern, van Bosse übernahm zum vierten mal das Finanzministerium. Nach außen wußte das Ministerium die Würde des Staats, namentlich Frankreich gegenüber, energisch zu wahren. Das niederländ. Kabinett lehnte 9. Okt. den Beitritt zu der franz.-belg. Eisenbahnkonvention entschieden ab. Einen wichtigen parlamentarischen Sieg erfocht das Ministerium mit der von ihm durchgesetzten Abschaffung der Todesstrafe. Der Schwerpunkt der nun folgenden Thätigkeit des Ministeriums lag in der Kolonialpolitik, die durch das 1870 angenommene Gesetz, nach welchem die Eingeborenen in den ostind. Kolonien sog. wüste oder dem Staate gehörige Gründe in Erbpacht erwerben können, eine wesentliche Modifikation erfuhr. Als bald darauf die Generalstaaten ein Gesetz über die Abschaffung des sog. Preanger-stelsel, d. h. derjenigen Institution, nach welcher in der Preanger Residentschaft die Eingeborenen doppelte Steuern sowohl an ihre Regierung wie an ihre Priester zu entrichten hatten, in Beratung zog, brachte das Regierungsblatt aus Java die Verkündigung dieses Gesetzes, ehe dasselbe die Erste Kammer passiert und die königl. Genehmigung erhalten hatte. Obwohl der Kolonialminister de Waal über sein eigenes Verhalten genügende Erklärung geben konnte und die Schuld auf den Generalgouverneur Mijer fiel, sa nahm doch ersterer im November seine Entlassung. Ihm folgten die Minister des Äußern, des Kriegs und der Justiz, und es fand dann eine lange Ministerkrisis statt, bis sich endlich im Jan. 1871 unter Thorbecke, welcher zum dritten mal das Staatsruder ergriff, ein neues Kabinett bildete, worin er selbst das Innere übernahm.

Bei dem plötzlichen Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 erklärte sich die niederländ. Regierung bereits 15. Juli für neutral. Im Dez. 1871 kam die Abtretung der holländ. Besitzungen an der Westküste von Afrika (Guinea) an England zu Stande. Zur Reform des Steuerwesens brachte der Finanzminister Blussé im April 1872 bei der Zweiten Kammer einen Gesetzentwurf ein, der die Einführung der Einkommensteuer nach engl. Muster bezweckte. Bei Gelegenheit der Beratung desselben erlitt das Ministerium eine Niederlage und nahm infolge dessen seine Entlassung. Noch während der Ministerkrisis starb 4. Juni Thorbecke. Am 5. Juli erfolgte die definitive Konstituierung des neuen entschieden liberalen Kabinetts: das Innere übernahm Geertsema; Justizminister wurde de Vries, Kolonialminister Fransen van de Putte.

Die fortwährende Uneinigkeit unter den liberalen Parteigenossen wirkte lähmend auf die Thätigkeit der Regierung ein und der Krieg mit dem Reich Atschin auf Nordsumatra war nach der öffentlichen Meinung eine Folge der diplomatischen Kurzsichtigkeit des Kolonialministers. Der im Frühling

1873 von Java aus unternommene Kriegszug gegen das genannte Reich endete, nach anfänglichem Erfolge, mit einer Niederlage der holländ. Heeresmacht 14. April, wobei der Oberbefehlshaber Köhler fiel, und mit der 28. April stattfindenden Einschiffung der Landungstruppen. Erst bei dem zweiten, noch vor dem Ende desselben Jahres abgegangenen Zuge unter dem General van Swieten, gelang es diesem, sich des Kraton (Königsburg) zu bemeistern und infolge dessen festen Fuß im Lande zu gewinnen. Mittlerweile hatten im Mutterlande die Minister eine eifrige, doch erfolglose Thätigkeit entfaltet, sodaß sie, nachdem mehrere Gesetzesvorlagen von der Zweiten Kammer abgelehnt worden, nach zweijähriger Funktion ihre Entlassung nahmen. Das neue im Aug. 1874 auftretende Kabinett, als dessen Häupter Heemskerk und van Lynden angesehen wurden, war keineswegs populär, wurde aber von den Umständen begünstigt, insofern der im ganzen Lande steigende Widerwille gegen die oppositionelle Haltung der Zweiten Kammer diesen Körper zur Mäßigung nötigte. So gelang es den Ministern, mehrere Gesetze von den Generalstaaten genehmigen zu lassen; unter andern das wichtige Gesetz über den höhern Unterricht April 1876. Dagegen blieb die von Heemskerk vorgenommene Reform des Schulgesetzes von 1857 ein Stein des Anstoßes. Ende Sept. 1877 reichte der Minister samt seinen Amtsgenossen seine Entlassung ein und erhielt dieselbe. Darauf wurde der Abgeordnete Kappeyne van der Copello mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt, welches 2. Nov. zusammentrat und in dem Kappeyne das Innere übernahm. Kappeyne wußte mit Hilfe der liberalen Mehrheit eine Revision des Schulgesetzes von 1875 durchzusetzen (1878), doch nahm die Erbitterung der Antirevolutionäre und Ultramontanen immer zu, und als auch ein Teil der Liberalen gegen das Ministerium Opposition machte, sah Kappeyne sich zum Rücktritt genötigt (Juli 1879). Das folgende von van Lynden gebildete Kabinett hatte keinen scharf ausgeprägten polit. Charakter und fand deshalb, trotz der Tüchtigkeit seiner Mitglieder, keine kräftige Unterstützung bei irgend einer Partei. Zwar erwarb sich der Justizminister Modderman bleibendes Verdienst durch die Vorlage eines neuen Strafgesetzbuchs, welche von den Generalstaaten auch genehmigt wurde; aber weniger glücklich war der Minister des Innern, Pijnacker Hordijk, dessen Entwurf zur Erniedrigung des Wahlcensus auf die Opposition aller Parteien stieß und 26. Febr. 1882 durchfiel. Die Folge war, daß sämtliche Minister ihre Entlassung einreichten. Heemskerk bildete hierauf ein Kabinett von gemäßigter Richtung (April 1882); doch konnte die Regierung bei der keineswegs wohlwollenden Haltung der Zweiten Kammer nichts Wichtiges zu Stande bringen. Am 21. Juni 1884 starb der Kronprinz Alexander, der letzte männliche Sprosse des Hauses Oranien. Infolge dieses Ereignisses wurde es für nötig befunden, den Art. 198 des Grundgesetzes, welcher die Möglichkeit irgend einer Abänderung dieses Gesetzes während der Zeit einer Regentschaft ausschließt, anders zu bestimmen. Dies aber konnte nicht geschehen, ohne daß eine Auflösung der Generalstaaten vorherging. Die Neuwahlen hatten zum Ergebnis die Wahl von 26 Liberalen und 13 Antiliberalen in den Senat und von 42 Liberalen und 43 Antiliberalen in die Abgeordnetenkammer. Da die im Haag nötig gewordene Nachwahl (April 1885) die Erwählung eines Liberalen ergab, so standen sich in der Kammer beide Parteien gleich. Die Generalstaaten wurden 17. Nov. 1884 eröffnet, und 28. Nov. genehmigte die Kammer den Gesetzentwurf über Abänderung des Art. 198 der Verfassung, worin zugleich eine Bestätigung des Regentschaftsgesetzes lag. Der Entwurf der von Heemskerk ausgearbeiteten Verfassungsrevision wurde der Kammer 20. März 1885 vorgelegt. Diesem gemäß sollte die Abgeordnetenkammer aus 100 Mitgliedern bestehen, welche alle vier Jahre, und zwar auf einmal, neu gewählt werden, während nach dem bisherigen Brauch alle zwei Jahre die Hälfte austreten mußte; der Wahlcensus wurde bedeutend herabgesetzt, sollte aber in keiner Gemeinde unter 50 Gulden herabsinken. Der Senat sollte, wie bisher, aus den höchstbesteuerten bestehen, 50 Mitglieder haben und auch ferner von den Provinziallandtagen gewählt werden. Das Entlassungsgesuch des Finanzministers Groben, 18. April 1885, war die Folge der bedeutenden Abstriche, welche die Kammer an dem Budget vornahm, und das direkt gegen ihn gerichteten Mißtrauensvotums des Senats.

Von den Geschichtswerken holländ. und belg. Verfasser sind, außer den ältern von Hooft, Hugo Grotius, Brandt, Aitzema u. a., besonders hervorzuheben: Wagenaar, «Vaderlandsche historie» (21 Bde., Amsterd. 1749 u. öfter); Stijl, «Opkomst en Bloei der vereenigde Nederlanden» (Amsterd. 1794 u. öfter); Kluit, «Historie der Hollandsche staatsregering» (5 Bde., Amsterd. 1802—5); Bilderdijk, «Geschiedenis des vaderlands» (herausg. von Tijdemann, 12 Bde., Leid. 1832—39); van Kampen, «Verkorte geschiedenis der Nederlanden» (3. Aufl., 2 Bde., Harl. 1837—39); Groen van Prinsterer, «Handboek der geschiedenis van het vaderland» (4. Aufl., 4 Bde., Amsterd. 1874); Juste, «Histoire de la révolution des Pays-Bas sous Philippe II» (4 Bde., Brüss. 1855—63); Arend, «Algemeene geschiedenis des vaderlands» (Il. 1—4, Leid. 1849—77); van Vloten, «Vaderlands Opstand tegen Spanje» (3 Bde., Amsterd. 1856—66); Fruin, «Tien jaren uit den tachtigjarigen oorlog» (3. Ausg., Haag 1882); Wicquefort, «Histoire des Provinces Unies des Pays-Bas» (4 Bde., Amsterd. 1861—74); Kemper, «Geschiedenis van Nederland na 1830» (Bd. 1—4, Amsterd. 1873—76 fg.); Wijnne, «Geschiedenis van het vaderland» (2 Bde., Gron. 1865—66). Von Werken in deutscher und engl. Sprache sind zu nennen: Van Kampen, «Geschichte der N.» (2 Bde., Hamb. 1831—33); Leo, «Zwölf Bücher niederländ. Geschichte» (2 Bde., Halle 1832—35), welches Werk die mittelalterliche Geschichte umfaßt; Motley, «Rise of the Dutch republic» (3 Bde., Lond. 1856—59; deutsch, 3 Bde., Dresd. 1857—60); derselbe, «History of the United Netherlands, etc.» (3 Bde., Lond. 1860—67); Wenzelburger, «Die N. in ihrer neuesten Entwickelung» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1871, 2. Hälfte); derselbe, «Geschichte der N.» (4 Bde., Gotha 1878).

Niederländer Band, geköperte Leinenbänder feinerer Art, s. unter Bandfabrikation.

Niederländische Kunst. Die Baukunst kam zuerst durch die Römer nach den Niederlanden. Die «Burg» von Leiden auf einem Hügel, wo das von den Römern gegründete Lugdunum der Bataver

gelegen haben soll, der «Scheldebogen» (Arche de l'Escaut), eine bedeckte Brücke über die Schelde in Tournay, und das «Cäsarkastell» in der Nähe dieser Stadt werden für röm. Bauüberreste gehalten. Auch aus der frühesten fränk. Zeit sind noch einige Mauerwerke erhalten; dagegen ist aus der Zeit der Karolinger von Baudenkmälern nichts mehr vorhanden. Im 10. Jahrh. berichten die Chroniken von zahlreichen Kloster- und Kirchenstiftungen; allein auch von diesen ist wenig übriggeblieben. Selbst die Architektur der roman. Epoche ist durch kein vollständiges Denkmal, sondern nur durch einzelne Teile von Gebäuden vertreten, am bedeutendsten durch das Mittel- und Kreuzschiff der Kathedrale Notre-Dame in Tournay, die aus dem 11. Jahrh. und im reinen Stile des Rundbogens sind. Noch im 12. Jahrh. wurden die Kirchen in Belgien wie in Holland in sehr altertümlicher Weise gebaut; nur Krypten und Chöre sind gewölbt, die Schiffe dagegen durchweg mit einer Wallendede versehen, und die Ornamentation, überall dürftig, besteht fast nur in Lisenen, die durch Rundbogenfriese oder Kragsteine verbunden werden. Im 13. Jahrh. verbreitete sich von dem benachbarten nordöstl. Frankreich aus der dort aufgekommene got. Stil nach den Niederlanden, erlitt aber hier manche Modifikationen. Es entstanden Gebäude, welche die Gedrungenheit und Massenhaftigkeit des vorgot. Stils beibehalten haben, aber ohne seine Ornamente und mit durchgängiger Anwendung des Spitzbogens: die Nikolauskirche in Gent, die Kathedrale in Utrecht, die Liebfrauenkirchen in Tongern und Dordrecht. Das Innere wurde nicht hoch und schlank, sondern möglichst weit und geräumig gebildet. Während in Frankreich und Deutschland die Höhe das Dreifache der Breite des Mittelschiffs erreicht und selbst übersteigt, geht sie in den Niederlanden oft nicht weit über das Doppelte. Vielschiffige Kirchen sind hier besonders häufig; die Peterskirche in Leiden, die Liebfrauenkirche in Amsterdam und Brügge, die Johanneskirche in Herzogenbusch haben fünf, die Kathedralen von Brüssel und Antwerpen sogar sieben Schiffe. An dem Äußern zeigt sich das Bestreben nach massenhafter Totalwirkung, welches in Holland oft bis zum Extrem des Nüchternen und Schwerfälligen geht. Das schöne Seitenportal der Servatiuskirche in Mastricht und die Portale von Dinant und Huy sind wohl die einzigen Prachtthüren, die schon im 13. Jahrh. mit Statuen verziert wurden, und nur der Chor der Kathedrale von Tournay (um 1260 begonnen) zeigt den got. Stil im vollen Glanze seiner Schönheit. Sonst beharrt dieser Stil durchweg noch lange in seiner Einfachheit und Schmucklosigkeit; erst in der letzten Hälfte des 14. Jahrh. und im Laufe des 15. entwickelt er sich reicher und zierlicher, aber auch dann ist es etwas Gewöhnliches, daß die unscheinbare Gestalt des Äußern gegen den prächtigen Anblick des Innern auffallend absticht. Die Peterskirche in Leiden gilt als die schönste Kirche Hollands im reichen got. Stile dieser Zeit, welcher in der 1341—1409 erbauten Wallfahrtskirche Notre-Dame zu Hall, bei Brüssel, den Gipfel der Eleganz erreicht. In derselben Zeit erhob sich eine Reihe mächtiger Kathedralen: St.-Rombaud in Mecheln; Notre-Dame in Antwerpen, der größte got. Dom der Niederlande, von ungemein belebter, malerisch wirkungsvoller Innenperspektive; St.-Pierre in Löwen; Ste.-Waudru zu Mons (Bergen) im Hennegau. Endlich erhielten auch die Dome Ste.-Gudule zu Brüssel, St.-Martin zu Ypern und St.-Jean zu Herzogenbusch, die vorher in großen Dimensionen angelegt und im Innern in sehr ernstem, würdigem Stile durchgeführt waren, jetzt die glänzende äußere Ausstattung, worin namentlich die beiden letztern alle andern niederländ. Kirchen übertreffen. Einige Bauwerke des 16. Jahrh. zeigen die Renaissance in zierlich reicher Behandlung, so die 1538 vollendete, noch überwiegend got. Kirche in St.-Jacques in Lüttich. Die vormaligen Jesuitenkirchen St.-Donatien in Brügge und St.-Charles-Borromée in Antwerpen sind im Jesuitenstile gebaut und gehören zu den bessern Werken des 17. Jahrh.

Die mit dem Wohlstand und Gemeingeist gesteigerte Baulust bewirkte in den großen Stadtgemeinden der Niederlande auch eine überaus reiche Ausbildung der für allgemeine Zwecke und auf allgemeine Kosten errichteten profanen Monumente. Imposante Burgtürme (beffrois) sind noch in Gent, Lierre, Nieuport, Alost und an andern Orten vorhanden. Zuweilen verband man damit die für die Ordnung und Bequemlichkeit des gewerb- und handeltreibenden Gemeinwesens dienenden «Hallen», die keiner einigermaßen bedeutenden Stadt fehlten und in der Zeit des regsamsten Verkehrs, im 14. Jahrh., auf umfassende, großartige Weise ausgeführt wurden. Charakteristische Beispiele solcher Verbindung von Kaufhaus und Wachtturm sind die Hallen zu Brügge und Ypern. Alleinstehende Hallen aus derselben Zeit finden sich in Löwen, Mecheln, Gent und Antwerpen erhalten; sie sind ohne besondern Schmuck, aber von bequemer, sicherer Breite, bisweilen von einer gewissen Buntheit, welche ihnen das aus wechselnden Lagen roter Back- und weißer Bruchsteine bestehende Mauerwerk mitteilt. Aufs glänzendste offenbarte sich die bürgerliche Prachtliebe in den Bauten der Stadt- oder Rathäuser. Hierher gehören: das Stadthaus zu Brügge, ein höchst zierliches, regelmäßiges Gebäude des ausgebildeten got. Stils (gegründet 1377); das Rathaus von Brüssel, im Anfang des 15. Jahrh. begonnen, ein in seinen Dimensionen und in seiner äußern Erscheinung mächtiger Bau mit Türmen, von welchen der mittelste 118 m hoch und in den Formen des reichen got. Stils ausgeführt ist; das Rathaus zu Löwen, 1448—69 erbaut, ein Muster des verschwenderisch-prächtigen spätgot. Stils; das Rathaus zu Antwerpen, 1560—66 in florent. Stil gebaut; das Rathaus von Gent, dessen älterer Teil sehr zierlich in dem spätern got. Stil erbaut, das übrige hingegen im Renaissancegeschmack am Ende des 16. Jahrh. vollendet ist. Die Rathäuser von Leiden und Oudenaarde gehören derselben Zeit und Bauweise an. Im 17. Jahrh. erlangte die nüchterne Art der gleichzeitigen franz. Architektur die Oberhand in den Niederlanden und erhielt daselbst die glücklichste Anwendung durch die holländ. Architekten Hendril de Keyzer (gest. 1621) und Jakob van Campen (gest. 1658); der erstere baute die alte, seitdem niedergerissene Börse in Amsterdam; von dem letztern ist das dortige Rathaus, das vermöge seiner stattlichen Verhältnisse und seiner vortrefflichen Raumverteilung den Eindruck gediegener Tüchtigkeit gewährt. Auch in der Folge neigten sich die Niederlande in architektonischer Beziehung mehr oder weniger zu Frankreich und den hier nacheinander

gangbaren Bauſtilen hin, verarbeiteten aber das Herübergenommene nicht mehr wie bisher auf ſelbſtändige Weiſe und zu bedeutenden Leiſtungen. Vgl. Schayes, «Histoire de l'architecture en Belgique» (2. Aufl., 2 Bde., Brüſſ. 1852).

Die Bildhauerkunſt vermochte in den Niederlanden weniger zur Geltung zu kommen. In der byzant.-roman. Epoche ſcheint man höchſtens die Konſolen der Geſimſe zur Anbringung von Tiergeſtalten, Fratzentöpfen und phantaſtiſchen Figuren benutzt zu haben; denn mit Ausnahme der in einem ſchweren, harten Stile gearbeiteten Portalſkulpturen am nördl. Kreuzarme der Kathedrale von Tournay ſind keine Steinmetzarbeiten dieſer Zeit auf uns gekommen. Dagegen iſt in der Bartholomäuskirche zu Lüttich noch ein beträchtliches Gußwerk aus dem 12. Jahrh. erhalten, nämlich das auf zwölf ehernen Stieren ruhende und mit Reliefſiguren in edelm roman. Stile geſchmückte Taufbecken von dem Meiſter Lambert Patras in Dinant an der Maas, wo ſich eine Schule von Metallarbeitern gebildet hatte, die ſo berühmt wurden, daß man im nördl. Frankreich die Künſtler dieſer Art noch lange ſchlechthin Dinandiers nannte. Das Fortbeſtehen dieſer Erzgießerſchule iſt leider nicht durch andere Werke mit figürlichen Darſtellungen, ſondern nur durch ein Leſepult und einen Candelaber in der Kathedrale von Tongern, mit dem Namen des Künſtlers, Johann Joſes von Dinant, und mit der Jahreszahl 1372 bezeugt. Auch die Steinſkulpturen der got. Epoche ſind in Holland faſt ganz verſchwunden und in Belgien ſelten. Nur Tournay macht hier abermals eine Ausnahme, indem es in der Vorhalle ſeiner Kathedrale noch zahlreiche got. Bildhauerarbeiten beſitzt, unter welchen ſich beſonders eine koloſſale Madonna von großer Schönheit auszeichnet. Der Mittelpunkt der niederländ. Plaſtik am Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jahrh. war die Reſidenz der Herzöge von Burgund, die Stadt Dijon. Hier arbeitete, an der Spitze einer ganzen Kolonie von Landsleuten und Gehilfen, der Meiſter Klaus Slüter aus Holland, deſſen noch erhaltene Werke, der ſog. Moſesbrunnen und das Grabmal Philipps des Kühnen (früher in der Kartauſe zu Dijon, jetzt im dortigen Muſeum) volle Freiheit und Sicherheit plaſtiſcher Behandlung bei entſchiedenem Streben nach Naturwahrheit offenbaren. Weit unanſehnlicher ſind die gleichzeitigen niederländ. Skulpturen.

Erſt gegen Ausgang des 15. Jahrh. trifft man hier eine bedeutende Leiſtung der Plaſtik, nämlich das 1495 in der Liebfrauenkirche zu Brügge errichtete Mauſoleum der Maria von Burgund, ein fein und naiv im realiſtiſchen Stile der ſtandr. Kunſtweiſe ausgeführtes Werk des Jan de Vater von Brüſſel. Als Seitenſtück dazu ließ ſpäter (1558) Philipp II. das Grabmal Karls des Kühnen durch den Bildhauer Jongherling aus Antwerpen hinzufügen, in deſſen Arbeit ſchon die neue italieniſierende Richtung beſtimmt hervortritt. Ein Probeſtück damaliger Pracht- und Bildliebe iſt der große, in Holz geſchnitzte Kamin im alten Saale des Juſtizpalaſtes zu Brügge, vom J. 1529. Die zierlichſte Renaiſſance-Ornamentik verbindet ſich hier mit figürlichen Darſtellungen, mit den trefflichen, faſt lebensgroßen Standbildern Kaiſer Karls V. und ſeiner Vorfahren, Karls des Kühnen ſamt ſeiner Gemahlin, ſeiner Tochter Maria und ſeines Eidams Maximilian, ſowie anderer Verwandten, wozu noch Marmorreliefs mit Darſtellungen bibliſcher Geſchichten hinzukommen. Im 17. Jahrh. machten die niederländ. Bildhauer ihre Studien regelmäßig in Italien, was von großem Einfluß auf ihre Kunſtweiſe wurde. Henri Duquesnoy, Vater von François, noch der ältern heimiſchen Schule angehörend, handhabte, ohne die große Reinheit der Zeichnung und die edle Einfachheit zu beſitzen, welche die Werke ſeines Sohnes auszeichnen, geſchickt den Marmor und gab ſeinen Figuren ein gefälliges Ausſehen. In Brüſſel, wo er ſich niederließ und ſtarb, findet man noch mehrere von ſeinen Werken, unter andern die berühmte Brunnenfigur des Manneken-Piß. Sein Sohn François Duquesnoy, von den Italienern nach ſeiner Heimat il Fiammingho genannt (1594—1643), erwarb in Rom großen Ruf, vorzüglich durch ſeine Kinderfiguren, die er mit aller ihnen eigenen Liebkichkeit und Naivetät, jedoch realiſtiſch-üppig, bildete, gab aber auch Beweiſe ſeiner Meiſterſchaft in größern Werken, z. B. in der Heiligen Suſanna, in Santa-Maria di Loreto zu Rom. Sein jüngerer Bruder, Hieronymus Duquesnoy (geſt. 1654), kam ihm in manchen Stücken, zumal in der weichen Behandlung des Marmors, ſehr nahe und leiſtete Ausgezeichnetes in dem prächtigen Grabdenkmal des Biſchofs Anton Trieſt in der Kathedrale zu Gent. Einen noch bedeutendern Nachfolger hatte er an ſeinem Schüler Arthur Quellinus von Antwerpen (geb. 1609, geſt. 1668). Von ihm ſind die zahlreichen, in einfach edelm Stile gehaltenen Skulpturen, welche das Rathaus zu Amſterdam in- und auswendig ſchmücken. Martin van den Bogaert, aus Breda gebürtig (geb. 1640, geſt. 1694), ging nach Paris, wo er ſich Desjardins nannte und zu verdientem Anſehen gelangte, das ihm viele Aufträge für die Ausſchmückung der königl. Schlöſſer und Gärten, wie auch die Beſtellung des Modells zu der koloſſalen, in der Franzöſiſchen Revolution zertrümmerten Reiterſtatue Ludwigs XIV. auf dem Vendômeplatz verſchaffte. Um dieſelbe Zeit wurde die Elfenbeinſkulptur in Frankreich und Italien vorzüglich von niederländ. Künſtlern betrieben. Gerard van Opſtal aus Antwerpen (geb. 1595, geſt. 1663), der ſehr ſchöne Elfenbeinſchnitzwerke für Ludwig XIV. verfertigte, war naturaliſierter Franzoſe, und Francis von Boſſuit aus Brüſſel (geb. 1635, geſt. 1692), der geſchickteſte Künſtler ſeines Fachs, welcher in einfach und anmutig behandelten Frauen- und Kinderfiguren ſeine Hauptſtärke hatte, lebte viele Jahre in Rom. Die reichen Grabmonumente mit Bildwerken des 18. Jahrh., die in holländ. und belg. Kirchen vorkommen, ſchließen ſich dem ital. Barockſtil an. In neuerer Zeit iſt die Plaſtik in den Niederlanden vorwiegend abhängig von franz. Einflüſſen, und ihre Werke laſſen weder Aufſchwung, noch Eigentümlichkeit erkennen. Unter den modernen belg. Bildhauern iſt Willem Geefs der bedeutendſte. Vgl. Phil. Baert, «Mémoires sur les sculpteurs et architectes des Pays-Bas» (herausg. von Reiffenberg, Brüſſ. 1847).

Die Malerei iſt von allen Künſten des Mittelalters durch Denkmäler in den Niederlanden am wenigſten vertreten, und doch unterliegt es keinem Zweifel, daß auch hier die meiſten Kirchen der byzant.-roman. Epoche ihren monumentalen Wandbilderſchmuck hatten. Über die niederländ. Tafelmalerei dieſer Zeit iſt man nicht beſſer unterrichtet. Schon zu Anfang des 13. Jahrh. waren die

Tafelmaler von Mastricht als geschickte Meister sprichwörtlich geworden; aber die Kirchen und Museen in Belgien und Holland enthalten kein auf Holz gemaltes Bild, welches bis vor 1360 hinaufreicht. Büchermalereien, d. h. Miniaturen in Handschriften niederländ. Ursprungs sind zwar aus jener Zeit häufiger als größere Kunstwerke, doch auch nur in verhältnismäßig geringer Zahl und Qualität übriggeblieben. Gegen das Ende des 14. Jahrh. waren die niederländ. Maler in größern Städten bereits so zahlreich, daß sie geschlossene Malergilden bildeten, welche an den Grafen von Flandern und Holland willige Gönner hatten und nicht bloß Tafelmaler, sondern auch Bücher- und Glasmaler, überhaupt die mit Bürste und Pinsel umgehenden Arbeiter in sich begriffen. Ihr Gesamtname «Schilderer» besagt, daß sie meistens nur Schilder bemalten. Außerdem beschäftigten sie sich mit Bemalung von Fahnen, Bannern, Zelten, Baldachinen, Wagen, kurz mit Anfertigung des ganzen bunten Apparats, den man damals bei Prozessionen, Turnieren und andern Festlichkeiten verwendete. Die tüchtigern Zunftgenossen betrieben ihren Beruf mehr kunstmäßig: sie verfertigten Triptychen für Hauskapellen, Andachtsbilder für Schlafkammern, Miniaturen für Gebetbücher u. s. w. und legten auf Feinheit und Sauberkeit das höchste Gewicht. Vielfach waren niederländ. Maler im Auslande beschäftigt; so z. B. war ein Johann von Brügge Hofmaler Karls V. von Frankreich, und die Brüder dieses Königs hatten ebenfalls niederländ. Miniatoren in ihren Diensten. Noch günstiger gestalteten sich die Verhältnisse bei der Vereinigung der Niederlande mit Burgund. Philipp der Kühne und sein Sohn Johann der Furchtlose sind zwar nicht als große Kunstfreunde zu rühmen; allein sie thaten doch der ständ. Malerei möglichst Vorschub, indem sie die Luxusgewohnheiten und Mäcenasitten des franz. Hofs nach Brügge und damit die hier schon vorhandenen Elemente künstlerischer Arbeitskraft zu rascher Entfaltung brachten. Was in den niederländ. Miniaturen und Tafelbildern seit 1360 als charakteristisch nationaler Zug schüchtern und schülerhaft hervorgetreten war, nämlich das Bestreben nach einer freiern, naturgemäßern Darstellung, das äußerte sich mit voller Entschiedenheit und ausgebildeter Meisterschaft in der Flandrischen Schule, die bald nach dem Beginn des 15. Jahrh. in Brügge aufblühte. An der Spitze dieser Schule stehen die Brüder Hubert van Eyck (geb. 1366, gest. 1426) und Jan van Eyck (geb. um 1386, gest. 1441), von welchen der letztere die bisherige Technik der Ölmalerei bedeutend vervollkommnete und dadurch der Darstellung seiner Schule vor allen gleichzeitigen einen überlegenen Vorteil verschaffte. Die namhaften Schüler und Nachfolger der van Eyck sind: in Flandern Gerhard van der Meiren, Justus van Gent, Peter Christophsen, Hugo van der Goes, Rogier van der Weyden und Hans Memling; in Holland Dierick Stuerbout, Albert van Ouwater und Gerard van Harleu.

Zu Anfang des 16. Jahrh. zog sich der Hauptsitz der niederländ. Malerei aus den ständr. Gegenden in die von Brabant und Holland hinüber, wo, nachdem die Richtung der van Eyckschen Schule sich allmählich abgeschwächt hatte, neue Bestrebungen hervortraten, die eine vollere Entfaltung der Form, eine freiere Bewegung der Gestalten, eine größere Energie und Leichtigkeit des Vortrags bezweckten. Die bedeutendsten und eigentümlichsten unter den hierher gehörigen Meistern sind Quintin Messys von Antwerpen (gest. 1529) und Lukas von Leiden (geb. 1494, gest. 1533). Gleichzeitig mit diesen und bis zur Mitte des 16. Jahrh. wirkte eine nicht unbeträchtliche Anzahl niederländ. Maler, welche die Mängel der altflandr. Schule durch das Studium der neuital. Malerei zu verbessern und beide Kunstweisen miteinander zu verschmelzen suchten. Die vorzüglichsten Künstler dieser Richtung sind: Bernard van Orley, Michael Coxis, Johann Mabuse, Johann Schoreel, Antonis Moor, Martin Heemskerk. Von andern namhaften Meistern, deren Blüte um die Mitte und in die spätere Zeit des 16. Jahrh. fällt, wurde diese italienisierende Behandlungsweise in größerer Selbständigkeit und mit besserm Erfolg ausgebildet. Dahin gehören Lambert Lombard und sein Schüler Frans Floris (eigentlich Frans de Vriendt, geb. 1520, gest. 1570), dem seine Zeitgenossen, wegen seines mächtigen Einflusses auf die gesamte Richtung der damaligen Malerei, den Ehrentitel des «Flandrischen Rafael» beilegten. An ihn schließt sich eine große Reihe von Schülern an, unter denen die beiden Frans Frank, die beiden Frans Pourbus und Martin de Vos nennenswert sind. Andere Künstler der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., Bartholomäus Spranger, Heinrich Golzius, Cornelis Cornelissen, Abraham Bloemaert, Otto Venius, ergaben sich ebenfalls gänzlich der Nachahmung ital. Malerei in einem etwas kühlen, aber vornehmen Stile.

Gegen die altertümliche Richtung erhob sich um den Beginn des 17. Jahrh. eine Opposition, welche in die niederländ. Kunst wieder frische Kraft und eigenes Leben hineinbrachte. Die Historienmalerei schied sich zunächst in zwei Elemente. Das eine derselben ging von dem span. Teile der Niederlande, vornehmlich von Brabant aus, wo das kath. Autoritätsprinzip in Glaubens- und Staatssachen Sieger, die Malerei mithin mehr im Dienste der restaurierten Kirche blieb, und zugleich in der Wahl der Gegenstände, in der Art der Auffassung und Darstellung noch an ital. Vorbilder anknüpfte, sich durch einen den lokalen Typen entsprechenden Stil der Zeichnung, einen wunderbar leuchtenden Glanz der Farbe und einen energischen Ausdruck des Affekts wesentlich und eigentümlich auszeichnete. Diese Schule hatte ihren Hauptsitz in Antwerpen und ihren Hauptmeister an Peter Paul Rubens (geb. 1577, gest. 1646). Der bedeutendste unter seinen Schülern war Anton van Dyck, der sich aus der Nachahmung des Meisters zu origineller Selbständigkeit hindurchzuarbeiten vermochte und den größten Ruhm im Porträt erlangte. Die übrigen Schüler und Nachfolger von Rubens blieben mehr bei den äußerlichen Eigentümlichkeiten des Meisters stehen, bewiesen jedoch teilweise im Kolorit und Vortrag eine ungemeine Tüchtigkeit, namentlich Jakob Jordaens; auch Abraham van Diepenbeke, Peter van Mol, Theodor van Thulden sind namhafte Repräsentanten der Rubensschen Schule. Die andere Richtung der niederländ. Historienmalerei entsprang in Holland, das, nachdem es sich von den span. Niederlanden losgerissen, eine eigene, von prot. und republikanischem Geiste beseelte und auf dem Prinzip religiöser und polit. Freiheit gegründete Nation bildete. Unter solchem Einfluß erzeugte sich im zweiten Viertel des 17. Jahrh. zu Amsterdam eine Schule, die einen ganz

unabhängigen Weg der Entwickelung einschlug. Der Stifter dieser Schule war Rembrandt van Rhyn, gewöhnlich Rembrandt genannt (geb. 1608, gest. 1669), dessen Gemälde, obwohl durchaus realistisch aufgefaßt, durch die Hervorhebung des Geistigen und Gemütvollen an allen Handlungen und Situationen und durch das wunderbare Wechselspiel der Beleuchtung mächtig ergreifen. Rembrandts zahlreiche Schüler und Nachfolger standen zu dem Meister in keinem innerlichen Verhältnis und entlehnten von ihm nur die äußere Manier; doch sind darunter mehrere, wie Gerbrandt van den Eeckhout, Ferdinand Bol, Govert Flinck, Jan Lievens, Nicolaas Maas, Jan Victoor, Aart de Gelder, Salomon Koninck, die einen angesehenen Rang in der Kunstgeschichte einnehmen. Der ausgezeichnetste und eigentümlichste von allen, Gerard Dow, verließ das histor. Fach und machte sich unter den Genremalern einen berühmten Namen. Neben diesen beiden Richtungen der Historienmalerei steht noch eine dritte, welche sich unmittelbar an die Weise der ital. Naturalisten anschloß und welche namentlich durch Gerard Honthorst, einen Holländer, der sich in Italien nach Caravaggio bildete, vertreten wurde. Endlich sind noch einige Niederländer aus späterer Zeit anzuführen, welche die histor. Malerei wiederum in idealerem Stile zu behandeln suchten, indem sie hierin der Poussinschen Kunstweise folgten; dahin gehören als die namhaftesten Gerard Lairesse und Adriaan van der Werff, nüchtern und frostig, aber elegante Manieristen.

Das 17. Jahrh. ist zugleich für die bisher unter geordneten Kunstfächer die Epoche der Emancipation aus der Oberherrschaft der Historienmalerei. Gegenstände, die sonst nur als Bei- oder Schmuckwerk gedient hatten, erlangen nunmehr eine selbständige künstlerische Behandlung und bilden eigene, vollgültige Gattungen. Das Porträt wurde zuerst ein eigenes Fach für eine Anzahl holländ. Künstler, unter welchen sich Michael Mierevelt, Paul Moreelse, Frans Hals, Theodor de Keyzer und Bartholomeus van der Helst besonders hervorthaten. In Belgien war Gonzales Coques der vorzüglichste Meister in diesem Fache. Von den frühern belg. Malern hatten sich bereits die beiden Breughel, der «Bauernbreughel» und der «Höllenbreughel», der ältere Teniers u. a. mit ausschließlicher Vorliebe der Darstellung des gemeinen Lebens zugewandt und gleichsam die ersten Töne der Genremalerei angeschlagen, welche um die Mitte des 17. Jahrh. ihre höchste und vielseitigste Ausbildung erreichte. Von dieser Zeit an sondern sich die Meister dieser Gattung sehr deutlich in zwei Hauptgruppen. Die einen, welche die Italiener mit dem Namen «Bamboccianenmaler» zu bezeichnen pflegen, wählen gern Gegenstände aus dem bunten Leben und Treiben der niedern Volksklassen. Zu dieser Gruppe gehören: David Teniers der Jüngere, Peter van Laar, die beiden van Ostade, Adriaan Brouwer, Jan Steen, wie auch diejenigen Künstler, welche die mannigfachen Ereignisse des Soldatenlebens für ihre Darstellungen wählen, und unter denen Jan le Ducq, Anton Palamedes, Philipp Wouwerman, Frans van der Meulen, Jan Huchtenburg hervorzuheben sind. Andere Meister halten sich am liebsten in den Kreisen der mittlern, wohlhabendern Stände und schildern deren Vergnügungen und Unterhaltungen, weshalb sie auch «Konversations- oder Kabinettsmaler» genannt werden. Die vorzüglichsten von diesen sind: Gerard Dow, Gerard Terburg, Gabriel Metsu, Frans van Mieris der ältere, Kaspar Netscher, Peter de Hooch, der belgische van der Meer, Gottfried Schalken, Eglon van der Neer, Peter van Slingeland. Wie schon bei einigen ältern niederländ. Künstlern, z. B. bei Joachim Patenier und Herri de Bles, die landschaftlichen Bestandteile der Bilder oft weit anziehender sind, als die manierierten Historien, welchen sie zur Unterlage dienen, so gewann auch, bereits am Schlusse des 16. Jahrh. und in der ersten Zeit des 17., die Landschaft mit Johann Breughel (zum Unterschied von seinem Vater und Bruder gewöhnlich der «Samtbreughel» genannt), Roeland Savery, David Vinkenboom und vielen andern mehr und mehr eine abgeschlossene Bedeutung. Sie erscheint freilich bei den genannten Künstlern noch in einer überströmenden Fülle von Einzelheiten, mit kindlicher Lust am Bunten und Mannigfaltigen, ohne Rücksicht auf die Harmonie des Ganzen, wird aber bald durch Rubens' Leistungen in diesem Fache zu gesetzmäßig beschränkter Naturnachahmung und malerischer Gesamthaltung angeleitet und in diesem Sinne von Frans Wouters, Jan Wildens, Lukas van Uden und Josse de Momper geübt. Wie Rubens in Brabant, so gab Rembrandt in Holland den Anstoß zu einer kraft- und effektvollen Behandlung der Landschaft. Roeland Rogman, Philipp de Koninck, Aart van der Neer, der berühmte Maler von Mondscheinen, folgten dieser Weise; die Mehrzahl der holländ. und brabant. Künstler schloß sich aber den durch franz. Meister in Italien aufgekommenen Richtungen an. Frans Milet (genannt Franciscque), Jan Glauber (genannt Polidor), Frans van Bloemen (genannt Orizonte) u. a. m. erscheinen als Nachahmer des landschaftlichen Stils der beiden Poussin, und Herman Swanevelt, Jan Both, Adam Pynacker, Johann Lingelbach, Willem de Heusch, Frederik Moucheron, Herman Saftleven, Jan Hackert, Cornelis Huysmans suchen Anhalt oder Vorbild in Claude Lorrain. Daneben erblühte die idyllische Malerei, welche die Staffage der Thiere und Menschen zum Mittelpunkt der Landschaft machte; hierher gehören Jan Miel, Jan Baptist Weeninx, Cornelis Berchem, Karel Dujardin und Jan Asselyn.

Die Künstler der genannten beiden Richtungen nehmen die Motive und Staffagen ihrer Bilder vorzugsweise aus Italien, wo sie ihre Studien machten, und verbreiten selbst über ihre Darstellungen nördl. Gegenden den Glanz der südl. Landschaft. Abweichend von diesen italienisierenden Künstlern, beschränken sich andere Meister auf die schlichtern Formen und Erscheinungen ihres Vaterlandes und geben sie naturgetreu wieder. In dieser Richtung zeigt sich Philipp Wouwerman, dessen Bilder meistens das Leben der adeligen Gesellschaft seiner Zeit und Heimat auf Jagden und Spazierritten, in Marställen und Reitschulen, vor Wirtshäusern und Schmieden darstellen, oft aber auch das Pferd, besonders den Schimmel, in seinen mannigfachen Situationen, im Stalle, in der Schwemme, im Felde, auf dem Markte, auf der Landstraße, als Hauptfigur behandeln. Eine bedeutende Anzahl von Künstlern wählte das Leben des Hirten mit seiner Herde zum Hauptgegenstand ihrer Darstellungen. Die vorzüglichsten und namhaftesten unter diesen sind: Adriaan van de Velde und Albert Cuyp. Bei einigen andern treten die Tiere

überwiegend gegen die menſchlichen Figuren, jedoch noch unter überwiegend landſchaftlichem Charakter des Ganzen, hervor. Dahin gehören Jan van der Meer der Jüngere und Simon van der Does, zwei berühmte Schafmaler, und Paul Potter, der größte Meiſter dieſer Gattung. Die jagdbaren Tiere in den Äußerungen ihres freien Lebens fanden außer den bezüglichen Meiſterſchöpfungen Rubens' vorzügliche Darſteller an Frans Snyders, Jan Fyt, Karel Ruthart, David de Koninck. Das getötete Wild und Geflügel, als Jagdſpolien kunſtreich gruppiert, wurde von Jan Weenix in treuer Nachahmung mit außerordentlicher Meiſterſchaft gemalt, wogegen Melchior de Hondekoeter das lebende Federvieh der holländ. Hühnerhöfe im vollen Schmuck ſeines ſchönfarbigen Gefieders darſtellte. Die Vegetationsformen der heimiſchen oder höhern nordiſchen Gegenden zogen die großen holländ. Landſchaftsmaler Jan Wynants, Anton Waterloo, Jakob Ruysdael, Meindert Hobbema, Albert van Everdingen in den Kreis ihrer Darſtellung. Andere Künſtler fanden Gefallen an der Abbildung von Diſteln, Kletten und dergleichen Pflanzen auf dem Felde oder im Walde, unter deren heimlichem Obdach Käfer, Spinnen, Schmetterlinge, Vögelchen, Eidechſen, Schlangen ihr Weſen treiben; in ſolchen Darſtellungen haben Otto Marcellis und Matthias Withoos Treffliches geleiſtet. Auch die Seemalerei, d. i. die Darſtellung des Meers in ſeinen verſchiedenſten Zuſtänden, von gänzlicher Stille bis zur furchtbarſten Aufregung, und in ſeinem Bezug zu den darauf fahrenden Schiffen, vom geringſten Fiſcherboot bis zur größten Kriegsfregatte, erreichte die höchſte Ausbildung. Die vorzüglichſten und berühmteſten Marinemaler ſind Willem van de Velde der Jüngere und Ludolf Backhuyſen, die an Jan Parcelles, Wigerus Vitringa, Abraham Storck, Jan van de Kappelle tüchtige Schüler und Nachfolger hatten. Ebenſo geſtaltete ſich die Darſtellung von Dorf- und Stadtpartien und einzelnen Baulichkeiten, insgemein mit den Scenen des Verkehrs, welcher dieſelben zu beleben pflegt, als Architekturmalerei zu einer eigenen Gattung. Von einigen Malern wurden pittoreske Häuſergruppen an Kanälen oder merkwürdige Gebäude an öffentlichen Plätzen aufs getreueſte und ausführlichſte abgebildet; in ſolchen Architekturſtücken übertraf Jan van der Heyden alle ſeine Nebenbuhler. Andere malten vorzugsweiſe das Innere von Kirchen, Paläſten oder Wohnzimmern; dahin gehören namentlich die beiden Peter Neefs, die beiden Hendrik van Steenwyck, Vredeman de Vries, A. de Lorme, Emanuel de Witt u. a. m. Noch andere führen uns in das Innere von Küchen und Vorratskammern, angefüllt mit friſchem Fleiſch, Kochfiſchen, Gemüſen und Viktualien allerlei Art, oder gewähren Einblick in vornehme Speiſekammern mit prächtig gedeckten Tiſchen, auf welchen koſtbare Pokale und Krüge, zierliche Gläſer und Flaſchen, Paſteten, Hummern, Krabben, Auſtern u. ſ. w. zu dem gefälligſten Ganzen vereinigt ſind. Jan Davidsz de Heem, Willem Kalf, Willem van Aalſt, Alexander Adriaanſen u. a. lieferten treffliche Beiſpiele ſolcher Darſtellungen, die man als «Küchenſtücke» und «Frühſtücke» zu unterſcheiden oder auch unter dem gemeinſchaftlichen Namen «Stillleben» zu begreifen pflegt. Hierzu kommen endlich die Blumen- und Fruchtſtücke», in welchen beſonders Joh. David de Heem und ſeine Schüler, Cornelis de Heem der Jüngere, Abraham Mignon, Maria van Oosterwyck, Ruhm erlangten.

Die niederländ. Malerei des 18. Jahrh. iſt im allgemeinen eine Fortſetzung von derjenigen des vorhergehenden goldenen Zeitalters. Die Hiſtorienmaler, wie Conſtantin Netſcher, Nikolaas Verkolje, Philipp van Dyck, Willem van Mieris, malten in der kalten akademiſchen Weiſe des Laireſſe und van der Werff, nur mit großer Abnahme der Technik, fort. Andreas Lens von Antwerpen verfolgte ſpäterhin eine ähnliche mäßigende und reformierende Richtung wie Vien in Frankreich und Mengs in Deutſchland. Die Maler der andern Gattungen legten ſich insgeſamt auf die Nachahmung ihrer Vorgänger, aber mit wenig Erfolg. Nikolaas Koedyck und Jakob van Stry waren ausnahmsweiſe glückliche Nachahmer de Hoochs und Cuyps. Eine gewiſſe Eigentümlichkeit entwickelten der holländ. Konverſationsmaler Cornelis Troost und der belg. Landſchafts- und Tiermaler Balthazar Paul Ommeganck. Das Ausgezeichnetſte und Originellſte wurde in der Blumen- und Früchtemalerei von Rachel Ruiſch und Jan van Huyſum in Holland geleiſtet; auch ſpäter noch bewährten ſich Jan van Os und die Brüder Gerard und Cornelis van Spaendonck als verdienſtliche Künſtler in dieſem Fache. Zu Anfang des 19. Jahrh. fand der franz. Klaſſizismus Eingang in der niederländ. Hiſtorienmalerei; J. A. Kruſeman und J. W. Pieneman in Amſterdam, F. J. Navez in Brüſſel und M. J. van Bree in Antwerpen zeigten ſich mehr oder weniger davon ergriffen. Bei den Genremalern blieb die frühere Richtung, die ſich zur Nachahmung inländiſcher Vorbilder hinneigte, im allgemeinen vorherrſchend und förderte im einzelnen noch manches Gute zu Tage. Jan Kobell und Eugène Verboeckhoven ſind tüchtige Meiſter in Landſchaften mit Tierſtaffage; ferner ſind noch A. Schelfhout und J. C. Schotel als Landſchafts- und Marinemaler, J. H. Verheyen als Architekturmaler und G. J. J. van Os als Blumenmaler zu nennen.

Gleichzeitig mit dem Sturze der Davidſchen Schule in Frankreich erfolgte auch ein Umſchwung der Kunſt in den Niederlanden. Sorgfältige Natur- und Koſtümſtudien, in Verbindung mit dem Studium der ältern einheimiſchen und neuern franz. Meiſter, bilden die Grundlage dieſer niederländ. Malerei unſerer Zeit. Unter den belg. Hiſtorienmalern nehmen Louis Gallait und Eduard de Biefve in Brüſſel, Guſtaf Wappers, Nicaiſe de Keyzer und Hendrik Leys in Antwerpen die erſten Stellen ein. In der Darſtellung ſeinerer Genreſcenen ſind beſonders Florent Willems und Alfred Stevens ausgezeichnet. A. de Knyff und Xavier de Cock malen vortreffliche Landſchaften, und Joſeph Stevens hat durch ſeine Tierbilder, beſonders Hundeſtücke, großen Ruf erlangt. In der neuern holländ. Malerei wird zwar das Hiſtorienfach nur wenig gepflegt; dagegen ſind die übrigen Fächer teilweiſe mit vielem Eifer und Erfolg angebaut. David Bles und Herman Ten Kate zeigen ſich als geſchickte Maler im hiſtor. Genre. Unter den eigentlichen Genremalern iſt beſonders Petrus van Schendel beliebt wegen der Darſtellung künſtlicher Lichteffekte, die er mit beſonderer Vorliebe behandelt. Zu den ausgezeichnetſten Landſchaftsmalern gehören B. C. Koekkoek und L. Honedoes. Der bedeutendſte der neuern holländ. Marinemaler iſt Louis Meyer. Sehr anziehend ſind die Strandſtücke

mit Figurenstaffage von Josef Israels, die Stadtprospekte von S. Verveer und die innern architektonischen Ansichten von Bosboom.

Vgl. van Mander, «Het schilder-boek» (Alkmaar 1604; erste und beste Ausg.); Houbraken, «De groote Schouburg der Nederlandsche kunstschilders» (3 Bde., Amsterd. 1718, mit Künstlerbildnissen); van Gool, «De nieuwe Schouburg der Nederlandsche kunstschilders» (2 Bde., Haag 1750—51); van Eynden und van der Willigen, «Geschiedenis der vaderlandsche schilderkunst, sedert de helft des 18de eeuw» (4 Bde., Harl. 1866 fg.); Immerzeel, «De levens en werkens der Hollandsche en Vlaamsche kunstschilders» (3 Bde., Amsterd. 1842—43); Fiorillo, «Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und den Vereinigten Niederlanden» (4 Bde., Hannov. 1815—20); Michiels, «Histoire de la peinture flamande» (2. Aufl., Bd. 1—3, Par. 1865); Blanc, «Histoire des peintres hollandais et flamands» (3 Bde., Par. 1852—67, mit Illustrationen); Crowe und Cavalcaselle, «Geschichte der altniederländ. Malerei» (deutsch von Springer, Lpz. 1875); Fromentin, «Les maîtres d'autrefois. Belgique. Hollande» (Par. 1876); «École hollandaise en oléographie; chefs-d'œuvres des peintres anciens et modernes» (Amsterd. 1875 fg.); Rooses, «Geschichte der Malerschule Antwerpens von Massijs bis zu den letzten Ausläufern der Schule Rubens'» (Münch. 1881); Riegel, «Beiträge zur niederländ. Kunstgeschichte» (2 Bde., Berl. 1882); Bode, «Studien zur Geschichte der holländ. Malerei» (Braunschw. 1883). [Löwenorden.

Niederländischer Löwe (Orden vom), s. u.

Niederländisches Ostindien, s. Ostindien (Niederländisches).

Niederländische Sprache und Litteratur. In den Gebieten, welche man unter dem Namen der Niederlande im weitern Sinne begreift, in den Königreichen Holland und Belgien, werden gegenwärtig zweierlei Sprachen, romanische und germanische, gesprochen; Romanisch, Französisch und Wallonisch jedoch, abgesehen von den größern Städten und den Beamtenkreisen Belgiens, nur im südl. Belgien, sodaß die Sprachgrenze am Meere zwischen Calais und Gravelingen (Gravelines) beginnt, dann nördlich hart über St.-Omer und ferner südlich von Kortryk (Courtray) und Gerardsbergen (Grammont) fortläuft, endlich zwischen Brüssel und Waterloo und von da in gerader Linie weiter zwischen Lüttich und Löwen bis zur Maas sich hinzieht. Die germanisch redende Bevölkerung der Niederlande leitet ihren Ursprung hauptsächlich von drei Volksstämmen her: von den Franken, den Sachsen und den Friesen. Die Friesen (s. d.), soweit histor. Nachrichten reichen, immer in denselben Landstrichen an der Nordseeküste festhaft, behaupten auf dem Lande ihren eigenen, vom Niederländischen weit abweichenden Dialekt, wiewohl die Sprache des öffentlichen Lebens auch in Friesland das Niederländische ist. Die altniederländ. Sprache, wie sie sich in den sog. «Karolingischen Psalmen» zeigt, ist der altsächsischen im «Heliand» am nächsten verwandt. Der Übergang des Altniederländischen ins Mittelniederländische ist dem des Althochdeutschen ins Mittelhochdeutsche analog. Das älteste bisjetzt bekannte datierte Denkmal der niederländ. Sprache ist eine Keure (Willkür, Verordnung) der Stadt Brüssel von 1229; doch mögen einzelne Dichtungen, wie namentlich die «Servatius-Legende», wohl schon der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. angehören. Entsprechend dem gleichzeitigen Sprachstande in Deutschland, dem Mittelhochdeutschen und dem Mittelniederdeutschen, nennt man diese Sprachperiode bis zum 16. Jahrh. das Mittelniederländische. Die gleichzeitigen Franzosen nannten es Thyois oder Tiesche, die einheimischen Schriftsteller Dietsch und daher die Engländer noch heutigentags Dutch, während die Bezeichnung Vlaamsch mehr eine provinzielle Bedeutung und erst in neuerer Zeit durch franz. Einfluß die gegenwärtige weitere Geltung erlangte. (S. Vlämische Sprache und Litteratur.) Nach seinem Lautstande, dessen Konsonanten auf der got. Stufe verharrt sind (s. Deutsche Sprache und Lautverschiebung), sowie nach Bau und Wortschatz ist das Mittelniederländische dem Mittelniederdeutschen nahe verwandt.

Aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh. datiert eine Reihe höfischer Epopöen, welche meist dem karolingischen Sagenkreise, teils auch jenem von Arthur, oder dem klassischen, teils endlich andern kleinern Gruppen angehören. Mit wenigen Ausnahmen sind sie franz. Quellen entnommen und nicht selbständig umgearbeitet, sondern nur übersetzt, und schon deshalb durchschnittlich von geringem dichterischen Werte. Zu den bedeutendern unter ihnen gehören der «Roman van Lancelot» (herausg. von Jonckbloet, Haag 1846), «Carel ende Elegast» (herausg. von Jonckbloet, Amsterd. 1859), der «Roman der Lorreinen», «Roman van Karel den Grooten» (Bruchstücke, herausg. von Jonckbloet, Leid. 1844), «Walewein» (gedichtet von Penninc und Pieter Vostaert, herausg. von Jonckbloet, 2 Bde., Leid. 1846—48), «Ferguut» (herausg. von Visscher, Utr. 1838; von Verwijs und Verdam, Gron. 1881), die liebliche Erzählung von «Floris en Blancefloer» (gedichtet von Diederic van Assenede, herausg. von Hoffmann von Fallersleben in dessen «Horae Belgicae», Bd. 3, 1836), «Partenopeus» (herausg. von Maßmann, Berl. 1847). Diese alle aber werden bei weitem übertroffen durch die der Tiersage angehörende Volksdichtung «Reinaert». Mit der Blüte des Rittertums welkten auch jene Epopöen hin, und es ist eine seltene Ausnahme, wenn uns im «Roman van Limborch» (herausg. von van den Bergh, Leid. 1848) ein Ritterroman aus dem 14. Jahrh. begegnet. An ihre Stelle trat, den Bedürfnissen und Neigungen des aufstrebenden Bürgerstaats entsprechend, eine andere Dichtungsart, die, meist aus lat. Quelle schöpfend, überwiegend einen didaktischen Zweck verfolgte. Ihr Hauptvertreter in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. ist Jakob van Maerlant (s. d.). Ihm schließt sich unmittelbar an der bedeutendste Dichter des 14. Jahrh., Jan Boendale, genannt Jan de Clerc, Schreiber (clerc) der Schöffen zu Antwerpen (geb. um 1280, gest. 1351), welcher zwei Reimchroniken verfaßte, die «Brabantsche Yeesten» (herausg. von Willems, 2 Bde., 1839—43) und «Van den derden Edewaerd»; ferner zwei Lehrgedichte: «Der Leken spieghel» (1325—30; herausg. von de Vries, 3 Bde., Leid. 1844—48) und «Jans Teesteye» (1331; herausg. von Snellaert 1867). In letztern beiden Gedichten erreichte die Didaktik ihren Gipfel. Außerdem verdienen noch einige andere geschichtliche Gedichte besonders hervorgehoben zu werden: Lodewyk van Velthems Chronik (herausg. von Lelong 1737), des Brabanters

Jan van Heelu «Beschreibung der Schlacht von Woeringen» (herausg. von Willems 1836; dazu van Wyns «Aanteekeningen», 1840), der «Grimbergsche oorlog» (herausg. von Blommaert, Gent 1852), Melis (Aemilius) Stokes wichtige Chronik von Holland (um 1305; herausg. von Huydecoper, 3 Bde., Leid. 1772) und eine bis ins 15. Jahrh. reichende «Reimchronik von Flandern» (herausg. von Kausler, Tüb. 1840). Unter den übrigen Lehrgedichten sind die bedeutendsten: der «Cato» (herausg. von Jonckbloet, Leid. 1846) und das (von einigen dem Boendale zugeschriebene) «Dietsche Doctrinale» von 1345 (herausg. von Jonckbloet, Haag 1842); unter den Legenden der «Theophilus» (herausg. von Blommaert, Gent 1836, 1850), der «Brandan» herausg. von Blommaert, Gent 1838, 1841) und das zarte Gedicht «Beatrijs» (herausg. von Jonckbloet, Amsterd. 1859). Überhaupt ist die hagiographische Litteratur sehr reich vertreten. Von den legendenartigen Lebensbeschreibungen sind noch zu nennen: «Das Leben des Sankt Amand», der «Sankt Christian», «Sankt Lutgardis» und die in limburger Mundart abgefaßte «Sankt Servatius-Legende» von Heinrich von Veldeke (herausg. von Bormans, Mastr. 1858). Hierher gehört auch «Van den levene ons Heren» (herausg. von Vermeulen, Utr. 1843). Die Lyrik hat nur wenige Proben und keinen bedeutenden Vertreter aufzuweisen. Erhebliche sind die Erzeugnisse des Dramas, dessen Anfänge ebenfalls in diese Zeit fallen. Vgl. «Altniederländ. Schaubühne» in Hoffmanns von Fallersleben «Horae Belgicae» (Bd. 6); «Een cluyte van Playerwater» (herausg. von Mertens, Antw. 1838) und F. von Hellwald, «Geschichte des holländ. Theaters» (Rotterd. 1874).

Um die Mitte des 14. Jahrh. bildete sich die niederländ. Prosa aus, deren Meister der Mystiker Ruysbroek (s. d.) war. Dagegen begann die Lehrdichtung zu ermatten, und an die Stelle der langatmigen Reimchroniken, Sittenspiegel und wissenschaftlichen Abhandlungen traten kürzere, oft improvisierte Gedichte, welche gern beides, Erzählung und Sittenlehre, zu vereinigen suchten. Die Dichter, welche diese neue Gattung pflegten und, gleich den ihnen nahe verwandten deutschen Spruchsprechern, oft ein Wanderleben führten, nannte man Sprekers; den größten Ruhm unter ihnen erlangte der am Hofe der Grafen von Holland lebende Willem van Hildegaersberch (um 1350—1400, herausg. von Verwijs und Bisschop, Haag 1870). Allgemach hatte sich nun auch die Kluft zwischen Adel- und Bürgerstand erheblich vermindert, sodaß der bedeutendste Dichter des 15. Jahrh., Dirc Potter (gest. 1428), ein Mann aus dem höhern Kreisen, wiederum ein größeres höfisches Werk zur Unterhaltung der vornehmen Gesellschaft auf jener bürgerlichen Grundlage der Spruchdichtung dichten konnte («Der Minnen loep», herausg. von Leenderp, 2 Bde., Leid. 1845—47), in dem er eine Reihe von Liebesgeschichten abwechselnd mit Moralisationen zu einem Ganzen verwob. Ja sogar persönlich reichten sich bald beide Stände die Hand zur Verfolgung gemeinsamer litterarischer Zwecke in den Kammern der Rederijker, so benannt nach dem franz. Rhétoricien. Diese Kammern, welche um den Anfang des 15. Jahrh. unter franz. Einfluß entstanden waren und zu den ursprünglichen geistlichen bald eine weit überwiegende Anzahl weltlicher Mitglieder gewannen waren poetische Vereine, die an bestimmten Zeiten und Orten sich versammelten zu poetischen Übungen und Vorträgen, besonders aber zur Ausarbeitung und Aufführung von Schauspielen. Der dichterische Gehalt ihrer Erzeugnisse ist durchgehends gering; doch wurden sie von Bedeutung für die Litteratur, weil sie durch ihre Schauspiele unmittelbar auf das Volk wirkten.

Eine dieser Kammern zu Amsterdam, genannt «In liefde bloeiende» (in Liebe blühend), hat sich um die Hebung der Schriftsprache besonders verdient gemacht. Ihre Mitglieder Coornhert und seine beiden Freunde, die Kaufleute Roemer Visscher und Hendrik Laurenszoon Spiegel, waren es vornehmlich, welche zuerst den Bemühungen dieser Kammer einen festen Halt gaben, teils durch Abfassung grammatischer Schriften, teils durch ihre Versuche, prosaische und poetische Musterwerke zu liefern. Sie wurden übertroffen durch Hooft, Vondel und Huygbens, welche die vaterländische Litteratur zum höchsten Gipfel erhoben. Pieter Cornelisz<u>oo</u>n Hooft (1581—1647), mit der vollen klassischen Bildung seiner Zeit ausgerüstet, lernte Wohllaut und Formvollendung in Italien kennen und schätzen. Es gelang ihm, sie auch selbst zu erreichen und in den eigenen Schöpfungen mit geistreichem, gedankenvollem Inhalt so glücklich zu verbinden, daß er die vaterländische Litteratur außerordentlich förderte. Sein Stil ist geistreich, fließend, wohllautend und doch kräftig. Er schrieb Liebes- und andere Gedichte, im spätern Alter hist<u>o</u>r. Prosa mit höchster Meisterschaft, Dramen mit geringerer. Joost van den Vondel (1587—1679) übertraf Hooft an poetischer Begabung, entbehrte aber einer gelehrten Vorbildung. Er leistete das Höchste, was die niederländ. Litteratur überhaupt aufweisen kann, im Drama und der Satire, Vorzügliches in allen übrigen Gattungen, mit Ausnahme des Epos; er übertraf alle andern Dichter an Vielseitigkeit, Kraft, Erhabenheit, Gedankenfülle und Gefühlstiefe, wich nur Hooft an Anmut; doch sind seine Dramen mangelhaft in Komposition und Dialog und arm an Handlung. Konstantin Huygbens (des Mathematikers Vater, 1596—1686) versiel in seinen lyrischen, beschreibend-didaktischen und satirischen Gedichten durch das Streben nach gehaltvoller Gedrungenheit nicht selten ins Gesuchte und Dunkle. Im Gegensatz zu diesen drei Meistern wollte Jak. Cats (1577—1660) zu Dordrecht nur für das große Publikum schreiben und erreichte durch eine fließende Darstellung seinen Zweck so vollkommen, daß «Het boek van Vader Cats» länger als ein Jahrhundert im Bürgerstande als zweites Hausbuch nächst der Bibel galt. In Allegorie und heiterer Erzählung leistete er Vortreffliches.

Über den Kreis, den diese vier Männer vorgezeichnet hatten, kam die Litteratur bis gegen den Schluß des 18. Jahrh. nicht hinaus. Unter ihren zahlreichen Nacheiferern erwarben sich besonderes Lob: Roemer Visschers feingebildete Töchter, Maria Tesselschade und Anna, jene Hooft, diese Cats näher befreundet und beide gewandt in kleinen Gedichten und Übersetzungen; Jak. Westerbaan (gest. 1670) durch eine zwischen Cats' und Huygbens' Manier vermittelnde lehrhafte Beschreibung seines Landhauses Ockenburg; der Philolog Dan. Heinsius (gest. 1655), der auf Opitz so bedeutenden Einfluß übte, durch lyrische, elegische und emblematische Gedichte; Joh. van Heemskerk (gest. 1656) durch «Minnedichten» nach Ovid und ein Lehrgedicht

«Batavische Arkadia», und der gefühlvolle Jerem. de Decker (geſt. 1666) durch lyriſche und epigrammatiſche Gedichte. Die meiſte Selbſtändigkeit zeigt Dirk Kamphuizen (geſt. 1626) in ſeinen geiſtlichen Liedern; geringe dagegen ein anderer geiſtlicher Liederdichter Joannes Vollenhove (geſt. 1708). Das Drama hatte ſchon Bredero (1585—1618) mit Beifall behandelt, und zwar das Luſtſpiel in der niedrigſten Sprache des Markts. Höheres erſtrebte Sam. Coſter, der ein Liebhabertheater gründete, welches dann mit der Kammer In liefde bloeiende verſchmolzen und infolge deſſen das erſte maſſive Schauſpielhaus zu Amſterdam erbaut und 3. Jan. 1638 mit Vondels «Gijsbrecht van Amstel» eingeweiht wurde. Auch andere Dichter verſuchten ſich auf dem Gebiete des Dramas, wie Gerard Brandt (geſt. 1685), der auch im Epigramm und der hiſtor. Proſa ſich auszeichnete; Joach. Oudaan (geſt. 1692), ein freiſinniger Mann, der ſeine polit. Anſichten mutig ausſprach und trotz einer harten Schreibart als Lyriker Lob verdient; ferner Reinier Anſlo (geſt. 1669), der, düſtere Farben liebend, die pariſer Bluthochzeit dramatiſierte und eine berühmte Beſchreibung der Peſt zu Neapel entwarf; endlich Joannes Antonides van der Goes (geſt. 1684), berühmt wegen ſeines beſchreibenden Gedichts «De Ijstroom», worin er Amſterdam verherrlichte.

Die erſten großen Dichter am Anfange des 17. Jahrh. waren beſeelt und gehoben worden durch die Begeiſterung der Freiheitskriege. Als aber dieſe erloſch und die Sucht nach behaglichem Genuſſe des Errungenen an ihre Stelle trat, ſank auch alsbald die Litteratur. Das Verderben erreichte den Gipfel, ſeit nach Aufhebung des Edikts von Nantes (1685) mit den zahlreichen hugenottiſchen Flüchtlingen franz. Einfluß mächtig hereinbrach. Hauptverfechter der franz. Poetik und namentlich der drei Einheiten im Drama ward der unbedeutende Dichter Andries Pels zu Amſterdam. Derſelbe begründete auch die nachteilige Einwirkung der Kunstgenootschappen (poetiſchen Vereine) auf die Poeſie. Die Bemühungen mehrerer vaterländiſch geſinnter und auch talentvoller Männer, wie des Naturdichters Hubert Corneliszoon Poot (geſt. 1733) und des Lyrikers Jan van Broekhuiſen (geſt. 1707), vermochten nicht dagegen aufzukommen. Nur wenige Namen heben ſich aus der Menge bloßer Versmacher hervor, wie Lukas Rotgans (geſt. 1710) mit einem hiſtor. Gedicht auf Wilhelm III.; Arnold Hoogvliet (geſt. 1763) mit einem bibliſchen Epos «Abraham de Aartsvader»; Sijbrand Feitama (geſt. 1758), der an ſeine glatte, aber ſteife Überſetzung der «Henriade» 20 Jahre, und 30 Jahre an die des «Telemach» vergeudete. Gehaltvolleres bot Nik. Simonszoon van Winter (geſt. 1795) in ſeiner Beſchreibung des Amſtelſtroms und mehrern Dramen, wie auch ſeine Gattin Lucretia Wilhelmine, geborene van Merken (geſt. 1798), in Dramen, Epen und einem wackern Lehrgedicht: «Het Nut der Tegenspoeden»; desgleichen auch die Gebrüder Willem und Onno Zwier van Haren (geſt. 1768 und 1779) aus Friesland, jener durch ein romantiſches Epos «Gevallen van Friso», dieſer durch eine lyriſche Geſchichtserzählung «De Geusen»; ferner Lukas Trip (geſt. 1783) durch Gedichte geiſtlichen Inhalts. Durch ſelbſtändiges Streben zeichnete ſich aus der Luſtſpieldichter Piet. Langendijk (geſt. 1756), und burleske Gedichte im niedrigſten Stile lieferte W. van Focquenbroch (geſt. 1695).

Endlich um 1770 geſchah mit der wenigſtens teilweiſen Rückkehr zum Natürlichen und Vaterländiſchen ein entſchiedener Schritt zur Beſſerung. Der erſte Anſtoß zu dieſer Bewegung war aus der Beſchäftigung mit der eben mächtig aufſteigenden deutſchen Litteratur hervorgegangen, das Weitere förderte die Bekanntſchaft mit der engl. Litteratur. Am früheſten und vollſten kam dieſer Umſchwung der Lyrik zugute. Unmittelbar unter deutſchem Einfluſſe dichteten Hieronymus van Alphen (ſ. d.), Jakob Bellamy (ſ. d.) und Rhynvis Feith (ſ. d.), während Pieter Nieuwland (1764—94) mehr nach den Römern und Griechen ſich bildete. Willem Bilderdijk (ſ. d.), trefflich ausgeſtattet mit vorzüglicher Begabung, umfaſſender Litteraturkenntnis und großer Sprachgewandtheit, glänzte in allen poetiſchen Gattungen und vermochte doch keiner einen neuen ſchöpferiſchen Geiſt einzuhauchen. Wärmer als Bilderdijk iſt der Lyriker J. F. Helmers, der beſonders durch ſein beſchreibendes Gedicht «De Hollandsche Natie» großen Beifall fand. Durch Gedankentiefe zeichnete im lyriſchen und Lehrgedicht ſich vorteilhaft aus der Kantianer Joh. Kinker. Der gemütliche Hendrik Tollens (1780—1856) war als Lyriker lange der erklärte Liebling ſeines Volks. Ferner fanden beifällige Aufnahme die Lyriker Cornelis Loots (1765—1834), Adriaan Loosjes (1761—1818), der auch im Drama und Roman ſich verſuchte, Ad. Simons (1770—1834), Hazo Albert Spandaw, der originale und humoriſtiſche A. C. W. Staring van den Wildenborch (geſt. 1840), B. H. Lulofs und Bilderdijks Schüler und Lobredner: Iſaak da Coſta. Eine wirkliche Bereicherung brachte der vaterländiſchen Litteratur der begabte Jakob van Lennep (ſ. d.), indem er, angeregt durch Byron und Walter Scott, die Romantik einführte und den falſchen franz. Klaſſizismus erfolgreich zurückdrängte durch gelungene Behandlung vaterländiſcher Sagen und Geſchichten in poetiſchen Erzählungen. Am nächſten ſtehen ihm A. Bogaers («De Togt van Heemskerk naar Gibraltar», 1837; «Balladen en romancen», 1846 u. ſ. w.), H. A. Meyer («De Boekanier», 1840 u. ſ. w.), B. ter Haar («De St.-Paulusrots», 1843 u. ſ. w.), N. Beets («Don José», «Guy de Vlaming» u. a.). Sonſt haben ſich in der poetiſchen Erzählung und als Lyriker ausgezeichnet: Ten Kate, Potgieter und De Bull. Höchſt originell ſind die hauptſächlich epigrammatiſchen Gedichte des früh verſtorbenen De Genestet. Im Volks- und Kinderliede leiſtete Heije Vortreffliches. Im Drama haben ſich Bilderdijk, Loosjes, Feith und in neuerer Zeit Helv. van den Bergh, Schimmel, Hofdijk, Jakob van Lennep, D. Dekker, van Heyſt u. a. verſucht.

Die Proſa wurde zuerſt wieder erhoben durch Juſtus van Effen (geſt. 1735) in ſeinem «Hollandschen Spectator» (1731—35), einer belehrenden Wochenſchrift nach dem Muſter des engl. «Spectator». Gegen Ende des 18. Jahrh. zeichneten ſich auf dem Gebiete des Romans aus die beiden Freundinnen Eliſabeth Wolff, geborene Bekker, und Agathe Deken, welche in ihren Sittenſchilderungen viel Talent bekundeten. Der Humoriſt Arend Fokke Simons (geſt. 1812) verſpottete im «Modernen Helikon» geiſtreich die Sentimentalität und parodierte in ſeiner «Boertige reis door Europa» und in «Het hoekje van den haard» witzig die Geſchichte von Frankreich und England. Um den Anfang des 19. Jahrh. machten ſich außer

manchen der bereits genannten Geschichtschreiber besonders van der Palm, Borger und Siegenbeek um die Prosa verdient. Doch vermochte sich der Stil von einer mehr oder weniger schulmäßigen Rhetorik nicht eher loszumachen, bis der freisinnige Humanist Geel demselben zu größerer Freiheit verhalf und van Lennep seine Romane in einer Sprache schrieb, die gebildet und volksmäßig zugleich ist. Letzterm stehen als Romanschriftsteller am nächsten: Oltmans (pseudonym van den Hage, gest. 1854), der Verfasser von «Het slot Loevestein» und «De schaapherder», die begabte Bosboom-Toussaint («Het huis Lauernesse», «Leycester in Nederland», «Het huis te Honselaarsdijk», «Graaf Pepoli» u. a.), L. Mulder («Jan Faessen») und A. C. S. Opzoomer (pseudonym Wallis), Verfasserin von «In dagen van strijd», «Vorstengunst». Der Dichter N. Beets (pseudonym Hildebrand) lieferte in seiner von Humor und Witz sprudelnden «Camera obscura» (1839) eine Reihe von Skizzen und Erzählungen aus dem holländ. Leben. Unter seinen Nachahmern sind bemerkenswert: van Koetsveld («Schetsen uit de pastorij van Mastland») und Cremer in den in einer geldrischen Mundart geschriebenen «Betuwsche novellen». Als Humoristen haben sich Limburg-Brouwer, der, außer seinen Romanen aus dem altgriech. Leben, «Het loesgezelschap te Diepenbeek», ein satirisch-humoristisches Werk, hinterließ, M. P. Lindo (pseudonym Vader Smits) und Vitringa bewährt. Eine nicht unwichtige Abteilung der neuern niederländ. schönen Litteratur bilden die Skizzen aus dem bürgerlichen und militärischen Leben in Ostindien, die Darstellungen der dortigen Zustände, die Reiseberichte u. s. w., unter denen «Max Havelaar» von Douwes Dekker (Multatuli) (s. d.) hervorragt. Neben ihm haben Rühmenswertes geleistet: der heitere Erzähler W. A. van Rees («Herinneringen uit de loopbaan van een Indisch officier», 1863 u. s. w.), J. ten Brink, Heering u. a. Sonst haben sich als Prosaisten außer vielen andern noch C. W. Opzoomer, S. de Gorter, C. Busken Huet, Bosmaer, A. Pierson, G. Keller, der Dichter ter Haar, Knoop und J. Bosscha ausgezeichnet.

Die wissenschaftliche Behandlung der niederländ. Sprache begann mit dem Ende des 16. Jahrh. Zuerst stellte der berühmte Buchdrucker Christoph Plantin zu Antwerpen 1573 einen «Thesaurus Teutonicae linguae» zusammen. Ihn übertraf bald darauf (1588) sein Korrektor Cornelis van Kiel oder, wie er sich selbst gewöhnlich nannte, Cornelius Kilianus aus Duffel in Brabant, durch ein zweites niederländ. Wörterbuch, welches noch heute in der durch gute Anmerkungen bereicherten Ausgabe von van Hasselt («Cornelii Kiliani Etymologicum Teutonicae linguae», Utrecht 1777) dem Forscher unentbehrlich ist. Angeregt durch die von Junius (Dordr. 1665) herausgegebene got. Bibelübersetzung des Ulfila, ward dann Lambert ten Kate (1674—1731) der Begründer der histor. Grammatik mit solchem Tiefblick, daß seine Entdeckungen noch einem Jakob Grimm zum Ausgangspunkt dienen konnten. Sein Hauptwerk ist «Aanleiding tot de kennisse van het verhevene deel der Nederduitsche sprake» (2 Bde., Amsterd. 1723). Neben ihm zeichnete sich besonders Balthazar Huydecoper aus durch eindringende Kenntnis der mittel- und neuniederländ. Sprache, die er in den Erläuterungen zu seiner Ausgabe der Reimchronik des Melis Stoke (1772) und in seinen Anmerkungen zu Bondels Übersetzung von Ovids «Metamorphosen» (1730; 2. Aufl. durch Lelyveld und Hinlopen, 1782) bewährte. Auf dem von ten Kate und Huydecoper gezeigten Wege waren die bedeutendsten Nachfolger Frans van Lelyveld, Hinlopen, Clignett und Steenwinkel, und eine sehr ersprießliche Wirksamkeit entfaltete die 1766 gestiftete und noch gegenwärtig blühende Maatschappij van Nederlandsche Letterkunde zu Leiden. Gegen Anfang des 19. Jahrh. gewann der ausgezeichnete Prosaist van der Palm als Unterrichtsminister (1799—1806) auch einen amtlichen förderſamen Einfluß auf den Sprachunterricht und trug unter anderm wesentlich bei zur Feststellung einer allgemein gültigen Orthographie nach dem von Siegenbeek entworfenen System («Verhandeling over de Nederduitsche spelling», Amsterd. 1804 u. öfter; «Woordenboek voor de Nederduitsche spelling», Amsterd. 1805). Vgl. Willems, «Over de Hollandsche en Vlaemsche schrijfwijzen van het Nederduitsch» (Antw. 1824). An Siegenbeek ward auch die erste 1795 gegründete Professur der niederländ. Litteratur zu Leiden verliehen. Am engsten schloß sich an ihn Weiland, der außer einer Grammatik («Nederduitsche spraakkunst», Amsterd. 1805) ein großes Wörterbuch («Nederduitsch taalkundig woordenboek», 11 Bde., Amsterd. 1799—1811) herausgab. Dagegen bekämpfte Siegenbeeks Rechtschreibungslehre W. Bilderdijk. Schätzenswert sind auch die sprachwissenschaftlichen Arbeiten von J. Halbertsma, besonders ausgezeichnet als Kenner des Friesischen, von Ypei («Beknopte geschiedenis der Nederlandsche tale», 2 Bde., Utrecht u. Gron. 1812—32), Lulofs («Gronden der Nederlandsche woordaafleidkunde», Gron. 1833), de Jager («Taalkundige handleiding tot de statenoverzetting der Bijbels», Rotterd. 1837) u. a. Nach den Grundsätzen J. Grimms wurde die niederländ. Grammatik durch Brill bearbeitet, dessen «Hollandsche spraakleer» (Leid. 1846) und «Nederlandsche spraakleer» (Leid. 1851) die Hauptwerke für dieselben bilden. Te Winkel hat sich durch gediegene Monographien, besonders in der von ihm redigierten Zeitschrift «De Taalgids» hervorgethan. Daneben entwickelte in Belgien Willems (s. d.) eine ungewöhnliche Thätigkeit für das Mittelniederländische, dessen Studium seitdem besonders durch Snellaert, Bormans, Blommaert, die beiden Serrure, David und Heremans rüstig gefördert wurde. Die erste vollständige mittelniederländ. Grammatik verbankt man dem Deutschen Franck (Lpz. 1883). In Holland stehen gegenwärtig Jonckbloet und M. de Vries an der Spitze der neuen Schule der vaterländischen Sprach- und Litteraturforschung. Während der erstere besonders durch seine «Geschiedenis der Middelnederlandsche dichtkunst» und «Geschiedenis der Nederlandsche letterkunde» auch über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannt geworden ist, gibt der letztere im Verein mit andern Gelehrten das große «Woordenboek der Nederlandsche taal» heraus; das von ihm unternommene «Middelnederlandsch woordenboek» hat er, nachdem das von Verwijs und Verdam bearbeitete Wörterbuch zu erscheinen angefangen hat, nicht weiter fortgeführt. Außer Jonckbloet und de Vries haben sich in neuerer Zeit auch Leendertz, van den Bergh, Vermijs, Moltzer, van Moten und Verdam, wie auch die Deutschen Martin und

Franck, als Herausgeber älterer niederländ. Schriftwerke verdient gemacht; auf dem Gebiete der germanistischen Studien überhaupt Cosijn, Beckering Vinckers, Gallée und Symons.

Die Nationallitteratur der Niederländer hat eine universalgeschichtliche Bedeutung nicht erreicht. Desto erfolgreicher aber war ihre Thätigkeit auf mehrern Gebieten der wissenschaftlichen Litteratur, und zwar schon in ziemlich früher Zeit. Die älteste Schule, und für die nördl. Niederlande auf lange Zeit hin die einzige von Bedeutung, schloß sich an den Bischofssitz zu Utrecht. Ludger, der erste Bischof von Münster, Wibo, der erste Bischof von Osnabrück, Willihad, der erste Bischof von Bremen, Hildegrim, der erste Bischof von Halberstadt waren Friesen und verdankten ihre Bildung höchst wahrscheinlich der Schule zu Utrecht, wie auch Kaiser Ottos d. Gr. Bruder, Bruno, Erzbischof von Köln (953—965). In den südl. Niederlanden erhoben sich seit Karl d. Gr. und befördert durch Eginhard, der dort reiche Pfründen besaß, wie durch Karl den Kahlen, mehrere bedeutende Schulen an den zahlreichen Bischofsitzen und Klöstern. Im 9. Jahrh. zeichnete sich unter ihnen vornehmlich aus die Klosterschule zu St. Amand oder Elno an der Schelde in Flandern, wo Hucbald (gest. 930), der vermeintliche Verfasser des «Ludwigsliedes», die Harmonie begründete, indem er zuerst versuchte, mehrere Stimmen durch fortlaufende Reihen in verschiedenen Intervallen zu führen. Die Kathedralschule St. Lamberti zu Lüttich, die bedeutendste unter allen im gesamten nordwestl. Deutschland, erhob sich besonders nach der Mitte des 11. Jahrh. unter den Bischofen Ratherius (953—956), einem fruchtbaren Schriftsteller, Everalus (959—972), Notker (s. d.) und Wako (1042—48). Sie ward eine Pflanzstätte von Lehrern für Frankreich, das ganze Deutschland, ja selbst für die Slawenländer. Hier wirkte auch der Scholasticus Franco von Köln (1066—88), berühmt als Mathematiker und Musiker, dem die Erfindung der Mensuralmusik oder des Taktes zugeschrieben wird. Neben der Kathedralschule blühten zu Lüttich noch die Klosterschulen zu St. Jakob, St. Laurentius und St. Bartholomäus. Überhaupt herrschte während des 11. Jahrh. das regste geistige Leben in den südniederländ. Klosterschulen, wie namentlich zu Laubes oder Lobbes in der Diöcese Cambrai an der Sambre, zu Andain in den Ardennen, zu Stablo unfern Lüttich und zu Gembloux in Brabant. Im 12. Jahrh. blühten noch die Klosterschulen von St.-Bertin zu St.-Omer und St.-Martin zu Tournay, obschon im allgemeinen um diese Zeit Zucht- und Schulwesen in den meist dem Benediktinerorden angehörenden Klöstern bereits verfallen war. Seit dieser Zeit wurden die Klosterschulen mehr und mehr verdrängt von den Domschulen, welche überdies auch den Laien zugänglich waren und besonders vom Adel stark besucht wurden. Neben den altern zu Lüttich und Utrecht wurden jetzt am berühmtesten die zu Mecheln und die zu Doornik; auch als Schriftsteller machte der Bischof Philipp Mouskes (1274—92) zu Doornik sich verdient durch eine in franz. Versen geschriebene Chronik (herausg. von Reiffenberg, 2 Bde., Brüssel 1836—38). Auch die Gelehrsamkeit hatte berühmte Vertreter aufzuweisen, wie unter andern Gualterus a Castellione.

Die berühmtesten ausländischen Bildungsanstalten wurden so stark besucht, daß die Flanderer eine eigene Nation bildeten an der Rechtsschule zu Bologna und ebenso die Flanderer und Brabanter an der Universität zu Paris. Weil aber die Schulen überhaupt bis gegen das 13. Jahrh. sich allein in den Händen der Geistlichen befanden und nur auf gelehrten Unterricht eingerichtet waren, und weil ferner der Adel die Bürgerlichen auch aus den Klöstern und Stiftern immer mehr verdrängte, ging nun aus der Bürgerschaft eine Reaktion hervor. Die flandr. Städte zuerst erkämpften sich das Patronatsrecht über die Schulen, und ehelose Leute, zumeist aus dem Handwerkerstande, traten zu besondern religiösen, halb klösterlichen Vereinen zusammen unter dem Namen der Begharden und Beguinen. Dieselben widmeten sich neben den Andachtsübungen und ihren Handwerken auch der christl. Liebesthätigkeit, besonders der Krankenpflege und dem bis dahin so gut wie nicht vorhandenen Elementarschulwesen. In dieser letztern Bestrebung begegneten ihnen die neu entstandenen Bettelorden. Aus gleichen Gründen entstand nach der Mitte des 14. Jahrh. in den nördl. Niederlanden eine ähnliche halb klösterliche Brüderschaft, die aber in ihren Wirkungen auf Religionswesen und Wissenschaft ungleich bedeutender wurde: die Brüder des gemeinsamen Lebens (s. d.). Ihr Stifter, Gerhard Groote (1340—84), arbeitete zunächst darauf hin, echt christl. Gesinnung zu wecken und der Jugend eine rein praktische Bildung zu geben. Er drang besonders auf das Studium und Verständnis der Bibel, und während er alle nicht ethischen Wissenschaften, wie z. B. Mathematik, Rhetorik, Dialektik, von seinem Unterricht ausschloß, suchte er für die übrigen Disciplinen und für die gesamte Schuleinrichtung eine freiere Methode zu gewinnen. Seine Bestrebungen fanden den allgemeinsten Beifall, die Brüderschaft wuchs außerordentlich, dehnte sich bald über die gesamten Niederlande und das angrenzende Deutschland aus, und allerorten entstanden Schulen, die ebensowohl für die Bedürfnisse der Armen, für den Elementarunterricht der Knaben und Mädchen aus dem Volke wie für die gelehrte Bildung sorgten. Eine glänzende Reihe der bedeutendsten Gelehrten ging aus den Schulen dieser Brüderschaft hervor, verbreitete die neue Bildung und Methode weithin, verpflanzte das in Italien eben erwachte Studium der klassischen Litteratur über die Alpen herüber und bahnte der Reformation vorzugsweise die Wege. Vgl. Cramer, «Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Niederlanden während des Mittelalters» (Stralf. 1843). Seit dem Reformationszeitalter knüpfte sich auch in den Niederlanden der Fortschritt der Wissenschaften wesentlich an die Universitäten, unter denen die zu Löwen und zu Leiden den obersten Rang behaupteten. Die Universität zu Löwen, gegründet 1425, zeichnete sich aus durch Pflege der klassischen Litteratur und durch starres Festhalten an den Satzungen der kath. Kirche. Die Universität zu Leiden dagegen, gestiftet in der drangvollsten Zeit (8. Febr. 1575), teilte mit der löwener nur die rege Förderung der klassischen Studien, während sie sonst als Vertreterin des holländ.-prot. Geistes zu ihr im schroffsten Gegensatz stand.

Die Philologie wurde und blieb bestimmender Mittelpunkt für die wissenschaftlichen Studien in den Niederlanden, besonders in deren nördl. Teile, in Holland. Nach den Schülern der Brüder des gemeinsamen Lebens, von denen Rud. Agricola

und Erasmus von Rotterdam die erfolgreichste Wirksamkeit geübt hatten, erwarben neben vielen andern sich bedeutende Verdienste um die Philologie der Grammatiker Clenardus, die Stilisten Hubertus Gifanius und Lävinus Torentius, der Archäolog Pighius, die Kritiker Nannius, Fruterius, Modius, Pulman, Wilh. und Theod. Canter, Dousa und der gelehrte und scharfsinnige, aber manierierte Archäolog und Kritiker Justus Lipsius; eine festere und methodischere Begründung aber, welche auf lebendige Erkenntnis und Erfassung des Geistes der Alten gerichtet war, gab der Philologie erst Scaliger, der 1592 aus Frankreich nach Leiden berufen worden war. Auf der von Scaliger gebrochenen freiern Bahn folgten der vielseitige Gelehrte und Staatsmann Hugo Grotius, der ebenso vielseitig als gründlich gelehrte Gerh. Joh. Vossius, Daniel Heinsius nebst seinem Sohne Nikolaus, Gronovius. Mit Gravius hebt aber bereits die rein kompilatorische Richtung und der Verfall des philol. Studiums an, welche in dem handwerksmäßigen Sammlerfleiße Pet. Burmanns ihren Gipfel erreichte und selbst tüchtigern Geistern, wie einem Arnold Drakenborch, nachteilig wurde. Um die histor. Kenntnis des Altertums machten sich verdient der fleißige Sammler Meursius, der gelehrte, aber plan- und geschmacklose Polyhistor Salmasius und mit besonnener Kritik Perizonius und Wesseling. Unter dem heilsamen Einflusse der beiden Letztgenannten bildeten sich Duker und Oudendorp zu geschätzten Kritikern und Erklärern der alten Schriftsteller, während Schrader als feiner Kenner der Dichtersprache sich auszeichnete. Eine zweite, noch gehaltvollere Glanzperiode begann mit dem ebenso gelehrten als geschmackvollen Hemsterhuis, der die von Bentley aufgestellten Grundsätze der Forschung und Bearbeitung in den Niederlanden zur Geltung brachte und in Ruhnken und Valkenaer zwei ausgezeichnete Schüler fand, denen mit gleicher Vortrefflichkeit Ruhnkens Schüler, Wyttenbach aus Bern in der Schweiz, sich anschloß. Die rein linguistische und kritisch-grammatische Auffassungs- und Behandlungsweise dieser vier Männer ist für die Philologie in Holland bis auf die Gegenwart im wesentlichen maßgebend geblieben. Aus dem jüngern Kreise verdienen besondere Hervorhebung van Heusde, Dav. Jak. van Lennep und die leidener Professoren Bake, Geel und Peerlkamp. An der Spitze der kritischen Schule steht der geniale Cobet, der besonders als Attizist unübertroffen ist. Unter seinen Schülern ragen van Herwerden und Naber hervor. Die Geschichte der moralischen und religiösen Bildung in Griechenland behandelte van Limburg Brouwer (gest. 1847); in der Archäologie leistete Rühmliches Reuvens. Vgl. Lucian Müller, «Geschichte der klassischen Philologie in den Niederlanden» (Lpz. 1869). In der lat. Poesie haben sich die Niederländer von alters her mit großer Vorliebe geübt, sodaß Peerlkamp («Liber de vita, doctrina ac facultate Nederlandorum qui carmina Latina composuerunt», 2. Aufl., Harl. 1838) 325 solcher Dichter und Versmacher aufzählt, unter denen sich besonders auszeichneten Johannes Secundus, Lävinus Torrentius, Baudius, Dousa, die beiden Heinsius, Hugo Grotius, Barlaeus, Jan van Broekhuyzen, van Santen, van Bosch, Bosscha, van Lennep und Peerlkamp. Das Studium der morgenländ. Sprachen und Litteraturen erhielt die erste Förderung durch Scaliger und durch den leidener Buchdrucker und Professor Raphelenq. Ausschließlich den orient. Sprachen widmete sich zuerst Scaligers Schüler Erpenius; ihm folgten Golius und Reland. Gleichzeitig mit der klassischen Philologie erhob sich auch die orientalische um die Mitte des 18. Jahrh. zu neuer Blüte durch die Familie Schultens, Vater (Albr.), Sohn (Joh. Jak.) und Enkel (Heinr. Albr.). Der Vater begründete zuerst ein methodisches Studium auf den wissenschaftlich geführten Nachweis der Verwandtschaft der semit. Sprachen, und alle drei Schultens lieferten treffliche Ausgaben und Erläuterungsschriften. Ihnen folgten mit Auszeichnung, aber meist ebenfalls das Arabische einseitig bevorzugend, Schröder, Scheid, Greeve, ferner der Archäolog Reuvens und besonders Hamaker, denen sich anschlossen Roorda, Weyers, Juynboll, Dozy und der namentlich um die ägypt. Altertümer verdiente Archäolog Leemans. Unter den jüngern niederländ. Orientalisten sind besonders Land, de Goeje und de Jong hervorzuheben. Die Sprachen des Indischen Archipels fanden während der fünf letzten Jahrzehnte verdiente Pflege, so das Javanische durch Winter, Gericke, Roorda und Cohen Stuart, das Malaiische durch Pijnappel, de Hollander und vor allem durch van der Tuuk (auch das Batta und Campong), das Macassarische und Bugi durch Matthes und Niemann, das Dajak durch Hardeland, das Sundanesische durch Dosting und Coolsma, das Kawi durch van der Tuuk, C. Stuart und Kern, das Maforische durch van Hasselt. Für das Japanische wirkten Siebold und Hoffmann, für das Chinesische der letztere, sein Schüler G. Schlegel und de Groot, für das Sanskrit Kern.

Die wissenschaftliche Theologie erfuhr, abgesehen von dem hohen philol. Teile, in den Niederlanden seit der Reformation nur eine geringe Förderung. Weil aber neben dem Lutherthum auch die reform. Lehre sehr bedeutende Ausbreitung fand, und ihre Anhänger sich überdies in Calvinisten und Zwinglianer schieden, auch endlich noch mancherlei Sekten sich geltend zu machen suchten, griff von vornherein eine gehässige Streitsucht so um sich, daß sie fast jeden Versuch eines unbefangenen wissenschaftlichen Fortschritts erstickte und den kühnern freimütigen Forscher zu zeiten sogar mit Gefahr der Freiheit bedrohte. So ward der leidener Professor Jakob Arminius als Vertreter der freiern Prädestinationslehre von seinem Kollegen Franz Gomar so heftig bekämpft, daß der Streit aufs polit. Gebiet hinüberschlug, die fiegenden Gomaristen in der Dordrechter Synode (1618—19) den strengen calvinistischen Lehrbegriff aufs neue durchfetzten und befestigten, die Arminianer oder Remonstranten aber teils vertrieben wurden, teils gefangen gesetzt, wie Hugo Grotius. Über dieselbe Prädestinationslehre entbrannte gleich darauf in den südl. Niederlanden der heftige Streit der Jansenisten oder der Anhänger des Cornelius Jansen. Eine stille und höchst verdienstliche Thätigkeit entfalteten indes einige Jesuiten (seit 1643), bekannt unter dem Namen der Bollandisten (s. d.), durch die Herausgabe der «Acta Sanctorum». Für die reform. Kirche in Holland gab die Philosophie des Cartesius Veranlassung zu einer neuen, bis tief ins 18. Jahrh. hineinreichenden Spaltung, welche mit dem Streite des cartesianischen leidener Professors Joh. Coccejus und des streng calvinistischen utrechter

Profeſſors Gysbert Voet über die Sabbatsfeier und die verbindende Kraft der Zehn Gebote begann. Ebenfalls durch Carteſius angeregt, bekämpfte Balthaſar Bekker den verderblichen Wahnglauben an die Gewalt des Teufels auf Erden und die damit zuſammenhängenden unmenſchlichen Hexenverfolgungen. Eine von der Dordrechter Synode angeordnete Überſetzung der Bibel aus dem Grundtexte, die ſog. Staatenbibel, war 1637 erſchienen, auch hatte bereits Hugo Grotius den Weg zu einer unbefangenen, rein philol. Schrifterklärung gezeigt, und Wetſtein einer kritiſchen Ausgabe des Neuen Teſtaments vorgearbeitet; aber eine freiere und wiſſenſchaftlichere Auffaſſung der Theologie begann erſt gegen Ende des 18. Jahrh. durchzudringen, beſonders durch die Bemühungen von H. A. Schultens, van Vloten und dem unter Erneſtis Einfluſſe ſtehenden Exegeten und Dogmatiker van Voorſt, denen im Laufe des 19. Jahrh. Borger, van Hengel, Roijaards, Clariſſe, Kiſt, Muntinghe, van der Palm, Heringa u. a. ſich anſchloſſen. Angeregt durch das kühne Vorſchreiten deutſcher Forſcher, haben in neuerer Zeit einflußreiche Vertreter der Theologie eine kritiſche Richtung begründet. Als Vertreter dieſer Richtung, der «modernen Theologie», ſtehen obenan der ſcharfſinnige Dogmatiker Scholten, Profeſſor zu Leiden, und deſſen Amtsgenoſſe, der gründliche Exeget Kuenen. Die orthodoxe Gegenpartei zählt unter ihren wiſſenſchaftlichen Verfechtern den utrechter Profeſſor Doedes, ferner Chaatepie de la Sauſſaye und J. J. van Oosterzee, ebenfalls Profeſſor zu Utrecht; an der Spitze der ſtreng calviniſtiſchen Partei ſteht Kuyper. Auf dem Gebiete der vergleichenden Religionsgeſchichte hat Tiele Verdienſtliches geleiſtet.

Gering waren die Leiſtungen der Niederländer in der Philoſophie, wenngleich die Republik mehrern der eigentümlichſten, kühnſten und erfolgreichſten Denker, wie Descartes, Spinoza und Bayle, eine Freiſtätte gewährte. Auch fehlte es der Philoſophie des Carteſius nicht an zahlreichen Anhängern, unter denen beſonders Geulinx durch weitere Entwickelung des Syſtems der gelegenheitlichen Urſachen ſich auszeichnete; und der Kampf mit den Gegnern, von denen s'Graveſande (1688—1742) den meiſten Scharfſinn zur Widerlegung von Hobbes und Spinoza aufbot, gab mannigfache und lange fortwirkende Anregung, die auch andern Wiſſenſchaftsgebieten zugute kam; allein die Philoſophie ſelbſt ward dadurch wenig gefördert. Ebenſo wurde ſpäter das zumeiſt durch van Hemert und Rinker eingeführte und verfochtene Kantiſche Syſtem weder in ſeiner vollen Tiefe geltend gemacht, noch gar ſelbſtthätig weiter gefördert oder in ſeinen Grundfeſten erſchüttert. Nur die griech. Philoſophie fand, gemäß der philol. Grundrichtung, eine ſorgſame und ausdauernde Pflege, die ſich teils in trefflicher philol. Bearbeitung der Originalwerke äußerte, teils auch vorteilhaft auf eigene Erzeugniſſe zurückwirkte, unter denen die Schriften von Franz Hemſterhuis beſondere Auszeichnung verdienen. Der bedeutendſte niederländ. Philoſoph jüngerer Zeit iſt Opzoomer. Die Äſthetik wurde bisher nur durch van Alphen in zuſammenhängender Darſtellung bearbeitet.

Um ſo glänzendere Verdienſte erwarben ſich die Niederländer um die Mathematik und die verwandten Wiſſenſchaften, beſonders im 17. Jahrh. Der leidener Profeſſor Ludolf van Keulen beſtimmte die ſog. Ludolfſche Zahl; Snell erfand die trigonometr. Methode der Meridianmeſſung, entdeckte das Geſetz der Strahlenbrechung und löſte mehrere wichtige mathem. Probleme; Stevin begründete die theoretiſche Statik und förderte weſentlich die Feſtungs- und Waſſerbaukunſt; van Schooten erſetzte den Mangel ſelbſtändiger Schöpferkraft durch die ausgezeichnete Gewandtheit, mit welcher er die Gedanken anderer aufzufaſſen, zu entwickeln und fruchtbar zu machen wußte. Vlacq vervollſtändigte die Logarithmentafeln; van Coehoorn war der Erfinder einer neuen Befeſtigungsmanier. Alle ſeine Landsleute aber übertraf Huygens, gleich bedeutend als Mathematiker, Aſtronom und Phyſiker. Im 18. Jahrh. dagegen ward die Mathematik nur mäßig vertreten durch s'Graveſande und Hennert. Aus der Schule des letztern gingen hervor der Aſtronom van Calkoen und van Swinden, der mit Aeneae das neue franz. Maß- und Gewichtsſyſtem begründete und ſpäter auch in den Niederlanden einführte. Auch verbeſſerte van Swinden weſentlich die für ſein Vaterland ſo wichtige Waſſerbaukunſt, worin Brünings, Conrad, Blanken, Stieltjes, Goudriaan, van der Kun, Waldorp, Beijerink, Caland ihm nacheiferten. Nach van Swindens hochbegabtem Schüler Nieuwland zeichneten ſich aus unter den Mathematikern der General Krayenhoff und die Profeſſoren de Gelder, Uylenbroek, Verdam und Bierens de Haan zu Leiden, Lobatto, Stamkart und Baehr zu Delft, Badon Ghijben zu Breda und Garnier zu Gent, unter den Aſtronomen Gerh. Moll zu Utrecht, Kaiſer zu Leiden und J. Oudemans zu Batavia (jetzt zu Utrecht). Auch dem mathem. Teile der Phyſik, beſonders der Optik und den optiſchen Inſtrumenten, widmeten die Niederländer erfolgreiche Thätigkeit. Gegen den Anfang des 17. Jahrh. erfanden ſie das Fernrohr und das zuſammengeſetzte Mikroſkop; als Erfinder und erſte Verbeſſerer derſelben werden genannt Janſen (um 1590) und Lippershey zu Middelburg, ferner Metius nebſt Drebbel aus Alkmaar. Hartſoeker, der neben den großen Mathematikern des 17. Jahrh. noch Erwähnung verdient, bewährte ſich gleichfalls am meiſten in der Verbeſſerung und Anwendung der optiſchen Inſtrumente. Im 18. Jahrh. bereicherte Muſſchenbroek die Wiſſenſchaft durch ſinnreiche und fruchtbare Experimente, erfand Cunäus (1746) die Leidener Flaſche, machte der Danziger Fahrenheit zu Amſterdam das Thermometer zu wiſſenſchaftlichem Gebrauche geſchickt. Im Laufe des 19. Jahrh. vervollkommneten Cuthberſon und van Marum den Bau und die Anwendung der Elektriſiermaſchine und der Luftpumpe. Später erwarb ſich Harting durch ſeine mikroſkopiſchen Unterſuchungen einen Namen. Die Chemie hatte bereits um 1600 van Helmont zu Brüſſel mit großem Eifer und Ruhm betrieben, Boerhaave (1668—1738) pflegte ſie beſonnener und methodiſcher; gegen Ende des 18. Jahrh. veröffentlichten die unter Lavoiſiers Einfluß arbeitenden ſog. holländiſchen Chemiker die Ergebniſſe ihrer Unterſuchungen hauptſächlich in den «Phyſiko-chem. Unterſuchungen» (3 Bde., Amſterd. 1793). Unter den neuern niederländ. Chemikern ragte beſonders Mulder in Utrecht hervor.

Von den beſchreibenden Naturwiſſenſchaften oder der Naturgeſchichte ward Bedeutendes geleiſtet in der Botanik und Ausgezeichnetes in der Zoologie, zumal auf anatom. Gebiete. Schon im 16. Jahrh. förderten die Botanik durch ſchätzbare

Sammelwerke Matth. de Lobel oder Lobelius, Rembert Dodoens oder Dodonäus und Charles de l'Ecluse oder Clusius. Handel und Kolonien lieferten den botan. Gärten eine Fülle des Materials, aus welcher Linné binnen zwei Jahren (1735—37) seine größten Werke schuf. Auch die Niederländer selbst gaben manchen schätzenswerten Beitrag zur beschreibenden und systematischen Botanik, besonders für die außereurop. Flora. Unter den spätern Forschern zeichnete sich aus Brugmans, Reinwardt, Kops, de Briese, Miquel, Suringar und Oudemans. Die Zoologie anlangend, hatten schon im 17. Jahrh. Swammerdam und Leeuwenhoek schätzenswerte Monographien geliefert und der letztere namentlich durch mikroskopische Untersuchungen sich ausgezeichnet; im Zusammenhange aber ward die Wissenschaft erst spät bearbeitet, wie auch die leidener Universität erst 1773 in van Berkhey den ersten Professor der Naturgeschichte und Direktor des zoolog. Museums erhielt. Letzteres gelangte jedoch bald zur Bedeutung und lieferte in neuerer Zeit dem Zoologen van der Hoeven und den Ornithologen Temminck und Schlegel eine Grundlage zu ihren trefflichen Arbeiten. Sehr verdienstlich sind ferner die ichthyolog. Arbeiten Bleekers.

Ein Niederländer, Vesalius, ward der Schöpfer der wahren Anatomie. Noch im 17. Jahrh. versuchte der Friese Volcher Koyter sich bereits in der vergleichenden Anatomie. In der Mitte des folgenden beginnt die lange und glänzende Reihe der holländ. Anatomen mit Ruysch und Swammerdam zu Amsterdam, denen die Wissenschaft außer zahlreichen anatom. und zootom. Entdeckungen die erste zweckmäßige Injektionsmethode verdankt, während gleichzeitig Leeuwenhoek sich als Meister der mikroskopischen Beobachtung bewies und Ant. Nuck (gest. 1692) die Reihe der leidener Anatomen eröffnete. Seine Nachfolger waren Bidlo und Rau. Albinus, einer der gelehrtesten und genauesten Anatomen, gab mehrere große Kupferwerke heraus, während Camper, zugleich verdient um Chirurgie, Entbindungskunst und gerichtliche Medizin, sowohl die vergleichende Anatomie als auch die Anwendung der letztern zu Zwecken der Ästhetik wesentlich förderte. Im 18. Jahrh. zeichneten ferner sich aus: Bonn, Ed. Sandifort, der Vater, der besonders die pathol. Anatomie erfolgreich pflegte; im 19. Jahrh. Gerard Sandifort, der Sohn, und Halbertsma zu Leiden, Prolik, Vater und Sohn, zu Amsterdam, Sebastian zu Groningen, Bleuland zu Utrecht und ebendaselbst Schröder van der Kolk, zugleich bedeutend als Patholog und als Begründer des Irrenheilwesens in den Niederlanden. In der Physiologie behauptet der namentlich als Ophthalmolog berühmte utrechter Professor Donders den ersten Rang. Für Chirurgie und Entbindungskunst wurde erst 1790 in Leiden eine besondere Professur errichtet. Auf diesem Gebiete zeichneten sich außer den bereits genannten Anatomen namentlich van Horne und Tulpius, in neuerer Zeit van Gesscher, Mulder und Tilanus aus. Als Hauptvertreter des iatrochem. Systems der Medizin waren gefeiert van Helmont und de la Boe-Sylvius. Boerhaave zu Leiden ward der Reformator der Medizin und zeichnete sich auch als Lehrer und Forscher in Chemie und Botanik aus; van Swieten war neben Haller der bedeutendste seiner Schüler. Boerhaave blieb maßgebend für die Spätern, unter denen hervorragen: Gaub, van Doeveren, Paradys, Bernard, Pruys van der Hoeven und Broers zu Leiden, Thomassen a Thuessink in Groningen, van Maanen in Amsterdam, Bleuland und Schröder van der Kolk in Utrecht. Die zu Anfang des 19. Jahrh. ausgeführte Reform des Hospital- und Medizinalwesens wie der Pharmacie erfolgte wesentlich unter dem Einfluß von Brugmans.

Frühzeitig schon erhob sich das Studium der Rechtswissenschaft in den südl. Provinzen. Noch zur alten scholastischen Schule der Bartolisten gehörte Everard aus Middelburg; der reformierenden französischen aber schlossen sich an die berühmten Namen Viglius ab Aytta de Zuichem, Gabr. Mudäus (van der Muyden), Cortius (de Corte), Josse de Damhoudere, Elbertus Leonius (Alb. de Leuw), Hopper aus Friesland, Peckius, Raewardus (Reyvaert) und Aylaius, denen in den nördl. Provinzen nachfolgten: Vinnius, Ant. Matthäus aus Hessen nebst seinem gleichnamigen Neffen, ferner Paul Voet, der Friese Huber und Böckelmann aus Steinfurt, der die Sitte der Kompendien aus Deutschland nach Leiden verpflanzte. Auch einige der ersten und einflußreichsten Reformatoren der Rechtsstudien in Deutschland stammten aus den Niederlanden, die sie aus konfessionellen Gründen verlassen hatten: Obertus Giphanius (Hubert van Giffen) aus Buren in Geldern, und Matthias de Wesembeeck aus Antwerpen, nebst seinem Neffen Peter de Wesembeeck. Als nach der Mitte des 17. Jahrh. der Glanz der franz. Schule erblich, entfaltete die nordniederländische ihre höchste Blüte. Unterstützt durch eine gründliche Philologie, durch einen betriebsamen Buchhandel und durch den Reichtum des Landes, förderten die holländ. Juristen neben der Rechtsgeschichte namentlich die Exegese und die Praxis. An der Spitze dieser Schule stehen: Joh. Voet, Noodt nebst seinem scharfsinnigen Gegner van Bynkershoek, und diese noch überragend: Schulting. Van der Keessel und Cras hatten sich wiederum zu Schulhäuptern erhoben, jener durch die logische Schärfe seiner Methode, dieser durch seine freiere und philosophischere Auffassungsweise. Jenem schlossen sich an: Tydemann, der Sohn, van Twist und Nieuwenhuis; diesem Meyer und Kemper. Alle bisher Genannten hatten das röm. Recht zum Mittelpunkte ihrer Thätigkeit gemacht, aber schon vor ihnen waren die alten germ. Gewohnheitsrechte einzelner Landstriche aufgezeichnet, war durch Phil. Wielant aus Gent in seinem «Tractaet van de leenregten van Vlaenderen» die erste Sammlung solcher Rechte veranstaltet und für den praktischen Gebrauch bearbeitet worden. Als nun die südl. Provinzen zumeist auf Antrieb Karls V. und Philipps II., die nördlichen darauf aus eigener Bewegung ihre sämtlichen heimischen Partikularrechte aufzeichneten und teils einfach bestätigten, teils reformierten, machte sich das praktische Bedürfnis einer Übersicht und Ergänzung derselben fühlbar. Zu diesem Zwecke schrieb Hugo Grotius im löwensteinischen Kerker seine «Inleiding tot de Hollandsche rechtsgeleerdheid», das erste Handbuch des positiven einheimischen Landrechts, welches oft kommentiert wurde und bis zum 19. Jahrh. als Leitfaden im Gebrauch blieb. Eine selbständige gelehrte Behandlung ward dem vaterländischen Landrechte freilich nur spärlich zuteil; auch fand es erst neuerdings Aufnahme in den Kreis der Universitätsvorträge. Ebenso ward Hugo Grotius der Begründer des mit der Republik

aufwachsenden Natur-, Staats- und Völkerrechts. In den Kreis der Universitätsvorlesungen führten das Staatsrecht gegen Ende des 17. Jahrh. ein Barbeyrac, Pestel, Kluit und Luzac. Unter den Staatsrechtslehrern der neuern Zeit nimmt Thorbecke den ersten Rang ein. Neben ihm sind zu nennen: de Bosch Kemper in Amsterdam, Breede in Utrecht und Buys in Leiden. Die Universität in Löwen war seit ihrer Gründung ein Hauptsitz des Kirchenrechts und besaß in van Espen den größten Kanonisten der neuern Zeit. Sein bedeutendster Nachfolger war de Ploat. Endlich hat neuerdings auch die histor. Behandlung des alten einheimischen Rechts begonnen, namentlich durch Noordewier. Auf dem Gebiet der Staatswissenschaften sind Hugo Grotius, Luzac und Graf van Hogendorp zu nennen. Als Nationalökonomen machten sich de Bruin Kops und Vissering verdient.

Der polit. Beredsamkeit gebrach in den Zeiten der alten Republik vor allem die Lebensbedingung der Öffentlichkeit. Erst als diese geboten war (1795), konnten Stijl, Schimmelpenninck und Kantelaar sich hervorthun und später in den Versammlungen der Generalstaaten an Kemper, van Hogendorp, de Kempenaer, Thorbecke, van Hoëwell u. a. Nachfolger finden. Noch minder gedieh, von beengenden Formen niedergehalten, die gerichtliche Beredsamkeit; nur Noordkerk zeichnete sich aus. Selbst die Kanzelberedsamkeit ward erst durch van der Palm veredelt und zur Vollendung geführt, worin van der Roest und Borger, sowie in neuerer Zeit Des Amorie van der Hoeven, van Oosterzee, Beets und der Dichter Ten Kate ihm nacheiferten.

Die Geschichtschreibung fand in den Niederlanden eifrige, aber einseitige und fast ausschließlich auf die Heimat beschränkte Pflege. Fleiß, Besonnenheit, ehrenhafte Gesinnung läßt sie sehr selten, Tiefe der Auffassung, Harmonie der Komposition, konzise Kürze des Ausdrucks desto häufiger vermissen. Der Chronik entwuchs sie mit den Freiheitskriegen. Noch dem Übergangszeitraume gehören an in den südl. Provinzen die umfänglichen Werke von Aubertus Miräus (Le Mire), Sanders, Butkens, Pontus de Heuter (Heuterus, 1535—1602), van der Haer (Haräus, gest. 1632) und noch einige ähnliche, sämtlich vom kath. oder auch span. Standpunkte aus geschrieben. Höher schon erhebt sich auf derselben Seite durch Unparteilichkeit und gewandtere Darstellung Burgundius. In den nördl. Provinzen gingen drei bedeutende Sammler voraus: Bor, van Meteren und van Reyd. Auf diese Vorarbeiten und eigene Forschungen baute Hooft seine «Nederlandsche historien» (1642), reichend von 1555—84, ein noch jetzt als klassisch geltendes Werk. Diesem zunächst stehen des Hugo Grotius «Annales et historiae de rebus Belgicis» (1657) und die histor. Werke des bedeutendsten Geschichtsforschers der Friesen, Ubbo Emmius. In weicherm und gefälligerm, aber auch breiterm Stile als Hooft schrieb dann Brandt eine mittelmäßige Geschichte der niederländ. Reformation (4 Bde., 1671), eine Lebensbeschreibung des Admirals de Ruyter (1680) und zwei ausführliche Biographien von Hooft und Vondel. Valckeniers «Verwirrtes Europa» erzählt in breitester Ausführlichkeit die Ereignisse der wichtigen J. 1672—74, und der fleißige und sorgsame, aber geschmacklose Friese Lieuwe van Aitzema füllte mit der Beschreibung des freilich glänzenden Zeitraums 1621—68 gar 14 Quartanten. Ebenfalls nur Sammler waren van Loon, der Begründer der niederländ. Münzkunde, und van Mieris. Selbständiger Forschung entbehrt die niederländ. Geschichte des einseitigen Jean Le Clercq (Clericus), welche sein Sohn Peter bis 1751 fortsetzte. Erst Wagenaar lieferte wiederum ein achtungswertes Geschichtswerk, welches höher steht als das des gleichzeitigen kath. Belgiers van der Byckt. An Tiefe, Bündigkeit und Kraft ward jedoch auch Wagenaar weit übertroffen durch Stijl, der zuerst mit Glück eine philos. Behandlung der Geschichte versuchte. Einzelne Abschnitte der vaterländischen Geschichte bearbeiteten ferner te Water, Meermann, Engelbert und Scheltema. Kluit schrieb außer der gelehrten «Historia critica comitatus Hollandiae et Selandiae» (4 Bde., 1777) auch eine tief in die innern Verhältnisse dringende «Historie der Hollandsche staatsregering» (5 Bde., 1802—5). Van Kampen erzählte die vaterländische Geschichte in gefälliger Form, Bilderdijk beschrieb sie einseitig, aber kräftig und selbständig. Inzwischen hatte der Reichsarchivar H. van Wijn durch seine gründlichen kritischen Forschungen über das mittelalterliche Leben einen neuen Anstoß gegeben, welcher unter anderm auch in den mehrfachen, seitdem erschienenen Urkundensammlungen und auf Urkundenforschung gestützten Werken eines de Jonge, Nijhoff, van den Bergh, Sloet u. a. zu Tage tritt, unter denen Groen van Prinsterers «Archives, ou correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau» (Serie 1, 10 Bde., Serie 2, Bd. 1—5, Leid. 1835—64), sowie die Arbeiten des Reichsarchivars Vathuyzen van den Brink und Fruins besondere Hervorhebung verdienen. Der franz. Flüchtling Basnage schrieb eine «Histoire des juifs depuis Jésus-Christ» (15 Bde., Haag 1716), Stuart eine röm. Geschichte bis auf Konstantin d. Gr. (30 Bde., Utr. u. Amsterd. 1792 fg.), Doxy eine vortreffliche «Histoire des musulmans d'Espagne» (4 Bde., Leid. 1861), Ypbrand van Hamelsveld eine von Ypey fortgesetzte allgemeine Kirchengeschichte (26 Bde., Harl. 1799—1816), und die Professoren Kist und Royaards begründeten 1829 eine gehaltvolle kirchenhistor. Zeitschrift («Archief voor kerkelijke geschiedenis»). In neuerer Zeit haben sich W. Moll in Amsterdam und Acquoy in Leiden als treffliche Kirchenhistoriker bekundet.

Um die Geographie haben sich die Niederländer teils durch Verbesserung der Hilfsmittel, teils auch durch Erweiterung der Länderkunde, welche meist mit ihren Seeunternehmungen im engsten Zusammenhange stand, verdient gemacht. Namentlich verdankt man ihnen die ersten zweckmäßigen Landkarten, besonders durch Mercator, Ortelius und während des 17. Jahrh. durch die Familie Blaeu. Seitdem freilich blieben, mit geringen Ausnahmen, die Niederländer auf diesem Felde hinter den Nachbarvölkern zurück. Dagegen ward Cluver von Danzig durch die Universität zu Leiden in den Stand gesetzt, den ersten Versuch einer systematischen Behandlung der histor.-polit. Geographie zu liefern und zugleich den Grund für die alte klassische Geographie zu legen, wie später Reland die Geographie von Palästina erschloß. Neuerdings wurden wichtige Arbeiten für die geobät. und geolog. (durch Staring) Kartographie des Landes, sowie über den Indischen Archipel (die Werke Junghuhns, Melvil van Karnbees Atlas, die topogr. Karten von der Insel Java) veröffentlicht.

Nicht geringen Fleiß haben die Niederländer verwendet auf Biographie und Litteraturgeſchichte und ſowohl in biographiſch-bibliogr. Sammelwerken als in zuſammenhängender Darſtellung Tüchtiges geleiſtet. Schon Voſſius lieferte ebenſo gelehrte und umfaſſende als brauchbare Werke, und ſpäter verſuchte Saxe ſogar beinahe die geſamte Litteratur in einem noch immer wertvollen Lexikon zu begreifen («Onomasticon literarium», 8 Bde., Utr. 1775—1803). Auf die Heimat dagegen beſchränkten ſich Andreas («Bibliotheca Belgica», Löwen 1623—43), Sweerts («Athenae Belgicae», Antw. 1628), Foppens («Bibliotheca Belgica», 2 Bde., Brüſſ. 1739), Paquot («Mémoires pour servir à l'histoire littéraire des XVII provinces des Pays-Bas», 3 Bde., Löwen 1763), Witſen Geysbeek («Biographisch en critisch woordenboek der Nederlandsche dichters», 6 Bde., Amſterd. 1821—27), van der Aa («Nieuw biographisch en critiseh woordenboek van Nederlandsche dichters», 3 Bde., Amſterd. 1844, nebſt dem trefflichen «Biogrophisch woordenboek der Nederlanden», 20 Bde., Harl. 1852—77) u. a. In zuſammenhängender Erzählung behandelten die vaterländiſche Litteraturgeſchichte de Vries («Proeve eener geschiedenis der Nederlandsche diehtkunde», 2 Bde., Amſterd. 1810), Willems («Verhandling over de Nederduitsche tael en letterkunde», 2 Bde., Amſterd. 1819—24), van Kampen («Beknopte geschiedenis der letteren en wetenschappen in de Nederlanden», 3 Bde., Haag 1821—26), Collet d'Escury («Hollands roem in kunsten en wetenschappen», 7 Bde., Amſterd. 1824—44), Siegenbeek («Bekuopte gesehiedenis der Nederlandsche letterkunde», Horl. 1826), Viſcher, Jondbloet («Geschiedenis der Nederlandsehe letterkunde», 3. Aufl., Gron. 1881 fg.; deutſch von Berg, 2 Bde., Lpz. 1870—72) u. ſ. w. Von ausländiſchen Beiträgen zur niederländ. Litteraturgeſchichte verdienen beſondere Erwähnung Mones «Überſicht der niederländ. Volkslitteratur älterer Zeit» (Tüb. 1838) und Hoffmanns von Fallersleben «Überſicht der mittelniederländ. Dichtung» (2. Aufl., Hannov. 1857). Was die ausgezeichneten Verdienſte niederländ. Drucker und Verleger um Wiſſenſchaft und Litteratur betrifft, ſo genügt es, an die weltbekannten Namen der Familien Plantin, Elzevier und Luchtmans zu erinnern. Sehr wichtig ſind die vielen großen Bibliotheken, unter denen zur faſt vollſtändigen Überſicht der Nationallitteratur vorzüglich die Bibliothek der leidener Geſellſchaft für niederländ. Sprache und Litteratur und die in die königl. Bibliothek zu Brüſſel übergegangene Hulthemſche Sammlung das Material darbieten. Vgl. «Catalogus van de Bibliotheek der Nederlandsche letterkunde te Leiden» (3 Abteil., Leid. 1877 fg.), «Bibliotheca Hulthemiana» (6 Bde., Gent 1836—38).

Niederlaſſung bedeutet nach dem Sprachgebrauch der Reichsgeſetze die Begründung eines Wohnſitzes im Gegenſatz zum bloß thatſächlichen Aufenthalt. Durch die N. entſteht ein rechtlich anerkanntes Verhältnis, durch welches ein allgemeiner Gerichtsſtand, die Anwendung des am Orte der N. geltenden Privatrechts, Teilnahme an den Gemeinderechten und Gemeindelaſten, Beſteuerung u. ſ. w. bewirkt werden. Im frühern Recht war die N. von Ortsfremden mancherlei Beſchränkungen unterworfen, die teils polizeilicher Natur, teils von finanziellem Inhalt (Einzugsgeld) waren. Für das deutſche Reichsgebiet iſt aber für die Angehörigen aller deutſchen Bundesſtaaten die Niederlaſſungsfreiheit durch das ſog. Freizügigkeitsgeſetz vom 1. Nov. 1867 §. 1 anerkannt. Ausnahmen ſind nur zugelaſſen für beſtrafte Perſonen und für Perſonen, die außer Stande ſind, ſich und ihren nicht arbeitsfähigen Angehörigen den notdürftigen Lebensunterhalt zu verſchaffen. Die Gemeinde iſt nicht befugt, von neu Anziehenden wegen des Anzugs eine Abgabe zu erheben. Mit zahlreichen auswärtigen Staaten iſt durch Staatsverträge für die Angehörigen dieſer Staaten im Reichsgebiet und für die Reichsangehörigen im Gebiete dieſer Staaten die Niederlaſſungsfreiheit begründet worden; gewöhnlich finden ſich Beſtimmungen dieſer Art in den Handels- und Schiffahrtsverträgen; ein beſonderer Niederlaſſungsvertrag iſt zwiſchen dem Deutſchen Reich und der Schweiz am 27. April 1876 («Reichsgeſetzblatt» 1877, S. 3) abgeſchloſſen worden.

Niederlauſitz, ſ. Lauſitz.

Nieder-Loire, franz. Depart., ſ. unter Loire.

Niederlothringen, ſ. unter Lothringen.

Niedermarsberg, ſ. unter Marsberg.

Nieder-Mendig, Dorf in der Eifel (ſ. d.).

Niedernau, Dorf im württemb. Schwarzwaldkreiſe, Oberamt Rottenburg, am Neckar, Station der Linie Plochingen-Rottweil-Villingen (Obere Neckarbahn) der Württembergiſchen Staatsbahnen, zählt (1880) 422 kath. E., hat eine Mineralquelle mit Badeanſtalt im Katzenbachthal und die Römer- und die Karlsquelle bei der Ruine der Stammburg der Herren von Ehingen. N. wird von Tübingen aus viel beſucht.

Niedernenendorfer Kanal, ſ. unter Havel.

Niedernhall, Stadt im württemb. Jagſtkreiſe, Oberamt Künzelsau, links am Kocher, zählt (1880) 1494 meiſt evang. E., hat eine Salzquelle, Jacquardweberei und Lederfabrikation, ſowie das fürſtl. Hohenloheſche Jagdſchloß Hermersberg.

Niederöſterreich, ſoviel wie Öſterreich (ſ. d.) unter der Enns.

Niederpyrenäen (Depart.), ſ. u. Pyrenäen.

Niederrheiniſcher Kreis oder Kurrheiniſcher Kreis, einer der 10 Kreiſe des Deutſchen Reichs, zu beiden Seiten des Rheins und den Oberrheiniſchen Kreis durchſchneidend, umfaßte folgende Territorien: 1) die kurmainziſchen Länder, und zwar das Erzſtift Mainz, die Stadt Erfurt nebſt Gebiet und das Eichsfeld; 2) das Erzſtift Trier; 3) das Erzſtift Köln; 4) die Pfalz am Rhein; 5) das Fürſtentum Aremberg; 6) des Deutſchen Ordens Ballei Koblenz; 7) die Herrſchaft Beilſtein, die dem Fürſten von Naſſau-Dietz gehörte; 8) die Grafſchaft Nieder-Iſenburg; 9) das Burggrafentum Reineck, im Beſitz der Grafen von Sinzendorf. Außer den Beſitzern der genannten Territorien hatte auch der Fürſt zu Thurn und Taxis Sitz und Stimme unter den Kreisſtänden. Das Direktorium führte Kurmainz. Die Kreistage wurden ſeit der Mitte des 17. Jahrh. in Frankfurt a. M. abgehalten. Der größte Teil dieſes Kreiſes mußte im Frieden zu Campo-Formio 1797 und in dem zu Lunéville 1801 an Frankreich abgetreten werden, das ihn erſt im Pariſer Frieden von 1814 wieder zurückgab.

Niederſachſen, der nach der Nordſee zu liegende Teil des Landes der alten Sachſen, bildete bis 1806 unter dem Namen des Niederſächſiſchen Kreiſes einen der 10 Hauptteile des Deutſchen Reichs, begrenzt im N. vom Herzogtum Schleswig und der

Ostsee, im O. von dem Obersächsischen Kreise, gegen S. ebenfalls von diesem und dem Oberrheinischen Kreise, und gegen W. von dem Westfälischen Kreise und der Nordsee. Derselbe umfaßte ein Areal von 77000 qkm mit 2200000 E. und folgende Kreislande: 1) das Herzogtum Magdeburg; 2) die meisten Länder des Kurhauses Braunschweig-Lüneburg, nämlich das Herzogtum Bremen und die Fürstentümer Lüneburg oder Celle, Grubenhagen und Kaleuberg; 3) das Fürstentum Wolfenbüttel; 4) das Fürstentum Halberstadt; 5) die Herzogtümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Güstrow; 6) das Herzogtum Holstein nebst der Landdrostei Pinneberg und der Stadt Altona; 7) das Bistum Hildesheim; 8) das Herzogtum Sachsen-Lauenburg; 9) das Hochstift Lübeck; 10) das Fürstentum Schwerin; 11) das Fürstentum Ratzeburg; 12) das Fürstentum Blankenburg; 13) die Grafschaft Rantau; 14) Lübeck; 15) Goslar; 16) Mühlhausen; 17) Nordhausen; 18) Hamburg; 19) Bremen. Auf den Kreistagen zu Braunschweig oder Lüneburg (seit 1682 nicht mehr abgehalten) präsidierten abwechselnd Magdeburg (Brandenburg) und Bremen (Braunschweig-Lüneburg).

Niederschlag oder Präzipitat nennt man in der Chemie alles das, was sich aus einer Flüssigkeit in fester Form von selbst oder auf Zusatz einer andern Flüssigkeit (des Fällungsmittels) abscheidet. Da die meisten Körper aus ihren Auflösungen beim Zusammenbringen mit gewissen andern Auflösungen (s. Reagentien) charakteristisch beschaffene gefärbte Niederschläge absetzen, so sind die Niederschläge sehr wichtig für die analytische Chemie. Auch die meisten Farben und viele andere chem. Produkte werden in den chem. Fabriken als Niederschläge gewonnen. Die Niederschläge bezeichnet man verschieden je nach ihrer Beschaffenheit. So unterscheidet man krystallinische, pulverige, flockige, käsige, dichte, gelatinoie Niederschläge u. s. w. Wenn Niederschläge so fein zerteilt und so gering sind, daß ihre Teilchen nicht deutlich unterschieden werden können, bedient man sich der Ausdrücke Trübung, getrübt; ist der N. noch schwächer, so wird die Flüssigkeit nur opalisierend. Niederschläge, die sich schwer absetzen, kann man durch Anwendung der Centrifugalkraft zum raschen Absetzen zwingen. Den N. trennt man von der Flüssigkeit durch freiwilliges Absetzenlassen desselben und Abziehen der klaren Lösung (Dekantieren), oder durch Filtrieren, im großen häufig unter Zuhilfenahme der Filterpresse.

Niederschlag. Wird die Luft abgekühlt, so verringert sich ihr Vermögen Wasserdampf in sich aufzunehmen, und damit wächst die sog. relative Feuchtigkeit. Eine weitergehende Abkühlung bringt dann die Luft auf den Taupunkt (s. d.) herab, d. h. auf den Wärmegrad, bei welchem dieselbe mit Wasserdampf gesättigt ist. Wird die Abkühlung noch weiter getrieben, so geht ein Teil des Wasserdampfgehalts der Luft in den tropfbaren oder festen Aggregatzustand über, wöhrend der Rest für die betreffende Temperatur die Luft sättigt. In solcher Gestalt ausgeschiedenes Wasser, das aus der Dampfform in den tropfbaren oder festen Zustand übergegangen ist, wird N. genannt, und von den Dämpfen selbst sagt man, sie seien zu Wasser oder zu Eis kondensiert oder verdichtet und aus der Luft niedergeschlogen. Da der Dampf, wenn er in Wasser oder Eis übergeht, eine große Menge sog. latenter Wärme (s. d.) an seine Umgebung abgibt, so wirkt die Kondensation des Wasserdampfes der Luft bei der Bildung von N. der Abkühlung entgegen, und verursacht so, daß die erstere langsamer vor sich geht, als es außerdem der Fall sein würde. Je nach der Form, in welcher der kondensierte Wasserdampf aus der Atmosphäre niederfällt und sich als atmosphärischer Niederschlag auf der Erdoberfläche absetzt, nennt man denselben: Tau, Reif, Rauchfrost (Glatteis), Nebel, Regen, Schnee, Graupeln oder Hagel. Die beiden letztern Arten der N. sind sehr häufig mit elektrischen Erscheinungen verbunden, und scheint daher ihre Entstehung mit der atmosphärischen Elektricität in bestimmten Beziehungen zu stehen. Die Menge des in einem Jahre fallenden N. bildet ein wichtiges Element des Klimas der betreffenden Gegend und es wird daher dieselbe auf den meteorolog. Stationen regelmäßig beobachtet. Besonders gehört es zu den Aufgaben der Meteorologie, mittels der Regenmesser (Udometer, Pluviometer) die Quantität dieser Niederschläge wöhrend eines Jahres für verschiedene Orte zu bestimmen, und man pflegt dies meist so anzugeben, daß man bezeichnet, wie viel Centimeter hoch am Jahresschlusse das Wasser die Erde bedecken würde, wean nichts abgeflossen und verdunstet oder in die Erde gedrungen wäre.

Niederschlagende Mittel (sedativa) sind solche, welche eine Beruhigung nach vorhergegangenen Aufregungen herbeiführen sollen. Dahin gehören Zuckerwasser, verdünnte Pflanzensäuren, das sog. niederschlogende Pulver (Salpeter und Weinstein) und das Brausepulver (s. d.).

Niederschlagsarbeit, metallurgischer Prozeß zur Gewinnung des Bleies. Besteht in einem Verschmelzen von Bleiglanz unter Zusatz von Eisen, wobei einerseits metallisches Blei und andererseits bleihaltiger Eisenstein gewonnen wird. Wegen der unvollkommenen Gewinnung des Bleies und wegen verhältnismäßig hoher Betriebskosten wird dies Verfahren nur noch selten angewandt.

Niederschlagung (juriſt.), sov. wie Abolition.

Niederschlagung (chem.), s. Fällung.

Niederschönenfeld, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, Bezirksamt Neuburg, am Lech, nahe dessen Mündung in die Donau, zählt (1880) 280 kath. E. und hat ein ehemaliges Bernhardinerkloster und eine Gefangenenanstalt für jugendliche Verbrecher.

Niedersee, See im preuß. Regierungsbezirk Gumbinnen, im SSW. vom Spirdingsee, zieht sich in hufeisenförmiger Gestalt bei 1 km durchschnittlicher Breite westlich von der Kreisstadt Johannisburg 24 km hin.

Niederseine (Seine-inférieure), franz. Departement, s. u. Seine.

Niederselters, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, Ursprungsort des Selterser Wassers (s. d.).

Niedersteigende Zeichen (astron.), s. unter Tierkreis.

Niederstetten, Stadt im württemb. Jagstkreise, Oberamt Gerabronn, am Tauberzufluß Vorbach, Station der Linie Crailsheim-Mergentheim (Tauberbahn) der Württembergischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2111 meist prot. E., ist mit Mauern umgeben und hat das Residenzschloß des Fürsten von Hohenlohe-Jagstberg, Acker- und Weinbau.

Niederstotzingen, Stadt im württemb. Donaukreise, Oberamt Ulm, Station der Linie Aalen-Heidenheim-Ulm (Brenzbahn) der Württembergischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1242 E., hat ein großes Schloß mit Park.

Niederung, s. unter Ebene.

Niederung (Kreis), s. unter Heinrichswalde.

Niederwald, in der Forstsprache ein Wald, der gewöhnlich nur aus Sträuchern, seltener aus Bäumen besteht, welche sich nicht aus Samen, sondern aus Stockausschlägen entwickelten. Nur reproduktionskräftige Laubhölzer eignen sich hierzu, namentlich Eichen, Eschen, Linden, Birken, Erlen, Hainbuchen u. s. w. Der Umtrieb des N. ist meist 15—20jährig, selten bis 40jährig. Besonders wichtig ist er als Eichenschälwald zur Gewinnung von Gerbrinde. Erlenniederwald findet sich vorzüglich in sumpfigen Niederungen. (S. Forstwirtschaft.)

Niederwald, ein mit schönen Eichen- und Buchenwaldungen gekrönter Bergrücken am Südwestende des Taunus im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden zwischen Rüdesheim und Aßmannshausen, in seiner höchsten Spitze, der Rossel, 331 m hoch und wegen seiner Aussicht viel besucht. Im J. 1884 wurde eine 2,4 km lange Zahnradbahn von Rüdesheim aus auf den N. eröffnet; eine solche von Aßmannshausen aus ist im Bau.

Auf dem N., Bingen gegenüber, ist der Standort des Nationaldenkmals (daher auch Niederwalddenkmal genannt), welches die einmütige Erhebung des deutschen Volks im Juli 1870, die von der deutschen Armee im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 erfochtenen Siege und die sich hieraus gründende Wiederherstellung des Deutschen Reichs verherrlicht. Das Denkmal, durch dessen Kolossalfigur, eine Germania, die Personifikation Deutschlands in die bildende Kunst in großartiger Weise eingeführt wurde, ist ein Meisterwerk Johannes Schillings, und erhebt sich auf einem weithin sichtbaren Bergvorsprung (etwa 230 m über dem Rhein) auf dem N. über Rüdesheim; auf beiden Seiten sind massige Sandsteinbauten vorgeschoben, welche aus den Rebhügeln in Terrassen aufsteigen; die gesamte Architektur ist von Karl Weißbach in Dresden entworfen. Der Unterbau hat ein Fundament von 6 m Tiefe und ist 25 m hoch; auf demselben steht die 10,5 m hohe Bronzestatue der Germania. In der Mitte des untern Sockels befindet sich eine Gruppe des Rheins und der Mosel, an beiden Eckpfeilern des Unterbaues die allegorischen Figuren des Kriegs und des Friedens, in der Mitte auf einem zweiten Sockel als Inschrift der vollständige Text des Liedes «Die Wacht am Rhein»; darüber als Relief die Wacht am Rhein verkörpert durch die Darstellung des Augenblicks, in welchem sich die deutschen Krieger um ihren königl. Führer scharen; die Figuren (nahe an zweihundert), in deren Mitte der König Wilhelm hoch zu Roß hervorragt, ihm zur Rechten der König Ludwig II. von Bayern, links König Johann von Sachsen, dann die übrigen Fürsten des Reichs, die Feldherren, Staatsmänner und Krieger, sind in Lebensgröße, die Köpfe meist Porträts. Über diesem Relief umgeben den Unterbau die Wappen der einzelnen deutschen Staaten und die Namen der Siegesorte, in der Mitte der heraldische Adler, darüber das Eiserne Kreuz. Der oberste Teil des Unterbaues trägt die Inschrift: «Zum Andenken an die einmüthige siegreiche Erhebung des Deutschen Volkes und an die Wiederherstellung des Deutschen Reiches 1870—1871.» Auf der rechten und linken Seite des Sockels sind in zwei kleinern Reliefs der Abschied und die Heimkehr der Krieger in gleichfalls lebensgroßen Figuren dargestellt. Die Statue selbst, eine edle Frauengestalt voll Adel und Milde, das Antlitz in hoher Begeisterung strahlend, die Stirn mit dem Laub der Eiche geschmückt, hält in der hoch erhobenen Rechten die lorbeerumwundene Kaiserkrone und stellt mit der Linken das lorbeergeschmückte Schwert ruhig zur Erde, den damit errungenen Frieden andeutend. (Hierzu eine Tafel: Niederwalddenkmal.)

Zur Statue sind 700 Ctr. Erz verwendet; der Guß erfolgte in der von Millerschen Erzgießerei zu München; die Statuen des Kriegs und des Friedens wurden von Lenz in Nürnberg, die Gruppe Rhein und Mosel und die Reliefs von Bierling in Dresden und von Gladenbeck in Berlin, die einzelnen Zierden und Metallteile, Wappen, Kränze, Eisernes Kreuz, Schrift u. s. w. von der Erzgießerei Lauchhammer gegossen. Die Kosten für das ganze Denkmal beliefen sich auf über 1 Mill. Mark, welche infolge eines im Nov. 1871 von einem unter dem Einfluß des Grafen Botho von Eulenburg (damals Regierungspräsident in Wiesbaden) gebildeten provisorischen Komitee erlassenen, vom Kurdirektor Ferdinand Hey'l in Wiesbaden verfaßten Aufrufs durch Sammlungen vom deutschen Volke (speziell die Statuen Krieg und Frieden, erstere durch Sammlungen von den deutschen Kriegervereinen, letztere von den höhern Schulen und den deutschen Studierenden) aufgebracht worden waren.

Am 10. Sept. 1877 legte Kaiser Wilhelm den Grundstein; am 28. Sept. 1883 (dem 13. Jahrestage der Kapitulation von Straßburg) fand die feierliche Einweihung durch den Kaiser in Anwesenheit zahlreicher deutscher Fürsten, der kommandierenden deutschen Generale und des Vorstandes des Deutschen Reichstags statt. Während der Festlichkeit sollte nach dem Plan einiger verschworener Anarchisten der Kaiser Wilhelm und ein großer Teil der Festversammlung durch eine Dynamitlegung unweit des Denkmals in die Höhe gesprengt werden. Das Attentat mißlang, weil die Zündschnur durch das Regenwetter feucht geworden war. Im Dez. 1884 kam dieses Attentat vor dem Reichsgericht zu Leipzig zur Verhandlung. Die drei Hauptangeklagten, der Schriftsetzer Friedr. Aug. Reinsdorf, der Schriftsetzer Emil Küchler und der Sattler Franz Reinhold Rupsch wurden 22. Dez. zum Tode verurteilt, die beiden ersten 7. Febr. 1885 in Halle mit dem Beile enthauptet, Rupsch aber vom Kaiser zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt.

Niederwildungen, Badeort, s. Wildungen.

Niederzwönitz, Dorf in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Chemnitz, an der Zwönitz, zählt (1880) 2576 meist luth. E., hat ein Rittergut, Spitzen- und Packpapierfabrikation, sowie Weberei.

Niedner (Christian Wilh.), bedeutender prot. Kirchenhistoriker, geb. 9. Aug. 1797 zu Oberwinkel bei Waldenburg, studierte zu Leipzig, ward 1829 Professor der Theologie daselbst, zog sich 1849 nach Wittenberg ins Privatleben zurück, und wurde 1859 ord. Professor der Theologie und Konsistorialrat in Berlin, wo er 13. Aug. 1865 starb. N. vereinigte gründliche und umfassende histor. Gelehrsamkeit mit dem Streben nach philos. Durchdringung des

NIEDERWALDDENKMAL.

Das Niederwalddenkmal.

Stoffs. Wie seine Dogmengeschichte, seine Geschichte der alten und neuen Philosophie, so ward auch sein Hauptwerk, das «Lehrbuch der christl. Kirchengeschichte» (Lpz. 1846; 2. Aufl., Berl. 1866) zunächst nur als Lehrbuch für seine Zuhörer gedruckt.

Niedrige Inseln, Inselgruppe, s. Tuamotu.

Niegata, Stadt in Japan, s. Niigata.

Niel (Adolphe), franz. Marschall, geb. 4. Okt. 1802 zu Muret im Depart. Haute-Garonne, stieg im Geniekorps bis 1835 zum Kapitän erster Klasse. Im J. 1836 dem Generalstabe des Expeditionskorps gegen Konstantine zugeteilt, ging er nach Afrika und führte bei der Erstürmung jener Stadt eine der Genieabteilungen, welche den Kolonnen Bahn brachen. N. wurde hierauf zum Geniekommandanten in der Provinz Konstantine ernannt und kehrte im Febr. 1839 nach Frankreich zurück, wo er mit Arbeiten für das Kriegsministerium beschäftigt wurde und 1846 als Oberst das Kommando des 2. Genieregiments übernahm. Bei der röm. Expedition 1849 wurde er auf den Wunsch des Generals Vaillant, der die Belagerungsarbeiten zu leiten hatte, zu dessen Generalstabschef ernannt. Als Chef der Geniedirektion trat er 1850 in das Kriegsministerium, kam 1852 in den Staatsrat, worauf er 1853 zum Divisionsgeneral aufstieg. Als im Orientkriege 1854 die Expedition unter Baraguay d'Hilliers nach der Ostsee abging, begleitete diesen N. als Geniechef zur Belagerung (11. bis 16. Aug.) von Bomarsund, über welche er ein Tagebuch veröffentlichte. Am 8. Jan. 1855 wurde er zum Adjutanten des Kaisers ernannt und mit einer Mission nach der Krim betraut, wo die Belagerung von Sewastopol wenig Fortschritte gemacht hatte. Er entwarf einen neuen Angriffsplan und leitete vom April 1855 an die Belagerungsarbeiten bis zur Eroberung des Platzes. Sein Tagebuch der Operationen des Genie vor Sewastopol («Le siége de Sébastopol», Par. 1858) gibt darüber Rechenschaft. Im Dez. 1855 kehrte er nach Frankreich zurück und wurde 1857 zum Senator ernannt. Beim Ausbruch des ital. Kriegs 1859 erhielt N. den Befehl über das 4. Armeekorps, von welchem zwei Divisionen in der Schlacht von Magenta entscheidend mitwirkten. Bei Solferino, 24. Juni 1859, kämpfte er rechts von Mac-Mahon vor Medole und Guidizzolo gegen mehr als doppelte Übermacht und hielt unter großen Verlusten ruhmvoll Stand. Am Tage nach der Schlacht wurde N. zum Marschall ernannt, erhielt 1859 das Kommando des 6. Armeekorps zu Toulouse und wurde 20. Jan. 1867 an Stelle des Marschall Randon Kriegsminister. N. war als solcher der Leiter der Reorganisation der franz. Armee, veranlaßte die schleunige Durchführung der Bewaffnung mit Hinterladern (Chassepot-Gewehr) und begann die Organisation einer von dem stehenden Heere unabhängigen Reservearmee (Garde mobile). Er starb zu Paris 13. Aug. 1869. Ihm wurde in seiner Vaterstadt Muret 15. Okt. 1876 ein von Crauk gefertigtes Denkmal gesetzt.

Niello (vom lat. nigellum, schwärzlich) nennen die Italiener einen schwarzen Schmelz, den man bei einer Kunstart gebraucht, die von diesem Nebenumstande ihren Namen erhalten hat. Wahrscheinlich wurde diese Kunst, das sog. Niellieren, schon im Altertum geübt und vererbte sich aus Rom oder auch aus dem Orient ins Mittelalter. Besonders waren es die Goldschmiede, welche sich dieser Dekorierungsweise bemächtigten und sie hauptsächlich zum Ausschmücken der Kelche, Kußtäfelchen (Pace), Reliquienbehälter wie auch der Panzer, Schilde, Degengriffe, Tischaufsätze, Armbänder und anderer häuslicher Gerätschaften und Kostbarkeiten benutzten. Man gravierte auf allerlei Metall Ornamente, Figuren, ganze Historien und füllte nachher die vertieften Striche mit schwarzem Schmelz aus, um die Gravierungen, die auf dem blanken Metall nicht sehr sichtbar waren, deutlicher hervortreten zu lassen. Die schwarze Masse, das N., bestand aus einer Mischung von Silber, Kupfer, Blei, Schwefel und Borax, die man in einem Tiegel zusammen schmolz. Wenn die geschmolzene Masse ausgegossen und abgekühlt war, wurde sie zerschlagen, zerstoßen und durchgesiebt. Dieses Pulver streute der Künstler auf die gravierte Stelle und brachte sodann die Platte auf ein helles Feuer, bis das N. von neuem in Fluß kam und in die Vertiefung der Taillen eindrang, wo es sich fest ansetzte. Nachdem die Platte wieder kalt geworden, schliff er den überflüssigen Schmelz ab und polierte zuletzt das Ganze. Von diesem eingeschmolzenen N. werden nicht allein die gravierten Platten selbst, sondern auch die vor dem Einschmelzen davon gemachten Schwefelabgüsse und Papierabdrücke Niellen genannt, deren letztere Art zur Erfindung des Papierabdrucks von gestochenen Metallplatten, d. h. zur Kupferstechkunst (s. d.) hinführte. Einen hohen Grad der Vollkommenheit erreichte die Kunst des Niellierens in der letzten Hälfte des 15. Jahrh. in Italien, wo damals Francesco Francia zu Bologna, Antonio Pollajuolo und Maso Finiguerra zu Florenz wegen ihrer Niellen auf Silberplatten in verdientem Ruf und Ansehen standen. Sie gehört überhaupt, wenigstens in ihren schönsten und zartesten Arbeiten, der Frührenaissance an. Danach trat sie zurück vor dem gemalten Email der Limosiner und verschwand bald gänzlich aus der europ. Goldschmiedekunst. Sie blieb aber im Orient, zumal im Kaukasus, wo sie bei silberbeschlagenen Waffen reiche Anwendung fand, und damit in Verbindung auch zu Tula in Rußland, der Fabrikstätte russ. Waffen. Von den Tula-Niellen sind am bekanntesten die silbernen Schnupftabaksdosen; daneben aber werden Löffel, Messer, Becher, Schmuckgegenstände und sonst allerlei kleines Gerät damit verziert. Leider verschwinden dabei die schönen orient. Arabesken der Verzierung heute mehr und mehr vor europäisierender Dekoration mit Landschaften, Städteansichten u. s. w. In neuester Zeit hat man auch in Europa das Niellieren wieder zu beleben versucht. So zuerst Karl Wagner in Paris (1832—42) für Schmucksachen, danach mit Erfolg die rhein. Goldschmiede (z. B. in Aachen) für kirchliches Gerät. In Wien haben in jüngster Zeit Kleeberg sowie Lustig und Vidal in Schmuck und Gerät vollkommene Kunstleistungen in dieser Technik geschaffen. Vgl. Benvenuto Cellinis «Trattato intorno alle otto principali arti dell' oreficeria» (Flor. 1568); Duchesne der Ältere, «Essai sur les nielles» (Par. 1826).

Niemann (Albert), berühmter Tenorist, geb. 15. Jan. 1831 zu Erxleben, trat mit 17 Jahren als Eleve in eine große Maschinenfabrik, um sich zum Techniker auszubilden, widmete sich dann der Bühne und erhielt im Nov. 1849 ein Engagement zu Dessau für kleine Rollen im Schauspiel und für Chorgesang. Nachdem er unter Schneiders Oberleitung von dem Baritonisten Rusch unterrichtet

worden, sang N. drei Jahre hindurch auf kleinern Bühnen, erhielt 1852 ein Engagement in Halle, vervollständigte darauf in Berlin seine musikalische Ausbildung und wurde nach Gastspielen in Stuttgart und Königsberg für das Hoftheater in Hannover engagiert. Vom König unterstützt, ging er auf ein Jahr nach Paris, um noch Unterricht bei Duprez zu nehmen, kehrte auch 1860 noch einmal dahin zurück und begründete hier seinen Ruf als Tenorsänger besonders durch seinen Tannhäuser. N. gastierte seitdem auf allen bedeutendern Bühnen Europas, 1864 auch in Berlin, für dessen Hofoper er 1866 engagiert wurde. Später gehörte er diesem Institut nur noch als ständiger Gast an. Mit einnehmender Gestalt und herrlicher Stimme verbindet N. auch dramatische Begabung. N.s Repertoire ist sehr umfangreich; Lohengrin, Tannhäuser, Siegmund, Rienzi und Joseph gelten für seine besten Rollen. Im J. 1859 vermählte sich N. mit der Schauspielerin Marie Seebach (s. d.); die Ehe wurde jedoch 1868 getrennt. Später ging N. eine zweite Ehe mit der Schauspielerin Hedwig Raabe (s. d.) ein.

Niemann-Seebach, s. Seebach (Marie).

Niembsch von Strehlenau (Nikol.), unter dem Namen Nikolaus Lenau einer der ausgezeichnetsten neuern deutschen Lyriker, geboren zu Csatad in Ungarn 13. Aug. 1802, machte in Wien den philos. Kursus durch und studierte hierauf Rechtswissenschaft, dann Medizin, ohne sich zu einer strengen Berufsthätigkeit entschließen zu können. Sein dichterisches Talent wurde gefördert durch größere Reisen in die österr. Alpen und 1832 nach Nordamerika. Nach seiner Rückkehr hielt er sich abwechselnd in Wien, in Ischl und in Stuttgart auf. An letzterm Orte wurde er im Okt. 1844, als er eben im Begriff stand, nach Frankfurt a. M. abzureisen, um sich dort zu verheiraten, von einer Geisteskrankheit ergriffen. Er ward in die Heilanstalt Winnethal, von da 1847 nach Oberdöbling bei Wien gebracht, wo er 22. Aug. 1850 starb.

Als Schriftsteller trat N. zuerst 1832 auf mit einer Sammlung «Gedichte», der 1838 «Neuere Gedichte» folgten. Beide Sammlungen erschienen später vereinigt als «Gedichte» (neuere Aufl., Stuttg. 1869). Zu den formellen Vorzügen dieser Gedichte gehört hauptsächlich ein seltener Wohllaut. Die Mehrzahl derselben zeigt in ihrem innersten Kern eine sinnige, oft tiefsinnige Auffassung des Naturlebens, welche ihnen eine höchst anziehende Frische, Wahrheit und Ursprünglichkeit verleiht. Am höchsten steht er da, wo er sich der vollen Einfachheit des Volksliedes anschließt und in diesem Tone namentlich ergreifende Bilder aus seinem Heimatlande malt. Eine ganz andere Richtung schlug N. in drei größern Dichtungen ein, nämlich in «Faust» (zuerst als Fragment in dem von N. herausgegebenen «Frühlingsalmanach», Stuttg. 1835; 5. Aufl. 1865; für die Bühne eingerichtet von Gramming, Münch. 1869), «Savonarola» (Stuttg. 1837; 5. Aufl. 1866) und den «Albigensern» (Stuttg. 1842; 3. Aufl. 1852). Nach N.s Tode gab Anastasius Grün seinen «Dichterischen Nachlaß» (Stuttg. 1851) heraus, dessen Hauptteil der «Don Juan» bildet, den N. selbst für seine beste Arbeit hielt, der aber weder die Form des Dramas noch die Klarheit der Idee in vollendeter Weise darstellt. Eine Ausgabe von N.s «Sämtlichen Werken» (4 Bde., Stuttg. 1855; neuere Ausg., 4 Bde., Stuttg. 1883) hat ebenfalls Anastasius Grün besorgt. Andere gute Ausgaben erschienen in Leipzig (2 Bde., 1882) und in Berlin (Hempels Ausgabe, 5 Bde., ohne Jahr).

Vgl. Johannes M—r, «Über Lenaus Faust» (Stuttg. 1836); Ulfo Horn, «Nikol. Lenau, seine Ansichten und Tendenzen» (Hamb. 1838); Opitz, «Nikol. Lenau. Eine ausführliche Charakteristik des Dichters» (Lpz. 1850); Niendorf, «Lenau in Schwaben» (Lpz. 1853); Frankl, «Zu Lenaus Biographie» (Wien 1854); Schurz, «Lenaus Leben» (2 Bde., Stuttg. 1855); «Lenaus Briefe an einen Freund» (herausg. von Mayer, Stuttg. 1853); Karpeles, «Nikol. Lenau» (Berl. 1873); Berthold Auerbach, «Nikol. Lenau» (Wien 1876).

Niemcewicz (Julian Ursin), poln. Gelehrter und Staatsmann, geb. 1757 zu Skoki in der Wojwodschaft Brzesc in Litauen, erhielt seine Ausbildung in der Kadettenanstalt zu Warschau, trat 1777 als Adjutant Czartoryskis in das litauische Heer und verließ 1788 den Militärdienst mit dem Range eines Majors. Zum Landboten auf den Reichstag 1788—92 berufen, wirkte er eifrigst für die Konstitution vom 3. Mai 1791, gab die «Gazeta narodowa» heraus und schrieb das polit.-satirische Lustspiel «Die Rückkehr des Landboten» (Warsch. 1791; deutsch, Straßb. 1792). Im J. 1794 wurde er Kosciuszkos Adjutant, mit diesem bei Maciejowice gefangen und in Petersburg zurückgehalten, bis er bei Pauls Thronbesteigung die Freiheit erhielt. Wie Kosciuszko ging auch N. nach den Vereinigten Staaten, kehrte 1807 nach Warschau zurück und wurde Staatssekretär; doch lebte er meist auf seinem Landhause Ursinow bei Warschau. Nachdem Polen als Königreich mit Rußland vereinigt war, wurde er Präsident des Konstitutionskomitee. Beim Ausbruche der Revolution 1830 wurde er Mitglied des Administrationsrats und schrieb als Senatssekretär das Protokoll, durch das das Haus Romanow vom poln. Throne ausgeschlossen sein sollte. Kurz vor dem Falle Warschaus verließ er Polen und ging nach Paris. Er starb daselbst 21. Mai 1841.

N.' vorzüglichste Werke sind: «Histor. Gesänge der Polen» (Warsch. 1816 u. öfter; deutsch von Gaudy, Lpz. 1833), «Geschichte der Regierung Königs Sigismunds III. von Polen» (3 Bde., Warsch. 1819; neue Aufl., Bresl. 1836), «Sammlung von Memoiren zur alten poln. Geschichte» (5 Bde., Warsch. 1822; neue Aufl., 1840). In seinen Briefen poln. Juden, «Levi und Sara, ein Sittengemälde» (deutsch, Berl. 1825), schildert er den elenden geistig-sittlichen Zustand dieses Teils der poln. Bevölkerung. Sein Roman «Johann von Tenczyn» (3 Bde., Warsch. 1825; deutsch, Berl. 1828) spielt in der Zeit des Königs Sigismund August von Polen. Gesammelt erschienen seine poetischen Schriften in zwölf Bänden (Lpz. 1840). Aus seinem litterarischen Nachlaß sind die «Notes sur ma captivité à Pétersbourg» (Par. 1843), seine Memoiren «Pamiętniki» (Par. 1848 u. Pos. 1871) und die Beschreibung seiner wissenschaftlichen Reisen durch Polen «Podróże» (Par. 1858) veröffentlicht worden. Sein Leben beschrieb Fürst Adam Czartoryski (Par. 1860).

Niemegk, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, Zauch-Belziger Kreis, 23 km von Wittenberg, unweit der Plane, mit (1880) 2281 E., hat Ackerbau, Flachsmärkte, Leinenweberei, Ziegelei und Brauerei.

Niemen oder Njemen (bei den Alten Chronus oder Chronius), einer der bedeutendsten Flüsse Westrußlands und Ostpreußens, mit einem Laufe von

704 km und einem Stromgebiet von 90548 qkm, entspringt in einem sumpfigen Walde des Gouvernements Minsk, 2 km vom Dorfe Doginitschl, fließt, gleich von Anfang sehr wasserreich, erst längs dem uralisch-baltischen Landrücken in einem nördl. Bogen gegen Westen bis Grodno, dann vielfach gekrümmt, den Landrücken durchbrechend, auf der Grenze zwischen Rußland und Polen nordwärts bis Kowno, hierauf wieder westwärts über Georgenburg (Jurburg) und Johannisburg (Sudargi). In dieser Richtung tritt der Fluß unter dem deutschen Namen Memel (die) bei Schmalleninken in das preuß. Gebiet, berührt hier Ragnit und Tilsit und teilt sich 11 km unterhalb Tilsit in zwei 30—40 km lange Hauptarme, die Gilge links und die Ruß rechts, welche die fruchtbare, von zahlreichen Kanälen und Dämmen durchschnittene, mit Dörfern und Weilern bedeckte Tilsiter Niederung (plattdeutsch Rehring) einschließen und in mehrern Mündungen sich in das Kurische Haff ergießen. Beide Ufer des Flusses sind bis zur preuß. Grenze hin hoch und steil. Die mittlere oder Durchbruchsstrecke hat schroffe, ausgezackte, 20—30 m hohe, oft sehr malerische Thalränder, eine 1100—2200 m breite, mit Ortschaften und Ruinen alter Burgen besäete Wiesensohle. Auch von Kowno bis Ragnit sind die Thalränder, obwohl niedriger, doch noch steil geböscht und hügelig. Die Schiffbarkeit des N., welche vom März bis November währt, beginnt für kleinere Fahrzeuge bei Bielica, für größere bei Grodno, wird aber zwischen dieser Stadt und Kowno durch 55 Stromschnellen und Untiefen behindert, von denen 13 der gefährlichsten 33 km unterhalb Grodno liegen, sodaß die Schiffe und Flöße der Lotsen bedürfen und die Bergfahrt nur bis Kowno stattfindet. Gleichwohl ist der Verkehr auf dem N. zwischen Preußen, Polen und Rußland sehr bedeutend und durch mehrere schiffbare Nebenflüsse und Kanäle, die ihn mit den Gebieten des Dnjepr, der Windau, der Weichsel und des Pregel in Verbindung setzen, beträchtlich erweitert. Dampfschiffe befahren den N. von Kowno abwärts. Die bedeutendsten Nebenflüsse sind links die Lossha, Uma, Selwa, Nola, die Schara, die durch den Oginskikanal mit der Jasiolda des Dnjeprgebiets, und die Czernohanscha, die durch den Augustowokanal mit der Narew und so mit der Weichsel verbunden sind, und auf preuß. Gebiete die Szeszuppe; rechts die schiffbare und sehr weit flößbare Wilia, die über Wilna geht und bei Kowno mündet, die Ssula, Bystraja, die Dubissa, welche der Windaukanal mit der Windau verbindet, und in Preußen die schiffbare Jura. Mit der 1613—16 regulierten Gilge steht durch den Kleinen Friedrichsgraben der schiffbare Küstenfluß Nemonin und dieser wieder durch den 19 km langen Großen Friedrichsgraben mit der Deime, dem nördlich ins Kurische Haff gehenden Seitenarm des Pregel, in Verbindung. Letztere beiden Kanäle wurden 1688—96 zur Vermeidung der gefährlichen Schiffahrt auf dem Kurischen Haff angelegt. Auf dem N. fand bei Tilsit Juli 1807 eine Zusammenkunft der Kaiser Napoleon I., Alexander I. und des Königs Friedrich Wilhelm III. statt.

Niemes (slaw. Mimoň), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Böhmisch-Leipa im nördl. Böhmen, in einem tief eingeschnittenen Thale am Zusammenfluß der Quellbäche der Polzen, die zur Elbe geht, Station der Lokalbahn N.-Böhmisch-Leipa, Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein Standbild Kaiser Josephs II. und zählt (1880) 4602, als Gemeinde 4807 E. deutscher Zunge, die eine Möbelfabrik, eine Leinen- und Baumwollwarenfabrik, einige Tuchfabriken, eine Fabrik chemischer Produkte und eine Holzessigfabrik unterhalten.

Niemeyer (Aug. Herm.), Theolog, Pädagog und geistlicher Liederdichter, geb. 11. Sept. 1754 zu Halle an der Saale, studierte daselbst Theologie. Nachdem er sich 1777 daselbst habilitiert, wurde er 1780 außerord. Professor der Theologie, 1784 ord. Professor und Aufseher des königl. Pädagogiums, 1785 Mitdirektor des Pädagogiums und des Waisenhauses, 1787 Direktor des pädagogischen Seminariums, 1792 Konsistorialrat und 1804 Wirkl. Oberkonsistorialrat und Mitglied des berliner Oberschulkollegiums. Im J. 1807 wurde er nebst mehrern andern angesehenen Männern seiner Vaterstadt als Geisel nach Frankreich deportiert, nach seiner Rückkehr aber 1808 Mitglied der Reichsstände im Königreich Westfalen und noch in demselben Jahre Kanzler und Rector perpetuus der Universität zu Halle. Diese Stellung verlor er 1813, als Napoleon die Universität auflöste. Bei Wiederherstellung derselben 1814 kehrte er zwar in die frühere Stellung zurück, legte aber nachher die Stelle eines Kanzlers nieder und wurde 1816 Konsistorialrat und Mitglied des Konsistoriums zu Magdeburg. Er starb 7. Juli 1828. Seine vorzüglichsten Schriften sind: «Charakteristik der Bibel» (5 Bde., neueste Aufl., von H. A. Niemeyer besorgt, Halle 1830—31), «Handbuch für christl. Religionslehrer» (Bd. 1, 7. Aufl., Halle 1829; Bd. 2, 6. Aufl. 1827), «Leitfaden der Pädagogik und Didaktik» (Halle 1802), «Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts» (9. Aufl., herausg. von H. A. Niemeyer, 3 Bde., Halle 1834—36), das unter dem Ministerium Eichhorn in Preußen verbotene «Lehrbuch der Religion für die obern Klassen in gelehrten Schulen» (18. Aufl., Halle 1843), «Religiöse Gedichte» (Halle u. Berl. 1814). Vgl. Jacobs und Gruber, «August Hermann N. Zur Erinnerung an dessen Leben und Wirken» (Halle 1831).

Hermann Agathon N., verdienter Theolog, jüngster Sohn des vorigen, geb. 5. Jan. 1802 zu Halle, machte seine Studien auf dem Pädagogium und der Universität daselbst und habilitierte sich 1825 zu Halle. Von Jena, wohin er bereits 1826 als außerord. Professor der Theologie berufen worden war, kehrte er 1829 als Professor und Kondirektor der Francke'schen Stiftungen nach Halle zurück. Noch in demselben Jahre wurde er zum ersten Direktor der Stiftungen ernannt, in welcher Stellung er sich durch Gründung einer Realschule und einer höhern Töchterschule u. s. w. verdient machte. Er ward 1848 von dem halleschen Wahlkreis zur berliner Nationalversammlung gesendet, wo er der Rechten angehörte. N. starb 6. Dez. 1851. Als Theolog gehörte er der histor.-kritischen Schule an und bekannte sich zu einer rationalistischen Auffassung des Christentums. Von seinen größern wissenschaftlichen Arbeiten sind die «Collectio confessionum in ecclesiis reformatis publicatarum» (Lpz. 1840) und die «Kritische Ausgabe der Lutherschen Bibelübersetzung» (Halle 1840) besonders zu erwähnen.

Niemeyer (Felix), berühmter Arzt, Enkel von August Hermann Niemeyer (s. d.), geb. 31. Dez. 1820 in Magdeburg, studierte in Halle und ließ sich 1844 als Arzt in seiner Vaterstadt nieder, wo ihm 1853 die Oberleitung der mediz. Station des städtischen Krankenhauses übertragen wurde. Im J.

1855 wurde er als Professor der Pathologie und Therapie und Direktor der mediz. Klinik nach Greifswald berufen, von wo er 1860 einem Ruf nach Tübingen folgte. Hier entfaltete er die segensreichste Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller, erhielt den persönlichen Adel und wurde konsultierender Leibarzt des Königs von Württemberg. Im J. 1870 war er in den Spitälern zu Nancy thätig, starb aber bald nach seiner Rückkehr zu Tübingen 14. März 1871. Sein litterarisches Verdienst besteht in der Abfassung seines «Lehrbuch der speziellen Pathologie und Therapie» (Berl. 1858; 11. Aufl., bearbeitet von Seitz, 2 Bde., Berl. 1884), welches durch die Bündigkeit und Klarheit des Stils, die Anschaulichkeit der Krankheitsbilder und die Sicherheit der Heilindikationen sich auszeichnet.

Paul N., mediz. Schriftsteller, Halbbruder des vorigen, geb. 9. März 1832 zu Magdeburg, seit 1875 Privatdocent der Medizin an der Universität Leipzig, seit 1878 Arzt des Hygieinischen Vereins zu Berlin, hat sich namentlich durch sein «Handbuch der theoretischen und klinischen Perkussion und Auskultation» (2 Bde., Erlangen 1868—71) und einen «Grundriß der Perkussion und Auskultation» (3. Aufl., Stuttg. 1880), sowie durch zahlreiche populäre mediz. und diätetische Schriften («Gesundheitslehre des menschlichen Körpers», Münch. 1876; «Die Lunge», 5. Aufl., Lpz. 1885; «Ärztlicher Ratgeber für Mütter», Stuttg. 1877; «Die Sonntagsruhe vom Standpunkte der Gesundheitslehre», 2. Aufl., Berl. 1883, u. a.) bekannt gemacht. Außerdem bearbeitete er Florence Nightingales «Notes on nursing» als «Ratgeber für Gesundheits- und Krankenpflege» (Lpz. 1878) und gibt eine hygieinische Zeitschrift «Ärztliche Sprechstunden» (Bd. 1—14, Jena 1878—85) heraus.

Nienburg an der Weser, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Hannover, Hauptstadt der Grafschaft Hoya, an der Weser, über welche hier eine steinerne Brücke führt, und an der Linie Hannover-Geestemünde der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Kreisamts, Amtsgerichts und einer Superintendentur, hat ein Realprogymnasium, eine königl. Baugewerkschule, eine Ackerbauschule, eine höhere Töchterschule, chemische, Glas-, Lein-, Dünger-, Stärke- und Dextrinfabriken und zählt (1880) 6204 meist prot. E. Es wird schon 1025 urkundlich genannt, war früher stark befestigt und neben Hoya Residenz der Grafen von Hoya und wurde 23. Aug. bis 24. Sept. 1625 von Tilly vergebens belagert. — Der nach der Kreisordnung vom 6. Mai 1884 gebildete Kreis Nienburg zählt auf 496,76 qkm (1880) 23494 E.

Nienburg an der Saale, Stadt im Herzogtum Anhalt, Kreis Bernburg, an der Mündung der Bode in die Saale, zählt (1880) 4674 prot. E., hat eine Domäne und Rittergut, eine Eisengießerei und Maschinenfabrik, Zuckerfabriken, eine Malzfabrik, eine Reisstärkefabrik, eine große Fabrik von Kupfer-, Messing- und Blechwaren, eine große Cementfabrik, Kalksteinbrüche, Kalk- und Ziegelbrennerei, Schiffahrt und Getreidehandel. Nach dem Benediktinerkloster, welches hier 970—1552 bestand, hieß der Ort ehemals auch Mönchen- oder München-Nienburg.

Nien-fei («Nördliche Rebellen») erhoben sich 1866 in der chines. Provinz Schang-tong, kurz nach der Unterdrückung des Aufstandes der Thai-ping, gegen die durch den Krieg gegen England und Frankreich geschwächte Regierung, gewannen in den benachbarten Provinzen Anhang, bemächtigten sich 1868 der Stadt Ning-po, wurden indes von dem inzwischen durch kaiserl. Bannertruppen verstärkten Heere wiederholt geschlagen und bis 1870 völlig unterworfen.

Niepce (Josephe Nicephore), einer der Erfinder der Photographie (s. d.), geb. 7. März 1765 zu Châlon-sur-Saône, trat 1789 in die franz. Armee, nahm als Offizier besonders an den Feldzügen in Italien teil und verwaltete 1795—1801 den Distrikt Nizza. N. kehrte hierauf nach seiner Vaterstadt zurück, wandte sich seit 1811 der Lithographie zu und kam gegen 1813 auf den Gedanken, zur Hervorbringung des Bildes sich nicht mehr des Griffels, sondern unmittelbar des Sonnenlichts zu bedienen. Er war der erste, welcher die Bilder der Camera-obscura mit Erfolg fixierte. Obgleich seine Erzeugnisse noch sehr unvollkommen waren, hatte er doch das Problem an sich gelöst. Er nannte seine Bilder, welche mittels Asphalts hergestellt waren, Heliographen. (S. Heliographie). N. trat hierauf mit Daguerre (s. d.) in nähere Verbindung, mit dem er sich durch Kontrakt 14. Dez. 1829 zur weitern Vervollkommnung und Ausbeutung des von ihm erfundenen Verfahrens einigte. Doch starb N. schon 5. Juli 1833 zu Gras, seiner Besitzung bei Châlon. Nach seinem Tode wurde die Erfindung durch Daguerre weiter vervollkommnet, wie aus dessen spätern Kontrakten mit N.s Sohne, Isidore N., hervorgeht. Letzterer vindizierte seinem Vater die Erfindung in der Schrift: «Historique de la découverte improprement nommée Daguerréotypie» (Par. 1841).

Auch ein Neffe des Erfinders, Claude Marie François N. de Saint-Victor (geb. 26. Juli 1805 zu St.-Cyr bei Châlon, 1845—48 Lieutenant in der pariser Municipalgarde, dann Lieutenant und bald darauf Kapitän in einem Dragonerregiment, seit 1854 zweiter Kommandant des Louvre, gest. 5. April 1870 zu Paris), erwarb sich um die weitere Ausbildung der Photographie große Verdienste. Er war der erste, der Eiweiß als Überzug photographischer Platten und Papiere versuchte. Auch schrieb er einen «Traité pratique de gravure héliographique» (Par. 1856) und veröffentlichte zahlreiche Abhandlungen in den «Compte-rendus» der Akademie der Wissenschaften. Seine zerstreuten Arbeiten gab er gesammelt unter dem Titel «Recherches photographiques» (Par. 1855) heraus.

Nieren (renes) nennt man die zur Harnabsonderung dienenden Drüsen. Es sind deren beim Menschen und allen höhern Tieren zwei, die an der innern, hintern Oberfläche der Bauchhöhle zu beiden Seiten des ersten bis dritten Lendenwirbels liegen. Sie haben eine bohnenförmige Gestalt, sodaß man an ihnen eine vordere und hintere Fläche, einen äußern konveren und innern ausgeschweiften Rand und ein oberes und unteres Ende unterscheidet. Die vordere Fläche ist von der hintern Wand des Bauchfells überzogen, die hintere grenzt nach oben an den Lendenteil des Zwerchfells (s. d.). Der äußere Rand ist konvex, der innere konkav und mit einer in das Innere führenden Spalte (hilus renalis) versehen, durch welche sich der Harnleiter und die Blutgefäße in das Nierenbecken einsenken. Jede N. hat eine eigene feste, aber dünne Haut (Kapsel) und ist mit lockerm und sehr fettreichem Zellgewebe umgeben, welches sie mit den angrenzenden Teilen verbindet. An den N. unterscheidet man zweierlei Substanz: eine äußere, welche nur den Hilus der N. freiläßt, die Rinden- oder

Cortikalſubſtanz, und eine von dieſer umſchloſſene, die Mark- oder Medullarſubſtanz. Die Rindenſubſtanz erſcheint körnig und röter als die ſtrahlig geſtreifte Markſubſtanz. Die Körner, welche in der Rindenſubſtanz leicht auffallen, beſtehen aus Knäueln ſeiner Gefäße, den ſog. Malpighiſchen Körperchen, die einen Durchmeſſer von 0,2 mm beſitzen und von einer häutigen Hülle trichterförmig umſchloſſen werden; von dieſer Hülle geht ein ſehr feiner Schlauch (Harnkanälchen) aus, welcher in der Rindenſubſtanz vielfach gewunden iſt, ſich dann nach dem Hilus zuwendet und in der Markſubſtanz mit mehrern andern ſeinesgleichen zu einem Schlauch zuſammentritt. Im Malpighiſchen Gefäßknäuel wird Blutflüſſigkeit durch die Gefäßwand abgepreßt, die ſich dann auf dem Wege zum Hilus noch konzentriert und anderweitig chemiſch verändert und ſchließlich zum Harn wird. Die Harnkanälchen enden bündelweiſe in warzenförmigen Vorſprüngen (Nierenwarzen) und ergießen hier den Harn in kurze häutige Schläuche, die Nierenkelche, aus welchen er in das gemeinſchaftliche Nierenbecken, die Erweiterung des Harnleiters, abfließt. Ihr Blut erhält die N. durch die Nierenarterie. Das aus der N. abfließende Blut führt die Nierenvene direkt in die untere Hohlader und nicht, wie die Venen der andern Unterleibsorgane, in die Pfortader. Es kommt vor, daß die N. nicht die gewöhnliche Lage haben, ſondern z. B. im kleinen Becken angewachſen ſind oder in der Mittellinie des Körpers zuſammenſtoßen und hier zu einer ſog. Hufeiſenniere verwachſen ſind. In noch andern Fällen liegen die N. nicht feſt, ſondern beweglich in der Bauchhöhle (wandernde N.).

Unter den Krankheiten der N. ſind am häufigſten die ſog. Brightſche Krankheit (ſ. d.) und der Schwund oder die Cirrhoſe der N. Weniger häufig iſt die interſtitielle Entzündung der N. (Nephritis), welche vorzugsweiſe das zwiſchen den Harnkanälchen befindliche Bindegewebe betrifft und die gewöhnliche Urſache des Nierenabſceſſes bildet. Entzündung der Nierenkelche und des Nierenbeckens, ſowie Steinbildung in den N. ſelbſt und in den Kelchen ſind beſchwerliche, durch Fieber und täglichen Eiterverluſt häufig erſchöpfende Krankheiten, welche nicht ſelten mit höchſt intenſiven, krampfartigen Schmerzen, der ſog. Nierenkolik, verbunden ſind. Unterdrückung der Harnabſonderung führt unter ſog. urämiſchen Erſcheinungen zum Tode. (S. Harn.)

Nierenbaum, ſ. Anacardium.

Nierenkolik, Nierenſteine, ſ. unter Harnſteine; vgl auch Stein (Krankheit).

Nierenſteiner, ſ. Nierſteiner.

Nieritz (Karl Guſt.), beliebter Volks- und Jugendſchriftſteller, geb. 2. Juli 1795 zu Dresden, wurde daſelbſt Volksſchullehrer, 1831 zum Oberlehrer und 1841 zum Direktor der Bezirksſchule zu Antonſtadt-Dresden ernannt. Das rechte Gebiet für ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit eröffnete ſich ihm, als Gubitz ihn 1834 aufforderte, Jugendſchriften nach dem Vorbilde Chriſtoph von Schmids zu verfaſſen. Seit dieſer Zeit gab N. weit über 100 Bändchen Erzählungen für die Jugend heraus, die zum großen Teil hiſtor. Stoffe behandeln. Dieſelben ſind meiſt in der «Jugendbibliothek» (Berl. u. Lpz. 1840—65; neue Ausg. 1876 fg.) und den Sammlungen ſeiner «Jugendſchriften» (Lpz. 1846—56) erſchienen und haben zum Teil zahlreiche Auflagen erlebt. Auch veröffentlichte N. Erzählungen für das Volk in dem «Sächſ. Volkskalender» (Lpz. 1842—49; auch als «Preuß. Volkskalender» in Berlin ausgegeben) und im «Deutſchen Volkskalender» (Lpz. 1850—77). Im J. 1864 legte N. ſein Schulamt nieder und ſtarb 16. Febr. 1876 in Dresden. Sein Denkmal (Marmorbüſte von Kietz) auf der Thereſienſtraße in Dresden wurde 11. Okt. 1878 enthüllt. Vgl. N.' «Selbſtbiographie» (Lpz. 1872).

Niers, Fluß im preuß. Regierungsbezirk Düſſeldorf, entſpringt bei Wanlo unweit Odenkirchen, berührt Kempen, Geldern und Goch und mündet nach einem Laufe von 120 km unterhalb Gennep im niederländ. Herzogtum Limburg rechts in die Maas.

Nierſteiner, gewöhnlich, aber fälſchlich, Nierenſteiner, iſt ein berühmter Rheinwein, welcher in der Umgebung des dicht am Rhein und an der Heſſiſchen Ludwigsbahn (Linie Mainz-Worms), 2 km nördlich von Oppenheim gelegenen und (1880) 3141 E. zählenden großherzogl. heſſ. Dorfes Nierſtein gebaut wird. Die beſte Lage der nierſteiner Weinberge iſt die Glöde oder Kleck, deren Boden aus ſandigem Kalkmergel beſteht. Der Satz iſt durchgängig Riesling oder Orléans. Der nierſteiner Wein zeichnet ſich durch Geiſt, Milde und Arom vorteilhaft aus. Er iſt nicht beſonders ſchwer, wird aber auf dem Lager mit zunehmenden Jahren immer markiger und gewürzhafter. Doch haftet ihm ein gewiſſer Erdgeſchmack an. Der N. iſt einer der bekannteſten und verbreitetſten Rheinweine, teils weil ſein Ruhm aus den älteſten Zeiten her datiert, teils weil unter ſeinem Namen eine große Zahl rheinheſſ. Weine in die Welt geht. Bei Nierſtein befindet ſich auch eine Schwefelquelle, Sirona genannt, mit der früher ein Bad verbunden war.

Nieſchin (Njeſchin), ſ. Neſchin.

Nieſekraut, ſ. unter Achillea.

Nieſen (sternutatio) beſteht in einem nach vorhergängigem Tiefeinatmen erfolgenden gewaltſamen und ſchnellen Ausſtoßen der Luft durch die Naſe allein oder teilweiſe mit durch den Mund mittels einer plötzlichen Zuſammenziehung der Ausatmungsmuskeln des Bauchs und der Bruſt. Dieſe raſche, meiſt unwillkürliche, krampfartige Ausatmung beruht auf einer Reflexwirkung (ſ. Nerven) durch den Naſociliaraſt des fünften Nerven, welcher die Naſenſchleimhaut mit Empfindungsfaſern verſieht. (S. Naſe.) Zur Hervorrufung des Nieskitzels dient jede Reizung der Naſenſchleimhaut: unmittelbar durch fremde, in die Naſenhöhle gebrachte Körper oder beim Katarrh durch angehäuften ſtarken Schleim und Thränenfeuchtigkeit; mittelbar durch Reizung der Augennaſennerven beim Sehen in die Sonne oder auf ſympathiſchem Wege bei Reizungen der Unterleibsnerven. Das N. bezweckt zunächſt Wegſchaffung und Ausſtoßung des die Naſenſchleimhaut reizenden Körpers. Wird dieſer daher nicht durch den erſten Verſuch entfernt, oder hält der Reiz noch an, ſo ſetzt es ſich fort. Eine eigenartige krampfhafte Reflexerregung iſt der ſog. Nieskrampf, welcher ſich bisweilen bei nervöſen, reizbaren und hyſteriſchen Perſonen findet und tage-, ſelbſt wochenlang ohne nachweisbare Veranlaſſung ein faſt ununterbrochenes läſtiges N. unterhält. Man benutzt das N. zuweilen als Heilmittel, z. B. bei Kopfſchmerz, Benommenheit des Gehirns, oder um die Schleimhaut der Naſe oder anderer naheliegender Organe in erhöhte Thätigkeit zu verſetzen, oder um

rine heftige Erschütterung der Respirationsorgane, z. B. bei Scheintod, zu erzielen. In diesen Fällen wendet man entweder unmittelbare mechan. Reizung der Nasenschleimhaut (z. B. mittels Federposen) oder die sog. Niesmittel (sternutatoria) an, zu denen Tabak, Haselwurzel, florent. Violwurzel, Betonienwurzel, Nieswurz u. s. w. gehören und welche, fein gepulvert und auf die Nasenschleimhaut gebracht, diese teils mechanisch, teils chemisch reizen und Niesksitzel und N. erregen.

Riesen, ein vielbesuchter Berg des Berner Oberlandes, erhebt sich als regelmäßige Pyramide, nördlich von Thun, südlich vom Thunersee, zwischen den Thälern der Kander und der Simme, die sich an seinem Fuße vereinigen, zu 2366 m Höhe über dem Meere. Von dem Dorfe Wimmis (12 km von Thun) am Nordfuße, wie von dem Heustrichbade am Ostfuße aus, wird er auf bequemen Reitwegen in vier bis fünf Stunden bestiegen. Der Gipfel bildet einen schmalen Kamm, der sich an beiden Enden zu einer kleinen Kuppe erweitert. Dicht unterhalb der südlichen steht ein kleines Bergwirtshaus; die nördliche, etwas höhere bietet für 50 Personen Raum und gewährt eine prachtvolle Aussicht, welche die Anmut des Rigipanoramas mit der Großartigkeit der Faulhornaussicht verbindet. Die Riesenkette, ein hoher scharfer Grat, der vom Wildstrubel (3253 m) sich nördlich abzweigend die Gebiete der Kander und der Simme scheidet, besteht aus Flysch, der bei Wimmis auch als Dachschiefer ausgebeutet wird, in der Höhe als dunkelgrauer Kalksandstein erscheint. Über dem meist bis oben beweideten Kamme erheben sich steile Felskegel, deren wichtigste außer dem eigentlichen N. sind: der Hochniesen (2456 m), die Männlifluh (2662 m), das Gsür (2711 m) und das Albristhorn (2764 m).

Niesky, Kolonie der evang. Brüdergemeine im Kreise Rothenburg des preuß. Regierungsbezirks Liegnitz, Station der Linie Wittenberg-Falkenberg-Kohlfurt der Preußischen Staatsbahnen, 20 km im Nordnordwesten von Görlitz gelegen, ist auf dem Gebiete des Rittergutes Trebus 1742 von böhm. Emigranten, die sich an die Brüdergemeine zu Herrnhut anschlossen, gegründet. Der gewerbreiche Ort mit Amtsgericht zählt (1880) 1319 E. (worunter 873 Mitglieder der Brüdergemeine). Mehrere kaufmännische Geschäfte und Gewerbe, sowie ein Gasthof werden auf Rechnung der Brüdergemeine betrieben, welche hier auch eine Missions-Bildungsschule, ein Pädagogium, ein Schullehrerseminar, eine Erziehungsanstalt für Knaben und eine solche für Mädchen und in der Nähe das Diakonissenhaus Emmaus hat.

Nießbrauch (ususfructus) oder das dingliche Recht auf alle Vorteile, welche sich durch Aneignung der Früchte einer fremden Sache und deren pfleglichen Gebrauch erlangen lassen, entsteht durch Vertrag, Letzten Willen oder Zuerkennung von seiten des Gerichts (z. B. wenn eine gemeinschaftliche Sache auf deshalb erhobene Klage so geteilt wird, daß von den bisherigen Miteigentümern der eine auf bestimmte Zeit die Nutznießung, der andere danach das unbeschränkte Eigentum haben soll), ingleichen kraft des Gesetzes als Wirkung der eheherrlichen oder väterlichen Gewalt. So kommt der N. dem Ehemanne an der Mitgift (s. d.), dem Vater mutmaßlich an allen Gütern zu, welche sein Hauskind der Freigebigkeit eines Dritten verdankt. Den N., wenn er als Servitut bestellt ist, hat jeder Eigentümer der dienenden Sache gegen sich gelten zu lassen, erst der Tod des Usufructuars befreit ihn davon. Meist sind dann dem Eigentümer die nämlichen Sachen zurückzugewähren, doch gibt es auch einen Quasi-Usufructus an vertretbaren Sachen, wie Warenvorräten, wo jener seinerzeit nur Gegenstände derselben Art wieder empfängt. Verwandt sind dem N. die beschränktern Rechte des Gebrauchs zu persönlichem Bedarf (usus) und der Wohnung in fremden Grundstücken (habitatio).

Nieswurz, Pflanzenarten, s. Helleborus.

Niet, Niete, Nietbolzen oder Nietnagel (frz. rivet, engl. rivet), ein zur Verbindung zweier Metallstücke dienender, an dem einen Ende mit starkem Kopf versehener Bolzen. Das hierzu verwendete Material entspricht demjenigen der zu verbindenden Teile. Für kleinere N. ist dasselbe meist Eisen-, Kupfer- oder Messingdraht, für größere Schmiedeeisen (Rundeisen); Gußeisen wird nur ausnahmsweise und dann mit Schmiedeeisen genietet.

Die Nietenfabrikation begreift im wesentlichen das Ansetzen des Kopfs, Setzkopf, an den cylindrischen Tril, Schaft- oder Nietbolzen im engern Sinn. N. von geringen Dimensionen (bis 8 mm Durchmesser) werden mit Hilfe von Maschinen, die im Prinzip den Drahtstiftmaschinen gleichen, gepreßt und zwar erfolgt die Herstellung derselben stets auf kaltem Wege, nachdem das Material ausgeglüht worden ist, welch letzteres auch mit dem fertigen N. geschieht. Für größere N., wie sie an Dampfkesseln, Brücken u. s. w. verwendet werden, ist die mechan. Herstellung auf kaltem Wege schon deshalb nicht ratsam, weil die hierzu erforderten Maschinen zu schwer und im Betrieb zu kostspielig werden und das Material, hier ausschließlich Eisen, nicht ohne Verminderung seiner Festigkeit aus dem Arbeitsprozeß hervorgehen würde. Größere N. werden deshalb stets in warmem Zustand und zwar entweder vom Schmied mit der Hand, oder mit Hilfe besonderer Maschinen (Nietmaschinen) hergestellt. Auf diesen Maschinen, welche im allgemeinen den Prägwerken ähnlich sind, werden die Nietköpfe mittels Matrizen, die an großen Schrauben befestigt sind, langsam angepreßt. Alle N., sowohl die von Hand als die durch Maschinenarbeit hergestellten, haben um den Kopf herum einen Grat, der von überschüssigem Material herrührt und des bessern Aussehens wegen zu beseitigen ist, zu welchem Zweck man die N. eine Art Stanze, Nietdurchstoß- oder Nietputzmaschine, passieren läßt.

Beim Nieten oder Vernieten wird das N. durch in die zu verbindenden, übereinander liegenden Teile gebohrte oder gestanzte Löcher gesteckt, worauf durch Umschlagen des hervorragenden Endes der in der Form dem Setzkopf entsprechende Schließkopf gebildet wird. Nietungen werden sowohl in warmem als in kaltem Zustand vorgenommen, letzteres bei weichen Metallen und bei Eisenteilen von geringer Stärke; im Dampfkessel-, Brücken-, Schiffbau u. s. w. kommen, in Deutschland wenigstens, stets warme Nietungen zur Anwendung. Bei der versenkten Nietung sollen die Nietköpfe nicht aus der Fläche der zu verbindenden Teile hervorstehen. Man wendet deshalb N. mit nach dem Schaft zu konisch verlaufenden Köpfen an, die in gleichfalls konisch ausgebohrte, versenkte Nietlöcher eingreifen. Häufig, jedoch mehr in der Schlosserei als im Maschinenbau, wird auch der Schließkopf als versenkter Kopf hergestellt.

Nietbolzen, soviel wie Niet.

Niete (holländ., eigentlich «Nichts»), in der Lotterie ein Los, das nicht gewinnt, Fehllos, danach auch verallgemeinert.

Nieten oder Vernieten (frz. river, rivure; engl. riveting), im eigentlichen Sinn die Verbindung plattenförmiger Konstruktionsteile mit Hilfe von Nieten (s. unter Niet); im weitern Sinn auch diejenige Art der Zusammenfügung, bei welcher ein Arbeitsstück mit einem nietförmigen Ansatz durch eine Öffnung im zweiten Arbeitsstück gesteckt und durch Stauchen dieses Ansatzes befestigt wird.

Nietenzieher, ein auf der Auffließfläche mit einer cylindrischen Vertiefung versehener Stempel, mittels dessen zum Zweck einer möglichst dichten Vernietung die Lochränder um das eingesteckte Niet herum aneinander gedrückt werden.

Niet- und nagelfest, sov. w. Fixa vineta (s. d.).

Niethammer (Friedr. Imman.), philos. und pädagogischer Schriftsteller, geb. zu Beilstein im Württembergischen 26. März 1766, wurde 1793 außerord. Professor der Philosophie, 1797 der Theologie zu Jena, wo er als Vorkämpfer des Idealismus auftrat. Verdient machte er sich auch durch die Begründung des «Philos. Journals», das er anfangs allein, dann mit Fichte herausgab. Im J. 1804 wurde er als Professor und Konsistorialrat nach Würzburg berufen, von wo er 1806 als prot. Kreis-, Konsistorial- und Schulrat nach Bamberg ging. Im J. 1807 wurde er als Centralschul- und Studienrat nach München versetzt und 1829 zum ersten evang. Oberkonsistorialrat ernannt. Er trat 1845 in Ruhestand und starb 1. April 1848 zu München. Von N.s philos. Schriften sind zu erwähnen: «Versuch einer Ableitung des moralischen Gesetzes aus der Form der reinen Vernunft» (Jena 1793), «Über Religion als Wissenschaft» (Neustrelitz 1795), «Versuch einer Begründung des vernunftmäßigen Offenbarungsglaubens» (Lpz. 1798).

Nietkuppe, eine Kluppe zum Festhalten des Drahtstücks bei der Herstellung kleiner Niete.

Nietmaschine oder Nietpresse nennt man einesteils eine mechan. Vorrichtung zur Anfertigung von Nieten (Nietbolzen), andernteils eine solche zur Ausführung von Vernietungen. (S. unter Niet.)

Nietnagel (Neidnagel), s. u. Nagel (anatom.).

Nietnaht, eine durch Nieten (s. d.) entstandene Verbindungsstelle.

Nieuport (vlām. Nieuwpoort), Stadt im Bezirk Furnes der belg. Provinz Westflandern, am Yser, 3 km von der Meeresküste, mit 3156 E., welche Fischerei, Segel-, Tau- und Netzfabrikation treiben. Hier siegte 2. Juli 1599 der Prinz Moritz von Oranien über die Armee des Erzherzogs Albert. Die Seebäder bieten von der Estacade aus Aussicht sowohl nach Ostende, als südlich nach Dünkirchen.

Nieuwe Diep, Hafen in Holland, s. Helder.

Nievo (Ippolito), ital. Novellist und Dichter, geb. 30. Nov. 1832 zu Padua, studierte daselbst Philosophie, Geschichte und Litteratur, und begleitete dann als Offizier den Zug Garibaldis nach Sicilien. Auf der Rückkehr von dort starb er beim Schiffbruch des Dampfers Ercole im März 1861 in der Nähe des Golfs von Neapel. Unter seinen Novellen haben am meisten Aufsehen erregt die nach seinem Tode erschienenen «Confessioni d'un ottuagenario» (2 Bde., Flor. 1867; deutsch von J. Kurz, 2 Bde., Gera 1877), eine Art histor. Romans, der die Geschichte Italiens von 1775 bis 1858 behandelt. Seine lyrischen Dichtungen erschienen gesammelt unter dem Titel «Poesie di Ippolito N.» (Florenz 1883).

Nièvre, ein nur 53 km langes, aber viele Hammerwerke treibendes rechtes Nebenflüßchen der Loire im innern Frankreich, mündet bei Nevers und gab seinen Namen dem Departement Nièvre, welches aus der alten Provinz Nivernais und aus kleinern Stücken von Orléanais und Gatinais gebildet ist, von den Depart. Yonne, Côte-d'Or, Saône-Loire, Allier, Cher und Loiret begrenzt wird und auf 6816,56 qkm (1881) 347 576 E. zählt. Das Departement zerfällt in die vier Arrondissements Nevers, Château-Chinon, Clamecy und Cosne, mit 25 Kantonen und 313 Gemeinden und hat Nevers zur Hauptstadt. Die Bergterrasse von Nivernais, welche sich im W. an die Terrasse von Bourbonnais anschließt und im O. das sog. Morvangebirge bildet, besteht fast nur aus wellenförmigen Bergflächen. Die höchsten Gipfel des letztern, um Château-Chinon im Yonnethale, sind der Grand-Bois 804 m, der Montarnu 847 m, der Folin 861, der Montagne de Prénéley 850 m, der Mont-Beuvray, auf dessen Gipfel vielleicht das alte Bibracte lag, 810 m hoch. Das Morvangebirge mit seinen nordwestwärts auslaufenden Höhenzügen bildet die Wasserscheide zwischen Loire- und Seinegebiet. Im S. und W. fließt die Loire, welche hier rechts den Aron, die N. und die Nohain, links den schiffbaren Allier an der Grenze aufnimmt. Von dem 174 km langen Kanal von Nivernais, der die Loire mit der Yonne verbindet, gehört eine Strecke von 122 km hierher, und von dem 192 km langen Seitenkanal der Loire eine Strecke von 58 km. Der Boden besteht großenteils aus einer Mengung von Thon und Sand und ist ziemlich fruchtbar. Längs der Loire wächst auf Kiesboden Wein in Menge. Die Landschaft Morvan hat schweres Erdreich, ist aber wenig ergiebig an Getreide, um so reicher an guten Viehweiden und schönen Wäldern. Das etwas kalte, dabei feuchte Klima verrät die Nähe der hohen Berge der Auvergne. Die Getreideernte ist nicht zureichend. Gemüse und Obst werden im Überfluß gewonnen, sowie Hanf, Safran, gute Weine, unter denen die weißen von Pouilly sich auszeichnen. Die Waldungen enthalten sehr schöne Eichen, Weiß- und Rotbuchen und liefern Holz zur Ausfuhr, namentlich auch nach Paris. Der Hauptreichtum des Landes besteht in seinen Steinkohlenflözen, welche besonders bei Decize im Betrieb stehen und jährlich 153 000 t liefern. Die Eisenfabrikation beschäftigt an 3000 Arbeiter und einige Gießereien. Nächst ihr stehen einige andere Industriezweige in Blüte, namentlich Fayence-, Topfwaren- und Leinwandfabrikation. Beträchtlich ist der durch natürliche und künstliche Wasserstraßen, sowie durch die Eisenbahn geförderte Handel mit den Industrieerzeugnissen, sowie mit Brenn- und Stabholz, Holzkohlen, Wein und Vieh.

Niflheim (d. h. Nebelwelt) ist der nördl. Teil in Ginnungagap (s. d.), entgegengesetzt dem südl. Muspellheim, der Feuerwelt. Mitten in N. quillt der tosende Hvergelmir, aus dem 12 Ströme, die Elivagar, entspringen, die jedoch in einiger Entfernung erstarren und sich zu Eismassen aufschichten. Indem aus Muspellheim Funken herbeieilen, entsteht aus dem tropfenden Eis das erste lebendige Wesen, der Urriese Ymir, und die ihn nährende Kuh Audhumla. Später bedeutet N. die Totenwelt, dichterisch auch als Niflhel bezeichnet.

Niftelgerade, ſ. Gerade.

Nigella *L.*, Schwarzkümmel, Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen. Man kennt 10 Arten, die in Mitteleuropa und in den Mediterranländern wachſen. Es ſind krautartige Pflanzen mit fiederförmig feinzerteilten Blättern und einzeln ſtehenden endſtändigen Blüten mit großem fünfblätterigen, blumenkronenähnlich gefärbten Kelch und einer aus kleinen hohlen, tütenförmigen und zweilippigen Organen zuſammengeſetzten Blumenkrone. Auf den 5—10 im Grunde gegenſeitig verwachſenen Stempeln entſteht eine ebenſo viele Fächer enthaltende, vielſamige Kapſel. Zu dieſer Gattung gehören der gemeine Schwarzkümmel (N. sativa *L.*) und die Braut in Haaren (N. damascena *L.*). Erſtgenannte Pflanze, in Südeuropa und dem Orient heimiſch, bildet bis 60 cm hohe Stengel mit doppelt fiederſchnittigen Blättern und hüllenloſen Blüten, deren Kelchblätter weißlichblau und grün geadert ſind. Ihre dreikantigen, querrunzeligen Samen, welche ſcharf ſchmecken und gewürzhaft riechen, werden oder wurden als Semina Nigellae s. Melanthii s. Cumini nigri gegen Verſchleimungen, Eingeweidewürmer u. ſ. w. angewendet, im Orient auch zum Würzen des Brotes. Die zweitgenannte Art, aus denſelben Gegenden ſtammend, durch zartern Bau, hellblaue Kelchblätter und eine zierliche, feinzerteilte Blatthülle um die Blüte von der vorhergehenden verſchieden, iſt eine der beliebteſten Zierpflanzen der Gärten, welche ohne alle Pflege gedeiht und ſich durch Samen leicht vermehren läßt.

Niger, nach dem Nil und dem Congo der größte Strom Afrikas, im obern Laufe von den Mandingo Djioliba (Dſcholiba), d. h. Großer Fluß, im mittlern von den Fulbe Mayo-Balleo, von den Tuareg Eghirrĕu, von den Songhay Iſſa oder Soi, im untern Quorra, richtiger Kowárra genannt. Er entſpringt aus drei Armen, dem Tamincono, Falico und Tembi. Die Quellen des Falico liegen 10° 25′ weſtl. L. (von Greenwich) und 8° 45′ nördl. Br., die des Tembi 10° 33′ weſtl. L. (von Greenwich) und 8° 36′ nördl. Br. Letzterer iſt der Hauptſtrom. Die Vereinigung der Quellflüſſe findet bei Lioh unter 9° 42′ nördl. Br. ſtatt. Der N. durchfließt nun das Bergland der Mandingos und tritt an den Grenzen von Bambarra aus der Gebirgsregion in die Ebene Sudons, in welcher ſeine Schiffbarkeit bei Marrabu beginnt. Erſt bei Dſchabbi (Jabbi) verlaſſen indes die letzten Ausläufer der weſtl. Bergländer den N., der bis dahin einen ungemein reißenden Lauf hat, nun aber in einen ſehr ſanften, oſtnordöſtlich gerichteten Lauf übergeht und zugleich zu einer durch unzählige Fahrzeuge belebten Handelsſtraße wird. Unterhalb Segu-Sikoro und Sanſandig ſind die Umgebungen des N. ungemein mannigfach und reizend, aber im allgemeinen ſo flach, daß ſeine Fluten ſich in der Regenzeit weit und breit ergießen. Nach den Überſchwemmungen verwandelt ſich das Umland in ungangbare, ungeſunde Sümpfe, in denen zahlloſe Elefanten, Löwen und andere Raubtiere hauſen. In derſelben Strecke verzweigt ſich der Strom in mehrere Arme und bildet die beiden 133 km langen und breiten Inſeln von Dhiemé; zugleich nimmt er auf ſeiner Südſeite eine Menge größerer und kleinerer Flüſſe auf. Oberhalb Djenne tritt er in das Fulbereich Maſſina ein, wendet ſich mehr gegen Norden, durchfließt den ſeichten, von Sümpfen umgebenen, zeitweis vorhandenen Debofee und teilt ſich abermals, ſodaß die 300 km lange Inſel Dſchimbolla gebildet wird, welche zwiſchen dem Weißen und Schwarzen Fluſſe liegt. Er biegt bei Kabara, dem Hafenplatze von Timbuktu, ganz gegen Oſten um.

Am Rande der Sahara, in die er zur Zeit des Hochwaſſers ein verſchlungenes Netz von Hinterwaſſern ausſtreckt, geht er in dem alten Songhayreiche bis zum Längengrade von Greenwich öſtlich und etwas nördlich, bildet aber hier ein Knie (Burrum) und nimmt eine ſüdöſtl. Richtung an, die er bis zur Einmündung des Binue (8° nördl. Br.) beibehält. Auf dieſer Strecke tritt er bei Birni in das Fulbereich Gwandu ein, bildet bei Yourie, Buſſa und Robba Stromſchnellen, welche die Schiffahrt unterbrechen, und empfängt ziemlich viele kleine Nebenflüſſe aus Sokoto. Mit dem Binue (ſ. d.) vereinigt, durchbricht er das Kongogebirge, wendet ſich ſüdweſtlich dem Buſen von Guinea zu und ergießt ſich in denſelben mit zahlreichen Armen, indem er eins der großartigſten Flußdeltas bildet. Die Oberfläche dieſes Deltas erhebt ſich kaum über den Meeresſpiegel. An der Küſte iſt dasſelbe ein mit Mangrovewaldungen bedeckter Sumpf, aus dem ſich in der trockenen Jahreszeit die verderblichſten Miasmen entwickeln, ſodaß das Klima ein furchtbar gefährliches iſt. In der Regenzeit wird es faſt ganz überſchwemmt. Der Strom führt dann außerordentliche Maſſen von Schlamm herab, ſodaß die Ausdehnung des Delta noch fortwährend zunimmt. Die Flut ſoll den Strom 192 km weit hinaufſteigen. Der direkte Abſtand der Quellen des N. von ſeiner Mündung beträgt 1880 km; ſeine ganze Stromentwickelung hat man auf 3940 km geſchätzt, ſodaß er zu den größten Strömen der Erde gehört. Der mittlere N. bei Timbuktu fängt im Juli an zu ſteigen, erreicht Ende Januar die größte Höhe und ſinkt dann wieder bis zum Juli. Der Binue dagegen zeigt das erſte Anſchwellen im Mai, ſteht im September am höchſten und wird im März ſo unbedeutend, daß er an manchen Stellen ſtagniert. Der N. unterhalb des Binue ſteigt daher vom Juni an, iſt Ende September am höchſten angeſchwollen, fällt im Oktober, hat dann aber ein zweites geringes Anſchwellen vom Januar bis März, wo das Hochwaſſer aus dem obern N. herabkommt.

Der Name N. ſtammt aus dem Altertum, wird aber mit Unrecht auf dem Djioliba oder Kowarra angewendet, da der N. der Alten nach Duveyriers und Saint-Martins Forſchungen identiſch mit dem Wadi-Igharghar in der nördl. Sahara iſt. Die arab. Geographen des Mittelalters glaubten, daß er mit dem Nil in Verbindung ſtehe. W. G. Browne in ſeinen «Travels in Africa» (1799) war einer der erſten, welche dieſe Meinung ernſtlich bekämpften. Bis 1796 hatte noch kein Europäer den N. geſehen. Mungo Park (ſ. d.) war der erſte, welcher in dem genannten Jahre die Stadt Segu erreichte. Für die African-Aſſociation in London mußte die Erforſchung eines ſo mächtigen Stroms, der die fruchtbarſten und bevölkertſten Striche des Sudan durchzieht, von größter Wichtigkeit ſein. Daher wurde Mungo Park nach ſeiner Rückkehr 1805 von neuem zur Erforſchung des N. ausgeſendet. Er verfolgte deſſen Lauf von Bamaku abwärts bis in die Gegend von Buſſo, wo er ermordet wurde. Über das Ende, welches der Kowarra nimmt, wußte man noch nichts; doch ſtellten Reichardt und Riley die Vermutung auf, daß er in den Buſen von Guinea

münde. Durch die Reise Clappertons und Denhams 1825 und vollends durch Clappertons zweite Reise 1827 wurde diese Meinung bestätigt, und die brit. Regierung sendete um 1830 Richard Lander (s. d.), den Begleiter Clappertons, zu näherer Erforschung des N. ab. Lander und sein Bruder gingen zu Lande nach Bussa, schritten von dort den Strom hinab und erreichten nach einer Fahrt von etwa 900 km das Meer. Von der Beninbucht drang Lander 1832 mit zwei Dampfschiffen in den N. ein; dasselbe geschah gleichzeitig durch Laird und Oldfield, von denen der letztere 160 km weit, bis Nabba, gelangte. Das Dampfschiff Ethiope unter Kapitän Becroft kam 1840 noch weiter. Die Nigerexpedition, welche die brit. Regierung 1841 aussandte, mißglückte. Nachdem aber Barth im Juni 1851 den Binue entdeckt hatte, dampfte Baikie 1854 diesen Strom hinauf und erforschte im Verein mit engl. Seeoffizieren 1857—64 den untern N. aufwärts bis Nabba genauer, indem er dabei auch Missions- und Handelsstationen anlegte. Den mittlern Lauf des N. von Timbuktu bis Say nahm Barth 1854 auf. Den N. zwischen der Binuemündung und Nabba hat Rohlfs 1867 befahren. Die Quellen des N. wurden 1879 von Mouſtier und Zweifel entdeckt.

Vgl. außer den Reiseberichten von Lander, Laird und Oldfield, Barth (s. d.) besonders die von Baikie (Lond. 1856), Crowther (Lond. 1855) und Hutchinson (Lond. 1855), nebſt «Despatches received from Dr. Baikie» (Lond. 1863), «Reports by Dr. Baikie on the geographical position of the countries in the neighbourhood of the N.» (Lond. 1863), Rohlfs, «Quer durch Afrika» (2 Bde., Lpz. 1874).

Nigger, in Amerika verächtliche Bezeichnung eines Negers.

Nightingale (Miß Florence), berühmt durch ihre Verdienste als Krankenpflegerin, geb. 1823 in Florenz, war mit ihren Eltern viel auf Reisen und benutzte dieſelben, um den Zuſtand der Hoſpitäler kennen zu lernen, für die ſie früh ein außerordentliches Intereſſe zeigte. Mit der praktiſchen Krankenpflege machte ſie ſich bei den Barmherzigen Schweſtern in Paris und namentlich ſeit 1849 in der vom Paſtor Fliedner gegründeten Diakoniſſinnenanſtalt zu Kaiſerswerth am Rhein vertraut, über welche ſie in der Schrift «The institution of Kaiserswerth for the training of deaconesses» (Lond. 1850) berichtete. Darauf trat ſie an die Spitze eines in London errichteten Krankenhauſes für Gouvernanten, dem ſie eine muſterhafte Einrichtung gab. Als während des Krimkriegs Berichte über den traurigen Zuſtand der Militärhoſpitäler nach England drangen, begab ſie ſich erſt nach Skutari, dann nach Balaklawa, wo ſie den in den Militärhoſpitälern eingeriſſenen Mißbräuchen ſteuerte und eine neue Ordnung einführte. Ihre Landsleute brachten ſpäter ein Kapital von 50000 Pfd. St., den ſog. Nightingale-Fond, zuſammen, deſſen Zinſen zur Erweiterung des St. Thomashoſpitals in London verwendet wurden, wo auch Frauen Aufnahme finden, die ſich der Krankenpflege widmen. Ihre Erfahrungen hat Miß N. in den «Hints on hospitals» (Lond. 1859), «Notes on nursing» (Lond. 1858; deutſch, Lpz. 1861; neu herausg. von Niemeyer, 1878), «Observations on the sanitary state of the army in India» (1863), «Notes on lying-in institutions» (1871) und «Life or death in India» (1873) niedergelegt.

Nigidius Figulus (Publius), röm. Gelehrter, Prätor 58 v. Chr., ſchrieb Werke über die Grammatik, Götterlehre und Kultus, ſowie ſolche naturwiſſenſchaftlichen Inhalts, von denen nur Fragmente erhalten ſind. Vgl. Herz, «De P. Nigidii Figuli studiis atque operibus» (Berl. 1868).

Nigra (Coſtantino), ital. Diplomat, geb. 12. Juni 1827 zu Caſtellamonte bei Ivrea, ſtudierte Philoſophie und Jurisprudenz zu Turin und diente 1848 als Freiwilliger in dem Kriege gegen Öſterreich. Bei Rivoli ſchwer verwundet, verließ er den Militärdienſt, betrat die diplomatiſche Laufbahn, war 1856 auf dem Pariſer Kongreß Spezialſekretär Cavours, ſpielte 1859 eine hervorragende Rolle bei den Unterhandlungen, welche das Bündnis zwiſchen Frankreich und Italien herbeiführten, und nahm am Krieg von 1859 im Hauptquartier Napoleons III. teil. Nachdem N. den Friedensverhandlungen zu Zürich als Sekretär des ital. Bevollmächtigten beigewohnt, übernahm er die diplomatiſche Vertretung Sardiniens und ſpäter Italiens am pariſer Hofe, die er mit kurzer Unterbrechung 1861, wo er als Generalſekretär des Prinzen von Carignan, des Statthalters der neapolit. Provinzen, thätig war, beibehielt, bis er 1876 zum Botſchafter in Petersburg ernannt wurde. Auch litterariſch hat ſich N. bekannt gemacht durch Schriften über die ital. Dialekte und die ital. Volkspoeſie, ſowie durch ſeine Ausgabe der «Glossae Hibernicae Veteres» der Turiner Handſchrift (Par. 1869).

Nigritier, ſ. Sudan. **Nigritier**, ſov. w. Neger.

Nigroſin, ſ. Induline.

Nigua oder Sandfloh, ſ. unter Floh.

Nihil (lat.) Nichts; N. ad rem, es thut nichts zur Sache; N. est ab omni parte beatum, Nichts iſt ganz ſelig, es gibt kein vollkommenes Glück, Citat aus Horaz' «Oden» (II, 16, 27).

Nihil humani a me alienum puto, ſ. Homo sum, humani nihil a me etc.

Nihil in intellectu quod non ante in sensu (lat.), Nichts iſt im Verſtande, was nicht zuvor in der ſinnlichen Wahrnehmung iſt, Grundſatz des Senſualismus.

Nihilismus (vom lat. nihil, «nichts») hieß im Mittelalter die dem Scholaſtiker Petrus Lombardus (ſ. d.) fälſchlich beigelegte Lehre, daß die menſchliche Natur Chriſti, weil ſie nicht ſelbſtändig exiſtierte, kein Individuum, alſo nichts ſei. Die Lehre wurde von Alexander III. 1179 verdammt. Neuerdings bezeichnet man in der Theologie mit N. die Leugnung aller religiöſen Wahrheiten überhaupt.

Nihiliſten (ein zuerſt von Turgenjew übertragenes Wort) heißen die Anhänger einer in Rußland verbreiteten, auf einen Umſturz der beſtehenden polit. und ſozialen Verhältniſſe gerichteten Theorie (Nihilismus). Die Partei nannte ſich zuerſt eine «ſozial-revolutionäre»; aus dieſer bildete ſich zu Ende des J. 1876 eine neue Partei, die «Volkspartei», welche den Umſturz der ſtaatlichen Ordnung und die Gründung einer neuen Verwaltung auf ſozialiſtiſcher Grundlage anſtrebte; aus dieſer Volkspartei ſchied im J. 1878 eine neue Gruppe aus, welche ſich die Partei der Terroriſten nannte und gewaltſame, blutige Mittel angewandt wiſſen wollte. Von nun an galt der Kaiſermord als das geeigneteſte Mittel zur Erreichung der catilinariſchen Ziele, nachdem man bisher auf einzelne höhere Beamte Attentate gemacht hatte. Die ruſſ. Regierung wurde auf die große Verbreitung des Nihilismus

und auf die Gleichgültigkeit, mit der die Beamten dieser kommunistischen und revolutionären Propaganda zusahen, zuerst 1875 aufmerksam.

Das Attentat der Wera Sassulitsch auf den petersburger Stadthauptmann, General Trepow, 5. Febr. 1878, ihre unter dem Beifall des Publikums erfolgte Freisprechung durch das Geschworenengericht und besonders die Ermordung des Generals Mesenzow, des Chefs der Dritten Abteilung der Geheimen Kanzlei des Kaisers, 16. Aug. 1878, zeigten auf einmal die große Gefahr, welche von den N. drohte. Die Regierung, welche alle polit. Verbrechen nicht mehr den Geschworenengerichten, sondern den Militärgerichten zuwies, war in der Ausführung ihrer Maßregeln dadurch sehr gehindert, daß die Ausläufer dieser Verschwörung in alle Kreise der Bevölkerung, selbst in die Adels- und Offizierskreise, ja sogar in die Organe der Geheimen Polizei hineinreichten. Seit 1879 fand sich in der Partei eine strenge Organisation, wonach eine anordnende Kommission und ein Exekutivkomitee, ohne deren Wissen und Willen nichts unternommen werden durfte, gewählt wurde. Die Nihilistenkongresse zu Lipetzk im Juni und zu Woronesch im Juli 1879 waren hierfür maßgebend. Das nihilistische Programm vom 26. Jan. 1880 forderte Volksvertretung, Selbstverwaltung, volle Freiheit der Gewissen, des Wortes, der Presse, der Vereine, der Versammlungen, allgemeines Wahlrecht, Umwandlung des stehenden Heers in ein territoriales. Das nihilistische Exekutivkomitee hatte seine Netze über ganz Rußland, besonders über die großen Städte ausgebreitet, fällte förmliche Todesurteile gegen mißliebige Beamte, sorgte für die Vollstreckung der Urteile, bestrafte jeden Verrat mit dem Tode, war im Besitz mehrerer geheimen Druckereien, verteilte Flugschriften unter dem Volke, erließ Proklamationen voll blutigen Hasses gegen die Regierung und den Kaiser. Auf Beschluß des Exekutivkomitees wurden 1879 am 21. Febr. Fürst Krapotkin, Gouverneur von Charkow, ermordet, 25. März ein Attentat auf General Drenteln, Chef der Dritten Abteilung, gemacht, 14. April mehrere Revolverschüsse auf den Kaiser abgefeuert, 1. Dez. der Versuch gemacht, den Kaiserl. Zug bei Moskau in die Luft zu sprengen. Außerordentliche Maßregeln wurden von der Regierung ergriffen, in Petersburg und andern Gouvernements Generalgouverneure mit außerordentlichen Vollmachten aufgestellt. Trotzdem erfolgte 17. Febr. 1880 die Dynamitexplosion im Winterpalast und 13. März 1881 die Ermordung des Kaisers Alexander II. Seinem Sohn und Nachfolger, Alexander III., wurde mit dem Schicksal seines Vaters gedroht, wenn er dem Beispiel desselben folge. Die Attentate hatten ihren Fortgang: 25. Nov. 1881 wurde auf General Tscherewin, welcher bei der polit. Polizei angestellt war, geschossen; 30. März 1882 in Odessa der Prokurator des Militärgerichts von Kiew, Strelnikow, durch einen Revolverschuß ermordet; 28. Dez. 1883 in Petersburg der Polizeioberstleutenant Sudeikin getötet.

Vgl. Karlowitsch, «Die Entwickelung des Nihilismus» (3. Aufl., Berl. 1881); Thun, «Geschichte der revolution. Bewegungen in Rußland» (Lpz. 1883).

Nihil probat, qui nimium probat (lat. Sprichwort): Nichts beweist, wer zu viel beweist.

Nihil sciri potest, ne id ipsum quidem lat.): Nichts kann man (mit Gewißheit) wissen, nicht einmal dieses (daß man nichts weiß), ein Grundsatz des Skeptizismus.

Nijar, Villa (Stadt), bei Almeria (s. d.).

Nijgata (Niegata), Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks (ken) im nordwestl. Teile der Hauptinsel Nipon des Japanischen Reichs, Hafenstadt mit (1881) 39566 E., die 6. Jan. 1869 kontraktmäßig den Schiffen der befreundeten Mächte offen gestellt war. Der Hafen bietet jedoch bei ungünstigen Winden keinen zureichenden Schutz und auch der Nothafen Ebijuminato auf der gegenüberliegenden, nahen Insel Sado genügt nicht. Hierzu kommt die zunehmende Versandung der bei N. ausmündenden Sinanogawa. Da infolge hiervon für N. befrachtete Schiffe nur schwer und unter ungünstigen Bedingungen zur Assekuranz zugelassen werden, beeinträchtigen sie sehr den Handelsverkehr mit N.

Nijkerk, Stadt in der niederländ. Provinz Gelder, Station der Linie Utrecht-Kampen der Niederländischen Centraleisenbahn, 10 km nordöstlich von Amersfoort, 3 km von der Zuidersee, hat Flachsspinnerei, Mattenflechterei, Handel und Schiffahrt, und zählt (1879) 7602 E.

Nijmegen, s. Nimwegen.

Nikander, griech. Arzt und Dichter, aus Kolophon gebürtig, lebte bis gegen 140 v. Chr. wohl meistens am pergamenischen Hofe zur Zeit des letzten Königs Attalus und verfaßte viele größtenteils poetische Werke, darunter namentlich mehrere didaktische Gedichte, die eine Masse gelehrten Wissens enthielten und deshalb von Philologen und spätern, namentlich röm. Dichtern, wie Virgil und Ovid viel benutzt wurden. Die meisten sind verloren gegangen. Nur noch zwei naturhistorisch merkwürdige Gedichte sind erhalten: «Θηριακά» oder von den giftigen Tieren und den Mitteln gegen den Biß derselben, und «Αλεξιφάρμακα», oder von den Gegengiften überhaupt, die von J. G. Schneider (jenes Halle 1792, dieses Lpz. 1816), Lehrs (Par. 1845) und O. Schneider (Lpz. 1856) herausgegeben wurden.

Nikaria, im Altertum Ikaria, eine langgestreckte (etwa 40 km), schmale (9—10 km) Felseninsel, nördlich neben Samos, eine der Sporaden, angeblich von Ikaros, Daidalos' Sohn, benannt, gab dem umgebenden übel berufenen Ikarischen Meer seinen Namen.

Nikator (grch. «Sieger»), Beiname der syr. Könige Seleukus I. und Demetrius II.

Nike, die Göttin des Siegs bei den Griechen, nach Hesiod die Tochter der Styx und des Pallas, bei den Römern Victoria genannt, gehört nicht zu den alten Kultusgöttern. Ursprünglich ward der Sieg nicht von einer eigenen Siegesgöttin, sondern von den großen Göttern, namentlich Zeus und Athena erbeten. In Athen und Megara führte Athena selbst den Beinamen N. und besaß als solche einen eigenen kleinen Tempel auf der Akropolis. Ihre Statue im athenischen Tempel hatte einen Granatapfel in der einen, den Helm in der andern Hand. Diese Athena-N. war ungeflügelt (ἄπτερος), die N. als eigene Göttin ward dagegen regelmäßig geflügelt dargestellt. Wenn berichtet wird, daß N. in der alten Kunstschule zu Chios oder vom thasischen Maler Aglaophon zuerst so dargestellt worden sei, so liegt darin die Thatsache enthalten, daß N. überhaupt nicht eine Schöpfung einer frühen Vorzeit, sondern einer bestimmten Periode der Entwickelung der griech. Kunst war.

Auch scheint N. mehr noch eine Schöpfung der bildenden Kunst als der Poesie zu sein und wenigstens ebenso eng mit den friedlichen Siegen in den Wettkämpfen oder Agonen als mit dem Siege in der Schlacht zusammenzuhängen. In Athen gab es einen Priester der olymp. N., welche sich ohne Zweifel vor allem auf die dortigen Festspiele bezog.

In Rom wurde die Göttin des Siegs seit alter Zeit, ursprünglich vielleicht nur unter andern Namen, verehrt, später unter dem Namen Victoria ganz mit der griech. Nike identifiziert. Die enge Beziehung der N. zu Zeus und Athena drückte Phidias aus, indem er seinen kolossalen goldelfenbeinernen Statuen derselben in Olympia und zu Athen eine N. auf die Hand gab. Wie eben vom Olymp herabfliegend stellte Paionios die N. in der neuerdings ausgegrabenen schönen Marmorstatue zu Olympia dar. Ähnliche Darstellungen einer gewöhnlich mit Siegeszeichen, namentlich Kranz oder Binde in der einen, oft mit einem Palmzweige in der andern Hand herbeigeeilten N. finden sich mehrfach, namentlich auch mit der Modifikation, daß es eine Kugel ist, worauf N. sich eben mit ihren flüchtigen Füßen niedergelassen hat, eine Darstellungsweise, die dann namentlich in Rom beliebt wurde. Insbesondere finden sich öfter auch Münzbilder, wo die Kaiser die Weltkugel in der Hand halten, auf der solche Victorien schweben. Es sind dies wahrscheinlich Nachbildungen der Statue der N., welche Augustus aus Tarent nach Rom, in den Sitzungssaal des Senats versetzte, wo sie ihren Platz bis in die christl. Zeit hinein behauptete. Ja selbst noch nach der Beseitigung dieser Statue ward N. namentlich in Münzbildern noch öfter dargestellt und erhielt dann manchmal selbst das Kreuz in die Hand. Im übrigen wurde N. auch in verschiedenen andern Situationen dargestellt. Sie errichtet ein Siegeszeichen (Tropäon) oder trägt es auf der Schulter, oder sie schreibt auf einen Schild, oder bringt einen Stier oder andere Opfer dar. Zur Feier des Seesiegs des Demetrius (j. d.) im J. 306 v. Chr. wurde eine N. auf Samothrake mit dem Gestell zu einem Siegeszeichen in der einen Hand, eine Tuba, in die sie bläst, in der andern, auf dem Vorderteil eines Kriegsschiffs weit ausschreitend, dargestellt, deren Reste neuerdings wieder aufgefunden sind. Gewöhnlich ist sie als junges Mädchen gebildet. Hernach nähert sich ihr Typus dem der Aphrodite und man findet mehrfach den Typus der Aphrodite von Melos zu Victoriabildern verwandelt, wie dies in der berühmten Bronzestatue von Brescia der Fall ist. Endlich wird N. auch schon früh an einem und demselben Monument mehrfach dargestellt, was sich auch daraus erklärt, daß sie keine von alten Zeiten her einheimische und festgewurzelte große Göttin ist. Um so zahlreicher sind ihre Darstellungen in jeder Gattung der Kunst. Vgl. Kekulé, «Die Balustrade des Tempels der Athena-N. in Athen» (Lpz. 1869); Knapp, «N. in der Vasenmalerei» (Tüb. 1876); Brenner, «Die Venus von Milo» (Greifsw. 1874); Benndorf, «Über das Kultusbild der Athena-N.» (Wien 1879).

Von Victorienfiguren neuerer Bildner hat zunächst die von Schadow auf dem Brandenburger Thor zu Berlin Berühmtheit erlangt. Ausgezeichnete Victorien bildete ferner Rauch. Eine schwebende Victoria von ihm steht auf einer Säule des Belle-Alliance-Platzes in Berlin. Für die Walhalla bei Regensburg fertigte derselbe in Marmor vier sitzende Victorien, unter denen die sog. kranzwerfende von hervorragender Schönheit ist.

Niki, Staat in der Landschaft Borgu (s. d.).

Nikias, athenischer Staatsmann und Feldherr, entwickelte nach Perikles' Tode zur Zeit des Peloponnesischen Kriegs als Führer der gemäßigten aristokratischen Partei und als Feldherr, obwohl es ihm an Entschlossenheit fehlte, doch viel Einsicht und militärische Tüchtigkeit. Durch ihn wurde im März und April 421 v. Chr. ein auf 50 J. berechneter Friede mit Sparta hergestellt, der seinen Namen trägt. Durch Alcibiades (s. d.) wurden nachher 415 die Athener zu einer Unternehmung gegen Syrakus fortgerissen, von der man sich die Eroberung Siciliens versprach. N. widersetzte sich vergeblich und mußte sogar, als seine Warnungen fruchtlos blieben, nebst dem Alcibiades und Lamachos als Flottenführer an diesem Feldzuge teilnehmen. Auch führte er (nach dem Sturze des Alcibiades) den Kampf im J. 414 erfolgreich gegen Syrakus und war nahe daran, die Stadt zur Übergabe zu bewegen, als die Ankunft des Spartaners Gylippos alles zum Nachteil der Athener veränderte. Zuletzt fand N. infolge seiner Unentschlossenheit im Sept. 413 auf dem fluchtartigen Marsche von Syrakus nach dem innern Sicilien mit seinem ganzen Heere den Untergang.

Nikita, Dorf im Kreise Jalta des russ. Gouvernements Taurien, auf der Krim, am Vorgebirge gleichen Namens, mit kaiserl. Landsitz und botan. Garten, der besonders reich an Reben ist.

Nikita wird häufig der Fürst Nikola (j. d.) von Montenegro genannt.

Nikobaren, von den Dänen auch Friedrichsinseln, von den Malaien Pulo-Sembilang, d. i. Neuninseln, genannt, bilden einen aus sieben größern und zwölf kleinern Inseln bestehenden, auf der südöstl. Seite des Bengalischen Meerbusens, zwischen den Andamanen (s. d.) und Sumatra gelegenen Archipel. Sie zerfallen in zwei, durch die Sombrerostraße getrennte Gruppen, mit zusammen einem Areal von 1772 qkm. Die südl. Gruppe besteht nur aus den zwei Inseln Klein-Nikobar von etwa 220 qkm und Groß-Nikobar von etwa 660 qkm, welche letztere die größte und südlichste aller N. ist. Beide haben Urwälder, sind gebirgig und zeigen die üppigste tropische Vegetation. Die Inseln der nördl. Gruppe, deren nördlichste Kar-Nikobar heißt, sind kleiner, niedriger und ganz anders gestaltet. Sie sind mit zahlreichen Kokospalmen bestanden, aber im ganzen wenig fruchtbar. Das Klima des Archipels, ein tropisches, wird durch die Seewinde und den häufigen Regen abgekühlt und ist nicht sehr heiß, infolge der Strandmoräste aber ungesund. Die Zahl der Bewohner, auf einer sehr niedrigen Kulturstufe stehender, grausam und verräterisch gesinnter Malaien, beträgt etwa 5500. Hauptprodukte sind Kokosnüsse, die als Wertmesser gelten. Außerdem finden sich Schildpatt, eßbare Vogelnester, Ambra und Tripang. Der Boden ist zum Anbau aller tropischen Produkte trefflich geeignet. Zuerst machten 1711 franz. Jesuiten, 1770 die Dänen, 1778 die Österreicher unter dem Holländer Bolts und 1846 wieder die Dänen einen Versuch zur Kolonisation des Archipels, der aber 1848 wieder aufgegeben wurde, worauf 18. März 1869 die Engländer diese Inseln in Besitz nahmen.

Nikodemus, nach der Erzählung des Johannes-Evangeliums ein für die Wahrheit empfänglicher,

aber schüchterner Freund Jesu, welcher aus Furcht vor dem Synedrium zu Jerusalem, dessen Mitglied er gewesen, nur des Nachts zu Jesu gekommen sein und später an der Bestattung des Leichnams Jesu sich beteiligt haben soll. Nach der kirchlichen Sage ließ er sich später taufen und wurde deshalb von den Juden verbannt, aber von seinem Vetter Gamaliel heimlich unterhalten. Ob er mit dem im Talmud erwähnten Rabbi Nakdimön, dem Sohne Gorions, identisch sei, läßt sich nicht entscheiden. Der Name «Evangelium Nicodemi» wird seit dem Mittelalter einer apokryph. Geschichte der Passion und Auferstehung Christi, den sog. «Acta» oder «Gesta Pilati», beigelegt, weil in deren Vorwort N. als Verfasser oder Übersetzer bezeichnet wird. Die Schrift stammt jedoch erst aus dem 4. Jahrh.

Nikola I. (Petrović Njegoš), Fürst von Montenegro, geb. 7. Okt. 1841 als Sohn des Wojwoden Mirko Petrović und Neffe und Nachfolger des 13. Aug. 1860 zu Cattaro ermordeten Fürsten Danilo, erhielt seine Ausbildung in Triest und später in Paris. Nachdem er die Regierung angetreten, verständigte er sich mit dem Pascha von Skutari, daß in Sachen der Grenzstreitigkeiten zwischen Montenegro und der Türkei die Großmächte entscheiden sollen. Als jedoch 1861 der Aufstand in der Herzegowina ausbrach, berief N. auch seine Montenegriner in den Kampf. Nach abgeschlossenem Frieden befaßte sich N. mit der Einführung der Einrichtungen anderer moderner Staaten. Es wurde eine regelmäßige Telegraphen- und Postverbindung im Lande und mit dem Auslande hergestellt, neue Schulen wurden errichtet, und besonders auf die Militärorganisation das Augenmerk gerichtet. Im Einverständnisse mit Serbien proklamierte 1876 auch Fürst N. den Krieg gegen die Türkei und stellte sich an die Spitze seiner Armee. Der Krieg brachte Montenegro erhebliche Vorteile. (S. Montenegro und Russisch-Türkischer Krieg.) Auch als Dichter ist N. mit Erfolg aufgetreten. Sein Hauptwerk ist die «Balkanska Carica», ein Drama, das 1884 in Cetinje und Podgorica zur Aufführung kam. N. ist seit 8. Nov. 1860 vermählt mit Milena, Tochter des Wojwoden Peter Vukotić, aus dieser Ehe entsprangen sieben Töchter und zwei Söhne, darunter der Erbprinz Danilo Alexander, geb. 29. Juni 1871.

Nikolai, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Pleß, Station der Linie Nendza-Kattowitz der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat Fabriken für Blechlöffel, Dampfkessel, Maschinen und Strohpapier, Dampfmahl- und Dampfsägemühlen, sowie drei Eisenwerke und zählt (1880) 5779 meist kath. E.

Nikolaiken, Stadt im ostpreuß. Regierungsbezirk Gumbinnen, Kreis Sensburg, am Talter Wasser, einem Arm des Spirdingsees, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat bedeutende Fischerei und zählt (1880) 2277 meist prot. E.

Nikolaistad, der neuere, aber ungebräuchliche Name der finnischen Stadt Wasa (s. d.).

Nikolaiten ist der Name einer angeblichen Ketzersekte, die im 1. Jahrh. n. Chr. in Syrien und Kleinasien sich verbreitet haben soll. Der Name wird zuerst in der Offenbarung des Johannes Kap. 2, v. 15 genannt, wo der Apostel gegen heidenchristl. Parteiführer in Pergamus eifert, welche sich über die judenchristlicherseits geforderte Beobachtung der Proselytengesetze, besonders der Enthaltung von Götzenopferfleisch und von gewissen im Alten Testament als Unzucht bezeichneten ehelichen Verbindungen, hinwegsetzten. Der Name N. hat hier symbolische Bedeutung und wechselt mit der dem Alten Testament entlehnten Benennung Biliamiten, d. h. Volksverführer. Das Mißverständnis späterer Kirchenlehrer verband aber diese N. mit dem Apostelgeschichte 6, 5 erwähnten Armenpfleger Nikolaos und stempelte sie zu einer gnostischen Sekte, welche jede Art Unzucht für erlaubt gehalten habe, um das Fleisch «abzugebrauchen». Hieraus entstand im Mittelalter, als das Cölibat aufkam, der Ausdruck Nikolaitische Ketzerei für die Priester, die ihre Frauen nicht von sich wiesen oder der Ehe wegen ihren Stand verließen.

Ferner hießen N. auch die Familisten (s. d.) und eine böhm. Sekte des 15. Jahrh., die aus der hussitischen Bewegung hervorging und Nikolas von Blasenic, einen ungebildeten Bauer, zum Stifter hatte.

Nikolajew, befestigte Hafenstadt im südruss. Gouvernement Cherson und 64 km nordwestlich von Cherson, in dürrer Steppe, am linken Ufer des Ingul, nicht weit von seinem Einfluß in den Bug, welcher hier nahe seiner Mündung in das Schwarze Meer einen Liman bildet, der sich mit dem des Dnjepr vereinigt. Die Stadt ist auf zwei Halbinseln gelegen, die von dem Liman des Bug und dem Ingul gebildet werden, und hat zwei Kriegshäfen, einen Kauffahrteihafen, drei Schiffswerften, sowie mehrere Kasernen und ist Hauptstation der Flotte und der Sitz der Admiralität des Schwarzen Meers. N. ist regelmäßig und geschmackvoll angelegt, stark und großartig befestigt, hat schöne, breite, sich in rechten Winkeln durchkreuzende Straßen und meist prächtige, mit Kolonnaden und Balkonen versehene Häuser. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich besonders aus das Admiralitätsgebäude, das Rathaus mit Börse, das Zollhaus, die Kathedrale und die 1821 erbaute Sternwarte (46° 58′ 20″ nördl. Br., 49° 38′ 22″ östl. L. von Ferro). Auch hat die Stadt einen schönen Marktplatz, einen öffentlichen Spaziergang am Quai des Ingul und 4 km stromaufwärts ein herrliches, mit Palästen und Parkanlagen versehenes Landgut des Admirals Greigh, Spaskoje, welches früher dem Fürsten Potemkin gehörte, jetzt einen Vergnügungsort bildet und aus seiner Quelle die Stadt mit gesundem Wasser versieht. Außer der Kathedrale sind noch neun griech., eine kath. und eine luth. Kirche vorhanden, sowie zwei Synagogen, ferner eine Artillerie-, eine Steuermanns-, Lotsen- und Schiffbauschule, eine Schule für Söhne von Kanzleibeamten, eine für Soldatentöchter, eine Kreis- und eine Pfarrschule, ein hydrogr. Kartendepôt, ein Naturalienkabinett, ein Theater. Das Klima ist mild und gesund. Die Stadt zählt (1882) 66 335 E., die Handel und Schiffahrt treiben und zahlreiche Fabriken unterhalten. Beim Dorfe Porutino am westl. Ufer des Buglimans, 15 km südlich von N., findet man die sehenswerten Ruinen der alten, einst bedeutenden milesischen Stadt Olbia oder Olbiopolis, unter denen besonders der sog. Hundert-Gräberplatz sich auszeichnet. N. wurde 1789 von dem Fürsten Potemkin gegründet.

Nikolajewsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Samara, am Irgis, mit großen Salzmagazinen, Korn- und Viehhandel und (1880) 9794 E.

Nikolajewsk, Stadt mit 5314 E. (1882), im Seedistrikte des russ. Amurlandes und am linken

Ufer des Amur (s. d.), 36 km von dessen Mündung in die Mamiastraße, unter 53° 8′ nördl. Br. und 158° 23′ östl. L. gelegen. Graf Murawjew, damals Gouverneur von Ostsibirien, legte hier im Lande der Gitjaken 1851 einen befestigten Handelsposten mitten im Urwalde, und zwar damals noch auf chines. Gebiete an. Erst durch den Frieden zu Aigun 1858 wurde der Ort rechtmäßiges russ. Eigentum. Obgleich der Hafen von N. sechs Monate im Jahre vom Eise versperrt ist, hob sich die Anlage doch verhältnismäßig schnell und wurde der Stapelplatz für den Amurhandel, an dem sich sogar deutsche und amerik. Häuser ansiedelten. Die solid angelegte Stadt dehnt sich über einen großen Raum aus, hat aber meist Holzhäuser, ein Gouvernementsgebäude, zwei Kirchen mit buntgestrichenen Türmen, eine Marineschule, ein Mädchengymnasium, ein Marinehospital, eine Bibliothek für Marineoffiziere mit 5000 Bänden, zwei Batterien, ein Fort mit einem Leuchtturme, eine Maschinenfabrik und Schiffswerfte. Auf einer langen Insel liegt vor derselben in dem stürmischen, mit Nebel bedeckten Strome das Fort Konstantin. Seit Rußland durch den Vertrag von Peking 1860 die Küstenprovinz am Tatarischen Kanale und damit die guten Häfen an der Grenze von Korea gewann, litt N. als Hafenplatz, doch erhält es seit neuester Zeit wieder einen Aufschwung als Knotenpunkt des sibir.-amerik. Welttelegraphen.

Nikolajewskaja Sloboda, Stadt im russ. Gouvernement Astrachan, Kreis Zarew, an der Wolga, gegenüber Kamyschin, mit 14424 E., ein wichtiger Stapelplatz für Weizen und für Salz, welches vom Altonsee kommt, hat einen ziemlich bedeutenden Jahrmarkt, Gemüse- und Obstbau und ansehnlichen Viehhandel.

Nikolaus, einer der Hauptheiligen der griech. Kirche, geb. zu Patera in Lykien, wurde durch den Zufall, daß er der erste war, der zur Kirche kam, verabredetermaßen Bischof von Myra in Lykien. Zur Zeit der Christenverfolgung unter Kaiser Diocletian eingekerkert und erst unter Konstantin befreit, machte er sich als Kämpfer gegen die Arianer auf dem Konzil zu Nicäa 325 bemerkbar. Er war bereits mehrere Jahrhunderte im Byzantinischen Reiche als Heiliger verehrt worden, als einige Kaufleute von Bari im 11. Jahrh. seine Gebeine aus der Kirche zu Myra entwendeten und nach Bari führten. Sein Fest fällt auf den 6. Dez. und wird in einem großen Teile Deutschlands, in der Schweiz und den Niederlanden noch jetzt als «Nikolaustag» gefeiert durch Beschenkung der Kinder.

Nikolaus heißen sechs röm. Päpste:

Nikolaus I. oder der Große, 858—867, ein Mann von unbeugsamem Willen und kühnem Geiste, der die polit. Wirren seiner Zeit zur Mehrung und Befestigung der päpstl. Gewalt klug zu benutzen verstand. Lothar II. von Lothringen zwang er, seine verstoßene Gemahlin Thietberga wieder aufzunehmen und seine Geliebte Walrade zu entlassen. Der Streit zwischen dem Erzbischof Hinkmar von Rheims und seinem Bischof Rothad von Soissons gab N. erwünschte Gelegenheit, auf Grund der eben aufgekommenen Pseudoisidorischen Dekretalen (s. d.) auch der bisher fast unabhängigen fränk. Kirche seine Oberhoheit aufzudringen. Die Bulgaren unter ihrem König Bogoris bekehrten sich und unterwarfen sich Rom, schlossen sich aber schon 869 an Byzanz an. Indem N. 863 den Patriarchen von Konstantinopel, Photius, mit dem Banne belegte, veranlaßte er die erste, freilich vorübergehende Spaltung der abendländ. und morgenländ. Kirche.

Nikolaus II., 1058—61, geb. zu Chevron in Savoyen, vorher Gerhard, Bischof von Florenz, und mit dem Rechte, sein Bistum beizubehalten, zum Papst erwählt, wirkte völlig im Sinne der hildebrandinischen Partei, welche die Unabhängigkeit des Papsttums von der weltlichen Macht und die unbedingte Herrschaft desselben in der Kirche erstrebte. Er übertrug die Papstwahl ausschließlich an die Kardinäle der röm. Kirche und bestrebte sich, die Cölibatsgesetze zur Geltung zu bringen. Im Abendmahlsstreite nahm er für die Transsubstantiationslehre gegen Berengar (s. d.) von Tours Partei. In Robert Guiscard, Herzog der Normannen, gewann er einen Lehnsträger und Beschützer seiner weltlichen Besitzungen in Unteritalien.

Nikolaus III., aus dem Hause Orsini, 1277—80, war ein Freund der Wissenschaften, zugleich aber Beförderer des Nepotismus. Er hatte die Genugthuung, die jahrhundertelangen Streitigkeiten mit dem Kaisertum zu Gunsten des Papsttums entschieden zu sehen, da Rudolf von Habsburg, um die polit. Wirren in Deutschland zu beendigen, dem Papste in allen Stücken nachgab und namentlich auch auf alle kaiserl. Rechte über den Kirchenstaat verzichtete. Durch seine Intriguen gegen Karl von Anjou suchte er den päpstl. Stuhl vor der Übermacht Unteritaliens zu schützen.

Nikolaus IV., früher Hieronymus, Bischof von Präneste, Papst 1288—92, beschäftigte sich viel mit den christl. Eroberungen in Palästina, brachte aber keinen neuen Kreuzzug zu Stande.

Nikolaus, vorher Pietro Rainaluci oder Peter von Corbière genannt, Gegenpapst von Johann XXII., eingesetzt 1328 von Ludwig dem Bayer, mußte sich seinem Gegner unterwerfen, starb im Gefängnis und wird in der Reihe der Päpste nicht gezählt.

Nikolaus V., 1447—55, eigentlich Thomas di Sarzana oder Parentucelli, vor seiner Wahl Kardinalbischof von Bologna, zog als Freund der Wissenschaften namentlich viele Griechen in seine Staaten und erweiterte die vatikanische Bibliothek. Er löste das Baseler Konzil 1449 auf und schloß mit Friedrich III. das sog. Aschaffenburger, eigentlich Wiener Konkordat (17. Febr. 1448) ab.

Nikolaus Pawlowitsch, Kaiser von Rußland 1825—55, der dritte Sohn des Kaisers Paul I. aus dessen zweiter Ehe mit Maria Feodorowna (Sophia Dorothea von Württemberg), wurde 6. Juli (25. Juni) 1796 im Schlosse Gatschina bei Petersburg geboren und mit seinem jüngern Bruder Michael durch den Grafen Lamsdorf erzogen. Während der Regierung des ältesten Bruders Alexander blieb er gänzlich von den Geschäften des Staatslebens entfernt. Er vermählte sich 13. Juni 1817 mit Charlotte (geb. 13. Juli 1798), der ältesten Tochter des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, welche beim Übertritt zur griech. Religion den Namen Alexandra Feodorowna erhielt. Als Alexander I. (s. d.) 1. Dez. 1825 starb, fiel N. infolge der Resignation des ältern Bruders, des Großfürsten Konstantin (s. d.), der Thron von Rußland zu. Eine längst vorbereitete Militärverschwörung, die mit dem Thronwechsel ausbrach, unterdrückte er energisch und mit großer Strenge. Dieses Ereignis, welches die Dynastie, ja den Bestand des Reichs

bedrohte, verbunden mit Anzeichen einer gewiſſen innern Auflöſung und Zerrüttung, die das milde, ſchwankende Regiment Alexanders zurückließ, übte bedeutenden Einfluß auf die künftige Regierungspolitik und auf den perſönlichen Charakter des neuen Herrſchers. N. ſuchte fortan vermittelſt des Syſtems militäriſchen Gehorſams und ſtrenger Disciplin die abſolute Herrſcherautorität herzuſtellen. Die erſte Regierungsthätigkeit N.' war die Unterſuchung der zahlloſen Mißbräuche in der Staatsverwaltung, die eine teilweiſe, aber nur äußerliche Reaktion der Verwaltungsmaſchine zur Folge hatte. Daran ſchloß ſich ſeit 1827 die Syſtematiſierung des ruſſ. Geſetzbuchs, eine ſehr umfangreiche Arbeit, die 1846 vollendet ward. Wiewohl N. ſtets als Freund und Beſchützer des Bauern gegen den Adel galt, ließ er doch, ſeinem Syſtem gemäß, die Leibeigenſchaft fortbeſtehen, unterdrückte Bauernaufſtände mit furchtbarer Strenge, ſuchte aber die Stellung der Hörigen durch verſchiedene Erlaſſe zu regeln und zu erleichtern. Die äußere Politik N.' war in den erſten Jahren ſeiner Regierung vorzugsweiſe auf Aſien gerichtet. Der Krieg mit Perſien führte zu dem Rußlands Ländergebiet bedeutend erweiternden Frieden von Turkmantſchai (28. Febr. 1828), während der ſiegreiche Kampf gegen die Türkei ihm im Frieden zu Adrianopel nebſt Länder- und Geldentſchädigung den freien Verkehr auf der Donau, im Schwarzen und Mittelländiſchen Meere und unberechenbare politiſche Vorteile brachte. Bald darauf begannen im europ. Weſten die polit. Bewegungen von 1830, welche die nationale Erhebung des Königreichs Polen im Gefolge hatten, die nur nach neunmonatlichem Kampfe und unter Aufbietung aller militäriſchen Hilfsmittel Rußlands erdrückt werden konnte. N. hob die poln. Verfaſſung von 1815 auf und verwandelte Polen thatſächlich in eine ruſſ. Provinz.

Von nun an führte N. im ganzen Umfang ſeines Reichs den ſtrengſten Abſolutismus durch. Rußland ward mehr und mehr von der weſtl. Welt abgeſchloſſen, und ein Polizei- und Spionennetz verbreitete ſich namentlich über die weſtl. Provinzen. Die Einſchränkung der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit auf das rein praktiſche Bedürfnis, die Herabdrückung des Unterrichts und der Bildung zur Abrichtung für den öffentlichen Dienſt, die Feſſelung der einheimiſchen, die ſtrenge Überwachung der fremden Preſſe waren die Folgen dieſes polit. Syſtems. Es begann ferner die Ruſſifizierung der übrigen Nationalitäten und die ſyſtematiſche Bekehrung der Proteſtanten und Katholiken zur orthodoxen Kirche. Im J. 1840 mußte auch die griech.-unierte Kirche ihre Vereinigung mit der orthodoxen eingehen. Nach außen hin ward die Bezwingung der freien Bergvölker im Kaukaſus nach der poln. Revolution mit geſteigerter Energie, wenn auch ohne vollſtändigen Erfolg betrieben. Bei aller diplomatiſchen Klugheit, die N. in den auswärtigen Verhältniſſen beobachtete, erfuhr in den orient. Wirren von 1840 ſein Übergewicht in Bezug auf die Türkei, das insbeſondere ſeit der Hilfeleiſtung von 1833 gegen Mehemed-Ali (Vertrag von Unkiar-Skeleſſi) mächtig geworden war, eine Schmälerung, da das Schickſal des Osmaniſchen Reichs durch den gemeinſamen Vertrag der Mächte unter die Obhut Europas geſtellt wurde. In den polit. Stürmen von 1848 und 1849 bewahrte N. eine zuwartende Haltung, ſuchte aber bei günſtiger Gelegenheit ſeinen Einfluß nach allen Seiten hin zu ſichern. Durch die Intervention in Ungarn hoffte er die öſterr. Politik mehr als je an ſein Intereſſe zu feſſeln, gewann Dänemark durch ſein Auftreten gegen die Beſtrebungen Deutſchlands bezüglich der Elbherzogtümer, trat in dem preuß.-öſterr. Zerwürfnis bei den zwei Zuſammenkünften in Warſchau 1850 als Schiedsrichter auf und ſprach im Sinne Öſterreichs für Niederwerfung jeder Art von «Revolution». Im J. 1853 glaubte er den Zeitpunkt gekommen, mit ſeinen längſt vorbereiteten und zur religiöſen Angelegenheit des ruſſ. Volks erhobenen Plänen gegen die Türkei hervorzutreten. Napoleon III. vereitelte dieſelben und brachte eine Koalition gegen N. zu Stande, der ſich ſogar Öſterreich nicht ganz entzog, während Preußen beſonders auf Bismarcks Rat ſich fernhielt. (S. Orientkrieg.) Mitten im Kriege, der darüber ausbrach und eine für Rußland verhängnisvolle Wendung nahm, ſtarb N. 2. März (18. Febr.) 1855 zu Petersburg.

Auf dem Throne folgte ihm ſein älteſter Sohn Alexander II. (ſ. d.); außerdem hinterließ er noch drei Söhne: Konſtantin (ſ. d.), Nikolaus (ſ. d.) und Michael (ſ. d.); und drei Töchter: Maria, geb. 18. (6.) Aug. 1819, vermählt mit dem Herzog von Leuchtenberg, nach deſſen Tode in morganat. Ehe mit dem Grafen Stroganow, geſt. 21. (9.) Febr. 1876; Olga, Königin von Württemberg, geb. 11. Sept. (30. Aug.) 1822; Alexandra, geb. 24. (12.) Juni 1825, geſt. 10. Aug. (29. Juli) 1844, kurz nach ihrer Verheiratung mit dem Prinzen Friedrich von Heſſen-Kaſſel. Die Witwe N.', Kaiſerin Alexandra Feodorowna, ſtarb zu Petersburg 1. Nov. (20. Okt.) 1860. Vgl. von Korff, «Die Thronbeſteigung des Kaiſers N. I. von Rußland im J. 1825» (deutſche Ausg., 3. Aufl., Berl. 1857); Lacroix, «Histoire de la vie et de règne de Nicolas I» (8 Bde., Par. 1864—73).

Nikolaus, Fürſt von Montenegro, ſ. Nikola.

Nikolaus, Großfürſt von Rußland, dritter Sohn des Kaiſers Nikolaus, geb. 8. Aug. (27. Juli) 1831, wurde 1856 bereits Generalinſpekteur des Geniekorps, 1860 General der Ingenieure, 1865 Generalinſpekteur der Kavallerie, Oberkommandant des Militärbezirks Petersburg und kommandierender General des Gardekorps, ſowie Präſident der Centralkommiſſion für die Organiſation und Ausbildung der Truppen. N. übernahm 1876 den Oberbefehl über das in Beſſarabien verſammelte Heer in Kiſchinew und wurde im Frühjahr 1877 mit dem Oberbefehl über die Donauarmee betraut. Er überſchritt die Donau, ſendete Streifkorps über den Balkan, zerſplitterte aber ſeine Truppen und geriet im Auguſt nach den vergeblichen Angriffen auf Plewna in üble Lage; doch wurden ihm bedeutende Verſtärkungen zugeführt, mit deren Hilfe und Todlebens Rat Plewna bezwungen wurde. Nach Abſchluß des Friedens von San-Stefano wurde er zum Generalfeldmarſchall befördert. Sein Anſehen wurde ſchwer erſchüttert durch ſeine Beteiligung an den von den Armeelieferanten Horwitz, Cohen und Gregor während des Kriegs verübten Betrügereien, mit deren Hilfe er ſeine Schulden bezahlte. Im J. 1880 veröffentlichte N. zu Paris in der «Nouvelle Revue» eine Rechtfertigung ſeines Verhaltens während des türk. Kriegs, und wurde wegen der in dieſer Schrift enthaltenen ungerechtfertigten Angriffe auf die ruſſ. Staatsmänner und Heerführer vom Kaiſer aller militäriſchen Ämter entſetzt, auch widerlegte der

Kriegsminister Miljutin in der «Nouvelle Revue» die in jener Schrift enthaltenen Behauptungen. Wegen seiner Verschwendung mußte N. 1882 unter Vormundschaft gestellt und auf ein Monatsgeld von 7000 Rubel beschränkt werden. N. ist seit 6. Febr. (25. Jan.) 1856 mit Prinzessin Alexandra von Oldenburg vermählt. Aus dieser Ehe entstammen: Nikolaus, geb. 18. (6.) Nov. 1856, nahm 1877—78 am russ.-türk. Kriege als Ordonnanzoffizier seines Vaters teil und ist jetzt Oberst und Kommandeur des Leibgarde-Husarenregiments; Peter, geb. 22. (10.) Jan. 1864, Premierlieutenant im Garde-Ulanenregiment.

Nikolaus von Clemange, s. Clemangis.

Nikolaus von Damascus, griech. Philosoph der Aristotelischen Schule, lebte in der ersten Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr. in Rom, wo er teils durch seine Lehrthätigkeit, teils durch eine kompendiarische Darstellung der Peripatetischen Philosophie für seine Schule wirkte. Vgl. C. Trieber, «De Nicolai Damasceni Laconicis» (Berl. 1867).

Nikolaus von Lyra, bedeutender Ausleger der Bibel im Mittelalter, geb. zu Lyra in der Normandie, wurde 1291 Franziskanermönch zu Verneuil, vollendete seine Studien zu Paris, wurde 1325 Ordensprovinzial von Burgund und starb als Lehrer der Theologie zu Paris 23. Okt. 1340. Von seinen Schriften ist die bedeutendste die Auslegung der Heiligen Schrift: «Postillae perpetuae in V. et N. Testamentum» (5 Bde., Rom 1471—72). Dieses Werk trug ihm den Ehrentitel eines «Doctor planus et utilis» ein. Es zeichnet sich vor den meisten mittelalterlichen Kommentaren dadurch aus, daß N. weniger die Dogmen der Kirche als die Gesetze der Sprache zur Richtschnur der Auslegung nimmt. Luther ist durch ihn nicht wenig gefördert worden, daher das Wort: «Si Lyra non lyrasset, Lutherus non saltasset.»

Nikolaus von Straßburg, einer der ältern deutschen Mystiker, war im Anfang des 14. Jahrh. Lesemeister im Dominikanerkloster zu Köln. Papst Johann XXII. ernannte ihn 1326 zum Nuntius und übertrug ihm die Aufsicht über die Dominikanerklöster in Deutschland. Er predigte zu Straßburg, zu Freiburg i. Br., zu Adelshausen u. a. O., und drang in einfacher, lebendiger Sprache auf innere Frömmigkeit und auf Ausübung christlicher Tugend. Dreizehn seiner Predigten enthält Pfeiffer, «Deutsche Mystiker des 14. Jahrh.» (Bd. 1, 1845).

Nikolsburg, Stadt und Hauptort des gleichnamigen Bezirks in Mähren, am Fuße der weinreichen Polauer Berge und an der Linie Lundenburg-Zellerndorf der Nordbahn, zählt (1880) 7642 E., darunter 1994 Juden. Die Stadt hat ein Kollegiatkapitel, ein Piaristenkollegium, zwei Synagogen, ein Staats-Obergymnasium, ein 1877 erbautes schönes Volksschulgebäude, eine israel. Hauptschule, ein Spital, eine Armenanstalt, und betreibt starken Weinbau und beträchtlichen Handel mit Kalksteinen und gebranntem Kalk. Mitten in der Stadt erhebt sich auf einem Felsen das weitläufige fürstl. Dietrichsteinische Schloß, welches eine Bibliothek von 20000 Bänden, darunter sehr wertvolle Manuskripte und Inkunabeln, ein Naturalienkabinett und im Keller ein ungeheueres Faß enthält. Andere sehenswerte Gebäude sind die schöne got. Kollegiatkirche und die 1784 großenteils abgebrannte, 1846 wiederhergestellte St. Annenkirche, mit einem steinernen Prachtportal. Unmittelbar bei der Stadt ist der Heilige Berg mit 16 Passionskapellen und der Sebastianskirche in byzant. Stil. Zu N. wurde 1622 der Friede zwischen Kaiser Ferdinand II. und Bethlen Gabor, Fürsten von Siebenbürgen, 26. Juli 1866 zwischen Preußen und Österreich der Waffenstillstand und Präliminarfriede von N. abgeschlossen, der im Friedensschluß zu Prag 23. Aug. seine definitive Bestätigung erhielt. Auch kam in N. 28. Juli 1866 der Waffenstillstand zwischen Preußen und Bayern zu Stande.

Nikomachus, griech. Maler, wahrscheinlich aus Theben, um die Mitte des 4. Jahrh. v. Chr. Von einigen Gemälden desselben, einer Siegesgöttin mit einem Viergespann, einer Skylla, Satyrn, welche Bacchantinnen beschleichen, glaubt man Nachbildungen zu besitzen. Vgl. Schuchardt, «Nikomachus» (Weim. 1866).

Nikomedes, mehrere Könige von Bithynien:

N. I. rief 278—277 v. Chr. die Galater aus Thrazien zum Schutze gegen den Seleukiden Antiochos I. nach Asien und gründete Nikomedia (s. d.).

N. II. Epiphanes gelangte durch Aufruhr und Ermordung seines vom Volke gehaßten und verachteten Vaters Prusias' II. 147 v. Chr. zur Regierung und starb 91.

Des vorigen Sohn, N. III. Philopator, wurde gegen seinen Stiefbruder Sokrates und Mithridates d. Gr. von den Römern unterstützt, im ersten Mithridatischen Kriege durch Mithridates zweimal vertrieben, aber von den Römern beide mal 90 und das zweite mal durch Sulla 84 wieder eingesetzt. Bei seinem Tode 74 v. Chr. vermachte er sein Reich den Römern, was zum dritten Mithridatischen Kriege Veranlassung gab.

Nikomedia, die Hauptstadt von Bithynien (s. d.), wurde von dem König Nikomedes I. statt des einst von Megarern angelegten, durch Lysimachos zerstörten Astakos, wenn auch nicht ganz an derselben Stelle, an der nordöstl. Ecke des Olbianischen Meerbusens der Propontis (jetzt Busen von Ismid), erbaut. Sie wurde eine der blühendsten und prächtigsten Städte der Alten Welt, und mehrere der spätern röm. Kaiser, wie Diocletian und Konstantin d. Gr., der daselbst starb, wählten sie zu ihrem Aufenthalt und trugen Sorge für ihre Verschönerung und Erhaltung, da N. durch häufige Erdbeben, 259 n. Chr. auch durch die Goten schwer mitgenommen wurde. N. ist die Vaterstadt des Schriftstellers Arrianus und die Todesstätte Hannibals. Ruinen der alten Stadt finden sich noch in und bei der heutigen Stadt Ismidmid oder Ismid (s. d.).

Nikon, russ. Patriarch, geb. 1605 in Weljeminow, einem Dorfe unweit Nishnij-Nowgorod, aus niederm Stande, wurde, nachdem er in dem Kloster des heil. Makarius unterrichtet worden, weltlicher Priester und trat dann in das auf einer Insel im Weißen Meere gelegene Anferiche Kloster. Als Abt eines Klosters bei Moskau zog er die Aufmerksamkeit des Zaren Alexei Michailowitsch auf sich, wurde 1646 zum Archimandriten des Klosters Nowospas in Moskau und 1649 zum Erzbischof von Nowgorod erhoben, wo er durch seine Entschlossenheit zur Unterdrückung eines Aufruhrs wesentlich beitrug. Am 25. Juli 1652 wurde er Patriarch von Rußland. Alexei schenkte ihm anfangs ein unbegrenztes Vertrauen; als aber N., der stets einen unbeugsamen Charakter bewahrte, den Zaren gegen sich eingenommen sah, entfernte er sich 1658 aus Moskau, begab sich in das nahegelegene, von ihm selbst

erbaute Woskresenſche Kloſter und ſprach feierlich den Fluch über ſeine Feinde aus. Dann trat er, indem er wieder in Moskau erſchien, in offene Oppoſition gegen den Zaren. Der kluge Alexei, den Streit mit der kirchlichen Macht fürchtend, berief die Patriarchen von Alexandria und Antiochien zu einem Konzil, das 12. Dez. 1666 N. ſeiner Würde entſetzte und als Mönch in das Kloſter Theraponl bei Bjeloſersk verbannte. Zar Feodor Alexejewitſch erlaubte ihm, nach dem Woskreſenſchen Kloſter zurückzukehren, aber N. ſtarb auf der Reiſe dahin zu Jaroſlaw 17. Aug. 1681. Verdienſte um die ruſſ. Litteratur hat ſich N. dadurch erworben, daß er die ſlaw. Kirchenbücher nach den griech. Originalen berichtigen ließ, wodurch er aber auch den Abfall der ſog. Altgläubigen von der ruſſ. Kirche veranlaßte. Mit Unrecht wird ihm die «Nikonſche Chronik», welche die petersburger Akademie der Wiſſenſchaften (8 Bde., Petersb. 1767—92) herausgegeben hat, zugeſchrieben. Vgl. Schuſcheriu, «Leben N.s» (Petersb. 1784; neue Aufl. 1817; deutſch von Bacmeiſter, Riga 1788); Solowjew, «Ruſſ. Geſchichte» (ruſſ., Bd. 11, Mosk. 1861); Subbotin, «Der Prozeß N.s» (ruſſ., Mosk. 1862). Die ausführlichſte Biographie N.s gibt die «Ruſſiſche Kirchengeſchichte» von Makarius (Bd. 13, 1882); neue Materialien zu ſeinem Prozeß gab Hübbenet aus den Akten des Staatsarchivs in Petersburg» (Petersb. 1884).

Nikopol, Flecken im ruſſ. Gouvernement und im Kreiſe Jekaterinoſlaw, am rechten Ufer des Dnjepr, mit (1882) 9706 E., darunter viele Juden, treibt Handel mit Weizen, Hanf und Flachs.

Nikopŏli (vordem, zur Zeit der türk. Herrſchaft, Nigheboli), auch Rebul, Stadt im Fürſtentum Bulgarien, Diſtrikt Plewna, ehemals Feſtung, Sitz eines griech. Biſchofs, an einer Stromeinbiegung der Donau, welche wenig oberhalb die Osma und, gegenüber, die Alula aufnimmt, maleriſch zwiſchen zwei Berghöhen gelegen, zählt (1881) 4652 E., unter denen nur wenig Türken. Donaudampfſchiffahrtsſtation und im allgemeinen für die Stromſchiffahrt günſtig gelegen, wie auch vorteilhaft zum Kommunikationsnetz Bulgariens und der Walachei ſituiert, iſt N. ſeit dem Ruſſiſch-Türkiſchen Kriege von 1877 und 1878 im Aufblühen begriffen. Die Umgegend erzeugt ſehr geſchätzten Wein. Die vom byzant. Kaiſer Heraklius (610—641) gegründete Feſtung wurde 1392 und 1395 von König Sigismund von Ungarn erobert, der hier aber ſodann mit dem franz.-ungar. Kreuzheere 28. Sept. 1396 eine ſchwere Niederlage durch die Türken unter Sultan Bajaſid erlitt. Am 16. Okt. 1444 beſtürmte Wladiſlaw von Ungarn die Stadt vergeblich. Bathori beſiegte hier 6. Sept. 1595 ein türk. Heer, ebenſo Fürſt Michael der Walachei 1598. Am 27. Sept. 1810 wurde die Feſtung von den Ruſſen erobert, welche 18. Febr. 1829 hier auch die Stromflotte der Türken zerſtörten und dann 25. Juli deren feſtes Lager erſtürmten. Nach Ausbruch des Ruſſiſch-Türkiſchen Kriegs von 1877 wurden die Werke von N. verſtärkt und mit gezogenen Geſchützen gut armiert. Sie beſtanden aus der Donaubefeſtigung Tuna-Kaleh und der Citadelle. Am 14. Juli erſchien das 9. ruſſ. Armeekorps (Baron Krüdener) vor der Feſtung und warf die türk. Truppen nach 16ſtündigem Kampfe aus dem Vorterrain in die Werke zurück; am 15. Juli ergab ſich die Feſtung bei Tagesanbruch, wodurch 2 Paſchas und 6000 Mann kriegsgefangen wurden. Am 29. Juli beſetzte die 4. rumän. Diviſion (General Manu) die Stadt.

Das vom Kaiſer Trajan zum Andenken an ſeine Siege über die Dacier gegründete Nicopolis ad Istrum in Moesia inferior lag nicht an der Stelle des heutigen N., ſondern da, wo jetzt das Ruinenfeld von Stari-Nikup (Alt-N.) ſich ausdehnt, unweit der Mündung der Euſchitza (Escamus) in die Jantra, nördlich von Tirnowa. Dies iſt trotz des lange irreführenden Zuſatzes ad Istrum durch aufgefundene röm. Inſchriften unzweifelhaft gemacht.

Nikopolis, ſ. unter Actium.

Nikſar, auch Nikſara oder Nigiſſar, Stadt im nordöſtl. Kleinaſien, im türk. Vilajet Trapezunt (Trabezon), Sandſchak Samſun (Dſchanik), unweit rechts vom Germilü oder Kelkit-Tſchaï (dem Lykos der Alten), an den Hängen eines ſchmalen gartengleichen Seitenthals, zählt 9000 E., von denen ein Viertel Chriſten ſind, und hat Handel mit Seide und Reis. Auf dem Hügelrücken nördlich der Stadt befinden ſich ausgedehnte Reſte einer alten Burg, vielleicht aus der Seldſchukenzeit. N., höchſt wahrſcheinlich auch identiſch mit dem antiken Kabira (ſ. d.), war in der röm. Kaiſerzeit als Neocäſarea die große und ſchöne Hauptſtadt des Pontus Polemoniacus, wo 314 eine große Kirchenverſammlung abgehalten wurde, ſeit Juſtinian Metropolis, gehörte im 7. und 8. Jahrh. zum byzant. Thema Armeniacon, dann zum Thema Colonea, wurde um 1087 von den Danſchmendiden erobert, gehörte ſeit 1172 zum Reiche der Seldſchuken von Rüm (Iconium), dann der mongol. Ilkhâne von Irâk und um 1390 zur Herrſchaft des Burhâneddin.

Nikſić (ſpr. Nikſchitſch), befeſtigte Stadt in Montenegro, auf einem Bergesabhang in einer Ebene gelegen, mit 2000 E. Der Beſitz von N. war wegen der Nähe von Montenegro für die Türken höchſt wichtig, weshalb es von denſelben ſtets hartnäckig verteidigt wurde. Im Kriege von 1877 und 1878 hatte es (mit ſeinen 12 Vorwerken) 3200 Mann und 21 Geſchütze Beſatzung und wurde vom 22. Juli bis 8. Sept. 1877 von den Montenegrinern belagert. Nachdem es ſich ergeben, erhielten die Beſatzung und die 3500 mohammed. Einwohner freien Abzug, blos 300 Chriſten blieben. Jetzt iſt es wieder von Montenegrinern, Herzegowinern und Bocheſen beſiedelt.

Nil, der längſte Strom der Erde, kommt nach der älteſten Nachricht, welche wir durch Eratoſthenes (200 v. Chr.) haben, aus Seen im Süden, unter dem Namen Aſta-Pus; dieſer vereinigt ſich mit dem Aſta-Sobas, und weiterhin fließt ihm der Aſta-Boras zu. Ptolemäus, ohne Zweifel auf arab. Nachrichten fußend, teilt mit, daß das Waſſer aus zwei Seen komme, welche einige Grade ſüdlich vom Äquator liegen; die Abflüſſe beider vereinigen ſich in 2° nördl. Br. in einem See; aus dieſem fließt der Aſta-Pus nach Norden, welcher ſich in 12° nördl. Br. mit dem Nil (d. h. offenbar, mit dem Strome aus Abeſſinien) vereinigt. Die arab. Geographen des Mittelalters nennen als Quellgegend der Nilwaſſer die Komr-Berge. Komr heißt damals die von dem aus Oſtaſien ſtammenden Komr-Volke bewohnte, ſehr große Komr-Inſel, welche öſtlich zur Seite Afrikas liegt, ein Name, der noch in dem der Comoren erhalten iſt. Dieſer Inſel gegenüber liegt das Komr-Gebirge, und zwar in 2½° ſüdl. Br. zunächſt das Almolattham (jetzt Kilima-Ndſcharo). Die Waſſer

aus diesen Bergen gehen nach zwei Seen im Süden des Äquators; die aus diesen abfließenden vereinigen sich in einem nördlich vom Äquator gelegenen See, und aus ihm kommt der Nil. Soviel auch noch in Betreff des «Hauptes» dieses merkwürdigen Stroms zu enthüllen bleibt, der jahrtausendelang ein Gegenstand des Erforschens gewesen ist, so ist doch sicher, daß diese ältern Vorstellungen wenig von der Wirklichkeit abweichen. Aus den Kilima-Ndscharo-Bergen fließt (außer vielen andern Flüssen) nach W. zum See Nyanza der etwa 450 km lange Kuwana, und zu demselben See von SW. her der gegen 670 km lange Kagera. Aus dem See Nyanza fließt an der Nordseite der zunächst die Riponfälle bildende und dann die Seen Gitanjege und Kodscha durchfließende Somerset-Nil aus, der bis zu der scharfen Umbiegung bei Mruli etwa 225 km lang ist und von da bis zum Mwutan-Nsigé-See, in den er sich ergießt, wieder 225 km; auf dieser Strecke macht er, Masaba genannt, die mit den Karuma-Stromschnellen beginnende Reihe von 12 Stromschnellen, nach welchen die großen, 40 m hohen Murchisonfälle folgen. Am Nordende des Mwutan-Nsigé, in 2½° nördl. Br., tritt der Strom als **Bahr-el-Gebel**, d. i. Bergstrom, aus und fließt (als Meri des Anidi-Volks), bis 640 m breit, nach NNO. bis Dufile 210 km weit, wo er sich um den Ausläufer des Kuku-Gebirges herumwindet.

Nach den Kataraften von Meri nimmt er bei Loquia rechts den von SO. kommenden Asua auf und fließt 855 km weit, als **Djufiri** der Bari-Neger und als **Kir** der Nuehr bis in 9½° nördl. Br. und 47⅔° östl. L. in sehr gewundenem Laufe durch ein ganz versumpftes, ungesundes Terrain. Dort nimmt er links den **Bahr-el-Arab** oder **el-Homr** auf, welcher unzählige von Süden kommende Wasseradern sammelt. Von hier wendet sich der N. nach Osten, und nach einem Laufe von 150 km, auf welchem ihm rechts eine Abzweigung des Kir als **Bahr-es-Seraf** zugeht, mündet rechts in ihn der gewiß mehr als 1200 km lange **Sobat** (Asia-Sobat), dessen Oberlauf noch wenig bekannt ist; dieser mächtige, dem Hauptstrom entgegenfließende, vielfach stillstehende, grüne Strom führt dem Hauptstrome eine gleiche Wassermasse zu, wie dieser selbst hat. Er heißt in seinem Laufe auch **Bahr-el-Abjad**, d. i. **Weißer Nil**, und dieser Name gilt nun für den Hauptstrom von der Mündung des Sobat bis Chartum (378 m hoch), 845 km weit, wo er 4—6 km, zur Zeit des Hochwassers stellenweise 30 km breit ist. Bei Chartum (in 15° 36′ nördl. Br.) nimmt er rechts den über 1500 km langen **Bahr-el-Asrak**, d. h. den **Blauen Nil** auf, der gewöhnlich grün, wenn seine Wasser steigen schwarz, bei Hochwasser rötlich ist. Er entspringt als **Abai** in 10° 55′ nördl. Br. in Abessinien, am Ostabhange des etwa 325 m über die Hochebene aufsteigenden Gisch-Abai in 2800 m Höhe, ergießt sich in den 3400 qkm großen, in 1859 m Höhe gelegenen Tsana-See, verläßt ihn 200 m breit und 3 m tief an der Südseite und beschreibt einen großen Halbkreis um das Gebirgsland Godscham, um dann vom 10. Breitengrade nach Nordwesten zu fließen; auf dieser Strecke nimmt er links den Dideßa und Tumat, rechts den 560 km langen Dinder und den Rahat auf. Der Asrak strömt im Juli viel schneller als der Abjad, und nach starkem Regen in Abessinien im Oktober ist er tiefer und 1½ mal so breit als der Abjad, sodaß er doppelt so viel Wasser zuführt, als dieser hat. Ihm verdankt Ägypten seine Überschwemmungen oder die Nilschwelle. (S. Ägypten.) Nach der Vereinigung des Bahr-el-Abjad und des Bahr-el-Asrak bei Chartum heißt der Strom N. Dieser fließt nun hier bis 1000 m breit, 330 km weit bis ed-Damèr, in 17° 40′ nördl. Br., wo (in 355,4 m Höhe) der 1230 km lange Atbara (s. d.) an den N. herangeht und nach der Regenzeit auch in ihn einmündet. Von Damèr an beginnt der N. seine große S-förmige Krümmung, auf die er nach NNW. bis Abtin (Insel Mograt) und dann nach SW. bis Ambukol 510 km verwendet und hier zwischen den nubischen Felsenmassen um 150 m fällt. Von Chartum bis Ambukol umfließt er auf drei Seiten die Wüste und Steppe Bajuda. Sein weiterer Lauf durch Nubien (über Donkola-Agusa [Alt-Donkola], El-Ordeh [Kasr Donkola] und Wadi-Halfa in 128 m Höhe) bis zu dem in 101 m Höhe gelegenen Assuán, nahe der Südgrenze Ägyptens, in einem 7—15 km breiten Thale, ist 1095 km lang. Er durchmißt nun Ägypten in einem 22—52 km breiten Thale mit 937 km bis Kairo und mit 187 km bis zur Mündung. Die gesamte Länge setzt sich somit zu 6240 km zusammen, d. i. 1¼ mal die Länge des Amazonenstroms.

Mehrfach setzen Felsmassen quer durch das Bett des N. und bilden Kataraste, wo sich der Strom mit mächtigem Gebrause zwischen gewaltigen Felstrümmern hindurchzwängen muß, sodaß auf 1800 km seines Laufs eine kontinuierliche Beschiffung desselben unmöglich ist. Zwischen 16° und 16° 25′ nördl. Br. befinden sich die sechsten Kataraste, in 18° 20′ die durch Granitfelsen veranlaßten fünften, zwischen der Insel Mograt und dem Berge Barkal die fast 75 km langen vierten; in 19° 40′ folgen nördlich von der Insel Argo die dritten; in 21° beginnen mit der Insel Dal die zweiten Kataraste, in denen der N. ein 100 km langes Felsenthal, Batn-el-Hagar genannt, von Okme bis zu dem in 128 m Höhe gelegenen Wadi-Halfa durchströmt, ein Felsenchaos zwischen vegetationslosen, meist schwarzen, bis gegen 250 m hohen Felswänden. Bei der Insel Philä, nahe der Südgrenze Ägyptens, befinden sich die ersten Kataraste, in 100,9 m Meereshöhe, wo bis zu der 11 km nördlicher gelegenen Stadt Assuân der 1170 m breite Strom zur Hälfte von 1,3 bis 13 m hohen Felsenreihen erfüllt ist. In Ägypten fließt der breiter werdende Nil still und gleichmäßig, ohne Unterbrechung, und hat auf den 1125 km seines Laufs 101 m Gefälle. Von 27½° nördl. Br. an begleitet ihn links der **Bahr-Jussuf**, ein alter Kanal oder ein natürlicher Seitenarm oder eine etwa 600 km lange Kette von Kanälen, die durch zahlreiche Verbindungsarme mit dem N. kommuniziert und bis zu dem im Süden von Kairo gelegenen Moris-See (Birket-el-Kurn) reicht. Er ist für eine regelrechte Verteilung des Nilwassers für das Land von Bedeutung. Im Nordwesten von Kairo, 19,7 km davon entfernt, in 10,7 m Meereshöhe, beginnt das am Meere 270 km breite Delta, durch welches zahllose Wasserarme und Kanäle das Nilwasser zum Meere führen. Der 1000 m breite Strom teilt sich bei der Stelle Kerkasoros in verschiedene, das Delta durchströmende Arme, deren die Alten sieben zählten (der pelusische, tanitische, mendesische, bukolische oder phatnitische, sebennytische, bolbitinische und kanopische), während jetzt

nur zwei wirkliche Mündungsarme vorhanden sind, nämlich der von Rosette oder Raschid und der von Damiette oder Damiât. Der kanopische und pelusische, ganz am Ost- und Weststrande des Deltas mündend, waren im Altertum die Hauptmündungen, ihre Wasser haben sich aber neue Betten gesucht; der pelusische mündet jetzt durch den phatnitischen bei Damiette, und der kanopische durch den von Menschenhand gegrabenen bolbitinischen, sodaß die alten Hauptäste verschwunden sind. Der bedeutendste Kanal ist der dem alten kanopischen Laufe ähnlich gehende Mahmudieh-Kanal, welcher 77,7 km lang und 30 m breit, den Rosette-Arm mit Alexandria verbindet; er wurde 1819—20 durch Mehemed-Ali hergestellt; der kurze Menuf-Kanal (Bahr-el-Faräuine) verbindet im Süden den Rosette- und Damiette-Arm; der tanitische Arm ist in den Muis, der pelusische in den Abu-el-Menegge-Kanal umgewandelt.

Die Nilerde (Gef) oder der getrocknete Nilschlamm, welcher in Ägypten überall auf Meeressand, also dem Boden eines alten Ästuars ruht, überragt in steilen Uferwänden bei niedrigstem Wasserstande den Fluß in Oberägypten um 8 m, bei Kairo um 4,5 m. Die Mächtigkeit der Alluvionen beträgt in Ägypten 10—12 m, an der Spitze des Deltas aber 13—16 m. Die Breite des kulturfähigen Schwemmlandes übersteigt nirgends 15 km. Der N. überschwemmt nicht direkt seine Thalebene, sondern das ganze kulturfähige Land ist durch Dämme in gewaltige Bassins zerteilt, und mittels Kanäle durch die Dämme tritt das Wasser in die Bassins, in denen es bis zur Genüge gelassen wird; danach wird es zu dem unterdes niedriger gewordenen Strome oder zu niedriger gelegenen Abteilungen abgelassen. Das für die Kultur günstigste Mittel des höchsten Wasserstandes (zu Herodots Zeiten 16 Ellen) ist jetzt nach langjährigen Beobachtungen eine Höhe von 23 Ellen und 2 Zoll (= 12,47 m) des Nilometers (1 Elle [Pik Metias] = 0,5407 m). An der südlichsten Spitze des Deltas ist der Barrage gebaut, bestehend in einem Stauwerke in Form von zwei Brücken über die beiden Nilarme, von Mehemed-Ali begonnen, aber noch nicht vollendet. Dieser jetzt Kanâtir (d. i. Brücken) genannte Bau sollte die Wasser des N. zu allen Jahreszeiten auf gleicher Höhe erhalten und die Schöpfmaschinen überflüssig machen.

Geschichtliches. Der N. hieß bei den alten Ägyptern in der heiligen Sprache Aur-a (der «Verborgene», nämlich in Beziehung auf seinen Ursprung), koptisch Jaro, Eiero, daher auch hebräisch Je'ôr. Der griech. Name Νεῖλος ist von dem semit. Nahal (d. i. Fluß) durch phönizische Vermittelung hergeleitet worden; wenigstens stammt er ebenso wenig aus dem Ägyptischen wie die dem Lande gleichnamige Bezeichnung des Flusses Αἴγυπτος bei Homer. Die heutigen Araber nennen ihn Bahr, wie jedes große Wasser, oder auch el-Nil; die anwohnenden Nubier nennen ihn Toſſi oder auch Nil-toſſi, worunter vornehmlich der volle, überfließende Strom verstanden wird. Der N. wurde von den Ägyptern, später auch von Griechen und Römern göttlich verehrt. Von den ersteren wurde er mannweiblich mit Bart und weiblichen Brüsten dargestellt und von blauer Hautfarbe. Man pflegte den obern N. von dem untern durch besondere Blumensymbole zu unterscheiden. Er hatte einen eigenen Tempel zu Nilopolis, und sein Hauptfest ward unter dem Namen Niloa erwähnt. In der griech.-röm. Kunst ist er in der Gestalt eines liegenden Flußgottes bekannt, um welchen 16 Kinder spielen, die 16 Ellen der Nilschwelle symbolisch bezeichnend. Schon Kaiser Nero hatte zwei Centurionen den N. aufwärts gesendet, um jenseit Meroës die Quelle des Stroms zu erforschen. Nach ihren Mitteilungen zu schließen, sind sie bis in die Gegend des No-Sees in beiläufig 10 oder 9° nördl. Br. gelangt. Von Reisen, welche zu gleichem Zweck unternommen wurden, ist zunächst die von Bruce von Bedeutung, welcher 1769 die Quelle des Blauen N. in Abessinien auffand und damit die Aufgabe für gelöst hielt. Auch die Reisen von W. G. Browne (1789), Cailliaud (1822), Rüppell (1822—27) und Russegger (1836—38) hatten hauptsächlich für die abessin. Seite Wichtigkeit, sowie auch die 1860 unternommene Reise des Grafen von Barnim und Hartmanns das Gebiet des Blauen N. betraf. Dem Laufe des Weißen N. folgte 1849 der Missionar Knoblecher, welcher bis südlich von 5° nördl. Br. gelangte. Von 1839—42 sendete Mehemed-Ali drei Expeditionen zur Entdeckung der Quellen des Bahr-el-Abjad aus, worüber der die zweite derselben begleitende Werne Mitteilung machte. Sie drangen ungefähr bis in 4° nördl. Br. vor. Ein anderer Abschnitt der Reisen nach den Nilquellen beginnt mit dem J. 1855, als die Missionare Krapf und Rebmann Kunde brachten von den riesigen Binnengewässern des äquatorialen Afrika. Bald danach, 1857, gelangten die von England ausgesendeten Speke und Burton von der Ostküste her an den Tanganjika-See und 1858 an den See Nyanza, welchen letztern Speke 1860 zum zweiten mal in Begleitung von Grant besuchte. So unsicher nun auch noch der genauere Zusammenhang der Flußläufe blieb, so konnte doch kaum noch daran gezweifelt werden, daß damit die Quellregion des N. gefunden war. Erst seitdem 1861 der von der ägypt. Regierung auf Eroberung ausgesendete Baker den Mwutan-Nsigé aufgefunden und 1874 und 1876 Stanley den Nyanza, Cameron den Tanganjika und Gessi den Mwutan-Nsigé wenigstens großenteils umfahren hatten, durfte man hoffen, sich eine einigermaßen klare Vorstellung von den Verhältnissen machen zu können. Aber ein dritter Hauptteil des Stromgebiets war noch zu erforschen, nämlich der westlich vom Weißen N. gelegene, welcher seine Wasser mittels des Gazellenflusses der mittlern Adar zuführt. Dieser durch zahllose Flußläufe und ausgedehnte Sumpfgebiete ausgezeichnete Teil, welcher auch zeitweise für den bedeutendsten des ganzen Nilsystems angesprochen worden ist, wurde 1859 durch die Gebrüder Poucet besucht, die 1868 sogar bis zu dem Uëlle im Lande der Monbuttu vordrangen. Auch Piaggia hatte 1860—65 dies Gebiet, bis zum Lande der Niam-Niam, als Erforschungsterrain erwählt. Ebenso waren Miani bereits 1859 bis zu den Monbuttu, Peney, de Dono und Antinori 1850 bis zu den Niam-Niam gelangt. Brun-Rollet und Lejean haben 1861 nicht Unwichtiges zur Kenntnis des Gazellenflusses beigetragen, sowie Petherick 1862 und 1863 überhaupt für die Flußläufe im Westen des Weißen N. Die Expedition des Fräulein A. Tinne 1862, in Begleitung von von Heuglin, Steudner u. a., hat nur geringe Resultate geliefert; um so bedeutender und mehr epochemachend dagegen ist Schweinfurths Reise 1868—71 zum Lande der Niam-Niam und Monbuttu gewesen.

Vgl. Klöden, «Das Stromsystem des obern N.» (Berl. 1857); Speke, «Die Entdeckung der Nilquellen» (aus dem Engl., 2 Bde., Lpz. 1864); von Heuglin, «Reise in das Gebiet des Weißen N. und seiner westl. Zuflüsse» (Lpz. 1869); Dittmer, «Kemi und das Nilsystem» (Berl. 1874); Graf von Prokesch-Osten, «Nilfahrt bis zu den zweiten Katarakten» (Lpz. 1874); Marno, «Reisen im Gebiet des Blauen und Weißen N.» (Wien 1874); Beltrame, «Il fiume bianco e i Denka» (Verona 1881); Hartmann, «Die Nilländer» (Lpz. 1884); Bädeker, «Ägypten» (Bd. 1, 2. Aufl., Lpz. 1885).

Nil admirāri (lat.), «Nichts anstaunen», über nichts sich wundern, soll nach Plutarch («Über das Hören») ein Ausspruch des Pythagoras gewesen sein; die lat. Fassung hat Horaz (Episteln, I, 6, 1).

Nilbarsch, Fischart, s. unter Barsch.

Niles, Stadt im nordamerik. Staate Michigan, County Berrien, am rechten Ufer des St.-Joseph und an der Michigan-Centraleisenbahn, zählt (1880) 4197 E., hat mehrere Papiermühlen, Eisengießereien, eine Möbelfabrik, eine Maschinenwerkstatt.

Nilgau, s. unter Antilope.

Nilgiri oder **Neilgherries**, eine Gebirgskette im südl. Teile von Vorderindien, welche sich zwischen 11° 10′ und 11° 35′ nördl. Br. in transversaler Richtung von 76° 30′ bis 77° 10′ östl. L. von Greenwich erstreckt. Ihr westl. Anfang, wo ihre Gipfel den Namen der Kundehs tragen, ist mit dem Giadri genannten Zweige der westl. Ghats verbunden. Ausgezeichnet ist die Kette der N. durch die Höhe der Spitzen, die sich aus ihr erheben. Der höchste Gipfel ist der Dodabetta, 2633 m hoch.

Nilkiesel heißen die im Nil (auch im Sande der ägypt. Wüste) häufig gefundenen rundlichen Geschiebe von Jaspis mit konzentrischen lichtern ockergelben und dunklern kastanienbraunen Farbenstreifen, die der Kugeloberfläche ziemlich parallel gehen.

Nilkloster (Nilowskaja Pustüni), berühmtes Kloster auf einer Insel im Seligersee (s. d.).

Nilmesser (Nilometer, arab. Mikyas), ein Brunnen auf der Südspitze der Nilinsel Roda bei Kairo, der durch einen Kanal mit dem Nil in Verbindung steht und in seiner Mitte eine achteckige Säule hat, worauf die altägypt. Maße eingegraben sind. An dieser Säule wird die Höhe des Wasserstandes des Nil vom 1. Juli ab täglich konstatiert und in Kairo ausgerufen.

Nilometer, soviel wie Nilmesser.

Nilpferd oder **Flußpferd** (Hippopatämus) ist der Name einer Gattung von Säugetieren aus der Ordnung der paarzehigen Dickhäuter. In systematischer Hinsicht unterscheidet sich diese Gattung von den verwandten durch vier äußerlich fast ungespaltene und breite, platte, hufetragende Zehen und durch die Zähne, worunter geradeaus stehende kolbige Schneidezähne, furchtbare Hauer im Unterkiefer und dicke Backenzähne, deren Mahlfläche die Form eines Kleeblattes zeigt. Man kennt eine größere, über den ganzen afrik. Kontinent verbreitete Art (H. amphibius) und eine zweite, der andern gegenüber zwerghafte, aber sehr seltene Art, die in Liberia zu Hause ist (H. liberiensis). Das gemeine N. findet sich häufig in allen Flüssen und Seen des mittlern und südl. Afrika; in Unterägypten und am südl. Ende Afrikas ist es bereits ausgerottet oder doch gänzlich verscheucht. Das N. hat die Gestalt eines kolossalen Schweins, nur ist bei ihm der Kopf verhältnismäßig kürzer und die Schnauze breiter, angeschwollen und mit dicken Borsten besetzt. Der ungemein plumpe, 4 m lange, am Widerrist 1,5 m hohe, außerordentlich dicke Körper wird von dicken, säulenartigen, doch so kurzen Füßen getragen, daß der Bauch im Gehen fast am Boden hinschleift. Die Haut ist grob, braunrötlich, unbehaart, ungemein dick, am Rücken und an den Seiten etwa 5 cm stark, der Kopf unförmlich groß, das Gesicht platt, von ansehnlicher Breite, und die kleinen, schweinartigen Augen stehen hoch oben. Der Rachen kann so weit geöffnet werden, daß er einen Menschen in der Mitte des Leibes umfaßt. Die Lage der Augen, Ohren und Nasenlöcher in derselben Ebene gestattet dem Tiere, in dem Wasser verborgen zu bleiben und das Gesicht allein etwas über die Oberfläche zu erheben, um zu atmen und seine Feinde zu entdecken.

In bevölkerten Gegenden bringen die N. den Tag im Wasser zu und kommen nur des Nachts hervor, um ihre hauptsächlich aus Wurzeln und saftigen Pflanzen bestehende Nahrung zu suchen. In menschenleeren Einöden verweilen sie sowohl einen Teil des Tags als auch der Nacht auf dem Lande. Das Schwimmen wird ihnen erleichtert durch eine unter der Haut liegende und mehrere Centimeter dicke Schicht von halbflüssigem Fett, indem dadurch die unförmliche Körpermasse im Wasser spezifische Leichtigkeit erhält. Dieses im ungereizten Zustand ganz harmlose Tier überläßt sich der blindesten Wut, wenn es gereizt oder angegriffen wird, und sucht dann seinen Feind niederzutreten oder mit den lang vorragenden Zähnen zu erfassen und zu zermalmen. Daher gehört das Unternehmen, ein N. von einem Boot aus anzugreifen, zu den gefährlichsten Wagnissen. Wo Feuergewehre in den Händen der Bevölkerung sind, nehmen die N. rasch ab, indem sie durch sehr schwere Büchsenkugeln getötet werden. Die hauptsächlichste Schwierigkeit besteht nur darin, den ungeheuern Körper ans Land zu bringen, und zuweilen muß er im Wasser zerstückt werden. Das Fleisch gilt für wohlschmeckend, und der Speck ist selbst in der Kapstadt ein geschätzter Leckerbissen. Die Schneidezähne und Hauer werden als Elfenbein verarbeitet. Die Haut wird in Streifen zerschnitten und zu Schilden benutzt oder zu Reitgerten zusammengedreht. Man hat Reste mehrerer vorweltlicher Arten in den jüngern Tertiärschichten und in aufgeschwemmtem Lande entdeckt. Das biblische Tier Behemoth (s. d.), welches Hiob (Kap. 40, 10–19) beschreibt, wird für das N. gehalten; die alten Ägypter nannten das Tier «Wasserschwein» (Rer) und bildeten seine Jagd auf Denkmälern ab. Alle alten Schriftsteller, von Herodot an, erwähnen und beschreiben das N.; die Römer brachten es häufig zu den Kampfspielen im Cirkus. In neuerer Zeit hält man N. fast in allen zoolog. Gärten, wo sie sich auch öfters fortgepflanzt haben.

Nilseen, s. Nyanza.

Nilsson (Christina), berühmte Sängerin, geb. 3. Aug. 1843 als Tochter armer Bauersleute im Kirchspiel Wederslöf bei Wexiö, zeigte schon als Kind hervorragende musikalische Talente, welche die Aufmerksamkeit eines Musikkenners auf sich zogen, durch dessen Unterstützung sie zuerst die Schule zu Halmstad besuchen und Unterricht im Gesang nehmen konnte. Im J. 1859 studierte sie in Stockholm unter Franz Berwald und gab hier 28. Febr. 1860 ihr erstes öffentliches Konzert. Im Herbst 1860 ging sie nach Paris und studierte daselbst

vier Jahre, zuerst unter Masset und später unter Bartel. Am 27. Okt. 1864 debütierte sie im Théâtre-Lyrique als Violetta («La Traviata»), dem sie drei Jahre lang angehörte, und feierte dann sowohl in Paris als auch auf Kunstreisen in Europa und Amerika (1870) durch ihren wundervoll schönen Gesang und ihr dramatisches Spiel die größten Triumphe. Ihr Sopran zeichnete sich durch außerordentliche Höhe, wie durch ungemeinen Wohllaut aus. Im J. 1872 heiratete sie den pariser Bankier Roujeaud, nach dessen 1882 erfolgtem Tode sie die Bühne wieder öfter betrat.

Nilsson (Swen), ausgezeichneter schwed. Zoolog und Altertumsforscher, geb. 8. März 1787 unweit Laudskrona in Schonen, studierte in Lund und wurde daselbst 1812 Docent der Naturgeschichte, 1819 Vorsteher des Zoologischen Museums und folgte 1828 einem Rufe nach Stockholm als Vorstand des Zoologischen Museums der Akademie der Wissenschaften, das er nach dem Muster der berliner Sammlung ordnete. Im J. 1831 kehrte er als ord. Professor der Zoologie und Direktor des Zoologischen Museums nach Lund zurück, wurde 1856 emeritiert und starb in Lund 30. Nov. 1883. N.s Hauptwerke sind: die «Ornithologia Suecica» (2 Bde., Kopenh. 1817—21) und die «Skandinavisk Fauna» (4 Bde., Lund 1820—55; Bd. 1—3 in wiederholten Auflagen), an die sich die «Illuminerade Figurer til Skandinavisk Fauna» (Heft 1—20, Stockh. 1829—40, mit 200 kolorierten Tafeln) anschließen. Sonst verdienen noch Erwähnung: «Historia molluscorum Sueciae» (1822), «Petriticata Suecana formationis cretaceae» (Stockh. 1827), «Prodromus ichthyologiae Scandinaviae» (1832). Daneben hat sich N. auch große Verdienste um das Studium des vaterländischen Altertums erworben. Sein Hauptwert in dieser Beziehung ist «Skandinaviska Nordens Urinnevånare» (4 Tle., Christianstad und Lund 1838—43 und öfter; deutsch, Hamb. 1863—68).

Nimbschen, Klostergut bei Grimma (s. d.).

Nimburg, Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Podebrad in Böhmen, am rechten Elbufer, Station der Linien Wien-Tetschen-Mittelgrund und N.-Jungbunzlau der Nordwestbahn, sowie der Linien N.-Gitschin der Böhmischen Kommerzialbahn und Poričan-N. der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat Werkstätte der Nordwestbahn und bedeutenden Handel mit Getreide, Holz und Vieh und zählt (1880) 5454 E. meist slawischer Zunge.

Nimbus, s. Heiligenschein; in figürlicher Bedeutung der Glanz, welcher eine Person umgibt.

Nimbus. Mit N. bezeichnet man eine Wolkenform (s. Wolken), welche zumeist aus dichtern Haufenwolken entsteht, und aus der sodann der Regen auf die Erde niederfällt. Die ursprüngliche Definition lautet: Nubes densa, supra patens et cirriformis, infra in pluviam abiens. Bei fortdauernder Abkühlung oder Verdichtung der die Wolken bildenden Nebelbläschen ist stets der N. das Endglied aller Wolkenformen.

Nimes oder **Nismes,** Hauptstadt des franz. Depart. Gard im ehemaligen Nieder-Languedoc, Station der Linien St.-Germain des Fossés-N., Tarascon-Cette und Aigues-Mortes-N. der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, in einem fruchtbaren, von der Vistre durchflossenen und von zwei Hügelreihen eingeschlossenen Thale und hat (1881) 55823 (Gemeinde 63552) E., darunter etwa 30000 Reformierte. Die Stadt hat in ihren ältern Teilen enge Straßen, unregelmäßige Plätze und meist unansehnliche Gebäude. Merkwürdig ist namentlich wegen seiner Uhr das Rathaus. Regelmäßiger und modernelegant gebaut sind die acht Vorstädte, welche durch die schon seit der Revolution in prächtige, mit Bäumen bepflanzte Boulevards verwandelten Festungswälle von der Altstadt geschieden werden. Außer der angeblich auf den Resten eines röm. Tempels erbauten Kathedrale St.-Castor hat N. noch elf kath. und sechs reform. Kirchen; unter erstern die 1840—50 von Questel erbaute roman. St.-Paulskirche mit schönen Fresken von Hipp und Paul Flandrin; die neue got. Kirche der Ste.-Félicité-et-Perpétue auf der Esplanade und St.-Baudile, dem Augustusthor gegenüber, 1870—75 im got. Stil erbaut, mit zwei Türmen und schönem Hauptaltar aus weißem Marmor mit Bronzestatuen; unter letztern der in einfachem, ernstem Stil aufgeführte Grand-Temple. Von den andern öffentlichen Gebäuden sind bemerkenswert der Justizpalast mit schöner Attika und der Antike nachgebildetem Portal, die Präfektur, das neue Hôtel-Dieu mit schöner Façade, das Centralgefängnis für 1400 Sträflinge (ursprünglich von Vauban erbaute Citadelle). Auf dem Platze der Esplanade befindet sich eine prächtige Fontäne von Pradier. Außer den Boulevards besitzt N. noch mehrere Promenaden, darunter einen der schönsten öffentlichen Gärten Europas, den Jardin de la Fontaine, am Fuße des Mont-Cavalier, von einem Kanal durchschnitten, mit Bassins, Cascaden u. s. w. Im J. 1874 wurde eine Statue des von hier stammenden röm. Kaisers Antoninus Pius (von Bosc) enthüllt.

Ein besonderes Interesse verleiht der Stadt die Menge merkwürdiger röm. Altertümer, an denen N. unter allen Städten diesseit der Alpen die reichste ist. Dahin gehören: die Tour-Magne (Turris magna), ein Oktogon, noch jetzt 28 m hoch, auf dem höchsten der «sieben Hügel» (Mont-Cavalier, 114 m), an dessen Fuße die Fontaine de N. in dem erwähnten öffentlichen Garten entspringt, und die 1738 aufgefundenen, jetzt wiederhergestellten röm. Bäder; der Dianentempel, ein antikes Nymphäum, in demselben Garten, aus den schönsten Quadersteinen aufgeführt; neben dem Theater ein prachtvoller, gut erhaltener, auf korinth. Säulen ruhender Tempel (la Maison quarrée), aus den Zeiten Hadrians oder der Antonine, 25,65 m lang, 13,45 m breit und ebenso hoch, 1820—22 restauriert und 1823 zu einem Altertumsmuseum bestimmt; das wahrscheinlich unter Antoninus Pius nach dem Muster des Kolosseums aufgeführte Amphitheater (les Arènes), das schönste Römermonument Frankreichs, in ovaler Form aus Quadern von 6 m Länge und 2 m Höhe und Dicke ohne Mörtel erbaut (der äußere Umfang mißt 370 m, die Höhe 21,33 m, der große Durchmesser 133,38 m, der kleine 101,4 m). Die 35 ringsum laufenden Sitzreihen, von denen noch 17 erhalten sind, gewährten Platz für 23000 Zuschauer. Ferner sind bemerkenswert das 1791 entdeckte und 1849 restaurierte Augustusthor, ein gewaltiger Quaderbau aus dem 1. 16 v. Chr.; die kleinere Porta-Cooperta oder La Porte de France, das röm. Südthor, aus späterer Zeit; das 1844 am Fuße der Citadelle aufgefundene Römerbassin, welches das Wasser des im Thale des Gard (s. d.) befindlichen Aquäducts (Pont du Gard, s. Aquäduct

mit Abbildung) aufnahm und in der Stadt verteilte; endlich die Reste antiker Stadtmauern und eine Menge Bildhauerarbeiten, Basreliefs, Mosaiken, Grabmäler, Inschriften u. s. w.

N. ist der Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiöcese Avignon, eines reform. Konsistoriums, eines Appellationsgerichts für vier Departements, eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels-, dreier Friedensgerichte, eines Arbeiterschiedsgerichts (Conseil de prud'hommes), einer Filiale der Bank von Frankreich, einer Handels- und einer Ackerbaukammer, sowie einer militärischen Subdivision. Die Stadt hat ein Lyceum, ein kath. Priester- und ein Lehrerseminar, eine Vorbereitungsanstalt für evang. Pfarrer nebst Bibliothek, eine Bildungsanstalt für prot. Lehrerinnen, eine Musik-, eine Zeichen- und eine Fabrikschule, Curse für angewandte Chemie und Physik, Vorlesungen über Entbindungskunde, eine städtische Bibliothek von 30000 Bänden mit einer der reichsten Sammlungen archäol. und naturwissenschaftlicher Kupferwerke, ein Museum für Kunst und Altertümer, die Académie du Gard, Gesellschaften für Medizin und für Ackerbau, ein Departementsgefängnis u. s. w. N. ist eine bedeutende Fabrikstadt. Die Textilindustrie ist seit Ende des 18. Jahrh. in Abnahme gekommen, dagegen werden jetzt Floret-, Stick- und Nähseide, Teppiche, Tischdecken, Möbelstoffe, Shawls und Tartans, Schnüre, Borten, Schnürbänder, Filethandschuhe, seidene Strümpfe u. s. w. fabriziert. Außerdem bestehen Maschinenbauanstalten und Gießereien für den Eisenbahnbedarf, Ateliers für Mühlen und landwirtschaftliche Geräte, zahlreiche Färbereien, Destillationen, Gerbereien u. s. w. Auch ist N. das Centrum und Entrepôt einer reichen Getreide-, Wein-, Öl- und Gemüsebauregion und treibt Handel mit Languedocweinen (jährliche Ausfuhr durchschnittlich 117000 hl) und Weingeist oder Trois-six oder Sprit von 36° (33000 hl), Cocons und Seide (18 Mill. Frs.), Absinth- und andern Liqueuren, Getreide, Mehl, Öl, Kolonialwaren, sowie mit Sämereien, Farbe- und Medizinalpflanzen.

Geschichtliches. N., im Altertum Nemausus, war der Hauptort der kelt. Volcae Arecomici, eine der bedeutendsten Städte in Gallia Narbonensis, autonom, seit Cäsar und Augustus röm. Kolonie latinischen Rechts, die 24 Flecken unter sich hatte. Sie schlug eigene Münzen mit griech., Massilia entlehntem Gepräge, indessen auch mit dem gallischen Wahrzeichen des Ebers. Als Stammort der Familie der Antonine verdankte die Stadt insbesondere diesen viele Prachtbauten. Im J. 408 eroberten sie die Vandalen, dann kam sie unter die Westgoten und teilte bis in das 8. Jahrh. das Schicksal von Septimanien (s. d.), indem sie abwechselnd unter got., sarazen. (725—759) und fränk. Herrschaft stand. Von den Normannen wurde sie 859 geplündert. Eine Zeit lang regierten daselbst Vizegrafen, die unter dem Herzog von Septimanien standen. Diese machten sich im 10. Jahrh. selbständig und führten den Grafentitel. Wiederholt Zankapfel zwischen den Grafen von Toulouse, Carcassonne und Béziers, sowie dem König von Aragonien, wurde sie von letzterm als Oberlehnsherrn ganz eingezogen, 1226 von Ludwig VIII. eingenommen und 1258 durch Jakob I. von Aragonien für immer an Frankreich (Ludwig IX.) abgetreten, nachdem sie als ein Hauptsitz der Albigenser (s. d.) viel durch Krieg gelitten. Die Stadt wurde 1378 vom Herzog von Anjou, 1417 von den Engländern unter den Prinzen von Châlon und Oranien, 1420 vom Dauphin (Karl VII.) erobert. Von König Franz I. erhielt sie 1539 eine Universität und ein Collège des arts. Seit 1559 erklärte sie sich für die Reformation und hatte in den Hugenottenkriegen viel zu leiden. In dem 27. Juni 1629 zu Alais zwischen Richelieu und Rohan geschlossenen Vergleiche (sog. Gnadenedikt von Nimes) mußte sie sich unterwerfen. Durch den Widerruf des Edikts von Nantes (1685), sowie die gegen die Protestanten gerichteten Ordonnanzen 1699 und 1706 verlor sie einen großen Teil ihrer Einwohner und ihrer Reichtümer. N. war 1815 der Schauplatz greulicher Verfolgungen der Protestanten durch die sog. Bandes Verdets, denen von seiten der Regierung nicht eher Einhalt gethan wurde, bis 1819 die prot. Cevennenbewohner der kath. Bevölkerung in N. eine energische Erklärung zukommen ließen. Auch nach der Julirevolution wurden im Aug. 1830 in N. viele Schändlichkeiten gegen die Protestanten verübt, mit Hilfe der Truppen aber sehr bald Ruhe gestiftet. N. ist Geburtsort von Jean Nicot, der 1564 die Tabakspflanze (Nicotiana) nach Frankreich brachte; von Traucat, welcher um 1562 den Maulbeerbaum im südl. Frankreich einführte; von Guizot und vom Dichter Jean Reboul, dessen Statue (von Bosc) im Jardin de la Fontaine steht.

Vgl. Ménard, «Histoire des antiquités de la ville do N. et de ses environs» (Nimes 1838); Perrot, «Lettres sur N. et le Midi» (2 Bde., Nimes 1840); Ménard, «Histoire civile, ecclésiastique et littéraire de la ville de N.» (7 Bde., Nimes 1875); Germer-Durand, «Découvertes archéologiques faites à N.» (Nimes 1874).

Nimptsch, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Breslau, an der Großen Lohe, Station der Linie Strehlen-N. der Preuß. Staatsbahnen, zählt (1880) 2215 meist evang. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat Weizen-, Obst- und Zuckerrübenbau. N. wurde 14. Juni 1428 von den Hussiten erobert und 4. Juni 1633 durch Wallenstein erstürmt. — Der Kreis Nimptsch zählt auf 376 qkm (1880) 31595 meist evang. E.

Nimrod war nach der Genesis (10, 9) ein Sohn des Kusch, Sohnes des Cham; die hebr. Legende sieht ihn als einen Kuschiten und Hamiten an, aus demselben Stamme, dem die Völkerschaften Äthiopiens und Südarabiens entsprossen sind. Er wird als ein uralter gewaltiger Machthaber bezeichnet, dessen Macht von der babylon. Tetrapole, Babylon, Erech (Orchoe), Accad und Chalne ausging. Aus dem Bibeltext geht keineswegs hervor, wie einige gemeint haben, daß er Assyrien kolonisiert und dort Ninive, Resen und Calach gegründet habe; dieses kann sich nur auf Assur, Sohn Sems, beziehen. Die Bibel nennt ihn einen gewaltigen Jäger vor dem Herrn und führt bei dieser Gelegenheit, wie es scheint, ein uraltes Volkslied an. In den Keilschriften hat man bisher keine Spur vom Namen N. gefunden und einige Gelehrte haben ihn in dem Helden Izubar (s. Sündflut und Xisuthrus) erkennen wollen; alles, was Juden und Araber von N. erzählen, gründet sich auf die Stelle der Genesis. Die Etymologie, die den Namen N. von marad, sich empören, herleitet, scheint der Ursprung des Rufs zu sein, in dem N. bei den Orientalen steht. Schon Josephus schildert ihn als Erbauer des

babylon. Turms und als gottlosen Frevler. Die Araber schreiben ihm alle großen Ruinen Mesopotamiens zu, sowie alle möglichen Thaten des Aufruhrs gegen Gott; als Sternbild des Riesen, d. i. des Orion, ist er an den Himmel gefesselt. Doch ist N. in der einzigen Stelle, wo er außerdem erwähnt wird (Micha 5, 5), ein geogr. Begriff, Südchaldäa und Elam. In der Genesis unterscheidet sich N. durch nichts von den dort genannten andern 73 ethnogr.-geogr. Personifikationen, die später die Sage schärfer individualisierte.

Seinen Namen führen heute noch mehrere Örtlichkeiten. So Tell-Nimrud (Hügel N.s), die Ruinen der alten Stadt Dur-Kurigalzu, betannter unter dem Namen Akartuf, 18 km von Bagdad. Dieser merkwürdige Überrest alter Baukunst ist vielleicht mit dem griech. Sittace identisch. Sakr-Nimrud ist ein oberhalb Bagdad durch den Tigris führender Damm, dessen ungeheuere Steine bei seichtem Wasser hervortreten. Der eigentliche Zweck des Damms in der jetzigen Gestalt ist nicht ganz klar. Doch scheint er mit der Bewässerung Mesopotamiens in Verbindung gestanden zu haben. Birs-Nimrud heißt eine westlich vom Euphrat gelegene Ruine Babylons (s. d.). Dieselbe ist der Rest des achtstöckigen Turms, den Herodot noch sah, auf derselben Stelle, wohin die Sage den Turm von Babel versetzt. Das Wort Birs gibt den Namen Borsippa wieder, welchen dieser Teil Babylons trug, wie aus dort gefundenen Kontrakttäfelchen hervorgeht. Außerdem führt den Namen N.s noch das Dorf Nimrud. Es sind dies die Ruinen der alten Stadt Calach (Genesis 10), assyr. Kalkh, wahrscheinlich das Larissa Xenophons, welches von Ninive 30 km entfernt war und keineswegs zu Ninive gehörte, wie man irrtümlich geglaubt hat. Unfern des Zusammenflusses des Tigris mit dem obern Zab gelegen, machte Calach häufig Ninive den Königssitz streitig. Salmanassar I. (im 13. Jahrh. v. Chr.) scheint hier Paläste erbaut zu haben. Diese wurden von Sardanapal III. (Assurnasirhabal) gegen Ende des 10. Jahrh. v. Chr. restauriert. Die Nachfolger dieses Königs haben mit besonderer Vorliebe Calach gepflegt, bis Sargon Khorsabad (710) erbaute, Sanherib (700) Ninives Palast wiederherstellte. Doch noch die spätesten Könige müssen hier residiert haben. Die Palastgruppe Nimruds befindet sich auf einer Platiform, auf der sich namentlich die nordwestliche und die östl. Gruppe hervorthun. Den Reisenden tritt eine ungeheuere Erdpyramide entgegen. Die Paläste sind zuerst von Layard entdeckt und ausgegraben worden. Man verdankt diesen Arbeiten, sowie denen seiner Nachfolger Loftus und Rassam fast alles, was man über die Geschichte Assyriens vor Sargon weiß, sowie fast alle Steinplatten, Basreliefs, Ziegelmalereien, Gold- und Silberschmuckjachen vor dieser Periode. Die ältern der in London, Paris und anderswo aufbewahrten Monumente stammen fast allein aus Nimrud.

Nimrud, s. Nimrod.

Nimwegen, Nymegen oder Nijmegen (frz. Nimègue, bei den Römern Noviomagus, Oppidum Batavorum), die Hauptstadt eines Distrikts der niederländ. Provinz Geldern, reizend auf sieben Hügeln am linken Ufer der Waal gelegen, Station der Linien Kleve-N. der Preußischen, Arnheim-N., N.-Venloo und Tilburg-N. der Niederländischen Staatsbahnen, hat (1883) 28204 E., welche Getreide- und Speditionshandel treiben, berühmtes Weißbier (Moll) brauen, sowie Blechwaren, Öfen, Schmiede- und Tischlerwaren u. s. w. fabrizieren. Die Stadt besitzt ein Gymnasium, ein schönes, 1554 erbautes Rathaus und acht Kirchen, unter denen sich die reform. Stephanskirche aus dem 13. Jahrh. mit dem Grabmal der Herzogin von Geldern, Katharina von Bourbon (gest. 1469), und dem Kabinett «Blok», in dem man früher die Privilegien der Stadt aufbewahrte, auszeichnet. Von den 24 Plätzen und Märkten ist am bemerkenswertesten der schön bepflanzte Valtenhof auf dem Lindenberge, einer Anhöhe an der Flußseite, mit den Trümmern des Valkenhofs, einer Burg, die, von Karl d. Gr. erbaut, öfters das Hoflager der fränk. Könige wie später die Residenz der Burggrafen von N. war. Nicht weit vom Valkenhof erhebt sich am Ende des Kalverbusches das Belvedere, ein turmähnliches, von Alba errichtetes Gebäude. Unter dem Reich von Nimwegen versteht man den von der Gegend von Kleve bis in die Nähe von Thiel zwischen der Waal und Maas sich hinziehenden Landstrich. Die Stadt war in früherer Zeit eine Reichs- und Hansestadt und wurde, weil sie sich 1579 der Verbindung der niederländ. Provinzen (Utrechter Union) angeschlossen hatte, 1585 von den Spaniern belagert und erobert, kam aber 1591 wieder in die Hände des Prinzen Moritz von Oranien. Nachdem die Franzosen unter Turenne sich ihrer 1672 ohne Gegenwehr bemeistert, wurde hier 1678 und 1679 von Spanien, Österreich, Frankreich und den Vereinigten Niederlanden ein Friedenskongreß gehalten und auf dem Rathause in der Nacht vom 10. und 11. Aug. 1678 zwischen Frankreich und den Niederlanden der Friede von Nimwegen geschlossen, in welchem Holland zwar N. und seine übrigen von Frankreich eroberten Besitzungen zurückerhielt, dagegen zahlreiche feste Plätze in Flandern an Frankreich abtreten mußte. Sodann folgte 17. Sept. 1678 der Friedensschluß zwischen Frankreich und Spanien und 5. Febr. 1679 der zwischen Frankreich einerseits und dem Deutschen Reich und Schweden andererseits, in welchem Philippsburg dem Deutschen Reiche zurückgegeben wurde, während Kaiser Leopold I. es in Bezug auf die Städte im Elsaß bei einem bloßen Protest bewenden ließ. Fruchtlos war ein 1702 von den Franzosen unternommener Überfall auf die Stadt. Dagegen leistete N. im Revolutionskriege 1794 nur geringen Widerstand und wurde 7. Nov. von den Franzosen unter Pichegru besetzt.

Nina (Lorenzo), Kardinal-Staatssekretär, geb. 12. Mai 1812 zu Recanati, erhielt 1845 die Priesterweihe und wurde von Pius IX. zum Assessor inquisitionis und Praefectus studii am Lyceum des heil. Apollinaris erhoben. Er gehörte 1869 zur Vorbereitungskommission des Vatikanischen Konzils für Kirchendisciplin; 1877 wurde er Kardinaldiakon, 9. Aug. 1878 Kardinal-Staatssekretär. Als solcher war er um die Herstellung eines modus vivendi mit der deutschen Regierung bemüht, aber erfolglos. Im Okt. 1880 ward er auf sein Ansuchen des Amts als Staatssekretär enthoben und zum Präfekt der Kongregationen der Konzile und der geistlichen Immunität ernannt. Er starb 27. Juli 1885.

Ning-po oder Ningpo-fu (d. i. Freundliche Wellenstadt), Hafen- und Handelsort in der chines. Provinz Tsche-kiang und nächst der Hauptstadt Hang-tschou-fu der wichtigste Ort der Provinz, liegt

etwa 150 km gegen OSO. von der Hauptstadt und von der See 19 km entfernt, inmitten einer sehr fruchtbaren, von Kanälen durchschnittenen, reichbebauten und stark bevölkerten, bergumschlossenen Ebene am Tung und Tseki, zwei zu einer schiffbaren Wasserstraße vereinigten und in einer Art Fjord (Tahia oder Tatsieh genannt) ausmündenden Flüssen. Der für den Handel sehr günstig gelegene Ort wird von einer massiven, etwas verfallenen Mauer von 7—8 km Umfang umgeben, hat sechs Thore, sowie zwei zugleich zu Durchfahrten für Schiffe bestimmte Ausfallthore, breite, gutgepflasterte, saubere Straßen und meist einstöckige Häuser. Es befinden sich hier große Warenspeicher der Regierung, viele reiche Läden und eine 187 m lange, als Markt dienende Schiffbrücke, welche zu einer ausgedehnten Vorstadt und dem europ. Quartier (mit einem 1843 errichteten Missionshospital) hinüberführt. N. zählt mit den Vorstädten 260000 E., die Seide-, Baumwoll- und Wollmanufakturen sowie ausgedehnte Salzwerke unterhalten. N. ist durch den Friedensvertrag vom 26. Aug. 1842 als Freihafen dem Verkehr mit Europa und Amerika geöffnet, treibt aber auch starken Handel nach Nagasaki in Japan, wo es seine hochgeschätzten Seidenwaren gegen Kupfer, Gold und Silber umtauscht. Der in der Nachbarschaft gewonnene Thee wird nach Shanghai weiter befördert. Ein Hauptstapelartikel N.s ist Bauholz. Die Stadt N. ist berühmt durch ihre Gelehrten, die ein Fünftel der Bevölkerung ausmachen sollen. Sie hat zahlreiche Tempel, Klöster, Erziehungsanstalten, Versammlungs- oder Klubhäuser, auch eine ziemliche Anzahl Regierungsgebäude, aber keine architektonisch bedeutenden Bauwerke. Das zierlichste Gebäude ist der reichgeschmückte Tempel der Göttin Ma-tsu-pu, welcher im 12. Jahrh. gegründet, in seiner jetzigen Gestalt aber erst 1680 erbaut wurde. Der am meisten hervorragende Bau ist der alte 16eckige Turm Tiensjung-tab, welcher, vor 1100 Jahren errichtet, für älter als die Stadt selbst gilt und in seinen sieben Etagen 50 m Höhe hat. Nördlich an der Mündung des Flusses von N. liegt die befestigte Stadt Tschinhai. Dieselbe hat 5 km im Umfang, ist durch einen 5 km langen Damm aus Granitblöcken gegen den Einbruch des Meers geschützt und von einer 6 m hohen Mauer, sowie von mehrern Vorstädten umgeben. Sie wird durch zwei Batterien und eine wohlgebaute Citadelle auf einer 80 m hohen Klippe vertheidigt. Zu Tschinhai landen die größern Kauffahrteischiffe, weil nur Fahrzeuge von 300 t Gehalt stromaufwärts bis N. gelangen können. Die Stadt wurde 10. Okt. 1841 von den Engländern erobert, worauf 12. Okt. auch N. ohne Schwertstreich in deren Hände fiel. Verschieden von der Festung ist Tinghai, die Hauptstadt der vor der Flußmündung liegenden Insel Tschusan (s. d.). Etwa 30 km südlich von N. liegt am Fuße eines gegen 1000 m hohen Bergs das berühmte Buddhistenkloster T'een Tung, ein weitläufiger Bau mit verschiedenen Tempeln, einem Glockenturm ɔc., zugleich Wallfahrtsort mit ungeheuerm Grundbesitz.

Ninive (assyr. Ninua oder Nina, grch. Ninos), die uralte, erst in jüngster Zeit wieder entdeckte, berühmte Hauptstadt des Assyrischen Reichs, ist nach der Genesis von Assur, nach der pers.-griech. Sage von Ninus (s. d.) gegründet worden. Aus den Keilschriften ist bis jetzt nichts über die Gründung der Stadt bekannt; diese sagen nur, daß 350 Könige vor Sargon (721—704) über Assyrien herrschten. Fabelhaft sind die Angaben des Ktesias über den Umfang der Stadt, der nach ihm ein Rektangel von 150 Stadien Länge, 90 Stadien Breite bildete, also 480 Stadien (90 km) im ganzen. Die Mauern sollen 30 m hoch, für drei Wagen breit und außerdem mit 1500 Türmen versehen gewesen sein, von denen jeder die Höhe von 60 m erreichte. Die Mauern N.s, im Gegensatz zu Babylon, sind heute noch erhalten, wenigstens in ihrem Umriß. Dieselben schließen einen unregelmäßig-fünfseitigen Raum von 7 qkm ein; die längste Seite, ungefähr 6 km lang, wird im Westen vom Tigris bespült und liegt dem heutigen Mossul (s. d.) gegenüber. In dieser Mauer ist noch ein Thor erhalten; auch nennt eine Inschrift König Sanheribs diese Umwallung geradezu die Mauer N.s. Nichtsdestoweniger haben sich die Grenzen der Stadt weit über diese eigentliche Königsstadt N. ausgedehnt. Das 30 km entlegene Calach oder Nimrud (s. Nimrod), sowie das erst später erbaute Khorsabad (s. d.) haben nie zu N. gehört. Die Hauptbevölkerung scheint auf der Ostseite des Tigris gewohnt zu haben, doch wird auch das Westufer des Stroms zur Stadt gerechnet worden sein. N. ist während vieler Jahrhunderte die Residenz der assyr. Könige gewesen, bis sie, nachdem sie schon früher verschiedenemal (um 1100 und 788) eingenommen worden, endlich definitiv durch den Meder Kyaxares und den Babylonier Nabopolassar (606 v. Chr.) zerstört wurde. Lange Zeit lag sie in Ruinen, sodaß selbst Xenophon und die Historiker Alexanders ihrer nicht erwähnen, obgleich die Schlacht von Gaugamela ganz nahe bei N. geliefert wurde; später erscheint hier eine röm. Kolonie Claudia Ninus. Die Überlieferung von der einstigen Hauptstadt hat sich aber ohne Unterbrechung am Orte selbst erhalten. Einer der beiden großen Trümmerhügel N.s führt noch heute den Namen des Nebi-Junes (Prophet Jonas), weil dieser daselbst gepredigt haben soll. Auf diesem Trümmerhügel, der einen von den Königen Sanherib (703) und Assarhaddon (680) gebauten Palast bedeckt, erhebt sich heute ein mohammed. Kuppelbau, der die Nachgrabungen wesentlich gehindert hat. Nördlich von diesem, einst am Tigris, jetzt etwas entfernter gelegenen Tumulus befindet sich der sog. Koyundschik (Lämmchen), der den Prachtpalast Sanheribs (704—680) und seines Enkels Sardanapals VI. birgt.

Hier machte 1843 Paul Emile Botta (s. d.) seine ersten, damals noch fruchtlosen Nachgrabungen, die er aber verließ, um mit überraschendem Glück die Hügel des 20 km entfernten Khorsabad zu untersuchen. Auf der von Botta verlassenen Stelle setzte 1848 Layard (s. d.) seine Nachgrabungen fort, nachdem derselbe schon seit 1845 die Paläste Nimruds aufgefunden hatte. Layard entdeckte den Palast Sanheribs im Hügel Koyundschik, und später wurden diese Nachgrabungen von Loftus und Rassam bis 1853 fortgesetzt. Seit dieser Zeit haben nur zeitweilige Untersuchungen stattgefunden. Doch sind noch manche unaufgegrabene Trümmerhügel vorhanden, auf deren Erforschung schon lange vor Botta die Reisenden Rich und Ainsworth aufmerksam gemacht hatten. Die Ausgrabungen von Koyundschik und Nebi-Junes haben die assyr. Inschriften und Kunstschätze des Britischen Museums sehr bereichert; dort hat noch 1873—74 der verstorbene George Smith nur auf die Inschriften gerichtete

Digitized by Google

Nachgrabungen angestellt. In N. selbst ist kein Palast, kein Kunstwerk, keine Skulptur entdeckt worden, die älter wären als Sanherib (704). Wenn wir nicht die Paläste Nimruds hätten, würden wir nichts von der ältern assyr. Geschichte wissen, und gerade die von dort stammenden Texte machen es unzweifelhaft, daß die durch die Inschriften von Nimrud bekannten Herrscher ebenfalls in N. residierten. Es ist also sicher, daß N. kurz vor der letzten Dynastie der Sargoniden (721—606) eine Zerstörung erlitten hat, und dies erklärt die Äußerung Sanheribs, daß er die Trümmer der alten Paläste entfernt und anstatt derselben einen ganz neuen erbaut habe. Jetzt ist die ganze Gegend mit Erdhügeln und kegelförmigen Erhöhungen angefüllt und an manchen Stellen der Boden mit Sandsteinfragmenten, Marmorbruchstücken u. s. w. bestreut. Hier finden sich die Trümmerhügel Karakusch, Karatepeh, Yaremdjeh, Tepeh Simbel. Außerhalb des weitern Stadtgebietes lagen Karamles, Siyahtepeh und Selamiyeh am Tigris. Letzteres, mit einer Mauer umgeben und zwischen N. und Calach gelegen, dürfte (Genesis 10, 10) das alte Resen sein. (S. für die Litteratur Assyrien, Keilschrift, Mossul, Sardanapal.)

Ninon de Lenclos, s. Lenclos.

Ninove (fläm. Niewenhoven), an der Dender, Stadt mit 6547 E. im Bezirk Aalst der belg. Provinz Ostflandern, bereits im 12. Jahrh. der Sitz einer jetzt verschwundenen Prämonstratenserabtei, deren Kirche zur Pfarrkirche geworden und zwei Gemälde von de Crayer besitzt.

Ninus, der sagenhafte Begründer des großen Assyrischen Reichs, scheint, wie sein Sohn Ninyas, eine Personifikation des Namens Ninive selbst zu sein. Nach der wahrscheinlich aus altpers. Quellen geflossenen, den geschichtlichen Thatsachen geradezu widerstreitenden Sage soll N. das Assyrische Reich von Ägypten bis Indien ausgedehnt haben. Den Alten galt N. als der älteste Eroberer. Vermählt mit der gleichfalls fast mythischen Semiramis (s. d.), wurde er durch diese selbst ermordet. Nach langer glorreicher Regierung soll dieselbe wiederum den Thron an ihren üppigen Sohn Ninyas abgetreten haben. N. soll auch Ninive (s. d.) erbaut haben. Die Sage setzt ihn gegen 2000 v. Chr. Die ganze Fabel von N. und Semiramis ist durch Ktesias von Knidos verbreitet worden, während Herodot nur die historisch verbürgte Semiramis (gegen 1400) kennt. Es ist möglich, daß N., wie schon die christl. Chronographen es geahnt, und die Ninussage mit dem orient. Nimrod (s. d.) eine Quelle haben; auch die uns aus den Keilschriften bruchstückweise bekannte Istubarsage (s. Sündflut) mag mit derselben zusammenhängen.

Niobe, eine der bedeutendsten und ergreifendsten Gestalten der griech. Sage, die Tochter des Tantalos, Gemahlin des thebanischen Königs Amphion, dem sie eine stattliche Anzahl blühender Söhne und Töchter (nach der ältesten Darstellung im 24. Buche der Ilias je sechs, nach andern Dichtern je fünf oder je neun oder je zehn, nach der verbreitetsten, insbesondere attischen Fassung der Sage je sieben) gebar. Übermütig gemacht durch dieses Glück, wagte sie es, sich mit der Leto, der Mutter des Apollon und der Artemis, zu vergleichen, die ja nur zwei Kinder geboren habe; aber alsbald traf sie die furchtbarste Strafe: Apollon und Artemis töteten mit ihren sicher treffenden Pfeilen die sämtlichen Kinder vor den Augen der Mutter. Am Berge Sipylos bei Magnesia steht die thränenreiche Mutter in Stein verwandelt. Man hatte geglaubt, dieses Bild der N. dort wiedergefunden zu haben. Was man dafür hielt, hat sich aber als ein Bild der Kybele herausgestellt. Im übrigen haben Poesie und bildende Kunst der Griechen in der Behandlung dieses Stoffs gewetteifert; den höchsten Ruhm erlangte eine die Mutter in der Mitte ihrer sterbenden Kinder darstellende Marmorgruppe, welche für einen Apollotempel in Kleinasien (wahrscheinlich in Cilicien) gearbeitet, durch C. Sosius nach Rom gebracht und dort im Tempelbezirk des Apollo Sosianus aufgestellt worden war; ein Werk der jüngern athenischen Bildhauerschule. Schon die alten Kunstkenner waren ungewiß, ob es Skopas oder Praxiteles zuzuschreiben sei. Wahrscheinlich war es ein Werk von Skopas. Eine nicht ganz vollständige Nachbildung des Originalwerks ist die jetzt in Florenz aufgestellte Statuenreihe. Der Grundstock dieser ist 1583 in der Nähe des Laterans in Rom nebst andern, nicht dazugehörigen Statuen gefunden worden. Außer zwölf zusammen gefundenen Figuren, deren Zugehörigkeit aber, auch abgesehen von der zweifellos nicht zugehörigen Ringergruppe, zum Teil mit Recht bestritten wird, besteht sie aus einer Anzahl Statuen, in welchen man teils andere Nachbildungen derselben Figuren besitzt, teils Kopien anderer Figuren der Gruppe gefunden oder aber, wie in der sog. Anchirroe auch nur irrigerweise zu finden geglaubt hat. Auch befinden sich mehrere Wiederholungen von Statuen der Gruppe in andern Sammlungen, welche zum Teil (wie insbesondere eine Statue im Vatikan) ungleich wertvoller sind. Endlich befindet sich in diesem auch eine Tochter, die in Florenz nicht vertreten ist. (S. Tafel: Bildnerei II, Fig. 13.) Vgl. Welcker, «Über die Gruppierung der N. und ihrer Kinder» (Bonn 1836); Friederichs, «Praxiteles und die Niobegruppe» (Lpz. 1855); Stark, «N. und die Niobiden» (Lpz. 1863).

Niobe, der 71. Asteroid, s. Planeten.

Niobe-Essenz ist Benzoesäure-Methyläther. Derselbe wird erhalten, indem man eine Mischung von 1 Teil Methylalkohol und 3 Teile Schwefelsäure mit 3½ Teilen Benzoesäure ein paar Stunden im Wasserbade erwärmt, dann nach dem Erkalten mit Wasser vermischt und im Dampfstrom destilliert. Farblose ölartige Flüssigkeit von 1,09 spezifischem Gewicht und 199° Siedepunkt. Findet Verwendung in der Parfümerie.

Niobium (chem. Zeichen Nb, Atomgewicht = 114,2) ist der Name eines selten vorkommenden Metalls, das sich in den Mineralien Columbit, Pyrochlor und Ilchynit findet. Es ist bisjetzt nur in der Gestalt eines unschmelzbaren, schwarzen Pulvers dargestellt worden. Die Sauerstoffverbindung des N., die Niobsäure, ist der Tantalsäure sehr ähnlich, wie auch das N. einen häufigen Begleiter des Tantals ausmacht und deshalb seinen Namen von der Niobe, der Tochter des Tantalus, erhalten hat. Es wurde von H. Rose in dem Columbit von Bodenmais (Bayern) entdeckt.

Niort, Hauptstadt des franz. Depart. Deux-Sèvres (Ober-Poitou), 78 km im SW. von Poitiers und 85 km vom Meere, an der hier schiffbaren Sèvre-Niortaise, Station der Linien Taillebourg-Vellnire, St.-Benoit-La Rochelle und La Possonnière-N. der Französischen Staatsbahnen, Sitz eines

Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels-, zweier Friedens- und eines Arbeiterschiedsgerichts (Conseil de prud'hommes), einer Ackerbau- und einer Manufakturenkammer, sowie einer militärischen Subdivision, zählt (1876) 20923 E., darunter viele Protestanten. Bemerkenswert sind die Notre-Dame- (1491—1534) und die alte, 1858—66 restaurierte Andreaskirche, das ehemalige Stadthaus aus den J. 1520—30 (als angeblicher Palast der Eleonore von Poitou auch Palais d'Aliénor genannt). N. hat ein Theater, eine Irrenanstalt, ein Zellengefängnis und einen 1848 angelegten schönen Jardin public. Vom ehemaligen festen Schlosse ist nur noch ein Donjon mit mehrern großen Türmen übrig; in ihm wurde 1635 die Maintenon (s. d.) geboren. Von Bildungsanstalten sind hervorzuheben das Lyceum Fontanes, die Zeichenschule, die öffentliche Bibliothek von 30000 Bänden, das Museum für Gemälde, Skulpturen, Altertümer und Mineralien, der Centralverein für Ackerbau, Gesellschaften für Gartenbau, für Statistik, für Medizin und für Philharmonie. Die Bank von Frankreich hat hier eine Filiale. Die Bevölkerung betreibt großartigen Garten- und Gemüsebau und zieht namentlich Artischoken, Angelica und berühmte Zwiebeln (Oignons de Niort), unterhält große Weiß-, Sämisch- und Lohgerbereien, Lederzurichtereien, Fabriken für Handschuhe, Blusen, Strumpfwaren, Bürsten, Holz- und Leinöl, Leim, Wachs, Manufakturen für Schuhmacherartikeln, Getreide- und Schneidemühlen, Brauereien und Brennereien. N. ist ein wichtiges Entrepôt für Böttcherholz und treibt Handel mit Vieh, Getreide, Mehl, Wolle, Wein, Branntwein, Fellen, Leder und Lederwaren, Angelicakonfituren u. s. w.

In der Geschichte tritt N. erst in der Mitte des 12. Jahrh. hervor, wo Eleonore von Poitou eine besondere Vorliebe für diesen Ort zeigte. Ihr zweiter Gemahl, Heinrich II. von England, baute das durch Feuersbrunst zerstörte Schloß wieder auf. Die Stadt blieb englisch bis 13. Juli 1224, wo sie der Seneschall von Aquitanien, Savary de Mauléon, an Ludwig VIII. übergab. Nach dem großen Sieg der Engländer bei Poitiers 1356 kam sie abermals unter engl. Herrschaft, von der sie aber 1373 durch Duguesclin befreit wurde. Als ein Hauptsitz der Hugenotten wurde sie 8. Okt. 1569 vom Herzog von Anjou (später König Heinrich III.) eingenommen, 1588 von Heinrich IV. zurückerobert. Durch die Aufhebung des Toleranzedikts von Nantes 1685 erlitt ihr Gewerbefleiß und Handel einen harten Schlag. Erst in neuerer Zeit hat sie einen bedeutenden Aufschwung genommen.

Nios, eine der Cykladen, s. Ios.

Nipissing, See in der Provinz Ontario (Obercanada) des brit. Nordamerika, unter 80° westl. L. (von Greenwich), steht nördlich mit dem See Temagamang, östlich durch den River Mattawa mit dem Ottawa in Verbindung und fließt durch den French-River in die Georgian Bay, den nordöstl. Teil des Huronsees, ab.

Nipon, Hauptinsel des Japan. Reichs, s. Japan.

Nipperdey (Karl Ludw.), namhafter Philolog und Kritiker, geb. 13. Sept. 1821 zu Schwerin in Mecklenburg, besuchte das dortige Gymnasium, studierte 1840—43 in Leipzig, dann bis 1846 in Berlin Philologie. Nach Leipzig zurückgekehrt, habilitierte er sich daselbst 1850 als Privatdocent, wurde 1852 als außerord. Professor nach Jena berufen und daselbst 1854 zum ord. Professor ernannt. Durch eine gehrende Krankheit aufgerieben, gab er sich 2. Jan. 1875 selbst den Tod. Von N.s Schriften sind vor allem zu nennen seine Ausgaben des Cäsar (mit kritischen Prolegomenen und Apparat, Lpz. 1847; Textausg., 3. Aufl., Lpz. 1872), des Cornelius Nepos mit deutschen Anmerkungen (größere Ausg. 1849, 2. Aufl., besorgt von Lupus 1879; kleinere, Lpz. 1851, 8. Aufl., besorgt von Lupus, Lpz. 1881), der «Annalen» des Tacitus, ebenfalls mit deutschen Anmerkungen (Bd. 1, 1851; 8. Aufl., besorgt von Andresen, 1884; Bd. 2, 1852, 4. Aufl., besorgt von Andresen, 1880), seine Textausgaben mit Varianten des Nepos (1867) und des Tacitus (4 Bde., 1871—76), ferner folgende kritische Arbeiten und Abhandlungen: «In Cornelio Nepote spicilegium criticum» (Lpz. 1850) und «Spicilegium alterum» (Jena 1868—71), «De locis quibusdam Horatii satirarum» (Jena 1857—58) und «Variarum observationum antiquitatis Romanae capita duo» (Jena 1871—72), endlich die «Leges annales» der röm. Republik (Lpz. 1865). Die genannten Arbeiten N.s mit Ausnahme der Ausgaben und der «Leges annales», aber mit Einschluß einiger zum Teil in Zeitschriften erschienenen, zum Teil noch unedierten Aufsätze, Reden, Bemerkungen u. s. w. sind vereinigt in «Caroli Nipperdeii opuscula» (herausg. von Friedr. Schöll, Berl. 1877). Vgl. Rud. Schöll, «Karl N.» (Jena 1875).

Nippes (frz.), s. Nippsachen.

Nippes, Dorf im preuß. Regierungsbezirk und Landkreise Köln, 3 km nördlich von Köln, zählt (1880) 9976 überwiegend kath. E., ist Station der Linie Köln-Zevenaar der Preußischen Staatsbahnen und mit Köln außerdem durch Pferdebahn verbunden. N. hat eine Eisenbahnwerkstätte, eine Eisengießerei, eine Dampfmahl- und Holzschneidemühle, eine Gasanstalt, außerdem Fabrikation von Schuhwaren, Harzprodukten, Malz, Vitriol, Farben, Seifen und starken Gemüsebau.

Nippflut, s. unter Ebbe und Flut.

Nippold (Friedr. Wilh. Franz), namhafter Kirchenhistoriker, geb. 15. Sept. 1838 zu Emmerich, studierte in Halle und Bonn, habilitierte sich 1865 in Heidelberg, wurde 1867 dort zum außerord. Professor ernannt, Ende 1871 als ord. Professor der Kirchengeschichte nach Bern. Ostern 1884 nach Jena berufen. In der «Zeitschrift für histor. Theologie» (Jahrg. 1862—68) veröffentlichte er ausführliche Abhandlungen über die Sekten des David Joris und des Heinrich Niclaes. In weitern Kreisen ward N. bekannt durch sein «Handbuch der neuesten Kirchengeschichte» (Elberf. 1867; 3. Aufl., 2 Bde., 1880—83). Ferner erschien von N.: «Der Jesuitenorden von seiner Wiederherstellung bis zur Gegenwart» (Mannh. 1867), «Welche Wege führen nach Rom?» (Heidelb. 1869), «Ein Bischofsbrief vom Konzil und eine deutsche Antwort» (1. u. 2. Aufl., Berl. 1870), «Die altkath. Kirche des Erzbistums Utrecht» (Heidelb. 1872), «Die röm.-kath. Kirche im Königreich der Niederlande» (1877), «Das ideale Prinzip des Katholizismus» (Bern 1884). Aus dem Nachlaß seines Lehrers Rothe veröffentlichte er eine Reihe von Aphorismen «Stille Stunden» (Wittenb. 1872), eine Vorarbeit zu «R. Rothe. Ein christl. Lebensbild» (2 Bde., Wittenb. 1874). Auch besorgte er die deutsche Bearbeitung von Bunsens Biographie (3 Bde., Lpz. 1868—71) und eine neue Ausgabe von Hagenbachs «Kirchengeschichte» (Bd. 1,

Lpz. 1885). Außerdem schrieb er: «Ägyptens Stellung in der Religions- und Kulturgeschichte» (Berl. 1869), «Die Gleichnisse Jesu» (1. bis 3. Aufl., Berl. 1870), «Zur geschichtlichen Würdigung der Religion Jesu» (gesammelte Betrachtungen, Bern 1884).

Nippsachen (frz. nippes), kleine zierliche Gegenstände, besonders als Zimmerschmuck, zum Aufstellen auf Tischen (Nipptischchen) und in Schränken (Nippschränkchen).

Nirvana oder **Nirwana** (bas), d. h. das Auswehen, Verlöschen, nämlich der individuell-weltlichen Existenz. Ob aber nur als Einzelseele, oder überhaupt, ist die noch unentschiedene Frage, von deren Entscheidung es abhängt, ob man dem Buddhismus eine rein nihilistische Ontologie zuzuerkennen hat oder nicht. In der Regel versteht man das Wort von dem Verwehen in das Nichts, als von der absoluten Vernichtung. Da sich jedoch die buddhistische Dogmatik über diesen Punkt nicht deutlich ausspricht, sondern für das Sein nach Aufhebung des individuellen Lebens nur negative Bestimmungen kennt, so hat jedoch auch in neuerer Zeit die Ansicht ihre Vertreter gefunden, daß bei allem Aufhören, Vernichten der Individualität es doch eben ursprünglich nicht das Nichts ist, in welches sich dieselbe auflöst, verweht, verlischt, sondern vielmehr gerade das Unsterbliche, Ewige, in welches sie einkehrt, daß das Wort resp. ihre Rückkehr in denselben Zustand der Unbewußtheit (avidyâ) bezeichne, wie er der Urmaterie zukam, ehe sie noch überhaupt zur Entfaltung gekommen war. Nach andern (R. Davids, «Buddhism», Lond. 1877) soll das Wort ursprünglich nur von einem rein irdischen Zustande, dem Erlöschen nämlich jener sündigen Disposition des Geistes und Herzens zu verstehen sein, welche ihrerseits die Quelle ist für die Wiedergeburt, und soll somit eigentlich nur: Heiligkeit, völliger Friede, Tugend und Weisheit bedeuten, wie es denn schließlich im Munde des Brahmana im Sanskrit zu der Bedeutung von Seligkeit und Wonne überhaupt gelangt ist. Vgl. Weber, «Ind. Streifen» (Bd. 2, Berl. 1869); Burnouf, «Introduction à l'histoire du Bouddhisme» (4 Bde., Par. 1844); James d'Alwis, «Buddhist N.» (Colombo 1871); Hardy, «Eastern monachism» (Lond. 1850); «Manual of Buddhism» (Lond. 1853); Oldenberg, «Buddha» (Berl. 1881). (S. Buddha und Buddhismus.)

Nirwaris, älteste Bewohner Nepauls (s. d.).

Nisâa (altperf. Nisâyâ) hieß eine Gegend im nördl. Medien, die schon im Avesta vorkommt, und dort als die fünfte Schöpfung Ormazds, zwischen Merw und Baktrien gesetzt wird. Nach der Inschrift von Bisutun (s. d.) flüchtete sich hierher der falsche Smerdis (s. d.) in die Feste Kithyuvatis, woselbst ihn die sieben Verschworenen erschlugen. Nach den griech. Autoren hatte N. oder die Nicäischen Gefilde den Ruf, die schönsten und größten Pferde der Welt zu erzeugen. Die Perser legten einigen dieser Pferde einen geheiligten Charakter bei, und bedienten sich derselben bei ihren Prachtaufzügen. Einige Neuere sehen in der Stadt N. das heutige

Nisam, s. Nizam. [Nischapur.

Nizâmi (Nizâmi), Abu Mohammed Ilyâs ben Yusuf Scheich Nizâm ed-din, einer von den sieben größten Dichtern Persiens, der Begründer des romantischen Epos, geb. 1141 zu Tasrisch bei Kum, lebte in Gendjche (Jelisawetpol) und erfreute sich der besondern Gunst der seldschukischen Herrscher Persiens. Er starb 1202. Außer einem Divan oder einer Sammlung lyrischer Gedichte verfaßte N. fünf größere Dichtungen, die in Persien noch bis jetzt als unerreichte Meisterwerke der Poesie gelten. Es sind dies: 1) «Machzen ul-esrâr», d. i. Magazin der Geheimnisse, ein didaktisches Gedicht, in welchem theoretische Lehren über moralische Gegenstände mit erläuternden Geschichten, Anekdoten und Fabeln wechseln (persisch herausg. von Bland, Lond. 1844). 2) «Chosrau u Schirin», ein romantisches Epos, das die Liebe des pers. Königs Chosru II. zur Schirin zum Gegenstande hat (in deutscher Nachbildung von Hammer, 2 Bde., Wien 1812). 3) «Medschnun u Leila», behandelt die Liebe des Medschnun, eines Sohnes der arab. Wüste, zur schönen Leila (engl. von Atkinson, Lond. 1836). 4) «Heft peiger», die sieben Bilder, eine Sammlung von sieben Novellen in poetischer Form, eine Art von Heptameron. Die berühmteste dieser Erzählungen ist die vierte von der Turandocht, die unter mannigfachen Abänderungen den Stoff zu Gozzis und Schillers bekannten Dramen lieferte (pers. und deutsch von Erdmann, Kasan 1844). 5) «Iskendername», eine sagenhaft ausgeschmückte Geschichte Alexanders d. Gr., nach der im Orient weitverbreiteten später griech. Bearbeitung des Lebens Alexanders d. Gr. vom Pseudo-Kallisthenes gedichtet. Letzteres Gedicht zerfällt in zwei Teile, von denen der erste mehr epischer Natur (pers. Kalk. 1812, Lucknow 1843, Bombay 1860; größere Fragmente deutsch von F. Rückert, 1828), der zweite didaktischen Inhalts ist (persisch herausg. von Sprenger, Kalk. 1852 und 1869). Diese fünf größern Gedichte (Chamse) wurden neuerdings in Indien und Persien öfters gedruckt und lithographiert. Vgl. Bacher, «Nizâmis Leben und Werke und der 2. Teil des Nizâmischen Alexanderbuchs» (Lpz. 1872).

Nisan, ursprünglich der erste, jetzt der siebente Monat im jüd. Jahre, zählt 30 Tage, fällt in den März und April.

Nisard (Jean Marie Napoléon Désiré), franz. Litterarhistoriker, geb. 20. März 1806 zu Châlon an der Saône, wurde nach der Julirevolution Lehrer an der Normalschule (bis 1840). Bereits seit 1836 Vorsteher des Sekretariats im Ministerium des öffentlichen Unterrichts, sodann Chef der dazugehörigen Abteilung der schönen Wissenschaften (1837), Professor der franz. Beredsamkeit am Collège de France (1843), Direktor der Normalschule (1845), Mitglied der Französischen Akademie (1850), wurde er zuletzt Oberaufseher des höhern Unterrichts, welchen Posten er bis 1876 bekleidete. N. ist ein in der franz. Litteratur gründlich bewanderter Schriftsteller, aber ein höchst einseitiger und in nationalen Vorurteilen befangener Kritiker. Seine «Histoire de la littérature française» (4 Bde., Par. 1844—61; wiederholt aufgelegt) ist in seiner Art ein nationalfranz. Monument litterarhistor. Kritik nach den Grundsätzen der ältern klassischen Schule. Von N.s Schriften sind noch zu nennen: «Études d'histoire et de littérature» (1859), «Nouvelles études» (1864), «Mélanges d'histoire et de littérature» (1868), «Les quatre grands historiens latins» (1874), «Portraits et études d'histoire littéraire» (1875), «Renaissance et réforme» (1877).

Nisard (Marie Eduard Charles), Bruder des vorigen, geb. 10. Jan. 1808, zeichnete sich als Übersetzer latein. Dichter aus und schrieb: «Le triumvirat littéraire au XVIe siècle» (Par. 1852), «Histoire des livres populaires» (2. Aufl., Par. 1864) ꝛc.

Niscemi, Stadt im SO. der ital. Provinz Caltanissetta, auf Sicilien, Bezirk Terranova di Sicilia, zählt (1881) 12110 E. und hat Getreide-, Wein-, Obst- und Baumwollbau. In der Umgegend finden sich antike Substruktionen und Gräber, Fundorte vieler Altertümer (Münzen, Vasen u. s. w.).

Nisch, auch Nissa, zweitgrößte Stadt des Königreichs Serbien, liegt am östl. Ende der fruchtbaren, aber wenig bebauten dardanischen Hochebene, links am Flusse Nischawa, welcher 15 km abwärts der bulgar. Morawa zugeht. Die Stadt trägt noch türkischen Charakter, hat aber schon jetzt einige schöne Straßen und eine Citadelle, welche am rechten Ufer des Flusses nur ein wenig höher gelegen ist und zählt (1883) 12801 E., darunter 1200 Türken und gegen 1000 Juden. N. ist Sitz eines Bischofs, der Kreisbehörden, hat ein Gymnasium und Lehrerbildungsanstalt und war schon von alters her der Knotenpunkt für mehrere in militärischer, wie auch in kommerzieller Beziehung wichtige Straßen; jetzt ist es als Hauptstation der Eisenbahnlinien N.-Mranja und Belgrad-Pirot von größter Wichtigkeit für den serb. Handel. Im Altertum führte N. den Namen Naissus und war eine blühende Stadt Obermösiens (später der Provinz Dacia mediterranea), die besonders von Konstantin d. Gr., der daselbst geboren war, sehr verschönert wurde. Von Attila zerstört, wurde sie von Justinian wiederhergestellt und befestigt. Das heutige N. enthält nur sehr wenige Denkmale des Altertums. Die Gegend um N. wurde im 6. Jahrh. von den Slawen bevölkert, und im 8. Jahrh. nahmen das Land mit der Stadt die Bulgaren ein; N. kam aber 1019 wieder an Byzanz. Zu Ende des 12. Jahrh. eroberte N. (im Mittelalter auch Nisus, Niz, Nicea, Nissa) nebst andern Städten der serb. Zar Stephan Nemanja, welcher hier 1189 den nach Palästina ziehenden Kaiser Friedrich I. bewillkommnete. Von da ab blieb N. in den Händen der Serben bis 1389, wo es die Türken einnahmen. Von der Stadt 1,5 km nordöstlich entfernt liegt der 60 m hohe Winik, auf welchem 23. Sept. 1689 Markgraf Ludwig von Baden mit nur 17000 Mann ein türk. Heer von 40000 Mann vernichtete. Nahe dabei, etwa 5 km von N., auf der Anhöhe Tscheger, bezeichnet ein von König Milan I. 1878 errichtetes Marmormonument die Stelle, wo die Serben 1809 gegen N. Schanzen errichteten, und in denen sich am 19. Mai Stephan Sindjelitsch mit den stürmenden Türken in die Luft sprengte. In dem türk.-serb. Kriege 1876 war N. der Hauptplatz für die türk. Rüstungen und Operationen gegen Serbien. Im zweiten türk.-serb. Kriege wurde N. nach dreitägigem harten Kampfe zur Kapitulation gezwungen und 28. Dez. 1877 von den Serben besetzt.

Nischân, pers. Zeichen, wird von den Türken in zweifacher spezieller Bedeutung gebraucht, nämlich 1) als Orden, wie Nischân-Iftihâr, der franz. légion d'honneur, Nischân-Imtiiâz, Ausnahms- oder Vorzugsorden, und 2) als Namenszug oder Ziffer des Sultans auf Diplomen und sonstigen Staatsurkunden. Die kunstvolle Ausführung des N. liegt einem Pfortenbeamten ob, der davon den Namen Nischandschi führt.

Nischapur, Stadt der Prov. Chorasân (s. d.).

Nische (frz. niche, ital. nicchia, Muschel) nennt man eine halbrunde Erweiterung eines Raumes oder eine Vertiefung in einer Mauer, die im Grundriß halbrund, viereckig oder in Gestalt eines halben Polygons, nach oben halbkuppelförmig oder wagerecht geschlossen ist. Die N. dienen gewöhnlich zur Belebung kahler Mauerflächen und zur gedeckten Aufstellung von Statuen, Vasen u. dgl. Gehen sie bis zum Fußboden herab, so werden sie entweder (äußerlich) zur Aufnahme von Bänken, Brunnen u. s. w. oder (innerlich) zur Aufstellung von Ofen, Statuen auf Postamenten u. s. w. benutzt. Sie erhalten in ihrer äußern Fläche Umrahmungen, Friese, Verdachungen ꝛc., ähnlich den Fenster- oder Thüreinfassungen, und ihre Wölbung oft muschel- oder kassettenartige Ausskleidung. — Fensternischen sind die bei Fensteröffnungen in stärkern Mauern mit zurückgesetzten Brüstungen entstehenden Vertiefungen. (Vgl. Laibung.)

Nishegorod, s. Nishnij-Nowgorod.

Nishne-Tagil' oder Nishnij-Tagilsk, Bergwerksort im russ. Gouvernement Perm, 135 km nördlich von Jekaterinburg, am östl., asiat. Abhang des Ural, unweit des berühmten Magneteberges Blagodat am obern Tagil, einem Zufluß der Tura (die ostwärts in den Tobol fließt), Station der Linie Perm-Jekaterinburg der Uralischen Eisenbahn, ist der bedeutendste Ort im Uralgebirge und einer der wichtigsten Bergwerksorte der Erde, überaus reich an Eisen, Kupfer, Gold und Platin. Der Ort zählt (1882) 30000 E. und hat eine Volksschule, eine Mädchenpension, zwei Kinderbewahranstalten, ein Hospital, eine Realschule, drei Kirchen, eine große Kaufhalle, eine Bergwerksschule und mehrere stattliche Gebäude. Das Bergwesen begründete hier 1725 Atinsij Demidow (s. d.), dessen Familie die großartigen Hüttenwerke gehören. Das Hüttenwerk wird durch 23 Wasserräder von 633 Pferdekraft, 4 Turbinen von 8 und 3 Dampfmaschinen von 80 Pferdekraft in Bewegung gesetzt. Berühmte Platinwäschen liegen auf der Westseite, einige dreißig Goldwäschen auf der Ostseite. In einer Kupfergrube fand man hier 1835 die größte bis jetzt bekannte Masse Malachit. Durch Tagil gehen alle Arten von Waren, deren Wert sich auf ungeheuere Summen beläuft. Etwa 50 km südlich von Tagil liegt Newjansk zwischen großen Hüttenwerken. Eins derselben, das älteste, schon 1701 angelegte, liefert jährlich an 5000000 kg vorzügliches Eisen, das im Handel als Alter Zobel (nach dem frühern Stempel) berühmt ist. Auch hat die Umgegend des Ortes beträchtliche Goldwäschen.

Nishnij-Lomow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Pensa am Lomow, einem rechten Nebenfluß der Moksha, mit (1882) 18580 E., die bedeutenden Handel mit Getreide, Öl, Fleisch und Wolle treiben.

Nishnij-Nowgorod oder Nishegorod, d. i. Nieder-Neustadt, eine der ältesten Provinzen des europ. Rußland, wird von der Wolga durchflossen und umfaßt als Gouvernement ein Gebiet von 51272,5 qkm. Dasselbe zeichnet sich aus durch fruchtbaren Boden und gemäßigtes Klima; es gilt mit dem Gouvernement Samara für die Kornkammer beider Residenzen. Alle Getreidearten, Hanf und Flachs gedeihen vortrefflich. Das Eichen- und Lindenholz, welches an der Wolga, Oka, Wetluga, Sura und andern Strömen wächst, bildet einen bedeutenden Ausfuhrartikel. Die Viehzucht, Ackerbau und Fischfang sind blühend. An Mineralien findet man Marmor und Kalkstein in der Gegend von Arsamas und Gips an der Sura. Die Industrie ist bedeutend. Die vorzüglichsten

Gewerbe sind Juften- und Lederfabrikation, Seifen-, Talg- und Pottaschebereitung; auch gibt es bedeutende Seilereien und Segeltuchfabriken, Bierbrauereien, viele Eisenhämmer und Kupferschmieden und eine wichtige Vitriolsiederei bei Makárjew. Überdies beschäftigen sich viele Landleute mit dem Bau von Flußfahrzeugen, mit der Verfertigung holzerner Geschirre u. s. w. In Bezug auf den Handel hat das Gouvernement eine der günstigsten Lagen im europ. Rußland, da es sich an der Grenze der ackerbautreibenden, holzreichen und industriellen Gouvernements befindet und durch die Wolga und Oka mit den entferntesten Provinzen des Reichs verbunden ist. Einen bedeutenden Aufschwung hat der Handel genommen, seitdem die Gouvernementsstadt N. mit Moskau durch die Eisenbahn in Verbindung gesetzt worden ist. Das Gouvernement hat eine Gesamtbevölkerung von (1882) 1 397 992 E., worunter viele Mordwinen, Tscheremissen und Tataren und zerfällt in 11 Kreise.

Unter den Städten sind die bedeutendsten Arsamas (s. d.), Makárjew (s. d.) und besonders die Haupt- und Gouvernementsstadt Nishnij-Nowgorod, namentlich berühmt durch ihre 1817 von Makárjew hierher verlegte Messe, auf der rechten Seite der Wolga, an der Mündung der Oka und an der Eisenbahnlinie Moskau-Wladimir-N. Die Stadt hat eine höchst malerische Lage; der Hauptteil liegt auf mehrern Hügeln, die sich bis zu 90 m über den Stromspiegel erheben. Besonders schön und außerordentlich belebt stellt sie sich, zumal zur Zeit der Messe, von der Okaseite dar. Der 1817 erbaute steinerne Kaufhof bildet ein Parallelogramm mit 2530 durch Brandmauern voneinander abgegrenzten massiven Kaufläden. Zu diesem Bau gehören auch eine griech. sowie eine armen. Kirche, eine Moschee und das kaiserl. Palais, die Residenz des Gouverneurs während der Jahrmarktszeit. Die Stadt ist der Sitz eines Civilgouverneurs, des Bischofs von N. und Arsamas, einer Medizinverwaltung und eines Domänenhofs und hat einen Kreml (mit einer Kathedrale und einem kaiserl. Palais). Außer den Kathedralen zum Erzengel Michael und zur Verklärung Christi bestehen noch 37 andere Kirchen, darunter auch eine lutherische, ferner drei Klöster, ein Priesterseminar, ein Gymnasium, ein Militärgymnasium, zwei Theater, ein adeliges Fräuleininstitut, eine Kreis- und zwei Pfarrschulen. Außerdem besitzt die Stadt eine Wasserleitung, mehrere Krankenhäuser und einen 24 m hohen granitnen Obelisk, als Denkmal der Patrioten Minin und Posharit, die von hier aus Moskau und überhaupt Rußland von der poln. Oberherrschaft befreiten. Die (1882) 57 530 E. unterhalten Fabriken für Tuch, Leder, Stahlwaren, Wachslichte, sowie Ziegelbrennereien, Tabaksfabriken, Bierbrauereien, Schiffswerfte und andere industrielle Etablissements.

Hauptsächlich ist N. aber Handelsstadt mit sehr reger Schiffahrt und der Sammelplatz zahlreicher Karawanen, die aus Asien von der chines. Grenze und aus Turan über Orenburg und Kasan herbeikommen. Es finden hier jährlich drei Märkte statt. Der erste, hauptsächlich zum Vertrieb von Holzwaren bestimmt, wird im Januar auf dem zugefrorenen Strome, der zweite 6. Juli (neuen Stils) abgehalten, wo besonders Pferde zum Verkauf gelangen. Der dritte, die weltberühmte Makárjewsche Messe, die größte der Welt, beginnt offiziell mit dem 27. Juli (neuen Stils) und dauert mit den abzuwickelnden Geschäften und dem Kleinhandel bis 22. Sept. Auf dieser Messe findet der Hauptverkehr zwischen Asien und Europa statt. Die Zahl der während der Messe täglich anwesenden Verkäufer und Käufer wird durchschnittlich auf 300000 geschätzt. Russen und Westeuropäer verkehren hier mit Griechen, Persern, Armeniern, Bolharen, Kirgisen, Tataren u. s. w. Die Hauptgegenstände des Handels sind Thee, Getreide, Baumwolle (bokharische), Wolle, Roß- und Kamelhaare, Felle, Krapp, Eisen, Glocken, Kupfer, Radfelgen, Zucker, Edelsteine, Pelzwerk, Manufakturwaren aller Art und orient. Schmuckſachen. Der Gesamtwert der Waren, welche, hauptsächlich zur Deckung des inländischen Bedarfs bestimmt, in den Meßverkehr zu treten pflegen, wird jetzt auf mehr als 115 Mill. Rubel geschätzt. Seitdem infolge des Ukas vom 30. März (11. April) 1861 in Rußland der Thee auch zur See eingeführt werden darf, hat der Kantonthee dem Import über Kiachta (s. d.) bedeutend Konkurrenz gemacht. Ebenso hat auch der Tuch- und Plüschabsatz nach China an Umfang abgenommen, da diese Artikel in China jetzt billiger durch die engl. Seeimporte bezogen werden. Der Reingewinn der Krone von dieser Messe beläuft sich jährlich auf ungefähr ½ Mill. Rubel. Vgl. Euchel, «Der Jahrmarkt in N.» (Moskau 1856). Für die Meßzeit befindet sich in N. eine zeitweilige Abteilung der russ. Reichsbank; 1863 wurde eine Kommunalbank gegründet, mit welcher eine Sparkasse verbunden ist. N. wurde 1221 vom Großfürsten Jurij Wsewolodowitsch von Wladimir an der Stelle eines früher bulgarischen Ortes gegründet. Auch ließ derselbe 2 km von der Stadt an der Wolga das schöne Petschersksche Mönchskloster anlegen, das eine große Kirche hat. Die Stadt wurde die Residenz- und Hauptstadt des Teilfürstentums Susdal und blieb es bis 1390, wo dasselbe mit dem Großfürstentum Moskau vereinigt ward. Im J. 1378 wurde die Stadt von den Mongolen erobert, welche 2. Aug. 1377 auf der benachbarten Steppe von Perewoz einen großen Sieg erfochten hatten. N. wurde 1506 von dem kasanischen König Machmed Amin, 1608 von den Anhängern des Pseudo-Dimitri belagert; 1611 organisierte hier der Bürger Minin den Landsturm zur Befreiung Moskaus; 1658 wurde die Stadt durch die Pest, 1665 durch eine große Feuersbrunst verheert.

Nisib oder Nesbi, Flecken im türk. Vilajet Aleppo in Syrien, mit gegen 2000 E., wurde denkwürdig durch die Schlacht am 24. Juni 1839, in welcher die Ägypter unter Ibrahim Pascha (s. d.) das bei N. stehende türk. Heer unter Hafis Pascha besiegten. Ibrahim erschien 20. Juni mit 43 000 Mann und 130 Geschützen vor N., wo Hafis mit 33 000 Mann und 100 Geschützen seit Anfang Juni lagerte, und umging am 22. die linke Flanke der türk. Stellung. Vergebens riet der als Mustschar dem Hafis beigegebene preuß. Hauptmann (späterer Generalfeldmarschall) von Moltke dazu, den Feind während dieser Umgehung anzugreifen, sowie später, in die verschanzte Stellung bei Birebschik zurückzugehen; Hafis blieb unthätig bei N. stehen, wurde am 24. von den Ägyptern umfassend angegriffen und bis zur Vernichtung geschlagen.

Nisibis (das Nasibina der Keilinschriften, bei den Arabern Nisibin), eine der ältesten und berühmtesten Städte Mesopotamiens, welche am Flusse

Mygdonius (aramäisch Mygdan, jetzt Hirmâs) und in der nach diesem benannten Landschaft Mygdonia lag und durch Seleucus I. Nicator den Namen des mygdonischen Antiochia erhielt. Den Syrern wurde N. zuerst von den Parthern entrissen, welche dieselbe 149 v. Chr. an die Armenier überließen. In dem berühmten Feldzug des Lucullus gegen Tigranes wurde sie 68 v. Chr. von den Römern belagert und erobert. Nach der Niederlage des Crassus (53) kam N. wieder an die Parther, in deren Besitz es bis auf die Zeiten Trajans verblieb. Die Stadt wurde unter letzterm (116 n. Chr.) durch Lucius den Römern unterthan, aber schon von Hadrian im nächsten Jahre 117 wieder aufgegeben. Von der zweiten Einnahme durch die Römer unter Lucius Verus (165 n. Chr.) an bis in das 4. Jahrh. galt N. für ein Hauptbollwerk des Römischen Reichs und des Christentums gegen die Perser. Dreimal (338, 348, 350) vergeblich von den Persern belagert, wurde die Stadt endlich definitiv von Jovian in einem schimpflichen Frieden (363) an die Perser abgetreten. Unter den Arabern erhob sich N. wieder zu der alten Bedeutung; 40000 Gärten sollen die Stadt zu deren Blütezeit umgeben haben. Seit den Zügen Tamerlans sank jedoch N. zu einem elenden Flecken herab. Einzelne Ruinen in der jetzt öden Ebene zeugen noch von einstiger Pracht. Die bedeutendsten unter denselben sind die einer Kirche des heil. Jakobus von N.

Nisita, offiziell Nisida (im Altertum Nesis), kleine Insel von 2 km Umfang, zur ital. Provinz Neapel, Bezirk und Gemeinde Pozzuoli, am Ostende des Golfs von Pozzuoli, vor dem Kap Coroglio, dem südwestlichsten Ausläufer des Posilipo, besteht gänzlich aus Tuff und ist ein erloschener Krater, der sich im sichern Porto Paone nach Südwest öffnet. N. zählt (1881) 1187 E. und erzeugt vorzügliches Obst (Feigen) und Gemüse (Spargel schon vom ältern Plinius gerühmt). Im schmalen Meeresarm, der N. vom Festland trennt, erhebt sich auf dem Felsplateau il Coppino ein als Quarantänestation für Neapel dienendes Lazarett; auf dem Gipfel der Insel ein Bagno für Sträflinge. Nach Cäsars Ermordung verweilte hier in der Villa des Lucullus M. Junius Brutus, bevor er nach Griechenland ging.

Nisko, Stadt im nördl. Galizien, am linken Ufer des San, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt (1881) 3046 E. poln. Junge, die Feldwirtschaft treiben, auch eine Dampfsäge, eine Ölpresse, eine Branntweinbrennerei und eine Bierbrauerei unterhalten.

Nîmes, s. Nimes.

Nisos, der Sohn des Königs Pandion von Athen und der Pylia, König von Megara, Vater der Scylla, hatte eine purpurne Haarlocke, an der seines Reiches Schicksal hing. Als Minos auf seinem Zuge gegen Athen auch Megara belagerte, verliebte sich die Scylla in diesen, raubte ihrem Vater jene Haarlocke und gab sie ihm, worauf Minos Megara eroberte, aber die Verräterin zur Strafe an das Hinterteil seines Schiffs binden ließ. Während sie hier ihr in einen Meeradler verwandelter Vater sah und auf sie herabstieß, ward sie in einen Meervogel, Eiris (Keiris), verwandelt.

Nissa, s. Nisch.

Nissen (Heinr.), Historiker, geb. 3. April 1839 zu Hadersleben in Schleswig-Holstein, studierte in Kiel und Berlin Philologie und Geschichte. Nach fünfjährigen Reisen, die besonders der Erforschung des alten Italien gewidmet waren, habilitierte er sich 1867 an der Universität Bonn, wurde 1869 Professor der alten Geschichte in Marburg, 1877 in Göttingen, 1878 in Straßburg, 1884 in Bonn. Er schrieb u. a.: «Kritische Untersuchungen über die Quellen der 4. und 5. Dekade des Livius» (Berl. 1863), «Das Templum» (Berl. 1869), «Pompejanische Studien zur Städtekunde des Altertums» (Lpz. 1877), «Italische Landeskunde» (Bd. 1, Berl. 1883).

Nissum-Fjord, Meerbusen der Nordsee, an der Westküste Jütlands, südlich vom Limfjord, ist durch eine Schleuse bei Torsminde mit dem Meere verbunden. Der südl. Teil desselben ist trocken gelegt.

Nisus (lat.), der Sperber.

Nisyros, kleine Insel vor der Südwestküste Kleinasiens, eine der Sporaden, von Umriß etwa kreisförmig mit einem Durchmesser von 7—8 km, nach Bau und Überlieferung ein Vulkan, der noch im Mittelalter thätig gewesen sein soll; jetzt unter dem Namen Nisari eine türk. Insel.

Nithard, ein fränk. Geschichtschreiber des 9. Jahrh., war durch seine Mutter Bertha, welche sich mit dem als Staatsmann und Schriftsteller ausgezeichneten Angelbert vermählt hatte, ein Enkel Karls d. Gr., und aus der genauen Kenntnis der Ereignisse, welche ihm diese enge Verbindung mit dem kaiserl. Hause ermöglichte, schrieb er noch während der Kämpfe unter den Söhnen Ludwigs des Frommen, an welchen er selbst auf der Seite Karls des Kahlen teilnahm, die Geschichte dieser Kämpfe in seinen «Historiarum libri IV». Diese reichen nur bis Anfang 843, da er am 15. Mai dieses Jahres fiel. Die beste Ausgabe ist die von Pertz (2. Ausg., Hannov. 1870); eine Übersetzung lieferte Jasmund (Berl. 1851). Vgl. Meyer von Knonau, «Über N.s vier Bücher Geschichten» (Lpz. 1866).

Nitimur in vetitum (semper, cupimusque negata), «Wir streben nach Verbotenem (stets und begehren Versagtes)», Citat aus Ovids «Amores» (3, 4, 17).

Nitokris, ägypt. Königin der sechsten Dynastie, die nach einer späten Sage die Mörder ihres Gatten in einem unterirdischen Saale bewirtet und durch hineingeleitetes Nilwasser ersäuft haben soll. Sie selbst soll sich dann in ein mit glühender Asche gefülltes Gemach gestürzt haben. Dieselbe Sage wollte auch wissen, daß sie in der dritten Pyramide von Gizeh (der des Mencheres) bestattet sei.

Nitrate sind die Salze der Salpetersäure.

Nitrilbasen, s. Ammoniakbasen (tertiäre).

Nitrile, organische Verbindungen, die sich vom Ammoniak ableiten, indem sämtliche Wasserstoffatome desselben durch Radikale vertreten werden.

Nitrite sind die Salze der salpetrigen Säure.

Nitrobenzol $C_6H_5(NO_2)$, s. Bittermandelöl, künstliches.

Nitrocellulose, s. Cellulose, Collodium, Schießbaumwolle.

Nitrocyanmethan, s. Knallsäure.

Nitrogenium, gleichbedeutend mit Stickstoff.

Nitroglyzerin $C_3H_5(O{\cdot}NO_2)_3$ (Gloxoin, Nitroleum, Trinitrin, Glyzerylnitrat), der salpetersaure Äther des Glyzerins, eine explosive Verbindung, welche 1847 von Sobrero (im Laboratorium von Prof. Pelouze in Paris) entdeckt, von dem schwed. Techniker Alfred Nobel 1862 fabrikmäßig dargestellt und dann unter dem Namen «Nobelsches Sprengöl» als Sprengmaterial in die Praxis eingeführt wurde. Es entsteht aus dem Glyzerin (s. d.) durch Behandeln desselben mit

einem Gemisch von konzentrierter Schwefelsäure und rauchender Salpetersäure. Das N. ist ein ölartiger Körper von 1,6 spezifischem Gewicht, in Wasser ist es unlöslich, löslich dagegen in Alkohol, Äther u. s. w. Bei —20° erstarrt es kristallinisch. Durch Stoß und Schlag, ebenso durch schnelles Erhitzen explodiert es mit furchtbarer Heftigkeit. Wird es dagegen an einer Stelle entzündet, so brennt es meist mit lebhafter Flamme schnell, gefahrlos und ohne Verpuffung ab und zersetzt sich in Kohlensäure, Wasserdampf, Stickstoff- und Sauerstoffgas. 1 kg N. gibt 710 l Gas, 1 l N. gibt 1135 l Gas. Bei gleichem Gewicht gibt somit das N. 3½mal mehr Gas als gewöhnliches Schießpulver; bei gleichem Volumen produziert es die sechsfache Gasmenge vom gewöhnlichen Pulver. Die bei der Verbrennung des N. entwickelte Wärme kann für 1 kg auf 1282000, für 1 l auf 2051000 Calorien (nach Berthelot) geschätzt werden. Da das N. zuweilen unter Umständen explodiert, die nicht vorhergesehen werden können, so hat Nobel an Stelle des reinen N. Nitroglyzerinpräparate, namentlich Dynamit (s. d.), welchem später das Dualin (s. d.), der Lithofrakteur und ähnliche nitroglyzerinhaltige Mischungen folgten, mit großem Erfolge als Sprengmaterialien eingeführt. Das reine N. ist daher jetzt als Sprengmittel ganz in den Hintergrund getreten.

Nitrokörper sind organische Verbindungen, in denen ein oder mehrere Atome Wasserstoff des Radikals durch die Atomgruppe NO_2 ersetzt sind.

Nitroleum, s. Nitroglyzerin.

Nitromannit, s. Knallmannit.

Nitrophosphate sind Gemische von Superphosphaten mit Chilisalpeter, welche für Düngungszwecke verwandt werden.

Nitroprussside nennt man Verbindungen, welche aus den Ferrocyanverbindungen durch Behandeln mit Salpetersäure hervorgehen. Von diesen ist das wichtigste das Nitroprussidnatrium (Formel $FeNa_2(CN)_5(NO)2H_2O$). Man erhält dasselbe durch Digestion von 2 Teilen gelbem Blutlaugensalz mit 3 Teilen konzentrierter Salpetersäure, die vorher mit ihrem gleichen Volum Wasser verdünnt ist. Die Digestion wird so lange fortgesetzt, bis eine Probe der Lösung auf Zusatz von Eisensalzen keine blaue Fällung mehr gibt. Beim Erkalten kristallisiert salpetersaures Kali, während die Mutterlauge freie Nitroprussidwasserstoffsäure enthält. Diese wird mit kohlensaurem Natron gesättigt, worauf nach dem Verdampfen beim Erkalten das Natriumsalz in schönen großen roten Kristallen anschießt. Lösungen der N. zeigen ein sehr charakteristisches Verhalten gegen Schwefelwasserstoff und lösliche Schwefelmetalle, sie geben damit, selbst wenn nur Spuren zugegen sind, tief purpurrot gefärbte Lösungen, die bald blau und später mißfarbig werden.

Nitrum, alte Bezeichnung für Salpeter.

Nitzsch (Karl Ludw.), bedeutender prot. Theolog, geb. 6. Aug. 1751 zu Wittenberg, ward 1781 Prediger in Beucha, 1785 Superintendent zu Borna, 1787 Stiftssuperintendent zu Zeitz, 1790 Generalsuperintendent und Professor zu Wittenberg und nach Aufhebung der Universität 1817 Direktor des wittenberger Predigerseminars. Er starb 5. Dez. 1831. N. wandte den Gedanken Kants, die Offenbarung sei notwendig, um ein ethisches Gemeinwesen oder eine Kirche zu gründen, auf das Christentum an. Dasselbe ist seiner Form nach supranatural, nämlich die durch Christus und die Apostel geschehene göttliche Verkündigung der Religion, aber dem Inhalte nach rational, nämlich die Lehre von der moralischen Beziehung des Menschen zu Gott, mit Ausschluß der heiligen Geschichte und der positiven Mysterien. Von seinen Schriften sind zu nennen: «De discrimine revelationis imperatoriae et didacticae» (2 Bde., Wittenb. 1830), «De revelatione religionis externa eademque publica» (Lpz. 1808), «Über das Heil der Theologie durch Unterscheidung der Offenbarung und Religion als Mittel und Zweck» (Wittenb. 1830). Vgl. Hoppe, «Denkmal N.s» (Halle 1832).

Nitzsch (Karl Immanuel), Sohn des vorigen, bedeutender prot. Theolog, geb. 21. Sept. 1787 zu Borna, ward 1811 Diakonus an der Schloßkirche, 1813 an der Pfarrkirche zu Wittenberg, 1820 Propst zu Kemberg, 1822 ord. Professor und Universitätsprediger zu Bonn, 1847 Professor, Universitätsprediger und Mitglied des Oberkirchenrats in Berlin. Im J. 1855 zum Propst an St. Nikolai ernannt, legte er sein Amt als Universitätsprediger nieder, schied 1866 aus dem Oberkirchenrat und starb 21. Aug. 1868. N. gehört zu den Begründern der sog. «Vermittelungstheologie». Sein Hauptwerk ist das «System der christl. Lehre» (Bonn 1829; 6. Aufl. 1851), welches die christl. Lehre in der Einheit von Dogmatik und Ethik darstellt. Außerdem ist zu nennen die «Praktische Theologie» (2 Bde., Bonn 1847—48; 2. Aufl., 3 Bde., 1859—67; nebst Register von K. L. Schmidt, Bonn 1872), die «Akademischen Vorträge über christl. Glaubenslehre» (Berl. 1858) und sechs Sammlungen von «Predigten» (neue Ausg., Bonn 1867). Nach seinem Tode erschienen seine «Gesammelten Abhandlungen» (2 Bde., Gotha 1870). Eine Sammlung von Kerngedanken aus N.s Schriften stellte Rudorff unter dem Titel «Stunden der Erhebung» (Berl. 1877) zusammen. Vgl. Beyschlag, «Karl Immanuel N. Eine Lichtgestalt der neuern deutsch-evang. Kirchengeschichte» (Berl. 1872).

Friedrich N., Sohn des vorigen, geb. 19. Febr. 1832 zu Bonn, seit 1868 Professor der Theologie zu Gießen und 1872 in gleicher Eigenschaft zu Kiel, ist Verfasser des «Grundriß der christl. Dogmengeschichte» (Bd. 1, Berl. 1870).

Nitzsch (Gregor Wilh.), ausgezeichneter Philolog, Bruder von Karl Immanuel N., geb. 22. Nov. 1790 zu Wittenberg, studierte Philologie zu Wittenberg und wurde dann Konrektor am Lyceum daselbst, 1815 Subrektor zu Zerbst, kehrte aber 1820 nach Wittenberg zurück. Im J. 1827 wurde er Professor der alten Litteratur an der Universität zu Kiel, 1834 außerordentliches Mitglied der schlesw.-holstein. Regierung für Aufsicht über die Gymnasialanstalten beider Herzogtümer. Im Juni 1852 wurde N. mit sieben andern Professoren seines Amts entsetzt, worauf er im August desselben Jahres einem Rufe als Professor der Altertumswissenschaft nach Leipzig folgte. Hier starb er 22. Juli 1861. Seine wissenschaftlichen Arbeiten erstreckten sich fast ausschließlich auf die Erklärung und Kritik der Homerischen Gedichte. Hierher gehören: «Erklärende Anmerkungen zu Homers Odyssee» (3 Bde., Hannov. 1826—40), welche die 12 ersten Bücher umfassen; die «Meletemata de historia Homeri maximeque de scriptorum carminum aetate» (2 Tle., Hannov. 1830—37) und die Gelegenheitsschrift «Praeparatio indagandae per Homeri

Odysseam interpolationis» (Kiel 1828). F. A. Wolf und Lachmann gegenüber vertritt N. die Ansicht, daß Homer die Abfassung der Ilias und Odyssee zuzuschreiben sei, eine Ansicht, die er namentlich in dem Werke «Die Sagenpoesie der Griechen» (Bd. 1, Braunschw. 1852) begründete. Aus seinem Nachlaß erschienen die «Beiträge zur Geschichte der epischen Poesie der Griechen» (Lpz. 1862). Vgl. Lübker, «G. W. Nitzsch in seinem Leben und Wirken» (Jena 1864); Rieck, «Pädagogische Briefe. Aus der Erinnerung an N.» (Bielef. 1867).

N.' Sohn, Karl Wilhelm N., namhafter Historiker, geb. 22. Dez. 1818 zu Zerbst, studierte zu Kiel und Berlin, habilitierte sich 1844 in Kiel und erhielt noch in demselben Jahre eine außerord., 1858 eine ord. Professur. Im J. 1862 wurde er Professor der Geschichte in Königsberg, 1872 in Berlin, wo er 20. Juni 1880 starb. Er schrieb: «Polybius. Zur Geschichte antiker Politik und Historiographie» (Kiel 1842), «Die Gracchen und ihre nächsten Vorgänger» (Berl. 1846), «Vorarbeiten zur Geschichte der Staufischen Periode» (Bd. 1, Lpz. 1860), «Die röm. Annalistik von ihren ersten Anfängen bis auf Valerius Antias» (Berl. 1873), «Deutsche Studien» (Berl. 1879). Nach N.s hinterlassenen Papieren und Vorlesungen gab Matthäi heraus «Die Geschichte des deutschen Volks bis zum Augsburger Religionsfrieden» (3 Bde., Lpz. 1883—85); Thouret, «Die Geschichte der röm. Republik» (Bd. 1, Lpz. 1884).

Niua, kleine zu Polynesien gehörige Inselgruppe im Stillen Ocean, zwischen den Tonga- und Samoa-Inseln, unter 16° südl. Br. und etwa 174° westl. L. von Greenwich, besteht aus den beiden Eilanden Tafahi (Boscawen, 17 qkm) und Niuatabutabu (Keppel, 14 qkm) und zählt etwa 1000 E., die sich zum Christentum bekennen.

Niue, auch Savage-Island, zu Polynesien gehörige Insel im Stillen Ocean, östlich von den Tonga-, südlich von den Samoa-Inseln, unter 19° südl. Br. und 170° westl. L. von Greenwich, ist ein Korallenplateau von fast 100 m Höhe und zählt (1872) auf 94 qkm 5124 E., welche den Bewohnern der Tonga-Gruppe ähneln, ehemals wegen ihrer Wildheit und Ungastlichkeit berüchtigt waren, seit 1846 aber dem prot. Christentum gewonnen sind.

Nin-tschuang, wichtige Handelsstadt im südl. Teile der chines. Provinz Sching-king oder Mukden bildenden Mandschurei, auf dem linken Ufer des Liao, 35 km oberhalb der Mündung desselben in den Golf von Liaotung gelegen, zählt 60000 E. und zerfällt in einen obern und einen untern, mehr dem Meere zu gelegenen, den Hafen bildenden Teil. N. ist der nördlichste von den dem Welthandel kontraktmäßig offen gestellten chines. Häfen und Sitz eines engl. und nordamerik. Konsulats, sowie einer engl. Missionsanstalt. Eingeführt wird hauptsächlich Opium und Zucker, ausgeführt Thee, Reis und Seidenzeuge.

Nivalpflanzen, s. unter Alpenpflanzen.

Niveau (frz., vom lat. libella), horizontale Ebene, wie die Oberfläche einer ruhenden Flüssigkeit, auch soviel wie Wasserwage, Libelle und in übertragener Bedeutung die größere oder geringere Höhe, der höhere oder niedrigere Grad von etwas.

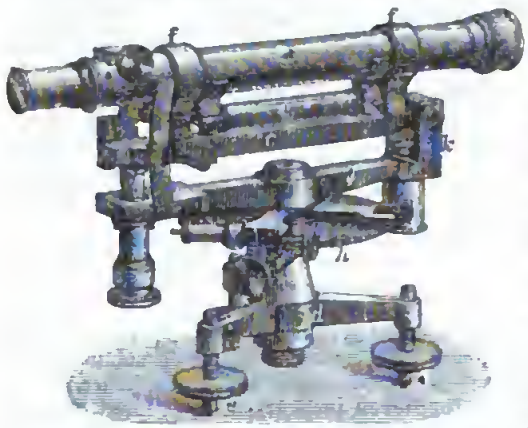
Niveaulinien, Niveaukurven, Schichtlinien, Horizontalen, sind gedachte Linien an der Erdoberfläche, welche Punkte gleicher absoluter Höhe untereinander verbinden und unter Zugrundelegung eines gleichmäßigen Vertikalabstandes (als äquidistante N.) auf die Bildebene gebracht, ein sehr geeignetes Mittel zur Erkennung des Reliefs der Erdoberfläche ergeben. Der Vertikalabstand wird Schichthöhe oder Äquidistanz genannt und beträgt je nach der Gestaltung des Terrains und dem Maßstab der Darstellung 5, 10, 20, 50, 100 m und mehr. Die N. erscheinen im Bilde der Hauptsache nach als gekrümmte, in sich selbst zurücklaufende Linien. Bei Erhebungen (Kuppen, Rücken) werden die höhern N. von den tiefern, bei Einsenkungen (Kessel, Mulden u. s. w.) die tiefern von den höhern umschlossen. Die Schichthöhe und der Grundrißabstand der N. ergeben das Mittel, an bestimmten Stellen den Böschungswinkel durch Konstruktion oder durch Berechnung zu ermitteln, beziehungsweise mittels eines besondern Maßstabes, des sog. Böschungsmessers, abzulesen. Die Darstellung des Terrains mittels N. wird heute bei allen Landesaufnahmen zu Grunde gelegt. Die erste Anwendung der N. zu jenem Zweck geschah durch den Franzosen Dupain Triel, der mit Benutzung der Idee des genfer Ingenieurs Ducarla 1782 eine Höhenschichtkarte von Frankreich herausgab. Die allgemeine Verbreitung der Niveaulinienmanier gehört aber erst der Mitte dieses Jahrhunderts an. In Preußen diente anfänglich das Mittelwasser der Ostsee als Basis für die Höhenbestimmung bei der Landesaufnahme; neuerdings ist an der berliner Sternwarte ein Normalhöhenpunkt bestimmt worden, der 37 m über dem Normalnullpunkt liegt; letzterer befindet sich in gleicher Höhe mit dem Nullpunkte des Pegels von Amsterdam. Die Normalschichthöhe beträgt 5 m.

Bezeichnungen in Niveaulinienmanier beruhen rein auf mathematischer Anschauung und ergeben kein plastisches Bild, deshalb wird bei Plänen und Karten noch die Beleuchtungstheorie zu Hilfe genommen, die entweder im Abtuschen der geneigten Flächen oder mittels der die N. rechtwinkelig schneidenden Bergstriche von verschiedener Stärke zum Ausdruck kommt.

Nivelles (vläm. Nyvel), Stadt im gleichnamigen Bezirk der belg. Provinz Brabant, an der Thines, Station der Linien Manage-Wavre, Brüssel-Luttre und N.-Fleurus der Belgischen Staatsbahnen, hat ein Schullehrerseminar und ein Gymnasium und zählt (1883) 10367 E., welche Wollspinnereien, Woll- und Baumwollwebereien, eine Eisenbahnmaschinen- und Wagenfabrik, Papier- und Leinwandfabriken unterhalten. Die Gertrudenkirche in N. ist eins der ältesten Baudenkmäler romanischen Stils und hat wertvolle Kunstwerke. Berühmt war im Mittelalter das von Ita, der Gemahlin Pipins von Landen, 645 gegründete Nonnenkloster.

Nivellieren (vom frz. niveler, soviel wie mit dem niveau [Grundwage] abmessen) heißt in der Vermessungskunst den Höhenunterschied zweier (nicht weit voneinander entfernter) Punkte durch Ablesen an einem Maßstab direkt bestimmen. Im Gegensatz zur trigonometrischen Höhenbestimmung (mittels Berechnung aus Basis und Vertikalwinkel) spricht man auch häufig vom geometrischen N. Die Ausführung einer solchen Aufgabe, die sich auch auf eine größere Zahl von Punkten erstrecken und die Herstellung von Vertikalprofilen des Erdbodens bezwecken kann, heißt ein Nivellement. Zum N. bedarf es einer Vorrichtung mit horizontaler Absehlinie, welche, wenn sie dem Zwecke des N.

ausschließlich dient, als Nivellierinstrument bezeichnet wird, und eines senkrecht aufzustellenden Längenmaßstabes, der Nivellierlatte genannt wird. Die Nivellierlatte wird entweder in einem der Punkte, um deren Höhendifferenz es sich handelt, oder in einem Zwischenpunkte aufgestellt; im erstern Falle steht die Nivellierlatte in dem andern Punkte, im letztern Falle wird sie nacheinander in beiden Punkten aufgestellt. Es wird die Zahl abgelesen, auf welche die horizontale Absehlinie jedesmal einspielt, und ist im erstern Falle die Differenz der Ablesung und der Instrumentenhöhe, im zweiten Falle die Differenz beider Ablesungen der gesuchte Höhenunterschied. Im erstern Falle spricht man vom N. aus einem Endpunkte, im letztern vom N. aus einem Zwischenpunkte (gewöhnlich der Mitte). In beiden Fällen wae das N. ein einfaches; ist aber der Höhenunterschied der beiden Punkte größee als die Höhe der Nivellierlatte, beziehungsweise ist die horizontale Entfernung jener so groß, daß füe eine einzige Aufstellung die Tragweite des Nivellierinstruments nicht ausreicht, so werden mehrere Aufstellungen desselben nötig und es ergibt sich ein zusammengesetztes Nivellement. Die gewöhnliche Methode des einfachen N. ist aus der Mitte der beiden Punkte, wodurch die aus dem Einfluß der Erdkrümmung und Strahlenbrechung sich ergebenden Meßfehlee einander gegenseitig aufheben. Das Aufnehmen von Profilen mittels N. und das N. einer Fläche fällt wesentlich mit dem zusammengesetzten Nivellement zusammen. In der Geodäsie kommen noch Präcisionsnivellements vor, bei welchen es sich um genaueste Bestimmung der Höhenunterschiede wichtiger Terrainpunkte untee sich und gegen den Spiegel der Meere, die durch trigonometrische Höhenmessung nicht erreicht wird, handelt. Dieselben sind erst seit 1864 mit der europ. Gradmessung ins Leben getreten.



Die Nivellierinstrumente zerfallen in drei Klassen, je nachdem das Lot in Verbindung mit einer dazu senkrechten Graden oder der Stand der tropfbaren Flüssigkeiten in kommunizierenden Rohren oder die Vereinigung der tropfbaren und elastischen Flüssigkeit in einer Röhre (die sog. Libelle) zue Herstellung der horizontalen Absehlinie benutzt wird. Die erste Klasse, die sog. Pendelinstrumente, wozu namentlich die Setzwage und die Pendelwage gehören, gewähren die geringste Genauigkeit und finden daher kaum Anwendung. Geeigneter als jene, aber auch nicht sehr genau, sind die Instrumente der zweiten Klasse, die sog. Röhreninstrumente, zu welchen die Kanalwage und die Quecksilberwage gehören. Bei allen genauern Arbeiten benutzt man die Instrumente der dritten Klasse, die sog. Libellen-Nivellierinstrumente, welche wiedee in Libellen-Setzwagen, Nivellierdiopter und Nivellierfernrohee zerfallen. Darunter spielen heute nur noch die letztgenannten eine Rolle. Bekannte Konstruktionen des Nivellierfernrohrs sind von Starke und Stampfer in Wien, Breithaupt in Kassel, Ertel in München, E. Sprenger in Berlin. Sind Nivellierfernrohre gleichzeitig zum Messen von Vertikal- und Horizontalwinkeln eingerichtet, so bezeichnet man sie als große Nivellierfernrohre, wo hingegen die ausschließlich zum N. bestimmten kleine Nivellierfernrohre genannt werden. Die beistehende Abbildung zeigt ein von E. Sprenger in Berlin konstruiertes Nivellierfernrohr, welches besonders zur Verwendung im Eisenbahnbau geeignet ist, Horizontal- und Vertikalkreis und Einrichtung als Distanzmessee besitzt (a Fernrohr, b Röhrenlibelle, c Alhidade, d Dreifuß mit e Stellschrauben, f Fernrohrlager, g Vertikalkreis, h Horizontalkreis, i Steg, k Träger). Universalinstrument, Theodolit, sowie die Kippregel in Verbindung mit dem Meßtisch können vermöge ihrer Einrichtung auch als Nivellierinstrumente dienen, ergeben indes keine so stabile Lage des Fernrohrs wie die eigentlichen Nivellierinstrumente. Nivellierlatten sind 3—5 m lange, in Centimeter geteilte Maßstäbe, die entweder mit einer verschiebbaren Zieltafel versehen sind und dann Schiebelatten heißen, oder ohne solche zu directer Ablesung eingerichtet sind und Skalenlatten oder Münchener Latten genannt werden. Zur Zeit benutzt man bei genauern Nivellements kaum noch andere als Skalenlatten, durch welche die Hilfe des Lattenträgers zum Ablesen entbehrlich wird.

Abgesehen von der Anwendung des N. bei Landesvermessungen und in der gewöhnlichen Feldmeßkunst spielt das N. eine große Rolle beim Bau von Eisenbahnen, Kunststraßen, Kanälen, Wasserleitungen, fortifikatorischen Anlagen, Stromkorrektionen, Entwässerung von Sümpfen und Mooren, Bewässerung von Wiesen und Feldern u. s. w.

Vgl. Bauernfeind, «Elemente der Vermessungskunde» (6. Aufl., Stuttg. 1879); Heusi, «Anleitung zum Feldmessen und N.» (2. Aufl., Lpz. 1879).

Rivernais, ehemalige franz. Provinz, bildet jetzt das Depart. Nièvre und kleine Teile der Depart. Loiret und Cher.

Rivernais (Herzoge von), s. unter Nevers.

Rivolet (Dent du), s. unter Dent.

Rivôse (frz.), Schneemonat, der vierte Monat des franz. republikanischen Kalenders, dauerte vom 21. Dez. bis 19. Jan.

Nix, der alte allgemein german. Name der Wassergeister (althochdeutsch nichus, angelsächs. nicor, altnord. nykr, niederländ. Nicker, dän. Nok, schwed. neck). Der männliche Nicker, Nickel- oder Wassermann zeigt sich gewöhnlich nur einzeln. Er gleicht einem kleinen, ältlichen, bärtigen Manne und ist nach der Sage an den Fischzähnen, auch an entstellten Ohren und Füßen kenntlich. Zuweilen verwandelt er sich in ein Roß, einen Stier oder einen Fisch. Er ist meist grausam und rachsüchtig. Gern raubt er Menschenmädchen und lebt mit ihnen in seinem Wasserhause. Freundlicher

schildert die Sage die weiblichen N.; sie sind schöne Jungfrauen und nur an dem nassen Saume des Gewandes zu erkennen. Doch wird auch von schilfgegürteten, nackten Wasserfrauen und selbst von fischschwänzigen berichtet. Gleich den männlichen lieben die weiblichen N. Musik und Tanz, mischen sich gern unter tanzende Menschen und knüpfen mit Jünglingen Liebschaften an. Weissagung und Reichtum, dabei in gewissen Fällen Bedürftigkeit menschlicher Hilfe teilen die N. mit den übrigen Elementargeistern. Sprachlich gehört das Wort zu sanskritisch nig = sich waschen.

Nixblume, Pflanzenart, s. Nymphaea.

Nixdorf (slaw. Mikulášovice), Dorf im nördl. Böhmen, Gerichtsbezirk Hainspach, Bezirkshauptmannschaft Schluckenau, mit (1880) 5940 (Gemeinde 6449) E. deutscher Zunge, ist einer der wichtigsten Manufakturorte Böhmens, namentlich für Stahl- und Galanteriewaren, Messer, Scheren und Stahlwerkzeuge für Handwerker.

Niza, Fluß in den russ. Gouvernements Perm und Tobolsk, rechter Nebenfluß der Tura, zum System des Tobol gehörig; entsteht aus dem Zusammenfluß der Neiwa und Niascha, ist 495 km lang, 140 km weit schiffbar und sehr fischreich.

Nizâm (spr. Nisam), eigentlich Ordnung, ein in alle islamitische Sprachen übergegangenes Wort, bedeutet mit dem Zusatze tschedid (neu) im Türkischen speziell die von Sultan Selim III. gestiftete und dann von Mahmud II. erneuerte reguläre Armee, welcher der Soldat nach dem Wehrgesetz vom Mai 1880 sechs Jahre anzugehören hat, von denen er bei der Infanterie und den Schützen drei, bei den übrigen Waffen vier Jahre präsent bleiben soll. Dann gehört der Mann acht Jahre der Reserve (Redif-) Armee an und tritt nachher für sechs Jahre noch zum Landsturm (Muhtafz) über.

Nizâm el Âlem und **Nizâm el Mulk,** Welten- und Reichsordner, im orient. Kanzleistil ein Nebentitel des Großwesiers; auch der Haupttitel des Beherrschers Hyderabads in Ostindien.

Nizâmi, s. Nisâmi.

Nizolius (Marius), aus Bersello, geb. 1498, gest. 1576, war innerhalb der Philosophie der Renaissance ein lebhafter Vertreter des Nominalismus (s. d.) und der empirischen Naturforschung. Seine Schrift «Antibarbarus seu de veris principiis et vera ratione philosophandi» wurde von Leibniz neu herausgegeben (Frankf. 1674).

Nizza (frz. Nice), eine alte, nach ihrer Hauptstadt benannte Grafschaft am Mittelmeer und auf der Grenze zwischen Frankreich und Italien, gehörte früher zur Provence, von welcher sie der Küstenfluß Var schied, wurde 1388 durch Amadeus VII. von Savoyen erworben, 1576 von Emanuel Philibert durch das dem Hause Doria abgekaufte Fürstentum Oneglia, sowie durch die mittels Tausch erworbene Grafschaft Tenda und später durch die innerhalb des genuesischen Gebietes gelegene Landschaft San-Remo erweitert, 1792 von den Franzosen erobert und 31. Jan. 1796 mit Frankreich als Departement der See-Alpen vereinigt, 1814 aber an Sardinien zurückgegeben. Seitdem bildete die Grafschaft nebst den genannten Gebieten die Provinz oder Division N. des Königreichs Sardinien, welche, ohne das kleine Fürstentum Monaco (23,1 qkm mit 7627 E.) 1857 auf 4191,4 qkm 256603 E. zählte. Infolge des ital. Kriegs von 1859 wurde durch den Turiner Vertrag vom 24. März 1860 der westl. Teil dieser Provinz (2763,6 qkm) an Frankreich abgetreten und gemäß dem kaiserl. Dekret vom 12. Juni 1860 dessen Einverleibung vollzogen. Auch übernahm Frankreich, statt Sardiniens, den Schutz über den Fürsten von Monaco, welcher seinerseits an jenes 2. Febr. 1861 die Gemeinden Menton oder Mentone (s. d.) und Roquebrune oder Roccabruna (zusammen 8,3 qkm mit 8444 E.) für 4 Mill. Frs. verkaufte. Das Frankreich einverleibte Gebiet wurde mit dem vom Depart. Var getrennten Arrondissement Grasse zu dem neugebildeten Depart. Alpes Maritimes oder See-Alpen (s. Alpen) geschlagen, während aus dem bei Italien gebliebenen Teil die Provinz Porto-Maurizio gebildet wurde.

Nizza (frz. Nice), Hauptstadt des franz. Depart. See-Alpen, am Mittelmeer, an der Mündung des Paillon (Paglione), 7 km nordöstlich von der des Var, sowie an der Mittelmeerbahn (Marseille-Mentone) und am Endpunkte der über den 1877 m hohen Paß des Col di Tenda (die Grenzscheide der Alpen und Apeninnen) aus Piemont herüberführenden Gebirgsstraße überaus lieblich an einer Reihe amphitheatralisch sich erhebender Hügel gelegen, von Öl- und Weinbergen, Citronen- und Orangengärten, sowie von zahlreichen Villen umgeben, ist der Sitz eines Präfekten, eines Bischofs, eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels- und zweier Friedensgerichte, einer Ackerbaukammer, eines Divisionskommandos, einer Filiale der Bank von Frankreich und zahlreicher Konsulate. N. hat weniger ein ital. als südfranz. Ansehen und zählt (1881) 51506 (Gemeinde 66279) E., wozu im Winter durchschnittlich 10000 Kurgäste treten. Erstere sprechen einen aus dem Provençalischen und Italienischen gemischten Dialekt. Es befinden sich hier ein Lyceum, ein Priester- und ein Lehrerseminar, eine Stadtbibliothek von 40000 Bänden, eine Kunstausstellung, ein Naturalienkabinett mit besonders wertvoller Sammlung von Vögeln und Schwämmen, eine vortreffliche Sternwarte (Montgros), ein öffentlicher Garten, ein Centralverein für Landwirtschaft und Akklimatisation, ein ital. Opern- und ein franz. Schauspielhaus, ein Civil- und ein Militärhospital, verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten, ein evang. Krankenhaus, ein deutscher Hilfs- und ein deutscher Frauenverein, sowie ein großes städtisches Casino mit Garten und Wintergarten. Der kleinere und ältere Teil der Stadt, dessen Inneres enge und winkelige Gassen, finstere, teilweise schlechtgebaute Häuser enthält und in welchen die große Kathedrale St.-Réparate sich befindet, liegt auf der östl. Seite des Paillon und erhebt sich von diesem in Dreiecksgestalt zu dem ausgedehnten, 100 m hohen Schloßberge, der die Trümmer eines Schlosses, reizende Parkanlagen und auf dem höchsten Punkte eine Plattform mit entzückender Aussicht trägt. Auf der Ostseite dieser Anhöhe befindet sich der kleine, aber sichere Hafen Porto di Limpia, der durch den steilen Alpenvorsprung des Mont-Boron und Mont-Alban vom Golf von Villafranca getrennt wird.

Aus dem um das Hafenbassin entstandenen Stadtteile führen von dem an seinem Südende gelegenen Platze Bellevue zwei lange Straßen nach der Altstadt, die Rue-Segurana gegen Nordnordwesten zu dem Garibaldi-, früher Napoleons-, noch früher Victorplatz, dem zweitschönsten Platze N.s, und die andere, der Chemin des Ponchettes, in den Felsen

gebauen, um das steile Vorgebirge Rauba-Capeu herum in das Quartier des Ponchettes, von welchem längs dem Strande bis zum Paillon der Boulevard du Midi und daneben die Straße Francesco di Paolo (mit dem Opernhause, der Bibliothek und der Post) und als deren Fortsetzung die Ulmenallee des Corso und eine Terrasse mit schöner Aussicht sich hinziehen, während das linke Ufer des fünffach überbrückten Flusses von dem Boulevard du Pont-Neuf, der Place Garibaldi und der langgestreckten Victorstraße eingenommen wird. Die untere oder Neustadt liegt auf dem westl. Ufer des Paillon, von welchem die Kais vom Meere nordostwärts bis zur Place d'Armes führen, während den Seestrand die 2 km lange Promenade des Anglais, die übrigen Außenseiten die Boulevards Gambetta, de Carabacel und de Cimiés einnehmen. Die Neustadt mit von Gärten begleiteten Straßen und der großartig angelegten Place Masséna, welche letztere den Mittelpunkt des Fremdenverkehrs bildet, ist von sehr freundlichem Ansehen. Sie besteht aus fast lauter großen, geschmackvoll gebauten Häusern. In ihr liegen die Kirchen Notre-Dame und du Voeu, ferner zwei engl., eine schott., eine amerik., eine deutsch-reform., eine waldens. und eine russ. Kapelle, sowie zahlreiche Hotels, Restaurationen und Cafés. Von Altertümern sind bemerkenswert die Reste vom Turme Bellanda oder Clérissy aus dem 5. Jahrh. auf dem Schloßberge und 5 km im Norden der Stadt, westlich über dem Paillon, das Franziskanerkloster Cimella oder Cimiès, welches auf der Stelle der Römerstadt Cemenelium oder Cemelium erbaut ist. Von dieser durch die Longobarden zerstörten Stadt sind, außer einem viereckigen Bau, dem sog. Tempel des Apollo, noch die Reste eines Amphitheaters, alter Bäder und anderes Gemäuer vorhanden. Weiter nördlich, auf dem Wege nach dem durch seine Orangen berühmten Dorf und Schloß St.-André, liegt das uralte Kloster St.-Pons und eine vielbesuchte Tropfsteingrotte.

N. und seine Umgegend, durch Gebirge vor den Nordwinden geschützt, sind berühmt durch die reine und gesunde Luft, sowie die Milde des Klimas selbst im Winter, wo das Thermometer nur selten auf Null herabsinkt. Die Stadt wird nicht nur ihrer Seebäder wegen besucht, sondern dient überhaupt als Erholungsort für solche, die einer anregenden und stärkenden Luft bedürfen. Nachteilig aber erweist sich das Klima für die, bei welchen die Lunge wesentlich leidet. Der Verkehr von durchschnittlich 10000 Fremden, die im Winter hier wohnen, zuweilen auch im Sommer die Seebäder benutzen, ist für die Stadt eine bedeutende Nahrungsquelle. Außerdem zieht die Bevölkerung Südfrüchte und Weine, betreibt in ausgedehnter Weise die Blumenkultur und beschäftigt sich mit der Bereitung von Essenzen aus wohlriechenden Kräutern, als Lavendel, Spike, Rosmarin, und Blumen, als Geranium, Veilchen, Tuberosen, Jasmin, Akazie, der Herstellung von eingemachten Früchten und Maccaroni, mit Kunstdrechslerei und Kunsttischlerei, welche letztere eine ganz besondere Ausbildung erlangt hat, außerdem mit Färberei, Gerberei und Seidenspinnerei, mit Fabrikation von Goldschmiede- und Juwelierwaren, künstlichen Blumen, Schuhzeug, Strohhüten und Fischfang. Auch wird nicht unbeträchtlicher Handel mit Oliven und Olivenöl, Südfrüchten, gesalzenen Fischen, Hanf, Seide, Liqueur, Parfümerien und andern Fabrikaten getrieben. Unter der sardin. Regierung war N. ein Freihafen, dessen gesamter Verkehr sich 1858 auf 3850 Schiffe von 185766 t belief, während er 1883: 2943 Schiffe von 398041 t Gehalt ergab. Regelmäßige Dampfbootverbindung findet mit Marseille, Ajaccio, Bastia und Genua statt.

N. ist das alte Nicäa oder Nicia in Ligurien und wurde, weil es eine Kolonie der Massilioten war, zu Gallien gerechnet. Erst in der christl. Zeit gelangte es zu einiger Bedeutung, indem hier früh durch Nazarius das Christentum gepredigt und zahlreiche Kirchen erbaut wurden. Im Mittelalter, wo die Stadt die Schicksale der Provence und insbesondere der Grafschaft N. teilte, sowie bis zum Anfang des 18. Jahrh. galt dieselbe als eine wichtige Festung. Im J. 1543 von Franz I. von Frankreich zu Lande und von den Türken unter Khair-eddin-Barbarossa zu Wasser belagert, wurde die Stadt, mit Ausnahme der Citadelle, 20. Aug. erobert und von den Türken geplündert. Drei Belagerungen der Franzosen, 1691 unter Catinat, 1706 unter Berwick, 1792 unter Anselme, brachten sie jedesmal in franz. Hände. Die Festungswerke wurden 1706 teilweise, 1708 gänzlich geschleift. N. gehörte 1796—1814 als Hauptstadt des Depart. See-Alpen zu Frankreich, mit dem es 1860 wieder vereinigt ward.

Vgl. Tiserand, «Histoire civile et religieuse de la cité de Nice» (Nizza 1862); Roux, «Statistique des Alpes maritimes» (2 Bde., Nizza 1863); Calmette, «Annuaire des Alpes maritimes» (Nizza 1865); Toselli, «Précis historique de Nice» (2 Bde., Nizza 1868—69); Lippert, «Das Klima von N., seine hygienische Wirkung ꝛc.» (2. Aufl., Berl. 1877); Hole, «Nice and her neighbours» (Lond. 1881); Burety, «Nice and its climate» (Lond. 1882); Nash, «Guide to Nice» (Lond. 1884).

Njam-Njam, Negervolk, s. Niam-Niam.

Njangwe, Ort am obern Congo, s. Nyangwe.

Njassa, großer Süßwassersee im südöstl. Afrika, s. Nyassa.

Njegus oder Njegoš (spr. -sch), Beiname der gegenwärtig in Montenegro regierenden Dynastie Petrović, deren erster Repräsentant der 1697 gewählte Vladika Danilo Petrović-Njegus war. Eigentlich hieß er Nikola Stiepčević-Heraković. Als Bischof veränderte er jedoch seinen Taufnamen Nikola in Danilo und seine Familiennamen in Petrović zu Ehren eines Ahnherrn, nebst dem Prädikat Njegus nach dem Dorfe, aus dem seine Familie stammte. Ihm folgte 1735 sein unfähiger Neffe Savo als Vladika in der Regierung, doch übte er sie nur nominell aus. Wirklicher Regent und Verteidiger des Landes war bis 1766 sein Neffe Vasilije und von 1767 bis 1774 der Abenteurer Šćepan Mali. Savo starb 1782 und sein Neffe Petar I. wurde Vladika, der Nationalheilige Montenegros. Durch seinen glänzenden Sieg bei Krusè (22. Sept. 1796) sicherte er dem Lande für beinahe 60 Jahre Ruhe vor größern Angriffen der Türken. Er starb 30. Okt. 1830. Ihm folgte sein Neffe Rade Tomov (geb. 1812), welcher als Vladika den Namen Petar II. annahm. Er ist der bedeutendste serb. Dichter der Neuzeit. Seine größten, teilweise in viele Sprachen übersetzten Werke sind: «Gorski Vjenac» («Alpenkranz»), «Šćepan Mali», «Pustinjak Cetinjski» («Einsiedler von Cetinje»), «Kula Gjurišića i čardak Aleksića» («Die Kula des Gjurišić und das Wachhaus des Aleksić»), «Luča mikrokosma» («Leuchte des Mikrokosmos»), «Lijek

protiv jarosti turske» («Medizin gegen Türkenwut»); außerdem gab er eine Sammlung Volkslieder unter dem Namen «Ogledalo srpsko» («Serbenspiegel») heraus. Als Staatsmann gebührt ihm ein nicht minder ehrenvoller Platz. Er führte das begonnene Civilisationswerk seines Vorgängers erfolgreich fort, gründete eine Druckerei, in der die erste Zeitschrift erschien, und Schulen und regelte die ganze Staatsorganisation. Er starb 12. Nov. 1851. Sein Neffe Danilo (s. d.) sollte ihm nachfolgen, doch benutzte des verstorbenen Vladika Bruder Pero Tomaso die Abwesenheit Danilos, um sich zum Fürsten ausrufen zu lassen. Danilo kehrte jedoch zurück, unterdrückte die Rebellion, verzichtete auf die Bischofswürde und erklärte sich zum erblichen Fürsten Montenegros (21. März 1852). Er wurde 12. Aug. 1860 ermordet; da er bloß eine Tochter Olga (geb. 19. März 1859) hinterließ, kam die Fürstenwürde an seinen Neffen Nikola (s. d.). (S. Montenegro.)

Njemen, Fluß, s. Niemen.

Njemez (Němec, die «Stummen»), bei den Slawen Bezeichnung der Deutschen, weil sie die Sprache jener nicht zu sprechen verstanden; in Rußland überhaupt der Westeuropäer.

Njeshin, Stadt in Rußland, s. Neshin.

Njördhr, eine altnordische, speziell norweg.-isländ. Wassergottheit, vielleicht ursprünglich dieselbe wie Nerthus (s. d.), da er auch als Gott der Fruchtbarkeit aufgefaßt wird. Nach nordischem Mythus war er Vane und kam als Geisel zu den Asen. Hier herrschte er zu Nóatún (Schiffsstätte) und heiratete die Göttin des Eises, die Schlittschuhläuferin Skadhi. Er wurde Gott des Meeres und der Schiffahrt. Seine Kinder sind Freyr und Freyja.

Njuana, Insel, zu den Comoren (s. d.) gehörig.

N'kran, brit. Stadt an der Goldküste, s. Akra.

N. N., Abkürzung, welche irgend einen Namen ersetzen soll und erklärt wird durch lat. nomen nescio («den Namen weiß ich nicht») oder notetur nomen («der Name werde [hier] notiert»).

No (No-Ammon), im Alten Testament Bezeichnung für Theben (s. d.) in Ägypten.

Noah, nach der hebr. Sage der zweite Stammvater der Menschheit, wird als Sohn Lamechs und als ein besonders frommer Mann bezeichnet, den Gott bei der Sündflut verschont habe. Nachdem er sich und die Seinigen in einem auf Gottes Geheiß erbauten Kasten (Arche) gerettet hatte, brachte er nach dem Ende der Flut Gott an dem Berge Ararat sein Dankopfer dar, bei welcher Gelegenheit Gott zum Zeichen des Friedens den Regenbogen erscheinen ließ und einen ungestörten regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten zusicherte. Auf Gottes Befehl soll er ferner seinen Nachkommen eine Reihe Gebote (noachische Gebote) gegeben haben, unter denen namentlich die Anordnung, kein Menschenblut zu vergießen und nichts Blutiges zu essen, hervorgehoben werden. Auch wird er als Urheber des Weinbaues bezeichnet. Als seine Söhne nennt die Sage Sem, Ham und Japhet, die Stammväter der semit., afrik. und indogerman. Völker. Parallelen zu der hebr. Sage von der Noachischen Flut geben der Mythus von Deukalion (s. d.), der von dem chaldäischen Xisuthros und von dem ind. Prithu.

Noailles, berühmtes Geschlecht in Frankreich, das seinen Namen von einer Herrschaft bei Brioes, im Depart. Corrèze, erhielt, die es urkundlich schon im 11. Jahrh. besaß. Der Hauptstamm erlosch 1449 mit Jean II., der seinen Neffen Aimar, den Stammvater der gegenwärtigen Familienzweige, zum Erben einsetzte. Mit Antoine de N., geb. 1504, dem Nachkommen Aimars in gerader Linie, eröffnete sich die glänzende Laufbahn der Familie. Derselbe bekleidete die Würde eines Admirals von Frankreich und starb 11. März 1562 als Gouverneur von Bordeaux. — Auch seine Brüder, François (geb. 1519, gest. 1585) und Gilles (geb. 1524, gest. 1600), beide nacheinander Bischöfe von Dax, zeichneten sich als Diplomaten aus. Henri (gest. 1623), der älteste Sohn Antoines, ließ seine Herrschaft Ayen 1592 zur Grafschaft erheben. Unter seinem Enkel, Anne de N., wurde jedoch die Grafschaft 1663 in ein Herzogtum N. mit der Pairschaft verwandelt. Der zweite Sohn dieses ersten Herzogs war der berühmte Kardinal und Erzbischof von Paris, Louis Antoine de N., geb. 27. Mai 1651. Die Unterstützung, welche derselbe dem Jansenisten Quesnel (s. d.) bewies, sowie sein Widerstand gegen die Bulle Unigenitus zogen ihm die Verfolgungen der Jesuiten und des Hofs zu. Nachdem er endlich 1728 die Bulle angenommen, starb er 4. Mai 1729. — Sein ältester Bruder, Anne Jules, Herzog von N., geb. 5. Febr. 1650, zeichnete sich in den Feldzügen gegen die Spanier aus. Wiewohl er Ludwig XIV. wesentliche Dienste bei der Ausrottung der Protestanten in Languedoc leistete, zog er sich wegen der Freundschaft, die er seinem Bruder bewies, die Ungnade des Hofs zu; er starb 2. Okt. 1708.

Adrien Maurice, Herzog von N., des vorigen ältester Sohn, geb. 29. Sept. 1678, befehligte im Spanischen Erbfolgekrieg ein franz. Armeekorps und erhielt dafür 1711 von Philipp V. die span. Grandenwürde. Unter der Regentschaft des Herzogs von Orléans trat er an die Spitze der zerrütteten Finanzen. Als geistreicher, aber unwissender Projektmacher ging er nach mehrern verunglückten Reformversuchen zu den gewaltsamsten Maßregeln über und mußte endlich als Gegner des Schotten Law (s. d.) 1718 seine Stelle an d'Aguesseau abtreten. Erst 1733 stellte ihn der Minister Fleury bei dem Heere am Rhein an. N. eroberte die Linien von Ettlingen, besetzte Worms und übernahm nach dem Tode des Marschalls Berwick vor Philippsburg den Oberbefehl nebst dem Marschallsstabe. Im folgenden Jahre trat er an die Spitze der Truppen des Königs von Sardinien und vertrieb die Kaiserlichen aus Italien. Im Österreichischen Erbfolgekriege zog er im März 1743 mit einem starken Heer über den Rhein, begann die Operationen mit großer Umsicht, erlitt aber durch den unzeitigen Eifer seines Neffen, des Grafen von Grammont, von der pragmatischen Armee 24. Juni bei Dettingen eine völlige Niederlage. Er zog sich nun von der Armee zurück, trat in den Staatsrat und ward Mittelpunkt aller auswärtigen Verhältnisse. Im J. 1746 ging er an den span. Hof und bewirkte dessen Aussöhnung mit dem französischen. Nachdem er 1755 aus dem Staatsrat getreten, starb er 24. Juni 1766. Seine «Mémoires» gab Millot (Mastr. 1777), freilich sehr verkürzt, heraus.

Sein ältester Sohn, Louis, Herzog von N., geb. 21. April 1713, wohnte mehrern Feldzügen in Flandern und Deutschland bei und erhielt dafür 1775 den Marschallsstab. Er wurde sodann Gouverneur von St.-Germain, wo er 22. Aug. 1793 starb. Seine 70 J. alte Gattin, eine geborene

Cossé-Brissac, mußte mit vielen Gliedern ihrer Familie 22. Juli 1794 das Schafott besteigen. — Der älteste Sohn des vorigen, Louis François Paul, erst Herzog von Ayen, nach des Vaters Tode Herzog von N., geb. 26. Okt. 1739, war beim Ausbruch der Revolution Generallieutenant. Er wanderte aus und lebte in der Schweiz physik. Studien. Obschon ihn Ludwig XVIII. 1814 zum Pair erhob, kehrte er doch nicht nach Frankreich zurück. Er starb 20. Okt. 1824 und hinterließ fünf Töchter. Da auch sein Bruder, der Marquis de N., und dessen ältester Sohn gestorben waren, so gingen seine Titel und Würden an des letztern Sohn, Paul, über. Derselbe ist 4. Jan. 1802 geboren, trat 1827 in die Pairskammer, wo er die Sache der ältern Bourbons verteidigte, ward 1849 auch Mitglied der Akademie und starb 30. Mai 1885 in Paris. Er hat sich als Geschichtschreiber besonders durch seine «Histoire de Mme. de Maintenon» (4 Bde., Par. 1848—58) bekannt gemacht. — Sein ältester Sohn, Jules, geb. im Okt. 1826, ist jetzt Haupt des ältern Familienzweigs. Sein zweiter Sohn, Emanuel Henri, Marquis de N., geb. 15. Sept. 1830, seit 1872 franz. Gesandter in Washington und seit 1873 in gleicher Eigenschaft bei der päpstl. Kurie fungierend, ist seit 1876 franz. Botschafter in Rom und verfaßte gleichfalls ein histor. Werk: «Henri de Valois et la Pologne en 1572» (3 Bde., Par. 1867), sowie die histor. Studie: «La Pologne et ses frontières» (Par. 1863).

Der 1766 verstorbene Herzog von N., Adrien Maurice, hinterließ außer seinem ältesten Sohne Louis auch einen jüngern Sohn, Philippe de N., geb. 27. Nov. 1715, der als Herzog von Mouchy der Stifter der Nebenlinie N.-Mouchy wurde. Derselbe machte mehrere Feldzüge mit und wurde 1775 zum Marschall erhoben. Als treuer Anhänger des Hofs starb er, zugleich mit seiner Gemahlin, der Erbin des Hauses Arpajon, 27. Juli 1794 unter der Guillotine. — Der älteste seiner beiden Söhne, Louis Philippe Marc Antoine, Prinz von Poix, geb. 21. Nov. 1752, trat für den Adel von Amiens 1789 in die Generalstaaten, wanderte aber später nach England aus. Während der ersten Restauration erhielt er die Pairswürde und 1817 den Herzogstitel. Er starb 1819. — Jean Charles Arthur Tristan Languedoc de N., Herzog von Mouchy, Pair von Frankreich, der älteste der beiden Söhne des vorigen, geb. 15. Febr. 1771, starb 1834 ohne männliche Erben. — Antoine Claude Dominique Juste, Prinz von Poix, Graf von N., geb. 25. Aug. 1777, bekannt unter dem Namen Juste de N., Bruder des letztgenannten, erbte den Titel eines Herzogs von Mouchy. Er heiratete 1803 die Nichte des Fürsten Talleyrand und erhielt die Würde eines Kammerherrn am Hofe Napoleons I. Unter Ludwig XVIII. war er bis 1819 franz. Gesandter am Hofe zu Petersburg. Für das Depart. Meurthe trat er 1824 in die Kammer. Seit 1830 zog er sich zurück und starb 1. Aug. 1846. — Sein ältester Sohn, Charles Philippe Henri de N., Herzog von Poix und von Mouchy, geb. 9. Sept. 1808, war 1849 Mitglied der Nationalversammlung und wurde 31. Dez. 1852 zum franz. Senator ernannt. Er starb 25. Nov. 1854 und hinterließ zwei Söhne. — Der älteste Sohn, Antoine Juste Leo de N., Herzog von Poix und Mouchy, jetzt Haupt dieses Zweigs, geb. 1840, verheiratet mit der Prinzessin Anna Murat, zeigte sich seit 1871 in der Nationalversammlung, seit 1876 in der Deputiertenkammer als eifriger Bonapartist.

Ein zweiter Sohn des ersten, 1794 auf dem Schafott gestorbenen Herzogs von Mouchy, Vicomte Louis Marie de N., geb. 1757, schloß sich als Abgeordneter des Adels von Nemours 1789 begeistert der Revolution an und zeichnete sich durch seine Anträge in der Augustnacht und durch sein Duell mit Barnave aus. Doch sah er sich 1792 genötigt, nach England zu entweichen. Von da ging er nach Amerika, wo er Rochambeau bei der Expedition auf Santo-Domingo unterstützte, fiel aber in die Hände der Engländer, die ihn nach der Havana brachten, wo er 1804 starb. — Sein ältester Sohn, Alexis, Graf von N., geb. 1. Juni 1783, wurde 1809 auf Befehl Napoleons I. festgenommen, weil er der kaiserl. Politik zu widersprechen gewagt hatte. Er wanderte dann aus und entwickelte in der Sache der Bourbons große Thätigkeit. Im J. 1813 war er Adjutant des Kronprinzen von Schweden, und nach der Restauration diente er in gleicher Eigenschaft dem Grafen von Artois. Ludwig XVIII. sendete ihn auch auf den Kongreß zu Wien, wo ihm Talleyrand besonders die ital. Angelegenheiten übertrug. Nach der zweiten Restauration trat er in die Deputiertenkammer und bald darauf ins Ministerium, doch ohne Portefeuille. Als aufgeklärter Royalist bewies er sich 1824 als entschiedener Gegner der Verwaltung Villèles. Obschon er die Julirevolution anerkannte, blieb er ohne öffentliche Stellung und starb 14. März 1835. — Sein Sohn, Alfred Adrien, Graf von N., geb. 13. Jan. 1825, nahm an der franz. Gesandtschaft nach China unter der Regierung Ludwig Philipps teil.

Noale, Stadt in der ital. Provinz Venedig, Bezirk Mirano, links am Marcenego, zählt (1881) 2688 E. (als Gemeinde 4721) und hat ein altes Kastell, ein schönes Stadthaus und lebhafte Industrie in Wagen und Hüten. Bis 1339 gehörte N., im Mittelalter auch Anoale und Novale genannt, zu Treviso, seitdem zur Republik Venedig.

nob., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung von nobis, d. h. «nach uns», nach der eigenen Autorität des Verfassers des betreffenden Werks.

Noback (Joh. Christian), bekannt durch seine handelswissenschaftlichen Arbeiten, geb. 6. Okt. 1777 zu Kölleda in Thüringen, widmete sich dem kaufmännischen Beruf, war zu Krefeld 1810—21 Disponent einer Seiden- und Sammtfabrik, begründete 1821 zu Erfurt eine der ersten Handelslehranstalten in Deutschland, die er bis 1842 leitete. Hierauf lebte er zu Gotha, seit 1845 in Berlin und starb 4. Juni 1852 in Chemnitz. N.s litterar. Ruf gründet sich auf sein «Vollständiges Handbuch der Münz-, Bank- und Wechselverhältnisse aller Länder und Handelsplätze» (Rudolst. 1853), das er in Gemeinschaft mit seinem Sohne Friedrich N. als «Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maß- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze» (2 Tle., Lpz. 1851) neu bearbeitete. Unter dem Titel «Münz-, Maß- und Gewichtsbuch» (Lpz. 1853—58; 2. Aufl. 1879) behandelten die Verfasser denselben Gegenstand auch in engerm Rahmen.

Karl August N., Sohn des vorigen, geb. 18. Juni 1810 zu Kölleda, wurde 1835 Lehrer an der Handelsschule zu Leipzig, 1838 an der Lehranstalt seines Vaters in Erfurt, bis er 1843 mit seinem Bruder eine Handelslehranstalt zu Berlin begründete.

Als diese 1849 einging, siedelte er nach Hamburg über, wurde 1851 Sekretär der Handels- und Gewerbekammer in Budweis und lebte seit 1859 in Prag. Er starb 1. Febr. 1870. N. war Mitbegründer des ersten deutschen Freihandelsvereins in Berlin und lieferte eine deutsche Übersetzung der «Sophismes économiques» von Bastiat unter dem Titel «Die Trugschlüsse der Schutzzöllner gegenüber der gesunden Handelspolitik» (Berl. 1847).

Friedrich Eduard N., geb. 28. Febr. 1815 in Krefeld, Bruder des vorigen, wirkte mit demselben bis zum Eingehen ihres berliner Instituts und wurde 1849 Direktor der Handelslehranstalt in Chemnitz. Seit 1863 war er Direktor der Handelslehranstalt zu Dresden und nahm seit 1874 eine Stellung im Handelsministerium in Berlin ein. Er starb daselbst 9. Sept. 1883. Von seinen Arbeiten sind, außer den mit seinem Vater gemeinschaftlich ausgeführten, zu erwähnen: «Der Kaufmann als Lehrling, Commis und Prinzipal» (3 Bde., Lpz. 1842—50; 2. Aufl., Bd. 1, 1859), «Systematisches Lehrbuch der Handelswissenschaft» (Berl. 1848—49; 2. Aufl. unter dem Titel «Die Handelswissenschaft», Lpz. 1880), «Die Handelsfinanzen» (Chemn. 1857), «Über Kreditversicherung» (Chemn. 1857), «Allgemeines Börsen- und Contorbuch» (3 Bde., Lpz. 1861—62), «Deutsch-Engl. Handelskorrespondenz-Lexikon» (mit Th. J. Graham, Lpz. 1865), «Vollständige Handelskorrespondenz in engl. und deutscher Sprache» (mit J. Pond; 6. Aufl., Lpz. 1876).

Gustav N., dritter Sohn von Karl August N., geb. 5. Nov. 1840 in Erfurt, Brauerei-Ingenieur in Prag, wo er mit seinen beiden ältern Brüdern einer Brauereimaschinenfabrik vorsteht, schrieb einige Monographien über Brauerei.

Nobbe (Friedr.), Agrikulturchemiker, geb. 1830 in Bremen, studierte 1854—59 in Berlin und Jena Naturwissenschaften, wurde 1861 Professor an der Gewerbeschule in Chemnitz (Sachsen) und kam 1868 an die land- und forstwirtschaftliche Akademie zu Tharand. Er begründete 1859 die Zeitschrift: «Die landwirtschaftlichen Versuchsstationen» (bis 1875 Chemnitz, 1876 fg. Berlin). Großes Verdienst erwarb er sich durch seine Untersuchungen der landwirtschaftlich wichtigen Sämereien. Nach seinem Vorbild sind seitdem zahlreiche Samen-Kontrollstationen entstanden. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Über die organische Leistung des Kalium in der Pflanze» (Chemnitz 1870), «Handbuch der Samenkunde» (Berl. 1876), «Wider den Handel mit Waldgrassamen für die Wiesenkultur» (Berl. 1878); auch bearbeitete er die vierte Auflage von «Döbners Lehrbuch der Botanik für Forstmänner» (Berl. 1882).

Nobel (fr. noble), edel, adelig, hochsinnig; in der Tierfabel Name des Löwen.

Nobel, Noble, nennt man eine englische Goldmünze, welche von 1343 bis 1550 unter verschiedenen Königen geprägt wurde und dem Dukaten entsprach. Es gab doppelte, einfache und halbe und je nach den Fürsten führten sie mancherlei Namen, wie: Eduardnobel, Heinrichnobel, Richardnobel, Mariennobel, Elisabetnobel. Hinsichtlich des Gepräges zerfallen sie hauptsächlich in die Rosennobel, die auf der Vorderseite ein Schiff mit einer Rose an der Seite, und in die Schiffsnobel, die auf der Vorderseite bloß ein Schiff haben. Die N. wurden in andern Staaten, wie z. B. in dem Herzogtum Burgund, nachgeahmt.

Nobelgarden sind nur aus Edelleuten bestehende Leibwachen ohne kriegerischen Zweck, lediglich zur Erhöhung des Glanzes eines Hofs bestimmt, wie z. B. die Arcieren-Leibgarde in Österreich-Ungarn und die päpstliche Nobelgarde.

Nobelsches Sprengöl, s. Nitroglyzerin.

Nobiles hießen bei den Römern, seitdem die Plebejer den Zutritt zu den curulischen Magistraten errungen hatten, die Nachkommen derjenigen, von welchen ein solches Amt bekleidet worden war. Sie bildeten die Nobilität, die nicht bloß patricische, sondern auch plebejische Familien in sich schloß und als ein erblicher, vom Amtsadel ausgehender Adel betrachtet werden kann. Schon früh, vor dem zweiten Punischen Kriege, schloß sich die Nobilität immer mehr ab gegen die nicht zu ihr Gehörigen, welche Ignobiles oder Plebs schlechtweg genannt wurden. Das Streben der N., die hohen Staatsämter durch Beeinflussung der Wahlkomitien mit allen auch unerlaubten Mitteln in ihren alleinigen Besitz zu bringen, trug in Verbindung mit der Feindseligkeit, zu welcher die Ausgeschlossenen herausgefordert wurden, zu dem Verfall des röm. Freistaats wesentlich bei. Das Gesetz sprach den N. keineswegs ein solches Untermonopol zu, denn nur das jus imaginum war als ihr Ehrenvorrecht anerkannt. Kraft desselben ward das Bild (imago) dessen, der ein curulisches Amt bekleidet hatte, als Wachsmaske (cera) gefornit, mit Unterschrift des Namens, der Würden u. s. w. (tituli), im Atrium des Hauses aufgestellt, sodaß sich in den Familien der Nobilität das Haus mit Ahnenbildern füllte, die, an der Wand in Schränken (armaria) bewahrt, durch Linien zum Stammbaum (stemma) der Familie verbunden, bei festlichen Gelegenheiten bekränzt und gezeigt, bei Leichenbegängnissen von dazu geeigneten, mit der Amtstracht bekleideten Personen, die dem Verstorbenen voranzogen, angelegt wurden. Gelang es dennoch einem Ignobilis, zum curulischen Amt hindurchzudringen, wie dem ältern Cato, dem Marius und dem Cicero, so hieß er Homo novus, d. i. ein Neuling; für seine Nachkommen aber hatte er die Nobilität begründet. In der Kaiserzeit wird das ius imaginum formell fortbestanden haben, aber ohne daß es bei der sinkenden Bedeutung der curulischen Magistrate zur Bildung neu in die Nobilität eintretender Familien weiter führte. Zuletzt wurde Nobilissimus Titel der Kaiser und der Mitglieder der kaiserl. Familie.

Nobilis bedeutet im Mittelalter soviel als Adeliger; Nobili hießen in der Republik Venedig die vom höhern Adel, welche auch an der Regierung teilnehmen konnten.

Nobiling (Karl Eduard), bekannt durch sein Attentat gegen Kaiser Wilhelm, wurde 10. April 1848 auf der königl. Domäne Kolno bei Birnbaum in der Provinz Posen, deren Pächter sein Vater war, geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung 1863—67 auf dem Pädagogium zu Züllichau und erlernte dann die praktische Landwirtschaft; 1870—74 studierte er in Halle, 1875—76 in Leipzig Nationalökonomie und Landwirtschaft, promovierte in Halle mit der Dissertation «Beiträge zur Geschichte der Landwirtschaft des Saalkreises der Provinz Sachsen» (Berl. 1876), arbeitete nachher einige Zeit als Hilfsdiätar im königl. Statistischen Bureau in Dresden, wo er mit sozialdemokratischen Kreisen Beziehungen anknüpfte und siedelte später nach Berlin über. Als am Nachmittag des 2. Juni 1878

der Kaiser Wilhelm auf einer Spazierfahrt im offenen Wagen begriffen die Straße «Unter den Linden» passierte, schoß N. aus einem Zimmer in der zweiten Etage des Hauses 18, welches er seit Anfang Januar bewohnte, aus einer doppelläufigen mit Schrot und Rehposten geladenen Flinte nach dem Monarchen; der erste Schuß verwundete diesen am Kopf und am Hals, der zweite am rechten Arm und Hand. Bei seiner Verhaftung schoß er sich mit einem Revolver in den Hinterkopf, was eine schwere Verwundung zur Folge hatte. Dieselbe machte längere Zeit eine eingehende Vernehmung des Verbrechers unmöglich; als dann eine Untersuchung zeitweilig eingeleitet werden konnte, führte diese bezüglich der Motive und etwaiger Mitschuldiger zu keinem Resultat. N.s Zustand verschlimmerte sich endlich so, daß er nicht mehr vernehmungsfähig war. Er starb 10. Sept. 1878 infolge von Blutvergiftung.

Nobilis Farbenringe sind schöne, verschiedenfarbige, kreisförmige Gürtel, welche nach Nobili (1826) am besten auftreten, wenn man eine mit einer Auflösung von essigsaurem Bleioxyd etwa 4 mm hoch bedeckte wagerechte Silber- oder Platinplatte mit dem positiven Pole einer aus zwei Elementen bestehenden Voltakette verbindet und hierauf den negativen, in eine Platinspitze auslaufenden Pol in jene Deckflüssigkeit bis nahe an die Platte für 2—3 Minuten einsenkt. Durch den elektrischen Strom werden hierbei und in den mannigfachen Variationen dieses Versuchs, aus der Flüssigkeit Stoffe in höchst dünnen Schichten ausgeschieden, welche an der Platte haften und, ähnlich wie bei den farbigen Seifenblasen, die Interferenzfarben dünner Blättchen zeigen. (S. Interferenz und Farbenlehre.) Man kann auch bei diesem Versuche die Pole gleich ursprünglich verwechseln und erhält dann an der negativen Platte Farbenringe, welche, im Gegensatze zu jenen positiven an der positiven Platte, als negativ bezeichnet werden. Je nach den verschiedenen zersetzten Flüssigkeiten und nach den verschiedenen Platten, sowie nach ihrer verschiedenen Polarität zeigen sich auch Nobilis Farbenringe verschieden. An den entschieden positiv elektrischen Metallen der elektrochem. Reihe (s. Elektrochemie) erscheinen keine Farbenringe; sie treten dagegen um so leichter und deutlicher auf, je elektrisch negativer die Platte ist. Da der elektrische Strom in der Mitte der Scheibe am stärksten ist und bei seiner Ausbreitung gegen die Peripherie schwächer wird, so werden auch die elektrochem. Niederschläge vom Mittelpunkte gegen den Scheibenrand immer dünner, wonach sich auch die verschiedene Farbe der verschieden dünnen Ausscheidungen nach den Gesetzen der Farben dünner Blättchen richtet.

Nobilitas (lat.), Adel, Nobilität (s. unter Nobiles); nobilitieren, in den Adelstand erheben; N. codicillaris, Briefadel; N. reatis, Inbegriff der vormals mit dem Besitz adeliger Güter verbundenen Rechte und Freiheiten.

Nobility, Noblemen, als die engl. Bezeichnung des Geburtsadels, umfaßt nur den engern Kreis eines hohen Adels. Die fünf Stufen dieses Adels: Dukes (Herzöge), Marquesses, Earls (Grafen), Viscounts, Barons werden seit Jahrhunderten in der Regel durch königl. Patent verliehen, welches letztere auch die Weise der Vererbung bestimmt, in der Regel auf den ältesten Sohn. Dieser Adel ist weder an eine bestimmte Art noch an ein bestimmtes Maß des Besitzes gebunden und gilt nur für das Haupt der Familie. (S. Pairs.) Aus Courtoisie führen die ältesten Söhne der höchsten Adelsklassen im gesellschaftlichen Leben Adelstitel, welche aber in gerichtlichen Urkunden nicht gebraucht werden dürfen. Als Geburtsadel gilt auch die Pairie von Schottland, welche in analoger Weise entstanden war; seit der Union Schottlands (1707) ist indessen eine große Zahl der schott. Pairs zu erblichen Pairs des Vereinigten Königreichs ernannt, und für den Rest der schott. Pairie hat eine engere Zahl durch Wahl aus ihrer Mitte einen Sitz im Oberhause erhalten. Mit einigen Abweichungen besteht analog noch eine besondere Pairie für Irland. Völlig verschieden dagegen ist in England das Verhältnis des niedern Adels, der Gentry (s. d.). Die Besitzer der kleinern Ritterlehen sind infolge der Veräußerlichkeit der engl. Lehen nicht zum Geburtsstand geworden. Anomalerweise hat Jakob I. eine erbliche Ritterwürde mit dem Titel Baronet (s. d.) geschaffen, welche gegen hohe Kaufsummen an einige hundert Familien verliehen wurde. Der Baronet, der Ritter und die Familienglieder der Nobility gehören jedoch im rechtlichen Sinne zu den Nichtadeligen (commoners). Vgl. Rud. Gneist, «Adel und Ritterschaft in England» (Berl. 1851).

Noble, s. Nobel.

Noblemen, s. Nobility.

Noblesse, die franz. Bezeichnung des Geburtsadels, entspricht zwar dem Wortstamm nach der engl. Nobility (s. d.), beruht aber auf einer entgegengesetzten Grundlage der Standesbildung. Im Gegensatze zu dem engl. Adel hat der franz. Adel seine Reichsstandschaft dazu benutzt, die persönlichen und die Steuerlasten des Staats stetig fortschreitend auf den Bauernstand und die niedern Klassen der Gesellschaft abzuwälzen. Diesem Vorgang folgte dann auch der geistliche Adel und ein durch die Stadtverfassungen privilegiertes Bürgertum. Die Befreiung von gemeinen Lasten und die Entwohnung von den lästigen Diensten des Gemeinwesens bildet hier privilegierte Klassen, die sich von dem großen auf den kleinen Adel, sodann durch Gnadenverleihung auf überzahlreiche Familien ausdehnen und als Geburtsstand alle Familienmitglieder bis in die entfernteste Descendenz umfassen. Der Widerspruch dieser Entwickelung mit dem Wesen von Staat und Gesellschaft hat vorzugsweise die Französische Revolution hervorgerufen. (S. Pairs.)

Noblesse oblige, «Adel verpflichtet» (sich standesgemäß zu benehmen, edel zu handeln).

Nocera de Pagani, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Salerno, links vom Sarno, Station der Linien Neapel-Eboli der Südbahn und N.-Codola der Römischen Bahnen, zählt (1881) 7102 E. (als Gemeinde N. Inferiore 16 388, mit der Gemeinde N. Superiore 23 362) und ist Bischofssitz. Nahebei erhebt sich Santa-Maria-Maggiore, eine altchristl. Taufkirche aus dem 4. Jahrh. N. ist das alte Nuceria Alfaterna, wurde bereits in den Samniterkriegen zerstört und die Einwohner nach Atella verpflanzt; Augustus führte eine römische Veteranenkolonie hierher, die unter Nero noch verstärkt wurde. In longobardischer und fränkischer Zeit gehörte N. zum Herzogtum Benevent, dann zum Fürstentum Salerno, 1096 wurde es von den Normannen genommen.

Nocera-Umbra, Stadt in der ital. Provinz Perugia, Bezirk Foligno, am Fuße des römischen Apennin, an einem Zufluß des Topino, Station

der Linie Ancona-Rom der Römischen Bahnen, zählt (1881) 1680 E. (Gemeinde 6967), ist der Sitz eines Bischofs und hat eine seit 1510 bekannte Mineralquelle. In der Sakristei der Kathedrale befindet sich ein schönes Altarbild des Niccolò Alunno von 1483, eins seiner Hauptwerke; in der Kirche San-Francesco wurden 1877 an der Orgelwand treffliche Fresken von 1434 entdeckt. N. ist das alte Nuceria Camellaria der Umbrer; im Mittelalter gehörte es zum Herzogtum Spoleto.

Nachgeschäft, s. Nachgeschäft.

Noch ist Polen nicht verloren (poln.: Jeszcze Polska nie zginęła), die Anfangsworte des sog. Dombrowski-Marsches; derselbe ist von einem unbekannten Verfasser und wurde zuerst von der poln. Legion gesungen, welche der General Dombrowski 1796 unter Bonaparte in Italien sammelte.

Nock-Gordinge, s. unter Gordinge.

Noctambulus (neulat.), Nachtwandler.

Nodier (Charles Emmanuel), franz. Schriftsteller, geb. 28. April 1780 zu Besançon, erhielt seine Erziehung in Straßburg und in seiner Heimat und wurde 1797 dem Bibliothekar von Besançon adjungiert. Die Lektüre von Goethes «Werther» veranlaßte ihn, die sentimentalen Romane «Stella, ou les proscrits» (1802), «Le peintre de Saltzbourg» (1803) und ähnliche Dichtungen zu schreiben. Er neigte sich anfangs zu republikanischen Grundsätzen. Bald aber wurde er in die Bestrebungen royalistischer Klubs verwickelt und schrieb nun gegen Bonaparte, flüchtete dann nach der Schweiz, kehrte später nach Frankreich zurück und hielt zu Dôle Vorlesungen über Litteratur. Dann durchstreifte er aufs neue die Welt und ließ sich endlich in Laibach nieder, wo er Stadtbibliothekar und von Junot und Fouché mit der Redaction des «Télégraphe illyrien» beauftragt wurde. Im J. 1814 kam er nach Paris zurück und war 1820 Mitarbeiter am «Journal des Débats» und später an der «Quotidienne». Ludwig XVIII. erhob ihn in den Adelsstand. Im J. 1824 wurde N. Bibliothekar beim Arsenal, später zum Oberbibliothekar befördert und 1834 in die Akademie aufgenommen. Er starb 26. Jan. 1844.

Seine Hauptbedeutung für Frankreich beruht in seiner Kennerschaft der deutschen Litteratur, deren Kern er seinen Landsleuten aufzuschließen bemüht war. Auf dem Gebiete der Grammatik und Lexikographie veröffentlichte er: «Dictionnaire de onomatopées de la langue française» (1808; 2. Aufl., 1828), «Dictionnaire universel de la langue française» (2 Bde., 1822 u. öfter), «Éléments de linguistique» (1834). Seine «Oeuvres» (12 Bde., 1832—34) umfassen größtenteils nur eine Auswahl seiner Romane. Dazu gehören: «Thérèse Aubert» (1819), «Trilby, ou le Lutin d'Argail, nouvelle écossaise» (1822), ferner «Le bibliomane», «Jean Sbogar», «Mademoiselle de Marsan», «La Fée aux miettes» (1832), und «Le roi de Bohème et ses sept châteaux» (1830), ein sehr gelungenes humoristisches Werk. Sein mosaikartiges Werk «Smarra» (1831) besteht großenteils aus Übersetzungen von Stellen älterer und neuerer Klassiker. Ästhetischen Inhalts sind die «Rêveries littéraires, morales et phantastiques» (1832). In «Souvenirs de jeunesse» (1832), «Mémoires de Maxime Odin» (1832) und «Souvenirs, épisodes, portraits, pour servir à l'histoire de la révolution» (2 Bde., Par. 1831) gab er interessante Aufschlüsse über sein Leben. Estignard veröffentlichte die «Correspondance inédite de Charles N. 1796—1844» (1876). Vgl. Mme. Menessier-Nodier, «Charles N.; épisodes et souvenirs de sa vie» (1867).

Noé (Heinr. Aug.), Schriftsteller, geb. zu München 16. Juli 1835, widmete sich in Erlangen und München dem Studium der Linguistik und Naturwissenschaften, arbeitete 1857—63 als Assistent an der münchener Hof- und Staatsbibliothek und widmete sich später ganz der Schriftstellerei. Seit 1884 lebt er in Görz. N. veröffentlichte: «Bayr. Seebuch» (Münch. 1865), «Österr. Seebuch» (Münch. 1867), «Neue Studien aus den Alpen» (Münch. 1868), «Brennerbuch» (Münch. 1869), «Erzählungen und Bilder» (Münch. 1873), «Die Brüder» (Roman, Berl. 1873), «In den Voralpen» (Münch. 1871), «Robinson in den Hohen Tauern» (Jena 1879), «Deutsches Alpenbuch» (2 Bde., Glogau 1875—76), «Ital. Seebuch» (Stuttg. 1874), «Elsaß-Lothringen» (Glogau 1872), «Tagebuch aus Abbazia» (Teschen 1884) u. s. w.

Noël (frz.), Weihnachten, Weihnachtslied.

Noëma (Noëm, grch.), Gedanke; Noësis, Vernunfterkenntnis.

Noer (Fürst von), Titel des Prinzen Friedrich Emil August von Sonderburg-Augustenburg, s. unter Augustenburger Linie.

Noer (Graf von), Titel des Prinzen Friedrich von Sonderburg-Augustenburg und seiner Descendenz, s. unter Augustenburger Linie.

Nogaier oder Nogaien, ein Hauptstamm der turk-tatar. Bevölkerung des Russischen Reichs, Überreste der Bevölkerung des einst mächtigen Reichs Kiptschak (s. d.) und benannt nach dem Tschingis-Chaniden Nogaja, sind ihrer Körperbildung nach Tataren, während ihre Sprache ihre nähere Verwandtschaft mit der Familie der Turkvölker ganz entschieden beweist. Sie wohnen in den südruss. Gouvernements Cherson und Jekaterinoslaw am untern Dnjepr, besonders aber in der Provinz Kaukasien am Kubanflusse, weshalb sie auch Kubanische Tataren und ihre Wohnsitze die Kubanische Steppe genannt werden, in kleinerer Zahl auch in der Krim oder dem Gouvernement Taurien. Doch sind die eigentlich krimschen bei weitem edler als die kubanischen Tataren. Beide, etwa ½ Mill. Köpfe stark, sind fast sämmtlich Mohammedaner und, wie alle Turkvölker, Sunniten. Sie sind jetzt großenteils Ackerbauer. Ein Hauptort der N. ist Nogajsk, Landstadt und Hafenplatz im Kreise Melitopol des Gouvernements Taurien, an der Nordküste des Asowschen Meers, 37 km westlich von Berdjansk, Sitz des russ. Chefs der N., mit (1882) 3022 E., einer Moschee, einer nogaiischen Schule und einer Kirche der Armenier, die hier Handel treiben. Den N. ähneln die Kumuken oder Kumüken, ein an den Nordostgehängen des Kaukasus, im Osten vom Terek bis zum Kaspischen Meer wohnender, etwa 12000 Köpfe zählender, gleichfalls den Russen unterworfener turk-tatar. Stamm. Sie sind ebenfalls Mohammedaner und beschäftigen sich mit Viehzucht und besonders mit Fischfang. Alsai und Enderi waren die Hauptorte ihrer frühern vorzüglichsten Fürstentümer, als Hauptraubnester und Sammelplätze des gefährlichsten Gesindels berüchtigt. Von ihnen zu unterscheiden sind die Kasi-Kumüken, die zwar auch Mohammedaner und ein kriegerisches Raubvolk sind, aber zum Stamme der Lesghier gehören und mehr westlich wohnen. Kumuk ist hier der wohlbevölkerte Hauptort.

Nogaiſche Steppe, ſ. unter Dnjeprſteppe.

Nogaro, Stadt im franz. Depart. Gers, Arrondiſſement Condom, auf dem linken Ufer des Midour, zählt (1881) 1746 E. (Gemeinde 2424), hat ſtarke Branntweinbrennerei (Armagnac) und gehörte ehemals zur Grafſchaft Armagnac.

Nogat, Arm der Weichſel (ſ. d.).

Nogent-le-Rotrou (mittellat. Novigentum), Hauptſtadt eines Arrondiſſements im franz. Depart. Eure-Loir, 50 km im WSW. von Chartres, rechts an der Huisne und an der Weſtbahn (Linie Paris-Breſt), mit Fabrikation von Leder, Stärke, Kerzen, Beuteltuch u. ſ. w., zählt (1881) 6368 E. (Gemeinde 7778) und hat auf der Höhe das got. Schloß St.-Jean, welches einſt dem Miniſter Heinrichs IV., Sully, gehörte, deſſen bemerkenswertes Grabmal von 1642 ſich im Hoſpital befindet. Bei N. fand am 21. Nov. 1870 ein heftiges Gefecht zwiſchen Abteilungen von der Armee des Großherzogs von Mecklenburg und franz. Mobilgarden ſtatt; in einem andern Gefechte vom 7. Jan. 1871 drängten Truppen vom 13. Armeekorps die Franzoſen zurück.

Nogent-ſur-Marne (Novientum), eins der ſchönſten Dörfer bei Paris, im Arrondiſſement Sceaux des franz. Depart. Seine, 5 km öſtlich von Paris, am öſtl. Rande des Gehölzes von Vincennes, rechts an der Marne und an der Oſtbahn (Linie Paris-Belfort), welche hier auf einem 827 m langen, 28 m hohen, auf 34 Bogen ruhenden Viadukt in einer Kurve über das Marnethal führt, ferner Station der Linien Paris-Vincennes-Brie Comte Robert der Oſtbahn und Paris-Noiſy-le-Sec-Verſailles der Großen Pariſer Gürtelbahn, hat viele prächtige Villen pariſer Familien, Töpfereien, Fabrikation von Chemikalien, muſikaliſchen Inſtrumenten ꝛc. und zählt (1881) 7596 (als Gemeinde 9491) E. Unmittelbar im NNW. vom Orte liegt auf einer Anhöhe das Fort de Nogent-ſur-Marne.

Nogent-ſur-Seine (mittellat. Novientum), Hauptſtadt eines Arrondiſſements im franz. Depart. Aube, 47 km im NW. von Troyes, an der Seine und der Oſtbahn (Linie Paris-Belfort), hat Fabrikation von Strumpfwaren, Zucker, Leder, Ackerbaugerätſchaften u. ſ. w. und zählt (1881) 3469 E. In 6 km Entfernung liegt im Arduſſonthale die Ruine des von Abälard 1123 gegründeten Kloſters Paraclet, wo ſich ehemals in einer Grotte das nach Paris geſchaffte Grab Abälards und Heloiſens befand.

Nöggerath (Jak.), ausgezeichneter Mineralog und Geognoſt, geb. 10. Okt. 1788 in Bonn, erhielt 1814 die Stellung eines Commissaire des mines des damaligen franz. Ourthe-Departements, 1815 die gleiche Stellung für die Roer-, Rhein- und Moſel-Departements, wurde 1816 Mitglied des Oberbergamts zu Bonn, 1818 zugleich außerord. und 1822 ord. Profeſſor der Mineralogie und der Bergwerkswiſſenſchaften an der Univerſität daſelbſt, 1820 Bergrat und ſpäter Oberbergrat. Im Herbſt 1864 trat N. als Geh. Bergrat mit dem Titel Berghauptmann in Ruheſtand, behielt aber bis 1873 ſeine Profeſſur und die Stelle als Direktor des Naturhiſtoriſchen Muſeums der Univerſität bei. Er ſtarb zu Bonn 13. Sept. 1877. N. hat weſentlichen Anteil an der gegenwärtigen Blüte des Berg- und Hüttenweſens in den Provinzen Rheinland und Weſtfalen. Von ſeinen zahlreichen Schriften ſind hervorzuheben: «Das Gebirge in Rheinland-Weſtfalen» (4 Bde., Bonn 1821—26), «Der Bau der Erdrinde nach dem heutigen Standpunkte der Geognoſie» (Bonn 1838), «Die Entſtehung der Erde» (Bonn 1843), «Die Entſtehung und Ausbildung der Erde» (Stuttg. 1847). Vgl. Dechen, «Zum Andenken an Joh. Jakob N.» (Bonn 1878).

Noht (Ludw.), Muſikſchriftſteller, geb. 5. Dez. 1831 zu Iſerlohn, ſtudierte zu Bonn, Heidelberg und Berlin Jura, in Berlin zugleich bei Dehn Generalbaß. Hierauf war er eine Zeit lang Referendar in Iſerlohn, ließ ſich aber ſpäter als Muſiklehrer in Heidelberg nieder und habilitierte ſich 1860 als Privatdocent daſelbſt; wurde 1875 zugleich Docent am Polytechnikum zu Karlsruhe und 1880 Profeſſor. Von N.s Schriften ſind zu nennen: «Beethovens Leben» (3 Bde., Wien 1864—74), «Muſikaliſches Skizzenbuch» (Münch. 1866), «Neues Skizzenbuch» (Münch. 1869), «Beethoven, Liſzt, Wagner» (Wien 1874), «Mozarts Leben» (2. Aufl., Lpz. 1877) u. ſ. w. Auch hat er «Mozarts Briefe» (2. Aufl., Lpz. 1877) herausgegeben.

Noiré (Ludwig), deutſcher philoſ. Schriftſteller, geb. 1829 in Alzei (Rheinheſſen), auf der Univerſität Gießen gebildet, ſeit 1849 Gymnaſiallehrer zu Mainz, hat im Anſchluß an Spinoziſtiſche und Schopenhauerſche Philoſopheme, ſowie an die Theorien der modernen Naturforſchung unter Mitbenutzung ſprachwiſſenſchaftlicher Aperçus ein Syſtem moniſtiſcher Weltanſchauung zu begründen geſucht. Abgeſehen von einigen litterariſch-äſthetiſchen Schriften gab er heraus: «Die Welt als Entwickelung des Geiſtes» (Lpz. 1874), «Grundlegung einer zeitgemäßen Philoſophie» (Lpz. 1875), «Der moniſtiſche Gedanke» (Mainz 1875), «Die Doppelnatur der Cauſalität» (Lpz. 1876), «Aphorismen zur moniſtiſchen Philoſophie» (Lpz. 1877), «Einleitung und Begründung einer moniſtiſchen Erkenntnistheorie» (Lpz. 1877), «Der Urſprung der Sprache» (Mainz 1877), «Max Müller und die Sprachphiloſophie» (Mainz 1879), «Das Werkzeug und ſeine Bedeutung für die Entwickelungsgeſchichte der Menſchheit» (Mainz 1880), «Die Lehre Kants und der Urſprung der Vernunft» (Mainz 1882), «Die Entwickelung der abendländ. Philoſophie bis zur Kritik der reinen Vernunft» (Mainz 1883), «Die menſchliche Kunſt und ihre Bedingungen» (Bresl. 1884).

Noirmoutier, Inſel an der franz. Weſtküſte, zum Depart. Vendée, Arrondiſſement Les Sables d'Olonne gehörig, ſchließt die Bai von Bourgneuf im SW. ab und wird vom Feſtlande durch die kaum 2 km breite Meerenge Goulet de Fromentine geſchieden, welche während der Ebbe zu Fuß paſſiert werden kann. Die ſehr fruchtbare Inſel hat eine Länge von 18 km bei einer größten Breite von 6 km, iſt völlig eben, ſodaß ſie durch Dämme gegen die Flut geſchützt werden muß, und weiſt nur im N. maleriſche Granitfelspartien auf (mit Steinbrüchen). N., mittellat. Herio, war ehemals ein Marquiſat der Familie de la Tremouille. Die Stadt Noirmoutier, an der Oſtſeite der Inſel, zählt (1881) 2029 E. (Gemeinde 5908) und hat einen Seehafen, Gewinnung von Seeſalz, Soda, Seegras ꝛc., Kabeljau- und Auſternfiſcherei, Schiffbau und lebhafte Schiffahrt. Etwa 2 km im NW. von der Stadt liegt das Seebad La Chaiſe.

Noiſſeville, Dorf mit 205 E. im deutſch-lothring. Landkreiſe Metz, 9 km öſtlich von Metz, an einem kleinen Zufluß der Moſel, geſchichtlich namhaft durch den größten der Ausfallskämpfe, welche 1870 zwiſchen den Heeren des Prinzen Friedrich

Karl von Preußen und des Marschalls Bazaine während der Einschließung von Metz stattfanden.

Die Schlacht bei Noisseville, von den Franzosen Schlacht von Ste.-Barbe benannt, wurde 31. Aug. und 1. Sept. 1870 geschlagen. Marschall Bazaine wollte durchbrechen und die franz. Rheinarmee nach Diedenhofen führen. General von Manteuffel führte den Oberbefehl über alle Truppen rechts der Mosel, Prinz Friedrich Karl beobachtete vom Horimont den Verlauf der Schlacht und sendete rechtzeitig Verstärkungen vom linken nach dem rechten Ufer. Am Morgen des 31. Aug. setzten sich die Franzosen während des Aufmarsches ihres Heers in Besitz von Colombey und entwickelten große Massen vor der Front der 1. Infanteriedivision, schritten jedoch nicht zum Angriff. Erst um 4 Uhr nachmittags begann der Kampf ernstlich und zwar richtete sich der franz. Angriff gegen N., welches gegen 6½ Uhr genommen wurde, und die südlich gelegene Brauerei, sowie Montoy. Die genannten Ortschaften, sowie Coincy wurden von den Franzosen besetzt, ebenso gegen 9 Uhr Servigny, während alle Angriffe auf Poix und Failly zurückgeschlagen wurden. Gegen 10 Uhr wurde Servigny zurückerobert, dagegen mißlangen mehrere während der Nacht gegen N. unternommene Angriffe der deutschen Truppen, worauf auch Flanville aufgegeben wurde. Inzwischen waren vom linken Moselufer her beträchtliche Verstärkungen bei Ste.-Barbe und Malroy-Charly eingetroffen, und eine bei Courcelles entbehrliche Brigade nach Ogy vorgeschoben. Im Verein mit diesen frischen Truppen nahmen die 1. Infanteriedivision und 3. Reservedivision, nach gründlicher Vorbereitung des Angriffs durch Massenfeuer der Artillerie, in den Morgenstunden des 1. Sept. alle verloren gegangenen Stellungen wieder, insbesondere wurde N. um 11 Uhr von den Deutschen besetzt, worauf die franz. Armee das Gefecht abbrach und in die frühern Lager bei Metz zurückkehrte. Der vom Marschall Bazaine mit seiner ganzen Armee unternommene Versuch, die Einschließungslinie zu durchbrechen, war gänzlich gescheitert.

Noisy le Grand, franz. Dorf im Depart. Seine-et-Oise, Arrondissement Pontoise, wurde während der Belagerung von Paris 1870/71 genannt und gehörte zu dem von der württ. Felddivision besetzten Teile des Einschließungsgürtels.

Nokring, ungar. Marktflecken, s. Leschkirch.

Noktambulismus (neulat.), das Nachtwandeln.

Nokturn (Officium nocturnum, horae nocturnae), ein Teil des Breviers, umfaßt das Completorium (s. unter Hora canonica) vor Schlafengehen und die Mette (s. d.), zwischen welche zuweilen auch noch ein Mitternachtsgebet (nocturnum meridianum) eingeschoben wird.

Nola, Stadt und Bezirkshauptort in der ital. Provinz Caserta (früher Terra di Lavoro), Station der Linie Cancello-Avellino der Römischen Bahnen, zählt (1881) 10088 (als Gemeinde 11952) E., ist eine der ältesten Städte Campaniens, von den Ausonern gegründet, später von den Tyrrhenern in Besitz genommen, wurde im Samnitischen Kriege 313 v. Chr. von den Römern zur Übergabe genötigt, denen sie auch im zweiten Punischen Kriege treu blieb, wo Marcellus, um sie zu schützen, dem Hannibal in ihrer Nähe 216 und 215 v. Chr. die ersten glücklichen Schlachten lieferte. Augustus starb daselbst 14 n. Chr. Durch Vespasian wurde sie röm. Kolonie. Auch im Mittelalter war N. eine blühende Stadt, gehörte vom 6. bis 9. Jahrh. zum Longobard. Herzogtum Benevent, dann zum Fürstentum Salerno. N. ist Geburtsort des Philosophen Giordano Bruno.

Nöldeke (Theod.), ausgezeichneter Orientalist und Bibelforscher, geb. 2. März 1836 zu Harburg, widmete sich zu Göttingen, Wien, Leiden und Berlin orient. Studien, habilitierte sich 1861 in Göttingen, wurde 1864 außerord., 1868 ord. Professor in Kiel, 1872 in Straßburg. Er veröffentlichte Untersuchungen über die «Geschichte des Korans» (Gött. 1860), «Das Leben Mohammeds» (Hannov. 1863), «Über die Amalekiter» (Gött. 1864), «Die alttestamentliche Litteratur» (Lpz. 1868), «Untersuchungen zur Kritik des Alten Testaments» (Kiel 1869), «Die Inschrift des Königs Mesa von Moab» (Kiel 1870), «Beiträge zur Kenntnis der Poesie der alten Araber» (Hannov. 1864), «Die Gedichte des Urwa ibn Alward» (Gött. 1863), «Über die Mundart der Mandäer» (Gött. 1862), die «Grammatik der neusyr. Sprache» (Lpz. 1868), «Mandäische Grammatik» (Halle 1875), «Syr. Grammatik (Lpz. 1880), «Geschichte der Perser und Araber zur Zeit der Sasaniden» (aus dem Arabischen des Tabari übersetzt, Leid. 1879), «Geschichte des Artachschir i Papakan» (aus dem Pehlewi übersetzt, Gött. 1879).

Nolens volens (lat.), «nicht wollend (oder) wollend», gutwillig oder nicht.

Nolet de Brouwere van Steeland (Joh. Karl Hubert), namhafter vlām. Dichter, geb. in Rotterdam 23. Febr. 1815, lebt seit seinem 10. Jahre in Belgien, wo er 1849 Mitglied der königl. Akademie wurde. Seine Hauptwerke, alle durch Geist, Humor und gewandten Versbau ausgezeichnet, sind: «Noemi» (ein biblisches Gedicht, 1840), «Ambiorix» (1841), «Dichtluimen» (1842), «Het graf der zwee gelieven» (1842), «Een reisje in het Noorden» (1843), «Ernst en Boert» (Gedichtsammlung, 1847), «Swart en wit» (1853). Eine Sammlung seiner Werke erschien 1874 in Amsterdam.

Noletsche Präcisions-Ventilsteuerung, s. unter Dampfmaschine, Bd. IV, S. 821.

Noli, Stadt in der ital. Provinz Genua, Bezirk Savona, am Golf von Genua, nahe nördlich vom Capo di Noli, Station der Linie Genua-Savona-Ventimiglia der Oberitalienischen Bahnen, zählt (1881) 1441 (als Gemeinde 1929) E., hat einen Fischerhafen, Trümmer einer Burg und dichte Olivenhaine. Seit dem 12. Jahrh. war N., mittellat. Naulum, ehemals auch Bischofsitz, ein besonderer kleiner Freistaat unter der Schutzherrschaft der Republik Genua. Nahe dem Capo di Noli fand 13. und 14. März 1795 eine Seeschlacht statt, in welcher die Engländer unter Hotham die Franzosen unter Martin besiegten.

Noli me tangĕre (lat.: rühre mich nicht an) nennt man die wilde Balsamine oder das Springkraut (s. Impatiens), dessen reifende Kapseln bei gelindem Druck elastisch zerspringen.

In der Malerei wird nach Joh. 20, 17 mit Noli me tangere die Darstellung der Scene bezeichnet, wo Christus nach seiner Auferstehung der Magdalena erscheint.

Nolinsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wjatka, am Flusse Woja, mit (1882) 2551 E., hat Leimsiedereien, Lederfabriken und Talgsiedereien und sehr bedeutenden Handel mit Getreide, Flachs, Leinsamen, Leinwand, Getreide und Bauholz.

Nolissement oder **Nolo** (frz.) und **Nolleggio** (ital., vom lat. naulum, Frachtlohn) bedeutet den Abschluß eines Seefrachtvertrags, insbesondere die Charter eines ganzen Schiffs.

Noli turbare circulos meos (eigentlich noli, obsecro, istum [circulum] disturbare), nach Valerius Maximus (8,7) Worte Archimedes' (s. d.).

Nolla, Zufluß des Hinterrheins (s. d.).

Nollen, der höchste Gipfel des Titlis (s. d.).

Nollendorf, Dorf in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Aussig, mit (1880) 452 E., wurde namhaft infolge des Gefechts am 30. Aug. 1813, durch welches der preuß. General von Kleist die Niederlage des franz. Marschalls Vandamme bei Kulm entschied. Der General wurde unter dem Namen Kleist von N. in den preuß. Grafenstand erhoben.

Nollendorf (Kleist von), s. Kleist von Nollendorf. [Lord (s. d.).

Nollich (Nollingen), Burgruine gegenüber

Noma (grch.) oder **Wasserkrebs**, eine eigentümliche Form des Brandes, welche auf der innern Wangenfläche beginnt und rasch zur brandigen Zerstörung der Wangen, der Lippen, des Zahnfleisches und der benachbarten Gesichtsteile führt. Die Krankheit ist besonders in den Küstengegenden Hollands, des nördl. Deutschland und Englands, in denen ein feuchtes Klima herrscht, heimisch und befällt fast ausschließlich Kinder, welche infolge ungenügender Ernährung oder ungesunder Wohnungen oder infolge überstandener schwerer Krankheiten (Masern, Scharlach, Strofulose) elend und cachektisch geworden sind. Der Wasserkrebs führt häufig durch Erschöpfung zum Tode; tritt Heilung ein, so bleiben fast immer entstellende Narben und Verwachsungen zurück. Die Behandlung erheischt eine energische örtliche Behandlung, namentlich die Anwendung des Glüheisens; daneben sorge man für kräftige Nahrung, frische gute Luft und sorgfältige Reinhaltung der gangränösen Partien.

Nomaden (grch., d. i. Hirtenvölker) werden diejenigen Völkerschaften genannt, welche, hauptsächlich mit der Viehzucht beschäftigt, noch keine festen Wohnsitze haben, sondern der Ernährung ihrer Herden wegen von einem Orte zum andern ziehen. Die N. stehen auf der Stufenleiter der menschlichen Gesittung höher als die Jäger- und Fischervölker, aber niedriger als die Ackerbau- und Gewerbtreibenden. Die meisten Nomadenvölker haben eine große Neigung zum Raub. Sehr leicht ist ihnen der Übergang zum Kriegerleben, daher von der ältesten Zeit an die erfolgreichsten Eroberungen von denselben ausgeführt wurden. Dies beweisen z. B. die Eroberungen der Hunnen, Ungarn, Araber und Tataren. In Europa findet man nur noch in den Steppen am Schwarzen Meere und im hohen anbaunfähigen Norden schwache Nomadenstämme, dort tatar.-türk., hier finn. Stammes. Auch die Zigeuner sind zu den N. zu rechnen, obgleich sie nicht Viehzucht treiben. Asien und Afrika sind ihrer Natur nach die eigentliche Heimat des Nomadenlebens. Fast alle finn., mongol. und türk. Stämme in den Steppen und Wüsten Nord-, Mittel- und Vorderasiens sind N.; ebenso die Kurden und die arab. Beduinen in Vorderasien und Nordafrika, sowie die meisten Völker Südafrikas, die Kaffern, Betschuanen, Hottentotten u. s. w. In Südamerika sind die Gauchos und auch einige Indianerstämme als N. anzusehen. Die Ansässigmachung der N. ist bisher erfolglos versucht worden. Vgl. Waitz, Anthropologie der Naturvölker» (Bd. 1, Lpz. 1859); Grigoriew, «Die N. als Nachbarn und Eroberer civilisierter Staaten» (Petersb. 1875).

Nomarchie, s. unter Nomos.

Nom de guerre, s. unter Guerre.

Nomen (lat., wörtlich Name) ist die grammatische Bezeichnung derjenigen Klasse von Wörtern, die entweder ein Ding benennen (nomina substantiva) oder die Eigenschaft eines Dinges angeben (nomina adjectiva). Wie alle unsere gangbaren grammatischen Ausdrücke ist auch dieser dem Bau derjenigen Sprachen entnommen, welche ganz oder zum Teil dieselben grammatischen Kategorien unterscheiden wie die indogerman. Sprachen, welche also für den hier vorliegenden Fall N. und Verbum in der Form scheiden, und zwar so, daß jedes N. eine Casus-(Deklinations-)Endung, jede Verbalform eine Personal-(Konjugations-)Endung hat. Alle noch jetzt deklinierten oder einst deklinierbaren Ableitungen vom Verbum, z. B. Infinitiv, Particip, gehören grammatisch zum N. Gewöhnlich sind die Nomina durch besondere Endungen abgeleitet; geschieht diese Ableitung unmittelbar aus einer Wurzel, so ist das N. ein primäres, z. B. Fall; geschieht sie aus einem schon fertigen N., so heißt das neugebildete ein sekundäres N., z. B. fällig.

Nomenclator (lat. «Namennenner») hieß bei den Römern ein Sklave, der den Herrn bei Ausgängen die Namen der Begegnenden nannte; dies war besonders wichtig, wenn der Herr sich um ein Amt bewarb und, um Stimmen zu gewinnen, manchen auf der Straße anreden mußte.

Jetzt bezeichnet man damit zuweilen jemand, dessen Fach die Nomenklatur (s. d.) ist.

Nomen commune oder Gemeinname, s. unter Name.

Nomen et omen (eigentlich «nomen atque omen», «Name und (zugleich) Vorbedeutung», Citat aus Plautus' «Persa» (IV, 4, 74).

Nomenklatur (lat.), die Gesamtheit der auf einem Gebiet als Bezeichnungen geltenden Namen oder Benennungen; auch Namenverzeichnis ohne weitere Erklärung.

Nomen proprium oder Eigenname, s. unter Name. [centins (s. d.).

Nomentanus, Beiname des Johannes Cres-

Nomentum, alte Stadt in Latium, von den Albanern angelegt, später den Sabinern gehörig, berühmt durch ihren Wein; jetzt Mentana.

Nomina (Mehrzahl von nomen), im Rechnungswesen soviel wie Geld-, Schuldposten; nomina activa, ausstehende; nomina passiva, zu zahlende Gelder.

Nominal..., den Namen betreffend, nur dem Namen (nicht der Sache) nach; Gegensatz: Real...

Nominalexclenchus (Ablanzeln) ist die von der Kanzel gerichtete Ermahnungsrede an tadelnswürdige Pfarrkinder, welche in den luth. Kirchen als eine Art der Kirchenstrafe gehandhabt wurde. Seitdem die öffentliche Kirchenbuße überhaupt in Wegfall gekommen ist, hat auch der N. sich nicht mehr aufrecht erhalten lassen.

Nominalismus (mittellat.) bezeichnet eine philos. Ansicht über das Wesen und die Bedeutung der allgemeinen Begriffe, welche, im Gegensatz von Realismus (s. d.) sich durch die ganze Geschichte der Philosophie hindurchzieht. Es handelt sich nämlich darum, ob die allgemeinen Begriffe etwas Seiendes bezeichnen oder bloß subjektive Produkte der

Abstraktion sind. Im Altertum war es die Schule der Stoiker, welche die Ansicht des N. anhahnte, wogegen Plato und Aristoteles den Realismus vertraten. Der Name entstand aber erst gegen Ende des 11. Jahrh., als Roscellinus mit der Behauptung auftrat, die allgemeinen Begriffe (Universalien) seien nicht Sachen, sondern bloße Worte und Namen (nomina rerum oder flatus vocis), und das Einzelne sei das wahre Seiende. Dagegen behaupten die Realisten, die allgemeinen Begriffe seien der Wirklichkeit nach in den Objekten gegründet; dieselben würden als Realität dem Verstande gegeben und seien die Sachheit selbst. Die Lehre des Roscellinus wurde zu Soissons 1092 verdammt, und die Realisten wurden nun die herrschende Schule, die sich abweichender Ansichten halber wieder in Thomisten (s. Thomas von Aquino) und Scotisten (s. Duns Scotus) teilte. Im 14. Jahrh. erneuerte sich der Kampf der Nominalisten mit den Realisten durch den Franziskaner Wilhelm von Occam, einen Schüler des Duns Scotus, welcher dem N. den Sieg verschaffte. Unter den folgenden Anhängern des N. sind zu nennen: Johann Buridan, gest. nach 1358; Rob. Holcot, gest. 1349; Greg. von Rimini, gest. 1358; Heinrich von Hessen, gest. 1397; Nikolaus Oresmius, gest. 1382; Matthäus von Kratau, gest. 1410, und Gabr. Biel, gest. 1495. Später war namentlich England der Sitz des N., und die großen engl. Philosophen, wie Bacon, Hobbes, Locke, Berkeley, Hume, huldigten ihm zum Teil in extremer Weise. Vgl. Baumgarten-Crusius, «De vero scholasticorum realium et nominalium discrimine» (Jena 1821); Erner, «Über N. und Realismus» (Prag 1842); Köhler, «Realismus und N. in ihrem Einfluß auf die dogmatischen Systeme des Mittelalters» (Gotha 1858) und die Litteratur zu dem Art. Scholastik.

Nominalwert oder Nennwert heißt der einer Sache zahlenmäßig beigelegte (aufgedruckte, aufgeprägte) Wert im Gegensatz zu dem wirklichen Wert oder dem Realwert und dem bisweilen von diesem letztern abweichenden Preise. Am häufigsten kommt dieser Unterschied bei den Verkehrsobligationen (Staatspapieren u. s. w.) und Aktien vor, dann bei entwertetem Papiergeld. Haben dieselben gleichen N. und Preis, so sagt man, sie stehen al pari.

Nomina sunt odiosa (lat.), «Namen sind gehässig», d. h. in Fällen, wo es nur auf das Sachliche ankommt, jemand durch Nennung des Namens zu kompromittieren, ist gehässig.

Nominativ ist derjenige Casus, welcher im Satze das grammatische Subjekt bezeichnet oder das Prädikat, wenn dieses ein Nomen ist. Viele Sprachen, auch wenn sie sonst Flexion des Nomens besitzen, lassen den N. unbezeichnet durch eine besondere Endung. Die indogerman. Sprachen besaßen ursprünglich in vielen Fällen als Nominativendung des Singulars -s, z. B. griech. logo-s (Rede), lat. serva-s, litauisch nakti-s (Nacht), got. dag-s (Tag); in andern Fällen blieb aber auch der N. unbezeichnet, z. B. bei den Femininen auf -a, z. B. lat. serva, worin wir zwar das a als Nominativendung empfinden, wo es aber in Wirklichkeit der Stammauslaut ist; über den N. des Neutrums s. d. Die Pluralendungen des N. sind -s, -i (beim Maskulinum und Femininum), -a (beim Neutrum), z. B. got. dagô-s (Tage), griech. logo-i, chôra-i (Länder), lat. bella (Kriege). Im Dual fallen N. und Akkusativ in eine Form zusammen.

Nominell, soviel wie Nominal (s. d.).

Nomokanon heißt in der griech. Kirche eine Sammlung auf kirchliche Verhältnisse bezüglicher Verordnungen, welche einerseits von den Synoden, andererseits von den Kaisern erlassen waren. Die berühmteste dieser Sammlungen ist die nach dem Patriarchen Photius von Konstantinopel benannte, aber schon aus dem 7. Jahrh. stammende und von Photius um 883 vollständiger herausgegebene. Dieselbe ist im 11. Jahrh. nochmals überarbeitet worden. Die beste Ausgabe ist von Kardinal Pitra in «Iuris ecclesiastici graecorum historia et monumenta» (Rom 1868). Einen Kommentar dazu schrieb um 1170 Theodor Balsamon.

Nomokratie (grch.), Gesetzesherrschaft, im Gegensatz zu Autokratie diejenige Regierungsform, der zufolge die Inhaber der Macht wie alle andern unter dem Gesetz stehen und nur dessen Vollstrecker sind.

Nomophylakes (grch.), «Gesetzeswächter», eine in verschiedenen Staaten des alten Griechenland vorkommende Behörde, welche über die Aufrechterhaltung der gesetzlichen Vorschriften besonders in den beratenden Versammlungen zu wachen hatte.

Nomos nannten die Griechen (später auch die Römer), indem sie vielleicht ein ursprünglich ägypt. Wort ihrer Sprache assimilierten, die Verwaltungsbezirke, in welche das von den Pharaonen beherrschte ägypt. Nilthal zerfiel (ägypt. Hesp), die auch ihre besondern Schutzgottheiten, Priester und Feste hatten. Der südl. wie der nördl. Teil war nach inschriftlich erhaltenen Verzeichnissen in je 17, später 22 und 23 solche N. geteilt; später zählt Ptolemäus ihrer ungefähr 50. — Nomos oder Nomarchie ist auch der Name für die Provinzen des heutigen Königreichs Griechenland.

Nomothêten (grch.), im alten Athen Name eines alljährlich durch die 50 Prytanen des dem Rate und der Gemeinde zur Zeit vorsitzenden Stammes aus der Gesamtheit der sog. Heliasten ausgewählten Ausschusses von 1001 Männern, welche zusammentraten, wenn Gesetzesveränderungen beantragt waren. In ihrer Versammlung wurde in der Form der Anklage und der Verteidigung über die Zulässigkeit und Abschaffung eines bestehenden, oder der Erlassung eines neuen Gesetzes entschieden. Das Institut stand im Zusammenhange mit der durch Ephialtes und Perikles unter Abstellung der polit. Machtstellung des Areopags (460 und 459 v. Chr.) bewirkten Demokratisierung der attischen Verfassung.

Nun, Kap an der Westküste Marokkos, s. Nun.

Nona (lat.), die «neunte» Stunde des Tags, in der röm.-kath. Kirche die Zeit von 2 oder 3 Uhr nachmittags bis zur Vesper.

Nonae, bei den Römern der fünfte oder siebente Tag des Monats. (S. u. Kalender, Bd. X, S. 22*.)

Nonagium (mittellat.), das Neuntel der beweglichen Habe eines Verstorbenen, welches im Mittelalter von der Geistlichkeit für milde Stiftungen in Anspruch genommen wurde.

Non bis in idem (lat.), «Nicht zweimal in dasselbe» (dieselbe Lage, denselben Zustand kommt man), nach dem heraklitischen Lehrsatz, daß man nicht zweimal in denselben Fluß (dessen Wasser unaufhörlich sich verändert) steigen könne.

Non cuivis homini contingit adire Corinthum (lat.), «Nicht jedem wird es zuteil, nach Korinth zu gelangen», d. h. Nur wenige sind

vom Glück begünstigt, Citat aus Horaz' «Epistel» (I, 17, 28).

None heißt in der Musik der nächstfolgende Ton oberhalb der Oktave, weil er der neunte Ton in der diatonischen Leiter ist. Da die Namen der Töne mit jedem achten Ton (Oktave) sich wiederholen, ist also der neunte Ton dem zweiten oder die N. der Sekunde gleich. Z. B. in der C-dur-Leiter aufsteigend: c d (Sekunde), e f g a h c (Oktave), d (N.). In der harmonischen Behandlung sind aber Sekunde und N. verschieden.

Non ens (lat.), ein Nicht-Seiendes, ein Unding; Non entis nulla sunt praedicata, das Nicht-Seiende hat keine von ihm auszusagende Eigenschaften. [republikanischen Kalender.

Nonidi, der neunte Tag der Dekade im franz.

Nonintrusionisten, die Anhänger der «Freien Kirche» in Schottland, s. Chalmers (Thomas).

Nonius, gelehrter Portugiese, s. Nuñez.

Nonius (benannt nach dem Portugiesen Petrus Nonius oder Pero Nuñez, s. d.), auch Vernier (nach Peter Werner oder Pierre Vernier, s. d.), ist eine an einem Meßinstrument vorkommende Einrichtung zur Bestimmung sehr kleiner Maßgrößen, welche nicht mehr direkt von der eigentlichen Einteilung, dem sog. Limbus, abgelesen werden können. Der N. hat eine mit dem letztern korrespondierende Einteilung von geringer Ausdehnung, ist bei Längenmeßinstrumenten also ein kurzer Maßstab, bei Winkelinstrumenten ein mit dem Limbus aus gleichem Mittelpunkt beschriebener eingeteilter Kreisbogen. Die mittels des N. abzulesende kleinste Maßgröße, auch Angabe des Nonius genannt, ergibt sich als Differenz der kleinsten Limbus- und Noniuseinheit. Ist die Noniuseinheit kleiner als die des Limbus gewählt, so wird der N. ein vortragender, im entgegengesetzten Falle ein nachtragender genannt. Soll beispielsweise an einem bis in Millimeter geteilten Stangenzirkel (s. Maßstab) noch 0,1 mm abgelesen werden können, so muß die Einheit beim vortragenden N. 0,9, beim nachtragenden 1,1 mm sein und der N. im ersten Falle eine Länge von 9, im letztern Falle von 11 mm haben, welche also in beiden Fällen in 10 gleiche Teile geteilt ist. Ist der Limbus eines Kreisinstruments in Einheiten von ½ Grad oder 20 Winkelminuten geteilt, und soll die Angabe des N. $^1/_{60}$ Grad oder 1 Winkelminute betragen, so muß die Noniuseinheit 19, beziehungsweise 21 Limbuseinheiten lang sein, welche Länge in beiden Fällen in 20 Teile geteilt wird. Gewöhnlich ist der N. an dem beweglichen Teile des Instruments angebracht. Zwei gleichartige N. miteinander verbunden und vom selben Nullpunkte nach beiden Seiten ausgehend, bilden einen Komplementärnonius; die Verbindung eines vor- und eines nachtragenden N. heißt ein Doppelnonius.

Nonius Marcellus verfaßte im 3. Jahrh. n. Chr. eine Art lexikalisches Werk: «Compendiosa doctrina per litteras», zum kleinen Teil in alphabetischer, zum größern in willkürlicher Reihenfolge. Dasselbe ist mit wenig Kenntnissen und Sorgfalt verfaßt, aber gleichwohl durch die darin erhaltenen Reste älterer röm. Litteratur sehr wichtig. Neuere Ausgaben lieferten Gerlach und Roth (Bas. 1842) und Quicherat (Par. 1871).

Nonjurors (engl.), Eidverweigerer, die Jakobiten in England, welche dem König Wilhelm III. von Oranien den Unterthaneneid verweigerten.

Nonkonformisten hießen in England alle diejenigen, welche die Uniformitätsakte vom J. 1662 verwarfen. Der Name wurde den Dissenters zuerst von der Staatskirche beigelegt (1665), aber von ihnen angenommen.

Non liquet (lat.), es ist nicht klar.

Non multa, sed multum, s. Multum non multa.

Nonne (Liparis monacha, s. Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 3, das Weibchen) heißt ein 45—60 mm klafternder Nachtschmetterling, dessen Geschlechter etwas verschiedene Färbung aufweisen: das größere Weibchen hat fahlgelblichweiße, von schrägen Zickzackbinden und Punkten unterbrochene Vorder- und graulichе Hinterflügel, Hinterleib mit rosenroten Seitenflecken; beim weit kleinern Männchen überwiegt die dunkle Zeichnung und sind die Fühler jederseits mit einer Reihe sehr ansehnlicher Kammzähne besetzt. Der Schmetterling fliegt Ende Juli und im August; seine Eier überwintern und liefern im nächsten Frühjahr die Raupen, die sehr gefräßig sind und zwar fast keinen Waldbaum im Falle der Not verschonen, aber besonders den Fichten bisweilen sehr verderblich werden, sie wachsen rasch, erreichen eine Länge von 54 mm, sind sehr bunt und individuell verschieden gezeichnet, grün- bis rötlichgrau, mit einem dunkeln Rückenstreifen und kleinen roten und blauen Wärzchen, auf denen eine nicht sehr dichte Behaarung wurzelt. Sie verwandeln sich in Baumritzen, zwischen Blättern u. s. w. im Juni in eine bronzefarbene Puppe. Man vertilgt die Tiere durch Einsammeln ihrer Eier, der jungen Raupen, solange diese noch in sog. Spiegeln zusammensitzen, besonders aber durch das Töten der Puppen und der Schmetterlinge, namentlich der weiblichen; weit mehr, als menschliche Macht vermag, leisten verschiedene Vögel, besonders Meisen, im Winter den Eiern gegenüber, und namentlich parasitisch als Larven in den Raupen hausende Fliegen und viele Arten von Schlupfwespen.

Nonnen heißen die Klosterfrauen oder die weiblichen Glieder klösterlicher Genossenschaften. Der Name stammt aus dem Koptischen und bedeutet gottgeweiht oder gottgeheiligt. Gottgeweihte Jungfrauen, d. h. christliche Mädchen, die als Bräute Christi auf die Ehe verzichteten, um ihr Leben nur der Andacht zu weihen, kommen schon in den ersten Jahrhunderten der christl. Kirche vor. Die ersten Jungfrauenklöster gründete Pachomius in Ägypten um 340. Die Regel war ähnlich wie in den Mönchsklöstern: Fasten, Gebet, abwechselnd mit Handarbeit, vor allem strengste Bewahrung der jungfräulichen Keuschheit. An der Spitze der Nonnenklöster stand eine Vorsteherin, Mutter (Amma), später Abbatissa oder auch Priorin genannt. Bald wurden überall Frauenklöster nach ähnlicher Regel wie die Mönchsklöster gegründet, im Orient nach der Regel des heil. Basilius, im Abendlande zuerst nach der Regel des heil. Benedikt. Hierzu kamen durch den heil. Bernhard die Cistercienserinnen, durch Franz von Assisi die Clarissinnen u. s. w. Im Mittelalter, zumal im 10. und 11. Jahrh., riß wie in den Mönchsklöstern so auch in den Frauenklöstern bisweilen die ärgste Sittenverderbnis ein. Erst seit dem Anfang des 12., mehr noch im 13. Jahrh. wurden auch die Nonnenklöster zur alten Strenge zurückgeführt. Eine Klosterfrau, welche Mutter ward, büßte ihren Fehltritt, indem man sie lebendig begrub; spätere mildere Sitten setzten

wenigstens lebenslängliches hartes Klostergefängnis an die Stelle. In der Reformationszeit wurden Mönchs- und Frauenklöster von den Protestanten meist aufgehoben, während in der kath. Kirche besonders seit Ende des 16. Jahrh. auch das Nonnenwesen einen neuen Aufschwung gewann. Einige der berühmtesten und verdientesten Nonnenorden, wie namentlich die Ursulinerinnen zur Erziehung der weiblichen Jugend und die Barmherzigen Schwestern zur Krankenpflege, sind erst im 17. Jahrh. gestiftet worden. (Vgl. auch Klöster.)

Nonnengeräusch oder Nonnensausen (frz. bruit de diable), das summende, sausende Geräusch, welches man über manchen großen Blutadern (Venen), namentlich der leicht zugänglichen äußern Drosselvene (Jugularis) bei der Untersuchung mit dem Hörrohr an manchen Personen wahrnimmt. Das N. findet sich am häufigsten bei blutarmen Individuen, kann aber auch bei ganz kräftigen, gesunden Menschen willkürlich durch Druck auf das Blutgefäß oder durch Seitwärtsbeugung des Kopfes erzeugt werden. Das N. entsteht dann durch Wirbeldildung im Blutstrom.

Nonnenorden, s. Orden (geistliche).

Nonnensausen, s. Nonnengeräusch.

Nonnenwerth, Insel im Rhein, gegenüber von Rolandseck, gehört zum preuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Ahrweiler, und zählt 60 E. Das ehemals hier befindliche Benediktiner-Nonnenkloster wurde 1117 zuerst genannt und 1802 aufgehoben; die Gebäude desselben, welche seit 1845 bis in die neueste Zeit als geistliche Mädchenerziehungsanstalt dienten, stammen von 1673, abgesehen von einem stattlichen Flügel, welcher 1869 angebaut wurde.

Nonne von Dülmen nannte man die Visionärin Anna Katharina Emmerich, s. u. Dülmen.

Nonnus, ein späterer griech. Dichter aus Panopolis in Ägypten, lebte im 4. oder zu Anfang des 5. Jahrh. n. Chr. und verfaßte mit außerordentlichem Fleiß und einer zu maßloser Künstlichkeit gesteigerten Sorgfalt in Sprache und Versbau ein Gedicht in 48 Büchern unter dem Titel «Διονυσιακά», dessen Hauptinhalt der Zug des Dionysos (s. Bacchus) nach Indien bildet. N. hat die ganze Kunst der Rhetorik und Sophistik aufgeboten, um den von ihm aufgehäuften massenhaften mytholog. Stoff zu beleben und so den Mangel an religiösem Gefühl und echter Poesie zu ersetzen, und einen großen Einfluß auf die Dichtkunst der auf ihn folgenden Zeit ausgeübt. Die besten Ausgaben des Gedichts lieferten Gräfe (2 Bde., Lpz. 1819—26), Graf Marcellus (Par. 1856) und Köchly (2 Bde., Lpz. 1859); von der «Μεταβολή», einer Umschreibung des vierten Evangeliums in Versen, Passow (Lpz. 1834) und Graf Marcellus (Par. 1861). Vgl. Ouwarow, «Sur les Dionysiaques de N.» in «Études de phitotogie et de critique» (Petersb. 1843); Köhler, «Über die Dionysiaka des N.» (Halle 1853); Ludwich, «Beiträge zur Kritik des N.» (Königsb. 1873).

Nonobstanz (neulat.), Wiedereinsetzungs-, Wiederherstellungsurkunde.

Non olet, s. unter Lucrum.

Non omnia possumus omnes (lat.), «Nicht alle können wir alles», d. h. Jeder ist in seiner Leistungsfähigkeit beschränkt, nach Macrobius, «Saturnalien» (6, 1, 35), ein Ausspruch des röm. Dichters Lucilius; vgl. Virgil («Eklogen», 8, 63).

Non omnis moriar (lat.), «Nicht ganz werde ich sterben». Citat aus Horaz' «Oden» (III, 30, 6).

Nonparelle, im Buchdruck der Name eines Schriftgrades von drei Viertelpetit oder sechs typographischen Punkten.

Non plus ultra (lat.), nicht darüber hinaus; oft substantivisch gebraucht zur Bezeichnung von etwas Unübertrefflichem. Die Worte beruhen auf Hiob 38, 11: (Bis hierher sollst du kommen) «und nicht weiter».

Non possŭmus (lat., «wir können nicht»), Citat aus Apostelgeschichte 4, 20, berühmt als Antwort des Papstes Clemens VII. auf die drohende Aufforderung des Königs Heinrich VIII. von England, ihn von seiner Gemahlin Katharina von Aragonien zu scheiden; dann allgemeine Formel für die Weigerung der röm. Kurie, der Forderung einer weltlichen Macht nachzugeben.

Non-resident (engl.), in der anglikan. Kirche ein Geistlicher, der nicht am Orte seiner Pfründe wohnt, sondern dort einen Vikar zur Verwaltung des Kirchenamts hält.

Non scholae, sed vitae discimus (lat.), Nicht für die Schule, sondern fürs Leben lernen wir, eine auf einer Stelle des 106. Briefs des jüngern Seneca beruhende sprichwörtliche Redensart.

Nontron, Stadt im franz. Depart. Dordogne, Arrondissementshauptort, 37 km im N. von Périgueux, rechts am Bandiat, Station der Linie Le Quéroy-N. der Orléansbahn, zählt (1881) 2521 (Gemeinde 3687) E. und hat Fabrikation von Messerschmiedewaren, Handel mit Eisen und Rindvieh, sowie in der Umgegend viele Eisenwerke.

Nonum prematur in annum (eigentlich nonumque prematur in annum), «Bis ins neunte Jahr werde sie (die Dichtung) zurückgehalten», Citat aus Horaz' «Ars poetica» (V. 388), an welcher Stelle dem Dichter das unablässige Feilen seines Werks zur Pflicht gemacht wird.

Non-valeur (frz.), Unwert, Wertlosigkeit; besonders in der Mehrzahl: nicht einzutreibende Ausstände, unverkäufliche Waren.

Noorden (Karl Friedr. Johannes von), Geschichtsforscher, geb. 11. Sept. 1833 zu Bonn, studierte zu Bonn, Marburg und Berlin und habilitierte sich 1863 in seiner Vaterstadt. Er wurde 1868 ord. Professor der Geschichte in Greifswald, 1870 in Marburg, 1873 in Tübingen, 1876 in Bonn und 1877 in Leipzig. Hier starb er 25. Dez. 1883. Er schrieb: «Die Parität in Preußen und die ultramontane Partei» (Düsseld. 1862), «Hinkmar, Erzbischof von Rheims» (Bonn 1863), «Zur Würdigung J. W. Löbells» (mit Th. Bernhardt, Braunschw. 1864), «Europ. Geschichte im 18. Jahrh.» (Bd. 1—3, Düsseld. u. Lpz. 1870—82). Nach seinem Tode erschien: «Histor. Vorträge» (herausg. von Maurenbrecher, Lpz. 1884). N. zählt zu den tüchtigsten Forschern der neuern Geschichte und war als akadem. Lehrer von großem Einfluß auf seine Hörer.

Noort (Adam van), s. Oort.

Nopalpflanze, s. unter Opuntia.

Noppeisen, Pflückeisen oder Noppzange (frz. épincette, engl. burling-iron), ein zugespitztes stahlernes Federzängelchen, das zur Beseitigung von Knoten oder fremdartigen Körpern und andern Unebenheiten in Geweben, welche Arbeit Noppen genannt wird, dient.

Noppen (frz. boucles, engl. naps), die kleinen aufrecht stehenden Schleifen oder Maschen, welche beim Weben des Samts aus einer oberhalb der Grundkette angeordneten zweiten Kette (Polkette)

gebildet werden, deren Reihen quer über den Grundstoff laufen und die, an ihrem obersten Punkt aufgeschnitten, das Haar oder den Flor darstellen. (S. unter Samt.) In der Streichgarnspinnerei (s. Wollspinnerei) nennt man so die Knoten, welche bei unrichtiger Stellung oder unregelmäßigem Gang der Krahmmaschine in der Wolle entstehen.

Noppzange, soviel wie Noppeisen.

Norbert, der Heilige, der Stifter des Prämonstratenserordens (s. d.), geb. um 1085, stammte aus vornehmer Familie und ward Kanoniker zu Xanten und Köln. Die Rettung aus einer Todesgefahr machte auf ihn, der bisher an dem weltlichen Treiben der Kanoniker teilgenommen hatte, einen so tiefen Eindruck, daß er, auf seine reichen Einkünfte verzichtend, seit 1118 in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden als Bußprediger umherzog und endlich 1121 in der wildromantischen Landschaft von Prémontré bei Laon einen Mönchsorden mit besonders strenger Regel gründete, der sich vornehmlich der Predigt und Beichte widmen sollte. Zwar wurde er 1126 zum Erzbischof von Magdeburg erwählt, doch fuhr er fort, für die Ausbreitung des neuen Ordens bis an seinen Tod, 6. Juni 1134, zu wirken. Vgl. Rosenmund, «Die ältesten Biographien des heiligen N.» (Berl. 1874).

Norburg, Flecken auf Asien (s. d.).

Norcia, Stadt in der ital. Provinz Perugia, Bezirk Spoleto, am westl. Fuße der Monti Sibillini, zählt (1881) 4586 (als Gemeinde 9994) E., ist Bischofssitz, hat ein Seminar, ein Gymnasium, eine technische Schule, bedeutende Tuchfabriken, eine Rübenzuckerfabrik und Handel mit Schweinen, Öl und Wein. N., das antike Nursia der Sabiner, ist der Geburtsort des Sertorius und des heil. Benedikt und war von jeher durch seine trefflichen Rüben bekannt. Während des Mittelalters gehörte N. zum Herzogtum Spoleto.

Nordalbinger (Nordalbingi). Neben den drei Hauptzweigen der Sachsen (Westfalen, Engern und Ostfalen) wurden als vierter die nördlich von der Elbe wohnenden N. oder Nordleute (Nordliudi) unterschieden. Ihr Land Nordalbingia (Nordelbingen), auch Saxonia transalbina (überelbisches Sachsen) genannt, welches in die Gaue Holstein, Stormarn und Dithmarschen zerfiel, hat Kaiser Karl d. Gr. seinem Reiche einverleibt, während er den vierten östlichen Gau Wagrien den slaw. (wendischen) Abodriten überließ. Zugleich organisierte er eine Militärgrenze, den limes Saxoniae, gegen die Wenden und eine zweite, die dänische Mark, gegen die Dänen. (S. Holstein.)

Nordamerika, die nördl. Hälfte der Neuen Welt oder Amerikas, bildet, obgleich es mit der südl. kleinern Hälfte nur durch den niedrigen und sehr schmalen Isthmus von Panama zusammenhängt und durch das weite centralamerik. Mittel- oder Binnenmeer des Golfs von Mexiko und das Karaibische Meer von derselben geschieden ist, keineswegs einen besondern Erdteil, indem die Natur- und Kulturverhältnisse, bei aller Verschiedenheit in manchen einzelnen Beziehungen, doch im großen und ganzen in beiden Hälften übereinstimmung zeigen. Die Größe des nordamerik. Festlandes beträgt 21230140 qkm; rechnet man noch Grönland (2169750 qkm), Centralamerika (547308 qkm) und Westindien (244478 qkm) hinzu, so steigt das Areal auf 24191676 qkm. Im Gegensatz zu Südamerika ist N. sehr unregelmäßig gestaltet, auf allen Seiten gegliedert. Die Nordküste folgt ziemlich genau dem 70. Paralleltreis. Die Nordspitze des ganzen Kontinents ist Kap Murchison unter 72° nördl. Br. und 94° westl. L. von Greenwich, die Südspitze Punta-Mariato 7° 15′ nördl. Br. und 81° westl. L., die Ostspitze Kap Charles 52° 11′ nördl. Br. und 56° westl. L., die Westspitze (auch des ganzen Kontinents) Kap Prinz-Wales 65° 33′ nördl. Br. und 168° westl. L. Die Kerngestalt des Festlandes ist ein Viereck, das in Meridianrichtung etwa 4500 km mißt, im Norden 5200, im Süden nur 3000 km breit ist. Daran lehnt sich ein nach Südamerika gestrecktes Verbindungsglied (Mexiko und Centralamerika), das sich in Südostrichtung von 1350 km Breite bis auf 45 km verengt. Von den Halbinseln sind die bedeutendsten Boothia und Melville im Norden, Labrador, Neuschottland, Maryland-Delaware, Florida und Yucatan im Osten, Californien und die große Halbinsel des Nordwesten, die wieder in mehrere kleinere Halbinseln ausläuft, unter denen Alaska die größte ist, im Westen. (S. Amerika.)

Die Bodengestaltung wird hauptsächlich von den beiden Gebirgszügen, den Cordilleren und den Alleghanies bestimmt. Die Cordilleras (s. d.), auf der Landenge von Panama von den Anden Südamerikas getrennt und von diesen durch ihre im ganzen größere Breite und plateauartigern Charakter unterschieden, durchziehen, obgleich in ihrer Streichungslinie wechselnd und durch Gebirgslücken in drei bis vier Gebirgssysteme zerfallend, N. seiner ganzen Länge nach, fast das ganze Land zwischen dem Stillen Ocean und dem Karaibischen Meer nebst dem Mexikanischen Golf meist in Plateauform ausfüllend. In Neumexiko nehmen aber die Cordilleras mit der Kettenform die Richtung von Süden nach Norden an und biegen sich erst im Oregongebiet wieder etwas nach Nordwesten hin, um unter dem Namen der Felsengebirge oder Rocky-Mountains in dieser Richtung nach dem Eismeere zu in weniger bekannte Regionen zu verlaufen. Durch die Felsengebirge wird die Hauptmasse N.s in zwei ungleiche Hälften geteilt: in das Land westlich und östlich von denselben. Jenes besteht in den Plateaulandschaften und Stufenländern (Californien, Oregon, Neumexiko, Utah ꝛc.), in welche die Cordilleras nach Westen zu sich abdachen, wo sich aber wiederum an der Küste die vulkanreichen Seealpen erheben. Das Land im Osten der Cordilleras bildet im Norden eine ungeheure, rauhe, nur von niedern Kämmen und Klippenreihen durchzogene Felsenplatte. Dieselbe erstreckt sich nach Norden bis zum Eismeer, im Osten bis zur Hudsonsbai und im Norden der Canadischen Seen bis zu den Gebirgen von Labrador, welche die Nordostecke von N. bilden. Im Süden zieht sich jene Felsenplatte bis zu dem Quellbezirk des Mississippi und Missouri und wird infolge ihrer höchst regellosen Oberflächenbildung, welche eine regelmäßige Entwickelung von Stromläufen verhindert, der Herd einer Menge größerer und kleinerer Seen. Die Wassermasse derselben findet teils in dem ins Eismeer mündenden Mackenzie-, Kupferminen- und Großen Fischfluß, teils in dem in die Hudsonsbai sich ergießenden Saskatschewan oder Nelson und dem Churchill, teils in den Canadischen Seen ihren Abfluß und steht in verwickelter und merkwürdiger Verbindung miteinander. Südlich dieser Felsplatte breiten sich die

POLITISCHE ÜBERSICHTSKARTE VON NORDAMERIKA.

NÖRDLICHES EISMEER
ALASKA
BRITISCH-NORD-AMERIKA
CANADA
HUDSON BAI
NORD-OST TERRITORIUM
MANITOBA
Melville Sund
Baffin Bai
Davis Strasse
Hudson Strasse
Golf
Labrador
Neufundland
Island
Grönland
Grönland
Grönland

Brockhaus Conversations Lexikon. 13. Aufl.

F. A. Brockhaus Geogr. artist. Anstalt, Leipzig

Zu Artikel Nordamerika.

Stufenländer des Wassersystems des Mississippi (s. d.) und seiner Zuflüsse (Missouri und Ohio) aus, welche das Centrum und den Kern des großen Ländergebietes von N. bilden, bestehend aus einem ungeheuern Flußdecken mit einer großen, durch ihre Prairien (s. d.) ausgezeichneten Ebene in der Mitte. In der Küstenebene des Mississippi ergießen sich außerdem noch mehrere Flüsse, worunter der Rio del Norte, in den Mexikanischen Meerbusen. Die Appalachen (s. d.) oder Alleghanies, von Südwesten nach Nordosten sich ziehend, begrenzen das Mississippigebiet im Osten. Zwischen ihrem Südostfuß und dem Atlantischen Ocean breitet sich die atlantische Küstenterrasse, das gesegnetste Kulturland N.s, aus. Mit Ausnahme der sandigen Strandgegenden bietet diese Zone eine fruchtbare, wellenförmige, nach den Alleghanies zu stufenweise sich erhebende Küstenebene dar, die im Süden, wo sie mit der Mississippi-Ebene sich verschmilzt, am breitesten, nach Norden zu immer schmäler wird, bis am Ende nördlich vom Hudson die Gebirge bis ans Meeresufer treten und eine felsige, mannigfach gezackte Küste bilden, während umgekehrt die Ebene nach Süden zu immer flacher, sumpfiger und sandiger wird, und an der Küste Strandlagunen an die Stelle von Häfen treten, am meisten in der Halbinsel Florida. Bis auf den St.-Johnsfluß in Florida kommen sämtliche schiffbare Flüsse dieser Küstenterrasse aus den Alleghanies, deren verschiedene Ketten die meisten von ihnen in Querthälern durchbrechen. Den fünften Hauptteil N.s bilden die Länder des Wassersystems des Lorenzstroms und die fünf großen Landseen, aus denen er sich ergießt. (S. Canadische Seen.) Diese Süßwasserseen liegen terrassenförmig einer über dem andern und ergießen ihre Wassermassen in Stromschnellen und Wasserfällen, z. B. dem des Niagara, aus einem in den andern, bis sie im canad. Niederlande zwischen den Nordwestabfällen der Alleghanies und dem östl. Teil der arktischen Felsplatte in Lorenzstrom (s. d.) ruhiger dahinfließen und in den Meerbusen gleichen Namens am Ende münden. (Hierzu eine Karte: Nordamerika; vgl. auch die Physik. Übersichtskarte, Bd. I, S. 538.)

Das Klima hat durch alle Zonen hindurch, abgerechnet den geringen, innerhalb der Tropen gelegenen Teil, das Eigentümliche, daß es überhaupt kälter als das europäische, insbesondere aber, daß es auf der Ostseite der Cordilleras ein excessiveres, d. h. ein im Sommer heißeres und im Winter kälteres und im Jahresdurchschnitt überhaupt ein kälteres ist als auf der Westseite derselben am Stillen Ocean. Der Grund davon sind vorzüglich die den größern Teil des Jahres daselbst vorherrschenden Nordwestwinde, welche für die Seite östlich von den Cordilleras über die trockenen Flächen des nordwestlichen N. und des arktischen Meers und seiner Länder kommen, also überhaupt wenig Feuchtigkeit und, im Winter über die ungeheuern gefrorenen Flächen des Eismeers, der Hudsonsbai und der Landseen im Norden streichend, einen bedeutenden Kältegrad mitbringen, während sie der Westküste, über den Stillen Ocean kommend, die feuchte, milde Seeluft bringen und das ganze Klima milder machen. Das große Becken des Mississippi steht ebenso den heißen Süd- wie den kalten Nordwinden offen und ist daher oft plötzlichen Temperaturkontrasten ausgesetzt. Außer den Winden sind es vorzüglich die Meeresströmungen, besonders die in der Nähe von Neufundland dem Golfstrom (s. d.) begegnende arktische Strömung, welche zu dieser Ungleichheit der Temperatur mitwirken. So kommt es denn, daß die Isothermen N.s in der Richtung von Westen nach Osten bedeutend von Norden nach Süden biegen, d. h. daß nördlich gelegene Orte der Westseite dieselbe mittlere Jahrestemperatur haben wie südlicher gelegene auf der Ostküste, eine Differenz, die um so bedeutender ist, je mehr man nördlich geht, und die um so mehr sich verringert, je mehr man sich dem Äquator nähert. Die Folge dieser Temperaturdifferenz ist, daß die Westseite N.s viel weiter nach Norden kultivierbar und mit Vegetation bedeckt ist als die Ostseite, wo unter 56° nördl. Br. der Boden im Sommer nur 1 m tief aufthaut und das nördl. Ufer des Huronsees unter gleicher Breite mit Venedig, sechs Monate im Jahr mit Schnee bedeckt ist, obgleich die drei Sommermonate über 21° Wärme haben. So kann man annehmen, daß alle die nördlich einer von 55° nördl. Br. an der Westküste bis zu 50° nördl. Br. an der Ostküste sich ziehenden Linie gelegenen Länder N.s und selbst noch viele Striche südlich derselben für den Anbau europ. Getreidearten nicht mehr taugen. Selbst die Gegenden südlich und östlich am Lorenzbusen (Neufundland, Neubraunschweig, Neuschottland, sind berüchtigt durch rauhes, nebeliges Klima, das in Neufundland kaum noch Ackerbau erlaubt.

Die Gesamtbevölkerung N.s beläuft sich auf 65 Mill. Seelen (ohne Centralamerika und Westindien). Hiervon entfallen etwa 8 auf die Indianer und Mestizen, 6½ auf die Neger und Mulatten, vielleicht ⅛ Mill. auf die Chinesen, und die übrigen 49—50 Mill. auf die Einwohner des europ. Stammes. Die einzelnen Länder N.s sind: Mexiko, die Vereinigten Staaten, die brit. Besitzungen, welche den ganzen Teil nördlich von den Vereinigten Staaten umfassen, die zwei kleinen franz. Inselchen St.-Pierre und Miquelon bei Neufundland, endlich Grönland mit den dän. Niederlassungen.

Nordamerikanische Freistaaten, s. Vereinigte Staaten von Amerika.

Nordamerikanische Litteratur. Bis tief in das erste Viertel des 19. Jahrh. ward in England die bloße Bezeichnung «Amerikanische Litteratur» als eine ironische aufgefaßt. Man rechnete solche Erscheinungen, denen man einen gewissen Wert nicht absprechen konnte, einfach zur englischen Litteratur. Zu letzterm war man in gewissem Sinne berechtigt, denn der bei weitem größte Teil aller bis dahin in Amerika erschienenen Werke war theol., polit. oder naturwissenschaftlichen Inhalts und bot wenig oder gar keine Besonderheiten dar, welche den Anspruch auf einen nationalen Charakter hätten begründen können. Was auf dem Gebiete der Litteratur geleistet worden war, entzog sich jeder Beachtung europ. Beurteiler und war meist sehr unbedeutend. Allein in der kurzen Zeit eines halben Jahrhunderts hat sich in den Vereinigten Staaten eine eigene reiche und vielversprechende Litteratur entwickelt. An äußerm Umfang mit den zeitgenössischen Litteraturen der westeurop. Kulturvölker wetteifernd, hat sie nicht bloß alle Gebiete der exakten und spekulativen Wissenschaften in ihren Bereich gezogen und ebenso zahlreiche wie wertvolle Beiträge zu den Forschungsresultaten beider geliefert, sondern auch auf dem Gebiete der Dichtung sich einen ehrenvollen Platz errungen. Die Charakterzüge der nordamerik.

Schriftsteller und Dichter sind im wesentlichen dieselben, die auch den Volkscharakter des Angloamerikaners von dem des Engländers unterscheiden. Große Beweglichkeit, Behendigkeit und Leichtigkeit in der Handhabung der Sprache, kecker Freimut und muntere Laune vereinigen sich mit einer an Sentimentalität streifenden Innigkeit der Empfindung für das Schöne, dessen Ideale jedoch nicht in den Werken der bildenden Kunst oder in den Geschichtsüberlieferungen vergangener Jahrhunderte, sondern in der Natur und den sittlichen Beziehungen der Menschen untereinander gesucht werden. Dazu kommt ein kräftiger Realismus in der Erfassung gegebener Dinge und Verhältnisse. In den Darstellungen menschlichen Empfindungslebens nimmt die Beziehung auf die Befriedigung des Ich eine weit bescheidenere, dagegen die auf sittlich harmonische Gestaltung der außerhalb des Subjekts liegenden Verhältnisse eine weit hervorragendere Stelle ein als in den modernen dichterischen Werken Englands oder Deutschlands. Die selbstsüchtige Liebe zum Individuum tritt vor dem Wohlwollen für die Gesamtheit in Familie, Staat und Menschheit als minder berechtigt zurück.

In den noch ziemlich unbedeutenden Versuchen zu amerik. Litteraturgeschichten nimmt man drei Perioden an, von welchen die erste die Kolonialzeit (1620—1775), die zweite die Übergangsstufe zur vollen Herausbildung eines selbständigen nationalen Geisteslebens (1775—1820), die dritte die Zeit seit 1820 umfaßt. Das erste in Amerika gedruckte Buch war ein Gesangbuch: «Bay Psalm Book» (Cambr. 1640), das im Laufe eines Jahrhunderts 70 Auflagen erlebte; das erste Originalwerk (Gedichte von Anne Bradstreet) erschien 1678 in Boston. Während des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrh. gingen aus den Buchdruckerpressen von Neuengland eine große Menge theol. Werke, meistens Kontroversschriften hervor, von denen heute kaum noch die Titel bekannt sind. Eine Konkordanz von John Newman erwarb sich auch in England ein gewisses Ansehen. Cotton Mather (1663—1728), in übelm Andenken als Hexenverfolger und starrer Zelot stehend, schrieb nicht weniger als 382 Schriften, darunter viele Predigten. Eine schwerfällige Abhandlung von Jonathan Edwards (1703—58) über Willensfreiheit gilt für eins der klassischen Werke der engl. theologischen Litteratur. Unter den zahlreichen Sektenschriftstellern jener Periode ist der Quäker John Woolman (1720—73) zu erwähnen als der erste, der die Negersklaverei bekämpfte. An histor. Schriften war die Kolonialperiode reich genug; allein sie gehören fast alle dem Bereich der Chronik, der Monographie und Kompilation an. Von poetischen Werken jener Zeit ist nur ein Drama: «The prince of Parthia», von Thomas Godfrey, zu nennen. Der Einfluß der engl. Essayisten zu Anfang des 18. Jahrh. macht sich in Franklins «Poor Richard» bemerkbar. In der Dichtkunst galt Pope als einziges Muster.

Mit dem Beginn der Kämpfe gegen England und der zweiten Periode (1775—1820) entwickelte sich in den Vereinigten Staaten ein reges polit. Leben, das auf die Litteratur von wesentlichem Einfluß ward. Das ausschließliche Interesse, welches bis dahin die Theologie in Anspruch genommen hatte, wandte sich nun der Tagespolitik und den Staatswissenschaften zu. Pamphlete und Broschüren, welche den Lehren der Encyklopädisten und Rousseaus eine praktische Anwendung auf die sich neu gestaltenden staatlichen Zustände gaben, wurden veröffentlicht. Unter den polit. Schriftstellern, welche in dieser Form bemerkenswerten Anteil an der Errichtung der Republik nahmen, sind zu nennen: James Otis (1725—83), John Dickinson (1732—1808), Josiah Quincy jun. (1744—75); dann der feurige, nachmals auch in der Französischen Revolution bekannt gewordene Thomas Paine (1737—1809); Timothy Pickering (1745—1829); die spätern Präsidenten Thomas Jefferson und John Adams; vor allen Dingen der geistreiche Theoretiker der neugegründeten Regierungsform, Alexander Hamilton, dessen «Federalist» noch heute in hohem Ansehen steht. An Geschichtswerken erschienen in dieser Zeit unter andern: eine Geschichte der Revolution von W. Gordon; amerik. Annalen von Abiel Holmes, lange eine Hauptautorität für die frühere Geschichte des Landes; eine Geschichte von Neuengland von Hannah Moore, und endlich eine Biographie Washingtons von Marshall u. a. Geogr. Erforschungen des Kontinents wurden, sobald die Vereinigten Staaten aus ihren Kolonialbeziehungen traten, mit großem Fleiß betrieben und ihre Resultate in wissenschaftlichen Werken von bleibendem Werte niedergelegt. So von Jonathan Cower, der zuerst die westlich vom Mississippithale gelegenen Gegenden erforschte, während die östlich gelegenen schon früher von John Bartram (1701—77) beschrieben waren, und von Lewis und Clarke, den ersten Erforschern des Felsengebirges. Als Schilderung des sozialen Lebens jener Periode haben die «Letters from an American farmer» Wert. Unter den theol. Schriftstellern sind zu nennen die Calvinisten Jonnthan Edwards, Samuel Hopkins, Timothy Dwight, der Anglikaner William White und John Murray, Stifter der Universalisten. Als Mathematiker erwarb sich David Rittenhouse einen Namen, als Mediziner Benjamin Rush durch sein Werk über Geisteskrankheiten. Der Botaniker und Ethnograph B. S. Barton, der Ornitholog Alexander Wilson, der Chemiker S. L. Mitchill verdienen Erwähnung. Die schöne Litteratur hatte in dieser Periode wenig Vertreter. Philip Freneau (1752—1832), der Dichter des Unabhängigkeitskriegs, schrieb Verse, die immerhin Kraft der Diktion und Phantasie zeigen; John Trumbull (1750—1831) ein komisches Epos «McFingal»; der Theolog Timothy Dwight (1752—1817) in ebenso glatten als platten Versen das Epos «The Conquest of Canaan»; Joel Barlow (1755—1812) die von seinen Zeitgenossen zwar geschätzte, heute indessen nur noch als poetisches Monstrum citierte «Columbiad». Charles B. Brown ist als erster und zugleich sehr fruchtbarer amerik. Romanschriftsteller zu nennen, neben ihm Brackenridge (1748—1816, «Modern chivalry») und Fr. Hopkinson (1737—1791, «The Battle of the kegs») als Humorist und Satiriker.

Das Erscheinen des «Sketch book» von Washington Irving, mit welchem die dritte und bis auf die Gegenwart reichende Periode ihrer Litteratur beginnt (1820), gilt den Amerikanern als epochemachend besonders in ihrer prosaischen Litteratur. Auf dem Gebiete der Prosa ist seitdem von den Amerikanern namentlich eine eigentümliche Vermischung des engl. Essay und des franz. Feuilleton, eine Art von populär-philos. Abhandlung in der anmutigen Form munterer und lebendiger

Plaudereien mit großem Erfolg ausgebildet worden. In dieser Form haben die geistvollsten der jetzt lebenden Prosaiker Amerikas mit Vorliebe ihre Gedanken populärisiert. Hier macht sich auch in derjenigen metaphysischen Richtung, welche in den Neuengland-Staaten durch die hervorragendsten geistigen Größen vertreten ist, der Einfluß deutscher Philosophie bis zu den jüngsten Ausläufern der Hegelschen Schule herab und der deutschen klassischen Dichtkunst sehr bemerkbar. Ralph Waldo Emerson (s. d.), der durch die Eigentümlichkeiten seines oft fast bizarren Stils an Carlyle erinnert, ohne übrigens in Gedankengemeinschaft mit ihm zu stehen; der von Geist und Witz übersprudelnde Oliver Wendell Holmes («The autocrat of the breakfast table»); ferner Henry D. Thoreau, der an zarter Sinnigkeit, an Durchdringung des Naturlebens mit edler menschenfreundlicher Empfindung und an mikroskopischee Schärfe der Beobachtung unerreicht dasteht, ragen hier vor allen hervor. Um sie gruppiert sich eine große Menge Schriftsteller, welche einen litterarischen Sammelpunkt in dem zu Boston erscheinenden «Atlantic Monthly» gefunden haben. Ein etwas leichteres Genre derselben Spezialität wird durch eine Zahl von Schriftstellern vertretern, die durch ihren lebendigen, anmutigen, zuweilen fast prickelnden Stil eher an franz. als an deutsche Art erinnern, wie G. W. Curtis, Howells, B. Taylor, F. S. Cozzens, Donald Mitchell (J. Marvel) u. a.

In den weitesten Kreisen bekannt geworden sind die Historiker George Bancroft (s. d.), William H. Prescott (s. d.), John L. Motley (s. d.) und Francis Parkman. Alle vier zeichnen sich ebenso sehr durch gründliches und umfassendes Quellenstudium wie durch scharfe Sichtung und plastische Darstellung des Stoffs, sorgfältige Entwirrung psychol. Probleme und durch blühenden Stil aus. Richard Hildreth und James Schouler haben vortreffliche allgemeine Geschichten der ersten 30 Jahre der Republik geschrieben. Unter den zahlreichen Geschichten einzelner Staaten oder Landesteile ragen als besonders wertvoll die Werke von John G. Palfrey, John R. Brodhead, Timothy Flint, Horace E. Scudder und besonders Henry C. Lodge hervor. Die Geschichte der Urbewohner Nordamerikas haben mit großem Forscherfleiß S. G. Drake, F. L. McKenney und James Hall, George Catlin, W. L. Stone, L. H. Morgan und besonders Henry Rowe Schoolcraft (1793—1864) behandelt. Über den Bürgerkrieg schrieben Frank Moore, Horace Greely, Alex. H. Stephens, John W. Draper, Wilson, während General Sherman, Lieutenantgeneral Scott, General Grant u. a. Reminiscenzen geschrieben haben. Die allgemeine Weltgeschichte hat keine Bearbeitung gefunden, die sich über das Niveau der Kompilation erhebt; doch sind außer den Werken Motleys, Prescotts, Francis Parkmans, John F. Kirks wertvolle Beiträge zur Einzelgeschichte Europas veröffentlicht worden. Dazu gehört vor allen George Ticknors «History of Spanish Literature» (1849), welches für das beste derartige Werk gilt. B. Mayer und Hubert H. Bancroft sind häufig citierte Autoritäten über die Geschichte Mexikos. Noch sind zu nennen die Werke von Parke Godwin (Frankreich), B. Taylor (Deutschland), H. Wheaton (Normannen), Phil. Schaff (apostolische Kirche), H. H. Milman (Juden) u. s. w. Die amerik. Litteraturgeschichte ist von R. W. Griswold, J. S. Hart, C. D. Cleveland, E. A. und G. L. Duyckinck, S. A. Allibone, Chas. F. Richardson, A. H. Welsh u. a. behandelt worden. Unter den Biographen sind vorzugsweise Washington Irving, Jared Sparks, Geo. W. Greene, Josiah Quincy, G. Tucker, H. S. Randall, Chas. F. Adams, W. C. Rives, J. C. Hamilton u. a. zu nennen.

Auf dem Gebiet der Dichtung in Prosa steht Washington Irving (1783—1859) obenan. Sein «Knickerbocker's history of Newyork» (1809) hat den Ufern des Hudsonstroms einen poetischen Reiz verliehen. Die feine Zartheit und Sinnigkeit seiner Konzeption, die naive Schalkhaftigkeit und Drolligkeit der von ihm gezeichneten Figuren aus der holländ. Zeit sichern dem Werke einen bleibenden Wert. Sein «Sketch Book» ist der feinen Schilderungen wegen auch heute noch beliebt. Von den Zeitgenossen Irvings verdienen Erwähnung: James K. Paulding (1778—1860), dessen bestes Werk «The Dutchman's Fireside» (1813) ist, Joseph R. Drake (1795—1820) und Fitz-Greene Halleck (1790—1867). James F. Cooper (s. d.) ward durch seine, den Widerstreit zwischen der eindringenden europ. Kultur und der Unkultur der Indianer schildernden Romane das Urbild für zahllose Nachahmer, unter welchen als bessere zu nennen sind: Frl. Catherine M. Sedgwick, Wm. G. Simms, der mit Vorliebe die südl. Staaten zum Schauplatz seiner Dichtungen wählt, u. a. Nathaniel Hawthorne (s. d.) gelangte zu hoher Anerkennung wegen der Eleganz und Reinheit seines Stils, der Zartheit seiner Darstellungen seelischer Zustände, der Kraft und Schärfe in seinen Schilderungen der Schattenseiten des Lebens. Von den Novellistinnen dieser Zeit ist Harriet Beecher Stowe die populärste; sie hat jedoch mit keinem ihrer Romane einen so beispiellosen Erfolg erreicht wie durch «Uncle Tom's cabin». Nach 1861 thaten sich besonders hervor: Cincinnatus Heine Miller (s. d.), Francis Bret Harte (s. d.), der den Kulturroman durch seine poetische Verklärung der californischen Anfänge ein neues Feld erobert. Durch seinen Humor und glänzende Darstellungsweise zeichnet sich gegenwärtig vor allem Howells (s. d.) aus. Von dem 1861 in der ersten Schlacht des Bürgerkriegs gefallenenen Theodore Winthrop sind später die folgenden drei trefflichen Novellen erschienen: «Cecil Dreeme», «John Brent» und «Edwin Brothertoft». Das Pionierleben in den uncivilisierten Vorposten der westl. Civilisation hat Edward Eggleston in seinen Novellen («The hoosier schoolmaster», «The end of the world», «The mystery of Metropolisville», «The circuit rider») beschrieben, während Henry James jun. («Roderick Hudson», «The American», «Watch and ward», «The portrait of a lady») eine Gleichgültigkeit in der Lokalfärbung zeigt, die ihm viele Vorwürfe eingebracht haben. Der kurzen Erzählungen wegen («Men, women and ghosts», 1869) hat sich Elizabeth Stuart Phelps einen Namen gemacht. Ihre Novellen erinnern hier und da an P. Heyse. Ein Günstling der Kinder ist Louisa May Alcott, die durch ihre «Little women» große Anerkennung gefunden hat. Durch glänzenden Stil und fast zu große Einbildungskraft zeichnet sich Harriet Prescott Shofford in ihren «Sir Rohan's ghost» (1859), «The amber gods» (1863), «Azarian» (1864) aus. Andere Novellisten dieser Zeit sind: George W. Cable, Albion W. Tourgee, der Norweger Hjalmar

Hjork Boyesen und die Frauen Rebecca H. Davis, Adeline D. T. Whitney, Louise Chandler Moulton, Frances Hodgson, Anne M. Crane Seemuller u. a.

Eine spezifisch amerik. Form der humoristischen Erzählung, für welche Seba Smiths «Major Jack Downing» den Typus bildet, eine drollige, durch Benutzung der hinterwälder Mundart oder Kakographie gewürzte Mischung von Eulenspiegelei und Münchhausiade, ist in neuester Zeit mit Eifer kultiviert worden. Besonders ausgezeichnet haben sich hierin: B. P. Shillaber (pseud. Mrs. Partington), George D. Prentice, George H. Derby (John Phoenix), Charles F. Browne (Artemus Ward), Henry W. Shaw (Josh Billings), Petroleum V. Nasby (David Roß Locke), Robert H. Newell und besonders Samuel L. Clemens (Mark Twain), in welchem die tollste Lustigkeit, die derbste, auf Übertreibung begründete Komik ihren erfolgreichen Vertreter findet. Weniger toll und derb ist Charles D. Warner; Edward E. Hale hat besonders durch seine vorzügliche Skizze «A man without a country» Aufsehen erregt. Thomas W. Higginson schilderte in «Malboae» das Leben in Newport trefflich, während Mary A. Dodge (Gail Hamilton) in «First love is best» eine lesenswerte Novelle des modernen Lebens lieferte.

Die lyrische Poesie ist außerordentlich reich, die epische fast gar nicht (Longfellows «Hiawatha» ist indes rühmend zu erwähnen), die dramatische nur durch äußerst wenige Erscheinungen vertreten, denen ein wirklicher litterarischer Wert zuzuschreiben ist. Von den Deutsch-Amerikanern verdienen Erwähnung: Butz, Zuendt, Schnake, Precht, Heinzen, Dilthey, Müller und Knortzer. Unter den Lyrikern steht obenan William C. Bryant (s. d.), neben ihm H. W. Longfellow, welcher in Deutschland durch zum Teil treffliche Übersetzungen bekannt ist. Richard H. Dana ist als Dichter des Seelenlebens durch Tiefe und Reinheit ausgezeichnet. J. G. Percival (gest. 1856), ein Vertreter des Weltschmerzes, zeigt große Herrschaft über Sprache und Metrum. Fitz Greene Halleck, einer der volkstümlichsten Dichter, zeigt eine kräftige, männliche Sprache sowie derben Realismus. G. P. Morris ist ein erfolgreicher Liederdichter, Edgar A. Poes Gedichte trogen denselben düstern, ergreifenden Charakter wie seine Erzählungen. J. G. Whittier, ein Quäker, in weit richtigerm Sinne als Longfellow der Hauptdichter von Neuengland, gibt tiefen sittlichen Überzeugungen eine Form, die an ergreifender Gewalt oft mit den Chorälen Luthers, an Zartheit mit Hölty wetteifern. James R. Lowell, voll reicher Phantasie, geregelt durch feinsten ästhetischen Formensinn, steht auch als polit. Schriftsteller unerreicht in der kurzen anschaulichen Charakteristik von Situationen und Menschen. Oliver W. Holmes ist besonders genial in seinem Humor, weniger glücklich in reflektierender Poesie, in seinen prosaischen Schriften von attischer Feinheit und kaustischem Witz auf dem nie außer Acht gelassenen Hintergrunde sittlichen Ernstes. J. G. Saxe hat durch seine derbe Komik hohe Popularität erlangt. Die Zahl der Dichter zweiten Ranges ist sehr groß. Es können daraus hervorgehoben werden G. H. Boker, Bayard Taylor, R. H. Stoddard, W. A. Buttler (zuerst als Satiriker bekannt geworden), John Hay, Thomas B. Aldrich, John James und seine Frau Sallie M. Piatts, Henry Timrod, Paul H. Hayne, Forceythe Willson, Elbridge J. Cutler, George P. Lathrop, Ch. G. Leland (Polyhistor, Übersetzer der Heineschen «Reisebilder», ganz von deutschem Wesen durchdrungen), E. C. Stedman, besonders ausgezeichnet durch seine markig-kräftigen Kriegspoesien, und Charles G. Halpine, der unter dem Namen Private Miles O'Reilly zum Béranger des Bürgerkriegs geworden ist und in glücklichster Weise den ihm angestammten irischen Charakterzügen einen berechtigten Platz in der amerik. Poesie erobert hat. Von Dichterinnen sind zu nennen die Schwestern Alice und Phöbe Cary, Edna D. Proctor, Frau Julia W. Howe («Hyma of the Republic»), Maria Brooks (gest. 1845), Frau F. S. Osgood und Helene Fiske Jackson. Als Dramatiker haben sich versucht G. H. Boker («Calaynos»), J. B. Payne («Brutus»), N. P. Willis und Epes Sargent. Als Übersetzer fremder Dichtungen haben Longfellow (Tegnérs «Nachtmahlskinder», und Dante), C. T. Brooks und Bayard Taylor (beide mit Goethes «Faust»), T. W. Parsons (Dante), Leland (Heine) und George Ticknor (span. Romanzen) Vorzügliches geleistet. Taylors «Faust» ist eine klassische Leistung.

Unter den periodischen Zeitschriften nimmt die 1815 gestiftete «North American Review» den ersten Rang ein. Die Monatsschriften «New Englander» (New-Haven), «Princeton Review», «Unitarian Review», «Catholic World» ꝛc. sind alle mehr oder weniger religiös gefärbt, während «The Atlantic Monthly» (Boston), «The Century» (Neuyork) und «Harper's New Monthly Magazine» (Neuyork) rein litterarische Monatszeitschriften sind. Die Zahl der hervorragenden öffentlichen Redner ist nicht groß. Die bedeutendsten sind Daniel Webster (s. d.), John C. Calhoun (s. d.), Henry Clay (s. d.), Edward Everett (s. d.), Rufus Choate, Wm. H. Seward (s. d.), Charles Sumner (s. d.), Robert C. Winthrop, Wm. Lloyd Garrison, Wendell Phillips (s. d.), Karl Schurz, Roscoe Conklin, George W. Curtis, R. Ingersoll, Joseph Cook u. a. Als Kanzelredner haben sich ausgezeichnet: Theodore Parker, Henry Ward Beecher und Ph. Brooks, sehr populär sind noch Thomas De Witt Palmoge und Felix Adler. Als originalster Denker auf dem Gebiete der Volkswirtschaft, oder, wie er sie nennt, der Gesellschaftslehre, steht Henry Charles Carey (s. d.) obenan. Francis Wayland, Franz Lieber (s. d.) und Theodore D. Woolsey haben wertvolle Werke über Staatsrecht geschrieben, John W. Draper über dasselbe in seiner Verbindung mit der kulturgeschichtlichen Entwickelung, Albert Gallatin und besonders Francis A. Walker über Finanzwirtschaft. Die «Political Economy» (1883) des letztern erregte großes Aufsehen. Hervorzuheben sind noch: Lester F. Wards «Dynamic sociology or applied social science» (1882), W. G. Sumners «What social classes owe to each other» und besonders Henry Georges «Progress and poverty» und «Social problems».

In der Litteratur der Fachwissenschaften ist die Jurisprudenz zwar durch zahllose Kompilationen, aber durch sehr wenige philos.-histor. Werke vertreten. James Kents Kommentarien über das amerik. Recht sind Hauptautorität; neben ihnen die Werke Storys, Parsons, Greenleafs, Starkes, Waits, Bishops, Roscoes, Pomeroys, Biglows, Benjamins, Daniels, Washingtons, Hilliards und Redfields. Henry Wheaton und Thomas M. Cooley gelten auch in England für bedeutende

Völkerrechtslehrer. Edward Livingtons Arbeiten über das Strafrecht ſind bis jetzt die erfolgreichſten Verſuche geweſen, den ganz empiriſch planlos zuſammengewürfelten Elementen des amerik. Strafrechts die Geſtalt eines logiſch geordneten Syſtems zu geben. Neuerdings hat Francis Wharton Bedeutendes auf dieſem Gebiet geleiſtet.

Für die theologiſche Litteratur bildet das reich entwickelte Sektenweſen einen ſehr fruchtbaren Boden, doch iſt die Summe der wirklich wertvollen Beiträge zur theol. Forſchung verhältnismäßig ſehr gering. Die deutſche theol. Litteratur ſteht im höchſten Anſehen und liefert den amerik. Theologen Material zu ihren Werken. In der Bibeltritik haben Edward Robinſon, M. Heilprin, T. C. Murray, G. R. Noies, Moſes Stuart, Ezra Abbot und J. W. Alexander ſich Verdienſte erworben. Die hervorragendſten theol. Schriftſteller ſeit 1812 ſind: Wm. Ellery Channing, Henry Ware (Vater und Sohn), Andrew Norton (Unitarier), Samuel Worceſter, Leonard Woods (konſervative Kongregationaliſten), Lyman Beecher, die Alexanders, Chaſ. Hodge, Wm. G. T. Shedd, Mark Hopkins, Nehemiah Adams, John Todd und Edwards A. Park, welche die Trinitarienſeite verteidigten; ferner: Orville Dewey, Wm. H. Turneß, James F. Clarke, Henry W. Bellows, Andrew P. Peabody, Wm. R. Alger, Theodore Parker und Ed. Hale (Unitarier), Charles Hodge (Presbyterianer), James McCoſh, N. Porter, Wm. S. Perry, Chaſ. P. McIlvaine und Ph. Brooks (Epiſkopalen), G. B. Cheever, George Punchard und Henry M. Dexter (Kongregationaliſten), Henry W. Beecher (früher Kongregationaliſt, jetzt unabhängig), E. H. Gillett und Albert Barnes (Presbyterianer), George Buſh, Henry James und Theophilus Parſons (Swedenborgianer), Francis Wayland, Ezekiel G. Robinſon und T. J. Conant (Baptiſten), Edwin H. Chapin (Univerſaliſt), John McClintock (Methodiſt), Erzbiſchöfe Martin J. Spalding, John Hughes und Kardinal John McCloskey (Katholiken), Ph. Schaff (reformiert), S. S. Schmucker (Lutheraner), C. F. W. Walther und Prof. Schmidt (Altlutheraner).

Die ſpekulative Philoſophie wird nur wenig kultiviert. Von dem «Journal of Speculative Philosophy», welches von Wm. T. Harris in Concord (Maſſachuſetts) herausgegeben wird, iſt (1885) der XVIII. Band erſchienen. Die Einflüſſe der deutſchen Philoſophie ſind beſonders in der Neuengland-Schule von Denkern und Theologen deutlich erkennbar. C. S. Henry und O. W. Wight haben die eklektiſche Philoſophie Victor Couſins eingeführt, Comtes Philoſophie des Poſitiven hat mehrfach Bearbeiter gefunden. Samuel Tyler hat einen «Discourse» über die Philoſophie Bacos geſchrieben. Von neuern philoſ. Schriftſtellern ſind die bedeutendſten: James McCoſh, John Fiſke, John Bascom, L. P. Hickok, John F. Hurſt, Noah Porter, Chaſ. E. Norton, Francis Bowen, George S. Morris, B. P. Bowne, Edward J. Hamilton, S. Harris. Um die engl. Philologie haben ſich die Lexikographen Noah Webſter (1758—1843) und Joſeph E. Worceſter (1784—1865), ſowie der Linguiſt George P. Marſh, J. R. Bartlett, Goold Brown, W. C. Fowler u. a. ſehr verdient gemacht, um das Studium der Indianerſprachen John Pickering, Albert Gallatin, H. R. Schoolcraft, P. E. Duponceau, E. G. Squier, W. W. Turner, Frau M. H. Caſtman und J. Hammond Trumbull. Von archäolog. Forſchern ſind hervorzuheben: Schoolcraft, Bradford, Squier, J. W. Foſter, H. H. Bancroft, Baldwin, Baudelier u. ſ. w., von Ethnologen Morton, Nott, Gliddon, Agaſſiz, John Bachman, Bartlett und G. Brühl.

Von außerordentlichem Reichtum, wenn man die zahlreichen, halb belletriſtiſchen Reiſewerke dazurechnet, iſt die geographiſche Litteratur der Vereinigten Staaten. Bayard Taylor hat ſeine Reiſen durch faſt alle Länder der Alten Welt in einem gefälligen Stil beſchrieben. Andere Reiſeſchriftſteller ſind Frau Harriet B. Stowe, Ch. L. Brace, Sam. W. Williams, R. H. Dana, J. L. Stephens, G. W. Curtis, H. T. Cheever, E. G. Squier, Eugene Schuyler, Henry M. Stanley, Denton J. Snider, H. Lansdell, W. H. Biſhop, G. P. Lathrop u. a. Unter den auf Koſten des Bundes veröffentlichten Berichten über die von der Regierung ins Werk geſetzten Erforſchungsexpeditionen ſind am berühmteſten und für die Wiſſenſchaft ergiebigſten die über Wilkes Erdumſegelung, über Freemonts Forſchungen im Felſengebirge, über Marcys Erforſchung des Red-River-Gebiets, über Perrys Expedition nach Japan, über Herndons und Gibbons Erforſchung der Quellgebiete des Amazonenſtroms, über W. F. Lynchs Exploration des Toten Meers, über die Vermeſſungen der Territorien. Ferner ſind als wertvoll zu nennen: «Cruise of the U. S. Steamship Corwin in Alaska and the Northwest Arctic Ocean, in 1881, with notes on Glaciation, Natural History, and Anthropology», von John Muir, E. Nelſon und Dr. Irving Roſſe; der Bericht des E. Kane über ſeine Nordpolfahrt und der Halls über ſeinen mehrjährigen Aufenthalt bei den Eskimos.

In den verſchiedenen Fächern der Naturwiſſenſchaft haben ſich als Schriftſteller beſonders ausgezeichnet die Zoologen: A. Wilſon (geſt. 1813), Prince Bonaparte, Richard Harlan, John D. Godman, Bartram, Barton, Audubon (ſ. d.), Agaſſiz (ſ. d.), Thomas Say (geſt. 1834), John Le Conte, John Lawrence Le Conte, T. W. Harris (geſt. 1856), Dana (ſ. d.), Baird (ſ. d.), Joſeph Leidy, Elliott Coues, H. Nehrling, J. A. Allen, A. E. Verrill, A. S. Packard, A. Hyatt, W. K. Brooks; die Paläontologen: James Hall, Meek, Billings, Dawſon, Leidy, Cope, Marſh (ſ. d.), W. P. Scott, H. F. Osborne; die Embryologen: Alex. Agaſſiz, Jeffries Wyman; die Anthropologen: Morton, Davis, E. G. Squier, Pickering, L. H. Morgan u. a.; die Botaniker: Gray (ſ. d.), John Torrey (geſt. 1873), George Goodall, C. E. Beſſey, Engelman, George Vaſey, J. B. Ellis, W. G. Farlow, C. H. Peck, Wm. Treleaſe, De Salmon, W. G. Tarlere, Francis Nolle, H. Baldwin, A. G. Foerſte, Chaſ. S. Sargent; die Mineralogen und Geologen: Edward Hitchcock (geſt. 1864), G. K. Gilbert, R. D. Irving. Von den zahlreichen Veröffentlichungen der Vereinigten Staaten verdienen vor allem die geolog. und geogr. Aufnahmen Erwähnung. Der Bericht «Cruise of the U. S. Steamship Corwin in Alaska and the Northwest Arctic Ocean, in 1881» von John Muir, E. Nelſon und Dr. Irving Roſſe iſt ein ſehr bedeutendes Werk. Als Chemiker haben ſich hervorgethan: Benjamin Silliman (geſt. 1864), ſein Sohn Benjamin, Draper (ſ. d.), Edward L. Youmans; als Phyſiker: Matthew F. Maury (geſt. 1873), Henry (ſ. d.), Benjamin Peirce, Emory McClintock. Die

größte Thätigkeit herrscht unter den Astronomen. Die neuen Sternwarten, neue Hilfsmittel, Anregungen von andern Ländern haben eine große Anzahl Beobachtungen und Entdeckungen und infolge dessen auch eine verhältnismäßig große Anzahl Werke, Abhandlungen u. s. w. hervorgerufen. In erster Linie müssen die astronom. und meteorol. Beobachtungen, welche auf Kosten der Vereinigten Staaten-Regierung gedruckt werden, die Veröffentlichungen der Direktoren der einzelnen Sternwarten, welche auf Kosten der resp. Staaten gedruckt werden, erwähnt werden. Besonders ausgezeichnet haben sich: S. W. Burnham, W. Chauvenet (gest. 1870), Gould (s. d.), Hall (s. d.), Edward S. Holden, S. P. Langley, Elias Laamis, Simon Newcomb, S. Pickering, G. C. Watson (gest. 1880), Chas. A. Young, W. Farrel. Wertaalle Arbeiten über Mathematik erscheinen in dem «American Journal of Mathematics» (7 Bde., Baltimore), welches van S. Newcamb und Th. Craig redigiert wird. Beiträge zur Kriegswissenschaft haben geliefert: W. Scott (gest. 1866), Henry W. Halleck (gest. 1872), Wm. J. Hardee (gest. 1873), John A. Dahlgren (gest. 1870), E. Upton u. a.

Auch auf dem Gebiete der Medizin herrscht große Thätigkeit. Deutsche mediz. Werke und Zeitschriften finden zahlreiche Verehrer. Dabei sind in fast allen größern Städten des Landes mediz. Colleges entstanden, die auf wissenschaftliche Ausbildung immer mehr Gewicht legen und die besten Kräfte des Landes für ihre Zwecke dienstbar machen. Unter den mediz. Schriftstellern der neuesten Zeit sind hervorzuheben: F. H. Hamilton, S. W. Groß, G. Thomas, T. A. Emmet, L. A. Steinson, L. A. Sayre, Karl Heitzmann, A. Flint, A. Flint jun., John C. Dalton, Th. Markoe, Ferd. Barker, Wm. Goodell, D. H. Agnew, John H. Packard, R. Bartholow, John Ashhurst, Wm. H. Byford, N. S. Davis, L. S. Pilcher, J. H. Bigelaw, G. M. Sternberg, F. V. Otis u. a. Besonderes Aufsehen haben die Arbeiten des deutschen Arztes N. Senn in Milwaukee gemacht.

Über die Kunst schrieben: G. W. Bethune, W. Dunlap, C. C. Lester, W. T. Tuckermann, D. O. Townley, M. Louise McLaughlin, A. L. Vago, K. Robert, W. J. Linton, G. O. Hamertan u. s. w.

Als pädagogische Schriftsteller machten sich Horace Mann (gest. 1859), Wm. T. Harris, Frl. Anna C. Brackett, E. E. White, John Hancock, W. F. Phelps, J. P. Wickersham, Andrew Rickoff, W. D. Heukle und A. Schueck aerdient. Über das höhere Schulwesen schrieben Adams, Butts, Hall, Osgood, Gage und A. Ten Brook.

Sehr reich ist auch die landwirtschaftliche Litteratur, besonders an Monographien, welche größtenteils durch die landwirtschaftlichen Versuchsstationen in Connecticut (seit 1876), Neuyark, Ohio, Wiseonsin, Northcarolina, Massachusetts, Neujersey und Maine heraorgerufen wurden. Auf Kosten der Regierung wird jährlich ein Bericht über Landwirtschaft herausgegeben, der in neuester Zeit äußerst wertaoll war. Außerdem veröffentlichen viele Staaten jährlich Berichte, welche Belehrungen über die Bedingungen eines rationellen Wirtschaftsbetriebes bieten, die auch dem Unbemitteltsten zugänglich gemacht werden. Zu den bedeutendsten Werken der Neuzeit gehören: Sam. W. Johnson, «How crops grow» und «How crops feed» und H. P. Armsbys «Science of cattle feeding».

Unter den encyklopädischen Werken sind hervorzuheben: Liebers Bearbeitung des Brockhausschen Conversations-Lexikon (14 Bde., Philadelphia 1830—47); Alex. J. Schems «Deutsch-amerik. Conaersations-Lexikon» (11 Bde., Neuyark 1869—74); George Ripley und Charles A. Dana, «The American Cyclopaedia» (16 Bde., Neuyork 1873—76, mit jährlichem Nachtragsband). Die Bibliographie wurde von Rohrbach, Putmann, Ludwig, Stephens, Steiger, Sabin u. a. behandelt. Ausgezeichnet ist Allibones «Dictionary of Authors» (Philadelphia 1871).

Die deutsch-amerikanische Litteratur ist verhältnismäßig gering. Sie wuchs empor unter ungünstigen Verhaltnissen. Wenn sich dennoch bald nach der ersten deutschen Einwanderung Spuren litterarischer Thätigkeit finden, so sind dieselben fast ohne Ausnahme Belege für die Ursachen, welche in erster Reihe den Anstaß zur Auswanderung gaben, alsa religiösen und politischen Charakters. Franz Daniel Pastorius schrieb vier lat. Traktate, Kelpius Briefe und Gedichte in weitschweifendem Stil und Conral Beißel «Göttliche Liebes- und Lobesgethöne» (1730) u. s. w. Im J. 1743 erschien eine deutsche Bibel, die erste auf dem westl. Kantinente in einer europ. Sprache gedruckte. Außerdem druckte B. Franklin unter anderm deutsche Andachts- und Erziehungsbücher. Am 20. Aug. 1739 erschien die erste deutsch-amerik. Zeitung, der «Hochdeutsche Pennsylvanische Geschichtschreiber», um bald als «Der Berichter» und seit 1745 wöchentlich als «Germantowner Zeitung» veröffeatlicht za werden. Crellius gab seit 1743 ein wöchentliches Blatt «Deutsche Zeitung» und G. Armbrüster eine halbwöchentliche heraus; wichtiger ist der aan H. Miller in Philadelphia herausgegebene «Pennsylvanische Staatsbote» (1762—79). Die «Philadelphia Korrespondenz» erschien von 1775 bis 1788 und der «Reading-Adler» (von 1789 an), der die älteste noch jetzt bestehende deutsche Zeitung des Landes ist. Überhaupt mehrte sich bis Ende des 18. Jahrh. die Zahl der deutsch-amerik. Blätter stark. In dem ersten halben Jahrhundert der Republik gab es nur deutsche Zeitungen, keine Bücher. Von diesen war «Der amerik. Korrespondent» in Philadelphia (1825—32) die beste.

Zu den Größen der deutsch-amerik. Litteratur zählt besonders Therese A. L. Robinsan, geborene von Jacob, welche unter dem Pseudonym Talvj außer zahlreichen Schriften in engl. Sprache die «Unechtheit der Lieder Ossians», «Geschichte der Kolonisation von Neaengland» und «Über die indian. Sprachen Amerikas» verfaßte. Hervorragend im Bereiche der Philosophie sind J. L. Stallo (Cincinnati), Friedr. Münch und A. Kröger. Auf dem Gebiete der deutsch-amerik. Reisebeschreibung und der Geschichtschreibung ist Erhebliches geleistet warden. Braun, H. von Martels, F. von Raumer, Franz aon Löher, E. Klauprecht, H. Kriege, G. Körner und var allen F. Kapp (s. d.) sind die bedeutendsten. In der Neuzeit haben Oswald Seidensticker, G. Körner, Anton Eichhoff und H. A. Rattermann histor. und biogr. Werke in deutscher Sprache veröffentlicht. Am zahlreichsten sind die Erzeugnisse der neuern Schönlitteratur, vornehmlich der Lyrik. Erwähnenswert sind: G. Asmus («Am Skizzenbüchele»), G. Brühl («Poesien des Urwalds», «Die Heldin des Amazon», «Charlotte»), Julius Bruck («Bunte Blüten»), Kaspar Butz

(«Gedichte eines Deutsch-Amerikaners»), F. K. Castelhun («Gedichte»), E. Dorsch («Aus der Alten und Neuen Welt»), Konrad Krez («Aus Wisconsin»), Th. Kirchhoff («Adelpha», «Balladen und neue Gedichte»), F. Morás («Gedichte und Randzeichnungen»), Fr. Lerow («Gedichte»), K. Heinzen («Gedichte»), F. A. Schmitt («Atlantis»), E. A. Zündt («Lyrische und dramatische Dichtungen») und Minna Kleeberg, Mathilde F. Annefe, H. Eyser, E. Märklin, John Straubenmüller, K. H. Schnaufer u. a. Spärlicher ist das Drama vertreten. Butz, Zündt, Schnake, V. Precht, K. Heinzen, Karl Dilthey, Wm. Müller, Dr. Knotser, G. Börner u. a. haben Schauspiele, Lustspiele u. s. w. geschrieben, welche jedoch nur eine lokale Bedeutung erlangt haben. Mit Geschick beteiligten sich in der Novellistik: E. Klauprecht, J. Hassauret, Douai, R. Solger, R. Dilthey, F. Lerow, R. Lerow, O. Ruppius, B. Mölhausen, L. R. Wollenweber, Kathinka Sutro-Schücking, O. Dreisel, A. Siemering, F. Münch u. a. Als belletristische Zeitschrift ist «Philadelphisches Magazin oder Unterhaltender Gesellschafter für die Deutschen in Amerika» (1798) zu erwähnen; 1835 trat «Frank Leslies Illustrierte Zeitung» an die Öffentlichkeit. Am erfolgreichsten ist das «Neuyorker belletristische Journal», gegründet 1852 von R. Lerow und jetzt unter Leitung von Udo Brachvogel, gewesen. Diesem schloß sich «Um die Welt» und das Witzblatt «Puck», welches unter der artistischen Leitung von J. Keppler die größten Erfolge erzielt hat, an. Epochemachend waren vornehmlich in freisinniger Richtung die Zeitschriften «Fackel» von S. Ludwigh (bis 1869), der «Pionier» von K. Heinzen (1854—79), dann die Monatshefte «Atlantis» von Chr. Esselen und die «Deutsch-amerik. Monatshefte» von K. Butz, später von Lerow fortgesetzt. Die «Kath. Kirchenzeitung», von Maximilian Ortel (1846—82) trefflich redigiert, und der «Freidenker» in Milwaukee haben in ihren Kreisen großen Einfluß ausgeübt.

Nordau (Max Simon), feuilletonistischer Schriftsteller, geb. in Pest 29. Juli 1849 als Sohn eines jüd. Gelehrten, studierte daselbst Medizin, machte dann weite Reisen, ließ sich 1878 in Pest als Arzt nieder und siedelte 1880 nach Paris über. N. war 1868—72 in der Redaction des «Pester Lloyd» beschäftigt, später Feuilletonist dieses Blattes, der «Frankfurter Zeitung» und der «Vossischen Zeitung» und veröffentlichte: «Aus dem wahren Milliardenlande» (2 Bde., Lpz. 1878; 2. Aufl. 1881), «Seifenblasen» (Lpz. 1879), «Vom Kreml zur Alhambra» (2 Bde., Lpz. 1879; 2. Aufl. 1881), «Paris unter der dritten Republik» (Lpz. 1880; 3. Aufl. 1881), «Die neuen Journalisten» (Lustspiel, mit Ferd. Groß verfaßt), «Der Krieg der Millionen» (Drama, Lpz. 1882), «Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit» (Lpz. 1883; 11. Aufl. 1885), «Ausgewählte pariser Briefe» (Wien 1884), «Parabora» (3. Aufl., Lpz. 1885).

Nordaustralien (Northern-Territory), brit. Kolonie in Australien, nördlich vom Arafurameer, östlich vom Carpentariagolf und Queensland, südlich von Südaustralien, westlich vom Timormeer und Westaustralien begrenzt, erstreckt sich von 11 bis 26° südl. Br. und von 129 bis 138° östl. L. von Greenwich und zerfällt seit 1865 in die beiden Territorien Alexandraland (s. d.) und Northern-Territory im engern Sinne, welche durch den 16.° südl. Br. voneinander getrennt werden; letzteres hat ein Areal von 323250 qkm. Die Küste wird gegliedert durch zahlreiche Halbinseln und Baien. Unter den dem Gestade vorliegenden Inseln ragen hervor: Bathurst, Melville, Vessel, English-Company-Islands, Bickerton, Groote Eylandt und Sir Edward Pellew-Island. Die bedeutendsten Flüsse des Landes sind von W. nach O. Victoria, Daly Abelaide, Alligator und Roper, sämtlich wasserreich; unter ihnen ist der Roper durch die Fruchtbarkeit seiner Niederungen besonders ausgezeichnet. Die Nordküste ist die letzte Küstenlandschaft Australiens, auf welcher die Bildung einer Kolonie angestrebt ward. Zwar wurden zu ihrer Besiedelung schon seit 1824 verschiedene Versuche gemacht, indem 4½ Jahre lang ein Militärposten in Fort Dundas in der Apsleystraße an der Westküste der Melville-Insel, ferner 2 Jahre lang ein solcher in Fort Wellington in der Rafflesbai auf der Halbinsel Coburg und 1838—49 in Victoria an der Westseite des Port-Essington auf derselben Halbinsel eine kleine Militärabteilung stationiert wurden, ohne daß dabei eine wissenschaftliche Untersuchung jener ausgedehnten Küstenstrecken, geschweige denn eine eigentliche Kolonisation ins Auge gefaßt wurde. Erst durch Gregorys Expedition 1855—56 wurden die Gegend am Victoria-River, sowie durch die Stuartschen Reisen 1862 Teile des Arnhemlandes näher bekannt. Seit dieser Zeit wurde die Küste unter dem Namen Northern-Territory unter die Verwaltung der Kolonie Südaustralien gestellt. Europäer können dort nicht ohne Schaden für ihre Gesundheit im Freien arbeiten. Diesem Übelstande sucht die Regierung von Südaustralien durch Einführung von Kulis oder Chinesen abzuhelfen. Abgesehen von der nicht gezählten sehr dünnen eingeborenen Bevölkerung (Papua) belief sich die Einwohnerzahl der Kolonie 1882 auf 4262 Seelen, davon 517 Europäer, 3725 Chinesen und 20 Malaien. Das Klima ist von Mai bis September angenehm, d. h. am Tage nicht zu warm und nachts kühl. Mit dem Beginn des Oktober wird die Atmosphäre feuchter, die Hitze intensiver und prädominiert Regen. Das Gebiet von Port-Darwin gilt als ein für die Gewinnung von Baumwolle, Reis und Zuckerrohr günstiges Terrain, Eisen ist sehr verbreitet, Kupfer findet sich am Finnis-River und Gold wurde in nicht unbedeutenden Quantitäten südlich von Port-Darwin in den sog. Yam-Creek-Diggings entdeckt. Höchst wichtig für die Kolonie ist das Telegraphenkabel von Singapore über Java und Timor nach Port-Darwin, an welches sich von da ab eine überlandleitung quer durch Australien nach Port-Augusta anschließt. (S. Südaustralien.)

Nord-Beveland, Insel in der Scheldemündung, s. u. Zeeland. [s. u. Brabant.

Nordbrabant, Provinz in den Niederlanden,

Nordby, Hauptort der Insel Samsöe (s. d.).

Nordcarolina (engl. North Carolina), einer der südlichen der Vereinigten Staaten von Amerika, liegt zwischen 33° 53′ und 36° 33′ nördl. Br. und 75° 25′ und 84° 30′ westl. L., wird begrenzt im N. von Virginia, im O. und SO. vom Atlantischen Ocean, im S. von South-Carolina und Georgia und im W. von Tennessee, hat ein Areal von 135322 qkm und (1880) 1399750 E., von denen 3742 Fremdgeborene (950 Deutsche), 531277 Farbige und 1230 Indianer sind. Die ganze Küste entlang zieht sich eine vom Festlande durch bald

engere, bald breitere Baien und Sunde getrennte Sandfläche mit vielen, aber seichten und daher für die Schiffahrt gefährlichen Einschnitten. Auf 95—130 km Breite von der Küste bildet das Land eine vollkommene Ebene mit langsam fließenden schlammigen Flüssen, vielen Morästen und Sümpfen. Dort ist der Boden, außer dicht an den Flußufern, wo er strichweise fruchtbar, sandig und mager, größtenteils mit Pechtannen bewaldet. Hinter dieser Fläche erhebt sich auf 60 km Breite eine wellenförmige Ebene, die sich bis zu den untern Flußfällen ausdehnt. Oberhalb der Fälle wird das Land hügelig, die Flüsse haben schnellere Strömung, der Boden ist fruchtbarer und bringt Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und Flachs hervor. Der westlichste Teil des Staats bildet ein Tafelland, das sich ungefähr 550 m über den Meeresspiegel erhebt, an das sich die Blauen Berge anschließen, Reihen der Alleghanies oder Appalachen (s. d.), die hier im Black-Dome, dem Kulminationspunkte des ganzen Systems, 2044 m hoch aufsteigen. Hier ist der Boden im allgemeinen gut, am fruchtbarsten aber westlich von den Bergabhängen. Die bedeutendsten Flüsse sind der Chowan, der Roanoke, der Pamlico, der Neuse, der wichtigste aber wegen seiner 145 km langen Fahrbahn der Cape-Fear. Der Yadkin bildet einen Teil des Great-Peedee in Südcarolina, wohin auch zum größern Teil der Catawba gehört. Die langsame Strömung nach der See zu und die sandige Beschaffenheit der Küste bilden große Barren an den Mündungen, sodaß der Staat nur wenig gute Häfen hat und der selbständige Handel und die Seefahrt nicht beträchtlich sind. Die Bevölkerung ist deshalb hinsichtlich des Absatzes ihrer Produkte auf die Grenzstaaten angewiesen. Eine große Ausdehnung haben die Swamps oder Sümpfe, wie der Dismal-Swamp, 605 qkm groß, und der noch weit größere Alligator-Swamp. Noch bedeutender als diese ist der ebene und sandige Küstenstrich, mit Pechtannen bewaldet, die hier größer werden als in den nördl. Staaten und bedeutenden Ertrag an Pech, Teer, Terpentin und Bauholz gewähren.

Das Klima ist im Gebirge mild, im ebenern Teile des Staats sehr warm, zur Winterszeit in den sumpfigen Niederungen der Küste ungesund. Die Hauptprodukte des Ackerbaues sind Baumwolle, Reis, Mais und Tabak; die Viehzucht ist bedeutend. Die Goldregion, welche sich auf beiden Seiten der Blue-Mountains befindet und sich östlich bis nach Yadkin hinzieht, lieferte 1880 für 119 093 Doll. Gold und Silber. Die Industrie ist nicht unbedeutend: man zählte 1880 im ganzen 3802 Etablissements, darunter 49 Baumwollfabriken, 1313 Korn- und Mahlmühlen u. s. w. Die Länge der den Staat durchschneidenden Eisenbahnen beläuft sich auf 2362 km. Von den religiösen Gemeinden sind die Baptisten und die Methodisten am zahlreichsten. Den höhern Unterricht besorgen die 1789 gegründete Staatsuniversität in Chapel-Hill, das methodistische Trinity-College, das presbyterianische Davidson-College, das luth. North Carolina-College, das baptistische Wake-Forest-College.

Die erste Niederlassung in N. wurde um 1660 von Virginien aus von religiös Verfolgten gegründet. Bald darauf, 1663, übertrug die Krone England Nord- und Südcarolina als Schenkung einigen royalistischen Familien, die von dem Philosophen John Locke eine Verfassung entwerfen ließen, welche aber bereits 1693 wieder abgeschafft wurde. Die Krone brachte 1729 Carolina wieder an sich und teilte das Land in die zwei Provinzen Nord- und Südcarolina (s. d.). Die Staatsverfassung von 1776 wurde 1835 und 1868 revidiert. Sie erteilt allen freien steuerzahlenden weißen Bürgern der Vereinigten Staaten, die 21 J. alt sind und ein Jahr vor der Wahl im Staate, sowie 30 Tage vor derselben in der Grafschaft gewohnt haben, das Stimmrecht. Der Senat besteht aus 50, das Repräsentantenhaus aus 118 auf zwei Jahre gewählten Mitgliedern. Der Gouverneur wird durch allgemeine Wahl auf vier Jahre gewählt. Auch besteht ein Vollziehungsrat von vier aus dem Staatssekretär, dem Auditeur, dem Schatzmeister und dem Superintendent des öffentlichen Unterrichts bestehenden Mitgliedern. Die Richter werden vom Volke auf acht Jahre gewählt. N. ist im Kongreß durch zwei Senatoren und acht Abgeordnete vertreten. Hauptstadt und Sitz der Regierung ist Raleigh (s. d.). Der Staat hat sehr durch den Secessionskrieg gelitten und verhielt sich auch später sehr feindlich gegen die Bundesregierung.

Norddepartement (Département du Nord), das nördlichste Departement Frankreichs, gebildet aus Teilen der franz. Niederlande, namentlich von Flandern, auch vom Hennegau und Cambrésis, und begrenzt von der Nordsee, Belgien und den Depart. Aisne, Somme und Pas-de-Calais, hat ein Areal von 5680,87 qkm, zerfällt in die Arrondissements Avesnes, Cambrai, Douai, Dünkirchen, Hazebrouck, Lille und Valenciennes, mit 61 Kantonen und 663 Gemeinden und hat zur Hauptstadt Lille (s. d.). Nach dem Seinedepartement ist das N. das volksreichste und volksdichteste des Staats mit einer Bevölkerung von (1881) 1 603 259 E., mithin 282 E. auf 1 qkm. Nördlich von der Lys wohnen Wäminger, südlich von derselben Wallonen. Die Küste des Landes hat zwei Häfen, Dünkirchen (s. d.) und Gravelines (s. d.), ist mit Dünenreihen besetzt und flach, wie auch das Innere, das nirgends die Höhe von 175 m erreicht. Im Nordwesten fließen die Aa und Yser in die Nordsee, im Innern die Schelde, mit der Lys und Scarpe, im Südosten die Sambre. Gegen Süden ist das Departement mit dem Bassin der Seine durch den aus der Schelde führenden Kanal von St.-Quentin verbunden. Überhaupt hat dasselbe unter allen Departements die größte Länge von Kanallinien, 240 km auf 16 selbständige und mehrere Seitenkanäle verteilt, wozu noch 253 km auf die acht schiffbaren Flüsse und zahlreiche Eisenbahnen kommen. Abgesehen von den Dünen und einigen Morästen ist der reichlich bewässerte Boden sehr fruchtbar und reich, namentlich im Arrondissement Lille.

Da die Agrikultur hier auf einer sehr hohen Stufe steht, so bildet das Departement eins der produktivsten des Staats. Alle Arten von Cerealien werden in großer Menge gebaut; ebenso Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Kohl, Rüben, Gemüse, Obst, Hanf, Flachs im Überfluß, Colza und andere Ölpflanzen, Tabak, Hopfen und Cichorien. Seit längerer Zeit ist starker Runkelrübenbau zum Behuf der Zuckerfabrikation im Gange. Die Blumenzucht wird sorgfältig wie in Holland betrieben. Überhaupt ist der Gartenbau von großer Bedeutung und die Zahl der Baumschulen beträchtlich. Die Wälder nehmen nur 347 qkm ein; desto ausgedehnter sind Wiesen und Hutungen (1018,6 qkm), welche die

Viehzucht und Milchwirtschaft unterstützen. Wasservögel und anderes Geflügel gibt es im Überfluß. Die Fluß- und Küstenfischerei ist sehr ergiebig, namentlich der Heringsfang; auch geht man auf den Kabeljaufang aus. Unter den zahlreichen Mineralquellen sind die von St.-Amand die berühmtesten. Auch Marmor- und andere Steinbrüche, Thonlager zur Töpferei und Ziegelbrennerei werden ausgebeutet; ausgedehnte Torfstiche helfen den Holzmangel ersetzen. Den Hauptreichtum bilden indes die Steinkohlenlager mit den wichtigsten Gruben (48) im ganzen Staate, namentlich um die Städte Lille und Valenciennes. Bei Valenciennes liegen die Minen von Anzin (s. d.), die bedeutendsten und zugleich ausgezeichnetsten in Betrieb und Maschinen. Sehr lebhaft und vielseitig ist der Industriebetrieb, dessen Hauptsitze Lille, Roubaix, Tourcoing, Avesnes, Cambrai, Douai, Valenciennes und St.-Amand sind. Das Departement hat zahlreiche Woll-, Baumwoll-, Flachs- und Hanfspinnereien, Zuckersiedereien, Hütten- und Hohöfen für Guß-, Stabeisen und Stahl. Dazu kommen metallurgische Etablissements, Weißgerberei, Fabriken für Garleder, Papier, Glas, Krystall, Porzellan- und Thonwaren, Seife und Salzfleisch, Töpfereien und Ziegeleien. Auch der Schiffbau und die Schiffahrt beschäftigen eine Menge Einwohner. Außer den Bergbau- und Industrieerzeugnissen führt der Handel auch Landwirtschaftsprodukte, namentlich Hanf, Flachs, Hopfen, Kartoffeln, getrocknete Gemüse, Butter und Käse aus, sowie an Transitgegenständen Wein, Essig, Materialwaren, Droguen u. s. w. Die Bevölkerung des Departements zeichnet sich sehr vorteilhaft nicht nur durch Betriebsamkeit, sondern auch durch Bildung aus. Kein Departement Frankreichs hat so viele volkreiche Städte, keins auch so viele und bedeutende Festungen (Lille, Avesnes, Maubeuge, Landrecies, Le Quesnoy, Cambrai, Douai, Bergues, Condé, Gravelines, Valenciennes, Bouchain).

Norddeutscher Bund war die Bezeichnung für den Bundesstaat, welcher nach Auflösung des Deutschen Bundes 1866 von der Krone Preußen und unter deren Präsidium gebildet wurde und sämtliche deutsche Bundeslande nördlich vom Main, außer Luxemburg und Limburg, umfaßte, wogegen die nicht zum vormaligen Deutschen Bunde gehörigen Provinzen Preußen, Posen und Schleswig hinzugekommen waren. (S. Deutschland und Deutsches Reich, geographisch-statistisch, Bd. V, S. 220 fg.; geschichtlich, S. 266 fg.)

Norddeutscher Lloyd, s. unter Lloyd.

Nordelbinger, s. Nordalbinger.

Norden (Himmelsgegend), s. Mitternacht.

Norden, Kreisstadt im Regierungsbezirk Aurich der preuß. Provinz Hannover, an einem zum Nordseebusen Leisand führenden Kanal, Station der Linie Emden-Jever der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat ein Gymnasium, eine Gewerbeschule, eine landwirtschaftliche Schule, eine höhere Töchterschule und zählt (1880) 6617 meist prot. E. Die Ludgerikirche hat einen prachtvollen hohen Chor aus dem 15. Jahrh.; auf dem Blücherplatz steht ein Kriegerdenkmal. Die Stadt besitzt einen seichten Hafen, aber eine gut entwickelte Industrie; sie hat eine bedeutende Geneverbrennerei und Hefefabrik, ferner Eisenhütte, Tabak-, Cichorien-, Essig-, Senf-, Seife-, Zuckerwaren- und Chokoladefabriken und Holzsägerelen. Östlich von der Stadt liegt das Schloß des Grafen zu Inn- und Knyphausen mit schönen Parkanlagen; westlich eine bedeutende Bierbrauerei; 4 km nördlich ist der Norddeich, welcher mit Norderney durch eine Dampferlinie verbunden ist.

Nordenburg, Stadt im ostpreuß. Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Gerdauen, am rechtsseitigen Allezufluß Swine, der kurz zuvor den Nordenburger See verlassen hat, zählt (1880) 2515 überwiegend evang. E., ist Sitz eines Amtsgerichts, hat Ackerbau, Pferdezucht, Herstellung von Zuckerzwieback, eine Brauerei und in der Umgebung Ziegeleien und Spiritusbrennereien.

Nordenskiöld (Nils Adolf Erik, Freiherr von), ausgezeichneter Geognost und berühmter Polarfahrer, geb. 18. Nov. 1832 in Helsingfors, wo sein Vater, Nils N., ein namhafter Mineralog, Chef des Berg- und Hüttenwesens war, welchen er schon als Jüngling auf seinen mineralog. Reisen in Finland und im Ural begleitete. Er studierte in Helsingfors, begab sich aber 1857 nach Stockholm, wo er 1858 als Professor und Vorsteher der mineralog. Sammlungen angestellt wurde. N. nahm darauf an allen wissenschaftlichen arktischen schwed. Expeditionen teil, von denen die beiden ersten (1858 und 1861) unter der Leitung Torells, die beiden folgenden (1864 und 1868) unter N.s Anführung ausgeführt wurden. Die drei ersten Expeditionen hatten nur kleine norweg. Fahrzeuge zur Verfügung; zu der vierten aber gab der Staat den stark gebauten, vollständig ausgerüsteten, von dem Kapitän Freiherrn von Otter befehligten Postdampfer Sofia her, welcher 19. Sept. 1868 81° 42′ nördl. Br., den nördlichsten bis dahin von einem Fahrzeuge besuchten Punkt, erreichte, dort aber von undurchdringlichen Eismassen zur Umkehr gezwungen wurde. Durch diese Expeditionen ist die Lage der spitzberg. Inselgruppe und ihre Beschaffenheit in zoolog., botan., mineralischer und geognost. Hinsicht genauer erforscht worden. In den Zwischenzeiten beschäftigte sich N. mit der Bearbeitung der mitgebrachten geolog. Schätze und andern wissenschaftlichen Arbeiten und lieferte zahlreiche Monographien, von denen die wichtigste die von N. im Verein mit Torell herausgegebene Schilderung «Die schwed. Expedition nach Spitzbergen und Bären-Eiland» (aus dem Schwedischen von Passarge, Jena 1869). Für die Reichstagsperiode 1870—72 wurde N. von Stockholm in die Zweite Kammer gewählt, in welcher er in liberalem Geiste wirkte. Im J. 1870 unternahm er eine kleine wissenschaftliche Expedition nach Grönland. Hier drang er auf dem Binneneise weiter vor als irgend jemand vor ihm; auch entdeckte er die drei größten bis jetzt bekannten Meteoriten, 20000, 8000 und 4000 kg schwer, an der Südseite der Disko-Insel, und kehrte mit reichen Sammlungen nach Schweden zurück. Eine Beschreibung dieser Reise hat N. unter dem Titel «Redogörelse för en expedition till Grönland år 1870» (Stockh. 1871) geliefert. Die fünfte schwed. Expedition ging unter seiner Leitung Mitte Juli 1872 von Tromsö ab, und überwinterte unter vielen Entbehrungen und großen Gefahren an der Mosselbay auf Spitzbergen (79° 53′ nördl. Br. und 16° 4′ östl. L. von Greenwich), von wo er mit einigen Begleitern im Frühjahr 1873 auf Schlitten erst nach den nördlich von Spitzbergen gelegenen Siebeninseln und dann von da über das

Binnenels des Nordostlandes nach der Winterstation zurückfuhr. Im J. 1875 ging N. durch das Karische Meer nach der Mündung des Jenissei, einen neuen wichtigen Weg für den Welthandel eröffnend. Die Reise zum Jenissei wurde 1876 wiederholt.

Den größten Ruhm erwarb sich indessen N. durch die Umschiffung der Nordküste Sibiriens 1878—79 auf dem Dampfer Vega. Der König von Schweden, der reiche Kaufmann Oskar Dickson und der sibir. Grubenbesitzer A. Sibiriakoff unterstützten die Expedition, die 4. Juli 1878 von Gothenburg abging. Teilnehmer derselben waren der Lieutenant Palander (Kapitän der Vega), Lieutenant Brusewitz, der Botaniker Kjellman, der Zoologe Sturberg, der Arzt Almquist u. a. Nachdem die Vega unter vielen Gefahren die Nordküste Sibiriens umfahren, fror sie Ende Sept. 1878 unter 67,1° nördl. Br. und 173,5° westl. L. (von Greenwich) im nördlichsten Teil der Beringsstraße ein und konnte erst 18. Juli 1879 ihre Reise fortsetzen. Anfang Sept. 1879 traf N. in Japan ein und fuhr von hier durch den Suezkanal nach Europa zurück. Der König von Schweden erhob ihn im April 1880 in den Freiherrnstand. Der Bericht über seine epochemachende Reise erschien zugleich in mehrern Sprachen (deutsch unter dem Titel «Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega», 2 Bde., Lpz. 1881—82, «Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Vega-Expedition», Bd. 1, Lpz. 1883, und «Studien und Forschungen», Lpz. 1885). Am 23. Mai 1883 ging N. in Gothenburg auf dem schwed. Postdampfer Sofia abermals zur See und landete 1. Juli im Aulaitsivikfjord in Ostgrönland, von wo er 4. Juli bis 4. Aug. eine Expedition ins Innere veranstaltete; er drang dabei auf der grönländischen Eiswüste weiter vor als irgend Jemand vor ihm, und die ihn begleitenden Lappen gelangten bis in das Herz des grönländischen Kontinents. Am 17. Aug. wurde die Rückreise angetreten und nachdem er der erste gewesen, dem es geglückt, durch das die Südostküste umschließende Eis zu dringen und an der Küste zu landen, traf er am 9. Sept. in Reitjavik ein. Eine ausführliche Schilderung dieser Reise nach Grönland ist im Erscheinen begriffen. Vgl. noch «Die Nordpolarreisen Adolf Erik N.s 1858—79» (autoris. deutsche Ausg., Lpz. 1880). Seit 1881 vertritt N. wieder Stockholm in der Zweiten Kammer.

Nordenskiöld-See, Teil des Nordpolarmeers an der Nordküste Sibiriens, zwischen der östl. Taimyrhalbinsel im W. und den Neusibirischen Inseln im O., vom 120. und 130.° östl. L. (von Greenwich) durchschnitten. In dieselbe münden Chatanga, Anabara, Olenek und Lena. Nordenskiöld umschiffte in der zweiten Hälfte des August 1878 die südl. Gestade der N.

Norderdithmarschen, s. u. Dithmarschen.

Norderney, schmale Insel an der Küste von Ostfriesland, zum Regierungsbezirke Aurich der preuß. Provinz Hannover gehörig, hat einen Flächeninhalt von 25 qkm mit (1880) 2114 E., welche größtenteils Fischer und Schiffer sind und in dem gleichnamigen Dorfe auf der Westseite der Insel leben. Letzteres zählt etwa 600, teils in holländ. Geschmacke, teils in modernem Cementbau aufgeführte Häuser. Die südöstl. Hälfte der Insel besteht aus 15—20 m hohen Sanddünen, zwischen denen sich fruchtbares, wohlangebautes Land befindet. Auf einer dieser Dünen am Südstrande wurde 1874 ein 60 m hoher Leuchtturm aufgeführt. N. ist jetzt das bedeutendste deutsche Nordseebad; die seit 1801 bestehende Seebadeanstalt zählt über 12000 Kurgäste. Man badet auf der Nord- und Nordweststeite, wo ein sich sanft abdachender, ebener und dichter Sandboden gefunden wird und der Wellenschlag kräftig ist. Außer diesem kalten Seebade sind Bäder jeder Art in den gut angelegten fiskalischen Warmbadehäusern zu haben. Die Kur- und Badehäuser sind mit Gartenanlagen und waldähnlichen Holzanpflanzungen umgeben. Die Anstalt ist jedes Jahr vom 15. Juni bis 1. Okt. geöffnet. Während der Ebbe kann man vom festen Lande durch das seichte Watt zu Fuß auf die Insel gelangen. Außerdem gehen aber von Bremerhaven, Leer, Emden und dem N. gegenüberliegenden Norddeich regelmäßig Dampfschiffe und andere Fahrzeuge dahin ab. In der Neujahrsnacht von 1855 wurde durch den Sturm ein beträchtliches Stück der Insel im Westen bei der Marienhöhe abgespült, der Strand dadurch wesentlich eingeschränkt und das Dorf selbst bedroht. Zum Schutze ist 1858 vom nordweitl. Strande ab bis fast zur Georgshöhe ein Damm von großen behauenen Steinen aufgeführt. Vgl. Metger, «Die Insel N. und ihr Seebad» (Rheydt 1873); Berenberg, «Das Seebad N.» (Norden 1875); Flügge, «Verhaltungsregeln beim Gebrauche der Seebäder, insbesondere für die Badegäste auf der Insel N.» (12. Aufl., Norden 1879); Beneke, «Die sanitäre Bedeutung des verlängerten Aufenthalts auf den deutschen Nordsee-Inseln, insonderheit auf N.» (Norden 1881); «Die Nordsee-Insel N.» (Emden 1882).

Nordfjord, einer der bedeutendsten und schönsten der malerischen Fjorde an der Westküste Norwegens, gegen Süden durch mehrere Gletscher der Juetedals-brä (unter anderm die prachtvolle Melkevolds-brä) begrenzt, 70 km lang. Die Ufer sind wegen der vorzüglichen Pferde berühmt.

Nordfriesland (im Mittelalter Frisia minor, Westenland), der schmale, durchweg flache Landstrich an der Westküste Schleswigs zwischen der Süderau und Tondern im N. und Husum im S. nebst den vorliegenden Nordfriesischen Inseln oder den Friesischen Uthlanden (Nordstrand, Pellworm, Föhr, Amrum, Sylt und die Halligen [s. d.]), mit diesen von großen Sandbänken umlagert, welche die «Tiefen» genannten Wasserstraßen durchziehen, die während der Ebbe so seicht sind, daß sie bisweilen zu Fuß durchwatet werden können. Die fast gar nicht gegliederte Küste ist baumlos, von Gräben durchzogen und durch Deiche geschützt. Das Festland erstreckte sich ehemals viel westlicher; doch hat es im Laufe der Jahrhunderte, namentlich durch die mit Nordweststürmen verknüpften Springfluten bedeutend verloren, besonders um 1300 und 11. Okt. 1634; die Niederungen wurden vom Meere überflutet und weggespült und es blieben nur die höher gelegenen Teile als Inseln und Sandbänke zurück. Früher wurde auch die südlich angrenzende Halbinsel Eiderstedt (s. d.) zu N. gerechnet. Über die Nordfriesen, etwa 30000 Seelen, s. unter Friesen.

Nordhausen, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Erfurt, an der Südseite des Harzes und am westl. Ende der Goldenen Aue und dem kleinen, vom Harz kommenden Flüßchen Zorge, das sich 10 km abwärts in die Helme ergießt, Station der Linie Halle-Münden der Preußischen Staatsbahnen und der N.-Erfurter Eisenbahn.

Die Stadt, welche teils in der untern Thalebene (Unterstadt), teils auf einer Hochebene (Oberstadt) steht, zählt (1880) 26 198 meist prot. E. und hat sieben prot. Kirchen und eine katholische (der Dom). N. ist Sitz eines Landratsamts, eines Land-, Schwur- und Amtsgerichts, einer Reichsbankstelle und eines Hauptsteueramts. In der St. Blasiuskirche befinden sich zwei Gemälde von Lukas Cranach, auf dem Kornmarkte ein Neptun von Rietschel. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen ein Gymnasium, ein Realgymnasium und eine höhere Töchterschule. Ein städtisches Altertumsmuseum wurde 1875 begründet. N. ist ein Mittelpunkt für den Verkehr des Harzes, des Eichsfeldes und der Goldenen Aue. Zahlreiche Fabriken, insbesondere für Tabak, Kaffeesurrogate (Cichorien und Lutzelser Gesundheitskaffee), Leder, Chemikalien, Zucker, Tapeten, Weberwaren (Kattun u. s. w.), befinden sich teils im Orte selbst, teils in dessen unmittelbarer Nähe. Den Hauptgegenstand der städtischen Industrie bilden die berühmten Brennereien (Nordhäuser Kornbranntwein), von denen (1885) 70 im Betriebe sind. Von Wichtigkeit ist auch die Brauerei, der Getreidehandel und der Export von Fleischwaren. N. ist eine der ältesten Städte im nördl. Deutschland. Bereits 962 stiftete daselbst Mathilde, die Mutter Kaiser Ottos I., ein Kloster. Die Stadt N. war reichsfrei, mehrere Reichstage wurden im 11. und 12. Jahrh. daselbst gehalten. Als Reichsstadt gehörte N. zu dem Niedersächsischen Kreise und hatte auf dem Reichstage die zehnte, beim Niedersächsischen Kreise die vierte Stelle unter den Reichsstädten. Durch den Lunéviller Frieden und den Reichsdeputationshauptschluß verlor es 1802 seine Selbständigkeit und kam an Preußen, 1807 an das Königreich Westfalen und 1813 wieder an Preußen. Vgl. Förstemann, «Urkundliche Geschichte der Stadt N.» (Nordh. 1840); derselbe, «Kleine Schriften zur Geschichte der Stadt N.» (Nordh. 1855); Lesser's «Histor. Nachrichten von der ehemals freien Stadt N.» (umgearbeitet und fortgesetzt von Förstemann, Nordh. 1860). — Der Kreis Nordhausen zählt (1880) auf 498 qkm 69 277 meist prot. E.

Nordhoff (Charles), deutsch-amerik. Schriftsteller, geb. 31. Aug. 1830 zu Erwitte in Westfalen, kam als 4jähriges Kind mit seinen Eltern nach den Vereinigten Staaten, besuchte die Schulen in Cincinnati und wurde Drucker. Im J. 1844 ging er nach Philadelphia, trat 1845 in die Marine und unternahm eine Reise um die Welt. Im J. 1853 ging er wieder nach Philadelphia und später nach Indianapolis, wo er in einer Zeitungsdruckerei beschäftigt war. Von 1861 bis 1871 war er Mitredacteur der neuyorker «Evening Post», später Korrespondent der neuyorker «Tribune». Er veröffentlichte: «Man of War life», «The merchant vessel», «Whaling and fishing» (Cincinnati 1856), «Secession is rebellion: the Union indissoluble» (1860), «The freedom of South-Carolina: some Account of their Appearance, character, condition, and customs» (1863), «America for free working men» (1865), «Cape Cod and all along shore: a collection of stories» (1868), «California or health, pleasure, and residence» (1872), «Northern California, Oregon, and the Sandwich Islands» (1874), «Politics for young Americans» 1875), «The communistic societies of the United tates» (1875), «Stories of the island world» (1881).

Nordholland, Provinz, s. unter Holland.

Nordhorn, Stadt in dem preuß. Regierungsbezirk Osnabrück, Kreis Grafschaft Bentheim, Amt Neuenhaus, unweit der niederländ. Grenze, an der schiffbaren Vechte und dem Ems-Vechtekanal, aus welchem hier der Südnordkanal abzweigt, zählt (1880) 1613 meist reform. E., ist Sitz eines Hauptzollamts und hat eine Baumwollspinnerei, drei Baumwollwebereien, eine Pappschachtelfabrik, namentlich für Apotheken, eine Mostrichfabrik, eine Cichorienbarre, zwei Mahl- und Schneidemühlen, Schiffbau und Handel mit fetten Schweinen, Kälbern, Schinken, Butter und Eiern vorzugsweise nach den Niederlanden, der Rheinprovinz und Westfalen. Östlich von N. dehnt sich das Moor Engdener Wüste aus.

Nordischer Elefant, soviel wie Mammut.

Nordische Geschiebe, s. Erratische Blöcke.

Nordischer Krieg heißt der gleichzeitig mit dem Spanischen Erbfolgekriege (s. d.) im Norden und Osten Europas 1700 bis 1721 geführte Krieg zwischen Schweden auf der einen und Polen, Sachsen, Rußland und Dänemark, zuletzt auch Preußen und Hannover auf der andern Seite, der in der polit. Gestaltung Europas eine Reihe folgenreicher Veränderungen hervorbrachte. Als 1697 der erst 15jährige Karl XII. (s. d.) zur Regierung von Schweden gelangte, vereinigten sich unter Antrieb des livländ. Godelmanns Patkul Dänemark, Polen und Rußland zu dem Plane, sich auf Schwedens Kosten zu vergrößern. König Karl XII. kam jedoch seinen Feinden zuvor. Zuerst wendete er sich gegen die Dänen, die in Schleswig eingefallen waren und den Herzog von Holstein-Gottorp zur Flucht nach Stockholm genötigt hatten, schreckte sie durch eine von den Seemächten England und Holland unterstützte Landung auf dän. Gebiete und zwang Friedrich IV. durch einen Angriff auf Kopenhagen im Frieden zu Travendahl (im Holsteinischen) 18. Aug. 1700, den vorigen Besitzstand wieder anzuerkennen. Hierauf eilte Karl mit 20000 Mann gegen die Russen und Polen, die auf Patkuls Vorschlag im Febr. 1700 Livland und im September Ingermanland angegriffen hatten, landete bei Pernau und warf sich, da das poln.-sächs. Heer vor ihm zurückwich, vorerst auf die Russen, deren 80000 Mann starke, aus neuformierten Truppen bestehende Armee unter dem Herzog von Croy er bei Narwa 30. Nov. mit seinem kleinen Heere von 8500 Mann schlug. Das russ. Heer verlor die gesamte Artillerie und wurde großenteils gefangen, worauf Karl XII. unthätig bei Narwa stehen blieb und dann in Livland Winterquartiere bezog. Dann wendete er sich gegen die Polen und Sachsen, besiegte dieselben 20. Juni 1701 in der Nähe von Riga, brachte dadurch Kurland in seine Hände, eroberte nach den siegreichen Schlachten bei Klissow (20. Juli 1702) und Pultusk (1. Mai 1703) nach und nach ganz Polen und ließ nun zu Warschau 2. Juli 1704 an Augusts Stelle, den die Polen der Krone verlustig erklären mußten, den Wojwoden von Posen, Stanislaus Leszczynski, zum Könige wählen. Nach dem Siege seines Generals Rhenskiold über die Sachsen unter Schulenburg, bei Fraustadt 13. Febr. 1706, drang er durch Schlesien in Sachsen ein und nötigte den König August im Frieden zu Altranstädt, 24. Sept. 1706, auf die poln. Krone, jedoch unter Beibehaltung des königl. Titels, Verzicht zu leisten.

Nachdem Karl XII. hierauf noch den Protestanten Schlesiens durch den Altranstädter Vertrag vom

22. Aug. 1707 die ihnen ſeit der Beſitzergreifung Öſterreichs nach und nach entzogenen Rechte der Religionsfreiheit, ſowie 120 ihnen entriſſene Kirchen von dem durch den Spaniſchen Erbfolgekrieg bedrängten Kaiſer Joſeph I. wieder verſchafft hatte, eilte er durch Schleſien und Polen nach Rußland, um die Fortſchritte des Zaren Peter aufzuhalten, der unterdeſſen Ingermanland erobert, die ſchwed. Kriegsvölker in Eſtland und Livland zurückgetrieben und Einfälle in Kurland, Litauen und Polen ausgeführt hatte. Statt aber den Gegner raſch anzugreifen, verweilte Karl XII. faſt ein Jahr noch in Polen, um ſeinen Schützling auf dem Throne zu befeſtigen. Zwar drang er im Frühjahre 1708 nach der Bereſina vor und rückte im September über Mohilew in Rußland ein; doch ließ er ſich durch Vorſpiegelungen des Koſakenhetmans Mazeppa zu dem abenteuerlichen Zuge nach der Ukraine verleiten. Mazeppas Plan einer Aufwiegelung der Koſaken mißlang; Mangel und ein ſtrenger Winter richteten unter den Truppen große Verheerungen an. Dazu kam, daß ſein General Lewenhaupt, der ihm von Kurland her 14000 Mann, Pferde und 7000 Wagen mit Vorräten aller Art zuführen ſollte, bei Liesna am Dnjepr von den Ruſſen nach einem dreitägigen Kampfe vom 7. bis 10. Okt. geſchlagen wurde und ſich nur mit 6000 Mann zum Könige durchſchlagen konnte. Zwar eroberte Karl XII. bald darauf 7. Jan. 1709 die kleine Feſtung Wepricz; dagegen belagerte er Pultawa ſeit Mai 1709 vergebens. Als er 28. Juni die zum Entſatze der Feſtung herbeieilenden Ruſſen zurücktrieb, wurde er gefährlich am Fuße verwundet, in der Schlacht bei Pultawa 7. Juli aber ſo entſcheidend geſchlagen, daß der Reſt ſeines Heers, noch 14000 Mann, aller Lebensmittel und Munition beraubt, unter Lewenhaupt ſich gefangen geben, er ſelbſt aber zu den Türken nach Bender fliehen mußte. Während Karl XII. alles aufbot, die Türkei zum Kriege gegen Rußland zu bewegen, was ihm 1711 auch gelang, erneuerten Auguſt II. und Friedrich IV., mit Peter d. Gr. vereint, den Krieg gegen Schweden. Der Zar unterwarf ſich außer Ingermanland auch Eſtland und Livland und ſetzte den bereits 1703 angefangenen Bau von Petersburg eifrig fort. Auguſt II. ging im Okt. 1709 mit einem ſächſ. Heere nach Polen, trieb Staniſlaw Leſzczynſki nach Schwediſch-Pommern und bemächtigte ſich des Königsthrons wieder. Die Dänen beſetzten Schleswig, landeten im Nov. 1709 in Schonen und eroberten Helſingborg, wurden jedoch ſpäter (11. März 1710) von Stenbock wieder aus Schweden vertrieben. Der Sultan, der ein 200000 Mann ſtarkes Heer unter dem Großvezier Baltaſchi-Mohammed über den Pruth geſendet und die kaum 30000 Mann ſtarke Armee Peters bei Falczy eingeſchloſſen hatte, ſchloß ebenfalls, durch die Hinopferung Aſows befriedigt, 23. Juli 1711 mit Rußland Frieden, der auch ungeachtet einer durch Karl XII. bewirkten nochmaligen Kriegserklärung vom 17. Dez. 1711 am 18. Nov. 1712 beſtätigt wurde.

Inzwiſchen hatten die Seemächte mit dem deutſchen Kaiſer aus Beſorgnis, der Nordiſche Krieg möchte mit dem Spaniſchen Erbfolgekriege ſich verſchmelzen, für die ſchwediſch-deutſchen Länder im ſog. Haager Konzert 31. März 1710 einen Waffenſtillſtand verabredet, welchem Dänemark, Polen, Preußen und die ſchwed. Stände beitraten. Da aber Karl XII. auf dem Reichstage zu Regensburg 30. Nov. 1710 ausdrücklich gegen dieſen Vertrag proteſtieren ließ, ſo wurde der Krieg im nördl. Deutſchland wieder fortgeſetzt. Die Dänen eroberten Stade, beſetzten Bremen und Verden, die Sachſen überfielen Schwediſch-Pommern, und Peter d. Gr. ſetzte die Unterwerfung Finlands fort. Zwar wendete der ſchwed. General Stenbock, der ein friſches Heer von 12000 Mann nach Pommern führte, durch den Sieg bei Gadebuſch 20. Dez. 1712 über die Dänen das Kriegsglück noch einmal auf Schwedens Seite. Als er aber, von den Dänen, Sachſen und Ruſſen eingeſchloſſen, bei Oldesworth unweit Tönningen zur Kapitulation genötigt wurde, blieb dem Adminiſtrator von Holſtein-Gottorp, um den Verluſt der ſchwed. Provinzen in Deutſchland zu verhindern, nichts übrig, als mit dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm I., einen Sequeſtrationsvertrag über Stettin und Wismar abzuſchließen. Da erſchien 11. Nov. [illegible] Karl XII. ſelbſt unerwartet zu Stralſund, vertrieb die Preußen aus Uſedom und Wollin und forderte Stettin zurück. Aber Friedrich Wilhelm I. verband ſich mit Rußland und Sachſen, und auch der König Georg I. von England, als Kurfürſt von Hannover, trat, weil er ſich die von den Dänen erkauften Herzogtümer Bremen und Verden ſichern wollte, dieſer Verbindung bei. Unter dieſen Umſtänden half es Karl XII. nichts, daß er Stralſund gegen die Dänen, Sachſen und Preußen zugleich, die es vom Okt. bis Dez. 1715 belagerten, mit ungemeiner Anſtrengung verteidigte. Nach dem Verluſte von Uſedom und Rügen mußte auch Stralſund und 19. April 1716 ſelbſt Wismar ſich ergeben. Karl ging nach Schweden zurück, griff aber ſchon im März 1716 die Dänen mit einem zuſammengerafften Heere von 20000 Mann in Norwegen an. Zugleich begann er auf den Rat des Freiherrn von Görtz Unterhandlungen mit Peter I., der mit den übrigen Verbündeten in Zwieſpalt geraten war, und erhielt von ihm das Verſprechen, unter der Bedingung der Abtretung der Oſtſeeprovinzen, ihm die verlorenen deutſchen Länder oder ſtatt derſelben Hannover und Norwegen erobern zu helfen. Aber ehe dieſe Unternehmung zur Reife gedieh, fiel Karl XII. bei einem zweiten Einfalle in Norwegen in den Laufgräben vor Friedrichshall 11. Dez. 1718.

Die mit Übergehung der Rechte des Herzogs Karl Friedrich von Holſtein zur Königin von Schweden ernannte jüngere Schweſter des Königs, Ulrike Eleonore, ganz der Leitung der Hornſchen Partei hingegeben, brach ſogleich die bisher geführten Unterhandlungen ab, erneuerte den Krieg gegen Rußland und ſchloß dagegen, unter Frankreichs Vermittelung, mit Hannover, Preußen, Dänemark und Polen Frieden. Demgemäß erhielt Hannover im Frieden zu Stockholm vom 20. Nov. 1719 die Herzogtümer Bremen und Verden gegen Zahlung von 1 Mill. Thlr.; Preußen behielt infolge des Vertrags zu Stockholm vom 1. Febr. 1720 Stettin, die Inſeln Wollin und Uſedom, überhaupt Vorpommern bis an die Peene und zahlte an Schweden 2 Mill. Thlr.; Dänemark gab im Frieden zu Frederiksborg 14. Juli 1720 Rügen, Stralſund und Wismar an Schweden zurück, dagegen entſagte letzteres der Zollfreiheit im Sund, zahlte 600000 Thlr. und ließ Dänemark im Beſitz des holſtein-gottorpiſchen Anteils an Schleswig. Mit Polen endlich wurde 7. Nov. 1719 ein vorläufiger Vertrag, der erſt 1732 die Geltung als Friede erhielt, dahin abgeſchloſſen,

daß der Friede von Oliva erneuert, Auguſt II. als König von Polen anerkannt, aber zugleich verpflichtet wurde, dem entthronten Stanislaw Leſzczynſki den Königstitel zu belaſſen und ihm 1 Mill. Thlr. zu bezahlen. Unterdes hatte Peter d. Gr. den Krieg gegen Schweden fortgeſetzt. Ein ſchwed. Geſchwader wurde 7. Aug. 1720 von einem ruſſiſchen geſchlagen, die Küſte von Weſterbotten, ſowie 1721 die von Norrland barbariſch verwüſtet und Stockholm von einem Angriff der Ruſſen nur durch die Ankunft einer brit. Flotte unter Admiral Norres gerettet. Erneuerte Landungen der Ruſſen in Schweden und damit verbundene Verheerungen des Landes nötigten endlich die Königin Ulrike Eleonore zu dem nachteiligen Frieden zu Nyſtad 10. Sept. 1721. In dieſem Frieden trat Schweden Livland, Eſtland und Ingermanland, die Bezirke von Kexholm und Wiborg nebſt allen Inſeln zwiſchen Kurland und Wiborg an Rußland ab und erhielt dafür das übrige Finland zurück, 2 Mill. Thaler und das Verſprechen, daß ſich Rußland in Schwedens innere Angelegenheiten nicht einmiſchen wolle. So ging durch dieſen Krieg das Übergewicht, welches Schweden 1645—1709 im Norden von Europa behauptet hatte, vollſtändig verloren.

Nordiſche Mythologie iſt die Wiſſenſchaft von dem heidniſchen Glauben und Kultus der nordgerman. Völker. Dieſelbe beruht vorzugsweiſe auf norweg. und isländ. Quellen, weniger auf däniſchen und ſchwediſchen, die auch zu jenen im allgemeinen ſtimmen und nur in einzelnen, aber nicht unbedeutenden Punkten abweichen. Die Nordiſche Mythologie dient der deutſchen zur weſentlichen Förderung, deren Zeugniſſe zum Teil weit älter, aber auch weit dürftiger ſind. Wie jede Mythologie berichtet auch die nordiſche zuerſt von der Weltſchöpfung und der Bildung der älteſten göttlichen Weſen.

Im Uranfange war nichts als ein gähnender Schlund (Ginnunga gap), darin entſtanden Niflheim (ſ. d.) und Muſpelsheim. Aus dem Brunnen Hvergelmir in Niflheim ſtrömten die Elivagar; das Eis, welches ſie mit ſich führten, vereinigte ſich mit belebenden Funken aus Muſpelsheim und ſo entſtand das erſte lebende Weſen, der Urrieſe Ymir, deſſen Glieder untereinander Kinder zeugten. Aus dem Ureiſe entſtand auch die Kuh Audhumla, welche nach drei Tagen aus dem ſalzigen Schnee, von dem ſie lebte, ein Weſen, Namens Buri, herausleckte, den Vater des Bor, welcher mit einer Rieſin den Odin, den Vili und den Ve zeugte. Dieſe drei erſchlugen den Ymir, in deſſen Blute alle Rieſen bis auf ein einziges Paar ertranken, welches jenes Geſchlecht fortpflanzte. Aus Ymirs Gliedmaßen bildeten Odin, Vili, Ve die Welt: aus dem Fleiſche die Erde, aus den Knochen die Felſen, aus dem Blute das Meer, aus dem Schädel den Himmel, aus dem Gehirn die Wolken, aus den Haaren die Bäume. Funken aus Muſpelsheim wurden als Geſtirne gefeſtigt und vier Zwerge zu Hütern der vier Himmelsgegenden beſtellt. Als Träger der Welt ragte eine ungeheuere dreiwurzelige Eſche, ſtaldiſch die Eſche Yggdraſils benannt, durch die drei Teile der ſcheibenförmigen Erde, um welche ſich das Meer als rieſenhafte Schlange legte, in welchem der Meerrieſe Ägir mit ſeiner Gemahlin Ran und ſeinen neun Töchtern hauſte. Die Brücke Bifröſt, der Regenbogen, führte von der Erde nach dem Himmel. Die dem Rieſengeſchlecht entſproſſene Nacht ereilt auf ihrem Roſſe Hrimfaxi (Reifmähne) das Himmelsgewölbe; ihr folgt ihr Sohn Tag auf ihrem Roſſe Skinfaxi (Leuchtmähne). Aus zwei Bäumen, einer Eſche und Ulme, bildeten Odin, Vili und Ve das erſte Menſchenpaar, Aſk und Embla. Die Götter wohnten in Asgard und Vanaheim, die Rieſen in Jötunheim oder Utigard, die Menſchen in Midgard oder Mannaheim. Man erkennt leicht, daß mit Ymirs Tötung eine neue Periode des Heidentums begonnen hat. Die rieſenhaften Verbildlichungen der gewaltigſten Naturerſcheinungen mußten einer menſchlichen Reihe weichen. Man kennt nur Trümmer der älteſten Dynaſtie und ihres Staats; aber auch hier findet ſich der trilogiſche Zug. Die drei Elemente Luft, Feuer, Waſſer ſtellen ſich in Kari, Hler, Logi dar, wie überhaupt in den Mythologien dieſe Elemente durch drei Urgottheiten apotheoſiert werden. Überreſte dieſer alten Dynaſtie ſind die Rieſen, welche in Gebirgen wohnen, die bleibende Oppoſition gegen das neue Göttergeſchlecht. Die größte Zahl der Mythen wurzelt in dem Kampfe zwiſchen Aſen und Thurſen, und der Untergang des Odinſchen Götterſtaats erfolgt durch den Losbruch der bisher gefeſſelten und zurückgedrängten Rieſengewalten. Einige Gottheiten der älteſten Dynaſtie treten allerdings zu den jüngern in ein freundliches vertragsmäßiges Verhältnis: ſo der Meergott Ägir, die Seegöttin Geſion, die Rieſenjungfrau Gerd u. a.

Die Gottheiten der zweiten Dynaſtie führen den allgemeinen Namen Aſen (ſ. d.) oder wie das Wort deutſch lauten würde, Anſen, d. h. Balken. In den Mittelpunkt iſt durch die ſyſtematiſche Ordnung Odin geſtellt; doch läßt ſich genau nur ſagen, daß Odin von den Dänen und Goten als Hauptgott verehrt ward, zu dieſen aber wohl aus Franken kam, Thor dagegen von den Norwegern und Frey von den Schweden. Frey mit ſeiner Schweſter Freya und dem Vater Niörd ſind die Wanen, ein anderes göttliches Geſchlecht, deſſen Vereinigung mit den Aſen erſt nach einem langen Kampfe ſtattfand. Die Schilderung desſelben iſt jedenfalls der poetiſche Niederſchlag des Kampfes der neuen aus Süden kommenden Göttergeſtalten mit den heimiſchen. Die Zwölfzahl des ſpätern Syſtems enthält die verſchiedenſten Gottheiten. Die Hauptgötter waren außer Odin, dem großen Gott des Himmels, der Donnergott Thor, welcher im ſteten Kampfe gegen die Rieſen das Land wider die Beſchädigungen des Meers und des Eisgebirges ſchützte und darum der eigentliche Haus- und Bauerngott war. Tyr iſt ein uralter Schlachtengott, der Sohn Odins. Neben Odin ſteht Mimir, der Gott des feuchten Elements und der Weisheit. Auch Hoenir iſt ein ſehr alter Himmelsgott; Ullr perſonifiziert vielleicht nur beſtimmte Eigenſchaften Odins. Heimdall iſt wahrſcheinlich Meergott; andere halten ihn für den Mondgott. Er hütet den Regenbogen, den Weg zum Sitze der Aſen, und kämpft mit Loki um Freyas Schmuck, das Briſingamen, das Loki geſtohlen hatte. Unter dem Namen Rig erzeugt er die menſchlichen Stände: die Edeln, die Freien, die Knechte. Niörd iſt eine Waſſergottheit und darum reich und ſegenſpendend; vermählt ward er mit der Rieſin Skadi. Seine Kinder heißen Frey und Freya; der erſte wiederholt in manchem des Vaters Weſen, Freya iſt die nordiſche Liebesgöttin. In manchen Punkten berührt ſie ſich mit Odins Gemahlin Frigg, in welcher jedoch das mütterliche Weſen ſowie die Natur der Luftgöttin überwiegt. Ein Sohn Odins iſt Bragi, der Gott der Dichtkunſt, der mit der Jugendgöttin Idun

vermählt lebt. Söhne Odins sind auch die tapfern Vidar und Vali, die einst die neue Welt mit regieren werden. Von Odin stammt auch Baldr, der mit Nanna den Rechtsgott Forseti zeugte. Untergeordnete Göttinnen sind Eir, Fulla, Gna, Hlin, Hnoss, Lofn, Siofn, Snotra, Syn und Vör, sämtlich Personifikationen.

Zur Ausführung der Idee vom Untergange der Asen erhielten Baldr und Loki die Hauptrollen. In dem Leben Baldrs hatten die Götter die Bürgschaft ihres eigenen Seins. Darum stredt Loki, welcher der Vertreter des bösen Prinzips auf Grund seiner elementaren Bedeutung als Feuergott geworden war, danach, den Baldr töten zu lassen. Dies gelingt durch den blinden Hödr; auch der Versuch der Götter, Baldr von Hel zu erlösen, mißlingt. Loki wird zwar gefesselt, aber das kann den Untergang nicht aufhalten, der nach Lockerung der natürlichen und sittlichen Gesetze anbricht. Nach einem dreijährigen Winter beginnt das Ragna röl, das Göttergeschick: die Weltschlange (das Meer) baumt auf, Loki und der Höllenwolf Fenrir, der Höllenhund Garm und sämtliche Riesen fahren, frei geworden, auf dem Schiffe Naglfar heran; aus der Feuerwelt kommt Surt mit den Muspelssöhnen; die Wölfe Hati und Sköll erreichen in der Verfolgung die Sonne. Heimdall stößt in sein Horn (Giallarhorn) und ruft die Götter auf die Walstatt. Der Vernichtungskampf beginnt. Thor und die Weltschlange, Tyr und Garm fallen im gegenseitigen Kampfe; Odin erliegt dem Fenrir, wird aber von seinem Sohne Vidar gerächt, Frey wird von Surt getötet, der hierauf mit seinem loheuden Schwerte, auf dessen Spitze er die Sonne trägt, die Welt entzündet. Da stürzen die Gestirne vom Himmel und die Erde sinkt in das Meer, dessen Fluten endlich die Flammen löschen. Darauf erhebt sich eine neue Erde mit jungen Göttern. Baldr kehrt zurück, auch Hödr, Hoenir, Vidar, Vali kommen wieder; für Thor erscheinen dessen zwei Söhne Modi und Magni. Das neue Menschengeschlecht beginnt mit Lif und Lifthrasir. Der Glaube an die persönliche Unsterblichkeit war freilich den Germanen längst eigen: Odin, Thor, Frigg teilen sich in die abgeschiedenen Seelen, die übrigen müssen durch finstere, feuchte Thäler in die festverwahrte Burg der unterirdischen Hel wandern. Zu Odins Totenhalle, Valhöll, führten die Walkürien (Valkyrjur) die auf dem Walfelde Gefallenen, wo heiteres kampfreiches Männerleben ihrer harrte. Darum scheuten die Männer den Tod an Krankheiten (den Strohtod) und verwundeten sich lieber mit dem Ger, um nach Valhöll zu gelangen. Eigentümlich ist, daß die Wirksamkeit der Schicksalsgöttinnen, der Nornen, sich an den Göttern selbst wenig äußert. Es wird mehr von ihrem Einflusse auf menschliches Leben berichtet, sodaß wohl anzunehmen ist, daß über ihre ältere Zeit viel verloren ging. Auf einer untern Stufe stehen die Zwerge (dvergar) und Elbe (alfar), jene zahlreichen Elementargeister, von denen jene in den Bergen und unter der Erde, diese in der Luft leben. Die Zwerge, aus den Maden aus Ymirs Fleische entstanden, sind klein, mißgestaltet und gewöhnlich dunkel von Haut; ihr Charakter wird meist verschlagen, heimtückisch und schadenfroh geschildert. Doch gelten sie für kunstreich und arbeiten selbst den Göttern die wunderbarsten Dinge, wie das goldene Haar der Getreidegöttin Sif, den Schmuck der Freya und das stets segelnde Schiff Freys. Die Alfe waren schön und leuchtend; doch unterschied man auch von den Lichtelben (liosalfar) die Dunkel- und Schwarzelben (dockalfar, svartalfar). Sie liebten Musik und Tanz, knüpften Liebesverhältnisse mit Menschen an und galten für ein stilles Völkchen unter eigenen Königen. Die Landgeister (landvættir), die über einem Lande hütend walteten, sowie die persönlichen Schutzgeister (fylgjur, hamingjur) gehörten dem elbischen Geschlecht an. Im Wasser herrschten die Nicker und Meerleute.

Die Formen der Götterverehrung waren auch im german. Heidentume Gebet und Opfer. Je nach Wichtigkeit und Zweck brachte man Frucht-, Tier- oder Menschenopfer. Am höchsten stand unter den Tieren auch in dieser Hinsicht das Roß; der Genuß des Pferdefleisches galt daher nach der Bekehrung für heidnisch, um so mehr, als die heimlichen Heiden am schwersten hiervon ließen. In die Hauptzeiten des Jahres: zu Winteranfang, zu Mittwinter und im Sommer (Anfang oder Mitte), fielen die großen Festopfer für Segen im Felde, im Hause und im Kriege. Alle neun Jahre feierten die Schweden die höchsten und größten Opfer zu Upsala. Jeder Gott hatte sein geweihtes Tier, das bei seinen Tempeln gehegt ward. Der Gottheit selbst gehörte nur ein bestimmter Teil, das übrige Fleisch verzehrten die Opfernden im heiligen Schmause und spendeten dabei auch ein Trankopfer aus dem Erinnerungsbecher (minnis full, minnis horn, minnis veig, minnis öl). Jedes Familienhaupt brachte für sein Haus zu zeiten Opfer; für die Gemeine oder den Gau thaten es die Vorsteher, für den Staat der König. In jedem Bezirke (fylki, herrad) scheint ein öffentliches größeres Heiligtum bestanden zu haben, ebenso für ganze Länder. In dem prächtigen Tempel zu Upsalir war die Verehrung von Odin, Thor und Frey vereint, deren Bilder in dem prächtigen Bau standen. Auch sonst existierten Bildsäulen der nordgerman. Gottheiten, welche man bei Übersiedelung nach andern Ländern mitzunehmen pflegte, ebenso kleine, als Amulett getragene Nachbildungen. Vor dem Bilde stand ein Gefäß mit Opferblut (hlautbollr) und einem Weihwedel. Einen besondern Priesterstand gab es nicht; der Oberste des Bezirks war zugleich der Priester und leitete die ganze Opferfeierlichkeit. Von Seherinnen (völur, spákonur) war der Norden voll, ebenso von Zauberern. Mit dem Sturze des Heidentums wucherte der Aberglaube auf und die geheime Kunst. Auch von entschiedenem Unglauben in vorchristl. Zeit berichten manche Sagas.

Die Grundzüge der nordischen Mythologie sind die Erzeugnisse eines sang- und liederreichen Volks. Die Hauptmenge der Vorstellungen und Gestalten entspringt aus den Eindrücken der Natur, ein Teil aus sittlichen Begriffen. Die Phantasie schafft die Gestalten, und die Lust am Fabulieren findet die epischen Fäden, durch welche sie miteinander in Beziehung gesetzt werden. Die physik. Methode in der Erklärung der Mythen geht zwar von dem richtigen Gedanken aus, daß die Natur die Hauptquelle der Mythen ist, allein sie irrt sehr stark darin, daß sie die Mythologie zu einer geheimen Astronomie und Physik macht. Diese Richtung ist unter Einfluß der Naturphilosophie des 19. Jahrh. mehr ausgebildet worden. Mone («Geschichte des Heidentums im nördl. Europa», 2 Bde., Heidelb. 1822—23) und Finn Magnusen («Eddalaeren og dens Oprindelse», Kopenh. 1824—26; «Priscae veterum borealium

mythologiae lexicon», Kopenh. 1828) lösten die Mythen geradezu in symbolisierte astron. Lehren auf. Älter als diese Methode der Auslegung ist die euhemeristische, welche die Mythe in Geschichte zu wandeln strebt. Saxo Grammaticus und Snorre Sturluson waren Euhemeristen. Im 18. Jahrh. vertrat namentlich Suhm diese Auffassung. Genauere kritische Quellenkenntnis und richtigere Erwägung der mythenbildenden Vorgänge haben in unserer Zeit auch in Skandinavien richtigere mytholog. Anschauungen hervorgerufen. Ganz auf die entgegengesetzte Seite trat S. Bugge, indem er alle nordischen Mythen für antik-christl. Mischung erklärte; er rief dadurch im Norden wie in Deutschland eine förmliche wissenschaftliche Revolution hervor. Besonders hervorzuheben sind die Werke von Munch, «Nordmændenes Gudelaere in Hedenold» (Kristiania 1847); Keyser, «Nordmændenes Religionsforfatning i Hedendommen» (Kristiania 1847); R. M. Petersen, «Nordist Mythologi» (Kopenh. 1849; 2. Aufl. 1865). In Deutschland hat Jak. Grimms deutsche Mythologie auch das Durchgreifendste für die nordische geleistet. Vgl. auch Simrock, «Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen» (5. Aufl., Bonn 1880); Mannhardt, «Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker» (Bd. 1, Berl. 1860); Maurer, «Die Bekehrung des norweg. Stammes zum Christentum» (2 Bde., Münch. 1855).

Nordischer siebenjähriger Krieg, s. Dreikronentrieg.

Nordische Sprachen und Litteraturen. Unter den nordischen Sprachen versteht man die Sprachen des skandinav. Nordens und zwar der german. Bevölkerung desselben. Sie gehören daher zu den german. Sprachen und bilden unter diesen, als die «nordgermanischen» oder «skandinavischen» oder «nordischen», gegenüber der gotischen und den deutschen, eine eigene Abteilung; mit der gotischen und den niederdeutschen (sächsischen, englischen, holländischen u. s. w.) stehen sie in ihren sog. stummen Konsonanten auf gleicher (der zweiten) Lautstufe; eigentümlich ist ihnen die Neigung für Suffixion, die im angehängten Artikel und im Passivum zu Tage tritt, wie andererseits der Mangel mancher, allen übrigen german. Sprachen gemeinsamen Präfixe: be-, ge- u. s. w. Unter dem Namen nordische Sprachen begreift man die schwedische, die dänische, die norwegische und die isländische; unter ihnen wird die norwegische nicht mehr geschrieben, sondern nur noch gesprochen. Diese Sprachen, eine jede in mehrfachen Dialekten entfaltet, erscheinen in der frühesten Periode einander so ähnlich, daß sie selber nur als Dialekte einer und derselben Sprache gelten können. Das Isländische ist noch im 13. Jahrh. vom Norwegischen so gut wie gar nicht, das Schwedische und Dänische kaum merkbar verschieden und der Unterschied der beiden letztern gegen die erstern überhaupt ein sehr geringer; der isländ. Skalde bereiste alle nordischen Königshöfe, und was er zum Preis ihrer Fürsten vortrug, hatte er in seiner Sprache gedichtet. Obwohl gebildete Schweden und Dänen auch gegenwärtig sich einander leicht verständlich machen und von ihren Grammatikern sogar eine Verschmelzung der Schreibweise beider Sprachen erstrebt wird, werden dennoch schwed. Bücher für einen größern Leserkreis ins Dänische, dänische ins Schwedische übersetzt; das Verständnis isländ. Sprache und Litteratur ist für den Schweden und Dänen nur durch besonderes Studium erreichbar.

Die physischen wie die histor. Verhältnisse der skandinavischen Länder und Inseln haben jede ihrer Sprachen in mehr oder minder eigentümlicher Weise sich entwickeln lassen. Einen bedeutsamen Gegensatz in dieser Beziehung bilden die Sprachen von Island und Dänemark. Die isländische Sprache, d. i. die Sprache, welche man bei der Einnahme der Insel (874—930) mit aus Norwegen brachte und welche hier seit dem Ende des 12. Jahrh. durch anfängliche litterarische Anwendung zu fester Ausbildung gedieh, wird, mit unwesentlichen Ausnahmen, noch jetzt ganz in derselben Form gesprochen und geschrieben, wie sie sich in der isländ. Litteratur des 13. und 14. Jahrh. vorfindet; sie ist stehen geblieben, und die insularische Beschaffenheit Islands wie seine weite Entfernung vom Kontinent erklären dies nicht minder als der Umstand, daß es vier Jahrhunderte hindurch Freistaat, darauf erst Norwegen, dann Dänemark angehörig, von beiden gewissermaßen sich selbst überlassen wurde. Die dänische Sprache dagegen empfängt teils infolge der Nachbarschaft, teils durch die Hansa, die Reformation, das oldenburger Regentenhaus, durch deutsche Litteratur und Wissenschaft so frühzeitig, so andauernd, in so intensiver Weise Einwirkung deutscher Sprache, der plattdeutschen wie der hochdeutschen, daß sie, wenig zwar auf grammatischem, um so mehr auf lexikalischem Gebiet den mindest nordischen Charakter sich bewahrt hat. In geringerm Grade hat diesen deutschen Einfluß unter teilweise ähnlichen Verhältnissen die schwedische Sprache erfahren; an Vokalfülle der «italienischen vergleichbar» (Jak. Grimm), trägt diese nur vereinzelte Züge höchsten Altertums, die nur reicher in ihren Dialekten, namentlich dem der Insel Gotland zum Vorschein kommen. Die norwegische Sprache ist bis zu Ende des 13. Jahrh. fast genau dieselbe wie die isländische; doch seit dem Beginn des 14. Jahrh. nur noch zu Briefen und Urkunden verwendet, verliert sie ihre bisherige Einheit unter dem Einflusse erst des Schwedischen, dann noch mehr und andauernder des Dänischen, das, seit Norwegen (1380) dän. Provinz ward, zur offiziellen Sprache für Kanzel und Gericht erhoben, auch zur Schriftsprache Norwegens wurde und bis auf diesen Tag geblieben ist. Gleichwohl lebt noch die alte Sprache, in verschiedenen Dialekten gesprochen, in den Thälern und an den Küstenstrichen des Landes, in den grammatischen Formen zwar abgestumpft und ihrer alten Schärfe und Reinheit beraubt, doch noch mit treubewahrter Fülle des alten Wortschatzes, wie er uns in der alten Litteratur entgegentritt. Ein Bild dieser «norweg. Volkssprache» in ihren verschiedenen Mundarten geben teils die von Landstad (1853) und die von S. Bugge (1858) dem Volksmunde unmittelbar entnommenen Volkslieder (aus Thelemarken), teils und zwar vorzugsweise die Schriften Ivar Aasens: «Norweg. Grammatik» (2. Ausg. 1864), «Wörterbuch» (1850; 2. Ausg. 1873), «Sprachproben» (1853), «Sprichwörter» (1856). Die von Aasen angeregten und von andern (namentlich A. O. Vinje) unterstützten Bestrebungen, auf Grund der norweg. Volkssprache eine neue norweg. Schriftsprache zu bilden und dadurch die dänische zu verdrängen, haben zu keinem Resultat geführt; die Schriftsprache Norwegens und die Sprache seiner Litteratur ist nach wie vor

die dänische, wenn auch mit gewissen norwegischen Eigentümlichkeiten. Vgl. Th. Möbius, «Dänische Formenlehre» (Kiel 1871).

Fälschlicherweise bezeichnet man die Sprache der Litteraturdenkmäler des 13. und 14. Jahrh. als altnordische. Diese Bezeichnung müßte auch das Altdänische und Altschwedische mit umfassen, allein die Sprachdenkmäler dieser beiden Zweige, welche sich schon in den ältesten Zeiten von den norweg.-isländ. unterscheiden, begreift man fast nie in jenem Ausdruck. Was man altnordisch nennt, ist demnach nur die alte Sprache Norwegens und der von Norwegen aus besiedelten Inseln, namentlich Islands. Die alten Isländer selber nannten diese Sprache im Bewußtsein ihrer Herkunft die norrœna, d. h. die norwegische (nicht nordische), demzufolge die heutigen norweg. Grammatiker sie die altnorwegische (oldnorsk) nennen; oder mit einem den lat. Autoren des Mittelalters entlehnten Ausdruck: dönsk tunga, wörtlich zwar: dänische Zunge, dem Gebrauche nach jedoch lediglich: nordische Zunge, d. h. Sprache des skandinav. Nordens. Diese altnorweg.-isländ. Sprache behauptet in der german. Sprachwissenschaft, trotzdem daß ihre Schriftdenkmäler um mehrere Jahrhunderte jünger sind als die der got., deutschen und sächs. Sprachen, sowohl durch die Altertümlichkeit und scharfausgeprägte Eigenheit ihres Laut- und Flexionssystems als auch durch die unvergleichliche Fülle ihres Wortschatzes einen gleich hervorragenden Platz. (Vgl. Möbius, «Über die altnordischen Sprachen», Kiel 1872.) Ihre Grammatik, schon den alten Isländern Gegenstand gelehrten Studiums, erhielt, abgesehen von dem Versuche des Isländers R. Jónsson (1651), eine wissenschaftliche Bearbeitung zuerst durch den Dänen R. Kr. Rask, sodann durch Jak. Grimm in seiner deutschen Grammatik; neuerdings haben teils norweg. Gelehrte (Munch, Unger, Aars, Bugge), teils isländische (Gislason, Thorkelsson, Fridriksson), teils dänische (Lndv. Wimmer 1870, 1874, 1876; deutsch von E. Sievers, Halle 1871), auch deutsche (Brenner, Lpz. 1882) und schwedische (Noreen, Halle 1884) schätzbare grammatische Arbeiten geliefert. Von Wörterbüchern sind zu nennen das Lexikon von Björn Halldórsson (1814), eins für die poetische Sprache von Sveinbjörn Egilsson (1860) und drei für die Prosa: vom Isländer Erik Jónsson (1863), vom Norweger Fritzner (2. Aufl. 1884 fg.) und vom Isländer Guðbrand Vigfusson (Oxf. 1869). Deutsche Hilfsbücher zur Erlernung der altnordischen Sprache verfaßten Dietrich (2. Aufl., Lpz. 1864), Friedrich Pfeiffer (Lpz. 1860), Th. Möbius («Analecta norrœna», 2. Aufl., Lpz. 1877), derselbe, «Altnordisches Glossar» (Lpz. 1866).

Die Litteraturen der nordischen Sprachen sind nach Alter, Umfang, Gehalt wesentlich voneinander verschieden. Die schwed. und die dän. Litteratur beginnen, abgesehen von Runeninschriften, gegen das Ende des 13. Jahrh., und was sie an originaler Produktion aufzuweisen haben, beschränkt sich in den ersten Jahrhunderten auf Schriften des praktischen Bedürfnisses: Gesetze, Urkunden, Genealogien, chronikalische Aufzeichnungen, Arzneibücher u. dgl.; der übrige Bestand sind mehr oder minder freie Übersetzungen und Bearbeitungen teils biblischer und geistlicher Schriften, teils fremder Romane, Unterhaltungsbücher, Historien u. s. w. Vgl. Winkel Horn, «Geschichte der Litteratur des skandinavischen Nordens» (Lpz. 1879). (S. Dänische Sprache, Litteratur und Kunst und Schwedische Sprache, Litteratur und Kunst.) Alles dies besitzt auch die norweg.-isländ. Litteratur; aber sie reicht nicht nur weit höher hinauf, sondern sie umfaßt überdies einen Reichtum wertvoller originaler Schöpfungen in Poesie und Prosa. Diese alte Litteratur der Isländer und Norweger, sofern sie durch dieselbe Sprache eine beiden gemeinsame ist, reicht bis in den Anfang des 14. Jahrh.; in Norwegen, dessen Anteil mindestens an originalen Werken ohnehin ein verhältnismäßig geringer ist, hört sie seit dieser Zeit ganz auf; auf Island dauert litterarische Thätigkeit noch bis in das 15. Jahrh. fort, um, ohne eigentlich ganz aufzuhören, erst seit dem Beginn des 17. Jahrh. wieder aufgenommen zu werden und seitdem bis in die Gegenwart sich andauernder Pflege zu erfreuen. Der Anfang der norweg.-isländ. Litteratur ist hier wie anderwärts bedingt durch Einführung des Christentums. Das Christentum aber gelangte nach Norwegen und von da nach Island zu Ende des 10. Jahrh., und anderthalb Jahrhunderte darauf, um den Anfang des 12. Jahrh. (etwa 1120), findet sich sichere Nachricht von den ersten schriftstellerischen Arbeiten in heimischer Sprache, es sind Aufzeichnungen von Gesetzen, Übersetzungen geistlicher Bücher, Geschlechtsregister u. dgl. Weit höher hinauf datiert jedoch die Entstehung und zugleich volle Ausbildung alles dessen, was der norweg.-isländ. Litteratur erst ihre Originalität und Bedeutung verleiht, nicht allein jener alten die nordische Mythologie und die deutsche, zum Teil nordische Heldensage behandelnden Lieder (s. Edda), sondern auch der skaldischen Dichtkunst und der Saga. Was von Liedern während dieser Jahrhunderte gesungen, von skaldischen Gedichten vorgetragen, von Sagas erzählt worden und, durch mündliche Tradition von Geschlecht zu Geschlecht getragen, die Zeit des Schrifttums erreicht hatte, gelangte während derselben entweder fertig, wie es war, zur einfachen Aufzeichnung, oder es wurde wieder Grundlage und Ausgangspunkt zu neuer litterarischer Produktion, insonderheit jener umfassenden Sagalitteratur, einschließlich einer wirklichen Geschichtschreibung, die seit der zweiten Hälfte des 12. bis zum Ende des 14. Jahrh. so ziemlich die ganze litterarische Thätigkeit der Isländer erfüllt. Diese Sagaschreibung erreicht ihren Höhepunkt im 13. Jahrh., während die Blüte des Skaldentums, jenseit des Zeitraums der eigentlichen Litteratur, dem 10. und 11. Jahrh. angehört. Der Bestand der norweg.-isländ. Litteratur ist bei allen Verlusten, die er erlitten, noch immer beträchtlich; er ist überliefert in Membranen des 13., 14., 15. Jahrh. (einigen des 12., auch des 16.) und in vielen Papierhandschriften, die bei der Beschränkung des Buchdrucks auf Island bis ins 19. Jahrh. herabreichen. Vgl. Th. Möbius, «Catalogus librorum islandic. et norvegic. aetatis mediae» (Lpz. 1856, nebst Fortsetzung: «Verzeichnis der auf dem Gebiete der altnord. Sprache und Litteratur von 1855 bis 1879 erschienenen Schriften», Lpz. 1880).

Was von Werken in gebundener Rede erhalten worden, tritt an Umfang weit zurück hinter dem Reichtum der prosaischen Litteratur. Vollständige Gedichte sind, außer denen in der Lieder-Edda, im ganzen nicht mehr als einige dreißig vorhanden; von einer großen Zahl sind dagegen nur kürzere

oder längere Fragmente erhalten, die als Citate in der Snorra Edda oder den Sagas angeführt sind. Diese norweg. und isländ. Gedichte haben nur einen mäßigen Umfang; die längsten umfassen gegen hundert achtzeilige Strophen. Sie erscheinen in vier Versarten: im Ljódsháttr, im Fornyrdislag, im Drottkvætt, in Runhenda. Allen gemeinsam ist die Strophe (visa) und der Stabreim (Allitteration). Die Strophe besteht aus acht Halbversen, von denen je zwei durch den Stabreim verbunden sind. Die ältern Gedichte überschreiten sehr häufig diese Zahl, wie andererseits der Ljódsháttr nur sechs Zeilen oder zwei Halbverse nebst je einem für sich reimenden Verse zuläßt. Das Fornyrdislag sowohl als der Ljódsháttr hat nur den Stabreim, das Drottkvætt und die Runhenda außerdem den Silbenreim, der jedoch in jenem als halber (konsonantischer, innerhalb des ersten Verses) und voller (konsonantischer und vokalischer, innerhalb des zweiten Verses) innerhalb zweier Halbverse, in Runhenda als männlicher oder weiblicher Reim am Ende derselben steht; Ljódsháttr und Fornyrdislag beruhen auf dem Accent, das Drottkvætt (und Runhenda) auf Zählung der Silben. Jenes ergibt sich als das älteste und ursprünglichste Metrum wie durch seine Einfachheit so durch seine wesentliche Übereinstimmung mit der altbochdeutschen, altsächs., angelsächs. Allitterationsform; doch reichen die Gedichte im Drottkvætt in das 9., die in Runhenda in das 10. Jahrh. hinauf. Alle werden bis in das 14. Jahrh. nebeneinander geübt; doch das Drottkvætt, immer kunstvoller variiert und ausgebildet, nimmt derart überhand, daß es für das 10. bis 13. Jahrh. das Hauptmetrum der isländ. Dichtung wird, während die Dichtung im Fornyrdislag vor der prosaischen Erzählung bereits zurücktreten und andererseits Runhenda, zwar nicht in ihrer ursprünglichen, reinen Form, sondern in dem aus ihr hervorgehenden Metrum der Rímur, seit der Mitte des 14. Jahrh. die allein herrschende wird. Wesentlich der Dichtung im Drottkvætt, obwohl schon den einfachern Gedichten wie den spätern Rímur und den geistlichen Gedichten nichts weniger als fremd, ist eine eigentümliche Dichtersprache (skáldskaparmál), d. h. die Bezeichnung einer Person oder Sache teils durch gewisse, nur der poetischen Sprache eigentümliche Ausdrücke, teils durch Umschreibung (kenningar), die, aus zwei, drei, vier, ja noch mehr Wortgliedern bestehend, ihren bildlichen Ausdruck der freien Natur, den alten Sagen, besonders der Mythologie entlehnen. Eine ausführliche Darlegung dieser poetischen Diktion in Verbindung mit einer nordischen Mythologie, als ihrer wichtigsten Grundlage, wie andererseits der alten Metrik, bildet den Inhalt des Lehrbuchs der skaldischen Kunst, der von Snorre Sturluson verfaßten Edda (s. d.).

Ihrem Inhalt nach scheiden sich im großen und ganzen die Dichtungen im Fornyrdislag und die im Drottkvætt derart, daß die ersteren und zugleich ältern die heimische Mythe und Heldensage zum Gegenstand der Darstellung haben, die andern dagegen vorwiegend historisch-enkomiastische sind; gleichwohl gibt es z. B. Gedichte auf den Gott Thor und auf den Sagenhelden Ragnar Lodbrok im Drottkvætt aus dem 9. und 10. Jahrh., wie andererseits Enkomien (Lobgedichte) norweg. Fürsten im Fornyrdislag aus dem 12. und 13. Jahrh. Gedichte im Fornyrdislag und in den verwandten Metren (Ljódsháttr, málaháttr u. a.) sind vor allem die der Lieder-Edda; ferner eine ganze Reihe der Heldensage angehöriger Lieder, die freilich zum größten Teile nur in der lat. Übersetzung des Saxo Grammaticus oder in den Fragmenten vorliegen, welche die sie paraphrasierende Saga unaufgelöst bestehen ließ. Zu den schönsten Gedichten gehören drei auf die norweg. Könige Harald, Eirik und Hakon. Genealog. Charakters sind: «Ynglingatal», «Hálegjatal», «Noregskonungatal», Aufzählungen der erlauchten Vorfahren dessen, auf den ein jedes dieser Gedichte gefertigt. Hochberühmt sind die beiden Gedichte des gefeierten Skalden Egill Skallagrimsson, das eine auf den Tod seines Sohnes, das andere auf seinen Freund Arinbjörn; Sturlas Ehrengedicht auf König Hakon (gest. 1263) und viele andere. «Merlinússpá» und «Ilugsvinnsmál», beide nach lat. Originalen, ahmen Eddalieder verwandten Inhalts auch im Metrum nach, jenes die «Völuspá», dieses die «Hávamál». Die Gedichte im Drottkvætt sind vor allem jene Enkomien nordischer Fürsten, weltlicher wie später auch geistlicher, namentlich auch Heiliger. Sie heißen Drapas (drápur) oder Flokkar (d. i. visna-flokkar), jene, als die bei weitem feierlichern, von diesen teils durch größern Umfang, teils durch die Gliederung vermittelst der Kehrreime (stef) unterschieden. Ausgestattet mit allem Schmuck skaldischer Kunst, preisen sie den Fürsten, vor dem sie von ihrem Dichter (skáld) vorgetragen werden, durch Aufzählung seiner Thaten. Ihr Wert ist selten ein poetischer, im besten Falle ein historischer, und in diesem Sinne sind sie von den isländ. Historikern teils als Quellen, teils als Zeugnisse im ausgedehntesten Maße benutzt worden; fast alle histor. Sagas enthalten mehr oder minder umfängliche Fragmente solcher Drapas. Neben diesen größern Drapadichtungen wird das Drottkvætt noch ganz besonders häufig angewendet in den epigrammartigen und sentenziösen Improvisationen, den sog. lausavísur, die meist aus einer Halbstrophe bestehen. Jeder bedeutsame Ausspruch, der besondere Wirkung und Eindruck bei dem Hörer hervorbringen und seinem Gedächtnisse sich recht tief einprägen soll, wird in dichterische Form, und zwar fast ausschließlich in die metrische des Drottkvætt gekleidet. Fertigung wie Verständnis solcher Verse war auf Island so verbreitet, daß sie fast aus jedermanns Munde erklangen; besonders wohlgelungene und deshalb bekannt gewordene Verse dieser Art mitzuteilen, neue sofort zu dichten, namentlich im Wechselgespräch, gehörte zu den beliebtesten Unterhaltungen bei geselligen Zusammenkünften. Als besondere Arten dieser Dichtung stehen ihrem Zwecke und Inhalt nach einander gegenüber: die Nídvísa und der Mansöngr; jene will Haß und Hohn über den, gegen welchen sie gerichtet ist, verbreiten, dieser sich die Liebe eines Mädchens (man) gewinnen; die gesetzlichen Verbote und Strafen (lebenslängliches Exil), die nicht nur die erstere, sondern auch den Mansöngr betrafen, sofern er den Ruf eines Mädchens gefährdete, zeugen genugsam für die Bedeutung und Wirkung, die man ihnen zuschrieb. Der bei weitem größte Teil der altisländ. Poesie ist gesammelt von Gudbr. Vigfusson und F. Powell im «Corpus poeticum boreale» (2 Bde., Oxford 1883).

Die norweg.-isländ. Prosalitteratur ist Sagalitteratur; was sie außer der Saga enthält, tritt an Umfang und, weniges ausgenommen, auch an Bedeutung zurück. Saga ist eine Erzählung in

Prosa, geschichtlichen oder erdichteten Inhalts. Zunächst mündlich fortgepflanzt, gewinnt sie, überwacht und getragen von der lebendigen Teilnahme der Hörer, im Munde des geübten Erzählers gewisse typische Formen, ja eine gewisse künstlerische Ausbildung. Als man Ende des 12. Jahrh. begann, die Sagas niederzuschreiben, konnte es nicht fehlen, daß jene mehr oder minder typisch gewordenen Formen der mündlichen Erzählung auf die schriftliche übertragen wurden, und dies um so mehr, als doch höchst wahrscheinlich die ersten Verfasser schriftlicher Sagas dem Kreise der Sagenerzähler (sagamenn) angehörten. So bildete sich im Laufe des 13. Jahrh. ein Sagastil, der fast der ganzen Prosalitteratur sein Gepräge aufdrückt. Jene typischen Eigentümlichkeiten aber, die, am reinsten und reichsten zugleich, in den sog. «Islendinga sögur» auftreten, bestehen in strengster Objektivität vom Anfang bis zu Ende: immer dieselbe durchaus affektlose, sich gleich bleibende Ruhe, Gleichmäßigkeit und dentbar größte Einfachheit des Stils (der durchaus parataktischen Redeweise), eine ebenso eingehende Charakteristik der Hauptpersonen nach ihrer Herkunft, ihrer leiblichen und geistigen Beschaffenheit, als kurze und nur andeutende Beschreibung der Örtlichkeiten und natürlichen Umgebung, vielfache Anwendung des Dialogs, auch von Versen, die den auftretenden Personen in den Mund gelegt werden (lausavisur), auch Träume, namentlich sofern sie das, was geschehen wird, schon im voraus ankündigen, und anderes. Diese Sagaform war es nun, in die sich sowohl die seit der Mitte des 12. Jahrh. beginnende Geschichtschreibung kleidete, als auch die ganze zur Unterhaltung und zur Erbauung bestimmte umfängliche Erzählungslitteratur des 13., 14. und 15. Jahrh. Die Geschichtschreibung der Isländer (die der Norweger beschränkt sich auf einige Chroniken, und diese in lat. Sprache) hat vor allem Norwegen zum Gegenstande, sodann Island, nur mittelbar das übrige Skandinavien und andere Länder; sie verbreitet sich über einen Zeitraum von mehr als 500 Jahren, vom Ende des 9. Jahrh., als Harald Härfager die norweg. Monarchie gründet, infolge dessen Island besiedelt wird, bis in den Anfang des 14. Jahrh. An ihrer Spitze steht Are Frode, d. i. Are der Kundige (gest. 1148), dessen Schriften bis auf den unschätzbaren «Libellus Islandorum» (oder «Islendingabók», herausg. von Th. Möbius, Lpz. 1869) verloren sind; sein Verdienst besteht in der chronol. Gliederung und Bestimmung des ihm mündlich überlieferten Geschichtsstoffs. Auf Ares Angaben, wie zum Teil auf denen seines Zeitgenossen Sæmund Frode (gest. 1133), fußen fast sämtliche isländ. Historiker, vor allem auch derjenige, der durch Erweiterung des Quellenmaterials, durch kritische Prüfung desselben, durch reine Sprache und geschmackvolle Darstellung auf den bedeutendste unter ihnen gelten muß, Snorri Sturluson (s. d.). Gleichfalls bedeutend ist Snorris Neffe, der Historiker Sturla Thordarson (gest. 1284). Mit dem Aufhören von Islands Selbständigkeit (1264) schwindet aber auch jede originale Historiographie, die, nachdem sie während des 14. Jahrh. nur noch auf Bearbeitungen, Auszüge, Abschriften der frühern Werke sich beschränkt, endlich in trockener, annalistischer Aufzeichnung ganz erstirbt.

Die Sagas, in denen Geschichte der nordischen Länder und Inseln während des genannten Zeitraums erzählt wird, die sog. historischen Sagas, teilen sich samt ihren Thætter (die eingeschobenen kleinern Erzählungen) in zwei Reihen, in die Isländer Sagas («Islendingasögur») und die norweg. König-Sagas («Noregskonungasögur»). Jene bestehen vornehmlich in Geschlechts- und Familiengeschichten oder auch Biographien einzelner hervorragender Männer (z. B. «Laxdœlasaga», «Eyrbyggjasaga», «Vatnsdœlasaga», «Njálssaga», «Egilssaga», «Grettissaga», «Grunnlaugssaga ok Skáld-Hratns»); über ganz Island verbreiten sich zwei Hauptwerke: die «Landnámabók», ein vorwiegend genealog. Werk, das von der Besiedelung Islands (874—930) berichtet, und die «Sturlungasaga», die die Kämpfe der mächtigen Sturlungenfamilie und den durch sie herbeigeführten Untergang von Islands Freiheit (1256—64) erzählt. Auch die «Biskupasögur» gehören hierher, in denen die Einführung des Christentums auf Island (ums J. 1000) und das Leben einer Anzahl Bischöfe zu Skálholt und zu Holar berichtet wird; diese und die isländ. Annalen (bis zum J. 1430) bilden die Quellen für die spätere Geschichte des alten Island. Die König-Sagas behandeln teils die Geschichte einzelner norweg. Regenten, von Harald Härfager bis auf Magnus Hákonarson (gest. 1281), teils eine kürzere oder längere Reihe derselben im Zusammenhang. Unter den letztern ragt hervor Snorris «Heimskringla», die mit der ihm eigentümlichen Geschichte der Ynglinger beginnt und die Geschichte der norweg. Könige bis auf Magnus Erlingsson (gest. 1184) herabführt. Wenige ausgenommen, z. B. die beiden legendarischen Sagas der beiden Könige Olaf Tryggvason (gest. 1000) und Olaf des Heiligen (gest. 1030), gehen alle König-Sagas auf die «Heimskringla» zurück, und zwar sowohl die Sagas über einzelne Regenten (wie sie die «Formmannasögur» enthalten), als auch die zusammenfassenden Sagawerke, vor allem die 1370—80 geschriebene umfängliche «Flateyjarbók» (3 Bde., Kopenh. 1860—62).

Die nichthistor. Sagas werden in der Regel in zwei große Gruppen geschieden, in die «Fornaldarsögur Nordrlauda» und die «Fornaldarsögur Sudrlanda» oder «Riddara sögur». Die erstern, die ihrem Inhalte nach meist dem skandinavischen Norden angehören, umfassen teils die mythisch-heroischen, teils die romantischen Sagas. Jene beruhen zum guten Teil auf den alten Liedern, in denen Mythus und Heldensage ihren ursprünglichen Ausdruck gefunden, und von denen einige z. B. in der Lieder-Edda noch vollständig aufbewahrt sind. Doch die prosaische Erzählung, die schon in sehr früher Zeit neben dem mündlichen Vortrag dieser Lieder begann, gewann allmählich in dem oben beschriebenen Sagastil die Oberhand; so sind uns erhalten die «Völsungasaga», «Hálfssaga», «Fridthjófssaga», «Hervararsaga» und viele andere. Die romantischen Sagas sind ihrem Kerne nach Sagen und Märchen, im niedern Volke entstanden und Ausdruck seiner abergläubischen Vorstellungen von einer Welt des Wunderbaren, namentlich der dem Menschen feindlichen Mächte, Riesen, bösen Geister u. dgl., mit denen die Phantasie die norweg. Felsengeklüfte und isländ. Einöden bevölkerte. Die Gestalt jedoch, in der sie vorliegen, erhielten sie jedenfalls erst unter der Hand des spätern Saga-Erzählers, der ihnen teils durch Einmischung von mythischen und heroischen oder

auch histor. Namen und Begebenheiten, teils durch Herbeiziehung des abendländ. Rittertums einen besondern Reiz zu verleihen suchte. Hierher gehören z. B. die Sagas vom Ketill-Hæng von Hrafnista (einer norweg. Insel) und von dessen Nachkommen, die «Bardarsaga», «Jökulssaga» und viele andere. Unter den «Fornaldarsögur Sudrlanda» begreift man die zahlreichen Sagas, welche lat., franz., deutschen, engl. Quellen entstammen. Die ältesten dieser Sagas gehören der norweg. Litteratur an; sie wurden zunächst von König Halon (gest. 1264) für seinen Hof angeregt und von seinen Nachfolgern eifrig gepflegt. Für die Kenntnis der deutschen Heldensage am wichtigsten unter diesen Sagas ist die «Didrikssaga», auf Grund deutscher Lieder und Erzählungen; franz. Ursprungs sind die große «Karlamagnussaga», die «Strengleikar», «Tristramssaga» und viele andere; nach lat. Originalen die «Alexanderssaga», «Trojumannasaga», «Bretasaga», der religiöse Roman «Barlaam ok Josaphat», «Stjórn» (ein Teil des Alten Testaments) und viele andere. (Vgl. G. Cederschiöld, «Tornsögur Sudrlanda», Lund 1884). Die überaus große Anzahl der zunächst zu kirchlichem Gebrauch und zur Erbauung bestimmten Legenden («Postola sögur» und «Heilagra manna sögur») ist gleichfalls zum großen Teil nach fremden Originalen gearbeitet. Einige von ihnen sind zwar einheimischen Ursprungs und in Norwegen oder auf Island verfaßt, teils in lat., teils in altnordischer Sprache; im letztern Falle gehören sie mit zu den ältesten Denkmälern der Norrœna, z. B. die Wunder des norweg. und des isländ. Nationalheiligen, des Königs Olaf und des Bischofs Thorlak. Der größte Teil isländ. Sagas fällt vom 15. Jahrh. ab wieder in die Hände der Poesie. Die Rimurdichtung, aus vierzeiligen in Kreuzreim reimenden Strophen bestehend, bemächtigt sich noch einmal des Sagastoffs und erhält ihn bis ins 17. Jahrh. im Andenken des Volks.

Außer den Sagas hat die isländ. und norweg. Prosa weder sehr viele noch bedeutende Leistungen aufzuweisen. In formeller Beziehung ist im Grunde nur eine zu nennen, das «Speculum regale», der norweg. Litteratur eigentümlich und eine wahre Zierde derselben; es ist eine philos.-didaktische Schrift vom Ende des 12. Jahrh., vielleicht vom König Sverre selber verfaßt. Grammatische Traktate, unter Zugrundelegung des Priscian und Donat, finden sich der Snorrischen Edda beigefügt, komputistische unter dem Namen Rimbegla vereinigt und herausgegeben. Noch sei der durch ihre zum Teil sehr alte Überlieferung sprachlich wichtigen Homilien gedacht, sowie der wichtigen isländ. und norweg. Gesetze, Rechtsbücher, Urkunden u. dgl.; unter den isländ. Rechtsbüchern das älteste und bedeutendste ist die «Grágás», d. i. graue Gans. Darstellungen der altnorweg.-isländ. Litteratur geben Petersens «Bidrag til den altnord. Literaturs Historie» (Kopenh. 1866) und Keysers «Nordmændenes Videnskabelighed og Literatur i Middelalderen» (Kristiania 1866). Vgl. ferner K. Maurer, «Altnord., altnorweg. und isländ. Sprache» (Münch. 1867).

Nordkanal, s. unter Erst.

Nordkap, die nördlichste Spitze Europas oder eigentlich der äußerste Punkt seiner nördlichsten Insel Mageröe, an der Küste von Norwegen, liegt unter 71° 11′ 40″ nördl. Br. und 25° 51′ östl. L. (von Greenwich), während das nördlichste Vorgebirge des Festlandes, das Kap Nord-Kyn oder Kynrodden (Kinerodden), etwas südlicher und östlicher am Lare-Fjord sich befindet. Die Insel Mageröe hat sehr zerklüftete Küsten; das N. stürzt mit drei ungeheuern nackten Felsköpfen in das Polarmeer, von dessen Brandung es fortwährend gepeitscht wird. Der höchste Punkt, auf welchem eine Granitsäule an den Besuch König Oskars II. am 2. Juli 1873 erinnert, befindet sich 308 m über dem Meere. Das Kirchspiel der Insel heißt Kjelwig (Kjelvik) und hat einen Hafen. Derselbe ist den heftigsten Winden ausgesetzt. Die Kälte äußert sich indessen nicht so streng, wie man der nördl. Lage halber erwarten sollte. Das Meer gefriert nie. Die mittlere Temperatur des Jahres wird am Kap auf 0°, die des Winters auf — 3,7° R., die des Sommers auf + 5,1° R., die des kältesten Monats auf — 4,5° R. und die des wärmsten auf + 6,15° R. angegeben.

Nordküsten, Depart., s. Côtes-du-Nord.

Nordkyn, s. Nordkap.

Nordlands-Amt, im Norden Norwegens, zählt (Ende 1878) auf 42 401 qkm 111 026 E. Der Hauptbetrieb ist die Fischerei an den nahen Lofoten und Vesterälinseln, die ein Sechstel des gesamten Areals ausmachen. Sitz des Amtmanns ist Bodö (s. d.).

Nördliches Eismeer, s. unter Eismeer.

Nördliches Territorium (Northern Territory), s. Nordaustralien.

Nordlicht (Aurora borealis) ist eine oft in den prächtigsten Farben- und Lichteffekten auftretende Erscheinung, welche in unsern Gegenden fast ausschließlich am nördl. Himmel wahrgenommen wird, woher auch der Name N. stammt. In Wahrheit ist dieselbe aber keineswegs den nördl. Polarländern eigentümlich, obwohl sie dort am glänzendsten auftritt. Nachdem man weiß, daß die Erscheinung ebenso auch im Süden beobachtet wird und ihre nahen Beziehungen zum Erdmagnetismus erkannt wurden, ist der Name N. durch die richtigere Bezeichnung Polarlicht (s. d.) allgemein ersetzt worden.

Nördlingen, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, im Ries am Egerbache, Station der Linien Pleinfeld-Augsburg-Buchloe und N.-Dombühl der Bayrischen, sowie Cannstatt-N. der Württembergischen Staatsbahnen, war bis 1803 eine Freie Reichsstadt mit einem Gebiete von 80 qkm und gehörte zum Schwäbischen Kreise. Die Stadt ist noch von Mauern und Türmen umgeben und hat eine sehenswerte dreischiffige got. Hauptkirche (1427—1505 erbaut) mit einem trefflichen Altarbilde, die Kreuzabnahme darstellend, von Hans Scheuffelin, und einem stattlichen Turm (90 m hoch), der eine Umsicht über das Ries gewährt. Auch das Rathaus hat ein großes Wandgemälde von Hans Scheuffelin (1515); in den obern Räumen desselben befindet sich das städtische Museum, welches eine Reihe wertvoller Bilder Hans Scheuffelins und Friedrich Herrlens, sowie viele kunstgewerbliche Altertümer, geschichtliche Urkunden u. s. w. enthält. N. ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat eine Lateinschule, eine Realschule und Präparandenschule und zählt (1880) 7837 meist prot. E., die sehr gewerbfleißig sind. Es bestehen Fabriken für Leinen- und Wollwaren, Leim, Leder (Corduan) ꝛc. Namentlich werden viel Teppiche gewebt, welche von Hausierern aus dem Pusterthale (in Tirol) als Tiroler Teppiche in den Verkehr gelangen. Bedeutend ist der Handel mit Getreide, Gänsefedern und Mastvieh (Rieser Gänse). Alljährlich wird zu N. eine Messe gehalten.

Geschichtlich ist der Ort durch zwei Schlachten im Dreißigjährigen Kriege. In der ersten (6. Sept. [27. Aug.] 1634) wurden die Schweden zum ersten mal auf deutschem Boden geschlagen. Die Veranlassung dazu gab die Belagerung der Stadt N. durch den König Ferdinand mit einem zahlreichen Heere. Um den Fortschritten des Königs ein Ziel zu setzen, beschlossen der Herzog von Sachsen-Weimar und der General Horn, die Stadt zu entsetzen. Ohne ein heranziehendes schwed. Heer abzuwarten, griff der Herzog Bernhard gegen den Rat Horns die ihm bei weitem überlegene, gegen 45 000 Mann starke österr. Armee an, die sich auf einer Anhöhe bei N. verschanzt hatte. Die Schweden, welche nur 24 000 Mann stark waren, fochten sehr tapfer, wurden aber besiegt. Sie zählten 12 000 Tote und Verwundete und verloren 300 Fahnen und Standarten, 80 Kanonen und einige tausend Gefangene, darunter auch der General Horn und mehrere andere hohe Offiziere. Die zweite Schlacht vom 3. (13.) Aug. 1645 wird auch nach Allerheim (s. d.) am Ries benannt. Im J. 1647 wurde N. von den Bayern beschossen und zum Teil niedergebrannt. Auch 1796 und 1800 kam es bei N. zwischen den Franzosen und Österreichern zu Gefechten. Vgl. Chr. Mayer, «Die Stadt N.» (Nördl. 1876 fg.); Fuchs, «Die Schlacht bei N. am 6. Sept. 1634» (Weimar 1868); Fraas, «Die Nördlinger Schlacht am 27. Aug. 1634» (Nördl. 1869).

Nördlinger (Hermann), forstwissenschaftlicher Schriftsteller, geb. zu Stuttgart 13. Aug. 1818, studierte in Tübingen und Hohenheim und wurde nach Bekleidung verschiedener Stellungen 1881 Professor der Forstwissenschaft zu Tübingen. Er schrieb u. a.: «Die kleinen Feinde der Landwirtschaft» (Stuttg. 1855; 2. Aufl. 1869; davon Auszug 1871 und 1884), «Die technischen Eigenschaften der Hölzer» (Stuttg. 1860), «Querschnitte von 100 Holzarten» (10 Bde., Stuttg. 1852—82), «Deutsche Forstbotanik» (2 Bde., Stuttg. 1874—75), «Lehrbuch des Forstschutzes» (Berl. 1884).

Nordmann (Johannes, mit dem eigentlichen Familiennamen Rumpelmaier), österr. Schriftsteller, geb. 13. März 1820 zu Landersdorf bei Krems, studierte in Wien, lebte dann in Leipzig und Dresden, war 1848 Mitglied der akademischen Legion in Wien und begründete zwei Jahre später die Wochenschrift «Der Salon». Nach längern Reisen im Auslande war er 1859—69 Redacteur an der polit. Zeitung «Der Wanderer», seit 1869 an der «Neuen Freien Presse». Auch redigierte er seit 1873 längere Zeit die «Neue Illustrierte Zeitung» und war mehrere Jahre Präsident des wiener Journalistenvereins «Concordia». Er veröffentlichte «Gedichte» (Lpz. 1847), mehrere Romane, wie «Aurelie» (Lpz. 1847), «Zwei Frauen» (in Prosa und Versen, Wien 1852), «Carrara» (histor. Roman, Lpz. 1851, anonym erschienen), «Die wiener Bürger» (2. Aufl., Wien 1882); ferner: «Meine Sonntage» (ein Wanderbuch, 2. Aufl., Wien 1880), «Wiener Stadtgeschichten» (Wien 1869), «Eine Römerfahrt» (epische Dichtung, 1. Gesang: «Der Bauernkrieg in Oberösterreich», Wien 1875; 2. Aufl., Stuttg. 1884; 2. Gesang: «Unter dem Krummstab», Wien 1877), «Unterwegs» (Wien 1884) u. s. w.

Nordmark, s. Altmark.

Nordöstliche Durchfahrt, der Seeweg nördlich längs der Küsten von Europa und Asien und durch die Beringsstraße nach China und Indien, zuerst von Nordenskiöld (s. d.) befahren. Über die frühern Versuche, einen solchen Seeweg zu finden, s. unter Nordpolexpeditionen.

Nordostpassat bezeichnet einen mit den Jahreszeiten seine Richtung verändernden Wind, welcher an manchen Orten der Erdoberfläche mit großer Regelmäßigkeit sich einzustellen pflegt. (S. Passat.)

Nordpol, s. Pole.

Nordpolarländer nennt man alle vom nördl. Polarkreis umschlossenen Landgebiete, und es sind dieselben daher Teile der drei den Nordpol umgebenden Kontinente und eine große Anzahl Inseln. Von Europa gehören dazu Lappland, das im Nordkap bis 71° 10′ hinaufreicht, die Halbinsel Kola, die Halbinsel Kanin und der nordöstlichste Teil des europ. Rußland mit der Petschoramündung und dem Pae-Khoigebirge; von Asien die unabsehbaren niedern und ebenen Tundren oder Moossteppen Nordsibiriens, durchströmt von einer Menge großer Flüsse, wie Ob, Jenissei, Pjasina, Chatanga, Anabara, Olenek, Lena, Jana, Indigirka und Kolyma, und mit der östl. Taimyrhalbinsel bis 77° 34′ gegen Norden sich vorschiebend; von Amerika ein schmälerer Küstenstrich vom Fox-Channel bis zur Beringsstraße, mit den Mündungen der bedeutenden Flüsse Mackenzie und Großer Fischfluß, und in der Halbinsel Boothia bis 72° gegen Norden hinaufreichend. Die bis jetzt bekannten Inseln sind das bedeutende Grönland von 2 169 750 qkm, Spitzbergen (63 259 qkm), östlicher in 79° nördl. Br. und 30° östl. L. (von Greenwich) König-Karlsland, in 81° nördl. Br. und 60° östl. L. der große Archipel Franz-Josephland (49 065 qkm), die kleine Bäreninsel (6809 qkm) im S. von Spitzbergen und Jan-Mayen unter 71° nördl. Br. (413 qkm), Nowaja-Semlja (91 813 qkm), Insel Einsamkeit, die Neusibirischen Inseln (25 585 qkm), in 71° nördl. Br. und 180° östl. L. Wrangelland (4680 qkm), die Heraldinsel östlich vom Wrangelland und ein ausgedehnter Archipel im Norden des amerik. Festlandes, durch die Davisstraße, Baffinsbai, den Smithsund, die Kanebai, den Kennedykanal und den Robesonkanal von Grönland getrennt und durch die Hudsonstraße von Labrador, durch die Fury- und Heclastraße, die Bellotstraße und die Deasestraße von der amerik. Nordküste geschieden. Zu diesem Archipel gehören folgende Inselgruppen: das von mehrern Sunden durchschnittene Grinnellland, nordwestlich von Grönland, durch den Kennedykanal davon getrennt; die von Osten nach Westen gestreckte Reihe der Parry-Inseln (North-Devon nebst Grinnelland, Cornwallis, Bathurst, Melville, Eglinton, Prince-Patrick und viele kleinere). Südlicher und durch den Lancastersund, die Barrowstraße, den Melvillesund und die Banksstraße von den vorigen geschieden findet man von Westen nach Osten Banksland, dann eine große, in verschiedenen Teilen die Namen Prince-Albertland, Wollastonland und Victorialand tragende Insel; Prince-of-Walesland, North-Somerset, Codburnland und das durch mehrere Fjorde zerschnittene Baffinsland. Etwa 7 Mill. Quadratkilometer der N. sind noch gänzlich unerforscht.

Kälte und Eis sind das am meisten charakteristische Merkmal der Polarländer. Unter dem 70. Parallel, welcher die meisten dieser Gebiete durchschneidet, währen der längste Tag und die längste Nacht 2 Monate, unter dem 80. Parallel, den Spitzbergen, Grönland und Grinnelland erreichen, über 3 Monate, und am Pole selbst geht

die Sonne 186 Tage nicht unter und 179 Tage nicht auf. In diesen langen Winternächten sinkt die Temperatur bis unter —40° R., wo das Quecksilber erstarrt, und die schrägen Sonnenstrahlen der Sommertage sind nicht im Stande, den ewig gefrorenen Boden der Flachlande viel tiefer als 1 m aufzutauen oder die Firn- und Gletscherdecken Grönlands und Spitzbergens zu schmelzen. Bei Jakutsk fand man beim Bohren eines Brunnens den Boden bis in 116,5 m Tiefe gefroren. Aber je nach der kontinentalen oder insularen Lage und nach der Beziehung zum Golfstrome zeigen die Polarländer die auffallendsten klimatischen Kontraste. Am meisten begünstigt sind die vom Golfstrome bespülten Küsten, die Nordwestküste von Skandinavien, wo am Nordkap die mittlere Jahreswärme 0° beträgt, und die Westküsten von Spitzbergen und Nowaja-Semlja, wo fast immer ein offenes Meer existiert, während die Ostküsten meist von Eis umlagert sind. Im Smithsund zwischen Ellesmereland und Prudhoeland (nordwestl. Grönland) sinkt die mittlere Jahrestemperatur auf —11,9°, auf Boothia (unter 70° nördl. Br.) auf 12,6°, auf der Melville-Insel auf —13,7° R. Die Inseln im Norden von Amerika sind im Winter stets durch feste Eisdecken miteinander verbunden, und die schmalen Meeresarme zwischen ihnen bleiben auch im Sommer oft von Treibeis so verstopft, daß Schiffe darin festgehalten werden. Im Frühsommer kommt ein mächtiger Treibeisstrom die Baffinsbai und Davisstraße herab, und ein anderer von Osten und Norden gegen die Ostküsten von Spitzbergen und Grönland, wogegen nördlich an den Neusibirischen Inseln auch im Winter ein offenes Meer, die Polynja der Russen, vorhanden ist, und Kane und Hayes nördlich von Grönland, Parry (Juli 1827) nördlich von Spitzbergen wenigstens im Sommer eisfreies Meer sahen. Der kälteste Teil der N. scheint daher keineswegs die Umgebung des Pols selbst zu sein. Wie Brewster und früher auch Dove, so nimmt Mühry an, daß im Winter auf der nördl. Hemisphäre ein Auseinandergehen des Kältepols in zwei erfolge, welche ihre Stellen in der Umgegend von Jakutsk in Ostsibirien (64° nördl. Br., Januarmittel —33,7° R., absolutes Minimum —46° R.) und in dem Archipel an der Nordküste von Amerika einnehmen. Dove nimmt jedoch nur einen Kältepol auch im Winter an und verlegt ihn in das noch unbekannte Centralgebiet. Vgl. Dove, «Die Monats- und Jahresisothermen in der Polarprojektion» (Berl. 1864); Mühry, «Zur Verteidigung der Oceanität am Nordpol», in Petermanns «Mitteilungen» (Jahrg. 1864).

Wie das Klima, so ist auch die Vegetation in diesen Ländern verschieden. Die Baumgrenze liegt im Samojedenland westlich vom Ural unter 67° nördl. Br. (Graf Keyserling und Schrenk), in Sibirien am Jenissei unter 69½°, an der Boganida unter 71¼° (von Middendorff), an der Lena unter 71° (Wrangell), an der asiat. Küste des Beringsmeers unter 64°, an der amerik. Seite der Beringstraße unter 60° (Seemann), am Großen Bärensee unter 67°, an der Küste der Hudsonsbai unter 60½° (Richardson). Jenseit dieser Baumgrenze breiten sich in Amerika die Barren Grounds aus, kahle, durch niedere Felsenhügel unterbrochene Flächen, an trockenen Stellen mit Corniculariaflechten, an feuchten mit Renntiermoos (Cetraria) überzogen, an begünstigtern Punkten blühende Pflanzen, wie Rhododendron, Kalmia, Vaccinium, Empetrum, Ledum, Arctostaphylos, Andromeda, Rubus, selbst zwerghafte Weiden (Salix speciosa) tragend. In Sibirien vertreten die Tundren oder Moosflächen die Stelle der Barren Grounds. In dem gebirgigen Grönland und Spitzbergen zeigen nur die Küsten Vegetation, da das Innere unter Eis begraben liegt. Übrigens herrscht im allgemeinen große Übereinstimmung in der Flora der Polarländer, die fast alle Genera und die Mehrzahl der Species gemeinschaftlich haben, sodaß man auch nur ein arktisches Florengebiet unterscheidet. Das wichtigste Landtier dieser Zone ist das Renntier, das allen drei hier in Betracht kommenden Erdteilen angehört. Viel beschränkter ist dagegen das Gebiet des Moschusochsen (Ovibos moschatus), der die amerik. Barren Grounds und den nordamerik. Inselarchipel bewohnt. Der Eisbär findet sich an allen Küsten; andere Bärenarten verlassen nicht das Festland. Amerika und Asien gemeinsam sind auch Lemminge, Hasen, Füchse, Wölfe und der Vielfraß, sodaß die arktische Region in Bezug auf die Vierfüßler nur Eine zoolog. Provinz bildet. Außerordentlich ist die Menge der Vögel, meist Wasservögel, die in unabsehbaren Scharen die Ufer der eisfreien Meeresteile selbst noch jenseit des 80. Parallels bedecken. Dem entsprechend wimmeln die arktischen Meere von Fischen und Meersäugetieren. Die Eingeborenen der N. sind auf amerik. Seite und in Grönland die Eskimos, bis über den 80. Parallel hinaus. Spitzbergen, Jan-Mayen, Franz-Joseph-Land, Nowaja-Semlja, die Neusibirischen Inseln und Wrangelland sind unbewohnt. In Europa leben innerhalb des Nordpolartreises die Lappen und östlicher die Samojeden, in Asien die Samojeden, Jakuten, Jukagiren und Tschuktschen.

Vgl. Middendorff, «Reise in den äußersten Norden und Osten Sibiriens» (4 Bde., Petersb. 1848—75); Richardson, «The Polar regions» (Edinb. 1861). Populäre Schriften sind: Hartwig, «Der hohe Norden» (Wiesb. 1858); Müller, «Die Polarwelt, ihre Erscheinungen und Wunder» (Sondersh. 1858); Ule, «Die neuesten Entdeckungen in Afrika, Australien und der arktischen Polarwelt» (Halle 1861); Blake, «Arctic experiences» (Lond. 1874); Hayes, «Das offene Polarmeer. Eine Entdeckungsreise nach dem Nordpol» (neue Ausg., aus dem Englischen von Martin, Gera 1874).

Nordpolarmeer, s. unter Eismeer.

Nordpolarstern, s. Polarstern.

Nordpolexpeditionen nennt man im allgemeinen alle diejenigen Reisen, welche mit der Absicht unternommen wurden, entweder den Nordpol der Erde selbst zu erreichen, oder doch demselben möglichst nahe zu kommen, oder in den ihn umgebenden Meeren oder Ländern wissenschaftliche (s. Polarforschung) oder kommerzielle Unternehmungen auszuführen. Im weitern Sinne kann man aber auch alle Reisen, welche in historischer Zeit Menschen mit oder gegen ihren Willen in die Nordpolarzone unserer Erde führten, dahin rechnen, und ist dieses für eine geschichtliche Darstellung der N. und ihrer Ergebnisse fast Bedingung.

Die frühesten Nordpolarreisen waren Raubzüge der skandinav. Seefahrer, wenn man von den schon vor Christi Geburt wahrscheinlich bis zu den Shetlandsinseln gelangten phönizischen Schiffern absieht. Für kurze Zeit waren es religiöse Interessen, welche z. B. veranlaßten, daß schon um

das J. 795 die Färöer und Island besucht wurden; aber erst das Suchen nach neuen Handelswegen und die sich daranschließenden Entdeckungen in andern Gebieten unsers Erdballs konnten einen häufigern und erfolgreichern Besuch der Nordpolargegenden hervorrufen. Hauptsächlich waren es die sog. Nordwestliche und Nordöstliche Durchfahrt, welche beide einen kürzern Weg nach der Südsee und den hinterasiat. Ländern eröffnen sollten, deren Auffuchung die eingehende Erforschung jener Gegenden förderten, zumal auf deren Auffindung zu zeiten bedeutende Preise ausgesetzt waren. Ein Sturm führte die beiden Wikinger Naddodd und Svafasson an die Küste von Island, und durch den letztern veranlaßt, begab sich etwas später (etwa um 870) noch ein dritter Wikinger, Vilgardsson, dorthin; dauernd besiedelt wurde Island jedoch erst 874 von Ingolf und seinem Schwager Hjorleif, welche sich mit Beute beladen dorthin wandten. Wenige Jahre früher war ein edler Normanne, Ohtere, nach Osten bis ins Weiße Meer und zur Mündung der Dwina gekommen. Bald nach der Besiedelung Islands wurde Gunnbjörn nach einer Inselgruppe an der Ostküste Grönlands, etwa unter 65° 20′ nördl. Br. verschlagen, welche nach ihm den Namen Gunnbjörnschären erhielten; später suchte ein gewisser Snaebjörn dieselben auf, um dort zu überwintern. Erst um das Jahr 983 segelte wieder Erik der Rote nach der Ostküste von Grönland, umfuhr sodann dessen Südspitze, Kap Farewell, und besuchte die Westküste dieses Landes. Im J. 985 unternahm er eine zweite Reise nach dem «Grünen Lande». Gegen Schluß des 10. Jahrh. entdeckte Bjarni auch im Westen des «Grünen Landes» wiederum bewaldete Küsten, doch gelangte erst Leifr, der Sohn Eriks des Roten, kurz nach dem J. 1000 dorthin, und betrat somit an der Küste des heutigen Labrador zum ersten mal den viel später erst an einer ganz andern Stelle entdeckten «Neuen Kontinent». Der letztere besuchte auch noch die südlicher gelegenen Küsten des heutigen Amerika. In der folgenden Zeit wurden mehrere Reisen nach diesen neuen Ländern unternommen, aber nach einer zu Anfang des 19. Jahrh. (1824) auf der heutigen Insel Disko gefundenen Steinplatte war auch der nördlichere Teil der heutigen Davisstraße schon von den Seefahrern besucht; 1266 fand eine Entdeckungsfahrt an der Westküste Grönlands entlang nordwärts über den 76.° hinaus.

Doch von all diesen Entdeckungen hatten Wissenschaft und Handel so gut wie keinen Gewinn, da dieselben während der folgenden Jahrhunderte wieder in völlige Vergessenheit gerieten. Nachdem im 11. und 12. Jahrh. auch die Friesen, die Norweger unter König Harald III. und die Basken einige Nordfahrten unternommen hatten, hörte in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. jede Kunde von den nordischen Ländern auf. Erst 1462 besuchte der Portugiese Cortoreale, nach Nordwesten fahrend, wieder Neufundland; ebenso fuhr Columbus, bevor er von Spanien aus nach Westen segelnd die «Neue Welt» entdeckte, im Jahre 1477 von Bristol nach Island. Sobald der Erfolg dieser Reise bekannt wurde, gingen die Venetianer Cabot und sein Sohn Sebastian 1497 von Bristol nach Westen und gelangten so an die Küste von Labrador. Auf zwei folgenden Reisen gelangte Sebastian Cabot bis nach Florida, sodaß sich um diese Zeit (1510) schon die englischen und spanischen Entdeckungen begegneten. In den Jahren 1500 bis 1503 machten Gaspar Cortoreale und sein Bruder Miguel mehrere Reisen nach nordwestl. Gegenden und gelangten dabei auch an die Küsten von Labrador und Grönland. Um diese Zeit begann man auch den Fischreichtum der noch so wenig befahrenen Gewässer und namentlich der Bank von Neufundland auszubeuten, und so mit der Fahrt in jene bis dahin unbekannten Gegenden einen bedeutenden peluniären Gewinn zu verbinden. Es haben bis auf den heutigen Tag, obgleich der Fischreichtum außerordentlich abgenommen hat, die die Großfischerei betreibenden Schiffe und ihre Führer vielfach mit Erfolg auch zu wissenschaftlichen Unternehmungen beigetragen.

Einen außerordentlichen Anlauf zur Erforschung der Nordpolargebiete veranlaßten, wie oben gesagt, die Reisen zur Auffindung einer Nordwestdurchfahrt nach der Entdeckung der Südsee. Der erste war Sebastian Cabot, welcher mit einigen Schiffen diese Passage aufzufinden strebte; seine Bemühungen blieben jedoch erfolglos. Ebenso wenig gelang es dem Franzosen Giovanni Verazzano 1524 mit vier Schiffen, und dem Spanier Esteban Gomez 1525 den erhofften kurzen Weg nach Indien zu finden. Da entwarf der unermüdliche Cabot einen Plan, der dahin ging, um das Nordkap und die Nordküste von Asien herum einen kürzern Seeweg nach Hinterasien zu suchen. Mit Hilfe einiger reichen Kaufleute brachte er drei Schiffe zusammen; ein Sturm jedoch trennte die kleine Flotille, sodaß zwei Schiffe mit ihrer Besatzung, welche am Eingang des Weißen Meers überwinterten, zu Grunde gingen, während das dritte unter Führung Chancelors stehend, nach einer glücklichen Überwinterung ebenfalls im Weißen Meere von dem Führer verlassen wurde. Derselbe begab sich über Land nach Moskau zum Zaren und kehrte 1554 nach England zurück. In den J. 1556 und 1580 wurden von denselben Kaufleuten wieder Schiffe nach Osten gesandt, welche vornehmlich die Karasee befuhren und die Mündungen der großen russ. Ströme besuchten, die erstrebte «Nordöstliche Durchfahrt» aber nicht fanden. Während dieser Jahre war Frobisher mit drei Schiffen von England nach Nordwesten gesegelt, um Caboks Entdeckungen weiterzuführen, kam aber nur bis in die nach ihm benannte Bai und sah die nordwestlich der Hudsonsbai liegenden Inseln, seine Meta Incognita. Im J. 1585 segelten Davis und Briton von England ab, und die Südspitze von Grönland umfahrend, gingen sie bei dem heutigen Godthaab zu Anker; sodann kreuzten sie die Davisstraße, mußten aber, nachdem sie die Westküste dieser Straße bei 66¾° erreicht hatten, wegen ungünstiger Witterung nach England zurückkehren. Auf einer spätern Reise, 1587, gelangte Davis bis 72° 12′ nördl. Br. und ging an der Küste des Baffinslandes nach Süden. Im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrh. versuchten die Holländer Nai, Ysbrantzoon und William Barents wiederum die Nordostpassage zu entdecken; sie kamen auf diesen Reisen nach Nowaja-Semlja, umfuhren diese Inselgruppe, entdeckten die Bäreninsel, aber die gehoffte Durchfahrt fanden sie nicht, sondern nachdem sie im Eishafen überwintert und dann die Schiffe verlassen hatten, kamen viele der Besatzung, unter ihnen auch Barents, auf der Rückkehr um.

Im Anfang des 17. Jahrh. suchten die Dänen auf mehrfachen Expeditionen die frühern Kolonien in Grönland wieder auf, ohne jedoch neue Ent-

Digitized by Google

deckungen zu machen. Erst als auf Veranlassung der früher in London gebildeten »Muscovy Company« Henry Hudson 1607 eine nördl. Durchfahrt suchen wollte, fand man wieder neue Länder. Hudson drang 1607 zwischen Grönland und Spitzbergen direkt nach Norden vor, wurde aber am 80.° von undurchdringlichen Eismassen aufgehalten, über welche hinweg er aber fernes Land gesehen zu haben glaubte. Im J. 1610 wurde Poole von derselben Gesellschaft ausgesandt, welcher auf Spitzbergen Steinkohlenlager fand und sich um die Großsicherei verdient machte; 1630—34 wurden mehrere Überwinterungen auf Spitzbergen, Nowaja-Semlja und Jan Mayen mit wechselndem Glücke ausgeführt. In den J. 1609 und 1610 fuhr Hudson wieder nach Westen, lief in den nach ihm benannten Fluß ein, und auf einer zweiten Reise überwinterte er in der Hudsonsbai, wurde aber dann von seiner meuternden Mannschaft in einem offenen Boote mit noch acht Mann ausgesetzt und ist so verschollen. Die letzte Expedition, welche für längere Zeit zur Aufsuchung der Nordwestlichen Durchfahrt gemacht wurde, war die Fahrt von Bylot und Baffin. Diese entdeckten eine große Zahl der im Norden des amerik. Kontinents gelegenen Inseln, wurden aber im Forlanal durch das Eis zur Umkehr gezwungen; sie fuhren sodann an der Westküste von Grönland entlang und erreichten so die Breite von 77° 30′. Mit dieser Reise endete eine bedeutende Epoche der N.; denn die nun bis zum 18. Jahrh. folgenden Reisen sind nur für die Zwecke der Fischerei ausgesandt und geographisch oder überhaupt wissenschaftlich von keiner weitern Bedeutung, kaum daß das schon Bekannte in seinen Einzelheiten etwas mehr erforscht wurde. Im Norden des asiat. Kontinents wurde unsere geogr. Kenntnis durch kleinere Entdeckungsreisen, welche zunächst meist merkantilen oder Staatszwecken dienten, erweitert.

Im J. 1728 segelte Bering, ein in russ. Diensten stehender Däne, von Kamtschatka aus an der asiat. Küste nordwärts bis zum Kap Serdze; die östliche, amerikanische Strecke der Beringsstraße wurde erst einige Jahre später aufgefunden. Im J. 1741 ging Bering nochmals von Ochotsk aus nach Norden und untersuchte die amerik. Küste bis zu 69° nördl. Br. Etwa um dieselbe Zeit wurde von Tscheljuskin das nach ihm benannte Kap entdeckt und damit zugleich der nördlichste Punkt des asiat. Festlandes umfahren. Zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrh. wurden eine größere Anzahl der nördlich von Asien gelegenen Inseln, so Neusibirien, Wrangell-Land u. s. w. aufgefunden und besucht, auch wurde nachgewiesen, daß Nowaja-Semlja nicht aus einer einzigen Insel bestehe. Im J. 1778 war der berühmte Seefahrer Cook durch die Beringsstraße gesegelt, hatte die Breite von 70° 44′ in 161° 36′ westl. L. erreicht, sich dann aber, da er überall vom Eise aufgehalten wurde, nach Westen gewandt, und war in 69° nördl. Br. auf die amerik. Küste getroffen. Sein Nachfolger Clerke erreichte im folgenden Jahre nur 70° 30′ nördl. Br. Cook und Clerke hielten nach ihren Erfahrungen eine Nordwestdurchfahrt überhaupt für unmöglich. Interessant ist auch, daß Kotzebue mit Chamisso an Bord 1816—17 auf demselben Wege vordrang, aber nicht so weit, als seine Vorgänger gelangen konnte. Da von der engl. Regierung der für die Entdeckung der Nordwestlichen Durchfahrt ausgesetzte hohe Preis wieder zurückgezogen worden war, so wurden auch die Unternehmungen in dieser Richtung mit Cooks Reise fast ganz eingestellt. Dagegen führten um diese Zeit Sabine und Clavering an der Ostküste von Grönland vielfache wissenschaftliche Unternehmungen aus, so namentlich der erstere seine berühmten Bestimmungen der Länge des Sekundenpendels. (S. Pendel.) Graah umfuhr 1828—30 in Booten das Kap Farewell und untersuchte ebenfalls die Ostküste von Grönland. Parry erreichte 1827 im Norden von Spitzbergen die Breite von 82° 40′, wurde aber vom Eise wieder nach Süden getrieben.

Die zweite Periode der Bestrebungen, eine Nordwestliche Durchfahrt aufzusuchen, beginnt mit den auf Veranlassung der brit. Regierung unternommenen Fahrten von John Roß (s. d.) und Parry (s. d.) 1818, als sehr günstige Eisverhältnisse ein Gelingen wahrscheinlich machten. Diese Expedition kehrte jedoch, als sie kaum bis ins Baffinsmeer gekommen, ohne große Erfolge auf Roß' Anordnung hin zurück. Im selben Jahre wurde der früher ausgesetzte Preis von 20000 Pfd. St. von der engl. Regierung erneuert. Da das Verhalten von Roß auf der letzten Reise von vielen Seiten nicht gebilligt wurde, schickte man 1849 Parry allein mit den Schiffen Hekla und Griper nach der Davisstraße. Sie erschlossen den Lancasterſund und segelten in denselben nach Westen, sodann durch die Barrowstraße bis zur Melville-Insel, wo sie in 74° 47′ nördl. Br. und 110° 48′ westl. L. einfroren und überwintern mußten. Im Frühjahr wurden mehrfach Schlittenreisen unternommen und dadurch unsere Kenntnis des nordamerik. Archipels bedeutend erweitert. Nach glücklicher Überwinterung kehrte die Expedition zurück.

Im J. 1820 fuhren Franklin, Richardson, Back u. a. den Kupferminenfluß hinunter, und erforschten die Gegend zwischen diesem Fluß und dem Großen Fischfluß bei Kap Barrow in diesem und dem folgenden Jahre, sowie auf einer zweiten Reise 1825—26. Auch Parry mit Lyon war wieder auf der Fury und Hekla nach der Hudsonsstraße gegangen und hatte durch häufigen Verkehr mit Eskimos mehrfache Entdeckungen gemacht, unter andern den Forkanal und die Fury- und Heklastraße. Auf einer zweiten Reise mit Hoppner verlor die Expedition die Fury und kehrte nach einer harten Überwinterung mit der Hekla heim. Nachdem 1826 die engl. Regierung den ausgesetzten Preis wieder zurückgezogen, befuhr John Roß (s. d.) mit dem Dampfer Victory den Lancasterſund auf Kosten des Sir Felix Booth, mußte aber zwei Winter im Eise aushalten; während dieser Zeit wurde aber durch seinen Neffen James Roß auf der Halbinsel Boothia Felix der magnetische Nordpol entdeckt. Die Lage desselben war damals 70° 5′ nördl. Br. und 96° 46′ westl. Länge von Greenwich. Im J. 1833, nachdem sie drei Winter im Eise zugebracht und die Victory verlassen hatten, kehrte Roß auf einem im Lancasterſund eingetroffenen Walfischfahrer zurück. Während der folgenden 10—12 Jahre waren es meist nur Walfischfahrer, welche jene Gewässer trotz der großen Verluste, welche sie erlitten, häufig besuchten und auch im einzelnen unsere Kenntnis der Küsten und Gewässer erweiterten.

Eine Expedition, welche für die Erforschung jener Gegenden namentlich durch ihr tragisches Ende von einer sehr weittragenden Bedeutung werden sollte, wurde 1845 unter Sir John Franklin (s. d.) und

Francis Richard Crozier mit den eigens für diesen Zweck gebauten Schiffen Erebus und Terror zur Aufsuchung der Nordwestpassage ausgesandt. Am 26. Juli wurden die Schiffe in der Baffinsbai zum letzten mal gesehen und nachher ist weder ein Schiff noch ein Überlebender wieder aufgefunden worden. McClintock war es, dem es erst 1859 gelang, das Schicksal der unglücklichen Expedition einigermaßen aufzuklären, ja bis 1851, nachdem Schwatka seine mühevolle Landreise nach King-Williamsland zu Ende geführt hatte, waren viele Einzelheiten über den Untergang der weit über 100 Köpfe zählenden Besatzung noch unbekannt.

Zur Rettung und später zur Aufklärung Franklins oder seines Schicksals machten die Engländer und Amerikaner die gewaltigsten Anstrengungen; und es bilden diese Aufsuchungsexpeditionen eine eigene Epoche in der Geschichte der N. Als man bis Ende 1847 keinerlei Nachrichten über die Franklins-Expedition erhielt, sandte England vier Expeditionen aus: Moore und Kellett nach der Beringsstraße, Richardson und Rae, der schon im Vorjahre im Auftrag der Hudsonsbaigesellschaft die Gegend zwischen Repulsebai und Boothiagolf bereist hatte, über Land, James Roß und Bird mit der Entreprise und dem Investigator nach der Barrowstraße. Alle Expeditionen waren völlig resultatlos. Da setzte 1850 die engl. Regierung wiederum 20000 Pfd. St. und Lady Franklin 3000 Pfd. St. für die Rettung der Überlebenden aus, und es wurden darauf hin die großartigsten Unternehmungen ins Werk gesetzt; Collinson und McClure gingen nach der Beringsstraße, Penny und Stewart nach dem Wellingtonkanal, de Haven und Griffin auf Kosten des Amerikaners Grinnell nach der Barrowstraße, ebendahin segelte auch John Roß mit Phillips. Diese Expeditionen sowohl wie noch einige andere gleichzeitige boten alles auf, Nachrichten über Franklin und seine Begleiter zu erlangen oder ihnen wenigstens solche zukommen zu lassen, aber alles war vergeblich; nur Penny fand den Ort, an welchem Franklin 1845—46 überwintert hatte, jedoch keinerlei Aufschluß über den weitern Verbleib der Expedition, obgleich die ganze Gegend auf das peinlichste nach Dokumenten oder dergleichen durchsucht wurde. Im J. 1851 kehrten mehrere Schiffe zurück, während Rae zu Land und Kennedy zu Schiffe zum Suchen ausgesandt wurden. Im folgenden Jahre gingen von England aus Belcher und Osborn nach dem Wellingtonkanal, Kellett und McClintock nach der Melville-Insel, Pullen zur Beechey-Insel, Inglefield nach dem Smithsund. Bezüglich Franklins wurden keine Resultate erzielt, wohl aber fanden Kellet und McClintock auf der Melville-Insel ein Dokument McClures, welches konstatierte, daß dieser endlich die jahrhundertelang gesuchte Nordwestpassage gefunden, und daß somit der Zweck der bis dahin ausgesandten Nordexpeditionen als erreicht angesehen werden konnte; freilich erwies sich die Passage als keineswegs für die Schiffahrt brauchbar, und zeigte nur die Nutzlosigkeit aller weitern Versuche in dieser Richtung. Die Reihe der Franklin-Expeditionen war aber damit noch nicht beendet, sondern nach Aussendung mehrerer kundiger Seefahrer und Durchforschung des ganzen Archipels gerade bis auf King-Williamsland, dem Schauplatz des Untergangs der Franklinschen Expedition, gelang es zuerst Rae, welcher im Auftrag der Hudsonsbaikompagnie Vermessungen vornahm, von angetroffenen Eskimos die ersten Nachrichten über die nun volle neun Jahre Vermißten nach Europa zu bringen. Infolge dessen wurden Anderson und Stewart nach dem Großen Fischfluss gesandt; diese beiden fanden nun die überzeugendsten Daten, daß wirklich ein Teil von Franklins Leuten bis dahin gelangt, dann aber dem Hunger und der Kälte erlegen sei. Zwei Jahre darauf rüstete nun Lady Franklin und einige ihrer Freunde den kleinen Dampfer Fox mit McClintock als Führer aus. Vom Eise bis 1858 in der Baffinsbai zurückgehalten, kam endlich McClintock 1859 auf Schlittenreisen nach King-Williamsland, und konnte nun so an der Unglücksstätte selbst die einzelnen Forschungen vornehmen, und in der That blieb nur weniges nach dieser Reise noch im Dunkeln, bis auch dieses noch durch die obenerwähnte Schwatkasche Landreise 1880—81 aufgehellt wurde.

Alle Expeditionen, welche von da an, nachdem die Nordwestpassage gefunden und das Schicksal Franklins aufgeklärt war, bis 1867 noch unternommen wurden, waren von geringerer Bedeutung. Die Aufsuchung einer Nordostdurchfahrt war mehr in den Hintergrund getreten, und in der That wollte es erst in jüngster Zeit glücken, Asien im Norden zu umsegeln. (S. unter Nordenskiöld.) Von 1868 an aber beginnt eine ganz neue Epoche der Nordpolexpeditionen, und zwar dienen dieselben von da an fast ausschließlich rein wissenschaftlichen Zwecken und stehen in engerer Beziehung zu gleichzeitigen Bestrebungen im Südpolargebiet. (S. Polarexpeditionen und Polarforschung nebst Tafeln.)

Nordpunkt wird derjenige Durchschnittspunkt des Himmelsmeridians und des Horizonts genannt, welcher in der Richtung des Nordpols liegt.

Nordre-Bergenhus, Amt in Norwegen, s. unter Bergen (in Norwegen).

Nordre-elf, ein Arm des Göta-elf (s. d.).

Nordsachsen (Mark), s. Altmark.

Nordsee oder Deutsches Meer (bei den Engländern German Ocean, bei den Dänen Westsee) nennt man die Wasserfläche von fast 500000 qkm (bis zum 60.° nördl. Br.) Flächenraum, welche, als ein Teil des Atlantischen Oceans, zwischen Großbritannien, Belgien, den Niederlanden, der nordwestdeutschen Küste, Dänemark und Norwegen vom Pas-de-Calais (Straße von Dover) bis zu den Shetlandsinseln sich erstreckt. Durch die Meerenge von Calais ist die N. mit dem an den Westen Europas anstoßenden Teil des Atlantischen Meers, zunächst mit dem Kanal oder La Manche (86600 qkm), durch das Kattegat mit der Ostsee in Verbindung gesetzt, und die 4130 qkm große Zuiderzee (s. d.), die man als Teil von ihr betrachten kann, schließt sich südlich an sie an. Sie hat Ebbe und Flut, welche sich am stärksten an den Küsten von Holland und England zeigen, meist niedrige, zum Teil durch Dünen und Deiche geschützte Küsten, die nur an den zerrissenen Ufern von Norwegen und der schott. Küste hoch und felsig sind, stärkern Salzgehalt als das Wasser der Ostsee und erhält an manchen Stellen durch die Menge der Mollusken, die sich in denselben aufhalten, einen eigentümlichen, stark phosphoreszierenden Glanz. Die Tiefe des Meers nimmt von Süden nach Norden hin zu, wechselt jedoch in der Durchschnittslinie vom Breitengrade der nördlichsten Shetlandsinsel bis nach Ostende im

unregelmäßigen Verhältnisse und beträgt meist 25—100 m; dieselbe wird im Osten der Orkneys 146 m, und längs des Südendes Norwegens folgt auf eine Tiefe von 180 m plötzlich eine 500 m tiefe Rinne um die Küste. Der pariser Meridian durchschneidet zwischen Newcastle und Schleswig die große Doggerbank, über welcher nur 18—20 m tiefes Wasser liegt. Sie führt den Namen nach den kleinen, Dogger genannten Fahrzeugen der holländ. Heringsfischer. Die einzige aus der N. sich erhebende Felsmasse ist die Insel Helgoland, etwa bis 53 m hoch. Ihren Zufluß von Süßwasser erhält die N. von Süden her durch die Elbe, Weser, Ems, die Rheinmündungen und die Schelde, von Westen durch die Themse, Ouse, Humber, Tees, Tyne, Tweed, Tay, Dee und Spey, von Osten durch die Eider und die vielen kleinen Flüsse Schleswigs, Westjütlands und Norwegens. Zu ihren bedeutendsten Meerbusen gehören an Deutschlands Küste der Dollart (s. d.), der Jadebusen und die Ausflüsse der Weser und Elbe, bei Großbritannien der Mündungsgolf der Themse, die Wash, ferner die Busen des Humber, Forth, Tay und von Moray. Die Strömungen sind äußerst veränderlich und die Oberfläche ist fast immer in Bewegung. Infolge des vorwaltenden Südwestwindes hat die Strömung meist eine nordöstl. Richtung. Zwischen dem jütländ. Riff und der Küste von Norwegen ist sie durchgehends nach West, selbst bei Westwinden, während der jütländ. Küstenstrom ostwärts nach Skagen fließt. Mit nördl. und nordwestl. Winden zieht ein Strom längs der norweg. Küste und über das jütländ. Riff mit großer Geschwindigkeit nach Helgoland. Jene beständige Westströmung aus dem Skager-Rack ist eine notwendige Folge der Wassermenge, welche die Ostsee in die N. ergießt, indem erstere mehr empfängt, als sie durch Verdunstung verliert. Längs der Ostküste Großbritanniens läuft eine Strömung nach Süden. Sie kommt aus dem Atlantischen Ocean, drängt sich durch den Pentland-Firth im Norden von Schottland, um von da aus ihren Weg bis zum Pas-de-Calais fortzusetzen, wo sie in die Strömung fällt, die auf direktem Wege aus dem Atlantischen Ocean durch den Kanal in die N. fließt. Wegen der zum Teil bedeutenden Sandbänke ist die Schiffahrt auf der N. gefährlich. Vgl. von Lowtzow, «Die N.» (Berl. 1857). Über die Nordseebäder s. unter Seebäder.

Nordstemmen, Dorf in der preuß. Landdrostei Hildesheim, Kreis Marienburg, Amt Gronau, unweit rechts der Leine, Station der Linien Hannover-Kassel und Halle-Grauhof-Löhne der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1403 meist luth. E. und hat eine Zuckerfabrik und zwei Ziegeleien. Nahebei die Domäne Poppenburg, ehemals Sitz eines bereits im 14. Jahrh. ausgestorbenen Grafengeschlechts gleichen Namens.

Nordstern, s. Polarstern.

Nordstern (Arthur von), Pseudonym für Nostitz und Jänkendorf (Gottlob Adolf Ernst von).

Nordstern-Orden, schwed. Ritterorden, vom König Friedrich I. 28. April 1748 gestiftet, zerfällt in Großkreuze, Kommandeure erster und zweiter Klasse und Ritter. Das Ordenszeichen ist ein weißemailliertes achtspitziges von der Königskrone überhöhtes Kreuz, dessen Spitzen mit goldenen Kugeln besteckt sind und in dessen Mitte auf blauem Grunde der fünfstrahlige weiße Polarstern mit der Umschrift «Nescit occasum» (er geht nie unter) erscheint; es wird am schwarz gewässerten Bande getragen.

Nordstrand hieß vormals eine größere Insel in der Nordsee an der Westküste Schleswigs zwischen Föhr und Eiderstedt, welche zu Nordfriesland gerechnet wurde und um die Mitte des 13. Jahrh. in fünf Harden und sechzig Kirchspiele eingeteilt war. Wiederholte Sturmfluten, namentlich die sog. Manntränke vom 8. und 9. Sept. 1362 rissen allmählich bedeutende Strecken Landes weg und gaben der Insel eine hufeisenförmige Gestalt. Zuletzt ward N., das noch immer drei Harden und 21 Kirchspiele umfaßte, durch die Sturmflut vom 11. und 12. Okt. 1634 vollends auseinander gerissen; dabei fanden 6408 E. ihren Tod in den Wellen. Als Überreste des vormaligen N. sind anzusehen: 1) die jetzige Insel N., die Herzog Friedrich III. von Schleswig-Holstein-Gottorp 1652 an niederländ. Kolonisten übergab, da die Einwohner nicht im Stande waren, das verwüstete Land wieder einzudeichen. Dieselbe, 32 qkm groß mit (1880) 2367 E., ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Hardesvogtei, besteht aus sechs eingedeichten Kögen und hat außer der luth. Kirche zu Odenbüll eine röm.-kath. und eine janseniſtische Kirche (Theresienkirche). Zu diesem Hardesvogteibezirke gehört auch 2) die Hallig Nordstrandisch-Moor mit 30 E., ursprünglich ein mitten in dem alten N. belegenes wüstes Moor, das erst nach der Flut von 1634 besiedelt wurde; 3) die weiter nach Westen belegene Insel Pellworm, 80 qkm groß mit 2061 E., zwei luth. Kirchen und einer Turmruine. Pellworm und N., die mit Husum in regelmäßiger Dampfschiffahrtsverbindung stehen, haben fruchtbaren Marschboden und führen Getreide, Rapssaat, Schlachtvieh ꝛc. aus; 4) die Halligen (s. d.). Sämtliche Inseln und Halligen gehören zum Kreise Husum der preuß. Provinz Schleswig-Holstein.

Nordtiroler Alpen, s. Alpen, Bd. I, S. 464.

Nordwestdurchfahrt, s. unter Nordpolexpeditionen.

Nordwest-Kompagnie, s. unter Hudsonbai-Kompagnie.

Nordwestprovinzen (engl. the North-West Provinces), eine Lieutenantgouverneurschaft der Präsidentschaft Bengalen des Indobritischen Reichs, enthaltend die Divisionen Agra, Allahabad, Benares, Jhansi, Kamaun, Mirat und Rohilkhand, welche zusammen 35 Distrikte in sich schließen, sowie die beiden Vasallenstaaten Garhwal und Rampur, mit einem Areal von 210825 qkm und einer Bevölkerung (1881) von 32699436 Seelen; mit dem 1877 mit den N. vereinten Oude zählen sie auf 274816 qkm 44107869, mit den Lehnsstaaten Rampur und Garhwal auf 286235 qkm 44852736 E. Sie breiten sich von 21° 17′ bis 31° 6′ nördl. Br. und von 73° 2′ bis 84° 40′ östl. L. (von Greenwich) aus und werden nördlich von Tibet und Nepaul, östlich von der Lieutenantgouverneurschaft der Untern Provinzen der Präsidentschaft Bengalen; südlich von den letztern und dem Vasallenstaate Rewah und südwestlich von Bandelkand, dem Maharattenstaate Gwalior, sowie von Radschputana, westlich von der Lieutnantgouverneurschaft Peudschab begrenzt. Die Bodenbeschaffenheit der N. zeigt eine große Verschiedenheit. Die beiden Distrikte der nördl. Division Kamaun, Britisch-Garhwal oder Srinagar und Kamaun oder Almora, bilden ein Alpenland, welches reich an Mineralschätzen und Wäldern ist und sich auch für die Kultur der

Digitized by Google

Theepflanze eignet. Der Distrikt Terai oder Kaschipur der Division Rohillhand am Fuße des Himalaja dagegen besteht hauptsächlich aus einem mit Wald und Dschangeln bewachsenen, überaus ungesunden Sumpflande. Den größten und wichtigsten Teil der N. bilden die weiten, meistens niedrigen Alluvialebenen nordwärts von dem Ganges und der Dschamna. Durch die genannten Flüsse, sowie die linken Nebenflüsse des erstern, die Gogra, Ramganga u. a. vorzüglich bewässert, sind dieselben fast in ihrer ganzen Ausbreitung kulturfähig und in hohem Grade fruchtbar. Das Land im Süden der genannten Stromthäler ist dagegen unfruchtbar, uneben, mit Dschangeln bedeckt und von meist nur in der Regenzeit Wasser führenden Flußbetten erfüllt. Hauptgegenstände der Bodenkultur sind Reis, vorzüglicher Mais, Baumwolle, Zuckerrohr, Indigo, Tabak, Weizen, Gerste, Hanf, Saflor, Flachs, die Mohnpflanze für die Gewinnung von Opium, verschiedene Öl und Farbstoffe gebende Pflanzen, wie z. B. Carthamus tinctorius, und fast alle europ. Gemüsearten und Küchengewächse. Die Wälder liefern verschiedene gute Holzarten für den Häuser- und Schiffbau. Von der Bevölkerung sind 85 Proz. Hindu, 14 Proz. Mohammedaner und der Rest Christen, Buddhisten, Jainas und Aboriginer. Ungefähr 60 Proz. der Bevölkerung treiben Ackerbau. Mit den Bodenerzeugnissen wird Handel, meist nach Kalkutta, getrieben, den die Wasserstraßen des Ganges und seiner Nebenflüsse Dschamna, Ramganga und Gogra, sowie die Indianeisenbahn vermitteln. Hauptstadt der N. und Sitz des Lieutenantgouverneurs u. s. w. ist Allahabad (s. d.).

Nordwest-Territorien (North West Territaries) wurde früher der Teil von Britisch-Nordamerika genannt, welcher im äußersten Norden des amerik. Kontinents den räumlich bedeutendsten, in ihrer Bevölkerung aber unbedeutendsten Teil der Dominion of Canada bildet und zum größten Teil aus den Ländereien des ehemaligen Hudsonsbai-Gebietes besteht. Im J. 1869 verkaufte die Hudsonsbai-Kompagnie ihre politischen Rechte, und 1870 wurde das Gebiet ein Teil von Canada. Nachdem die Provinz Manitoba gebildet worden war, wurde bestimmt, daß Ruprechts-Land und die N. von dem Lieutenant-Governor von Manitoba unter dem Namen N. regiert werden sollten.

Das Nordwestgebiet jenseits Manitoba wurde 1881 in vier neue Territorien geteilt: Assiniboia, begrenzt im S. von den Vereinigten Staaten, im O. von Manitoba, im N. von einer nahe dem 52. Parallelgrad gezogenen Linie, im W. von einer Linie zwischen 110° und 111° westl. L.; Saskatchewan, begrenzt im S. von Assiniboia, im O. vom Winnipegsee und vom Nelsonfluß, im N. von einer nahe dem 55. Parallelgrad gezogenen Linie, im W. von der Fortsetzung der Linie, welche die Westgrenze von Assiniboia bildet; Alberta, greuzt im S. an die Vereinigten Staaten, im O. an Assiniboia und Saskatchewan, im W. an Britisch-Columbia, im N. an die Fortsetzung der Grenzlinie von Saskatchewan; Athabasca, begrenzt im S. von Alberta, im W. von Britisch-Columbia, im O. von der Fortsetzung der Westgrenze Assiniboias bis zum Athabasca-River, dann von diesem und dem gleichnamigen See, dann vom Sklavenfluß bis zu einer Linie nahe dem 60. Breitengrad, welcher die Nordgrenze bilbet. Sämtliche N. zählen (1881) auf 6078440 qkm 56446 E.

Nore, Sandbank in der Mündung der Themse, mit Leuchtschiff.

Noreja, Hauptstadt des alten Noricum (s. d.).

Nörenberg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Stettin, Kreis Saatzig, am Südufer des fischreichen Enzigsees, zählt (1880) 2926 meist evang. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat Ackerbau, Viehzucht, Fischerei und bedeutenden Krebsfang. N. gehörte bis 1815 stets zur Neumark.

Norerde, s. unter Norium.

No-restraint (d. h. Nicht-Beschränkung), psychiatrische Bezeichnung für die Behandlung der Geisteskranken ohne mechan. Zwang. Noch in dem ersten Drittel des 19. Jahrh. wurden Tobsüchtige und zu Gewaltthätigkeiten neigende Geisteskranke in den meisten Irrenanstalten gefesselt, besonders mit der Zwangsjacke, Riemen u. s. w.; der Irrenarzt Conolly (s. d.) führte zuerst in einer großen Anstalt die Behandlung ohne mechan. Beschränkung durch und stellte den Grundsatz auf, daß Zwang gleichbedeutend mit Vernachlässigung der Kranken sei, sowie daß an dessen Stelle Beruhigung durch milde Mittel, liebevolle Pflege u. s. w., eventuell Isolierung in geeigneten Zimmern ohne Fesselung zu treten habe. Jetzt ist in allen bessern Irrenanstalten das No-restraint als maßgebendes Behandlungsprinzip angenommen, nur vielfach mit der Einschränkung, daß man für gewisse Fälle (bei Tobsüchtigen mit größern Verletzungen, Selbstverstümmelungstrieb u. s. w.) mechan. Fesselung der Kranken zu Heilzwecken für zulässig erachtet.

Norfolk, auch Northfolk, eine der sechs östl. Grafschaften Englands, von Suffolk, Cambridge, Lincoln und von der Nordsee umschlossen, hat auf 5488 qkm, wovon 51½ Proz. auf Ackerfeld, 35 Proz. auf Grasungen und 4 Proz. auf Waldungen kommen, (1881) 444825 E. und bildet eine weite, einförmige Tiefebene, in welcher die fließenden Wasser ohne Fall schleichen und sich zum Teil in Sumpfflächen oder Marschen (Fens) verwandeln, die den seichten Meerbusen Wash umgeben. Außer der Ouse, dem Hauptfluß des Landes, sind an der Westgrenze der Ren, im Osten die Yare mit ihren schiffbaren linken Nebenflüssen Wensum und Bure, an der Südgrenze der Waveney bemerkenswert. N. ist nur durch Fleiß und Mühe im Innern fruchtbar geworden. Ungeachtet der Nähe des Meers ist das Klima weniger feucht, im ganzen angenehm und gesund. Getreide-, namentlich Gerstenbau, Turnipsbau, Schaf- und Rindviehzucht sind nächst Fischerei, zumal Heringsfang, die Haupterwerbszweige. N. führt Ochsen, Weizen, Mehl, Gänse und welsche Hühner nach London aus. Fabriken bestehen vorzüglich in Seiden- und Wollstoffen, namentlich in der Hauptstadt Norwich. Yarmouth treibt hauptsächlich Handel und Fischfang. Die Grafschaft N. schickt vier Abgeordnete ins Parlament, acht andere die Städte.

Norfolk, Hafenstadt und Hauptort von Norfolk-County im nordamerik. Staate Virginia, liegt am rechten Ufer des Elizabethflusses und hat (1880) 21966 E., von denen 10068 Farbige. Der bedeutende Handel wird erleichtert durch drei Kanäle: Norfolk und Princeß Anne-Kanal, Dismal Swamp-Kanal und Albemarle und Chesapeake-Kanal, welcher die Verbindung mit der Chesapeake-Bay und den Currituck, Albemarle und Pamplikо-Sounds vermittelt. Außerdem ist N. durch Eisenbahnen mit den bedeutenbsten Punkten Virginias und

Digitized by Google

Nordcarolinas verbunden. Der Hafen ist sicher, bequem und tief genug für große Schiffe und wird durch die beiden Forts Calhoun und Monroe verteidigt. N. ist gut gebaut, hat breite Straßen, eine schöne City-Hall, eine Military-Academy, eine Mechanics-Hall und ein neues Zollhaus. Bei dem ganz nahen Gosport befindet sich ein Marinewerft, ein Marinehospital der Union mit einem granitenen Trockendock. N. wurde 1705 angelegt, 1736 als Borough und 1845 als City inkorporiert. Im Befreiungskriege wurde es 1. Jan. 1776 von den Engländern unter Lord Dunmore in Brand geschossen, im Mai 1779 von General Matthew angegriffen, der das damalige Fort zerstörte, 1781 von General Arnold, dann von Cornwallis verheert. Eine engl. Flotte griff den Ort auch 1813 an und verwüstete das nahe Hampton. Der Bürgerkrieg 1861 wurde mit der Verbrennung des dortigen Schiffsbauhofs seitens der Rebellen eröffnet. Erst 3. Mai 1862 nahmen die Bundestruppen N. wieder in Besitz.

Norfolk, austral. Insel im westlichsten Teile des Stillen Oceans, zwischen Neucaledonien und Neuseeland, 1700 km im OND. von Sydney gelegen, steht unter dem Gouverneur von Neusüdwales und hat ein Areal von 41,3 qkm, mit der benachbarten Philip-Insel aber von 43,5 qkm. Die Insel ist, wenn auch fast durchweg uneben, so doch im allgemeinen niedrig, nur im NW. erhebt sie sich im dichtbewaldeten Mount-Pitt bis zu 317 m über das Meer. Der Boden ist gut bewässert, ungemein fruchtbar, geschmückt mit der Araucaria excelsa (Norfolk Island Pine), die ein vortreffliches Nutzholz liefert. Mais und Kartoffeln liefern reichen Ertrag; Pfeilwurz, Kaffee und Tabak sind von vorzüglicher Güte. N. wurde 1774 von Cook entdeckt und diente seit 1788 der engl. Regierung zur Aufnahme der schlimmsten, zu lebenslänglicher Deportation verurteilten Verbrecher. Später (1811) als Pönalstation aufgehoben, wurde sie 1825 als solche wiederhergestellt und blieb es bis zur Aufhebung des Deportationssystems (1856). Hierauf wurde N. den Bewohnern von Pitcairn als Wohnsitz angewiesen, von denen 18. Juni 1856 194 Personen dort landeten. N. hat nur 481 E. (1877). Neuerdings gründete der Bischof von Melanesien eine Schule für Missionare daselbst.

Norfolk, Titel der berühmten Familie Howard, die unter den engl. Adelsgeschlechtern die höchste Stelle einnimmt. Die ersten Grafen von N. waren aus dem Geschlecht Bigod, nach dessen Aussterben Eduard I. 1295 seinen zweiten Sohn Thomas von Brotherthon zum Grafen von N. und Großmarschall (Earl-Marshal) von England erhob. Dessen Urenkel von weiblicher Seite, Thomas Mowbray, Herzog von N. und Graf von Nottingham, gab seine älteste Tochter Margaret ums J. 1420 dem Sir Robert Howard zur Ehe. Der Ahnherr des Geschlechts der Howard, das wahrscheinlich sächs. Ursprungs ist, war William Howard, Oberrichter der Common-Pleas 1297—1308. Sein Sohn, Sir John Howard, war Kammerherr Eduards II. Der Sohn Robert Howards, aus seiner Ehe mit der Tochter des Herzogs von N., John Howard, galt schon unter Heinrich VI. als ein ausgezeichneter Kriegsmann. Als Feind des Hauses Lancaster stieg er unter Eduard IV. zum Generalkapitän sämtlicher Streitkräfte zu Wasser und zu Lande auf, ward 1470 als Lord Howard in den Peersstand erhoben und leitete auch die polit. Angelegenheiten. Weil er Richard III. in der Thronusurpation unterstützte, gab ihm dieser, nachdem der Vetter seiner Mutter, John Mowbray, ohne männliche Erben gestorben war, im Juni 1483 die Würde eines Großmarschalls und Herzogs von N. Er fiel mit dem König 22. Aug. 1485 in der Schlacht bei Bosworth, und da ihn das Parlament nachträglich als Hochverräter verurteilte, wurde seiner Familie der Herzogstitel wieder entzogen.

Thomas Howard, des vorigen ältester Sohn, geriet in der Schlacht bei Bosworth in die Hände Heinrichs VII. und erhielt erst nach dreijähriger Gefangenschaft die Freiheit nebst dem Titel eines Grafen von Surrey zurück, den er von Richard empfangen hatte. An der Spitze eines Heers verwüstete er 1495 die schott. Grenzen, wurde 1501 zum Lord-Schatzmeister ernannt und beteiligte sich seitdem wesentlich an der auswärtigen Politik Heinrichs VII. Unter Heinrich VIII. übernahm er 1513 abermals den Befehl gegen die Schotten und schlug diese 9. Sept. in der Schlacht bei Flodden, in der Jakob IV. umkam. Der König belohnte ihn dadurch, daß er ihm die Würde eines Herzogs von N. wieder verlieh. Nachdem er 1521 als Großjägermeister den Schwiegervater seines ältesten Sohnes, den Herzog von Buckingham, aufs Schafott hatte bringen müssen, zog er sich aufs Schloß Framlingham zurück, wo er 21. Mai 1524 starb.

Thomas Howard, des vorigen ältester Sohn, erst Graf von Surrey, dann dritter Herzog von N., wurde 1474 geboren. Der Kardinal Wolsey schickte ihn 1521 als Lordlieutenant nach Irland, wo er die Insurrektion O'Neales dämpfte. Im J. 1522 trat er an die Spitze der Expedition gegen Frankreich. Er landete in der Bretagne, drang durch die Picardie bis 50 km von Paris vor, trat aber bei Annäherung des Herzogs von Bendôme dem Rückzug an. Nach der Heimkehr erhielt er an der Stelle seines Vaters das Lord-Schatzmeisteramt. Nachdem er den Kardinal Wolsey vom Staatsruder hatte verdrängen helfen, verfuchte er als eifriger Katholik alle Künfte der Diplomatie, um den völligen Bruch mit dem Papste zu verhindern. Dessenungeachtet unterstützte er die Vermählung Heinrichs VIII. mit seiner Nichte, Anna Boleyn, suchte derselben aber aus Kräften zu schaden, als er bemerkte, daß sie die Reformation begünstigte, und sprach als Präsident der Gerichtskommission das Todesurteil über sie aus. Beim Ausbruch der kath. Unruhen in den nördl. Provinzen mußte er gegen seine Glaubensgenossen zu Felde ziehen; doch gelang es ihm, Heinrich VIII. zu einer Amnestie zu vermögen. Die Aufstellung der sechs Glaubensartikel, sowie die Vermählung des Königs mit einer zweiten Nichte N.s, Katharina Howard, der Tochter seines Bruders Lord Edmund Howard, verschaffte ihm Gelegenheit, die Reformierten mit Feuer und Schwert zu verfolgen. Die Verurteilung der Königin brachte ihn nicht um die Gunst Heinrichs VIII., dem er sich stets als gefälliges Werkzeug bewies. Im J. 1542 erhielt er den Befehl, mit einem Heere in Schottland einzufallen, und 1544 beteiligte er sich in hervorragender Weise an der Expedition, die der König in Person gegen Frankreich führte. Nach der Rückkehr gelang es mehreren Großen, ihn beim König zu verdächtigen. N. wurde 12. Dez. 1546 plötzlich mit seinem ältesten Sohne, dem Grafen Surrey, unter der Anschuldigung in

den Tower geworfen, daß beide die Absicht gehegt, nach des Königs Tode die Dynastie zu stürzen. Surrey, über den eine Jury schnell das Urteil sprach, bestieg schon nach wenigen Tagen das Schafott; N. hingegen, dessen Prozeß das Oberhaus in aller Form führte, hatte das Glück, daß der König in der Nacht vor seiner Hinrichtung selbst starb, worauf der Geheime Rat das Bluturteil suspendierte. Indes mußte N. die ganze Regierung Eduards VI. hindurch im Tower bleiben; erst unter Maria erhielt er Freiheit, Güter, Würden und seinen vollen Einfluß zurück. Er starb auf seinem Schlosse Kenninghall in Norfolk 25. Aug. 1554.

Thomas Howard, vierter Herzog von N., Sohn des hingerichteten Grafen Surrey, geb. 1536, stand bei der Königin Elisabeth in großer Gunst, faßte aber den Entschluß, als Bewerber um die Hand der gefangen gehaltenen Maria Stuart aufzutreten, und ließ sich deshalb nicht nur mit dieser, sondern auch mit dem Papste, dem König von Spanien und dem Herzog von Alba in einen Briefwechsel ein, der die Befreiung der Gefangenen bezweckte. Vom schott. Regenten Murray verraten, wurde er vor eine Peerkommission gestellt, die ihn zum Tode verurteilte. Am 2. Juni 1572 bestieg er auf Towerhill das Blutgerüst. Er war mit der Erbtochter des Grafen Arundel, aus der uralten Familie der Fitzalan, verheiratet gewesen, weshalb sein einziger Sohn, Philipp Howard, da die väterlichen Titel durch die Achtserklärung verwirkt waren, sich Graf von Arundel nannte. Auch dieser erlitt kath. Umtriebe halber 1590 eine Anklage auf Hochverrat und starb 1595 im Tower.

Sein Sohn, Thomas Howard, Graf von Arundel, erhielt 1603 von Jakob I. die Würde eines Grafen von Surrey und die Güter des Hauses zurück, und 1644 ließ er sich auch zum Grafen von N. ernennen. Er zeichnete sich durch Kunstsinn aus und kaufte die unter dem Namen der Arundel-Marbles bekannten Denkmäler an, die sich jetzt in Oxford befinden. (S. Marmorchronik.) Er starb 4. Okt. 1646. Sein Enkel, Thomas Howard, ältester Sohn Henry Fredericks, Grafen von Arundel, Surrey und N., erhielt 1664 die Herzogswürde zurück, und dessen Bruder Henry ward 1672 auch zum Großmarschall ernannt. Doch blieb den N. die öffentliche Laufbahn verschlossen, weil sie entschieden am Katholizismus festhielten. Als die gerade Linie 20. Sept. 1777 mit Edward Howard, neuntem Herzog von N., erlosch, gingen Titel und Würden an Charles Howard, Nachkommen des vierten Sohns von Henry Frederick, über, der ebenfalls streng katholisch war und 31. Aug. 1786 starb.

Der Sohn desselben, Charles Howard, seit 1777 Graf von Surrey, nach des Vaters Tode elfter Herzog von N., geb. 1742, entsagte 1780 dem kath. Glauben und erhielt damit das Recht, als Abgeordneter von Carlisle ins Unterhaus zu treten, wo er die Minister North und Pitt bekämpfte. Im Oberhause setzte er seine Opposition fort, genoß aber wegen seiner regellosen Sitten nur geringes Ansehen. Er starb 16. Dez. 1815 ohne legitime Nachkommenschaft und hinterließ die Güter und Würden einem entfernten Verwandten, dem von Bernard, fünftem Sohne Henry Fredericks, stammenden Bernard Edward Howard, geb. 1765. Derselbe war der erste kath. Peer, der 1829 nach der Emancipationsbill seinen Sitz im Oberhause einnahm. Er starb 16. März 1842.

Sein einziger Sohn, Henry Charles Howard, dreizehnter Herzog von N., ward 12. Aug. 1791 geboren und vermählte sich 27. Dez. 1814 mit einer Tochter des Marquis von Stafford. Im J. 1832 zum Parlamentsglied für Westsussex erwählt, erhielt er 1835 den Posten des Schatzmeisters des königl. Hofstaats und wurde 1841 noch bei Lebzeiten seines Vaters als Lord Maltravers zum Peer erhoben. Als treuer Anhänger der Whigpartei ward er im Juli 1846 zum Oberstallmeister ernannt. Den Eingriffen des päpstl. Stuhls trat er mit Festigkeit entgegen, stimmte 1851 für die geistliche Titelbill und schloß sich bald darauf der prot. Kirche an. Mit dem Sturze des Ministeriums Russell im Febr. 1852 trat er von seiner amtlichen Stellung zurück, bekleidete hierauf 1853 unter Aberdeen die hohe Charge eines Lord Steward (Oberhofmeister) und starb auf seinem Stammsitz Arundel-Castle 18. Febr. 1856.

Sein ältester Sohn und Nachfolger, Henry Granville Howard, früher Lord Fitzalan, dann Graf von Arundel und Surrey, geb. 7. Nov. 1815, blieb dem Katholizismus treu und starb 25. Nov. 1860, worauf die Güter des Hauses mit dem Titel eines Herzogs von N. an seinen minderjährigen Sohn, Henry Fitzalan Howard, geb. 27. Dez. 1847 übergingen. Auch dieser ist ein entschiedener Parteigänger der kath. Kirche. Am 21. Nov. 1877 vermählte er sich mit Lady Flora Hastings, Tochter der Gräfin von Loudoun.

Norfolksund oder Sitkasund, s. u. Sitka.

Norge, s. Norwegen.

Noria, Eimer- oder Kastenkunst, eine veraltete Wasserhebemaschine, s. unter Paternosterwerk.

Noriac (Claude Antoine Jules Cairon, genannt), franz. Schriftsteller, geb. 1827 zu Limoges, ist namentlich bekannt durch die feine Humoreske «Le 101me régiment, physiologie militaire» (1860). Außerdem sind zu erwähnen: «La bêtise humaine» (1860), «Sur le rail» (1862), «Mémoires d'un baiser» (1863), «Le journal d'un flâneur» (1865), «Le capitaine Sauvage» (1866), «Les gens de Paris» (1867) u. s. w. Ferner schrieb er mehrere Possen, wie «La boite au lait» (1862, mit Grangé), «Les baisers d'alentour» (1871), «Le mouton enragé» (1874).

Noricum nannten die Römer das Land, das im N. durch die Donau von Germanien, im W. durch den Inn (Oenus) und eine etwa unter dem 30.° östl. L. durch die Alpen gezogene Linie von Vindelicien (s. d.) und Rhätien (s. d.), im S. durch die südlich von den Flüssen Gail und Drau ziehenden Karnischen Alpen von dem Lande der Carni, durch die Karavanken von Pannonien geschieden wurde, und im O. bis an den Mons Cetius (Kahlenberg und Wienerwald) und in die Ebenen Pannoniens reichte, also das heutige Österreich südlich der Donau, Salzburg, Steiermark und Kärnten umfaßte. Der alte Gesamtname der Einwohner, die, wie ihre westl. und südl. Nachbarn und die in den nordöstl. Teil des Landes aufgenommenen Bojer zu den Kelten gehörten, war Taurister; doch wurde dieser durch den von der Hauptstadt Noreja entnommenen Namen Noriker, den ursprünglich wohl nur ein einzelner Stamm führte, später fast verdrängt. Die Römer standen mit den Noritern schon im 2. Jahrh. v. Chr. wegen des norischen Eisens in friedlicher Berührung. Als das Land von den Cimbern (s. d.) heimgesucht wurde, sendete Rom 113 v. Chr. den

Konsul Papirius Carbo dahin, der aber bei der Hauptstadt Noreja (wahrscheinlich beim jetzigen steirischen Neumarkt) von den Cimbern aufs Haupt geschlagen wurde. Der Prokonsul von Illyricum, P. Silius, eroberte N. 16 v. Chr. für die Römer; als Provinz wurde es vielleicht erst unter Kaiser Claudius organisiert, zuerst durch einen Prokurator, seit der Mitte des 2. Jahrh. n. Chr. durch einen Legaten regiert. Das östl. Vorterrain der norischen Gebirge, wo im Süden Poetovio (Pettau) an der Drau, im Norden Vindobona (Wien) und Carnuntum (Petronell) an der Donau lagen, wurde zur Provinz Pannonien (s. d.) geschlagen. Unter den Städten waren Virunum (Mariasaal), Teurina (bei Spital), Juvavum (Salzburg), Lentia (Linz), Laureacum (Lorch) mit der großen kaiserl. Waffenfabrik, Ovilava (Wels) die bedeutendsten. Der Gewinn von Eisen und Salz, und Viehzucht waren die Hauptnahrungszweige der Provinz. Während der nördl. Teil von N., seit Diocletians Zeit Noricum ripense genannt, seit der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. durch die Einfälle der Germanen, besonders der Markomannen und Quaden, zu leiden hatte, blieb der innere Teil (Noricum mediterraneum) lange unbehelligt. Nach der Vernichtung der röm. Herrschaft gehörte ein großer Teil von N. zum ostgot. Reiche; der nordwestl. Teil, wo sich der Name N. lange erhielt, wurde von den Bajovaren (Bayern) eingenommen. Im südlichen N. ließen sich um das Ende des 6. Jahrh. die slaw. Karantanen nieder, von denen der Name Kärnten herrührt; der Nordosten gehörte eine Zeit lang den Avaren. Vgl. Muchar, «Das römische N.» (2 Bde., Graz 1825); Marquardt, «Röm. Staatsverwaltung» (Bd. 1, Lpz. 1881); Jung, «Römer und Romanen in den Donauländern» (Innsbr. 1877); O. Kämmel, «Die Anfänge des deutschen Lebens in Österreich» (Lpz. 1879).

Norium, ein im reinen Zustande noch nicht dargestellter einfacher metallischer Körper, der mit Sauerstoff verbunden als Norerde neben Zirkonerde in den norweg. Zirkonen, in den Zirkonen aus dem Ilmengebirge und in geringen Mengen in den Hyacinthen von Ceylon und Expailly vorkommt. Seine Existenz ist durch neuere Untersuchungen zweifelhaft geworden.

Norm (lat. norma) heißt eigentlich das Richtmaß, bildlich soviel wie Regel und Muster, und normal alles, was regelrecht und musterhaft ist.

Norm nennen auch die Buchdrucker den abgekürzten Buchtitel eines Werks, der unten auf die erste Seite eines jeden Bogens gesetzt zu werden pflegt.

Normalarbeitstag nennt man die gesetzlich bestimmte maximale tägliche Arbeitsdauer der Erwachsenen in den Fabriken oder auch in den Gewerbebetrieben überhaupt. Während in frühern Jahrhunderten sich in Gesetzen und Zunftordnungen häufig das Bestreben zeigte, die Arbeitszeit zu verlängern und daher Minimalgrenzen derselben aufgestellt wurden, betrachtet die neuere Socialpolitik die Verkürzung einer übermäßigen, die körperliche und geistige Entwickelung der Arbeitsbevölkerung hemmende Arbeitszeit als eins ihrer wichtigsten Ziele. Die Arbeiter haben übrigens ihrerseits in dieser Hinsicht energiisch zur Selbsthilfe gegriffen, und durch ihre Gewerkvereine (s. d.) in vielen Städten, besonders in den großen Werkstätten und den Baugewerben, die Herabsetzung der effektiven Tagesarbeit auf 10 Stunden durchgesetzt. Ein gesetzliches Eingreifen fand zuerst in England zur Begrenzung der Arbeitszeit der Kinder und jungen Personen (bis 18 Jahre) statt. Als dann die erwachsenen Frauen den jungen Personen gleichgestellt und die tägliche Arbeitsdauer dieser Gruppe auf 12 und später auf 10 Stunden festgesetzt worden war, zog diese Anordnung in den ihr unterstehenden Fabriken auch thatsächlich die gleiche Verkürzung der Arbeitszeit der erwachsenen Männer nach sich. Man könnte glauben, daß für die letztern, wenn sie die Freiheit der Koalition und der Vereinsbildung besitzen, ein gesetzlicher N. gar nicht erforderlich sei. Der Wunsch nach einem solchen ist jedoch bei den Arbeitern immer lebhafter geworden, wenn auch bisher nur wenige Staaten in diesem Sinne vorgegangen sind. In Frankreich dekretierte die republikanische Regierung 1848 einen maximalen Arbeitstag von 12 Stunden für die Arbeiter sowohl in den Werkstätten wie in den Fabriken; jedoch hat diese Maßregel praktisch wenig Bedeutung erlangt. Von weit größerer Tragweite war das eidgenössische Bundesgesetz von 1877, durch welches die regelmäßige tägliche Arbeitsdauer in den Fabriken auf 11 (an den Vorabenden der Sonn- und Festtage auf 10) Stunden beschränkt wurde. Dieselbe Beschränkung der täglichen effektiven Arbeitszeit auf 11 Stunden ist 1884 auch in Österreich gesetzlich bestimmt worden. (S. Fabrikgesetzgebung.)

Normalbarometer nennt man Barometer, welche so beschaffen sind, daß ihre Angaben möglichst frei sind von allen störenden Einflüssen. Namentlich ist es erforderlich, daß die Weite der Barometerröhre mindestens 8—10 mm beträgt, damit der Einfluß der Capillardepression wegfällt. Weiterhin muß sowohl am obern Ende der Quecksilbersäule, als auch an der Kuppe im offenen Schenkel (ausschließlich Heberbarometer sind als N. gegenwärtig im Gebrauch) eine Ablesung bis auf mindestens 0,05 mm möglich sein. In Deutschland fertigt gegenwärtig R. Fueß in Berlin die besten Instrumente dieser Art an; nebenstehende Figur zeigt ein solches Instrument, wie sie jetzt an den meteorolog. Centralstationen in Benutzung sind.

Normale in der Meßkunst soviel wie Normalmaßstab, Normalgewicht (vgl. Etalon). In den mathem. Wissenschaften, sowie in der Zeichenkunst soviel wie Senkrechte.

Normalhöhenpunkt heißt die 37 m über Normalnull (s. d.) 1879 am Nordpfeiler der königl. Sternwarte zu Berlin festgelegte Marke, welche mit den Nivellements und Höhenbestimmungen der

Landesaufnahme in Verbindung gebracht worden ist. In den Pfeiler ist ein 1,70 m langer Spenitbalken wagerecht bis über die Mitte seiner Länge eingemauert worden, der mit seinem vordern Ende durch die durchbrochene nördliche Außenwand des Gebäudes frei hervorsteht und an seiner fein geschliffenen, senkrecht stehenden Stirnfläche auf einem von oben eingeschobenen Körper von weißem Emaillеglas eine senkrechte Millimeterskala von 20 cm Länge trägt, deren Mittelstrich den N. bezeichnet. Die Höhe der Anlage ist so bemessen, daß von einem in geringer Entfernung (10 m) im Garten der Sternwarte auf gewöhnlichem Stativ aufgestellten Nivellierinstrument die Höhe der Visierlinie nach dem N. direkt abgelesen werden kann. Zur Kontrolle des N. bezüglich etwaiger Veränderung seiner Lage ist derselbe zum Westpfeiler der Sternwarte durch einen Kontrollbolzen in Beziehung gebracht worden. Vgl. «Der N. für das Königreich Preußen an der königl. Sternwarte zu Berlin» (Berl. 1879).

Normaljahr (annus decretorius), nach den Bestimmungen des Westfälischen Friedens von 1648 Bezeichnung für das Jahr 1624. Nach diesen Bestimmungen sollten alle diejenigen, welche im ganzen Laufe des J. 1624 an einem Orte freie Religionsübung gehabt hatten, dieselbe auch ferner behalten, und es sollte der Besitz der kirchlichen Stiftungen, Bistümer, Klöster, Kirchen u. s. w. der Religionspartei bleiben, welche sich 1. Jan. 1624 im Besitz befunden.

Normalnull heißt der Ausgangspunkt für alle Höhenmessungen der deutschen Landesvermessung. Derselbe liegt mehr als 30 m unter der Erdoberfläche und konnte deshalb nur durch eine höher liegende und mit einer angemessenen Höhenzahl zu versehende Marke festgelegt werden. Diese Marke ist der Normalhöhenpunkt (s. d.). Die Höhen werden als «Höhe über N. N.» bezeichnet. Vorher waren die Höhenmessungen im preuß. Staatsgebiet auf verschiedene, für den jedesmaligen Zweck gewählte Nullpunkte bezogen worden, namentlich auf Nullpunkte eines Meerespegels oder auf die in Hafenplätzen der Nord- und Ostsee beobachtete Höhen des Mittelwassers. Für die trigonometrischen Höhenmessungen der Landesaufnahme diente früher das Pegel zu Neufahrwasser.

Normalprofil des lichten Raumes, s. unter Eisenbahnen, Bd. V, S. 862.

Normalprofile, die für die üblichen Querschnitte des Façoneisens bestimmten Größen, s. unter Walzeisen.

Normalschulen sind zunächst Musterschulen, d. h. Schulen, die so eingerichtet sind, daß sie andern zum Muster dienen können. Sie mußten besonders geeignet erscheinen, auch die Vorbildung fürs Lehramt zu übernehmen. In Wien wurde eine solche N. 1771 errichtet, und die österreichische allgemeine Schulordnung vom 6. Dez. 1774 ordnete an, daß am Sitze jeder Schulkommission eine N. angelegt werden sollte, d. h. eine Hauptschule oder höhere Elementarschule, welche zugleich die Vorbereitung für das Lehramt zu ihrer Aufgabe haben sollte. In andern Ländern sind die N. ihrem ganzen Zwecke nach Lehrerbildungsanstalten. In diesem Sinne gibt es in Belgien Staatsnormalschulen und bischöfliche N. In Frankreich unterscheidet man die Ecole normale supérieure zu Paris als die Bildungsanstalt für die Lehrer der höhern Schulen von den Bildungsanstalten für die Volksschullehrer, den Écoles normales primaires. Italien bildet seine Elementarlehrer in den öffentlichen N. und in den privaten Magistralschulen. Auch in den Vereinigten Staaten gibt es Normal Schools, an deren Spitze die Normal University zu Bloomington im Staate Illinois steht.

Normalthermometer, die mit äußerster Sorgfalt gearbeiteten Thermometer, deren Siedepunkt und Nullpunkt direkt bestimmt sind, und deren Rohrweite überall genau dieselbe ist. Die N. dienen ihrerseits wieder dazu, andere Instrumente zu vergleichen und deren Korrektionen zu bestimmen.

Normalvorratsmethoden (forstlich), eine bestimmte Gruppe von Methoden der Waldertragsregelung. (S. Forsteinrichtung.)

Normalzeit, s. unter Eisenbahnzeit.

Normanby (Constantine Henry Phipps, Marquis von), brit. Staatsmann, der Sohn des Grafen Mulgrave (s. d.), bei dessen Lebzeiten er den Titel Lord N. führte, wurde 15. Mai 1797 geboren. Er erhielt zu Cambridge seine wissenschaftliche Bildung und trat 1818 ins Unterhaus, wo er sich den Liberalen anschloß. Litterarischen Ruf erwarb er sich durch die Romane «Matilda» (Lond. 1825), «Yes and No» (2 Bde., Lond. 1828) und «The contrast» (3 Bde., Lond. 1832). Im J. 1832 wurde er als Gouverneur nach Jamaika gesendet, übernahm 1834 das Amt des Siegelbewahrers; 1835, nach der kurzen Zwischenherrschaft der Tories, ernannte Melbourne ihn zum Lordlieutenant von Irland. Nachdem er 1838 bei der Krönung der Königin Victoria zum Marquis von N. erhoben worden, übernahm er im Aug. 1839 an Lord Glenelgs Stelle das Ministerium der Kolonien, welches er aber im Dezember an Lord John Russell überließ, der ihm dafür das Departement des Innern abtrat. Nach dem Fall des Whigministeriums, im Aug. 1841, kämpfte N. unter den Führern der Opposition im Oberhause. Bei der Bildung des Ministeriums Russell 1846 wurde er zum Botschafter in Paris ernannt. Im Jan. 1852 abberufen, erhielt er erst 1854 unter dem Ministerium Aberdeen den Posten eines Gesandten in Florenz, wurde jedoch, weil er sich zu eng mit der österr. und legitimistischen Politik befreundete, 1858 durch Palmerston zurückberufen. Eine von ihm veröffentlichte Schilderung der Ereignisse in Frankreich 1848—49 («A year of revolution», 2 Bde., Lond. 1858) zog ihm von Louis Blanc eine derbe Entgegnung zu. Er starb in London 28. Juli 1863.

George Augustus Constantine Phipps, zweiter Marquis von N., Sohn des vorigen, früher Graf von Mulgrave, geb. 23. Juli 1819, trat 1847 für Scarborough ins Parlament, wurde 1851 Mitglied des Geheimen Rats, 1853 Schatzmeister des königl. Hofs, war 1858—63 Gouverneur von Neuschottland, lebte dann einige Jahre in England, nahm seinen Sitz im Oberhause ein, und fungierte seit 1871 als Gouverneur von Queensland, seit 1875 als Gouverneur von Neuseeland und seit 1878 als Gouverneur von Victoria.

Normandie, eine der alten Provinzen Frankreichs, die gegen N. und W. an den Kanal, gegen O. an die Picardie und Isle-de-France, gegen S. an Orléanais, Maine und Bretagne grenzte, umfaßt die fünf jetzigen Depart. Nieder-Seine, Eure, Orne, Calvados und Manche, ist fruchtbar an Getreide, Flachs und Obst, aus dem viel Cider bereitet wird, hat treffliche Viehzucht, die besten Pferde in

Frankreich und einen tüchtigen, kräftigen Menschenschlag, aus dem namentlich auch gute Matrosen hervorgehen. Fisch- und Austernfang, Tuch- und Leinwandfabriken sind bedeutend, und aus dem in großer Menge angespülten Seetang wird Soda gewonnen. In dem ebenern nordöstl. Teile, der alten Ober-Normandie, sind Rouen, die alte Hauptstadt, Dieppe, Havre de Grâce, Harfleur, Honfleur, Lisieux, Evreux, der Flecken Yvetot, in dem hügeligen, südwestlichen, der alten Nieder-Normandie, Caen, Falaise, St.-Lo, Bayeux, Coutances, Avranches, Valogne, Alençon, das Kloster Latrappe, Cherbourg, Mont-St.-Michel die bemerkenswertesten Orte. Die Landschaft erhielt ihren Namen von den Normannen (s. d.), nachdem Karl der Einfältige 912 ihrem Führer Rolf oder Rollo (Roux), der in der Taufe den Namen Robert erhielt, im Frieden von St.-Clair-sur-Epte Rouen mit der umliegenden Landschaft als erbliches Kronlehn abgetreten hatte, welches bald erweitert und bis in die Bretagne ausgedehnt wurde. Von Robert und Gisela, Karls Tochter, stammen die folgenden Grafen ab, von denen Richard I., Roberts Enkel, seine Herrschaft kräftig gegen die franz. Könige Ludwig IV. Outremer und Lothar verteidigte. Wilhelm II., Roberts II. Sohn, Herzog seit 1036, erhielt von der Eroberung Englands den Beinamen der Eroberer. Sein ältester Sohn Robert zwang ihm 1077 die Abtretung der N. ab, die aber unter Heinrich I., obwohl Ludwig VI. von Frankreich sich der Ansprüche Wilhelms von Flandern, des Sohnes Roberts, annahm, 1105 wieder mit England vereint wurde. Rollos männlicher Stamm starb mit Heinrich I. aus. Der Sohn von dessen Tochter Mathilde, die nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Kaiser Heinrichs V., den Herzog Gottfried von Anjou geheiratet hatte, Heinrich II. Plantagenet, erhielt nach dem Tode Stephans von Blois, des Tochtersohns Wilhelms des Eroberers, 1154 die Herrschaft über England und die N. Als aber sein jüngster Sohn, Johann ohne Land, nach dem Tode seiner Brüder, Richards I. und Gottfrieds von Bretagne, des letztern Sohn Arthur von der Krone und dem Herzogtum N. verdrängte und ermorden ließ, erhob der franz. König Philipp II. August auf die letztere als auf ein franz. Lehn seinen Anspruch und eroberte sie 1203 und 1204. Sie blieb nun französisch, bis Heinrich V. von England nach dem Siege bei Azincourt (1415) sie 1417—19 wieder eroberte; aber schon unter Heinrich VI. wurde sie von Karl VII. 1449 wieder für Frankreich gewonnen, bei dem sie seitdem verblieb. Vgl. Liquet, «Histoire de la N.» (fortgesetzt von Depping, 2 Bde., Par. 1835); Barthélemy, «Histoire de la N. ancienne et moderne» (neue Ausg., Tours 1857); Frère, «La N.» (Rouen 1870).

Normannen, in älterer Form Nordmannen, nannte man die Seeräuber aus Skandinavien, welche vom 8. bis 11. Jahrh. Europa heimsuchten; nach ihrer Festsetzung in der nach ihnen benannten Normandie bezeichnet der Name gewöhnlich deren Bewohner. Die erste Veranlassung zu den Seezügen dieser skandinav. Vitinger (d. h. Krieger) war wohl Übervölkerung und Not im Vaterlande; dann aber lockte das abenteuerliche Kriegsleben, welches Ruhm und Beute versprach. Auch trieben Ächtungen, Familienfehden und Bürgerkriege viele N. aus der Heimat. Diese Raubzüge waren von den größten Verheerungen begleitet. Die N., damals noch Heiden, schonten weder Kirchen noch Klöster, und viele tausend Christen wurden in die Sklaverei hinweggeschleppt. Die Beute war ungeheuer groß; Geldzahlungen, wodurch man häufig ihre Angriffe abzukaufen suchte, hatten nur vermehrte Heimsuchungen zur Folge. Am frühesten, schon 787, erschienen dänische N. an den Küsten Englands, wo man sie Ostmannen oder Dänen nannte. Seit 832 wiederholten sich alljährlich ihre Raubzüge, bei deren einem der in Sagen hochgefeierte Ragnar Lodbrok Gefangenschaft und grausamen Tod gefunden haben soll. Im J. 851 überwinterten sie zum ersten mal in der Themsemündung, und seit 866 faßten sie festen Fuß im Lande. Der angelsächs. Oberkönig Ethelred I. fiel 871 gegen sie. Sein Bruder Alfred blieb nach langem, verzweifeltem Kampfe Sieger, doch mußte er die Dänen im Besitz von Northumberland, Mercia und Ostangeln lassen, wogegen sie seine Oberhoheit anerkannten und sich taufen ließen. Ernstliche Einfälle von Dänemark und Norwegen her begannen erst 980 wieder, und man suchte sie anfangs durch Tribut (das sog. Dänengeld) abzukaufen. Dann ließ König Ethelred II. 13. Nov. 1002 alle im Lande befindlichen Dänen ermorden. Zur Rache unternahm der dän. König Svend Gabelbart viele verwüstende Züge und eroberte am Ende fast ganz England, starb aber schon 1014. Sein Sohn, Knut d. Gr., vollendete die Eroberung Englands, welches nun bis 1042 unter dän. Herrschaft blieb. Dann folgte wieder ein angelsächs. König, Eduard III. der Bekenner, bis 1066. Dessen Nachfolger Harald erwehrte sich durch den Sieg bei Stamfordbridge 25. Sept. 1066 des Königs Harald des Harten von Norwegen, aber schon 14. Okt. 1066 verlor er bei Hastings Reich und Leben gegen den Herzog der Normandie, Wilhelm den Eroberer, welcher darauf die franz.-normann. Dynastie in England begründete. (S. Großbritannien.) Vgl. Thierry, «Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands» (4 Bde., Par. 1828; neue Ausg. Limoges 1875); Worsaae, «Den danske Erobering af England og Normandiet» (Kopenh. 1863); Freeman, «History of the Norman conquest of England, its causes and its results» (2. Aufl., Bd. 1—6, Lond. 1871 fg.) und «A short history of the Norman conquest» (Lond. 1880); Winkelmann, «Geschichte der Angelsachsen» (Berl. 1883).

Dänische N. waren es auch vornehmlich, welche die Küsten des fränk. Reichs von der Elbe bis zur Garonnemündung heimsuchten. Schon 810 hatte der dän. König Gottfried Friesland überfallen; doch wurden die Dänen damals noch durch Karl d. Gr. gebändigt. Aber bald nach Karls Tode erneuerten die N. ihre Raubzüge und machten sich jetzt, begünstigt durch die Schwäche und Zwietracht der Karolinger, zur Geißel des nordwestl. Deutschland und Frankreichs. Sie plünderten und verheerten 841 Rouen, 845 Hamburg, 847 Bordeaux u. s. w. Auch setzten sich normann. Häuptlinge im Delta des Rheinstroms bei Dorstadt (unweit Utrecht) fest, indem sie zum Schein die fränk. Oberherrschaft anerkannten. Bald begnügten sie sich nicht mehr mit den Küsten, sondern drangen mit ihren kleinen leichten Schiffen die Flüsse aufwärts. Dann machten sie sich mit geraubten Pferden beritten und streiften bis tief in das Land hinein, bis in die Moselgegend und nach Burgund. Auch die Küsten Spaniens wurden seit 843 wiederholt von normann.

Digitized by Google

Seeräubern beunruhigt. Einzelne Scharen kamen bis ins Mittelmeer und drangen den Rhône aufwärts bis Valence. In Italien wurde 859 die Stadt Luna (jetzt Sarzana) und 860 Pisa von N. geplündert und verbrannt. Am schlimmsten gestalteten sich die Dinge unter der schwachen Regierung des Kaisers Karl III. Im J. 880 erlitten die Sachsen am südl. Ufer der Elbe eine furchtbare Niederlage, wobei der Herzog Bruno mit elf Grafen fiel. Im J. 881 und 882 drangen viele tausend N. längs Rhein und Maas vor. Die Städte Mastricht, Lüttich, Aachen, Jülich, Köln und viele andere gingen in Flammen auf. Am Ende erkaufte der Kaiser mit Geld den Frieden. Eine andere Schar belagerte Paris 885—886, welches durch des Grafen Odo tapfere Verteidigung gerettet wurde. Aber König Arnulf vernichtete ein starkes normann. Heer, das in einem Lager an der Dyle (bei Löwen) sich befestigt hatte (Sept. 891). Seitdem hatte Deutschland vor den N. zieulich Ruhe, bis zu einer neuen Heimsuchung 994, wo sie Askomannen genannt werden.

Ohne Zweifel nahmen an jenen Zügen vielfach auch norwegische N. teil. Auf eigene Hand fuhren diese nach Irland, Schottland, den Shetlandsinseln, den Orkneys, Hebriden und Färöern, und diese Inseln wurden allmählich kolonisiert von unzufriedenen Häuptlingen und Freibauern, welche sich der Alleinherrschaft des Königs Harald Schönhaar von Norwegen nicht unterwerfen wollten. Andere norweg. Auswanderer gingen nach Island (s. d.), und von hier aus ward Grönland (s. d.) besiedelt und das nordöstl. Amerika, welches man Vinland, d. i. Weinland, nannte, entdeckt. (Vgl. Gravier, «Découverte de l'Amérique par les Normands», Par. 1874, und «The Norman people and their existing descendants in the British Dominions and the United-States of America», Lond. 1874.) In Frankreich nahmen nach König Odos Tod (898) die Einfälle der N. wieder zu; sie setzten sich an der Seinemündung fest, und 912 erhielt ihr Anführer Rolf oder Rollo von Karl dem Einfältigen Rouen mit den nächsten Gauen, wogegen er unter dem Namen Robert sich taufen ließ und den Lehnseid leistete. Dieses bald erweiterte Gebiet nannte man die Normandie (s. d.). Die mit Rollo eingewanderten N. nahmen gleichfalls das Christentum und sehr bald auch die franz. Sprache und Sitte an; aber sie bewahrten dabei den kriegerischen und abenteuerlichen Sinn ihrer skandinav. Vorfahren. Ein Nachkomme Rolfs, der Herzog Wilhelm der Eroberer, unterwarf 1066 England. Außerdem zogen viele aus der Normandie nach dem südl. Italien, wo damals die einheimischen Großen, die Byzantiner und die Araber in langwierigen Fehden einander bekämpften. Die N. kamen zuerst als Wallfahrer zum Heiligtum des Erzengels Michael auf dem Monte-Gargano, dann nahmen sie Söldnerdienste, allmählich faßten sie festen Fuß. Am Ende begründete die Nachkommenschaft des normann. Ritters Tancred von Hauteville hier ein Königreich, indem Robert Guiscard 1059 zum Herzog von Apulien, Roger II. 1130 zum König von Sicilien durch den Papst erhoben wurde. Vgl. de Blasiis, «La insurrezione Pugliese e la conquista Normanna» (3 Bde., Neap. 1874 fg.). Ein Sohn Guiscards, Bohemund von Tarent, stiftete zur Zeit der Kreuzzüge das Fürstentum Antiochia 1098. In all diesen franz.-normann. Staaten ward das Feudalsystem am vollständigsten durchgeführt.

Auch in der Ostsee spielten die normann. Vikinger eine wichtige Rolle. In der Nähe der alten Handelsstadt Julin oder Wollin begründeten im 10. Jahrh. dänische N. unter dem in Sagen hochgefeierten Palmatoke den Seeräuberstaat Jomsburg an der Odermündung, der aber 1043 durch König Magnus den Guten von Dänemark und Norwegen zerstört wurde. Sonst herrschten hier wohl meist schwedische N. vor. Bei den benachbarten Finnen und Slawen hießen sie Ros oder Rus, welcher Name wahrscheinlich von der schwed. Küstengegend Roslagen (den Alandsinseln gegenüber) abgeleitet ist. Diese machten die östl. Küsten der Ostsee unsicher und zinsbar. Die slaw. Völkerschaften riefen, um dem innern Hader ein Ende zu machen, 862 drei Führer der Ros: Rurik, Sineus und Truvor, ins Land und übertrugen diesen die Herrschaft. Vgl. Kunik, «Berufung der schwed. Rotsen» (Petersb. 1844). Von diesen hat Rußland (s. d.) seinen Namen. Es war aber hier auch der Name Waräger üblich, d. h. die Fremden oder Gäste, und damit wurden auch die in byzant. Kriegsdienst getretenen N. bezeichnet, die zahlreich durch Rußland zogen. Die Waräger-Russen drangen längs der Flüsse bis ins Schwarze Meer vor und dehnten ihre Raubzüge sogar bis in die Umgegend von Konstantinopel aus (866, 906, 941 und 1043). Schon um 935 bestand in Konstantinopel eine fremde Leibwache, die Waranger (βαραγγοι), welche anfangs aus N., seit dem 11. Jahrh. aber vorzugsweise aus ausgewanderten Angelsachsen rekrutiert wurde.

Vgl. Depping, «Histoire des expéditions maritimes des Normands et de leur établissement en France» (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1843; deutsch von Jsmar, 2 Bde., Hamb. 1829); Wheaton, «History of the Northmen from the earliest times to the conquest of England» (Lond. 1831); Worsaae, «Minder om de Danske og Normändene i England, Skotland og Irland» (Kopenh. 1851; deutsch von Meißner, Lpz. 1852); Dondorff, «Die N. und ihre Bedeutung für das europ. Kulturleben im Mittelalter» (Berl. 1875); Steenstrup, «Normannerne» (2 Bde., Kopenh. 1876—78); Thomsen, «The relations between ancient Russia and Scandinavia» (Lond. 1877).

Normannische Inseln (frz. Iles Normandes), bei den Engländern Channel Islands, d. i. Kanalinseln, eine der Krone England gehörende Inselgruppe, die im Kanal (La Manche) in dem von der ehemaligen Normandie und Bretagne begrenzten Meerbusen liegen und der einzige Überrest der Besitzungen sind, welche einst die Könige von England als Herren der Normandie an der Küste von Frankreich besaßen. Die Gruppe besteht aus den beiden Hauptinseln Jersey und Guernsey, aus Alderney, Sercq, einigen sehr kleinen Felseilanden, wie Herm, Jethon u. s. w., und aus vielen Klippen, welche nebst der starken Brandung die Zugänglichkeit erschweren. Sie haben zusammen ein Areal von 195,5 qkm und zählten 1881 87 731 E. Die Inseln sind ungeachtet ihres Granitbodens bei dem überaus milden, dabei gesunden oceanischen Klima ergiebig an Getreide, Gemüse und besonders an Obst, welches nebst dem daraus bereiteten Cider und Perry sogar einen Hauptausfuhrartikel bildet. Nächstdem ist ein wichtiger Erwerbszweig die Viehzucht, namentlich einer Art sehr kleinen, aber milchreichen Rindviehs, der Alderney-Rasse. Andere Erwerbszweige bieten Fischerei und Austernfang,

Schiffahrt und Handel mittels einer beträchtlichen Marine. Die Inseln waren während der franz. Revolutionskriege und der Napoleonischen Kontinentalsperre Hauptniederlagsorte für den Schleichhandel und später namentlich das Asyl polit. Flüchtlinge aus Frankreich. Die Dampfschiffahrt hat die Inseln England noch näher gerückt und ihnen rücksichtlich des Verkehrs noch mehr Wichtigkeit verliehen. Die Einwohner sprechen einen Dialekt der altnormann. Sprache, zugleich aber auch englisch und französisch, und bekennen sich zur reform. Kirche. Obgleich die Inseln unter der Herrschaft der Krone Englands stehen, gehören sie doch nicht zum Reiche (realm) und haben an der engl. Verfassung keinen Teil. Dagegen sind sie aller Vorrechte der Engländer teilhaftig und besitzen außerdem viele Privilegien, sogar vollkommene Zoll- und Abgabenfreiheit. Sie haben eine eigene, der englischen ähnliche Verfassung, einen Gerichtshof und eine Ständeversammlung, die aus den Richtern, den Pfarrern (beide sind Mitglieder auf Lebenszeit) und auf drei Jahre gewählten Connétables (Abgeordneten) besteht. An der Spitze der Verwaltung steht sowohl für Jersey wie für Guernsey und Alderney zusammen je ein Lieutenant-Governor.

Jersey, die südlichste und größte der Inseln, 116,21 qkm groß, durch Natur und Kunst befestigt, hat fruchtbaren, über Granit lagernden Boden, gleicht einem großen Obstgarten, und zählt mit den nächsten kleinen Eilanden 52455 E. Die Insel besitzt, ohne die Küstenfahrer und Boote, 411 Segelschiffe von über 40000 t Gehalt und unterhält einen lebhaften Verkehr mit allen brit. Ländern wie mit dem Auslande. Saint-Helier, die Hauptstadt von Jersey, sowie der Haupthafen und Sitz des Gouverneurs, liegt an der Südküste, an der Bucht von St.-Aubin, zählt 16750 E. und hat geräumige Docks, sowie einen großen Sicherheitshafen. Auch das benachbarte Saint-Aubin an der gleichnamigen Bucht hat einen schönen Hafen.

Guernsey (frz. Guernesey), nordwestlich von Jersey, 64,77 qkm groß, rings von steilen Felsen umgürtet, außerdem durch künstliche Befestigungen vor jedem Angriff gesichert, bietet im Innern lieblichen Wechsel von Bächen, fast immer grünen Wiesen und Grasweiden und sorgsam gepflegten Obstgärten dar und zählt 32659 E. Die einzige Stadt ist Saint-Pierre oder Peter-Port-Town mit 16166 E. und einem durch zwei Steindämme eingefaßten Hafen, der durch die kleine Festung Cornet-Castle verteidigt wird.

Alderney (frz. Aurigny), die nördlichste der Inseln, ebenfalls von Felsen und Klippen umschlossen, 7,91 qkm groß, hat 2039 E.; Sercq hat 578 E.

Vgl. Anstedund Latham, «The Channel Islands» (Lond. 1862); Pégot-Ogin, «Histoire des îles de la Manche» (Par. 1881); Black, «Guide to Jersey and Guernsey» (Edinb. 1883); Beoan, «Tourists guide to the Chanuel Islands» (Lond. 1884).

Normatage (vom lat. norma, Regel, Richtschnur), in kath. Ländern die Tage, an denen öffentliche Lustbarkeiten untersagt sind.

Nornen (altnordisch Nornir), die nordischen Schicksalsgöttinnen. Dem Riesengeschlecht entstammend, wohnten sie an der göttlichen Wurzel des Weltbaums an einem Brunnen, aus dem sie die heilige Esche begießen und der nach der ältesten Urdharbrunnen heißt. Sie spannen und webten die Fäden des Geschicks. Drei werden genannt: Urdhr, Verdhandi, Skuld: das Gewordene, das Werdende, das Seinsollende. Eine von ihnen, bald die älteste, bald die jüngste, wirkte als böse Macht den wohlwollenden Schwestern entgegen. Die spätere Zeit des nordischen Heidentums sprach von Scharen dieser göttlichen Jungfrauen, die mit den Walkyren, mehr noch mit den Schutzgeistern (fylgjur) und den weisen Frauen (völur, spâkonur) vermengt wurden. Unsere Volkssagen beweisen, daß auch die Deutschen diese drei Schicksalsgöttinnen kannten. Auch kennt man von den Sachsen den Namen der einen, Wurth oder Vyrdh. Sprachlich gedeutet sind die N. die Verschlingerinnen der Schicksalsfäden.

Noroña (Don Gaspar Maria de Nava Alvarez, Graf von N.), span. Dichter von portug. Abkunft, geb. 6. Mai 1760 in Castellon de la Plana, rückte nach und nach bis zum Generallieutenant vor und zeichnete sich bei der Belagerung von Gibraltar und im Unabhängigkeitskriege aus. Zeitweise lebte er als Gesandter am russ. Hofe und als Statthalter auf Cuba. Er starb 1816 in Madrid. N. schrieb: «Poesias» (2 Bde., Madr. 1790—1800), ein Heldengedicht in 24 Gesängen: «Ommiada» (2 Bde., Madr. 1816), ein scherzhaftes Epos «Quicaida» u. s. w. Alles Lyrische steht in den «Poetas líricos del siglo XVIII» (Bd. 63 der «Biblioteca de autores españoles»).

Norrbottenslän, der nördlichste von den administrativen Bezirken Schwedens, sowie auch der größte, 106818 qkm (wovon 6717 Wasser), (1883) 93735 E., also nicht 1 E. pro Quadratkilometer, grenzt an Norwegen im W., an Finland im NO. und O., an den Bottnischen Meerbusen im SO. und an Westerbottenslän im S., besteht aus einer Küstenlandschaft und einem obern Teil, Lappmark; letzterer ist gebirgig und hat große Seen. Der Aderbau ist ohne Bedeutung. Bei Gellivara und andern Stellen sind sehr reiche Eisengruben; aber Mangel an Kommunikationsmitteln hat bis jetzt die Ausbeutung derselben verhindert. Mehr als ein Viertel des ganzen Län ist Wald, sodaß ein bedeutender Teil von Schwedens Export von Waldprodukten aus N. stammt.

Norrige, der schwed. Name für Norwegen.

Norristown, Hauptort von Montgomery-County im nordamerik. Staate Pennsylvania, am linken Ufer des Schuylkillflusses, zählt (1880) 13063 E. (500 Farbige). Die Hauptgebäude sind: das Gerichtshaus, das Gefängnis und die Musikhalle. Über den Fluß führen zwei Brücken nach Bridgeport. Die Stadt hat zwei Hohöfen, sechs Woll- und Baumwollspinnereien, vier Maschinenwerkstätten und drei Walzwerke.

Norrköping, Handels- und Fabrikstadt im schwed. Län Linköping (Landschaft Östergötland), liegt in schöner Gegend unweit der Mündung des aus dem Wettersee abfließenden wasserreichen Motalaströms in den Ostseegolf Bråviken und an der schwed. Ostbahn. Der Ort ist infolge mehrerer Feuersbrünste regelmäßig und gut gebaut und hat breite, sich rechtwinkelig schneidende Straßen. Von den sechs öffentlichen Plätzen ist der Karl-XIV.-Johanns-Platz wegen des bronzenen Standbildes (von Schwanthaler modelliert) dieses Königs bemerkenswert. Die zu N. befindliche Straf- und Besserungsanstalt für Frauen ist musterhaft eingerichtet. Der die Stadt durchfließende, mehrfach überbrückte Motalaström hat in deren obern Teile

mehrere Wasserfälle, die zum Betriebe von Fabriken benutzt werden; unterhalb der untersten Brücke aber fließt das Wasser ruhig dahin und bietet für die größten Schiffe hinreichende Tiefe. N. zählt (Ende 1883) 27961 E. und ist der Bevölkerung nach die vierte Stadt Schwedens, aber die zweite Fabrikstadt des Landes. Hauptindustriezweig ist die Tuchfabrikation. Außerdem bestehen Baumwollspinnereien, Baumwollwebereien, eine Zuckersiederei, eine Papierfabrik, eine Strumpfwarenfabrik und eine lithographische Fabrik. Sonst bestehen noch Fabriken für Seife, Tabak u.s.w. Auf den Schiffswerften herrscht eine rege Thätigkeit. Auf der zu N. befindlichen Filiale der «Motala Mechanische Werkstatt» werden eiserne Dampfschiffe und Dampfmaschinen sowohl für fremde als einheimische Rechnung gebaut. Der Seehandel ist nicht ohne Bedeutung. Hauptgegenstände der Ausfuhr waren Kupfer, Eisen und Eisenwaren, Bretter, Papier, Zündhölzer, Gewebe und Getreide (besonders Hafer und Roggen). N. wurde 1719 gänzlich von den Russen zerstört. Geschichtlich merkwürdig ist der daselbst gehaltene Reichstag von 1604, von welchem Karl IX. die schwed. Krone erhielt, und dessen Sohn Gustav II. Adolf die Nachfolge zugesichert wurde (der Norrköpinger Erbvertrag). Auf dem Reichstage von 1800 wurde Gustav IV. Adolf gekrönt.

Norrland, der nördlichste von den drei Hauptteilen Schwedens, besteht aus Gefleborgs-, Westernorrlands-, Jemtlands-, Westerbottens- und Norrbottens-Län, mit (1883) 654421 E. auf einem Areal von 255880 qkm (wovon 15947 Wasser). Sämtliche Flüsse gehen von Nordwesten nach Südosten; die bedeutendsten sind Torne-, Lule-, Pite-, Ume-, Angerman-, Indals- und Ljusne-Elf. Der größte See ist Storsjön in Jemtlandslän, 447 qkm. Die höchsten Berge Schwedens liegen in N.: Sarjektjäkko 2130 m, Sulitelma 1875 m, Areskutan 1472 m. Das Klima N.s ist kalt, die Seen sind gewöhnlich jedes Jahr 200 Tage mit Eis belegt. In Haparanda ist die Mitteltemperatur —0,25°, in Hernösand +2,81° C. Die Sommerwärme ist aber beinahe dieselbe wie im Süden Schwedens. Obwohl das Korn selbst in den nördlichsten Teilen bisweilen reif wird, ist doch kaum 1 Proz. von dem ganzen Areal kultiviert. Dagegen sind die Wälder von großer Bedeutung und liefern mehr als vier Fünftel der exportierten Waldprodukte Schwedens. Die Eisengruben sind trotz ihrer Reichtümer nur wenig ausgebeutet. Eisenbahnen sind bis jetzt nur in den südlichen und mittlern Teilen N.s; eine wichtige Bahn führt durch Gefleborgs-, Westernorrlands- und Jemtlandslän nach Norwegen (Throndhjem).

Nort, Stadt im franz. Departement Loire-Inférieure, Arrondissement Châteaubriant, rechts an der hier schiffbar werdenden Erdre, Station der Linie Nantes-Châteaubriant der Orléansbahn, zählt (1881) 2011 (Gemeinde 5445) E., hat Handel mit Eisen, Holz und Kohlen, sowie Steinkohlenbergbau.

Norte (Rio del), auch Rio Bravo del Norte oder Rio Grande del Norte, einer der größten Flüsse Nordamerikas, entspringt im Staate Colorado, in dem Gebirge, welches die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean und den Übergang zwischen den merik. Centralcordilleren und dem Felsengebirge bildet, zwischen 37 und 38° nördl. Br. Von 2000—2500 m hohen Bergen eingeschlossen, besitzt sein Thal in Neumexiko ein sehr starkes Gefälle und eine durchschnittliche Breite von 32 km. Bei Taos oberhalb Sta.-Fé durchbricht er eine schauerliche Steilschlucht. Oberhalb El Paso del Norte verläßt er Neumexiko, verändert seinen bisher südlichen in einen südöstl. Lauf, bildet von dort an bis zu seiner Mündung die Grenze zwischen Texas und den merik. Staaten Chihuahua, Coahuila und Tamaulipas, und nachdem er links den Rio Pecos oder Rio de Puercos, rechts den Rio San-Pablo oder de los Conchos, Salado, Alamo oder Sabinas und den Rio Pesquerto aufgenommen, ergießt er sich in einer wüsten Gegend unterhalb Matamóros, in mehrern Armen in den hier von Sandbarren begrenzten Golf von Mexiko. Seine ganze Stromlänge beträgt 2500 km, sein Gebiet nur 622000 qkm, was sich aus dem Mangel bedeutender, südwärts weit ausgezweigter Nebenflüsse erklärt. Im ganzen ist er zu seicht, zu reich an veränderlichen Triebsandbänken und Sandbarren, als daß er für die Schiffahrt Bedeutung erlangen könnte. Er macht eine Ausnahme von den übrigen großen Strömen der Neuen Welt, indem er nicht einen verhältnismäßig kurzen Ober- und sehr langen Unterlauf hat, sondern umgekehrt seine sehr lange Strombahn dem bei weitem größten Teil nach dem Hochlande angehört, da er das ausgedehnteste Längenthal des Cordillerensystems durchfließt.

Nörten, Flecken in der preuß. Landdrostei Hildesheim, Kreis Northeim, 1 km rechts von der Leine, Station der Linie Hannover-Kassel der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1508 meist kath. E. und hat ein Waisenhaus und eine Zuckerfabrik. Über N. befindet sich die Ruine der Burg Hardenberg nebst neuem Schloß. Der Ort entwickelte sich um das 1055 vom Erzbischof Lupold von Mainz gegründete Sanlt-Petri-Kollegiatstift, mit welchem eine berühmte geistliche Schule verbunden war, und gehörte bis 1803 zum Erzstift Mainz.

North (Christopher), Pseudonym des schott. Dichters John Wilson (s. d.).

North (Frederick, Lord), Graf von Guilford, brit. Staatsminister unter Georg III., geb. 13. April 1733, studierte zu Oxford, erhielt 1759 eine Stelle im Schatzmeisteramte, die ihm aber 1765 mit Eintritt des Ministeriums Rockingham verloren ging. Das Ministerium Grafton verlieh dem torystisch gesinnten N. 1766 den Posten eines Zahlmeisters der Armee, und 1767 wurde er Schatzkanzler. Bei der Auflösung des Kabinetts im Jan. 1770 übernahm N. das Staatsruder, das er über 12 Jahre hindurch zu behaupten wußte. Die ersten Schritte seiner Verwaltung waren sehr populär. Er linderte das Schicksal Irlands, unterwarf die zerrüttete Ostindische Kompagnie der Oberaufsicht der Krone, reformierte die Verfassung Canadas und ließ, um die Händel mit den amerik. Kolonien beizulegen, alle Kolonialzölle mit Ausnahme des Theezolls fallen. Die Hartnäckigkeit, womit er unter dem Einflusse Georgs III. diesen Zoll beibehielt, führte indessen bald von beiden Seiten zu Reibungen, welche den Kampf der amerik. Kolonien mit dem Mutterlande und die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten zur Folge hatten. Der von Pitt, Fox und Burke geleiteten Opposition unterliegend, trat N. 19. März 1782 zurück. Aber schon im April 1783 vereinigte sich Fox mit ihm zu dem nach Lord Portland genannten Koalitions-Ministerium, in welchem N. das Departement des Innern übernahm. Am 18. Dez. 1783 mußte jedoch diese

Digitized by Google

Koalition einer neuen, von Pitt geleiteten Verwaltung weichen. Nach dem Tode seines Vaters gelangte N. 1790 zur Peerswürde und starb 5. Aug. 1792. Vgl. «View of the history of Great Britain during the administration of Lord N.» (Lond. 1782), «Histoire de l'administration de Lord N.» (2 Bde., Lond. 1794), «Correspondence of George III. with Lord N.» (2 Bde., Lond. 1867).

North-Allerton, Stadt in der engl. Grafschaft York, North-Riding, Station der Linien Doncaster-Port-N.-Newcastle-Berwick, N.-Leyburn und Leeds-N.-Stockton des North-Eastern-Railway, zählt (1881) 3692 E. Bei N. besiegte König Stephan in der Standartenschlacht die Schotten (Aug. 1137).

Northampton, eine der mittlern und schönsten Grafschaften Englands, umgrenzt von Leicester, Rutland, Lincoln, Cambridge, Huntingdon, Bedford, Buckingham, Oxford und Warwick, hat ein Areal von 2549,07 qkm und zählt (1881) 272524 E. Die Oberfläche bietet eine wellenförmige, von wohlbewässerten Thälern durchzogene Ebene dar; nur im Westen und Süden gibt es größere Hügelreihen. Die wichtigsten Flüsse sind die Ouse auf einer kurzen Strecke der Südgrenze, der Nen in der Mitte und im Osten, der Welland auf der Nordgrenze. Der Grand-Junctionkanal, der nach der Themse führt, nimmt bei Braunston seinen Anfang und durchbricht N.s Hügelkette in einem 1291 m langen Tunnel bei Blisworth. Die Haupterwerbszweige sind Ackerbau, Rindvieh- und Schafzucht. Viel Schlachtvieh aus andern Grafschaften wird hier gemästet. Die Grafschaft schickt vier Mitglieder ins Parlament, ebenso viel die Städte, davon zwei die Stadt N.

Die Hauptstadt Northampton, Municipalstadt und Parlamentsborough, am linken Ufer des hier schiffbar werdenden Nen, 94 km im NNW. von London, Station der Linien Blisworth-Peterborough und Market-Harborough-N. des London and North-Western-Railway, in regelmäßigen Straßen fast ganz aus rotem Sandstein gebaut, zählt (1881) 51880 E. und hat einen der schönsten Marktplätze in England, vier Kirchen, darunter die sehenswerte alte normann. St. Peterskirche, eine Grafschaftshalle (Shire hall) im griech. Stil mit zwei großen Höfen, ein hübsches Theater, ein Kranken-, ein Irren-, ein Zuchthaus, Kasernen, eine Kornbörse, eine Lateinschule, eine öffentliche Bibliothek, ein Handwerkerinstitut, eine Naturhistorische und eine Archäologische Gesellschaft, einen Architektenverein. Handel und Industrie sind blühend, namentlich die Schuh- und Stiefelfabrikation, auch Lederbereitung, Sattlerei und Kutschenbau, Spitzen-, Eisen- und Messingwarenfabrikation und Bierbrauerei. N. ist Centralpunkt des Holz- und Kohlenhandels in der Grafschaft. Zu N. stand im Okt. 1164 Erzbischof Thomas Becket von Canterbury vor dem Reichsgericht. Hier wurde im März 1328 Friede zwischen Eduard III. und Robert Bruce von Schottland geschlossen, 19. Okt. 1330 Mortimer von Eduard III. verhaftet, 10. Juli 1460 Heinrich VI. vom Herzog Richard von York besiegt und gefangen.

Northbrooke (Thomas George Baring, Graf von), engl. Staatsmann, Sohn Sir Francis Barings (s. d.), der 1866 kurz vor seinem Tode als Lord N. ins Oberhaus erhoben wurde, wurde 1826 in London geboren. Nachdem er seine Studien in Oxford vollendet, fungierte er nacheinander als Privatsekretär Labouchères im Handelsministerium, Sir George Greys im Ministerium des Innern und Sir Charles Woods im Indischen Amt und in der Admiralität. Im J. 1857 für Penryn und Falmouth ins Parlament gewählt, war er unter Lord Palmerston 1857—58 Marineminister, 1859—61 Unterstaatssekretär für Indien, und 1861—66 Unterstaatssekretär im Kriegsministerium. An den letztern Posten kehrte N., nachdem er Sept. 1866 seinem Vater als zweiter Lord N. ins Oberhaus gefolgt war, von neuem zurück bei der Bildung des Ministeriums Gladstone im Dez. 1868, wurde aber Febr. 1872, nach der Ermordung des Grafen Mayo, zu des letztern Nachfolger als Vizekönig von Indien ernannt. Diese Stelle bekleidete er bis Febr. 1876, wo seine Weigerung, der afghanischen Politik Lord Beaconsfields zu dienen, seine Entlassung herbeiführte. Er wurde hierauf zum Viscount Baring of Lee und Grafen Northbrooke erhoben. Bei der Bildung des zweiten Ministeriums Gladstone im April 1880 übernahm N. den Posten des Marineministers, den er bis zum Rücktritt dieses Ministeriums, Juni 1885, inne hatte.

Northcote (Sir Stafford Henry, Baronet), konservativer engl. Staatsmann, stammt aus einer alten, in Devonshire angesessenen Familie, die 1641 den Baronetstitel erlangte. Der erste Baronet, Sir John N., war unter Karl I. Sheriff von Devonshire und vertrat unter Karl II. diese Grafschaft im Parlament. Sir Stafford N., der achte Baronet, wurde 27. Okt. 1818 in London geboren. Nachdem er seine Studien in Eton und später in Oxford betrieben hatte, wurde er zuerst in die polit. Geschäfte eingeführt durch Gladstone, der ihn, während er 1843—45 unter Sir Robert Peel Handelsminister war, zu seinem Privatsekretär ernannte. Im J. 1847 an die Barre des Inner Temple berufen, fungierte N. 1851 als einer der Sekretäre der großen internationalen Ausstellung. Seit 1855 ist er konservatives Mitglied des Parlaments, 1859 bekleidete er unter dem Grafen Derby den Posten des Finanzsekretärs der Schatzkammer, verlor denselben jedoch schon zu Ende der Session durch den Sieg der Liberalen unter Lord Palmerston. In dem dritten Kabinett Derby 1866 wurde ihm zuerst das Handelsministerium übertragen; dann, vom März bis Dez. 1868 war er Minister für Indien. Als 1874 die Konservativen unter Disraeli von neuem ans Ruder zurückkehrten, fiel N. der Posten des Schatzkanzlers zu. Mit demselben vereinigte er seit dem Ende der Session von 1876, da Disraeli als Earl of Beaconsfield ins Oberhaus erhoben wurde, das wichtige Amt des Führers der Debatten im Unterhause. Nach dem Sturz Lord Beaconsfields im April 1880 führte N. während des Ministeriums Gladstone 1880—85 ebendaselbst die konservative Opposition, von deren Spitze ihn jedoch der energischere und talentvollere Führer der «vierten Partei», Lord Randolph Churchill, nicht ohne Erfolg zu verdrängen suchte. Bei der Bildung des Kabinetts Salisbury im Juni 1885 wurde N. zum ersten Lord des Schatzamts ernannt und als Lord Iddesleigh in den Pairsstand erhoben, wodurch er der Führung der konservativen Partei im Unterhause verlustig ging. Außer mehrern seiner Reden veröffentlichte N. «Twenty years of financial policy, 1842—61» (Lond. 1862).

North-Downs, s. unter Downs.

Northeim, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Hildesheim, am Fuße der Wieterbergkette, im Thale der Rhume, 5 km von deren Mündung

in die Leine, Station der Linien Hannover-Kassel und Soest-Nordhausen der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 6628 meist evang. E., ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine got. Stadtkirche (St. Sixti) von 1519, ein Realprogymnasium, eine Zuckerfabrik, eine große Mahlmühle, Bierbrauerei, Brennereien, Ziegeleien und Tabaksbau. N. verdankt seine Entstehung dem nach 1060 durch Otto von N. errichteten Benediktinerstift St. Blasii.

Northern-Territory, austral. Kolonie, s. Nordaustralien.

Northfolk, s. Norfolk.

North-Foreland, Kap, s. Foreland.

North of the Sands, Halbinsel des Berglandes von Cumberland, s. Furneß.

North-Shields, s. unter Shields.

North-Uist, Insel, zur Gruppe der Hebriden gehörig, zwischen Lewis und Benbecula, durch den Little Minch von Skye getrennt, zur schott. Grafschaft Inverneß gerechnet, zählt auf 220 qkm 4100 E., hat auf der Ostküste mehrere gute Häfen, steile Küsten und rauhes Klima, das nur Anbau von Gerste, Hafer und Kartoffeln gestattet. Nicht unbedeutend ist die Viehzucht. Höchste Erhebung der Insel ist der Ben Eval (346 m) an der Ostküste.

Northumberland, die nördlichste Grafschaft Englands, genannt nach dem Flusse Humber, bis zu dessen Nordufer das angelsächs. Reich N. (Northanthumbria) sich ausdehnte, wird von der Nordsee, Durham, Cumberland und den schott. Grafschaften Berwick und Roxburgh begrenzt und zählt auf 5221,52 qkm (1881) 434024 E. Der bei weitem größte Teil der Grafschaft ist ein kahles Berg- und Hügelland mit ausgedehnten Moorstrecken und mit spärlichen Heidegräsern. Die höchsten Erhebungen sind an der Südwestgrenze der Kilhope-Law, 670 m, und an der schott. Grenze die Cheviotberge, bis 814 m hoch. Nur die letztern zeichnen sich durch frisches Grün aus und nähren zahlreiche Schafherden. Der mittlere Teil des Landes hat eine wellige Oberfläche; der Küstenstrich ist fast durchweg flach und von einigen Inseln begleitet. In den Thälern besteht der Boden aus Thon und Lehm und ist sehr fruchtbar. Die Hauptflüsse sind der Tweed an der Nordgrenze, der Aln, Coquet, Wansbeck, Blyth und an der Südgrenze der aus einem nördl. und südl. Arm entstehende Tyne. Während den Norden und Nordwesten Bergfall, durchbrochen von Trappfelsen, einnimmt, breitet sich im Süden und Südosten ein großes, überaus ergiebiges Kohlenfeld aus, das mit dem von Nord-Durham zusammenhängt. Zu diesen Steinkohlenschätzen, dem Hauptreichtum des Landes, kommen noch Eisen (jährlich etwa 70000 t), Silber, Blei und Zink, beide letztere Metalle besonders im Bezirk von Allendale. Nächst dem höchst wichtigen Bergbau, verbunden mit Unterhaltung von Hohöfen, Kupfer- und Bleiwerken, Glashütten, Teer-, Firnis- und Chemikalienfabriken, beschäftigen sich die Einwohner mit Schiffbau, großartiger Ausfuhr von Kohlen, für welche Newcastle der Hauptmarkt ist; ferner mit Fischerei, Viehzucht, besonders mit Zucht von Schafen, und mit Ackerbau, der indes nur in fruchtbaren Thälern, besonders in dem Thal von Hexham längs des Nord- und Südarms des Tyne, dem schönsten und ergiebigsten Teil des Landes, betrieben wird. Das Klima ist gemäßigt, aber viel rauher als in den übrigen Teilen Englands. Die Grafschaft N. schickt vier Abgeordnete in das Parlament, sechs andere die Boroughs. Die Hauptstadt ist Newcastle (s. d.). Ferner sind bemerkenswerte Orte Shields (s. d.) mit Tynemouth, Berwick (s. d.), Alnwick (s. d.), der Stammsitz der Herzöge von N. und Hexham (s. d.). Unter den zahlreichen Altertümern der Grafschaft ist der quer durch England nach Carlisle ziehende Pictenwall von Wallsend, einem 6515 E. zählenden Dorfe nahe östlich von Newcastle, hervorzuheben. Erwähnenswert ist auch das 22 km im N. von Alnwick gelegene Küstendorf Bamborough oder Bamburgh, früher eine bedeutende Seestadt (angelsächs. Bebbanburch, auch Bebbanbyrig), mit dem Bamborough Castle, einem großen alten Schloß auf einem 46 m hohen steilen Basaltfelsen, das eine öffentliche Bibliothek, eine Freischule u. s. w. enthält.

Northumberland ist der Grafen- und Herzogstitel mehrerer berühmter Geschlechter Englands. Besonders knüpft sich der Name an das alte Geschlecht der Percy, die mit Wilhelm dem Eroberer nach England kamen und weite Ländereien in den Grafschaften York und Lincoln erhielten. — William de Percy, der in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. lebte, hinterließ zwei Töchter, von denen die älteste kinderlos starb, die jüngste aber mit Joscelin von Hennegau, Bruder der Gemahlin König Heinrichs I., vermählt war, der ihren Familiennamen Percy annahm. Dessen Sohn, Richard de Percy, war einer der 25 Barone, welche zu Hütern der durch die Magna Charta erteilten Privilegien eingesetzt wurden.

Der gewaltige Henry, Lord Percy, wurde 16. Juli 1377 zum Grafen von N. erhoben. Als Anhänger des Hauses Lancaster unterstützte er die Thronusurpation Heinrichs IV. Wiewohl er dafür die Würde eines Connétable und bedeutende Güter erhielt, glaubte er sich doch nicht hinreichend belohnt. Als überdies Heinrich IV. die Herausgabe mehrerer schott. Herren verlangte, die N. im Treffen bei Homildon gefangen genommen und von denen er ein reiches Lösegeld hoffte, brach die Feindschaft zwischen dem König und dem mächtigen Vasallen offen hervor. N. verband sich mit seinem jüngern Bruder, Thom. Percy, Grafen von Worcester, mit Owen Glendower von Wales, mit dem schott. Lord Douglas, dem er die Freiheit gab, und rüstete ein Heer, um den König zu stürzen. Da er jedoch in eine schwere Krankheit verfiel, übernahm sein Sohn Henry de Percy, der seiner kriegerischen Hitze und Kühnheit wegen den Namen Hotspur, d. i. Heißsporn, führte, den Oberbefehl und rückte nach Shrewsbury. In der hier 21. Juli 1403 stattfindenden blutigen Schlacht entschied nur der Tod Hotspurs den Sieg für den König. Der alte N. versöhnte sich zwar mit Heinrich IV., trat aber zwei Jahre später in das Komplott des Erzbischofs von York, welches die Thronerhebung des Grafen March, Edmund Mortimer, bezweckte. Der König wußte sich aber mehrerer Verschworenen durch List zu bemächtigen, sodaß N., um dem Schafott zu entgehen, nach Schottland, von da nach Wales entfloh. Bei einem Einfall auf das engl. Gebiet wurde er 29. Febr. 1408 erschlagen.

Der Sohn Henry de Percys, Henry, zweiter Graf von N., fiel für die Sache des Hauses Lancaster 23. Mai 1455 im Treffen bei St.-Albans; der Enkel, Henry, dritter Graf von N., fiel 29. März 1461 bei Towton. Hierauf erteilte Eduard IV.,

nachdem er sich des Throns bemächtigt, dem John Neville, Lord Montagu, Bruder des berühmten Warwick, die Würde eines Grafen von N., gab sie jedoch schon 1464 dem Sohne des letzten Percy, Henry, zurück. Dieser wurde 28. April 1489 in einem Volksaufstand erschlagen. Sein Enkel, Henry Algernon, sechster Graf von N., starb ohne Nachkommen, und da sein Bruder, Thomas Percy, durch seine Teilnahme an dem Aufstand der Katholiken 1536 das Erbfolgerecht für seinen Familienzweig eingebüßt hatte, so fielen Güter und Würden der Familie an die Krone zurück. Der unter Eduard VI. einflußreiche John Dudley, Graf von Warwick, eignete sich die Besitztümer der Percy nebst dem Titel eines Herzogs von N. zu. (S. Dudley.) Nach seiner Enthauptung erhob die Königin Maria den Sohn des hingerichteten Thomas Percy, Thomas, 1557 wieder zum Lord Percy und Grafen von N. Auch dieser siebente Graf wurde indes unter der Königin Elisabeth als kath. Verschwörer 22. Aug. 1572 zu York hingerichtet. Mit Joscelin Percy, elftem Grafen von N., erlosch 21. Mai 1670 der männliche Stamm der Familie. Karl II. verlieh nun seinem natürlichen Sohn von der Herzogin von Cleveland, George Fitzroy, 1674 den Titel eines Herzogs von N., der aber 1716 ohne Nachkommenschaft starb.

Die Erbin des letzten Grafen von N. aus der Familie Percy hatte sich mit Edward Seymour, Herzog von Somerset, vermählt und ihr Sohn, Algernon Seymour, erhielt 1722 den Titel eines Lord Percy und 1749 den eines Grafen von N., welche nach seinem Tode 2. Febr. 1750 auf seinen Schwiegersohn, Sir Hugh Smithson, einen Baronet aus Yorkshire, übergingen, der sich infolge dessen Percy nannte. Durch die großen Besitzungen dieses Hauses, sowie durch sein eigenes nicht unbedeutendes Vermögen einer der reichsten Magnaten Englands, ward er 22. Okt. 1766 zum Herzog von N. erhoben und starb 1786. — Sein ältester Sohn, Hugh Percy, zweiter Herzog von N., geb. 1742, zeichnete sich als General im Amerikanischen Kriege aus und war später Chef der Gardegrenadiere. Er starb 10. Juli 1817. — Ihm folgte sein ältester Sohn, Hugh, geb. 20. April 1785, als dritter Herzog von N. Derselbe starb kinderlos 12. Febr. 1847, worauf Titel und Güter seinem Bruder, Algernon Percy, geb. 15. Dez. 1792, als viertem Herzog von N. zufielen. Dieser war 1816 mit dem Titel Lord Prudhoe zum Peer erhoben worden, wurde Präsident der Royal-Institution, 1850 Kontreadmiral, 1857 Vizeadmiral und 1862 Admiral. Unter dem Ministerium Derby erhielt er im Febr. 1852 den Posten eines ersten Lords der Admiralität, von dem er mit dem Sturze Derbys im Dezember zurücktrat. Er starb zu Alnwick 12. Febr. 1865 und hatte seinen Vetter George Percy, bisherigen Grafen von Beverley, geb. 22. Juni 1778, zum Nachfolger. Nach dessen Tode, 21. Aug. 1867, ging der Herzogstitel auf seinen ältesten Sohn, Algernon George, bisherigen Grafen Percy, geb. 2. Mai 1810, über. Derselbe war 1852—65 Parlamentsmitglied für Northumberland, wurde 1859 Lord der Admiralität und im Febr. 1878 Lord-Siegelbewahrer im Kabinett Disraelis, mit dem er 1880 zurücktrat.

Northwich, Marktstadt mit (1881) 12246 E. in der engl. Grafschaft Chester, an dem Grand-Trunk-Kanal und dem Zusammenfluß des schiffbaren Weaver und Dane, Station der Linien Altringham-N.-Chester und N.-Sandbach der Cheshire Joint Lines, 24 km im ONO. von Chester, hat eine Eisen- und Messinggießerei und Baumwollmanufakturen und ist Hauptsitz des Salinenbetriebes und Salzhandels in England. In der Umgegend werden jährlich 5 Mill. Ctr. Quell- und 10 Mill. Ctr. Steinsalz gewonnen.

Norton (Caroline Elizabeth Sarah), engl. Schriftstellerin, eine Enkelin des berühmten Richard Brinsley Sheridan, wurde 1808 geboren und schrieb bereits in ihrem 17. Jahre die «Sorrows of Rosalie», eine rührende Geschichte aus dem Landleben. Im J. 1827 verheiratete sie sich mit George Chapple Norton, dem Bruder des Lord Grantley. Die Ehe war aber unglücklich und wurde 1836 nach einem skandalösen Prozeß getrennt. Im J. 1877 vermählte sie sich mit Sir William Stirling-Maxwell, starb aber bereits 15. Juni desselben Jahres. Zu ihren besten Werken gehören «The undying one» (1831), «The dream» (1840) und «The child of the islands» (1845), in welchem letztern, dessen Titel den Prinzen von Wales bezeichnet, sie die Mißverhältnisse der gesellschaftlichen Zustände Englands darstellt. Erwähnung verdient ferner ihre Kinderschrift «Aunt Cary's ballads» (Lond. 1848), der sie «Sketches and tales in prose and verse» (Lond. 1850) folgen ließ. Ihre Romane «Stuart of Dunleath» (Lond. 1851), «Lost and saved» (1853; deutsch von Seybold, 4 Bde., Lpz. 1863), «The Lady of La Garaye» (Lond. 1861) und «Old Sir Douglas» (1868) sind reich an einzelnen Schönheiten, leiden aber an derselben trüben Anschauung, die sich in ihren Poesien bemerklich macht.

Norton (Charles Bowyer Adderley, Lord), engl. Staatsmann, geb. 1814, studierte in Oxford die Rechte, trat 1841 als Vertreter von Staffordshire in das Parlament, wo er sich den Tories anschloß. Er wurde 1858 Präsident des Gesundheitsamts und Vizepräsident des Rats für Erziehungswesen, war 1866—68 Unterstaatssekretär für die Kolonien und wurde 1878 zum ersten Lord von N. erhoben. Als solcher wurde er Mitglied des Oberhauses. N. hat sich besonders um die Verwaltung der Kolonien verdient gemacht, auch einige Schriften über Erziehung und Strafrecht herausgegeben.

Norus, soviel wie Nauruz (s. d.).

Norwalk, Stadt in Fairfield-County, im nordamerik. Staate Connecticut, am Long-Island-Sound, zählt (1880) 13956 E., darunter 282 Farbige, hat große Korn- und Mahlmühlen, Eisengießereien und viele Fabriken, sowie bedeutenden Austernhandel. N. wurde 1640 angelegt und 1779 von den Briten verbrannt.

Norwalk, Stadt in Huron-County, im nordamerik. Staat Ohio, zählt (1880) 5704 E. und hat nur eine lange, schöne Straße, welche von beiden Seiten durch eine doppelte Reihe von Ahornbäumen beschattet wird. Außer einer Anzahl sehr schöner Gebäude hat N. mehrere Eisengießereien, Säge- und andere Mühlen, Maschinenwerkstätten, zwei Nationalbanken und 12 Kirchen.

Norwegen (norweg., schwed. und dän. Norge), ein Königreich, das die Westseite der skandinav. Halbinsel einnimmt, mit der es auch in Bezug auf die Bodengestaltung, klimatische und naturhistor. Verhältnisse u. s. w. ein unzertrennliches Ganzes bildet (s. Skandinavien), grenzt gegen N. an das Eismeer, gegen O. an Rußland und Schweden

Digitized by Google

(wo die Grenze durch die Konvention von 1826 mit Rußland und durch den Traktat von 1751 mit Schweden bestimmt ist), gegen S. an das Skager-Rack und gegen W. an die Nordsee, den Atlantischen Ocean und das Eismeer. Das Land erstreckt sich von 57° 59′ (Kap Lindesnäs) bis 71° 12′ nördl. Br. (Nordkap) und von 22° 17′ (Kap Stadt) bis 48° 43′ (Jakobs-Elv) östl. L. (von Ferro) und hat die Gestalt eines langen, von Nordnordost nach Südsüdwest gerichteten Streifens. Seine Länge beträgt etwa 1750 km, die Breite im Norden des 63. Grades teilweise nur 15 km, im Süden zwar weit mehr, jedoch nie über 420 km. Der Küstensaum hat in gerader Linie mit Ausnahme von allen Fjorden eine Ausdehnung von etwa 2800 km. Die Landgrenze beträgt 2540 km, wovon 870 gegen Rußland und 1670 gegen Schweden. Der Flächeninhalt des Landes beträgt 318 195 qkm; hiervon liegen etwa 39 000 qkm in mehr als 1000 m absoluter Höhe, etwa 91 000 qkm zwischen 500 und 1000 m. Die Mittelhöhe des ganzen Landes ist 490 m. Die Seen nehmen vom Gesamtflächeninhalt 7694 qkm, die unbewohnbaren Fels- und Schneewüsten wenigstens 240 000 qkm ein. (Hierzu eine Karte: Schweden und Norwegen.)

Infolge der durchaus gebirgigen Natur und nördl. Lage des Landes sind seine Produkte nicht sehr mannigfaltig. Der Ackerbau wird von etwa der Hälfte der Bevölkerung als Hauptbeschäftigung betrieben; doch vermögen nur einige der südl. Ämter und von den nördlichen die beiden Throndhjem die Bedürfnisse ihrer Bewohner zu befriedigen; Hedemarken, Akershus, Smaalenene und Kristian haben in ihrer Produktion gewöhnlich Überschuß. Die übrigen Landstriche bedürfen selbst in guten Jahren der Zufuhr vom Auslande. Die Getreideeinfuhr betrug 1879—83 im jährlichen Durchschnitt über 3 250 000 hl, beinahe die Hälfte des Bedarfs des ganzen Landes. Von dem der Kultur unterworfenen Areal, das etwa 5150 qkm beträgt, d. h. 1,6 Proz. des ganzen Areals, entfallen 72 Proz. auf die ebenern südl. Gegenden (die Stifte Kristiania, Hamar und Kristiansand), 9 auf die westlichen (Stift Bergen) und 19 auf die nördlichen (davon 15 auf das Amt Romsdal und die beiden Ämter Throndhjem, 3 auf Nordland und 1 auf Tromsö und Finmarken). Dieses Ackerland wird aber jährlich erweitert, besonders durch die Urbarmachung der vorhandenen, unterhalb der Korngrenze gelegenen Sümpfe. Das Klima gestattet den Ackerbau überall, wo die absolute Höhe des Landes ihm nicht unüberwindliche Hindernisse in den Weg legt. Der Haferbau überwiegt bei weitem. Außerdem werden jährlich gegen 8 Mill. hl Kartoffeln gewonnen. Sehr beschränkt sind Obst- und Gartenbau. Zwar reifen in den südl. Thälern, sowie in geschützten Stellen an den Fjorden der Westküste bis über den 64. Grad hinaus noch edle Obstarten, aber der Gesamtertrag ist gering. Mit dem Ackerbau ist die Viehzucht verbunden. In den Gegenden, die für den Ackerbau nicht geeignet, bildet die Viehzucht auch einen selbständigen und wesentlichen Nahrungszweig und wird in den Gebirgsgegenden, wie in den schweiz. Alpen, in Sätere (Sennereien) auf halbnomadische Weise betrieben. Die norweg. Pferde sind klein, aber kräftig, besonders die des Gudbrandthals. Die Zucht des Rindviehs, das ebenfalls kleinen Schlags, wird bis in den äußersten Norden betrieben. Die Schafe sind fleischig, tragen aber nur grobe Wolle. Trotz des verhältnismäßig starken Viehstandes findet auch in dieser Beziehung Einfuhr vom Auslande statt.

Außer dem Ackerbau und der Viehzucht ist die Fischerei eine der Hauptnahrungsquellen des Landes und liefert neben den Waldprodukten den wichtigsten Ausfuhrartikel. Der Fang wird im Innern des Landes auf den vielen Seen und Flüssen zum Hausbedarf, an der ganzen Küste in den zahlreichen Fjorden und innerhalb des schützenden Gürtels der Schären (kleiner Inseln und Klippen) auf alle in den dortigen Gewässern vorkommenden Seetiere getrieben, ist aber vorzüglich als große Seefischerei auf Kabeljau oder Dorsch und Hering von nationalökonomischer Bedeutung. Hauptsächlich findet die Seefischerei in den Monaten Februar und März zwischen den Lofoten und dem Festlande in dem großen Vestfjord, dem besten Fischplatze Europas, statt. Ende Januar versammeln sich hier aus allen Gegenden N.s 20—30 000 Fischer mit mehr als 5000 Booten, welche nach besondern Gesetzen ihr Geschäft betreiben und ein eigentümliches Leben auf den rauhen, öden Felsinseln führen. Weniger wichtig ist die Sommerfischerei des Kabeljaus, welche man «Loddefischerei» nennt, weil der Lodde (Mallotus villosus, auch Osmerus arcticus) dann an die Küste kommt und von dem Kabeljau (Dorsch) gejagt wird. Man schlägt den gesamten jährlichen Kabeljaufang zu 55—60 Mill. Stück im Werte von 15½ Mill. Kronen an. Wichtig ist ebenfalls die Heringsfischerei, die aber unsicher und vielen Veränderungen unterworfen ist. Die Heringsfischerei im Januar und Februar hat jetzt beinahe ganz aufgehört, während der Heringsfang im Sommer sehr wichtig geworden ist. Außerdem erstreckt sich der Fang noch auf andere Fische (z. B. Heiligbutten, Lachse, Lengen, Makrelen, Anchovis u. s. w.), sowie auf Austern, Hummer und Krabben. Die Ausfuhr von Fischwaren betrug 1883: getrocknete Fische 10 907 000 kg, Klippfische 31 453 000 kg, Heringe 663 932 hl, andere eingesalzene Fische 80 158 hl, frische und lebendige Fische 2 390 000 kg, Hummer 1 089 400 Stück, Thran 106 700 hl, Rogen 35 600 hl, Fischguano 7 Mill. kg u. s. w., zu einem Gesamtwerte von 43⅔ Mill. Kronen.

Ebenso ansehnlich ist der Gewinn, den in dem südlichen N. die trotz der schlechten Forstwirtschaft noch immer unermeßlichen Wälder gewähren; 64 000 qkm sind mit Wald bewachsen. Diese Wälder liefern nicht nur das für das Land erforderliche Bau- und Brennmaterial, sondern auch bedeutende Quantitäten zur Ausfuhr. So wurden 1879—83 im Durchschnitt jährlich 870 000 Registertons Holz ausgeführt, zu einem Werte von etwa 42 Mill. Kronen. Dagegen ist die Westküste mit wenigen Ausnahmen (die Umgebungen des Throndhjemsfjords) von Wald entblößt, weil man auch hier früher verschwenderisch damit umging, das stürmische und feuchte Klima aber den Nachwuchs nicht gestattet. Hier brennt man Torf, und auch die Einfuhr von Steinkohlen, besonders aus England, nimmt alljährlich zu und belief sich 1883 auf 7 051 000 hl. Die norweg. Wälder bestehen vorzugsweise aus Fichten und Tannen. Auch kommen in geringem Maße vor: Eichen, Eschen, Erlen, Birken und andere Laubhölzer, im Amte Jarlsberg und Laurvig sogar Buchen, doch sind diese jetzt fast ganz ausgerottet. Zur Verarbeitung des Holzes gab es 1880 in N. 997 Sägemühlen, von denen

Digitized by Google

die meisten von Wasser, 118 von Dampf getrieben wurden, und bei denen über 7600 Arbeiter beschäftigt waren. Mit der Holznutzung hängt der blühende Schiffbau zusammen. Außer einer großen Menge von Booten wurden 1878—82 im Durchschnitt jährlich 125 Fahrzeuge mit einer Tragfähigkeit von 45 600 t gebaut. Die Jagd, obgleich ganz frei, ist noch immer bedeutend. Eine Menge Pelztiere (Bären, Wölfe, Füchse, Luchse, Vielfraße, Fischottern u. s. w.), sowie Seehunde an den Küsten gewähren eine ansehnliche Ausbeute für den Handel. Viel weniger wichtig ist die Jagd der einheimischen grasfressenden Tiere, des Elens, Renntiers, Hirsches u. s. w., und des kleinern Vogelwildbrets (z. B. Schneehühner). Zu erwähnen ist ferner die Jagd auf Walrosse, auch Walfische, Eisbären u. s. w., welche bei Spitzbergen getrieben wird. Gewinnreich ist auch die Einsammlung der wertvollen Daunen der Eidergänse und anderer Wasservögel. Von weniger Wichtigkeit für N. ist der Bergbau, welcher namentlich auf Eisen, Silber, Kobalt, Kupfer und Chrom betrieben wird. Die Eisenwerke mit 114 Arbeitern liegen sämtlich in dem südl. Teile des Landes. Die Produktion hat in neuester Zeit wegen Holzmangel sehr abgenommen und betrug 1882 nur 1 412 000 kg. Das Silberbergwerk bei Kongsberg (s. d.), ebenfalls im Süden, hat in der letzten Zeit jährlich 5500 kg geliefert. Die Kupferwerke lieferten im jährlichen Durchschnitt 825 000 kg, davon Röraas das meiste; die ganze Kupferproduktion ist aber in Abnahme begriffen. Bei Roraas sind auch Chromgruben. Die Produktion von Schwefelkies und von Nickel ist in neuerer Zeit von großer Bedeutung geworden. So wurden 1882 77 300 000 kg Schwefelkies und 104 000 kg Nickel produziert.

Die Industrie im engern Sinne, obgleich in Zunahme begriffen, hat in N. eine nur geringe Entwickelung. Die häusliche Betriebsamkeit beschränkt sich fast allein auf die Befriedigung des eigenen Hausbedarfs. Selbst die Handwerke sind noch nicht überall, wenige größere Städte ausgenommen, zu selbständigen Gewerben gediehen. Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß der norweg. Landmann, isoliert durch lange Winter, große Entfernungen und beschwerliche Wege, sein eigener Handwerker ist. Die bedeutendern fabrikmäßig betriebenen Etablissements beschäftigen sich mit der ersten Bearbeitung der Rohprodukte, aber auch nicht in dem Maße, wie es die natürlichen Hilfsmittel des Landes gestatten. Nur der Schiffbau und die damit zusammenhängenden Gewerbe haben sich außerordentlich gehoben. Die Fabrikthätigkeit in den größern Städten beschränkt sich auf die Herstellung der hauptsächlichsten Lebensbedürfnisse, doch ist an eine Deckung des Bedarfs an Kleidungsstoffen, Gerätschaften und Luxusartikeln, an Papier, Porzellan, ja selbst an verarbeitetem Zucker und Tabak (56 Fabriken) noch nicht zu denken. In Blüte stehen Handel und Schiffahrt, welche durch die maritime Lage des Landes, durch die bedeutende Anzahl guter Landungsplätze, durch zweckmäßige Schiffahrtseinrichtungen, vorteilhafte Handelsverträge, durch den das Seeleben liebenden Sinn der Bewohner, durch die tief einschneidenden Fjorde und die winterlichen Schlittenbahnen befördert werden. Andererseits wird der Verkehr gehindert durch den Mangel an schiffbaren Flüssen, durch die Einöden, welche die Ortschaften voneinander trennen, durch die Härte des Klimas und durch die Schwierigkeit, welche die Gebirge der Anlegung von Fahrstraßen bieten. Gleichwohl sind in neuester Zeit schöne Landstraßen nicht nur längs der Thäler, sondern auch über die Gebirge oft in einer Höhe von über 1000 m angelegt worden. Im J. 1880 betrug die Länge der sämtlichen Landstraßen, welche mit Wagen befahren werden konnten, 22 194 km, davon 7753 Hauptwege. N. hat (1883) 1561 km Eisenbahnen im Betriebe, nämlich die Linien von Kristiania über Eidsvold, Hamar, Stören und Melhus nach Drontheim, von Lillestrøm an die schwed. Grenze, von Kristiania durch Smaalenenes-Amt an die schwed. Grenze, von Drontheim an die schwed. Grenze, von Kristiania nach Drammen, von Drammen an den Randsfjord (mit den Seitenbahnen von Haugsund nach Kongsberg und von Vikersund nach Kröderen), von Drammen nach Skien, von Stavanger nach Ekersund (Jaeder-Bahn) und von Bergen nach Vosseoangen (Vossebane). Die Länge der Telegraphenlinien beträgt (1883) 7396 km. Von den zahlreichen, meist langgestreckten, aber schmalen Landseen des Innern werden mehrere, besonders im Süden, regelmäßig von Dampfschiffen befahren; auch sind durch Kunst wichtige Wasserstraßen hergestellt worden. Die kleinen Seen in den waldreichen Gegenden längs der schwed. Grenze im Süden sind durch kurze Flüsse miteinander verbunden, deren unterster, Femsjö (70 m hoch), bei Frederikshald durch die Tistedalselv in den nur 5 km entfernten Idefjord abfließt. Durch die Kanalisierung dieser Flüsse (mit Ausnahme der Tistedalselv, deren Gefälle allzu bedeutend) hat man in dem «Frederikshaldske Vasdrag» eine über 100 km lange Wasserstraße gewonnen, von großer Wichtigkeit besonders nach der Vollendung der Verbindung der Landseen in der schwed. Provinz Dalsland untereinander und mit dem großen Wenersee. Ferner gehen Dampfschiffe auf den Seen Storsjön, Hieren (vom Glommen durchflossen), Mjösen, Tyrifjord, Spirilen, Randsfjord, Ekernsö nebst Fiskum-Vand, Kröderen, Farrisvand, Nordsjö (bei Skien durch einen 5 km langen Kanal mit dem Meere und an der andern Seite durch Kanalisierung der Bö-Elv mit dem Hiterdalsvand in schiffbare Verbindung gesetzt), Tindsö, Flaa-, Hoideseid- und Vandagsvande. Außerdem wurde die Siredals- und Lerdals-Elv schiffbar gemacht und vermittelst Durchstechungen im Kristianiafjord das Bärlesand bei Moss, in den bergenschen Schären das Kulleseid auf der Insel Bömmel u. s. w. für die Schiffahrt zugänglich gemacht.

Die Handelsflotte N.s, die 1845 aus etwa 3400 Fahrzeugen mit einer Tragfähigkeit von 250 000 Registertons und einer Besatzung von 16 500 Mann bestand, hat sich seitdem außerordentlich vermehrt und zählte 1883 an 7899 Fahrzeuge (darunter 440 Dampfschiffe) von 1 547 194 Registertons mit 60 523 Mann. Der Wert der norweg. Ausfuhr wurde 1883 auf 116 Mill. Kronen (darunter die Produkte der Fischerei und der Waldwirtschaft, jene mit 36½ Mill., diese mit 42 Mill. Kronen), der Wert der Einfuhr aber (Getreide, Metallfabrikate aller Art, Baumwolle, Leinwand, Hanf, Wolle, Seide u. s. w., Produkte der Viehzucht, Steinkohlen, Zucker, Kaffee, Wein, Branntwein, Tabak, Kolonialwaren) auf über 161 Mill. Kronen geschätzt. Der bedeutende Verlust, den hiernach N. durch die Einfuhr erleidet, wird aber mehr

Digitized by Google

als ausgeglichen durch die lebhafte Frachtschiffahrt, welche die Norweger in allen Meeren treiben und die (1882) einen Ertrag von etwa 59 Mill. Kronen ergab. Die Ausfuhr geht besonders nach Großbritannien (über 40 Mill. Kronen), Deutschland (über 16½ Mill. Kronen), Schweden (14¼ Mill.), Spanien (12¼ Mill.), Frankreich (8¾ Mill.), Dänemark (5½ Mill.), Holland (über 5¼ Mill.) und Rußland (3¼ Mill.). An der Einfuhr sind hauptsächlich Großbritannien und Deutschland beteiligt. Die wichtigsten norwegischen Handelsstädte sind: Bergen (größtenteils Fischwaren), Kristiania (größtenteils Holz), Drammen (Holz), Stavanger und Kristiansund (Fische), Frederiksstad, Sarpsborg und Frederikshald (Holz), Aalesund und Drontheim (Fische). Hiernach führen die südl. Städte besonders Holz, die westlichen vorzugsweise Fischwaren aus. Im J. 1882 kamen in N. von dem Auslande an: Segelschiffe 10425 von 1484995 t, Dampfer 1961 von 786475 t, und gingen von N. ab: Segelschiffe 10983 von 1416917 t, Dampfer 1907 von 775152 t. Das gesetzlich in N. kursierende Geld ist die Krone à 100 Öre (1 Krone = 1 Mark 12 Pf.).

Die Bevölkerung N.s beläuft sich nach der Zählung vom 31. Dez. 1875 auf 1806900 Individuen. Mit Ausnahme der (1875) 14645 ansässigen und 1073 nomadisierenden Lappen (in Norwegen Finnen genannt) in den nördlichsten Gegenden (s. Lappland) und der dort eingewanderten Kvänen (Finnen, 1875: 7594), sowie der «Fanter» (d. i. Zigeuner), die keine festen Wohnsitze haben, sind die Norweger nordgerman. Stammes. In ihnen gelangt infolge der ausgeprägten Natur des Landes auch der skandinav. Volkscharakter in seiner größten Schärfe zum Ausdruck. Von Natur ein kräftiger Menschenschlag, haben die Norweger im ganzen das echte Gepräge german. Gesichtszüge, blaue Augen und braune oder blonde Haare. Die Grundzüge ihres Nationalcharakters sind eine hohe Vaterlandsliebe, sittliche Tüchtigkeit und Verständigkeit, große Energie und Thatenlust. Im allgemeinen teilt sich das norweg. Volk in zwei große Zweige, in die der Land- und Seeleute, von denen die ersteren (1480480), den alten Volkscharakter bewahrend, am reinsten wieder in die eigentlichen Ackerbauer und in die Hirten, die letztern (326420) aber in die Fischer und in die eigentlichen Seefahrer zerfallen. Letztere bilden mit den Bewohnern der Städte, namentlich den größern Kaufleuten, die Vermittler mit dem Auslande. Die überwiegend größte Zahl der Norweger (1799662) bekennt sich zur luth. Kirche, welche hier wie in Schweden und Dänemark die bischöfl. Verfassung beibehalten hat und die Staatskirche bildet. Doch besteht freie Religionsübung, und jeder Norweger hat als solcher ohne Rücksicht auf sein religiöses Bekenntnis gleiche Rechte. Selbst die Juden, denen bis 1851 der Aufenthalt in N. durch das Grundgesetz untersagt war, genießen diese Rechte. Für höhere wissenschaftliche Bildung sorgen die 1811 gestiftete und reichdotierte Universität zu Kristiania und 17 gelehrte Schulen. Zur Heranbildung tüchtiger Volksschullehrer bestehen 7 Seminarien. Die populäre Schulbildung ist sehr verbreitet, und das norweg. Volk zeichnet sich in dieser Beziehung ebenso aus wie das schwedische. In den dünnbevölkerten, entlegenern Gegenden bestehen zwar oft nur sog. ambulatorische Schulen, aber auch diese wirken, namentlich in Verbindung mit dem Unterricht, den die Kinder zugleich zu Hause von den Eltern erhalten, genügend, sodaß kaum jemand vorhanden ist, der nicht wenigstens lesen oder schreiben kann.

Infolge der eigentümlichen Landesnatur gibt es in N. nur 39 Städte (Kjöbstæder und 22 Ladestellen (Ladesteder), die an den zugänglichsten Stellen der Küste liegen. Eine Ausnahme von solcher Lage machen nur die Städte Hamar, Lillehammer, Kongsvinger, Gjövik und Hönefos, die erst in neuester Zeit zum städtischen Range erhoben wurden, und Kongsberg, das wegen seines Silberbergwerks eine ältere Stadt ist. Die Bergstadt Röraas oder Röros dagegen wird offiziell nicht zu den Städten gerechnet. An andern geeigneten Küstenpunkten befinden sich nur bei Häfen Strandstellen und Fischörter oder Kieze (Strandsteder und Fiskevär), welche oft nur aus wenigen Wohnhäusern bestehen, die aber, wenn sie zu ansehnlichern Ortschaften erwachsen, vom Storthing zu Städten erhoben werden. Übrigens liegen die Wohnungen der Fischer zerstreut. Im Innern des Landes müssen sich die Ansiedelungen der Landbauer ebenfalls nur auf gewisse Punkte beschränken, wo Boden und Klima den Ackerbau gestatten. Aber auch diese Plätze gewähren selten Raum für größere Ansiedelungen, und es gibt nur bei den Bergwerken, Hüttenwerken, Sägemühlen u. dgl. größere Anhäufungen menschlicher Wohnungen (Dörfer). Die übrige Bevölkerung wohnt in isolierten Höfen und Gütern (Gaarde und Brug), die in manchen Gegenden meilenweit getrennt, in den engen Thälern aber gewöhnlich nahe aneinander liegen. Mehrere dieser Gehöfte sind zu einem Kirchspiel (Sogn) verbunden, von denen wiederum gewöhnlich mehrere eine Pfarrei (Prestegjäld) bilden. Ein Kirchspiel oder eine Pfarrei, ganz abgesehen von den nördlichen, fast unbewohnten Gegenden, umfaßt oft viele Quadratkilometer und bildet eine Kommune oder Gemeinde, die ihre innern Angelegenheiten selbständig verwaltet, aber den obersten Behörden von dieser Verwaltung Rechenschaft ablegt. Das Leben in diesen eigentümlich gestalteten Gehöften hat im Innern des Landes noch ganz den patriarchalischen Charakter und die einfachen, reinen Sitten der alten Zeit bewahrt. Die Bevölkerung N.s ist infolge der Naturverhältnisse des Landes sehr ungleich verteilt, indem die südlichen anbaufähigern Gegenden die größte Masse umfassen. Im Amte Jarlsberg und Laurvig lebten 1875 auf 1 qkm über 40 Menschen und im Amte Smaalenene beinahe 27, dagegen lebte im Amte Finmarken nicht mehr als 1 Mensch auf 2 qkm.

Die polit. Verfassung N.s beruht auf dem in der Reichsversammlung auf Eidsvold 17. Mai 1814 errichteten, vom Könige 4. Nov. 1814 bestätigten Grundgesetze. Dasselbe trägt einen entschieden demokratischen Charakter und begründet unter monarchischen Formen eine fast republikanische Regierungsweise, die durchaus keine Aristokratie der Geburt und des Standes, wohl aber faktisch eine Aristokratie des Besitzes, insbesondere des bäuerlichen, anerkennt. Nach diesem Grundgesetze, dem Stolze der Norweger, ist N. ein unabhängiges Königreich, das aber mit Schweden die Dynastie, die äußere Politik und Diplomatie gemeinsam, sonst aber seine eigene Gesetzgebung, Regierung und Verwaltung hat, mit besondern Finanzen, Heer

und Flotte. Der König ist zwar der höchste Befehlshaber der bewaffneten Macht, kann diese aber nicht eigenmächtig vermehren oder verringern, darf auch ohne Einwilligung des Storthings keine fremden Truppen ins Land und die norweg. Truppen nicht außer Land ziehen. Derselbe kann ferner nur nach Vernehmung mit dem Staatsrate Krieg erklären und Frieden schließen, Bündnisse eingehen und aufheben. Ihm gehört die Ernennung der höhern Geistlichen sowie der höhern Civil- und Militärbeamten, die er auch ohne weiteres verabschieden kann, während die übrigen Angestellten nur wegen Amtsvergehen gesetzlich abgesetzt werden dürfen. Der König kann ferner Ritterorden ansteilen, aber keine Titel ohne Amt, noch jemand in den Adelsstand erheben, da der Adel 1. Aug. 1821, gegen den königl. Willen, gänzlich aufgehoben wurde und aller Geburtsadel mit dem Ableben der bis dahin geborenen Mitglieder der 15 noch vorhandenen adeligen Geschlechter in N. aufhören soll. Alljährlich hält sich der König, wenn ihn nicht wichtige Hindernisse abhalten, einige Zeit in N. auf. Während seiner Abwesenheit kann er an die Spitze der Regierung einen Vizekönig stellen, der aber nur der Kronprinz oder dessen ältester mündiger Sohn (doch nicht der dem Throne zunächst stehende Erbprinz, wenn der König keinen Sohn hat) sein kann.

Die Regierung besteht aus zwei Staatsministern und mindestens sieben (jetzt acht) Staatsräten, welche zugleich an der Spitze der einzelnen Verwaltungszweige stehen. Letztere sind: 1) Kultus und öffentlicher Unterricht, 2) Justiz und Polizei, 3) Inneres, 4) Finanzen und Zölle, 5) Armee, 6) Marine und Posten, 7) Revision. Der eine Staatsminister und zwei Staatsräte befinden sich bei der Person des Königs während seines Aufenthalts in Schweden. Die übrigen haben ihren Aufenthalt am Sitze der Regierung in Kristiania. Die gesetzgebende Gewalt wird von dem Storthing (der Repräsentation des Volks) und dem Könige gemeinschaftlich, die Besteuerung aber von dem Storthing allein ausgeübt. Der König hat nur ein beschränktes Veto, indem jede Vorlage, sobald das Storthing sie dreimal angenommen, auch ohne die Sanktion des Königs Gesetzeskraft erhält, wie z. B. 1821 die Aufhebung des Adels; eine Abänderung des Grundgesetzes bedarf jedoch der Zustimmung des Königs. Zum Storthing werden die Abgeordneten durch mittelbare Wahlen auf drei Jahre ernannt, und der König kann in der Zwischenzeit keine neuen Wahlen verordnen, wohl aber die Abgeordneten zu einem außerordentlichen Storthing berufen. Die Landdistrikte wählen 76 und die Städte 38, im ganzen 114 Abgeordnete (seit 1882). Diese treten im Februar jeden Jahres in Kristiania zusammen und scheiden gleich bei der Eröffnung des Storthings ein Viertel ihrer Mitglieder zu einem Ausschusse, Lagthing, ab. Die übrigen Mitglieder aber bilden das Odelsthing, von welchem jede Angelegenheit zuerst behandelt werden muß, ehe sie zur Bestätigung an das Lagthing gelangen kann. Der Staatsrat ist die oberste Regierungsbehörde, unter welcher zunächst in den 20 Landdistrikten die Amtmänner stehen, denen die Aufsicht über die gesamte Verwaltung obliegt. Die in den Bischofssitzen befindlichen heißen Stiftsamtmänner und leiten gemeinschaftlich mit den Bischöfen alle Civil-, geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten. Unter den Amtmännern stehen 60 Vögte (davon 4 Steuervögte), welche die untern Steuer- und Polizeibehörden bilden. Die 80 Sorenskriver (wörtlich: geschworene Schreiber) sind in den 380 Gerichtssprengeln auf dem Lande die Richter erster Instanz, während in den Städten die Stadtvögte, und in den Städten Kristiania, Frederikshald, Drammen, Kristiansand, Bergen und Throndhjem die Bürgermeister als unmittelbare Obrigkeit wirken. Die zweite Rechtsinstanz bilden die vier Stiftsobergerichte (Stifts-Overretter) in Kristiania, Kristiansand, Bergen und Throndhjem, und die dritte und höchste das Höchste Gericht (Höieste Ret) in Kristiania. In kirchlicher Hinsicht zerfällt N. in sechs Stifter oder Bistümer: Kristiania, Hamar (seit 1864 von Kristiania abgeschieden), Kristiansand, Bergen, Throndhjem und Tromsö.

Die Finanzen N.s haben sich durch das Sparsystem des Storthings aus ihrer frühern Zerrüttung glänzend erhoben. Die Staatsschulden, die bis Anfang 1848 auf etwa 2 Mill. Speziesthaler vermindert waren, sind seitdem infolge neuer Anleihen wieder gestiegen und betrugen 1883 108 122 200 Kronen, wogegen aber die Aktiva der Staatskasse sich auf 129 484 000 Kronen beliefen. Im Finanzjahr 1882—83 betrugen die Einnahmen 47 789 900 Kronen, die Ausgaben 43 264 400 Kronen. Da alle direkten Steuern aufgehoben, so fließen die Haupteinnahmen aus den Zöllen (20 515 000 Kronen), ferner aus der Branntweinsteuer (3 253 100 Kronen), der Malzsteuer (2 230 000 Kronen) u. s. w.

Bis 1814 hatte N. ein mit Dänemark gemeinsames Heer, erhielt jedoch 1817 eine von der schwedischen ganz verschiedene Wehrverfassung. Durch Gesetz vom 12. Mai 1866 ist die allgemeine Wehrpflicht eingeführt worden, doch blieben die meisten öffentlichen Beamten vom Dienst befreit, auch war für den Dienst im stehenden Heer und der Reserve Stellung eines Stellvertreters zulässig. Durch Gesetz vom 3. Juni 1876 ist die Stellvertretung abgeschafft, auch sind nur ordinierte Geistliche und angestellte Lotsen noch vom Militärdienst befreit. Die Wehrpflicht beginnt mit Vollendung des 22. Jahres und dauert 10 Jahre, davon 7 in der Linie und 3 in der Landwehr. Die Infanterie besteht aus dem Jägerkorps (eine Eliteetruppe von 6 Kompagnien, geworben, aus welcher die höhern Unteroffizierstellen besetzt werden) und 5 Brigaden (zu je 4 Linienbataillonen, 8 Landwehrhalbbataillonen und dem geworbenen, 2 Kompagnien starken Brigadedepot). Nur die Jäger und die Brigadedepots sind ständig im Dienste; die Linienbataillone werden jährlich auf 50 Tage in Stärke von je 2 Kompagnien zur Rekrutenausbildung und in voller Kriegsstärke auf 30 Tage zu Übungen aufgestellt; die Landwehr thut im Frieden keinen Dienst. Die Kavallerie besteht aus 3 reitenden Jägerkorps, zusammen 11 Schwadronen, darunter eine geworbene, die Artillerie aus 5 Abteilungen mit zusammen 11 Batterien zu je 8 Geschützen, sowie 1 Feuerwerker- und 1 Handwerkerabteilung. Die Batterien besitzen schwache geworbene Stämme. Die gesamte aktive Dienstzeit des Soldaten beträgt seit 1876 bei der Infanterie 140, der Reiterei 240 und der Artillerie 210 Tage.

Der Bestand des Landheers ist für die Friedenszeit auf 12000 und für den Krieg auf 18000 Mann festgesetzt. Jeder Wehrfähige ist übrigens zur Landesverteidigung verpflichtet; auch besteht überall eine freiwillige Volksbewaffnung (Schützenkorps).

Die Kriegsflotte zählte Juli 1884 40 Dampfer (worunter 4 Monitors) von 3244 Pferdekraft mit 150 Kanonen, sowie 91 Segel- und Ruderschiffe mit 146 Kanonen. Die Hauptstation der Flotte bildet der neue Kriegshafen Horten westlich der Einfahrt zum Kristianiafjord. In die übrigen Stationen, Frederiksvärn, Kristiansand, Bergen und Throndhjem, ist die Ruderflotille verteilt. Die befestigten Punkte N.s sind: Akershus bei Kristiania, Oscarsborg, Frederikstad, Frederiksteen bei Frederikshald, Kongsvinger, Horten, Frederiksvärn, Kristiansand, Bergenhus, Munkholmen bei Throndhjem und Vardöhus. Diese Festungen sind sämtlich unbedeutend; Vardöhus, die unbedeutendste, ist als der nördlichste befestigte Ort der Erde merkwürdig. Für die Bildung der Offiziere sowohl der Land- als auch der Seemacht, beide nur auf die Verteidigung berechnet, ist gut gesorgt.

In administrativer Hinsicht ist das Land gegenwärtig in die beiden Städte Kristiania und Bergen und in 18 Ämter geteilt, nämlich: Smaalenene, Akershus, Hedemarken, Kristian, Buskerud, Jarlsberg und Laurvik, Bratsberg, Nedenäs, Lister und Mandal, Stavanger, Söndre-Bergenhus, Nordre-Bergenhus, Romsdal, Söndre-Throndhjem, Nordre-Throndhjem, Nordland, Tromsö und Finmarken. Die 18 Ämter zerfallen wiederum in 56 Vogteien, welche eigentlich die naturgemäße Einteilung des Landes bilden. Die wichtigsten Städte des Landes sind: Kristiania, Bergen, Throndhjem (Drontheim), Stavanger, Drammen, Kristiansand. Das norweg. Wappen zeigt im roten Felde einen aufgerichteten, gekrönten goldenen Löwen, welcher die Hellebarde des heil. Olaf trägt. Die Flagge ist rot mit blauem, rechtwinkelig stehendem Kreuze, mit weißen Rändern eingefaßt, in der innern obern Abteilung die Unionsflagge angebracht.

Die früheste Geschichte N.s gehört der Geschichte des gesamten Skandinavien an und ist durchaus sagenhaft. Erst mit der Einführung des Christentums unter Olaf I. (Tryggvason), gegen Ende des 10. Jahrh., gewinnt sie eine festere Gestalt. Drei Hauptpunkte treten daraus hervor: die Seezüge (Wikingsfahrten) der Normannen (s. d.) oder Nordmannen, durch welche diese in Berührung mit dem übrigen Europa kamen, auch Island und Grönland bevölkerten und von dort im 11. Jahrh. die Küsten der jetzigen Neuenglandstaaten entdeckten; sodann als Rückwirkung davon die Einführung des Christentums, die mit dem alten Heidentum auch einen Teil des alten skandinav. Volkstums vernichtete; endlich die Vernichtung der alten Stammhäupter des Landes, welche Harald der Haarschöne (Harfagr) begann, und deren Kämpfe der Urgeschichte und selbst noch der spätern Geschichte einen wilden Charakter gaben, der auch nach der Einführung des Christentums in den Thronkämpfen fortdauerte. Olaf II. (s. d.) oder der Heilige setzte um 1020 die Bekehrung des Landes zum Christentum fort und unterwarf die kleinern Häuptlinge, die bis dahin im Lande geherrscht. Als Olaf durch Knut (s. d.) den Großen von Dänemark 1028 vertrieben und in der Schlacht bei Stiklestad unweit Throndhjem 1030 gefallen war, kam N. unter dän. Herrschaft, fiel aber nach Knuts Tode (1035) wieder zurück an Olafs des Heiligen Sohn, Magnus. Von dieser Zeit an stand N. unter einheimischen Königen bis 1319. Als in diesem Jahre mit Hakon V. der Mannsstamm der norweg. Könige ausstarb, wählten die Norweger Hakons Tochtersohn, den damals erst drei Jahre alten schwed. König Magnus Eriksson, zu ihrem Könige. Dessen Sohn, Hakon VI., dem der Vater schon bei seinen Lebzeiten N. abgetreten hatte, war vermählt mit der berühmten Margareta (s. d.), der einzigen Tochter des dän. Königs Waldemar III. Atterdag, daher dann sein unmündiger Sohn, Olaf V., bei dem Tode des Großvaters (1375) König von Dänemark und bei dem Tode seines Vaters (1380) auch König von N. wurde. Als aber dieser Olaf schon 1387 im 16. Lebensjahre ohne Erben starb, hinterließ er seiner Mutter, welche bisher die vormundschaftliche Regierung geführt, die beiden Kronen, denen sie bald darauf auch die schwedische hinzufügte. Letztere ging zwar nach unausgesetzten Kämpfen 1524 verloren, aber N., zu welchem auch die Insel Island gehörte, verblieb bis 1814 bei Dänemark. Das Land büßte unter der dän. Herrschaft allmählich seine ganze Selbständigkeit ein. Schon 1812 war indes der Krone Schweden als Ersatz für das kurz zuvor an Rußland verlorene Finland und als Preis der Verbindung gegen Frankreich von Rußland und England das Königreich N., welches dem mit Frankreich verbündeten Dänemark entrissen werden sollte, zugesichert worden. Nach der Schlacht bei Leipzig wendete sich daher Karl Johann, damals noch Kronprinz von Schweden, mit seinem Heere gegen Dänemark und erzwang nach einigen Gefechten im Holsteinischen im Frieden zu Kiel (14. Jan. 1814) die Abtretung N.s. Doch der dän. Prinz Christian (s. Christian VIII.), welcher damals Statthalter in N. war, suchte das norweg. Volk gegen jene Veränderung einzunehmen. Er berief Abgeordnete des Volks auf den Eisenhammer Eidsvold und legte hier diesen den Entwurf zu der gegenwärtig bestehenden Verfassung vor, der auch 17. Mai 1814 angenommen und zum Grundgesetze des Staats erhoben wurde, während man den Prinzen zum König von N. erwählte. Nun aber drang im Juli der Kronprinz von Schweden mit einem Heere in N. ein, trieb die norweg. Kriegsmacht vor sich her, ja schloß dieselbe ein, ließ sie dann aber entkommen und machte den Vorschlag zu einem Waffenstillstande und zu einem Vertrage, wonach N. mit Beibehaltung seiner Verfassung als selbständiges Reich mit Schweden sich unter Einem Könige vereinigen sollte.

Diese Konvention wurde in Moß 14. Aug. 1814 abgeschlossen, und Christian entfernte sich, nachdem er der Krone entsagt hatte. Das in Kristiania wieder versammelte Storthing beschloß die Vereinigung mit Schweden, die in Kraft trat, nachdem König Karl XIII. 4. Nov. 1814 das zu Eidsvold gegebene norweg. Grundgesetz mit den Veränderungen und Zusätzen, welche den König, die Thronfolge und die Unionsverhältnisse betreffen, angenommen hatte. So teilte denn N. fortan als selbständiges und unabhängiges Königreich mit Schweden die äußere und die dynastische Geschichte. Doch zog sich durch die ganze Regierungszeit Karl XIV. Johanns ein anhaltender Kampf des norweg. Storthings gegen die königl. Gewalt, die der König zu erweitern suchte, während das Storthing die durch das Grundgesetz gewonnenen Rechte mit Eifer überwachte; so setzte dasselbe, gegen den Willen des Königs, durch dreimaligen Beschluß (1815, 1818 und 1821) die Aufhebung des Adels durch und verwarf 1821 und 1836 die beantragte Einführung

Digitized by Google

eines absoluten königl. Veto. Ebenso wurden Karl XIV. Johonns Staatsräte wiederholt zur Verantwortung gezogen. Besser gestaltete sich das Verhältnis, als 1844 dessen Sohn, Oskar I., auf dem Thron folgte. Dieser wußte nicht nur die Eigenliebe der Norweger durch die Bewilligung ihres eigenen Reichswappens, ihrer eigenen Flagge, durch die Stiftung des St. Olafs-Ordens u. s. w. zu befriedigen, sondern gewann auch das Vertrauen des Volks durch treue Befolgung der Verfassung, sodaß die Opposition allmählich schwand. Dasselbe gute Verhältnis dauerte fort unter der Regierung König Karls XV., der dem Vater 1859 folgte. Mit dem schwed. Reichstage aber geriet 1859 das norweg. Storthing in Konflikt, indem dasselbe dos Recht des Königs, zum Statthalter über N. auch einen Schweden ernennen zu dürfen, einseitig aufhob. Die Schweden sahen hierin eine Verletzung der Verträge und forderten eine Revision der Unionsverhältnisse, welche die Norweger zurückwiesen. Das vermittelnde Einschreiten des Königs selbst mäßigte indes den gegenseitigen Eifer. Am 4. Nov. 1864 wurde das 50jährige Jubiläum der Union als eines für beide Reiche glücklichen Ereignisses begangen. Eine Revision der Unionsverhältnisse begann 1865. Der von der eingesetzten Kommission 1865—67 ausgearbeitete Vorschlag zur Ordnung derselben wurde jedoch 1870 erst von dem norweg. Storthing und darauf auch von dem schwed. Reichstag verworfen. Andererseits aber wirkte die Einführung der neuen, mehr demotratischen Volksrepräsentation in Schweden (1866) auf die Sympathien der beiden Brudervölker günstig ein. Am 18. Sept. 1872 folgte Oskar II. seinem Bruder auf dem Throne. Ein Jahr vorher war die Eisenbahnverbindung zwischen den beiden Hauptstädten Schwedens und Norwegens eröffnet, eine Verbindung, die, wie die zwei nachher eröffneten, nicht wenig dazu beigetrogen hot, die Unionsverhältnisse zu verbessern. Die Bestimmung in dem Grundgesetz, daß der König während seiner Abwesenheit einen Reichsstatthalter, der auch ein Schwede sein durfte, ernennen konnte, war schon längst ohne faktische Bedeutung gewesen, wurde aber erst 1873 förmlich aufgehoben; im J. 1874 ward ein Gesetz, betreffend die Handels- und Schiffahrtsverhältnisse zwischen Schweden und N. festgestellt, wodurch diese wesentlich erleichtert wurden.

Mit Schweden und Dänemark wurde 1873 eine Postkonvention, 1875 eine Münzkonvention abgeschlossen. Einen langjährigen und hartnäckigen Streit veranlaßte die Frage, ob die Minister des Königs, von welchen ein Teil bei dem König in Stockholm zu verweilen, ein anderer als Regierung in Kristiania zu fungieren hat, den Sitzungen des Storthings beiwohnen sollen oder nicht. Die Verfassung verlangte die Nichtbeteiligung der Minister an den Storthingsverhandlungen. Nachdem das Storthing, in dem durch die Neuwahlen von 1882 die Radikalen eine große Mehrheit erlangt hatten, in vier Sessionen nacheinander sich für die Bejahung der Frage ausgesprochen und die Regierung viermal sie verneint hatte, schritt jenes 1883 zur Anklage des ganzen Ministeriums vor dem Reichsgericht. Die Regierung berief sich hinsichtlich ihres Verhaltens darauf, daß der König bei organischen, die Verfassung abändernden Gesetzen ein absolutes, bei allen andern nur ein suspensives Veto habe, und daß jener Beschluß des Storthings eine Verfassungsänderung in sich schließe, was dieses selbst verneinte. Sehr nachteilig für die Regierung war die Zusammensetzung des Reichsgerichts; denn dieses besteht aus den 9 Mitgliedern des Höchstengerichts und den 29 Mitgliedern des Lagthings, welches letztere nichts anderes ist, als ein von und aus dem Storthing gewählter Ausschuß. Wie die Mehrheit des Storthings, so bestond auch die Mehrheit des Lagthings und des Reichsgerichts aus Radikalen, und die Lagthingsmitglieder waren zugleich Ankläger und Richter.

Damit war der Ausgang des Ministerprozesses schon entschieden. Derselbe dauerte vom 7. April 1883 bis 1. April 1884. Die Anklage bezeichnete die Handlungsweise des Ministeriums als eine landesschädliche, well es dem König angeraten habe, drei Beschlüssen des Storthings die Sanktion zu verweigern: dem über die Teilnahme der Minister an den Storthingsverhandlungen, dem über die Bewilligung einer Staotsunterstützung an die freiwilligen Schützewereine (welche den Kern eines später zu bildenden Parlamentsheeres bilden sollten) und dem über die Erwählung von zwei Storthingsmitgliedern in die Centralverwaltung der Staatseisenbahnen. Von den angeklagten 11 Ministern und Staatsräten wurde zuerst der Ministerpräsident Selmer, dann sieben andere Minister und Staatsräte zur Amtsentsetzung und Geldstrafen, drei Staatsräte nur zu Geldstrafen verurteilt. Der König nahm das Entlassungsgesuch der verurteilten Minister an und berief 3. April 1884 das konservative Ministerium Schweigaard, und da sich dieses nicht halten konnte und andere konservatioe Persönlichkeiten keine Lust hatten, an die Spitze eines Kampfministeriums zu treten, so sah sich der König genötigt, dem radikalen Storthingspräsidenten Johann Sverdrup die Bildung eines neuen Ministeriums zu übertragen. Dieses, aus fünf radikalen und vier liberalen Mitgliedern bestehend, kam 25. Juni 1884 zu Stande. Auf Bildung eines Parlamentsheeres wurde verzichtet, die Teilnahme der Minister an den Storthingsverhandlungen und die Erweiterung des parlamentarischen und kommunalen Wahlrechts genehmigt. Bei der am 3. Febr. 1885 erfolgten Eröffnung des Storthings kündigte die Thronrede Gesetzesvorschläge über Wehrpflicht und Abänderung der Kriminalprozeßordnung an und hob die gute Finanzlage hervor.

Litteratur. J. Kraft, «Topographisk-statistisk Beskrivelse over Kongeriget Norge» (6 Tle., Kristionia 1820—35) und «Historisk-topographisk Haandbog over Kongeriget Norge» (Kristiania 1845—48); Blom, «Das Königreich N. statistisch beschrieben» (2 Tle., Lpz. 1843); Broch, «Le royaume de Norvége et le peuple Norvégien» (Kristiania 1876); Baedeker, «Schweden und N.» (3. Aufl., Lpz. 1885); Stone, «Norway» (Lond. 1882); Passarge, «Sommerfahrten in N.» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1881); Thormod Thorlok, «Historia rerum Norvegicarum» (Kopenh. 1711), nur bis 1387; Schöning, «Norges Riges Historie» (3 Bde., Sorö 1771—81), nur bis 995; P. A. Munch, «Det norske Folks Historie» (8 Bde., Kristiania 1852—63, nur bis 1397 reichend; die vier ersten Hauptabschnitte deutsch von Claussen, 2 Tle., Lüb. 1853—54).

Norwegische Sprache, Litteratur und Kunst. Die Sprache der Norweger, mit Ausschluß der Lappen, ist in den Städten und als Schrift- und Umgangssprache der Gebildeten im großen

und ganzen die dänische. Bei den Gebirgs- und Thalbewohnern hat sich aber eine Landessprache, nach den einzelnen Distrikten dialektisch verschieden, treu erhalten; hervorgerufen durch J. A. Aasens grammatikal. und lexikal. Arbeiten, versucht eine Partei (die sog. Maalsträver) von dieser Landessprache eine allgemein gültige norweg. Schriftsprache auszubilden, ohne indes Aussicht auf Erfolg zu haben. (Vgl. K. Maurer, «Die Sprachbewegung in Norwegen» in Bartschs «Germania», XXV.)

Vor 1811, wo die Universität in Kristiania errichtet, und 1814, wo Norwegen von Dänemark getrennt wurde, gab es keine speziell norweg. Litteratur, sondern nur eine mit der dänischen gemeinsame. Die Dichter Henrik Wergeland, Joh. Welhaven und Andreas Munch bilden den Anfang der modernen norweg. Litteratur; Welhaven fand mehrere Nachfolger, unter denen P. A. Jensen, Th. Kjerulf und Jörgen Moe genannt zu werden verdienen; Wergeland nur einen: Christ. Monsen. J. Moe hat sich großes Verdienst erworben durch seine im Verein mit Asbjörnsen herausgegebenen Sammlungen von norweg. Volkssagen und Liedern (deutsch von Fr. Bresemann, 2 Bde., Berl. 1847). Gute Romane und Novellen haben geliefert: Camilla Collett, geborene Wergeland, deren am meisten bekannter Roman «Amtmandens Döttre» (deutsch, 2 Bde., Lpz. 1864) ist, und Magdalene Thoresen. Von den jüngern sind Jonas Lie, Elster und Kjelland zu nennen. In der neuesten Zeit hat die norweg. Litteratur, zumal die dramatische, einen Aufschwung genommen, wesentlich hervorgerufen durch die Wirksamkeit B. Björnsons und H. Ibsens. Als Verfasser von Volksschriften sind zu erwähnen: Ole Vig, A. O. Vinje, C. Janson, Eilert Sundt, L. K. Daa u. s. w. Die wissenschaftliche Forschung, insofern sie sich auf die Geschichte des Vaterlandes erstreckt, förderten besonders R. Keyser, Chr. Lange und vor allem Peter Andreas Munch. Wie der letztere, so haben sich auch Keyser, C. R. Unger, Sophus Bugge und O. Rygh um die altnord. Sprache und Litteratur, Munch außerdem auch um die alte und mittelalterliche Geographie Norwegens in hohem Grade verdient gemacht. Für neuere Geschichte, Geographie und Statistik sind vorzugsweise A. Faye, L. Daae, J. Aall, Cl. Pavels, M. Birkeland, E. Sars, A. M. Schweigaard, G. P. Blom, O. J. Broch und A. N. Kiær u. a. zu nennen; in der Gesetzkunde und Staatswissenschaft F. Stang, Schweigaard, P. C. Lasson, U. A. Motzfeldt, T. H. Aschehoug, L. K. Daa, Fr. Hallager und Fr. Brandt; in der Philosophie N. Treschow und M. J. Monrad; in der Theologie Wexels, Caspari und Johnson. Auf dem Gebiete der Mathematik und der Naturwissenschaft haben besonders die Mathematiker N. H. Abel und O. J. Broch, die Geologen B. M. Keilhau und Th. Kjerulf, der Astronom Chr. Hansteen einen über ihr Vaterland hinausreichenden Ruf erlangt. Die Naturgeschichte ist behandelt worden von Michael und Ossian Sars, Mathias Blytt, L. M. Esmark, S. A. Sexe und T. Dahll u. o.; in der Medizin zeichneten sich aus: M. Skjelderup, Fr. Holst, Fr. Chr. Faye, C. W. Boeck, Chr. Boeck und D. C. Danielsen. Eine gute Übersicht über die norweg. Litterotur seit 1814 gibt das «Norsk Forfatter-Lexicon 1814—56» von J. E. Kraft und Chr. C. A. Lange. (Vgl. auch P. Botten-Hansen, «La Norvège littéraire», Kristiania 1868.) Im J. 1877 wurden in Norwegen 173 Zeitungen und 52 Zeitschriften herausgegeben.

Von einer norweg. Kunst kann eigentlich erst seit 1840 die Rede sein, obgleich schon seit 1818 eine Zeichen- und Kunstschule in Kristiania bestand. Als die vorzüglichsten norweg. Maler, die sich freilich beide in Deutschland aufhielten, aber am meisten norweg. Stoffe behandelten und eine Zahl achtungswerter Nachfolger herangebildet haben, sind der Landschaftsmaler H. Gude und der Genremaler A. Tidemand, außerdem noch der Marinemaler Bennetter, die Landschaftsmaler Askevold, Eckersberg und Morten Müller anzuführen. Als Bildhouer treten Michelsen, Thorwaldsens Schüler, und unter den neuern C. Borch, Middelthun, Fladager und Bergslien hervor.

Norwich, Municipalstadt, Parlamentsborough und als Bischofssitz auch City, Hauptstadt der engl. Grafschaft Norfolk, auf der Eisenbahn 154 km im NNO. von London, in schöner Gegend an beiden Seiten der Wensum, unweit deren Mündung in die für die schwersten Lastschiffe bis hierher fahrbare Yare und durch diese Wasserstraße mit Yarmouth (s. d.) verbunden, Station der Linien London-Colchester-N.-Cromer und London-Cambridge-Ely-N.-Yarmouth der Great Eastern-Eisenbahn, zählt (1881) 87843 E. Die zahlreichen Gärten selbst innerhalb der zum Teil noch stehenden alten Festungsmauern geben der Stadt ein ländliches Ansehen, und obwohl die Straßen unregelmäßig, hat sie doch viele schöne Häuser und gilt für die schönste Stadt im östl. England. An der Südseite steht auf einem Hügel ein altes, angeblich von Knut d. Gr. erbautes Schloß, welches jetzt teilweise als Gefängnis dient. Im Schloßgraben steht die Grafschaftshalle, auf dem altertümlichen Marktplatze das 1453 erbaute Rathaus mit der Gerichtshalle und die 1415 aufgeführte St.-Andrews- oder New-Hall, welche zu öffentlichen Festlichkeiten benutzt wird. Die Stadt hat 36 Kirchen und zahlreiche Gotteshäuser der Dissidenten. Besonders zeichnet sich aus die dicht bei dem (1318 erbauten) bischöfl. Palast stehende, 1096—1510 gebaute normann. Kathedrale, 125,3 m lang und 58,3 m breit, mit ihrem 96 m hohen, 1858 restaurierten got. Turm eine der größten und schönsten Kirchen Englands. Die Stadt hat eine Kornbörse, ein Theater, ein großes Krankenhaus, ein Hospital für Ohren- und Augenkranke, eine Blindenanstalt, mehrere Versorgungshäuser, ferner eine Latein-, eine Zeichen- und andere Schulen, eine Stadtbibliothek, ein litterarisches Institut, eine Freibibliothek mit Museum und eine pothol. Gesellschaft. Schon seit 1336 war N. wegen seiner wollenen Zeuge, die nach dem etwa 19 km entfernten Ort Worsted auch Worstedstuffs hießen, berühmt. Hier legten 4000 flamländ. Flüchtlinge unter der Regierung der Königin Elisabeth den Grund zu dem nachfolgenden Flor der Fabriken von Tuch, wollenen Zeugen und Strümpfen in England. Fabrikation und Handel erreichten ihren Höhepunkt zu Ende des 18. Jahrh. Seitdem ist N. durch Lancashire und Yorkshire überflügelt worden. Gegenwärtig fertigt man hier besonders wollene und seidene Shawls, außerdem Shawls- und Kutschenborte, Fransen, Bombassins, Kamelot, Gros-de-Naples, Gaze und Krepp, Mousselines-de-Laine, Damentuch, Damast, Pferdehaarzeug u. s. w. Neben einer bedeutenden Hausweberei bestehen

Digitized by Google

Seiden- und Wollspinnereien, eine Baumwollspinnerei, ferner Eisen- und Messinggießereien, Fabriken für landwirtschaftliche Geräte u. s. w. Auch unterhält man Brennereien, Gerbereien, Malzhäuser, Öl-, Senf- und Kornmühlen. Außer dem Export von Fabrikaten treibt N. bedeutenden Handel mit Getreide Die Stadt schickt zwei Abgeordnete in das Parlament. N., damals Northwyyt, gehörte in angelsächs. Zeit zu Ostangeln.

Norwich, Stadt in New-London-County, im nordamerk. Staat Connecticut, liegt am Thamesfluß, nahe der Mündung des Yantic und hat (1880) 15 112 E., von denen 466 Farbige sind. Die Stadt hat viele schöne öffentliche und Privatgebäude, gute öffentliche Schulen, eine Akademie, eine öffentliche Bibliothek, 16 Kirchen, eine große Papiermühle und einen guten Hafen, bedeutenden Handel in Kohlen, Holz u. s. w. und Fabriken für Baumwollstoffe, Wollwaren, Maschinen, Pressen, Typen und Papier. N. wurde 1659 gegründet und erhielt 1874 Stadtrechte.

Norwood (Upper- und Lower-), zwei Gemeinden in der engl. Grafschaft Surrey, in fruchtbarer belebter Gegend, 8 km südlich von London, Station der London, Brighton and South-Coast-Eisenbahn, mit (1881) 19017 E. und zwei großen Armenschulen (für London und Lambeth). Nahebei in waldiger Thalsenke liegt das ehemals sehr besuchte Mineralbad Beulah-Spa.

Nörz, Nerz oder Sumpfotter (Mustela lutreola), ein kleines Raubtier von Iltisgröße, dessen Gebiß dem des Iltis ähnlich ist, das aber durch den langstrecigen, schlanken Leib, die kurzen Füße, die durch Bindehäute verbundenen Zehen, den dichten, glatt anliegenden, glänzenden Pelz und die Lebensweise der Fischotter sich nähert. Der N., der überall braun, oben dunkler, unten heller ist, lebt besonders im östl. Europa bis zum Ural einerseits und Schlesien andererseits, kommt aber auch noch einzeln am Harz und in Holstein vor. Er nährt sich vorzugsweise von Krebsen, weniger von andern Wassertieren, kleinern Säugetieren und Vögeln und gräbt sich Höhlen an den Ufern der Gewässer. Man fängt ihn in Fallen. Sein Pelzwerk ist sehr geschätzt und wird dem Zobel fast gleichgestellt. Es ist noch fraglich, ob der canadische Nörz, Mink oder Vison eine eigene Art ist.

Nosce te ipsum («Erkenne dich selbst»), Ausspruch des Chilon (s. d.).

Nösel, Flüssigkeitsmaß, die halbe Kanne (s. d.).

Nosema *Naeg.*, Pilzgattung aus der Familie der Schizomyceten, hat nur eine Art, N. bombycis, welche die Gattine genannte Krankheit der Seidenraupen veranlaßt. (S. unter Bacterien.)

Nosogenie (grch.), Entstehung der Krankheit.

Nosogeographie (grch.), die Darstellung der geogr. und klimat. Verbreitung der Krankheiten.

Nosokomie (grch.), die Krankenpflege; Nosokomium oder Nosodochium, Krankenhaus, Hospital; Nosokomialfieber, soviel wie Hospitalfieber; Nosokomialgangrän, soviel wie Hospitalbrand.

Nosologie (grch.), Krankheitslehre, die Wissenschaft, welche sich mit den Krankheiten an sich beschäftigt; die entwickelungsgeschichtliche Darstellung einer Krankheit; Nosonomie, Lehre von den Naturgesetzen, nach denen Krankheiten entstehen.

Nosomanie oder Nosophobie (grch.), soviel wie Hypochondrie.

Nos Pölöni non cūrāmus quantitātem syllābārum (lat., «Wir Polen kümmern uns nicht um die Quantität der Silben»), Worte, durch deren falsche Aussprache die früher bei den lateinisch sprechenden Polen übliche Nichtbeachtung der Silbenquantität verspottet wird. Die Redensart beruht auf dem gleichfalls mit Absicht in Bezug auf die Quantität falsch gebildeten Distichon in Gartners «Proverbalia dicteria» (1591): Germānus et Pölönus inter se certābant olim, | Quantitātem curo non ego syllābārum.

Nossairier, syr. Völkerschaft, s. Ansarier.

Nossa Senhora do Desterro, s. Desterro.

Nossen, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Meißen, links an der Freiberger Mulde, Station der Linien Leipzig-Döbeln-Dresden und N.-Freiberg-Bienenmühle der Sächsischen Staatsbahnen, zählt (1880) 3705 meist luth. E., ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein evang. Schullehrerseminar, im Schlosse eine Strafanstalt, eine Maschinenfabrik, zwei Papierfabriken, eine Wagenbauanstalt und starke Gerberei. Unweit ist das ehemalige Kloster Altenzelle (s. d.).

Nossi-Bé oder Nossi-Bariu, d. i. Große Insel, ein 136 qkm großes, (1881) 9009 E. zählendes Eiland an der Nordwestküste Madagaskars, das sich seit 1840 im Besitz der Franzosen befindet. Die Insel ist meist kahl, weil die Einwohner die Wälder wegen des Reisbaues größtenteils niederbrannten. Der Boden zeigt sich teils vulkanisch, teils granitisch; die vielen erloschenen Krater sind jetzt mit Wasser ausgefüllt. Im Süden erhebt sich der Niorné Lukubé zu 600 m Höhe. Der sehr fruchtbare Boden liefert reiche Ernten an Reis und Zuckerrohr. Die Reede des Hauptdorfes Hellville ist ausgezeichnet und gegen Nord- und Ostwinde geschützt. Dasselbe besteht aus einigen Sakalavendörfern. Die Zahl der Kreolen, Kolonisten, Soldaten und Verwaltungsbeamten ist etwa 900. Der übrige Teil der Insel ist fast unbewohnt und an einzelne Europäer vergeben. Als Arbeiter in den Plantagen benutzt man Kaffern und Mozambiquneger. Der Kaffeebau ist mit Erfolg eingeführt.

Nostalgie (grch.), Heimweh.

Nosten, Mehrzahl von Nostos (s. d.).

Nostitz, eins der ältesten Adelsgeschlechter der Lausitz, welches sich aus derselben schon sehr früh nach Schlesien, Böhmen, Polen und weiter verbreitete. Die ordentliche Stammreihe der Familie beginnt in der Lausitz mit Kaspar von N., gest. 1481, dessen drei Söhne, Otto, Georg und Hartwig, die drei Linien zu Rothenburg, Gotta und Zschochau stifteten, welche wiederum in mehrere Äste zerfielen. Im J. 1577 blühten in der Lausitz die drei Hauptstamme zu Rothenburg, Unwürde und Ullersdorf, sämtlich mit großem Grundbesitz. Das jetzt gräfl. Haus N. stammt aus der von Hartwig von N. gestifteten Zschochauer Linie. Von Abraham von N., gest. 1592, dem Enkel des letztgenannten, stammte als dritter Sohn Johann von N., gest. 1619 als Landeshauptmann des Fürstentums Wohlau, welcher zwei Söhne, Otto und J. Hartwig, hinterlich, von denen ersterer Ahnherr der jetzigen Linie zu Rokitnitz, letzterer der zu Rienec wurde. Otto von N. wurde 1631 von Kaiser Ferdinand II. in den Freiherrenstand und der Sohn desselben, Christoph Wenzel von N., 1675 in den böhmischen, 1692 in den Reichsgrafenstand erhoben. Gegenwärtiges Haupt der Linie

zu Nokitnitz, welche die Herrschaften Plan, Gottschan und Nokitnitz in Böhmen, die Güter von Lobris und Steinseifersdorf in Schlesien besitzt, ist Graf Joseph von N., geb. 5. Dez. 1821, erbliches Mitglied des Herrenhauses des Reichsrats.

Des vorigen Vatersbruder, Graf Joseph Dittmar von N. (geb. 2. Mai 1794, gest. 15. Dez. 1871), hinterließ als Witwe Mathilde Pauline Gräfin von N., geborene Des Granges; dieselbe war vermählt in erster Ehe mit Dr. med. Joh. Wilh. Helfer aus Prag, welcher als Naturforscher Asien bereiste, später im Auftrage der engl. Regierung die Nikobaren und Andamanen durchforschte und auf einer der letztern bei seiner Landung 30. Jan. 1840 durch vergiftete Pfeile von den Eingeborenen getötet wurde. Sie beschrieb diese Reisen als «Joh. Wilh. Helfers Reisen in Vorderasien und Indien» (2 Bde., Lpz. 1873, Anhang dazu 1877). Sie starb 12. Juli 1881 im Bade Egart bei Meran.

Der Stifter der Linie Nieneck, Johann Hartwig von N., geb. 1610, gest. 1683 als Wirkl. Geheimrat und oberster Kanzler von Böhmen, wurde 1641 in den böhm. Grafenstand erhoben, 1673 mit einem Teile der Grafschaft Nieneck belehnt und in den Reichsgrafenstand erhoben.

Ein Sproß der Linie Nieneck war Graf Johann Nepomuk von N., geb. 24. März 1768. Er ward 1796 Oberst, 1800 Generalmajor, 1809 Feldmarschalleutenant und beteiligte sich an allen Feldzügen seiner Zeit. Bei Aspern kommandierte er eine Infanteriebrigade, bei Leipzig einen Teil der Reservekavallerie und 1814 einen Teil der Hauptarmeereserve. Seit 1820 pensioniert, starb er 22. Okt. 1840 zu Prag.

Sein Bruder, Graf Friedrich von N., ist der nähere Stammvater des jetzt blühenden Zweigs zu Nieneck, welcher die Herrschaften Falkenau, Heinrichsgrün, Grasliz, Zschochau, Stirzim und Pakomierzitz (zusammen 402,75 qkm) besitzt, während der jüngere Zweig von dem obengenannten Grafen Johann Nepomuk abstammt.

Eine dritte, in Schlesien blühende gräfl. Linie bildete sich aus dem Nansener Aste des Hauses Damnitzsch in Schlesien. Georg Sigismund von N., gest. 1761, poln. und kursächs. Geheimrat und Gesandter in England, wurde 1711 in den Reichsgrafenstand erhoben. — Des vorigen Enkel, Graf August Ludwig Ferdinand von Nostitz (s. d.), ist der Vater des Grafen Wilhelm von N., geb. 8. Aug. 1835, des gegenwärtigen Hauptes dieser schles. Linie, welche unter anderm die Herrschaft Zobten in Niederschlesien besitzt. Vgl. «Beiträge zur Geschichte des Geschlechts von N.» (Lpz. 1874 fg.).

Nostitz (Aug. Ludw. Ferd., Graf von), preuß. General der Kavallerie, geb. 27. Dez. 1777 zu Jessel bei Ols, trat 1802 als Lieutenant in preuß. Dienste. Im J. 1806 wohnte er der Schlacht bei Jena und den Gefechten bei Nordhausen und Prenzlau bei, fiel in franz. Gefangenschaft, ward aber unter dem Versprechen, in diesem Kriege nicht gegen Frankreich zu dienen, entlassen. N. nahm 1810 seinen Abschied, trat aber 1813 als Stabsrittmeister bei den schles. Ulanen wieder in die Armee, wurde nach der Schlacht bei Bautzen Blüchers Adjutant und wirklicher Rittmeister, nach der Schlacht bei Leipzig Major. Auch in dem Feldzuge von 1815, wo er in der Schlacht bei Ligny Blücher das Leben rettete, war er dessen Adjutant und blieb es im Frieden. Im J. 1818 wurde er zum Obersten und, nach Blüchers Tode, 1819 zum Flügeladjutanten und Kommandeur des Gardehusarenregiments ernannt. Hierauf erhielt er 1821 das Kommando der zweiten Gardekavalleriebrigade und wurde 1825 Generalmajor. Als 1828 der Krieg zwischen Rußland und der Pforte ausbrach, machte er im Hauptquartier des Kaisers Nikolaus den Feldzug mit. Nach der Rückkehr erfolgte seine Ernennung zum Generaladjutanten. N. war 1830—32 dem Generalgouverneur für die Rheinprovinzen und Westfalen ernannten Prinzen Wilhelm als Chef des Stabes beigegeben. Im März 1835 wurde er zweiter Kommandant von Berlin, 1838 Generallieutenant und 1840 Chef des fünften Husarenregiments (Blüchersche Husaren). Im J. 1847 verließ er den aktiven Dienst, erhielt 1849 den Rang eines Generals der Kavallerie und war dann seit 22. Nov. 1850 Gesandter in Hannover. Im J. 1860 trat N. von diesem Posten ab und starb 28. Mai 1866.

Nostitz und Jänckendorf (Gottlob Adolf Ernst von), als Dichter unter dem Namen Arthur vom Nordstern bekannt, geb. 21. April 1765 auf dem Gute See in der preuß. Oberlausitz, studierte in Leipzig, trat dann als Finanzrat in den sächs. Staatsdienst, ließ sich aber nachmals auf seinem Gute Oppach in der Oberlausitz nieder. Im J. 1806 wurde er Oberkonsistorialpräsident, bald nachher Wirkl. Konferenzminister und 1817 Wirkl. Geheimrat in dem neuerrichteten Geheimen Rat. Ihm verdankt Sachsen die Errichtung der Irrenheilanstalt auf dem Sonnenstein bei Pirna und viele andere gemeinnützige Einrichtungen. Als Großmeister der Freimaurer veröffentlichte er «Liederkreis für Freimaurer» (2 Bde., Dresd. 1810—28). Er starb 15. Okt. 1836 auf dem Gute Oppach. Von N. erschienen namentlich «Valeria, ein romantisches Gedicht» (Dresd. 1803), «Georg, ein Roman nach zwölf gegebenen Worten» (Lpz.), «Sinnbilder der Christen» (Lpz. 1818) und «Hinterlassene geistliche Gedichte» (Lpz. 1840).

Nostitz und Jänckendorf (Eduard Gottlob von), sächs. Staatsmann, ältester Sohn des vorigen, geb. 31. März 1791 zu Bautzen, studierte in Leipzig und Heidelberg, nahm 1813 als freiwilliger Jäger im Lützowschen Korps an den Operationen der Walmodenschen Heeresabteilung teil und wurde bei Lauenburg schwer verwundet. Im J. 1817 trat er als Kammerrat in das sächs. Geheime Finanzkollegium, ward 1819 Amtshauptmann, 1821 Wirkl. Geh. Referendar im Geheimen Rat, 1825 Geh. Finanzrat, 1832 Abteilungsvorstand und Direktor im Finanzministerium und 1836 zum Staatsminister des Innern berufen. Letzteres Amt verwaltete er bis 1844, und zog sich hierauf auf sein väterliches Besitztum Oppach in der Oberlausitz zurück, wo er 8. Febr. 1858 starb.

Ein Bruder desselben, Wirkl. Geheimrat Julius Gottlob von N., geb. 1797, war 1840—48 und 1850—64 sächs. Bundestagsgesandter zu Frankfurt. Er starb 18. März 1870 zu Dresden.

Eine Schwester der beiden vorigen, Clothilde Septimia von N., geb. 27. Jan. 1801 zu Bautzen, gest. 1852 zu Oppach, ist als Dichterin bekannt geworden. Von ihrem Bruder wurde herausgegeben: «Aus dem Nachlasse meiner Schwester Clothilde von N.» (Lpz. 1853).

Nostitz-Wallwitz (Hermann von), sächs. Minister, geb. 30. März 1826 zu Oschatz, studierte in

Leipzig, wurde 1851 Landesbestallter der sächs. Oberlausitz, 1857 Amtshauptmann in Löbau, 1858 Amtshauptmann und 1862 Kreisdirektor in Bautzen, und ist seit Okt. 1866 Minister des Innern. Vom 1. Nov. 1876 bis 4. Febr. 1882 hatte er dazu noch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übernommen; auch ist er seit 1876 Mitglied des deutschen Bundesrats.

Nostitz-Wallwitz (Oswald von), Bruder des vorigen, sächs. Staatsmann und Diplomat, geb. 28. Febr. 1830 zu Dresden, studierte in Heidelberg und Leipzig Jura und trat 1856 in den sächs. Staatsdienst. Er wurde 1856 als Hilfsarbeiter in das Finanzministerium berufen und gehörte demselben später als vortragender Rat für das Land- und Wasserbauwesen an. Während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 war er Civilkommissar in dem Generalgouvernement von Versailles; 1873 wurde er sächsischer Gesandter in Berlin und Mitglied des Deutschen Bundesrats. Zugleich wurde er Mitglied der Verwaltung des Reichs-Invalidenfonds und des Reichsdisciplinarhofs. Er starb 24. Febr. 1885 in Erlangen.

Nostoc *Vauch.*, Algengattung aus der Familie der Nostochineen. Man kennt zahlreiche Arten, die über die ganze Erde verbreitet sind. Die Fäden dieser Algen, deren Zellen perlschnurähnlich aneinander gereiht und in gewissen Zwischenräumen durch farblose größere sog. Grenzzellen unterbrochen sind, liegen in einer Schleimmasse, die bei Vorhandensein von Wasser zu einem gallertigen Klumpen aufquillt, bei trockenem Wetter dagegen eine olivenbraune häutige Masse bildet. Die häufigste Art ist N. commune *Vauch.*, deren Kolonien überall auf Rainen, Wegen, Felsen ꝛc. oft massenhaft auftreten. Viele Arten der Gattung N. bilden Gonidien von Gallertflechten und zwar bleiben die Fäden dabei ziemlich intakt, sodaß eine solche Flechte aus der Gruppe Collema äußerlich wie eine Kolonie von Nostocfäden, die von Pilzhyphen durchzogen ist. (S. Flechten und Collema.)

Nostochineen oder Nostochaceen, Algenfamilie aus der Gruppe der Phycochromaceen. (Vgl. Algen 2 und die dazugehörige Tafel, Fig. 4.)

Nostos (grch.), Heimkehr, in der griech. Litteratur Name von Gedichten, welche die Rückkehr der Helden von Troja behandeln, wie z. B. die Odyssee.

Nostradamus, berühmter Astrolog, hieß eigentlich Michel de Notredame und stammte aus einer ehemals jüd. Familie. Er wurde 14. Dez. 1503 zu St.-Remy in der Provence geboren, studierte Medizin, beschäftigte sich dann mit Quacksalberei und zuletzt mit Astrologie. Seine Prophezeiungen, die er, aus seiner Abgeschiedenheit zu Salon, in gereimten Quatrains in zehn «Centuries» (Lyon 1558) herausgab, erregten durch ihren Ton und ihre Dunkelheit großes Aufsehen. König Heinrich II. von Frankreich, dessen Tod man später in einer der Prophezeiungen des N. angedeutet finden wollte, machte ihm ansehnliche Geschenke, und Karl IX. ernannte ihn zu seinem Leibarzt. Er starb zu Salon 2. Juli 1566. Noch 1781 wurden seine Prophezeiungen von dem päpstl. Hofe verboten, weil der Untergang des Papsttums darin verkündet wird. Vgl. Haitze, «Vie de Michel N.» (Aix 1712).

Nota (lat.), Merkmal, Kennzeichen, Note, kurze Aufzeichnung für etwas zu Merkendes, kurze Rechnung, sich etwas ad notam nehmen, sich etwas merken (zu künftiger Beachtung).

Nota (Alberto), ital. Lustspieldichter, geb. zu Turin 15. Nov. 1775, studierte die Rechtswissenschaften, praktizierte dann eine Zeit lang als Advokat und bekleidete später mehrere Staatsstellen, bis die polit. Verhältnisse Italiens ihn nötigten, dem öffentlichen Leben zu entsagen. Endlich in den Staatsdienst zurückgekehrt, wurde er 1818 Untergeneralintendant zu Nizza, 1820 Intendant zu Bobbio, 1823 zu San-Remo, später zu Pinerolo, endlich Generalintendant zu Casale und Cuneo. Er starb 18. April 1847 zu Turin. Das komische Element ist in seinen Lustspielen schwach, die Intrigue meist sehr einfach und die Ereignisse sind aus dem gewöhnlichen Leben genommen. Dagegen ist er als Charakterzeichner hervorragend. Zu den besten Charakterstücken gehören «Die Ehrsüchtige» (1810), «Die Kokette» (1818) und «Der Projektenmacher» (1809). An dieselben schließen sich an: «Der neue Reiche» (1809), «Die Prozeßsüchtigen» (1811), «Der Ehefeind» (1811), «Der Kranke in der Einbildung» (1813) und «Der Büchernarr» (1822). Voll Sentimentalität und völlig im Geschmacke Ostlandscher Familiengemälde sind: «Der Unterdrücker und die Unterdrückte» (1804), «Die Herzogin von Lavallière» (1806) und «Die ersten Schritte zum Verderben» (1808). Lustspiele, in denen die Intrigue vorherrscht, sind: «Der Jahrmarkt» (1826), ein ansprechendes und unterhaltendes Sittengemälde, und «Die Verliebten» (1820). Die Stücke N.s erschienen gesammelt in seinen «Comedie» (7 Bde., Flor. 1827—28; 4 Bde., Turin 1837—42) und dem «Teatro comico» (8 Bde., Turin 1842—43). Viele seiner Lustspiele wurden ins Französische, Spanische, Deutsche (z. B. von K. Blum) u. s. w. übersetzt.

Notabeln (frz.), durch Vermögen, Bildung und höhern Rang ausgezeichnete Männer. Als die Reichsstände in Frankreich (s. d.), die sog. Etats-généraux, der Monarchie beschwerlich wurden, begannen die Könige aus dem Hause Valois an deren Stelle Vertrauensmänner aus der Reihe der N. (Assemblées des Notables) zu berufen, welche später ganz vom Hofe abhängig wurden. Die Zeitumstände brachten jedoch allmählich in dem Institut eine Ausbildung hervor, welche die N. den Reichsständen näherte. Nach einer Versammlung von 35 N., die Richelieu 1626 zu Paris veranstaltete, ließ deshalb der Hof auch diesen letzten Rest von Volksvertretung in Vergessenheit sinken. Erst als die Zerrüttung der Finanzen unheilbar geworden war, bewog der Minister Calonne Ludwig XVI., seine Zuflucht zu den N. zu nehmen. Die Versammlung, 22. Febr. 1787 eröffnet, 25. Mai geschlossen, stellte unter andern den Antrag auf Herstellung von Provinzialversammlungen, Abschaffung der Fronen, der Salzsteuer und Entlastung des Getreidehandels; ja mehrere Bureaus der N. empfahlen die Berufung der Reichsstände. Bei dem Widerstande, den die Beschlüsse der Versammlung in den dadurch betührten Interessentenkreisen und in den Parlamenten fanden, sah sich der König genötigt, endlich die Berufung der gefürchteten Reichsstände zu gewähren. Necker, der unterdessen an die Spitze der Verwaltung getreten, versammelte nochmals 5. Nov. 1788 die N., um über die Formen der abzuhaltenden Reichsversammlung, namentlich über die Zahl der Mitglieder vom Dritten Stande und die Art der Abstimmung zu beraten. Die N. erklärten sich jedoch gegen jede Neuerung in

der Form und zwangen dadurch den Hof, durch halbe Maßregeln der Revolution die Thore zu öffnen.

Nota bene (lat., abgekürzt n. b.), bemerke wohl; auch substantivisch: ein Notabene, soviel wie Merkzeichen, Denkzettel.

Notabilität (lat.), das Angesehensein; angesehene Persönlichkeit.

Notadresse, s. unter Ehrenannahme.

Notalgie (grch.), Rückenschmerz.

Notar ist ein Beamter, dessen Aufgabe in der öffentlichen Beurkundung von Rechtsakten besteht. N. gab es schon im röm. Rechtsleben; hier sind es Personen, welche die Aufnahme von Urkunden gewerbsmäßig betreiben; Beweiskraft wird aber ihren Urkunden an sich nicht beigelegt. Erst im Mittelalter wird es zunächst in Italien Sitte, daß der Kaiser, der Papst N. ernennt; und diese Autorisation hat die Bedeutung, daß ihren Urkunden öffentlicher Glaube zukommt; sie werden zur Beurkundung sogar gerichtlicher Akte herangezogen; sie erscheinen in zunftmäßiger Gliederung. Mit dem röm. Recht wird das Notariat auch in Deutschland rezipiert und durch die Notariatsordnung von 1512 reichsgesetzlich geregelt. Die Bestellung von N. wird hier von dem Kaiser als Reservatrecht in Anspruch genommen (Notarii Caesarei publici) und vorzugsweise durch die Hofpfalzgrafen ausgeübt, oft mißbräuchlich; mit der Auflösung des alten Reichs ist sie auf die Landesherren übergegangen. In vielen deutschen Territorien hat aber die Handhabung der freiwilligen Gerichtsbarkeit durch die Gerichte das Notariat nie zur Bedeutung gelangen lassen. In Frankreich ist, da hier die Gerichte ausschließlich rechtsprechende Behörden sein sollen, die freiwillige Gerichtsbarkeit zu einem großen Teil in die Hände der N. gelegt; sie werden vom Staat ernannt, müssen über 25 Jahre alt sein und vorher eine sog. «stage» von sechs Jahren bei einem N. durchgemacht haben (Gesetz vom 16. März 1803). In neuerer Zeit ist das Notariat durch partikulare Gesetzgebung in den einzelnen deutschen Staaten verschieden geregelt worden, zum Teil unter franz. Einfluß. (S. Urkunde.)

Notaſia, f. Jüdiſcher Archipel.

Noteid heißt der richterliche, im Gegensatz zu dem zugeschobenen, auf dem Parteiwillen beruhende Eid. (S. Eid.)

Notel (Notul, vom lat. notula, kleine Note), schriftliche Aufzeichnung, Notariatsinstrument, früher auch soviel wie Formular, Abschrift; notela, etwas notariell niederschreiben.

Noten werden die im diplomatischen Verkehr von einer Regierung der andern gemachten formellen Mitteilungen oder Eröffnungen genannt. Solche N. können entweder direkt an die betreffende Regierung gerichtet und im Wege des gewöhnlichen gesandtschaftlichen Verkehrs, auch unter Umständen durch eine außerordentliche Botschaft überreicht werden; oder sie gehen bloß an den Gesandten der Regierung, welche sie erläßt, mit der Weisung, der Regierung, bei welcher er beglaubigt ist, davon mündliche Mitteilung zu machen und beziehentlich eine abschriftliche Kenntnisnahme zu gestatten. Bei Vorgängen von allgemeinerer Wichtigkeit erläßt wohl auch eine Regierung gleichlautende oder sog. Cirkularnoten an ihre Gesandten bei fremden Höfen, um diesen und durch sie den andern Regierungen ihre Ansichten und Entschließungen kundzugeben. Wenn sich mehrere Kabinette zu einer gemeinsamen oder gleichlautenden N. an eine Regierung vereinigen, wird dieselbe Kollektivnote oder identische Note genannt.

Noten (notae musicae) heißen in der Musik die Zeichen der Tonschrift. Man bediente sich derselben schon im Altertum. Die Hebräer hatten Accente oder dynamische Angaben als Tonzeichen, die Griechen Buchstaben in zwei Formen, nämlich umgelegte Buchstaben für Instrumental- und aufrecht stehende für Vokalmusik. Aus beiden Elementen, den hebräischen und griechischen, ist unser Notensystem erwachsen. Die Accente ergaben nach und nach unsere N., die Buchstaben lieferten die Namen. Die in Rom gebräuchlichen Accente, Neumen genannt, wurden zuerst, gleich den morgenländ. Accenten, frei über die gesungenen Worte geschrieben, später mit Linien durchzogen, um ihre Tonhöhe genauer zu bestimmen; vor die Linie schrieb man den Buchstaben als Name des betreffenden Tons und hieraus entstanden die verschiedenen Notenschlüssel (s. d.). Zur selben Zeit, im 10. Jahrh., führte Guido von Arezzo (s. d.) die wahrscheinlich schon früher bekannte Solmisation allgemein beim Gesangunterricht ein, wodurch die Töne nach den sechs Silben ut re mi fa sol la eine Benennung erhielten, welche die Buchstabennamen beseitigte und die noch jetzt in Italien, Frankreich und England gebräuchlich ist. Das letzte, was sich in der Notenschrift ausbildete, war die Angabe der Zeitdauer der Töne, die sog. Mensur oder Tonmessung. Diese hing untrennbar zusammen mit der Entstehung einer neuen Kunst, der musikalischen Harmonie oder Mehrstimmigkeit, welche deshalb anfangs auch Mensuralmusik hieß. Vom 10. bis 15. Jahrh. wurde an der Ausbildung der musikalischen Mensur gearbeitet. Zur Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst war die Notenschrift nahezu vollendet, in der Folge ist sie nur nach einzelnen Seiten hin reicher und freier ausgebildet. Diese Notenschrift, gegründet auf anschauliche dynamische Zeichen, nicht auf Buchstaben, nimmt die Mitte ein zwischen Buchstabenschrift und Bild und ist ein Gebäude von solcher Festigkeit, daß keiner der vielen spätern Versuche, eine andere Aufzeichnung der Musik zur Geltung zu bringen, sie hat verdrängen können. (S. Musiknotendruck.)

Notenbanken, s. u. Banken, Bd. II, S. 441.

Notenbinder, eine zur Aufbewahrung von Notenblättern und Notenheften dienende Vorrichtung, welche alle Vorteile eines festen Bucheinbands gewährt und dabei ein leichtes Herausnehmen der einzelnen Hefte oder Blätter gestattet.

Notenpapier, ein für den Notendruck verwendetes starkes Papier von besonderm Format.

Notenschlüssel (ital. chiave, frz. clé, engl. key) heißt das Zeichen am Anfange eines Liniensystems, welches die respektive Tonhöhe der auf demselben befindlichen Noten andeutet. Weil menschliche Stimmen und musikalische Instrumente an Höhe und Tiefe sehr verschieden sind, ist auch eine ziemliche Anzahl entsprechender Schlüssel erforderlich. Namentlich die ältere Musik bediente sich derselben reichlich, da sie bestrebt war, sämtliche Noten im Bereiche der fünf Linien zu placieren. Jetzt werden für Klavier und Sologesang gewöhnlich nur zwei N. angewendet, Violin- und Baßschlüssel. Der erste als Schlüssel für die höchsten Noten steht auf der G-Linie, der andere für die tiefsten Noten steht auf der F-Linie, daher werden sie auch G- und

F-Schlüssel genannt. Für die mittlern Tonlagen hat man den C-Schlüssel, der meist bei Gesang- und Instrumental-Partituren gebraucht wird und nach den verschiedenen Stimmen auch verschiedene Lage und Namen hat (Diskant-, Alt- und Tenorschlüssel).

Notenschreibemaschine, soviel wie Melograph.

Notenwender, ein am Notenpult oder am Klavier anzubringender Apparat, mittels dessen das Umwenden der Noten beim Spiel ohne den Gebrauch der Hände bewirkt wird.

Noterben sind diejenigen Personen, welche auf einen Teil des Nachlasses eines Verstorbenen den von dem letztern durch letztwillige Verfügung eingesetzten Erben gegenüber einen Rechtsanspruch erheben können, wenn nicht ein Enterbungsgrund für sie vorliegt, aus welchem sie entweder enterbt sind oder von dem Verstorbenen hätten enterbt werden können. (S. Pflichtteilsrecht.)

Notflagge, s. unter Flagge.

Notfristen sind gewisse gesetzliche Prozeßfristen, welche die Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich ausdrücklich als solche bezeichnet; es sind namentlich die Fristen für die Einlegung der Rechtsmittel und des Einspruchs. Sie haben das miteinander gemeinsam, daß sie nicht verlängert, noch abgekürzt werden können, daß ohne Einfluß auf sie ist die Vereinbarung der Parteien, daß das Verfahren ruhen solle, daß sie durch die Gerichtsferien nicht gehemmt werden, daß gegen ihre Versäumung Wiedereinsetzung in den vorigen Stand stattfindet. (S. Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, §§. 201, 202, 211 fg., 226, 228.)

Nothelfer heißen in der kath. Kirche diejenigen Heiligen, von denen man in besondern Nöten Hilfe erwartet. Meist werden 14 N. angeführt: Achatius, Blasius, Christophorus, Cyriacus, Dionysius der Areopagit, Egidius, Erasmus, Eustachius, Georg der Märtyrer, Pantaleon, Vitus, Barbara, Katharina und Margareta. Doch werden auch andere Heilige angerufen, wie Florian bei Gewittern, Sebastian und Rochus bei Pestilenz u. s. w.

Nothemd (auch Georgenhemd), ein Hemd, welches dem Aberglauben zufolge seinen Träger hieb-, stich- und schußfest machte, bei dem kreißenden Weibe die Geburt erleichterte und manche andere Kräfte besaß. Es mußte aus dem von einem noch unberührten Mädchen gesponnenen Garn auf besondere Weise bereitet werden. Es war ursprünglich wohl das Siegeshemd, das nach nordischem Mythus Odhin verlieh.

Nothnagel (Herm.), Mediziner, geb. 28. Sept. 1841 zu Alt-Lietzegöricke in der preuß. Provinz Brandenburg, studierte zu Berlin, promovierte daselbst 6. Aug. 1864, habilitierte sich sodann als Docent für innere Medizin zu Königsberg, später zu Berlin und Breslau und wurde 1872 als ord. Professor für mediz. Poliklinik und Arzneimittellehre nach Freiburg i. Br., 1874 als ord. Professor für klinische Medizin nach Jena berufen; seit 1882 bekleidet er eine ord. Professur für klinische Medizin zu Wien. N. hat sich durch zahlreiche Abhandlungen um die Arzneimittellehre und die Nervenpathologie verdient gemacht; er schrieb: «Handbuch der Arzneimittellehre» (5. Aufl., in Gemeinschaft mit Roßbach, Berl. 1884), «Topische Diagnostik der Gehirnkrankheiten» (Berl. 1879), «Beiträge zur Physiologie und Pathologie des Darms» (Berl. 1884).

Nothomb (Jean Baptiste, Baron), einer der hervorragendsten belg. Staatsmänner, geb. 3. Juli 1805 zu Messancy im Luxemburgischen, studierte in Lüttich die Rechte und praktizierte darauf als Advokat, zuerst in Luxemburg, dann in Brüssel. Nach dem Septemberaufstand von 1830 wurde er von der Provisorischen Regierung, die auf seinen Rat 16. Okt. 1830 auch das Großherzogtum Luxemburg in Besitz nahm, zum Mitglied der Verfassungskommission ernannt. Bald nachher zum Mitglied des Kongresses und im Nov. 1830 zum Mitglied des diplomatischen Komittee ernannt, sprach er sich für eine konstitutionelle Monarchie aus und wurde eins der Häupter der belg. doktrinären Partei. Er leitete als Generalsekretär mit van de Weyer und Lebeau die Verhandlungen mit der Londoner Konferenz und nahm dann als ein Führer der Gemäßigten wichtigen Anteil an den Geschäften der Repräsentantenkammer. Daneben bekleidet er seine Stelle als Generalsekretär im Ministerium des Auswärtigen trotz aller Ministerwechsel. Zu dieser Zeit gab N. heraus: «Essai historique et politique sur la révolution belge» (Brüss. 1833; 4. Aufl., 2 Bde., Brüss. 1876; deutsch von Michaelis, Stuttg. 1836), die beste Verteidigung der belg. Revolution. Im kath. Kabinett de Theux übernahm N. im Jan. 1837 das neugegründete Ministerium der öffentlichen Arbeiten, wurde im März 1840 Gesandter am Bundestage zu Frankfurt, trat jedoch 1841 als Minister des Innern in das neugebildete gemäßigt-liberale Kabinett und 1843 an die Spitze eines von ihm selbst gebildeten halb katholischen, halb liberalen, welches 1845 von einem rein katholischen ersetzt wurde. Nach seinem Rücktritt wieder zum Gesandten bei den Höfen von Preußen, Sachsen und Hannover mit dem Sitz in Berlin ernannt, blieb er auf diesem Posten bis zu seinem 15. Sept. 1881 eingetretenen Tod. Bereits 1840 wurde N. Mitglied der belg. Akademie; 1852 erhob ihn König Leopold I. in den Freiherrenstand. (Vgl. Juste, «Le Baron N.», 2 Bde., Brüss. 1874.)

Sein jüngerer Bruder, Alphonse N., geb. 1815, zuerst Staatsanwalt, bekleidete das Amt eines Justizministers im gemäßigt-kath. Kabinett de Decker vom März 1855 bis Okt. 1857. Er war der Urheber der sog. Loi des couvents, welche die Maiunruhen von 1857 veranlaßte. Seit 1859 ist er Mitglied der Zweiten Kammer für Turnhout und entschiedener Ultramontaner, 1884 erhielt er den Ehrentitel eines Staatsministers.

Notifizieren (lat.), einem etwas kundthun, anzeigen; Notifikation, Bekanntmachung, Benachrichtigung; im Wechselrecht (Deutsche Wechselordnung, Art. 45—47) die Meldung, welche der Inhaber eines protestierten Wechsels binnen zwei Tagen, vom Tage der Protesterhebung gerechnet, seinem unmittelbaren Vormann von der Nichtzahlung des Wechsels schriftlich zu machen hat.

Nötigung im kriminalrechtlichen Sinne liegt (nach dem Reichsstrafgesetzbuch, §. 240) vor, wenn jemand einen andern widerrechtlich durch Gewalt oder Bedrohung mit einem Verbrechen oder Vergehen zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung nötigt. Es wird erfordert als Mittel eine widerrechtliche Anwendung von Gewalt oder eine Drohung, die eine That in Aussicht stellt, welche unter den gesetzlichen Begriff eines Verbrechens oder Vergehens fällt und die geeignet ist, einen Zwang auf das Verhalten desjenigen auszuüben, gegen den sie direkt oder indirekt gerichtet ist. Die Absicht des Nötigens besteht darin, irgend ein

Verhalten des andern zu erzwingen. Besteht das Dulden im Dulden einer andern strafbaren Handlung (Beraubung, Körperverletzung u. s. w.), so liegen andere Verbrechen (Vergehen) vor. Vollendet ist die N. mit dem Beginn des der Absicht des Nötigers entsprechenden Verhaltens des Genötigten, versucht ist sie, sobald die Gewalt ausgeübt wird oder dem Bedrohten zur Kenntnis kommt. Bis zur Novelle von 1876 nur Antragsdelikt, ist N. jetzt von Amts wegen zu verfolgen und wird mit Gefängnisstrafe bis zu einem Jahr oder Geldstrafe bis 600 Mark bestraft. Vgl. noch Reichsstrafgesetzbuch, §§.339 und 358, Reichsgewerbeordnung, §.153, und Brud, «Zur Lehre von den Verbrechen gegen die Willensfreiheit» (Berl. 1875).

Notion (lat.), Begriff, Verstandesbegriff.

Notist, Notenschreiber.

Notker hießen fünf verdiente und berühmte Mönche in St. Gallen, die wegen ihrer Namensgleichheit von spätern Schriftstellern nicht selten untereinander verwechselt wurden.

N. Balbulus (der Stammler) oder der Heilige, geb. um 840 im Thurgau, gest. 6. April 912, lag mit rastlosem Eifer den Wissenschaften ob. Von großer Bedeutung wurden namentlich seine Bemühungen um den Kirchengesang, indem er nicht nur im allgemeinen die einfachere römische oder Gregorianische Gesangsweise befestigte und förderte, sondern auch den bis dahin textlosen Melodien des Neuma oder der langgedehnten Schlußjubilation des Alleluja prosaische und Gregorianischer Sangesform sich anbequemende Texte unterlegte, die sog. Prosen oder Sequenzen (s. d.). Solcher geistlicher Gesänge hat er gegen 50 verfaßt und außerdem noch verschiedene andere theol. Schriften. Im J. 1513 wurde N. kanonisiert. Vgl. Bartsch, «Die lat. Sequenzen des Mittelalters» (Rostock 1868).

N. Physicus (der Arzt), gest. 12. Nov. 975, ein Zögling des N. Balbulus, gerühmt als Musiker, Maler, Schreibkünstler und Arzt, verzierte die Klosterkirche und mehrere Handschriften mit Gemälden, schrieb Verschiedenes in lat. Versen und stand wegen seiner Arzneikunde am Hofe Kaiser Ottos I. in besonderer Achtung.

N. der Abt, gest. 15. Dez. 975, ein Neffe des vorigen, verwaltete während seiner nur vierjährigen Regierung die geistlichen und weltlichen Angelegenheiten des Klosters auf das trefflichste und gründete eine erfolgreich wirkende Schule für die Söhne seiner Ministerialen.

N. der Propst, später (972—1008) hochverdienter Bischof von Lüttich und einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, schrieb das Leben des heil. Remaclus.

N. Labeo (mit den großen Lippen), auch Teutonicus (der Deutsche) genannt, zeichnete sich gleichfalls aus durch umfassende Gelehrsamkeit. Er war Theolog, Musiker, Dichter, Astronom und Mathematiker, in den griech. und röm. Klassikern nicht minder bewandert als in der Bibel und der geistlichen Litteratur, und übte auch die Malerei und die Heilkunst. Unter seiner Leitung erreichte die Klosterschule ihre höchste Blüte. Zunächst für die Zwecke dieser Schule verfaßte N., unterstützt durch seine Freunde und gereiften Schüler, eine Reihe von Übersetzungen und Erläuterungsschriften in deutscher Prosa, welche zu den wichtigsten Denkmälern der althochdeutschen Sprache gehören, aber größtenteils verloren sind. Erhalten haben sich die Psalmen nebst den übrigen psalmenartigen Stücken des Alten und Neuen Testaments (gedruckt in Schilters «Thesaurus», Bd. 1, in Hattemers «Denkmalen des Mittelalters», Bd. 2, und nach der wiener Handschrift besonders herausg. von Heinzel und Scherer, Straßb. 1876), die Kategorien des Aristoteles und dessen Abhandlung «Περὶ ἑρμηνείας» (herausg. von Graff, Berl. 1837), des Boëthius Schrift «De consolatione philosophiae» (herausg. von Graff, Berl. 1837, und bei Hattemer, Bd. 3), des Marcianus Capella zwei erste Bücher «De nuptiis Philologiae et Mercurii» (herausg. von Graff, Berl. 1837), eine Abhandlung «De octo tonis» (in von der Hagens «Denkmalen des Mittelalters», Berl. 1824), eine andere «De syllogismis» und ein kleines Lehrbuch der Rhetorik (in Haupts «Zeitschrift für deutsches Altertum», Bd. 4). Unzweifelhaft von N. selbst verfaßt sind unter diesen Schriften nach dem ausdrücklichen Zeugnis seines Schülers Ekkehard IV. die Psalmen, der Hiob und Gregors «Moralia in Hiob». N. Labeo starb im 70. Jahre seines Lebens 22. Juni 1022 an der Pest.

Notkette, soviel wie Hemmkette.

Notklippen, edige Notmünzen, s. u. Klippe.

Notmünze nennt man eine Münze, die infolge großen Geldmangels zum einstweiligen Verkehr fabriziert wird und deren Gültigkeit nur auf dem Kredit dessen beruht, der sie in Cirkulation setzt. Sie besitzt entweder gar keinen, oder sehr geringen innern Wert, denn meistens wird sie dadurch hergestellt, daß man Silber unverhältnismäßig stark mit Kupfer versetzt und dann in der gewöhnlichen Form ausprägt. Oftmals sind die N. auch aus Zinn, Blei, Messing, Eisen, Leder, Pappe, Papier u. s. w. verfertigt. Sind sie viereckig oder überhaupt eckig, so nennt man sie Notklippen. Die bekanntesten und berüchtigtsten N. sind die schwed. Notthaler, d. h. kupferne Münzen, welche König Karl XII. von Schweden in den J. 1715—19 prägen ließ.

Noto (Noto nuovo), Stadt und Bezirkshauptort in der ital. Provinz Siracusa, unweit der Ostküste Siciliens, in reich bewaldeter Gegend, am Flüßchen Noto (Alfinarus), das sich 8 km abwärts in das Jonische Meer ergießt, zählt (1881) 15 889 (Gemeinde 18 202) E., ist Bischofssitz und hat zwei bemerkenswerte moderne Kuppelkirchen, San-Corrado und Sta. Chiara, schöne Adelspaläste, stattliche Häuser, regelmäßige Straßen, auf der Piazza San-Domenico einen Monumentalbrunnen von 1758, ein Lyceum, ein Seminar, im Stadthause eine öffentliche Bibliothek und Handel mit Getreide, Wein und Öl. Landeinwärts unweit der Quellen des Noto liegen die Ruinen von Noto vecchio oder Noto vetere, das Neeton oder Netum der Alten, welches in griech. Zeit zu Syrakus gehörte, 1693 durch Erdbeben zerstört und verlassen wurde, worauf 1703 Noto mouvo erbaut wurde. — Das Val di Noto, seit der Normannenzeit eine der drei Landschaften Siciliens, erstreckte sich westlich bis zum Salso und nördlich bis zum Südfuße des Ätna und hatte zur Hauptstadt Catania.

Notorisch (vom lat. notus, d. i. bekannt) heißt soviel als allgemein bekannt. Die Notorietät einer Thatsache schließt die Notwendigkeit aus, sie im Prozesse zu beweisen.

Notos (grch.), der Südwind.

Notrecht nennt man die angebliche Befugnis zu Rechtsverletzungen, um einer auf andere Art

nicht abwendbaren Gefahr für die eigene Existenz zu entgehen oder die nächsten Angehörigen aus einem derartigen «Notstande» zu befreien. «Not kennt kein Gebot.» Selbst Handlungen, die alle äußern Merkmale eines Verbrechens an sich tragen, werden hier dem Urheber nicht als strafbare Schuld zugerechnet, weniger weil er ein Recht dazu gehabt, als weil ihn die Furcht vor der Selbstaufopferung in einen Zustand der Willensunfreiheit versetzte. So geht der Schiffbrüchige straflos aus, der andern ein Rettungsmittel entreißt, und wer Lebensmittel entwendet, um sich und die Seinigen vor dem sonst unvermeidlichen Hungertode zu retten, darf nicht als Dieb gerichtet werden. Ein solche Eingriffe entschuldigender Notstand kann nicht allein, wie bei der Notwehr (s. d.), durch widerrechtliche Anfälle Dritter, sondern auch durch Elementarereignisse und andere Zufälle herbeigeführt sein, muß aber unverschuldeterweise Leib und Leben des Thäters oder eines Angehörigen (Verwandten, Gatten, Verlobten, Verschwägerten) und nicht bloß geringere Güter bedrohen, deren Verlust eher zu verschmerzen wäre. (Vgl. Reichsstrafgesetzbuch, §§. 52, 54.) Auch die Machtvollkommenheit des Staats, sich in Zeiten ungewöhnlicher Bedrängnis über die Regeln und Formen des Rechts hinwegzusetzen, ist mit dem N. in Verbindung gebracht worden. Doch ist die Zumutung solcher Verzichte (z. B. auf die polit. Freiheit bei Einsetzung einer Diktatur und Verhängung des Belagerungszustandes, oder auf garantierte Vermögensrechte bei Enteignung von beweglichen oder unbeweglichen Sachen zu Kriegszwecken) ohne vorgängige gesetzliche Ermächtigung nur gerechtfertigt, wenn die Gefahr, in welcher der Staat sich befindet, ein so kräftiges und rasches Handeln wirklich notwendig macht. (S. Ausnahmegesetze.)

Notre-Dame ist die alte franz. Bezeichnung der Jungfrau Maria, wie im Deutschen Unsere liebe Frau, und deshalb der Name mehrerer der Jungfrau Maria gewidmeten Kirchen u. s. w. in Frankreich, z. B. der großen Hauptkirche von Paris.

Notre-Dame de Brou, s. unter Bourg.

Notre-Dame de Marcelle, Wallfahrtsort bei Limoux (s. d.).

Notre-Dame des Vertus, s. Aubervilliers.

Notsignale, s. unter Signal.

Notstand ist ein Zustand gegenwärtiger Gefahr für eigene Interessen, wobei die Rettung aus solcher Gefahr durch Verletzung der kollidierenden fremden, durch die Gesetzgebung als nicht rechtswidrig, oder wie viele meinen, wenigstens nicht als strafbar erachtet wird. Der §. 54 des Deutschen Strafgesetzbuchs fordert hierfür, daß die Handlung in einem unverschuldeten, auf andere Weise nicht zu beseitigenden N. zur Rettung aus einer gegenwärtigen Gefahr für Leib oder Leben des Thäters oder eines Angehörigen begangen würde. Der N. kann auch durch Drohungen veranlaßt sein (§. 52). Weitere Bestimmungen finden sich in §§. 343, 360[10], im Militärstrafgesetzbuch, §. 49, in der Seemannsordnung, §§. 32, 75, im Handelsgesetzbuch, Art. 702, 704 und 708. Vgl. Stammler, «Darstellung der strafrechtlichen Bedeutung des Notstandes» (Erl. 1878); Janka, «Der strafrechtliche Notstand» (Erl. 1878); von Liszt, «Lehrbuch des Deutschen Strafrechts» (2. Aufl., Berl. 1884).

Nott, in der nordischen Mythologie die Göttin der Nacht, Tochter des Riesen Neri, vermählt mit Dellingr (s. d.) und Mutter des Dag (s. d.).

Nottaufe heißt die Taufhandlung, die an Neugeborenen oder nach den Grundsätzen der kath. Kirche sogar an Halbgeborenen, für deren Leben zu fürchten ist, in Abwesenheit eines Geistlichen durch die Hebamme oder irgend eine andere Person unter Anwendung der Taufformel vollzogen wird. Nur in dem Falle, daß der Taufakt mangelhaft vollzogen worden, muß derselbe, wenn das Leben des Kindes erhalten wird, wiederholt werden; außerdem ist nur eine nachträgliche Einsegnung des Täuflings durch den Geistlichen erforderlich. Die N. im bezeichneten Sinne war der alten Kirche durchaus unbekannt. Sie entwickelte sich unter dem Einfluß der früher aufgekommenen Vorstellungen von der sündentilgenden Kraft der Taufe aus der sog. Krankentaufe (baptismus clinicorum), ward dann infolge der seit Augustin ausgebildeten Vorstellung von der Verdammnis ungetauft verstorbener Kinder allgemein verbreitet und blieb auch in der griech. und röm.-kath. Kirche herrschende Praxis. Unter den Reformatoren bildete sich eine verschiedene Ansicht. Luther erklärte sich für die Beibehaltung der N., stellte aber das Schicksal der ungetauft verstorbenen Christenkinder der göttlichen Gnade anheim. Zwingli und Calvin dagegen verwarfen sie und sprachen sich für die Seligkeit der vor der Taufe gestorbenen Christenkinder aus. Diese Ansicht wurde später auch bei den Lutheranern herrschend; doch wird die N. auch jetzt noch oft vollzogen.

Notte, linksseitiger Nebenfluß der Dahme im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, ist vom Mellensee ab durch Kanalisation auf 22 km schiffbar, berührt Zossen und Mittenwalde und mündet unterhalb Königs-Wusterhausen.

Nottebohm (Gustav), Musikgelehrter, geb. 12. Nov. 1817 zu Lüdenscheid in Westfalen, war Schüler von Dehn und Mendelssohn und ließ sich 1846 in Wien als Musiklehrer nieder. Er starb 30. Okt. 1882 in Graz. N. war namentlich Beethoven-Forscher («Beethoveniana», Lpz. 1872, «Beethovens Studien», Lpz. 1873 u. s. w.). Als Komponist lieferte N. einige gediegene Klavierkompositionen.

Nottingham, abgekürzt Notts, eine der mittlern Grafschaften Englands, hat einen Flächeninhalt von 2129,24 qkm mit (1881) 391 984 E. und liegt zwischen den Grafschaften York, Lincoln, Leicester und Derby. Sie ist eine der reichsten Landschaften Englands, mit mildem und gesundem Klima, zum Ackerbau ebensowohl geeignet wie zur Viehzucht. Waldungen und Anhöhen wechseln mit weiten Thälern und Ebenen ab, und zahlreiche Flüsse, unter denen der Trent der einzige größere, bewässern das Land, das überdies noch vom Grand-Trunk-Kanal durchschnitten wird. Getreide-, Garten- und Hülsenfrüchte, Hopfen, Flachs und Vieh werden reichlich erzeugt, sodaß man bedeutend davon ausführt. Auch liefert der Boden, außer etwas Blei und Galmei, Alabaster, Gips und Steinkohlen. In der Industrie ist besonders die Strumpfwarenfabrikation von Bedeutung, außerdem die Seidenfabrikation, Baumwollspinnerei, Schuhmacherei, Alebrauerei, Malzerei und andere Gewerbe. Die Grafschaft schickt vier Abgeordnete in das Parlament, sechs andere die Städte.

Die Hauptstadt N., eine Municipalstadt und Parlamentsborough, 205 km im NNW. von London, am schiffbaren Leen, nahe dem Trent, sowie am Grand-Trunk-Kanal gelegen, der eine Verbindung mit London, Liverpool und Hull herstellt,

Digitized by Google

Station der Linie Trent-Junction-N.-Newark-Lincoln des Midland-Railway und der Linien Grantham-N.-Derby-Burton und Newark-N. des Great-Northern-Railway, ist amphitheatralisch an einem steilen Sandsteinhügel hinaufgebaut, hat unregelmäßige, enge, terrassenweise übereinander liegende Straßen, einen großen Marktplatz, von einer Piazza umgeben, unter welcher sich die schönsten Läden befinden, ein Arboretum (neuangelegter Park von 7,5 ha), ferner einen dem Publikum geöffneten Park des Herzogs von Newcastle von 52,6 ha und eine Brücke von 19 Bogen und zählt (1881) 186656 E. Unter den sechs Kirchen und zahlreichen Dissenterbethäusern und Kapellen ist die Marienkirche zu nennen. Von den andern öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus die Neue Börse auf dem Marktplatze, die Grafschaftshalle, das von dor. Säulen getragene Rathaus und das Theater. Außerdem hat N. ein Gesellschaftshaus (Assembly rooms), eine Kornbörse, eine Mechanics'-Hall, mehrere Kasernen, ein Union-Workhouse, öffentliche Bäder, ein Krankenhaus, eine Irren- und eine Blindenanstalt, sowie mehrere Versorgungshäuser. Auch besteht eine freie Lateinschule, eine Zeichenschule, eine Unitarier-Freischule, eine Blaurock-, eine British-National- und andere Schulen, ein Handwerkerinstitut, eine 1846 gegründete Fortbildungsanstalt für die arbeitende Klasse (People's college), eine Naturhistorische Gesellschaft mit Museum und verschiedene Bibliotheken. Begünstigt durch die benachbarten Kohlenlager, ist N. der Sitz einer bedeutenden Fabrikindustrie, der Mittelpunkt der Bobbinet- und Spitzenmanufaktur, insbesondere der Seiden- und Baumwollstrumpfwirkerei. Hier erfand 1809 John Heathcoat die Bobbinetmaschine. Bedeutend sind die Spitzenfabrikation, die Strumpfwirkerei, der Maschinenbau und die Baumwollspinnerei. Außerdem unterhält man Fabriken für Stecknadeln, Draht, Eisen- und Messingwaren, Malzdarren, sehr berühmte und große Ale- und Porterbrauereien, sowie bedeutenden Handel. Als Vorstädte gelten jetzt Snenton, im Osten, mit 15473 E., vielen Wohnsitzen von Kaufleuten, Fabriken für Cement, Chemikalien und Ziegeln, und Radford, im Nordwesten, mit 14346 E. Nach der Stadt N., dem angelsächs. Snotingaham (auch eine der dän. Fünfstädte in England), wurde schon im 9. Jahrh. unter Alfred die Grafschaft benannt. Das ursprünglich 1130 auf einem Sandsteinfelsen erbaute Schloß wurde unter Karl I. im Bürgerkrieg zerstört. Der Herzog von Newcastle ließ es 1674 neu aufführen, doch wurde dasselbe während der Volksunruhen zur Zeit der Reformbill 1831 wieder niedergebrannt.

Notturno (ital.), eine Nacht- oder Abendmusik, entweder für drei, vier oder mehrere einfach besetzte Instrumente (Harmoniemusik, auch Streich- und Blasinstrumente verbunden u. s. w.), oder für Gesang mit und ohne Instrumente, oder endlich auch für Klavier. Im erstern Fall ist das N. ein aus mehrern Sätzen bestehendes Tonstück (sonatenartig, oder auch mit Tänzen untermischt), wie z. B. das N. von Spohr. Für Gesang hat es die Liedform; für Klavier ist es ein einzelner sentimentaler Satz in Romanzenform. Beliebte Stücke dieser Art sind die von Field und Chopin.

Notul, s. Notel.

Notweg. Wenn einem Grundstück (etwa infolge von Vorbauten) der Zugang von der öffentlichen Straße her oersperrt ist und es keinen andern dahin hat, so hat der Grundeigentümer gegenüber den Eigentümern der dazwischen liegenden Grundstücke Anspruch auf Einräumung einer Wegeservitut, des sog. Notweges, gegen entsprechenden Entgelt. Der N. kann nur gefordert werden, wenn ihn das wirtschaftliche Bedürfnis des von der Straße abgeschnittenen Grundstücks erheischt (nicht aus bloß persönlichem Interesse des Eigentümers) und derselbe ist so zu wählen, daß durch seine Anlage die in Anspruch genommenen Grundstücke möglichst wenig belastigt werden.

Notwehr (moderamen inculpatae tutelae) ist nach §. 53 des Reichsstrafgesetzbuchs diejenige Verteidigung, welche erforderlich ist, um einen gegenwärtigen, rechtswidrigen Angriff von sich oder einem andern abzuwenden. Sich gegen einen rechtswidrigen Angriff auf die Person oder den Besitz durch Anwendung einer ebenmäßigen Gewalt zu verteidigen, ist rechtlich zulässig, wenn der Angriff auf keine andere Art sich abweisen läßt. Wer aber hierbei das Maß der Gegenwehr überschreitet und statt geringerer Mittel das äußerste wagt, z. B. verwundet oder tötet, wo ein bloßes Zurückstoßen hinreichte, macht sich einer strafbaren Überschreitung der N. (moderamen deculpatae tutelae) schuldig; die Überschreitung der N. ist jedoch nicht strafbar, wenn der Thäter in Bestürzung, Furcht oder Schrecken über die Grenzen der Verteidigung hinausgegangen ist. Derjenige, welcher zuerst einen andern überfällt, kann die durch dessen Verteidigung veranlaßte Steigerung seines Angriffs nicht mit N. entschuldigen (gegen rechte N. gibt es keine N., wohl aber gegen die Überschreitung der N.). Ein Beistand, den man dritten Personen gegen ungerechte Angriffe leistet, ist auch als N. anzusehen. Die Behauptung eines Angeschuldigten, daß er die ihm beigemessene Rechtsverletzung im Zustande der N. zugefügt, kann nicht als Ausflucht aufgefaßt werden, hinsichtlich deren er beweispflichtig sei, um der ihm sonst drohenden Strafe zu entgehen. Vielmehr muß der Richter die Wahrheit oder Unwahrheit jener Angabe erörtern. Vgl. Leoita, «Das Recht der N.» (Gießen 1856); Geyer, «Die Lehre von der N.» (Jena 1857); Hälschner, «Das gemeine deutsche Strafrecht» (Bd. 1, Bonn 1881).

Notwendigkeit bedeutet in den Verhältnissen des natürlichen Geschehens die Abhängigkeit eines Ereignisses von bestimmenden und bedingenden Ursachen. Diese reale oder physische Notwendigkeit ist der Charakter alles natürlichen Geschehens, daher man vielfach die Natur als das Reich der N. bezeichnet hat: sie ist aber auch der Charakter alles geistigen Lebens, welches nur darin eine scheinbare Ausnahme macht, daß es statt der äußern Notwendigkeit der innern zu folgen in seinen höchsten Bethätigungen fähig und berufen ist. Freiheit (s. d.) ist demnach nichts anderes als innere N. Auf erkenntnistheoretischem Gebiete endlich bedeutet N. zunächst die Notigung, einen Satz anzuerkennen: dieselbe kann entweder auf logischer Überlegung beruhen, und in diesem Sinne bezeichnet man N. als Unmöglichkeit des Gegenteils, oder auf sinnlicher Wahrnehmung; da man sich aber eine Zeit lang in der Philosophie aus andern Gründen gewöhnt hatte, nur das begrifflich Erkannte als notwendig anzuerkennen, so hat der Ausdruck logische Notwendigkeit den Sinn allgemein gültiger Sätze angenommen. Es

Digitized by Google

ist hiernach klar, daß alle N. ein Verhältnis von Bedingendem und Bedingtem voraussetzt und involviert; wenn die Philosophie hin und wieder der sog. hypothetischen Notwendigkeit die absolute oder unbedingte Notwendigkeit entgegengesetzt hat, so beruhte dies auf einem Übersehen selbstverständlicher Bedingungen, z. B. daß überhaupt gehandelt werden soll, daß überhaupt Etwas ist, daß überhaupt erkannt werden soll u. s. f. Der Gegensatz von N. ist Zufall (s. d.).

Notzucht (stuprum violentum) nannte das gemeine Recht die gewaltsame Befriedigung des Geschlechtstriebes an einer unbescholtenen Frau oder Jungfrau. Die Halsgerichtsordnung Karls V. von 1532 setzte auf Vollendung dieses schweren Verbrechens wider die Freiheit den Tod durchs Schwert; neuere Gesetzgebungen ahnden dasselbe als Verbrechen gegen die Sittlichkeit nach Maßgabe der Umstände mit Zuchthaus oder andern schweren Freiheitsstrafen. Das Reichsstrafgesetzbuch, §. 177, droht Zuchthaus an, wenn jemand durch Gewalt oder durch Drohung mit gegenwärtiger Gefahr für Leib oder Leben eine Frauensperson zur Duldung des außerehelichen Beischlafs nötigt oder sie mißbraucht, nachdem er sie in einen willenlosen oder bewußtlosen Zustand versetzt hat: bei mildernden Umständen Gefängnis nicht unter einem Jahr, bei erfolgtem Tod der Verletzten Zuchthaus nicht unter zehn Jahren oder lebenslänglich. Der N. kommen nahe die Schwächung der Personen in bewußtlosem Zustande (stuprum nec violentum nec voluntarium: Strafgesetzbuch, §. 176[2]) und die Unzucht mit Kindern. (S. Unzucht.)

Nouart, kleiner Flecken mit 800 E. in den Ardennen, im Arrondissement Vouziers des franz. Depart. Ardennes, über 200 m hoch an der Straße von Buzancy nach Montmédy, 8 km ostnordöstlich von Buzancy gelegen. Bei N. schlug 29. Aug. 1870 die Vorhut des königl. sächs. (12.) Korps die Nachhut einer vom franz. Marschall Mac-Mahon auf Stenay entsendeten Seitenkolonne seiner nach Beaumont marschierenden Armee. Die franz. Truppen zogen sich nach dem Bois les Dames zurück. Das Gefecht von N. war die Einleitung zur Schlacht von Beaumont (s. d.).

Noumeait, s. Garnierit.

Nouménon (grch.), wörtlich «das Gedachte», ist in der philos. Kunstsprache der Ausdruck für den Gegenstand des sog. reinen Denkens, im Gegensatz zum Phänomenon, der Erscheinung, als dem Gegenstand der sinnlichen Wahrnehmung. Dieser Gegensatz beruht auf der erkenntnistheoretischen Ansicht, daß alle durch Sinnesempfindung vermittelten Vorstellungen nicht die Dinge, wie sie an sich sind, sondern nur ihre Erscheinungsweise erkennen lassen. In der platonischen Richtung der antiken Philosophie, besonders bei den Neuplatonikern, war das Nouménon oder die «intelligible Welt» das für erkennbar gehaltene Objekt einer rein geistigen, von aller Sinnesthätigkeit unabhängigen Anschauung, für Kant dagegen war das N. (oder das Ding an sich) kein Objekt möglicher Erkenntnis, sondern nur ein Grenzbegriff, durch welchen gerade die Erweiterung der Erkenntnis über die Grenze der Erfahrung hinaus verhütet werden sollte. Vgl. Standinger, «Noumena» (Darmst. 1884).

Nourse, Fluß im südl. Afrika, s. Cuéné.

Nouvelle (Le), Hafenstadt von Narbonne (s. d.).

Nouvion (Le), Stadt im franz. Depart. Aisne, Arrondissement Vervins, rechts an der Alten Sambre, 22 km im NNW. von Vervins, zählt (1881) 2042 (Gemeinde 3334) E. und hat Viehzucht, Käsefabrikation, Woll- und Baumwollweberei, eine Glashütte, Holzwarenfabrikation, Bierbrauerei und Holzhandel.

Nova (Novitäten, lat.), Neuigkeiten, im Buchhandel neue Werke; im Handel neue Waren, neue Muster.

Nova-Braganza de Ceará, Stadt in der brasil. Provinz Ceará (s. d.).

Nova-Friburgo, Stadt in Brasilien, s. Freiburg (Neu-).

Novaković (spr. -itsch, Stojan, d. i. Stephan), serb. Schriftsteller und Staatsmann, geb. 1. Nov. 1842 zu Schabatz in Serbien, trat nach absolvierter Hochschule in den Staatsdienst und wurde 1865 Professor der serb. Sprache und Litteratur am Gymnasium zu Belgrad. Im J. 1867 wurde er an Stelle Schafariks zum Bibliothekar der Nationalbibliothek ernannt, und hielt zugleich an der Hochschule Vorlesungen über Philologie. Nach dem Ableben des Ministerpräsidenten Blasnawatz nahm N. 14. April 1873 das Portefeuille des Kultusministers im neuen Kabinett an und begann mit den Vorarbeiten zur Reorganisation des gesamten serb. Schulwesens. Nach der Dimission des Kabinetts Ristitsch 3. Nov. 1873 trat N. wieder in seine frühere Stellung als Bibliothekar zurück. Am 25. Nov. 1874 wurde er zum zweiten mal Kultusminister und blieb als solcher bis 19. Aug. 1875. Auch in dieser zweiten Periode konnte N. nur die notwendigsten Arbeiten an der Reorganisation des Schulwesens durchführen. Erst als N. 19. Okt. 1880 zum dritten mal das Portefeuille des Kultusministers übernahm, konnte er seinem Ziele näher rücken. In diese Periode fallen das Gesetz über die Besoldungen der Lehrer (1881) und das Gesetz von der Organisation der Volksschulen (1882). Im J. 1883 ward N. zum Senator ernannt und seit 7. Febr. 1884 ist er Minister des Innern. Unter seinen Schriften nehmen den ersten Platz ein: «Spraka Bibliografija» («Serb. Bibliographie», Belgrad 1869; umfaßt die Erscheinungen der J. 1741—1867) und «Istorija sprske književnosti» («Geschichte der serb. Litteratur», 2. Aufl., Belgrad 1871).

Novaläcker, s. Neubruch.

Novalis, s. Hardenberg (Friedr. von).

Novantik, «neu-alt», die Antike erneuernd.

Nova-Petropolis, deutsche Kolonie in der brasil. Provinz Rio Grande do Sul, 70 km nördlich von Porto Alegre, 1858 gegründet, zählt 3350 E., meist Pommern und Sachsen, hat eine prot. Kirche und führt überwiegend Mais, Bohnen, Roggen, Gerste und Tabak aus.

Novara, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz des Königreichs Italien, auf einer Anhöhe zwischen der Agogna und dem Terdopio, 12 km westlich des Ticino gelegen, Station der Linien Arona-Alessandria, N.-Gozzano, N.-Pino (Gotthardlinie) und Turin-Mailand-Verona der Oberitalienischen Bahnen, Sitz eines Bischofs und der Provinzialbehörden, hat ein verfallenes Kastell, ziemlich geräumige und gerade Straßen, einen roman. Dom, die um 1570 von Pellegrino Tibaldi erbaute Kirche Sant-Gaudenzio mit säulenumgebenem Kuppelturm, eine stattliche Getreidehalle (Mercato), eine Marmorstatue Karl Emanuels III., ein Denkmal Karl Alberts, ein Cavour-Monument und zählt (1881) 14 785 E., im Gemeindegebiet 32 782 E., deren

Haupterwerbszweige Leinwandweberei, Hutfabrikation und Handel mit Reis und Seide bilden. N. (im Altertum Novaria) wurde von den Bertacomagori, einem Zweige der gallischen Insubrer, gegründet und war seit dem 11. Jahrh. sehr oft Kriegsschauplatz. Bei N. wurde 1500 Lodovico Moro von Mailand, der in Verkleidung mit seinen schweiz. Söldnern abziehen wollte, an die Franzosen verraten und gefangen. In den J. 1515 und 1522 wurde N. von den Franzosen, 1706 von den Österreichern, 1736 von den Spaniern und Franzosen genommen. Die Franzosen verloren dort unter La Tremouille 6. Juni 1513 bei Trecate, südöstlich von N., eine Schlacht gegen die schweiz. Söldner, welche sie zwang, das gewonnene Herzogtum Mailand aufzugeben. Am 9. April 1821 trieb bei N. der österr. Feldmarschallieutenant Graf Bubna nach blutigem Kampfe mit österr. und sardin. Truppen die piemont. Insurgenten auseinander und setzte dadurch den König Karl Felix in seine Rechte ein. In der Schlacht bei Novara vom 23. März 1849 siegte Radetzky entscheidend über den König Karl Albert von Sardinien. Das österr. Heer war 66000 Mann, das sardinische 60000 Mann stark, doch nahmen nur 37000 Mann des österr. Heeres am Kampfe teil. (S. Italien.) Ein Denkmal auf dem Schlachtfeld wurde 23. März 1879 enthüllt.

Zur Erinnerung an diesen Sieg wurde die österr. Fregatte Novara benannt, welche 1857—59 unter Leitung des Commodore von Wüllerstorf-Urbair eine Erforschungsreise um die Welt (Novara-Expedition) ausführte. Die reichen wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reise sind in dem «Beschreibenden Teil» der «Reise der österr. Fregatte N. um die Erde» (von Scherzer, Prachtausg., 3 Bde., Wien 1861—62; 2. Aufl. 1864—65; Volksausg. 1865—66), sowie in einer Reihe von Bänden der meig., nautisch-physik., zoolog., geolog. und statist.-kommerziellen Teile niedergelegt.

Nova Scotia, s. Neuschottland.

Novatianer hießen die Anhänger eines röm. Presbyters Novatianus, welcher um 250 zum Gegenbischof des Cornelius von Rom gewählt wurde und im Gegensatz zu dem letztern die Abgefallenen (Lapsi) und die schweren Sünder auch nach geleisteter Kirchenbuße nicht wieder in die kirchliche Gemeinschaft aufnehmen wollte. Seine Partei bezeichnete sich als «die Kirche der Reinen» und schritt im Streite mit dem kath. Klerus dazu fort, alle von unwürdigen Priestern vollzogenen Sakramente für ungültig zu erklären und die von den Katholiken zu ihnen Übertretenden einer zweiten Taufe zu unterwerfen. Die N. bilden ein bedeutsames Glied in der Kette der damals auf Herstellung einer wirklichen Gemeinschaft der Heiligen gerichteten Bestrebungen, und stehen nach rückwärts mit den Montanisten (s. d.), nach vorwärts mit den Donatisten (s. d.) in einem innern Verwandtschaftsverhältnis. Novatianische Gemeinden erhielten sich bis ins 6. Jahrh.

Novation (lat.) oder Neuerung nennt man einen Vertrag, welcher eine Veränderung hinsichtlich einer bestehenden Verbindlichkeit vollzieht, ohne das daraus hervorgehende Recht ganz zu beseitigen. Solches kann unter den bisherigen Interessenten geschehen, indem das Objekt oder der Grund der Forderung durch andere ersetzt oder die Bedingungen geändert werden (einfache N.). Wenn dagegen ein Interessent ausscheidet und ein anderer sich an seiner Statt als Schuldner bekennt (Expromission), oder der Schuldner sich dem Gläubiger seines Gläubigers überweisen läßt (s. Delegation), so tritt an die Stelle der bisherigen Verbindlichkeit eine neue, und der Vorgang heißt deshalb privative N. Einen Hauptfall der N. im modernen Recht stellen die Wechsel-Indossamente dar.

Nova Zembla, soviel wie Nowaja-Semlja.

Novéant, Dorf im Landkreise Metz des elsaß-lothring. Bezirks Lothringen, liegt 16 km südwestlich von Metz links an der Mosel und an der Eisenbahnlinie Metz-Pont-à-Mousson-Nancy, hat ein Hüttenwerk und zählt (1880) 1415 fast ausschließlich kath. E. Eine Hängebrücke führt über die Mosel nach Corny (s. d.).

Novelle (ital.) heißt eine kleinere Erzählung in prosaischer Form. Die N. schließt sich zwar auch, wie der eigentliche Roman (s. d.), an die Wirklichkeit an, beschränkt sich aber, während der Roman ein umfassendes Zeit- und Lebensbild oder die volle Entwickelung einer Persönlichkeit vorführen muß, auf eine einzelne Begebenheit, die in dem Schicksal und in der Charakterentwickelung des Helden eine entscheidende Wendung herbeiführt. Diese Wendung der Geschichte, auf welche die Schürzung ausgeht, und von welcher aus sich dann unerwartet alles löst, muß durchaus natürlich, dem Charakter und den Umständen angemessen sich entfalten, streng psychologisch, mit Ausscheidung alles Wunderbaren. Die echte N. hat daher einen fast dramatischen Zug, und dieser ist es, der selbst einen Shakspeare gern für seine Dramen zu Novellenstoffen greifen ließ; nur ist das Darstellungsgebiet der N. insofern weiter, als sie auch in Gebiete innern Seelenlebens hinabsteigen kann, die sich der greifbar heraustretenden Handlung des Dramas entziehen. Ursprünglich war die N., worauf schon der Name hinweist, Erzählung einer Neuigkeit oder Tagesbegebenheit von unterhaltender Art, erzeugt aus dem Bedürfnisse geselliger Unterhaltung, mit dem Reize des Neuen und Ungewohnlichen ausgestattet und mit einer anmutigen Leichtigkeit, rasch und lebendig dargestellt. Meister und Muster in dieser Gattung ist Boccaccio in seinem «Decamerone», und unter seinen Landsleuten zeichneten sich darin namentlich Bandello, später Masuccio von Salerno und Giov. Francesco Straparola aus. Unter den span. Novellisten ist der vorzüglichste Cervantes, unter den französischen Scarron. Auch in der altholdeutschen Litteratur, ebenso im Orient, findet sich manche Erzählung, die sich in Erfindung, Anlage und Ausführung der N. nähert; doch ist letztere erst durch Goethe, H. von Kleist, L. Tieck, Paul Heyse und Gottfried Keller zur höchsten Vollendung ausgebildet worden. Die italienischen N. aus dem 13. und 17. Jahrh. wurden von Aumohr in der «Sammlung für Kunst und Historie» (Hamb. 1823) gesammelt; eine treffliche Auswahl der italienischen, spanischen, französischen, englischen und deutschen enthalten Ed. von Bülows «Novellenbuch» (4 Bde., Lpz. 1834—36), sowie A. Kellers «Ital. Novellenschatz» (6 Bde., Lpz. 1851—52). Ferner sind zu erwähnen der von Paul Heyse und H. Kurz herausgegebene «Deutsche Novellenschatz» (24 Bde., Münch. 1871—76), der von Paul Heyse und Ludwig Laistner herausgegebene «Neue deutsche Novellenschatz» (Bd. 1—7, Münch. 1884), «Novellenschatz des Auslandes» (13 Bde., Münch. 1872—74) und «Amerik. Novellisten» (Bd. 1—7, Lpz. 1876—77).

Novellen heißen die spätern Verordnungen, welche die griech. Kaiser auf die geschlossene Konstitutionensammlung, den Codex (s. Corpus juris), folgen ließen. Unter ihnen kommen für das gemeine Recht allein in Betracht die 165 N., die Justinian 535—565 in griech. Sprache oder zugleich griechisch und lateinisch erlassen hat. Dem Abendlande wurden sie zunächst bekannt durch die Epitome Juliani (ediert von Gustav Hänel, Lpz. 1873), einen lat. Auszug aus 125 N., der einen jüngern Zeitgenossen Justinians zum Verfasser hat, weiterhin durch eine lat. Übersetzung von 134 N., die von den ital. Glossatoren für den echten Text gehalten und deshalb Authenticum genannt wurde (s. Authentiken), und zuletzt in einer griech. Sammlung von 168 N., worunter einige nicht von Justinian herrühren. Aus dem Authenticum haben die Glossatoren nur 97 N. zum Gegenstande wissenschaftlicher Behandlung gemacht und dadurch zu Quellen des gemeinen Rechts erhoben. In den Ausgaben des Corpus juris finden sich noch je fünf N. von Justinus und Tiberius und 113 von Leo dem Philosophen (887—893), welche aber nur geschichtlichen Wert haben. Auch die neuere Rechtssprache bezeichnet mit N. ein Nachtragsgesetz zur Erläuterung oder Abänderung eines abschließenden Gesetzes. In diesem Sinne verfaßte die mit der Beratung des Deutschen Handelsgesetzbuchs beauftragte Kommission die 23. Jan. 1862 veröffentlichten sog. Nürnberger Novellen zur Deutschen Wechselordnung, die in die Gesetzgebung der meisten Staaten übergegangen sind. Ähnlich bezeichnet man die Abänderungen des Strafgesetzbuchs vom 15. Mai 1871 und vom 26. Febr. 1876, sowie der Gewerbeordnung vom 1. Juli 1883 als N.

Novello, Familie von Musikern und Musikverlegern. Vincent N., Komponist und Organist, geb. in London 6. Sept. 1781, begründete daselbst eine Musikhandlung, die er zu großer Blüte brachte. Er starb 9. Aug. 1861 in Nizza, als sein Sohn Alfred N. (geb. 1810), welcher das Geschäft mit Erfolg fortsetzte, dasselbe ebenfalls bereits (1856) aufgegeben und sich nach Venedig zurückgezogen hatte. Alfred N.s Nachfolger Littleton erweiterte das Musikgeschäft zu dem gegenwärtig größten seiner Art und nennt es infolge eines Ankaufs jetzt «Novello, Ewer u. Comp.» Die vierte Tochter von Vincent, Clara N., geb. in London 10. Jan. 1818, war früher die berühmteste engl. Konzertsängerin und lebt seit 1860 als Gräfin Gigliucci in Italien.

November (vom lat. novem: neun, weil der neunte Monat des altröm. Kalenders der deutsche Windmond [Windumânôth] ist) heißt gegenwärtig der elfte Monat des Jahres, der dritte des meteorologischen Herbstes und hat 30 Tage. Während der ersten zwei Drittel des Monats steht die Sonne im Zeichen des Skorpion, während des letzten in dem des Schützen. Lostage (s. d.) sind: Allerheiligen (1.), St. Hubert (3.), St. Martin (11.), Sta. Katharina (25.) und St. Andreas (30.). Der nahe Übergang in den Winter bedingt in diesem Monat trübe, feuchte Witterung und die größte Anzahl Tage mit nassen Niederschlägen, worunter auch Schnee nicht selten; minder häufig jedoch tritt schon strengere Kälte ein. Die Entlaubung der Bäume wird gegen die Mitte hin vollständig, daher der N. auch in allen slaw. Idiomen den Namen «Blätterfall» führt, und die Natur fällt in den Winterschlaf. Im Freien ist der Landwirt mit Beendigung der Winterbestellung, Stoppelstürzen und Düngerfahren, der Forstmann mit Holzschlagen und Jagd thätig; im Küchengarten werden Rapunseln, Zuckerwurzeln, Spargel gesäet, Artischocken, Sellerie, Rapunseln, Spargel mit Mist, Erde, Baumlaub bedeckt; es wird gegraben, rajolt, gedüngt, Gemüse in die Gruben gebracht. Die Obstbäume werden gereinigt und mit dem Pechgürtel versehen.

Noverre (Jean Georges), der Reformator des Balletts, geb. zu Paris 29. März 1727, bildete sich im Tanze unter Dupré aus und erntete schon Okt. 1743 bei seinem Auftreten in Fontainebleau den größten Beifall. Fünf Jahre später ging er nach Berlin, wo er Friedrichs d. Gr. Gunst gewann, wurde nach seiner Rückkehr nach Paris Ballettmeister an der Komischen Oper daselbst und ging 1755 auf Anraten Garricks nach London. Ende der fünfziger Jahre wandte er sich nach Stuttgart, verließ Württemberg 1764 und übernahm 1770 die Stelle eines Ballettmeisters in Wien, später in Mailand, Neapel und Lissabon. Von 1776 bis 1780 gehörte er der pariser Académie royale de musique an. Er starb zu St.-Germain-en-Laye 19. Nov. 1810. N. schrieb «Lettres sur la danse et sur les ballets» (2 Bde., Lyon 1760; deutsch, Hamb. u. Lpz. 1769; neue Ausgabe als «Lettres sur les arts imitateurs en général et sur la danse en particulier» (Par. 1807). Die Zahl der von ihm verfaßten selbständigen Ballette, außer denen er solche zu Opern von Gluck und Piccini schrieb, ist sehr groß. Seine berühmtesten Schüler waren Gardel, Gollet und Vestris.

Novibazar (türk. Jenibasâr), Hauptort des gleichnamigen Sandschaks, welches den südl. Teil Bosniens bildet, am Raschtafluß, zählt etwa 12000 E., größtenteils Türken, hat breite und gerade Gassen, aber kleine, niedrige Häuser und ist von großer strategischer Wichtigkeit, da es die Verbindung zwischen Bosnien und den übrigen Provinzen der Türkei sichert und anderenteils die Verbindung Serbiens mit Montenegro hindert. Die Landschaft um N. sowie der Fluß hieß im Altertum Rassia oder Rascia, und die Bewohner Rascianer. Rascia mit Zeta war das Stammland des nachmaligen Serbenreichs, und die Beherrscher desselben nannten sich, besonders in der ersten Hälfte des 12. Jahrh., «Könige aller Rassaer Länder». In der Nähe von N. befindet sich die alte St. Peter- und Paulkirche, die Metropolitankirche des Bistums Rascia, wo 1143 der serb. Groß-Župan Stephan Nemanja von der röm. zur griech. Kirche übertrat. Der westl. Teil des Sandschaks wurde zufolge einer 21. April 1879 zwischen der Pforte und Österreich abgeschlossenen Konvention von letzterer Macht besetzt.

Novi-Ligure, Stadt und Bezirkshauptort in der ital. Provinz Alessandria, an der Eisenbahn von Mailand nach Genua, die hier nach Alessandria abzweigt, mit (1881) 13428 E. und einem festen Bergschlosse, diente einst den reichen Genuesern, welche hier schöne Villen und Paläste besaßen, zum Herbstaufenthalt. Die Stadt hat 12 Kirchen, sämtlich aus der Barockzeit, und treibt Seidenbau, Seidenspinnerei und wichtigen Handel, besonders mit Seide, hat vier große Märkte und wurde denkwürdig durch die 15. Aug. 1799 zwischen den Österreichern und Russen unter Suworow und Melas und den Franzosen unter Joubert und Moreau gelieferte Schlacht, in welcher Joubert fiel und die Franzosen 16000 Mann verloren.

Digitized by Google

Noviodunum, kelt. Städtenamen, von der Lage auf einem Hügel (dun): N. Aduorum, das jetzige Nevers; N. Helvetiorum, jetzt Nyon; N. Suessionum, jetzt Soissons, u. s. w.

Noviomagus, kelt. Städtenamen von der Lage in der Ebene (magh): N. Batavorum, Nimwegen; N. Lexoviorum, Lisieux; N. Nemetum, Speier; N. Trevirorum, Neumagen.

Novitäten, s. Nova.

Noviziat (neulat.) heißt die Prüfungszeit, welche die Novizen, d. h. diejenigen, welche in einen Mönchsorden treten wollen, bestehen müssen. Diese Prüfungszeit dauert gewöhnlich ein, bisweilen auch zwei Jahre, wird nach den von der Ordensregel vorgeschriebenen Formen und Übungen abgehalten und pflegt für die Novizen sehr beschwerlich zu sein. Diese können jedoch während des N. noch zurücktreten. In dem Kloster stehen die Novizen unter der Aufsicht eines Novizenmeisters, der ein Ordensgeistlicher ist. Ihnen liegt es außerdem ob, die niedrigsten Hausarbeiten für das Kloster zu verrichten, die geistlichen Übungen und den Kirchendienst des Ordens zu erlernen. Für Fehltritte werden sie in vielen Orden und Klöstern mit Kasteiungen und zum Teil mit harten Bußübungen bestraft. In der Kleidung unterscheiden sich die Novizen von den wirklichen Ordensgliedern. Nach überstandenem N. erfolgt unter Ablegung der Ordensgelübde der feierliche Eintritt in den Orden; man nennt dies: Profeß thun.

Novo-Redondo, Presidio in der portug. Kolonie Benguela (s. d.).

Novus homo, s. unter Nobiles.

Nowaja-Ladoga, Kreisstadt im russ. Gouvernement Petersburg, an der Mündung des Wolchow in den Ladogasee und am Ladogakanal, mit (1882) 4179 E., hat bedeutenden Handel mit Getreide, Heu, Stroh, Kohlen, Holz, Kalk und Fischen.

Nowaja-Semlja, d. i. Neuland, Doppelinsel im nördl. Eismeer, zum russ. Gouvernement Archangelsk gehörig, umfaßt 91 070 qkm, hat aber auf der Nord- und Ostküste noch sehr ungewisse Grenzen, weil hier die fast stehenden Eisansetzungen jede genauere Untersuchung verhindern. Durch das Karische Meer ist N. vom Festlande getrennt. Die nordöstl. Spitze, die fast ganz unbekannt ist, erstreckt sich bis 77° nördl. Br. und 68° 30′ östl. L. (von Greenwich). Die Länge der Insel beträgt 1120—1200 km, die Breite 95—130 km. Das stark zerklüftete Ufer besteht aus engen, tiefen Buchten und endet im Südwesten im Britwinvorgebirge. Das Innere der Insel ist ganz unbekannt. Nach den Erzählungen der Robbenjäger ist die Insel äußerst steinreich. Der Gebirgsrücken, der, wie es scheint, parallel ihren Ufern läuft, ist eine Fortsetzung des Kontinentalgebirges Pai-choi und der Insel Waigatsch. Die Berge darin erheben sich bei dem Flusse Nechwatowa bis zu 600 m, südlich von dem Kap Chatotschkin bis 1300 m. Die mittlere Jahrestemperatur schwankt zwischen −8,45° und −9,45° C., die mittlere Temperatur des Winters zwischen −15,4 und −21,45° C., die mittlere Temperatur des Sommers zwischen +1,42° und +4,95°. Die Vegetation der Insel ist äußerst spärlich. Bäume fehlen gänzlich; von Sträuchern kommen nur vier Arten der Polarweide vor. Ziemlich reich ist dagegen die Insel an Tieren; sie enthält Eisbären, Füchse (Canis lagopus), Wölfe, Hermeline, eine Art Hirsche (Cervus tarandus) und im Sommer eine große Anzahl Zugvögel und von Raubvögeln die Eule (Stryx nyctea) und den Falken (Falco buteo). Das Meer ist reich an Walfischen, Seekälbern, Seehasen, Walrossen, Robben und Delphinen. N. ist unbewohnt; nur im Sommer kommen häufig Jäger und Fischer von dem benachbarten Archangelsk hierher. In neuerer Zeit sind viele wissenschaftliche und merkantilische Expeditionen nach N. gemacht worden. Vgl. Spörer, «Nowaja-Semlä» (Gotha 1867); Töppen, «Die Doppelinsel N.» (Lpz. 1878).

Nowawes, Kolonie und Dorf im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Teltow, rechts von der Nuthe, unweit deren Mündung in die Havel, 2 km östlich von Potsdam, südlich von Babelsberg, zählt (1880) 7170 meist evang. E. und hat starke Baumwoll- und Wollweberei. N. wurde 1751 von Friedrich d. Gr. für evang. Böhmen angelegt.

Nowgorod-Litowsky, s. Nowogrudok.

Nowgorod-Sjewersk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tschernigow, am rechten Ufer der schiffbaren Desna mit (1882) 6415 E., welche Handel mit Hanföl, Hanf, Bauholz ꝛc. treiben.

Nowgorod-Weliki, d. i. Groß-Neustadt, ein nach der gleichnamigen Stadt benanntes Gouvernement im europ. Rußland, ist nur ein Teil des ehemaligen Großfürstentums dieses Namens, wozu außer N. auch noch die Gouvernements Olonez, Pskow, Twer und ein Teil von Petersburg gehörten. Die jetzige Verfassung erhielt das Gouvernement 1776; ungleich älter ist die Nowgoroder Eparchie, welche von Wladimir d. Gr. 988 errichtet wurde. Das Gouvernement ist eine der ältesten und größten Provinzen des Russischen Reichs, begrenzt im N. von Olonez, im O. von Wologda und Jaroslaw, im S. von Twer und Pskow und im W. von Pskow und Petersburg. Wichtig ist in dem Gouvernement N. das Waldaische Gebirge (sonst auch Wolchonski-Wald und Alaunische Berge genannt), eine Reihe bis 320 m hoher Hügel, über welche die Landstraße von Petersburg nach Moskau führt. Unter den zahlreichen Seen zeichnen sich der Ilmensee (s. d.), der Bjelo- Osero oder Weiße See und die Seen Wosh und Tscharonistoe aus. Auch an Flüssen ist das Land reich, die zum Teil durch Kanäle miteinander in Verbindung gesetzt sind. Die größten Flüsse sind die Msta, Lowat, Pola, Rischa, Tschernaja, Werenda und Schelona, die sämtlich in den Ilmensee fallen, während aus demselben der ansehnliche Wolchow ins petersburger Gouvernement entfließt. Zum Gebiet des Wolgastroms gehören die Mologa und die Schetsna, welche letztere aus dem Bjelo- Osero abfließt. Das Klima ist rauh und sehr feucht. Der Boden dieses mit den Seen 122 337,1 qkm großen Gouvernements ist zum Teil morastig und nur mit Moos bedeckt, wie in den nördl. Gegenden, zum Teil sandig, selbst thonig und stellenweise schwarzerdig, wie in den südlichen fruchtbarern Gegenden. Die Viehzucht ist nicht bedeutend; an Wild gibt es dagegen Überfluß. Auch hat das Land reiche Salzquellen, Gips-, Kalkstein- und reiche Eisenlager. Die Einwohner beschäftigen sich vorzüglich mit Landbau, Fischfang und Holzhandel; Fabriken bestehen nur in Seife, Leinwand, Talg und Pottasche. Der Handel ist in den Städten und Hafenplätzen konzentriert. Die Eisenbahn von Petersburg nach Moskau durchschneidet das Gouvernement. Dasselbe zählt (1882) 1 107 571 E., worunter 25 000

Digitized by Google

Karelen, etwa 7000 Tschuden und 2200 Deutsche in den Kolonien Alexandrowska und Nikolaewka.

Die Gouvernementsstadt Nowgorod-Weliki, am Wolchow, nahe am Ausflusse desselben aus dem Ilmensee, 195 km von Petersburg und durch Zweigbahn mit der Petersburg-Moskauer Bahn verbunden, ist eine der ältesten Städte des Reichs. Die Zeit der Gründung N.s ist unbekannt, doch war die Stadt eine der ersten Ansiedelungen der ilmenischen Slawen und führte schon im 9. Jahrh. die Hegemonie unter den Slawen. Der Großfürst Wladimir siedelte 980 von N. nach Kiew über; 990 erfolgte die Taufe der Einwohner durch den ersten russ. Metropoliten Michael; 1136—1270 wählte N. selbst seine Fürsten aus dem Hause Rurik; 1270—1477 wurde es von besondern Posadniks regiert. Zu Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrh., wo sie noch in Verbindung mit der Hansa stand und als Stapelort des arktisch-orient. Handels diente, war N. die größte Stadt Rußlands und eine der berühmtesten Handelsstädte Europas. Damals soll sie mehr als 400000 E. gezählt haben und besaß eine völlig republikanische Verfassung. Im J. 1477 wurde die Republik eine Beute des Großfürsten Iwan Wasiljewitsch d. Gr. und 1570, nach einem vergeblichen Aufstande, durch den Großfürsten Iwan Wasiljewitsch den Schrecklichen fast der Vernichtung preisgegeben. Durch die Gründung Petersburgs sank ihr Wohlstand vollends. Sie zählt (1882) 21039 E. und hat meist hölzerne Häuser. Von den Hunderten von Kirchen sind nur 35 sowie 4 Klöster übriggeblieben. Die Stadt zerfällt in drei Teile: den Kreml, die Sophienstadt auf dem linken Ufer des Wolchow und die Handelsstadt auf dem rechten Ufer. Zu den Hauptzierden gehören das neue Schloß, der Volksgarten längs des Wolchow, der Handelsbazar und zwei Denkmäler, das eine zur Erinnerung an das J. 1812, das zweite von 1864 an das 1000jährige Bestehen Rußlands. An die alte Glanzperiode erinnert die uralte Kathedralkirche der heil. Sophia im Kreml mit den sog. Korsunschen oder Chersonschen Thüren, die für ein Prachtwerk des Mittelalters und altdeutscher Kunst im byzant. Geiste gelten. Vgl. Meyer, «Russ. Denkmäler» (2 Bde., Hamb. 1837).

Nowikow (Nikolaj Iwanowitsch), russ. patriotischer Schriftsteller, geb. 8. Mai 1744 in Tichowinsko (Gouvernement Moskau), stand im Civil-, später Militärdienst und nahm 1768 seinen Abschied. Seine litterarische Thätigkeit begann er in Petersburg mit kleinen satirischen Zeitungen, die er meist selbst schrieb, und von denen «Zivopisec» («Der Maler», 1772—73) die bedeutendste war. Zugleich führte er in Rußland die Freimaurerei ein. Im J. 1777 siedelte N. nach Moskau über, pachtete die dortige Universitätsbuchdruckerei und begann eine «Typographische Campagne», indem er eine Menge Bücher und Zeitschriften druckte, was sich noch steigerte, als er 1781 mit Schwarz den «Freundschaftlichen Gelehrten Verein» zur Forderung der moralischen Erziehung u. s. w. gründete. Diese Thätigkeit brachte ihn allmählich in Konflikt mit der Regierung, die 1792 den Verein auflöste und N. auf die Festung Schlüsselburg in Haft brachte, aus der ihn erst Kaiser Paul I. befreite. N. lebte fortan zurückgezogen auf seiner Besitzung bei Moskau und starb daselbst 30. Juni 1818. N. schrieb ein russ. Schriftstellerlexikon (1772), eine «Altruss. Bibliothek» (10 Bde., 1772—75; Sammlungen aus der russ. Geschichte, Geographie und Litteratur), eine «Altruss. Hydrographie», eine «Stadt- und Dorfbibliothek», «Erzähler russ. Altertümer» u. a. Von seinen Zeitschriften seien noch erwähnt «Das Morgenlicht» (1777—78), «Das Ökonomische Magazin», «Erholungsstunden» (1784—85) u. a. Vgl. Die Biographie N.s von Nefelenow (Petersb. 1875).

Nowochopersk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Woronesh, am Chopor, mit (1882) 7353 E., hat Handel mit Getreide, Leinsamen, Talg und Vieh.

Nowogeorgiewsk, Stadt im Kreise Alexandrija des russ. Gouvernements Cherson, an der Mündung der Tiasmina in den Dnjepr, mit (1882) 10225 E., ist Stapelplatz für Bauholz, welches vom obern Laufe des Dnjepr hierher geschwemmt wird.

Nowogeorgjewsk (oder Neugeorgjewsk, früher Modlin genannt), russ. Stadt in dem ehemals poln. Gouvernement Plock, am Einflusse des durch den Narew verstärkten Bug in die Weichsel, 26 km im NNW. von Warschau, Station der Linie Kowel-Mlawa der Weichselbahn, ist eine starke Festung, die ohne die Garnison nur 1250 E. hat. Schon im 17. Jahrh. wurde daselbst von den Schweden ein verschanztes Lager angelegt. Nachdem Napoleon I. die Wichtigkeit des Platzes erkannt, ließ er 1807—12 die Festung erbauen, welche 1813 von den Russen blockiert, aber erst, nachdem vollständiger Mangel an Lebensmitteln eingetreten, 25. Nov. von dem Kommandanten, General Daendels, übergeben wurde. Ebenso heldenmütig verteidigte sie während der Revolution 1831 der poln. General Graf Ignaz Ledochowski, bis er sich mit der Besatzung nach dem Falle von Warschau, 7. Okt., kriegsgefangen ergeben mußte. Darauf wurde N. von den Russen bedeutend verstärkt, sodaß es mit Warschau, Iwangorod und Brest-Litewsk das poln. Festungsviereck bildet, innerhalb dessen sich die russ. Operationsarmee bei einem Kriege gegen Deutschland oder Österreich-Ungarn versammeln würde. N. hat große bombenfeste Defensionskasernen, eine starke Citadelle und ein großes Arsenal. Die Hauptfestung liegt rechts der Weichsel und des Narew, die Nowodworschen Befestigungen im Winkel zwischen beiden Flüssen (Hornwerk), und die Warschauer Front (Kronenwerk) auf dem linken Ufer der 300 m breiten Weichsel. Die Hauptbefestigung besitzt ein ausgedehntes Minensystem und erhielt 1877 bei der Ostrolenka-Schanze eine Batterie zur Bestreichung der Eisenbahn, sowie seit 1880 vier Forts, zu denen noch sieben, ein großes Lager umschließende Forts in Zukunft hinzutreten sollen.

Nowogrudok (Nowgorod-Litowsky oder Nowyj Gorodok), Kreisstadt im russ. Gouvernement Minsk, mit (1882) 8553 E., war früher Hauptort eines mächtigen Teilfürstentums und hat noch Ruinen aus dem Anfang des 15. Jahrh.

Nowomirgorod, Stadt im russ. Gouvernement Cherson, Kreis Jelisawetgrad, am See Longo, mit (1882) 5893 E., darunter viele Juden, hat Handel mit Getreide und namentlich mit Vieh.

Nowomoskowsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Jekaterinoslaw, an der Samara, einem linken Nebenfluß des Dnjepr, mit (1882) 10515 E., hat bedeutende Jahrmärkte und Fabrikation von Schafpelzen, Stiefeln und andern Lederwaren.

Noworadomsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Piotrkow in Polen, an der Warschau-Wiener Eisenbahn, mit 4680 E., hat Baumwoll- und Wollspinnereien und Webereien.

Digitized by Google

Noworossijsk hieß früher Jekaterinoslaw (s. d.).

Nowospasskoje, s. Dedenowo.

Nowo-Seliza, Stadt im russ. Gebiet Bessarabien, Kreis Chotin, am Pruth, an der österr.-rumän. Grenze, mit (1882) 3009 E., hat ein Zollamt und ist ein Stapelplatz für Bauholz.

Nowoshybkow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tschernigow, 165 km nordöstlich von der Gouvernementsstadt, mit (1882) 8602 E., hat Lederfabriken, Segeltuchwebereien, Seilereien, Ziegeleien, Talg- und Wachssiedereien, beträchtlichen Fleischhandel, Garten- und Gemüseban.

Nowo-Tscherkask, d. h. Neu-Tscherkask, Kreishauptstadt im Lande der Donischen Kosaken in Südrußland, 1117 km im S. von Moskau, an der Koslow-Rostower Eisenbahn, am Aksai, einem nördlichen Nebenarm des Don, 86 km von der Mündung ins Asowsche Meer, auf einem etwa 100 m hohen länglichen Erdrücken gelegen und 18. Mai 1805 anstatt der alten, 37 km südlicher, am rechten Ufer des Don gelegenen Stadt Tscherkask gegründet, ist Sitz der Administration des Donischen Kosakenheers und des Erzbischofs vom Don und zählt (1882) 37091 E. Die Stadt hat eine große, neue Kathedrale auf dem höchsten Punkte der Stadt, neun andere Kirchen, ein Gymnasium mit einer Abteilung für orient. Sprachen und einer Bibliothek, eine geistliche und eine weltliche Kreisschule, zwei Pfarrschulen, ein Findelhaus, eine Irrenanstalt, 42 Fabriken und Manufakturen, einen schönen öffentlichen Garten mit einem 1853 dem ehemaligen Hetman des Donischen Kosakenheers, Grafen Platow, errichteten Denkmal, und nicht unbeträchtlichen Handelsverkehr. Auf den zwei Jahrmärkten findet zusammen ein Warenumsatz von etwa 300000 Rubel statt, während die Zufuhr das Doppelte beträgt. Der Weinbau in den 300 Gärten der Stadt und Umgegend ist nicht unbedeutend. Die frühere Hauptstadt des Landes, Staro-Tscherkask (d. i. Alt-Tscherkask) oder vielmehr Staro-Tscherkaskaja, wurde wegen ihrer den Überschwemmungen des Don ausgesetzten, sumpfigen und ungesunden Lage aufgegeben. Dieselbe war früher eine lebhafte Handelsstadt, zählt aber jetzt nur noch 6150 E. (1882). Der Haupthandelsverkehr hat sich jetzt nach der weiter stromabwärts im Gouvernement Jekaterinoslaw gelegenen Stadt Rostow (s. d.) gezogen.

Nowyi-Oskol, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kursk, am Oskol, mit (1882) 2837 E., die Handel mit Wachs, Talg, Seife, Pottasche, Leinöl und Anisöl treiben.

Nowyi-Usen, oder Nowousensk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Samara, am Fluß Usen, in der weiten Steppe, in der Nähe der mittlern Kirgisenhorde, mit (1882) 7543 E., hat zwei große Jahrmärkte, auf welchen namentlich die Kirgisen mit großen Viehherden erscheinen.

Nowyj (russ., Femininum Nowaja, «neu»), häufig in Verbindung mit russ. Ortsnamen, oft auch abgekürzt: Now, Nowo.

Nox (lat.), Nacht.

Noxalklage (vom lat. noxa, Schaden), Schädenklage, Klage auf Schadenersatz.

Noyaden (von noyer, d. i. ertränken) nannte man in der Französischen Revolution die von dem Konventsdeputierten Carrier (s. d.) zu Nantes angeordneten Massenertränkungen politisch Beschuldigter. Man nannte die N. auch vertikale Deportation.

Noyon, Stadt im franz. Depart. Oise, Arrondissement Compiègne, an der Verse, nahe deren Mündung in die Oise, Station der Hauptlinie Paris-Erquelines der Nordbahn, 108 km im NO. von Paris, gut gebaut und von schönen Gärten umgeben, zählt (1876) 5785 (Gemeinde 6439) E. und hat eine sehenswerte Kathedrale (von Pipin dem Kurzen gegründet, von Karl d. Gr. erweitert, 1180 und später umgebaut), einen ehemaligen bischöfl. Palast und ein 1485—1523 erbautes Stadthaus. Auf dem Marktplatze steht die Statue des Bildhauers Sarrazin, und auf der nach dem alten Château Corbault benannten Stelle befinden sich noch Reste einer antiken Festungsmauer. N. hat Hanfleinwandweberei, Runkelrübenzuckerfabrikation, Gerberei und eine Weinessigfabrik, ferner Handel mit Korn, Holz, Asche, Wein, Leder und Strumpfwaren. Die Umgegend heißt Noyonnais. — N. ist die Stadt Noviomagus der von Cäsar 57 v. Chr. unterworfenen Veromanduі und hieß im Mittelalter lat. Noviomus, Noviomum und auch Noviomagus. Medardus, Bischof von Vermand, verlegte 531 sein Bistum hierher. Zu N. wurde Karl d. Gr. 9. Okt. 768 zum König gesalbt; 814 und 834 hielt man hier Konzile ab. Hugo Capet wurde 987 zu N. zum König gewählt. Am 13. Aug. 1516 kam daselbst ein Vertrag zwischen Franz I. und Erzherzog Karl (später Kaiser Karl V.) zu Stande. Die Stadt wurde 859 von den Normannen erobert und verheert, 890 abermals von diesen belagert, 7. Mai 1414 von Karl VI. den Burgundern entrissen. Im 12. und 13. Jahrh. ward sie wiederholt durch Feuersbrünste zerstört. In dem Hugenottenkriege war N. von den Liguisten besetzt und öffnete ihre Thore Heinrich IV. erst 1595. N. ist der Geburtsort Calvins, dessen Haus man noch zeigt. Das 6 km im Osten gelegene Dorf Salency, Geburtsort des heil. Medardus, hat ein Schloß aus dem 16. Jahrh. und eine sehr alte Kirche, in welcher noch jetzt das von Medardus gestiftete Rosenfest (fête de la Rosière) gefeiert und das tugendhafteste Mädchen des Ortes gekrönt und mit einer Geldsumme beschenkt wird.

N. St. (oder n. S., auch n. s. [novi stili], Abkürzung für neuen Stils (bei Datumsangaben nach dem Gregorianischen Kalender).

N. T. (N. T.), Abkürzung für Neues Testament (Novum Testamentum).

Ntamo, Marktplatz bei Leopoldville (s. d.).

Nuance (frz.), Abtönung, Abschattierung, zunächst von dem allmählichen Übergang von Farben und Farbenschattierungen ineinander; nuancieren, die Farben allmählich abstufen, abschattieren.

Nuba (Nubier), soviel wie Barabra (s. d.).

Nubar Pascha, ägypt. Staatsmann, wurde als armen. Christ geboren, trat frühzeitig in ägypt. Dienste und wurde bereits unter Mehemed-Ali in die Nähe des Hofs gezogen. Nach dem Tode Mehemed-Alis spielte N. als Vertrauensmann von dessen Adoptivsohn und Nachfolger Ibrahim Pascha eine wichtige Rolle, ging während der Regierung von Abbas Pascha (1848—54) mehrfach in diplomatischen Sendungen nach Europa und bekleidete unter dessen Nachfolger Said Pascha (1854—63) die Stellung eines Direktors der ägypt. Eisenbahnen. Nachdem Ismail Pascha 18. Jan. 1863 in der Regierung gefolgt war, ernannte dieser im Sept. 1867 N. zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Als solcher war er bemüht, durch Abschluß spezieller

Verträge mit der Türkei Ägypten eine möglichst unabhängige Stellung und dem Vizekönig den Titel «Chedive» zu verschaffen, brachte die Organisation internationaler Gerichte zu Stande und suchte Ägypten nach europ. Muster zu civilisieren. Durch franz. Einfluß 24. Mai 1874 gestürzt, übernahm er von neuem 8. Juni 1875 das Ministerium des Auswärtigen und des Handels, legte aber 4. Jan. 1876 seine Ämter nieder. In das neue Kabinett, das auf Andrängen Englands und Frankreichs berufen wurde und eine vollständige Reform der Finanzverwaltung vornehmen sollte, trat N. 23. Aug. 1878 als Präsident ein, nahm aber, als Ismail der Reformen überdrüssig war und einen Militäraufstand organisierte, 18. Febr. 1879 seine Entlassung. Erst 1884 trat N., nach dem Rücktritt des Ministeriums Scherif Pascha, wieder ins Ministerium und übernahm 8. Jan. das Präsidium und das Auswärtige. Auf Inspiration der engl. Regierung ordnete N. 18. Sept. die Suspension des auf internationaler Vereinbarung beruhenden Liquidationsgesetzes an, infolge dessen gewisse Einkünfte bis zum 26. Okt., anstatt zur Amortisierung der Schuld, für die laufende Verwaltung verwendet wurden. Bei dem internationalen Gerichtshof angeklagt, wurde er freigesprochen. Den Generalkonsuln Deutschlands und Rußlands, welche Vertretung ihrer Staaten in der internationalen Schuldentilgungskommission forderten, machte er, da England dagegen war, Schwierigkeiten und stimmte erst zu, als jene Mächte sich 1885 mit den engl. Vorschlägen einverstanden erklärt hatten.

Nubien umfaßt das dem Vizekönig von Ägypten unterworfene Gebiet von dem Parallel der Kataraktе bei Assuân im Norden bis zur Savannenebene von Ostsudan im Süden, also etwa bis zum Breitenparallel von Chartûm, und von den Küsten des Roten Meers und den nordwestl. Grenzen Abessiniens bis in das Innere der Großen Libyschen Wüste westlich vom Nil und jenseit des Oasenzugs. Das Areal beträgt etwa 864500 qkm, und die Zahl der Bewohner wird annähernd auf 1 Mill. geschätzt. Von Süden nach Norden durchströmt der Nil das Land in einer S-förmigen Krümmung, deren südl. Bogen die Bajudasteppe, deren nördl. Bogen die Nubische Wüste umschlingt. Durch letztere führt die Karawanenstraße von Koroskо nach Abu-Hammed. Das ganze Gebiet ist Wüste mit einzelnen Oasen oder im Süden eine Übergangsform von der Wüste zur tropischen Savanne; nur das Thal des Nils selbst ist kulturfähig und hat seßhafte Bewohner, während die andern Bewohner N.s Nomadenvölker sind. Meistens reicht die Sand- oder Felsenwüste bis dicht an den Nil heran, sodaß ein sehr schmaler Streifen mit Hilfe von Wasserrädern ertragfähig gemacht werden kann; dagegen breitet sich das Thal in der Provinz Dar-Dongola zu einer 220 km langen, fruchtbaren Ebene aus. Die zahlreichen Inseln sind sehr fruchtbar. Datteln, Gummi, Sennesblätter sind Exportartikel.

Unter den verschiedenen Stämmen des Landes wird nur das bronzebraune, kräftige Volk als Nubier (in Ägypten als Barabra, s. d.) bezeichnet (die übrigen Stämme sind teils Hamiten, teils Araber). Die Nubae werden zuerst von Eratosthenes als eine große Nation im Westen des Nils in der heutigen Bajudasteppe erwähnt; Ptolemäus unterscheidet Nubi in der Libyschen Wüste und Nubä im Osten des Nils. Procop berichtet, der Kaiser Diocletian habe in den letzten Jahren des 3. Jahrh. dem Nomadenstamm der Nobatä, welcher in der Umgegend der Großen Oase (El-Chardscheh) weidete, das Nilthal oberhalb Syene (Assuân) bis sieben Tagereisen weit aufwärts eingeräumt, damit sie Ägypten vor den räuberischen Einfällen der Blemmyer (der Nomadenstämme der Nubischen Wüste, mit den heutigen Bedschas identisch) schützen sollten. Um die Mitte des 5. Jahrh. fielen diese «Nubades» mit den Blemmyern vereint in Oberägypten ein, und in der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. haben die Blemmyer das Nilthal von Syene aufwärts bis Primis (Ibrim) inne, während die «Nubadi» unter dem König Silco südlich von ihnen ein großes Reich bis gegen die Insel Meroe (Sennaar) und gegen Abessinien hin erobert haben. Seit dem 6. Jahrh. drang das Christentum nach jakobitischer Lehre bei den Nubiern ein. Ihr Reich ward mächtig und blühend. Ihr König residierte in der Stadt Donkola (dem jetzigen Alt-Dongola). Die einzelnen Provinzen wurden von besondern Statthaltern regiert. Vom 7. bis zum 14. Jahrh. blühte das christliche N.; zahlreiche Kirchen und Klöster wurden im Nilthale, namentlich in der Provinz Dongola, gebaut, deren Ruinen noch erhalten sind. Auch die beiden andern großen Südreiche waren christl. Staaten und gehörten derselben Sekte wie die kopt. Kirche an. In späterer Zeit wird daher der nubische Name in kirchlicher Beziehung zuweilen auf alle drei Reiche ausgedehnt und hat seit jener Zeit die allgemeine Bedeutung über die eigentlichen Grenzen der nubischen Bevölkerung hinaus nie ganz verloren. Seit dem Anfang des 14. Jahrh. unterlag das nubische Reich allmählich den immer heftiger andringenden Arabern, und 1820 wurde N. von Ismail Pascha, einem Sohne Mehemed-Alis von Ägypten, erobert. Seitdem blieb es bei Ägypten, bis 1883 der Aufstand des Mahdi (s. d.) gegen die ägypt. Herrschaft begann.

Vgl. die Reisewerke von Burckhardt, Rüppell, Russegger und Heuglin. In Betreff der Sprache s. u. Barabra.

Nubilität (vom lat. nubilis), Mannbarkeit.

Nubilös (lat.), umwölkt, wolkig.

Nuble, Provinz der südamerik. Republik Chile, zwischen 36° 10′ und 37° 15′ südl. Br., von den Provinzen Linares (im N.), Maule (im W.) und Concepcion (im W. und S.) und von Argentina (im O.) begrenzt, größtenteils von nach Westen verlaufenden Zügen der Cordilleren erfüllt, vom Nuble und andern rechtsseitigen Nebenflüssen des Rio Itata und linksseitigen des Rio Maule bewässert, zählt auf 9210 qkm (1882) 140502 E. und zerfällt in die beiden Departimientos Chillan und San-Carlos. Das feuchte Klima dieser Binnenprovinz ist der Viehzucht und dem Ackerbau günstig. Außer Steinkohlen und Schwefel gelangen zur Ausfuhr Wolle, Häute, Schinken, Gerberrinde, Wein, Branntwein, Weizen, Gerste und Mehl. Die Hauptstadt ist Chillan (s. d.).

Nucha, seit 1846 Kreisstadt im russ. Gouvernement Jelisawetpol in Transkaukasien, die einzige des ehemaligen Chanats Nucha oder Scheki im nordwestl. Schirwan (s. d.), breitet sich am Fuße des südl. Kaukasus im Thale des Kisch-Tschai, eines Zuflusses des in den Kur fallenden Alasan, etwa 10 km weit als ein Wald von Maulbeer- und Fruchtgärten aus und zählt (1882) 24994 E. Der größte Teil der Einwohner gehört zur mohammed.

Sekte der Schiiten. Der Ort ist wegen seiner bedeutenden Seidenzucht, Seidenspinnerei und Manufaktur seit alter Zeit berühmt. Die eigentliche Stadt zerfällt in die Tataren- und die Armenierstadt. Die erstere, bei weitem die größere, hat 81 Moscheen; die letztere ist der Sitz eines Erzbischofs und hat 3 Kirchen. Die Festung, ehemals Burg des Chans, mit hoher Ringmauer und Citadelle, in pers. Geschmack aufgeführt, umschließt eine russ. Kirche. N. hat Seidenfabriken, Seifensiedereien, Lederfabriken und Färbereien. Der Handel mit Seide, Farbstoffen, Leder und Getreide ist bedeutend. Der westl. Teil N.s bildet die Seidenbaukolonie Zar-Abbat.

Nüchtland, s. Uchtland.

Nucifräga, der Tannenheher.

Nucleus (lat.), Kern (der Pflanzenzelle, des Kometen u. s. w.).

Nudation (lat.), Entblößung, Enthüllung.

Nude crude (lat., «nackt [und] roh»), schlechthin, schlechtweg, geradezu.

Nudeln (frz. vermicelle, engl. vermicelli), in verschiedene Formen gebrachter und getrockneter Teig aus Weizenmehl. (S. unter Teigwaren.)

Nudis verbis (lat.), mit nackten, dürren Worten, frei heraus.

Nudität (lat.), Nacktheit, Blöße, namentlich von Darstellungen der menschlichen Gestalt; auch etwas gegen die Decenz Verstoßendes.

Nueva-Esparta, s. Margarita.

Nueva Santander, ehemals Name von Ciudad Victoria (s. d.).

Nuevitas (San-Fernando de Nuevitas), Hafen von Puerto Principe (s. d.) auf Cuba.

Nuevo-Leon, mexikan. Staat, s. Neuleon.

Nufenenpaß (ital. Novena), Bergpaß des St. Gotthardgebirges in den Lepontinischen Alpen, verbindet die schweiz. Kantone Tessin und Wallis. Der Weg über den N. zweigt bei Airolo (1186 m) von der Gotthardbahn ab und steigt südwestlich durch das Bedrettothal zur Paßhöhe (2440 m) hinauf, welche die Grenze der beiden Kantone und die Wasserscheide zwischen dem Ticino (Po) und dem Rhône bildet und eine schöne Aussicht über den Griesgletscher und die Berner Alpen bietet, senkt sich dann westlich steil ins Eginenthal hinab, in dem er sich mit dem Weg des Griespasses (s. d.) vereinigt, und schließt sich bei Ulrichen (1350 m) an die Furkastraße an. Der Übergang erfordert etwa neun Stunden.

Nugent, altes irisches kath. Grafengeschlecht, von dem sich ein Zweig, N.-Westmeath, im 17. Jahrh. in Österreich und Ungarn niederließ.

Robert N., Viscount Clare, erhielt 1776 den Titel eines Grafen N., welcher nach dem Tode seines Sohnes Edmund nebst den Gütern auf seine Tochter, vermählte Marquise von Buckingham, überging. Edmund N. hatte jedoch zwei natürliche Söhne hinterlassen, die in der brit. Armee und Marine zu hohen Würden gelangten. Der ältere, Sir George N., geb. 10. Juni 1757, trat 1773 in die Armee, diente mit Auszeichnung in Amerika, den Niederlanden und Irland, wurde 1801 Gouverneur von Jamaika, 1806 Generallieutenant und Baronet und 1811 Oberbefehlshaber der Armee in Ostindien, welches Amt er bis 1815 bekleidete. Im J. 1846 empfing er als ältester General im brit. Heere den Feldmarschallsstab und starb 11. März 1849. Der jüngere, Sir Charles Edmund N., geb. 1759, that sich unter Rodney in den Seeschlachten gegen De Grasse, später im franz. Revolutionskriege hervor, ward 1797 Kontreadmiral, 1801 Vizeadmiral und 1808 Admiral der Blauen Flagge. Er erhielt 1833 den Titel eines Admirals der Flotte und starb 7. Jan. 1844.

George N.-Temple-Grenville, jüngerer Sohn des Marquis von Buckingham (s. d.), geb. 30. Dez. 1788, folgte 1813 seiner Mutter in der irischen Peerswürde als Lord N. Nachdem er in Oxford studiert, trat er 1812 ins Unterhaus. Als im Nov. 1830 die Whigs das Staatsruder ergriffen, wurde N. zum Lord des Schatzes, 1832 zum Lord-Oberkommissar der Jonischen Inseln ernannt. Im J. 1835 abberufen, widmete er sich litterarischen Beschäftigungen. Bereits 1812 hatte er ein Gedicht «Portugal» veröffentlicht und 1832 interessante «Memorials of John Hampden» (2 Bde.) herausgegeben. Er schilderte nun in dem Werke «Lands classical and sacred» (2 Bde., Lond. 1843) seine Reisen im Orient und schrieb im Verein mit seiner Gemahlin die «Legends of Lillies, by the Lord and Lady thereof» (2 Bde., Lond. 1846). Er starb ohne männliche Nachkommenschaft 26. Nov. 1850.

Nach der Vertreibung des Hauses Stuart wanderten mehrere dem Katholizismus ergebene Glieder der Familie N. aus Irland aus und ließen sich in Österreich nieder, wo ihre Nachkommen noch jetzt blühen. Laval, Graf N. von Westmeath, österr. Feldmarschall, wurde 3. Nov. 1777 zu Ballynacor geboren, war 1809 Oberst und Stabschef beim Erzherzog Johann und ging 1811 nach London, um mit der engl. Regierung Unterhandlungen anzuknüpfen. Im J. 1813 kämpfte er als Generalmajor unter Hiller vor Triest und schloß nachher die Übereinkunft mit Murat ab, welche diesem die Krone Neapels garantierte. Nach der Restauration der Bourbons wurde er 1817 Oberbefehlshaber der neapolit. Armee, gab diesen Posten jedoch infolge der Revolution von 1820 auf und trat wieder als Feldmarschalllieutenant in die österr. Armee, rückte 1838 zum Feldzeugmeister auf und erhielt 1848 das Kommando eines Armeekorps, mit welchem er dem von den Piemontesen bedrängten Radetzky zu Hilfe eilte. Auch in dem ungar. Feldzuge befehligte er ein Korps und ward 16. Okt. 1849 zum Feldmarschall befördert. Als der Krieg von 1859 in Italien ausbrach, begab er sich als Freiwilliger auf den Kampfplatz und war bei der Schlacht von Solferino gegenwärtig. Er starb 22. Aug. 1862 auf dem Schlosse Bosiljevo bei Karlstadt. Er hinterließ zwei Söhne, Albert Eugen, k. k. Oberst a. D., geb. 25. Sept. 1816, und Arthur Patrick, k. k. Kämmerer und Oberst a. D., geb. 17. März 1825. Eine jüngere Linie, N.-Ballynacor, wurde 1689 in den Freiherrenstand, 1778 in den Reichsgrafenstand erhoben.

Nugget (engl., ursprünglich schottisch), in der Erde gefundener (massiver) Goldklumpen.

Nuits, Stadt im Arrondissement Beaune des franz. Depart. Côte d'Or, am Muzin (auch Meurin) und der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn (Linie Dijon-Chagny) 22 km südwestlich von Dijon, 400 m hoch am Fuße des Gebirges gelegen, mitten im Weinlande, hat eine schöne alte Kirche, St.-Symphorien, und zählt (1876) 3596 E. Geschichtlich namhaft wurde N. im Deutsch-Französischen Kriege 30. Nov. 1870 durch ein kleines Gefecht der bad.

Digitized by Google

Brigade Keller auf dem Marsche nach Autun und durch ein größeres 18. Dez., in welchem die bad. 1. und 2. Brigade, 11 000 Mann stark, unter General von Glümer und dem Oberbefehl des Generals von Werder 20 000 Franzosen mit 18 Geschützen unter General Cremer bei N. und Pleßnes nach hartem Kampfe besiegten. Vgl. Löhlein, «Die Operationen des Korps des Generals von Werder» (Berl. 1874); Poullet, «Le général Cremer» (Par. 1872).

Nukahiva, s. Marquesasinseln.

Nules, befestigte Stadt in der span. Provinz Castellon de la Plana, 7 km von der Küste des Mittelländischen Meers, Station der Bahn Almansa-Valencia-Tarragona, zählt (1877) 4443 E.

Null (arab. zifra, zéro) wurde als Zeichen von nichts erfunden, um die Zahlen zehn, zwanzig ꝛc. mit denselben Ziffern zu bezeichnen, welche für die Einer festgesetzt waren (s. Ziffern). Vor dieser in Ostindien nach der Zeit Alexanders d. Gr. erfundenen Zahlenschreibung war die sehr unbequeme semitische Zahlenschreibung gebräuchlich, welche von den Phöniziern die Griechen und Römer erhalten hatten. Die ind. Erfindung wurde nach der Zeit Karls d. Gr. in Vorderasien eingeführt (Algorithmus), nach den Kreuzzügen in Europa, während der Reformationszeit in Deutschland (Adam Riese). Neben der ind. (arab.) Zahlenschreibung konnte sich danach die Buchstabenrechnung ausbilden zur großen Erleichterung der neuern mathem. Forschung. Die N. wurde nun auch selbständig verwandt als Differenz gleicher Größen, als Grenze zwischen den negativen und den positiven Zahlen, als Grenze einer verschwindenden Größe.

Null (Eduard van der), Architekt, geb. 9. Jan. 1812 zu Wien, ein natürlicher Sohn des österr. Feldmarschallleutenants Freiherrn von Welden, studierte an der wiener Akademie und war dann mit seinem Freunde Siccardsburg erfolgreich bemüht, den Renaissancestil in Wien zur Herrschaft zu bringen. Beide gewannen mit dem Plan eines Börsengebäudes 1839 den Hofpreis und die Mittel zu einer ital. Reise. Von Italien begaben sie sich nach Paris, Berlin und München und kehrten 1843 zurück. N. erhielt nun in Wien eine Professur der Ornamentik und Perspektive. Während Siccardsburg im Konstruieren monumentaler Gebäude ein hervorragendes Talent bekundete, zeichnete sich N. als geistreicher Dekorateur aus. Es entstanden in gemeinsamer Arbeit der Entwurf eines Ständehauses für Pest (1844), mehrere Banten für die damalige wiener Industrie-Ausstellung (1845), das Carl-Theater, der große Saal des Sophienbades. Seit 1848 beteiligten sich beide im Verein mit Rösner, L. Förster und Hansen an dem Riesenbau des Militärarsenals, N. allein besorgte seit 1853 mit dem Maler Führich die Innenausstattung der neuen Altlerchenfelder Kirche. Dann begann das größte Werk N.s und Siccardsburgs, das Wiener Opernhaus (1861). Zugleich erhielt N. den Rang eines Oberbaurats. Im J. 1864 bat er um Versetzung in den Ruhestand, zeigte Trübsinn und legte endlich Hand an sich. Nach einem vereitelten ersten Versuche erhängte er sich 3. April 1868 in der Villa eines Freundes.

Nulla dies sine linea! (lat.), «Kein Tag ohne einen Strich!», sprichwörtliche Redensart, als deren Urheber in des ältern Plinius «Naturalis historia» (35, 36) der Maler Apelles bezeichnet wird, der sich täglich wenigstens etwas in seiner Kunst üben wollte.

Nullifizieren (lat.), null und nichtig machen, dafür erklären; davon Nullifikation.

Nullifokline, s. Alline.

Nullität (neulat., d. i. die Nichtigkeit) heißt die gänzliche Wirkungslosigkeit eines Rechtsgeschäfts aus Gründen, die gleich bei dessen Vornahme seiner Gültigkeit entgegenstehen. So ist ein Vertrag, ein Letzter Wille nichtig, der von einer handlungsunfähigen Person errichtet oder bei welchem die gesetzliche Form nicht beobachtet wird.

Nullpunkt heißt in der Regel der Anfangspunkt einer jeden Skala; bei den Thermometern (s. d.) nach Réaumur und Celsius ist der N. der Gefrierpunkt des destillierten Wassers; beim Fahrenheitschen Thermometer jedoch liegt der N. der Teilung um 32 Fahrenheitsche Grade tiefer. Der N. der Flüssigkeitsthermometer erleidet mit der Zeit durch Molekularwirkung, Verschiebungen, welche für feinere Untersuchungen verbessert werden müssen.

Numantia, eine Stadt des keltiberischen Volks der Arevaker im alten Spanien, am Durius (Duero), in der Gegend des heutigen Soria in Altcastilien gelegen, ist berühmt durch den Widerstand, den sie mit ihren 8000 streitbaren Männern den Römern bis zum heldenmütigen, auch von Cervantes durch seine Tragödie «Numancia» gefeierten Untergang leistete. Schon 153 v. Chr. hatten die Numantiner glücklich gegen den röm. Konsul Quintus Fulvius Nobilior gekämpft, und nachdem Quintus Cäcilius Metellus Macedonicus in den J. 143 und 142 alle Stämme des diesseitigen Spanien, die an dem Kriege des Viriathus (s. d.) teilgenommen, unterworfen, waren sie fast allein noch unbesiegt übrig, als 141 Quintus Pompejus den Oberbefehl übernahm. Der Friede, zu dem sie sich erboten, kam nicht zu Stande, da Pompejus Auslieferung der Waffen verlangte. Bald sah sich aber dieser so von ihnen bedrängt, daß er selbst einen billigen Frieden anbot, den er dann ablehnte und den das röm. Volk für ungültig erklärte. Auch sein Nachfolger Marcus Popillius Länas führte den Krieg 139 und 138 unglücklich, und Gajus Hostilius Mancinus wurde 137, da er die versuchte Belagerung aufhob, auf dem Rückzuge von den Numantinern eingeschlossen und nur dadurch mit seinem Heere gerettet, daß jene auf einen Friedensvertrag eingingen, den er ihnen durch seinen Quästor Tiberius Sempronius Gracchus anbot. In Rom aber wurde die Bestätigung versagt und Mancinus selbst den Numantinern zur Sühne ausgeliefert, die ihn jedoch nicht annahmen. Der Krieg mit N. ruhte nun thatsächlich, bis 134 der jüngere Publius Cornelius Scipio als Konsul zu seiner Führung abgeschickt wurde. Derselbe stellte die zerrüttete Mannszucht in dem Heere, das er übernahm, wieder her, verwüstete das Land um N., ließ sich auf keine Schlacht ein und umschloß endlich die Stadt eng durch Wall und Graben mit seinem durch Hilfsvölker auf 60 000 Mann verstärkten Heere. Die Ausfälle der Numantiner waren vergeblich; so beschlossen sie endlich die Übergabe, erbaten aber einen Tag Frist für die, welche es vorzogen, sich selbst den Tod zu geben. Nur ein kümmerlicher Rest erschien am bestimmten Tage (133) vor den Thoren der Stadt, die Scipio von Grund aus zerstören ließ.

Numa Pompilius wird in der sagenhaften Urgeschichte Roms als zweiter König angeführt, der 715—672 v. Chr. geherrscht haben soll. Er war nach der Sage der Sohn eines Sabiners

Pompo, der Eidam des Tatius, der mit Romulus herrschte, und wurde von Cures im Sabinerland, wo er als Privatmann lebte, nach Rom zur Herrschaft gerufen. Wie dem Romulus die Gründung und erste Ordnung des Staats und seine Sicherung durch Krieg, so wird dem N. dessen Befestigung durch Erhaltung des Friedens und Gründung und Ordnung des röm. Religionswesens zugeschrieben. Der Janustempel blieb unter ihm stets geschlossen. Er ordnete den Gottesdienst, setzte Flamines, Salier, Vestalinnen, Auguren, Fetialen und als Aufseher des ganzen Kultus die Pontifices ein, verbesserte den Kalender, förderte den Feld- und Weinbau durch Vorschriften und sicherte ihn durch Einführung geheiligter Grenzsteine (termini), schärfte auch die Heilighaltung des Wortes und Eidschwurs ein und stiftete die Zünfte (collegia) der Handwerker. Die Nymphe Egeria war ihm hierbei befreundete Ratgeberin. Seine Tochter Pompilia wurde die Mutter des vierten röm. Königs, Ancus Marcius.

Numedalen, norweg. Thal und Landschaft, zwischen Telemarken im Süden und Hallingdalen im Norden, streckt sich von Kongsberg gegen das Filefjeld und bildet den obern Teil des Laagenbassins und gehört zu Buskerud-Amt.

Numenius (lat.), der Brachvogel.

Numenius aus Apamea, griech. Philosoph der eklektisch pythagoräisierenden und platonisierenden Richtung gegen Ende des 2. Jahrh. n. Chr., hatte auch von der jüdisch-alexandrin. Philosophie und von einzelnen Gnostikern Einflüsse erfahren und ist mit seiner kombinativen Arbeit als ein Vorläufer der Neuplatoniker anzusehen. Ein Verzeichnis der ihm zugeschriebenen Schriften, von denen nur Reste erhalten sind, findet sich bei Thedinga, «De Numenio philosopho platonico» (Bonn 1875).

Numeralia, s. Zahlwörter.

Numĕri (lat., d. h. «Zählung», nämlich des Volks), das vierte Buch Moses.

Numeriermaschine, besorgt die Numerierung von Coupons, Losen, Banknoten u. s. w. und die Paginierung von Contobüchern auf mechan. Weise, indem sich durch eine eigentümliche Einrichtung die Nummern des Druckapparats selbstthätig in richtiger Reihenfolge verändern. Der Druck der Nummern geschieht ganz auf die Art des Buchdrucks. Die Drucktypen, deren Bild wie dasjenige der Buchdrucktype geformt und gewöhnlich in Stahl oder Messing graviert ist, sind in der Reihenfolge von 1 bis 0 derart kreisförmig angeordnet, daß die Druckflächen der Ziffern genau bis zur Peripherie des Kreises reichen. Die so gebildeten Scheiben haben Ähnlichkeit mit einem Zahnrade, auf dessen Zähne die Ziffern graviert sind. In jedem Numerierapparat sind gewöhnlich sechs solcher Ziffernscheiben nebeneinander angeordnet, die durch einen sinnreichen Mechanismus derart um ihre Achse bewegt werden, daß nach jedem einzelnen Abdruck der gerade aus dem das ganze Wert umgebenden Gehäuse hervorragenden Ziffernreihe sich die die Einer darstellende Ziffernscheibe um eine Ziffer weiter bewegt, also z. B. von der 1 zur 2; nach jedem zehnten Abdruck bewegt sich die zweite Scheibe um einen Zahn weiter, nach jedem hundertsten die dritte, nach jedem tausendsten die vierte Ziffernscheibe ꝛc. Solche Apparate können einzeln oder in großer Anzahl miteinander verbunden, auch mit der Buchdruckmaschine in Verbindung gebracht werden, wie man auch eigene Maschinen konstruiert hat, die mit dem Fuß in Bewegung gesetzt, dieselbe Arbeit auf exakte Weise besorgen. Schließlich werden auch N. mit der beschriebenen Einrichtung in Form von Handstempeln gebaut und wie letztere gehandhabt.

Numerierung, dasjenige Verfahren, durch welches die Länge des Garns und das Gewicht desselben in eine bestimmte Beziehung gebracht werden. (S. unter Baumwollindustrie, Bd. II, S. 595ᵃ; Garn, Garnwage und Haspel.)

Numerisch (vom lat. numerus, die Zahl) heißt das, was sich auf bestimmte Zahlen bezieht, zum Unterschied von algebraisch, was sich auf Buchstaben, als allgemeine Größenzeichen, bezieht. Eine numerische Gleichung ist daher eine solche, in der die bekannten Größen nicht durch Buchstaben, sondern durch bestimmte Zahlen ausgedrückt sind.

Numerōs (numerōs, lat.), zahlreich, häufig, rhythmisch; Numerosität, große Anzahl, Menge, der rhythmische Wohllaut der Rede.

Numĕrus (lat., d. i. «Zahl») heißt in der Grammatik die Eigenschaft sprachlicher Formen (in der Deklination und Konjugation), wonach sie im Stande sind, den Unterschied der Mehrzahl und Einzahl auszudrücken. Viele Sprachen besitzen hierfür eine dreifache Form: den Singular für die Einzahl, den Dual für die Zweizahl und den Plural für Mehrzahl; die melanesischen Sprachen haben auch einen Ausdruck für die Dreizahl (Trial).

Ferner ist N. die lat. Übersetzung des griech. Wortes Rhythmus, insofern man das Resultat jeder Messung der Redesilben, der Bewegungen des Körpers, der Töne der Musik in Zahlen ausdrückte. Meistens wurde das Wort N. von dem den Wohllaut der Rede bedingenden Ebenmaß der Wörter und Sätze gebraucht. Der N. galt als eine der wesentlichsten Eigenschaften oratorischer Darstellung; er trat vorzugsweise gegen das Ende der Perioden und im Ausgange der einzelnen Sätze hervor, wo der Gedanke bereits erfaßt ist und das Ohr freiere Thätigkeit gewinnt zur Beobachtung der Form der Rede; es wurden Regeln darüber aufgestellt, welche rhythmischen Bewegungen und Sylbenmaße für den Schluß der Sätze und Perioden die wohlgefälligsten seien. (S. Rhythmus.)

Numida (lat.), das Perlhuhn.

Numidien (Numidia), das Land der Numidier, hieß im Altertum im weitern Sinne der Teil der Nordküste von Afrika, dem ungefähr das neuere Algier entspricht. Es grenzte gegen N. an das Mittelmeer; gegen Osten schied es der bei der Insel Thabraca (jetzt Tabarka) mündende Fluß Tusca (jetzt Wadi Barbar) von dem Gebiet von Karthago, unter den Römern als Provinz Africa genannt; gegen W. war es durch den Fluß Mulucha (jetzt Muluya) von Mauritanien geschieden; gegen S. trennten es die Ketten des Großen Atlas von dem Lande der Gätuler und dem innern Libyen. Die Einwohner N.s wie die Mauritaniens gehörten dem Völkerstamme an, der sich in den heutigen Berbern erhalten hat. Sie waren freiheitliebend, kräftig und kriegerisch und besonders als vorzügliche Reiter berühmt. Unter den Völkerschaften, in die sie zerfielen, waren die Massylier in dem östl., die Massäsylier im westl. Teile die bedeutendsten. Masinissa (s. d.), der König der erstern, vereinigte, von den Römern begünstigt, die einzelnen nomadischen Stämme unter seiner Herrschaft zu Einem auch das Land östlich vom Gebiet von Karthago, beziehungsweise der nachmaligen röm. Provinz bis zur Grenze

Digitized by Google

von Kyrene umfassenden Staate, unter dessen Beherrschern Jugurtha (s. d.) und Juba (s. d.) berühmt sind. Nach der Besiegung Jubas I. durch Cäsar im Afrikanischen Kriege 46 v. Chr. wurde dieses Reich, welches nunmehr ebenfalls den Namen Africa, aber zum Unterschiede von dem bisherigen, das fortan das alte hieß, mit dem Zusatz «das neue» erhielt, röm. Provinz. Augustus aber gab einige Jahre das ganze «alte Africa», hernach wenigstens den westl. Teil vom Flusse Ampsaga (jetzt Wadi Kebir) an mit Mauritanien an Juba II., indem er den östlichen mit der Provinz Africa vereinigte. Doch konnte der Teil, welcher unter Gajus (Caligula), weil es militärische Besatzung hatte, unter den selbständigen Oberbefehl eines kaiserl. Legaten gestellt worden war, da es ausschließlich aus Teilen des «neuen Africa» bestand, wieder als N. von Africa unterschieden werden. Jener westl. Teil aber erhielt, als Mauritanien unter Kaiser Claudius röm. Provinz und in zwei Teile getrennt wurde, von der Stadt Cäsarea (beim jetzigen Scherschel) den Namen Mauritania Cäsariensis, während das alte Mauritanien den Beinamen Tingitana von der Stadt Tingis (jetzt Tanger) bekam. In N. waren die bedeutendsten Städte: Hippo, unweit der Mündung des Ubus (jetzt Sebus); Lambäse, auf dessen großartigen Ruinen eine franz. Strafkolonie angelegt worden ist, und Cirta, das von Konstantin den Namen Constantina erhielt, der noch jetzt in Konstantine dauert; letztere beiden gehörten auch zu dem unter dem kaiserl. Legaten stehenden Teil des alten N.

Vgl. Rau de Champlouis, «Carte de l'Afrique sous la domination des Romains» (Par. 1864); Davis, «Ruined cities within Numidian and Carthaginian territories» (Lond. 1862); Boissière, «Esquisse d'une histoire de la conquête et de l'administration romaines dans le nord de l'Afrique et particulièrement dans la province de Numidie» (Par. 1878); der VIII. Teil des «Corpus inscriptionum Romanarum» (Berl. 1881); Tissot, «Géographie comparée de la province romaine de l'Afrique» (Bd. 1, Par. 1884) und «Fastes de la province romaine de l'Afrique» (Par. 1885).

Numismatik (vom lat. numisma, Münze) bezeichnet die Wissenschaft, welche das Studium der Münzen und Medaillen zum Gegenstand hat, und bildet einen wichtigen Zweig der Archäologie. Dieselbe wird verschiedenartig, am angemessensten aber wie die Geschichte eingeteilt: in die alte N., welche mit dem weström. Kaiserreich endet, die mittelalterliche, welche mit den Byzantinern beginnt, und die moderne, von der Renaissance-Epoche an. Jede dieser Perioden läßt sich außerdem wieder nach einzelnen Ländern, Zeiträumen, Schulen ꝛc. einteilen. Vor allen sind die antiken Münzen eine Quelle der mannigfaltigsten Belehrung über Mythologie, Kultus, Regierung, Verwaltung, Kriegswesen, Handel, Verkehr, Gewerbe, Litteratur, Sitte, Trachten der Völker des Altertums. Außerdem gewähren die Münzen einen urkundlichen Beleg für den jedesmaligen Stand der Kunstentwickelung. Nicht bloß die größere oder geringere Fertigkeit in der Zeichnung, in der Kraft, Feinheit und Zierlichkeit der Ausführung, sondern auch die größere oder geringere Freiheit in der Wahl, Anordnung und Auffassung des Gegenstandes zeigt sich in den Werken der Stempelglyptik. Eine wissenschaftliche Beschäftigung mit Münzen war dem Altertum unbekannt. Den Griechen galten dieselben lediglich als Tauschzeichen. Bei den Römern wurden jedoch schon die kostbaren griech. Münzen in Liebhaberkabinetten aufbewahrt, und Augustus beschenkte seine Günstlinge mit ausländischen Prachtmünzen. Auch im Mittelalter findet man keine Spur von einem wissenschaftlichen Studium der Münzen; Petrarca scheint zuerst eine Sammlung davon angelegt zu haben. Er schickte sie an König Alfons von Aragonien, der sie in einem eigenen Kästchen immer mit sich führte. Nachher sammelten die Mediceer alte Münzen in großem Umfange. Der König Matthias Corvinus von Ungern besaß eine ansehnliche Münzsammlung, ebenso der deutsche Kaiser Maximilian I., die franz. Könige Franz I. und Heinrich II. und die Königin Christine von Schweden. Der Geschmack an Münzen verbreitete sich überall in weitern Kreisen, und das Sammeln derselben wurde zugleich eine gelehrte Lieblingsbeschäftigung und vornehme Modebelustigung. Der holländ. Antiquar Hubert Goltzius, der in der letzten Hälfte des 16. Jahrh. Europa bereiste, um die Kabinette der «Münzlustigen», wie man sie damals nannte, zu besichtigen, traf in Frankreich allein 200 solche Kabinette. So bildeten sich fürstl. Medaillenkabinette in großem Maßstabe, aus denen die gegenwärtig bestehenden öffentlichen Münzsammlungen hervorgingen. Als die reichhaltigsten dieser Sammlungen sind zu nennen die zu Paris, Rom, Florenz, Madrid, London, Wien, Berlin, Dresden, Leipzig, Gotha, München, Kopenhagen und Petersburg.

Die Anhäufung so vieler Antiquitäten hatte das Bedürfnis einer Belehrung darüber hervorgerufen, welchem schon im 16. Jahrh. Enea Vico, Antonio Agostino und mehrere andere durch besondere Anleitungen zum Münzsammeln entgegenzukommen suchten. Später ließ man sich von vielen Seiten die Klassifizierung und Erklärung der Münzen angelegen sein, und mit erheblichem Erfolg arbeiteten namentlich Patin, Vaillant, Spanheim, Morelli, Hovercamp, Banduri, Pellerin, Köhler, Eckhel, Sestini, Mionnet, Millingen, Lenormant, O. Müller, Böckh u. a. auf diesem Gebiete. Man unterscheidet an einer Münze die «Vorderseite» oder den Aoers und die «Kehrseite» oder den Revers. Jedes auf der rechten oder verkehrten Seite geprägte Bild ist ein «Typus». Die Numismatiker nennen «Modul» die Größe der Münze oder, was auf dasselbe herauskommt, ihren Durchmesser; «Feld» den Grund, von welchem sich die Typen abheben; «Exerge» eine kleine Stelle, die man häufig unter dem Typus übrigbehält zum Anbringen einer Inschrift, Jahreszahl oder Devise, welche in gerader Richtung die Scheibe des Stücks durchschneiden; «Umschrift» oder «Legende» die in runder Linie um den Typus herumlaufende Inschrift; «Randschrift» die Schrift auf dem Rande selbst, welche meist vertieft in denselben eingeschlagen ist; «Aufschrift» oder «Epigraph» die auf dem Typus selbst befindliche Inschrift; «Inschrift» die Gesamtheit der in der Mitte der Münze die Stelle des Typus einnehmenden Worte; «Gerändel» oder «Gekräusel» die Reihe kleiner konzentrischer Punkte, womit das Bild zuweilen wie mit einer Perlenschnur eingefaßt ist; «Gestrahle» kleine Striche, die sich vom Centrum des Stücks oder vom Fuß der Buchstaben aus nach verschiedenen Richtungen hin verlaufen und durch Ausspritzen des unter dem Stempel zerquetschten Metalls hervorgebracht sind; «Kontremarken» die

Abzeichen, die auf antiken Münzen nach ihrer Fabrizierung geschlagen worden, um ihnen entweder einen andern Wert oder eine andere Bestimmung zu geben, z. B. Theatermarken daraus zu machen. «Autonome Münzen» nennt man die von unabhängigen Völkern, namentlich von den griech. Freistaaten vor der röm. Eroberung geprägten; «Kolonialmünzen» die von den Kolonien ausgegebenen; «Konsularmünzen» die zur republikanischen Zeit in Rom geschlagenen und mit dem Namen der Aufseher des Münzwesens bezeichneten; «griech. Kaisermünzen» die in Griechenland nach der Eroberung verfertigten. Manchmal haben die antiken Münzen ihren Namen von dem darauf abgebildeten Typus; die athenischen z. B. heißen «Rinder», «Eulen», die peloponnesischen «Schildkröten», die persischen «Bogenschützen» u. s. w. Oft aber führen auch die Münzen den Namen des Königs, der sie prägen ließ; darum heißen die «Bogenschützen» auch «Dariken», Dariusmünzen, wie die «Ptolemaiken» die von den Ptolemäern in Umlauf gebrachten Münzen sind. Die Benennung «Philipp» bezeichnete zuerst die von diesem macedon. Könige geprägte Münze, erstreckte sich aber nachher auf alle Goldstücke, bis in die ersten Jahrhunderte der röm. Kaiserzeit. Außerdem sind die Münzen von ihrem Wert und Gewicht benannt, wie die Drachme und Didrachme, der Obol und Diobol der Griechen; das As, die Uncie, der Denar und Sesterz der Römer. Einige Münzen haben gar keine Inschrift, weil der Typus direkte Beziehung mit dem Namen des Münzortes hat. Diese Typen sind Namensinnbilder von Ortschaften, eine Art Stadtwappen, und die dergleichen führenden Münzen heißen «redende Münzen». So wird die thraz. Stadt Cardia durch ein Herz (καρδία), Sida in Pamphylien durch eine Granate (σίδη), die Insel Melos durch einen Apfel (μῆλον), die Insel Rhodos durch eine Rose (ῥόδον), die Stadt Selinunt durch ein Blatt Sellerie (σέλινον) bezeichnet. Vgl. hierzu auch die Tafel: Münzen, Bd. XI, S. 940.)

Zur Zeit, als die alten Münzen bloß den Wert der Seltenheit hatten, bekümmerte man sich eben nicht um die Beschaffenheit ihrer Erhaltung. Jetzt hat die vollkommenste Erhaltung den Vorzug vor der größten Seltenheit. Eine wesentliche Sache für den Forscher wie für den Sammler ist, die falschen Münzen zu erkennen, die von alten oder modernen Verfälschern herrühren. Aus dem Altertum stammen die «gestopften» Münzen (numi pelliculati oder subaerati oder bracteati), d. h. die mit dünnen Silber- oder Goldblättchen plattiert sind, während ihr Inwendiges von Kupfer, Blei oder anderm geringern Metall ist; und die «gebrühten», nämlich solche, die nur auf Kupfer geprägt und nachher übersilbert oder übergoldet worden. In der neuern Zeit kamen zuerst im 16. Jahrh. Nachahmungen antiker Münzen auf den ital. Markt. Die Urheber davon waren geschickte, aber ungelehrte Künstler; sie begingen die gröblichsten Anachronismen, die ihre Ware bald beseitigen ließen. Sodann folgten nachgemachte Stücke, die für echte ausgegeben und lange dafür angesehen wurden, ja sogar noch heutigentags bisweilen dazu zählen und einen verfänglichen Handelsartikel bilden. Giovanni Cavino und Alessandro Passiano in Padua (wovon die von ihnen fabrizierten Münzen und auch die Meister selbst gewöhnlich «Paduaner» genannt werden), Michel Dervieux und Weber in Florenz, Cogornier in Lyon, Carteron in Holland und Becker in Hanau machten sich in dieser Art Täuscherei einen berüchtigten Namen. Seitdem infolge der zunehmenden Nachfrage nach mittelalterlichen Münzen diese im Preise ungemein gestiegen, sind auch von ihnen zahlreiche Nachahmungen aufgekommen. Solche falsche Feudalmünzen wurden und werden noch besonders in Paris verfertigt.

Die zahlreichen numismatischen Werke verzeichnen am vollständigsten: Lipsius, «Bibliotheca numaria» (Lpz. 1801) und die Fortsetzung dazu von Leitzmann, «Verzeichnis sämtlicher seit 1800 bis jetzt erschienenen numismatischen Werke» (Weißenfels 1841). Über das Wichtigste der spätern numismatischen Litteratur geben die Zeitschriften für Münzkunde Auskunft: «Numismatische Zeitung», herausgegeben von Leitzmann (seit 1834); «Revue numismatique» (Par., seit 1866); «The numismatic chronicle and journal» (Lond., seit 1838); «Zeitschrift für Münz-, Siegel- und Wappenkunde», herausgegeben von B. Köhne (seit 1841); «Münzstudien», herausgegeben von H. Grote (seit 1857); «Blätter für Münzfreunde», herausgegeben von E. G. Gersdorf (seit 1865); «Numismatisches Litteraturblatt», herausgegeben von Bahrfeldt (seit 1890). Vgl. ferner: Halke, «Einleitung in das Studium der Numismatik» (Berl. 1882); Schlickeysen, «Erklärung der Abkürzungen auf Münzen» (2. Aufl., Berl. 1882). Ein «Dictionnaire numismatique etc.» gibt Boutkowski (Lpz. 1877 fg.) heraus.

Numitor heißt in der gewöhnlichen Sage von Roms Gründung der Vater der Rhea Silvia und Großvater des Romulus und Remus.

Nummulitenformation oder **Nummulitenkalk** ist eine höchst eigentümliche, auf den Süden und zwar namentlich die beiderseitigen Nachbarländer des Mittelmeers beschränkte Ausbildungsweise des untern Tertiärs (s. d.; vgl. Cocän und Geognosie). Sie zeichnet sich aus durch den

a b

Nummulitenkalkstein,
a mit Längsdurchschnitten, b mit Querdurchschnitten von Nummuliten in natürlicher Größe.

enormen Reichtum an Nummuliten (scheiben- oder flachlinsenförmige, bis thalergroße, innerlich in vielfache Kammern geteilte Foraminiferen), welche die Gesteinsmasse vollständig erfüllen, ja verdrängen und ersetzen können. (S. vorstehende Figuren.)

Nummus (lat.), Geldmünze, insbesondere Bezeichnung für die im alten Rom gangbarste Münze, den Sestertius (s. d.).

Nun, Hauptmündungsarm des Niger (s. d.).

Nun, Wad-Nun, Stadt im südl. Marokko, im Flußthale (Wadi Nun) des Nun oder Asaka, an der Südgrenze der Landschaft El-Sus, etwa 40 km von der Küste des Atlantischen Oceans und dem Kap Nun, zählt 5—6000 E. und ist Ausgangspunkt für die Karawanen nach Timbuktu u. s. w.

Nundinae, im alten Rom der neunte Tag, dann wegen des an jedem neunten Tag abgehaltenen Marktes soviel wie Markttag, an dem die Landleute zur Stadt kamen.

Nuneaton, Stadt in der engl. Grafschaft Warwick, 28 km im NNO. von Warwick, Station der Linie Rugby-N.-Lichfield-Stafford des London and North-Western Railway mit Abzweigungen nach Coventry, Birmingham, Leicester u. s. w., zählt (1881) 8465 (Regierungs-Subdistrikt 13 701) E. und hat Bandfabrikation.

Nuñez (Pedro), gewöhnlich Nonius genannt, ein gelehrter Portugiese, geb. 1492 zu Alcazar de Sal, war Professor der Mathematik in Coimbra, Kosmograph des Königs Emanuel und Lehrer von dessen Sohn Heinrich. Er starb 1577 zu Coimbra. Seine Schriften (Bas. 1566) verbreiten sich über Geometrie, Schiffahrt, Kartenprojektionen und die Verbesserung astron. Instrumente. Vorzüglich suchte er die Schiffahrtskunde zu vervollkommnen, wie er denn auch für den Erfinder der Loxodromischen Linie (s. d.) gilt. Außerdem wurde von ihm 1542 eine Vorrichtung zum Messen kleiner Bogenteile beschrieben, die aber keine Ähnlichkeit mit derjenigen hat, die nach ihm «Nonius» benannt worden ist. (Vgl. auch Vernier.)

Nuñez de Arce (Don Gaspar), span. Lyriker, geb. 6. Aug. 1834 in Valladolid, ward 1865 Deputierter, 1876 Mitglied der Akademie, 1882 Minister der transmarinischen Angelegenheiten. Seine Gedichte sind kühn in der Erfindung, kunstvoll in der Ausführung, von ergreifender Sprache. N.' beliebteste Werke sind: «Gritos del combate» (Madr. 1875, 1879 u. 1884), «Ultima lamentacion de Lord Byron» (Madr. 1879), «La selva oscura» (Madr. 1879), «El vertigo» (Madr. 1879; 16. Aufl. 1883) und «La vision de Fray Martin» (Madr. 1880; deutsch von Fastenrath, Lpz. 1880 u. 1881). Als dramatischer Dichter ist er weniger glücklich.

Nunkupieren (lat.), nennen, benennen, ernennen, besonders in feierlicher, rechtlich bindender Form, speziell jemand zum Erben einsetzen; Nunkupation, Ernennung, Einsetzung zum Erben; nunkupativ, auf Nunkupation beruhend.

Nunquam retrorsum (lat.), «Niemals rückwärts!», die Devise des hannov. Georgsordens, unter Bezug auf das altsächsische, in das Wappen des Gesamthauses Braunschweig-Lüneburg übergegangene springende silberne Roß in rotem Felde, daher ein in neuerer Zeit oft genannter Wahlspruch des Welfenhauses; auch die Devise des Wappens von Westfalen.

Nunsdorf, ein durch Gefechte (1813) historisch bekanntes Dorf im preuß. Kreise Teltow (s. d.).

Nuntiant (lat.), der, welcher von etwas Anzeige macht; Nuntiat, der, gegen den eine Anzeige eingereicht ist; Nuntiation, Anzeige, Meldung.

Nuntien (Nuntii apostolici oder Legati missi) heißen die Gesandten des Papstes, sobald sie keine Kardinäle sind. Ihre Geschichte ist daher die Geschichte der päpstl. Legaten (s. d.). Das Amt wie der Sitz der N. heißt Nuntiatur. In Deutschland hatten die Erzbischöfe zwar die Einrichtung beständiger päpstl. Tribunale bis in das 16. Jahrh. verhindert und die N. nur auf den Konzilien oder als durchreisende Visitatoren geduldet; aber nach der Reformation wurden die Nuntiaturen zur Aufrechthaltung der tridentinischen Beschlüsse und als Gegenwirkung gegen den Protestantismus eine stehende Einrichtung. Der röm. Stuhl gründete nun vier bleibende Nuntiaturen, zwei Gregor XIII., zu Wien 1583 für das östliche und zu Köln für das westl. Deutschland, zwei andere Sixtus V., zu Luzern 1586 für die Schweiz und zu Brüssel 1588 für die Niederlande. Die N. daselbst waren geistliche Oberrichter in ihren Bezirken und übten, besonders in Dispensationssachen, erzbischöfl. Rechte aus. Weder die Beschwerden der Reichsbehörden und Erzbischöfe, noch die Verordnungen, welche deshalb den Reichsabschieden und Wahlkapitulationen von Zeit zu Zeit beigefügt wurden, vermochten in dieser drückenden Einrichtung etwas abzuändern. Pius VI. errichtete sogar 1786 im Einverständnis mit dem Kurfürsten von Bayern eine neue Nuntiatur für das südl. Deutschland zu München, zunächst zur Abwehr des Illuminatismus und um Bayern von der Jurisdiktion der benachbarten Bischöfe zu befreien. Dagegen sprach Kaiser Joseph II. in einem Reskripte an die deutschen Erzbischöfe vom 12. Okt. 1785 den N. alle Gerichtsbarkeit in kirchlichen Sachen ab und erklärte sie bloß für polit. Gesandte des Papstes, worauf der infolge dieses kaiserl. Ausspruchs zusammengetretene Emser Kongreß sich für das gänzliche Aufhören der Nuntiaturen in Deutschland entschied. (S. Emser Punktation.) Doch unter Begünstigung des Kurfürsten von Pfalzbayern begann der Nuntius Zoglio zu München von neuem sein Amt auszuüben; der Nuntius Pacca in Köln verwahrte sich förmlich gegen den Verlust seiner Dispensationsrechte. Auch in den Niederlanden gelang es dem bereits vertriebenen Nuntius zu Brüssel während der Unruhen gegen Kaiser Joseph II. sich wieder festzusetzen, und in dem übrigen Deutschland ließen die Gegenwirkungen der römisch gesinnten Bischöfe zu Würzburg, Speier und Hildesheim die Emser Punktation nicht zur Ausführung kommen. Da nach Josephs Tode 1790 der Papst eine förmliche Rektifikationsschrift an die Teilnehmer des Emser Vertrags erließ und der Kurfürst von Trier sich gänzlich von dem Vertrage lossagte, so blieben die N. im Besitz ihrer Gewalt, bis die Französische Revolution den Nuntiaturen zu Köln und Brüssel ein Ende machte. Jetzt existieren ständige Nuntiaturen in München, Paris, Madrid, Lissabon, Wien und Brüssel. Die Errichtung einer Nuntiatur hängt von der Genehmigung der betreffenden Staatsregierung ab, ebenso wie auch die Zulassung eines Legaten zur Ausübung einzelner kirchlicher Regierungsakte.

Nuntium, in Österreich-Ungarn Bezeichnung für die schriftliche Mitteilung der Beschlüsse, wie sie gegenseitig zwischen den Delegationen stattfindet.

Nuoro, Stadt und Bezirkshauptort in der ital. Provinz Sassari auf Sardinien, ist Bischofssitz, zählt (1881) 5866 (Gemeinde 6099) E. und hat ein Gymnasium und ein Seminar.

Nupe, Landschaft im westl. Sudan, zu beiden Seiten des Niger, zwischen 8° und 10° nördl. Br., jetzt zum Gwandu-Reich gehörig, ehemals unabhängig, von einem intelligenten Negerstamm bevölkert, reich an Baumwolle, Indigo, Reis und Getreide.

Nuphar, Pflanze, s. unter Nymphaea.

Digitized by Google

Nuptial (lat.), auf die Hochzeit (nuptiae) bezüglich; pacta nuptialia, Ehepakten; Nupturienten, Brautleute.

Nur für Seegefahr lautet eine in deutschen Seeversicherungspolicen sich fast immer vorfindende Klausel, deren Bedeutung im Handelsgesetzbuch, Art. 853, angegeben ist. Diese Klausel befestigt die Haftung des Assekuradeurs für alle diejenigen Schäden, welche unmittelbare Folgen der Kriegsgefahren sind, und sie steht damit in einem Gegensatze zu der Klausel «Frei vom Kriegsmolest», infolge deren mit dem Eintritt einer Kriegsbelästigung die Haftung des Assekuradeurs auch für alle sonstigen Gefahren aufhört (Art. 852). Die Gefahr endet für den Assekuradeur erst mit der Kondemnation der versicherten Sache, oder sobald sie geendet hätte, wenn die Kriegsgefahr nicht ausgenommen worden wäre. Im Zweifel wird übrigens angenommen, daß ein eingetretener Schaden durch Kriegsgefahr nicht verursacht sei.

Nurhags (Noraghen), alte Steinbauten auf der Insel Sardinien, aus vorröm. Zeit, wahrscheinlich Zufluchtsorte in Kriegszeiten.

Nürnberg, ehemals Freie Reichsstadt im Regierungsbezirk Mittelfranken des Königreichs Bayern, dem es seit 16. Sept. 1806 angehört, liegt in einer sandigen, aber wohlangebauten Ebene, ist Station der Linien München-Bamberg, Crailsheim-Furth, Regensburg-Würzburg und N.-Oberkotzau der Bayrischen Staatsbahnen, sowie der Ludwigsbahn (N.-Fürth), Sitz eines Oberlandes-, Land- und Amtsgerichts, eines Bezirksamts, eines Oberbahnamts und einer Reichsbankstelle. Die Stadt wird von der Pegnitz in zwei durch mehrere steinerne Brücken, hölzerne Stege und eine Kettenbrücke verbundene Hälften geteilt, welche von ihren zwei Hauptkirchen den Namen Sebalder- und Lorenzerseite führen. Ihre alte Befestigung mit Mauern und Türmen hat an manchen Stellen den Anforderungen der Zeit nach freiem Verkehr und Licht und Luft weichen müssen, doch wird sie, namentlich die Partie um das alte Reichsschloß, das von hohem Fels herab die ganze Gegend beherrscht, nach Möglichkeit erhalten. Die Burg, früher oft von den deutschen Kaisern bewohnt, wurde 1854 im Innern zum Aufenthalt der königl. Familie von Bayern eingerichtet. Am Fuße des Burgberges steht das Rathaus mit einer 89 m langen Front, im ital. Stil 1616—21 von Eucharius Holzschuher neu erbaut. Den großen Saal desselben schmücken ein großes Wandgemälde, Dürers Triumphzug Kaiser Maximilians und mehrere kleinere von Gabriel Weyer. Die Decke des Korridors zeigt ein Gesellenstechen (Turnier) von Hans Kern. Die Ostseite des Rathauses befindet sich (1885) im Neubau. Dem Rathause gegenüber steht die St. Sebalduskirche mit zwei Türmen, dem Grabmal des heil. Sebaldus mit 72 Figuren, von Peter Vischer und seinen Söhnen gefertigt, und vielen andern alten Kunstwerken. Die Hauptkirche der südl. Stadthälfte, dem heil. Lorenz geweiht, ein herrlicher got. Bau, ebenfalls mit zwei schlanken Türmen, umschließt das herrlichste Kunstwerk Adam Krafft's, das sog. Sakramentshäuslein, und ein anderes Werk, den engl. Gruß, von Veit Stoß, sowie Glasgemälde von Veit Hirschvogel u. a. (das Kaiser Wilhelmsfenster wurde 1881 nach Professor Wanderers Entwurf gemalt von Hans Klaus). Die schöne Synagoge wurde von Wolf 1870—74 erbaut, der Justizpalast von Solger 1877 vollendet. Ferner sind bemerkenswert die von Essenwein neu restaurierte kath. Frauen- oder Marienkirche, die 1711—18 neu aufgebaute Ägidienkirche, mit einem Altarbild von van Dyck, die St. Jakobskirche, 1825 erneuert (früher dem Deutschen Orden gehörig), die Spitalkirche oder Kirche zum Heiligen Geist, in welcher früher die deutschen Reichskleinodien aufbewahrt wurden. Vorstadtkirchen sind die Bartholomäuskirche in Wöhrd, die St. Johanniskirche mit dem Kirchhof, die St. Peter- und St. Leonhardskirche, St. Rochuskirche mit einem Kirchhof, sowie das Kirchlein zum heiligen Kreuz bei St. Johannis, der von Hallerschen Familie gehörig. Von berühmten Männern liegen auf dem St. Johanniskirchhof: Albr. Dürer, Wilibald Pirkheimer, Lazarus Spengler, Wenzel Jamnitzer, Hans Sachs, Anselm Feuerbach und Ludwig Feuerbach u. a.; auf dem Rochuskirchhof: Peter Vischer; der neue Centralkirchhof hat ein schönes Portal. Ein Kunstwerk A. Krafft's sind die sieben Stationen in Steinrelief auf dem Wege zum Johanniskirchhof und die Kreuzigung daselbst.

Zu den ältern bemerkenswerten Privatgebäuden der Stadt gehören das Albr. Dürerhaus, renoviert von der A. Dürer-Hausstiftung, das Schlüsselfelderſche, auch Nassauer Haus genannt (1390), das Tucherſche in der Hirschelgasse, das Pellerſche (jetzt Cyberſche) auf dem Ägidienplatz, das Topplerſche (später Sandrartſche) auf dem Panierberg u. a. m. Von neuern sind zu erwähnen: das ehemals Wißſche Haus, das von Schwarzſche, der Gasthof zum Strauß, das Tuchmannſche, das Bergauerſchlößchen u. ſ. w. Besonders ist die Marienvorstadt reich an neuern großartigen Gebäuden, ebenſo die Ringstraßen. Als Kunstbrunnen zieren die Stadt: der Schöne Brunnen auf dem Markt (1385—96), der ſog. Tugendbrunnen bei St. Lorenzen, das Brünnlein auf dem Obstmarkt mit dem Gänsemännchen, der Wasserspeier (eine steinerne Fontäne auf dem Marktplatz), der Grübelsbrunnen mit der Statuette des Volksdichters Grübel, der Springbrunnen auf der Hallerwiese und ein anderer vor dem Laufertyor, beide von Kreling.

Im alten Dominikaner- oder Predigerkloster befindet sich die interessante Stadtbibliothek mit vielen Inkunabeln und Handschriften, zusammen etwa 50000 Bände und das städtische Archiv. Unter den Sammlungen für Kunst und Wissenschaft nimmt den ersten Platz ein das Germaniſche Nationalmuseum (ſ. d.), für Industrie und Gewerbe das seit 1871 bestehende Bayrische Gewerbemuseum mit reichen Sammlungen von Musterarbeiten aller Zeiten und Kulturvölker und kunstgewerblichen Gegenständen. N. hat ein Gymnasium mit Lateinschule (1526 von Melanchthon eröffnet), ein Realgymnasium, Industrie-, Kunstgewerbe-, Handelsschule, Kreisrealschule, Musikschule, Baugewerkschule, Taubstummen-, Blindeninstitut und ein Waisenhaus. Der Verein für Geschichte der Stadt N. pflegt die Ortsgeschichte; für Dichtung und Litteratur besteht der alte 1644 gegründete Pegnesische Blumenorden, für die künstlerischen Interessen wirkt der Albrecht Dürer-Verein mit permanenter Ausstellung von Gemälden und andern Kunstgegenständen.

Der Handel N.s war schon in frühester Zeit sehr bedeutend, da es die ihm von Italien aus zugeführten Waren nach dem Norden spedierte. Durch die Entdeckung des Seewegs um das Kap der Guten Hoffnung erlitt jedoch die Bedeutung der Stadt

als Handelsplatz große Einbuße, doch hatten noch bis ins 17. Jahrh. mehrere ital. Handelshäuser Kommanditen in N. Die gewerbliche und industrielle Thätigkeit in N. war übrigens stets eine sehr rührige, und daher auch der Handel mit einheimischen Waren fortwährend ein bedeutender; N.s Metall-, Holz- und Hornwaren, insbesondere seine Messingarbeiten, Reißzeuge, Gold- und Metallschlägerei, Bronze- und Brokatwaren, Bleistifte, Kurze Waren und Spielsachen überhaupt, Nürnberger Waren genannt, werden in die ganze Welt versendet. Der Hopfenhandel ist der größte des Kontinents. Der Aufschwung der Industrie und des Fabrikwesens hat auch N. mächtig emporgehoben. Unter seinen großen Fabriken sind hervorzuheben: die Cramer-Klettsche Maschinenfabrik (jetzt Nürnberger Maschinenbau-Aktien-Gesellschaft), die Ultramarinfabrik von Johannes Zeltner, die

Topographische Lage von Nürnberg.

ren seit Heinrichs VI. Zeit die Grafen von Zollern; sie hatten ihre eigene Burg in N., welche 1419 in einer Fehde des Burggrafen Friedrich VI. mit dem Herzog von Bayern-Ingolstadt abgebrannt wurde, worauf der Burggraf, welchem Kaiser Sigismund schon 1411 die Mark Brandenburg verliehen hatte, 1427 die Ruine nebst seinen Stadt- und Waldgerechtsamen, ausgenommen der Lehen, des Landgerichts, Wildbanns und Geleitrechts, an die Stadt verkaufte. N. war oft der Sitz der Reichstage. In das 15. und 16. Jahrh. fällt die Zeit seiner höchsten polit. Bedeutung und seiner Blüte in Kunst und Wissenschaft durch das fast gleichzeitige Wirken von Albr. Dürer, Adam Krafft, Peter Vischer, Hans Sachs, Willibald Pirkheimer, Hieronymus Paumgärtner, Wenzel Jamnitzer u. a. m. Im J. 1525 wurde die Reformation in N. eingeführt und 23. Juli 1532 der erste Religionsfriede

Fabersche Bleistiftfabrik (in Stein), die Joh. Fabersche, Schwanhäußersche u. a.; ferner bestehen große Bierbrauereien daselbst, und der Hopfenhandel ist höchst bedeutend. Im J. 1835 erhielt N. die erste Eisenbahn mit Dampfkraft in Deutschland (N.-Fürth). Auch der seit 1843 bestehende Ludwigskanal trug viel zur Förderung des Handels bei. Die Bevölkerung der Stadt, welche sich früher auf etwa 40000 belief (mit dem Gebiet etwa auf das Doppelte), war bis zum Ende ihrer Reichsfreiheit auf 25000 herabgesunken, hat sich aber 1880 auf 99519 erhöht, worunter 76886 Protestanten, 19143 Katholiken und 3032 Juden.

Urkundlich kommt N. erst 1050 vor. Der Ausgangspunkt ihrer Entwickelung war die Burg. Unter den Hohenstaufen wurde die Stadt von den Kaisern besonders sehr begünstigt, Friedrich II. verlieh ihr einen wichtigen Freiheitsbrief (1219). Burggrafen von N., welche die Aufsicht über das Reichsschloß führten und viele Rechte besaßen, wa-

daselbst abgeschlossen. Im Dreißigjährigen Kriege litt die Stadt zwar sehr, doch blieb sie vor härtern Schicksalen bewahrt. Aber von dieser Zeit an begann ihr Verfall und als sie auch noch durch die Drangsale der Franzosenkriege heimgesucht wurde, geriet sie in gänzlichen finanziellen Ruin. Durch die Rheinbundsakte (1806) wurde sie dem Königreich Bayern einverleibt und hob sich seitdem wieder mächtig empor. Sie ist jetzt die bedeutendste Industriestadt Bayerns. Im J. 1882 fand daselbst eine große bayr. Landes-Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung mit glänzendem Erfolge und im J. 1885 die internationale Metallausstellung statt.

Vgl. Lochner, «Nürnberger Vorzeit und Gegenwart» (Nürnb. 1845); «Chroniken der deutschen Städte» (Bd. 1—5: «Nürnberg», Lpz. 1862—74); Priem, «Nürnberger Sagen und Geschichten» (Nürnb. 1870); derselbe, «Geschichte der Stadt N.» (Nürnb. 1874); «N., Führer durch die Stadt» (8. Aufl., Nürnb. 1883); Bocke, «Das burggräfl.

Digitized by Google

Schloß zu N.» (Nürnb. 1882); Schultheiß, «N., seine Baudenkmale und Kunstwerke» (2. Aufl., Nürnb. 1882); Dehn, «Das neue N. und seine nationale Bedeutung» (Münch. 1883).

Nürnberger Eier, Bezeichnung für die ältesten angeblich von Peter Hele aus Nürnberg um 1500 erfundenen Taschenuhren von ovaler Form.

Nürnberger Novellen, s. unter Novellen.

Nürnberger Religionsfriede, s. u. Religionsfriede.

Nürnbergerrot, ordinäre rote Malerfarbe, [besteht aus rotem Bolus.

Nürnberger Trichter, spöttische Bezeichnung eines Lehrbuchs oder einer Lehr- und Lernmethode, welche keine selbständige Bemühung des Schülers erfordern. Der Ausdruck beruht auf dem Titel des Buchs von Georg Philipp Harsdörfer (s. d.): «Poetischer Trichter, die Teutsche Dicht- und Reimkunst in VI Stunden einzugießen» (1648); doch war die Redensart «mit einem Trichter eingießen» schon früher sprichwörtlich.

Nürnbergerwachs, sov. w. Glühwachs (s. d.).

Nürtingen, Stadt im württemb. Schwarzwaldkreis, am Neckar, Station der Linie Plochingen-Rottweil der Württembergischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Oberamts und eines Amtsgerichts, hat ein Reallyceum, ein evang. Schullehrerseminar, eine Präparandenanstalt, eine Taubstummenanstalt, eine gewerbliche Fortbildungsschule und eine Zeichenschule und zählt (1880) 5370 meist prot. E., welche Landwirtschaft treiben und eine Baumwollspinnerei, Kunstmühle, Sägemühlen, eine Schleifmühle, Gerbereien, Tuchfabrik, Korsett- und Gurtenwebereien, eine Seegrasspinnerei, mechan. Strickereien, eine Korkstöpsel- und Feueranzünderfabrik, eine Cementfabrik, Bierbrauereien, Strumpfwebereien u. s. w. unterhalten.

Nusrani (arab.), soviel wie Christ, eigentlich Nazarener (s. unter Nazareth).

Nuß nennt man im allgemeinen diejenigen Früchte, deren Samen von einer harten, holzigen oder lederartigen Fruchtschale (manchmal auch nur Samenschale) eingeschlossen ist, die nicht von selbst aufspringt. Dahin rechnet man hauptsächlich die Haselnuß, die Lampertsnuß, die nur zum Teil eßbaren Palmennüsse, unter welchen die Kokosnüsse die bekanntesten sind, die Wassernuß oder Stachelnuß (Trapa natans), die Zirbelnuß (den Samen der Zirbelkiefer, Pinus cembra), die dreieckigen, sog. brasilischen oder Paranüsse, die in neuerer Zeit viel nach Europa gebracht werden und die Samen eines riesigen Baums (Berthollettia excelsa) des äquatorialen Südamerika sind, die Erdnuß und viele andere, teils medizinisch, teils technisch angewendete Früchte oder Samen. In der Botanik versteht man indessen unter N. (nux) nur eine solche echte Frucht, deren Pericarp (Fruchtgehäus) nicht deutlich geschichtet ist, eine holzige oder lederartige Beschaffenheit besitzt und nicht aufspringt, wie z. B. die Haselnuß.

Nuß (frz. noix, tourniquet; engl. nut, tumbler), bei verschiedenen mechanischen Vorrichtungen ein drehbarer Bestandteil, welcher gewöhnlich die Gestalt einer Kugel oder einer dicken Scheibe hat; in den Gewehrschlössern derjenige mit dem Hahn verbundene Teil, welcher sich beim Spannen mit diesem dreht und durch welchen derselbe in Spannung erhalten wird; bei den Thürschlössern (s. unter Schloß) derjenige Teil, welcher sich mit der Klinke dreht und dabei die Falle öffnet.

Nußbaum, s. Juglans.

Nußbaum (Joh. Nepomuk von), ausgezeichneter Chirurg, geb. zu München 2. Sept. 1829, studierte in München Medizin, praktizierte seit 1851 im Kinderhospital zu München und wurde 1852 Assistent der chirurgischen Abteilung im Allgemeinen Krankenhause daselbst. Nachdem er sich 1857 in München als Privatdocent für Chirurgie und Augenheilkunde habilitiert und seitdem zugleich die Stellung als Operateur im Haunerschen Kinderhospital bekleidet hatte, wurde er 1860 zum ord. Professor der chirurgischen und Augenklinik ernannt. Sein Ruf als Chirurg und Operateur wuchs nun außerordentlich, sodaß er genötigt war, außer dem Allgemeinen Krankenhause noch eine große Privatklinik einzurichten. Wegen seiner vielfachen Verdienste um die Armen des Landes erhielt N. 1867 vom König Ludwig II. das Ritterkreuz des Civilverdienstordens und somit den persönlichen Adel. Gegen Ende des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 wurde N. zum Generalarzt des 1. bayr. Armeekorps ernannt. Nachdem er in dieser Stellung außerordentlich segensreich gewirkt, kehrte er 1871 zu seiner Klinik zurück. Ebenso große Verdienste wie als Kliniker und Operateur hat sich N. als Schriftsteller erworben. Seine erste Schrift war «Cornea artificiatis» (Münch. 1853), dann folgte «Die Behandlung der Hornhauttrübung» (Münch. 1856). Weiter schrieb er größere und kleinere Aufsätze über die Narkose, über subkutane Injektion, Herausnahme der Blasenscheiden- und Mastdarmkrebse, über die Unterbindung der Carotis und die Resektion der Gesichtsnerven beim Gesichtsschmerz, über Krebs, über den Schock nach großen Operationen, über Knochentransplantation, über Kriegschirurgie u. s. w. Von größern Schriften sind noch zu erwähnen: «Die Pathologie und Therapie der Ankylosen» (Münch. 1862), «Vier chirurgische Briefe an seine in den Krieg ziehenden ehemaligen Schüler» (Münch. 1866), «Ovariotomien» (Münch. 1869), «Anaesthetica» sowie «Die Verletzungen des Unterleibes» in Pitha-Billroths «Handbuch der Chirurgie» und in Billroth-Lückes «Deutscher Chirurgie». Große Verdienste erwarb sich N. auch durch die Einführung der Nervendehnung in die Chirurgie, einer Operation zur Beseitigung krampfhafter und schmerzhafter Leiden, die von den peripherischen Nerven ausgehen.

Nüßchen oder Achene, einsamige Schließfrucht mit dünner häutiger Fruchthülle. (S. Achene.)

Nußdorf, Dorf in der niederösterr. Bezirkshauptmannschaft Hernals, am rechten Donauufer nördlich von Wien, Station der Franz-Josephsbahn, sowie der zwischen Wien und Linz verkehrenden Donaudampfer, am Fuße des Kahlenbergs, dessen Hänge zumeist mit Reben besetzt sind, zählt (1880) 4278 E. Der nußberger Wein zählt zu den vorzüglichsten Gebirgsweinen des Landes. Eine 5,2 km lange Zahnradbahn führt von hier in einer Steigung von 1:33 bis 1:10 auf den Kahlenberg.

Nußheher, s. unter Heher.

Nußöl ist das aus den Walnüssen, den Früchten von Juglans regia, durch Pressen gewonnene fette Öl. Es bleibt bis —15° völlig klar und flüssig, verdickt sich bei —17° und erstarrt bei —27 bis 28°. Es gehört zu den trocknenden Ölen und findet wegen dieser Eigenschaft Verwendung zur Anfertigung von Malerfarben und Firnissen.

Digitized by Google

Nut (frz. rainure, engl. groove), in einem Konstruktionsteil oder sonstigen Arbeitsstück eine rechtwinkelige, halbkreis- oder schwalbenschwanzförmige Furche oder Rinne, in welche ein vorspringender Teil eines zweiten genau eingepaßt werden kann. (Vgl. Keilnut.)

Nutans (lat.), nickend, überhängend, oft in der botan. Terminologie gebraucht von Pflanzen, deren Stiele bogenförmig gegen die Erde gekrümmt sind.

Nutation (lat.) oder Schwanken (Wanken) der Erdachse heißt diejenige periodische Veränderung in der Richtung der Erdachse, welche von der durch die Bewegung der Mondknoten hervorgebrachten veränderten Anziehungskraft des Mondes auf die abgeplattete Erdkugel herrührt. Die Mondknoten durchlaufen innerhalb 18½ Jahren die ganze Ekliptik, und die Mondbahn, welche gegen die Ekliptik um etwa 5° geneigt ist, hat durch die Bewegung der Mondknoten während dieses Zeitraums gegen den Äquator eine veränderliche Neigung zwischen etwa 18½—28½°. Diese veränderliche Neigung bringt die von Bradley zuerst entdeckte N. hervor, nach der die verlängerte Erdachse am Himmel innerhalb 18½ Jahren eine kleine Ellipse beschreibt, deren Achsen 18,4 und 13,7 Sekunden betragen.

Nutation nennt man in der Botanik verschiedene Formen von Bewegungen, die von einzelnen Organen der Pflanzen ausgeführt werden. Als rotierende, revolutive oder Cirkumnutation bezeichnet man diejenigen Krümmungen, die an Sproßspitzen und Ranken besonders der windenden und kletternden Pflanzen auftreten und bewirken, daß die Spitzen der betreffenden Organe annähernd im Kreise herumgeführt werden. Finden die Bewegungen in der Weise statt, daß die Spitze nur in einer Ebene hin und her gebogen wird, so spricht man von pendelartiger Nutation.

Nutenbohrmaschine, s. unter Bohrer und Bohrmaschinen, Bd. III, S. 265ᵃ.

Nutenreißer, ein Werkzeug, dessen man sich bedient, um in einer fournierten oder massiven Holzfläche die nutartigen Furchen zum Einlegen der Adern auszuhöhlen.

Nutfräsmaschine, eine Fräsmaschine zur Ausarbeitung nutartiger Vertiefungen.

Nuthe, linksseitiger Nebenfluß der Havel im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, entspringt auf dem Fläming westlich von Dennewitz, berührt Jüterbogk, Kloster-Zinna, Luckenwalde, Trebbin und Saarmund und mündet nach einem Laufe von 60 km bei Potsdam.

Nuthobel, s. unter Holzbearbeitungsmaschinen, Bd. IX, S. 350ᵇ.

Nutkasund, s. Vancouverinsel.

Nutriafelle, Pelze amerik. Ottern.

Nutrieren (lat.), nähren; Nutrientia, nährende, kräftigende Mittel; Nutrifation, das Nähren, Säugen; Nutriment, Nahrungsmittel; Nutrition, Ernährung; Nutritor, Ernährer, Pfleger, besonders als Titel fürstl. Schützer von Hochschulen; Nutrix, Nährerin, Amme.

Nutstoßmaschine, eine Werkzeugmaschine zur Herstellung von Nuten in Höhlungen, z. B. der Keilnuten in Radnaben. (S. u. Stoßmaschinen.)

Nutt., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Nuttall (Thomas), geb. in Yorkshire in England 1786, gest. zu Nutgrove in Lancashire 10. Sept. 1859, veröffentlichte: «Manual of the ornithology of the United States and Canada» (2 Bde., Boston 1834) und «The North American sylva» (3 Bde., Philadelphia 1842—49).

Nuttgummi, s. Akaroïdharz.

Nutzbohrkäfer, s. Ecoptogaster.

Nutzeffekt, s. unter Effekt.

Nutzkapital, im Gegensatz zu Produktivkapital, nennt man diejenigen Vermögensgegenstände, die nicht zur Produktion anderer Güter dienen, sondern nur insofern die Grundlage einer dauernden Nutzung bilden, als der Besitzer sie zur Befriedigung unmittelbarer Bedürfnisse in eigenem Gebrauche hat, wie z. B. ein von dem Eigentümer bewohntes Haus.

Nutzkilometer, s. unter Kilometer.

Nützlichkeitssystem, s. Utilitarismus.

Nutznießung, soviel wie Nießbrauch.

Nuwa, der 150. Asteroid, s. unter Planeten.

Nux (lat.), die Nuß.

Nux vomica, s. Brechnuß.

Nuysen (van), Maler, s. Janssens (Abraham).

N. v. E., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Nees von Esenbeck.

Ny ... (schwed.), neu, häufig bei zusammengesetzten Ortsnamen.

Nya-Elfsborg, Festung von Gothenburg (s. d.).

Nyalographie, s. Glasdruck.

Nyandscha, s. Nyassa.

Nyangwe, Njangwe, ursprünglich die westlichste Handelsniederlassung von Arabern Zanzibars im äquatorialen Südafrika, rechts am obern Congo (Lualaba), in der Landschaft Manjuema, unter 4° 15′ nördl. Br. und 26° 16′ östl. L. (von Greenwich), 620 m über dem Meere, Ausgangspunkt einer Karawanenstraße nach Karema am Ostufer des Tanganjika, welche durch die internationale afrik. Congo-Gesellschaft hergestellt worden ist, gehört jetzt zum Gebiete des Congostaats.

Nyanza oder Nijansa bezeichnet im äquatorialen Ostafrika ein großes Binnengewässer, wofür in andern Dialekten die nur wenig verschiedenen Wörter Nyassa, Nyassi, Nyandscha u. s. w. gebräuchlich sind. Von den ostafrik. Seen nennt man jetzt vorzugsweise den zwischen 0° 50′ nördl. Br. und 2° 40′ südl. Br., sowie zwischen 31½° und 35° östl. L. von Greenwich gelegenen Quellsee des Nils N. Kapitän Speke, der ihn 30. Juli 1858 entdeckte, gab ihm zur Unterscheidung von andern Seen den Namen Victoria-Nyanza; doch besitzt er auch den einheimischen Namen Ukerewe. Der See ist 335 km lang und ebenso breit (von Osten nach Westen), 83971 qkm groß, hat süßes Wasser und liegt inmitten einer großen Hochebene, nach Stanley (1875) 1161 m über dem Meere. Der See wird im Süden von Usukuma und Usinfa, im Westen von Karagne und Uddu, im Norden von Uganda, Usoga und Ugana, im Osten von Ugejeja und Ururi begrenzt. Von Süden fließen ihm einige unbedeutende Flüßchen zu, darunter Jordan-Nullah, von Westen der bedeutendere Kitangule oder Kagera, jetzt Alexandra-Nil genannt; in die Speke-Gulf genannte Südostecke des Nyanza münden der von Osten kommende Ruwana, von Süden der Schimeju. Im Norden gibt aber der N. den Nil (s. d.) ab, der von Baker auf diesem obersten Laufe Somersee-Fluß genannt wird. Beim Austritt aus dem See bildet der Nil die 3,6 m hohen Ripon-Fälle, durchfließt die Seen Gitansege und Kodscha oder Ibrahim Pascha-See, geht nach Westen, biegt bei Mruli und der Kafu-Mündung nach Nordosten um und fließt weiter nördlich von Fauer ab gerade nach

Westen unter dem Namen Maseba. Nachdem dieser 12 Stromschnellen überwunden, die Karuma- und Murchisonfälle gebildet, mündet er bei Magango in einen zweiten großen See, den Baker 14. März 1864 entdeckt und Albert-Nyanza genannt hat, dessen einheimischer Name aber Mwutan-N'zige ist. Dieser letztere See erstreckt sich von 1° 10' bis 2° 20' nördl. Br., wird vom 31. Meridian östlich von Greenwich durchschnitten bei einer Breite von 80—96 km. Etwa 460 m tief in das umgebende Plateau eingesenkt, liegt er mit seinem Spiegel nur 829 m über dem Meere, in einem von steilen Wänden eingefaßten Becken, an dessen westl. Ufer bis zu 2130 m hohe Gebirge (Blaue Berge) aufsteigen. Außer dem Somerset, der etwas nördlicher als Weißer Nil wieder austritt, empfängt er von Westen zahlreiche Bäche, die in Kataraklen über die steilen Ufer herunterstürzen. Im Osten wird er begrenzt von der Landschaft Unjoro. Im Süden hängt der Mwutan-N'zige mit dem wohl noch größern Muta-Nsige zusammen. Der Victoria-N. und der Albert-N. sind wahrscheinlich identisch mit den beiden Seen, aus denen Ptolemäus den Nil mit zwei Armen entspringen ließ. Vgl. Speke, «Journal of the discovery of the source of the Nile» (Lond. 1863; deutsch, Lpz. 1864); Baker, «The Albert Nyanza» (2 Bde., Lond. 1866).

Nyáry (spr. Njahri, Eugen, Baron), ungar. Archäolog, geb. 29. Febr. 1836 zu Bagonya im Honter Komitat, entdeckte das große Gradfeld aus der Bronzezeit zu Pilin im Neograder Komitat und schrieb: «Über die in Pilin gefundenen Skelette» (1873) und «Die Agteleker Höhle als prähistorisches Grabfeld» (1881). N. ist seit 1874 Sekretär, seit 1880 Sektionsrat im landwirtschaftlichen Ministerium, seit 1883 Mitglied der Ungarischen Akademie.

Nyáry (Paul), ungar. Politiker, geb. 12. Dez. 1806 zu Nyiregyháza, nahm an der Erhebung von 1848—49 lebhaft thätigen Anteil, wurde auch im Okt. 1848 Minister des Innern, opponierte jedoch stets den extremen Absichten Kossuths. Nach Wiederherstellung des Friedens wurde N. zu mehrjähriger Festungsstrafe verurteilt, von welcher ihn erst die allgemeine Amnestie befreite. Seit 1861 wurde N. abermals Führer der Opposition, aber die frühere Schärfe und Energie fehlte ihm. Er endete 21. April 1871 durch Selbstmord.

Nyassa, Njassa, Nyassi oder Nyandscha, d. i. Meer oder großes Wasser, ein großer Süßwassersee im südöstl. Afrika, liegt, nach Livingstone, der ihn 16. Sept. 1859 entdeckte, zwischen 14° 25' und 9° 30' südl. Br., sowie zwischen 51° 55' und 53° 20' östl. L. von Ferro, 464 m über dem Meere und erstreckt sich bei großer Tiefe und einer Breite bis zu 96 km von Nordeu nach Süden mindestens 355 km weit. Aus der östlichern seiner beiden südl. Buchten fließt der Schire, ein Nebenfluß des Zambesi, aus. Von der Hochebene im Westen empfängt der See mehrere Zuflüsse. Sein Ostufer bilden die Gebirge Konde und Konjangombe. Livingstone fuhr nur am westl. Ufer entlang, und Roscher, der im Okt. 1859 das Ostufer erreichte, wurde bald darauf ermordet, ohne einen Bericht abstatten zu können. Die ersten genauern Nachrichten über den N. gab Cooley um 1835. Erst im Dez. 1875 jedoch wurde der ganze See von dem engl. Seeoffizier E. D. Young rings umfahren. Am Cap Maclear, der Nordspitze der am Südende vorspringenden Halbinsel, ist der Ort Livingstonia gegründet.

Nyborg, Seestadt im Amt Svendborg, auf der Ostküste der dän. Insel Fünen, hinter der großen Landzunge Knudshowed am Großen Belt, 30 km im Südosten von Odense gelegen und mit diesem durch Eisenbahn verbunden, ist der regelmäßige Überfahrtsort nach Korsör auf Seeland (zweimal täglich ein Dampfboot). Die Stadt hat (1880) 5402 E. und besitzt 27 eigene Schiffe von 2273 Registertons (1883). Früher erlegten hier die den Belt passierenden Schiffe den Zoll. Der Ort entstand 1170, erhielt 1271 Stadtrecht und war lange Zeit eine der wichtigsten Städte Dänemarks. Es wurden hier im 12. bis 15. Jahrh. viele Reichstage gehalten und 1481 König Christian II. geboren. Die Stadt wurde 1534 durch den Grafen Christoph von Oldenburg und 1535 von Christian III. erobert, der die Befestigungen begann. Im Febr. 1658 erstürmten die Schweden N. und 15. Nov. 1659 kapitulierte es unter Horn an die holländ. Flotte unter Ruyter, nachdem tags zuvor die Dänen, Brandenburger, Polen und Kaiserlichen einen Sieg über die Schweden erfochten. Am 9. Aug. 1808 eroberte die Festung das span. Hilfskorps unter Romana, das von hier und Svendborg 17. bis 20. Aug. auf engl. Schiffen nach Spanien entkam.

Nyctipithecus (lat.), Nachtaffe.

Nydam, Moor, s. unter Sundewitt.

Nyerup (Rasmus), ausgezeichneter dän. Litterarhistoriker, geb. auf Fünen 12. März 1759, studierte in Kopenhagen, war dann seit 1778 an der königl. Bibliothek angestellt, wurde 1796 Professor der Litterargeschichte und 1803 Universitätsbibliothekar und starb 28. Juni 1829. Er veröffentlichte ein treffliches «Spicilegium bibliographicum» (1782—83), mehrere vorzügliche bibliographische und litterarhistor. Monographien, «Symbolae ad literaturam Teutonicam» (1787) und histor.-antiquarische Sammelwerke, unter denen die «Histor.-statist. Darstellung des Zustandes Dänemarks und Norwegens in älterer und neuerer Zeit» (4 Bde., 1803—6) den ersten Platz einnimmt. Besonders verdient machte er sich aber durch seine Ausgaben der Denkmäler altdän. Dichtkunst und Sprache. Namentlich sind zu nennen seine in Verbindung mit Rahbek und Abrahamson veranstaltete Ausgabe der altdän. Heldenlieder («Udvalgte danske Viser fra Middelalderen», 5 Bde., 1812—14) mit histor. Erläuterungen und den alten Melodien, seine Auswahl und Ausgabe der ältern dän. Sprichwörtersammlungen («Peder Syv's hjernefulde Ordsprog», 1807, und «Peder Loll's Ordsprog», 1828) und seine Musterung der alten dän. Volksbücher («Almindelig Morskabslæsning i Danmark og Norge», 1816). Auch gab er mit Kraft ein Gelehrtenlexikon über dän., norweg. und isländ. Schriftsteller (2 Bde., 1818—19) heraus, das von Erslew (3 Bde., Kopenh. 1841—50; Supplement, 1854—68) fortgesetzt wurde.

Nyir (ungar. «Nyirség», d. i. «Birkenland»), eine hügelige Landschaft inmitten des ungar. Flachlandes im Komitat Szabolcs, berühmt durch die hier erzeugten Melonen.

Nyiregyháza, Stadt in Ungarn, Vorort des Komitats Szabolcs in der Nyir, Station der Linie Püspök-Ladany-Miskolcz der Ungarischen Staatsbahnen und der Linie N.-Ungvar der Ungarischen Nordostbahn, zählt (1880) 24102 E., Ungarn, Slowaken und Deutsche, ist Sitz eines königl.

Digitized by Google

Gerichtshofs und hat ein Gymnasium, lebhafte Landwirtschaft (vortreffliche Hofzucht), Salpeter- und Sodasiedereien, viel Kleingewerbe und regen Handel. In der Umgebung sind zahlreiche Salzteiche.

Nyköbing, d. h. Neue Kaufstadt, dän. Städte:

Nyköbing paa Mors, auf der Insel Mors im Limfjord, im jütländ. Amte Thisted, 58 km im Nordwesten von Viborg gelegen und im 14. Jahrh. gegründet, zählt (1880) 2723 E. Ganz nahe dabei liegt das ehemals berühmte Dueholmskloster der Johanniter, später ein königl. Lehn, wozu ganz Mors gehörte, jetzt ein Gut.

Nyköbing i Själland, d. i. auf Seeland, westlich am Jisefjord auf der Nordküste dieser Insel, im Amte und 48 km nördlich von Holbäk, zählt (1880) 1737 E. und hat Kornhandel und Gerbereien.

Nyköbing paa Falster, auf der Westküste der Insel Falster, am Guldborgsund gelegen und zum Amte Maribo gehörig, Station der Linie Orehoved-Nakskov der Laaland-Falsterschen Eisenbahn, hat eine Kathedralschule, Brennereien und Getreidehandel und zählt (1880) 4560 E. Im 12. Jahrh. erhielt sie ein großes festes Schloß, das in der Mitte des 18. Jahrh. abgebrochen ward. Sie fiel 1253 in die Hände der Lübecker, wurde 1329 von König Christoph II. erobert, der hier 2. Aug. 1332 starb, und 1368 von den Hanseaten eingenommen, nachdem hier mit diesen 22. Nov. 1365 ein Friede geschlossen worden war. In der Grafenfehde 1534 hielt es die Stadt mit Christian II., wurde 1535 von Christian III. belagert und 1536 erobert, 1658 und 1659 von den Schweden occupiert. N. war Witwensitz der Königinnen Sophie (1588—1631), Sophie Amalie (1670—85) und Charlotte Amalie (1700—14).

Nyköping, Hauptstadt des Län Södermanland in Schweden, an einem Busen der Ostsee schön gelegen, vom Nyköpings-Å (dem Abflusse einer dreifachen Reihe bedeutender Landseen) mit einem bedeutenden Wasserfalle durchflossen und regelmäßig gebaut, Station der Privatbahn Flen-Oxelösund, zählt (Ende 1883) 5108 E., ist Sitz des Landeshauptmanns, hat Messing-, Tuch-, Baumwoll-, Tabaks-, Strumpf- und mehrere andere Fabriken, Schiffswerft, Mühlenwerke, Sägewerke und eine gute mechan. Werkstatt. Auch treibt die Stadt lebhaften Handel. Vor der Nordwestseite liegt das Neue Schloß und ebenfalls in der Nachbarschaft die Baumwollspinnerei und Weberei Harg, das Hüttenwerk Näfvequarn und die Baumwollspinnerei Periöden. Das alte, 1665 ausgebrannte und jetzt verfallene Alte Schloß war einst häufig Residenz der Könige und galt nach dem in Stockholm und Kalmar für das festeste in Schweden.

Nyktaginëen (Nyctagineae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 200 Arten, die meist in den Tropengegenden Amerikas wachsen. Es sind Pflanzen von sehr verschiedenem Habitus mit regelmäßigen zwitterigen Blüten, die bei mehrern Gattungen ein großes und schön gefärbtes Perianthium besitzen, bei andern dagegen klein und unansehnlich sind. Einige N. werden vielfach als Zierpflanzen kultiviert, so besonders die Arten der Gattung Mirabilis (s. d.).

Nyktalopie (grch.), s. Tagesblindheit.

Nyland, Gouvernement in Finland längs der Küste des Finnischen Meerbusens, 11871,8 qkm groß, (1882) 208678 E. Hauptstadt ist Helsingfors.

Nyläst (Neulast), Gewicht in Schweden, umfaßt 100 Ctr. zu 100 Pfd. (425 g).

Nymegen, Stadt, s. Nimwegen.

Nymphaea *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Nymphäaceen. Man kennt gegen 20 Arten, die besonders auf der nördl. Halbkugel und in den Tropengegenden wachsen. Es sind Wasserpflanzen mit langgestielten, großen, schwimmenden, rundlichen, am Grunde zweilappigen oder nierenförmigen Blättern und großen, mit langen grundständigen Stielen sich über den Spiegel des Wassers erhebenden, lilien- oder rosenähnlichen Blumen. Sie haben einen vierblätterigen, krautigen Kelch und zahlreiche, in mehrern Reihen geordnete Blumenblätter, welche samt den ebenfalls sehr zahlreichen Staubgefäßen und dem mit gestrahlter, schildförmiger Narbe bedeckten Fruchtknoten auf einem fleischigen Blütenboden eingefügt sind. Die gemeine weiße Seerose (N. alba *L.*), eine in tiefen Teichen häufig vorkommende Art, hat halbkugelige Blumen von 5—10 cm Durchmesser mit blendendweißer Blumenkrone und goldgelben Staubgefäßen. In warmen Quellen Ungarns (z. B. im Kaiserbade bei Ofen) wächst die N. thermalis *DC.*, welche buchtig-gezähnte Blätter und rötlichweiße Blumen besitzt. Verwandt mit dieser Art ist die ägyptische Lotosblume, N. Lotus *L.*, deren Blätter scharfgesägt und deren Blumen auch rötlich sind. Die gelbblumigen Arten, welche Linné auch zu N. rechnete, bilden jetzt die Gattung Nuphar *Sm.*, deren deutsche Arten den Namen Nixblumen erhalten haben. Am häufigsten kommt Nuphar luteum *Sm.* vor, welche Art in unsern Teichen oft mit N. alba gemeinschaftlich wächst. Ihre Blumen haben bloß 4 cm im Durchmesser. Alle Seerosen und Nixblumen besitzen einen kriechenden, knollig-fleischigen Wurzelstock, welcher im Schlamme der Gewässer steckt. Sie eignen sich zur Verzierung von Wasserbassins, Weihern und Teichen in Gärten und Parks.

Nymphäaceen, eine Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 30 Arten, sämtlich Wasserpflanzen, die sowohl in stehenden wie langsam fließenden Gewässern vorkommen und fast über die ganze Erde verbreitet sind. Sie haben meist schwimmende, seltener aus dem Wasser hervorragende große Blätter und ansehnliche Blüten mit lebhaft gefärbten zahlreichen Blumenblättern, zahlreichen Staubgefäßen und einem aus vielen Carpellen verwachsenen Fruchtknoten, deren Narben zu einer strahligen Scheibe verwachsen sind. Zu den N. gehört die bekannte Victoria regia (s. d.), sowie die ind. und ägypt. Lotosblume.

Nymphäum (grch. Nymphaion) bedeutet eigentlich ein Heiligtum der Nymphen, wo sich meist eine Quelle befand. Daraus entwickelte sich eine besondere Gattung Gebäude, die unter gewölbter Decke eine Quelle einschlossen und mit Ruhebänken versehen waren, wie man sie in alexandrin. und griech.-röm. Zeit oft in luxuriöserer Weise anlegte, um einen kühlen Aufenthaltsort zu haben.

Nymphen heißen im Griechischen junge heiratsfähige Mädchen, sowie auch junge Frauen. In mythol. Bedeutung aber sind die N. weibliche Naturgottheiten niedern Ranges, welche in und an Quellen und Bächen (s. Najaden), auf Auen und Wiesen, auf Bergen (Oreaden) und in Wäldern und Bäumen (s. Dryaden) zu Hause sind. Ihrer Naturbedeutung nach vertreten sie vorzugsweise die nährende fruchtbare Feuchtigkeit der Erde. Dazu stimmt der Name Okeaniden, der die N. der Quellen und Gewässer überhaupt als Töchter des

erdumströmenden Okeanos bezeichnet, während die Nereiden (s. Nereus) speziell die N. des Meers sind. Als Lokalgottheiten gewisser Gegenden werden sie nach diesen benannt, so von Nysa Nysiaden, von Dodona Dodoniden u. s. w., oder sie führen den Namen einzelner Quellen, wie die N. Arethusa (s. d.). Als Göttinnen nährender Feuchtigkeit gelten sie auch als Ernährerinnen göttlicher Säuglinge, wie des Bacchus und selbst des Zeus. Ferner treten sie als Naturgottheiten mit andern höhern Naturgottheiten in Verbindung, so namentlich mit Hermes, mit Pan, mit Apollon, mit Artemis, mit Hekate, mit Dionysos u. s. w. Auch besitzen sie die Gabe der Weissagung und die Kraft, Begeisterung und Verzückung zu erregen; die so von ihnen Affizierten heißen Nympholeptoi. Die N. sind nicht unsterblich, sondern leben nur sehr lange und altern nie. Geopfert wurden ihnen Ziegen, Lämmer, Milch, Öl und Wein. Von der Kunst werden sie als schöne Jungfrauen dargestellt, in der ältern Kunst regelmäßig bekleidet, in späterer entweder nackt oder halbbekleidet, nicht selten mit Wasserkrügen oder mit Muscheln in den Händen, stehend oder kniend, Wasser holend, an der Quelle ausruhend, spielend, tanzend, nicht selten zusammen mit Pan, sowie auch mit andern Göttern, wie namentlich auch auf einem archäischen Relief von Thasos, mit Apollon, Hermes und den Chariten. Besonders eng sind ihre Beziehungen zu den Chariten (s. Grazien) und den Horen, mit denen sie vielfach verbunden und von denen sie in Denkmälern aus älterer Zeit oft nicht zu unterscheiden sind. Vgl. E. Curtius, «Die Plastik der Hellenen an Quellen und Brunnen» (Berl. 1876).

Nymphenburg, königl. bayr. Lustschloß bei München, erbaut seit 1663 von A. Borella aus Bologna unter Kurfürst Ferdinand Maria für dessen Gattin, Prinzessin Adelheid von Savoyen, und von den spätern bayr. Herrschern vielfach erweitert und mit einem Park umgeben. Im nymphenburger Park stellte Oberbergrat von Babder 1826 die ersten Versuche mit einer Eisenbahn auf deutschem Boden an. Das Schloß dient jetzt als Residenz des Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern. Neben demselben befindet sich eine stark besuchte Erziehungsanstalt der Englischen Fräulein, im anstoßenden kleinen Orte eine seit 1747 bestehende Porzellanmanufaktur. Zwischen N. und München verkehrt eine Straßendampfbahn. Der Vertrag von N. vom 18. Mai 1741, in welchem Frankreich und Bayern die Teilung Österreichs beschlossen haben sollen, wird von einigen neuern Historikern als eine Fälschung der Gegner Kaiser Karls VII. betrachtet.

Nymphomanie oder Andromanie (grch.), das unnatürlich gesteigerte Verlangen der Frauen nach Geschlechtsgenuß. Die N. tritt auf bei sonst körperlich und geistig ganz gesunden, selbst völlig sittsamen Frauen und hat häufig ihre Ursache in einem krankhaften Zustande der Geschlechtsorgane, in der Gegenwart von Schmarotzern (z. B. Springwürmern) in den äußern Geschlechtsteilen oder andern, Kitzel und Jucken verursachenden Zuständen (Hautausschlägen, scharfen Ausflüssen) oder in Erregung der Phantasie durch unzüchtige Lektüre u. dgl. Außerdem ist die N. eine Teilerscheinung geistiger Störung.

Nyon (deutsch Neuß, bei den Römern Noviodunum, Colonia Julia equestris), Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks (234 qkm, 13053 E.) des schweiz. Kantons Waadt, liegt 404 m über dem Meere, 24 km südwestlich von Morges (s. d.) auf dem rechten Ufer des Genfersees an der Linie Genf-Lausanne der Schweizerischen Westbahn und zählt (1880) 3567 meist reform. E. (757 Katholiken), deren Haupterwerbszweige neben Land- und Weinbau die Töpferei, die Hutmacherei, die Gerberei und die Fabrikation von Teigwaren sind. In dem 1574 an der Stelle der alten Burg erbauten Schloß, das mit seinen Türmen und hohen Giebeln das malerische, amphitheatralisch vom Seeufer aufsteigende Städtchen überragt, residierte 1787—93 der philos. Schriftsteller Joh. Victor von Bonstetten als bernischer Landvogt. Der Hafen von N., in welchem die Dampferlinien des Petit Lac sich an die Hauptlinie Genf-Bouveret anschließen, ist nächst Genf der belebteste des untern Sees und namentlich für den Produktenhandel (Holz, Wein, Getreide) wichtig. Die schönsten Punkte der Umgebung sind Schloß Prangins, einst Eigentum Joseph Bonapartes, jetzt Knabenpension, und die Campagne de la Bergerie, Eigentum des Prinzen Napoleon Bonapartes, auf der Halbinsel Promenthoux. Vgl. Martignier und de Crousaz, «Dictionnaire historique etc. du Canton de Vaud» (Lausanne 1867).

Nyons, Stadt im franz. Depart. Drôme, Arrondissementshauptort, 37 km im NO. von Orange, liegt am Eygues, zählt (1881) 2220 (Gemeinde 3222) E., von denen ein Drittel Protestanten sind, und hat ein Kommunal-Collége, Fabrikation von Seife, Olivenöl, Töpferwaren und Seidenspinnerei.

Nysa, der 44. Asteroid, s. unter Planeten.

Nyslott, Stadt im finn. Gouvernement St. Michel, mit (1881) 1462 E., ist durch seine außerordentlich schöne Lage zwischen den großen Seen Haukiwesi und Pihlejawesi bekannt. Die alte Festung, 1475 angelegt, ist seit 1849 verfallen.

Nystad, See- und Handelsstadt im Großfürstentum Finland, Gouvernement Abo-Björneborg, am Bottnischen Meerbusen, den Ålandsinseln gegenüber, 84 km nordwestlich von Abo gelegen, ist nach dem Brande 1846 schöner wieder aufgebaut, hat einen guten Hafen und (1880) 3837 E., welche Handel mit Holzgeschirren und Leinwand treiben, auch Woll- und Leinenzeug verfertigen. Die Schiffsreederei ist sehr bedeutend. N. wurde 1617 von Gustav Adolf angelegt und ist historisch merkwürdig durch den hier 10. Sept. 1721 zwischen Schweden und Rußland geschlossenen Frieden, welcher den Nordischen Krieg (s. d.) endete.

Nystagmus (grch.), s. Augenzittern.

Nysted, Stadt auf Laaland (s. d.).

Nyx, die Nacht, lat. Nox, wurde von den Griechen wie von andern Völkern auch als göttliches Wesen gedacht. Die Personifikation der Nacht ist nach der Hesiodischen Theogonie mit dem Erebos aus dem Chaos entsprossen, und von diesem Mutter von Äther und Hemera (Tag), aus sich selbst aber von Moros (Verhängnis, insbesondere gewaltsamer Tod) und Ker, von Thanatos (Tod) und Hypnos (Schlaf), sowie der Träume u. s. w. Ein Bild von ihr von Rhötos stand im Tempel der Artemis zu Ephesos; auf dem Kasten des Kypselos hatte sie Schlaf und Tod als Kinder auf den Armen. Die Tragiker schildern sie bald als geflügelt, bald als auf einem Wagen fahrend.

O.

O, im deutschen Alphabet der 15., im lateinischen der 14. Buchstabe, bezeichnet einen der einfachen Vokallaute der neuhochdeutschen Sprache. Das Schriftzeichen, das im griech., lat. und andern aus dem griech. Alphabet abgeleiteten Alphabeten im wesentlichen dieselbe Form hat, empfingen die Griechen von den Phöniziern, in deren Alphabete das Ain, dort ein Konsonant, die entsprechende Stelle in der Reihenfolge der Buchstaben einnimmt. Der Laut des o liegt lautphysiologisch betrachtet zwischen a und u, das o der verschiedenen Sprachen und Dialekte ist aber sehr verschiedenen Ursprungs: die indogerman. Ursprache besaß schon diesen Laut, welchen die einzelnen indogerman. Sprachen teils behalten, teils in a verwandeln, z. B. das Litauische und das Germanische; im ältesten Deutsch entspricht dem ursprünglichen o stets a, die spätern o der german. Sprache sind daher auf Veränderungen älterer anderer Vokale zurückzuführen, am häufigsten des u; im Laufe der Sprachentwickelung gehen aber auch andere Laute in o über, z. B. oft der Diphthong au (wie hochdeutsch «glauben», niederdeutsch «globen», ferner die franz. Aussprache des au).

Als Abkürzungszeichen steht in geogr. Schriften und auf dem Kompaß O. für Ost, Osten; bei bibliogr. Angaben bedeutet o. O. (d. i. ohne Ort) soviel wie: ohne Angabe des Druckortes. In der Chemie ist O das Zeichen oder Symbol für Sauerstoff (Oxygenium). O' vor irischen Eigennamen, z. B. O'Brien, O'Connell, ist, entsprechend dem schott. M' (für Mac), die Bezeichnung für Sohn.

O., offiz. Abkürzung des amerik. Staates Ohio.

Ó (magyar.), «alt», oft in ungar. Ortsnamen

Ö (skandinav.), Insel. [vorkommend.

Oahu, eine der Sandwichinseln (s. d.) mit deren Hauptstadt Honolulu (s. d.).

Oajaca, s. Oaxaca.

Oakham, Hauptort der Grafschaft Rutland (s. d.).

Oakland, Stadt in Alameda-County, im nordamerik. Staate Californien, am östl. Ufer der San-Francisco-Bai, welche hier 11 km breit ist, San-Francisco gegenüber, am Endpunkte der Central-Pacific-Eisenbahn, zählt (1880) 34555 E., von denen 593 Farbige sind, und hat eine Hochschule und ein theol. Seminar der Kongregationalisten. Die schön gelegene Stadt hat große und breite Straßen und elegante Gebäude, und wird meist von Kaufleuten bewohnt, welche in San-Francisco ihre Geschäfte betreiben. In dem 6 km von O. gelegenen Berkeley befindet sich die Staatsuniversität, das Taubstummen- und Blindeninstitut.

Oaks-Rennen, s. unter Epsom.

O. A. M. D. G., Abkürzung von Omnia ad majorem Dei gloriam (lat.), d. h. alles zur größern Ehre Gottes.

Oarion (grch.), soviel wie Ovarium (s. d.).

Oasen heißen die in den Wüsten, insbesondere in den Wüsten Nordafrikas vorkommenden bewohnten und anbaufähigen Stellen, die in ihrer Vereinzelung wahren Inseln im Sandmeere gleichen. Das Wort O. stammt vom altägypt. Uah (d. h. Station), kopt. und arab. Wâh, griech. Οὐασις oder Ἄβασις. Alle O. Nordafrikas sind Flußthäler, deren Wasser meist nur unter der Oberfläche befindlich ist, oder beckenartige Vertiefungen, umgeben von kleinen Bergketten und Hügelzügen, in denen sich ein Bach oder ein kleiner See von spärlichem Regenwasser sammelt, oder wo Quellen unter einer der umgebenden Hochflächen entspringen. In der algerischen Sahara wurden seit 1856 durch Erbohren artesischer Brunnen zahlreiche O. geschaffen. Das Wasser bedingt die Anbaufähigkeit der O., indem es einen regen Pflanzenwuchs hervorruft, welcher in Vergleich mit der Wüste prächtig zu nennen, an sich aber nichts weniger als üppig und dabei sehr einförmig ist. Derselbe wird hauptsächlich durch die Dattel- und thebaische Palme, die Gummi-Akazie und den Mannastrauch charakterisiert. Ausgedehnte Oasenlandschaften sind Fezzân (s. d.), Tuât, Tibesti, Bilma, Air, El-Gâdh, Aderer, Dra'a. Schon im Altertume berühmt, zum Teil als Verbannungsorte, waren in der Libyschen Wüste die O. des Jupiter Ammon oder die jetzige O. von Siwah (s. Ammonium) und die westlichere O. Audschila (s. d.), sowie die sog. Kleine und Große O. zunächst westlich von Ägypten. Die beiden letztern sind erst in neuester Zeit durch Rohlfs und Schweinfurth näher bekannt geworden. Etwa 1500 km westlich vom Nil liegt in 28° nördl. Br. die Kleine Oase (Oasis minor der Alten), arab. Wâh-el-Beharijeh oder Bacharieh (auch Barieh), d. h. die nördliche, 5½ Tagereisen im Südwesten von Medinet-el-Fajûm. Es ist ein von Felsen eingefaßtes, in 35,5 m Höhe gelegenes Thal mit 6 Dörfern und 6000 E. Südlich folgt ein über 300 m hohes Kalksteinplateau und 150 km im Südsüdwesten die zum ersten male von der Rohlfsschen Expedition 1874 besuchte O. Faräfrah (d. h. die Sprudelquellen) mit etwa 320 Bewohnern. Ebenso weit von hier nach Südsüdosten folgt die Wâh-ed-Dachel, d. h. die innere O., oder Gharbi, d. h. westl. O., mit 17000 E., davon 6000 in dem von 60 mächtigen gebohrten warmen Quellen umgebenen Hauptorte el-Kasr, bei dem die Ruinen eines Ammonstempels stehen. Östlich folgt 150 km von Theben die Wâh-el-Chargeh, d. h. die äußere O., im Altertum genannt die Große Oase (Oasis major), auch Trinythis in 104 m Meereshöhe, mit 6340 E., größtenteils im Orte El-Chargeh. Auch hier steht ein ansehnlicher Ammonstempel aus der Zeit des Darius oder später, und daneben liegen Ruinen aus der Zeit der Ptolemäer und Cäsaren.

Oatafu, Insel, s. Duke of York.

Oaxáca oder Ojáca, einer der südlichsten Staaten Mexikos, begrenzt vom Stillen Ocean im S., Guerrero im W., Puebla und Veracruz im N., Veracruz und Chiapas im O., umfaßt 88971 qkm mit (1883) 744222 E., ist größtenteils gebirgig und wird von zwei Armen der aus dem Isthmus von Tehuantepec in Nordwestrichtung herübertretenden Cordilleren durchzogen. Der nordöstliche derselben hat zum Kulminationspunkte den 3450 m hohen Cerro-Zempoaltepec unweit des Fleckens Villa Alta, von dem aus man beide Oceane

Digitized by Google

erblickt. In der südwestl. Cordillera, deren Gehänge in die durchweg nur schmale, selten über 15 km breite Küstenebene an der Südsee hinabtreten, sind die höchsten Gipfel 3000—3400 m hoch. In die Südsee geht der breite, aber flache und reißende Rio Verde mit dem Atoyac, in den Mexikanischen Golf der Alvarado. Zahlreiche kleinere Flüsse und Bäche geben dem Lande reichliche Bewässerung. Das Klima ist im ganzen mild und gesund, mit Ausnahme der schmalen Küstenebene, wo auch Stürme sehr häufig sind. Der fette Boden erzeugt Mais, Weizen, Gerste und alle tropischen und halbtropischen Früchte, wie Indigo, Kaffee, Zucker und Kakao, ferner Baumwolle und Tabak. Die Wälder liefern die feinsten Hölzer, besonders Guajac. Auch die Viehzucht ist nicht unbedeutend, ebenso die Bienenzucht. Purpurschnecken von vorzüglicher Güte und Perlen finden sich fast an der ganzen Küste, die Flüsse sind reich an guten Fischen. Das Mineralreich liefert Gold, Silber, Blei, Kupfer, etwas Quecksilber, Eisen, besonders Magneteisenstein, Salz, Schwefel, verschiedene edle Steinarten, Kalk, Gips u. s. w. Der Bergbau ist noch großer Ausdehnung fähig. Manufakturen und Fabriken in größerm Maßstabe fehlen; die Industrie besteht fast nur in Weberei und Färberei baumwollener Waren und in der Fabrikation von Cigarren, Chokolade, Matten und Branntwein. Die Ausfuhr besteht in Cochenille, etwas wildwachsender Vanille und einigen Droguen, Indigo, Vieh, Agavezwirn und Salz für den Handel mit den Nachbarstaaten. Ein großes Hindernis für das Aufblühen des Handels ist der Mangel an Straßen; gute Seehäfen fehlen ebenfalls. In der Bevölkerung O.s sind die Weißen in sehr geringer Anzahl vertreten und fast nur in den Städten ansässig. Die Hauptmasse bilden Mestizen und Indianer; unter diesen zeichnen sich die Zapoteken, die Hauptbevölkerung der bei der Stadt O. zusammenlaufenden Thäler, vor allen Indianern Mexikos durch Kulturfähigkeit und Fleiß aus.

Oaxáca oder **Oajáca**, Hauptstadt des mexik. Staats gleichen Namens, Sitz der Regierung und eines Bischofs, an dem Vereinigungspunkte der strahlenförmig auseinander laufenden Arme des großen und herrlichen Valle de O., an den Flüßchen Atoyac und Tlacolula, von reizenden Gärten umgeben und durch einen gemauerten Aquädukt reichlich mit Trinkwasser versehen, ist in Form eines Quadrats regelmäßig gebaut, mit breiten, geraden, gutgehaltenen Straßen, steinernen, meist zweistöckigen Häusern und mehrern hübschen Plätzen. Bemerkenswerte Gebäude sind der weitläufige Regierungspalast mit den Gefängnissen, der Bischofspalast, die große Kathedrale (ein Steinbau, erst 1779 vollendet), die sehr geräumige Fruchthalle (Alhondiga), zwei Hospitäler und das Theater. Das Dominikanerkloster, das größte und reichste, mit einer hübschen Kirche und einer mit Quellenmaterial für die altindianische Geschichte gut versehenen Bibliothek, liegt auf dem höchsten Punkte der Stadt und hat deshalb in den Bürgerkriegen öfters als Festung gedient. An Unterrichtsanstalten besitzt die Stadt ein Priesterseminar und ein Institut für Wissenschaften und Künste, jedes mit acht Lehrstühlen. O. zählt 26 228 E. und hat Cigarren- und Chokoladefabrikation. Die Stadt wurde 1522 von den Spaniern unter dem Namen Antequera gegründet, wahrscheinlich auf der Stelle von Huaxyacac, dem Hauptorte des einst mächtigen indian. Reichs Zapotecapan. Am 15. Sept. 1810 brach hier der Aufstand gegen die span. Herrschaft aus, und 17. Febr. 1831 wurde hier Guerrero kriegsrechtlich erschossen. Als eine westl. Vorstadt ist die 2000 E. zählende Villa de Santa-María del Marquesado anzusehen, Hauptort eines Marquisats des Ferd. Cortez, welches die Stadt rings umgab und 4 Flecken und 49 Dörfer umfaßte. Gegen 45 km östlich von der Hauptstadt liegt das große, reiche Dorf Mitla, ehemals der Sitz zapotekischer Priesterherrlichkeit, mit Palast- und Tempelruinen, mit schön ausgeführten Mosaikarbeiten, sowie Opferpyramiden.

Ob oder **Obj**, bei den Tataren **Omar** oder **Umor**, bei den Samojeden **Kuai**, bei den Ostiaken **Aß**, Jag oder Kolta, der Hauptstrom Westsibiriens oder der russ. Gouvernements Tomsk und Tobolsk, entsteht im Altai aus zwei wilden Alpengewässern, die sich 13 km unterhalb Bijsk vereinigen, aus der Katunja und der Bija. Die erstere entspringt 3200 m hoch an der Bjelucha-Gora, dem höchsten Berge des russ. Altai (s. d.) und wird rechts durch den vom chines. Gebiet kommenden Archyt und den Tschui verstärkt. Die östlichere Bija fließt aus dem 500 m über dem Meere gelegenen **Teletzkischen See** oder **Altyn-Kul** (Goldsee), unter dessen 26 Zuflüssen der von der chines. Grenze kommende Tschulyman der bedeutendste ist. Der Ob tritt bei Sandppsk in 300 m Seehöhe aus dem Gebirge, wendet sich als schiffbarer Fluß nach Westen, dann in mancherlei Windungen nach Norden über Barnaul und Kolywan, hierauf gegen Nordnordwest über Narym und Surgut. Er geht sodann, nach Aufnahme des mächtigen Irtysch (s. d.), im allgemeinen nordwärts über Troitzoi und Berezow und durchströmt das Land **Obdorien**, zuletzt unter dem Polarkreis von Obdorsk an ostwärts, bis er in einer Breite von 6—22 km in den Hintergrund der **Obskaja-Guba** oder den **Obischen Meerbusen**, einen 750 km langen und durchschnittlich 90—100 km breiten Arm des Eismeers, mündet. Die Länge des Ob beträgt von der Vereinigung der Bija und Katunja 3400, mit dem Tschulyschman 3975, nimmt man aber den Irtysch als Hauptarm an, 5145 km. In seinem obern Laufe wird der Strom nebst einem Teile seiner Nebenflüsse regelmäßig von Transportdampfern befahren. Nach der Einmündung des Irtysch spaltet er sich in mehrere große, durch Querarme untereinander verbundene Parallelströme, den Großen Ob, den Kleinen Ob (woran Berezow liegt), den Sosswa, den Sob u. a. Das Wasser des Ob ist gelblich, ungesund und verdirbt, weil es im Winter ein sehr geringes Gefälle hat, unter dem Eise. Die Fülle an Fischen, die der Strom birgt, ersetzt im mittlern und untern Laufe die Bodenproduktion, da Ackerbau nur bis 60°, meist nur bis 58° nördl. Br. betrieben werden kann.

Ob., Abkürzung von obiit (lat.), «ist gestorben».

Obadja, ein hebr. Prophet, lebte lange nach der Verheerung Jerusalems durch Nebukadnezar, vielleicht erst gegen Ende des 4. Jahrh. v. Chr. Von seinen Weissagungen ist in der Sammlung der 12 Kleinen Propheten eine einzige erhalten, eine Drohrede gegen die Edomiter, die schadenfroh an der Zerstörung Jerusalems teilgenommen haben sollen. Der Prophet verkündet den Fall der Hauptstadt Edom und göttliche Hilfe für Israel. Seine Rede ist lebendig und heftig. Vgl. Hitzig, «Die 12 Kleinen Propheten» (4. Aufl., Lpz. 1881).

Oban, größte Goldmünze in Japan; der Kioho-O. = 329,88 Mark, der Schin-O. = 122,45 Mark, der Kempogori-O. = 80,60 Mark.

Oban, Stadt an der Westküste der schott. Grafschaft Argyle, an einer Bucht des Firth of Lorn, 68 km im NW. von Glasgow, Endpunkt der Linie Dunblane-O. der Centralbahn des Caledonian Railway, mit (1881) 3986 E., hat einen ausgezeichneten Hafen, treibt ausgedehnte Fischerei und Küstenhandel und ist eins der günstigsten Hauptquartiere für Ausflüge nach den Hebriden und dem Caledonischen Kanal. Die Dampfboote zwischen Glasgow und Inverneß und die nach Staffa und Jona legen hier an. Nahebei nördlich erhebt sich auf felsigem Vorsprung am Ufer Dunolly-Castle mit hübschen Anlagen; 5 km nördlich von O. steht die prächtige Ruine des königl. Schlosses Dunstaffnage Castle (ehemals Dunstaffinch) auf einem Vorgebirge; hier wurde der berühmte Stone of Scone verwahrt, ehe man ihn 842 nach Scone brachte.

Obdorien, s. unter Ob.

Obdorsk, Flecken im russ. Gouvernement Tobolsk, Kreis Berezow, in Westsibirien, am Polui, 7 km von dessen Mündung in den Ob, mit 300 E., welche Fischfang, Jagd und Handel treiben. Wichtig ist der Jahrmarkt vom 15. Dez. bis zum 25. Jan.

Obduktion (lat.), im allgemeinen die Besichtigung und Sektion (s. d.) menschlicher und tierischer Leichname, im engern Sinne die gerichtlich-mediz. Untersuchung eines Leichnams zur Ermittelung der Todesursache. Diese O. wird von einem verpflichteten Gerichtsarzte, meist in Gegenwart des Untersuchungsrichters, eines Protokollanten und von Beisitzern vorgenommen. Zunächst werden das Äußere des Leichnams und die Körperhöhlen, soweit diese dem Auge zugängig, besichtigt und Verletzungen derselben genau beschrieben. Darauf erfolgt die eigentliche Sektion, bei welcher alle Leibeshöhlen geöffnet, alle in denselben befindlichen Organe auf das sorgfältigste untersucht und gleichfalls beschrieben werden müssen. Bei der O. der Leichen neugeborener Kinder hat der Arzt auch die Reife der Frucht und ihre Lebensfähigkeit zu ermitteln. Besteht der Verdacht einer Vergiftung, so werden der Magen und Darmkanal mit ihrem Inhalt, die Leber und die Nieren jedes für sich in besondern Gefäßen verschlossen und versiegelt, um dem Chemiker zur Ermittelung von Giften eingehändigt zu werden. Man nimmt die gerichtliche O. vor, wo der Verdacht vorliegt oder der Augenschein lehrt, daß der Tod nicht in natürlicher Weise eingetreten ist. Über den Obduktionsbefund wird ein Protokoll (Visum et repertum, meist nur Visum repertum genannt) aufgenommen, welches dem gerichtsärztlichen Gutachten über die Todesart zu Grunde gelegt wird. An dieses schließt sich unter Umständen das Gutachten des Chemikers an.

Obduktionsbericht, s. Fundschein.

Obedienz (lat.) oder Obedientia canonica heißt in der kath. Kirche der Gehorsam, welchen nach dem röm. Kirchenrecht die kirchlich Untergebenen ihren Obern, insbesondere die Geistlichen den Bischöfen und diese wieder dem Papst zu leisten haben. Die Untergebenen heißen Obedientiarii. Zuweilen werden auch mit O. die den Untergebenen zur Verwaltung zugewiesenen Ämter, z. B. Pfarrämter in Stiftern und Klöstern, welche Mönchen oder Kanonikern zugewiesen werden (Obedienzpfarre), bezeichnet.

Obeid, s. El-Obeid.

O-Bein oder Säbelbein, s. u. Bäckerbein.

Obelisken wird eine besondere Gattung ägypt. Monumente genannt, welche in einem langgestreckten, viereckigen, stets monolithen Pfeiler bestehen, der sich nach oben verjüngt und in eine besondere Spitze ausläuft, welche Pyramidion genannt wird. Der Name ist griechisch und bedeutet eigentlich einen kleinen Spieß. Der ägypt. Name war Techen. Sie wurden stets paarweise vor Thoren aufgestellt. Kleine O., die den Namen des Verstorbenen tragen, stehen öfters in Gräbern des alten Reichs zu beiden Seiten der innern Scheinthür. Die großen O., die stets aus Granit bestehen, wurden vor den Eingängen großer Tempel errichtet. Der älteste erhaltene große O. ist der von Heliopolis, der noch jetzt bei Matarieh steht; er ist 20,27 m hoch. Der höchste in Ägypten erhaltene O. ist der der Königin Chnemt-Amun in Karnak, welcher 28 m mißt. Die meisten O. wurden während der 18. und 19. Dynastie errichtet; doch sind uns auch mehrere aus griech. und röm. Zeit erhalten. Die röm. Kaiser liebten es, O. nach Rom zu führen und dessen Plätze damit zu schmücken; so ließ Augustus nach der Unterwerfung Ägyptens zwei O. aus Heliopolis nach Rom schaffen, von denen der eine im Cirkus, der andere im Campus Martius errichtet wurde; ersterer schmückt seit 1589 die Mitte der Piazza del Popolo, letzterer seit 1789 den Platz vor der Curia Innocenziana, dem heutigen Abgeordnetenhause. Auch Kaiser Caligula ließ aus Heliopolis einen O. nach Rom bringen und im Cirkus Vaticanus aufstellen; er steht jetzt auf dem Peters-platze. Im ganzen gibt es in Rom zwölf O., darunter neun mit Hieroglyphen versehene. Der größte ist der vor San-Giovanni in Laterano aufgerichtete, 45,5 m hoch. Er wurde ursprünglich vom König Thuthmosis III. für Theben bestimmt, zu Ehren des Ammon-Ra. Einer der beiden O. von Luksor wurde 1831 von Mehemed-Ali den Franzosen geschenkt und von diesen nach Paris transportiert, wo er auf der Place de la Concorde aufgestellt ist. Dieser war unter Ramses II. ausgehauen worden. Vgl. über diese Denkmäler Mercati, «Degli obelisci di Roma» (Rom 1589); A. Kircher, «Oedipus aegyptiacus» (Rom 1652—54); Zoega, «De origine et usu obeliscorum» (Rom 1797); Ungarelli, «Interpretatio obeliscorum Urbis» (Rom 1842); L'hote, «Notice historique sur les obélisques» (Par. 1836); Birch, «Notes upon obelisks» (im Museum of classical antiquities», Bd. 2). Auch in Axum (in Äthiopien) sind eine Anzahl O. gefunden worden, darunter einer von 25 m Höhe, spätere Nachbildungen der ägyptischen O., doch ohne Inschriften. Daß auch in Asien die Form nicht unbekannt war, lehrt der berühmte O. von Nimrud (jetzt im Britischen Museum). Er ist 2 m hoch und endigt in drei Stufen ohne scharfe Spitze. Er besteht aus schwarzem Marmor und trägt auf allen vier Seiten Darstellungen mit Keilinschriften. Über die nach London und Newyork gebrachten alexandrinischen O. s. Nadeln der Kleopatra.

Obelos und **Obeliskos,** kritische Zeichen der griech. Grammatiker, s. unter Asteriscus.

Oberacht oder Aberacht, s. unter Acht.

Oberalpen (Hautes-Alpes), franz. Depart., s. unter Alpen, Bd. I, S. 473.

Oberalppaß, Alpenpaß an der Grenze der schweiz. Kantone Uri und Graubünden. Die

21½ km lange Poststraße über den Paß, 1862—64 an der Stelle des alten Saumwegs erbaut, steigt von Andermatt im Urserenthal nordöstlich zu dem zwischen den Massiven des Crispalt und des Six Madun (Gotthardgruppe) gelegenen Hochthal der Oberalp hinauf, an deren oberm Ende der kleine Oberalpsee (2028 m) und die Paßhöhe (2052 m) liegen. Von der Höhe, welche die Wasserscheide zwischen der Reuß und dem Vorderrhein bildet, senkt sich die Straße südöstlich ins Val Tavetsch hinab und zieht sich in diesem über dem linken Ufer des Vorderrheins nach Disentis, wo sie sich an die Lukmanierstraße anschließt.

Oberammergau, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt Garmisch, im Ammergau, rechts an der Ammer (Amber), in einem Thale des Ampergebirges, 27 km im SW. von Murnau, zählt (1881) 1349 kath. E. und hat eine Oberförsterei, sowie Fabrikation von Schnitzarbeiten in Elfenbein und Holz (Crucifixe, Heiligenbilder, Möbel, Gefäße, Spielwaren), welche in allen Erdteilen Absatz finden. Die Häuser sind mit Darstellungen aus der biblischen und Heiligengeschichte bemalt. Westlich auf einem Hügel am Fuße des Sonnenbergs erhebt sich eine kolossale Kreuzigungsgruppe (Christus mit Maria und Johannes), ein Werk Halbigs in München aus dem J. 1875, ein Geschenk König Ludwigs II. O. ist berühmt wegen der dramatischen Aufführungen aus der Leidensgeschichte Christi (s. **Passionsspiele**) bekannt geworden, die alle 10 Jahre (zuletzt 1880) während des Sommers an jedem Sonntage im Freien vor zahlreichen Zuschauern aufgeführt werden. Damit erfüllt der Ort ein von den Vorfahren bei der Pest vom 1634 gethanes Gelübde, die Passion des Herrn alle 10 Jahre im «geistlich Gespiel» darzustellen. Der größte Teil der Einwohner ist bei dem Schauspiel mit beschäftigt, etwa 500 Personen wirken bei der Aufführung selbst mit, und die Verteilung der Hauptrollen erfolgt nach abgehaltenem Gottesdienste und gilt zugleich als Sittenzensur. Das Theater wird am nördl. Ende des Ortes aufgeschlagen. Die Mittelbühne und seit neuester Zeit auch der Zuschauerraum sind bedeckt. Der Raum faßt gegen 6000 Menschen; sehr oft strömen aber weit mehr Zuschauer herbei. Die Darstellung dauert 7—8 Stunden, öfters ohne Unterbrechung. Das Ganze ist halb Gottesdienst, halb Volksfest. Auch in den Jahren, welche zwischen den Passionsaufführungen liegen, werden die Kräfte dafür künstlerisch geschult und in jedem Sommer eine Reihe theatralischer Aufführungen veranstaltet, in welchen indes nicht die Passionsgeschichte, sondern meistens alttestamentliche Legenden behandelt sind. Vgl. E. Devrient, «Das Passionsspiel in O.» (Lpz. 1851; 2. Aufl. 1880); Clarus, «Das Passionsspiel zu O.» (Münch. 1860); «Das Passionsspiel in O. Mit dem vollständigen Text der Chorgesänge» (Augsb. 1870); Hartmann, «Das Oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt zum ersten mal herausgegeben» (Lpz. 1880).

Ober-Barnim (Kreis), s. unter **Barnim**.

Oberbau, s. unter **Hochbau**.

Oberbayern, bayr. Regierungsbezirk (früher Isarkreis), zwischen Schwaben und Neuburg, von dem es auf eine lange Strecke der Lech trennt, Mittelfranken, Oberpfalz, dem österr. Innviertel und Tirol, besteht aus dem alten Herzogtum Oberbayern, dem Bistum Freising, der Grafschaft Werdenfels, der Propstei Berchtesgaden und Teilen des Erzbistums Salzburg und umfaßt in sechs unmittelbaren Städten (München, Ingolstadt, Rosenheim, Freising, Landsberg und Traunstein) und 25 Bezirksämtern mit 39 Amtsgerichten 1243 Gemeinden mit 13408 Ortschaften auf 16725 qkm 951977 E., wovon 42788 Protestanten und 4343 Israeliten. Von der erwerbthätigen Bevölkerung sind 48 Proz. mit der Landwirtschaft und ihren Nebenzweigen, 33 Proz. mit Industrie, Handel und Verkehr beschäftigt. Bleibt aber die Hauptstadt München außer Betracht, so treffen 61 Proz. auf die Landwirtschaft u. s. w. und nur 25 Proz. auf Industrie mit Handel und Verkehr. Industrie und Handel verteilen sich in den zahlreichen kleinen Städten und Märkten, sowie am platten Lande auf die verschiedenartigsten Zweige, doch überwiegen die auf den Bedarf der Landwirtschaft berechneten Geschäfte, dann Torf-, Holz- und Salzgewinnung und Bierbrauerei. Die Hauptflüsse des Regierungsbezirks sind die Isar, der die Loisach und Amper, und der Inn, dem die Salzach und die Mangfall zuströmen. Von den zahlreichen Seen sind Chiemsee, Würm- oder Starnbergersee, Tegernsee, Königsee, Walchensee, Schliersee, Kochelsee, Ammersee, Staffelsee, Eybsee die schönsten und größten. Im nördl. Teil treten an die Stelle der Seen die torfreichen Moore bei Dachau, Maisach, Erding, Freising u. s. w. Der ganze Süden ist Alpenland, vom Peißenberg bis zur Zugspitze und zum Untersberg und Watzmann, wegen seiner Naturschönheiten von Reisenden viel besucht.

Oberbeuthen, s. **Beuthen**.

Oberbootsmann, s. **Hochbootsmann**.

Obercalifornien, s. unter **Californien** (geographisch-statistisch).

Obercanada, der frühere Name der Provinz Ontario (s. d.). [Constable.

Oberconstable (High Constable), s. unter

Oberdeutschland wird in der Sprache des gewöhnlichen Lebens vielfach fast ganz gleichbedeutend mit Süddeutschland, zur Bezeichnung aller deutschen Länder im Süden des Main, gebraucht; im engern geogr. Sinne versteht man jedoch darunter nur diejenigen Gebiete, welche teils der Alpenregion selbst angehören, teils die den Alpen nördlich unmittelbar anliegenden höhern Landstriche des südl. Deutschland (westlich der Schwarzwald und die Rauhe Alp, östlich das österr. Bergland, in der Mitte die schwäb.-bayrische, oder vorzugsweise sog. **Oberdeutsche Hochebene**) begreifen. Zu O. gehören somit in polit. Beziehung etwa Baden, Württemberg, Hohenzollern, die Südhälfte Bayerns (die Regierungsbezirke Schwaben, Oberbayern, Niederbayern, Oberpfalz), von den österr. Kronländern Tirol, Salzburg, Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain. Den Gegensatz zu O. in dieser Auffassung bilden Mitteldeutschland und Niederdeutschland. Eng mit der geogr. Begrenzung O.s ist auch die ethnographische verknüpft. Die eigentlichen **oberdeutschen Stämme** sind seit den Zeiten des Fränkischen Reichs die Alamannen, die Schwaben und die Bayern (mit den Österreichern, Tirolern u. s. w.), deren schon in den Denkmälern des frühern Mittelalters, wenn auch nicht so scharf wie jetzt, geschiedene Mundarten vorzugsweise unter dem Namen der **oberdeutschen Mundart** zusammengefaßt und in Gegensatz zu den mitteldeutschen und niederdeutschen gestellt werden.

Obgleich die Bezeichnungen oberdeutsch und hochdeutsch mehrfach zusammenfließen, so ist doch die letztere von der ersteren insofern unterschieden, als man unter hochdeutschen Mundarten alle diejenigen zusammenfaßt, welche (wie außer den eigentlichen oberdeutschen auch die mitteldeutschen), gegenüber den niederdeutschen, auf der zweiten Stufe der Lautverschiebung (s. d.) beharrenden, diesen Prozeß durch Fortrücken der stummen Konsonanten auf die dritte Stufe vollendet haben. (S. Deutsche Mundarten und Deutsche Sprache.)

Oberdieck (Joh. Georg Konrad), verdienter Pomolog, geb. 30. Aug. 1794 zu Wilkenburg in Hannover, wurde 1819 Pfarrer in Bardewiek, 1831 Superintendent in Sulingen, dann in Nienburg und seit 1853 in Jeinsen. Er starb 24. Febr. 1880 in Herzberg am Harz. Die Obstbaukunde verdankt ihm Bedeutendes besonders in Bezug auf Sortenkenntnis und Nomenklatur. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Die Probe- oder Sortebäume» (2. Aufl., Stuttg. 1871), «Pomolog. Notizen» (Stuttg. 1869), «Beobachtungen über das Erfrieren der Gewächse» (Ravensburg 1872). Mit Ed. Lucas vereint gab O. heraus die epochemachenden Werke: «Illustriertes Handbuch der Obstkunde» (7 Bde., Stuttg. 1858—75) und «Beiträge zur Hebung der Obstkultur» (Stuttg. 1857).

Oberdominante, s. unter Dominante.

Oberdonaukreis, s. unter Donaukreis.

Oberdorf, Flecken im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, unweit rechts der Wertach, 730 m über dem Meere, 7 km südlich von Biesenhofen, Station der Linie Biesenhofen-O. der Bayrischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1413 kath. E., ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat eine Präparandenschule, ein königl. Schloß und Viehzucht.

Ober-Douro, Weinbezirk, s. Alto-Douro.

Oberehnheim (frz. Obernai), Stadt im Kreise Erstein des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, 26 km südwestlich von Straßburg, an der Eisenbahnlinie Zabern-Molsheim-Schlettstadt, am Fuße des Odilienbergs und an der Ehn, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 4725 ausschließlich kath. E. O. verdankt seinen Ursprung einem Hofgute (villa regia) der merovingischen Könige. Friedrich II. erhob es zu einer Freien Stadt, während die Burg Ehnheim 1246 durch Heinrich von Stahleck, Bischof von Straßburg, zerstört wurde. O. kam 1622 in die Gewalt des Grafen von Mansfeld, wurde 1632 von den Schweden und 1636 von Schweden und Franzosen eingenommen. Im Okt. 1679 huldigte O. dem Landvogt Ludwigs XIV., Baron von Montclar.

Oberelsaß, s. u. Elsaß, Bd. VI, S. 74 u. 75.

Oberer Bund, s. Grauer Bund.

Oberer See oder Obersee (engl. Lake Superior, frz. Lac Supérieur, indian. Kitschi Gumi), der westlichste und oberste der fünf Seen Canadas oder des St. Lorenzstromgebietes, der größte Süßwassersee der Erde, breitet sich zwischen Canada und den Vereinigten Staaten Amerikas (Minnesota, Wisconsin und Michigan) in einer westöstl. Länge von 585 km aus, bei einer wechselnden, in der Mitte aber (unter 87° westl. L. von Greenwich) bis 225 km steigenden Breite. Sein Flächeninhalt beträgt 83 627 qkm, die Meereshöhe 192 m, die mittlere Tiefe 300 m. Der bei weitem größere Teil der Wasserfläche gehört zu den Vereinigten Staaten, indem die Grenze gegen Canada von der Mündung des Pigeon-River nordostwärts um die große Königsinsel (Isle Royale) und dann südostwärts gegen den Huronsee hinzieht. Mit letzterm steht der Obere See, nachdem er sich zu der Tequamenonbai verengt, durch die 96 km lange Wasserstraße von St.-Mary in Verbindung. Da in dieser durch eine Reihe von Stromschnellen, die sog. Fälle von Saint-Mary oder Saults de Sainte-Marie, auf eine Strecke von 3 km die Schiffahrt unterbrochen wird, so hat die Regierung der Vereinigten Staaten einen Seitenkanal angelegt, sodaß der Obere See jetzt vom Ocean her zugänglich ist. Die Küsten sind, besonders im Norden, vielfach in Baien und Fjorde zerschnitten, felsig, steil, an mehrern Stellen bis 400 m hoch, zwar sehr malerisch, aber in keiner Weise zu Ackerbauniederlassungen geeignet. Die zahlreichen Buchten mit den vorliegenden Inseln, unter denen die Isle Royale im NW., die Gruppe der Zwölf Apostel im SW. und Michipicoten im NO. hervorzuheben sind, bieten während häufiger Stürme den Schiffen Zuflucht dar. Eine Menge unfahrbarer Bergströme stürzen in das Seebecken hinab. In das westl. Ende des Sees ergießt sich der St.-Louis, der oft als Quellfluß des St. Lorenzstroms angesehen wird. Das ungemein klare, fischreiche Wasser des Sees steigt zuweilen 1 m über das gewöhnliche Niveau. Von besonderer Wichtigkeit sind die Kohlen- und Metallschätze der Umgebungen, namentlich die unerschöpfliche Kupferregion des Obern Sees. Der See wurde 7. Sept. 1641 durch die franz. Missionare Raymbault und Jogues entdeckt, etwas näher bekannt durch Mesnard 1660 und Allouez 1666. Die erste dauernde Missionsstation wurde 1668 durch Dablon und Marquette an den Saults von Ste.-Marie gegründet, wo 1671 eine große Versammlung von Missionaren und franz. Beamten aus Canada vom See und seiner Umgebung förmlich Besitz für Frankreich nahm. Das Vorhandensein von Kupfer in diesen Gegenden war schon 1659 den Jesuiten bekannt. Aber erst 1845 kam der Bergwerksbetrieb in regelmäßigen Gang, und erst seitdem wurden diese Gegenden befiedelt und genauer bekannt. Daß schon in frühester Zeit ein nicht weiter bekanntes Volk die Kupfererze in roher Weise ausbeutete, ist seit 1847 durch Auffindung verfallener Grubenlöcher, ausgeschmolzener Stücke Kupfers, Hämmer, Aexte u. s. w. vielfach bekannt geworden. Das Kupfer findet sich in kleinen Massen durch den Quarzfels verstreut oder in großen stehenden Blättern; oft findet sich zugleich auch Silber. Die hier gefundenen Kupfermassen sind sehr groß. Nächst Chile ist das südl. Ufer des Obern Sees der reichste Kupferdistrikt der Welt.

Oberflächenhärtung, s. Stahl.

Oberflächenkondensator, s. u. Kondensator.

Oberfranken, Regierungsbezirk, s. u. Franken.

Ober-Garonne, Depart., s. u. Garonne.

Obergärung, s. unter Bier und Bierbrauerei, Bd. III, S. 32b.

Oberge (Eilhard von), s. Eilhard von Oberge.

Obergefreite ist der Name einer höhern Klasse der Gefreiten, die an Stelle der 1859 in der preuß. Artillerie aufgehobenen Bombardiere eingeführt wurden und später in der Artillerie der übrigen deutschen Staaten (in Sachsen als Oberkanoniere) Aufnahme fanden. Der O. gehört zu den Gemeinen und trägt als Abzeichen Chargentknöpfe am Kragen und Säbeltroddel der Unteroffiziere.

Obergericht nennt man das Gericht höherer Instanz. (S. Rechtsmittel.) [mitats (s. d.).

Obergespan, der erste Beamte eines ungar. Ko-

Oberglogau, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Neustadt, an der Hotzenplotz, Station der Linie Frankenstein-Kosel-Kandrzin der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein kath. Schullehrerseminar, eine Zuckerfabrik und Goldrahmenfabrik und zählt (1880) 5138 meist kath. E.

Obergünzburg, Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, Bezirksamt Oberdorf, an der Östlichen Günz, 718 m über dem Meere, zählt (1880) 1408 kath. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und treibt Viehzucht, Butter- und Käsehandel.

Oberhalbstein (das), roman. Sur Sas, Hochthal im schweiz. Kanton Graubünden, erstreckt sich 25 km lang vom Fuße des Julier und des Septimer nördlich bis zu dem Engpaß am Stein (1096 m), von welchem es seinen Namen hat und durch welchen sein Fluß, die Julia oder der Oberhalbsteiner Rhein, in das Thal der Albula hinaustritt, um bei Tiefenkastel (889 m) in diese einzumünden. Rechts von dem vergletscherten Massiv des Piz d'Err und der Felskette der Piz St. Michel, links von dem Bergstock des Piz Platta (3386 m) und des Piz d'Arblatsch eingeschlossen, ist das O. ein romantisches, aus einer Reihe abwechselnder Thalkessel und Klusen bestehendes Alpenthal mit zahlreichen Wasserfällen, schönen Weiden und Waldungen und mehrern Burgruinen. Die wichtigsten Ortschaften sind Schweiningen oder Savognin (1237 m, 503 E.) in der untern Thalstufe, Mühlen oder Molins (1461 m) in der mittlern und Stalla oder Bivio (1776 m) in der obern, an der Gabel der das O. durchziehenden Julierstraße und des verödeten Saumwegs über den Septimer. Nach der alten Einteilung Graubündens war das O., als früherer Besitz der Bischöfe von Chur, ein Hochgericht des Gotteshausbundes, jetzt bildet es einen besondern Kreis des Bezirks Albula mit (1880) 2550 E. meist kath. Konfession und roman. Zunge.

Oberharzischer Bergbau, s. unter Claus-

Oberhasli, s. u. Hasli. [thal.

Oberhaus (House of Lords), s. unter Englische Verfassung und Großbritannien, Bd. VIII, S. 456b.

Oberhausen (Rheinland), Stadt im Kreise Mülheim a. d. Ruhr des preuß. Regierungsbezirks Düsseldorf, bedeutender Knotenpunkt mit Centralbahnhof (täglich passieren 245 Züge die Station) der Preußischen Staatsbahnen (Linien Mülheim a. d. Ruhr-Gatermberg, Deuß-O., O.-Herne, O.-Ruhrort, O.-Bottrop, O.-Emmerich, O.-Hochfeld, O.-Quakenbrück), ist Sitz eines Amtsgerichts und bildet mit der nächsten Umgebung das Bergrevier O., hat ein Realprogymnasium, eine Töchter-, eine Fortbildungs- und eine Bergvorschule, ein großes Hohofenwerk mit zehn Hohöfen, Stahlwerke, Eisen- und Blechwalzwerke, Dampfkesselschmieden, eine chem. Fabrik, Zinkhütte, Zinkweißfabrik mit Fabrik für Zinkornamente, zwei Zinkwalzwerke, eine Porzellan- und eine Glasfabrik, sowie bedeutende Steinkohlenzechen. O. wurde erst 1845 gegründet, erhielt 1874 Stadtrechte und zählte 1880 schon 16680 meist kath. E.

Oberhausen, bad. Gemeinde, s. Waghäusel.

Oberhaut, Teil der menschlichen Haut (s. d., Bd. VIII, S. 916b).

Oberheilbrunn, s. Heilbrunn.

Oberherrlichkeit, s. Souveränetät.

Oberhessen, Provinz des Großherzogtums Hessen, innerhalb der preuß. Provinz Hessen-Nassau, zählt auf 3287,24 qkm (1880) 264614 E., davon 237440 Protestanten, 19259 Katholiken und 7594 Juden. Im NO. berührt die Fulda, im NW. die Lahn eine kurze Strecke das Gebiet, welches im übrigen von Ohm (zur Lahn), Schwalm (zur Eder) und Nidda (zum Main) durchflossen wird, welche drei letztern sämtlich auf dem Vogelsgebirge entspringen. Die Wetterau gehört größtenteils zur Provinz, welche in sechs Kreise eingeteilt ist: Alsfeld, Lauterbach, Gießen, Schotten, Friedberg und Büdingen. Hauptstadt ist Gießen.

Oberhofen, am Thunersee, s. u. Thun (Stadt).

Oberhofgerichte, s. unter Hofgerichte.

Oberhoheit, soviel wie Souveränetät.

Oberhollabrunn, s. Hollabrunn.

Oberholz, s. unter Mittelwald.

Oberingelheim, s. unter Ingelheim.

Oberkiefer, s. unter Kiefer.

Oberkirch, Stadt im bad. Kreise Offenburg, rechts an der Rench, da wo sich das Thal der letztern in die oberrhein. Ebene öffnet, Station der Linie Appenweier-Oppenau (Renchthalbahn) der Badischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2700 E., ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat Herstellung von Kirschwasser, Weinbau und Holz-, Obst- und Weinhandel. Fast 2 km nordöstlich vom Orte liegt die Ruine Schauenburg.

Oberkirchenrat, s. unter Kirchenrat.

Oberlahnkreis, s. unter Lahn.

Oberlahnstein, Stadt im Rheingaukreis des preuß. Regierungsbezirks Wiesbaden, am Einfluß der Lahn in den Rhein, Station der Linien Frankfurt-Wetzlar und O.-Koblenz der Preußischen Staatsbahnen, hat ein Realprogymnasium, zwei höhere Töchterschulen, einen neuen Hafen und zwei Mineralbrunnen-Etablissements und zählt (1880) 5423 meist kath. E., welche zwei Eisenwerke, Holzschneidereien, Korbwarenfabriken und Farbenfabriken unterhalten. In der Nähe ist das Blei- und Silberwerk Friedrichssegen und die Ahler Hütten und Eisenwerke. Auf einem Bergkegel an der Mündung der Lahn erhebt sich die restaurierte Burg Lahneck und ihr gegenüber die Burg Stolzenfels (s. d.).

Oberlandesgerichte hießen bereits früher (seit 1809) in Preußen diejenigen Gerichtshöfe, welche 1849—79, gleich der Bezeichnung in den meisten andern deutschen Staaten, «Appellationsgerichte» genannt wurden. Nach dem Deutschen Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Jan. 1877, welches in den §§. 119—124 von den O. handelt, sind die O. die den Landgerichten unmittelbar übergeordneten Gerichte; es werden bei diesen Gerichten, welche mit einem Präsidenten und der erforderlichen Anzahl von Senatspräsidenten und Räten zu besetzen sind, Civil- und Strafsenate gebildet. Die O. sind zuständig für die Verhandlungen und Entscheidungen über die Rechtsmittel: 1) der Berufung gegen die Endurteile der Landgerichte (s. d.) in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten; 2) der Revision gegen Urteile der Strafkammer in der Berufungsinstanz; 3) der Revision gegen Urteile der Strafkammer in erster Instanz, sofern die Revision ausschließlich auf die Verletzung einer in den Landesgesetzen enthaltenen Rechtsnorm gestützt wird; 4) der Beschwerde gegen

Entscheidungen der Landgerichte in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten; 5) der Beschwerde gegen strafrichterliche Entscheidungen erster Instanz, soweit nicht die Zuständigkeit der Strafkammer begründet ist, und gegen Entscheidungen der Strafkammern in der Beschwerdeinstanz und Berufungseinstanz.

Oberlastig nennt man ein Schiff, dessen Schwerpunkt zu hoch liegt, was durch ein fehlerhaftes Stauen der Ladung herbeigeführt wird. Oberlastige Schiffe sind deshalb leicht der Gefahr des Umschlagens (Kenterns) ausgesetzt.

Oberläufig heißen diejenigen Mahlgänge, bei welchen der obere Mühlstein in Rotation versetzt wird, während der untere stillsteht. (S. unter Mehlfabrikation, Bd. XI, S. 581b.)

Oberlausitz, s. Lausitz.

Oberleder (frz. avant-pied, engl. upper leather) bei Stiefeln und Schuhen das auf dem obern Teil des Fußes getragene dünne, weiche und geschmeidige Leder. (S. unter Lederfabrikation, Bd. X, S. 887b.)

Oberlehnsherrlichkeit, s. Suzeränetät.

Oberleutensdorf (slaw. Litvinov horni), Stadt im Bezirke Brüx im nördl. Böhmen, Station der Dux-Bodenbacher Bahn, zählt (1880) 3813, als Gemeinde 5727 E. deutscher Zunge, die große Fabriken für Spielwaren, für Möbel aus gebogenem Holze, eine Tuchfabrik und Baumwollspinnereien unterhalten. O. hat ein 1732 von Johann Joseph, Grafen von Waldstein, erbautes Schloß und eine vom Erzbischof von Prag Johann Friedrich, Grafen von Waldstein, 1690 erbaute Pfarrkirche mit einem wertvollen Altarblatt von Streta.

Oberlicht ist im allgemeinen von oben einfallendes Licht. Man unterscheidet Seitenoberlicht oder hohes Seitenlicht, welches durch über Thüren oder in größerer Höhe vom Fußboden angebrachte Fenster zur Erhellung mangelhaft beleuchteter Korridore, zur Gewinnung von Wandflächen bei Ausstellungsräumen u. s. w. dient, und Deckenoberlicht, sowohl bei geraden, wie gewölbten Decken (insbesondere Kuppeln). Die Anwendung eines Deckenoberlichts in Stockwerken schließt gewöhnlich die Benutzung des darüber befindlichen Raumes, wenigstens zu Wohnungszwecken, infolge des sich nötig machenden Lichtschlotes aus. Letzterer wird am zweckmäßigsten nach oben erweitert und ventiliert. Man ordnet in den meisten Fällen eine untere horizontale (Decken-)Verglasung und eine zweite obere und geneigte (Dach-)Verglasung an, die sich auch in der Stärke des angewendeten Glases unterscheiden. Außerdem wird die erstere in der Regel auch dekorativ behandelt. In neuerer Zeit gewinnt man jedoch auch Deckenoberlicht ohne Verlust nutzbaren Raumes durch Anordnung verglaster Fußböden, aus starken mittels Eisenkonstruktion unterstützten Glasplatten gebildet. Bei Kuppeln bleibt das O. gewöhnlich offen und wird durch einen durchbrochenen Aufbau (die Laterne) überdeckt und abgeschlossen (wie an den meisten Kuppelkirchen).

Oberlin, Postdorf in Lorain-County, im nordamerik. Staate Ohio, 54 km im SW. von Cleveland, zählt (1880) 3242 E. und ist Sitz des nach J. F. Oberlin (s. d.) benannten Oberlin-Colleges, welches 1833 von evang. Kongregationalisten gegründet, 1883 von 713 Studenten besucht wurde und eine Bibliothek von über 12000 Bänden hat.

Oberlin (Jerem. Jak.), Sprach- und Altertumsforscher, geb. zu Straßburg 7. Aug. 1735, studierte daselbst, wurde dann als Lehrer am Gymnasium und Adjunkt der Bibliothek angestellt und 1770 Professor bei der Universität. Er starb 10. Okt. 1806. Nicht ohne Wert waren seine Ausgaben von Horaz (Straßb. 1788), Tacitus (2 Bde., Lpz. 1801) und Cäsar (Lpz. 1805; 2. Aufl. 1819), sowie die «Orbis antiqui monumentis suis illustrati primae lineae» (Straßb. 1790) und die «Rituum Romanorum tabulae», die lange als Leitfaden beim Unterricht dienten. Ferner schrieb er «Artis diplomaticae primae lineae» (Straßb. 1788) und «Literarum omnis aevi fata» (Straßb. 1789). Das Studium der deutschen Sprache bes Mittelalters bewog ihn zur Herausgabe von Scherz' «Glossarium Germanicum medii aevi» (2 Bde., Straßb. 1781—84). Er beschrieb das «Museum Schoepflini» (Straßb. 1770—73) und bearbeitete die «Alsatia literata» (Straßb. 1782). Vgl. die Biographie O.s von Spach in dessen «Oeuvres choisies» (Bd. 1, Straßb. 1866).

Oberlin (Joh. Friedr.), Bruder des vorigen, geb. 31. Aug. 1740 zu Straßburg, studierte Theologie und übernahm 1767 das prot. Pfarramt zu Waldersbach im Steinthal (Ban de la roche). O. unterzog sich der geistigen wie materiellen Kultur der Bevölkerung dieses Thals mit Ausdauer und großem Erfolg. Als die Landwirtschaft nicht mehr ausreichende Beschäftigung gab, führte er Strohflechten, Baumwollspinnerei und später Weberei ein. Er starb 1. Juni 1826. Vgl. die Biographien O.s von Lutherot (Par. 1826; deutsch von Krafft, Straßb. 1826), Stöber (Straßb. 1831), Schubert (4. Aufl., Münch. 1832), Burckhardt (4 Tle., Stuttg. 1843), Bodemann (3. Aufl., Stuttg. 1879) und Spach (Par. 1866). O.s Bestrebungen auf dem Gebiete des Kleinkinderschulwesens folgend, wirken an verschiedenen Orten nach ihm benannte Oberlin-Vereine.

Ober-Loire, franz. Departement, s. u. Loire.

Oberlothringen, s. unter Lothringen.

Oberlungwitz, Dorf in der sächsischen Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Glauchau, rechts an der Lungwitz, 17 km im OSO. von Glauchau, zählt (1880) 5435 meist luth. E., hat eine schöne 1804 erbaute Pfarrkirche, Strumpfwarenfabriken, Strumpfstuhlbauerei und Nadelfabrikation, große Bleichereien, Gerbereien, Färbereien, Mühlen und Steinbrüche. Links an der Lungwitz liegt das Dorf Ober-Lungwitz mit 1289 E. Beide Orte dehnen sich in einer Länge von 5 km aus und führen mit Nutzung und Steinberg zusammen den gemeinsamen Namen Langenlungwitz.

Ober-Marne, franz. Depart., s. u. Marne.

Obermarsberg, s. unter Marsberg.

Ober-Militärexaminationskommission ist diejenige Behörde, vor welcher sämtliche Offizieraspiranten des Deutschen Heeres, ausgenommen die des bayr. Kontingents, für die eine ähnliche Einrichtung besteht, ihre wissenschaftliche Befähigung zur Charge des Portepeefähnrichs, beziehungsweise des Offiziers darzulegen haben. Die Prüfung wird von den Kriegsschülern am Schlusse des Kursus auf der Schule, von den sächs. Aspiranten in Dresden, wohin sich Mitglieder der O. zweimal alljährlich begeben, von allen übrigen Aspiranten in Berlin abgelegt.

Obermoschel, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Kirchheimbolanden, links an der Moschel, 4 km westlich von der Bahnstation

Alsenz, zählt (1880) 1306 E., ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Steinkohlengrube und ansehnliche Ruinen der Burgen Löwenstein und Landsberg, letztere 1689 von den Franzosen zerstört.

Obermüllner (Adolf), Landschaftsmaler, geb. 1833 zu Wels in Oberösterreich, besuchte die Akademie zu Wien, trat dann in das Atelier von R. Zimmermann in München, wo er eine freiere, realistischere Richtung gewann. Später ließ er sich in Wien dauernd nieder und entwickelte eine ausgebreitete Thätigkeit. Vor allem weiß er die Natur der Alpen mit großer Charakteristik und Wahrheit zu schildern. Werke dieser Gattung sind das Stilfser Joch mit dem Ortler, der Montblanc, die Gletscher in der Rauris (kaiserl. Galerie in Wien), das Naßfeld bei Gastein. Außerdem sind hervorzuheben seine 1875 nach Aufnahmen von Jul. Payer gemalten 12 Nordpollandschaften.

Obernburg, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, links am Main, unweit nördlich der Einmündung der Mümling, 19 km südlich von Aschaffenburg, Station (rechts am Main) der Linie Aschaffenburg-Amorbach der Bayrischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1676 kath. E., ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat Obst- und Weinbau, Mühlen, Holzhandel und Sandsteinbrüche. O. war eine röm. Niederlassung, wie viele Funde von Votivsteinen, Münzen ꝛc. beweisen; auch wurde 1884 bei O. ein altröm. Kastell aufgedeckt.

Oberndorf, Stadt im württemb. Schwarzwaldkreise, links am Neckar in einem tiefen und schroff eingeschnittenen Thal, 18 km nördlich von Rottweil, Station der Linie Plochingen-Rottweil-Villingen (Obere Neckarbahn) der Württembergischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2547 meist kath. E., ist Sitz eines Oberamts und eines Amtsgerichts, hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, im ehemaligen Augustinerkloster eine Gewehrfabrik (früher königlich, jetzt im Besitz einer Aktiengesellschaft; die hier geborenen Direktoren Gebrüder Mauser, Erfinder des nach ihnen benannten deutschen Infanteriegewehrs M/71; s. Mauser), Fabrikation von Trikotwaren und Silberketten und Gerberei. — Der Ort, schon 782 genannt (Obarindorf), gehörte um 1200 zum Herzogtum Teck, später zur Obern Grafschaft Hohenberg (seit 1381 österreichisch) und kam 1805 von Österreich an Württemberg.

Ober-Neusulza, Saline bei Sulza (s. d.).

Obernitz (Hugo Mor. Ant. Heinr. von), preuß. General der Infanterie, geb. 16. April 1819 in Bischofswerda in Westpreußen, wurde in den Kadettenhäusern zu Kulm und Berlin erzogen. Im J. 1836 wurde er dem 4. Infanterieregiment als Sekondelieutenant überwiesen, besuchte 1842—45 die Allgemeine Kriegsschule, war 1845—49 Regimentsadjutant und wurde 1849 Premierlieutenant und Adjutant der 1. Landwehrbrigade. Vom Nov. 1850 bis Febr. 1851 war O. als Generalstabsoffizier bei der 3. mobilen Infanteriedivision, sodann bis Jan. 1853 bei der topographischen Abteilung des Großen Generalstabes kommandiert. Er wurde 1852 Hauptmann, war bis Juni 1853 Adjutant der 1. Division und wurde alsdann in den Generalstab versetzt, wo er zunächst beim Generalkommando des 1. Armeekorps, vom Nov. 1855 ab bei der 1. Division und, seit Juli 1856 Major, vom März bis Aug. 1857 bei der 1. Gardedivision verwendet und demnächst als Bataillonskommandeur ins 1. Garderegiment zu Fuß versetzt wurde. O. wurde 1858 unter Aggregierung bei diesem Regiment zum persönlichen Adjutanten des nachmaligen Kronprinzen von Preußen berufen, 1861 Oberstlieutenant und, nachdem er auch das Kommando des Garde-Füsilierregiments übernommen, 1863 Oberst; 1865 wurde er außerdem Mitglied der Studienkommission der Kriegsakademie. Der Feldzug 1866 verschaffte O. für die Dauer des mobilen Verhältnisses das Kommando der 1. Garde-Infanteriebrigade, die unter seiner Führung an den Gefechten von Soor-Burkersdorf und Königinhof und besonders rühmlich an der Schlacht bei Königgrätz teilnahm, in welcher sie die Höhen und das Dorf Chlum erstürmte, wobei O. schwer (am Kopfe) verwundet wurde. Nach langwieriger Heilung wurde O. 20. Sept. 1866 zum Generalmajor ernannt, doch schon im Mai 1867 als General à la suite des Königs als Militärbevollmächtigter nach Stuttgart entsendet und dann zum Inspekteur der Jäger und Schützen ernannt. Bei Ausbruch des Kriegs gegen Frankreich übernahm O. die Führung der württemb. Felddivision, wurde 26. Juli 1870 Generallieutenant und führte die Division mit Auszeichnung bei Wörth, bei Sedan und namentlich während der Einschließung von Paris, wo dieselbe bei Villiers-Champigny 30. Nov. und 2. Dez. 1870 kämpfte. Nach dem Frieden wurde O. von der Stellung als Inspekteur der Jäger und Schützen entbunden, 1871 zum Kommandeur der 14. Division in Düsseldorf und 1873 zum Generaladjutanten des Deutschen Kaisers ernannt. Am 11. Juni 1879 erfolgte seine Ernennung zum kommandierenden General des 14. Armeekorps (Karlsruhe) unter gleichzeitiger Beförderung zum General der Infanterie, 1884 wurde er zum Chef des 3. Ostpreuß. Grenadierregiments Nr. 4 ernannt.

Oberntrchen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Kassel, Kreis Rinteln, 8 km östlich von Bückeburg, ist Sitz eines Amtsgerichts, eines Bergamts und einer Oberförsterei, hat Steinkohlenbergwerke, Sandsteinbrüche und Glashütten und zählt 2786 E. Im ehemaligen 815 von Ludwig dem Frommen gestifteten Benediktinerkloster befindet sich ein Damenstift. Der Ort gehörte bis 1640 zur Grafschaft Schauenburg, darauf bis 1866 zu Kurhessen.

Oberzell oder Hafnerzell, Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, im Bezirksamt und Bistum Passau, an der Donau, unweit der österr. Grenze, mit 1430 E., ist besonders bekannt wegen der daselbst verfertigten und weit und breit versendeten Schmelztiegel, früher Passauer, jetzt Hafnerzeller Tiegel genannt, zu denen das Material, Graphit, in den nahen Orten Pfaffenreuth und Leizesberg gewonnen wird.

Oberon, der König der Elfen, Gemahl der Titania, erscheint zuerst in dem altfranz. Gedicht aus dem karolingischen Sagenkreise, «Huon de Bordeaux, chanson de geste» aus dem Ende des 12. Jahrh. (herausg. von Guessard und Grandmaison, Par. 1860), das später vielfach umgearbeitet, erweitert und zuletzt in einen prosaischen Volksroman aufgelöst wurde. Der Name «Oberon» ist gleich Auberon und älterm Alberon und entspricht dem deutschen Alberich, d. h. Elfenkönig; nach Villemarqué ist O. ein kelt. Lichtgott. Dem Französischen haben die engl. Dichter Shakspeare in seinem «Sommernachtstraum», Spencer und Chaucer ihren O. entnommen, und aus dem vom Grafen von Tressan in der «Bibliothèque

universelle des romans» (1778) gegebenen Auszuge des franz. Romans entnahm Wieland einen Teil des Stoffs für seinen «O., ein romantisches Heldengedicht». Nach Wieland ist Planchés Text für Webers Oper «Oberon» bearbeitet. Über die franz. und niederländ. Volksbücher von Huon vgl. Dunlop, «Geschichte der Prosadichtungen» (deutsch von Liebrecht, Berl. 1851).

Oberösterreich (Österreich ob der Enns), s. unter Österreich (Erzherzogtum).

Oberpeterswitz, Industriedorf im Plauenschen Grund (s. d.). (tum), s. unter Pfalz.

Oberpfalz oder Bayrische Pfalz (Herzog-

Oberpfalz, bayr. Regierungsbezirk (früher Regenkreis) zwischen Ober- und Mittelfranken, Ober- und Niederbayern und dem Böhmerwald, der hier die Ostgrenze gegen Böhmen bildet, umfaßt einen Teil des deutschen Nordgaus mit dem Riesgau, Donaugau und Chamberich, nach späterer Einteilung die alte Oberpfalz mit einem Teil des Herzogtums Neuburg (junge Pfalz), das vormals schon bayr. Herzogtum Sulzbach, die Landgrafschaft Leuchtenberg, die Markgrafschaft Cham, das Fürstentum Regensburg und die Reichsstadt-Regensburgischen Gebiete, nebst andern einzelnen Herrschaften und Klosterbesitzungen. Der Regierungsbezirk, der amtlich O. und Regensburg heißt, zählt in den beiden unmittelbaren Städten Regensburg und Amberg und 18 Bezirksämtern mit 33 Amtsgerichten, 1090 Gemeinden mit 5563 Ortschaften auf 9663 qkm (1880) 528564 E., wovon 42161 Protestanten und 1522 Israeliten. Mehr als zwei Fünfteile der erwerbthätigen Bevölkerung ist in der Landwirtschaft und ihren Nebenzweigen (vorzugsweise Viehzucht) beschäftigt, neben welcher Bergbau (Eisenerz), Hütten- und Glashüttenbetrieb, Leinweberei als Hausindustrie und durch die herrlichen Waldbestände sehr begünstigter Holzhandel ins Gewicht fällt. Der Hauptfluß der O. ist die Donau, die aber nur eine kurze Strecke im Süden durchströmt, welcher die Raab, der Regen und die Platter zufließen, während die Wondreb sich zum Elbegebiet wendet.

Oberpfälzisches Waldgebirge, s. Böhmerwald.

Oberplanitz, Dorf in der sächs. Amtshauptmannschaft Zwickau, 5 km südlich von Zwickau, zählt (1880) 4732 E. und hat ein Rittergut mit Schloß und Park, sowie Steinkohlenbau.

Oberpostdirektionen (laiserl.) im deutschen Reichspostgebiet sind die Provinzial-Verwaltungsbehörden für das Post- und Telegraphenwesen; dieselben leiten unter der obern Aufsicht des Reichspostamts in Berlin den Post- und Telegraphenbetrieb in dem ihnen zugewiesenen Bezirke; sie führen die Postgesetze aus, regeln das Postkurswesen und erledigen die Beschwerden und Ersatzansprüche des Publikums, das sich daher in Verlust- oder Beschädigungsfällen von Postsendungen zunächst an die O. zu wenden hat. Im Reichspostgebiet bestehen 40 O., an deren Spitze ein Oberpostdirektor steht, dem die nötige Anzahl von Räten, Inspektoren und andern Beamten zugewiesen ist.

Oberpräsident heißt in Preußen der oberste Beamte der Provinzialverwaltung. Die erste Errichtung dieser Behörde erfolgte durch den Erlaß vom 16. Dez. 1808, §. 34 fg., die genauern Vorschriften wurden in der Verordnung vom 30. April 1815 und später durch die Instruktion vom 31. Dez. 1825 gegeben. In der Regel war der O. zugleich Chef der Regierung, an deren Sitz er seinen dienstlichen Wohnort hatte; der wirkliche Präsident derselben aber war der Regierungsvizepräsident, der zugleich der Stellvertreter des O. in den eigentlichen Oberpräsidialgeschäften war. Durch die seit 1875 durchgeführte Reorganisation der preuß. Verwaltungseinrichtungen ist auch die Stellung der O. verändert worden. Nach dem Organisationsgesetz vom 26. Juli 1880 und dem in dieser Hinsicht mit ihm übereinstimmenden Gesetz über die allgemeine Landesverwaltung vom 30. Juli 1883 hat der O. innerhalb seines Geschäftskreises eine selbständige Entscheidung mit eigener Verantwortlichkeit. Seine Verbindung mit der Regierung an seinem Amtssitz ist gelöst. Die Oberpräsidien sind bureaukratisch organisierte Behörden; dem O. zur Seite steht der Oberpräsidialrat, der in der Regel den O. zu vertreten hat.

Oberpyrenäen (Hautes Pyrénées), franz. Departement, s. unter Pyrenäen.

Oberrad, Landgemeinde im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, Stadtkreis Frankfurt a. M., unweit links vom Main, Station der Linien Berlin-Halle-Bebra-Frankfurt a. M. und Sachsenhausen-Offenbach der Preußischen Staatsbahnen, Centralstation der Frankfurt-Offenbacher elektrischen Trambahn, zählt (1880) 5200 meist evang. E. und hat Obstbau und Gemüsegärtnerei, Bierbrauerei und Hefefabriken.

Oberrechnungskammer, oberster Rechnungshof, auch Staatsrechnungshof oder schlechthin Rechnungshof heißt eine in verschiedenen Staaten Deutschlands, sowie in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie bestehende centrale Behörde, welche die Kontrolle über den gesamten Staatshaushalt durch Prüfung (Revision) und Feststellung der Rechnungen über Einnahmen und Ausgaben von Staatsgeldern, sowie über Zugang und Abgang von Staatseigentum führt. Diese Prüfung der Rechnungen erstreckt sich außer auf die formelle und rechnerische (kalkulatorische) Richtigkeit der letztern insbesondere auch darauf, ob bei der Erwerbung, der Benutzung und Veräußerung von Staatseigentum und bei der Erhebung und Verwendung der Staatseinkünfte, Abgaben und Steuern nach den bestehenden Gesetzen und Vorschriften, unter genauer Beachtung der maßgebenden Verwaltungsgrundsätze verfahren worden ist, sowie ob und wo nach den aus den Rechnungen zu beurteilenden Ergebnissen der Verwaltung zur Beförderung des Staatszwecks Abänderungen nötig oder ratsam sind. In einzelnen Staaten, namentlich im Deutschen Reich und in Preußen, werden die Prüfungsarbeiten der O. auch den parlamentarischen Körperschaften nutzbar gemacht, indem dieselbe den letztern einen Bericht über die von ihr bei Prüfung der Rechnungen wahrgenommenen Verstöße gegen etatrechtliche und gesetzliche Bestimmungen zu erstatten hat, welcher der Beratung und Beschlußfassung des Parlaments über die Entlastung der Regierung wegen der geführten Verwaltung zur Grundlage dient. Die ersten O. in Deutschland waren die des Königreichs Sachsen (1707) und die preußische O. (1714). Die letztere führt unter der Benennung «Rechnungshof des Deutschen Reichs» zugleich die Kontrolle des gesamten Haushalts des Deutschen Reichs, sowie des Landeshaushalts von Elsaß-Lothringen. In Österreich-Ungarn besteht für jede der beiden Reichshälften ein

besonderer, für die gemeinschaftlichen Finanzen aber überdies ein gemeinsamer Oberster Rechnungshof. In Frankreich ist es die mit den Attributen eines oberstinstanzlichen Gerichtshofs ausgestattete Cour des comptes, welcher die Prüfung der Staatsrechnungen, gleichzeitig aber auch diejenige der Gemeinderechnungen obliegt. In England liegt die Prüfung der Staatsrechnungen der Schatz- und Rechnungskammern (Exchequer and audit Office) mit dem Generalkontrolleur und Revisor (comptroller and auditor general) ob.

Oberrheinische Kirchenprovinz, ein 1830 gebildeter Sprengel der kath. Kirche in Deutschland, umfaßt das Erzbistum Freiburg, die Bistümer Mainz, Fulda, Rottenburg und Limburg.

Oberrheinische Tiefebene, im südwestl. Deutschland die tiefe Einsenkung zwischen dem Schwarzwald und Odenwald östlich und den Vogesen und der Hardt westlich, südlich vom Schweizer Jura, nördlich vom Taunus begrenzt, wird in ihrer Mitte vom Rheinstrom mit zahlreichen, teilweise toten Armen durchflossen, der hier rechts Neckar und Main, links die Ill aufnimmt, und erstreckt sich von Basel bis Mainz in der Richtung von SSW. nach NNO. etwa 300 km weit in einer durchschnittlichen Breite von 40 km; im NO. geht sie in die Mainebene und die Wetterau über und umschließt in ihrem südl. Teile die vulkanische Eruptivgesteinsmasse des Kaiserstuhls; im S. liegt sie im Rheinspiegel bei Basel 245 m, im N. im Rheinspiegel bei Mainz 82 m über dem Meere. Die Oberrheinische Tiefebene weist das günstigste klimatische Jahresmittel im Deutschen Reiche auf (7,7 bis 8,5° R.), welches in den zu beiden Seiten dem Gebirge vorgelagerten, mit Ortschaften dicht besäeten herrlichen Hügellandschaften blühenden Wein- und Obstbau ermöglicht, während der Lehmboden der Ebene zum Anbau von Getreide, Tabak und Hanf vorzüglich geeignet ist; nur da, wo in den Rheinauen Sand und Kies vorherrscht, erscheinen Kiefernwaldungen und in tiefern Lagen Wiesen und Sumpfstrecken. Rhein-Marne- und Rhein-Rhônekanal setzen die Oberrheinische Tiefebene in Verbindung mit den großen Wasserstraßen des nördl. und südl. Frankreich. Vgl. Leyssius, «Die Oberrheinische Tiefebene und ihre Randgebirge» (Stuttg. 1885).

Oberrheinkreis oder Oberrheinischer Kreis, einer der zehn Kreise des Deutschen Reichs, der nach und nach alle seine jenseit des Rheins gelegenen Landschaften an Frankreich verlor. Zu den Ständen desselben gehörten die Hochstifter Worms, Speier mit den Propsteien Weissenburg, Straßburg, Basel und Fulda, das Johanniter-Meisterlum oder das Fürsteutum Heitersheim, die gefürstete Abtei Prüm, die Propstei Odenheim, die Pfalz, Kurpfalz wegen der Fürstentümer Simmern, Lautern und Veldenz, Pfalz-Zweibrücken, Hessen-Kassel, Hessen-Darmstadt, das Fürstentum Hersfeld, die Grafschaft Spanheim, die gefürstete Grafschaft Salm mit Kyrburg, die Fürstentümer Nassau-Weilburg, Nassau-Usingen, Nassau-Idstein, Nassau-Saarbrücken und Ottweiler, die Grafschaften Waldeck, Hanau-Münzenberg, Hanau-Lichtenberg, Solms-Hohensolms, Solms-Braunfels, Solms-Rödelheim und Solms-Laubach, Kurmainz und Stolberg wegen der Grafschaften Königstein, Isenburg-Birstein, Isenburg-Büdingen, die Wild- und Rheingrafen, die Grafschaften Leiningen-Hardenburg, Leiningen-Westerburg, Münzfelden, Sayn-Wittgenstein zu Sayn-Wittgenstein, Wittgenstein zu Berleburg, Falkenstein, Reipoltskirchen, Kriechingen und Wartenberg, die Herrschaft Bretzenheim, Dachstul und Ollbrück, die Reichsstädte Worms, Speier, Frankfurt a. M., Friedberg und Wetzlar. Hessen-Kassel sagte sich wiederholt von den Ständen des Oberrheinischen Kreises los, trat ihnen aber zuletzt 1764 doch wieder bei. Die ausschreibenden Direktoren waren der Bischof von Worms und der Pfalzgraf am Rhein. Die Kreistage wurden früher in Worms, seit Anfang des 18. Jahrh. in Frankfurt gehalten.

Ober-Rosbach, Stadt in der hess. Provinz Oberhessen, Kreis Friedberg, am östl. Ende des Taunus, 6 km im SW. von Friedberg, zählt (1880) 1259 evang. E., ist Sitz einer Oberförsterei, hat ein Eisenstein- und Braunsteinbergwerk, Ackerbau, Viehzucht und bedeutende Obstbaumzucht. In der Nähe des 884 zuerst urkundlich erwähnten Ortes befinden sich Reste eines Römerkastells.

Obersachsen oder Obersächsischer Kreis, einer der zehn Kreise des Deutschen Reichs, von ungefähr 99000 qkm, umfaßte folgende 22 Stände: Kursachsen, Kurbrandenburg, die Fürstentümer Sachsen-Weimar, Sachsen-Eisenach, Sachsen-Coburg, Sachsen-Gotha, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Querfurt, die Herzogtümer Vorpommern, Hinterpommern mit Kammin, das Fürstentum Anhalt, die Abteien Quedlinburg und Gernrode, das Stift Walkenried, die Grafschaften Schwarzburg-Sondershausen und Schwarzburg-Rudolstadt, Mansfeld, Stolberg, Barby, Reuß und Schönburg. Der Kurfürst von Sachsen war stets kreisausschreibender Fürst und Direktor des Kreises. Die Kreistage wurden früher in Leipzig, dann auch zu Frankfurt a. O. und Zürbeog gehalten; seit 1683 fand keine Versammlung wieder statt. Die Stände waren bis zum Übertritt des Kurhauses Sachsen sämtlich evangelisch.

Obersalzbrunn, s. Salzbrunn.

Obersaône, Departement, s. unter Saône.

Obersavoyen, Departement, s. u. Savoyen.

Oberschlächtiges Wasserrad, ein Wasserrad, dem das Wasser an seiner (des Rades) höchstgelegenen Stelle zugeführt wird. (S. unter Wassermotoren.)

Oberschlesien, Oberschlesisches Juragebirge und **Oberschlesisches Steinkohlengebirge**, s. unter Schlesien.

Obersee (in Bayern), s. unter Königssee.

Obersee (in Nordamerika), s. Oberer See.

Oberseeamt, eine kollegialische deutsche Reichsbehörde für das Rechtsmittel der Beschwerde gegen Entscheidungen der Seeämter (s. d.).

Oberselters, s. unter Selterser Wasser.

Oberstitko, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, Kreis Samter, links an der Warthe, an der Einmündung der Samica in dieselbe, zählt (1880) 1605 fast durchweg deutsche E., davon 489 Katholiken und 313 Juden, und hat eine Wollspinnerei, Strumpfwirkerei, Gerberei, ein Gut mit Schloß, ferner in der Nähe Säge- und Walkmühlen, eine Spiritus- und eine Kalkbrennerei.

Oberst, früher auch Obrist geschrieben, ist die auf den Generalsrang folgende höchste Stabsoffizierschargе. (S. Offizier.) Ursprünglich wurde der Befehlshaber einer Kriegsmacht so genannt (Feld- oder Kriegsoberst), dann insbesondere der eines Regiments, worauf bei der Bildung des

Offizierkorps im 16. Jahrh. ein bestimmter Grad damit bezeichnet wurde. Gegenwärtig ist der O. im allgemeinen Regimentskommandeur, kann aber auch in andern Funktionen stehen, z. B. im Generalstabe, oder Adjutant, Festungskommandant sein u. s. w. — Oberstlieutenant hieß zuerst des Obersten Stellvertreter, wurde aber dann die unmittelbar auf den O. folgende Charge im Offizierkorps. — Oberstwachtmeister war früher der Offizier, der wie der Feldwebel einer Kompagnie die ökonomischen und Garnisonsverhältnisse eines Regiments zu regeln hatte. Seit dafür die Bezeichnung Major eingeführt ist, wird jener Titel noch von Untergebenen oder als Höflichkeitsform in der Anrede gebraucht.

Oberstab, s. unter Stab (militärisch).

Oberstein, Stadt in dem oldenb. Fürstentum Birkenfeld am Hundsrück, zu beiden Seiten der Nahe, Station der Linie Saarbrücken-Bingerbrück der Preußischen Staatsbahnen, gilt wegen seiner ganz eigentümlichen Lage für den Glanzpunkt des Nahethals. Die an 100 m hoch steil aufsteigenden Melaphyrwände haben am linken Ufer der Nahe den Häusern kaum Raum gelassen sich auszubreiten. Auf den Gipfeln derselben sind die ansehnlichen Ruinen zweier Schlösser der 1670 ausgestorbenen Herren von O. Auf halber Höhe liegt an der Melaphyrwand des letztern Ruinenbergs die höchst merkwürdige evang. Pfarrkirche halb in den Fels eingehauen, halb aufgemauert, angeblich aus dem 12. Jahrh., 1482 durchaus erneuert. Die neue kath. Kirche, ein schöner got. Bau aus Melaphyr, steht auf dem rechten Nahe-Ufer. Die Stadt ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine (mit dem benachbarten Städtchen Idar gemeinschaftliche) Realschule und zählt (1880) 4803 meist prot. E., die sich mit Schneiden, Schleifen und Metallfassung von Achatsteinen, sowie mit Goldschmiedearbeiten und Fabrikation von vergoldeten und vernickelten Tombak- und Neusilber-Schmucksachen beschäftigen. Die einheimische Achatgräberei hat aufgehört, die Achate, Amethyste und Quarze werden jetzt aus Brasilien, die Heliotrope aus Kalkutta bezogen.

Oberstein, bei Mahlgängen (s. unter Mehlfabrikation, Bd. XI, S. 551[b]) der zu oberst liegende Mühlstein.

Oberstenfeld, Dorf im württemb. Neckarkreis, Oberamt Marbach, an der Bottwar, 13 km im NO. von Marbach, zählt (1880) 1241 evang. E., hat ein evang. Damenstift mit schöner Stiftskirche, auf einer Anhöhe die uralte Peterskirche und in der Nähe das Bergschloß Lichtenberg.

Oberstes Landesgericht, s. Landesgericht

Oberstimme, s. Sopran. [(oberstes).

Oberstlieutenant und **Oberstwachtmeister**, s. unter Oberst.

Obertöne, Beitöne, Teiltöne, Partialtöne, Aliquottöne, Nebentöne entstehen, wenn die Schwingungen eines elastischen Körpers, der schnell genug schwingt, um überhaupt einen Ton zu erzeugen, nicht die denkbar einfachste Form haben, sondern in mehr oder weniger komplizierter Weise vor sich gehen. Verdeutlichen kann man sich die Sache, wenn man Schwingungen betrachtet, die langsam genug sind, um mit dem Auge einzeln wahrgenommen zu werden, wie z. B. die pendulierenden Schwingungen einer an einem Faden aufgehängten Kugel. Stößt man ein solches Pendel vorsichtig an, so wird die Kugel einfach in einem Kreisbogen hin und her schwingen. Derartige Schwingungen irgend eines in Bewegung geratenen Massenteilchens nennt man daher «einfach pendelartige Schwingungen», und erfolgen solche schnell genug, um einen Ton zu erzeugen, so können sie stets nur einfache Töne ohne alle O. hervorbringen. Hält man das Ende des Fadens, an welchem die Kugel hängt, in der Hand, und gibt ihm während des Schwingens noch andere, kleine, regelmäßig erfolgende, seitliche Stöße, so kann man die Kugel zwingen, daß sie statt des hin und her gehenden Kreisbogens andere, zwar immer noch regelmäßige, aber verwickeltere Bahnen beschreibt, wie z. B. einen vollen Kreis, eine Ellipse, die Figur einer 8 u. s. w. Solche, durch verschiedene konkurrierende Kräfte erzeugte Schwingungsformen nennt man «zusammengesetzte pendelartige Schwingungen», weil man sich dieselben aus verschieden großen, verschieden gerichteten und verschieden schnellen, einfachen pendelartigen Schwingungen zusammengesetzt denken kann. Wenn nun Teilchen irgend eines elastischen Körpers in solche schnell genug erfolgende, zusammengesetzte pendelartige Schwingungen geraten, so hört man neben dem Grundton eine größere oder geringere Anzahl von O. Die Anzahl derselben ist gleich der Anzahl der die zusammengesetzte Schwingung konstituierenden einfachen Schwingungen, ihre Stärke hängt von der Stärke, ihre Höhe von der Schnelligkeit der Schwingungen ab. Eine solche Summe von Tönen nennt man am besten (nach Helmholtz' Vorschlag) nicht mehr einen Ton, sondern einen Klang.

Obschon nun jedes Ohr einen Klang wirklich in die ihn konstituierenden Töne zerlegt, so haben doch die wenigsten Menschen ein Bewußtsein davon, und nur besonders feinhörige Musiker vermögen, bei eigener Aufmerksamkeit und Übung, aus einem Klange den Grundton und die begleitenden O. herauszuhören. Man ist aber im Stande, durch geeignete, von Helmholtz (1859) erfundene Vorrichtungen, sog. Resonatoren, diese O. auch jedem ungeübten Ohr wahrnehmbar zu machen. Die O. können übrigens, je nachdem der tönende Körper mehr oder weniger regelmäßig gestaltet und gleichmäßig in seinen Elasticitätsverhältnissen ist, entweder sog. «harmonische» oder «unharmonische» sein. Ersteres sind sie, wenn ihre Schwingungsverhältnisse einfache musikalische Intervalle mit dem Grundton bilden, letzteres, wenn dies nicht der Fall. Man nennt dann eine solche Tonmasse nicht mehr Klang, sondern Geräusch, Klirren, Klappern, Brummen, Sausen u. s. w. Die Verschiedenheit in der Anzahl und Stärke der sich bildenden harmonischen und etwaigen unharmonischen O. ist der Grund für die Verschiedenheit in der «Klangfarbe» der verschiedenen musikalischen Instrumente. Die harmonischen O. eines Grundtons sind diejenigen, deren Schwingungszahlen 2, 3, 4, 5 u. s. w. sind, während die des Grundtons 1 ist, also die erste Oktave desselben, die Duodecime, die zweite Oktave, die Terz der zweiten Oktave u. s. w. Die Theorie der O. ist von größter Wichtigkeit sowohl für die Harmonielehre als für die Akustik. Untersuchungen darüber verdankt man Jean Philippe Rameau (1726), Seebeck (1844) u. m. a. G. S. Ohm erklärte (1843) die wirkliche Existenz der O., auf welcher Basis Helmholtz seine Theorie des Klangs (1859—63) baute. Vgl. Helmholtz, «Die Lehre von den Tonempfindungen»

(4. Aufl., Braunschw. 1877); Pisko, «Die Akustik der Neuzeit» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1871, 2. Hälfte); derselbe, «Die neuern Apparate der Akustik» (Wien 1865). (S. Akustik.)

Oberursel, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, Kreis Obertaunus, Amt Königstein, an der Ursel, 14 km im NW. von Frankfurt a. M., Station der Linie Frankfurt-Homburg der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 3942 meist kath. E., hat eine schöne 1481 geweihte Kirche mit got. Turm von 1508, Baumwollspinnereien, einen Kupferhammer, ein Kupferwalzwerk, Eisendreherei, Fabrikation von Kunstwolle, Tabak und Papier, eine Loh-, eine Holzschneide-, eine Öl- und viele Mahlmühlen. O., bereits 781 als Monasterium ad Ursellam erwähnt, gehörte einst zu Kurmainz.

Oberverwaltungsgericht, s. unter Verwaltungssachen.

Obervienne, Depart., s. unter Vienne (Fluß).

Obervormundschaft ist die von der Obervormundschaftsbehörde geführte Oberaufsicht über die einzelnen Vormundschaften. Als Obervormundschaftsbehörde fungieren in den meisten deutschen Staaten die Einzelgerichte, deren Zuständigkeit im besondern Falle sich nach dem Domizil des Mündels zur Zeit der Begründung der Vormundschaft bestimmt. Der Wirkungskreis der O. erstreckt sich über das ganze Gebiet der Einzelvormundschaft und umfaßt dieselbe von Anfang (Anstellung des Vormunds) bis zu ihrem Ende (Decharge). In die Verwaltung des Mündelvermögens hat jedoch die O. nur da einzugreifen, wo dies vom positiven Recht erfordert wird, also in der Regel bei Inventarisierung des Vermögens, bei Verteilung der Administration, bei wichtigern Veräußerungen, bei der jährlichen Rechnungslegung. Die Verantwortlichkeit der O. dem Mündel gegenüber ist stets eine subsidiäre (nach der Person des Vormunds), sie ist in ihrem Umfang nach den Landesrechten verschieden zu bemessen. [in Schlesien.

Oberwaldenburg, Dorf bei Waldenburg (s. d.)

Oberweibig, s. Epigynus.

Oberwesel, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis St. Goar, links am Rhein, 42 km im SSO. von Koblenz, Station der Linie Köln-Bingerbrück der Preußischen Staatsbahnen und der Rheindampfer, zählt (1880) 2614 meist kath. E. und hat Dachschieferbrüche, Weinbau (besonders in der Engehölle an der Schönburg) und Salmenfang. Bemerkenswert sind die schöne got. 1307—31 erbaute Frauen- oder Stiftskirche, die got. Wernerkapelle auf der Stadtmauer an der Rheinseite, mit schönen Chorfenstern, der stattliche runde Ochsenturm am untern Ende des Ortes, ein Rest der mittelalterlichen Stadtbefestigung, das 1849 erbaute Rathaus und die spätgot. Martinskirche. Oberhalb der Stadt auf einem steilen Felsenberge liegen die Trümmer der 1689 durch die Franzosen zerstörten Schönburg mit vier mächtigen Bergfrieden, die Wiege eines 1713 erloschenen Geschlechts, welchem Graf Friedrich Hermann von Schomberg, Marschall von Frankreich (gest. 1690) entstammte. — O., das Vosavia der Römer, im Mittelalter Wasalia oder Wesela, war Reichsstadt bis auf Kaiser Heinrich VII., welcher sie an seinen Bruder, den Erzbischof Balduin von Trier, verpfändete; seitdem blieb sie kurtrierische Landstadt.

Oberwiesenthal, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Annaberg, an der böhm. Grenze, 22 km südlich von Annaberg, zieht sich vom südöstl. Abhange des 1108 m hohen hintern Fichtelbergs herab bis an die Mündung des Jungfernbachs in die Pöhl und grenzt hier an Unterwiesenthal und Böhmisch-Wiesenthal, zählt (1880) 1988 meist luth. E. und ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei. O. ist die am höchsten gelegene Stadt des Deutschen Reichs (914—924 m über dem Meere) und hat ein rauhes Klima, welches nur wenig ergiebigen Feldbau gestattet, dagegen wird hier lebhafte Spitzenklöppelei, Gorlnäherei, sowie Fabrikation von Posamenten und feiner Holz- und Kurzwaren (für die böhm. Bäder) betrieben. O. wurde 1526 angelegt und hieß ursprünglich die Neustadt über Wiesenthal.

Oberyssel, s. Overyssel.

Oberzell, ehemaliges zum Bistum Würzburg gehörendes Prämonstratenserkloster (Cella superior) bei Zell im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, Bezirksamt Würzburg, seit 1817 Fabrik der berühmten Schnellpressen von König u. Bauer.

Obidos, Stadt im portug. Distrikt Leiria, 7 km südöstlich vom Strandsee Lagoa d'Obidos, an der Straße von Lissabon nach Coimbra, zählt (1878) 3259 E. und hat eine röm. Wasserleitung und ein Kastell aus der Maurenzeit.

Obischer Meerbusen, s. unter Ob.

Obisfelde, Stadt und großherzoglich hess. Domäne im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Gardelegen, an der Aller, 61 km im NW. von Magdeburg, im S. des Drömling, Station der Linien Berlin-Hannover-Köln und Magdeburg-O. der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2012 meist evang. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat Ackerbau und Branntweinbrennereien. O. gehörte ehemals zum Erzstift Magdeburg.

Obit (lat.), in der kath. Kirche der feierliche Gottesdienst vor einer Beerdigung; auch das jährliche Totenamt am Sterbetage einer um die Kirche hochverdienten Person.

Obituarium (mittellat.), Verzeichnis derer, für die ein Totenamt (Obit) zu halten ist, Seelen-

Obj, s. Ob. [meßbuch.

Objekt (vom lat. objectum, der Gegenstand) heißt in der neuern Ausdrucksweise der Gegenstand oder Inhalt des Vorstellens im Gegensatze zum Subjekt als dem vorstellenden Wesen; während das Mittelalter beide Worte in fast umgekehrtem Sinne anwendete. Das Objektive ist somit eigentlich soviel wie das Vorgestellte; die objektive Welt soviel als die vorgestellte Welt, die Welt der Gegenstände unsers Vorstellens. Allein dieser philos. Sinn des Wortes ist in der neuern Zeit auch in der Philosophie selbst einem andern gewichen. Das vorgestellte O. ist nämlich entweder nur eine durch den eigentümlichen psychischen Vorgang in einem Subjekt erzeugte Vorstellung desselben oder es wird zugleich als Abbild eines im metaphysischen Sinne wirklichen Dinges betrachtet, welches als solches den «Gegenstand» der Vorstellung und für alle normalen Subjekte die Veranlassung für die gleiche Vorstellung bildet. Durch diese Beziehung hat das Wort Objektivität einen Sinn angenommen, nach welchem es mit Realität identisch gebraucht wird. Die objektive Welt in diesem Sinne ist die reale Welt im Gegensatze zu den täuschungs- und irrtumsvollen Vorstellungen der Menschen; deren persönliche, individuelle Ansichten und Absichten man deshalb

als Subjektivität bezeichnet. So spricht man von objektiver Betrachtungsweise, indem man die rein sachliche Auffassung meint und die individuellen Meinungen ausgeschlossen haben will; oder von objektiver Behandlung einer Angelegenheit, indem man alle persönlichen Tendenzen abweist und nur den Anforderungen des Sachverhalts gerecht sein will. Die Zweideutigkeit, vermöge deren das Wort O. bald im erkenntnistheoretischen Sinne von Gegenständlichkeit, bald im metaphysischen Sinne von Realität gebraucht wird, hat in der deutschen Philosophie, namentlich in der Grundlegung der Systeme von Fichte, Schelling und Schopenhauer, zu Mißverständnissen geführt.

Auf dem Gebiete der Ästhetik versteht man unter objektiver Darstellung diejenige, in welcher die Persönlichkeit des Künstlers möglichst zurücktritt; unter subjektiver diejenige, in welcher sie energisch sich geltend macht. Teils unterscheiden sich so die Künstler, wie z. B. Goethe auf der einen, Jean Paul auf der andern Seite; teils die Kunstgattungen, wie denn z. B. die Lyrik subjektiv, die Epik objektiv ist oder sein soll.

Objektiv oder **Objektivglas** heißt in einem Fernrohr oder Mikroskop dasjenige Sammelglas, welches dem Gegenstande zugekehrt ist und von demselben die Lichtstrahlen empfängt, im Gegensatz zu dem vor dem Auge stehenden Okular. Auch bei photographischen Apparaten nennt man die Linse oder das Linsensystem, durch welche, nach dem Prinzip der Camera-obscura (s. d.), auf der matten Glasplatte ein Bild davorliegender Objekte erzeugt wird, das O. des Apparats. Je größer das O. eines Fernrohrs ist, desto mehr Helligkeit gewährt dasselbe. Große O. sind aber schwer zu verfertigen, weil es überhaupt schwer ist, ein größeres, ganz gleichartiges Glasstück zu erhalten, und weil es ferner sehr schwierig ist, großen Linsen genau die Krümmung einer Kugel zu geben. Soll ein Fernrohr oder Mikroskop die Gegenstände frei von farbigen Rändern, rein und scharf zeigen, so muß das O. aus Linsen verschiedener Glasgattungen zusammengesetzt sein (s. Achromatisch) und diesen Linsen eine solche Krümmung gegeben werden, daß die aus der Kugelgestalt entstehende Unbeutlichkeit möglichst verringert wird. Besonders schwierig herzustellen ist der Achromatismus für gute photographische O., weil hier nicht nur, wie bei denen der Fernrohre und Mikroskope, die verschiedenen Brennpunkte der für das Auge wahrnehmbaren Farben (Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau, Violett) in einen Brennpunkt vereinigt werden müssen, sondern auch die auf das Auge unwirksamen, weit brechbarern, chemisch wirksamen, sog. ultravioletten Strahlen mit zu berücksichtigen sind, da man sonst, auch bei scharfer Einstellung des Bildes für das Auge, auf der photographisch empfindlichen Platte dennoch nur ein verwaschenes Bild erhält.

Objektivdiopter, s. unter Diopterlineal.

Objektivglas, s. Objektiv.

Objektivität, s. unter Objekt.

Okkonisch, in der Form eines umgekehrten, auf der Spitze stehenden Kegels.

Obladis, Kurort, s. unter Ladis.

Oblaten (lat.) sind dünne, aus ungesäuertem Weizenmehl gebackene Scheiben, welche bei geringer Anfeuchtung weich und deshalb statt des Siegellacks zur Besiegelung der Briefe gebraucht werden. Auch bedient man sich der O. zu allerlei Gebackenem. In der röm.-kath. und prot. Kirche heißt das konsekrierte Brot im Abendmahl Oblate, d. h. das Dargebrachte, weil es in der frühesten Kirche Sitte war, daß Brot und Wein zur Feier des Abendmahls von den reichern Christen für die Armen mitgebracht wurden. Diese Gaben hießen Oblationen, dann auch Hostien (s. d.), und die Kirchensprache bezeichnet den Diakonus, welcher dem Bischof bei dem Meßamt Brot und Wein zuträgt, mit dem Worte Oblationarius. Später fielen die ursprünglich für die Armen bestimmten Gaben und Almosen als Oblationen den Mönchen zu und bildeten einen Teil der geistlichen Einkünfte. Die O. beim Abendmahl bestanden ursprünglich aus gewöhnlichem und gesäuertem Teig, erst seit dem 8. und 9. Jahrh. wurde der Gebrauch des ungesäuerten Brotes gebräuchlich. Dagegen hatten die O. schon in der alten Kirche seit dem 4. Jahrh. eine runde, kuchenförmige Gestalt (placenta), auch wurden sie bald mit Symbolen und Aufschriften versehen, namentlich mit dem Bilde Christi und einem Crucifix, oder mit dem Bilde eines Lammes; als Aufschrift gebrauchte man gern die Buchstaben I. N. R. I. Etwa gegen das 11. Jahrh. wurden sie mit besonders konstruierten Eisen (in einem ferramentum caracteratum) hergestellt.

O. nannte man in der Kirchensprache nicht bloß die Laienbrüder und Laienschwestern (Oblati und Oblatae) in den Klöstern, sondern auch überhaupt die, welche schon in ihrer Kindheit dem Klosterleben bestimmt wurden, endlich die, welche ihr materielles und moralisches Vermögen einem Kloster weihten; sie trugen die Klosterkleidung.

Den Orden der Oblaten der heiligen Franziska bilden Damen aus adeligen und fürstl. Familien, die in klösterlicher Verbindung nach der Benediktinerregel leben, aber keine feierlichen Gelübde ablegen, selbst aus der Verbindung wieder treten und sich verheiraten können. Der Orden wurde von der heil. Franziska, der Gemahlin Ludovicos de Poutianis, eines röm. Vornehmen, 1433 in Rom gestiftet, stand anfangs unter dem Ordensgeneral der Mönche vom Ölberge, kam aber schon unter Eugen IV. unter die Leitung von Beichtvätern. Das Noviziat dauert ein Jahr.

Die Kongregation der Oblaten, gegründet vom heil. Karl Borromäus, war ein Verein von Weltgeistlichen, der sich zu kirchlichen Zwecken dem Bischof zur Verfügung stellte.

Die Ordensgesellschaft der Oblaten, gestiftet von Karl Joseph Eugen von Mazenod, Bischof von Marseille, 17. Febr. 1826 päpstlich bestätigt, widmet sich in Frankreich dem Missionsdienst.

Oblation (lat.) im Pfandrecht, ein von dem röm. jus offerendi hergeleiteter Ausdruck, d. h. von dem Recht eines spätern Pfandgläubigers, einen ihm vorgehenden Mitpfandgläubiger an derselben Sache durch Auszahlung seiner Pfandforderung abzufinden und dadurch in dessen Pfandrecht einzurücken. Dieses Recht steht dem Pfandgläubiger jedoch nach der Praxis nur dann zu, wenn durch die Geltendmachung des Pfandrechts seitens des vorgehenden Pfandgläubigers die Pfandforderung des Offerenten gefährdet erscheint.

Oblei, Obley, alte Bezeichnung sämtlicher Einkünfte der ordentlichen Präbende eines Domherrn oder eines Kapitels; **Obleivogt**, der Rechnungsführer über diese Einkünfte.

Obligāt (ital., d. h. verbindlich, unentbehrlich) heißen in der Musik die Stimmen oder Instrumente, welche allein oder mit andern die Hauptmelodie eines Stücks führen und deshalb nicht bloß begleitend sind. So gibt es z. B. Gesangstücke mit obligater Violine oder Flöte, bei denen diese Instrumente mit dem Gesange duettieren und daher beim Vortrage nicht wegfallen können, wie dies mit den nur begleitenden Instrumenten der Fall ist.

Obligation (lat.) bedeutet Verbindlichkeit, Rechtspflicht. Ein jeder ist zur Erfüllung der allgemeinen Bürgerpflichten und zur Achtung derjenigen fremden Privatrechte gehalten, welche, wie z. B. das Eigentum und die Rechte der Persönlichkeit, gegen Verletzungen durch beliebige Dritte gesetzlich sichergestellt sind. Neben diesen allgemeinen Verbindlichkeiten kommen aber auch besondere vor, die auf spezielle Entstehungsgründe, wie Vertrag, Beschädigung durch unerlaubte Handlungen, letzten Willen, anerkannte Billigkeitsrücksichten, zurückführen und nur zwischen bestimmten einzelnen Personen dahin wirksam werden, daß die eine, der Schuldner, zu Gunsten der andern, des Gläubigers, etwas geben, thun oder unterlassen soll. Derartige Verbindlichkeiten und die mit ihnen zusammenhängenden Forderungsrechte werden vornehmlich O. genannt. Sie heißen «einseitige», wenn dabei der eine Teil nur Gläubiger, der andere nur Schuldner wird, z. B. bei gültigen Schenkungsversprechen, oder «doppelseitige, zweiseitige», wenn daraus Leistungspflichten für beide entstehen (so bei Kauf, Miete). Daraus entspringende Klagen auf Erfüllung sind nur gegen den Beteiligten anzustellen; doch kennt das gemeine Recht neben den klagbaren Verbindlichkeiten (obligationes civiles) auch unklagbare (naturales), wo der Berechtigte, wie z. B. der Gläubiger, welcher einem Haussohne Geld darlehne gegeben, seine Forderung nicht ausklagen, sondern nur das darauf freiwillig Bezahlte oder die dafür bestellten Pfänder zurückbehalten oder, wenn er selbst wieder Schuldner seines Schuldners wird, die betreffende Forderung in Gegenrechnung bringen kann. Mit der vom Begriff gebotenen Beziehung der O. auf bestimmte Personen ist es nicht unvereinbar, daß dabei mehrere als Mitgläubiger oder Mitschuldner (correi credendi vel debendi) vorkommen. Es besteht dann eine Korrealobligation (s. Korrealverbindlichkeit). Nach dem Gegenstande heißt die Verbindlichkeit einfach, mehrbeitlich oder zur Wahl berechtigend (obligatio simplex, copulativa, alternativa), je nachdem bloß eine Sache oder mehrere Sachen zugleich oder von mehrern die eine oder andere gegeben werden soll.

Im Verkehr bezeichnet man mit O. einen Schuldschein, namentlich die öffentlichen Schuldverschreibungen der Staaten, Gemeinden, Kreditinstitute, der vom Staate zu Anlehen ermächtigten Aktiengesellschaften u. s. w.

Obligatorisch, vom verbindlicher Kraft, verpflichtend (Gegensatz: fakultativ).

Obligieren (frz.), verpflichten, verbinden (durch Höflichkeiten, Dienstleistungen u. s. w.); obligeant, verbindlich, gefällig, dienstbeflissen.

Obligo (eigentlich Obligo, ital.), heißt Verbindlichkeit, Gewähr, Garantie; O. stehen daher: Gewähr stehen. Es kommen diese Ausdrücke vorzüglich im kaufmännischen Verkehr vor. Namentlich sagt der Acceptant bei Annahme eines für dritte Rechnung auf ihn gezogenen Wechsels, worüber er von dem betreffenden Dritten noch keinen Bericht (Avis) hat, daß er ihn unter eigenem O. acceptirt habe. Ferner kann man beim Indossament die Regreßpflicht oder die Bürgschaft für das Eingehen der Wechselzahlung ablehnen durch den Zusatz: ohne mein O., oder eine gleichbedeutende Clausel, z. B.: ohne meine Verbindlichkeit, ohne Gewähr. Wer mit der Bestimmung eine Anweisung (s. d.) auf einen Schuldner seines Schuldners annimmt, daß er sich nur noch an jenen halten soll, entläßt den bisher Verpflichteten aus dem O.

Oblimieren (lat.), mit Schlamm überziehen, verschlämmen.

Oblitteration (lat.), das Auslöschen, Tilgen (zunächst von Buchstaben); in der Anatomie Verschließung eines Gefäßes durch Verwachsung; oblitterieren, ausstreichen, tilgen.

Oblomowismus (russ. Oblomovščina), eine in Rußland sprichwörtlich gewordene Bezeichnung für Charaktere, denen es bei aller Befähigung und Bildung doch an Energie mangelt, ihre guten Vorsätze zu bethätigen, und die deshalb ihre Kräfte in einem träumerischen Hinbrüten verkümmern lassen. Der Name kommt her von dem Typus eines solchen Charakters, Oblomow, den der russ. Schriftsteller Gontscharow in seinem gleichnamigen Roman (deutsch von Keuchel, 2 Bde., Berl. 1885) darstellt.

Oblongum, rechtwinkeliges Parallelogramm, bei dem zwei Seiten länger sind als die andern.

Obloquieren (lat.), eine Einrede machen, widersprechen; Obloquium, Einrede, Gegenrede, Widerspruch.

Obmann bedeutet im allgemeinen einen, dem ein gewisser leitender oder maßgebender Einfluß eingeräumt ist. So nennt man O. denjenigen, den bei Errichtung eines Schiedsgerichts zur außergerichtlichen Vergleichung einer Privatrechtssache die beiden von den Parteien gewählten Schiedsrichter als Dritten wählen, dessen Stichentscheid den Ausschlag gibt, wenn jene beiden verschiedener Ansicht sind. Im Strafverfahren wählen die Geschworenen mittels schriftlicher Abstimmung nach Mehrheit der Stimmen einen O., der die Beratung und Abstimmung leitet, den Spruch derselben niederschreibt, unterzeichnet und dann im Sitzungszimmer feierlich kundgibt (§§. 304, 307, 308 der Reichsstrafprozeßordnung, §. 199 der Gerichtsverfassung).

Obnoxiation (mittellat.), im Mittelalter das freiwillige Sichbegeben in den Stand der Unfreiheit.

Oboe oder Hoboe (frz. Hautbois), ein Holzblasinstrument, das sowohl zum Solo als im Orchester und in der Militärmusik häufig verwendet wird und namentlich in der Musik bis zu Ende des 18. Jahrh. von allen Holzinstrumenten am meisten gebraucht wurde. Der äußern Gestalt nach ist die O. eine Röhre, die, nach unten zu konisch sich erweiternd, in einen Schallbecher (Trichter, Stürze) ausläuft und mit Tonlöchern und Klappen, sowie mit einem Mundstücke, mittels dessen es intoniert wird, versehen ist. Die Länge des Instruments beträgt etwa 58 cm (53 für die eigentliche Röhre und 5 für den Schallbecher), die konische Erweiterung 0,6 bis 2,0 cm, der Durchmesser des Schallbechers am untern Rande 5 cm. Das Instrument wird aus hartem Holze (Buchsbaum, wildem Birnbaum, Ebenholz) verfertigt, und sein Körper ist gegenwärtig aus vier Teilen: Kopfstück, oberes und unteres Mittelstück und Schallbecher, zusammengesetzt. Das

Mundstück besteht aus zwei dünnen Blättchen seinen Schilfrohrs, die unten um ein in das Kopfstück hineingestecktes Messingröhrchen (Stift) gebunden sind, am obern Ende breiter werden und sich schwach wölben, sodaß sie, während sie mit den Längenrändern dicht aneinander liegen, oben einen schmalen, ganz flach-ovalen Spalt lassen, durch den die Luft beim Anblasen in den Körper des Instruments eintritt. Die gute Beschaffenheit des Rohrs ist auf den Klang von größtem Einfluß. Im obern Mittelstück befinden sich vier Tonlöcher (zwei größere und zwei kleinere nebeneinander), im untern Mittelstück drei Tonlöcher. Die Zahl der Klappen beträgt gegenwärtig 13 oder 14, früher weniger. Der Umfang der O. erstreckt sich vom h (und b) der kleinen Oktave bis zum dreigestrichenen d (oder f) chromatisch durch alle Töne, die im Violinschlüssel notiert werden. Am angenehmsten sind die mittlern und höhern Töne. Die tiefsten werden leicht blökend und grob, die höchsten scharf und schneidend, überschlagen (kicksen) auch leicht. Die Spielgeläufigkeit der O. ist ziemlich bedeutend. Das Instrument war besonders früher für den Solo-Konzertgebrauch sehr beliebt, da es namentlich ein ausdrucksvolles und cantables Adagio in schönster Weise vortragen kann, sowohl mit andern Instrumenten als auch mit der Singstimme konzertierend. In Orchesterkompositionen ist die O. ein nicht zu entbehrendes Mittel für Glanz und Frische der Färbung. Im Militärorchester (der sog. Harmoniemusik) ist sie, wie allgemein in den Chören der frühern klassischen Zeit, wegen der Schärfe und Penetranz ihres Klanges das melodieführende Hauptinstrument. Daher werden auch dieser ihrer Wichtigkeit gemäß die Mitglieder eines Militärmusikkorps (besonders früher) Hautboisten (Oboisten) genannt. Das Instrument ist offenbar aus der alten Schalmei entstanden. Die Technik des Spiels war schon zu Anfang des 18. Jahrh. bedeutend und reicher entwickelt als jetzt, und das Instrument fand damals in zwei verschiedenen Größen seine Anwendung: 1) als Oboe piccola, unsere jetzige gewöhnliche O., für Sopran und Alt, 2) als Oboe bassa (Grand Hautbois), etwas größer und eine Terz tiefer (in A) stehend. Außerdem gab es noch zwei, hinsichts der Konstruktion etwas abweichende Arten: die Oboe da caccia, in vervollkommneter Gestalt unter dem Namen Englisches Horn jetzt noch gebräuchlich, und die Oboe d'amore (d'amour, auch longa), gleich der Oboe bassa eine Terz tiefer stehend als die gewöhnliche O., an Klang etwas schwächer als diese, aber angenehmer, mit einer Schallstürze, die von annähernd kugelartiger Gestalt und größerer Körperweite als bei der gewöhnlichen O., außerdem inwendig ganz hohl und am untern Ende nur von einem ganz kleinen Schallloche (von etwa 2,5 cm Durchmesser) durchbrochen war.

Obojan, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kursk, unweit des rechten Ufers des Pssjol, mit (1882) 8185 E., welche Handel mit Getreide, Fleisch und Vieh treiben.

Obok, franz. Hafenplatz an der Nordküste der Tadschurra-Bai des Golfs von Aden, westl. vom Ras-Bir, 1862 von den Franzosen angekauft, bald wieder aufgegeben, aber 1881 aufs neue besetzt; O. zählt mit seinem Gebiet, westl. von Tadschurra bis östl. zum Ras-Bir, 495 qkm.

Obolos (grch.) bedeutet ursprünglich wohl ein spitziges Stück, eine Pfeilspitze, Spieß u. s. w., und ward dann zur Bezeichnung des ältesten Barrengeldes gebraucht, welches eine ähnliche Form hatte. Sechs Stück davon (eine Hand voll) nannte man eine Drachme. Später ging die Benennung O. auf das Gewicht und die Münze über, welche den sechsten Teil einer Drachme ausmachten. Mit dem Gewicht und Wert der Drachme wechselte auch der Wert des O., der in Silber und Kupfer ausgeprägt wurde. Außer der Drachme, dem sechsfachen O., gab es namentlich noch einen vierfachen, Tetrobolon, einen dreifachen, Triobolon, und einen doppelten O., Diobolon, und halbe, Viertel- und Achtelobolen, welche letztere Münze den Namen Chalkus führte. Wie die Drachme, so waren auch die Obolen in den verschiedenen griech. Staaten nach Wert und Gehalt sehr verschieden; am bekanntesten sind der attische und äginetische O. Unter den griech Münzen war der O. die gewöhnlichste Scheidemünze; sprichwörtlich brauchte man das Wort O., wie etwa im Deutschen Groschen. Dem Namen nach findet sich derselbe auch im frühen Mittelalter wieder.

Obongo, Einwohner von Gabûn (s. d.).

Obornik, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, auf dem rechten Ufer der Warthe, an der Einmündung der Welna, 30 km im NNW. von Posen, Station der Linie Posen-Schneidemühl-Neustettin der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2812 meist deutsche E. (wovon 1374 Katholiken und 351 Juden), ist Sitz eines Amtsgerichts, einer Superintendentur und eines Reichsbank-Warendepots und hat eine evang., eine altluth. und zwei kath. Kirchen, Fabrikation von Stärke, Ziegeln, Drainröhren, Spiritusbrennerei, Wassermühlen und Holzhandel.

Der Kreis Obornik zählt auf 1095 qkm (1880) 50182 E., davon 30828 Katholiken und 2323 Juden.

Obotriten, slaw. Volksstamm, s. Polaben.

Oboval, verkehrt eiförmig.

Obradović (spr. -itsch, Dositej), serb. Schriftsteller und Philosoph, geb. 1739 in Tschakowo im Banat, trat als Jüngling in das Kloster Opowo, führte aber dann ein bewegtes Wanderleben in Dalmatien, auf dem Berge Athos und in Smyrna, wo er drei Jahre lang die theol. Vorlesungen des Griechen Hierotheos hörte, Albanien, Wien, Italien, Konstantinopel, überall als Lehrer thätig, und selbst die alten und neuern Sprachen und Litteraturen eifrig studierend. Im J. 1783 kam er als Erzieher zweier Rumänen nach Halle, hörte selbst philos. und theol. Vorlesungen und begann zugleich in Leipzig seine Erlebnisse «Zivot i prikljutschenija» drucken zu lassen, denen dann noch zwei andere Bücher, darunter «Äsops Fabeln» (1788) folgten. Diese und die spätern Schriften O.s waren epochemachend für die serb. Litteratur, weil darin zum ersten mal die wirkliche serb. Volkssprache statt der bisherigen kirchenslaw. Büchersprache angewendet und ein moderner, auf Humanität, Wissenschaft und Toleranz gegründeter Inhalt geboten wurde, welche Tendenzen dort, vervollständigt durch die Reform Karadschitschs (s. d.) bis zur Gegenwart fortwirken. Nachdem O. dann noch Rußland und England besucht, lebte er mehrere Jahre in Venedig, siedelte 1806 nach Belgrad über und ward dort vom Fürsten Karageorgewitsch zum Unterrichtsminister ernannt. Er starb daselbst 7. April 1811. Von mehrern Ausgaben seiner Werke ist die beste die von G. Vazarović (10 Bde., Belgrad 1833—45).

Digitized by Google

Obrenowitsch ist der Familienname der jetzigen im Königreich Serbien regierenden Dynastie. Dieselbe stammt von dem serb. Landmann **Obren** aus Brußnitza im Rudniker Kreise, dem seine Gattin Wischnja die Söhne Milan und Jakob, und die Tochter Stana geboren hatte. Die verwitwete Wischnja verheiratete sich an den Landmann Tescho (Theodor) aus Dobrinja, im Uschitzaer Kreise, dem sie drei Söhne gebar: Milosch (1780), Jovan (1787) und Jevrem (1790). Von diesen wurde Milosch unter dem Namen **Milosch Obrenowitsch** I. Fürst von Serbien (s. **Milosch**); ihm folgte auf dem Thron sein Sohn Michael (s. d.) als O. III., und nach dessen Ermordung 1868 der jetzt regierende König Milan (s. d.) als O. IV.

Obreption (lat.), Erschleichung durch Verschweigung von etwas, das man mitzuteilen verpflichtet war.

O'Brien (William Smith), irländ. Parteiführer, stammte aus einer altirischen Familie, deren Ahnherr Brian Boroimhe, einer der berühmtesten Helden Irlands, 1014 in der Schlacht von Clontarf getötet wurde. Dessen Nachkommen nannten sich Könige von Thomond, waren jedoch den Engländern zinspflichtig, bis **Murrough** O. sich unmittelbar der Krone unterwarf und 1543 zum Peer von Irland mit dem Titel eines Grafen von Thomond und Barons von Inchiquin ernannt wurde. William Smith O., geb. 17. Okt. 1803, wurde 1832 für die Grafschaft Limerick ins Unterhaus gewählt. Obwohl Protestant und Sproß einer Toryfamilie, wurde er bald in die von O'Connell hervorgerufene Repealbewegung hineingerissen. Allmählich bildete sich um O. eine Partei, welche unter dem Namen des Jungen Irland bekannt wurde und mit dem Plane umging, die Losreißung von England durch gewaltsame Mittel zu bewerkstelligen. Doch riet er fürs erste von übereilten Schritten ab und veröffentlichte in einer Schrift «Reproductive employment» (Dubl. 1847) Ansichten über die Maßregeln, die zur Abhilfe der materiellen Leiden Irlands getroffen werden müßten. Nach dem Ausbruch der franz. Februarrevolution berief er einen Nationalkonvent von 300 Mitgliedern nach Dublin, der indes von der Regierung verboten wurde. Als sich jedoch überall unter seiner Leitung bewaffnete Scharen bildeten, hob das Ministerium mit Bewilligung des Parlaments die Habeas-Corpus-Akte auf und erließ einen Verhaftsbefehl gegen O. und andere Häupter des Jungen Irland. Der Aufstand nahm ein schnelles Ende; der von O. gesammelte Haufe ward 29. Juli 1848 von einigen Policemen in die Flucht gejagt, O. ergriffen, vor Gericht gestellt und 9. Okt. zum Tode verurteilt. Die Krone milderte seine Strafe in Verbannung nach Australien, wohin er sich im Juli 1849 einschiffte. Im J. 1854 erhielt er die Erlaubnis, Australien zu verlassen; 1856 durfte er nach Irland zurückkehren. Er starb zu Bangor 18. Juni 1864.

Obrist, s. **Oberst**.

Obrogieren, s. unter **Abrogieren**.

Obrok (russ.), sov. w. Pacht, und zwar Geldpacht.

Obrometer, der Regenmesser, s. unter **Regen**.

Obschtschyj Syrt, ein breiter Höhenzug, welcher vom südl. Ural, etwa unter 51° 31′ nördl. Br., sich in der Richtung nach W. bis zur Wolga erstreckt. Nur im O. bei seiner Abzweigung vom Ural erreicht er noch 485—570 m, in der Mitte übersteigen seine Höhen nicht mehr 500 m, während er im W. durchschnittlich nicht über 100 m hoch ist. Der O. bildet die Wasserscheide zwischen der Wolga und dem Uralfluß und bildet auch die natürliche Nordgrenze der aralo-kaspischen Niederung, daher tragen seine Südabhänge auch schon ganz den Steppencharakter, während der Nordabhang reich an fließenden Gewässern und an Baumwuchs ist. Der O. besteht zum Teil aus Permischer, zum Teil aus Steinkohlenformation und ist reich an Kupfererzen, namentlich im Kreise Orenburg an den Flüßchen Groß- und Klein-Kargalka.

Obsčön (lat.), unzüchtig, schlüpfrig, zotenhaft; **Obscönität**, Unzüchtigkeit, Zote.

Obsekrieren (lat.), beschwören, inständig bitten; **Obsekration**, Beschwörung, dringende Bitte.

Obsequens (Julius), verfaßte in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. n. Chr. nach einem Auszug aus Livius ein Verzeichnis der in den J. 249—12 v. Chr. beobachteten Prodigien, d. h. der ungewöhnlichen Ereignisse, welche als Götterzeichen angesehen und gedeutet wurden. Die beste Ausgabe des «Liber prodigiorum» ist die von O. Jahn (Lpz. 1853).

Obsequenz (lat.), Willfährigkeit, Nachgiebigkeit.

Obsequium (lat., d. h. Gehorsam) nennt die kath. Kirche sowohl den unbedingten Gehorsam gegen die Obern, zu dem sich Mönche und Nonnen durch die Klostergelübde (s. d.) verpflichten, als das Gefängnis, in welches jene wegen Widerspenstigkeit eingesperrt werden, um Gehorsam zu lernen. Auch versteht man unter **Obsequien** das Toten- oder Seelenamt für Verstorbene und zuweilen selbst das feierliche Leichenbegängnis, die Totenfeier. (S. **Exequien**.)

Observabilien, sinnlich wahrnehmbare Dinge.

Observanten, strengere Partei der Franziskaner (s. d.); s. auch **Karmeliter**.

Observanz (lat., d. i. Herkommen) nennt man eine stillschweigend durch längere Befolgung und Übung anerkannte Regel, welche dadurch auch ferner und bis sie ausdrücklich oder stillschweigend aufgehoben wird, für die Beteiligten verbindlich ist. Die O. unterscheidet sich von dem stillschweigenden Vertrage dadurch, daß dieser durch eine einzige Handlung begründet werden kann, die O. aber eine solche Reihe von Handlungen fordert, daß daraus auf eine Unterwerfung unter eine gewisse Regel sich schließen läßt. Von dem Gewohnheitsrecht ist sie durch ihr mehr beschränktes Objekt unterschieden, indem man meist nur da von O. spricht, wo gewisse Formen und korporative Rechte durch langjährige Beobachtung angenommen worden sind; dann aber auch dadurch, daß durch die O. Befugnisse für die Beteiligten begründet werden. Sie ist die der Autonomie (von Korporationen, Gemeinden) entsprechende gewohnheitsrechtliche Bildung.

Observatiner, s. unter **Franziskaner**.

Observationsarmee oder bei geringerer Truppenzahl **Observationskorps** nennt man eine Armee oder ein Korps, welche, obgleich nicht zu unmittelbarer Thätigkeit bestimmt, doch zur Beobachtung und zur Sicherung gegen Eventualitäten formiert und aufgestellt werden. Dies geschieht im Frieden, z. B. an der Grenze bei drohenden polit. Verwickelungen, bei Rüstungen des Nachbarstaats, bei dort stattfindenden revolutionären Bewegungen, oder im Kriege zur Deckung der Verbindungen, zum Schutz eines Belagerungskorps vor einer Festung gegen feindlichen Entsatz, zur Behauptung eroberter Landstriche ꝛc. Die weitere

Digitized by Google

Verwendung richtet sich dann nach den Umständen. Zuweilen kann damit eine Diversion bewirkt werden; oft auch greift ein solches Korps später in die Kriegsoperationen der Hauptarmee ein.

Observationsposten werden auf Türmen oder andern hochgelegenen Punkten belagerter Festungen aufgestellt, um möglichst frühzeitig von den Arbeiten und Unternehmungen des Belagerers Kenntnis zu erhalten und rechtzeitig die erforderlichen Gegenmaßregeln treffen zu können.

Observatorium (lat.) heißt jede zur physikalischen (wie z. B. meteorologischen oder magnetischen) Beobachtung eingerichtete Anstalt, namentlich aber eine Sternwarte (s. d.).

Obsidián, früher auch **Glasachat** genannt, ist ein echtes natürliches, vulkanisches Glas, eine glasige Modifikation der Laven, entstanden durch die besonders rasche Abkühlung der geschmolzenen Massen, und findet sich deshalb namentlich an der Oberfläche der Lavaströme; er ist ein stark glasglänzendes Gestein mit vollkommen muscheligem Bruch, welcher schneidend scharfe, meist an den Kanten durchscheinende bis halbdurchsichtige Bruchstücke hervorbringt; seine Farbe ist gewöhnlich samtschwarz, auch wohl dunkelbraun, seltener graulich oder grünlich, seine Härte liegt zwischen der von Feldspat und Quarz. Da die chem. Zusammensetzung (62—77 Proz. Kieselsäure, 10—18 Proz. Thonerde, 6—12 Proz. Alkalien, wenig Kalk, Magnesia und Eisen) derjenigen der Rhyolithe und Trachyte, auch der Granite, sehr nahe kommt, so scheint es, daß besonders sehr kieselsäurereiche Laven die Neigung besitzen, zu O. zu erstarren. Kleine weiße, in dem Glas hervortretende Sanidinkrystalle machen den O. porphyrartig (Obsidianporphyr), auch pflegt das Glas zahlreiche mikroskopische, nadelförmige Ausscheidungsprodukte zu enthalten. Übergänge weist er auf in Bimsstein, welcher nur ein stark schaumig aufgeblähter O. ist, in Perlit und in steinartigen Laven; sein spezifisches Gewicht beträgt 2,4 bis 2,5. Man findet ihn an thätigen oder an erloschenen Vulkanen und in deren Nähe, in Form von Lavaströmen oder einzelnen Auswürflingen (Klumpen oder kleinern Körnern), besonders schön auf den Liparischen Inseln, auf Santorin, Milo, Teneriffa, Island, in Mexiko, Transkaukasien u. s. w. Kleine, runde, durchsichtige Körner desselben, welche an der Maretanka bei Ochotsk vorkommen, sind **Marekanit** genannt worden. Fadenförmige Obsidiangebilde, ein sehr loderes Gewirre zarter, haar- und borstenförmiger Glasfäden, finden sich am schönsten am Vulkan Kirauea auf der Sandwichinsel Owaihi (Königin Peles Haar genannt), doch sind diese viel kieselsäurearmer. Der O. läßt sich zwar schleifen und nimmt eine gute Politur an, aber wegen seiner großen Sprödigkeit zerbricht er leicht bei der Bearbeitung und erfordert deshalb Vorsicht. Von den Völkern, die den Gebrauch des Eisens noch nicht kannten, wie den Azteken, wurde er zu schneidenden Geräten, Lanzen- und Pfeilspitzen, Messern, Rasiermessern u. s. w. verwendet.

Obsignation (lat.), gerichtliche Versiegelung; Besiegelung, Bestätigung. [unter Ob.

Obskaja-Guba (Obischer Meerbusen), s.

Obskur (lat.), dunkel, unbekannt.

Obskurant (vom lat. obscurare, verfinstern, verdunkeln), soviel wie Dunkelmann, Finsterling; Obskurantismus, obskurantes Wesen und Streben, der Gegensatz der Aufklärung.

Obsolét (lat.), veraltet, außer Gebrauch; Obsoleszenz, der höchste Grad des Schwindens eines Organs.

Obst nennt man diejenigen Früchte oder fruchtähnlichen Teile der Bäume und Sträucher, welche, ohne erst einer Zubereitung zu bedürfen, also roh, entweder sogleich oder nach längerm Liegen von dem Menschen genossen werden können. Alle Bäume, welche dergleichen Früchte tragen, werden Obstbäume genannt. Das O., unter dessen Begriff nach allgemein üblicher Auffassung die sog. Südfrüchte nicht einbezogen sind, wird eingeteilt in wildes und edles, in Sommer-, Herbst- und Winterobst und in Kern-, Stein-, Schalen- und Beerenobst. Wildes O. wächst ohne Kultur im Walde und auf dem Felde. Edles O. wird in Gärten und Plantagen gezogen und von Bäumen gewonnen, welche aus Kernen gezogen und später durch Pfropfen u. s. w. veredelt oder doch durch sorgfältige Kultur verbessert worden sind. **Kernobst** nennt man diejenigen Obstarten, deren Samen in dem mehrfächerigen Kerngehäuse (Größ) einer fleischig-saftigen, von einer dünnen Haut umgebenen und von dem vertrockneten oder ausgewachsenen Kelch gekrönten Frucht (der Apfelfrucht) eingeschlossen sind. Zu dem Kernobst, welches die Familie der Pomaceen bildet, gehören Apfel, Birnen, Quitten, Azarolen, Mispeln, Ebereschen. **Steinobst** nennt man dagegen diejenigen Obstarten, welche in einer saftig-fleischigen, genießbaren, äußerlich mit einer ebenfalls dünnen Schale bedeckten Hülle der saftigen Frucht nur einen einzigen, harten, den Samen einschließenden Kern (Steinkern) enthalten. Zu dem Steinobst gehören Zwetschen oder Pflaumen, Kirschen, Pfirsiche, Aprikosen und Kornelkirschen. Unter **Schalenobst** versteht man diejenigen Obstarten, bei denen die Fruchthülle von harter, holziger oder lederartiger Beschaffenheit und deshalb ungenießbar ist, und deren Samen allein gegessen wird. Dazu gehören Mandeln, Kastanien, Walnüsse, Haselnüsse u. s. w. **Beerenobst** endlich sind diejenigen Obstarten, welche nur äußerlich von einer dünnen Haut umgeben, sonst durch und durch saftig und ohne Kerngehäuse sind, in denen die Samen zerstreut liegen. Es gehören dazu Johannisbeeren, Stachelbeeren, Heidelbeeren, Weinbeeren, Himbeeren, Brombeeren, Maulbeeren. Zu dem Beerenobst rechnet man wohl auch die Erdbeeren, indes wird durch die Aufnahme der essbaren Früchte von Kräutern unter das O. der Begriff «Obst» verwirrt. Unter Sommerobst versteht man solche Obstarten, welche im Sommer reifen und nicht lange haltbar sind, wie Kirschen, Stachelbeeren, frühreifende Äpfel und Birnen; Herbstobst reift im Spätsommer und Herbst und hält sich bis zum Winter, wie viele Birnen- und Apfelsorten. Winterobst erlangt seine Reife im Spätherbst, wird nur durch längeres Liegen mürbe und zum Genusse tauglich und hält sich meist bis zum folgenden Sommer, wie Winterbirnen, Borsdorfer Äpfel u. s. w. **Franzobst** nennt man diejenigen feinern Sorten von O., besonders von Äpfeln und Birnen, die in Gärten auf strauchartigen Zwergbäumen (wegen ihrer Herkunft aus Frankreich auch Franzbäume genannt) gezogen werden. Im allgemeinen bringen gemäßigte Himmelsstriche das schmackhafteste, aromatischste O. hervor. Das O. enthält, besonders im unreifen Zustande, Stärkemehl, das sich bei der Reife in

Zucker umbildet, Pektin und organische Säuren. Die Lehre von den Obstarten und der Obstbaumzucht (s. d.) heißt auch Pomologie.

Obstagium (mittellat.), s. Einlager.

Obstakel (lat.), Hindernis.

Obstat (lat.), es steht entgegen.

Obstbaumzucht umfaßt alles, was zur Erziehung, Vermehrung und Veredelung der Obstbäume, zur Anlage von Obstbaumgärten, Obstplantagen, Obstalleen, zur Ernte und Aufbewahrung des Obstes u. s. w. gehört und bildet einen der wichtigsten Zweige der Landwirtschaft. Zunächst liegt dem Obstbaumzüchter sorgfältige Auswahl und Bearbeitung des für die Obstkultur bestimmten Bodens und Berücksichtigung der Lage, nicht minder eine umsichtige Wahl der Obstarten und Sorten ob, da deren Gedeihen durch das lokale Klima und sonstige Verhältnisse der Örtlichkeit bedingt sind. Es werden in Mitteleuropa vier Haupt-Obstregionen unterschieden, nämlich: die des Weins, des Weizens, des Roggens und des Hafers. Wo der Wein im großen gebaut werden kann, gedeihen alle Arten von Obst, selbst die feinsten Sorten. In der Weizenregion ist es überall möglich, Pfirsiche und Aprikosen zu ziehen, sowie alle übrigen Obstsorten, mit Ausnahme der Kastanien (Maronen), welche hier nur selten genießbare Früchte liefern. In der Region des Roggens wird die O. durch starke Nachtfröste während der Blütenzeit häufig erschwert. Pfirsiche und Aprikosen halten hier nur in geschützter Lage aus, ebenso feinere Wein- und Pflaumensorten, dagegen gedeihen noch viele Kernobst-, auch die meisten Pflaumen- und Kirschensorten. Viel weniger günstig ist natürlich die Haferregion (in hohen Gebirgen, in hochnordischen Ländern, wo Roggen nicht mehr fortkommt). Hier ist die O., die nur in der sichersten Lage und auf dem besten Boden betrieben werden kann, auf wenige Arten von Birnen, Äpfeln, Süßkirschen und Beerenfrüchten beschränkt.

Als geeignetster Boden für die O. gilt im allgemeinen ein schwerer, womöglich mergelhaltiger, tiefgründiger und möglichst gleichartiger, auf dem Weizen, Luzerne und Klee gedeihen. Mit Steinen kann er vermengt, aber darf nicht naß oder torfig sein. Doch kann bloß nasser Boden durch Drainage in einen der O. günstigen verwandelt werden; aber auf Moor- oder Torfboden gedeiht kein Obstbaum. Da es selten vorteilhaft erscheint, den Boden in Obstbaumplantagen unbedeckt (wie Ackerboden) zu lassen, so sind Baumfeldwirtschaft oder Grasbau unter Obstbäumen allgemein gebräuchlich. Eine Hauptbedingung des Gedeihens aller Obstbäume ist ein ausreichender Abstand derselben, um ihnen Raum zur Ausbreitung und der Luft und dem Licht allseitigen Zutritt zu sichern, denn viele Krankheiten und Insektenschäden werden, wie bei Holzarten überhaupt, durch einen zu gedrängten Stand veranlaßt. Die Abstandsdistanzen sollen für Apfelbäume 14—16 m, für Birnbäume von 12 bis 14, Kirschen-, Weichsel- und Pflaumenbäume 8—10, Walnuß- und Kastanienbäume mit sehr umfangreicher und tiefschattender Krone 20—30 m betragen. Die Form der Pflanzung (ob Reihen-, ob Verbandpflanzung) hat sich nach den lokalen Verhältnissen zu richten; um jeden Baum ist der Boden 2 m im Umkreis unbepflanzt (unbebaut) zu lassen (Baumscheibe). Winter- und Sommerobst untereinander zu pflanzen erscheint keineswegs ratsam, weil dadurch die Ernte und die Kontrolle erschwert werden würde. Die beste Zeit zum Verpflanzen ist der Herbst; nur rauhes Klima, sowie die feinen, empfindlichern Obstarten (Pfirsiche, Aprikosen, Mandeln) verlangen die Frühjahrspflanzung. Eine Hauptregel beim Verpflanzen ist, daß kein Baum tiefer eingesetzt werden darf, als er vorher gestanden hat. Die Wurzeln werden nach vorheriger Benetzung mit Wasser möglichst gleichmäßig ausgebreitet und mit lockerer, fruchtbarer Erde zugedeckt. Größere Bäume müssen mit einem Ballen verpflanzt werden, wobei das beim Ausheben zerrissene Wurzelwerk scharf abzuschneiden ist. Es kann dies nur zur Frostzeit geschehen, welche die Erde zwischen den Wurzeln zusammenhält. Zum Anbinden des Stamms an den auf der Ostseite einzuschlagenden Pfahl nimmt man bei jungen Bäumen Weidenruten, bei ältern Strohseile. Bevor die Bäume gehörig angewurzelt sind, müssen sie, je nach dem Zustand der Witterung, begossen werden. Auch ist der Boden im Umkreis der Bäume durch Behacken von Zeit zu Zeit zu lockern, nur nicht zur Zeit eines Maikäferflugs, da lockerer Boden diese Käfer zur Ablage ihrer Eier einladen würde. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist der Schnitt der Obstbäume (das Beschneiden), welcher zunächst den Zweck hat, eine schöne Krone zu bilden, später die fruchttragenden Zweige zu vermehren, sie gleichmäßiger zu verteilen und größere, schmackhaftere Früchte zu erziehen. Man schneidet zweimal im Jahr, das erste mal im Frühling vor dem Laubausbruch, das zweite mal im Sommer während der Wachstumsperiode. Durch den Schnitt lassen sich auch durch allzu reichliches Tragen entkräftete Bäume wieder stärken.

Die Pflege der Obstbäume verlangt, daß die Stämme von Moos und Flechten rein gehalten und alte Borkenschuppen entfernt werden, damit schädliche Insekten sich darunter nicht ansiedeln können. Durch Bestreichen der glatt abgeschabten Stämme mit Kalkmilch kann man die Ablagerung von Eiern schädlicher Schmetterlinge verhindern. Unter den die Obstbäume befallenden Krankheiten sind namentlich hervorzuheben: Wassersucht (Ausfluß von wässerigem Saft aus der aufgeborstenen Rinde), Gelbsucht (Gelbwerden der Blätter), Dürrsucht (Absterben von Zweigen und Ästen), Kernfäule, Rindenkrebs, Rost, Läuselkrankheit der Blätter und namentlich Unfruchtbarkeit. Sehr wichtig ist für die O. die Erziehung junger Pflanzen aus Samen und die Einrichtung der Baumschulen. Obstbäume, welche aus Samen erzogen werden, erzeugen in der Regel nicht diejenigen Sorten wieder, denen die Samen entstammen, sondern schlagen auf weniger edle Formen zurück. Sie müssen deshalb veredelt, mit Augen oder Reisern edler Sorten besetzt werden. Einen besondern Zweig der O. bildet die Anzucht von Zwergobst und Topfbäumen (Obstoraugerie). Als Grundstamm oder Unterlage gibt man ihnen schwachwüchsige Obstbaumformen, dem Apfelbaum den Johannis- und den Splittapfel, den Birnen die Quitte, der Pfirsiche die Haferpflaume u. s. w. Durch den Schnitt gibt man ihnen die gewünschte Form, die einer Spindel, eines Busches, einer Pyramide u. s. w. Die Zwergbäume verlangen einen nahrhaften, nicht feuchten Boden und tragen schon im vierten Jahre nach der Veredelung zwar weniges, aber sehr großes und feines Obst. Die Zwerg- oder Formobstbaumzucht ist

Digitized by Google

vor allem in Frankreich, dann in England, Belgien und den Niederlanden sehr beliebt. Äpfel- und Birnensorten lassen sich am besten dazu verwenden. Zur Topfobstbaumzucht wählt man sehr kleine Bäumchen und zieht dieselben in Pyramidenform. Erst gibt man ihnen kleine, dann größere Töpfe und versetzt sie zuletzt in Kübel. Sie werden im Kalt- oder Orangeriehause überwintert. Obsttreiberei (in Gewächshäusern) ist überall, namentlich in großen Städten, in Residenzen, wo Luxus oder Laune Obst mitten im Winter oder sehr zeitig im Jahre verlangt, üblich; am schwunghaftesten wird sie in Großbritannien betrieben. Unter den deutschen Arbeiten über O. sind außer den ältern Werken von Sickler, Christ und Diel besonders hervorzuheben diejenigen von Oberdieck, Lucas, Dochnahl, Lauche und Jäger. Vgl. noch Koch, «Die deutschen Obstgehölze» (Stuttg. 1876).

Obstbrecher, s. unter Gartengeräte.

Obstdarre und **Obstluftdarre**, s. u. Darren.

Obstetrik, Entbindungskunst, s. unter Geburtshilfe.

Obstgärten, s. unter Garten.

Obstinat (lat.), hartnäckig, halsstarrig.

Obstipation, s. Obstruktion.

Obstruentia (Obstipantia), verstopfende Heilmittel.

Obstruktion, Obstipation (lat.), Verstopfung, Leibes- oder Stuhlverstopfung, ist der Zustand, bei welchem der Darmkot seltener als gewöhnlich, in ungenügender Menge oder gar nicht geleert wird. Die O. tritt entweder nur selten ein oder sie ist ein dauernder Zustand und wird dann habituell genannt. Ursache der vorübergehenden Verstopfung können sein Diätfehler (Genuß unverdaulicher, schlechtgekauter Speisen), abnorme Beschaffenheit der Verdauungssäfte, der Gebrauch verstopfender Mittel (Opium, Morphium, Bleipräparate). In diesen Fällen ist sie von geringer Bedeutung, macht selten eine Behandlung nötig und kann leicht durch Klystier und leichte Abführmittel gehoben werden. Von größerer Bedeutung dagegen ist die momentane O. infolge eines eingeklemmten Darmbruchs, einer Verschlingung oder des Verschlusses (z. B. durch Krebsgeschwülste) der Gedärme. Diese Verstopfungen führen zum Tode, wenn sie nicht operativ beseitigt werden können.

Die habituelle Verstopfung entsteht durch zu geringe Leibesbewegung, fortgesetzte Diätfehler, zu geringen Genuß von Flüssigkeit, häufigen Gebrauch von Abführ- oder verstopfenden Mitteln, zu denen der Genuß von viel starkem Bier und Wein, Gebrauch bleihaltigen Schnupftabaks, Genuß bleihaltigen Weins und anderer bleihaltiger Substanzen (s. Bleivergiftung) gehören; endlich auch durch Trägheit und Lähmung der Darmmuskulatur. Die gewöhnlichen Folgen der O. sind Blutandrang nach dem Kopfe, Eingenommenheit des Kopfes, Schwindel, Kopfschmerz, Verstimmung und Verdrießlichkeit u. s. w. Bei völligem Verschluß des Darmkanals infolge organischer Darmkrankheiten gesellen sich heftiger Leibschmerz, Kotbrechen und andere schwere Symptome dazu. Die habituelle Verstopfung darf nicht durch die gegen dieselbe angepriesenen drastischen Abführmittel (Aloë, Senna) behandelt werden, sondern ist durch Regelung der ganzen Lebensweise, häufige Körperbewegung, Vermeidung der Ursachen und vorsichtigen Gebrauch von leichten Abführmitteln und Klystieren zu heben.

Obstwein, s. Cider.

Obstzucker, gleichbedeutend mit Fruchtzucker.

Obturator (lat., «Verstopfer»), eine mechan. Vorrichtung aus Holz, Elfenbein, Metall oder vulkanisiertem Kautschuk zum Verschließen von krankhaft entstandenen Öffnungen, z. B. von Gaumenspalten.

Obwalden, Halbkanton von Unterwalden (s. d.).

Ocampo (Florian de), span. Geschichtschreiber, wurde 1501 zu Zamora geboren, wo er nach Beendigung seiner Studien auf der Universität von Alcala ein Kanonikat erhielt, ward vom Kaiser Karl V. zu seinem Chronisten ernannt und schrieb eine «Cronica general de España» (Bd. 1, Zamora 1544; 2. Aufl. 1545). Eine neue vermehrte Ausgabe erschien zu Medina del Campo 1553. Nach O.s um 1576 erfolgtem Tode besorgte sein Nachfolger im Amte, Ambrosio de Morales, einen neuen Abdruck nebst Fortsetzung (5 Bde., Alcala und Cordova 1574—86; wieder abgedruckt, 10 Bde., Madr. 1791). Dieses Geschichtswerk bekundet umfassende Belesenheit und großen Sammlerfleiß, ist aber voll von Fabeln und Aberglauben und ermüdet durch Breite und Trockenheit. Doch erhebt sich der Ton in den Beschreibungen von Großthaten oder außerordentlichen Ereignissen zu einer lebendigen Darstellung und wahren Beredsamkeit. Außerdem gab O. die auf Befehl des Königs Alfons des Weisen geschriebene «Cronica general» (Zamora 1541; Valladolid 1604) heraus.

Ocaña, Stadt (Ciudad) in der span. Provinz Toledo, Hauptort der niedern (baja) Mancha, 12 km südöstlich von Aranjuez, an der Bahn Aranjuez-Cuenca und der andalusisch-valencianischen Heerstraße in getreide-, öl- und obstreicher Gegend, 720 m über dem Meere, ist regelmäßig gebaut und hat alte, stattliche Häuser, vier Pfarrkirchen, (1877) 4829 E., Leinen-, Flanell-, Seide-, Leder- und Seifenfabriken. In der großen Schlacht bei Ocaña vom 19. Nov. 1809 schlugen 30000 Franzosen unter Mortier 55000 Spanier unter dem Marquis von Areizaga.

Ocaña, Stadt und Departementshauptort von (1870) 6104 E. im columbischen Staate Santander in Südamerika, am Rio Ocaña, 93 km im NNW. von der Hauptstadt Pamplona, in einer fruchtbaren, durch mildes und gesundes Klima ausgezeichneten Gegend und zur Zeit der columbischen Republik Sitz des Kongresses. Hier wurde 1828 Bolivar zum Diktator erhoben. Das nach der Stadt benannte Departement hat Asphaltlager und die bedeutendste Kaffeeproduktion in ganz Columbien.

Ocarina (ital.), eine Art Pfeife aus Thon, deren Körper wie der Rumpf eines Vogels gestaltet und mit einer Anzahl Tonlöcher versehen ist.

Occam (Wilh. von), hervorragender Scholastiker, geb. zu Occam in der engl. Grafschaft Surrey, der Stifter der Schule der Orraministen, lehrte seit dem Anfang des 14. Jahrh. und starb zu München 1347. Er trat sehr jung in den Franziskanerorden und hatte Duns Scotus zum Lehrer in der Theologie und Philosophie, über welche er in Paris Vorlesungen zu halten anfing. Wegen seiner Verteidigung Philipps IV. des Schönen von Frankreich gegen den Papst Bonifacius VIII. wurde er mit dem Bann belegt, fand jedoch Schutz bei dem deutschen Kaiser Ludwig dem Bayern, welchen er gegen Johann XXII. durch den Nachweis verteidigte, daß der Papst so gut wie jeder andere Mensch sich irren könne und nicht über der weltlichen Obrigkeit

stehe. Er wurde der Wiederhersteller des Nominalismus (s. d.), wovon er den Namen venerabilis inceptor empfangen hat. Er lehrte, daß die philos. Erkenntnis, auf der sinnlichen Erfahrung beruhend, keine Beweise für die Glaubenslehre aufzustellen vermöchte, und lockerte so am stärksten den innigen Zusammenhang zwischen Theologie und Philosophie, auf welchem das Wesen der Scholastik beruhte. Seine in den folgenden Jahrhunderten mehrfach aufgelegten Schriften sind zum Teil kirchenpolit. Charakters, in der Hauptsache aber logischer Tendenz, und sein Hauptwerk ist «Summa totius logices» oder «Tractatus logices in tres partes divisus» (zuerst Par. 1488 gedruckt). Vgl. Schreiber, «Die polit. und religiösen Doktrinen unter Ludwig dem Bayern» (Landsh. 1858); K. Müller, «Der Kampf Ludwigs des Bayern mit der röm. Kurie» (2 Bde., Tüb. 1879—80).

Occasionalismus (lat.), das System der gelegentlichen oder veranlassenden Ursachen, ist eine metaphysische Ansicht, welche sich in Descartes' Schule ausbildete. Vor Descartes herrschte nämlich die Meinung, daß der Körper auf die Seele wirke und Bewegungen in derselben hervorbringe, und umgekehrt, und diese Ansicht von einer unmittelbaren Verbindung der Seele und des Körpers durch Causalität wurde das System des natürlichen Einflusses genannt (systema influxus physici). Diese Auffassung wurde durch den scharfen Dualismus in der Metaphysik von Descartes (s. d.) unhaltbar; sein Anhänger Louis de Laforge nahm daher eine wechselseitige Vereinigung des Körpers und der Seele an, sodaß keins von beiden allein auf das andere wirke, sondern beide immer zugleich thätig seien, indem die Anregung des einen nur Gelegenheit oder Veranlassung (occasio) für diejenige des andern sei. Noch weiter entwickelte Geulincz (s. d.) das System der gelegentlichen Ursachen, nach welchem nur Gott die Bewegungen, die durch einen von beiden Teilen in dem andern veranlaßt werden, hervorbringt. Leibniz' Prästabilierte Harmonie (s. d.) unterscheidet sich von dem O. nur dadurch, daß nach der erstern die Veränderungen der Seele und des Körpers ein für allemal so geordnet sind, daß sie zusammentreffen, während der O. für jede einzelne Veränderung sich auf eine besondere Wirksamkeit Gottes beruft und daher die Wunderthätigkeit in Permanenz erklärt. (S. Causalität.) Doch ist, neuern Forschungen zufolge, der Unterschied beider Lehren nicht so groß, wie er Leibniz selbst erschien. Vgl. E. Pfleiderer, «Leibniz und Geulincz» (Tüb. 1884).

Occhiobello, Distriktshauptstadt der ital. Provinz Rovigo, links am Po, 24 km im SW. von Rovigo, zählt (1881) 1907 (Gemeinde 4331) E. und hat Seidenraupenzucht. Hier fand am 12. April 1815 ein Gefecht statt zwischen den Österreichern unter Mohr und den Neapolitanern unter Murat.

Occident (lat.) ist die Himmelsgegend, wo die Sonne scheinbar untergeht, der Westen oder Abend. Dann begreift man damit die europ. Länder, welche zum weströmischen oder occidentalischen Kaisertum gehörten. (S. Rom und Abendland.)

Occipital (lat.), das Hinterhaupt betreffend.

Occitanien, der mittelalterliche Name von Languedoc. [Sprache (s. d.).

Occitanische Sprache, sov. w. Provençalische

Occlusionsverband oder Deckverband, s. unter Wunde.

Occlusionsvermögen, von Graham entdeckte Eigenschaft mancher Metalle, die sich am deutlichsten beim Palladium ausspricht, unter gewissen Umständen bedeutende Mengen von Wasserstoff aufzunehmen. So nimmt Palladiumfolie bei Temperaturen von 90 bis 97° ihr 643faches Volumen Wasserstoff auf, ein Palladiumdraht als negativer Pol eines Wasserzersetzungsapparats verwandt, occludiert sein 936faches Volumen Wasserstoff. Graham betrachtet die mit Wasserstoff beladenen Metalle als Legierungen des betreffenden Metalls mit einem metallischen Element, Hydrogenium, dessen Dampf der Wasserstoff ist.

Occulta (lat.), heimliche, verborgene Dinge, Geheimnisse. [nomisch).

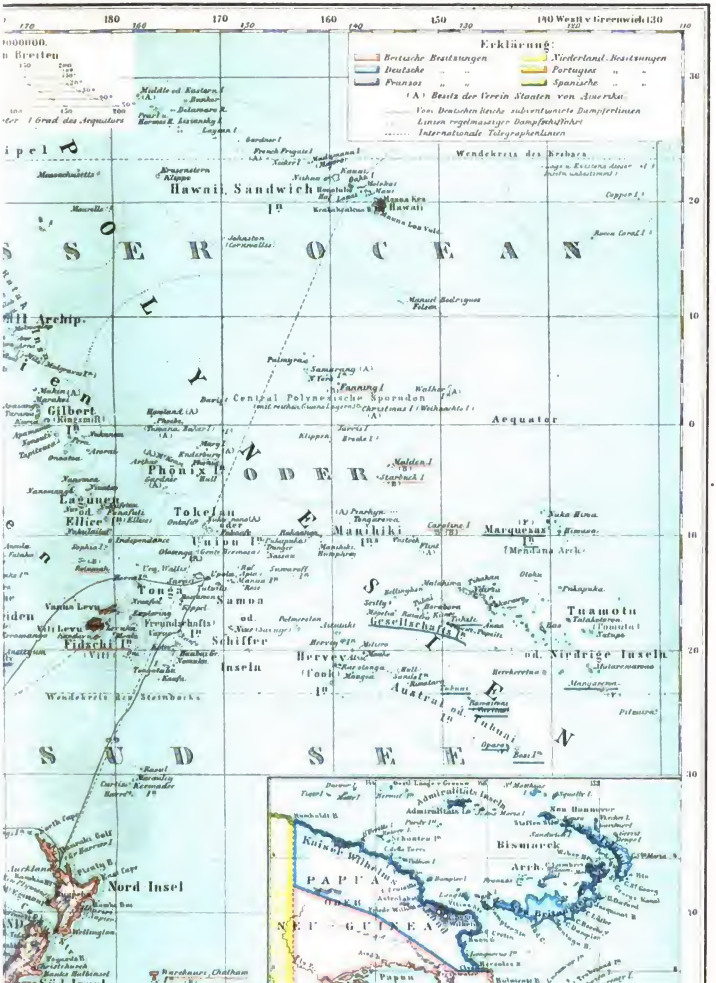
Occultation (lat.), s. Bedeckung (astro-

Occupation (lat.), die Ergreifung einer Sache in der Absicht einseitiger Aneignung, erzeugt wirkliches Eigentum, wenn die Sache herrenlos ist, der Occupant also mit der Ergreifung niemand Unrecht thut (res nullius cedit occupanti, ein Niemandsding gehört dem, der sich seiner zuerst bemächtigt). Bei den Römern galten als herrenlos die Sachen der Feinde, wilde Tiere, Fische und Vögel in freiem Zustande, selbst wenn sie auf fremdem Grunde oder in fremden Gewässern erlegt oder gefangen wurden, der aufgefundene Schatz, von welchem aber dem Eigentümer des Fundorts wenigstens die Hälfte zukam, ausgeworfene Meeresprodukte und durch den bisherigen Herrn aufgegebene, nicht aber unfreiwillig verlorene Sachen. In den Rechten der german. und roman. Völker ward dagegen die Befugnis zu O. dadurch sehr eingeengt, daß sich die Landes- und Gutsherren innerhalb ihrer Gebiete die Jagd und Fischerei vorbehielten. Jagd und Fischerei, das Sammeln des Bernsteins, hier und da die Hebung von Schätzen wurden so zu Regalien (s. d.), und in Frankreich legte sich sogar der Staat ein allgemeines Recht auf herrenlose Sachen (droit d'épaves) bei, zu denen auch die Hinterlassenschaften aller im Königreiche verstorbenen Ausländer gerechnet wurden. Noch jetzt sind Jagd und Fischerei meistens nicht freigegeben, wiewohl hierbei mehr auf volkswirtschaftliche Gründe und, soviel manche Beschränkungen der fremden Fischerei in den eigenen Küstengewässern anlangt, auf Handels- und allgemein polit. Gründe Gewicht gelegt wird. Desgleichen nimmt das fortentwickelte Völkerrecht die Sachen der friedlichen Bürger eines bekrigten Staats unter seinen Schutz und gestattet Eroberern für die Regel nur, öffentliches Eigentum zu occupieren. Auch darin haben sich die Ansichten geändert, daß jetzt das unverteilte, aber kulturfähige Land nicht beliebig occupiert werden darf, sondern das Eigentum von dem Staate abgeleitet, beziehungsweise erlaubt werden muß. Das großartigste Beispiel ist der Grundbesitz der Vereinigten Staaten in Westamerika. Derelinquierte Landgüter fallen ebenso dem Staate anheim, wie die neu gebildeten Inseln.

Occupation heißt ferner die staatsrechtliche Besitzergreifung eines bisher unstaatlichen oder verlassenen Landes und die völkerrechtliche Besitznahme eines feindlichen Landes im Krieg oder die Besitznahme fremden Gebiets zur Sicherung völkerrechtlicher Ansprüche.

Nanking
Hankou
Hangtschou
Kin-siu
CHINA
Kin-kiu Inseln
Formosa
Magelhaes Archipel
Marianen od. Ladronen
LUZON
Manila
Cochinchina
PHILIPPINEN
Mindanao
Palaos Is.
Celebes See
BORNEO
Halmahera
Bismarck Archipel
Neu Irland
Salomon
Java See
Banda S.
Flores See
JAVA
Timor
Arafura See
NEU GUINEA
Nord Australien
Carpentaria Golf
Alexandra Land
Queensland
AUSTRALIEN
West-Australien
Süd Australien
Neu Süd-Wales
Sydney
Melbourne
Grosse Australische Bucht
Karolinen
Neu Caledonien
Amson Arc
Mikronesien
Östliche Inseln
Marsch
INDISCHER OCEAN
TASMANIA
NEU SEE
Äquatorialmaßstab
Maßstab für die wachsen
Deutsche geograph. Meilen. 15 = 111,3 Km
Greenwich
Ferro

ALISCHES FESTLAND.



Artist. Anstalt. Leipzig

Zu Artikel: Oceanien.

Occupationskorps dient zur militärischen Besetzung eines Landes durch fremde Truppen, entweder um gewisse Rechtsansprüche, z. B. bei Thronstreitigkeiten, geltend zu machen oder nach einem Friedensschluß die Erfüllung der von dem Gegner übernommenen Verpflichtungen sicherzustellen und sich in seinem Lande einen polit. Einfluß, eine strategische Stellung zu wahren.

Ocean ist die Bezeichnung für die fünf großen Meere, welche insgesamt 375000000 qkm (also über 73 Proz. der gesamten Erdoberfläche) bedecken, und zwar der Große Ocean 182000000 qkm (fast 1½mal soviel, als das gesamte Festland der Erde, oder 48 Proz. des ganzen Meers); der Atlantische Ocean 91000000 qkm (mehr als doppelt so groß wie Asien oder etwa 24 Proz. des ganzen Meers); der Indische Ocean 71700000 qkm (mehr als 3 mal so groß wie Nordamerika, oder etwa 20 Proz. des ganzen Meers); das Nördliche Eismeer 11000000 qkm (etwas kleiner als Sibirien, oder etwa 2,9 Proz. des ganzen Meers); das Südliche Eismeer 19300000 qkm (größer als Südamerika, oder etwa 5,1 Proz. des ganzen Meers). (S. Erde und Meer.)

Oceanien oder Inseln des Stillen Oceans nennt man die sämtlichen im Stillen Meere von den Grenzen Asiens und dem Indischen Ocean bis zu den Küsten Amerikas zerstreut liegenden Ländermassen. Die nördlichste der zu O. gehörigen Inseln ist der Felsen Crespo (Roca de Plata) unter 32° 46′ nördl. Br., die südlichsten die Inseln Bishop and his Clerk unter 55° 15′ südl. Br., während im W. der westlichste Punkt die Inseln Boh unter 129° 12′ östl. L. und im O. der Felsen Sala y Gomez unter 105° 20′ westl. L. (von Greenwich) die Grenze bilden. Ihrer Natur nach zerfallen die Inseln in hohe und niedrige; jene sind fast durchgängig vulkanischen Ursprungs und gebirgig, bilden die größten und bedeutendsten in allen Gruppen und sind mit fruchtbarem Boden ausgestattet, wogegen die niedrigen Inseln meist nur ringförmige Felsen von Korallenkalk sind (Laguneninseln, Atolle), die ein Wasserbecken einschließen. Auf diese kahlen Koralleninseln tragen die Wogen oft aus großen Entfernungen Samen herbei, die zu Gräsern aufschießen oder zu Bäumen aufwachsen. Wasservögel besuchen den noch dürftigen Streifen Land, und bald stellen sich auch einige Insekten und Amphibien ein, die mit ganzen noch lebenden Bäumen von den Wellen herbeigeführt wurden.

Der Flächeninhalt Oceaniens, von dem weitaus der größte Teil in der Tropenzone liegt, beträgt 1257129 qkm. Sämtliche Eilande und Inselgruppen O.s lassen sich zunächst in drei große Abteilungen bringen, die aus der verschiedenen Körperbildung, den verschiedenen Einrichtungen und Sitten, sowie aus den Sprachen der Eingeborenen hervorgegangen sind. Melanesien (bei den Engländern Westpolynesien) umfaßt die Inseln, die sich von W. nach O. und später nach SO. kranzförmig um den austral. Kontinent ziehen. Dazu gehören die größere Insel Neuguinea mit den anstoßenden Gruppen, der Louisiade-Archipel, der Archipel von Neubritannien und die Admiralitätsinseln (jetzt Bismarck-Archipel), die Salomoninseln, die Königin-Charlotte-Inseln (auch Santa-Cruz-Inseln), die Neuen Hebriden, Neucaledonien und die Loyaltyinseln. Melanesien wird von den Papuas (s. d.), einem dunkelfarbigen Volksstamme, bewohnt, den man auch mit Rücksicht auf einige Ähnlichkeit mit den Afrikanern «Australneger» oder Negritos zu nennen pflegt. Zu Polynesien gehören die Inseln und Inselgruppen: Neuseeland, Fidschi, Tonga, Samoa, die Hervey-Inseln, die Societäts-(Gesellschafts-)Inseln mit den Austral-(Tubuai-)Inseln, die Tuamotu-, die Marquesas- und die Sandwichinseln oder Hawaii. In Neuseeland ist gegenwärtig die europ. Bevölkerung überwiegend. Die Fidschi-Inseln rechnet man zu Polynesien, da die Einwohner, wenngleich der Sprache und Bildung nach ein melanes. Volk, den Bildungsgrad der Polynesier aufweisen. Polynesien wird von einer lichtbraunen, schöngebauten, civilisierbaren, seetüchtigen, den Malaien nahestehenden Bevölkerung bewohnt. Mikronesien endlich nennt man die Inselgruppen, die im nordwestl. Teil des Stillen Oceans gelegen, im Norden und Westen bis in die Nähe der Küsten Japans und der Philippinen reichen und von demjenigen Teil der polynes. Bevölkerung bewohnt werden, der sich von den eigentlichen Polynesiern durch gewisse Eigentümlichkeiten des Charakters und der Lebensweise, besonders aber durch Verschiedenheit in der Bildung der Sprache unterscheidet. Man teilt diese (meist niedrigen) Inseln in drei Abteilungen: die Gruppe der Ladronen (Marianen) mit den nördlich gelegenen Bonin-Inseln und die Archipele der Carolinen, die Marshalls- und Gilbert-Inseln. Sieht man von Neuguinea und Neuseeland ab, so zählt Melanesien auf 145855 qkm 617400 E., Polynesien auf 26799 qkm 179500 E. und Mikronesien auf 3530 qkm 91600 E., mithin ganz O. auf 176184 qkm 888500 E.; mit Einschluß von Neuguinea (807956 qkm mit 500000 E.) und Neuseeland (272989 qkm mit 534600 E.) hat O. ein Areal von 1257129 qkm mit 1923100 E. (Hierzu eine Karte: Oceanien und Australisches Festland.)

Klima und Produkte. In Melanesien herrscht fast überall eine drückende Hitze, die in Verbindung mit der Feuchtigkeit der dichtbewaldeten Inseln ebenso erschlaffend wie nachteilig auf die Gesundheit wirkt; dagegen ist das Klima auf den übrigen Inseln zwar warm, aber, da die Seeküsten Abkühlung bringen, nicht lästig und zugleich ebenso angenehm wie gesund. Während auf den niedrigen Inseln die Vegetation nicht reich und üppig genannt werden kann, ist sie auf den hohen Inseln eine tropisch üppige. Die Berge sind meist bis zum Gipfel bewaldet, die Bäume sind hoch und als Bauholz brauchbar. Unter den Nahrungspflanzen fehlen auf keiner der größern Inseln die Kokospalmen, die Bananen, verschiedene Arten von Tarro oder Arum, Brotfruchtbäume, Pandang, Yamswurzeln, Bataten oder süße Kartoffeln; dazu kommen Zuckerrohr, Ananas, Kaffee, Citronen, Orangen, kurz fast alle Nutzpflanzen warmer Länder. Während Neuguinea an Fülle und Eigentümlichkeit der Pflanzen, an Pracht und Großartigkeit der Wälder mit den Molukken wetteifert, nimmt nach Osten zu die Vegetation, ohne an Üppigkeit zu verlieren, insofern immer mehr ab, als die Pflanzenarten sich vermindern, sodaß Tahiti nur noch 500, die Tuamotu nur gegen 50, Waihu (Osterinsel) gar nur einige 20 verschiedene Pflanzen zu haben scheinen. Ebenso auffällig ist es, daß die Vegetation nicht nur auf allen diesen Inseln vorwiegend indisch ist, sondern daß sie denselben Charakter auch

Digitized by Google

bis zu den östlichsten Inseln, die doch Amerika am nächsten liegen, bewahrt, sodaß sich selbst dort keine amerik. Pflanzenformen finden. Dasselbe Gesetz gilt im ganzen auch für die Verbreitung der Tiere; nur ist die Armut der Inseln an Landsäugetieren durch allgemein, soweit sie nicht in späterer Zeit durch Einführung von Haustieren gehoben worden ist. Zwar Neuguinea besitzt größere Vierfüßler, aber nur Kängurus und nächtlich lebende Tiere. Im übrigen fanden die Europäer, welche zuerst diese Inseln besuchten, an Landsäugetieren nur das Schwein, den Hund und die Ratte vor, und auch diese nicht auf allen Inseln. Zahlreicher sind die Vögel. Das Huhn, Tauben, Papageien, mancherlei Singvögel, Schnepfen, Reiher, wilde Enten und zahlreiche Seevögel fand man fast auf allen Inseln. Hierzu kommen noch auf Neuguinea der Paradiesvogel und der bis nach Neubritannien verbreitete Kasuar. Die Tiere des Meers, Fische und Schildkröten, sind allenthalben um diese Inseln äußerst zahlreich und mannigfaltig; der Dugong (Halicore cetacea) kommt in der Tropenzone vor. Walfische werden noch immer in den südl. und nördl. Teilen des Oceans verfolgt, und der allgemein verbreitete Potzfisch (Physeter macrocephalus) hat Veranlassung zu lebhaft betriebener Fischerei gegeben. Muscheln und Korallen entwickeln fast noch eine größere Mannigfaltigkeit in Farbenpracht und Gestaltung als irgendwo sonst in der Welt. Schlangen, meist ungefährliche, trifft man nur auf den westl. Inseln und wahrscheinlich nur bis zur Tonga-Gruppe an, obwohl eine nicht giftige Art auf den Marquesas vorkommen soll; das Krokodil aber zeigt sich nur im äußersten Westen des Gebietes. Der Haifisch ist überall häufig, auch gibt es giftige Fische. An Insekten ist ebenfalls Mangel; sie kommen am häufigsten noch auf den westl. Inseln vor; am zahlreichsten sind überall die Schmetterlinge. Flöhe und Muskiten, Skorpione und Skolopender sind erst durch die Europäer herübergebracht worden.

Bevölkerung. Die vergleichende Sprachkunde hat festgestellt, daß die Bevölkerung O.s aus Hinterindien und vom Indischen Archipel her stammt. Auf allen größern Inseln des Indischen Archipels lebt eine dunkelfarbige Rasse, die Papua, und ebendaselbst eine hellfarbigere, die malaiische, welche ursprünglich die südöstl. Teile Asiens bewohnte und in dunkler Vorzeit ihre Wohnsitze nach dem Indischen Archipel verlegte; diese beiden verschiedenen Rassen sind auch in O. vertreten. Die dunkelfarbigen Papua sind die Ureinwohner Melanesiens, während in Polynesien das hellfarbigere malaiisch-japan. Element vorherrscht und die Mikronesier, die freilich so ziemlich ausgestorben sind, sich mehr dem Tagalischen anschließen.

Im allgemeinen sind die Bewohner der hohen Inseln kraftiger, größer, schöner, heller und besser entwickelt; auf den niedrigen, ärmlichern sind sie kleiner, minder stark, dunkler und häßlicher. Die Hautfarbe der Polynesier schwankt zwischen Hell- und Dunkelbraun, mit einem Anflug von Gelb oder von Olivengrün, ihr Haar ist meist dicht, schwarz und glatt, das Auge schwarz, der Mund wohlgebildet, während die Stirn gut entwickelt, die Nase entweder kurz und gerade, oder lang und adlerförmig gebogen, das Gesicht oval ist. Die Hautfarbe der Mikronesier ist etwas heller, ihre Gestalt zierlicher und behender, ihr Ausdruck lebhafter, ihre Nase vorstehender, gebogener und weniger platt. Noch größer ist die sprachliche Verschiedenheit. Während sich das Melanesische durch zahlreichere und kräftigere Konsonanten auszeichnet und sich vom Malaiischen und Polynesischen bestimmt unterscheidet, macht sich in dem Lautsystem der polynes. Sprachen eine große Armut, eine gewisse Kraftlosigkeit und Weichlichkeit bemerklich, wogegen sich die mikrones. Sprachen in ihrer Form am nächsten dem einfachern malaiischen Sprachstamm anschließen, ohne eine nahe Verwandtschaft mit den polynes. Sprachen zu verleugnen. Während die einzelnen polynes. Sprachen sich fast nur dialektisch voneinander unterscheiden, herrscht auf den mikrones. Gruppen eine große Verschiedenheit der Sprachen. An geistiger Begabung stehen die Melanesier den Polynesiern nach; Kriegslust und Streitbarkeit, Mißtrauen und Argwohn sind Hauptzüge in ihrem Charakter; auch den Kannibalismus trifft man bei den meisten Stämmen an. Die Polynesier dagegen, obgleich meist auch Menschenfresser, soweit sie nicht zum Christentum bekehrt sind, stehen geistig höher als andere Naturvölker und sind vorzüglich geschickt in der Nachahmung oder wenigstens äußerlichen Aneignung europ. Sitten. Auch die Mikronesier haben gute geistige Anlagen, leichte Empfänglichkeit und eine gewisse äußere Gewandtheit; sie sind gastlich, freundlich, gutmütig, friedfertig und ehrlich, zum Teil aber auch sehr rachsüchtig und blutgierig.

Die religiösen Vorstellungen der Melanesier sind schwankend und verworren. So glaubt man auf manchen Inseln an eine Macht, die alles leitet und geschaffen hat. Andere beten die Sonne an, während die Tannesen und Neucaledonier gar keine Gottesverehrung zu haben scheinen. Überdies hat jeder seinen Schutzgeist. Die Polynesier haben eine Reihe hoher Gottheiten, von denen die Welt geschaffen ist und die, wenn auch mit Abweichungen, durch den ganzen Ocean verehrt werden. Ihnen gegenüber steht eine ungeheure Schar von niedern Gottheiten, von Elementargeistern, Feen, Riesen und Dienern der erstern, die man gleichfalls überall in Polynesien antrifft. Daneben findet sich eine dritte Klasse von Gottheiten, die durch vergötterte Menschen gebildet wird. Zu ihren religiösen Vorstellungen gehört auch das Tabu (s. d.). In Mikronesien beruht die Religion auf dem Glauben an ein unsichtbares höchstes Wesen, zu dem zuweilen noch unsichtbare Mittelwesen hinzutreten. In gesellschaftlichen Beziehungen steht Melanesien ebenfalls weit zurück. Die Bevölkerung einer Insel zerfällt in eine Menge Stämme, die einander meist feindlich gegenüberstehen. Die einzelnen Stämme haben einen Häuptling, meist jedoch ohne Macht, und zerfallen wieder nach Dörfern in zahlreiche kleine Abteilungen, die bei wichtigen Gelegenheiten unter einem gemeinsamen Herrscher stehen. In Polynesien unterscheidet man dagegen zwei Stände: den Adel, der mit den Göttern verwandt ist, und das gemeine Volk, das nur der Erde angehört und ohne Seele ist. Dazwischen hat sich häufig als dritter Stand der der Landbesitzer eingeschoben, und bildet sich hier und da, z. B. auf Tahiti, der hohe Adel nur aus dem König, der königl. Familie und ihren nächsten Verwandten. Dabei hat man allgemein eine Art Feudalsystem, wonach ein König oder Oberhäuptling mehrere Häuptlinge unter sich hat, die von ihm ihren Grundbesitz ableiten und ihm Kriegsfolge zu leisten haben. Ein ähnliches

Feudalsystem ist in Mikronesien, nur hat man hier die Ständeteilung in Adel, Halbadel und Volk. Auch in der Betriebsamkeit und Kunstfertigkeit stehen die Melanesier zurück. Sie betreiben Fischfang und etwas Landbau. Verbindung mit Europa haben mehrere Inselgruppen gar nicht; nur auf den Neuen Hebriden und den Loyaltyinseln gab das Sandelholz Veranlassung zu einem lebhaften Verkehr, indem europ. Schiffe das Holz von dort nach Asien führten. Dagegen wird seit Jahrhunderten ein lebhafter Tauschhandel zwischen den Bewohnern der westl. und nordwestl. Küste Neuguineas und den Bewohnern der Molukken betrieben. Neucaledonien wird zwar durch die franz. Besitzergreifung mit Europa in Verbindung gebracht, doch ist der beiderseitige Verkehr unbedeutend. In Polynesien ist der Landbau sehr entwickelt. Sowohl im Bau der Häuser und Boote, wie in der Verfertigung des oft sehr schönen Basttuchs, der Waffen und Gerätschaften zeigen die Polynesier große Kunstfertigkeit, und manche Geschäfte werden geradezu handwerksmäßig betrieben. Der Handel mit Sandelholz, Perlen, Kokosöl, der Trepang- und Walfischfang führte schon seit Ende des 18. Jahrh. viele europ. Schiffe in diese Meere und rief einen lebhaften Verkehr mit den Bewohnern dieser Inseln hervor.

Auch in Mikronesien steht der Landbau, wo es der Boden gestattet, in Blüte. Mit ihren kunstvoll gebauten Booten unternehmen die Eingeborenen des Handels wegen große Reisen und führen das aus, was bei ihnen reichlich bereitet wird, als Kähne, Pandangmatten, Tauwerk und Bindfaden aus Kokosnußfasern, Waffen aus Kokosholz, Gerätschaften von Brotbaumholz, Stoffe zu Kleidern, Körbe, Segel und besonders Schlafmatten, die sehr gesucht sind, u. dgl. m. Seitdem sich das weiße Element festgesetzt hat, hat man auf den Inseln eine starke Abnahme der Bevölkerung wahrgenommen. Auf der Hawaiigruppe in Melanesien ist die Bevölkerung seit Cooks Tagen um etwa vier Fünftel zusammengeschmolzen. Auch in Mikronesien hat die Berührung mit den Weißen, namentlich infolge der Einschleppung verheerender Krankheiten, wie Blattern und Syphilis, dieselbe Wirkung gehabt.

Entdeckungsgeschichte. Der erste Entdecker, welcher zu erwähnen, ist der Portugiese Fernando de Magelhaens, der 1521 die Marianen (später Ladronen oder Diebsinseln genannt) entdeckte. Der Portugiese Jorge de Meneses entdeckte 1526 Neuguinea oder Papua, das 1528 auch Alvaro de Saavedra auffand. Ersterer benannte es Isla de Ora, während es 1545 durch Ortiz de Retes seinen jetzigen Namen erhielt. Der Portugiese Diego de la Rocha fand 1526 die westl. Karolinen, die er Matelotas nannte. Andere dazu gehörige Inseln entdeckten in demselben Jahrhundert Saavedra, Villalobos und Drake. Der Spanier Lazeano nannte eine 1686 von ihm aufgefundene Insel Carolina, und von dieser hat der Archipel den Namen erhalten. Die westlich von den Carolinen gelegenen Palaos, Palau- oder Pelew-Inseln fand erst 1783 Wilson auf. Die gründliche Untersuchung des Archipels erfolgte 1827 und 1828 durch den Russen Lütke. Schon 1529 entdeckte der obengenannte Saavedra, der von Mexiko nach den Gewürzinseln segelte, einige Inseln des Mulgrave-Archipels, welche er Königsinseln nannte. Die meisten derselben wurden jedoch erst 1788 durch Marshall und Gilbert aufgefunden, welche von Port-Jackson nach Kanton segelten, und von ihnen wurde der Archipel nach dem ersten Lord der brit. Admiralität, Lord Mulgrave, benannt. Der Teil desselben, welcher jetzt Marshalls-Inseln heißt, besteht aus den Inselreihen der Ralik- und der Ratakgruppe, welche letztere allein, und zwar durch Kotzebue 1816, genauer untersucht worden ist. Der Gilbertinseln genannte Teil zerfällt wieder in mehrere Gruppen, darunter die Simpson- und Kings-Mill-Inseln. Die noch entfernter liegenden kleinen Gruppen der Unionsinseln wurden 1765 von Byron, weiter 1841 von Hudson, und die Gruppe der Ellice- (Lagunen-) und Peyster- oder Vaitupu-Inseln 1819 vom Nordamerikaner Arent de Peyster entdeckt. Auch die sechs unbewohnten Koralleninseln, welche die Phönixgruppe bilden, fand man erst 1841 auf.

Bereits 1567 wurden die Salomoninseln von Alvaro Mendana entdeckt und durch ihn benannt; 1769 aber nannte Surville denselben Archipel die Arsaciden und 1788 Shortland Neugeorgien. Derselbe Mendana fand 1595 auf seiner dritten Reise die Santa-Cruz-Inseln und benannte sie also, während Carteret sie Königin-Charlotte-Inseln nannte. Mendana entdeckte 1596 die südl. Gruppe der nach ihm benannten Mendana-Inseln und gab denselben nach dem Vizekönig von Peru den Namen Marquesas de Mendoza-Inseln. Die nördl. Gruppe derselben wurde erst 1791 durch den Amerikaner Ingraham aufgefunden und von ihm Washington-Inseln genannt. Der von Lima kommende Admiral Pedro Hernandez de Quiros gelangte 1606 zu den Neuen Hebriden, auch Heiliger-Geist-Archipel genannt. Derselbe ließ hier ein Schiff unter Torres zurück, der zuerst die Louisiade sah. Diesem Archipel gab Bougainville 1768 den letztern Namen, der auch die erstgenannten Inseln Große Cykladen nannte, während sie ihren gegenwärtigen Namen erst 1774 durch Cook erhielten. Die beiden Holländer Lemaire und Schouten entdeckten auf ihrer wichtigen Erdumsegelung 1616 die nördlich von Neuguinea gelegenen Admiralitätsinseln, welche sie die 25 Inseln nannten, und die ihren jetzigen Namen 1767 durch Carteret erhielten. Ferner entdeckten jene Holländer Neubritannien, welches auch Tasman 1642 besuchte und Dampier 1700 benannte, von dem aber erst Carteret 1767 fand, daß es aus zwei Inseln, Birara oder Neubritannien und Tombra oder Neuirland besteht. Endlich entdeckten die genannten Holländer auch verschiedene der Tuamotu- oder Niedrigen oder Gefährlichen Inseln, jenen ausgedehnten Archipel im äußersten Osten, dessen Inseln zu verschiedenen Zeiten von sehr verschiedenen Seefahrern aufgefunden wurden. Die südöstlichste Gruppe derselben, die Mangarewa-Inseln, entdeckte Wilson erst 1797 und nannte sie den Gambier-Archipel; die kleinen, im Nordwesten gelegenen Inseln, 1721 vom Holländer Roggeween auf seiner Erdumsegelung gefunden, wurden sonst nach dessen Namen benannt.

Im J. 1642 fand Tasman Neuseeland und gab diesem den Namen, sodann 1643 die Fidschi-Inseln, welche er Prinz-Williams-Inseln und Heemskerkinseln nannte, die aber vollständig erst 1827 durch Dumont d'Urville entdeckt wurden; ferner fand damals Tasman auch die Freundschafts- oder Tonga-Inseln, die ihren Namen 1779 durch Cook nach dem freundlichen Benehmen ihrer Bewohner erhielten. Die im Nordosten der Fidschi-Inseln gelegenen Wallisinseln, welche seit 1843 unter franz.

Protektorat stehen, sind 1767 durch Wallis entdeckt worden. Letzterer entdeckte auch die Gesellschafts- oder Societätsinseln, die aber erst 1769 durch Cook ihren Namen erhielten. Die im Südosten gelegenen 16 Inseln nennt man die Tahiti- oder Georgischen Inseln, und die im Süden von Tahiti die Austral- oder Tubuai-Inseln, zum Teil von Cook, zum Teil aber erst 1791 von Broughton entdeckt. Schon 1722 hatte Roggeween die Schiffer- oder Samoa-Inseln entdeckt. Dieselben erhielten indes erst 1768 durch Bougainville den Namen Navigatorsinseln. Cook entdeckte und benannte 1774 Neucaledonien oder Baladea nebst der Fichteninsel, sowie den Mangia- oder Hervey- oder Cooksarchipel. Derselbe benannte aber nur die kleinste nach dem Schiffskapitän Hervey, und diesen Namen übertrugen die Missionäre später auf den ganzen Archipel. Cook fand 1778 die Hawaii-Inseln, welche er zu Ehren des damaligen Chefs der brit. Admiralität Sandwichinseln benannte. Am 24. Dez. 1777 hatte Cook die unbewohnte Weihnachtsinsel aufgefunden. Broughton, welcher mit Vancouver die Reise um die Erde machte, entdeckte 1791 die im Südosten von Neuseeland gelegenen Chathaminseln, und 1806 fand der Kapitän Bristow die im Süden von Neuseeland gelegene Insel Auckland. Endlich entdeckte Erskine 1849 die bei Neucaledonien gelegenen Loyalty-Inseln, welche seit 1853 von den Franzosen in Besitz genommen sind.

Die Seemächte haben bereits von mehreren dieser schönen Inselgruppen Besitz ergriffen und sie ihren Kolonien angereiht. Großbritannien hat in O. einen Kolonialbesitz von 521033 qkm mit 832938 E., davon kommen auf Neuseeland einschließlich der Chathaminseln, Auckland, Norfolk und Lord-Howe 270953 qkm mit 562350 E., auf den brit. Anteil von Neuguinea und den umliegenden Inseln (D'Entrecasteaux-Inseln, Woodlark, Laughlan und Louisiade-Archipel) 229100 qkm mit 137500 E., auf die Fidschi-Inseln 20807 qkm mit 130079 E., auf Rotumah (zwischen Fidschi- und Ellice-Inseln) 36 qkm mit 2680 E., auf die Caroline-Insel (in der Manihiki-Gruppe) 5 qkm, auf die Starbuck-, die Malden- und die Fanninginsel (Centralpolynesische Sporaden) 132 qkm mit 229 E.; die Niederländer besitzen den westl. Teil von Neuguinea mit den umliegenden Papuainseln, ein Areal von 397088 qkm mit 265000 E.; die unter dem Schutze des Deutschen Reichs stehenden Besitzungen der Neuguinea-Kompagnie, der nordöstl. Teil von Neuguinea (Kaiser Wilhelms-Land) und der Bismarck-Archipel (Neubritannien, Neuirland, Neuhannover, Admiralitätsinseln 2c.) haben ein Areal von 228750 qkm mit 297000 E.; Frankreich besitzt 23608 qkm mit 94584 E., davon entfallen auf Neucaledonien und die Loyalty-Inseln 19950 qkm mit 68584 E., auf Tahiti und Dependenzen (Tubuai, Oparo, Marquesas-, Tuamotu-Inseln u. s. w.) 3658 qkm mit 26000 E.; Spanien beansprucht 2590 qkm mit 44665 E., nämlich die Marianen, Carolinen und Palaos. Die Nordamerikaner haben die in der Äquatorialregion gelegenen kleinen Guano-Inseln in Beschlag genommen, deren etwa 27, von Korallenbildung, vorhanden sind. Die für den Verkehr und Welthandel wichtigste Station im Großen Ocean geben aber die Sandwichinseln (s. d.) ab, welche innerhalb des Dampfschiffkurses liegen, der Californien mit China und Ostindien verbindet.

Vgl. Hartwig, «Die Inseln des Großen Oceans» (Wiesb. 1861); Christmann und Oberländer, «O., die Inseln der Südsee» (Lpz. 1873); Meinicke, «Die Inseln des Stillen Oceans» (2 Bde., Lpz. 1875—76); Bastian, «Inselgruppen in O.» (Berl. 1883).

Oceanographie, s. unter Geographie, Bd. VII, S. 794[a].

Oceänus (grch. Ὠκεανός) ist der gewaltige Strom, welcher nach der ältesten Weltansicht der Griechen Erde und Meer rings umfaßt und, selbst unbegrenzt, die Grenze aller sichtbaren Dinge bildet. Er gilt in der Ilias als eine Art Urquell aller Dinge, aus welchem nicht nur alle Quellen, Bäche und Flüsse, sowie das Meer, sondern auch die Götter selbst entstanden sind. Personifiziert erscheint er als freundlicher Greis, der älteste der Götter, der mit seiner Gattin, der ehrwürdigen Tethys (d. i. Nährmutter) im Okeanos wohnt, von einer zahlreichen Töchterschar, den Okeaniden, umgeben. Bei fortgeschrittener geogr. Kenntnis bezeichnete man als Ocean das große äußere Meer, insbesondere das Atlantische, im Gegensatz zu den innern, namentlich zum Mittelländischen. Noch später unterschied man einzelne Oceane.

Ocellus (grch. Okellos) **Lucänus,** so genannt von Lucanien in Unteritalien, war angeblich ein unmittelbarer Schüler des Pythagoras und soll mehrere philos. Schriften verfaßt haben, von denen sich eine «über die Natur des Weltalls» erhalten hat. Dieselbe behandelt hauptsächlich den Lehrsatz über die Ewigkeit der Welt, ist vielleicht im letzten Jahrhundert v. Chr. in dor. Mundart verfaßt und mehrere Jahrhunderte später in die gemeingriech. Schriftsprache umgearbeitet worden. Die besten Bearbeitungen der Schrift lieferte Mullach (Berl. 1846 und in den «Fragmenta philosophorum graecorum», Par. 1860), deutsche Übersetzungen Barbili in Fülleborns «Beiträgen zur Geschichte der Philosophie» (Bd. 10, Jena 1799) und Schultheß in der «Bibliothek der griechischen Philosophen» (Bd. 3, Zür. 1781).

Ocher (Dent du), s. unter Dent.

Ocher oder Ocker ist der gemeinschaftliche Name für solche Mineralkörper, welche in Form einer weichen, zerreiblichen und abfärbenden Masse vorkommen, z. B. Eisenocher, Nickel-, Wismut-, Chromocher u. s. w. Ohne Beisatz gebraucht, bezeichnet O. im besondern den Eisenocher, welcher als Farbstoff zum Malen und Anstreichen gebraucht wird und entweder Eisenoxyd von roter Farbe (roter Ocher) oder Eisenoxydhydrat von gelber bis brauner Farbe (gelber, brauner Ocher) ist. Die letztern beiden werden durch Glühen (Brennen) mehr oder weniger schön rot und heißen dann gebrannter Ocher. Meist ist der in der Natur sich findende Eisenocher ein Gemenge von Thon mit Eisenoxyd. Solche Gemenge stellt man fabrikmäßig dar und erhält auf diese Weise die Ocherfarben.

Ochill Hills, eine Gebirgskette in Schottland, im Süden der Grafschaft Perth, erstreckt sich vom Forth-River gegenüber von Stirling in ostnordöstl. Richtung bis in die Nähe der Mündung des Earn-River in den Firth of Tay, bietet vortreffliche Schafweiden und ist reich an Kupfer, Eisen, Silber und Kohlen. Die höchsten Gipfel der O. sind der Craig Rossie (719 m) und der Ben Cleugh (717 m).

Ochino (Bernardino), ital. Reformator, geb. 1487 zu Siena in Toscana, war erst Franziskanermönch, wandte sich dann dem Studium der Medizin

zu, trat aber wieder in den Franziskaner- und 1534 in den Kapuzinerorden, ward Beichtvater des Papstes Paul III. und zweimal, 1538 und 1541, Kapuzinergeneral. Da er immer offener die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben vortrug, wurde er 1542 nach Rom geladen, ließ sich aber auf dem Wege dorthin in Florenz von Petrus Martyr Vermigli zur Flucht bereden und kam 1543 als Prediger der ital. Flüchtlinge nach Genf. Er ging 1545 nach Basel und von da nach Augsburg, wo er Prediger der Flüchtlingsgemeinde bei St. Anna wurde. Durch Karls V. Armee 1547 verscheucht, wurde er in London Prediger seiner flüchtigen Landsleute. Nach Marias Thronbesteigung verließ er 1553 England wieder, ging nach Straßburg und Genf, 1554 nach Basel und wurde 1555 Prediger der Locarner Flüchtlingsgemeinde in Zürich, von wo er 1563 wegen seiner Hinneigung zum Socinianismus und seiner Verteidigung der Polygamie verbannt wurde. Er wandte sich dann nach Nürnberg und später nach Krakau. Von hier verwiesen, erkrankte er auf der Reise und starb 1566 zu Schlackau in Mähren. In der Folge galt er als einer der Hauptbegründer des Antitrinitarismus. Er schrieb: «Dialoghi sacri» (Vened. 1542), «Prediche» (6 Bde., Genf 1543 fg.; 2. Aufl., 5 Bde., Basel 1562; ins Deutsche, Französische und Englische übersetzt), «Apologhi nelli quali si scuoprono gli abusi et errori della sinagoga del Papa» (Genf 1544; deutsch, Augsb. 1559), «Il catechismo, overo institutione christiana in forma di dialogo» (Basel 1561), «Trigінta dialogi» (Basel 1563); Kommentare über die Briefe an die Römer und Galater, Abhandlungen über Abendmahl, Dreieinigkeitslehre ꝛc. Vgl. Benrath, «Bernardino O. von Siena» (Lpz. 1875).

Ochlokratie (grch., d. h. Massen- oder Pöbelherrschaft) ist eine Entartung der demokratischen Staatsform, bei welcher die niedern, besitzlosen Klassen den maßgebenden Einfluß ausüben und die staatliche Herrschaft innehaben. Man verwechselt den Ausdruck oft mit Anarchie, d. h. der zeitweisen Aufhebung jeder geordneten Staatsgewalt.

Ochoa (Den Eugenio de), span. Schriftsteller, geb. im Dorfe Lezo in Guipuzcoa 19. April 1815, studierte in Paris, gab später mit Lista die «Gaceta de Madrid» heraus und gründete mit Madrazo das Kunstblatt «El Artista». Die polit. Umwälzungen vertrieben ihn 1837 aus Spanien; er ging nach Paris zurück und kam erst 1844 wieder nach Spanien, erhielt eine Anstellung an der Nationalbibliothek, ging 1846 nach Huesca als Chef einer polit. Partei und ward später Direktor der Nationaldruckerei, Sekretär der Königin Isabella, Staatsrat und Unterrichtsminister; auch war er mehreremal Deputierter. O. schrieb ein Bändchen lyrischer Gedichte: «Ecos del alma» (1841), drei Bühnenstücke: «Incertidumbre y amor», «Un dia del año 1823», «Matilde», und eine Novelle: «Un auto de fé». Er übersetzte die Hauptwerke der franz. Romantik und veröffentlichte sie in der «Revista encyclopedica», welche er 1843 gründete. Unter seinen litterarhistor. Arbeiten sind die hervorragendsten: «Catalogo de los manuscritos españoles existentes en todas las bibliotecas de Paris» (Par. 1844), «Las rimas inéditas del Marqués de Santillana, Hernan Perez del Pulgar y de otros poetas españoles del siglo XV.» (Par. 1844), «Coleccion de los mejores autores castellanos» (50 Bde., Par. 1837—50, und verschiedene Einzelgruppen als «Tesoros» zusammengeordnet). Neuenswert ist auch der «Epistolario español», welcher den 13. und 42. Band der «Biblioteca de autores españoles» (Madr. 1850 u. 1870) bildet.

Ochotsk, russ. Stadt im östlich. Küstengebiet, unter 59° 21′ nördl. Br., 160° 51′ östl. L., etwa 10350 km östlich von Petersburg, an der Mündung der Ochota in sehr ungeschützter Gegend gelegen, ist ein elender Ort mit kleinen ärmlichen Häusern und seit 1866 mit einer Telegraphenstation, einer Batterie von sieben Geschützen, einer Kosakenschule und (1882) 378 E. Früher war der Ort Hauptstadt einer besondern russ. Provinz und als Hafenplatz und als Verkehrsort wichtig, hat aber seit der Gründung von Ajan (s. d.) und seitdem die Russen sich im Amurlande festgesetzt haben, seine Bedeutung verloren.

Der **Meerbusen von Ochotsk** oder das **Ochotskische Meer**, auch wohl **Tungusisches** oder **Lamutisches Meer** genannt, ein 2460 km langer und bis 1275 km breiter Golf des Großen Oceans, von der Halbinsel Kamtschatka und dem übrigen ostsibir. Küstengebiet, den Kurilen, der russ. Insel Sachalin und der japan. Insel Jeso umschlossen, steht im Süden durch die Straße Lapeyrouse (zwischen Jeso und Sachalin), sowie zwischen dem Festlande und Sachalin durch den früher sog. **Tatarensund**, dessen engste Stelle die Mamiastraße bildet, mit dem Japanischen Meer in Verbindung und hat viele tief einschneidende Baien, besonders im Norden, wo die Penschiga- oder Penschinskische, die Gishiginskische und die Tauiskische Bai, und im Südwesten, wo (den Schantarskischen Inseln gegenüber) die Ud-, die Tugur- und die Gulbanbai bemerkenswert sind. Die Küsten sind größtenteils gebirgig steil, durchweg unwirtbar, vom November bis April mit Eis belegt. Doch ist der größte Teil des Gewässers das ganze Jahr hindurch eisfrei, gleichmäßig sehr tief, ohne Sandbänke, aber stürmisch und starken Nebeln ausgesetzt. Alljährlich finden sich nordamerik. Walfischfänger ein, die in manchen Jahrgängen einen sehr guten Fang machen. Charakteristisch für das Meer sind die Monsuns (s. d.), die im Sommer vom Meere, im Winter vom Lande her wehen, sowie der Reichtum an Mollusken. Das Ochotskische Meer wurde entdeckt 1639 von sibir. Kosaken unter der Führung Iwan Moskwitins.

Ochrida (türk. Ochri), Stadt im türk. Vilajet Joannina, am See von Ochrida (im Altertum Lacus Lychnitis) und am Fuß einer steilen Bergkette, auf welcher das Kloster Sweta Petka steht, an der vom Adriatischen Meer nach Salonichi führenden Heerstraße (Via Egnatia der Römer), in fruchtbarer Gegend, hat 10—12000 bulgarische E., welche Seilerwaren, Leder, Fischnetze, Strumpfwirkerwaren und Töpfergeschirr fertigen und bedeutenden Handel treiben. O. hieß im Altertum Lychnidus und war zuerst die sehr feste Hauptstadt der Dessaretier in Illyrien, gehörte in der Kaiserzeit zur Provinz Epirus nova, erscheint im Mittelalter unter den Namen Achris, Achridus und Achrida, war im 7.—9. Jahrh. in den Händen slaw. Einwanderer, gehörte 890—1019 zum Reich der Bulgaren, war Hauptstadt des Westbulgarischen Teilreichs und Metropolis der Bulgarischen Kirche, kam 1019 wieder an Byzanz (bis 1204), kam 1082 auf kurze Zeit in die Gewalt Rob. Guiscards, gehörte seit

der Zeit der Franken meist zum freien Albanien und fiel im 15. Jahrh. unter türk. Herrschaft.

Ochroma *Sw.*, Pflanzengattung aus der Familie der Malvaceen. Man kennt nur eine Art, O. lagopus *Sw.*, die im tropischen Amerika wächst. Es ist ein Baum mit gelappten Blättern und großen Blüten, der besonders dadurch von Wichtigkeit ist, daß sein Holzkörper eine sehr geringe Festigkeit besitzt und sich wie Kork schneiden läßt. Es kommt neuerdings als Korkholz in den Handel und wird zur Herstellung von Flaschenkorken verwendet. Die Eingeborenen Westindiens benutzen die Baumstämme, um Kähne daraus zu machen, die wegen ihres geringen Gewichts besondere Vorteile bieten.

Ochs oder Rind (Bos), eine Säugetiergattung aus der Familie der Wiederkäuer und der Gruppe der Hohlhörner oder Horntiere, ist ausgezeichnet durch einen sehr breiten Kopf, halbmondförmige, nach außen gebogene, stielrunde, glatte Hörner bei beiden Geschlechtern, vier Zitzen und den Mangel der Thränenspalten, Drüsengruben zwischen den Zehen und in den Weichen. Die über die ganze Erde, mit Ausnahme Australiens, verbreiteten Arten sind schwerfällig gebaut, stark, am Halse mit einer herabhängenden Hautfalte (Wamme) versehen, von wildem Naturell und geringer Intelligenz. Sie sind gesellig und bilden unter Leitung der polygamisch lebenden Bullen weidende Herden. Man hat nach der Struktur des Schädels, der Hörner u. s. w. verschiedene Untergattungen unterschieden: die eigentlichen Rinder (Bos), wozu unsere Haustiere und von wilden Arten der Gayal (B. frontalis) in Indien und Ceylon, der Gaur (B. gaurus), sehr groß, im Himalaja, der Banteng (B. Banteng) auf den Sunda-Inseln, und von zahmen der Zebu (B. indicus) oder asiatische und der Sanga (B. africanus) oder afrik. Buckelochse gehören; die Büffel (s. d.), Bubalus, mit auf der Stirn zusammengewachsenen Hörnern, darunter der seiner Wildheit wegen sehr gefährliche kafferische Büffel (Bubalus caffer), der in Indien vorkommende Arni (B. Arni), ein riesiges, über 2 m hohes Tier, der gemeine, von Indien in Italien und den übrigen Mittelmeerländern eingeführte Büffel (Bubalus vulgaris); die Bisonten (Bison) mit kurzen Hörnern und Vordermähne, darunter der europ. Auerochs (s. d.) oder Wisent (Bison europaeus), nur noch im Walde von Bialowicze in Litauen und im Kaukasus vorhanden, und der amerik. Bison (s. d.), in großen Herden in den Prairien Nordamerikas; die Grunzochsen (Poëphagus), wovon die einzige Art der schön weiß behangene Yak aus dem Himalaja (B. grunniens), und endlich die Moschusochsen (Ovibos), welche durch Kleinheit, schmales Maul, behaarte Muffel, kurzen Schwanz, nur zwei Zitzen sich den Schafen anschließen und wovon die einzige Art (O. moschatus) in den amerik. Polarländern lebt. Die O. kommen in der jüngsten Tertiärzeit und in den Diluvialschichten vor, und Rütimeyer hat neuerdings nachgewiesen, daß die Rassen des zahmen Rindviehs, die man bisher als eine einzige Art ansah und Bos taurus nannte, von verschiedenen, in den Diluvialschichten gefundenen Arten stammen, nämlich die fries., holländ., ungar. Rasse von dem Urstier (B. primigenius); das schweiz. Fleckvieh (Freiburger und Simmenthalrasse) vom stirnwölbigen Stier (B. frontosus); die Schwyzerrasse, die nordafrik. Rinder u. s. w. vom kurzhörnigen Stier (B. brachyceros); die ital. Schläge wahrscheinlich vom rundhörnigen Stier (B. trochoceros). Der Wisent, der ebenfalls im Diluvium vorkommt, ward nie gezähmt. Unter den jetzt noch vorhandenen Rindviehrassen kommt dem Urstiere der sog. Wilde Ochse Schottlands am nächsten, der sich gegenwärtig nur noch in geschlossenen Parks zu Chillingham in Northumberland, Hamilton ꝛc. findet. Die zahmen O. sind nach und nach über die ganze Erde, mit Ausnahme arktischer Länder, verbreitet worden und durch Mischung und Züchtung in eine Menge von Rassen zerfallen. (S. Rindviehzucht.) In vielen Gegenden dient der O. als Zugtier, in manchen Gegenden wird er zum Reiten benutzt. Zu den Stiergefechten Spaniens braucht man O. einer halbwilden starken Rasse.

Ochsenauge, s. Oeil-de-Boeuf.

Ochsenfrosch, s. unter Frosch.

Ochsenfurt, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, Hauptort eines Bezirksamts, links am Main, Station der Linie Treuchtlingen-Ansbach-Würzburg der Bayrischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2582 meist kath. E., ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine roman. Pfarrkirche, die spätgot. Michaeliskirche mit schönem Portal, Pappdeckelfabrikation, Obst- und Weinbau. O. gehörte ehemals zum Bistum Würzburg.

Ochsengalle, s. Galle (pharmaceutisch).

Ochsenhausen, Pfarrdorf im württemb. Donaukreis, Oberamt Biberach, an der Rottum, 15 km im OSO. von Biberach, hat (1880) 1952 (Gemeinde 2222) E., ein Schloß, ein kath. Waisenhaus, Ackerbauschule, Torfstichfabrikation, Musselinstickerei und Bierbrauerei. Die ehemalige bis 1803 reichsunmittelbare Benediktinerabtei wurde 1089 gestiftet.

Ochsenherz, s. unter Herzhypertrophie.

Ochsenhunger, s. Heißhunger.

Ochsenkopf, der zweithöchste Gipfel des Fichtelgebirges, 1026 m hoch, im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken.

Ochsenzunge, Pflanzenart, s. Anchusa.

Ochta, rechter Nebenfluß der Newa im russ. Gouvernement Petersburg, entspringt bei dem Dorf Lembalowa an der Grenze Finlands, hat einen 65 km langen, sehr gewundenen, südl. Lauf und mündet in Petersburg.

Ochte, linksseitiger Nebenfluß der Weser, entspringt in der preuß. Landdrostei Hannover und mündet nach einem Laufe von 75 km unterhalb der Stadt Bremen, deren Gebiet sie vorher berührt hat.

Ochtland, s. Uchtland.

Ocimum, s. Basilicum.

Ockenheim (Johs.), richtiger Okeghem, einer der berühmtesten Tonsetzer des 15. Jahrh., Bahnbrecher der neuen harmonischen Musik und als solcher allgemein als das Haupt der sog. Zweiten niederländ. Tonschule angesehen, war zwischen 1420 und 1430, wie es scheint, zu Termonde in Flandern geboren und hatte wahrscheinlich den Binchois zum Lehrer. Später wirkte er lange Zeit als erster Kapellsänger am königl. franz. Hofe; um 1484 war er zugleich noch Thesaurarius an der Kathedrale St.-Martin in Tours. O. starb in hohem Alter kurz nach 1512. Seine Kompositionen (in verschiedenen Bibliotheken, Sammelwerken und Musikgeschichten erhalten) sind als Denksteine in der Entwickelung der Kirchenmusik von bleibender Bedeutung. Gleich groß war seine Wirksamkeit durch die Schüler, welche er bildete.

Digitized by Google

Ocker, s. Ocher.

Ocker (Oke'r), linksseitiger Nebenfluß der Aller, entspringt 911 m über dem Meer am Bruchberg im Oberharz, berührt Altenau, durchströmt darauf ein wildes und großartiges Felsenthal, das sie beim Dorfe Ocker (s. unten) verläßt, nimmt links die Gose und die Warme, rechts Radau, Ecker, Ilse und Schunter auf und mündet, nachdem sie Wolfenbüttel und Braunschweig durchflossen, nach einem Laufe von 105 km bei Müden; der fischreiche Fluß berührt die Landdrosteien Hannover, Hildesheim und Lüneburg, sowie das Herzogtum Braunschweig. Die O. erscheint bereits unter den Merovingern als Ovacra.

Ocker, Pfarrdorf im braunschw. Kreise Wolfenbüttel, am Ausgang des von der Ocker durchflossenen Harzthales, 230 m über dem Meere, Station der Linie Bienenburg-Goslar der Braunschweigischen Bahnen, zählt (1880) 2087 evang. E. und hat von Preußen und Braunschweig gemeinsam verwaltete Hüttenwerke und Schwefelsäurefabriken, eine Messinghütte mit Kupferhammer, Holzstofffabriken, Sägemühlen, chemische Fabriken, eine Farben- und eine Superphosphatfabrik und eine Kalk- und Ziegelbrennerei.

O'Connell (Daniel), berühmter irländ. Agitator, geb. 6. Aug. 1775 zu Cahir in der irländ. Grafschaft Kerry, wurde zuerst bei den Jesuiten in St.-Omer, dann in Douay erzogen. Als er 1794 zurückkehrte, schlug er jedoch die jurist. Laufbahn ein, studierte die Rechte im Middle-Temple zu London und wurde im April 1798 Advokat beim königl. Gerichtshof zu Dublin, wo er bald den Ruf eines ausgezeichneten Sachwalters gewann. Bei Reorganisierung des Katholischen Vereins (Catholic Association) im Mai 1809 trat er zuerst als Volksredner auf. Seine Worte wirkten so gewaltig, daß seitdem sein Einfluß in der Volkssache vorherrschend wurde. Viele Jahre hindurch benutzte er denselben nur, um seine Glaubensgenossen in friedlicher Duldung zu erhalten. Als aber jede Aussicht auf Abhilfe des Drucks erloschen schien, versuchte er endlich der Regierungsgewalt eine Volksgewalt entgegenzustellen. Mit seinem Freunde Shiel gab er dem Katholischen Verein eine demokratische Ausbildung. Auf O.s Betrieb entstanden in den größern Städten volkstümliche Zeitschriften, welche zunächst im Sinne des Vereins auf die polit. Emancipation der Katholiken hinarbeiten mußten. Dasselbe Ziel verfolgte er durch die Abhaltung von Volksversammlungen. Der Verein erhielt allmählich unter seiner Leitung eine solche Bedeutung, daß sich die Minister 1825 veranlaßt sahen, denselben durch eine besondere Parlamentsakte zu unterdrücken. O. löste nun zwar den alten Verein auf, stellte ihn aber unter anderer Form und anderm Namen wieder her. Von der Grafschaft Clare 1828 gegen den Protestanten Fitzgerald ins Parlament gewählt, erklärte er, daß er den Testeid, das einzige gesetzliche, aber unübersteigliche Hindernis, welches die Katholiken vom Parlament ausschloß, nicht leisten würde. Die tiefgehende Bewegung, in welche Irland infolge dieser Wahl geriet, veranlaßte endlich den Minister Wellington, die Katholikenemancipation selbst ins Werk zu setzen. Im April 1829 erhielt die Bill Gesetzeskraft und im Febr. 1830 trat O. ins Unterhaus ein. O. beantragte die Abschaffung des prot. Pfarrzehnten in Irland und verkündete im Sommer 1830, daß der Widerruf (Repeal) der legislativen Union zwischen England und Irland der einzige Weg sei, letzterm Gerechtigkeit zu verschaffen. Gleichzeitig stiftete er zu Dublin einen neuen Verein, der die Auflösung der Union durch Vorbereitung und Einreichung von Petitionen betreiben sollte. Die Parlamentsreform von 1832, welche die Whigs nicht ohne Beihilfe des gewaltigen Demagogen durchsetzten, trug noch dazu bei, seine Macht zu vermehren. Bei den Wahlen von 1832 ward er selbst zu Dublin, fünf seiner Familienglieder wurden an andern Orten gewählt; außerdem traten von 105 Abgeordneten, die Irland schickte, 40 nur durch seinen Einfluß und unter der Verpflichtung ins Unterhaus, daß sie ihn in der Repealagitation unterstützen würden.

Eine günstige Stellung zur Regierung erhielt O., als im Juli 1834 Melbourne an die Spitze des Kabinetts trat. Nachdem sich im November die Tories der Regierung bemächtigt hatten, bot daher O. bei den Neuwahlen seinen ganzen Einfluß auf, um der Whigpartei das Übergewicht zu verschaffen. Er erschien bei der Eröffnung der Session an der Spitze von 60 Anhängern, die bei Verhandlung der irischen Zehntbill im Unterhause nochmals den Ausschlag gaben, sodaß die Tories im April 1835 dem Ministerium Melbourne weichen mußten. Mit diesem Siege erreichte O.s Macht im Parlament ihren Höhepunkt; doch verneinigte er sich bald nachher mit den Whigs, da auch diese nicht alles thun konnten, was er für Irland und den Katholizismus forderte, und griff sie seitdem ebenso heftig an wie früher die Tories. Nach dem Sturz der Whigs im Aug. 1841 wendete er seine Energie abermals der Ausbreitung der Repealbewegung zu. Unter dem Einfluß der Repealer wurde O. 1842 sogar zum Lordmayor von Dublin erwählt, und durch den offenen Beitritt der kath. Geistlichkeit nahm die Bewegung einen maßlosen Aufschwung. Außer 70 kleinern hatte O. bereits 20 große Volksversammlungen, sog. Monster-Meetings, an verschiedenen Punkten Irlands gehalten, als im Okt. 1843 die Regierung gegen eine neue Riesenversammlung in der Ebene von Clontarf mit Waffengewalt einschritt und gegen O. und die übrigen Häupter der Repeal einen Staatsprozeß eröffnete, der 10. Febr. 1844 mit seiner Verurteilung zu einjährigem Gefängnis und 2000 Pfd. St. Buße endete. Am 1. Sept. erklärte indes ein Peersgericht das Verfahren mehrerer Formverletzungen wegen für nichtig, und O. wurde aus dem Gefängnis entlassen. Doch hatte sein moralischer Einfluß einen Stoß erlitten, und bald kam auch eine Spaltung unter seinen Anhängern zum Ausbruch, indem die Partei des Jungen Irland, der friedlichen Agitation müde, auf die Trennung von England durch gewaltsame Mittel hinzuarbeiten begann. O., der vollkommen begriff, welchen traurigen Ausgang ein solches Bestreben haben müsse, entschloß sich ungeachtet seiner schon geschwächten Gesundheit zu einer Pilgerreise nach Rom, auf der er 15. Mai 1847 zu Genua starb. Sein Leben beschrieb, außer seinem Sohne, L. F. Cusack in «The liberator, his life and times» (Lond. 1872). Von O. selbst hat man: «A memoir of Ireland, native and saxon» (Dubl. 1843).

Sein ältester Sohn, Maurice O., war seit 1831 Mitglied des Unterhauses und starb in London 17. Juni 1853.

Der zweite Sohn, John O., geb. 1808, trat 1833 ins Parlament, wurde in die Anklage seines

Vaters verwickelt und teilte sein Gefängnis. Nach dem Tode desselben stellte er sich an die Spitze der Repealassociation, die aber unter seiner Leitung immer mehr von ihrem Einfluß verlor und 1852 sich ganz auflöste. Schon vorher hatte John O., weil er sich den ultramontanen Ansichten nicht unbedingt fügen wollte, sein Mandat als Abgeordneter der Stadt Limerick niederlegen müssen. Später erhielt er von der Regierung eine Sinecure beim irischen Kanzleigericht mit einem Gehalt von 800 Pfd. St. und starb zu Kingstown 24. Mai 1858. Als Schriftsteller ist er durch eine Biographie seines Vaters («Life and speeches of Daniel O.», 2 Bde., Dubl. 1846—47) und «Recollections and experiences during a parliamentary career from 1833 to 1848» (2 Bde., Lond. 1849) bekannt.

O'Connor (Feargus Edward), ehemaliges Haupt der Chartisten in England, war der Sohn von Roger O. auf Connorville in der Nähe von Cork und wurde 1796 geboren. Er schlug die jurist. Laufbahn ein, schloß sich als angehender Advokat mit jugendlicher Begeisterung der irischen Volkspartei an und vertrat seit 1832 als Abgeordneter der Grafschaft Cork das Interesse Irlands im Unterhause. Seine Gegner verhinderten jedoch bei der Erneuerung des Parlaments 1835 seine Wiederwahl, indem sie nachwiesen, daß ihn sein kleiner Grundbesitz zur Wählbarkeit nicht befähige. O. faßte jetzt den Entschluß, als Agitator in England aufzutreten. Er verband sich mit den Häuptern der Radikalen, durchzog die Provinzen, hielt in den polit. Vereinen glühende Reden, in welchen er die Unzulänglichkeit der Parlamentsreform und das Elend und die Rechtlosigkeit der arbeitenden Klassen darlegte, und unterstützte dadurch wesentlich den Entwurf der Volkscharte und die Vereinigung der sog. Chartisten zu einer festen Partei. (S. Chartismus.) Unter seiner Leitung kam 6. Aug. 1838 zu Birmingham eine große Chartistenversammlung zu Stande, worauf der Zusammentritt eines Nationalkonvents in London erfolgte, der einen allgemeinen Aufstand vorbereiten sollte. In dem blutigen Zusammenstoß zu Newport 4. Nov. 1839 unterlagen jedoch die Chartisten. Mehrere Anführer wurden ergriffen, vor Gericht gestellt und deportiert. O., die Seele der Bewegung, entging der gerichtlichen Verfolgung. Er gründete jetzt zur Bearbeitung der niedern Klassen das Journal «The Northern Star», das ungeheuere Verbreitung fand, und ward 1847 wieder für Nottingham ins Parlament gewählt. Im J. 1848 berief er einen neuen Chartistenkonvent, überreichte dem Unterhause eine Monsterpetition für Einführung der Nationalcharte und ließ diese durch eine Volksdemonstration unterstützen. O.s Reformvorschläge wurden jedoch vom Parlament zurückgewiesen, und das klägliche Ende der in Irland ausgebrochenen Bewegung schreckte auch die Chartisten von allen fernern Unternehmungen zurück. Bald darauf ward O. wahnsinnig und im Juni 1852 nach der Irrenanstalt zu Chiswick gebracht, aus der er erst kurz vor seinem Tode entlassen wurde. Er verschied zu London 30. Aug. 1855.

Sein Oheim, Arthur O., geb. 1766, stand mit an der Spitze des irischen Aufstandes von 1798 und mußte deshalb nach Frankreich entfliehen, wo er die Tochter Condorcets heiratete. Er stieg in der franz. Armee bis zum General und starb 25. April 1852.

Die Familie O. ist sehr alt, übte sonst die souveräne Herrschaft über die Provinz Connaught und zählt noch gegenwärtig viele große Grundbesitzer in der Grafschaft Sligo. Das Haupt derselben führt den Titel O'Connor Don. Der vorletzte O'Connor Don, Denis O., geb. 1794, war seit 1832 Parlamentsmitglied für Roscommon, ward 1846 Lord des Schatzes im Ministerium Russell und starb zu London 15. Juli 1847. — Jetzt führt den Titel sein ältester Sohn, Charles Owen O., der von 1860 bis 1880 Parlamentsmitglied für Roscommon war.

Ocracoke Inlet, s. unter Albemarlesund.

Oct..., Artikel, die man hier vermißt, sind unter Okt... zu suchen.

Octactinien (grch.) nennt man eine Gruppe von Anthozöen (s. unter Polypen), die acht stets unverkalkte Magenscheidewände und ebenso viele Tentakel besitzen; sie treten sehr selten als Einzelindividuen auf, meist bilden sie Stöcke, die aber nie solche Dimensionen erreichen, wie bei manchen Hexaktinien (s. unter Polypen). Die einzelnen Polypen dieser Stöcke sitzen in einer gemeinsamen Grundmasse, dem Cönenchym, das bald durch hornartige, bald steinartige Skelettelemente Festigkeit gewinnt. Die steinartigen Körper bleiben als Sklerodermiten einzeln oder sie verschmelzen, wie bei der Edelkoralle (s. unter Korallen) zu einer festen Achse; bei den Orgelkorallen bilden sie äußere Köcher. Zu den O. gehören die Korkpolypen (Alcyonidae), festgewachsene oder im Sande steckende Stöcke ohne Achsenskelett, mit im lederartigen Cönenchym zerstreuten Sklerodermiten; weiter die Seefedern (Pennatulidae), mit biegsamem, hornigem Achsenskelett versehene, frei im Schlamm oder Sand steckende Kolonien, meist von Federform. Die Gorgoniden sind festsitzende O. mit einem hornigen oder steinigen, meist verästelten Achsenskelett, auf dem ein reicheres, mit isolierten Sklerodermiten erfülltes Cönenchym aufsitzt. Bei den Orgelkorallen (Tubiporidae) endlich verkalken die Leibeswandungen der einzelnen Tiere zu Röhren, die in der Kolonie nebeneinander liegen, wie die Pfeifen einer Orgel.

Octaëder, s. Oktaëder.

Octandria nannte Linné die achte Klasse seines Systems, welche alle diejenigen Pflanzen umfaßt, welche octandrische oder achtmännige Zwitterblüten, d. h. solche mit acht nicht unter sich verwachsenen Staubgefäßen besitzen.

Octavia, die Gemahlin des Triumvirs Marcus Antonius (s. d.) und die Schwester des Octavianus Augustus (s. d.), ausgezeichnet durch edeln Charakter und weibliche Tugend wie durch Schönheit, war die jüngere Tochter des Gajus Octavius und der Atia und zuerst mit Gajus Claudius Marcellus verheiratet. Nach des letztern Tode sollte ihre Vermählung mit Antonius 40 v. Chr. die Versöhnung zwischen diesem und ihrem Bruder sichern, und wirklich gelang es ihr, als zwischen beiden bald neue Mißhelligkeiten entstanden, diese in einer Zusammenkunft mit Octavianus 37 noch einmal beizulegen. Als Antonius hierauf nach Asien ging, sendete er sie von Corcyra aus zurück, und da sie ihm auf die Nachricht, daß er gegen die Parther zu ziehen gedenke, dennoch folgte, um ihm Truppen und Geld zuzuführen (im J. 35), nahm er, den Kleopatra (s. d.) von neuem gefesselt hatte, zwar ihre Gaben an, ihr selbst aber sendete er nach Athen das Verbot, zu ihm zu kommen. Obwohl Octavian schon damals auf Trennung drang, blieb sie doch in dem Hause ihres Gatten in Rom, und erst als Antonius selbst

Digitized by Google

ihr 32 den Scheidebrief schickte, verließ sie dasselbe. Sie widmete sich nun ausschließlich der Erziehung des Marcus Claudius Marcellus, eines Sohnes aus ihrer ersten Ehe, der 23 v. Chr. in der Blüte seiner Jugend starb, der beiden Töchter, die sie dem Antonius geboren hatte, und des jüngern Sohnes desselben von der Fulvia, Julus. Als nach des Antonius Besiegung und seinem und seines ältesten Sohnes Antyllus Tode, 30 v. Chr., die drei Kinder, die Kleopatra dem Antonius geboren hatte, nach Rom gebracht wurden, nahm sie auch diese bei sich auf und widmete ihnen dieselbe mütterliche Sorgfalt wie den ihrigen. Sie starb 11 v. Chr.; Augustus hielt ihr die Leichenrede.

Octavia, die unglückliche Gemahlin des Kaisers Nero, Tochter des Kaisers Claudius und der Messalina, Schwester des Britannicus. Mit Nero 49 verlobt, 53 vermählt, wurde sie von ihm stets vernachlässigt. Als Nero seine Geliebte Poppäa Sabina zu seiner legitimen Gemahlin erheben wollte, wurde O. 62 n. Chr., nachdem der Versuch des Gardepräfekten Tigellinus, sie des Ehebruchs zu überführen, mißlungen war, gleichwohl aus Rom ausgewiesen, dann, als sich auf ein Gerücht von O.s Rückkehr ein Tumult gegen Poppäa erhoben, auf Grund der durch Versprechungen und Drohungen erpreßten Aussage des Anicetus fälschlich als Ehebrecherin verurteilt, zuerst auf eine Strafinsel abgeführt und bald nachher, noch nicht 20 J. alt, ermordet.

Octaviana, s. Augustus.

Octavier ist der Name der Angehörigen eines röm. plebejischen Geschlechts, das aus dem ehemals volskischen Veliträ in Latium abstammte und aus welchem zuerst Gajus Octavius Rufus gegen 230 v. Chr. zu einem Ehrenamt, der Quästur, gelangte. Sein Sohn, Gnäus Octavius, nahm im zweiten Punischen Kriege als Prätor in Sardinien 205 v. Chr. den Karthagern 80 Lastschiffe weg und befehligte dann während des Kriegs in Afrika als Flottenführer, wie auch zu Lande unter Scipio. Er wurde der Stammvater derjenigen Familie des octavischen Geschlechts, die zu den angesehensten zählte und später zu der Partei der Optimaten gehörte. In ihr erwarb sein gleichnamiger Sohn, Gnäus Octavius, dem sich, da er unter Æmilius Paulus im makedon. Kriege als Prätor die Flotte befehligte, Perseus nach der Schlacht bei Pydna 169 ergeben hatte, zuerst 165 das Konsulat. Im J. 162 war er an der Spitze der Gesandtschaft, welche den Auftrag hatte, der Macht Syriens ein Ende zu machen, und wurde zu Laodikea ermordet.

Sein jüngerer Sohn, Marcus Octavius, leistete als Kollege des Tiberius Gracchus im Volkstribunat 133 v. Chr. diesem unbeugsamen Widerstand und wurde deshalb auf Gracchus Antrag von dem Volke seiner Würde entsetzt.

Dessen Neffe, Gnäus Octavius, Sohn eines ältern Bruders des vorigen, vertrieb 87 als streng optimatischer Konsul seinen demokratischen Kollegen Lucius Cornelius Cinna aus Rom, wurde aber nach dessen und des Marius siegreicher Rückkehr erschlagen.

Gajus Octavius, der andere Sohn des zuerst erwähnten Gajus Octavius Rufus, röm. Ritter, war der Stammvater desjenigen Zweigs des octavischen Geschlechts, der, reichbegütert, erst durch Gajus Octavius, den Vater des Augustus, zu senatorischen Ehrenstellen gelangte. Dieser Gajus Octavius verwaltete, nach der plebejischen Ädilität, 61 die Prätur, 60 und 59 mit dem Titel eines Prokonsuls die Provinz Makedonien und zeichnete sich durch seine Siege über die thrazischen Bessier im Hämus, sowie durch Milde und Gerechtigkeit aus. Er war in zweiter Ehe mit Atia, der Tochter des plebejischen Marcus Atius Balbus und der Julia, Cäsars jüngerer Schwester, vermählt, die ihm einen Sohn, Gajus Octavius, und eine Tochter, Octavia, gebar, und starb 58 kurz nach seiner Rückkehr nach Italien zu Nola in demselben Zimmer, in dem später sein Sohn, der nachmalige Kaiser Augustus, starb. Letzterer ward durch das Testament seines Großoheims Julius Cäsar adoptiert und nahm infolge davon den Namen Gajus Julius Cäsar Octavianus an. (S. Augustus.)

Octidi, im franz. republikanischen Kalender der achte Tag einer Dekade.

Octli, Getränk der Mexikaner, s. Pulque.

Octogynus, oktogynisch oder achtweibig nennt man in der Botanik eine Blüte, welche acht Narben oder Griffel besitzt (Flos octogynus).

Octogynia nannte Linné die achte Ordnung in den Klassen I bis XIII seines Systems.

Octonarius, der iambische Tetrameter (s. d.).

Octroi oder Octroy, ein Wort der alten franz. Kanzleisprache, aus dem lat. auctorium (= auctoritas) entstanden, das ursprünglich soviel wie Bewilligung, Verstattung einer Freiheit von seiten einer Regierung bedeutet und daher besonders von Handelsprivilegien gebraucht wurde, welche einer Gesellschaft oder einer Person erteilt wurden. Daher hießen «octroierte Handelskompagnien» die, welchen das ausschließliche Recht, einen Handel nach einem gewissen Lande hin oder mit gewissen Gegenständen zu treiben, durch ein Privilegium bestätigt worden war. Octroyierte Verfassungen sind, im Gegensatz zu solchen, welche mit einer Volksvertretung vereinbart oder von einer konstituierenden Nationalversammlung (Konvent) beschlossen werden, diejenigen, welche einseitig und aus allerhöchster Machtvollkommenheit von Fürsten gegeben werden. Ebenso bezeichnet man als octroyierte Gesetze diejenigen, welche der Fürst ohne vorherige Zustimmung der Volksvertretung mit oder ohne Vorbehalt der nachträglichen Genehmigung der letztern erläßt.

In Frankreich versteht man unter O. die städtische Accise, eine indirekte Gemeindesteuer, die von Getränken, Nahrungsmitteln, Brennmaterial, Viehfutter und Baumaterial beim Eingang dieser Waren in die Städte erhoben werden darf. Der Antrag des Gemeinderats auf Einführung des O. bedarf der Genehmigung der Regierung, ebenso der vom Gemeinderate aufzustellende Tarif. Das O. ist für die größern franz. Städte die wichtigste Finanzquelle. In Paris brachte es z. B. 1883 nicht weniger als 143 Mill. Frs. ein. Angesichts dieser Thatsache konnte die Agitation für Aufhebung des O. keinen Erfolg haben. In Belgien dagegen wurde es 1860 abgeschafft und den Gemeinden daher andere Einnahmequellen (besonders Anteil an gewissen Zöllen und staatlichen Verbrauchssteuern) gewährt. (S. Mahl- und Schlachtsteuern.)

Octylsäure, s. Kaprylsäure.

Ocubawachs, s. unter Wachs.

Oculi (lat., die Augen), der dritte Fastensonntag, benannt nach dem Eingang der in der kath. Kirche an ihm gewöhnlichen Messe (Ps. 25, 15).

Oczákow oder Otschakow, Stadt im russ. Gouvernement Cherson, nördlich an der Mündung des Dnjeprlimans, Kinburn (s. d.) gegenüber,

Digitized by Google

56 km im W. von Cherſon, wor unter türk. Herrſchaft eine der wichtigſten Feſtungen, die eine beſondere Citadelle ſchützte. Schon zur Zeit Herodots befand ſich hier die kleine griech. Feſtung Alector. Die Stadt war vielen Kriegsſtürmen ausgeſetzt und fiel ſchon 1737 unter Feldmarſchall Laſſy und zuletzt 1788 unter Potemkin und Suworow in die Hände der Ruſſen, worauf die Werke bis auf wenige geſchleift und im Frieden zu Jaſſy 1791 der verödete Platz von der Pforte an Rußland abgetreten wurde. O. zählt (1882) 5227 E., hat eine Kirche, eine Synagoge, eine Pfarrſchule, einen kleinen Kouffahrteihafen und eine Quarantäne-Anſtalt. Der Handel iſt unbedeutend. Die den Liman hinauffahrenden Schiffe müſſen hier löſchen. Als 17. Okt. 1855 Kinburn in die Hände der Weſtmächte gefallen war, ſprengten die Ruſſen 18. Okt. die noch übrigen Feſtungswerke von O. Unweit der Stadt, an der Mündung des Bug, liegen die Ruinen des alten Olbia, einer mileſ. Kolonie.

Od, ein aus dem Nordiſchen entlehntes Wort, mit dem Karl von Reichenbach (ſ. d.) eine von ihm angeblich entdeckte Kraft bezeichnete. Nach Reichenbach ſollte ſich das Od aus den Fingerſpitzen erheben und im ſchwachen Tageslichte über denſelben eine feine, einige Millimeter hohe, zarte Lohe (duftigen Hauch) bilden, die aufwärts zieht, jedoch etwas nach Süden geneigt; indes ſehen nicht alle Menſchen dieſen Vorgang, ſondern nur gewiſſe bevorzugte reizbare, ſog. Senſitive. Dieſes Od, das aus den Händen ausſtrömt, kann auch auf andere Körper, z. B. Waſſer, übertragen (verladen) werden. Die verſchiedenen chem. Subſtanzen, die verſchiedenen Pole der Magnete, die verſchiedenen Seiten der Kryſtalle ſollten entgegengeſetztes Od ausſtrömen. Sowohl die Exiſtenz der Erſcheinungen ſelbſt als die darauf gebaute Theorie haben ſich indes als Irrtum erwieſen. Vgl. Fechner, «Erinnerungen an die letzten Tage der Odlehre und ihres Urhebers» (Lpz. 1876).

Oda-baſchi (türk., Gemach- oder Kammerchef), Intendant türk. Gaſthäuſer; früher der Hauptmann einer Kompagnie Janitſcharen.

Odal (ſchwed.) oder Odel (norweg.) heißt ſoviel als Adel, und bezeichnet, im Gegenſatz zu Feodal, den freien Mann, den freien Bauer, das freie Gut (Odalman, Odalbonde, Odalſord).

Odalanow, ſ. Adelnau.

Odaliske (vom türk. Odalyk, Zimmermagd, von Oda, das Zimmer) iſt im Orient eine weiße Sklavin, welcher in den von der Gebieterin bewohnten Räumen des Harems der Dienſt obliegt. In der Regel verſteht man unter O. die Mägde des großherrlichen Harems zu Konſtantinopel, welche, meiſtens Kaukaſierinnen, in der Zahl von mehrern Hunderten für das Serail käuflich erworben werden. Der Sultan, welchem ein Palaſtherkommen eine Ehe mit freien Türkinnen nicht geſtattet, ernennt aus ihrer Mitte ſieben Kodynen oder Damen, welche dann innerhalb des Serail je ihre geſonderte Hofhaltung und Wohnung mit Schlafſtätte für den Sultan erhalten. Die übrigen O. werden als Dienerinnen unter den Kodynen verteilt und haben auf deren Geheiß den Sultan durch Muſik, Geſang, Tanz, mimiſche Vorſtellungen u. dgl. zu unterhalten. Wird eine Kodyne abgeſetzt, ſo tritt ſie nicht in den Odaliskenſtand zurück, ſondern wird in eine beſondere Haremswohnung relegiert. Den Titel Sultanin bekommt eine O. nur in dem Falle, daß ein von ihr geborener Prinz auf den Thron gelangt, worauf ſie Sultan Walideh, d. i. Sultanin-Mutter genannt wird.

Oddfellows (Independent order of O., d. i. Unabhängiger Orden der «närriſchen Käuze») iſt nach der Freimaurerei der weitverbreitetſte ſog. geheime Orden in England, welcher mehr noch in den Vereinigten Staaten von Amerika blüht und ſeit 1870 auch in Deutſchland eingeführt iſt. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. urſprünglich von Arbeitern als Geſellſchaft zur gegenſeitigen Unterhaltung und Vergnügen geſtiftet, wandte er bald unter dem Wahlſpruche «Freundſchaft, Liebe und Wahrheit» ſeine eigentliche Thätigkeit der Unterſtützung und ſittlichen Ausbildung ſeiner Mitglieder zu. Von London aus verbreiteten ſich die O. raſch über die übrigen engl. Städte. Das Bemühen eines Teils der Mitglieder, die dem Vergnügen gewidmeten Beſtrebungen des Ordens abzuſchaffen, führte 1813 zu einer Spaltung, welche die Gründung der ſog. Manchester Unity veranlaßte, die jetzt in England die meiſten Mitglieder zählt (etwa 500 000). Von dem Engländer Thomas Wildey wurde (26. April 1819) die erſte Oddfellowsloge in den Vereinigten Staaten gegründet, welche ſich 1824 zur Großloge der Vereinigten Staaten herausbildete und der ſich bald Logen in andern Städten zugeſellten. Am 22. Febr. 1825 fand die erſte Großlogenverſammlung in Baltimore unter Wildeys Vorſitz ſtatt. Im J. 1851 wurde für Frauen und Töchter von Brüdern der höhern Grade eine Loge errichtet, um die Frauen für die Brüderſchaft zu intereſſieren und in ihnen Krankenpflegerinnen zu gewinnen. Der Vorſitzende der großen Loge der Vereinigten Staaten, welche in Baltimore ihren Sitz hat, heißt Grand Sire; die Vorſitzenden der großen Staatslogen dagegen heißen Großmeiſter. O. und Freimaurer haben, falls ſie nicht beiden Orden zugleich angehören, keinen gegenſeitigen Zutritt zu den Arbeiten ihrer Logen. Die O. haben beſondere, geheimgehaltene Rituale, ſowie gewiſſe Worte, Zeichen und Taſtgriffe. Das Organ der Oddfellowlogen Deutſchlands und der Schweiz iſt die Zeitſchrift «Der Odd-Fellow» (Lpz.). Vgl. Andreaes, «Der Orden der O.» (Lpz. 1882).

Ode (grch.) bedeutet bei den Griechen und Römern Geſang überhaupt, dann jedes ſingbare lyriſche Gedicht. Erſt der neuere Sprachgebrauch begrenzt den Begriff auf begeiſterten Geſang erhabenen Inhalts in kunſtreichem, meiſt reimloſ antikiſierendem Strophenbau. (S. Hymne.) Es war beſonders die Bewunderung und Nachahmung der horaziſchen Dichtung, die dieſe Dichtform in die neulat. Dichtung des 15. und 16. Jahrh. einführte, und von hier aus gewann ſie auch in allen neuern volkstümlichen Litteraturen Eingang, in Frankreich beſonders durch J. B. Rouſſeau, in Deutſchland durch Weckherlin und Opitz und ganz beſonders durch Klopſtock und deſſen Nachahmer. Ramler, J. H. Voß, Gleim u. a. beweiſen, wie kahle Reflexion und hochtönender Schwulſt nicht ausblieben. Von echt dichteriſchem Schwung ſind Hölderlins, von feinſinnigem Formgefühl Platens O.

Odeion, ſ. Odeon. [S. 317.

Odelsthing, ſ. unter Norwegen, Bd. XII,

Odem oder Atem, ſ. unter Atmung.

Ödem, ſ. Anaſarka und Waſſerſucht.

Odenberg, Berg bei Gudensberg (ſ. d.) in Heſſen-Naſſau.

Ödenburg (ungar. Sopron), Komitat im jenseitigen Donaukreise des Königreichs Ungarn, grenzt im W. und N. an Niederösterreich, im N. auch an das Wieselburger, im O. an das Raaber und Veszprimer, im S. an das Eisenburger Komitat, hat ein Areal von 3307,19 qkm und zählt (1880) 245 787 E., wovon 42 Proz. Deutsche, 41 Proz. Magyaren, 12 Proz. Kroaten und 5 Proz. Juden sind. Der Westen und Norden sind von einigen aus Steiermark sich erstreckenden Gebirgszügen durchschnitten, daher gebirgig, waldig und außer zu Kartoffeln zum Anbau nicht geeignet. Der Süden und Osten ist durchgehends eben und gehört zu den gesegnetsten Teilen Ungarns. Das Komitat ist besonders an Obst und Wein reich. Der Ruszter Wein steht dem Tokayer nur wenig nach. An mehrern Orten findet Bergbau auf Steinkohlen statt. Bedeutend sind die Kohlenwerke am Brennberg. Hauptbeschäftigung der Einwohner ist Acker- und Weinbau; auch der Handel ist sehr belebt, da Ö. namentlich den Getreideverkehr zwischen Ungarn, Steiermark und Niederösterreich vermittelt.

Hauptort des Komitats ist die königl. Freistadt Ödenburg, das Sopronium der Römer, mittellat. auch Cyperon, Station der Linie Wiener-Neustadt-Kanisa der Südbahn und der Raab-Ödenburger Bahn, eine der schönsten Städte in Ungarn, hat drei ansehnliche Kirchen, ein evang. Lyceum (mit theol. Kursus und einem Obergymnasium), ein kath. Obergymnasium, eine Oberrealschule, zwei Unterrealgymnasien, eine höhere Mädchenschule, ein schönes Theater, ein prachtvolles Casino, drei Klöster, bedeutende Gewerbs- und Handelsthätigkeit, mehrere Fabriken, stark besuchte Märkte namentlich für den Rind- und Borstenviehhandel. Die 23222 E. sind vorherrschend Deutsche. Die zweite königl. Freistadt ist Eisenstadt (s. d.), die dritte Ruszt (s. d.).

Odenkirchen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Gladbach, an der Niers, 7 km südlich von München-Gladbach, Station der Linie M.-Gladbach-Jülich-Stolberg der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 8778 E., ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, eine wohlerhaltene alte Burg, ein kath. Lehrerseminar, Baumwoll- und Kammgarnspinnereien, Seiden-, Baumwoll- und Halbwollweberei (sehr viel auf Handstühlen), Baumwollwarendruckerei, Fabriken von Kunstwolle, Lampendocht, Watte, Cigarren, Asphaltpappe, ferner Färbereien, Gerbereien, Dampfmahlmühlen, Wassermühlen und Holzhandel. O. wurde 1856 Stadt.

Odense, deutsch Ottensee, im Mittelalter Odansun, lat. Othonium, die Hauptstadt der dän. Insel und des ganzen Stifts Fünen, zugleich die ansehnlichste dän. Provinzialstadt, liegt links an der 60 km langen und für Prahmen schiffbaren Odense-Ås und wird durch den 1796—1804 angelegten, 7,5 km langen, 7 m breiten und 3 m tiefen Odenselanal mit dem Odensefjord oder Stegestrand verbunden. O. ist Knotenpunkt der Eisenbahnen Strüb-Nyborg, O.-Svendborg und O.-Bogense. Der Ort hat teilweise krumme Straßen, ein königl. Schloß (mit einer Sammlung nordischer Altertümer; 1726 erbaut von Friedrich IV., der hier 1731 starb), ein Standbild Friedrichs VII. (von Bissen), ein Hospital und ein Krankenhaus. In der 1086—1301 erbauten Domkirche St. Knut befinden sich die Grabmäler der Könige Johann und Christian II., in der Frauenkirche ein schönes geschnitztes Altarblatt von Klaus Berg aus Lübeck (um 1500). O. ist der Sitz des Bischofs und des Stiftsamtmanns von Fünen, hat ein Gymnasium (Kathedralschule), eine ökonomische, eine litterarische und eine Bibelgesellschaft und zählt (1880) 20804 E., welche das reinste Dänisch sprechen sollen. Es bestehen Eisengießereien, Fabriken für Tuch, Handschuhe, Leder, Tabak, Seife, sowie mehrere Bierbrauereien und drei Buchdruckereien. Aus dem Hafen der Stadt (Stibshusene), zu welchem 67 Schiffe von 5248 Registertons (1883) gehören, wird lebhafter Schiffahrts- und Handelsverkehr betrieben. — O. gilt für die älteste Stadt Dänemarks, angeblich schon von Odin gegründet, nach dem sie, wie die Insel selbst, in den ältesten Zeiten Odinsöe genannt wurde. Das Bistum wurde 988 gestiftet. Zu O. wurde 1527 ein Reichstag gehalten, welcher den Protestanten gleiche Rechte mit den Katholiken in Dänemark gewährte. Auf dem Reichstag von 1539 wurde das neue, von Bugenhagen redigierte Kirchengesetz angenommen und auf dem von 1657 der Krieg gegen Schweden beschlossen. O. ist Geburtsort des Dichters Andersen.

Odensholm oder Odinsholm (d. i. Odins-Insel, estnisch Otsmasaar-Endlands-Insel), Insel im russ. Gouvernement Estland, nordöstlich von Dagö, am Eingange des Finnischen Meerbusens, besteht im N. aus silurischen Kalksteinfelsen, welche jährlich durch Unterspülungen an Terrain verlieren; im S. ist O. flach und sandig, aber von Jahr zu Jahr durch Geröll- und Sandanspülung an Land wachsend. O. hat ein von Schweden bewohntes Dorf und einen Leuchtturm. Die Bewohner sind meist Fischer, besonders gute Lotsen und Matrosen. Ihrer Meinung nach liegt Odin hier neben einem großen erratischen Granitblock begraben, von dem sie behaupten, daß der Stein dessen Inschrift trägt.

Odenwald, im Mittelalter Odunewalt, Otenwald und Odonwald, ein Gebirge zwischen Schwarzwald und Spessart, das die Hälfte der großherzogl. hess. Provinz Starkenburg ausmacht, im Süden bad. und im Osten bayr. Gebiet berührt und im SO. etwa in der Linie Wertheim-Mosbach seine Grenze findet. Den südöstl. Teil der genannten Provinz einnehmend, erstreckt er sich von S. nach N., ist etwa 70 km lang, 40—45 km breit und besteht aus vier Gebirgszügen, welche eine und dieselbe Richtung haben und unter sich in enger Verbindung stehen. Der westlichste dieser Züge begrenzt die Rheinebene und zieht sich längs der Bergstraße hin, weshalb man seine vordern Höhen, den Melibocus (s. d.), den Felsberg (519 m), den Frankenstein (397 m) u. s. w., auch die Höhen der Bergstraße nennt. Auf allen diesen Höhen genießt man schöne Fernsichten, weshalb dieselben die Hauptzielpunkte der Besucher der Bergstraße und des O. bilden. Der zweite Gebirgszug zieht vom Neckar nach Wald-Michelbach und dann auf der linken Seite der Gersprenz nach Reinheim hin. Er enthält den Hardberg (592 m), die Tromm (552 m) und die Neunkircherhöhe (590 m), sowie in der Nähe von Reichelsheim die Burg Rodenstein. Der dritte Zug läuft auf der linken Seite der Mümling bis an den Main hin. Bekannte Höhen desselben sind der Otzberg (367 m) und der Breuberg (306 m). Mit diesem Zuge steht in Verbindung der auf der rechten Seite der Mümling hinziehende vierte Gebirgszug mit der Eulbacher und Beerfelder

Höhe (397 m) und dem Krähberg (547 m). Die höchsten Kuppen des O. liegen im Süden, und zwar sein höchster, der Katzenbuckel (627 m), bei Eberbach auf bad. Gebiet.

Der östliche O. gehört zum Buntsandsteingebirge und hat darum gerade, breite, ebene Rücken, während der westliche in seiner Hauptmasse Urgebirge (Gneis, Granit, Syenit, Granulit, Felsitporphyr) ist und meistens einzeln aufsteigende, in der Form beständig wechselnde Bergkegel hat; die Grenze zwischen beiden bildet ungefähr eine von Heidelberg nach Aschaffenburg gezogene Linie. Daher sind im östl. Teile des O. meistens gerade, breite Thäler, während im westl. Teile meistens kleinere, engere Thälchen mit oft schroffen Felswänden und engen Schluchten (Birkenauer Thal) sich finden. Von W. nach O. wird der O. durch das romantische Querthal des Neckar durchbrochen. Im westlichen O. sind viele, aber nicht starke Quellen, während es im östlichen O. nur wenige, aber um so stärkere Quellen und Bäche gibt. Der westliche O. ist etwa zur Hälfte mit Laubholzwald (Buchen und Eichen) bedeckt. Steile Böschungen und höhere Kuppen gehören ausschließlich dem Waldbau an, deren untere Teile dagegen dem Feld- und Obstbau, mitunter auch dem Weinbau gewidmet sind. Vom östlichen O. sind etwa drei Viertel bewaldet, teils mit Nadelholz, teils mit Laubholz. Feldbau findet sich hauptsächlich auf den breiten Längenrücken. Daher finden sich in diesem Teile des O. verhältnismäßig nur wenige Dörfer, welche meist aus einzelnen getrennten Hofraithen bestehen, die sich in den Thälern hinziehen. Im westlichen O. befinden sich dagegen eine größere Anzahl von kleinen Dörfern, Höfen, Mühlen u. s. w. Hervorzuheben sind noch die Sandsteinbrüche am Neckar, bei Hammelbach und Siedelsbrunn, ein Marmorbruch bei Auerbach und ein Basaltbruch bei Roßdorf. An den O., der schon in einer Urkunde des Frankenkönigs Dagobert 628 vorkommt, knüpfen sich viele Sagen. Hier hielten die Recken der Burgunder die Jagd, auf welcher Siegfried durch Hagen fiel. Noch heute zeigt man bei Grasellenbach den Born, an welchem er getötet worden sein soll. An den Frauenstein knüpft sich die lustige Sage von dem Efelslehen und an den Rodenstein die vom wilden Jäger. Viele Ruinen alter Burgen zeugen von ausgedehntem Ritterwesen. Durch bereits gebaute und im Bau begriffene Bahnen hebt sich der Verkehr im O., ebenso die Industrie bedeutend. Vgl. Seydlitz, «Neuer Wegweiser durch den Schwarzwald nebst O., Höhgau bis zum Bodensee» (5. Aufl., Metz 1881); Heusler, «Führer durch den hessischen O. mit geschichtlichen Notizen» (Frankf. a. M. 1873); Becker, «Der östliche O.» (Mainz 1882); Montanus, «Der O. einschließlich der Bergstraße» (Mainz 1884).

Odeon (lat. Odeum, griech. Odeion) hieß ein für Aufführungen und Wettkämpfe in Gesang und Instrumentalmusik, wie solche seit alten Zeiten bei vielen Götterfesten in Griechenland üblich waren, bestimmtes Gebäude, gewöhnlich von kreisrunder Form mit einer Bühne für die Sänger und Musiker in der Mitte, um welche sich die Sitze der Zuhörer amphitheatralisch erhoben, und einem kuppelförmigen, von Säulen getragenen Dache. Der älteste bekannte Bau dieser Art war die von dem Baumeister Theodoros im 7. oder 6. Jahrh. v. Chr. am Markte von Sparta erbaute Skias. Auch Athen hatte schon frühzeitig ein Odeion, nach der gewöhnlichen Annahme im südöstlichsten Teile der Stadt, nahe am Ilissos, wozu später durch Perikles ein weit schöneres und prachtvolleres am südöstl. Abhange der Akropolis, neben dem Theater des Dionysos (vor 444 v. Chr.) kam, das im Mithridatischen Kriege (86 v. Chr.) zerstört, aber auf Kosten des Königs Ariobarzanes II. von Kappadocien wieder aufgebaut wurde. Später errichtete Herodes Attikus ein noch größeres, in seiner Grundform einem Theater entsprechendes Odeion, das am südwestl. Abhange der Akropolis lag und von dem noch bedeutende Reste erhalten sind. Nach neuern Forschungen (vgl. Löschke, «Die Enneakrunosepisode bei Pausanias», Dorpat 1883) gab es dagegen immer nur ein einziges O. in Athen, beruht das am Ilissos auf einer falschen Lesart, wurde schon das des Perikles am südwestl. Abhange der Akropolis an der Stelle eines ältern errichtet, und war auch der Bau des Herodes Attikus nur ein Neuban an der alten Stelle. Ferner kennt man ein O. in Korinth, Paträ und andern griech. Städten. Auch die Römer nahmen in der Kaiserzeit diese bauliche Form von den Griechen an (O. des Kaisers Domitian in Rom).

In neuester Zeit bezeichnet man mit dem Namen Odeum oder O. größere für gesellige Vergnügungen, wie Konzerte, Tanz u. dgl. bestimmte Räume.

Oder (lat. Viadrus, slaw. Vjodr), einer der Hauptströme Deutschlands, entspringt 553,61 m über dem Meere in Mähren in 35° 15′ östl. L. und 49° 43′ nördl. Br., unfern des Städtchens Liebau, 22 km östlich von Olmütz, auf dem niedrigen Höhenzuge (Odergebirge), der den westl. Arm der Karpaten oder das Titscheiner Gebirge mit dem mährischlesischen Gebirge oder dem Bergzuge des Altvaters verbindet. Nach einem Laufe von 45,5 km erreicht sie die Grenze Österreichs, macht dann 30 km weit selbst die Grenze und tritt hierauf unterhalb Oderberg ganz auf das preuß. Gebiet, dem sie 766,5 km weit bis zur Mündung verbleibt. Sie durchströmt 430 km weit die Provinz Schlesien, dann 236 km die Provinz Brandenburg, wo sie sehr inselreich wird, in nordwestl. Richtung, zuletzt, mehrfach geteilt, 100 km in nördl. Richtung die Provinz Pommern. Ihren Oberlauf legt sie bis Oderberg (in 195,53 m Höhe) in einem tief eingeschnittenen Thale zurück. Der Mittellauf geht dann bis Glogau und zwar zunächst bis Breslau (in 112,5 m Höhe) in einem breiten, flachen, mit Gebüsch, Wiesen und Lachen erfüllten Thale. Erst von der Katzbachmündung an werden die Thalränder hoch, indem das Bett zwischen Sand- und Lehmhügeln tiefer eingesenkt ist, bis oberhalb Glogau (in 71,98 m Höhe), wo der Durchbruch durch die südl. Landhöhe Norddeutschlands endet. Der Unterlauf geht meistens durch fruchtbare Niederungen in breitem Thale, die teilweise sumpfig und buschreich, an einigen Stellen aber, wie bei Wartenberg, Rothenburg und Fürstenberg auf dem linken, bei Carolath, Krossen und Frankfurt auf dem rechten Ufer, hoch und bewaldet sind. Unterhalb Frankfurt, das 20,7 m Höhe hat, folgt der 64000 ha große, 15 km breite Oderbruch bis Wriezen, Freienwalde und Oderberg, welcher wegen seines üppigen Wiesenwachses und seiner ergiebigen trefflichen Viehzucht bekannt ist. Diesem wie andern Niederungen ist die O. durch Überschwemmungen sehr gefährlich, weshalb man kostbare Deiche und Dämme angelegt hat. Unterhalb des Oderbruchs folgt der Durchbruch durch die nördl. Landhöhe, wo die oft sehr malerischen

Thalränder, bei Schwedt, Stettin, 100—140 m Höhe haben und der Strom sich vielfach spaltet. Unterhalb Schwedt, bei Fiddichow, in 0,913 m Höhe, entstehen kurz vor dem Eintritt in Pommern zwei Hauptarme, von denen der östliche anfangs Kranichstrom (bis Greifenhagen), dann die Große Regliß, auch wohl Zollstrom heißt und sich unweit Stettin in den 54,08 qkm großen Dammschen See ergießt, der westliche aber den Namen O. behält, die Parnitz (5 km) und Dumritz (5 km), beide schiffbar, nach Osten zum Dammschen See entsendet, und in das nördl. Ende des Dammschen Sees fließt, wo das 26,9 qkm große Papenwasser bei Pölitz beginnt und bis zum Anfange des 930 qkm großen Pommerschen oder Stettiner Haffs reicht. (S. Haff.) Aus diesem endlich fällt die O. mit drei starken ausgehenden Strömen, Dievenow (s. d.), Swine (der Hauptarm für die Schiffahrt, 21 km lang) und Peene (s. d.), welche die Inseln Wollin und Usedom bilden, nach einem Laufe von 864 km in die Ostsee. Ihr an Flüssen überaus reiches Stromgebiet nimmt einen Flächenraum von 115 560 qkm ein, welches durch die Sudeten vom Donau- und Elbgebiete getrennt, in das obere, mittlere und untere geteilt wird und von welchem 6607 qkm auf das österr. Staatsgebiet gehören.

Die O. ist bei Ratibor in Oberschlesien in 180,46 m Höhe zuerst für kleine Fahrzeuge, bei Kosel in 164,77 m Höhe für größere Kähne und bei Breslau für große Oderkähne oder für Ladungen von fast 1000 Ctr., im ganzen auf einer Länge von 772,34 km schiffbar. Allein ihre Versandung ist in rapider Zunahme begriffen. Die Tiefe der O. beträgt bei niedrigem Wasserstande oberhalb Glogau nur 0,9, von Glogau bis Schwedt 1 m, die Breite bei Ratibor über 30, bei Oppeln 78, bei Brieg 132, bei Breslau 176 und im Oderbruch 250 m. Mit der Havel ist die O. durch den 57,85 km langen Finowkanal, mit der Spree oberhalb Frankfurt durch den 22,756 km langen Friedrich-Wilhelms- oder Müllroser Kanal vereinigt. Ein dritter Kanal, der Petrikanal, der den Namen der Neuen Oder erhalten hat und den Stromlauf von 45 auf 19 km verkürzt, wurde 1746—53 gegraben und führt aus diesem Strome bei Güstebiese in 5,03 m Höhe, einem Dorfe unterhalb Küstrin, bis zum Dorfe Hohensaaten, wo er sich wieder mit der Alten O. vereinigt. Dieser Kanal ist gegenwärtig der Hauptstrom, wogegen die eigentliche Alte Oder, seit 1832 abgedämmt, nur noch Stauwasser aus dem jetzigen Hauptstrome sowie aus einigen Abzugsgräben des Oderbruchs erhält. Die Fischerei ist in der O. bedeutender als in der Elbe. Die Nebenflüsse der O. sind links die Oppa, die Zinna, die Hotzenplotz, die Schlesische oder Glatzer Neisse, die Ohlau, welche in Breslau ausmündet, die Lohe, die Weistritz, die Katzbach, der Bober, welcher unfern Krossen mündet, die Lausitzer Neisse, die kanalisierte Finow, die auf kurzer Strecke fahrbare Welse, die Uder und die Peene; rechts die Olsa, Ruda, Birawka, die Klodnitz, wichtig wegen ihres 45,66 km langen Kanals, die Malapane, die Stober, die Weida, die Bartsch, der Obrzydosfluß (Faule Obra), die Pleiske, Eilang, die bei Küstrin ausmündende Warthe (s. d.), welche ihrerseits rechts die schiffbare Netze aufnimmt, die durch den Bromberger Kanal und die Brahe mit der Weichsel verbunden ist, die Mietzel, die Thue, die Plöne zum Dammschen See, Ihna und Stepenitz, die letztern beiden fließen zum Papenwasser. Der Haupthafen der O., der zugleich der Handelshafen für Stettin ist, befindet sich bei Swinemünde auf der Insel Usedom. Vgl. Becker, «Zur Kenntnis der O. und ihres Flächengebiets» (Berl. 1868). In militär. Hinsicht ist die O. als Transport- und Festungslinie wichtig; an ihr liegen von Süden nach Norden die Festungen Großglogau, Küstrin und Swinemünde.

Öderan, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Flöha, Station der Linie Dresden-Chemnitz der Sächsischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Webschule und zählt (1880) 5826 meist prot. E., welche Teppich-, Decken-, Flanell-, Tuch-, Cigarrenfabriken, mechan. Juteartikelfabriken, Gerbereien und Bierbrauerei unterhalten. In der Nähe liegt das Schloß Börnichen mit schönem Park.

Oderberg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, links an der (Alten) Oder, 17 km südöstlich von der Kreisstadt Angermünde, Station der Linie Angermünde-Freienwalde der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 3994 meist prot. E., welche Fischerei und Flußschiffahrt treiben und Dampfschneidemühlen, Ziegeleien, Bierbrauereien und Cigarrenfabriken unterhalten.

Oderberg, Stadt von (1880) 1260 E. im österr. Herzogtum Schlesien, Bezirkshauptmannschaft Freistadt, an der Oder und der preuß. Grenze, Sitz eines Bezirksgerichts, ist wichtig als Station der Linie Wien-Krakau der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, an welche hier die Kaschau-Oderberger und die Linie Kosel-O. der Preußischen Staatsbahnen anschließt. Hier fand 25. Jan. 1745 ein Gefecht zwischen Preußen und Österreichern statt. Die Minderherrschaft Oderberg gehörte ehemals dem Grafen Henckel von Donnersmarck und gelangte 1844 an den Freiherrn von Rothschild. Dieselbe liegt teils auf österr. Gebiet, teils im Kreise Ratibor des preuß. Regierungsbezirks Oppeln.

Oderbruch, s. unter Oder.

Odergebirge, der südöstlichste Teil des Mährischen Gesenkes (s. Sudeten), auf dem die Oder entspringt und welcher bis zu 675 m Höhe aufsteigt.

Oderint, dum metuant (lat.), «Mögen sie hassen, wenn sie nur fürchten», Citat aus der Tragödie «Atreus» des röm. Dichters Accius.

Odermennig, Pflanze, s. Agrimonia.

Oderuheim, Pfarrdorf im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Kirchheimbolanden, rechts am Glan, hat (1880) 1272 evang. E., Tabak- und Weinbau und gehörte ehemals zur Kurpfalz. Auf dem nahen bewaldeten Disibodenberg, an dessen Fuße sich der Glan in die Nahe ergießt, liegen die ausgedehnten Trümmer eines vom heil. Disibodus (gest. um 700) gestifteten und 1559 von seinen Bewohnern verlassenen Klosters.

Oderwitz (Ober-, Mittel- und Nieder-Oderwitz), drei Dörfer in der sächs. Kreishauptmannschaft Bautzen, Amtshauptmannschaft Zittau (nur Ober-Oderwitz zur Amtshauptmannschaft Löbau), Station (Ober- und Mittel-Oderwitz) der Linie Löbau-Zittau (Ober-Oderwitz auch der Linie Eibau-O.) der Sächsischen Staatsbahnen, mit 3721, 903 und 2653 E., Leinwandfabrikation und Bleicherei. Ober-Oderwitz hat auch Kinderwagenfabrikation.

Oderzo, Stadt und Hauptort eines Distrikts in der ital. Provinz Treviso, am Flusse Monticano, zählt (1881) 3914 E. (als Gemeinde 6666) und hat schöne Plätze, breite Straßen, Paläste, ein Theater,

Digitized by Google

eine Kirche aus dem 11. Jahrh., Reste eines mittelalterlichen Schlosses, eine technische Schule, Fabriken von Hüten und Rosoglio und Weinhandel. O., das Opitergium der Alten, war röm. Kolonie und gehörte 1339—1797 zur Republik Venedig.

Odessa, die bedeutendste See- und Handelsstadt im südl. Rußland, jetzt die viertgrößte Stadt des Reichs, zwischen den Mündungen des Dnjestr und Dnjepr im Gouvernement Cherson gelegen, aber ein eigenes Stadtgubernium von 462,5 qkm bildend, wurde unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. 1794, bald nach dem Frieden von Jassy, in welchem die Kaiserin diesen Landstrich erhalten hatte, unweit der Stätte der althellen. Stadt Odessos erbaut. Das kaiserl. Reskript, das die Anlage der Stadt befahl, ist vom 27. Mai 1794 datiert; die Grundsteinlegung der ersten Kirchen und öffentlichen Gebäude fand 3. Sept. (22. Aug.) 1794 statt. Die Stadt hob sich besonders unter der Leitung des vom Kaiser Alexander I. zum Gouverneur ernannten Herzogs von Richelieu zu einer ungewöhnlichen Bedeutung. Sie ist in Form eines länglichen Vierecks regelmäßig angelegt und zieht sich an 6 km weit auf dem Hochplateau der Steppe hin, welches hier etwa 40 m tief steil zum Meere abfällt. Die dem Meere zugewandte Seite der Stadt ist die schönste. Hart am äußersten Rande des Plateau ziehen sich Baumreihen hin (der Boulevard), hinter welchem sich, mit Aussicht auf die See, eine Reihe palastähnlicher Gebäude erhebt, unter denen besonders das frühere Hotel Narischkin, jetzt der Regierung gehörig und vom kommandierenden General des odessaer Militärbezirks bewohnt, hervortritt. In der Mitte des Boulevard, vor der Ausmündung der Katharinenstraße, erhebt sich das bronzene Standbild des Herzogs von Richelieu, und diesem gegenüber führt eine großartige Granittreppe von 200 Stufen den Abhang hinunter zum Gestade und zu den daselbst befindlichen Badeanstalten. Gegen NW. schließt das vom Boulevard gebotene Panorama mit dem Woronzowschen Palaste, gegen SO. mit dem Börsengebäude. Unten am Gestade befinden sich der Quarantänehafen und der bedeutend kleinere Binnenhafen für die Küstenfahrer. In den Hafen sind 1882 eingelaufen 3110 Küstenfahrer, 1220 Segelschiffe, 714 Dampfer; ausgelaufen 3129 Küstenfahrer, 1216 Segelschiffe und 880 Dampfschiffe. Die östlich der Stadt gelegene Festung besteht aus Erdwerken und dient nur noch der musterhaft eingerichteten Quarantäne. Die Reede ist sehr geräumig, der Ankergrund gut. Der Hafen wurde 1817 auf 30 Jahre zu einem Freihafen erklärt.

Die Einwohnerzahl, welche sich 1820 auf 60 000 belief, betrug 1881 bereits 207 562, unter denen sich etwa 68 000 Juden und 8100 Deutsche befinden. Die eigentliche Stadt ist schön gebaut und hat gerade und breite, sich rechtwinkelig schneidende, vortrefflich mit Granitquadern gepflasterte und mit Gas erleuchtete Straßen. Unter den Gebäuden zeichnen sich, außer den genannten, aus: die russ. Kathedrale, das Zollhaus, die Kommerzschule, das Hospital (mit 2000 Betten), das Universitätsgebäude und Stadtbibliothek mit gegen 50 000 Bänden. Auch die restaurierte kath. Kirche ist bemerkenswert. Das 1873 abgebrannte Stadttheater wird (1885) wieder aufgebaut. Seit 1874 besitzt O. eine vortreffliche Wasserleitung einer engl. Gesellschaft, die das Wasser des Dnjestr der Stadt zuführt. Der Domplatz und der Alexanderprospekt sind durch Anpflanzung und Einfassung mit gußeisernem Gitter in geschmackvolle Gartenanlagen verwandelt worden. Der Stadtpark mit einer Mineralwasseranstalt bildet den Mittelpunkt der Volksbelustigungen. Ein neuer Park, der den Namen des Kaisers Alexander II. führen soll, wird seit 1876 im Nordosten der Stadt angelegt, während der frühere botan. Garten parzelliert und zu Villenanlagen veräußert ist. Die Universität, erst 1865 gegründet, besteht nur aus drei Fakultäten, der philologischen, physikalisch-mathematischen und der juristischen. Ihre gelehrten Hilfsmittel sind ziemlich reich; die Bibliothek enthält 86 000 Bände; ihre Sternwarte besitzt eins der besten Teleskope; sie hat ferner drei Laboratorien, die zum Teil den besten ausländischen nicht nachstehen, und mehrere Kabinette, wie das paläontologische, mineralogische, Kunst- und Münzkabinett. Die seit 1839 gegründete Kaiserliche Odessaer Gesellschaft für Geschichte und Altertümer besitzt ein sehenswürdiges Museum. Außerdem bestehen drei Gymnasien, zwei Realschulen, eine vorzüglich ausgestattete Kommerzschule, zwei Progymnasien, Seminar, Kadettenschule und Volksschulen, Musikschule, zwei Handwerkerschulen, drei Mädchengymnasien, eine Menge Pensionate, das adelige Fräuleinstift u. s. w. Die Seebäder der Stadt sind sehr besucht. O. hat bedeutende Dampfmahlmühlen, Brauereien, Seilereien, Tabaks- und Lichtfabriken, Eisengießereien, Seifen- und Talgsiedereien und führt besonders viel Weizen, den Wolhynien, Podolien und die Ukraine hierher liefern, nach der Türkei, Italien, Frankreich, Spanien und England aus. Andere Gegenstände der Ausfuhr sind Flachs, Bauholz, Leinsaat, Wolle, Talg und Rindshäute, während die Haupteinfuhrgegenstände in Kolonialwaren, Steinkohlen und Fabrikaten aller Art bestehen. Der Getreideexport nimmt noch heute fast 75 Proz. der ganzen Ausfuhr ein. Seit der 1865 begonnenen Eröffnung der südruss. Eisenbahnen haben sich die Bedingungen des Gedeihens O.s in hohem Grade vermehrt. Die hier mündende Eisenbahn umzieht das Stadtgebiet halbmondförmig und hat fünf Bahnhöfe. Großartige Hafenbauten sind in Ausführung begriffen, um den Seehandel zu erleichtern. Der Hauptträger der letztern ist die seit 1858 bestehende Russische Gesellschaft für Dampfschiffahrt und Handel. Den sonstigen auswärtigen Seeverkehr, hauptsächlich mit London, Liverpool, Cardiff, Antwerpen, Marseille, Genua, Livorno, Triest, Konstantinopel, vermitteln vorzugsweise engl. und ital. Dampfer, während die früher so belebte Segelschiffahrt im Schwarzen Meere bedeutend abgenommen hat. Der Binnenhandel auf dem Dnjestr, Dnjepr, Bug und den Häfen des Asowschen Meers beschäftigt vom Frühling bis zum Spätherbste über 1200 inländische Segelbarken und Schleppdampfer. Der Warenverkehr von O. ist, wenngleich mannigfachen Schwankungen je nach dem Ausfalle der Ernte unterworfen, seit Jahren von zunehmendem Umfange; der Wert der Ausfuhr bezifferte sich 1866 auf 31 490 000, 1882 auf 61 871 000 Rubel, der der Einfuhr in den entsprechenden Jahren auf 12 798 000 und 46 205 000 Rubel. Als Hauptstadt Neurußlands ist O. Sitz des Generalkommandos eines Militärbezirks, eines Appellationsgerichts, eines Kommerzgerichts, eines Erzbischofs, eines Hauptzollamts, eines Oberpostamts und einer Telegraheninspektion, sowie von Generalkonsulaten

aller europ. Mächte. Durch den Orientkrieg, in welchem O. 22. April 1854 von einer engl.-franz. Flotte bombardiert und 14. Mai abermals von engl. Schiffen beschossen wurde, und insbesondere die während des Russisch-Türkischen Kriegs von 1877 im Mai eingetretene Blockade hüßte O. vorübergehend seinen natürlichen Verkehr ein. Vor unmittelbaren Schädigungen durch die türk. Flotte blieb O. in letzterm Kriege verschont, was vornehmlich den im Herbste 1876 von General Todleben angelegten starken Hafenbatterien zu verdanken war.

Odeum, s. Odeon.

Odeypur, soviel wie Udaipur, s. Mewar.

Ödgartenwirtschaft, s. Egartenwirtschaft.

Odiel, Fluß in der span. Provinz Huelva, hat seine Quelle in den Sierras de Aracena, dem westlichsten Teile der Sierra Morena, fließt zuerst südwestlich, dann südlich, vereinigt sich unterhalb Huelva mit dem östlichen Parallelfluß, Rio Tinto, und mündet in den Golf von Cadiz. Von der Reede von Palos auf dem linken Ufer des Rio Tinto segelte 3. Aug. 1492 Columbus zu seiner ersten großen Entdeckungsfahrt nach Westen aus.

Odiham, Flecken in der engl. Grafschaft Hampshire, am Nordabhange der North Downs, südl. an dem von der Themse nach Basingstoke führenden Kanal, 35 km im NO. von Winchester, zählt (1881) 7053 E. und hat Wollspinnerei.

Odilienberg (Altitona), ein bei Barr (s. d.) im Unterelsaß 753 m über dem Meere belegener Vogesengipfel; auf demselben befindet sich neben der sog. Heidenmauer das nach der Legende um 680 von der heil. Odilie, Tochter des Herzogs Attich (Eticho) vom Elsaß gegründete Odilienkloster. Das Kloster, im Volksmunde Hohenburg genannt, besaß bereits einen Schutzbrief Karls d. Gr., welcher von Ludwig dem Frommen 837 bestätigt wurde. In der Revolutionszeit geplündert und an Private verkauft, wurde das Kloster 1853 vom Bistum Straßburg wieder erworben; seitdem sind dort Schwestern des Ordens des heil. Franziskus wohnhaft, welche sich auch der Verpflegung und Beherbergung von Gästen unterziehen. Wegen dieses Klosters, sowie wegen der herrlichen Aussicht von demselben und von dem nahen Memelstein ist der O. das Ziel vieler Touristen und Wallfahrer. Am Fuße des O. befinden sich die Reste des 1542 durch Brand zerstörten, ebenfalls von der heil. Odilie gegründeten Klosters Niedermünster. Vgl. Pfeffinger, «Der O.» (Straßb. 1812); Karth, «Der O.» (Straßb. 1825); de Bussierre, «Histoire de Sainte-Odile» (Par. 1853); Schrider, «Der O.» (Straßb. 1874); Mündel, «Die Vogesen» (Straßb. 1883).

Odilo, der Heilige, Abt von Clugny, geb. um 962 in Clermont, war als Abt von Clugny (seit 994) eifrig bemüht, die Regel seines Klosters in Frankreich, Italien und Spanien zur allgemeinen Geltung zu bringen. Auch um die Einführung des Allerseelenfestes hat er Verdienste. O. starb 1049 in Sauvigny und wurde 1345 kanonisiert.

Odilon-Barrot, s. Barrot (Odilon).

Odin, die skandinav. Namensform des Gottes, welchen die sächs. Völker Wodan, die oberdeutschen Wuotan hießen. Er war einer der größten Götter, und die spätern nordischen Mythologen stellten ihn sogar in die Mitte ihres Systems. Seine Verehrung ging durch alle german. Stämme. Nach nordischer Überlieferung erschlug er mit seinen Brüdern Wili und We den Urriesen Ymir und bildete darauf eine neue Welt. Seine Gattin ist Frigga (s. d.). In seinem Wesen liegen elementare und geistige Eigenschaften verbunden, und es erklärt sich daraus, daß er der gewaltigste Himmels- und Luftgott war. Einäugig, da er ein Sonnengott, fliegt O. auf dem achtfüßigen Rosse Sleipnir durch alle Welt, mit dem tiefen Wolkenhut und dem dunkeln Himmelsmantel bedeckt, in seiner Hand den Ger Gungnir. Die Sturmritte O.s leben noch in dem Wütenden Heere oder der Wilden Jagd fort, welche nach schwedischem und schonischem Volksglauben noch heute O. führt, nach holsteinischem, mecklenburgischem und pommerschem der Wod; der Schwabe spricht noch vom Muotes Heer. Die Wilde Jagd braust besonders zu altheidnischen Zeiten über die Erde, an denen der Gott seinen Festumzug bereinst hielt. Als Windgott beherrschte O. auch die Schiffahrt; er hieß in dieser Eigenschaft Hnikar und Hlöfreyr. Größer war jedoch sein Einfluß auf den Feldbau. Daher war er der deutsche Erntegott, dem von den Früchten Opfer gebracht wurden und der zu Herbst und Mittwinter hoch gefeiert ward.

O. galt auch im allgemeinen als der Geber des Reichtums sowie als Kriegsgott. Zu ihm beteten die Völker vor der Schlacht und weihten ihm die Feinde durch feierlichen Speerwurf zum großen Opfer. Seinen Günstlingen lehrte er die Kriegskunst. Die Walkuren, seine Schlachtjungfrauen, lenkten nach seinem Befehle die Schlachten und geleiteten die Gefallenen in O.s Halle, die Walhöll, wo dieselben ein unsterbliches Kriegerleben führten. In den Sagen von den bergentrückten Königen mit großem Gefolge findet sich O. in der Walhalle mit seinen Einherjer (s. d.) wieder. Damit ist zugleich seine Eigenschaft als Totengott bezeichnet. Als Sonnengott ist er auch der Allwissende, indem er von seinem Himmelssitze Hlidskialf alle Vorgänge der Welt sieht und ihm außerdem seine beiden Raben Hugin und Munin, Gedanke und Gedächtnis, alles Geschehene zutragen. Täglich verkehrt er mit Saga, und Bragi, der Gott der Dichtkunst, ist sein Sohn. Er selbst spendet den echten Dichtern die Gabe der Poesie durch einen Trunk von dem Methe Odhroerir, welchen er abenteuerlich von einer im Berge verschlossenen Jungfrau erworben hatte. O. erfand auch die Runen und beherrschte damit die Zauberkunst. Ferner galt er als Gesetzerfinder und oberster Richter der Welt. Den Römern erschien der deutsche Wodan dem Merkur verwandt und sie nannten ihn ohne weiteres Mercurius. Daher ward auch der dies Mercurii in Wodans- (Odins-)Tag übersetzt.

Odiös (frz.), gehässig, verhaßt, unausstehlich.

Odipodie, Ödipussage und Behandlung derselben.

Odi profanum vulgus et arceo (lat.), «Ich hasse die uneingeweihte Menge und halte sie fern», Citat aus Horaz' «Oden» (III, 1, 1).

Ödipus (griech. Oidipus) war nach der Homerischen Odyssee der Sohn der Epikaste, welche er, ohne daß beide um ihr verwandtschaftliches Verhältnis wußten, heiratete, nachdem er seinen Vater erschlagen. Als Epikaste erfuhr, daß sie ihren Sohn zum Gatten habe, nahm sie sich das Leben durch Erhängen; O. aber herrschte zwar fort als König von Theben, erduldete aber, gequält von den Erinyen, schwere Leiden. Später ist diese Sage, hauptsächlich durch die attischen Tragiker, vielfach um- und ausgebildet worden. Danach hat sie folgende Gestalt: Laios, des Labdakos Sohn, König von

Theben, heiratete Jokaste, die Tochter des Menökeus und Schwester des Kreon. Da das Orakel dem Laïos verkündigte, daß der ihm aus dieser Ehe entsprießende Sohn sein Mörder werden würde, ließen die Eltern den Knaben, den Jokaste gebar, mit durchstochenen Füßen durch einen Sklaven auf dem Kithäron aussetzen. Der Sklave übergab aber das Kind einem Hirten des Königs Polybos von Korinth und der Hirt brachte es seinem Herrn, dessen kinderlose Gemahlin Merope es erzog und von seinen angeschwollenen Füßen Ödipus (d. i. Schwellfuß, wie man den Namen deutete) nannte. Als dem Ö. später die Dunkelheit seiner Abkunft zum Vorwurf gemacht wurde, wandte er sich an das delphische Orakel, von dem er die Antwort erhielt, daß er seinen Vater ermorden und seine Mutter heiraten werde. Um dem zu entgehen, kehrte er nicht nach Korinth zurück, begegnete aber, da er den Weg nach Theben einschlug, in einem Engpaß in Phokis seinem wirklichen Vater. Ö. weigerte sich, ihm auszuweichen, erschlug ihn im Streite und setzte dann seinen Weg weiter nach Theben fort. Hier wütete damals die Sphinx, welche den Vorübergehenden ein Rätsel aufgab und jeden, der es nicht lösen konnte, tötete. Ö. löste das Rätsel, befreite so das Land von dem Ungeheuer, erhielt dafür den Thron mit der Hand der Witwe des Königs und erfüllte hiermit das Orakel. Seine Mutter gebar ihm den Eteokles und Polyneikes, die Antigone und Ismene. Die Folge dieser unnatürlichen Verbindung war eine Pest, von der das Orakel nur dann Befreiung versprach, wenn der entfernt werde, der den Fluch über das Land gebracht. Da wurde, zuerst vom Seher Tiresias, das Geheimnis enthüllt. Jokaste erhenkte sich, Ö. stach sich beide Augen aus, wurde vertrieben und, nachdem er nach langem Umherirren in den Hain der Eumeniden bei Kolonos in Attika gelangt war, auf geheimnisvolle Weise von der Erde entrückt. Das unheilvolle Schicksal des Hauses aber setzte sich fort in dem Bruderzwiste zwischen Eteokles und Polyneikes, über welche der Vater wegen ihres hartherzigen Verhaltens gegen ihn den Fluch ausgesprochen hatte. Von den auf diesen Mythus bezüglichen Tragödien sind des Sophokles «König Ö.» und «Ö. auf Kolonos», sowie von denjenigen, welche die Schicksale der Kinder des Ö. behandelten, die «Sieben gegen Theben» des Äschylos, die «Antigone» des Sophokles und die «Phönikerinnen» des Euripides erhalten; aus der röm. Tragödie der «Ödipus» und die «Phönissa» des Seneca. Auch die bildende Kunst hat die Schicksale des Ö. und seines Hauses häufig dargestellt; namentlich sind noch zahlreiche darauf bezügliche griech. Vasenbilder erhalten. Vgl. Schneidewin, «Die Sage vom Ö.» (Gött. 1852); Comparetti, «Edipo» (Pisa 1867); Bréal, «Le mythe d'Oedipe» (in «Mélanges de mythologie», Par. 1878).

[wie Volalmusik.

Odische Musik, bei den alten Griechen soviel **Odium** (lat.), Haß, Ungunst.

Odo, s. Eudo.

Odoaker, Odovakar (lat. Odoacer, jetzt Ottokar), germ. Heerkönig, war seiner Abkunft nach ein Rugier, sein Vater Rdico wahrscheinlich nur ein Gemeinfreier. Im Begriff, in Italien röm. Dienste zu nehmen, wurde er auf dem Wege durch Noricum durch einen Segenswunsch des heil. Severinus aufgemuntert, trat (noch vor 472 n. Chr.) in weström. Kriegsdienst und stand 476 in der kaiserl. Leibwache. Als der Oberbefehlshaber in Italien, Orestes, den Kaiser Julius Nepos verjagte und seinen eigenen Sohn Romulus Augustulus mit dem Purpur bekleidete (Ende Aug. 475), forderten die deutschen Söldner in seiner Armee, daß ihnen feste Wohnsitze in dem vielfach verödeten Italien angewiesen würden, und zwar verlangten sie ein Drittteil von dem gesamten Grund und Boden. Als dies verweigert wurde, erhoben die deutschen Krieger den Ö. (wahrscheinlich im nördl. Venetien) 23. Aug. 476 zu ihrem Heerkönige. Orestes ward in Pavia belagert und nach Erstürmung der Stadt hingerichtet, 28. Aug. 476; der Kaiser Romulus Augustulus kapitulierte in Ravenna und entsagte der Herrschaft. Darauf veranlaßte er den röm. Senat, ein Schreiben an den byzant. Kaiser zu richten, wodurch das weström. Kaisertum förmlich als aufgehoben bezeichnet wurde (477). Ö. seinerseits begnügte sich mit dem german. Königstitel, der byzant. Hof erkannte ihn als Patricius von Rom an. Nun verteilte Ö. das geforderte Drittel des Grundbesitzes unter sein Heer, ließ aber die röm. Staatseinrichtungen fast unverändert fortbestehen und bewies, obwohl er sich selbst zum Arianismus bekannte, große Schonung gegen die orthodoxe röm. Kirche. Auch über Dalmatien breitete er 481 seine Herrschaft aus und bekriegte mit Erfolg die Rugier in Noricum 487. Aber sein Reich stand trotz seiner ausgezeichneten persönlichen Tüchtigkeit und seiner geschickten auswärtigen Politik nur auf schwacher Grundlage. Sein in Italien angesiedeltes Heer entbehrte des nationalen Zusammenhangs und war aus Scharen verschiedener Abstammung zusammengesetzt. Ö. genoß daher nicht dieselbe Anhänglichkeit wie die german. Volkskönige; jeder Häuptling hielt sich dem König gleichberechtigt. Das zeigte sich, als der König der Ostgoten, Theodorich (s. d.), seit dem Herbst 488 gegen Italien heranzog; die Häuptlinge waren ungehorsam und unzuverlässig, manche gingen sogar zum Feinde über. So trug der Volkskönig Theodorich über den Heerkönig Ö. den Sieg davon, doch erst nach tapfernm Widerstande. Drei große Schlachten wurden geschlagen, am Isonzo unweit Aquileja 28. Aug. 489, bei Verona an der Etsch 30. Sept. 489, an der Adda 11. Aug. 490. Dann behauptete sich Ö. noch länger als zwei Jahre in der festen Stadt Ravenna. Endlich (27. Febr. 493) kam ein Friedensvertrag zu Stande, wonach beide Könige, Ö. jedoch dem Theodorich untergeordnet, nebeneinander in Italien wohnen sollten. Bald nach der Übergabe von Ravenna, 5. März 493, wurde Ö. bei einem Trinkgelage erschlagen, nicht ohne Mitschuld Theodorichs.

Odobomni, Nomadenvolk, s. Jukagiren.

Oedogonium *Lk.*, Algengattung aus der Gruppe der Chlorophyceen. Es sind Fadenalgen, die eine geschlechtliche Fortpflanzung besitzen und Oosporen bilden. Die Fäden sind nicht verzweigt, im Jugendzustande mittels einer Haftscheibe festgewachsen. Die häufigste Form, O. capillare *Ktr.*, ist eine der gemeinsten Algen in stehenden Gewässern und bildet hier dicke grüne Überzüge, die, wenn das Wasser vertrocknet, wie an überschwemmten Stellen, zu einer zusammenhängenden filzartigen Masse zusammenschrumpfen. In manchen Gegenden nennt man derartige Häute, die sich nach Überschwemmungen auf den Wiesen finden, Meteorpapier oder Wiesentuch; sie bestehen meist aus der obengenannten Alge, doch können auch andere Algen ähnliche Erscheinungen hervorrufen.

Odojew, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tula, an der Upa, mit (1882) 4681 E., die bedeutenden Handel mit Getreide, Hanf, Vieh, Salzfleisch, Speck, Honig und Teer treiben.

O'Donnell oder O'Donel, eine alte Familie in Irland, welcher die frühere Landschaft Tyrconnel, die jetzige Grafschaft Donegal, gehörte. In einem fortgesetzten Kampfe mit den O'Neals verlor die Familie ihre Besitzungen, erhielt dieselben aber nach dem Sturze ihrer Feinde unter der Königin Elisabeth wieder zurück. Rory oder Roderick O. wurde 1604 von Jakob I. zum Baron von Donegal und Grafen von Tyrconnel erhoben. Als Jakob II. nach seiner Vertreibung vom engl. Throne wenigstens Irland zu behaupten suchte, stellten sich auch die O. unter die Fahne der Stuarts und mußten darum nach der Schlacht am Boynefluß fast sämtlich ihr Vaterland verlassen. Sie machten sich hierauf zum Teil in Österreich unter dem Namen der Grafen von Tyrconnel ansässig und gelangten zu hohen Staatswürden. Karl, Graf O. von Tyrconnel, trat in kaiserl. Dienste und erwarb sich 1746 in der Schlacht bei Piacenza den Rang eines Generals. Im J. 1756 kämpfte er in Böhmen; nach der Schlacht bei Lobositz wurde er Feldmarschallleutenant, und in der Schlacht bei Kollin befehligte er die Kavallerie. Er ward sodann Kavalleriegeneral und beteiligte sich als solcher an den Schlachten bei Hochkirch und bei Maxen. Nach der Verwundung Dauns bei Torgau übernahm er den Oberbefehl und führte das Heer nach Böhmen zurück, 1762 wurde er bei Reichenbach geschlagen und zur Übergabe von Schweidnitz gezwungen. Im J. 1764 führte er den Oberbefehl in den Niederlanden; 1768 wurde er Generalgouverneur von Siebenbürgen. Er starb zu Wien 1770. Haupt der Familie ist jetzt Maximilian Karl Lamoral, Graf O. von Tyrconnel, geb. 29. Okt. 1812, österr. Generalmajor a. D. und k. k. Kämmerer.

Unter den O., welche nach Spanien übersiedelten, ist geschichtlich bekannt Joseph Heinrich O., Graf von Abispal. Er war geboren 1770, trat in die span. Garden und wohnte dem Feldzuge von 1795 gegen die Franzosen bei. In dem span. Insurrektionskriege gegen Napoleon stieg er zum General empor, erwarb sich durch einen Sieg bei La Bispal den Grafentitel, wurde aber 1810 und 1811 mehrmals geschlagen und endlich im Streite mit den Cortes gefangen gesetzt. Ferdinand VII. ernannte ihn 1814 zum Generalkapitän von Andalusien und 1818 zum Gouverneur von Cadiz. Beim Einbruch der Franzosen 1823 gewann er mit einem zur Unterstützung des Generals O'Daly abgeschickten Korps dem Feinde einige Vorteile ab und übernahm dann den Befehl über die Reservearmee, die Madrid decken sollte. Weil er jedoch mit der royalistischen Partei in Unterhandlung trat, zwangen ihn seine eigenen Soldaten, das Kommando niederzulegen. Er ging nach Frankreich und starb 1834 zu Montpellier.

O'Donnell (Don Leopoldo), Graf von Lucena, Herzog von Tetuan, der zweite Sohn des Grafen von Abispal, geb. 12. Jan. 1809 zu Sta.-Cruz auf der Insel Teneriffa, wohnte 1823 der Belagerung von Ciudad-Rodrigo bei und ward 1828 Hauptmann. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs 1833 kämpfte er mit Glück gegen die Karlisten; im Sept. 1837 erhielt er das Kommando der Armee von Cantabrien, mit der er die Karlisten 20. Febr. 1838 bei Urieta schlug und Oyarzun einnahm. Hierauf zum Generalkapitän von Aragonien, Valencia und Murcia ernannt, siegte er 17. Juli 1839 über Cabrera in dem Treffen bei Lucena, das ihm den Grafentitel und das Patent als Generallieutenant einbrachte. Der verunglückte Aufstand gegen Espartero, den O. 1841 in Gemeinschaft mit Narvaez und Concha unternahm, nötigte ihn, sich nach Frankreich zu flüchten, wo er im Gefolge der Königin Christine verweilte, bis der Sturz Esparteros 1843 ihn in sein Vaterland zurückführte. Er wurde zum Gouverneur von Cuba ernannt, von wo er 1848 nach Spanien zurückkehrte. Er hielt sich jetzt im Senat zur Opposition, trat 28. Juni 1854 an die Spitze des Militäraufstandes und bestand 30. Juni gegen die Besatzung von Madrid unter dem Kriegsminister Blaser das Gefecht von Vicalvaro, das mit dem Rückzuge der Regierungstruppen endete. Durch die Proklamation von Manzanares vom 6. Juli 1854 rief er alsdann die Spanier zur Herstellung der Verfassung von 1837 auf und zog mit Espartero vereint 29. Juli 1854 in Madrid ein.

Zum Kriegsminister und Marschall erhoben, beseitigte er bald den schwachen Espartero und wurde 14. Juli 1856 Ministerpräsident. Er schlug einen Aufstand in Madrid energisch nieder, verhängte über ganz Spanien den Belagerungszustand und löste die Cortes auf, mußte jedoch 12. Okt. die Leitung des Ministeriums an Narvaez abtreten und suchte nun als Vertreter der sog. Liberalen Union eine Verschmelzung aller Parteien zu bewirken, die ihn wirklich, 30. Juni 1858, von neuem ans Ruder brachte. Diesmal behauptete er sich über fünf Jahre hindurch. Im Kriege gegen Marokko übernahm er selbst den Oberbefehl, landete im Nov. 1859 an der Küste Afrikas, schlug die Mauren in mehreren Treffen und erstürmte 4. Febr. 1860 das feindliche Lager vor Tetuan, was die Übergabe dieser Stadt und einen für Spanien günstigen Frieden zur Folge hatte. Zum Lohne verlieh ihm die Königin Isabella den Titel eines Herzogs von Tetuan. Auch nach Cochinchina wurde in Gemeinschaft mit den Franzosen eine Expedition unternommen, und im März 1861 ließ O. ein Truppenkorps auf Santo-Domingo landen und von dem ehemaligen span. Teile dieser Insel Besitz ergreifen, der indes später wieder aufgegeben werden mußte. Verhängnisvoller wurde der Streit mit den südamerik. Republiken. Noch vor Ausbruch desselben hatte O. seine Entlassung erhalten, aber nur, um 21. Juni 1865 zum dritten mal an die Spitze der Regierung zu treten. Ein Militäraufstand unter der Leitung Prims wurde glücklich niedergeschlagen. Aber von der Königin aufgegeben, wich er dem Marschall Narvaez, der 11. Juli 1866 von der Königin berufen ward, ein neues Ministerium zu bilden. (S. Spanien, Geschichte.) O. zog sich nach Paris zurück und starb 5. Nov. 1867 zu Biarritz.

O'Donovan (Jeremiah), nach seinem Geburtsorte Roß-Carbery bei Skibbereen in Irland, Grafschaft Cork, O'Donovan-Rossa genannt, irischer Agitator, geb. 4. Sept. 1831 als Sohn eines armen Pächters, der frühzeitig nach Amerika auswanderte und O. als Lehrling in einem Kramladen zu Skibbereen zurückließ. O. eröffnete später einen Gemüseladen ebendaselbst und trat 1856 der Phönix-Gesellschaft bei, aus welcher sich seit dem Eintritt von James Stephens (s. d.) der Fenierbund entwickelte; 1859 ging O. als Abgesandter

von Stephens zum ersten mal nach Amerika. Nach Irland zurückgekehrt, wurde er Geschäftsführer des in Dublin herausgegebenen Fenierorgans «Irish People» und als solcher 15. Sept. 1865 verhaftet und zu lebenslänglicher Gefängnishaft verurteilt. Als Gefangener wurde er 1869 von Tipperary in das Parlament gewählt, die Wahl jedoch cassiert. Im J. 1870 amnestiert ging O. nach Neuyork, wo er seither mit geringen Unterbrechungen seinen Wohnsitz hat. Im J. 1877 gründete O. den «Scharmützelfonds», eine zumeist von irischen Dienstmädchen aufgebrachte Sammlung von Geldern zum Zwecke der Kriegführung gegen England. Die Verwaltung dieses Fonds, der gelegentlich bis 80000 Doll. anschwoll, wurde O. wegen entdeckter Unregelmäßigkeiten aus der Hand genommen. Im J. 1881 begründete er die Zeitung «United Ireland» und eine Organisation, welche die von diesem Blatte gepredigten Dynamitlehren ausführen sollte. Am 2. Febr. 1885, kurz nach den Explosionen im Tower und Westminsterpalast, wurde O. von einer excentrischen Engländerin, einer Frau Dudley, durch einen Pistolenschuß leicht verwundet. O. gehört in Amerika zu den gewerbsmäßigsten internationalen Verschwörern, die immer nur andere aufreizen, selbst aber im Hintergrund bleiben.

Odontalgie (grch.), Zahnschmerz.

Odontine, Mittel gegen Zahnschmerzen, besteht aus 1 Teil Cajeputöl, 1½ Teil Wacholderbeeröl, 1½ Teil Gewürznelkenöl und 12 Teilen Äther.

Pelletiers Odontine ist eine Zahnpaste zum Reinigen der Zähne, aus gebrannten Austerschalen, Bimsstein, Veilchenwurzel und Seife, mit ein wenig Karmin und Pfefferminzöl versetzt.

Odontolith (grch.), fossiler Zahn.

Odontologie (grch.), Lehre von den Zähnen, Zahnkunde; Odontotechniker, Zahnarzt; Odontotherapie, Zahnheilkunde.

Odovakar, f. Odoaker.

Odporklage, eine der deutschrechtlichen Impugnationsklage analoge, im böhm. Landtafelrechte ausgebildete Klage, wodurch gegen ein in die Landtafel eingetragenes Recht Einsprache erhoben und seine Löschung verlangt wird. Die O. mußte binnen der landrechtlichen Frist von 3 Jahren 18 Wochen nach erfolgter Eintragung angestellt werden. Daher die vor kurzem noch bei den deutschböhm. Juristen gebräuchlichen Ausdrücke: Odporant, Odporierungsprozeß u. dgl.

Odrau, Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Troppau in Österreichisch-Schlesien, in einem engen Thal an der Oder, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 3706 E. deutscher Zunge, hat ein Schloß (ehedem die befestigte Oderburg, jetzt Besitz des Grafen Franz von Sickingen-Hohenburg) und Fabrikation von Tuch-, Woll-, Baumwoll-, Leinen- und Gummiwaren.

Odrysen, das südlichste der alten thrazischen Völker, hatte seinen Sitz weitausgedehnt auf der Westseite des Hebros in dessen mittlerm und oberm Gebiet. Ihr König Teres vereinigte um die Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. das ganze thrazische Binnenland und Teile der Küste zu einem starken Reiche, welches unter seinem Sohne Sitalkes um 430 v. Chr. bis zur Donau, westlich bis zum Nestus sich ausdehnte. Nach des Sitalkes Tode (424) regierte sein Neffe Seuthes. Nach dessen Tode sank das Reich der O., und vielfache dynastische Streitigkeiten erleichterten es dem macedonischen Philipp II., bis 340 die Oberhoheit über die O. zu gewinnen, die nun andauernd (seit 280 v. Chr. längere Zeit auch durch keltische Angriffe heimgesucht) unter dem Einfluß macedon. Machthaber standen, bis nach dem Sturze des Perseus (168 v. Chr.) die O. zuerst Bundesgenossen, dann Vasallen der Römer wurden. Beim Aussterben des fürstlichen Hauses wurde das Gebiet der O. mit andern Landstrichen unter Kaiser Claudius 46 n. Chr. zu der röm. Provinz Thracia vereinigt.

Odschi (Ot-tschi, Tschi, Tschwi), Negersprache im westl. Afrika, auf der Goldküste im Westen des Rio Volta und zwar im südl. Teile des Aschantireichs, ferner in Fanti, Akim, Akwapim und Akwam gesprochen. Grammatiken derselben verfaßten Riis (Bas. 1853, deutsch und englisch) und Christaller (Bas. 1875, englisch).

Odschibwä (Djibway), f. unter Algontin.

Odul, Nomadenvolk, f. Jukagiren.

Odyniec (spr. Odhnjez, Anton Eduard), poln. Dichter, geb. 1804 im Kreise Oszmian in Litauen, studierte in Wilna und schloß sich dort eng an Mickiewicz an. Dann begab er sich nach Warschau und veröffentlichte seine ersten Gedichte («Poezye», 2 Bde., Warsch. 1825) und die Tragödie «Izora» (Warsch. 1828). Trefflich sind seine Übersetzungen von Schillers «Jungfrau von Orleans», W. Scotts «Jungfrau vom See» und Byrons «Korsar». Mit Mickiewicz bereiste er 1829 Deutschland und suchte mit diesem Goethe auf (s. «Zwei Polen in Weimar», von Bratranek, Wien 1870), verweilte dann in Paris und Dresden. Nach seiner Rückkehr nach Wilna redigierte er von 1859 an den «Kurjer» und veröffentlichte die Dramen «Felicyta» (1849), «Barbara Radziwill» (1858) und «Jerzy Lubomirski» (1861). Seit 1866 lebte er in Warschau und starb daselbst 15. Jan. 1885. Von großer Bedeutung für die Litteraturgeschichte der Zeit sind seine Briefe von der Reise: «Listy z podróży» (4 Bde., Warsch. 1875—78). Seine Gedichte, Balladen, Legenden, erschienen gesammelt 1874 zu Warschau.

Odyssee, das eine der beiden Homerischen Epen, f. Homer und Odysseus.

Odysseus, bei den Römern Ulysses oder richtiger Ulixes, eine der bedeutendsten Gestalten in dem Sagenkreise vom Trojanischen Kriege, ein treuer Spiegel des griech. Nationalcharakters mit seinen Vorzügen und Schattenseiten, in der Odyssee verherrlicht, war der Sohn des Laërtes und der Antikleia, Gemahl der Penelope, Vater des Telemachos, König von Ithaka. Auf einem Besuche bei seinem Großvater Autolykos erhielt er auf der Jagd eine Wunde am Knie, an deren Narbe ihn später seine Amme wiedererkannte. In Messene, wohin ihn einst sein Vater geschickt hatte, um Vergeltung zu fordern, weil Messenier Schafe von Ithaka geraubt hatten, traf er mit Ippitos zusammen, der ihm jenen berühmten Bogen schenkte, den die Freier nicht zu spannen vermochten. Zum Zuge gegen Ilios vermochte ihn Agamemnon nur mit Mühe zu überreden. Er versuchte vorher die Auslieferung der Helena in Güte zu bewerkstelligen und reiste deshalb nach Ilios; allein vergebens. Nach der spätern Sage war es vorzüglich Palamedes, der ihn zur Teilnahme am Zuge nötigte. Er nahm nun mit zwölf Schiffen als Führer der Kephallenier teil und zeigte sich ebensowohl als tapfern Streiter wie als gewandten, beredten und schlauen Kundschafter und Unterhändler. Er vermittelte zwischen Agamemnon und Achilles und

gewann nach des letztern Tode dessen Waffen, weshalb Ajas sein Feind wurde. Unter Führung des O. stiegen die Helden in das hölzerne Roß, aus welchem er mit Menelaos zuerst zu der Wohnung des Deïphobos eilte und in schwerem Kampfe siegte.

Noch reichern Stoff gaben der Sage und Poesie seine zehnjährigen Irrfahrten nach dem Falle von Ilios, welche die Odyssee ausführlich beschreibt. Zuerst wurde er an die thrazische Küste zu den Kikonen verschlagen, wo er 72 Gefährten verlor. Dann kam er zu den Lotophagen an der libyschen Küste, dann zu den Kyklopen (nach der spätern Ansicht an der Westküste von Sicilien; doch sind geogr. Bestimmungen in dieser phantastischen Märchenwelt des fernen Westens, in welche die Odyssee führt, überhaupt nicht möglich), wo Polyphem sechs seiner Gefährten verzehrte und O. denselben Geschick nur dadurch entging, daß er Polyphem berauschte und ihn im Schlafe seines einzigen Auges beraubte, weshalb aber nun O. von Poseidon, dem Vater des Polyphem, verfolgt wurde.

O. gelangte zur Insel des Äolos, der ihm einen Schlauch, in welchem er die Winde eingeschlossen hatte, mitgab. Als O.' Gefährten diesen Schlauch, bereits im Angesicht der Küste von Ithaka, öffneten, wurden die Schiffe mit Gewalt zurückgeworfen und kamen, von Äolos jetzt zurückgewiesen, zu den menschenfressenden Lästrygonen, vor denen O. nur mit einem einzigen Schiff sich rettete. Hierauf führte ihn sein Geschick zur Insel der Zauberin Circe, die ihn lange zurückhielt und ihm endlich auftrug, in das Reich des Hades hinabzusteigen, um dort den Tiresias zu befragen, wie er in seine Heimat zurückkehren könne. Dieses that er, kehrte dann zu Circe zurück, segelte hierauf zur Insel der Sirenen und geriet zwischen die Skylla und Charybdis, wo er wiederum sechs Gefährten verlor. Dann landete er an der Insel des Helios Trinakria, wo seine Gefährten, während er schlief, aus Hunger Stiere von der Herde des Gottes schlachteten. Dafür wurde sein Schiff auf der Weiterreise von Zeus durch einen Blitzstrahl zerschmettert und alle Gefährten getötet. Ganz allein kam O. auf den Trümmern seines Schiffs auf der Insel Ogygia an, wo ihn die Nymphe Kalypso gut aufnahm und sieben Jahre bei sich zurückhielt. Endlich, als Hermes ihr den Willen der Götter, daß O. heimkehre, verkündigt hatte, baute dieser sich ein Floß und fuhr fort. Aber Poseidon sendete Sturm, infolge dessen die Wellen ihn davon herabschleuderten. Schwimmend erreichte er das Ufer des Phäakenlandes. Hier traf ihn die Königstochter Nausikaa, von der er zu ihrem Vater Alkinoos geführt wurde, der ihn gastlich aufnahm und reich beschenkt in die Heimat sandte. Im Schiffe fast eingeschlummert, langte er endlich nachts in Ithaka nach 20jähriger Abwesenheit wieder an, wo er Penelope, die ihm treu geblieben war, und seinen Sohn Telemachos wieder antraf. Die Freier, welche sich um die Hand seiner Gattin beworben und sein Hab und Gut verpraßt hatten, tötete er. Von seiner spätern Lebenszeit erzählt Homer nur die Weissagung des Tiresias, nach der ihm ein sanfter Tod in hohem Alter bevorstand. Nach einer spätern Sage wurde er durch einen Rochenstachel von seinem und der Circe Sohne Telegonos, der, seinen Vater suchend, auf Ithaka gelandet war, im Kampfe, da beide einander nicht kannten, getötet.

Die bildenden Künste haben die Abenteuer des O., wie überhaupt die trojschen Sagen, vielfach dargestellt. Vgl. Overbeck, «Die Bildwerke zum thebischen und trojschen Heldenkreis» (Halle 1853); Ernst von Bär, «Über die homerischen Lokalitäten in der Odyssee» (herausg. von Stieda, Braunschw. 1878); Volte, «De monumentis ad Odysseam pertinentibus» (Berl. 1882).

Oeil-de-Bœuf (frz., d. i. Ochsenauge) heißt in der Architektur eine runde oder ovale Öffnung, die in einer Wand, in einem Dache oder in einer Kuppel der Beleuchtung wegen angebracht ist. Berühmt ist im Schlosse zu Versailles ein Zimmer, das von einem solchen im Friese durchbrochenen Rundfenster den Namen Oeil-de-Bœuf führt und in der franz. Hofgeschichte unter Ludwig XIV. eine wichtige Rolle spielt. Es diente als Wartezimmer für die Generale, Prälaten und Herren, die sich jeden Morgen zum Lever einstellten.

Oeil-de-perdrix (frz.), «Rebhuhnauge», Wein von dessen Farbe, blaßröthlicher Champagner.

Oeiras, Stadt im portug. Distrikt Lissabon, in Estremadura, nördlich von der Mündung des Tejo (Rio do Tejo) in den Atlantischen Ocean, hat (1878) 2846 E., ein Schloß des Marquis von Pombal mit Park und warme Mineralbäder. Etwa 2 km südwestlich von O. erhebt sich an der Meeresküste das Fort Torre de São Julião; außerdem schützen hier noch mehrere kleinere Forts (de Catalazete, das Maias u. s. w.) die Einfahrt in die Ria do Tejo.

Oeynhausen (Grafen und Freiherren von, spr. Öhnhausen), altes seit der Mitte des 13. Jahrh. urkundlich genanntes Adelsgeschlecht Westfalens, dessen gleichnamiger Stammsitz im Kreise Hörter liegt. Arnd von O. (gest. 1542) wandte sich der prot. Lehre zu und begründete durch seine beiden Söhne zwei noch jetzt bestehende Hauptlinien. Der ältern, freiherrlichen, gehörte Freiherr Karl August Ludwig von O. (geb. zu Grevenburg 4. Febr. 1795, gest. daselbst 1. Febr. 1865) an, welcher als preuß. Oberbergrat sich einen bedeutenden bergmännischen Ruf erwarb und das 1848 nach ihm benannte Bad Oeynhausen in Westfalen begründete. Die jüngere Linie wurde 1722 von Kaiser Karl VI. in den Grafenstand erhoben und ist in Mecklenburg, Hannover und Westfalen begütert. Aus ihr stammte Margarete Gertrud (geb. 1702, gest. 1726), seit 1721 Gemahlin des Grafen Albrecht Wolfgang zur Lippe-Büdeburg und Mutter des betannten Grafen Wilhelm zur Lippe-Büdeburg.

Oeynhausen (Julius, Graf von), geb. zu Hameln 11. März 1843, studierte in München und Göttingen die Rechtswissenschaft, trat 1866 in die hannoversche, 1867 in die preuß. Armee und nahm 1870 den Abschied. Nachdem er im Herbst 1871 nach Berlin übergesiedelt war, wurde er 1872 zum Kammerjunker, 1873 zum Mitglied des königl. Herolds-Amts, 1879 zum Kammerherrn und 1881 zum Ceremonienmeister ernannt. Als Vorsitzender des heraldisch-genealogischen Vereins «Herold» stand er an der Spitze der Kommission, welche 1882 die heraldische Ausstellung zu Berlin ins Werk setzte. O. war auf dem Gebiete der Genealogie und Heraldik mehrfach litterarisch thätig.

Oeynhausen (spr. Öhnhausen), ein in neuerer Zeit sehr in Aufnahme gekommener, 1860 zur Stadt erhobener Kurort mit vielbesuchtem, unter königl. Verwaltung stehendem Bade, im preuß. Kreis und Regierungsbezirk Minden, im Weser-

thale, 16 km von Minden, kurz vor dem Einfluß der Werre in die Weser gelegen, Station der Linien Hannover-Rheine und Else-Löhne der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, hat (1880) 2291 meist prot. E., mehrere Hotels, einen großen Kurpark, zwei große Badehäuser, ein Dunstbad, ein Wellenbad in der Werre, eine Trinkquelle, ein großes Kurhaus mit Theater-, Lese- und Billardsaal, eine Säulenhalle, Molkenkur u. s. w. Die kohlensaure Thermalsole entspringt aus drei Bohrlöchern im Kurgarten, von denen das Hauptbohrloch in der Minute 0,82 cbm Sole von 33,75° C. liefert. Die zwei andern Quellen haben eine Temperatur von 20,25° C. Reiche Solquellen entspringen im Bülowbrunnen und werden größtenteils in der königl. Saline Neusalzwerk zur Darstellung von Salz verwendet. O. wird als Kurort besonders gegen Lähmungen, Nervenleiden, Uterusleiden, Gicht, Rheumatismus, chronischen Katarrh u. s. w. empfohlen; 1884 war das Bad von 4814 Kurgästen besucht. Vgl. Sauerwald, «Bad O.» (Berl. 1873); Freytag, «Bad O.» (Lpz. 1876); Lehmann, «Bad O.» (2. Aufl., Gött. 1882).

Ofánto, der Aufidus der Alten, Fluß in Unteritalien, entspringt im Süden der ital. Provinz Avellino (Principato ulteriore), umfließt den Vultur, bildet zuerst die Grenze zwischen den Provinzen Avellino und Foggia (Capitanata) nördlich und Potenza (Basilicata) südlich, dann zwischen Foggia nördlich und Bari südlich und mündet nach einem Lauf von 100 km 7 km nordwestlich von Barletta ins Adriatische Meer. Südlich von seinem Unterlaufe liegt das Schlachtfeld von Cannä (s. d.) aus.

Ofen, ungar. Buda, früher die Hauptstadt des Königreichs Ungarn, seit 1872 mit Pest zur Stadt Budapest (s. d.) vereint. Die Entstehung der Stadt knüpft sich an das von Bela IV. 1247 erbaute Schloß, das Ludwig I. 1351 zu seinem beständigen Aufenthalt wählte und Matthias Corvinus neu erbaute, der auch 1444 O. zur Festung machte. Die berühmte Bibliothek des Corvinus wurde 1526 bei der Eroberung O.s durch die Türken teils vernichtet, teils nach Konstantinopel gebracht, von wo 1876 Sultan Abd-ul-Hamid 35 Bände der budapester Universität wieder als Geschenk zuschickte. Seit 1529 war O. Sitz eines türk. Paschas; 1686 wurde es von Karl von Lothringen erobert. Im ungar. Aufstand wurde es vom 4. Mai 1849 an von Görgei belagert, vom General Hentzi tapfer verteidigt und 21. Mai von den Ungarn erstürmt. Dem General Hentzi, der beim Sturm fiel, wurde 1851 ein Denkmal errichtet. Seit 1875 hat O. den Charakter als Festung verloren. O. hat noch einen weitverbreiteten Ruf durch seine warmen Schwefelbäder, namentlich das Kaiser-, das Königs-, das Raiczen- und das Blocksbad sind viel besucht; alle Quellen liegen am östl. Abhang der Ofener Berge, entlang dem Ufer der Donau. Nicht weniger bekannt sind die Ofener Bitterquellen.

Ofen (frz. fourneaux, poêles; engl. ovens, stoves), im weitesten Sinn die Bezeichnung für die mit Wandungen aus feuerfestem Material umschlossenen Räume, in welchen durch Verbrennung Wärme entwickelt wird, um entweder zur Erhitzung eines Körpers in demselben Raum nutzbar gemacht, oder für nützliche Zwecke, zum Heizen, Trocknen, Kochen u. s. w., nach außen abgeleitet zu werden. Bei den O. der erstern Art, welche ausschließlich technischen und gewerblichen Zwecken dienen, unterscheidet man, je nachdem der zu erhitzende Körper mit dem Brennmaterial selbst in Berührung kommt, oder nur von der Flamme getroffen wird, oder die übertragung der Wärme auf denselben durch Vermittelung feuerfester Behälter stattfindet, Herd- und Schachtöfen, Flammöfen und Gefäßöfen (Tiegel-, Muffen-, Röhren- und Retortenöfen). Über die wichtigsten Konstruktionen der O. für technische und gewerbliche Zwecke s. die Spezialartikel, resp. die betreffenden Kollektivartikel, z. B. Röstofen, Hohofen, Puddelofen, Flammofen unter Eisenerzeugung, Cupolofen unter Eisenerzeugung und Eisengießerei, Kalkofen unter Kalk, Glasofen unter Glas, Ziegelofen unter Thonwarenfabrikation, Backofen unter Brot und Brotbäckerei.

Im engern Sinn versteht man dagegen unter O. die zur Lokalheizung gebräuchlichen geschlossenen Feuerungen im Gegensatz zum Kamin (s. d.). In Fig. 1 der Tafel: Öfen ist ein Kamin von Paul Kretschmann in Leipzig dargestellt. Ein Mittelglied zwischen dem Kamin und dem eigentlichen Ofen bildet der moderne Kaminofen, in welchem die Annehmlichkeit des erstern, der Anblick des offenen Feuers, mit der rationellern Einrichtung des letztern kombiniert ist. Dem Material nach sind die Zimmeröfen entweder thönerne (Ziegel- oder Kachelöfen) oder eiserne Öfen. Zu den erstern gehört der durch zahlreiche Züge und durch guten Verschluß ausgezeichnete Russische Ofen, sowie der seiner saubern Fayencefliesen wegen für elegante Wohnräume beliebte Berliner Ofen.

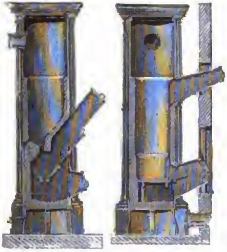
Der gewöhnliche Kachelofen, als dessen Repräsentant der in Fig. 2 abgebildete Meißener Ofen gelten kann, ist aus mehr oder weniger verzierten Kacheln (s. d.) zusammengesetzt. Im Sockel befindet sich die Feuerung. Der Feuerraum, ein fast die ganze Tiefe des Ofens einnehmender Kanal, ist durch einen eisernen Rost in den eigentlichen Feuerraum und den Aschenraum geteilt; auf dem Rost wird das Heizmaterial verbrannt, wobei Schlacken und Asche durch die Roststäbe fallen können. Feuerraum und Aschenraum sind durch eiserne Thüren verschließbar. Die zur Verbrennung nötige Luft tritt durch den Aschenraum unter den Rost und durchstreicht das auf diesem aufgehäufte Brennmaterial; eine an der Aschenkastenthür angebrachte Rosette gestattet hierbei die Regulierung des Luftzugs. Die Verbrennungsgase steigen nicht von der Feuerung direkt in den Schornstein, sondern gelangen zu diesem durch verschiedene, teils horizontal, teils vertikal im Ofenaufsatz geführte Züge. Auf diesem Wege geben sie ihre Wärme an die Kacheln des Ofens ab, von welch letztern dieselbe durch die umgebende Luft aufgenommen wird. Diese O. erhalten, wenn sie des Morgens angeheizt werden und ungefähr zwei Stunden gebrannt haben, bei verschraubter Feuer- und Aschenlochthür das Zimmer den ganzen Tag auf einer gleichmäßigen Temperatur. Die Nachteile derselben bestehen darin, daß sie, weil massiv aus Steinen und Kacheln aufgebaut, verhältnismäßig schwer sind, sowie daß sie ziemlich viel Raum einnehmen. O. der beschriebenen Konstruktion sind in Norddeutschland fast ausschließlich in Gebrauch.

In den neuern Häusern und besonders in den modernen Zinshäusern hat man mit Beibehaltung desselben Konstruktionsprinzips die O. derart ausgeführt, daß auf einem kleinen massiven Sockel

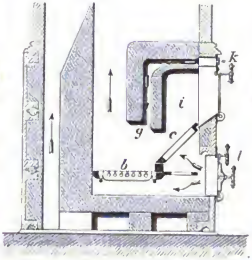
18. 19. Kortingscher Rippen-Ofen für Dampf- und Wasserheizung (Schnitt und Ansicht).

15. Gasofen von Schäffer u. Walcker.

2. Meifsener Kach



4. 5. Schachtöfen.



11. Heisers Kachelofen mit rauchfreier Verbrennung.

13. Gaskamin für Kirchen von Se

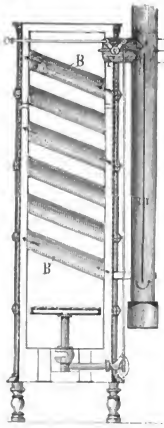
3. Meidingers Füllofen.

9. 10. Luftheizofen (Ansicht und Schnitt).

1. Kamin von

…ofen.

6. Geburthscher Ofen.



16. 17. Gasofen von Kutscher (Schnitt und Ansicht).

…ffer u. Walcker.

14. Gaskamin von Schäffer u. Walcker.

7. Runder Regulierfüllofen von Geburth.

8. Amerikanischer Füllofen.

…tschmann.

12. Transportabler Gasofen.

eine gußeiserne Feuerkiste, d. h. ein rechteckiger Kasten, der Feuer- und Aschenraum umfaßt, aufgestellt und auf diesem erst der Ofen mit den Zügen aufgemauert ist. Der Ofenkörper ist jedoch hier, der Leichtigkeit wegen, nicht massiv, sondern es sind nur die horizontalen und vertikalen Züge in verzierten Kacheln ausgeführt, zwischen denen große Aussparungen bleiben. Bei diesen Konstruktionen kann allerdings die Zimmerluft die Züge direkt umspülen und so sich schnell erwärmen. Ein wesentlicher Übelstand derselben ist aber, daß der leichte Bau die Wärme nicht genügend aufspeichert, sodaß man fast unausgesetzt heizen muß, um eine einigermaßen konstante Temperatur zu erzielen. Um die Wärme möglichst lange in solchen Ö. zurückzuhalten, wurden früher häufig im Schornstein Klappen oder Schieber angebracht, die entweder ganz geschlossen oder doch so gestellt werden, daß sie den Zug vermindern. Dieselben dürfen aber erst geschlossen werden, sobald das Feuer vollständig ausgebrannt ist, weil sonst die gesundheitsschädlichen Kohlenoxydgase ins Zimmer dringen. Da diese Vorrichtungen infolge nachlässiger Bedienung schon öfters Todesfälle durch Erstickung veranlaßt haben, ist ihre Anbringung jetzt fast überall polizeilich verboten.

Während man früher fast alle Ö. aus Mauersteinen und Kacheln baute, haben sich die eisernen Öfen (aus Gußeisen oder Eisenblech) trotz mancher Unzuträglichkeiten mehr und mehr eingebürgert. Dieselben haben, abgesehen von ihrer Wohlfeilheit, den Vorteil, daß sie das Zimmer sehr schnell auf eine gewisse Temperatur erwärmen, wobei jedoch die Wärme sich sehr ungleichmäßig im Zimmer verteilt, sodaß sie in der Nähe des Ofens lästig wird, während die entfernteren Stellen des Zimmers kalt bleiben. Hierzu kommt die Ausdünstung schädlicher Gase, sobald der Ofen glühend wird, und das schnelle Erkalten, nachdem man mit dem Heizen aufgehört hat. Vielfach findet man für kleinere Räume eiserne Ö. als sog. Kanonenöfen im Gebrauch. Es sind dies kleine runde Ö. ohne besondere Züge für die Verbrennungsprodukte, meist mittels langer, durch das Zimmer geführter Rohre mit dem Schornstein verbunden, sodaß auch auf diesem Wege noch etwas Wärme an die Zimmerluft abgegeben wird. Man findet auch Kanonenöfen aus Thon und zwar aus glasierten Fayencekacheln, als sog. Porzellanöfen hergestellt; sie sind dann aus einzelnen Ringen zusammengesetzt, die mittels blanter Messingbänder aneinander gehalten werden.

Der erste Schritt zu rationellern, den Errungenschaften der Wärmelehre und Feuerungstechnik entsprechenden Ofenkonstruktionen waren die Füllöfen oder Regulierfüllöfen, die besonders für Bureaus, Läden u. s. w. eine ziemlich weite Verbreitung gefunden haben. Dieselben werden nur einmal des Tags mit einem bestimmten Vorrat an Heizmaterial gefüllt, dessen Verbrennung durch Regulierung der Zugluft beschleunigt oder verlangsamt werden kann; das aufgespeicherte Brennmaterial wird durch die abziehenden Verbrennungsprodukte erwärmt. Die Regulierfüllöfen werden meist aus Eisen gebaut, doch sind bei diesen Konstruktionen die oben angeführten Übelstände der alten eisernen Ö. beseitigt, resp. vermindert. Die eisernen Regulierfüllöfen sind sämtlich Mantelöfen, d. h. der eigentliche gußeiserne Ofen, in welchem das Heizmaterial aufgespeichert ist und zur Verbrennung kommt, ist von einem guß- oder schmiedeeisernen Mantel umgeben, sodaß sich zwischen beiden eine Luftschicht befindet. Auf diese Weise wird die direkte Ausstrahlung der Hitze in der Nähe der Ö. und ein Glühen der Heizfläche vermieden, während durch das aufgehäufte, erwärmte Brennmaterial die schnelle Abkühlung und damit auch die Ungleichmäßigkeit der Zimmertemperatur kompensiert wird. Als Vorbild und Ausgangspunkt aller Konstruktionen von Regulierfüllöfen ist der in Fig. 3 abgebildete Meidingersche Ofen zu betrachten. Die Abbildung zeigt eine solche Aufstellung des Ofens, daß derselbe, außerhalb des zu heizenden Raums stehend, diesem durch ein seitliches Rohr frische, von außen entnommene Luft zuführt, die zwischen Ofen und Mantel erwärmt worden ist. Soll der Ofen den Raum, in welchem er aufgestellt ist, selbst heizen, so darf oben der Raum zwischen Mantel und Ofen nicht geschlossen sein. Der letztere wird in diesem Fall oben mit einer verzierten durchbrochenen Eisenplatte belegt und kann alsdann die erwärmte Luft in das Zimmer ausströmen. Es ist leicht ersichtlich, daß bei der durch die Konstruktion bedingten Cirkulation der Zimmerluft mit einem verhältnismäßig kleinen Ofen ein großes Luftquantum erwärmt werden kann.

In Fig. 4 und 5 sind zwei Ö. im Schnitt dargestellt, die im Prinzip der Meidingerschen Konstruktion gleich sind; es sind dies sog. Schachtöfen, welche, wie der soeben besprochene, von dem Eisenwerk kaiserslautern ausgeführt werden. Der Ofen (Fig. 4) bewirkt lediglich eine Cirkulationsheizung, indem er die Luft aus dem Zimmer, in welchem er steht, ansaugt und sie oben wieder abgibt. Der Ofen (Fig. 5) ist für Ventilationsheizung bestimmt; er wird, in dem zu heizenden Zimmer stehend, vom Korridor aus beschickt und führt von hier frische Luft in das Zimmer. Ö. dieser Art werden vielfach in Schulen, Krankenhäusern, Gefängnissen u. s. w. verwendet; da sie, weil von außen bedient, dem Bereich unbefugter Personen entzogen sind. Zwei Regulierfüllöfen von R. Geburth in Wien sind in Fig. 6 und 7 der Tafel abgebildet. Dieselben sind ebenfalls Mantelöfen. Der in Fig. 7 dargestellte runde Ofen ist mit einem Mantel aus gewelltem Eisenblech umgeben, wodurch er neben gefälliger Form eine große Heizfläche erhält. Der zweite, in Fig. 6 dargestellte Ofen besteht ganz aus Gußeisen; derselbe zeigt ebenfalls ein gefälliges Äußere und ist derart konstruiert, daß er bequem auseinander genommen werden kann.

Ein eleganter amerikanischer Regulierfüllofen (Crown-Jewel genannt), von Louis Marburg u. Söhne in Frankfurt a. M. ausgeführt, ist in Fig. 8 veranschaulicht. Dieser Ofen steht in einem Mantel aus Gußeisen, der Aufsatz B bildet das Brennmaterialmagazin. Um dem Ofen den Charakter eines Kamins zu verleihen, ist der den Feuerraum umgebende Teil des Mantels mit Glimmerscheiben versehen, durch welche man das Feuer beobachten kann. Hinten, in der Nähe des Rauchabzugs, ist eine Kochvorrichtung angebracht, sodaß man leicht einen Theekessel aufstellen kann.

Eine modifizierte neuere Füllofenkonstruktion, nach Patent Grotefend von der Eisenhütte Westphalia (Wehrenbold u. Komp.) bei Lünen a. d. Lippe ausgeführt, wird durch Fig. 9 und 10 in Ansicht und Schnitt illustriert. Dieser sog. Luftheizofen ist insofern eine Vervollkommnung der Regulierfüll-

öfen, als die zur Verbrennung nötige Luft derart geleitet wird, daß sie sich vorwärmen kann. (S. die Pfeile im Schnitt Fig. 10.) Infolge dessen ist der Brennmaterialverbrauch ein sehr sparsamer, wozu noch kommt, daß der Zimmerluft eine große Heizfläche geboten ist, indem dieselbe sehr energisch in den horizontal liegenden Kanälen zirkulieren kann. Bei der eigenartigen Führung der Verbrennungsluft ist es ferner ermöglicht, die Aschenkastenthür während des Betriebes geschlossen zu halten, sodaß kein Staub entsteht; auch ist durch diese Luftführung und Vorwärmung in gewissem Grade der in zahlreichen neuern Konstruktionen erstrebte, in ökonomischer wie in hygienischer Hinsicht wichtige Vorteil einer rauchfreien Verbrennung erreicht.

In Fig. 11 ist ein Vertikalschnitt durch einen Kachelofen mit rauchfreier Verbrennung nach System Heiser wiedergegeben. Das Brennmaterial wird durch die Heizthür l eingefüllt und breitet sich auf dem Planrost b und dem schrägen Rost c aus, sodaß es von der Verbrennungsluft gut durchzogen werden kann. Die Verbrennungsgase ziehen nicht direkt vom Rost in die Züge des Ofens, resp. in den Schornstein, sondern treten zuvor in die Entgasungskammer i, wo sie zurückgehalten werden, um sich mit der durch das Zuglock k eintretenden Luft zu mischen, welche, den Kanal g passierend, vorgewärmt wird. Auf diese Weise ist im Raum i die vollständige Oxydation der Gase ermöglicht, wodurch ein bedeutender Heizeffekt, sowie eine weitgehende Ausnutzung des Heizmaterials erzielt wird. Am vollkommensten wird jedoch der Brennstoff ausgenutzt, wenn man denselben vergast, sodaß nur die erdigen Bestandteile (Asche und Schlacke) zurückbleiben, und das erhaltene Gas mit Luft gemischt in besonders eingerichteten Ö. verbrennt, wobei weder Rauch noch Ruß, noch Kohlenstaub entsteht und die vollständigste Oxydation zu Kohlensäure stattfindet.

Während in manchen Industriezweigen, z. B. in der Glasfabrikation, schon seit einiger Zeit die Gasheizung verwendet wird, indem in den betreffenden Anlagen selbst die Vergasung des Brennstoffs in sog. Generatoren erfolgt, hat dieselbe für Privathäuser, obwohl sie die ökonomischste, einfachste und gesundeste Heizmethode ist, der hohen Kosten wegen, da die bestehenden Gasfabriken nur Gas für Beleuchtungszwecke liefern, noch wenig Verbreitung gefunden. (Vgl. Feuerungsanlagen und Gasheizungsvorrichtungen.) Die Gasöfen können mit oder ohne Luftabzug in den Schornstein benutzt werden und sind mithin leicht aufzustellen. In Fig. 12 ist ein transportabler Gasofen von der Aktiengesellschaft Schäffer u. Walcker in Berlin für Restaurants u. s. w. zum Anwärmen von Speisen dargestellt. Häufiger findet schon heute die Gasheizung in Räumen Anwendung, die schnell und nur vorübergehend geheizt werden sollen. Ein Gaskamin für Kirchen von der obengenannten Firma ist in Fig. 13, ein solcher für Wohnräume in Fig. 14 und ein Gasofen für Wohnräume in Fig. 15 gezeigt. In diesen Ö. brennen die Flammen vor Asbestflocken, wobei die Wärme von diesen aufgespeichert und an die Zimmerluft abgegeben wird.

Ein vorzüglicher Gasofen, der die Vorteile der obenerwähnten Ventilations- und Cirkulationsheizung mit denjenigen der Gasheizung vereinigt, ist der in Fig. 16 und 17 in Ansicht und Schnitt dargestellte Ventilationsgasofen von Robert Kutscher in Leipzig. Derselbe besteht aus einem aus Eisenblech hergestellten, unten durch eine Art Doppelrost aus Blechplatten abgeschlossenen Gehäuse. In diesem befindet sich ein Ringbrenner, nach dem Prinzip der Bunsenschen Brenner konstruiert. Die kalte Luft tritt unten in den Ofen ein, wärmt sich an den Rostblechen vor und gelangt so in den Brenner, wo sie mit dem Gas gemischt wird. Die Verbrennungsgase steigen vom Rost aus im Gehäuse in die Höhe, umspülen die schräg liegenden Rohre B (vgl. Fig. 16) und treten oben bei F in das zum Schornstein führende Abzugsrohr, in welchem sie durch die Zunge m gezwungen werden, nach unten zu steigen, sodaß sie auf ihrem Wege noch ziemlich viel Wärme abgeben. Die erwärmte Luft wird in den Rohren B von hinten nach vorn in der Richtung der Pfeile bewegt und da der Ofen an der Wand steht, von dieser immerfort in das Zimmer hineingetrieben. Dieser Ofen wirkt so vorzüglich, daß er hinten immer kalt bleibt, während vorn die warme Luft ausströmt.

Die Gasheizung, bei welcher das zur Wärmeabgabe bereits fertige Brennmaterial von einer Centralstelle aus den einzelnen Feuerstellen zugeführt wird, bildet insofern, obwohl sie stets Lokalheizung ist, den übergang von dieser zur Centralheizung. Die Centralheizung im strengern Sinne (s. Heizung) bedarf eigentlicher Ö. nicht, sondern nur in jedem zu heizenden Raum sog. Heizkörper, in denen die Wärmeträger (Dampf, heißes Wasser oder Luft) von der Centralstelle aus zugeleitet werden. Fig. 18 und 19 zeigen einen Zimmerofen aus Körtingschen Rippenheizkörpern für Dampf- und Wasserleitung. In den Rippenrohren kursiert der Dampf oder das heiße Wasser, und da hiermit eine große Heizfläche geschaffen ist, wird die Wärme sehr vollkommen an die Luft abgegeben. Der Ofen ist, wie aus den beiden Figuren (Ansicht und Schnitt) ersichtlich, ein Mantelofen; derselbe bewirkt eine kräftige Cirkulation der Zimmerluft.

Ofenbruch nennt man in der Metallurgie Ansätze von fremden, durch sekundäre Prozesse gebildeten Körpern, welche sich an verschiedenen Stellen der Schmelzöfen bilden und durch ihr Vorhandensein häufig störend auf den normalen Betrieb einwirken.

Ofenfarbe ist Graphit.

Ofenheim (Victor, Ritter von Ponteuxin), geb. 1821 in Wien, studierte die Rechte und die orient. Sprachen, trat 1849 unter dem Ministerium Bruck in die Generaldirektion für Eisenbahnbauten als Beamter ein, war von 1856 bis 1864 bei einer Privatgesellschaft, der Galizischen Karl-Ludwigsbahn, thätig, beteiligte sich an dem Bau der Lemberg-Czernowitz-Jassybahn und war 1864—72 Generaldirektor dieser Bahn. Als die Bahn von Staats wegen sequestriert wurde, gab Ö., der außerdem bei vielen Finanz- und Industrie-Unternehmungen beteiligt war, seine Entlassung. Er wurde 1873 in Untersuchung und am 2. Jan. 1875 als Angeklagter vor die Schranken des Gerichts gezogen. Die Anklage bezog sich auf die Lemberg-Czernowitz-Jassybahn und lautete auf Betrug, begangen bei der Finanzierung, der Grundeinlösung, der Schwellenlieferung, Beschaffung der Fahrbetriebsmittel, sowie durch Abschließung fiktiver Übereinkommen, wodurch die Gesellschaft und der die Gesellschaft subventionierende Staat geschädigt worden seien.

Die Folge war ein Monstreprozeß, dessen öffentliche Schlußverhandlung vom 2. Jan. 1875 bis zum 27. Febr. stattfand und in dem sich gleichsam die sittliche Reaktian gegen die vorangegangene «Gründerperiode» manifestierte, wodurch er eine gewisse typische Bedeutung erhalten hat. O. wurde von den Geschworenen freigesprochen. [s. d.].

Ofenhorn, ein Gipfel des Sankt Gotthard

Ofenkachein, s. Kacheln.

Ofenklappe, s. unter Ofen.

Ofenpaß, Alpenpaß im schweiz. Kanton Graubünden, verbindet das Engadin mit dem Münsterthal. Die 39 km lange Poststraße über den Paß, 1869—70 an der Stelle des alten Saumwegs erbaut, steigt von Zernez (1497 m) im Unterengadin südostlich durch die engen Wald- und Felsschluchten des Spöl und der Ova del Fuorn zu dem einsamen Wirtshaus (1804 m) am Ofenberg (roman. ilg Fuorn) hinauf, erreicht über die Alp Buffalora, nach welcher der Weg früher auch Buffalorapaß genannt wurde, die Paßhöhe Sü Som oder Cierfser Jöchlein (2155 m), welche die Wasserscheide zwischen dem Spöl (Inn) und dem Rombach (Etsch) bildet, und zieht sich durch das Münsterthal nach Münster (1248 m) hinab, wo sich an die Ofenpaßstraße eine 10 km lange Fahrstraße nach Mals an der Straße über die Reschenscheideck anschließt.

Offenau, Pfarrdorf im württemb. Neckarkreis, Oberamt Neckarsulm, rechts am Neckar, Station der Linie Neckarelz-Jagstfeld der Badischen Staatsbahnen, hat (1880) 849 kath. E., Wein- und Tabaksbau und die Saline Klemenshall mit Solbad.

Offenbach, Fabrikstadt in der großherzoglich hess. Provinz Starkenburg am linken Ufer des Main und nur 5 km östlich von Frankfurt, mit welchem es durch eine Lokalbahn und neuerdings auch durch eine elektrische Bahn verbunden ist, Station der Linie Bebra-Frankfurt der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts nebst Kammer für Handelssachen, eines Kreisamts, Hauptsteueramts und einer Reichsbanknebenstelle, hat eine Realschule erster Ordnung, eine höhere Mädchen-, Handels- und Kunstgewerbeschule und zählte 1801 nur 5704, 1880 aber 28 449 meist prot. E. Das Äußere der Stadt ist durchaus modern. Von ältern Bauwerken ist nur das Isenburgsche Schloß (1570—72 erbaut) ein schönes Denkmal der Renaissance, von neuern die drei prot., die kath. und die deutschkath. Kirche, die Synagoge, das neue Hospital, das Armenhaus, das Justizgebäude, der Bahnhof und das Palais des Fürsten Isenburg-Birstein hervorzuheben. O. hat sich zur ersten Fabrikstadt des Großherzogtums Hessen emporgeschwungen. Die Einwohnerschaft trieb anfänglich fast bloß Ackerbau, bis sich mit Übersiedelung des Hofs des Fürsten von Isenburg um 1685 eine kleine Hof- und Beamtenaristokratie zu bilden begann. Zu Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrh. siedelten sich franz. Refugiés im Orte an, meist Strumpf- und Kappenwirker, Kunstweber und Posamentierer, die ihr Gewerbe auch nach der neuen Heimat verpflanzten. Die Anlage eigentlicher Fabriken begann erst 1774 mit der Begründung der noch bestehenden Schnupftabakfabrik der Gebrüder Bernard, der alsbald der Musikverlag und die Notendruckerei von Johann André (s. d.) folgte, dessen Geschäft ebenfalls noch jetzt in den Händen der dritten Generation blüht. Etwas später entstanden Etablissements für Rauchtabak, Brieftaschen und Etuis, Wagen, Wachslichter und «Offenbacher Pfeffernüsse». Als sich Hessen-Darmstadt (14. Febr. 1828) dem Zollverein angeschlossen, blühten Handel und Verkehr in O. rasch auf. Den Hauptgegenstand der Industrie bilden die Portefeuillewaren, in welcher Branche O. mit Paris, Wien und Berlin direkt konkurriert. Derselben schließt sich an die Fabrikation von Stahl- und Gürtlerwaren, Sattlerwaren und Schuhen. Außerdem bestehen in O. Maschinenfabriken, Eisen- und Gelbgießereien, Fabriken für Firnis, Lackfarben und Druckerschwärze, für Hüte, Dachfilz, Wachstuch, Glanzleder, Stearinkerzen, Parfümerien, Bunt- und Glanzpapier, Leim, Chemikalien (Anilin, Bleiweiß u. s. w.), Cichorien; ferner eine Haarschneiderei, Tricot- und Börsenwebereien, eine Gold- und Silberspinnerei, Schriftgießereien u. s. w. O. wird als Ort zuerst 970 genannt und war damals im Bann des Dreieicher Reichsforstes gelegen, dessen Vögte die Herren von Hagen (Hain) waren. Durch Heirat und Erbteilung kam O. an die Dynastie von Falkenstein im Taunus (1257), dann (1419) an die Herren von Sayn und die Grafen von Isenburg-Büdingen gemeinsam, endlich 1486 durch käufliche Abmachung zwischen beiden Häusern an die Isenburger allein. Mit der Mediatisierung des Fürstentums Isenburg (1815) kam auch O. unter hess. Hoheit. Vgl. Pirazzi, «Bilder und Geschichten aus O.s Vergangenheit» (Offenbach 1879).

Offenbach (Jakob), Komponist burlesk-komischer Operetten, geb. zu Köln 21. Juni 1819, von israel. Abkunft, machte 1835—37 auf dem Konservatorium in Paris seine Studien, nach deren Beendigung er als Violoncellist nacheinander in verschiedene Theaterorchester, zuletzt in das der Opéra-Comique, eintrat. Seit 1841 veröffentlichte er verschiedene kleine Violoncellkompositionen, die Beifall erhielten. Er ging 1848 nach Deutschland, kehrte aber 1850 wieder nach Paris zurück, wurde zuerst Musikdirektor am Orchester des Théâtre français und eröffnete 1855 eine eigene Bühne, die er Bouffes-Parisiens benannte und wo er seine Operetten zur Aufführung brachte. Er besuchte mit seiner Truppe mehrmals die franz. Provinzen, England und einige Städte Deutschlands, später allein auch Amerika. Er starb 5. Okt. 1880 zu Paris und wurde auf dem Kirchhof Montmartre beerdigt. Die bekanntesten seiner Operetten sind: «Le mariage aux lanternes», «Orphée aux enfers», «La belle Hélène», «La Grande-Duchesse de Gerolstein», «La vie parisienne», «Barbe-bleue». Es sind Stücke von in der Regel frivolem Inhalt, häufig mit parodistischer Tendenz, welche neben vielerlei Trivialitäten und Geschmacklosigkeiten doch auch zahlreiche drastisch-komische Züge aufweisen, auf denen ihre Hauptanziehungskraft beruht.

Offenbánya (Offenburg), Bergflecken im ungar. Komitat Torda-Aranyos (Siebenbürgen), am Aranyosfluß, inmitten des Hochgebirges, mit 1300 rumän. und ungar. E., Bergbau auf Gold, Silber und Blei. Nahe dabei die Ruinen einer alten Abtei.

Offenbarung (revelatio) heißt überhaupt eine göttliche Kundgebung an die Menschen. Der Glaube an dergleichen göttliche O. ist so alt wie die Religion. Schon das heidnische Altertum glaubte, daß alles höhere Wissen und Können der Menschen auf göttlicher Mitteilung beruhe, und hielt nicht nur die Religionsstifter und Seher der Zukunft, sondern auch die Weisen, Künstler und Dichter für

angehaucht vom göttlichen Geist oder für inspiriert. (S. Inspiration.) Daneben glaubte man, daß die Götter durch Orakel, Wunder und Zeichen den Menschen ihren Willen verkündigten und ihnen Enthüllungen gäben über zukünftige Dinge. In der griech. Welt erstreckt sich das Gebiet der göttlichen O. über den ganzen Umfang des natürlichen, bürgerlichen und polit. Lebens und bezieht sich nur zum geringern Teil auf Mitteilung eigentlich religiöser Erkenntnisse. Enger abgegrenzt auf das spezifisch religiöse Gebiet erscheint der Offenbarungsglaube bei den Hebräern. Nach alttestamentlicher Anschauung ist O. jede Mitteilung des göttlichen Willens an die Träger des Bundes, den Gott mit dem auserwählten Volk geschlossen hat. Wie Gott mit Adam und Eva auf leiblich sichtbare Weise im Paradiese verkehrt, so offenbart er sich den Patriarchen durch Engel und Gesichte, dem Moses im brennenden Dornbusch. In der Gesetzgebung auf Sinai stiftet er selbst seinen Bund mit dem Volke, gräbt seine Gebote mit seinem Finger in steinerne Tafeln ein und verheißt, persönlich über den Cherubim der Bundeslade seinen Wohnsitz zu nehmen. Dem entwickelten Mosaismus der Folgezeit galten die Propheten als die von Gott berufenen und inspirierten Verkündiger seines Willens an Israel, seiner Verheißungen und Drohungen, Mahnungen und Warnungen. Das nachexilische Judentum dehnte dann den Begriff göttlicher O. auf Inhalt und Form der in einem heiligen Codex zusammengestellten alttestamentlichen Schriften aus, ohne darum aufzuhören, an unmittelbare Kundgebungen Gottes durch Stimmen vom Himmel, Engelserscheinungen und andere Wunderzeichen zu glauben. Derselbe Offenbarungsglaube ging auch ins älteste Christentum über. Das Leben Jesu erschien als eine fortlaufende Kette wunderbarer O.; aber auch die Apostel und Propheten des Neuen Bundes redeten und handelten, «wie der Geist Gottes ihnen es eingab», also als Träger unmittelbarer O. Gottes, und in der Folgezeit galten die Beschlüsse der Kirchenversammlungen als eingegeben vom Heiligen Geist. Die kirchliche Tradition, wie deren Begriff sich in der röm.-kath. Kirche fixiert hat, ist gewissermaßen eine fortgesetzte O., daher unfehlbar und durch manche Zeichen und Wunder als göttliche Wahrheit beglaubigt, die dem Worte Gottes in der Heiligen Schrift ebenbürtig zur Seite tritt.

Im Gegensatz zu dem kath. Traditionsbegriff galt der altprot. Theologie die göttliche O., die man immer ausschließlicher als übernatürliche Belehrung über übervernünftige Wahrheiten faßte, in den Schriften des Alten und Neuen Testaments beschlossen. Als Empfänger dieser unmittelbaren O. gelten jetzt ausschließlich die mit den Verfassern der biblischen Schriften identifizierten Propheten und Apostel. Da wir also nur vermittelst der Schrift von der göttlichen O. Kunde haben, so ist nach der prot. Dogmatik die O. für uns nur eine mittelbare, ein Satz, welcher ebensowohl der röm.-kath. Lehre von der ununterbrochenen O. Gottes in der Kirche als den vorgeblichen unmittelbaren Erleuchtungen Gottes, deren die «Schwarmgeister» sich rühmten, gegenübertreten soll. Neben dieser übernatürlichen O. kennt nun allerdings die prot. Theologie ebenso wie die Scholastik des Mittelalters eine natürliche, und versteht unter letzterer die freilich durch die Sünde geschwächte natürliche Erkenntnis Gottes durch Vernunft und Gewissen.

Eine eingehendere Erörterung des Offenbarungsbegriffs datiert erst aus der Mitte des 18. Jahrh. Während die ältere Dogmatik die von Gott unmittelbar inspirierte Heilige Schrift als «Prinzip der Theologie» oder als Grundlage alles religiösen Erkennens betrachtet hatte, sah sich die Apologetik genötigt, diese Schriftautorität selbst erst aus Vernunftprinzipien zu begründen. Zuerst ging man auf den allgemeinen Begriff einer göttlichen O. zurück, sah sich aber bald genötigt, Möglichkeit, Wirklichkeit und Notwendigkeit derselben zu verteidigen. Man stritt teils über den übervernünftigen Inhalt, teils über die übernatürliche Form der göttlichen O. In ersterer Beziehung wurde es im Aufklärungszeitalter zur herrschenden Meinung, daß es sog. übervernünftige Wahrheiten überhaupt nicht gebe, da das Übervernünftige zugleich widervernünftig sei, die Vernunft aber allein entscheiden könne, ob es göttlich offenbart sei oder nicht. Hierdurch war der wesentlichste Inhalt des kirchlichen Dogmas mit einem Schlage beseitigt, da die Lehren über Dreieinigkeit, Menschwerdung Gottes, Erbsünde, stellvertretende Genugthuung u. s. w. der ältern Dogmatik selbst als der natürlichen Vernunft widersprechende galten. Auch die Supernaturalisten verteidigten die «Glaubensgeheimnisse» immer schwächer und mattherziger. Dagegen hielten die Rationalisten nach dem Vorgange von Kant die Möglichkeit einer übernatürlichen (oder wie man jetzt sagte, unmittelbaren) Mitteilung vernünftiger Wahrheiten fest und stritten nur über die Notwendigkeit einer solchen göttlichen Veranstaltung und über die Kriterien ihrer Erkennbarkeit. Fichte fand in dem «Versuch einer Kritik aller O.» die Bedingung, unter welcher das Eintreten einer übernatürlichen O. notwendig werde, in dem Falle erfüllt, daß durch das Überhandnehmen des Böjen in der Welt die allgemein sittlichen Wahrheiten dem Menschengeschlecht sich völlig verdunkelt hätten. Lessing, welcher über die O. spottete, «welche nichts offenbart», betrachtete doch in der «Erziehung des Menschengeschlechts» die übernatürliche O. als vorläufige Mitteilung von Wahrheiten an die Menschen, zu deren Verständnis aus natürlicher Vernunft dieselben erst nach und nach, auf dem Wege langsamer Entwickelung, zu gelangen vermöchten. Obwohl daher seines ursprünglichen Inhalts völlig entleert, blieb der Begriff der O. als übernatürlicher göttlicher Mitteilung fertiger Verstandeserkenntnisse unangetastet. Aber auch diese Vorstellung wurde durch die nachkantische Philosophie vernichtet. Nachdem schon Hamann, Lavater, Herder und Goethe (die beiden erstern in der Absicht, den Offenbarungsbegriff in Schutz zu nehmen) auf die Verwandtschaft der religiösen und künstlerischen Inspiration aufmerksam gemacht hatten, führte Schleiermacher den Begriff der religiösen O. auf eigentümliche und neue Erfahrungen des religiösen Lebens und auf die schöpferische Begeisterung religiöser Genien zurück, behauptete also anstatt einer äußern wunderbaren Mitteilung fertiger Verstandeserkenntnisse ein inneres, psychologisch vermitteltes Wirken des göttlichen Geistes im Menschengemüt. Für Hegel war die O. ein Denken Gottes im Menschengeiste, welches in der «offenbaren Religion» zum Sichselbsterfassen des unendlichen Geistes im endlichen Denken gesteigert sei. Die moderne Restaurationstheologie ist Schritt für Schritt zu der Vorstellung übernatürlicher Belehrung

zurückgekehrt, hat dieselbe aber durch Hinzufügung einer übernatürlichen Beglaubigung Gottes durch wunderbare Geschichtsthatsachen (Manifestation) zu ergänzen, wo nicht gar zu verdrängen gesucht, während die Alten umgekehrt den Glauben an jene Geschichtswunder auf die Inspiration der Bibel, also auf die wunderbare Belehrung begründeten. Dagegen weiß die freie Theologie der Gegenwart von einer Offenbarungsgeschichte nur in demselben Sinn wie von einer Entwickelungsgeschichte des religiösen Bewußtseins zu reden und betrachtet O. und Religion als Wechselbegriffe. O. ist hiernach das dem religiösen Bewußtsein zu Grunde liegende Sichkundgeben des göttlichen Geistes im Menschengeiste, welches geschichtlich mit der geistigen und sittlichen Entwickelung der Menschheit fortschreitend, im Christentum von der Kundwerdung der allgemeinen sittlichen Weltordnung Gottes zur Kundwerdung der Heils- und Reichsordnung Gottes gesteigert ist. Als Höhepunkt der göttlichen O. gilt daher die Kundgebung des göttlichen Heilswillens in Jesu Christo, als derjenigen Persönlichkeit, in welcher die volle Gegenwart des göttlichen Geistes im Menschengeist sich geschichtlich verwirklicht hat.

Offenbarung Johannis, s. Apokalypse.

Offenbarungseid, Manifestationseid. Nach der Deutschen Reichscivilprozeßordnung ist, wenn die Pfändung zu einer vollständigen Befriedigung des Gläubigers nicht geführt oder dieser glaubhaft macht, daß er durch Pfändung seine Befriedigung nicht vollständig erlangen könne, auf Antrag der Schuldner verpflichtet, ein Verzeichnis seines Vermögens vorzulegen (auch in Betreff seiner Forderungen den Grund und die Beweismittel zu bezeichnen) und den O. dahin zu leisten: «daß er sein Vermögen vollständig angegeben und wissentlich nichts verschwiegen habe». Auch im Konkurse kann nach Anfertigung des Inventars der Verwalter oder ein Konkursgläubiger vom Gemeinschuldner die Leistung des O. verlangen. Der O. ist ferner auf Antrag des Gläubigers dann vom Schuldner zu leisten, wenn eine Sache herauszugeben ist und diese bei der Exekution nicht vorgefunden wird; in diesem Falle hat er den Inhalt, daß der Schuldner die Sache nicht besitze, auch nicht wisse, wo die Sache sich befinde. Bei grundloser Weigerung ist auf Antrag zur Erzwingung der Eidesleistung die Haft anzuordnen. Unberührt sind durch die Civilprozeßordnung die Vorschriften des bürgerlichen Rechts über die Verpflichtung zur Leistung des O., so z. B. die gemeinrechtliche Verpflichtung des Inventarerben, auf Verlangen der Interessenten (Erbschaftsgläubiger, Vermächtnisnehmer) das Inventar durch den O. zu bekräftigen. Vgl. Deutsche Reichscivilprozeßordnung, §§. 711, 769, 780 fg.; Deutsche Reichskonkursordnung, §. 115.

Offenburg, Kreisstadt im Großherzogtum Baden, in fruchtbarer Gegend am Eingange des Kinzingthals, Station der Linien Heidelberg-Basel und O.-Singen der Badischen Staatsbahnen, ist regelmäßig gebaut und hat ein freundliches, heiteres Ansehen. Die Stadt ist Sitz eines Land-, Schwur- und Amtsgerichts und eines Kreisamts, besitzt ein Gymnasium, eine weibliche Unterrichtsanstalt in dem Frauenkloster, eine höhere Töchter- und eine Bürgerschule und zählt (1880) 7274 meist kath. E., die starken Getreide- und Weinbau, sowie nicht unbedeutenden Speditionshandel betreiben. Von größern Industrie-Etablissements bestehen eine Spinnerei und Weberei, sowie Fabriken für Hüte, Musselin, Glas, Glasmalerei, Altarschnitzerei, Roßhaar, Maschinen und Cigarren. Bildhauer Friederich von Straßburg schenkte der Stadt O. ein Denkmal des engl. Admirals Drake, welches vor dem Rathaus aufgestellt wurde (1853), und die Stadt hat dem in dem nahegelegenen Dorf Bohlsbach gebürtigen Naturforscher Oken 1883 ein Denkmal errichtet. O. wurde wahrscheinlich während des Interregnums eine Freie Reichsstadt, wurde dann mit der Landvogtei Ortenau an Baden, von diesem 1330 an den Bischof von Straßburg verpfändet, welcher die Hälfte der Pfandschaft an Kurpfalz abtrat; zu Anfang des 16. Jahrh. kamen beide Hälften der Pfandschaft an das Haus Österreich. Die Stadt stand nun unter dem Schutze Österreichs und war Sitz der kaiserl. Landvögte in der Ortenau; 1701 wurde O. mit der Ortenau dem Markgrafen Ludwig von Baden-Baden als Mannlehen übertragen; nach Erlöschen dieser Linie 1771 fiel die Ortenau an das Erzhaus Österreich zurück und infolge des Preßburger Friedens 1805 an Baden. Die Stadt O. behielt, der Verpfändungen und Belehnung unerachtet, ihre Reichsfreiheit. Von den Schweden wurde die Stadt 1632 erobert unter Horn und 1637 angegriffen unter Bernhard von Weimar, von den Franzosen 1689 zerstört. Auch im Spanischen Erbfolgekriege hatte sie zu leiden. Am 24. Sept. 1707 erfochten daselbst die Kaiserlichen unter Mercy einen Sieg über die Franzosen unter Vivans.

Der Kreis Offenburg hat ein Areal von 1542 qkm, zählt (1880) 155138 meist kath. E. und zerfällt in die fünf Amtsbezirke Kehl, Lahr, Oberkirch, O. und Wolfach.

Offene Handelsgesellschaft nennt man diejenige Handelsgesellschaft (s. d.), bei welcher sämtliche Mitglieder mit ihrem ganzen Vermögen für die Schulden des Vereins haften. Da alle Gesellschafter als solche mit ihren Namen hervortreten, so heißt sie eben «offen» im Gegensatz zu einer «stillen» Gesellschaft, welche nach außen nicht sichtbar wird. Die Firma der offenen Handelsgesellschaft soll bestehen aus dem Namen von mindestens einem Mitglied nebst einem das Gesellschaftsverhältnis andeutendem Zusatz (z. B. u. Comp.) oder auch aus den Namen sämtlicher Gesellschafter. Die Gesellschaft wird begründet durch bloßen Vertrag, indessen ist sie zum Handelsregister anzumelden, einzutragen und zu publizieren, und die Gesellschafter werden vom Richter durch Ordnungsstrafen zur Erfüllung dieser Pflicht angehalten. Kein Mitglied der offenen Handelsgesellschaft darf in der Handelsbranche, welche die Gesellschaft kultiviert, für eigene oder fremde Rechnung Geschäfte machen (sog. Konkurrenzverbot). Die Geschäftsführung sowohl wie die Vertretung nach außen ist in der Regel Recht und Pflicht sämtlicher Gesellschafter, doch kann der Gesellschaftsvertrag dies anders bestimmen, indem er nur einen oder einige Gesellschafter damit betraut. Beendigt wird die offene Handelsgesellschaft, abgesehen von andern Gründen (wie gegenseitige Übereinkunft, Zeitablauf, Konkurs), auch durch den Konkurs oder Tod irgend eines Gesellschafters oder durch dessen rechtliche Unfähigkeit zur Vermögensverwaltung (Stellen unter Curatel), durch Aufkündigung seitens eines Gesellschafters oder eines Privatgläubigers desselben, endlich auch ohne Aufkündigung durch Richterspruch auf Antrag eines Gesellschafters aus wichtigen Gründen (z. B.

Unehrlichkeit eines Socius). Mit den Erben des verstorbenen Gesellschafters kann indessen die Societät fortgesetzt, auch kann, wenn die Auflösung in der Person eines Gesellschafters sich gründet, durch Ausscheiden des letztern die Auflösung der Gesellschaft abgewendet werden. Tritt jedoch die Auflösung ein, so findet, wenn dies infolge des Gesellschaftskonkurses geschieht, das Konkursverfahren, in allen übrigen Fällen dagegen ein sog. Liquidationsverfahren statt. Letzteres wird bewirkt durch die Liquidatoren, als welche sämtliche Gesellschafter oder von ihnen erwählte oder auch vom Richter auf Antrag ernannte Personen fungieren; diese zahlen die Schulden, ziehen die Forderungen ein, versilbern das Vermögen und verteilen den Erlös unter die Gesellschafter, während sie die Geschäftsbücher und -Papiere deponieren. Nach Auflösung der Gesellschaft bleiben die Mitglieder derselben noch fünf Jahre lang für die Schulden haftbar, falls nicht für die betreffenden Forderungen vom Gesetz eine kürzere Verjährungsfrist festgesetzt ist. Das Recht der offenen Handelsgesellschaft enthalten die Art. 85—149 des Deutschen Handelsgesetzbuchs.

Offene Rechnung, soviel wie Contocorrent.

Offenkundigkeit (Notorietät), s. Notorisch.

Offensive (lat.) heißt das angriffsweise Verfahren im strategischen wie im taktischen Sinne. (S. Angriff.) Ein Offensivkrieg beginnt mit dem Einmarsch in Feindesland, seine Operationen, die Offensivoperationen, sind gegen die feindlichen Streitkräfte und strategisch wichtige Punkte gerichtet. Die strategische O. kann, wie die taktische, durch ein umfassendes aber durchbrechendes Angriffsverfahren ausgeführt werden. Dieselbe geht, wenn sie in die Waffensphäre des Feindes tritt, in die taktische O., d. h. in das Angriffsgefecht über. Wie letztere, trotz mancher Vorteile der Defensive, wird auch die strategische O. bei energischer Führung zu entscheidenden Erfolgen führen. Offensivelement einer Truppengattung heißt die besondere Eigentümlichkeit, welche sie zum Angriff befähigt. Dazu gehört vorzüglich Beweglichkeit und Einbruchskraft. Die Kavallerie ist vorzugsweise Offensivwaffe. Die Offensivkraft eines Heers beruht auf seiner Manövrierfähigkeit und der ihm innewohnenden Tendenz zum Angriff.

Öffentliches Recht, s. Rechtswissenschaft.

Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege ist der Grundsatz, daß die Parteien ihre Angelegenheiten unmittelbar dem erkennenden Gericht mündlich vorzutragen haben und daß zu den Gerichtsverhandlungen auch dritte, am Prozeß nicht unmittelbar beteiligte Personen zugelassen werden sollen. Der röm. Prozeß bis in die spätere Kaiserzeit und ebenso der mittelalterliche deutsche Prozeß sind öffentlich gewesen; die Schriftlichkeit aber des frühern gemeinen deutschen Prozesses hatte auch seine Heimlichkeit zur Folge gehabt; denn praktisch läßt sich die Öffentlichkeit nur bei Mündlichkeit des Verfahrens durchführen. Die deutsche Reichsjustizgesetzgebung stellt den Grundsatz auf, daß die Verhandlung vor dem erkennenden Gerichte, einschließlich der Verkündung der Urteile und Beschlüsse desselben öffentlich zu erfolgen habe; die Öffentlichkeit kann nur aus den gesetzlich bestimmten Gründen ausgeschlossen werden; so ist sie in Ehesachen auszuschließen, wenn eine der Parteien es beantragt, ebenso in Entmündigungssachen, und sie kann in allen Sachen durch das Gericht ausgeschlossen werden, wenn sie eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung oder der Sittlichkeit besorgen läßt. Die Verkündigung des Urteils erfolgt aber in jedem Falle öffentlich. Heimlich ist auch im gegenwärtigen deutschen Strafprozeß also insbesondere die Voruntersuchung. Vgl. Gerichtsverfassungsgesetz für das Deutsche Reich, §§. 170—176.

Offerte, s. Antrag.

Offertorium (lat.) heißt in der kath. Kirche der erste Hauptteil der Messe (s. d.).

Office (frz. und engl.), soviel wie Bureau, Geschäftslokal; auch Silberkammer und die mit deren Verwaltung betraute Dienerschaft.

Officium (lat.), Pflicht, Amtspflicht, Dienstleistung, Amtsverrichtung; O. divinum, in der kath. Kirche Bezeichnung für Gottesdienst; O. Gothicum (O. Isidori; O. Mozarabicum), das 633 auf dem Kanzil zu Toledo eingeführte Ritual der span. Kirche, noch jetzt in einer Kapelle zu Toledo gebräuchlich. (Vgl. Offizium.)

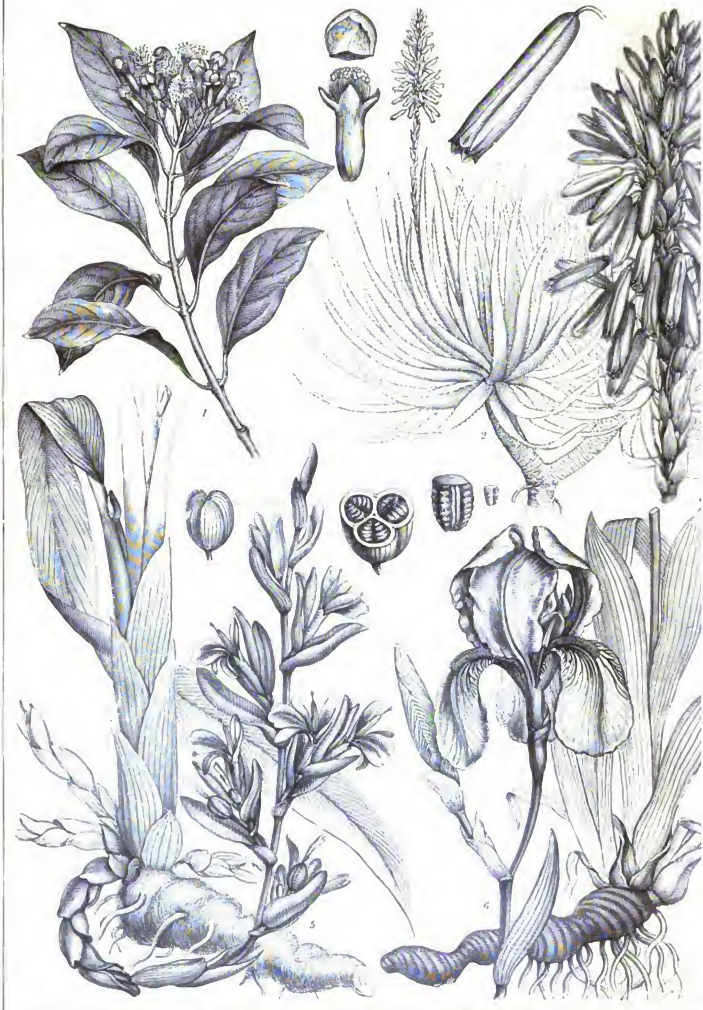
Offizial (lat.) heißt der Vikar eines Bischofs in weltlichen Gerichtsangelegenheiten, z. B. Ehesachen, der als solcher für die geistlichen und Kirchensachen den Titel Weihbischof zu führen pflegt. Die O. kamen im 13. Jahrh. auf, als die Archidiakonen ihre Gewalt vielfach zu mißbrauchen anfingen. Offizialat nannte man das bischöfl. Gericht, hauptsächlich in peinlichen Fällen, wo ein O. an des Bischofs Statt den Vorsitz hatte und Recht sprach.

Offizialanklageform, s. u. Strafprozeß.

Offiziant, ein Beamter niedern Ranges.

Offiziell (lat.), soviel wie amtlich, heißt alles, was von einer öffentlichen Behörde als solcher ausgeht, im Gegensatz zu dem, was Privatpersonen thun. Offiziös nennt man solche Handlungen oder Kundgebungen einer Behörde, welche zwar die Form und den Anschein eines wirklich amtlichen Eingreifens zu vermeiden suchen, von denen man aber doch weiß, daß sie von einer Behörde ausgehen und einen gewissen autoritativen Einfluß üben sollen, z. B. offiziöse Artikel oder Korrespondenzen in Zeitungen.

Offizier (frz.) ist der allgemeine Name des Befehlenden im Militärstande. Eigentliche Offizierkorps haben sich erst im 16. Jahrh. gebildet. Man unterscheidet dem Namen nach Ober- und Unteroffiziere, versteht aber unter O. nur die erstern. Sie zerfallen in Subaltern- und Stabsoffiziere und die Generalität. In der deutschen Armee bilden die Hauptleute (Rittmeister) noch eine besondere Klasse zwischen beiden obigen. Die verschiedenen Abstufungen in jeder dieser Klassen kommen in der Hauptsache bei allen Heeren überein und weichen nur in einzelnen Benennungen ab. Sie folgen: Fähnrich, bei der Kavallerie Karnett (nur in der russ. und engl. Armee noch als O.), Lieutenant (Unter-, Sous- oder Sekondelieutenant, auch bloß Lieutenant genannt, und Ober- oder Premierlieutenant), Stabskapitän (im russ. Heere), Hauptmann oder Kapitän, bei der Kavallerie Rittmeister; Major, Oberstlieutenant, Oberst (diese drei Chargen Stabsoffiziere); Generalmajor, Generallieutenant (Feldmarschallieutenant in der österr. Armee), Generol der Infanterie (Feldzeugmeister in der österr. Armee) oder Kavallerie, Generalfeldmarschall. Besondere Funktionen veranlassen noch Nebentitel: Kompagnie-, Eskadron-, Batteriechef, Bataillons-, Regiments- u. s. w. Kommandeur oder Kommandant, Rechnungsführer, Adjutant, Chef des Generalstabes, Generalquartiermeister,



1. Gewürznelke (Caryophyllus aromaticus). 2. Aloë (Aloë socotrina). 3. Sarsaparille (Smilax syphilitica). 4. S
7. Kamille (Matricaria Chamomilla). 8

...sennesblätter (Cassia angustifolia). 5. Kardamomen (Elettaria Cardamomum). 6. Veilchenwurz (Iris florentina). ...8. Kussopflanze (Brayera anthelmintica).

Zu Artikel: Offizinelle Pflanzen.

Digitized by Google

1. Süfsholz (Glycyrrhiza glabra). 2. Arnika (Arnica montana). 3. Chinarinde (Cinchona Calisaya).
7. Brechnufs (Strychnos Nux vom

4. Brechwurz (Cephaëlis Ipecacuanha). 5. Opiumpflanze (Papaver somniferum). 6. Croton Tiglium. 7. Ipecacuanha). 8. Vanille (Vanilla planifolia).

Gouverneur u. s. w. In der deutschen Marine zerfallen die O. in vier Hauptklassen und zwar Subalternoffiziere: Unterlieutenant zur See, Lieutenant zur See; Kapitänlieutenant zur See (mit Hauptmannsrang); Stabsoffiziere: Korvettenkapitän, Kapitän zur See; Flaggoffiziere oder Admirale: Kontreadmiral, Vizeadmiral, Admiral.

Offiziersverein (deutscher), s. unter Konsumvereine.

Offizin (lat.), soviel wie Apotheke; auch Buchdruckerei.

Offizinell (lat.) heißt alles das, was als einfaches oder als zubereitetes Arzneimittel nach der Bestimmung der Pharmakopöe in den Apotheken (Offizinen) vorrätig gehalten werden muß.

Offizinelle Pflanzen oder Arzneipflanzen nennt man im allgemeinen alle diejenigen zahlreichen Pflanzen, die zur Herstellung von Arzneien oder zu andern mediz. Zwecken verwendet werden. Im engern Sinne bezeichnet man indes nur solche Pflanzen als offizinell, welche in die Pharmakopöe des betreffenden Landes aufgenommen sind. Die meisten der früher offizinell gewesenen Pflanzen sind indes in der neuern Zeit durch die staatlich aufgestellten Pharmakopöen als obsolet, d. h. als nicht mehr gebräuchlich für die Apotheken erklärt worden. So weist die «Pharmacopoea germanica» in ihrer neuesten Auflage (1882) kaum noch 200 Pflanzen als offizinell auf. Zwar werden in den Apotheken auch noch manche der als obsolet bezeichneten geführt, da sie vielfach als Hausmittel u. dgl. Verwendung finden, doch ist auch ihre Anzahl jetzt immerhin nur noch eine beschränkte.

Einige der wichtigsten offizinellen Pflanzen sind auf den beiden Tafeln: Offizinelle Pflanzen abgebildet. (Näheres über diese Pflanzen s. unter den speziellen Artikeln.) Auf Tafel I ein blühender Zweig des Gewürznelkenbaums (Caryophyllus aromaticus, Fig. 1); eine Art der Gattung Aloë (Aloë socotrina, Fig. 2), von welcher der größere Teil der im Handel vorkommenden Aloë stammt; ein blühender Zweig der Sarsaparillepflanze (Smilax syphilitica, Fig. 3); ein Zweig mit Blüten und Früchten von Cassia angustifolia (Fig. 4), deren Blätter als Sennesblätter verwendet werden. In Fig. 5 ist die Stammpflanze der Kardamomen (Elettaria Cardamomum abgebildet. Fig. 6 stellt die Florentinische Veilchenwurz (Iris florentina) dar, Fig. 7 die echte Kamille (Matricaria Chamomilla) und Fig. 8 einen Blütenstand der Kussopflanze (Brayera anthelmintica). Auf Tafel II findet sich ein blühender Zweig der Stammpflanze des Süßholzes (Glycyrrhiza glabra, Fig. 1); die Arnikapflanze (Arnica montana) ist in Fig. 2 abgebildet; Fig. 3 stellt eine Art der Gattung Cinchona (Cinchona Calisaya) dar, von welcher eine der vielen im Handel vorkommenden Sorten von Chinarinden stammt. Fig. 4 ist eine Abbildung der Brechwurz- oder Ipecacuanhapflanze (Cephaëlis Ipecacuanha), Fig. 5 eine solche des Mohns, der Stammpflanze des Opiums (Papaver somniferum); Fig. 6 die Stammpflanze des Crotonöls (Croton Tiglium); Fig. 7 stellt einen blühenden Zweig der Brechnußpflanze (Strychnos Nux vomica) und Fig. 8 einen solchen der Vanille (Vanilla planifolia) dar.

Außerdem finden sich auf einigen andern Tafeln noch einzelne offizinelle Pflanzen, so die Koloquinte auf Tafel Cucurbitaceen (Fig. 3), die Catechupflanze (Acacia Catechu) auf Tafel Farbepflanzen (Fig. 1), auf derselben Tafel der Safran (Crocus sativus, Fig. 2), auf Tafel Flechten (Fig. 7) das Isländische Moos (Cetraria islandica), auf Tafel Giftpflanzen I der Fingerhut (Digitalis purpurea, Fig. 3), der gefleckte Schierling (Conium maculatum, Fig. 2), auf Tafel Giftpflanzen II die Tollkirsche (Atropa Belladonna, Fig. 1), der Stechapfel (Datura Stramonium, Fig. 2), das Bilsenkraut (Hyoscyamus niger, Fig. 3). Auf Tafel Industriepflanzen I die Baumwolle (Gossypium herbaceum, Fig. 2), der Hanf (Cannabis sativa, Fig. 3), der Lein (Linum usitatissimum, Fig. 4); auf Tafel Industriepflanzen II der Tabak (Nicotiana Tabacum, Fig. 2), das Zuckerrohr (Saccharum officinarum, Fig. 3), die Guttaperchapflanze (Isonandra gutta, Fig. 5). Auf Tafel Ölpflanzen die Mandel (Amygdalus communis, Fig. 1), ein Zweig des Ölbaums (Olea europaea, Fig. 4), der Raps (Brassica Napus, Fig. 5), die Ricinuspflanze (Ricinus communis, Fig. 7). Auf Tafel Pflanzenkrankheiten das Mutterkorn (Claviceps purpurea, Fig. 4).

Offiziös, s. unter Offiziell.

Offizium (heiliges), s. Inquisition.

Offizium (liber officiatis), Sammlung liturgischer Vorschriften, s. unter Liturgie.

O'Flanagan (James Roderick), irischer Schriftsteller, geb. 1. Sept. 1814 zu Fermoy in der Grafschaft Cork, wurde 1838 an die irische Barre berufen und 1846 zum Staatsanwalt in Cork ernannt. Schon vorher hatte er sich durch seine «Impressions at home and abroad» (2 Bde., 1837) bekannt gemacht. Von 1845 bis 1852 redigierte er das «Irish National Magazine», 1861 veröffentlichte er in Gemeinschaft mit D'Alton «The history of Dundalk», 1866 erschien sein «Bar life of O'Connell» und der Roman «Bryan O'Regan», 1870 sein Hauptwerk «The lives of the Lord Chancellors of Ireland» (2 Bde.). Unter den spätern Arbeiten O.s verdienen Erwähnung: «The Irish bar» (1879) und «The Munster circuit» (1880), Erinnerungen an seine eigene advokatorische Thätigkeit. Eine «History of the Irish people» von ihm steht in Aussicht.

Osterdingen, s. Heinrich von O.

Og, nach der hebr. Stammsage ein König von Basan, aus dem Volksstamme der Amoriter, welcher von den zu Moses' Zeiten in Palästina eindringenden Hebräern bei der Stadt Edrei besiegt worden sein soll. Sein Land wurde dem Stamme Manasse überlassen. Die Sage schildert ihn als einen furchtbaren Riesen; sein Sarkophag aus Basalt, welcher 9 Ellen lang und 4 Ellen breit war, wurde später noch zu Rabbat-Ammon gezeigt. Noch Fabelhafteres erzählen die Rabbinen.

Ogasawara-Sima, s. Bonin-Inseln.

Ogden, gewerbreicher Ort in Weber-County im nordamerik. Territorium Utah, liegt an der Weber- und Ogden-, an der Union-Pacific- und Central-Pacific- und am Endpunkte der Utah-Centraleisenbahn und hat (1880) 6069 E.

Ogdensburgh, Stadt und Einfuhrhafen in St.-Lawrence-County im nordamerik. Staate Neuyork, am Lorenzistrome und an der Mündung des Oswegatchie, hat (1880) 10341 E., blühende Manufakturen (besonders für Mehl und Holz), und treibt bedeutenden Getreide- und Holzhandel. Der Handel

wird durch die Rome-, Hatertown- und Ogdensburgh- und die Vermont-Centraleisenbahn vermittelt. Der Ahornbäume wegen, mit der die Straßen der Stadt auf beiden Seiten bepflanzt sind, wird O. auch «Maple-City» genannt. Die schönsten und größten Gebäude sind: das Stadthaus, das Zollhaus, die Post und das Vereinigte Staaten-Gerichtshaus. Seit 1872 residiert hier ein kath. Bischof.

Oger (frz. ogre), menschenfressender Riese in Märchen.

Oggersheim, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Speier, Station der Linie Neunkirchen-Worms der Pfälzischen Ludwigsbahn, hat (1880) 3789 E., eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, die Wallfahrtskapelle Loretto-Kirche, eine große Baumwollspinnerei nebst Baumwollweberei, Fabrikation von Cigarren, Malz und Hefen und eine Gasanstalt. Nach seiner Flucht von der Karlsschule hielt sich Schiller hier einige Zeit auf. O. hieß im Mittelalter Agridesheim und gehörte ehemals zur Kurpfalz.

Oggione (Marco d'), auch Uggione und Da Ugalone genannt, geb. 1460 zu Oggione, gest. 1530, gehörte zu den Schülern des Leonardo da Vinci und lieferte tüchtige Arbeiten im Stile des Meisters. Doch sind seine Staffeleibilder höher zu stellen als die Freskogemälde, welche er in Sta.-Madonna della Pace ausführte und die jetzt in der Brera aufbewahrt werden. Seine drei Erzengel in der Brera sind von schönem und edelm Ausdruck und bemerkenswert in der Zeichnung. Im Louvre befindet sich eine Heilige Familie, in Sta.-Euphemia zu Mailand ein Altarblatt, im Museum zu Berlin eine Madonna von dem Meister. Besonders bekannt ist O. durch die zwei freien Kopien, die er von dem berühmten Abendmahl Leonardos fertigte. Die eine in der Originalgröße und in Öl gehörte dem Refektorium der Kartause zu Pavia und kam nach mancherlei Schicksalen endlich an die Akademie nach London. Die andere befand sich im Refektorium des Klosters zu Castellazza bei Mailand, jetzt in der Brera. Sie ist al fresco (wahrscheinlich 1514) ausgeführt, hat einige Veränderungen an sich, und es geht von ihr die Sage, daß Leonardo selbst bei dem Kopfe Christi und des Judas geholfen habe. Bei der fast gänzlichen Vernichtung des Originals sind diese Kopien von großer Wichtigkeit.

Ogham (mittelirisch ogom ogum) nennen die Iren eine Schrift, die sich auf Inschriften der beiden brit. Inseln vorfindet und bis in das 5. Jahrh. n. Chr. hinaufreicht. Sie war auch im Mittelalter in Irland bekannt und galt als Geheimschrift. Sie besteht aus einfachen Strichen, die senkrecht oder schief zur Kante des Steins oder zu einer gezogenen Linie stehen. Der Ursprung des O. ist noch nicht aufgestellt; die Iren schrieben seine Erfindung dem sagenhaften Ogma zu, dessen Name an den gallischen Gott der Beredsamkeit Ogmios erinnert. Da die 20 Buchstaben der Schrift mit denen des lat. Alphabets fast identisch sind, dürfte sie als eine freie Erfindung nach letzterm anzusehen sein, um das Schreiben (Ciriziren) auf Stein und Holz zu erleichtern. Die Sprache der alten Inschriften scheint durchweg dem gälischen Sprachzweige anzugehören. Sammlungen finden sich bei Rhys, «Lectures on welsh philology» (2. Aufl., Lond. 1879).

Ogier der Däne, in der Sage einer der Paladine Karls d. Gr., Held mehrerer franz. Gedichte, auch zweier hochdeutscher Bearbeitungen derselben.

Oginski, eine litauische Magnatenfamilie, die ihren Ursprung von den reussischen Fürsten ableitet. Unter ihren Mitgliedern ragt hervor: Michael Kasimir O., Großhetman von Litauen, geb. zu Warschau 1731. Derselbe besaß ein ausgezeichnetes Talent für Musik und Malerei und machte sein Schloß zu Slonim zum Vereinigungspunkte berühmter Künstler und durch Rang oder Geist ausgezeichneter Persönlichkeiten. An der Spitze der Konföderation in Litauen kämpfte er 1771 gegen die in Polen eingedrungenen russ. Heere; doch von Suworow überwunden, mußte er nach Deutschland flüchten, und seine Güter wurden mit Sequester belegt. Im J. 1776 amnestiert, kehrte er auf seine Güter zurück, gründete mehrere Fabriken und ließ den 48 km langen Kanal graben, der seinen Namen führt und durch Vereinigung des Pripec und Niemen die Ostsee und das Schwarze Meer in Verbindung setzt. Während des Reichstags von 1791 stand er auf der Seite der Anhänger der Konstitution vom 3. Mai. Er starb zu Slonim 1799.

Sein Neffe, Michael Kleophas O., geb. 1765, wurde Abgeordneter beim Reichstage, dann außerordentlicher Gesandter in Holland und 1793 Schatzmeister. Als Kosciuszko 1794 das Volk zum Aufstande rief, gab O. sein Amt auf und wurde Chef eines auf seine Kosten ausgerüsteten Jägerregiments. Der unglückliche Ausgang des Kampfes zwang ihn zur Flucht ins Ausland. Erst 1802 durfte er auf sein Landgut Zalesie bei Wilna zurückkehren. Nach dem Tilsiter Frieden begab er sich mit seiner Familie nach Frankreich und Italien. Zwar kehrte er 1810 als Senator und Geheimrat nach Polen zurück, wendete sich aber schon 1815 wieder nach Italien und starb 1833 in Florenz. Unter seinen Kompositionen sind besonders die Polonaisen berühmt. Seine «Mémoires sur la Pologne et les Polonais depuis 1788—1815» (4 Bde., Par. 1826—27; deutsch von Pipin und Finke, Bellevue 1845) enthalten interessante Aufschlüsse, vorzüglich über die Zeit von 1794 bis 1798.

Oginskischer Kanal, s. unter Niemen.

Ögir oder Ägir, in der nord. Mythologie der Gott des Oceans; seine Gattin Ran sucht die Seefahrer zu fangen und die Schiffe festzuhalten.

Ogival (frz.), gewöhnliche Form der Spitze von Langgeschossen, entsteht durch Umdrehung eines halben Kreisabschnitts um die begrenzende Sehne. Die ogivale Spitze ist günstig zur Überwindung des Luftwiderstandes und zum Eindringen in das Ziel; sie ist solider als die konische Spitze und rückt den Schwerpunkt des Geschosses mehr nach vorn als diese. (Vgl. auch Geschoß.)

Ogive (frz.), im gotischen Stil die Rippe des spitzbogigen Gewölbes; daher Ogivalstil soviel wie gotischer Stil.

Oglio (lat. Olius, Ollius), ein 224 km langer linker Nebenfluß des Po in Oberitalien (mit einem Stromgebiet von 6201 qkm), entspringt am Monte-Gavio südsüdöstlich von Bormio an der obern Adda und mündet bei Scorzarolo oberhalb Borgoforte 15 km im Südwesten von Mantua. Sein gegen 74 km langes oberes Thal, Val-Camonica, streicht in südl. und südsüdwestl. Richtung mit schmaler Sohle zwischen hohen Rändern durch die Alpen der oberital. Seen. In diesem läuft er über Edolo (715 m über dem Meere) und Breno mit sehr starkem Gefälle, tritt zwischen Lovere und Pisogne in den Iseosee, den er bei Sarnico verläßt, wendet

sich dann in der lombardischen Ebene mit einem westl. Bogen südwärts, nimmt bei Pontevico, wo er schiffbar wird (33,3 km weit), eine dem Po parallele Richtung an und mündet 260 m breit in einer Seehöhe von 25,6 m. Aus den Alpen nimmt der O. links zwei Zuflüsse auf: die 81,5 km lange Mella (lat. Metta, Milla, Meta), die südlich vom Monte-Dasdana, östlich vom Iseosee entspringt, und die 141 km lange Chiese (lat. Clusius, Cleusis, Ctesus), die südöstlich von dem Monte-Adamello auf der tiroler Grenze entsteht, das Val-Bona durchströmt, unterhalb Storo auf das ital. Gebiet tritt, hier im Val-Sabbia in den Lago d'Idro oder Idrosee fließt (der 276 m über dem Meere liegt, 69 qkm Fläche hat), sich weiterhin dem Gardasee nähert, hierauf südwärts durch die Ebene über Montechiaro und Asola geht und unterhalb Canneto mündet. Der Ctusius bildete nach Polybius die Grenze zwischen den Cenomanen und Insubrern, zwei kelt. Volksstämmen.

Ogniczanin (russ., von ogniszcze, Feuerherd), im alten Rußland wohl soviel wie selbständiger Großgrunddesitzer, vielleicht auch ein vornehmer zum Hofe (Feuerherd) des Fürsten gehöriger Mann.

Ognon, s. Oignon.

Ogowe (frz. Ogôoué), großer in den Atlantischen Ocean mündender Strom im äquatorialen Westafrika, entspringt zwischen dem 2. und 3.° südl. Br. und unter dem 14.° östl. L. (von Greenwich), fließt zuerst in nordnordwestl. Richtung, empfängt rechts die Nebenflüsse Passa, Nkoni und Sebe, links den Lolo, biegt nach der Einmündung des Iwindo (rechts) in der Nähe des Äquators nach W. um, nimmt rechts den Okono auf, wendet sich unter dem 11.° östl. L. südwestlich, wird hierauf bei großer Breite sehr inselreich, erhält links seinen größten Zufluß Ngunie, sendet bald zahlreiche Nebenarme aus, steht mit den nahe südl. gelegenen Seen Eliva-Jonanga und Eliva-Anenge, nördl. mit dem See Asingo in Verbindung und ergießt sich in vielen Armen zwischen 0° 40′ und 1° 25′ südl. Br. östlich und südöstlich vom Kap Lopez in den Ocean, ein Delta von 120 km Breite bildend. Der O. durchströmt teils dichten Urwald, teils Prärien mit reicher Fauna. Nach Eintritt der Regenzeit im Oktober steigt er um 4—5 m, ist dagegen vom Juli ab sehr seicht und weist alsdann überall Sandbänke auf. Am O. wohnen viele in kleine Stämme zerfallende, zum Teil dem Kannibalismus ergebene Negervolker (Orungu, Kamma, Galoi, Aleneh, Bakalai, Ojyeba, Jalibongo, Okanda, Ongomo). Das Mündungsgebiet des Stroms wurde im Aug. 1873 von den Franzosen in Besitz genommen, der O. im J. 1874 von Marche und de Compiègne bis fast zum 13.° östl. L. aufwärts befahren; seit 1876 erforschte Savorgnan de Brazza (s. d.) auf mehrern Reisen den Fluß auch in seinem Oberlaufe, und nahm gleichzeitig sein Uferland für Frankreich in Besitz. Zahlreiche europ. Faktoreien, auch solche hamburger Handelshäuser, führen von hier besonders Kautschuk aus. Unter den am O. gelegenen Stationen sind zu nennen: Booué, Mokondi, Lope, Njole, Nassau, Orovy.

O-Gradiška (Alt-Gradiska), s. unter Gradiska.

Ogulin, Marktflecken im Ogulin-Szluiner Distrikt der frühern kroat. Militärgrenze, Station der Linie Zákány-Agram-Fiume der Ungarischen Staatsbahnen, am Dobrafluſſe, mit 2500 kroat.-serb. E., welche Kleingewerbe und einigen Handel treiben. Die Dobra verschwindet hier in einem 38 m tiefen Felsschlund und kommt 3 km östlich wieder zum Vorschein.

Ogyges, ein Dämon des Wassers, erscheint in den Landessagen von Attika und Böotien als uralter König, unter dessen Herrschaft eine Sintflut, die sog. Ogygische Flut, beide Länder heimsuchte und die Bevölkerung vernichtete.

Ogygia, bei Homer die Insel der Kalypso.

Ohio (spr. Oheio), von den Franzosen la belle rivière genannt, einer der größten Flüsse Nordamerikas, dessen Stromgebiet etwa 495500 qkm beträgt, entsteht bei Pittsburgh aus der Vereinigung des Alleghany und des Monongahela, welche auf der Nordwestseite des Alleghanygebirges in einer Höhe von 450 m entspringen, und strömt zwischen den Staaten Ohio, Indiana, Illinois auf seiner Nordwestseite und einem Teile Pennsylvaniens, Westvirginien und Kentucky auf der Südostseite meist in südwestl. Richtung in einer Länge von 2190 km mit den Krümmungen und von 1140 km ohne dieselben durch eins der fruchtbarsten Gebiete, über Cincinnati und Louisville, dem Mississippi zu. Er ist sehr wasserreich und, die Stromschnellen von Louisville abgerechnet, die jetzt durch einen Kanal umgangen werden, aufwärts bis Pittsburgh (1650 km weit) für große Flußschiffe zu befahren. So ist er, im Verein mit den Kanälen, die in ihn münden, und den Eisenbahnen, die ihn berühren, einer der Hauptverkehrswege, welche den Mississippi und sein Stromgebiet mit den großen Canadischen Seen und dem Atlantischen Ocean verbinden. Unter seinen größern Nebenflüssen, wie Miami, Wabash und Cumberland, ist der ebenfalls weit aufwärts schiffbare Tennessee der wasserreichste.

Ohio (spr. Oheio), einer der Ost-Centralstaaten der Vereinigten Staaten von Amerika, liegt zwischen 38° 25′ und 42° nördl. Br. und 80° 30′ und 84° 50′ westl. L., von Indiana im W., vom Eriesee und Michigan im N., von Pennsylvanien und Westvirginien im O. begrenzt, von Westvirginien und Kentucky im S. durch den Ohiostrom geschieden, hat ein Areal von 106341 qkm. Im allgemeinen hat O. den Charakter eines Tafellandes. Gebirgig ist es nirgends, obwohl im Osten hügelig; der Nordwesten ist eben und zum Teil noch sumpfig, der Westen von Prärien und dichten Waldungen durchzogen. Der Hauptfluß ist der Ohio (s. d.), welcher bei Marietta den Muskingum, bei Portsmouth den Scioto, sowie den Kleinen Miami und den Großen Miami aufnimmt. Der Maumee, Sandusky, Cahuyoga, Vermillon, Ashtabula und andere fließen in den Eriesee, der 240 km weit den Staat begrenzt und verschiedene Häfen hat. Das Klima ist im allgemeinen gemäßigt und gesund. Der Boden ist fast durchgängig sehr fruchtbar, namentlich in den Flußthälern. Unter den sehr mannigfaltigen Holzarten der Waldungen ist die weißblühende Roßkastanie oder Buck-Eye bemerkenswert, nach welcher scherzweise die Bewohner des Staats genannt werden. Weizen ist das Stapelprodukt des Staats, doch werden auch Mais und andere Getreidearten, sowie Tabak, Obst, Wein und Seide in ziemlicher Menge gebaut. Der Viehstand ist auch sehr bedeutend. Neben der blühenden Landwirtschaft, der Nutzung der noch immer ansehnlichen Wälder und dem Bergbau (besonders auf Kohlen, Petroleum und Salz), macht die Industrie mächtige Fortschritte, namentlich in Eisenwaren jeder Art, in

Woll- und Baumwollmanufaktur, Papier, Seide, Kleidungsstücken, Möbel, Ackerbaugeräten u. s. w. Der Handel und die Schiffahrt nehmen den ersten Rang für den Binnenverkehr im Westen der Union ein. Diesen Verkehr fördern so zahlreiche künstliche Kommunikationsmittel, wie in keinem andern Staate des Westens, ein Kanalnetz von 1046 km Länge und 12334 km Eisenbahnen. Die Bevölkerung, welche 1790 nur 3000, 1800 bereits 45365 betrug, war 1880 bis auf 3198062 gestiegen. Von dieser waren 394943 in der Fremde Geborene (192597 Deutsche), 79900 Farbige, 109 Chinesen, 130 Indianer und 3 Japanesen. Für den Volksunterricht ist mit großer Freigebigkeit und mehr als in den übrigen westl. Staaten gesorgt. Deutsch muß überall gelehrt werden, wo wenigstens 75 Ortsangesessene es für nicht weniger als 40 Kinder verlangen. Im J. 1880 gab es im Staate 16473 öffentliche Schulhäuser (220 für farbige Kinder) und 752442 (11729 farbige) Schüler. Außerdem hat der Staat noch Colleges und Universities, Rechts-, mediz. und theol. Schulen.

O. gehörte früher zu Virginien, bildete dann einen Teil des Nordwestgebiets, wurde seit 1788 meistens von Neuengland und Pennsylvanien aus kolonisiert und seit 1803 ein eigener Staat. Nach der 1851 verbesserten und vom Volke sanktionierten Verfassung ist jeder weiße Bürger von 21 Jahren, der ein Jahr vor der Wahl im Staate ansässig war und Steuern zahlte, stimmfähig. Die gesetzgebende Gewalt übt ein Senat von 33 Mitgliedern und ein Haus von 105 Repräsentanten aus; beide werden auf zwei Jahre gewählt. Die ausübende Gewalt ruht in den Händen eines Gouverneurs, der auf zwei Jahre durch Stimmenmehrheit gewählt wird. Im Kongreß ist O. durch 2 Senatoren und 21 Abgeordnete vertreten. Der Staat zerfällt in 88 Grafschaften. Sitz der Regierung ist Columbus; die größte Stadt aber ist Cincinnati.

Ohiotier (Mastodon giganteum), ein in Nordamerika zur Eiszeit lebendes Mastodon (s. d.).

Ohlau, linksseitiger Nebenfluß der Oder im preuß. Regierungsbezirk Breslau, entspringt südlich von Münsterberg und mündet nach einem Laufe von 98 km bei Breslau, nachdem sie von der Stadt Ohlau an mit der Oder parallel geflossen ist.

Ohlau, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Breslau, an der Oder und Ohlau, Station der Linie Breslau-Kosel der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts und eines Landratsamts, hat ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule, ein Hospital und ein Krankenhaus und zählt (1880) 8395 meist prot. E., welche Tabakbau treiben und Fabriken in Tabak, Cigarren, Bleiweiß, Knochenmehl, Leim, Schuhwaren, Maschinen u. s. w. unterhalten. Unmittelbar bei der Stadt liegt der Fürstenwald mit einer königl. Fasanerie. — Der Kreis Ohlau zählt (1880) auf 616 qkm 57098 meist prot. E.

Öhlenschläger (Adam Gottlob), berühmter dän. Dichter, geb. 14. Nov. 1779 auf Vesterbro bei Kopenhagen, studierte ein Jahr die Rechte und diente beim Angriff der engl. Flotte unter Nelson und Parker auf die dänische vor Kopenhagen (2. April 1801) als Fahnenjunker im Studentenkorps. Sein dichterisches Talent legte er zuerst dar in einer Sammlung von «Gedichten» (1803), denen «Poetische Schriften» (2 Bde., 1805) folgten, worin er die Wiedergeburt der nordischen Poesie in «Vaulundurs Saga» verkündigte und die Farben- und Märchenpracht des orient. Geistes in «Aladdin» darstellte. Im J. 1807 erschienen seine «Nordischen Gedichte», unter denen «Hakon Jarl» hervorragt. Inzwischen hatte er 1805 eine Reise nach Deutschland angetreten, auf der er mit vielen Koryphäen der deutschen Litteratur, besonders mit Goethe, bekannt wurde, lebte dann längere Zeit in Paris, später fünf Monate in Coppet bei Frau von Staël-Holstein. Endlich besuchte er Italien und dichtete in Rom seinen «Correggio», dem die beiden nordischen Trauerspiele «Paknatoke» und «Axel und Walborg» vorangegangen waren. Im J. 1810 wurde er an der Universität zu Kopenhagen Professor der Ästhetik. Eine neue Sammlung seiner «Dichtungen» erschien in zwei Bänden (1811—13). Die Beschreibung einer zweiten Reise nach Deutschland und Frankreich erschien 1817—18 im Druck. Den Höhepunkt seines dichterischen Schaffens bezeichneten das Epos «Nordens Guder» (1819; Prachtausg. 1852), das dramatische Märchen «Fiskeren» und der nordische Romanzencyklus «Helge». Der spätern Zeit gehören das altnordische Märchen «Örwarodd, das Heldenkind» (Lpz. 1844; 2. Aufl., Bas. 1882) und die didaktischen Dichtungen «Digtekunsten» (1849) und der Romanzencyklus «Ragnar Lodbrog» (1849) an. Daneben verfaßte er eine Reihe von Trauerspielen, die mit den frühern in einer dän. Gesamtausgabe unter dem Titel «Tragödier» (11 Bde., 1831—48; Prachtausg., 10 Bde., 1849) gleichzeitig mit einer zweiten Hauptsammlung seiner «Digteroerker» (10 Bde., 1835—40; Prachtausg., 26 Bde., 1851—54) erschienen. Im J. 1850 veröffentlichte er «Neue dramatische Dichtungen» (2 Bde., Lpz.). Er starb als dän. Konferenzrat 20. Jan. 1850. Seine «Werke» erschienen deutsch zweimal gesammelt (18 Bde., Bresl. 1829—30, u. 21 Bde., 1839), in denen auch seine Selbstbiographie (Bd. 1—2) sich befindet. Nach seinem Tode erschienen noch seine «Lebenserinnerungen» (4 Bde., Lpz. 1850). Liebeaberg veranstaltete eine kritische Ausgabe der «Poetiske Skrifter» (32 Bde., Kopenh. 1857—62) Ö.s. Vgl. Arentzen, «Baggesen og Ö. Literaturhistorisk Studie» (8 Bde., Kopenh. 1870—78).

Ohligs, Stadt bei Merscheid (s. d.).

Ohlmüller (Jos. Dan.), Baumeister, geb. 10. Jan. 1791 zu Bamberg, machte seine Studien teils in München, teils in Italien und Sicilien. Er starb als bayr. Bau- und Regierungsrat in München 22. April 1839. Hauptwerke von ihm sind die 1831 begonnene got. Mariahilfkirche in München, das Nationaldenkmal zu Oberwittelsbach, eine schlanke got. Pyramide (1832), die meisterhafte Restauration des Schlosses Hohenschwangau (1837), zum Teil nach Dan. Quaglios Plan, die Ottokapelle zu Kiefersfelden (1834) und ähnliche Werke mittelalterlichen Stils.

Ohm, in Niederdeutschland auch Ahm (Aam), ein Flüssigkeitsmaß besonders für Wein, jetzt nur noch in Dänemark und Rußland von gesetzlicher Geltung; in Dänemark ist die Ahm = 154,579 l, in Rußland = 147,591 l (die zuweilen noch gebräuchliche livländische Ohm = 229,549 l). In der Schweiz war der Saum oder die Ohm = 150 l, in Norwegen war die Aam = 149,591 l, in Schweden = 157,039 l, in Baden = 150 l, in Braunschweig = 149,895 l, in Frankfurt a. M. = 143,422 l, in Hannover = 155,758 l, im Großherzogtum Hessen = 160 l, in Preußen = 137,404 l.

Ohm, die Einheit des elektrischen Widerstandes, s. unter Elektrische Einheiten.

Ohm (Georg Simon), geb. 16. März 1787 zu Erlangen, seit 1833 Professor an der Polytechnischen Schule in Nürnberg, seit 1849 Professor der Physik in München, gest. daselbst 7. Juli 1854, hat sich als Physiker einen geachteten Namen erworben. Seinen Ruf begründete er durch die Abhandlung: «Bestimmung des Gesetzes, nach welchem die Metalle die Kontaktelektricität leiten» (1826), in welcher er das nach ihm benannte Ohmsche Gesetz (s. d.) erörtert, und durch das Werk: «Die galvanische Kette mathematisch bearbeitet» (Berl. 1827). Unter seinen übrigen Schriften sind von Bedeutung: «Beiträge zur Molekularphysik» (Bd. 1, Nürnb. 1849), «Erklärung aller in einachsigen Krystallplatten zwischen geradlinig polarisiertem Lichte wahrnehmbaren Interferenzerscheinungen» (Münch. 1852—53). Auch hat O. die für die Natur des Klanges wichtige Theorie der Obertöne gefunden (1843). O. zu Ehren wurde die absolute Widerstandseinheit von der «British Association for the advancement of science» als Ohmad bezeichnet (1864); später (1881) nannte der pariser Kongreß der Physiker die absolute Einheit des elektrischen Widerstandes Ohm und sie beträgt 10^9 C. G. S. (Centimeter-Gramm-Sekunde-) Einheiten und ist etwa gleich dem Widerstande von 48,8 m reinen Kupferdrahts von 1 mm Durchmesser bei 0° C. Temperatur.

Martin O., Bruder des vorigen, Mathematiker, geb. 6. Mai 1792 zu Erlangen, war daselbst 1811—17 als Privatdocent thätig und wurde dann Oberlehrer am Gymnasium Academicum zu Thorn. Im J. 1821 wandte er sich nach Berlin, wo er seitdem erst als Privatdocent, seit 1824 als außerord. und seit 1839 als ord. Professor wirkte. O. starb zu Berlin 1. April 1872. Unter den von O. verfaßten Lehrbüchern sind die «Reine Elementarmathematik» (3 Tle., Berl. 1826; 3. Aufl. 1844), das «Lehrbuch für den gesamten mathem. Elementarunterricht» (Lpz. 1836; 5. Aufl. 1856) und das «Lehrbuch für die gesamte höhere Mathematik» (2 Bde., Lpz. 1839) hervorzuheben. Sein Hauptwerk ist der "Versuch eines vollkommen konsequenten Systems der Mathematik" (Bd. 1—9, Nürnb. 1822—52; Bd. 1 u. 2, 3. Aufl., 1853—55). Von einem berliner Wahlkreise 1849 in die Zweite Kammer gewählt, nahm er drei Jahre hindurch vom Standpunkte eines konservativen Liberalismus aus an den Arbeiten derselben Anteil.

Ohmberge, s. unter Eichsfeld.

Ohme (Ernst Erwin), Maler, geb. zu Dresden 18. Sept. 1831, arbeitete zuerst bei seinem Vater, dem Landschaftsmaler Ernst Friedrich O., dann in der Akademie. Mit Erfolg versuchte er sich namentlich als Landschaftsmaler, sowie in dekorativen Aufgaben, worin er, besonders in Imitation alter Gobelins, Treffliches leistete. Landschaften, welche von einer reichen, echt malerischen Veranlagung zeugen, besitzt die dresdener Galerie, Gobelins der sächs. Hof in mehrern Schlössern. Für das dresdener Hoftheater entwarf er mehrere Dekorationen.

Ohmsches Gesetz, ein äußerst wichtiges, von Ohm vorzugsweise theoretisch begründetes und von demselben 1827 publiziertes Gesetz, welches bald darauf von Fechner (1831), sowie von Pouillet (1837) experimentell nachgewiesen wurde; dasselbe lautet: Die Stärke des elektrischen Stroms einer geschlossenen Voltakette steht mit der elektromotorischen Kraft im geraden und mit dem Gesamtleitungswiderstande im umgekehrten Verhältnis. Das Ohmsche Gesetz ist in der angewandten Elektricitätslehre von großer Bedeutung, denn es gibt Aufschluß über die beste Kombination einer gegebenen Anzahl von Voltaelementen, über Stromverzweigungen, über die Konstanten (elektromotorische Kraft und Leitungswiderstand) der Voltaketten, über das Maximum der Stromstärke, sowie darüber, unter welchen Bedingungen die Gewinde der Multiplikatoren das Beste leisten u. s. w. Vgl. Ohm, «Die galvanische Kette, mathem. bearbeitet» (Berl. 1827); Fechner, «Maßbestimmung der galv. Kette» (Lpz. 1831).

Ohnet (Georges), franz. Romandichter und Dramatiker, geb. 3. April 1848 zu Paris, studierte daselbst die Rechte und war eine Zeit lang Advokat, dann politischer Redacteur am «Constitutionnel» und widmete sich dann ganz belletristischen Arbeiten. Bereits sein erster Roman «Serge Panine» (1881) hatte großen Erfolg. Es folgten dann die Romane «Le maître de forges» (1882), «La comtesse Sarah» (1883), «Lise Fleuron» (1884) und «La grande marnière» (1885), welche ebenfalls zahlreiche Auflagen erlebten. O. erörtert in seinen Romanen in spannender Weise soziale Probleme und tritt dabei auf die Seite des aufstrebenden Bürgertums. «Serge Panine» und «Le maître de forges» («Der Hüttenbesitzer») fanden auch für die Bühne großen Beifall.

Ohningen, Pfarrdorf im bad. Kreis und Amt Konstanz, nahe am Untersee, im Hegau, 24 km im SW. von Radolfzell, hat (1880) 790 kath. E., an Versteinerungen reiche Steinbrüche in tertiärem Süßwasserkalk, Landwirtschaft und Viehzucht. Es gehörte ehemals zum Bistum Konstanz.

Ohnmacht (lipopsychia, syncope) ist der Zustand, bei welchem krankhafterweise das Bewußtsein schwindet und die von demselben abhängigen Thätigkeiten des Körpers (Bewegung, Sinnesempfindung) zugleich mit der Atmung und Herzthätigkeit beeinträchtigt sind. Wer in O. fällt, wird blaß, fühlt sich höchst hinfällig und schwindelig, der Körper versagt ihm seinen Dienst, die Sinne vergehen ihm. Endlich sinkt er um, ist ganz bewegungs- und empfindungslos, die Respiration schwach und unregelmäßig, der Herzschlag oft kaum wahrnehmbar, der ganze Zustand ein dem Tode ähnlicher. Die O. tritt ein nach heftigen Gemüts- und starken Sinneseindrücken, körperlichen Überanstrengungen, namentlich nach langem Stehen, ferner nach raschem Temperaturwechsel, heftigen Schmerzen, Blutverlusten u. s. w., ist daher bei den zarter organisierten Individuen (Frauen, schwächlichen Männern) häufiger als bei kräftigen Personen. Häufig ist die O. auch eine Teilerscheinung von Erkrankungen anderer Art (Herzkrankheiten, Hysterie, Hirnkrankheiten) oder Vergiftungen. Manchmal geht die O. dem Tode vorher, in den meisten Fällen ist sie aber nur ein vorübergehender Zustand. In den gewöhnlichen Fällen kann die Wiederkehr des Bewußtseins beschleunigt werden durch Erleichterung der Atmung (Entfernung beengender Kleidungsstücke), horizontale Lagerung, Hautreize (Bespritzen mit kaltem Wasser, Reiben der Haut, Senfteige) oder Sinnesreize (Riechmittel von Salmiakgeist, Essig u. s. w.). Nach dem Erwachen aus der O. trinke der Patient etwas kaltes Wasser und verweile noch einige Zeit in horizontaler oder halbsitzender Lage. Die höchsten Grade der O. nennt man Scheintod (s. d.).

Ohosakka oder Osaka, eine der bedeutendsten Städte Japans auf der Südwestküste der Hauptinsel Nipon, 53 km im SSW. von Miako an der Bai von Ohosakka und unweit oberhalb der breiten Mündung des schiffbaren Jodogava in einer fruchtbaren Ebene gelegen, von zahlreichen Kanälen durchschnitten, die von 100 hölzernen Brücken überspannt werden, hat rechtwinkelig sich schneidende Straßen, die zwar eng, aber sehr reinlich gehalten sind, zweistöckige, aus Holz und Lehm erbaute Häuser. O. hat zahlreiche buddhistische Tempel und eine Menge reizender Gärten. Im nordöstl. Teil der Stadt sind die Trümmer des großartigen, von Taiko Sama erbauten Palastes und ihm gegenüber die neue Münze, ein imponierendes, in europ. Stil erbautes Prachtgebäude. Die Stadt ist der Hauptsitz der japan. Industrie und der bedeutendste Handelsplatz des ganzen Reichs, wo seine sämtlichen Bodenprodukte und Industrieerzeugnisse, Seidenwaren, Porzellan, irdenes Geschirr, Saki, Baumwollmanufakte, Eisen u. s. w. zu Markte gebracht werden. Man schmilzt daselbst Kupfer, prägt Gold, gießt Bronze, druckt Bücher, webt die reichsten Gold- und Silberbrokate, bereitet die besten Farben, verfertigt die kunstreichsten Schnitzereien und alle Arten musikalischer Instrumente, Spielwaren u. s. w. Die Zahl der Einwohner beträgt (1881) 293 686. Die Stadt gilt auch als der Hauptplatz aller japan. Belustigungen, weshalb daselbst altezeit zahlreiche Fremde aus allen Teilen des Reichs zusammenströmen und viele Reiche und Wohlhabende längern und selbst bleibenden Aufenthalt nehmen. Durch seinen ausgezeichneten Hafen und seine vorzüglich günstige kommerzielle Lage in der Mitte zwischen Nagasaki und Jedo, am «japan. Binnenmeer», sowie durch die Nähe von Miako, dem Mittelpunkt des japan. Kulturlebens, zog O. besonders die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich. Schon in dem 1. Jan. 1863 zu Jedo geschlossenen Vertrag des Lord Elgin wurde die Eröffnung des Hafens Hiogo für brit., nordamerik., franz. und niederländ. Schiffe stipuliert. Allein erst infolge einer bewaffneten Negociation erlangten die Vertreter der genannten Flaggen 25. Nov. 1865 vom Mikado die Eröffnung der Häfen O. und Hiogo, die dann 1. Jan. 1866 faktisch erfolgte. Auch wurde gemäß dem Vertrage vom 25. Juni 1866, nebst der Abänderung des Tarifs, den Ausländern die Errichtung von Entrepôts in diesen wie in den andern Freihäfen Japans und den Einheimischen volle Handelsfreiheit mit dem Auslande zugestanden. O. ist mit Miako über Fusimi durch Dampfschiffe, mit Hiogo und Kioto oder Miako durch Eisenbahnen, mit Jedo durch Telegraphenlinie verbunden. Vorhafen von O. ist Hiogo.

Ohosima, Hauptinsel der nördl. Gruppe der Liu-kiu (s. d.) unter 27° nördl. Br. und 126° 30′ östl. L. von Greenwich gelegen, 805 qkm groß.

Ohr (auris), im weitern Sinne das gesamte Gehörorgan, im engern Sinn der äußere Teil desselben, die Ohrmuschel samt dem äußern Gehörgang. (S. Gehör mit Tafel: Das Gehörorgan des Menschen, Bd. VII, S. 673.)

Ohr (frz. trou, chas, œuil, douille, attache; engl. eye, shank), bei Näh-, Stick- und Stopfnadeln die zum Einziehen des Fadens dienende Öffnung; bei Äxten, Beilen u. s. w. soviel wie Haube; an metallenen Knöpfen der kleine Ring, mittels dessen dieselben festgenäht werden.

Ohra, Pfarrdorf im preuß. Regierungsbezirk und Landkreis Danzig, zwischen Mottlau und Radaune, hat (1880) 5513 E., davon 2045 Katholiken, Acker- und Gemüsebau und in der Nähe die Knabenerziehungsanstalt Johannishof.

Ohraffe, soviel wie Galago.

Ohrdruf, Stadt im Herzogtum Sachsen-Gotha, an der Ohra und der Eisenbahnlinie Gotha-O., ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Landratsamts, hat ein Schloß, eine Realschule mit Progymnasium und eine Gewerbeschule und zählt (1880) 6022 E., welche Porzellan-, Bleiweiß-, Spielwaren-, Papierfabriken ꝛc. unterhalten. Die Stadt ist sehr alt und Hauptort der Hohenlohe-Langenburgschen Grafschaft Obergleichen. In der Nähe liegt das ehemalige Hammerwerk Luisenthal, das jetzt zum Bad und zur Sommerfrische eingerichtet ist.

Ohre, linksseitiger Nebenfluß der Elbe im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, durchfließt den Drömling (s. d.), berührt Kaloörde, Neuhaldensleben und Wolmirstedt und mündet nach einem Laufe von 105 km oberhalb Rogätz; er erscheint bereits zur Zeit Karls d. Gr. als Horaha, Ara, Ora.

Ohrenbeichte, s. Beichte.

Ohrenklingen, s. Ohrentönen.

Ohrenkrankheiten gehören im allgemeinen zu den häufiger vorkommenden Affektionen und bedürfen durchaus einer sorgsamen Pflege und Behandlung, da sie bei Vernachlässigung gar leicht dauernde und schwere Funktionsstörungen zurücklassen. Erst seit dem Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. hat sich die Ohrenheilkunde oder Otiatrik zu einer wissenschaftlichen Disciplin entwickelt, die hinsichtlich der Exaktheit ihrer Untersuchungsmethoden den übrigen Spezialzweigen der Medizin gleichwertig dasteht. Die Untersuchung eines erkrankten Gehörorgans erfolgt zunächst vermittelst der sog. Ohrenspiegel, kleiner cylindrischer, verschieden weiter Trichter aus Metall oder Hartgummi, welche in den äußern Gehörgang eingeführt werden. Wirft man hierauf vermittelst eines in der Mitte durchbohrten Hohlspiegels Tageslicht oder künstliches Licht in den Gehorgang hinein, so kann man an dem hell beleuchteten Trommelfell selbst die feinsten krankhaften Veränderungen genau erkennen und aus ihnen auf die Beschaffenheit des mittlern Ohrs schließen. Sehr wichtig ist in vielen Fällen auch die Untersuchung der Ohrtrompete mit dem Ohrkatheter, einer gekrümmten katheterförmigen Röhre aus Metall oder Hartgummi, welche durch die Nase in die Ohrtrompete eingeführt wird und durch welche Luft oder medikamentöse Flüssigkeiten in die Paukenhöhle gebracht werden können. Bei Verstopfung der Ohrtrompete bedient man sich auch häufig des sog. Politzerschen Verfahrens, welches darin besteht, daß während eines Schlingaktes die Luft des Nasenrachenraums durch das Zusammendrücken eines Kautschukballons verdichtet und in die Ohrtrompete eingetrieben wird. Zur Bestimmung der Horfähigkeit benutzt man teils das Ticken einer Taschenuhr oder des Politzerschen Hörmessers, teils die Flüstersprache und die Stimmgabel; vermittelst der letztern gelingt es häufig den Nachweis zu führen, ob die Krankheit vorwiegend das Mittelohr oder das Labyrinth betroffen hat.

Die O. entstehen entweder direkt im Ohr oder werden von krankhaft alterierten Nachbarorganen (äußere Haut, Schleimhaut des Nasenrachenraums u. a.) auf jenes fortgeleitet; nicht selten sind sie

Folge allgemeiner Konstitutionskrankheiten, insbesondere der Skrofulose, Tuberkulose und Syphilis. Man pflegt sie nach ihrem Sitz in Krankheiten des äußern, des mittlern und des innern Ohrs einzuteilen; die wichtigsten sind folgende:

1) Die Ohrblutgeschwulst (Othämatom, Haematoma auriculare), eine mehr oder minder große, pralle umschriebene, deutlich schwappende Geschwulst unter der Haut der Ohrmuschel, die durch einen Bluterguß infolge einer vorausgegangenen Verletzung, mitunter aber auch aus freien Stücken entsteht und häufig bei Geisteskranken, seltener bei völlig Gesunden beobachtet wird. Sich selbst überlassen, trocknet das Blut allmählich ein und es bleibt dann eine Verhärtung und Verunstaltung der Ohrmuschel zurück. Die beste Behandlung besteht in der Entleerung des angesammelten Blutes durch einen Einschnitt und der Anlegung eines Druckverbandes.

2) Die Verstopfung des äußern Gehörgangs durch angehäuftes und eingetrocknetes Ohrenschmalz, ein sehr häufiges Übel, welches gewöhnlich Schwerhörigkeit und Ohrensausen, oft auch Kopfschmerzen und Schwindel zur Folge hat. Derartige Ohrenschmalzpfröpfe müssen durch wiederholte Einträufelungen von schwachen alkalischen Lösungen erweicht und sodann durch vorsichtiges Einspritzen von lauwarmem Wasser entfernt werden.

3) Die Entzündung des äußern Gehörgangs (Otitis externa) tritt in zwei verschiedenen Formen auf, als umschriebene Entzündung oder Furunkulose des Gehörgangs und als ausgebreitete Entzündung des ganzen Gehörgangs. Im erstern Fall findet sich der Gehörgang mit kleinen, bei Berührung intensiv schmerzenden Schwären (Furunkeln) besetzt, welche heftige Ohrenschmerzen, leichte Schwerhörigkeit und mitunter selbst mäßiges Fieber erzeugen und eine große Neigung zu Rückfällen besitzen; Blutarmut und Bleichsucht scheinen ihre Entwickelung zu begünstigen. Die Behandlung besteht in feuchtwarmen Überschlägen über das Ohr, Einlegen von entwässerten Speckstückchen oder schmerzstillenden Salben in den Gehörgang, bei sehr heftigen Schmerzen in einem kleinen Einschnitt. — Bei der ausgebreiteten Entzündung des äußern Gehörgangs ist der letztere in seinem ganzen Verlauf geschwollen und gerötet, dabei bestehen heftige, bohrende, nach Kopf und Hals ausstrahlende Schmerzen im Ohr und Schwerhörigkeit und nach wenigen Tagen stellt sich ein erst heller, dann schleimiger, schließlich gelblich eiteriger Ohrenfluß ein. Die häufigste Ursache dieser Entzündung sind Erkältungen (durch kalte Zugluft, Eindringen von kaltem Wasser 2c.). Behandlung: öfteres Eingießen von warmem Wasser in den Gehörgang (sog. Ohrbäder), bei heftigen Schmerzen Blutentziehungen, Bettruhe und Abführmittel; späterhin Einlegen von Salicylwatte und Einträufelungen von adstringierenden Lösungen.

4) Ohrpolypen, mehr oder minder umfangreiche, rote, kolbige, bald breit aufsitzende, bald dünngestielte Schleimhautwucherungen, die den äußern Gehörgang ausfüllen und hochgradige Schwerhörigkeit, sowie übelriechenden eiterigen Ohrenfluß zur Folge haben. Sie entstehen meist im Verlauf chronischer Ohreiterungen und werden am besten durch Abbinden, Abquetschen oder durch Ätzmittel entfernt.

5) Die Entzündung des Trommelfells (Myringitis), meist Folge von Erkältung, gibt sich durch heftige reißende Schmerzen in der Tiefe des Ohrs, durch Schwerhörigkeit und Ohrensausen, sowie durch Schwellung und dunkle Rötung des Trommelfells zu erkennen und führt, sich selbst überlassen, entweder zur Durchbohrung des Trommelfells mit nachfolgender eiteriger Entzündung der Paukenhöhle oder zur schwieligen Verdickung und Trübung des Trommelfells. Wie bei allen O. ist auch bei der Trommelfellentzündung eine sorgfältige ärztliche Behandlung unerläßlich. Zerreißungen des Trommelfells können durch starken Schall (Kanonenschuß), durch einen Schlag auf das Ohr oder durch Einbohren spitzer Gegenstände (Nadeln, Federhalter, Strohhalme u. dgl.) entstehen und machen unter Umständen das Einlegen eines künstlichen Trommelfells erforderlich.

6) Die Entzündung oder der Katarrh des Mittelohrs oder der Paukenhöhle (Otitis interna), eins der häufigsten Ohrenleiden, besteht in einer Schwellung und vermehrten Schleimigen oder eiterigen Absonderung der Paukenhöhlenschleimhaut und entsteht entweder von freien Stücken, nach Erkältungen und Durchnässungen oder durch Fortpflanzung katarrhalischer Affektionen des Nasenrachenraums durch die Ohrtrompete hindurch nach der Paukenhöhle oder endlich im Verlauf gewisser Infektionskrankheiten, namentlich von Masern, Scharlach, Pocken, Diphtheritis und Syphilis. Der akute Mittelohrkatarrh gibt sich durch plötzlich eintretende Schwerhörigkeit, Ohrensausen und heftige Ohrenschmerzen zu erkennen; bei zweckmäßiger Behandlung erfolgt meist vollständige Genesung, wogegen im andern Fall die Krankheit leicht in die chronische Form übergeht, welche meist einen sehr langwierigen Verlauf nimmt und die häufigste Ursache der Schwerhörigkeit und Taubheit ist. Die Ausgänge des chronischen Mittelohrkatarrhs sind Verdickungen und Wucherungen der Paukenhöhlenschleimhaut, Zerstörung des Trommelfells und der Gehörknöchelchen, chronischer, meist übelriechender Eiterausfluß aus dem Ohr (Ohrenfluß, Ohreiterung), Verengerung und Verwachsung der Ohrtrompete und ähnliche Veränderungen, durch welche das Hörvermögen gänzlich vernichtet werden kann; ja bei Vernachlässigung vermag die eiterige Entzündung des Mittelohrs sogar Knochenfraß des Felsenbeins und durch Fortpflanzung der Eiterung auf die Gehirnhäute und das Gehirn einen tödlichen Ausgang herbeizuführen. Daher erfordert die Krankheit durchaus die Beratung eines tüchtigen Ohrenarztes; die wichtigsten Mittel gegen sie sind Lufteinblasungen durch den Katheter oder das Politzersche Verfahren, Einschnitte in das Trommelfell, um den angesammelten Schleim oder Eiter aus der Paukenhöhle zu entfernen, sowie Einträufelungen desinfizierender und adstringierender Lösungen.

7) Die nervöse Schwerhörigkeit und nervöse Taubheit, welche auf Erkrankungen des innern Ohrs oder Labyrinths oder des Gehörnervs oder seiner Ursprungsstelle im Gehirn beruhen, entstehen am häufigsten nach andauernder Überreizung der Gehörnerven, nach heftigen Erschütterungen des Ohrs und starken Gemütsbewegungen, mitunter auch nach schweren fieberhaften Krankheiten, nach der Anwendung von großen Gaben Chinin und Salicylsäure, sowie im Verlauf mancher chronischer Nervenleiden (Hypochondrie, Hysterie). Mitunter leistet gegen dieses Leiden die Anwendung des galvanischen Stroms gute Dienste.

Litteratur. Hagen, «Das Ohr und seine Pflege im gesunden und kranken Zustande» (Lpz. 1872); Erhard, «Vorträge über die Krankheiten des Ohrs» (Lpz. 1871); von Tröltsch, «Lehrbuch der Ohrenheilkunde» (7. Aufl., Lpz. 1881); Politzer, «Lehrbuch der Ohrenheilkunde» (2 Bde., 1882).

Ohrenmaki, s. Galago.

Ohrenpillen (von Pinter), s. unter Geheimmittel.

Ohrenprobe (auch Paukenhöhlenprobe genannt), Untersuchung der Paukenhöhle eines toten neugeborenen Kindes, um aus der Beschaffenheit derselben zu bestimmen, ob das Kind bereits geatmet habe oder tot geboren sei. Nach der Angabe einzelner Forscher soll nämlich die Paukenhöhle beim neugeborenen Kind keine eigentliche Höhle, sondern ein aus weichem, gallertartigem Schleimgewebe bestehendes Polster darstellen, welches letztere erst nach der Geburt, wenn die atmosphärische Luft in die Atmungswege und durch die Ohrtrompete auch in das Mittelohr gelangt, verschwinde und einer mit Luft erfüllten Höhle Platz mache. Nach neuern Untersuchungen kann die O. durchaus nicht als zuverlässig erachtet werden.

Ohrenrobbe, s. unter Robben.

Ohrensausen, s. Ohrentönen.

Ohrenschmalz, s. unter Gehör und Ohrenkrankheiten.

Ohrenschmerzen oder Ohrenzwang, s. unter Ohrenkrankheiten.

Ohrenspiegel, s. unter Ohrenkrankheiten.

Ohrentönen oder Ohrensausen, subjektive Gehörsempfindungen, welche infolge einer abnormen Erregung des Hörnervs als Sausen, Klingen, Brausen, Klopfen, Zischen, Brummen, Knacken u. dgl. empfunden werden. Die häufigsten Ursachen des O. sind widernatürliche Erregbarkeit des Hirns, Abnormitäten des Blutlaufs im Gehirn und innern Ohr, Ermüdung und Schwäche des Gehörapparats (bei Blutarmut, gastrischen Zuständen, erschöpfenden Krankheiten), heftige Erschütterungen des Ohrs, große Gaben von Chinin und Salicylsäure; außerdem ist das O. ein sehr lästiges Symptom vieler Ohrenkrankheiten (s. d.). Die Behandlung erfordert die Beseitigung des ursächlichen Grundübels; man hüte sich vor der Anwendung der zahllosen gegen O. empfohlenen, meist schädlichen Geheimmittel.

Ohringen, Oberamt im württemb. Jagstkreise, am Kocher gelegen, hat 358 qkm Areal, zählt (1880) 32006 E. und umschließt mit Ausnahme eines Teils der ehemals dem Kloster Schönthal und den Freiherren von Berlichingen gehörigen Güter nur Hohenlohesche Besitzungen, insbesondere die Standesherrschaft Öhringen des Fürsten von Hohenlohe-O. (S. Hohenlohe.)

Die Hauptstadt Öhringen, am Kocherzufluß Ohrn und an der Linie Heilbronn-Krailsheim der Württembergischen Staatsbahnen, 26 km im Ostnordosten von Heilbronn, Sitz eines Oberamts und eines Amtsgerichts und einer fürstl. Domänenverwaltung, hat ein 1547 gestiftetes Lyceum und zählt (1880) 3723 meist prot. E., welche neben ergiebiger Landwirtschaft namhafte Bierbrauerei und nicht unbedeutenden Weinbau, ziemlich viele Kleingewerbe treiben, landwirtschaftliche Maschinen und Geräte fabrizieren und stark besuchte Schafmärkte unterhalten. Außer dem fürstl. Residenzschloß mit schönen Gartenanlagen und großartigen Kellern ist die im 15. Jahrh. erbaute Stiftskirche bemerkenswert, welche die Fürstengruft mit interessanten Grabdenkmälern enthält, und mit der vor der Reformation ein reiches, 1037 vom Bischof Gerhard von Regensburg gegründetes Chorherrenstift verbunden war. Unweit östlich von der Stadt lief der röm. Grenzwall vorüber, und nördlich von ihr, auf der sog. Burg, stand eine röm. Niederlassung, wahrscheinlich ein Garnisonsplatz, dessen Trümmer eine reiche Ausbeute an röm. Gebäuderesten, Anticaglien, Gräber und Denksteine mit Inschriften boten. Unter diesen Inschriften geben zwei Vicus Aurelius als Namen des röm. Ortes an. Historisch bekannt ist die Stadt durch die Versöhnung des Kaisers Friedrich III. und des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz 14. Febr. 1464, sowie durch die Union der Protestanten 1603.

Ohrling oder Ohrwurm (Forficula), eine Insektengattung aus der Ordnung der Geradflügler, ausgezeichnet durch die lange am Ende des Hinterleibes, die sehr kurzen Flügeldecken und die längs und zugleich auch quer gefalteten Hinterflügel. Es sind nächtliche Tiere, die sich gern in Höhlungen verkriechen, keineswegs aber für die Ohröffnungen des Menschen eine Vorliebe haben, wie der Name andeutet und man früher geglaubt hat. Dadurch, daß sie gern reife, süße Früchte benagen, Nelken, Georginen u. s. w. zerfressen, werden sie lästig. Der gemeine Ohrling (F. auricularia, s. Tafel: Insekten IV, Fig. 31) ist 14—20 mm lang, braun, unbehaart und hat vierzehngliederige Fühler; er findet sich überall häufig. Seltener ist der große Ohrling (F. gigantea), mit einem innern Zahne an jeder Zangenhälfte, und der kleine Ohrling (F. minor), mit schwarzem Kopfe und Halsschilde; er lebt besonders unterm Mist.

Ohringe, ein seit uralter Zeit vorkommender Schmuckgegenstand. Bei den alten Ägyptern waren sie scheiben- oder radförmig, oder bildeten Gehänge; in Vorderasien (2 Mos. 32,2) erscheinen sie, oft auch mit Metallblechen, Steinen, Korallen u. s. w. ausgestattet, schon sehr früh als beliebte Frauenzierde, bei einzelnen Völkern auch für beide Geschlechter, so auch bei den Mesopotamiern (Assyrern und Babyloniern) und den Persern, wo sie im Grabe des Cyrus gefunden wurden. Ihre Gestalt war ringförmig. In der Schilderung der Kleiderpracht der Hebräer werden auch Nasen- und Ohrgehänge nicht vergessen. Die griech. Frauen liebten die tropfenförmigen Ohrgehänge noch besonders mit Anhängseln von Perlen, Gold- und Silberblechen zu versehen, während letztere bei den Etruskern meistens an kreisrunde Scheiben befestigt wurden. In Rom erreichte der Ohrenschmuck die höchste Kostbarkeit durch auserlesen große Perlen, oft von sehr hohem Werte. Für die Germanen ist der Ohrenzierrat durch Gräberfunde, Draht- und Schildbohrringe von Bronze, später auch durch Gehänge aus Edelmetall bezeugt. Die Sitte blieb auch in den Folgezeiten bis heute bestehen.

Ohrspeicheldrüse (Glandula parotis), die größte von den Mundspeicheldrüsen, liegt zu beiden Seiten des Gesichts vor und unter dem Ohr, vom Unterkieferwinkel bis zum Jochbogen reichend, ist von platter, unregelmäßig dreieckiger Gestalt und besitzt einen dickwandigen Ausführungsgang (ductus Stenonianus), welcher am vordern Rande des Kaumuskels den Backenmuskel und die Backenschleimhaut durchbohrt und gegenüber dem ersten oder zweiten Backzahn in die Mundhöhle mündet.

Die O. dient neben der Unterkieferdrüse (Glandula submaxillaris) und der Unterzungendrüse (Glandula sublingualis) der Absonderung des Speichels (s. d.). Über ihre entzündlichen Anschwellungen (Parotitis) s. Bauerwetzel.

Ohrtrompete (Eustachische Röhre), s. Gehör, Bd. VII, S. 674a.

Ohrwurm, s. Ohrling.

Oidium, s. Traubenfäule.

Oidium Tuckeri, s. unter Meltau.

Oignon oder Ognon, Fluß, entspringt in den Vogesen an den Grenzen der franz. Depart. Vogesen und Haute-Saône und des deutschen Bezirks Oberelsaß, verschwindet in seinem Laufe unweit Froideterre auf 5 km und mündet nach einem sehr gewundenen Laufe von vorherrschend südwestl. Richtung und 192 km Länge bei Perrigny in die Saône. Der O. hat geschichtliche Bedeutung erlangt durch die Kämpfe, welche während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 an seinen Ufern ausgefochten wurden, und zwar zunächst während der Operationen, welche der General von Werder Ende Okt. 1870 vom Oberelsaß her in der Richtung auf Besançon unternahm und gelegentlich deren er 22. Okt. vormittags den O. bei Pin, Etuz und Voray erreichte. Die Franzosen wurden von der bad. Division aus den genannten Orten und vom südl. Thalrande des O. vertrieben. Auch in den denkwürdigen Kämpfen bei Héricourt (s. d.), 15., 16., 17. Jan. 1871, lag der O. auf dem Schlachtfelde. Vor Beginn der Schlacht wurde in Bourbakis rechter Flanke eine Brücke über den O. geschlagen, um jenen über den Abzug des Werderschen Korps zu täuschen; während der Kämpfe selbst hatte der Fluß nicht die Bedeutung, welche er im Okt. 1870 gehabt hatte, da das an ihm gelegene Villersexel (s. d.) mehr in den vorhergehenden Vorpostengefechten und namentlich in dem Gefecht vom 9. Jan. von Wichtigkeit war. Vgl. Löhlein, «Feldzug 1870—71. Die Operationen des Korps des Generals von Werder» (Berl. 1874).

Oil-City, Hauptort der Petroleumindustrie in der County Venango des nordamerik. Staates Pennsylvanien, am rechten Ufer des Oil-Creek und an dessen Mündung in den Alleghany-River mit (1880) 7315 E. An den Ufern eines kleinen Flusses, welcher aus der nordwestl. an Venango-County grenzenden Crawford-County kommt, wurden 1857 zahlreiche Petroleumquellen entdeckt, derselbe daher Oil-Creek (Ölbach) genannt und an seinem rechten Ufer um 1860 das Städtchen O. gegründet, welches 1862 inkorporiert wurde. In der Stadt und deren Nachbarschaft werden große Mengen von Petroleum gewonnen und von O. aus auf Dampfbooten nach Pittsburg verschifft.

Oineus, s. Oneus.

Oirad, soviel wie Kalmücken (s. d.).

Oisans (Alpen von), s. u. Alpen, Bd. 1, S. 459.

Oisans, ein wildes von der Romanche durchflossenes Alpenthal im franz. Departement Isère, Arrondissement Grenoble, war im Altertum das Gebiet der Uceni, im Mittelalter ein Teil der zum Dauphiné gehörigen Landschaft Graisivaudan (Pagus Gratianopolitanus). Hauptort ist Le Bourg d'Oisans mit (1881) 1374 (Gemeinde 2650) E.

Oise, ein Fluß in Frankreich, der auf den Ardennen südlich von Chimay in der belg. Provinz Hennegau entspringt, die Depart. Aisne und Oise durchströmt und im Depart. Seine-et-Oise bei Conflans Ste.-Honorine, 22 km unterhalb Paris, rechts in die Seine sich ergießt. Er hat einen 302 km langen Lauf, mit einem Stromgebiet von 16677 qkm, nimmt links den Thon, die Serre, Lette und Aisne, rechts die Brèche und den Thérain auf und wird noch vor dem Eintritt in das Oise-Departement bei Chauny 138 km weit schiffbar.

Das nach ihm benannte Departement Oise umfaßt ehemalige Bestandteile von Isle-de-France, Valois, Noyonnais und Soissonais und von der Picardie die Landschaften Santerre und Amiénais und wird von den Depart. Somme (nördlich), Aisne (östlich), Seine-et-Marne und Seine-et-Oise (südlich), Eure und Seine-Inférieure (westlich) begrenzt. Es zählt auf 5855 qkm (1881) 404555 E. und zerfällt in die vier Arrondissements Beauvais, Clermont, Compiègne und Senlis, mit 35 Kantonen und 701 Gemeinden. Von den Flüssen O., der Aisne, dem Ourcq (an der Südostgrenze) und von einer Menge niedriger Hügel durchzogen, bringt das Land gutes Rindvieh und in reichem Maße Getreide, Obst, Zuckerrüben und Gartengewächse aller Art hervor, während die lebhaft betriebene Industrie sich mit Herstellung von Stabeisen, Stahl, Leinwand, Spitzen, Teppichen, wollenen und baumwollenen Waren, Leder, Porzellan, Fayence und vielen andern Artikeln beschäftigt. Der Handel wird durch die O. und Aisne, sowie durch die Eisenbahnen bedeutend unterstützt. Hauptstadt ist Beauvais.

Ojibways, s. Chippewas.

Ojocaliente, Stadt und Distriktshauptort im mexik. Staat Zacatecas, 37 km südöstl. von Zacatecas, hat 8102 E., Bergbau und warme Quellen.

Ojolava, früher Name der Insel Upolu (s. d.).

Ojtoz (auch «Ojtos»), Engpaß in den nordöstl. siebenbürger Karpaten; derselbe führt vom Marktflecken Bereczk im Háromszéker Komitat nach der Moldau und vermittelt einen regen Handelsverkehr.

Oka (Okka, Ocka) heißt die seit März 1874 der gesetzlichen Geltung entbehrende, aber im Verkehr noch fast ausschließlich übliche türk. Gewichtseinheit. Die O. wird in 4 Litra oder 400 Dirhem (Dramm, Drachmen) zu 16 Kirát oder 64 Grân eingeteilt und hat eine Schwere von 1282,0513 g; 44 Oken = 1 Kantár von Konstantinopel. Die türk. O. ist auch in Rumänien gebräuchlich. In Ägypten ist die gewöhnliche O. von 400 Drachmen = 1235,36 g; es gibt dort aber für einige Waren noch zwei schwerere Oken von 420 und 412 Drachmen. In Griechenland ist die O. oder Stadera (ursprünglich der türkischen gleich) von 400 alten Drachmen = 1280 g oder neuen griech. Drachmen, also nur wenig von der türkischen verschieden; die dort 1836 verordnete neue O. von 1250 g kam, wie die gleichzeitig dort vorgeschriebene Mina von 1500 g nie in Anwendung.

Oka ist auch ein türk. Flüssigkeitsmaß für den Kleinverkehr, welches eine Gewichtsoka Brunnenwasser faßt, und = 1,282 l (im Großverkehr werden in der Türkei die flüssigen Waren nach Gewicht verkauft), ferner ein griech. Kleinhandelsölmaß von 2½ alten Gewichtsoken Inhalt.

Oka, rechter Nebenfluß der Wolga, entspringt im S. des Gouvernements Orel fast an der Grenze des Gouvernements Kursk in einer Höhe von 220 m und mündet bei Nishnij-Nowgorod. Die O. ist 1136 km lang, hat im mittlern Laufe eine Breite von 213—532 m und eine Tiefe von 3—6 m, doch kommen auch Stellen von 12 m Tiefe vor; schiffbar wird der Fluß von der Stadt Orel an. Die

größten Nebenflüsse der O. sind links: die Ugra, Moskwa und Kljasma, rechts: die Upa, Zna und Tescha. Im Sommer ist die O. von zahlreichen Fahrzeugen belebt; das Wasser ist reich an guten Fischen.

Okarber Mineralbrunnen, s. Selzerbrunnen. [Nymphen).

Okeaniden, die Töchter des Oceanus (s. d. und

Okeanos, s. Oceanus.

Okee-cho-bee, See in Florida (s. d.).

Okeghem, Komponist, s. Ockenheim.

Okehampton, Stadt in der engl. Grafschaft Devon, 33 km westl. von Exeter, im N. des Berglandes Dartmoor (s. d.), am Okement, einem rechtsseitigen Zuflusse des Torridge, Station der Linie Crediton-Okehampton der London and South-Western Railway mit einer Abzweigung von hier nach Holsworthy, zählt (1881) 4858 E. und hat Handel mit Getreide und Vieh.

Oken (Lorenz), eigentlich Ockenfuß, welchen Namen er später in Oken verwandelte, hervorragender Naturphilosoph und Naturforscher, geb. zu Bohlsbach in der schwäb. Landschaft Ortenau 1. Aug. 1779, studierte zu Würzburg und Göttingen und lebte dann daselbst mehrere Jahre als Privatdocent, bis er 1807 als außerord. Professor der Medizin nach Jena berufen wurde, wo seine Vorlesungen über Naturphilosophie, allgemeine Naturgeschichte, Zoologie mit vergleichender Anatomie, Pflanzen-, Tier- und Menschenphysiologie vielen Beifall fanden. Im J. 1810 wurde er Hofrat, 1812 ord. Professer der Naturwissenschaften. Im Spätherbst 1816 fing er an, die «Isis» herauszugeben, ein encyklopädisches Blatt, vorzugsweise aber naturhistor. Inhalts. Da damals in Weimar eine wenig beschränkte Preßfreiheit herrschte, so wurden an O. alle Beschwerden und Klagen gesendet, die anderwärts nicht veröffentlicht werden konnten und die auch O. in die «Isis» aufnahm, sobald sie ein allgemeines Interesse hatten. Dadurch erregte O. auswärts großes Mißfallen, sodaß endlich die weimarische Regierung ihm die Alternative stellte, entweder die Professur oder die «Isis» aufzugeben. O. that das erstere, während die «Isis» im Weimarischen verboten und nun in Rudolstadt gedruckt wurde, bis sie 1848 zu erscheinen aufhörte. Seit Niederlegung seiner Professur lebte O. als Privatgelehrter in Jena, mit der Herausgabe der «Isis» und seiner naturhistor. Werke beschäftigt, bis er 1828 an die neuerrichtete Universität zu München ging, wo er anfangs als Privatdocent naturhistor. Vorlesungen hielt und dann ord. Professor wurde. Im J. 1832 folgte er einem Rufe an die neuerrichtete Universität zu Zürich, wo er 11. Aug. 1851 starb.

Sein Hauptbestreben war die Darstellung eines allgemeinen, in sich zusammenhängenden, alle Reiche der Natur und deren Elemente umfassenden Natursystems, dessen philos. Begründung den Inhalt seines «Lehrbuch der Naturphilosophie» (Jena 1803—11; 2. Aufl. 1831) bildet, während er es in dem «Lehrbuch der Naturgeschichte» (3 Bde., Lpz. 1813—27) vollständig entwickelte. Da sein Natursystem von allen vorhandenen Systemen abweicht, deutsche Benennungen oft mangelten und die leitenden Grundsätze der Einteilungen durch die Namen derselben angedeutet werden sollten, so schuf O. eine eigene Nomenklatur, die in vielen Fällen gezwungen klingt. Seine Naturphilosophie wurde vielfach mißverstanden und hat mannigfaltige Verirrungen in der Wissenschaft veranlaßt. (S. Naturphilosophie.) Als praktischer Anatom und Physiolog hat O. nichts Bedeutendes geleistet; dagegen mit großem Fleiße als Polyhistor gearbeitet. Sein Hauptwerk in dieser Richtung ist seine «Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände» (13 Bde., Stuttg. 1833—41). Seine Anregungen in der «Isis» haben die Begründung des deutschen Naturforschervereins herbeigeführt, dessen erste Versammlung er 1822 nach Leipzig berief. O.s Büste, von Drake in Berlin gefertigt, wurde 1857 am Fürstengraben in Jena errichtet; ein Denkmal wurde ihm 1883 in Offenburg gesetzt. Vgl. Guttler, «Lorenz O. und sein Verhältnis zur modernen Entwickelungslehre» (Lpz. 1884).

Okhotsk, s. Ochotsk.

Okinawa, Hauptinsel der mittlern, Tschusan genannten Gruppe der Lin-kiu (s. d.), unter 25° nördl. Br. und 124° 39′ östl. L. von Greenwich gelegen, 1348 qkm groß.

Okk . . ., s. Occ . . .

Okkat, Missionsstation in Labrador (s. d.).

Okna (slaw., «Bergwert»), zwei Städte in Rumänien, die sich um die zwei bedeutendsten rumän. Salzbergwerke gebildet. Die eine im Distrikt Bacau in der Moldau hat 10000 E., die andere im Distrikt Valcea in der Walachei 4000 E. In beiden wird das Salz systematisch ausgebeutet, und deren Bergwerke dienen zugleich zum Beschäftigungsort der zu Zwangsarbeit Verurteilten. Von beiden Orten führen Lokalbahnen zur rumän. Staatseisenbahn.

Ökolampadius (Joh.), eigentlich Heußgen oder Hußgen (nicht Hausschein), einer der namhaftesten Mitarbeiter an schweiz. Reformationswerke, geb. 1482 zu Weinsberg in Schwaben, studierte erst in Heidelberg und Bologna die Rechte, dann in Heidelberg Theologie. Hierauf wurde er Hofmeister bei den Söhnen des Kurfürsten von der Pfalz, dann Prediger in Weinsberg. Er legte aber seine Stelle nieder, ging zu Reuchlin nach Stuttgart und widmete sich dem Studium der griech. und hebr. Sprache. Im J. 1516 erhielt er durch Capito einen Ruf als Prediger nach Basel, wo er Erasmus bei der Herausgabe des Neuen Testaments unterstützte. Doch schon 1518 gab O. seine Stelle wieder auf und folgte einem neuen Rufe als Prediger nach Augsburg, trat aber 1520 in das Brigittenkloster Altmünster ein. Durch Luthers Schriften angeregt, verließ er das Kloster und ging als Schloßprediger zu Franz von Sickingen auf die Ebernburg. Nach dessen Tode kehrte er wieder nach Basel zurück (1522), und führte hier nach seinen Disputationen zu Baden 1526 und Bern 1528 mit den kirchlichen Gegnern die Reformation völlig ein. Im J. 1529 trat O. als Pfarrer am Münster an die Spitze der baseler Kirche, 1531 half er bei der Durchführung der Reformation in Ulm. In dem über die Abendmahlslehre mit Luther entstandenen Konflikt schloß sich O. im wesentlichen der Ansicht Zwinglis an. Von ihm rührt namentlich die exegetische Begründung der bildlichen Auffassung der Einsetzungsworte her, welche er 1525 in der Schrift «De genuina verborum Domini: hoc est corpus meum, interpretatione» unternommen hat. Später disputierte O. bei dem Religionsgespräch zu Marburg 1529 mit Luther und starb zu Basel 24. Nov. 1531. Unter seinen Schriften sind noch hervorzuheben: «De ritu paschali» und die «Epistola canonicorum indoctorum ad Eccium». Vgl. die

biogr. Schriften von Herzog (2 Bde., Vas. 1843) und Hagenbach (Elberf. 1859).

Okólina (serb.), Gegend, Umkreis, hatte bei den Serben in alter Zeit dieselbe Bedeutung wie bei den Czechen Honitva (s. d.).

Okolniczi (russ., von okolo, in der Nähe), in Rußland im 14. und 15. Jahrh. Hofbeamte in unmittelbarer Nähe der Person des Fürsten, später eine Klasse von Dienstleuten, die den Bojaren (s. d.) zunächst stand, mit Sitz und Stimme im Bojarenrat und zu verschiedenen höhern Ämtern verwendet. (S. auch Mestniczestwo.)

Ökonomie (grch., d. h. Haushaltung) bezeichnet im allgemeinen und in Bezug auf alle möglichen Geschäftszweige den wirtschaftlichen, geregelten und zweckentsprechenden Betrieb, im besondern aber die wirtschaftliche Thätigkeit in der Landwirtschaft (s. d.). Ein Ökonom ist bald ein Landwirt, der eine mittlere kleine Landwirtschaft betreibt, bald ein Beamter (Wirtschafter) in einem größern wirtschaftlichen Betriebe. Die Volkswirtschaftslehre wird mit dem Namen Nationalökonomie (s. d.), Politische Ökonomie, Nationalökonomik bezeichnet. Ökonomisten hießen im 18. Jahrh. die Anhänger des die Landwirtschaft hervorhebenden physiokratischen oder ökonomistischen Systems. (S. Physiokratisches System.) Unter Ö. versteht man auch in der Wollkunde zuweilen den Reinigungsgrad der Wollen.

Ökonomiehandwerker heißen in der deutschen Armee die zum Dienst ohne Waffe ausgehobenen Mannschaften, welche zur Anfertigung der Bekleidung und Ausrüstung der Truppenteile bestimmt sind. An ihre Körpereigenschaften werden bezüglich ihrer Tauglichkeit geringere Anforderungen gestellt als an die für den Dienst mit der Waffe bestimmten Mannschaften. Nach kurzer militärischer Ausbildung werden sie den Regiments- u. s. w. Handwerkstätten überwiesen, auf denen sie unter Aufsicht der Bekleidungskommission mit Arbeiten ihres Handwerks beschäftigt werden.

Ökonomos (Konstantinos), neugriech. Gelehrter, geb. 8. Sept. 1780 zu Tsaritsani in Thessalien, studierte Theologie und wurde 1810 Prediger in Smyrna, 1819 in Konstantinopel, flüchtete aber 1821 nach Odessa, später nach Petersburg, wo er für die Unabhängigkeit Griechenlands wirkte. Er kehrte 1835 nach Griechenland zurück und starb 20. März 1857 zu Athen. Er gab eine Rhetorik, eine Poetik, eine Encyklopädie der grammatischen Wissenschaften heraus und schrieb mehrere theol. und linguist. Schriften. Sein Nachlaß erschien zu Athen (3 Bde., 1864—67).

Oktachord, ein achtsaitiges Tonwerkzeug.

Oktaëder (grch.) heißt in der Stereometrie einer der fünf regelmäßigen Körper, und zwar derjenige, welcher von 8 gleichseitigen Dreiecken eingeschlossen wird; er hat 6 Ecken, 12 Kanten und 3 Diagonalen. Man kann ihn als aus zwei vierseitigen Pyramiden zusammengesetzt ansehen, welche ein Quadrat zur gemeinschaftlichen Grundfläche haben.

Oktaëteris, s. unter Ennaëteris.

Oktangulum, Achteck.

Oktant, ein Achtel, wie Quadrant ein Viertel, Sextant ein Sechstel, namentlich eines Kreises; die zugehörigen Winkel am Centrum betragen dann resp. 45, 90, 60 Grad. Ein Raumoktant, der achte Teil des ganzen Raums um einen Punkt herum, ist eine dreiseitige Ecke, gebildet von drei Ebenen, die jenen Punkt gemein haben und normal zueinander gestellt sind. Die Ecke schneidet von einer konzentrischen Kugel einen Kugeloktanten aus.

Oktant, auch Spiegeloktant, ein in der Astronomie und Nautik vorkommendes Spiegelinstrument (s. d.) zum Messen der Polhöhe.

Oktapla, in acht Sprachen gedruckte Bibel.

Oktav (8°), Buchformat, in welchem der Druckbogen in 8 Blätter gebrochen ist, somit 16 Seiten hat.

Oktave heißt im diatonischen System unserer Musik der achte Ton von einem angenommenen Grundton aus, und ist derselbe daran zu erkennen, daß er mit jenem Grundtone einen gleichen Klang besitzt, also die Wiederholung desselben in höherer oder tieferer Lage bildet. Pythagoras nannte deshalb die O. die vollkommenste aller Konsonanzen; die Harmonie, welche sie bildet, ist als die Urharmonie anzusehen, da sie in dem Unterschiede der Stimmen des männlichen und weiblichen Geschlechts von der Natur ohne Zuthun der Kunst hergestellt wird. Die Stimmen der Kinder und Frauen stehen nämlich eine O. höher als die der Männer; an dieser Thatsache kann auch jeder am leichtesten die enge Verwandtschaft von O. und Grundton begreifen, da beide in den menschlichen Stimmen vielfach so gleich klingen, daß sie von gewöhnlichen Ohren oft für Einklänge oder Unisoni gehalten werden. Der Tonraum, welchen eine O. umspannt, enthält 8 diatonische Stufen (z. B. in C-dur: c d e f g a h c) und 13 chromatische oder halbe. Sämtliche Oktavenräume, ob hoch oder tief gelegen, sind einander gleich, weil sie dieselben diatonischen und chromatischen Töne enthalten. Hieraus geht hervor, daß die O. die gesamten Intervallenverhältnisse der Musik einschließt und unser Tonsystem daher kurzweg als das System der O. bezeichnet werden kann.

Oktave oder Oktave rime (s. d.), Stanze von acht Versen, eine der schönsten Dichtungsformen, deren Erfindung man den Italienern verdankt.

In der katholischen Kirche bezeichnet Oktave diejenigen religiösen Gebräuche, welche acht Tage hindurch dauern und sich auf ein Hauptfest in dieser Zeit beziehen. Dieser Ritus ist jüd. Ursprungs, nach 3 Mos. 23, 36. Zuerst wurden die O. nur bei dem Oster-, Pfingst- und Weihnachtsfeste, seit dem 4. Jahrh. aber auch bei den Festen der Maria und der Heiligen angewendet. Treffen in einer Woche zwei O. zusammen, wie z. B. bei dem Feste Johannis des Täufers und dem Frouleichnamsfeste, so muß nach dem Kirchenrituale die O. des wichtigern Festes vorgezogen, die Feier des andern Festes aber doch erwähnt werden. In der prot. Kirche wurden die O. durch die Reformation abgeschafft.

Oktavonen, die Kinder eines Weißen und einer Quarteronin. [Stimmen.

Oktett, ein Tonstück von acht selbständigen

Oktillion, die achte Potenz einer Million (1 mit 48 Nullen).

Oktober (vom lat. octo, acht), bei den alten Römern der achte, jetzt der zehnte Monat des Jahres, der Weinmonat, bei den Slawen «gelber Monat» vom Farbenwechsel der Blätter genannt, ist der zweite Herbstmonat. Er steht im Zeichen des Skorpion und hat 31 Tage. Von seinen sechs Lostagen ist St. Gallus (16.) der wichtigste. Die Wärme nimmt im O. sehr rasch ab, denn während bis zum 12. eine Durchschnittstemperatur herrscht, welche derjenigen der Mitte des Mai entspricht, folgt darauf gewöhnlich gleich vom 13. bis 20. eine

solche, wie sie die Mitte des April zeigt. Daher müssen schon vor dem 14. die exotischen Pflanzen in die Gewächshäuser gebracht werden. Der Landwirt betreibt im O. seine Winterbestellung; Obsternte und Weinlese fallen teilweise in diesen Monat. Der Forstmann sammelt Baumsamen; die Hauptjagd auf Sauen, Dachse, Füchse, Hasen und Schnepfen beginnt; die Brunstzeit der Hirsche geht zu Ende. Für die Teichwirtschaft ist der O. der wichtigste Monat, da in ihn die Ausfischung fällt. Das Füttern der Bienen muß beginnen.

Oktodez (18°), Buchformat, der Bogen zu 18 Blättern oder 36 Seiten.

Oktogon, s. Achteck.

Oktostylos (grch.), Gebäude, besonders Tempel, an der Frontseite mit acht Säulen versehen.

Oktroi, s. Octeoi.

Oktuplieren (lat.), verachtfachen.

Okular (lat.) oder **Okularglas**, auch **Augenglas**, heißt in einem Fernrohr oder Mikroskop dasjenige Glas, welches dem Auge zugekehrt ist. Nach der verschiedenen Beschaffenheit des O., das man mit dem Objektiv eines Fernrohrs verbindet, erhält letzteres verschiedene Namen. Bei dem holländ. Fernrohr ist das O. eine Hohllinse, die sich in einer solchen Stellung zum Objektiv befindet, daß die Entfernung beider Linsen voneinander nahe dem Unterschiede ihrer Brennweiten gleichkommt. Ein solches Fernrohr zeigt die Gegenstände aufrecht, hat aber ein sehr kleines Gesichtsfeld. Bei dem astron. Fernrohr ist das O. eine konvexe Linse und steht von dem Objektiv nahe um die Summe der Brennweiten beider Linsen ab. Bei dem Erdfernrohr wendet man, um ein aufrechtes Bild zu erhalten, mehrere hintereinander befindliche Sammellinsen an. Durch Anwendung verschiedener Okulargläser kann man bei demselben Fernrohr sehr verschiedene Vergrößerungen hervorbringen, da die Vergrößerung von dem Verhältnis zwischen den Brennweiten des Okular- und des Objektivglases abhängt und durch den Quotienten beider bestimmt wird. Die O. guter Fernrohre und Mikroskope müssen natürlich ebenso wie deren Objektive achromatisiert sein, doch kann man dies hier in vielen Fällen (wie bei dem Campanischen O.) auch ohne Anwendung verschiedener Glassorten (Crown- und Flintglas) schon durch bloße passende Vereinigung von Linsen verschiedener Krümmung erreichen.

Okulardiopter, s. unter Diopterlineal.

Okularriß, eine nur nach Augenmaß gemachte Zeichnung eines Gegenstandes, die nur eine ungefähre Idee von der Ausführung des Ganzen gibt.

Okulieren (lat.) oder **Augeln** heißt diejenige Art, wilde Obstbäume und Ziersträucher besonders hinsichtlich der Blüte und Frucht zu veredeln, bei welcher eine oder mehrere Knospen (Augen) nebst anhängendem Rindenstück eines Zweigs einer edlern Art oder Spielart auf die entrindete Stelle des Wildlings übertragen werden. Man unterscheidet O. mit dem Schilde und O. mit der Rindenröhre. Bei der ersten Art wird ein kleines, mit Knospe versehenes Rindenstück des Edelreises von dreieckig-keilförmiger Gestalt auf den Wildling gesetzt, welchem man entweder ein gleich großes Stück Rinde wegnimmt oder, wie es fast immer geschieht, einen Querschnitt bis auf den Splint und von der Mitte dieses Querschnitts abwärts einen ebenso tiefen Längenschnitt macht, sodaß derselbe einem T ähnlich ist. Die Rindenränder des Schnitts werden behutsam getrennt und so weit von deren Splint gelöst, daß das Rindenschildchen des Edelreises daruntergeschoben werden kann, wobei die obern querlaufenden Ränder der Rinde und des Schildes genau aneinander stoßen müssen. Dann legt man die Wundränder der Rinde über das eingeschobene Schildchen und umwickelt die Wunde, jedoch nicht zu fest, mit Hanf, Bast u. s. w., sodaß die Knospe frei vorsteht. Nimmt man das O. im Frühjahr vor dem Laubausbruch vor und entfernt alle übrigen Knospen und Zweige des Wildlings, so nennt man dies das Okulieren auf das treibende Auge, weil dann das Auge noch in demselben Jahre treibt; wird aber erst im zweiten Safte (von Ende Juni bis Mitte August) okuliert und nichts von dem Wildlinge abgeschnitten, so heißt dies das Okulieren auf das schlafende Auge, weil dann das Auge erst im nächsten Frühjahr treibt, wo die übrigen Knospen des Wildlings entfernt werden. In jedem Falle aber wird die Verwachsung durch eine (wie in jedem Jahr) neu sich bildende Holzschicht und den zwischen Bast und Splint befindlichen Bildungssaft, das sog. Cambium, herbeigeführt, indem sich der schwammige, knorpelige, fastige Callus entwickelt, welcher die Flächen und Ränder der Wunde verbindet. Das O. mit der Rindenröhre, das sog. Pfeifeln oder Belzen, wobei ein mit den Knospen mehrerer Blattwinkel versehener Rindenring des Edelreises um den gleichweit entrindeten und gleich dicken Zweig des Wildlings gelegt wird, ist weniger zuverlässig als das gewöhnliche O. Man bedient sich zur Ausführung der Operation des Okuliermessers (s. Tafel: Gartengeräte, Fig. 4—6).

Okulist (frz.), Augenarzt.

Ökumenisch (grch.) heißt im kirchlichen Sprachgebrauche das der Kirche der «ganzen Welt» (οἰκουμένη, zu ergänzen γῆ, d. h. bewohnte Erde) Gemeinsame, die gesamte Kirche allgemein Angehende. In diesem Sinne redet man von ökumenischen Kirchenversammlungen (s. Konzil), ökumenischen Bekenntnissen, ökumenischem Glauben. Da man jedoch die von den allgemeinen Kirchenversammlungen wegen Irrlehre Verurteilten nicht mehr als Glieder der allgemeinen Kirche ansah, so wurde ökumenisch gleichbedeutend mit katholisch. Ökumenischer Patriarch ist ein Titel, den sich die Patriarchen von Konstantinopel beigelegt haben.

Ökumenius, Bischof von Trikka in Thessalien, im 10. Jahrh., stellte aus ältern Werken, besonders des Chrysostomus, Kommentare zur Apostelgeschichte und zu den paulinischen und kath. Briefen zusammen. Sie sind griechisch und lateinisch herausgegeben von Morell (Par. 1631), teilweise von Cramer (Oxford 1840).

Okypete, Name einer Harpyie (s. d.).

Ol., Abbreviatur für Oleum.

Öl ist der Kollektivname einer Anzahl organischer Verbindungen, die dem Pflanzen- und Tierreiche entstammen und, wenn man von den Ätherischen Ölen (s. d.) absieht, einfach als flüssige Fette bezeichnet werden können. Diese Fetten Öle kommen vorzugsweise im Pflanzenreiche, und zwar vor allem in den Samen (Senf, Rübsen, Raps, Mohn, Leinsamen, Hanf, Walnüsse, Bucheckern, Kokosnüsse, Palmkerne, Erdnüsse) vor, doch auch zuweilen, wie in den Oliven, in dem die Samen umhüllenden Fleische. Im Tierreiche findet sich Ö. als Thran und als Knochenöl. Die Ö. sind meist von dicklicher

Konsistenz, farblos oder gefärbt, in reinem und nicht ranzigem Zustande fast ohne Geruch und Geschmack, etwas leichter als Wasser, machen die Haut schlüpfrig und Papier und Leinenzeug durchscheinend (Ölfleck); sie lösen sich nicht in Wasser, wohl aber in siedendem Alkohol und Äther, absorbieren an der Luft Sauerstoff und werden ranzig. Beim Erhitzen zersetzen sie sich. Sie sind gleich den Fetten Glyzeride und geben bei der Verseifung mit Alkalien Seife und Glyzerin; das hauptsächlichste Glyzerid der Ö. ist das Olein (s. d.). Man unterscheidet die Fetten Ö. als austrocknende Öle, welche die Eigenschaft besitzen, in dünner Schicht der Luft ausgesetzt, zu einer zähen Masse einzutrocknen und demnach zur Fabrikation von Firnis (s. d.) sich zu eignen; die wichtigsten der austrocknenden Ö. sind Leinöl, Mohnöl, Nußöl, Hanföl, Madiaöl, Ricinusöl. Die nicht austrocknenden Öle bleiben stets schmierig; sie dienen als Nahrungsmittel, Arzneimittel, zum Schmieren und als Lampenöl zu Beleuchtungszwecken; zu ihnen gehören Olivenöl, Rapsöl, Mandelöl, Baumwollsamenöl, Fischthran und Leberthran. Mit Gummischleim zusammengerieben bilden sie eine Emulsion. Die Fetten Ö. werden meist durch Pressen in hydraulischen Pressen mit erwärmten Preßplatten gewonnen, in neuerer Zeit auch durch Extraktion mit Schwefelkohlenstoff oder sonstigen Lösungsmitteln, wie Petroleumäther u. dgl. (chem. Ölgewinnung); der in beiden Fällen sich ergebende Rückstand (Ölkuchen) dient als Viehfutter. Die dem Mineralreiche entstammenden Ö., Erdöl oder Steinöl, haben mit den Fetten Ö. nichts gemein. (S. Petroleum.)

Olaf, Name mehrerer Könige von Norwegen:

O. Trygvesson, ein Nachkomme des Königs Harald (s. d.) Härfager (Schönhaar), wurde in Schweden geboren, wohin seine Mutter Astrid nach der Ermordung ihres Gemahls, des Unterkönigs Trygve, entflohen war, und in Nowgorod bei den stammverwandten Waragern erzogen. In seiner Jugend befuhr er als Vikingerhäuptling die Nordsee und suchte England, Irland, Frankreich wiederholt plündernd heim. Von einem Einsiedler auf den Scilly-Inseln ließ er sich taufen. Im J. 995 bemächtigte er sich der Herrschaft über Norwegen und suchte eifrig das Christentum daselbst einzuführen; aber seine Regierung dauerte nur wenige Jahre. Flüchtige norweg. Große fanden Bundesgenossen an den Königen Svend Gabelbart von Dänemark und Olof Schoßkönig von Schweden. Als O. mit seiner Flotte gegen sie auszog, ward er im J. 1000 in einer großen Seeschlacht bei Svolder besiegt und erschlagen.

O. der Heilige, bei seinen Lebzeiten der Dicke genannt, focht als Jüngling in Schweden, dann in England auf der Seite der Gegner Knuts des Großen. Im J. 1015 bemächtigte er sich der Herrschaft über Norwegen und nahm seinen Sitz in Nidaros (Drontheim). Er wurde der eigentliche Bekehrer Norwegens, indem er aufs strengste gegen die hartnäckigsten Anhänger des altnationalen Heidentums verfuhr. O. geriet in Krieg mit Knut d. Gr., weil er sich weigerte, Norwegen als dän. Lehn zu nehmen, und unternahm einen verheerenden Kriegszug gegen Dänemark. Die Folge war, daß 1028 Knut mit Übermacht in Norwegen erschien und O. vertrieb. Als bald nachher O. versuchte, sein Reich wiederzugewinnen, fand er den Tod in der Schlacht bei Stiklastad am Drontheimer Meerbusen, 29. Juli 1030. Bald nach seinem Tode hieß O. schon überall der Heilige und galt als Schutzpatron von Norwegen; seine Reliquien wurden in der Domkirche zu Drontheim beigesetzt. Nach ihm benannt ist der norweg. Orden des heiligen Olaf. (S. Olaf-Orden.)

Olaf-Orden, norweg. Orden, gestiftet 21. Aug. 1847 vom König Oskar I. von Schweden zur Belohnung für Verdienste um König und Vaterland, Künste und Wissenschaften. Der Orden hat drei Klassen: Großkreuze, Komture und Ritter. Die Dekoration ist ein achtspitziges, weiß emailliertes gekröntes Kreuz mit gekröntem angelsächs. O zwischen den Flügeln; auf dem Avers des roten Mittelschildes das norweg. Wappen mit den Worten «Ret og Sandhet» (Recht und Wahrheit). Das Band ist rot moiriert mit blauer und weißer Doppelkante.

Öland, eine 140 km lange und nur 4—15 km breite Ostsee-Insel an der Ostküste des südl. Schweden, zur Landeshauptmannschaft Kalmar gehörig und vom Festlande durch den durchschnittlich 7—8 km breiten, für tiefgehende Schiffe gefährlichen Kalmarsund getrennt, hat ein Areal von 1346 qkm und zählt (1883) 37 519 E. Die Insel ist ein langgestreckter Kalkfels, das Klima Ö.s ist mild und angenehm. Hauptbeschäftigungen der Bevölkerung sind Fischerei, Schiffahrt, Ackerbau, Rinder- und Schafzucht. Die kleine Pferderasse der Insel, die sog. Ölandklepper oder Königspferde, ist jetzt fast ganz ausgestorben; doch findet sie sich noch auf Gotland. Der Reichtum an Kalk wird bei Mangel an Holz nur im Süden benutzt, wo es brennbaren Schiefer gibt; im Norden aber werden Kalksteine gebrochen, gebrannt, behauen und geschliffen. Auch besitzt die Insel bei Mödleby das bedeutendste Alaunwerk Schwedens. An der Westküste liegt Borgholm, die einzige Stadt Ö.s, erst 1817 mit Stadtgerechtsamen versehen, unbedeutend, ohne Kirche, mit 920 E. (Ende 1883) und der prächtigen Ruine des 1806 durch Feuersbrunst zerstörten Schlosses Borgholm, in welchem zuletzt Karl X. vor seiner Thronbesteigung 1654 gewohnt hat. Im Süden befindet sich der belebte Flecken Mörbylånga und an der Nordostküste der Hafen Böda, überfahrtsort nach Klintehamn auf Gotland. Im Kalmarsund liegen die bis 65 m hohe schauerlichwilde Klippe Jungfrun, an deren höchste Spitze, Blåkulla (Blauer Berg), sich ähnliche Hexensagen knüpfen wie an den Brocken in Deutschland, und Grimslär, beide bekannt durch die Seeschlachten zwischen Schweden und Dänen 1564 und 1679.

Olathe, Hauptort in Johnson-County im nordamerik. Staate Kansas, Knotenpunkt der Missouri-River-, Fort-Scott-, Gulf- und Leavenworth-, Lawrence-, Galveston-Eisenbahn und der nach Lawrence führenden Zweigbahn der Pacific-Eisenbahn, hat (1880) 2285 E., darunter viele Deutsche, und eine Staats-Taubstummenanstalt.

Ölbaum, s. unter Olea.

Ölbaumgummi ist Elemiharz (s. d.).

Ölbehälter heißen in der Botanik alle drüsenartigen Höhlungen im Innern der Pflanzen, welche ölige Körper enthalten. Solche Ö. kommen fast stets in denjenigen Pflanzen vor, die einen aromatischen Geruch haben, wie z. B. bei vielen Myrtaceen.

Ölberg, ein in der Bibel, namentlich im Neuen Testament wiederholt genannter Berg, ostnordöstlich von Jerusalem gelegen und von dieser Stadt durch das Kidron- oder Josaphatthal getrennt, von

dessen Sohle aus er sich ungefähr 136 m hoch erhebt. Der Berg überragt Jerusalem um etwa 65 m. Seine absolute Höhe beträgt nach Schuberts Barometermessung 830 m. Der Name bezeugt den vor alters an seinen Abhängen betriebenen, jetzt aber nur geringen Olivenbau, auf welchen auch die durch die Leidensnacht Christi bekannt gewordene Örtlichkeit an seinem Fuße, Gethsemane, d. i. Ölkelter, hindeutet. Der Berg besteht aus einer dem tertiären Kalk des palästinensischen Hochlandes aufgelagerten Kreidekuppe. Seine Spitze setzt sich, von Jerusalem aus gesehen, gegen den Horizont als eine dreifach sanft geschwungene Linie wellenförmiger Erhebungen ab, deren mittlere als die Stätte der Himmelfahrt Jesu gilt, die nördliche und höchste mit Bezugnahme auf Apostelgesch. 1, 11 den Namen Viri Galilæi erhalten hat, während die südliche viel niedrigere von der Legende als Berg des Ärgernisses (Mons scandali) bezeichnet wird, um dessen Fuß herum sich das Kidronthal nach anfänglich nordsüdl. Laufe abwärts dem Toten Meere zusenkt, sowie überhaupt die ganze Bergreihe als ein vom Scopus beginnender Ausläufer der Hauptwasserscheide des Landes gegen die Jordanniederung zu betrachten ist. Schon im 4. Jahrh. galt der Ö. auf Grund des 1. Kap. der Apostelgeschichte als die Stätte der Himmelfahrt Jesu. Auch Bethanien besaß damals schon eine St. Lazarus- (oder Eleasars-)Kirche, welche bald den alten Namen des Ortes vergessen ließ und ihm den heutigen El-Azarijeh beilegte. In den folgenden Jahrhunderten entstanden am Fuße des Ö. die Mariengrabkirche und das heutige Gethsemane. Die angeblich von der Kaiserin Helena erbaute, aber zur Zeit der Kreuzfahrer schon zerstörte Himmelfahrtskirche wurde von diesen prachtvoll in Form einer die Himmelfahrtskapelle umgebenden Rotunde wieder aufgeführt und von Augustiner- (schwarzen) Mönchen bedient. Die Kirche ist längst wieder verschwunden, aber die Kapelle hat sich als christl.-mohammed. Heiligtum erhalten. Man zeigt in ihr, einer dort zu Tage tretenden Platte des Bergfelsens eingedrückt, den letzten Fußstapfen des scheidenden Erlösers.

Olbernhau, Dorf in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Marienberg, an der Flöha, Station der Linie Pockau-Ö. der Sächsischen Staatsbahnen, 463 m hoch im Erzgebirge gelegen, zählt (1880) 4755 meist prot. E., welche Ziegeleien, einen Eisenhammer, Dampfdestillation, Sägemühlen, Zündholz-, Cigarren-, Maschinen-, Pulver-, Holz- und Blechspielwarenfabriken u. s. w. unterhalten.

Olbers (Heinr. Wilh. Matthias), ausgezeichneter Astronom, geb. zu Arbergen im Herzogtum Bremen 11. Okt. 1758, studierte in Göttingen Medizin und ließ sich dann in Bremen nieder, wo er als Arzt wirkte, hauptsächlich aber sich mit dem Studium der Astronomie beschäftigte. Er starb in Bremen 2. März 1840. Ö. fand unter anderm eine neue Methode, um aus drei Beobachtungen die Bahn eines Kometen zu berechnen. Diese Methode, welche noch gegenwärtig allgemein in Gebrauch ist, beschrieb Ö. in einer 1797 zu Weimar erschienenen Abhandlung. Auch lieferte er das vollständigste Verzeichnis der berechneten Kometenbahnen und entdeckte 1780, 1796, 1798 Kometen und 1815 einen von Bessel nach Ö. benannten Kometen mit einer Umlaufszeit von 72 Jahren. Noch bekannter wurde er durch die Entdeckung zweier neuer Planeten, der Pallas (1802) und der Vesta (1807). Außerdem untersuchte Ö. die Wahrscheinlichkeit eines lunarischen Ursprungs der Meteorsteine; auch entwickelte er eine Methode zur Berechnung der Sternschnuppen ꝛc. Im J. 1850 wurde ihm zu Bremen eine von Steinhäuser modellierte Marmorstatue errichtet. Der Briefwechsel zwischen Ö. und Bessel wurde von Ermann herausgegeben (2 Bde., Lpz. 1852).

Olbersdorf, Pfarrdorf in der sächs. Kreishauptmannschaft Bautzen, Amtshauptmannschaft Zittau, am Fuße des 624 m hohen Töpferbergs lang hingestreckt, hat (1880) 3411 meist evang. E., Eisengießerei, Maschinenfabrik, Braunkohlengruben, Tischzeug-, Leinen- und Packpapierfabriken.

Ölbildendes Gas ist Äthylen (s. d.).

Oleinium, im Altertum Name von Dulcigno.

Oldbury, Stadt in der engl. Grafschaft Worcester, 7 km im W. von Birmingham, Station der Linie London-Rugby-Birmingham-Dudley-Port-Stafford des London and North-Western Railway, zählt (1881) 18821 E. und hat Fabrikation von Chemikalien, irdenen Röhren, gußeisernem Geschirr und Werkzeugen.

Olde, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Münster, Kreis Beckum, 21 km im ONO. von Hamm, Station der Linie Berlin-Hannover-Köln der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, hat (1880) 3011 meist kath. E., eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, eine Rektoratsschule, eine höhere Töchterschule, eine landwirtschaftliche Winterschule, Malzfabrik, Schwarzblechwarenfabrik, Holzsägemühlen, Bandfabrikation, starke Branntweinbrennerei und Bierbrauereien. Ö., im Mittelalter Ikidi, ist seit 1814 Stadt. — Die Landgemeinde Olde zählt (1880) 2035 meist kath. E.

Oldenbarneveldt (Jan van), berühmter niederländ. Staatsmann und Führer der republikanischen Partei, geb. zu Amersfoort 1547, war zuerst Pensionarius von Rotterdam und seit 1586 Großpensionär (Landsyndikus) der Provinz Holland. Er arbeitete dem engl. Grafen Leicester, welcher 1586 von den Niederlanden als Generalkapitän angenommen war und nach der Herrschaft daselbst strebte, mit Erfolg entgegen. Dagegen bestellten auf Ö.s Rat zunächst die Provinzen Holland und Zeeland den jungen Prinzen Moritz von Oranien zu ihrem Statthalter, der bald auch von den übrigen Provinzen anerkannt wurde und den Krieg gegen die Spanier glücklich führte. (S. Niederlande.) Ö. selbst übte als Großpensionär viele Jahre lang den wichtigsten Einfluß im Staatsrat. Anfangs war Ö. in gutem Einvernehmen mit dem Statthalter Moritz; aber mit der Zeit gestaltete sich das Verhältnis feindlich, da Ö. einer weitern Ausdehnung der statthalterlichen Gewalt widerstrebte. Auch gelang es Ö., gegen den Willen des Statthalters, den Abschluß des zwölfjährigen Waffenstillstandes mit Spanien durchzusetzen (1609). Endlich bot der Religionsstreit der Arminianer oder Remonstranten und der Gomaristen dem Statthalter Gelegenheit, seinen Gegner zu beseitigen. Auf Ö.s Rat hatten nämlich die Provinzen Holland und Utrecht eigene Milizen angeworben, um die verfolgten Remonstranten zu beschützen. Dies erklärte Moritz für einen Eingriff in seine kriegsherrlichen Rechte und ließ im Haag 29. Aug. 1618 Ö. nebst Hugo Grotius und andern Freunden verhaften und durch das Gericht verurteilen. Da Ö. und auch seine Gemahlin sich weigerten, um Gnade zu bitten, wurde der

72jährige Greis am 13. Mai 1619 enthauptet. Seine beiden Söhne Wilhelm und René wurden gleichzeitig ihrer Ämter entsetzt und beteiligten sich 1623 bei einer Verschwörung gegen den Statthalter. Dieselbe ward jedoch vor der Zeit entdeckt. Wilhelm entkam nach Antwerpen, René aber ward gefangen und hingerichtet. Vgl. van Deventer, «Gedenkstukken van O. en zijn tijd» (3 Bde., Haag 1862—65); Motley, «The life and death of John of Barneveld» (2 Bde., Lond. 1874); Groen van Prinsterer, «Maurice et Barnevelt» (Utrecht 1875). Dingelstedt schrieb ein Trauerspiel «Das Haus des Barneveldt».

Oldenburg, deutsches Großherzogtum, hat auf einem Flächeninhalt von 6420,22 qkm eine Bevölkerung (1. Dez. 1880) von 337478 E. und besteht aus drei räumlich weit getrennten Landesteilen: dem Herzogtum O. mit Einschluß der Herrschaften Jever und Kniphausen, dem Fürstentum Lübeck und dem Fürstentum Birkenfeld, die aber durch gemeinschaftliche Erbfolge und Verfassung zu einem unteilbaren Staate vereinigt sind.

Das eigentliche Haupt- und Stammland, das Herzogtum Oldenburg, umfaßt 5376,11 qkm mit 263648 E. Begrenzt wird dasselbe im Norden von der Nordsee, welche mit dem Jadebusen (an dem das 1854 an Preußen abgetretene Jadegebiet belegen ist) tief in das Land eindringt, im übrigen von der preuß. Provinz Hannover und im Osten an einer kleinen Strecke von dem Gebiet der Freien Hansestadt Bremen. Das Herzogtum O. gehört zu dem westl. Teile der Norddeutschen Tiefebene, an deren allgemeinen Eigenschaften es teilnimmt. Längs der Küste und den Flußmündungen erstreckt sich die Marsch, eine fruchtbare Kleiregion, welche durch Deiche gegen die Fluten des Meers geschützt ist. Weiter landeinwärts folgt die sandige Geest, welche bis zu einer Höhe von 60 bis 90 m aufsteigt und zum Teil mit ausgedehnten Heiden und Mooren bedeckt ist. Die Marsch umfaßt 1145,10, die Geest 4231,01 qkm. Das Klima ist entsprechend der Lage am Meere im ganzen ein gemäßigtes, beeinflußt durch die vorherrschenden feuchten Westwinde. Die klimatischen Verhältnisse der von zahlreichen träge fließenden Wasserzügen durchfurchten Marsch sind indessen wegen der schädlichen Ausdünstungen der Gewässer im Sommer minder günstig als auf der höher gelegenen Geest. Das Herzogtum gehört zu den Flußgebieten der Weser und der Ems, von denen die erstere im Osten in einer großen Strecke Grenzfluß ist. In dieselbe mündet die Hunte (s. d.). Außerdem durchziehen den Norden des Landes mehrere Flüsse, welche ebenso wie die zahlreichen Abzugskanäle (Sieltiefe) mittels künstlicher Schleusen (Siele) durch die Deiche hindurch direkt in die Nordsee und den Jadebusen oder in die Weser münden. Zum Stromgebiet der Ems, welche das Herzogtum nicht berührt, gehören die Haase, die Söste, welche weiter unten den Namen Laaßeler Tief annimmt, und die Marka. Zur Aufschließung und Kultivierung der umfangreichen Moore wurde 1855 mit der Anlegung des Hunte-Emskanals, der zahlreiche Nebenkanäle erhalten hat, begonnen. Unter den Binnenseen ist das Zwischenahner Meer hervorzuheben. An Holz ist das Land arm; die Waldungen betragen nur 341 qkm, dagegen werden die mächtigen Torfmoore noch für Jahrhunderte ausreichen; Steinkohlen fehlen gänzlich. (S. Karte: Hannover, Schleswig-Holstein und Nordwestdeutsche Staaten, Bd. VIII, S. 822.)

In der Marsch ist die Bevölkerung ursprünglich von fries., die in der Geest von sächs. Abstammung. Dieser Unterschied hat sich zwar allmählich verwischt, ist aber doch noch in Dialekt und Sitte zu erkennen. Nach der Religion teilte sich 1880 die Bevölkerung in 195118 Evangelische, 66538 Katholiken, 1034 Baptisten und andere Sektierer, 958 Juden. Für die Wahrnehmung der kirchlichen Angelegenheiten bestehen in der evang. Kirche als centrales Verwaltungs- und Aufsichtsorgan der Oberkirchenrat und als beschließende, beziehungsweise gesetzgebende Körperschaft die aus weltlichen und geistlichen Mitgliedern gebildete Landessynode (Kirchliches Verfassungsgesetz vom 11. April 1853). In den Gemeinden ist die Presbyterialverfassung eingeführt, nach welcher der Kirchenrat das verwaltende und der Kirchenausschuß das beschließende Organ bilden. Für die vorzugsweise im südlichen, früher zum Fürstentum Münster gehörenden Teile des Landes wohnenden Katholiken ist die kirchliche Oberbehörde das bischöflich münstersche Offizialat in Vechta. Das Schulwesen ist verfassungsmäßig konfessionell getrennt und unter Oberaufsicht des Staatsministeriums dem evang. Oberschulkollegium in Oldenburg und dem katholischen in Vechta unterstellt. An beiden Orten befinden sich auch für die entsprechenden Konfessionen die Schullehrerseminare und Gymnasien. Ein zweites evang. Gymnasium besteht in Jever. Außerdem bestehen in Oldenburg und Varel höhere Realschulen und in Varel und Kloppenburg höhere landwirtschaftliche Lehranstalten. An Volks- und Mittelschulen bestehen 286 evangelische und 127 katholische. Von der Gesamtbevölkerung entfallen etwa 20 Proz. auf die Städte und Flecken, unter denen nur die Haupt- und Residenzstadt Oldenburg (s. d.) über 10000 E. hat. Die Landwirtschaft beschäftigt über 50 Proz. der Bevölkerung. In der Marsch wird vorwiegend Rindvieh- und Pferdezucht getrieben. Außerdem liefert die Marsch zur Ausfuhr noch Weizen, Gerste, Hafer, Bohnen und Raps. Auf der Geest wird überwiegend Roggen gebaut, daneben Hafer und Buchweizen, letzterer hauptsächlich auf dem Moor. Die Viehzucht kulminiert in einer bedeutenden zur Ausfuhr betriebenen Schweinezüchtung. Die früher auf den weiten Heideflächen gehaltenen großen Schafherden (Heidschnucken) mit ihrer groben Wolle werden infolge der Teilung der Marken und Gemeinheiten immer mehr eingeschränkt. Die Bienenzucht ist ziemlich bedeutend.

Wie gegenwärtig die überseeische Auswanderung noch alljährlich viele Kräfte dem Lande entzieht, war früher das sog. «Hollandsgehen» (zur Arbeit an holländ. Kanälen und Industrien) sehr beträchtlich, weil auf der Geest die sog. Geschlossenheit der Bauerstellen galt. Die Höfe vererbten hiernach ungeteilt, und die erbfolgen Kinder erhielten nur eine sehr geringe Abfindungssumme. Dieser Rechtszustand wurde 1873 aufgehoben. Jetzt tritt, wo keine besondern Verfügungen des Erblassers getroffen sind, die gemeinrechtliche Erbfolge ein, der zufolge die Erbmasse zu gleichen Teilen den Erben zufällt. Doch ist es jedem Grundeigentümer gestattet, aus seiner Besitzung eine sog. Grunderbstelle zu bilden, bezüglich deren dann das bevorzugte Erbrecht eines einzigen Erben statthat. Große Güter sind wenig vorhanden. Die guts-

und schutzherrlichen Lasten wurden 1849 teils aufgehoben, teils ablösbar gemacht. Die Industrie tritt in ihrer Bedeutung sehr hinter den Ackerbau und die Viehzucht zurück und wird meistens in handwerksmäßiger Form und für den lokalen Absatz betrieben. Hervorzuheben sind die häusliche Leinenindustrie des Ammerlandes, die Strumpfstrickerei im Amt Kloppenburg und die Korkschneiderei im Amt Delmenhorst; neuern Ursprungs sind die Baumwollspinnereien, Tabaks- und Cigarrenfabriken, Eisengießereien, Linoleumfabrik und Wollwäscherei in Oldenburg, Varel, Delmenhorst und Lohne. Am 1. Jan. 1884 fuhren unter oldenb. Flagge 345 Seeschiffe mit 235749 cbm und 2314 Mann Besatzung. Der Handel beschränkt sich auf den Umsatz der Landesprodukte gegen Kolonialwaren und Fabrikate und ist größtenteils von der Nachbarstadt Bremen abhängig. Die Kommunikationsmittel haben neuerdings eine starke Vermehrung erfahren. Das Chausseenetz, erst spät zur Entwickelung gelangt, ist neuerlich erheblich erweitert worden, sodaß die Gesamtlänge der Kunststraßen sich Ende 1884 auf über 800 km belief. An Eisenbahnen hat das Herzogtum (innerhalb seines Gebiets) 246 km, wovon nur 7 km keine Staatsbahnen sind. In administrativer Hinsicht ist das Herzogtum in 12 Ämter eingeteilt, zu welchen die drei Städte Oldenburg, Jever und Varel treten, deren Magistrate eine den Ämtern entsprechende Kompetenz haben. Die unter den Ämtern stehenden Land- und übrigen Stadtgemeinden (115 an der Zahl) sind größere, aus mehrern Ortschaften und Wohnplätzen bestehende Bezirke, welche wie die vorgenannten drei sog. Städte erster Klasse, gemäß der revidierten Gemeindeordnung vom 13. April 1873 eine ausgedehnte Selbstverwaltung besitzen.

Im Großherzogtum O. gilt das revidierte Staatsgrundgesetz vom 22. Nov. 1852, eine der freisinnigsten Verfassungen in Deutschland. Zu dem Landtage des Großherzogtums, welcher in Einer Kammer tagt, stellt das Herzogtum O. 25, das Fürstentum Birkenfeld 4 und das Fürstentum Lübeck 3 Abgeordnete, welche auf indirekte Weise durch Wahlmänner gewählt werden. Stimmberechtigt als Urwähler ist jeder selbständige Staatsbürger, der das 25. Jahr vollendet hat (Wahlgesetz vom 21. Juli 1868). Ordentliche Landtage sollen alle drei Jahre stattfinden. In der Zwischenzeit fungiert ein ständiger Landtagsausschuß, welcher aus vier oldenburgischen, einem birkenfelder und einem lübecker Abgeordneten besteht. Außerdem sind in den Fürstentümern Lübeck und Birkenfeld noch besondere Provinzialräte, die jedoch keine beschließende Kompetenz, sondern nur eine gutachtliche Wirksamkeit haben. Der Landtag hat die Mitwirkung bei der Gesetzgebung und die Steuerbewilligung, außerdem auch das Recht der Ministeranklage; für diesen Fall tritt der Staatsgerichtshof ein, und das Verfahren ist durch Gesetz vom 24. März 1855 geregelt. Das Staatsministerium zerfällt in fünf Departements: 1) Departement des großherzogl. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten; 2) Departement des Innern; 3) Departement der Finanzen; 4) Departement der Justiz; 5) Departement der Kirchen und Schulen. Unter dem Staatsministerium stehen die beiden Provinzialregierungen zu Eutin für das Fürstentum Lübeck und zu Birkenfeld für das Fürstentum Birkenfeld. Das große Haus- und Centralarchiv zu Oldenburg enthält auch viel Material für die Geschichte Schleswig-Holsteins. Nach der am 15. Juli 1867 mit Preußen abgeschlossenen Militärkonvention stellt O. das Infanterieregiment Nr. 91, das Dragonerregiment Nr. 19 und zwei Batterien des hannov. Feldartillerieregiments Nr. 26; Infanterie und Kavallerie gehören der 19. Division und mit der Artillerie dem 10. preuß. Armeekorps an. Die Finanzen der drei Landesteile werden getrennt verwaltet, und dazu kommen die gemeinschaftlichen Finanzen des Großherzogtums, sodaß es ein vierfaches Budget gibt. Für 1885 waren die Einnahmen des Herzogtums O. auf 7375000, die des Fürstentums Lübeck auf 837086, die des Fürstentums Birkenfeld auf 710500, endlich die des Großherzogtums auf 1001500 Mark veranschlagt. Letztere bestehen fast ausschließlich aus Matrikularbeiträgen der drei Landesteile, indem das Herzogtum 76, Lübeck 16 und Birkenfeld 8 Proz. zahlt. Die Ausgaben sind etwas niedriger veranschlagt. Die Staatsschuld betrug zu Ende 1883 für das Herzogtum O. 38076686, für Lübeck 41700, für Birkenfeld 3677, im ganzen 38122063 Mark oder 113 Mark auf den Kopf der Bevölkerung.

Die Thronfolge vererbt im Mannsstamm des Herzogs Peter Friedrich Ludwig (gest. 1829) nach dem Rechte der Erstgeburt und der Linealfolge; die weibliche Erbfolge ist ausgeschlossen. Das große Wappen zeigt in dem mit einer Königskrone bedeckten Hauptschild die Insignien von Norwegen, Schleswig, Holstein, Stormarn, Dithmarschen und Knyphausen (ein schwarzer gekrönter Löwe im goldenen Feld). Darauf ruht ein Mittelschild, welcher im ersten und zweiten Quartier die Wappen von O. und Delmenhorst enthält. Das dritte Quartier zeigt im blauen Felde ein schwebendes, mit einer Bischofsmütze bedecktes goldenes Kreuz für das Fürstentum Lübeck, das vierte Quartier ein roth und weiß geschachtes Feld für Birkenfeld und dazwischen eine Spitze, im blauen Felde einen goldenen gekrönten Löwen für Jever. Die Flagge ist blau mit einem roten Kreuz; blau und rot sind auch die Landesfarben. Ein «Haus- und Verdienstorden Herzogs Peter Friedrich Ludwig» wurde von dessen Sohn, Großherzog Paul Friedrich August, 27. Nov. 1838 gestiftet und besteht aus vier Klassen.

Vgl. Kohli, «Handbuch einer histor.-statist.-geogr. Beschreibung des Herzogtums O. samt der Herrschaft Jever und der beiden Fürstentümer Lübeck und Birkenfeld» (2. Aufl., 3 Bde., Oldenb. 1844); Böse, «Das Großherzogtum O., topogr.-statist. Beschreibung desselben» (Oldenb. 1863); das jährlich erscheinende «Hof- und Staatshandbuch des Großherzogtums O.» und die «Statist. Nachrichten über das Großherzogtum O.», herausg. vom Statistischen Bureau zu Oldenburg; P. Kollmann, «Das Herzogtum O. in seiner wirtschaftl. Entwickelung auf statist. Grundlage dargestellt» (Oldenb. 1878); Schrenck, «Topogr. Karte des Herzogtums O. in 14 Blättern, Maßstab 1:50000» und «Übersichtskarte, Maßstab 1:200000» (Oldenb. 1856 fg.).

Geschichtliche Übersicht. Die Bildung des oldenb. Staats ging aus von der Oldenburg (d. h. alten Burg), wo ein uraltes Grafengeschlecht saß, das seinen Ursprung von Wittekind ableitete. Unter dem Schutz derselben entstand die jetzige Hauptstadt Oldenburg (s. d.). Der erste historisch beglaubigte Stammvater ist Egilmar, welcher in einer Urkunde von 1108 als «ein mächtiger Graf an der

Grenze von Sachsen und Friesland» genannt wird. Seine Nachkommen erscheinen unter den Vasallen des sächs. Herzogs Heinrich des Löwen. Die oldenb. Grafen wirkten auch mit bei dem Kreuzzug gegen die friesl. Stedinger (s. d.), welchen der Erzbischof Gerhard von Bremen veranlaßte, und nach dem großen Sieg bei Altenesch 1234 kam der größte Teil des Stedingerlandes unter oldenb. Herrschaft. Graf Otto II. erbaute 1247 die Burg Delmenhorst, neben welcher die gleichnamige Stadt entstand, und seine Nachfolger nannten sich «Grafen von O. und Delmenhorst». Neben der Hauptlinie O. erscheint im 13. Jahrh. eine Nebenlinie Wildeshausen. Diese verkaufte 1270 ihre Herrschaft an das Erzbistum Bremen, mit dem das Amt Wildeshausen zuletzt an Hannover überging. Nach dem Erlöschen der 1334 abgezweigten Nebenlinie Delmenhorst vereinigte Graf Dietrich der Glückliche (gest. 1440) wieder den ganzen Familienbesitz unter seiner Alleinherrschaft. Dietrichs ältester Sohn, Graf Christian, wurde 1448 zum König von Dänemark gewählt (s. Oldenburger Haus) und überließ die Stammlande seinen Brüdern Gerhard dem Streitbaren und Moritz, welche 1458 abermals teilten. Jedoch die von Moritz gestiftete (zweite) Nebenlinie Delmenhorst erlosch schon mit dessen Sohn. Während des ganzen Mittelalters hatten die oldenb. Grafen wiederholt mit den freien Friesen an der Nordsee, mit dem Erzbistum und der Stadt Bremen, dem Bistum Münster und andern benachbarten Dynasten und Städten zu kämpfen gehabt. Aber die stürmischste Zeit war die zweite Hälfte des 15. Jahrh., wo Gerhard der Streitbare fast ununterbrochen mit seinen Brüdern und Nachbarn in Fehde lag, bis er 1486 das Land verlassen mußte; er starb in Frankreich 1500. Damals ward 1481 die sog. Friesische Wede (Amt Varel) für O. gewonnen, wogegen Delmenhorst an das Bistum Münster verloren ging. Gerhards Sohn, Johann XIV. (1486—1526), erwarb nach schweren Kriegen das friesl. Stad- und Butjadingerland, teils durch Eroberung, teils durch Kauf 1517—23.

Der Enkel, Anton I. (1526—73), führte die Reformation ein, hielt aber im Schmalkaldischen Kriege treu zu Kaiser Karl V., und so gelang es ihm damals, 1547 Delmenhorst wieder zu erobern. Er nahm auch zuerst (1531) die Grafschaften förmlich vom Kaiser zu Lehn. Seitdem wurden die Grafen von O. und Delmenhorst auf dem Reichstage zur Westfälischen Reichsgrafenbank gerechnet und hatten Sitz und Stimme auf den westfäl. Kreistagen. Antons Söhne teilten abermals, aber die (dritte) Nebenlinie Delmenhorst erlosch 1647 mit Christian IX., sodaß nun die Grafschaften unter Antons Enkel, Anton Günther (1603—67), auf immer miteinander vereinigt wurden. Inzwischen waren auch die letzten freien friesl. Herrschaften, Jever durch Erbschaft 1575 und Kniphausen durch Vergleich 1623, an O. gefallen. Anton Günther regierte mit Kraft und Klugheit, und das Land bewahrte unter den Stürmen des Dreißigjährigen Kriegs einen fast ungestörten Frieden und Wohlstand. Die landesherrliche Gewalt war unumschränkt. Die Grafen hatten keinen privilegierten Adel aufkommen lassen, und die Städte waren von geringer Bedeutung; die Landbevölkerung blieb von der Leibeigenschaft verschont. Anton Günther war der letzte seines Stammes, und die Bemühungen, seinem natürlichen Sohne, dem Reichsgrafen Anton von Aldenburg, die Erbfolge zuzuwenden, blieben erfolglos. So setzte er durch den Rendsburger Vertrag vom 13. Aug. 1649 seine mächtigen Agnaten, den König von Dänemark und den Herzog von Schleswig-Holstein-Gottorp, zu seinen Lehnserben ein, welche denn auch nach Anton Günthers Tode 19. Juni 1667 Besitz ergriffen. Dagegen erhob der Herzog von Schleswig-Holstein-Plön (s. Oldenburger Haus, D) als näher berechtigter Agnat Klage beim Reichshofrat. Derselbe erhielt auch ein günstiges Urteil und wurde durch Reichsexekution in den Besitz der Grafschaften O. und Delmenhorst gesetzt, worauf er diese durch Cessionsakte vom 22. Juni 1676 gegen anderweitige Entschädigung an den König Christian V. von Dänemark abtrat. Die Herrschaft Jever als Weiberlehn vererbte auf die Nachkommenschaft seiner Schwester Magdalena, welche mit dem Fürsten Rudolf von Anhalt-Zerbst vermählt war, und als diese Dynastie 1793 im Mannsstamm erlosch, kam Jever durch die Erbtochter (Kaiserin Katharina II., geborene Prinzessin von Zerbst) an Rußland. Die Herrschaft Kniphausen (nebst dem Amt Varel 2c.) erhielt der Reichsgraf Anton von Aldenburg, und als Hinterlassenschaft einer Erbtochter ging dieselbe 1761 an die holländ. Familie von Bentinck über.

Die Grafschaften O. und Delmenhorst blieben nun 100 Jahre lang unter Herrschaft der dän. Könige (Christian V., gest. 1699; Friedrich IV., gest. 1730; Christian VI., gest. 1746; Friedrich V., gest. 1766; Christian VII.). Endlich überließ König Christian VII. durch Traktat vom 1. Juni 1773 die Grafschaften an den Großfürsten von Rußland und regierenden Herzog von Holstein-Gottorp, Paul Petrowitsch (später Kaiser Paul I.), welcher dagegen auf alle gottorpischen Besitzungen und Ansprüche in Schleswig-Holstein (s. d.) verzichtete. Zugleich erklärte der Großfürst als Chef des gottorpischen Hauses (s. Oldenburger Haus, C) daß er die Grafschaften zum Etablissement der jüngern gottorpischen Linie bestimme. Demgemäß wurde das Land 10. Dez. für den Großfürsten in Besitz genommen, aber bereits 14. Dez. 1773 dem gottorpischen Prinzen Friedrich August übertragen, der sofort die Regierung antrat. Durch Diplom des Kaisers Joseph II. vom 29. Dez. 1774 wurden die Grafschaften O. und Delmenhorst zu einem Herzogtum (Holstein-Oldenburg) erhoben, welches 1778 auch eine Virilstimme im Reichsfürstenrat erhielt. Herzog Friedrich August (geb. 20. Sept. 1711), welcher bereits seit 1750 Fürstbischof von Lübeck war, starb 6. Juli 1785. Sein Sohn Peter Friedrich Wilhelm (geb. 3. Jan. 1754) war geisteskrank, wurde deshalb von der Regierung ausgeschlossen und erhielt seine Residenz auf dem Schlosse Plön in Holstein, wo er 2. Aug. 1823 starb. Die Regierung wurde dem gottorpischen Prinzen Peter Friedrich Ludwig übertragen, welcher der Sohn von Georg Ludwig, dem jüngsten Bruder des Herzogs Friedrich August, war. Peter Friedrich Ludwig (geb. 17. Jan. 1755), seit 1785 Fürstbischof von Lübeck und regierender Landesadministrator des Herzogtums O., nach dem kinderlosen Tode seines Vetters 1823 Herzog von O., wurde der Stammvater des jetzt regierenden großherzogl. Hauses.

Unter dem mild gehandhabten System des aufgeklärten Despotismus, das bereits unter dem dän. Minister Johann Hartwig Ernst Bernstorff (s. d.) begonnen hatte und unter den Herzögen Friedrich

August und Peter Friedrich Ludwig fortgesetzt wurde, blühte das Land immer mehr auf, bis auch O. in den Strudel der franz. Revolutionskriege hineingerissen ward. Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 wurde die Aufhebung des oldenb. Weserzolles zu Elsfleth stipuliert, welcher jedoch erst 1820 wirklich aufhörte. Dagegen erhielt O. zur Entschädigung das hannov. Amt Wildeshausen und einen Teil des Fürstbistums Münster; zugleich erhielt Peter Friedrich Ludwig das säkularisierte Bistum Lübeck als weltliches Fürstentum. Während des Kriegs von 1806 mußte die herzogl. Familie flüchten. Die Franzosen besetzten das Herzogtum, gaben es aber im Tilsiter Frieden 7. Juli 1807 wieder zurück. Dagegen mußte O. sich dem lästigen franz. Kontinentalsystem unterwerfen und nach dem Erfurter Kongreß auch dem Rheinbunde beitreten (14. Okt. 1808). Das franz. Senatskonsult vom 13. Dez. 1810, welches die ganze Nordseeküste mit dem franz. Kaisertum vereinigte, entschied auch über O.s Schicksal. Die von Napoleon I. angebotene Territorialentschädigung (Stadt Erfurt und Grafschaft Blankenhain in Thüringen) lehnte Peter Friedrich Ludwig entschieden ab und zog sich mit seiner Familie nach Rußland zurück. Darauf erfolgte durch Napoleons Dekret vom 22. Jan. 1811 die förmliche Besitzergreifung, und das Herzogtum wurde an die beiden franz. Departements der Wesermündung und der Oberems verteilt. Bald nach der Schlacht bei Leipzig übernahm jedoch Peter Friedrich Ludwig (1. Dez. 1813) wieder die Regierung. Die franz. Neuerungen wurden meistenteils schnell beseitigt, und alles kehrte wieder in das alte Gleis zurück. O. trat nunmehr (1815) dem Deutschen Bunde bei und erhielt durch die Wiener-Kongreß-Akte das hannov. (früher münstersche und osnabrückische) Amt Damme, sowie einen Teil des vormaligen franz. Saardepartements, der seitdem das Fürstentum Birkenfeld bildet. Auch wurde O. der Rang und Titel eines Großherzogtums zugestanden, wovon jedoch Peter Friedrich Ludwig niemals Gebrauch machte. Außerdem trat der russ. Kaiser Alexander I. 18. April 1818 die Herrschaft Jever an O. ab. Die Verhältnisse der Herrschaft Kniphausen wurden nach längern Streitigkeiten durch das Berliner Ablommen vom 8. Juni 1825 dahin geregelt, daß die Familie Bentinck die vormalige Landeshoheit behielt, während O. daselbst diejenigen Oberhoheitsrechte ausüben sollte, welche früher dem deutschen Kaiser und Reich zugestanden hatten. Peter Friedrich Ludwig starb 21. Mai 1829, und ihm folgte sein ältester Sohn, Paul Friedrich August (s. d.), welcher 28. Mai 1829 den großherzogl. Titel annahm. Das Herzogtum O. trat 1836 mit Hannover und Braunschweig in einen gemeinsamen Zollverband, den sog. Steuerverein, wogegen die Fürstentümer Birkenfeld schon 1830 an den preuß. Zollverein, Lübeck an den schlesw.-holstein. Zollverband angeschlossen wurden. Der Aufschwung des polit. Lebens seit 1840 machte sich auch in O. fühlbar, und 1847 setzte der Großherzog eine Kommission zur Ausarbeitung einer Verfassung ein. Bevor aber dieselbe vollendet war, brach die franz. Februarrevolution 1848 aus und die Volksbewegung nahm einen lebhaftern Charakter an. Obschon ernstliche Ruhestörungen nicht vorfielen, herrschte doch längere Zeit eine demokrat. Richtung vor, der die Regierung sich nicht entziehen konnte.

Nach langen, oft stürmischen Verhandlungen mit dem «vereinbarenden Landtage» (29. Aug. 1848 bis 14. Febr. 1849) kam das stark demokratisch gefärbte Staatsgrundgesetz vom 18. Febr. 1849 zu Stande. Am 30. April trat auch eine verfassunggebende Synode von geistlichen und weltlichen Abgeordneten zusammen, und 15. Aug. ward das neue Kirchenverfassungsgesetz publiziert, welches die Presbyterial- und Synodalordnung durchführte. Gleichzeitig beteiligte sich O. am deutschen Parlament, und die deutsche Reichsverfassung ward daselbst 17. Mai amtlich verkündet. Dann trat der Großherzog 13. Juli 1849 dem sog. Dreikönigsbündnis bei, zu welchem Schritte der Landtag hartnäckig seine Genehmigung versagte. Überhaupt waren die ersten Jahre des Verfassungslebens ziemlich stürmisch, indem zu wiederholten malen die Minister gewechselt und die Stände vertagt oder aufgelöst wurden. Endlich gelang es der Regierung, mit dem Landtage, resp. der Synode, eine Revision sowohl der Staats- wie der Kirchenverfassung zu vereinbaren, woraus das revidierte Staatsgrundgesetz vom 22. Nov. 1852 und die revidierte Kirchenordnung vom 11. April 1853 hervorgingen. Inzwischen war der Großherzog Paul Friedrich August 27. Febr. 1853 gestorben, und ihm succedierte sein ältester Sohn, Großherzog Nikolaus Friedrich Peter (s. d.). Durch die Verträge vom 20. Juli und 1. Dez. 1853 trat O. der Krone Preußen ein kleines Gebiet am Jadebusen zur Anlegung eines Kriegshafens ab. Zugleich übernahm Preußen den Schutz der oldenb. Küste und Handelsflagge. Der Beitritt des Herzogtums O. zum Deutschen Zollverein, bereits durch Vertrag vom 1. März 1852 stipuliert, wurde 1. Jan. 1854 vollzogen und gab der Industrie einen frischen Anstoß. Ein langjähriger Erbfolgestreit innerhalb der Familie Bentinck (s. d.) fand seine Erledigung durch die Verträge vom 13. April und 30. Juni 1854, in denen beide streitende Parteien ihre Rechte und Ansprüche auf das reichsgräfl. aldenburgische Fideikommiß gegen Geldentschädigung von 2 Mill. Thlrn. an O. überließen. Demgemäß fand 1. Aug. 1854 die Besitzergreifung statt, und die Herrschaft Kniphausen wurde mit dem Herzogtum O. wieder vereinigt. Aus der Gesetzgebung der nächsten Jahre ist die Gemeindeordnung vom 1. Juli 1855 hervorzuheben. Durch den Vertrag vom 16. Febr. 1864 trat O. abermals ein kleines Stück Land zur Vergrößerung des preuß. Jadegebietes ab. Nach dem glücklichen Ausgang des Deutsch-Dänischen Kriegs von 1864 versuchte der Großherzog Nikolaus Friedrich Peter, gestützt auf eine Cession des russ. Kaisers Alexander II. vom 19. Juni 1864, die Erbansprüche der Gottorpischen Linie auf die Herzogtümer Schleswig-Holstein geltend zu machen. In dem preuß.-österr. Konflikt 1866 stellte sich O. auf Seite Preußens und schickte auch seine Truppen zur preuß. Mainarmee ab. Am 18. Aug. 1866 trat O. dem neugebildeten Norddeutschen Bundesstaate bei. Darauf ward ein Vertrag zu Berlin 27. Sept. 1866 abgeschlossen, wodurch der Großherzog auf alle Ansprüche seines Hauses an Schleswig-Holstein zu Gunsten der Krone Preußen verzichtete. Dagegen zahlte Preußen eine Entschädigungssumme von 1 Mill. Thlrn. und trat das holstein. Amt Ahrensböck nebst einigen kleinen benachbarten Distrikten an O. ab, das durch Patent vom 7. Juni 1867 Besitz davon nahm. Am 15. Juli 1867 schloß O.

mit Preußen eine Militärkonvention. Eine Reorganisation der Verwaltung wurde mit dem Landtag von 1868 zu Stande gebracht. Im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 fochten die Truppen des Großherzogtums in der Armee des Prinzen Friedrich Karl.

Vgl. Halem, «Geschichte des Herzogtums O.» (3 Bde., Oldenb. 1794—96); Runde, «Oldenb. Chronik» (3. Aufl., Oldenb. 1863).

Oldenburg, Haupt- und Residenzstadt des gleichnamigen Großherzogtums, liegt an der schiffbaren Hunte, am Hunte-Emskanal, Station der Linien Bremen-Neuschanz, O.-Wilhelmshaven und O.-Osnabrück der Oldenburger Staatsbahnen, ist Sitz der höchsten Behörden des Staats, eines Oberlandes-, Land-, Schwur- und Amtsgerichts und zählt (Ende 1880) als engere Stadt 18416, mit dem Vororte Osternburg 22519 meist prot. E., dazu das sog. Stadtgebiet mit 2159 E. Unter die bemerkenswerten Gebäude der Stadt gehört zunächst das Schloß, mit vielen Werken Tischbeins und anderer neuerer deutscher Künstler, der Privatbibliothek des Großherzogs (40000 Bände), dem Kupferstichkabinett und dem Nachlasse Tischbeins, ferner dem Münzkabinett (besonders das Land und das fürstl. Haus Oldenburg betreffend). Das großherzogl. Palais enthält ebenfalls viele Werke der modernen Kunst. Das Augusteum, ein sehr schönes monumentales Gebäude zum Andenken an den Großherzog August, dient zu Kunstausstellungen u. dgl.; auch befinden sich in demselben die großherzogl. Gemäldegalerie und die Sammlung von Bronzen- und Gipsabgüssen. Die fürstl. Grabkapelle ist mit Werken Danneckers geschmückt. Ansehnliche Gebäude sind noch die öffentliche Bibliothek mit über 100000 Bänden, das neue Museum, mit einer Sammlung deutscher Altertümer vorchristl. und christl. Zeit aus dem Herzogtum, einer ornitholog. und Mineraliensammlung, das Hospital, das Gerichtsgebäude, das neue Theater im Renaissancestil und das Arsenal. Ferner hat die Stadt zwei Kirchen, die luth. St. Lambertikirche (1885 im Umbau) und eine neuerbaute geschmackvolle katholische, eine Synagoge, ein Gymnasium, ein Seminar, eine Realschule, eine höhere Töchterschule. An Denkmälern besitzt die Stadt die Friedenssäule zum Andenken an die 1870/71 Gefallenen und das Herbart-Denkmal, eine bronzene Kolossalbüste des hier geborenen Philosophen. Außer einer Spinnerei, Eisengießereien und Glashütten bestehen auch Fabriken für Tabak, Leder, Seife, Maschinen, Musikinstrumente u. s. w. Die Hunte, auf welcher Fahrzeuge bis zu 60 Registertonnen zur Stadt gelangen können, vermittelt einen sehr lebhaften Schiffahrtsverkehr, zunächst mit der Weser. Zur Ausfuhr gelangen, außer den Erzeugnissen des städtischen Gewerbfleißes, auch Landesprodukte überhaupt, wie Schiffbauholz, Getreide und Vieh. Die Pferdemärkte (in erster Linie der Medarbusmarkt) der Stadt sind die bedeutendsten in ganz Norddeutschland. Die Umgebungen des Ortes sind sehr freundlich. Der Schloßgarten, die Wallanlagen, das Eversteholz und der Gertrudenkirchhof sind sehenswert.

Oldenburger Haus, ein ursprünglich reichsgräfl. Geschlecht, das im Mittelalter auf sein kleines Stammland beschränkt war und erst zu größerer Bedeutung durch eine Familienverbindung mit dem Schauenburgischen Hause gelangte, indem Graf Dietrich der Glückliche von Oldenburg (gest. 1440) sich 1424 mit der Tochter des Herzogs Gerhard VI. von Schleswig-Holstein, Hedwig (gest. 1436), vermählte. Ein jüngerer Sohn Dietrichs, Graf Gerhard (gest. 1500), setzte A) die gräfliche Linie zu Oldenburg fort, welche mit Graf Anton Günther (gest. 1667) erlosch. (S. Oldenburg, Großherzogtum.) Der älteste Sohn Dietrichs, Christian (gest. 1481), wurde aber auf Veranlassung seines Oheims, des Herzogs Adolf VIII. von Schleswig-Holstein, zum König von Dänemark 1448 und Norwegen 1450, nach Adolfs Tode auch zum Landesherrn von Schleswig-Holstein 1460 erwählt und stiftete B) die königlich Dänische Linie (s. Dänemark), welche in der deutschen Reichsmatrikel als die Linie Holstein-Glückstadt bezeichnet wurde und mit dem Könige Friedrich VII. 1863 ausstarb. Dagegen blühen noch zwei von der dän. Hauptlinie abgezweigte Linien fort, nämlich C) die Gottorpische Linie, gestiftet vom Herzog Adolf (gest. 1586), drittem Sohn des Königs Friedrich I. von Dänemark. Die Herzöge dieser Linie regierten bis 1773 als Landesherren in einem Teile von Schleswig-Holstein (s. d.), während gleichzeitig das Bistum Lübeck (s. d.) regelmäßig von jüngern Söhnen desselben Hauses beherrscht wurde. Endlich besitzt der regierende Herzog Karl Peter Ulrich, welcher durch seine Mutter Anna ein Enkel des Zaren Peter d. Gr. war, 1762 den russ. Thron als Kaiser Peter III. (gest. 1762) und stiftete a) die kaiserlich Russische Linie. (S. Rußland.) Ein Oheim (Großonkelssohn) Peters III., Adolf Friedrich (gest. 1771), wurde durch Wahl König von Schweden 1751 und stiftete b) die königlich Schwedische Linie (s. Schweden), welche mit dem Sohne des 1809 entthronten Königs Gustav IV. Adolf, dem Prinzen Gustav von Wasa, österr. Feldmarschalllieutenant (gest. 1877), erlosch. Ein Bruder Adolf Friedrichs, Friedrich August (gest. 1785), gelangte durch den Tauschvertrag von 1773 (s. Schleswig-Holstein) in den Besitz des Stammlandes, und von dessen jüngerm Bruder, Georg Ludwig (gest. 1763), stammt c) die großherzoglich Oldenburgische Linie (s. Oldenburg, Großherzogtum), welche seit 1803 auch das säkularisierte Bistum Lübeck als erbliches Fürstentum besitzt. D) Die Sonderburgische Linie wurde gestiftet von Herzog Johann dem Jüngern (gest. 1622), drittem Sohne des Königs Christian III. von Dänemark. Die Herzöge dieser Linie haben niemals, wie die dän. Könige und die gottorper Herzöge, an der Landesregierung und Landeshoheit von Schleswig-Holstein teilgenommen, sondern sie übten die Regierungsrechte nur in den besondern Gebieten, welche ihnen als Apanage angewiesen waren (abgeteilte Herren). Zum Teil waren sie auch nur große Grundbesitzer ohne irgend welche Regierungsrechte. Von den zahlreichen Zweigen, in welche das Haus sich spaltete, sind erloschen: die Linie Plön 1706, die Hauptlinie Sonderburg-Franzhagen 1709, die Linie Norburg 1722, die sog. Schleusche Linie 1727, die Linie Nethwisch 1729, Wiesenburg 1744, Norburg-Plön 1761 und Glücksburg 1779. Noch blüht aber d) die Linie Augustenburg (s. d.), gestiftet von einem Enkel Johanns des Jüngern, Herzog Ernst Günther (gest. 1689). Das gegenwärtige Haupt dieser Linie ist Herzog Ernst Günther, geb. 11. Aug. 1863, Sohn des am 14. Jan. 1880 verstorbenen Herzogs Friedrich Christian August, welcher 1863 den erfolglosen Versuch machte, als Herzog

Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein Besitz zu ergreifen. E) Die Linie Beck, seit 1825 Glücksburg genannt, wurde gestiftet von einem andern Enkel Johanns des Jüngern, Herzog August Philipp (gest. 1675). Gegenwärtiges Haupt derselben ist Herzog Friedrich (geb. 1814), vermählt mit der Prinzessin Adelheid von Schaumburg-Lippe. Sein jüngerer Bruder, König Christian IX. gelangte in Gemäßheit des sog. Londoner Protokolls 1863 zur Herrschaft in Dänemark, und dessen zweiter Sohn, Georg L., wurde 1863 König der Hellenen. (S. Griechenland.) Sämtliche Mitglieder der Glücksburger Linie führen kraft eines Patents des Königs Christian IX. das Prädikat «Hoheit».

Oldenburgischer Haus- und Verdienstorden (Peter-Friedrich-Ludwig-Orden), ein vom Großherzog August von Oldenburg am 27. Nov. 1838 gestifteter Orden, der einzige des Großherzogtums. Derselbe hat vier Klassen: Großkreuze, Großkomture, Komture und Kleinkreuze. Die Dekoration ist ein weißes, goldgerandetes, an der Krone hängendes Kreuz, dessen blaues Mittelschild den gekrönten goldenen Namenszug P. F. L. enthält, um welchen sich ein roter, von zwei gelben Ringen eingefaßter Streifen zieht, in welchem die Devise: «Ein Gott, Ein Recht, Eine Wahrheit» steht. Der Avers zeigt im Mittelschilde das oldenburgische Wappen. Das Band ist dunkelblau gewässert mit schmalem, rotem Streif an jeder Kante.

Oldendorf (Hessisch-Oldendorf), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Kassel, Kreis Minteln, 1 km rechts von der Weser, Station der Linie Elze-Hameln-Löhne der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei, hat (1880) 1591 meist luth. E., Kalkbrennereien, Branntweinbrennereien, Lohgerberei, Weberei und eine Zuckerfabrik. Am 28. Juni 1633 schlugen hier schwed., hess. und braunschw. Truppen den ligistischen General Grafen von Merode.

Oldenhorn, s. unter Diablerets.

Oldenswort, Pfarrdorf in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Eiderstedt, 7 km nördlich von Tönning, in der meist zur Weide benutzten Marsch, hat (1880) 460 luth. E. O. taucht zu Anfang des 13. Jahrh. auf und war bis 1800 Flecken. In der Nähe, am Burmannswege, siegten 1252 die Friesen über den dän. König Abel, welcher auf der Flucht am Milderdamm erschlagen wurde.

Oldenzaal, Stadt in der niederländ. Provinz Overyssel, an der Linie Arnheim-Salzbergen der niederländ. Staatsbahnen, mit (1879) 3851 E., wird schon im 8. Jahrh. erwähnt als der Ort, wo St. Plechelmus das Christentum predigte; 954 wurde dort eine steinerne, dem St. Plechelmus gewidmete Kirche erbaut, welche 1043 in eine Kreuzkirche umgewandelt und 1525 vergrößert wurde. Im 80jährigen Kriege war O. abwechselnd in den Händen der Spanier und Niederländer; 1665 und 1672 wurde es vorübergehend von den Truppen des Bischofs von Münster besetzt.

Oldesloe, Stadt im Kreise Stormarn der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, an der Trave, Station der Linie Neumünster-O. der Preußischen Staatsbahnen und der Linie Lübeck-Hamburg der Lübeck-Büchener Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Realprogymnasium, Sol-, Moor- und Schwefelbäder, eine Papierfabrik, eine Zuckerfabrik und Hutfabriken und zählt (1880) 4292 E. Die Stadt wird bereits 1151 unter Heinrich dem Löwen erwähnt. Am 22. Mai 1798 wurde fast die ganze Stadt durch Feuer zerstört.

Oldham, bedeutende Fabrikstadt in der engl. Grafschaft Lancaster, unfern der Quelle des Irk, 8 km im NO. von Manchester, durch Schienenstränge nach Middleton, Rochdale, Ashton und Greenfield mit der Lancaster-Yorkshire- und der London-Nordwest-Eisenbahn verbunden, zählt (1881) 111343 E. und hat eine Blindenanstalt, Baumwollspinnereien, Hutfabrikation und Steinkohlengruben. O. wurde um 1760 gegründet und besaß 1785 erst sechs Baumwollspinnereien.

Oldisleben, Flecken im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach, Verwaltungsbezirk Apolda, links an der Unstrut, am nordöstl. Abhange der bewaldeten Hainleite, in einer von Preußen und Schwarzburg-Rudolstadt (Frankenhausen) eingeschlossenen Exklave, hat (1880) 1929 evang. E., eine Zuckerfabrik, Ölsaat- und Zuckerrübenbau. O. war ehemals Kloster des Benediktinerordens (Oldesleuba).

Old Jack, s. unter Jack.

Old-Leighlin, s. Leighlin.

Oldotter, soviel wie Leindotter, s. Camelina.

Old-red-sandstone, s. unter Devonische Formation. [druck und Steindruck.

Oldruck oder Ölfarbendruck, s. Farben-

Old-Sarum, s. unter Salisbury (Stadt).

Oldtown, Ort in Penobscot-County, im nordamerik. Staat Maine, liegt am Penobscotfluß und an der European- und North-American-, und der Bangor- und Piccataquis-Eisenbahn, und hat (1880) 3395 E., Holzhandel und Sägemühlen.

Öle (ätherische), s. Ätherische Öle.

Öle (fette), s. unter Öl.

Oléa L., Pflanzengattung aus der Familie der Oleaceen. Man kennt gegen 35 Arten, die meist im tropischen Asien und am Mittelmeer vorkommen. Es sind Bäume oder Sträucher mit meist ganzrandigen, opponiert stehenden Blättern und in der Regel zwitterigen Blüten, welche einen kleinen vierzähnigen Kelch, eine trichterig-radförmige, vierteilige Blumenkrone, zwei Staubgefäße, eine zweispaltige Narbe und zweifächerigen Fruchtknoten besitzen. Die Frucht ist eine einsamige Steinfrucht. Die kleinen, bei manchen Arten wohlriechenden Blüten stehen traubig-rispig in den Blattwinkeln oder straußförmig am Ende der Zweige.

Am bekanntesten ist der echte Ölbaum (O. europaea L., s. Tafel: Öl- und Fettpflanzen, Fig. 4), der im wilden Zustand strauchig und dornig ist, durch Kultur aber zu einem 6—12 m hohen, dornenlosen Baum wird. Er stammt wahrscheinlich aus dem Orient und wird gegenwärtig in allen Ländern am Mittelländischen Meer, außerdem auch auf den Kanarischen Inseln, in Südafrika und Amerika in zahlreichen Varietäten kultiviert. In Südspanien und Portugal, Algerien, auf Mallorca und Sardinien ist der Ölbaum auch völlig verwildert und heimisch geworden, sodaß er als bestandbildender Waldbaum auftritt. Durch seine den Weidenblättern ähnlichen, oberseits matt dunkelgrünen und unterseits feinschuppigen, weißlichgrauen Blätter gibt er den Landschaften ein eigentümliches Ansehen. Er trägt kleine weiße Blüten in kurzen dichten Trauben, und seine Früchte sind die Oliven (s. d.), welche das Olivenöl oder Baumöl (s. d.) liefern. Schon seit den ältesten Zeiten widmete man ihm religiöse Verehrung. Bei den Griechen war er der Pallas Athene geweiht, in welcher

man auch die Spenderin desselben verehrte, und ein Sinnbild der Keuschheit, weshalb nur keusche Jünglinge und Jungfrauen die Früchte brechen und sammeln durften. Ein Kranz von Ölzweigen war bei den Griechen die größte Auszeichnung des um das Vaterland hochverdienten Bürgers, sowie der höchste Preis des Siegers bei den Olympischen Spielen. Der Ölzweig war ferner das Symbol des Friedens, und Besiegte, die um Frieden zu bitten kamen, trugen Ölzweige in den Händen; derselbe wird in diesem symbolischen Sinne noch gegenwärtig in der Kunst gebraucht. Das aus ältern Stämmen schwitzende, vanillenartig riechende Harz, welches dem Storax sehr ähnlich ist und eine eigene krystallinische Substanz, Olivin, enthält, wird in Italien zum Räuchern verwendet. Da das Holz des Ölbaums eine schöne Politur annimmt und auf grünlich-gelbem Grunde schwarze wellige Flecken und Adern hat, so wird es hauptsächlich zur Verfertigung feiner Tischler- und Drechslerarbeiten verwendet.

In Carolina werden die Früchte des amerikanischen Ölbaums (O. americana *L.*) als Speise verwendet; die Blüten sind wohlriechend und das sehr harte Holz führt den Namen Devilwood. Die äußerst wohlriechenden Blüten des in China, Japan und Cochinchina einheimischen wohlriechenden Ölbaums (O. fragrans *Thunbg.*) werden dem chines. Thee oft beigemengt, um diesem einen angenehmen Geruch zu erteilen. Alle Arten der Gattung O. gedeihen in Mitteleuropa nur im Gewächshause.

Oleaceen (Oleaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 300 Arten, die in den Tropengegenden und in den gemäßigten Zonen eine ausgedehnte Verbreitung haben. Es sind baum- oder strauchartige Gewächse mit gegenständigen meist ungeteilten Blättern und zwitterigen Blüten, die einen vierzipfeligen Kelch, eine vierlappige oder auch vierblätterige Blumenkrone, zwei Staubgefäße und einen zweifächerigen Fruchtknoten mit einem Griffel besitzen. Die Frucht ist eine Kapsel, eine Beere oder auch eine Steinfrucht. Zu den O. gehören unter andern mehrere Gartenzierpflanzen, wie die Fliederarten (Syringa) und der echte Jasmin (Jasminum), ferner der Ölbaum (Olea europaea) und die Esche (s. d.).

Oleander oder Lorbeerrose (Nerium), eine zu den Apocyneen gehörige Pflanzengattung, gekennzeichnet durch einen fünfteiligen Kelch, eine trichterförmige, in der Knospenlage gedrehte Blumenkrone mit fünf schiefen Saumlappen, im Grunde mit einem zerschlitzten Krönchen (Nektarkranz), durch pfeilförmige, zusammenhängende Staubbeutel, eine abgestutzte Narbe und durch zwei aufrechte Balgkapseln und mit einem Haarschopfe gekrönte Samen. Die hierher gehörigen Arten sind Sträucher der wärmern Klimate der Alten Welt, wo sie an feuchten Stellen wachsen, in engen Thalgründen, an fließenden Wassern u. s. w. Der gemeine Oleander (N. Oleander *L.*) ist im südl. Europa zu Hause und wird dort zu einem 7—8 m hohen Baume mit einem armstarken Stamme. In Deutschland, wo er in Kästen unterhalten werden muß, wird er nicht viel über 2 m hoch; man gibt ihm lieber die Form eines Strauchs, indem man den Hauptstamm abschneidet. Er hat lange lanzettförmige, gegenständige oder zu dreien winkelig stehende, immergrüne Blätter. Die von Juni bis September erscheinenden Blüten sind bei der wildwachsenden Pflanze karminrosenrot, aber man hat aus Samen zahlreiche Spielarten mit einfachen oder gefüllten verschieden nuancierten roten und weißen Blumen erzogen. Alle Teile des Strauchs enthalten einen bittern, weißen Milchsaft und besitzen narkotische Eigenschaften. Von dieser Art ist botanisch kaum verschieden der wohlriechende Oleander (N. odorum *Ait.*). Dieser Strauch stammt aus Indien. Er hat längere und schmalere Blätter von frischerm Grün, ebenfalls zu dreien um den Zweig herum, unten ausgebreitet, oben aufrecht stehende Blätter und sehr angenehm duftende größere weiße, rosenrote oder fleischfarbige Blumen, deren Röhre mit 15 purpurnen Linien bezeichnet und deren Nektarkranz lang und fein eingeschnitten ist. Die gelb blühenden Varietäten sind empfindlicher und auch weniger verbreitet.

Beide Arten unterhält man in Kübeln oder großen Töpfen mit einer Erdmischung aus 2 Teilen Rasenerde, je 1 Teil Laub- und Misterde und ½ Teil Sand. In der wärmsten Zeit erfordern sie ein täglich zweimaliges reichliches Begießen. Der gemeine O. mit seinen einfach blühenden Varietäten braucht im Winter bloß gegen Frost sichergestellt zu werden, während seine gefüllt blühenden Spielarten und der wohlriechende O. nebst allen feinen Varietäten in einer Temperatur von etwa + 5 bis 6° R. unterhalten werden müssen. Im Sommer stellt man sie an einer gegen den Wind geschützten, recht sonnigen Stelle auf. Die am Wurzelhalse oder aus den Wurzeln entstehenden Schosse müssen alljährlich abgeschnitten werden, dagegen schont man auf das sorgfältigste die alten Blütenstände, soweit sie nicht abgestorben sind, da sie mehrere Jahre nacheinander zu blühen pflegen. Jüngere Triebe bewurzeln sich leicht und sicher, wenn man sie behufs der Vermehrung in ein enghalsiges Glas mit Wasser steckt und etwas warm hält.

Olearius (Adam), latinisiert für Ölschläger, einer der besten deutschen Prosaiker des 17. Jahrh., geb. um 1600 zu Aschersleben im Halberstädtischen, wendete sich nach Vollendung seiner Studien in Leipzig nach Holstein und wurde Hofmathematikus und Bibliothekar des Herzogs Friedrich III. von Holstein-Gottorp. Im J. 1633 schickte ihn der Herzog mit einer Gesandtschaft, bei der sich auch Paul Fleming (s. d.) befand, als fürstl. Rat und Sekretarius an seinen Schwager, den Zaren Michael Feodorowitsch, nach Moskau. In gleicher Eigenschaft kam er 1635 zum zweiten mal nach Rußland und von da an den pers. Hof. Nach seiner Rückkehr nach Gottorp 1639 gab er eine Beschreibung seiner Reise unter dem Titel «Neue orient. Reisebeschreibung» (Schlesw. 1647 u. öfter) heraus. Er hatte in Persien die Landessprache erlernt und lieferte eine Übersetzung des «Rosenthals» von Saadi (1654). Er wurde 1651 Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft und starb 22. Febr. 1671.

Gottfried O., geb. 1. Jan. 1604, gest. als Superintendent in Halle 20. Febr. 1685, und dessen Sohn, Johann O., geb. 5. Mai 1639, gest. als Professor der Theologie zu Leipzig 6. Aug. 1713, sind als theol. Schriftsteller und als Herausgeber der «Acta eruditorum» bekannt.

Des letztgenannten Bruder, Johann Christoph O., geb. 17. Sept. 1668, gest. als Generalsuperintendent zu Arnstadt 31. März 1747, machte sich um die Numismatik verdient.

Ole Bull, s. Bull (Ole Bornemann).

Oleggio, Stadt in der ital. Provinz und Bezirk Novara, Station der Linien Arona-Alessandria und Novara-Pino (Gotthardlinie) der oberital. Bahnen, auf einem Hügel rechts vom Ticino, zählt (1881) 3304 (Gemeinde 8689) E. und hat eine sehr besuchte Wasserheilanstalt, Fabrikation von Baumwollwaren und Seidenspinnereien.

Olein, Triolein oder **Elain**, ist das Glycerin der Ölsäure und findet sich neben Palmitin und Stearin in namhafter Menge fast in allen Fetten, namentlich in den Ölen, deren flüssigen Zustand es bedingt. Besonders reich an O. sind Olivenöl und Mandelöl. Es ist von ölähnlicher Konsistenz, wird durch salpetrige Säure in ein festes Fett, das Elaidin, übergeführt und durch Alkalien verseift und in Glycerin oder **Ölsäure** zerlegt. Letztere Säure, durch Verseifung der Fette und Öle gewonnen und in großer Menge als Nebenprodukt bei der Bereitung der Stearinkerzen auftretend, ist in reiner Gestalt ein farbloses, geruch- und geschmackloses Öl, welches bei niederer Temperatur zu Blättchen erstarrt, mit salpetriger Säure behandelt, in die feste Elaidinsäure übergeht. Durch schmelzendes Kalihydrat wird sie in Palmitinsäure und Essigsäure übergeführt. In dem Leinöle und dem Ricinusöle sind Ölsäuren enthalten, die von der gewöhnlichen verschieden sind. Mit Salpetersäure oxydiert, bildet die Ölsäure eine Reihe organischer Säuren, von denen einige durch Alkohol in aromatisch riechende Äther verwandelt werden, die, wie man sagt, als künstliches Weinbouquet Verwendung finden. Die in der Stearinkerzenfabrikation abfallende Ölsäure wird zur Seifenbereitung benutzt. Der Ölsäureäther ist wiederholt als Maschinenschmiermittel empfohlen worden. Die aus Olivenöl dargestellten Seifen sind wesentlich Verbindungen der Ölsäure mit Natron, das Bleipflaster der Apotheken von Ölsäure mit Bleioxyd.

Oleïnsäure oder **Ölsäure**, s. Olein.

Olenek, Fluß im sibir. Gouvernement Jakutsk, entspringt auf dem Jangkangebirge und mündet bei Boltakak in das nördl. Eismeer.

Oléron, Insel an der Westküste Frankreichs, den Mündungen der Charente und Seudre gegenüber, zum Arrondissement Marennes des Depart. Niedercharente gehörig, im SO. vom Festlande durch den 2 km breiten Pertuis de Maumusson, im N. von der Insel Aé durch den Pertuis d'Antioche getrennt und mit Leuchtturm versehen, zählt (1881) auf 153 qkm 18244 E., die geschickte Seeleute und großenteils Protestanten sind. Die 30 km. lange und 4—10 km breite Insel besteht größtenteils aus Dünensand mit Salzsee, erzeugt aber auf ihrem wohlbewässerten Kulturboden eine Menge Getreide, Gemüse, Hülsenfrüchte und Wein und ist besonders wichtig durch ihre bedeutende Seesalzproduktion. Außer dieser und dem Feldbau beschäftigen sich die Einwohner mit Seefischerei, Fischsalzerei, Fabrikation von Branntwein, Essig, Weingeist u. s. w. Die Insel hat außer mehrern Dörfern die Stadt **Château** oder **Le Château d'Oléron**, an der südöstl. Küste, mit 1630 erbauter Citadelle, Lehrerinnenseminar, Hafen, Schiffswerft, Seilerbahnen und 1365 (Gemeinde 3132) E.; die Stadt **Saint-Pierre d'Oléron**, in der Mitte, mit 1520 (Gemeinde 4954) E. und einem Handelsgericht, und den Flecken **Saint-Georges d'Oléron**, etwas nördlicher, mit 4575 (Gemeinde 5288) E. Im 16. Jahrh. wurde die Insel von den Hugenotten aus Rochelle in Besitz genommen, 1623 aber diesen von Ludwig XIII. wieder entrissen. Im 18. Jahrh. befestigte sie Montalembert zur Deckung der Charentemündung; unter den Bourbonen gehörte O. zum Gouvernement Aunis. Ein Dekret vom 9. Okt. 1799 bestimmte die Insel zum Verbannungsort.

Nach der Insel O. (lat. Uliarus, Olarionensis insula; mittellat. Olero) führt eine uralte Sammlung von seerechtlichen Bestimmungen, die Rôles, Jugements oder Lois d'Oléron (korrumpiert Rôles de Leyron), den Namen. Dieselbe enthält Rechtsgewohnheiten und Urteilssprüche über Schiffahrt und Seehandlung, außerdem nur die eine Kriminalverordnung, daß der Steuermann das Leben verwirkt, wenn er vorsätzlich das Fahrzeug untergehen läßt. Der älteste Teil, bestehend aus 25 Artikeln, ist wahrscheinlich in der Mitte des 12. Jahrh. unter Autorität der alten Herzöge von Guyenne zu Stande gekommen. Das älteste Aktenstück, welches die Geltung der Rôles d'Oléron in Frankreich bestätigt, gehört ins J. 1364. Auch in Spanien und den Niederlanden kam Jahrhunderte hindurch dieses Seerecht in Anwendung. Durch die Vermählung Heinrichs II. von England mit Eleonore, der Erbin von Guyenne, erhielt dasselbe sogar auf den brit. Inseln Ansehen und wurde jahrhundertelang gebraucht.

Oleſa de Montserrat, Stadt in der span. Provinz Barcelona, Bezirk Tarrasa, links am Llobregat, 28 km im NW. von Barcelona, hat (1877) 2757 E., Wollzeugweberei und eine Mineralquelle. Nahebei Ruinen der antiken Stadt Aubricata.

Olette, Ort im franz. Depart. Pyrénées Orientales, Arrondissement Prades, links am Tet, in einem wilden, rings von Felsen eingeschlossenen Hochgebirgsthal, 613 m über dem Meere, zählt (1881) 1017 E. und hat 42 schwefelhaltige Mineralquellen mit einer Temperatur von 27—78° C., welche namentlich gegen rheumatische und nervöse Leiden Verwendung finden, sowie ein großes Badeetablissement (Les Graus d'Olette).

Olettko, Kreis im ostpreuß. Regierungsbezirk Gumbinnen, zählt auf 841 qkm (1880) 40481 meist evang. E., davon 24000 Masuren. Hauptort ist Marggrabowa (s. d.).

Oleum (lat.), Öl.

Oleum Dippelii oder **Oleum animale foetidum**, s. Dippels Öl.

Oleum et opĕram perdidi (lat.), «Öl und Mühe habe ich verschwendet», d. h. ich habe mich vergeblich bemüht, Zitat aus Plautus' «Poenulus» (I, 2, 119), wo die Worte von einer Dirne gebraucht werden, die vergebens putzen und salben ließ.

Oleum lini sulfuratum, s. Leinölbalsam.

Olevāno, Stadt in der ital. Provinz Rom, 42 km östl. von Rom, terrassenförmig am Abhange eines Berges gelegen, der die Ruine eines Kastells trägt, zählt (1881) 3836 E. und ist berühmt wegen seiner herrlichen, namentlich von Malern viel besuchten Umgebung. Ein kleiner, aus 98 deutschen Eichen bestehender Wald bei O., die sog. **Serpentara**, wurde 1873 von deutschen Künstlern in Rom gekauft und dem Deutschen Kaiser geschenkt.

Olevianus (Kaspar), Mitbegründer der deutschreformierten Kirche, geb. 10. Aug. 1536 zu Trier, studierte seit 1550 in Paris, Orléans und Bourges die Rechte und wurde für die Reformation gewonnen. Seit 1558 studierte O. in Genf Theologie, wurde 1559 Lehrer an der höhern Schule in

Trier und sammelte hier eine evang. Gemeinde um sich. Der Erzbischof jedoch erzwang 1560 seinen Abzug aus Trier, worauf er Lehrer, 1561 Professor der Theologie und Hofprediger in Heidelberg wurde. Im Bunde mit Ursinus arbeitete dann O. an der Einrichtung des pfälz. Kirchenwesens nach Calvinischen Grundsätzen, vor allem auch durch Abfassung des «Heidelberger Katechismus» (1563) und der kurpfälz. Kirchenordnung. Im J. 1576 wurde O. seiner Ämter entsetzt und des Landes verwiesen, führte dann die Reformation nach Calvinischem Muster durch in den Gebieten der Grafen von Nassau-Siegen, von Solms und von Wied, und begründete die Schule zu Herborn. In Herborn starb O. 15. März 1587. Vgl. Sudhoff, «Kaspar Olevianus' und Zacharias Ursinus' Leben und ausgewählte Schriften» (Elberf. 1857).

Ölfarben heißen die Farben, welche sich dazu eignen, mit trocknenden Ölen, wie Leinöl, Nußöl, Mohnöl oder Ölfirnis versetzt zu werden, um sie dann zur feinen Kunst- und Ölmalerei (s. d.) oder zu gewöhnlichem Anstrich zu verwenden; desgleichen aber auch die wirklich schon mit Ölfirnis angemachten Farbstoffe. Es sind durchgehends sog. Deckfarben, namentlich außer den verschiedenen Rußarten und einigen Lackfarben fast nur mineralische Pigmente, wie Zinnober, Kadmiumgelb, Bleiweiß, Zinkweiß, Eisenoxyd u. s. w. Anstreichefarben reibt man mit Leinölfirnis an und verdünnt sie, wenn nötig, durch Terpentinöl.

Ölfirnis, s. unter Firnis.

Olga, die Heilige, war die Gemahlin des russ. Großfürsten Igor von Kiew, welcher sie als einfache Bäuerin auf einer Jagd im Pskowschen kennen lernte. Nach dem Tode ihres Gatten (945) führte sie bis 955 für ihren minderjährigen Sohn Swätoslaw die Regierung und ging dann nach Konstantinopel, wo sie sich von dem Patriarchen Theophilaktes taufen ließ. Obgleich sie bei der Taufe den Namen Helena empfing, wurde sie doch nach ihrem Tode (969) von der griech. Kirche unter dem Namen O. heilig gesprochen und der 11. Juli a. St. zum Tage ihrer Feier bestimmt. Sie war die erste Großfürstin, welche die christl. Religion annahm; die röm. Kirche hat sie nicht unter ihren Heiligen.

Olga-Orden, württemb. Orden, vom König Karl I. am 27. Juni 1871 als Zeichen der Anerkennung für Handlungen freiwilliger Nächstenliebe, besonders in Kriegszeiten, gestiftet, wird an Männer, Frauen und Jungfrauen verliehen. Das Ordenszeichen ist ein mattsilbernes Kreuz, dessen Arme in Kleeblattform auslaufen, belegt mit einem roten Kreuz und in der Mitte mit den vereinigten Namenszügen des Stifters und seiner Gemahlin. Das Band ist schwarz mit karminroter Einfassung.

Olgas, s. unter Gasbeleuchtung.

Ölgemälde, s. Ölmalerei.

Ölgerberei, s. unter Lederfabrikation.

Ölgrün ist Auersberger Grün (s. d.) oder auch eine Mischung von Chromgelb mit Berlinerblau.

Olgun, der türk. Name von Dulcigno (s. d.).

Olhão, Stadt im portug. Distrikt Faro (Algarve), an der Küste des Atlantischen Oceans, 8 km östl. von Faro, zählt (1878) 6916 E. und hat einen guten Hafen, der durch die Barra nova oder de Junot mit dem offenen Meere in Verbindung steht.

Ölheim, Ortschaft in der preuß. Landdrostei Lüneburg, Kreis Gifhorn, bei Peine, verdankt ihren Ursprung den 1880 erbohrten Erdölquellen.

Oliäros, alter Name von Antipäros (s. d.).

Olibanum ist Weihrauch (s. d.).

Olifant (altfrz., d. i. Elefant), Name von Rolands weitschallendem Horn; auch Bezeichnung für das größte Papierformat.

Olifant-River, s. Elefantenfluß.

Oligämie (grch.), s. Blutarmut.

Oligarchie oder Oligotratie (grch.), wörtlich die Herrschaft weniger, Entartung der Aristokratie, bei der die Herrschenden nicht das Interesse des Staats oder ihres Standes, sondern meist ihre persönlichen Interessen zur Richtschnur nehmen.

Oligocythämie (grch.), s. unter Blutarmut.

Oligoklas, ein Glied der triklinen Feldspate oder Plagioklase (s. d.); man bezeichnet als O. gewöhnlich diejenigen Mischungen, welche von reinem Albit bis zur Mischung von 3 Albit mit 1 Anorthit gehen, also kalkarme Natronfeldspate, wie sie sich als sehr häufige Gemengteile in Graniten, Syeniten, Dioriten, Trachyten, Andasiten (auch Gneisen), weniger in Diabasen, Basalten und Gabbros finden. Der Kieselsäuregehalt liegt zwischen 62 und 66 Proz.

Olinda, Stadt in der brasilian. Provinz Pernambuco, in herrlicher Lage an der Küste des Atlantischen Oceans, 4 km nördl. von Recife-Pernambuco, ist Sitz eines Bischofs, hat eine große Kathedrale, eine Fakultät der Theologie, einen botan. Garten, Fabrikation von feinen Degenklingen (Olinden) und 8100 E. O. ist die alte, 1535 gegründete Hauptstadt der Provinz.

Oliphant (Lawrence), engl. Reisender und Diplomat, geb. 1829 als Sohn des Oberrichters von Ceylon, Sir Anthony O., machte schon als Jüngling im Gefolge Jung-Bahadurs eine Reise nach Nepaul, die er in «A journey to Katmandu» (Lond. 1852) beschrieb. Nach England zurückgekehrt, ließ er sich an der Universität Edinburgh immatrikulieren und studierte dann die Rechte in Lincoln's-Inn. Im J. 1852 besuchte er Rußland und schrieb «The Russian shores of the Black-Sea» (Lond. 1853). Hierauf wurde er Privatsekretär des Gouverneurs von Canada, Lord Elgin, und ließ einen Bericht über seine Wanderungen im brit. Nordamerika und im Westen der Vereinigten Staaten unter dem Titel «Minnesota» (Lond. 1855) erscheinen. Beim Ausbruch des Orientkriegs schloß er sich dem Hauptquartier Omer Paschas an und veröffentlichte «The Caucasian campaign of Omer Pasha» (Lond. 1856). Im J. 1857 begleitete er Lord Elgin auf dessen Mission nach China und berichtete hierüber in «A narrative of the Earl of Elgin's mission to China and Japan» (Lond. 1860). Bald nachher begab er sich als brit. Konsul nach Japan, wo er 5. Juli 1861 von gedungenen Meuchelmördern in seiner Wohnung überfallen und schwer verwundet wurde, sodaß er zu seiner Heilung nach Europa zurückkehren mußte. Im Juli 1865 ward er ins Parlament gewählt, gab aber schon 1868 seinen Parlamentssitz auf, um sich an der Gründung einer religiös-sozialen Reformgemeinde in Portland im Staate Nemyork zu beteiligen. Im J. 1870 kehrte er nach Europa zurück. In demselben Jahre veröffentlichte er die viel Aufsehen erregende Erzählung «Piccadilly, a fragment of contemporaneous biography» (5. Aufl. 1874). Seit 1873 lebte er als Agent der Direct United States Cable Company in den Vereinigten Staaten und in Canada. Später bereiste er Syrien und Palästina und veröffentlichte darüber «The land

of Gilead, with excursions into the Lebanon» (1881). Außerdem erschien von ihm «Traits and travesties, social and political» (1882) und der Roman «Altiora Peto» (1883).

Oliphant (Margaret), engl. Schriftstellerin, die Tochter schott. Eltern, Namens Wilson, geb. 1818 in Liverpool, verlebte ihre Jugend in Schottland und sammelte dort den Schatz von Beobachtungen schott. Zustände und Charaktereigentümlichkeiten, den sie später mit glänzendem Talent in ihren Romanen verwertete. Gleich ihr erster Roman «Passages in the life of Mrs. Margaret Maitland of Sunnyside» (1849) errang ungewöhnlichen Erfolg. Es erschienen dann in rascher Folge die Romane «Merkland» (1851), «Adam Greene of Mossgray» (1852), «Harry Muyr» (1853), «Magdalen Hepburn» (1854), «Lillies leaf» (1855), «Chronicles of Carlingford» (1859), «The minister's wife» (1869), «Squire Arden» (1871), «Innocent, a tale of modern life» (1873), «The primrose path» (1878), «The Ladies Lindores» (1883). Außerdem bewährte Mrs. O. die Kunst ihrer Charakteristik in den Biographien: «Life of Edward Irving» (1862), «Saint-Francis of Assisi» (1870), «Memoir of the Comte de Montalambert» (1872) und «The makers of Florence: Dante, Giotto, Savonarola, and their city» (1876), und lieferte einen interessanten Beitrag zu der Kenntnis der neuern engl. Litteraturgeschichte durch ihre «Literary history of England» (3 Bde., 1882).

Olisipo, der alte Name für Lissabon.

Olitäten, ölhaltige oder ölartige Medikamente oder Essenzen, wie sie namentlich von Hausierern feilgeboten werden.

Olite, Stadt in der span. Provinz Navarra, Bezirk Tafalla, rechts am Zidaco, zählt (1877) 3528 E., hat ein von Karl III. von Navarra erbautes Schloß und eine Mineralquelle. O. wurde 625 gegründet unter dem Namen Ologitis.

Oliva, Marktflecken im westpreuß. Regierungsbezirk und Landkreis Danzig, unweit der Ostsee, 9 km im Nordnordwesten von Danzig und 4 km südlich von dem Badeorte Zoppot, Station der Linie Stargard-Danzig der Preußischen Staatsbahnen, vielbesuchte Sommerfrische, am Fuße des 103 m hohen, aussichtsreichen Karlsberg gelegen, der sich über das liebliche, an Hammerwerken reiche Freuden- und Schwabenthal erhebt, zählt (1880) 3922 meist kath. E., die außer den gewöhnlichen Gewerben Stahl- und Eisenhämmer, besonders Mühlenindustrie betreiben. Berühmt ist der Ort durch die einst reiche Cistercienserabtei (Mons Olivarum), welche um 1170 gegründet und erst seit 1832 aufgehoben wurde. Die frühere Abtei-, jetzt Pfarrkirche, 90 m lang, 30 m breit und 20 m hoch, ist überaus schön und hat 25 Altäre, eine sehr große vortreffliche Orgel mit 86 klingenden Stimmen, sowie mancherlei Sehenswürdigkeiten, darunter 71 uralte, mit den kostbarsten Stickereien versehene Meßgewänder und prächtige geschnitzte Chorstühle. Das Schloß der ehemaligen Äbte, deren letzter, Joseph Fürst von Hohenzollern (gest. 1831), zugleich Bischof von Ermeland war, ist jetzt neben den ausgezeichneten Gartenanlagen und dem Karlsberge Eigentum des Deutschen Kaisers, welcher dasselbe der Prinzessin Marie von Hohenzollern-Hechingen eingeräumt hat. Der Abt Christian ward 1215 der erste Bischof in Preußen. Die Abtei wurde 1224 und 1234 von den heidnischen Preußen verbrannt, 1243 und 1245 von den Polen geplündert, 1252 von den Deutschen Ordensrittern und 1350 durch Feuersbrunst in Asche gelegt, 1433 von den Hussiten unter Czepka geplündert und verbrannt, 1577 von den Danzigern zerstört, stets aber wieder aufgebaut. Historisch denkwürdig ist O. durch den hier 3. Mai (23. April) 1660 abgeschlossenen Frieden, der den Krieg zwischen Schweden, Polen, dem Kaiser und Brandenburg beendete. König Johann Kasimir von Polen entsagte seinen Ansprüchen auf Schweden und überließ das nördl. Livland, Estland und die Insel Ösel an Schweden. Schweden verzichtete auf Kurland, und beide Teile bestätigten Preußens Unabhängigkeit. Der Friede zu O. ordnete die Verhältnisse des Nordens und befestigte Schwedens Übergewicht. (S. Preußen und Schweden.) Vgl. Schultz, «Geschichte des Friedens von O.» (Labiau 1860).

Oliva, Stadt in der span. Provinz Valencia, Bezirk Gandia, 4 km von der Küste des Golfs von Valencia, 60 km in SSO. von Valencia, zählt (1877) 7410 E. und hat Wein- und Ölbau, Seidenraupenzucht und Leinweberei.

Oliva (Maestro Fernan Perez de), berühmter span. Humanist und Prosaist, geb. um 1497 zu Cordova, studierte in Salamanca, Alcala und Paris. Von hier ging er nach Rom zu einem Oheim, der im Dienste des Papstes Leo X. stand und in dessen Stelle er nachmals eintrat. Er hielt nun drei Jahre in Rom und dann ebenso lange in Paris Vorlesungen über Moralphilosophie. Später begab er sich wieder nach Spanien und las auf der Universität von Salamanca über Philosophie, Mathematik und Theologie. O. starb um 1533. Wertvoll ist besonders sein «Dialogo de la dignidad del hombre», der, in der Manier des Cicero geschrieben, in der span. Litteratur für das erste Muster einer klaren und zusammenhängenden Untersuchung in einer korrekten, edeln und eleganten Sprache gilt. Dieser Dialog steht im 65. Band der «Biblioteca de autores españoles». In gleicher Manier schrieb er einen «Dialogo de la castidad» und einen «Dialogo del uso de las riquezas». Auch bearbeitete er einige griech. und röm. Dramen: «El nacimiento de Hercules ó Comedia de Amphitrion» nach Plautus (gedruckt vor 1525), «La rengança de Agamenon» nach Sopholles' «Elektra» (Burgos 1528) und «Hecuba triste» nach Euripides (die beiden letzten Dramen stehen in Sedanos «Parnaso español», Bd. 6). Seine gesamten Werke wurden von seinem Neffen Ambrosio de Morales (Cordova 1586) herausgegeben, sie erschienen später in zweiter Ausgabe in Madrid (2 Bde., 1787).

Oliva de Jerez, Stadt in der span. Provinz Badajoz, Bezirk Jerez de los Caballeros, nahe der portug. Grenze, 63 km im S. von Badajoz, hat (1877) 5599 E. und Leinweberei.

Olivarez (Don Gaspard de Guzman, Graf von), Herzog von San-Lucar, span. Staatsmann aus einem vornehmen Geschlecht, wurde zu Rom 6. Jan. 1587 geboren, wo sein Vater Gesandter am Hofe Papst Sixtus' V. war, kam als Günstling Philipps IV. durch den Sturz Lermas nach dem Tode Philipps III. 1621 an die Spitze der Geschäfte, die er im unbegrenzten Vertrauen des Monarchen 22 Jahre führte. Zum Herzog von San-Lucar und Vorsitzenden des Geheimen Rats erhoben, leitete er die span. Politik in dem neu entbrennenden Kriege gegen die Niederländer und in

den damit zusammenhängenden Religionskämpfen in Deutschland, während das Hofleben, in dessen Glanz sich Calderons Muse entfaltete, ein Schauplatz glänzender, ununterbrochener Feste wurde. Die für Habsburg unheilvolle Wendung, welche die Siege der Niederländer, das Eingreifen Gustav Adolfs und besonders Richelieus in dem großen Kriege hatten, wirkte auch auf das System O.' zurück. Im Widerspruch gegen die absolutistische Politik der castilian. Regierung erhob sich unter dem Druck des Grenzkriegs in den Pyrenäen 1640 das auf seine Privilegien von jeher eifersüchtige Catalonien in wildem Aufstande, während sich zugleich Portugal von dem span. Joch lossagte. Beide Provinzen erhielten von Frankreich Unterstützung. Die Unmöglichkeit, den Aufruhr zu ersticken, führte den Sturz O.' herbei, der fern vom Hof 12. Juli 1645 starb.

Oliveira Martins (João Pedro), portug. populär-wissenschaftlicher Schriftsteller, geb. 30. April 1845 in Lissabon, lebt als Privatgelehrter in Oporto. Er schrieb: «Os Lusiadas, ensaio sobre Camoens» (Porto 1872), «Portugal e o socialismo» (Liss. 1873), «A reorganisação do Banco de Portugal» (Porto 1877), «O Hellenismo e a civilisação christan» (1878), «Historia da civilisação iberica» (1879), «Historia de Portugal» (2 Bde., 1879), «O Brazil e as colonias portuguezas» (1880), «Elementos de anthropologia» (1882), «Portugal contemporaneo» (2 Bde., Liss. 1881), «Historia da Republica Romana» (2 Bde., Liss. 1885).

Oliven nennt man die Steinfrüchte des Ölbaums, welche höchstens die Größe eines Taubeneies erlangen, meistens oval, aber auch kugelig, eiförmig, verkehrt-eiförmig, stumpf oder zugespitzt und von Farbe schwarz, violett, rötlich, weißlich oder grün sind, mit grünlich-weißem Fleische, aus welchem das Olivenöl oder Baumöl (s. d.) gewonnen wird. Auch werden die O., noch vor der völligen Reife abgenommen, auf verschiedene Art, am häufigsten mit Essig und Salz, eingelegt, indem man sie vorher in Kalkwasser einweicht, wodurch sie einen mildern Geschmack erhalten und weicher werden. In Südeuropa werden die eingelegten, sowie besonders auch die getrockneten O. häufig gegessen, doch sind sie schwer verdaulich. In der Kochkunst verwendet man die konservierten zu Ragouts, Salaten und pikanten Saucen.

Oliven, Teile des verlängerten Marks, s. unter Gehirn, Bd. VII, S. 662b.

Olivenbaum, soviel wie Ölbaum.

Olivenöl, s. Baumöl.

Olivenza, Stadt und Bezirkshauptort in der span. Provinz Badajoz, 23 km im SSW. von Badajoz, ist Grenzfestung gegen Portugal, zählt (1877) 7759 E. und hat Getreidehandel, Wein-, Obst-, Oliven- und Maulbeerbau. Im J. 1801 wurde O. von Portugal an Spanien abgetreten, 22. Jan. 1811 von den Franzosen unter Soult erobert.

Olivetaner (Fratres eremitae de monte Oliveti, Congregatio Sanctae Mariae montis Oliveti, Mönche von Monte-Oliveto oder vom Ölberg) heißen die Mitglieder einer Benediktinerkongregation in Italien, welche der Professor der Philosophie Giovanni Tolomei zu Siena 1313 auf seiner Besitzung bei Siena für den Dienst der heil. Jungfrau begründete und Papst Johann XXII. bestätigte. Sie nahmen die Regel Benedikts mit einigen Verschärfungen an und gründeten auf einer nahen Anhöhe («Ölberg») ein Kloster. Der Stifter starb 1348. Auch Frauenklöster (Nonnen vom Ölberg) schlossen sich an.

Olivetanus (Peter Robert), reform. Theolog, geb. gegen 1500 zu Noyon, ein Verwandter Calvins, lebte 1533 als Hauslehrer in Genf, wurde aber wegen Verbreitung reform. Grundsätze verbannt. Er begab sich nach Neuchâtel und verfaßte hier auf Antrieb der Waldenser die erste reformiert-franz. Übersetzung der Bibel (Neuchâtel 1535), welche die Grundlage aller spätern Übersetzungen bildet. Später ging O. nach Ferrara und starb hier 1538.

Olivetten (frz.), olivenartige Korallen oder Glasperlen, besonders beim Tauschhandel in Afrika.

Olivier (Louis Heinr. Ferd.), der Erfinder einer nach ihm benannten Lesemethode, wurde 19. Sept. 1759 zu La Sarra im Kanton Waadt geboren und besuchte die Hochschule zu Lausanne. Nach Vollendung seiner Studien ging er 1779 als Hofmeister nach Livland und wurde 1781 an dem von Basedow gegründeten Philanthropin in Dessau Lehrer der franz. Sprache. Nach der 1793 erfolgten Auflösung des Philanthropins errichtete er eine bald ungemein aufblühende Erziehungsanstalt, die er aber 1801 wieder aufgab, um ganz für die weitere Ausbildung und Ausbreitung der von ihm erfundenen Lesemethode zu leben. (S. Lesen und Lesemethoden.) Mit seinem Schüler Tillich errichtete er 1809 zu Dessau von neuem ein Erziehungsinstitut, das er aber bald demselben ganz überließ. Später lebte er in Wien, wo er 31. März 1815 starb. Auf den Wunsch der Fürstin Schwarzenberg wurde er auf der fürstl. Herrschaft Worlik in Böhmen beerdigt. Sein Hauptwerk ist das «Orthoepographische Elementarwerk» (2 Tle., Lpz. 1804).

Olivier, drei namhafte Maler, die Söhne des vorigen, von denen Heinrich von O. 1783, Johann Ferdinand von O. 1. April 1785 in Dessau geboren wurden. Beide unterstützten den Vater als Hilfslehrer und begleiteten ihn nach Berlin, begaben sich dann 1804 nach Dresden, 1807 nach Paris, 1810 nach Dessau, 1811 nach Wien. Dorthin begleitete sie auch der jüngste Bruder, Woldemar Friedrich von O.; dieser, 23. April 1791 in Dessau geboren, war anfangs ebenfalls längere Zeit Hilfslehrer des Vaters und widmete sich später besonders biblischen Darstellungen. Ferdinand gab 1823 eine Folge eigenhändig lithographierter Blätter unter dem Titel «Sieben Gegenden aus Salzburg, Berchtesgaden u. s. w.» heraus. Seine Ölbilder sind größtenteils histor. Landschaften oder rein histor. Werke. Im J. 1833 wurde er Professor der Kunstgeschichte und Generalsekretär der Akademie in München, wo er 11. Febr. 1841 starb. Heinrich fertigte in Wien eine Kopie von Morettos Bild von der heil. Justina aus dem Belvedere, daneben eigene Kompositionen, welche meist in den Kirchen seiner Vaterstadt sich befinden, wohin er bald zurückkehrte. Er war eine Zeit lang Wirtschaftsrat in Dessau und ging dann nach Berlin, wo er Zeichenunterricht gab und 3. März 1848 starb. Friedrich ging 1818 nach Rom. Das erste hier von ihm ausgeführte Gemälde war Christus mit dem Zinsgroschen. Im J. 1824 kehrte er nach Wien zurück, wo er nun die Porträtmalerei übte. Im J. 1829 begab er sich nach München, malte hier verschiedene biblische Gegenstände und half auch bei den Fresken im Königsbau, in den Nibelungensälen und im Saale der Homerischen Hymnen. Seit 1834 gab er zu Gotha eine «Volksbilderbibel in 50 Darstellungen

aus dem neuen Testament» heraus. Seit 1850 lebte er in Dessau und starb daselbst 5. Sept. 1859.

Olivin, ein im rhombischen System krystallisierendes, glasglänzendes Mineral von olivengrüner bis spargelgrüner Farbe, der Härte 6,5 bis 7 und dem spezifischen Gewicht 3,2 bis 3,5. Chemisch besteht es aus neutralem Magnesiasilicat, mit mehr oder weniger zugemischtem entsprechenden Eisenoxydulsilicat, besitzt die Formel $(Mg, Fe)_2 SiO_4$; vor dem Lötrohr ist er unschmelzbar, durch Salzsäure wird er unter Abscheidung von Kieselsäure zersetzt. Der O. bildet einen wesentlichen Gemengteil mehrerer Felsarten, wie namentlich der Basalte (auch der zugehörigen Laven) und Melaphyre, aus deren dichter dunkler Masse die Körnchen des Minerals manchmal deutlich hervortreten; auch findet er sich in gewissen Gabbros und Diabasen, als faustgroße Knollen in uralischen und nordamerik. Talkschiefern und norweg. Glimmerschiefern, sowie in Meteoriten; das Pallas-Meteoreisen enthält Krystalle von O., welche die irdischen an Schönheit weit übertreffen, und der Meteorstein von Chassigny besteht fast gänzlich aus O. Das Mineral wandelt sich leicht um in Serpentin und in andere an Eisenocher reiche Substanzen. (S. Olivinfels.)

Olivindiabas, s. unter Diabas.

Olivinfels, Sammelname für Gesteine, in welchen der Olivin (s. d.) die Hauptrolle spielt; es gehört dazu z. B. der Dunit (aus Neuseeland, Südspanien), ein Gemenge von Olivin und Chromeisen; der Lherzolith (aus den Pyrenäen, vielerorts Bruchstücke in Basalten bildend), bestehend aus Olivin, Diopsid, Enstatit, Chromspinell; der Eulysit von Tunaberg in Schweden, welcher aus Olivin, Dialag und Granat zusammengesetzt ist, der im Fichtelgebirge, Nassau, Österreichisch-Schlesien, Sumatra weit verbreitete Pikrit, welcher Olivin, Augit, Hornblende, Biotit und schwarze Erzkörner enthält. Alle diese Gesteine wandeln sich ganz oder größtenteils in Serpentin um, und wohl die meisten Serpentine sind auf O. zurückzuführen.

Olivingabbro, Mineral, s. unter Gabbro.

Ölkäfer, s. Maiwurm.

Ölkautschuk, eine kautschukähnliche Masse, welche dargestellt wird, indem lange gekochtes Leinöl mit Salpetersäure behandelt wird. Er ist in der Wärme plastisch und erhärtet beim Erkalten.

Ölkuchen, s. unter Öl.

Öllampen, s. unter Lampen.

Olla (spr. Olja) **potrida** (eigentlich Olla podrida, span., d. i. fauliger Topf), ein span. Nationalgericht, das aus einem Gemisch von verschiedenen Fleischsorten bereitet wird. In übertragener Bedeutung heißt O. soviel wie Mischmasch.

Ollech (Karl Rudolf von), preuß. General der Infanterie, geb. zu Graudenz 22. Juni 1811, wurde im Kadettenkorps erzogen, 1828 Offizier, besuchte 1832—35 die Allgemeine Kriegsschule zu Berlin, war 1837—45 als Lehrer an der 14. Divisionsschule und am Kadettenhause zu Berlin thätig und wurde 1847 Hauptmann im 30. Infanterieregiment. Im bad. Feldzuge nahm O. an den Gefechten bei Waghäusel, Bruchsal, Durlach, wo er leicht verwundet wurde, Oberweiler und Kuppenheim teil, wurde 1853 als Major in den Generalstab versetzt, seit 1855 im Großen Generalstabe als Dirigent der kriegsgeschichtlichen Abteilung, gleichzeitig als Lehrer an der Kriegsakademie verwendet, 1857 Abteilungschef im Großen Generalstabe, 1858 Oberstlieutenant, 1860 Oberst, 1861 Kommandeur des Kadettenkorps und 1864 Generalmajor unter Beibehalt seiner Lehrthätigkeit an der Kriegsakademie. Im J. 1861 war O. geadelt worden und 1865 wurde er Kommandeur der 17. Infanteriebrigade in Glogau, an deren Spitze er im Gefecht bei Nachod 27. Juni 1866 zweimal, erst leicht, dann schwer verwundet wurde. Im September wurde O. zu den Offizieren von der Armee versetzt, im Dezember zum Generallieutenant befördert und im Jan. 1868 dem Chef des Generalstabes der Armee zur Dienstleistung überwiesen. Seine schwere Verwundung verhinderte seine fernere Verwendung bei der Feldarmee, doch wurde O. während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 mit wichtigen Stellungen (im Juli 1870 als Gouverneur von Koblenz, 30. Sept. 1870 als Gouverneur von Straßburg i. E.) betraut und im Mai 1871 zum Direktor der Kriegsakademie ernannt. In dieser Stellung wirkte er Bedeutendes, wurde März 1873 General der Infanterie, April 1878 zum Gouverneur des Invalidenhauses zu Berlin ernannt und starb dort 25. Okt. 1884. Neben seiner umfassenden Lehrthätigkeit war O. auch als Militärschriftsteller thätig; insbesondere veröffentlichte er eine Schrift über den «Unterschied und die Gleichheit der Armee Friedrichs d. Gr. mit der heutigen Armee unsers Vaterlandes» (2. Aufl., Berl. 1883).

Ollería, Stadt in der span. Provinz Valencia, 9 km südl. von Játiva, hat (1877) 3878 E., Leinweberei, Glashütten und Viehhandel.

Ollioules, Stadt im franz. Depart. Var, Arrondissement Toulon, 6 km im WNW. von Toulon, am Ausgange des wilden Felsenthales Vaux d'Ollioules, Station (O.-St.-Nazaire, 3 km südl. vom Orte) der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 2192 (Gemeinde 3480) E., hat Orangengärten, Dattelpflanzungen, schöne Landhäuser, Seife- und Kerzenfabrikation, Südfrüchte- und Weinhandel. Weiter östl. befinden sich die Grès de Ste.-Anne, ein ungeheueres Labyrinth von Sandsteinfelsen in den bizarrsten Formen.

Ollivier (Olivier Emile), franz. Staatsmann, geb. 2. Juli 1825 zu Marseille, widmete sich dem Studium der Rechte und wurde 1847 zu Paris Advokat. Nach der Februarrevolution schickte ihn die republikanische Regierung als Generalkommissar nach Marseille, ernannte ihn auch zum Präfekten daselbst. Doch kehrte er schon im Jan. 1849 zu seinem Beruf zurück. Im J. 1857 wählte ihn ein pariser Bezirk in den Gesetzgebenden Körper, wo er der nur aus fünf Mitgliedern bestehenden Opposition angehörte. Im J. 1865 ernannte ihn der Vizekönig von Ägypten zu seinem jurist. Beirat und Kommissar, infolge dessen er die Advokatur niederlegte. Immer mehr neigte sich O. in der Kammer der Regierung zu. Im J. 1869 veröffentlichte er, um die Möglichkeit eines konstitutionellen Kaiserreichs nachzuweisen, eine Broschüre unter dem Titel «Le 19 Janvier» (Par. 1869) und ließ im Gesetzgebenden Körper an der Spitze der neuen Mittelpartei (tiers-parti) der Regierungspolitik unbedingte Unterstützung angedeihen. Nach dem Rücktritt des sog. interimistischen Ministeriums Forcade la Roquette wurde O. 27. Dez. 1869 mit Bildung eines homogenen Kabinetts beauftragt, welches die Majorität des Gesetzgebenden Körpers getreu vertreten solle. Dieses Ministerium, aus lauter neuen Männern bestehend, kam 2. Jan.

1870 definitiv zu Stande. O. übernahm die Justiz und den Kultus und die Leitung des Kabinetts, besonders die Vertretung desselben vor der Kammer. Sein Programm war: Versöhnung des Kaisertums mit der Freiheit. Zunächst wurden mehrere liberale Verordnungen erlassen und auf die offiziellen Kandidaturen bei den Wahlen verzichtet.

Auf den Wunsch des Kaisers arbeitete O. das Senatuskonsultum aus, welches die letzten konstitutionellen Veränderungen ratifizieren sollte, und nachdem dasselbe vom Senat angenommen war, ließ er es durch eine allgemeine Volksabstimmung sanktionieren. (S. Frankreich.) Ebenso ließ er sich auch, nachdem er 30. Juni in der Kammer versichert hatte, der europ. Friede sei niemals weniger bedroht gewesen, willenlos in den Krieg gegen Preußen hineintreiben und erklärte 15. Juli, daß das Ministerium «mit leichtem Herzen» die Verantwortung übernehme. Die ersten Niederlagen in dem hierauf ausgebrochenen Kriege stürzten das Kabinett. In der Sitzung des 9. Aug. 1870 mußte O. mit seinen Kollegen vor einem durch den Abgeordneten Duvernois herbeigeführten Mißtrauensvotum der Kammer zurücktreten und seinen Platz dem Grafen Palikao (General Cousin-Montauban) überlassen. O. verließ Frankreich und begab sich nach Italien, kam aber 1872 wieder nach Frankreich, blieb erst einige Zeit in Passy und zog sich dann nach Marseille zurück. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten sind zu nennen: «Une visite à la chapelle de Medicis: Dialogue entre Michel-Ange et Raphaël» (1872), «Lamartine» (Par. 1874), «Principes et conduite» (Par. 1875). O. ist auch Mitbegründer der «Revue du droit pratique» (seit 1856), in welcher Zeitschrift er zahlreiche jurist. Arbeiten veröffentlichte.

Olm, Grottenolm (Proteus anguinus, s. Tafel: Lurche I, Fig. 2) heißt eine eigentümliche, nur in den unterirdischen Höhlengewässern von Kärnten und Krain vorkommende, zu den geschwänzten Amphibien gehörende Gattung mit etwa 30 cm langem Leibe, ringsum von einer Flosse umgebenem, plattgedrücktem Fischschwanze, sehr kleinen verkümmerten Füßen und äußern Kiemenbüscheln, die an den Seiten des Halses stehen. Die winzigen Augen liegen in der Tiefe zwischen den Muskeln, und die rötliche oder etwas marmorierte Haut geht glatt, ohne Verdünnung, über die unbrauchbaren Sehorgane weg. Das kleine Maul ist mit sehr kleinen Zähnchen bewaffnet. Der O. ist eine stehen gebliebene Larvenform und mit mehrern ähnlichen, meist in Amerika lebenden Gattungen verwandt. Er atmet durch Lungen und Kiemen zugleich und nährt sich von Insekten und Würmern. Seine Organisation ist besonders durch die Anpassung der Organe an den dunkeln Aufenthaltsort interessant. Man kann ihn leicht jahrelang in Aquarien halten.

Ölmadie, s. Madia.

Ölmalerei, die Kunst, mit Ölfarben (s. d.) zu malen, hat wegen der Lebhaftigkeit, Kraft und Naturwahrheit der Farben, wegen der Mannigfaltigkeit und Mischung der Tinten und endlich wegen der großen Haltbarkeit vor allen übrigen Arten der Malerei große Vorzüge. Die Farben sind dunkler, aber auch glänzender und feuriger als die Wasserfarben. Man erreicht in Ölfarben den Schmelz, womit die Natur die Gegenstände schmückt, die zarten Übergänge, das Durchsichtige der Schatten. Auch leiden die Ölgemälde minder von Wasser und feuchter Luft, denn die Ölfarbe löst sich nicht so leicht wieder auf, wenn sie einmal angetrocknet ist, und eine Stelle kann, so oft der Maler nur will, übermalt werden. Durch öfteres Übermalen aber wird die gewünschte Harmonie und die höchste Wirkung der Farben besser erreicht, als wenn man die Farben stehen lassen muß, wie sie zuerst aufgetragen worden sind. Auch können Ölfarben übereinander gesetzt werden, sodaß die untere durchscheint. Da ferner die Ölfarbe zähe ist und die nahe aneinander gelegten Tinten nicht ineinander fließen, so kann der Maler mit ihr eine bessere Mischung und bequemere Nebeneinandersetzung der Farben erreichen als in Wasserfarben. Durch einen Überzug von Firnis sucht man den Staub, der leicht darauf haftet, unschädlich zu machen, und die Bildfläche überhaupt gegen die Einwirkungen der Temperatur zu schützen. Gegenwärtig sind Harzfirnisse gebräuchlich. Zum Malen bedient man sich gewöhnlich des Nußöls, mit welchem die Farben aufgelöst und gerieben werden. Das Leinöl, als das gröbste und fetteste, wird zum Grundieren gebraucht. Auch ersetzt man das Nußöl durch Mohnöl, welches weißer und heller ist als dieses und ebenfalls trocknet. Ein großer Vorteil der Ö. ist auch der, daß der Maler die Wirkung seiner Arbeit schon während des Arbeitens sicherer beurteilen kann, indem die Farben im Trocknen sich nicht so sehr verändern wie die Wasserfarben; nur muß er, um dem Nachdunkeln vorzubeugen, gleich anfangs den Ton etwas kräftiger und heller halten und das rechte Maß im Öl zu treffen wissen.

Man malt mit Öl auf Holz, Pappe, Kupfer und andere Metalle, auch auf Mauern und groben Taft, gegenwärtig am gewöhnlichsten auf Leinwand. Wenn diese in der erforderlichen Weise vorbereitet ist, pflegt man das Bild zu zeichnen und fängt dann an, mit Farben den Grund zu machen. Man reibt die Farben vorher, bringt sie in kleine Blasen, die aus Schweinsblasen geschnitten werden, bindet sie zu und sticht sie beim Gebrauch mit einem Kreuzstich an. Die Farbenblasen liegen in einem Farbenkasten, eine jede in einem besondern Fach. Bei dem Auftragen der Farben bedient man sich der Palette (s. d.). Mit derselben zugleich hält die Linke den Malstock von leichtem Holz oder Rohr; er dient der Rechten, welche den Pinsel führt, zur Unterlage. Die Pinsel sind zumeist Borstenpinsel, deren Spitzen durch Spalten der einzelnen Borsten elastisch gemacht werden. Größere Pinsel aus Dachshaaren, womit man Hintergründe, Lüfte, Untermalungen u. s. w. herstellt, heißen Vertreiber; zum Ausziehen langer, gerader Contouren bedient man sich der langhaarigen sog. Schlepper. Die vorbereitete Leinwand stellt man zum Bemalen auf die Staffelei. Die Kunst, die Farben der Ölgemälde vom Holz abzulösen und auf Leinwand überzutragen, soll von einem gewissen Picault erfunden worden sein; auch pflegt man in neuerer Zeit das wurmstichige Holz bis auf die Unterfläche des Gemäldes ganz fein abzuhobeln und diese auf neues Holz zu fournieren. Ölgemälde, an denen die Leinwand Risse bekommt und abspringt, werden auf neue Leinwand gezogen, was die Franzosen rentoiler nennen. Das veränderte Aussehen, welches man nach Jahren zuweilen an gefirnißten Ölgemälden wahrnimmt, wird in den meisten Fällen weniger durch chemische, als durch physische

Einflüsse bedingt. Nach dem von Pettenkofer herrührenden Regenerationsverfahren läßt sich das Gemälde restaurieren, wenn man es in einem geeigneten Apparate Alkoholdämpfen aussetzt; die geringe Menge des absorbierten Alkohols verdunstet sehr bald, wenn man das Gemälde der Luft aussetzt und die Oberfläche des Gemäldes bleibt dann ebenso lange klar, wie eine frisch gefirnißte.

Die Kunstgeschichte nennt Jan van Eyck als Erfinder der Ö. (um 1410). Dies ist indes nur so zu verstehen, daß es ihm gelang, diese für größere Aufgaben verwendbar zu machen. In der Miniaturmalerei und zu untergeordneten Zwecken war sie im Mittelalter schon seit Jahrhunderten angewendet worden. Jan van Eycks Verdienst besteht wesentlich darin, daß er den Firnis, welcher der Ölfarbe beigesetzt werden muß, um ihr langsames Trocknen zu beschleunigen, zuerst ganz farblos zu bereiten verstand. Beim Malen selbst trug er die Farbe auf einem so stark geleimten Kreidegrund auf, daß sie nicht in dessen Oberfläche dringen konnte. Dann zeichnete er den Umriß, untermalte das Bild mit einer warmbräunlichen Lasurfarbe, welche den Grund durchscheinen ließ, und trug endlich die Lokalfarbe, dünner in den Lichtern, stärker in den Schatten auf. Vor der spätern Ö. hat die seinige den Vorteil voraus, daß sie nicht nachdunkelt und überhaupt dauerhafter ist, was namentlich an der Qualität des Öls liegt. Italiener (wie Antonello da Messina) und Deutsche, die in der Schule der Brüder van Eyck lernten, brachten die Ö. in ihre Heimat. Erst Ende des 15. Jahrh. aber drang sie den deutschen Leimfarben und der ital. Temperamalerei gegenüber vollständig durch. Vgl. Eastlake, «Materials for a history of oilpainting» (Lond. 1847); Ilg in Eitelbergers «Quellenschriften für Kunstgeschichte» (Bd. 4, Wien 1873).

Ölmilch, [so. w. Ölemulsion, s. u. Emulsion.

Ölmühle (frz. moulin à huile, huilerie; engl. oil-mill), maschinelle Anlage zum Reinigen, Zerkleinern, Erwärmen und Pressen des Olsamens, insbesondere des Raps-, Lein- und Mohnsamens. (S. unter Ölschlägerei.)

Olmütz (slaw. Olomouc), die zweite Hauptstadt der österr. Markgrafschaft Mähren und eine der Hauptfestungen des Kaiserstaats, liegt auf einer Insel der March, ist Station der Linie Prerau-O. der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, der Linie Böhmisch-Trübau-O. der Österreich-Ungarischen Staatsbahnen, der Linie Brünn-O.-Sternberg der Mährisch-Schlesischen Nordbahn, der Linie O.-Jägerndorf-Troppau der Mährisch-Schlesischen Centralbahn und der die Stadt im Südwesten umschließenden Lokalbahn O.-Ezellechowitz mit der Abzweigung nach Hodolein, und zählt ohne die Garnison (1880) 15520, mit derselben 20176 E., bei denen die deutsche Sprache vorherrschend ist. Den großen, schönen, Oberring genannten Platz der Stadt zieren eine 35 m hohe Dreifaltigkeitssäule (1742) und zwei Springbrunnen, von denen der sog. Cäsarbrunnen mit der Reiterstatue des Imperators beachtenswert ist. Merkwürdige Gebäude sind die Domkirche, ein großer, durch viele Umgestaltungen jedoch unharmonischer Bau, welcher gegenwärtig (1885) in monumentale Einheit und Vollendung gebracht wird; die St. Mauritzkirche, ein edler got. Hallenbau mit einer berühmten Orgel von 48 Registern und 2342 Pfeifen; die Residenz des Erzbischofs und die des Domdechanten, in welcher 1306 der letzte Premislide Wenzel III. ermordet wurde; die auf dem Juliusberge gelegene St. Michaelskirche mit drei hohen Kuppeln; das schöne Rathaus mit der neurestaurierten ehemaligen Hieronymus-Kapelle, jetzt Geschichtsmuseum, mit der wappengeschmückten Freitreppe im besten Renaissancegeschmack, der große Nische der astron. Kunstuhr von 1574, deren Werk aber seit geraumer Zeit nicht mehr im Gange ist, und mit dem schlanken 80 m hohen Turmhelm; die großen als Kasernen dienenden Jesuitenbauten; die stattlichen Neubauten der Oberrealschule und des slaw. Obergymnasiums und das Zeughaus. Die Stadt ist Sitz eines Erzbischofs, dessen Wahl vom Domkapitel abhängt, der mit dem Wirkungskreise einer polit. Behörde betrauten Gemeindeverwaltung, des Bezirksamts für die Umgebung von O., der Finanzbezirksdirektion, des Revierbergamts und einer Handels- und Gewerbekammer. Die Universität, 1581 gestiftet, wurde nach verschiedenen Wandlungen ihres Bestandes 1855 aufgehoben bis auf die theol. Fakultät mit der Studienbibliothek von 74300 Bänden. Außerdem bestehen ein namhaftes Gewerbemuseum, ein Museum für städtische Urkunden und Altertümer, ein naturhistor. Kabinett im Besitz der Realschule, ein erzbischöfl. Seminar, ein deutsches und ein böhm. Obergymnasium, eine Oberrealschule, zwei Anstalten zur Heranbildung von Lehrern und Lehrerinnen, ein Theater, ein allgemeines Landesversorgungshaus, ein reichdotiertes Armeninstitut ꝛc. Mit 1839 begann die allmähliche Anlage von weit hinausgeschobenen Außenforts im ganzen Umkreise der Stadt, welche dadurch schließlich die Bedeutung eines befestigten Lagers erhielt. Infolge dessen trat für dieselbe von 1875 an die Möglichkeit ein, sämtliche Festungsthore niederzureißen, bequeme Verbindungen nach außen herzustellen und an der Stelle der innern Festungswerke sich teilweise zu erweitern. Die Industrie erstreckt sich auf Malz-, Bier-, Zucker-, Kartoffelstärke- und Spirituserzeugung. Zum Ersatz der im J. 1866 dem Verteidigungszustand zum Opfer gefallenen Alleen und Spaziergänge sind seitdem auf dem Festunglacis der Südwestseite zwei weitläufige Parkanlagen entstanden. Eine Viertelstunde von O. liegt das großartige Gebäude des ursprünglichen Benediktiner- und spätern Prämonstratenserstiftes Kloster Cradisch, welches seit der Regierung Kaiser Franz' I. als Garnisonsspital verwendet wird.

O. war lange Hauptort Mährens und Sitz der Regierung, bis diese 1640 nach Brünn verlegt wurde. Früher bloß ein Bistum, als dessen erste Verweser die Bischöfe Cyrill und Method genannt werden, wurde dasselbe 1777 zu einem Erzbistum erhoben, nachdem den Bischöfen schon 1588 der herzogl. Titel und die fürstl. Würde erteilt worden war. Die Stadt wurde 1619 in den Aufstand Böhmens und Mährens verwickelt und 1642 von den Schweden unter Torstenson eingenommen, die sie erst nach dem Frieden wieder herausgaben. Ende 1741 ergab sie sich an die Preußen, die sie im April 1742 wieder räumten. Durch die Preußen 1758 von neuem belagert, wurde sie von der Besatzung unter dem General von Marschall und von der Bürgerschaft so lange tapfer verteidigt, bis es Loudon gelegentlich seiner ersten berühmten Waffenthat gelang, sie zu entsetzen. Am 2. Dez. 1848 entsagte zu O. Kaiser Ferdinand I. der Regierung zu Gunsten seines Neffen Franz Joseph; 28. und

29. Nov. 1850 fanden hier die Konferenzen zwischen dem preuß. Minister von Manteuffel, dem österr. Minister Fürsten von Schwarzenberg und dem russ. Gesandten am österr. Hofe, Grafen Meyendorff, statt, die zur Feststellung der sog. Olmützer Punktation in Bezug auf die Schlichtung der deutschen Wirren führte. Im Deutschen Krieg von 1866 bildete O. einen Stützpunkt für die Operationen der österr. Armee. Vgl. W. Müller, «Geschichte der königl. Hauptstadt O.» (Wien 1882).

Olne, Dorf in der belg. Provinz Lüttich, 10 km westlich von Verviers, an der Vesdre, mit Kohlenbergwerken, Kalksteinbrüchen und 3197 E.

Olney, Stadt in der engl. Grafschaft Buckingham, links am Fluß Ouse, 18 km im SO. von Northampton, an der Bahn Bedford-Northampton, hat (1881) 9672 E., Spitzenfabrikation und Seidenweberei.

Olona (lat. Olonna), Fluß in den ital. Provinzen Como, Mailand und Pavia (Lombardei), entspringt nördlich von Varese, verliert sich bei Mailand in den Naviglio di Pavia, tritt aus diesem Kanal bei Binasco wieder aus und mündet bei San-Zenone links in den Po; ein östl. Arm ergießt sich bei Sant' Angiolo in den Lambro.

Olonez, ein 148 761 qkm großes, 1882 nur von 314 438 Menschen bewohntes Gouvernement des europ. Rußland, begrenzt von dem Großfürstentum Finland, von den Gouvernements Archangelsk, Wologda, Nowgorod, Petersburg und vom Ladogasee, hat eine der finländischen ähnliche Oberfläche und bildete in früher Zeit einen Bestandteil des nowgorodischen Staats. Im ganzen ist es ein sehr unfruchtbares, teils sumpfiges, teils steiniges oder sandiges flaches Land, welches nur im Norden von schroffen Hügelketten durchschnitten wird. Über 19 Proz. des ganzen Flächenraums kommen auf die großen Wasserflächen. Die Hauptseen sind der Ladogasee, von denen jedoch nur der östl. Teil hierher gehört, der Onegasee, der Segosero, Wygosero, Wodlosee und Latschasee. Sümpfe gibt es überall, besonders im Norden. Unter den Flüssen sind der Swir, welcher den Onega mit dem Ladoga verbindet, die Wodla, die aus dem Wodlosee in den Onegasee fließt, und der Onegafluß, der in den Onegabusen des Weißen Meers fällt, die bedeutendsten. Nur etwa 3 Proz. der Bodenfläche ist Kulturland. Das Getreide kommt oft nicht zur Reife; Flachs, Hanf und Rüben aber werden viel gebaut. Die Waldungen, die über 75 Proz. des Areals einnehmen, enthalten schönes Nadelholz, Birken, vieles Wild und Geflügel. Auch an Fischen ist großer Überfluß. An Mineralien, edeln Metallen und Steinen herrscht Reichtum; besonders wird viel Eisen und Blei, Schiefer, Quarzdiorit, Amethyste, Bergkrystall, Topase, Serpentin, Porphyr, und auf dem weißen Berge (Belaja Gora) der berühmte karelische Marmor gewonnen. Die Bewohner, größtenteils Russen, wozu sich auch etwa 53000 Finnen, Karelen und Tschuden gesellen, nähren sich durch Waldwirtschaft, Jagd und Fischerei. Das Gouvernement zerfällt in sieben Kreise.

Die frühere Hauptstadt, jetzige Kreisstadt Olonez, 15 km östlich vom Ladogasee, bestand schon im 13. Jahrh. und zählt nur (1882) 1342 E. Gegenwärtig hat das Gouvernement zur Hauptstadt Petrosawodsk, in wildromantischer Gegend am Zusammenfluß der Lossosinka und Neglinka am westl. Felsenufer des Onegasees gelegen. Die Stadt wurde 1703 von Peter d. Gr. gegründet, besteht meist aus hölzernen Häusern, ist der Sitz eines Civilgouverneurs, eines Erzbischofs, eines Bergamts, eines Domänenhofs, einer Medizinal- und einer Gefängnisverwaltung und zählt (1882) 10901 E. Der Ort hat neun Kirchen, ein Seminar, ein Gymnasium, eine Privattöchterschule, eine Bergschule, ein Museum für sämtliche Mineralien des Gouvernements nebst Modellen von Maschinen ꝛc., ferner zwei Häfen, die große Kanonengießerei Alexandrowsk, einen Kupferhammer, mehrere Fabriken und nicht unbedeutenden Handel.

Oloron oder Oloron-Sainte-Marie, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Niederpyrenäen, in der alten Grafschaft Béarn, bis zur Revolution Bischofssitz, 32 km südwestlich von Pau, an der hier aus den Gaven Ossau und Aspe entstehenden Gave d'Oloron, durch die sehr hohe steinerne Brücke der Gave d'Aspe mit Sainte-Marie zu einem Ganzen verbunden, Endpunkt der Linie Buzy-O. der Südbahn, ist Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Friedensgerichts, einer Manufaktur- und einer Ackerbaukammer, hat zwei, um 1080 erbaute Kirchen (Ste.-Croix und Ste.-Marie, letztere links vom Gave d'Aspe), sowie Reste alter Befestigungen und zählt (1881) 7527 (Gemeinde 9117) E., die eine große Drahtzieherei, Wollwäschen und Wollspinnereien, zahlreiche Gerbereien und Färbereien, Fabriken in Tuch und andern Wollwaren, eine Papierfabrik und Messerschmieden unterhalten und bedeutenden Transithandel, namentlich in Wolle und Schinken, mit Spanien treiben. Die Stadt hat ein Entrepôt von Holz zu Mastbäumen. — O. (mittellat. Oloro) wurde 732 von den Arabern, später von den Normannen zerstört, dann durch den Grafen Centale IV. von Béarn wieder aufgebaut und ist bekannt durch den Frieden vom 25. Juli 1287 zwischen Alfons III. von Aragonien und Karl II. von Neapel.

Olot, Stadt und Bezirkshauptort in der span. Provinz Gerona, links am Fluvia, in einem Thalkessel der Pyrenäen, 32 km nordwestlich von Gerona, zählt (1877) 6867 E. und hat Baumwollspinnereien, Fabrikation von Seiden-, Woll- und Baumwollwaren, Tuch, Papier, Messern, Seife und Leder.

Olozaga (Don Salustiano de), span. Staatsmann, geb. 1803 zu Logroño, widmete sich dem Rechtsstudium und ließ sich in seiner Vaterstadt als Advokat nieder. Im J. 1831 in eine Verschwörung gegen Ferdinand VII. verwickelt, wurde er festgenommen, entkam aber 1832 aus der Haft und flüchtete nach Frankreich. Als er nach dem Tode Ferdinands zurückkehrte, wurde er in die Cortes gewählt und trat nach der Revolution von La Granja an die Spitze der monarchischen Opposition. Espartero ernannte ihn 1840 zum Gesandten in Paris. Nach der Majorennitätserklärung der Königin Isabella (Nov. 1843) wurde er zurückgerufen, um an die Spitze eines neuen Kabinetts zu treten. Doch dauerte sein Ministerium nur wenige Tage. Verfolgt und in Lebensgefahr, floh er nach Portugal, von da nach England, später nach Frankreich. Anfang 1847 kehrte O. nach Spanien zurück, wurde aber verhaftet und auf die Citadelle nach Pamplona gebracht, später des Landes verwiesen. Als im März 1847 das Ministerium Pacheco ans Ruder trat, erfolgte die Rückberufung O.s und sein Eintritt in die Kammer, wo er an die Spitze der Progressisten trat. In der Revolution von 1854

schloß sich O. an Espartero an, der ihm den Gesandtschaftsposten am franz. Hofe verlieh. Außerdem ward er in die Cortes gewählt, in denen er auf die Feststellung der Konstitution von 1855 einen bedeutenden Einfluß übte. Infolge der Kontrerevolution im Juli 1856 verlor er seinen Gesandtschaftsposten, blieb aber in Paris und war hier in entschieden antidynastischem Sinne thätig. Die provisorische Regierung ernannte ihn 1868 wieder zum Gesandten in Paris; als Mitglied der Cortes wirkte er daneben für das Zustandekommen der Verfassung von 1869. Die Verfassung von 1869 kann man in ähnlicher Weise wie diejenige von 1855 als sein Werk bezeichnen. O. starb zu Enghien bei Paris 26. Sept. 1873.

Ölpalme (Elaëis *Jacqu.*) ist der Name einer Pflanzengattung, welche sich durch den reichen Gehalt an fettem Öl im Fleische ihrer Früchte auszeichnet und zu der Gruppe der kokosartigen Palmen mit eingeschlechtigem Kolben gehört. Diese Palmen, welche das Palmöl liefern, haben einen bald aufrechten, bald niederliegenden, mit Schuppen und Narben bedeckten, bisweilen sehr langen und dicken Stamm, eine mächtige Krone langer, fiederteiliger Blätter mit stacheligem Stiel und große, vielfach verzweigte Blütenkolben. Die sechs Staubbeutel der männlichen Blüten sind sternförmig ausgebreitet, der Fruchtknoten der weiblichen trägt einen dreikantigen Griffel mit drei haligen Narben. Daraus entwickelt sich eine eiförmige, einsamige Steinfrucht mit faserig-schwammiger, ölhaltiger Außenhülle, einfächerigem Steinkern und darin eingeschlossenem hornartigen Eiweiß. Es gibt nur wenige, im tropischen Afrika und Amerika wachsende Arten. Das meiste und beste Palmöl liefert die Ö. von Guinea (E. guineensis *Jacqu.*, vgl. Tafel: Öl- und Fettpflanzen, Fig. 6), eine der stattlichsten Palmen, da sie auf ihrem aufrechten, sehr hoch werdenden Stamme Blätter von 5 m Länge trägt, deren Abschnitte bis 50 cm Länge erreichen und deren Stiele mit sehr starken, langen, gekrümmten Stacheln besetzt sind. Die fruchttragenden Kolben erlangen bis 20 kg Schwere und tragen 6—800 Früchte von 2 bis 5 cm Länge. Sie sind gelb, braun oder dunkelrot und haben ein härtliches, nach Veilchen duftendes Fleisch, aus dem das salbenartige, gelbliche, in reinem Zustande geschmacklose Öl durch Auspressen und Kochen mit Wasser gewonnen wird, nachdem die Früchte zuvor einige Tage an die Sonne gelegt worden sind. Erst seit die Engländer angefangen haben, das Palmöl technisch zu verwerten (namentlich zur Kerzenfabrikation), ist dasselbe zu einem wichtigen Handelsartikel geworden. Die afrikanische Ö. wird jetzt auch im Küstenlande von Brasilien angepflanzt.

Ölpapier, s. unter Bauspapier.

Olpe, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, an der Bigge, Station der Linie Finnentrop-Rothemühle der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine kath. Kirche, zwei Kapellen, einen evang. Betsaal, eine höhere Stadtschule, ein Waisenhaus und ein Krankenhaus, und zählt (1880) 2475 E., welche Puddlings- und Eisenblechwalzwerke, Dampfhammerwerke, Scharnier- und Ofenrohrfabriken, ein Kupferwalz- und Hammerwerk und viele Gerbereien unterhalten. In der Nähe sind reiche Eisenerzlager, Blei-, Kupfer- und Quecksilbererzgruben. — Der Kreis Olpe zählt auf 618 qkm (1880) 34142 meist kath. E.

Ölpergament, Material zu Schreibtafeln, durch Präparieren von Papier oder Leinwand mit einem Anstrich von Bleiweiß, Gips, Kalk und Leim und Überziehen mit Ölfirnis hergestellt.

Ölpflanzen, s. u. Öl und Fette liefernde Pflanzen.

Öls, ein Lehnsfürstentum an der rechten Seite der Oder im preuß. Regierungsbezirk Breslau, umfaßte früher außer dem Kreise Ö. noch Teile der Kreise Trebnitz, Polnisch-Wartenberg und Distrikt Constadt im Kreise Kreuzburg; in neuerer Zeit beschränkte sich dasselbe auf die Besitzungen im Kreise Ö., die Herrschaft Medzibor im Kreise Polnisch-Wartenberg und die Herrschaft Guttentag im Kreise Lublinitz. In frühern Zeiten gehörte das Fürstentum schles. Herzögen aus Glogau, gelangte nach dem mit dem Tode des Herzogs Karl Friedrich 1647 eintretenden Erlöschen des münsterbergschen Mannesstammes an dessen Schwiegersohn Sylvius Nimrod von Württemberg und in gleicher Weise, als die Linie Württemberg-Ö. 1792 mit Herzog Karl Christian Erdmann ausstarb, durch dessen einzige Tochter und Erbin Sophie Friederike Charlotte (gest. 1789) an deren Gemahl, den Herzog Friedrich August von Braunschweig. Nach dessen Tode 1805 kam das Fürstentum in den Besitz seines Neffen, des 1815 in der Schlacht bei Quatrebras gebliebenen Herzogs Friedrich Wilhelm, welchem die Erbfolge 1785 durch Friedrich d. Gr. zugesichert worden war und der sich nun Herzog von Braunschweig-Ö. nannte. Hierauf gelangte es an dessen beide Söhne Karl und Wilhelm zum gemeinschaftlichen Besitz unter Vormundschaft ihres Oheims, Georg IV. von England, und wurde endlich durch Vertrag vom 13. Jan. 1824, seitens des ältern Bruders Karl als Sekundogenitur, unter Bedingung des Heimfalls, dem jüngern Bruder Wilhelm zum Alleinbesitz abgetreten. Mit dem am 18. Okt. 1884 auf Schloß Sibyllenort erfolgten Tode des Herzogs Wilhelm ist die ältere Linie des Hauses Braunschweig ausgestorben; das von letzterm innegehabte Thronlehn Fürstentum Ö. mit den Schlössern Ö. und Bernstadt und 15 Gütern im Flächengehalt von 9238 h wurde dem Kronprinzen des Deutschen Reichs und von Preußen als Lehn überwiesen, während die Fideikommiß- und Allodialgüter im Kreise Ö., nebst den Herrschaften Medzibor und Guttentag im Flächengehalt von 31782 h nach dem Testament des Herzogs Wilhelm in den Besitz des Königs von Sachsen übergegangen sind. Vgl. Schulze, «Die Succession im Fürstentum Ö.» (Bresl. 1884).

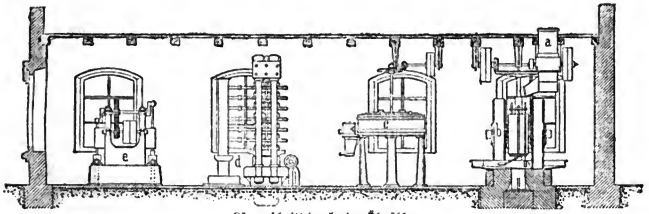
Die Kreisstadt Öls, früher Hauptstadt des Fürstentums, in einer Ebene an der Ölsa, 27 km nordöstl. von Breslau, ist Station der Linien Breslau-Dziedzitz und Ö.-Gnesen der Preußischen Staatsbahnen, sowie der Linie Ö.-Wilhelmsbrück der Breslau-Warschauer Eisenbahn, Sitz eines Land- und Amtsgerichts, des Landratsamts, der Verwaltung des Thronlehns Fürstentum Ö., der Güterdirektion des Königs von Sachsen und der Direktion der Ö.-Militischer Fürstentumslandschaft und zählt (1880) 10157 meist prot. E., unter denen etwa 800 Mann Militär. Das ansehnliche 1558 von Herzog Johann begonnene später von Herzog Karl II. weiter gebaute Schloß diente bis 1809 zur Residenz der ölser Herzöge. Die Stadt hat ein 1594 von Herzog Karl II. gestiftetes evang. Gymnasium mit der 1727 gegründeten Reichsgraf Kospothschen

Stiftung, ein 1875 errichtetes evang. Lehrerseminar mit Präparandenanstalt, eine höhere Töchterschule, ein Institut für Predigerwitwen des Fürstentums, drei evang., eine kath. Kirche und eine Synagoge. In der Nähe liegt das jetzt dem König von Sachsen gehörige, seit 1850 von Herzog Wilhelm prächtig umgebaute Lustschloß Sibyllenort mit Marstall, Gemäldesammlung, Bibliothek, großem Park, Tiergarten und Fasanerie.

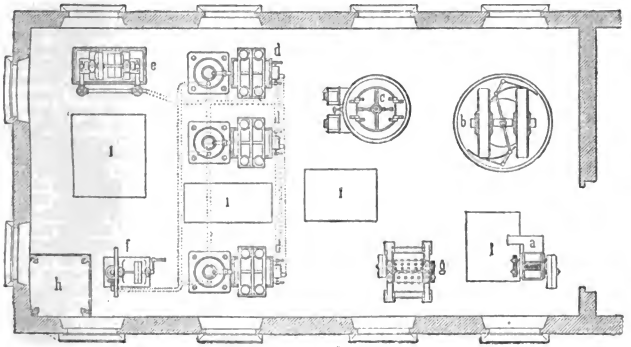
Ölsäure, s. Olein.

Ölschiefer, s. u. Bituminöser Schiefer.

Ölschlägerei, die auf mechan. Wege erfolgende Gewinnung von Öl aus Samen oder Früchten. Der Name rührt daher, daß früher der Ölsame, in Säcke gefüllt, zwischen zwei Platten gelegt und hierauf die eine dieser Platten durch Einschlagen eines Keils langsam gegen die andere getrieben wurde. (Solche Keilpressen, in denen der Druck langsam zunimmt, sind schon von den Chinesen zur Ölbereitung verwendet worden.) Die Keile wurden anfänglich mit Hämmern eingeschlagen, später mittels von einer Daumenwelle aus betriebener Rammen. Die wichtigste Arbeit bei der Darstellung des Öls nach dem Verfahren der Ö. ist das Auspressen. In der Neuzeit hat man für diesen Zweck die hydraulischen Pressen (s. unter Pressen) allgemein in den Ölfabriken (oft als Ölmühlen bezeichnet) eingeführt. Die verschiedenen Manipulationen, welche dem Pressen vorausgehen und folgen, können am besten im Hinblick auf den in nachstehenden Figuren skizzierten Plan einer Ölfabrik erläutert werden. Der Arbeitsprozeß einer solchen Fabrik ist etwa folgender: Nachdem in einer geeigneten Sichtmaschine der Ölsame gereinigt ist, wird er, um das Auspressen zu erleichtern, zerkleinert, d. h. es werden die Samenhülsen zerrieben. Diese Manipulation kann entweder in Stampfwerken oder zwischen Quetschwalzen und in Kollergängen erfolgen; am zweckmäßigsten sind die beiden letztern dazu zu verwenden. In dem beigegebenen Plan bezeichnet a ein Paar



Längenschnitt durch eine Ölmühle.



Grundriß einer Ölmühle.

Quetschwalzen, zwischen denen der Same zunächst vorgequetscht wird; von hier fällt er auf den Arbeitstisch i und wird dann zwischen den Steinen des Kollergangs b zu einem feinen Mehl zermahlen. Nachdem auf diese Weise die Kerne aufgeschlossen sind, kann sofort zur Pressung geschritten werden. Um dieselbe vollständiger zu erreichen, wird das Samenmehl in Wärmepfannen (c) vorgewärmt. Es sind dies flache Pfannen mit einem Rührwerk; die Heizung erfolgt hierbei durch Dampf, der in eine Ummantelung der Pfanne tritt. So vorbereitet, kommt das Samenmehl in die Presse. Je nach der Größe der Presse werden mehrere Kilogramm Samenmehl in Säcke oder besser Preßtücher geschlagen, die man mit Ledergurten umwickelt.

Zu Preßtüchern werden die verschiedensten Fasern, namentlich Roßhaar, Wolle und Baumwolle, verwendet. Ein gutes Preßtuch stellt man aus zwei Lagen in der Art her, daß ein Baumwoll- und ein Wolltuch, von welchen das erstere oben zu liegen kommt, mit dazwischen gelegten Schnüren zusammengenäht werden. Solche Tücher sind im Verhältnis zu dem angewendeten hohen Druck (von 200 bis 300 Atmosphären und mehr) sehr widerstandsfähig und zeigen, entsprechend den Preßplatten, eine gerillte Oberfläche. Die neuern hydraulischen Pressen für die Ölfabrikation bestehen aus zahlreichen ineinander geschachtelten Trögen oder Preßplatten nach Art der Filterpressen. In dem abgebildeten Plan sind drei Ölpressen (d) angedeutet. Die Preßplatten oder Tröge werden, nachdem die Säcke oder Preßtücher dazwischengelegt sind, durch den hydraulischen Druck gegeneinander gepreßt, wobei die oberste Platte an einem Querbalken ihren Halt findet. Das aus den Säcken oder Preßtüchern austretende Öl kann durch seitliche, in den Preßplatten befindliche Rinnen in ein gemeinschaftliches vertikales Rohr fließen, von wo aus es in ein Reservoir gelangt. Zur Erzeugung des hohen Drucks bedarf man starker Pumpen. Für die drei Ölpressen der abgebildeten Fabrikanlage ist eine gemeinschaftliche Pumpe e vorgesehen, die mittels Rohrleitungen mit den Druckcylindern der Presse verbunden ist. Um einen konstanten Druck zu erzielen, wendet man auch wohl Accumulatoren an. Trotz des ausgeübten enormen Drucks wird der Same durch eine Pressung nicht genügend entölt; die zurückbleibenden Ölkuchen werden deshalb einer weitern Verarbeitung, dem sog. Nachschlag, unterworfen. (Die erste Operation nennt man nach dem früher üblichen Verfahren Vorschlag.) Zunächst werden die Ölkuchen im Ölkuchenbrecher (g), einem Walzenpaar mit Vorsprüngen am Umfang, zerstückelt, sodann nochmals angewärmt und von neuem gepreßt. Die beim Nachschlag resultierenden Ölkuchen sind ein beliebtes Viehfutter. Bei der großen Nachfrage nach solchen empfiehlt es sich sogar, in denselben absichtlich 10—11 Proz. Öl zurückzulassen und sie zu erhöhtem Preise abzugeben, wodurch die Leistungsfähigkeit der Fabrik entsprechend gesteigert wird. Außer den erwähnten Maschinen und Apparaten ist die Ölpumpe f vorhanden, die das ausgepreßte Öl in das Reservoir h schafft. Nach Beendigung der beschriebenen Manipulationen ist das Rohöl fertig; es folgt nun das Raffinieren desselben, was oft in besondern Fabriken geschieht.

Ölschwarz, soviel wie Lampenruß, s. u. Ruß.

Olshausen (Herm.), prot. Theolog, geb. 21. Aug. 1796 zu Oldesloe im Holsteinischen, studierte in Kiel und Berlin, wurde 1818 Repetent in Berlin, 1821 außerord., 1827 ord. Professor der Theologie in Königsberg. Im J. 1834 ging er als ord. Professor und Geh. Kirchenrat nach Erlangen, wo er 4. Sept. 1839 starb. Das bedeutendste seiner Werke ist: «Biblischer Kommentar über sämtliche Schriften des Neuen Testaments» (Bd. 1—4, Königsb. 1830—40; Bd. 1 u. 2, 4. Aufl. 1853—61; Bd. 3, 2. Aufl. 1840; Bd. 5—7 von Ebrard und Wiesinger, 1850—53).

Olshausen (Justus), verdienter Orientalist, Bruder des vorigen, geb. 9. Mai 1800 zu Hohenfelde in Holstein, widmete sich zu Kiel, Berlin und Paris dem Studium der orient. Sprachen. Im J. 1823 erhielt er eine außerord., 1830 eine ord. Professur zu Kiel und wurde 1845 Etatsrat und ordentliches Mitglied der dän. Akademie der Wissenschaften. Im Aug. 1848 wurde ihm von der provisorischen Regierung der Herzogtümer das Kuratorium der Universität und die Leitung des Medizinalwesens anvertraut; als Abgeordneter der Stadt Kiel zur Landesversammlung wurde er deren Vizepräsident. Nach der Übergabe des Landes an die dän. Regierung von dieser 1852 seines Lehramts enthoben, wurde O. 1853 Oberbibliothekar und Professor der orient. Sprachen in Königsberg, 1858 als vortragender Rat ins preuß. Unterrichtsministerium berufen. Im J. 1874 pensioniert, starb er 28. Dez. 1882 in Berlin.

Seit 1860 war O. Mitglied der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften. Seine Veröffentlichungen beziehen sich fast sämtlich auf die eranischen Sprachen und Altertümer, sowie auf das Alte Testament. Zu jenen gehören der Anfang einer Textausgabe des «Avesta» (1829), seine bahnbrechende Arbeit über «Die Pehlewi-Legenden auf den Münzen der letzten Sassaniden» (Lpz. 1843) und eine Reihe von Abhandlungen in den «Monatsberichten» der berliner Akademie, wie über «Parthava und Pahlav, Mâda und Mâh» (1876), «Vers. Würdenamen im Arsacidenreich» (1880), «Die Pahlavischrift» (1880), «Die Pahlavi-Glossare» (1882) u. a. Das Hebräische und das Alte Testament betreffen: «Emendationen zum Alten Testament» (Kiel 1826), «Erklärung der Psalmen» (Lpz. 1853) und besonders das nach ganz neuen Gesichtspunkten gearbeitete «Lehrbuch der hebr. Sprache» (Braunschw. 1861). Ferner sind zu nennen: «Zur Topographie des alten Jerusalem» (Kiel 1833) und «Über den Charakter der in den assyr. Keilinschriften erhaltenen semit. Sprache» (Berl. 1866).

Olshausen (Theodor), ein durch seine Teilnahme an der schleswig-holstein. Bewegung bekannter Publizist, Bruder des vorigen, geb. 19. Juni 1802 zu Glückstadt, studierte die Rechte zu Kiel und Jena, beteiligte sich an den burschenschaftlichen Freiheitsbestrebungen und lebte deshalb 1824—28 in Frankreich und der Schweiz. Im J. 1830 nach Kiel zurückgekehrt, gründete er das «Kieler Korrespondenzblatt». Im J. 1847 wurde er zum Abgeordneten in die holstein. Ständeversammlung erwählt und war März 1848 Mitglied der erfolglosen Mission nach Kopenhagen, um Friedrich VII. zu einer den Rechten entsprechenden Behandlung der Herzogtümer zu vermögen. O. trat 28. März in die Provisorische Landesregierung zu Rendsburg ein, nahm im Aug. 1848 seine Entlassung und war hierauf Führer der Linken in der Landesversammlung. Als die Statthalterschaft im Febr. 1851 abtrat, zog sich O. nach Hamburg zurück, wo er 1849 die «Norddeutsche Freie Presse» begründet hatte. Im Juni 1851 ging O. nach Amerika, ließ sich zu St.-Louis nieder und wirkte als Herausgeber deutscher Zeitungen; 1865 kehrte er nach Europa zurück, nahm erst seinen Wohnsitz in Zürich und starb zu Hamburg 31. März 1869. In Amerika schrieb er: «Das Mississippithal» (Kiel 1853), «Der Staat Missouri» (Kiel 1854), «Der Staat Jowa» (Kiel 1855) und «Die Geschichte der Mormonen» (Gött. 1856).

Ölsnitz, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, an der Elster und den Linien Reichenbach-Eger und Zwickau-O. der Sächsischen Staatsbahnen, ist Sitz einer Amtshauptmannschaft und eines Amtsgerichts, hat ein schönes Rathaus

1. Mandelbaum (Amygdalus communis). 2. Erdeichel (Arachis hypogaea). 3. Sesampflanze (Sesamu
7. Ricinuspflanze (Ricinus communis).

Digitized by Google

TTPFLANZEN.

a indicum). 4. Ölbaum (Olea europaea). 5. Raps (Brassica Napus). 6. Ölpalme (Elaeis guineensis).
8. Sonnenblume (Helianthus annuus).

Zu Artikel: Öl und Fette liefernde Pflanzen.

Digitized by Google

und zählt (1880) 5918 E., welche Seidenwarenfabriken, Baumwollwebereien, Stickereien, Gerbereien und Färbereien unterhalten und im Sommer in der Elster und deren Zuflüssen Perlfischerei treiben. In der Nähe liegt das Dorf Voigtsberg mit 1431 E. und den Resten einer Festung, in denen jetzt eine Strafanstalt für erwachsene weibliche Personen eingerichtet ist. Ö. ist sehr alt, wahrscheinlich von Sorbenwenden gegründet, und kam 1410 an Sachsen. Vgl. Jahn, «Chronik der Stadt Ö.» (2. Aufl., Ölsn. 1872; neue Folge, Ölsn. 1875).

Ölsteine (frz. pierres à l'huile, engl. oil-stones), dichte Thonschieferstücke von prismatischer Form, auf denen feine Werkzeuge mit Öl geschliffen werden. (S. unter Schleifen.)

Ölfüß, s. Glyzerin.

Olsztyn, Stadt in Ostpreußen, s. Allenstein.

Olt, Nebenfluß der Donau, s. Aluta.

Olten, Hauptstadt des Bezirks Ö.-Gösgen (150 qkm, 19942 E.) des schweiz. Kantons Solothurn, liegt 400 m über dem Meere, 34 km nordöstlich von Solothurn zu beiden Seiten der Aare, welche hier die Dünnern aufnimmt, besitzt vier Brücken, eine schöne 1807 erbaute Kirche, ein Kapuzinerkloster, ein Kantonsspital, große Lagerhäuser und Maschinenwerkstätten der Schweizerischen Centralbahn, Gießereien, Schuhfabriken u. s. w., und zählt (1880) 3979 meist kath. E. Schon im Altertum als Straßenknotenpunkt wichtig, ist Ö., wo sich die Bahnlinien Basel-Luzern, Zürich-Aarau-Bern und Ö.-Solothurn-Biel kreuzen, gegenwärtig der Hauptknotenpunkt des schweiz. Eisenbahnnetzes.

Oltenitza, Stadt von 5000 E. in Rumänien, an der Mündung des Ardschisch in die Donau, Sitz einer Unterpräfektur; hier die Siege der Türken über die Russen vom 2. Nov. 1853 und 29. Juli 1854.

Öltropfapparat, s. u. Schmierapparate.

Öltuch oder Ölpreßtuch, s. u. Ölschlägerei.

Öl und Fette liefernde Pflanzen nennt man alle diejenigen Gewächse, welche in ihren Samen oder Früchten öl- oder fettartige Stoffe enthalten, sodaß sie zur techn. Gewinnung dieser Körper benutzt werden können. Die meisten dieser Gewächse sind deshalb schon seit langer Zeit Kulturpflanzen und für die Landwirtschaft sowie für die Industrie von größter Wichtigkeit. Dazu gehören vor allen eine Reihe Cruciferen, wie der Raps (Brassica Napus, Tafel: Öl- und Fettpflanzen, Fig. 5), der Rübsen (Brassica rapa), der Dotter (Camelina sativa), ferner einige Mohnarten, besonders Papaver somniferum (vgl. Tafel: Offizinelle Pflanzen II, Fig. 5), der Lein (Linum usitatissimum, Tafel: Industriepflanzen I, Fig. 4), der Hanf (Cannabis sativa, Tafel: Industriepflanzen I, Fig. 3) und die Sonnenblume (Helianthus annuus, Tafel: Öl- und Fettpflanzen, Fig. 8). Auch die Buche (Fagus silvatica) gehört hierher, denn aus den Samen derselben, den sog. Eckern, wird ebenfalls Öl gewonnen. Von denjenigen ölliefernden Gewächsen, die in wärmern Gegenden kultiviert werden, sind besonders zu erwähnen der Ölbaum (Olea europaea, Fig. 4), der Mandelbaum (Amygdalus communis, Fig. 1), die Ricinuspflanze (Ricinus communis, Fig. 7), der Lorbeer (Laurus nobilis), mehrere Arten der Gattung Myristica, besonders der Muskatnußbaum (M. fragrans), der Kakao (Theobroma Cacao), verschiedene Palmen, besonders die Ölpalme (Elaëis guineensis, Fig. 6) und die Kokospalme (Cocos nucifera, Tafel: Palmen II, Fig. 3), die Sesampflanzen (Sesamum indicum, Tafel: Öl- und Fettpflanzen, Fig. 3, und S. orientale), die Erdeichel (Arachis hypogaea, Fig. 2). Auch die Baumwollstaude ist als eine ölliefernde Pflanze zu betrachten, denn aus ihren Samen werden in neuerer Zeit große Mengen von Öl dargestellt. Pflanzenfette liefern außer den bereits erwähnten Myristica-Arten und der Kakaopflanze noch mehrere andere tropische Gewächse, so die Arten der Gattung Bassia, die sog. Butterbäume, sowie Vateria india und mehrere Arten der Gattung Hopea, von den letztern stammt der sog. Borneotalg, von Vateria dagegen das Vaterinfett. Von verschiedenen andern Pflanzenfetten, die zum Teil im Handel vorkommen, sind die Stammpflanzen noch nicht genau ermittelt.

Ölung, letzte (unctio extrema, unctio infirmorum), ist seit dem 12. Jahrh. eins der sieben Sakramente der kath. Kirche, welches an Todkranken durch kreuzweise Salbung von Augen, Ohren, Nase, Mund und Hände, bei Männern auch der Füße und der rechten Seite, mit einem vom Bischof geweihten Öl (s. Chrisma) unter Gebet vom Priester verrichtet wird. Die kath. Kirche gründet dieses Sakrament auf Mark. 6, 13 und Jak. 5, 14 und legt ihm die Kraft bei, die Vergebung der läßlichen Sünden und, wenn es Gottes Weisheit gemäß ist, auch leibliche Genesung zu bewirken. Den Sterbenden dient es nach kath. Lehre als letzte «Wegzehrung» (viaticum), d. h. als Stärkung der Seele zum Todeswege. In der Regel geht der Genuß des Heiligen Abendmahls (die sog. Krankenkommunion, communio clinicorum) vorher, daher beide Sakramente mit dem Namen der Heiligen Sterbesakramente zusammengefaßt werden. Kleine Kinder und Exkommunizierte sind dieses Sakraments nicht fähig, auch darf es in derselben Krankheit nicht wiederholt werden. Die Protestanten haben die Ö. nicht beibehalten. In der griech. Kirche wird sie nicht nur bei den Sterbenden, sondern überhaupt bei Kranken aller Art angewendet.

Olvenstedt, Pfarrdorf im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Wolmirstedt, 5 km im NW. von Magdeburg, hat (1880) 3558 E., Ackerbau, Ziegeleien und Steinbrüche. O. ist uralt und hieß im Mittelalter Osulfstidi.

Ölweide, s. Elaeagnus.

Ölweiß ist mit Öl angeriebenes Bleiweiß.

Olwiopol oder Orlik, Stadt im russ. Gouvernement Cherson, Kreis Jelisawetgrad, links am südl. Bug, Station (Golta) der Linie Birsula-Jelisawetgrad der Südwestbahn, mit (1882) 5397 E., welche bedeutenden Handel, besonders mit Getreide treiben.

Olymp (grch. Olympos), ein in verschiedenen Gegenden Griechenlands und Kleinasiens wiederkehrender Bergname, der sich noch jetzt mehrfach unter der Form Elymbos erhalten hat. Das bedeutendste unter den Gebirgen dieses Namens ist das an der Nordgrenze Thessaliens, welches, im Südosten durch das Thal Tempe vom thessalischen Ossa getrennt, sich nach Norden weit in die macedonische Landschaft Pierien hineinerstreckt, gegen Westen in der Kette der Kambunischen Berge sich fortsetzt, welche es mit dem Lakmon, dem Hauptknotenpunkt der nordgriech. Gebirge, verbinden. Der höchste Gipfel des O., 2974 m über dem Meere,

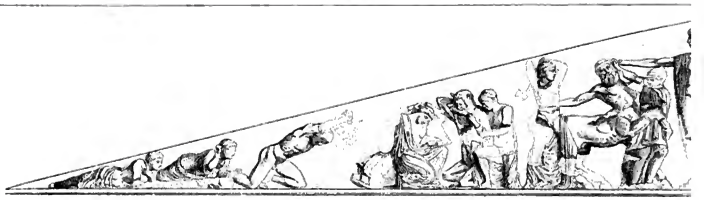
ist häufig mit Wolken umhüllt, hat aber keinen ewigen Schnee. Die Abhänge des Gebirges sind teils mit Tannen- und Laubwald bewachsen, teils schroff abfallend, kahl und von wilden Bergströmen zerrissen. Die griech. Dichter von Homer an betrachten den O. als den Wohnsitz des Zeus und der übrigen himmlischen Götter und gebrauchen den Namen daher bisweilen zur Bezeichnung des Himmels überhaupt. Den nächsten Rang nach dem thessalischen nimmt der mysische Olymp ein, ein stattlicher Gebirgszug im nordöstl. Kleinasien, auf den Grenzen der Landschaften Mysien, Bithynien und Phrygien, dessen Hauptmasse sich unmittelbar südlich der Stadt Brussa erhebt. Ferner gab es Berge des Namens O. in Lydien, Lykien, auf der Insel Kypros, im nördl. Lakonien nahe bei der Stadt Sellasia, im mittlern Elis (Landschaft Pisatis) nahe bei Olympia, auf der Insel Euböa in der Nähe von Eretria und im südöstl. Attika, auch das Lykängebirge im südwestl. Arkadien wurde mit dem Namen O. bezeichnet.

Olympia, der Schauplatz der berühmten Olympischen Spiele (s. d.), ist ein schön gelegenes Thal in dem mittlern, Pisatis genannten Teile der peloponnes. Landschaft Elis (s. d.), ungefähr 19 km vom Meere entfernt; eine Ortschaft O. hat es nie gegeben, sondern nur Wohnungen für die Priester, während die für die Festtage zahlreich hier zusammenströmenden Fremden größtenteils im Freien unter Zelten kampierten. In O., dem großen Nationalheiligtum der Hellenen, häuften sich auf kleinem Raume die kostbarsten Schätze der griech. Kunst aus allen Stämmen und Zeitaltern, Tempel, Altäre, Schatzhäuser, Götterbilder, Statuen von Siegern in den Spielen und Weihgeschenke aus Erz und Marmor; zur Zeit des ältern Plinius standen hier noch angeblich 3000 Statuen. Ebenso wurden hier unter dem Schutze des Gottesfriedens, der über diese heil. Stätte ausgesprochen war, wichtige Staats- und Privaturkunden aller Art aufbewahrt. Der heil. Hain, die Altis, bildete ein rings von Mauern umgebenes Viereck von etwa 220 m Länge und 180 m Breite. Im Norden war er von sanft anschwellenden Hügeln begrenzt, aus denen das Kronion, ein im Altertum mit einem Heiligtum des Kronos geschmückter Hügel, am weitesten gegen Süden vorspringt. Im Süden reichte er bis nahe an den hier 60 m breiten und wasserreichen Alpheios, im Westen reichten die Bauten Gymnasium, Palästra, Leonidäum über die Altismauer hinaus bis an den Kladeos, einen unter rieselnden Bergbach, der hier im rechten Winkel auf den Alpheios stößt. Im Osten ebenfalls außerhalb der Ringmauer, aber auch in unmittelbarer Nähe der Altis, waren die Anlagen für die Festspiele: der Hippodrom und das Stadion. Seit dem Aufhören der Olympischen Festfeier, wohl gegen Ende des 4. Jahrh. n. Chr., kamen alle diese Anlagen in Verfall und wurden allmählich teils durch Menschenhände, besonders aber durch Naturereignisse (Erdbeben und Überschwemmungen) völlig zerstört; eine 3—5 m starke Sandschicht lagerte sich über die Trümmer der alten Bau- und Bildwerke, aus welcher nur einige spätrömische Backsteinruinen hervorragten.

So lag die Stätte O.s öde und unkenntlich bis 1829, wo eine franz. Expedition durch Nachgrabungen auf der Stelle des Zeustempels einen kleinen Teil der Fundamente dieses Bauwerks und einige Reste von den Skulpturen der Metopen (die jetzt im Louvre in Paris aufbewahrt werden) ans Licht brachte. Eine systematische und vollständige Ausgrabung der ganzen Altis ist erst von der deutschen Regierung, hauptsächlich auf Anregung von Professor E. Curtius in Berlin, unternommen und in Gemäßheit einer mit der griech. Regierung darüber abgeschlossenen Übereinkunft, nach welcher alle Fundstücke Eigentum Griechenlands bleiben und dem Deutschen Reich nur das Recht der Abformung und der Publikation zusteht, 4. Okt. 1875 begonnen worden. Diese Ausgrabungen, für welche der Deutsche Reichstag reichliche Geldmittel bewilligt hat, und die in sechs Campagnen (bis März 1881) ausgeführt wurden, haben nicht nur eine außerordentlich reiche Ausbeute an Bildwerken und Baugliedern, sowie in sprachlicher wie in histor. Beziehung sehr wichtige Inschriften ergeben, sondern auch die Kenntnis der Topographie der Altis und der in derselben befindlichen Heiligtümer und sonstigen Bauwerke in ganz einziger Weise aufgeklärt. Von mehrern der Bauten ist ein großer Teil des Materials, von allen wenigstens der Grundriß in den Fundamenten erhalten. (Hierzu eine Tafel: Die Ausgrabungen von Olympia.)

Außer dem Altar des Zeus, dem ursprünglichen und dauernden Mittelpunkte des Kultus, finden wir den Tempel des Zeus, der Hera, der Göttermutter (Μήτηρ), alle drei in dorischem Stil, und den heiligen, nur mit niedriger Mauer umhegten Bezirk des Pelops; im Nordwesten ist ein ion. Rundbau, für uns der erste seiner Art, von Philipp von Macedonien errichtet, nördlich davon das Prytaneion. Hart unter dem Kronoshügel neben dem Heratempel mündete in stattlicher Nische (Exedra) die Wasserleitung, welche Herodes Atticus (im 2. Jahrh. n. Chr.) in das heiße Thal leitete, von da zog sich die Reihe der zwölf von einzelnen Staaten errichteten Schatzhäuser in Form kleiner Tempel bis zum Eingang ins Stadium hin. Im Osten bildete die lange Halle der Echo den Abschluß der Altis; im Süden ist das Rathaus (Buleuterion) der Cleer: inmitten ein viereckiger Bau, zu jeder Seite ein Langbau mit Apsis. In regelmäßigen Straßen, noch jetzt teilweise durch die Basen erkennbar, zogen sich die Statuen hin. Besonders die profanen Anlagen sind in späterer Zeit vielfach von Umbauten betroffen worden. Der Blüte im 5. und 4. Jahrh. v. Chr. ist anscheinend im 1. Jahrh. der röm. Kaiserzeit eine neue gefolgt.

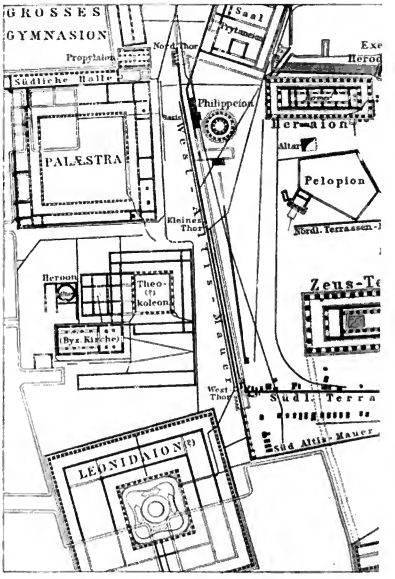
Die wichtigsten größern Bildwerke sind zunächst die je 21 mehr oder weniger erhaltenen Figuren der zwei Giebel des Zeustempels, die je einen Raum von 25 m Länge und über 3 m Höhe (in der Mitte) zu füllen hatten (s. die Tafel). Im Osten war von Paionios (s. d.) die Vorbereitung zur Wettfahrt zwischen Pelops und Oinomaos vor Zeus dargestellt, im Westen von Alkamenes (s. d.) der Kampf der Centauren und Lapithen vor Apollo. Diese Bildwerke stammen aus der ersten Hälfte oder etwa der Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. Etwas später fällt die Nike des Paionios (s. die Tafel), ein Weihgeschenk der Messenier nach siegreichem Kriegszuge. Einen Hauptgewinn bildet der Hermes mit dem Dionysosknaben von Praxiteles (s. d.) aus dem Heraion (s. die Tafel). Die Ausbeute von kleinern Bronzegegenständen und Terracotten, besonders architektonisch verwendeten, ist sehr groß. Mehrere derselben, samt einigen andern Stücken, sind nach Schluß



1. Westgiebel des Zeu

2. Ostgiebel des Zeus

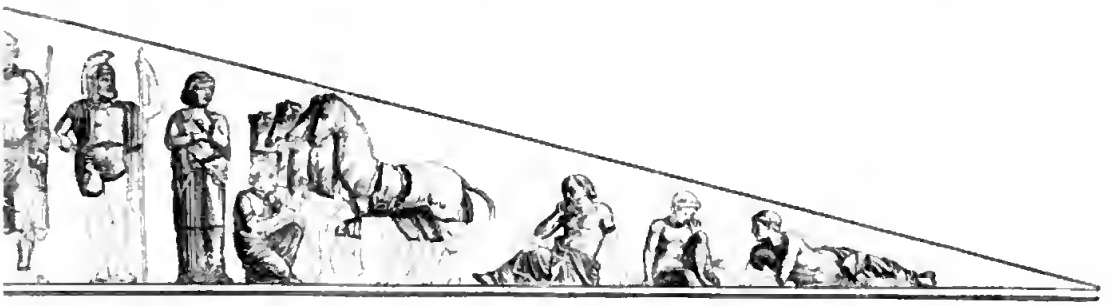
3. Nike des Paionios (nach Boetticher).



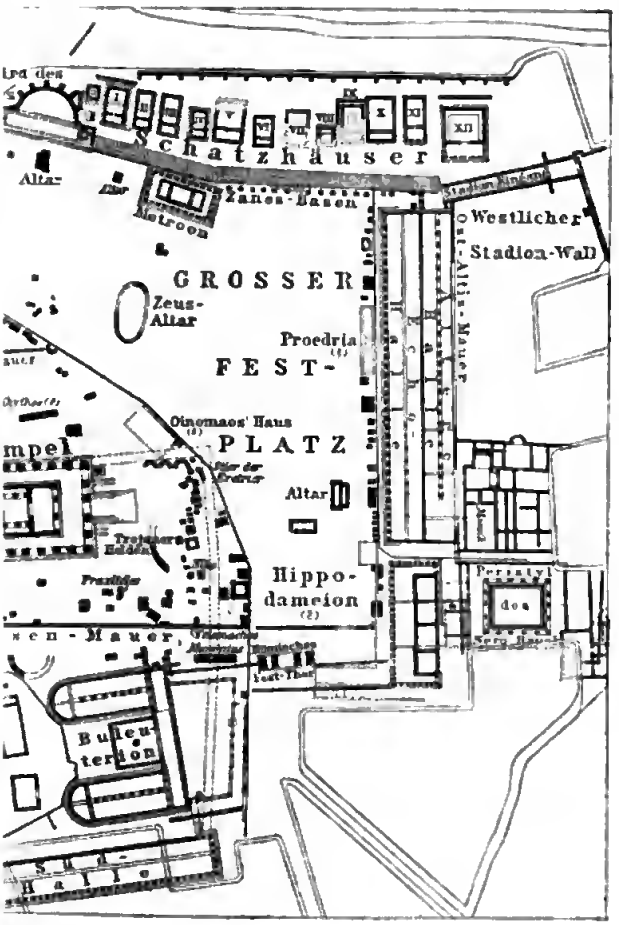
4. Die Altis un

EN VON OLYMPIA.

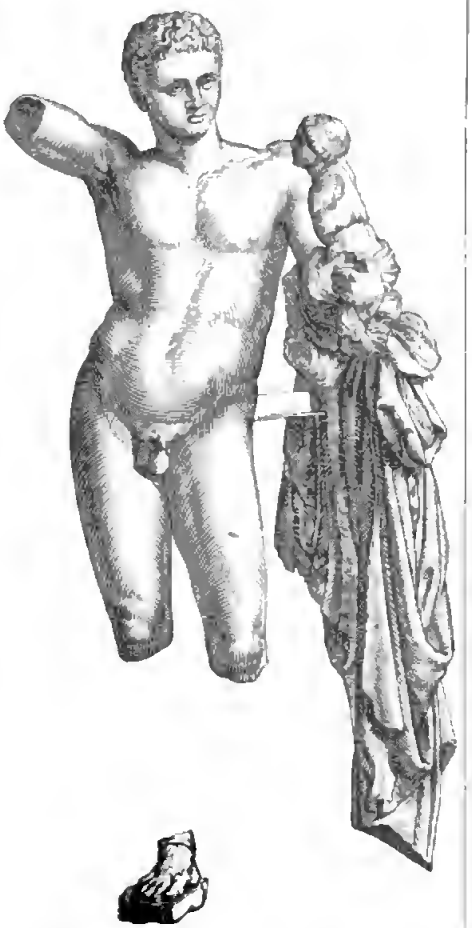
empels von Alkamenes.



empels von Paionios.



ihre Umgebung.



5. Hermes des Praxiteles (nach Boetticher).

Zu Artikel: Olympia.

der deutschen Ausgrabungen durch Schenkung der griech. Regierung ins berliner Museum gekommen. Für die Fundstücke wird in O. selbst ein Museum errichtet. Die Griechen setzen die Ausgrabungen im Umkreis der Altis fort.

Vgl. «Die Ausgrabungen zu O.» von Curtius, Adler, Hirschfeld, Treu, Dörpfeld (mit photographischen Abbildungen, Bd. 1—4, Berl. 1877—80); Ad. Bötticher, «O., das Fest und seine Stätte» (Berl. 1883); «O. und Umgegend» (zwei Karten und ein Situationsplan von Kaupert und Dörpfeld, herausgeg. von Curtius und Adler, Berl. 1882).

Olympia, Hauptstadt des nordwestl. Territoriums Washington der Vereinigten Staaten von Amerika, am südl. Vorsprung des Puget-Sundes gelegen, wurde 1851 angelegt, 1859 zur Stadt erhoben und zählt (1880) 1232 E. Außer den Regierungsgebäuden, einem aus Holz errichteten Kapitol, Stadthaus und Gerichtslokal besitzt es sechs Kirchen und fünf Wochenblätter. Von der Northern-Pacific-Eisenbahn ist es nur 22 km entfernt.

Olympiade nannten die Griechen einen Zeitraum von vier Jahren, weil je nach Ablauf eines solchen die Feier der Olympischen Spiele (s. d.) wiederkehrte. Die gezählten O. beginnen mit dem J. 776 v. Chr., weil von da an die Namen der Sieger in diesen Spielen amtlich aufgezeichnet wurden. Will man eine Zeitangabe nach O. in die nach Jahren vor Christi Geburt umrechnen, so multipliziert man die der gegebenen O. vorhergehende Zahl (weil die gegebene O. noch nicht ganz abgelaufen ist) mit 4, addiert dazu die Zahl 1, 2, 3 oder 4, je nachdem von ersten, zweiten, dritten oder vierten Jahre einer O. die Rede ist, und subtrahiert die Summe von 777 (weil 776 schon das erste Jahr der ersten O. ist); der Rest gibt das Jahr vor Christo, mit dessen Mitte (Anfang Juli) das genannte Olympiadenjahr beginnt. So entspricht z. B. das zweite Jahr der 94. O. dem Jahre von Juli 403 bis Juli 402 v. Chr., denn $93\times4+2=374$, dies abgezogen von 777 bleibt 403. Der sikeliotische Historiker Timäos (356—260 v. Chr.) hat die Zeitrechnung nach O. zuerst für die Chronologie umfassend verwertet, worin die spätern fast allgemein ihm gefolgt sind.

Olympias, Tochter des epirotischen Molosterkönigs Neoptolemos, die Gemahlin des Königs Philipp II. von Macedonien (seit 357 v. Chr.), Mutter Alexanders d. Gr., war bei großer Schönheit sehr rach- und herrschsüchtig. Als Philipp, der sich 337 von ihr getrennt und mit Kleopatra, der Nichte des Attalos, vermählt hatte, ermordet worden war (336 v. Chr.), fiel der Verdacht der Mitschuld auf sie; auch veranlaßte sie die Ermordung der Kleopatra. Nach dem Tode Alexanders suchte sie bei den Streitigkeiten der Diadochen ihren Einfluß geltend zu machen und trat namentlich 319 mit dem Reichsverweser Polysperchon (s. d.) in Verbindung; allein die Grausamkeit, mit welcher sie den illegitimen Bruder und Nachfolger Alexanders, Philippos Arrhidäos, nebst dessen Gattin Eurydike und vielen vornehmen Macedoniern töten ließ (317 v. Chr.), führte zu ihrem Untergang. Kassander, Polysperchons Gegner, nahm sie nach mehrmonatlicher Belagerung in Pydna gefangen, ließ sie zum Tode verurteilen und durch die Verwandten der auf ihren Befehl getöteten Macedonier hinrichten (316 v. Chr.).

Olympiodorus, ein Platoniker aus Alexandria gegen Ende des 6. Jahrh. n. Chr., verfaßte Kommentare oder Scholien zu mehrern platonischen Dialogen. Von diesen Kommentaren sind einige nach den Vorträgen des O. oder im Auszuge noch erhalten. In einem derselben, dem zu dem ersten Alcibiades, befindet sich auch ein Leben des Plato. Dieser Kommentar ist von Creuzer im zweiten Bande der «Initia philos. ac theol. ex Plat. font.», der zum Gorgias in Jahns «Jahrbücher», Supplementband 14, der zum Philebos in Stallbaums Ausgabe des Dialogs (Lpz. 1821), der zum Phädon von Finckh (Heilb. 1847) herausgegeben. Die Biographie des Platon allein ist wiederholt veröffentlicht. O. ist vermutlich auch der Verfasser des Kommentars über des Aristoteles «Μετεωρολογικα» (herausg. v. Aldus, Vened. 1551).

Olympiodorus, Peripatetiker zu Alexandria, der erste Lehrer des berühmten Neuplatonikers Proklos in der Philosophie, im 5. Jahrh. n. Chr.

Olympiodorus aus Theben in Ägypten lebte in der ersten Hälfte des 5. Jahrh. n. Chr. und schrieb in 22 Büchern eine allgemeine Geschichte seiner Zeit von 407 bis 425 als Fortsetzung des Eunapius. Auszüge davon finden sich in der «Bibliothek» des Photius, die in Bekkers und Niebuhrs Ausgabe von «Dexippi, Eunapii etc. historiarum quae supersunt» (Bonn 1829), in den «Fragmenta historicorum Graecorum» von Müller (Bd. 3, Par. 1849) und den «Historici Graeci minores» von Dindorf (Bd. 1, Lpz. 1870) abgedruckt sind.

Olympische Spiele, das berühmteste und bedeutendste unter den vier großen Nationalfesten der Hellenen, wurden in Zwischenräumen von vier Jahren (nach griech. Ausdrucksweise in jedem fünften Jahre) am ersten Vollmond nach der Sommersonnenwende (Anfang Juli) zu Olympia (s. d.) zu Ehren des Zeus gefeiert. Die histor. Feier der Olympischen Spiele beginnt von seiten der Eleer, Pisaten, Kaukonen, Messenier und Achäer von Agaileia mit 776 v. Chr., wo der Eleer Koröbos den Preis im Wettlauf davontrug; von da an wurde ein ununterbrochenes Verzeichnis der Sieger in diesen Spielen geführt, welches dann zu der Zeitrechnung nach Olympiaden (s. d.) Veranlassung gab. Seit 744 v. Chr., wo auch die Spartaner sich anschlossen, folgten die übrigen Hellenen; um die Mitte des 7. Jahrh. v. Chr. war das Fest eine panhellenische Feier geworden. Diese Spiele wurden bis auf das Zeitalter des Kaisers Theodosius I., 394 n. Chr., regelmäßig fortgesetzt. Die Wettkämpfe, an welchen jeder Hellene (Nichtgriechen waren bis auf die Zeit der röm. Herrschaft ausgeschlossen) teilnehmen konnte, dauerten mit Einschluß der Verteilung der Preise (Kränze von wildem Ölbaum) an die Sieger fünf Tage. Die Kämpfer mußten sich dazu 10 Monate lang sorgfältig vorbereiten, in den letzten 30 Tagen im Gymnasium zu Elis selbst. Die Festlichkeit nahm abends mit großen Opfern ihren Anfang, die eigentlichen Spiele aber mit dem Anbruch des folgenden Tags. Die älteste Art des Wettkampfes war der einfache Wettlauf, wobei die 200 m lange Rennbahn (Stadion) einmal durchlaufen werden mußte; dazu kam seit Olympiade 14 der Doppellauf (Diaulos), seit Olympiade 15 der Dauerlauf (Dolichos), seit 708 der Ringkampf und der Fünfkampf (Pentathlon, d. i. die Vereinigung der fünf Kampfarten: Wettlauf, Wettsprung, Ringen, Diskoswerfen und Speerwerfen), seit 688 der Faustkampf, seit 680 das Wettfahren, seit 648 das Pankration (Verbindung

von Ring- und Faustkampf) und das Wettreiten. (S. Agon.) Von überall her strömten Zuschauer herbei, doch war (außer der Priesterin der Demeter) verheirateten Frauen der Zutritt verboten.

Die Sieger, die man Olympioniken nannte, wurden mit dem Siegeskranze geschmückt und mit Palmzweigen in der Hand dem Volke vorgestellt. Dazu kam noch die Verherrlichung durch Lobgesänge und Bildsäulen, bei der Rückkehr in ihre Vaterstadt ein feierlicher Einzug auf einem Viergespann weißer Rosse, ein Ehrenplatz bei öffentlichen Schauspielen, Befreiung von öffentlichen Lasten, in Athen Speisung im Prytaneum und ein Geldgeschenk. Die Anordner und Leiter der Spiele waren die Eleer; sie bestimmten die Tage und verkündeten die während dieser Zeit gesetzlich vorgeschriebene Waffenruhe im ganzen Peloponnes, sowie die Unverletzlichkeit des Festes und der zum Feste Reisenden. Die ungefähr ein Jahr vorher bestellten Kampfrichter (Hellanodiken) nahmen die Anmeldungen derer, welche an den Kämpfen teilnehmen wollten, entgegen, untersuchten, ob sie freigeborene Hellenen und im Genusse der bürgerlichen Ehre waren, beeidigten sie dann, daß alles im Kampfe ehrlich vor sich gehen sollte, ordneten die Kampfhandlung, entschieden darüber, wenn jemand nach der öffentlichen Aufforderung der Herolde als Ankläger gegen die Kämpfer auftrat, paarten diese endlich durch das Los und sahen auf die Beobachtung der Kampfgesetze. Die Aufseher, die bei den Spielen selbst Ordnung hielten, hießen Alyten und standen wieder unter einem Vorgesetzten, dem Altarches.

Olympos, s. Olymp.

Olynthos, eine wahrscheinlich von Euböa aus gegründete griech., aber auch stark von Bottiäern besetzte Kolonie auf der Halbinsel Chalkidike an der Nordwestseite des Toronäischen Meerbusens, gelangte seit Beginn des Peloponnesischen Kriegs, als auf Antrieb des Königs Perdikkas von Macedonien die Bewohner mehrerer kleiner Küstenstädte der Chalkidike dahin übersiedelten, zu bedeutender Macht. Indem es eine größere Anzahl griech. Nachbarstädte an sich zog, wußte es sich zum Haupte eines centralisierten Bundesstaats zu machen, wurde aber von den eifersüchtigen Spartanern durch den sog. Olynthischen Krieg (383—379) zur Auflösung dieses Bundesstaats genötigt. Als König Philipp II. von Macedonien seine Macht immer weiter ausdehnte, griff er 349 v. Chr. auch den seit 370 wieder erneuerten Bund von O. an, das nun durch ein Bündnis mit Athen Hilfe gegen den gemeinsamen Feind suchte. Hier war es Demosthenes (s. d.), der durch seine drei «Olynthischen Reden» die Athener mit der größten Energie zur Rettung von O. anfeuerte; allein man konnte sich nicht rasch genug zu durchgreifenden Maßregeln entschließen, sondern sandte nur einzelne Hilfskorps, deren letztes das Ziel gar nicht mehr erreichte, da unterdessen (348) Philipp mit Hilfe zweier Verräter, des Lasthenes und Euthykrates, O. eingenommen und zerstört hatte. Seitdem ist die Stadt, von welcher sich noch einige Reste bei der jetzigen Ortschaft Hagios Mamas vorfinden, nicht wiederhergestellt worden. Vgl. Boemel, «De Olynthi situ, civitate, potentia et eversione» (Frankf. a. M. 1829).

Olzucker, s. Elaeosaccharum.

Om ist ein in der brahmanischen Liturgie besonders heilig gehaltenes Wort (etwa mit unserm Amen zu vergleichen), welches namentlich zu Anfang und Ende der Recitation heiliger Schriften ausgesprochen wird. Ursprünglich wohl nur ein einfacher Ausruf, wurde es bereits in früher Zeit mit einem mystischen Charakter bekleidet, sodaß die drei Buchstaben, aus denen es im Indischen besteht (A, U und M), die Göttertrias Siva, Vischnu und Brahma darstellen sollte.

Oma, Harutu oder Bumunghéri, kleine Insel der Molukken, zu der niederländ. Residentschaft Amboina in Hinterindien gehörig, östlich von dieser Insel zwischen ihr und der Insel Saparua oder Honimoa in der Mitte unter 3° 40′ südl. Br. und 128° 23′ östl. L. von Greenwich gelegen, 72 qkm groß. Zur Zeit, als die Kultur des Gewürznelkenbaums noch ein Monopol der Regierung war, war O. einer der Centralpunkte dieser Kultur. Die aus kaum 5000 Seelen bestehende, in 12 Dörfern wohnende Bevölkerung war gehalten, 28200 Gewürznelkenbäume zu unterhalten.

Omagh (irisch Oigh magh), Hauptstadt der Grafschaft Tyrone, in der irischen Provinz Ulster, am Zusammenflusse des Clogbfin (rechts) und Drumragh (links) zum Strule-River, Station der Linien Dublin-Dundalk-Portadown-D. und Dundalk-Enniskillen-Londonderry des Great-Northern-Railway, zählt (1881) 3661 E., hat sechs hübsche Kirchen der verschiedenen Konfessionen, einen Schwurgerichtshof für die Grafschaft Tyrone, ein Distriktsirrenhaus und lebhaften Handel mit Korn und Leinwand. — O., das um eine 792 gegründete Abtei entstand, brannte 1689 beim Ausrücken der Truppen Jakobs II. zum Teil, 1743 aber gänzlich nieder, wurde aber schöner wieder aufgebaut.

Omägra (grch.), Gicht in der Schultergegend, Schultergicht.

Omagua, ein ehemals zahlreicher und mächtiger Indianerstamm Südamerikas zwischen dem Maranon und Orinoco. Derselbe umfaßte nebst den O. im engern Sinne die Enagua am Guaviare, die Yurimagua am Yuruba, die Agua im heutigen Venezuela, die Kokama am untern Ucayali, die Yete am Napo und die Tocantin, am gleichnamigen Fluß in den heutigen brasil. Provinzen Goyaz und Grão Pará. Vgl. Waitz, «Anthropologie der Naturvölker» (Bd. 3, Lpz. 1862).

Omaha, größte Stadt des nordamerik. Staats Nebraska und Hauptstadt der Grafschaft Douglas, liegt auf dem rechten Ufer des Missouri, 29 km oberhalb der Mündung des Plattestusses, Council-Bluffs gegenüber, zählt (1880) 30518 E., von denen 9930 im Auslande Geborene (meist Deutsche), 789 Farbige und 50 Chinesen sind. Im J. 1854 gegründet und eine Zeit lang Hauptstadt des Territoriums, wurde O. 1857 inkorporiert und ist, besonders seit der Vollendung der Union-Pacific-Eisenbahn, schnell emporgewachsen. O. hat ein prachtvolles Vereinigte Staaten-Zollhaus, ein Hochschulgebäude, 24 Kirchen, mehrere öffentliche Schulen, eine Staatstaubstummenanstalt, ein kath. Hospital u. s. w. und ist der östl. Endpunkt der Union-Pacific-Eisenbahn und der O.- und Northwestern- und der O.- und Southwestern-Linien. Der Handel in Spezereiwaren, Kleidern, Eisen, Holz und landwirtschaftlichen Geräten ist bedeutend, ebenso die Schmelzöfen, Okrafiuerien, Dampfmaschinenfabriken, Seifensabriken, Bierbrauereien und Maschinenwerkstätten.

Omajjaden oder Omejjaden, richtiger Umajjaden, eine arab. Kalifendynastie, welche ihren

Namen von ihrem Ahnherrn Omajja Ibn-Abd-Schems führt, von dessen Großvater auch der Prophet Mohammed abstammt. Der erste Fürst aus diesem Geschlecht war Moawija I., der Sohn Abu-Sofjans, zur Zeit Mohammeds das Oberhaupt der heidnischen Meklaner. Moawija machte, nach der Ermordung des Kalifen Osman 656, Ansprüche auf das Kalifat, führte mehrere Jahre Krieg gegen Ali und ward bald nach dessen Tode (661) Alleinherrscher. Sein Geschlecht, das, wie er selbst, in Damascus residierte, blieb im Besitz des Kalifats bis zum J. 750. (S. Kalif.) Merwan II., der letzte desselben, wurde in Ägypten getötet, und der östl. Teil des Reichs fiel in die Gewalt der Abbasiden (s. Abbas), welche, in Verbindung mit den Nachkommen Alis, fortwährend bemüht gewesen waren, das Volk gegen die Herrschaft der O. aufzureizen. Während aber im Orient ihr Reich in andere Hände kam, gründeten sie in Spanien, das bisher mit dem östl. Kalifat verbunden gewesen, ein neues unabhängiges Kalifat. Abd-Errahman I., ein Enkel des Omajjadenkalifen Hischam, flüchtete sich nach Westafrika, setzte, von den Gegnern der damals in Spanien herrschenden Partei unterstützt, über die Meerenge von Gibraltar und bemächtigte sich nach mehrern siegreichen Gefechten der Hauptstadt Cordova (756). Trotz mannigfaltiger Empörungen und einer mächtigen Koalition, an deren Spitze Karl d. Gr. stand, behauptete er sich doch und ward so der Gründer des unabhängigen Kalifats von Cordova, das, fast ganz Spanien umfassend, im Norden bis über den Ebro hinaus und bis zu den Gebirgen Altcastiliens, Asturiens, Leons und Galiciens sich erstreckte. Die Regierung seiner Nachfolger, Hischam I. (787—796) und Hakam I. (bis 822), war sehr unruhig. Das von Pelayo (Pelagius) gegründete neue christl. Königreich Oviedo in Spanien gewann unter Alfonso II. an Kraft und dehnte sich immer mehr nach Süden und Westen aus. Hakam hatte zwar in den letzten Jahren seiner Regierung die aufrührerischen Mohammedaner sowohl als die Christen in Toledo gezüchtigt, doch brachen unter seinem Sohne und Nachfolger Abd-Errahman II. (bis 852) wieder ernste Unruhen aus, welche ihn nötigten, gegen die Rebellen, namentlich gegen die fanatischen Christen, mit aller Strenge zu verfahren. Zwar begnügte er sich noch mit dem bescheidenen Titel eines Emir (Befehlshaber), wetteiferte aber mit dem Hofe von Bagdad an Glanz und Pracht und zog durch seine Freigebigkeit die ausgezeichnetsten Gelehrten, Dichter und Künstler an seinen Hof. Sein Sohn und Nachfolger Mohammed (bis 886) hatte gegen die christl. Spanier, die unter Alfonso III. Asturien, Navarra, Galicien und Leon beherrschten, schwere und unglückliche Kriege zu führen, in welchen sich ein in Liedern gefeiertes ritterliches Heldentum entwickelte. Selbst das Leben der Frauen erhielt ein romantisches Gepräge, wie sonst nirgends in der mohammed. Welt. Zu diesen Kriegen kamen noch die Einfälle der Normannen und die Empörung des Omar Ibn-Hafßun, die auch noch unter Mohammeds Sohn und Nachfolger Mundsir fortdauerte. Mundsir wurde (888), während der Belagerung von Bubastro, der Festung, welche Ibn-Hafßun verteidigte, auf Anstiften seines Bruders Abd-Allah getötet, der ihm auch auf dem Throne folgte. Abd-Allah setzte den Krieg gegen Ibn-Hafßun, dem noch andere Rebellen sich anschlossen, mit wechselndem Glück fort, und dieser gefährlichste aller Aufstände wurde erst unter seinem Enkel und Nachfolger Abd-Errahman III. (912—961) vollkommen unterdrückt.

Unter diesem Fürsten, der zuerst, wie die Kalifen im Osten, den Titel Emir Almuminin (Beherrscher der Glaubigen) führte, gelangte das Kalifat der O. in Spanien auf den höchsten Punkt der Macht. Abd-Errahman erlitt zwar schwere Verluste in seinem Kriege gegen Ordoño II., Ramiro II. und Ordoño III., doch blieb er zuletzt Sieger und wurde von den unter sich selbst uneinigen Christen als Helfer und Vermittler angerufen. Auch war er ein Beschützer der Kunst und Wissenschaft und ein Förderer des Handels, der Industrie und des Ackerbaues. Seinem Beispiel folgte sein Sohn und Nachfolger Hakam II. (bis 976), selbst einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Unter ihm wurde die Universität von Cordova eine der berühmtesten des Mittelalters. Auch er erfocht glänzende Siege über die Christen sowohl als gegen die Idrisiden und Fatimiden in Afrika, denen er einen Teil von Mauritanien entriß. Mit seinem Tode beginnt der Verfall des Omajjadenreichs. Unter seinem Sohn Hischam II., der bei seinem Regierungsantritt erst 11 J. alt war, stritten ehrgeizige Männer um das Vezierat, bis endlich Ibn-Abi-Amir seine Rivalen beseitigte und unter dem Beinamen Almanßur (der Siegreiche) die Zügel der Regierung allein führte. Der Kalif selbst war nur noch ein Schatten, dem nichts als der Name eines Emir gelassen wurde. So blieb es auch nach dem Tode Manßurs (1002) unter dessen Sohne Abd-Almelik (bis 1008). Als aber des letztern Bruder, Abd-Errahman, auch nach dem Titel eines Emir gelüstete, wurde derselbe gestürzt, Hischam zur Abdankung genötigt und Mohammed, ein Urenkel Abd-Errahmans III., auf den Thron erhoben. Die Legitimität der Kalifen hatte hiermit ihr Ende erreicht, und es folgten fortwährend innere Unruhen, welche durch die gemischte Bevölkerung und Heeresmacht (Berbern, Slawen und Araber) genährt wurden und das Entstehen kleiner selbständiger Reiche in den Provinzen möglich machten. Auf Mohammed, der durch Grausamkeit seinen Sturz beschleunigte, folgte Suleiman (1009), den die Berbern unterstützten. Er wurde von Hischam II. verdrängt, um den die Slawen sich scharten. Dieser wurde (1013) abermals von Suleiman besiegt. Im J. 1016 bemächtigte sich Ali-Ibn-Hammud, der Statthalter von Ceuta, der Regierung, dem bald Abd-Errahman IV. entgegentrat. So dauerten, mit geringen Unterbrechungen, die Thronstreitigkeiten und Bürgerkriege fort, bis Hischam III., der letzte Omajjadenkalif, genötigt wurde abzudanken, und die arab. Herrschaft in dem maurischen Spanien, das infolge fortgesetzter Aufstände an Macht und Wohlstand viel eingebüßt, sich in eine Reihe kleiner unabhängiger Königreiche und Republiken auflöste. Diese führten häufig gegeneinander Krieg und riefen mitunter die Christen zu Hilfe, wodurch letztere, unter Ferdinand I. und Alfons VI., immer mächtiger wurden, sodaß die von gänzlicher Unterjochung bedrohten Araber kein anderes Rettungsmittel mehr sahen, als die Morabiten oder Almoraviden (s. d.) aus Afrika herbeizurufen (1086), die bald die alleinigen Herren des Landes wurden.

Vgl. Aschbach, «Geschichte der O. in Spanien» (2 Bde., Frankf. 1829—30; neue Aufl., Wien 1860),

ein Werk, das jedoch nur mit Vorsicht zu gebrauchen ist. Die Hauptquelle bildet das große arab. Werk des Al-Maktari (arab. unter dem Titel «Analectes sur l'histoire et la littérature des Arabes d'Espagne publiés par W. Wright, L. Krehl, G. Dugat et R. Dozy», 5 Tle., Leid. 1855—61; auszugsweise übersetzt von Gayangos, unter dem Titel «History of the Mohammedan dynasties in Spain», 2 Bde., Lond. 1840—43). Vgl. außerdem R. Dozy, «Histoire des Musulmans en Espagne» (4 Bde., Leid. 1861, deutsch, 2 Bde., Lpz. 1874); Weil, «Geschichte der islamit. Völker» (Stuttg. 1866).

Omân, Landschaft in Arabien, s. Maskât.

Omân (Meer von), s. Arabisches Meer.

Omar, zwei Kalifen (s. d., Bd. X, S. 26 u. 27).

Ombay, eine der Kleinen Sunda-Inseln in hinterindien, liegt nördlich von Timor, von dem es die Straße von Ombay scheidet, ist 2500 qkm groß, gebirgig und besitzt eine der von Timor ähnliche Vegetation. Die Bevölkerung besteht ausschließlich aus Eingeborenen, einem Gemisch von Malaien und Papuas, die auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur stehen und zu Anfang des 19. Jahrh. noch Anthropophagie trieben. Obgleich O. einen Teil des niederländ. Reichs in Ostindien bildet, so ist es doch bis jetzt noch nicht von Holland besetzt.

Omberg, Berg am Wettersee (s. d.).

Ombres (vom frz. ombre, d. i. Schatten), Zeuge, oder auch Tapeten, deren Farben unmerklich aus dem Dunkeln ins Helle übergehen.

Ombrometer (grch.), Regenmesser.

Ombrone (im Altertum Umbro), Fluß in den ital. Provinzen Siena und Grosseto (Toscana), entspringt 15 km im OND. von Siena bei dem Kloster Ombrone und mündet nach einem Laufe von 170 km 15 km südwestlich von Grosseto in das Tyrrhenische Meer. — Während der Einverleibung Toscanas in das franz. Kaiserreich (1808—14) gab der O. einem Departement den Namen, welches Siena zur Hauptstadt hatte.

O'Meara (Barry Edward), der Arzt Napoleons I. auf St. Helena, ward 1770 in Irland geboren, trat als Schiffswundarzt in die brit. Marine und diente als solcher am Bord des Bellerophon, auf welchem Napoleon im Juli 1815 Zuflucht suchte. O. gewann die Gunst des Kaisers und ging als sein Leibarzt mit nach St. Helena. Der dortige Gouverneur Hudson Lowe wollte ihn beim Kaiser als Spion benutzen; allein O. widerstand diesem Ansinnen und mußte deshalb 25. Juli 1818 St. Helena verlassen. Er hatte die täglichen Gespräche mit Napoleon in ein Tagebuch eingetragen, welches als «Napoleon in exile, or a voice from St. Helena» (2 Bde., Lond. 1822; deutsch, Stuttg. u. Tüb. 1822; franz., 5 Bde., Par. 1831—32) erschien und einen wichtigen Beitrag zur Geschichte Napoleons bildet. O. verlor nach Veröffentlichung des Buchs seine Anstellung als brit. Marinearzt. Er starb zu London 3. Juni 1836.

Omejjaden, s. Omajjaden.

Omen oder Prodigium nannten die Römer bedeutsame Zeichen, die sich zufällig und ungesucht darboten, und aus denen man Glück oder Unglück verkündete. Genauer wollte man beide so unterscheiden, daß man unter ersterm jedes hörbare Zeichen, besonders das gesprochene Wort, unter letzterm auffallende Erscheinungen in der Menschen- und Tierwelt, wie Mißgeburten, Schlangen, Heuschrecken verstand. Sollte die Verheißung eines Zeichens in Erfüllung gehen, so mußte es von dem, welchem es begegnete, aufgenommen werden; es fand, wie auf seiten der Götter im Geben der Zeichen Freiheit herrschte, so auf seiten der Menschen in Hinsicht der Annahme derselben Willkür statt. Man konnte bei einem ungünstigen Zeichen das drohende Unglück durch Opfer und Sühnungen oder auch dadurch abzuwenden suchen, daß man ihm sogleich eine passende glückliche Deutung unterschob, wie z. B. Cäsar, als er bei der Landung an der Küste Afrikas zu Boden stürzte, durch die Worte: «Ich fasse dich, Afrika!» das widrige Zeichen in ein günstiges umwandelte. Im allgemeinen erkannte man aber durchaus die Unterwürfigkeit unter solche Zeichen an, und die Alten gebrauchten daher auch bei ihren gottesdienstlichen Handlungen die größte Vorsicht, um alles Widerwärtige in dieser Beziehung abzuhalten. Vgl. Fallati, «Über Begriff und Wesen des römischen O.» (Tüb. 1836).

Omer Pascha, berühmter türk. Feldherr, entstammte einer im österr. Oguliner Grenzbezirk ansässigen kroat. Familie Namens Lattas. Am 24. Nov. 1806 geboren, trat er in dem oguliner Grenzregiment als Kadett ein, flüchtete aber infolge eines Vergehens nach der Türkei, woselbst er den Islam annahm und als Hauptmann in die türk. Armee eintrat. Er stieg in dem syr. Feldzuge von 1840 zum Brigadegeneral auf und begründete seinen militärischen Ruf durch Niederwerfung des Aufstandes im Libanon. Bei der russ.-türk. Besetzung der Donaufürstentümer 1848 wurde er zum Befehlshaber des in die Walachei einrückenden türk. Truppenkorps ernannt und dann infolge von Aufständen 1850 mit Truppen nach Bosnien gesandt, wo er 1851 nach Erstürmung der Festung Bihać die Ruhe wiederherstellte und auf Grund eines von ihm bei jener Gelegenheit eingereichten Entwurfs an die Spitze des gegen Montenegro bestimmten Heeres gestellt wurde; jedoch mußten seine, im Dez. 1852 begonnenen Operationen schon Jan. 1853 eingestellt werden, da Österreich die Entfernung der zum Teil von ungar. Flüchtlingen befehligten Armee von seinen Grenzen verlangte. Im Okt. 1853 eröffnete O. den Orientkrieg (s. d.), indem er die Donau überschritt. Durch den Winter zur Rückkehr nach Bulgarien genötigt, griff er im Frühling 1854 die Russen abermals, jedoch ohne Erfolg, in der Walachei an. In der Krim spielte er 1855 eine unbedeutende Rolle. Eine Expedition zum Entsatz der von den Russen belagerten Festung Kars mißlang vollständig und war wohl die Ursache, daß er nach dem Friedensschluß in den Ruhestand versetzt wurde. Im J. 1857 ernannte ihn der Sultan zum Statthalter von Irak (Bagdad); doch wurde er wegen Willkürlichkeit und Härte 1859 abgesetzt und nach Kutahija verbannt. Abermalige Unruhen in den slaw. Westprovinzen veranlaßten seine Wiederanstellung; er trieb 1862 den Fürsten Nikita dergestalt in die Enge, daß derselbe sich zu einem für die Pforte günstigen Frieden entschließen mußte. Als Oberbefehlshaber des 3. Armeekorps lebte O. dann in Schumla, bis 1867 der Aufstand in Candia die Regierung veranlaßte, ihn dahin zu senden. Er unterwarf zwar den Bezirk von Sphakia, trat aber gegen die Überwundenen mit so grausamer Härte auf, daß seine Abberufung notwendig wurde. Seitdem lebte er in Konstantinopel und starb daselbst 18. April 1871.

Omladina (Jugend) wurde ursprünglich die serbische Studentenschaft genannt, welche sich in ihren verschiedenen Vereinen mit der Hebung der nationalen Litteratur beschäftigte. Erst seit 1866 traten auch andere Tendenzen, hauptsächlich politische, hervor, und auf Andringen des seit 1864 im Ausland lebenden Professors Wladimir Jowanowitsch (spätern Finanzministers in Serbien), Swetosar Miletitsch u. a. ward die erste Versammlung der einzelnen Vereine im Aug. 1866 in Neusatz abgehalten, welche ein Statut für die O. annahm. Die zweite Versammlung der O. trat 6. Aug. 1867 in Belgrad zusammen, ward aber nach der ersten Sitzung von der Polizei geschlossen. Auch gegen die 1868 in Werschetz abgehaltene Versammlung ergriff die ungar. Regierung gewaltsame Maßregeln. In der 24. bis 28. Aug. 1869 zu Großkikinda abgehaltenen Jahresversammlung wurde die Herausgabe eines Organs «Mlada Srbadija» beschlossen, welches aber 1872 wieder einging. Seitdem begnügten sich die Leiter der O. mit Demonstrationen, welche hauptsächlich gegen die ungar. Regierung gerichtet sind. Das angestrebte Ziel der O. ist die Einigung und Unabhängigkeit der serb. Nation; jedoch hat dieselbe im Türkisch Serbischen Kriege wenig zur Erreichung dieses Ziels gethan, da die Leiter zu egoistisch waren.

Omne nimium nocet, lat. Sprichwort: Allzuviel schadet, Allzuviel ist ungesund; O. **principium grave (difficile)**, Aller Anfang ist schwer; O. **simile claudicat**, Jedes Gleichnis hinkt; O. **trinum perfectum**, Alles Dreifache ist vollkommen, d. h. Aller guten Dinge sind drei; O. **tulit punctum, qui miscuit utile dulci**. Alle Stimmen trägt davon (d. h. der ist der Meister), wer das Nützliche mit dem Angenehmen vereint, Citat aus Horaz' «Ars poetica» (343).

Omnes una manet nox (lat.), «Auf alle harrt ein und dieselbe Nacht», d. h. alle müssen sterben, Citat aus Horaz' «Oden» (I, 28, 15).

Omnia ad majorem Dei gloriam (lat.), Alles zur größern Ehre Gottes.

Omnia mea meoum porto (lat.), «Alles Meinige (alle meine Habe) trage ich bei mir», die lat. Übersetzung eines Ausspruchs des griech. Philosophen Bias (s. d.), welche der von Matthias Claudius (s. d.) redigierte «Wandsbecker Bote» zum Motto nahm.

Omnia vincit Amor (lat.), «Alles besiegt der Gott der Liebe», Citat aus Virgils «Ecloga» (10, 69).

Omnibus (lat., d. i. für alle) nennt man geräumige, oft auch mit unbedeckten Obersitzen versehene Fuhrwerke, welche für ein niedriges Fahrgeld in größern Städten neben den Fiakern den Personenverkehr vermittelu. Die Idee dieser Art von regelmäßiger Personenbeförderung ist nicht neu. Infolge eines Edikts Ludwigs XIV. trat 18. März 1662 in Paris das Institut der sog. Carrosses à cinq sous ins Leben (ein jeder Wagen zu acht Personen), welche zu bestimmten Zeiten bestimmte Linien befuhren. Dies Unternehmen konnte sich jedoch nur kurze Zeit aufrecht erhalten. Die Anfänge des modernen Omnibuswesens wurden 1823—27 abermals zu Paris gemacht, von wo aus sich die Einrichtung mit ihrem damals aufgekommenen Namen allmählich überallhin verbreitete. In London errichtete ein gewisser Shillibeer (nach welchem die O. auch eine Zeit lang benannt wurden) 4. Juli 1829 die ersten Omnibuslinien. Alle größern Städte folgten bald nach. In neuerer Zeit werden die O. mehr und mehr durch die Straßeneisenbahnen verdrängt.

Omnium nannte man in England das Ganze des Gegenwertes, den nach den frühern Anleihemethoden der Staatsgläubiger für seine Einzahlung erhielt. Dieser Gegenwert setzte sich häufig aus verschiedenen Bestandteilen zusammen, und namentlich wurden terminierte Annuitäten (s. d.) als Zugabe zu den 3proz. ewigen Renten ausgegeben.

Omnivören (lat., d. h. Allesfresser), Bezeichnung für diejenigen Tiere, welche ihre Nahrung sowohl aus dem Pflanzenreich wie aus dem Tierreich wählen, überhaupt alles fressen, was ihnen vorkommt, wie z. B. die Schweine, Enten u. s. w. (Vgl. Carnivoren und Herbivoren.)

Omo, der obere Lauf des Dschub (s. d.).

Omoa, Hafenstadt in der mittelamerik. Republik Honduras, an der Südküste des Golfs von Honduras und am Anfangspunkte der quer durch das Land nach dem Fonsecagolf des Stillen Oceans führenden Handelsstraße, hat 1500 E. und ein Fort. Die Omoaberge erheben sich im Südwesten des Ortes bis zu 2135 m Höhe.

Omphäle, die Tochter des lydischen Königs Jardanos und Gemahlin des Tmolos, nach dessen Tode sie selbst regierte, kaufte von Hermes den Herakles und gebar diesem einen oder mehrere Söhne. Herakles soll in ihrem Dienste weibisch geworden sein, Wolle gesponnen haben u. s. w., sie dagegen Keule und Löwenhaut geführt haben. Es sind dies Sagen asiat. Ursprungs von der großen asiat. Naturgöttin und deren Gemahl, von welchen man glaubte, daß sie die Eigenschaften beider Geschlechter tauschten oder auch in sich vereinigten.

Omphalomantie (grch.), Weissagung aus der Nabelschnur eines neugeborenen Kindes.

Omphalopsychoi (Nabelseelen), mystische Sekte, s. Hesychasten.

Omphaloptron (grch.), nabelförmiges Vergrößerungsglas, Linsenglas.

Omphálos (grch.), Nabel.

Omra (arab.), die Pilgerfahrt der Gläubigen nach Mekka.

Omri, bei Luther Amri, war der sechste König des Nordreichs Israel (926—917 v. Chr.) und Vater des Ahab. Auf die Nachricht hin, daß der Kriegsoberste Simri den König Ela ermordet und selber die Herrschaft an sich gerissen habe, wurde der Feldhauptmann O. von seinem Heere zum König ausgerufen, eilte mit diesem rasch nach Tirza gegen Simri, welcher jetzt in den Flammen des Königspalastes seinen freiwilligen Tod fand. Doch hatte O. noch mehrere Jahre wider den Gegenkönig Thibni zu kämpfen. Er verlegte die Residenz des Reichs von Tirza nach Samaria, führte einen unglücklichen Krieg mit Benhadad I. von Syrien-Damaskus, befestigte aber auch seine Herrschaft im Ostjordanlande und dehnte sie südwärts aus ins Moabitergebiet hinein. (S. Mesa.)

Omsk, Hauptstadt des russ. Generalgouvernements Westsibirien in der Provinz Atmolinsk, Sitz der Hauptverwaltung und Residenz des Generalgouverneurs von Westsibirien, 645 km von Tobolsk und 2865 km von Moskau am rechten Ufer des Irtysch und auf beiden Seiten des Om gelegen. Die Stadt besteht aus der Festung auf dem rechten Ufer des Om und sechs Vorstädten und liegt in einer baumlosen Steppe. Die Straßen sind breit, doch ungepflastert. O. hat sechs griech. Kirchen,

eine luth. Kirche, eine Kreisschule, eine mohammed. Schule, ein großes Militärhospital, Talgschmelzereien, Seifensiedereien, Lederfabriken, eine Brauerei, eine Tabaksfabrik, Ziegelbrennereien, eine Militärtuchfabrik und zwei große Jahrmärkte vom 11. bis 18. Juni und vom 20. Nov. bis 20. Dez. Unter den (1882) 30 890 E. sind viele Verbannte und etwa 5000 Mann Militär. Auf der Stelle, wo jetzt O. steht, wurde 1716 eine Festung angelegt, die 1791 umgebaut und verstärkt wurde.

Onager, eine Art Balliste (s. d.).

Onager, eine Art wilder Esel (s. d.).

Onagraceen (Onagraceæ) oder **Oenotheréen** (Oenotheréæ), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 300 Arten, die in den gemäßigten Zonen eine weite Verbreitung haben. Es sind meist krautartige Gewächse mit gegenständigen oder alternierenden Blättern und oft lebhaft gefärbten großen Blüten; die letztern sind zwitterig und bestehen aus einem nicht selten lebhaft gefärbten, in seinem obern Teile zwei- bis vierspaltigen Kelche, zwei bis vier Blumenblättern und gewöhnlich vier oder acht Staubgefäßen; der Fruchtknoten, der mit dem untern Teile des Kelches verwachsen ist, hat in der Regel vier Fächer und einen Griffel. Die Frucht ist entweder eine Beere oder eine Kapsel. Zu den O. gehören mehrere Gartenpflanzen, wie die Arten der Gattungen Fuchsia und Oenothera, auch die Wassernuß (Trapa natans) wird zu den O. gerechnet.

Onanie (von Onan, 1 Mos. 38, 9, so benannt) oder **Selbstbefleckung, Masturbation**, ist eine sowohl beim männlichen als auch beim weiblichen Geschlecht vorkommende Form von unnatürlicher Befriedigung des Geschlechtstriebes. Wie der übermäßige, mit der Ernährung des Körpers nicht Schritt haltende natürliche Geschlechtsgenuß den Körper (auch die Nervenapparate und somit die geistigen Fähigkeiten) wesentlich schwächt, übt auch die Selbstbefleckung unter denselben Bedingungen einen verderblichen Einfluß auf den Körper aus, sodaß die bedenklichsten Störungen der Gesundheit herbeigeführt werden können. Die übeln, Geist und Körper zerrüttenden Folgen der Selbstbefleckung dürfen nicht leicht angeschlagen werden, indem dieselbe den Keim zu einer großen Abschwächung des Körpers und Geistes und selbst zur Rückenmarkslähmung legen kann. Außerdem aber schädigt die Selbstbefleckung im hohen Grade den sittlichen Charakter des Menschen. Um namentlich Kinder vor diesen Ausschweifungen zu behüten, ist die Art ihrer Beschäftigung und Spiele zu überwachen, das Verweilen an versteckt gelegenen Orten zu verhindern, sowie aufregende Lektüre ihnen zu entziehen. Man halte die Kinder zu einer gesunden, geistigen und körperlichen Thätigkeit an, versorge sie mit genügender, kräftiger, aber nicht übermäßiger Nahrung und lasse sie nicht länger im Bett liegen als nötig.

Oenanthäther, nach Liebig und Pelouze der Hauptbestandteil des sog. Weinöls, welches durch Destillation von Weinhefe und Weintrebern gewonnen wird und in hoher Verdünnung den charakteristischen Geruch des Weins zeigt. Neuere Untersuchungen zeigten jedoch, daß das Weinöl keinen Ö. enthält, sondern ein Gemenge verschiedener zusammengesetzter Äther, Säuren und Alkohole sei.

Oenanthe L., Rebendolde, Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen. Man kennt gegen 20 Arten, die vorzugsweise in der nördlichen gemäßigten Zone wachsen. Es sind krautartige Gewächse mit büschelförmig gruppierten, knolligen Wurzeln, ästigem Stengel, feinzerteilten Blättern und vielblütigen, nach der Blütezeit meist stark zusammengezogenen Dolden. Die Blumenblätter sind weiß, die Frucht ist walzig, kreiselförmig oder länglich, mit zwei langen, aufrechten Griffeln gekrönt. Für die giftigste Art gilt die gemeine Rebendolde (O. fistulosa *L.*), welche in ganz Deutschland, doch nur hier und da auf Sumpfwiesen, in Wassergräben und stehenden Gewässern sich findet und sich durch einen hohlen, röhrigen Stengel vor den meisten andern Arten auszeichnet. Die Dölchen der endständigen Dolden, welche allein Zwitterblüten enthalten, sind zur Fruchtzeit kugelig zusammengezogen, diejenigen der seitenständigen (männlichen) flach. Zu dieser Gattung gehört auch der Wasserfenchel (O. Phellandrium *Lam.*, Phellandrium aquaticum *L.*), dessen Früchte als Fructus Phellandrii offizinell sind. Die Pflanze wächst häufig in Sümpfen, Teichen, Gräben, an Flußufern und unterscheidet sich von den übrigen Arten durch einfache, spindelförmige Wurzel, höhern Stengel und lauter fruchtbare Dolden.

Oenanthe Phellandrium, s. Wasserfenchel.

Oñate, Stadt in der span. Provinz Guipúzcoa, Bezirk Bergara, an der Straße von Vitoria nach Tolosa, zählt (1877) 6093 E. und hat Wollzeugweberei, Gerberei und Industrie in Eisen und Kupfer. O. war ehemals Hauptort einer Grafschaft der Guevara und Sitz einer Universität, die jetzt mit der zu Valladolid vereinigt ist.

Onbaschi, in der türk. Armee etwa soviel wie Unteroffizier.

Onga, soviel wie Onza.

Onchestos, uralte Stadt in Böotien, südöstlich vom Kopaissee, schon im spätern Altertum in Trümmern, einst Sitz eines bedeutenden Poseidonkultus und als solcher Vorort eines Bundes von Städten am innern Korinthischen Meerbusen.

Oncken (Aug.), Nationalökonom, geb. 10. April 1844 in Heidelberg, studierte in München, Heidelberg und Berlin Kameralwissenschaften und lebte dann bis 1871 als Gutsbesitzer im Oldenburgischen. Im J. 1872 habilitierte er sich an der Hochschule für Bodenkultur in Wien für Nationalökonomie und Statistik, wo er 1877 zum außerord. Professor ernannt wurde. In demselben Jahre folgte er einem Rufe an die Polytechnische Schule zu Aachen und im Herbst 1878 wurde er ord. Professor an der Universität Bern. Seine Schriften sind: «Untersuchung über den Begriff der Statistik» (Lpz. 1870), «Die wiener Weltausstellung 1873» (Berl. 1873), «Adam Smith und die Kulturgeschichte» (Wien 1874), «Österr. Agrarier» (Wien 1877), «Adam Smith und Immanuel Kant» (Lpz. 1877).

Oncken (Wilh.), deutscher Geschichtsforscher, geb. 19. Nov. 1838 in Heidelberg, studierte daselbst, in Göttingen und Berlin Philologie, Geschichte und Philosophie, habilitierte sich 1862 in Heidelberg für klassische Philologie und Geschichte, wurde 1866 zum außerord. Professor ernannt und 1870 als ord. Professor der Geschichte nach Gießen berufen. Von 1874 bis 1877 vertrat er den dritten hess. Wahlkreis im Deutschen Reichstag, wo er der nationalliberalen Partei angehörte. Seine Hauptschriften sind: «Isokrates und Athen» (Heidelb.

1862), «Athen und Hellas» (2 Tle., Lpz. 1865—66), «Die Staatslehre des Aristoteles» (2 Tle., Lpz. 1870—75), «Österreich und Preußen im Befreiungskrieg» (2 Bde., Berl. 1876—79), «Das Zeitalter Friedrichs d. Gr.» (2 Tle., Berl. 1881—82), «Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege» (Bd. 1, Berl. 1885). Letztere beiden Werke sind Bestandteile der «Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen», die O. mit 24 Mitarbeitern seit 1878 herausgibt.

Ondatra, s. Bisamratte.

On dit (frz.), «man sagt»; auch substantivisch, soviel wie Gerücht.

Onegasee, nach dem Ladogasee (s. d.) der größte europ. See, in Rußland im Gouvernement Olonez gelegen, ist 245 km lang, 82 km breit, an manchen Stellen 450 m tief, hat eine Wasserfläche von 9751,6 qkm und ergießt sich mittels des Swirflusses in den Ladogasee, während er durch die Wodla die Wasser des Wodlosees aufnimmt, durch unzählige andere kleinere und größere Flüsse gespeist wird und durch das System des Marienkanals, der von der Kaiserin Maria Feodorowna, der Gemahlin Pauls I., seinen Namen hat, sowohl mit der Wolga und dem Kaspischen See, als auch mit der Dwina und dem Weißen Meer in Verbindung steht. Durch den 68 km langen, 23 m breiten und 2,14 m tiefen Onegakanal, der von Wytegra am gleichnamigen Flusse nach Waßnessenskoe am Swirflusse führt, wird die Schiffahrt auf dem gefährlichen O. umgangen. Der O. ist außerordentlich fischreich, hat sehr klares, helles Wasser und umschließt eine Menge waldreicher Inseln, von denen mehrere bewohnt sind. Der See gefriert zu Ende November und verliert seine Eisdecke zu Anfang Mai. Seit 1832 wird er von Dampfern befahren. Es gibt auch einen Fluß Onega, der aber mit dem O. nicht in Verbindung steht, sondern der Abfluß des Latschasees ist und im archangelschen Gouvernement nach einem Laufe von etwa 720 km bei der (1882) 2329 E. zählenden Kreis- und Hafenstadt Onega in den Onegagolf des Weißen Meers mündet. Die Schiffbarkeit dieses Flusses ist durch vier Gruppen von Stromschnellen gehindert.

Oneglia (mittellat. Unegia), Stadt in der ital. Provinz Porto Maurizio, an der Mündung des Impero in den Golf von Genua, westlich vom Capo Berta, Station der Linie Genua-Savona-Ventimiglia der Oberitalienischen Bahnen, zählt (1881) 8006 E. und hat einen seichten, nur für Küstenfahrer tauglichen Hafen, ein Zellengefängnis in einem schönen kirchenartigen Gebäude und ansehnliche Ausfuhr von Olivenöl, Wein und Südfrüchten. Über den Impero führen eine Eisenbahngitterbrücke und eine Hängebrücke von 106 m Länge. O. ist Geburtsort des Andrea Doria.

Oneiromantie (Oneirokritik, grch.), Traumdeutung.

Onĕra (lat., Lasten) kommen im Privatrecht in Betracht bei dem Gegensatz der onerosen und der lukrativen Rechtsgeschäfte, deren Unterschied auf dem der Entgeltlichkeit oder Unentgeltlichkeit eines Rechtserwerbs beruht. Ebenso viel bedeutet der Unterschied der privilegia onerosa und gratuita. Von onera matrimonii spricht man, insofern die rechtliche Bestimmung des Heiratsguts und der Begriff eines solchen sich danach bemißt, ob er dienen soll zum Tragen der Lasten eines ehelichen Haushalts (ad onera matrimonii ferenda) oder nicht; letzternfalls entfiele der Begriff des Heiratsgutes.

Oneus, grch. Oineus, war nach der Ilias der Sohn des Portheus, Gemahl der Althäa, Vater des Tydeus und Meleager und König von Kalydon in Ätolien. Als zweite Gemahlin des O. wird Periböa genannt, des Hipponoos Tochter, die ihm den Tydeus gebar, des Diomedes Vater. Nach spätern Schriftstellern raubten dem O. die Söhne seines Bruders Agrios die Herrschaft, gaben diese ihrem Vater und mißhandelten O. sogar; O.' Enkel Diomedes aber erschlug dafür den Agrios und dessen Söhne bis auf zwei und nahm O. mit sich in den Peloponnes, wo O. von jenen beiden Söhnen des Agrios bei dem Altar des Telephos in Arkadien erschlagen wurde. Diomedes bestattete den Leichnam in Argos und benannte nach ihm die Stadt Onoe. Nach andern starb O. in hohem Alter bei Diomedes in Argos.

Ongăro (Francesco dall'), ital. Schriftsteller und Dichter, s. Dall' Ongaro.

Ongkor, Ruinenstätte in Kambodscha, s. Angkor.

Oeni pons (Oenipontum, lat.), Innsbruck.

Onisous, die Mauerassel, s. unter Asseln.

Onkelos, s. Targum.

Onkologie (grch.), die Lehre von den krankhaften Geschwülsten, s. unter Geschwulst.

Onobrychis, s. Esparsette.

Oenocarpus *Mart.*, Pflanzengattung aus der Familie der Palmen. Man kennt gegen acht Arten, die im tropischen Amerika wachsen. Es sind hohe Bäume mit großen fiederteiligen Blättern. Die Frucht ist von ellipsoidischer Form oder kugelig, sie enthält nur einen Samen und besitzt ein faseriges, zum Teil fleischiges Pericarpium. Einige Arten sind in Brasilien wichtige Kulturpflanzen, besonders O. batava *Mart.* Aus den Früchten derselben wird sowohl Öl gewonnen als auch eine Art Wein hergestellt, weshalb sie auch den Namen Weinpalmen führen.

Onod, Marktflecken im ungar. Komitat Borsod, am Sajófluß; geschichtlich denkwürdig durch die unglückliche Mongolenschlacht im J. 1241 auf der nahen Pußta Mahi und durch den «blutigen Landtag» vom J. 1707, auf welchem die Opponenten des aufständischen Fürsten Rákóczy (s. d.) von dessen Anhängern in offener Sitzung niedergesäbelt wurden.

Onolatrie (grch.), d. h. Eselsverehrung, ist ein Vorwurf, welcher den ältesten Christen häufig von den Juden gemacht wurde. Wahrscheinlich wurde auf die Christen nur übertragen, was von alters her den Juden nachgesagt wurde. Wodurch die Meinung veranlaßt war, daß die Juden einen Esel verehrten, ist nicht bekannt.

Önologie (grch., d. i. Weinbaulehre) ist ein erst in neuerer Zeit gründlich und wissenschaftlich ausgebildeter Zweig der Bodenkultur und begreift in sich die Lehre von der Anpflanzung der Reben, ihrer Kultur, ihrer Pflege nach wissenschaftlichen Grundsätzen, der zweckmäßigen Behandlung der Trauben zur Darstellung des Weins, endlich von der Gärung des Mostes und der Behandlung des Weins im Keller. (S. Wein, Weinstock.) In neuerer Zeit sind zur Ausbildung der Ö. besondere Önologische Versuchsstationen errichtet, so zu Karlsruhe, Wiesbaden, Klosterneuburg bei Wien, Marburg in Steiermark, Ruſach im Elsaß u. s. w.

Onolzbach, der ehemalige Name von Ansbach.

Onomakritos, ein im griech. Altertum berühmter Weissager und Dichter, der im 6. Jahrh.

v. Chr. im Zeitalter der Pisistratiden zu Athen die unter dem Namen des Musäos und wohl auch die unter Orpheus' Namen umlaufenden Weissagungen oder sog. Orakel sammelte, ordnete und umformte. Er gilt als der Hauptbegründer der mystischen poetischen Litteratur, welche den Namen des Orpheus, Musäos u. a. trug und im Laufe der Jahrhunderte immer umfangreicher wurde. Unter dem Namen des Orpheus verfaßte er, wie es scheint, insbesondere eine Theogonie, d. h. ein Gedicht von der Entstehung und Herkunft der Götter.

O. stand im Dienst und in der Gunst des Pisistratos und seiner Söhne. Doch wurde er, als ihn Lasos überführt hatte, dem Musäos ein Orakel untergeschoben zu haben, verbannt, später aber wohl von dem Sohn des Hippias mit an den Hof des Xerxes genommen, um durch seine Sprüche auf den Perserkönig einzuwirken, der zum Kriege gegen Hellas bewogen werden sollte. Eine Sammlung von auf O. bezüglichen Fragmenten und Notizen findet sich in Kinkels «Epicorum Graecorum fragmenta» (Bd. 1, Lpz. 1877).

Onomastikon (grch.), eine Gattung lexikograph. Schriften, bei denen an die Stelle der alphabetischen Ordnung eine sachliche Ordnung tritt, indem die in einen bestimmten Kreis von Gegenständen fallenden Wörter und Ausdrücke in einzelnen Rubriken zusammengestellt werden. Aus dem Altertum ist das O. des Julius Pollux erhalten, gewissermaßen eine methodische Encyllopädie des Altertums.

Onomatik (grch.), Aufstellung des Sprachschatzes nach den Gesetzen der Wortbildung, angeordnet nach Wurzeln und Stämmen.

Onomatopöie (grch.) bedeutet eigentlich im allgemeinen «Wortmachung, Worterfindung», wird aber jetzt in der Sprachwissenschaft nur von der Bildung von Worten aus Naturlauten gebraucht, vgl. z. B. «plumpsen», «Kuckuck». Ältere Etymologen waren sehr geneigt, eine große Anzahl von Worten auf solche Nachahmung von Naturlauten zurückzuführen, die vergleichende Sprachwissenschaft hat aber gezeigt, daß nur verhältnismäßig sehr wenige Worte sich so erklären lassen. Dagegen spielt die O. noch eine Rolle bei den Theorien über den Ursprung der menschlichen Sprache überhaupt, indem einige annehmen, das erste menschliche Sprechen habe im Nachahmen von Naturlauten bestanden (wie z. B. in der Kindersprache der Hund mit «Wau-wau» bezeichnet wird). Das tonnachahmende Wort selbst wird Onomatopoiumenon oder Onomatopoeticum genannt.

Onometer (grch.), Instrument zur Bestimmung des Alkoholgehalts des Weins, s. unter Aräometer, Bd. I, S. 826[b].

Onone, der 215. Asteroid, s. u. Planeten.

Ononis *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen. Man kennt gegen 60 Arten, die besonders in der nördlich gemäßigten Zone der Alten Welt wachsen. Es sind krautartige Gewächse oder niedere Sträucher mit meist dreizähligen Blättern und lebhaft gefärbten roten oder gelben Blüten. Am bekanntesten sind zwei in Deutschland häufige Arten unter dem Namen Hauhechel, O. spinosa *L.* und O. repens *L.* Sie haben aufstrebende oder niederliegende holzige, meist mit Dornen besetzte Stengel und rote Blüten. Von der erstern war früher die Wurzel als Radix Ononidis spinosae offiziell.

Onopordon *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen. Man kennt gegen 12 Arten, die in Europa, im nördl. Afrika und im westl. Asien vorkommen. Es sind hohe distelartige Gewächse mit stacheligen fiederteiligen Blättern und großen, meist rotgefärbten, an den Spitzen der Zweige stehenden Blütenköpfchen. Am bekanntesten ist die in Deutschland häufige Esels- oder Krebsdistel, O. acanthium *L.*, von welcher früher der ausgepreßte Saft gegen Geschwüre u. dgl. verwendet wurde. Die jungen Zweige, sowie auch die jungen Blütenköpfchen werden in manchen Gegenden als Gemüse gegessen.

Onosander (oder richtiger Onesandros) verfaßte in der Mitte des 1. Jahrh. n. Chr. in griech. Sprache unter dem Titel «Strategetikos» ein Werk über die Feldherrnkunst, das am besten von Schwebel (Nürnb. 1762), Korais (Par. 1822) und Köchly (Lpz. 1860) bearbeitet und von Baumgärtner (Mannh. 1779) ins Deutsche übersetzt wurde.

Oenothēra, Pflanzengattung aus der Familie der Onagraceen. Man kennt gegen 100 Arten, die fast sämtlich in Amerika einheimisch sind, einige davon haben durch Kultur jedoch eine weite Verbreitung auch in der Alten Welt gefunden. Sie haben einfache, abwechselnde Blätter und meist große und schöngefärbte, in Ähren, Trauben, Sträußen gestellte Blumen, welche aus einem unterständigen Fruchtknoten, einem langröhrigen Kelch mit vierteiligem Saum, einer vierblätterigen Blumenkrone, acht Staubgefäßen und einem fadenförmigen Griffel mit vier kreuzweise ausgebreiteten, doch bisweilen zu einer Keule verwachsenen Narben zusammengesetzt sind. Die Frucht ist eine vielsamige, vierklappige, der Länge nach aufspringende Kapsel mit schopflosen Samen. Außer mehrern schönen Zierpflanzen unserer Gärten mit gelben, rosen- oder purpurroten oder geschecken Blumen, deren Mehrzahl im Freien aushält und durch Samen leicht vervielfältigt werden kann, gehört zu dieser Gattung die zweijährige oder gemeine Nachtkerze (O. biennis *L.*), welche vielfach als Salatpflanze angebaut wird, indem ihre durch die Kultur fleischig werdende rübenartige Wurzel, die in Sachsen Rapontika- oder Rapuntikawurzel genannt wird, gekocht und in Scheiben geschnitten, einen wohlschmeckenden Salat abgibt. Diese Pflanze stammt zwar aus Nordamerika, wächst aber seit langer Zeit in fast ganz Deutschland an sandigen Flußufern, in Sandgruben, Steinbrüchen und auf wüsten steinigen Plätzen wild. Ihre Stengel erreichen auf gutem Boden bis 2 m Höhe und sind mit dicht stehenden, lanzettförmigen, gezähnelten Blättern besetzt. Um dieselbe als Salatpflanze zu kultivieren, muß man den Samen in verrottete Mistbeeterde säen und die jungen Pflanzen in einen schweren, nahrhaften Boden versetzen, der nicht frisch gedüngt sein darf.

Onotheréen, s. Onagraceen.

Onotrer nannten die Griechen die ältesten Bewohner der südwestl. Spitze Italiens. Genauer unterschied man die Bewohner des nordöstl. Teils als Choner von den Italern im Süden; der Name der letztern breitete sich dann allmählich über die ganze Apenninische Halbinsel aus. Die O. wurden schon früh teils durch die Griechen, welche sich an den Küsten niederließen, teils durch die Lucaner, die zum sabellischen Stamme gehörten und von Norden her eindringend dem von ihnen eroberten Lande den Namen Lucanien gaben, unterworfen. Ein Haufe Lucaner, der sich von diesen getrennt

hatte, Brettier (Bruttier) genannt, nahm das Innere der südlichsten Spitze ein, wenn diese Brettier nicht vielmehr schon seit alten Zeiten dort gesessen haben. Nach ihnen wurde diese Landschaft Bruttium genannt.

On revient toujours à ses premiers amours (frz.), «Man kehrt immer zu seiner ersten Liebe (seinen ersten Liebhabereien) zurück», Citat aus dem von Etienne verfaßten Text zu Isouards Oper «Joconde» (1814 zuerst aufgeführt).

Onslow (George), ausgezeichneter Instrumentalkomponist, geb. zu Clermont in Frankreich 27. Juli 1784, stammte aus einer engl. Familie und lebte fast immer in Clermont oder auf einem Gute in der Nähe dieser Stadt. Im J. 1842 wurde O. zum Mitgliede der Französischen Akademie der Künste ernannt. Er starb 5. Okt. 1853. Auf dem Gebiete der Kammermusik hat O. geliefert: 34 Streichquintette und 36 Streichquartette, Quintette für Klavier und Streichinstrumente, Klaviertrios, einige Sextette für Klavier mit Streich- oder Blasinstrumenten, ein Septett und ein Nonett, Sonaten für Klavier allein und für Klavier mit Begleitung, Variationen, Toccaten u. s. w. für Klavier. Symphonien sind vier von ihm vorhanden. Seine Opern hatten keinen nachhaltigen Erfolg.

Onstmettingen, Pfarrdorf im württemb. Schwarzwaldkreise, Oberamt Balingen, an der Schmiecha, 8 km östlich von Balingen, hat (1880) 2073 evang. E., welche Weißstickerei betreiben.

Ontario, der unterste und kleinste der fünf großen Canadischen Seen, ist in seiner größten Ausdehnung von O. nach W. 320 km lang, von N. nach S. 97 km breit, hat einen Umfang von 870 km und bedeckt ein Areal von 19823 qkm. Er liegt 70 m über dem Meere; seine Tiefe erreicht in der Mitte 182 m. Die im allgemeinen niedrigen und dichtbewaldeten Ufer bieten verschiedene treffliche Häfen dar, besonders auf der nördlichen canad. Seite, wo Burlington-Bai und Kingston, auch Toronto und Hamilton besonders hervorzuheben. Der beste Hafen der Südküste ist Sacketts Harbor im Staate Neuyork. Mit dem Eriesee (s. d.) steht der O. durch den Niagara (s. d.), mit dem Ocean durch den Lorenzstrom (s. d.), der bei Kingston unter dem Namen Cataraqui den See verläßt, in Verbindung. Durch die Insel Grand-Isle wird dieser Ausflußstrom in zwei Kanäle gespalten, von denen der nördliche der Kingston-, der südliche der Carlston-Islandkanal heißt. Die schwierige Schiffahrt auf diesem Flusse, dessen Mitte übrigens die Grenze zwischen Canada und den Vereinigten Staaten bildet, hat beide Staaten veranlaßt, künstliche Wasserstraßen durch eigenes Gebiet aus dem O. nach ihren östl. Provinzen anzulegen. So die Amerikaner den Oswegokanal, der von Syracuse aus dem Eriesee abgeht und bei Oswego den See erreicht; die Briten den großen Rideaukanal, der den O. mit dem Ottawa verbindet. Mit dem Eriesee ist der O. englischerseits durch den 45 km langen, mit 37 Schleusen versehenen Welland kanal verbunden. Der See friert nie zu, weshalb die Schiffahrt auf demselben vor der auf den übrigen Seen einen großen Vorzug hat; doch kommen auf ihm nicht selten heftige Stürme und starker Wellenschlag vor.

Ontario, früher Ober- oder Westcanada, eine Provinz der brit. Dominion of Canada in Nordamerika, grenzt im NO. an Quebec, von welcher Provinz es der Ottawafluß trennt, im O. ebenfalls an Quebec, im S. an den Lorenzfluß und die Canadischen Seen, die es von den Vereinigten Staaten von Amerika trennen. Über die nördl. und westl. Grenzen haben sich die Legislaturen von Ontario und Manitoba und des Dominion of Canada noch nicht einigen können. Die Provinz zählt (1881) auf 279139 qkm 1923228 E., worunter 627262 Irländer, 535835 Engländer, 378536 Schotten, 188394 Deutsche, 102743 Franzosen, 2382 Schweizer, 15325 Indianer und 12097 Afrikaner; der Konfession nach sind Methodisten 591503, Presbyterianer 417479, Episkopalen 366539, Katholiken 320830, Baptisten 106680, Lutheraner 37901. Das Land ist zum großen Teil sehr fruchtbar: der Gemüse- und Obstbau liefert reiche Erträge; die Hauptprodukte der Landwirtschaft sind Weizen, Gerste, Hafer, Korn und Kartoffeln. Im südwestl. Teile wird Petroleum, in andern Teilen Salz, Eisen, Kupfer und Silber gefunden. Der Holzhandel ist bedeutend, die Industrie noch unentwickelt. Die Provinz wird in vier Distrikte eingeteilt: Algoma, Muskoka, Parry Sound und Manitoulin. Für das Schulwesen wird sehr viel gethan. Außer zahlreichen Privat- und Kirchenschulen gab es 1880 schon 5195 öffentliche Schulen, 6747 Lehrer und 487012 Schüler. Den höhern Schulunterricht besorgten 2 Lehrerseminare, 150 Hochschulen, die Universität zu Toronto, ein College, eine technische und eine Ackerbauschule. Das Blindeninstitut befindet sich in Brantford, die Taubstummenanstalt in Belleville. Der Lieutenantgouverneur wird auf vier Jahre angestellt; ihm zur Seite steht ein aus sechs Personen gewählter Rat, welcher der Legislatur verantwortlich ist. Die Legislatur besteht aus 88 Mitgliedern. Im Senate der Dominion of Canada ist O. durch 24, im Hause der Commons durch 92 Repräsentanten vertreten. Hauptstadt ist Toronto.

Onteniente, Stadt und Bezirkshauptort im südlichsten Teile der span. Provinz Valencia, zählt (1877) 11727 E. und hat Papierfabriken, Tuch- und Leinweberei, Branntweinbrennerei, Ölmühlen und einen Kupferhammer.

Ontogenie oder Ontogonie (grch.), die Entwickelung der Individuen im Gegensatze zur Phylogenie (s. d.), welche die Entstehung der Organismenreihen aus Grundformen lehrt. (S. Entwickelungsgeschichte.)

Ontologie (grch.) heißt die Lehre von dem Seienden. Der Name ist auf Plato und Aristoteles zurückzuführen, welche die Aufgabe der Metaphysik (s. d.) dahin bestimmten, zu den Erscheinungen das Seiende zu finden und in Begriffen zu bestimmen. Deshalb wurde das Wort später als Bezeichnung für die allgemeinen Untersuchungen der Metaphysik (philosophia prima) gebraucht, und die O. bildete daher in der Wolfschen Schule den ersten Hauptteil der Metaphysik, dem die Kosmologie, die Psychologie und die natürliche Theologie sich anschlossen. In der Kantschen Periode verschwand der Name der O., weil an die Stelle der auf die Erkenntnis des Seienden gerichteten Metaphysik die Untersuchung des Erkenntnisvermögens trat. Denn die Grundbestimmungen des Seienden (wie Substanz, Ursache u. s. w.) wurden von Kant nicht mehr für angeborene Begriffe genommen, sondern aus den Funktionen der urteilenden Thätigkeit entwickelt und damit die O. in ein Kapitel der Denklehre umgeschmolzen, welches Kant die transscendentale, Hegel die objektive Logik nannte. Andere, wie z. B.

Herbart, haben für diese Art der Untersuchungen wieder den Namen O. eintreten lassen. — Ontologischer Beweis heißt der aus dem Begriffe Gottes geführte Beweis für das Dasein Gottes.

Ontostatik, die allgemeine Theorie vom Gleichgewicht der Dinge.

Onus (lat.), Last, Singular von Onera (s. d.).

Oenus (lat.), der Inn.

Onyx nennt man diejenige Abart des gestreiften Chalcedon (s. d.), bei welcher weiße und schwarze oder weiße und dunkelbraune, scharfbegrenzte, gerade oder konzentrische Streifen miteinander abwechseln. Seltener findet sich außerdem noch ein dritter farbiger Streifen. Von den verschiedenen Varietäten des Chalcedon ist der O. die geschätzteste. Bei den alten Griechen und Römern, welche den O. wahrscheinlich aus dem Orient erhielten, standen diese Steine bereits in hohem Werte, und es wurden aus den geradstreifigen die bekannten Cameen geschnitten, wobei es der Künstler so einrichtete, daß die dunkeln Lagen des Steins den Grund abgaben, und aus den weißen die halberhabenen Figuren geschnitten wurden. Bei solchen Steinen, welche über dem weißen noch einen dritten Streifen hatten, benutzte der Künstler diesen zuweilen, um einigen Teilen der halberhabenen Figuren, wie Haaren, Gewändern u. s. w., eine andere Farbe zu geben. Aus den größern konzentrisch gestreiften O. verfertigte man in alten Zeiten verschiedene Gefäße mit halberhabener Arbeit, und eins der schönsten Stücke dieser Art ist das sog. Mantuanische Gefäß oder Vase, das bis 1830 in Braunschweig war, von dem flüchtigen Herzog Karl mitgenommen wurde, sich aber jetzt wieder in Braunschweig befindet; ein anderes ist die berühmte Tazza Farnese im Museum in Neapel. Die schöne, 8 cm breite und über 8 cm lange Onyxplatte im Grünen Gewölbe zu Dresden wird auf ungefähr 130000 Mark geschätzt. (S. Sardonyx.)

Onza (Unze), span. und span.-amerik. Goldmünze (s. u. Dublone); auch ein span. und span.-amerik. Handels-, Gold-, Silber- und Münzgewicht = 1/16 Libra oder 1/8 Marco = 28,756 g.

Onze, Raubtier, s. Jaguar.

Oodeypoor, sov. w. Udaipur, s. u. Mewar.

Oogamä, s. unter Algen.

Oogonium nennt man bei zahlreichen Algen und Pilzen das weibliche Organ, welches nur aus einer Zelle besteht, deren Inhalt sich zu einer oder mehrern weiblichen Zellen, den Eierzellen oder Oosphären, differenziert. Bei der Reife öffnen sich die O. meist mittels eines kleinen Lochs in der Membran, durch welches dann die männlichen Zellen, die Spermatozoiden, zu den Eizellen gelangen können. Die aus den Eizellen infolge der Befruchtung hervorgegangenen Sporen nennt man Oosporen. Die letztern sind also die geschlechtlich erzeugten Sporen jener niedern Kryptogamen.

Ookiep, Ort in der Division Klein-Namaqualand des Kaplandes, nahe nördlich von Springbokfontein, mit Port Nolloth (Robbebai) am Atlantischen Ocean durch Eisenbahn verbunden, zählt etwa 1500 E., meist Damara und Hottentotten, und hat eins der reichsten Kupferbergwerke der Erde, dessen Ausbeute jährlich etwa 12000 t an Kupfererz beträgt, das bis zu 70 Proz. Kupfer enthält und nach England ausgeführt wird.

Oolith, ein Kalkstein, der aus vorwaltenden rundlichen Kalkkörnern von Hirsekorn- bis Erbsengröße und von dichter oder konzentrisch-schaliger, oft auch radialfaseriger Zusammensetzung besteht, welche durch ein dichtes oder erdiges kalkiges Cement verbunden sind. Die Kalkkörner selbst besitzen unter dem Mikroskop eine sehr verschiedenartige Struktur. Der vollkommenst ausgebildete O. ist der sog. Erbsenstein (s. d.) oder Pisolith, namentlich der von Karlsbad. Durch Thon und Mergel verunreinigte O. nennt man Rogenstein. Geschichtete O. spielen bei dem Aufbau mehrerer sedimentärer Formationen stellenweise eine wichtige Rolle; sie kommen schon im englischen und norwegischen Silur, auch im Kohlenkalk vor, treten dann, z. B. massenhaft am Nordrande des Harzes als Glied der Buntsandsteinbildung auf, finden aber ihre Hauptentwickelung im Gebiete des Braunen Jura (Breisgau, Schweizer Jura, Bourgogne, Normandie, England, wo diese Formation deshalb O.-Formation heißt).

Oolithformation, frühere Bezeichnung der Juraformation.

Ooms (Karl), belg. Maler, geb. 27. Jan. 1845 zu Deschel in der Provinz Antwerpen, besuchte die Akademie daselbst und machte dann längere Reisen, worauf er sich in Antwerpen niederließ. O. ist hauptsächlich Porträt- und Historienmaler. Zu seinen bedeutendsten Werken gehören: die verbotene Lektüre (im königl. Museum zu Brüssel), gerichtliche Untersuchung in der Druckerei Plantins in Antwerpen (Privatgalerie Smit in Rotterdam) u. s. w.

Oori, Fluß, s. Limpopo.

Oort (Adam van), richtiger Noort, der Sohn eines Glasmalers zu Antwerpen, geb. 1557, gest. 1641, war ein tüchtiger Historienmaler der antwerpener Malerschule, welche Rubens voranging. Letzterer war sogar einige Zeit O.s Schüler. Seine Werke sind nicht häufig und finden sich meist in Belgien, so in der brüsseler Galerie (Christus ruft die Kinder zu sich), die Heilung des Lahmen (in der Michaelskirche in Gent).

Oos, Pfarrdorf im bad. Kreis und Amt Baden, rechts am Oosbache, 4 km nordwestlich von Baden, Station der Linien Heidelberg-Basel und O.-Baden der Badischen Staatsbahnen, hat (1880) 1300 kath. E., Weinbau und je eine Fabrik für Cement, Blech, Chemikalien und Marmorwaren. Bedeutende Funde röm. Bildwerke mit Inschriften wurden hier gemacht.

Oosporen, s. unter Oogonium.

Oost (Jak. van), niederländ. Maler, geb. zu Brügge um 1600, bildete sich unter Annibale Caracci in Rom aus. Er kopierte in seiner Jugend mit solcher Geschicklichkeit nach Rubens und van Dyck, daß seine Gemälde noch jetzt die Kenner täuschen. Später wendete er sich dem histor. Fache zu. Hauptwerke sind die Kreuzabnahme bei den Jesuiten, die Geburt Christi in der Frauenkirche zu Brügge. Er starb in seiner Vaterstadt 1671.

Sein Sohn, Jakob van O., der Jüngere, geb. 1639, studierte zu Paris und Rom, lebte dann über 40 J. zu Lille und starb in Brügge 1713. Große histor. Gemälde von ihm finden sich in den Kirchen und Palästen zu Lille. Zeichnung sowohl als Kolorit sind vortrefflich. Seine Manier ist markiger und sein Pinselstrich freier als bei seinem Vater. Er drapierte im größten Stil.

Oostacker, Marktflecken im Bezirk Gent der belg. Provinz Ostflandern, 7 km nördl. von Gent, am Kanal Gent-Terneuzen, mit blühendem Ackerbau, vielen Fabriken und schönen Landsitzen und 4134 E.

Dostcamp, Dorf in der belg. Provinz Westflandern, Station der Linie Brüssel-Ostende der Belgischen Staatsbahnen, mit 5739 E.

Dosterhout, Stadt in der niederländ. Provinz Nordbrabant, 7 km südlich von Gertruidenberg und 8 km nordöstlich von Breda, mit diesen beiden Städten und mit Dongen durch Dampftramway verbunden, zählt 10380 E. und hat Gerbereien, Tabak-, Cigarren-, Rübenzucker- und Billardfabriken. Die Kirche des heil. Johannes hat schönes Schnitz- und Bildwerk. In der Nähe der Stadt ist das Kloster St. Catharinadal.

Dosterschelde, f. unter Schelde.

Dosterzee (J. J. van), bedeutender holländ. Theolog und Kanzelredner, geb. 1. April 1817 zu Rotterdam, studierte zu Utrecht, ward Pfarrer 1841 zu Emmes, 1843 zu Altmaar, 1844 zu Rotterdam. Von seinen Predigten wurden mehrere Sammlungen ins Deutsche übertragen, z. B.: «Christus unter den Leuchtern» (Rotterd. 1854), «Zeugnisse des Evangeliums aus der holländ. Kirche» (2 Hefte, Elberf. 1855—58), «Apologetische Zeitstimmen» (Gütersloh 1868). Für die Theorie der Beredsamkeit ist wichtig seine Monographie über Jacques Saurin (1855, franz. Brüss. 1856). Ferner veröffentlichte D. eine Schrift «Über den apologetischen Wert der Apostelgeschichte» (1846), ein populärwissenschaftliches «Leben Jesu» (1846—51, 2. Aufl. 1863—65), sowie in Langes «Bibelwerk» die Bearbeitung des Evangeliums Lukas, der Pastoralbriefe und des Jakobusbriefs. Im J. 1863 wurde D. als ord. Professor der Theologie und Universitätsprediger an die Universität Utrecht berufen und trat damit an die Spitze der positiven Richtung in der reformierten Kirche der Niederlande. Seitdem erschien von ihm: «Zum Kampf und Frieden» (2 Bde., Gotha 1868—75), «Die Theologie des Neuen Testaments» (Barmen 1869), «Das Johannes-Evangelium» (1867), «Practische theologie» (2 Bde., Utrecht 1877—78), «Christelijke dogmatiek» (2. Aufl., 2 Bde., Utrecht 1876).

Dost-Roosbeke, Marktflecken im Bezirk Thielt der belg. Provinz Westflandern, rechts an der Mandel, Station der Linie Ingelmünster-Anseghem der Belgischen Staatsbahnen, mit 4163 E., die Ackerbau, Spitzenfabrikation, Weberei, Handel mit Flachs, Zwirn u. s. w. treiben.

Op., Abkürzung für Opus, Werk.

Opal oder **undurchsichtig** nennt man Körper, welche Licht nicht durch sich hindurchlassen. Da alle Körper in äußerst dünnen Schichten durchsichtig sind, so folgt daraus, daß die Undurchsichtigkeit oder die Opazität mit der Dicke der Körper zunimmt und umgekehrt. Als Beleg in letzter Beziehung dient ein rissfreies, auf eine Glasplatte gedrücktes Goldblättchen, indem man durch ein solches die Sonne grün erblickt, woraus folgt, daß die grünen Lichtstrahlen durch das Goldblättchen gedrungen sind.

Opal (aus dem grch. ὀπάλλιος), ein amorphes Kieselmineral, findet sich immer nur derb oder eingesprengt, niemals krystallisiert, hat meist vollkommen muscheligen Bruch, einen ziemlich beträchtlichen Glanz, zum Teil einen hohen Grad von Durchsichtigkeit und zeigt häufig ein lebhaft schillerndes Farbenspiel (Opalisieren). Er ist vor dem Lötrohr für sich unschmelzbar, erleidet aber einen bedeutenden Gewichtsverlust und zerspringt in Splitter. Chemisch besteht er aus wasserhaltiger Kieselsäure, wozu bei einigen Varietäten oft Eisenoxyd und Thonerde kommen; der nicht konstante Wassergehalt beträgt zwischen 3 und 13 Proz. Es werden folgende Varietäten unterschieden: 1) Perlmutteropal oder Kascholong ist perlmutterglänzend, undurchsichtig bis durchscheinend, milchweiß ins Grauliche, Gelbliche und Rötliche, im Bruche flachmuschelig und der weiße mit Dendriten versehen. Er findet sich auf Island, den Färöern, in Kärnten, der bucharischen Kalmückei. Dieser O. nimmt eine schöne Politur an und heißt bei den Juwelieren Kalmücken-Achat. 2) Der Feueropal ist hyazinthrot ins Gelbe, an lichten Stellen irisierend, auch karminrot und apfelgrün, stark glasglänzend und durchsichtig. Er findet sich in Mexiko und auf den Färöern und ist als Schmuckstein geschätzt. 3) Der edle Opal ist wasserhell, milchweiß ins Wein- und Schwefelgelbe, seltener ins Blaue, Rote oder Grüne, mit lebhaftem, wandelbarem Farbenspiel, starkglänzend, mit Glas- bis Wachsglanz, mehr oder minder halbdurchsichtig und findet sich hauptsächlich und am schönsten als Adern und Schnüre in den Trachyttuffen bei Czerwenitza unfern Eperies in Ungarn. Man trägt ihn als Ringstein, Kopf- und Halsschmuck und verwendet ihn auch zu Verzierungen. Steine von einiger Größe sind teuer, da er gewöhnlich viele Risse hat. Am gesuchtesten sind die rotspielenden Stücke. Man schleift ihn gewöhnlich linsenförmig, wodurch sein Farbenspiel erhöht wird. Bei den Alten stand er in noch weit höherm Werte; so wurde der haselnußgroße O. des Nonius auf 2400000 Mark geschätzt. 4) Der Glasopal oder Hyalit ist wasserhell und farblos, durchsichtig und stark glasglänzend und bildet z. B. zu Waltich in Böhmen und am Kaiserstuhle kleintraubige und nierenförmige überzüge auf basaltartigen Gesteinen. 5) Der häufige gemeine Opal ist milchweiß ins Rötliche, Gelbliche und Grünliche, auch gelb und grün in verschiedenen Nuancen, zuweilen baumförmig gezeichnet (Moosopal), glas- bis wachsglänzend, halbdurchsichtig und durchscheinend. Einige Abänderungen des gemeinen O., wie der apfelgrüne, schlesische u. a., werden geschliffen und zu Ringsteinen und Petschaften benutzt. Der gelbe gemeine O. war sonst unter den Namen Wachsopal und Pechopal bekannt. 6) Der Holzopal ist eine Opalmasse, welche als Versteinerungsmaterial von namentlich der Tertiärformation angehörigen Hölzern auftritt und oft noch sehr vorzüglich das Gefüge des Holzes bewahrt hat; er ist weiß ins Gelbe, Graue, Braune, seltener dunkel, zuweilen gestreift und geflammt und findet sich in vollkommener Holzgestalt, als Ast-, Stamm- und Wurzelstücke, und zwar von ziemlich bedeutender Größe in Siebenbürgen und in Ungarn. Man schneidet ihn in Platten und verarbeitet ihn zu Dosenstücken, besonders in Wien. 7) Das Weltauge oder Hydrophan ist ein edler gemeiner O. von eigentümlicher Verwitterung, indem er an der feuchten Lippe anklebt, ins Wasser gelegt, dasselbe unter Ausstoßen von Luftbläschen einsaugt und dadurch an Durchsichtigkeit, zuweilen auch ein buntes Farbenspiel gewinnt. 8) Der Halbopal ist durchscheinend, manchmal nur an den Kanten, weiß ins Gelbe, Grüne, Rote, Braune und Graue, zuweilen auch gefleckt und gestreift. Er ist die gemeinste Abart und findet sich an vielen Orten, z. B. zu Steinheim bei Hanau, in Mähren, Schlesien, Württemberg, Ungarn u. s. w. 9) Der Jaspopal oder Eisenopal steht dem Halbopal sehr nahe, ist aber stark

fettglänzend und schwerer, undurchsichtig oder an den Kanten sehr schwach durchscheinend, durch Eisengehalt gelb, rot oder braun. Ferner gehört der an heißen Quellen, z. B. auf Island, Neuseeland, Kamtschatka zum Absatz gelangende Kieselsinter auch zu den O. Sämtliche O. sind, worauf auch die Art ihres Vorkommens hindeutet, wie es scheint, als eine allmählich erstarrte Kieselgallerte zu betrachten, die durch die auf natürlichem Wege erfolgende Zersetzung von Silicaten geliefert wurde.

Opal (künstlicher), s. u. Edelsteine (künstliche).

Opalenica (Opaleniza), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, Kreis Buk, am Bache Mogilenica, 38 km im WSW. von Posen, Station der Linien Frankfurt a. O.-Posen und O.-Grätz der Preußischen Staatsbahnen, hat (1880) 1672 meist kath. und polnische E., Ackerbau, Viehzucht, Hopfenbau, Brauerei und eine bedeutende Zuckerfabrik.

Opalglas, ein in der Zusammensetzung dem Milchglas (s. d.) ähnliches, wenig durchscheinendes Glas, das besonders bei geringem Phosphatgehalt infolge rascher Abkühlung einen rotlich opalisierenden Schimmer zeigt.

Oparo, richtiger Rapa, eine der südöstlichsten Inseln des Austral- oder Tubuai-Archipels im südl. Großen Ocean, unter 27° 40′ südl. Br. und zwischen 144° 15′ bis 144° 22′ westl. L. (von Greenwich), 42 qkm groß, mit 100 christl. E., ist gebirgig, vulkanischen Ursprungs, reich an vortrefflichen Kohlenflözen und liefert ansehnliche Erträge an Tabak, Bananen und Arrow-root. O., 1791 durch Vancouver entdeckt, kam 1868 unter das Protektorat Frankreichs und ging 1881 in dessen unmittelbaren Besitz über. Im J. 1866 errichtete die Panamo-Dampfschifffahrtskompagnie in dem schönen, ruhigen und geräumigen Hafen Aurai an der Nordostküste O.s für ihre zwischen Panama, Neuseeland und Sydney verkehrenden Postdampfer eine Kohlenstation.

Opatow, Kreisstadt im Gouvernement Radom in Russisch-Polen, an der Opatowka, mit (1882) 8998 E., treibt Handel mit Industriewaren, hat Hüttenwerke und Eisenwarenfabriken; bei dem nahen Dorfe Lipowa ist eine große Maschinenfabrik.

Opelbirne, s. unter Pyrus.

Öpener (vom engl. opener, d. i. Öffner), eine in der Baumwollspinnerei verwendete Reinigungsmaschine. (S. unter Baumwollindustrie, Bd. 11, S. 592ª.)

Openraa, früherer Name der Stadt Apenrade.

Oppenshaw, Stadt in der engl. Grafschaft Lancaster, in der Nähe von Manchester, zählt (1881) 16153 E. und hat starke Baumwollfabrikation.

Oper ist der Kern- und Mittelpunkt der Bühnen- oder Theatermusik. Der Name entstand in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. in Italien (Opera); man belegte diese Stücke damit, weil keine der bisherigen poetischen und musikalischen Bezeichnungen auf sie anwendbar war. Später nannte man die O. Dramma per musica, Musikalisches Drama, welches auch bis auf den heutigen Tag die vornehmere Bezeichnung geblieben ist. Die Aufgabe der O. ist: Dichtung, Gesang und Instrumentenspiel mit wirklicher Darstellung geschickt und wirkungsvoll zu verbinden, also innerhalb dieser Grenzen ein Theaterspiel herzustellen, in welchem jede der einzelnen Künste ihre Mittel glänzend, wenn auch nicht in ganzer Fülle oder mit Benutzung aller Mittel des künstlerischen Ausdrucks, entfalten kann. Von einer O. verlangt man vor allem einen reichentfalteten, blühenden Sologesang, ergreifende, ein- oder mehrstimmig komponierte Scenen (sog. Ensemblesätze) und wirkungsvolle, lebhafte, nicht zu künstliche Chöre, dazu ein farbenreiches, volles und möglichst individualisiertes Orchester, schöne Dekorationen und Verwandlungen. Die zu Grunde liegende Arbeit des Dichters (das Textbuch, Libretto) hält sich bescheiden im Hintergrund und erwartet Glanz und Licht von der Musik und von der Scene. Diejenigen Operntexte, welche dies in wohlberechneter Weise thun, haben sich noch immer als die besten erwiesen. Der Textdichter kann seine Meisterschaft aber in der Lösung dreier Aufgaben zeigen: in der Wahl des Gegenstandes, in der Entwickelung desselben zu einer psychologisch richtigen, in wirkungsvollen, kontrastierenden Scenen sich fortbewegenden Handlung und in der Ausbildung einer musikalischen oder bequem komponierbaren Sprache. Starke, allgemeine, sinnlich anschauliche Gegensätze der Motive und Charaktere werden vorzugsweise einer wirksamen musikalischen Behandlung fähig sein. Das musikalische Drama kann nicht, wie das rein poetische, Charaktere und Handlung dialektisch entwickeln und verstandesmäßig zurechtlegen, aber es kann dieselben mit einer weit unmittelbarern Naturkraft der Empfindung zur Anschauung bringen. Es werden darum in der O. die Charaktere und Situationen weniger allmählich und in stetiger logischer Vermittelung vor unserm Auge aufwachsen wie im Drama, sondern mehr als gegebene gegeneinandergestellt, dabei aber um so breiter und tiefer in ihren Kontrasten ausgemalt. Die O. gibt eine Reihe dramatischer Bilder, deren innerer Zusammenhang selbstverständlich sein muß, weil er musikalisch nicht im einzelnen entwickelt werden kann. Das schablonenhafte Ansehen, welches die äußere Anlage der O. dadurch erhält, wird noch erhöht durch die typische Gleichartigkeit der musikalischen Charaktere, die sich in höchstens sechs Stimmlagen (Sopran, Mezzosopran, Alt, Tenor, Bariton, Baß) bewegen müssen, und zwar so, daß durch den jeweiligen Charakter der Stimme der Charakter der Person beherrscht wird. Die Hauptpersonen der O. sind daher in ihren allgemeinen Zügen mit Recht ziemlich stereotyp geworden.

Die O. als ein Kunstwerk, an welchem mehrere Künste mitarbeiten müssen, wenn es zu Stande kommen soll, ist, wie alle komponierten Werke, der Gefahr ausgesetzt, einzelne Teile auf Kosten der übrigen zu bevorzugen und dadurch das Ganze zu gefährden. Weil der Sologesang nirgends in solcher Unmittelbarkeit und Stärke wirkt als von der Bühne aus, liegt für die O. der Abweg nahe, in der Entfaltung virtuoser Gesangskünste fast ihre einzige Aufgabe zu suchen. Dies war der Mangel der im übrigen wahrhaft großen italienischen O. des 18. Jahrh. (und eigentlich bis auf die neueste Zeit), die dadurch fast ein Konzert im Kostüm wurde. Die deutschen O. des 19. Jahrh. dagegen, ja fast sämtliche O. der Gegenwart leiden an einer zu starken Instrumentation auf Kosten des Gesangs, eine Folge verkehrter Anwendung des Beethovenschen Instrumental-Orchesters auf die Gesangskomposition. Eine Übertreibung anderer Art, welche aber gern mit lärmenden Instrumenten Hand in Hand geht, liegt nahe bei der Verwendung der Dekorationen, Maschinen und Verwandlungen. Schon gegen Ende des 17. Jahrh. war die O. auf diesem

Abwege, den sie seit Meyerbeer abermals in bedenklichstem Maße betreten hat. Eine vierte Verirrung entsteht, wenn die O. auf das Gebiet des recitierenden Dramas übergreift und sich nicht begnügt, ein musikalisches Drama zu sein, sondern die Stellung eines Centraldramas einzunehmen strebt. Diese Ausschreitung ist von all den genannten anscheinend die berechtigtste, die legitimste, da durch ein Bestreben dieser Art die O. entstand und später unter Gluck verbessert wurde; aber sie ist zugleich die gefährlichste, da sie leicht dahin umschlägt oder bereits umgeschlagen ist, das Musikdrama an die Stelle des Dramas überhaupt zu setzen. Alle genannten vier Seiten oder Kunstzweige haben im Laufe der Geschichte der O. schon zu Ausschreitungen von histor. Bedeutung geführt, nach denen sich daher die Hauptperioden dieser Geschichte bestimmen lassen. Einseitige Pflege des Sologesangs nämlich, bei Vernachlässigung der Handlung oder des dramatischen Elements, bildet die Eigentümlichkeit der O. Scarlattis, Händels, Hasses und ihrer Zeitgenossen bis auf Gluck. Einseitige Betonung des Dramatisch-Recitativischen oder der Handlung bildet dagegen das Kennzeichen von Glucks O., welche sich an die schon ähnlich gehaltenen, nur unentwickelten altfranz. Musiktragödien von Lully und Rameau lehnte. Obwohl über dem Streben nach dramatischer Wahrheit und einer durch energischen Ausdruck derselben zu erzielenden Wirkung hier die Fülle der Musik und der Reiz der Mannigfaltigkeit nicht genügend, und weniger als bei den genannten Vorgängern, zur Geltung gekommen ist, behaupten Glucks O. doch ihren hohen klassischen Wert. Alle vier vorhandenen Seiten in Harmonie unter besonderer Geltendmachung der instrumentalen und sodann der musikalisch-dramatischen, bilden Mozarts O. Alle vier Seiten in geschickter, aber bisweilen ans Geschmacklose streifender Übertreibung bilden Meyerbeers O. Die drei Seiten: Text oder dramatische Recitation, Instrumentation und dekorative Künste, in zum Teil stärkster Übertreibung unter Verkümmerung des vierten und wichtigsten Elements, des musikalisch-gesanglichen, bilden die Signatur der O. der deutschen und wesentlich aller der Komponisten der Gegenwart, an deren Spitze Richard Wagner stand.

Das Erörterte bezieht sich auf die eigentliche oder Große Oper (Opera seria), d. h. auf ein ohne Ausnahme gesungenes Schauspiel von ernstem, nicht selten tragischem Gehalt. Die Komische Oper (Opera buffa) ist meistens geringern Umfangs und hat oft gesprochenen Dialog. In manchen der besten O., z. B. in denen Mozarts, wie früher in denen Scarlattis und Keisers, ist Ernst und Scherz verschmolzen, wie in Shakspeares Tragödien. Um 1700 nannte man in Deutschland alle O. Singspiele. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. wurde dieser Name aber gebräuchlich für Liederspiele, kleinere O. mit gesprochenem Dialog, die sich nach der engl. Balladenoper (Ballad Opera) und der franz. Konversationsoper (Opéra comique) bildete. Jetzt wird eine kleine O. mit gesprochenem Dialog und leichter Musik Operette genannt; besonders wird dieser Name für O. mit possenhaftem und frivolem Inhalt gebraucht.

Die O. entstand um 1590 in Florenz im Kreise der dortigen platonischen Akademie aus dem Bestreben, die Weise der altgriech. Tragödie wieder aufzufinden und ihre Wirkung zu erneuern. Zu diesem Zweck wählte man pathetische, ergreifende Gedichte und wandte einstimmigen, namentlich recitativischen Gesang an. Das erstere größere Werk war «Dafne», 1597 aufgeführt, von Ottavio Rinuccini gedichtet und von Jacopo Peri komponiert. Das zweite und glänzendere Werk dieser Art war «Euridice», von denselben Verfassern, 1600 bei der Vermählung Heinrichs IV. mit Maria von Medici zu Florenz mit großer Pracht dargestellt. Zu gleicher Zeit führte einer der florent. Akademiker, Emilio del Cavalieri, in Rom das erste Oratorium in diesem neuen Stil auf. (S. Oratorium.) Durch das Hinzutreten eines so großen Komponisten wie Monteverde, der Rinuccinis «Arianna» komponierte und 1608 zu Mantua aufführte, kam in diese Bestrebungen ein neuer Geist, der sich nach und nach das ganze Gebiet der Musik unterthan machte. Die genannte «Dafne» verdeutschte Opitz, und Heinrich Schütz brachte sie 1627 in Musik. Doch faßte die O. erst gegen Ende des Dreißigjährigen Kriegs in Deutschland Wurzel; in Frankreich zur selben Zeit; gegen 1660 in England. Das erste wirkliche Operntheater entstand 1637 zu Venedig; das erste deutsche (von Schloßtheatern zu Dresden, Wolfenbüttel, Wien u. a. abgesehen) 1678 zu Hamburg. In Frankreich erstand Lully, in England Purcell, in Deutschland (Hamburg) Kaiser, in Italien Scarlatti, sämtlich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. Von jenen vier Männern beherrschten Lully und Scarlatti die folgende Entwickelung. Die weitere Geschichte des musikalischen Dramas ist schon oben in ihren Hauptrichtungen und Höhenpunkten angedeutet. (Vgl., auch für die Litteratur: Musik und die Spezialartikel Deutsche, Französische, Italienische Musik.)

Opera, Mehrzahl von Opus (s. d.).

Opera supererogationis (lat., d. i. überpflichtige Werke) nennen die Scholastiker mit Beziehung auf Luk. 10, 35 (nach der Vulgata) die Verdienste Christi und der Heiligen. Wie nämlich Christus nicht bloß das göttliche Gesetz erfüllte, sondern auch durch sein freiwilliges Leiden und Sterben ein unendliches Verdienst erwarb, so haben auch die Heiligen mehr geleistet, als sie zu thun schuldig waren, indem sie nicht bloß die göttlichen Gebote (praecepta), sondern über dieselben hinaus die sog. evangelischen Ratschläge (consilia evangelica) befolgten. Dadurch ist ein Schatz überschüssiger Verdienste oder guter Werke entstanden, welchen die Kirche in Verwaltung hat und aus welchem sie denjenigen, welche hinter den Geboten Gottes zurückbleiben, das ihnen Mangelnde zugute kommen lassen kann. Diese Lehre wurde 1343 von Clemens VI. durch die Bulle Unigenitus zum kirchlichen Dogma erhoben. (S. Ablaß.)

Operation (lat.) nennt man im mediz. Sinne einen zum Behufe der Heilung oder Linderung von Krankheiten vorgenommenen mechan. Eingriff irgend welcher Art. Als Hauptabteilungen stellt man unblutige und blutige Operationen auf, von denen die letztern sich durch die Trennung organischer Teile und den damit verbundenen Blutverlust charakterisieren. Zu erstern gehört z. B. das Einrichten verrenkter Gliedmaßen, von Brüchen. Die Lehre von den blutigen O. heißt Akiurgie, die von den unblutigen Mechanurgie. Vgl. Ravoth, «Grundriß der Akiurgie» (2. Aufl., Lpz. 1868); Fischer, «Handbuch der

allgemeinen Operations- und Instrumentenlehre» (Stuttg. 1880). (S. Chirurgie.)

Operationen (militärische), die Kriegsunternehmungen einer Armee. Es gibt strategische und taktische Operationen, je nachdem sie auf die Entscheidung des Kriegs oder nur auf den augenblicklichen Waffenerfolg berechnet sind. Der Operationsplan, d. h. die allgemeine Anordnung der Unternehmungen, muß zwar vor Eröffnung des Feldzugs entworfen werden; doch bestimmt er das, was geschehen soll, nur für den Beginn des Kriegs, da sich die Gestaltung der Verhältnisse nicht voraussehen läßt und der Feldherr in der Freiheit des Handelns nicht beschränkt werden darf. Das ganze Gebiet der O. nennt man das Operationsfeld. Der Punkt, von welchem eine O. ausgeht, heißt Operationsſubjekt; es wird gewöhnlich ein Hauptwaffenplatz, eine Festung oder sonst ein wichtiger Punkt, ursprünglich im eigenen Lande, sein. Der Punkt oder das Ziel (der Riegel nach das feindliche Heer), welches dadurch erreicht werden soll, ist das Operationsobjekt. Die allgemeine Richtung, welche nach diesem Ziele führt, heißt Operationslinie. Es ist die Bewegungslinie zur Vernichtung des Feindes, meist aber zugleich die eigene Verbindungslinie (Kommunikation) nach dem Subjekt, aus welchem die Zufuhr aller Kriegsbedürfnisse, der Ersatz u. s. w. zu beziehen ist. Gefährlich ist es, folglich fehlerhaft, nur Eine Verbindungslinie bei seinen O. zu haben: man nennt diese dann schlecht basiert. Daraus geht die Notwendigkeit mehrerer Operationssubjekte hervor, und die Linie, welche dieselben verbindet, mögen sie in einer Richtung oder gruppenweise liegen, heißt die Operationsbasis. Bei langen Operationslinien wird nach dem Kriegsschauplatz im Vorrücken meist eine neue Basis gebildet. Als Operationslinien haben in neuester Zeit die Eisenbahnen große Wichtigkeit erlangt.

Operette, s. Oper.

Operment, s. Auripigment.

Opernglucker, s. unter Fernrohr.

Opfer bildeten schon in den heidnischen Religionen einen wesentlichen Bestandteil des Gottesdienstes. Die Grundvoraussetzung des O. ist die, daß der Mensch einerseits von der Gottheit sich abhängig fühlt, andererseits aber selbst auf den Willen derselben bestimmend glaubt einwirken zu können. Indem er also sein Schicksal in der Hand jener höhern Macht weiß, hofft er dieselbe dadurch, daß er ihr freiwillige Gaben darbringt, günstig für sich zu stimmen, ein drohendes Unheil abzuwenden oder die Hilfe und den Beistand des Gottes auf sich herabzuziehen. Der Opferdienst ist daher so alt wie die Religion überhaupt. Auf der Stufe der Naturreligion erwartet der Opfernde von den Göttern vorzugsweise leibliche Güter oder Verhütung leiblicher Übel: Schutz vor Krankheit und allerlei Not und Gefahr, günstige Witterung, Beistand im Kriege u. s. w. Dem entsprechen nun auch die Gaben, welche der Mensch seinen Göttern zum O. bringt. Hirten bringen Tiere der Herde, Jäger erbeutetes Wild, Ackerbauer Feldfrüchte und Brot, ein jeder das Beste und Wertvollste, was er selbst besitzt. Die Vorstellung, daß die Götter an dem aufsteigenden Opferdufte Wohlgefallen haben und die dargebrachten Speisen und Getränke zu eigenem Genuß in Empfang nehmen, geht durch das ganze heidnische Altertum hindurch. Auch die Menschenopfer beruhen ursprünglich auf derselben Voraussetzung. Außer diesen Bittopfern kennt das heidnische Altertum auch Dank- und Freudenopfer, bei denen die Opfertiere oft massenhaft geschlachtet wurden (Hekatomben). Verbrannt wurden jedoch nur die Fettteile, während das übrige bei den feierlichen Opfermahlzeiten verzehrt wurde. Dagegen kennt das heidnische Altertum eigentliche Sühnopfer noch nicht, wenn man auch in dem Maße, als die Naturreligion sittliche Elemente in sich aufnahm, die Gewährung geistiger Güter von den Göttern erhoffte.

Auch bei den Hebräern hatten die O. ursprünglich eine ähnliche Bedeutung wie in der heidnischen Welt, daher die Opfergebräuche beinahe die nämlichen sind, wie bei den stammverwandten heidnischen Völkern. Aber der sittliche Kern der mosaischen Religion gab auch dem Opferwesen eine tiefere Beziehung. Die vermutlich älteste und nachmals häufigste Form des hebräischen O. war das Brandopfer beim täglichen Gottesdienst (Morgen- und Abendopfer) und bei den drei Nationalfesten, aber auch bei Weihungen, Reinigungen und wichtigen Ereignissen des privaten Lebens. Die Opfertiere, Stiere, Widder, Ziegenböcke, auch männliche Tauben oder Turteltauben wurden ganz verbrannt, nachdem das Tier am Altar geschlachtet und das Blut zum Zeichen der Zueignung an Gott über den Altar gesprengt worden war. Diese O. hatten nur den allgemeinen Zweck, Gott den Opfernden geneigt zu machen. Verwandter Art waren die Dank- und Lobopfer, bei Gelegenheit freudiger Ereignisse im öffentlichen oder häuslichen Leben. Von den Opfertieren wurden ebenso wie bei den entsprechenden heidnischen O. nur die Fettteile verbrannt, während das übrige den Priestern gehörte. Speis- und Tranlopfer aus Ölkuchen und Wein finden sich in regelmäßiger Verbindung mit den Brandopfern und Dankopfern, doch gehört auch die Darbringung der Erstlingsgaben des Feldes (der Pfingstbrote) unter den Gesichtspunkt der Speisopfer. Eigentümlich aber sind dem israelit. Kultus die Schuld- und Sündopfer mit eigenem Ritual. Am wichtigsten war das Sündopfer für das Volk am großen Versöhnungstage, an welchem zwei Böcke vorgeführt wurden. Der eine wurde geschlachtet und sein Blut ins Allerheiligste gebracht und teils gegen den Deckel der Bundeslade, teils auf den Rauchaltar gesprengt; der andere wurde mit den Sünden des Volks beladen in die Wüste gejagt («Sündenbock»). Bei Sünd- oder Schuldopfern für Einzelne wurde mit einem Teile des Blutes der Brandopferaltar, mit einem andern der zu Entsündigende besprengt. Die entsündigende Wirkung der Blutbesprengung beruht nach hebr. Anschauung darauf, daß das Blut als Sitz des Lebens Gottes Eigentum ist, die sündigen Seelen also durch die Seele im Blute vor Gottes Augen überdeckt und dadurch gereinigt, geheiligt und unter Gottes Schutz gestellt werden. Verwandt hiermit sind die Blutbesprengungen am Passahfest und bei andern Anlässen zum Zwecke der Verschonung. Erst später kommt die Vorstellung auf, daß das Leben des Opfertiers hingegeben werde, um als Äquivalent oder Lösegeld für das Leben des Sünders zu dienen.

Das älteste Christentum, welches den Gedanken eines am Kreuze gestorbenen Messias sich selbst erst zurechtlegen mußte, verglich sein Blut bald mit dem Blute des hebr. Passahlamms, bald mit dem Blute

des Sündopfers am Versöhnungstage. So bildete sich schon im Neuen Testamente die Vorstellung von der schützenden, reinigenden, sühnenden Kraft seines Todes, welche durch wechselnde Bilder des hebr. Rituals erläutert wurde. Der Hebräerbrief spinnt die Sühnopferidee am weitesten aus; er läßt Jesum als Hohenpriester und O. zugleich einmal für allemal ins Allerheiligste eingehen und im Gegensatze zu den jährlich wiederholten Versöhnungsopfern des Alten Testaments eine ewige Versöhnung erfinden. So trat nach christl. Anschauung Jesu einmaliger Opfertod für die Sünden der ganzen Welt an die Stelle der süd. und heidnischen O., und die entwickelte christl. Theologie sah in diesem Tode bald eine reinigende, die Sünden vor Gottes Augen zudeckende, also sühnende Wirkung, bald ein dem Satan gezahltes Lösegeld, um die Menschen aus seiner Herrschaft zu befreien, bald wieder nach einer mittelalterlichen Wendung ein nach altgerman. Civilrecht dem verletzten Gotte an der Beleidiger Statt geleistetes «Wergeld» (Schadenersatz, Pön, Buße oder Genugthuung, Satisfaktion). Letztere Vorstellung wurde von der prot. Orthodoxie durch Vermischung des moralischen und des civilrechtlichen Gesichtspunktes dahin vergröbert, daß Christus als stellvertretendes «Sühnopfer» unsere Sünden im sittlichen Sinne des Wortes «abgebüßt» habe, d. h. daß die Strafe für die menschliche Schuld stellvertretend am Unschuldigen vollstreckt worden sei.

Obwohl die heidnischen und süd. O. in Christus ihr Ende gefunden, so fand doch die Opferidee auch in der christl. Frömmigkeit ihre Stelle. Wie die Hebräer Tiere und Früchte als Brand- und Dankopfer darbringen, so sollen nach christl. Anschauung die Gläubigen ihre Herzen Gott zu wohlgefälligen O. weihen und Früchte der Heiligung bringen. Daneben wurden frühzeitig die freiwilligen, zur Unterstützung der Armen, zu den Liebesmahlen (s. d.) und zum Unterhalte des Klerus dargebrachten Gaben unter den Gesichtspunkt von Opfergaben (Oblationen) gestellt. Auch nach der Einführung des Zehnten blieben diese Gaben als freiwillige Spenden an die Geistlichkeit bestehen. Dieselben sind noch gegenwärtig bei den meisten Kirchenparteien in Gebrauch, und die bei der Abendmahlsfeier von den Kommunikanten auf den Altar gelegten Geldspenden führen noch immer den Namen O. (Opferpfennig.) In der alten Kirche wurden nach Einführung der von den Liebesmahlen getrennten Abendmahlsfeier auch die von den Gemeindegliedern dazu mitgebrachten und von den Priestern geweihten Spenden von Brot und Wein O. genannt. Unterschieden hiervon ist die in der kath. Kirche schon seit dem 4. Jahrh. ausgebildete Vorstellung vom **Meßopfer**. Indem man nämlich das Abendmahl als Sakrament des O. Christi am Kreuze zu betrachten pflegte, führte die Lehre von der Verwandlung der Abendmahlselemente in Christi Leib und Blut zu der weitern Annahme einer unblutigen Wiederholung des blutigen O. Christi im Abendmahl, indem der Meßpriester durch die Konsekration des Brotes und Weines Christi Leib und Blut auf dem Altare von neuem opfere. Diese unblutigen O. sind nach röm.-kath. Lehre eine immer von neuem zu wiederholende Sühne für die läßlichen Sünden. [Bairâm.

Opferbeiräm oder **Kurban-Bairâm**, s. u.

Opferpfennig, s. Beichtgeld.

Opferstock (Gotteskasten, lat. cippus), Bezeichnung für die an den Kirchthüren, ursprünglich in Form eines Baumstocks, angebrachten Behälter, bestimmt zur Aufnahme von Almosen.

Ophelia, der 171. Asteroid, s. u. Planeten.

Ophianer, s. Ophiten.

Ophidia (lat.), die Schlangen.

Ophikleide, ein ursprünglich aus dem Fagott hervorgegangenes, zur Zeit seiner Erfindung (1805) auch aus Holz, gegenwärtig aber aus Messingblech verfertigtes, weitmensuriertes, mit sechs Tonlöchern und vier Klappen versehenes Orchester-Blasinstrument. Der Klang der O. ist sehr stark, aber rauh und dumpf, und ihre Beweglichkeit nur gering. Sie kommt in drei Größen vor: als Baßophikleide, mit einem Umfang von Kontra-B chromatisch bis eingestrichen g, a oder etwas darüber, als Kontrabaßophikleide, eine Oktave tiefer stehend; als Altophikleide. Am gebräuchlichsten ist, besonders in Deutschland, die Baßophikleide, welche ihre Hauptverwendung namentlich in der Militärmusik findet.

Ophiodont (grch.), fossiler Schlangenzahn.

Ophioglossen, s. unter Farn.

Ophiolatrie (grch.), Schlangendienst, Schlangenverehrung, s. Ophiten.

Ophiolith, soviel wie Gabbro.

Ophir wird mehrmals im Alten Testament eine Gegend genannt, aus welcher unter anderm Salomo auf Schiffen, die in den edomitischen Häfen ausgerüstet wurden und drei Jahre auf der Reise waren, Gold nebst Edelsteinen, Sandelholz u. s. w. bezog. Das ophirische Gold galt bei den Hebräern für das reinste und gediegenste. Über die Lage dieses O. sind die verschiedensten Ansichten aufgestellt worden. Während es einige in Sofâla an der Ostküste Afrikas wiederfinden, suchen es andere in Indien beim Volke der Abhira am Indus oder in einer ind. Kolonie des südöstl. Arabien (in Omân). Die neueste Arbeit über O. mit einer Beleuchtung der frühern Ansichten hat vom staatsökonomischen Standpunkte Soetbeer geliefert, der die Unternehmungen Salomos nach O. nicht unwahrscheinlich als Minenexpeditionen nach Arabien auffaßt.

Ophit ist der Name für ein weit durch die Pyrenäenkette in einzelnen Kuppen verbreitetes, auch in Spanien und Portugal sich findendes eigentümliches Gestein von dunkler Farbe, welches in erster Linie aus Plagioklas und uralitischer Hornblende besteht, wozu sich heller Augit, primäre Hornblende, Titaneisen und bisweilen Diallag gesellt; auf den Klüften erscheint vielfach gelbgrüner Epidot, auch Eisenglanz. Die meisten Vorkommnisse des O. werden in auffallender Weise von grauem oder ziegelrotem Gips, eisenschüssigen oder bunten Thonen, auch violetten, weinroten, grünen und grauen Mergeln unmittelbar begleitet. Über die Eruptionszeit der O. ist sehr viel gestritten worden; nach den neuesten Beobachtungen scheinen sie doch nicht jenes überaus jugendliche Alter zu besitzen, welches man ihnen vorher zuschreiben wollte.

Ophiten oder **Ophianer**, auch (nach hebr. Bezeichnung) **Naassener**, d. h. Schlangenverehrer, ist die gemeinsame Benennung für eine ganze Reihe gnostischer Parteien des christl. Altertums. (S. Gnosis.) Die älteste Vorstellung knüpft an die alttestamentliche Erzählung von der Paradiesesschlange, die als gottfeindlicher, der Materie entstammter, die Menschen zu allerlei Sünde und Gesetzesübertretung verführender Dämon gedacht wird. Den O., welche Irenäus schildert, ist der schlangengestaltete Dämon (Ophiomorphos) die

böse Weltseele oder das Prinzip alles Bösen in der Welt; aus dem Paradiese hinabgestürzt in die untere Welt, umgibt sich hier Ophiomorphos, der entartete Sproß des Weltbildners und Judengottes Jaldabaoth, mit sechs Dämonen, und die sieben bösen Weltgeister verführen die Menschen zum Widerstande gegen Jaldabaoth und sein Gesetz. Aber schon in der untergeordneten Stellung, welche in diesem judenfeindlichen System der Judengott einnimmt, lag der Anknüpfungspunkt für die Vorstellung, daß eine höhere geistige Macht (die Sophia) sich des bösen Schlangengeistes als Werkzeugs bedient, um die von Jaldabaoth in Unwissenheit über ihre höhere Abkunft erhaltenen Menschen durch die Übertretung seines Gesetzes zur Erkenntnis zu führen. Diese Vorstellung führte einen Teil der O. dazu, in den Gottlosen des Alten Testaments, Kain, Esau, Korah, den Sodomiten, dem Verräter Judas u. a., die wahren Geistesmenschen zu verehren (Kainiten). Die Schlange, welche die Menschen zur Erkenntnis des Guten und Bösen führt, galt daher dieser Partei selbst als ein guter, pneumatischer Dämon. Unter dem Einflusse heidnischer Ideen bildete sich so die Vorstellung von der Schlange als der Weltseele überhaupt oder als des Prinzips des durch alles Dasein sich hindurchwindenden leiblichen und geistlichen Lebens heraus. So ward die böse Paradiesesschlange zur Himmelskönigin, welcher alle Heiligtümer, Weihen und Mysterien gehören. Dies ist die Lehre der Naassener nach den Philosophumena des Pseudorigenes. Anders wieder verhielten sich die Peraten der Philosophumena, welche, beide Vorstellungen kombinierend, die gute oder vollkommene Schlange der bösen gegenüberstellten und jene mit dem Logos oder Christus identifizierten, welcher die Menschen von der Herrschaft der Weltschlangen, den Göttern der vergänglichen Geburt, befreit. Jener wahren «katholischen» Schlange wurde daher auch bei den Peraten ein Kultus geweiht. Als Sinnbild derselben ernährte man lebendige Schlangen in den Tempeln und brachte ihnen Opfergaben dar. Der Einfluß ägypt. und phönix. Vorstellungen ist bei diesem Kultus nicht zu verkennen. Die verschiedenen ophitischen Parteien erhielten sich zum Teil bis ins 6. Jahrh. Vgl. Lipsius, «Über die ophitischen Systeme» («Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie», 1863).

Ophiuchus (Schlangenträger), ausgedehntes Sternbild zu beiden Seiten des Äquators von 241° bis 278° Rektaszension und von 16° nördl. bis 27° südl. Deklination, enthält nach Heis 113 dem bloßen Auge sichtbare Sterne, unter denen 3 heller als dritter Größe sind. Ziemlich viele Doppelsterne und zwei Sternhaufen stehen im O.

Ophiurae (lat.), Schlangensterne, s. unter Seesterne.

Ophra, alte Stadt in Palästina, s. u. Ephron.

Ophthalmiatrik (grch.), s. Augenheilkunde.

Ophthalmie (grch.), s. Augenentzündung.

Ophthalmiten heißen Steine, welche das Ansehen eines Auges haben, wie manche Arten des Achat und Chalcedon.

Ophthalmologie (grch.), s. Augenheilkunde.

Ophthalmomelanin, s. Melanin.

Ophthalmometer (grch.) ist ein von Helmholtz konstruiertes, äußerst sinnreiches Instrument, dazu bestimmt, den vordern Abschnitt des Augapfels in der genauesten Weise auszumessen, z. B. die Größe der Hornhaut, die Krümmungshalbmesser der Hornhaut und der beiden Linsenflächen, den gegenseitigen Abstand der brechenden Flächen, die Brechkraft der brechenden Medien u. s. w. Zum gleichen Zwecke wurden später von Coccius, Mandelstamm und Schöler, Javal und Schiötz Instrumente angegeben.

Ophthalmophantom (grch.), s. Auge (künstliches).

Ophthalmoskop (grch.), s. Augenspiegel.

Ophthalmotherapie (grch.) ist die ärztliche Behandlung der Augenkrankheiten.

Ophthalmotonometer (grch.) ist ein Instrument zur Bestimmung des Härtegrades des Augapfels oder der durch stärkere oder geringere Füllung desselben bedingten Spannung der Augenhäute. Der Härtegrad wird bestimmt durch die Kraft, welche nötig ist, um mittels eines Stifts einen Eindruck von bestimmter Tiefe in die Augapfelwand zu machen. Brauchbare O. wurden von Monnil und Weber (Darmstadt) konstruiert.

Ophthalmotrop (grch.), s. Auge (künstliches).

Opian ist Narkotin (s. d.).

Opiate, s. unter Opium.

Opiker, s. unter Sprachen.

Opimius (Lucius) leitete als Konsul 121 v. Chr. den Kampf der Nobilität gegen Gajus Gracchus, in welchem dieser erschlagen wurde. Im J. 115 v. Chr. ging er an der Spitze einer Gesandtschaft nach Afrika, um Numidien zwischen Jugurtha und Adherbal zu teilen, ließ sich aber gleich den andern Gesandten bestechen und wurde deshalb 110 v. Chr. zur Verbannung verurteilt.

Opiophagen, s. unter Opium.

Opitz (Martin), Begründer der ersten Schlesischen Dichterschule, geb. 23. Dez. 1597 zu Bunzlau in Schlesien, besuchte die Gymnasien zu Breslau und Beuthen, gab schon 1616 eine kleine Sammlung lat. Epigramme: «Strenae», und 1618 die Abhandlung «Aristarchus seu de contemptu linguae teutonicae» heraus. Im J. 1618 bezog er die Universität zu Frankfurt a. O. und 1619 Heidelberg, wo er Mittelpunkt eines Dichterkreises wurde. Um den Kriegsstürmen auszuweichen, ging er 1620 mit seinem Freunde Hamilton, einem Dänen, nach den Niederlanden und von da nach Jütland. Im J. 1621 kehrte er nach Schlesien zurück und folgte 1622 einem Rufe Bethlen Gabors, des Fürsten von Siebenbürgen, an das Gymnasium zu Weißenburg (jetzt Karlsburg). Eine Frucht seines Aufenthalts in Siebenbürgen war das Lehrgedicht «Zlatna oder von Ruhe des Gemüts». Im J. 1624 ward er Rat beim Herzog von Liegnitz und Brieg. In demselben Jahre erschien sein epochemachendes «Buch von der Deutschen Poeterei» (9. Aufl. 1668; neue Ausgabe, Halle 1876). Im folgenden Jahre gab O. die «Deutschen Poemata» heraus, nachdem Zinkgref ein Jahr vorher eine Sammlung Opitzscher Gedichte hatte erscheinen lassen. Im J. 1625 reiste er nach Wien, empfahl sich hier durch ein Trauergedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl, Fürst-Erzbischofs von Breslau, dem Kaiser Ferdinand II., und trat 1626 als Sekretär in die Dienste des Burggrafen Karl Hannibal von Dohna, des Kammerpräsidenten von Schlesien. Im J. 1628 wurde er vom Kaiser als Martin O. von Boberfeld in den Adelsstand erhoben und 1629 unter dem Namen des Gekrönten in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen. In diplomatischen Angelegenheiten schickte ihn 1630 der Burggraf nach

Paris, wo er Hugo Grotius kennen lernte und dessen Gedicht von der «Wahrheit der christl. Religion» übersetzte. Nach der Verjagung des Burggrafen aus Breslau (1632) blieb O. zunächst ohne Amt in Breslau und gab sein Lehrgedicht «Vesuv» und die schon in Jütland gedichteten «Trostgedichte in Widerwärtigkeit des Kriegs», seine beste Dichtung, heraus. Nachdem er hierauf eine Zeit lang im Dienste der Herzöge von Liegnitz, Brieg und Öls, besonders als Agent bei den Schweden, gestanden, zog er 1634 nach Danzig, wo ihn König Wladislaw IV. von Polen, an den er 1636 ein Lobgedicht gerichtet hatte, 1637 zum königl. Historiographen und Sekretär ernannte. Er starb in Danzig 20. Aug. (nach J. Rist: 6. Sept.) 1639 an der Pest.

Von den Arbeiten seiner letzten Lebensjahre sind zu nennen das Singspiel «Judith», die Übersetzung der «Antigone» des Sophokles, die Psalmenübersetzung und die Ausgabe des altdeutschen «Annoliedes». O. erwarb sich besonders bleibende Verdienste um die Form der deutschen Dichtkunst. Er drang auf Reinheit und Richtigkeit der Sprache und führte zuerst wieder die Messung der Silben statt der seit vollen zwei Jahrhunderten herrschenden Zählung derselben ein. Der Inhalt seiner Dichtungen ist durchaus der einer verständigen Reflexion und zeigt eine entschieden sittlich-lehrhafte Richtung. Von O.' Dichtungen sind mehrere Ausgaben sowohl bei seinen Lebzeiten als später erschienen, aber keine ist vollständig. Eine gute Auswahl gab Wilh. Müller in der «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.» (Bd. 1, Lpz. 1822) heraus, desgleichen J. Littmann (Lpz. 1869). Ein Denkmal des Dichters (Marmorbüste von Michaelis) wurde 1. Juli 1877 in Bunzlau enthüllt. Vgl. die Biographien von Strehlke (Lpz. 1856), Weinhold (Kiel 1862), Palm (Bresl. 1862); ferner Guttmann, «Über die Ausgaben der Gesamtwerke von O.» (Ratibor 1850).

Opium (Mohnsaft, Laudanum, Meconium) ist der eingetrocknete Milchsaft der unreifen Mohnkapseln von Papaver somniferum, welcher am meisten wirksame Bestandteile enthält, wenn er etwa 14 Tage vor dem Reifen der Köpfe gewonnen wird. Beim Anritzen oder Anschneiden derselben dringt aus den wunden Stellen ein dicklicher, weißer, an der Luft bald braun werdender Saft hervor, welcher dann in geeigneter Weise gesammelt und nach seiner Verdickung (freiwillig an der Luft, bei gelinder Wärme oder durch Zusatz konsistenter Mittel) zu flachen, braunen, betäubend riechenden Kuchen von 200—800 g Gewicht geformt wird. Um das Zusammenkleben der einzelnen Kuchen zu verhüten, werden dieselben mit Mohnblättern, zuweilen auch mit braunem Seidenpapier eingehüllt und mit Rumexsamen bestreut. Die Opiumkultur, welche in Ägypten, der asiat. Türkei, Persien und Indien zu Hause ist, beschäftigt viele Kräfte und ist ein überaus wichtiges Gewerbe. In Kleinasien betrug die Opiumernte 1871 etwa 7000 Couffen, 1872 etwa 4—5000 Couffen (1 Couffe = 60 kg), 1 Kiste (1,5 Couffen enthaltend) wiegt ungefähr 90 kg.

Bei der großen Bedeutung und Unentbehrlichkeit des O. hat man die Opiumkultur auch in andern Ländern einzubürgern versucht, so in Württemberg, in Schlesien, am Rhein, in Österreich (namentlich auf den Herrschaften des Fürsten Schwarzenberg), in den Vereinigten Staaten und in Australien, und hat, was den Wert des produzierten O. betrifft, recht gute Ergebnisse erzielt. Obgleich 1 ha Land mit Mohn bepflanzt in Deutschland neben etwa 15 Ctr. Mohnsamen 20 bis 25 kg O. liefern kann, so neigen sich doch die meisten Mohnkultivateure der Ansicht zu, daß in Centraleuropa die Opiumkultur in Anbetracht der hohen Arbeitslöhne nicht lebensfähig sei, obgleich das in Europa produzierte O. im allgemeinen reicher an Alkaloiden als das asiatische ist. In den Vereinigten Staaten ist mit chines. Arbeitern die Opiumkultur möglich und lohnend. Das O., wie es die Deutsche Pharmakopöe will, soll im ausgetrockneten Zustande 10 Proz. Morphin enthalten. Es ist in Alkohol und Wasser zum großen Teile löslich.

Der wässerige Auszug des O., zur Extraktkonsistenz abgedampft, bildet das Opiumextrakt (Extractum Opii); die einfache Opiumtinktur (Tinctura Opii simplex) wird durch Digerieren von 1 Teil O., 5 Teilen Spiritus und 5 Teilen Wasser hergestellt, die safranhaltige Opiumtinktur (Tinctura Opii crocata oder Laudanum liquidum Sydenhami) wird gewöhnlich Laudanum (s. d.) genannt. Beide Tinkturen, zu den gebräuchlichsten Arzneimitteln zählend, enthalten in 10 Teilen die löslichen Bestandteile von 1 Teil O. Eine zwanzigfach schwächere Opiumtinktur ist die Tinctura Opii benzoïca, welche außer den Opiumbestandteilen noch Benzoësäure, Kampfer und Anisöl enthält. Medikamente, welche überhaupt O. enthalten, nennt man Opiate; zu ihnen gehört das Dowersche Pulver (Pulvis Doweri), aus 1 Teil O., 1 Teil Ipecacuanha und 8 Teilen Kalisulfat bestehend. Die Deutsche Pharmakopöe von 1882 hat ein Pulvis Ipecacuanhae opiatus, das im Dowerschen Pulver Milchzucker an Stelle des Kalisulfats enthält.

Das O. enthält neben Harzen, einem indifferenten Körper, dem Mekonin, und einer organischen Säure, der Mekonsäure, eine größere Anzahl verschiedener krystallinischer Alkaloide, manche davon nur in sehr geringer Menge; die wichtigsten derselben sind das Morphium (s. d.), das Codeïn, das Thebaïn, das Papaverin, das Narkotin und das Narceïn; außerdem hat man in einzelnen Opiumsorten noch gefunden das Kryptopin, das Codamin, das Laudanosin, das Hydrocotarnin, das Lanthopin, das Meconidin und das Rhoeadin. In kleinen Gaben wirkt das O. zuerst vorübergehend erregend, dann beruhigend, schmerz- und krampfstillend, schlafmachend, in größern Mengen dagegen stark betäubend, indem es einen tiefen, lange anhaltenden, von lebhaften Träumen und Hallucinationen begleiteten Schlaf erzeugt und schließlich durch Lähmung des centralen Nervensystems unter asphyktischen Erscheinungen zum Tode führt. Bei Kindern können schon 0,01 g, bei Erwachsenen schon 0,25 bis 0,50 g tödlich wirken. Die Deutsche Pharmakopöe gestattet eine maximale Einzelgabe von 0,15 g, maximale Tagesgabe von 0,5 g. Das O. zählt zu den wichtigsten und unentbehrlichsten Heilmitteln; innerlich genommen erweist es sich namentlich gegen Schmerz- und Krampfzustände der verschiedensten Art (Neuralgien, Koliken, Krampfhusten, Blasenkrampf, Krampfwehen), sowie gegen hartnäckiges Erbrechen, Delirien (namentlich Delirium tremens) und viele Entzündungskrankheiten heilsam. Auch äußerlich wird es als Zusatz zu Einspritzungen, Klystieren und Suppositorien bei Erkrankungen der untern Darmteile, in der Form von Vaginalkugeln bei Erkrankungen des weiblichen Genitalapparates,

sowie zu Salben bei spasmodischen Augenkrankheiten vielfach angewendet.

Infolge seiner berauschenden Wirkung dient das O. im Orient als Genußmittel (Opiumesser oder Opiophagen, Opiumraucher), obwohl sehr bald allgemeine Abmagerung, Erschlaffung und gänzliche Zerrüttung des Körpers und Geistes sich einstellt. Bei akuten Vergiftungen mit O. ist in erster Linie das Gift durch Brechmittel oder mittels der Magenpumpe aus dem Körper zu entfernen und dem Schlafe entgegenzuarbeiten; man versucht letzteres mit starkem Kaffee, mit Caffeïnlösung, mit Guarana-Abkochung oder durch beständiges, stundenlanges Herumführen des Kranken (ambulatory treatment der Engländer), durch starke Hautreize, kalte Übergießungen oder Eisbeutel auf den Kopf und künstliche Atmung. Auch gibt man Tanninlösung oder konzentrierten Theeaufguß in der Erwartung, die Alkaloïde in die unlöslichen Tannate zu verwandeln. Die chronische Opiumvergiftung kann, wie die chronische Morphiumvergiftung, mit dauerndem Erfolg nur in gut überwachten Anstalten behandelt werden.

Opladen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Solingen, 13 km südwestlich von Solingen, an der Wupper, 4,5 km von deren Mündung in den Rhein, Station der Linien Deutz-Haan, Speldorf-Niederlahnstein und O.-Lennep der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, hat (1880) 3136 meist kath. E., eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, ein erzbischöfl. Knabenpensionat (Aloysianum), zwei höhere Töchterschulen, Wollspinnerei, Türkischrotfärbereien, eine Dynamitfabrik, eine Holzschrauben- und Stiefeleisenfabrik, eine mechan. Bauschreinerei, Bierbrauerei, Lohgerberei, Brennereien, eine Faßfabrik und eine Mahl- und Lohmühle.

Opobalsam, s. Mekkabalsam.

Opodeldok (Linimentum saponato-camphoratum) heißt eine mit Ammonialgeist (50 Teile), Glyzerin (50 Teile) und ätherischen Ölen (Thymianöl 4 Teile und Rosmarinöl 6 Teile) versetzte Lösung von Seife (60 Teile) und Kampfer (20 Teile) in Alkohol (810 Teile); in der Wärme ist die Masse flüssig, beim Erkalten bildet sie eine konsistente Gallerte. Der Flüssige Opodeldok (Linimentum saponato-camphoratum liquidum) besteht aus 120 Teilen Kampferspiritus, 350 Teilen Seifenspiritus, 24 Teilen Ammonialgeist, 2 Teilen Thymianöl, 4 Teilen Rosmarinöl; er bleibt bei gewöhnlicher Temperatur flüssig. O. dient als Einreibung zur Erzeugung eines leichten Hautreizes bei verschiedenen schmerzhaften Zuständen der Haut.

Opoltschenie heißt die durch das Gesetz vom 13. Jan. 1874 errichtete russ. Reichswehr, deren Organisation durch kaiserl. Verordnung vom 30. Okt. 1876 bestimmt worden ist. Die O. ergänzt sich aus der gesamten waffenfähigen männlichen Bevölkerung vom 20. bis zum 40. Lebensjahre, soweit dieselbe nicht dem stehenden Heere angehört. Sie besteht aus zwei Aufgeboten. Das erste Aufgebot ist zunächst zur Bildung besonderer Opoltschenietruppen, dann auch zur Ergänzung des stehenden Heeres, sofern die Reserve hierzu nicht genügt, bestimmt, und umfaßt die aus der Reserve überwiesenen Mannschaften, sowie die den vier jüngsten Jahrgängen angehörigen Wehrpflichtigen, welche sich freigelost haben. Das zweite Aufgebot wird ausschließlich zur Bildung selbständiger Truppenkörper verwendet, ist jedoch weniger für den Kampf als für den innern Sicherheitsdienst, die Begleitung von Transporten, die Bewachung von Gefangenen und die Ausführung militärischer Arbeiten bestimmt. Die Gesamtstärke des ersten Aufgebots der O., welches nur aus Infanterie und Kavallerie besteht, wird auf ungefähr 200000 Mann geschätzt.

Opongos, afrik. Zwergvolk, s. u. Aschango.

Oporinus (Joh., eigentlich Herbst oder Herbster), namhafter Buchdrucker, geb. 1507 in Basel, widmete sich dem Studium der Medizin und Physik und wurde Famulus bei dem berühmten Theophrastus Bombastus von Hohenheim, genannt Paracelsus. Er verließ aber denselben, weil dieser ihn nicht in die Geheimnisse seiner Wunderkuren einweihen wollte, und nahm eine Professur der griech. Sprache an, legte sie aber nieder, um in Basel eine Buchdruckerei zu errichten. Er starb 1568. Aus seiner Presse gingen viele gute Werke hervor, darunter eine Anzahl griech. und lat. Klassiker, deren korrekte Ausgaben er mit weitläufigen Registern versah. Zu den schönsten seiner Drucke gehört Vesalius' «Humani corporis fabrica» (1555) mit Holzschnitt-Initialen und anatom. Figuren.

Oporto (d. h. der Hafen) oder Porto, nach Lissabon die größte und bedeutendste Stadt Portugals, Hauptort des gleichnamigen Distrikts in der alten Provinz Entre Douro e Minho, Sitz eines Bischofs, eines Civilgouverneurs, eines Militärkommandanten, einer Marine-Intendantur, eines Appellationshofs, eines Handelsgerichts und einer Handelskammer, Handelsplatz ersten Ranges, liegt 275 km im Norden von Lissabon, in einem engen, von hohen Bergen eingeschlossenen Thale ungemein malerisch auf bis 90 m hohen Anhöhen am rechten Ufer des (am Hafen 270 m breiten) Douro, 6 km oberhalb seiner Mündung in den Atlantischen Ocean. Die Stadt bietet mit ihren steilen Straßen, den die Anhöhen krönenden Klostergebäuden und Kastellen, zahlreichen Gärten und der 4. Nov. 1877 eröffneten, 354 m langen Eisenbahnbrücke vom Strome aus einen imposanten Anblick dar und hat mit den sechs Vorstädten, ohne Villa nova de Gaya, das eine eigene Kommune mit 8712 E. bildet, (1878) 105838 E. Die eigentliche Stadt zerfällt in die Ost- und Weststadt (Bairro Oriental und Bairro Occidental) oder in 12 Freguezias und hat 240 Straßen, 154 Gassen, drei große Marktplätze und mehrere kleine, 79 größere und kleinere schöne Promenaden und drei öffentliche Gärten, wovon der des Bazars Palacio de Crystal hervorzuheben. Mitten darin steht eine kleine, dem Andenken an Karl Albert von Sardinien geweihte Kapelle, dessen Sterbehaus in der Nähe liegt. Ein großartiges Panorama bietet der Signalturm bei Villa nova. Die Stadt ist reich an gutem Wasser und hat Gaserleuchtung. Zur Klosterzeit besaß sie gegen 80 Kirchen und Kapellen. Die Klöster selbst, 1834 aufgehoben, sind verschwunden, oder liegen in Ruinen, oder dienen andern Zwecken. So ist das Kloster Serra do Pilar zur Citadelle, San-Bento zur Kaserne, San-Domingos zur Börse, Santo-Antonio zur Bibliothek mit Museum, San-João zum Tribunal, San-Francisco zur Börse umgewandelt. Nur drei Nonnenklöster, von denen eins in Villa nova, existieren noch als Erziehungsanstalten. Unter den acht Pfarrkirchen sind bemerkenswert die vom Grafen Heinrich von Portugal gegründete Kathedrale oder Sé, die kleine got. Kirche Cedofeita,

die älteste von allen (559 vom Suevenkönig Theodomir gegründet); bemerkenswert sind auch die Kirche dos Clérigos mit dem höchsten Turm in Portugal (75 m) und die großartige Kirche da Lapa, in welcher das Herz des Königs Pedro IV. ruht. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden treten hervor die engl. Faktorei (1785 gegründet), das große königl. Haupttheater de San-João, der Justizpalast, die Börse mit einem prächtigen maurischen Ballsaal, das Stadthaus, das zugleich Gefängnis ist, der neue königl. Palast, das großartige Hospital Misericordia, der bischöfl. Palast und das Zollhaus. O. hat ein Lyceum, eine Lateinschule, ein geistliches Seminar, eine polytechnische Akademie, die zugleich als Handels- und Gewerbeschule dient, eine mediz. Hochschule mit botan. Garten, gute Krankenhäuser und Asyle, sowie eine Akademie der schönen Künste mit einem Museum, außerdem zahlreiche Elementarschulen und höhere Bildungs- und Erziehungsanstalten für beiderlei Geschlecht, darunter auch eine deutsche Schule. Ferner ist vorhanden eine öffentliche Bibliothek mit 100000 Bänden und 1200 Handschriften, verbunden mit einem Münzkabinett, mehrere gelehrte Gesellschaften, Lesekabinette, darunter das Casino (Assemblea), elegante Cafés und Kaufläden.

O. ist nach Lissabon der Hauptsitz der portug. Industrie, die sich hier fast ganz unabhängig von England zu machen gewußt hat. Es gibt hier an 700 Fabriken; besonders blühend ist die Baumwoll- und Seidenindustrie. Außerdem bestehen Gerbereien, Metallgießereien, Wachstuch-, Papier- und Hutfabriken, Werften, Brauereien, Brennereien, Zuckersiedereien, Pottasche-, Fayence-, Tabaks-, Seifen-, Korkpfropfen-, Lichtfabriken u. s. w. Außerdem fertigt man Messer- und Stahlwaren, Gold- und Juwelierarbeit, Silber- und Golddraht, Taue und andern Schiffsbedarf. Die Einfahrt in den durch Sandbänke und unterseeische Felsenriffe gefährdeten Hafen ist immer gefährlich, zu Zeiten unmöglich. Jetzt (1885) wird ein großartiger künstlicher Hafen, 2 km nordwärts von dem natürlichen, bei Leixões gebaut. Die Flußschiffahrt, durch Stromschnellen erschwert, hat nur Bedeutung für den Weintransport. Außer Wein führt O. noch Vieh, Kork, Obst, rohe Seide, Wolle, Hüte und Schuhwaren aus. O. ist seit alter Zeit der Hauptverschiffungsplatz des Portweins (s. d.), welcher im portug. Ausfuhrhandel eine sehr hervorragende Stelle einnimmt. Das Hauptdepôt für den Wein ist in Villa nova. Nächst England sind an dem Handel O.s am meisten beteiligt Brasilien, Frankreich, die Vereinigten Staaten und Hamburg. Es befinden sich am Platze eine Handels- und Dampfschiffahrts-, sowie mehrere Versicherungsgesellschaften und elf Banken. Eisenbahnverbindung findet mit Lissabon durch die Südbahn, mit Galicien über Valença durch die Nordbahn (Minhobahn), mit Traz os Montes durch die Ostbahn (Dourobahn), mit Povoa de Varzim durch eine Privatbahn, regelmäßiger Dampfbootverkehr mit Lissabon und über Vigo nach Southampton statt. Auch legen einige der mit Lissabon verkehrenden span., franz. und engl. Dampfer hier an. Die Umgebungen O.s sind überaus reizend und dicht besetzt mit geschmackvollen Landhäusern (Quintas).

Im Altertum lag an der Stelle der Stadt das Kastell Portus-Cale, um welches im 4. oder 5. Jahrh. n. Chr. der Ort gleichen Namens entstand, von dem der Name Portugal herkommt. O. wurde 716 von den Arabern, 820 von Alfons I. von Leon, 825 wieder von den Arabern eingenommen und zerstört, 984 durch franz. Einwanderer wieder aufgebaut und 1110 mit Mauern umgeben. In neuerer Zeit wurde O. merkwürdig durch den Ausbruch der Revolution vom 24. Aug. 1820; dann unter Dom Miguels Usurpation durch das Blutgericht gegen die Anhänger der Königin Donna Maria, wobei die Stadt durch Auswanderung über 10000 Bewohner verlor; ferner 1832 und 1833 durch ihre Verteidigung gegen Dom Miguel und als Stütz- und Mittelpunkt der Operationen Dom Pedros gegen jenen. Zu O. erhoben sich auch die Aufstände von 1842 und vom 8. März 1846, wo sich hier 12. Okt. eine provisorische Regentschaft, wie 1847 eine Revolutionsjunta bildete, die bis zur Kapitulation der Stadt (27. Juni) bestand. Ein abermaliger Abfall der Stadt von der Regierung fand zu Gunsten Saldanhas 24. April 1851 statt.

Der Distrikt Oporto zählte 1881 auf 2304,4 qkm 466981 E. und ist der am dichtesten bevölkerte in Portugal (203 auf 1 qkm). Die wichtigsten Ortschaften in der Umgebung der Hauptstadt sind: San-João da Foz, eine Villa mit besuchten Seebädern an der Mündung des Douro; Povoa de Varzim (s. d.); Balongo oder Ballongo, mit 3207 E., berühmt wegen seiner Antimonium- und Schieferbergwerke, welche durch schmalspurige Eisenbahn mit O. verbunden ist.

Oporto do Ambriz, Hauptstadt des portug. Distrikts Ambriz, an der Küste von Niederguinea.

Opossum nennt man eine zur Familie der Beutelratten (Didelphys) gehörende Art, welche im System den Namen virginische Beutelratte (D. Virginiana) führt. Diese zu den fleischfressenden Beuteltieren (s. d.) gehörende und nur in Amerika vorkommende Säugetierfamilie, von der man mehrere Gattungen und über 40 Arten kennt, unterscheidet sich von den Verwandten durch die mit nagellosem, abgesetztem Daumen versehenen Hinterfüße und den langen, nur am Grunde behaarten, übrigens nackten und mit Schuppenringen besetzten Schwanz. Der Körperbau ist gestreckt, der Kopf lang und zugespitzt; die Zahl der Zähne beträgt 50. Die Füße sind kurz, mit starken krummen Krallen bewehrt und die Augen mit einer Nickhaut versehen. Das von Mexiko bis Pennsylvanien verbreitete O. ist die größte Art der typischen Gattung, 50 cm lang, ohne den 30 cm langen Schwanz. Der wertlose Pelz ist schmutzigweiß, bald mehr ins Gelbliche, bald ins Gräuliche und an den Füßen und Augen, über welchen letztern ein weißlicher Fleck steht, in rußiges Braun übergehend. Die großen, dünnhäutigen, schwärzlichen Ohren, der unbehaarte, bleichfleischfarbene Wickelschwanz, die vorstehenden Augen und die eigentümliche, starke, unangenehme Ausdünstung machen das O. zu einem widerlichen Tier. Es verschläft den Tag in hohlen Bäumen und geht des Nachts auf die Jagd nach Vögeln, kleinen Säugetieren, Reptilien und Insekten, dringt aber auch in die Hühnerställe, wo es alles tötet, was es erreichen kann. Um bei Verfolgungen sich zu retten, rollt es sich in einen Knäuel zusammen und behauptet, wenn es aufgefunden wird, hartnäckig, selbst gegen Stöße und Verwundungen, den Schein des Todes. Die 12—16 Jungen, welche sehr unvollkommen, als kleine, formlose, nur 80 g

wiegende Klumpen geboren werden, hängen sich in der Beuteltasche an die Zitzen der Mutter, wo sie sich festsaugen und in etwa 50 Tagen die nötige Ausbildung erlangen. Aber auch nachher suchen die Jungen gelegentlich noch Schutz in der Beuteltasche der Mutter, welche die Tasche ganz eng und fest schließen kann. Das Fleisch ist zwar weiß, zart und fett, besitzt aber einen widrigen Geruch und wird nur von Negern gegessen. Eine zweite Art dieser Gattung, die *surinamische Beutelratte* (D. dorsigera), ist besonders dadurch merkwürdig, daß sie die Jungen auf dem Rücken herumträgt und ihnen dabei den Schwanz zum Anhalt darbietet, weil sie statt einer Beuteltasche nur eine flache Hautfalte hat. Sie ist graugelb, an Stirn und Wangen weiß, etwa 20 cm lang, ohne den 18 cm langen Schwanz, und lebt in Surinam, Guaiana und dem nordöstl. Brasilien. Eine dritte, gleichfalls brasil. Art, die *graue Beutelratte* (D. cinerea, s. Tafel: Beuteltiere, Fig. 1), ist 50 cm lang, wovon 28 cm auf den Schwanz entfallen.

Opotschka, Kreisstadt im russ. Gouvernement Pskow, an der Welikaja, mit (1882) 3673 E., ist bekannt durch seine großen Leinwebereien.

Opotschna (poln. Opoczna), Kreisstadt im russ.-poln. Gouvernement Radom, an der Drzewica, hat Ruinen eines königl. Schlosses und (1882) 4441 E., meist Juden.

Oppa, linksseitiger Nebenfluß der obern Oder, entspringt auf dem Altvatergebirge (Sudeten), fließt in ostsüdöstl. Richtung, berührt Jägerndorf und Troppau und bildet in ihrem untern Laufe die Grenze zwischen Österreichisch-Schlesien und dem preuß. Regierungsbezirk Oppeln.

Oppel (Albert), Paläontolog und Geolog, geb. 19. Dez. 1831 zu Hohenheim, studierte zu Tübingen, bereiste dann mehrere Länder Europas, wurde dann Konservator der paläontolog. Sammlung zu München und starb daselbst 22. Dez. 1865. Er zerlegte die Juraformation nach ihren Leitfossilien in ihre einzelnen Elemente und stellte danach ein Idealprofil von 36 Zonen auf. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Die mittlere Lias Schwabens» (Stuttg. 1853), «Paläontolog. Mitteilungen aus den Museen des bayr. Staats» (2 Lief., Stuttg. 1862—63).

Oppeln, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks in der preuß. Provinz Schlesien, am rechten Ufer der Oder, Station der Linien Breslau-Oswiecim, O.-Beuthen, Neisse-O. und O.-Wossowska der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz einer Regierung, einer Oberpostdirektion, eines Land-, Schwur- und Amtsgerichts, eines Landratsamts und anderer Behörden und zählt (1880) 14447 meist kath. E., von denen die untern Klassen polnisch, die obern deutsch, die mittlern meist beide Sprachen sprechen. Die Stadt besitzt vier kath. Kirchen und eine evangelische, eine Synagoge, ein kath. Gymnasium, das aus dem 1801 aufgehobenen Jesuitenkollegium entstanden ist, ein kath. Schullehrerseminar, eine königl. Präparandenanstalt, eine landwirtschaftliche Schule, eine höhere Töchterschule und ein königl. Hebammeninstitut. Die Adalbertkapelle an der ehemaligen Dominikanerkirche soll vom heil. Adalbert 995 gegründet worden sein. Auf der Oderinsel Pascheke dicht bei der Stadt sind schöne Promenaden, der Villenort Wilhelmsthal und ein 1426 erbautes Piastenschloß (jetzt Magazin). Die Industrie erstreckt sich hauptsächlich auf Cigarren, Cement, Kalk, Bier, Spiritus, Leder und Dampfschneidemühlen. Der Handel ist meist Speditionshandel mit Bergwerksprodukten, Holz, Kalk, Cement und Vieh. Die Oderschiffahrt bildet ebenfalls eine Erwerbsquelle für die Stadt und wird besonders gehoben durch den neuen großen Hafen mit Schleusen. O. war früher die Hauptstadt des unmittelbaren Fürstentums Oppeln (7550 qkm) und 1163—1532 die Residenz der oberschles. Herzöge aus dem Stamme der Piasten, welche bis 1327 unabhängig, seitdem Lehnsfürsten der Krone Böhmens waren. Schon um 1024 galt O. als ein beträchtlicher Ort, der später in der schles. Landesgeschichte, besonders aber in den Zeiten des Dreißigjährigen und des Siebenjährigen Kriegs häufig genannt wird. Nach dem Aussterben jenes Fürstenhauses (1532) wurde das Land vom Kaiser eingezogen. Vgl. Idzikowski, «Geschichte der Stadt O.» (Oppeln 1863).

Der Regierungsbezirk Oppeln umfaßt das Herzogtum Ratibor, die Fürstentümer O. und Neisse und die freie Standesherrschaft Pleß mit insgesamt 13212,35 qkm und (1880) 1441296 E., wovon 132105 Evangelische, 1284062 Katholiken und 24348 Juden; 850000 sind Polen, 45000 Czechen; derselbe zerfällt in 19 Kreise. — Der Kreis Oppeln zählt (1880) auf 1425 qkm 110838 E.

Oppenau, Stadt im bad. Kreise Offenburg, Amt Oberkirch, im Schwarzwald, an der Einmündung des Lierbachthals in das Renchthal, unweit rechts der Rench, 279 m über dem Meere, Endstation der Linie Appenweier-O. der Badischen Staatsbahnen, lebhafter Knotenpunkt für Schwarzwaldreisende, hat (1880) 1960 kath. E., eine Fabrik von Steinkrügen für Versendung von Mineralwässern, eine Pech- und Kienrußfabrik, viele Holzschneidemühlen, Ziegeleien, Bierbrauereien, Holzschnitzerei und bedeutenden Handel mit Kirschwasser, Holz, Holzwaren, Harz und Pech. O. gehörte ehemals zum Bistum Straßburg.

Oppenheim, Kreisstadt der großherzogl. hess. Provinz Rheinhessen, zur Pfalz gehörig, am Rhein, Station der Linie Mainz-Worms der Hessischen Ludwigsbahn, 18 km südlich von Mainz und 26 km nördlich von Worms, auf dem steilen Abhange rebenreicher Hügel gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Kreisamts, hat eine Realschule und zählt (1880) 3288 E., welche bedeutenden Weinbau und lebhaften Handel treiben. O. liegt in der Nähe des Römerkastells Bauconia und wird 774 als Villa Karls d. Gr. genannt. Später war es eine der bedeutendsten rhein. Reichsstädte, wurde aber 1398 an den Kurfürsten von der Pfalz verpfändet und nicht wieder ausgelöst. Von den Spaniern unter Spinola wurde es 1620, von den Schweden unter Gustav Adolf 1631, von den Kaiserlichen 1634 erobert und 31. Mai 1689 von den Franzosen unter Melac fast gänzlich zerstört. Noch jetzt trägt die prot. St.-Katharinenkirche, ein herrliches Denkmal deutscher Baukunst aus dem J. 1262—1317, die Spuren dieser Verwüstung; der Westchor stürzte 1713 ein, doch ist die Kirche jetzt stilgemäß restauriert. (Vgl. Hertel, «Die Katharinenkirche zu O.», mit erläuterndem Text von Fr. Schneider, Mainz 1877.) Oberhalb der Stadt steht die Ruine der einst berühmten, 1689 zerstörten Reichsfeste Landskron, erbaut unter Kaiser Lothar, hergestellt von Kaiser Ruprecht, der hier 18. Mai 1410 starb. Bemerkenswert sind bei O. auch die Schwedensäule am Altrhein, wo Gustav

Adolf 1631 den Rhein überschritt, und das romantisch gelegene Nierstein, berühmt durch seinen Weinbau, der auch in den benachbarten Dörfern Dienheim und Schwabsburg stark betrieben wird. Auf der Ebene zwischen der Stadt und Guntersblum wurde 4. Sept. 1024 der Salier Konrad II. zum Kaiser erwählt. Vgl. Franck, «Geschichte der ehemaligen Reichsstadt O.» (Darmst. 1859).

Oppenheim (Heinr. Bernh.), Publizist, geb. 20. Juli 1819 in Frankfurt a. M., studierte Jurisprudenz in Göttingen, Heidelberg und Berlin und habilitierte sich 1841 in Heidelberg, zog aber 1848 nach Berlin, wo er mit Arnold Ruge die «Reform» herausgab. Er mußte 1849 fliehen und lebte in der Schweiz, England, Frankreich, den Niederlanden und Belgien, bis er 1860 nach Berlin zurückkehrte. Hier redigierte er die «Deutschen Jahrbücher»; 1873—76 gehörte er für Reuß ältere Linie dem Reichstag an, wo er sich der nationalliberalen Partei anschloß. Er starb 29. März 1880 in Berlin. Von seinen Schriften sind zu nennen: «System des Völkerrechts» (Frankfurt 1845; 2. Aufl. 1866), «Der Katheder-Sozialismus» (Berl. 1872; 2. Aufl. 1873).

Oppenheimer, berüchtigt durch seine Finanzoperationen und Bedrückungen in Württemberg, s. Süß-Oppenheimer (Joseph).

Oppert (Jul.), ausgezeichneter Orientalist, geb. 9. Juli 1825 zu Hamburg von israel. Eltern, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Johanneum daselbst und ging 1844 nach Heidelberg, um die Rechte zu studieren. Doch entsagte er bald der jurist. Laufbahn und wandte sich zu Bonn und Berlin den orient. Studien zu. Nachdem er zu Berlin die Untersuchung über «Das Lautsystem des Altpersischen» (Berl. 1847) veröffentlicht, ging er 1847 nach Paris, wo er alsbald mit Letronne, Burnouf, de Saulcy und Longpérier in nähere Beziehungen trat. Bereits 1848 erhielt er eine Anstellung als Lehrer des Deutschen am Lyceum zu Laval, von wo er 1850 in gleicher Eigenschaft nach Rheims versetzt ward. Daneben beschäftigte sich O. ununterbrochen mit dem Studium des Altindischen und Altpersischen, als dessen Frucht eine Arbeit über die Inschriften der Achämeniden (Par. 1852) erschien. Im J. 1851 wurde er von der franz. Regierung mit Fresnel und dem Architekten Thomas zur Erforschung der alten Ruinenstätten nach Mesopotamien gesandt, von wo er erst 1854 zurückkehrte. Es gebührt ihm das Verdienst, die Stätte des alten Babylon zum ersten mal im ganzen gründlich erforscht zu haben. Nach seiner Rückkehr widmete sich O. der Entzifferung und Erklärung der assyr. Keilschrift. Er brachte nicht nur die eigentliche Entzifferung derselben, wenigstens in ihren Prinzipien, zu einer gewissen Vollendung, sondern begann auch den Aufbau der Grammatik und des Wörterbuchs der altassyr. Sprache. Namentlich verdankt man ihm die Erklärung nicht allein der histor., sondern auch namentlich die der zahlreichen astron. und juridischen Texte. Seit 1857 Professor des Sanskrit an der kaiserl. Bibliothek zu Paris, wurde er 1869 mit dem Lehrfach der Assyriologie am Collège de France betraut, welche Stellung 1874 für ihn in eine regelmäßige Professur umgewandelt wurde. Das Institut hatte ihm 1863 den großen Nationalpreis von 20000 Frs. zuerkannt «für die Entdeckung, die Frankreich die meiste Ehre und Nutzen bringe». Im J. 1881 folgte er Mariette als Mitglied der Akademie der Inschriften. Außer zahlreichen kleinern Schriften veröffentlichte er das Prachtwerk «Expédition de Mésopotamie» (Bd. 1: «Résultats de l'expédition», Par. 1859; Bd. 2: «Déchiffrements des inscriptions cunéiformes», 1861), ferner die «Études assyriennes» (Par. 1857), die «Éléments de la grammaire assyrienne» (Par. 1860; 2. Ausg. 1868), die Entzifferung der «Grande inscription du Palais de Khorsabad» (mit Ménant, 2 Bde., Par. 1863), der «Inscriptions assyriennes des Sargonides» (Par. 1862), ferner «Rapports de l'Égypte et de l'Assyrie» (Par. 1868), «Dour-Sarkayan» (Par. 1870), «Étalon des mesures assyriennes» (Par. 1875), «Salomon et ses successeurs» (Par. 1877), «Documents juridiques de la Chaldée et de l'Assyrie» (mit Ménant), «Études Sumeriennes» (Bd. 1, Par. 1875), «Le peuple et la langue des Mèdes» (1879), «Fragments cosmogoniques» (1879), «Fragments mythologiques» (1882), «L'ambre jaune chez les Assyriens» (1880), ferner die bahnbrechende Schrift «La chronologie de la Genèse» (1879) und eine große Anzahl kleinerer Artikel in sehr vielen Zeitschriften verschiedener Länder, namentlich sehr ausführliche in den «Göttinger gelehrten Anzeigen». Für die Zwecke des Sanskritunterrichts hat er eine «Grammaire sanscrite» (Par. 1859; 2. Aufl. 1864) verfaßt.

Ernst Jakob O., Bruder des vorigen, geb. zu Hamburg 5. Dez. 1832, ging 1851 als Kaufmann nach China und gründete ein Handlungshaus in Shanghai, von wo aus er Reisen bis tief in das Innere von China und nach Japan machte. Er unternahm im Frühjahr und im Herbst 1866 zwei Reisen, um in Korea zur Anknüpfung von Geschäftsverbindungen zu landen, und machte 1868 einen dritten Versuch, in die rätselhafte Halbinsel einzudringen. Veranlaßt durch die für diese Expedition gemachten Studien, bei denen ihm namentlich die ihm überlassenen Papiere des franz. Missionars Féron, der lange Jahre in Korea gewirkt hatte, nützlich waren, schilderte er die Geschichte, Geographie, die Sitten und Gebräuche dieses eigenartigen und bis heute fast unbekannten Landes in einem englisch und deutsch erschienenen Werke: «A forbidden land» (Lond. 1879; «Ein verschlossenes Land», Lpz. 1880).

Gustav Salomon O., Bruder der vorigen, geb. 30. Juli 1836, machte sich durch eine Schrift über den Presbyter Johannes (2. Aufl., Berl. 1870) bekannt. Nachdem er auf den Bibliotheken von Oxford und Windsor fungiert hatte, wirkt er seit 1872 als Professor des Sanskrit an der Universität von Madras in Indien. Dort veröffentlichte er nach ihm ganz angehörenden Prinzipien «On the classification of languages» (Madras 1879), ferner «On the Weapons, army of the ancient Hindus» (1880), «Contributions of the History of Southern India» (1882), «Nitipra karika» (1882), «Lists of sanscrit manuscripts in Southern India» (Bd. 1, 1880).

Oppianus, griech. Lehrdichter gegen Ende des 2. Jahrh. n. Chr., aus Cilicien, wird als der Verfasser zweier noch vorhandener Gedichte genannt: «Kynegetika» oder über die Jagd, und «Halieutika» oder über den Fischfang, die eine sorgfältige Nachahmung älterer Muster verraten und einzelne wahrhaft dichterische Schilderungen darbieten. Die neuere Kritik schreibt jedoch nur die «Halieutika» dem genannten Cilicier, die «Kynegetika» aber einem jüngern Dichter, einem Nachahmer des O., aus Apamea in Syrien, zu. Gute kritische Ausgaben

besorgten J. G. Schneider (Straßb. 1776; gänzlich umgearbeitet, Lpz. 1813) und Lehrs (Par. 1846).

Oppidanen (lat.), Stadtbewohner, besonders Kleinstädter; ferner auf Schulen mit Alumnat soviel wie Externe, außerhalb der Schulanstalt wohnende Schüler.

Oppido, früher Name der Stadt Palmira (s. d.).

Oppido Mamertina, Stadt in der ital. Provinz Reggio di Calabria, Bezirk Palmi, am Fuße der Apenninen, 37 km im NO. von Reggio, bildet ein von 11 Straßen in 36 Häuserinseln geteiltes Rechteck, ist Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiocese Reggio, hat ein Gymnasium und zählt (1881) 3813 (Gemeinde 6477) E. Die etwas abseits befindliche, jetzt in Ruinen liegende Stadt war der Mittelpunkt des Erdbebens von 1783, durch welches dieselbe völlig zerstört wurde.

Oppolzer (Joh., Ritter von), ausgezeichneter Mediziner, geb. 3. Aug. 1808 zu Gratzen im böhm. Kreise Budweis, besuchte das Gymnasium zu Prag, wo er auch seinen philos. Kursus zurücklegte und sich dann an der Universität mediz. Studien widmete. Nachdem er 1835 zu Prag promoviert, war er erst einige Zeit Assistenzarzt und trat hierauf 1838 in die Privatpraxis ein. Im J. 1841 erfolgte seine Ernennung zum Professor der mediz. Klinik und Primärarzt des Allgemeinen Krankenhauses in Prag, 1848 zum Professor der speziellen Pathologie und Therapie und Direktor des Jakobshospitals in Leipzig. Schon 1850 folgte er jedoch einem Rufe an die Hochschule zu Wien, wo er 16. April 1871 starb. Er veröffentlichte viele gediegene Aufsätze in der prager «Mediz. Vierteljahrschrift», der wiener «Mediz. Wochenschrift» und andern Fachzeitschriften. Außerdem erschienen «O.s Vorlesungen über spezielle Pathologie und Therapie» (herausg. von Stoffela, 2 Bde., Erlangen 1866—72) und «O.s Vorlesungen über die Krankheiten des Herzens und der Gefäße» (herausg. von Stoffela, Erlangen 1867).

Sein Sohn, Theodor, Ritter von O., Astronom, geb. 26. Okt. 1841 in Prag, besuchte das josephstädter Piaristengymnasium zu Wien und widmete sich dann auf der dortigen Hochschule der Medizin und der Astronomie. Im J. 1866 habilitierte er sich als Privatdocent für Astronomie an der wiener Hochschule, wurde 1870 außerord., 1875 ord. Professor für Astronomie und höhere Geodäsie. Sein Lehrbuch «Zur Bahnbestimmung der Kometen und Planeten» (Bd. 1, Lpz. 1870) enthält vielfach neue Methoden. Im J. 1873 gründete O. eine Privatsternwarte und leitete 1872—76 die umfassenden Gradmessungsarbeiten für Österreich.

Opponieren (lat.), etwas entgegensetzen, Einwendungen machen, widersprechen; Opponent, bei öffentlichen Disputationen der Gegner des Disputanten.

Opportün (lat.), gelegen, bequem, zu geeigneter Zeit geschehend.

Opposition (lat., Gegensatz, Widerstand) wird besonders von den polit., wirtschaftlichen und andern Gegensätzen gebraucht, die im öffentlichen und namentlich im parlamentarischen Leben gegen das von seiten der Regierung festgehaltene System hervortreten. Man sagt: «O. machen»; man versteht aber auch alle die, welche von einem gemeinsamen Standpunkte aus dies thun, selbst unter dem Namen: «die O.».

Opposition (von Gestirnen), s. u. Aspekten.

Opricznïki (russ., von opricz, abgesondert), unter Iwan IV., dem Schrecklichen, in Rußland die Vertrauten des Zaren, welche ihn in seinen Blutthaten unterstützten. Er machte sie unabhängig vom Bojarenrat, indem er ihnen eine Anzahl Städte und Woloste (Bezirke) zur Verwaltung gab, die gewissermaßen ein Land für sich (die Opricznina) bildeten. Opricznina heißt auch die Gesamtheit der O.

Ops hieß eine altitalische und altröm. Erdgöttin, welche Fülle und reichen Segen spenden sollte. Unter dem Namen Consiva wurde sie insbesondere als Saatgöttin verehrt und erhielt 25. Aug. ein Opeconsiva (oder Opiconsivia) genanntes Dankopfer. Sie galt für die Gemahlin des Saturnus und hatte lange mit ihm zusammen 17. Dez. (nach Cäsars Kalenderreform am 19.) ein Fest. Unter dem Namen Opisera wurde sie als die hilfreiche Mutter neugeborener Kinder verehrt. Sie hatte in Rom eine Kapelle in der Regia, dem alten Königsschloß, und einen Tempel auf dem Kapitol.

Optativ nennt man in der Grammatik eine Form des Verbums, die zum Ausdruck des Wunsches (daher der lat. Name optativus von optare, wünschen), in weiterer syntaktischer Entwickelung zum Ausdruck des als möglich Gesetzten, der Bedingung u. s. w. dient. Diese Verbalform ist ursprünglich allen indogerm. Sprachen gemeinsam (in der Sanskritgrammatik gewöhnlich Potentialis genannt); sie wird von den Stammformen des Verbums durch Anfügung von i (ī), ja (jā; je, jē) abgeleitet; ihre feinste syntaktische Entwickelung hat sie im Griechischen erlangt. In der spätern Sprachentwickelung zeigt sich das i (ja) nur im Umlaut der vorhergehenden Silbe: trug, trüge. Auch die Form, welche in der deutschen Grammatik Konjunktio genannt wird, ist die Optatioform, die im Gotischen noch deutlich vorliegt, z. B. bar, ich trug, bēr-ja-u, ich trüge. Ebenso gehört der Konjunktiv (s. d.) des Lateinischen zum Teil dem ursprünglichen O. an, z. B. sim sis (altlat. siēs), simus ist der Form nach ein O.

Optieren (lat.), etwas wünschen, etwas als wünschenswert wählen, wird namentlich hinsichtlich der Wahl gebraucht, welche den Bewohnern eines annektierten Landes bis zu einer gewissen Zeit bezüglich ihrer Staatsangehörigkeit gelassen wird. So stand den Bewohnern von Elsaß-Lothringen die Option nach dem Frankfurter Frieden vom 10. Mai 1871 noch bis zum 1. Okt. 1872 zu.

Optik (vom grch. ὀπτική, zu ergänzen τέχνη) heißt wörtlich die Lehre vom Sehen; weil aber das Licht die Ursache alles Sehens ist, so bezeichnet man damit die Lehre vom Licht. Nach den verschiedenen Arten, in denen das Sehen der Objekte uns durch das Licht vermittelt wird, teilt man die Lehren der O. in verschiedene Hauptkapitel. Erstens kann das Licht von selbstleuchtenden Körpern aus sich fortpflanzen, und dies geschieht, wenn kein Hindernis im Wege steht, nach allen Seiten hin geradlinig. Den Inbegriff aller hierhergehörigen Thatsachen und Lehren nennt man oft O. im engern Sinne. Zweitens kann das Licht von mehr oder weniger undurchsichtigen (opaken) Körpern an der Oberfläche zurückgeworfen (reflektiert, gespiegelt) werden. Alle hierhergehörigen Thatsachen werden in der Katoptrik erörtert, während drittens die Fälle, welche eintreten, wenn das Licht durch durchsichtige (diaphane) Körper hindurchgeht, also die Phänomene der einfachen und doppelten Brechung, in der Dioptrik abgehandelt werden. Hierzu kommt noch die Lehre von den besonders in

neuerer Zeit genauer untersuchten Erscheinungen der Interferenz (s. d.) und der Polarisation (s. d.) des Lichts. Einen Teil der O. im engern Sinne bildet auch die Lehre von der Lichtstärkemessung oder Photometrie, und eine wichtige Anwendung optischer Lehren findet außerdem in der Perspektive statt. Aus einem Buche des Mathematikers Euklid über O. geht hervor, wie unentwickelte Ansichten die Alten über diese Lehre hatten. Im Mittelalter wurde sie besonders durch Alhazen, Vitellio, Porta und Kepler gefördert, während sie in neuerer Zeit durch Newton, Young, Fresnel, Brewster, Herschel, Euler, Dollond, Fraunhofer, Tyndall, Kirchhoff, Helmholtz u. a. einen bedeutenden Aufschwung erhielt. Vgl. Pisko, «Licht und Farbe. Eine gemeinfaßliche Darstellung der O.» (2. Aufl., Münch. 1876); Lommel, «Das Wesen des Lichts. Darstellung der physikalischen O.» (Lpz. 1874).

Optimates und **Populares** sind zwei Namen, mit welchen die beiden polit. Parteien, die in den spätern Zeiten der röm. Republik sich gegenüberstanden, benannt wurden. Man könnte die erste, deren eigentlichen Kern der größte Teil des Senats und der Notabilität überhaupt (s. Nobiles) bildete, die aristokratische oder konservative nennen, während die zweite, welche aus der Masse des Volks bestand, die demokratische und, weil häufig für Neuerungen streitende Führer, selbst aus den Reihen der Nobilität, in reiner oder ehrgeiziger Absicht an ihre Spitze traten, die Bewegungspartei vorstellt. Der Kampf zwischen beiden begann, als die beiden Gracchen, Populares, d. i. Volksmänner im edelsten Sinne des Wortes, der Bedrückung und Armut des Volks abzuhelfen unternahmen. Nachdem dieselben, freilich zum Teil infolge ihrer eigenen Fehler, an dem Widerstande der sog. Gutgesinnten, der Optimaten, gescheitert, erneuerte sich der Kampf durch Marius und Cinna. Noch einmal siegten die Optimaten durch Sulla; endlich aber unterlagen sie mit ihrem oft schwankenden Führer Pompeius der Kraft und dem großen Geiste Julius Cäsars, der, um seine umfassenden polit. Pläne auszuführen und zur Alleinherrschaft zu gelangen, an die Spitze der Populären getreten war. Der Versuch, nach Cäsars Ermordung die alte Herrschaft wiederzugewinnen, endete mit der Niederlage des Brutus und Cassius durch Antonius und Octavianus.

Optimismus (vom lat. optimus, der beste) und **Pessimismus** (von pessimus, der schlechteste) sind zunächst vorübergehende Stimmungen, in denen man unter dem Einflusse dominierender Gefühle die Ereignisse von der leichten, fröhlichen und lichten oder von der schweren, traurigen und düstern Seite auffaßt; sie werden aber durch Temperament und persönliche Schicksale zu allgemeinen Betrachtungsweisen der einzelnen Menschen, sodaß man einen Optimisten denjenigen nennt, welcher alle Begegnisse seines Lebens von der besten Seite nimmt, den Menschen immer möglichst Gutes zutraut und der Zukunft hoffnungsvoll entgegensieht; einen Pessimisten umgekehrt, wer überall zuerst das Trübe und Hemmende herausfucht und die Menschen im Durchschnitt für schlecht hält.

Eine andere Wendung nimmt dieser psychol. Vorgang, wenn sich die verallgemeinernde Tendenz solcher Stimmungen und Temperamentsrichtungen mit dem Anspruche auf objektive Wahrheit zu einem religiösen oder philos. Dogma zuspitzt. In diesem Falle bedeutet Optimismus die Lehre, daß die Welt ungeachtet ihrer scheinbaren Unvollkommenheiten im einzelnen, doch im ganzen vollkommen sei, und diese Vollkommenheit wird dann darin gesucht, daß sie auf die möglichst große Glückseligkeit der darin lebenden Geschöpfe berechnet sei. Dieser Meinung hatten schon im Altertum und in der Renaissance die pantheistischen Denkrichtungen gehuldigt; in Bezug auf die theistischen Lehren unternahm es vor allem Leibniz in seiner «Theodicee», den Nachweis zu führen: Gott habe unter allen möglichen Welten, die sein unendlicher Verstand gedacht, nach der Vollkommenheit seines Willens die beste auswählen und nach der Allmacht seiner Schöpferkraft dieselbe auch ins Leben rufen müssen. Vgl. Fr. Chr. Baumeister, «Historia doctrinae de optimo mundo» (Görl. 1741); Kant, «Über den Optimismus» (Königsb. 1759); derselbe, «Über das Mißlingen aller philos. Versuche in der Theodicee» (1791); J. Bonifas, «Étude sur la théodicée de Leibniz» (Par. 1863); G. Jellinek, «Die Weltanschauungen Leibniz' und Schopenhauers, eine Studie über Optimismus und Pessimismus» (Wien 1872). Von den Philosophien des 19. Jahrh. steht fast nur die Hegelsche vermöge ihres logischen Pantheismus und der Lehre, daß alle Wirklichkeit eine Entwickelung der Vernunft sei, dem Optimismus nahe; alle übrigen Systeme neigen, soweit sie überhaupt auf diese Frage eingehen, mehr oder minder dem Pessimismus zu. Als der schärfste und geistreichste Vertreter desselben ist Schopenhauer zu betrachten, welcher den Pessimismus unter die prinzipiellen Grundlagen seiner Philosophie aufnahm. Vgl. V. Kiy, «Der Pessimismus und die Ethik Schopenhauers» (Berl. 1866).

Optisch, zur Optik gehörig, auf das Sehen oder den Gesichtssinn bezüglich.

Optisches Dynamometer, s. u. Aurometer.

Optische Instrumente heißen im allgemeinen alle der Optik oder Lichtlehre direkt dienenden Apparate; im engern Sinne versteht man jedoch darunter nur die dunkle und helle Kammer (camera obscura und camera lucida), die Stereoskope, die Fernrohre und Mikroskope.

Optische Täuschung oder **Augentäuschung**, Gesichtsbetrug, ist eine Täuschung hinsichtlich einer wahrgenommenen Erscheinung, welche aus einem falschen Urteil über das Gesehene hervorgeht. Eine große Menge solcher Täuschungen kommt namentlich bei dem Anblick der Himmelskörper vor. Wir halten z. B. sämtliche Gestirne für gleichweit von uns entfernt, als befänden sie sich an der innern Fläche einer hohlen Halbkugel, halten Sonne und Mond für flache Scheiben von gleicher Größe, welche aber beim Auf- und Untergang größer sind als zu jeder andern Zeit u. s. w. Sehr viele optische Täuschungen haben ihren Grund darin, daß der Lichteindruck auf das Auge eine gewisse, wenn auch sehr kleine Zeit erfordert, um vom Auge deutlich empfunden zu werden, daß er aber, einmal empfunden, im Auge eine gewisse Zeit, etwa eine Viertelsekunde fortdauert (Thaumatropie). Von besonderer Wichtigkeit sind auch die sog. geometrischen Augentäuschungen, von denen die einfachsten etwa folgende sind. In einem horizontal liegenden Quadrat erscheinen die beiden horizontalen Seiten viel kleiner als die beiden vertikalen. Dasselbe gilt in Bezug auf die horizontalen Seiten in jedem regelmäßigen Polygon. Parallele Linien erscheinen bedeutend konvergent oder divergent, wenn sie in

geeigneter Weise von schrägen Linien durchschnitten werden. Alle sehr spitzen Winkel erscheinen größer, als sie wirklich sind, u. s. w. Derartige Erscheinungen sind gesammelt in Piskos Schrift «Licht und Farbe» (2. Aufl., Münch. 1876).

Optischer Zeichentelegraph, s. unter Telegraphie (technisch).

Optometer (grch.) heißen optische Instrumente, welche den Zweck haben, durch Bestimmung des Fernpunktes des Auges den Refraktionszustand und durch gleichzeitige Bestimmung seines Nahepunktes die Accommodationsbreite desselben (s. Accommodation) festzustellen. Die Konstruktion der verschiedenen O. beruht auf verschiedenen optischen Prinzipien. Ein Teil derselben basiert auf folgender, unter dem Namen des Scheinerschen Versuchs bekannten Erscheinung. Bringt man dicht vor die Pupille des Auges einen dunkeln Schirm mit zwei feinen, horizontal nebeneinander liegenden Öffnungen, deren gegenseitige Entfernung geringer als der Durchmesser der Pupille ist, so werden feine, vor dem Auge befindliche Gesichtsobjekte doppelt gesehen, wenn sie entweder jenseit des Fern- oder diesseit des Nahepunktes liegen, und einfach nur dann, wenn sie zwischen diesen beiden Punkten, d. h. innerhalb der Accomodationsbreite, sich befinden. Auf diesem Prinzip beruhen die O. von Porterfield, Young und Stampfer. Young wählte zum Sehobjekt eine vertikale, schwarze Linie und machte seine Messungen bei kurzsichtigen Augen direkt, bei nicht kurzsichtigen durch Einschaltung einer sphärischen Konverlinse von 10 cm Brennweite als Okular. Stampfer verfuhr ähnlich, wählte indes statt der schwarzen Linie eine vertikale Spaltöffnung. Die O. von Lehót und Thomsen sind nur Modifikationen der genannten. Zu Irrtümern kann der Gebrauch dieser Instrumente einmal dadurch führen, daß der zu Prüfende nur eine der feinen Öffnungen vor sein Pupillargebiet bringt, andererseits dadurch, daß er seine Accomodationsthätigkeit während des Versuchs nicht so weit anoder abspannt, als er es an sich vermag. Eine andere Reihe von O. beruht auf Sehprüfungen mit oder ohne Korrektionsgläser. Ein beliebtes Prüfungsobjekt hierbei ist das Drahtoptometer (Coccius und von Graefe), welches aus einer Reihe parallel gestellter feiner Fäden besteht, die dem Auge beliebig weit genähert werden können und gegen einen hellen Hintergrund zu betrachten sind. Auch feine Druckschrift wird als Prüfungsobjekt benutzt. Hierher gehören das O. von Smee, Laurence, Burow, Haßner (modifiziert von Donders), bei welchen die Sehobjekte durch verschiedene positiv brechende Gläser betrachtet werden. Die O. von Perrin und Mascart sind dem von Burow sehr ähnlich. Ein drittes Prinzip, nach welchem O. konstruiert werden, ist das des holländ. Fernrohrs. Mit Bestimmung derjenigen Gläser, mittels deren am deutlichsten in die Ferne gesehen wird, ist gleichzeitig die Bestimmung der Refraktion getroffen. Das viele Probieren der verschiedenen Gläser zu diesem Zwecke ist in mancher Beziehung unpraktisch; es läßt sich indes eine veränderliche Brechkraft durch Verbindung eines positiven und negativen sphärischen Glases herstellen, deren gegenseitiger Abstand veränderlich ist. Auf solcher Vorrichtung beruht das O. (Refraktometer, Refraktionskompensator) von Albert von Graefe, bei welchem ein Objektiv mit verschiedenen Okularen in veränderliche gegenseitige Abstände gebracht werden kann. Snellen und Landolt konstruierten auf diesem Prinzip eine Doppelbrille aus zwei Paaren kombinierter Gläser. Auch die chromatische Aberration des Auges kann zu optometrischen Bestimmungen benutzt werden.

Optschina, Dorf bei Triest (s. d.).

Opulenz (lat.), Fülle der Macht, des Reichtums, des Luxus; opulent, reich ausgestattet, luxuriös.

Opuntia, Fackeldistel, Feigendistel, Indianische Feige, Wundfeige, eine zu der 12. Klasse des Linnéschen Systems und zur Familie der Kakteen gehörende und nur in Amerika einheimische, jetzt aber in einigen Arten und Formen auch nach Asien, Afrika und Südeuropa verbreitete Pflanzengattung. Die Arten der O., insgesamt Sträucher, besitzen einen fleischigen, meist aus zusammengedrückten Gliedern bestehenden, seltener walzlichen Stamm, welcher nur an den jüngsten Trieben kleine stielrunde oder pfriemenförmige, sehr hinfällige Blätter trägt, übrigens aber blattlos ist und aus den Stachelbüscheln oder dem Rande oder Scheitel der Glieder einzelne oder selten doldentraubigrispige gelbe, seltener weiße oder rote Blüten treibt, deren Griffel am Grunde zusammengeschnürt ist. Die hierher gehörenden Pflanzen sind mit langen Stachelborsten bewehrt. Die Früchte sind feigenartig, nach Entfernung der äußern stacheligen Haut meistens eßbar, schleimig, mehr oder minder süß oder fade und haben das Eigentümliche, den Harn rot zu färben. Am bekanntesten ist die sog. indische Feige oder echte Feigendistel (O. vulgaris *Mill.*), welche, schon früh aus Amerika gebracht, in ganz Südeuropa und Nordafrika angepflanzt und an Felsen und dürren Orten verwildert ist. Ihre Früchte sind groß und werden in jenen Gegenden allgemein gegessen. Als Obstgehölz wird aber besonders O. Ficus indica *Mill.* in vielen Barietäten kultiviert. Eine zweighafte Form dieser Pflanze, welche mit Unrecht für eine eigene Art (O. nana) gehalten worden ist, ist selbst in Südtirol und der südl. Schweiz an sonnigen Felsen verwildert. Sie zeichnet sich durch Kleinheit und ihren ausgebreitet niederliegenden, kriechenden Stengel aus. Wichtig ist für manche Gegenden Amerikas der Cochenillekaktus (Cochenill-Opuntie) oder die Nopalpflanze (O. coccinellifera *Mill.*), welche sich durch rote, nicht ausgebreitete Blüten und lang hervorragende Staubgefäße unterscheidet. Sie wird gleich der Tuna-Opuntie (O. Tuna *Mill.*), welche durch die Anwesenheit langer Stacheln kenntlich ist, in Südamerika im großen angepflanzt, weil auf ihnen die Cochenillschildlaus (s. Cochenille) lebt. In neuerer Zeit hat man diese Kultur auch mit Erfolg in Südspanien, Sicilien und Algerien eingeführt. Fast alle Opuntia-Arten schwitzen in ihrem Vaterlande ein Gummi aus, welches dem Tragant oder Bassoragummi ähnlich sein soll. Die O. lassen sich leicht durch Abschnitte von Stengelgliedern vermehren, welche man mit der Schnittfläche in den Boden (leichten, mit Humus vermengten Sandboden) steckt, wo sie sich bald bewurzeln. Man zieht die O. vulgaris oft im Topfe als Zimmerpflanze, um ihre saftigen Stengelglieder bei Wunden und Hautentzündungen, in Stücke zerschnitten, zur Kühlung aufzulegen, woher der Name Wundfeige. Einige Arten dieser Gattung ertragen den Winter im Freien recht wohl; höchstens daß sie bei starker Kälte eine

leichte Bedeckung erfordern. Sie werden deshalb neuerdings vielfach in Gärten angepflanzt, vor allen andern O. Rafinesquiana (s. Tafel: Kaktusgewächse, Fig. 4) und ihre aus Arkansas stammende Form (var. arkansana).

Opus (lat.), Werk, Kunstwerk, Schrift, Komposition; O. anglicanum, ein Kunstwerk, an welchem Weber und Goldschmied miteinander gearbeitet haben; O. anglicum, engl. mittelalterliche Stickerei, welche in einer Art Kettenstich ausgeführt wurde; O. gallicum (gallicanum), Bruchsteinbau; O. incertum, röm. Mauerwerk aus Mörtelguß und unbehauenen Steinen; O. italicum, Steinbau; O. mallei, Hammerarbeit, und zwar getriebene, sowie Punzenarbeit zur Verzierung des Metalls und als Art des Kupferstichs; O. marmoratum, Mauerwerk mit Marmormörtel; O. mixtum, Mauerwerk, worin Quader- und Ziegelbau wechseln; O. phrygicum, Stickerei; O. rusticum, Mauerwerk aus Buckelsteinen.

Opus operatum (lat.) bezeichnet nach kirchlichem Sprachgebrauch jedes Werk, welches, an dem Menschen oder für den Menschen vollbracht, auch ohne sein persönliches Zuthun demselben zugute kommt. Nach röm.-kath. Lehre bedarf es, um den Menschen zum Heil zu führen, von seiner Seite weiter nichts, als daß er der Wirksamkeit der kirchlichen Heilsveranstaltungen kein Hindernis entgegensetzt. So wirken namentlich die Sakramente ex opere operato, d. h. rein objektiv, ohne daß es erst des subjektiven Glaubens bedarf, um sie wirksam zu machen. So kann die Kindertaufe von der Verdammnis erlösen, desgleichen können Seelenmessen aus dem Fegfeuer befreien, ohne daß dabei ein Zuthun dessen, an dem oder für den das Sakrament vollbracht wird, erforderlich wäre. Die Reformatoren haben diese rein objektive (d. h. magische) Wirksamkeit der Sakramente bekämpft und als unerläßliche Bedingung ihrer Wirksamkeit den persönlichen Glauben gefordert, obwohl nur die reform. Kirche diese prot. Grundanschauung festgehalten hat, während die schon zu Ende des 16. Jahrh. ausgebildete luth. Sakramentslehre wesentlich zu der röm.-kath. Auffassung des Opus operatum zurückkehrte. Im erweiterten Sinne hat die prot. Polemik gegen die röm. Kirche mit diesem Namen überhaupt jede Handlung bezeichnet, bei welcher nicht sowohl die innere Gesinnung, aus der sie hervorgeht, als vielmehr die äußere Leistung an sich als werthvoll betrachtet wird, wie Beten, Fasten, Wallfahrten u. s. w.

Opzoomer (Cornelius Wilh.), namhafter niederländ. Philosoph der Gegenwart, geb. zu Rotterdam 20. Sept. 1821, gab schon als Student zu Leiden theol. und juristische Abhandlungen heraus und wurde 1846 zum Professor der Philosophie an der Universität zu Utrecht ernannt. O.s philos. Standpunkt ist der eines rationalen Empirismus. Sein Handbuch der Logik, «De weg der wetenschapen» (Utr. 1851; deutsch von Schwindt, Utr. 1852), erschien in dritter, gänzlich umgearbeiteter Auflage unter dem Titel «Het wezen der kennis» (Amsterd. 1863). Demselben schlossen sich an die beiden Werke «Weteuschap en wijsbegeerte» (Amsterd. 1857) und «De waarheid en hare kenbronnen» (Amsterd. 1862). In den Schriften «Frankrijks onrecht in den oorlog van 1870» (Amsterd. 1870) und «De Bonapartes en het recht van Duitschland ook na Sedan» (Amsterd. 1871; beide Schriften deutsch, Berl. 1871) verteidigte er die deutsche Sache vom juristischen Standpunkte aus, wie er auch in dem Werke «Scheiding van kerk en staat» (Amsterd. 1875) für das Recht des Staats dem Ultramontanismus gegenüber in die Schranken trat. Seine freisinnigen theol. und religionsphilos. Ansichten legte er am ausführlichsten in dem Werke «De godsdienst» (Amsterd. 1864) dar. Von seinen übrigen Schriften sind noch zu nennen die Rede «De philosophiae natura» (Utr. 1852), «Konservatismus und Reform» (deutsch, Utr. 1852), «Kommentar zum Civilgesetzbuche Hollands» (bis zum 9. Bande erschienen), «Sechs Reden über die Ethik» u. s. w. Seit 1862 ist er Präsident der holl. Akademie der Wissenschaften.

Or., auch **Oreg.**, offizielle Abkürzung des ameril. Staats Oregon.

Ör, Öre, eine schwed. Münze, welche ursprünglich den achten Teil einer Mark Silber oder 2 Lot Silber betrug. Als die Mark kleiner zu werden anfing, wurde aus dem Ö. ein einzelnes Münzstück, von welchem trotz allmählicher Verringerung immer acht auf eine Mark gingen. Gleichwertig mit den silbernen Ö. waren seit dem 16. Jahrh. die kupfernen Ö. oder Rundstücke. Diese unterschied man seit 1660 in Ö. Silbermünze, die mit den silbernen in gleichem Werte blieben, und in Ö. Kupfermünze, welche nur den dritten Teil der silbernen wogen und galten. Beide Sorten dauerten noch im 18. Jahrh. fort, wurden aber stark vermindert. Jetzt ist das Ö. als Scheidemünze der hundertste Teil der Krone und zwar = 1⅛ Pfennig.

Ora et labora! (lat.), Bete und arbeite!

Orākel (lat.) nannten die Römer sowohl die angeblichen Götterausſprüche, welche an bestimmten heiligen Stätten den Anfragenden unter besondern Gebräuchen erteilt wurden, als auch die Orte selbst, an welchen man diese Götterausſprüche erhielt. Man kann die O. einteilen in Spruchorakel, bei denen man die Götterſprüche durch von der Gottheit erfüllte priesterliche Personen erteilt glaubte, wie durch die Pythia in Delphi; in Zeichenorakel, bei denen die Gottheit ihre Antwort durch Zeichen andeuten sollte, wie durch das Rauschen der heiligen Eiche in Dodona, dessen Deutung dann freilich auch noch durch Personen geschah, die man göttlicher Erleuchtung teilhaftig glaubte; endlich in Traumorakel, wo die Fragenden selbst im Traume die Belehrung zu erhalten glaubten, wie namentlich in denen des Asklepios.

Schon bei den Ägyptern finden sich verschiedene Orakelstätten, unter denen aber nur die des Amun-Chnubis (von den Griechen Zeus-Ammon genannt) in der Oase von Siwah eine über die Grenzen Ägyptens hinausreichende Bedeutung gewann. Der Hauptsitz der Orakelstätten (μαντεῖα, χρηστήρια) war aber in Griechenland. Hier erlangte zuerst das O. des Zeus zu Dodona, später das des Apollon zu Delphi den größten Ruhm und weitreichenden Einfluß. Außerdem hatten namentlich Zeus zu Olympia und Apollon auf Delos, zu Abä in Phokis, zu Klaros unweit Kolophon und im Heiligtum der Branchiden bei Milet angesehene Orakelstätten; auch erhielt sich das O. des Trophonios zu Lebadea und das des Amphiaraos in Oropos längere Zeit im Ansehen und Einfluß; ferner gab es außer manchen Götterorakeln von mehr lokaler Bedeutung noch viele Totenorakel. (S. Nekromantie.) Die Römer hatten keine einheimischen O.; auch

Digitized by Google

im übrigen Italien gab es nur einige Orte, wo von alters her Weissagung stattfand, was durch Täfelchen zu geschehen pflegte, auf denen Sprüche standen. An Stelle der einheimischen O. befragten die Römer lieber die den Griechen entlehnten Sibyllinischen Bücher oder ähnliche Spruchsammlungen, wie die der Marcier, oder man wandte sich besonders seit den letzten Zeiten der Republik und noch mehr in der Kaiserzeit direkt an die Orakel in Griechenland, sowie an das des Ammon.

Die griechischen O. waren namentlich in den ältern Zeiten von der größten Wichtigkeit; durch sie wurden nicht bloß viele Unglückliche gerettet, viele Ratlose beraten, sondern auch mancher Samen höherer Erkenntnis, edlerer und reinerer Sittlichkeit ausgestreut oder auch weisen Lehren, heilsamen Einrichtungen die höhere Weihe und Bekräftigung verliehen. Auch war ihre Wirksamkeit durchaus nicht auf das Privatleben beschränkt. Bei Gründung von Kolonien, bei Einführung neuer Verfassungen, bei wichtigen Unternehmungen im Kriege und Frieden, namentlich aber bei außerordentlichen Unglücksfällen wendete man sich an die O., und die Vorsteher derselben bedurften ebenso vieler Behutsamkeit als Klugheit, um den Erwartungen der Anfragenden zu entsprechen oder wenigstens sich nicht bloßzustellen. Dunkelheit und Zweideutigkeit in den Aussprüchen war ein gewöhnliches Auskunftsmittel. Doch war diese berüchtigte Zweideutigkeit der Orakelsprüche ursprünglich nicht auf Betrug abgesehen, wie es die spätern Zeiten auslegten, sondern es schien dieser Rätselstil, wie er überhaupt dem Altertum eigentümlich, so auch der göttlichen Natur vorzüglich angemessen. Obwohl die O. auch dem Betrug und der Bestechung sicherlich unterworfen waren, haben sie doch lange ihre Bedeutsamkeit behalten; sie sanken erst nach dem gänzlichen Verlust der Freiheit und Unabhängigkeit Griechenlands, kamen aber in der röm. Kaiserzeit mit der Zeit wieder in Aufnahme, bis zuletzt unter der Regierung des Theodosius die Tempel der weissagenden Götter für immer geschlossen oder zerstört wurden. Augenscheinlich haben in den O. auch die Erscheinungen des Schlafwachens und Hellsehens eine Rolle gespielt. Vgl. F. A. Wolf, «Beitrag zur Geschichte des Somnambulismus aus dem Altertum» in dessen «Vermischten Schriften und Aufsätzen» (Halle 1802); Clavier, «Mémoires sur les oracles des anciens» (Par. 1818), die Schriften von Wiskemann (Marb. 1838), Papst (Bonn 1840) und G. Wolff (Berl. 1854), und Bouché-Leclercq, «Histoire de la divination dans l'antiquité» (4 Bde., Par. 1879—82). Neuerdings hat Hendeß (Halle 1873) eine Sammlung der uns durch die klassischen Schriftsteller überlieferten O. herausgegeben.

Orakelblume, s. unter Chrysanthemum.

Oral (lat.), mündlich; Oralsubmission, mündlicher Anhang oder Nachsatz zu einem Urteil.

Orale, s. unter Fanon.

Oran, Hauptstadt der gleichnamigen westlichsten Provinz der franz. Kolonie Algier, am Mittelländischen Meere, im Hintergrunde eines östlich von der Pointe de l'Aiguille, westlich vom Kap Falcon begrenzten Golfs, an beiden Ufern des el-Rahhi, zählt (1881) 58530 E., wovon zwei Drittel Europäer, meist Spanier, und etwa 3000 Neger in einem besondern Stadtviertel sind, wird durch die von dem stets wasserreichen el-Rahhi durchflossene Schlucht in die span. Altstadt am steil ansteigenden Dschebel Murdjadjo und in die neue arabische Stadt geschieden, von breiten, schnurgeraden Straßen durchschnitten, ist gut befestigt und mit Algier durch eine Eisenbahn verbunden. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs und besitzt zwei Häfen, den unmittelbar dabei gelegenen minder großen und den prachtvollen von Mers-el-Kebir (mit Leuchtturm), 5 km nordwestlich von O. an der Westseite des Golfs zwischen Kap Falcon und der Stadt. O. hat Fabrikation von Tabak und Chemikalien, Gießereien, Brauereien, Mühlen, Gerberei, Seilerei, silberhaltige Bleigruben, Marmorbrüche, Weinbau und Handel mit Getreide, Tabak, Früchten, Wein, Baumwolle, Vieh, Häuten, Fett, Wachs und Wolle. — O. (arab. Wehrân, Wahrân) wurde 903 von den Mauren gegründet, gehörte dann zum Reich der Fâtimiden, wurde 1082 von den Almoraviden erobert, kam 1146 unter die Herrschaft der Almohaden (bis 1273) und fiel 1512 in die Hände der Spanier, die als die zweiten Begründer der Stadt gelten können. Nachdem O. schon 1708—32 im Besitz der Türken gewesen, sahen sich die Spanier infolge des furchtbaren Erdbebens vom 9. Okt. 1790, welches die Stadt fast zu einem Trümmerhaufen machte, und der darauf folgenden Angriffe des Bei von Maskara gezwungen, im März 1792 den Platz den Türken durch Kapitulation zu übergeben, unter deren Herrschaft der Ort immer mehr verfiel, bis ihn die Franzosen, in deren Gewalt er 1831 kam, wieder aufbauten und als den wichtigsten Punkt des Westens ihrer algerischen Besitzungen von neuem befestigten.

Die Provinz Oran umfaßt ohne das auf die algerische Sahara entfallende Gebiet (1880) 159815 qkm, davon kommen 24643 auf das Civil- und 135172 qkm auf das Militärterritorium. Der fruchtbare nördl. Teil oder das Tell umfaßt 13, die Steppenregion im hochgelegenen mittlern Teile 22, die Sahara 65 Proz. Die Provinz zerfällt in fünf Arrondissements: O., Maskara, Mostaganem, Sidi-bel-Abbes und Tlemsen. Die Bevölkerung belief sich 1881 auf 767322 Seelen, von denen 674830 auf das Civil- und 92492 auf das Militärterritorium kamen.

Etwa 36 km nordöstlich von der Hauptstadt O., an der westlichen Küste des Golfs von Arzeu, liegt die Stadt Arzeu (Arzew), über Perregaux mit der Bahn Algier-O. durch eine Zweiglinie verbunden, mit sehr sicherer Reede und 2187 E.; nahebei liegen die Trümmer des Arsenaria der Römer und der große, meist trocken liegende Salzsee Melab, dessen Ausbeute dem Staatsschatz großen Gewinn bringt.

Oran, Stadt in der argentin. Provinz Salta, unweit rechts vom Rio Vermejo, 265 km im NO. von der Hauptstadt Salta, wurde 1794 von den Spaniern gegründet, zählte 1869 2315 E. und wurde in der Nacht vom 22. zum 23. Okt. 1871 durch ein Erdbeben fast gänzlich zerstört. O. ist durch seine trefflichen Orangen berühmt.

Orang, s. Orang-Utang.

Orange, im allgemeinen die Frucht des Orangenbaums (s. d.), insbesondere die Apfelsine (s. d.).

Orange, Hauptstadt eines Arrondissements des franz. Depart. Vaucluse, in einer wohlbewässerten, herrlichen Ebene der Provence, am Flüßchen Meyne, 7 km östlich vom Rhône, Station der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, 26 km im N. von Avignon in 105 m Höhe gelegen, ist eng gebaut,

Sitz eines Tribunals erster Instanz, hat ein Kommunal-Collège, eine öffentliche Bibliothek, eine Ackerbaukammer, eine akademische Gesellschaft, Societäten für Landwirtschaft, für Künste und Wissenschaften, (1881) 6118 (als Gemeinde 10301) E. (darunter viele Protestanten), Wein- und Krappbau, zahlreiche Seiden- und Krappmühlen, Seiden- und Baumwollspinnereien, Färbereien, Handschuhmachereien, Gerbereien und hydraulische Schneidemühlen, Fabrikation von Woll- und Baumwollstoffen, Mosaiken, Öl und Essenzen und Handel mit Wein, Krapp, Safran, Sämereien, Truffeln, Wachs, Honig, Wolle, Branntwein. Die Stadt, das Araufio der Alten im Lande der Cavares und röm. Kolonie (Colonia Secundanorum), eine der wohlhabendsten der Provinz, ist berühmt wegen ihrer bedeutenden röm. Altertümer, unter denen sich auszeichnen: ein in seiner Front, Scene und Proscenium ziemlich wohlerhaltenes Theater am südl. Ende von O., für 7000 Zuschauer, 103,48 m lang und 36 m hoch; ein prächtig dekorierter Triumphbogen, gewöhnlich Arc de Marius genannt, nördlich von der Stadt, mit drei Arkaden, 22 m hoch, 21 m breit und 8 m tief, im 13. Jahrh. in ein Kastell umgewandelt, 1721 aber freigelegt und neuerdings in kundiger Weise wiederhergestellt; Reste eines großen Cirkus für 20000 Zuschauer, neben dem Theater. Auf der Place de l'Hôtel de Ville erhebt sich die Marmorstatue des Grafen Raimbaud II., der bei der Belagerung von Antiochien 1098 fiel, ein Werk von Daniel Dulocle (1846); auf der Promenade Cours St.-Martin befindet sich ein Bronzedenkmal des hier geborenen Politikers Grafen Gasparin (gest. 1862), von P. Hébert. Im J. 105 v. Chr. erlitten hier der röm. Prokonsul Q. Servilius Caepio und Konsul Cn. Manlius durch die Cimbern eine vernichtende Niederlage. Im Mittelalter war O. der Hauptort einer Grafschaft, welche nacheinander vier Familien besaßen, von 1531 bis 1702 das Haus Nassau, das daher den Beinamen Oranien führt; dieses nassauische Fürstentum Oranien (s. d.) kam 1702 an Preußen, 1713 an Frankreich. O. war bis 1790 Sitz eines Bischofs. Auch besaß es von 1365 bis zur Revolution eine Universität. Als einer der Sitze der Hugenotten hatte es in den franz. Bürgerkriegen im 16. Jahrh. viel zu leiden. In O. wurde 529 ein Konzil gehalten, auf dem man die Semipelagianischen Streitigkeiten verhandelte. Von der alten Kathedrale, welche 529 vollendet, später von den Barbaren zerstört, dann 1085 und 1176 wieder aufgebaut und 1208 eingeweiht wurde, sind nur wenige Reste übrig. Ganz verschwunden sind die Festungswerke, welche 1622 Moritz von Oranien errichten, Ludwig XIV. aber 1660 demolieren ließ.

Orange, Stadt in Esser-County im nordamerik. Staate Neujersey, mit (1880) 13207 E., von denen 462 Farbige sind, hat Hut- und Schuhfabriken. Die deutschen Bewohner, welche fast ein Zehntel der Gesamtbevölkerung ausmachen, besitzen eine deutsche Schule, einen Turn-, einen Gesangverein und mehrere Logen, eine Zeitung und eine Kirche. O. ist der Wohnsitz vieler neuyorker Geschäftsleute. Der Llewellynpark am östl. Abhange der Orange-Mountains und der Rosedale-Kirchhof im nördl. Teile der Stadt werden viel besucht.

Orange, Fürstentum, s. Oranien.

Orangefarbe, Mischfarbe von Rot und Gelb.

Orangelogen heißen die polit. Vereine, welche die engl.-prot. Partei in Irland den Bestrebungen der kath. Partei entgegenstellte. Als der Bund der vereinigten Irländer gegen Ende des 18. Jahrh. das engl. Interesse in Irland bedrohte, vereinigten sich 21. Sept. 1795 die entschlossensten Orangemen (Orangemänner, Orangisten, wie die katholischen, den vertriebenen Stuarts anhängenden Irländer die dem Oranier Wilhelm III. und dessen Nachfolgern ergebenen Protestanten nannten) niedern Standes in eine O. oder ein Ordensbündnis, welches die Aufrechthaltung des prot. Übergewichts überhaupt, sowie die des Hauses Braunschweig auf dem Throne der drei Königreiche zum Zweck hatte. Bald traten Protestanten der höhern Stände, selbst königl. Prinzen hinzu, und bereits 1798 wurde die große Loge von Irland gestiftet. Als O'Connell den Katholischen Verein reorganisierte und die Frage der Katholikenemancipation näher rückte, erreichte der gegenseitige Haß seinen Gipfelpunkt. Doch vermochte der Orangebund die toleranten Gesinnungen der Mittelklassen nicht zu unterdrücken. Die Tories selbst mußten 1829 die Katholikenemancipation einleiten, durch welche Maßregel eigentlich die prot. Suprematie von seiten des Staats aufgegeben wurde. Die Orangisten gerieten daher von nun an in Widerspruch mit der Regierungspolitik, den Gesetzen und der öffentlichen Meinung, ein Widerspruch, der sich noch verschärfte, als die Whigs, im Einverständnis mit der irischen Nationalpartei, die Parlamentsreform durchsetzten.

Nachdem 1832 die Auflösung der O. vom König verordnet worden, nahm der Bund die Form eines geheimen Ordens an, der in wenigen Jahren zahlreiche Mitglieder im ganzen brit. Reich gewann. Der Herzog von Cumberland (der spätere König Ernst August von Hannover), der als Toryhaupt und Feldmarschall doppelten Einfluß besaß, war Großmeister des Ordens. Die Zahl der Logen belief sich auf dem Höhepunkte des Bundes in Irland auf 1500, in England auf 350; die Gesamtzahl der Ordensbrüder schätzte man auf 300000. In der Parlamentssession von 1835 trug endlich der irländ. Abgeordnete Finn auf eine Untersuchung des Zustandes der O. an, die zu lebhaften Erörterungen führte. Die Regierung begann die Orangisten von den öffentlichen Ämtern auszuschließen, und das Parlament von 1836 richtete an den König eine Adresse, in der es die Unterdrückung der orangistischen Umtriebe verlangte. Zwar wurden die Logen hierauf aufgelöst, aber mit den Logen waren doch die Orangisten selbst mit ihren Volksversammlungen und Demonstrationen nicht verschwunden. Als die nicht mehr von O'Connell zurückgehaltene Repealpartei 1848 einen offenen Aufstand versuchte, wirkten die Orangemen ihr energisch entgegen. Auch nach dem Mißlingen des Insurrektionsversuchs führte die gegenseitige Erbitterung oft zu blutigen Auftritten, wie 12. Juli 1849 bei Dolly's Brae und 14. Juli 1863 zu Belfast. Später rief das revolutionäre Auftreten der Fenier noch einmal eine vermehrte Thätigkeit der Orangemänner hervor. Aber die Aufhebung der irischen Staatskirche, sowie die ökonomische Reform der Landbill von 1869 und 1870 und die noch umfassendere Landbill von 1882 beseitigten den Verfall der O.

Orangenbaum, im weitern Sinne alle zur Familie der Aurantiaceae, Orangiegewächse, gehörigen Arten und Formen der großen Gattung

Citrus (s. d.), im engern nur eine der wichtigsten dieser Arten, Citrus Aurantium *Risso*. Der süßfrüchtige O. kommt noch jetzt wild in den Wäldern von Silhet im nördl. Bengalen, in Birma, in Cochinchina und in China vor (woher der Name Sina-Apfel oder Apfelsine). Dort bildet er einen Baum dritter Größe mit kugeliger Krone und dornigen Ästen, mit länglich eirunden, spitzen, bisweilen gesägten Blättern auf einem mehr oder weniger breit geflügelten Stiel, und mit innen wie außen weißen Blüten. Die Frucht ist vielfächerig, rundlich oder etwas eiförmig, stumpf, selten spitz, goldgelb oder rötlich, mit süßem, sehr saftigem Fleisch und in der Schale mit vielen konvexen Öldrüsen. Dieser Baum ist über Vorderindien, wo er sich verwildert findet, durch Araber, Genueser und Venetianer nach Europa gebracht worden. Gegenwärtig ist er, wenigstens in seinen Kulturformen, in der wärmern Zone der ganzen Erde verbreitet. Er selbst findet sich in Frankreich unter dem Namen Oranger franc noch hin und wieder angepflanzt, und wird dort gegen 8 m hoch, bringt aber nur wenige Früchte. (S. Apfelsine.)

Als Urform des süßfrüchtigen O. wird der bitterfrüchtige O. (Citrus Bigaradia *Poir.*) betrachtet. Er führt den besondern Namen Pomeranzenbaum. Dieser Baum ist wahrscheinlich auf demselben Wege nach Europa gelangt, wie jener. Thatsächlich kam er schon im 9. Jahrh. nach Arabien und wurde schon 1002 auf Sicilien kultiviert, später von den Kreuzfahrern in Palästina angetroffen. Die Blätter sind gewöhnlich größer als die des süßfrüchtigen O., der Blattstiel breiter geflügelt, die Blüte größer, stärker duftend, die Frucht mehr uneben, von dunklerm Gelb; die Öldrüsen der Schale kontav, das Fruchtfleisch gelb, mit säuerlich-bitterm Safte. Diese zweite Grundform wird vorzugsweise der Blüten wegen kultiviert, aus denen man das hochgeschätzte Orangenblütenparfüm gewinnt. In Nizza wird während der Blütezeit des O. ein öffentlicher Orangeblütenmarkt abgehalten. Die Blüten der bittern Orange werden stets teurer bezahlt als die der süßen. Das Arom derselben wird sowohl durch Absorption mittels Fett, als auch durch Destillation gewonnen. Ein ganz verschieden duftendes Produkt wird aus der Fruchtschale, ein anderes aus den Blättern bereitet. Die Marktzeit für Orangeblüten dauert in Nizza weit über einen Monat. Während dieser Zeit werden durchschnittlich 15—18 t (300—360 Ctr.) täglich an Blüten verkauft. Eine Tonne gibt nahezu 1½ kg Essenz. Der Pomeranzenbaum wird auch der Frucht wegen angebaut, welche man als Würze und zur Bereitung von Liqueur (Pomeranzenschnaps) benutzt. Auch vom Pomeranzenbaum gibt es ziemlich viele Kulturformen. Bei Var. spatakora besteht die Frucht fast ganz aus Rinde, die mit Zucker eingemacht eine köstliche Konserve (Orangéat) gibt. Häufig in Orangerien unterhalten wird Var. salicifolia mit lineal-lanzettlichen, langen Blättern und einer hohlen Frucht. Besonders interessant und merkwürdig ist die Form Var. bigamia *Risso*, welche süße Orangen und bittere Pomeranzen an verschiedenen Ästen eines und desselben Baums trägt. Diese Gewächse und ihre Verwandten sind schon seit sehr langer Zeit bei uns Gegenstand der Kultur in der Orangerie (s. d.).

Orangenblütenöl, Neroliöl, ein herrlich duftendes, ätherisches Öl, welches durch Destillation der Blüten sämtlicher Citrusarten gewonnen wird. Im Handel unterscheidet man zwei verschiedene Sorten, von denen die Essence de Neroli Bigarade am meisten geschätzt wird, sie stammt von den Blüten der bittern Pomeranze, während die zweite Sorte, Essence de Neroli Portugal, aus den Blüten der süßen Varietät gewonnen wird.

Orangenblütenwasser, Aqua florum Aurantii, Aqua Naphae, wird bei der Destillation der Orangenblüten als Nebenprodukt gewonnen und ist eine gesättigte, wässerige Lösung des Öls.

Orangenschalenöl, ätherisches Öl der Fruchtschalen der süßen und bittern Orangen, von Citrus Aurantium Sinense *Risso* und Citrus Aurantium vulgaris *Risso*. Zur Darstellung werden in Sicilien die frischen Fruchtschalen einzeln mit der Hand konvex gespannt, wodurch die Ölzellen zerplatzen und ihren Inhalt gegen einen vorgehaltenen Schwamm ausspritzen lassen. Ist der Schwamm vollgesogen, so wird er ausgedrückt und das Öl vom Wasser durch Absetzen geschieden. Die so bereitete feinste Qualität des Öls führt im Handel den Namen Essence à l'épouge; zur Gewinnung von 1 kg sind 1000—1500 Früchte erforderlich. Eine andere Arbeitsweise ist in der Umgend von Nizza in Gebrauch. Man bedient sich dort einer, als écuelle à piquer bezeichneten Vorrichtung, welche aus einem napfförmigen Behälter besteht; in diesem liegt als Zwischenboden ein durchlöchertes, mit centimeterlangen Drahtnadeln dicht besetztes Blech. Der Arbeiter drückt die Früchte unter beständigem Umwenden derselben gegen die Nadeln, wodurch das Öl ausfließt. Das so gewonnene, ebenfalls hochfeine Öl führt den Namen Essence à l'écuelle. Die auf die eine oder andere Weise zur Gewinnung dieser feinsten Öle benutzten Schalen werden vielfach noch mit Wasser oder Dampf destilliert und liefern dann noch eine reiche Ausbeute an weniger feinem Öl. Der Haupthandelsplatz dieses wie der übrigen Aurantiaceenöle (Citronen-, Bergamottöl) ist Messina. Die Verpackung erfolgt dort in kupfernen Flaschen von 50 kg Inhalt.

Orangerie nennt man ein mehr oder weniger geräumiges Gewächshaus verschiedenen Stils, aus Stein, Holz, Eisen und Glas konstruiert und bisweilen von wahrhaft monumentaler Architektur. Von dem Kalthause unterscheidet sie sich dadurch, daß sie keinen andern Zweck hat als den, im Winter aus der wärmern gemäßigten Zone stammende Kulturgewächse aufzunehmen. Diese werden in der bessern Jahreszeit im Freien aufgestellt und mit dem Eintritt der Herbstfröste in ihr Winterquartier zurückgebracht. Die O. ist ein aus Mauerwerk aufgeführtes Gebäude mit der Front nach Süden und hier mit zahlreichen großen Fenstern versehen, damit die Pflanzen so viel Licht als möglich erhalten. Hat ein gegebener Ort ein mildes Winterklima, so ist man des Heizens der O. überhoben, im andern Fall muß man in derselben einen, unter Umständen mehrere Heizapparate aufstellen, deren Röhren unten am Mauerwerk entlang laufen. Geheizt wird nur bei strenger Kälte und nur so viel, daß die Temperatur sich wenig über 0° C. erhält oder wenigstens nicht unter 0° C. hinabsinkt.

Unter Orangerie faßt man auch die Gattungen und Arten der Familie der Aurantiaceae (Orangen- oder Orangeriegewächse) zusammen, für welche jene Pflanzenhäuser ursprünglich bestimmt waren. Nach und nach vereinigte man

mit diesen viele andere Pflanzen desselben Temperaments. Mißbräuchlicherweise nennt man das in Kübeln unterhaltene und frostsicher zu überwinternde Zwergobst Obstorangerie.

Orangevögel, s. unter Webervögel.

Orangisten (Orangemänner, Orangemen), die Mitglieder der Orangelogen (s. d.).

Orang-Utang (Simia oder Pithecus) ist der Name einer Affengattung, welche sich durch dicke fleischige Auftreibungen auf den Wangenknochen, die fast bis auf den Boden reichenden Arme, den nagellosen Daumen der hintern Hände von den andern menschenähnlichen, schwanzlosen Affen oder Anthropomorphen (Gorilla und Schimpanse) unterscheidet. Durch die langen, bis zum Knöchel reichenden Arme und die Struktur seines Gehirns schließt er sich am nächsten an die Gibbons (Hylobates) an. In der Jugend ist der Schädel gerundet und das Gesicht menschenähnlich. Im Alter entwickelt sich das ungeheuere Gebiß und Knochenleisten auf dem Schädel mit den Wangenauftreibungen und einem großen Kehlsacke. Wahrscheinlich gibt es nur eine einzige Art, den rostfarbenen Orang-Utang (S. Satyrus, s. Tafel: Affen der Alten Welt I, Fig. 5), die aber nach Alter, Geschlecht und Abstammung viele Spielarten zeigt. Jung eingefangen, läßt sich der O. leicht zähmen; alte O. sind fürchterlich. Während er im wilden Zustande kaum aufrecht geht, sondern sich mit den langen Armen und Händen fortschiebt, die er, wie die Füße, mit dem äußern Rande aufsetzt, so lernt der gezähmte mittels eines Stocks aufrecht gehen, Löffel, Tassen und Gläser gebrauchen u. s. w. Der wilde O. lebt einsam kletternd in den Wäldern von Borneo und Sumatra, wird bis zu 1,5 m hoch, kommt selten auf den Boden, baut sich ein Nest zum Schlafen und hat eine große Körperstärke. Vgl. Hartmann, «Beiträge zur zoologischen und zootomischen Kenntnis der sog. anthropomorphen Affen» (Pest 1872); derselbe, «Die menschenähnlichen Affen» (Lpz. 1883).

Oranien oder Orange, ehemals ein kleines Fürstentum in Frankreich im jetzigen Depart. Vaucluse, hatte vom 11. bis 16. Jahrh. eigene Fürsten. Der letzte, Philibert von Chalons, starb 1531 ohne Kinder, worauf das Land durch seine Schwester, die mit einem Grafen von Nassau vermählt war, an das Haus Nassau (s. d.), und zwar an die Dillenburger Linie kam, deren Haupt damals der Graf Wilhelm war, der Vater Wilhelms I., des Statthalters der Vereinigten Niederlande. Erst 1570 konnte indes das Haus Nassau zum ruhigen Besitz des Fürstentums kommen, und erst 1697 im Ryswijker Frieden wurde ihm die Souveränetät darüber bestätigt. Nach dem 1702 erfolgten kinderlosen Tode Wilhelms III., Prinzen von O. und Königs von England, entstand namentlich über den Besitz des Fürstentums O. der langwierige Oranische Erbfolgestreit. Hauptbewerber waren der König Friedrich I. von Preußen, nach dem Testament seines mütterlichen Großvaters, des Prinzen Heinrich Friedrich von O., und der Fürst Johann Wilhelm Friso von Nassau-Diez. Auch die Fürsten von Nassau-Siegen machten Ansprüche darauf, und sämtliche Bewerber nahmen einstweilen den Titel des Fürstentums an. Das Ende davon war, daß der König von Preußen, des Widerspruchs der andern Häuser ungeachtet, das Land im Utrechter Frieden 1713 an Frankreich abtrat. Der Fürst von Nassau-Diez erhielt jedoch für sich und den ältesten seiner Nachkommen den Titel «Prinz von O.», der dann auf den König der Niederlande überging und jetzt nach dem Staatsgrundgesetze von dem ältesten Sohne des Königs oder dem präsumtiven Thronerben geführt wird. Hauptort des Fürstentums war die Stadt Orange (s. d.).

Oranienbaum, Stadt von (1880) 2267 E., im Herzogtum Anhalt, Kreis Dessau, 11 km im OSO. von Dessau, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein herzogl. Schloß nebst Lustgarten und großer Orangerie und unterhält Tabaks-, Cigarren-, Essig- und Spritfabriken und bedeutende Viehmärkte. Der Ort war früher ein Dorf, Nischwitz, und wurde 8. Juni 1683 zur Stadt erhoben und nach der Fürstin Henriette, der oranischen Gemahlin des Fürsten Johann Georg II. von Dessau, benannt, welche hier 1683 das Schloß erbauen ließ.

Oranienbaum, in der Volkssprache Rambow, kleine Stadt, 40 km von der russ. Hauptstadt Petersburg entfernt und mit dieser durch eine Eisenbahn verbunden, in überaus malerischer Lage am Finnischen Meerbusen und Flüßchen Karostna, gegenüber der Festung Kronstadt, ist besonders wegen ihres kaiserl. Lustschlosses und herrlichen Parks berühmt. Das Schloß, welches 1714 vom Fürsten Menschikow erbaut wurde, später an die Kroae fiel und der Lieblingsaufenthalt Peters III. war, liegt auf einem hohen Abhange des Gestades und gewährt eine vortreffliche Aussicht über die Stadt, den Golf und die Insel und Festung Kronstadt. Es besteht aus drei durch Kolonnaden verbundenen Gebäuden und wird auf allen Seiten von Gärten und Orangerien umgeben, durch welche ein schnurgerader Kanal bis in den Golf geleitet ist. Besonders interessant im Schlosse ist der Japanische Saal. In einem nahen Fichtenhain liegt die Solitude oder das nach dem Laut der Überraschung benannte Schlößchen Ha, wohin sich Katharina II. oft in die Einsamkeit zurückzog. Die Stadt selbst zählt (1882) 4013 E., hat drei griech. und eine prot. Kirche, ein Krankenhaus und eine Pfarrschule. Der Weg von Petersburg nach O., der über die kaiserl. Lustschlösser Strelna und Peterhof führt, ist fast ganz mit Parkanlagen und Villen besetzt. Jetzt gehört das Schloß der Großfürstin Jelaterina Michailowna.

Oranienburg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Niederbarnim, an der Havel und an dem mit letzterer in gleicher Richtung laufenden Oranienburger Kanal, der durch den Ruppiner Kanal und den Rhin obere und untere Havel in nähere Verbindung setzt, Station der Linie Berlin-Stralsund der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts und zweier Oberförstereien, hat (1880) 4666 meist evang. E., ein evang. Schullehrerseminar (im ehemals königl. Schlosse), eine land- und forstwirtschaftliche Lehranstalt, ein königl. Waisenhaus, zwei chemische und zwei Leimfabriken, zwei Bierbrauereien, eine Dampfmahl- und zwei Dampfsägemühlen, eine Brückenwagen- und landwirtschaftliche Maschinenfabrik, eine Saffianlederfabrik und lebhafte Schiffahrt. O. hieß ehemals Bötzow, unter welchem Namen es schon im 12. Jahrh. vorkommt, und erhielt Stadtrechte und den jetzigen Namen 1665 zu Ehren der ersten Gemahlin Kurfürst Friedrich Wilhelms, Luise Hendriette von Oranien, deren Lieblingsaufenthalt O. war; auch das Waisenhaus verdankt sein Entstehen dieser Fürstin, welcher auf dem Luisenplatze ein Denkmal

errichtet wurde. Vor dem Schloß befindet sich außerdem ein 1883 enthülltes Kriegerdenkmal.

Oranienburger Kanal, s. unter Finow.

Oranienstein, Schloß bei Diez (s. d.) im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden.

Oranischer Erbfolgestreit, s. u. Oranien.

Oranjefluß, holländ. Oranje Rivier, im Koranadialekt der Hottentotten Kai Garib (d. h. Großer Fluß), der bedeutendste Strom der Kapkolonie (s. d.), sowie einer der längsten Afrikas überhaupt. Seine Länge wird auf 2018 km, sein Stromgebiet auf 903 084 qkm geschätzt. Er entsteht aus zwei Hauptquellflüssen, einem südlichen, dem Nu Garib (d. h. Schwarzer Fluß) oder Oranje (Noka Sinku), der als Oberlauf des Hauptstroms gilt, und einem nördlichen, dem Hai Garib oder Gelben Fluß (Vaal Rivier), die beide mit ihren zahlreichen Quellarmen an der Westseite des Kahlambagebirges entspringen und sich unter 29° 10′ südl. Br. und 24° 18′ östl. L. von Greenwich vereinigen, worauf der Gesamtstrom eine westl. Richtung annimmt. Der Nu Garib entspringt am Kathkin Pik in etwa 3160 m Höhe, bewässert das Basutoland und bildet zu einem großen Teile seines Laufs die Grenze zwischen der Oranje-Rivier-Republik und der Kapkolonie. Der bedeutendste rechtsseitige Zufluß des Nu Garib, der Caledon oder Mogokara, bildet in der obern Hälfte seines Laufs die Grenze zwischen dem brit. Basutoland und der Oranje-Rivier-Republik. Der Hai Garib oder Vaal trennt die Oranje-Rivier-Republik von der Republik Transvaal und nimmt rechts den Hartfluß auf. Der vereinigte O. durchzieht als Nordgrenze der Kapkolonie das Hottentottenland in bedeutenden Krümmungen und mündet unter 28° 38′ südl. Br. in den Atlantischen Ocean. Seine periodischen Zuflüsse sind von Norden der Zand in Griqua-Land-West, der Nokannah, der Hygap oder Molopo (West- und Nordgrenze des von den Briten beanspruchten Teils des Betschuanenlandes) mit dem Fluß von Kuruman und dem Nosob, der Kaiaab und der Aub oder Große Fischfluß, von Süden aus der Kaptolonie der Ongar oder Große Brak und der 270 km lange Hartebeest. Von der Einmündung des Großen Fischflusses abwärts scheidet der O. das deutsche Lüderitzland von der brit. Kapkolonie. Zwischen den Mündungen des Hartebeest und des Hygap bildet der O. 46 m hohe Wasserfälle, die Aukurubies. Westlich von der Vereinigung seiner Quellarme hat er schon die Breite des Rheins bei Düsseldorf, in seinem untersten Laufe während der Regenzeit die Breite von 5 km. Im ganzen Laufe ist er entweder von hohen Felsmassen umschlossen, oder es erscheint sein Bett in den Ebenen als ein sehr tiefer, von senkrechten Felswänden gebildeter Kanal. Seine Wassermenge ist so gering, daß er den größten Teil des Jahres hindurch an den meisten Stellen zu Fuß durchwatet und ungeachtet der großen Länge seines Laufs nirgends für die Schiffahrt tauglich gemacht werden kann. Seine nur etwa 1220 m breite Mündung wird sogar meist noch durch eine Sandbank so geschlossen, daß in der trockenen Jahreszeit nicht einmal ein Canot darin einlaufen kann. Kurz vor der Mündung bildet der durch die vorliegende Sandbank aufgestaute Strom einen seichten Süßwassersee. Die in allen diesen Teilen Afrikas oft plötzlich und mit ungemeiner Heftigkeit eintretenden Gewitterregen bewirken jedoch oft ein Steigen des Stroms von 6—10 m über den gewöhnlichen Wasserstand, worauf indessen gewöhnlich ebenso schnell ein Abfließen bis zum geringsten Niveau erfolgt. Die genauere Kenntnis und eine Karte des 1777 von Gordon entdeckten und dem Hause Oranien zu Ehren genannten Stroms verdankt man R. Moffat, der ihn 1856 aufnahm. Vgl. Hall, «Manual of South-African geography» (Kapstadt 1866).

Oranje-Rivier-Republik, ein von holländ. Kolonisten (Boeren) im Binnenlande von Südafrika gegründeter Freistaat, geschieden im N. durch den Vaal oder Likwa von Transvaal, im O. durch das Kahlambagebirge von der brit. Kolonie Natal, im SO. durch den Caledon vom brit. Basutoland, im S. durch den Nu-Garib von der Kapkolonie, grenzt im W. an West-Griqualand und hat ein Areal von 107 439 qkm. Nach dem Census von 1880 betrug die weiße Bevölkerung 61 022 Seelen, dazu kommen 72 496 Eingeborene, zusammen 133 518 Bewohner. Das Land liegt im Durchschnitt 1500 m über dem Meere und besteht hauptsächlich aus großen wellenförmigen Ebenen, welche sich von den Drakenbergen und deren Nebenzweig, den Wittebergen, gegen Nordwesten abdachen. Wald findet sich fast nur an den Flüssen. Die letztern gehören alle zum Gebiete des Oranje, indem sie dem Vaal, dem Caledon oder dem Nu-Garib zufallen. Das Klima ist sehr gesund für Europäer, der Winter kalt, der Sommer reich an heftigen Gewittern; lange anhaltende Dürren kommen häufig vor. Wilde Tiere sind noch immer in Menge vorhanden, namentlich Antilopen, auch Löwen, wogegen die Giraffe, das Rhinoceros und der Elefant nicht mehr südlich vom Baal angetroffen werden. Für Schafzucht eignet sich das Land ganz vorzüglich. Es besitzt (1881) 5 482 826 Schafe und Ziegen, und Wolle ist Hauptausfuhrartikel, daneben Rinder, Straußenfedern, Horn, Häute, Antilopenfelle. Als nach dem Kaffernkriege von 1835 und 1836 die holländ. Boeren an den Grenzen der Kaptolonie mit der engl. Kolonialregierung in Streit gerieten, wanderten viele nach Norden und Osten bis jenseit der Drakenberge nach Natal (s. d.) aus. Allmählich besiedelten sich so die Flußthäler in der ehemaligen Wildnis, und die Boeren erklärten ihre Unabhängigkeit von der brit. Krone. Nach mehrmaligem blutigen Zusammenstoß unterwarfen sie sich 1848 der engl. Regierung wieder, erhielten aber 1854 ihre Selbständigkeit zurück und bildeten die Transvaalsche (s. d.) und die Oranje-Rivier-Republik. Die letztere zerfällt in 16 Distrikte. Die Verfassung wurde 10. April 1854 proklamiert und 9. Febr. 1866 revidiert. Der in Bloemfontein residierende Präsident wird vom Volke auf fünf Jahre gewählt. Der Volksraad, aus 54 Mitgliedern bestehend, hat die Legislative. Die Einnahmen des Staats betrugen im Finanzjahr 1883/84 180 280 Pfd. St., die Ausgaben 268 671 Pfd. St., die Schuld 194 457 Pfd. St. Die Republik hat kein stehendes Heer. Das Wappen ist ein entwurzelter Orangenbaum im blauen Felde; neben beiden Seiten des Stammes und unter der Wurzel schwebt ein Hift- oder Hirtenhorn. Vgl. Hall, «Manual of South-African geography» (Kapstadt 1866).

Ora pro nobis (lat., «Bitte für uns»), in der kath. Kirche Gebetsformel beim Anrufen der Heiligen.

Oratio (lat.), Rede; O. pro domo (Titel einer Rede Ciceros), Rede fürs (eigene) Haus, im weitern

Sinne: für das eigene Interesse; O. dominica, Gebet des Herrn, Vaterunser.

Oratorianer, Priester vom Oratorium, zerfallen in einen ital. und einen franz. Zweig. Der italienische Zweig wurde begründet von Philipp Neri (s. d.), welcher 1548 die Brüderschaft von der heiligen Dreifaltigkeit stiftete. Nachdem Neri 1551 zum Priester geweiht war, verband er sich mit mehrern andern Geistlichen im Oratorium des Hospizes jener Bruderschaft zu geistlichen Übungen. So entstand 1564 die Genossenschaft der Priester vom Oratorium, welche 1575 von Gregor XIII., 1612 von Paul V. bestätigt wurde und deren Mitglieder sich verpflichteten, die Hospitäler zu besuchen, um Arme und Kranke zu unterstützen. Die O. lebten nach der Regel des heil. Augustin, ohne ein förmliches Klostergelübde abzulegen. Sie bestehen noch jetzt in mehrern Städten Italiens. Die französischen O. wurden gestiftet von Peter von Bérülle. Derselbe wurde geb. 1575 bei Troyes aus vornehmer Familie, trat in den geistlichen Stand und eröffnete 1611 mit vier Genossen die erste Niederlassung der O. in Paris, die 1613 die päpstliche Bestätigung erhielten und sich rasch über Frankreich verbreiteten. Der Stifter ward 1627 Kardinal und starb 1629. Unter den Mitgliedern des Ordens sind bedeutende Gelehrte, wie Richard Simon, Malebranche, Thomassin, Massillon.

Oratorisch (lat.), rednerisch.

Oratoristen, soviel wie Oratorianer.

Oratorium heißt in der Kirchensprache jedes zum Beten bestimmte, mit einem Crucifix, einem kleinen Altar und andern die Andacht erweckenden Gegenständen versehene Zimmer, in den Klöstern der Betsaal. In der ersten Zeit des Christentums führten selbst Kirchen den Namen O. Seit dem 6. Jahrh. wurde es indes in der abendländ. Kirche gewöhnlich, an die großen und prachtvollen Kirchen noch besondere Betkapellen anzubauen, die man nun O. nannte. Nur mit Genehmigung des Bischofs kann Messe in ihnen gehalten werden.

Oratorium nennt man ein großes Musikwerk, das seinen Namen von dem durch Philipp Neri (gest. 1595) gestifteten geistlichen Orden der «Priester vom O.» erhielt. Dieser Orden wandte sich vom Anfang an, unterstützt durch die päpstl. Kapellmeister Animuccia und Palestrina, mit besonderm Eifer der Pflege der geistlichen Musik zu. Das erste wirkliche O. wurde 1600 in der Kirche jenes Ordens aufgeführt. Dasselbe hieß «L'anima ed il corpo», war von dem Florentiner Emilio del Cavalieri komponiert und bildete einen Ring in der Kette der Bestrebungen der florentin. Kunst- und Altertumsfreunde zur Wiederherstellung der griech. Musiktragödie. (S. Oper.) Obwohl dieses erste oratorische Werk in Kostüm und Aktion gegeben wurde, nennt man doch jetzt O. ein Musikwerk, welches Bühnenaktion ausschließt und Kostüm wenigstens nicht erfordert. Das O. behandelt mit Vorliebe religiöse Stoffe, namentlich alttestamentliche. Diejenigen Gegenstände, welche zu erhaben und zu umfassend sind, als daß sie in den Bereich der Bühne gezogen werden könnten, eignen sich vorzüglich für das O., falls sie so geartet sind, daß ein großes, mächtiges Pathos in ihnen aufflammt. Viele religionsgeschichtliche und einige altbekannte weltliche Stoffe sind dieser Art, aber in so reicher Fülle liegen dieselben nicht vor wie für die Oper, weshalb auch das Gebiet des O. leichter erschöpft ist und diese Kompositionsgattung in der Entwickelung der Musik früher ihren klassischen Höhepunkt erreichte als die Oper. Seinem geistigen Inhalt nach liegt der Kern des O. nicht im Dramatischen, sondern in der Ideengestaltung, während die Textanlage sowohl dramatisch als lyrisch oder episch sein kann. Auf seinen musikalischen Inhalt gesehen, tritt hier die Musik mit allen ihren Mitteln in unumschränkter Herrschaft auf, ist daher nicht genötigt, wie die Oper, der Bühne zu Liebe dramatische Scenen weit auszuspinnen, selbst wenn sie musikalisch geringe Ausbeute gewähren, sondern kann sich kürzer fassen, und hat andererseits wieder Raum, den Chor in seiner ganzen Macht und in allen seinen Formen zur Geltung zu bringen. Hierin besteht der größte Vorzug vor der Oper. Ja, so sehr findet der Chor seine Heimat im O., daß eins der größten dieser Werke, «Israel in Ägypten», fast nur aus Chören besteht und bei manchen andern der Schwerpunkt ebenfalls in den Chören liegt. Doch kann auch der Sologesang in allen seinen Formen und Künsten hier weit mehr zur Geltung kommen, als in irgend einer andern Komposition. Die Charakterzeichnung ist im O. eine rein musikalische.

Das O. stellt sich der Oper zur Seite und hat seit seinem Ursprung sich neben derselben hergehend entwickelt. Als seit 1637 von Venedig aus die Oper in Schwung und in die Mode kam, legte Giacomo Carissimi in Rom durch eine ganze Reihe von Werken die musikalischen Grundlagen des O. und traf schon die richtigen Gegenstände. Seine Nachfolger (Cesti, Stradella, Scarlatti, Bononcini, Caldara u. v. a.) entfernten sich mehr und mehr von dem rechten Wege, auf welchen dann Händel seit 1720 wieder einlenkte, angeregt durch den ernsten Zug der deutschen Passionen, auch Passionsoratorien genannt, die in Bach kulminierten. In einer Reihe von Werken, namentlich biblischen und griech. Stoffs, erstaunenswürdig durch ihre Zahl und ihre Mannigfaltigkeit, erreichte Händel das Höchste. Wiewohl sich bis auf die jüngste Zeit diesen großartigen Tonschöpfungen eine Reihe mehr oder minder dauernder Werke anschloß (von Haydn, Schneider, Mendelssohn und vielen andern Deutschen und Engländern), trat doch keins hervor, das Händels Leistungen völlig zu erreichen oder die herrschende Stellung seines O. zu erschüttern vermocht hätte. Das italienische O. ist seit 1730 (ein französisches existiert nicht) ziemlich resultatlos verlaufen, obwohl es sich der Beteiligung der ersten Komponisten und so großer Dichter wie Zeno und Metastasio erfreute. Dies kam daher, weil es sich der Einwirkung Händels entzog. Die aus freier Vereinigung entstandenen bürgerlichen Chorgesangvereine in England und Deutschland verdanken meist Händels Werken ihr Dasein, deren Pflege ihre wichtigste Aufgabe ist.

Oravicza, s. Deutsch-Oravitza.

Orb, Nebenfluß der Kinzig (s. d.).

Orb, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Kassel, Kreis Gelnhausen, links an der Orb, Sitz eines Amtsgerichts und Bezirksamts, hat (1880) 3678 meist kath. E., eine Saline mit Solbad, drei Cigarrenfabriken, Ackerbau, Viehzucht und Obstkultur. Das Wasser der zwei Solsprudel wird auf Gradierwerken zur Salzgewinnung vorbereitet. O., im Mittelalter Orbaha, gehörte ehemals zu Kurmainz, von 1814 bis 1866 zu Bayern.

Digitized by Google

Orbe, Fluß, Stadt und Bezirk im ſchweiz. Kanton Waadt. Der Fluß iſt der Oberlauf der Zihl (ſ. d.) oder Thièle. Die Stadt (deutſch Orbach, lat. Urba), Hauptſtadt des gleichnamigen Bezirks (210 qkm, 13844 E.) liegt 452 m über dem Meere, 10 km ſüdweſtlich von Yverdon auf einer Halbinſel am linken Ufer des Fluſſes, über den hier zwei Brücken führen, beſitzt eine alte Burg, von der noch eine Terraſſe mit prächtiger Ausſicht und ein paar Türme erhalten ſind, eine got. Pfarrkirche mit dem Denkmal des hier geborenen Reformators Viret und zählt (1880) 1884 E., meiſt reform. Konfeſſion und franz. Zunge. — Schon im Itinerar des Antonin erwähnt, war O. im Mittelalter vermöge ſeiner Lage an der großen Heerſtraße von Frankreich nach Italien ein wichtiger Ort. Im J. 855 wurde hier die Teilung des Lotharingiſchen Reichs unter die Söhne Lothars I. abgeſchloſſen und im 10. Jahrh. war die Stadt mehrmals die Reſidenz der Könige von Hochburgund. Später unter ſavoyiſcher Herrſchaft ſtehend, wurde O. 1475 von den Eidgenoſſen erobert und war von 1484 bis 1798 eine gemeine Herrſchaft von Bern und Freiburg.

Orbetello (mittellat. Subcosa, Urbitellum), Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Groſſeto, auf einer niedrigen Landzunge in der ſeichten und fiſchreichen Salzwaſſerlagune von O., die durch zwei ſchmale Landengen (il Tombolo und la Feniglia) und das einſam aus dem Tyrrheniſchen Meere aufſteigende bewaldete Vorgebirge Monte-Argentario vom Meere getrennt iſt, Station (3 km) der Linie Florenz-Livorno-Rom der Römiſchen Bahnen, zählt (1881) 4085 E. (Gemeinde 4824), iſt Sitz eines Bistums, hat eine 1376 von Niccolò Orſini erbaute Kollegiatkirche (Aſſunta), ein Gymnaſium, ein kleines Muſeum etruskiſcher Altertümer und aus polygonalen Blöcken erbaute Ringmauern, welche das hohe Alter der Stadt bezeugen, trotzdem man einen antiken Namen derſelben nicht kennt. Mit dem überwiegend aus Kalk beſtehenden Monte-Argentario iſt O. durch einen Damm (zugleich Waſſerleitung) mit drei Brücken verbunden; am Fuße des in der Cima de tre croci 635 m hohen zweigipfeligen Berges liegen: öſtlich die Vorſtadt O.s Terra roſſa, ſüdöſtlich am Meere das Städtchen Porto Ercole, nordweſtlich Porto Santo-Stefano. O. gehörte 1557—1800 zum ſpan. Stato degli Preſidii.

Orbikular (lat.), kreisförmig, ſcheibenförmig.

Orbilius Pupillus, ein durch ſein mürriſches Weſen und ſeine Zuchtmeiſterei berüchtigter röm. Grammatiker aus Benevent, erteilte, nachdem er im Macedoniſchen Kriege gedient, lange Zeit, in Rom ſeit Ciceros Konſulat, Sprachunterricht. Er ſtarb in dem Alter von faſt 100 J. in Dürftigkeit. Dem Horaz, der der Schläge gedenkt, die er auszuteilen pflegte, verdankt er es hauptſächlich, daß noch jetzt ſein Name ſprichwörtlich zur Bezeichnung eines Schultyrannen gebraucht wird.

Orbis pictus (lat.), wörtlich «die gemalte Welt», iſt der Titel eines Schulbuchs, welches Amos Comenius 1657 in Nürnberg zuerſt herausgab. Der vollſtändige Titel des merkwürdigen, unzähligemal aufgelegten und umgearbeiteten Buchs lautet: «Orbis sensualium pictus, hoc est omnium fundamentalium in mundo rerum et in vita actionum pictura et nomenclatura.» Der Zweck desſelben war, das Lateinlernen dadurch zu erleichtern, daß es die Worte für alle möglichen Gegenſtände, Perſonen, Begriffe und Thätigkeiten, jedes einzeln mit einem Bilde ausſtattete, ſo Begriff und Anſchauung verband und damit zugleich den erſten Anſtoß zur Einführung der Realien in die Schule gab. Eine Erneuerung des «Orbis pictus» im Sinne des 18. Jahrh. war Baſedows «Elementarwerk». Überhaupt hat das Werk des Comenius, welches faſt durch zwei Jahrhunderte hindurch ein Lieblingsbuch der deutſchen Jugend war, viele Verwandlungen erfahren, und es iſt auch die Brücke geworden zu einer Menge anderer Anſchauungs- und Bilderbücher. Unter den Werken, die in neueſter Zeit die Idee des Comenius in vervollkommneter Weiſe ausgeführt haben, ragt hervor: Lauckhard, «Die Welt in Bildern. Orbis pictus. Bilderbuch zur Anſchauung und Belehrung» (4. Aufl., 3 Bde., mit 600 Abbildungen, Lpz. 1875).

Orcagna (Andrea), eigentlich Andrea di Cione oder Arcagnolo, florent. Maler, Bildhauer und Architekt, geb. um 1329 in Florenz, ſtarb wahrſcheinlich gegen Ende 1368. Seine bedeutenden Malerwerke ſind in Florenz die Fresken der Kapelle Strozzi in Sta.-Maria Novella, Paradies und Hölle, im Campo santo zu Piſa die des Triumphs des Todes und des Weltgerichts; Arbeiten, an denen ſein Bruder Bernardo teilhatte, und in welchen eine Freiheit der Bewegung und Großartigkeit der Auffaſſung an den Tag tritt, die weit über die herrſchende Schule hinausgehen. Doch werden letztere Arbeiten von der neueſten Forſchung dem Lorenzetti zugeſchrieben. Als Architekt war O. in Florenz an dem großen Haltenbau von Or San-Michele, in Orvieto an dem Dom thätig. Die berühmte Loggia de' Lanzi in Florenz, welche gewöhnlich als ſein Hauptwerk genannt wird, iſt möglicherweiſe nach ſeinem Entwurfe entſtanden, jedenfalls jedoch ſpäter und unter Leitung des Architekten Benci di Cione.

Orceïn, ſ. unter Orcin.

Orcheſter (grch. ὀρχήστρα) nennt man den Raum vor der Bühne bis zu den Sitzen der Zuſchauer, der bei den Griechen für den Chor und die Muſiker, bei den Römern zu Ehrenplätzen für die Senatoren beſtimmt, daher auch in den röm. Theatern weit niedriger als in den griechiſchen war, und gegenwärtig von dem Dirigenten und den begleitenden Inſtrumentaliſten eingenommen wird. Im Konzertſaale dagegen iſt O. diejenige etwas erhöhte, oft amphitheatraliſch den Sitzen der Zuhörer gegenüber ſich erhebende Abteilung, wo ſich Sänger und Inſtrumentaliſten gemeinſam befinden. Dieſe Ortsbezeichnung hat man übertragen auf die Inſtrumentalmuſiker oder die Kapelle, welche demnach auch O. genannt wird. In noch weiterer Übertragung endlich wird der Name O. den zu einem Tonwerk erforderlichen und in demſelben vereinigten Inſtrumenten beigelegt. In dieſer Beziehung iſt die Orcheſtration gleichbedeutend mit Inſtrumentation, und es gehören hierher die Ausdrücke Großes und Kleines O., Saitenorcheſter u. dgl. Der Ausdruck Militärorcheſter bezieht ſich ſowohl auf die Inſtrumente als auf die Muſiker; andere Bezeichnungen, wie Theaterorcheſter, Badeorcheſter u. ſ. w. gehen nur auf letztere. Wird Orcheſtration ſtatt Inſtrumentation, und Orcheſtermuſik ſtatt Inſtrumentalmuſik geſagt, ſo bedeutet dies, daß nur einſtimmige Inſtrumente zur Anwendung kommen, alſo Klavier, Orgel und derartige Harmonie-Inſtrumente ausgeſchloſſen ſind. Man ſagt auch z. B. das O. des 17. Jahrh., Händels O., Beethovens O.,

wodurch sämtliche in der Musik jener Zeit oder der genannten Meister zur Anwendung gekommenen Instrumente bezeichnet werden.

Orchestik, s. Tanzkunst.

Orchestrieren, für Orchestermusik einrichten, instrumentieren.

Orchestrion, ein von Fr. Th. Kaufmann in Dresden erfundenes mechan. Musikwerk mit starken Zungenstimmen, die mit Hilfe verschieden gestalteter blecherner Aufsätze den Klang der Blasinstrumente des Orchesters ziemlich täuschend nachahmen.

Orchideen (Orchideae), die am höchsten entwickelte Familie der Monokotyledonen, zugleich eine der reichsten des ganzen Pflanzenreichs. Die Zahl der Arten beträgt gegen 6000, welche sich auf 430 Gattungen verteilen. Von diesen Arten sind 12—1800 in Europa lebend eingeführt worden. In ihrer Struktur und ihrer ganzen Erscheinung haben diese Gewächse viel Eigenartiges, besonders im Bau der Blüte. Diese Familie umfaßt nur ausdauernde Kräuter. Die größte Arten- und Individuenzahl ernähren die feuchten Tropenwälder Südasiens und Amerikas; von hier nach höhern Breiten nimmt sie allmählich ab. Viele Arten der wärmern Gegenden sind Schein-schmarotzer, d. h. sie siedeln sich mit ihren Wurzeln auf Bäumen an.

Die O. haben büschelige Wurzeln oder mehr oder weniger entwickelte Wurzelstöcke, oft auch an der Basis des Stengels zwei knollenartige Gebilde (Scheinknollen), gewissermaßen knollig verdickte Knospen bald rundlicher, bald handförmig geteilter Art, eine im Vorjahr gebildete Knolle mit dem in diesem Jahre blühenden Stengel und eine ihr zur Seite, welcher im nächsten Jahre der Blütenstengel entspringen wird, wenn die ältere abgestorben ist. Hierdurch kommt es, daß so geartete O. ihren Standort alljährlich um etwas verändern. Die Blätter entspringen meistens am Stengelgrunde und umfassen denselben scheidenartig. Bei vielen tropischen Arten verwachsen die Blattscheiden mit dem Internodium zu einem platten, zweischneidigen, immer gleichartigen Körper, den man Scheinzwiebel (pseudobulbus) nennt und der den Verfall der lederartigen, immergrünen Blätter lange überdauert. Bei einigen Arten stehen die Blüten einzeln, bei den meisten aber in Trauben oder Rispen und immer in den Achseln von Deckblättern. Bei der großen Mehrzahl der Arten sind sie unregelmäßig und von außerordentlicher Mannigfaltigkeit der Bildung. Bei Ophrys apifera ähnelt die Unterlippe der Blüte einer Biene mit gelbgestreiftem Hinterleib, bei Ophrys arachnites einer dicken gefleckten und geringelten Spinne, bei Ophrys tenthredinifera einer Blattwespe, bei Ophrys myodes einer Stubenfliege, während andere Arten auf andere Insekten anspielen, wenn die Blumen auch nicht so groß und prachtvoll sind, wie die einem Tagschmetterling ähnlichen von Oncidium papilio u. a. Die Blüten vieler Arten hauchen den feinsten Wohlgeruch aus, auch die mancher einheimischer, z. B. Gymnadenia conopsea, G. odoratissima, Platanthera bifolia, Herminium monorchis, Nigritella angustifolia u. a. Bei andern Arten haben die Blüten einen höchst widerlichen Geruch, so bei der Wanzen-Ragwurz (Orchis coriophora).

Der Fruchtknoten ist unterständig, aber fast immer stielartig um seine Achse gedreht. Infolge dieser Drehung verändern sich Form und Lage der sechs (drei innern und drei äußern) Perigonblätter. Insbesondere kommt bei den einheimischen Arten das in der Knospenlage nach oben gerichtete Perigonblatt durch jene Drehung nach unten zu stehen und wird zur Unterlippe (labellum). Diese zeichnet sich vor den übrigen Perigonblättern durch Form und lebhaftere Färbung aus. Von den in zwei Kreisen stehenden drei äußern (eine vorn, zwei hinten) und drei innern (zwei vorn, eine hinten) Staubgefäßen schlagen gewöhnlich drei vollständig fehl, sodaß nur das vordere des äußern und die beiden seitlichen des innern Kreises übrigbleiben; aber nur ersteres hat eine Anthere und die beiden andern verwachsen mit ihm und bilden zwei unfruchtbare seitliche Anhängsel (Staminodien); zusammen aber verschmelzen sie mit dem Griffel zu einer mehr oder weniger entwickelten Säule (Gynostemium) mit einer napfförmigen großen Narbe. Die Blütenstaubmassen (Pollen) werden durch eine klebrige Substanz (Viscin) zu einem Ballen (Pollinarium) verbunden, welcher sich nach unten stielartig verlängert und oft die sog. Stieldrüse (rectinaculum) bildet. Diese Beschaffenheit des Pollens macht die Mitwirkung der Insekten zur Befruchtung unerläßlich. Die Frucht, eine einfächerige Kapsel, springt der Länge nach mit drei Klappen auf; die Samen sind klein, Feilspänen ähnlich, ohne Eiweiß und enthalten einen kaum entwickelten Keimling.

Die Familie der O. wird von Lindley in folgende Unterfamilien geteilt: 1) Malaxideae, Blütenstaub wachsartig, gruppenweise zusammenhängend, unmittelbar auf der Narbe liegend; der Staubbeutel oft auf dem Ende des Gynostemiums, oft wie mit einem Deckel versehen. Sie bilden aus dem verdickten, zusammengedrückten Stengel eine Scheinzwiebel und sind entweder Baumparasiten oder sie wurzeln in der Erde (Gattungen: Malaxis *Sw.*, Liparis *L.*, Corallorhiza *Hall.*). 2) Epidendreae, der Blütenstaub bildet zusammenhängende, wachsartige, zu einem elastischen Stiel zusammengezogene Massen. Anthere gedeckelt. Schmarotzend oder in der Erde wurzelnd (Gattungen: Laelia *Lindl.*, Cattleya *Lindl.*, Phajus *Lindl.*, Epidendron *Blme.*). 3) Vandeae, der in wachsartige Gruppen geteilte und in einen Stiel zusammengezogene Blütenstand einer Drüse der Narbe eingefügt. Anthere mit einem Deckel. Auf Bäumen schmarotzend oder in der Erde wurzelnd, bisweilen mit einer Scheinzwiebel (Gattungen: Ornithidium *Salisb.*, Sarcochilus *R. Br.*, Maxillaria *R. et P.*, Catasetum *Rich.*, Cycnoches *Lindl.*, Cymbidium *Sw.*, Oncidium *Sw.*, Aërides *Lour.* u. a.). 4) Ophrydeae, der Pollen jedes Antherenfaches besteht aus wachsartigen, leicht zusammenhängenden Körpern, mit einem auf einer Drüse befestigten Stiel. Anthere mit zwei Beuteln. Ausschließlich Erdgewächse, viele von ihnen bei uns einheimisch (Gattungen: Orchis *L.*, Gymnadenia *Rich.*, Platanthera *Rich.*, Ophrys *L*, Epipogium *Gm.* u. a.). 4) Neottieae, der pulverige Blütenstaub liegt auf den Drüsen der Narbe ihr parallel. Erdgewächse mit meistens in schlanken Ähren stehenden Blüten (Gattungen: Listera *R. Br.*, Neottia *L.*, Epipactis *L.*). 5) Arethuseae, Pollen aus eckigen Körperchen bestehend. Parasitisch, oder in der Erde wurzelnd (Gattungen: Cephalanthera *Rich.*, Vanilla *Swartz.*). 6) Cypripedieae mit der Gattung Cypripedium *L.*, der einzigen, welche zwei entwickelte seitliche Staubgefäße

trägt und ein drittes monströses, spatelförmiges über der Narbe hat. Alle ihre Arten haben eine sack- oder kahnförmige Unterlippe; mehrere Arten finden sich in Europa wild, am häufigsten C. Calceolus *L.* Vgl. Reichenbach, «Xenia Orchidacea» (Bd. 1—3, Lpz. 1854—83).

Aus den Knollen einiger Orchis-Arten, besonders der O. mascula, O. Morio und O. militaris, gewinnt man jetzt den früher aus Persien bezogenen Salep, ein ernährendes und einhüllendes Heilmittel, welches an Stärkemehl und Bassorin reich ist. Die schotenförmigen Kapseln einiger Arten der Gattung Vanilla (V. aromatica und planifolia, Schlinggewächse des tropischen Amerika) werden vor der Vollreife abgenommen und enthalten in ihren zahlreichen kleinen, schwarzen Samen eins der kostbarsten Gewürze.

Orchideenöl, Ylang-Ylangöl, ein in Manila aus den Blüten von Unona odoratissima destilliertes, ätherisches Öl, welches wegen seines angenehm feinen Geruchs in der Parfümerie höher als jedes andere geschätzt wird.

Orchies, Stadt im franz. Depart. du Nord, Arrondissement Douai, 15 km im NO. von Douai, Station der Linien Valenciennes-Lille, Somain-O.-Menin und Douai-O.-Tournai der Nordbahn, hat (1881) 3757 E. und Wacholderbrennereien, Nagelschmieden, Wollkämmerei, Ziegeleien, Brauereien, Gerbereien, Handel mit Vieh, Getreide ꝛc.

Orchil, s. Orseille.

Orchilla, Felseninsel im Karaibischen Meer, zu den Kleinen Antillen und der Inselgruppe unter dem Winde gerechnet, zu Venezuela gehörig, 165 km im NO. von der Hafenstadt La Guaira, ist, abgesehen von den sehr hohen Vorgebirgen am östl. und westl. Ende, niedrig und hat verwilderte Ziegen, große Massen von Wasservögeln und Kalkphosphatlager, ist aber unbewohnt.

Orchis *L.*, Knabenkraut, auch Kuckucksblume, eine zur Familie der Orchideen und zur Untersamilie der Ophrydeae gehörige Gattung, die sich von verwandten Gattungen durch ein einfächeriges Beutelchen unterscheidet, durch welches die Fächer des Staubbeutels am Grunde verbunden sind. Sie ist in Mitteleuropa in zahlreichen Arten verbreitet und umfaßt ausdauernde Kräuter teils mit kugeligen, teils mit handförmig geteilten Knollen. Viele hierher gehörige Arten zeichnen sich durch einen süßlichen, an die Vanille erinnernden Duft aus (vorzugsweise im Welken), während bei andern der Geruch mehr oder weniger unangenehm ist. Sie finden sich größtenteils auf frischen oder feuchten natürlichen Wiesen. Der Fruchtknoten der Blüte ist fast immer gedreht, die Lippe gesporn und abstehend, und die Fächer des Staubbeutels laufen parallel. Ungeteilte Knollen und einnervige Deckblätter besitzen unter andern: O. coriophora, Wanzen-Knabenkraut, mit tief dreispaltiger Lippe und kegelförmigem Sporn, und O. morio, Triften-Knabenkraut, mit dreilappiger Lippe und keulenförmigem Sporn. Handförmig geteilte Knollen und dreinervige Deckblätter haben unter andern: O. maculata, geflecktes Knabenkraut, mit meist hohlem Stengel mit meistens 10 stark gefleckten Blättern, O. latifolia, breitblätteriges Knabenkraut, mit hohlem Stengel mit 4—6 abstehenden stumpfen Blättern, und O. incarnata, fleischfarbiges Knabenkraut, mit einem ähnlichen Stengel und aufrechten, an der Spitze kapuzenförmig zusammengezogenen Blättern. Die Blüten dieser und der meisten andern Arten sind rötlich, fleischfarbig, lila oder purpurn in verschiedenen Nuancen, seltener weiß. Bei der nach Hollunder duftenden O. sambucina sind die Blüten oft schwefelgelb. Die Knollen mehrerer Arten, namentlich O. mascula, O. militaris, O. Morio u. s. w. geben als Tubera Salep den offizinellen Salep.

Orchitis, die Hodenentzündung.

Orchomenos war der Name zweier alter griech. Städte, einer in Böotien und einer in Arkadien, die beide auf ihren Münzen und Steinschriften den Namen nach dem einheimischen Dialekt Erchomenos schrieben. Das böotische Orchomenos, die Hauptstadt des in vorhistor. Zeit mächtigen Staats der Minyer, lag an der Nordwestküste des Sees Kopais, bei dem jetzigen Dörfchen Skripu, am linken Ufer des Kephissos, von welchem sich die Stadt am östl. Abhange des Akontionberges emporzog, von der Akropolis, deren Ringmauern noch auf einem steilen Felsgipfel erhalten sind, überragt; am Fuße des Bergs finden sich noch einige Reste des berühmten Tempels der Chariten (Grazien) und eines unterirdischen Kuppelbaues, der schon im spätern Altertum als das Schatzhaus des (mythischen) Königs Minyas bezeichnet wurde, vielleicht aber gleich den ähnlichen Denkmälern in Mykenä seiner Hauptbestimmung nach ein altes Königsgrab ist und neuerdings von Schliemann untersucht worden ist. Die Stadt, deren Macht frühzeitig durch die Übermacht der an der Spitze des böotischen Bundes stehenden Thebaner gebrochen worden war, wurde 367 v. Chr. von diesen gänzlich zerstört. Erst Philipp II. von Macedonien stellte sie wieder her, und sie bestand dann, wenn auch ohne polit. Bedeutung, bis in das späte Altertum fort. Bei O. besiegte 85 v. Chr. Sulla den Feldherrn des Mithridates, Archelaus. Vgl. O. Müller, «O. und die Minyer» (2. Aufl., Breśl. 1844); Schliemann, «Orchomenos» (Lpz. 1881).

Das arkadische Orchomenos lag im östlichern Teile dieser Landschaft an und auf einem steilen Felshügel, welcher zwei Thalkessel, deren nördlicherer jetzt zum Teil von einem Sumpfsee eingenommen ist, beherrscht, bei dem jetzigen Dorfe Kalpati; außer bedeutenden Stücken der Ringmauern der Oberstadt sind noch einige Trümmer von Gebäuden der untern Stadt erhalten. Die Stadt war vermöge ihrer günstigen Lage eine der mächtigsten in ganz Arkadien; später aber, als ihre Bedeutung sank, wurde die festere Oberstadt verlassen, und nur die Unterstadt blieb bewohnt. Vgl. Curtius, «Peloponnesos» (Bd. 1, Gotha 1851).

Orcin $C_7H_8O_2$ oder $C_6H_3(CH_3)(OH)_2$, ein aus der Lecanorsäure (s. d.) hervorgehender, Farbstoff liefernder Körper, wird erhalten, indem man lecanorsaure Salze längere Zeit kocht, wobei sie sich zunächst in orsellinsaure Salze verwandeln, die bei weiterm Kochen an Alkali ein Molekül Kohlensäure abgeben, während die Lösung O. enthält. Nach Zusatz von Säure krystallisiert das O. $C_7H_8O_2H_2O$ in großen farblosen Prismen von sehr süßem Geschmack. Das krystallisierte O. schmilzt bei 58° und gibt dabei sein Wasser ab; im entwässerten Zustande schmilzt es bei 86°, siedet bei 290° und ist unzersetzt destillierbar. Seine wässerige Lösung färbt sich auf Zusatz von Chlorkalk, ebenso von Eisenchlorid tief violett; seine alkalische Lösung färbt sich beim Erwärmen mit Chloroform tief violett und

fluoresziert nach dem Verdünnen stark grünlichgelb. An der Luft färbt sich O. durch Aufnahme von Ammoniak und Sauerstoff rot und geht dabei in Orcein über. Das Orcein ist der wesentliche Bestandteil der Farbstoffe Orseille, Cubbear, Persio.

Orco (im Altertum Orgus), ein linker Nebenfluß des Po in der ital. Provinz Turin, entspringt am Abhang des Mont-Iseran in den Grajischen Alpen, fließt erst östlich durch das Thal von Locana, nimmt hier die reißende Soana auf, tritt darauf in die Ebene, wo er einen südsüdöstl. Lauf annimmt und sich in mehrere Arme verzweigt und mündet nach 150 km oberhalb von Chivasso.

Orczy, s. Unterwelt.

Orczy (spr. Orzi, Lorenz, Baron), ungar. Dichter, geb. 9. Aug. 1718, wurde Soldat, zeichnete sich im Siebenjährigen Kriege aus und ward 1756 Oberst des von ihm auf eigene Kosten errichteten Palatinal-Husarenregiments. Im J. 1764 verließ er als General den Dienst, war erst Administrator, dann Obergespan des Abaujer Komitats, welcher Würde er 1784 entsagte, und starb 28. Juli 1789 in Pest. Seine 1787 und 1789 erschienenen Gedichte sind moralisch-didaktischen Inhalts, zuweilen humoristisch, immer geschmackvoll und sprachlich volkstümlich. O. gehört zu den Bahnbrechern der neuern ungar. Litteraturperiode.

Orda-Djus, Horde der Kirgisen (s. d.).

Ordal, Dorf in der span. Provinz Barcelona, 24 km westlich von Barcelona, wo am 13. Sept. 1813 Suchet die engl. Truppen unter Bentinck in einem Gefecht besiegte.

Ordalien (mittellat., vom angelsächs. ordâl, d. i. Urteil) oder **Gottesurteile**. Zu dem Beweis einer Anklage oder Verteidigung durch vernunftgemäße Mittel reicht das geistige Vermögen kindlicher Völker nicht immer und in allen Fällen hin. Noch das Mittelalter legte hier eine Berufung an Gott ein, damit derselbe die Wahrheit durch Zeichen offenbare. Beide Parteien oder der Angeklagte allein mußten sich unter priesterlicher Mitwirkung Gefahren aussetzen, welche niemand ohne Gottes vermeintliche Hilfe zu bestehen vermochte, und wer unversehrt daraus hervorging, konnte sich auf ein für die Gerechtigkeit seiner Sache geschehenes Wunder beziehen. Solche Gottesurteile wurden erlangt durch den gerichtlichen Zweikampf, in welchem der Besiegte für straſbar galt, die Feuerprobe, die Wasserprobe, die Probe des geweihten Bissens, des Heiligen Abendmahls, das Kreuzgericht und das Bahrrecht. Das Kampfurteil oder der Zweikampf (altnord. Holmgangr) war das vornehmste Gottesurteil und konnte unter bestimmten Umständen durch Stellvertreter stattfinden. Auch den Weibern war es erlaubt, wobei der Mann bis an den Gürtel in einer Grube stand und von hier aus vermittelst des Kolbens mit der außerhalb der Grube stehenden Frau kämpfen mußte. Die Feuerprobe (judicium ignis, probatio per ignem) bestand darin, daß der Beklagte barfuß über glühende Kohlen oder neun glühende Pflugschare gehen oder ein glühendes Eisen mit bloßer Hand einige Schritte weit tragen mußte, oder daß man ihm glühende Kohlen auf den bloßen Fuß legte, oder ihn durch ein Feuer gehen ließ, bei welchem letztern Versuche ihm oft ein mit Wachs überzogenes Hemd angezogen wurde, weshalb man dies auch die Probe des wächsernen Hemdes nannte. Fand keine Verletzung durch das Feuer statt, so erklärte man ihn für schuldlos. Bei der Wasserprobe (judicium aquae) hatte der Angeklagte einen Ring oder Stein aus einem Kessel siedenden Wassers herauszunehmen, oder er wurde, an Händen und Füßen gebunden, in fließendes Wasser geworfen. Letztere Probe mußten häufig Frauen, die der Zauberei angeklagt waren, bestehen; sank die Angeklagte unter, so war sie unschuldig, schwamm sie aber auf dem Wasser, so galt sie für schuldig (Hexenwage). Die Probe des geweihten Bissens oder das Broturteil (judicium offae, panis adjurati, casibrodeum) bestand darin, daß man dem Angeklagten ein Stück Brot oder Käse unter vielen Verwünschungen in den Mund steckte. Derjenige, welcher es sogleich ohne Mühe verschlucken konnte und nachher weder Krankheit noch Schmerzen empfand, wurde von der Strafe befreit. Der Probe des Heiligen Abendmahls (judicium crucis) unterwarfen sich besonders Geistliche und Mönche, die zum Beweise der Unschuld das Abendmahl nahmen, indem man glaubte, daß Gott den Schuldigen nach dessen Genusse sogleich töten oder krank machen werde. Vgl. Hilje, «Das Gottesurteil der Abendmahlsprobe» (Berl. 1867).

Das Kreuzgericht (purgatio per eucharistiam) war doppelter Art. Entweder stellte man den Kläger und den Beklagten mit ausgestreckten oder kreuzweise ausgebreiteten Armen eine Zeit lang unter ein Kreuz und verurteilte den, der zuerst die Hände bewegte oder sinken ließ, oder man bezeichnete von zwei Würfeln einen mit einem Kreuze und gab denjenigen, welcher den Würfel mit dem Zeichen des Kreuzes zog, frei. Das Bahrrecht oder die Blutprobe (jus feretri) wurde hauptsächlich bei Erforschung der Mörder angewendet und bestand darin, daß man den Ermordeten auf eine Bahre legte und den vorgeblichen Mörder die Leiche, insbesondere die Wunden berühren ließ. Floß dabei Blut aus denselben oder trat Schaum aus dem Munde des Gemordeten, oder veränderte und bewegte sich angeblich der tote Körper, so bestrafte man den Verdächtigen als Mörder. Bisweilen hatte der bis auf die Hüften entblößte Angeschuldigte bloß die vor Gericht gebrachte Hand des Ermordeten zu ergreifen, wobei er für schuldlos galt, wenn sich keine Zeichen an ihm ereigneten. Dies hieß das Scheingehen. Was Einfalt und Rohheit geschaffen, kam nachher durch Aberglauben und Betrug zum höchsten Ansehen, und selbst Verbote der Kaiser seit Ludwigs des Frommen Zeit konnten den O. nicht Einhalt thun. Stärker wirkte ihnen der päpstl. Stuhl durch das an die Geistlichkeit erlassene Verbot einer Beteiligung und durch Abänderungen im gerichtlichen Verfahren entgegen, sodaß die O. schon im 14. Jahrh. immer seltener wurden, bis sie im 15. Jahrh. durch das weitere Umsichgreifen des kanonischen Rechts, welches den Reinigungseid einführte, noch mehr aber durch die Aufnahme des röm. Rechts außer Gebrauch kamen. Jetzt gelten Gottesurteile noch bei vielen außereurop. Völker als Überführungsmittel.

Vgl. Majer, «Geschichte der O., insbesondere der gerichtlichen Zweikämpfe in Deutschland» (Jena 1795); Grimm, «Deutsche Rechtsalterthümer» (Gött. 1828); Zwicker, «Über die Ordale» (Gött. 1818); Wilda in der «Allgemeinen Encyklopädie» von Ersch und Gruber (Sekt. 3, Bd. 4, Lpz. 1833); Unger, «Der gerichtliche Zweikampf» (Gött. 1847); Dahn, «Studien zur Geschichte der german. Gottes-

urteile» (Münch. 1857); Pfalz, «Die germanischen O.» (Lpz. 1865).

Orden (weltliche) nennt man die äußern, gewöhnlich in Sternen, Kreuzen und Bändern bestehenden Auszeichnungen, die in fast allen civilisierten Staaten für bürgerliches oder militärisches Verdienst erteilt werden. Der Gedanke des Instituts wurzelt in den mittelalterlichen Ritterorden (s. d.), jenen geistlich-feudalen Verbindungen, die zu irgend einem kriegerischen oder religiösen Zweck gestiftet wurden und auf strenger Association der Mitglieder mit bestimmten Gelübden und Pflichten beruhten. Daraus erwuchsen die von Monarchen gestifteten Ordensverbindungen, denen die Idee einer ritterlichen Association noch nicht fremd ist, aber doch zugleich schon der Gedanke des Dienstes, der einem bestimmten Fürsten oder Staate geleistet wird, zu Grunde liegt. Solche O. waren der engl. Hosenbandorden von 1350 und der burgundische O. des Goldenen Vließes (gestiftet 1430), dessen Großmeistertum den Abkömmlingen des burgund. Hauses, den Dynastien in Österreich und Spanien, verblieben ist. In ihnen gibt sich bereits der Übergang von dem mittelalterlichen Ordenswesen zu dem modernen monarchischen kund. Darum schloß sich im 16. Jahrh. der von Heinrich III. in Frankreich gestiftete Heilige-Geistorden (1578). Mit dem 17. Jahrh. verwischte sich die Erinnerung an das Mittelalter völlig, und die seitdem gegründeten O. entsprangen wesentlich aus dem monarchischen Interesse, wie es sich seit Ludwig XIV. ausbildete. So stiftete Ludwig XIV. selbst den Heiligen-Ludwigs-Orden (1695), der erste König von Preußen (1701) den Schwarzen Adlerorden, Peter d. Gr. den Alexander-Newskij-Orden (1722), Maria Theresia (1751) nach dem Siege bei Kollin den Maria-Theresia-Orden. Auch die röm. Kurie und der türk. Padischah haben O. in diesem Sinne. Eine eigentümliche Ausnahme bildete der in Nordamerika 1783 gestiftete Cincinnatusorden, ein moderner Ritterorden zur Erhaltung der republikanischen Freiheit, der aber schon mit seinen Stiftern erlosch. Für die neuere Geschichte ist der 10. März 1813 gestiftete und 19. Juli 1870 erneuerte preußische O. des Eisernen Kreuzes bedeutsam geworden. Heutzutage bestehen in den meisten, auch selbst in sehr kleinen Staaten ein oder mehrere O., aber nur bei wenigen verleiht die Mitgliedschaft den Anspruch auf eine besondere Dotation. Die Erwerbung solcher Auszeichnungen ist, abgesehen von einzelnen O., die einen gewissen aristokratischen Vorzug behaupten, nicht mehr durch einen höhern Rang des Empfängers bedingt. Nur die verschiedene Klasse im O. selbst macht einen Unterschied. Die rein militärischen (z. B. Maria-Theresia-Orden) oder die ausschließlich für wissenschaftliches Verdienst gestifteten (z. B. die Friedensklasse des preußischen O. Pour le mérite) sind natürlich auf gewisse Klassen der Gesellschaft beschränkt.

Hierzu eine Tafel: **Die wichtigsten Orden.** Die auf derselben abgebildeten O. werden von nachstehenden Ländern verliehen: Baden: Fig. 4; Bayern: Fig. 2, 17, 37; Belgien: Fig. 10; Dänemark: Fig. 20; Frankreich: Fig. 14; Griechenland: Fig. 40; Großbritannien: Fig. 9 (Order of the Bath, Bath-Orden), Fig. 36 (Order of the Garter); Hessen: Fig. 1; Italien: Fig. 6; Mecklenburg: Fig. 16; Niederlande: Fig. 19; Oldenburg: Fig. 33; Österreich-Ungarn: Fig. 12, 13, 29, 35; Papst (ehemaliger Kirchenstaat): Fig. 15, 38; Portugal: Fig. 32; Preußen: Fig. 8, 18, 24, 25, 26, 27, 28; Rußland: Fig. 7, 30; Sachsen (Königreich): Fig. 11, 21, 23; Sachsen-Weimar: Fig. 39; Schweden: Fig. 22; Spanien: Fig. 3, 35; Türkei: Fig. 34; Württemberg: Fig. 5; außerdem: Orden der Deutschen Ritter, Fig. 31.

Vgl. Perrot, «Collection historique des ordres de la chevalerie civils et militaires» (Par. 1820); Gottschalck, «Almanach der Ritterorden» (3 Bde., Lpz. 1817—19); das Prachtwerk von Gelbke, «Abbildung und Beschreibung der Ritterorden u. s. w.» (11 Lfgn., Berl. 1832—39), und dessen spezielle Arbeiten: die «Ritterorden und Ehrenzeichen der preuß. Monarchie» (Erf. 1837), «Ritterorden und Ehrenzeichen Sachsens» (Weim. 1838) und «Ritterorden und Ehrenzeichen des russ. Kaiserreichs» (Lpz. 1839); Biedenfeld, «Geschichte und Verfassung aller geistlichen und weltlichen Ritterorden» (2 Bde., Weim. 1841); H. Schulze, «Chronik sämtlicher bekannten Ritterorden und Ehrenzeichen» (Berl. 1855; mit zwei Supplementen, 1870 u. 1878); van Hollebeke, «Histoire et législation des ordres de chevalerie et marques d'honneur» (Brüss. 1875).

Orden (geistliche) nennt man in der Kirche Verbindungen zu einem durch gewisse vom Papst bestätigte Regeln oder Ordnungen bestimmten andächtigen und enthaltsamen Leben. Von den religiösen Kongregationen (s. d.) unterscheiden sie sich dadurch, daß sie als solche vom Papste bestätigt worden sind, und daß die von ihnen geleisteten Gelübde sog. vota solemnia sind; dies bewirkt aber wieder, daß das Gelübde der Keuschheit jede vor ihnen geschlossene Ehe als nichtig erscheinen läßt, während bei den Kongregationen die Ehe nur verboten, wenn aber nichtsdestoweniger geschlossen, gültig ist, daß sie unfähig des Eigentums werden, während das Mitglied der Kongregation sein Eigentum behält, und nur Genuß und Verwaltung auf die Kongregation übergeht. Brüderschaften endlich sind Verbindungen, deren Mitglieder keine Gelübde geleistet, sondern sich zu einem löblichen kirchlichen Zweck unter Aufsicht der Bischöfe vereinigt haben. Von diesen unterscheiden sich die O. durch die lebenslängliche Verpflichtung zu den sog. Ordensregeln oder Klostergelübden (s. d.), welche jeder Novize nach überstandenem Noviziat abzulegen hat, und durch das durch die «Regel» bestimmte Zusammenleben. Religiöse Brüderschaften finden sich schon im Heidentum, so bei den Griechen in Verbindung mit dem Kultus einzelner Gottheiten und mit dem Mysterienwesen. In der christl. Kirche treten sie im Anschlusse an altägypt. Institutionen in außerordentlich vielen Nuancen auf und haben im Abendlande auf die Entwickelung des gesamten Kirchentums einen maßgebenden Einfluß ausgeübt.

Nach dem Geschlecht ihrer Glieder teilt man sie in Mönchs- und Nonnenorden oder in Ordensbrüder und Ordensschwestern. Beide werden auch mit dem gemeinsamen Namen der Ordenspersonen oder Ordensleute bezeichnet, ihre gnnze Gesamtheit aber nach ihrem Aufenthaltsorte, den Klöstern (s. d.), Klosterorden genannt. Die gewöhnliche Kleidung, welche von den Ordenspersonen getragen werden muß, bildet die Ordenstracht. Bei besondern Gelegenheiten, namentlich im Chordienste, wird die gewöhnliche Kleidung mit einem Festkleide vertauscht, welches

1. Verdienstorden Philipps des Großmütigen. 2. Verdienstorden der bayrischen Krone. 3. Orden Karls III. 4. Or
des heiligen Georg. 8. Orden des Roten Adlers. 9. Orden des Bades. 10. Belgischer Leopoldsorden. 11. Militär-S
legion. 15. Malteserorden. 16. Hausorden der wendischen Krone. 17. Militär-Max-Josephorden. 18. Luisenorde
23. Albrechtsorden. 24. Pour le Mérite für Militär. 25. Pour le Mérite für Civil. 26. Orden des Schwarzen Adlers.
31. Deutscher Ritterorden. 32. Christusorden. 33. Verdienstorden Herzogs Peter Friedrich Ludwig. 34. Medjidiéord
und Kunst. 38. Piusorden. 39. Hausorden

STEN ORDEN.

vom Zähringer Löwen. 5. Württembergischer Kronenorden. 6. Orden des heiligen Moritz und Lazarus. 7. Orden Heinrichsorden. 12. Militärischer Maria-Theresienorden. 13. Österreichischer Leopoldsorden. 14. Orden der Ehren- 19. Orden des niederländischen Löwen. 20. Danebrogorden. 21. Sächsischer Verdienstorden. 22. Schwertorden. Eisernes Krone. 28. Johanniterorden. 29. Österreichischer Orden der eisernen Krone. 30. Orden der heiligen Anna. 35. Ritterorden vom Goldenen Vliefe. 36. Orden des blauen Hosenbandes 37. Maximilianenorden für Wissenschaft n Weißen Falken. 40. Orden des Erlösers.

Ant. Anstalt Leipzig.

Digitized by Google

das Chorkleid heißt. Die Gesetze, welche von dem Stifter eines O. mit päpstl. Bestätigung oder von dem Papste für einen O. gegeben wurden, heißen die Ordensregel. Die Mönche und Nonnen im Orient, besonders die griechischen, richten sich nach der sog. Regel des heil. Basilius, der auch die Basilianer in Spanien folgen. In der röm. Kirche hingegen erhielt das Mönchswesen seine Grundregel vom heil. Benedikt von Nursia, der als der erste Stifter eines geistlichen O. betrachtet werden muß. Die Klöster der orient. Kirchen tragen den Namen gemeinschaftlicher Stifter und Schutzheiligen, ohne darum in einem so festen Verbande miteinander zu stehen wie im Occident. Insofern die Regel Benedikts und die schwarze Kutte vom 6. bis zu Anfang des 10. Jahrh. fast allen Mönchen und Nonnen im Occident gemeinsam waren, kann der Benediktinerorden für den einzigen während jener Zeit gelten, obgleich die dazugehörigen Klöster ohne gemeinsame Ordensobere noch unter den Bischöfen standen und sich durch partielle Erweiterung, Schärfung oder Milderung der Grundregel in mehrere Kongregationen teilten. Im Mittelalter äußerte sich das Bestreben, dem Mönchswesen noch größere Strenge und Heiligkeit zu geben, teils durch Reformationen, teils durch die Stiftung mehrerer O., die auf die Grundregel Benedikts neu gebaut waren. So entstanden die Camaldulenser, die grauen Mönche von Vallombrosa, die Silvestriner, die Grandimontaner, die Kartäuser, die Cölestiner, die Cistercienser, nebst den von ihnen ausgegangenen Brüderschaften, und der O. von Fontevraud. Von einer bedeutenden Anzahl geistlicher O. wurde aber auch die vermeinte Regel des heil. Augustinus angenommen. Augustinus hatte zwar, ohne an die Stiftung eines Mönchsordens zu denken, Geistliche an seiner Hauptkirche und mehrern andern Kirchen seines Sprengels zur Beobachtung des kanonischen Lebens vereinigt, und die Mönche, welche man noch im 7. Jahrh. unter die Laien rechnete, konnten die zunächst für Geistliche bestimmten Vorschriften des Augustinus gar nicht auf sich anwenden; aber schon im 8. Jahrh. begannen sie die geistlichen Weihen zu nehmen, und seit der Zeit bildete sich der Unterschied aus zwischen den professi ad chorum (solche, die mindestens die Subdiakonatsweihe erhalten haben) und den Conversi (Laienbrüder), welcher in analoger Weise auch auf die Frauenklöster ausgedehnt worden ist, und insofern von Bedeutung erscheint, als nur die erstern im Konvent Stimmberechtigung haben. Die Meinung des Volks und selbst päpstl. Bullen setzten sie wegen ihrer vorzüglichern Heiligkeit noch über die Weltgeistlichen, welche dadurch genötigt wurden, häufig selbst in den Mönchsstand zu treten oder sich doch zur Beobachtung der Mönchsgelübde und des kanonischen Lebens zu vereinigen. Von dieser Art waren die nach der Regel des Augustinus gebildeten Kongregationen der regulierten Chorherren oder Kanoniker. Eigentliche Mönchsorden nach der Regel des Augustinus sind die Prämonstratenser, Augustiner, Serviten, Hieronymiten, Jesuiten und der Brigittenorden. Unter die Klasse der nach der alten Idee des Mönchslebens mehr der stillen Betrachtung ergebenen O. gehören auch die eigentümlich konstituierten Karmeliter.

Schon mehr Neigung, der Welt zu dienen, zeigten die Trinitarier und der O. von der Gnade. Charakteristisch aber wurde das Streben nach hierarchischem Einfluß auf die Welt bei dem im Anfang des 13. Jahrh. gestifteten O. der Bettelmönche, nämlich der Dominikaner und Franziskaner, während die aus letztern hervorgegangenen Minoriten und Minimen mehr Neigung zum beschaulichen Leben zeigten. Obwohl später die Stiftung neuer Mönchsorden vom päpstl. Stuhl und von einigen Kirchenversammlungen ausdrücklich untersagt worden war, so wußten sich doch mehrere, seit Anfang des 16. Jahrh. entstandene Institute dieser Art die päpstl. Genehmigung zu verschaffen und jenes Verbot dadurch zu umgehen, daß sie nicht für neue Mönchsorden gelten wollten, sondern sich regulierte Chorherren des heil. Augustinus nannten und die schwarze Kleidung der Weltgeistlichen trugen. (S. Stift.) Der große Verlust, welchen die alten O. durch die Reformation erlitten, machte die Päpste geneigt, dergleichen Unternehmungen wieder eifriger zu unterstützen. Hierher gehören vorzüglich die Jesuiten, dann auch die Theatiner, Barnabiten, Priester und Väter vom Oratorium, Lazaristen, Bartholomäer, Piaristen und Barmherzigen Brüder und Schwestern.

Bei der Bildung neuer Mönchsorden schlossen sich gewöhnlich auch Nonnen gleichen Namens und gleicher Regel an, aber ohne an der priesterlichen Wirkung derselben teilzuhaben. Der männliche Zweig eines O. heißt der erste O., der weibliche dagegen der zweite; so gehören z. B. die Kapuziner zum ersten und die Kapuzinerinnen zum zweiten O. des heil. Franz. Auch entstanden Kongregationen von Klosterfrauen, welche sich gewissen Mönchsorden anschlossen, ohne deren Namen zu tragen, wie die Clarissinnen, die Urbanistinnen, die Nonnen von der Empfängnis Unserer Lieben Frauen in Italien und Spanien und die Annunciaten oder Nonnen von der Verkündigung Mariä, welche zum zweiten O. des heil. Franz gehören, und die Angeliten oder Englischen Schwestern, welche der Regel der Barnabiten folgen. Weibliche O., welche keinem männlichen O. angeschlossen sind und sämtlich nach der Regel des heil. Augustinus leben, sind die Klosterfrauen von der Buße der Magdalena, die Salesianerinnen, die himmlischen Annunciaten, die Ursulinerinnen und die Barmherzigen Schwestern.

Außerdem erhielten fast alle geistlichen O. noch neuen Zuwachs indem unter dem Namen von Oblaten, d. h. Dargebrachten, und Donaten, d. h. Geschenkten, unzählige Andächtige ihre Person oder ihr Vermögen und ihren Einfluß dem Dienste der geistlichen O. widmeten. Ganze Familien, Eheleute aus allen Ständen traten auf diese Art in ein Verhältnis der Abhängigkeit zu der regulierten Geistlichkeit. Der heil. Franz gab diesem Verhältnis zuerst eine bestimmte Form, indem er Laien, die sich mit den Mönchen verbrüdern wollten, ohne Mönche zu werden, in eine besondere Korporation unter dem Namen des dritten O. der Minoriten (Tertiarier) vereinigte. Nach diesem Muster gesellten sich außer sämtlichen Bettelorden auch die Cistercienser, Trinitarier und die Religiosen von der Gnade dergleichen Tertiarier zu, von denen nur wenige in die Klausur traten und die Klostergelübde leisteten. Die meisten Mitglieder blieben in ihren bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen und verpflichteten sich nur zu einem frömmern Leben. Die Tertiarier durften die Kleidung ihres O. anlegen, begnügten sich aber in der Regel, das Skapulier desselben unter ihrer bürgerlichen Kleidung zu tragen

Die O. älterer Stiftung regierten sich anfangs auf aristokratisch-republikanische Weise selbst. Die Benediktinerklöster blieben lange voneinander ganz unabhängig. Die Cistercienser gehorchten einem hohen Rate, der den anfangs jährlich, später in jedem dritten Jahre gehaltenen Generalkapiteln der Äbte und Prioren aller Cistercienserklöster verantwortlich war. Schwächere O., wie die Kartäuser, Grandimontaner u. s. w., hatten bei ähnlichen Verfassungen überdies noch mit den Bischöfen zu kämpfen, deren alte Ansprüche auf die Gerichtsbarkeit über alle Klöster ihres Sprengels sie nicht so leicht abzuweisen vermochten, wie die eximierten Benediktiner und Cistercienser. In ein engeres Verhältnis zum Papst setzten sich aber gleich bei ihrem Entstehen die Bettelorden. Vermöge der ihnen verliehenen Privilegien unmittelbar abhängig von Rom, bewährten sie die Stärke ihrer monarchisch-militärisch geordneten Verfassung mit großem Erfolge. Bald folgten die meisten der übrigen O. ihrem System, welchem gemäß an der Spitze jedes geistlichen O. ein General oder Regent steht, der alle drei Jahre gewählt wird, zu Rom seinen Sitz hat und nur dem Papst verantwortlich ist, jedoch bei einigen O. noch einen Admonitor zur Seite hat, der seine Schritte im Namen des O. beobachtet. Die Definitoren oder Räte des Generals sind die Ordensprovinzialen, Obere, denen die Aufsicht und Regierung der Klöster in den einzelnen Provinzen obliegt. Sie bilden unter dem Vorsitz des Generals das Generalkapitel des ganzen O. und präsidieren wieder als Generalvikare auf den Provinzialkapiteln, an denen die Obern der einzelnen Klöster einer Provinz als stimmfähige Kapitularen (suffraganei) teilnehmen. Diese, die bei den verschiedenen O. Äbte, Prioren, Superioren, Ministri, Guardiane, Pröpste oder Rektoren heißen und im Sinne des kanonischen Rechts Prälaten sind, verhandeln die Angelegenheiten eines Klosters in einem Kapitel oder Konvent mit den zum Chor gehörigen Religiosen desselben, doch jeder für sich allein. Daher führen die Religiosen (auch wohl Choristen genannt) den Namen der Konventualen und Väter (patres), zum Unterschiede von den niedern Mönchen, den Brüdern (fratres), welche als Neulinge der höhern Weihen noch nicht teilhaftig sind oder als Laienbrüder zu Hausdiensten des Klosters gebraucht werden. Auch werden bei den Bettelorden nur die letztern zum Terminieren (Betteln) ausgesendet, während die Väter bloß zur Verwaltung priesterlicher Amtshandlungen im Kloster und auf den Pfarreien, die zum Patronat des Klosters gehören, berechtigt sind. Die Kapitel der einzelnen Klöster einer Provinz stehen unter dem Provinzial, als ihrer Behörde in erster Instanz. Die letzte Instanz für alle Glieder eines O. ist der General desselben, der auch dem zweiten und dritten O. (den Nonnenklöstern und Verbrüderungen der Laien) vorsteht. Die Frauenorden haben eine ähnliche Verfassung, nur können sie nicht ohne einen Propst bestehen, der mit seinen Kaplänen das geistliche Amt bei ihnen verwaltet. Wenn sie keinem zweiten O. angehören, sind sie, wie die Hospitäler und alle nicht befreiten Klöster, der Gerichtsbarkeit und Aufsicht des Bischofs untergeben, in dessen Sprengel sie liegen. Galten schon die Bettelmönche als Stützen des röm. Stuhls, so gewannen doch die Jesuiten unter allen geistlichen O. die größte Bedeutung, sodaß ihr Fall der Vorbote der Beschränkung oder selbst des Untergangs mehrerer anderer O. war. Die Staatsgesetzgebung der neuern Zeit hat das Ordenswesen stark berücksichtigt. Der Josephinismus hob alle bloß beschaulichen, die Französische Revolution sämtliche O. auf. Der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 hatte den Untergang des Klosterwesens in Deutschland zur Folge, und die neueste Entwickelung der staatskirchlichen Gesetzgebung hat den Jesuitenorden aus Deutschland vertrieben und die übrigen O. und Kongregationen teils beschränkt, teils staatlicher Aufsicht unterworfen. Auch in Italien sind die O. beseitigt worden. Die evang. Kirche hat die Ordensgelübde prinzipiell verworfen, und wenn auch hier Institute bestehen, welche zuweilen den kanonischen Ordensgrundsätzen angepaßt sind, so erscheinen dieselben doch lediglich als Versorgungsanstalten (Fräuleinstifte). Die weiblichen Genossenschaften aber, die sich in neuerer Zeit zum Zweck der Krankenpflege gebildet haben und deren Glieder auch nicht lebenslängliche Gelübde leisten, stehen in keiner rechtlichen Beziehung zur evang. Kirche.

Vgl. Helyot, «Histoire des ordres monastiques et militaires» (8 Bde., Par. 1714; neue Aufl. 1792; deutsch, Lpz. 1753); Crome, «Pragmatische Geschichte der Mönchsorden» (10 Bde., Lpz. 1774—83); Döring, «Geschichte der Mönchsorden» (2 Bdchn., Dresd. 1828); Hinschius, «Die O. und Kongregationen der kath. Kirche in Preußen» (Berl. 1874).

Orden des Heiligen Geistes, s. Heiliger-Geist-Orden. — **Orden vom Heil. Grabe**, s. Heiligen Grabe (Orden vom). — **Orden der Nonnen von der Heimsuchung** und **Orden der Schwestern der Heimsuchung**, s. unter Heimsuchungsorden. — **Orden der Töchter des Heiligen Kreuzes**, s. Heiligen Kreuzes (Orden der Töchter des).

Ordensband (Catocala) nennt man eine Gattung großer, besonders in Europa verbreiteter Eulenschmetterlinge, mit lebhaft gefärbten, blau, rot und gelb gebänderten Hinterflügeln; ihre Raupen sind sehr lang und schlank, durch Verkümmerung der vordern Bauchfüße spannerartig, fressen nächtlich das Laub von Eichen, Pappeln, Eschen, Obstbäumen u. s. w., in deren Rindenrisse sie sich den Tag über versteckt halten.

Ordinalia (lat.), Ordnungszahlen, antworten auf die Frage der wievielste? z. B. der erste, der zweite u. s. w. (Vgl. Zahlwörter.)

Ordinär (lat.), gewöhnlich, gemein (mit und ohne tadelnden Sinn); im Buchhandel Bezeichnung des Ladenpreises im Gegensatz zum Nettopreis, dem den Sortimentsbuchhändlern vom Verleger bewilligten Preise.

Ordinariat, die im Namen des Bischofs (Ordinarius) die Gerichtsbarkeit über dessen Sprengel ausübende Behörde und deren Geschäftslokal.

Ordinarium (lat.), Ritualbuch fürs Kirchenjahr; im Staatshaushaltsetat der Inbegriff der ordentlichen Einnahmen und Ausgaben im Gegensatz zu den außerordentlichen (Extraordinarium).

Ordinarius (lat.), nach kanonischem Recht der Diöcesanbischof als der ordnungsmäßige Inhaber der Jurisdiktion in seiner Diöcese; auch Klassenlehrer, Hauptlehrer einer Klasse, ord. Professor einer Universität.

Ordinaten heißen in der analytischen Geometrie 1) parallele gerade Linien, von einer der Lage nach gegebenen geraden Linie, der Abscissenlinie,

zu einer krummen oder auch an eine andere gerade Linie in derselben Ebene gezogen; 2) parallele gerade Linien, von einer der Lage nach gegebenen Ebene an eine krumme Fläche oder doppeltgekrümmte Linie gezogen. (S. Koordination.)

Ordination (mittellat., von ordo, Klerus oder geistlicher Stand) heißt in der christl. Kirche die Weihe zum geistlichen Amte. Die Sitte, die zu kirchlichen Beamten, Priestern, Diakonen u. s. w. Erwählten durch Gebet und Handauflegung zu weihen, geht bis in die ältesten Zeiten der Kirche zurück und bildet die geschichtliche Grundlage für das Sakrament der Priesterweihe (s. d.) in der kath. Kirche. Die O., deren Vollziehung ein Vorrecht des Bischofs bildet, kann nicht wiederholt werden (gewährt einen character indelebilis). Man unterscheidet acht kirchliche ordines oder Rangstufen in der kirchlichen Hierarchie, drei höhere (ordines majores), Episkopat, Presbyterat, Diakonat, und fünf niedere (ordines minores), Subdiakonat u. s. w. Zu jedem ist eine besondere Weihe erforderlich. Dieselbe wird nach vorangegangener Prüfung (Skrutinium) vollzogen, wenn kein kanonisches Hindernis obwaltet (uneheliche Geburt, Leibeigenschaft, Körperfehler, moralische oder bürgerliche Bescholtenheit, Ketzerei u. s. w.) und wenn der zu Weihende zu einem bestimmten Kirchenamte, beziehungsweise zum Genusse einer kirchlichen Pfründe berufen ist. In der evang. Kirche gilt die O. nicht als Sakrament. Ihre Vollziehung kann jedem Pfarrer übertragen werden, wird aber in der Regel nur von Gliedern des Kirchenregiments, da wo es noch Bischöfe gibt, von diesen, unter Assistenz von mindestens zwei andern Geistlichen vollzogen. Die röm.-kath. Kirche betrachtet alle von prot. Superintendenten und Geistlichen vollzogenen O. als ungültig, weil ihr zur rechtsgültigen O. die von der Apostelzeit ununterbrochene Succession des bischöfl. Amts und die in dieser Succession durch Handauflegung fortgepflanzte Amtsgnade gilt. Ebenso urteilt auch die griech. Kirche und unter den prot. Kirchen die anglikanische. Eine Wiederholung der O. beim Hinaufrücken in höhere Ämter findet bei den Evangelischen nicht statt.

Ordines (lat., Mehrzahl von ordo), die sieben Stufen der kath. geistlichen Weihen; O. minores, die vier niedern; O. majores, die drei höhern Stufen. (Vgl. Ordination.)

Ordinieren, die Ordination (s. d.) erteilen.

Ordnance ist in England einerseits die allgemeine Bezeichnung aller Geschütze, sodaß ein Handbook for O. gleichbedeutend mit einem Handbuch für Artillerie ist, andererseits ist es der Name einer Behörde, der die Sorge für das gesamte Artillerie-, Ingenieur-, Garnison- und Kasernenwesen anheimfällt. Diese Behörde ist direkt dem Kriegsamt untergeordnet und führt den Namen O. Department. (Vgl. Großbritannien, Bd. VIII, S. 469a.)

Ordnung heißt die gesetzmäßige Aufeinanderfolge oder Zusammenstellung der Dinge, auch der Inbegriff der letztern selbst, wenn sie nach irgend einem Gesetz zusammengehören. Ferner spricht man von einer moralischen Weltordnung als der Zusammenstimmung aller Dinge in der Welt zu einem absoluten sittlichen Zwecke.

In der Naturgeschichte (z. B. in der Botanik) versteht man unter O. (ordo) eine Hauptabteilung, welche einer Klasse untergeordnet und einer Familie übergeordnet ist.

Im juristischen Sinne bezeichnet O. (ordinatio) ein umfassendes Gesetz über die Organisation einer Behörde und die bei ihren Geschäften zu beobachtenden Formen. So gibt es Gerichts- und Prozeß-, Appellations-, Städte-, Gemeinde-, Kirchen-, Polizeiordnungen u. s. w.

Ordnungsstrafen nennt man die Bestrafung wegen verletzter Ordnung, welche von der aufsehenden Behörde ohne eigentliches richterliches Gehör und Urteil verhängt wird, und wogegen also auch kein eigentliches Rechtsmittel, sondern nur Vorstellung oder Beschwerde bei der vorgesetzten Behörde stattfindet. (Vgl. Ordnungswidrigkeit.)

Ordnungsübungen schließen alle die turnerischen Bewegungen ein, wodurch bei einer Gemeinschaft von Übenden ein gewisses Ordnungsverhältnis bezweckt wird, welches sich beziehen kann auf die Aufstellung, die Richtung, die Bildung von Reihen und Reihenkörpern, auf die Gliederung, Drehung, Umstellung und Fortbewegung derselben. Alle diese Thätigkeiten charakterisieren sich dadurch, daß während der Übungsdauer das turnerische Verhalten des einzelnen in unauflösliche Beziehung zu dem der Gesamtheit gebracht wird. Einesteils stimmen die O. mit den taktischen Bewegungen der Kriegskunst überein, wie sie anderenteils in ihren künstlichern, zusammengesetztern Formen an das Gebiet der höhern Tanzkunst streifen und nach dieser Richtung hin im turnerischen Reigen ihren Höhepunkt erreichen. Die O. hat zuerst A. Spieß systematisch ausgebildet. Vgl. Spieß, «Lehre der Turnkunst» (Teil 4: «Das Turnen in den Gemeinübungen», Bas. 1846); Wassmannsdorff, «Die O.» (Frankf. 1868); Lion, «Leitfaden für den Betrieb der Ordnungs- und Freiübungen» (Lpz. 1875).

Ordnungswidrigkeit heißt in der Sprache der deutschen Zoll- und Steuergesetzgebung die Verletzung der zu einem Thun oder Unterlassen verpflichtenden gesetzlichen und reglementären Vorschriften, soweit damit nicht die Absicht einer Gefällverletzung (Defraudation, s. d.) oder die Übertretung eines zeitweise bestehenden Ein-, Aus- oder Durchfuhrverbots (Contrebande, s. d.) verknüpft ist. Die dagegen angedrohten Strafen nennt man Ordnungsstrafen.

Ordnungszahlen, s. Ordinalia.

Ordo (lat.), Ordnung (s. d.), Stand, Stufe, Weihe. (S. Ordines.)

Ordonnanz ist zunächst die Bezeichnung der von den franz. Königen erlassenen Befehle und dann im erweiterten Sinne der Vorschriften, die für einzelne Zweige des militärischen Dienstes gegeben sind, daher z. B. Ordonnanzgewehr. Außerdem nennt man die Offiziere, Unteroffiziere oder Gemeinen, die vorübergehend den Truppenführern zur Übermittelung von Befehlen zugeteilt werden, O., beziehentlich Ordonnanzunteroffiziere, Ordonnanzoffiziere u. s. w.

Ordonnanzen (ordonnances) nannte man in Frankreich vor der Revolution von 1789 und während der Restaurationszeit alle Erlasse des Königs oder Regenten. Die O. im weitern Sinne zerfielen in eigentliche O., welche alle Gegenstände des öffentlichen Rechts, Edikte, welche das Finanzwesen, und Deklarationen, offene Briefe (Lettres patentes) und Reglements, welche die Erläuterung, Bestätigung und Anwendung der Gesetze zum Gegenstande hatten. Diese sämtlichen Erlasse besaßen die Eigenschaft von Gesetzen. Verweigerte das Parlament

(s. d.) die Einregistrierung und mithin die Publikation, so erschien gewöhnlich ein offener Brief, welcher den Provinzialbeamten die Publikation und den Unterthanen die Beobachtung der O. befahl und auf diese Weise der Sache Rechtskraft verlieh. Die O. im engern Sinne waren, wie die Edikte und Deklarationen, vom Könige unterzeichnet, von einem Staatssekretär kontrasigniert, mit dem großen Siegel beurkundet und vom Siegelbewahrer visiert. Gleich den Edikten datierten auch gewöhnlich die O. nur vom Monate des laufenden Jahres und schlossen mit der bekannten Floskel: «Car tel est notre plaisir» (Denn so beliebt es uns). Ludwig XIV. befahl die Veranstaltung einer Sammlung aller O., welche die Könige der dritten Dynastie erlassen. Diese Sammlung, deren erster Band 1723 zu Stande kam, zählt gegenwärtig eine ganze Reihe von Foliobänden, welche die O. von 1051 bis ins 15. Jahrh. enthalten. Seit Einführung der konstitutionellen Charte erhielten die O. in Frankreich wie in allen konstitutionellen Staaten einen wesentlich andern Charakter. Während Gesetze nur unter Mitwirkung der Kammern zu Stande kommen konnten, sollte die Regierung nach Art. 14 der Charte im Verordnungswege nur über die Ausführung der Gesetze Bestimmung treffen, dagegen weder neue Rechtsgrundsätze aufstellen, noch gesetzliche Normen abändern. Die perfide Auslegung jenes 14. Artikels in den O. vom 25. Juli 1830 veranlaßte den Sturz der alten Dynastie und die Julirevolution. Die neuere Rechtssprache zieht den Ausdruck **Dekrete** für derartige Verordnungen vor. O. heißen noch die prozeßleitenden Dekrete der Gerichtshöfe, besonders in Strafsachen.

Ordonnanzkompagnien, von König Karl VII. 1445 in Frankreich errichtet, die ersten Anfänge eines stehenden Heeres. (S. Hommes d'armes.)

Ordonnanzwaffen, s. unter Waffen.

Ordre (frz.), Ordnung, militärischer Befehl; Ordrebuch, soviel wie Befehlbuch; kaufmännisch soviel wie Auftrag, Bestellung.

Ordre de bataille (frz.) heißt die Gliederung und Einteilung eines größern Heeresteils oder der ganzen Armee für einen Feldzug oder einen bestimmten Operationszweck. Danach ist die allgemeine und spezielle Ordre de bataille zu unterscheiden. Die erstere wird beim Ausbruche eines Kriegs festgestellt, darf ohne höhere Ermächtigung nicht abgeändert werden und gilt in der Regel für die ganze Dauer eines Feldzugs. Die spezielle Ordre de bataille für einen bestimmten Zweck, meist für Gefecht, wird nach den jedesmaligen Verhältnissen von dem betreffenden Truppenführer angeordnet und bildet einen Teil der Disposition (s. d.).

Ordreklausel und **Ordrepapiere,** s. Indossable Papiere und Indossament.

Ordubad, Kreisstadt im russ. Gouvernement Eriwan in Transkaukasien, in der Nähe des linken Ufers des Araxes und der pers. Grenze, mit (1882) 4321 E., welche Seidenzucht, Obstzucht und Bergbau treiben; bei der Stadt liegen reiche Kupferwerke. Der Handel mit Obst und Kupferwaren, die viel nach Persien gehen, ist ziemlich bedeutend.

Orduña (mittellat. Urdunia), Stadt in einer Exklave der span. Provinz Vizcaya, Bezirk Valmaseda, 30 km im SSW. von Bilbao, am südöstl. Fuße der Sierra Salvada, im Quellthale des Nervion, Station der Linie Tudela-Bilbao der Nordbahn, hat (1877) 3422 E., Weinbau und Wollzeugweberei.

Oreaden, die Bergnymphen der griech. Mythologie, s. Nymphen.

Örebro, die Hauptstadt des Örebro-Län (9072 qkm mit 180613 E. Ende 1883), eine der wohlhabendsten Städte Schwedens, Station der Linie Ö.-Mjölby der Schwedischen Staatsbahnen und der Privatbahn Köping-Ö., 2 km vom westl. Ende des Hjelmarsees, der hier den Svartå aufnimmt und den Hafen der Stadt bildet, hat eine schöne Stadtkirche mit einem hübschen Altargemälde und unter andern Grabmälern das des hier 1436 bestatteten Reichsverwesers Engelbrecht, dem auf dem Markte 1865 ein ehernes Standbild errichtet worden ist, ein altes schönes und berühmtes Schloß, welches vom Wasser umflossen ist, ein Stadthaus in reicher Gotik, ein Theater, technische Schule, und zählt 12454 E., welche Schnupftabaks-, Zündhölzchen-, Strumpf-, Wachstuch- und andere Fabriken unterhalten und Handel mit Bergprodukten treiben. Der Ort kommt schon sehr früh unter dem Namen Eyrarsund oder Eyjarsundsbro vor. Das Schloß wurde im 14. Jahrh. angelegt. Auf dem hier abgehaltenen Reichstage von 1810 wurde 21. Aug. Bernadotte zum Thronfolger in Schweden erwählt. Auch wurde zu Ö. 20. April 1812 der Präliminarfriede zwischen Schweden und England und 12. Juli 1812 der Friede zwischen England und Rußland abgeschlossen.

Ordisch, engl. Maß für Bleierz, s. Disch.

Oregon, Fluß, s. Columbia.

Oregon, einer der Pacificstaaten der Vereinigten Staaten von Amerika, zwischen 42° und 46° 20′ nördl. Br. und 116° 40′ und 124° 35′ westl. L. von Greenwich, wird begrenzt im N. von Washigton-Territory, im O. von Idaho, im S. von Nevada und Californien und im W. vom Stillen Ocean, hat 248707 qkm und (1880) 174768 E., von denen 30503 in der Fremde Geborene (5034 Deutsche), 9510 Chinesen, 1694 Indianer und 487 Farbige sind. Die Cascadegebirge (s. Cascade Range) durchziehen den Staat von N. nach S. und teilen ihn in zwei ungleiche Teile: Ost- und Westoregon; die Blue-Mountains ziehen von SW. nach NO. Der Staat hat, besonders in der westl. Hälfte, viele Ströme, von denen jedoch nur wenige schiffbar sind. Hauptstrom ist der Columbia (s. d.); der Rogue und der Umpqua ergießen sich in den Stillen Ocean. Das Klima des westl. Teils ist feucht und gleichmäßig, das des östl. Teils ist verschiedenen Extremen unterworfen. Die Winter sind kurz und milde, die Sommer kühl und gleichmäßiger als die der atlantischen Staaten unter denselben Breitengraden. Die außerordentlichen Hilfsquellen des Landes sind noch wenig entwickelt, und nur das dem Meere zunächst gelegene Land ist dünn angesiedelt. Der Staat ist ungeheuer reich an Metallen. Im J. 1880 wurden für 1125494 Doll. Gold und Silber und für 97816 Doll. Kohlen, 4669 Doll. Eisen gefunden. Die Gesamtlänge der Eisenbahnschienen beträgt 832 km. Die Haupteisenbahn ist die Oregon- und Californiabahn. Die Haupthäfen sind Portland, Astoria und Coos-Bay. Die Hauptausfuhrartikel sind Weizen, Mehl, Holz und eingemachte Salmfische. Es gibt 1 National- und 12 andere Banken, 740 öffentliche Schulen, eine University of Oregon in Eugene-City, eine Staatsackerbauschule, die Pacific-University, Philomath-College und Willamette-University. Die Katholiken und Methodisten sind die zahlreichsten Religionsgenossen-

schaften. Erstere haben 20000 und letztere 5176 Mitglieder. Das Staatsirrenhaus befindet sich in East-Portland, das Blinden- und Taubstummeninstitut in Salem. O. wurde 14. Aug. 1848 als Territorium organisiert und am 14. Febr. 1859 als Staat zugelassen. Die Legislatur besteht aus 30 Senatoren und 60 Repräsentanten und versammelt sich alle zwei Jahre. O. zerfällt in 26 Counties und sendet 2 Senatoren und 1 Abgeordneten nach Washington. Die polit. Hauptstadt ist Salem mit 1450 E., am Willamettefluß; die bedeutendste Stadt ist Portland mit 15577 E. (1668 Chinesen und 192 Farbigen), ebenfalls am Willamettefluß, nicht weit von dessen Mündung ins Meer. Vgl. Nash, «Two years in O.» (Newyork 1882).

Oregon-City, Städtchen in Clackamas-County, im nordamerik. Staate Oregon, liegt rechts am Willamettefluß und an der Oregon- und California-Eisenbahn, hat 1263 E. und war früher Sitz der Territorialregierung.

Oregon-Grenzfrage (engl. Oregon Boundary Question) nannte man die Verhandlungen zwischen den Vereinigten Staaten und England um die nördl. Grenze des damaligen Oregongebietes. Dieselben führten zu dem Vertrage vom 15. Juni 1846, welcher bestimmte, daß der 49. Breitengrad, statt des anfangs von den Amerikanern beanspruchten 54° 40′, fortan die Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und den engl. Besitzungen bildete.

Oregrund, Stadt im schwed. Län Stockholm, am Bottnischen Meerbusen, auf einer Landzunge, mit gutem und sichern Hafen, Handel, Schiffahrt und Fischerei und 820 E.

Orel, ein 46726 qkm großes, im J. 1882 von 1877061 Seelen bevölkertes Gouvernement des europ. Rußland, in dessen mittlerm Teile es (südlich von Kaluga und Tula) liegt, ist eine der gesegnetsten und fruchtbarsten Provinzen des Russischen Reichs. Die Flußgegenden, hauptsächlich die Hochufer der Oka, zeigen eine Menge pittoresker Ansichten, und nicht minder schön sind die Gegenden am Don, an der Sosna und Desna. Das Klima ist mild, und außer den gewöhnlichen Getreidearten, wovon jährlich große Quantitäten nach den nördl. Provinzen ausgeführt werden, baut man auch Buchweizen, Hirse, Spelt, Hanf, Mohn, Tabak und besonders viel Hopfen. Die Obstkultur steht sehr hoch. Im Osten des Gouvernements gibt es viele Waldungen (28 Proz. des gesamten Flächenraums) und zahlreiches Wild; besonders ergiebig ist der Wachtelfang. Viehzucht, Bienenzucht und Fischerei sind zum Teil sehr erheblich; besonders gibt es vortreffliche Stutereien und starkes Rindvieh. Von Federvieh halten die Bauern viele Moschusenten. Die Erzeugnisse des Mineralreichs sind unbedeutend. Unter den zahlreichen Fabriken zeichnen sich die Tuch- und Leinwandfabriken, die Gerbereien, Talgschmelzereien, die Glasfabriken, Hanfwebereien, die Hanfölmühlen, Eisengießereien, Taufabriken und Branntweinbrennereien aus. Lebhafter Handel wird mit den Residenzstädten, sowie mit dem Schwarzen und Kaspischen Meere unterhalten. Die Einwohner, die fast nur aus Groß- und Kleinrussen oder Kosaken bestehen, bekennen sich sämtlich zur griech. Kirche. Das Gouvernement zerfällt in 12 Kreise.

Die Hauptstadt Orel, an der Mündung des Orlik in die schiffbare Oka, Sitz eines Civilgouverneurs und eines Bischofs, Station der Eisenbahnen Moskau-Kursk, O.-Witebsk und O.-Grjasi, zählt (1882) 76665 E. und hat 24 Kirchen, darunter eine kath. und eine luth. Kirche, zwei Klöster, ein Theater, ein Militärgymnasium, ein Priesterseminar, ein Gymnasium nebst adeliger Pension, sowie eine Kreis- und zwei Parochialschulen, einen großen Kaufhof, ein altes, in ein Magazin verwandeltes Schloß, zwei Banken, zahlreiche Fabriken, besonders Hanf- und Leinwebereien, Gerbereien und Talgsiedereien, sowie einen durch Jahrmärkte geförderten Handel und Verkehr. O. ist ein Centralstapelplatz des russ. Getreidehandels.

Orellana oder Orelhaña (Francisco) war einer der Gefährten Pizarros und der erste Europäer, welcher (1540—41) den Amazonenstrom (s. d., Bd. I, S. 526ᵃ) befuhr. Nach ihm wurde der Amazonenstrom bisweilen auch Orellana genannt.

Orelli (Joh. Kaspar), ausgezeichneter Philolog und Kritiker, geb. zu Zürich 13. Febr. 1787, besuchte das Carolinum in Zürich, ward 1806 als Geistlicher ordiniert, war 1807—13 reform. Prediger in Bergamo und ließ 1810 zwei Hefte «Beiträge zur Geschichte der ital. Poesie» erscheinen. Im J. 1814 wurde O. Lehrer an der Kantonsschule zu Chur, 1819 Professor der Eloquenz und Hermeneutik in Zürich. O. starb 6. Jan. 1849. Unter seinen Ausgaben griech. und besonders röm. Klassiker sind vor allem zu nennen die des Horaz, des Tacitus und der Werke Ciceros, an welche sich eine Ausgabe der Scholiasten des Cicero (Zür. 1833) und ein «Onomasticon Tullianum» (3 Bde., Zür. 1836—38) anschloß (letztere beiden Werke gemeinschaftlich mit Baiter bearbeitet). Von seinen übrigen philol. Arbeiten ist die «Inscriptionum Latinarum selectarum collectio» (2 Bde., Zür. 1828) hervorzuheben. Vgl. Lebensabriß von Johann Kaspar O.» (Zür. 1851).

Orenburg, russ. Gouvernement auf der südöstl. Grenze von Europa und Asien, hat ein Areal von 191175 qkm und zählt (1880) 1120666 E., worunter 242717 Mohammedaner und 43 Heiden. Das Gouvernement O. grenzt im O. an die Gouvernements Tobolsk und Akmolinsk, im N. an Ufa und Perm, im W. an Samara, im SW. an Uralsk, im S. und SO. an Turgai, das Steppengebiet der Kleinen Kirgisenhorde oder der Orenburgischen Kirgisen, von welchen es im allgemeinen durch den Mittellauf des Flusses Ural, sowie von einer Strecke des obern Tobol getrennt ist. Das Land ist teils ein von dem breiten Rücken des südlichen oder Orenburger Ural (im Iremel 1536 m hoch), sowie gegen SW. von der Landhöhe Obtschei-Syrt durchzogenes waldreiches Bergland und hier nicht ohne malerische Scenerie, teils aber auch ödes Steppenland, das im W. von Baschkiren, im S. und SO. von Kirgisen durchwandert wird. Die zahlreichen Gewässer sammeln sich im W. zu der Bjelaja, welche in den Wolgazufluß Kama geht, in der Mitte zum Ural oder Jaik, auf der sibirischen oder Ostseite zum Tobol. Dreizehn Prozent des Areals sind mit Wald bedeckt, etwa die Hälfte Unland, aber nur ein Siebzehntel beackertes Kulturland. Viehzucht, besonders Pferdezucht, wird in großem Maßstabe getrieben. Man gewinnt Eisen und Kupfer, unterhält Gießereien und Hammerwerke, sowie ansehnliche Goldwäschereien. Seine Hauptbedeutung aber erhält das Land als Centralgebiet und Passageland des mittelasiat. und russ. Handels, der zwischen der Stadt O. und Turkestan durch Karawanen

(Pferde und Kamele) lebhaft unterhalten wird. Aus Aſien kommen hauptſächlich Baumwolle, Rohſeide, getrocknete Früchte, Reis, Krapp, rohe Häute, Schlachtvieh. Exportiert werden Baumwollwaren, Tuch, Eiſen, Kupfer, Wolle u. ſ. w. Eigentümlich iſt die Weiſe, wie die Grenze geſichert wird. Auf je 20—30 km Entfernung befindet ſich ein von Koſaken bewohnter befeſtigter Ort. Die kleinern dieſer Orte heißen Redouten oder Vorpoſten, die größern Krepoſt. Nur die letztern haben einen von Wall und Graben umzogenen Raum, der die Kirche, die Magazine u. ſ. w. enthält. Dieſe Feſtungsreihe bildet längs der Südgrenze bis zum Tobol die Orenburgiſche Linie und iſt von den Orenburgiſchen Koſaken beſetzt, welche die Grenzbewachung an der Kirgiſenſteppe bilden. Im Anſchluß an dieſe zieht ſich einerſeits außerhalb des Gouvernements gegen Oſten die Iſchimſche und die Irtyſchlinie bis zur chineſ. Grenze, andererſeits die Linien der Uraliſchen Koſaken vom Krepoſt Ilezkoi-Gorodok unterhalb der Stadt O. längs des Uralſtroms erſt gegen Weſten, dann gegen Süden bis zum Kaſpiſchen Meer hinab. Das Gouvernement iſt in fünf Kreiſe geteilt und umfaßte früher auch die jetzigen Gouvernements Samara (ſ. d.) und Ufa (ſ. d.). Das Gebiet des Gouvernements O., im 16. Jahrh. unter dem Namen der Baſchtirei bekannt und von Nomadenvölkern durchzogen, unterwarf ſich, von den Kirgiſen bedrängt, 1556 freiwillig dem Zaren von Moskau. Zwiſchen 1574 und 1586 wurde die Feſtung Ufa angelegt; auch ließen ſich damals die Koſaken am Urat nieder. Das Land wurde 1708 zum Gouvernement Kaſan geſchlagen und 1744 als beſonderes Gouvernement organiſiert.

Die Hauptſtadt Orenburg, am rechten Ufer des Urol und an der Orenburger Eiſenbahn in dürrer Steppe gelegen, 1742 erbaut, Sitz des Civilgouverneurs, die Hauptfeſtung der nach ihr benannten Linie, Sammelpunkt für die Karowanen aus Mittelaſien, Endſtation der Orenburger Eiſenbahn (Batraki-Samara-O.), mit einzeln liegenden Häuſern in breiten ungepflaſterten Straßen. Der Ort hat zwei Kathedralen, zehn andere griech. Kirchen, eine luth. Kirche, drei Moſcheen, eine Kadettenſchule, eine Feuerwerkerſchule, eine forſt- und landwirtſchaftliche Schule, eine Schule für Kirgiſenkinder, ein Gymnaſium, eine Töchter-, eine Kreis- und drei Pfarrſchulen, einen großen Kaufhof und zählt (1882) 47840 E., die zahlreiche Fabriken unterhalten.

Orendel, deutſche Spielmannsdichtung des 12. Jahrh. Der Stoff beruht auf mythiſcher Grundlage (ein nordiſcher Rieſe führt den Namen Örwandil), die aber am Niederrhein unter der Hand des Dichters ſehr verwiſcht iſt. Verwebt iſt hier die Sage mit der Legende vom heil. Rock in Trier, deſſen Geſchichte im Eingang erzählt und der von einem Walfiſch verſchlungen wird. O., Sohn Königs Eigel von Trier, zieht ins Heilige Land nach der ſchönen Bride (Brigitte), der Herrin des Heiligen Grabes, aus. Nachdem er Schiffbruch gelitten, kommt er zu dem Fiſcher Iſe und erlangt hier den heil. Rock, indem er jenen Walfiſch fängt. Er legt den Rock, der ihn unverwundbar macht, an und heißt von nun ab der Graurock. Nach manchen Abenteuern erwirbt er Briden und kehrt mit ihr in die Heimat zurück und beide entſagen der Welt, als ihnen ein Engel ihren nahen Tod verkündet hat. Erhalten iſt das Gedicht nur in einer ſpätern Handſchrift und einem Druck von 1512; herausgegeben durch von der Hagen (Berl. 1844) und Ettmüller (Zür. 1858); überſetzt von Simrock (Stuttg. 1845). Vgl. Harkenſee, »Unterſuchungen über das Spielmannsgedicht O.« (Kiel 1879).

Orenoco, ſ. Orinoco.

Oreuſe, Hauptſtadt (Ciudad) und Biſchofsſitz der gleichnamigen Provinz (7093 qkm mit [1877] 388835 E.) im ſpan. Königreiche Galicien, am linken Ufer des Miña, auf einem von höhern Bergen umgebenen Hügel 144 m über dem Meere gelegen, Station der Bahn O.-Vigo, iſt regelmäßig und gut gebaut, hat eine ſehr ſtattliche Kathedrale und zwei Pfarrkirchen, ein großes Prieſterſeminar und zählt 12586 E., welche Leinengarn, Chokolade und vorzügliche Schinken liefern und ſtarken Weinbau treiben. O. iſt berühmt wegen ſeiner impoſanten Brücke über den Miño, welche 368 m lang, 5 m breit iſt und 7 Bogen (der mittelſte in der Höhe 38, in der Spannung 43 m) hat, ſowie wegen der am Fuße des Stadthügels faſt ſiedendheiß hervorſprudelnden, ſchon den Römern bekannten Schwefelquellen Las Burgas, die ſtark benutzt werden. O. hieß bei den Römern Aquae Originis, im Mittelalter Auregenſes, Auria, Aurienſe oder Orienſe und war ſehr frühzeitig Sitz eines Bistums, das, nach der Zerſtörung durch die Araber, um 884 von Alfons I. wiederhergeſtellt wurde.

Oreodoxa nannte Martius eine Palmengattung, deren wenige Arten in Weſtindien und dem tropiſchen Südamerika zu Hauſe und durch Schönheit und Nutzbarkeit ausgezeichnet ſind. Sie haben hohe, geringelte Stämme, lange, kammförmig-fiederſchnittige Blätter, einhäuſige Blütenkolben, ſechs bis zwölf Staubgefäße in den männlichen Blüten, in den weiblichen einen dreifächerigen Fruchtknoten mit drei Narben, woraus eine ovale Steinbeere mit faſeriger Außenſchicht entſteht.

Zu dieſer Gattung gehört die auf den Antillen heimiſche Kohlpalme (O. oleracea *Mart.*), deren Herzblätter als Kohl oder Salat genoſſen werden und in Eſſig eingemacht als Palmentohl ſogar bisweilen nach Europa kommen. Der Stamm iſt gleichmäßig dick; aus ſeinem Holze verfertigt man Stöcke, aus dem Mark Sago. Noch berühmter iſt die Königspalme von Havana (O. regia Humb. *B. K.*, ſ. Tafel Palmen I, Fig. 7), welche auf Cuba ſowohl wild als angepflanzt vorkommt und dort namentlich als Alleebaum Verwendung findet. Ihr etwa 25 m hoher Stamm entſpringt aus einer dicken Baſis, iſt überall ſchlank, doch in der Mitte verdickt, grün, und trägt eine gewaltige Krone, deren elegant zerſchnittene Blätter zum Dachdecken benutzt werden. Die äußere, 4—6 cm ſtarke Schicht des Stammes iſt ſteinhart. Die Stämme verwendet man zu Dachſparren, die Blütenſcheiden zu Waſſerbehältern, ſowie zum Emballieren, die erbſengroßen Früchte als Schweinefutter.

Oreſtes, der Sohn des Agamemnon und der Klytämneſtra, Bruder der Chryſothemis, Laodike (bei den Tragikern Elektra) und Iphianaſſa (bei den Tragikern Iphigenia; Sophokles nennt beide nebeneinander), kam im achten Jahre nach der Ermordung ſeines Vaters, der ihn bei der Rückkehr von Troja nicht wiedergeſehen hatte, von Athen nach Phokis und rächte den Vater an Ägiſthos und ſeiner Mutter. Dieſes iſt die Erzählung der Homeriſchen Odyſſee, die von den Tragikern, welche den O. zu einem der Haupthelden der griech. Tragödie gemacht haben, mehrfach erweitert worden iſt.

Nach Sophokles' Darſtellung, der die des Äſchylos etwas verändert hat, wurde bei der Ermordung des Agamemnon D. von Elektra gerettet und durch ſeinen Erzieher zum König von Phokis geflüchtet. Hier wuchs O. mit dem Sohne des Strophios, Pylades, auf und ſchloß mit dieſem einen berühmt gewordenen Freundſchaftsbund. In ſeinem Plane, den Vater zu rächen, von dem delphiſchen Gott ſelbſt beſtärkt, kam er mit Pylades in ſeine Heimat zurück und ermordete die Klytämneſtra nebſt ihrem Buhlen. Doch nun verfiel er, wie Äſchylos das ausgeführt hat, als Muttermörder den Eumeniden, die ihn in Raſerei ſtürzten und verfolgten, bis er auf Apollos Rat ſeine Zuflucht nach Athen nahm, wo Athena ſeine Sache vor den Areopag brachte. Bei der Abſtimmung waren die Stimmen gleich; da legte die Göttin ihre Stimme ein zu den freiſprechenden und entſchied ſo den Streit zu Gunſten des O.; die Eumeniden wurden durch Stiftung eines Heiligtums in Athen verſöhnt. Nach Euripides gab aber ein Teil der Eringen die Verfolgung des O. noch nicht auf, worauf er ſich aufs neue nach Delphi wandte. Da befahl Apollo dem O., das Bild der Artemis aus Taurien zu holen. In Begleitung des Pylades ging er dahin. Bei ihrer Ankunft wurden beide ergriffen und ſollten nach Landesbrauch als Fremdlinge durch Iphigenia, die Prieſterin der Artemis, geopfert werden. Aber die Schweſter erkannte den Bruder, entwendete mit Liſt das Bild der Artemis und entkam mit O. und Pylades glücklich in die Heimat. Zuletzt lebte O. als König von Mykene, Argos und Sparta, vermählt mit Hermione, der Tochter des Menelaos, welche ihm den Tiſamenos gebar. Seinen Tod ſoll er in hohem Alter durch einen Schlangenbiß in Arkadien gefunden haben und in Tegea ſoll er beſtattet worden ſein, von wo einem Orakel zufolge ſeine Gebeine nach Sparta gebracht wurden. Unter den noch erhaltenen griech. Tragödien behandeln die Oreſtesſage die mit dem »Agamemnon« die Trilogie »Oreſteia« bildenden Stücke »Choephoren« und »Eumeniden« des Äſchylos, die »Elektra« des Sophokles, die »Elektra«, »Oreſtes« und »Iphigeneia in Taurien« des Euripides. Aus der ſpäteſten Zeit des röm. Altertums gibt es eine epiſche Behandlung der Sage in 971 lat. Hexametern unter dem Titel »Orestis tragoedia« von einem unbekannten Verfaſſer, herausgegeben von Mähly (Lpz. 1866), Schenkl (Prag 1867) und in dem »Appendix ad opera ab A. Maio edita« (1871).

Oreſtes, ein Römer aus dem pannoniſchen Savegebiet, ſtand in jüngern Jahren im Dienſte des Hunnenkönigs Attila und kam ſpäter in weſtröm. Dienſten bis zur Würde eines Patricius empor. Als Magiſter militum nötigte er endlich an der Spitze der fremden Truppen den Kaiſer Julius Nepos (28. Aug. 475), Italien aufzugeben und bekleidete zwei Monate ſpäter ſeinen eigenen jungen Sohn Romulus (von einer Tochter des Grafen Romulus zu Pötovio) mit dem Purpur. Da jedoch O. die Forderung ſeiner deutſchen Söldner, ihnen ein Drittteil des italiſchen Bodens zur Anſiedelung abzutreten, nicht erfüllen wollte, ſo empörten ſich dieſelben unter Odoakers (ſ. d.) Führung im Aug. 476. Am 27. Aug. wurde Pavia erſtürmt, O. aber, auf der Flucht eingeholt, 28. Aug. in der Nähe von Piacenza enthauptet.

Oreſund, ſ. Sund.

Oretaner hieß eine Völkerſchaft im alten Spanien, welche die Sierra Morena und die ſüdlich und nördlich davon gelegene vom Guadiana durchſtrömte Landſchaft bewohnte. Die bedeutendſte Stadt der Oretaner war Caſtulo, weniger bedeutend war Oretum, ein Ort bei dem heutigen Dorfe Granatula ſüdlich von Ciudad-Real. Als die Römer Hiſpania in drei Provinzen geteilt hatten, gehörte das Land der O. zum weſtl. Teile von Hiſpania Tarraconensis und grenzte an Baetica und Lusitania.

Orezza, Ort auf der Inſel Corſica, Arrondiſſement Corte, am Fiumalto, 35 km von Baſtia, hat 350 E., zwei kalte kohlenſäurehaltige Eiſenquellen von 15° C. und Marmorbrüche.

Orfa, ſ. Edeſſa.

Orfani, Stadt im türk. Vilajet Salonichi (Selanik), Sandſchak Seres, am Golf von Rendina, unweit öſtlich von der Mündung des Struma (Strymon) in denſelben, hat 7000 E., Getreidebau, Seil- und Taufabrikation und bedeutenden Baumwollhandel. Nahebei liegen die Ruinen der altgriech. Städte Amphipolis und Eion.

Orfila (Matthieu Joſeph Bonaventure), franz. Arzt und Chemiker, beſonders bekannt durch ſeine Wirkſamkeit auf dem Gebiete der gerichtlichen Medizin, geb. 24. April 1787 zu Mahon auf Minorca, beſuchte die Schulen ſeiner Vaterſtadt, machte 1801 eine Reiſe nach Ägypten und Italien und widmete ſich ſeit 1805 zu Valencia, Barcelona, Madrid und Paris der Heilkunde. Nachdem er in Paris 1811 die mediz. Doktorwürde erworben hatte, hielt er Vorträge über Chemie, Botanik und Anatomie, die ihm neben ſeiner mediz. Praxis bald einen bedeutenden Ruf verſchafften. Er wurde 1819 zum Profeſſor der gerichtlichen Medizin und Toxikologie ernannt und erhielt 1823 die Profeſſur der mediz. Chemie und gerichtlichen Medizin. Sein erſtes Hauptwerk, der »Traité des poisons, ou toxicologie générales« (2 Bde., Par. 1814; 5. Aufl., 2 Bde., Par. 1852), welchem einige Jahre darauf die »Éléments de chimie médicale« (2 Bde., Par. 1817; 8. Aufl., 3 Bde., 1851) folgten, war ein Werk von höchſter und nachhaltigſter wiſſenſchaftlicher Bedeutung. Ludwig XVIII. ernannte O. zu ſeinem Leibarzte, Ludwig Philipp zum Dekan der mediz. Fakultät, Mitglied des Generalrats des Seine-Departements u. ſ. w. Seit der Februarrevolution 1848 ſeiner Funktion in der mediz. Fakultät enthoben, ſtarb er 12. März 1853 zu Paris.

Die meiſten ſeiner Werke, wie außer den genannten namentlich die »Leçons de médecine légale« (3 Bde., Par. 1823; 4. Aufl. 1846) und der »Traité de toxicologie« (2 Bde., Par. 1831; 5. Aufl., 1852), wurden in alle abendländiſchen Sprachen, der »Secours à donner aux personnes empoisonnées ou asphyxiées« (Par. 1818; 6. Aufl. 1832) ſelbſt ins Arabiſche und Türkiſche überſetzt. In Verbindung mit Lesueur bearbeitete O. den »Traité des exhumations juridiques« (3. Aufl., 2 Bde., Par. 1836).

Orford, Stadt in der engl. Grafſchaft Suffolk, 26 km im OND. von Ipswich, 9 km oberhalb der Mündung der ſchiffbaren Ore in die Nordſee, zählt (1881) als Diſtrikt 7259 E. und hat Auſternbänke. Auf der langen Landzunge, welche den Unterlauf der Ore vom Meere trennt, ſtehen beim Kap Orfordneß zwei Leuchttürme; auch befindet ſich dort eine Küſtenwacht (Coast Guard Station), ebenſo zu Orford-Haven, rechts an der Oremündung.

Organ (grch. ὄργανον) heißt Werkzeug oder Inſtrument, als Mittel, wodurch beſtimmte Zwecke erreicht werden. Der Sprachgebrauch hat aber zwiſchen

dem griech. ὄργανον und dem lat. instrumentum den Unterschied festgestellt, daß unter Instrumenten leblose, durch äußere Kräfte in Bewegung gesetzte Werkzeuge, unter O. hingegen die Werkzeuge eines durch innere Kräfte in Bewegung gesetzten lebendigen Organismus verstanden werden. Das charakteristische Unterscheidungsmerkmal des Organismus im Gegensatz zur Maschine ist seine durch innere Zweckmäßigkeit hervorgebrachte Selbsterhaltung, wonach zwischen seinen Gliedern ein solcher Zusammenhang gesetzt ist, daß die Erhaltung des einen von der Erhaltung des andern abhängt. Die Pflanze wächst z. B. durch den Saft, durch welchen sie neue Zellen bildet, aber der Saft ist seiner Mischung nach ein Produkt der Pflanze aus den assimilierten Stoffen; die Blätter werden vom Stamme aus erzeugt, dienen aber auch wieder dem Stamme u. s. w. Obgleich diese Wechselwirkung der verschiedenen O. ihre sehr verschiedenen Grade hat, so unterscheidet sich doch durch sie der Organismus streng von der Maschine, bei welcher die verschiedenen Teile zwar ebenfalls auf einen bestimmten Zweck hinarbeiten, ohne jedoch sich untereinander selbst hervorzubringen. Zu der gegenseitigen Erzeugung der Teile durch Assimilation äußerer Stoffe tritt beim Organismus noch die Erzeugung ähnlicher Organismen in der Fortpflanzung. Man hat daher den Organismus definiert als Naturganzes, in welchem sämtliche Teile sich gegenseitig als Mittel und Zweck verhalten. In der Stufenfolge der natürlichen Organismen, von den niedrigsten Pflanzen und Tieren bis zum Menschen hinauf, ist ein wachsender Reichtum der O. und ihrer Funktionen zu bemerken. Im Tierreiche erscheint das organische Leben als der Träger der Funktionen sinnlicher Empfindung und spontaner Bewegung («Sinnesorgane», «Bewegungsorgane» neben «Verdauungs-, Atmungsorganen); im Pflanzenreiche ist es auf die Funktionen des Wachstums, der Assimilation und Fortpflanzung beschränkt.

Die Frage nach dem Wesen des Organisationsprozesses schließt besonders die Frage nach dem Verhältnis des chem. Prozesses, als seines Anfangs, zu den psychischen Funktionen als seiner höchsten Blüte, in sich. Dabei besteht die Schwierigkeit bei der Erklärung organischer Prozesse hauptsächlich darin, daß wir gewohnt sind, bei einer Ausführung von Zwecken an ein bewußtes Handeln und an Vorstellungsvorgänge zu denken, hier aber ein zweckmäßiges Wirken antreffen, welches sich ohne alles Vorstellungsleben vollzieht. Die natur-philos. Schule ergriff zur Auflösung dieses Widerspruchs den Ausweg, daß in den organ. Prozessen zwar schon ein vorstellendes oder psychisches Prinzip, aber erst auf latente Art wirke, nämlich so, daß auf der Stufe der Vegetation dasselbe Prinzip seine Wirksamkeit nur erst nach außen als eine Erregung der chem. Prozesse zu höhern und vollkommenern Produkten äußere, welches hernach im Empfindungsleben der Tiere seine Wirksamkeit zugleich nach innen als ein Vorstellungsleben hervortreten lasse. Die Zweckmäßigkeit im Begriff des Organismus unterscheidet sich von der Zwecksetzung im Vorstellungsleben darin, daß bei der erstern der Zweck auch ebenso wohl als Mittel und das Mittel als Zweck gelten kann, was bei der letztern nicht der Fall ist. Nachdem man den Begriff des Organischen im Naturgebiete festgestellt hatte, fand man denselben ebenfalls anwendbar auf Gegenstände anderer Art, z. B. Wissenschaften, Kunstwerke, insbesondere aber auf das Staats- und Gesellschaftsleben der Menschen. (S. Gesellschaft und Staat.) Überhaupt versteht man unter dem Organischen jedes Verhältnis einer Wechselwirkung und Wechselbeziehung im Gegensatz zum Mechanischen, als dem Verhältnis einseitiger Wirkung und Beziehung. Und weil in allen sozialen Sitten und Einrichtungen ein gesundes und kräftiges Leben nur durch lebendige Wechselwirkung der Individuen gedeiht, so hat man den Ausdruck des Organisierens und der Organisation auf jedwede Art von sozialer Einrichtung oder Anordnung ausgedehnt, z. B. Organisation des Schul- und Kirchenwesens, des Militärs u. dgl. Von einem Organismus der Wissenschaften zu reden, hat insofern einen rechten Sinn, als verschiedene Wissenschaften sich häufig in gegenseitiger Wechselwirkung untereinander erzeugen, wie z. B. Politik und Geschichte einerseits, Mathematik und Physik andererseits im Verhältnisse wechselseitiger Anregung und Förderung stehen. Wird hingegen die Welt oder das Naturganze ein Organismus genannt, so ist hiermit die naturphilos. Hypothese ausgesprochen, daß die Gestirne außer den physik. Wirkungen des Lichts und der Schwerkraft, die sie gegenseitig voneinander empfangen, auch noch andere Beziehungen untereinander haben, wonach sie auf teleologische Weise füreinander bestimmt sind, ähnlich wie in der uns näher anschaulichen Natursphäre der männliche zum weiblichen Organismus oder das Tier zu dem Elemente, in dem es geboren ist und lebt, in einem Verhältnis gegenseitiger Zweckbeziehungen angetroffen wird.

Organdy oder Organdin, soviel wie Mull.

Organisation der Arbeit ist ein Schlagwort, das zuerst durch die diesen Titel führende kleine Schrift L. Blancs (s. d.) allgemeine Verbreitung erlangt hat. Die O. soll der bisher bestehenden wirtschaftlichen «Anarchie», dem erbitterten Konkurrenzkampf aller gegen alle, der Unterdrückung des Schwächern durch den Stärkern, insbesondere der Arbeiter durch das Kapital ein Ende machen. Sie existiert freilich nur als Ideal in der Form von mannigfaltigen Projekten, die von gemäßigten Assoziationsvorschlägen bis zu den extremsten Formeln des Sozialismus (s. d.) und Kommunismus (s. d.) gehen. L. Blanc selbst begnügte sich, Produktivassociationen zu empfehlen, die vom Staate mit Kapital (das durch verzinsbare Anleihen aufzubringen wäre) ausgestattet und untereinander in eine zweckmäßige Verbindung gebracht werden sollten. Er glaubte, daß diese Genossenschaften bald die Einzelunternehmungen verdrängen und die allein herrschende Form des Produktivbetriebs werden würden.

Organisch nennt man in der Chemie die dem Pflanzen- und Tierreich entstammenden Stoffe, s. unter Anorganisch; vgl. Organ.

Im Rechtswesen nennt man organisch insbesondere Gesetze, Statuten u. dgl., insoweit sie die rechtlichen und administrativen Grundlagen eines Instituts feststellen, oder auch die Bestimmungen über die Grundsätze und Grundformen enthalten, nach welchen ein zusammengesetztes Rechts- oder Verwaltungsinstitut eingerichtet werden soll.

Organismus, s. unter Organ.

Organsin, Orsoy- oder Kettenseide, filierte Seide von vorzüglicher Qualität. (S. unter Seide.)

Orgásmus (grch.), Wallung, Aufwallung, starker Blut- und Säfteandrang; strotzende Fülle, heftiger Trieb; orgastisch, strotzend, heftig wallend.

Orgeade (frz. orgeat), eine Art Kühltrunk, namentlich Mandelmilch.

Orgel (lat. Organum, ital. Organo, frz. Orgue, engl. Organ), abgeleitet vom grch. ὄργανον, Werkzeug, ist das bekannte größte musikalische Instrument, welches durch die Kraft, Fülle und Tiefe seines Tons sich ganz besonders dazu eignet, vor allen andern Instrumenten zur Erhöhung des Gottesdienstes zu dienen. Vermöge der Erfindungen der modernen Orgelbaukunst wird sie aber auch mit großem Erfolg als Konzertinstrument in Kirchen und Konzertsälen verwandt. Beim Gottesdienst bleibt die gleichmäßige Fortdauer ihres Tons ein Vorteil für die Kirche und schützt die kirchliche Musik vor Sentimentalität. Ihre Größe und Kraft erkennt man aus dem Vergleich mit andern Instrumenten. Die O. hat für jeden Ton eine Menge verschiedener Klänge, die sich durch verschiedene Stärke und verschiedene Klangfarbe voneinander unterscheiden. Jede O. besteht aus fünf Teilen: 1) Aus den Blasebälgen. Dieselben, ähnlich den Bälgen der Schmiede, saugen die äußere Luft ein und verdichten dieselbe. 2) Aus den Windkanälen. Dieselben münden in die Bälge, nehmen die im Balg verdichtete Luft auf und führen dieselbe zu den Windladen. 3) Aus dem Windkasten und den Windladen. Der Windkasten nimmt die aus dem Kanal strömende komprimierte Luft auf; über dem Windkasten liegt die Lade; sie ist, da die O. 54 Tasten auf der Manualklaviatur hat, in 54 Einschnitte geteilt. Oben auf dem Einschnitt (jeder ist für einen bestimmten Ton) befindet sich der Pfeifenstock, auf welchem die Pfeifen stehen. Die Öffnungen zu dem Pfeifenstock werden durch die Registerzüge auf- und abgesperrt. Die moderne Orgelbaukunst unterscheidet Kegel- und Schleifwindladen. 4) Aus der Mechanik (Taktatur, Registerzüge und Traktur). Durch das Niederdrücken der Tasten (ganz gleich ob am Manual oder Pedal) bewirkt der Spieler, daß die im Windkasten befindliche Luft in die Lade einströmt und jeder Ton einer Orgelstimme, sobald der betreffende Registerzug vom Spieler gezogen ist, erklingen muß; der Spieler kann ferner durch die Registratur eine willkürliche Absonderung ganzer Reihen homogener Pfeifen vornehmen. Die Anzahl solcher Registerzüge richtet sich nach der Größe der O. 5) Aus dem Pfeifwerk. Dasselbe nimmt, sobald die Ventile zu den Öffnungen des Pfeifenstocks vermittelst des Registerzugs geöffnet sind, die aus der Windlade strömende Luftmenge auf und gibt, je nach der Größe und Beschaffenheit der Pfeifen, verschiedene Klänge. Das gesamte Pfeifwerk zerfällt in zwei Hauptklassen: in Labial- und Zungenpfeifen. Bei den Labialpfeifen ist die Luft allein der schwingende und Schwingungen erregende Körper. Die Pfeife ist der Raum, in dem der Ton sich bildet. Solche Lablalstimmen sind: Prinzipal, Oktav, Gedakt, Salicional, Flöte, Violoncello, Gambe, Gemshorn, Mixtur, Quinte, Nasard, Cimbel, Cornett. Die Weite der Pfeifen (sie werden entweder aus Holz oder aus Zinn verfertigt), die Größe des Querschnitts, die verschiedene Mensur sind die vorzüglichsten Mittel, um einen andern Tonchrakter zu erzielen. Die Labialpfeifen zerfallen wieder in offene und gedeckte. Letztere entstehen, wenn die obere Öffnung des Pfeifenkörpers mit einem Deckel versehen wird und heißen «Gedakte». Bei den Zungenpfeifen spielt die Zunge, eine dünne aus Messing oder Neusilber gefertigte elastische Platte, eine Hauptrolle. Die Zunge mit ihren Teilen (Mundstück und Kopf) befindet sich im sog. Stiefel. In denselben strömt die Luft aus der Windlade ein. Sofort setzt sich die Zunge in eine vibrierende Bewegung, die Luft im Stiefel schwingt mit; die Schwingungen setzen sich fort bis zur Luftsäule, welche sich in dem auf dem Stiefel befindlichen Aufsatz oder Schallbecher befindet, und der Ton entsteht. Die verschiedenartige Gestaltung und Größe der Zunge sowie der Schallbecher verändern die Klangfarbe. Erzeugen die Schwingungen der Zunge auch nicht den Ton, so geben sie doch die Veranlassung zum Ton. Zungenstimmen sind: Koline, Vox humana, Vox angelica, Posaune, Klarinette, Akordion, Concertino; zum Unterschiede von den Labialstimmen nennt man dieselben auch Rohrwerke. Jede Orgelstimme hat den Tonumfang der Klaviatur, also 4⅛ Oktave als Manual-, 2¼ Oktave als Pedalstimme. Der tiefste Ton der O. (Subkontra C) wird durch eine Pfeife, deren Korpus 32 Fuß Länge hat, erzeugt. Jede O. muß die obengenannten fünf Teile enthalten. Ein Instrument, welches dieselben nicht enthält, ist keine O. Der zur Zeit des Prätorius allgemeine und auch noch heute gebrauchte Ausdruck: Ganze, Halbe und Viertel-Orgel ist daher ungenau. Die Größe der O. ist nur in Bezug auf die Stimmenzahl und Manuale verschieden; die größten O. besitzen vier Manuale und zwei Pedale. Die bedeutendsten Werke über die O. und ihren Bau sind: Töpfer, «Orgelbaukunst» (Weim. 1833); Seidel, «Die O. und ihr Bau» (2. Aufl., 1844); Hopkins, «The organ, its history and constructions» (Lond. 1855).

Den Ursprung der O. hat man bei verschiedenen Völkern des Altertums zu suchen und zwar in den Instrumenten, die durch ähnliche Weise zum Tönen gebracht wurden, also in den Blasinstrumenten, insonderheit in der Flöte, deren Erfindung dem Gotte Pan zugeschrieben wird. Eine weitere Annäherung zur O. bildete die Sackpfeife, welche nicht nur den Hebräern, sondern auch den meisten Völkern des Altertums bekannt war. Den ledernen Schlauch der Sackpfeife verwandelte man später in einen Kasten und setzte auf diesen mehrere Pfeifen in oben auf dem Kasten angebrachte Löcher. Unter denselben befestigte man kleine Schieber, welche den Eingang zu den Pfeifen verschlossen oder öffneten. Luft in den Kasten zu bringen, hielt nicht schwer. Diese Versuche nahmen Jahrhunderte in Anspruch. Wasserleitungen und Pumpen, Blasebälge jeder Art wurden angewendet, um Wind hervorzubringen. Zuletzt blieb man bei den Blasebälgen. Die Anwendung der verschiedenen Mittel war der Grund, daß die Alten zwei O. unterschieden: Organum pneumaticum und Organum hydraulicum. Bei beiden aber blieb die Luft der tonerzeugende Körper. Die obengenannten Versuche bilden den dunkeln Zeitraum der Orgelgeschichte. Nur Inschriften und Bilder an Reliefs geben hierüber Anhaltepunkte. Der Talmud endlich entwirft ein Bild der ältesten hebr. Orgelwerke, der Magrepha oder Maschrokita. Weit bedeutender war die von Ktesebius (140 v. Chr.) erfundene griech. Wasserorgel. Außer Hero beschreibt dieselbe Vitruv. Dieses Organum hydraulicum wurde bei Römern ein beliebtes Zimmerinstrument. Ließ doch Nero sogar eine Denkmünze prägen, welche die Abbildung der Wasserorgel zeigte. Besonderes

Verdienst erwarben sich ferner die Byzantiner, indem sie bei der O. zu den Trittblasebälgen zurückkehrten. Die erste Nachricht über eine O. in größerm Umfange findet sich im «Glossarium» des du Cange, wo unter dem Worte «Organum» eine O. von Julian dem Abtrünnigen (4. Jahrh.) beschrieben ist. Daß die Byzantiner als Orgelbauer berühmt waren, beweist, daß sie 757 Pipin und später Karl d. Gr. eine O. sandten. Sicheres läßt sich über diese Werke nicht feststellen. Deutschland baute schon in der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. O. Vom 11. Jahrh. ab beginnen die sichern Nachrichten; Magdeburg, Halberstadt und Erfurt hatten zu dieser Zeit O. Die O. waren aber noch plump, eine Taste war 1½ Elle lang und wurde mit den Fäusten traktiert; England hatte erst um das Jahr 1000, Frankreich im 12. Jahrh. O. Vom 11. Jahrh. ab wanderte die O. immer mehr in die Kirche. Eine wirkliche Verbesserung erfuhr die O. durch den Deutschen Bernhard, welcher 1470 in Venedig eine O. mit Pedal anfertigte; Sponsel und Prätorius geben hierüber Nachricht. Die Klaviatur wurde erweitert, die Tasten wurden kleiner, eine zweite Klaviatur wird angelegt, chromatische Töne werden eingelegt. Im 16. Jahrh. wurde die Springlade erfunden; die Scheidung des Pfeifwerks fand statt; ein schönes Register nach dem andern entstand, die Zungenstimmen wurden verfertigt, Hans Lobsinger erfand die Spannbälge und die gleichschwebende Temperatur wurde eingeführt. Im 17. Jahrh. erfand Christian Förner die Windwage, vermöge welcher es möglich wurde, den Wind für die verschiedenen Werke zu regulieren. Das 18. Jahrh. weist schon eine Reihe von Orgelbaumeistern auf, deren Ruf sich bis heute erhalten hat, wie Silbermann, Theußner, Sterzing, Herbst, Hildebrandt, Trost, Friederici, Schröter, Trampeli. Das 19. Jahrh. endlich machte die O. zu dem Instrument der Instrumente. Durch die Kunst der Pneumatik wurden die Orgeltasten so leicht spielbar, wie die eines Pianino; durch die Erfindung der Schweller, des großen Crescendo- und Decrescendozugs, der Koppeln u. s. w. wurde die O. auch für den Konzertsaal verwendbar. Dazu kam, daß das epochemachende Werk über Orgelbau von Töpfer (Weim. 1833) die ganze Orgelbaukunst neu gestaltete. Jetzt gibt es schon viele Orte, die Prachtwerke von O. mit 80—100 Stimmen, 3—4 Manualen ꝛc. besitzen. Die berühmtesten Orgelbaumeister sind gegenwärtig Walcker in Ludwigsburg, Ladegast in Weißenfels, Grüneberg in Stettin und Sauer in Frankfurt a. O. Vgl. Wangemann, «Geschichte der O. und der Orgelbaukunst» (Demmin 1881); Antony, «Geschichtliche Darstellung der O.» (Münster 1832).

Orgelchor nennt man diejenige Empore der Kirche, auf welcher gewöhnlich die Orgel aufgestellt ist. Verschiedene Gründe machen es nötig, dasselbe auf der dem Altar gegenüber liegenden Westseite der Kirche anzubringen. Im 16. und 17. Jahrh. war es Sitte, dasselbe auf der Nordseite anzulegen, wie z. B. im straßburger Münster. Da das O. auch in der Regel den Platz für die Sänger liefert, also auch Singechor ist, und Sänger wie Organist vielfach die Funktionen des Geistlichen am Altar unterstützen oder begleiten, so hat man, damit Sänger und Organist den Geistlichen besser beobachten können, bei Neubauten von Kirchen die O. nur noch an der Westseite angebracht. Dies Verfahren entspricht außerdem auch den Gesetzen der Schönheit. Die Front der Orgel (Prospekt genannt) ist nicht minder eine Hauptzierde der Kirche wie der Altar. Würden daher O. und Altar an einer Seite oder nahe beieinander liegen, so würden die andern Wände zu kahl erscheinen, die Symmetrie wäre gestört. Für die Wirkung der Orgel wie des Gesangs der auf dem O. sich befindenden Choristen ist es nötig, daß das O. sehr geräumig ist, d. h. genügenden Platz für die Aufstellung einer klangvollen Orgel und für den Kirchenchor, eventuell auch noch für Instrumentalisten bietet.

Orgelet, Stadt im franz. Depart. Jura, Arrondissement Lons-le-Saunier, zählt (1881) 1447 E. (Gemeinde 1720), hat Reste eines alten Schlosses, ein seit 1292 bestehendes Hospital, Fabrikation von Käse (Gruyères), Gerberei, Sägemühlen, Handel mit Wolle, Leder, Holz und Hausleinwand.

Orgelgeschütz, auch Totenorgel, ein durch Vereinigung mehrerer Gewehrläufe auf einem fahrbaren oder tragbaren Gestell gebildete Schießmaschine, welche in den ersten Jahrhunderten nach Erfindung des Schießpulvers als Schnellfeuergeschütz eine Rolle spielte, dann aber verschwand, indes in neuerer Zeit als Kartätschgeschütz (s. d.) in verbesserter Form wieder aufgebracht ist. (S. Geschütz, Bd. VII, S. 884, 885.)

Orgelpunkt heißt eine Weise der musikalischen Harmonie, die über einen von der Orgel oder orgelartigem Instrument lang ausgehaltenen Grundton gemacht wird. Der O. tritt in Kunstsätzen meistens unmittelbar vor dem Schlusse auf. Er ist sehr alt und geschichtlich als der eigentliche Anfang der Harmonie anzusehen.

Orgelspiel nennt man das kunstgerechte Spielen des Organisten auf den Manualen und Pedal der Orgel. Die Manuale, gewöhnlich zwei bis drei, seltener vier und übereinander liegend, nämlich Haupt-, Ober- und Unterwerk, werden mit den Fingern, das Pedal mit den Füßen gespielt. Der Organist muß so geschickt sein, daß er während des Spielens von einem Manual zum andern übergehen kann. Spielt der Organist mit den Füßen den Baß im Pedal, mit der linken Hand auf dem einen Manual die Begleitung, mit der rechten Hand auf einem andern Manual die Melodie (cantus firmus), sodaß dieselbe hervortritt, so spielt er ein Orgeltrio; dasselbe verlangt eine besondere Kunstfertigkeit. Schon aus dem Umstande, daß der Orgelspieler mit den Händen und Füßen gleichzeitig spielt, ergibt sich, daß das O., wenn es als Kunst geübt werden soll, schwierig zu erlernen ist. Dazu kommt noch, daß der Spieler während des Spielens oft nur eine Hand gebrauchen kann, weil er jeden Augenblick mit der andern Hand die gewöhnlich zu beiden Seiten der Orgelklaviaturen (seltener oben über dem Notenpult) befindlichen Register herausziehen oder abstoßen muß. Denn durch diese Manipulation allein ist es ihm möglich, dynamische Wirkungen, sowie Ausdruck im O. zu erzielen. Der Orgelspieler muß also nicht nur eine Fertigkeit im Spiel mit Händen und Füßen besitzen, sondern er muß auch die Kunst der Registrierung verstehen, um ein Künstler in seinem Fache zu sein. Die ältesten Orgeln hatten wegen ihrer Schwerfälligkeit oft zwei Organisten nötig und wurden mit den Fäusten (s. Orgel) geschlagen. Die Schwierigkeiten des O. verringerten sich aber auch dann noch nicht, als auch schon durch die verbesserte Mechanik ein Spiel auf der Orgel mit den Fingern möglich

wurde; es lag dies an der äußerst verzwickten Notenschrift der sog. Orgeltabulatur; dieselbe war äußerst schwierig zu lesen. Überhaupt ist die Spielweise der Orgel von der des Pianoforte sehr verschieden; dies liegt an der Konstruktion der Orgel; die Tasten fallen tiefer und erfordern da, wo die Pneumatik noch nicht angewandt ist, weit größere Kraft zum Niederdrücken, wie die Tasten beim Pianoforte; auch der Fingersatz auf der Orgelklaviatur ist ein anderer wie beim Klavierspiel. Besondere Mühe macht ferner das Pedalspiel; die Tasten der Pedalklaviatur werden durch Absatz und Spitze des Fußes niedergedrückt und gespielt.

Die ersten Andeutungen des O. erhalten wir durch Bildnisse, die schriftlichen reichen kaum bis in das 14. Jahrh. zurück; letztere bezeugen z. B., daß die Florentiner Francesco Landino (gest. 1390) und Antonio Squarcialupo (gest. 1475) als Orgelspieler gefeiert wurden. Über das deutsche O. berichtet zuerst der Nürnberger Konrad Paumann in «Fundamentum organisandi» (1452). Die ersten Nachrichten aus Frankreich über das O. sind von 1540, aus England von 1550. Zu dieser Zeit findet man in Italien auch niederländ. Orgelspieler, welche mit Vorliebe die Form des Ricercare kultivieren. Nach dieser Zeit traten die Niederländer zurück und die Italiener übernahmen die Fortbildung des O.; sie erfanden für die Orgel die phantastische Form der Toccata. Das verhinderte jedoch nicht, daß die Italiener zu jener Zeit (wie auch ihre deutschen Kollegen) ihre besondere Freude daran hatten, weltliche Lieder, die oft sehr zweifelhafter Natur waren, auf der Orgel zu spielen. Berühmte Organisten jener Zeit sind: Willaert, Claudio Merulo, Andrea und Giovanni Gabrieli, Quagliati, Diruta und der größte Orgelmeister Italiens Girolamo Frescobaldi (gest. 1580 zu Ferrara). Den schon erwähnten deutschen Orgelspieler Paumann übertraf noch Arnold Schlick, in Holland glänzte Peter Swelinck (geb. 1560). Die durch Paumann ins Leben gerufene Nürnberger Schule findet einen bedeutenden Aufschwung durch Hans Leo Hasler, Erasmus Kindermann und erblickt mit Pachelbel (gest. 1706), während die Wiener Schule ihre Vertreter in Jakob Froberger, Muffat und Kaspar von Kerl hatte. Das O., eine Zeit verflacht (1570—1620), wird wieder in kunstgerechte Bahnen durch den hallischen Organisten Samuel Scheidt gelenkt durch die Herausgabe seiner «Tabulatura nova» (1624). Durch sie wurde der Sinn der Organisten wieder auf den Choral, seinen melodischen Bau und tonischen Ausdruck hingewiesen. Das Choralvorspiel wurde nun der selbständige Hauptorgelvortrag in den evang. Gottesdiensten. Scheidt fügte seiner Sammlung eine treffliche Abhandlung über das O. seiner Zeit bei. Bei den vorhergehenden Meistern bildete die harmonische Grundlage die Hauptsache. Scheidt dagegen griff auf die strengen Formen des einfachen und doppelten Kontrapunktes zurück, brachte Ordnung in die Figuration, indem er die Form der Variation wählte, während der erwähnte Froberger das Verdienst hat, die Fugenform und den Kanon in den Grundzügen festzustellen. Johann Pachelbel (1653—1700) führte mit großem Glück die Entwickelung des angebahnten polyphonen Orgelstils weiter, indem er Themen in reichern Durchführungen verarbeitete und diese nach künstlerischen Prinzipien gruppierte. Dadurch erhielten seine freiern Formen, Phantasien und Orgeltoccaten eine größere und doch einheitliche Entfaltung. Auch seine Choralfigurationen erhalten dadurch, daß er den cantus firmus deutlich hervortreten läßt und sich bemüht, den Inhalt durch den Kontrapunkt näher zu legen, eine ideale Bedeutung. Eine Reihe von Meistern schließen sich diesen Bestrebungen an und fördern das O., so Dietrich Buxtehude (gest. 1707), der einen noch größern Figurenreichtum in seinen Toccaten zu Tage fördert. Indem sich seinem Stil auch Nikolaus Bruhn (1666—97) anschloß, bahnten beide dem größten Orgelspieler Joh. Sebastian Bach den Weg. Für seinen großen, mit den höchsten Ideen genährten Geist bot die Orgel mit ihrem gewaltigen Ton und dem Reichtum ihrer Klänge die entsprechendsten Darstellungsmittel und, ein Herrscher über die gesamte Orgeltechnik, wurde es ihm leicht, für den Orgelspieler mustergültige Kunstwerke zu schaffen. Durch ihn wurde das O. auf die höchste Stufe geführt. Ferner schrieben noch für die Orgel: Bachs Söhne, Kittel, Kirnberger, Krebs, Homilius, Knecht, Vierling, Fischer, Umbreit, Rink, Mendelssohn, Hesse, Schneider, Engel, Herzog, Volckmar und Schumann; in neuerer Zeit: Alb. Becker, Kiel, Ritter, Haupt, Succo, Brosig, Piutti, Flügel, Wangemann, Dienel, Gottschalg, Liszt. Die meisten der genannten Orgelkomponisten waren auch tüchtige Orgelspieler. Vgl. Ritter, «Zur Geschichte des O. im 14. bis 18. Jahrh.» (2 Bde., Lpz. 1884).

Orgelton, s. Chorton.

Orgères, Dorf im franz. Depart. Eure-Loire, Arrondissement Châteaudun; hier 2. Dez. 1870 Gefecht zwischen Deutschen und Franzosen.

Orgien (grch.), ursprünglich Bezeichnung für religiöse Gebräuche und Gottesdienst überhaupt, insbesondere aber für geheimen Gottesdienst, wie die Geheimdienste der Demeter und vorzugsweise für die mit unsittlichen Gebräuchen und trunkener Wildheit gefeierten Feste des Bacchus, endlich im Geheimnis gehülltes Treiben überhaupt. Noch jetzt nennt man O. ausgelassene und mit andern Ausschweifungen verbundene Trinkgelage.

Orgiva (Villa), Hauptort der westl. Alpujarras (s. d.).

Orgon, Stadt im franz. Depart. Bouches-du-Rhône, Arrondissement Arles, links an der Durance, Station der Linie Miramas-Cavaillon der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, hat (1881) 1363 E. (Gemeinde 2816), Ruinen eines Schlosses, Handel mit Getreide und Seide und bemerkenswerte Schleusen und einen Tunnel des Kanals von Boisgelin.

Oria, Stadt in der ital. Provinz Lecce, Bezirk Brindisi, Sitz eines Bischofs, hat (1881) 8220 E., eine Kathedrale, eine mittelalterliche Burg und Tabaksbau. Der Ort gewährt eine umfassende Rundschau von den Bergen Calabriens über den Golf von Tarent und die Straße von Otranto bis zu den Gebirgen Albaniens. O. ist das nach Strabo von Kretensern gegründete Uria (auch Hyria), die alte Hauptstadt Japygiens, wurde 1062 von den apulischen Normannen erobert und war im 15. Jahrh. ein Marquisat der Imperiali.

Orianda, Orejonda oder auch Urgenda genannt, eine Besitzung der russ. Kaiserfamilie am Südufer der Krim im Kreise Jalta. Unter-Orianda liegt hart am Meere an den untersten Abhängen des Taurischen Gebirges und gehört dem Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch; das

abgebrannte und noch nicht wieder aufgebaute Schloß hat eine herrliche Lage und ist von schönen Parkanlagen umgeben, enthält auch einen Tier- und botan. Garten. Ober-Orianda, welches an Unter-Orianda grenzt und höher im Gebirge gelegen ist, gehört der Großfürstin Jekaterina Michailowna.

Oriani (Barnabé), berühmter ital. Astronom, geb. zu Garignano bei Mailand 17. Juli 1752, wurde 1776 Alumnus, später Adjunkt und 1802 Direktor der mailänder Sternwarte. Bei der Errichtung des Instituts von Italien wurde er zu einem der ersten 30 Mitglieder desselben und in der Folge von Napoleon zum Grafen und zum Senator des Königreichs Italien ernannt. Er war einer der ersten, welche die Bahn des Uranus bestimmten, und als Piazza 1801 die Ceres entdeckte, die er anfangs für einen Kometen hielt, war es O., der durch die Berechnung der Elemente ihrer Bahn die Entdeckung machte, daß sie ein Planet sei. Von seinen Werken sind zu nennen: die «Tafeln des Uranus» (1785 und 1793), «De refractionibus astronomicis» (1788), die «Theoria planetae Mercurii» (1797) und «Trigonometria sphaerica» (2 Bde., Bologna 1806—10). Er starb zu Mailand 12. Nov. 1832.

Oribasius (grch. Oreibasios), berühmter Arzt aus Pergamum oder Sardes, geb. um 325, gest. um 400 n. Chr., genoß das besondere Vertrauen des Kaisers Julianus, der ihn zu seinem Leibarzte machte und ihm nach seiner Thronbesteigung auch noch ein hohes Staatsamt übertrug. Nach dem Tode Julians wurde O. gestürzt und einem der benachbarten barbarischen Völker überliefert, von diesem aber hochgeehrt. Bald jedoch wurde er zurückgerufen. Aus frühern mediz. Werken machte er nach einer systematischen Ordnung umfassende Auszüge («Συναγωγαί») in 70 Büchern und stellte dann das Ganze wieder in eine kürzere Übersicht in 9 Bänden zusammen. Von O.' Hauptwerke hat sich nur eine Anzahl Bücher in griech. Sprache erhalten, von denen unter dem Titel «Medicinalia collecta» die zwei ersten von Gruner (2 Bde., Jena 1782), Buch 1—15 von Matthäi in «Veterum et clarorum medicorum Graecorum varia opuscula» (Mosk. 1808), Buch 44—45 und 48—50 von Mai in den «Classici auctores e vaticanis codicibus editi» (Bd. 4, Rom 1831) zuerst bekannt gemacht worden sind. Die ersten 15, das 24. und 25. Buch des O. kannte man schon länger aus einer lat. Übersetzung, die von Rasarius als «Oribasii opera omnia» (3 Bde., Bas. 1557) erschien und von H. Stephanus in «Medicae artis principes» (2 Bde., Par. 1567) wieder abgedruckt wurde. Eine vollständige Ausgabe der erhaltenen Schriften des O. (mit Ausnahme von Buch 11—13, welche bloß Wiederholungen aus Dioskorides enthalten) ist von Bussemaker und Daremberg begonnen und von Molinier zu Ende geführt worden (6 Bde., Par. 1851—76).

Orient (lat.), Morgen, ist im Gegensatze zu Occident (s. d.) die Himmelsgegend, wo die Sonne scheinbar aufgeht. Mit O. oder Morgenland bezeichnet man im allgemeinen Asien und den nordöstl. Teil Afrikas. Orientalische Christen sind die Anhänger der Griechischen Kirche (s. d.) und letztere wird als Orientalische Kirche wiederum der abendländ. oder röm.-kath. Kirche entgegengesetzt.

Orientat, ein fünfbindiger Baumwollatlas, in der Art des Englischen Leders (s. d.) gewebt.

Orientalische Frage wird diejenige Frage genannt, welche sich mit der Lösung der durch die nationalen und religiösen Verhältnisse in den türk. Provinzen Europas, Asiens und Afrikas hervorgerufenen Schwierigkeiten beschäftigt. Diese Frage trat, nachdem schon im 18. Jahrh. Österreich und Rußland in ihren Türkenkriegen ihr näher getreten waren, im griech. Aufstand von 1821 und den folgenden Jahren in ein akuteres Stadium. Der Orientkrieg (s. d.) von 1853 bis 1856 brachte keine Lösung derselben. Während früher die europ. Politik um jeden Preis den Statusquo zu erhalten suchte, worauf besonders das Bestreben Englands und des Metternichschen Österreichs gerichtet war, brach sich dann allmählich der Gedanke Bahn, daß die Orientalische Frage nur durch möglichste Loslösung der christl. Provinzen von der türk. Herrschaft gelöst werden könne. Der Pariser Friedenskongreß von 1856 gab diesem Gedanken nur insofern Raum, als er die in der Türkei vorhandenen Christen, deren bürgerliche Gleichstellung mit den Mohammedanern durch den Hatt-i-Humajun vom 18. Febr. 1856 bereits verkündigt war, unter den Schutz sämtlicher Großmächte stellte. Wie wenig damit erreicht war, erkannte man aus den Metzeleien in Syrien, in Candia und in Bulgarien. Die letztern führten zum Russisch-Türkischen Krieg von 1877—78 (s. d.), welchem der Berliner Kongreß (s. d.) vom 13. Juli 1878 ein Ende machte. Rumänien, Serbien und Montenegro wurden jetzt unabhängige Staaten, Bulgarien in das selbständige und tributpflichtige Fürstentum Bulgarien und das unter türk. Botmäßigkeit stehende, aber mit selbständiger Verwaltung ausgestattete Ostrumelien geteilt, Bosnien und Herzegowina an Österreich-Ungarn, der größte Teil von Thessalien 1881 an Griechenland ausgeliefert. Aufs neue trat die Orientalische Frage in den Vordergrund der europ. Politik, als sich 1881 in Ägypten eine nationale Partei erhob, die den Satz aufstellte: «Ägypten den Ägyptern!», England die Erhebung mit Waffengewalt niederschlug und das ganze Land in seinem Interesse ausbeuten wollte, wogegen die andern Mächte protestierten und an die Stelle des übermächtigen engl. Einflusses den durch feste Bestimmungen garantierten europäischen zu setzen suchten. Die starke Stellung, welche sich das Deutsche Reich seit 1883 durch Gründung einer Friedensliga verschafft hat, beherrscht auch diese Frage. Die Aufgabe dieser vom Fürsten Bismarck geleiteten Politik ist, keiner europ. Großmacht, namentlich weder England noch Rußland, besondere Vorteile im Osmanischen Reich zu gestatten und dasselbe durch Aufnahme europ. Civilisation lebensfähiger zu machen.

Orientalisches Kaisertum, soviel wie Byzantinisches Reich.

Orientalische Knoppern, s. Aderdoppen.

Orientalische Litteratur und Sprachen ist die gemeinsame Bezeichnung für die Sprachen und Litteraturen aller Völker Asiens, sowie des moslem. Afrika und Europa. Die Aufmerksamkeit der europ. Gelehrten wendete sich schon im Mittelalter den orient. Sprachen, insbesondere dem Arabischen zu, und zwar aus zwei Hauptgründen. Der erste war der Bekehrungseifer, welcher durch die Kenntnis des Arabischen die Mohammedaner widerlegen und zum Christentume führen wollte. Schon um die Mitte des 13. Jahrh. befahl daher Papst Innocenz IV., in Paris Lehrstühle für das Arabische zu errichten, für die auch Clemens IV. und Honorius IV. sich interessierten. Unter Clemens V.

wurde 1311 auf der Synode zu Vienne beschlossen, daß zu Rom, Paris, Oxford, Bologna und Salamanca Lehrer des Arabischen und Chaldäischen, worunter man damals das Rabbinische verstand, angestellt würden. Namentlich schärfte auch Johann XXII. dem Bischof von Paris ein, daß er bei der Sorbonne auf die Erlernung dieser Sprachen sehe. Der zweite Beweggrund zur Beschäftigung mit der orient. Litteratur war wissenschaftlicher Eifer, welcher die medizin., astron. und philos. Schriften der Araber und die in arab. Übersetzungen erhaltenen Werke des Aristoteles dem Abendlande zugänglich machen wollte. Schon in der letzten Hälfte des 12. Jahrh. erschienen lat. Übersetzungen, namentlich aus dem Arabischen, die sich im Mittelalter sehr mehrten und seit dem 15. Jahrh. auch im Druck erschienen. Die Reformation belebte das Studium der orient. Sprachen durch die Anwendung desselben auf die biblische Exegese. Bei den Katholiken kam auch noch die Sorge für ihre morgenländ. Missionen hinzu. Papst Urban VIII. stiftete 1627 für die kath. Missionen zu Rom das Collegium pro fide propaganda, in welchem die morgenländ. Sprachen gelehrt wurden. Die Jesuitenmissionare in China und Japan machten Europa auch mit den östl. Sprachen Asiens und ihrer Litteratur bekannt. Eine mehr wissenschaftliche Richtung erhielt das orient. Sprachstudium seit der Mitte des 18. Jahrh. Der Engländer William Jones in Ostindien machte 1780—90 auf den Reichtum der ind. Litteratur aufmerksam und stiftete zu Kalkutta 1784 die Asiatische Gesellschaft. In Paris veranlaßte seit 1790 besonders Silvestre de Sacy eine umfassendere Benutzung der arab. Schriftsteller und ein gründlicheres Studium der arab. Sprache. Während bis dahin die orient. Studien den übrigen Wissenschaften gegenüber nur eine untergeordnete Stellung eingenommen hatten, erhoben sie sich gegen Ende des 18. Jahrh. zu einem ganz eigenen selbständigen Gebiet, schufen sich in den verschiedenen Asiatischen Gesellschaften (s. d.) einflußreiche Organe und sind seit einigen Jahrzehnten als ein Moment in den modernen Bildungsgang eingetreten. (Über die einzelnen Zweige der orient. Litteratur siehe die Spezialartikel.) Vgl. Benfey, «Geschichte der Sprachwissenschaft und orient. Philologie in Deutschland seit Anfang des 19. Jahrh.» (Münch. 1869); Zenker, «Bibliotheca orientalis» (2 Bde., Lpz. 1846—61), und für die neuesten Erscheinungen Trübners «Oriental Literary Record» (seit 1865).

Orientalisch-orthodoxe Kirche, s. Griechische Kirche. [semit. Sprachen.

Orientalist, Kenner der morgenländ., besonders

Orientieren (sich) heißt ursprünglich seine Stellung in Bezug auf die Weltgegenden (zunächst nach Ost, Orient) bestimmen, im weitern Sinne soviel wie sich zurechtfinden. Einen Himmelsglobus ꝛc. orientieren heißt, demselben seine richtige Lage gegen die Weltgegenden geben.

Orientkrieg (auch Krimkrieg) wird vorzugsweise der Krieg genannt, der 1853 zwischen Rußland und der Türkei ausbrach, durch die Teilnahme Frankreichs und Englands als Verbündete der Pforte zu einem Kriege von europ. Bedeutung wurde und bis 1856 dauerte. Den Anlaß dazu gab die sog. Orientalische Frage (s. d.). Rußland suchte eine feste Stellung als Protektor der griech. Christen im türk. Reiche zu gewinnen, und als ein Ferman des Sultans 1852 zwar die Rechte der griech. Kirche auf den Besitz des Heiligen Grabes anerkannte, zugleich aber den Römisch-Katholischen erlaubte, in der Kapelle des Ölbergs Messe zu lesen, erschien Ende Febr. 1853 Fürst Menschikow als russ. Abgesandter in Konstantinopel und forderte in höchst verletzender Form Bürgschaft für die Rechte der griech. Kirche durch einen Vertrag, der das Protektorat Rußlands über dieselbe, wie es im Frieden von Kutschuk-Kainardschi 21. Juli 1774 ausgesprochen war, feststelle. Dieser Vertrag wurde abgelehnt und ein russ. Ultimatissimum, im Vertrauen auf die Hilfe der Westmächte, deren Flotte schon 14. Juni in der Besikabai an der Insel Tenedos erschien, verworfen. Darauf besetzte Anfang Juli ein russ. Korps unter Fürst Gortschakow die Donaufürstentümer, worauf die Pforte an Rußland den Krieg erklärte.

Der Krieg an der Donau wurde durch Omer Pascha, nachdem Fürst Gortschatow die ihm 9. Okt. 1853 zugegangene Aufforderung zur Räumung der Fürstentümer abgelehnt, eröffnet, indem er 23. Okt. ein Korps bei Kalafat, gegenüber von Widdin, über den Strom gehen ließ. Die vereinigte Flotte der Verbündeten lief 25. Okt. 1853 in den Bosporus ein; ein türk. Geschwader wurde 30. Nov. vom russ. Admiral Nachimow im Hafen von Sinope überraschend angegriffen und vernichtet. Dies veranlaßte die Westmächte, ihre Flotten 5. Jan. 1854 in das Schwarze Meer zu senden und an Rußland ein Ultimatum zu stellen, in welchem Frankreich für den Fall der Ablehnung gleich die Kriegserklärung ausgesprochen hatte. England erließ eine solche, als Kaiser Nikolaus jede Antwort verschmähte, am 28. März. An der Donau hatten die Türken schon 6. Jan. die Offensive ergriffen und ein günstiges Gefecht bei Tschetate bestanden. Der Kaiser von Rußland ernannte den Feldmarschall Paskewitsch zum Oberbefehlshaber. Am 23. März überschritten die Russen die Donau an drei Punkten und rückten im April durch die Dobrudscha bis an den Trajanswall vor. Die Festung Silistria wurde 12. Mai von General Schilder berannt, jedoch glänzend verteidigt, sodaß die Belagerung 26. Juni 1854 aufgehoben werden mußte. Österreich hatte inzwischen ein Beobachtungskorps an der Grenze Serbiens aufgestellt, um dessen russ. Sympathien in Schach zu halten, und dann größere Heeresmassen in Ungarn und Galizien versammelt. Dies Verhalten bewog den Kaiser Nikolaus, die Donaufürstentümer räumen und eine versöhnliche Erklärung auf der Konferenz zu Wien abgeben zu lassen, welche jedoch die Westmächte ungenügend fanden. Diese formulierten ihre Bedingungen in vier Artikeln, welche Rußland als mit seiner Ehre unverträglich zurückwies. Ein franz. Heer war unter Marschall Saint-Arnaud, ein englisches unter Lord Raglan bei Gallipoli gelandet und dort auf 40000, beziehungsweise 15000 Mann verstärkt worden. Diese Heere waren schon während der Belagerung von Silistria zu dem türk. Heere bei Varna gestoßen, doch hinderten die schwierige Verpflegung, der Mangel an Transportmitteln und der Ausbruch der Cholera bis Ende Juli alle Operationen. Endlich wurde die Expedition nach der Krim beschlossen, um Sewastopol zu erobern und die russ. Flotte des Schwarzen Meers zu vernichten. An der Donau ruhten seitdem die Waffen; das Einrücken eines österr. Korps in die Fürstentümer machte auch die dortigen türk. Truppen für andere Zwecke verfügbar.

Der Krieg in der Krim. Am 1. Sept. 1854 gingen vier franz., vier engl. und eine türk. Division bei Varna unter Segel, landeten 14. bei Eupatoria in der Krim und traten, nachdem die Ausschiffung in vier Tagen erfolgt, ihren Marsch gegen Sewastopol an. Fürst Menschikow, der die russ. Streitkräfte in der Krim, 35000 Mann, befehligte, nahm auf dem südl. Thalrande der Alma eine Verteidigungsstellung, welche jedoch zu ausgedehnt war, und wurde 20. Sept. geschlagen. (S. Alma.) Am 23. Sept. setzten sich die Verbündeten in Marsch, während dessen General Canrobert an Stelle des schwerkranken Marschalls Saint-Arnaud den Oberbefehl übernahm, und kamen 28. Sept. vor Sewastopol an. Nach Eröffnung der Laufgräben in der Nacht zum 10. Okt. und einer wirkungslosen Beschießung am 17., an der auch die Flotte teilnahm, mußte zur förmlichen Belagerung geschritten werden. Fürst Menschikow unternahm 25. Okt. einen Angriff auf die feindliche Stellung in der Richtung auf Balaklawa, wo die Engländer und Türken standen (s. Balaklawa), griff dann von Inkjerman aus 5. Nov. die Engländer auf der Hochfläche an, errang einige Vorteile, wurde aber durch ein franz. Korps schließlich zurückgeschlagen. (S. Inkjerman.) Vor Sewastopol hinderte das Winterwetter den raschen Fortgang der Belagerungsarbeiten, während die russ. Werke durch Todleben unausgesetzt vermehrt und verstärkt wurden. Ende Jan. 1855 kam General Niel, Adjutant des Kaisers Napoleon, in besonderer Mission vor Sewastopol an und veranlaßte, daß der Angriff nicht mehr direkt gegen die Stadt, sondern gegen den diese beherrschenden Malakow gerichtet wurde. Als Niel dann im April Chef des Genies vor Sewastopol wurde, nahm alles einen bessern Fortgang. Von Omer Paschas Anfang Febr. 1855 bei Eupatoria gelandeten Truppen stießen, nachdem der Versuch des russ. Generals Chrulew, das verschanzte Eupatoria 17. Febr. zu nehmen, gescheitert war, zwei Divisionen im April zu der Armee vor Sewastopol, welche dadurch die Stärke von 110000 Mann erreichte. Den Westmächten hatte sich 10. Jan. 1855 auch Sardinien angeschlossen und ein Hilfskorps von 15000 Mann zugesagt. Kaiser Nikolaus ließ eine Armee an die Grenzen Galiziens rücken und bedeutende Verstärkungen nach der Krim abgehen, enthob den Fürsten Menschikow des Oberbefehls und übertrug diesen dem Fürsten Gortschalow.

Da rief den Kaiser 2. März 1855 plötzlich der Tod ab. Friedenshoffnungen knüpften sich an den Thronwechsel, und die Konferenz zu Wien trat wiederum 15. März zusammen; doch ließ das Manifest des neuen Kaisers Alexander II. keinen Zweifel an der Fortsetzung des Kriegs. Sewastopol wurde im April 1855 14 Tage lang beschossen, doch litten hierdurch weniger die Werke als die Stadt und die im Hafen liegende Flotte. Im Mai trafen die Sardinier unter Lamarmora und das franz. Reservekorps unter Regnault de Saint-Angely ein. Canrobert legte den Oberbefehl nieder, welcher dem General Pélissier übertragen wurde. Die Franzosen erstürmten 7. Juni die Weißen Werke und den Grünen Mamelon; ein Sturm auf den Malakow, 18. Juni, wurde jedoch abgeschlagen. Lord Raglan starb 28. Juni an der Cholera und der älteste General, Simpson, übernahm den Befehl über das brit. Heer. Rußlands Macht in der Krim war unterdes auf 250000 Mann gebracht worden, und Fürst Gortschakow beschloß nun, nachdem die Feldarmee in zehn Monaten nichts zur Rettung Sewastopols gethan, einen Angriff. Aber wie sein Vorgänger hielt auch er zu starke Reserven zurück und wurde 16. Aug. an der Tschernaja (s. d.) zurückgeschlagen. Das war der letzte Entsatzversuch. Die Franzosen nahmen kurz darauf 8. Sept. den Malakow mit Sturm, und da dieses Werk die Südseite von Sewastopol beherrschte, wurde diese von den Russen geräumt, nachdem sie alles Artilleriematerial vernichtet und die Schiffe auf der Reede versenkt hatten. Am 10. Sept. rückten die Franzosen in die Stadt ein, und der Krieg in der Krim nahm, nach einem Zuge gegen Kinburn (s. d.), mit einigen unbedeutenden Gefechten bei Eupatoria ein Ende.

Der Krieg im Baltischen Meere. Im März 1854 ging eine engl. Flotte von 39 Schiffen mit 2000 Geschützen unter Sir Charles Napier in See und warf, nachdem 14. April die Küsten des Bottnischen und Finnischen Meerbusens in Blockadezustand erklärt worden, auf der Höhe von Stockholm 16. April Anker. Am 19. April 1854 lief von Brest eine franz. Flotte unter dem Admiral Persefal-Deschènes aus und vereinigte sich 13. Juni mit der engl. Flotte in Sicht von Sweaborg im Barösund. Die beiden Admirale begnügten sich mit einer Rekognoszierung von Sweaborg und wählten dann Bomarsund, einen kleinen Waffenplatz auf den Alandsinseln, zum Angriffsziele. Eine Beschießung durch drei engl. Dampfer hatte keinen Erfolg, und die Admirale beschlossen daher eine Expedition nach Kronstadt, um die russ. Flotte zum Auslaufen zu bewegen. Dies gelang aber nicht, und die abgeschickten 18 Dampfer kehrten nach einer Rekognoszierung von Kronstadt 6. Juli zum Gros zurück. In Calais wurden nun 15. Juli 1854 Landungstruppen unter Baraguay d'Hilliers auf engl. Fahrzeugen eingeschifft. Dieselben trafen aber erst 31. Juli bis 7. Aug. bei der Flotte ein, die sich in der Ladsundboi der Insel Aland vereinigt hatte. Die Landung geschah 8. Aug., und nach kurzer Belagerung, deren Arbeiten General Niel leitete, mußte Bomarsund (s. d.) 16. Aug. sich ergeben. Die Truppen kehrten sogleich nach der Heimat zurück; die Flotten folgten, nachdem sie bis zum Winter die russ. Häfen blockiert hatten. Admiral Napier legte sein Kommando nieder, das 1855 dem Admiral Dundas übertragen wurde. Dieser lief im April mit zwei Abteilungen der auf 62 Schiffe verstärkten Flotte aus, warf 16. Mai vor Reval Anker und ging von dort nach Kronstadt, wo sich ein franz. Geschwader von vier Schiffen unter Admiral Pénaud mit ihm vereinigte. Die russ. Flotte blieb aber in ihrer gesicherten Stellung, und ein Angriff auf Kronstadt war ohne Aussicht auf Erfolg, da die Kanonenboote, schwimmenden Batterien und Mörserschiffe von geringem Tiefgang der Flotte noch fehlten. Die Flotten nahmen wieder ihre Station vor Reval bei der Insel Nargen, von wo die Küstenverheerung fortgesetzt wurde. Endlich trafen im Juli und Aug. 1855 die kleinern Fahrzeuge und die Reserveabteilung ein, und die Admirale griffen nun mit 75 Schiffen Sweaborg an. Die Beschießung wurde 8. Aug. eröffnet, blieb aber ohne Wirkung und wurde deshalb 11. Aug. eingestellt. Schon im September lichteten die Flotten zur Heimkehr die Anker. Ebenso fruchtlos waren kleinere Expeditionen 1854 und 1855 im Weißen und Stillen Meere verlaufen.

Der Krieg in Asien. Ein türk. Heer, durch starken Zuzug der asiat. Stämme auf 65000 Mann gebracht, überschritt 28. Okt. 1853 die Grenze, wurde aber in mehrern Gefechten vom russ. Fürsten Bebutow zurückgeschlagen und konnte erst im Mai 1854, als ein Geschwader der verbündeten Flotte Redut-Kaleh an der mingrelischen Küste besetzte, wieder vorrücken, wurde aber bei Ossurgeti 16. Juli abermals geschlagen. Bisher waren die Russen durch einen Einfall Schamyls, der mit den kaukas. Bergvölkern losgebrochen, ihrerseits verhindert worden, über die türk. Grenze vorzudringen. Als aber jene Bergvölker sich wieder zurückgezogen hatten, rückten die Russen gegen die türk. Grenzfestung Bajesid vor und besetzten diese 31. Juli nach einem leichten Siege bei Kara-Bulak. Das türk. Heer griff darauf 5. Aug. bei Köruk-Dere die Russen an, erlitt jedoch eine vollständige Niederlage. Im Febr. 1855 übernahm der neue Gouverneur von Kaukasien, Murawjew, den Oberbefehl über das mobile Korps in Transkaukasien, während Fürst Bebutow nach Ciskaukasien berufen wurde. Das türk. Heer stand unter Wassif Pascha bei Erzerum und hatte Kars mit 13000 Mann besetzt. In Erzerum war schon im Nov. 1855 als engl. Militärkommissar Sir Fenwick Williams angekommen und hatte durch Oberstlieutenant Lake Kars in verteidigungsfähigen Zustand setzen lassen. Er selbst begab sich 7. Juni dahin, als schon die Russen im Anmarsch waren. Murawjew schloß, nachdem er durch eine Division eine von Erzerum vorgeschobene türk. Abteilung zurückgeworfen, Kars eng ein; in der Stadt brach die Cholera aus. Die Nachricht, daß Omer Pascha mit starker Macht bei Batum gelandet sei, bewog Murawjew 29. Sept. einen Sturm zu unternehmen, welcher aber abgeschlagen wurde. Da von Omer Pascha nichts verlautete, die türk. Befehlshaber bei Erzerum trotz der dringendsten Vorstellungen nicht zu einer That zu bewegen waren, auch bereits Hungersnot eindrach, mußte endlich Williams 27. Nov. 1855 kapitulieren. Omer Pascha war allerdings schon Ende September bei Suchum-Kaleh gelandet, hatte aber nicht direkt, sondern durch eine Operation auf Tiflis die Aufhebung der Belagerung von Kars erzwingen wollen und sein 30000 Mann starkes Heer erst Mitte Oktober in Marsch gesetzt. Sehr langsam vorrückend, fand er 3. Dez. die Russen unter Bagration in starker Stellung, und als 7. Dez. die Nachricht vom Falle von Kars eintraf, trat er den Rückzug an, auf dem er 18. Dez. 1855 die Meeresküste wieder erreichte.

So stand der Krieg Ende 1855, ohne daß sein Zweck durchgesetzt war. An der Donau war nur die Grenze des türk. Reichs behauptet, in der Krim Sewastopol gefallen und die russ. Flotte des Schwarzen Meeres von den Russen selbst versenkt, aber die russ. Feldarmee stand noch in der Krim. Im Baltischen Meere war kein Erfolg gewonnen worden und in Asien hatten die Russen gesiegt. Man traf zur Fortsetzung des Kriegs auf allen Schauplätzen die großartigsten Vorbereitungen, als plötzlich Friede geschlossen wurde. Gründe der höhern Politik hatten den Kaiser Napoleon dazu bewogen. Am 30. März 1856 wurde der Friede zu Paris geschlossen, 27. April ratifiziert. Rußland trat einen kleinen Teil von Bessarabien an der Donaumündung ab; alles eroberte Gebiet wurde zurückgegeben, das Schwarze Meer neutralisiert. Die Pforte und Rußland verpflichteten sich, an demselben keine Seearsenale mehr zu unterhalten, und setzten durch besondern Vertrag einen sehr geringen Stand ihrer dortigen Marine fest. Auf den Alandsinseln sollte Rußland die Befestigungen nicht wiederherstellen. Der Vertrag von 1841 über die Schließung der Meerengen wurde bestätigt, das Verhältnis der Donaufürstentümer näher bestimmt und die Regelung der Donauschiffahrt einer internationalen Kommission vorbehalten. Das war das ganze Ergebnis des Kriegs, dessen Kosten auf 1800 Mill. Frs. außerordentlicher Kriegsschulden berechnet worden, während über eine halbe Million Menschen dabei zu Grunde ging.

Vgl. außer den Schriften von Bazancourt, Anitschkow, Niel, McClellan, Weigelt u. a. besonders Rüstow, «Der Krieg gegen Rußland» (2 Bde., Zür. 1855—56); Bogdanowitsch, «Der orient. Krieg 1853—56» (4 Bde., Petersb. 1876); Kinglake, «Invasion of the Crimea» (Lond. 1875).

Oriflamme (aus dem mittellat. Aurea flammula), die ehemalige Kriegsfahne der Könige von Frankreich, war ursprünglich die Kirchenfahne der Abtei St.-Denis, die sie als Schirmvögte des Klosters führten. Dieselbe bestand aus dem angeblichen Leichentuch des heil. Dionysius, einem Stück roten Tuchs (woher der Name stammt), in Form eines Paniers, unten fünfzipfelig, an den Spitzen mit grünseidenen Quasten geziert, und war an einer goldenen Lanze befestigt. Die ersten Schirmvögte waren die Grafen von Vexin und Pontoise. Als in der Folge König Philipp I. Vexin mit der Krone vereinigte, ging die Schirmvogtei des Klosters auf ihn über. Seitdem wurde die O. bei den Heeren geführt und nach und nach zur Hauptfahne der franz. Truppen, seit Karl VII. aber nicht mehr in den Krieg mitgenommen.

Origănum *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten. Man kennt gegen 25 in Europa und der Mediterranzone wachsende Arten. Es sind einjährige oder ausdauernde Kräuter, die sich dadurch auszeichnen, daß ihre von grünen oder gefärbten Deckblättern eingehüllten Blütenquirle in Ähren oder Köpfchen zusammengedrängt sind, welche trugdoldig oder rispig angeordnet zu sein pflegen. Die Blüten besitzen einen glockenförmigen Kelch und eine kleine Blumenkrone mit kurzer, enger Röhre, ausgerandetem Helm und gleichmäßig dreilappiger Unterlippe. Zu dieser Gattung gehören der gemeine Dosten oder wilde Majoran (O. vulgare *L.*), eine ausdauernde, in Deutschland an sonnigen, steinigen, bebuschten Hügeln häufig wachsende Pflanze mit kugeligen Köpfchen, braunen Kelchen und rosen- oder fleischroten Blumen, und der echte Majoran (s. d.). Das Kraut des wilden Majorans kann wie dasjenige des Feldkümmels (Thymus Serpyllum) gebraucht werden und war auch früher als Herba Origani offizinell.

Origĕnes, mit dem Beinamen Adamantios, der geistvollste und gelehrteste Kirchenlehrer des christl. Altertums, geb. zu Alexandria 185 n. Chr., wurde von seinem Vater Leonidas im Christentum und in den Wissenschaften unterrichtet und hatte nachher Clemens Alexandrinus und den Neuplatoniker Ammonius Sakkas zu Lehrern. In seinem 19. Jahre wurde er Katechet in Alexandria, begab sich 211 nach Rom und kehrte dann nach Alexandria zurück, bis ein Zwiespalt mit dem Bischof Demetrius ihn bewog, nach Palästina zu gehen. In Cäsarea wurde er 228 zum Presbyter geweiht, 232

aber von Demetrius abgesetzt und exkommuniziert. Die Verfolgung der Christen unter Kaiser Maximinus nötigte O., sich zwei Jahre in Kappadocien verborgen zu halten. Als Gordian 237 der Kirche den Frieden wiedergegeben hatte, machte O. eine Reise nach Athen und dann nach Arabien, um den Bischof Beryll von Bostra zu widerlegen, welcher leugnete, daß die göttliche Natur Christi vor seiner Menschwerdung existiert habe. Bei einer neuen Verfolgung unter Kaiser Decius wurde O. eingekerkert und hatte harte Martern zu erdulden. Erschöpft durch dieselben, starb er zu Tyrus 254.

Zu den gegen O. erhobenen Beschuldigungen gehört namentlich die, daß er die Wahrheiten der christl. Religion durch Platonische Ideen verfälscht habe. Allerdings führte ihn das Streben, das Christentum philosophisch zu begreifen, auf manche Anschauungen, die sich von dem herrschenden Dogma entfernten oder einer spätern Orthodoxie als ketzerisch erschienen. In seinem im Original nur noch fragmentarisch und außerdem in einer unzuverlässigen lat. Übersetzung des Rufin vorhandenen Buche: «De principiis» (herausg. von Redepenning, Lpz. 1836, und von Schnitzer, Stuttg. 1836), hat er ein vielfach originelles, auf die Philosophie des Plato gegründetes System aufgestellt. Von seinen zahlreichen Werken ist ein großer Teil verloren gegangen oder nur noch in Bruchstücken auf uns gekommen. Hervorzuheben sind besonders seine exegetischen Schriften; außerdem sind noch vorhanden eine «Ermahnung zum Märtyrertum», Kommentare, Homilien und Scholien, welche sich über sämtliche biblische Bücher erstrecken. Um die biblische Textkritik machte er sich verdient durch seine «Hexapla», eine Zusammenstellung des hebr. Textes des Alten Testaments mit den verschiedenen griech. Übersetzungen desselben. Unter seinen apologetischen Werken sind namentlich die acht Bücher wider Celsus, den scharfsinnigen philos. Bestreiter des Christentums, zu nennen. (Vgl. Keim, «Celsus' wahres Wort», Zür. 1873.) Seine sämtlichen Werke haben de la Rue (4 Bde., Par. 1733—59) und Lommatzsch (25 Bde., Berl. 1831—48) herausgegeben. Über seine Rechtgläubigkeit wurden, namentlich seit sich die Arianer auf ihn beriefen, die heftigsten Streitigkeiten geführt. Vgl. Thomasius, «O. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte des 3. Jahrh.» (Nürnb. 1837); Redepenning, «O. Eine Darstellung seines Lebens und seiner Lehre» (2 Tle., Bonn 1841—46).

Origenes, der Philosoph, mit dem gleichnamigen Kirchenvater zusammen Schüler von Ammonius Saktas, dem Begründer des Neuplatonismus, ist nach Porphyrius Verfasser zweier verloren gegangener Schriften über die Dämonen und über die weltbildnerische Thätigkeit der Gottheit. Heigl («Der Bericht des Porphyrius über O.», Regensb. 1835) behauptete die Identität beider O.; neuere Forschungen haben es wahrscheinlich gemacht, daß beide voneinander wohl zu scheiden sind. Vgl. Helferich, «Untersuchungen aus dem Gebiete des klassischen Altertums» (Heidelb. 1860).

Original (vom lat. origo, Ursprung) nennt man das Urbild, die Urschrift; der Gegensatz dazu ist die Kopie, das nachgebildete Bild, die Abschrift. In abgeleitetem Sinne bezeichnet man dagegen mit Original einen seltsamen Menschen und Sonderling. Originalität, soviel wie Ursprünglichkeit. Originell, von dem Gewöhnlichen abweichend; durch Eigentümlichkeit überraschend.

Originalgrün ist Schweinfurter Grün.

Originär (lat.), uranfänglich, ursprünglich; originäre Zeugung, Urzeugung.

Orihuela, Stadt (Ciudad) und Bezirkshauptort in der Provinz Alicante im span. Königreich Valencia, 20 km im NO. von Murcia, an beiden Ufern des zweifach überbrückten Segura, von einer großen, mit Palmengruppen, Orangen-, Citronen-, Mandel-, Granat- und Maulbeerbäumen besetzten Huerta umgeben, Station der Bahn Murcia-Alicante, ist seit der Westgotenherrschaft Sitz eines Bischofs, wie früher auch einer (1555 gegründeten) Universität. Die im ganzen gutgebaute Stadt hat fünf Plätze, eine schöne Kathedrale und vier andere Kirchen, zwölf ehemalige Klöster, zwei Hospitäler, ein Priesterseminar, drei Bibliotheken und ein Theater und zählt (1877) 20929 E., welche Südfrüchte und Seide bauen, viele Getreide- und Ölmühlen, auch Hut-, Seifen- und Salpeterfabriken, Leinen- und Seidenwebereien unterhalten. Ein großer Jahrmarkt, der 6. Aug. stattfindet, fördert den Verkehr. Die Stadt hieß unter der Herrschaft der Westgoten Oriola, auch Auriola; 712—1243 gehörte sie den Arabern und zwar zur Landschaft Kúnka; damals hieß O. Uriwwéla oder Auriwela.

Orillon (frz.), Vollwerksohr, ein Vorsprung an den Schulterpunkten eines Bastions, in der ältern bastionierten Befestigungsweise vorkommend, der den Geschützen der Flanken Deckung gegen Feuer von außen her verleihen sollte, ohne sie darum selber in ihrer Wirkung gegen den Graben zu behindern. (S. Festungsbau, Bd. VI, S. 731[a].)

Orinoco oder Orenoco, einheimisch Orinucu und auf seinem Oberlaufe Paragua (d. i. großes Wasser) genannt, der Größe nach ein Strom zweiten Ranges unter den Flüssen der Erde, der fünfte Amerikas, der dritte Südamerikas, hat seine noch von keinem Europäer besuchte Quelle an dem Vereinigungspunkte der Sierra Tapiraperu mit der Sierra Parima, einer der Hauptketten des Hochlandes von Guaiana, wahrscheinlich in einer Höhe von etwa 1600 m und in der Nachbarschaft des Parima, eines Quellstroms des Rio Branco, der in den Rio Negro, einen Nebenfluß des Amazonenstroms, geht. Der Oberlauf des O., bis zu dem kleinen Wasserfall (Randa) de los Guaharibos, beträgt, die Biegungen mitgerechnet, nur 135—145 km. Nach dem Austritt aus dem Hochlande umströmt er dasselbe, indem er auf seinem weitern Laufe eine große Spirale um seine Quelle beschreibt. Von dem genannten Wasserfall, der obersten Grenze seiner Schiffbarkeit und dem Anfangspunkte des Mittellaufs, fließt er 230 km gegen Nordwesten bis zu der Missionsstation Esmeralda, und 40 km unterhalb derselben findet in 280 m Seehöhe die durch A. von Humboldts Forschungen berühmt gewordene Bifurkation oder Gabelteilung des hier 650 m breiten Stroms statt, indem er ein Drittel seiner Gewässer unter dem Namen Casiquiare südwärts in den Rio Negro entsendet, wodurch eine ununterbrochene Wasserverbindung mit dem Amazonenströme vermittelt wird. Hierauf fließt der Hauptstrom gegen Nordwesten bis zur Aufnahme des von Nordosten kommenden Ventuari, dann westwärts, bis er bei der Einmündung des von den Cordilleren kommenden, 1120 km langen, auf 600 km schiffbaren Guaviare plötzlich eine große Biegung gegen Norden macht. Indem er die Granitfelsen durchbricht, welche einige Zweige der Sierra

Parima nach Weſten vorſchieben, tritt er in die Region der großen Randales oder Waſſerfälle und Stromſchnellen, unter welchen die von Maypures unterhalb der Einmündung des von Weſten kommenden Rio Vichada (5° 13′ 32″ nördl. Br.) und Atures (5° 38′ 4″ nördl. Br.) die bemerkenswerteſten ſind. Unterhalb der letztern nimmt der O. links unter 6° 20′ nördl. Br. den mächtigen, waſſerreichen Rio Meta auf, welcher auf der Cordillera von Columbien entſteht. Weiterhin münden in den O. die ebenfalls von der neugranadiſchen Cordillera kommenden Ströme Arauca und Apure (ſ. d.). Nahe unterhalb des Apure bei den Stromſchnellen des Randal von Camiſeta beginnt der O. ſeinen Unterlauf, in welchem er, oſtwärts gewandt, rechts den Caura und Caroni, ſeine bedeutendſten Nebenflüſſe aus dem Hochlande von Guaiana, aufnimmt und langſam zwiſchen dichten Waldungen auf dem rechten und den Llanos (ſ. d.) des O. auf dem linken Ufer dahinflutet. Die Mündung des O. iſt von der Quelle 820 km entfernt. Seine ganze Stromentwickelung beträgt 2382 km, ſein Stromgebiet, das 436 Flüſſe umſchließt, 954240 qkm. Während der Regenzeit ſchwillt der O. bedeutend an und überſchwemmt vorzüglich die Ebenen ſeines untern Laufs, nicht ſelten bis zu einer Breite von 180 km. Bei Angoſtura (ſ. d.) wird der Fluß in einen Engpaß eingeſchnürt, der die obere Grenze der oceaniſchen Ebbe und Flut bildet. Etwa 245 km unterhalb dehnt ſich der Strom zu einer Breite von 22 km aus, und hier beginnt ſein gegen 22000 qkm großes, periodiſch überſchwemmtes Delta, durch welches er ſich auf einer Küſtenausdehnung von 280 km zwiſchen der Bai Vagre und der Punta Mocomoco in 17 Mündungsarmen (Brazos) oder Kanälen (Caños) ergießt. Von dieſen iſt der ſüdlichſte, der in die Boca de Navios führende Brazo Imataca, bei weitem der bedeutendſte und derjenige, welchen die großen Schiffe wählen. Er iſt gegen 6 km breit und erweitert ſich zwiſchen Punta Barima und der Inſel Ruima zu beinahe 37 km. Die Schiffbarkeit des O. beträgt vom Meere aufwärts bis zu den Waſſerfällen von Atures gegen 1500 km. Oberhalb Maypures iſt ſie aber wieder auf 900 km frei, ſowie bis zum Waſſerfall von Guaharibos oder 230 km oberhalb Esmeralda. Der O. durchfließt das Gebiet der Republik Venezuela in ihrer ganzen Ausdehnung. Alexander von Humboldt befuhr 1800 den O. aufwärts bis Esmeralda, Robert Schomburgk gelangte 1839 noch 90 km über dieſen Punkt hinaus.

Oriŏlus (lat.), der Pirol.

Orion war nach der Odyſſee ein berühmter Jäger, der gleich andern Heroen ſeine Beſchäftigung auch nach dem Tode in der Unterwelt fortſetzte. Der gewöhnlichen Sage nach war er der Sohn des Hyrieus, nach andern ein Sohn des Poſeidon und der Euryale, einer Tochter des Minos, oder ein Erdgeborener. Von Poſeidon war ihm die Gabe verliehen, über und durch das Meer hinzuſchreiten. Nach Virgil ragten, wenn er im tiefſten Meere ging, ſein Haupt und ſeine Schultern über das Waſſer empor, die, wenn er auf der Erde ging, bis in die Wolken reichten. Als er einſt nach Chios kam, welches er von wilden Thieren reinigte, verliebte er ſich in die Tochter des Önopion, Häro oder Merope, und bemächtigte ſich derſelben mit Gewalt. Dafür blendete ihn Önopion. O. aber ſchritt, mit einem Geſellen des Hephäſtos auf den Schultern, gegen Sonnenaufgang, wo er von den Strahlen der Sonne ſein Augenlicht wiedererhielt. Nun kehrte er, um Rache an Önopion zu nehmen, nach Chios zurück, fand dieſen aber nicht, da er in einem unterirdiſchen Gebäude verſteckt war. Die Veranlaſſung zu ſeinem Tode wird verſchieden erzählt. Nach Homer erlegte ihn Artemis mit ihren Pfeilen, weil ihn Eos ſeiner Schönheit wegen geraubt hatte. Nach einer andern Sage fand er ſeinen Tod durch den Stich eines Skorpions, den nach der einen Überlieferung die Erdgöttin gegen ihn ſandte, weil er ſich gerühmt hatte, kein Tier auf der Erde könne ſeinen Pfeilen entgehen, nach einer andern Artemis, weil er in Liebe zu ihr entbrannte. Asklepios wollte ihn von den Toten erwecken, wurde aber von Zeus durch einen Blitzſtrahl getötet. Nach ſeinem Tode ward O. nebſt ſeinem Hunde an den Himmel verſetzt, wo eins der glänzendſten Sternbilder ſeinen Namen führt. Daſſelbe iſt beſonders leicht kenntlich an drei Sternen zweiter Größe, die am Gürtel in gerader Linie nahe beiſammenſtehen und als Jakobsſtab (ſ. d.) bekannt ſind.

Orion, ein griech. Lexikograph, geb. in dem ägypt. Theben, lebte in der erſten Hälfte des 5. Jahrh. n. Chr. in Alexandria, Konſtantinopel und Cäſarea (wohl in Kappadocien). Außer einer Anthologie in der Art des Joh. Stobäus, von der nur ein Auszug auf uns gekommen iſt, verfaßte O. ein noch erhaltenes ſog. «Etymologicum», d. h. ein Wörterbuch, das ſeinen Titel von den darin enthaltenen etymolog. Worterklärungen führt, aber außerdem auch viele andere grammatiſch-exegetiſche Erklärungen enthält. Das «Etymologicum» iſt von Sturz im 3. Teile der «Etymologica» (Lpz. 1820) herausgegeben. Vgl. Ritſchl, «De Oro et Orione» (Bresl. 1834) und im 1. Bande der «Opuscula» (Lpz. 1866).

Oriſſa, neuindiſche Sprache, ſ. unter Indiſche Sprachen, Bd. IX, S. 576[b].

Oriſſa, Uriſſa (im Sanskrit Ordra), eine Diviſion der zu der Präſidentſchaft Bengalen des Indobritiſchen Reichs gehörenden Untern Provinzen, nimmt den Landſtrich an der Nordoſtecke der vorderind. Halbinſel ein, zwiſchen dem Bengaliſchen Golf im O., dem eigentlichen Bengalen im NO. und N., Nagpur oder Berar im W. und dem Küſtengebiet der nördl. Circars im S., mit 61901 qkm und (1871) 4317999 E., wovon 22568 qkm mit 3162490 E. unmittelbarer brit. Beſitz iſt. Die Küſte iſt größtenteils flach und ſumpfig. Dahinter erhebt ſich als Fortſetzung der Oſtghats eine granitiſche Gebirgskette, deren Gipfel 700 m Seehöhe erreichen, und ununterbrochene Wälder ziehen ſich vom Godawery bis zur Gangesebene, gegen 960 km weit. Der Hauptſtrom iſt der Mahanadi (ſ. d.). Der Hauptreichtum des Landes beſteht in Holz, ſowie in Gold, Diamanten und Rubinen am mittlern Mahanadi. Der Boden iſt fruchtbar und gut bewäſſert, aber deſſenungeachtet arm an Anſiedelungen, weil das Klima zu den feuchteſten und ungeſundeſten in Indien gehört. Im Frühjahr ſteigt die Hitze im Schatten auf 46° C. Auch iſt das Land heftigen Orkanen und Überſchwemmungen ausgeſetzt. In den Waldeinöden ſind Tiger und große Schlangen, in dem untern Mahanadi Krokodile äußerſt häufig. Die Bevölkerung beſteht aus Ordras oder Uriyas in den Ebenen und Thälern, aus halbwilden Koles oder Hos im Norden, Khonds in der Mitte, Sauris im Süden. Die drei letztern Raſſen

gelten als Urbewohner des Landes, die Ordras sind Hindus. O. war einst ein Hindureich, welches mit dem 1524 erfolgten Tode des Radscha Pertal Rudra Deo in Verfall kam, 1592 unter die mohammed. Beherrscher von Bengalen, 1750 größtenteils unter die Herrschaft der Maharatten von Nagpur geriet. Der Großmogul Schah-Allum trat das Land 1765 an die Ostindische Kompagnie ab, außer Kattak, welches man erst 1803 den Maharatten entriß. Die Division O. besteht aus den drei Distrikten Balasur, Kattak und Puri; dazu kommen 17 kleine tributäre Kattak Mehal (s. d.) genannte Schutzstaaten. Die Hauptstadt ist Kattak (s. d.), Haupthafen Balasore (s. d.).

Oristano (mittellat. Arestanum), Stadt und Bezirkshauptort in der ital. Provinz Cagliari, unweit der Westküste von Sardinien und der Mündung des Tirso oder Orestano in den Golf von Oristano, in sumpfiger Umgebung, Station der Linie Cagliari-O.-Golfo degli Aranci der Sardinischen Bahnen, zählt (1881) 7074 E., ist Sitz eines Erzbischofs und hat eine Kathedrale aus dem 17. Jahrh., einen Palast, in dem die Richter von Arborea wohnten, einen weiten aber wenig besuchten Hafen, Thunfischfang, Salzsiederei und Getreidehandel, in der Umgegend Weinbau (Vernaccia) und eine Quecksilbermine. Von den mittelalterlichen Befestigungen stehen noch viele Türme. Auf dem 13 km westlich gelegenen Capo di San-Marco bezeichnet die Abteikirche San-Giovanni de Sinis die Stelle der alten zerstörten Stadt Tharros, deren Einwohner im 11. Jahrh. O. erbauten und deren Gräber die reichste Fundgrube von Altertümern in Sardinien ist.

Orituco, Ort in der Sektion Guárico der Republik Venezuela, 95 km im SO. von Carácas, rechts am Rio Orituco, zählt etwa 5000 E., welche Tabak, Kaffee und Kakao anbauen.

Oriya, ein neuindischer Dialekt, der in Orissa gesprochen wird. (S. Indische Sprachen.)

Orizába, Hauptstadt des mexik. Staates Veracruz und des Distrikts Orizaba, an der Eisenbahn von Mexiko nach Veracruz, in der Ostcordillera 1223 m über dem Meere gelegen, hat 12 Kirchen und Kapellen, zwei Hospitäler, eine höhere Lehranstalt (Colegio nacional) und zählt 14161 (Gemeinde 20500) E., die verhältnismäßig viele industrielle Etablissements unterhalten, namentlich eine große Baumwollspinnerei. Etwa 10 km im NW. der Stadt erhebt sich der erloschene Vulkan Pico de O. oder Volcan de San-Andres (aztekisch Citlaltepetl, d. h. Sternberg), durch Höhe, Form und Umgebung einer der imposantesten Berge der Erde, 5449 m hoch, der höchste Berg von ganz Nordamerika, zum ersten mal bestiegen 1848 von zwei amerik. Offizieren, Reynolds und Maynard; sein letzter Ausbruch erfolgte 1545 und dauerte von da bis 1566 fort; sein höchster Paß, Chuchilla, liegt in 4418 m Seehöhe, die Schneegrenze 4292 m, der tiefste Gletscher, El-Corte, 4015 m, die Grenze des Baumwuchses (Tannen) 3494 m, der höchste bewohnte Ort, Rancho Jacale, 3250 m hoch. (van).

Orizzonte, Maler, s. Bloemen (Jul. Frans

Orjechow, Stadt im russ. Gouvernement Taurien, Kreis Berdjansk, am Flusse Konka, mit 5600 E., die sich mit Lederarbeiten und Nähen von Schafspelzen beschäftigen. Auf dem großen Jahrmarkt der Stadt werden namentlich landwirtschaftliche Produkte und Vieh verkauft.

Orkadische Inseln oder Orkney (von Orkn oder Orkan, einer nordischen Delphin-Art) heißt der südl. Teil der shetland-orkneyschen Stewartry oder Vogtei, die auf 2422,87 qkm (1881) 61 746 E. zählt und gegenwärtig der schott. Familie Dundas mit der Erbrichterwürde eigentümlich gehört. Die Orkadischen Inseln, 67 an der Zahl, sind durch die 16 km breite Meeresströmung Pentland-Firth von der Nordspitze Schottlands getrennt und haben zusammen einen Flächeninhalt von 1140 qkm. Doch sind nur 30 davon bevölkert, mit 32037 E. Die übrigen, Holme genannt, werden zu Weideplätzen, zur Jagd und Fischerei benutzt. Hierzu kommen noch die bei hohem Wasser überfluteten Skerries oder Schären, nackte Felsen, auf denen im Sommer Leute, welche aus Meerpflanzen Soda bereiten, ihre Hütten aufschlagen. Im Winter haben diese Inseln häufig starke Nordlichter, viele Stürme, heftige Gewitter und stets Nebel; dagegen hält sich Frost und Schnee nie lange. Auf der Höhe ist der Boden morastig und im Thale Torfmoor. Man gräbt zwar Elchstämme aus dem Moor, aber gegenwärtig wachsen Bäume nur in geschützten Gärten. Der Strand liefert Bernstein und angeschwemmtes Holz. Die Inseln sind reich an See- und Landvögeln, und die Vogeljagd liefert zur Ausfuhr Schnepfen, Rebhühner und Kibitze. Wichtig ist namentlich der Robbenfang. Auch führt man viel Wolle aus, sowie Vieh, Butter, Talg, Häute, Federn, Dunen, Eier, Thran, Hummern, gedörrte und gesalzene Fische. Es fehlt nicht an Eisen, Silber, Zinn und Bleistufen, obschon die Bewohner keinen Bergbau treiben. Getreide (Hafer, Gerste) wird nicht ausreichend geerntet. Das Vieh (wenig Rindvieh, meist Schafe) weidet ohne Hüter, indem es bloß vom Eigentümer gezeichnet wird. Die ursprünglichen Bewohner der Orkadischen Inseln (Orcades Insulae der Römer) waren brit.-kelt. Stammes, gingen aber im Laufe des Mittelalters allmählich in den eingewanderten Skandinaviern auf, sodaß die gegenwärtige Bevölkerung der Inselgruppe eine rein skandinavische ist. Schon 876 wurden die Inseln (nordisch Orkneyjar) von Harald Harfagr erobert. Seit dem 10. Jahrh. standen sie hierauf unter unabhängigen skandinav. Jarls, bis sie 1098 durch König Magnus III. an die Krone Norwegens kamen. Durch die Vermählung Jakobs III. von Schottland mit Margarete von Dänemark, Tochter Christians I., kamen sie mit den Shetlandsinseln pfandweise 1468 an Schottland, und 1590, nach der Verheiratung Jakobs VI. (I. von England) mit der dän. Prinzessin Anna, leistete Dänemark auf alle Ansprüche vollständig Verzicht. Die Hauptinsel ist Pomona oder Mainland, d. h. Hauptland. Auf ihr liegt die Hauptstadt Kirkwall. In der Nähe von Stromneß, dem Haupthafen der Inseln, mit 2403 E., sind Überreste sog. Druidentempel. Die wichtigsten Inseln außerdem sind: Westra, Rowsa, Eda, Shapinsha, North-Ronaldsha, Sauda, Stronsa, Hoy, Burra, South-Ronaldsha. Vgl. Tudor, «The Orkneys and Shetland» (Lond. 1883).

Orkan nennt man einen schweren Sturm, bei dem die Geschwindigkeit des Windes 30—50 m in der Sekunde und darüber beträgt; die O. haben meist eine doppelte Bewegung, eine kreisförmige, sich um einen Mittelpunkt drehende (wie bei Windhosen), und eine fortschreitende, indem sich der drehende Windkörper bisweilen geradlinig, meistens

aber in einer mehr oder minder gebogenen Kurve fortbewegt. O. kommen hauptsächlich innerhalb der Tropen vor, am häufigsten in Westindien, in der Nähe von Mauritius und im Chinesischen Meere. In diesem Meere nennt man sie Teifune (engl. Typhoons). Man kennt die Bewegung der O. erst seit Mitte des 19. Jahrh. und weiß auch erst seitdem, daß ihre Drehung einem ganz bestimmten Gesetz unterworfen ist. Sie drehen sich nämlich im Norden des Äquators von rechts nach links (gegen den Zeiger einer Uhr) und im Süden von links nach rechts. Dieses zuerst von Reid aufgestellte später von Dove und in neuerer Zeit namentlich von Buijs-Ballot weiter ausgebildete Gesetz der Stürme ist für die Schiffahrt außerordentlich wichtig, indem seine Kenntnis die Seeleute in den Stand setzt, durch einen veränderten Kurs den O. auszuweichen oder wenigstens ihrem furchtbaren, alles vernichtenden Mittelpunkte fern zu bleiben. Es ist vorgekommen, daß in Barbadoes vier 24pfündige Geschütze aus einer Batterie und mehrere hundert Schritt weit durch die Luft geführt wurden. O. sind fast immer von sehr heftigen elektrischen Erscheinungen begleitet. Der Name O. (frz. ouragan, span. huracan, engl. hurricane, s. Hurrican) ist der Sprache der frühern indian. Bewohner der Insel Haïti entlehnt und durch die Spanier zu den übrigen seefahrenden Nationen gelangt. (S. Wind.)

Orkla oder Orka, norweg. Fluß, entspringt auf dem Dovre, geht nordwestlich und fällt nach einem Laufe von 153 km westlich von Drontheim in den Drontheimfjord.

Orkney-Inseln, bei den Alten Orcades, s. Orkadische Inseln.

Orla, rechtsseitiger Zufluß der Saale in Thüringen, entspringt östlich von Triptis im Ostteile des Großherzogtums Weimar, berührt Neustadt und mündet unterhalb Orlamünde im Westkreise des Herzogtums Altenburg.

Orla oder Horle, rechtsseitiger Nebenfluß der Wartsch, entspringt 12 km östlich von Koschmin im preuß. Regierungsbezirk Posen, berührt Jutroschin und Dubin ebenda, nimmt dann rechts die Dombrozna auf und mündet unterhalb Herrnstadt im Regierungsbezirk Breslau.

Orlamünde, Stadt von (1880) 1461 E. im Westkreise des Herzogtums Sachsen-Altenburg, auf einem steilen Berge links über der Saale, Station der Linie Großheringen-Saalfeld der Saalbahn, hatte ehemals eigene Grafen, die bis in frühe Zeit hinaufreichen und namentlich in Thüringen, sowie im Oberlande und Franken bedeutende Besitzungen hatten. Die ältere Linie der Grafen von O., der Wilhelm III., Markgraf in Meißen (1046) und Landgraf von Thüringen, angehörte, erlosch 1095, worauf die orlamündischen Güter an Graf Siegfried von Ballenstedt, einen Nachkommen der Grafen von O. aus weiblicher Linie, fielen und 1140 an Albrecht den Bär kamen, dessen Nachkommen sich nachmals in mehrere Linien teilten. Nachdem die Grafen von O. in der Fehde gegen die Landgrafen von Thüringen 1345 gänzlich unterlegen, wurden sie des größten Teils ihrer Besitzungen verlustig, die an Thüringen kamen. Ihr Geschlecht erlosch erst 1476 mit Graf Friedrich IV. Vgl. Michelsen, «Urkundlicher Ausgang der Grafschaft O.» (Jena 1856); Reitzenstein, «Regesten der Grafen von O.» (Bayreuth 1871).

Orlando furioso («Der rasende Roland»), Gedicht Ariosts (s. d.); O. innamorato («Der verliebte Roland»), Gedicht Bojardos (s. d.).

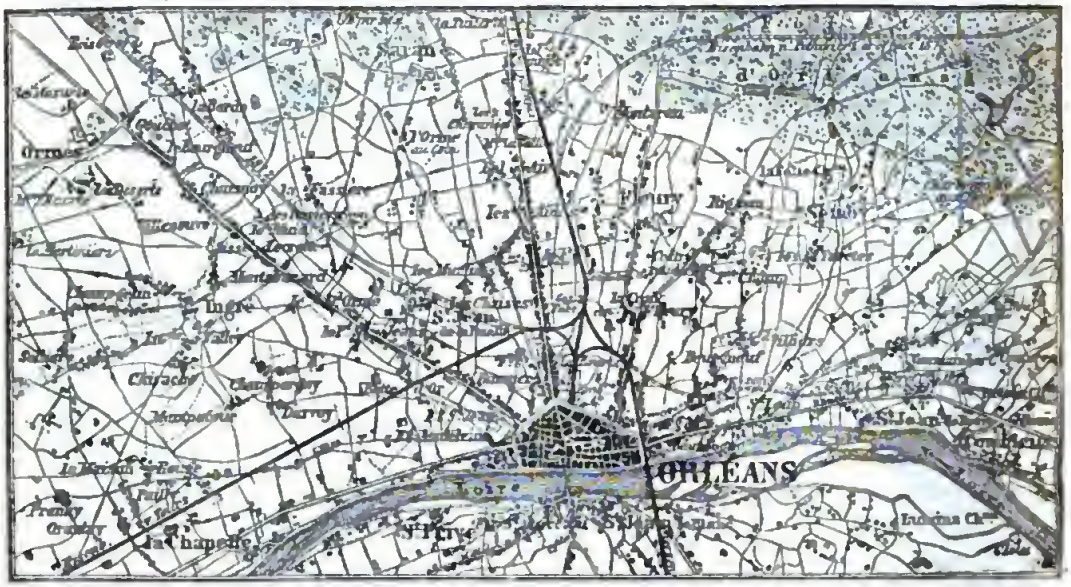
Orlean, Roucou oder Urucu, roter Farbstoff, in Südamerika und Westindien aus der roten breiigen Oberhaut der Samen des Orleanbaums (Bixa orellana) durch Waschen, Macerieren, Gären und späteres Abdampfen gewonnen. O. kommt in Form eines steifen Teigs im Handel vor und enthält zwei Farbstoffe, von denen der eine von gelber Farbe in Alkohol und Wasser löslich ist, während sich der andere von roter Farbe leicht in Alkohol, nicht aber in Wasser löst. (S. Bixa.)

Orléanais, bis 1790 franz. Provinz unter den Bourbonen, umfaßte die ehemals selbständigen Landschaften: Herzogtum Orléans, die Grafschaften Blois, Dunois, Vendôme, Chartres, Etampes und Gien, ferner Perche Gouet und Gastinois; es bildet jetzt den größten Teil der Depart. Loiret, Loir-et-Cher und Eure-et-Loir, kleinere Stücke sind zu den Depart. Seine-et-Oise, Sarthe, Indre, Cher, Nièvre und Yonne geschlagen worden.

Orléans, Hauptstadt des franz. Depart. Loiret, 121 km von Paris, 113 km von Tours, am rechten Ufer des nördl. Stromknies der Loire in einer freundlichen, durch Gemüsegärtnerei (besonders Spargelkultur) berühmten Ebene, wird durch die schöne, 1751—61 erbaute Loirebrücke (333 m lang und 15,5 m breit) mit der südl. Vorstadt St.-Marceau verbunden, zählt (1881) 46 675, als Gemeinde 57 264 E. und ist Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiöcese Paris, des Generalkommandos des 5. Armeekorps, eines Appellhofs für drei Departements, eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handelsgerichts, einer Handelskammer und einer Filiale der Bank von Frankreich. Der älteste Teil der Stadt, der niedrig am Fluß liegt, hat meist enge Gassen mit altertümlicher Holzarchitektur. Der Platz du Martroi, seit 1855 mit einer Reiterstatue (Bronze) der Jeanne d'Arc geschmückt (von Foyatier; die Bronze-Basreliefs des Piedestals von Dubray), bildet den Übergang zum nördl. höhern Stadtteil, der große massive Gebäude hat. Auf der Höhe steht an Stelle der alten, 1567 von den Calvinisten zerstörten Kirche, der 1601—1829 im Stil spätester Gotik erbaute Dom Ste.-Croix, 148 m lang, mit zwei Türmen von 87 m Höhe, reich verzierter, von fünf Thoren durchbrochener Façade (von Gabriel, Architekt Ludwigs XV.) und fünfschiffigem, 33 m hohem Innern. Außer der Kathedrale, den Kirchen St.-Aignan (im 15. Jahrh. erneuert) mit einer Krypta, St.-Paterne aus dem 16. Jahrh. (mit schöner got. Façade), Notre Dame de Recouvrance aus dem 15. und 16. Jahrh. mit modernen Fresken von Lazerges und der 1857 nach bedeutenden Restaurationsarbeiten eröffneten Kirche St.-Euverte (aus dem 12. und 13. Jahrh.) sind zu nennen: das 1530 erbaute, 1850—54 restaurierte und vergrößerte Rathaus mit schöner Façade und auf dem Perron mit einer Bronzestatue der Jungfrau von Orléans (Kopie des Meisterwerks der Prinzessin Marie von Orléans im Museum zu Versailles), einst Residenz Franz' II., der hier starb, und mehrerer seiner Nachfolger, erst seit 1790 Stadthaus; das alte Hôtel de Ville, 1442—98 im Renaissancestil erbaut, jetzt als Museum benutzt; die Präfektur (ehemals Kloster auf der Stelle eines Römerbaues), der 1821—24 aufgeführte Justizpalast, das Hôtel-Dieu, eins der schönsten

Krankenhäuser Frankreichs, und die Getreidehalle. Von Interesse sind auch die Häuser der Jeanne d'Arc, der Agnes Sorel, der Diana von Poitiers (Hôtel Cabut, mit histor. Museum), des Königs Franz I. u. s. w. Die schönen Boulevards, welche an Stelle der ehemaligen Wälle die innere Stadt auf drei Seiten begrenzen, sind mit vier bis sechs Reihen Bäumen bepflanzt. Dem Hôtel de Ville gegenüber erhebt sich seit 1859 eine dem aus O. gebürtigen Rechtsgelehrten Robert Pothier (1699—1722) errichtete Bronzestatue, von Dubray.

Die Stadt hat ein Lyceum an Stelle der vormaligen juristʼ. Hochschule, welche 1312 von Philipp IV. gegründet war und in der Revolutionszeit einging; ferner ein Priesterseminar, ein Lehrer- und Lehrerinnenseminar, Gewerbe- und Handwerkerschulen, eine höhere Elementar- und eine prot. Primärschule der hiesigen reform. Konsistorialkirche, eine mediz. Mittelschule, eine Zeichen- und Architektenschule, eine Musik-, eine Hebammen-, eine Ackerbauschule, eine Bibliothek von 43000 Bänden, Museen für Gemälde, Skulpturen, Altertümer, Naturgeschichte, einen botan. Garten, ein Taubstummeninstitut und eine Akademie für Wissenschaft, Kunst und Litteratur. O. liegt an einem von alters her wichtigen Punkte, über den die Straßen aus dem nordöstl. nach dem südwestl. Frankreich führen. Die Loire erreicht hier ihren nördlichsten und zugleich der Seine nächsten Punkt, und die Stadt ist ein natürlicher Kreuzungspunkt der obern und der untern Schiffahrt, sowie zugleich die geeignetste Stelle, die Wasserstraße nach der Seine hinüberzuführen. Von Nantes gehen die überseeischen Waren stromauf; von oben herab, aus dem Herzen Frankreichs, kommen Steinkohlen, Eisenwaren, Salz u. s. w., und das Land Orléanais selbst bietet seine Getreidefülle, sein Obst, feinen Wein und seine Farbekräuter. Die Orléansbahn, die von Paris über Tours nach Bordeaux führt, zweigt hier nach Agen, Malesherbes, Montargis und Gien ab; zwei Linien der Französischen Staatsbahnen verbinden O. mit Chartres und Courtalain-St.-Pellerin. Außerdem fördern der Kanal von Orléans (73 km lang zwischen Loire und Loing), der Canal de Briare und du Centre den Handelsverkehr außerordentlich. Es gibt hier bedeutende Spinnereien, Fabriken von Woll- und Baumwolldecken, feinen Tüchern und Flanellen, Wollzeugen für die Levante, bedeutende Zuckerraffinerien, große Weinessigfabriken, Wachsbleichen, Pergament- und Lohgerbereien, Destillationen, Fabriken für Chemikalien, Farben, Papier, Nadeln, Feilen, Nägeln, Topfwaren, Fayence, Mehl, Nudeln u. s. w. Ausgebreitet ist der Handel mit eigenen Fabrikaten, mit Wolle (von der Beauce und Sologne), Wein, Branntwein, Getreide, Mehl, Bauholz, Öl, Seife, Käse (Olivet) und Salz.



Orléans und Umgegend 1870/1871.

O. ist das von Julius Cäsar 52 v. Chr. geplünderte und zerstörte, doch bald wieder aufgebaute Genabum (auch Cenabum) im Lande der Carnuten und hieß später vielleicht dem Kaiser Aurelian zu Ehren Aurelianensis urbs oder Civitas Aurelianorum, im Mittelalter Aurelianum, häufiger Aureliani. Attila belagerte 451 den Ort, der von seinem Bischof Anianus (St.-Aignan) heldenmütig verteidigt wurde, bis Aëtius und der Westgotenkönig Theodorich Hilfe brachten. Nach Chlodwigs Tod war er oft Hauptstadt eines merovingischen Teilreichs. Kriegsgeschichtlich berühmt ist O. besonders durch die Belagerung von seiten der Engländer 1428 (seit 12. Okt. unter Salisbury, seit 29. Dez. unter Suffolk), von welcher Jeanne d'Arc (s. d.) die Stadt befreite. Das der Retterin auf der Loirebrücke errichtete Denkmal, welches sie und König Karl VII. vor dem Kreuze Christi kniend darstellte, wurde in der Revolution 1793 zerstört. Im J. 1804 errichtete man ihr auf der Place du Martroi eine stehende Statue von Gois, die man aber 1855, als an ihrer Stelle die erwähnte Reiterstatue von Foyatier aufgestellt wurde, an dem Brückenende auf dem linken Loire-Ufer angebracht hat. O. wurde 1563 als Hauptquartier der Hugenotten unter Coligny von dem Herzog Franz von Guise

angegriffen, der schon die Loirebrücke erobert hatte, als 18. Febr. der Hugenott Poltrot de Merey dem Herzog im Lager eine Schußwunde beibrachte, an der er sechs Tage später starb.

Von Wichtigkeit war 1870 der Kampf um Orléans. Die Zusammenziehung größerer Truppenmassen südlich der Loire und deren Vorgehen in der Richtung auf das eingeschlossene Paris hatten das Oberkommando der Dritten deutschen Armee bestimmt, am 6. Okt. 1870 das 1. bayr. Korps, die 22. Infanterie-, 2. und 4. Kavalleriedivision unter den Befehl des Generals der Infanterie von der Tann zu stellen und in der Richtung auf O. zu entsenden. Da der Feind in diesen Tagen über Tours nicht weiter vorging, erhielt von der Tann den Befehl, denselben anzugreifen, um den Landstrich bis zur Loire hin vom Feinde zu säubern. Der General rückte 8. Okt. bis in die Höhe von Etampes, 9. Okt. bis Angerville vor; erst 10. Okt. stieß er bei Artenay auf ernstern Widerstand: Truppen aller Waffen, etwa eine Division, wurden mit solchem Erfolg angegriffen, daß sie in Unordnung auf O. zurückweichen mußten. Am 11. Okt. setzte von der Tann seinen Vormarsch auf diese Stadt fort. Schon um 10½ Uhr morgens stieß die Vorhut auf den Feind, der nach äußerst zähem Widerstand über die Loire zurückgeworfen wurde, worauf die Deutschen O. besetzten. Der spätere Angriff der franz. Loire-Armee in den letzten Tagen des Oktober und Anfang November, namentlich die 3. und 4. Nov. ausgeführten allgemeinen Vorwärtsbewegungen der franz. Heeresteile, veranlaßten den General von der Tann, unter Zurücklassung eines Infanterieregiments in O., sein Korps in der Nacht vom 8. zum 9. Nov. bei Coulmiers (s. d.) zu versammeln. Dort wurde er schon 9. Nov. von sehr überlegenen Kräften zurückgedrängt und mußte deshalb 9. Nov. auch O. räumen; doch wurde von Paris her der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin mit zwei Divisionen ihm zu Hilfe gesendet, um den Feind bis zur Ankunft der von Metz anrückenden Zweiten Armee unter Prinz Friedrich Karl aufzuhalten. Nach einem angestrengten Marsch von drei Wochen traf diese Armee auf dem Kriegsschauplatz an der Loire ein. Dies bestimmte den franz. General Aurelle de Paladines, der seinen Vormarsch gegen Paris begonnen hatte, sich gegen jene zu wenden; er griff sie 28. Nov. bei Beaune-la-Rolande an, erlitt dort eine Niederlage, zog sich darauf nach O. zurück und nahm vor dem Walde von O. Stellung. Am 3. Dez. wurden die Franzosen in den Wald hineingetrieben und 4. Dez. rückten die deutschen Truppen fechtend gegen O. weiter vor. Am Abend des 4. drangen die Spitzen der Armee von Norden und Westen in die Vorstädte von O. ein und gelangten kämpfend bis in die innere Stadt. Dort erschien bei dem Großherzog der Kommandant der Stadt und bot die Übergabe derselben unter der Bedingung an, daß den franz. Truppen zwei Stunden Zeit zu freiem Abzug gewährt würde. Da ein ernster Straßenkampf undurchführbar schien, so ging der Großherzog auf das Anerbieten des franz. Generals ein und besetzte um Mitternacht O. Nach der Einnahme der Stadt wurde sofort 5. Dez. eine Vorhut auf das linke Loire-Ufer vorgeschoben und zur Verfolgung des Feindes Kavallerie auf die Straßen nach Tours, Vierzon und Gien entsendet. Prinz Friedrich Karl hielt 5. Dez. seinen Einzug in O., das bis zur Beendigung des Kriegs der Stützpunkt aller weitern Operationen gegen die franz. Loire-Armee blieb. O. war als solcher Sitz des Hauptquartiers der Zweiten deutschen Armee bis zum 12. Dez. und dann vom 19. Dez. ab, bis dasselbe Anfang Jan. 1871 wegen der Operationen gegen Le Mans verlegt wurde. Vgl. von der Goltz, «Feldzug von 1870—71. Die Operationen der Zweiten deutschen Armee an der Loire» (Berl. 1874).

Orléans (Jungfrau von), s. Jeanne d'Arc.

Orléans (Haus). Die Stadt Orléans war früher mit ihrem Gebiet ein Lehn der Krone Frankreich, das unter den Valois und Bourbons mehrern Seitenzweigen des königl. Hauses unter dem Titel eines Herzogtums als Apanagegut verliehen wurde.

Philipp, geb. 1336, der vierte Sohn König Philipps VI. aus dem Hause Valois und der Bruder König Johanns, erhielt O. 1343, starb jedoch 1375 ohne legitime Erben, worauf das Herzogtum an die Krone heimfiel. — König Karl VI. gab dasselbe 1392 seinem Bruder Louis, Grafen von Valois, geb. 1371. Derselbe riß, als der König dem Wahnsinn unterlag, im Verein mit der Königin Isabelle die Regentschaft an sich, fand aber an dem Herzog Philipp von Burgund und dessen Sohn, Herzog Johann ohne Furcht, gefährliche Nebenbuhler. Da sich der Herzog von O. überdies rühmte, er habe die Gemahlin Johanns verführt, ließ ihn derselbe 23. Nov. 1407 in Paris niederhauen. Dieser Mord führte den wütenden Parteikampf der Armagnacs und Bourguignons herbei, der Frankreich zuletzt den Waffen Heinrichs V. von England preisgab. Der Herzog Louis von O. hinterließ, außer einem Nachkommen aus der Ehe mit Valentine von Mailand, einen natürlichen Sohn, den Grafen Jean d'O., auch Bastard von O. genannt, welcher der Stifter des Hauses Dunois und Longueville (s. d.) wurde.

Charles, Graf von Angoulême, als drr Sohn und Erbe des vorigen Herzog von O., geb. zu Paris 26. Mai 1391, galt als das Haupt der gegen Burgund und England gerichteten Partei, fiel aber schwer verwundet in der Schlacht von Azincourt 1415 in die Hände der Engländer und erhielt erst 1439 seine Freiheit. Nach seiner Heimkehr zog er sich auf sein Schloß zu Blois zurück. Er starb 4. Jan. 1465. Die besten Ausgaben seiner trefflichen Gedichte besorgten Guichard und Champollion (Par. 1842) und d'Héricault (Par. 1874). Vgl. Beaufils, «La vie et les poésies de Charles d'O.» (Coutances 1861). Aus seiner dritten Ehe mit Maria von Kleve entsprang sein Sohn und Erbe Louis. Dieser bestieg 1498 als Ludwig XII. den Thron von Frankreich, infolge dessen das Herzogtum O. wieder an die Krone zurückfiel.

König Franz I., aus dem Hause Valois-Angoulême, verlieh das Herzogtum O. seinem zweiten Sohne Henri, der als Heinrich II. zur Krone gelangte. Derselbe trat Besitz und Titel 1536 an seinen jüngern Bruder Charles ab, welcher 1547 unvermählt starb. Das Herzogtum gelangte dann nacheinander an die jüngern Söhne König Heinrichs II., nämlich: an Louis, der 1550 als Kind starb; an Charles Maximilien, der 1560 als Karl IX. den Thron bestieg; an Henri, Herzog von Anjou, der erst König von Polen, dann 1574 unter dem Namen Heinrich III. König von Frankreich wurde und das Geschlecht der Valois beschloß.

König Heinrich IV., aus dem Hause Bourbon, erhob ebenfalls seinen zweiten Sohn 1607 zum

Herzog von O.; derselbe starb aber schon in früher Jugend. König Ludwig XIII. gab das Herzogtum 1626 seinem Bruder, Jean Baptiste Gaston, Herzog von Orléans (s. d.), der 2. Febr. 1660 ohne männliche Erben starb.

Ludwig XIV. verlieh hierauf das Herzogtum O. seinem einzigen Bruder Philipp, früher Herzog von Anjou, geb. 21. Sept. 1640, dessen Nachkommen das heutige Haus O. bilden. Philipp erhielt außerdem die Herzogtümer Valois und Chartres, die Herrschaft Montargis, 1672 das Herzogtum Nemours, 1693 das Herzogtum Montpensier. Aus diesen verschiedenen Besitzungen stammen die Titel der Prinzen und Prinzessinnen des Hauses; der älteste Sohn hieß regelmäßig Herzog von Chartres. Die Erziehung Philipps wurde vernachlässigt und er entartete unter Ausschweifungen zum Schwächling. Er heiratete 1661 Henriette (s. d.) von England und, als diese 1670 plötzlich starb, 1671 die Prinzessin Elisabeth Charlotte (s. d.) von der Pfalz, deren strenge Sitte zu seinem Charakter einen starken Gegensatz bildete. Philipp starb 9. Juni 1701 zu St.-Cloud am Schlagflusse.

Philipp II., Herzog von Orléans (s. d.), des vorigen Sohn (aus der zweiten Ehe) und Erbe, geb. 2. Aug. 1674, war während der Minderjährigkeit des Königs Ludwig XV. Regent von Frankreich und starb 2. Dez. 1723. — Louis, Herzog von O., des vorigen Sohn und Erbe, geb. 4. Aug. 1703, verheiratete sich 1724 mit einer Prinzessin von Baden, und als dieselbe 1726 starb, zog er sich in die Abtei von St.-Geneviève zurück, wo er 4. Febr. 1752 starb.

Louis Philippe, Herzog von O., des vorigen einziger Sohn und Erbe, geb. 12. Mai 1725, wohnte den Feldzügen in den Niederlanden von 1742 bis 1744 bei und erhielt das Gouvernement der Dauphiné. Er heiratete 1743 Louise Henriette von Bourbon-Conti, nach deren Tode, 1759, er sich auf sein Landhaus zu Bagnolet zurückzog. Er starb 18. Nov. 1785 und hinterließ, außer einem Sohne, die Tochter Louise Marie Thérèse Batilde, geb. 9. Juli 1750, die in der Ehe mit dem Herzog von Bourbon-Condé den durch Napoleon hingerichteten Herzog von Enghien (s. d.) gebar und 10. Jan. 1822 zu Paris starb.

Louis Philippe Joseph, Herzog von Orléans (s. d.), des vorigen Sohn, geb. 13. April 1747, machte sich berüchtigt durch seine Teilnahme an der Französischen Revolution und starb 6. Nov. 1793 als Bürger Egalité unter der Guillotine. Seine ungeheuern Besitzungen wurden gleich den Gütern der übrigen Bourbons eingezogen. Er war seit 1769 mit Louise Marie Adélaide von Bourbon (geb. 13. März 1753), Tochter des Herzogs von Penthièvre, verheiratet, die sich aber 1792 von ihm trennte. Dieselbe wurde 1794 ebenfalls ins Gefängnis gebracht, erlangte aber 1795 ihre Freiheit und 1797 den Genuß ihres Vermögens zurück. Nach dem 18. Fructidor mußte sie nach Spanien auswandern, wohin man ihr ein Jahrgeld verabfolgte. Sie kehrte nach der Restauration nach Frankreich zurück und starb zu Paris 23. Juni 1821. Aus ihrer Ehe entsprangen Ludwig Philipp (s. d.), Herzog von O., später König der Franzosen; Antoine Philippe, Herzog von Montpensier, geb. 1775, gest. zu London 1807; Alphonse Léodgar, Graf von Beaujolais, geb. 1779, gest. zu Malta 1808; Adelaïde, geb. 1777, gest. 1847 zu Paris.

König Ludwig Philipp (geb. 6. Okt. 1773, gest. zu Claremont 26. Aug. 1850) vermählte sich 25. Nov. 1809 mit der Prinzessin Marie Amalie von Sicilien (geb. 26. April 1782, gest. zu Claremont 24. März 1866) und hatte aus dieser Ehe acht Kinder: 1) Ferdinand Philippe Joseph Louis Charles Henri, Herzog von Orléans (s. d.). — 2) Prinz Louis Charles Philippe Raphael von O., Herzog von Nemours (s. d.). — 3) Prinz François Ferdinand Philippe Louis Marie von O., Prinz von Joinville (s. d.). — 4) Prinz Henri Eugène Philippe Louis von O., Herzog von Aumale (s. d.). — 5) Prinz Antoine Marie Philippe Louis von O., Herzog von Montpensier (s. d.). — 6) Prinzessin Louise von O., geb. 3. April 1812, vermählt 9. Aug. 1832 mit dem Könige der Belgier, Leopold I. (s. d.), starb 11. Okt. 1850. — 7) Prinzessin Marie von O., geb. 12. April 1813, entwickelte ausgezeichnetes Talent für Kunst und wandte sich namentlich dem Studium der Plastik zu. Das bedeutendste, durch zahlreiche Kupferstiche bekannte Werk von ihr ist die Statue der Jeanne d'Arc, welches sie im Auftrage ihres Vaters für das histor. Museum zu Versailles verfertigte. Am 17. Okt. 1837 vermählte sie sich mit dem Herzoge Friedrich Wilhelm Alexander von Württemberg, dem sie nach Deutschland folgte. Am 30. Juli 1838 gebar sie in Paris einen Sohn, Philipp Alexander Maria Ernst, und starb zu Pisa 2. Jan. 1839. — 8) Prinzessin Clementine von O., geb. 3. Juni 1817, vermählte sich 20. April 1843 mit Prinz August Ludwig Victor von Sachsen-Coburg-Gotha (gest. 26. Juli 1881), aus welcher Ehe drei Söhne und zwei Töchter hervorgingen. Vgl. Laurente, «Histoire des ducs d'O.» (3 Bde., Par. 1832—34); Marchal, «Histoire de la maison d'O., depuis son origine jusqu'à nos jours» (Par. 1845).

Nach der Restauration der Bourbons erhielt auch Ludwig Philipp, der damalige Herzog von O., die immer noch ansehnlichen Trümmer seiner Familiengüter zurück. Dieselben bestanden aus Apanagegütern und Privatgütern. Die Apanagegüter fielen 1830, als Ludwig Philipp den Thron bestieg, an die Krone zurück und wurden durch das Gesetz vom 2. März 1832 zur Immobiliardotation der Civilliste, nach der Februarrevolution von 1848 aber durch die Nationalversammlung zum Staatseigentum geschlagen. Die Privatgüter der Familie ließ Ludwig Philipp 7. Aug. 1830 durch eine gerichtliche Schenkungsakte auf seine Kinder übertragen und vermehrte sie durch spätere Schenkungen aus den Ersparnissen der Civilliste. Wiewohl die Nationalversammlung von 1848 das Privateigentum der durch das Dekret vom 26. Mai 1848 aus Frankreich verbannten Familie mit Sequester belegte, um die ansehnlichen Schulden der Civilliste Ludwig Philipps zu decken, verwarf sie doch (25. Okt. 1848) die durch den Deputierten Jules Favre beantragte Konfiskation jener in der Schenkungsakte von 1830 inbegriffenen Güter als einen Eingriff in Privateigentum und nahm auch später ein von dem Finanzminister eingebrachtes Gesetz (4. Febr. 1850) an, wonach die O. eine Anleihe von 20 Mill. Frs. gegen Verpfändung der Donationsgüter aufnehmen durften. Trotzdem erließ der Präsident Ludwig Bonaparte 22. Jan. 1852 zwei Dekrete, von denen das erstere bestimmte, daß die Mitglieder der Familie O. kein Mobiliar- oder Immobiliareigentum in Frankreich besitzen dürften, sondern

gehalten seien, ihr freies Eigentum binnen Jahresfrist, das mit Schulden belastete aber ebenfalls ein Jahr nach Auseinandersetzung der Schuldverhältnisse zu veräußern. Das zweite Dekret sprach die Einziehung des in der Schenkungsurkunde vom 7. Aug. 1830 begriffenen Vermögens der Familie O. als Staatsgut aus. Die Mitglieder der Familie O. protestierten und brachten ihre Angelegenheit als Eigentumssache an die Tribunale. Allein die franz. Regierung erklärte im Juni 1852, daß die Gerichte zwar über Eigentumsangelegenheiten, aber nicht über die Zuständigkeit von polit. und Regierungsakten zu entscheiden haben. Nach dem Sturze Napoleons III. wurde 8. Juni 1871 die Verbannung gegen alle Mitglieder des Hauses Bourbon aufgehoben und 18. Dez. die Wahl des Herzogs von Aumale und des Prinzen von Joinville zur Nationalversammlung für gültig erklärt. Durch Beschluß der Nationalversammlung vom 21. Dez. 1872 wurden dann die konfiszierten und noch nicht verkauften Güter der Familie O., im Wert von 50—60 Mill. Frs., zurückgegeben. Der Besuch, welchen der Graf von Paris, als Chef des Hauses O., 5. Aug. 1873 dem Grafen Chambord machte, um eine Fusion der legitimistischen und der orleanistischen Partei herbeizuführen, hatte keinen thatsächlichen Erfolg. Erst bei dem Tode Chambords, 24. Aug. 1883, wurde jener von den meisten Legitimisten als das Haupt des Hauses Frankreich anerkannt. Die Furcht der Republikaner vor den Einflüssen der O. hatte zur Folge, daß, wenn auch nicht, wie viele Abgeordnete wollten, ihre Verbannung beschlossen, so doch ihre Anstellung in der Armee verboten ward. Durch das Dekret vom 25. Febr. 1883 wurden die Herzöge von Aumale, von Chartres und von Alençon in den Zustand der Nichtaktivität durch Entziehung ihrer Stellen versetzt.

Orléans (Jean Baptiste Gaston, Herzog von), dritter Sohn Heinrichs IV. von Frankreich, geb. 25. April 1608 zu Fontainebleau, geriet schon 1626, als er nach dem Willen des Hofs die reiche Herzogin von Montpensier heiraten sollte, in Konflikt mit Richelieu. Von seinem Gouverneur Ornano geleitet, unternahm er mit dem Grafen von Chalais und der Herzogin von Montpensier eine weitverzweigte Verschwörung zum Sturz des Kardinals. Dieser vereitelte aber das Komplott; Chalais starb auf dem Schafott, Ornano im Gefängnis, O. unterwarf sich, heiratete die Prinzessin (zu Nantes 1627) und erhielt als Hochzeitsgut das Herzogtum O. Nach dem frühen Tode seiner Gemahlin, die ihm die später berühmt gewordene Herzogin von Montpensier hinterließ, verband er sich 1631 mit seiner Mutter Maria von Medici aufs neue gegen den Kardinal. Aber Richelieu wußte den König auch diesmal gegen Mutter und Bruder an sich zu fesseln; O. flüchtete nach Lothringen zu Herzog Karl, dessen Schwester Margarete er heiratete, und von da nach Brüssel, wo er mit seiner Mutter zusammentraf. Von den Spaniern und mächtigen Pairs in Frankreich selbst unterstützt, überschritt er mit einem Reiterkorps 1632 die Grenze, verband sich in Südfrankreich mit dem Herzog von Montmorency, unterwarf sich, als dieser bei Castelnaudary 1. Sept. geschlagen und gefangen wurde, floh aber nach dessen Hinrichtung wieder an den lothring. Hof und von hier nach Brüssel. Hierdurch zog er über Karl von Lothringen die Rache Richelieus herbei. Er selbst gab den Zusicherungen des Kardinals Gehör und kehrte an den Hof zurück. Trotzdem ließ er sich auch in die Komplotte von Soissons und Cinq-Mars verwickeln, entfloh nach dem Untergang des letztern nach Savoyen und söhnte sich erst nach Richeliens Tode mit seinem Bruder aus. Nach dessen Tode befehligte er als Generalstatthalter im Kriege gegen Spanien. Als Mazarin in die Stellung Richelieus einrückte, hielt O. sich wieder zu den Gegnern. Im J. 1652 auf das Schloß Blois verwiesen, starb er hier 2. Febr. 1660. Nach seinem Tode erschienen seine «Mémoires du duc d'O.» (Par. 1665 und in neuerer Ausg. 4 Bde., Par. 1756).

Orléans (Philipp II., Herzog von), Regent von Frankreich, Sohn Philipps I. von O., des Bruders Ludwigs XIV., und der Elisabeth Charlotte von der Pfalz, geb. 2. Aug. 1674 zu St.-Cloud, führte bis zum Tode seines Vaters den Titel Herzog von Chartres. Reich begabt, aber von Jugend auf zügellosen Ausschweifungen ergeben, kämpfte O. nicht ohne Umsicht 1693 bei Mons, Steinkirchen, Neerwinden, 1706 als Oberbefehlshaber in der Schlacht von Turin, 1707 in Spanien. Nach dem Tode Ludwigs XIV. (15. Sept. 1715) usurpierte O. die Macht, welche ihm durch das Testament des Königs nur in beschränktem Maße zuerkannt war. Vom Parlament und der öffentlichen Meinung unterstützt, ließ er das Testament für nichtig erklären und lenkte nun als Regent für den unmündigen König die innere wie die äußere Politik Frankreichs in völlig neue Bahnen. Gegenüber Spanien, von wo der Enkel Ludwigs XIV., Philipp V., die altkönigliche, reaktionäre Partei in Frankreich unterstützte, suchte er Unterstützung bei England und Holland; weder die Stuartschen Prätensionen, noch die röm. Ansprüche fanden bei Hof Gehör; der Jansenismus und die Ansprüche des Parlaments wurden begünstigt; und als Spanien unter Alberoni, mit Schweden und den Stuartschen Kreisen alliiert, gegen Österreich und die Seemächte den Utrechter Frieden rückgängig machen wollte, schloß der Regent mit diesen Kabinetten durch Vermittelung seines Vertreters Dubois die Quadrupleallianz, welche die Pläne Alberonis zu raschem Scheitern brachte. Von dieser bedeutenden Stellung ward der Staat durch die abenteuerliche innere Politik, die sich an die Finanzspekulationen Laws knüpfte, bald herabgestürzt. Bereits 1719, im Siegesjahre gegen Spanien, war Laws System erschüttert. Als der junge König gekrönt wurde (15. Febr. 1723), war der Ruin völlig erklärt. O. behielt nach dem Tode Dubois' (10. Aug. 1723) die erste Stelle im königl. Conseil, erlag aber schon am 2. Dez. 1723 seinen Ausschweifungen. Vgl. Saint-Simon, «Mémoires» (herausg. von Boislisle und Jauquère, Par. 1880 fg.); Capefigue, «Philippe d'O., régent de France» (2 Bde., Par. 1838).

Orléans (Louis Philippe Joseph, Herzog von), bekannt in der Französischen Revolution als Bürger Egalité, Urenkel des vorigen und Vater des Königs Ludwig Philipp, geb. 13. April 1747, erhielt zuerst den Titel eines Herzogs von Montpensier und 1752 den eines Herzogs von Chartres. Wegen seines Verhaltens in der Seeschlacht bei Ouessant (Juli 1778) der Feigheit beschuldigt, schloß er sich, aus der Armee entlassen, der populären Opposition an, wurde Großmeister sämtlicher Freimaurerlogen in Frankreich und zeigte sich

als eifrigen Anhänger nordamerik. Freiheitsideen. In der Notabelnversammlung 1787 erklärte er sich gegen die ministeriellen Vorschläge, und als der König im November den Widerstand der Parlamente durch ein Lit de justice brechen wollte, erhob er sich in der Versammlung und protestierte gegen das Verfahren. Ludwig XVI. verbannte ihn nach Villers-Cotterets, amnestierte ihn aber bald.

Beim Zusammentritt der Generalstaaten betrieb O. sogleich die Konstituierung zur Nationalversammlung und stimmte mit der äußersten Linken. Indem er sich in der revolutionären Faktion durch seine Freigebigkeit Freunde machte, ging seine Absicht bei der Nationalversammlung dahin, sich den Weg zum Generallieutenant des Reichs, vielleicht zum Throne zu bahnen. Die Juli-Aufstände von 1789 hat er zweifellos durch seine bezahlten Agenten geschürt. Deutlicher noch tritt O.s Mitwirkung bei den Ereignissen vom 5. und 6. Okt. hervor. Der Hof beschuldigte ihn und Mirabeau, der kurze Zeit sein Verbündeter war, der Anstiftung und verwies ihn in Form einer diplomatischen Sendung nach England. Er kehrte erst im Juni 1790 zurück, um seine Umtriebe gleich wieder zu beginnen. Auch nach der Flucht des Königs zeigte er sich als heftigen Gegner des Royalismus. Später, im Jan. 1792, hatte es den Anschein, als ob eine Aussöhnung zwischen ihm und Ludwig stattfinden würde. Bald aber schloß sich O. der Partei Danton an und beteiligte sich auch bei den Aufständen vom 20. Juni und 10. Aug. 1792. Als Philippe Egalité trat er für das Depart. Seine-Marne in den Konvent, nahm seinen Sitz unter der Bergpartei und stimmte für den Tod Ludwigs. Als aber Dumouriez, zum Abfall gedrängt, mit O.s Sohn, dem Herzog von Chartres, zu den Österreichern überging, ward O. von Danton preisgegeben und in den Kerker von Marseille gebracht. Das Tribunal des Depart. der Rhönemündungen sprach ihn zwar von der Anklage des Hochverrats frei; aber der Wohlfahrtsausschuß ließ ihn vor das Revolutionstribunal stellen, am 6. Nov. 1793 das Todesurteil sprechen und sofort ausführen.

Vgl. Montjoie, «Conjuration d'O.» (3 Bde., Par. 1793); Tournois, «Histoire de Louis-Philippe-Joseph d'O. et du parti d'O., dans ses rapports avec la révolution française» (2 Bde., Par. 1842—43; 3. Aufl. 1876); Ducoin, «Philippe d'O.-Égalité» (Par. 1845); Crétineau-Joly, «Histoire de Louis-Philippe d'O. et de l'Orléanisme» (2 Bde., Par. 1862).

Orléans (Prinz Ferdinand Philippe Joseph Louis Charles Henri), früher Herzog von Chartres, nach der Thronbesteigung seines Vaters Herzog von O. und Kronprinz als erstgeborener Sohn des Königs Ludwig Philipp, wurde 3. Sept. 1810 zu Palermo geboren. Er erhielt seine Bildung im Collége Henri IV., dann in der Polytechnischen Schule zu Paris und that sich durch vielseitiges Wissen und militärische Ausbildung wie Humanität und Adel der Gesinnung hervor. In den J. 1831 und 1832 wohnte er den franz. Expeditionen in Belgien bei, und 1835—40 beteiligte er sich rühmlich an den Feldzügen in Algier. Nach seiner Rückkehr mit der Organisation der nach ihm benannten Chasseurs d'Orléans beschäftigt, verletzte er sich 13. Juli 1842 auf dem Wege von Paris nach Neuilly tödlich durch einen Sprung aus seinem Cabriolet, dessen Pferde durchgingen. Aus dem Nachlaß des Herzogs wurde später das Werk «Campagnes de l'armée d'Afrique, 1835—39» (Par. 1870) veröffentlicht. Er hatte sich 30. Mai 1837 vermählt mit Helene Luise Elisabeth, Herzogin von O., geb. 24. Jan. 1814, Tochter des 1819 verstorbenen Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin. Aus dieser Ehe gingen zwei Söhne hervor: a) Prinz Louis Philippe Albert von O., Graf von Paris (s. d.); b) Prinz Robert Philippe Louis Eugène Ferdinand von O., Herzog von Chartres, geb. 9. Nov. 1840, vermählt 11. Juni 1863 mit der Prinzessin Franziska von O., seines Oheims, des Prinzen von Joinville, Tochter, aus welcher Ehe die Prinzen Robert (geb. 11. Jan. 1866, gest. 31. Mai 1885), Heinrich (geb. 16. Okt. 1867) und Johann (geb. 4. Sept. 1874) und die Prinzessinnen Marie (geb. 13. Jan. 1865) und Margarete (geb. 25. Jan. 1869) entsprangen. Der Herzog von Chartres nahm im Unionsheere am amerik. Bürgerkriege teil, über den er das Werk veröffentlichte: «Histoire de la guerre civile en Amérique» (3 Bde., Par. 1875), trat nach dem 4. Sept. 1870 in die franz. Armee ein und wurde infolge des Dekrets vom 25. Febr. 1883 in Nichtaktivität versetzt. Die Herzogin Helene ging nach der Abdankung Ludwig Philipps nach Deutschland, nahm mit ihren Söhnen zu Eisenach ihren Aufenthalt, begab sich später mit ihnen nach England und starb zu Richmond an der Themse 18. Mai 1858. Vgl. Yriarte, «Les princes d'O.» (Par. 1872).

Orleans, glatte Gewebe mit Kette aus gezwirntem Baumwollgarn und Einschlag aus Kammgarn oder Mohair, welche einfarbig, meliert, moiriert, bedruckt, gerippt, façonniert, auch mit Seidenstreifen hergestellt werden.

Orleansbaum, s. unter Bixa.

Orléansville, Stadt in der franz. Provinz Algier, im Arrondissement Algier, Hauptort einer Subdivision, links am Scheliff, in einer fruchtbaren Ebene, Station der Eisenbahn Algier-Oran, zählt 4463 E., meist Europäer, und hat in der Nähe reiche Eisen- und Kupferminen sowie Mineralquellen. O. wurde 1842 vom Marschall Bugeaud gegründet und später von Cavaignac befestigt. Etwa 37 km nördlich liegt der Hafenort Tenez (Tenes) am Mittelmeer, mit guter Reede.

Orley (Bernh. van), auch Barent (d. i. Bernhard) von Brüssel genannt, ein Maler, der sich in Rafaels Schule gebildet, wurde um 1490 zu Brüssel geboren und früh in der Kunst unterrichtet, sodaß er schon Tüchtiges leistete, als er nach Rom in die Schule Rafaels zog. An dessen Arbeiten nahm er helfend teil. So leitete er unter anderm die Ausführung der ersten Folge der Tapeten. Ins Vaterland zurückgekehrt und von Karl V. in die Zahl der Hofmaler aufgenommen, malte er mehrere große Jagdstücke, nach denen der Kaiser kostbare Teppiche in Brüssel weben ließ. Auch Maria von Ungarn beschäftigte ihn und Margarete von Parma, in deren Dienst O. später trat, ließ viele große Kartons zu Tapeten von ihm ausführen. O. starb zu Brüssel 6. Jan. 1542. Aus seiner frühern Zeit besitzt das Museum zu Brüssel ein Bild des Erlösers, der von seinen Freunden und den Frauen beweint wird. Ital. Einfluß verrät dagegen sein Jüngstes Gericht in St. Jakob zu Antwerpen. Sein umfangreichstes Werk ist ein Altarschrein in der Marienkirche zu Lübeck, dessen Mittelbild die Dreieinigkeit vorstellt. Eins seiner schönsten Bilder ist eine heilige

Familie in der Liverpool-Institution, nach einem Motiv Leonardos. Schöne Bilder von ihm hat das Belvedere zu Wien, die Pinakothek zu München, die Museen in Brüssel, Paris, Berlin u. s. w.

Orlik, russ. Stadt, soviel wie Olmütz.

Orlog (holl.), Krieg; Orlogsflagge, Kriegsflagge.

Orlow, russ. Familie, wird schon im 16. Jahrh. und zur Zeit der falschen Demetrier erwähnt, stieg aber erst seit der Regierung Peters d. Gr. zu geschichtlicher Bedeutung empor. Iwan O. war, der Sage nach, ein gemeiner Streliße und zeigte, als er in Gegenwart Peters 1689 zu Moskau hingerichtet werden sollte, so ungewöhnliche Todesverachtung, daß er nicht bloß begnadigt, sondern auch zum Offizier in der neugebildeten Garde ernannt wurde. Sein Sohn, Grigorij, ward Generalmajor und Gouverneur von Nowgorod und hinterließ fünf Söhne, von denen der zweite und dritte, Grigorij und Alexej, Bedeutung erlangten.

Grigorij O., geb. 17. Okt. 1734, trat mit seinen Brüdern in die Armee und erlangte, nachdem er im Siebenjährigen Kriege mit dem gefangen genommenen Grafen Schwerin nach Petersburg geschickt worden war, die Gunst der Großfürstin Katharina. Als die Kaiserin ihm die Idee einer Thronumwälzung mitteilte, übernahm er es nebst seinen Brüdern, die Garden zu gewinnen. Nachdem die Revolution 9. Juli 1762 vor sich gegangen und der Gemahl Katharinas, Peter III., beseitigt war, wurde O. als ertlärter Günstling der Kaiserin mit Ehren und Würden überhäuft und endlich zum Generalfeldzeugmeister ernannt. Bereits 22. Sept. 1762 war er nebst seinen vier Brüdern in den russ. Grafenstand erhoben worden; der röm.-deutsche Kaiser Joseph II ernannte ihn 4. Okt. 1772 zum deutschen Reichsfürsten. O.s rohes und rücksichtsloses Betragen war indessen nicht geeignet, die Kaiserin dauernd zu fesseln. Sie sandte ihn daher 1771 nach Moskau, um Anstalten gegen die dort ausgebrochene Pest zu treffen, und nach der Rückkehr als Bevollmächtigten nach Fokschani, wo ein Kongreß zur Beendigung des Türkenkriegs eröffnet werden sollte. O. erschien dort mit kaiserl. Pracht, benahm sich aber mit solcher Anmaßung gegen die Türken, daß der Zweck seiner Sendung durchaus verfehlt wurde. Im Dez. 1772 söhnte sich die Kaiserin mit ihm aus und machte ihm unter anderm den prächtigen Marmorpalast zum Geschenk; O. dagegen schenkte ihr den berühmten großen Brillanten und ließ auf seine Kosten das Arsenal in Petersburg bauen. Nachdem er hierauf einige Zeit in Revel gelebt, ging er auf Reisen. Als er bei seiner Rückkehr Potemkin in der Gunst der Kaiserin fand, besuchte er nur noch selten den Hof, wurde schließlich wahnsinnig und starb 24. April 1783 in Moskau. Aus seiner Verbindung mit Katharina entsprang die noch blühende Familie der Grafen Bobrinskij.

Alexei O., Bruder des vorigen, geb. 1737, bewies bei der Revolution von 1762 unter allen die meiste Kühnheit. Es kann als feststehend angesehen werden, daß er auf dem Landsitze des Grafen Rasumowskij, Ropscha, wo der unglückliche Peter III. gefangen saß, diesen eigenhändig erdrosselte. Als Generaladmiral der russ. Flotte im Archipelagus erfocht er 5. Juli 1770 den glänzenden Seesieg bei Tschesme, der die Verbrennung der ganzen türk. Flotte zur Folge hatte. Er erhielt dafür den Beinamen Tschesmenskij und viele Ehrenbezeigungen, darunter eine Denksäule in Zarskoje-Selo. Unter dem Kaiser Paul lebte O. in der Verbannung und starb zu Moskau 5. Jan. 1808. Seine Reichtümer erbte seine Tochter, die Gräfin Anna Alexejewna, Hofdame der Kaiserinnen Elisabeth und Alexandra und Anhängerin der altruss. Partei, mit deren Beihilfe sie 1822 die liberalen Jugendfreunde Alexanders I., namentlich den Unterrichtsminister Fürsten Alexander Golyzin, stürzte.

Iwan O., der älteste Bruder der vorigen, geb. 1733, gest. 1791, wurde zwar mit seinen Brüdern in den Grafenstand erhoben und zum Kammerherrn ernannt, lebte aber zurückgezogen. Dagegen that sich der vierte Bruder, Fedor O., geb. 1741, im Türkenkriege 1770 durch die Einnahme von Navarin und bei andern Gelegenheiten hervor, erhielt den Rang eines Generals und starb 1796 zu Moskau. Wladimir O., der jüngste Bruder, war Präsident der petersburger Akademie der Wissenschaften und Geheimrat und starb erst 1832. Aus seiner Ehe mit einer Baronesse von Stackelberg hatte er vier Töchter und einen einzigen Sohn, Graf Grigorij Wladimirowitsch O., geb. 1777, welcher 1812 Geheimrat und Senator wurde und meist in Paris und Italien lebte. Er schrieb mehrere wertvolle Werke in franz. Sprache, wie die ins Deutsche, Englische und Italienische übersetzten «Mémoires historiques, politiques et littéraires sur le royaume de Naples» (2. Aufl., 5 Bde., Par. 1825) und «Voyages dans une partie de la France» (3 Bde., Par. 1824), und starb kinderlos zu Petersburg 4. Juli 1826.

Das Haus der Grafen O. war damit in legitimer männlicher Linie erloschen. Der Graf Fedor Grigorjewitsch hatte indessen vier uneheliche Söhne hinterlassen, welche den Namen fortpflanzten, und von denen die beiden ältern sich im russ. Militärdienst hervorgethan haben. — Michael O., geb. 1785, machte als Flügeladjutant des Kaisers Alexander I. die Feldzüge gegen Napoleon I. mit und schloß 1814 die Kapitulation von Paris ab, worauf er zum Generalmajor befördert wurde. Er nahm an den geheimen Gesellschaften teil, die sich in den letzten Regierungsjahren Alexanders in der russ. Armee bildeten, zog sich aber noch vor Ausbruch der Verschwörung zurück. Trotzdem ward er nach dem Aufstande vom 26. Dez. 1825 verhaftet und aus der Armee entfernt. Er starb 1842.

Alexei O., Bruder des vorigen, geb. 1787, zeichnete sich gleichfalls in den franz. Kriegen aus, ward Adjutant des Großfürsten Konstantin, dann Oberst und Kommandeur des Regiments der Garde zu Pferde. Am 26. Dez. 1825 trug er viel zur Dämpfung des Aufstandes der Garden bei, wurde in den Grafenstand erhoben, zum Generaladjutanten ernannt und erhielt in dem türk. Feldzuge von 1828 das Kommando einer Kavalleriedivision. Am 14. Sept. 1829 schloß er den Vertrag von Adrianopel ab, worauf er als außerordentlicher Botschafter nach Konstantinopel ging. Im J. 1832 beförd er sich in London, um den belg. Streit zu Gunsten Hollands zu schlichten. Dann erschien er 1833 als Oberbefehlshaber der am Bosporus gelandeten russ. Truppen von neuem in Konstantinopel und bewog den Sultan, den Vertrag von Hunkiar-Skelessi zu unterzeichnen, der Rußland den Schlüssel zu den Dardanellen geben sollte. Seine Dienste wurden durch die Ernennung zum

General der Kavallerie und Mitglied des Reichsrats belohnt. Im J. 1844 erhielt O. das Oberkommando der Gendarmerie und die Leitung der geheimen Polizei. Als vertrautester Freund des Kaisers begleitete er ihn auf allen seinen Reisen, zuletzt 1853 nach Olmütz und Berlin. Auch unter Alexander II. stand er in hohem Ansehen. Für seine als russ. Bevollmächtigter am Friedenskongreß zu Paris geleisteten Dienste ward er zum Präsidenten des Reichsrats und des Ministerrats ernannt und 7. Sept. 1856 in den Fürstenstand erhoben. Er starb 21. Mai 1861 zu Petersburg.

Sein einziger Sohn, Fürst Nikolai Alexejewitsch O., zeichnete sich 1854 bei der Belagerung von Silistria aus, wo er einen Arm und ein Auge einbüßte, trat auch als Militärschriftsteller mit einem Werke in russ. Sprache über den preuß. Feldzug von 1806 (Petersb. 1856) auf, wurde Gesandter in Brüssel und Wien, 1872 Botschafter in Paris, 28. Jan. 1880 Botschafter in Berlin und starb 29. März 1885 zu Fontainebleau.

O.-Dawydow (Graf Wladimir), ein Sohn des Generals Peter Dawydow und von mütterlicher Seite Enkel Wladimir O.s, kam nach dem Tode der Gräfin Anna Alexejewna in den Besitz eines Teils der Familiengüter, worauf er 1856 die Grafenwürde erhielt, den Namen O. mit dem Grafentitel anzunehmen. In der russ. Litteratur hatte er sich bereits durch die Beschreibung einer Reise nach dem Orient gemacht (2 Bde., 1840). Den Emancipationsplänen Alexanders II. bezeigte er wenig Sympathie, stellte sich in den Adelsversammlungen an die Spitze der Opposition und veröffentlichte in Brüssel eine Flugschrift in franz. Sprache, die seine Entlassung aus dem Staatsdienst zur Folge hatte. Bald ward er jedoch wieder zu Gnaden angenommen und 1862 zum Oberceremonienmeister des kaiserl. Hofs ernannt, von welchem Posten er wegen der Adresse zurücktreten mußte, die er im Jan. 1865 im Namen des moskauer Adels dem Kaiser überreichte, und in der die Einführung einer Verfassung verlangt wurde. Im März 1866 ward er zum Adelsmarschall des Gouvernements Petersburg erwählt und präsidierte in dieser Eigenschaft der Sitzung der petersburger Provinzialversammlung, deren regierungsfeindliche Kundgebungen 28. Jan. 1867 ihre Auflösung zur Folge hatten.

Nicht verwandt mit diesen O. ist die Donische Kosakenfamilie gleichen Namens, die sich seit 1799, infolge einer Heirat mit der Erbtochter des Grafen Denissow, O.-Denissow nennt. Graf Wassilji O.-Denissow, Sohn des Hetmans der Donischen Kosaken, Wassilji O., geb. 1777, ward 1807 Generalmajor und machte sich im Feldzuge von 1812 durch seine unermüdliche Verfolgung der Franzosen bekannt. In der Schlacht von Leipzig befehligte er die Gardekosaken und führte mit ihnen den glänzenden Angriff auf die feindliche Reiterei aus, der zur Entscheidung des ersten Schlachttags beitrug. Er wurde dafür zum Generallieutenant, 1826 aber zum General der Kavallerie befördert und starb 1843. Von seinen Söhnen war der älteste, Graf Fedor Wassiljewitsch O.-Denissow, im Orientkriege 1853—55 Feldataman der Donischen Kosaken und starb als Generallieutenant und Generaladjutant 15. April 1865 zu Nizza.

Orlowski (Boris Iwanowitsch), russ. Bildhauer, geb. 1793, studierte an der petersburger Akademie und in Rom unter Thorwaldsen und wurde dann Professor der kaiserl. Akademie in Petersburg, wo er 28. Dez. 1837 starb. Von seinen plastischen Arbeiten und Entwürfen, die meist monumentalen Charakters sind, zeichnen sich besonders aus die Kolossalbildsäulen des Feldmarschalls Fürsten Kutusow-Smolenski und des Feldmarschalls Fürsten Barclay de Tolly in Petersburg, dann Mythologisches: Faun, auf der Syrinx blasend, Paris, Satyr und Bacchantin u. s. w.

Ormes, Dorf im Arrondissement Orléans des franz. Depart. Loiret, 8 km nordwestlich von Orléans, bekannt durch das Gefecht der Deutschen gegen die Franzosen vom 4. Dez. 1870.

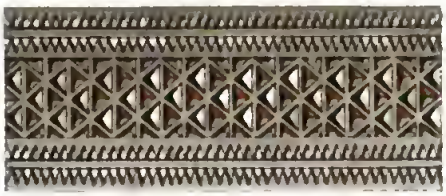
Ormes Head (Great), weit vorspringendes Vorgebirge an der Nordküste des engl. Fürstentums Wales, 229 m hoch, rechts von der Mündung des Conway in die Irische See, im NO. der Grafschaft Caernarvon; 4 km südöstlicher erhebt sich das Kap Little Ormes Head.

Ormonts (Les), Hochthal im Bezirk Aigle des schweiz. Kantons Waadt (s. Grande Cau).

Ormskirk, Stadt in der engl. Grafschaft Lancaster, in fruchtbarer und bevölkerter Ebene, 18 km im NNO. von Liverpool, Station der Linie Liverpool-O.-Preston der Lancashire and Yorkshirebahn und der Linie St.-Helens-O. des London and North-Western-Railway, hat (1881) 6651 E., eine schöne got. Kirche, Seidenfabrikation, Seilerei, Brauerei, Korbmacherei, Pfefferkuchenbäckerei und in der Umgegend reiche Kohlengruben.

Ormulum, eine von Orm in angelsächs. Sprache gedichtete Paraphrase des Neuen Testaments, s. unter Angelsächsische Sprache und Litteratur, Bd. I, S. 645a.

Ormus oder Hormúz, bei den Alten Harmozia, bei den Arabern Dscherun, eine berühmte Insel im Eingang aus dem Arabischen Meer in den Persischen Meerbusen, in der 44—80 km breiten Straße von Ormus, nur 9 km südlich vom Hafen Bender-Abbasi an der pers. Küste gelegen, ist eine quellen- und vegetationslose Felsenmasse von 33 qkm, 90—210 m hoch, deren bewohnbarer Teil eine 5,5 km lange und 3,7 km breite, mit Salz gesättigte und durch Regenschluchten zerrissene Ebene bildet. Der Boden ist eisenhaltig, großenteils rot oder schwarz, hin und wieder von einzelnen weißen Gipsfelsen und gelben Schwefellagern unterbrochen, durch welche verschiedene Färbung die Insel ein seltsames Aussehen erhält. Die höchsten Gipfel sind trachytisches Gestein; Steinsalz, in phantastischen Felsgestalten, findet sich bis zu 90—120 m Höhe. Dieses, nebst Schwefel, auch Eisen und Kupfer sind die Schätze des Bodens. Unter der Herrschaft der Portugiesen blühte die Insel O. als Handelsemporium, ist aber jetzt ganz verkommen und zählt nur noch 300 E. An einer Hafenbucht der Nordostküste finden sich Überreste der alten portug. Stadt und Festung O., die ein Sitz der Pracht und des Glanzes war und 40000 E. hatte. Schon Alexanders d. Gr. Admiral Nearch (325 v. Chr.) kennt die Festlandsküste Mogistân unter dem Namen Armozon oder Harmozon. Dort wird im Altertum eine Stadt Harmozia, das jetzige Fort Minab am Fluß Minab (Anamis bei Nearch) genannt, welche dann später der Hauptort eines berühmten arab. Reichs Ormûs war. Als dieses Reich 1301 durch die Turktataren zerstört wurde, flüchtete dessen Fürst Ajaz, der 15. König von Altormus, auf die 1311 dem Emir von Kais



1. Vertieft eingeschnittenes Ornament der Wilden

4 Griechisches Pflanzenornament.

7. Römisches Ornament

2. Ägyptisches geometrisches Ornament

6. Pompejanisches Pflanzenornam

9 Arabisches Ornament. Laneu arabeske

11. Italienisches Or

l Pflanzen, Figuren etc.

5. Griechisches geometrisches Ornament, Mäander

10 Mittelalterliches Flächenornament

ul in Verbindung mit Tierfiguren

3 Ägyptisches Pflanzenornament

ient der Renaissance

8. Arabisches Ornament, Pflanzenarabeske

abgekaufte Insel Dscherun, und auch die Bewohner von Harmozia oder Altormus ließen sich auf derselben nieder und gründeten hier Neuormus. Diese Stadt gelangte bald zu unerhörtem Reichtum, weil sie den Seehandel Irans und der Euphrat-Tigrisländer mit Indien durch ihre vollständige Beherrschung der Wasserstraße sich zollbar gemacht hatte. Schon 27. Sept. 1507 machte Albuquerque den Platz, der von dem Vezier Khodscha Atar des minderjährigen Schah Seifeddin II. von O. beherrscht wurde, den Portugiesen zinsbar, und 26. März 1515 nahm er ihn in Besitz. O. wurde nun stark befestigt. Seitdem galten die Portugiesen als die Gebieter des Persischen Golfs und des Indischen Oceans überhaupt, und O. als der Stapelplatz aller Reichtümer des Orients und der Waren Europas. Doch 1622 entriß es den Portugiesen Schah Abbas von Persien mit Hilfe der Engländer und zerstörte die Stadt. Um die Mitte des 17. Jahrh. kam O. in den Besitz des Imâm von Maskat; nach dem Tode des Imâm Said Tsueni 1867 fiel es wieder an Persien.

Ormuzd (im Zend Ahura-mazda, altpers. Auramazdâ, das hochweise Seiende) ist in dem Religionssystem des Zoroaster (s. d. und Zendaveſta) das Prinzip des Guten, des Schaffenden, des Lichts, dem das böse Prinzip, Ahriman (s. d.), feindlich gegenübersteht. Der Kampf beider Prinzipien wird schließlich mit dem Siege des Guten enden.

Ornain, 150 km langer rechtsseitiger Nebenfluß der Marne in den franz. Depart. Meuse und Marne, berührt Ligny-en-Barrois und Bar-le-Duc, fließt fast stets parallel mit dem Rhein-Marnekanal und mündet unterhalb Vitry-le-François.

Ornament (lat., Schmuck), das verzierende Beiwerk bei Gegenständen menschlicher Kunstfertigkeit. Es findet seine Anwendung vor allem im Gewerbe und in der Baukunst, aber auch in allen andern Zweigen der Kunst und in oder auf jedem Material, das zu solchen Gegenständen verwendet wird. Die Art seiner Anwendung ist scheinbar willkürlich und ebenso, scheint es, seine Zeichnung, allein bei richtiger ästhetischer Betrachtung ist das keineswegs der Fall. Das O. soll seinen Gegenstand schmücken; daraus folgt, daß es sich demselben unterordnen muß. In dieser Unterordnung muß es sich an die Form und Gliederung des Gegenstandes anschließen, dieselben vielmehr verdeutlichen, herausheben, als überwuchern und verdecken, wie es häufig geschieht. Das O. ist also das Accedens, das Nebensächliche. Seiner Natur nach kann es vertieft, d. i. eingeschnitten oder eingraviert sein, sodann flach, d. i. farbig oder gezeichnet, und drittens erhaben, in Relief. Man kann das gravierte O. mit Schmelz oder Farbe ausfüllen, dann wird es zum Flachornament. Das Flachornament sollte für ebene Gegenstände, wie Gewebe, Stickereien, Teppiche, Wand- und Fußbodendekoration, auch nicht scheinbar durch Modellierung, Schatten oder Licht gehöht sein. Das Reliefornament kann sehr flach gehalten werden, d. h. sehr wenig über die Fläche heraustreten, so in der assyrischen Kunst, vielfach bei den Griechen und besonders zart und fein in der Frührenaissance, oder halbhoch (Mezzorelief), oder auch fast oder ganz aus dem Runden. Dieses «Hochrelief» liebten vor allem die röm. Kunst und auch der Barockstil, in anderer Weise die Gotik.

Das O. der arabisch-mohammedanischen Kunst ist durchweg Flachornament; wenn in Relief, wie bei Marmorplatten, so ist die Modellierung nur scheinbar, denn das O. ist nicht aus dem Runden oder Gerundeten, sondern aus zwei Flächen gearbeitet, von denen die eine nur wenig über die andere gehöht ist. Formell bildet sich das O. zuerst aus Linien, geraden wie krummen, und setzt sich aus geometrischen Figuren zusammen; sodann und vor allem holt es seine Motive aus dem Pflanzenreiche und verbindet damit Gegenstände aller Art, wie lebende Figuren aus dem Tier- und Menschenreich. In seiner wechselnden Art der Zeichnung begleitet es die ganze Kunstgeschichte. Am einfachsten ist es auf den Gegenständen der sog. prähistorischen Zeit, nur aus Linien, kleinen Kreisen, aus Bändern bestehend, die sich im Zickzack oder wellig bewegen. Aber schon die älteste ägyptische Kunst benutzt außerdem die Pflanze, den Zweig, das Laub, die Blume als O., und solche Gebilde der Pflanzenwelt sind durch alle Epochen der Kunstgeschichte hindurch das vornehmste Motiv der Ornamentik geblieben. Nur war die Anwendung eine verschiedene. Jedes Land hatte zunächst seine bevorzugten Pflanzen nach Landesart, und so auch jeder Zeitstil. Künstlerisch aber liegt ein größerer Unterschied in der Art, wie das Pflanzenmotiv gezeichnet wird. Die einen ändern das Pflanzenmotiv um, zuweilen bis zur Unkenntlichkeit, nach dem herrschenden Geschmack des Landes oder der Zeit, die andern trachten es der mehr oder weniger zufälligen Erscheinungsweise in der Natur so ähnlich wie möglich zu machen. Im erstern Fall nennt man das O. stilvoll (auch konventionell), im andern naturalistisch. Es ist aber nicht, neben dem linearen Element, die Pflanzenwelt allein, welche der Ornamentik die Motive leiht; jeglicher Gegenstand (z. B. als Symbol oder Emblem) und ganz besonders die Figur von Tier und Mensch kann zum O. verwendet werden. Letztere vermeidet die mohammedanische Kunst; sie pflegt dafür das verschlungene O., die Arabeske (s. d.). Im roman. Stil aber, sowie in dem der Renaissance und seinen Nachfolgern ist die Menschenfigur ein wesentliches Motiv, zumal in der Gestalt von nackten Kindern oder Putten. Früh- und Hochrenaissance behandelten das O., mit Anlehnung an griechische und römische Art, am reichsten, reinsten und am stilvollsten. Mit der Barockzeit schon trat eine Entartung ein, die sich im Rokoko steigerte. Das 19. Jahrh. trieb in seiner ersten Hälfte vor allem naturalistische Ornamentik, während die Gegenwart mehr und mehr zum stilvollen O. zurückkehrt. (Hierzu eine Tafel: Polychrome Ornamente.)

Aus der überreichen Litteratur ist hervorzuheben: Ch. Blanc, «Grammaire des arts décoratifs» (Par. 1882); Guilmard, «Les maîtres ornemanistes» (Par.); Hirth, «Der Formenschatz der Renaissance» (Lpz. 1877 fg.); Owen Jones, «The grammar of ornament» (Lond. 1865; deutsche Ausg., Lpz. 1865); Racinet, «L'ornement polychrome» (deutsche Ausg. von R. Reinhardt, Stuttg. 1875); Semper, «Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten» (2. Aufl., 2 Bde., Münch. 1878—79).

Ornamentstiche, Kollektivbezeichnung für alle Kupferstiche, Punzenarbeiten, Radierungen (auch wohl Holzschnitte) zusammen, welche den Zwecken der Kunstindustrie dienen sollen. Sie beginnen sofort mit dem Anfang der Kupferstecherkunst und begleiten sie durch alle Epochen, in Manier, Zeichnung und Gegenstand dem wechselnden Geschmack

folgend. Viele der großen Meister haben selbst solche Stiche verfertigt; andere, wie insbesondere die Maler, haben sie nach ihren Kompositionen stechen lassen. So aus älterer Zeit von ital. Künstlern Mantegna, Michel Angelo, Lionardo, Rafael; von den Niederländern Lukas von Leiden, Israel von Meckenen; von den Deutschen M. Schön, A. Dürer, die beiden Beham, Cranach, Hirschvogel, Holbein u. s. w. Man kann an diesen Stichen die Geschichte des Geschmacks durch die moderne Zeit genau verfolgen, und ebenso sind sie ein wichtiger Zweig für die Geschichte der Kupferstechertunst selber. Sie bestehen aus freien ornamentalen Kompositionen, aus Entwürfen für die textile Kunst, für Schmiede- und Schlosserarbeiten, Goldschmiedekunst, Waffen, Geräte und Gefäße, Heraldik ꝛc. Vgl. «Illustrierter Katalog der Ornamentstichsammlung des Österreichischen Museums» (Wien 1871). Reproduktionen enthalten Reynard, «Ornements des anciens maitres»; Hirth, «Der Formenschatz der Renaissance» (Lpz. 1879 fg.).

Ornans, Stadt im franz. Depart. Doubs, Arrondissement Besançon, an der Loue, 18 km im SSO. von Besançon, hat (1881) 2869, als Gemeinde 3350 E., Weinbau, Kirschplantagen, Fabrikation von Rasiermessern, Papier und Gruyèrekäse, Holzsägemühlen, Gerbereien und Weinhandel.

Ornat (lat.), d. h. Schmuck, heißt vorzugsweise die Kleidung der Geistlichen bei ihren Amtshandlungen. Der O. des röm.- und griech.-kath. Klerus ist nach den Graden verschieden; einfacher und für alle Grade gleich ist die Amtskleidung der prot. und reform. Geistlichkeit.

Orne, ein 158 km langer Fluß mit einem Stromgebiet von 2863 qkm im nördl. Frankreich, entsteht etwa 7 km östlich von Sées in dem nach ihm benannten Departement, durchfließt dieses und Calvados, wird bei Caen für kleine Fahrzeuge schiffbar und mündet, nachdem er links die Nouvre, den Noireau und den Odon aufgenommen, in die Baie de la Seine des Kanals La Manche.

Das Departement Orne, welches einen Teil der Normandie, namentlich das ehemalige Herzogtum Alençon und einen großen Teil von der zur alten Provinz Maine gehörigen Landschaft Perche umfaßt, zählt (1881) auf 6097,3 qkm 376 126 E. und zerfällt in die vier Arrondissements Alençon, Argentan, Domfront und Mortagne mit 36 Kantonen und 511 Gemeinden. Die wellenförmige Oberfläche durchzieht von O. gegen W. ein Landrücken aus Kreide, Jura und Granit, der die Wasserscheide zwischen dem Kanal und dem Bassin der Loire bildet. In jenen fließen die Touques, Dive und O., in diese die Huisne, Sarthe, Varenne und Mayenne. Nur ein kleiner Teil im NO. gehört zum Gebiet der Seine, in dem die Eure und die Rille mit der Charentonne entstehen. Der Boden ist zum Teil steinig oder sandig und mit Heiden bedeckt; in den Thalgründen finden sich Wiesen (sieben Zehntel des Bodens) und fruchtbares Ackerland. Der Landbau ist wenig vorgerückt. Die Hauptprodukte sind Hafer, Kartoffeln, Hanf und Flachs, Runkelrüben zur Zuckerfabrikation, Äpfel und Birnen zur Bereitung von Cider und Poiré, der hier den Wein ersetzen muß. Man zieht die schönste Rasse der normann. Pferde, mästet viel Schweine, eigene und eingeführte Ochsen, die man meist nach Paris verkauft. Das Mineralreich liefert viel Kupfer, guten Granit, Quarzkrystalle (Diamants d'Alençon), Porzellanerde u. s. w. Von den 17 Mineralquellen ist der Sauerbrunnen von Bagnolles (s. d.) die namhafteste. Die Unterhaltung zahlreicher Eisenwerke, die Fabrikation von Eisen- und Quincaillierewaren sind die Hauptzweige der Industrie, denen sich die Fabrikation von Spitzen, Leinwand, Baumwollwaren, Leder, Handschuhen, Papier, Glas anschließt. Die Erzeugnisse dieser Industrie, sowie Pferde, Mastvieh, Gänsefedern, Cider und Holz bilden die Gegenstände der Ausfuhr. Die Hauptstadt ist Alençon.

Orne, linker Nebenfluß der Mosel, entspringt im franz. Depart. Meuse, 12 km nordöstlich von Verdun, durchfließt den nördl. Streifen des Depart. Meurthe-et-Moselle, erreicht oberhalb Groß-Moyeuvre Deutsch-Lothringen, hat von hier ab große Hüttenwerke in seinem Thal und mündet nach 86 km Stromlauf 7,5 km südlich von Diedenhofen.

Ornellas (Agostinho de), portug. Dichter, geb. 14. März 1836 zu Funchal, wurde der portug. Gesandtschaft in den Vereinigten Staaten beigegeben, 1859 nach Berlin, 1862 nach Rio de Janeiro, dann nach Petersburg, 1864 nach London versetzt. Im J. 1867 verließ er den diplomatischen Dienst. Eine hervorragende Leistung, welche ihm auch in Deutschland einen Namen machte, ist seine Übersetzung des Goetheschen «Faust» (Bd. 1, Lissabon 1861, Bd. 2, ebend. 1873).

Ornitholit (grch.), Vogelversteinerung.

Ornithologie (grch.) ist die Wissenschaft von der Natur der Vögel (s. d.).

Ornithopus *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen. Man kennt gegen sieben Arten, die meist in der nördl. gemäßigten Zone einheimisch sind. Dieselben haben Köpfchen oder einfache Dolden von drei bis fünf Blüten, aus denen sich bogig gekrümmte Gliederhülsen entwickeln, deren Glieder zusammengedrückt-länglich und netzaderig sind. Der fünfzähnige Kelch ist röhrig, der Kiel der Blumenkrone nicht geschnäbelt, die Blätter sind unpaarig gefiedert, die Köpfchen langgestielt, den Blättern gegenüberstehend. Zu dieser Gattung gehört die unter dem portug. Namen Serradella bekannt gewordene Futterpflanze (O. sativus *L.*), ein gutes Futterkraut, das auf Sandboden gedeiht. Die Serradella ist eine einjährige weichbehaarte Pflanze mit bis 30 cm hohem Stengel und hellrosenroten Blüten. Sie wächst im mittelländischen Gebiet, namentlich in Portugal wild. In Deutschland kommt auf Sandboden hier und da eine verwandte Art derselben Gattung vor, die aber in allen Teilen viel kleiner ist, der Vogelklee, Vogelkralle (O. perpusillus *L.*). Er hat rötlich-gelbe Blüten.

Ornithorhynchus (lat.), das Schnabeltier.

Orsfölösvir, Flecken in der schwed. Landschaft Ångermanland (s. d.).

Ornus, Baumgattung, s. unter Esche.

Orobanche *L.*, Name einer Gattung von phanerogamen Schmarotzergewächsen aus der nach ihr benannten Familie der Orobancheen. Man kennt gegen 100 Arten, die in Europa und namentlich im mittelländ. Gebiet vorkommen. Sie haben meist einfache fleischig-saftige, mit häutigen oder fleischigen Schuppen bedeckte Stengel von blaßbrauner, rötlicher, gelblicher oder weißlicher Farbe und gehen in eine Traube von mit gefärbten Deckblättern vermengten Blüten über, deren zweilippige Blumenkrone oft sehr schön und lebhaft gefärbt ist.

Es sind fast chlorophyllose krautartige Gewächse, die auf andern Pflanzen schmarotzen und vermittels ihrer Wurzeln, die mit denen der Nährpflanze zusammenhängen, den letztern Nährstoffe entnehmen. Dadurch können die auf Kulturpflanzen schmarotzenden Arten nicht unbedeutenden Schaden verursachen, denn die Nährpflanze geht meist ein. Am häufigsten kommen die Orobanchen auf Schmetterlingsblütlern (z. B. Wicken, Erbsen, Klee) vor, besonders O. rubens *Wall.* auf Luzerne und O. minor auf Trifolinarten. Die südeurop. O. speciosa *DC.* vermag ganze Erbsenfelder zu vernichten. Nicht minder schädlich ist die auf Tabak und Hanf schmarotzende O. ramosa *L.*

Orobanchẽen (Orobanchëae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 150 Arten, die eine sehr ausgedehnte Verbreitung haben. Es sind sämtlich krautartige Schmarotzergewächse, mit fleischigem, verschiedenartig gefärbtem Stengel, der nur mit schuppenartigen chlorophyllfreien Blättern besetzt ist. Die Blüten ähneln in ihrem Bau denen der Skrophulariineen, sie sind zweilippig und haben vier didynamische Staubgefäße und einen oberständigen einfächerigen Fruchtknoten. Einige O., besonders aus der Gattung Orobanche, schmarotzen auf verschiedenen Kulturpflanzen und können großen Schaden anrichten.

Orognosie (grch.), Gebirgskunde; Orognost, Kenner der O.

Orographie (grch., Gebirgsbeschreibung) beschäftigt sich ursprünglich mit der Beschreibung der Gebirge, dann aber allgemeiner mit dem Relief der trockenen Erdoberfläche überhaupt. Die O. lehrt als Oroplastik die Unterscheidung der Formentypen im Relief (Berg, Gebirge, Thal, Ebene, Plateau, Depression u. a.); als Orometrie die Dimensionen, vor allem die absoluten und relativen Höhen der Gipfel, Pässe, Ebenen u. s. w., wobei die Berechnung des Volums ganzer Gebirge und der mittlern Höhe der Erdteile als Endziel erstrebt wird; als Orogenese die Entstehung der Gebirgsformen durch Ineinandergreifen von Faltung, Verwerfung und Erosion; so ist die Thalbildung eins der wichtigsten Probleme der O. Als Oroplastik und Orometrie ist die O. ein wesentlicher Bestandteil der physik. Geographie; die Orogenese wird von Geographie und Geologie gemeinsam studiert. Vgl. A. von Humboldt, «Kleinere Schriften» (Stuttg. u. Tüb. 1853); von Souclar, «Allgemeine O.» (Wien 1873); A. Heim, «Der Mechanismus der Gebirgsbildung» (2 Bde., Bas. 1878); F. Löwl, «Über Thalbildung» (Prag 1884).

Orometrie (grch.), Lehre von der Messung der Gebirge, s. u. Orographie.

Orono, Ort in Penobscot-County, im nordamerik. Staate Maine, hat (1880) 2245 E. und ist der Sitz des Maine State College of agriculture and mechanic arts.

Oronsay, Hebrideninsel, s. u. Colonsay.

Orontes bei den Alten, jetzt Nahr-el-Asi, d. h. der Widerspenstige, der größte Fluß im nördl. Syrien, entspringt auf dem Scheitelpunkte der Thalebene Cölesyrien (arab. Besa'a) zwischen dem Libanon und Antilibanon, im NNO. von Baalbek (Heliopolis) und südlich vom Dorfe Harmel, wo er aus einer wilden Schlucht hervorbricht und seine bedeutende Wassermasse in wütendem Laufe gegen N. forttreibt, während die übrigen in der Nachbarschaft entstehenden Flüsse, wie der Litâni, ihren Lauf nach S. richten. Sein oberer Lauf schließt mit der Einmündung in den ansehnlichen See Kadas oder See von Kuds oberhalb Homs, dem alten Emesa (s. d.), ab, wo er das Thal zwischen den beiden Libanonketten verläßt und in die große ebene Landschaft eintritt, welche der Lücke zwischen dem Libanon im S. und dem Dschebl-Nusairijeh im N. gegenüberliegt. Bereits bei Hamah (s. d.) ist sein Thal wieder von Gebirgszügen eingeschlossen, im W. vom Dschebl-Nusairijeh, im O. vom Dschebl-Ala u. s. w., und diese Bergketten begleiten ihn auf seinem weitern Laufe über Kalaât-el-Medik (Ruinen von Apamea), Schughr (in enger Thalschlucht), Der-Kusch (wo Katarakte) u. s. w. Erst in der Ebene El-Amk oder von Antâkijeh, dem alten Antiochia (s. d.), wendet er sich, 40 m breit, gegen W., nimmt innerhalb derselben von N. her den Abfluß des großen Sees von Antiochia, Al-Denis, auf, wird aber auch alsdann nicht fahrbar, weil sein Bett sehr verschlammt ist. Unterhalb der Stadt durchbricht er in südwestl. Richtung mit vielen Windungen das Küstengebirge Syriens in einem felsigen Querthal, tritt dann aus den Schluchten dieser wunderbar schönen Gebirgslandschaft heraus in die tiefliegende Küstenebene, in welcher er 14 km südlich von Suweidije (südlich von den Ruinen von Seleucia Pieria) ins Meer mündet. Eine Barre hindert die Ein- und Ausfahrt, während zur Zeit der Kreuzfahrer Antiochia noch auf dem Flußwege zu erreichen war. Bei dem Mangel an Querthälern im nördl. Syrien ist das Orontesthal von jeher eine Passage für Handels- und Heereszüge gewesen.

Orontes, alter Name des Berges Elwend (s. d.).

Oropa, Wallfahrtsort bei Biella (s. d.).

Oropesa (Ciudad de), der ursprüngliche Name von Cochabamba (s. d.) in Bolivia.

Oropos, Stadt an der Nordküste Attikas, deren Besitz lange zwischen den Athenern und den benachbarten Böotiern streitig war, bis sie schließlich den erstern verblieb. Im Gebiet von O. war ein berühmtes Heiligtum des Amphiraos, der hier von der Erde verschlungen sein sollte.

Oroš, Name Rußlands und der Russen bei den orient. Völkern, den Chinesen, Mongolen, Finnen u. a., sowie auch bei den Magyaren (Orosz). Orosz-, als Vorwort bei ungar. und siebenbürg. Ortsnamen, soviel wie Russisch- oder Kleinrussisch-, z. B. Oroszhegy im Komitat Udvarhely, Orosszalu in Maros-Torda u. s. w.

Oroshâza (eigentlich Oroszháza, d. i. Ruthenenheim), Marktflecken im Békeser Komitat in Ungarn, an der Alföld-Fiumaner Eisenbahn, mit (1880) 18032 magyar. E., welche Viehzucht treiben.

Orosius (Paulus), späterer röm. Geschichtschreiber, aus Tarragona in Spanien gebürtig, christl. Presbyter zu Braccara in Lusitanien, lebte zu Anfang des 5. Jahrh. n. Chr. Seit 413 bei dem heil. Augustinus in Afrika, dann bei dem heil. Hieronymus in Palästina, schrieb er neben mehrern theol. Werken einen bis 410 n. Chr. reichenden Abriß der Weltgeschichte: «Historiarum libri VII adversus paganos», der auch den rätselhaften Titel «Hormesta» führt. In denselben widerlegt er den damals gangbaren Vorwurf, daß in der Einführung des Christentums der Grund zu dem Unglück des Römischen Reichs und der Menschheit überhaupt liege. Dieses Werk wurde bei allem Mangel an Korrektheit und chronol. Genauigkeit doch

im Mittelalter als Leitfaden beim Unterricht in der Universalgeschichte benutzt und von König Alfred d. Gr. in das Angelsächsische übertragen (herausg. von Bosworth, Lond. 1855). Nach der ersten Ausgabe von Schüßler (Augsb. 1471) lieferte Zangemeister (Wien 1882) die beste Bearbeitung.

Orotava (La), Stadt an der Nordwestküste der canarischen Insel Teneriffa, am Fuß des Pico de Teyde, zählt (1877) 8293 E. und hat lebhaften Handel mit Wein und Seide. Der schon von den Guanchen als heilig verehrte Drachenbaum von O., in der Nähe des 1799 von Alexander von Humboldt bewohnten Landhauses La Paz, war nach der Schätzung dieses Gelehrten etwa 6000 J. alt und hatte einen Umfang von 15 m, ging aber am 2. Jan. 1868 durch einen Orkan zu Grunde.

Orphaniten, d. h. Waise, nannte sich diejenige Partei der Hussiten (s. d.), welche nach Ziskas Tode ohne Führer blieb.

Orpheon (Orpheum), Name von Sänger- und Musikvereinen; auch das Lokal solcher Vereine.

Orpheus, der berühmteste unter den mythischen Sängern Griechenlands, der Hauptrepräsentant der Kunst des Gesangs und Saitenspiels, war nach der Sage ein Sohn der Muse Kalliope und des Apollo oder (nach späterer Umbildung der Sage) des thrazischen Oiagros. Durch die Macht seines Gesangs und Saitenspiels konnte er die wildesten Tiere bezähmen und Steine und Bäume bewegen. Als ihm seine geliebte Gattin Eurydice durch den Biß einer Schlange entrissen worden war, stieg er selbst in die Unterwelt hinab und vermochte den finstern Beherrscher derselben zu erweichen, sodaß er ihm gestattete, die Geliebte wieder auf die Oberwelt zurückzuführen; da aber O. gegen das ausdrückliche Verbot des Pluton sich nach der Eurydice umschaute, bevor sie an das Licht des Tags emporgestiegen waren, wurde sie ihm auf immer wieder entrissen. Auch an der Fahrt der Argonauten soll er teilgenommen haben und später, da er sich dem wilden orgiastischen Kult des Dionysos widersetzte, von wütenden Bacchantinnen (Mänaden) zerrissen worden sein; sein Haupt und seine Leier sollen nach einer Sage durch das Meer nach der Insel Lesbos, später einem Hauptsitz der lyrischen Poesie, geschwommen sein. Die Homerische und Hesiodische Poesie kennen den Namen des O. noch nicht, sondern erst die Lyriker gedenken seiner. Spätere Dichter und Mythographen, sowie Bildhauer, Maler und Mosaikarbeiter haben die Sage von O. vielfach behandelt. Zu den schönsten Denkmälern aus dem Altertum gehören die Reliefs, welche ein herrliches, aus dem 5. Jahrh. v. Chr. stammendes Werk nachbilden, das darstellte, wie O. seine Gemahlin wieder verliert.

Unter dem Namen des O. besaß man schon im frühern Altertum eine Anzahl Dichtungen mystisch-theol. Inhalts (über den Ursprung der Götter und die Entstehung der Welt, über Weihungen und Reinigungen, Orakelsprüche u. a. m.), die zum Teil schon am Hofe des Pisistratus und seiner Söhne in Athen von Onomakritos und andern gedichtet und dem mythischen O. untergeschoben waren, den man als Stifter einer religiösen Geheimlehre und geheimnisvoller Kultgebräuche (Orphische Mysterien und Weihungen, geübt von den sog. Orpheotelesten) betrachtete. Vgl. die Sammlung der spärlichen Fragmente dieser Dichtungen in Lobeck «Aglaophamus» (2 Bde., Königsb. 1829); E. Gerhard, «Über O. und die Orphiker» (Berl. 1861); Schuster, «De veteris Orphicae theogoniae indole atque origine» (Lpz. 1869).

Weit spätern Ursprungs, wahrscheinlich erst dem 4. Jahrh. n. Chr. angehörig, sind die sog. Orphischen Gedichte (am besten herausg. von Hermann, «Orphica», Lpz. 1805): ein Epos über den Argonautenzug («Αργοναυτικά», übersetzt von J. H. Voß, «Hesiodos' Werke und O. der Argonaut», Heidelb. 1806), ein didaktisches Gedicht über die geheimnisvollen Kräfte verschiedener Steine («Λιθικά», herausg. mit lat. Übersetzung von Tyrwhitt, Lond. 1781) und 87 Hymnen (griech. und deutsch von Dietsch, Erlangen 1822).

Orphiker, im alten Griechenland eine nach Orpheus (s. d.), als ihrem angeblichen Stifter, benannte mystisch-religiöse Sekte.

Orsatscher Apparat, ein zur Analyse von Verbrennungsgasen bestimmter Apparat, in welchem die einzelnen gasigen Bestandteile eines gewissen Quantums Rauch für sich volumetrisch festgestellt werden können. Der Apparat gestattet, genau 100 cbcm Rauchgase aufzufangen, aus denen nacheinander die Kohlensäure, der Sauerstoff und das Kohlenoxydgas absorbiert werden können. (Der Wasserdampf wird vorher in einem Chlorcalciumrohr absorbiert.) Das Auffangen des zu untersuchenden Gases muß unter einer Flüssigkeit erfolgen, die keine integrierenden Bestandteile desselben zurückhält; es wird für diesen Zweck reines Glyzerin verwendet. In einem Meßcylinder wird durch Ausfließen von Glyzerin eine Luftleere hergestellt und durch diese werden Rauchgase eingesaugt, welche alsdann mit der für einen bestimmten Bestandteil geeigneten Absorptionsflüssigkeit in Berührung gebracht werden. Es sind hierzu drei Cotscylinder aufgestellt, deren Inhalt, kleine Cotsstücke, beziehungsweise mit Natronlauge (für die Kohlensäure), mit einer Lösung von Pyrogallussäure in Natronlauge (für den Sauerstoff) und mit einer Lösung von Kupferchlorür in Salzsäure (für das Kohlenoxydgas) befeuchtet werden kann. Das zu prüfende Gas wird einfach dadurch, daß man das Glyzerin wieder in den Meßcylinder steigen läßt, mittels geeigneter Rohrleitung in den betreffenden Cotscylinder gedrückt. Ist das Gas eine Minute mit irgend einer der drei Flüssigkeiten in Berührung gewesen, so läßt man das Glyzerin wieder aus dem Meßcylinder ausfließen, das Gas steigt zurück, aber es füllt den Cylinder jetzt nur noch teilweise. Man liest hierauf die Füllung an einer Skala ab, wobei die Differenz gegen früher das Volumen des absorbierten Bestandteils bezeichnet. Auf diese Weise können die Volumprozente an Kohlensäure, Sauerstoff und Kohlenoxydgas in jedem Rauch leicht selbst von Laien festgestellt werden, weshalb dieser Apparat für praktische Versuche bei Dampfkesselfeuerungen ꝛc. oft angewendet wird.

Orschowa, s. Orsova.

Orseille. Verschiedene Flechten enthalten ein bei Behandlung mit ammoniakalischen Flüssigkeiten und unter dem Zutritte der atmosphärischen Luft sich schön rot färbendes Pigment. Dieses Pigment kommt unter verschiedenen Namen und Formen in den Handel. O. oder Orchil heißt der vorzugsweise aus Roccella tinctoria *DC.* und ihren Varietäten (R. Montagnei, phycopsis und fuciformis) in England und Frankreich bereitete und als ein feuchter, tief purpurroter Teig von ammoniakalischem

Gerüche in den Handel kommende Farbstoff, während das aus Lecanora tartarea und parella dargestellte Pigment, welches bald ein fester, dunkelvioletter, stark und angenehm riechender Teig, bald ein trockenes rotes Pulver ist, Perfio oder Cudbear genannt wird. Außer den genannten werden auch noch andere Flechten, wie die in ganz Europa vorkommende Parmelia sordida *Ach.*, die in Frankreich wachsende Variolaria orcina, die Orseille-Pockenflechte, das in Deutschland und Skandinavien vegetierende Isidium corallinum *Ach.* und andere, zur Darstellung dieser Farbstoffe benutzt. Der aus den Krustenflechten bereitete Farbstoff wird auch Erdorseille (Parelle d'Auvergne in Frankreich), derjenige aus Roccella Kräuterorseille genannt. Alle diese Farbstoffe, die man auch in Deutschland (Stuttgart, Leipzig) darstellt, gewinnt man in der Weise, daß man die gemahlenen Flechten mit einer ammoniakalischen Flüssigkeit, als welche früher gefaulter Harn, jetzt aber meist verdünntes Ammoniak verwandt wird, in irdenen Gefäßen in einem durch Dampf erwärmten Raume digeriert. In Alkalien löst sich der Farbstoff mit violetter Farbe auf und wird daraus mit Säuren als ein karminrotes Pulver gefällt. Dies wird von neuem in Ammoniak gelöst und dann das aus den Flechtensäuren entstandene Orcein (s. Orcin) durch Chlorcalcium oder Alaun als Farblack gefällt. Da die in den Handel kommenden Flechtenfarbstoffe mit Gips, Thon u. s. w. stark verunreinigt zu sein pflegen, so hat man neuerdings Methoden angewendet, um jene Pigmente in reinerm und konzentrierterm Zustande zu erhalten. Dergleichen Präparate sind der Orseille-Extrakt (liquid Archil), der französische Purpur (Orseilleviolett) und die echte Orseille (orseille solide). Alle diese Farbstoffe werden vorzüglich in der Seiden- und Wollstoffärberei benutzt und geben sehr schöne, aber wenig beständige Farben. Deshalb wendet man O., Perfio u. s. w. meist als Zusatz zu andern teuern Farbstoffen (z. B. Cochenille, Krapp) an. Seit dem Emporblühen der Industrie der Anilin- und Phenolfarben haben die roten und violetten Flechtenfarbstoffe nur noch eine untergeordnete Bedeutung.

Orsellsäure, s. Lecanorsäure.

Orsera, der ital. Name für Audermatt (s. d.).

Orsi (Achille d'), ital. Bildhauer, geb. 1845 in Neapel, wurde dort im königl. Institut ausgebildet und ging von da als Stipendist 1875 nach Rom. Nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, entwarf er für seine ursprüngliche Lehranstalt die Figur des Salvator Rosa. Die Parasiten, zwei charakteristische Figuren aus dem Volksleben des alten Rom, erregten auf der Ausstellung in Neapel 1877 großes Aufsehen, die Gipsgruppe erhielt den ersten Preis und wurde vom König gekauft. Wie in diesem entfaltete O. auch in den folgenden Werken die äußerste Detailburchbildung und Charakterisierung, welches Streben ihn auf die Technik des Erzgusses hinleitete. Arbeiten dieser Art sind Fischerknaben mit Seetieren, der Sämann, das Vöglein, der Nächste u. s. w. O. repräsentiert in der modernen Kunst Italiens jene Virtuosität der Mache, welche in der Nachbildung der Stoffe, der Zufälligkeiten und aller Details das Äußerste zu erreichen versucht.

Orsini, ein berühmtes röm. Fürstengeschlecht. Der Ursprung ist dunkel; wahrscheinlich sind die O. früh eingewandert. Ihr Zusammenhang mit dem Anhaltischen Hause beruht auf bloßer Tradition. Ihr erstes sicheres Auftreten in Rom erfolgte mit Papst Cölestin III., eigentlich Giacinto Bobo O., 1191—98; ihre Größe schreibt sich her von Papst Nikolaus III., eigentlich Gian Gaetano O., 1277—80, dessen Vater Matteo Rosso als Senator Roms zur Zeit Kaiser Friedrichs II. sich einen gelehrten Namen machte. Keine andere röm. Familie hat sich in so viele Linien geteilt wie die O., welche, außer im Kirchenstaate, in Neapel und Toscana ausgedehnte Besitzungen erlangten. Sie wurden Fürsten von Tarent und Salerno, Herzöge von Benosa, Grafen von Tagliacozzo, Alba, Nola (Neapel), von Pitigliano (Toscana), von Lecce, Pacentro, Oppido u. s. w. Ihr bedeutendstes Lehn im Kirchenstaate war Bracciano, dessen letzter, 1698 verstorbener Herzog Gemahl der berühmten «Princesse des Ursins», Marie Anne de la Tremouille, war. Von allen Orsinischen Linien besteht nur noch die der Herzöge von Gravina (Neapel), gegenwärtig repräsentiert durch Don Filippo O., assistierenden Fürst beim Heiligen Stuhl, 19. Herzog seiner Linie, deren zweiter Titel: Fürst von Sarsina ist. Dieser Linie entstammte Papst Benedikt XIII., welcher 1724—30 regierte. In Deutschland nehmen die Fürsten von Rosenberg O.schen Ursprung in Anspruch. Den O., welche in Rom fast durchgängig an der Spitze der guelfischen Partei standen, gehört eine Reihe namhafter Kriegsleute an, unter denen im 15. Jahrh. Paolo und Giulio, im 15./16. Nicola Graf von Pitigliano, Feldhauptmann der Venetianer, und Renzo da Ceri, der unglückliche Verteidiger Roms 1527 zu nennen sind. Der Orsinische Palast in Rom, auf den Trümmern des Marcellustheaters, gehörte einst den Savelli. Ihre oft genannte städtische Burg Monte-Giordano ist an die Gabrielli übergegangen.

Orsini (Felice, Graf von), Haupturheber eines Attentats auf Napoleon III., geb. 1819 in Meldola, einem Flecken in der ital. Provinz Forli, trat in Bologna als Studierender dem Geheimbunde zur Republikanisierung Italiens bei und wurde 1844 zu lebenslänglicher Galerenstrafe und Einkerkerung verurteilt, 1846 aber durch die von Pius IX. erlassene Amnestie befreit. Hierauf war er 1848/49 bei den Kämpfen in der Lombardei und in Venedig beteiligt, floh dann in die Schweiz und 1857 nach London. Hier reifte sein Plan, den Kaiser Napoleon III. zu beseitigen, weil er in demselben das Hindernis der Befreiung Italiens erblicken zu müssen glaubte. O. gewann dazu aus den in England sich aufhaltenden Flüchtlingen die Sprachlehrer Carlo di Rudio aus Belluno und Andrea Pieri aus Lucca, sowie den Diener Antonio Gomez aus Neapel. Am 12. Dez. 1857 langte O. in Paris an, wohin ihm ein Diener jehn birnenförmige Spreugeschosse nachführte. Diese Geschosse, sog. Orsinibomben, bestanden aus je zwei aneinander zu schraubenden Hälften, die innen einen Hohlraum für die Ladung mit Kugeln und Knallquecksilber hatten und deren Schwerpunkt am untern Teile lag, wo 25 durchbohrte Cylinder bei dem Niederfallen das Feuer der darauf gesetzten Zündhütchen nach dem Innern abgeben mußten. Das Attentat kam 14. Jan. abends 8 Uhr zur Ausführung; der Kaiser blieb indes unverletzt. Die Verschworenen wurden festgenommen und 25. Febr. begann die Verhandlung vor dem Assisenhof der Seine, infolge deren O., Pieri und Rudio

zum Tode, Gomez zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt wurden. Das Erkenntnis ward nur an O. und Pieri 13. März 1858 vollſtreckt.

Orſova oder Orſchowa iſt der Name zweier Orte an dem Eiſernen Thor (ſ. d.) oder der letzten Strompforte der Donau. Alt-Orſova oder walachiſch Ruſhava, ein Marktfleden im Kraſſó-Szörényer Komitat Ungarns, an der Mündung der Eſerna, 150 km ſüdöſtlich von Temesvár gelegen, Hauptſtation der Donauſchiffahrt und Station der Öſterreichiſch-Ungariſchen Staatsbahn, Sitz eines Hauptzollamts, hat eine Quarantäneanſtalt und zählt (1880) 1800 E., welche von Korduangerberei und dem Donauverkehr leben. Der Ort iſt für den Verkehr zwiſchen Deutſchland, Ungarn und den untern Donauländern von großer Wichtigkeit.

Neu-Orſova (türk. Ada Kaleh), alte, verfallene, ehemals türk. Feſtung, liegt Alt-Orſova gegenüber, mit 3000 türk. E. und einer kleinen öſterr.-ungar. Infanteriebeſatzung, beſitzt eine Moſchee, ein türk. Kaffeehaus und ſteht durch Fährboote mit dem linken Stromufer in Verbindung. Im J. 1716 wurde O. von den Öſterreichern erobert, denſelben 1718 beim Friedensſchluß abgetreten und durch neue Befeſtigungen verſtärkt; 1738 mußte die von den Türken vier Wochen lang belagerte Feſtung jedoch 15. Aug. kapitulieren und blieb fortan türkiſch. Auch 1867 blieb bei der Räumung der übrigen ſerb. Feſtungen mit der Zuſtimmung Öſterreichs in O. türk. Beſatzung, und erſt der Friede von San-Stefano beſtimmte, daß die Feſtung bis zum 3. Juni 1878 von den Türken zu räumen ſei, ohne indeſſen anzugeben, welchem Staate dieſelbe zufallen ſolle. Die Türken übergaben deshalb den Platz der öſterr.-ungar. Regierung am 25. Mai 1878, worauf derſelbe öſterr. Beſatzung erhielt.

Orſoy, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Düſſeldorf, Kreis Mörs, links am Rhein, 12 km im NNW. von Duisburg, hat (1880) 1862 E., eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, einen durch eine Mole gegen Verſandung geſchützten Flußhafen für die größten Rheinſchiffe, Seidenweberei auf Handſtühlen, Fabriken von Tabak, Cigarren und Stärke, Lachsfiſcherei und große Obſtbaum- und Weidenpflanzungen an den Rheinufern ſüdlich vom Orte. O., ſeit 1347 Stadt, ehemals zur Grafſchaft Mörs gehörig, war im 16. und 17. Jahrh. eine vielumſtrittene ſtarke Feſtung, welche von den Spaniern 1598 unter Mendoza und 1614 unter Spinola, 1672 von den Franzoſen genommen wurde, welche letztern die Feſtungswerke ſchleiften.

Örſted (Anders Sandöe), ausgezeichneter dän. Juriſt und Staatsmann, geb. 21. Dez. 1778 zu Rudkjöbing, wurde 1825 Generalprokureur und fungierte ſpäter als königl. Kommiſſar auf den Landtagen für die Inſeln und für das nördl. Jütland. In dieſer Stellung verblieb er auch, nachdem er 1842 zum Miniſter ernannt war. Nachdem er im März 1848 ſein Portefeuille niedergelegt, berief ihn von neuem 21. April 1853 der König zum Miniſter des Innern, des Kultus und des öffentlichen Unterrichts, ſowie zum Premierminiſter für das Königreich Dänemark. Unter Ö.s Miniſterium wurden teils die beſondern Verfaſſungen für Lauenburg, Schleswig und Holſtein, teils verſchiedene Geſetze ausgearbeitet, welche die Durchführung der dän. Geſamtſtaatsidee, die Ö. ſtets vertreten hatte, vorbereiten ſollten. Endlich kam die gemeinſchaftliche Verfaſſung durch Verordnung vom 26. Juli 1854 zu Stande, die jedoch, namentlich im dän. Reichstage, eine ſo heftige Oppoſition hervorrief, daß das ſog. geſamtſtaatliche Miniſterium Ö. 12. Dez. desſelben Jahres entlaſſen werden mußte. Ö. ſtarb 1. Mai 1860. Von ſeinen juriſt. Werken ſind die bedeutendſten: «Haandbog over den danſke og norſke Lovkyndighed» (6 Bde., Kopenh. 1822—35) und «Eunomia, eller Samling af Afhandlinger, henhörende til Moralphiloſophien, Staatsphiloſophien og den danſk-norſke Lovkyndighed» (4 Bde., Kopenh. 1815—22). Seine eigene Lebensgeſchichte hat Ö. in dem Werke «Af mit Livs og min Tids Hiſtorie» (4 Bde., Kopenh. 1851—57) veröffentlicht.

Örſted (Hans Chriſtian), einer der ausgezeichnetſten Naturforſcher der neuern Zeit, Bruder des vorigen, war 14. Aug. 1777 zu Rudkjöbing auf der Inſel Langeland geboren, wo ſein Vater Apotheker war. Nachdem er bei letzterm gelernt, beſuchte er die Univerſität zu Kopenhagen und wurde 1800 Adjunkt der mediz. Fakultät. Zugleich übernahm er die Verwaltung einer Apotheke und hielt Vorleſungen über Chemie und Naturmetaphyſik. In den folgenden Jahren bereiſte er Holland und den größten Teil von Deutſchland und hielt ſich ein Jahr in Paris auf. Nach ſeiner Rückkehr 1806 wurde er zum Profeſſor der Phyſik an der Univerſität zu Kopenhagen ernannt. In Berlin ſchrieb er ſeine «Anſichten der chem. Naturgeſetze» (Berl. 1812). Später ließ er das «Tentamen nomenclaturae chemicae omnibus linguis Scandinavico-Germanicis communis» (1814) erſcheinen. Im J. 1829 wurde er Direktor der Polytechniſchen Schule in Kopenhagen, 1840 zum Konferenzrat, 1850 zum Geh. Konferenzrat ernannt und ſtarb 9. März 1851.

Seinen Weltruf verdankt er ſeiner Entdeckung (1819) der Ablenkung der Magnetnadel durch den elektriſchen Strom, eine Entdeckung, welche zum Elektromagnetismus führte und die er in den «Experimenta circa effectum conflictus electrici in acum magneticam» (Kopenh. 1820) veröffentlichte. Zu ſeinen Werken gehören ferner: «Naturlärens mechaniſke Deel» (Kopenh. 1844; «Tillæg», 1847; deutſch, Braunſchw. 1851), «To Capitler af det Skjönnes Naturlære» (Kopenh. 1845; deutſch, Hamb. 1845) und vor allem «Aanden i Naturen» (Kopenh. 1850; deutſch, 4. Aufl. 1852). An letzteres Werk, in welchem er eine auf die faktiſchen Erkenntniſſe der realen Wiſſenſchaften gegründete Erörterung der wichtigen Fragen des geiſtigen Lebens verſucht, ſchließen ſich an: «Die Naturwiſſenſchaft in ihrem Verhältnis zur Dichtkunſt und Religion» (deutſch von Kannegießer, Lpz. 1850), «Die Naturwiſſenſchaft und die Geiſtesbildung» (deutſch von Kannegießer, Lpz. 1850), «Neue Beiträge zu dem Geiſt in der Natur» (deutſch von Kannegießer, 2 Bde., Lpz. 1851). Aus ſeinem Nachlaß wurden noch «Schriften über allgemeine menſchliche Verhältniſſe» (deutſch von Kannegießer, Lpz. 1851) und «Charaktere und Reden» (Lpz. 1851) herausgegeben. Ö.s Schriften wurden als «Samlede og efterladte Skrifter» in einer Prachtausgabe (9 Bde., Kopenh. 1850—51) vereinigt. Seine Biographie ſchrieben Hauch und Forchhammer (deutſch von Sebald, Spand. 1853). Am 25. Sept. 1876 wurde ein Bronzeſtandbild Ö.s in Kopenhagen enthüllt.

Ort heißt in ältern deutſchen Mundarten der vierte Teil, welche Bezeichnung in der Münzkunde auf die Viertel mehrerer Münzen überging. Unter O. ſchlechthin verſteht man den vierten Teil des alten

deutschen Reichsthalers, Ortsthaler, Reichsort, d. h. alte Sechsgroschenstücke, unter halben O., auch Ortchen, die Dreigroschenstücke, welche beide im 17. Jahrh. in Sachsen, Brandenburg, Braunschweig, Hessen u. s. w. kurierten.

Ort (das) beim Bergbau bedeutet meist das Ende einer Strecke (Horizontes, Galerie), d. h. den Punkt, an welchem zur weitern Erlängung derselben gearbeitet wird. Beim Erzbergbau kennzeichnet oft die Benennung O. einen Betrieb zugleich als Versuchsbau im Gegensatz zu Abbau. Hauptstreckenörter werden in gewissen größern Tiefenabständen untereinander zur Untersuchung der Lagerstätte getrieben, dazwischen Feldörter mit geringern Dimensionen. Beim Kohlenbergbau findet man Grundstreckenörter und Streichörter im Streichen, Fall- und Steigörter im Fallen und Ansteigen des Flözes zur Anl- und Vorrichtung desselben, Abbauörter zur Gewinnung der Kohle; Gesteinsörter stehen im Nebengestein. Vor O. arbeitet der Orthäner im Ortsgedinge, seine Leistung ist die Ortslänge, Ortsauffahrung; der Ortsquerschnitt ergibt sich aus der Ortshöhe und Ortsweite; ortsmächtig ist eine Lagerstätte, wenn sie gerade den Ortsquerschnitt einnimmt. Einem O. entgegen wird das Gegenort getrieben; der Verlängerung eines Stollens erfolgt durch Stollenörter und zwar ein Hauptort und Flügelörter. Ein Schlägelort wird mit Schlägel und Eisen bearbeitet, ein Keilhauort mit der Hacke, ein Schießort wird mit Bohrarbeit, ein Feuerort mit Feuersetzen, ein Maschinenort mit Bohrmaschinen betrieben. — Die Spitze der Keilhaue und des Bergeisens wird auch O., meist aber Ortchen oder Ortel genannt.

Orta (Novarese), Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Novara, auf einem in den See von Orta östlich hineinragenden Vorgebirge, 372 m über dem Meere, hat (1881) 853 (Gemeinde 1091) E., eine schöne Villa des Marchese Natta und enge, mit Marmorplatten gepflasterte Straßen. Über dem Orte steigt der bewaldete Monte-Sacro auf, mit einer 1590 erbauten Wallfahrtskirche, einem Aussichtsturm und 22 zu Ehren des heil. Franciscus im 16. Jahrh. aufgeführten Kapellen; jede der letztern stellt in lebensgroßen, bemalten Thonfiguren eine Begebenheit aus dem Leben dieses Heiligen dar. Der See von Orta, jetzt offiziell Lago Cusio (nach dem lat. lacus Cusius), einer der schönsten Punkte Piemonts, ist 12 km lang, 2 km breit und wird von einem Dampfboot befahren. Mitten im See, westlich von O., erhebt sich die Felseninsel San-Giulio mit 52 E., einer 379 vom heil. Julius gegründeten Kirche und einem alten Turm, dem Überbleibsel einer Burg, in welche sich 962 Berengar mit seiner Gemahlin und seinen Schätzen flüchtete und hier zwei Monate hindurch von Kaiser Otto I. belagert wurde.

Ortel (Philipp Friedr. Wilh.), geschätzter deutscher Volksschriftsteller, bekannt unter dem Pseudonym W. O. von Horn, geb. 15. Aug. 1798 in dem Dorfe Horn bei Simmern auf dem Hunsrück, studierte in Heidelberg Theologie und wurde 1820 Pfarrverweser, 1822 Pfarrer zu Mannebach. Hier veröffentlichte er unter dem Namen Fr. Wilh. Lips drei Bändchen romantische Erzählungen. Im Febr. 1835 wurde O. Superintendent in Sobernheim, legte 1863 sein Amt nieder und starb in Wiesbaden 14. Okt. 1867. Seinen Ruf als Volksschriftsteller begründete er mit dem trefflichen Volksbuche «Die Spinnstube», das seit 1846 alljährlich erschien und große Verbreitung fand. Außerdem veröffentlichte er eine lange Reihe von Volks- und Jugendschriften, darunter: «Friedel», «Des Alten Schmidjakobs Erzählungen», «Rhein. Dorfgeschichten», «Silberblicke», «Hand in Hand», «Meister Konrads Jungen-, Gesellen- und Wanderjahre», «Frau Kerndörfer», «Auch ein Menschenleben» u. s. w.; auch gab O. 1858—65 ein Volksblatt: «Die Maje», heraus. Eine Auzahl seiner Schriften hat er selbst in «Gesammelte Erzählungen» (13 Bde., Wiesb. 1850—59; neue Volksausg. 1860—62) zusammengestellt. Seine Erzählungen bewegen sich zum großen Teil im Rhein-, Ahr- und Moselland, dessen Geschichte er auch in dem Werke «Der Rhein. Geschichte und Sagen seiner Burgen ꝛc.» (2. Aufl., Wiesb. 1874) behandelte.

Ortelsburg, Kreisstadt im ostpreuß. Regierungsbezirk Königsberg, Station der Linie Allenstein-O. der Preußischen Staatsbahnen, am Südrande des Ostpreuß. Landrückens 147 m über dem Meere gelegen, zählt (1880) 2146 meist evang. E., von denen 700 Masuren sind, ist Sitz eines Amtsgerichts und hat mehrere Spiritusbrennereien, Brauereien und Ziegeleien. Unmittelbar dabei liegt das Dorf Beutnerdorf mit 2105 E. Die hier 1266 erbaute Ordensburg wurde 1410 von den Polen zerstört. O., seit 1616 Stadt, war im November und Dezember 1806 Aufenthaltsort der königl. Familie auf der Flucht. — Der Kreis Ortelsburg, zählt auf 1708 qkm (1880) 67111 meist evang. E. (darunter 56000 Masuren).

Ortenau, Landschaft im Großherzogtum Baden, westlich vom Rhein, östlich vom Schwarzwald, südlich vom Breisgau und nördlich von der Dos begrenzt, erscheint bereits zur Merovingerzeit als Mortenaugia (Mortenau), gehörte bis zum Untergang der Hohenstaufen zum Herzogtum Schwaben und war Ende des 18. Jahrh. unter die Markgrafschaft Baden, das Bistum Straßburg, Österreich, das Reich, Hanau-Lichtenberg, die Grafschaft Hohengeroldseck u. s. w. verteilt.

Ortenberg, Dorf im bad. Kreise und Amte Offenburg, 4 km südöstlich von Offenburg, rechts an der Kinzig, an der Mündung des Kinzigthals in die Oberrheinische Tiefebene, 159 m über dem Meere, Station der Linie Offenburg-Singen der Badischen Staatsbahnen, hat (1880) 1100 kath. E. und Weinbau (guter Rotwein). Über dem Orte erhebt sich auf einem mit Reben bepflanzten Hügel Schloß Ortenberg, im 12. Jahrh. bereits genannt, ehemals Sitz kaiserl. Landvögte in der Ortenau, 1668 vom franz. Marschall Créqui gesprengt, 1834—40 nach Plänen Eisenlohrs wiederhergestellt.

Ortenberg, Stadt in der hess. Provinz Oberhessen, Kreis Büdingen, an der Nidder und am Südwestrande des Vogelsberges, hat (1880) 910 meist evang. E., ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, ein Schloß der Grafen von Stolberg-Roßla, Steinbauerei, Gerberei und Weberei.

Ortenburg, Flecken im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, Bezirksamt Vilshofen, 16 km im WSW. von Passau, 338 m über dem Meere, hat (1880) 1116 meist evang. E., Baumwollweberei und eine Burgruine. O., bereits in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. genannt, vom 13. bis 17. Jahrh. Hauptort einer Grafschaft, dann zum Bistum Passau gehörig, kam 1805 an Bayern.

Ortenburg, Schloß in Bautzen (s. d.).

Örtersäge (frz. scie à débiter, engl. great span-saw), eine Holzsäge mit 78—85 cm langem, wenig über 5 cm breitem, höchstens 7 mm dickem Sägeblatt in einem hölzernen Spannrahmen.

Orth, Schloß im Traunsee, s. u. Gmunden.

Orthagoras, der erste griech. Tyrann, stürzte 665 v. Chr. in Sikyon die Herrschaft des dor. Adels und gründete eine starke Dynastie, die sich hundert Jahre behauptete.

Orthez, Stadt und Arrondissementshauptort im franz. Depart. Nieder-Pyrenäen, auf einem Hügel rechts am Gave de Pau, Station der Linie Toulouse-Bayonne der Südbahn, zählt (1881) 4585 (Gemeinde 6556) E., von denen ein Viertel protestantisch ist, hat ansehnliche Industrie, namentlich bedeutende Gerberei, und führt den besten und meisten hier geräucherten «Bayonner» Schinken aus. Mit der links am Gave de Pau gelegenen Vorstadt Départ ist der Ort durch zwei Brücken verbunden, auf der einen derselben steht ein wohlerhaltener Verteidigungsturm. O. war seit dem 13. Jahrh. bis 1460 Residenz der Vicomtes von Béarn, von deren 1240 durch Gaston de Foix erbautem Schlosse nur noch der fünfeckige Turm Moncade steht. Die Verlegung des Herrschersitzes nach Pau (1460), namentlich aber die Aufhebung des Edikts von Nantes schädigten die Stadt, in welcher seit 1561 eine calvinistische Hochschule bestanden hatte, an welcher auch Theodor Beza Lehrer gewesen war. Am 27. Febr. 1814 fand hier eine Schlacht zwischen Wellington und Soult statt, in welcher zwar letzterer zurückgedrängt wurde, die brit.-span. Armee indessen große Verluste erlitt.

Orthit, ein in tafelförmigen oder langgestreckt stengeligen monoklinen Individuen krystallisiertes Mineral, isomorph mit Epidot, von pechschwarzer, rabenschwarzer und dunkelgrauer Farbe, der Härte 5,5—6 und dem spezifischen Gewicht 3,2—3,8, welches namentlich in alten Graniten und Syeniten eingewachsen vorkommt, im Plauenschen Grunde bei Dresden, bei Brotterode und Schmiedefeld im Thüringerwalde, vielerorts in Norwegen und Schweden (vgl. Cerin), dem Ural, Grönland. Der O. ist ein Silicat von Thonerde, den beiden Oxyden des Eisens, den Sesquioxyden von Cer, Lanthan und Yttrium, nach der allgemeinen Formel $H_2R_4(R_2)_3Si_6O_{26}$ zusammengesetzt, worin R=Fe und $Ca(R_2)=Al_2, Ce_2, La_2, Y_2$. Eigentümlicherweise verhält sich ein Teil der O. optisch völlig einfach brechend, wie ein amorpher Körper. Beim Erhitzen zeigen manche Varietäten eine dem Verglimmen ähnliche Feuererscheinung. [s. u. Hygiene.

Orthobiotik (grch.), die Kunst, richtig zu leben,

Orthoceratiten heißt eine Gruppe fossiler Kopffüßler, deren Schale eine langgestreckte, stabförmige gekammerte Röhre darstellt. Sie sind im Silur zahlreich (etwa 850 Arten), vermindern sich aber in den nächsten jüngern Schichten sehr rasch an Zahl und sterben im alpinen Muschelkalk aus.

Orthodoxie (grch.) oder **Rechtgläubigkeit** heißt, im Gegensatz zur Heterodoxie (s. d.) und zur Häresie oder Ketzerei das strenge Festhalten an dem überlieferten kirchlichen Lehrbegriff. Dieselbe beruht immer auf der Voraussetzung einer unfehlbaren äußern Lehrautorität, mag man diese letztere nun in der Lehre einer bestimmten Kirche oder in dem Bibelbuchstaben finden. Die griech. Kirche nennt sich orthodox im Gegensatz zu den andern christl. Kirchen, weil sie den Anspruch erhebt, die echte Tradition der Urkirche unversehrt bewahrt zu haben. In der prot. Kirche heißen Orthodoxe die, welche den Lehrbegriff der Bekenntnisschriften der Reformation gegenüber der Kritik des modernen Denkens als unfehlbare göttliche Wahrheit festhalten.

Orthoëpie (grch.) heißt die Lehre von der richtigen Aussprache der Worte, und bildet in ältern Grammatiken einen besondern Teil der Darstellung, der in der modernen Grammatik in die Lautlehre (Phonologie) fällt.

Orthogon (grch.), Rechteck; **orthogonal**, rechteckig, rechtwinkelig.

Orthographie (grch.), s. Rechtschreibung.

Orthographisch (grch.) heißt beim Projektionszeichnen diejenige Projektion (s. d.), deren Projektionsstrahlen rechtwinkelig auf der Zeichenebene stehen (orthographischer Riß, orthographische Projektion).

Orthoklas, s. u. Feldspat. [säure.

Ortho-Oxybenzoësäure, soviel wie Salicyl-

Orthopädie (grch.), derjenige Teil der Medizin, welcher sich mit den Verunstaltungen und Verkrümmungen des menschlichen Körpers und mit deren Behandlung beschäftigt. Die Verkrümmungen (curvaturae) haben ihren Sitz im Bewegungs-, insbesondere im Knochensystem und können doppelter Art sein: entweder stehen zwei oder mehrere Knochen in einer abnormen Gelenkverbindung, oder ein einzelner Knochen hat eine von der Regelmäßigkeit abweichende Form erhalten. Oft findet man jedoch auch beide Arten vereinigt. Die erste Klasse umfaßt die bleibenden Abweichungen der Gelenke, welche teils durch unmittelbare Gelenkkrankheiten, insbesondere akute und chronische Gelenkentzündungen, Rheumatismus und Gicht, teils mittelbar durch abnorme Zusammenziehung der die Knochen verbindenden Muskeln oder Bänder entstehen können. Sie finden sich am häufigsten an der Wirbelsäule, besonders als winkelige Knickung (Kyphose) und Seitwärtskrümmung (Skoliose oder hohe Schulter, s. unter Wirbelsäule), außerdem an den Hand- und Fußgelenken, besonders oft als Klumpfuß (s. d.). In der zweiten Klasse der Verkrümmungen sind diejenigen Formveränderungen der Knochen selbst enthalten, bei denen nicht, wie bei Brüchen, Knochenfraß u. s. w., eine Trennung ihres organischen Zusammenhangs stattfindet, sondern infolge von entzündlichen und erweichenden Prozessen (Rhachitis, Osteomalacie, Knochenschwund) ihre natürliche Fähigkeit und Starrheit verloren geht und unter dem Einflusse des Muskelzugs und der Körperbelastung mannigfache Biegungen, Verkrümmungen und Knickungen eintreten. Die Knochen sind diesen um so mehr ausgesetzt, je länger und dünner sie sind, am meisten also die langen Röhrenknochen der Extremitäten. Die Verkrümmungen sind entweder angeborene oder erworbene. Die Ursachen der letztern sind sehr verschieden. Besonders oft sind örtliche Krankheitsprozesse der betreffenden Knochen oder Gelenke schuld, z. B. Entzündung, Vereiterung, Verwachsungen. Von allgemeinern Ursachen sind am häufigsten, besonders bei Wirbelsäulenverkrümmungen, allgemeine Muskelschwäche, fehlerhafte Innervation der Muskeln, falsche Körperhaltung (wodurch gewisse Muskeln schwach und unausgebildet bleiben), zu früher und zu anhaltender Gebrauch (zu langes Sitzen kleiner Kinder), ferner auch Knochenerweichung. (S. Englische Krankheit und Knochen.)

Bei den orthopädischen Behandlungen ist gewöhnlich das nächste Ziel, eine allgemeine Verbesserung der Gesundheit zu bewirken, weil ohne diese eine dauernde Besserung des örtlichen Übels nicht hervorgebracht werden kann; dies geschieht durch eine zweckmäßige Diät, passende Nahrung, Aufenthalt in gesunden Gegenden, Bewegung in freier Luft und eine im Verhältnis zu den Körperkräften stehende Beschäftigung. Besonders groß ist der Nutzen der Gymnastik, namentlich der aktiven (des Turnens), besonders der Freiübungen, während die sog. Schwedische Gymnastik (s. Ling) im allgemeinen von den Orthopäden weniger geschätzt wird. Neben diesen Mitteln finden auch eigentlich medizinische, wie Bäder, Einreibungen, Pflaster u. s. w. Anwendung. Mechanisch wirken Manipulationen, Massage (s. d.), Bandagen, Apparate und Maschinen der mannigfaltigsten Art, welche ein allmähliches Zurückführen der Abweichungen zur Regelmäßigkeit durch Zug, Druck oder Stützung bezwecken. Unter den operativen Mitteln sind die wichtigsten die Sehnendurchschneidung (s. Tenotomie), die gewaltsame Streckung in der Chloroformnarkose, die Ausschneidung von Narben und die Resektion der erkrankten Gelenkenden. Der gesamte Apparat von Heilmitteln und die dazu nötigen Gehilfen, Lokalitäten, Bade- und andern Vorrichtungen sind so vielfältig, auch die Kur so langwierig und einer so stetigen Aufsicht des Arztes bedürftig, daß eine glückliche Heilung solcher Gebrechen fast nur in chirurgischen Kliniken und in größern Orthopädischen Instituten ausführbar ist, deren es in und außer Deutschland jetzt viele gibt (z. B. Behrend, Eulenburg und Löwenstein in Berlin, Schildbach in Leipzig, Fürstenberg und von Weil in Unterdöbling bei Wien, Ebner und Großmann, Steudel und Gärtner in Stuttgart, Knorr in München u. s. w.). Neben ihnen machten sich neuerdings die (schwedisch) Heilgymnastischen Institute (besonders von Neumann in Berlin) um die Heilung orthopädischer Gebrechen verdient. Die Geschichte der wissenschaftlichen O. beginnt erst in der Mitte des 18. Jahrh. mit dem Franzosen Andry, der in seinem Werke «L'orthopédie» (2 Bde., Par. 1741) die erste zusammenfassende Darstellung der O. gab. Nachher waren es Sheldrake, Jörg, Delpech, Dupuytren, Scarpa, Dieffenbach, Guérin, Stromeyer, Schrebel, Schildbach u. a., welche wesentlichen Einfluß auf den Entwickelungsgang der O. ausübten.

Litteratur. Hüter, «Klinik der Gelenkkrankheiten mit Einschluß der O.» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1877); Schildbach, «Die Skoliose. Anleitung zur Beurteilung und Behandlung der Rückgratsverkrümmungen» (Lpz. 1872); Busch, «Allgemeine Orthopädie, Gymnastik und Massage» (Lpz. 1882).

Orthopnöe (grch.), höchster Grad der Atemnot, besonders bei Asthma.

Orthopteren oder Geradflügler (Orthoptera) heißen gegenwärtig alle Insekten mit unvollkommener Verwandlung und beißenden Mundteilen. Eine andere allgemeine Charakteristik läßt sich kaum geben, da sämtliche Körperorgane nach Form, Gestalt und Anordnung vielfach wechseln. Der Mangel einer ruhenden Puppe ist der einzige durchgreifende Charakter in der Metamorphose, der sie von den übrigen Insekten mit beißenden Mundteilen unterscheidet. Man rechnet dazu die eigentlichen O. (Orthoptera genuina), die früher von Linné allein so genannt wurden, wozu die Schaben (z. B. die gemeine Küchenschabe, Blatta orientalis, s. Tafel: Insekten IV, Fig. 32), Heuschrecken (z. B. die Gottesanbeterin, Mantis religiosa, Taf. IV, Fig. 33, Acridium sibiricum, Taf. IV, Fig. 34, die gemeine Werre und die Wanderheuschrecke, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 23 und 22), Ohrwürmer (z. B. Forficula auricularia, Tafel: Insekten IV, Fig. 31) gehören, und die von ihm zu den Netzflüglern (Neuroptera) gerechneten Eintagsfliegen, Uferfliegen (z. B. Perla maxima, Taf. IV, Fig. 28), die Blasenfüße (z. B. Thrips cerealium, Taf. IV, Fig. 30), die Holzläuse (z. B. Psocus longicornis, Taf. IV, Fig. 29), die Borstenschwänze (z. B. das Silberfischchen, Lepisma saccharia, Taf. IV, Fig. 35), Libellen und Termiten.

Orthostichen (grch. «Geradzeilen», von Hochblättern), s. unter Blattstellung.

Ortler, der höchste Gipfel des österr. Alpengebiets, erhebt sich im nördlichsten Teil der nach ihm benannten Gebirgsgruppe zwischen den tirolischen Thälern Sulden und Trafoi unweit der Grenze der ital. Provinz Sondrio, in Gestalt einer steilen, dreiseitigen, von einem gewölbten Schneeplateau gekrönten Dolomitpyramide zu 3905 m über dem Meere. Nach N. senkt sich von derselben der Obere Ortler-Ferner, nach O. hängen der Marlt-Ferner und der End-der-Welt-Ferner herunter, im SO. breitet sich der Sulden-Ferner aus, der durch das Hochjoch (3604 m) mit der am Südfuß gelagerten Vedretta del Zebru verbunden ist, und von dieser führt der Ortlerpaß (3346 m) zum Untern Ortler-Ferner hinüber, der den Westfuß umsäumt. Die oberste Spitze, die am Ostrande des Plateau als schlanke Firnkuppe dem schneidigen Gipfelgrat entsteigt, bietet eine unermeßliche Fernsicht. Die erste Besteigung wurde 1804 von dem passeyer Jäger Josele mit den Zillerthalern Klausner und Leitner vom Trafoierthal aus ausgeführt. Jetzt wird die Besteigung, zu deren Erleichterung die Payerhütte (3000 m) am Tabarettakamm und die Schaubachhütte (2875 m) auf der Ebenwand dienen, meist vom Suldenthal aus gemacht.

Ortleralpen heißt nach seinem Hauptgipfel, dem 3905 m hohen Ortler (s. d.), das Hochgebirge, welches sich, nördlich vom Vintschgau, dem Stilfserjoch und dem obern Thal der Adda, südlich vom Thal der Noce, dem Tonalepaß und dem obern Val Camonica begrenzt, in der südl. Reihe der Mittelalpen vom mittlern Querthal der Etsch westlich bis zum Apricapaß erstreckt und die Wasserscheide zwischen der Etsch, der Adda und dem Oglio bildet. (S. Alpen 14.) Vgl. Payer, «Die O.» (Ergänzungshefte Nr. 18, 23, 27, 31 zu Petermanns «Geogr. Mitteilungen», Gotha 1866—72); Meurer, «Illustrierter Spezialführer durch die O.» (Wien 1884).

Ortnit, Held einer deutschen Dichtung, die ihren histor. Beziehungen nach in ihrer Grundlage der Zeit von 1225 bis 1226 angehört, aber nur in jüngern Bearbeitungen erhalten ist. O., der Sohn des Zwergkönigs Alberich, will die Tochter des Heidenkönigs von Montabaur, der jedem Bewerber um ihre Hand das Haupt abschlägt, erringen. Es gelingt ihm sie zu entführen; sie erhält in der Taufe den Namen Sydrat. Ihr Vater sendet den Jäger Belle mit zwei jungen Drachen in O.s Land, das sie verwüsten: O. zieht gegen sie aus und verliert dabei das Leben. Als Fortsetzung schließt in den

meisten Texten sich der Wolfdietrich (s. d.) an, indem Wolfdietrich den Tod O.s rächt und seine Witwe gewinnt. Ausgaben von Mone (Berl. 1821), von Ettmüller (Zür. 1838), von der Hagen im «Heldenbuch» (Bd. 1, Berl. 1855), von Amelung im «Deutschen Heldenbuch» (Bd. 3, Berl. 1871). Vgl. noch Müllenhoff, «Das Alter des O.» (in Haupts Zeitschrift, Bd. 13, und über die Sage im 12. Band).

Ortolan ist der Name einer zur Gattung Ammer (s. d.) gehörenden Vogelart, welche im System den Namen Gartenammer oder Fettammer (Emberiza hortulana) führt und Südeuropa, Nordafrika und das mittlere und südl. Asien zahlreich bewohnt. Auch in einigen Gegenden Deutschlands, wie in der Lausitz und in Schlesien, kommt dieser Vogel in etwas größerer Zahl vor; sonst ist er bei uns selten. Das Männchen ist unterseits rostrot, an Kopf und Hals hellgrau, an der Kehle gelblich und am Bürzel braungrau. Der O. gilt seit den ältesten Zeiten als feiner Leckerbissen und wird auf besondern Vogelherden gefangen. In Südeuropa wird er in eigentümlichen Behältern gemästet, wo er ungemein fett wird, und aus Südfrankreich und Griechenland fast nach Art der Seefische mariniert oder in Fett eingegossen verschickt.

Ortona (a Mare), Stadt in der ital. Provinz Chieti, Bezirk Lanciano, am Adriatischen Meer, Station der Linie Bologna-Otranto der Südbahn, ist Bischofsitz, zählt (1881) 7023 (Gemeinde 12264) E., hat einen Hafen, Weinbau und Handel. — O. mittelalt. Hortona) gehörte im Altertum zum Gebiet der Frentaner, seit der Longobardenherrschaft zum Herzogtum Benevent und seit der Normannenzeit zur Provinz Apruzium (später Abruzzo citeriore) des Königreichs Neapel. Im J. 1566 wurde die Stadt von den Türken verwüstet und 1700 durch ein Erdbeben zerstört.

Ortrand, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Liebenwerda, an der Pulsnitz, unmittelbar an der sächs. Grenze, Station der Linie Großenhain-Kottbus der Preußischen Staatsbahnen, hat (1880) 1412 evang. E., Tuch- und Wollweberei und eine Knochenmehl- und Leimfabrik.

Ortsarmenverband, s. unter Armengesetzgebung und Armenverbände.)

Ortsbestimmung eines Schiffs heißt die Festlegung seiner geogr. Breite und Länge zu einem bestimmten Zeitpunkt behufs weiterer Bestimmung seines Wegs oder Kurses zu dem gewünschten Hafen. Die O. geschieht entweder durch Beobachtung und Messung von Gestirnshöhen und deren Abständen voneinander (Monddistanzen), oder bei deren Fehlen durch trigonometrische Berechnung der Länge und Breite aus dem seit der letzten O. zurückgelegten Distanz und dem gesteuerten Kurse oder in der Nähe des Landes durch Festlegung der Richtungslinien von geographisch bestimmten und auf den Seekarten bezeichneten Gegenständen, Türmen, Barken, Landspitzen u. s. w. unter Zuhilfenahme von Lotungen, welche die Wassertiefe und die Beschaffenheit des Meeresbodens angeben, die ebenfalls auf den Karten verzeichnet sind. Die O. durch Beobachtung am Himmel wird das astronomische Besteck genannt und ist bei geübten Beobachtern das zuverlässigste. Die O. aus Distanz und Kurs heißt Koppelkurs. Er ist nicht so sicher, weil es ebenso unmöglich ist, die genaue Fahrt des Schiffs zu messen, wie stets Kurs in gerader Linie zu steuern und weil etwaige Strömungen unbekannt sind. Die O. durch Richtungsbestimmungen von irdischen Gegenständen heißt Peilung. Sie ist um so sicherer, je mehr sich die Peilungslinien von zwei Objekten dem rechten Winkel nähern. Auf offener See wird das Besteck gewöhnlich mittags 12 Uhr mit dem Beginn des neuen astron. Tags gemacht.

Ortsbürger, s. unter Bürger.

Ortscheit oder Zugscheit (frz. palonnier, engl. swing-tree), an manchen Fuhrwerken der kurze, bewegliche Schwengel, an welchem die Zugseile befestigt werden.

Ortskrankenkassen heißen die auf Beitrittszwang der örtlich und womöglich auch beruflich zusammengehörigen Arbeiter beruhenden organisierten Krankenkassen, welche das Krankenversicherungsgesetz (s. d.) vom 15. Juni 1883 vorschreibt und regelt. Die O. entsprechen im wesentlichen den frühern durch Ortsstatut begründeten Gesellenkassen und bilden nach dem Gesetz die normale Zwangskasse für die Arbeitnehmer des Handwerks und der Industrie. Aus den Bestimmungen, welche das Gesetz in Abschnitt C, §§. 16—48 über die O. enthält und welche großenteils auch für die andern organisierten Zwangskassen maßgebend sind, seien hervorgehoben: Die O. werden von den Gemeinden, jedoch unter Mitwirkung der Versicherungspflichtigen und ihrer Arbeitgeber errichtet, welche beide auch den Vorstand wählen und die Generalversammlung bilden. Nicht zum Beitritt verpflichtet und am Jahresschluß zum Austritt berechtigt sind unter andern die Mitglieder der eingeschriebenen und landesrechtlich begründeten Hilfskassen und der Fabrik(Betriebs-)kassen (s. d.). Sowohl die zulässigen Beiträge, als die Mindestleistungen sind bei den O. höher, als bei der Gemeinde-Krankenversicherung. Die Beiträge, zu zwei Dritteln von den Arbeitern, zu einem Drittel von den Arbeitgebern zu erheben, sollen in der Regel 3 Proz. des durchschnittlichen Tagelohns nicht übersteigen. Als Mindestleistung haben die O. außer freier ärztlicher Behandlung, Arznei und andern Heilmitteln die Hälfte des durchschnittlichen Tagelohns, ferner eine gleiche Unterstützung an Wöchnerinnen und ein Sterbegeld; diese Leistungen können fakultativ noch bedeutend erhöht und auf die Familienglieder ausgedehnt werden. Für mehrere Gemeinden und für Kommunalverbände können gemeinsame O. errichtet werden. Außerdem enthält das Gesetz eine Reihe von gemeinsamen Bestimmungen für die O. und die Gemeinde-Krankenversicherung (s. d.).

Ortsname ist die übliche Bezeichnung der geogr. Eigennamen, nicht nur derjenigen der Wohnorte, sondern auch der Länder und Meere, Berge und Thäler, Flüsse und Seen, Inseln und Vorgebirge u. s. w. Die vollständige Erklärung der Ortsnamen ist eine doppelte: a) sprachlich, auf den Ausdruck der Benennung gerichtet; b) sachlich, dem Motiv derselben zugewandt. Die sprachliche Erklärung läßt zwei genau unterschiedene Naugstufen erkennen: sie ist bloß Übersetzung bei Namen, welche im eigenen Sprachgebiet verständlich geblieben sind, z. B. mailänisch Gunung Api = Feuerberg, oder sie ist Namenforschung, bei Namen, deren heutige Form dem eigenen Sprachherd unverständlich geworden sind, z. B. Dällikon, urkundlich (870) Tellinghovon, 1130 Tellinchoven, bei den Höfen des Telling, d. i. eines Nachkommen Tellos oder Tells. Die Namenforschung sucht also von der heutigen Namenform zu der ursprünglichen hinaufzudringen, um aus dieser

die Bedeutung des Namens zu erkennen; sie ist insofern eine weientlich linguistische Aufgabe und hat sich ihre besondere Methode ausgebildet. Die bezügliche Litteratur ist bereits zu erheblichem Umfang angewachsen. J. J. Eglis «Geschichte der geogr. Namenkunde» (Lpz. 1866) führt etwa 2500 Namenschriften aller Zeiten und Kultursprachen auf; davon entfallen ungefähr 2000 auf das Zeitalter der methodischen Arbeiten (1841—85). Ein allgemeines Nachschlagewerk, welches die wichtigsten der bis heute gescherten Namenerklärungen in lexikographischer Anordnung enthielte, fehlt noch. Das Hauptwerk ist hier Eglis «Nomina Geographica» (Lpz. 1872), in der er, von zahlreichen Etymologien ausgehend, die ersten Grundzüge einer geogr. Onomatologie zu legen sucht. Das «Geogr. Jahrbuch» (Gotha) bringt seit 1883 regelmäßige Referate über die Fortschritte in der geogr. Namenkunde (grch. Toponomastik).

Ortwin ist der Name mehrerer deutscher Helden. Im Nibelungenlied ist O. von Metz ein Schwestersohn Hagens von Tronege und Truchseß am burgund. Hofe; er nimmt an den Kämpfen im Hunnenlande keinen Anteil, da er von Günther in Worms zurückgelassen wird. — Ein anderer O. (D. von Ortland) ist der Bruder Kudruns, Sohn König Hetels von Hegelingen; er hilft die Schwester aus ihrer Gefangenschaft in Ormanie (Normandie) befreien. Ein dritter O. ist ein Sohn Ehels und der Helke. Er und sein Bruder Scharfe sind Dietrich von Bern anvertraut, beide werden, als Dietrich gegen Ermenrich auszieht, in Bern (Verona) unter Obhut von Meister Ilsan zurückgelassen. Bei einem ihnen gestatteten Spazierritt außerhalb der Stadt verirren sich die jungen Helden auf die Heide bei Raben (Ravenna) und verlieren im Kampf gegen Wittich das Leben. So erzählt die Dichtung von der Rabenschlacht.

Oruba, westind. Insel, soviel wie Aruba.

Oruro, vollständig San-Felipe de Asturia de Oruro, Hauptstadt des Depart. Oruro in der südamerik. Republik Bolivia, in 3742 m Seehöhe, 12 km östlich vom Desaguadero, am Fuß des 343 m höhern Cerro de O. gelegen, auf den andern Seiten aber von großen Ebenen mit salzigen Efflorescenzen umgeben, wurde 1590 infolge der dort entdeckten reichen Goldminen gegründet und war einige Zeit eine reiche Stadt von 70000 E., während sie jetzt infolge des gesunkenen Bergbaues auf Silber und Zinn, sowie der Revolutionen verfallen ist und nur 7980 E. zählt. Aus der frühern Zeit besitzt sie noch sieben Kirchen, fünf Klöster und einige gute Privatgebäude.

Das Departement Oruro, zwischen dem peruan. Depart. Tacna und dem chilen. Gebiet Tarapaca im W., den Depart. La-Paz im N., Cochabamba im O., Potosi im O. und S. gelegen, zählt auf 55940 qkm (1865) 111813 E. Es umfaßt einen großen Teil der alpinen Hochebene, den Ostabfall der Küsten- und einen Teil der Binnencordillera und hat durchweg kühles, selbst kaltes Klima. Während größere Strecken des Landes Wassermangel leiden, sind andere mit Sümpfen und Seen bedeckt, unter welchen die 2786 qkm große Laguna de Aullagas oder Pampa-Aullagas, der Mündungssee des Desaguadero, der größte ist. Das Wasser dieses Sees hat zum Teil einen großen Gehalt von Kochsalz. Auch der Boden des Departements zeigt mehrfach Salzbeimischungen und ist im ganzen wenig fruchtbar. Dagegen ist derselbe reich an nutzbaren Mineralien, namentlich an Silbererzen, an denen der Minendistrikt von Oruro nach dem von Potosi der ergiebigste in Bolivia ist. Außerdem finden sich Kupfer, Zinn, Eisen, Blei, Antimon und Gold. Haupterwerbszweige sind Feldbau und Viehzucht.

Orval, Benediktinerabtei bei Chiny (s. d.).

Orvieto, ehemals feste Stadt und Bezirkshauptort in der Provinz Perugia des Königreichs Italien, liegt 11 km im NO. von Bolsena, an der Linie Florenz-Arezzo-Rom der röm. Eisenbahnen und rechts am Tiberzufluß Paglia, unweit des Zusammenflusses mit der Chiana, auf einem isolierten Tuffberge, 224 m über der Paglia, 355 m über dem Meere. Der Ort ist der Sitz eines Bischofs, zählt (1881) 7429 (Gemeinde 16078) E., die Handel mit Wein, Trauben, Getreide, Seide und Vieh treiben, und ist berühmt wegen seines, besonders bei den jetzigen Römern beliebten Weins, seiner prachtvollen Kathedrale und zahlreichen großartigen Privatgebäude. Der Umbau des Doms wurde 1290 begonnen (Grundsteinlegung 13. Nov. durch Papst Nikolaus IV.; bis 1310 unter Leitung des Meisters Lorenzo Maitani aus Siena) und bis Ende des 16. Jahrh. fortgesetzt. Im Innern hat die dreischiffige Kirche Säulenreihen mit Rundbogen und sichtbarem, ehemals reichverziertem Dachstuhl. Nach außen aber erhebt ihn seine seit 1310 ausgeführte Façade mit ihren schönen Verhältnissen, drei reichgeschmückten Portalen, drei hohen, durch vier Fialen getrennten Giebeln und der überschwenglich kostbaren, edel ausgeführten farbigen Mosaik- und Marmordekoration zu einem der herrlichsten Werke ital. Gotik. Kunst. Die Höhe beträgt 52 m, die Breite 40 m. Der untere Teil der Pfeiler ist mit Basreliefs von Giovanni Pisano, Andrea Pisano und andern Schülern des Niccola Pisano geschmückt. Über dem Hauptportal die Madonna unter einem Baldachin, in Erz von Andrea Pisano, über den Thüren und in den drei spitzigen Giebeln Mosaiken auf Goldgrund (Scenen aus dem Leben der Madonna), aus dem 14. bis 19. Jahrh. Die Mosaiken und Fresken gehören zu den schönsten Kunstwerken. Das Innere, aus schwarzem Basalt und graugelbem Kalkstein, bildet ein lat. Kreuz, 104,59 m lang, 32,95 m breit und im Mittelschiff 34 m hoch und enthält schönes Schnitzwerk und einen Schatz von Gemälden großer Meister, namentlich in der Kapelle der Madonna di San-Brizio ausgezeichnete Fresken von Fra Angelico da Fiesole (von 1447) und Luca Signorelli (von 1499). Das berühmteste Kunstwerk in dieser Kirche ist das 400 Pfd. schwere, 1,39 m breite, 0,63 m hohe silberne Tabernakel von Ugolino di Viera aus Siena, von 1338. Die Opera del Duomo enthält das im Entstehen begriffene Museo municipale (etruskische Altertümer aus der Nekropolis von Alt-Bolsini); der Palazzo communale, Mitte des 16. Jahrh. umgebaut, stammt vom Ende des 13. Jahrh.; San-Giovinale, eine dreischiffige Basilika, hat Reste alter Fresken von 1312 und 1399; die vom Kardinal Albornoz 1364 angelegte Festung, an dem Nordosteingang der Stadt, wurde vor kurzem in einen öffentlichen Garten mit Amphitheater umgewandelt. Nahebei liegt der berühmte 61,32 m tiefe und 13 m breite Brunnen Il pozzo di San-Patrizio, 1527—40 vollendet, in Tuff ausgehauen, in der Höhlung ist ein Cylinder mit 72

Lichtöffnungen; zwei spiralförmige Treppen von 248 Stufen führen bequem hinab zum Wasser und hinauf. Am Nordwestabhang des Plateau, auf dem die Stadt liegt, befindet sich die etrusk. Nekropolis. — O., bei Prokop Urbibentum, zuerst im 7. Jahrh. Urbs vetus, d. h. alte Stadt, im Mittelalter auch Urbevetum und Herbanum genannt, steht auf der Stelle der altetruskischen, durch ihre Erzbildnerei berühmten Stadt Volsinii oder Vulsinii (etrusk. Velsuna), die nach wiederholtem Krieg mit Rom 280 v. Chr. durch den Konsul Tiberius Coruncanius bezwungen wurde. Verschieden von ihr ist Neuvolsinii, an der Stelle des jetzigen Bolsena. O. wurde 509 Bischofssitz, 538 von Belisar den Ostgoten entrissen und erscheint seit dem 10. Jahrh. wiederholt als Residenz der Päpste. Vgl. Della Valle, «Storia del duomo di O.» (Rom 1791); Gruner, «Die Basreliefs an der Vorderseite des Doms zu O.» (Lpz. 1858); Fumi, «Codice diplomatico della città di Orvieto: documenti e regesti dal secolo XI al XV» (Flor. 1885).

Oryktognosie (grch.) ist gleichbedeutend mit Mineralogie (s. d.) im engsten Sinne, wonach dieselbe die Klassifizierung und Beschreibung der einfachen Mineralien enthält.

Oryktographie, ganz veraltete Bezeichnung für denjenigen Teil der Geologie, welchen man jetzt Petrographie nennt.

Oryx, eine Gattung der Antilopen (s. d.).

Oryza, Grasgattung, s. Reis.

Orzechowski (lat. Orichovius, Stanislaw), einflußreicher Schriftsteller und Agitator des 16. Jahrh. in Polen, geb. 1515 in Przemysl, studierte in Wittenberg, wo er mit Luther und Melanchthon bekannt wurde, dann in Padua, Venedig, Bologna und brachte mehrere Jahre in Rom zu. Nach seiner Rückkehr ward er Kanonikus zu Przemysl, kämpfte aber gegen einige Mißbräuche der kath. Kirche, namentlich gegen das Cölibat, und verheiratete sich 1551 selbst mit Magdalene Chelmska, wodurch es fast zum Siege des Protestantismus in Polen gekommen wäre. Allein O. versöhnte sich mit den kath. Bischöfen, ward ihr Ratgeber im Kampf gegen den Protestantismus und zu einer der schlimmsten Geißeln seiner ehemaligen Anhänger. Der Szlachta zeigte er, daß ihr Interesse mit der Autorität in Glaubenssachen zusammenhänge, und legte so den Grund zu der extremen Adelsfreiheit, die den Untergang Polens herbeiführte. O. starb 1566. Von seinen zahlreichen Werken, Broschüren, Briefen ꝛc. in lat. und poln. Sprache erlangten mehrere, z. B. die «Apokalypsis», gegen 11 Auflagen. Auch schrieb er «Annales Poloniae», die mehrmals, zuletzt von Dzialyński (Posen 1584), herausgegeben wurden und bis zum Jahre 1552 reichen. Vgl. die Biographie O.s von L. Kubala (poln., Lemberg 1860).

Orzegow, Dorf und Rittergut im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Beuthen, hat (1880) 2231 und 3374 E., eine Gasanstalt, die Zinkhütte Godulla, die Steinkohlengrube Paulus und den Bahnhof Morgenroth (s. d.).

Orzesche, Dorf und Rittergut im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Pleß, 28 km im NW. von Pleß, Station der Linien Rendza-Kattowitz und O.-Sohrau der Preußischen Staatsbahnen, hat (1880) 450 (Gemeinde 2260) meist kath. und poln. E., drei Glashütten, Steinkohlen- und Thoneisensteingruben und die Josephinen-Zinkhütte.

Os, chem. Zeichen oder Symbol für Osmium.

Os (van), Name mehrerer holländ. Maler. Jan van Os, geb. 1744 zu Middelharnis, gest. im Haag 1808, ist besonders als Frucht- und Blumenmaler berühmt.

Sein Sohn, Pieter Gerardus van Os, geb. 1776 im Haag, wählte sich als Tiermaler Paul Potter und Karel Dujardin zum Vorbild. Kriegsscenen von seiner Hand finden sich im königl. Museum von Amsterdam. Im J. 1825 malte er für den Kaiser von Rußland den Einzug der Kosaken in Utrecht. Er starb im Haag 1839. Man hat auch von seiner Hand radierte Blätter, Viehstücke, die in hohem Werte stehen.

Georg Jakob Johannes van Os, Blumenmaler, des vorigen Bruder, geb. 20. Nov. 1782 im Haag, zeichnete die meisten Pflanzen zu der «Flora Batava» von J. Kops und gewann 1809 einen Preis in Amsterdam, wo er sich hierauf niederließ. Im J. 1812 ging er nach Paris und malte für die Porzellanfabrik in Sèvres. Er erhielt 1841 im Haag den Preis der goldenen Medaille und wurde Mitglied der Akademie in Amsterdam. O. hat sich auch mit Erfolg als Landschaftsmaler versucht. Er starb 11. Juli 1861 zu Paris.

Osagen oder Wawsosch, ein indian. Volksstamm in den Vereinigten Staaten von Amerika, zur Sprachfamilie der Sioux gehörig, wohnen jetzt in Kansas, nördlich von den Cherokesen, nachdem ihr früherhin weit größeres Gebiet, der Osagedistrikt, zum großen Teil andern Völkern angewiesen worden ist. Alle Bemühungen der nordamerik. Regierung, die O. von ihrem unsteten Leben zu entwöhnen, haben wenig gefruchtet. Früher hatten sie Gebiete in den Staaten Arkansas und Missouri inne. In letzterm fließt, aus Kansas kommend, gegen Osten und Nordosten der Osagefluß, ein wenig bedeutendes Wasser, unterhalb Jefferson-City in den Missouri. Unter dem Missouri- oder Osagekohlenfeld versteht man ein Steinkohlengebiet, welches erst als ein bloßer Streifen von der Mündung des Missouri westlich längs des südl. Ufers dieses Flusses hinzieht, dann aber, nachdem der Streifen die Mündung des Osage überschritten, zu einem großen nach Westen sich erstreckenden Kohlenbassin sich erweitert.

Osaka, Stadt in Japan, s. Ohosakka.

O sancta simplicitas! (lat.), «O, heilige Einfalt!», sprichwörtlich gewordener Ausruf, den Huß 1415 auf dem Scheiterhaufen gethan haben soll, als er sah, wie ein Bauer in blindem Glaubenseifer sein Stück Holz zum Scheiterhaufen herbeitrug.

Osann (Emil), Mediziner, geb. 25. Mai 1787 zu Weimar, besuchte das dortige Gymnasium und studierte in Jena und Göttingen Medizin. Nachdem er in Jena 1809 die Doktorwürde erlangt, ging er als praktischer Arzt nach Berlin und wurde hier 1810 Assistenzarzt an dem poliklinischen Institut, 1814 außerord. Professor an der Militärakademie, 1815 Privatdocent und 1818 außerord. Professor der Medizin an der Universität, 1824 ord. Professor an der Militärakademie und 1826 an der Universität. Er starb 11. Jan. 1842. O. gilt namentlich als wissenschaftlicher Begründer der Balneologie. Sein Hauptwerk ist die «Physik.-mediz. Darstellung der bekannten Heilquellen der vorzüglichsten Länder Europas» (Bd. 1 u. 2, 2. Aufl., Berl. 1839—41; Bd. 3, bearbeitet von Zarbel, 1842—43).

Sein jüngerer Bruder, Gottfried Wilhelm O., geb. 26. Okt. 1797 zu Weimar, seit 1823

Professor der Chemie und Pharmacie zu Dorpat, seit 1828 Professor der Physik und Chemie zu Würzburg, gest. daselbst 9. Sept. 1866, hat sich durch eine Reihe chem. und physik. Arbeiten einen geachteten Namen erworben. Unter seinen Schriften sind besonders hervorzuheben: «Beiträge zur Chemie und Physik» (Jena 1822—24) und «Neue Beiträge zur Chemie und Physik» (Würzb. 1843—47), «Meßkunst der chem. Elemente» (2. Aufl., Jena 1830), «Handbuch der theoretischen Chemie» (Bd. 1, Jena 1827), «Erfahrungen im Gebiete des Galvanismus» (Erlangen 1853), «Die Kohlenbatterie in verbesserter Form» (Erlangen 1857) u. s. w.

Ein dritter Bruder, **Friedrich Gotthilf O.**, geb. 22. Aug. 1794 zu Weimar, wirkte seit 1825 ununterbrochen als Professor der alten Litteratur zu Gießen, wo er 30. Nov. 1858 starb. Derselbe hat sich vorzugsweise um die Epigraphik und Litteraturgeschichte der Alten Verdienste erworben. Die Ergebnisse seiner epigraphischen Forschungen legte er in der «Sylloge inscriptionum antiquarum» (10 Hefte, Darmst. 1822—34) und in dem «Midas» (Darmst. 1830) nieder. Die Kritik und Geschichte der Litteratur des Altertums betreffen die «Beiträge für Geschichte der griech. und röm. Litteratur» (2 Bde., Darmst. 1835—39).

Osarkgebirge, Teil der Rocky-Mountains (s. d.).

Osborne (Schloß), s. unter Wight (Insel).

Osch, s. Château d'Oex.

Oschatz, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, an der Döllnitz, Station der Linien Leipzig-Riesa-Dresden und O.-Döbeln der Sächsischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, einer Amtshauptmannschaft, einer Superintendentur und eines Lehrerseminars und zählt (1880) 7855 meist prot. E. O. hat seit dem Brande von 1842 durch viele Neubauten ein freundliches Aussehen gewonnen; zu seinen Promenaden ist in neuester Zeit ein umfangreicher Stadtpark gekommen. Unter den Bauwerken sind die zweitürmige Kirche, seit 1846 nach den Entwürfen Heidelofss im got. Stil neu aufgeführt, das Rathaus, das 1883 vollendete Bürgerschulgebäude, das königl. Lehrerseminar und die Kasernenbauten hervorzuheben. Hauptgegenstände der Industrie sind Filz-, Tuch-, Koffer-, Leder-, Brücken- und Tafelwagenfabrikation, Wollspinnerei und Fabrikation gehäkelter wollener Artikel (Phantasiesachen). Die Leipzig-Dresdener Eisenbahn führt in der Nähe der Stadt auf einem 420 m langen, auf 26 Pfeilern ruhenden Viadukt über das Döllnitzthal. Etwa 5 km im Westen von O. erhebt sich inmitten der welligen Ebene isoliert der Kolmberg (333 m), seit 1855 mit einem Turm versehen, welcher eine weite Rundsicht gewährt.

Oschcha, afrik. Volksstamm, s. Fän.

Oschersleben, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, an der Bode, Station der Linie Magdeburg-Thale der Preußischen Staatsbahnen und der Linie Jerxheim-O. der Braunschweiger Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Landratsamts, hat eine neue evang. und eine neue kath. Kirche und zählt (1880) 8873 meist prot. E., die Rübenzuckerfabriken, eine Spritfabrik, Maschinenfabriken (landwirtschaftliche), Kalk- und Ziegelbrennereien, Kupfer- und Kesselschmieden unterhalten. Etwa 5 km nordwestlich liegt das Mineralbad Hornhausen. — Der Kreis Oschersleben zählt (1880) auf 504 qkm 49886 meist prot. E.

Oschi, s. Osker.

Oscillaria, Oscillarieen, s. u. Algen 2 D.

Oscillation, s. Schwingung.

Öse, soviel wie Schleife oder Schlinge, zuweilen auch soviel wie Ohr.

Oseille, s. unter Oxalis.

Ösel, Insel in der Ostsee, zum russ. Gouvernement Livland gehörig, bildet mit den Inseln Mohn, Runö, Abro und Filsand einen Kreis mit (1881) 56000 E. Im N. von der Insel Dagö (s. d.) durch den Sölasund (schwedisch = Seehundstraße), im NO. von Mohn durch den flachen, kleinen Sund getrennt, scheidet Ö. durch seine Südostseite den Rigaischen Meerbusen von der Ostsee ab. Die südl. Halbinsel Ö.s: Sworbe, welche durch die Salme von Ö. getrennt, eigentlich eine Insel ist, bildet mit ihren gefährlichen Sandbänken bei Swalserort, schräg gegenüber der ebenso gefährlichen Nordküste Kurlands bei Domesnäs, die einzige Einfahrt aus der Ostsee in den Rigaschen Meerbusen. Ö. ist 2618 qkm groß und ein im ganzen flaches, aber waldreiches Land, besitzt 8 größere und 14 kleinere Seen und ungefähr 50 kleine Flüßchen, unter denen nur die Naswa bei Arensburg, für kleine Fahrzeuge schiffbar ist, hat eine vielfach vom Meere ausgeschnittene Küste, aber nur wenige brauchbare Häfen, unter denen die an der Westseite gelegenen, selbst für größere Kriegsschiffe zugänglichen Häfen zu Pöddul und Rotsikull oder Kielkond die bedeutendsten sind. Dagegen sind die frühern guten Häfen zu Sonneburg am Eingang des kleinen Sund und zu Arensburg versandet und nur für kleine Küstenfahrer zugänglich. Ö. zählt (1881) 53119 E., von denen über 51000 auf die Esten kommen, ein arbeitsames, ziemlich wohlhabendes und ehrliches Volk von kräftigem Körperbau, welches Landwirtschaft und bedeutende Pferdezucht treibt. Ebenso sind die Oeselschen Steinbrüche von Bedeutung (Marmor, Tafelsteine, Schleifsteine, Trottoirsteine). Ö. hat beträchtliche Eichenhaine, welche dem Departement der Schiffbauwälder zur Benutzung überwiesen sind. Die Insel umfaßt 11 Kirchspiele, außer Mohn und Runö, die zwei besondere Kirchspiele bilden. Die Bewohner der Insel waren in alter Zeit als wilde Seeräuber gefürchtet. Erst Albert von Buxhöwden, dem dritten Bischof von Leal in Estland, gelang es 1227, die Bewohner zu unterwerfen und zum Christentum zu bekehren. Dann teilweise dem Deutschen Ritterorden unterworfen, stand Ö. über 300 Jahre unter der Herrschaft der Bischöfe, die seit 1290 ihr Bistum auch nach der Insel benannten. Der letzte Bischof, Johann von Münchhausen, verkaufte die Insel 1559 an Dänemark, worauf sie 1645 an Schweden und 1721 mit Livland an Rußland kam.

Osemundstahl oder **Osmundstahl**, soviel wie Blasenstahl.

Osenbrüggen (Eduard), verdienter deutscher Rechtslehrer, geb. 24. Dez. 1809 zu Ütersen in Holstein, studierte zu Kiel und Leipzig Philologie und habilitierte sich 1835 zu Kiel. Durch Übernahme der Bearbeitung der Novellen für die Kriegelsche Ausgabe des «Corpus juris civilis» (Bd. 3, Lpz. 1840) wurde er der Jurisprudenz zugeführt, der er sich fortan vollständig zuwandte. Im J. 1843 folgte er einem Rufe nach Dorpat als ord. Professor des Kriminalrechts, der Rechtsgeschichte und jurist. Litteratur, mußte 1851 infolge von Mißhelligkeiten mit dem Universitätskuratorium und der russ. Regierung sein Amt aufgeben und ging

als Professor des Strafrechts an die Hochschule zu Zürich, wo er 9. Juni 1879 starb.

Von O.s wissenschaftlichen Arbeiten sind zu nennen: «De iure belli et pacis Romanorum» (Kiel 1836), «Das altröm. Parricidium» (Lpz. 1841), «Zur Interpretation des Corpus juris» (Kiel 1842), «Theorie und Praxis des livländ., estländ., und kurländ. Kriminalrechts» (2 Tle., Dorpat 1846), «Die Brandstiftung» (Lpz. 1854), «Casuistik des Kriminalrechts» (Schaffh. 1854), «Abhandlungen aus dem deutschen Strafrecht» (Bd. 1, Erlangen 1857), «Der Hausfrieden» (Erlangen 1857), «Deutsche Rechtsaltertümer aus der Schweiz» (Heft 1—3, Zür. 1858—59), «Das Alamannische Strafrecht» (Schaffh. 1860), «Das Strafrecht der Longobarden» (Schaffh. 1863), «Rechtsaltertümer aus österr. Pantaidingen» (Wien 1863), «Die Gastgerichte des deutschen Mittelalters» (1865), «Studien zur deutschen und schweiz. Rechtsgeschichte» (Schaffh. 1868). Auch veröffentlichte O. «Kulturhistor. Bilder aus der Schweiz» (Lpz. 1863; 2. Aufl. 1867; Bd. 2, 1865), «Wanderstudien aus der Schweiz» (Bd. 1—5, Schaffh. 1867—76; 6. Bd. von E. Buß, Bas. 1881), das Prachtwerk «Das Hochgebirge der Schweiz» (2. Aufl., 16 Lfgn., Bas. 1875), «Die Schweizer daheim und in der Fremde» (2. Aufl., Berl. 1875), «Der Gotthard und das Tessin» (Bas. 1877).

Öfer (Adam Friedr.), Maler, Bildhauer und Kupferstecher, geb. 17. Febr. 1717 zu Preßburg (Ungarn), trat zu Wien in die Akademie ein und hatte im Bossieren Rafael Donner zum Lehrer. Später entschied er sich für die Malerei und ging 1739 nach Dresden, wo er für den Hof verschiedentlich beschäftigt war. Gegen das Ende des Siebenjährigen Kriegs ging er nach Leipzig und wurde hier Direktor der neuen Zeichen-, Malerei- und Architekturakademie, nachdem er schon vorher den Titel als Professor der dresdener Kunstakademie und kursächs. Hofmaler erhalten hatte. Große Verdienste erwarb er sich in Leipzig durch die Bildung vieler Schüler, zu welchen auch Goethe einige Zeit gehörte. Auch finden sich daselbst mehrere seiner besten Arbeiten, so z. B. die Bilder im Chor der Nikolaikirche. Sein Hauptverdienst ist indessen negativer Art: der beständige Kampf gegen die Überbleibsel der barocken Tradition in der damaligen Kunst. Trotzdem ist er selbst nebulistisch im Kolorit und weichlich in den Formen; dafür sind sinnige Erfindungen und Gedankenreichtum die Eigenschaften seiner Gemälde, unter denen die allegorischen den Vorzug verdienen. Er radierte zahlreiche Blätter und entfaltete auch als Illustrator für Werke der schönen Litteratur (Wieland ꝛc.) eine fruchtbare Thätigkeit. Er starb zu Dresden 18. März 1799. Vgl. Dürr, «Adam Friedrich Ö.» (Lpz. 1879).

Oserow (Wladislaw Alexandrowitsch), russ. Tragödiendichter, geb. 29. Sept. 1770 im Gouvernement Twer, trat in die Armee, später in die Forstverwaltung, nahm aber 1809 seine Entlassung und lebte seitdem auf seinem Landgute im Gouvernement Kasan, wo er 1816 starb. Seine besten Trauerspiele sind «Olgas Tod», «Ödipus in Athen», «Fingal», «Dimitri Donskoi» und «Polyxena».

Oshkosh, Stadt und Hauptort von Winnebago-County, im nordamerik. Staate Wisconsin, zu beiden Seiten des Forsflusses, an dessen Mündung in den Winnebago-Lake, und an der Chicago-Northwestern- und der Milwaukee-St.-Paul-Eisenbahn gelegen, hat (1880) 15 748 E., ist der wichtigste Handelsplatz für Bauholz im Staate und hat eine Hochschule, ein Staatsseminar und eine Irrenanstalt, große Säge- und Schneidemühlen, Maschinenfabriken, Zündhölzchen-, Thüren-, Fenster-, Möbel-, Schuh- und Stiefel- und Cigarrenfabriken.

Osi (bei den Galla: Galana guradja, d. i. schwarzer Fluß), Fluß im äquatorialen Ostafrika, entspringt angeblich aus den beiden Seen Djalu und Gambi etwa unter 2° 10′ südl. Br., fließt zuerst südwärts, dann östlich und mündet in die Ungama- oder Formosabai des Indischen Oceans unter 2° 32′ südl. Br. Da, wo der O. eine östl. Richtung annimmt, steht er durch den Belesoni (von den Galla Khoti genannt), einen natürlichen, aber künstlich erweiterten und vertieften nördl. Abfluß des Tana, mit diesem, dem O. sich hier bis auf 3,7 km nähernden Strom in Verbindung. Der Belesonikanal (2 m breit und ¾ bis 1½ m tief) und der O. werden mit Booten befahren. Unweit links vom Nebenfluß Schungi liegt Witu (s. d.), der Hauptort des gleichnamigen deutschen Schutzgebiets.

Osiander (Andr.), eigentlich Hosemann, einer der eifrigsten Anhänger und Förderer der Reformation, geb. 19. Dez. 1498 zu Gunzenhausen bei Nürnberg, studierte zu Ingolstadt und Wittenberg, war seit 1522 erster evang. Prediger an der Lorenzkirche in Nürnberg, nahm am Gespräch zu Marburg (1529), sowie am Reichstag zu Augsburg (1530) teil. Das Augsburger Interim (1548) veranlaßte ihn, 1549 als Prediger und Professor der Theologie nach Königsberg zu gehen, wo er 1551 Vizepräsident des samländ. Bistums wurde und 17. Okt. 1552 starb. Am meisten bekannt ist O. wegen seines Streites über die Rechtfertigungslehre. Luther faßte die Rechtfertigung als einen juridischen Akt, durch welchen Gott jedem einzelnen Gläubigen das Verdienst des Opfertodes Christi zurechnet, also ihn für gerecht erklärt, nicht aber ihn gerecht macht, was in der Heiligung erfolgt. O. dagegen bezeichnet schon 1525 in mehrern Abhandlungen und besonders 1546 in der Disputation «De lege et evangelio» die Rechtfertigung als substantielle Mitteilung der Gerechtigkeit Christi an den Gläubigen, als Gerechtmachung desselben durch die physische Einpflanzung der Gerechtigkeit Christi. Nachdem der Streit lange mit Eifer geführt worden, ward 1566 das Haupt der Osiandristen, O.s Schwiegersohn, der Hofprediger Johann Funk, wegen polit. Umtriebe enthauptet und damit die Partei gestürzt. Ihr entschiedenster Gegner, Martin Chemnitz, ward zurückberufen und verfaßte 1567 das Corpus doctrinae Prutenicum, durch welches die Lehre O.s auf ewige Zeiten aus Preußen verbannt ward. Vgl. Wilken, «O.s Lehre, Leben und Schriften» (Bd. 1, Stralf. 1844); Möller, «Andreas O.s Leben und ausgewählte Schriften» (Elberf. 1870).

Lukas O. der Ältere, ein Sohn des vorigen, geb. 16. Dez. 1534 zu Nürnberg, ward 1555 Diakonus zu Göppingen, 1567 Hofprediger des Herzogs Friedrich von Württemberg, fiel aber 1598 in Ungnade, wurde Pastor in Eßlingen und kam dann nach Stuttgart, wo er 1604 starb. Er beteiligte sich an mehrern Kolloquien, namentlich zu Maulbronn (1564) und zu Mömpelgard (1586), verfaßte mit Balthasar Bidembach den ersten Aufsatz zur Maulbronnschen Friedensformel und hinterließ mehrere polemische Schriften.

Lukas O. der Jüngere, der Sohn des vorigen, geb. 1562 zu Stuttgart, ward 1587 Pfarrer zu

Göppingen, später Abt zu Maulbronn und starb 1638 als Propst und Kanzler zu Tübingen. Er war ein heftiger Polemiker, wie aus seinem Kampfe mit den gießener Theologen über die communicatio idiomatum und aus seinen »Bedenken gegen Arnds wahres Christentum« (Tüb. 1623) erhellt.

Osimo, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Ancona, links vom Küstenfluß Musone, auf einem 260 m hohen Hügel, Station der Linie Bologna-Otranto der Südbahn, Sitz eines Bischofs, hat (1881) 4645 (Gemeinde 17 307) E., Stadtmauern aus dem 2. vorchriſtl. Jahrh., ſtattliche Privatpaläſte, ein Theater, Floretteidefabrikation und Handel mit Getreide, Wein, Feigen, Mandeln und Seide. — O. iſt das antike Auximum im Gebiete der Picentiner, wurde 157 v. Chr. röm. Kolonie, war zur Oſtgotenzeit die feſteſte und größte Stadt in Picenum, ergab ſich 539 dem Beliſar, war bis zum 8. Jahrh. byzantiniſch und gehörte ſeit dem 12. Jahrh. zur Mark Ancona.

Osinski (Ludw.), namhafter poln. Dichter und Redner, geb. 1775 in Kock in Podlachien, erhielt ſeinen erſten Unterricht auf der Schule der Piariſten zu Radom, war eine Zeit lang Mitglied dieſes Ordens und Lehrer in demſelben. In den J. 1801—4 erſchienen im Versmaße des Originals ſeine meiſterhaften Überſetzungen von Corneilles Tragödien. Nach Errichtung des Herzogtums Warſchau ward er Generalſekretär in der Juſtizkommiſſion und im Caſſationsgericht. Als ſein Schwiegervater Bogusławski ſtarb, übernahm O. die Verwaltung der poln. Bühne in Warſchau, wurde 1818 Profeſſor an der Univerſität zu Warſchau und hielt dort Vorleſungen über allgemeine Litteratur. Nach Aufhebung der Univerſität wirkte O. als Referendar im Staatsrat für die Abteilung des öffentlichen Unterrichts und als Rat im Erziehungsconſeil und ſtarb 27. Nov. 1838. Seine »Werke« (4 Bde., Warſch. 1861) enthalten außer Überſetzungen franz. Tragödien) Gedichte, Reden und Kritiken. O. war ein heftiger Gegner von Mickiewicz und deſſen Schule.

Osiris, in der ägypt. Mythologie der älteſte Sohn des Keb (Kronos) und der Nut (Rhea), der Gemahl ſeiner Schweſter Iſis (ſ. d.), der Bruder des ältern Horus (Haroeris), des Set (Typhon) und der Nephthys, zeugte mit der Iſis den jüngern Horus. Er war der Lokalgott in den eng aneinander grenzenden Städten This und Abydos in Oberägypten und in Buſiris im Delta und urſprünglich wohl, wie viele ägypt. Götter, eine Form des jederzeit in Ägypten am höchſten verehrte Sonnengottes. Bei der Feſtſtellung der verſchiedenen ägypt. Götterreihen wurde er mit Vater und Sohn in die erſte Götterdynaſtie geſetzt. So erſcheint er bei Manethôs und auf den ägypt. Monumenten, obgleich er von Herodot der dritten und letzten Götterordnung zugezählt wird. Der Mythus von O. iſt der bedeutendſte, der ſich in Ägypten ſeit alter Zeit ausgebildet hat und vielfach auch zu den Griechen gebracht und hier umgebildet worden iſt. Plutarch erzählt den Mythus alſo: Als O. zur Regierung kam, führte er in Ägypten den Feldbau, Geſetze und Götterverehrung ein. Sein Bruder Typhon war Statthalter. Dieſer verſchwor ſich mit 72 Männern gegen O., und als O. zurückgekehrt, brachte Typhon eine kunſtreiche Lade, die er dem zum Geſchenk verſprach, der ſie genau ausfüllen würde. Dies geſchah, als ſich O. hineinlegte. Die Verſchworenen verſchloſſen dann die Lade und warfen ſie in den Fluß, der ſie ins Meer trug. Iſis irrte nun umher, um die Lade zu ſuchen. Sie erfuhr endlich, daß dieſe in Byblos ans Land getrieben ſei. Hier erhält ſie den Sarg zurück und bringt ihn wieder nach Ägypten. Doch findet Typhon den Sarg, zerſtückelt den Körper des O. in 14 Teile und ſtreut ſie umher. Iſis ſucht ſie wieder zuſammen und begräbt jeden Teil da, wo ſie ihn findet; daher die vielen Oſirisgräber in Ägypten. Nun kehrt O. aus der Unterwelt (deren Fürſt er ſeit dem Verrat des Typhon geworden) zurück und rüſtet ſeinen Sohn Horus zum Streite gegen Typhon aus, worauf Horus den Typhon beſiegt. Auf den ägypt. Denkmälern erſcheint O. meiſtens als Fürſt der Toten. (S. Tafel: Ägyptiſche Mythologie, Fig. 7.) Gewöhnlich ſitzt er als Mumie eingewickelt, doch mit Krummſtab und Geißel, auf dem Haupte eine Mütze, mit Straußfedern zu beiden Seiten. Die Griechen verglichen ihn mit ihrem Dionyſos oder Bacchus.

Oskaloosa, Stadt in Mahaska-County, im nordamerik. Staate Jowa, liegt in einer fruchtbaren Gegend an der Des Moines-Valleyeiſenbahn, hat 4598 E., Sägemühlen, Eiſengießereien, Maſchinenwerkſtätte, Mahlmühlen, Wollfabriken und einen Getreide-Elevator. O. iſt der Sitz des 1861 gegründeten Oskaloosa-College und des 1873 gegründeten Penn-College.

Oskar I. (Joſ. Franz), König von Schweden und Norwegen, 1844—59, der Sohn und Nachfolger Karls XIV. Johann, wurde in Paris 4. Juli 1799 geboren, kam 1810 nach Schweden, erhielt ſogleich den Titel eines Herzogs von Södermanland und wurde bei der Thronbeſteigung ſeines Vaters (1818) Kronprinz. Am 19. Juni 1823 vermählte er ſich mit Joſephine Maximiliane Auguſte Eugenie (geb. 14. März 1807, geſt. 7. Juni 1876), einer Tochter des Herzogs Eugen von Leuchtenberg. O., der auch als Komponiſt auftrat, ſchrieb eine Abhandlung über Volkserziehung, die 1839 in der ſchwed. Staatszeitung abgedruckt wurde, und »Über Strafe und Strafanſtalten« (Stockh. 1840; deutſch von A. von Treskow, mit Einleitung und Anmerkungen von N. H. Julius, Lpz. 1841). Als der Tod ſeines Vaters 8. März 1844 ihn auf den Thron berief, ließ er mehrere Reformen in liberalem Sinne den Ständen vorlegen. Er ergriff auch die Initiative in der Verfaſſungsreform (ſeit 1846) und beſeitigte manche Feſſel, die auf dem Zunft- und Gewerbeweſen laſtete, aber die Ergebniſſe der durch ihn veranlaßten Beratungen über die Reviſion der Verfaſſung entſprachen den Erwartungen nicht. Nach der Rückkehr von einer 1852 unternommenen Reiſe ins Ausland wurde O. von einer Krankheit ergriffen, von der er nie wieder genas. Er ſtarb 8. Juli 1859. Aus ſeiner Ehe gingen hervor: der Thronfolger König Karl XV. (ſ. d.); Prinz Guſtav, Herzog von Upland, geb. 18. Juni 1827, geſt. 24. Sept. 1852; Prinz Oskar, Herzog von Oſtgothland (ſeit 1872 König Oskar II.); Prinz Nikolaus Auguſt, Herzog von Dalekarlien, geb. 24. Aug. 1831, vermählt 1864 mit der ſachſen-altenburg. Prinzeſſin Thereſe (geb. 21. Dez. 1836), geſt. 4. März 1873; Prinzeſſin Charlotte Eugenie, geb. 24. April 1830.

Oskar II. (Friedrich), König von Schweden und Norwegen, dritter Sohn des Königs Oskar I., geboren in Stockholm 21. Jan. 1829, folgte ſeinem Bruder Karl XV. 18. Sept. 1872 auf dem Throne. Von Jugend an widmete er ſich der

Marine mit vielem Interesse und nahm an mehrern See-Expeditionen teil; seine Studien machte er in Upsala. Vor seiner Thronbesteigung beschäftigte O. sich viel mit geschichtlichen Forschungen und andern litterarischen Studien; mehrere geschichtliche Monographien («Karl XII.», deutsch von Jonas, 2. Aufl., Berl. 1875), Übersetzungen von Herders «Cid» und Goethes «Tasso», sowie auch mehrere selbständige lyrische Gedichte zeugen hiervon. Die letztgenannten, unter denen besonders «Ur svenska flottans minnen» (Stockh. 1858) hervorzuheben sind, wurden von Jonas ins Deutsche übersetzt (Berl. 1877). Die militärischen wie die musikalischen Unterrichtsanstalten, ferner die Weltausstellungen und arktischen Expeditionen, überhaupt Wissenschaft, Kunst und Industrie fanden in ihm einen wirksamen und teilnehmenden Beförderer. Die seit seiner Thronbesteigung verflossene Zeit zeichnet sich durch eine lebhafte Entwickelung auf fast allen Gebieten aus. (S. Schweden, Geschichte.) König O. ist seit 6. Juni 1857 mit der Prinzessin Sophie von Nassau (geb. 9. Juli 1836) vermählt. Aus dieser Ehe gingen hervor: Oskar Gustav Adolf, Kronprinz und Herzog von Wermland, geb. 16. Juni 1858, vermählt (20. Sept. 1881) mit der Prinzessin Victoria von Baden (geb. 7. Aug. 1862); Oskar Karl August, Herzog von Gothland, geb. 15. Nov. 1859; Oskar Karl Wilhelm, Herzog von Westgothland, geb. 27. Febr. 1861; Eugen Napoleon Nikolaus, Herzog von Nerike, geb. 1. Aug. 1865.

Oskar-Fredriksborg, Festung, s. u. Wax-holm.

Oskarsborg, s. u. Dröbak.

Osker, von den Römern Osci oder in älterer Form Opsci, von den Griechen Opiker (Ὀπικοί) genannt, war ursprünglich der Name der campanischen Landbevölkerung samnit. Stammes im Gegensatz zu den hellen. oder helleniſierten Bewohnern der Küstenstädte. Der Name hängt wahrscheinlich mit dem lat. operari, «arbeiten, das Land bebauen», zusammen und bedeutet also «die Landbebauer». Die O. bildeten einen Zweig des samnit. Volksstammes, der sich ungefähr von dem Flüßchen Sagrus (Sangro) und dem untern Laufe des Liris (Garigliano) über den ganzen Süden Italiens mit Ausnahme der griech. Städte und des den Messapiern und Apulern zugehörigen Küstenstrichs ausdehnte und in den sabellischen Völkerschaften (Marser, Vestiner, Päligner u. s. w.) und den Umbrern seine nächsten Verwandten hatte; die samnitisch-sabellisch-umbrische Stammesgruppe bildet mit den Römern den italischen Zweig der indogerman. Völkerfamilie. Da die Römer die samnit. Sprache zuerst in Campanien lennen lernten, so bezeichneten sie dieselbe als oskisch und dehnten den Namen O. alsdann auch auf die gleichsprachigen Stämme außerhalb Campaniens, d. h. auf alle Samniter aus. Durch die Siege der Römer über die Samniter und die Erteilung des Bürgerrechts an dieselben (um 88 v. Chr.) wurde dem offiziellen Gebrauche der oskischen Sprache ein Ende gemacht, und sie starb im Anfang der Kaiserzeit aus; die letzten sichern Spuren ihres Lebens sind Inschriften, die man in Pompeji fand und die nicht lange Zeit vor der Verschüttung dieser Stadt (79 n. Chr.) geschrieben zu sein scheinen.

Die Samniter waren ein kräftiges, mit vielem Fleiße Ackerbau treibendes Volk, und zu der Zeit, als die Römer feindlich mit ihnen zusammenstießen, besaßen sie eine Kunst und Litteratur, welche der damaligen römischen in nichts nachstand. Mangel an Einigkeit unter den samnit. Stämmen machte den Römern ihre Unterwerfung leicht. Die oskische (samnit.) Sprache kennt man durch viele Inschriften und Münzen. Von jenen Denkmälern sind die wichtigsten der Stein von Abella, die Bronzetafel von Agnone, die Bantinische Tafel (aus Bantia) und eine erst neuerlich (1876) gefundene Bleitafel. Die oskische Sprache hatte ihre besondere Schrift (linksläufig), die sich indessen auf Campanien und Samnium beschränkte; in den südl. Distrikten bediente man sich auch der griech. Lettern. Vgl. G. F. Grotefend, «Rudimenta linguae oscae» (Hannov. 1839); Lepsius, «Inscriptiones umbricae et oscae quotquot adhuc repertae sunt omnes» (Lpz. 1841); Mommsen, «Die unteritalischen Dialekte» (Lpz. 1850); Kirchhoff, «Das Stadtrecht von Bantia» (Berl. 1853); Huschke, «Die oskischen und sabellischen Sprachdenkmäler» (Elberf. 1856); Bücheler, «Oskische Bleitafel» (Bonn 1877); Zoetaieff, «Syltoge inscriptionum Oscarum» (Petersb. und Lpz. 1878); Bruppacher, «Versuch einer Lautlehre der oskischen Sprache» (Zür. 1869); Enderis, «Versuch einer Formenlehre der oskischen Sprache mit den oskischen Inschriften ꝛc.» (Zür. 1871).

Oskulation (lat., «das Küssen»), in der Mathematik die Berührung zweier Kurven.

Osma, Stadt in der span. Provinz Sória, am Ucero, zählt (1877) 3141 E. O., das Uxama der Römer, mittellat. Oxoma, ist seit der Westgotenzeit Bischofssitz. Hier besiegte 935 König Ramiro II. von Leon die Sarazenen.

Osman I., erster Sultan der Türken, geb. 1259 zu Sukut in Bithynien als Sohn des turkomen. Hordenfürsten Ertoghrul, folgte 1288 seinem Vater in der Führung der Nomadenhorde, der er den Namen Osmanen gab, erweiterte sein Reich und nahm 1300 den Titel Sultan an. Er starb 1326.

Osman II., Sultan der Türken, geb. 1605 als Sohn Achmets I., folgte 1618 seinem abgesetzten Oheim Mustapha I. und wurde 1622 bei einem Aufstand der Janitscharen ermordet.

Osman III., Sultan der Türkei, folgte 1754 seinem Bruder Mahmud I. und regierte bis 1757.

Osman Digma, Feldherr des Mahdi (s. d.), befehligte die Araber in dem Gebiete östlich von Berber bis zur Küste des Roten Meeres, welche sich nach dem 3. Nov. 1883 über Hicks Pascha bei El Obeid erfochtenen Siege dem Mahdi anschlossen, schlug 4. Febr. 1884 ein brit. Heer unter Baker Pascha bei dem Brunnen Et-Tib (südlich von Suakim), bedrängte Suakim selbst, wurde jedoch 13. März 1884 bei Tamanieb von General Graham geschlagen. O. ersetzte indessen schnell den ihm zugefügten Verlust und erschien bald wieder vor Suakim, wo er während des ganzen, von General Lord Wolseley im Nilthal unternommenen Feldzugs sich im Felde hielt und die brit. Garnison beständig beunruhigte. Als sich nach dem Scheitern der Expedition Lord Wolseleys im Febr. 1885 ein starkes Heer unter General Graham bei Suakim sammelte, lieferte O. gegen die Vortruppen desselben wiederholt glückliche Gefechte, wich jedoch 20. März einem Kampfe gegen die inzwischen auf 12000 Mann gewachsene brit. Streitmacht vorsichtig aus, griff dann 22. März das brit. Lager bei Tamai mit großem Ungestüm an, wobei die Engländer schweren Verlust erlitten und einen großen Teil ihrer Kamele einbüßten, und brachte hierdurch, obwohl

er zurückgeschlagen wurde, den geplanten Vormarsch des brit. Heeres zum Stehen. Im April kehrte das brit. Heer nach Suakim und im Juni, unter Zurücklassung einer schwachen Besatzung in diesem Hafenplatz, nach Ägypten zurück. O. begab sich hierauf nach Berber, um dort, nachdem die brit. Truppen auch aus der Provinz Dongola den Rückzug nach Ägypten angetreten hatten, den Oberbefehl zu übernehmen. (Vgl. auch Sudan.)

Osmanen (Osmanli), soviel wie Türken, nach Osman I., dem Gründer des Osmanischen oder Türkischen Reichs.

Osmanie-Orden, türk. Orden, vom Sultan Abdul Aziz 1861 gestiftet, hat vier Klassen, deren Ordenszeichen in einem grün emaillierten achtspitzigen Stern besteht, dessen Spitzen mit goldenen Knöpfen besteckt sind und in dessen Mitte sich auf karmoisinroter Emaille der türk. goldene Halbmond befindet. Der Orden wird am grünen Bande mit karmoisinroten Randstreifen getragen.

Osmanische Litteratur, s. unter Türkische Sprache und Litteratur.

Osmanisches Reich. Das Osmanische oder Türkische Reich (die Türkei) umfaßt die gesamte Ländermasse, welche aus einem Teil der Balkanhalbinsel, Kleinasien, Teilen von Armenien und Kurdistan, Syrien, den Küstenstrichen Arabiens, Ägypten und Tripolis besteht. Der Bestand der unter der Herrschaft des Sultans in Konstantinopel stehenden Länder hat sich seit dem Frieden von San-Stefano (3. März 1878) und dem Berliner Kongreß (s. d.) erheblich verändert. (Vgl. auch weiter unten, Geschichte, S. 523.)

Über den Flächeninhalt und die Bevölkerung dieser Territorien sind gänzlich zuverlässige Angaben überhaupt nicht vorhanden. Genaue Zahlen lassen sich von vornherein aus einem Lande nicht erwarten, dessen Grenzen in Asien und Afrika fortwährend Verschiebungen ausgesetzt sind und in welchen die Statistik noch immer im argen liegt. Die erste Volkszählung fand 1830—31 statt. Man ermittelte bei dieser und den spätern Erhebungen in einigen Bezirken nur die erwachsene männliche Bevölkerung, in andern die Zahl der Häuser und schätzte hiernach, indem man dieselbe mit acht multiplizierte, die Zahl der Einwohner. Hieraus erklären sich die auffallenden Unterschiede zwischen den Angaben zur Genüge.

Buntgemischt, wie die Landschaften, ist auch die Bevölkerung. Die Osmanli (der Name «Türken» gilt als Schimpfwort), welche als herrschender Stamm dem Ganzen den Namen gegeben haben, beschränkten sich bei ihrer verhältnismäßig geringen Zahl darauf, die wichtigsten Punkte, besonders die Flußthäler zu besetzen. Im östl. Bulgarien, in den Niederungen Macedoniens und Rumeliens, in Kleinasien und einem Teil Armeniens bilden die Osmanen den vorwiegenden Teil der Bevölkerung. Sie sind in Europa zum geringsten Teil Nachkommen der seldschukkischen Türken (s. d.), vielmehr meist Abkömmlinge von griech. und bulgar. Renegaten. In den übrigen Landesteilen der europ. Türkei sind die Griechen, Bulgaren und Albanesen, auch Walachen, Armenier (in Thrazien), Serben, Zigeuner und Juden zahlreich vertreten. Besonders dringen die Griechen von den Küsten und Hafenorten des Ägäischen und Schwarzen Meers immer weiter in das Innere vor und drängen die Osmanen in die gebirgigen Gegenden zurück. Die mohammed. Osmanli nehmen nicht bloß in Europa, sondern auch in Asien an Zahl von Jahr zu Jahr ab. In Arabien, Irak, Mesopotamien, Ägypten und Tripolis bilden die Araber, in Tripolis auch die Berbern, in Kurdistan die Kurden, in einigen Bezirken von Armenien die Armenier die Mehrzahl der Bevölkerung. Der Direktor des statist. Amtes in Belgrad berechnet in der europ. Türkei: 1 362 000 Osmanen, 1 137 000 Griechen, 1 011 000 Albanesen (darunter 723 000 Mohammedaner), 200 000 Walachen, 1 388 000 Serben (ohne Serbien und Montenegro), 2 877 500 Bulgaren (darunter 860 000 mohammed. Pomaken), 100 000 Armenier, 70 000 Juden, 104 000 Zigeuner und 144 000 Tscherkessen. Die Zahl der Osmanen vermindert sich in Bulgarien und Ostrumelien stetig durch Auswanderung. In Asien sind die Schätzungen der Bevölkerungsverhältnisse noch unsicherer. Heuschling nimmt in der asiat. Türkei an: 12½ Mill. Mohammedaner, 150 000 Maroniten und 40 000 syr. Christen, 80 000 unierte Armenier, dazu kämen noch 2 Mill. Gregor-Armenier, 1 Mill. Griechen, 80 000 Juden und 1 Mill. Kurden.

Die Bulgaren gehören der griech. Kirche an; ihre Wohnsitze erstrecken sich von Kastoria, Bitolia, Ilsküb, Wranja, Nisch und dem Timolthale im Westen bis an das Schwarze Meer bei Burgas, und vom rechten Donauufer bis nach Salonichi, Kawala, Rodosto und Siliwri am Ägäischen und Marmarameer. In Bezug auf geistige Befähigung und Arbeitsamkeit, besonders für Ackerbau und Gartenkultur, nehmen sie unter den Völkern der Balkanhalbinsel den ersten Rang ein. Die Albanesen (Schlipetaren), wahrscheinlich Nachkommen der alten Illyrier, aber vielfach untermischt mit slaw. und german. Elementen, wohnen von der Küste des Adriatischen Meeres zwischen Argyrokastro und Antivari bis nach Novibasar und Nisch im N., und nach Kastoria, Bitolia und Ilsküb im O. Trotz ihrer konfessionellen Unterschiede (ein Zehntel römisch-katholisch, zwei Zehntel griechisch-katholisch, sieben Zehntel mohammedanisch) sind sie durch das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit und Unabhängigkeit verbunden. Die Walachen (Zinzaren), westl. vom Wardar und im Pindus angesiedelt, sind infolge der türk.-griech. Grenzberichtigung der Mehrzahl nach unter griech. Oberhoheit gelangt. Ihr rumän. Dialekt ist stark gräzisiert. Zigeuner (Tschingane) leben teils als Nomaden, teils als seßhafte Bewohner in allen Städten und vielen Dörfern der europ. Türkei. Sie sind größtenteils mohammed. Glaubens, wechseln jedoch ihre Religion nach Bedürfnis. Die Israeliten (Jahudi) zerfallen in die 1492 von Ferdinand dem Katholischen aus Spanien vertriebenen Sephardim und in die deutsch-poln.-russ. Juden (Aschkenasim). Sie haben sich besonders in Konstantinopel und Saloniki angesiedelt und beschäftigen sich mit Kleinhandel, Maklergeschäften und einigen Gewerben. Nur wenige haben es zu Reichtum gebracht. Die Griechen (von den Osmanen «Rüm» genannt) der europ. Türkei sind Nachkommen der alten thraz. und macedon. Bevölkerung. Sie beschäftigen sich vorzugsweise mit Handel und Schiffahrt; doch finden sich auch viele Ärzte und Beamte in türk. Diensten unter ihnen. Die Befreiung Griechenlands führte zu einer staunenswerten Entwickelung des Volks, besonders auf dem Gebiete des Schulwesens, sodaß es als das

gebildetste und klügste aller Völker der Türkei gelten kann, während in sittlicher Beziehung für die Beseitigung schlechter, aus der langen Zeit der Unterdrückung zurückgebliebener Eigenschaften noch viel zu thun bleibt. Durch ihre Bedürfnislosigkeit, Verschlagenheit und Betriebsamkeit gelangen sie oft schnell zu großem Reichtum. Die Armenier, Glieder des ind.-europ. Volksstamms, sind in der europ. Türkei nur in größern Städten angesiedelt. Sie zeichnen sich durch Arbeitsamkeit, Spekulationsgeist und Lernbegierde aus, leiden aber an Fehlern der Servilität, des Eigennutzes und Hochmuts. Vermöge ihres Sprachtalents erlernen sie leicht fremde Sprachen; ihre Volksschulen sind in gutem Zustand und werden fleißig besucht, dagegen fehlt es noch an höhern Lehranstalten. Neuerdings widmen sie ihrer Sprache und Litteratur eifrige Pflege. Die allein gültige Sprache der Regierung ist die türkische (bestätigt durch den Beschluß der neuen Kammer am 29. März 1877). Daneben ist die franz. Sprache zur Herrschaft gelangt; sie hat gefördert durch zahlreiche Klosterschulen, das Italienische in die eigentlichen Handelsquartiere der Küstenstädte zurückgedrängt und gilt als die internationale Umgangssprache. Die deutsche Sprache ist unter den Griechen, Armeniern und Türken im Zunehmen begriffen.

Der europäische Teil des Osmanischen Reichs liegt zwischen dem 39. und 44.° nördl. Br. und dem 19. und 29.° östl. L. (von Greenwich). Er grenzt im NW. an Montenegro und Novibasar, im N. an Serbien und die Donau, beziehungsweise Bulgarien, im O. an das Schwarze Meer, im S. an das Marmarameer, das Ägäische Meer und Griechenland, im W. an das Adriatische Meer. Die Meerengen des Bosporus und Hellespont scheiden die europ. von den asiat. Besitzungen. Die größte Breite des Landes zwischen Kap Linguetta (Glossa) bis Konstantinopel beträgt 825 km. Die Küste am Schwarzen Meere ist einförmig und hafenarm; dagegen erscheint die südl. Meeresküste von Thrazien und Macedonien reich gegliedert. Die Hauptstadt Konstantinopel besitzt im Goldenen Horn einen der besten Häfen der Welt. Thrazien ist durch die Mündung der Maritza eröffnet, während die Bucht von Salonichi den wichtigsten Hafen für Macedonien und dessen Hinterländer bildet. An der Westküste schneidet nur bei Kap Glossa eine tiefe Bucht ins Land ein; nordwärts bietet die flache Küste nur noch bei Durazzo einen Hafen. Auch in Bezug auf die vertikale Gliederung ist die Osthälfte durch längere Flußläufe und weite Ebenen reicher entwickelt, als die westliche. Das Land wird durch zwei Hauptgebirgszüge und deren Ausläufer schachbrettartig abgeteilt. Das eine dieser Gebirgssysteme verläuft im Anschluß an das bosnisch-serb. Gebirgsland in der Richtung von N. nach S. Der Schar-dagh (3050 m) erhebt sich hier aus der fruchtbaren Hochebene des Amselfeldes, des wichtigsten Eingangsthors aus den Donau- und Saveländern in die Türkei (Paß von Ustüb), geht dann in ein breites Plateau über, auf welchem der See von Ochrida, der Quellpunkt des Schwarzen Drin, liegt, und führt durch den Gebirgsknoten von Metzowo zum Pindus hinüber, der steil zwischen Epirus und Thessalien aufsteigt. Das andere Gebirgssystem dehnt sich von der Morawa an in östl. Richtung parallel mit der Krümmung der Donau bis zum Schwarzen Meer hin. Zwischen Morawa und Timok führt dies Bergland den Namen Golubinskegebirge, während es vom Timok an bis zum Kap Emineh als Balkan bezeichnet wird. Der südl. Abhang des Gebirges senkt sich steil gegen die Tundscha hinab (Schipkapaß), während der Nordabhang, auf dessen Fläche sich Bulgarien ausbreitet, allmählich zur Donau hinabsteigt. Vom östl. Balkan aus läuft der niedrige Istrandscha-dagh am Ufer des Schwarzen Meeres hin und wird durch den thraz. Bosporus von den bithynischen Bergketten Kleinasiens getrennt. Bildet der Istrandscha-dagh den Ostrand der von der Mariza durchströmten Ebene Thraziens, so wird der Westrand durch einen andern Ausläufer des Balkan dargestellt, den Despotodagh (Rhodopegebirge), der durch den Rilo-dagh (2750 m) und Witosch (2330 m) mit der nördl. Hauptkette in Verbindung steht. An dem steilen Abhange des Witosch (Quelle des Strymon oder Struma) breitet sich die Hochebene von Sofia (s. d.) aus. Über diese führt die große Heer- und Handelsstraße von Konstantinopel durch die Porta Trajana nach Belgrad, und die orient. Eisenbahn, deren Vollendung durch das Jahr 1885 gesichert erscheint, wird demselben Wege folgend das Goldene Horn mit Wien verbinden. Der Gebirgszug Witosch-Rilo-Despoto-dagh ist zugleich der östl. Schutzwall für die nur nach Süden offene, schwer zugängliche Landschaft Macedonien, die durch die Flußthäler des Struma und Wardar (Axios) durchschnitten wird. Von den genannten Flüssen ist nur die Mariza schiffbar.

Das Klima ist je nach der geogr. Breite, der Richtung der Gebirgszüge und Flußthäler, nach der Entfernung von der Meeresküste und der absoluten Höhe verschieden. Infolge der gebirgigen Natur des Landes und wegen des mangelnden Schutzes gegen die rauhen Nordostwinde ist die Temperatur in der europ. Türkei durchschnittlich niedriger, als in den unter gleicher Breite liegenden Strichen von Italien und Spanien. Doch bleibt der Winter südlich vom Balkan milder, als in den Donauländern, wo der kontinentale Charakter des Klimas vorherrscht. Abgesehen von wenigen Niederungen, in denen infolge von Versumpfung Fieber vorkommen, ist das Land der Gesundheit höchst zuträglich. Dasselbe gilt auch von dem asiat. Teile des Reichs.

Die geogr. Lage der europ. Türkei ist demnach hinsichtlich ihrer Gliederung und ihres Klimas eine bevorzugte. Nicht minder ist die Bodenbeschaffenheit eine außerordentlich günstige, sodaß das Land unter guter Verwaltung eins der wohlhabendsten werden könnte. Die Gebirge übertreffen hier, wie in der asiat. Türkei an Metallreichtum die ergiebigsten Minenländer Europas. Kupfer, Eisen, Silber, Blei, Kohlen u. s. f. werden wohl gewonnen, doch ließe sich ein bedeutend höherer Ertrag erzielen, wenn die Abneigung der Regierung gegen die Herbeiziehung fremden Kapitals und die Kostspieligkeit der Erlangung von Konzessionen zu industriellen Unternehmungen nicht jede öffentliche Arbeit hemmten. Einzelne Anläufe zur Reform der wirtschaftlichen Verhältnisse blieben ohne nachhaltigen Erfolg. Das wesentlichste Hindernis für Entwickelung des Ackerbaues, Bergbaues und Handels bildet die gegenwärtige Verwaltung mit ihrer willkürlichen Handhabung der Bestimmungen über die Besitzverhältnisse und die Besteuerung. Der Sultan ist der eigentliche Besitzer allen Grund und

Bodens. Der Eigentümer gilt also nur als Nutznießer seiner Ländereien. Der Grund und Boden zerfällt in fünf Klassen: Miriḍ, die Staatsdomänen; Wakuf, d. i. Eigentum frommer Stiftungen, der Moscheen u. a., das in Pacht gegeben werden kann; Mülk, Privatgrundbesitz; Metrouk, d. i. die Straßen, öffentlichen Plätze, Kommunalgrundstücke; und Merat, wüstes, nicht produktives Land. Jedes Privateigentum wird zum Wakuf, sobald der Besitzer ohne direkte Erben stirbt. Fremde können erst seit dem 18. Juni 1867 Grundbesitz in der Türkei erwerben. In der Regel werden die Besitztitel nicht nach genauer Messung, sondern nach Schätzung abgefaßt. Außerdem ist für jeden Besitzwechsel die Genehmigung der Regierung erforderlich, und die Erlangung derselben in der Regel nur durch Bestechung möglich. Die Landwirtschaft leidet ferner unter den Mißbräuchen bei der Steuererhebung, besonders der Naturalabgabe (10 Proz.) von allen landwirtschaftlichen Produkten (üschür), insofern die Steuereinnehmer, meist die Pächter, die Einholung des Naturalzehnts verschieben, bis der Landmann sich zur Bewilligung höherer Abgaben versteht, um seine Ernte nicht verfaulen zu lassen. Die Ausfuhr der Landesprodukte wird durch den Ausfuhrzoll von 1 Proz. des Wertes und durch die Erhebung eines Zolls für die Überführung einer Ware aus einem Hafen des Reichs in einen andern erschwert. Endlich ist in dem Mangel an Verkehrswegen und dem kläglichen Zustande der meisten Landstraßen eine Hauptursache für den wirtschaftlichen Rückgang des Landes zu erkennen. Es muß indes anerkannt werden, daß in den letzten Jahren einige der wichtigsten Kunststraßen Kleinasiens hergestellt worden sind. Die Erschließung der fruchtbaren und reichen Gebiete Kleinasiens bei Angora, Eskischehr u. s. f. ist indes nur durch die Fortsetzung der Eisenbahn Haidar-Pascha-Ismid möglich.

Die Hauptnahrungsquellen des Landes bilden die Viehzucht, die noch immer in höchst primitiver Weise betriebene Landwirtschaft und die Gewinnung von Tabak, Wein, Baumwolle und Seide. Die Erträge der Viehzucht gehen von Jahr zu Jahr zurück, da von seiten der Regierung nichts für die Veredlung der Rassen gethan wird. Die Schafwolle zeichnet sich zwar nicht durch Feinheit aus, eignet sich aber zur Herstellung der einheimischen Tuchstoffe, der roten Fez und der berühmten Teppiche. Häute werden in großer Zahl ausgeführt, und zwar gegerbte von Büffeln, Ochsen und Schafen, und ungegerbte von Rehen, Hasen, Lämmern und Ziegen. Besonders beliebt sind die Felle der Angoraziegen. Diese Tiere gedeihen vorzugsweise zwischen 39,8° und 41,8° nördl. Br. und 33,2° bis 35° östl. L. (von Paris); in den letzten Jahren wendet man der Zucht dieser Tiere, die sich stark vermindert hatten, wieder größere Aufmerksamkeit zu. Das Fettschwanzschaf liefert ausgezeichnetes Fleisch, besonders wird es in gefalztem Zustand aus Kaisarié und Angora unter dem Namen Pasturma ausgeführt. Die Rinderrasse, im Altertum durch ihre Größe und Stärke berühmt, ist jetzt in Rumelien wie in Anatolien entartet. Rind und Büffel werden hauptsächlich zur Landarbeit benutzt. Schmelzbutter, Käse, Talg, Knochen und Leim bilden, besonders in Rumelien und Bulgarien, noch immer wichtige Handelsartikel. Die Pferderasse, noch bis ins 12. Jahrh. hinein in Kleinasien gepflegt, ist seit dem Vordringen der seldschukkischen Türken vernachlässigt worden. Die türk. Pferde sind klein, aber ausdauernd. Die Bienenzucht gewährt reichen Ertrag an Honig und Wachs. Aus Kleinasien und Macedonien werden auch Blutegel in Menge ausgeführt.

Wiewohl weite Strecken Landes unbebaut daliegen, liefert die Türkei dennoch aus ihren reichen Kornländern, den thraz. und macedon. Ebenen, dem Orontesthal u. a., Cerealien zur Ausfuhr: Weizen, Gerste, Hirse, Hanf, Leinsamen, Sesam, Mais und Reis. Von Gemüsen und Küchengewächsen gedeihen vortrefflich: Artischocken, Rosenkohl, Spinat, Auberginen, Tomaten, Mohrrüben, Bamia, Kawak (eine Art Kürbisse), Bohnen, Erbsen, Gurken, Zwiebeln, Knoblauch, Zucker- und Wassermelonen (Kawun und Karbús). Der Baumwollenbau hat neuerdings zugenommen. Unter den nutzbringenden Bäumen ist vor allem der Olivenbaum zu nennen, der die eingemachte Frucht, ein dem Orientalen unentbehrliches Nahrungsmittel, ferner das Olivenöl und endlich die aus diesem bereitete Seife liefert. Für Feigen, die überall in der Türkei gedeihen, ist Smyrna der bedeutendste Markt. Weinbau wird in Thrazien, Macedonien, auf den Küstenstrichen Kleinasiens und besonders auf den Inseln in immer steigender Ausdehnung betrieben. Als Tafeltrauben sind die Tschauschüsüm sehr geschätzt. Die Weine von Adrianopel, Tschataldscha, Niausta (Niaghusta) bei Salonichi, Lapsaki, Cypern, vom Libanon und die Weißweine von Brussa sind vorzüglich. Während dieselben früher durch einen Zusatz von Mastixharz und durch Ablochen dauerbar gemacht wurden, beschäftigen sich in neuester Zeit Deutsche und Franzosen mit Erfolg mit der Gewinnung guter Weinsorten aus orientalischen und europäischen, hierher verpflanzten Reben. Getrocknete Weintrauben liefern die Inseln und Küstengebiete. Tabak wird überall im Reiche gebaut und bildet einen der wichtigsten Exportartikel. Im J. 1299 der Hedschra = 1882/83 betrug die Tabaksproduktion 15 696 021 kg. Besonders geschätzt wird der macedon. Tabak von Jenidschehs, dessen Bau 20 000 Familien ernährt, und der nordsyrische (Latakieh). Von Obstarten gedeihen Äpfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Quitten, Mandeln, Granaten, Citronen und Nüsse trefflich (obstreiche Gegenden bei Amasia und Eskischehr). Sesam wird in Thrazien und Macedonien gewonnen und besonders aus Salonichi ausgeführt. In Ostrumelien wendet man der Rosenzucht zur Bereitung des Rosenöls große Sorgfalt zu (Hauptort: Kesanlyk am Balkan). Sehr verbreitet ist auch die Pflege der Maulbeerplantagen um der Seidenraupenzucht willen. Indes ist der einheimische Seidenstoff, der noch um 1760 auf den europ. Märkten konkurrenzfähig war, auf den eigenen Märkten von französischem, italienischem, neuerdings auch von deutschem Fabrikat geschlagen, und die Ausfuhr ist auf das Gespinst, dann auf den Cocon und endlich auf das Rohprodukt hinuntergegangen. Man macht gegenwärtig große Anstrengungen, in Brussa, dem Hauptort der Seidenkultur, die Qualität durch Einführung der Seidenwürmer «Pasteur» zu verbessern, und mit gutem Erfolg. An Mineralien versendet die Türkei nur Blei, Kupfer, Boracit, Schmirgel, Meerschaum (aus Eskischehr und Kiutahija), Natron und Bitumen aus Palästina und Salz in ziemlicher Menge. An Salz wurden im Reiche gewonnen: im J. 1881/82 = 244 187 749 kg, 1882/83 = 140 166 023 kg (davon

lieferte Smyrna allein 92 Mill. Kilogramm, beziehungsweise 61 Mill. Kilogramm).

Die einheimische Industrie beschränkt sich, abgesehen von Seidenspinnereien und Teppichwebereien, auf das Kleingewerbe. Einige früher blühende Gewerbe, z. B. die Fayencefabriken in Brussa, Isnik, Kjutahija u. a. sind eingegangen. Weltberühmt und, was die Dauerhaftigkeit und farbige Ornamentierung betrifft, bisher unübertroffen, sind die Teppiche, besonders von Smyrna. Im allgemeinen stellt man nur noch die notwendigen Verbrauchsartikel her, so tuchähnliche Wollstoffe (Schali) für Männeranzüge, rauhe und glatte Mantelstoffe (Abas), Wolldecken (Jhram), Bademäntel, Handtücher, Kissenüberzüge in Baumwolle, seidene Gürtel, halbseidene Stoffe für Kleider und Mobelüberzüge (Brussaseide), gestickte Tischdecken, Vorhänge und Stuhldezüge, goldgestickte Hemden, Jäckchen und Schuhe, Sattlerarbeiten u. s. f. Das Schuhwerk ist, vornehmlich in Konstantinopel, vorzüglich. Die Hauptstadt liefert auch gediegene und elegante Kupfer- und Messingwaren (so Mangals, Kaffeegeräte, Kochgeschirre), Tischchen, Koranpulte, Turbankonsolen (Kaukluks) u. dgl. mit feiner Schnitzarbeit in Ebenholz, Kokosnuß, Elfenbein, Perlmutter und Koralle; Cigarrenspitzen, Löffel, Tschibuks aus feinen Holzarten, mit Silber ausgelegt, Kunstwaffen; allerlei Konfekte (Rahat-lokum) u. s. f. In Jerusalem werden Rosenkränze (Tespi), Kreuze und Halsketten aus Perlmutter angefertigt.

Der Handel im Innern, der wegen Mangels an Verkehrsmitteln noch immer nicht entwickelt ist, liegt fast gänzlich in den Händen der Griechen und Armenier, während der Handel mit dem Auslande vorzugsweise von fremden Kaufleuten und Levantinern betrieben wird. Für die Berechnung des Wertes der im Inlande umgesetzten Waren fehlen alle Angaben. Hinsichtlich des Verkehrs mit dem Auslande sind zwar offizielle Berechnungen der türk. Regierung vorhanden; doch entbehren sie wegen der in der Douaneverwaltung herrschenden Korruption der Zuverlässigkeit. Der Import betrug nach türk. Quellen 1880—81: 1784750000, der Export 930 Mill. Piaster. In diesen Ziffern ist der Export viel zu niedrig berechnet. Aus Konstantinopel werden hauptsächlich ausgeführt: Schaf-, Lamm-, Ziegenfelle, Wolle, Gummitragant, Kreuzbeeren, Cerealien, Opium, Seide, Seidenabfälle und Cocons, Rosenöl, Meerschaum, Buchsbaumholz, Teppiche und orient. Stickereien, Ziegenhaare, Wachs, Galläpfel, Vallones, Nüsse, Hörner, Lumpen, Knochen, Antimon, Boracite, Chromec, Kupfer, Braunstein, Nußbaummasern. Im Transit werden gehandelt und nach dem Ausland exportiert: Chokand-, Kutais-, Rescht- und Nukaseide. Regelmäßige Dampfschiffverbindungen nach den wichtigern Hafenplätzen der Türkei unterhalten: der österr. Lloyd (Triest), die franz. Messageries maritimes (Marseille), Fraissinet u. Comp. (Marseille), die russ. Dampfschiffahrtsgesellschaft (Odessa), Smith, Sundins u. Comp. (London), die Gesellschaft Chedivié (Alexandria), die ital. Gesellschaft Florio u. a. Im J. 1882 kamen in Konstantinopel an 26335 Segelschiffe mit 1267140 t und 6381 Dampfer mit 5268657 t, darunter 96 deutsche Dampfer mit 84613 t. Die türk. Handelsmarine für lange Fahrt bestand 1879 aus 220 Segelschiffen zu 34500 t und 11 Dampfern zu 3350 t.

Das türk. Postwesen, seit 1840 neu eingerichtet, hat sich trotz aller Bemühungen noch nicht volles Vertrauen erwerben können. Die Zahl der türk. Postämter beträgt in den unmittelbaren Besitzungen 782. Deutschland, Rußland, England und Frankreich unterhalten eigene Postämter in Konstantinopel, Österreich außerdem noch in einigen andern Städten, wie Adrianopel, Salonichi, Smyrna. Ein Versuch, die fremden Postämter 1884 mit Gewalt aufzuheben, scheiterte an dem Widerstand der beteiligten Mächte. Die Lokalpost in der Hauptstadt ist auf Postkarten beschränkt. Die Türkei ist dem Weltpostverein beigetreten.

Eisenbahnlinien wurden erst seit 1875 eröffnet. Keine der vorhandenen Linien ist bisher mit dem Bahnnetz der Nachbarstaaten in Verbindung gesetzt, doch werden jetzt die orient. Bahnen von Konstantinopel über Sarambey und von Salonichi über Üsküb bis zum Anschluß an die serb. Bahnen bei Pirot, beziehungsweise Wranja weiter geführt. Die Länge der Eisenbahnen beträgt in Europa 1365 km (nämlich Konstantinopel-Adrianopel 319, Adrianopel-Bellova 243, Tirnowa-Jamboli 104, Kulelü-Dedeagatsch 112, Salonichi-Üsküb 243, Üsküb-Mitrowitza 120 km); in Asien 352 km (und zwar Smyrna-Alaschehr 174, Smyrna-Aidin 135, Haidar-Pascha-Ismid 43 km). Das Telegraphennetz ist ziemlich entwickelt; seine Länge betrug 1878 in Europa 27497, in Asien 52142, in Ägypten 8569 km; die Zahl der Telegraphenstationen ist 417. Die in den J. 1861/62 revidierten Handelsverträge werden gegenwärtig (1885) einer neuen Revision unterworfen, die dem Abschluß nahe ist.

Münzwesen. Münzeinheit ist der Piaster (Gurûsch) im Werte von 17,97 Pf. in Gold, 18,44 Pf. in Silber; er wird in 40 Para geteilt; 1 türk. Pfund (Lira) = 100 Piaster Gold im Gewicht von 7,216 g mit Feingehalt von 916⅔ : 1000 und im Werte von 18,5 Mark oder 22,75 Frs. Das Gold unterliegt einem Agio von 5 bis 8 Proz., sodaß jetzt 100 Piaster Gold = 107—108 Piaster Silber sind. An Goldmünzen sind ausgeprägt: das 5-Pfundstück (= 1 Beutel), das 2½-Pfundstück, das Pfund, das halbe Pfund (50 Piaster) und Viertelpfund (25 Piaster); an Silbermünzen: der Medschidié (20 Piaster Silber), das 10-Piasterstück (Iki Tscheirek), das 5-Piasterstück (Beschlik oder Tscheirek), das 2-Piasterstück, der Piaster und der halbe Piaster. An Stelle des Kupfergeldes ist das unter Sultan Mahmud II. und Abd-ul-Medschid geprägte Metollik getreten, eine Legierung von Kupfer und Silber. Das Metallik unterliegt jedoch im Kurse einer Entwertung bis zu 50 Proz., sodaß der Beschlik im Nominalwert von 5 Piaster nur 2½ Piaster Silber gilt. Das 1876 ausgegebene Papiergeld (Kaimé) ist entwertet und eingezogen. Nur die 5-Pfundnoten der Ottomanischen Bank stehen al pari mit Gold.

Maße und Gewichte. An die Stelle des frühern Längenmaßes, des Pik (Arschine) = 0,68 m, und der frühern Gewichtseinheit, der Okka = 400 Dram = 1,282 kg, sind seit 1874 offiziell die metrischen Maße getreten; doch werden die ältern Maße im Verkehr noch immer angewandt. Ländereien werden nach Dönum = 919,30 m gemessen.

Einteilung. Die Türkei ist kein einheitliches Reich, kein organisches Staatswesen, sondern ein aus vielen Ländern mit verschiedenartiger Bevölkerung zusammengesetztes Konglomerat. Auch das

in neuerer Zeit hervorgetretene Bestreben, die Verwaltung bureaukratisch zu centralisieren, vermochte die locker verbundenen Teile des weit ausgedehnten Reichs nicht enger zu verknüpfen. Die alte Einteilung in Rumelien (europ. Türkei) und Anatolien (asiat. Besitzungen) findet ihren Ausdruck nur noch in der Ernennung je eines Kadi asker (Heerrichter) für beide Gebiete. Sachgemäßer ordnet man die osman. Territorien nach Maßgabe ihres Verhältnisses zur Regierung des Sultans in folgende Klassen: 1) unmittelbare Besitzungen in Europa und Asien, in Afrika: Tripolis; 2) selbständige tributpflichtige Vasallenstaaten: Fürstentum Bulgarien, Insel Samos, in Afrika: Ägypten. Für den Flächeninhalt und die Bevölkerung dieser Gebiete sind die auf den neuesten Ermittelungen beruhenden Angaben folgende: Besitzungen in Europa: Unmittelbare Besitzungen 165439 qkm mit 4490000 E., Ostrumelien (autonome Provinz) 35901 qkm mit (1880) 815946 E., Bulgarien (tributäres Fürstentum) 63972 qkm mit (1881) 2007919 E., Bosnien und Herzegowina mit Novibasar (von Österreich-Ungarn besetzt) 61065 qkm mit (1879) 1326440 E., zusammen 326377 qkm mit 8640305 E.; in Asien: unmittelbarer Besitz 1889000 qkm mit 16132000 E., Insel Cypern (unter brit. Verwaltung) 9601 qkm mit (1881) 186084 E., Insel Samos (tributäres Fürstentum) 468 qkm mit (1884) 40513 E., zusammen 1899069 qkm mit 16358597 E.; in Afrika: Vilajets Tripolis und Bengasi 1033349 qkm mit 1010000 E., Ägypten (Vasallenstaat) 1021354 qkm mit 6788230 E., Darfur, Kordofan und Sudan 1965561 qkm mit 10834000 E., zusammen 4020264 qkm mit 18612230 E. Somit beträgt der Flächeninhalt des türk. Reichs im ganzen 6245710 qkm mit 43641133 E. Der unmittelbare Besitz indes beschränkt sich auf 3087778 qkm mit 21632000 E. (Vgl. hierzu die Karten: Balkanhalbinsel, Bd. II, S. 399; Westasien, Bd. II, S. 56; Nordwestliches Afrika, Bd. I, S. 183; Nordöstliches Afrika und Arabien, Bd. I, S. 185.)

Die unmittelbaren Besitzungen der Türkei werden in administrativer Hinsicht in Wilajets (Generalgouvernements) geteilt; dieselben stehen in Rücksicht auf die Verwaltung, Polizei und Finanzen unter Wälis, denen je ein Wilajet-Medschlis, d. i. eine aus moslem. und christl. Mitgliedern zusammengesetzte Behörde beigeordnet ist. Das Wilajet wiederum ist in Sandschaks oder Liwas (Regierungsbezirke) gegliedert, denen ein Mutessarif (Gouverneur) vorsteht. Das Sandschak zerfällt in Kasa (Kreise), welche von einem Kaimakâm (Kreishauptmann) verwaltet werden, und jeder Kasa besteht aus Nahijé (Kantonen), die von Mudirs geleitet werden. Unter dem Mudir (Kantonvorsteher) stehen die Muchtâr (Dorfschulzen).

In der europ. Türkei liegen folgende sieben Wilajets: 1) der hauptstädtische Bezirk Konstantinopel (Schehr Edmaneti) mit den Sandschaks Tschataldscha in Rumelien und Ismid in Anatolien; 2) Edirné (Adrianopel) mit den Sandschaks Edirné, Gümüldschina, Kirk-Kilisseh, Gallipoli, Rodosto, Dedeagatsch; 3) Salonichi mit den Sandschaks Salonichi, Seres und Drama; 4) Kossowo mit den Sandschaks Brisrend, Ištkûb (Skopia), Jeni Bazar, Taschlidscha; 5) Monastir mit den Sandschaks Monastir, Gerdsché, Debre, Peristeri; 6) Janina mit den Sandschaks Janina, Argyrokastro, Berat und Prevesa; das Sandschak Tirhala ist als besonderes Mutessarifik direkt dem Ministerium des Innern unterstellt; 7) Schkodra (Skutari) in Albanien mit den Sandschaks Schkodra und Draz (Durazzo).

Die unmittelbaren Besitzungen in der asiat. Türkei sind in folgende 26 Wilajets eingeteilt: 1) Chodawendikjar mit den Sandschaks Brussa, Kjutahija, Karahissar; 2) Balikesri mit den Sandschaks Karasfi und Bigha; 3) Aidin mit den Sandschaks Sigla, Saruchan, Aidin, Menteschè; 4) Dschesâir-i-Bahri-Sefid (die Inseln des Weißen Meeres oder des Archipels) mit den Sandschaks Chios, Rhodos, Mitilini, Lemnos (Residenz des Wali ist Chios); 5) Kreta mit den Sandschaks Kanè, Sphakia, Rethimo, Candia und Lassytha, seit 1866 von einem christl. Gouverneur verwaltet; 6) Konia mit den Sandschaks Karaman, Nigde, Hamid, Bulbur, Tekke; 7) Adana mit den Sandschaks Adana, Itschili, Kojan, Dschebel-i-Bereket; 8) Angora mit den Sandschaks Angora, Kirschehr, Bosuk, Kaisarié; 9) Kastamuni mit den Sandschaks Kastamuni, Boly, Kjankary, Sinob; 10) Siwas mit den Sandschaks Amasia, Tokat, Siwas, Kara-Hissar, Charki; 11) Trabezon mit den Sandschaks Dschanik, Rifé (Lasistan), Gümüschhane und Trabezon; 12) Erzirûm mit den Sandschaks Erzirûm, Erzingjan, Baiburt und Bajasid; 13) Wan mit den Sandschaks Wan und Musch; 14) Hekkiari mit den Sandschaks Dschulamerg, Kewar, Elban; 15) Bitlis mit den Sandschaks Bitlis und Sa'ird; 16) Diarbekr mit den Sandschaks Diarbekr, Mardin und Malatije; 17) Ma'amurét-ul-Asis mit den Sandschaks Charput und Argani; 18) Dersim mit den Sandschaks Kosat und Masageard; 19) Halep mit den Sandschaks Halep, Meraschund Orfa; 20) Mosul mit den Sandschaks Mosul und Schehrsor; 21) Bagdad mit den Sandschaks Bagdad, Kerbel, Hillé, Montefik, Basra, Nedschedh; 22) Surija (Syrien) mit den Sandschaks Hauran, Damas und Hamah; 23) das unter selbständiger Verwaltung stehende Mutessarifik des Libanon (Dschebel-i-Lebnân), seit 1861 von einem christl. Gouverneur verwaltet, dem ein Verwaltungsrat von 12 Mitgliedern (4 Maroniten, 2 orthodoxe Griechen, 1 kath. Grieche, 3 Drusen, 1 Moslem, 1 Mutuali) zur Seite steht, hat 6 Kaimakamliks; 24) Jerusalem (Kuds-e'-scherif); 25) Jemen mit den Sandschaks Kanlan, Asir, Tihâma, Hawaschib; 26) Hedschâs mit dem Emirat der heil. Stadt Mekka. Hierzu kommt 27) das tributäre Fürstentum Samos, und in Afrika: 28) das Vilajet Tripolis mit den Sandschaks Deschebel, Oasis, Kums, Fessan, und 29) Bengasi.

Verfassung und Verwaltung. Das Osmanische Reich ist eine orient. Despotie, wenngleich am 23. Dez. 1876 eine von Midhat Pascha, dem damaligen Großvezier, entworfene Verfassung (Kanûni-esâsi) verkündigt wurde. Der Herrscher, Sultan oder Padischah (Großherr), vereinigt die höchste weltliche mit der höchsten geistlichen Gewalt, dem Kalifat. Er ist unverantwortlich und unverletzlich. Die Thronfolge ist in der männlichen Linie des Hauses Osman erblich, und zwar geht die Souveränetät jedesmal auf den ältesten Prinzen desselben über. Die Unterthanen besitzen Freiheit der Religion, des Unterrichts und der Person, das Recht der Zulassung zu allen öffentlichen Ämtern, falls sie der türk. Sprache mächtig sind, und Gleichheit vor dem Gesetz. Staatsreligion ist der

Islam, doch dürfen die anerkannten Kulte frei ausgeübt werden. Die Preßfreiheit, ebenfalls durch die Verfassung garantiert, besteht nur auf dem Papier. Das Parlament soll aus zwei Kammern bestehen, einem Senat, dessen Mitglieder vom Sultan auf Lebenszeit ernannt werden, und einem Abgeordnetenhause, zu welchem je 50000 Osmanen einen Deputierten auf vier Jahre mittels geheimer Abstimmung wählen. Das Parlament trat 1877 zusammen, wurde nach zwei Sitzungen aufgelöst und ist seitdem nicht wieder berufen worden. Der regierende Sultan ist Abd-ul-Hamid-Chan, geb. 22. Sept. 1842, er bestieg den Thron 31. Aug. 1876.

In der Regierung steht dem Sultan ein Ministerrat zur Seite, dessen Chef den Titel «Großvezier» (Sadrasam) führt. Seit 1878 wurde diese Benennung mit dem «Premierminister» (Basch-Wekil) vertauscht, aber seit 1882 für Said Pascha wieder eingeführt. Gleichen Rang mit dem Großvezier nimmt der Scheikh-ul-Islam ein, seit 1453 der oberste Chef der moslem. Geistlichkeit und der Gesetzeskundigen, obwohl er selbst weder Priester noch Richter ist. Er nimmt als Ausleger des Gesetzes an der Ausübung der gesetzgebenden Gewalt teil. An der Spitze der Staatsverwaltung stehen außerdem die Staatsminister. Zu diesen gehören: der Minister des Innern (Dahilé nasreti dschelillesi) seit 1865, der Kriegsminister (Seraskier), der Minister der auswärtigen Angelegenheiten (Hardschijé nasreti), der Minister der Marine (Bahrié), der Präsident des Staatsrats, einer seit 1868 nach franz. Muster gebildeten Behörde (Schura-i-dewiet), der Minister der Justiz und des Kultus (Umurâ adlié we meshebié nasreti), der Großmeister der Artillerie (Topchanè müschiri), der Minister der frommen Stiftungen (Evkaf nasreti), der Minister des öffentlichen Unterrichts (Me'arif nasreti), der Minister der Finanzen (Maliè nasreti), der Minister der öffentlichen Arbeiten (Nafaâ nasreti), der Minister des Handels, Ackerbaues und der Minen (Tidscharet we siraât nasreti), der Minister der Archive (Defterdar). Daneben besteht noch ein Ministerium der Civilliste (Chasinè-i-chassa-i-schachanè) mit einer Kommission für die Verwaltung der kaiserl. Domänen, das Polizeiministerium (Saptiè nasreti) und die Präfektur der Hauptstadt (Schehr emaneti). Der Ministerrat (Diwan) versammelt sich wöchentlich im Gebäude der hohen Pforte (Bab-i-Ali); fast alle Minister bedienen sich des Beirats eines Mustescher (Unterstaatssekretärs). Seit 1881 wurden mehrere deutsche Beamte in diese Stellungen berufen. Mit jedem Ministerium sind Kollegien mit beschlußfassender Befugnis (Medschlis) verbunden; sie haben Vorlagen vorzuberaten und zu begutachten, bilden aber mehr ein Hindernis als ein Förderungsmittel der Reformen.

Die Beamten des Osmanischen Reichs gliedern sich in drei Gruppen: a) Diener des Gesetzes und des Kultus, die gelehrten Ausleger des Korân, welche Ulemâ genannt werden; b) die Beamten der Feder, d. i. des Verwaltungsfachs, und c) die Beamten des Säbels, d. i. des Heeres und der Marine. Rang und Titel sind bei den türk. Beamten unabhängig voneinander. Jede der drei Beamtenklassen besitzt ihre besondere Rangordnung. Unter den Civilbeamten nehmen den höchsten Rang die Veziere ein, dann folgen die Bala, weiter die Ula mit ihren Klassen (senf), sodann die Saniè-mutemais u. s. f. Beim Militär folgen die Rangstufen so aufeinander: Muschir (Marschall) = General der Infanterie oder Kavallerie, Ferik (Divisionsgeneral), Liwa (Brigadegeneral), Miralaj (Oberst), Kaimakâm (Oberstlieutenant), Bimbaschi (Major), Jüs-baschi (Hauptmann) und Mülassim (Lieutenant). Der Paschatitel ist mit einigen hohen Ämtern ohne weiteres verbunden; so sind die Ferik, Liwa und Wali zugleich Paschas. Dagegen ist der Scheikh-ul-Islam niemals Pascha, sondern Efendi. Der Titel «Beï» ist in einigen Familien erblich, doch legen ihn sich auch die Söhne der Paschas und höhere Offiziere und Beamten bei. Im allgemeinen führt der Beamte den Titel «Efendi», der Subalternbeamte und Unteroffizier den Titel «Aga». Doch gebührt der letztere auch den Palastbeamten, die in Agas des Äußern (Hof-Imam, Leibarzt, Privatsekretär u. s. f.) und in Agas des Innern gesondert werden. Unter diesen nimmt der Kislar-Aga, der Chef der schwarzen Eunuchen, den höchsten Rang, nämlich den eines Muschirs, ein. Das Beamtenpersonal ging früher aus dem Übersetzungsbureau der Hohen Pforte hervor. Der Nachweis der erforderlichen Vorkenntnisse wurde und wird nicht verlangt. Erst 1884 bestimmte Sultan Abd-ul-Hamid II., daß nur solche Beamte künftig angestellt werden sollten, welche in der Mekteb-i-milkijé (Civilhochschule) ihre Vorbildung erlangt hätten. Neuerdings ist eine Ecole des langues in Stambul eröffnet worden zur Ausbildung der Beamten in den fremden Sprachen.

Die dem Scheikh-ul-Islam unterstehenden Ulemâ gliedern sich in drei Klassen: a) die Kultusdiener, nämlich die Scheikh (= Älteste, die ordentlichen Prediger der Moscheen), die Châtib (Vorbeter des Chutba, des öffentlichen Freitagsgebets für den Sultan), die Imam (die Parochialgeistlichen, denen der regelmäßige Dienst in den Moscheen und die Amtshandlungen obliegen) und die Mussin, welche fünfmal täglich die Stunde des Gebets auszurufen haben; nicht zu den Ulemâ gehören die Kaïm, die Küster der Moscheen; b) die Mufti (d. i. die Entscheidenden), die gesetzeskundigen Ulemâ, denen die Erteilung der Fetwâ, d. h. der Entscheidungen nach dem Scheriat, dem religiös-bürgerlichen Gesetze, zusteht; c) die Kadi oder Richter. Wer Ulemâ werden will, tritt, nachdem er bis zum 10. oder 12. Lebensjahre eine Elementarschule (subjân mekteb) besucht hat, in eine Medressè (Seminar) ein und erhält hier als Softa Unterricht im Koran und in der pers. und arab. Sprache. Kann er den Koran vollkommen auswendig, so bekommt er den Titel Hafus (der Behaltende). Nun muß er sich für die theol. oder für die richterliche Laufbahn entscheiden und beginnt das Studium der Logik, Rhetorik, Moral, der Theologie und Rechtswissenschaft. Nach bestandener Prüfung wird er zum Mulasim ernannt und kann nun als Kadi angestellt werden. Will er jedoch zu den höhern Ämtern gelangen, so ist noch ein siebenjähriges Studium des moslem. Rechts erforderlich. Dann wird er Muderris (Professor) und aus diesen werden die höhern Richterstellen besetzt. Das geistliche Recht, Scheriat, beruht auf dem Koran, der Sunna (Überlieferung), den Entscheidungen der vier ersten Kalifen (Idschmâ-ümmet) und der Sammlung von Rechtssprüchen der großen Imame (Kias). Die von dem Scheikh Ibrahim Halebi 1549 verfaßte Sammlung solcher Entscheidungen (Mülteka el buhur) bildet das Civil- und Kriminalgesetzbuch der Türkei. Nach

diesem Recht entscheiden die unter dem Scheilh-ul-Islam stehenden geistlichen Gerichte (mehâkim-i-scherijé). Der höchste Gerichtshof ist der Appellhof (Ars-odassi) in Stambul mit zwei Kammern, deren Vorsitz die Kadiasker von Rumelien und Anatolien führen. Jedes Wilajet besitzt sein Mehâkim unter dem Vorsitz eines Oberrichters (Nâib). Unter den Provinzialgerichten stehen die Gerichte der Sandschats und unter diesen die Amtsgerichte der Kasa.

Die Macht des Scheilh-ul-Islam wurde durch die Vernichtung der Janitscharen und die Reform des Gerichtswesens erheblich geschmälert. Seit 1847 gibt es neben den geistlichen Gerichten auch weltliche Gerichtshöfe (mehâkim-i-nisâmijé). Sie bestehen aus Civilgerichten (hukûk-mehkemeleri), Strafgerichten (dschesâ-mehkemeleri) und Handelsgerichten (tidschâret-mehkemeleri). Sie stehen unter dem Justizminister. Die Handelsgerichte, die sich mit Streitfragen zwischen einheimischen Parteien, sowie zwischen Osmanen und fremden Unterthanen beschäftigen, sind aus einem Präsidenten, einem Richter, einem Sekretär, die alle drei Mohammedaner sind, außerdem aber aus zwei christlichen, kaufmännischen Richtern zusammengesetzt, welche von den fremden Kolonien erwählt werden. Die Entscheidungen der Handelsgerichte erfolgen nach einem dem Code de commerce nachgebildeten Gesetzbuch.

Religion. Als die Osmanen das Oströmische Reich unterwarfen, ließen sie die christl. Volksstämme desselben als gesonderte Genossenschaften bestehen und faßten sie unter dem Namen Rajah, d. i. Herde, zusammen. Die griech.-orthodoxe Kirche hat ihre Verfassung seit der Eroberung der Hauptstadt durch Muhamed II. treu bewahrt. In dem Patriarchen von Konstantinopel (seit 1884 Joachim IV.) verehren alle Metropoliten, Erzbischöfe und Bischöfe, sowie die drei Patriarchen zu Alexandria, Jerusalem und Antiochia das Oberhaupt der morgenländ. Kirche. Die serb. Diöcese hat sich im 14. Jahrh. kirchlich unabhängig gemacht und das bulgar. Exarchat erstrebt neuerdings eine selbständige Stellung. Dem Patriarchen zu Konstantinopel steht die aus den drei andern Patriarchen, 12 Metropoliten und 12 angesehenen griech. Laien bestehende Heilige Synode zur Seite. Sie übt im Osmanischen Reiche die Aufsicht über die Kirchen und Klöster, deren ökonomische Verhältnisse, das Strafrecht über den gesamten Klerus und die oberste Gerichtsbarkeit über alle Bekenner der griech.-orthodoxen Konfession aus. Sie wählt den Patriarchen, erwirkt das denselben bestätigende Berât (Bestallungsurkunde) der Pforte und ist befugt, im Falle eines Vergehens gegen das Dogma die Absetzung des Patriarchen bei der Hohen Pforte zu beantragen. Der Großlogothet, ein einflußreicher Laienbeamter, hat als Kanzler die Beschlüsse der Synode gegenzuzeichnen.

Das Oberhaupt der armenisch-gregorian. Kirche ist der Patriarch (Katholikos) von Etschmiadzin. Ihm sind die Patriarchen von Konstantinopel, Sis und Jerusalem untergeordnet. Der armenische Patriarch zu Konstantinopel gilt der Regierung als Haupt der Nation (seit 1885 Harutiun). Demselben stehen weltliche Befugnisse über alle türk. Armenier monophysitischen Bekenntnisses und die geistliche Gewalt über die Diöcese von Konstantinopel zu. Er wird von der aus 20 Mitgliedern bestehenden Nationalversammlung in Konstantinopel erwählt und von der Hohen Pforte bestätigt. (S. Armenien.) Die kath.-unierten Armenier erkennen seit 1439 die Suprematie des Papstes an und haben einen eigenen Patriarchen, der mit weltlichen und religiosen Vollmachten ausgestattet ist (jetzt Patriarch Asarian). Die abendländische röm. Kirche hat ihre Anhänger unter allen Nationen des türk. Reichs und steht unter der geistlichen Leitung eines in Konstantinopel residierenden apostolischen Vikars. Die prot. Kirche gliedert sich nach den Nationen in verschiedene Gemeinschaften. Die prot. Armenier, seit 1839 durch die Mission des American board gewonnen, sind seit 1853 den übrigen Kirchengemeinschaften staatsrechtlich gleichgestellt. Neben ihnen finden sich auch deutsche, englische und griechische evang. Gemeinden. Die Israeliten sehen ihren geistlichen Vorstand in dem Großrabbiner von Konstantinopel (Chacham baschi), dem eine aus drei Rabbinern und drei Laien zusammengesetzte Versammlung beigeordnet ist.

Die Reform des türk. **Heerwesens**, am Anfang des 19. Jahrh. von Selim III. begonnen, wurde nach der Niederwerfung der Janitscharen durch Mahmud II. (1826) energisch gefördert. In den J. 1835—39 legte namentlich der preuß. Hauptmann H. von Moltke als militärischer Ratgeber des Sultans den Grund zur Reorganisation des Heeres, indem er neben der Linie eine Landwehr (redif) zu gründen vorschlug. Durch den Eintritt einiger preuß., ungar. und poln. Offiziere wurde ein Fortschritt in der Ausbildung der Truppe herbeigeführt, doch vernachlässigte man unter Sultan Abd-ul-Medschid die Reform. Nach dem Orientkriege 1853—56, in welchem sich das Heer trotzdem bewährte, förderten Abd-ul-Kerim Pascha und der Kriegsminister Hussein Avni Pascha die Reorganisation mit gutem Erfolg. Vor allem sorgte Hussein für eine bessere Ausbildung des Offizierkorps durch eine neue Organisation des Militärschulwesens. Die Vorbereitungsschulen (Ruschdijé), Kriegsschulen (Idadijé) und die Generalstabsschule (Mekteb-i-harbijé) sind sein Werk. Das franz. Exerzierreglement wurde eingeführt, die Bewaffnung verbessert, die unpraktische europ. Uniform durch die hier naturgemäße und kleidsame Zuaventracht ersetzt. Daß die türk. Armee widerstandsfähig ist, hat sie im Russisch-Türkischen Kriege von 1877 und 1878 bewiesen; ihre Niederlagen wurden durch die Uneinigkeit der Führer und durch ungeschickte Leitung herbeigeführt. Seit 1882 wurden auf Wunsch des Sultans mehrere höhere deutsche Offiziere beurlaubt (Kähler Pascha, von der Goltz Pascha, von Hobe, Ristow, Kamphövener, von Schilgen, Krieg), um die Reform der Organisation der Armee wie der Ausbildung der einzelnen Truppengattungen zu fördern. Indes werden, abgesehen von dem Militärschulwesen, wo die Fortschritte unverkennbar sind, alle Reformbestrebungen durch die Unschlüssigkeit und Unselbständigkeit der leitenden Persönlichkeit, sowie durch den Widerstand des herrschenden Systems lahm gelegt.

Die reguläre Armee (nisâm) besteht aus der Linie (muwassaf), der ersten Reserve (ichtijât), die beim Ausbruch eines Kriegs unter die Nisâm verteilt wird, der Landwehr (redif) ersten und zweiten Aufgebots (senf-i-mukaddem und senf-i-tâli) und dem Landsturm (mustahfis). Die Dienstzeit beträgt 20 Jahre und zwar für die Infanterie 3 Jahre, für die übrigen Waffen 4 Jahre in der Linie, 2 Jahre

in der Reserve (für die Infanterie 3 Jahre), 4 Jahre im ersten und 4 Jahre im zweiten Aufgebot der Landwehr und 6 Jahre im Landsturm. Das Heer wird in 7 Armeekorps (ordu) eingeteilt mit den Hauptquartieren Konstantinopel, Adrianopel, Monastir, Erserûm, Damascus, Bagdad und Sanaa. Ein achtes Korps soll für Tripolis gegründet werden. Jedes Armeekorps soll aus 8 Infanterieregimentern, von je 4 Bataillonen bestehen, doch erreicht das Bataillon nur die Stärke von 300 Mann. Das Heer umfaßt 155 Infanterieregimenter oder 617 Bataillone (nämlich 432 Linien-, 144 Ersatzbataillone und 41 Besatzungsbataillone), 38 Jägerbataillone, 115 Kavallerieregimenter oder 543 Schwadronen (1 Schwadron = 100 Mann), 18 Regimenter Artillerie oder 216 Feldbatterien und 36 Batterien Gebirgsartillerie, 19 Batterien Pioniere und 18 Bataillone Train. Die gegenwärtige Präsenzstärke des Heeres beträgt 10311 Offiziere und 150 106 Mann nebst 650 Geschützen, die Kriegsstärke 468000 Mann Infanterie, 64800 Mann Kavallerie, 57600 Mann Artillerie, 10800 Pioniere und 9000 Mann Train, im ganzen also 610200 Mann und 1512 Geschütze. Neben der regulären Armee verwendet die Türkei im Kriege noch irreguläre, schlecht disciplinierte Truppen, die Baschibosûk (Tollköpfe) und die Bürgerwehr (Asakir-i-milkijè), in welcher auch Nichtmoslemin dienen.

Die türk. Marine wurde unter Abd-ul-Asîs nach engl. Vorbilde in eine Panzerflotte umgewandelt. Sie besteht aus 25 Panzerschiffen, 22 ungepanzerten Kriegsschiffen, 17 Transportdampfern, mehrern Jachten, Aviso's und kleinern Schiffen (im Ganzen etwa 80). Die Schiffe sind nach einem jetzt veralteten System gebaut und kaum kriegstüchtig zu nennen. Die Dienstzeit auf der Flotte beträgt 12 Jahre, davon 5 Jahre im aktiven Dienst, 3 in der Reserve, 4 in der Landwehr. Der türk. Soldat ist tapfer, genügsam, ungemein leistungsfähig und ausdauernd, sodaß die türk. Armee bei guter Organisation, tüchtiger Ausbildung und guter Führung Hervorragendes leisten könnte.

Die Finanzen des Reichs befanden sich bis 1854 in trefflichem Zustande; bis dahin besaß die Türkei keine Schulden. Allein schon beim Tode Abd-ul-Medschids 1861 betrug die Staatsschuld 15 Mill. Pfd. St. In den J. 1854—74 wurden nicht weniger als 15 Anleihen gemacht, meist zu unproduktiven Anlagen (Panzerschiffen, Palastbauten, Kanonen, Gewehren u. a.). So stieg die Schuldenlast bis 1875 auf 210 Mill. türk. Pfund, die mit 9 Proz. und mehr zu verzinsen waren und eine jährliche Zahlung von 14 Mill. Pfund für Zinsen und Amortisation erforderten. Als daher der Aufstand in der Herzegowina und der serb. Konflikt die Beschaffung neuer Geldmittel nötig machten, sah sich der Großvezier Mahmud Nedim Pascha gezwungen, am 5. Okt. 1875 die Zahlung der Zinsen zu suspendieren. Seitdem wurden nur die durch den ägypt. Tribut (750000 Pfd. St.) garantierten Anleihen von 1854, 1871 und 1877 verzinst. Wiederholt mußten jedoch Anleihen bei den Bankhäusern in Galata zu übermäßigen Zinsen gemacht werden. Die Summe dieser Schulden (8560000 türk. Pfund) erforderte jährlich eine Zahlung von 1100000 türk. Pfund Zinsen. Als Garantie für dieselben übernahmen die Banken die Einkünfte von sechs indirekten Steuern (Salz, Seide, Spirituosen, Stempel, Tabak und Fischerei) in Verwaltung. Die Staatsschuld beläuft sich mit Berechnung der äußern Schuld zum Emissionswerte (101 Mill. Pfd. St.), mit Einschluß der unbezahlten Zinscoupons (50 Mill. Pfd. St.), der durch Emission von Havalès (Anweisungen auf Einkünfte aus den Provinzen) entstandenen schwebenden Schuld (9 Mill.), der Contocorrentschuld an die Banque ottomane (3 Mill.), der Schuld an die Banken von Galata (8 t 70000 Pfd. St.) insgesamt auf etwa 204 Mill. Pfd. St. Im Sept. 1881 traten auf Einladung der Hohen Pforte die Vertreter der ausländischen Gläubiger in Konstantinopel zusammen, um über die Verzinsung und Tilgung der Staatsschuld ein Abkommen zu treffen, und am 28. Dez. 1881 wurde das vereinbarte Statut durch ein Irade des Sultans bestätigt. Die Staatsschuld wurde dadurch auf 106437234 Pfd. St. reduziert. Zur Tilgung derselben wurden die Erträge der erwähnten sechs indirekten Steuern bestimmt. Von diesen dienen vier Fünftel zur Deckung der Zinsen, ein Fünftel zur Schuldentilgung. Die Amortisierung beginnt jedoch erst, wenn die Einkünfte auf 1 Proz. der reduzierten Schuld gestiegen sind. Zur Tilgung derselben haben auch Serbien, Montenegro, Bulgarien und Griechenland im Verhältnis beizutragen. Alle Einkünfte, welche 5 Proz. der reduzierten Schuld überschreiten, fließen in die Staatskasse. Am 15. Mai 1883 wurde außerdem eine internationale Gesellschaft zur Ausbeutung des Tabaksmonopols gegründet (100 Mill. Frs.). Diese Régie co-intéressée hatte zunächst 750000 Pfd. St. an die Verwaltung der öffentlichen Schuld zu zahlen. Der Rest des Gewinns soll zwischen der Gesellschaft, der Staatsschuldenverwaltung und der Staatskasse geteilt werden. Die an Rußland zu zahlende Kriegsentschädigung im Betrage von 32 Mill. türk. Pfund wird in jährlichen Raten von 320000 türk. Pfund abgetragen. Die schwebende, innere Schuld (20 Mill. türk. Pfund) ist noch zu regulieren. Die Einnahmen der Regierung beruhen auf dem Zehnten (uschûr) von den landwirtschaftlichen Produkten, der Einkommensteuer von einigen Gewerben (temettu), der Grundsteuer (emlâk-vergisi), der Kriegssteuer für Befreiung vom Militärdienst (bedel-i-askeri), den Mauteinnahmen (Einfuhrzoll 8 Proz., Ausfuhrzoll 1 Proz.) und dem Tribut der Vasallenstaaten. Im ganzen betrug die Soll-Einnahme nach dem Budget für 1881: 290,8 Mill. Mark, die Ausgabe 344,7 Mill. Mark.

Das türk. Reichswappen ist ein grüner Schild mit wachsendem Sichelmond und Stern zwischen den Hörnern in Silber. Der Schild liegt auf einer Löwenhaut. Den Helm bildet ein Turban mit einer Reiherfeder. An Stelle dieses Wappens wird gewöhnlich die Tughra gebraucht, der zur Gestalt einer offenen Hand verschlungene Namenszug des regierenden Sultans. — Die Türkei besitzt folgende Orden: 1) den Nischani iftichar (Orden des Ruhmes), am 19. Aug. 1831 gestiftet, mit vier Klassen; 2) den Medschidié, 1852 gestiftet, mit fünf Klassen; 3) den Osmanié, 1861 gestiftet, mit vier Klassen; 4) den Schefakat-(Barmherzigkeits-) Orden in drei Klassen, 1878 gestiftet und zur Verleihung an Damen bestimmt; 5) den Nischan-i-Imtias und die goldene und silberne Medaille zum Imtias-Orden (1884).

Litteratur. J. von Hammer-Purgstall, «Des Osmanischen Reiches Staatsverfassung und Staatsverwaltung» (2 Bde., Wien 1815); Müller, «Der

Koran und die Osmanen im J. 1826» (Lpz. 1827); von Schubert, «Reise in das Morgenland in den J. 1836—37» (Erlangen 1839); Urquhart, «La Turquie, ses ressources, son organisation» (2 Bde., Brüss. 1837); derselbe, «Der Geist des Orients» (aus dem Englischen von Bud, 2 Bde., Stuttg. 1839); J. von Hagemeister, «Der europ. Handel in der Türkei und in Persien» (Riga 1838); Labat, «Mémoires sur l'Orient ancien et moderne» (Par. 1840); Reid, «Turkey and the Turks» (Lond. 1840); Boué, «La Turquie d'Europe» (4 Bde., Par. 1840); Reinelt, «Reise nach dem Orient» (Wien 1840); von Moltke, «Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei 1835—39» (3. Aufl., Berl. 1877); Dellenbusch, «Merlantile Memoiren aus der Türkei» (Düsseld. 1841); L. Roß, «Kleinasien und Deutschland» (Halle 1850); E. Spencer, «Travels in European Turkey in 1850» (2 Bde., Lond. 1851); Rigler, «Die Türkei und deren Bewohner» (Wien 1852); Bayley, «The Turcs in Europe» (Lond. 1853); Ubicini, «Lettres sur la Turquie» (2 Bde., Par. 1853); Michelson, «The ottoman empire and its resources» (Lond. 1854); Ungewitter, «Die Türkei in der Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit» (Erlangen 1854); A. von Besse, «Das türk. Reich» (Lpz. 1854); de Valou, «Ein Jahr im Orient» (Stuttg. 1854); Quitzmann, «Deutsche Briefe über den Orient» (Stuttg. 1854); Fr. W. von Reden, «Die Türkei und Griechenland in ihrer Entwickelungsfähigkeit» (Frankf. 1856); Tchihatchef, «Lettres sur la Turquie» (Brüss. 1859); Lejean, «Ethnographie de la Turquie d'Europe» (Gotha 1861); Makenzie und Irby, «The Turks, the Greeks and the Slawes» (Lond. 1867); J. Braun, «Gemälde der mohammed. Welt» (Lpz. 1870); Aristarchi Bei, «La légation ottomane» (4 Bde., Par. 1873—75); Jsambert, «Grèce et Turquie d'Europe» (Paris); Kellner, «Das türk. Reich» (Lpz. 1876); Synvet, «Carte ethnographique de la Turquie d'Europe» (Konstant. 1876); von Schweiger-Lerchenfeld, «Unter dem Halbmond» (Jena 1876); Bianconi, «Ethnographie et statistique de la Turquie» (Par. 1877); Vámbéry, «Sittenbilder aus dem Morgenlande» (2. Aufl., Berl. 1877); Murad Efendi, «Türk. Skizzen» (2 Bde., Lpz. 1878); von Hellwald und Bed, «Die heutige Türkei» (Lpz. 1877); James Baker, «Die Türkei in Europa» (Stuttg. 1878); zur Helle, «Die Völker des Osmanischen Reichs» (Wien 1878); Dieffenbach, «Völkerkunde Osteuropas» (2 Bde., Darmst. 1880); Meyer, «Der Orient» (2 Bde., Lpz. 1882); «Neue volkswirtschaftliche Studien über Konstantinopel und das angrenzende Gebiet» (herausg. vom orient. Museum in Wien 1882); «Administration de la dette publique ottomane, rapport sur les opérations de l'année 1299» (Konstant. 1884); «Indicateur des Postes et Télégraphes de Turquie» (Konstant. 1884); Benndorf und Niemann, «Reisen in Lykien und Karien» (Wien 1884); Kiepert, «Nouvelle carte générale des provinces asiatiques de l'empire ottoman» (Berl. 1884); Dehn, «Deutschland und der Orient in ihren wirtschaftlichen Beziehungen» (2 Bde., Münch. 1884).

Geschichte. Das Osmanische Reich entstand aus dem nach der Mongoleninvasion Ende des 12. Jahrh. aus Nordpersien ausgewanderten wenig zahlreichen Stamm der Oghusischen Türken, welcher über die bereits durch die Seldschuken dem Jslam und der türk. Nationalität gewonnenen Bewohner Anatoliens seine Organisation als Kriegerstaat unter einem absoluten Herrscher auszudehnen vermochte. Ertogrul, der Sohn Suleiman Chans, erwarb sich Anfang des 13. Jahrh. Sitz im nordwestl. Phrygien. Sein Sohn Osman, nach welchem das Reich den Namen führt, und noch mehr dessen Sohn Orchan dehnten das Gebiet über ganz Bithynien und Mysien aus. Letzterer machte Brussa zur Hauptstadt und bereitete durch Eroberung von Gallipoli an der europ. Seite des Hellespont weitere Unternehmungen gegen das oström. Kaiserreich vor. Sein Sohn Murad I., der Vollender der türk. Heeresverfassung, unterwarf im Westen Thrazien und im Osten die Gebiete mehrerer anatolischer Teilfürsten, gegen deren mächtigsten, den von Karamanien, er 1386 schwere Kämpfe zu bestehen hatte. Er fiel 1389 als Sieger in der auf dem Amselfelde (Kossowo Polje) den Serben gelieferten Entscheidungsschlacht. Murads Sohn, Bajazid I., mit dem Beinamen Jyldrym, der Wetterstrahl, zwang die Walachei und den griech. Kaiser zur Tributzahlung und durchzog Griechenland bis zur Südspitze des Peloponnes. Eine Koalition der christl. Mächte unter König Sigismund von Ungarn rief den Sultan von da in den Norden, wo er der christl. Armee bei Nikopolis (1396) eine furchtbare Niederlage beibrachte. Nun aber erfolgte ein Rückschlag, indem Timur-Lenk mit seinen Mongolen in das türk. Gebiet einbrach. Bajazid stellte sich diesem bei Angora (1402) entgegen, wurde aber aufs Haupt geschlagen und geriet in Kriegsgefangenschaft, aus der er nicht mehr in seine Staaten zurückkehrte. Nach einem langjährigen Zwist seiner vier Söhne riß 1413 Mohammed die Alleinherrschaft an sich und führte eine friedliche Regierung. Mohammeds Sohn, Murad II. (1421—51), eroberte Thessalonich, Korinth, Patras und einen Teil Albaniens, hatte aber in letzterm Lande einen tapfern Gegner an Skanderbeg. In seinen Kämpfen mit Hunyad, dem Fürsten von Siebenbürgen, wurden seine Heere 1443 bei Nissa geschlagen, aber bei Varna 1444 und bei Kossowa 1448 blieb er der Sieger. Sein Sohn und Nachfolger Mohammed II., der Eroberer, vernichtete durch Eroberung Konstantinopels 1453 das oström. Reich, verwandelte Serbien 1459 in eine türk. Provinz, eroberte 1462 Lesbos, 1463 den größten Teil Bosniens, 1479 Morea, 1461 Trapezunt, vermochte 1466 Karamanien seinem Reich einzuverleiben und zwang 1475 den Tatarenchan in der Krim zur Vasallenschaft. Jm J. 1480 landeten seine Truppen in Jtalien und nahmen Otranto. Er starb 1481.

Die 31jährige Regierung seines Sohnes Bajazid II. verlief dagegen fast thatenlos, und schon offenbarten sich Zerwürfnisse im Herrscherhause, denen Bajazids Sohn und Nachfolger, Selim I., seine gewaltsame Erhebung auf den Thron verdankte. Aber dieser Selim gab dem Osmanischen Reich einen neuen Aufschwung. Er warf die Perser über den Tigris zurück und besiegte sodann den letzten Mamlukensultan, welchem er Syrien und Ägypten abnahm, sodaß er 1519 seinem Sohne Suleiman II. (gest. 1566) mit den reichsten Ländern des Orients die Kalifenwürde hinterließ. Dieser eroberte 1521 Belgrad, damals eine ungar. Grenzfestung, 1526 Peterwardein, vernichtete dann das ungar. Heer in der blutigen Schlacht bei

Mohacs und nahm die Hauptstadt des Landes, Ofen, ein, welche er freilich noch nicht behauptete, indem Aufstände im Osten des Reichs ihn abberiefen. Im J. 1529 setzte er das begonnene Werk mit noch größerm Nachdruck fort. Ofen wurde abermals erobert, Ungarn bis auf die Nordkomitate unterworfen und zu einem Vasallenkönigreich unter den siebenbürg. Fürsten Johann Zapolya gemacht. Durch die Einnahme Wiens gedachte Suleiman den Widerstand des deutschen Kaisers dauernd zu brechen und sich den Weg in den Westen Europas zu bahnen. Hier aber versagte ihm sein Kriegsglück und nach schweren Verlusten sah er sich zum Aufgeben der Belagerung und zum Rückzug genötigt. Er fiel 1532 in Steiermark ein; doch gelang es ihm diesmal nicht, bis nach Wien vorzudringen. In dem 1533 abgeschlossenen Frieden mußte er sich mit dem eroberten Teil Ungarns begnügen und Ferdinand von Österreich als König von Ungarn anerkennen. Da aber dieser die Tributpflichtigkeit nicht anerkennen wollte, so brach der Krieg 1541 aufs neue aus. Suleiman machte ganz Ungarn bis gegen Ofen, Stuhlweißenburg und Gran zur türk. Provinz. Die Kämpfe 1551—62 wurden um den Besitz Siebenbürgens geführt, das Suleiman unterworfen blieb. Nicht minder erfolgreich waren seine sonstigen Unternehmungen. Im J. 1522 entriß er den Johanniterrittern das heldenmütig verteidigte Rhodus, und von den Persern gewann er in einem wechselvollen Kriege Tabris, Wan, Mossul und die Lehnsherrlichkeit von Georgien. Seine Admirale Hair-ed-din und Horuk, die größten Seehelden ihrer Zeit, erwarben ihm die Oberherrschaft über die Barbareskstaaten und eroberten mehrere Seefestungen der Venetianer im Archipel. Die Raubzüge türk. Flotten verbreiteten Schrecken an allen Küsten des Mittelmeers bis nach Spanien, nicht minder ostwärts im Indischen Ocean. Nur Korfu und Malta, jenes von den Venetianern, dieses von den Johanniterrittern verteidigt, widerstanden siegreich den gegen sie gerichteten Angriffen. Suleiman starb 1566 auf einer Expedition nach Ungarn vor Szigeth, welche Feste erst nach seinem Tode genommen wurde.

Suleimans II. Regierung bezeichnet neben der höchsten Blüte den Wendepunkt in der osman. Geschichte. Schon zu seinen Lebzeiten begann eine geringere Teilnahme des Fürsten an den Staatsgeschäften, die Erhöhung der Macht des Großveziers, die willkürliche Besetzung der höchsten Ämter, die Günstlingswirtschaft und der Haremseinfluß, die Absichließung der nicht zur Regierung bestimmten Prinzen vom Verkehr mit der Außenwelt. Sein Sohn, Selim II. (1566—74), war ein energieloser Weichling, der zwar den Venetianern Cypern entriß, aber auch die erste große Niederlage erlitt, welche den Ruf der Unbesieglichkeit der türk. Waffen erschütterte. Es geschah dies in der großen Seeschlacht von Lepanto 7. Okt. 1571, wo Don Juan d'Austria die vereinigten Flotten der christl. Mächte des Mittelmeers befehligte. Selims II. Sohn, Murad III. (1574—95), führte durch seine Vezière Krieg mit Österreich und Persien, welchem letztern er einige Gebiete mit Eriwan, Tabris und Kars abnahm. Ihm folgte sein Sohn, Mohammed III. (1595—1603), der seine Regierungsthätigkeit mit der Hinrichtung von 19 Brüdern begann. Ein Aufstand der durch die Fortschritte der Österreicher an der Donau in Schrecken gesetzten Bevölkerung der Hauptstadt und der Janitscharen zwang ihn, 1596 sich selbst an die Spitze seines Heers zu stellen und nach Ungarn zu rücken, wo er Erlau und Stuhlweißenburg zwar eroberte, aber einen weit hartnäckigern Widerstand fand als seine Vorgänger. Auch im Osten waren die Verhältnisse schwieriger geworden. Die Perser brachen in das türk. Gebiet ein und suchten die verlorenen Provinzen zurückzuerobern. Mohammeds Sohn und Nachfolger, Ahmed I., bestieg den Thron 15 J. alt und starb 28 J. alt. Er schloß mit Österreich 1606 den ungünstigen Frieden von Sitratorok. Der pers. Krieg dauerte fort. Im Frieden von 1612 mußte die Türkei mehrere Landstriche an Persien zurückgeben. Ahmed hinterließ 1617 einen blödsinnigen Bruder, Mustapha I., der, kaum auf den Thron gehoben, wieder abgesetzt wurde, und mehrere unmündige Söhne, deren ältester, Osman als der zweite des Namens, nur 12 J. alt, anfangs unter der Leitung des Divan, nach zwei Jahren aber selbständig die Regierung führte. Volk und Janitscharen waren gleich unzufrieden mit ihm, Aufstände brachen aus, und nach vierjähriger Regierung (1618—22) wurde er, der erste seines Stammes, ermordet. Nachdem der blödsinnige Mustapha auf ein paar Monate wieder auf den Thron gesetzt war, folgte Osmans zwölfjähriger Bruder, Murad IV., anfangs unter der Vormundschaft seiner Mutter, aber schon nach drei Jahren selbständig. Murad unternahm zwei Feldzüge gegen die Perser, denen er Bagdad abnahm. Er starb kinderlos erst 29 J. alt. Ihm folgte sein Bruder, Ibrahim I. (1640—48), welcher von den Janitscharen abgesetzt und hingerichtet wurde.

Unter traurigen Verhältnissen bestieg Ibrahims siebenjähriger Sohn, Mohammed IV. (1648—87), als ältester Sproß der Familie Osmans, den Thron. Seine Großmutter Kösseniu, die Mutter dreier Sultane, und seine Mutter Tarchan stritten sich um den Haupteinfluß. Im Ausland war das Ansehen des Staats gesunken. Die Venetianer erschienen (1656) vor den Dardanellen und trugen über die großherrliche Flotte einen glänzenden Sieg (6. Juli) davon, und in der Hauptstadt konnte die Ruhe nur durch schwere Opfer von den Janitscharen erkauft werden. Doch raffte sich die Türkei, auf ihre immer noch treffliche Armee gestützt, aufs neue auf. Der 75jährige Köprili Mohammed Pascha, bald nach dem Sieg der Venetianer zum Großvezier gemacht, vertrieb die Flotte der mächtigen Republik vom Hellespont, und stellte mit rücksichtsloser Grausamkeit die Ruhe und Ordnung im Innern des Reichs her. Ihm folgte 1661 sein Sohn Ahmed, der 15 Jahre lang die Geschäfte leitete und sich ebenso sehr durch Milde auszeichnete wie sein Vater durch blutdürstige Härte. Eine Intervention der Österreicher in Siebenbürgen rief ihn 1662 nach Ungarn, wo ihm zwar Montecuculi bei St. Gotthard an der Raab (1. Aug. 1664) eine empfindliche Niederlage beibrachte, er aber dennoch mehrere Festungen gewann, von denen Neuhäusel beim Friedensschluß von Vasvar im Besitz der Türkei blieb. Im folgenden Jahre ließ der Großvezier Kreta, damals den Venetianern gehörig, angreifen und brachte 1669 mit der Übergabe Candias die ganze Insel unter die Botmäßigkeit der Pforte. Ein Aufstand der Kosaken gegen Polen, dem sie unterthänig waren, veranlaßte Köprili, die ersteru in seinen

Schutz zu nehmen. Es erfolgte ein Krieg, der mehrere Jahre dauerte, und in welchem die anfänglich schwer verletzte poln. Waffenehre durch Johann Sobiesli zwar wiederhergestellt, dieser König aber dennoch genötigt wurde, durch Abtretung Podoliens und eines Teils der Ukraine an die Türkei den Frieden von Zurawna (26. Okt. 1676) zu erkaufen. Ahmed Köprilis früher Tod in demselben Jahre (er war nur 41 J. alt) setzte dem Regierungsglück des schwachen und unfähigen Mohammed IV. ein Ziel. Die Aufnahme des Kosakenstaats der Ukraine in den Reichsverband war ein Fehler gewesen. Nach völliger Unabhängigkeit strebend, warf sich der Hetman 1667 den Russen in die Arme und wurde so die Ursache zu den verhängnißvollen Berührungen der Pforte mit Rußland. Feodor III. schlug die Türken in drei aufeinander folgenden Feldzügen und zwang sie durch den Friedensschluß zu Radzin 1681 zu bedeutenden Abtretungen auf dem linken Dnjestrufer.

Inzwischen hatte die von der österr. Regierung in Ungarn ausgeübte Gewaltherrschaft eine offene Empörung hervorgerufen, an deren Spitze Graf Emmerich Tököly stand. Der Sultan ernannte diesen 1683 zum Vasallenkönig von Mittelungarn; der franz. Hof begünstigte diese Politik. Noch in demselben Jahre erschien eine zahlreiche türk. Armee vor Wien. Die Stadt aber leistete erfolgreichen Widerstand. Karl von Lothringen und Sobiesli führten ein deutsch-poln. Heer zu ihrem Entsatz herbei, und nach beinahe zweimonatlicher Dauer endete die Belagerung mit der völligen Niederlage der türk. Armee, die, zum Abzug gezwungen, von den verfolgenden Deutschen und Polen auf ungar. Boden noch zweimal geschlagen wurde. Während in Verfolgung der gewonnenen Vorteile Sobiesli in die Moldau und Walachei eindrang, die der Koalition beigetretenen Venetianer, von den Malteserrittern unterstützt, Morea eroberten, Dalmatien angriffen und die Jonischen Inseln von den eingedrungenen türk. Truppen säuberten, nahmen die Österreicher unter dem Herzog von Lothringen (1684) Wisegrad, Waizen, dann (1685) Neuhäusel und endlich (2. Sept. 1686) die Landeshauptstadt Ofen ein, nachdem sie 145 Jahre in türk. Besitz gewesen war. Eine neue Armee erlitt in der Ebene von Mohacz von den Kaiserlichen unter dem Herzog von Lothringen (12. Aug. 1687) eine völlige Niederlage; Peterwardein, Erlau, Stuhlweißenburg wurden nacheinander erobert, und sogar Belgrad fiel den Christen in die Hände. Der Verlust Ungarns kostete Mohammed IV. den Thron; sein ebenso unfähiger Bruder, Suleiman II., wurde zu seinem Nachfolger ernannt. Der festen Hand Mustapha-Köprilis, der als Großvezier die Regierung übernahm, gelang es aber bald, Zucht und Ordnung wiederherzustellen. Die Erfolge Österreichs in Ungarn waren rein militärischer Natur gewesen, und im Herzen hing das Volk noch immer an Tököly, der als türk. Vasallenfürst von Siebenbürgen eine drohende Stellung zu behaupten fortfuhr. Der von ihm 1690 bei Zerneft erfochtene Sieg beschleunigte die Ausführung eines bereits vom Großvezier vorbereiteten Feldzugs, bei welchem die Kaiserlichen über die Donau und Sau zurückgeworfen wurden und ihre auf dem rechten Ufer dieser Flüsse gemachten Eroberungen, unter anderm Belgrad, Semendria und Widdin, wieder einbüßten. Als aber Mustapha im nächsten Jahre (1691) das Waffenglück weiter verfolgen wollte, erlitt er von den Österreichern unter dem Markgrafen von Baden 19. Aug. bei Salankemen eine entscheidende Niederlage, bei welcher er selbst den Tod fand. Kurz vor diesem Unfall war Suleiman II. gestorben und hatte seinen Bruder, Ahmed II., zum Nachfolger, der selbst nach einer thatenlosen, nur vierjährigen Regierung 1695 die Krone auf seinen Neffen (den Sohn Mohammeds IV.), Mustapha II., vererbte. Dieser stellte sich sofort an die Spitze seiner Armee und brach in Ungarn ein, wo er noch 1695 einige Vorteile errang, während die türk. Flotte die Venetianer schlug, und Asow, die Hauptfestung der Tataren an den Küsten des Asowschen Meers, erfolgreich gegen Peter d. Gr. von Rußland verteidigt wurde. Aber schon im folgenden Jahre ging dieser Platz an den Zaren verloren, und als Mustapha II. 1697 wieder in Ungarn erschien, wurde er von dem Prinzen Eugen, der die Truppen des Kaisers befehligte, 11. Sept. bei Zenta an der Theiß geschlagen. Die Folge dieses Siegs war der Kongreß von Karlowitz, der von Österreich, Rußland, der Pforte, Polen, sowie (als Vermittler) von England und Holland beschickt wurde, und welcher nach langen Beratungen im Jan. 1699 den Frieden feststellte. Siebenbürgen und Ungarn, mit Ausnahme der Stadt Temesvär und des Banats, wurden vom Sultan dem deutschen Kaiser abgetreten; Rußland erhielt Asow und dessen Gebiet, Venedig die Halbinsel Morea und den größten Teil von Dalmatien; Polen wurde mit der Ukraine und Podolien entschädigt. Emmerich Tököly erhielt Güter in Kleinasien und starb 1705 in Nikomedien.

Die über den Frieden von Karlowitz bestehende Unzufriedenheit benutzend, setzten die Janitscharen Mustapha II. ab und erhoben seinen Bruder, Ahmed III., auf den Thron. Unter diesem Sultan erschien König Karl XII. von Schweden, bei Pultawa geschlagen, als Flüchtling auf türk. Boden. Bei einem Einfall in die Moldau wurde Peter d. Gr. von Rußland mit seinem Heer am Pruthfluß von den türk. Truppen unter dem Großvezier Baltadschi-Mohammed (1711) eingeschlossen; jedoch gelang es, diesen zu bestechen und gegen Abtretung Asows Frieden zu schließen. Mehr Ruhm erwarben sich die Türken in Morea, wo die Venetianer sich den Griechen noch mehr als ihre orient. Unterdrücker verhaßt machten. Anfang 1715 griff der Sultan die Halbinsel an; viele Griechen kämpften in den Reihen der Türken, und in acht Monaten wurde die Eroberung vollendet. Aber an Korfu, das von Schulenburg meisterhaft verteidigt wurde, brach sich das türk. Kriegsglück; der venet. Feldherr konnte sogar an eine Verfolgung der gegen die Invasionsarmee gewonnenen Vorteile in Albanien denken. Der Angriff auf Morea war eine Verletzung des Traktats von Karlowitz gewesen. Österreich verlangte Genugthuung, und es kam darüber zu einem abermaligen Krieg, in welchem der Prinz Eugen (1716) bei Peterwardein wiederum einen glänzenden Sieg davontrug. Temesvär, der letzte türk. Besitz auf ungar. Boden, und bald darauf Belgrad fielen infolge dessen den Kaiserlichen in die Hände. Die Pforte sah sich zu dem Frieden von Passarowitz (21. Juli 1718) genötigt, in welchem sie das Banat mit Temesvär, einen Teil Serbiens mit Belgrad, die Walachei bis zur Aluta und einen Teil Bosniens an Österreich abtrat, aber, gegen

eine der Republik Venedig in Dalmatien gewährte ungenügende Entschädigung, im Besitz von Morea blieb. Eine Thronumwälzung in Persien sich zu Nutze machend, sandte die Pforte hierauf ihre Heere in den Osten, welche Eriwan, Tabris, Hamadan 2c. dem Sultan unterwarfen. Aber der meuterischen Soldateska von Konstantinopel hatte der Sultan schon zu lange regiert. Der Janitschar Patrona Khalil erregte einen Aufstand, infolge dessen Ahmed III. 1730 abgesetzt und sein Neffe, Mahmud I., auf den Thron gehoben wurde. Unter ihm gingen die pers. Eroberungen wieder verloren. Die Russen fielen in die Krim ein, eroberten Asow und nahmen Chotin in Bessarabien, sowie Jassy in der Moldau, dagegen wurden die Österreicher in den Feldzügen 1737—39 geschlagen und mußten sich zu dem Friedensschluß von Belgrad (1. Sept. 1739) verstehen, in welchem sie Belgrad und Orsowa, Nordserbien und die Kleine Walachei wieder an die Türkei abtraten. Rußland gab Chotin heraus und behielt Asow nur mit geschleiften Festungswerken. Auf Mahmud I. folgte 1754 sein Bruder, Osman III., der wieder 1757 auf seinen Vetter, Mustapha III., einen Sohn Ahmeds III., den Thron vererbte. Während der ersten Hälfte der 17jährigen Regierung dieses Sultans dauerte der äußere Friede fort, und auch in der innern Politik gelang es, wichtige Erfolge zu erzielen. Der früftige und einsichtsvolle Großvezier Mustaphas, Raghib Pascha, brachte Ordnung in die Provinzialverwaltung, brach die Macht der Mamlukenbeis, vollendete so die Unterwerfung von Ägypten, stellte das Gleichgewicht in den Finanzen her und wußte die Janitscharen im Zaum zu halten; er starb 1763.

Die Intriguen, durch welche die Kaiserin Katharina II. von Rußland seit dem 1764 erfolgten Tod des Königs August III. von Polen die Wahl des ihr ergebenen Stanislaus Poniatowski durchzusetzen und damit dieses Nachbarreich der Türkei von ihrem Willen abhängig zu machen bemüht war, erfüllten den Diwan mit Besorgnissen. Aufstände der Montenegriner und der Walachen, welche Rußland angestiftet haben sollte, reizten den Zorn der Pforte, und die Gegner Poniatowskis in Polen selbst, die sog. Konföderierten von Bar, sprachen sie um Hilfe an. So entschloß sie sich zum Kriege gegen Rußland. Im Frühjahr 1769 zog eine zahlreiche Armee durch die Moldau gegen die russ. Grenze, wurde aber am Dnjestr geschlagen, und die Russen nahmen wieder Chotin. Im folgenden Jahre (1770) siegten die Russen am Pruth (18. Juli) und am Kagul (1. Aug.) und eroberten die Moldau und Walachei; eine russ. Flotte erschien im Archipel. Die gesamte Seemacht der Türken wurde gegen diese ausgesandt, und es kam zu einer Schlacht auf der Reede von Tschesme (16. Juli), in der die türk. Flotte in Flammen aufging. Im Feldzug von 1771 rückte Fürst Dolgoruki in die Krim ein, eroberte dieselbe und zwang den Tatarenchan Selim-Gerai zur Flucht nach der Türkei. Die Kaiserin Katharina bewilligte im Juni 1771 den Türken einen Waffenstillstand; aber die in Fokschan und Bukarest 1772 und 1773 eröffneten Friedensverhandlungen verliefen erfolglos, und der Krieg begann von neuem. Zwar belagerten die Russen vergeblich die Festungen Silistria und Varna, aber der Feldzug von 1773 war doch ungünstig für die Türken. Das türk. Reich schien der völligen Auflösung entgegenzugehen. In Acca hatte ein Beduinenscheith, Daher, einen unabhängigen Staat gestiftet; in Ägypten war von Ali Bei das Mamlukenregiment in alter Selbständigkeit wiederhergestellt worden. Beide verbündet, führten Krieg gegen die großherrlichen Paschas von Damascus und Saida und wurden von Orlow unterstützt. Während dieser Bedrängnis starb Mustapha III. gegen Ende 1773 und hinterließ den erschütterten Thron seinem Bruder Abd-ul-Hamid. Derselbe ging 1774 auf den ungünstigen Frieden von Kutschuk-Kainardsche ein. Rußland gab seine wichtigsten Eroberungen, die Moldau und die Walachei, an die Pforte wieder heraus, sich nur ein gewisses Schutzrecht in den letztgenannten Fürstentümern vorbehaltend. Desgleichen entsagte es der Herrschaft über die Tatarenvölkerschaften der Krim, Bessarabiens und Nordkaukasiens, nötigte aber die Pforte, auch ihrerseits auf das Lehnsverhältnis, in welchem diese Stämme zu ihr standen, zu verzichten, sodaß dieselben in Zukunft völlige Unabhängigkeit genießen sollten. Dagegen behielt sich Rußland den Besitz sehr wichtiger Plätze im Tatarenlande, Asow, Taganrog, Jenikale, Kertsch u. s. w. vor, ließ sich das Recht der freien Schiffahrt in den türk. Meeren und Meerengen zugestehen und durch einen geheimen Artikel die Zahlung einer Kriegsentschädigung von 4½ Mill. Rubeln zusichern. Das Schutzrecht über die orthodoxe Kirche in der Türkei und deren Bekenner wurde erst später fälschlich in den Vertrag hineininterpretiert; die betreffende Stelle bezieht sich nur auf eine in Pera zu erbauende russ. Kirche und die nach Jerusalem pilgernden Unterthanen des Zaren.

Der Friede von Kainardsche konnte *nicht von* Dauer sein. Die Selbständigkeit des Tatarenreichs gab Rußland ein Recht, seine Streitigkeiten mit demselben auszufechten, ohne dadurch der Türkei einen Kriegsgrund zu bieten. Die Kaiserin machte sich dies zu Nutze und sandte 1783 Potemkin mit einer Armee in die Krim, um die Halbinsel auf immer ihrem Reiche einzuverleiben. Die Pforte ließ sich bewegen, die Besitzergreifung Rußlands durch einen im folgenden Jahre abgeschlossenen Vertrag zu ratifizieren. Als aber 1784 durch die Thronentsagung des Königs Heraklius von Georgien das Zarenreich sich über den Kaukasus ausgedehnt hatte und nun auch in Asien ein drohender Grenznachbar geworden war, erklärte die Pforte 1787 an Rußland von neuem den Krieg. Im folgenden Jahre fiel der mit Katharina II. verbündete Kaiser Joseph in die Moldau ein. Allein die Türken schlugen ihn in mehrern Treffen und folgten seinem Rückzuge bis in das Temesvárer Banat, woraus sie erst in einem neuen Feldzuge von Laudon wieder vertrieben wurden. Auch auf russ. Seite waren die Erfolge nur schwach. Doch wurde 1788 ein türk. Seeangriff auf Kinburn an der Dnjeprmündung siegreich zurückgeschlagen, in Bessarabien Chotin und an der Dnjeprmündung gegen Ende des Jahres Oczakow mit Sturm genommen. Wenige Monate darauf starb Abd-ul-Hamid nach einer 16jährigen Regierung im April 1789. Sein Nachfolger und Neffe, Selim III., setzte den Krieg fort und sandte ein Heer über die Donau, welches am Rimnikflusse auf die vereinigte russ.-österr. Armee stieß. Der russ. Feldherr Suworow griff sofort an und brachte den Türken eine vernichtende Niederlage bei. Bessarabien, die Walachei, Belgrad und Ismail fielen den Alliierten in die

Hände. Jetzt aber nahm Preußen sich der Pforte an und nötigte Österreich zu dem Frieden von Sistowa (4. April 1791), durch welchen es seine sämtlichen Eroberungen wieder verlor. Die Zarin führte den Krieg noch eine Weile allein fort, aber an Mannschaften und Finanzen erschöpft, ließ auch sie sich durch den Einfluß Preußens und Englands zum Abschluß eines Friedens bewegen, der 9. Jan. 1792 zu Jassy unterzeichnet wurde und kaum weniger günstig war als derjenige von Sistowa. Auch die Kaiserin gab ihre Eroberungen, mit Ausnahme des ganz von ihrem Gebiet umschlossenen Oczakow, wieder heraus, ließ ihre Kriegsentschädigungsforderung fallen und begnügte sich mit einer Bestätigung der frühern Traktate. Die innern Verhältnisse der Türkei erschienen für den Bestand des Reichs beinahe noch bedrohlicher als die Ländergier äußerer Feinde. Die Finanzen waren zerrüttet, die Janitscharen demoralisiert, der Glaube an die alten Institutionen erschüttert. In den Provinzen wurde die Zahl der Machthaber immer größer, welche dem Diwan den Gehorsam versagten und offen nach Unabhängigkeit strebten. In Syrien schaltete der Pascha Ahmed-Dschezzar, nachdem er einen Aufstand der Drusen bewältigt hatte, nach Willkür, und in Ägypten walteten gegen Zahlung eines geringen Tributs mächtige Mamlukenbeis unabhängig. Unter den Rajahnationen wurde nun der Wunsch nach Befreiung von dem schweren Joch immer mehr rege. Endlich waren die heil. Städte Mekka und Medina von der räuberischen Beduinensekte der Wahabiten erobert worden.

Unter diesen Umständen konnte der 1798 von dem franz. General Bonaparte unternommene Feldzug nach Ägypten seitens der Pforte nur auf geringen Widerstand stoßen. Zögernd erklärte die Pforte auf Englands und Rußlands Andrängen der franz. Regierung den Krieg, beeilte sich aber Frieden zu schließen, nachdem ihr 1801 Ägypten zurückgegeben worden war. Bald gewann sogar die Diplomatie des franz. Machthabers so sehr das Übergewicht in dem Rate des Sultans, daß derselbe sich 1806 bewegen ließ, mit Verletzung der Traktate die russ. Sympathien verdächtigen Hospodare der Moldau und Walachei, Muruß und Ypsilanti, abzuberufen. Rußland beantwortete diese Beleidigung durch militärische Occupation der Fürstentümer. England schloß sich den Protesten Rußlands an und bemühte sich, aber vergeblich, die Pforte durch Drohungen zur Teilnahme an der antifranz. Koalition zu bewegen. Im J. 1807 erschien sogar eine brit. Flotte, welche die Durchfahrt durch die Dardanellen erzwungen hatte, vor Konstantinopel. Jedoch mußte dieselbe unverrichteter Sache unter schweren Verlusten zurückkehren; Selim hielt fest an Frankreich. Eine Militärreform, durch welche die Janitscharen beseitigt und eine neuorganisierte Truppe, die Nizami-Dschedid, an deren Stelle gesetzt werden sollte, hatte ihm den tödlichen Haß der alten privilegierten Miliz zugezogen. Unter Zustimmung der Ulemas setzten die Janitscharen die Absetzung des Sultans Selim durch (Mai 1807). Ihm folgte sein Vetter (Abd-ul-Hamids Sohn) Mustapha IV., welcher sich offen der Reaktion in die Arme warf. Aber die Reformidee hatte in der Beamtenschaft bereits Wurzel gefaßt. Der Statthalter von Rustschuk, Mustapha-Beirakdar, nahm die Sache Selims auf und erschien als sein Rächer mit einem Heer in Konstantinopel. Er ließ Mustapha IV., der sich durch Ermordung seines Vorgängers zu sichern gesucht hatte, absetzen und hob (Juli 1808) den einzigen noch übrigen osman. Prinzen, Mahmud II., einen andern Sohn Abd-ul-Hamids, auf den Thron. Als Großvezier führte Mustapha-Beirakdar nunmehr die Regierung für den jungen Fürsten, indem er den Plänen Selims Geltung zu verschaffen suchte. Da er aber seine Reformen zu rasch ins Werk setzen wollte, sog er sich den allgemeinen Haß zu und erlag im Nov. 1808 einem Aufstande, bei dem auch Mustapha IV. das Leben verlor. Mahmud II., ein einsichtsvoller und energischer Sultan, mußte sich nunmehr notgedrungen der Reaktion ergeben, die er als verderblich erkannt hatte und deren Vernichtung er heimlich vorbereitete. Er söhnte sich alsbald mit England aus, um gegen Rußland, das noch immer die Donaufürstentümer besetzt hielt, erfolgreicher (1809) operieren zu können. Aber der serb. Aufstand unter Czerny-Georg lähmte die Bewegungen der türk. Führer. Die Russen unter Kamenskij, später unter Kutusow, drangen über die Donau und nahmen und zerstörten Nikopolis, Silistria und Rustschuk. Obschon sich Schumla hielt, hatten sie doch militärisch in ganz Bulgarien die Oberhand, als 1811 polit. Gründe sie auf das linke Donau-Ufer zurückriefen. Die franz. Invasion in Rußland bot nun eine Gelegenheit der Entgeltung. Allein Mahmud ließ sich durch England bewegen, den von Rußland dringend gewünschten Frieden von Bukarest (28. Mai 1812) abzuschließen, der den Pruth zur Grenze beider Reiche machte und den Serben Amnestie und milde Behandlung verhieß.

Den Serben genügte dies Versprechen nicht, und so dauerte der Aufstand fort. Czerny-Georg wurde zwar zur Flucht aus Österr. Gebiet gezwungen; doch erhob sich das serb. Volk von neuem unter Milosch Obrenowitsch, und diesem gelang es, die Anerkennung der Autonomie seiner Nation bei der Pforte durchzusetzen. Auch in Kleinasien, Syrien und Epirus hatte Mahmud mit Aufständen zu kämpfen. Noch bedeutsamer als diese war die Erhebung der Griechen im J. 1821 (s. Griechenland), gegen welche Mahmud nach mehrern vergeblichen Feldzügen den gefährlichsten und verhaßtesten seiner Vasallen, Mehemed-Ali Pascha von Ägypten, unter Verheißung Candias zu Hilfe rufen mußte. Die Ausrottung der Janitscharen (16. Juni 1826) verschaffte dem Sultan endlich in Beziehung auf die erstrebte Reorganisation des Kriegswesens freie Hand. Bevor aber diese durchgeführt worden war, brach der Krieg mit Rußland aus. Die infolge der Janitscharenmetzelei eingetretene momentane Wehrlosigkeit der Türkei benutzend, nötigte Rußland den Sultan im Okt. 1826, den Traktat von Akkerman abzuschließen, welcher die staatsrechtlichen Verhältnisse Serbiens, der Moldau und der Walachei nach den Bestimmungen Rußlands regelte und diesem einige feste Plätze an der tscherkessischabchasischen Küste zusprach. Mit dieser Demütigung des alten Gegners noch nicht zufrieden, wußte das russ. Kabinett, nachdem die Türkei über die griech. Frage mit England und Frankreich in Mißhelligkeiten geraten und bei Navarin ihre Seemacht eingebüßt hatte, einen Krieg herbeizuführen, welcher zwei Jahre (1828—29) dauerte, und in dessen zweitem Feldzuge der russ. Feldherr Graf Diebitsch über den Balkan bis nach Adrianopel vordrang und selbst die Hauptstadt zu bedrohen schien.

In dem Friedensschluß von Adrianopel, welcher (14. Sept. 1829) diesen Krieg beendete, mußte die Pforte sich zur Anerkennung der Unabhängigkeit Griechenlands verstehen, die fast völlige Unabhängigkeit der Donaufürstentümer und lebenslängliche Herrschaft der Hospodare zugestehen, mehrere feste Plätze an der Ostküste des Schwarzen Meers abtreten und sich zu einer Kriegsentschädigung von 10 Mill. Dukaten, sowie zur Zahlung von 1½ Mill. Dukaten an russ. Kaufleute verpflichten. Nachdem Mahmud hierauf die Aufstände in Albanien und Bosnien 1831 und 1832 unterdrückt und diese Provinzen völlig unterworfen hatte, blieb ihm noch die gefährliche Aufgabe, den mächtigsten seiner Vasallen, Mehemed-Ali von Ägypten, zu demütigen. Dieser hatte als Lohn für seine Dienste gegen die Griechen das Paschalik von Damascus verlangt, aber eine abschlägige Antwort erhalten. Nun suchte er sich ganz Syriens zu bemächtigen, benutzte als Kriegsvorwand einen von ihm hervorgerufenen Streit mit Abdallah, dem Pascha von Acca, fiel im Okt. 1831 in Syrien ein, eroberte im Laufe des J. 1832 die starke Festung Acca, schlug die gegen ihn ausgesandten Heere bei Homs, bei Beilan und bei Konia, drang im Frühjahr 1833 bis Kutahia vor und bedrohte Konstantinopel. Rußland benutzte die Verlegenheit der Pforte, dem Sultan nebst militärischer Hilfe zum Schutz der Hauptstadt den Vertrag von Hunkiar-Iskelessi (8. Juli) aufzunötigen, worin die Pforte ein Defensivbündnis auf acht Jahre mit Rußland einging und sich verpflichtete, keinem fremden Kriegsschiff die Durchfahrt durch die Dardanellen zu gestatten. Inzwischen hatte Mahmud durch den unter England und Frankreichs Vermittelung zu Stande gebrachten Frieden von Kutahia (4. Mai 1833) Syrien und Cilicien an Mehemed-Ali abtreten müssen. Die Wiedergewinnung dieser Provinzen war seitdem das Ziel der Politik Mahmuds. Das Bestreben Mehemed-Alis, die Westküste des Persischen Meerbusens nebst Basra in seine Gewalt zu bringen, machte das für Ostindien besorgte England zum Bundesgenossen der Pforte. Es schloß mit ihr 1838 einen Handelsvertrag, worin ihm freie Ausfuhr aus allen Teilen des türk. Reichs, also auch aus Ägypten und Syrien, zugesichert wurde. Da Mehemed-Ali diesen Vertrag nicht anerkannte, erklärte ihn Mahmud für einen Hochverräter, entsetzte ihn aller seiner Würden und ließ ein Heer unter Hafis Pascha in Syrien einrücken. Dieses wurde 24. Juni bei Nisib geschlagen, und 30. Juni starb Sultan Mahmud. Ihm folgte sein Sohn Abd-ul-Medschid, ein schwächlicher Prinz von 17 Jahren. Bald nach seiner Thronbesteigung fiel 14. Juli 1839 auch die Flotte ab und ging zu Mehemed-Ali über. Hierauf erklärten die Großmächte, die Entscheidung der orient. Frage selbst in die Hand nehmen zu wollen. Sie schlossen den Budapester Vertrag vom 15. Juli 1840, an welchem Frankreich, das Mehemed-Ali begünstigte, nicht teilnahm. Da Mehemed-Ali die Forderungen der Mächte zurückwies, so nahm eine engl.-österr. Flotte Beirut und Acca. Nun war Mehemed-Ali genötigt, Syrien, Cilicien, Candia, Arabien herauszugeben und mit dem erblichen Paschalik von Ägypten sich zu begnügen. Den Beschlüssen der Quadrupleallianz trat später Frankreich bei.

Die Regierung Abd-ul-Medschids war trotz seiner persönlichen Unfähigkeit glücklicher als diejenige seines Vaters. Sein bedeutendster Minister, Reschid Pascha, verfolgte mit Beharrlichkeit den Plan, das Reich Osmans durch innere Reformen den Westmächten anzunähern. Sein erster Schritt in dieser Richtung war die Promulgation 3. Nov. 1839 des Hattischerif von Gülhane, einer Staatsakte, welche freisinnige Grundsätze und Ziele feststellte und durch Anerkennung der polit. Rechte der Rajah die Befreiung der Pforte von der verderblichen Bevormundung Rußlands wesentlich förderte. Rußland seinerseits strebte nach einem Protektorat über sämtliche Christen in der Türkei, um dadurch Gelegenheit zu fortwährenden Interventionen zu haben. Am 2. März 1853 verlangte Fürst Menschikow als außerordentlicher russ. Botschafter in Konstantinopel das Zugeständnis eines religiösen Schutzrechts Rußlands über alle griech. Christen in der Türkei. Da die Antwort abschlägig lautete, so rückte Rußland im Juli in die Donaufürstentümer ein. Die Pforte erklärte ihm infolge dessen den Krieg, den sie mit Hilfe Frankreichs und Englands glücklich führte und der im wesentlichen vor den Wällen von Sewastopol 8. Sept. 1855 ausgefochten wurde. (S. Orientkrieg.) Nach dem Fall dieser Festung zeigte sich der Nachfolger des inzwischen verstorbenen Zaren Nikolaus, Alexander II., zu den Konzessionen bereit, welche die verbündeten Mächte zu Gunsten der Erhaltung des türk. Reichs verlangten. Ein Kongreß der Mächte trat in Paris zusammen, um den Friedensvertrag aufzusetzen, welcher 30. März 1856 als (dritter) Pariser Frieden unterzeichnet wurde. Diesem gemäß mußte Rußland das Nordufer der Donaumündung an die Türkei (Moldau) abtreten und dem ausschließlichen Protektorat in den Donaufürstentümern, welche nunmehr unter die Bürgschaft der Großmächte traten, entsagen, durfte am Schwarzen Meer keine Arsenale mehr errichten und keine Kriegsflotte halten. Das Schwarze Meer wurde neutralisiert, d. h. den Handelsschiffen aller Völker offen und den Kriegsschiffen verschlossen erklärt. Endlich wurde die Pforte in die europ. Völkerfamilie und den Mitgenuß des Staatsrechts der civilisierten Nationen aufgenommen. Dies letzte Zugeständnis war der Pforte infolge des Hatti-Humajun (vom 18. Febr. 1856) gemacht worden, eines Manifestes des Sultans, durch welches völlige Religionsfreiheit eingeführt und jedes polit. Vorrecht des Islam gegen die andern Religionen in der Türkei aufgehoben werden sollte. Diese Neuerung rief den heftigsten Unwillen der Mohammedaner hervor. Im Sommer 1860 fanden blutige Christenverfolgungen in Damascus und im Libanon statt. Gegen den Wortlaut des Pariser Friedensvertrags intervenierte Frankreich, indem es 4500 Mann nach Beirut sandte, welche 10 Monate lang im Lande blieben. Trotz des günstigen Friedensschlusses war das Reich unter dem schwachen Abd-ul-Medschid in offenbarem Niedergang begriffen. Die Moldau-Walachen konnten wagen, gegen den Willen der Pforte und den Pariser Traktat sich zu einem einzigen Staat (23. Dez. 1861) zu vereinigen, welches den Namen Rumänien annahm. Abd-ul-Medschid starb 25. Juni 1861 und hinterließ den zerrütteten Staat seinem Bruder Abd-ul-Asis. Unter der Regierung dieses wurden allerdings Aufstände in Bosnien unterdrückt, und dem Omer Pascha gelang es, Montenegro zu züchtigen; jedoch mußten den Serben die in

ihrem Lande noch von den türk. Truppen besetzten Festungen übergeben werden, und die Erhebung des Prinzen Karl von Hohenzollern auf den Fürstenthron von Rumänien bewies die Ohnmacht des Diwan in diesem Vasallenstaate.

Der Pforte wurde es immer schwerer, ein aus so verschiedenen Elementen zusammengesetztes Reich zusammenzuhalten. Nachdem vollends das Nationalitätsprinzip in Italien und Deutschland den Sieg errungen hatte, blieb es nicht aus, daß auch die Slawen und Griechen in der Türkei sich erhoben.

Im April 1866 wandte sich die griech. Bevölkerung der Insel Candia (s. d.) mit einer Bittschrift an die Pforte, um Abhilfe ihrer Beschwerden zu erlangen. Da sie abschlägig beschieden wurde, so erfolgte die allgemeine Erhebung und der Beschluß der Nationalversammlung vom 2. Sept., daß die türk. Herrschaft auf der Insel abgeschafft sei und letztere mit Griechenland sich vereinige. Sofort landete Mustapha Pascha mit türk. und ägypt. Truppen, und es entspann sich ein verzweifelter Kampf, in welchem sich besonders die Bewohner des Gebirgslandes, die tapfern Sphakioten, sehr hervorthaten. Die Candioten wurden von Griechenland aus mit Freiwilligen, Waffen, Geld, Munition, Proviant unterstützt. Der Kampf zog sich drei Jahre lang hin. Weder Mustapha noch Omer Pascha konnten den Aufstand bewältigen. Darauf wurde Hussein Pascha als Oberbefehlshaber nach Candia geschickt, und diesem gelang es 1868, den Aufstand auf das westl. Gebirgsland zu beschränken. Von den Großmächten hatten Rußland, Preußen, Frankreich, Italien schon 1867 der Pforte den Rat erteilt, dem nationalen Drange nachzugeben und Candia an Griechenland abzutreten. Aber gestützt auf England, wies die Pforte jenen Rat zurück und ließ 10. Dez. 1868 der griech. Regierung ein Ultimatum überreichen. Diese verwarf dasselbe, der diplomatische Verkehr zwischen beiden Staaten wurde abgebrochen. Da schlug Preußen der franz. Regierung die Berufung der Unterzeichner des Pariser Friedens von 1856 zu einer Spezialkonferenz vor. Diese wurde 9. Jan. 1869 in Paris eröffnet. Die Forderungen der Türkei wurden als berechtigt anerkannt, Griechenland mußte sich in die Lage fügen, Candia blieb eine türk. Provinz; zwischen der Pforte und Griechenland wurden die diplomatischen Beziehungen wiederhergestellt.

Bald darauf kam die Pforte in einen Konflikt mit dem nach einer selbständigen Stellung strebenden Chedive von Ägypten, Ismail Pascha, welcher mit den fremden Regierungen Unterhandlungen über Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit und über Neutralisierung des Suezkanals eröffnet hatte. Als Bürgschaft für seine Treue verlangte die Pforte in einer Note vom 30. Aug. 1869 die Auslieferung der neuen Panzerschiffe und Hinterlader, die Reduzierung der Landmacht auf 18000 Mann, die Vorlegung des jährlichen Budgets, sowie die Verpflichtung, ohne Genehmigung der Pforte kein Anleihen im Auslande aufzunehmen und auf den selbständigen Verkehr mit auswärtigen Regierungen zu verzichten. Der Chedive mußte, als ihm die Pforte 29. Nov. Zwangsmaßregeln in Aussicht stellte, nachgeben und 9. Dez. den großherrl. Ferman in Kairo feierlich verkündigen lassen. Mitten in dieses Notengeplänkel fiel 17. Nov. die Eröffnung des Suezkanals, welche die Veranlassung gab, daß auf dem Wege dahin der Kaiser von Österreich, der Kronprinz von Preußen, die Kaiserin von Frankreich nach Konstantinopel kamen und dem Sultan den Besuch erwiderten, den er 1867 bei seiner Reise zur pariser Weltausstellung den europ. Höfen gemacht hatte. Um die guten Beziehungen zu seinem Lehnsherrn zu kräftigen, machte der Chedive 1870 und 1872 Besuche in Konstantinopel, streute reichlich Geld aus und setzte es durch, daß ihm 1872 das Recht der direkten Erbfolge und die Erlaubnis, ohne Anfrage Anlehen zu machen, zugestanden wurde. Diese und noch weitere Zugeständnisse, welche der Chedive bei seinem Besuche 1873 auswirkte, wurden alle zusammengefaßt in dem Ferman vom 8. Juni 1873.

Die Beziehungen der Pforte zu Rußland waren allmählich besser geworden, und es gelang dem Auftreten des russ. Botschafters, General Ignatjew, den Einfluß Rußlands in Konstantinopel nach der Niederwerfung des Napoleonischen Kaisertums im Sept. 1870 zum dominierenden zu machen. Als die russ. Regierung in ihrem Rundschreiben vom 31. Okt. 1870 erklärte, daß sie diejenige Bestimmung des Pariser Vertrags von 1856, wonach ihr die Zahl und Größe der Kriegsschiffe, die sie auf dem Schwarzen Meere halten dürfe, vorgeschrieben war, nicht mehr anerkenne, und Bismarck zur Regelung dieser «Pontusfrage» eine Konferenz in London vorschlug, war die Pforte, auf die beruhigenden Reden Ignatjews hin, damit einverstanden, nahm an dieser Konferenz teil und stimmte den Beschlüssen derselben vom 13. März 1871, wodurch Rußlands Wünsche erfüllt wurden, bei. Aber Konflikte mit Montenegro, partielle Aufstände in Bosnien, in der Herzegowina und in Bulgarien, d. h. in allen von Slawen bewohnten und von Rußland beeinflußten Provinzen, ließen die Pforte nicht zur Ruhe kommen. Schon im J. 1874 drohte ein Krieg mit Montenegro. Am 6. Juli 1875 brach der nicht ohne russ. Einflüsse angefachte Aufstand in der Herzegowina offen aus; bald standen auch die bosnischen Christen unter den Waffen, Serbien und Montenegro unterstützten die Aufständischen heimlich auf jegliche Weise. Die Türken hatten geringe Streitkräfte zur Hand, und so gelang es ihnen nicht, den Aufstand zu bewältigen. Die Botschafter der Großmächte trugen ihre Vermittelung an; Kommissare wurden abgeschickt, um die Zustände in den beiden Provinzen zu untersuchen, und durch Irade vom 2. Okt. und den Ferman vom 12. Dez. wurde ein ganzes Füllhorn von Reformen der Justiz- und Administrativverwaltung über die Rajah ausgeschüttet. Aber die Aufständischen erklärten sich zur Niederlegung der Waffen nur dann bereit, wenn die Großmächte die Garantie für die Durchführung der verheißenen Reformen übernehmen würden. Diese war nicht zu erlangen. Die Kämpfe in den aufständischen Provinzen dauerten fort; ein Krieg mit Montenegro und Serbien stand unmittelbar bevor. Aufs neue suchte die Diplomatie zu vermitteln. Die Minister des Auswärtigen von Rußland und Österreich, Gortschakow und Andrássy, kamen mit Bismarck in Berlin zusammen und einigten sich 14. Mai 1876 über den Wortlaut des sog. Berliner Memorandums, worin eine Reihe von Forderungen an die Pforte gerichtet und allenfalls «wirksamere Maßregeln» in Aussicht gestellt wurden. Frankreich und Italien stimmten dem Memorandum bei; England lehnte ab. Darauf hin erklärte die Pforte noch

vor der Überreichung des Memorandums, daß sie dasselbe nicht annehme. Die Ereignisse, welche eben damals in der Türkei eintraten, machten die Überreichung des Memorandums unnötig.

Am 6. Mai 1876 wurden der deutsche und der franz. Konsul in Salonichi bei einem von der griech. und bulgar. Bevölkerung verursachten Auflaufe von dem dortigen türk. Pöbel ermordet, und nur durch die stärksten Drohungen konnte die Pforte vermocht werden, die Schuldigen zur Strafe zu ziehen. Am 11. Mai erfolgte eine Erhebung der Softas in Konstantinopel, wodurch der unter Ignatiews Einfluß stehende Großvezier Mahmud Pascha gestürzt und ein vorzugsweise aus Alttürken bestehendes Ministerium gebildet wurde. Die Seele desselben war der Kriegsminister Hussein Avni Pascha, neben welchem der Staatsratspräsident Midhat Pascha durch Erlassung einer freisinnigen Repräsentativverfassung der Schwierigkeiten der Lage Herr werden zu können hoffte. Der unfähige Sultan Abd-ul-Asis wurde 29. Mai auf Betreiben dieser beiden Männer abgesetzt und dessen Neffe, ein Sohn Abd-ul-Medschids, als Murad V. zum Sultan ausgerufen. Am 4. Juni fand man Abd-ul-Asis angeblich durch Selbstmord tot. Am 15. Juni wurden der Kriegsminister Hussein Avni und der Minister des Auswärtigen von einem tscherkessischen Offizier ermordet; am 31. Aug. aber Sultan Murad als irrsinnig für abgesetzt erklärt und sein Bruder als Sultan Abd-ul-Hamid II. ausgerufen. Während diese Veränderungen in Konstantinopel stattfanden, war in den ersten Tagen des Mai ein Aufstand in Bulgarien ausgebrochen, ohne jedoch große Dimensionen anzunehmen. Die gegen die Aufständischen abgeschickten Truppen, meistens Irregulăre (Baschi-Bosuks und Tscherkessen), hausten in Bulgarien mit großer Grausamkeit, welche, wenn auch durch bulgarische Unthaten gegen wehrlose Türken hervorgerufen, im christl. Europa den übelsten Eindruck machte und bei den Mächten die Überzeugung hervorrief, daß etwas zur Sicherung der christl. Pforteuländer geschehen müsse. Auch Serbien und Montenegro erklärten nun der Pforte den Krieg und rückten 2. Juli ins Feld. Aber während Fürst Nikita von Montenegro mehrere Siege über Mukhtar Pascha erfocht und die Türken völlig aus Montenegro vertrieb, wurden die Serben, welche unter dem Kommando des russ. Generals Tschernajew standen und von Rußland durch Zuzug von Freiwilligen und durch Sendungen von Geld und Kriegsrequisiten unterstützt wurden, zuerst aus ihren östl. Stellungen, dann aber auch aus den südlichen auf Belgrad zurückgeworfen. In diesem kritischen Augenblick, nachdem sich die engl. Diplomatie, unterstützt von den übrigen Mächten, vergebens bemüht hatte, die Pforte zum Abschluß eines Waffenstillstandes und zur Annahme ihrer Friedensbedingungen zu bewegen, ließ Kaiser Alexander von Rußland durch Ignatjew der Pforte 30. Okt. erklären, daß, wenn dieselbe nicht sofort einen Waffenstillstand bewillige, die diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland und der Türkei abgebrochen seien. Die Pforte entschied sich für Waffenstillstand, während dessen über die Bedingungen eines Friedens mit Serbien und Montenegro und über das Schicksal der Provinzen Bosnien, Herzegowina und Bulgarien entschieden werden sollte. Auf die Einladung der engl. Regierung erklärten sich sämtliche Großmächte bereit, eine zur Lösung dieser Fragen in Konstantinopel zu eröffnende Konferenz zu beschicken, zu welcher auch die Pforte ihre Beteiligung zusagte. Bevor aber diese zusammentrat, erklärte Kaiser Alexander 10. Nov. in Moskau, daß er, falls die Pforte nicht die von ihr zu verlangenden Garantien gewähre, entschlossen sei, selbständig zu handeln. Zugleich ordnete er die Mobilisierung von sechs Armeekorps an und veranstaltete weitere Kriegsrüstungen.

Inzwischen hatte die Midhatsche Verfassungskommission einen Entwurf ausgearbeitet, der dazu bestimmt war, die Reformvorschläge der Großmächte durch die Gewährung konstitutioneller Freiheiten und Rechte der türk. Provinzen und Unterthanen zu überbieten. An die Stelle Mehemed Ruschdis wurde 19. Dez. Midhat Pascha zum Großvezier ernannt, 23. Dez. die Verfassung unter Kanonenschüssen proklamiert und 19. März 1877 das Parlament eröffnet. Die Verfassung gewährte allen ottoman. Untertanen Glaubensfreiheit und bürgerliche Rechtsgleichheit, führte ein aus Senat und Abgeordnetenkammer bestehendes Parlament, Provinzial-, Kantons- und Municipalräte ein und teilte noch andere wichtige Rechte und Freiheiten freigebig aus. Daß jedoch 5. Febr. 1877 Midhat Pascha gestürzt und ins Exil geschickt, der Alttürke Edhem Pascha zum Großvezier ernannt und die alte Günstlingswirtschaft fortgesetzt wurde, stimmte wenig zu den offiziellen Reformverheißungen.

Die Konferenzbevollmächtigten, mit Ausschluß der türkischen, hielten in Konstantinopel vom 12. bis 20. Dez. 1876 Vorversammlungen, um sich über ein gemeinsam der Pforte vorzulegendes Programm zu verständigen. Die eigentliche Konferenz, bei welcher der türk. Minister des Auswärtigen, Safvet Paschа, präsidierte, wurde 23. Dez. eröffnet und 20. Jan. 1877 geschlossen. Da die Pforte die zwei hauptsächlichsten Forderungen der Konferenz, «Mitwirkung der Großmächte bei Ernennung der Gouverneure in den christl. Provinzen und Einsetzung einer aus Bevollmächtigten der Großmächte bestehenden Aufsichtskommission», ablehnte, so ging die Konferenz 20. Jan. 1877 resultatlos auseinander. Die Pforte eröffnete sofort Friedensunterhandlungen mit Serbien und Montenegro. Am 1. März wurde der Friedensvertrag zwischen der Pforte und Serbien unterzeichnet; die Verhandlungen mit Montenegro scheiterten an den Forderungen des letztern, sodaß vom 13. April dort wieder der Kriegszustand begann. Das Londoner Protokoll vom 31. März, welches Ignatjew auf seiner polit. Rundreise zu Stande brachte, war ein letzter Versuch der Großmächte, in einer gemeinsamen Note die Pforte zu ihren Ansichten zu bekehren. Als dieselbe auch dieses Protokoll verwarf, erklärte Kaiser Alexander 24. April den Krieg, und noch am nämlichen Tage überschritten die ersten Truppenabteilungen die rumän. Grenze. Rumänien hatte wegen des Durchzugs mit Rußland eine Konvention abgeschlossen, worauf die Pforte 2. Mai dem Fürsten den Krieg erklärte. Auf dies hin kündigten die Kammern und das Ministerium von Rumänien der Pforte die Vasallenschaft auf, proklamierten die Unabhängigkeit des Staats und begrüßten 22. Mai den Fürsten Karl als ihren ersten unabhängigen Fürsten. Die Pforte machte ungeheuere Anstrengungen, um den von allen Seiten über sie hereinbrechenden Gefahren zu begegnen. Sie leistete in finanzieller und militärischer

Beziehung weit mehr, als man von ihr erwartet hatte, zumal da sie schon 6. Okt. 1875 erklärt hatte, daß sie außer Stande sei, van den Zinsen der Staatsschuld mehr als 50 Proz. zu bezahlen. England, welches gewaltige Rüstungen zur See machte, sandte zuerst unter den Großmächten einen Botschafter nach Konstantinopel; die andern folgten. Doch entschied sich nach anfänglichen Erfolgen der Feldzug zu Ungunsten der Türkei. (S. Russisch-Türkischer Krieg von 1877 und 1878.) Zum äußersten erschöpft richtete die Pforte 12. Dez. 1877 ein Vermittelungsgesuch an die fünf neutralen Großmächte. Rußland aber verlangte direkte Verhandlungen, welche auch stattfanden und 3. März zum Abschluß des Friedens von San-Stefano führten. In diesem erkannte die Pforte die völlige Unabhängigkeit Rumäniens, Serbiens und Montenegros an, gewährte den beiden letztern eine Gebietserweiterung, gestand die Bildung eines tributären Fürstentums Bulgarien, das etwa 165000 qkm mit 5 Mill. E. umfaßte, zu, trat in Armenien Batum, Ardahan, Kars und Bajazid an Rußland ab und versprach, den noch in ihrem Besitz bleibenden christl. Provinzen die in der ersten Konstantinopeler Konferenz festgestellten Reformen zu geben. Ein solcher Friede würde Rußland zum Herrn auf der Balkanhalbinsel gemacht und der Pforte nur eine prekäre Schattenexistenz gelassen haben. Die Unterzeichner des Pariser Vertrags von 1856, deren Zustimmung das petersburger Kabinett betreffs der durch den Krieg etwa hervorgerufenen polit. Umgestaltungen als maßgebend anerkannt hatte, konnten einen solchen Machtzuwachs des Zarenreichs nicht gutheißen. Besonders fühlte sich England durch denselben bedroht. Der engl. Premierminister Beaconsfield erhielt vom Parlament einen außerordentlichen Militärkredit von 6 Mill. Pfd. St. und rüstete geräuschvoll zum Kriege, dafern Rußland nicht den ganzen Friedensvertrag einem ad hoc zu berufenden europ. Kongreß zu freier Diskussion und Abänderung vorlege. Am 13. Febr. 1878 fuhr trotz des formellen Protestes der Pforte die engl. Panzerflotte ins Marmarameer ein.

Nachdem der russ. Botschafter in London, Graf Schuwalow, die Sache in die Hand genommen, ließ sich unter fortgesetzter Vermittelung Bismarcks ein Friedenskongreß ermöglichen. Dieser, außer von den kriegführenden Parteien, von den Unterzeichnern des Vertrags von 1856 und außerdem von Griechenland, Rumänien, Serbien, Montenegro und Persien beschickt, trat 18. Juni 1878 in Berlin zusammen und beendigte seine Arbeiten 13. Juli. (S. Berliner Kongreß.) Die Pforte verlor damit die Oberherrschaft über ihre orthodoxen Vasallenstaaten, welche für unabhängig erklärt wurden. Zugleich wurde Rumänien, gegen Abtretung des bessarab. Donauufergebietes an Rußland, mit der Dobrudscha, Serbien mit dem Paschalik Nisch, Montenegro mit albanes.-herzegowin. Gebieten vergrößert. Die Pforte verlor ferner in Asien den nördl. Teil ihrer armen.-pontischen Besitzungen mit Kars, Ardahan und Batum an Rußland, sowie ostwärts Chotur an Persien. Dagegen wurde ihr der südl. Teil des in dem Frieden von San-Stefano für den bulg. Vasallenstaat beanspruchten Gebiets zurückgegeben, der Rest aber in ein tributpflichtiges, autonomes Fürstentum Bulgarien (s. d.) und eine von einem christl., unter Zustimmung der Mächte ernannten Statthalter zu regierende Provinz Ostrumelien geteilt. Österreich erhielt auf Antrag Englands den Auftrag, Bosnien und die Herzegowina zu besetzen und zu verwalten. Die Donauschiffahrt sollte frei, die Donaufestungen geschleift werden. Schon vorher, 4. Juni, hatte sich England gegen das Versprechen, die Pforte im Besitz ihrer nach übrigen asiat. Länder zu beschützen, die Besetzung und Verwaltung Cyperns abtreten lassen, waran der Kongreß nichts änderte. Griechenland wurde mit seinen Gebietsansprüchen auf direkte Verhandlungen mit der Pforte verwiesen. Der zwischen Rußland und der Pforte als den beiden kriegführenden Mächten erforderliche besondere Friedensabschluß fand erst 8. Febr. 1879 statt; die von der Türkei zu erstattenden Kriegskosten wurden auf ungefähr 830 Mill. Frs. festgesetzt.

Nach dem Frieden drückte die finanzielle Zerrüttung schwer auf den Diwan. Dazu kam sofort der Aufstand der Albanesen, welche sich die ihnen zugemutete Abtretung von Teilen ihres Gebiets an Slawen und Griechen nicht gefallen lassen wollten. Zum ersten mal vereinigten sich die mohammed. und die christl. Stämme, Katholiken wie Orthodoxe, zu einem Bündnis, der sog. Albanesischen Liga, welche auf Lösmachung des Volks von der Osmanenherrschaft hinarbeitete. Der Renegat Mehmed Ali Pascha, türk. Vertreter auf dem Berliner Kongreß, van der Pforte zur Pacifikation nach Djakowo gesandt, wurde daselbst (7. Sept. 1878) von den Aufständischen ermordet. Montenegro war mit albanes. Distrikten belohnt worden, die es erst mit Waffengewalt unterjochen mußte, und gegen welche es, da ihm dies nicht gelang, alsbald die Signatarmächte aufrief. Von diesen wurde der Sultan veranlaßt, statt der schwer erreichbaren Binnenlandschaften Plawa und Gusinje die Küstenstrecke bis an die Bojanamündung mit Dulcigno abzutreten, und da Montenegro auch hier auf unüberwindlichen Widerstand stieß, so entschlossen sich die Mächte zu einer gemeinschaftlichen Flottendemonstration von Ragusa aus, zugleich brachten türk. Truppen den Albanesen zu Lande eine Niederlage bei, worauf Ende Nov. 1880 Montenegro endlich von Dulcigno Besitz nehmen konnte. Auch durch die südwestl. Gebietserweiterung Serbiens fühlten sich die Albanesen in ihren nationalen Rechten verletzt. Sie brachen April 1879 über die Grenze, wurden aber von den Truppen des Fürstentums geschlagen und zurückgetrieben. Griechenland, mit seinen Ansprüchen auf freundschaftliche Verhandlungen mit dem Diwan hingewiesen, fand sich einem übeln Willen gegenüber, dem die Mißgunst Rußlands zur Stütze diente. Schon im März 1879 appellierte es an die Mächte, unter denen nur Frankreich sich seiner mit Wärme annahm. Im August, als schon beide Nachbarstaaten mit Gewaltmitteln drohten, versuchte eine in Konstantinopel abgehaltene Gesandtenkonferenz durch einen billigen Ausgleich den Frieden zu erhalten. Im Juni 1880 fand eine zweite Konferenz der Vertragsunterzeichner von 1878 in Berlin statt; dieselbe einigte sich über eine den Türken aufzuerlegende Grenzberichtigung, welche in Athen Beifall fand, in Konstantinopel aber für unannehmbar erklärt wurde. Erst auf einer dritten Konferenz in Konstantinopel (März 1881) wurde man unter erheblichen beiderseitigen Konzessionen über die griech.-türk. Grenzlinie einig, welche Südthessalien bis an den Salambriafluß und den kleinen epirot. Distrikt südlich vom Arta mit Griechenland vereinigte.

Nach Ostrumelien wurde als erster christl. Statthalter Aleko Pascha Vogorides 1879 ausgesandt. Derselbe suchte zwischen der Pforte und den nationalen Ansprüchen der Bulgaren eine vermittelnde Stellung einzunehmen und erntete damit anfangs nach keiner Seite hin Beifall, bis der Erfolg seiner Arbeit, die Rückkehr geordneter Zustände in dem zerrissenen Lande, seiner Politik recht gab. Das Recht, die Balkanpässe zu besetzen, ließ sich die Pforte von Rußland um dessen Forderung von 20 Mill. Frs. Entschädigung für den Unterhalt der türk. Kriegsgefangenen abkaufen. In dem autonomen Bulgarien wurde im Febr. 1879 von einer konstituierenden Versammlung in Tyrnowa, die von dem russ. Generalgouverneur Dondukow ausgearbeitete Verfassung angenommen und sodann der Prinz Alexander Battenberg zum Fürsten erwählt. (S. Bulgarien.) In Ostrumelien versuchte der russ. Generalkonsul Krebel eine dominierende Stellung einzunehmen, indem er anarchistischen Bestrebungen gegen den Statthalter Vorschub leistete, sodaß dieser die diplomat. Beziehungen zu ihm abbrach, bis Krebel im März 1883 abberufen wurde. Nachdem ein Jahr später die Funktionsperiode Alekos abgelaufen, wurde an seiner Stelle Chrestowitsch als Statthalter nach Philippopel gesandt.

Die Geldnot der Pforte war durch den Krieg ins Unendliche gesteigert worden. Im Volke wurde der Mangel bitter empfunden; seit Jahren hatte die Armee keinen Sold, die Beamten, besonders die niedern Grade, kein Gehalt bekommen; wiederholt fanden Demonstrationen wütender Weiber in den Ministerien und selbst vor dem Kiosk des Großherrn statt; gegen das entwertete Papiergeld aber wollte kein Produzent seine Ware herzeben. Man schlug von Krongütern los, was nur Abnehmer fand; so wurde an England die Nutznießung der cypriotischen Domänen für 5000 Pfd. St. jährlich überlassen. Aber alles verschwand in dem Abgrunde dieser Finanzwirtschaft. Selbst in den niedern Volksklassen erwartete man nur mehr von auswärtiger Einsicht und Redlichkeit Hilfe, welche seit 1880 der Pforte durch preuß. Finanzmänner, namentlich Wettendorf, auch zuteil wurde. Es war dies sicher ein Anfang der Besserung; doch ist noch nicht abzusehen, wann selbst unter günstigen äußern Verhältnissen die Reinigung des Augiasstalles wird in Aussicht gestellt werden können. In einem gewissen Wechselverhältnis zu den finanziellen Schwierigkeiten standen partielle Volkserhebungen. Aufstände der Griechen in Thessalien, der Bulgaren in Macedonien u. s. w. wurden bald unterdrückt, aber das sich an sie anlehnende Räuberwesen in den Gebirgsgegenden wuchert, den Landbau, die Industrie und den Handel weiter Distrikte schwer schädigend, noch jetzt fort. Wichtiger war die alban. Erhebung. Im März 1881 hatte sich Ali Pascha, ein angesehener Albanese, zum Landesfürsten ausrufen lassen. Obwohl die Siege der Türken unter Derwisch Pascha diesem Regiment bald ein Ende machten, so dauerte doch die Gärung fort, und 1883 brach wieder ein Aufstand aus, welcher von Hafiz Pascha unterdrückt wurde. Die Besetzung Tunesiens durch Frankreich 1882, ging, nachdem die Regentschaft schon längst nur dem Namen nach zu den osman. Ländern gehört hatte, ohne sonderliches diplomatisches Zerwürfnis vorüber. Die Beziehungen zu Österreich konnten trotz der Besetzung Bosniens sogar als günstige bezeichnet werden. An dem Widerstande, auf welchen die Occupationsarmee stieß, hatte die Pforte keinen Anteil. Die Verhältnisse zum Deutschen Reich endlich gestalteten sich zu großer Innigkeit, welche sich in Ordensverleihungen der Souveräne, im Austausch von Geschenken, in Überlassung tüchtiger deutscher Beamten und Offiziere an die Pforte kundthat.

In Ägypten war durch maßlose Verschwendung der Chedive Ismael Pascha 1878 in solche Verlegenheit geraten, daß er sich die Einsetzung eines verantwortlichen Ministeriums mit zwei europ. Mitgliedern, einem Engländer für die Finanzen und einem Franzosen für die öffentlichen Arbeiten, gefallen lassen mußte. Der dadurch ihm angelegten Fesseln überdrüssig, entsetzte er infolge einer von ihm selber provozierten Militärrevolution wider die zahlreichen europ. Beamten Ägyptens seine Minister und setzte wieder eine einheimische Regierung ein. Hiergegen erhob außer den Westmächten auch die deutsche Regierung (18. Mai 1879) Einsprache, und der Sultan wurde veranlaßt, den Chedive zur Abdankung zu Gunsten seines Sohnes Tewfik Pascha zu nötigen. Die Mächte erließen dem neuen Vizekönig ein europäische Mitglieder zählendes Ministerium; dagegen wurde eine engl.-franz. Finanzkontrolle eingerichtet. Gegen diesen fremden Einfluß bildete sich nunmehr unter heimlicher Konnivenz der Pforte eine sog. nationale Partei, an deren Spitze ein Oberst Arabi Bei stand. Der letztere wurde bald so angesehen und die Aufregung im Lande so gewaltig, daß ihn der Chedive als Kriegsminister Dez. 1881 in die Regierung zog und eine Notabelnversammlung berief, welche er durch ihn zu beherrschen hoffte. Die Notabelnversammlung, obwohl nur zur Beratung berufen, nahm für sich die Rechte eines Parlaments in Anspruch und stürzte 2. Febr. 1882 die nach dem Willen der Westmächte sich jeder Reform widersetzende Regierung, um zu einem neuen Kabinett zu gelangen, dessen Seele Arabi war. Dieser versprach und bemühte sich, allen internationalen Verpflichtungen nachzukommen, suchte aber zugleich durch Abweisung fremder Übergriffe den Spruch: «Ägypten den Ägyptern», wahr zu machen. Damit kreuzte er die selbstsüchtigen Pläne der Westmächte, welche, um Grund zu einer Flottendemonstration vor Alexandria zu bekommen, ihn mit dem Chedive in scharfen Konflikt zu bringen wußten. Die Notwendigkeit einer fremden Intervention wurde nunmehr zum Dogma erhoben, der Pforte aber, welche als suzeräne Macht allein dazu berechtigt war, und welche die Ordnung leicht wiederhergestellt haben würde, jede Entfaltung einer Militärmacht in Ägypten außer im Dienst der Westmächte unmöglich gemacht. Dagegen traf trotz der Proteste des Diwans und trotz vieler Warnungen der Europäer Ägyptens die engl.-franz. Flotte 20. Mai vor Alexandria ein. Nunmehr wagte der Chedive seinen Kriegsminister abzusetzen, die Nationalpartei aber erzwang sofort seine Wiedereinsetzung, und das Volk nahm gegen die in den Städten lebenden zahlreichen Europäer eine drohende Haltung an. Der Sultan, jetzt um Soldaten angegangen, verweigerte dieselben; er lehnte auch die Beteiligung an einer Botschafterkonferenz in Konstantinopel über die ägypt. Wirren ab und beschränkte sich, Derwisch Pascha als Kommissar nach Kairo zu senden. Die Engländer schürten von ihren Schiffen aus die Aufregung, und als in Alexandria ein von der fanatisierten Menge an Europäern begangener Massenmord

stattfand, that die Flotte nichts, denselben zu verhindern. Gegen ihre Demonstrationen ließ Arabi Batterien auffahren; England dagegen vermehrte seine Seemacht, und am 11. und 12. Juli bombardierte Admiral Seymour die Stadt, welche nun von rohem Gesindel zu großem Teil unter Niedermetzelung der europ. Bewohner geplündert und in Brand gesteckt wurde. Die völkerrechtswidrige That war politisch erfolglos; mehr als je sahen die Ägypter nur in Arabi ihr Heil, und so stand man ferner vor einer militärischen Expedition wider die Aufständischen, welche Expedition England, nachdem es die Pforte mit Scheinverhandlungen eine Zeit lang hingehalten, da Frankreich die Kooperation verweigerte, unter dem Vorwande, den Suezkanal zu beschützen, mit zu dem Zwecke hergebrachten 28000 Mann engl. Truppen allein unternahm. Arabi, welcher irrigerweise nur von Alexandria aus einen Angriff vermutete, und sich gegen diesen durch starke Befestigungen geschützt hatte, wurde von Ismailia aus im Rücken seiner Aufstellung gefaßt und geriet, am 13. Sept. bei Tell-el-Kebir entscheidend aufs Haupt geschlagen, in Kriegsgefangenschaft. Noch im Monat September war ganz Ägypten unterworfen, und der Chedive wurde von den Siegern nach Kairo zurückgeführt. Die Anglisierung der Verwaltung konnte nunmehr in Ägypten ins Werk gesetzt werden, und es war eine der ersten Thaten Englands, Frankreich seines Anteils an der Finanzkontrolle zu berauben. Aber die islamitisch-nationale Bewegung hatte sich inzwischen dem fernen Süden mitgeteilt und brachte in der Provinz Sudan unter einem energischen Führer, der sich den Titel el Mahdi, «der (von Gott) Geleitete», d. h. der Prophet, beilegte, einen Aufstand zu Wege. Bald war bis auf wenige Städte mit ägypt. Besatzung das ganze Land abgefallen. Im Febr. 1883 wurde ein in ägypt. Dienst stehender engl. Offizier, Hicks Pascha, mit 10000 Mann wider die Rebellen gesandt, welche dies Heer im November desselben Jahres total aufrieben. Wenig später, Febr. 1884, erlitt Baker Pascha, ein anderer engl.-ägypt. General, bei Tokar in der Nähe von Suakin eine furchtbare Niederlage. Im Febr. 1885 fiel Chartum, die Hauptstadt des Sudan, welches ein Jahr lang von dem tapfern Gordon gehalten worden war, in die Hand des Mahdi. Der engl. Premier Gladstone hatte dem gegenüber für Ägypten nur den Rat, den Sudan aufzugeben, welchen die engl. Truppen im Mai 1885 räumten. Der Mahdi starb im Sommer 1885, doch fand er sofort einen Nachfolger.

Vgl. Hammer-Purgstall, «Geschichte des Osmanischen Reichs» (10 Bde., Pest 1827—34; 2. Aufl., 4 Bde., Pest 1835—36); Zinkeisen, «Geschichte des Osmanischen Reichs in Europa» (7 Bde., Gotha 1840—63); Eichmann, «Die Reformen des Osmanischen Reichs» (Berl. 1858); Ubicini, «Letters on Turkey» (Lond. 1856); Jasmund, «Aktenstücke zur orient. Frage» (Berl. 1855); Rosen, «Geschichte der Türkei von dem Siege der Reform im J. 1826 bis zum Pariser Traktat von 1856» (2 Bde., Lpz. 1866—67); von Moltke, «Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den J. 1835—39» (Berl. 1831; 3. Aufl. 1877); Schmeidler, «Geschichte des Osmanischen Reichs im letzten Jahrzehnt» (Lpz. 1875); Rüstow, «Der Krieg in der Türkei. Zustände und Ereignisse auf der Balkanhalbinsel 1875 und 1876» (5 Lfgn., Zürich 1876—77); derselbe, «Der orient. Krieg in seiner neuesten Phase» (Lfg. 1—5, Zürich 1877—78); «Stambul und das moderne Türkentum» (Berl. 1877; neue Folge 1878); Millingen (Osman Seify Bei), «La Turquie sous le règne d'Abd-ul-Aziz» (Brüssel 1868); «Die Türkei und ihre letzten Konflikte» (in «Unsere Zeit», Lpz. 1871); W. Müller, «Die orient. Krisis in den Jahren 1875—77» («Histor. Taschenbuch», Lpz. 1877); derselbe, «Polit. Geschichte der Gegenwart 1867—83» (Berl. 1868—84); derselbe, «Der Russisch-Türkische Krieg 1877—78» (Stuttg. 1878).

Osman Nuri Pascha Ghazi, türk. General, geb. 1837 zu Amasia in Kleinasien, besuchte die Militärvorbereitungsschule und seit 1850 die türk. Militärakademie (Harbije-Mekteb) zu Konstantinopel, trat 1854 als Unterlieutenant in die Kavallerie, nahm im Febr. 1855 an den Gefechten bei Eupatoria und danach an dem Zuge Omer Paschas an der abchasischen Küste teil. Beim Friedensschluß, März 1856, war er Oberlieutenant und kehrte mit seinem Regimente nach Damascus zurück, nahm 1860 an der Bekämpfung des Drusenaufstandes teil und wurde in demselben Jahre Rittmeister. Nachdem er 1867 an der Bekämpfung des Aufstandes auf Candia teilgenommen, wurde er als Oberstlieutenant und Bei in den Generalstab versetzt. O. zeichnete sich auf Candia namentlich bei der Eroberung des festen Klosters Hagia-Georgio aus, wurde 1871 Oberst und nahm unter Redif Pascha an dem Feldzuge in Yemen teil, wurde 1874 Brigadegeneral (Liwa) und kehrte im Spätherbst 1875 mit dem Range eines Divisionsgenerals (Ferik) und Pascha nach Konstantinopel zurück, um bald darauf das Kommando eines Korps, welches bei Widdin versammelt wurde, gegen Serbien zu übernehmen. Bei Eröffnung der Feindseligkeiten, 24. Juni 1876, ergriff O. zuerst von den türk. Heerführern die Offensive, nahm die Stellung von Saitschar und zeichnete sich in den Kämpfen bei Jswor aus, wofür er zum Marschall (Muschir = Korpsgeneral) erhoben wurde. Nach dem Friedensschluß behielt O. das Korpskommando in Widdin. Nachdem im Juli 1877 ein Teil des russ. Heers bei Sistowa auf das rechte Donau-Ufer übergegangen war, rückte O. von Widdin aus mit ungefähr 30000 Mann über Belogradschik nach Plewna vor und schlug hier einen mit unzureichenden Kräften unternommenen Angriff mit starkem Verlust für den Gegner zurück. Hierauf befestigte er die Stellung bei Plewna (s. d.), schlug 30. und 31. Juli, sowie im September mehrere russ. Angriffe blutig ab, mußte aber 10. Dez. 1877 wegen Mangel an Proviant kapitulieren, nachdem er vorher versucht hatte, die russ. Stellung auf dem linken Widufer bei Dolnij-Retropol zu durchbrechen, wobei er selbst schwer am Fuße verwundet wurde. O. wurde kriegsgefangen nach dem Innern Rußlands abgeführt und kehrte erst, nach Abschluß des Präliminarfriedens von San-Stefano, über Odessa Anfang April 1878 nach Konstantinopel zurück, wo ihm die Reorganisation der drei aus den Trümmern des Heers formierten Armeekorps übertragen wurde. Der Titel Ghazi (d. i. Siegreich, Glaubensheld) wurde O. nach den siegreichen Kämpfen Ende Juli 1877 verliehen. Seitdem stand er mit einer einzigen Unterbrechung von wenigen Wochen, im Frühjahr 1880, unausgesetzt dem türk. Heerwesen als Seraskier (Kriegsminister) und der Umgebung des Sultans als Palastmarschall vor.

Osmăzom (von ὀσμή, Geruch, und ζωμός, Fleischbrühe) ist der gegenwärtig total veraltete Name, welchen die franz. Chemiker, insbesondere Thénard, dem Inbegriffe der in Weingeist und Wasser löslichen Substanzen erteilten, der als fleischbrühähnlich schmeckendes und riechendes Extrakt erhalten wird, wenn man tierische Substanzen, besonders Fleisch, mit Wasser auskocht, aus dem Dekokt den Leim mit Weingeist niederschlägt und die Flüssigkeit abdampft. Es besteht nach Liebig aus Salzen und verschiedenen Substanzen, wie Kreatin, Kreatinin, Inosinsäure, Carnin, Milchsäure u. s. w., zum Teil Zersetzungsprodukten in geringer Menge.

Osmium, chem. Zeichen Os, Atomgewicht 200, eins der sechs Metalle, welche das Platin begleiten, bildet meist in Verbindung mit Iridium (s. d.), als Osmium-Iridium, die sehr harten schwarzen Körner, die bei der Behandlung des Platinsandes mit Königswasser ungelöst zurückbleiben. Es wurde 1803 von Tennant entdeckt und in neuerer Zeit von Deville und Debray genauer untersucht. Es ist von schöner blauer Farbe und kristallinisch. Es ist härter als Glas und besitzt von allen bisjetzt bekannten Körpern die größte Dichte, nämlich 22,477. Für sich ist es unschmelzbar, löst sich in Königswasser, auch in Salpetersäure, bei Luftausschluß nicht flüchtig. An der Luft dagegen oxydiert es sich leicht und beim Erhitzen verbrennt es zu einer flüchtigen, sehr giftigen Säure, der Osmiumsäure, welche in farblosen glänzenden Nadeln sublimiert, bei 100° schmilzt und bei wenig höherer Temperatur siedet. Die Osmiumsäure findet Verwendung als Färbemittel bei mikroskopischen Untersuchungen.

Osmologie (grch.), Lehre von dem Geruch und den Riechstoffen.

Osmose heißt ein durch Dubrunfaut eingeführtes Verfahren, mittels dessen man in der Zuckerfabrikation die Melasse verarbeitet, um den darin enthaltenen Zucker zu gewinnen. Es beruht auf einer dialytischen (s. Dialyse) Trennung des Zuckers von den seine Kristallisation hindernden Salzen und wird ausgeführt, indem man die siedendheiße Melasse mit siedendheißem Wasser durch einen geeigneten Dialysator, Osmogen genannt, fließen läßt, wobei die Salze zum Teil in die von der Melasse durch Pergamentpapiermembranen getrennten Wasserzellen diffundieren. Da das Diffusionsvermögen der in Betracht kommenden Salze größer als das des Zuckers ist, so wird die Melasse salzärmer und dadurch nach erneutem Verdampfen kristallisationsfähig gemacht. Vor dem zu gleichem Zweck benutzten Elutionsverfahren (s. Elution) hat die O. den Vorteil, zur Einführung wenig kostspieliger Vorrichtungen zu bedürfen, steht aber doch hinter jenem zurück, da die Zuckerverluste weit größer sind.

Osmunda *L.*, Farngattung aus der Familie der Osmundaceen. Man kennt nur sieben Arten, die größtenteils im wärmern Asien vorkommen. Es sind krautartige Farne, aus deren Wurzelstocke etwa ½—1 m lange Wedel hervorsprossen, die jedoch nicht alle von gleicher Form sind; während bei den unfruchtbaren die Blattspreite normal entwickelt ist, findet sich bei den sporenerzeugenden dieselbe bis auf die Nerven reduziert, wenigstens in den obern Partien, an denen die Sporenhäufchen sitzen. Die fertilen Wedel erhalten dadurch ein traubenförmiges Aussehen. Die Sporangien haben einen unvollständigen Ring und öffnen sich durch einen Längsriß. In Europa kommt nur eine Art, der Königsfarn (O. regalis *L.*), an sumpfigen, schattigen Orten vor. Der Wurzelstock, sowie die fertilen Wedel dieser Art waren früher offizinell.

Osmundaceen, s. unter Farn 5.

Osmundstahl, s. Blasestahl.

Osnabrück, Hauptstadt des ehemaligen Fürstentums und des jetzigen Regierungsbezirks O. der Provinz Hannover, liegt in einem weiten anmutigen Thale der Hase, ist Station der Linien Löhne-Rheine, Hamburg-Köln und O.-Bielefeld der Preußischen Staatsbahnen und Oldenburg-O. der Oldenburger Eisenbahn, Sitz einer Regierung, eines Land-, Schwur- und Amtsgerichts, eines Bergrevieramts und eines Bischofs und zählt (1880) 32 812 E., wovon ein Drittel katholisch ist. Die Stadt, deren alte Festungswerke größtenteils freundlichen Spaziergängen haben weichen müssen, hat in ihrem ältern Teile manche enge Straßen und eine ziemliche Anzahl Privathäuser in einem altertümlichen eigenartigen Fachwerkbau. Von öffentlichen Plätzen verdienen Erwähnung: der stattliche Markt mit dem Rathause, der Marienkirche und dem 1882 errichteten ehernen Standbilde des Bürgermeisters Karl Stüve, der Domhof und die Große Domfreiheit, auf letzterer das 1836 gesetzte eherne Standbild Justus Mösers, ein Werk Drakes; der Neumarkt mit dem Kriegerdenkmal. Unter den vier großen und schönen Pfarrkirchen, die alle neuerdings restauriert wurden, zeichnen sich aus der kath. Dom und die evang. Marienkirche. Jener, ein roman. Bau, stammt aus der ersten Hälfte des 12. Jahrh. Im sog. Domschatz befinden sich unter anderm ein Schachspiel und ein elfenbeinerner Krückstock Karls d. Gr., deren Echtheit indes bezweifelt wird. Der Hauptteil der in einem reichen got. Stil aufgeführten Marienkirche, die Schiffe, ist im ersten Viertel des 15. Jahrh. erbaut, während der Turm noch romanisch ist, aber schon got. Anfänge zeigt, und der Chor der jüngste Teil des ganzen Baues ist. In dieser Kirche liegt Justus Möser begraben. Auf dem 1486—1512 in spätgot. Stile erbauten Rathause verdient Beachtung der Friedenssaal mit den Porträts der Gesandten zum Westfälischen Friedenskongreß. Die Hauptfacade hat über der Thür eine Statue Karls d. Gr.; zu beiden Seiten werden (1885) vier weitere Kaiserstatuen aufgestellt, unter ihnen die des Kaisers Wilhelm. Von den neuern Bauten sind zu nennen: das große städtische Krankenhaus, mehrere Schulgebäude, die Turnhalle, das Gerichtshaus, das Postgebäude, das Kinderhospital, das Badehaus mit Schwimmhalle, das Schlachthaus und die Häuser der provinzialständischen Irrenanstalt. O. hat ein evang. und ein kath. Gymnasium, ein kommunales Realgymnasium, zwei Schullehrerseminare, eine kommunale höhere Mädchenschule mit Seminarklassen, eine provinzialständische Taubstummenanstalt, eine Privathandelsschule. Das evang. oder Ratsgymnasium (gegründet 1595) besitzt eine ansehnliche Bibliothek, welcher die bedeutende Bibliothek Justus Mösers einverleibt worden ist, ferner Sammlungen antiker, mittelalterlicher und neuerer Münzen. Die ausgedehntesten gewerblichen Anlagen sind das Eisen- und Stahlwerk O. und eine Draht- und Stiftefabrik, Baumwollwebereien und Färbereien, eine mechan. Flachsspinnerei, Tabak- und Cigarrenfabriken. Außerdem bestehen Fabriken für Maschinenbau und Eisenguß, Dampfkessel, Gasuhren, Arbeiten in Marmor, Granit u. s. w., Möbel,

Pianofortes, Kutschen, Papier, Tapeten, Farben, Fettwaren, Brennereien mit Hefebereitung, Brauereien u. a. Außer den Fabrikerzeugnissen werden ausgeführt vom städtischen Bergwerk am Piesberg rauch- und rußfreie Anthracitkohlen, die große Heizkraft besitzen, und bearbeitete Pflastersteine. Aus O. wird namentlich Schwarzbrot (Pumpernickel) und westfäl. Schinken versandt.

Der Regierungsbezirk Osnabrück (bis 30. Juni 1885 Landdrostei) begreift das Fürstentum O., die Niedergrafschaft Lingen, das Herzogtum Arenberg-Meppen, die Grafschaft Bentheim und die Herrlichkeit Papenburg und hat einen Flächeninhalt von 6 205,45 qkm und 290 135 E., darunter 156 240 Katholiken, 132 367 Protestanten und 1387 Juden. Der Bezirk zerfällt in die Kreise: Stadt O., Land O., Iburg, Melle, Wittlage, Bersenbrück, Lingen, Meppen, Hümmling, Aschendorf, Grafschaft Bentheim. Er gehört zum weitaus größten Teil der norddeutschen Tiefebene an, hat viel Heidegrund und ausgedehnte Moore aufzuweisen und ist sehr einförmig. Eine Ausnahme macht in mehrfacher Hinsicht das Fürstentum Osnabrück (bis 10. Nov. 1802 Bistum). Dieses, der südwestlichste Teil der Provinz, hat 2296,56 qkm und 173 000 E., unter denen 101 000 Evangelische.

Das Bistum Osnabrück ist von Karl d. Gr. gestiftet, wahrscheinlich 1. Okt. 785, als der von ihm in O. erbaute Dom geweiht wurde, der 1100 niederbrannte. Infolge einer Bestimmung des Westfälischen Friedens regierte abwechselnd ein evang. Bischof aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg. Die drei evang. Bischöfe waren Ernst August I., später erster Kurfürst von Hannover, dessen gleichnamiger Sohn, der wegen seiner Thätigkeit, seines Wohlwollens und seiner Gerechtigkeit große Verehrung genoß, und Herzog Friedrich von York, der 1764 im Alter von sechs Monaten zum Bischof gewählt war. Dieser trat am 10. Nov. 1802 das Land an Hannover ab.

Die Diöcese Osnabrück wurde darauf vom Bischof zu Hildesheim verwaltet, bis sie am 20. April 1858 wieder ihren eigenen Bischof erhielt. Diesem sind als apostolischem Vikar des Nordens auch die kath. Gemeinden in Schleswig-Holstein, Mecklenburg und den drei skandinav. Reichen unterstellt.

Vgl. Justus Möser, «Osnabrückische Geschichte», in dessen «Sämtlichen Werken» (herausg. von Abeken, Bd. 6—8, Berl. 1832—48); Stüve, «Beschreibung und Geschichte des Hochstifts O.» (Hannov. 1789); Friderici und Stüve, «Geschichte der Stadt O.» (3 Bde., Osnabr. 1816—26); Stüve, «Geschichte des Hochstifts O.» (3 Bde., Jena 1853—82); «Mitteilungen des Historischen Vereins zu O.» (12 Bde., Osnabr. 1848—82); Miquel, «Der Landdrosteibezirk O., seine klimatischen, Bevölkerungs- und gesundheitlichen Verhältnisse» (Osnabr. 1882).

Osning, Teil des Teutoburgerwaldes (s. d.).

Osnowjanenko, Pseudonym des russ. Schriftstellers Kwitka (s. d.).

Osorkow, Stadt im russ.-poln. Gouvernement Kalisch, mit bedeutender Woll- und Baumwollindustrie, zählt (1882) 9058 E.

Osrhoenisches Reich, s. Edessa.

Ossa (lat., Plural von Os), Knochen, Gebeine.

Ossa (jetzt Kissawos genannt), ein mächtiger Bergkegel im nördlichsten Teil der die östl. Flanke Thessaliens deckenden Halbinsel Magnesia, dessen zugespitzter, ein wenig gegen Südwest geneigter Gipfel sich bis zur Höhe von 1953 m über dem Meeresspiegel erhebt. Gegen Nordwesten wird der O. durch die berühmte Thalschlucht Tempe (s. d.) vom Olymp (s. d.) getrennt, gegen Süden hängt er durch eine Reihe niedrigerer Hügel, die jetzt den Namen Mawrowuni (d. i. schwarzes Gebirge) führen, mit dem Pelion (s. d.) zusammen.

Ossa, rechtsseitiger Nebenfluß der Weichsel in der Provinz Westpreußen, entspringt westlich vom Geserichsee, nimmt links die Lutrine, rechts die Gardenga auf und mündet nach 120 km Stromlauf 8 km nördlich von Graudenz, wohin die O. einen Arm, die Trinke, entsendet.

Ossa, Kreisstadt im russ. Gouvernement Perm, links an der Kama, mit (1882) 2815 E., treibt bedeutenden Handel mit Bauholz und Leinsamen.

Ossarium (lat.), Beinhaus (auf Kirchhöfen).

Osseg (vom böhm. osekati, abhauen), Marktflecken in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Teplitz, am Fuße des Erzgebirges und der Dux-Bodenbacher Eisenbahn, mit (1880) 2041, als Gemeinde 5528 E., ist besonders bekannt durch die gleichnamige reiche Cistercienserabtei, deren erste Stiftung 1193 durch den Wladiken Milgost erfolgte und die durch Slawko von Riesenberg, Grafen von Bilin, um 1207 reich dotiert, 1429 von den Taboriten zerstört, 1580 ganz aufgehoben und 1626 wiederhergestellt wurde, worauf die Kirche in ihrer gegenwärtigen Pracht erbaut wurde. Die Reformen Josephs II. führten 1785 beinahe den Untergang des Klosters herbei, doch wurden die von diesem aufgelegten Beschränkungen 1802 zurückgenommen. Außerhalb des Klosters liegt eine auf Rechnung desselben betriebene Wollzeugmanufaktur, in welcher das sog. Osseggger Zeug für Klostergeistliche erzeugt wird. Die schöne Klosterkirche, die Bibliothek, die Bildergalerie und der Garten sind sehenswert. Von den stattlichen Klostergebäuden, besonders von der Prälatur aus, hat man eine sehr angenehme Aussicht. O. ist 7 km von Teplitz entfernt. Unweit O. befinden sich die Trümmer der Riesenburg und große Kohlenwerke der berühmten Osseggger Tiefbaubraunkohle. O. ist von Waldungen umgeben und wird von zahlreichen Luftkurgästen besucht.

Ossen, s. Glukin.

Ossenbeck (Jan oder Josse van), ein berühmter Landschafts-, Tier-, auch Bombocciadenmaler, geb. zu Rotterdam um 1627, bildete sich in Italien, besonders in Rom aus, wurde dann kaiserl. Hofmaler in Wien und lebte in der letzten Zeit zu Regensburg, wo er wahrscheinlich 1678 starb. Er stellte besonders Jahrmärkte, Volksfeste und ähnliche Gegenstände mit zahlreichen Figurengruppen dar, wovon die Galerie in Wien eine Probe besitzt. O. hat sich auch als Kupferätzer und Radierer ausgezeichnet.

Ossero, Marktflecken auf der österr. Insel Cherso (s. d.) im Adriatischen Meere.

Osseten oder Ossen (bei den Russen auch Ossetinzen), ein kaukas. Bergvolk, das auf den Nordgehängen des mittlern Kaukasus in den obern Thälern der Flüsse Uruch, Ardon, Fijagdon und Suadon bis hinab in die Ebenen an den Flüssen Genaldon, Terek und Kirschim wohnt und 76 000 Köpfe zählt, und zwar 49 444 nördlich vom Kaukasus, 26 465 südlich von demselben. Man unterscheidet vier sich jedoch in Sprache, Sitten und Gebräuchen nur sehr wenig unterscheidende Hauptstämme: die Digorzen, die Waladschir, die Kurtati und die Tagauren. Im allgemeinen sind die O.

ein körperlich schönes, geistig begabtes Volk. Die Männer, besonders unter den Digorzen, zeichnen sich durch hohen Wuchs, Kraft und Gewandtheit aus. Gegenwärtig bekennen sich die O. teils zum Islam, teils zum Christentum, allein mit starker Beimischung altheidnischer Elemente. Der Muridismus ist ihnen völlig fremd geblieben, und an den Kämpfen Schamyls gegen die Russen nahmen sie keinen Anteil. Die O. sind den Russen unterworfen. Ihr Gebiet bildet einen eigenen Bezirk der westl. Militärabteilung der Terschen Oblast Kaukasiens. Die Sprache der O. ist eine iranische, die inselartig von dem ganzen übrigen iranischen Sprachgebiete abgetrennt erscheint. Man unterscheidet zwei Mundarten, die digorische und die tagaurische. In neuerer Zeit wurde das Ossetische besonders durch Rosen, Sjögren («Grammatik und Wörterbuch», Petersb. 1844), Bopp, Schiefner, Fr. Müller, P. Lerch und K. Salemann wissenschaftlich bearbeitet.

Offett-with-Gawthorpe, Stadt in der engl. Grafschaft York, West-Riding, 11 km südlich von Leeds, mit (1881) 10952 E., Tuchfabriken und Wollspinnereien.

Ossian ist der Name eines kelt. Sagenhelden, der in der Litteraturgeschichte bedeutsam geworden ist durch die engl. Publikationen des Schotten James Macpherson (s. d.), zunächst durch die «Remains of ancient poetry collected in the Highlands af Scotland and translated from the Gaelic or Erse language» (1760). Als diese großen Beifall fanden, veröffentlichte er nach einer neuen Forschungsreise durch das Hochland 1762 das Heldengedicht «Fingal» nebst 16 kleinern Gedichten, 1763 «Temora» nebst fünf kleinern, dann diese Gedichte zusammen 1765 als O.s Werke. Nach Macphersons Angaben waren es Übersetzungen gälischer Lieder eines in grauer Vorzeit lebenden schott. Sängers O. Der Erfolg war ein mächtiger, auch auf dem Kontinent und besonders in Deutschland. Herder und Goethe übersetzten einige Stücke; fernere deutsche Übersetzungen sind die von Denis (1768), Harold (1775), Petersen (1782), Rhode (1801), Stolberg (1806), Jung (1808), Böttger (1847); aus dem gälischen Text übersetzte den «Fingal» Ebrard (1868). Aber gleich nach der Veröffentlichung erhoben sich in England Zweifel an der Echtheit der Gedichte; daran knüpfte sich ein zum Teil erbitterter Streit der Engländer und der Schotten, später auch der Iren, der sich noch nicht ganz gelegt hat. Die Lösung desselben erschwert, daß nicht nur die Manuskripte, aus denen Macpherson geschöpft hat, verloren gegangen sind, sondern auch seine eigene Handschrift des gälischen Grundtextes. Derselbe liegt nur vor in der Ausgabe der «Highland Society of London» (1807), die aber Macphersons Text in Orthographie und Sprache verbesserte. Auf dieser beruhen die spätern Ausgaben von Maclachlan (1818), MacLauchlan (1861), Clerk (2 Bde., 1870).

Feststehende Resultate sind bis jetzt: die Sprache der Ossianischen Gedichte ist die moderne gälische mit wenigen Archaismen; der Stoff entstammt der altirischen Heldensage. O. (gälisch Oisian, mittelirisch Ossin) ist der Sohn des Finn MacCumaill (Fingal), der den Mittelpunkt eines irischen Sagenkreises bildet, welcher namentlich im spätern Mittelalter und bis in die Neuzeit in Irland sich großer Beliebtheit erfreute. Die irischen Lieder und Erzählungen verbreiteten sich nach Schottland, wo sie seit dem 16. Jahrh. nachgewiesen sind. Schon in alter Zeit werden verschiedene Helden persönlich als Sänger der Ereignisse eingeführt; in Schottland scheint nach und nach O. allein sich dieser Rolle bemächtigt zu haben; so hat sich die Gestalt des greisen, erblindeten Sängers der Vorzeit gebildet. Wahrscheinlich ist ferner, daß Macpherson die gesammelten Lieder nicht unverändert reproduzierte. Unerledigt ist aber noch die Frage, wie weit sich seine Veränderungen und Zusätze erstrecken. Jedenfalls ist der gälische Text nicht erst aus dem englischen übersetzt, wie einige Gegner behauptet haben.

Vgl. Windisch, «Die altirische Sage und die Ossianischen Gedichte» («Verhandlungen der Versammlung deutscher Philologen zu Gera», 1878). Irische Ossianische Gedichte veröffentlichte die Ossianic Society in Dublin (3 Bde., 1854—61), schottisch-gälische Campbell in «Leabhar na Feinne» (Bd. 1: «Heroic gaelic ballads collected in Scotland», Lond. 1872).

Ossificatio, s. Verknöcherung.

Ofmannstedt, Dorf im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach, Verwaltungsbezirk Apolda, an der Ilm, 10 km im NO. von Weimar, Station der Linie Berlin-Halle-Bebra-Frankfurt a. M. der Preußischen Staatsbahnen, hat (1880) 639 E. und die Grabstätten von Wieland, seiner Gattin und seiner Freundin Sophie Brentano im Garten des ehemals dem Dichter gehörigen Gutes. O. ist das Armenstat des frühen Mittelalters im thüring. Ostergau.

Offolinski, angesehene poln. Familie. Hieronym O. kämpfte unter Joh. von Medici bei Siena und unter Sigismund August bei Obertyn, ward Kastellan von Sendomir, trat zum evang. Bekenntnis über und suchte als Präsident der Synoden von Kozienz und Krakau 1561 die dissidentischen Parteien zu vereinigen. Er starb 1576. — Jerzy O., geb. 1595, der Sohn des Wojwoden von Sendomir Zbigniew O., trat 1617 während des Kriegs mit Rußland ins poln. Heer und wurde später vom König Wladislaw IV. zu mehrern diplomatischen Sendungen verwendet. Mehrere seiner feierlichen Reden erregten in London und Rom Bewunderung («Orationes», Danz. 1647). Während seines Aufenthalts in Wien wurde er von Ferdinand II. zum deutschen Reichsfürsten erhoben. Zum Statthalter in Preußen ernannt, schloß er 1635 in Stuhmsdorf einen 26jährigen Waffenstillstand mit Schweden. Als Großkanzler von Polen präsidierte er 1645 beim Religionsgespräch zu Thorn. Er starb 1650.

Jozef Maximilian O., Graf von Tenczyn, geb. 1748 in Wola-Mielecka in der Wojwodschaft Sendomir, trat in den litterarischen Kreis, den Stanislaw August in Warschau um sich versammelte. Nach der ersten Teilung Polens gelangten seine Güter unter österr. Oberhoheit und O. kam als Mitglied der galiz. Ständedeputation 1789 nach Wien. Vom Kaiser Franz I. zum Wirkl. Geheimrat und zum Vorsteher der kaiserl. Hofbibliothek ernannt, brachte er überaus reichhaltige und höchst wichtige Sammlungen slaw. Altertümer, insbesondere Denkmäler altpoln. Schriftwesens, zusammen, die er den galiz. Ständen vermachte und, mit bedeutenden Einkünften versehen, in Lemberg (das Ossolinskische Institut) aufstellen ließ. Er starb erblindet 17. März 1826. O. gehört zu den gründlichsten slaw. Litterarhistoritern. Sein bedeutendstes Werk ist «Wiadomosci historyczno krytyczne do dziejów literatury polskiéj» (3 Bde., Krakau 1819; der vierte Band herausgeg. von

Bielowski, Lemb. 1852). Während seiner Erblindung verfaßte er «Rozmyślania ślepego» («Betrachtungen eines Erblindeten»). Erst 1852 erschienen in Krakau seine «Wieczory badeńskie» («Badener Abende»), Erzählungen und humoristische Schriften, nach Art des «Decamerone» von Boccaccio. Die männliche Linie erlosch mit dem Obersten im poln. Heere Victor O., gest. 1860 in Warschau.

Ossuna, s. Osuna.

Ost oder Osten, s. Morgen.

Ostade (Adrian van), berühmter niederländ. Maler und Radierer, geb. zu Haarlem im Dez. 1610, hatte Frans Hals und Rembrandt zu Lehrern. Bei dem ersten machte er die Bekanntschaft Brouwers, der sein Freund und Ratgeber wurde. Er arbeitete in Harlem, wo er 27. April 1685 starb. Ländliche Tanzplätze, Bauerhöfe und Ställe, sowie das Innere von Bauerhütten und Schenken sind die Schauplätze der von ihm dargestellten Scenen. Seine Personen sind größtenteils derbe Bauerkerle, betrunkene Tabaksraucher oder mit ländlichen Arbeiten beschäftigte Bäuerinnen. An Originalität und Energie hat er zwar Teniers nicht erreicht, auch ist er nicht frei von Trivialität und Wiederholungen; aber seine Ausführung ist sorgfältiger, sein Kolorit oft von höchster Feinheit und seine Komik in der Erfindung oft von unwiderstehlichem Reiz. Im Louvre befindet sich ein Gemälde, worin sich der Künstler neben seiner Frau von acht Kindern umringt gemalt hat. Seine zahlreichen Bilder sind fast in allen Museen und Sammlungen der Niederlande, von Deutschland, Frankreich und England zu finden. Sie sind vielfach, und zwar am besten von Visscher und Suyderoef, gestochen worden; auch lieferte O. selbst eine große Anzahl von geistreich in Kupfer radierten Blättern. Vgl. Gaedertz, «Adrian van O. Sein Leben und seine Kunst» (Lüb. 1869).

Isaak van O., Bruder des vorigen, geb. 2. Juni 1621 zu Harlem, gest. 16. Okt. 1649 daselbst, ebenfalls Maler, dem Adrian freilich in der Feinheit des Helldunkels und in der Art des Vortrags nachstehend, dagegen ihn öfters in der Zeichnung übertreffend, malte besonders Dorfansichten und Wirtshausscenen. Auch Tiere gelangen ihm trefflich.

Ostalgie (Ostealgie, grch.), Knochenschmerz.

Ostalpen, s. unter Alpen, Bd. I, S. 464 fg.

Ostangeln, Reich der Angelsachsen (s. d.).

Ostara, Göttin, s. unter Ostern.

Ostaschkow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Twer, am Seligérsee, mit (1882) 12025 E., hat Leder- und Eisenindustrie und Fischhandel.

Ostaschkow (See von), s. Seligérsee.

Ostasien, ein geogr., aber was seine westl. Grenze betrifft, unbestimmter und willkürlicher Begriff. O. umfaßt die zwischen der 10. und 57. nördl. Parallele gelegenen, von dem Großen Ocean und einzelnen Teilen desselben, wie dem Meere von Ochotsk, dem tatar. Sunde oder der Straße Mamia Rinso, dem Japanischen und dem nördl. und südl. Chinesischen Meere bespülten Länder des asiat. Festlandes, sowie die zu demselben gehörenden, in seiner Nähe gelegenen Inseln und Inselgruppen. Zu letztern gehören die vor der Mündung des Amur gelegene Insel Sachalin; die Kurilen und die Insel Jezo des japan. Reichs; der Archipel der Liu-kiu; die Insel Formosa und die größere nördl. Hälfte der Philippinen mit den Inseln Luzon, Mindoro, Panay, Samar u. a. Als Westgrenze von O. nimmt man am zweckmäßigsten den 105. östl. Meridian von Greenwich an. Die Nordgrenze wird mehr geographisch durch die in der Richtung einer Parallele verlaufende Gebirgskette Jablonoi Chrebet und die sich an die westl. Seite derselben anschließenden kleinern Ketten Tangnu, Blangen und Malalka bestimmt. Den nördlich von dem 57. nördl. Parallelkreise gelegenen, von dem Großen Ocean bespülten Teil des asiat. Kontinents rechnet man statt zu O. zu Nordasien. In der hier gegebenen Begrenzung umfaßt O. außer den schon genannten Inseln und Inselgruppen Cochinchina, China, den östl. Teil der Wüste Gobi, die Mongolei, die Mandschurei, das Königreich Korea und den sog. Seedistrikt des russ. Amurlandes. Die Bevölkerung dieses weiten Länderkomplexes gehört zum bei weitem größten Teile der mongol. oder turanischen Völkerfamilie an, indem sie hauptsächlich aus Chinesen, und zwar in sehr überwiegender Mehrzahl, Japanesen, Mongolen, Mandschu, Tunguſen u. s. w. besteht. Die europ. Staaten, welche Teile von O. besitzen, sind Spanien, dem die Philippinen; England, dem die Insel Hongkong; Portugal, dem, wiewohl mit sehr beschränkter Herrschaft, die Stadt Macao; Frankreich, dem Cochinchina, und Rußland, dem der sog. Seekreis der Amurländer (südl. von der Amurmündung) und die Insel Sachalin gehört. Seitdem China und Japan gezwungen wurden, ihre Haupthäfen fremden Schiffen offen zu stellen und sich dem Weltverkehr anzuschließen, und jetzt auch Korea hierzu übergeht, seitdem von den Russen an der Amurmündung die Stadt Nikolajewsk gegründet wurde, der Suezkanal befahren wird, Eisenbahnen die Ostküste Nordamerikas mit Californien verbinden und San-Francisco zu so großer Entwickelung gelangt ist, wird O. sowohl für die seefahrenden Mächte Europas wie für Nordamerika von stets zunehmender Bedeutung, und der Handelsverkehr mit den ostasiat. Ländern, an welchem auch Deutschland sich immer thätiger beteiligt, gewinnt mehr und mehr an Wichtigkeit.

Ostdänische Mundart, s. unter Dänische Sprache, Litteratur und Kunst.

Ostdschagatai, s. Turfan.

Oste, linksseitiger Zufluß der untern Elbe in der preuß. Landdrostei Stade, wird oberhalb Bremervörde auf 78 km schiffbar und mündet nach 145 km Stromlauf 180 m breit unterhalb Neuhaus. Oberhalb Bremervörde geht westlich der 16 km lange O.-Hammekanal ab, der O. mit Hamme und der untern Weser verbindet, während der Schwingekanal zwischen Bremervörde, Stade und der untern Elbe eine Schiffahrtsstraße herstellt.

Ostealgie, soviel wie Ostalgie.

Ostelitis, soviel wie Ostitis.

Ostende, Stadt in der belg. Provinz Westflandern, berühmtes Seebad, durch Kanäle mit Brügge, Gent, Nieuport und Dünkirchen verbunden, Station der Linien Brüssel-O. und O.-Ypern der Belgischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Handelsgerichts, hat 20247 E., besitzt eine Seeschule, Leinen-, Segeltuch- und Tabaksfabriken, treibt Schiffbau, Fischerei, Austernzucht in sog. Austernparks und einen ziemlich lebhaften Handel und ist wichtig als Endpunkt einer Dampfschiffahrtslinie zwischen London, Dover und dem Kontinent. In der St. Peter- und Paulskirche befindet sich das von Fraikin modellierte Denkmal der 1850 hier verstorbenen Königin Luise von Belgien. Einen herrlichen Spaziergang am

Meere bietet der in neuerer Zeit angelegte fast 2 km lange Steindamm mit einem großen 1876—78 erbauten Kursaal. Der Hafen ist nur für die Dampfschiffahrt nach England und die Fischerei von Bedeutung und hat einen 57 m hohen Leuchtturm. Das vortrefflich eingerichtete Seebad wird durchschnittlich von 15—18000 Badegästen besucht O. ist merkwürdig wegen der Belagerung 1601—4, die mit der übergabe der holländ. Besatzung an den span. General Spinola endigte. Die seit Wilhelm von Oranien errichteten Festungswerke wurden seit 1865 geschleift; seitdem ist O. zu einem der glänzendsten Seebäder geworden.

Ostengern, s. unter Engern.

Osten-Sacken, s. Sacken.

Ostensorium (lat.), soviel wie Monstranz.

Ostocarcinöm (grch.), Knochenkrebs.

Ostogangrän (grch.), Knochenfraß.

Osteoid (grch.), knochenähnliches Gewebe, dem aber die Kalksalze des normalen Knochengewebes fehlen; auch knochenartige Neubildung.

Osteologie (grch.) oder Knochenlehre, der Teil der Anatomie, der sich mit der Beschreibung der Knochen beschäftigt. Da die Knochen das Gerüst des Körpers sind, so ist die O. die Basis der Anatomie und wird beim Beginn des anatom. Studiums vorgenommen. Die Verbindungen der Knochen untereinander machen die Behandlung der Chondrologie oder Knorpellehre und der Syndesmologie oder Bänderlehre als Unterabteilungen der O. nötig. Vgl. Henle, «Handbuch der Knochenlehre» (3. Aufl., Braunschw. 1871).

Osteom (grch.), Knochengeschwulst, s. Exostose.

Osteomalacie (grch.), Knochenerweichung, eine höchst eigentümliche, verhältnismäßig seltene Krankheit, bei welcher die Knochen des ganzen Skeletts oder einzelner Abschnitte desselben abnorm weich, biegsam und in mannigfacher Weise verkrümmt und verunstaltet werden. Die Krankheit, deren eigentliche Ursache noch unbekannt ist, befällt vorwiegend Frauen im Wochenbett und führt in diesem Fall zu sehr charakteristischen Verunstaltungen des Beckens, doch tritt die Krankheit gelegentlich auch bei erschöpften und herunterkommenen Personen auf. Bei längerer Dauer der Krankheit kommt es infolge der abnormen Weichheit und Biegsamkeit der Knochen nicht nur zu sehr auffallenden Verbiegungen und Verunstaltungen des Rumpfes und der Extremitäten, sondern auch zu beträchtlicher Verkürzung der Körperlänge, wodurch die Kranken schließlich das Aussehen von Zwergen erlangen. In vielen Fällen führt die Krankheit durch Erschöpfung zum Tode, in andern tritt Heilung mit dauernden Verkrümmungen ein. Ein sicheres Heilmittel ist nicht bekannt.

Osteomyelitis (grch.), Knochenmarkentzündung, eine meist schnell und bösartig verlaufende Entzündung, welche entweder durch starke Verletzungen und Kontusionen des Knochens oder im Anschluß an schwere Erkältungen oder im Verlaufe gewisser Konstitutionskrankheiten (Syphilis, Strophulose u. a.) entsteht und mit einer gewissen Vorliebe den Ober- und Unterschenkel ergreift. Die O. verläuft meist unter hohem Fieber und typhusähnlichen nervösen Symptomen, weshalb sie vielfach auch als Knochentyphus (frz. Typhus des membres) bezeichnet wird, und führt gewöhnlich unter qualvollen Schmerzen und ausgedehnter Abseßbildung zu Knochenbrand und Knochenfraß (s. d.). Die Behandlung besteht in Bettlage, horizontaler Lagerung des kranken Gliedes, Auflegen von Eisblasen und frühzeitiger Entleerung der entstandenen Abscesse; späterhin macht sich gewöhnlich die operative Entfernung des abgestorbenen Knochenstücks (Sequesters) erforderlich.

Osteonekrose (grch.), der Knochenbrand. (S. unter Knochenfraß.) — **Osteopathologie,** die Lehre von den Knochenkrankheiten. — **Osteophym,** eine weiche Knochengeschwulst; Osteophyt, eine krankhafte Knochenwucherung. — **Osteoplastik,** der künstliche Ersatz verloren gegangener Knochen. — **Osteoporöse,** der Schwund der kompakten Knochensubstanz, die Auflockerung des Knochengewebes. — **Osteopsathyröse,** die durch Altersschwäche oder durch Krankheit erworbene Knochenbrüchigkeit. — **Osteosarkom,** eine bösartige Knochengeschwulst. — **Osteosklerose,** Knochenverhärtung. — **Osteotom,** die Knochensäge; Osteotomie, die Knochendurchtrennung.

Osterblume, s. Pulsatille.

Österbotten, Landschaft im Großfürstentum Finland, bildet zusammen mit dem finn. Lappland die nördl. Hälfte Finlands, mit einer Ausdehnung von 207350 qkm und ist in zwei Läne, Uleaborgs- und Wasa-Län, geteilt. Das Land ist ein vom Maanselka gegen den Bottnischen Meerbusen abfallender Landstrich; nur das Küstenland in einer Breite von 50—100 km ist gut angebaut und bevölkert, aber weiter innerhalb nimmt Anbau und Bevölkerung ab. Die Gesamtbevölkerung von Ö. ist etwa 580000, davon 37 Proz. Schweden. Die Einwohner sind durch Geschicklichkeit in Handarbeiten bekannt, die schwedischen als Zimmerleute und Schiffbauer besonders gesucht und benutzt.

Osterburg, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, rechts an der Biese, welche dicht unterhalb des Ortes rechts die Uchte aufnimmt, 22 km nördlich von Stendal, Station der Linie Stendal-Wittenberge der Preußischen Staatsbahnen, hat (1880) 4102 E., ein Amtsgericht, ein königl. evang. Lehrerseminar, eine ständische Taubstummenanstalt, Dampfsägemühlen, Ziegeleien, Braunkohlengruben im krummen Forste, sowie lebhaften Handel mit Getreide, Rindvieh, Schweinen und Pferden. O., bereits im 12. Jahrh. genannt, im 13. Hansestadt, gehörte stets zur Altmark (Mark Brandenburg). — Der Kreis Osterburg zählt auf 1105 qkm 45146 meist evang. E.

Österby, Eisenwerk bei Dannemora (s. d.).

Österdalen, das östlichste der Haupttäler im südl. Norwegen, um den obern Lauf des Glommen, umfaßt etwa 18500 qkm, zählt aber nur 33000 E., hat Überfluß an Wald und Wild.

Osterfeld, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Weißenfels, 16 km südöstlich von Naumburg, hat (1880) 1745 evang. E., ein Amtsgericht, Roßhaarspinnerei, Pfeifenschlauchfabrikation und einen Taubenmarkt. O., von den Sorben gegründet, erhielt 1523 Stadtrechte.

Osterfeld, Pfarrdorf im preuß. Regierungsbezirk Münster, Kreis Recklinghausen, Amt Bottrop, 4 km nordöstlich von Oberhausen, Station der Linien Duisburg-Quakenbrück, Ruhrort-Dortmund (Essen-Hörder Verbindungsbahn) und Altendorf-O. der Preußischen Staatsbahnen, hat (1880) 2904 meist kath. E. und Steinkohlenbergbau. Das am Sterkrader Bach belegene Eisenwerk Antonienhütte fertigt hauptsächlich Kugeln und Kartätschen.

Östergötland, schwed. Landschaft zwischen dem Wettern und der Ostsee, nördlich von Småland, südlich von Södermanland, bildet das Linköpings-Län (s. d.).

Östergroschen, s. Beichtgeld.

Osterhofen, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, Bezirksamt Vilshofen, unweit rechts der Donau, 318 m über dem Meere, 38 km im WNW. von Passau, Station der Linie Passau-Regensburg-Nürnberg-Würzburg-Aschaffenburg der Bayrischen Staatsbahnen, hat (1880) 1618 kath. E., ein Amtsgericht und ein ehemaliges Benediktinerkloster (Ostrehova, Hosterhoven im Mittelalter), das schon unter Karl d. Gr. bestand und unter den Hohenstaufen zum Bistum Bamberg, später zur Landgrafschaft Leuchtenberg gehörte.

Osterholz, Flecken und Kreishauptort in der preuß. Landdrostei Stade, am Westrande des Hamme-Moors, 21 km nördlich von Bremen, durch Kanal mit dem Weserzufluß Hamme verbunden, Station (O.-Scharmbeck) der Linie Wunstorf-Bremerhaven der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1714 meist luth. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat eine Reisstärkefabrik und eine Eisengießerei. Die bereits zur Hohenstaufenzeit hier vorhandene Abtei gehörte ehemals zum Erzbistum Bremen. — Der Kreis Osterholz zählt auf 638 qkm (1880) 44877 meist luth. E. und hat zahlreiche Moorkolonien.

Osterinsel oder **Waihu,** auch **Teapi,** von den Eingeborenen **Rapanui** (Großrapa) genannt, engl. Easter Island, frz. Ile de Pâques, die östlichste der bewohnten Inseln Oceaniens, einsam im Stillen Ocean, unter 27° 9′ südl. Br. und 109° 20′ westl. L. von Greenwich gelegen, angeblich schon 1687 vom engl. Flibustier Davis gesehen, sicher aber von dem holländ. Seefahrer Roggeween am Ostermontag 1722 entdeckt und deshalb von demselben Paaschegland genannt, ist 117,7 qkm groß, hat eine dreieckige Gestalt und ist, wie die über 300 m hohen schroffen, erloschenen Kraterberge und die Lava der steilen, hafenlosen Küste beweisen, vulkanischen Ursprungs. Sie leidet großen Holz- und Wassermangel, denn sie hat weder Quellen noch viele hochstämmige Bäume; doch liefert der Boden ihren Bewohnern, einem den Marquesas-Insulanern ähnlichen malaiischen Volksstamm, reichliche Nahrungspflanzen. Merkwürdig sind auf dieser Insel die bis 110 m langen, aber nur 3 m breiten Häuser, von Lavasteinen, Stangen und Binsen erbaut und von einem ganzen Stamme bewohnt. Sonst sind die Wohnungen klein, die größten etwa 10 m lang und kaum 2 m hoch. Rätselhaft erscheinen die kolossalen Steinbilder, die, fast 5 m hoch, auf einer 26 m langen Grundmauer stehen. Der auf der Westseite gelegene Landungsplatz heißt Cookshaven, nach Cook, der die Insel 1774 besuchte. Forster fand 1774 auf der Insel nur 700 E., Beechey 1825 aber 1260. Gegenwärtig beträgt ihre Zahl kaum mehr als 600. Die Zahl der Sterbefälle ist doppelt so groß wie die der Geburten, sodaß sämtliche Eingeborene bald ganz ausgestorben sein werden. Etwa 450 km gegen ONO. liegt unter 26° 28′ südl. Br. und 105° 20′ westl. L. das von den Spaniern 1793 entdeckte Eiland Sala y Gomez, wahrscheinlich ebenfalls vulkanischen Ursprungs, eine öde graue Felsenmasse von 38,5 qkm, der Wohnsitz zahlloser Schwärme von Seevögeln, die hier ihre Brutzeit zubringen, bekannt durch Chamissos Gedicht «Sala y Gomez», wozu der Dichter durch seinen Besuch der Insel 1816 den Impuls erhielt. Vgl. Geiseler, «Die O.» (Berl. 1883).

Öster-Jökull, Vulkan, s. Eyjafjalla.

Osterland, Terra orientalis, nannten die Thüringer das Land zwischen Saale und Mulde südwärts bis zur Elsterquelle und dem Fichtelgebirge; später beschränkte sich der Begriff O. auf den nördl. Teil dieses Gebiets, erweiterte sich aber ostwärts bis über die Elbe bei Torgau und Belgern, wogegen sich der westl. Teil als Mark Landsberg davon absonderte. Beide gehörten zu den Besitzungen des Hauses Wettin. Nach Friedrich Tuttas Tode (1291) nahm Friedrich der Freidige den einen, Diezmann den andern Teil davon in Besitz, bei der Österung von 1382 fiel es nebst Landsberg an die drei Söhne Friedrichs des Strengen. Seit Ende des 15. Jahrh. wird das O. bei den Belehnungen der wettinischen Fürsten nicht mehr namentlich aufgeführt; doch hat sich im Sprachgebrauch der Name O. für den Teil, der ehedem als Pleißnerland (s. d.) eine besondere Herrschaft bildete und dessen Hauptort Altenburg war, bis jetzt erhalten.

Österlen (Friedrich), Medizimer, geb. 22. März 1812 zu Murrhardt in Württemberg, widmete sich zu Tübingen 1830—34 dem Studium der Medizin, ließ sich sodann als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder, habilitierte sich aber 1843 in Tübingen als Privatdocent, erlangte daselbst eine Professur und wurde 1845 als Professor der mediz. Klinik nach Dorpat berufen. Wegen eines verweigerten Urlaubs nahm er 1848 seine Entlassung, privatisierte sodann in Heidelberg, Stuttgart, Zürich und Glarus und starb 19. März 1877 zu Stuttgart.

Ö. hat sich durch eine Reihe bahnbrechender Schriften besonders um die Hygiene und die mediz. Statistik verdient gemacht. Er veröffentlichte unter anderm: «Über Einheit oder Mehrheit der venerischen Kontagien» (gekrönte Preisschrift, Stuttg. 1836), «Handbuch der Heilmittellehre» (7. Aufl., Tüb. 1861), «Mediz. Logik» (Tüb. 1852), «Handbuch der Hygieine» (3. Aufl., Tüb. 1876), «Handbuch der mediz. Statistik» (Tüb. 1865), «Die Seuchen, ihre Ursachen, Gesetze und Bekämpfung» (Tüb. 1873). Auch begründete er 1845 die «Jahrbücher für praktische Heilkunde» und 1860 die «Zeitschrift für Hygieine, mediz. Statistik rc.» (Tüb.).

Österley (Karl Wilhelm), namhafter Maler und Kunsttheoretiker, geb. zu Göttingen 20. Juni 1805, studierte in Göttingen Theorie und Geschichte der Kunst, wurde dann Matthäjs Schüler in Dresden und reiste 1825 nach Italien. Im J. 1829 habilitierte er sich in Göttingen, wurde 1831 Professor und gab mit O. Müller die «Denkmäler der alten Kunst» heraus. Er ging hierauf nach Düsseldorf, wo er sich unter W. Schadows Leitung stellte, und malte dann eine Himmelfahrt Christi für die Schloßkirche in Hannover. Ö. wurde hierauf zum Hofmaler ernannt, mit der Bestimmung, zwei Monate des Jahres Vorlesungen in Göttingen zu halten. Im J. 1863 legte er jedoch sein Lehramt an der Universität nieder, um sich zu Hannover ausschließlich seiner künstlerischen Thätigkeit zu widmen. Von Ö.s zahlreichen Werken sind hervorzuheben: Götz von Berlichingen zu Heilbronn im Kerker (1826), Wittekinds Bekehrung (1833), die Tochter Jephthas (1835, gestochen von Schuler und von Loebel), Lenore, nach Bürgers Ballade (lithographiert von

Noël in Paris), Christus, die Kinder segnend (zweimal); ferner Samuel, dem Tempeldienste übergeben (1850), die beiden Bräute (1854, gestochen von Gouanin), das erwachte Dornröschen (1861), Hans Memling, wie er im Hospital zu Brügge von einer Ursulinerin von seinen Wunden geheilt wird (1865).

Österley (Karl), Landschaftsmaler, Sohn des vorigen, geb. zu Göttingen 23. Jan. 1839, besuchte die Polytechnische Schule zu Hannover und die Akademie zu Düsseldorf, wo er Schüler von Bendemann und Deger war. In Lübeck kopierte er Memlings Altarbild im Dom und malte Partien an der Wacknitz und Architekturen aus Lübeck. Eine Reise nach Norwegen regte ihn zu einer Reihe interessanter Bilder aus der nordischen Landschaft an. Im J. 1879 erhielt er auf der internationalen Kunstausstellung in München die große goldene Medaille für zwei norweg. Gebirgsscenen. Ö. lebt in Blankenese bei Hamburg.

Osterluzei, Pflanzenart, s. Aristolochia.

Ostermann (Heinr. Joh. Friedr., russ. Andrei Iwanowitsch, Graf), ausgezeichneter russ. Diplomat, geb. 30. Mai 1686 zu Bochum in Westfalen als Sohn eines Predigers, studierte in Jena, floh wegen eines Duells von dort nach Holland und trat 1704 in russ. Seedienste. Im J. 1711 wirkte er wesentlich mit bei dem Unternehmen der spätern Kaiserin Katharina I., Peter d. Gr. aus seiner gefährlichen Lage am Pruth zu befreien. Unter andern wichtigen Verträgen schloß er den Frieden von Nystad 10. Sept. 1721 ab. Peter d. Gr. erhob ihn zum Geheimen Rat und in den Freiherrenstand, die Kaiserin Katharina I. aber zum Reichsvizekanzler und auf dem Sterbebette zum Oberhofmeister ihres Regierungsnachfolgers Peter II. und zum Mitgliede des Regentschaftsrats während dessen Minderjährigkeit. Die Kaiserin Anna Iwanowna ernannte Ö. 1730 zum Grafen und vertraute ihm die Leitung des Ministeriums des Auswärtigen an, die Regentin Anna Karlowna zum Generaladmiral. Nach der Thronbesteigung Elisabeths (1741) wurde er jedoch verhaftet, zum Tode verurteilt und erst auf dem Blutgerüst 27. Jan. 1742 zur Verbannung nach Sibirien begnadigt, wo er zu Beresow 31. Mai 1747 starb. Seine beiden Söhne, welche kinderlos starben, adoptierten den Enkel ihrer an den General Tolstoi verheirateten Schwester, der seitdem Ostermann-Tolstoi hieß.

Graf Alexander Iwanowitsch Ostermann-Tolstoi, geb. 1770, nahm 1790 rühmlichen Anteil an den Feldzügen gegen die Türkei und Polen, wurde schon 1797 Generalmajor und 1806 Generallieutenant. Als unerschrockener Heerführer kämpfte er 1806 und 1807 und besonders 1812 und 1813 gegen Frankreich, und nahm rühmlichen Anteil an den Schlachten von Ostrowna, Borodino, Tarutino, Bautzen und besonders der von Kulm (28. und 29. Aug. 1813), wo er an der Spitze des Gardekorps einem doppelt stärkern Feinde (Marschall Vandamme) widerstand und den linken Arm verlor. Nachdem Frieden wurde er Befehlshaber des Grenadierkorps und 1817 General der Infanterie, zog sich aber 1825 aus dem Dienste zurück. Nachdem er einige Jahre in Frankreich und Italien zugebracht, unternahm er 1831 in Begleitung Fallmerayers eine Wanderung nach dem Orient. Im Herbst 1837 ließ er sich an den Ufern des Genfersees nieder, wo er auf seiner Villa Petit-Sacounex 12. Febr. 1857 starb. Bei Kulm wurde ihm 1835 ein Denkmal errichtet.

Ostermonat, s. April.

Ostern, das Fest der Auferstehung Jesu, hat wahrscheinlich seine deutsche Benennung von dem Feste der Ostara, der Göttin der im Frühling wiederauflebenden Natur, welches die alten Sachsen zu derselben Zeit zu feiern pflegten, in welche das christl. Osterfest fällt. Mit dem Kultus, der ihr vor Einführung des Christentums gewidmet wurde, hängen die Namen der Osterwälder, Osterberge und die Gebräuche des Osterfeuers, des Osterwassers, der Ostereier u. s. w. zusammen. O. wurde in der alten Kirche acht Tage lang bis zum Sonntage Quasimodogeniti festlich gefeiert; seit dem 11. Jahrh. aber beschränkte man die Feier auf drei, in späterer Zeit meist auf zwei Tage. Das Fest galt ehedem als die beliebteste Taufzeit. Man entließ Gefangene, schloß die Gerichtshöfe, spendete Almosen an Arme und Dürftige, denen man sogar Mahlzeiten in den Kirchen gab, ein Gebrauch, der zu großem Unfug führte. Man schenkte ferner Sklaven die Freiheit und überließ sich, da die Strenge der Quadragesimalfasten aufgehoben war, der ausgelassensten Freude. Dies nannte man die Osterfreude (Dominica gaudia), die aber dermaßen ausartete, daß selbst Geistliche von der Kanzel herab durch Erzählung von Possen (Ostermärlein) die Zuhörer zum Lachen zu reizen suchten. Gegen diesen Unfug, das Ostergelächter (risus paschalis) genannt, erhoben sich vornehmlich die kirchlichen Reformatoren des 16. Jahrh. mit Nachdruck und Erfolg.

Die Woche vom Sonntage Palmarum bis zum Eintritt des Osterfestes heißt die Osterwoche (Karwoche, auch Marterwoche, hebdomas nigra). Während derselben wurde früher täglich Gottesdienst gehalten; besonders aber galten der Gründonnerstag (feria quinta), Karfreitag (feria sexta) und der Osterabend oder große Sabbat (feria septima) als wichtige Fest- und Fasttage. Die Kirchen wurden geschmückt, durch die große Osterkerze (cereus paschalis) und viele andere Lichter erleuchtet; man begrüßte sich an dem Ostertage selbst mit dem Osterkusse und dem Zurufe: «Er ist auferstanden!», worauf der Begrüßte antwortete: «Er ist wahrhaftig auferstanden!» Die Nacht vor dem Eintritt des Osterfestes wurde in der alten Kirche wachend unter Gebeten bis zum Morgengrauen und Gesängen zugebracht (Ostervigilien). Dem Fest folgte dann noch die Oktave, eine kirchliche Nachfeier, welche in der kath. Kirche noch jetzt beibehalten ist, während die Ostervigilien nur noch in den Klöstern begangen werden. In Betreff der Zeit der Feier des Osterfestes wurde seit der Mitte des 2. Jahrh. der heftige Osterstreit (Passahstreit) geführt. Während nämlich die Mehrzahl der kleinasiat. Christen nach altem judenchristl. Brauch das Gedächtnis des letzten Mahles Christi zugleich mit dem jüd. Passah am 14. Nisan feierten, und danach das Fasten abbrachen (s. Passah), feierte die röm. Kirche unbekümmert um das Monatsdatum den Freitag nach Frühlingsvollmond als Todestag, den darauf folgenden Sonntag, bis zu welchem das Fasten fortgesetzt wurde, als Auferstehungstag Jesu. Auf der Kirchenversammlung zu Nicäa wurde dieser Streit nach der Meinung der letztern entschieden und jenen der Ketzername Quartodecimaner oder Tessareskaidekasiten beigelegt. Vgl. Hilgenfeld, «Der Paschastreit der alten Kirche nach seiner Bedeutung für die Kirchengeschichte und für

die Evangelienforschung» (Halle 1860); Schürer in der «Zeitschrift für histor. Theologie» (1870).

Die Bestimmung des Osterfestes ist für die ganze Festrechnung der Kirche sehr wichtig, da sich alle andern beweglichen Festtage nach demselben richten. Die Vorschrift, nach welcher es gegenwärtig berechnet wird, ist folgende: das Osterfest wird immer an dem Sonntag gefeiert, der zunächst auf den Frühlingsvollmond folgt, und wenn dieser Vollmond selbst auf einen Sonntag fällt, an dem nächstfolgenden Sonntag. Unter dem Frühlingsvollmond aber versteht man denjenigen, welcher entweder 21. März, oder zunächst nach demselben eintritt. Der zur Bestimmung des Osterfestes dienende Vollmond ist aber nicht der astronomische oder wahre, sondern der mittels der Epakte (s. d.) berechnete oder mittlere Vollmond, der immer 14 Tage nach dem Neumond, den Tag des Neumonds für den ersten gezählt, gesetzt wird. Diese alexandrinische Berechnungsweise ging durch Dionysius Exiguus (525) auch in die röm. Kirche über und wurde dann allmählich allgemein. Übrigens soll man damit bezweckt haben, daß das christl. Osterfest nie mit jenem der Juden auf denselben Tag des Jahres fallen könne. Allein dasselbe fiel wirklich 1805 (t4. April) und 1825 (3. April) mit dem jüd. Osterfest auf denselben Tag und wird auch 1903 (t2. April), 1923 (1. April), 1927 (t7. April) und t981 (t9. April) mit jenem zusammenfallen. Das jüd. Osterfest fällt gewöhnlich in die Karwoche und nie vor dem 26. März und nach dem 25. April Gregorianischen Stils. Das christl. Osterfest hingegen kann nie vor dem 22. März und nie nach dem 25. April Gregorianischen Stils fallen. Auf den 22. März fiel O. 1761 und 1818, aber weder im 19. noch im 20. Jahrh. wird sich dies wiederholen; auf den 23. März, wie 1845 und 1856, wird O. erst wieder t913 fallen. Die spätesten O. im t9. und 20. Jahrh. ereignen sich 1886 und t943 am 25. April. Im J. 1859 fiel es auf den 24. April. Vgl. Piper, «Geschichte des Osterfestes» (t845); Brinckmeier, «Praktisches Handbuch der histor. Chronologie» (2. Aufl., Berl. 1882).

Österö, eine der Färöer (s. d.).

Osterode am Harz, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Hildesheim, im Fürstentum Grubenhagen, liegt am Abhange des südl. Harzes im Thale der Söse, Station der Linie Seesen-Herzberg der Braunschweiger und Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts und zählt (t880) 6330 meist prot. E. Die Stadt hat ein Realgymnasium, eine Gewerbeschule und ein Kornmagazin für die Bergleute im Oberharz. Unter den öffentlichen Bauwerken sind das Schloß (früher Residenz der Fürsten von Grubenhagen), die St. Ägidienkirche mit den Grabmälern von sieben Mitgliedern des Herzogshauses von Grubenhagen und das neue Bad mit schönem Park bemerkenswert. O. hat Woll-, Leinen- und Baumwollfabriken und Garnspinnereien. Die Bleiweißfabrik zum Scherenberge, 2 km von der Stadt, ist sehr bedeutend. Außerdem befinden sich in O. mehrere Säge- und Kallmühlen, viele Gerbereien, ein großer Kupferhammer mit Kupferwalzwerk u. s. w. Einen eigentümlichen und einträglichen Erwerbszweig bildet die Verfertigung hölzerner Eimer. Bei der Stadt liegen reiche Gipsbrüche, in denen unter anderm auch das behufs der Papierfabrikation weithin versandte Annalin nebst einer Menge Stuccaturgips gewonnen wird. In neuerer Zeit wird O. als Luftkurort viel besucht. — Der Kreis Osterode umfaßte 1880 noch 664,55 qkm mit 65 761 E.; nach der neuen hannov. Kreiseinteilung von 1885 aber nur noch 385 qkm mit etwa 37 600 E.

Osterode an der Drewenz (auch O. in Ostpreußen genannt), Kreisstadt im ostpreuß. Regierungsbezirk Königsberg, am Einfluß der Drewenz in den Drewenzsee, am Oberländischen Kanal, ist Station der Linie Schneidemühl-Thorn-Insterburg der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts, sowie einer Reichsbanknebenstelle, hat ein Lehrerseminar, ein Realgymnasium, eine höhere Töchterschule und ein 1290 erbautes Schloß und zählt (1880) 6468 meist prot. E., welche eine Eisenbahnmaschinenwerkstätte, eine Eisengießerei und Maschinenbauanstalt, Brauereien, Schneide- und Dampfmühlen unterhalten. — Der Kreis Osterode zählt (1880) auf 1551 qkm 67 490 E.

Österreich, das Erzherzogtum, die Wiege und der Grundbestandteil des Österreichischen Kaiserstaates, wird begrenzt von Böhmen, Mähren, Ungarn, Steiermark, Salzburg und Bayern und besteht aus zwei Kronländern, dem Lande unter der Enns oder Niederösterreich und dem Lande ob der Enns oder Oberösterreich. Mit dem letztern war in administrativer Hinsicht das Herzogtum Salzburg (s. d.) bis t849 vereinigt.

Österreich unter der Enns (Nieder- oder Unterösterreich) hat ein Areal von 19 768,4 qkm. Der südl. Teil lehnt sich an die Alpen, von denen die mittlern (Centralalpen) mit dem 1738 m hohen Wechsel im Südosten, die nördl. Kalkalpen mit dem Dürnstein (1872 m), Ötscher (1892 m), Göller (t76t m) und Schneeberg (2076 m) teilweise im Süden die Grenze bilden und sich über einen großen Teil des Landes am rechten Donau-Ufer verbreiten. Bis ans Ufer des Stroms treten im äußersten Osten die Leithaberge, oberhalb Wien die Sandsteinberge des Wienerwaldes, im Westen sogar Teile des böhm. Granitgebirges, welches von der Donau durchbrochen wurde. Am linken Ufer der Donau ist der westl. Teil des Landes ein massiges, steil gegen den Strom abfallendes Hochland (das sog. Waldviertel), das mit dem von Norden nach Süden gegen die Donau streichenden Manhartsgebirge (höchster Punkt 573 m) endet, der östliche Hügelland und niedere Fläche (Marchfeld). In einer Länge von 255 km durchzieht die Donau von Westen nach Osten das Land und empfängt rechts die Enns, Ips, Erlaf, Traisen, Schwechat, Fischa, links die Isper, Krems, den Kamp, die Schmida, Göller und die March mit der Thaya und Zaya als bedeutendere Zuflüsse. Von den Thälern sind die südlichen wegen ihrer Naturreize bekannt und als Sommerfrischen häufig gesucht. Unter den nördl. Thälern gelten das Isper- und das Kampthal als die schönsten. Die Ebenen des Landes liegen zunächst dem Hauptstrome, teils am rechten Ufer, teils an beiden und zeigen einen durchaus verschiedenen Lokalcharakter. Sie heißen: das Ipsfeld, das Kremser Becken, der Tullner Boden, das Wiener Becken und das Marchfeld. Der fruchtbarste Teil liegt in der Mitte des Landes, längs der Donau; im ganzen gehört auch der nordöstl. Teil des Landes zu den lohnenden Landstrichen. Weniger zur einträglichen Landwirtschaft geeignet ist der südl. und nordwestl. Teil, wiewohl es selbst

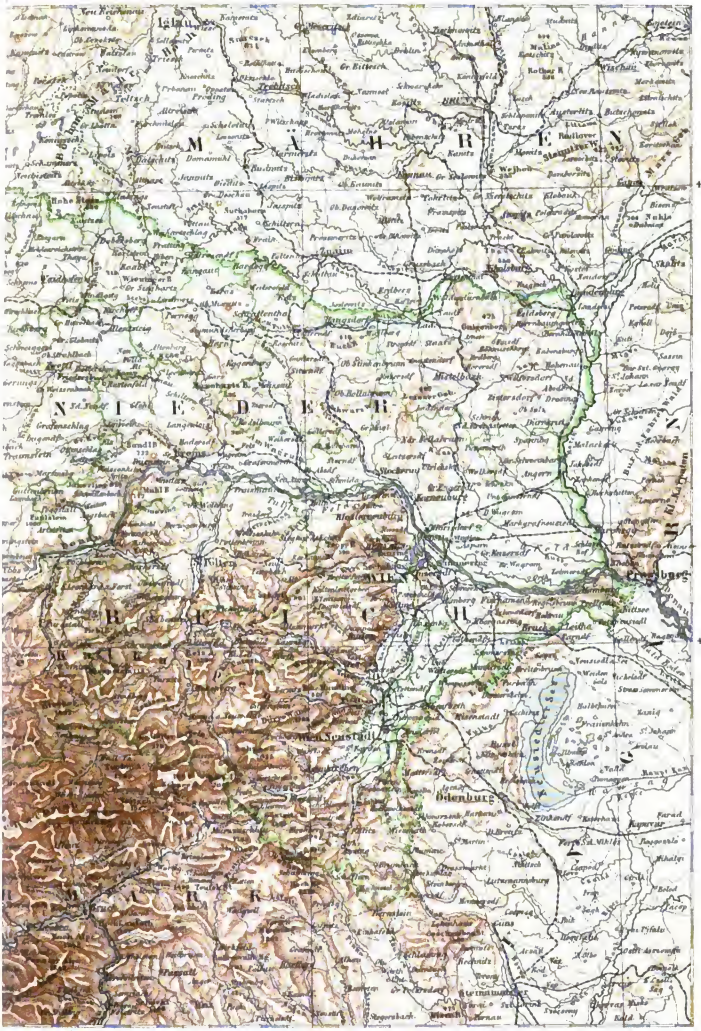
da einzelne fruchtbare Thäler gibt. Die unfruchtbarsten Strecken sind außer den rauhen Alpengegenden die Neustädter Heide, in minderm Maße das Steinfeld, ein kleiner Teil des Marchfeldes und die rauhern Striche des Waldviertels. Unter den wenigen kleinen Alpenseen sind der Erlassee an der steiermärk. Grenze und der Lunzersee in der Nähe des Ötschers bemerkenswert. Von den zahlreichen Mineralquellen haben die von Baden (warme Schwefelquellen) den weitesten, die schon den Römern bekannten von Deutsch-Altenburg den ältesten Ruf. Das Klima ist im allgemeinen gemäßigt und gesund, namentlich an der Nordseite des Donauthals und im Hügellande; größerm Temperaturwechsel ist die Gegend um Wien und überhaupt der östl. Teil des Landes wegen der Konfiguration ausgesetzt. Dagegen gedeiht der Weinstock außer dem Donauthale nur im östl. Teile des Landes und reicht dort mit seinen bessern Produkten im Süden der Donau an den Hängen des Wienerwaldes bis über Neustadt, im Norden der Donau an den Lehnen des Manhartsgebirges über die mähr. Grenze. Das westl. Donauthal produziert dagegen Obst in großern Mengen zur Bereitung von Obstwein. (Hierzu eine Karte: Österreich ob und unter der Enns.)

Die Bevölkerung belief sich nach der Zählung vom 31. Dez. 1880 auf 2330621 Seelen (1151111 männlichen und 1179510 weiblichen Geschlechts) mit Militär. Es wohnen also 118 Menschen auf 1 qkm. Die Bewohner sind größtenteils Deutsche; an der Grenze gegen Ungarn, Mähren und Böhmen wohnen Slawen und in der Hauptstadt Wien ist die Bevölkerung eine gemischte. Nach der Umgangssprache sind in Niederösterreich 2100874 Deutsche, 61287 Czechoslawen, 2270 Polen, 1028 Ruthenen, 1611 Slowenen, 1065 Serbokroaten, 899 Italiener und 28 Rumänen. Für die Katholiken, die überwiegende Mehrzahl der Bewohner, bestehen zwei Diöcesen, das Erzbistum von Wien und das Bistum St. Pölten, zusammen (1880) mit 920 Seelsorgstationen, 1541 Weltgeistlichen, 122 Stiftern und Klöstern, 1177 Mönchen und 1576 Nonnen. Zur evang. Kirche bekennen sich (1880) 34665 Augsburgischer Konfession und 5085 Helvetischer Konfession. Israeliten gibt es 95058. In Wien lebt eine kleine Anzahl von nichtunierten Griechen und Armeniern. Niederösterreich zählt (1880) 1626 Gemeinden mit 4153 Ortschaften und 192254 bewohnten, 4991 unbewohnten Häusern. Der Boden des Landes wird gut bewirtschaftet. Von der gesamten Bodenfläche entfallen 860514 ha auf Äcker (44 Proz.), 229886 ha auf Wiesen, 30746 ha auf Gärten, 39713 ha auf Weingärten, 63308 auf Hutweiden, 8242 ha auf Alpen, 678779 ha auf Waldung, 1,9 ha auf Teiche und sind 69 ha unproduktiv. Der Ernteertrag der wichtigsten Kulturen im Durchschnitt der fünf Jahre (1876—80) betrug 1446864 hl Weizen, 2399768 hl Roggen und Spelz, 1154122 hl Gerste, 3330515 hl Hafer, 176459 hl Mais, 68016 hl Hülsenfrucht, 3895041 hl Kartoffeln, 306929 hl Zuckerrüben, 1043698 hl Wein und 9916769 Metercentner Heu. Buchweizen, Hirse und Hülsenfrüchte werden nur auf geringen Strecken, Mais vorzugsweise auf dem Steinfelde gebaut. Der Rübenbau ist wenig ausgedehnt, Kartoffeln sind am zahlreichsten in dem frühern Kreise Ober-Manhartsberg. Hier wird auch der meiste Flachs gewonnen, obschon dessen Anbau mehr untergeordnet ist. In verschiedenen Gegenden wird der Bau einzelner Gemüsesorten besonders kultiviert, in der Umgegend von Krems der Senfbau. Der Obstbau weist große Fortschritte in der Quantität und Qualität der Produktion nach. Der Weinbau ist von besonderer Wichtigkeit und sein jährlicher Ertrag durchschnittlich 80—90 Mill. Liter. Am geschätztesten sind die Weine von Gumpoldskirchen, Vöslau, Mailberg, Stinkenbrunn, Grinzing, Klosterneuburg, Bisamberg, Weidling und Rudorf. Von den Zweigen der landwirtschaftlichen Tierproduktion wird die Rindviehzucht am sorgfältigsten betrieben. Die Jagd ist sehr ansehnlich, indem sich in den gebirgigen und waldreichen Teilen ein bedeutender Hochwild- und Rehstand, in der Ebene Hasen und wildes Geflügel in Menge findet. Bezüglich der Fischerei ist besonders der Fang von Karpfen, Hechten u. s. w. in der Donau und der Fang von Forellen in den Gebirgswässern zu erwähnen. Trotz der großen Waldstäche wird der Bedarf des Landes an Brenn- Bau- und Werkholz, wegen des großen Verbrauchs der Stadt Wien, nicht gedeckt. Die Produktion des Bergbaubetriebes betrug 1881 443661 Metercentner Steinkohlen, 185059 Metercentner Braunkohlen, 5500 Metercentner Eisenerz und 9987 Metercentner Graphit. Die gewerbliche Industrie ist höchst mannigfaltig, besonders in Wien. Am bedeutendsten sind die Industrie in Maschinen (Wien und Wiener-Neustadt), die Verfertigung von Kutschen, wissenschaftlichen und musikalischen Instrumenten (Wien), von Thonwaren, die Eisenmanufaktur (Waidhofen an der Ips und Umgebung, Gaming, Scheibbs u. s. w.), die Fabrikation von Schlosserwaren, feuerfesten Kassen und Schränken und Lampen (Wien), von Gold- und Silberwaren (Wien), von Chemikalien (Wien und Umgebung), Kerzen, Seifen und Händwaren (Wien), die Bierbrauerei (Wien und Umgebung), die Branntweinbrennerei, die Fabrikation von Seidenwaren, gemischten Wollstoffen, Shawls und Teppichen (Wien), die Baumwollspinnerei und Weberei, die Gerberei, die Fabrikation von Lederwaren (Wien), von Papier, von Holzwaren (Wien) u. s. w. Zur Förderung des höchst lebhaften Handelsverkehrs dienen (1882) 1327 km Eisenbahnen, 9366 km Landstraßen, 410 km Wasserstraßen und 1956 km Telegraphenlinien.

Für die geistige Bildung sorgen die Universität, die technische Hochschule und die Hochschule für Bodenkultur, die Akademie für bildende Künste und die Handelsakademie in Wien, dann 23 Gymnasien, 17 Realschulen, 4 Lehrer- und 6 Lehrerinnenbildungsanstalten, 2 landwirtschaftliche Mittelschulen, 168 Gewerbeschulen, 66 Kunstschulen, 13 Handelsschulen und 1472 Volks- und Bürgerschulen (1367 öffentliche und 105 private). Im J. 1882 wirkten an letztern 6905 Lehrkräfte (4843 Lehrer, 2062 Lehrerinnen) mit 295770 schulbesuchenden Kindern. Wien (s. d.), als die Hauptstadt des Reichs, ist der Sitz vieler Gelehrten- und Kunstanstalten, wissenschaftlicher Vereine u. s. w. Die Landesverfassung ist auf die Landesordnung vom 26. Febr. 1861 gegründet. Der niederösterr. Landtag besteht aus dem Erzbischof von Wien, dem Bischof von St. Pölten, dem Rektor der wiener Universität, dann aus 65 auf 6 Jahre gewählten Abgeordneten, und zwar aus 15 Abgeordneten des großen Grundbesitzes, aus 25 Abgeordneten der Städte und Märkte, aus 4 Abgeordneten der Handels- und Gewerbe-

OESTERREICH OB DER ENNS, O

ESTERREICH UNTER DER ENNS.



kammer und aus 21 Abgeordneten der Landgemeinden. Der Vorsitzende des Landtags ist der Landmarschall, welcher vom Kaiser für jede Landtagsperiode ernannt wird. In das Abgeordnetenhaus des österr. Reichsrats entsendet Niederösterreich 18 Mitglieder seines Landtags. Die innere Landesverwaltung wird von der Statthalterei in Wien geleitet. Die frühere Kreiseinteilung in Unter und Ob dem Wienerwald, Unter und Ob dem Manhartsberg entsprach der natürlichen Gliederung des Landes und lebt noch im Munde des Volks fort; offiziell besteht das Land aus der Stadt Wien, den Stadtbezirken Wiener-Neustadt und Waidhofen an der Thaya und 18 Landbezirken (Bezirkshauptmannschaften). Die Rechtspflege wird in erster Instanz von dem Landesgericht in Wien, von 4 Kreis- und 12 Bezirksgerichten und von den gemischten Bezirksämtern, in zweiter Instanz von dem Oberlandesgericht in Wien, das seinen Sprengel auch über Oberösterreich und Salzburg erstreckt, gehandhabt. In dritter Instanz entscheidet der Oberste Gerichtshof in Wien. In militärischen Angelegenheiten fungiert das Generalkommando in Wien als die obere Territorialbehörde für Nieder- und Oberösterreich und Salzburg. Das Landeswappen ist ein blauer Schild mit fünf goldenen Adlern. Vgl. Blumenbach, «Landeskunde von O. unter der Enns» (2. Aufl., 2 Bde., Güns 1834—35); «Statist. Übersicht der wichtigsten Produktionszweige in O. unter der Enns» (Wien 1855); «Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich» (Wien 1865—85); «Statistik der Volkswirtschaft in Niederösterreich» (Wien 1867), «Das Land unter der Enns» (vom Verein für Landeskunde von Niederösterreich, Wien 1877—85).

Österreich ob der Enns (Oberösterreich) hat ein Areal von 11 982 qkm und eine Bevölkerung (1881) von 759 620 Köpfen (374 226 männliche, 385 394 weibliche). Auf 1 qkm kommen daher 63 Bewohner. Das Land gehört zwei verschiedenen Gebirgssystemen an. Die nördl. Kalkalpen treten aus Salzburg in das Land, dessen südl. Halfte erfüllend und bis zu unwirtlichen Felsenmassen, ewigem Schnee und Gletschern aufsteigend. Hierher gehören das Hallstätter Gebirge (bis 2996 m) mit dem Gletscher des Dachsteins und dem Thorstein, die Gruppe des Großen Priel (2514 m), das Höllengebirge (bis 1862 m), der Schafberg (1780 m) mit höchst pittoreskem Panorama. Der Hausruck, welcher sich zwischen dem untern Inn westlich und der Traun mit Ager östlich hinzieht, erhebt sich im Göbelsberg bis zu 800 m. Im Norden der Donau zieht der Böhmerwald bis an das Thal des Stroms herab, breitet sich dann gegen Osten aus, bildet aber nur kleinere Gebirgsmassen und Hügel. Ebenen hat das Land nur wenig, z. B. die Welser Heide, die Linzer Ebene. Seinen fruchtbarsten Boden hat Oberösterreich, wie Niederösterreich, im Donauthale mit den einmündenden Nebenthälern. Am linken Ufer nimmt nordwärts die Fruchtbarkeit ab. Im westl. Teile der großern Südhälfte ist in den höhern Gegenden der Boden steinig, aber durch den Fleiß der Bewohner fast durchgängig fruchtbar gemacht. Gegen die Traun hin wird der Boden noch ergiebiger, wiewohl es da auch minder einträgliche Landstriche gibt, namentlich die sog. Mooje, von denen einige schon nutzbar gemacht wurden. Der südl. Teil zwischen Traun und Enns ist Alpenland. Die höhern Gegenden der Gebirge sind größtenteils kahl, die mittlern mit Waldungen bedeckt. Das Land ist im ganzen sehr wasserreich und gehört, mit Ausnahme eines unbeträchtlichen Landstrichs an der böhm. Grenze, zu dem Gebiete der Donau, die unterhalb Passau aus Bayern eintritt. In dieselbe münden rechts der Inn mit der Salzach, die Traun, die Enns mit der Steyr. Der Schwarzenbergische Holzschwemmkanal, von der Moldau in die Große Mühl gezogen, bildet die Verbindung der Moldau mit der Donau. Zahlreich sind die Alpenseen, der Traun- oder Gmundnersee, der Hallstätter-, der Atter- oder Kammersee, der Mondsee, der Wolfgangsee u. a. Mineralquellen gibt es über 30, aber außer den Solbädern von Ischl sind nur die Jodquellen von Hall in großerm Rufe. Das Klima ist im ganzen gemäßigt, doch der vielen Schnee- und Eisgebirge und der höhern Lage wegen kälter als in Niederösterreich, am mildesten aber im Donauthal. (Hierzu eine Karte: Österreich ob und unter der Enns.)

Die Bewohner sind durchgehends Deutsche und sondern sich ihrem Bekenntnis nach in 741 570 Katholiken, 16 371 Protestanten und 1056 Israeliten. Sie bewohnen 482 polit. Gemeinden mit 6649 Ortschaften und 114 444 Häusern. Die Hauptstadt ist Linz. Die Landwirtschaft steht hier auf einer noch höhern Stufe als im Lande unter der Enns. Von dem Flächenmaß sind 49 ha unproduktiver Boden, 420 452 ha kommen auf Äcker, 222 251 ha auf Wiesen, 23 791 ha auf Garten, 22 523 ha auf Hutweiden, 7287 ha auf Alpen, 407 758 ha auf Waldung. Der Obstbau ist überall, wo ihn das Klima gestattet, verbreitet. Der Weinbau wird längst nicht mehr gepflegt. Die Viehzucht liefert große, starke Pferde und schönes Rindvieh, Schafe, Schweine, Ziegen. Der Bergbau lieferte 1881 im ganzen 2 716 328 Metercentner Braunkohlen, 105 Metercentner Manganerz. Von großer Wichtigkeit ist der Salinenbetrieb bei Ischl und Hallstatt im oberösterr. Salzkammergut (s. d.), welcher 1881 1593 Metercentner Steinsalz, 617 095 Metercentner Sudsalz und 34 193 Metercentner Industriesalz lieferte. An Steinen und Erden ist das Land reich. Erwähnenswert sind die Gipsbrüche bei Ischl, die Mühlsteinbrüche zu Perg und Dachsberg, der Schleifsteinbruch in der Gosau und die berühmten Granitbrüche bei Mauthausen. Die gewerbliche Industrie steht nicht auf der Höhe wie in Niederösterreich. Von größerer Bedeutung sind nur die Verfertigung von Eisenwaren, die in Stadt Steyr und Umgebung am schwunghaftesten betrieben wird, sowie die Leinen- und Baumwollindustrie. Mit Erzeugnissen dieser gewerblichen Thatigkeiten, mit Holzwaren, nutzbaren Steinen, Salz und Holz treibt das Land einen einträglichen, durch die Donau und die Kaiserin-Elisabeth-Westbahn, desgleichen durch gute Landstraßen unterstützten Handel. Von Lehranstalten besitzt das Land (1882) 522 Volks- und Bürgerschulen mit 106 283 Schülern, 4 Gymnasien, 2 Realschulen, 3 Handelsschulen, 26 Gewerbeschulen, 1 Ackerbau-, 1 Obstgarten- und Weinbauschule, 1 Lehrer- und 1 Lehrerinnen-Bildungsanstalt, 2 theol. Lehranstalten, 1 Hebammenschule und 1 öffentliche Studienbibliothek. In der Landeshauptstadt Linz bestehen ein Museum und verschiedene gemeinnützige Vereine. Die kath. Konfession besaß (1880) 413 Seelsorgstationen, die evang. Superintendenz 2 Seniorate mit 2 Pfarreien und 19 Gemeinden.

Erstere zählte 1000 Weltgeistliche, 495 Mönche und 600 Nonnen in 68 Stiftern und Klöstern. Nach der Landesordnung vom 26. Febr. 1861 begreift der ob. derennsische Landtag 50 Mitglieder, nämlich den Bischof von Linz und 49 auf sechs Jahre gewählte Abgeordnete (10 vom großen Grundbesitze, 17 von den Städten und Industrialorten, 3 von der Handels- und Gewerbekammer in Linz und 19 von den Landgemeinden). In das Haus der Abgeordneten des österr. Reichsrats entsendet der Landtag 10 Mitglieder. Das Gemeindewesen des Landes hat durch die Gemeindeordnung vom 28. April 1864 eine neue Organisation erhalten. Die Behörden sind: für die polit. Verwaltung die Statthalterei in Linz, welcher die beiden Gemeindevorstehungen in Linz und Steyr und 12 Bezirkshauptmannschaften unterstehen; für die Rechtspflege das Landesgericht in Linz, 3 Kreis-, 4 Bezirksgerichte und 42 gemischte Bezirksämter, sämtlich in erster Instanz. Zweite Instanz ist das Oberlandesgericht in Wien. In militärischer Hinsicht gehört das Land zum wiener Generalat. Das Landeswappen ist ein von Gold und Rot geteilter Schild, worin rechts ein schwarzer Adler und links zwei silberne Pfähle. Vgl. Pillwein, «Geschichte, Geographie, Statistik des Erzherzogtums Ö. ob der Enns» (5 Tle., Linz 1843); Edlbacher, «Landeskunde von Oberösterreich» (2. Aufl., Linz 1883).

Österreich oder **Österreichische Monarchie** war bis zum Ausgleich von 1867 und der darauf folgenden Trennung der Monarchie in einen Cisleithanischen und einen Transleithanischen Teil die allgemeine Bezeichnung für den gesamten österr. Kaiserstaat, welcher 1868 den offiziellen Namen Österreichisch-Ungarische Monarchie (s. d.) annahm. Bisweilen wird indes auch noch jetzt unter Ö. der Cisleithanische Teil des Reichs verstanden, im Gegensatz zu dem Transleithanischen Teil oder Ungarn im weitern Sinn.

Österreichischer Erbfolgekrieg von 1741 bis 1748. Als mit dem Tode Kaiser Karls VI. 20. Okt. 1740 dessen älteste Tochter, Maria Theresia, in Gemäßheit der Pragmatischen Sanktion die Herrschaft über die gesamten Länder der österr. Monarchie antrat, sah sie von verschiedenen Seiten ihr Erbfolgerecht angefochten, und zugleich wurden anderweitige Ansprüche erhoben. Friedrich II. von Preußen ergriff zuerst die Gelegenheit, um ein altes Recht seines Hauses auf die schles. Herzogtümer Liegnitz, Wohlau, Brieg und Jägerndorf geltend zu machen, und rückte Dez. 1740 in Schlesien ein. (S. Schlesische Kriege.) Unterdes hatte der Kurfürst von Bayern, Karl Albrecht, gegen die Thronbesteigung Maria Theresias protestiert und als Nachkomme von Kaiser Ferdinands I. Tochter Anna auf Grund eines Erbvertrags vom J. 1546 die ganze habsburgische Erbschaft beansprucht. Auch Spanien, gestützt auf alte Erbverträge zwischen der österr. und span. Linie des Hauses Habsburg, erhob Erbansprüche. Desgleichen der Kurfürst von Sachsen, August III., welcher mit der ältesten Tochter Josephs I. vermählt war. Diese Sachlage wollte Frankreich benutzen, um die österr. Monarchie zu zertrümmern. Seinem Bunde mit Bayern traten Preußen und Sachsen bei. Auch noch andere Staaten wurden zur Teilnahme herangezogen, so die Könige von Neapel und Sardinien, die Kurfürsten von der Pfalz und Köln. Zugleich fanden insgeheim Verabredungen statt über die Teilung Österreichs; die deutsche Kaiserkrone sollte an den Kurfürsten von Bayern fallen.

Bereits im Sept. 1741 hatte der Erbfolgekrieg begonnen. Kurfürst Karl Albrecht, an der Spitze seines Heers und eines franz. Hilfskorps unter Marschall Belleisle, drang in Oberösterreich ein, wo er in Linz die Huldigung als Erzherzog entgegennahm. Von da wandte er sich nach Böhmen, wo bereits ein sächs. Heer eingedrungen war. Prag wurde 27. Nov. genommen, und hier ließ sich der Kurfürst 19. Dez. als König huldigen. Dann begab er sich nach Frankfurt a. M., wo er unter dem Namen Karl VII. als deutscher Kaiser 24. Jan. 1742 gekrönt wurde. Gleichzeitig griff ein span.-neapol. Heer die österr. Besitzungen in Italien (Lombardei, Parma, Piacenza und Guastalla) an. In dieser Not nahm Maria Theresia ihre Zuflucht zu den Ungarn, die ihr auf dem Reichstage zu Preßburg 11. Sept. 1741 gegen bedeutende Garantien ihrer Selbständigkeit wirksame Hilfe anboten. Der ungar. Heerbann ward aufgeboten, das dadurch verstärkte österr. Heer unter Ahyeudhüller nahm Österreich wieder und drang von da aus im Febr. 1742 nach Bayern vor, wo die Österreicher furchtbar hausten, aber sich wieder zurückziehen mußten. Weniger Erfolg hatte ein zweites österr. Heer in Böhmen, während gleichzeitig Friedrich II. Mähren angriff. Da entschloß sich Maria Theresia, auf Anraten Englands, mit Preußen den Frieden zu Breslau 11. Juni 1742 zu schließen, indem sie Schlesien nebst Glatz abtrat. Auch Sachsen trat diesem Friedensschlusse bei. Somit von dem gefährlichsten Gegner befreit, erhielt Maria Theresia zugleich einen mächtigen Bundesgenossen. England, welches seinen Machtzuwachs Frankreichs dulden wollte, hatte schon seit Anfang des Kriegs Subsidien gezahlt, entschloß sich aber jetzt, offenen Beistand zu leisten. Sardinien wurde durch engl. Geld und eine kleine österr. Gebietsabtretung befriedigt. Eine engl. Flotte zwang Neapel zur Neutralität. Eine engl. Heer, durch hannov., österr. und hess. Truppen verstärkt, sammelte sich in den österr. Niederlanden. Die österr. Besitzungen in Italien wurden befreit. Nach tapferer Gegenwehr mußte andererseits Belleisle Prag räumen und im Dez. 1742 seinen Rückzug über Eger bewerkstelligen. Nunmehr wurde auch Bayern von den Österreichern erobert und zur Huldigung gezwungen, Mai und Juni 1743. Die «Pragmatische Armee» unter Führung des engl. Königs Georg II. schlug die Franzosen unter Marschall Noailles 27. Juni bei Dettingen am Main, trieb dieselben über den Rhein zurück und drang bis Worms vor, wo dann, durch engl. Geld bewogen, auch Sardinien 13. Sept. und Sachsen 20. Dez. 1743 der österr. Allianz beitraten. Im Frühjahre 1744 überschritt ein österr. Heer den Rhein und drang im Elsaß vor. Gleichzeitig war der Krieg zur See zwischen England und Frankreich ausgebrochen und verlief für die Franzosen unglücklich.

Unter diesen Verhältnissen wurde König Friedrich II. von Preußen besorgt um den Besitz von Schlesien und entschloß sich, der steigenden Macht Österreichs Einhalt zu thun. Am 22. Mai vereinigte er sich mit Bayern, Kurpfalz, Hessen-Kassel und Frankreich durch die sog. Frankfurter Union «zur Aufrechthaltung des Deutschen Reichs und dessen Oberhaupts» und erneuerte im August durch einen Angriff auf Böhmen den Krieg gegen Maria

Theresia. Infolge dessen mußten sich die Österreicher von der franz. Grenze zurückziehen und auch Bayern räumen. Bald darauf starb Kaiser Karl VII., 20. Jan. 1745, und sein Sohn Maximilian schloß mit Österreich 22. April den Separatfrieden zu Füssen, in dem er allen Erbansprüchen entsagte. Auch erlangte jetzt der Gemahl Maria Theresias unter dem Namen Franz I. die Kaiserkrone (13. Sept.). Andererseits verstand sich Maria Theresia nach wiederholten Niederlagen auf Anraten Englands dazu, mit Preußen, unter Anerkennung des vorigen Besitzstandes, zu Dresden 25. Dez. 1745 Frieden zu schließen, dem auch Sachsen beitrat. Somit war auf deutschem Boden der Friede hergestellt. Dagegen dauerte der Kampf fort in Italien und den österr. Niederlanden zwischen Österreich, England, den Generalstaaten und Sardinien einerseits, Frankreich und Spanien andererseits. Ebenso der Krieg zur See und in den Kolonien, bei dem England fortwährend die Oberhand behielt. Am meisten wechselte das Kriegsglück in Italien. Im J. 1745 fielen die österr. Besitzungen daselbst in die Gewalt der Franzosen, und der König von Sardinien wurde so hart bedrängt, daß er sich kaum in Piemont und Savoyen halten konnte. Zudem hatte Genua sich zu den Feinden Österreichs gesellt. Als aber nach dem Dresdener Frieden Maria Theresia Verstärkungen schickte, gewann sie bald das Verlorene wieder. Auch Genua ward 6. Sept. 1746 erobert, aber schon 5. Dez. durch einen Volksaufstand wieder befreit. Die Österreicher und Sardinier drangen sogar in das südl. Frankreich ein, doch mußten sie sich bald wieder zurückziehen. Ein Angriff der Franzosen auf Piemont wurde abgeschlagen, aber es gelang denselben, wenigstens das belagerte Genua zu entsetzen (April bis Juni 1747). Am glücklichsten fochten die Franzosen in den österr. Niederlanden, wo der Marschall von Sachsen, Graf Moritz, befehligte. Derselbe siegte bei Fontenay 12. Mai 1745, bei Raucour 11. Okt. 1746, bei Lafeld 2. Juli 1747 und eroberte nicht nur fast die ganzen österr. Niederlande, sondern auch die holländ. Festungen Bergen-op-Zoom und Maastricht. Unterdes hatte der Prätendent Karl Eduard aus dem Hause Stuart auf franz. Veranlassung eine Invasion in England versucht, welche aber durch die Niederlage bei Culloden 27. April 1746 ein trauriges Ende nahm. Endlich trat Rußland, durch engl. Geld bewogen, auf Österreichs Seite, 2. Juni 1747, und ein russ. Hilfsheer rückte durch Deutschland gegen den Rhein vor. Dadurch wurde Frankreich veranlaßt, den Frieden zu suchen. Im April 1748 ward ein Kongreß zu Aachen (s. d.) eröffnet, wo der Präliminarvertrag 30. April und 25. Mai, der definitive Friede 18. Okt. 1748 zu Stande kam. Überall ward der Besitzstand wie vor dem Kriege wiederhergestellt, nur daß Österreich jetzt auch die Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla an den Infanten Don Philipp von Spanien abtreten mußte. Dagegen ward die Pragmatische Sanktion ausdrücklich garantiert. Vgl. Heigel, «Die Ansprüche des Kurfürsten Karl Albert von Bayern auf die österr. Erbfolge» (Nördl. 1874); derselbe, «Der österr. Erbfolgekrieg und die Kaiserwahl Karls VII.» (Nördl. 1877); Dove, «Das Zeitalter Friedrichs d. Gr. und Josephs II.» (1. Hälfte, Gotha 1883).

Österreichische Küstenländer (Österreich. Illyrisches Küstenland), s. Küstenland.

Österreichisch-Französischer Krieg von 1805, s. Französisch-Österreichischer Krieg von 1805. — **Österreichisch-Französischer Krieg von 1809**, s. Französisch-Österreichischer Krieg von 1809. — **Österreichisch-Italienischer Krieg von 1848/49**, s. Italienischer Krieg von 1848/49. — **Österreichisch-Französisch-Italienischer Krieg von 1859**, s. Italienischer Krieg von 1859. — **Österreichisch-Italienischer Krieg von 1866**, s. Italienischer Krieg von 1866.

Österreichisch-Ungarischer Lloyd, s. Lloyd Austro-ungarico.

Österreichisch-Ungarische Monarchie und **Österreichisch-Ungarisches Reich** sind die alternativen offiziellen Titel, welche zufolge kaiserl. Handschreibens vom 14. Nov. 1868 das bisherige Kaisertum Österreich, d. h. die Gesamtheit aller unter dem Scepter des «Kaisers von Österreich und Apostolischen Königs von Ungarn» verfassungsmäßig vereinigten Königreiche und Länder führt. Das Gesamtreich, in der Mitte von Europa zwischen 42° 10′ 15″ und 51° 3′ 27″ nördl. Br. und zwischen 27° 10′ und 44° 1′ 25″ östl. L. (von Ferro) gelegen, ist im N. von Sachsen, Preußen und Rußland, im O. von Rumänien, im S. von Rumänien, Serbien, der Türkei, von Montenegro, dem Adriatischen Meer und Italien, im W. von Italien, der Schweiz, Liechtenstein, dem Bodensee und Bayern begrenzt. Die Monarchie besteht aus zwei Staaten (Reichshälften), von denen der eine, der sog. Cisleithanische Teil (das Kaisertum Österreich, das österr. Staatsgebiet), die im Reichsrate vertretenen Länder, der andere, der sog. Transleithanische Teil (das Königreich Ungarn im weitern Sinne, das ungar. Staatsgebiet), die Länder der ungar. Krone begreift. Der Gesamtflächeninhalt beträgt 622269,55 qkm, die Bevölkerung, nach der Zählung vom 31. Dez. 1880 (samt Militär) 18619013 männliche und 19263699 weibliche, also zusammen 37882712 E. Die Verwaltungsgebiete der Monarchie (Kronländer) sind folgende: A. Der Cisleithanische Teil (insgesamt 299984,25 qkm mit 22144244 E.): 1) das Erzherzogtum Österreich unter der Enns 19768,42 qkm mit 2330621 E.; 2) das Erzherzogtum Österreich ob der Enns 11982,28 qkm mit 759620 E.; 3) das Herzogtum Salzburg 7154,54 qkm mit 163570 E.; 4) das Herzogtum Steiermark 22354,75 qkm mit 1213597 E.; 5) das Herzogtum Kärnten 10327,63 qkm mit 348730 E.; 6) das Herzogtum Krain 10032,64 qkm mit 481243 E.; 7) das Küstenland (Triest, Görz, Gradiska, Istrien) 7966,93 qkm mit 647934 E.; 8) die gefürstete Grafschaft Tirol mit Vorarlberg 29292,80 qkm mit 912549 E.; 9) das Königreich Böhmen 51942,12 qkm mit 5560819 E.; 10) die Markgrafschaft Mähren 22223,85 qkm mit 2153407 E.; 11) das Herzogtum Schlesien 5147,30 qkm mit 565475 E.; 12) das Königreich Galizien und Lodomerien 78507,89 qkm mit 5958907 E.; 13) das Herzogtum Bukowina 10451,56 qkm mit 571671 E.; 14) das Königreich Dalmatien 12831,54 qkm mit 476101 E. B. Der Transleithanische Teil oder Ungarn mit seinen Nebenländern (insgesamt 322285,3 qkm mit 15738486 E.) umfaßt: 1) Ungarn (mit Einschluß von Siebenbürgen) 279749,7 qkm mit 13728622 E.; 2) Fiume mit Gebiet 19,6 qkm mit 20981 E.; 3) Kroatien und Slawonien 42516 qkm mit 1892499 E.; hierzu kommen noch 96366 Mann

aktives Militär, Honvéds und Gendarmen. Die Volksdichtigkeit der beiden Reichshälften ergibt als Durchschnittsziffer an 61 Seelen auf 1 qkm. Am dichtesten bevölkert sind von den Ländern der westlichen Reichshälfte Niederösterreich (118 auf 1 qkm), Schlesien (110 auf 1 qkm) und Böhmen (107 auf 1 qkm); am dünnsten die eigentlichen Alpenländer und Dalmatien; in letzterm kommen 37, in Salzburg nur 23 auf 1 qkm. (Hierzu drei Karten: Österreich-Ungarn. Politische Übersichtskarte. — Österreich ob und unter der Enns [S. 535]. — Österreichische Küstenländer ꝛc.)

Bevölkerung. Brachelli berechnet die Angehörigen der Monarchie für das J. 1880 wie folgt: Deutsche 10170000 (in Österreich 36,75 Proz., in Ungarn 12,53 Proz. der Bevölkerung), Czechen, Mähren, Slowaken 7140000 (23,77 Proz. in Österreich, 12,03 Proz. in Ungarn), Magyaren 6542000 (in Ungarn 41,6 Proz. der Bevölkerung), Polen 3255000 (14,86 Proz. in Österreich), Ruthenen 3158000 (12,82 Proz. in Österreich, 14,99 Proz. in Ungarn), Romanen (Rumänen) 2623000 (0,9 Proz. in Österreich, 15,40 Proz. in Ungarn), Kroaten und Serben 2948000 (2,58 in Österreich, 14,99 Proz. in Ungarn), Slowenen 1228000 (5,27 Proz. in Österreich), Italiener mit den Ladinern 725000 (3,06 Proz. in Österreich) und Angehörige anderer Stämme 123000. Die Slawen, über 16 Mill. Köpfe oder 45 Proz. der Gesamtbevölkerung, bilden wohl die zahlreichste aller Nationen der Monarchie und die Hauptmasse der Bevölkerung in Böhmen, Mähren, Krain, Galizien, Dalmatien, Kroatien und Slawonien, in Nordungarn und die Hälfte der Bevölkerung in Schlesien und der Bukowina. Sie haben aber nur scheinbar das Übergewicht im Kaiserstaate, da keiner der übrigen Hauptstämme in eine so große Anzahl von Volkerschaften, die an Sprache, Religion, Bildung und Gesittung voneinander so verschieden, zersplittert ist. Es sind dies die nordslaw. Czechen, Mähren, Slowaken, die Ruthenen und Polen, die südslaw. Slowenen, Kroaten und Serben (26500). Die Deutschen sind in der ganzen Monarchie verbreitet. Sie bewohnen Deutschösterreich, d. i. die zum frühern Deutschen Bunde gehörigen Länder, nämlich beide Ennsländer, Salzburg, den großten Teil von Steiermark und Kärnten, fast ganz Tirol, Vorarlberg, große Teile Böhmens und Mährens, den ganzen Westen von Schlesien, Teile Krains und des Küstenlandes; zahlreich sind sie auch in Ungarn und Siebenbürgen. Magyaren oder Ungarn bilden die Hauptbevölkerung des Königreichs Ungarn und des östl. Teils von Siebenbürgen. Dem ital. Stamme gehören die Bewohner Südtirols und verschiedener Teile des Küstenlandes und Dalmatiens an. Die ebenfalls der roman. Völkerfamilie angehörigen Ladiner wohnen in drei tirol. Thälern. Dagegen halten die Ostromanen oder Romanen im engern Sinne (Rumänen, Walachen und Moldauer) fast die ganze Ostgrenze des Reichs besetzt, in Siebenbürgen mehr als die Hälfte der Bevölkerung bildend und sich außerdem im südöstl. Teile Ungarns und in der Bukowina ausbreitend. Sehr beträchtlich ist die Zahl der Israeliten in Galizien, Ungarn, Böhmen und Mähren. Kleinere Stämme sind die Albanesen (3500) in Dalmatien und der Militärgrenze, die Griechen und Macedo-Walachen (3100) in verschiedenen Handelsstädten, die Armenier (17000) in Siebenbürgen, Ungarn, Galizien und der Bukowina, und die Zigeuner, nun meistens in Ungarn und Siebenbürgen. Dem Religionsbekenntnis nach sind die Bewohner meist Katholiken. Auf die Evangelischen entfielen (31. Dez. 1880) 3572961, auf die orient. Griechen 2938595, auf die Israeliten 1646525, auf andere Konfessionen und auf Konfessionslose 25956. Das Reich besaß 1880 dreizehn Städte mit über 50000 E., worunter fünf mit mehr als 100000 E., nämlich Wien (mit Vororten) mit 1103857, Budapest mit 360551, Prag (mit Vororten) mit 293822, Triest (mit Vororten) mit 144844, Lemberg mit 109726 E. (Hierzu eine Karte: Österreich-Ungarn. Ethnographisch.)

Der Boden der Monarchie ist meistens gebirgig oder bergig. Im SW. erheben sich die Alpen (s. d.), welche mit ihrer Centralkette, sowie mit den dieser nördlich und südlich vorgelagerten Zügen Tirol und Vorarlberg, Salzburg, die südlich von der Donau gelegenen Teile Österreichs ob und unter der Enns, Steiermark, Kärnten, Krain und Görz erfüllen, sich selbst bis nach dem westl. Ungarn, nach Kroatien und Slawonien erstrecken und ihre höchsten Punkte im 3905 m hohen Ortler (in Tirol) und im 3787 m hohen Großglockner (an der kärnten-salzburger Grenze) erreichen. Im südl. Krain schließen sich ihnen die Kalkgebirge des Karst an, welche in einer Höhe von 1200—1580 m durch das Küstenland, Kroatien und Dalmatien nach der Türkei ziehen. Im O. dehnen sich in bogenförmiger Richtung über Schlesien und Mähren, Galizien, Ungarn, die Bukowina und Siebenbürgen die Karpaten (s. d.) aus, welche in den Graaitkolossen der Tatrakette, in der Gerlsdorfer und Lomnitzer Spitze bis 2539 und 2511 m emporsteigen. Der NW. endlich wird von den Sudeten (in Mähren, Schlesien und Böhmen) erfüllt, welche im Riesengebirge (in der Schneekoppe) ihren höchsten Punkt von 1580 m haben und mit dem Erz- und Fichtelgebirge, sowie mit dem Böhmerwalde (sämtlich in Böhmen) in Verbindung stehen. Die größten Ebenen sind in Ungarn (die große ungar. Ebene, 93600 qkm) und in Galizien. Der Boden des Kaiserstaats ist sehr gut bewässert. Hauptstromsysteme mit schiffbaren Nebenflüssen bilden die Donau, 1372 km lang von Passau bis Orsowa das Reich durchströmend, mit dem Inn, der Traun, Enns, Leitha, Raab, Drau, Save, March, Waag, Grau, Theiß (mit der Maros), Bega und Temes; die Weichsel mit dem Dunajec, dem San und Bug; die Elbe mit der Moldau und Eger. Ohne schiffbare Nebenflüsse sind der Dnjestr und die Etsch. Der Rhein bespült Österreich nur auf einer Strecke von 26 km. Schiffbare Küstenflüsse des Adriatischen Meeres sind der Isonzo, die Zermagna, Kerka, Cettina und Narenta. An schiffbaren Kanälen sind zu nennen: in Ungarn der Bacser und Franzenskanal zwischen der Donau und Theiß, und der Begakanal zwischen Bega, Temes und Theiß; in Niederösterreich der Wiener-Neustädterkanal. Die Monarchie besitzt viele Binnenseen; namentlich sind die Karpaten sehr reich an Bergseen. Der bedeutendste See ist der Plattensee und der Neusiedlersee in Ungarn. Der Czirknitzersee (165 qkm) in Krain ist durch sein periodisches Ablaufen merkwürdig. Moräste finden sich hauptsächlich in Ungarn. (Hierzu eine Karte: Österreich-Ungarn. Physikalisch.)

Das Klima in den österr.-ungar. Ländern ist im allgemeinen sehr günstig, aber wegen der großen Ausdehnung des Staats und bei der erheblichen Abwechselung in Form und Beschaffenheit der Ober-

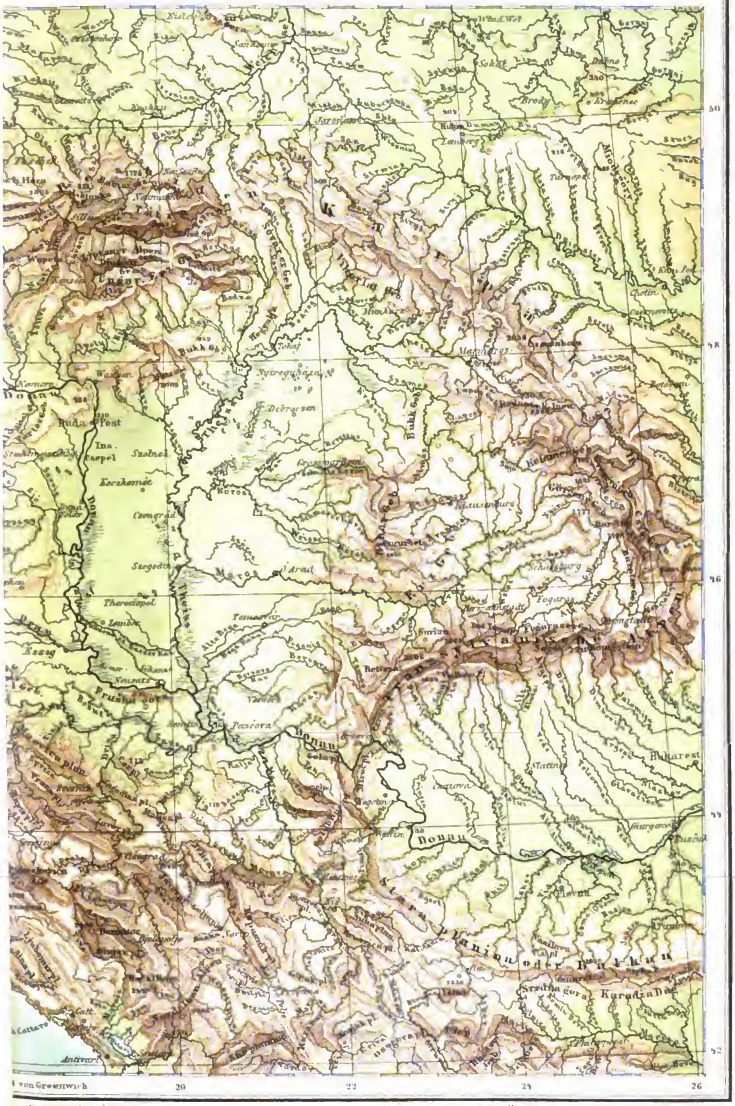
POLITISCHE ÜBERSICHTSKAR

ITE VON OESTERREICH-UNGARN.

Zu Artikel Österreichisch-Ungarische Monarchie

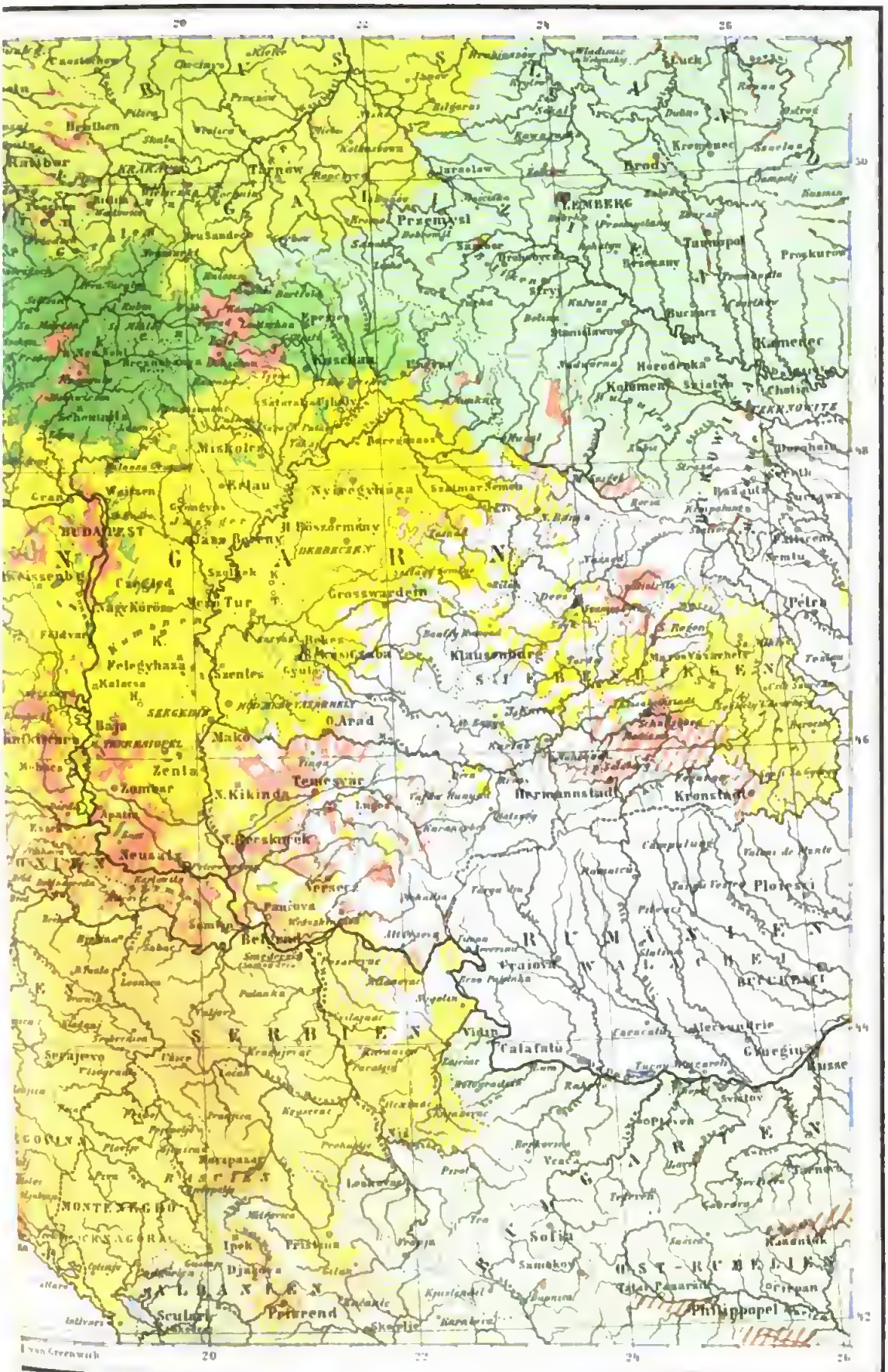
PHYSIKALISCHE KARTE V

N OESTERREICH-UNGARN.


20
22
24
26
50
48
46
44
42
Wien
Pressburg
Buda-Pest
Ofen
Szolnok
Csongrad
Szegedin
Mayor
Arad
Temesvar
Versecz
Pancsova
Belgrad
Semlin
Donau
Bukarest
Kronstadt
Hermannstadt
Carpathen
Siebenbürgen
Kasbek
Ararat
Antivari
Cattaro
Ragusa
Scutari
Salonik
Adrianopel
Konstantinopel
Varna
Schumla
Rustschuk
Widdin
Orsova
Turnu-Severin
Plojesti
Galatz
Ibrail
Tultscha
Kilia
Akkerman
Odessa
Jassy
Kischenew
Lemberg
Krakau
Olmütz
Brünn
Prag
Pesth
Debreczin
Grosswardein
Klausenburg
Hermannstadt
Kronstadt
Bukarest
Jassy
Constantinopel
Adrianopel
Salonik
Scutari
Cattaro
Ragusa
Antivari
Belgrad
Semlin
Widdin
Orsova
Turnu-Severin
Plojesti
Galatz
Ibrail
Tultscha
Kilia
Akkerman
Odessa

ETHNOGRAPHISCHE KARTE

VON OESTERREICH - UNGARN.


Lemberg
Przemysl
Tarnow
Brody
Tarnopol
Kolomea
Kamenez
Budapest
Nyiregyhaza
Grosswardein
Klausenburg
Petra
Arad
Temesvar
Hermannstadt
Kronstadt
Ploiesti
Bukarest
Calafatu
Giurgiu
Sofia
Philippopel
Belgrad
Serajevo
Montenegro
Scutari
Prizrend
Uskub
Neusatz
Zenta
Baja
Mako
Szegedin
Debreczin
Miskolcz
Kaschau
Pressburg
Wien
Graz
Agram
Fiume
Triest
Venedig
Innsbruck
Salzburg
Linz
Prag
Olmütz
Brünn
Iglau
Budweis
Krakau
Lemberg
Tarnopol
Czernowitz
Kamenez
Stanislawow
Drohobycz
Sambor
Jaroslau
Rawaruska
Zloczow
Brody
Dubno
Rowno
Luck
Wladimir
Kowel
Brest
Bielsk
Grodno
Suwalki
Lyck
Insterburg
Tilsit
Memel
Königsberg
Danzig
Thorn
Posen
Kalisch
Lodz
Petrikau
Radom
Kielce
Sandomir
Tarnow
Krakau
Neumarkt
Salzburg
Linz
Passau
Regensburg
Amberg
Hof
Eger
Karlsbad
Leitmeritz
Aussig
Teplitz
Dresden
Bautzen
Görlitz
Glogau
Breslau
Oppeln
Ratibor
Troppau
Olmütz
Brünn
Iglau
Budweis
Prag
Pilsen
Klattau
Strakonitz
Budweis
Linz
Steyr
Amstetten
Wien
Neunkirchen
Wiener Neustadt
Graz
Leoben
Bruck
Judenburg
Klagenfurt
Villach
Spittal
Lienz
Brixen
Bozen
Trient
Roveredo
Verona
Mantua
Modena
Bologna
Ferrara
Rovigo
Padua
Venedig
Udine
Görz
Triest
Fiume
Agram
Karlstadt
Sissek
Brod
Essek
Peterwardein
Mitrowitz
Semlin
Belgrad
Pancova
Versecz
Temesvar
Arad
Grosswardein
Debreczin
Szegedin
Szolnok
Czegled
Budapest
Gran
Komorn
Raab
Oedenburg
Güns
Steinamanger
Kanizsa
Agram
Fiume
Zengg
Karlstadt
Sissek
Brod
Essek
Peterwardein
Mitrowitz
Semlin
Belgrad
Uskub
Prizrend
Scutari
Durazzo
Valona
Janina
Prevesa
Arta
Lepanto
Patras
Corinth
Athen
Salonik
Seres
Drama
Kavalla
Philippopel
Adrianopel
Rodosto
Gallipoli
Dardanellen
Constantinopel
Varna
Schumla
Rustschuk
Giurgiu
Calafatu
Widdin
Vraja
Ploiesti
Bukarest
Kronstadt
Hermannstadt
Petra
Klausenburg
Grosswardein
Debreczin
Nyiregyhaza
Miskolcz
Kaschau
Eperies
Tarnow
Przemysl
Lemberg
Brody
Tarnopol
Kamenez
Kolomea
Stanislawow
Drohobycz
Sambor
Jaroslau
Rawaruska
Zloczow
Brody
Dubno
Rowno
Luck
Wladimir
Kowel
Brest
Bielsk
Grodno
Suwalki
Lyck
Insterburg
Tilsit
Memel
Königsberg
Danzig
Thorn
Posen
Kalisch
Lodz
Petrikau
Radom
Kielce
Sandomir
Tarnow
Krakau
Neumarkt
Salzburg
Linz
Passau
Regensburg
Amberg
Hof
Eger
Karlsbad
Leitmeritz
Aussig
Teplitz
Dresden
Bautzen
Görlitz
Glogau
Breslau
Oppeln
Ratibor
Troppau
Olmütz
Brünn
Iglau
Budweis
Prag
Pilsen
Klattau
Strakonitz
Budweis
Linz
Steyr
Amstetten
Wien
Neunkirchen
Wiener Neustadt
Graz
Leoben
Bruck
Judenburg
Klagenfurt
Villach
Spittal
Lienz
Brixen
Bozen
Trient
Roveredo
Verona
Mantua
Modena
Bologna
Ferrara
Rovigo
Padua
Venedig
Udine
Görz
Triest
Fiume
Agram

OESTERREICHISCHES KÜSTENLAND. DALM

Brockhaus Conversations-Lexikon 15. Aufl. F. A. Brockhaus' Graph.
Digitized by Google

TIEN, KROATIEN, SLAVONIEN U. BOSNIEN.

Zu Artikel Österreichisch-Ungarische Monarchie

fläche sehr verschieden. In der südl. oder wärmsten Region, von 42—46° nördl. Br., reifen in bessern Gegenden der Reis, die Olive und Südfrüchte und kommen überall Mais und Wein vor. Die mittlere oder gemäßigte Region, von 46—49°, welche die größte Ausdehnung und die abwechselndste Bodenbeschaffenheit hat, erzeugt Wein, Mais und Getreide in Menge, zeigt aber in der mittlern Wärme gegen O. eine Abnahme. In der nördl. oder kühlen Region, über 49° hinaus, kommen, mit Ausnahme weniger günstigen Lagen, weder Mais noch Wein fort, wogegen Getreide, Obst, Flachs und Hanf bestens gedeihen. Die mittlere Jahrestemperatur ist in Triest 11,68° R., in Wien 8,08°, in Lemberg 5,59° R. Im allgemeinen ist der Boden des Kaiserstaats von ausnehmender Fruchtbarkeit, obschon in Hinsicht der einzelnen Landesteile ein sehr ungleiches Verhältnis obwaltet. Die wichtigste Nahrungsquelle ist die Landwirtschaft, indem durch sie etwa zwei Drittel der Bevölkerung ihre wesentliche Beschäftigung finden. Auf dem meist höchst fruchtbaren Boden werden alle europ. Getreidepflanzen in solchen Mengen erzeugt, daß viel exportiert werden kann. Flachs und Hanf werden häufig, aber nicht für den Bedarf genügend gezogen. Durch die Kultur des Hopfens ist Böhmen, durch jene von Tabak Ungarn berühmt; von letzterm werden jährlich etwa 652000 Metercentner produziert. Der Obstbau ist höchst ergiebig, der Olivenbau ist in Dalmatien einheimisch. Der Weinbau, welcher jährlich 8320000 hl liefert, hat in Ungarn und Dalmatien, ferner in Niederösterreich, Steiermark u. s. w. seine Hauptsitze. Der Forstkultur sind nahezu drei Zehntel vom Gesamtareal gewidmet. Auch die Viehzucht ergibt mannigfache Exportartikel; ihr Glanzpunkt ist die Schafzucht, nächstdem die Rindviehzucht in den Alpen, sowie die Pferdezucht in Ungarn. Nach der Zählung vom 31. Dez. 1880 gab es in der Monarchie 3541810 Pferde, 83364 Esel und Maultiere, 13893455 Rinder, 13679473 Schafe, 1339809 Ziegen und 6881668 Schweine. Kein europ. Staat besitzt so viel Mineralquellen und Gesundbrunnen, im ganzen über 2800, die meisten in Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen. Zu den bekanntesten gehören die muriatisch-alkalischen Glaubersalzthermen und Säuerlinge in Karlsbad, die Säuerlinge in Marienbad (glaubersalz- und eisenhaltig), Franzensbad (eisenhaltig und muriatisch-alkalisch), Rohitsch (salinisch-alkalisch), Gleichenberg (muriatisch-alkalisch) und Balatan-Füred (salinisch); die Natronsäuerlinge in Bilin (magnesiahaltig) und Luhatschowitz (iod- und bromhaltig), die Jodquellen zu Hall in Oberösterreich, die Bitterwässer von Pillna und Seidschitz, die salinischen Thermen und Bitterwässer in Gran, die Thermen (Schwefelquellen und Säuerlinge) und Bitterwässer in Ofen, die Thermen in Wildbad Gastein (indifferent), Teplitz in Böhmen (alkalisch-indifferent) und Mehadia (muriatisch und schwefelig), die Schwefelquellen zu Baden, Deutsch-Altenburg in Niederösterreich und Pistjan in Ungarn, die Solbäder zu Ischl und Aussee u. s. w.

Produkte. An Mannigfaltigkeit der Produkte des Mineralreichs wird Österreich-Ungarn von keinem europ. Staate übertroffen. Der Bergbau ward daher schon in frühen Jahrhunderten mit besonderer Vorliebe betrieben und durch die Fürsorge der Regierung unterstützt. Außer Platina fehlt keins der nutzbaren Metalle. Die Berg- und Hüttenwerke sind teils Staats-, teils Privateigentum. Gold (1883: 1645,09 kg) liefern Siebenbürgen und Ungarn, in geringer Quantität auch Salzburg und Tirol, Silber (1883: 49334,76 kg) dieselben Länder und Böhmen. Der Bergbau auf Quecksilber lieferte 478300 kg und gewann in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie erst mit der Entdeckung dieses Metalls zu Idria in Krain einen Aufschwung; auch in Ungarn und Siebenbürgen wird solches gefunden. Kupfer (1383500 kg) wird am meisten in Ungarn gewonnen, dann in Tirol, Siebenbürgen und Salzburg, in geringern Mengen in der Bukowina, der Militärgrenze, in Krain und Böhmen, welches letztere Land in Österreich ausschließlich Zinn (35900 kg) liefert. Die wichtigsten Zinkgruben besitzt Westgalizien, obschon auch solche in den Alpen und Kroatien vorhanden sind; die Produktion betrug 1883 4744200 kg. Die reichsten Bleigruben liegen in Kärnten, demnächst in Ungarn; sonst wird auf Bleierz in Krain, Tirol, Böhmen, Siebenbürgen u. s. w. gebaut und 1883 wurden 14194600 kg Blei und Glätte produziert. Der hervorragendste Zweig des österr. Erzbergbaues ist aber der auf Eisen, an welchem, außer Oberösterreich, dem Küstenlande und Dalmatien, alle Kronländer teilnehmen, vorzüglich aber Steiermark, Kärnten, Ungarn, Böhmen und Mähren, und welcher (1883) 698856700 kg Roheisen lieferte. Gleichwohl entspricht diese Produktion dem Bedürfnis noch immer nicht. Antimon wird in Ungarn, Böhmen und Siebenbürgen, Arsenik in Salzburg, Böhmen und Schlesien, Nickel in beiden ersten Ländern und Steiermark, Schwefel hauptsächlich in Galizien, dann in Böhmen und Ungarn, Alaun- und Vitriolschiefer in Böhmen, Ungarn, Mähren und Steiermark, Chromerz in Kroatien und in Steiermark, Uran- und Wolframerz in Böhmen, Braunstein in Ungarn, Böhmen und Krain, Graphit am meisten in Böhmen und Mähren, dann in Niederösterreich, Steiermark und Kärnten, Asphalt in Tirol und Dalmatien, Bergöl in Galizien und Kroatien gewonnen. Die Monarchie besitzt unerschöpfliche Kohlenlager, von denen ein bedeutender Teil noch nicht in Anbau gesetzt ist. Sie verteilen sich, mit Ausnahme Salzburgs und der Bukowina, auf alle Kronländer; die reichhaltigsten jedoch finden sich im böhm.-mähr. Gebirgssysteme. Die österr. Alpen, wiewohl ärmer an fossilen Kohlen, enthalten dennoch in den Mulden, welche Tertiärgebilde ausfüllen, mächtige Ablagerungen von Braun- und Steinkohlen. Die Kohlengewinnung hat sich von 15780 Mill. Kilogramm im J. 1873 auf 19269822100 kg (1883) erhöht. Weltbekannt ist Österreich-Ungarns Reichtum an Salz. Steinsalz findet sich in unermeßlichen Lagern zu beiden Seiten der Karpaten, namentlich in Wieliczka und Bochnia in Galizien, in der ungar. Marmaros und in Siebenbürgen. Siedsalz wird in eigenen Staatssiedereien aus künstlich gewonnener Soleim oberösterr., salzburg. und steiermärk. Salzkammergute und in Tirol, sowie aus natürlichen Salzquellen an der Nordseite der Karpaten und in Szovár in Ungarn gewonnen. Die erstern sind zu Hallstatt, Ischl, Ebensee, Aussee, Hallein und zu Hall in Tirol belegen, und bei ihnen finden sich zugleich auch Salzberge. Seesalz wird in der Staatssaline zu Stagno in Dalmatien und in verschiedenen Privatsalinen an der istrischen und dalmatischen Küste gewonnen. Die gesamte Salzproduktion belief sich 1883 auf 405360800 kg Stein-, Sud- und Seesalz und auf 28873900 kg

Industriesalz. An nutzbaren Erden, an Bau- und Bruchsteinen u. s. w. ist Überfluß; ebenso an allen Gattungen von Thon bis zur edeln Porzellanerde, desgleichen an Marmor, Gips, Kreide u. s. w. Erwähnenswert sind auch der Lepidolith Tirols und besonders Mährens als einer der schönsten der Erde, der Asbest in Oberösterreich, Tirol und Ungarn, der Bergkrystall in Ungarn (von besonderer Reinheit als Marmaroser Diamanten und Dragomiten bekannt) und Siebenbürgen. Von Edel- und Halbedelsteinen finden sich vor: der edle ungar. Opal, der als orientalischer in den Handel kommt, Granaten, unter denen die böhmischen die schönsten Europas sind, Karneole, Achate, Berylle, Chalcedone, Chrysolithe, Amethyste, Hyacinthe, Jaspis, Rubin, Saphir, Smaragd, Spinell, Topas u. s. w.

Die gewerbliche Industrie, welche etwa 8 Mill. Menschen ernährt, hat in mehrern Ländern, wie in Böhmen, Mähren, Schlesien und Niederösterreich, einen sehr hohen Aufschwung genommen und ist nur in Dalmatien, der Bukowina und der Militärgrenze geringfügig zu nennen. Von großer Bedeutung sind: die Industrie in Schafwolle, Flachs, Hanf und Baumwolle (in Böhmen, Mähren und Schlesien, die letztgenannte auch in Niederösterreich und Vorarlberg), die Industrie in Leder (in Mähren, Niederösterreich und Böhmen) und in Lederwaren (in Wien und Prag), die Eisenindustrie (in Steiermark, Kärnten, Böhmen, Ungarn und Mähren), jene in Eisenwaren (besonders in Wien, Waidhofen an der Ybbs in Niederösterreich und Stadt Steyr in Oberösterreich), die Industrie in Thonwaren und Glas (Böhmen), die Rübenzuckererzeugung (in Böhmen, Mähren, Ungarn, Schlesien und Galizien), die Bierbrauerei (in Wien und Böhmen), die Branntweinbrennerei, die Tabak-, Seifen-, Kerzen- und Zündhölzchenfabrikation, die Erzeugung von Gold- und Silberwaren, die Papierindustrie u. s. w.

Die Monarchie bildet, dem Auslande gegenüber, ein einziges Zoll- und Handelsgebiet (österr. Gesetz vom 24. Dez. 1867, 16. ungar. Gesetzartikel 1865/67), welchem auch Liechtenstein angehört, von dem aber Dalmatien, das ein besonderes Zollgebiet ausmacht, die Zollausschlüsse (Istrien und die Quarnerischen Inseln, sechs Freihäfen und die galiz. Stadt Brody) und die dem bayr. (deutschen) Zollsystem angeschlossene tirol. Gemeinde Jungholz ausgenommen sind. In dem allgemeinen österr.-ungar. Zollgebiete belief sich im J. 1883 der Wert der Einfuhr auf 646,6 Mill. Fl. und jener der Ausfuhr auf 754 Mill. Fl. österr. Währung, wobei bei der Einfuhr 529,3 Mill. Fl. auf den Verkehr zu Lande und 115,7 Mill. Fl. auf den Verkehr zur See fallen, bei der Ausfuhr 617,7 Mill. Fl. auf den Verkehr zu Lande und 136,4 Mill. Fl. auf den zur See. Die österr.-ungar. Handelsmarine zählte Ende 1884: 9206 Fahrzeuge mit 324458 t und einer Bemannung von 29358 Köpfen; die Länge der Eisenbahnen erreichte Anfang Jan. 1885 21809 km (davon 13126 auf österr., 8683 auf ungar. Staatsgebiete); die Telegraphenlinien erreichten Anfang 1884 eine Länge von 38866 km (23769 auf österr., 15096,7 auf ungar. Staatsgebiete). Für den Unterricht sorgen in Österreich (1882) 34172 Volks- und Bürgerschulen, 144 Lehrerbildungsanstalten, 285 Gymnasien, 44 Realgymnasien, 113 Realschulen, 11 Universitäten, 7 techn. Hochschulen und zahlreiche Fachlehranstalten; in Ungarn 15445 Volksschulen, 146 Gymnasien (teils vollständige, teils mit Unterklassen), 30 Realschulen (teils vollständige, teils Unterklassen), 3 Universitäten, 1 techn. Hochschule, 13 Rechtsakademien rc.

Die Verfassung der Monarchie und jedes der beiden Staatsgebiete ist die repräsentative. Das Band, welches zwischen den österreichischen und den ungar. Ländern besteht, beruht auf der Pragmatischen Sanktion (s. d.) vom 6. Dez. 1724, wodurch die Thronfolge nach dem Rechte der Erstgeburt und gemischten Lineal- und Successionsordnung in dem männlichen Stamme und in Ermangelung desselben in dem weiblichen Stamme des Hauses Habsburg-Lothringen festgestellt, zugleich aber ausgesprochen wurde, daß die Länder und Provinzen, welche dieser Thronfolge gemäß unter einem gemeinsamen Herrscher stehen, einen unteilbaren und unzertrennlichen gemeinsamen Besitz bilden sollen, wobei die konstitutionelle, staatsrechtliche und administrative Selbständigkeit Ungarns unverhört aufrecht zu erhalten ist. Auf Grund der Pragmatischen Sanktion wurden nun die polit. Beziehungen beider Staatsgebiete zueinander durch das österr. Grundgesetz vom 21. Dez. 1867 und durch den 12. ungar. Gesetzartikel 1865/67 in der Weise geregelt, daß, neben der Dynastie, die auswärtigen Angelegenheiten und das Kriegswesen mit Inbegriff der Kriegsmarine, sowie die hierauf bezüglichen Finanzsachen beider Reichshälften gemeinsame Gegenstände der Gesetzgebung und Verwaltung sind, während sonst jedes der beiden Staatsgebiete seine besondere Verfassung besitzt; doch sollen auch die kommerziellen Angelegenheiten mit der Zollgesetzgebung, die Gesetzgebung über die mit der industriellen Produktion zusammenhängenden indirekten Abgaben, das Münzwesen und der Goldfuß, das Eisenbahnwesen und das Wehrsystem, wenngleich nicht gemeinsam verwaltet, nach gleichen von Zeit zu Zeit zu vereinbarenden Grundsätzen behandelt werden. Das derzeitige staatsrechtliche Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn ist sonach das der Personal- und der bundesstaatlichen Realunion. Für die Verfassung Österreichs sind das Diplom vom 20. Okt. 1860, die sechs Staatsgrundgesetze vom 21. Dez. 1867, die Landesordnungen und Landtagswahlordnungen vom 26. Febr. 1861 und das Wahlreformgesetz vom 2. April 1873 maßgebend. Es bestehen zweierlei Volksvertretungen: der Reichsrat und die Landtage; die gesetzgebende Gewalt wird vom Kaiser mit dem erstern in denjenigen Angelegenheiten, welche sämtlichen österr. Ländern gemeinschaftlich sind (Reichssachen), mit den letztern in Landesangelegenheiten ausgeübt. Der Reichsrat besteht aus dem Herrenhause und dem Abgeordnetenhause. Das Herrenhaus wird gebildet von den großjährigen kaiserl. Prinzen (13), von den großjährigen Häuptern derjenigen inländischen, durch ausgedehnten Grundbesitz hervorragenden Adelsgeschlechter, denen der Kaiser die erbliche Reichsratswürde verleiht (53), von den 10 Erzbischöfen und 7 Fürstbischöfen und von solchen ausgezeichneten Männern, die der Kaiser auf Lebensdauer in das Herrenhaus beruft (105). Das Haus der Abgeordneten ist nach dem Gesetz vom 2. April 1873 aus 353 Mitgliedern zusammengesetzt, welche in allen Ländern in vier Wählerklassen (Großgrundbesitzer [in Dalmatien Höchstbesteuerte], Städte, Handels- und Gewerbekammern, Landgemeinden), und zwar in den drei ersten Klassen mittels direkter Wahl, in den Landgemeinden indirekt durch Wahlmänner auf sechs

Jahre gewählt werden. Der Reichsrat wird alljährlich einberufen. Die Landtage bestehen aus den Erzbischöfen und Bischöfen, den Rektoren der Universitäten und den auf sechs Jahre gewählten Abgeordneten des großen Grundbesitzes (in Tirol des großen adeligen Grundbesitzes, in Dalmatien der Höchstbesteuerten), der Städte, Märkte und Industrialorte, der Handels- und Gewerbekammern und der Landgemeinden, wozu in Tirol noch die Abgeordneten der Äbte und Pröpste kommen. In Stadt und Gebiet von Triest werden die Funktionen eines Landtags vom dortigen Stadtrate versehen.

Im ungar. Staatsgebiete, dessen Verfassung auf einer Reihe von ältern und neuern Gesetzartikeln beruht, erscheinen als Volksvertretungen der ungar. Reichstag und der kroat.-slawon. Landtag; Siebenbürgen entbehrt einer eigenen Repräsentanz, nachdem dieses Land, zufolge des 43. ungar. Gesetzartikels, 1868 mit Ungarn vollständig vereinigt wurde. Der ungar. Reichstag ist hinsichtlich der Gesetzgebung Ungarns und Siebenbürgens kompetent und für Kroatien und Slawonien hinsichtlich jener Angelegenheiten, welche diese Länder, in Gemäßheit des 30. ungar. Gesetzartikels 1868, mit Ungarn gemeinschaftlich angehen. Er besteht aus der Magnatentafel (das Oberhaus) und die Repräsentantentafel (das Unterhaus). Die erstere zählt zu ihren Mitgliedern die geistlichen und weltlichen Magnaten (2 in Ungarn begüterte Erzherzöge, 5 kath. Erzbischöfe, 20 Diöcesanbischöfe, 15 Bischöfe in partibus, 2 griech.-orient. Erzbischöfe, 5 griech.-orient. Bischöfe, der Benediktiner-Erzabt von Martinsberg, der Prämonstratenserabt von Jaszo, der Großpropst des agramer Domkapitels; dann die (10) Reichsbarone, der Graf von Preßburg, die (68) ungar. Obergespane, der Gouverneur von Fiume, 18 Fürsten, 380 Grafen und 208 Freiherren), 6 siebenbürg. Regalisten und zwei Repräsentanten des kroat.-slawon. Landtags; die letztere besteht aus 444 Abgeordneten der Komitate, Stühle, freien Distrikte und Städte, von welchen 334 auf Ungarn, 75 auf Siebenbürgen, 34 auf Kroatien-Slawonien und 1 auf Fiume kommen. In Ungarn, Siebenbürgen und Fiume sind direkte Wahlen und das Mandat ist ein dreijähriges; in Kroatien-Slawonien werden die Abgeordneten aus dem Landtage für eine Sessionsperiode gewählt; der ungar. Reichstag wird jährlich einberufen. Der kroat.-slawon. Landtag ist gebildet aus den Erzbischöfen und Bischöfen, dem agramer Großpropst, den Obergespanen, den Comes von Turopolje, den großjährigen Fürsten, Grafen und Freiherren und 77 auf drei Jahre gewählten Deputierten; seine Kompetenz erstreckt sich auf die in die Autonomie der Königreiche Kroatien und Slawonien fallende Gesetzgebung, d. i. die Gesetzgebung rücksichtlich der innern, Kultus- und Unterrichts- und Justizangelegenheiten.

Das beiden Reichsvertretungen (dem österr. Reichsrate und dem ungar. Reichstage) zustehende Gesetzgebungsrecht wird von denselben, insoweit es sich um die beiden Staatsgebieten gemeinsamen Gegenstände handelt, durch zwei Delegationen (s. d.), jede von 60 Mitgliedern, wahrgenommen, von denen die eine vom österr. Reichsrate, die andere vom ungar. Reichstage auf ein Jahr gewählt wird. Die Delegationen werden alljährlich vom Monarchen abwechselnd nach Wien und Budapest einberufen, verhandeln abgesondert und teilen sich ihre Beschlüsse gegenseitig schriftlich (durch Nuntium) mit; wenn ein dreimaliger Schriftenwechsel nicht zur Einigung führt, so erfolgt die Entscheidung durch Abstimmung in gemeinsamer Plenarsitzung. Die Gemeinden besitzen in Österreich wie in Ungarn vollkommene Selbständigkeit in der Verwaltung ihrer innern Angelegenheiten. Gemeinden höherer Ordnung, mit dem Rechte der Selbstverwaltung, sind in mehrern österr. Ländern (Steiermark, Tirol, Böhmen, Schlesien, Galizien und Bukowina) die Bezirke mit Bezirksvertretungen, im ungar. Staatsgebiete die Municipien (Komitate, Distritte, Szeklerstühle, Sachsenland und königl. Freistädte) mit Municipialausschüssen (im siebenbürg. Sachsenlande die Nationsuniversität). Das Verhältnis der Kirche zum Staate beruht auf den Prinzipien vollkommener Glaubens-, Gewissens- und Religionsfreiheit. Für die oberste Leitung sind in beiden Reichshälften gemeinsame Ministerien und Ministerien für jedes der beiden Ländergebiete eingesetzt. Die erstgenannten, mit dem Sitze in der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, sind folgende drei: das gemeinsame Ministerium des kaiserl. Hauses und des Äußern, das gemeinsame oder Reichskriegsministerium und das gemeinsame oder Reichsfinanzministerium. Ministerien für die im Reichsrat vertretenen Länder, ebenfalls mit dem Sitze in Wien, gibt es sieben: für das Innere, für Kultus und Unterricht, für Handel, für Ackerbau, für Landesverteidigung, für die Justiz und für die Finanzen. Ungar. Ministerien zählt man neun: für das Innere, für Kultus und Unterricht, für Ackerbau, Gewerbe und Handel, für öffentliche Arbeiten und Kommunikationen, für die Landesverteidigung, für die Justiz, für die Finanzen, für Kroatien-Slawonien (ohne Portefeuille), sämtlich in Budapest, und das Ministerium am Hoflager des Königs in Wien. Den Ministerien gleichgestellt sind: die königl. kroat.-slawon. Landesregierung in Agram (deren Chef der «Banus» ist, für die in die Autonomie Kroatiens und Slawoniens gehörigen Verwaltungssachen) und das Generalkommando ebendaselbst, dieses für die Administration der kroat.-slawon. Militärgrenze (allerhöchste Entschließung vom 8. Juni 1871).

Die eigentliche (politische) Verwaltung wird in den einzelnen Ländern, unter den Ministerien u. s. w. besorgt; in den im österr. Reichsrate vertretenen Ländern von den 9 Statthaltereien und 5 Landesregierungen und unter diesen von den 327 Bezirkshauptmannschaften und den Magistraten (Kommunalämtern) in den 32 Städten mit eigenen Gemeindestatuten; für die Administration ist Ungarn in 63 Komitate und 25 mit Municipialrecht bekleidete Städte eingeteilt. Kroatien-Slawonien zerfällt in 8 Komitate mit 20 Verwaltungsbezirken, dann in 6 Distrikte (im vormaligen Grenzgebiete) mit 23 politischen Bezirken; hierzu kommen 2t königl. Freistädte. Die Stadt Fiume samt Gebiet wird von einem den ungar. Ministerien unterstehenden königl. Gubernium verwaltet. Die Rechtspflege, in der ganzen Monarchie von der Verwaltung getrennt (nur in Kroatien-Slawonien noch in der untersten Instanz mit derselben vereinigt), wird gehandhabt: in Österreich in der höchsten Instanz von dem obersten Gerichts- und Cassationshofe in Wien; in der zweiten Instanz von 9 Oberlandesgerichten; in der ersten Instanz von 66 Landes- und Kreisgerichten und den bei diesen gebildeten Geschworenengerichten und von 921 Bezirksgerichten (darunter 82 städtisch-delegierten Bezirksgerichten). In

Ungarn von der königl. Kurie, den 2 königl. Tafeln als zweiter Instanz, dann von 66 Gerichtshöfen (Kollegialgerichten) erster Instanz, 374 Bezirksgerichten und 10 Geschworenengerichten. In Kroatien-Slawonien ist die oberste Instanz die königl. Septemviraltafel in Agram, dann die Banaltafel (zweite Instanz), 11 Gerichtshöfe erster Instanz, das Geschworenengericht in Agram (für Preßvergehen), 60 Bezirksgerichte, endlich die Orts- und Friedensgerichte für Ungatellsachen. Der Staatshaushalt ergibt für die gemeinsamen Nettoausgaben 1885: 97 642 820 Fl., wovon 70 Proz. für Österreich, 30 Proz. für Ungarn; für das österr. Budget (1885) in der Ausgabe 514 919 373 Fl., in der Einnahme 474 555 699 Fl.; für das ungar. Budget in der Ausgabe 329 057 839, in der Einnahme 311 881 180 Fl. österr. Währung. Die Staatsschulden betrugen (Mitte 1884) gemeinsam 325 411 700 Fl., die österr. 3317 884 555 Fl., die ungar. 991 900 937 Fl.

Das Heerwesen Österreich-Ungarns hat durch das Wehrgesetz vom 5. Dez. 1868, welches auf dem Grundsatze der allgemeinen persönlichen Wehrpflicht basiert, eine völlige Umwandlung erfahren. Nur körperlich Untaugliche sind vollkommen von der Wehrpflicht befreit, zeitlich dagegen solche, bei denen die ökonomischen Verhältnisse der Familie eine Berücksichtigung erheischen. Die Stellungspflicht beginnt mit dem 1. Jan. des Kalenderjahres, in welchem der Pflichtige das 20. Lebensjahr erreicht, und endet mit dem 31. Dez. des Jahres, in welchem er 22 Jahre alt wird. Die Gesamtdienstpflicht dauert 12 Jahre, und zwar 3 Jahre in der Linie, 7 Jahre in der Reserve, 2 Jahre in der Landwehr. Die Mannschaften, die unmittelbar in die Landwehr eingereiht werden, gehören dieser 12 Jahre an. Daneben besteht das Institut der Einjährig-Freiwilligen, die innerhalb des Gesamtdienstes von 10 Jahren nur zu einjährigem Liniendienst verpflichtet sind und sich während desselben selbst bekleiden, ausrüsten, verpflegen und eventuell beritten machen, wenn nicht ihre Mittellosigkeit nachgewiesen ist, in welchem Fall die Kosten das gemeinsame Heeresbudget trägt. Das eine Dienstjahr kann im streitbaren Stande, als Arzt, als tierärztlicher Praktikant, als Pharmaceut oder im Verpflegungsdienst absolviert werden. Die bewaffnete Macht gliedert sich in das stehende Heer und die Kriegsmarine, die Landwehr, die Ersatzreserve und den Landsturm. Letzterer ist nur in den Ländern der ungar. Krone, in Tirol und in Vorarlberg organisiert. Die Ersatzreserve dient als Ersatz für die während eines Kriegs sich ergebenden Abgänge des stehenden Heers und wird alljährlich ein Zehntel des gesamten Jahreskontingents derselben zu einer zehnjährigen Dienstzeit überwiesen. Die Stärke des Landheers ist: a) Stehendes Heer 267 179 Mann für den Friedensstand und 867 072 Mann für den Kriegsstand; b) Landwehr 14 870 Mann für den Friedens- und 336 487 Mann für den Kriegsstand; c) besondere Formation (Garden, Gendarmerie u. s. w.) 20 455 Mann, mocht eine Hauptsumme von 302 504 Mann für den Friedens- und 1 164 014 Mann für den Kriegsstand mit 816, beziehungsweise 1748 Feldgeschützen.

Den Oberbefehl führt der Kaiser; in dem Kriegsministerium konzentriert sich die Leitung des Heers sowohl in rein militärischer als auch in administrativer und ökonomischer Hinsicht; der Generalinspektor des Heers überwacht die Ausbildung und Manövrierfähigkeit der Truppen. Als Hilfsorgane des Kriegsministeriums bestehen der Chef des Generalstabes, die Generalinspektoren der Artillerie, des Genies, der Kavallerie, des Fuhr- und Remontierungswesens und der Sanitätstruppenkommandant. Die Monarchie umfaßt 14 Korpskommanden und ein Militärkommando (zu Zara). Die Truppenformation im stehenden Heer ist folgende: 1) Infanterie: 102 Infanterieregimenter, 1 Tiroler Jägerregiment und 32 Feldjägerbataillone. Das Infanterieregiment begreift 4 Feldbataillone und 1 Ersatzbataillon; das Bataillon zählt 4 Kompagnien. Das Tiroler Jägerregiment ist in 10 Feldbataillone (zu je 4 Kompagnien) und 2 Ersatzbataillone (mit 5 Kompagnien) gegliedert; jedes der 32 selbständigen Feldjägerbataillone zählt 4 Kompagnien und 1 Ersatzkompagnie. Durch die Ersatzbataillone der Infanterie und Tiroler Jäger werden bei der Mobilisierung Stabszüge aufgestellt. 2) Kavallerie: 1 Eskadron Leibgardereiter und 41 Regimenter, nämlich 14 Dragoner-, 16 Husaren-, 11 Ulanenregimenter. Das Regiment besteht aus 2 Divisionen mit 6 Eskadrons, 1 Pionierzug und 1 Ersatzkadre, wozu im Kriege an die Stelle des letztgenannten je 1 Reserve- und Ersatzeskadron und 2 Züge Stabskavallerie kommen. 3) Artillerie: 14 Artilleriebrigaden mit 14 Korpsartillerieregimentern (jedes mit 1 schweren und 1 leichten Batteriedivision), 17 den letztern zugeteilten Batteriedivisionen (9 schwere und 8 reitende) und 28 selbständigen schweren Batteriedivisionen, ferner 12 Festungsartilleriebataillone. Die Feldartillerie begreift im ganzen 197 Batterien, 12 eventuell 24 Gebirgsbatterien, 79 Munitionskolonnen und 42 Ersatzdepots; die schwere Batteriedivision ist zu 3, die leichte und reitende Batteriedivision zu 2 Batterien formiert; jede Batterie zählt im Frieden in der Regel 4, im Kriege 8 (die Gebirgsbatterie 4) Geschütze, nur jede der 16 reitenden Batterien begreift im Frieden wie im Kriege 6 Kanonen. Das Festungsartilleriebataillon besteht aus 6 Kompagnien, beim 9. Bataillon befinden sich außerdem 3 Gebirgsbatterien, deren Zahl im Kriege verdoppelt wird. 4) Genie- und Pioniertruppen: 2 Genieregimenter und 1 Pionierregiment. Jedes der beiden Genieregimenter gliedert sich in 5 Feldbataillone (zu je 4 Kompagnien), 2 Reservekompagnien und 1 Ersatzbataillon zu 5 Kompagnien. Das Pionierregiment ist in 5 Feldbataillone formiert, jedes zu 4 Feldkompagnien, 1 Reserve- und 1 Ersatzkompagnie und 1 Zeugsreserve. 5) Eisenbahn- und Telegraphenregiment mit 8 Kompagnien in 2 Bataillonen und 1 im Frieden en cadre gesetztes Ersatzbataillon. 6) Traintruppe (ehemals Fuhrwesen), besteht aus 3 Trainregimentern mit 15 Traindivisionen, 77 Eskadrons, 20 Gebirgseskadrons. 7) Sanitätstruppe mit 26 Abteilungen.

An Militärbildungsanstalten bestehen: die Kriegsschule für den Generalstab, der höhere Artillerie- und der höhere Geniekurs, die beiden Stabsoffizierskurse, der Intendanz- und der militärärztliche Kurs in Wien, die Militärakademie zu Wiener-Neustadt, die technische Militärakademie in Wien, die Marineakademie in Fiume, 16 Kadettenschulen, 1 Militäroberreal- und 4 Militärunterrealschulen, 1 Marineunterrealschule; für die österr. Landwehr der Stabsoffizierskurs und 6 Offiziersaspirantenschulen; für die ungar. Landwehr die

Ludovica-Akademie und der Verwaltungsoffiziers-kurs in Budapest, die Centralkavallerieschule in Jaczbérény.

Die Landwehren stehen unter den beiden Ministerien für Landesverteidigung und den Landwehroberkommandos. 8 Landwehrkommanden (in Wien, Graz, Prag, Josephstadt, Brünn, Lemberg, Krakau und Zara) und die Landesverteidigungsoberbehörde (Kommando) in Innsbruck vermitteln die Beziehungen der Truppen zu den Oberbehörden in Cisleithanien. Hier bestehen 82 Landwehrbataillone zu 4 Feld-, 1 Reserve-, 1 Ergänzungskompagnie, 3 Dragoner- und 3 Ulanenregimenter (zu 4 Feldeskadrons und 1 Ersatzeskadron) und 1 berittene Schützenabteilung in Oberdalmatien. In Tirol bestehen 10 Landesschützenbataillone à 4 Kompagnien und 2 Landesschützeneskadrons. Im Kriege werden aus den erstern 10 Feld- und 10 Reservebataillone, sowie 10 Ersatzkompagnien formiert. In den ungar. Ländern bestehen 7 Landwehrdistriktskommanden (Budapest, Arad, Kaschau, Preßburg, Stuhlweißenburg, Klausenburg und Agram), welche in militärischer Hinsicht ausschließlich dem königl. Landwehroberkommando unterstehen. Die untersten Landwehrbehörden sind 92 Bataillons- und 10 Kavallerieregimentskommanden. Die Landwehrinfanterie in Ungarn besteht aus 94 Bataillonen I. Linie, 30 Bataillonen II. Linie, 94 Ersatzkompagnien und den erforderlichen Stabstruppen. Kavallerie besteht in 10 Husarenregimentern und 8 Zügen Stabstruppen. Das Infanteriebataillon begreift 4 Kompagnien, das Kavallerieregiment 2 Divisionen mit 4 Eskadrons, 1 Pionierzug und 1 Ersatzeskadron. Der Gesamtstand der Landwehr ist 14870 Mann im Frieden und 336487 Mann im Kriege. Das stehende Heer ist im Frieden gegenwärtig in Armeekorps, 33 Truppendivisionen (worunter 2 selbständige für die Kavallerie), 63 Infanterie-, 6 Gebirgs- und 20 Kavalleriebrigaden aufgestellt. Im Kriege wird die Feldarmee wahrscheinlich in 3 Armeen, 15 Armeekorps, 42 Infanterie- und 8 selbständige Truppendivisionen formiert.

Die Marine zählt 8 gepanzerte Kasemattschiffe (mit 124 Geschützen und 48 Mitrailleusen), 2 Panzerfregatten (40 Geschütze, 10 Mitrailleusen), 11 Kreuzer (104 Geschütze, 8 Mitrailleusen), 14 Schiffe zur Küstenbewachung (49 Geschütze), 6 Transport- und Servitutsschiffe (27 Geschütze, 4 Mitrailleusen), 18 Torpedoboote, 2 Flußschiffe (Donaumonitors, 4 Geschütze, 2 Mitrailleusen), dann 14 Schul- und Kasernschiffe (48 Geschütze), 5 Hafenservitutsschiffe (10 Geschütze) und 8 Hulks; zusammen 88 Fahrzeuge mit 406 Geschützen, 72 Mitrailleusen und 89000 indizierten Pferdekräften. Das Seeoffizierkorps (mit Kadetten) beträgt 533 Köpfe im Frieden, 757 im Kriege. Das Matrosenkorps zählt 7340 Mann im Frieden, 11532 Mann im Kriege. Die Marineakademie zu Fiume, die Marineunterreal- und die Volksschule zu Pola vermitteln die Ausbildung für die Flotte. Die Flagge der Kriegsmarine ist horizontal rot, weiß, rot gestreift und zeigt im weißen Mittelstreifen das Hauswappen. Die Handelsflagge ist geteilt, der eine Teil ist horizontal rot, weiß, rot gestreift mit dem österreich., der andere horizontal rot, weiß, grün gestreift mit dem ungar. Wappen im Mittelstreifen.

Das Wappen ist ein dreifaches; das kleinere ist ein schwarzer Doppeladler mit ausgebreiteten Flügeln, goldenen Schnäbeln und Rassen, roten Zungen und goldenen Kronen auf den Köpfen; in der rechten Klaue hält er das Staatsschwert und das goldene Scepter, in der linken den goldenen Reichsapfel; über den beiden Köpfen die Kaisertrone schwebend; auf der Brust des Adlers befindet sich das k. k. Familien- und Hauswappen in einem dreimal gespaltenen Schilde, und zwar rechts im goldenen Felde ein roter, blau gekrönter, aufrecht stehender, nach rechts gewendeter Löwe (Habsburg), in der Mitte ein silberner Querbalken in rotem Felde (Österreich), links in goldenem Felde ein roter Schrägbalken mit drei gestümmelten Adlern (Lothringen); das Familienwappen ist von den Insignien des Goldenen Vließes, des Maria-Theresien-, des Stephans-, des Leopolds- und des Ordens der Eisernen Krone umhangen. Das mittlere Wappen hat auf den ausgebreiteten Flügeln und dem Schwanze des Adlers zehn Wappenschilder der österr. Provinzen. Das große Wappen enthält im goldenen Hauptschild den kaiserl. Adler, welcher auf der Brust einen zweimal senkrecht und ebenso oft quer geteilten Schild mit neun Sektionen trägt, die wieder in mehrere Felder zerfallen, welche die Wappenzeichen des Hauses, der Provinzen und der Anspruchsländer zeigen; der Hauptschild ist mit der Kaisertrone bedeckt, mit den Insignien der genannten Orden umhangen und von zwei goldenen, schwarz gestigelten Greifen mit ausgeschlagenen roten Zungen und schwarzen Hälsen gehalten. Die Reichsfarben sind schwarz und gelb, die Hausfarben Österreichs aber weiß und rot.

Litteratur. Vgl. über die Geographie und Statistik der Österreichisch-Ungarischen Monarchie außer den amtlichen Publikationen der Statistischen Centralkommission, des Statistischen Departements im Handelsministerium und des Ackerbauministeriums: Brachelli, «Handbuch der Geographie und Statistik des Kaisertums Österreich» (Lpz. 1861—67); Hannak, «Geographie der Österreichisch-Ungarischen Monarchie» (Gotha 1871); Steinhauser, «Geographie von Österreich-Ungarn» (Prag 1872); Trampler, «Geographie und Statistik der Österreichisch-Ungarischen Monarchie» (Wien 1874); Grassauer, «Landeskunde von Österreich-Ungarn» (Wien 1875); Brachelli, «Statist. Skizze der Österreichisch-Ungarischen Monarchie» (10. Aufl., Lpz. 1885); Umlauft, «Die Österreichisch-Ungarische Monarchie» (Wien 1875); Klun, «Statistik von Österreich-Ungarn» (Wien 1876); Strahalm, «Polit.-statist. Tafel der Österreich-Ungarischen Monarchie» (Bd. 1—5, Wien 1876—82); Frühwald, «Neuestes Ortslexikon für die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder» (Wien 1879); «Die Länder Österreich-Ungarns in Wort und Bild» (herausg. von Umlauft, Bd. 1—10, Wien 1879—84); «Die Völker Österreich-Ungarns» (Bd. 1—12, Teichen 1881—85); Chavanne, «Physikalisch-statistischer Handatlas von Österreich-Ungarn mit erläuterndem Text» (Wien 1882 fg.); «Österreichisches Statist. Handbuch» (Wien 1883 fg.); «Österreich. Statistik» (Wien 1882 fg.); «Spezialortsrepertorien der im österr. Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder» (Wien 1883 fg.); Kollerlij und Zekelsaluffy, «Ortslexikon der Länder der ungar. Krone» (Budapest 1882); Bädeker, «Österreich-Ungarn» (20. Aufl., Lpz. 1884). Vgl. außerdem: Winterspergen, «Handbuch der österr. Verfassungs- und Verwaltungsgesetzeskunde» (Wien

1875); Maierhofer, «Handbuch für den polit. Verwaltungsdienst in den im Reichsrat vertretenen Königreichen und Ländern» (4. Aufl., 5 Bde., Wien 1880—81); Ulbrich, «Lehrbuch des österr. Staatsrechts» (Berl. 1883); derselbe, «Grundzüge des österr. Verwaltungsrechts» (Lpz. 1884).

Geschichtliches. Den Grundstein der österr. Monarchie bildet das Land unter der Enns. Hier entstand im Zeitalter Karls d. Gr. das Markgrafentum Österreich. Die Habsburger verbanden damit nicht nur den nachmals sog. Österreichischen Kreis und andere Länder, sondern hatten seit 1438 auch fast ununterbrochen die deutsche Kaiserkrone inne und dazu kamen die Kronen von Böhmen (s. d.) und Ungarn (s. d.) 1526 und 1527. Die Reichseinheit wurde durch die sog. Pragmatische Sanktion (s. d.) des Kaisers Karl VI. 1713 festgestellt. Endlich erfolgte 1804 die Erhebung der Monarchie zu einem Erbkaisertum Österreich, seit 1868 Österreichisch-Ungarische Monarchie oder Österreich-Ungarisches Reich genannt.

Das röm. Kaisertum machte sich die Landschaften im Süden der Donau unterthänig. Pannonien, von Octavian erobert (35 v. Chr.), wurde nach dem Aufstand der Illyrier wieder unterworfen (6—9 n. Chr.). Noricum westwärts bis zum Inn wurde von Drusus und Tiberius erobert (15 v. Chr.). Diese Provinzen auf dem Boden des heutigen Österreich und Ungarn standen unter röm. kaiserl. Beamten. Im heutigen Krain stießen die Grenzen von Italien, Noricum und Pannonien zusammen. Beide Provinzen waren zuletzt ganz romanisiert. German. Völker, Markomannen, drangen in diese Gebiete in den Zeiten der Völkerwanderung (Kämpfe des Marc Aurelius, gest. zu Vindobona, 168—181), verschwanden aber bald wieder. Andere Germanen, namentlich Westgoten, setzten sich unter röm. Oberhoheit (um 380) in Oberpannonien und Noricum fest. Nach dem Abzug der Westgoten (409) gewann das weström. Kaisertum Noricum, das österr. Pannonien wieder. Letzteres ging sehr bald an Attilas Hunnenreich verloren, nach dessen Auflösung (453) Ostgoten und Rugier unter röm. Oberhoheit das Land behielten. Noricum erhielt um 470 in dem heil. Severinus einen Schützer röm. Kultur und Verbreiter des Christentums. Nach dem Durchzug der Longobarden besetzten die Avaren, ein türk.-finn. Reitervolk, die Donauländer und herrschten 223 Jahre von der Enns bis nach Dacien, während die Slawen in einzelne Alpenländer, nach Böhmen, Dalmatien u. s. w. eindrangen. Karl d. Gr. zerstörte das Reich der Avaren und errichtete die Grenzmark des Frankenreichs. Zunächst auf seinen Antrieb drang aus Bayern das Christentum mit Macht ein. Die Verheerungen der Ungarn zerstörten diese Mark, und erst Ottos I. Sieg auf dem Lechfelde (10. Aug. 955) befreite Deutschland von den Ungarn und führte zur Erneuerung der Ostmark («Österreich» zuerst in einer Urkunde Ottos III. 996 genannt). Im J. 976 verlieh Otto II. die Mark Österreich seinem treuen Anhänger Leopold I., nach späterer Tradition einem Abkömmling des Hauses des Grafen Adalbert von Babenberg, der durch seine Unternehmungen gegen die Ungarn, deren Grenzfestung Mölk er eroberte, sich auszeichnete und 994 starb. Leopolds Sohn Heinrich I. (bis 1018) hatte seinen Bruder Adalbert (bis 1056) und dieser seinen Sohn Ernst (bis 1075) zum Nachfolger. Unter Adalbert wurde Österreich bis an die Leitha vergrößert. Von Kaiser Heinrich IV. erhielt Ernst große Schenkungen. Ernst blieb wider die Sachsen in der Schlacht an der Unstrut 1075. Ihm folgte in der Regierung erst Leopold II. (bis 1096), dann Leopold III., wichtig für die Kultur des Landes (bis 1137), und endlich Leopold IV. (bis 1141). Diesem verlieh Kaiser Konrad III. auch das Herzogtum Bayern, welches Heinrich der Stolze verwirkt hatte. Aber des letztern Sohn, Heinrich der Löwe, erhielt von Barbarossa sein Erbland zurück und geriet darüber mit Leopolds Nachfolger und Bruder, Heinrich II. Jasomirgott (gest. 1177), in Streit. Die Ausgleichung geschah 17. Sept. 1156 zu Regensburg. Der Welfe Heinrich erhielt Bayern, Heinrich Jasomirgott wurde mit den zum Herzogtum erhobenen beiden Marken ob und unter der Enns belehnt und mit wichtigen Vorrechten ausgestattet. Außerdem ist Heinrich Jasomirgott bemerkenswert durch seine Teilnahme an dem zweiten Kreuzzug, sowie dadurch, daß er die fürstl. Residenz nach Wien verlegte und daselbst das Schottenkloster stiftete. Er starb 13. Jan. 1177. Ihm folgte in der Herrschaft sein Sohn Leopold V. (bis 1194), unter welchem Steiermark mit Österreich 1186 vereinigt wurde. Auf Leopold V. folgte dessen Sohn Friedrich der Katholische (bis 1198) und diesem sein Bruder Leopold VI. der Glorreiche (bis 1230), der zahlreiche Züge gegen die Ungarn und gegen die Ungläubigen in und außerhalb Europa machte. Sein Sohn Friedrich der Streitbare vermehrte die vom Vater geerbten Lehen in Krain dergestalt, daß er sich bereits Herr von Krain nannte. Er starb 12. Juli 1246 im Kampf gegen die Magyaren. Mit ihm erlosch das Geschlecht der Babenberger.

Die folgende Zeit 1246—82 heißt das Österreichische Interregnum. Kaiser Friedrich II. erklärte nämlich Österreich und Steiermark als erledigtes Reichslehn für ein Erbgut der deutschen Kaiser und setzte einen Statthalter nach Wien. Aber des verstorbenen Herzogs Friedrich Schwester Margarete, die Witwe des röm. Königs Heinrich VII., und seine Nichte Gertrud, die mit dem Markgrafen Hermann von Baden vermählt war, erhoben Ansprüche auf das Erbe Friedrichs. Markgraf Hermann, vom Papst und einer starken Partei unterstützt, bemächtigte sich Wiens und mehrerer österr. Städte, starb indes schon 1250, als sein Sohn Friedrich, der später 1268 mit Konradin von Schwaben in Neapel enthauptet wurde, erst ein Jahr alt war. Da nun verschiedene Parteien das Land verwirrten, so faßten die Stände von Österreich, deren bereits 1096 urkundlich gedacht wird, den Entschluß, Ottokar, den Sohn des Böhmenkönigs Wenzeslaw, zum Herzog von Österreich und Steiermark zu wählen. Ottokar suchte durch die Vermählung mit der verwitweten Königin Margarete (1252) seinen Anhang zu vermehren und besiegt 1253 den böhm. Thron. Nachdem er 1260 Steiermark dem König Bela von Ungarn durch den Sieg auf dem Marchfelde entrissen, verstieß er seine Gemahlin Margarete 1261, vermählte sich mit Belas Enkelin Kunigunde und ließ sich 1262 von dem röm. König Richard mit beiden Herzogtümern belehnen. Durch das Testament seines Vetters Ulrich, des letzten Herzogs von Kärnten und Friaul, fielen ihm 1269 das Herzogtum Kärnten, der damit vereinigte Teil von Krain, das Histerreich und ein Teil von Friaul zu. Er wollte

König Rudolf von Habsburg nicht anerkennen, wurde aber im Nov. 1276 durch die Kapitulation von Wien gezwungen, die gesamten österr. Besitzungen abzutreten. Als er sich aufs neue erhob, verlor er auf dem Marchfelde 26. Aug. 1278 Schlacht und Leben, und sein Sohn Wenzeslaw mußte, um seine Erblande zu behalten, allen Ansprüchen auf jene Länder entsagen. König Rudolf ernannte seinen Sohn Albrecht zum Statthalter. Als er die Einwilligung der Kurfürsten erhalten, belehnte er 27. Dez. 1282 seine Söhne Albrecht und Rudolf mit den Herzogtümern Österreich, Steiermark und Kärnten. Diese überließen Kärnten dem Grafen Meinhard von Tirol, Albrechts Schwiegervater, und schlossen 1283 einen Vergleich, zufolge dessen Albrecht allein in den Besitz von Österreich, Steiermark und Krain kam.

Mit dem Eintritt der habsburgischen Dynastie fand eigentlich erst die Begründung der nachmaligen Größe Österreichs statt. Nach Albrechts Ermordung 1. Mai 1308 folgten ihm in der Regierung der Erbländer seine Söhne Friedrich der Schöne und Leopold. Friedrich wurde 1314 von einigen Kurfürsten zum deutschen König erwählt, unterlag jedoch seinem Gegner, Ludwig dem Bayer, bei Mühldorf 22. Sept. 1322 und wurde 1325 von Ludwig freigelassen. Nach dem Tode Leopolds und Friedrichs verglichen sich ihre beiden Brüder Albrecht II. und Otto mit dem Kaiser Ludwig zu Hagenau 6. Aug. 1330. Nach dem Aussterben von Meinhards Mannsstamm fiel Kärnten 1335 wieder an Österreich, 1363 Tirol durch Vermächtnis Margaretas, der Gemahlin Meinhards III. von Tirol, an Rudolf den Stifter. Dieser vollendete die Stephanskirche, errichtete das Kollegiatstift und begründete 1365 die Universität zu Wien. Kinderlos starb er 1365. Hierauf teilten die beiden hinterbliebenen Brüder 1379 die Länder so, daß Albrecht III. Österreich nahm und alle übrigen Länder seinem Bruder Leopold III. überließ. Albrecht III. und Leopold stifteten zwei Linien, die österreichische und die steiermärkische. Leopold kaufte vom Grafen von Montfort die Grafschaft Feldkirch, vom Grafen von Fürstenberg den Breisgau, von dem Grafen von Werdenberg die Grafschaft Bludenz, dann Hohenberg und erwarb pfandweise vom König Wenzel die Landvogtei in Ober- und Niederschwaben, sowie 1382 noch Triest. Als er bei Sempach 1386 das Leben verloren, führte Albrecht die vormundschaftliche Regierung über die Länder der unmündigen Söhne seines Bruders. Albrechts III. einziger Sohn Albrecht IV. war, als der Vater starb, in Palästina. Nach seiner Rückkehr starb er an Gift vor Znaim 1404. Sein Sohn, Albrecht V. (als Kaiser Albrecht II.) vereinigte, als Schwiegersohn des Kaisers Sigismund, 1438 die Kronen von Ungarn und Böhmen mit der deutschen Kaiserkrone, starb aber schon 1439. Sein Sohn Ladislaw (Posthumus) beschloß 1457 die österr. Linie, deren Länder der steiermärkischen zufielen. Doch Ungarn und Böhmen gingen verloren, sowie nach blutigen Streitigkeiten mit den Schweizern auch die letzten habsburgischen Stammgüter in Helvetien. Dagegen blieb die deutsche Kaiserkrone fortan fast ununterbrochen beim Hause Österreich. Das Haupt der steiermärk. Linie, Friedrich V., als Kaiser Friedrich III., war 1439—93 deutscher König und Kaiser und erhob Österreich 6. Jan. 1453 zum Erzherzogtum. Den nach Ladislaws Tode zwischen Kaiser Friedrich III. und seinem Bruder Albrecht ausgebrochenen Erbstreit, während dessen der Kaiser in der wiener Hofburg von den Bürgern belagert wurde, endigte Albrechts Tod 1463. Böhmen und Ungarn an sich zu reißen, gelang Friedrich nicht. Sein Sohn und Nachfolger Maximilian I. erwarb durch die Vermählung mit Maria von Burgund 1477 die Niederlande, vereinigte nach dem Tode seines Vetters Sigismund von Tirol wieder ganz Österreich unter seiner Herrschaft und erwarb seinem Hause erneuerte Ansprüche auf Ungarn und Böhmen. Die Verheiratung seines Sohnes Philipp mit Johanna von Spanien führte das Haus Habsburg auf den Thron von Spanien und Indien. Da aber Philipp schon 1506 gestorben war, so erfolgte die Vereinigung Spaniens und Österreichs erst nach Maximilians Tode 12. Jan. 1519, indem sein Enkel, Philipps ältester Sohn, Karl I., König von Spanien, unter dem Namen Karl V. zum deutschen Kaiser erwählt wurde. Dieser überließ durch die Teilungsverträge von Worms 28. April 1521, vom 30. Jan. 1522 und 7. Febr. 1522 alle deutschen Länder seinem Bruder Ferdinand I.

Ferdinand I. erwarb durch seine Vermählung mit Anna, der Schwester des ungar. Königs Ludwig II., nach dessen Tode in der Schlacht bei Mohacs 1526 die Königreiche Ungarn und Böhmen nebst den zu Böhmen gehörenden Ländern Mähren, Schlesien und Lausitz. In Ungarn wurde jedoch Johann von Zapolya zum Gegenkönig gewählt, der den Sultan Soliman II. herbeirief. Schon 1529 stand dieser vor den Mauern Wiens. Nur die klugen Maßregeln des österr. Feldherrn, Niklas Grafen von Salm, retteten damals die Hauptstadt, und die Reichsarmee nötigte Soliman zum Rückzug. Hierauf kam 1535 ein Vergleich zu Stande, nach welchem Johann von Zapolya den Königstitel und die Hälfte von Ungarn erhielt, seine Nachkommen aber nur Siebenbürgen behalten sollten. Als Johann gestorben, entstanden neue Unruhen, in die wieder der Sultan Soliman sich einmischte, von dem Ferdinand 1562 den Besitz von Niederungarn durch das Versprechen eines jährlichen Tributs von 30000 Dukaten erkaufen mußte. Ferdinand empfing die Kaiserkrone, nachdem sein Bruder Karl 1556 der Regierung entsagt hatte, und starb 25. Juli 1564. Nach seinem Willen teilten seine drei Söhne die väterliche Erbschaft so, daß der älteste, Kaiser Maximilian II., Österreich, Ungarn und Böhmen, der zweite, Ferdinand, Tirol und Vorderösterreich, und der dritte, Karl, Steiermark, Kärnten, Krain und Görz erhielt. Kaiser Maximilian war in Ungarn glücklicher als sein Vater; der Tod Solimans vor Szigeth 1566 hatte einen Waffenstillstand zur Folge. Er ließ 1572 seinen ältesten Sohn Rudolf als König von Ungarn krönen, der 1575 auch zum König von Böhmen gekrönt und zum röm. König erwählt wurde. Maximilian II., unter dessen toleranter Regierung die prot. Lehre in allen österr. Ländern große Fortschritte machte, starb 12. Okt. 1576; von seinen fünf Söhnen wurde der älteste, Rudolf II., Kaiser. Unter diesem fielen die Besitzungen des Erzherzogs Ferdinand von Tirol u. s. w., der sich mit der schönen Bürgerstochter von Augsburg, Philippine Welser, vermählt hatte, nach dessen Tode 1595 an die beiden überlebenden Linien zurück, da man dessen Kinder nicht für ebenbürtig

anerkannte. Rudolf II. überließ die Regierung seinen Ministern, und unter ihm begann die habsburgische Reaktion gegen den Protestantismus. Er mußte 1608 Ungarn und 1611 Böhmen und die österr. Erblande an seinen Bruder Matthias abtreten, der ihm 1612 in der Kaiserwürde folgte. Matthias starb 20. März 1619. Mit ihm erlischt die zweite österr. Linie. Es folgte ihm sein Vetter Ferdinand, der älteste Sohn des 1590 verstorbenen Erzherzogs Karl von Steiermark, auch in Österreich, Böhmen und Ungarn und wurde zugleich als Ferdinand II. zum Kaiser erwählt. Dagegen erhielt Tirol und Vorderösterreich Ferdinands jüngerer Bruder Leopold, dessen Nachkommenschaft aber schon 1665 ausstarb, worauf diese Länder an die Hauptlinie zurückfielen. Dies war die letzte Landesteilung im österr. Hause; denn Ferdinand II. erließ testamentarisch ein Primogeniturgesetz, das unverbrüchlich gehalten wurde.

Ferdinand II. war ein eifriger Gönner der Jesuiten und hatte schon als Erzherzog die prot. Länder Steiermark, Kärnten, Krain gewaltsam katholisiert. Deshalb weigerten sich die Böhmen, ihn als König anzuerkennen, und auch in den österr. Erblanden sowie in Ungarn fand er Widerstand. Die böhm. Stände wählten sogar das Haupt der evang. Union, den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, zu ihrem König. Doch nach der Schlacht am Weißen Berge bei Prag 1620 wurde Böhmen Ferdinand unterworfen, der nun in Böhmen, Mähren und Schlesien eine förmliche Ausrottung der prot. Religion begann, wodurch Tausende zur Auswanderung veranlaßt wurden. Zuletzt wurde Ungarn bezwungen, das unter Bethlen Gabor, dem Fürsten von Siebenbürgen, sich empört hatte. Ferdinands Nachfolger, Kaiser Ferdinand III., 1637—57, setzte den Krieg fort. Wie Ferdinand II. im Prager Frieden 1635 die Lausitz an Sachsen, so mußte Ferdinand III. im Westfälischen Frieden 1648 den Elsaß an Frankreich abtreten. Ferdinands III. Sohn und Nachfolger, Kaiser Leopold I., reizte die Ungarn durch unduldsame Härte. Tökölys fand Unterstützung von seiten der Pforte, und Kara-Mustapha belagerte 1683 Wien, das nur den zur Hilfe herbeieilenden Deutschen und Polen unter der Anführung des Herzogs Karl von Lothringen und des Königs Johann Sobiesti seine Rettung zu danken hatte. Nachdem hierauf die Siege seiner Feldherren dem Kaiser ganz Ungarn unterworfen, verwandelte er dasselbe 1687 in ein Erbreich und vereinigte damit Siebenbürgen. Auch mußte die vom Prinzen Eugen bezwungene Pforte im Karlowitzer Frieden von 1699 das Land zwischen der Donau und Theiß zurückgeben und im Passarowiczer Frieden von 1718 andere wichtige Provinzen an Ungarn abtreten. Dagegen scheiterte Leopolds Plan, seinem zweiten Sohne Karl die Erbfolge in der span. Monarchie von dem kinderlosen König Karl II. von Spanien zusichern zu lassen, indem Frankreichs Politik den letztern vermochte, den Enkel Ludwigs XIV., Philipp von Anjou, zum Erben einzusetzen. Die Folge davon war der Spanische Erbfolgekrieg (s. d.), während dessen Leopold 5. Mai 1705 starb. Sein ältester Sohn und Nachfolger, Kaiser Joseph I., setzte den Krieg fort, starb aber ohne männliche Nachkommen schon 17. April 1711. Ihm folgte sein Bruder Karl in den Erbstaaten wie auch als Karl VI. auf dem deutschen Kaiserthrone. Karl VI. mußte dem von seinen Bundesgenossen zu Utrecht abgeschlossenen Frieden 1714 in den Friedensschlüssen zu Rastatt und Baden beitreten, die ihm den Besitz der Niederlande, Mailands, Mantuas, Neapels und Sardiniens (seit 1720 Siciliens für Sardinien) sicherten. Im Wiener Frieden von 1735 und 1738 mußte er Neapel und Sicilien an den Infanten von Spanien, Don Carlos, und an den König von Sardinien einen Teil der Lombardei abtreten, wofür er bloß Parma und Piacenza erhielt. Ebenso verlor er im Belgrader Frieden von 1739 fast alle Früchte der Siege Eugens, indem er Belgrad, Serbien, den österr. Anteil an der Walachei, Orsova und Bosnien an die Pforte zurückgeben mußte. Das Herzogtum Lothringen, das Stammland seines Schwiegersohns Franz Stephan, gab er an den vertriebenen Polenkönig Stanislaus Leszczynski und mittelbar an Frankreich, während jener Toscana 1737 erhielt. In dies alles willigte Karl VI., um seiner Tochter Maria Theresia die Erbfolge in der Monarchie durch die Pragmatische Sanktion zuzusichern, die nach und nach von allen europ. Mächten anerkannt wurde.

Als mit Karls VI. Tode 20. Okt. 1740 der habsburger Mannsstamm erlosch, übernahm dessen Tochter, Maria Theresia, die Regierung sämtlicher österr. Erblande. Doch von allen Seiten erhoben sich Ansprüche gegen sie. Ein heftiger Krieg begann, in welchem bloß England auf ihrer Seite war. (S. Österreichischer Erbfolgekrieg und Schlesische Kriege.) In den Friedensschlüssen 1742 und 1745 mußte Maria Theresia an Preußen Schlesien nebst Glatz, mit Ausnahme von Teschen, Jägerndorf und Troppau, auch im Frieden zu Aachen 1748 die Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla an den Infanten Don Philipp von Spanien und einige Bezirke von Mailand an Sardinien abtreten. Zur Wiedereroberung Schlesiens verband sie sich mit Frankreich, Rußland, Sachsen und Schweden; aber nach sieben Jahren eines blutigen Kriegs behielt Preußen im Hubertusburger Frieden (1763) Schlesien. (S. Siebenjähriger Krieg.) Am 18. Aug. 1765 starb Maria Theresias Gemahl Franz und Joseph II. wurde Mitregent der Mutter in den Erbstaaten und deutscher Kaiser. Nebenlinien des Hauses Österreich entstanden durch Maria Theresias jüngere Söhne, den Erzherzog Peter Leopold in Toscana (s. d.) und den Erzherzog Ferdinand, der die Erbtochter von Este (s. d.) heiratete, in Modena (s. d.). Maria Theresia gewann 1772 bei der ersten Teilung Polens Galizien und Lodomerien. Die Pforte mußte 1775 die Bukowina an sie abtreten, und im Teschener Frieden (1779) erhielt sie das Innviertel, sodaß bei ihrem Tode (28. Nov. 1780) Österreich 610000 qkm umfaßte. Die Zahl der Bevölkerung war auf 24 Mill. gestiegen. Die Regierung der Kaiserin Maria Theresia, welcher der Minister Kaunitz zur Seite stand, zeichnete sich durch zahlreiche, aber langsame und vorsichtige Reformen aus; auch begann sie eine größere Centralisation, wenigstens für die deutschen Erblande anzubahnen. Ihr Nachfolger, Joseph II., handelte mit rastloser Thätigkeit im Geiste des aufgeklärten Despotismus jener Zeit, doch zu rasch und zu gewaltsam. Seine rücksichtslose Centralisation und Germanisation veranlaßte Unruhen in Ungarn und den Niederlanden. Sein Plan, Niederbayern und die Oberpfalz zu erhalten, scheiterte an dem Vorgehen Preußens, und als er die

Niederlande als burgund. Königreich dem Kurfürsten Karl Theodor gegen Bayern überlassen wollte, stand ihm der von Friedrich d. Gr. gestiftete deutsche Fürstenbund entgegen. Nicht glücklicher war der Kaiser im Kriege 1788 gegen die Pforte. Er starb 20. Febr. 1790.

Auf Joseph II. folgte in der Regierung dessen Bruder, der bisherige Großherzog von Toscana, als Kaiser Leopold II. Es gelang demselben, durch Nachgeben und Festigkeit die Niederlande zu beruhigen und die Ungarn zu befriedigen. Er starb noch vor Ausbruch des Revolutionskriegs 1. März 1792. Kurz nach der Thronbesteigung seines Sohnes Franz, noch ehe derselbe (14. Juli 1792) als Franz II. zum deutschen Kaiser erwählt worden, erklärte Frankreich an diesen den Krieg. (S. Französische Revolutionskriege.) Österreich verlor in dem ersten Friedensschluß von Campo-Formio (17. Okt. 1797) die Lombardei nebst den Niederlanden, wofür es den größten Teil des venet. Gebietes erhielt. Zwei Jahre früher war Österreich bei der dritten Teilung Polens durch Westgalizien vergrößert worden. Im Anfang 1799 begann der Kaiser Franz, mit Rußland, England, Neapel und der Türkei verbunden, den Krieg gegen Frankreich aufs neue; doch Bonaparte erzwang den Frieden von Lunéville (9. Febr. 1801), in welchem in der Hauptsache die Abtretungen von Campo-Formio bestätigt wurden. Durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 erhielt Österreich die beiden tiroler Erzstifte und Brixen, sodaß es, mit Einschluß der letzten Erwerbungen in Polen, ungeachtet jener Abtretungen in den Koalitionskriegen, über 660 000 qkm umfaßte. Als Frankreichs Erster Konsul sich zum Kaiser ausrufen ließ, erklärte sich Franz 11. Aug. 1804 zum Erbkaiser von Österreich, indem er unter dem Namen Kaisertum Österreich alle seine Staaten zu einem Ganzen vereinigte. Noch einmal griff 1805 der Kaiser, im Bunde mit Rußland und Großbritannien, zu den Waffen gegen Napoleon I. (S. Französisch-Österreichischer Krieg von 1805.) Der Krieg endigte mit dem Frieden von Preßburg (26. Dez. 1805), in welchem Franz Vorderösterreich, Tirol und Venetien abtreten mußte und dafür Salzburg erhielt. Nach der Errichtung des Rheinbundes (12. Juli 1806) entsagte Kaiser Franz 6. Aug. 1806 der deutschen Kaiserwürde, welche seine Familie fast 500 Jahre bekleidet hatte, und nannte sich nun Franz I., Kaiser von Österreich. Als solcher beschloß er 1809 einen neuen Krieg gegen Frankreich, allein ohne Bundesgenossen, außer Großbritannien. (S. Französisch-Österreichischer Krieg von 1809.) Die Österreicher kämpften mit Mut und Anstrengung; allein sie unterlagen auch diesmal: Der Friede zu Wien (14. Okt. 1809) kostete der Monarchie ihre schönsten Provinzen: Salzburg mit Berchtesgaden, das Innviertel, Krain mit Görz, Triest, den villacher Kreis, Kroatien zum größten Teil, Istrien, Westgalizien und einen Teil Ostgaliziens und führte zum partiellen Staatsbankrott. Österreich suchte nun die franz. Allianz, und 1810 erfolgte die Verbindung Napoleons I. mit der Erzherzogin Marie Luise. Nachdem aber Napoleons I. Macht in Rußland gebrochen, Preußen gegen die Fremdherrschaft aufgestanden, der Kongreß in Prag ohne Resultat geblieben war, erklärte Kaiser Franz an Frankreich den Krieg 12. Aug. 1813. (S. Russisch-Deutsch-Französischer Krieg.)

In dem Frieden zu Paris von 1814 erhielt er den zum Lombardisch-Venetianischen Königreich erhobenen Teil Italiens und die früher abgetretenen Teile seiner Erbländer nebst Dalmatien zurück, während zugleich die österr. Nebenlinien in Toscana und Modena wieder eingesetzt wurden.

Durch die neue Gestaltung Europas auf dem Wiener Kongreß 1815 und den mit Bayern zu München 14. April 1816 abgeschlossenen Vertrag erhielt die österr. Monarchie einen Zuwachs von etwa 8260 qkm, gewann aber auch wesentlich in Hinsicht auf Lage, Abrundung und Handelsverkehr. Nach Wiederherstellung des allgemeinen Friedens war das mächtige Österreich unter Leitung Metternichs der entschiedenste Vertreter des sog. Systems der Stabilität und Legitimität. Namentlich wußte Österreich als Präsidialmacht des Deutschen Bundes einen drückenden Einfluß auf den Gang der Dinge in Deutschland zu gewinnen. Auf den Kongressen zu Troppau 1820, Laibach 1821, Verona 1822 war es dem Range nach die erste Macht. In übereinstimmung mit der Heiligen Allianz stellten österr. Heere 1822 die alten Zustände in Neapel und Piemont wieder her. Die Unruhen in mehrern deutschen Staaten seit 1830 gaben Österreich Veranlassung, auf die einzelnen deutschen Regierungen im Sinne der Reaktion einzuwirken. Dieses geschah namentlich in den Bundesbeschlüssen von 1832 und bei den wiener Ministerialkonferenzen von 1834. Der Tod des Kaisers Franz I. (2. März 1835) änderte wenig in dem Regierungssystem. Franz' ältester Sohn und Nachfolger, Kaiser Ferdinand I., erklärte bei seiner Thronbesteigung, im Geiste seines Vaters fortregieren zu wollen. Mit Preußen und Rußland befestigte der Kaiser den polit. Bund bei einer persönlichen Zusammenkunft mit Friedrich Wilhelm III. und Nikolaus zu Teplitz im Okt. 1835.

Ungeachtet der langen Friedensperiode gediehen die innern Zustände Österreichs allmählich zu einer bedenklichen Krisis. In den einzelnen Nationalitäten der großen Monarchie war eine mächtige Opposition groß geworden, die ständischen Landtage traten mit Forderungen und Beschwerden hervor. In Böhmen sammelten sich seit der Gründung des Museums durch den Grafen Sternberg czech.-nationale Elemente, die zunächst eine litterarische Opposition organisierten (Hanka, Palacky u. s. w.). In Ungarn gab Graf Stephan Szechényi den Anstoß zu einer nationalen, liberalen oppositionellen Bewegung, die jedoch durch die Popularität des Erzherzogs Palatinus Joseph (gest. 1847) gestaut wurde. Der poln. Aufstand von 1846 führte zur Einverleibung der Republik Krakau in die österr. Monarchie im Nov. 1846. In Italien befand sich bereits die revolutionäre Bewegung in vollem Gang, als der Sturz Ludwig Philipps und die franz. Revolution vom 24. Febr. 1848 das alte Europa in den Grundfesten erschütterten. Auch in Wien entstand eine Volksbewegung 13. März, der gegenüber Regierung und Militärmacht alle Haltung verloren und nach geringem Widerstand sich fügten. Metternich wurde gezwungen, seine Entlassung zu nehmen. Bürgerbewaffnung und freie Presse wurden vom Kaiser gewährt und 15. März die Einberufung einer beratenden Versammlung aus allen Teilen der Monarchie verheißen. Gleichzeitig hatte in Ungarn die Opposition ihre Forderung eines selbständigen Ministeriums,

das dem Landtag verantwortlich sei, durchgesetzt, und der Kaiser konnte die Sanktion nicht verweigern. In Italien hatte der Vizekönig Mailand bereits verlassen, als bald darauf (18. März) dort und in Venedig der Aufstand ausbrach.

Eine in Wien veranstaltete Massenbewegung 15. Mai 1848 erzwang die Revision des Wahlgesetzes, nach welchem der neue Reichstag als ein konstituierender berufen werden sollte. Diese Vorgänge bewogen die kaiserl. Familie, nach Innsbruck zu flüchten. Während der Kaiser in Innsbruck (bis 12. Aug.) verweilte, Wien der Volksherrschaft überliefert war, die Ungarn selbständig ihren Weg gingen, zu Prag in den Pfingsttagen ein slaw. Aufstand ausbrach, den Fürst Windischgrätz mit blutiger Strenge unterdrückte, ermannte sich die österr. Staatsmacht zuerst wieder in Italien. Dort hatte Radetzky die Armee Karl Alberts von Sardinien, der gleichzeitig mit dem Ausbruch der Revolution den Krieg an Österreich erklärte, nach einer Reihe blutiger Gefechte, namentlich bei Custozza (25. Juli), entscheidend geschlagen. (S. Italienischer Krieg von 1848/49.) Ein Waffenstillstand, der die Lombardei wieder unterwarf, war die Frucht dieses Siegs. Indes zeigte sich in Wien die Regierung ohnmächtiger als bisher. Das nach Metternichs Flucht gebildete Ministerium (Ficquelmont, Pillersdorf, Sommaruga u. s. w.) ward (8. Juli) durch die Nationalgarden und die akademische Legion zum Rücktritt gezwungen und durch ein neues (Wessenberg, Bach, Kraus, Latour u. s. w.) ersetzt. Der Kaiser blieb in Innsbruck und ließ den konstituierenden Reichstag in Wien durch seinen Stellvertreter, den Erzherzog Johann, 22. Juli eröffnen. In Ungarn aber bereitete sich ein Bürgerkrieg vor. Die Kroaten unter ihrem Banus Jellachich lehnten sich gegen das magyar. Übergewicht auf und weigerten sich, der ungar. Regierung, die unter dem Ministerium Batthyányi-Kossuth schon fast ganz unabhängig auftrat, Gehorsam zu leisten. Während sich Jellachich in Bewegung gegen Ungarn setzte, verließ der Erzherzog Palatinus Stephan das Land und ging nach Deutschland (September). Kaiser Ferdinand, der endlich im August nach Wien zurückgekehrt war, ernannte nun den Grafen Lamberg zum Kommissar und Oberkommandanten von Ungarn; derselbe wurde aber auf der pester Brücke (28. Sept.) ermordet. Dem Banus wurde nun das Oberkommando übertragen und der ungar. Landtag aufgelöst. Der Landtag löste sich aber nicht auf, sondern wählte Kossuth zum Präsidenten des Landesverteidigungsausschusses. Zugleich brach aus Anlaß des Abmarsches kaiserl. Truppen nach Ungarn in Wien selbst 6. Okt. 1848 ein furchtbarer Aufstand aus, dem der Kriegsminister Latour zum Opfer fiel und der erst am 31. Okt. gedämpft wurde. Es wurden nun die strengsten militärischen Maßregeln genommen, eine Anzahl Führer und Teilnehmer, unter ihnen auch Robert Blum, 9. Nov. kriegsgerichtlich verurteilt und erschossen. Schon vor dem Beginn des Kampfes hatte ein kaiserl. Manifest den konstituierenden Reichstag, der 22. Juli zusammengetreten war, vertagt und ihn auf den 15. Nov. nach Kremsier berufen. Jetzt folgte 22. Nov. die Bildung eines neuen Ministeriums, in welchem Fürst Felix Schwarzenberg, Graf Stadion, Bach, Bruck, Kraus u. s. w., später Schmerling eintraten. Am 2. Dez. erfolgte die Abdankung des Kaisers zu Gunsten seines Neffen Franz Joseph I. Im Winter überschritt der zum Oberbefehlshaber ernannte Fürst Windischgrätz die Leitha und begann den Krieg in Ungarn. Nach mehrern glücklichen Gefechten ward (Jan. 1849) Ofen besetzt, und die ungar. Armee zog sich auf das linke Ufer der Theiß. Während sich hier der heftige Kampf des Sommers vorbereitete, erfolgten auf andern Stellen entscheidende Ereignisse. Der Waffenstillstand mit Sardinien war im März 1849 gekündigt worden. Radetzky eröffnete demnach seinen ebenso kurzen wie erfolgreichen Feldzug und schlug (20. bis 24. März) die sardin. Armee entscheidend bei Mortara und Novara. Sardinien behielt zwar seine vormaligen Grenzen, mußte aber 15 Mill. Lire Kriegskosten zahlen. Mit der Übergabe Venedigs (August) war die Unterwerfung Italiens vollendet. In Kremsier vermochte sich indes die Regierung mit dem Reichstag nicht zu verständigen. Sie löste denselben auf und oktroyierte 4. März 1849 eine Verfassung, in welcher die Einheit und Unteilbarkeit der Monarchie festgesetzt war. Am 14. April sprach der ungar. Reichstag die Entsetzung des Hauses Habsburg-Lothringen aus und Kossuth wurde zum Gouverneurpräsidenten der neuen Republik ernannt. Ende April drangen die Magyaren wieder in Pest ein, und bald darauf erlag ihnen auch Ofen. Der Krieg nahm erst für Österreich eine bessere Wendung, als Rußland militärische Hilfe sandte. Am 13. Aug. 1849 streckte der Diktator Görgei vor den Russen bei Világos die Waffen. Mit der Kapitulation des ungar. Generals Klapka in Komorn (September) war die Unterwerfung Ungarns vollendet. Das Land ward wie ein erobertes behandelt und die in Arad gefangenen Offiziere von Haynau mit blutiger Strenge gestraft. (S. Ungarn.)

In eine eigentümliche Verwickelung waren während dieser Zeit die Verhältnisse zu Deutschland geraten. In der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt hatte die Beratung über die Verfassung die Richtung genommen auf einen Bundesstaat unter preuß. Leitung und eine weitere Union mit Österreich. Aber das österr. Kabinett (Febr. 1849) verwahrte sich entschieden gegen die Unterordnung des Kaisers unter jede von einem andern deutschen Fürsten gehandhabte Centralgewalt, und 5. April 1849 wurden die österr. Abgeordneten aus Frankfurt zurückberufen. Die Weigerung des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, die deutsche Kaiserkrone anzunehmen, und die geschickte Taktik des Erzherzogs-Reichsverwesers Johann, der die österr. Interessen unermüdet und mit Erfolg vertrat, lamen der österr. Politik zu Hilfe. Den preuß. Bestrebungen, einen engern Bundesstaat zu gründen, stellte Österreich die Zusammenkunft des Kaisers mit den Königen von Bayern und Württemberg in Bregenz Okt. 1850 entgegen und zwang durch seinen Einmarsch in Kurhessen Preußen, zwischen Krieg und Unterwerfung zu wählen. Preußen fügte sich den österr. Forderungen zu Olmütz (29. Nov.). Die Union wurde aufgegeben, die Exekution in Hessen und Holstein bewilligt, die Revision der Bundesverfassung auf die Dresdener Konferenzen (seit Ende Dezember) verschoben. Die Zwecke, die Schwarzenbergs Politik verfolgte, wurden freilich zu Dresden nicht erreicht. Die Bundesverfassung blieb unverändert. Auch den beabsichtigten Eintritt Gesamtösterreichs in den Deutschen Bund gab man allmählich auf.

Im Jan. 1851 trat Schmerling, im Mai Bruck aus dem Ministerium, womit die freisinnigen Elemente beseitigt waren. Am 1. Jan. 1852 erschien eine Kundmachung, wonach die Verfassung von 1849 und die Grundrechte aufgehoben, die Schwurgerichte beseitigt, die Gemeindeverfassung umgestaltet und an die Stelle der Provinzialstände beratende Ausschüsse aus dem Erbadel und den Grundbesitzern gesetzt wurden. Daran schloß sich die kirchliche Reaktion. Die beabsichtigte Zolleinigung mit Deutschland konnte Schwarzenberg nicht durchsetzen, wenn es ihm auch gelang, die süddeutschen Staaten und Sachsen dafür zu gewinnen. Während dieser Verhandlungen starb plötzlich (5. April 1852) Fürst Schwarzenberg. Sein Nachfolger war Graf Buol-Schauenstein, in dessen Politik das Bemühen, mit Preußen wieder in ein freundlicheres Verhältnis zu kommen, hervortrat. Eine Zolleinigung Österreichs mit Deutschland war nicht durchzuführen, jedoch die Unterhandlungen Brucks führten zu dem 19. Febr. 1853 abgeschlossenen Handelsvertrag, der einen großen Teil der bisherigen Schranken zwischen Deutschland und Österreich wegräumte.

In dem russ.-türk. Konflikt, der zum Krimkrieg führte, nahm Österreich zuerst eine vermittelnde Stellung zwischen Rußland und den Westmächten ein; Konferenzen, die 21. Juli 1853 in Wien eröffnet wurden, verliefen resultatlos. Der russ. Kaiser Nikolaus glaubte, zum Dank für die in Ungarn geleistete Hilfe, der Bundesgenossenschaft des Kaisers Franz Joseph sicher zu sein; allein die Zusammenkünfte beider Monarchen in Olmütz und Warschau verliefen ohne Resultat, und im Okt. 1853 erklärte Österreich seine Neutralität. Nach dem Ausbruch des Orientkriegs (s. d.) vereinigte sich Österreich mit Preußen zu einem gegenseitigen Garantievertrag (20. April 1854), dem 24. Juli auch der Deutsche Bund beitrat. Nunmehr richtete Österreich eine Sommation an Rußland, um die Räumung der Donaufürstentümer zu fordern, und als infolge dessen die Russen abzogen, wurden die Donaufürstentümer bis zum Frieden von österr. Truppen besetzt. Zugleich näherte sich Österreich immer mehr den Westmächten und schloß sogar mit denselben (2. Dez. 1854) eine eventuelle Allianz, ohne jedoch in den Krieg einzutreten. Nach dem Falle von Sewastopol nahm es die Vermittelung wieder auf, welche dann zum Abschluß des Pariser Friedens (30. März 1856) führte. Auf dem Friedenskongreß brachte der sardin. Minister Cavour die traurigen Zustände Italiens unter dem Einfluß Österreichs zur Sprache und wußte letzteres diplomatisch zu isolieren.

Unterdes war in der innern Verwaltung Österreichs unter dem Minister Bach das System der Reaktion zur vollen Durchführung gelangt. Auf dem kirchlichen Gebiet brach man durchaus mit den Traditionen Kaiser Josephs II. und schloß mit dem Papst das Konkordat vom 18. Aug. 1855, welches alle ultramontanen Ansprüche im ausgedehntesten Maße zugestand, das ganze Unterrichtswesen dem Klerus auslieferte und der religiösen Intoleranz die freieste Bahn schuf. Erfreulicher zeigte sich dagegen die Regierungsthätigkeit auf dem Gebiet der materiellen Interessen, seit Bruck im März 1855 wieder das Ministerium der Finanzen übernommen. Namentlich begann die Ausführung der großen Eisenbahnbauten. Auch begann die Regelung des Staatshaushalts und die Hebung des Staatskredits, welche finanziellen Resultate freilich durch den Ausbruch des ital. Kriegs (s. Italienischer Krieg von 1859) nur allzu schnell wieder rückgängig gemacht wurden. Gegen Frankreich und Sardinien, welchem letztern die gesamte revolutionäre Propaganda diente, hatte Österreich sich zu wehren. Der Krieg verlief unglücklich, die Schlachten bei Magenta (4. Juni 1859) und Solferino (24. Juni) brachten die Lombardei in die Hände Frankreichs, das sie an Sardinien gab. In den ital. Kleinstaaten flohen die mit Österreich verwandten Dynasten und Volksabstimmungen in Mittelitalien erhoben das Haus Savoyen zur Herrschaft. Die Katastrophe von 1859 hatte einen innern Umschwung in Österreich zur Folge. Der Minister des Auswärtigen, Graf Buol-Schauenstein, resignierte, an dessen Stelle trat Graf Rechberg (17. Mai 1859). Am 21. Aug. mußte auch Bach, der Minister des Innern, zurücktreten und wurde durch Graf Goluchowski ersetzt, während Freiherr von Hübner das Polizeiministerium übernahm. Der Finanzminister Bruck empfahl eine Rückkehr zu dem konstitutionellen System, da nur auf diesem Wege der vollständig zerrüttete Staatskredit wiederhergestellt werden könne; aber auch er vermochte nicht durchzudringen. Er erhielt 22. April 1860 seinen Abschied und endete tags darauf durch Selbstmord. Durch das kaiserl. Diplom vom 20. Okt. 1860 wurde den zur ungar. Krone gehörigen Ländern eine neue Verfassung, den übrigen Ländern besondere Landtage, in welchen die Feudalstände das Übergewicht hatten, zugesichert. Der föderalistische «Staatsminister» Goluchowski ward 13. Dez. 1860 entlassen, und an seine Stelle trat Schmerling, der Vertreter des reichseinheitlichen Gedankens, der am 26. Febr. 1861 eine neue Reichsverfassung für den Gesamtstaat und neue Landesstatute für die slaw.-deutschen Kronländer verkündigte. Dieses Februarpatent schuf neben dem allgemeinen Reichsrat, aus Herrenhaus und Abgeordnetenhaus bestehend, noch einen engern. In diesem sollten die gemeinschaftlichen Interessen der deutsch-slaw. Länder, in jenem die Angelegenheiten des Gesamtreichs, d. h. auch Ungarns und seiner Nebenländer, beraten werden.

Am 1. Mai 1861 wurde die erste Session des neuen Reichsrats eröffnet; aber es fehlten die Abgeordneten aus Ungarn, Kroatien, Siebenbürgen und Venetien. So konnte die Versammlung nicht wohl als Vertretung des Gesamtstaats gelten, sondern die Regierung selbst bezeichnete sie (5. Juni) als engern Reichsrat. Gleichzeitig mißlang der Versuch zu einer Verständigung mit Ungarn, indem der ungar. Landtag unter der Führung Deáks an dem alten Landesrecht festhielt und sich weigerte, auf das Oktoberdiplom und die Februarverfassung sich einzulassen. Nur Siebenbürgen bequemte sich nach einigen Jahren zur Anerkennung der gesamtstaatlichen Ordnung, und im Okt. 1863 traten die siebenbürg. Abgeordneten in den Reichsrat ein, der sich seitdem als weiterer Reichsrat konstituierte. Dagegen hielten sich die czech. Mitglieder aus Böhmen und Mähren zurück, indem sie erklärten (Dez. 1864), daß sie diesen unvollständigen Reichsrat nicht als eine Vertretung des Gesamtstaats ansehen könnten. Im ganzen fanden drei Sessionen des Reichsrats statt, vom Mai 1861 bis 1862, vom Juni 1863 bis Febr. 1864 und vom Nov. 1864 bis

Digitized by Google

Juli 1865. Die legislatorischen Resultate waren geringfügig, da die Regierung nur wenige eingreifende Vorlagen brachte und sich begnügte, das jährliche Budget debattieren und bewilligen zu lassen. Der §. 13 der Februarverfassung, welcher der Regierung die Möglichkeit zu selbständigem Vorgehen gab, die vielen Preßverfolgungen, die vollständige Apathie Schmerlings gegenüber der Forderung, das Konkordat aufzuheben, erschütterten ebenso sehr die Stellung der zentralist. Regierung in der deutsch-österr. Bevölkerung, als die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen gegenüber Ungarn.

In den auswärtigen Verhältnissen trachtete Österreich seinen Einfluß dem preußischen gegenüber zu vergrößern und fand in den Mittelstaaten, welche der vom Deutschen Nationalverein befürworteten Hegemonie Preußens äußerst abgeneigt waren, bereitwillige Unterstützung. Außerdem kam der österr. Politik zugute, daß gleichzeitig in Preußen der Verfassungskonflikt ausbrach. So arbeitete die österr. Politik auf die Sprengung des Zollvereins hin, wohl in der Hoffnung, wenigstens die süddeutschen Staaten an sich zu ziehen. Sodann lud Kaiser Franz Joseph zum 10. Aug. 1863 einen deutschen Fürstentag nach Frankfurt a. M. und legte hier den Entwurf einer Bundes-Reformatte vor. Doch bei der Ablehnung Preußens mußte man in der deutschen Verfassungsfrage auf jeden wirklichen Erfolg verzichten. Bei Gelegenheit des Aufstandes in Polen beteiligte sich Österreich 1863 an der diplomatischen Pression, welche England und Frankreich durch identische Noten auf Rußland auszuüben suchten. Es blieb aber dieser Schritt ganz wirkungslos und diente nur dazu, die noch nicht ganz beigelegte Spannung zwischen Wien und Petersburg wieder zu vergrößern.

Als beim Tode des dän. Königs Friedrich VII. (15. Nov. 1863) der langjährige dänisch-deutsche Konflikt zum offenen Ausbruch kam, nahmen Österreich und Preußen diese Frage der deutschen Volksbewegung und den Mittel- und Kleinstaaten aus der Hand, ließen, unter Aufrechthaltung des sog. Londoner Prototolls von 1852, ihre Heere in Holstein einmarschieren und verbündeten sich noch enger durch die (geheime) Konvention vom 16. Jan. 1864. Dann kämpfte das österr. 6. Armeekorps unter Gablenz gegen Dänemark ruhmvoll mit, und auch ein österr. Flottengeschwader unter Tegetthoff zeichnete sich in der Nordsee aus. (S. Deutsch-Dänischer Krieg von 1864.) Der definitive Friede wurde zu Wien 30. Okt. abgeschlossen, in dem Christian IX. die Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg an den Kaiser von Österreich und den König von Preußen abtrat. Das Kondominium machte die alte Eifersucht der deutschen «Vormächte» bald wieder rege. Österreich gab jedoch in der schles.-holstein. Sache vorläufig den Wünschen Preußens nach, wirkte auch mit zur Entfernung der deutschen Bundesexekutionstruppen aus Holstein und zur Einsetzung einer gemeinschaftlichen österr.-preuß. Civilbehörde für die drei Herzogtümer. Auch der Streit auf dem volkswirtschaftlichen Gebiete wurde durch den Abschluß eines neuen Handelsvertrags zwischen Österreich und dem Zollverein 11. Aug. 1865 beigelegt. Zugleich aber war das wiener Kabinett bemüht, mit den Mittel- und Kleinstaaten wieder enger anzuknüpfen, indem es unter der Hand die Ansprüche des Erbprinzen Friedrich von Augustenburg auf Schleswig-Holstein begünstigte und die sog. preußischen Februarforderungen als unannehmbar zurückwies. Die Konvention von Gastein, 4. Aug. 1865, schob die Entscheidung nur noch auf kurze Zeit hinaus. (S. Deutschland und Deutsches Reich.)

Inzwischen hatte sich in den innern Verhältnissen Österreichs abermals ein Umschwung vollzogen. Der Versuch Schmerlings zur Durchführung der Februarverfassung war in der östl. Reichshälfte mißlungen; der wiener Hof suchte daher wieder mit der altkonservativen Partei in Ungarn anzuknüpfen, wobei Graf Moritz Esterházy, seit 1861 Minister ohne Portefeuille, als Vermittler diente. Dann erfolgte die Ernennung des Grafen Georg Mailáth 26. Juni 1865 zum ungar. Hofkanzler. Tags darauf reichten Schmerling, Plener und deren Anhänger im Ministerium ihre Entlassung ein, welche auch angenommen wurde. Am 27. Juli kam das neue Ministerium (das «Drei-Grafen-Ministerium») zu Stande, welches aus föderalistischen und altkonservativ-ungar. Elementen zusammengesetzt war. Ministerpräsident und «Staatsminister» ward Graf Richard Belcredi, Finanzminister Graf Larisch, Graf Mensdorff-Pouilly behielt das Auswärtige. Das kaiserl. Septembermanifest, welches die Verfassung sistierte, fand die Opposition der verfassungstreuen deutschen Landtage, die altkonservative Partei in Ungarn vermochte wenig und die vorherrschende Partei Deáks war entschlossen, sich nicht mit halben Zugeständnissen zu begnügen. Inzwischen hatte sich der Gegensatz zwischen Österreich und Preußen immer mehr verschärft und der Krieg war unvermeidlich geworden. (S. Deutscher Krieg von 1866 und Italienischer Krieg von 1866.) Durch die Präliminarien von Nikolsburg 26. Juli und den Friedensvertrag 23. Aug. wurde Österreich aus Deutschland hinausgedrängt; in dem am 3. Okt. 1866 mit Italien abgeschlossenen Frieden trat es Venetien an Italien ab. Es war nun auf sich angewiesen und mußte den Streit der Nationalitäten durch einen Ausgleich beendigen.

Der an die Stelle des austretenden (30. Okt. 1866) Grafen Mensdorff in das Ministerium des Auswärtigen berufene frühere sächs. Minister Freiherr von Beust suchte, nachdem 7. Febr. 1867 auch Graf Belcredi, welcher die Monarchie in fünf nur durch Personalunion miteinander verbundene Königreiche zerlegen wollte, ausgeschieden war, auf der Grundlage des Dualismus die Monarchie neu aufzubauen. Er wurde 7. Febr. zum Ministerpräsidenten ernannt, am folgenden Tage der Ausgleich mit Ungarn in Wien mit Franz Deák definitiv abgeschlossen, die Verfassung von 1848 wiederhergestellt und Graf Julius Andrássy beauftragt, ein ungar. Ministerium zu bilden. Dasselbe wurde aus den Männern der Deák-Partei gewählt, leistete 15. März in Ofen dem Kaiser den Eid, und dieser wurde 8. Juni als König von Ungarn gekrönt. Mit Ungarn wurde Siebenbürgen und 1868 auch Kroatien vereinigt. Darauf wurden auch in den deutsch-slaw. Provinzen (Cisleithanien) verfassungsmäßige Zustände hergestellt. Am 31. Dez. 1867 wurden die neuen Staatsgrundgesetze veröffentlicht, welche für das Volk und seine Vertreter die wichtigsten Rechte enthielten. Zugleich wurde für die westl. Reichshälfte 30. Dez. das sog. Bürgerministerium ernannt, an dessen Spitze Fürst Carlos Auersperg stand (Vizepräsident und zugleich

Minister der Landesverteidigung Graf Taaffe, Minister des Innern Giskra, der Justiz Herbst, der Finanzen Brestel, des Kultus und Unterrichts Hasner, des Handels Plener, des Ackerbauwesens Graf Potocki, Minister ohne Portefeuille Berger). Dieses hatte mit dem Reichsrat (Herrenhaus und Abgeordnetenhaus) zu verhandeln, wie das ungar. Ministerium mit dem Reichstag (Ober- und Unterhaus). Für die den beiden Reichshälften gemeinsamen Angelegenheiten, das Auswärtige, die Finanzen und das Kriegswesen, wurde 21. Dez. ein besonderes Reichsministerium ernannt. Reichskanzler Beust übernahm das Auswärtige, Bele die Finanzen, Freiherr von John und nach dessen Rücktritt Feldmarschalllieutenant von Kuhn das Kriegswesen. Diese drei Reichsminister sollten mit den vom Reichsrat und Reichstag zu wählenden «Delegationen» von je 60 Mitgliedern, welche abwechselnd in Wien und in Pest sich zu versammeln hatten, die gemeinsamen Reichsangelegenheiten beraten.

Bei der formellen Auseinandersetzung (dem sog. Ausgleich) zwischen den Ländern der ungar. Krone und den im Reichsrat vertretenen deutsch-slaw. Kronländern, über welche durch Deputationen des Reichsrats und des Reichstags verhandelt wurde, einigte man sich dahin, daß die gemeinsamen Ausgaben zunächst aus dem Ertrag der Zölle bestritten, der Rest aber mit 70 Proz. von der cisleithanischen, mit 30 Proz. von der ungar. Reichshälfte getragen werden sollte. Diese Abmachung sollte zunächst auf 10 Jahre gelten, worauf dann das Quotenverhältnis abgeändert werden konnte. Dagegen ward ein unabänderliches und definitives Abkommen, betreffend die gemeinsame Staatsschuld, getroffen. Danach sollte die cisleithanische Reichshälfte vorweg von den Zinsen 25 Mill. Fl. tragen und der Rest zwischen beiden Reichshälften im Verhältnis von 70 und 30 Proz. geteilt werden. Diese Summen berechnete man für das J. 1868 auf 109, resp. 36 Mill. Fl.; vom J. 1869 an sollte Ungarn nur einen jährlichen festen Beitrag von 29 100 000 Fl. zur Verzinsung leisten. Die bisherigen verschiedenen Staatsschuldentitel sollten in eine einheitliche Staatenschuld umgewandelt werden, was Juni 1868 bewerkstelligt wurde. Vom J. 1869 konnten nur mit Zustimmung beider Parlamente Anleihen auf gemeinsame Rechnung und zu gemeinsamen Zwecken gemacht werden; dagegen hatte im übrigen sowohl die cisleithanische wie die ungar. Finanzverwaltung für ihren eigenen besondern Bedarf zu sorgen. Nachdem das Schlußprotokoll 26. Sept. von beiden Deputationen genehmigt und unterzeichnet war, wurden die vereinbarten Gesetzvorlagen über die beiderseitigen Beitragsquoten und die gemeinsame Staatsschuld, sowie der Entwurf eines Zoll- und Handelsbündnisses 5. Okt. dem ungar. Reichstag, 8. Okt. dem Reichsrat unterbreitet, welche dieselben genehmigten. Entsprechend den Verfassungsverhältnissen und dem Ausgleich mit Ungarn ordnete ein kaiserl. Handschreiben vom 14. Nov. 1868 die Titelfrage dahin, daß der Monarch künftighin den Titel «Kaiser von Österreich, König von Ungarn» führe und die Monarchie alternativ die Bezeichnung «Österreichisch-Ungarische Monarchie» und «Österreichisch-Ungarisches Reich».

Am notwendigsten, aber auch am schwierigsten war die Regelung der kirchlichen Verhältnisse oder die Konkordatsfrage. Die durch die Staatsgrundgesetze garantierte Glaubens- und Gewissensfreiheit konnte unter der Herrschaft des Konkordats nicht aufkommen. Die Regierung brachte drei Gesetzentwürfe ein: das Ehegesetz sollte das Eherecht des bürgerlichen Gesetzbuchs wiederherstellen, die Gerichtsbarkeit in Ehesachen den Geistlichen abnehmen und den weltlichen Gerichten zurückgeben und die fakultative Civilehe einführen; das Schulgesetz sollte die Leitung des Unterrichtswesens (mit Ausnahme des Religionsunterrichts) der Geistlichkeit entziehen und dem Staate übergeben; das interkonfessionelle Gesetz sollte das Religionsbekenntnis der Kinder bei gemischten Ehen, den Übertritt zu einer andern Konfession, das Begräbnis u. s. w. regeln. Diese drei Entwürfe wurden vom Abgeordnetenhause angenommen, vom Herrenhause nach heftigen Kämpfen genehmigt und vom Kaiser 25. Mai 1868 unterzeichnet. Inzwischen hatte letzterer mit dem Papst wegen Revision des Konkordats vergebens unterhandeln lassen. Pius IX. erklärte in seiner Allokution vom 22. Juni 1868 «diese Gesetze samt ihren Folgerungen für durchaus nichtig und immerdar ungültig». Infolge dessen forderten die meisten Bischöfe in ihren Hirtenbriefen und Instruktionen die Geistlichkeit und alle guten Katholiken auf, um diese Gesetze sich nicht zu kümmern und sich durchaus nur an die Bestimmungen des alleingültigen Konkordats zu halten, gegen welches eine ebenso lebhafte Bewegung der Liberalen gerichtet war. Diese kam auch schließlich an ihr Ziel, da nach der Verkündigung der Unfehlbarkeit des Papstes Juli 1870 das Konkordat seitens der Regierung als nicht mehr zu Recht bestehend erklärt wurde.

Sonst nahmen während der Reichsratssession von 1868 besonders die Verhandlungen über die Finanzen und das Heerwesen die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch. Nach längerer Debatte kam 6. Juni 1868 der Beschluß zu Stande, daß die neue unifizierte 5proz. Staatsschuld mit einer Couponsteuer von 16 Proz. (oder, wenn man die Modalitäten der Unifikation in Betracht zieht, von 20 Proz.), welche nicht erhöht werden kann, belastet wurde. Der Rest des Defizits sollte auf dem Wege der Besteuerung, doch mit Ausschluß der Vermögenssteuer, gedeckt werden. Außerdem wurden allmählich verschiedene Steuererhöhungen, sowie ein massenhafter Verkauf von Staatsgütern vorgenommen, wodurch es Brestel wirklich gelang, im Budget für 1870 das thatsächliche Defizit auf 3—4 Mill. Fl. herabzumindern. Bei der Neugestaltung des Heerwesens wurde die allgemeine Wehrpflicht zu Grunde gelegt, mit 12jähriger Dienstzeit, davon 3 Jahre in der Linie, 7 Jahre in der Reserve, 2 Jahre in der Landwehr, mit einem Militärbudget von 80 Mill. Fl., einer Friedensstärke von 255 000 und einer Kriegsstärke von 800 000 Mann. Infolge der zunehmenden nationalen Agitationen in Böhmen und Mähren hatten sich die Czechen von dem Reichsrat ganz zurückgehalten, zogen sich nun auch von den Landtagen zurück und übergaben in Prag 23. Aug., in Brünn 25. Aug. 1868 sog. «Deklarationen», worin sie die Integrität und Selbständigkeit der böhm. Sankt Wenzelskrone verfochten und die Wiederherstellung des «böhm. Staatsrechts» als Vorbedingung eines Ausgleichs mit der Krone bezeichneten. Doch protestierten die Landtage von Schlesien und Mähren gegen den Gedanken eines staatsrechtlichen Verbandes mit der Krone Böhmen (19. und 24. Sept.).

Den Polen wurden manche Zugeständnisse gemacht, indem die poln. Sprache statt der deutschen zur amtlichen Sprache der Behörden erhoben wurde. Aber die Polen waren damit keineswegs befriedigt, und in Böhmen geberdeten sich die Czechen immer anspruchsvoller und tumultuarischer. Diese nationale Opposition fand jetzt rückhaltslose Unterstützung bei den feudalen und klerikalen Elementen, die sich durch die neue Gesetzgebung verletzt fühlten, und sie wurde noch mehr ermutigt, seit man bemerkte, daß innerhalb des Bürgerministeriums selbst eine Minorität (Taaffe, Potocki, Berger) im Einverständnis mit Beust einen Ausgleich mit den widerstrebenden Nationalitäten befürwortete. Im Okt. 1869 erhoben sich in Dalmatien die slaw. Bocchesen, die bisher keine Steuern gezahlt hatten und nun durch Einführung der Landwehr manche ungewohnte Last auf sich nehmen sollten. Von Montenegro und der Herzegowina aus unterstützt, zwangen sie nach mehrern günstigen Treffen die wenigen österr. Truppen zur Rückkehr nach Cattaro. Der neue Oberbefehlshaber Feldmarschallleutenant Rodich vermittelte darauf ein Übereinkommen mit den Insurgenten, den sog. Frieden von Knezlac 11. Jan. 1870.

Am 13. Dez. 1869 wurde der Reichsrat in Wien wieder eröffnet mit einer Thronrede, welche auf einem Kompromiß der beiden Parteien innerhalb des Bürgerministeriums beruhte. Doch hielt die Einigkeit nicht lange an. Die Frage der Verfassungsrevision spaltete dasselbe. Eine Majorität von fünf Ministern (Giskra, Herbst, Brestel, Hasner, Plener) wollte die Revision durch den bestehenden Reichsrat gelöst sehen; eine Minorität von drei (Berger, Potocki und der nach Auerspergs Ausscheiden 1868 zuerst provisorisch, dann definitiv zum Ministerpräsidenten ernannte Graf Taaffe) wollte einen Reichsrat ad hoc einberufen und durch diesen jene Frage entscheiden lassen. Die Majorität überreichte 18. Dez. 1869, die Minorität 24. Dez. dem Kaiser ein Memorandum. Am 15. Jan. 1870 nahm das Herrenhaus eine im Sinne der Kabinettsmajorität gefaßte Adresse an, worauf der Kaiser noch am gleichen Tage das Entlassungsgesuch Taaffes, Potoclis und Bergers annahm; die Ministerpräsidentschaft übernahm 25. Jan. Hasner. Ein neuer Zwiespalt entstand im Ministerium über die Frage der Wahlreform. Giskra, welcher die sofortige Vornahme der Wahlreform verlangte, aber nicht durchdrang, nahm 20. März 1870 seine Entlassung. Die Regierung legte 30. März das sog. Notwahlgesetz vor, worauf für den Fall der Nichtannahme oder Zurückgabe der Reichsmandate direkte Reichsratswahlen eingeführt werden sollten. Der Ausschuß genehmigte 31. März den Entwurf. Darauf erklärten die Polen ihren Austritt aus dem Reichsrat und diesem Beispiel folgten die Slowenen, sowie die Abgeordneten aus Görz, Triest, Istrien und Bukowina (31. März). So blieben fast nur Vertreter deutscher Nationalitäten im Abgeordnetenhause, welche nichtsdestoweniger noch die beschlußfähige Zahl hatten und nunmehr sofort in die Behandlung des Notwahlgesetzes eintraten. Zugleich beantragte das Kabinett beim Kaiser die Auflösung sämtlicher Landtage, deren Mitglieder den Reichsrat verlassen hatten, und als der Kaiser ablehnend antwortete, nahm es 4. April seine Entlassung. Diese wurde angenommen und Graf Potocki, früher Ackerbauminister, mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt, in welchem Graf Taaffe das Innere übernahm. Da dieses Kabinett, das aufs neue die föderalistischen Wege Belcredis einschlug, weder einen Vergleich mit den Czechen und Polen, die immer höhere Forderungen stellten, zu Stande brachte, noch die deutschen Verfassungstreuen des Reichsrats gewinnen konnte, so wurden 21. Mai das Abgeordnetenhaus und sämtliche Landtage (der böhmische erst 31. Juli) aufgelöst.

Beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 erschien die Politik Österreichs einigermaßen zweifelhaft; Napoleon III. hoffte auf die Allianz Österreichs und Italiens und verhandelte hierüber; der Reichsministerrat unter Vorsitz des Kaisers beschloß zunächst eine beobachtende zuwartende Neutralität (18. Juli 1870). Die raschen Erfolge der deutschen Waffen und die deutschfreundliche Haltung Rußlands ließen den Gedanken an eine Allianz mit Frankreich keine feste Gestalt gewinnen. Eine Depesche Bismarcks an Beust (14. Dez.) kündigte der österr. Regierung die neue Gestaltung der staatlichen Verhältnisse Deutschlands und den Wunsch eines guten Einvernehmens mit Österreich an, worauf Beust 26. Dez. zustimmend antwortete. Unterdes war die Stellung des Ministeriums Potocki bereits unhaltbar geworden. Die Adreßdebatten im Reichsrate führten die Entscheidung herbei. Im Herrenhause wurde die von dem Grafen Anton Auersperg entworfene Adresse, die auf ein förmliches Mißtrauensvotum gegen das Ministerium hinauslief, fast einstimmig angenommen (17. Nov.). Nachdem auch das Abgeordnetenhaus (19. Nov.) eine ähnliche Adresse votiert hatte und die Delegationen von beiden Häusern gewählt waren, wurde der Reichsrat (22. Nov.) vertagt, und das Ministerium Potocki reichte seine Entlassung ein (23. Nov.), welche dasselbe 7. Febr. 1871 erhielt.

In dem neuen Kabinett übernahm Graf Hohenwart das Innere und den Vorsitz, Habietinek Justiz, von Holzgethan Finanzen, Schäffle Handel, Jirecek Kultus und Unterricht, von Scholl Landesverteidigung; nachträglich wurde Grocholski als Minister ohne Portefeuille hinzugezogen. Das Kabinett zeigte durchweg föderalistische, feudalklerikale, deutschfeindliche Tendenzen. Zunächst ging dem Reichsrat eine Vorlage zu, betreffend Erweiterung der Gesetzgebungsinitiative der Landtage, welche im Verfassungsausschuß und im Abgeordnetenhaus verworfen wurde. Dann folgte eine Vorlage, betreffend die Autonomie Galiziens, wodurch der größere Teil der galiz. Landtagsresolution zugestanden werden sollte. Und im Verfassungsausschuß erklärte Graf Hohenwart 10. Mai, daß, wenn die böhm. Opposition sich mit ähnlichen Konzessionen zufrieden geben wolle, eine entsprechende Vorlage auch, betreffend Böhmen, eingebracht werden solle. Diese Erklärung erregte einen allgemeinen Sturm des Unwillens, und das Abgeordnetenhaus beschloß 26. Mai eine Adresse an den Kaiser, die, von dem Exminister Herbst verfaßt, rückhaltslos das Mißtrauen der Verfassungspartei gegen die Regierung aussprach und gegen föderalistische Experimente in Österreich, als unvereinbar mit der Parität beider Reichshälften, Verwahrung einlegte. Aber dies blieb erfolglos; der Kaiser antwortete 30. Mai, daß das Ministerium durch sein volles Vertrauen gestützt sei. Unter diesen Umständen zerbröckelte die Majorität des Abgeordnetenhauses.

Unterdes war Graf Hohenwart bemüht, den parlamentarischen Widerstand der Verfassungspartei

gegen seine böhm. Ausgleichspläne vollends zu brechen. Nachdem die Vorverhandlungen mit den Czechenführern zum Abschluß gediehen waren, verfügte ein kaiserl. Patent vom 11. Aug. die Auflösung des Abgeordnetenhauses und derjenigen Landtage, in welchen die Verfassungspartei die Mehrheit hatte. Die Wahlen für die Landtage ergaben bei dem Zusammenwirken der Regierung mit den Klerikalen, Feudalen und Föderalisten eine Niederlage der verfassungstreuen Partei, welche im Abgeordnetenhause nur auf 66 Stimmen gegen 137 rechnen konnte und daher sich vom Reichsrat fernzuhalten beschloß. Am 14. Sept. wurden die Landtage sämtlicher deutsch-slaw. Kronländer eröffnet. Im böhm. Landtage kamen die Abmachungen Hohenwarts mit den Czechenführern zur Vorlage. Ein kaiserl. Reskript vom 12. Sept. erkannte das sogenannte böhm. Staatsrecht grundsätzlich an. Die czech.-feudale Majorität bestellte nunmehr einen Ausschuß von 30 Mitgliedern, um die staatsrechtlichen Forderungen Böhmens und dessen Verhältnis zu den übrigen Königreichen und Ländern zu formulieren und zu regeln. Am 7. Okt. legte diese Kommission ihr Elaborat vor. In 18 Fundamental-Artikeln war eine ganz neue Verfassung zunächst für Böhmen, im weitern aber für die ganze cisleithanische Reichshälfte ausgearbeitet, auf durchaus föderalistischer Grundlage. Diese Fundamental Artikel nahm der böhm. Landtag, aus welchem 16. Sept. sämtliche deutsche Abgeordnete ausgetreten waren, einstimmig an, nebst einer Adresse, welche den Kaiser bat, dieses neue böhm. Staatsrecht durch einen Majestätsbrief zu verkünden und unter den Schutz des Krönungseides zu stellen (10. Okt.). Auch die Landtage von Mähren, Krain und Tirol beschlossen 13. Okt. ihrerseits Adressen an den Kaiser, welche eine föderalistische Neugestaltung der cisleithanischen Reichshälfte befürworteten.

Eine Eingabe, welche Beust an den Kaiser nach Ischl richtete, hatte jedoch zunächst die Folge, daß die allerhöchste Genehmigung dem von Hohenwart entworfenen Antwortschreiben auf die böhm. Landtagsadresse nicht zuteil wurde. Dann kehrte Kaiser Franz Joseph nach Wien zurück, und nachdem auch Andrássy, welcher in dem böhm. Ausgleich nur den Anfang zu dem Überwiegen des Einflusses der slaw. Nationalität und eben hierin eine Gefahr für das 4 Mill. Slawen umfassende Königreich Ungarn sah, daselbst eingetroffen war, wurde die böhm. Frage in einem großen Ministerrate 20. Okt. verhandelt. Graf Andrássy sprach sich gegen den Ausgleich aus, und am 21. Okt. entschied sich der Kaiser für Beust und gegen Hohenwart dahin, daß die böhm. Fundamental-Artikel zur Vorlage im Reichsrate nicht geeignet seien. Das Ministerium Hohenwart reichte daher 26. Okt. seine Entlassung ein, welche 30. Okt. bewilligt wurde. Am 6. Nov. reichte auch Graf Beust, welcher den Kaiser zu spät gewarnt hatte, seine Entlassung ein, und der Kaiser bewilligte dieselbe 8. Nov. Zugleich ward Beust als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus berufen und bald darauf als Botschafter nach London gesandt. Sein Nachfolger als Minister des Auswärtigen und Vorsitzender im Reichsministerrate wurde 14. Nov. Graf Andrássy, an dessen Stelle Graf Lónyay zum ungar. Ministerpräsidenten ernannt wurde. Die Bildung eines cisleithanischen Ministeriums wurde dem Fürsten Adolf Auersperg übertragen, dessen Programm von der deutschen Verfassungspartei gebilligt wurde. Die Mitglieder des neuen Kabinetts vom 25. Nov. waren: Auersperg, Präsidentschaft; Holzgethan (nach dessen Ernennung zum Reichsfinanzminister 15. Jan. 1872 Depretis), Finanzen; Lasser, Inneres; Glaser, Justiz; Stremayr, Kultus und Unterricht; Banhans, Handel; Chlumecky, Ackerbau; Horst, Landesverteidigung; Unger, ohne Portefeuille. In Böhmen wurden direkte Reichsratswahlen ausgeschrieben und die Landtage von Bukowina, Mähren, Oberösterreich, Krain und Vorarlberg aufgelöst; in den erstgenannten drei Provinzen verschafften die Neuwahlen der Verfassungspartei wieder das Übergewicht. Am 28. Dez. wurde der Reichsrat vom Kaiser eröffnet.

Um den fortgesetzten Bestrebungen der Landtage, durch Verweigerung der Reichsratsbeschickung die Centralgesetzgebung und die Verfassung in Frage zu stellen, einen Damm entgegenzusetzen, legte die Regierung 9. Febr. 1872 im österr. Abgeordnetenhause ein Notwahlgesetz vor, welches zum Zweck hatte, überall, wo die Landtagsmajoritäten die Wahl in den Reichsrat verweigerten, in den Wahlbezirken die direkte Wahl in den Reichsrat vornehmen zu lassen. Dieses Gesetz wurde 20. Febr. und 5. März von beiden Häusern mit zwei Drittel Mehrheit genehmigt. Im Mai wurde der Landtag von Böhmen aufgelöst und die sofortige Einleitung von Neuwahlen angeordnet, bei welcher Gelegenheit die deutsche Verfassungspartei den Sieg davontrug. In dem Budgetausschuß der Delegationen erklärte Andrássy seine Politik als eine «mit gebundener Marschroute», Zielpunkt sei ihm die Erhaltung des Friedens, hervorgehend aus den Abmachungen bei der Zusammenkunft der drei Kaiser in Berlin. Am 15. Febr. 1873 wurde dem Abgeordnetenhause das Gesetz über die Wahlreform vorgelegt, im März in beiden Häusern erledigt und 2. April 1873 fanktioniert. Damit war in Österreich endlich nach 12jährigen Verfassungskämpfen die Selbständigkeit des Abgeordnetenhauses, die Emancipation desselben von den Landtagen ereungen. Die Reichsratsabgeordneten wurden von nun an nicht mehr von den Landtagen, in welchen vielfach der Föderalismus und Klerikalismus seine Stütze hatte, sondern unmittelbar von den Wählern der Wahlbezirke gewählt; zur Wahlberechtigung gehörte ein Alter von 24, zur Wählbarkeit ein Alter von 30 Jahren; das Mandat dauerte 6 Jahre. Die Zahl der Abgeordneten betrug 353. Die Wähler wurden in 4 Gruppen (Großgrundbesitzer, Landgemeinden, Städte, Handelskammern) eingeteilt.

Die 1. Mai eröffnete Weltausstellung in Wien erlitt starke Einbuße durch die 9. Mai ausgebrochene wirtschaftliche Katastrophe, welche zur zeitweiligen Schließung der Börse in Wien, zu tumultuarischen Scenen vor derselben und endlich zum Zusammenbruch vieler Bank- und Kreditinstitute führte. Diese Katastrophe wirkte in der Folge auch auf die Industrie, insbesondere die Luxusindustrie, den feinern Konsum, den Absatz künstlerischer Produkte zurück. Die Suspension der Bankalte, die Gründung von Aushilfskomitees in Wien und in den Provinzen waren Maßregeln, welche geeignet waren, große solide Unternehmungen vor dem Zusammenbruch zu bewahren, Kredite zu gewähren und Papiere zu belehnen. Die Besuche des Kronprinzen des Deutschen Reichs und des Prinzen von Wales bei der Eröffnung der Ausstellung,

später die des Kaisers Alexander von Rußland, des Deutschen Kaisers mit dem Fürsten Bismarck trugen wesentlich dazu bei, die Beziehungen Österreichs zu den Nachbarstaaten innig zu gestalten. Von noch größerer Bedeutung war der Besuch des Königs Victor Emanuel II. von Italien in Wien (17. bis 21. Sept.) als ein Zeichen der Aussöhnung zwischen Österreich und Italien. Am 2. Nov. erfolgte der Schluß der Ausstellung.

Aus den Wahlen für den ersten direkt gewählten Reichsrat gingen 227 Abgeordnete der Verfassungspartei hervor, denen 126 Oppositionelle der verschiedensten Fraktionen und Nationalitäten gegenüberstanden, deren Führer der frühere Ministerpräsident Graf Hohenwart war. Mit Ausnahme der Czechen aus Böhmen war das ganze Reich im Reichsrate vertreten. Unter den Czechen in Böhmen trat jedoch eine Spaltung zwischen Altczechen und nationalliberalen Jungczechen ein, welche letztere gegen die Verbindung der Nationalen mit dem Klerus und dem feudalen Großadel Böhmens protestierten, die Passivitätspolitik verwarfen und schließlich sogar (1875) in den Landtag traten. Am 21. Jan. 1874 brachte der Kultusminister Stremayr vier kirchenpolit. Gesetzentwürfe ein, welche die Regelung der äußern Rechtsverhältnisse der kath. Kirche, die Rechtsverhältnisse der klösterlichen Gemeinschaften, die Regelung der Beiträge des Pfründenvermögens und die gesetzliche Anerkennung der Religionsgenossenschaften betrafen. Der Episkopat vereinigte sich auf die Aufforderung des Papstes, welcher sich mit einer Encyclica vom 7. März gegen die konfessionellen Gesetze ausgesprochen und ein Handschreiben an den Kaiser gerichtet hatte, zu einer Protesteingabe, und sämtliche Erzbischöfe und Bischöfe, sowie die klerikal-feudalen Aristokraten erschienen im Herrenhause, um die Vorlagen zu bekämpfen und gegen sie zu votieren. Trotzdem wurden diese Gesetze nach stürmischen Debatten im März, April und Mai im Abgeordnetenhause angenommen, im Mai im Herrenhause (mit Ausnahme des Klostergesetzes) genehmigt und vom Kaiser 7. und 20. Mai drei der Gesetze sanktioniert. Das Klostergesetz wurde erst in der Session von 1876 vom Herrenhause mit einigen Amendements angenommen, in dieser Fassung vom Abgeordnetenhause 21. Febr. genehmigt, vom Ministerrate aber beschlossen, das so durchberatene Gesetz dem Kaiser nicht zur Sanktion vorzulegen; 1876 wurde auch der gesamte Civilprozeß reformiert und ein neues Strafgesetz beraten. Im Febr. 1874 erwiderte Kaiser Franz Joseph den Besuch des Zaren in Petersburg, und 1875 machte er im April dem König von Italien seinen Gegenbesuch in Venedig. Das Ministerium erfuhr insofern eine Modifikation, als 20. Mai 1875 der Handelsminister Dr. Banhans durch sein unglückliches Auftreten im Gründerprozeß Ofenheim seinen Platz an den bisherigen Ackerbauminister Chlumecky abgeben mußte, welcher letztere in seinem Portefeuille durch den Grafen Mansfeld ersetzt wurde. Im Reichsministerium folgte 1874 auf den Kriegsminister von Kuhn der bisherige böhm. Statthalter von Koller, und auf diesen 1876 Baron Bylandt, während der Reichsfinanzminister von Holzgethan den bisherigen Sektionschef von Hofmann zum Nachfolger erhielt.

Wiewohl der Ausgleich mit Ungarn erst mit Dez. 1877 ablief, kündigte Minister Tisza bereits 28. Nov. 1875 das Zoll- und Handelsbündnis mit Österreich, wodurch mit dem Neujahr 1876 schon die Verhandlungen bezüglich des Ausgleichs zwischen beiden Reichshälften begannen. Im Herbst 1876 war die Ausgleichsfrage, nachdem sie diesseit wie jenseit der Leitha lange in den Konferenzen der Minister und in Parteikonferenzen besprochen war, in die Parlamente gekommen. Aber erst im Mai 1878 kam es nach langwierigen Verhandlungen zu einer definitiven Vereinbarung über sämtliche Teile des neuen Ausgleichs, insbesondere über die Bankfrage, die Finanz- und Industriezölle.

Gegenüber der orient. Frage in der auswärtigen Politik erwies sich das Dreikaiserbündnis als leitender Faktor. Das Einvernehmen wurde gefestigt durch die 8. Juli 1876 stattfindende Begegnung des Kaisers von Österreich mit dem Kaiser von Rußland in Reichstadt, welcher bald (19. bis 21. Juli) die Zusammenkunft der Kaiser von Deutschland und Österreich folgte. Nach dem Abschluß des russ.-türk. Friedensvertrags von San-Stefano wirkte Andrássy für das Zustandekommen eines Kongresses, um diejenigen Bestimmungen des Vertrags, durch welche österr. oder allgemein europ. Interessen verletzt würden, einer Beratung zu unterziehen. Sein Antrag auf Bewilligung eines außerordentlichen Kredits von 60 Mill. Fl., welcher nicht die sofortige Mobilisierung, sondern nur die Möglichkeit, im Fall der Notwendigkeit das Geeignete vorzukehren, bezweckte, wurde von den Delegationen angenommen. Auf dem Berliner Kongreß, wo Österreich durch Andrássy, Baron Haymerle und Graf Károlyi vertreten war, erhielt es ein europ. Mandat zur Besetzung und Verwaltung der türk. Provinzen Bosnien und Herzegowina, worauf 29. Juli 1878 die österr. Truppen in diesen Gebieten einmarschierten und dieselben, teilweise nach blutigem Widerstand, besetzten. Gemäß der mit der Pforte 21. April 1879 abgeschlossenen Konvention, worin die Beziehungen Österreichs zur Türkei hinsichtlich dieser Provinzen geregelt wurden, besetzten die Österreicher auch das Sandschak Novibazar. Das dortige Plateau beherrschte die Straße nach Mitrovitza, und von dort wies der Vardarfluß nach Saloniki und nach dem Ägäischen Meer. Die Opposition, welche die verfassungstreue Partei der Andrássyschen Occupationspolitik entgegensetzte und bei der Beratung des Militärbudgets 1879 bekundete, machte dieselbe auf lange Jahre regierungsunfähig. Nach der Annahme der Ausgleichsgesetze hatte das Ministerium Auersperg, welches nur von einem Teil der Verfassungspartei unterstützt wurde und bei den Finanzzöllen auf die Hilfe der Polen angewiesen war, sein bereits früher eingereichtes Entlassungsgesuch erneuert. Jedoch erhielt zunächst nur der kranke Minister des Innern, Lasser, seine Entlassung, womit allerdings die Seele des Kabinetts geschieden war (Juli 1878). Der Rücktritt von Auersperg und Unger erfolgte erst 15. Febr. 1879.

Den Vorsitz im Ministerium erhielt Stremayr, das Ministerium des Innern Graf Taaffe, ein provisorischer Zustand, der bis zu den Neuwahlen dauerte. Dieselben wurden von Taaffe geleitet, der seinerzeit 1869 mit Potocki und Berger als Gegner der deutsch-liberalen Centralistenpartei aus dem Kabinett geschieden; das 24. Mai 1879 neugewählte Abgeordnetenhaus zeigte eine Verstärkung der nationalen, klerikalen und feudalen Elemente, und in diese Versammlung traten denn auch die

czech. Abgeordneten ein. Den 168 Konservativen standen 145 Liberale und 40 Wilde gegenüber. Das Kabinett reichte 11. Juli seine Entlassung ein, der Kaiser nahm sie 12. Aug. an und ernannte Taaffe zum Ministerpräsidenten und Minister des Innern; Falckenhayn übernahm den Ackerbau, Stremayr die Justiz und provisorisch Kultus und Unterricht, Korb-Weidenheim den Handel, von Horst die Landesverteidigung, Chertek provisorisch die Finanzen; Ziemialkowski (Pole) und Prazak (Czeche) waren Minister ohne Portefeuille. Es war dies ein Koalitionskabinett, ein Versöhnungsministerium. Am 8. Okt. wurde der Reichsrat mit einer Thronrede eröffnet, welche den staatsrechtlichen Standpunkt der Czechen berücksichtigte. Das Wehrgesetz, das Gesetz über die Verwaltung von Bosnien und Herzegowina waren Hauptgegenstände der Verhandlung, die Adresse der Mehrheit vertrat die Grundsätze des Föderalismus. Andrássy hatte inzwischen Österreichs internationale Stellung durch ein Bündnis mit Deutschland gefestigt, trat jedoch 8. Okt. von seinem Amte zurück, in welchem ihm Freiherr von Haymerle nachfolgte. Dieser setzte Andrássys Politik einer österr.-deutschen Allianz fort, zog Serbien in Österreichs Interessenkreis durch den Handelsvertrag und eine Eisenbahnverbindung und befestigte die friedliche Beziehung zu Italien, welche 1881 in einem Besuch des ital. Königspaares in Wien ihren Ausdruck fand. In der innern Politik regten sich 1880 die nationalen Bestrebungen, denen Taaffe Schritt für Schritt zurückweichend nachgeben mußte. An die Stelle Stremayrs trat Freiherr Conrad von Eybesfeld als Unterrichtsminister; das Finanzministerium wurde dem Sektionschef Kriegsau übertragen. Zum Reichsfinanzminister wurde nach dem Rücktritt Hofmanns der Präsident des ungar. Abgeordnetenhauses, Szlavy, ernannt. Die für Böhmen und Mähren 4. April 1880 erlassene Sprachenverordnung (welche sogar vom Justizminister Stremayr unterzeichnet war), worin den Beamten befohlen wurde, im Verkehr mit den Parteien diejenige Sprache zu gebrauchen, deren sich letztere bedienten, gab das Signal zur Verdrängung der deutschen Sprache in allen slaw. und ungar. Ländern, aber auch zur engern Zusammenschließung der zersplitterten Deutsch-Österreicher.

Da die föderalistischen antideutschen Tendenzen des Ministeriums Taaffe immer mehr hervortraten, so erfolgte 26. Juni 1880 der Rücktritt derjenigen Mitglieder desselben, welche es mit dem gemäßigten Teile der Verfassungspartei hielten: Stremayr, von Horst, von Korb-Weidenheim, von Kriegsau. An ihrer Stelle wurde von Streit zum Justizminister, Graf Welsersheimb zum Minister der Landesverteidigung, von Kremer-Auenrode zum Handelsminister, der Pole Dunajewski zum Finanzminister ernannt. Die Verfassungspartei hatte nun gar keinen Vertreter mehr im Kabinett, das geradezu einen antideutschen Charakter angenommen hatte. Um den Widerstand des in seiner Mehrheit verfassungstreuen Herrenhauses, das unter Schmerlings Führung eine gegen die innere Politik des Ministeriums gerichtete Resolution genehmigte, zu brechen, wurden 26 Mitglieder der föderalistisch-kleritalen Partei 1881 in dasselbe berufen. Infolge dessen nahmen von Streit und von Kremer-Auenrode 14. Jan. 1881 ihre Entlassung, worauf Baron Pino zum Handelsminister, Prazak zum Justizminister ernannt wurde. Auch das Präsidium des Abgeordnetenhauses ging an die Föderalisten über, da Graf Coronini 11. März 1881 dasselbe niederlegte und der Pole Smolka zum Präsidenten, der feudale Czeche Fürst Lobkowitz zum Vizepräsidenten gewählt wurde. Darauf verlangten die Czechen die Teilung der Universität Prag, in welcher bisher die deutsche Sprache die Unterrichtssprache war, in zwei Universitäten, wovon die eine die deutsche, die andere die czech. Sprache als Unterrichtssprache haben sollte. Der Reichsrat genehmigte 1882 die Vorlage über die Zweiteilung der Universität Prag. Der Übermut und der Deutschenhaß der Czechen äußerten sich in den Exzessen, welche 28. und 29. Juni 1881 in Prag an deutschen Studenten, sogar an deutschen Damen begangen wurden, und zwar teilweise unter den Augen der prager Behörden. Nun galt es für die Deutschen, sich fest zusammenzuscharen und alle innern Zwistigkeiten beiseite zu legen. Die beiden Klubs der Verfassungspartei, die Liberalen und der Fortschritt, ließen ihre Fraktionsunterschiede fallen und konstituierten sich in einer Stärke von etwa 150 Mitgliedern als «Vereinigte Linke». Der 1880 in Österreich gestiftete «Deutsche Schulverein», welcher den Zweck hatte, dem Rückgang des Deutschtums durch Gründung oder Unterstützung deutscher Schulen entgegenzuarbeiten, fand in Deutschland viele Teilnahme und werkthätige Hilfe. Doch traten ihm gegenüber bald ein czech. und ein magyar. Schulverein ins Leben.

Die gegen das Deutschtum in Österreich-Ungarn gerichteten Feindseligkeiten waren nicht im Einklang mit dem 1879 abgeschlossenen deutsch-österr. Defensivbündnis. Dasselbe wurde von den Nachfolgern Andrássys, Baron von Haymerle (8. Okt. 1879) und Graf Kalnoky (19. Nov. 1881), mit Treue und Eifer gepflegt und bei allen europ. Konflikten aufrecht erhalten. Die Beziehungen zu den neuen Königreichen an der untern Donau, welche bisher eine entschieden antiösterr. Politik befolgt und dadurch den österr. Handel sehr beeinträchtigt hatten, nahmen einen freundschaftlichen Charakter an. Am 9. Mai 1883 wurde in Wien von den Bevollmächtigten Österreich-Ungarns, der Türkei, Serbiens und Bulgariens eine Konvention unterzeichnet, wodurch der Ausbau der direkten Eisenbahnlinien Wien-Konstantinopel und Wien-Salonichi gesichert und als äußerster Termin für die Vollendung der Bahnen der 15. Okt. 1886 festgesetzt wurde. Auch mit Rußland, das die orient. Politik Österreich-Ungarns mit Eifersucht beobachtete, wurde eine engere Verbindung hergestellt, hauptsächlich durch die Bemühungen des russ. Ministers von Giers, der im Jan. 1883 einen Besuch in Wien machte. Die Drei-Kaiser-Zusammenkunft in Skierniewicze (in Polen) 15. Sept. 1884 und der Besuch, den Alexander III. dem Kaiser Franz Joseph 25. und 26. Aug. 1885 in Kremsier machte, nahmen allen Zweifel an der Wiederherstellung des frühern Einverständnisses.

Die Vermählung des Kronprinzen Rudolf mit der Prinzessin Stephanie, der Tochter des Königs Leopold II. von Belgien, fand 10. Mai 1881 in Wien statt.

Das provisorische Wehrgesetz vom 24. Okt. 1881, durch welches die Kriegsdienstpflicht auf Bosnien und die Herzegowina und folgerichtig auch auf die Bocchesen der Krivoszie in Süddalmatien ausgedehnt wurde, erregte unter den letztern einen Aufstand, der sich nach der Herzegowina fortpflanzte

und zu einer Auflehnung der südslaw. Volksstämme sich zu gestalten schien. Doch wurde er durch den Feldmarschallleutenant von Jovanovic 1882 vollständig niedergeschlagen. Der Reichsrat von 1882 genehmigte die Erhöhung verschiedener Zölle, darunter besonders den Petroleum- und die Kaffeezölle, und die Verleihung des aktiven und passiven Wahlrechts an die «Fünfgulden-Männer», d. h. an alle, welche wenigstens 5 Fl. direkte Staatssteuern zahlten. Der Reichsfinanzminister Szlavy legte seine Stelle nieder und erhielt 5. Juni 1882 den Sektionschef von Kallay zum Nachfolger. In der Reichsratssession von 1883 wurde die Schulgesetznovelle, wodurch die Herabsetzung der Dauer der Schulpflicht von acht auf sechs Jahre der Entscheidung der Gemeinden überlassen und die Leitung des Volksschulunterrichts den Katholiken ausschließlich preisgegeben wurde, von beiden Häusern genehmigt und 2. Mai vom Kaiser sanktioniert. Der Antrag des Grafen Wurmbrand auf Erlaß eines Sprachengesetzes und auf verfassungsmäßige Feststellung der deutschen Sprache als Staatssprache fand bei den Slawen und bei der Regierung den heftigsten Widerstand und wurde 29. Jan. 1884 mit 186 gegen 155 Stimmen abgelehnt. Der Antrag des Abgeordneten Herbst auf Zurücknahme der für Böhmen und Mähren erlassenen Sprachenverordnung vom 19. April 1880, welche zur Folge hatte, daß die der czech. Sprache nicht kundigen deutschen Beamten ihre Stellen aufgeben mußten und durch Czechen ersetzt wurden, wurde 1. Febr. 1884 mit 175 gegen 161 Stimmen gleichfalls verworfen. Die Vorlage über Ausnahmeverfügungen gegen die Anarchisten, welche durch Einbrüche und Raubmorde die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten, wurde 15. Febr. und 6. März angenommen. In der kurzen Session von 1885 handelte es sich hauptsächlich um die Frage, ob das Privilegium der Nordbahngesellschaft erneuert oder ob diese Bahn vom Staat übernommen werden solle. Die Neuwahlen vom Mai und Juni 1885, für welche die Regierung durch Auflösung der böhm. Handelskammern und Einführung einer die Czechen begünstigenden Wahlordnung und durch andere Maßregeln in föderalistischem Sinne vorgearbeitet hatte, hatten das Ergebnis, daß die «Vereinigte Linke» 15 Mandate verlor.

Litteratur. Unter den neuern Werken über die Geschichte Österreichs sind hervorzuheben: Coxe, «Geschichte des Hauses Österreich» (deutsch von Dippoldt und Wagner, 4 Bde., Lpz. 1810—17); Schneller, «Staatengeschichte des Kaisertums Österreich» (4 Bde., Graz 1817—19); Mailáth, «Geschichte des österr. Kaiserstaates» (5 Bde., Hamb. 1834—50); Lichnowsky, «Geschichte des Hauses Habsburg» (8 Bde., Wien 1836—44); Coeckelberghe de Dutzele, «Histoire de l'Empire d'Autriche» (6 Bde., Wien 1845); Mayer, «Geschichte Österreichs mit besonderer Rücksicht auf Kulturgeschichte» (2 Bde., Wien 1874); Krones, «Handbuch der Geschichte Österreichs» (5 Bde., Berl. 1876—79). Einzelne Perioden behandelten außer Chmel, Alfred von Arneth (s. d.), Palacky, Dudik, Minchar, Zahn, Hermann Dimitz, Gindely, Höfler, Krones, Lorenz, Zeißberg, Adam Wolf und vielen andern: Büdinger, «Österr. Geschichte bis zum Anfang des 13. Jahrh.» (Lpz. 1858); A. Huber, «Geschichte Österreichs» (Bd. 1, Gotha 1885); Springer, «Geschichte Österreichs seit dem Wiener Frieden» (2 Bde., Lpz. 1864—65); Biderman, «Geschichte der österr. Gesamtstaatsidee» (Bd. 1, Innsbr. 1867); Helfert, «Geschichte Österreichs vom Ausgange des wiener Ottoberaufstandes 1848» (Bd. 1—4, Prag 1869—75); Rogge, «Österreich von Világos bis zur Gegenwart» (3 Bde., Lpz. 1872—73); Beer, «Zehn Jahre österr. Geschichte 1801—10» (Lpz. 1875); derselbe, «Die orient. Politik Österreichs seit 1774» (Prag 1883); Wertheimer, «Geschichte Österreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrh.» (Bd. 1, Lpz. 1884); Rogge, «Österreich seit der Auflösung des ungar. Landtags im J. 1868» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1871, fortgesetzt in den Jahrgängen 1873—77); derselbe, «Österreich seit der Katastrophe Hohenwart-Beust» (2 Bde., Lpz. 1879). In neuerer Zeit wurde zur Pflege der quellenmäßigen Forschung auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte 22. Dez. 1847 eine permanente Kommission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien ernannt, welche seit 1848 ein «Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen» und seit 1849 die «Fontes rerum Austriacarum» herausgibt. Sehr fruchtbar ist das von Sickel geleitete Institut für österr. Geschichtsforschung. Ein wesentlicher Beitrag zur Geschichte Österreichs insbesondere in biograph. und litterarhistor. Hinsicht ist Wurzbachs «Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich» (Bd. 1—51, Wien 1856 fg.). Vgl. Schmit, Ritter von Tavera, «Bibliographie zur Geschichte des österr. Kaiserstaats» (Abteil. 1, Wien 1858), und von Krones, «Grundriß der österr. Geschichte mit Bezug auf Quellen und Litteraturkunde» (Wien 1882).

Öster-Risör (gewöhnlich nur **Risör**), norweg. Städtchen am Skager-Rack, in Nedenäs-Amt, mit (1875) 2390 E. und bedeutender Reederei.

Osterspiele, s. Passionsspiele.

Osterstade, s. unter Stedinger.

Osterstein, Schloß bei Gera (s. d.).

Östersund, Stadt in der schwed. Provinz Jemtland (s. d.).

Osterwald, Dorf in der preuß. Landdrostei Hannover, Kreis Hameln, Amt Lauenstein, am Südabhange des Osterwaldes, 9 km westlich von Elze, Station der Linie Halle-Grauhof-Löhne der Preußischen Staatsbahnen, hat (1880) 1052 luth. E., eine Glashütte (Flaschen), eine Steinkohlengrube und Sandsteinbrüche.

Osterwalde (Gau), s. unter Altmark.

Osterwieck, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Halberstadt, an der Ilse, 27 km im WNW. von Halberstadt, durch die der Stadtgemeinde gehörige O.-Wasserlehener Bahn mit der Linie Halle-Grauhof-Löhne der Preußischen Staatsbahnen verbunden, zählt (1880) 4086 meist evang. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Präparandenanstalt und hat Fabriken für Zucker, Cigarren, Bleiweiß und Handschuhe und Ziegelei. — Zu O., damals Seligenstadt (Saliganstedi) genannt, gründete Karl d. Gr. 780 ein Bistum, welches schon 804 nach Halberstadt verlegt wurde. Der Ort, Osterwik im Hardago, blieb stets beim Bistum Halberstadt.

Ostfalen war der seit der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. vorkommende Name der östl. Abteilung des sächs. Völkerbundes, welche östlich von Engern (s. d.), vom Harz bis zur Elbe in dem heutigen Braunschweig, im östl. Teile des Regierungsbezirks Lüneburg, im nördl. Teile vom Regierungsbezirk Hildesheim und in der preuß. Provinz Sachsen westlich von Saale und Elbe und nördlich von der

untern Unstrut und vom Harze wohnte. Der Name erhielt sich auch später noch für diesen Teil des Herzogtums Sachsen bis zu dessen Auflösung unter Heinrich dem Löwen, der hier in O. den größten Teil seiner Stammgüter hatte.

Ostfalkland, s. unter Falklandsinseln.

Ostflandern, belg. Provinz, s. u. Flandern.

Ostfranken, im frühern Mittelalter soviel wie Austrasien; nach dem Vertrag von Verdun 843 Deutschland im Gegensatz zu Frankreich; später das Herzogtum Franken am Main im Gegensatz zu Rheinfranken.

Ostfriesland, früher ein deutsches Fürstentum, umfaßte ursprünglich die niederländ. Provinzen Groningen (außer der Stadt Groningen), das nördl. Oldenburg und das hannov. Friesland und wurde später auf letzteres beschränkt, welches, im nordwestl. Winkel Deutschlands gelegen, jetzt mit dem Harlingerland (s. d.) den Landdrosteibezirk Aurich (s. d.) der preuß. Provinz Hannover bildet. Von den Nachkommen der alten Friesen (s. d.) bewohnt, war das Land im Mittelalter in viele Herrschaften geteilt; in kirchlicher Hinsicht gehörte der NO. zum Erzbistum Bremen, der SW. zum Bistum Münster. Edzard Cirksena von Greetsiel vereinigte mit Zustimmung des Volks um 1430 den größten Teil von O. Sein Bruder wurde 1454 Reichsgraf, ein anderer Nachfolger 1654 Reichsfürst. In den J. 1527—28 wurde hier die Reformation eingeführt. Bedeutend unter den Cirksenas steht zu Anfang des 16. Jahrh. ein anderer Edzard da, den die Ostfriesen den Großen nannten. Im Nov. 1622 besetzte Ernst von Mansfeld O., wo Graf Enno in Verbindung mit dem Hause Habsburg stand, in Widerspruch mit der Gesinnung der Stände. Heftige Entzweiungen zwischen dem Fürstenhause und den Ständen stürzten im Verlaufe des 17. Jahrh. das Land in die tiefste Zerrüttung, sodaß die Nachbarstaaten, darunter auch Brandenburg seit Kurfürst Friedrich Wilhelm, in O. Besatzungen hielten. Der letzte Cirksena, Karl Edzard, starb im Mai 1744, und infolge kaiserl. Anwartschaft (seit 1694) ergriff Preußen von Emden aus Besitz, bevor Hannover und andere Prätendenten den Tod jenes Fürsten erfuhren. O. wurde 1807 Holland, im Juli 1810 dem franz. Kaiserreiche einverleibt; 29. Mai 1815 von Preußen an Hannover abgetreten, kam es durch Eroberung 1866 an ersteres zurück.

Das Land ist flach und meist tiefer als die See zur Zeit der Flut, gegen welche es durch künstliche Anlagen geschützt wird. Schiffbare Flüsse sind Ems und Leda; jene bildet den Dollart. Im Innern sind mehrere fischreiche Seen. Der Boden ist Moor, Sand (Geest) und Marsch; das Moor wird nutzbar zum Bau von Buchweizen und anderm Korn durch das Moorbrennen, hauptsächlich aber durch Abgraben des Torfs bis auf den Sandboden, den man mit Moorerde stark mischt und fruchtbar macht. Zur Entwässerung des Hochmoors und zum Verfahren des Torfs u. s. w. dienen Kanäle, die zur See führen, längs denen Moorkolonien existieren, deren größte Papenburg, Rhauderfehn und Großefehn sind. Üppig fruchtbar ist an der See, Ems und Leda die Marsch, sowohl die alte als die neue, eingedeichte (Polder, Groden). Waldung ist wenig; an Wild finden sich Hasen, einige Rehe, Rebhühner, Schnepfen, Enten, auch Adler und auf den Inseln Kaninchen. Der Ostfriese hat aus der Urzeit und dem Mittelalter viel Germanisches festgehalten, namentlich die Selbständigkeit des Gemeindelebens. Die friesische Sprache ist längst durch das Plattdeutsche verdrängt; nur noch auf den Inseln wird eine altertümliche friesische Mundart gesprochen. Hauptzweige des Erwerbs sind Ackerbau, Viehzucht, Seefahrt. Der Ackerbau der Bauern unterscheidet sich vorteilhaft von dem in Oldenburg, Meppen und weiterhin; sehr blühend ist er in der üppigen Marsch, viele Bauerhöfe gleichen Edelsitzen. Die Viehzucht fördert der üppige Graswuchs, diesen das feuchte Klima. Hauptprodukte sind Pferde, schweres Rindvieh, Fettgänse, Getreide, Raps, Torf. Die Ostfriesen sind, wie alle Friesen, geborene Seeleute; sie bauen und besitzen viele Seeschiffe, die aber meist fremdem Handel dienen. Bedeutend ist der eigene Fischfang; der Heringsfang bei Schottland ist in Verfall; die Industrie ist gering.

Vgl. Arends, «O. und Jever» (3 Bde., Emden 1820); Friccius, «Hinterlassene Schriften» (herausg. von Beipke, Berl. 1867); Friedländer, «Ostfriel. Urkundenbuch» (Emden 1874 fg.); De Vries und Focken, «O., Land und Volk» (Emden 1881); Herquet, «Miscellen zur Geschichte O.s» (Norden 1883).

Ostghat, s. unter Ostindien (geogr.-statist.).

Ostgoten, s. Goten.

Ostgotland, s. Östergötland.

Osthavelland, Kreis im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, s. u. Havel. Kreisstadt ist Nauen.

Ostheim oder Ostheim vor der Rhön, Stadt im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach, im vierten Verwaltungsbezirk, an der Streu und in der Nähe des Rhöngebirges, 17 km im Südwesten von Meiningen, in einer ganz von bayr. Gebiet umschlossenen Exklave, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat (1880) 2487 E., zahlreiche Mühlen, Bierbrauerei, Gerberei, Schuhmacherei und Weberei, dabei liegt das größtenteils zerstörte und durch einen 35 m hohen Turm ausgezeichnete Bergschloß Lichtenberg. O. ist besonders bekannt durch den Bau der Zwergkirschen, deren erste Stämme der Feldmedikus Klinghammer 1714 aus der Sierra Morena in Spanien mitbrachte und anpflanzte. Die Ostheimer Kirschen (Ostheimer Weichseln) sind mittelgroß, haben zartes, etwas säuerliches Fleisch, reifen Ende Juli und lassen sich gut trocknen.

Osthofen, Flecken in der hess. Provinz Rheinhessen, Kreis Worms, am Seebach, 10 km im NW. von Worms, Station der Linie Mainz-Worms der Hessischen Ludwigsbahn, hat (1880) 3167 E., ein Amtsgericht, Fabriken für Papier, Pappe, Strohhülsen, Maschinen, Malz und Hefen, Dampfmahlmühlen, Bierbrauereien, Ziegeleien, Weinbau und eine Schwefelquelle.

Ostia (d. h. Mündungen), Stadt in Latium am Ausfluß des linken Tiberarms, nach der Überlieferung die älteste Kolonie Roms, von Ancus Marcius an dem (damals einzigen) Ausflusse des Tiber ins Meer gegründet, war für die etwa 24 km entfernte Hauptstadt wichtig, teils wegen der in der Nähe befindlichen, auch jetzt noch ergiebigen Salzwerke, weit mehr aber als Landungsplatz für seewärts kommende Schiffe, welche die Einfuhr, namentlich des sicil. und afrik. Getreides nach Rom brachten. Längere Zeit hindurch war O. auch Station einer röm. Flottenabteilung. Ein eigentlicher Hafen war während der ganzen republikanischen Zeit nicht vorhanden, und über die stets zunehmende Versandung der Einfahrt wird schon von Schriftstellern der Augustischen Zeit geklagt. Claudius legte etwas

nördlich von O. einen großen Kunsthafen (portus Romanus, portus Augusti) an, der van Trajon erweitert wurde. Die Häfen wurden mit dem Tiber durch einen Kanal verbunden, der einen großen Teil des Stroms ableitete und die jetzige Hauptmündung (bei Fiumicino) bildet. Beide Hofenorte blieben bis in späteste röm. Zeit verkehrsreich und wahlhabend; namentlich O. hatte neben zahlreichen Heiligtümern meist ausländischer Gottheiten und solcher, die sich auf das Seewesen beziehen, reiche Privatgebäude, Bäder, Theater, sodaß die Nachgrabungen dort stets sehr ergiebig waren. Die neuesten haben unter andern das Theater und dos Forum der Stadt aufgedeckt. O. hotte schon früh eine christl. Gemeinde, deren Bischof ein hohes Ansehen genoß: im Kardinalskollegium hat der Kardinal von O. die erste Stelle (decanus sacri cottegii). Der Ort seldst verfiel infolge der zunehmenden Ungesundheit, dann durch die Raubzüge der Sarazenen seit dem Beginn des Mittelalters immer mehr. Das maderne O. ist ein ärmlicher Flecken von kaum 200 E. und liegt 7 km landeinwärts von der durch die Alluvion vorgeschobenen Tibermündung. Vgl. Boissier, «Promeoades archéotogiques» (Par. 1883).

Ostiarius (lat.), Thürhüter, Pförtner; in der alten christl. Kirche die untersten Geistlichen als Thürhüter, Sakristane, Glöckner, später Kirchner.

Ostien (grch.), die Herzmündungen; Ostienerweiterung, Vergrößerung der O. bei Erweiterung der Herzhöhlen; Ostienstenose, Verengerung der Herzmündungen infolge von Entartungen der Herzklappen. (S. unter Herz, Herzfehler.)

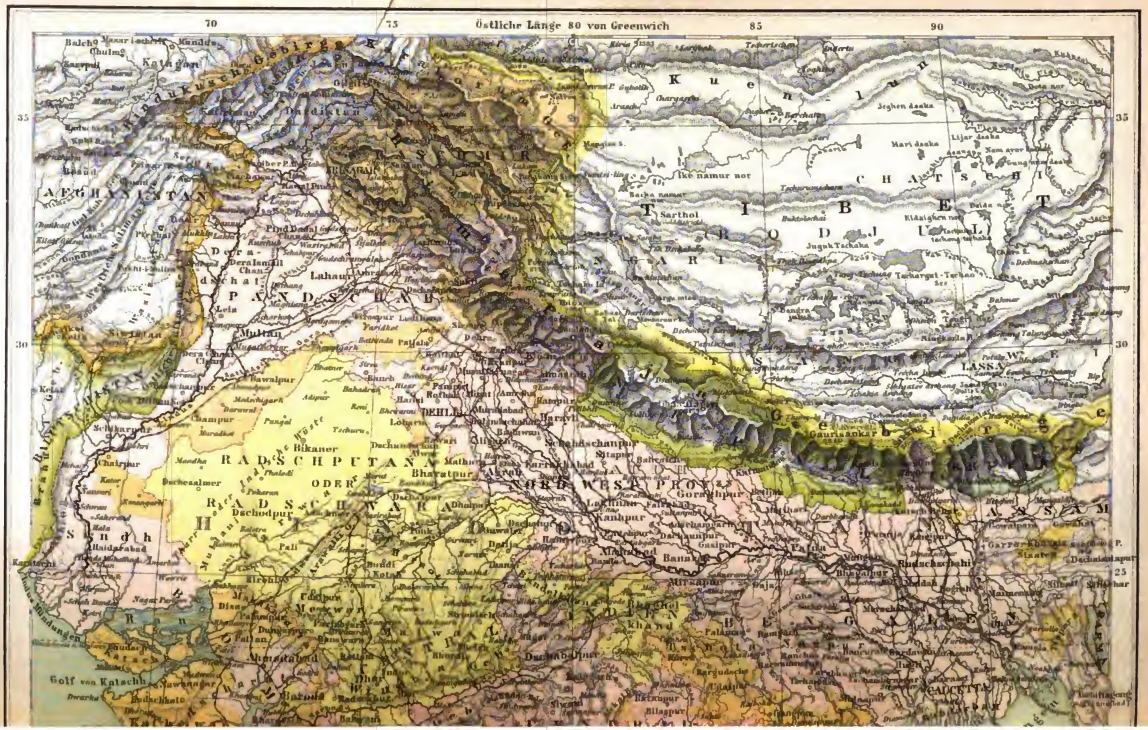
Ostiglia, Stadt und Distriktshauptort in der ital. Proainz Mantua, links am Po, durch einen den Ort durchziehenden schiffbaren Kanal auch mit dem Tartaro und der Etsch aerbunden, hat (1881) 5223 (Gemeinde 7011) E., einen Flußhafen, grose Rindaieh- und Geflügelzucht und starken Reisbau. O. ist das antile Hostilia, Geburtsort des Cornelius Nepos, gehörte seit dem 12. Jahrh. zu Verona, kam 1406 an Venedig, im Laufe des 15. Jahrh. an die Markgrafschaft Mantua.

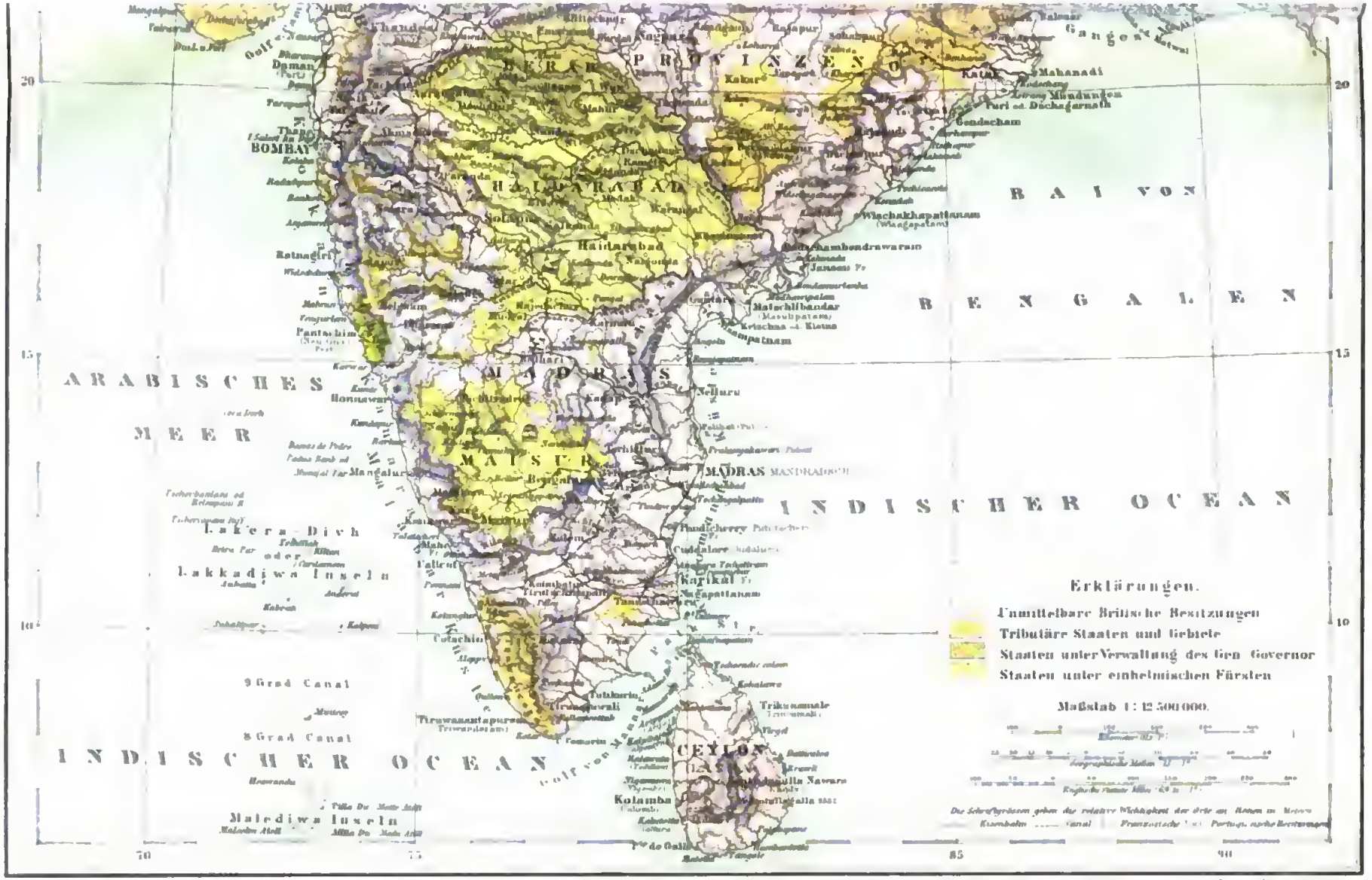
Ostindien im weitesten Wortsinn ist der Kollektivname für den großen Teil aan Asien, der sich von dem südöstlichsten Winkel von Persien bis an die südwestl. Provinzen von China ausbreitet und gegen N. von dem mächtigen transaerfalen Gebirgszuge begrenzt wird, als dessen Anfang, in der Richtung aan W. nach O., man das Gebirge Elburz in Persien, als dessen Ende die Alpen in Yünnan und als mittlere Glieder die südl. Kette des Hindu Kho und das Himalajagebirge betrachten kann. Hierzu kommen noch in der Nähe dieser kontinentalen Ländermasse gelegene zahlreiche Inseln und Inselgruppen. Von den Alten schlechthin Indien (s. d.) genannt, erhielten diese Länder im Gegensatz zu den Inseln Amerikas zwischen den Wendekreisen, für die der Name Westindien (s. d.) allgemein gebräuchlich ward, den Namen O. O. zerfällt in Vorderindien, Hinterindien (s. d.) und den Indischen Archipel (s. d.). (Hierzu zwei Karten: Ostindien I: Vorderindien. Ostindien II: Hinterindien und Indischer Archipel.)

Vorderindien oder Indien diesseit des Ganges, weil das Delta des Ganges und Brahmaputra im O. es von Hinterindien oder der Halbinsel jenseit des Ganges scheidet, bildet ein unregelmäßiges Viereck, dessen Ecken nach den vier Himmelsgegenden gerichtet sind, während die Seiten desselben im N. vam Himalajagebirge, im NW. vom Indus, hinter dem gleich das Hochland von Iran steil emporsteigt, im SO. vom Bengalischen Meerbusen und im SW. vom Arabischen Meere begrenzt werden. Dieses Viereck, von etwa 3575000 qkm Flächeuraum, zerfällt wieder in zwei Hauptteile, die ungleich große Dreiecke bilden und durch eine Linie getrennt werden, welche sich von W. nach O., in gleicher Richtung mit dem Vindhyagebirge laufend, von der Mündung des Indus zu der des Ganges erstreckt, nämlich in Hindostan und in dem Dekan. Hindostan, d. h. Land der Hindu, das nördliche jener beiden Dreiecke, ist dem größten Teile seines fast 1925000 qkm betragenden Flächenraums nach ein Tiefland, das nur an seiner Nordseite, dem südwestl. Abfall des Himalaja (s. d.), und, jedoch in geringerm Grade, auf der Südseite, dem Nordabhang des Vindhyagebirges, zum Gebirgsland wird, sonst aber eine einzige Ebene bildet, die vom Ausfluß des Indus bis zu dem des Ganges und auf der linken Seite des erstern bis zum Nordwestende des Himalaja hinaufreicht und etwa 1193500 qkm einnimmt. Hindostan besteht daher aus dem gesamten Stromgebiet des Ganges (s. d.) und der linken Hälfteaandem des Indus (s. d.), welche beide durch keine bemerkbare Wasserscheide getrennt sind, sodaß die untern Stufenländer des Indus und des Ganges eine ununterbrochene Ebene, ein zusammenhängendes Tiefland bilden, dessen östlichster Teil der untere Lauf des Brahmaputra (s. d.) begrenzt. Dagegen sind in Bezug auf die Natur ihres Bodens beide Stramgebiete sehr verschieden. Denn während die Ebene des Ganges eine fruchtbare, wasserreiche Kulturfläche bildet, findet sich in der Fläche, welche der Indus und dessen Zuflüsse auf seinem linken Ufer durchströmen, im ganzen ein weit dürftigerer Baden, der nur im Pendschab (s. d.) teilweise gut angebaut, sonst aber auch von vielen unfruchtbaren Sandstrecken durchzogen ist. Die bedeutendste dieser letztern ist die salzige Sandwüste Tharr, die sich im O. des Indus in einer Breite van 150 bis 300 und in einer Länge von 750 km im N. des Runn, einer Morastniederung von 16500 qkm südöstlich vom Ausfluß des Indus, parallel mit demselben nordwärts ausdehnt.

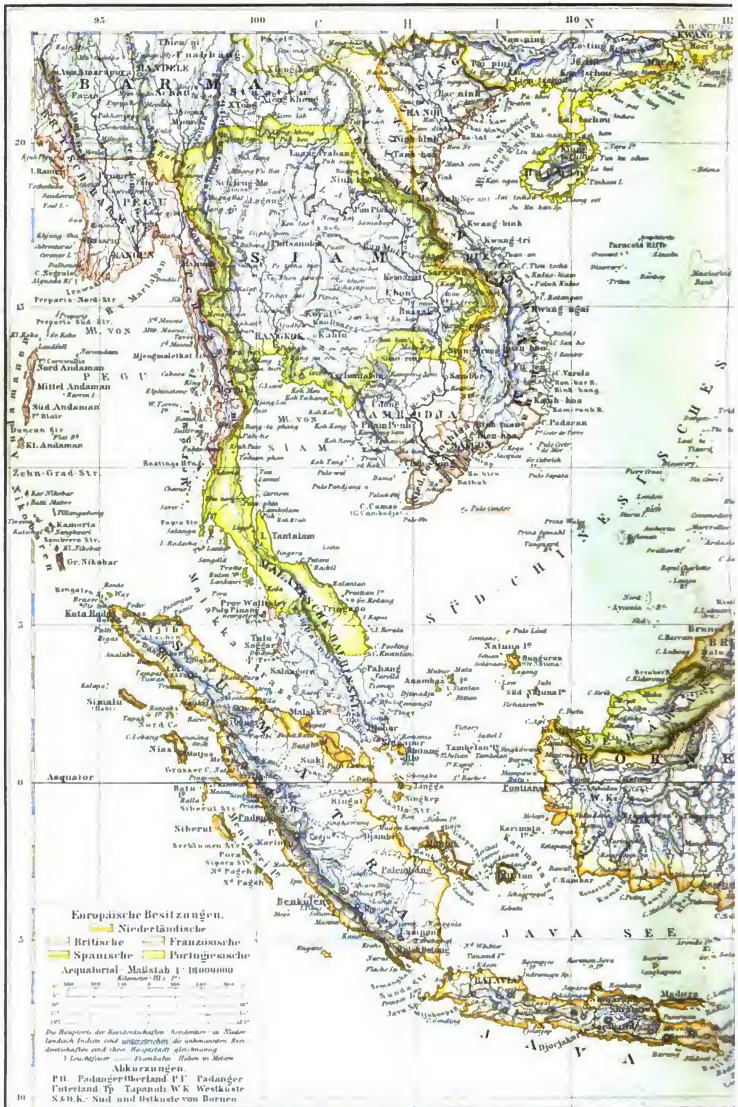
Das Dekan aber Dekhan (bei den Griechen Dachinabades, im Sanskrit Dakschinâpaha, aulgär Dakhinâbadha, d. h. Südweg aber Land der Rechten), die eigentliche vorderind. Halbinsel, wird nördlich von Hindostan begrenzt und erstreckt sich in Gestalt eines Dreiecks zwischen dem Bengalischen Meerbusen und dem Arabischen Meere hin, bis zu seiner stumpfen, südl. Endspitze. Mit der zu ihm gehörenden Insel Ceylon (s. d.) hat das Dekan ein Areal von etwo 1650000 qkm und ist (aon den nur 25—30000 qkm einnehmenden Küstenebeneu abgesehen) ein Hochland, dessen Scheitel von Randgebirgen begrenzt wird. Den Nordrand längs der Grenze Hindostans bildet das Vindhyagebirge, welches sich von der südöstlich von der Indusmündung zwischen den Golfen von Katsch (engl. Cutch) und Cambay gelegenen Holbinsel Guzerate (s. d.) gegen O. bis zum Ursprung des Nerbudda erstreckt. Das Vindhyagebirge besteht aus mehrern parallelen Ketten, die sehr zerklüftet, wenig zugänglich, noch nicht genug bekannt und ln ihren Kulminationspunkten nur etwa 1000 m hoch sind. Gegen

OSTINDIEN I. VORDERINDIEN.

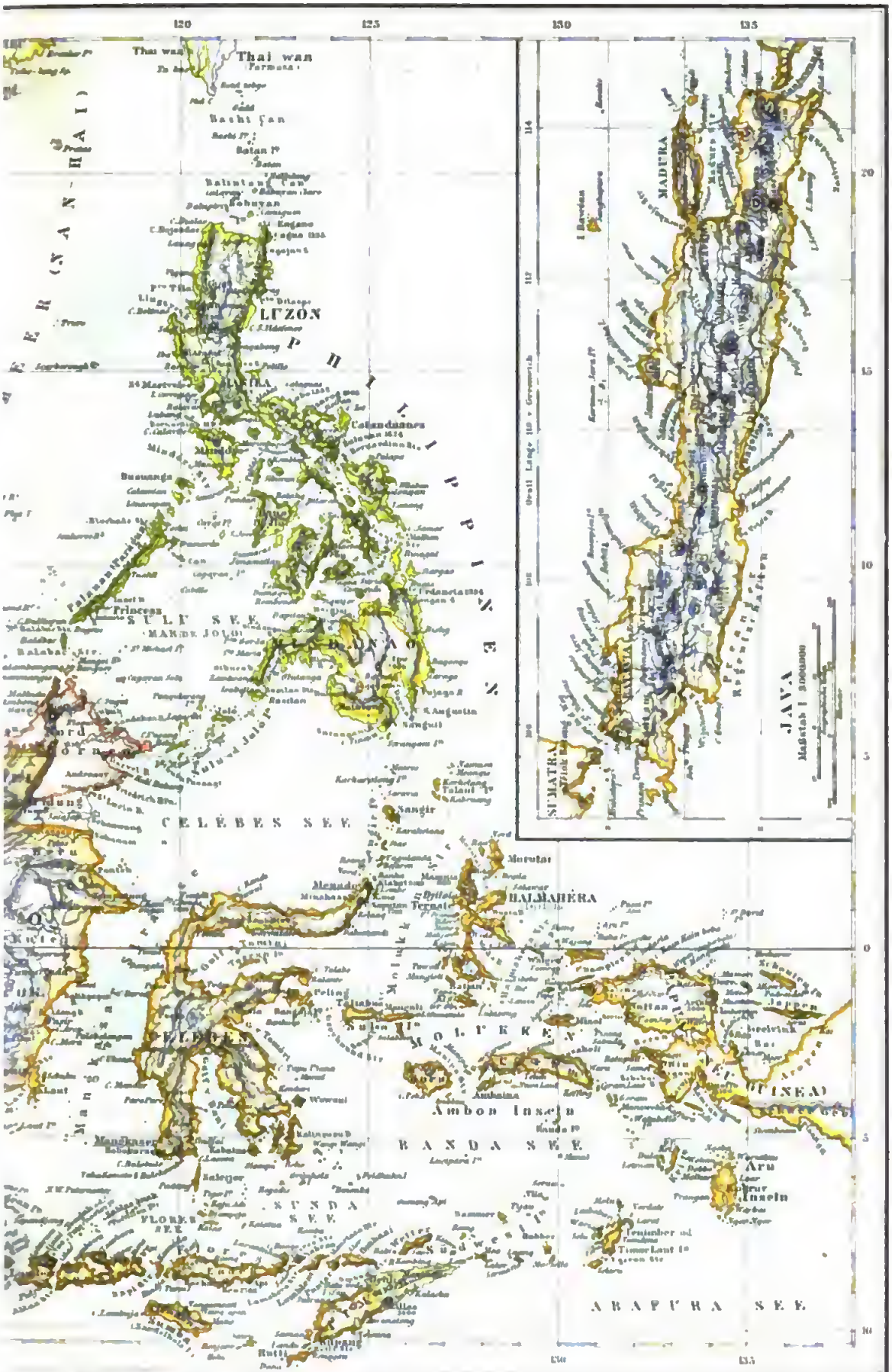

70
75
Östliche Länge 80 von Greenwich
85
90
35
30
25
AFGHANISTAN
PANDSCHAB
RADSCHPUTANA
ODER
RADSCHWARA
SINDH
Golf von Katschi
Golf von Cambay
Kuen-lun
CHATSCHET
TIBET
Sarthol
Ike namur nor
Mari daska
Jughi Tschaka
Tschangur-Tschan
Tschangur-Tschan
Tschangur-Tschan



Brockhaus' Conversations-Lexikon 15 Aufl. F. A. Brockhaus' Verlag Antiquar. Leipzig. Zu Artikel Ostindien.


95
100
105
110
115
Europäische Besitzungen.
Niederländische
Britische
Französische
Spanische
Portugiesische
Aequatorial Maßstab 1: 18000000
Abkürzungen.
P.H. Padanger Oberland P.U. Padanger
Unterland Tp. Tapanuli W.K. Westküste
S.& O.K. Süd und Ostküste von Borneo
Detail Länge 110 v. Greenwich
BIRMA
SIAM
PEGU
ANNAM
COCHINCHINA
KAMBODJA
MALAKKA
SUMATRA
JAVA
JAVA SEE
SUNDA STR.
Aequator

UND INDISCHER ARCHIPEL.



Zu Artikel Ostindien

S. fällt das Gebirge sehr steil zu dem tief eingeschnittenen Längenthal des Nerbudda (s. d.) ab, ebenso gegen W. nach der Mündung dieses Flusses in den Meerbusen von Cambay. Nur im O., in der Quellgegend des Nerbudda, hängt das Gebirge durch plateauartige, 700 m hohe Berge mit dem Innern des Dekan zusammen, während es von dort niedrige Fortsetzungen zum untern Ganges sendet. An diese Basis lehnt sich das eigentümliche Plateau- und Bergland Mittelindien (die Provinz Central-Indien der Engländer), welches 500—800 m hoch ist und sich nordwärts zur Dschamna (s. d.) absinkt, der es den Tschambal und andere bedeutende Zuflüsse zusendet. Der östl. Teil dieses Plateaus trägt den Namen Bandelkand, seine Mitte Malwa, sein westl. Teil Mewar. Die nordnordöstlich vom Golf von Katsch nach Delhi hin streichende, 1000—1500 m hohe und meist sehr unwegsame Aravallikette (Aravalli Range) trennt Mewar von der Tiefebene Radschastan. Dieses von sich kreuzenden Bergketten, tiefen Thälern, engen Schluchten und wilden Bergwassern durchzogene, deshalb sehr unzugängliche, auch für militärische Operationen wenig geeignete Mittelindien ist bis in die neuere Zeit (1857—58) von jeher ein Hauptsitz zahlreicher kleinerer Fürsten und der Schauplatz blutiger Fehden und Kriege gewesen. Am Rande des westl. und des südöstl. Schenkels des den Dekan bildenden Dreiecks erhebt sich das nach ihren Engpässen oder Gangsteigen (Ghat = Treppe) West- und Ostghats genannte Gebirge.

Die Westghats beginnen nördlich, durch eine Lücke vom Westende des Vindhyagebirges getrennt, südlich von den gerade in jener Lücke befindlichen Mündungen des Nerbudda und des Tapti. Dicht bewaldet ziehen sie sich dann in einer Kammhöhe von 700—1200 m, über der sich Gipfel bis zu mehr als 2000 m erheben, in einem nur geringen Abstande vom Meere längs der Küste von Malabar (s. d.), bis zu 11° nördl. Br. Der Abfall der Küste ist steil, aber terrassenförmig, ostwärts dagegen sanft und allmählich. Die Erhebung des innern Plateaulandes beträgt zwischen 400 und 900 m. Das Innere des Dekan bildet übrigens kein eigentliches Plateau, sondern wird von niedrigen Bergzügen in verschiedenen Richtungen durchzogen, die sich im Kalsubai bis zur absoluten Höhe von 1680 m erheben. So steil und plötzlich das Aufsteigen von dem Strande der Küste von Malabar ist, so sanft und allmählich gelangt man gegen O. abwärts, bis an die Ostghat, deren östl. Abfall in den Küstenstrich von Koromandel (eigentlich Tsolamandalam) hinabführt. Dieselben bestehen nur aus niedrigen, mehrfach durchbrochenen Bergreihen, welche am rechten Ufer des Mahanadi beginnen und die ganze Küste von Koromandel in einer mittlern Entfernung von etwa 100 km vom Meere begleiten. Obwohl sie sich bei einer mittlern Höhe von 450 m in ihrem höchsten Punkte bis zu 1000 m erheben, so erscheinen sie doch im allgemeinen nur von der Küste aus wie ein Gebirge, da sie eigentlich nichts als den östl. Abfall des Gesamtplateau bilden. Unter 12° nördl. Br. sind die Südenden der Ost- und Westghat verbunden durch das Gebirge der Nilgiris (engl. Neilgherries) oder Blauen Berge, die sich im Dodabetta, dem höchsten Gipfel im Süden des Himalaja, zur Höhe von 2648 m und im höchsten Paß, dem Sigur-Ghat, 2145 m erheben. Südwärts stürzt dieses Gebirge ungemein steil zu einer Vertiefung hinab, dem Gap, welches, zwischen 10° 35′ und 10° 55′ nördl. Br., als ein tiefer Querspalt im Gebirge, die Südspitze der Halbinsel thalartig von einem Meer zum andern quer durchziehend, die Küsten von Koromandel und Malabar miteinander verbindet. Im Süden des Gap oder Palghatthals erhebt sich das Gebirge der Alligiri zu einer Gebirgsmasse mit Gipfeln von 1200 bis 2800 m, und füllt den ganzen Westen der Südspitze der vorderind. Halbinsel bis zu dem 1245 m hohen Kap Komorin, ihrem südlichsten Vorgebirge unter 8° 4′ nördl. Br. Die größern Flüsse des Dekan, mit Ausnahme des obenerwähnten Nerbudda und Tapti, entspringen alle am Ostfuße der Westghat, durchströmen sämtlich von NW. nach SO. die ganze Breite des Plateau, durchbrechen dann die Ostghat und bilden an ihren Mündungen in den Bengalischen Meerbusen bedeutende Niederungen; so der Mahanadi, Godaweri, Kistna oder Krischnâ und Kaweri. Die steilen Westghats werden dagegen nur von kleinern Flüssen, die häufig Strudel und Wasserfälle bilden, durchbrochen. Die Bewässerung des ganzen Plateau ist überhaupt sehr reichlich und bedingt allenthalben eine für eine ungemein üppige und mannigfache Vegetation günstige Bodenbeschaffenheit und nirgends Steppen- oder Wüstenboden. Im Dekan und in Hindostan zählte N. von Schlagintweit 48 heiße Quellen, 28 andere im Himalaja, die heißesten im Bihar, nämlich die von Sargudscha 68,5° und von Belka 74,6° R., und im Himalaja die von Manikarn 75,5° R.

Hinsichtlich der meteorol. und klimatischen Verhältnisse zeigt sich, wie in allen tropischen und subtropischen Ländern, auch in O. ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Tiefland und den Küstenstrichen, sowie den Gebirgsgegenden. So ist vor allem das Klima der hindostan. Ebenen, ebenso ist das der untern erweiterten Stromthäler Hinterindiens, sowie der sämtlichen niedern Küstenstriche des gesamten O. ein ganz anderes als das der höhern Berglandschaften, sowohl in beiden Halbinseln als auf den Inseln und in den südl. Abhängen des Himalaja. Jene niedern Gegenden sind ausgezeichnet durch alle meteorol. Erscheinungen der Tropenwelt, durch schwüle Hitze, heftige Gewitter und Sturzregen. Steigt man aus diesen tiefen Landschaften auf die Gebirge hinauf, so wird die Luft kühler und trockener und das eigentliche tropische Klima hört auf. Besonders gilt dies vom Plateau des Dekan, dessen Klima ein ebenso günstiges als angenehmes ist. Man kennt daselbst weder tropische Glut, noch Schnee und Eis. Selbst auf der höchsten Spitze, dem Dodabetta, ist bis jetzt nie Schnee gefallen, und die Höhe ist nicht bedeutend genug, um den Getreidebau und den Baumwuchs zu beeinträchtigen. Die Jahreszeiten und mit ihnen das Klima des südlichen, innerhalb der Wendekreise gelegenen O. werden in eigentümlicher Weise durch die Monsuns (s. d.) bedingt. Der Südwestmonsun bringt Nebel, Schwüle und tropische Regengüsse für die Westküste Vorderindiens, wo die Westghats die Wetterscheide bilden, welche sich dem Weiterrücken der durch den Monsun vom Meere herbeigeführten Wolken widersetzt. Während diese daher an der Küste von Malabar sich niederschlagen und hier zwischen Mai und September die Regenzeit herrscht, hat die entgegengesetzte Küste von Koromandel ihre trockene, heitere

Jahreszeit. Nur langsam schieben sich nach und nach die Wolkenmassen über die Wetterscheide der Westghat weg, und dann beginnen die Regen auf dem Plateau des Dekan. Endlich um Ende des Südwestmonsuns, nach den furchtbaren Stürmen, welche das Umsetzen dieses Passatwindes in den Nordostmonsun begleiten, fängt die Regenzeit auf der Küste von Koromandel an und herrscht zwischen den Monaten Oktober und Januar, während die von Malabar ihre trockene Jahreszeit hat und das Plateau, das keine bestimmte Regenzeit besitzt, von einzelnen Regenschauern erfrischt wird.

Auch das Pflanzen- und Tierleben zeigt, gleich dem Klima, im Tieflande und Hochlande O.s eine wesentliche Differenz. Steigt man den Südabhang des Himalaja herab, so gelangt man plötzlich aus der kalten und reinen Luft eines Alpenlandes in die tropische Hitze und die feuchten Dünste des wasserreichen Bengalen; aus an den Norden erinnernde Wälder von Coniferen, Birken u. s. w. in die tropischen am Fuße des Gebirges, wo Palmen auftreten. Doch wo die Bewässerung fehlt, verursachen sengende Winde ausgedörrte Wüsten, wie in den Ebenen längs des Indus und seiner linken Nebenflüsse. Dagegen erreicht der Pflanzenwuchs in Bengalen und den fruchtbaren Niederungen und Küstengegenden der Halbinsel unter dem Einfluß der tropischen Sonne und den Meeresdämpfen fast die Großartigkeit des in Brasilien. Hier finden sich Bäume von mehr als 40 m Höhe, Baumfarne, verschiedene Arten des Bambusrohrs und Wälder von Sandel-, Eben-, Tealholz, von Drachenbäumen und verschiedenen Palmenarten, darunter die Kokos-, Schirm-, Kohl- und Sagopalme. Letztere ist stellenweise, sowie die Banane fast allenthalben als Nahrungspflanze von besonderer Wichtigkeit. Vor allem aber ist O. ausgezeichnet durch die Mannigfaltigkeit von Gewürzbäumen und Gewürzpflanzen, welche es ungepflegt hervorbringt. Dahin gehören der Muskat-, Zimt- und Gewürznelkenbaum, desgleichen Ingwer und mehrere Pfefferarten. Die Sumpfwaldungen am Fuße des Himalaja, am Ausfluß des Ganges, am Fuße des Hochlandes im Dekan, die ungeheuern Reispflanzungen Bengalens u. s. w. sind die Heimat des Elefanten, der hier ein nützliches Haustier darstellt. In den Wäldern hausen, nächst zahlreichen Affenarten, Tiger, Löwen, Rhinocerosse, Panther, Eber, Büffel u. s. w., während die Flüsse mit Krokodilen, die Dschungels und Moräste aber mit Schlangen, unter ihnen die äußerst giftige Brillenschlange, erfüllt sind. In den angebauten Gegenden Hindostans gedeihen nach dem Grade der Bodenerhebung europäische neben tropischen Getreidearten und Kulturpflanzen (Baumwolle, Zucker, Kaffee, Indigo ꝛc.). Doch ist der Reis das verbreitetste Nahrungsmittel durch ganz O. und die Hauptkulturpflanze in allen niedern Gegenden. In diesen Kulturgegenden sind zugleich die europ. Haustiere, mit Ausnahme des stellenweise nur spärlich vorhandenen Pferdes, seit lange neben dem Büffel, Dromedar und Kamel heimisch. Im Gegensatz zu den niedern Landen verlieren die Vegetation und mit ihr auch das Tierreich ihr vorherrschendes tropisches Gepräge, je höher man in die Gebirge hinaufsteigt. Die Kokospalme hört schon bei 300—500 m, die Banane bei 1000 m auf. Dagegen finden sich dichte Waldungen von hochstämmigen, meist immergrünen Bäumen. Aber auch für Kulturpflanzen haben die höhern Gegenden, namentlich im Dekan, trefflichen Boden. Neben Kaffee und Baumwolle gedeihen hier die europ. Getreidearten und neben spezifisch tropischen und Südfrüchten alle feinern Obstarten.

Die Bevölkerung Vorderindiens ist in ethnographischer Beziehung eine sehr gemischte. Im eigentlichen Hindostan bilden den Hauptteil die arischen Inder oder eigentlichen Hindu (s. d.), deren Sprachen und Dialekte vom Sanskrit abstammen. Im Dekan wohnen hauptsächlich Völker dravidischen Stammes, wie die Tamulen, Canaresen, Telugu, Malobaren u. s. w., die einer andern Völkerfamilie und zwar einer sehr frühen Abzweigung der mongol. Rasse angehören und deren unter sich mehr oder minder übereinstimmende Sprachen eine eigentümliche, von der arisch-indischen verschiedene Gruppe von Sprachen bilden. (S. Indische Sprachen.) Neben den beiden erwähnten Gruppen besteht daselbst noch eine Anzahl von Volksstämmen, die in Sitte, Religion, Sprache und Körpergestalt von ihnen abweichen und wahrscheinlich als Überreste der frühern Ureinwohner anzusehen sind. Dieselben zeigen einen niedern Kulturzustand und sind wilder und roher, leben auch meistens in unzugänglichern Berg- und Waldgegenden. Zu den merkwürdigsten von ihnen, von denen einige eine gewisse Verwandtschaft mit dem draoidischen Stamme zu erkennen geben, gehören die Ramusis in den Ghat um Punah; die Puhorris in den Wildnissen an der Grenze von Bengalen, Berar und Gondwana; die ganz negerartigen Puliudas an den Quellen des Nerbudda; die zum Islam übergetretenen Pindaries in den Wildnissen des Vindhyagebirges; die Bhils, welche in zerstreuten Scharen größtenteils als Räuber in den Gebirgen Malwos, im Radschputenlande und in Guzerate leben; die Khonds, die Urbevölkerung im nördl. Maharattenlande; die den letztern verwandten Köles, Kandas und Sur in den Grenzgebirgen von Orissa; die Kulis (s. d.); die mohammed. Mianas, die Waddas auf Ceylon (s. d.). Hieran schließen sich viele im Himalaja wohnende Völkerschaften, wie die buddhistischen Nirwaris in Nepaul, die Bhotijas in Bhotan, die Doms im Gebirgslande Kamoun, die Bewohner von Bissahir, die Landbau treibenden Kanawaris am obern Setledsch, die Leptschas, Murmis, Limbus u. s. w. Nächst diesen, der allerältesten Bevölkerung angehörenden Stämmen gibt es noch mehrere in histor. Zeit in Vorderindien eingewanderte. Obenan stehen unter ihnen die Nachkommen der mohammed. Eroberer Indiens, teils mongol., teils pers.-türk. Ursprungs, die noch jetzt das Persische als Muttersprache reden. Stärker und kriegerischer als die Hindu, wurden sie Herren des Landes und Verbreiter des Islam unter der einheimischen Bevölkerung. Auf sie folgen die eben eingedrungenen mohammedanischen, in O. Rohillas genannten Afghanen, sowie die Araber in den Städten Malabars, in Calicut, Goa, Guzerate und Multan, deren mit Hindu erzeugte Nachkommen Moplas genannt werden. Außerdem sind die Parsen zu nennen, sowie der Sage nach schon zur Zeit der Babylonischen Gefangenschaft eingewanderte Juden. Diese leben in verschiedenen Gegenden Malabars als Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute und heißen, zum Unterschied von den schwarzen Juden, die, wahrscheinlich von bekehrten Eingeborenen abstammend, über die ganze Halbinsel verbreitet sind,

weiße Juden. Die einheimischen Christen in Vorderindien sind teils sog. Thomaschristen auf der Malabarküste, teils kath. Proselyten in den franz. und portug. Kolonialgebieten und durch die Engländer bekehrte Protestanten. Die Gesamtbevölkerung vom britischen O., Ceylon mit 2763984 und die Straits-Settlements mit 423384 E. ausgenommen, betrug nach dem Census vom 17. Febr. 1881: 253891821 E., von welchen 201888897 auf die dem engl. Gouvernement unmittelbar unterworfenen Landschaften und 52002924 auf die von den Engländern abhängigen Vasallen-, Schutz- und tributären Staaten kommen. Dazu kommen noch die ganz unabhängigen Himalajastaaten mit 3300000 E., die franz. Besitzungen mit 276649 und die portugiesischen mit 444987 E., sodaß ganz Vorderindien 258 Mill. E. zählt. In den brit. Provinzen leben 187937450 Hindu, 50121585 Mohammedaner, 3418884 Buddhisten, 1862634 Christen, 1853426 Sikhs, 1221896 Dschainas, 85397 Parsen und 12009 Juden. (S. Inder und Indische Religion.)

Die schon im grauesten Altertum so hoch stehende, spezifisch ind. Kultur ist doch niemals zu voller harmonischer Entwickelung gelangt. Die Schuld hieran tragen teils das wiederholte Eindringen fremder moslem. Völker und das von diesen den Hindu während vieler Jahrhunderte aufgelegte Zwangsjoch, sowie die hierdurch häufig zerrütteten innern Verhältnisse des Landes, teils aber auch die, die Stabilität der geistigen Kultur so sehr begünstigende Landesreligion und die durch diese geheiligte Kasteneinteilung. Aber ungeachtet aller Einwirkung fremder religiöser und civilisatorischer Kulturelemente, wie früher des mohammedanischen, seit dem 17. Jahrh. aber des christlich-europäischen, hat sich die uralte spezifisch ind. Kultur ihrem eigentlichen Wesen nach zu erhalten gewußt, wenngleich mit Bezug auf Poesie, Skulptur und Architektur, sowie auch hinsichtlich mehrere Zweige der Industrie und Technik die Leistungen der Gegenwart weit hinter die des Altertums zurückgetreten sind.

Der Ackerbau bildete seit ältester Zeit die Hauptbeschäftigung der Bewohner von O., und gegenwärtig bethätigen sich an demselben drei Viertel, in einigen Gegenden selbst vier Fünftel der Gesamtbevölkerung, die Mohammedaner nicht ausgenommen. Der Boden ist überall, wo eine genügende Bewässerung stattfindet, überaus fruchtbar und seine Produktivität in sehr weiter Ausbreitung in vielen Gegenden eine außerordentliche. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Getreide (besonders Reis und Paddy), Thee und Kaffee, ferner Baumwolle, Hanf, Indigo, Jute, Öl, Opium, Zucker, Gewürze (Zimt von Ceylon), Pfeffer (von der Malabarküste), Kardamomen, Ingwer, Gewürznelken, Muskatnüsse u. s. w. Auch die Viehzucht beschäftigt einen großen Teil der Bevölkerung. Wichtig ist besonders die des Schafs und des Rindes. Die Schafe der Ebene liefern die gröbern, die der Berggegenden, namentlich des Himalaja die feinern Sorten Wolle. Der noch auf einer niedrigen Stufe der Entwickelung stehende Bergbau nimmt dagegen nur einen sehr kleinen Teil der Bevölkerung in Anspruch. Doch gewinnt man, abgesehen von etwas Waschgold und Silber, Eisen im Dekan, Britisch-Birmanien, Sindh, im Himalaja, im Distrikt Monghir am Ganges, das beste bei Portonovo südl. von Pondichéry; ferner Kupfer zu Khetri in Radschastan und in Singhbhûm an der Südwestgrenze von Bengalen; desgleichen Blei, Zinn, Kobalt, Alaun, Schwefel und Borax. Steinkohlen werden hauptsächlich in den Distrikten Birbhum und Burdwan in Bengalen, sowie im Nerbuddathale gewonnen. Salz (ein Regal der brit. Regierung) wird in der sog. Salzkette des Pendschab, sowie aus den Seen von Radschastan, aus dem Meere an der Küste von Madras und besonders in den Sunderbunds des Gangesdeltas in ungeheuerer Menge gewonnen. Für Edelsteine ist O. von jeher ein Hauptland gewesen. Diamanten liefert jetzt nicht mehr Golkonda (s. d.), wohl aber das Bett der Mahanadi im nördl. Dekan, sowie das des Krischna und Pennar im südl. Dekan und der Ort Pannah in Baudelkand. Rubinen, Berylle, Topase, Chrysolithe, Saphire, Smaragde, Amethyste, Granaten u. s. w. finden sich auf dem Plateau von Mysore, auf Ceylon und der Koromandelküste, schöner Jaspis, Achate und Karneole in Guzerate. Die uralte Industrie O.s hat durch den Aufschwung in Europa und das engl. Kolonialsystem außerordentlich gelitten, wie namentlich die berühmten Baumwoll- und andere Webereien von Dakka, Murschedabad, Surat u. s. w. Gleichwohl behaupten einige Zweige noch immer ihren alten Ruf. So die Shawls und Teppiche von Kaschmir, die Teppiche und Seidenzeuge von Multan und Benares, die Musseline verschiedener Art, die Stoffe und Tücher aus Madras und Masulipatam. Auch blühen die Indigofabriken, Zuckersiedereien, Rum- und Arakbrennereien, die Bereitung von Kokosnuß-, Kastor-, Lein- und Rosenöl, Lederfabrikation, Waffenschmiederei, welche durch den Besitz des Wuzstahls und eine eigentümliche Bearbeitung des Eisens vorzügliche Waren liefert; sodann die Verfertigung goldener und silberner Juwelierarbeiten, die von Schnitzwerk aus Elfenbein, Eben- und Sandelholz, die Arbeiten in Perlmutter und Schildpatt, die Diamantschleifereien ꝛc. noch immer.

Handel. Der große Produktenreichtum aller Art hat seit dem frühesten Altertum die handeltreibenden Völker nach O. gelockt. Im Innern wird der Handel durch die Genossenschaft der Banjanen (s. d.), wiewohl nicht mehr in gleichem Maße wie früher, betrieben. Sie befördern hauptsächlich die Landeserzeugnisse nach den Stapelplätzen. Der Handel mit den nördl. Nachbarvölkern ist Karawanenhandel, welchen besonders Parsi und Armenier unterhalten und dessen Hauptpläße Multan, Lahore und Kaschmir sind. Der Seehandel in den großen Häfen Kalkutta, Madras und Bombay, sowie in Karratschi (s. d.) und in Singapore (s. d.) ist überwiegend in den Händen der Briten, doch beteiligen sich, außer den Parsen, seit Aufhebung des Monopols der Ostindischen Kompagnie (1834) auch andere europ. Nationen und die Nordamerikaner in wachsender Ausdehnung an demselben. Die Gesamteinfuhr belief sich 1882—83 auf 65552000 Pfd. St., wovon 27543000 auf Garn und Gewebe, 13453000 auf Edelmetalle kommen; die Ausfuhr betrug 84527000 Pfd. St., wovon 14547000 auf Getreide, Sämereien und Früchte, 7208000 auf Kolonialwaren (besonders Thee und Kaffee), 23497000 auf Häute und Felle, 11481000 auf Opium kamen. Die Zahl sämtlicher 1883 in Häfen von Britisch-Indien eingelaufenen Segel- und Dampfschiffe belief sich auf 6460 mit 3632248 t Gehalt, die der ausgelaufenen auf 6282 mit 3736638 t. Eine Anzahl Dampfschiffahrtslinien

vermitteln eine regelmäßige Verbindung von Britisch-Indien mit der ganzen übrigen Welt. Die Dampfer der 1840 in das Leben gerufenen Peninsular- and Oriental-Steam-Navigation-Company, sowie die der franz. Messageries maritimes, deren Knotenpunkte Ceylon, Singapore und Honglong sind, verbinden O. mit Europa, mit Niederländisch-Indien, Australien, Cochinchina, China, den Philippinen und Japan, sowie auch durch Anschluß an die Linie der nordamerik. Pacific-Mail-Steamship-Company in Yokohama und Honglong mit der Westküste Nordamerikas, und zwar auf den meisten dieser Linien zweimal im Monat. Die Verbindung aller Hafenorte des brit. Vorder- und Hinterindien miteinander findet durch die Schiffe der 1857 errichteten und 1862 zu ihrer jetzigen Ausdehnung erweiterten British-India-Steam-Navigation-Company statt, welche auch regelmäßige monatliche Fahrten nach Aden und Zanzibar unterhält. Diese Gesellschaft besitzt über 40 Dampfschiffe von etwa 52000 t Gehalt und beschäftigt über 500 europ. Offiziere und Ingenieure, sowie mehr als 5000 eingeborene Seelente. Auch werden die beiden Hauptflüsse, der Ganges von Kalkutta bis Garmatkisar und der Indus von Kotri bei Multan bis Hyderabad, regelmäßig von Dampfern befahren.

Dem innern Verkehr dienen, außer den genannten Hauptströmen und deren Nebenflüssen, zahlreiche Heerstraßen und die über die Pässe des Himalaja nach Tibet und weiter nach Innerasien führenden Karawanenwege, die Eisenbahnen, welche sich (1884) schon mit 17443 km über die ganze vorderind. Halbinsel ausbreiten und deren Länge noch immer zunimmt. Dieselben zerfallen in Staatsbahnen und vom Staate garantierte Privatbahnen. Die bedeutendern Orte sind durch Telegraphenlinien von (1883) 34986 km Länge miteinander verbunden. Mit England ist O. durch drei Linien verbunden. Die älteste, seit 1863—64, erstreckt sich aus Europa über Konstantinopel durch Kleinasien über Mosul und Bagdad bis Fao am Persischen Meerbusen, von wo ein submarines Kabel bis Karratschi gelegt wurde, während man zugleich Wiederholungsstationen zu Bushire, Ras Musseldom an der Nordostspitze von Arabien und Gwadar in Balutschistan errichtete. Eine Landlinie zwischen Gwadar und Karratschi war bereits früher angelegt. Wegen Unsicherheit der Strecke zwischen Bagdad und Fao wurde später eine supplementäre Linie von Bushire nach Teheran und von dort nach Bagdad hinzugefügt. Eine zweite Telegraphenlinie erstreckt sich von Bushire über Teheran, Tabriz, Tiflis, Kertsch, Warschau, Berlin und Norderney nach London. Diese von der Indo-Europäischen Telegraphenkompagnie eingerichtete Linie wurde 1870, fast gleichzeitig mit der Legung des telegr. Kabels zwischen Suez und Bombay, fertig. Außerdem wurde das elektrische Kabel zwischen Madras, Penang und Singapore 4. Jan., zwischen Singapore und Honglong 10. Juni 1871, und endlich die Kabelverbindung zwischen Madras und Australien in Gebrauch gestellt. Von 1862—73 wurden von der ind. Regierung über 1510000 Pfd. St. für die Telegraphenverbindung mit Europa ausgegeben.

Politische und administrative Verhältnisse. Das Indo-Britische Reich (British Empire in India) ist ein mit der Krone England in Personalunion verbundenes Kaiserreich, von dem die Königin von England als solche ihren zweiten Titel, den einer Kaiserin von Indien führt. Es umfaßt, mit Ausnahme der Insel Ceylon (s. d.), welche ein selbständiges, unter einem eigenen Gouverneur stehendes Besitztum der engl. Krone bildet, und den von O. administrativ getrennten, jedoch in gewisser Hinsicht mit ihm verbundenen, unter einem eigenen Gouverneur stehenden Straits-Settlements (s. d.), insgesamt ein Areal von 2359588 qkm mit einer Gesamtbevölkerung von 201888897 E., nachfolgende Bestandteile: 1) Unmittelbar unter dem Generalgouverneur von Indien stehen die Distrikte Aschmir, 7021 qkm mit 460722 E., Berar, 45870 qkm mit 2672673 E. und Kurg (Coort), 4100 qkm mit 178302 E. 2) Unter Governors stehen die Präsidentschaften Madras, 365178 qkm mit 31170631 E. und Bombay, 321463 qkm mit 16454414 E. 3) Unter Lieutnant-Governors stehen: die Präsidentschaft Bengalen, 500362 qkm mit 69536861 E., die Nordwestprovinzen (seit 1877 mit Oude), 274816 qkm mit 44107869 E. und das Pendschab, 276165 qkm mit 18850437 E. 4) Unter Chief-Commissioners stehen: Assam, 120018 qkm mit 4881426 E., Britisch-Birma, 225891 qkm mit 3736771 E. und die Centralprovinzen, 218704 qkm mit 9838791 E. Einen Gegenstand von großer Wichtigkeit und für die brit.-ind. Regierung mit der meisten Mühe und Schwierigkeit verbunden, bilden die Länder der eingeborenen Fürsten (Native States of India), deren Anzahl, die kleinern Lehen mit eingerechnet, sich auf nahe an 500 beläuft. Diese Fürsten erkennen sämtlich die Oberhoheit der engl. Regierung an, stehen aber zu derselben, was Rechte und Verpflichtungen betrifft, in den allerverschiedensten Verhältnissen. Bei einigen, wie z. B. Nepaul (s. d.), beschränkt sich das Verhältnis auf die bloße Anerkennung der engl. Oberhoheit; andere sind verpflichtet, dem Rate der engl. Regierung mit Bezug auf die Verwaltung ihrer Reiche zu folgen; noch andere bezahlen Tribut und stellen Truppenkontingente zu der engl. Armee. Einige besitzen das Recht über Leben und Tod, andere müssen alle wichtigern Fälle an engl. Gerichte übertragen. Die Tributstaaten umfassen zusammen 1221262 qkm mit 52002924 E. Davon entfallen auf Baroda 22195 qkm mit 2185005 E., Centralindien 194447 qkm mit 9261907 E., Hyderabad 211872 qkm mit 9845594 E., Mysore 64030 qkm mit 4186188 E., Radschputana 336038 qkm mit 10268392 E., Travancore 17430 qkm mit 2401158 E., Cochin 3525 qkm mit 600278 E., ferner auf die kleinern Lehnsstaaten in den Nordwestprovinzen 13273 qkm mit 741750 E., im Pendschab 92762 qkm mit 3861683 E., in den Centralprovinzen 74677 qkm mit 1709720 E. und in Bombay 191013 qkm mit 6941219 E. Seit dem Sipahi-Aufstand 1857 hat die engl.-ind. Regierung sich zum Prinzip gemacht, die eingeborenen Fürsten möglichst für sich zu gewinnen. In diesem Sinne adoptierte sie die schon 1837 von Lord Metcalfe vorgeschlagene Maßregel des Aufgebens ihrer frühern Annexionspolitik und allen größern sowohl als kleinern Lehn- und Vasallenstaaten ihr Fortbestehen zu garantieren. Demgemäß hat jetzt jeder dieser Fürsten, dem ein natürlicher Nachfolger fehlt, das Recht, sich einen solchen zu wählen, und dieses Recht ist auch, wenn nicht durch den Fürsten die Nachfolge vorgesehen wurde, der Bevölkerung zugestanden, in beiden Fällen freilich nur mit Bezug

auf der engl. Regierung genehme Personen. Im allgemeinen spricht sich in der jetzigen Handlungsweise der engl. Regierung bezüglich der eingeborenen ind. Fürsten das Bestreben aus, aus ihnen eine Art von erblicher Peerage, gleich der englischen, zu bilden.

Die Gesamteinkünfte der engl.-ostind. Regierung beliefen sich 1882/83 auf 70125231, die Gesamtausgaben auf 69418598, der Gesamtbetrag der ostind. Schuld in O. sowohl als in England auf 172142557 Pfd. St. Über die Organisation der ostind. Armee s. Großbritannien und Irland, Bd. VIII, S. 470 fg. Eine eigene Marine besitzt die ostind. Regierung nicht, sondern nur eine Anzahl von Dampfschiffen für gelegentliche Reisen des Generalgouverneurs und anderer hoher Beamten. Den Dienst in den ostind. Gewässern verrichten engl. Kriegsschiffe. Die engl. Regierung sucht O. immer produktiver und für sich vorteilhafter zu machen, was sie durch die vermehrte Anlage von Eisenbahnen, neuen Schiffahrtskanälen und andern Verkehrswegen, durch Sicherheit und Zugänglichkeit der Hafenplätze, den Bau von Leuchttürmen längs der Küste, eine große trigonometrische Aufnahme von ganz Indien, die Einführung neuer Zweige der Bodenkultur, z. B. der Jute (Corchorus olitarius und capsularis) und Rhea (Boehmeria nivea) für die Gewinnung neuer Textilstoffe, von Carolinareis, Cinchona, Cardamom, Ipecacuanha u. a. m.; durch die künstliche Irrigation der wasserarmen und sterilen Gegenden in der Nähe des Indus und Ganges behufs des Ackerbaues; durch die Ausbreitung der Viehzucht u. s. w. zu erreichen sucht; außerdem ist sie aber auch in gleich lebhafter, stets zunehmender Weise unablässig für das geistige Wohl der eingeborenen Bevölkerung bemüht. Dieses beweist in erster Stelle die Sorge der Regierung um das Volksschulwesen. Die Zahl der untern, mittlern und höhern Volksschulen für Knaben in ganz Indien, mit Ausnahme der Vasallenstaaten und Birmas, betrug 1880 schon 50000 mit 1½ Mill. Schülern. Zur Bildung von Volksschullehrern und Lehrerinnen dienen besondere Normalschulen, von denen eine Anzahl mit Missionsanstalten in Verband steht. Außerdem bestehen in O. nicht wenige, größtenteils mit den nach dem Muster der londoner Universität organisierten Universitäten in Kalkutta, Madras und Bombay verbundene, teils aber selbständige Kollegien für besondere Fachwissenschaften. Dieselben werden entweder von seiten des Gouvernements oder aus Privatmitteln unterhalten. Sie nehmen nicht nur Engländer, sondern auch Eingeborene auf. Die letztern müssen aber ihre frühere Bildung in den höhern Volksschulen, wo der Unterricht in engl. Sprache geschieht, genossen haben. Wichtige Hilfsmittel zur Verbreitung der Volksbildung in weitern Kreisen sind auch eine Anzahl von Museen, wie das indische, das geologische und das zu der Asiatischen Gesellschaft gehörende zu Kalkutta; das Gouvernements-Centralmuseum zu Madras, sowie die kleinern in Radschmahendri, Utakamnat und Bangalore; das Victoria- und Albert-Museum mit botan. Garten zu Bombay für Agrikultur und Naturgeschichte; das Museum zu Lahore, hauptsächlich enthaltend griech.-baktrische Münzen, Skulpturen u. s. w.

Geschichte. Die älteste Geschichte von Vorderindien ist durchaus dunkel. Die Sanskritlitteratur ist nämlich höchst arm an histor. Schriften und von der ältern Vergangenheit bestehen nur halb und ganz mythische Überlieferungen. Als erste sichere Thatsache steht fest, daß vielleicht um das Jahr 2000 v. Chr., vielleicht noch früher aus den Gebirgsländern im Nordwesten von Indien ein Volk kaukas. Urstammes (Arier, s. d.) von höherer Bildung in die niedern Gegenden hinabstieg, die daselbst hausenden Stämme von Ureinwohnern unterwarf und höhere Bildung unter denselben verbreitete. Aus der Vermischung dieser verschiedenen Völker entstand das heutige Hindvolk. Die religiöse Anschauung war im Anfang eine Art von Naturdienst, reiner und geistiger als später, nachdem sie, unter schärferer Ausbildung des Kastenwesens, ein Gepräge von rohem Aberglauben, unheimlichem Fanatismus, despotischer Abgeschlossenheit erhalten hatte und in einen sehr vielgestaltigen Götzendienst entartet war. In der frühesten Periode war Vorderindien, namentlich Hindostan, da sich das spezifische Hindutum im innern, mehr unzugänglichen Dekan nie so entwickelte wie in den Gangesebenen, in eine große Anzahl einzelner Staaten geteilt, wie Ajodhja, Magadha u. a., an deren Spitze Radschas, d. i. Könige, Fürsten, standen, von denen oft mehrere zusammen einem Oberkönig oder Maharadscha gehorchten. Die Brahmanen oder Priester, als Abfasser und Bewahrer der Gesetze, hatten großen Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Staunenswerte Bauwerke, besonders in Felsen gehauene Tempel wurden ausgeführt. Religiöse Bewegungen, wie z. B. das Aufkommen, die Ausbreitung und spätere Reaktion gegen den Buddhismus, veranlaßten von Zeit zu Zeit große Aufregung der Gemüter gegeneinander. Die ind. Religion und Kultur wurden auch in andere Länder verpflanzt, so z. B. nach den Inseln Java und Bali. Als großer Eroberer erscheint besonders der in dem Epos «Ramayana» gefeierte, für eine Inkorporation der brahmanischen Gottheit Wishnu geltende Held Rama, der seine Waffen nach Ceylon trug. Die Griechen besaßen bis auf Alexander d. Gr. über Indien nur die kurzen Notizen von Skylax von Karyanda, Hekataios von Milet, Herodot und Ktesias aus Knidos. Erst durch die Mitteilungen der Kriegsgenossen des Macedoniers bei seinem Zuge an den Indus, sowie namentlich auch durch die etwas später von Megasthenes wurden die Geschichte und der Zustand von O. bekannter. Seit dieser Zeit bestand zwischen den Griechen und Indien Handel zur See, sowie vermittelst Karawanen, über das Schwarze Meer und Vorderasien, sowie über Ägypten. Viele Griechen wanderten des Handels wegen nach Indien und ließen sich dort nieder. Nach Alexanders d. Gr. Tode herrschte der ind. König Sandrakottus (sanskr. Tschandragupta) über die ganze Gegend vom Indus bis zum Ganges. Einer von Alexanders Nachfolgern, Seleucus Nikator, drang gegen ihn bis nach Palimbothra (Patna) am Ganges vor, machte aber gegen ein Geschenk von 500 Elefanten mit ihm Frieden und gab ihm seine Tochter zur Gemahlin. Seitdem dauerte die Verbindung Indiens mit den Griechen ununterbrochen fort. Der baktrisch-griech. König Eukratides eroberte sogar, bald nachdem Antiochus d. Gr. seinen Zug gegen den ind. König Sophragasenus unternommen, einen Teil des nördl. Vorderindien, der freilich mit dem Verfall des baktrisch-griech. Reichs bald wieder verloren ging.

Später wurden die Saker oder Indoskythen in Indien mächtig, aber von dem König Mitramaditja,

dessen Regierung als Augusteisches Zeitalter der ind. Kunst und Wissenschaft gilt und den Anfangspunkt der noch in Indien gebräuchlichen Zeitrechnung (56 v. Chr.) bildet, zurückgetrieben. Auch die Römer waren mit Indien in Verbindung, und mehrere ind. Gesandtschaften an röm. Kaiser werden erwähnt. Erst mit der Eroberung Persiens durch die Araber und deren weitere Ausbreitung in Asien im 8. Jahrh., hörte die unmittelbare Verbindung Europas mit Indien auf und fand nur noch durch die Araber statt. Mit den Arabern beginnt auch die Erregung einer fanatischen Kriegslust in allen, dem Islam zugethanen Nachbarvölkern, infolge dessen eine Reihe Eroberer in Indien eindrangen, die eigentümliche Kulturentwickelung daselbst störten, die Unabhängigkeit der nördl. Staaten vernichteten und fremde politische wie religiöse und soziale Elemente daselbst zur Geltung brachten. Nur in dem südlichern unzugänglichern Dekan erhielten sich unabhängige ind. Dynastien, während das eigentliche Hindostan seitdem, einzelne Teile ausgenommen, nie wieder zur Unabhängigkeit gelangte. So herrschten nach und nach in Indien die mohammed. Dynastien der Ghasnewiden, der Ghuriden und mehrerer afghan. Eroberer, Timurs, bis endlich der Nachkomme des letztern, Babur, 1526 das Reich der Großmoguls gründete, das in der Zeit seiner Blüte unter Akbar und Aureng-Zeyb ganz Hindostan und den größten Teil vom Dekan umfaßte. Die Residenzen der Moguls waren Delhi und Agra. Es gab unmittelbare, von Nabobs regierte, und mittelbare, eigenen Radschas erblich unterworfene Provinzen, die dem Mogul nur tributär waren.

Während dieser Zeit hatten sich die Portugiesen nach Entdeckung des Seewegs ums Vorgebirge der Guten Hoffnung auf den Küsten Indiens, unter Almeida und Albuquerque durch Anlegung von Forts und Faktoreien, im Anfange des 16. Jahrh., bedeutende Besitzungen (s. Goa) erworben, die sie fast 100 Jahre und mit ihnen den wichtigen ostind. Handel ausschließlich behaupteten. Nach dem Verfall ihrer Macht und ihres Unternehmungsgeistes im Mutterlande traten zu Anfang des 17. Jahrh. die Holländer an ihre Stelle und eigneten sich den Alleinhandel mit O. für längere Zeit an. Fast gleichzeitig mit den Niederländern traten auch die Engländer als Mitbewerber an die Vorteile des Handels mit O. auf und 1600 fand die Stiftung der Englisch-Ostindischen Kompagnie (s. Ostindische Kompagnien) statt. Auch den Franzosen gelang es, sich in O. einige Territorialbesitzungen mit dem Hauptort Pondichéry zu erwerben. Die Rivalität beider Nationen kam auch in Indien zur Erscheinung und hatte daselbst einen langen Kampf beider Nationen zur Folge. Mit ebenso großer Gewandtheit und Beharrlichkeit als Glück verfolgte anfangs der franz. Gouverneur Dupleix seinen Plan zur Vertreibung der Engländer. Allein seine Regierung unterstützte ihn nicht, rief ihn sogar ab, und seine Nachfolger besaßen weder Kenntnis noch Talent, um seine Bestrebungen fortzusetzen. So gingen für die Franzosen im Frieden zu Paris (1763) alle von Dupleix im Süden der Halbinsel errungenen Früchte wieder verloren. Zu gleicher Zeit war auch ein Umschwung der Dinge in Bengalen erfolgt. Müde der Bedrückungen, welche sich die halb unabhängigen Nabobs des im Verfall begriffenen Reichs des Großmoguls erlaubten, und gereizt durch einen Überfall, bei welchem Kalkutta erobert wurde, griffen die Engländer zu den Waffen und besiegten zuerst unter Clive bei Plassy 23. Juni 1757, dann in mehrern Feldzügen den Feind so völlig, daß sich ihre Herrschaft am untern Laufe des Ganges ebenso sehr erweiterte als befestigte. So wurde Lord Clive der Begründer der engl. Macht in O. Wie viel Mühe sich auch die Kompagnie gab, ein polit. Friedenssystem in O. zu befolgen, so vermochte sie es doch nicht, indem sich das Reich des Großmoguls bereits im Zustande der Auflösung befand. Nach dem Tode von Aureng-Zeyb 1707 folgten ihm binnen 50 Jahren nicht weniger als 12 Herrscher auf dem Thron zu Delhi. Hierdurch kamen Anarchie und Empörung an die Tagesordnung, und mehrere der das Reich des Moguls bildenden Völkerschaften machten sich mit ihren Statthaltern oder tributären Fürsten unabhängig; so der Subah von Dekan, der Nabob von Oude u. s. w. Die Sikhs aber bildeten im Pendschab das Reich von Lahore, und die Mahratten rissen große Stücke vom Reiche des Moguls ab. Noch furchtbarer für dasselbe wurde der Eroberungszug Nadir-Schahs von Persien, 1739, und die Eroberungen der Afghanen, namentlich die Züge des Schah Achmed-Abdallah seit 1747. Durch den Verfall des mongol. Reichs hatte sich in Vorderindien eine Menge kleiner selbständiger Staaten gebildet, deren Fürsten ihre Herrschaft stets zu erweitern trachteten. Von diesen Verhältnissen suchten die Franzosen zum Nachteil der Engländer Vorteil zu ziehen und trachteten in Hindostan bei den Mahratten, im Dekan bei den Sultanen von Mysore und dem Nizam von Hyderabad Einfluß zu gewinnen. Hyder-Ali, der Sultan von Mysore, hatte seine Herrschaft zum Teil durch franz. Unterstützung erworben. Schon 1767—69 hatte er mit den Engländern Krieg geführt, und als der Kampf zwischen diesen und den Franzosen infolge des Aufstandes von Nordamerika auch wieder in O. ausbrach, projektierte Hyder-Ali den Umsturz der engl. Herrschaft. Der Nizam aber stand mit den Mahratten im Bunde. Nur der Klugheit und Energie des engl. Generalgouverneurs Warren Hastings verdankte die Kompagnie ihre Rettung. Derselbe wußte die Mahratten zu einem Separatfrieden zu bewegen, und Tippo-Saib, der Sohn und Nachfolger Hyder-Alis, mußte 1784 mit der brit.-ostind. Kompagnie Frieden schließen.

Lord Cornwallis, zweiter Nachfolger von Warren Hastings, sah sich durch Tippo-Saibs Verhalten genötigt, gegen diesen den Kampf wieder aufzunehmen. Dieser Krieg (1789—92) kostete dem Sultan von Mysore die Hälfte seiner Besitzungen, die teils in die Hände der Engländer, teils in die ihrer Verbündeten, der Mahratten und des Nizam, fielen. Sir John Shore, Cornwallis' Nachfolger im Generalgouvernement, schadete durch seine friedliche Politik. Dazu kam, daß die Franzosen während ihrer Revolution anhaltend bemüht waren, alle Feinde der Engländer in O. gegen sie aufzuhetzen. In großer Zahl kamen franz. Emissäre und Offiziere nach O., um die Truppen der den Engländern feindlich gesinnten ind. Fürsten militärisch zu disciplinieren. Unter dem Oberkommando von Bayard und Perron waren über 50000 Mann, von franz. Offizieren befehligt, gegen die Engländer schlagfertig. Auch die Expedition Napoleons nach Ägypten stand hiermit in Verbindung. Marquis Wellesley,

der neue Generalgouverneur (1798—1805), begriff die drohende Gefahr. Er gewann zunächst den Nizam zu einem für die Engländer sehr vorteilhaften Vertrag. Tippo-Saib brach darauf los, aber zu früh, und verlor Thron und Leben bei der Erstürmung von Seringapatam (4. Mai 1799). Als auch die franz. Expedition nach Ägypten vereitelt war, sahen sich die Anhänger Frankreichs in O. auf ihre eigenen Kräfte verwiesen. Keiner wagte den Angriff, sodaß Wellesley ohne Widerstand über das Schicksal von Mysore verfügen konnte. Durch den Fall Tippo-Saibs wuchs Englands Macht im Dekan sehr bedeutend. Noch standen den Engländern die Maharatten drohend entgegen, aber innere Parteiung führte auch für sie die entscheidende Katastrophe herbei. Ende des 18. Jahrh. brachen die langwierigen Kriege mit ihnen aus, die 1818 mit ihrem völligen Ruin endigten, sodaß die Engländer seitdem ihre Herrschaft über Indien gegründet sahen.

Die Maharatten, sowie fast alle noch unabhängigen Staaten Vorderindiens und der nur noch als Schattenkönig zu Delhi herrschende Großmogul verloren in langen Kämpfen mit den Engländern ihre Unabhängigkeit und nur der Radscha von Nepaul, die Emire von Sind, der Maharadscha von Lahore und der Maharadscha Scindia blieben noch unabhängige ind. Fürsten. Der 1824 zwischen der Kompagnie und den Birmanen ausgebrochene Krieg endigte ebenfalls zum Nachteile der Birmanen, die im Frieden zu Yandabo 24. Febr. 1826 Arakan und die Tenasserimprovinz an der Küste Hinterindiens, südl. von Martaban, an die Kompagnie abtreten mußten. Je mehr aber die Kompagnie ihr Gebiet ausgedehnt und sich im Innern befestigt hatte, desto schwieriger ward ihre Stellung nach außen, da sie nun auf Feinde traf, deren Niederwerfung größere Schwierigkeiten machte. Der erste dieser Kämpfe war der mit den Afghanen, zu dem die Intriguen Rußlands in Persien und Afghanistan Veranlassung gaben. Der Krieg wurde im Okt. 1838 vom Generalgouverneur Lord Auckland begonnen, nahm anfangs einen günstigen Fortgang, endigte aber im Dez. 1841 und 1842 mit einem furchtbaren Rückzuge aus Kabul. (S. Afghanistan.) Die Engländer beschlossen zwar, Afghanistan ganz aufzugeben, suchten aber vorher durch einen Rachezug ihr Ansehen wiederherzustellen. Dieser wurde sogleich, nachdem Lord Ellenborough 28. Febr. 1842 Generalgouverneur geworden war, unternommen. General Nott drang mit 10000 Mann von Kandahar gegen Ghasna, und General Pollock mit einem andern Korps von Dschellalabad aus gegen Kabul vor. Ghasna wurde 6. Sept., Kabul 16. Sept. 1842 erobert, und die brit. Truppen räumten Afghanistan, nachdem sie die Städte Istalif und Kabul zerstört hatten. Im Jan. 1843 befanden sich sämtliche engl. Truppen auf dem linken Indusufer. Unterdes war eine große Unzufriedenheit unter den Fürsten O.s gegen die Engländer entstanden und diese würden es ohne den rechtzeitigen Rückzug aus Afghanistan mit einem vielfachen Feinde zu thun gehabt haben. Nur der Scindia war in den Vorbereitungen zu einem Losbruch schon zu weit gegangen, als daß der Kampf hätte vermieden werden können, der zu Ende 1843 mit seiner völligen Unterwerfung endete. (S. Maharatten.) Während dieses Kampfes waren auch die Balutschen und die Emire von Sindh gegen die Engländer aufgestanden. Doch General Sir Charles Napier zähmte die erstern und vernichtete durch die Schlacht von Miani am 17. Febr. 1843 das Reich der letztern, welches nach der Einnahme von Hyderabad zur britischen Provinz gemacht wurde. (S. Sind.)

Alle diese Eroberungen waren den Direktoren der Kompagnie nicht angenehm, welche die Schuld davon der Kriegslust Lord Ellenboroughs zuschrieben. Derselbe wurde daher plötzlich 1844 zurückgerufen und an seine Stelle General Hardinge mit den friedlichsten Instruktionen zum Generalgouverneur ernannt. Aber auch dieser sah sich alsbald in einen Krieg mit den Sikhs verwickelt, die 11. Dez. 1845 über den Setledsch gingen und die Engländer unversehens angriffen. Die Tapferkeit der Sikhs und die Mangelhaftigkeit der vom Generalgouverneur selbst und dem Oberbefehlshaber Sir Hugh Gough geleiteten Operationen brachten die Engländer anfänglich in Nachteil, bis sie nach den zweideutigen Schlachten von Mudki, am 18., und Firuschah, 21. Dez. 1845, die entscheidenden Schlachten bei Alival, 28. Jan., und Sobraon, 10. Febr. 1846, gewannen, wodurch die Macht der Sikhs gebrochen wurde. Der Friede kam 10. Febr. 1846 zu Lahore unter Bedingungen zu Stande, welche die Selbständigkeit des Reiches Lahore so gut wie vernichteten. Man setzte nämlich nachträglich im Abkommen von Amritsir, 16. März, eine Teilung dieses Reichs fest, wonach Gholab-Singh, der heimliche Anhänger der Engländer, den nördl. Teil längs des Himalaja nebst Kaschmir und Hasara als förmlicher Vasall der Kompagnie mit dem Titel Maharadscha erhielt, während der übrige Teil dem Maharadscha Dhalip-Singh blieb, unter der Bedingung, nur eine gewisse Anzahl Truppen zu halten und den Engländern den Durchgang durch sein Gebiet zu gestatten. Beide mußten überdies die Kompagnie als Schiedsrichterin in ihren Streitigkeiten anerkennen und versprechen, weder einen Amerikaner noch einen Europäer ohne Erlaubnis der Kompagnie in ihre Dienste zu nehmen. Ferner wurde das fruchtbare Land zwischen Beas und Setledsch der Kompagnie als unmittelbares Eigentum abgetreten und bedeutende Kriegssteuern geleistet.

Lord Hardinge hielt jetzt den Frieden so sicher, daß er im anglo-ind. Heere bedeutende Verminderungen eintreten ließ. Sein Nachfolger, Lord Dalhousie, traf 12. Jan. 1848 ein; Gough blieb Oberbefehlshaber der Armee. Trotz ihrer herkömmlichen Feindschaft aber verschworen sich die Sikhs und Mohammedaner aufs neue gegen die Engländer, und schon Anfang 1848 war insgeheim eine allgemeine Erhebung vorbereitet. Dost-Mohammed und andere Häuptlinge hatten ihren Beitritt zu diesem Kriege versprochen. Den Aufstand begann Mulradsch, Häuptling von Multan, mit seinem Abfall von den Sikhs. Zwei engl. Offiziere, die zur Absetzung des Statthalters und Ordnung des Landes abgesendet waren, wurden im April 1848 ermordet. Als die Engländer sahen, daß der Kampf unvermeidlich, wurden unter Anführung von Sir Hugh Gough rasch hintereinander die drei blutigen Schlachten zu Ramnagar, auf dem östl. Ufer des Tschenab, 22. Nov., zu Sadalopore bei einer Furt des Flusses, 25. Dez. 1848, und im Moorgebüsch von Tschillianwalah, 13. Jan. 1849, geschlagen, in denen zwar die Engländer das Schlachtfeld behaupteten, in der That aber Niederlagen erlitten. Die Entscheidungsschlacht fand

sodann 21. Febr. 1849 bei Gudscherat, östlich vom Tschenab, statt. Dost-Mohammed entkam mit 16000 Reitern über den Indus. Um neuen Kriegen vorzubeugen, wurde 29. März 1849 die Vereinigung des Pendschab, sowie die von Peschawer, dem Reiche der Sikhs, mit Britisch-Indien verkündet. Wider Willen sahen die Engländer sich 1852 schon wieder genötigt, die Waffen nach einer andern Seite, gegen Birma, zu ergreifen. Die nächste Veranlassung dazu boten die Klagen engl. Kauffahrer zu Rangun, die infolge der zerrütteten Zustände des Reichs von Ava mehrfache Bedrückungen erfuhren. Bei diesem zweiten birman. Kriege nahmen die Engländer, mit zahlreichen Dampfern versehen, vom 5. April bis 9. Okt. 1852 ohne großen Widerstand die Städte Martaban, Rangun, Bassein, Pegu und Prome ein und traten bald mit den des birman. Drucks überdrüssigen Taling und Karen, die vier Fünfteile der Bevölkerung Pegus bilden, in freundschaftlichen Verkehr. Am 20. Dez. 1852 verkündigte Lord Dalhousie, daß Pegu dem Reiche von Ava verloren sei, daß die Birmanen dieses Land verlassen und um Frieden nachsuchen müßten.

Der neue Gebieter von Ava zeigte sich zwar anfangs zum Frieden geneigt, ließ aber die Unterhandlungen, welche im März 1853 begannen, im Mai abbrechen, und verweigerte die Zustimmung zu irgend einer Gebietsabtretung. Doch schon im Juni nötigten ihn neue Siege der Engländer zu einem Friedensschlusse, welcher Pegu den Siegern bis zu der von ihnen bestimmten Grenze überließ und die Schiffahrt auf dem Irawaddi für den Handelsverkehr beider Nationen offen stellte. Andere Erweiterungen des unmittelbaren Gebietes der Engländer erfolgten unter Dalhousies Oberstatthalterschaft (1848—56) auf eine friedlichere Weise. Infolge Aussterbens der regierenden Fürstenfamilien wurden mehrere Vasallenstaaten dem unmittelbaren Besitztume der Engländer einverleibt, wie 1848 das Fürstentum Sattara im westl. Dekan; 1849 Sambalpur an der Nordostecke des Dekan und Dscheitpur in Bandelland; 1854 das westlicher gelegene Fürstentum Dschansi und das weit bedeutendere Königreich Nagpur nebst einem dem Nizam von Hyderabad gehörigen Teil von Berar; 1855 das Fürstentum Tanjore. Hierzu kam 1856 wegen Mißregierung das Königreich Oude (s. d.). Außerdem legte Dalhousie den Grund zu einem großartigen Eisenbahn- und Telegraphennetz, baute die Heerstraße von Kalkutta nach Peschawer, leitete die Schiffbarmachung des Godaweri ein, eröffnete den Gangeskanal, den größten seiner Art in der Welt, und steigerte den Handelsverkehr und die Einkünfte der Regierung sehr bedeutend. Doch zugleich entfremdete sein despotischer Sinn die Bevölkerungen, seine oft schroffen Reformen verletzten die nationalen Vorurteile, und die gewaltsame Besitznahme von Oude gab das Signal zu einem allgemeinen Ausbruche, der das Gebäude der brit. Herrschaft in Indien zu stürzen drohte. Dalhousies Nachfolger, Lord Canning, übernahm 1. April 1856 die Verwaltung des Reichs in vollem Frieden. Ein Krieg mit Persien, der, von Großbritannien 1. Nov. erklärt, wenn auch die Feindseligkeiten erst Ende März aufhörten, bereits durch den Pariser Frieden vom 4. März 1857 beendet wurde, berührte O. nur insofern, als man von Bombay eine Kriegsflotte mit Landungstruppen nach dem Persischen Golf entsandte. Schon während dieses Kriegs empörten sich 12. Febr. das 12. Regiment zu Burhampur bei Murschedabad in Bengalen; 6. März zu Madras das 54. Regiment der Sipahis oder eingeborenen Truppen. Diese Aufstände wurden jedoch noch leicht beseitigt.

Anfang 1857 belief sich die bewaffnete Macht des unmittelbaren Reichsgebietes auf etwa 330000 Mann. Dazu kamen an vertragsmäßigen Kontingenten der Lehnsstaaten 33000 Mann und die aus Persien zurückkehrenden Truppen, sodaß man im ganzen 370000 Mann aller Waffengattungen zählen konnte. Nicht viel weniger Soldaten und Polizeimannschaften hielten die Lehnsfürsten der drei Präsidentschaften als Haustruppen. Man konnte demnach alle bewaffnete Mannschaften in Hindostan und Dekan auf 700000 Mann schätzen. Den zahlreichen Truppen der Einheimischen stand aber nur, zerstreut über einen ungeheuern Flächenraum, unter der größtenteils feindlich gesinnten Bevölkerung, ein kleiner Haufe Europäer gegenüber, nämlich 29000 Mann königl. Truppen und etwa 20000 Mann Truppen der Ostindischen Kompagnie, die Offiziere der Sipahis mitgerechnet. Die Zahl der nicht zum Militärstande gehörigen Europäer mit Frau und Kindern belief sich auf etwa 10000. Mit Einschluß der im Juni und Juli 1857 aus Persien zurückgekehrten Truppen standen daher kaum 51000 Europäer der hereinbrechenden Empörung gegenüber. Dennoch vermochten die Engländer, als der Sturm losbrach, diesem Trotz zu bieten und Zuzug aus der Heimat abzuwarten. Als Vorwand zu dem Aufstande diente die Einführung neuer Patronen, die mit Kuh- oder Schweinefett bestrichen waren, wovon das eine die religiösen Gefühle des Hindu, das andere die der Mohammedaner beleidigte. Die moralischen Skrupel, verbunden mit physischem Abscheu, diente aber bei der ungebildeten Masse nur als Hebel der Bewegung, deren wahre Ursachen tiefer lagen. Beide verbreiteten im Volke, die Engländer wollten erst die Sipahis, dann alle übrigen ihrer Religion berauben. Am 10. Mai 1857 erfolgte die erste massenhafte Meuterei der Sipahis zu Mirat, wo man die engl. Offiziere nebst Frauen und Kindern ermordete und die Kasernen anzündete. Von hier eilten die aufrührerischen Sipahis nach Delhi, wo sich die großen Militärmagazine der nördl. Provinzen befanden, es aber an europ. Truppen fehlte. Nach den fürchterlichsten Greueln gegen die Europäer bemächtigten sich die Meuterer eines Artillerieparks von 150 Kanonen, unermeßlicher Kriegsvorräte und eines Schatzes von 2 Mill. Pfd. St. Teils gleichzeitig, teils später verbreitete sich der Aufstand über alle Garnisonsstädte der Nordwestprovinzen, nach Benares, Asimghar, Allahabad, Agra, Muttra (Mathura), Cawnpore, Lukiow und ganz Oude, nach Bareilly in Rohilland. Auch im Pendschab erhoben sich hauptsächlich die dort stehenden Truppen der Bengalarmee, während in der Bombay- und Madrasarmee nur vereinzelte Fälle vorkamen. Überall begingen die Aufständischen die größten Grausamkeiten.

Doch blieben den Engländern die Regimenter, welche aus Bergbewohnern des Himalaja, namentlich den Ghorlas, sowie aus Sikhs bestanden, aus Haß gegen die Bengali-Sipahis, treu und leisteten große Dienste. Selbst eingeborene Truppen der Madras- und Bombayarmee ließen sich gegen die Rebellen führen. Von den ind. Fürsten schloß sich, mit Ausnahme des Großmoguls und der kaiserl.

Prinzen in Delhi, die sich auch an der Vorbereitung des Aufstandes bethätigt hatten, des blutdürstigen Nena-Sahib von Bithur bei Cawnpore und der tapfern Fürstin von Dschansi, teils aus gegenseitiger Eifersucht, teils aus Klugheit, keiner der Empörung an. Das eigentliche Volk, gegen die brit. Regierung wie für die nationale Sache gleichgültig und an Druck von allen Seiten von jeher gewöhnt, beteiligte sich nur hier und da an den Plünderungen und Metzeleien, focht aber nicht mit, sodaß die Sipahis eigentlich auf sich beschränkt blieben. Unter solchen Umständen war es dem General Wilson möglich, nach einer dreimonatlichen Belagerung, endlich 20. Sept. 1857 Delhi nach sechsstündigem Sturm zu nehmen. Der von den Aufständischen zum Beherrscher von Indien ausgerufene 90jährige Großmogul Bahadur wurde gefangen abgeführt, die Prinzen seines Hauses erschossen. Einem Teile der nach allen Seiten hin flüchtenden Sipahis gelang es, sich mit den Aufständischen in Oude zu vereinigen, dessen Hauptstadt Lukuow nach dem Falle Delhis der Centralpunkt der Insurrection ward. Während der Belagerung von Delhi hatte General Havelock Ende Juni in Allahabad den Befehl über das zur Entsetzung von Cawnpore und Lukuow bestimmte Korps übernommen und die Blutscenen von Cawnpore gerächt, indem er die Rebellen unter Nena-Sahib 12. Juli bei Fattihpur (Fatteh-poor), sowie 15. und 16. auf der Straße nach Cawnpore schlug und 17. Juli aus dieser Stadt vertrieb. Am 29. und 30. Juli erfocht er einen großen Sieg über den Feind bei Unao und Bupir-gandsch, unweit Cawnpore, 16. Aug. bei Bithur. Nach Überwindung der größten Schwierigkeiten drang er endlich 26. Sept. unter mörderischem Kampfe in die Festung von Lukuow, welches indessen erst 19. März 1858 von Campbell und Outram eingenommen wurde. Außer Delhi, Cawnpore und Lutnow waren noch viele andere Orte Zeugen brit. Tapferkeit und Ausdauer. Im Juni und Juli brach auch an mehrern Punkten Mittelindiens, in Mhow, Indore, Mandisur, Sagor u. s. w., der Aufstand aus. In Agra mußte sich 5. Juli die engl. Besatzung in die Festung zurückziehen. Zu Dinapur, oberhalb Patna, erhoben sich die Sipahis 23. Juli, besetzten das benachbarte Arrah und warfen 29. Juli die von General Lloyd zum Entsatz gesandten Truppen unter eigenem großen Verlust zurück. Im Pendschab, an dessen Nordwestgrenze sowie in Ober-Sindh der Brigadier Jakob Freikorps aus Sikhs, Afghanen u. s. w. bildete, wurden vom General Nicholson 17. Juni die Meuterer von Silkut (Sealcote) vernichtet und 20. Juli der Aufstand in Lahore unterdrückt. Der dortige Oberkommissar Lawrence wußte nicht nur die Bevölkerung in Ruhe zu erhalten, sondern konnte auch einen Teil der engl. Besatzungstruppen nebst einem starken Korps Sikhs unter Nicholson, der 25. Aug. die Insurgenten bei Najafghar in die Flucht schlug, nach Delhi schicken, wodurch die Einnahme dieses Brennpunktes der Insurrektion ermöglicht wurde.

Bereits in den Herbstmonaten 1857 war das Schicksal der Empörung entschieden, obschon noch keine Unterstützung aus Europa eingetroffen war. Als endlich massenhafte Verstärkungen aus Europa eintrafen, wurden diese von Kalkutta aus nach Cawnpore hinaufgesandt, wohin der neue Obergeneral, Sir Colin Campbell, nachfolgte. Schon 3. Nov. stand derselbe an der Spitze der gegen Lukuow und Oude bestimmten Armee. Zugleich traf General Sir Hugh Rose in Bombay die Vorbereitungen zu seinem Siegeszuge nach Mittelindien (zwischen dem Nerbudda und Ganges-Dschamnathal). Nach dem Falle von Delhi hatte Hauptmann Greathed an der Spitze einiger fliegender Korps einen Teil der von dort geflüchteten Sipahis 27. Sept. bei Bulandscheher, im Südosten von Delhi, geschlagen, 29. Sept. das Fort Malagarh gesprengt, 5. Okt. das benachbarte Fort von Aligarh eingenommen und 9. Okt. Agra erreicht, wo er ein starkes feindliches Korps schlug und kräftig verfolgen ließ. Inzwischen war die Umgegend von Cawnpore, wo Sir Colin Campbell bei seinem Abzuge nach Lukuow den General Windham mit nur 500 Mann zurückgelassen, der Sammelplatz der zersprengten Sipahis, der Haustruppen kleiner Lehnsfürsten Mittelindiens, sowie der meuterischen Armee des Scindia von Gwalior geworden. Letztere standen unter dem Maharatten Tantia-Topi, einem der fähigsten Leiter der Empörung. Windham zersprengte mit seinen wenigen Truppen 26. Nov. die 1. Division des Gwaliorkontingents, wurde aber in den folgenden Tagen zurückgeworfen. Da rückte Campbell, der 22. Nov. Lukuow geräumt und nur den General Outram mit einem Beobachtungskorps bei Alumbagh zurückgelassen, in Eilmärschen herbei, schlug 6. Dez. die um Cawnpore versammelten Sipahis (25 000 Mann) und warf sie über die Dschamna zurück, wo sie 9. Dez. von General Hope Grant zersprengt wurden. Der Brigadegeneral Showers schlug die Truppen von Dschodpur (8000 Mann) wiederholt, namentlich 25. Nov. bei Karnal, und Hauptmann Seaton säuberte mit einem besondern Korps das Doab im Dezember durch seine Siege bei Pattiali, Farrakhabad und Minpuri.

Campbell beabsichtigte bei Eröffnung des Feldzugs 1858, die Sipahis aus ihren verschiedenen Stellungen nach Oude zu drängen und dort mit einem Schlage zu vernichten. Dieser Plan gelangte aber nur teilweise zur Ausführung, indem der Generalgouverneur, Lord Canning, und sein Rat zu Kalkutta darauf drangen, Lukuow, den nunmehrigen Hauptsitz der Empörung, ohne Verzug anzugreifen. Der Marsch gegen Lukuow mußte demnach angetreten werden, bevor die Umschließung von Oude vollendet war. Lukuow wurde zwar 19. März 1858 genommen und ganz Oude militärisch besetzt, aber die Sipahis entrannen und zerstreuten sich, sodaß der Kampf in einen sehr gefährlichen Guerrillakrieg ausartete. Während der Vorbereitungen zum Zuge gegen Lukuow brachte Sir Hugh Rose zu Bombay die sog. Malwa- oder Nerbudda-Armee (6000 Mann, darunter 2500 Engländer) zusammen und bekämpfte Ende 1857 und Anfang 1858 die Rebellion in Mittelindien allenthalben mit Erfolg. Mit der unter Whitlock aus Madras herbeieilenden Heersäule vereinigt, unternahm er die Säuberung aller Berggruppen und Bergthäler bis zur Dschamna hinab. Nachdem 30. März die große Festung Kotah am Dschamnazufluß Tschambal von General Roberts genommen war, rückten die verschiedenen Abteilungen der Malwa- oder Nerbudda-Armee gegen Kalpi an der Dschamna, dem Sammel- und Waffenplatz aller aus Mittelindien und Hindostan Zersprengten, an deren Spitze Tantia-Topi stand. In der Schlacht vom 22. Mai brachte Sir Hugh Rose durch energischen Bajonettangriff die Masse der Rebellen zur Flucht nach Gwalior,

wo sich mit ihnen die empörten Haustruppen des Scindia vereinigten, schlug dann den Feind vollständig in der mörderischen Schlacht vom 19. Juni und führte den Maharadschah Scindia auf den Thron von Gwalior zurück. Die meisten Sipahis flüchteten nach Bandelkand oder nach Radschputana, wo sie nach und nach aufgerieben wurden. Wer von ihnen in die Hände der Engländer fiel, wurde erschossen, gehängt oder vor die Mündung einer Kanone gebunden. Ende 1858 stand in Mittelindien kein Feind mehr im Felde und die wichtigsten Festungen waren gebrochen. Die Malwa- oder Nerbudda-Armee konnte aufgelöst werden,

Nach der Eroberung von Luknow hatten sich die Rebellen gegen Nordwest nach Rohilkand und in der Richtung nach Nepaul im Norden gewandt. Sir Colin Campbell ging nun an die Aufgabe, diese Länder von ihnen zu säubern. Er nahm 1. Mai Schahdschihanpur, unter großem Widerstande 6. und 7. Mai Bareilly in Rohilkand, und die Provinz war schon gegen Ende des Monats unterworfen. Die flüchtigen Rebellen kehrten jedoch nach Oude um, wo sie in einzelnen starken Haufen feste Stellungen einnahmen, und zwar unter Leitung hervorragender Führer, wie des Nena-Sahib, des Firôs-Schah, eines königl. Prinzen von Delhi, der Begum oder Königin von Oude mit ihrem Sohne, sowie einer Anzahl großer Land- und Grundbesitzer (Semindars und Talakdors). So hatten die verschiedenen Korps unter den Generalen Sir Hope Grant, Napier, Lugard u. a. noch heftige Kämpfe zu bestehen, und der Guerrillakampf in der heißen Jahreszeit raffte viele Europäer weg, während sie durch die Regenmonate in ihren Bewegungen gehemmt wurden. Nachdem Campbell die Bevölkerung von Oude durch seine Proklamation vom 26. Okt. 1858 zur Unterwerfung gebracht hatte, begann er im November aufs neue seine Operationen. Die im Laufe des Monats mehrfach geschlagenen Rebellenhaufen suchten mit ihren Führern Zuflucht in den Moor- und Gebirgsgegenden an der Grenze von Nepaul, von wo aus sie von Zeit zu Zeit Streifzüge in die Niederungen von Oude und die Bezirke von Goralhpur unternahmen. Doch fügten sich die meisten Häuptlinge dem Machtgebot, und im Dez. 1858 war ganz Oude wieder unterworfen. Die letzten Reste der Insurgenten flüchteten über die Grenzen von Nepaul. Seit Frühjahr 1859 fand nur noch eine Art Treibjagd auf die Rebellen statt. Auch trugen die Humanität und weise Mäßigung von Lord Canning viel zur Stillung der Unruhen bei.

Das wichtigste Ergebnis des großen Kampfes von 1857 und 1858 war die Aufhebung der Ostindischen Kompagnie (s. d.). Nachdem 2. Aug. 1858 das neue «India-Gesetz» die Zustimmung des brit. Parlaments erhalten, wurde 1. Nov. 1858 feierlich in O. verkündet, daß die Königin von Großbritannien die Regierung unmittelbar übernommen habe. Der Generalgouverneur wurde zum Vizekönig oder Nawab-Wesir (ein neuer Titel) ernannt und die Bestätigung aller Beamten der Kompagnie in ihren Ämtern erfolgte. Die Königin versprach, alle Verträge und Verpflichtungen gegen die einheimischen Fürsten zu erfüllen und das Reich innerhalb der bestehenden Grenzen zu erhalten. Niemand solle das Christentum aufgedrängt, keiner wegen seiner Religion begünstigt oder belästigt werden. Ein jeder solle, ohne Unterschied des Glaubens und der Abstammung, «soweit als möglich», frei und unparteiisch Zulassung zu allen Ämtern haben, welche er seiner Erziehung, seinen Talenten und seiner Ehrenhaftigkeit gemäß zu verwalten geeignet wäre. Alle an ererbtem Grundbesitze haftende Rechte sollten geachtet und in keiner Weise geschmälert werden. Bei allen Gesetzen und Anordnungen sollte der Fortbestand der vorhandenen Gerechtsame, Bräuche und Sitten berücksichtigt werden. Denjenigen der Rebellen, welche nicht unmittelbar an dem Mord brit. Unterthanen teilgenommen, wurde, wenn sie zu ihrer Pflicht zurückkehrten, vollständige Amnestie zugesichert. Alle Großen Indiens wurden zu Lehnsleuten und Unterthanen der brit. Majestät erklärt. In dem neuen India-Gesetz wurde zunächst der polit. Begriff «Indien» festgestellt. Dasselbe umfaßt alle Länder, wovon die Regierung der brit. Majestät übertragen wird, also auch die ehemaligen Provinzen des Birmanischen Reichs, der Malaiischen Halbinsel, die Inseln Pinang und Singapore, mit allen Rechten und Befugnissen, welche der Ostindischen Kompagnie zustanden. Ausgeübt werden diese Rechte durch einen der Staatssekretäre der Königin (zuerst seit 2. Sept. 1858 Lord Edward Henry Stanley), dem auch die mit Indien eng verbundenen pers. Angelegenheiten überwiesen sind. Ihm steht ein Rat von 15 Mitgliedern zur Seite, der «Rat von Indien», die zum größten Teil wenigstens 10 Jahre in Indien gelebt haben müssen. Die Mitglieder behalten ihre Stellen lebenslänglich, können aber auf Antrag der beiden Häuser des brit. Parlaments entsetzt werden. Unter dem Staatssekretär arbeiten einige Unterstaatssekretäre. Der Vizekönig-Generalgouverneur des Anglo-Indischen Reichs, das vierte ordentliche Mitglied seines Rats, die Gouverneure der Präsidentschaften Bombay und Madras und ihre Generaladvokaten werden von der Königin ernannt, die andern Mitglieder im Rate des Generalgouverneurs und die in den Räten der Präsidentschaften Bombay und Madras vom Staatssekretär, mit Zustimmung der versammelten Mehrheit des India-Rats, die Vizegouverneure der Provinzen und Territorien vom Generalgouverneur, immer jedoch unter Genehmigung der Königin, gewählt. Die andern Civilbeamten ernennt der Staatssekretär im Rate aus den Listen der Kandidaten, welche auf Grund der Verordnung vom 21. Mai 1855 ihre Prüfungen bestanden haben. Die Kadetten für den Land- und Seedienst erhalten jedoch, auf Vorschlag des ind. Ministers, ihre Anstellung unmittelbar durch die Königin. Die Stellung und Geschäftsführung des vizekönigl. Rats zu Kalkutta wurde später derart geändert, daß einzelne Mitglieder zu Staatssekretären für das Innere, die Finanzen, das Äußere, die Militärangelegenheiten, die öffentlichen Arbeiten u. s. w. erhoben wurden, die unter dem Generalgouverneur, gleichsam ihrem Premier, arbeiten, für ihr Amt persönlich verantwortlich sind und, wie in England, in selbständiger Weise verfügen. Außer ihnen bilden den Rat fünf ordentliche Mitglieder, während der Oberbefehlshaber der ind. Armee und die Gouverneure der andern Präsidentschaften, wenn die Versammlung innerhalb ihres Gebietes stattfindet, die Stellungen außerordentlicher Mitglieder des Rats einnehmen. Die Gesetzgebende Versammlung von Indien, sowie der Oberrichter (Chief Justice of the High Court of Judicature) haben ihren Sitz in Kalkutta. Auch in Madras und Bombay ist der Gouverneur Präsident des Rats, zu welchem der Oberbefehlshaber der

Truppen und die Sekretäre für die einzelnen Verwaltungsdepartements gehören.

Seit der Unterdrückung des Aufstandes 1857—58 hat die Geschichte O.s hauptsächlich in eifrigen Bemühungen um die Entwickelung der materiellen Hilfsquellen des Reichs und in der Reform seiner innern Verhältnisse bestanden. Wenn man die Teilnahme der ostind. Armee an den Kriegen in China (1860—61) und in Abessinien (1867—68) ausnimmt, welche Kriege von dem Mutterlande ausgingen, aber der engl. Macht in O. wesentlich zugute kamen, so haben bis 1878 die Waffen in O. geruht. Lord Elgin leitete die Politik der innern Reformen ein, welche von seinen Nachfolgern, dem Lord Lawrence und dem Grafen Mayo, weiter verfolgt wurde. Die Ermordung des letztern (Febr. 1872) zu Port Blair auf den Andamaninseln, bei Gelegenheit einer Inspektionsreise dahin, sowie die des Oberrichters Norman zu Kalkutta kurz vorher (Jan. 1872) waren das Werk einzelner fanatischer Mohammedaner. Verwickelungen mit den von England unabhängigen malaiischen Fürsten auf der Halbinsel Malakka, 1876, sowie solche mit den Afghanen, 1877, gelangten zu friedlicher Schlichtung. Dagegen aber erzeugte die furchtbare Hungersnot, welche 1866, 1875—76 und 1877 infolge von Regenmangel O., namentlich aber die Präsidentschaft Bengalen heimsuchte und viele Hunderttausende von Eingeborenen wegraffte, eine Fülle innern Elends. Auch später fand noch, wenngleich nicht in gleichem Maße, ähnliches Mißgeschick statt. In den J. 1875—76 machte der Prinz von Wales eine Rundreise durch O. Diese kann als Vorbereitung und Einleitung zu der Ernennung der Königin Victoria zur Kaiserin von Indien betrachtet werden, welche 1876 im engl. Parlament zur Verhandlung kam und trotz vielfachen Widerstandes endlich angenommen wurde. Am 1. Jan. 1877 wurde die Königin Victoria in Gegenwart fast aller zu der engl. Regierung in dem Verhältnisse von Vasallen- oder Bundesgenossenschaft stehenden eingeborenen Fürsten von dem Generalgouverneur-Vizekönig in Delhi feierlichst als Kaiserin von Indien proklamiert. Sie trat hierdurch gewissermaßen in das Verhältnis zu den ind. Fürsten, in welchem diese früher zu dem Großmogul standen. Ihr Repräsentant in O. ist der an die Spitze der ganzen Civil- und Militärverwaltung gestellte Vizekönig-Generalgouverneur (Governor-general of India in Council). Durch Erlaß der Königin Victoria vom 1. Jan. 1878 wurde der Orden des Indischen Reichs, sowie für die königl. Prinzessinnen, die Gemahlinnen ind. Fürsten und für andere Frauen von Auszeichnung der kaiserl. Orden der Indischen Krone gestiftet, nachdem bereits 23. Febr. 1861 der Orden des Sterns von Indien gestiftet worden war.

Die Stelle eines Vizekönigs oder Generalgouverneurs bekleidete 1876—80 Lord Lytton, 1880—84 Marquis of Ripon, vom 13. Dez. 1884 an Lord Dufferin. In allen Feldzügen, welche England unternahm oder beabsichtigte, wurden die ind. Truppen zugleich mit den englischen zur Wahrung der brit. Interessen verwendet, und zwar nicht bloß in dem Grenzlande Afghanistan, in welches die ind.-brit. Truppen im Nov. und Dez. 1878 einmarschierten, sondern auch an entlegenen Punkten. Als in den ersten Monaten des Jahres 1878 ein engl.-russ. Krieg auszubrechen schien, wurden 6000 Mann ind. Truppen von Bombay nach Malta gebracht, und an dem Feldzuge, welchen die Engländer 1882 in Ägypten gegen die Armee des rebellischen Arabi unternahmen, nahm eine ind. Division von 10000 Mann unter General Macpherson teil. Es war bezeichnend für die engl. Regierung, daß sie sämtliche Kosten des Kriegs von 1878 und 1879 mit Afghanistan Indien aufbürdete und sogar die Übernahme der Kosten für die Teilnahme des ind. Kontingents an dem ägypt. Feldzuge (1 142000 Pfd. St.) dem ind. Staatsschatz zuwies. Gegen die Verwendung der ind. Truppen für europ. Zwecke protestierte 1878 vergeblich die Opposition des Parlaments. Der Staat Mysore, welcher seit 1830 unter brit. Verwaltung stand, wurde im März 1881 dem inzwischen majorenn gewordenen einheimischen Fürsten zurückgegeben. Bei dem Konflikt, welcher 1885 zwischen England und Rußland wegen des nordwestl. Grenzgebiets von Afghanistan ausbrach, standen die ind. Truppen bereits in dem Lager von Rawulpindi, wo in Gegenwart des Vizekönigs, des Herzogs von Connaught (des dritten Sohnes der Königin Victoria) und des afghan. Emirs Abdurrhaman 6. April Truppenschau gehalten wurde. Zum Oberbefehlshaber der ind. Armee wurde an Stelle des zurückgetretenen Sir Donal Stewart im Juli 1885 Sir Frederick Roberts ernannt.

Vgl. für die geogr. und statist. Verhältnisse, außer Ritters «Erdkunde von Asien» (Bd. 3—5, Lpz. 1834—37), besonders: Thornton, «A gazetteer of the territories under the government of the East-India Company» (2. Aufl., Lond. 1857); Montgomery Martin, «British India, its history, topography, government, etc.» (Lond. 1857) und «The progress and present state of British India» (Lond. 1862); Bell, «The empire in India» (Lond. 1864); Lott und Hughes, «A manual of the geography of India» (Lond. 1863); Latham, «Ethnology of India» (Lond. 1859); H., A. und R. von Schlagintweit, «Results of a scientific mission to India and High-Asia, undertaken between the years 1854 and 1858 etc.» (4 Bde., Lpz. 1860—66, mit Atlas); Schlagintweit-Sakünlünski, «Reisen in Indien und Hochasien» (3 Bde., Jena 1869—72). «Zur Erinnerung an die Reise des Prinzen Waldemar von Preußen nach Indien in den J. 1844—46» (Prachtwerk, 2 Bde., Berl. 1855; Auszug von Kutzner, Berl. 1857); von Orlich, «Indien und seine Regierung» (Lpz. 1859—61) und «Reise nach O.» (Lpz. 1845); Andrássy, «Reise in O., Ceylon, Java u. s. w.» (aus dem Ungarischen, Pest 1859); Valbezen, «Les Anglais et l'Inde» (Par. 1875); Duncan, «Geography of India» (Madras 1876); Temple, «India in 1880» (Lond. 1883); Smith, «The geography of British-India» (Lond. 1883); Robbins, «Handbook of India and British Burma» (Cincinnati 1883); Andrew, «Indian railways» (4. Aufl., Lond. 1884); Hackel, «Indische Reisebriefe» (2. Aufl., Berl. 1884); Werner, «Das Kaiserreich O.» (Jena 1884); die Reisehandbücher von Murray, Bradshaw u. s. w. Die Hauptwerke für die frühere Geschichte O.s sind: Lassen, «Ind. Altertumskunde» (4 Bde., Bonn 1814—62; 2. Aufl., Bd. 1, Lpz. 1866); Duncker, «Geschichte des Altertums» (3. Aufl., Bd. 2, Lpz. 1867); Wheeler, «History of India during the Hindoo period» (2 Bde., Lond. 1867 fg.); Elliot, «The history of India comprising the Muhammedan period» (3 Bde., Lond. 1867 fg); Sullivan, «The conquerors, warriors and statesmen of India» (Lond. 1867); Wheeler, «The history

of India from the earliest ages» (Bd. 1—4, Lond. 1867—75). Die Geschichte des Anglo-Indischen Reichs behandelu vorzugsweise die Werke von Malcolm (1784—1823; 3 Bde., Lond. 1826), Mill (4. Aufl. von Wilson, 9 Bde., Lond. 1842—45), Wilson (1815—35; 5. Aufl., 3 Bde., Lond. 1855), Elphinstone (5. Aufl., 2 Bde., Lond. 1866), Thornton (6 Bde., Lond. 1842—45), Knightley (deutsch, 2 Bde., Lpz. 1857), Beveridge (Lond. 1860 fg.), Marshman (Lond. 1867 fg.), Neumann («Geschichte des engl. Reichs in Asien», 2 Bde., Lpz. 1857, und «Ostasiat. Geschichte», Lpz. 1861), Torrens («Empire in Asia, how we came by it», Lond. 1872) u. s. w. Der Geschichte der jüngsten Ereignisse sind gewidmet: Trotter, «The history of the British Empire in India 1844 to 1862» (Lond. 1865); Arnold, «The Marquis of Dalhousie's administration» (2 Bde., Lond. 1862); Kaye, «History of the Sepoy war in India» (4. Aufl., 3 Bde., Lond. 1866—76); Rennie, «Bhotan and the story of the Dooar war» (Lond. 1866); Martham, «Statement exhibiting the moral and material progress and condition of India» (Bd. 1—6, Lond. 1873 fg.); Ghose, «The modern history of the Indian Chiefs, Rajas and Zamindars» (2 Bde., Lond. 1883).

Ostindien (Niederländisches), die Besitzungen des Königreichs der Niederlande in Asien, besteht aus im Südosten von Asien im Indischen Ocean gelegenen, eine Anzahl von Archipelen bildenden Inseln, oder Teilen von solchen, die in ihrer Gesamtheit auch unter dem Namen des Indischen oder Malaiischen Archipels, in neuester Zeit auch hin und wieder unter dem von Insulinde zusammengefaßt werden. Niederländisch-Ostindien, nach den kolonialen Besitzungen der Engländer in andern Erdteilen, dem Areal wie der Bewohnerzahl nach, die bedeutendste von allen Kolonien europäischer Staaten, nimmt den Raum zwischen 5° nördl. und 11° südl. Br., sowie zwischen 95° 40′ und 141° östl. L. von Greenwich ein. Diese asiatischen, insularen Besitzungen der Niederlande umfassen, von Westen gegen Osten betrachtet, die Insel Sumatra (s. d.) mit den westlich und östlich ihr zunächst gelegenen kleinen Inseln; den Archipel von Bintang oder Riouw (s. d.); den Archipel von Lingga (s. d.); die Parimon-, Tambelan-, Anambas- und Natuna-Inseln; die Gruppe Banka und Billiton; Borneo (s. d.) mit Ausnahme seines nördl. und nordwestl. Teils; die Insel Java (s. d.) mit Madura und andern in der Nähe gelegenen Inseln; Celebes mit einer Anzahl kleinerer Inseln in der Nähe; die Reihe der sogenannten kleinen Sunda-Inseln, mit Ausnahme des den Portugiesen gehörigen nördlichen Teils von Timor (s. d.); den Archipel der Molukken und den nördl. Teil von Neuguinea, sowie die Aru- und andere in der Nähe von Neuguinea gelegene kleinere Inseln. Das ganze niederländ.-ostind. Inselreich hat ein Areal von 1 462 400 qkm mit (1879) einer Gesamtbevölkerung von 21 478 314 Seelen, wovon auf Java mit Madura 131 733 qkm und 18 799 793 E. kommen. Die Gesamtbevölkerung bestand im J. 1879 aus 34 590 Europäern, das Militär nicht mitgerechnet, hauptsächlich Niederländern und ihnen in politischer Beziehung gleichgestellten Abstammlingen von Europäern, 22 283 326 den verschiedenen Zweigen der malaiischen Völkerfamilie angehörenden Eingeborenen, 315 682 eingewanderten Chinesen und deren Abstammlingen, 13 857 Arabern und 9124 eingewanderten Fremdlingen aus andern asiat. Ländern. Die geogr. Lage von Niederländisch-O., teils unmittelbar unter dem Äquator, teils in der nächsten Nähe desselben in der nördlichen wie der südlichen heißen Zone; der Umstand, daß diese koloniale Besitzung allein aus einer Menge von Inseln, wiewohl von sehr verschiedenem Umfange besteht, die alle, wenn auch nicht in gleichem Maße, bis in ihr Inneres der Einwirkung der Meeresausdünstungen und Seewinde zugänglich sind; daß sie alle, namentlich aber Borneo, Sumatra, Java und Celebes durch zahlreiche, teilweise sehr bedeutende und bis weit in das Innere der betreffenden Inseln selbst für größere Schiffe befahrbare, durch viele Seitenarme und natürliche Kanäle miteinander in Verbindung stehende Flüsse gut bewässert werden, sowie daß das vulkanische Element in Niederländisch-O. so vorherrschend ist wie in keiner andern Weltgegend von gleicher Raumerstreckung, sind in ihrem Verband physikalische, eine so unendliche Fruchtbarkeit und einen so großen Reichtum an Erzeugnissen aller Art begünstigende Faktoren, wie sie sich in keinem andern Tropenlande anhaltend thätig zeigen. An der Spitze des Niederländisch-Ostindischen Reichs steht ein in letzter Zeit gewöhnlich für fünf Jahre von dem König der Niederlande gewählter Generalgouverneur. Derselbe residiert zu Buitenzorg, bringt aber die erste Woche eines jeden Monats zu Batavia, der Hauptstadt des Reichs, zu. Dem Generalgouverneur ist unter dem Titel des «Rates von Indien» eine höchste Behörde zur Seite gestellt, deren Präsident derselbe ist, und deren Vizepräsident und vier Mitglieder ebenfalls von dem König der Niederlande gewählt werden. Batavia ist der Sitz aller höchsten Justiz- und Verwaltungsbehörden von Niederländisch-O., sowie der der Landmacht und der der Marine. (S. Indischer Archipel.)

Ostindienfahrer heißen im allgemeinen Schiffe, welche regelmäßige Reisen nach Ostindien machen. In frühern Zeiten, wo englische, holländische und französische ostind. Handelskompagnien existierten, welche den Handel mit Teilen Ostindiens als Monopol ausbeuteten, dort mächtige Ländergebiete als Eigentum erwarben und verwalteten, waren die Ostindienfahrer sehr große, stark bemannte und bewaffnete Schiffe, welche teils auf eigene Hand Krieg führten, teils als Bestandteile ihrer vaterländischen Kriegsflotten an größern Seeschlachten teilnahmen. In den blutigen Kämpfen des 17. Jahrh. zwischen Holland, England und Frankreich spielten namentlich auf holländ. Seite die O. eine bedeutende Rolle, und ebenso traten sie noch bis spät im 18. Jahrh. auf. [chipel.

Ostindischer Archipel, s. Indischer Ar-

Ostindische Kompagnien, Bezeichnung der von den Regierungen der Staaten, denen sie angehörten, für den Handel nach Ostindien privilegierten Gesellschaften. Sie gingen, mit Ausnahme der französischen, von den mittel- und nordeuropäischen protest. Seemächten aus und entstanden zu Anfang des 17. Jahrh. und im Laufe desselben, nur die schwedische erst im 18., als für den kolonialen Besitz der Portugiesen und Spanier in fremden Erdteilen die Zeit der Blüte schon vorüber war. In den kolonialen Bestrebungen der beiden genannten Völker, denen neben dem Verlangen nach Ausbreitung von Grundbesitz und Goldgier auch die Verbreitung des Christentums zu Grunde lag, bildeten

die Handelsgesellschaften, von denen hier die Rede ist, wenigstens bei ihrer Stiftung und während der ersten Zeit ihres Bestehens einen entschiedenen Gegensatz. Ihnen lag nämlich nur die Erreichung möglichst großer Vorteile auf merkantilem Wege zu Grunde. Dieser Art ind. Kompagnien sind der Zahl nach fünf, nämlich die Englische, die Holländische, die Dänische, die Französische und die Schwedische, welche hier in der Reihenfolge nach ihrer Stiftung genannt werden. Von ihnen sind die beiden erstgenannten und ältesten, die Englische und Holländische, während ihres Bestehens bis in die neuere Zeit zu großer, welthistor. Macht und Bedeutung gelangt.

Die Englische Ostindische Kompagnie verdankt ihr Entstehen dem Ansuchen, welches mehrere reiche Kaufleute von London, mit dem Earl von Cumberland an ihrer Spitze, Ende 1600 an die Königin Elisabeth richteten, ihnen die Bildung einer privilegierten Korporation für den Handel und die Schiffahrt nach Ostindien zu erlauben. Diesem Ansuchen wurde durch Akte vom 31. Dez. 1600 entsprochen. Die Gesellschaft, welche den Namen Governors and Company of merchants of London trading to the East-Indies annahm, erhielt auf 15 Jahre das Privilegium für den Handel nach allen den Plätzen in Asien, Afrika und Amerika, welche zwischen dem Kap der Guten Hoffnung und der Magellanstraße liegen. Zugleich ward ihr ein eigenes Siegel, die Wahl eines Gouverneurs und von 20 Direktoren zugestanden, sowie die Erlaubnis, Korporationsgesetze (Bye-Laws) zu entwerfen. Mit einem Kapital von 72000 Pfd. St. wurden zuerst fünf Schiffe ausgerüstet, die unter Kapitän James Lancaster 5. Juni 1602 zu Atchin auf Sumatra landeten. Die Expedition machte so vorteilhafte Geschäfte, daß 1604 eine zweite, 1610 eine dritte abging. Um diesem Handel größere Festigkeit zu geben, mußte man, gleich den übrigen bereits nach Indien handelnden europ. Nationen, das Recht der Niederlassung und des Handels an bestimmten Orten von den betreffenden Landesherren zu erlangen suchen. Eine Gesandtschaft an den Großmogul 1608 hatte diese bereits für die Westküste von Vorderindien erlangt, aber die Portugiesen wurden Ursache, daß die den Engländern gewordenen Zugeständnisse völlig fruchtlos blieben. Erst als der engl. Kapitän Thomas Best die Portugiesen 1612 in zwei Seetreffen bei Surate besiegt hatte, konnte die Kompagnie daselbst ihre Privilegien ausüben und ihre erste Niederlassung auf dem Kontinent Ostindiens gründen. Sie hatte nicht nur durch die Eifersucht der Portugiesen, sondern auch noch mehr durch die der Holländer anfangs viel zu leiden. Namentlich infolge der Gegenbestrebungen der Holländer fanden die Engländer erst spät (1640) in Madras und Hugli Gelegenheit, den Grund zu den wichtigsten ihrer spätern Besitzungen zu legen.

Am 3. April 1661 bestätigte Karl II. nicht nur die frühern Privilegien, sondern verlieh der Kompagnie auch die Civilgerichtsbarkeit, Militärgewalt und das Recht, mit den Ungläubigen in Indien Krieg zu führen und Frieden zu schließen. Auch schenkte er ihr Bombay als Lehn, sowie einige Jahre später die Insel St. Helena. Durch Jakob II. erhielt dieselbe, um sie der Holländischen Kompagnie gleichzustellen, noch das Recht, Festungen zu bauen, Truppen auszuheben, Kriegsgerichte zu halten und Münzen zu schlagen. So begünstigt, hob sich der Handel dergestalt, daß 1680 der Preis der India-Stocks 360 Proz. betrug mit angemessenen Dividenden. Allein der Druck sowohl, den die Kompagnie in Indien selbst übte, als der Neid der londoner Kaufleute über die zunehmende Blüte derselben, hatte zur Folge, daß die Angelegenheiten der Kompagnie 1691 zur Verhandlung vor das Parlament kamen. Die Gegner erreichten jedoch ihren Zweck nicht, denn die Privilegien der Kompagnie wurden 1694 erneuert. Als die Gegner der Kompagnie aber der Regierung 1698 einen Vorschuß von 2 Mill. Pfd. St. machten, erhielten sie das Recht zur Bildung einer neuen Kompagnie für den Handel nach Ostindien. Das gemeinschaftliche Interesse brachte endlich 1708 beide Kompagnien dahin, ihre Fonds zu einer einzigen Kompagnie unter dem Namen United East-India Company zu vereinigen. Die Aktien wurden auf 500 Pfd. St. festgesetzt und jedem Inhaber einer solchen eine Stimme in der Generalversammlung (the general court) bewilligt, während die 24 Direktoren nur unter den Besitzern von vier solcher Aktien gewählt werden durften. Die Blüte des auswärtigen Handels hob sich bald zu noch nie dagewesener Höhe, wozu die ruhigen Zeiten nach dem Utrechter Frieden (1713) nicht wenig beitrugen, und die Kompagnie gewann an Einfluß auf die polit. Verhältnisse Indiens sichtlich. Bereits 1767, wo die ind. Angelegenheiten zum ersten mal vor das Parlament gebracht wurden, war man in England allgemein der Überzeugung, daß die Selbständigkeit der Kompagnie aufhören und ihre Verfassung von Grund aus verändert werden müsse. Regierung und Parlament mußten Einfluß auf die Verwaltung der asiat. Besitzungen und die unbeschränkte Oberaufsicht über alle staatlichen Anordnungen des Indischen Hauses erhalten. Lord North legte (18. Mai 1773) dem Unterhause eine diese Angelegenheit betreffende Bill vor, deren Bestimmungen, als sie zur Ausführung gelangten, sich in jeder Beziehung bewährten. Hiernach ward in England unter dem Namen Board of control ein ind. Ministerium errichtet. An der Spitze der Regierung von Bengalen, Bihar und Orissa stand von 1773 an ein Generalgouverneur, dem ein Rat von vier Personen beigegeben wurde. Dem Generalgouverneur im Rate war die ganze bürgerliche und militärische Verwaltung übertragen. Die Präsidentschaft von Bengalen führte überdies eine Oberaufsicht über die Regierungen zu Madras und Bombay in der Weise, daß diese, außer im Falle der Notwehr, keinen Krieg beginnen und keinen Vertrag schließen durften.

Hierdurch wurde die unabhängige Stellung der Kompagnie so gut wie aufgehoben. Der Hof der Direktoren war von jetzt an bloß eine untergeordnete Behörde zur Ausführung der Beschlüsse des Vorsitzenden in der Oberaufsichtsbehörde, insoweit diese nämlich die bürgerlichen und militärischen Verhältnisse des Anglo-Indischen Reichs und das Budget betrafen. Den Altieninhabern blieb hauptsächlich nur die Ämterbesetzung. Da die Beamtenstellen in den Präsidentschaften zum größten Teil vom Hofe der Direktoren, den Statthaltern und Räten der ind. Regierung besetzt wurden, so fanden die Mitglieder der Kompagnie Gelegenheit zu guter Versorgung ihrer Angehörigen. Für die Vorbildung für die ind. Laufbahn wurde (1806) die Schule zu Haileybury für den Civildienst, die zu Woolwich und Addiscombe für den Militärdienst errichtet.

Nach Ablauf der gewöhnlich auf 20 Jahre verliehenen Freibriefe (1794, 1813, 1833) suchte die Kompagnie, ungeachtet wiederholter Beschränkungen, jedesmal um Erneuerung ihres Privilegiums nach. Mit dem Freibriefe von 1833 verlor sie aber alle Sonderrechte in Betreff des Handels, namentlich des chinesischen (den indischen hatte sie bereits 1813 verloren). Die Kompagnie war seitdem nur eine polit. Korporation und behielt die Regierung Indiens und das damit zusammenhängende Patronatswesen mit geringen Veränderungen. Die oberste Gewalt in allen bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten der ind. Regierung blieb bei dem Generalgouverneur mit seinen vier Räten. Derselbe besaß seit 1833 auch die gesetzgebende Gewalt. Ehe 30. April 1854 der letzte Freibrief zu Ende ging, war bereits 19. April 1852 ein Ausschuß zur Anstellung von Untersuchungen über die bestehende ind. Verfassung ernannt, von dessen Berichten auch Ende 1853 bereits mehrere Bände (Blue books) erschienen. Am 3. Juni 1853 legte der Vorsitzende des Board of control einen Gesetzentwurf über die Neugestaltung der Verfassungsverhältnisse des ind. Reichs dem Unterhause vor, wonach die Zahl der Mitglieder des Direktoriums auf 18 herabgesetzt und das Patronatsrecht der Kompagnie auf die Ernennung zu Kadettenstellen im ind. Heer beschränkt werden sollten. Die Ernennung zum Mitglied des dem Generalgouverneur beigegebenen Staatsrats, welche bisher dem Direktorium allein zugestanden hatte, sollte fortan von der Zustimmung der Krone abhängen, die Präsidentschaft Bengalen nicht mehr vom Generalgouverneur, sondern von einem besondern Lieutenant-Gouverneur verwaltet und der Freibrief der Kompagnie nicht wieder erneuert werden, sondern die neuen Bestimmungen einfach Gesetzeskraft haben und müßten jederzeit auf dem Wege der Gesetzgebung abgeändert und aufgehoben werden können. Die Vorschläge der Regierung wurden in beiden Häusern genehmigt. In Indien selbst aber befriedigte die Reform keineswegs, sondern gab vielmehr zu einer Bewegung unter den Eingeborenen, namentlich in der Präsidentschaft Madras, Veranlassung, und hatte die Bildung von Volksvereinen zur Folge. In einer 2. April 1855 in Madras abgehaltenen Volksversammlung kam eine Petition an das Parlament zu Stande, worin man eine lange Reihe Beschwerden und den Wunsch aussprach, daß das Anglo-Indische Reich eine Verfassung wie die Kronkolonie Ceylon erhalte, die polit. Macht der Kompagnie also aufhöre. Das Parlament beschloß zur Abstellung der in der Petition hervorgehobenen Mißstände die schleunigsten Maßregeln zu ergreifen. Der 1857 erfolgte Aufstand der Sipahis steigerte in England die feindliche Stimmung des Parlaments und des Volks gegen die Kompagnie. Nach langem Streit der Parteien erfolgte endlich 8. Juli 1858 im Unterhause, 2. Aug. im Oberhause die Annahme eines neuen Indiagesetzes, wonach die Herrschaft der Kompagnie unmittelbar an die Krone England überging. Am 30. Aug. hielt die Kompagnie ihre letzte Sitzung.

Nächst der englischen ist die wichtigste die **Holländische Ostindische Kompagnie**. Dieselbe entstand fast gleichzeitig mit der englischen durch die Vereinigung mehrerer, in den J. 1595—1602 für den Handel nach Ostindien gestifteten kleinern Gesellschaften. Diese Vereinigung fand am 20. März 1602 statt. Die Regierung verlieh derselben sofort das Monopol für den holländ. Handel jenseit der Magellansstraße und des Vorgebirges der Guten Hoffnung, das Recht, im Namen der Generalstaaten Bündnisse und Verträge zu schließen, Festungen anzulegen, Gouverneure und andere Beamte anzustellen, Militär zu halten und ihre innere Organisation nach eigenem Gutdünken einzurichten. Die Kompagnie wurde in mehrere Kammern geteilt, für die Leitung ihrer allgemeinen Geschäfte und Verhältnisse aber wurden aus den 60 Direktoren der einzelnen Kammern 17 Direktoren, holländ. Bewindhebber, gewählt, welche zusammen die «Kamer der Zeventien» bildeten und deren Anordnungen zu folgen die einzelnen Kammern gehalten waren. Auf glänzende Weise wurde der Zweck der neuen Kompagnie erreicht. In kurzer Zeit erlangten die Holländer, welche sich vorzugsweise auf die ostind. Inseln beschränkten, das Übergewicht über die Portugiesen, Spanier und selbst über die Engländer daselbst und ihr Handel stieg auf eine vorher nie geahnte Höhe. Am 7. Aug. 1619 wurde zu London ein Vertrag geschlossen, nach welchem der Handel in den Molukken durch die Holländische und Englische Kompagnie gemeinschaftlich betrieben werden sollte. Dieser Vertrag aber hörte auf, als die holländ. Behörden auf Amboina 1623 18 Engländer hatten hinrichten lassen. Infolge hiervon gaben die Engländer ihre Niederlassung in den Molukken auf. Im allgemeinen hielt die Holländische Kompagnie auf strengste Behauptung des Monopols, beaufsichtigte anfänglich ebenso streng die Beamten und zahlte aufs pünktlichste. Durch solche Mittel befand sich die Kompagnie bereits 1605 im Besitz der Molukken, erwarb 1607 Ternate und Banda und 1637 auch den ausschließenden Handel mit Japan (s. d.), wodurch über ein Jahrhundert große Reichtümer nach Holland flossen. Durch kleine Kämpfe mit den Eingeborenen der Inseln stellte sich im Laufe des 17. Jahrh. die Herrschaft der Holländer fest, zu deren Mittelpunkt das 1619 erbaute Batavia (s. d.) auf Java erwählt wurde. Den Portugiesen entrissen die Holländer 1641 Malakka, 1658 Ceylon, 1663 Celebes und seit 1665 die wichtigsten Punkte auf der Küste von Malabar. Im Anfang des 18. Jahrh. zählte man sieben holländ.-ind. Gouvernements, vier Direktorialniederlassungen, vier Kommanderien und drei Comptoirs. Ohne Schulden hielt sich die Kompagnie bis 1697, seitdem aber mehrte sich das Defizit infolge der kostspieligen Verwaltung, der wachsenden Demoralisation der Beamten, besonders aber infolge der politischen und Handelskonkurrenz, welche die Engländer Holland auf dem ind. Kontinent machten, so sehr, daß es 1794 auf 119265447 Fl. angewachsen war. Die Finanzverwirrung der Kompagnie zog zuletzt die Aufmerksamkeit der Staaten von Holland auf sich. Diese ernannten 1791 eine Untersuchungskommission, die indes ihre Arbeiten noch nicht beendet hatte, als die Kompagnie infolge der polit. Ereignisse in Holland und der Batavischen Republik, 12. Sept. 1795, von den neuen provisorischen Volksrepräsentanten aufgehoben ward. Ihre Besitzungen wurden für Eigentum der Nation, ihr Monopol vernichtet und ihre Schulden für Nationalschulden erklärt. Die 1824 für die Dauer von 25 Jahren gestiftete und 1847 und 1871 jedesmal für 25 weitere Jahre erneuerte Nederlandsche Handelsmaatschappij kann durchaus nicht als Erneuerung

der Holländischen Ostindischen Kompagnie gelten. Sie ist ohne alle polit. Macht und bloß eine in beschränkter Weise privilegierte Aktiengesellschaft zur Hebung von Handel, Schiffahrt, Geschäftsverkehr zwischen Holland und den Kolonien ꝛc.

Die Französische Ostindische Kompagnie wurde im Aug. 1664 gestiftet, hat aber, da sie keine freie Handelsgesellschaft, sondern immer eine Staatsanstalt war, niemals besondere Bedeutung gehabt. Sie versuchte sich in Madagaskar, dann in Ceylon festzusetzen und errichtete darauf 1675 eine Niederlassung zu Surate. Vier Jahre nachher gelang es ihr, auf der Küste Koromandel eine kleine Territorialbesitzung zu erwerben, daselbst Pondichéry zu gründen und zum Hauptort zu bestimmen. Es wurden mit China, Siam u. s. w. Handelsverbindungen angeknüpft, deren Vorteile jedoch insgesamt wieder in dem Kriege Ludwigs XIV. mit den Holländern verloren gingen. Wenige Jahre darauf erlitt sie durch die Spekulationen des Financiers Law (s. d.) neue Verluste, von denen sie sich nur mit großer Mühe wieder erholte. Zuletzt führten die Verluste der Kompagnie infolge der Kriege der Engländer mit den Franzosen ihre Auflösung 13. Aug. 1769 herbei, bei welcher die Krone ihr Eigentum an sich nahm und den Handel nach Ostindien freigab. Reste dieser ind. Besitzungen sind Pondichéry (s. d.), Chandernagor (s. d.) u. a.

Die Dänische Ostindische Kompagnie, 1618 errichtet, trieb eine Zeit lang einen nicht unbedeutenden Handel in Ostindien, mußte sich aber schon 1634 auflösen, als Holländer und Engländer daselbst immer mächtiger wurden. Im J. 1670 wurde sie aber neu konstituiert. Doch schon 1729 sah die Kompagnie sich genötigt, alle ihre Rechte und Besitzungen, Trankebar (s. d.) auf der Küste Koromandel, an den Staat wieder abzutreten. Dieser errichtete 1732 eine neue Gesellschaft unter dem Namen der Dänisch-Asiatischen Kompagnie, deren Handel während des 18. Jahrh. nicht ohne Gewinn war, später aber kaum die Kosten deckte. Im J. 1845 verkaufte Dänemark seine Besitzungen Trankebar und Serampore an England.

Die Schwedische Ostindische Kompagnie, 1741 zu Gothenburg errichtet, hat sich stets nur auf den Handel beschränkt und dabei so gute Geschäfte gemacht, daß sie in günstigen Zeiten eine Dividende von 26 Proz. auszahlen konnte; 1806 wurde sie neu organisiert, konnte sich aber niemals wieder zu ihrer frühern Bedeutung erheben.

Ostitis (grch.), Knochenentzündung, tritt meist in Verbindung mit Knochenhaut- oder Knochenmarkentzündung auf und charakterisiert sich anatomisch dadurch, daß das vordem solide Knochengewebe poröS und von wuchernden Granulationen durchsetzt wird, welche den Knochen auftreiben und schließlich seiner ganzen Ausdehnung nach in ein schwammiges Gewebe umwandeln. Die O., welche gewöhnlich chronisch verläuft, geht entweder in vollständige Genesung oder in Knochenbrand und Knochenfraß über. Die Behandlung ist in der Hauptsache eine rein chirurgische und besteht in der operativen Entfernung der entzündeten Knochenteile.

Ostium (lat.), Eingang, Mündung, Öffnung, im aktröm. Hause die Flur.

Ostjaken, eine zur ugrischen Gruppe des finn. Stammes (eines Gliedes der großen ural-altaischen Völkerfamilie) gehörende Völkerschaft, welche in den Gouvernements Tobolsk und Tomsk des asiat. Rußland, südlich bis zur Djemjanka, einem Nebenfluß des Irtysch, und bis zum Wasjugan, einem Nebenfluß des Ob, nördlich bis zum Ob-Busen wohnt. Sie sind größtenteils Fischer, Jäger und Rentiernomaden und etwa 20000 Köpfe stark. Ihre Sprache zerfällt in zwei Hauptmundarten: in die südliche, welche sich nordwärts bis zum Zusammenfluß des Ob und Irtysch erstreckt und den Irtysch- und Surgutdialekt umfaßt, und die nördliche, welche bis zum Ob-Busen reicht und den kondinischen, beresomschen und obdorischen Dialekt in sich schließt. Von diesen ugrischen O. völlig verschieden sind die Jenissei-O. an den Flüssen Sym und Imbat zwischen den Städten Jenisseisk und Turuchansk; sie zählen kaum noch 500 Köpfe und reden eine nicht zum ural-altaischen Stamm gehörige Sprache, von welcher Castrén eine Grammatik (Petersb. 1858) geliefert hat. Den südl. Dialekt des Ugrisch-Ostjakischen behandelt Castrén, «Versuch einer ostjakischen Sprachlehre» (Petersb. 1849; 2. Aufl. von Schiefner, 1858); den nördlichen P. Hunfalvy, «Die nordostjakische Sprache» (Grammatik, Text, Wörterbuch, Budapest 1875, ungarisch), und Aug. Ahlquist, «Über die Sprache der Nord-Ostjaken» (Abteil. 1, Sprachterte und Wörtersammlung, Helsingfors 1880). Die meist am linken Ufer des Jenissei an dessen einzelnen Nebenflüssen wohnenden Ostjak-Samojeden bilden einen besondern samojedischen Volksstamm.

Ostkap, östlichstes Vorgebirge Asiens, an der Beringsstraße, Ostende der Tschuktschen-Halbinsel, 66° 3′ nördl. Br., 170° westl. L. von Greenwich.

Ost-Lothian, Grafschaft, s. Haddington.

Ostmeer, soviel wie Stilles Meer.

Ostpreußen, die nordöstlichste Provinz der preuß. Monarchie und des Deutschen Reichs, gebildet 1. April 1878 durch Gesetz vom 19. März 1877 aus dem östl. Teile der bisherigen Provinz Preußen (s. d.), grenzt im W. an die Provinz Westpreußen, im S. und O. an Rußland, im NW. an die Ostsee, umfaßt 36980,06 qkm, ausschließlich jedoch des Kurischen Haffs (1619,47 qkm) und des zu O. gehörigen Teils (578,61 qkm) vom Frischen Haff (s. Haff), und zählt (1880) 1933936 E. (Deutsche, Litauer und Masuren), von denen 1654510 dem evang. und verwandten prot. Bekenntnissen, 250462 der röm.-kath. Kirche und 18218 der jüd. Religion angehören; außerdem sind 5526 Baptisten und 1028 Mennoniten vorhanden, letztere ziemlich dicht in der tilsiter Niederung. O. bildet seiner physischen Beschaffenheit nach einen Teil des von W. nach O. streichenden südbaltischen Küstenplateau und ist ein aus Hügel- und Flachland bestehender, mit zahlreichen größern und kleinern Landseen (Ostpreußische Seenplatte) durchsetzter und von vielen Flußläufen durchzogener, im NO. und S. vielfach sumpfiger und mooriger, an der Küste mit kahlen Dünen eingerahmter Abschnitt des nordbaltischen Tieflandes, der neben umfangreichen sterilen Sandflächen mit erratischen Blöcken auch große Strecken des fruchtbarsten Bodens enthält. Die bedeutendsten Höhen liegen östlich von den masurischen Seen, insbesondere in der Gegend von Goldapp (Goldapper Berge 272 m, Seesker Berg 309 m) und südlich von Osterode (Kernsdorfer Höhe 313 m). Die größten der in mehrern Gruppen auftretenden Landseen sind die masurischen Seen, der Mauersee (105 qkm), der Spirdingsee (102 qkm), der Löbener (Löwentin-) und

der Rosche (Warschau-) See, ferner die Seen bei Liebemühl, von denen der Geserichsee schon nach Westpreußen hinübereicht. Die Hauptflüsse sind: die Dange, die Minge, der Njemen oder die Memel mit seinen Zuflüssen Jura (rechts) und Szeszuppe (links), der Nemonien, der Pregel mit Inster, Pissa und Angerapp und seinem linken Nebenflusse Alle, die Passarge. Die natürlichen Wasserstraßen, im ganzen etwa 430 km schiffbar (davon entfallen 117 km auf den Pregel, 64 km auf die Memel, 48 km beziehungsweise 42 km auf dessen Mündungsarme Ruß und Gilge), werden durch ein den zahlreichen Seen sich anschließendes Kanalnetz von rund 415 km Länge ergänzt; die wichtigsten Kanäle sind der König-Wilhelmskanal (23 km, mit der kanalisierten Minge 49,8 km), der Seckenburger Kanal (11 km), der Große Friedrichsgraben (19 km), die Masurische Wasserstraße (126 km, mit den Seitenlinien 163,9 km), der mit 11 geneigten Ebenen versehene Elbing-Oberländische Kanal (196 km, davon eine Strecke in Westpreußen) und der Schilling-Drewenz-Kanal.

Das Klima ist verhältnismäßig rauh; das Temperatur-Jahresmittel ist in Memel und Königsberg 6,6° C., in Tilsit und Klaussen bei Lyck 6,3° C. Die jährlichen Niederschläge belaufen sich im vieljährigen Mittel auf 493 mm in Klaussen, 599 mm in Königsberg und 671 mm in Tilsit. — Die Bewohner beschäftigen sich weniger mit Industrie als mit Landwirtschaft und Viehzucht. So waren nach der Berufszählung von 1882 unter den 923509 Erwerbsthätigen der Provinz, neben welchen 1104738 Angehörige ohne Hauptberuf ermittelt wurden, allein 57,12 Proz. in der Bodennutzung und Tierzucht, in Industrie und Gewerbe aber nur 15,49 und in Handel und Verkehr 4,99 Proz. beschäftigt, während 11,91 in persönlichen Dienstleistungen und 3,85 im Heer- und Verwaltungsdienste, sowie in den freien Berufen thätig waren. Daher ist auch der Kleinbetrieb in den bürgerlichen Gewerben durchaus vorherrschend; Gewerbe, Handel und Verkehr zählten im Juni 1882 88516 Betriebe mit 153947 beschäftigten Personen, und davon waren nur 1890 größere Betriebe (von je über 5 Gehilfen) mit 35469 Personen. Fischerei, Torfgräberei, Ziegelei, Eisengießerei und Eisenverarbeitung, Weberei und Bleicherei (Leinwand), Schiffbau, Holzbearbeitung (Sägemühlen) und Bereitung vegetabilischer und animalischer Nahrungsmittel sind die wichtigsten Gewerbszweige, neben denen noch die Gewinnung von Bernstein (s. d.) an der Küste als eine Spezialität Erwähnung verdient. Der Handel, namentlich der Großhandel, und die Verkehrsgewerbe haben sich, begünstigt durch die zahlreichen Wasserstraßen, die guten Seehäfen Memel, Pillau, Königsberg und Braunsberg und ein allerdings nicht engmaschiges, aber zweckmäßig angelegtes und in neuerer Zeit durch Nebenbahnen vervollständigtes Eisenbahnnetz (Anfang 1885 1265,3 km = 34,2 m auf dem Quadratkilometer, übrigens die geringste Eisenbahnausstattung von allen preuß. Provinzen) gut entwickelt. Landwirtschaft und Viehzucht werden in ausgedehntem Maße betrieben; auch hier überwiegt der kleinere und mittlere bäuerliche Besitz. Von der Gesamtfläche O.s (ohne die Hasse) entfielen 1883 auf Acker- und Gartenland 51,81 Proz., Wiesen 12,68, Weiden, Öd- und Unland 10,81, Wald- und Holzland 17,90 und 6,77 Proz. auf weder land- noch forstwirtschaftlich benutzte Flächen.

Unter den landwirtschaftlichen Erzeugnissen nehmen Roggen und Hafer die erste Stelle ein, demnächst folgen Kartoffeln und Hülsenfrüchte; Weizen und Gerste sowie Handelsgewächse treten zurück. Der Wald besteht zu 79,58 Proz. aus Nadelholz und liefert wertvolle Produkte für den Ausfuhrhandel. Die Viehzucht erfreut sich sorgfältiger Pflege. Berühmt ist die litauische Pferdezucht; die «Trakehner» haben Weltruf. Gefördert wird sie durch das königl. Hauptgestüt zu Trakehnen (s. d.) mit 20 Beschälern und über 300 Mutterstuten, sowie durch die 3 Landgestüte zu Insterburg, Rastenburg und Gudwallen mit zusammen etwa 450 Beschälern und 160 Deckstationen. Aus der Deckung durch die Beschäler dieser Gestüte stammen jährlich allein gegen 16000 Fohlen. O.s Pferdezucht ist die bedeutendste im preuß. Staate. Auch die Rindviehzucht ist hoch entwickelt, nicht minder die Schweine-, Gänse- und Bienenzucht. Die Schafzucht dagegen geht, wie fast überall in Deutschland, zurück, wenngleich sie noch immer zu den hervorragendsten gehört. Der Viehstand betrug 1883: Pferde 383555, Rindvieh 824944, Schafe 1413820, Schweine 610952, Ziegen 14022, Bienenstöcke 114801.

In administrativer Hinsicht ist O. in zwei Regierungsbezirke, Königsberg (s. d.) mit 20 und Gumbinnen (s. d.) mit 16 Kreisen eingeteilt und zählt 67 Städte, 5395 Landgemeinden und 2462 Guts- und Forstbezirke. Für die Reichstagswahlen bestehen 17 Wahlkreise. In das Abgeordnetenhaus sendet die Provinz 32 Abgeordnete; im Herrenhause ist sie durch 27 Mitglieder, darunter 6 mit erblicher Berechtigung und 15 auf Präsentation berufene, vertreten. O. bildet den Oberpostdirektionsbezirk Königsberg und, nebst Westpreußen rechts der Weichsel, den Ersatz- und Garnisonsbezirk des 1. Armeekorps (Generalkommando und Kommando der 1. Division in Königsberg). Die Provinz umfaßt den Oberlandesgerichtsbezirk Königsberg und zählt 8 Landgerichte (Allenstein, Bartenstein, Braunsberg, Insterburg, Königsberg, Lyck, Tilsit und Memel) und 70 Amtsgerichte. Das Berg- und Hüttenwesen O.s untersteht dem Oberbergamte zu Breslau. Die Aufsicht über die Angelegenheiten der evang. Landeskirche wird von dem königl. Konsistorium zu Königsberg, welchem auch Westpreußen zugeteilt ist, geführt. Die Angelegenheiten der röm.-kath. Kirche ressortieren von dem exemten Bischof von Ermland (s. d.). Die Selbstverwaltungsorgane der Provinz (s. Provinzialordnung) haben ihren Sitz in Königsberg. Handelskammern befinden sich zu Königsberg, Memel, Braunsberg, Tilsit und Insterburg. An Bildungsanstalten besitzt O. die 1544 durch Herzog Albrecht von Preußen gestiftete Albertus-Universität zu Königsberg, das 1568 vom Kardinal Hosius (s. d.) gegründete Lyceum Hosianum für kath. Theologen zu Braunsberg, das königl. pädagogische Seminar für Gymnasial- u. s. w. Lehrer zu Königsberg, die königl. Kunstakademie ebenda, 16 Gymnasien, 2 Progymnasien, 6 Realgymnasien, 2 Realprogymnasien, 1 höhere Bürgerschule, 12 öffentliche höhere Mädchenschulen und 8 Mittelschulen für Knaben, 8 Schullehrerseminare, 2 königl. und 10 private Präparandenanstalten, 2 Navigationsschulen, 2 Hebammenlehranstalten, 1 Kunsthandwerks- und Bauhandwerksschule, das mit der Universität verbundene landwirtschaftliche Institut, 2 Landwirtschaftsschulen und 7 niedere landwirtschaftliche

Lehranstalten. Außerdem hat O. 4 Taubstummenanstalten, sowie eine Blindenanstalt. Das Wappen der Provinz O. ist ein schwarzer Adler mit goldenen Kleestengeln und FR auf der Brust in silbernem Felde. Die Farben der Provinz sind Schwarz-Weiß. Über das Geschichtliche s. Preußen (Königreich, Geschichte).

Ostprignitz, Kreis, s. unter Prignitz.

Ostpyrenäen, Departement, s. u. Pyrenäen.

Ostra, auch Ungarisch-Ostra genannt, Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Ungarisch-Hradisch im südöstl. Mähren, an der March, zum Teil auf einer Insel derselben, Sitz eines Bezirksgerichts, zählt mit der Vorstadt (1880) 3030 E. slaw. Zunge, darunter 212 Juden, die eine selbständige Gemeinde bilden, hat ein fürstl. Liechtensteinisches Schloßgebäude (aus dem 18. Jahrh.), die Pfarrkirche und eine Zuckerfabrik. Im Mittelalter war O. ein Hauptwaffenplatz der mähr. Hussiten.

Ostrabo, Bischofssitz bei Werid (s. d.).

Ostrau (Mährisch-Ostrau), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Mistel im nördl. Mähren, an der Ostrawitza, die rechts zur Oder geht, Station der Linien Wien-Krakau und O.-Friedland der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 13448 E. meist slaw. Zunge, und hat bedeutende Steinkohlenwerke, Fabriken für Paraffin, Petroleum, Rum, Rosoglio u. s. w., ein Zinkwalzwerk, Eisenblechwalzhütte und Dampfkesselfabrik. Die großen Rothschildschen Eisenwerke Witkowitz liegen in der Nähe. Der Stadt gegenüber, am rechten Ufer der Ostrawitza, liegt Polnisch-Ostrau, zur schles. Bezirkshauptmannschaft Freistadt gehörig, mit (1880) 9049 E., ebenfalls mit Kohlenwerken und einem alten gräfl. Wilczekschen Schlosse.

Ostrau, Pädagogium bei Filehne (s. d.).

Ostrazismus (grch. Ostrakismos, d. h. Scherbengericht, von ὄστρακον, d. i. die Scherbe) nannten die Griechen eine in Athen gegen Ende des 6. Jahrh. v. Chr. durch Kleisthenes begründete (und auch in einigen andern griech. Staaten mit demokratischer Verfassung, wie in Argos und Syrakus zeitweise übliche) Art polit. Maßregelung, welche zum Zweck hatte, Bürger, von deren Stellung man eine Störung der ruhigen Entwickelung des Staatslebens befürchtete, auf einige Zeit aus dem Staate zu entfernen. Der O., welcher keineswegs als eine Strafe gelten sollte, wurde in Athen gewöhnlich dann angewandt, wenn im Staate polit. Parteien mit ungefähr gleichen Kräften einander gegenüberstanden, sodaß Unruhen oder langwierige Lähmung einer planmäßigen Staatsleitung zu befürchten war; dann mußte der Souverän, nämlich das Volk selbst in seiner Mehrheit entscheiden, welcher Führer die Stadt räumen sollte. Zu diesem Behuf versammelte sich das Volk, nachdem es vorher in einer regelmäßigen Versammlung die Frage, ob überhaupt der O. anzurufen sei, bejaht hatte, an einem dafür anberaumten Tage auf dem südl. Teile der Agora (des Marktplatzes); hier wurde geheim abgestimmt, indem jeder Abstimmende den Namen desjenigen, den er aus dem Staate entfernt wissen wollte, auf eine Scherbe schrieb: nur wenn wenigstens 6000 Scherben den Namen eines und desselben Mannes zeigten, war der Beschluß gültig. Der davon Betroffene mußte das Land auf zehn oder fünf Jahre verlassen, blieb aber im ungeschmälerten Besitz seines Vermögens, konnte jederzeit durch Volksbeschluß wieder zurückgerufen werden und trat nach der Rückkehr ohne weiteres wieder in den Vollgenuß der bürgerlichen Ehrenrechte ein. Die berühmtesten Fälle der Anwendung des O. sind der O. des Aristides, Themistokles, Cimon, Thucydides (Sohn des Melesias), zuletzt der des Demagogen Hyperbolos, dessen Verbannung durch eine Koalition des Nikias und des Alcibiades herbeigeführt wurde. Seitdem kam der O. thatsächlich außer Anwendung, sodaß er überhaupt in Athen nicht ganz ein Jahrhundert lang bestanden hat. Vgl. Lugebil, «Über das Wesen und die histor. Bedeutung des O.» (Lpz. 1861).

Ostreich, s. Österreich.

Ostritz, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Bautzen, Amtshauptmannschaft Zittau, links an der Lausitzer Neisse, 18 km im NO. von Zittau, Station der Linie Görlitz-Zittau der Preußischen Staatsbahnen, hat (1880) 1455 meist kath. E., ein Amtsgericht, Orleansfabrikation, Jutespinnerei und Kürschnerei. Etwa 1 km südlich liegt das 1234 gestiftete Cistercienserinnenkloster Marienthal mit schöner Klosterkirche.

Ostrog (russ.), im alten Rußland ein mit Palissaden umzäuntes Feldlager oder Ansiedelung, auch bewegliche Türme, die bei Belagerungen benutzt wurden; jetzt die Gefängnisse in Festungen.

Ostrog, Kreisstadt im russ. Gouvernement Volhynien, am hier schiffbar werdenden Goryn, mit (1882) 7707 E., treibt mit Galizien einen bedeutenden Handel mit Weizen, Wolle, Häuten und Bauholz. O. hat viele Ruinen aus dem Mittelalter.

Ostrog, souveränes russ.-poln. Geschlecht, das seine Residenz in der Kreisstadt O. in Volhynien hatte.

Konstantin, Fürst von O., berühmter Heerführer, fiel in dem Kampfe der Polen und Litauer gegen die Russen an der Wiedrosza 1500 in die Gefangenschaft des Zaren Iwan Wasiljewitsch, der ihn in seine Dienste zu treten zwang. Nachdem es ihm gelungen, zu entfliehen, wurde er vom poln. König Sigismund I. zum Großhetman von Litauen und, als er 8. Sept. 1514 über die Russen den glänzenden Sieg bei Orsza davongetragen hatte, zum Wojwoden von Troki erhoben. Er starb 1533.

Konstantin Wasili, geb. 1527, ein eifriger Anhänger des griech.-kath. Glaubens, war ein heftiger Gegner der Jesuiten und der Union der griech. und röm. Kirche und suchte auf der Synode zu Thorn eine Vereinigung mit den Reformierten in Polen herbeizuführen. In seiner Residenz O. legte er eine hohe Schule, in der hauptsächlich die griech. und lat. Sprache getrieben wurde, und eine Druckerei an, aus welcher 1581 die berühmte ostroger (altslaw.) Bibelübersetzung hervorging. Er starb 1608. Bald nachher fanden die Jesuiten durch seine Söhne, die römisch-katholisch wurden, und durch die Fürstin Anna Aloiza Eingang in O. und gründeten hier 1629 ein ansehnliches Kollegium.

Die männliche Linie der Fürsten von O. erlosch 1673 mit dem Fürsten Alexander; die großen Güter gingen an die Fürsten Sanguszko über.

Ostrogoshsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Woronesh, links an der Tichaja Sosna, mit (1883) 9904 E., die bedeutenden Handel mit Weizenmehl, Roggenmehl, Vieh, Fleisch, Speck, Wachs und Wachslichten treiben und Fabriken für Talg, Wachslichte, Tabak und Seife unterhalten.

Ostrolenka, Stadt im russ. Gouvernement Lomscha, links an der Narew, über welche eine Brücke

führt, mit (1884) 4865 E., ist bekannt durch das Treffen 16. Febr. 1807, in welchem der franz. General Savary die Russen unter Essen schlug, sowie durch die Schlacht vom 26. Mai 1831, in welcher der russ. Feldmarschall Diebitsch einen vollständigen Sieg über den poln. General Skrzynecki davontrug und die poln. Generale Kicki und Kamiensti fielen. Das 4. poln. Infanterieregiment wurde beim Straßenkampfe in O. fast ganz vernichtet, und alle Versuche der Polen, die Stadt wieder zu nehmen, scheiterten. Vgl. Adam, Herzog von Württemberg, «Die Schlacht bei O.» (Lpz. 1842). [Reich.

Oströmisches Reich, s. Byzantinisches.

Ostrow, Kreisstadt im russ.-poln. Gouvern. Lomscha, an der Tygmienica, zählt (1880) 6142 E.

Ostrow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Pskow, an der Welikaja, Station der Eisenbahn Petersburg-Warschau, mit Ruinen einer alten Festung, auf einer Insel in der Welikaja, zählt (1882) 3884 E. und hat Holz-, Getreide- und Flachshandel.

Ostrowo, Kreisstadt des Kreises Adelnau des preuß. Regierungsbezirks Posen, Station der Linie Posen-Creuzburg der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landgerichts, Amtsgerichts, eines Landratsamts und einer Reichsbaunebenstelle, hat eine prot. und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule, drei Bürgerschulen und eine Fortbildungsschule und zählt (1880) 9104 zu zwei Dritteln deutsche E., welche bedeutenden Handel, besonders mit Getreide, treiben.

Ostrowski, berühmtes Geschlecht in Polen.

Cristinus O., aus dem Stamme Nawita, Kastellan von Krakau, befand sich in der Schlacht bei Tannenberg 1410 unter den Heerführern Jagellos.

Tomasz, Graf O., geb. 21. Dez. 1739, war einer der einflußreichsten Staatsmänner seiner Zeit. In Lunéville, am Hofe Stanislaw Lesczynskis ausgebildet, wurde er unter Stanislaw August Landbote und trat dann in den Senat. Im J. 1791 zum Kronschatzmeister ernannt, erwarb er sich große Verdienste durch Reorganisation des poln. Finanzwesens. Nach dem Reichstage in Grodno war er genötigt, seine Stelle aufzugeben und sich auf seine Güter in der Ukraine zurückzuziehen; 1809 wurde er Landtagsmarschall und nachher Präsident des Senats. Er starb 5. Febr. 1817.

Antoni O., des vorigen Sohn, geb. zu Warschau 1782, studierte auf der Universität zu Leipzig und trat 1806 in die franz. Ehrengarde. Nach Gründung des Herzogtums Warschau wurde er Landbote und während des Kriegs mit Österreich 1809 war er Mitglied der provisorischen Regierung. Im J. 1812 folgte er Napoleon nach Dresden und geriet in der Schlacht bei Leipzig in Gefangenschaft. Nach dem Tode seines Vaters trat er in den Senat und bildete eine feste Opposition gegen Konstantins Willkür. Bei Beginn des Aufstandes 1830 wurde er in Warschau zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde ernannt. Als Krukowiecki zur Gewalt gelangte, schied er aus der Reichsversammlung und focht als gemeiner Soldat auf den Wällen von Warschau. Nachdem er als Senatspräsident Krukowieckis Entsetzung ausgesprochen, folgte er dem poln. Heere nach Modlin, entwarf beim Übertritt nach Preußen (4. Okt. 1831) das Manifest an die Fürsten und Völker Europas und begab sich nach Frankreich. Dort starb er 1846 auf seinem Gute Maddres bei Tours. Er veröffentlichte eine Biographie seines Vaters (2 Vde., Par. 1836).

Sein Bruder, Wladislaw O., geb. 1790 in Warschau, war zur Zeit des Herzogtums Warschau Oberst im poln. Heere und während der Revolution von 1830 Landtagsmarschall. Bei seinem Übertritt nach Galizien (1831) gefangen, wurde er mehrere Jahre in Graz interniert. Darauf begab er sich nach Paris, dann nach Krakau, wo er 21. Nov. 1869 starb. Von ihm erschien eine poln. Übersetzung von Byrons «Bride of Abydos» (Warsch. 1820) und «Giaur» (Pulawy 1830).

Antonis Sohn, Chrystyan Jozef O., lebte in Frankreich und starb in Paris 1873; er gab «Nuits d'exil» (Par. 1835), «Lettres slaves» (Par. 1858) und «Semaine d'exil» (Paris 1837) heraus.

Teodor O., ein Piarist und Professor im warschauer Konvikt, gest. 1802 in Lemberg, ist der Verfasser eines geschätzten «Civilrechts des poln. Volks» (deutsch, 2 Vde., Berl. 1797). Er gab auch eine «Geschichte und Rechte der poln. Kirche» (3 Vde., Warsch. 1793; neue Aufl., Posen 1846) heraus, desgleichen eine Bearbeitung des «Englischen Strafrechts» nach Blackstone mit Anwendung auf Polen.

Ostrowski (Alexander Nikolajewitsch), geb. 1820, nach Gogol der beste und beliebteste russ. Komödiendichter, der seine Typen namentlich der in alten und eigentümlichen Sitten verharrenden russ. Kaufmannschaft entnimmt, aber auch Stoffe aus dem Beamtenleben, der halbgebildeten Gesellschaft und dem Volksleben behandelt und sich ebenfalls in histor. Dramen aus der russ. Geschichte des 16. und 17. Jahrh. versucht hat. O. ist außerordentlich fruchtbar; die neuen Ausgaben seiner «Gesammelten Werke» (8 Vde., Petersb. 1874) enthalten 36 Stücke. Auch lieferte er Übersetzungen aus Cervantes' Werken.

Ostrumelien, die durch den Berliner Kongreß von 1878 neu geschaffene türk. Provinz, welche den im Süden des Balkans gelegenen Teil Bulgariens umfaßt und Philippopel zur Hauptstadt hat. Sie zählt auf 35901 qkm (1880) 815946 E., darunter 573231 Bulgaren, 174759 Osmanen, 42516 Griechen, 19524 Zigeuner, 4177 Israeliten und 1306 Armenier. Die Provinz zerfällt in 6 Departements mit 28 Kantonen, die jährlichen Einnahmen betragen 600000 türk. Pfund. Das Land produziert besonders Cerealien, Wein, Wolle, Tabak, Rosenöl, grobere Tuche und Teppiche. O. steht unter der unmittelbaren politischen und militärischen Botmäßigkeit des Sultans, hat aber eine selbständige Verwaltung und Lokalmiliz, deren Offiziere der Sultan ernennt. Der Gouverneur dieser Provinz wird unter Zustimmung der Mächte von der Pforte je auf fünf Jahre ernannt. Dieser darf nur im Fall der Bedrohung der innern und äußern Sicherheit der Provinz türk. Truppen herbeirufen. Zur Verteidigung der Grenzen darf der Sultan Befestigungen errichten und in dieselben Truppen verlegen. Aber irreguläre Truppen, wie Baschi-Bosuks und Tscherkessen, dürfen nicht in den Grenzgarnisonen verwendet und die regulären Truppen nicht bei den Einwohnern einquartiert werden. Eine europ. Kommission hatte im Verein mit der Pforte die Organisation O.s festzustellen und bis zur Vollendung derselben die Finanzen der Provinz zu verwalten. In derselben herrscht religiöse Freiheit und die Rechte und Verpflichtungen der Pforte bezüglich der Eisenbahnen werden aufrecht erhalten.

Die Räumung O.s von den russ. Truppen erfolgte im Sommer 1879. An ihre Stelle trat die

Lokalmiliz und Gendarmerie. Daß die Pforte das Recht zur dauernden Besetzung der Balkanpässe und der Städte Burgas und Ichtiman haben sollte, erregte große Aufregung, da dadurch nur die alte Paschawirtschaft fortgeführt, die Sicherheit des Lebens, der Freiheit und des Eigentums und die autonome Verwaltung beeinträchtigt zu sein schien. Infolge der Vermittelung Rußlands, das selbst auch Konzessionen machte, verpflichtete sich 1879 die Pforte, das Besetzungsrecht vorläufig nicht auszuüben. Zum Gouverneur von O. wurde den Großmächten von der Pforte Fürst Vogorides, Aleko Pascha, vorgeschlagen und von erstern anerkannt. Er war bulgarischer Christ, mehrere Jahre türk. Botschafter in Wien und wurde der Reformpartei zugezählt. Derselbe traf 28. Mai 1879 in Philippopel ein und trat die Regierung an, die er nach der von der europ. Kommission ausgearbeiteten und von der Pforte bestätigten Verfassung zu führen hatte. Für das Regierungsdirektorium oder Ministerium und für die andern höhern Beamtenstellen wurden von Aleko fast nur Bulgaren ausgewählt. Die erste Provinzialversammlung, welche das Budget und andere Vorlagen zu beraten hatte, wurde 3. Nov. 1879 eröffnet. Den auf 240000 Lires festgesetzten Tribut an die Pforte konnte O. bei den geringen, den Voranschlag nicht erreichenden Einkünften nicht bezahlen und blieb ihn daher Jahr für Jahr schuldig. Mit dem russ. Generalkonsul Krebel kam der Gouverneur Aleko Pascha in einen unlösbaren Konflikt, da jener eine gebietende Stellung einnehmen zu dürfen glaubte, während dieser die bulgar., nicht die russ. Interessen berücksichtigte. Aleko brach 1883 alle Beziehungen zu Krebel ab, worauf derselbe abberufen wurde. Infolge dessen protestierte Rußland, als 1884 das fünfjährige Mandat Alekos abgelaufen war, gegen dessen Wiederwahl, worauf im Mai 1884 Chrestovic, welcher fünf Jahre lang das Justizdepartement in O. geleitet hatte, von der Pforte, im Einverständnis mit sämtlichen Großmächten, als Gavril Pascha zum Gouverneur ernannt wurde. Indes brach 17. Sept. 1885 plötzlich in Philippopel eine Revolution aus, infolge deren der Gouverneur abgesetzt und eine Provisorische Regierung eingesetzt wurde, welche die Vereinigung O.s mit Bulgarien erklärte. Der Fürst Alexander von Bulgarien erkannte durch Proklamation, dat. Tirnowa 20. Sept., diese Union als vollzogene Thatsache an und nahm den Titel Fürst von Nord- und Südbulgarien an.

Ostrya, Baumgattung, s. Hopfenbuche.

Ostsee oder Baltisches Meer (Öster Sjön der Schweden, Baltiiskoje More der Russen, Itä Meri der Finnen) heißt der große, mit der Nordsee und dem Kattegat mittels der Meerengen des Sund, des Großen und Kleinen Belt zusammenhängende Meerbusen, der durch die Küsten von Dänemark, Deutschland (Preußen, Mecklenburg, lübeckisches und oldenb. Gebiet), Rußland (mit Finland) und Schweden begrenzt wird, 1500 km lang, 180—360 km breit ist, und dessen Flächeninhalt, mit Inbegriff des Finnischen und Bottnischen Meerbusens, 412000 qkm beträgt. Seine geringe Breite sowie die im Durchschnitt nur 63 m und an sehr vielen Stellen kaum halb so viel, im allgemeinen aber nicht über 120—140 m und nirgends über 400 m betragende Tiefe des Wassers, die flachen preuß. und die meist felsigen schwed. Küsten, vor allem aber der häufig eintretende, von heftigen Stürmen begleitete Wechsel der Winde machen dieses Meer für den Seefahrer gefahrvoll, obwohl seine Wellen an und für sich minder furchtbar sind als die der Nordsee. Die Gruppe der Alandsinseln (s. d.) scheidet den südl. Teil der O. vom nördlichen oder dem Bottnischen Meerbusen (s. d.). Der Finnische Meerbusen (s. d.) scheidet als östl. Einbuchtung in den russ. Kontinent Finland von Estland. Ein dritter Meerbusen ist der Rigaische oder Livländische. Die deutsche Küste hat vier bedeutende Einbuchtungen: die Danziger Bucht mit dem Putziger Wieck, die Pommersche Bucht mit dem Greifswalder Bodden, die Neustädter Bucht und die Kieler Bucht, letztere beiden durch den Fehmern-Sund und den Fehmern-Belt miteinander verbunden. Das Kurische, das Frische und das Pommersche Haff (s. Haff) sind nicht sowohl Seebuchten als Süßwasser- oder Mündungsgolfe der Flüsse Niemen, Pregel, Weichsel und Oder.

Das Wasser der O. ist kälter und klarer als das des Oceans. Es enthält nur ein Drittel der Salzteile des Atlantischen Oceans; das Eis hindert jährlich drei bis vier, zuweilen fünf Monate lang die Schiffahrt. Ebbe und Flut sind, wie in allen so enge verschlossenen Binnenmeeren, wenig bemerkbar. Bei stürmischem Wetter findet man an den Küsten Preußens und Kurlands Bernstein, den die Wellen an das Ufer spülen. Es ergießen sich wenigstens 250 Flüsse in die O., darunter aus Deutschland: Trave, Warnow, Oder, Rega, Persante, Wipper, Stolpe, Lupow, Leba, Weichsel, Pregel und Niemen; aus Rußland: Windau, Düna, Narwa, Newa und Uleå, und aus Schweden: Torneå, Luleå, Piteå, Umeå, Angermanna- und Dal-Elf, sowie der Abfluß des Mälarsees und der Wasserzug der Motala. Das Gesamtbecken dieser Flußgebiete umfaßt wenigstens 2313000 qkm; nur ungefähr ein Viertel von dessen Grenze ist gebirgig. Unter den Inseln der O. sind die bedeutendsten: Seeland, Fünen, Möen, Falster, Laaland, Langeland, Arrde und Bornholm, die zu Dänemark gehören; die schwedischen Gottland und Öland; die zu Rußland gehörenden Alandsinseln am Eingange des Bottnischen Meerbusens; Dagö und Ösel an der livländ. Küste; die preuß. Inseln Rügen, Fehmern und Alsen. Durch den Eider- oder Schleswig-Holsteinischen Kanal (s. unter Eider), welcher in der O. bei Friedrichsort seine Einfahrt und in der Nordsee seine Mündung bei Tönning hat, hängen diese beiden Meere zusammen, und es wird durch diese Verbindung vorzüglich in milden Wintern die Getreideausfuhr nach Holland und Frankreich erleichtert; doch reicht diese Wasserstraße für den modernen Seeverkehr nicht mehr zu, daher die Anlegung einer größern für alle Seefahrer benutzbaren Wasserstraße durch Schleswig-Holstein geplant wird, denn die Fahrt durch den Sund, das Kattegat und das Skager-Rack ist zeitraubend und nicht selten gefährlich. Auch der Göthakanal, welcher die Flüsse und Seen Südschwedens von Stockholm bis Gothenburg verbindet, setzt die O. mit der Nordsee in Verbindung. Die wichtigsten Handelshäfen an der O. sind in Dänemark: Kopenhagen; in Deutschland: Flensburg, Kiel, Travemünde (Lübeck), Wismar, Rostock, Stralsund, Stettin und Swinemünde, Danzig und Weichselmünde, Elbing, Königsberg mit Pillau und Memel; in Rußland: Liebau, Windau, Riga, Pernau, Reval, Narwa, Kronstadt (Petersburg), Sweaborg; in Schweden: Stockholm, Karlskrona,

Pstad. Ein wichtiges Phänomen ist die Hebung der baltischen Küsten, die jährlich etwa 1 cm beträgt.

Vgl. Eyel, «Die O. und ihre Küstenländer» (3. Aufl., Lpz. 1874); Ackermann, «Beiträge zur physischen Geographie der O.» (Hamb. 1883).

Ostseeprovinzen oder **Baltische Provinzen** heißen die längs der Ostsee oder dem Baltischen Meere gelegenen, gegenwärtig russ. Gouvernements Kurland (s. d.), Livland (s. d.) und Estland (s. d.) mit den dazugehörigen Inseln, unter denen besonders Oesel (s. d.) hervorzuheben ist. Diese O. umfaßten zur Zeit ihrer Selbständigkeit, mit dem Namen eines livländisch-deutschen Ordensstaats (im Gegensatz zu dem benachbarten preußisch-deutschen Ordensstaat) bezeichnet, ein Ländergebiet von etwa 120000 qkm, gegenwärtig nur 94553 qkm mit (1881) 2228711 E. Man teilt die Geschichte der O. in vier große Zeitabschnitte: in einen prähistorisch-sagenhaften bis zur Gründung Rigas und des Schwertritterordens in Livland im J. 1202; in einen deutschen Zeitabschnitt als Ordensstaat bis zur Auflösung des Deutschen Ordens durch Acceptierung der Reformation und Gründung des poln. Lehnsherzogtums Kurland im J. 1562; in einen poln., russ., dän., schwed. Zeitabschnitt des fast permanenten Kriegs dieser Völker um den Besitz der O. bis zum F. 1710 (resp. 1721), in welcher Zeit die O., besonders Liv- und Estland, sehr zu leiden hatten; in einen russ. Zeitabschnitt, in welchem sie sich noch gegenwärtig befinden. Dieser letzte, für die Neuzeit bedeutungsvollste Zeitabschnitt teilt sich wieder in zwei streng voneinander zu scheidende Perioden: in die Zeit der allmählichen Restituierung aus der fast vollständigen Verwüstung und Verarmung des Landes und ihrer Bewohner bis zur Gründung der Universität Dorpat (1802) und Aufhebung der Leibeigenschaft (nach deutschem Vorgange im J. 1807) in den J. 1816—19, und in die Zeit der Reformen und der Entwickelung der Stände, besonders des Bauernstandes auf Kosten der freiwilligen Verzichtleistung vieler Rechte und Privilegien der baltischen Adelskorporationen bis zur Aufhebung des Generalgouvernements der O. (1876) und Einführung der russ. Städteordnung in den O. im J. 1877. Während der ersten Periode dieses letzten Schnittes sind als historisch bedeutungsvolle Momente hervorzuheben: 1710 die Kapitulationen Liv- und Estlands und Konfirmation ihrer Rechte, Privilegien und Verfassungen für ewige Zeiten; 1783 die Aufhebung der alten beschworenen Verfassung und Einführung der russ. Statthalterschaften; 1795 die freiwillige Einverleibung Kurlands in Rußland und 1796 die Aufhebung der russ. Statthalterschaftsverfassung und Restitution des Status quo ante.

Dagegen macht sich in der zweiten Periode, seit der Mitte des 19. Jahrh., ein Vordringen des russ. Elements in den O. bemerkbar, welches an der Einschränkung des Protestantismus, der Verfassungen und Rechte arbeitet und an Stelle der Landessprachen (Deutsch, Lettisch und Estnisch) in allen Behörden und Schulen die russische zu setzen anfängt. Diesem russ. Element stehen die vom baltischen Adel eingeführten Reformen zum Besten des Bauernstandes entgegen. Indem der baltische Adel 1848 die Fronverhältnisse freiwillig in Geldpachten umwandelte, erhielten die Bauern zugleich auch das Recht, sich Grundstücke zu erwerben. Ferner wurde vom baltischen Adel 1858 den Bauern das unbeschränkte Recht der Freizügigkeit erteilt und 1866 allen Ständen das Recht des Rittergutsbesitzes eingeräumt und den Bauern die kommunale Selbstverwaltung auf dem Gebiet ihrer Gemeinden, Kirchen und Schulen zuerkannt. Schließlich erfolgte 1868 die völlige Aufhebung und Ablösung aller bäuerlichen Fronen. Die Esten und Letten erwarben während dieses Zeitraums fast ein Viertel des Gesamtlandbesitzes als Erb- und Eigentum. Die O. bilden ihrer Natur und Bevölkerungsverhältnissen nach eine Grenzmark zwischen Germanen- und Slaventum, indem hier die Hauptbevölkerung (über 1½ Mill.) aus Letten und Esten besteht, deren Sprachen aber hier nur die Stelle der Volksmundarten vertreten. Noch stehen in den O. etwa 200000 Deutsche 65000 Russen gegenüber und die Balten haben sich noch viele auf deutsch-prot. Grundlage ruhende Kultur- und Rechtseigentümlichkeiten zu bewahren verstanden, und nehmen infolge dessen mit ihren 58 Städten, Flecken und Badeorten eine weit höhere Kulturstufe als das gesamte übrige russ. Reich ein.

Vgl. «Liv-, est- und kurländisches Urkundenbuch» (Bd. 1—7, Riga 1852—81); A. von Richter, «Geschichte der deutschen O. bis zur Einverleibung mit Rußland von 1158 bis 1795» (5 Bde., Riga 1857—58); F. Eckardt, «Livland im 18. Jahrh.» (Lpz. 1876); derselbe, «Die baltischen Provinzen Rußlands» (2. Aufl., Lpz. 1869), «50 Jahre russ. Verwaltung in den deutschen O. im 19. Jahrh.» (Lpz. 1883); von Wrangell, «Die russ.-baltische Frage» (Petersb. 1883); A. von Richter und Fr. von Jung-Stilling, «Materialien zur Kenntnis der livländischen Bauernverhältnisse» (Riga 1883); dieselben, «Materialien zur Kenntnis des evang.-luth. Landvolksschulwesens in Livland» (Riga 1884) und «Materialien zur Kenntnis der livländischen Agrarverhältnisse mit besonderer Berücksichtigung der Knechts- und Tagelöhnerbevölkerung» (Riga 1885).

Ostsibirien, russ.-asiat. Generalgouvernement, umfaßt die Gouvernements Jenisseisk und Irkutsk, und die Gebiete Jakutsk, Transbaikalien, das Amur- und das Ostsibirische Küstengebiet, zusammen 10265162 qkm mit 1664889 E. Der Generalgouverneur von O. residiert in der Stadt Irkutsk.

Ostsibirisches Küstengebiet, der östlichste Teil des russ. Generalgouvernements Ostsibirien, die Landstriche am Großen Ocean und zu einem kleinen Teil am Eismeer. Dazu gehört das Land zwischen dem Ussuri, dem Grenzfluß gegen China, und dem Japanischen Meer, das Land am untern Laufe des Amur östlich von der Amurprovinz, die Insel Sachalin, der Küstenstrich am Ochotskischen Meer vom Kamme des Stanowoigebirges an, die Halbinsel Kamtschatka, die Länderstrecken nördlich von ihr und am Beringsmeer und die Tschuktschen-Halbinsel westlich bis zum Tschaunfluß hin, zusammen 1890677 qkm mit 74000 E. Hauptstadt des Ostsibirischen Küstengebiets ist Nikolajewsk (s. d.).

Oststerneberg, Kreis, s. unter Sternberg.

Ostturkestan, s. Turfan.

Osuni, Stadt in der ital. Provinz Lecce, Bezirk Brindisi, 32 km nordwestlich von Brindisi, Station der Linie Bologna-Otranto der Südbahn, ist Bischofssitz, zählt (1881) 17480 E., hat drei Kastelle, 13 hohe Türme der alten Stadtmauern, eine schöne Kathedrale von 1435 und in der Umgegend Oliven- und Mandelwälder. O. ist das Hostunum der Byzantiner im Thema Longobardia.

Osuna, Stadt (Villa) in der span. Provinz Sevilla in Andalusien, 80 km im OSO. von Sevilla, an der Straße nach Granada, in fruchtbarer, besonders olivenreicher Ebene am Fuße der Sierra de Peñas, ein wohlhabender, unregelmäßig gebauter Ort, Station der Linie Utrera-Roda der Andalusischen Eisenbahnen, hat eine schöne got. Kollegiatkirche mit prächtigem Portal von 1534, 15 ehemalige Klöster, drei Hospitäler, ein Kollegium (Überrest einer 1549 gegründeten, 1824 aufgehobenen Universität), ein großes Schloß, den Stammsitz der Herzöge von Osuna (s. d.) und zählt (1877) 17211 E., welche Esparto-, Seide- und Leinenwaren fertigen und Handel mit Öl, Getreide, Wein, Früchten und Kapern treiben. Unter den Römern lag hier Urso, eine zum Gerichtssprengel von Astigi gehörende Kolonie mit dem Beinamen Genua Urbanorum, wo 212 v. Chr. Cnejus Scipio im Treffen gegen die Karthager fiel. Im Mittelalter hieß der Ort Ossona, bei den Arabern Hisn (Schloß) Oschúna. Im J. 1236 eroberten die Castilianer die Stadt. Am 14. April und 24. Juli 1812 fanden in der Nähe blutige Gefechte gegen die Franzosen statt.

Osuna (Don Pedro Tellez y Giron, Herzog von), Vizekönig von Sicilien, dann von Neapel, geb. 1579 zu Valladolid, studierte in Salamanca und kam von da an den Hof, ward aber von hier wegen einer anstößigen Äußerung gegen den König verwiesen. Er begab sich nach Saragossa und von da erst nach Frankreich, darauf nach Portugal, wo er bis zum Tode Philipps II. blieb. Nach seiner Rückkehr an den Hof Philipps III. heiratete er die Tochter des Herzogs von Alcala und nahm den Titel eines Herzogs von O. an. Abermals vom Hofe verwiesen, begab sich O. nach Flandern, wo er in sechs Feldzügen diente und sich durch Umsicht und Mut auszeichnete. Im J. 1607 wurde ihm gestattet, an den Hof zurückzukehren, und 1611 ging O. als Vizekönig nach Sicilien. Nach seiner Zurückberufung 1615 blieb er nur kurze Zeit in Spanien, da er im folgenden Jahre Vizekönig von Neapel wurde, wo er, wie in Sicilien, die Macht der Krone gegen Adel und Klerus zu stärken suchte. Die Absicht des Hofs, die Inquisition in Neapel einzuführen, stieß bei O. auf Widerstreben, wodurch er noch unversöhnlicher mit der Geistlichkeit verfeindet wurde. So scheint er unabhängig vom Hof, aber im Einverständnis mit dem Statthalter von Mailand und dem span. Gesandten in Venedig, die Verschwörung gegen diese Republik von 1618 inseniert zu haben, die noch im Keime von der wachsamen Signorie unterdrückt wurde. Als ihm hierauf von Madrid Absetzung drohte, suchte er durch Verstärkung seiner Streitkräfte und populäre Demonstrationen sich eine unabhängige Stellung in Neapel zu gründen, in der Hoffnung auf franz. Hilfe. Aber diese Hoffnung scheiterte, als der vom Hof gesandte neue Vizekönig, Kardinal Borgia, in Neapel landete. O. mußte heimkehren, nach Philipps IV. Thronbesteigung eine Untersuchung über sich ergehen lassen und starb als Gefangener im Schlosse Alamede 1624.

Sein Sohn, Don Juan Tellez y Giron, Herzog von O., gest. 1656 als Vizekönig zu Palermo, kam in den Besitz des väterlichen Erbes.

Oswald (der Heilige), ein Sohn des northumbrischen Königs Ethelfred, ward 604 geboren und gelangte, nachdem er viele Jahre in der Verbannung gelebt und, in die Heimat zurückberufen, bei Denisesburna den letzten brit. Kriegshelden Kedwalla besiegt und getötet, 634 zur Herrschaft über Northumbrien. Er war fromm, mildthätig und Verbreiter des Christentums unter den Angelsachsen. Kyneburg, die Tochter des westsächs. Königs Kynegil, gewann er sich erst durch die Taufe zur Gemahlin. Durch eine wunderbare Heilung von tödlicher Krankheit errettet, gelobte er nebst seiner Gattin, jeder Weltfreude zu entsagen, und fiel 5. Aug. 642 im Kampfe gegen Penda, den heidnischen König der Mercier, auf dem Macerfeld. Früh schon wurden ihm Kirchen errichtet, sein Leben in sagenhafter Weise ausgeschmückt, und noch jetzt wurzelt die Oswald-Legende in den kath. Gegenden Deutschlands im Volksleben. Wie zwei noch erhaltene Gedichte zeigen, hat dieselbe früh dichterische Gestalt empfangen. Beide sind zwar nur in jüngern Überarbeitungen erhalten, aber die ihnen zum Grunde liegenden Originale gehören noch ins 12. bis 13. Jahrh. und sind wahrscheinlich am Niederrhein entstanden. Das eine ist von Pfeiffer herausgegeben (in Haupts «Zeitschrift für deutsches Altertum», Bd. 2), das andere, das später in Prosa aufgelöst wurde, von L. Ettmüller (Zür. 1835). Nach diesen Gedichten holt sich der heilige O. auf den Rat eines Pilgrims Traugemund (Wahrmund) im Morgenlande seine Gemahlin, indem er die Tochter des heidnischen Königs Aaron, Jungfrau Bauge (Spange), durch List gewinnt, entführt und dann durch Gewalt behauptet. Den Mittelpunkt der Erzählung bildet ein kluger, listiger und mit menschlicher Rede begabter Rabe, der sich zur Erwerbung der Jungfrau besonders hilfreich erweist. Die Erzählung ist eine der im 12. Jahrh. so beliebten Brautwerbungssagen, und enthält viele mythische Züge, die es wahrscheinlich machen, daß sich der Wodanskultus im heiligen O. konzentrierte. In England hat sich nur ein lateinisches, aus dem 13. Jahrh. stammendes Gedicht erhalten. Vgl. Zingerle, «Die Oswald-Legende und ihre Beziehung zur deutschen Mythologie» (Stuttg. 1856); Bartsch, «Die deutschen Gedichte von Sankt O.» (in Pfeiffers «Germania», Bd. 5); Strobl, «Über das Spielmannsgedicht von Sankt O.» (Wien 1870); Ezzardi, «Untersuchungen über das Gedicht von Sankt O.» (Hannov. 1876).

Oswald von Wolkenstein, deutscher Dichter, aus einem Rittergeschlechte in Tirol, wurde 1367 zu Gröden geboren, nahm als 10jähriger Knabe an den Züge Herzog Albrechts III. von Österreich gegen Preußen teil, stand dann in verschiedenen Ländern, selbst in Persien und Armenien, in Kriegsdiensten, kehrte mit 25 Jahren in die Heimat zurück, wo er sich in Sabina Jäger verliebte. Auf ihren Wunsch zog er ins Heilige Land, aus dem er 1401 zurückkam. Später war er im Gefolge Kaiser Ruprechts in Italien, durchzog England, Portugal, Spanien, kam selbst nach Afrika, machte als Mitglied des Elefantenbundes den Krieg zwischen Ernst und Friedrich von Österreich mit und zog 1419 gegen die Hussiten. Den Rest seines Lebens verbrachte er in Tirol, meist auf seiner Burg Hauenstein. Er starb 2. Aug. 1445, überlebt von seiner zweiten Gattin, Margareta von Schwangau. Seine Lieder knüpfen teils an den alten Minnegesang und bewegen sich in dessen verkünstelten Formen, teils an den Volksgesang und sind dann recht frisch und lebendig, freilich auch derb. Herausgegeben sind sie von B. Weber (Innsbr. 1847). Vgl. noch J. Zingerle, «O. von Wolkenstein» (Wien 1870).

Oswaldtwisle, Stadt in der engl. Grafschaft Lancaster, mit (1881) 12206 E. und Baumwollspinnereien.

Oswego, Hauptstadt des County O. im nordamerik. Staate Neuyork, an der Mündung des Oswego in den Ontariosee gelegen, mit einem durch einen künstlichen Damm gebildeten Hafen, welcher nächst Sackett's Harbour der beste an der Südseite des Ontario ist und wegen seiner Verbindung mit dem Eriekanal einen großen Teil des Handels zwischen Neuyork und dem Westen vermittelt. Die Stadt zählt (1880) 21116 E., ist regelmäßig gebaut, hat sehr lebhaften Fabrikbetrieb (die Mehlmühlen liefern jährlich 600000 Faß Mehl; die Stärkefabrik ist die größte der Welt), Säge- und Mahlmühlen und eine bedeutende Reederei. O. hat vier National- und zwei Staatsbanken, eine Hochschule, ein County-Gefängnis, ein Waisenhaus, eine Heimat für alte und bedürftige Frauen und ein Armenhaus. Von den vielen großen und schönen öffentlichen Gebäuden sind das Zollhaus, die Post, die Stadthalle, das County-Gerichtshaus und die öffentliche Bibliothek, welche 12000 Bände enthält, die bedeutendsten. Auf der Ostseite des Oswegoflusses, in der Nähe des Sees, liegt das den Vereinigten Staaten gehörige Fort Oswego.

Oswestry, Marktstadt und Municipalborough in der engl. Grafschaft Shrop oder Salop, 26 km im NW. von Shrewsbury, in fruchtbarer und gut kultivierter Gegend, Station der Linie Whitchurch-O.-Newtown-Aberystwyth des Cambrian Railway und über Gobowen mit der Linie Didrot-Chester-Birkenhead des Great-Western-Railway verbunden, hat (1881) 7851 E., Weberei von Baumwollzeug, grober Leinwand und wollenen Stoffen, bedeutende Viehmärkte und in der Umgegend Kornmühlen und Kohlengruben. Die Burg, von der nur noch geringe Überreste vorhanden sind, soll der Stammsitz von Walter Fitzalan, dem Ahnherrn des Königshauses der Stuart, sein, welcher während der Unruhen unter König Stephan von hier nach Schottland floh und dort bei David I. die erbliche Würde des Reichshofmeisters (steward) erlangte.

Oswiecim, Stadt in Galizien, s. Auschwitz.

Osymandyas heißt nach Diodor ein alter ägypt. König, dessen Grabmal in Theben beschrieben wird. Die Beschreibung ist wichtig und merkwürdig, weil sie ein in seinen Ruinen noch vorhandenes Gebäude betrifft, welches von Ramses II., dem Sesostris der Griechen, auf der Westseite des Nil zwar nicht als Grabmal (dieses liegt in Bab-el-melut), aber doch als Grabtempel des Königs, der für seinen Totenkult bestimmt war, erbaut wurde und zu den schönsten Gebäuden gehörte, deren Ruinen noch erhalten sind. Der Name O., welcher nur eine Variation des Straboniſchen Ismandes ist, ist vielleicht aus dem Vornamen Ramses' II. verderbt. Letronne hat in einer besondern Schrift «Le tombeau d'O.» (Par. 1831) nachzuweisen gesucht, daß das Gebäude verloren gegangen sei, doch mit Unrecht.

Oszillation, s. Schwingung.

Oszillierende Maschine (von Hick), s. unter Dampfmaschine, Bd. IV, S. 823.

Öta (grch. Oite), eine Gebirgskette im mittlern Teile von Griechenland, nahe dem Maliſchen Meerbusen, auf der Grenze der Gebiete der Änianen, Malier, Ötäer, Lokrer, Dorier und Ätolier, welche gewissermaßen das Mittelglied zwischen dem thessalischen Othrys, dem ätolischen Korax und dem lokrischen Knemisgebirge bildet. Auf der höchsten Spitze des Gebirges, die sich 1920 m erhebt, sollte Herakles sich selbst verbrannt haben, daher die Stelle Pyra (Scheiterhaufen) genannt wurde. Am Ö. wuchs die von den Alten zu mediz. Zwecken vielgebrauchte Nieswurz (Helleboros) in großer Fülle.

Otaha, öfter Tahaa genannt, eine der franz. Gesellschaftsinseln im Großen Ocean, nördlich von der Insel Raiatea, mit der sie durch ein Korallenriff verbunden ist, liegt unter 151° 30′ westl. L. von Greenwich, ist 82 qkm groß, von Klippen umgeben, gebirgig und hat die guten Häfen Herurua und Hamene und etwa 700 E. prot. Konfession.

Otahelti, eine der Gesellschaftsinseln, s. Tahiti.

Otalgie (grch.), nervöser Ohrenschmerz (Neuralgia acustica s. auricularis), in seinen höchsten Graden auch als Otagra (Ohrenzwang) bezeichnet, ein heftiger, paroxysmenartig auftretender, reißender oder stechender Schmerz im Ohr, der gewöhnlich mit Ohrensausen und leichter Schwerhörigkeit verbunden ist und mitunter nach dem Gesicht und den benachbarten Teilen ausstrahlt. Die O. befällt vorwiegend nervöse, sowie an Gicht und Rheumatismus leidende Personen; als Gelegenheitsursachen sind Erkältungen, plötzlicher Temperaturwechsel, nasse Füße, die Unterdrückung gewohnter Sekretionen u. dgl. anzuführen. Die Behandlung ist die der übrigen Neuralgien (s. d.).

Otaria (lat.), Seelöwe.

Otavalo, Stadt in der Provinz Imbabura der südamerik. Republik Ecuador, 55 km im NNO. von Quito, am östl. Abhange der Westcordillere von Quito, hat etwa 8000 E., Rindvieh-, Schaf- und Pferdezucht, Anbau von Zuckerrohr und Getreide, Woll- und Baumwollweberei.

O tempora! O mores! (lat. «O Zeiten! O Sitten!»), ein in Ciceros Reden mehrfach vorkommender Ausruf (z. B. «In Catilinam», I, 1).

Ote-toi de là que je m'y mette (frz.), «Entferne dich von dort, damit ich mich hinsetze», die zuerst von dem Grafen Saint-Simon in dem «Catéchisme des industriels» (Par. 1823) gebrauchte, sprichwörtlich gewordene Übersetzung eines Verses des ital. Dichters Filippo Pananti da Mugello.

Otfried, vermutlich aus Franken gebürtig und ein Schüler des Hrabanus Maurus, verfaßte als Mönch im Benediktinerkloster Weißenburg im Elsaß eine poetische Evangelienharmonie oder Bearbeitung der Geschichte Christi nach den Evangelien in fünf Büchern, die er nach ihrer Vollendung um das J. 870 mit einer Zuschrift in deutschen Versen König Ludwig dem Deutschen und zugleich mit einer lat. Vorrede dem Erzbischof Liutbert von Mainz widmete. Er hatte bei Abfassung seines Werks die Absicht, der Liebe seiner Landsleute zu weltlichem Volksgesang dadurch, daß er ihnen ein Gedicht von christl. erbaulichem Inhalt gäbe, entgegenzuwirken und zugleich ein Epos nach dem Vorbilde lat. Epiker aus der klassischen und christl. Zeit in deutscher Sprache aufzustellen. Sein Gedicht ist das älteste deutsche, in welchem der Endreim herrscht; die Strophen, in denen es gedichtet ist, bestehen aus zwei achtmal gehobenen Langzeilen, deren jede in zwei aufeinander stumpf reimende Halbzeilen zerfällt. Unschätzbar als Quelle für die Kenntnis der althochdeutschen Sprache und Metrik, zeugt es doch mehr von dem frommen Sinn und dem redlichen lehrhaften Streben des Dichters als von dichterischer Befähigung und ursprünglicher Kraft und steht an

poetischem Werke dem altsächs. alliterierenden «Heliand» (s. d.), in welchem derselbe Stoff behandelt ist, weit nach. Herausgegeben wurde es in neuerer Zeit von Graff («Kriss», Königsb. 1831), Kelle (Regensb. 1856), Piper (2 Bde., Paderb. 1878—84; kleinere Ausgabe, Freiburg 1882), und Erdmann (Halle 1882, größere und kleinere Ausgabe). Übersetzungen lieferten Napp (Stuttg. 1858) und Kelle (Prag 1870). Vgl. Rechenberg, «O.s Evangelienbuch und die übrige althochdeutsche Poesie karolingischer Zeit» (Chemnitz 1862).

Othello, «der Mohr von Venedig», Held eines Trauerspiels von Shakspeare, der den Stoff einer ital. Novelle von Giraldi Cintio entlehnte.

Othman, der dritte Kalif (s. d., Bd. X, S. 26*).

Otho (Marcus Salvius), röm. Kaiser vom Jan. bis April 69, geb. 32 n. Chr. Er stammte aus angesehenem Geschlecht, welches etrusk. Abkunft, in Ferentinum zu Hause und unter Augustus zu senatorischem Range gelangt war. Marcus, der Sohn des Lucius O. und der Albia Terentia, war anfangs einer der Genossen bei Neros Schwelgereien, wurde aber von diesem, weil der Kaiser in dem ungestörten Besitz von O.s Gemahlin, Poppäa Sabina (s. d.), sein wollte, 59 als Statthalter nach Lusitanien entfernt, wo er sich durch Mäßigung und Gerechtigkeit auszeichnete. Als Galba (s. d.) sich gegen Nero 68 empörte, schloß sich O. sogleich an Galba an, begleitete ihn nach Rom und wurde nach dessen Thronbesteigung Konsul. Da aber Galba schließlich nicht ihn, sondern den Piso zum Nachfolger ernannte, so erregte O. die Prätorianer zum Aufstand. Galba und Piso wurden 15. Jan. 69 ermordet und O. zum Kaiser ausgerufen. Indessen hatten die Legionen in Germanien ihren Anführer Aulus Vitellius (s. d.) zum Kaiser ausgerufen. Dessen Unterfeldherren führten das Heer nach Oberitalien, und O. zog ihnen entgegen. In einigen kleinern Treffen blieben O.s Truppen Sieger; bei Bedriacum (Cremona) aber wurden sie geschlagen und O. tötete sich 16. April. Seine Asche wurde zu Brixellum beigesetzt.

Othrys (jetzt Mavrika), waldreicher, von W. nach O. streichender Gebirgszug im nördl. Griechenland, der den südl. Abschluß Thessaliens bildet und seine Hauptерhebungen (bis 1730 m) über dem alten Malischen Meerbusen (jetzt Golf von Zituni) hat.

Othyl, s. Acetyl.

Otiäter (grch.), ein Ohrenarzt; Otiatrie oder Otiätrik, die Ohrenheilkunde.

Ötinger (Friedr. Christoph), schwäb. Theosoph, geb. 6. Mai 1702 zu Göppingen, studierte in Tübingen, ward 1738 Pfarrer in Hirsau bei Calw, 1743 in Schnaitheim, 1746 in Walddorf bei Tübingen, 1752 Dekan in Weinsberg, 1759 in Herrenberg, 1765 Prälat in Murrhard, wo er 10. Febr. 1782 starb. In zahlreichen (etwa 70) Schriften hat O. seine eigentümlichen, durch Jakob Böhmes Philosophie und Albrecht Bengels Theologie angeregten Anschauungen vorgetragen. Seine «Selbstbiographie» edierte J. Hamberger (Stuttg. 1845), seine «Predigten» Ehmann (Stuttg. 1852—57), seine «Gesammelten Werke» derselbe (7 Bde., Stuttg. 1858—67). Vgl. Auberlen, «O.s Theosophie nach ihren Grundzügen» (Tüb. 1847), Ehmann, O.s Leben und Briefe» (Stuttg. 1859).

Otis (lat.), die Trappe.

Otium cum dignitate (lat.), «Muße mit Würde», d. h. ehrenvolle Muße, ehrenvolle Zurückgezogenheit, ein von Cicero mehrfach angewandtes Wort (z. B. «Pro Sestio», Kap. 45).

Ötker (Friedr.), namhafter Publizist und Parlamentarier, geb. 9. April 1809 zu Nehren in der hess. Grafschaft Schaumburg, studierte zu Marburg die Rechte, trat dann in den kurhess. Staatsdienst, wurde 1848 Obergerichtsanwalt in Kassel und gründete daselbst die liberale «Neue Hess. Zeitung». Als Herausgeber derselben wurde er 1850 verhaftet und vier Wochen gefangen gehalten, mußte dann das Land verlassen, lebte längere Zeit in Helgoland und wandte sich 1854 nach Belgien. In dieser Zeit veröffentlichte O.: «Helgoland. Schilderungen und Erörterungen» (Berl. 1855), «Helgoland. Sonette» (Lpz. 1857) und «De Vlaemsche Taelstryd» (Gent 1857; franz. unter dem Titel: «Le mouvement Flamand», Tournay 1858). Im Sommer 1859 kehrte O. nach Kassel zurück, gründete hier die «Hess. Morgenzeitung», war Mitstifter des Deutschen Nationalvereins und im hess. Landtag der Führer der hess. Verfassungspartei. Seit 1867 war O. Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses und des Norddeutschen (später Deutschen) Reichstags, wo er sich der nationalliberalen Partei anschloß. Er starb 17. Febr. 1881 in Berlin. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: «Belg. Studien» (Stuttg. 1876), «Lebenserinnerungen» (2 Bde., Stuttg. 1877—78). Vgl. Pfaff, «Zur Erinnerung an Friedrich O.» (Gotha 1883).

Otkup (russ.; eigentlich Abkauf), soviel wie Pacht, meist im Sinne der Vergebung von indirekten Steuern und Staatsmonopolen.

Otley, Marktstadt in der engl. Grafschaft York, West-Riding, rechts an der Wharfe, 40 km im WSW. von York, Station der Linie Arthington-Ilkley der North-Eastern-Eisenbahn, hat (1881) 6803 E., acht Kirchen, eine Lateinschule, Worstedspinnerei und -Weberei, Maschinenbau, Malzbereitung, Ziegeleien, Lederfabrikation, Lachs-, Aal- und Forellenfischerei, Getreide- und Viehmärkte.

Otočac (spr. Ototschatz), Marktflecken an der Gazka im Lika-Otočacer Distrikt der ehemaligen kroat. Militärgrenze, 30 km im SO. von Zengg, hat kaum 500 E., aber zwei befestigte Punkte, und diente einst als wichtige Grenzhut. Die Bewohner treiben Holzindustrie und Holzhandel. In der Nähe die Gebirgsseen Kjesto und Creo.

Otomaken, ein Indianerstamm in Südamerika, im heutigen Venezuela, zwischen den Flüssen Apure und Sinaruco. Die O. werden als wild und häßlich geschildert und sind als Erdeesser allgemein bekannt. Nach A. von Humboldt sollen sie sprachlich mit den Omaguas (s. d.) zusammenhängen. Vgl. Waitz, «Anthropologie der Naturvölker» (Bd. 3, Lpz. 1862).

Otomi, ein Indianerstamm in Mexiko, dessen Sprache vom Aztekischen ganz verschieden ist, und der wahrscheinlich zu den ältesten Bewohnern des Landes gehört. Die O. wohnen gegenwärtig im Norden der Stadt Mexiko, in den Staaten Queretaro, San-Luis Potosi, Guanajuato, Michoacan, Mexiko, Puebla, Veracruz und Tlaxcala. Verwandt mit den O. sind die Mazahuas in den Gebirgsgegenden westlich von der Stadt Mexiko. Über die Sprache der O., die man wegen ihres vorwiegend einsilbigen Baues häufig mit dem Chinesischen verglichen hat, vgl. Friedr. Müller, «Grundriß der Sprachwissenschaft» (Bd. 2, Abteil. 1, Wien 1882).

Otophōn, Hörrohr zur Verſtärkung des Schalls bei Schwerhörigkeit. — **Otorrhöe,** Ohreneiterung, eitriger Ohrenfluß. (S. unter Ohrenkrankheiten.) — **Otoſkōp,** Ohrenſpiegel, Inſtrument zur Unterſuchung des Ohrs.

Otranto, das alte Hydruntum (urſprünglich Hydrus), Stadt und erzbiſchöfl. Sitz in der ital. Provinz und im Bezirk Lecce, Station der Linie Bologna-O. der Südbahn, liegt auf einem in das Adriatiſche Meer hineinreichenden Felſen. Sie iſt eine ſchlechtgebaute Stadt mit (1881) 2417 E., von verfallenen Feſtungswerken umgeben und bloß merkwürdig wegen der wohl aus dem 11. Jahrh. ſtammenden großartigen Unterkirche ihrer Kathedrale Sta.-Annunziata. Der größere Teil der Bewohner iſt mit dem Fiſchfang beſchäftigt. Ein kleiner Hafen unterſtützt den Handel, der hauptſächlich mit Öl getrieben wird und nach Korfu und nach der Levante gerichtet iſt. Nach dieſer Stadt wird die 75 km breite Meerenge, welche das Adriatiſche mit dem Joniſchen Meer verbindet, Straße von Otranto genannt. Im Altertum geſchah von hier die Überfahrt nach Apollonia in Illyris Gräca oder Neu-Epirus, einer Univerſität der Römer (jetzt Avlona). Im J. 1080 wurde O. (im Mittelalter Otorantum, Iadrontum, Idruntum) den Byzantinern durch die Normannen entriſſen. Seit 1480, wo die Türken die Stadt erſtürmten, hat ſie ſich nicht wieder erholt, wenn auch ſchon 1481 die Osmanen zur Übergabe gezwungen wurden.

Otranto, Herzog von, ſ. Fouché.

Otricŏli, Ortſchaft in der ital. Provinz Perugia, Bezirk Terni, unweit links vom Tiber hoch gelegen, an der alten Via Flaminia, hat (1881) 1517 E. und am Tiber zahlreiche Reſte der antiken Stadt Ocricalum in Umbria (Ruinen einer Baſilika, eines Theaters, Amphitheaters, von Thermen ꝛc.); die berühmte Zeusbüſte (Jupiter von Otricoli genannt) in der Sala rotonda des Vatikans, ſowie der dieſen Saal ſchmückende Moſaikboden wurden hier gefunden. Im J. 1799 ſiegten bei O. die Franzoſen über die Neapolitaner.

Otſchakow, ſ. Dezakow.

Otſego, See im Otſego-County, im nordamerik. Staate Neuyork, iſt 13 km lang, 1,5 km breit und bildet die Quelle des Susquehannafluſſes (ſ. d.).

Ottajano, Stadt in der ital. Provinz Neapel, Bezirk Caſtellamare di Stabia, am nordöſtl. Fuße des Veſuv, hat (1881) 4475 (Gemeinde 19649) E., Wein- und Ölbau und Seidenkultur.

Ottakring, ein weſtl. Vorort von Wien, zur Bezirkshauptmannſchaft Hernals gehörig, mit (1881) 37417 E., iſt Sitz eines Bezirksgerichts und hat Fabriken für Chemikalien, Zündwaren, Farben, Metall- und Gelbgießerwaren, Waffen, Knöpfe u. ſ. w., ein großes Brauhaus und eine Eiſengießerei mit Maſchinenfabrik.

Ottava rima oder Ottava, die Stanze von acht Verſen, Oktave, eine ital. Dichtungsform, welche aus acht Verſen beſteht, von denen die erſten ſechs alternierend, die beiden letzten (la chiave oder la chiusa) zuſammen reimen. Wegen dieſes, dem Gedanken hinreichenden Raum zur Entfaltung gewährenden Umfangs und der beruhigend abſchließenden Schlußverſe eignet ſich die Ottave vorzüglich für die epiſche Darſtellung. Der erſte, der die Oktave in einem großern Gedichte (der «Teseide») anwandte, iſt Boccaccio. Seitdem ſind alle Meiſterwerke der epiſchen Poeſie der Italiener, ſowohl ernſten als ſcherzhaften Inhalts, in dieſer Form gedichtet worden. Die regelmäßige Oktave beſteht aus acht endecasillabi piani, d. h. elfſilbigen Verſen mit weiblichem Ausgange. Nur ſelten und ſtets um einen beſondern Effekt hervorzubringen, erlauben ſich Dichter, wie Arioſto, alternierend versi sdruccioli, d. h. Verſe mit daktyliſchem Ausgange, oder auch als Schlußverſe tronchi, welche mit der zehnten betonten Silbe ſchließen, einzumiſchen. Taſſo hat ſich beides nie erlaubt. Spätere haben allerlei Künſteleien, Vervielfältigung der sdruccioli und tronchi, Einmiſchung von settenarj oder Verſen von ſieben Silben u. dgl. verſucht. Die Sicilianer hatten bis auf Meli die älteſte, aus acht alternierend gereimten Verſen beſtehende Strophe beibehalten. Es liegt in der Natur dieſer Form, daß der Sinn mit der Stanze (ſ. d.) abſchließe, und nur ſelten wird davon abgewichen.

Ottawa (d. i. großer Fluß), Fluß in Nordamerika, der die Provinzen Ontario und Quebec des Dominion of Canada voneinander trennt. Derſelbe entſpringt unter 48° 30′ nördl. Br. und ergießt ſich nach einem Laufe von etwa 1300 km in oſtſüdöſtl. Richtung, 30 km weſtlich von Montreal, in den Lorenzſtrom. Der O. iſt berühmt durch das Holz ſeiner Ufer, das einen wichtigen Handelsartikel bildet, ſowie durch ſeine Fälle, von denen die von Carillon und Chaudière die größten ſind.

Ottawa, Hauptſtadt der Dominion of Canada, liegt in der Provinz Ontario, rechts am Ottawa, in reizender Gegend, nicht weit von den Chaudièrefallen, und zerfällt in die obere und untere Stadt, von denen die letztere das Geſchäfts- und Handelsviertel in ſich begreift. Die Stadt wird durch eine Eiſenbahn mit Prescott, gegenüber Ogdensburgh im Staate Neuyork, verbunden und zählt (1881) 24107 E. Infolge der 1858 erfolgten Erhebung O.s zum Regierungsſitz hat ſich die Stadt vergrößert und verſchönert; ihr Parlamentshaus gilt als das ſchönſte und praktiſchſte der Welt.

Ottawas, ein nordamerik. Indianerſtamm, der im heutigen Michigan und Ohio in geringen Überreſten vorkommt. Er gehört ſprachlich zur Algonkinfamilie. (S. Algonkin.)

Ottendorfer (Oswald), amerik. Publiziſt und hervorragender Vertreter des amerik. Deutſchtums, geb. 1826 zu Zoittau in Mähren, ſtudierte Jurisprudenz in Prag, Wien und Heidelberg, beteiligte ſich 1848—49 an der revolutionären Bewegung in Öſterreich und Baden und wanderte 1850 nach Amerika aus. Hier erhielt er eine Anſtellung an der «Neuyorker Staatszeitung» und übernahm 1859 die ſelbſtändige Leitung dieſes Blattes, welche er zum vornehmſten Organ der deutſch-amerik. Preſſe machte. Seiner Freigebigkeit verdankt die Stadt Neuyork mehrere der hervorragendſten mildthätigen Stiftungen.

Ottenſen, Stadt im Stadtkreiſe Altona der preuß. Provinz Schleswig-Holſtein mit (1880) 15375 meiſt prot. E., grenzt unmittelbar weſtlich an die Stadt Altona (ſ. d.), zählte 1845 erſt 2406 E., wurde 1868 mit dem benachbarten Dorf Neumühlen an der Elbe zu einer polit. Gemeinde vereinigt und 1871 zur Stadt erhoben. O. hat viele Fabriken für Tabak, Cigarren, Seife, Glas, Maſchinen, Goldleiſten, Strohhüte u. ſ. w. Beſonders bekannt iſt O. wegen ſeines Kirchhofs, auf dem ſich das Grab Klopſtocks und ſeiner Meta unter einer ſchönen Linde und daneben das Grab

des Dichters Schmidt von Lübeck befinden. Dagegen sind schon seit längerer Zeit die Überreste des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der, in der Schlacht bei Jena schwer verwundet, hier 10. Nov. 1806 im Wirtshaus «Karlsruhe» starb, nach Braunschweig abgeführt worden. Auch die Gebeine der 1813 vom franz. Marschall Davoust ausgetriebenen und in Altona und Ö. verstorbenen 1138 Hamburger wurden wieder auf hamburgisches Gebiet übertragen.

Otter (Schlangengattung), s. Vipern.

Otter-ån oder Torrisdals-elfven, Fluß in Südnorwegen, fließt in seinem obern Laufe durch das schöne Säterthal und fällt bei Kristiansand ins Meer nach einem Laufe von 226 km.

Otterberg, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Kaiserslautern, am Otterbach, 251 m über dem Meere, 11 km nördlich von Kaiserslautern, hat (1880) 2611 E., ein Amtsgericht, Leinenzwirnerei, Leinweberei, Bierbrauerei, Gerberei und Obstbau. Die Kirche der ehemaligen, 1134 gestifteten Cistercienserabtei ist um 1225 im Übergangsstil erbaut worden.

Otterndorf, Hauptort des Landes Hadeln (s. d.).

Otternfelle heißen sowohl die Felle aller Gattungen der Fischotter (s. d.) als die der Seeotter (s. d.). Erstere werden um so besser, aus je nördlichern Ländern die Tiere stammen, und die besten kommen von den Hudsonsbailänderen, von Neuengland und Labrador. Ihr sehr dichtes Pelzwerk ist hellbraun bis bräunlich-schwarz, sowie Sommer und Winter von gleicher Güte (nur im Herbst härt sich das Tier etwas); es wird zu Mützen, Hauben u. s. w. verwendet. Noch kostbarer sind die Felle der Seeottern mit äußerst dichtem, kurzem, samtartigem Pelzwerk von braunschwärzlicher Farbe und durch einzelne zierlich verteilte weiße Haarspitzen silberglänzend. Sie werden von den Russen und Chinesen sehr geschätzt und von letztern oft sogar dem Zobel vorgezogen. Die meisten Felle dieses durch Verfolgung selten gewordenen Tiers liefert noch Alaska (jährlich etwa 6000 Stück im Wert von 1½ bis 2 Mill. Mark).

Otternigel (Potamogale velox) ist der Name eines merkwürdigen Insektenfressers von der Westküste Afrikas. Der Ö. ist 32—36 cm lang, exkl. des körperlangen Schwanzes, hat eine rundliche, nackte, tief gespaltene Schnauze und erinnert in seinem Habitus an eine kleine Otter.

Otternköpfchen, soviel wie Kauri.

Ottersleben (Groß-), Pfarrdorf im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Wanzleben, 7 km im SW. von Magdeburg, hat (1880) 5396 meist evang. E., Zuckerfabriken, Cichorienbarren, Ziegeleien und Ölmühlen. Auf dem nahen Kroatenberge befinden sich die Wasserbehälter zu den Magdeburger Wasserwerken. — Das nahebei gelegene Pfarrdorf Klein-Ottersleben hat 1673 E. Ö. bestand bereits im 10. Jahrh.

Ottery-Saint-Mary, Stadt in der engl. Grafschaft Devon, auf dem linken Ufer des Otter, 18 km östlich von Exeter, durch von Sidmouth kommende Zweigbahn mit der Linie Baringstoke-Salisbury-Exeter des London and South-Western Railway verbunden, hat (1881) 4005 E., Woll- zeug- und Seidenbandweberei.

Ottig, Pflanzengattung, s. Eupatorium.

Ottilienberg, s. Odilienberg.

Otting, s. Altötting.

Öttingen, Grafschaft im ehemaligen Schwäbischen Kreise, ist ein sehr fruchtbares Ländchen von 850 qkm. Einen Teil desselben bildet das sog. Ries oder der Riesgau, ein für Ackerbau und Viehzucht sehr günstiger Landstrich. Die Grafschaft wurde 1806 mediatisiert und als Standesherrschaft der Krone Bayern unterworfen. Zufolge Vertrags zwischen Bayern und Württemberg kam 1810 ein Teil davon unter württemb. Hoheit. Die Hauptorte der Grafschaft sind im bayr. Schwaben die Stadt Öttingen (s. d.), das Bergschloß Spielberg und der Flecken Wallerstein mit 1478 E. und einem Schlosse. In den Städten sind viele Juden angesiedelt. Das alte Geschlecht der Ö. war schon in den frühesten Zeiten in dem Riesgau ansässig, wo es im 13. Jahrh. im erblichen Besitz der Grafschaft Ö. erscheint. Graf Ludwig XV. trat der Reformation bei. Sein ältester Sohn, Ludwig XVI., stiftete die Öttingische Linie, welche 1674 die reichsfürstl. Würde erhielt, 1731 aber erlosch; Friedrich die Wallersteinische, welche als Hauptlinie noch in zwei Unterlinien blüht, während die dritte, die Linie Ö.-Baldern, die wieder in Baldern und Katzenstein sich spaltete, 1798 erloschen ist. Die beiden noch blühenden Linien sind Ö.-Spielberg, gestiftet von Wilhelm dem Jüngern, die 1734 nach dem Rechte der Erstgeburt, 1765 mit Ausdehnung auf alle Nachkommen in den Fürstenstand erhoben wurde und seit 1781 sich auch Ö.-Öttingen und Ö.-Spielberg nannte, und Ö.-Wallerstein, auch Ö.-Öttingen und Ö.-Wallerstein genannt, die 1774 die Reichsfürstenwürde erhielt, 1798 die Besitzungen der erloschenen gräfl. Linie zu Ö.-Katzenstein-Baldern erbte und 1808 als Thronlehn das Obersthofmeisteramt des Königreichs Bayern bekam. Die Besitzungen der Linie Ö.-Spielberg bestehen in den Herrschaftsgerichten Ö. und Mönchsroth (220 qkm) unter bayr. und der Herrschaft Walxheim (14 qkm) unter württemb. Hoheit; die der Linie Ö.-Wallerstein in den Herrschaftsgerichten Wallerstein, Bissingen und Harburg (440 qkm) in Bayern und einem Teile der Grafschaft Ö. (180 qkm) im Württembergischen. Beide bekennen sich zur kath. Kirche. Der gegenwärtige Fürst von Ö.-Spielberg ist Albrecht, erblicher Reichsrat der Krone Bayern und erbliches Mitglied der württemb. Ersten Kammer, geb. 21. Juni 1847, folgte 29. April 1882 seinem Vater Otto. Der gegenwärtige Fürst von Ö.-Wallerstein, Karl, geb. 16. Sept. 1840, folgte 5. Nov. 1842 seinem Vater, Friedrich, dem sein älterer Bruder, Ludwig Kraft Ernst, Fürst von Öttingen-Wallerstein (s. d.), durch Cession 1823 die Standesherrschaft überlassen hatte. Er ist gleichfalls erblicher bayr. Reichsrat und erbliches Mitglied der württemb. Ersten Kammer und seit 1867 vermählt mit Ernestine, Tochter des Grafen Jaromir Czernin von Chudenitz.

Öttingen, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, Bezirksamt Nördlingen, an der Wörnitz, Station der Linie Pleinfeld-Augsburg-Buchloe der Bayrischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Lateinschule, zwei Waisenhäuser, ein Schloß (Residenz der Fürsten von Ö.-Spielberg), Orgelbau und Weberei, eine Tabakfabrik und zwei Fabriken für landwirtschaftliche Maschinen und zählt (1880) 3032 meist prot. E.

Öttingen (Alexander von), prot. Theolog und Moralstatistiker, geb. 24. Dez. 1827 in Wissuk bei Dorpat, studierte Theologie und orient. Sprachen

in Dorpat, Erlangen und Berlin. Im J. 1854 habilitierte er sich als Privatdocent der Theologie in Dorpat mit der Schrift «Die synagogale Elegie des Volkes Israel» (Dorp. 1853) und wurde 1856 zum außerord. und in demselben Jahre noch zum ord. Professor der systematischen Theologie in Dorpat ernannt. Sein Hauptwerk ist «Die Moralstatistik und die christl. Sittenlehre» (2 Bde., Erlangen 1869—74), dessen erster Teil in dritter Auflage unter dem Titel «Die Moralstatistik in ihrer Bedeutung für eine christl. Socialethik» (Erlangen 1881) besonders erschienen ist. Außerdem sind zu nennen: «Hippels Lebensläufe» (mit litterarhistor. Einleitung bearbeitet, 2. Aufl., Lpz. 1879), Vorlesungen «Über Goethes Faust» (2 Bde., Erlangen 1880), «Über akuten und chronischen Selbstmord» (Dorp. 1882), «Christl. Religionslehre auf reichsgeschichtlicher Grundlage» (Erlangen 1885).

Öttingen-Wallerstein (Ludwig Kraft Ernst, Fürst von), bayr. Staatsmann, geb. 31. Jan. 1791 auf dem Stammschlosse seines Hauses, folgte seinem Vater Kraft Ernst, Fürst von Ö. (gest. 6. Okt. 1802), unter Vormundschaft seiner Mutter (Tochter des Herzogs Ludwig von Württemberg) in der Regierung des damals noch souveränen kleinen Fürstentums. Nach dessen Mediatisierung wurde er bayr. Kronobersthofmeister und Reichsrat und übernahm 1813 die Leitung der Landesbewaffnung in Schwaben, Südfranken und einem Teil Altbayerns. Auf den Landtagen von 1819 und 1821 nahm er seinen Sitz in der Kammer der Reichsräte ein, rügte hier mit großer Freimütigkeit die Mängel der Bureaukratie und verlor deshalb sowohl sein Kronamt wie seinen Sitz in der Kammer. Nach dem Regierungsantritt König Ludwigs I. in sein ständisches Amt wieder eingesetzt, erschien er wieder auf dem Landtag von 1828, wurde Regierungspräsident in Augsburg und 1831 Minister des Innern. Infolge eines Zwiespalts mit dem Finanzminister wegen Verwendung der Ersparnisse im Budget wurde er entlassen, worauf er 1833 freiwillig auf seine Ämter verzichtete und nur das Kronobersthofmeisteramt nebst der Reichsratswürde behielt. Er trat nun zur Opposition über, kam in einen heftigen, zu einem Duell führenden Konflikt mit seinem Nachfolger, dem Minister Abel, und griff auf dem Landtage 1845—46 das klerikale System der Regierung schonungslos an. Dennoch übernahm er eine außerordentliche Gesandtschaft nach Paris, kehrte aber 1847 nach dem Sturze des Ministeriums Abel nach München zurück, wo er im November mit Herrn von Berks das sog. «Lola-Ministerium» bildete. Am 12. März 1848 erhielt er seine Entlassung, verzichtete 1849 auf seine Reichsratswürde und stellte sich in der Abgeordnetenkammer an die Spitze der äußersten Linken. Im J. 1862 legte er sein Mandat nieder, worauf er in die Schweiz ging. Er starb in Luzern 22. Juni 1870.

Öttinger (Eduard Maria), Schriftsteller, geb. 19. Nov. 1808 zu Breslau, war zuerst in Wien journalistisch thätig und unternahm 1829 in Berlin die Herausgabe des humoristisch-satirischen Blattes «Eulenspiegel», an dessen Stelle 1831 der «Zigaro» trat, der bis 1835 bestand. Den 1836 zu Hamburg begründeten «Argus» verkaufte er 1838 und ging nach Wien. Hier wie auch bald darauf in München ausgewiesen, lebte er an verschiedenen Orten und wandte sich hierauf nach Leipzig, wo er 1841—51 den «Charivari» herausgab. Später nahm er seinen Wohnsitz in Dresden. Er starb 26. Juni 1872 zu Blasewitz bei Dresden. Ö. schrieb zahlreiche Romane und gab auch eine Sammlung von Lustspielen heraus. Seine Gedichte sammelte er im «Buch der Liebe» (Berl. 1832; 5. Aufl., Lpz. 1850), dem «Neuen Buch der Liebe» (Dresd. 1852) und «Bacchus. Buch des Weins» (Lpz. 1853). Unter seinen bibliogr. Arbeiten sind die «Archives historiques» (Karlsr. 1841) und die «Bibliographie biographique» (Lpz. 1850; 2. Aufl., Brüss. 1854), von seinen histor. Kompilationen die «Geschichte des dän. Hofs von Christian II. bis Friedrich VII.» (8 Bde., Hamb. 1858—59) und besonders der «Moniteur des dates» (Dresd. 1864—82; fortgesetzt von H. Schramm) hervorzuheben.

Ottmachau, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Grottkau, links an der Glatzer Neisse, Station der Linie Frankenstein-Neisse-Kosel-Kandrzin der Preußischen Staatsbahnen, hat (1880) 3777 meist kath. E., ein Amtsgericht, eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, ein Hospital, Landwirtschaft, eine Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen, ein großes Mühlenwerk mit Turbinenbetrieb und ein Gut mit Schloß; letzteres, 47 m über der Neisse, vielleicht schon im 12. Jahrh. erbaut, wurde 1429 den Hussiten ausgeliefert, 1443 von den Böhmen und 1741 vom General Schwerin erobert.

Ottmer (Karl Theodor), Architekt, geb. 19. Jan. 1800 zu Braunschweig, studierte in Berlin, wo er das Königstädtische Theater und die Singakademie baute. Im J. 1827 ging er über Paris nach Italien und entwarf 1829 die Pläne zu einem neuen Theater- und Kasinogebäude in Meiningen. Nach Braunschweig zurückgekehrt, wo er seine «Architektonischen Mitteilungen» (2 Abteil., Braunschw. 1830—38) herausgab, wurde er braunschw. Hofbaumeister und übernahm nach der Zerstörung des fürstl. Residenzschlosses (1830) die Ausführung des neuen Schloßbaues. Vgl. die von ihm herausgegebene «Ansicht des Residenzschlosses zu Braunschweig» (Braunschw. 1837). Ö. starb 22. Aug. 1843 zu Berlin.

Otto I. oder der Große, deutscher Kaiser, 936—973, geb. 912, der Sohn König Heinrichs I. (s. d.), wurde von seinem Vater als Nachfolger designiert und nach dessen Tode 936 zu Aachen auch gewählt und gekrönt. Seine 36jährige Regierung war erfüllt von Kriegen, sowohl gegen die äußern Feinde, als auch gegen diejenigen Elemente, welche sich durch die von seinem Vater begonnene Herstellung der königl. Gewalt beengt fühlten, und gegen Ehrgeiz und Unbotmäßigkeit in seiner eigenen Familie. Der Versuch, durch rücksichtslose Strenge den Landfrieden zu sichern, führte zur Empörung des Herzogs Eberhard von Franken, dem sich Thankmar, des Königs Bruder aus der ersten, als ungültig geschiedenen Ehe seines Vaters, anschloß. Nach dessen Tode und nach dem Sieg des Königs erneuerte Eberhard den Aufstand in Verbindung mit Heinrich, dem ehrgeizigen jüngern Bruder des Königs, und Herzog Giselbert von Lothringen, unterstützt von König Ludwig IV. von Frankreich. Auch die Geistlichkeit, von ihrem frühern übermächtigen Einfluß zurückgedrängt, hielt zu den Aufrührern, besonders Erzbischof Friedrich von Mainz. O. gewann durch seine Festigkeit den Sieg, Giselbert und Eberhard kamen 939 ums Leben, und O. gab Lothringen dem Franken Konrad d. Rothen mit seiner Tochter Liudgard, Schwaben nach des Herzogs

Hermann Tode seinem Sohne Ludolf, Bayern nach der endlich erfolgten Versöhnung seinem Bruder Heinrich. Sein eigenes Herzogtum Sachsen gab er dem treuen und tapfern Grafen Hermann, gewöhnlich Billung genannt. Siegreich gegen Böhmen und gegen die Wenden im Osten der Elbe und Saale, wandte er sich 951 nach Italien, wo ihn die von Berengar II. bedrängte Königin Adelheid, des frühern Königs Lothar Witwe, zu Hilfe rief. Die Tyrannei Berengars hatte große Unzufriedenheit erregt; fast ohne Kampf siegte O., machte Berengar zum Vasallen und gewann Adelheids Hand.

Aber diese zweite Ehe und der große Einfluß des hochfahrenden Herzogs Heinrich erregten die Unzufriedenheit Ludolfs, dem sich bald sein Schwager Konrad anschloß. Auf diese Kunde empörten sich auch die früher besiegten und entsetzten Söhne des Herzogs Arnulf von Bayern, der Erzbischof Friedrich von Mainz und sächs. Mißvergnügte verbanden sich mit ihnen. Die schwere Bedrängnis des Königs wurde gesteigert durch einen Raubzug der Ungarn. Glücklicherweise gewann O. nach hartem Kampfe den Sieg, und als die Ungarn mit ihrer ganzen Macht 955 wiederkehrten, trat ihnen auf dem Lechfelde bei Augsburg 10. Aug. die geeinigte Kraft des Reichs entgegen; sie erlitten eine vollständige Niederlage und wagten fortan keinen neuen Angriff. Die Empörung Berengors und der Hilferuf des Papstes Johann XII. riefen O. 961 wieder nach Italien; er wurde 2. Febr. 962 in Rom zum Kaiser gekrönt, aber bald sah er sich genötigt, den in Sittenlosigkeit verfallenen Papst durch ein Konzil absetzen zu lassen. Um seine Herrschaft in Italien zu sichern, wünschte er seinem Sohn Otto, der nach Ludolfs Tode zum Nachfolger bestimmt war, die Hand der griech. Prinzessin Theophano und als Mitgift Apulien und Calabrien zu verschaffen, den Rückhalt aller Aufrührer und Feinde. Allein der Kaiser Nikephorus verweigerte es, und der Nachfolger Johann Tzimiskes gewährte die Gemahlin, aber nicht die Provinzen. Übrigens war auch in Italien O.s Herrschaft gesichert, in Deutschland der Friede befestigt, Frankreich bei innerer Uneinigkeit ganz abhängig. Den Bischöfen hatte O. einen großen Teil der Verwaltung übergeben, die in seiner Kanzlei ihren Mittelpunkt fand; vorzüglich mit dem Beirat seines Bruders, des Erzbischofs Bruno, begründete er das System, mit Hilfe der vom König ernannten Bischöfe das Reich zu regieren, welches sich bis zum Investiturstreit gut bewährt hat und für jene Zeiten das einzig Mögliche war. Dem entsprechend stützten auch neugegründete Bistümer die Eroberungen auf wendischem Boden, denen er das neugegründete Erzbistum Magdeburg als kirchlichen Mittelpunkt gab, und hielten Dänemark in Abhängigkeit. Schon von Zeitgenossen mit dem Beinamen des Großen ausgezeichnet, starb O. 7. Mai 973 in Memleben und wurde in Magdeburg begraben. Vgl. Köpke und Dümmler, «Kaiser O. der Große» (Lpz. 1876) und O.s Urkunden in «Monumenta Germaniae historica Diplomata» (Bd. 1, Hannov. 1879).

Otto II., deutscher Kaiser, 973—983, geb. 955, Kaiser Ottos I. (s. d.) und der Adelheid Sohn, schon bei Lebzeiten seines Vaters 961 zum König, 967 in Rom zum Kaiser gekrönt, ein Fürst von seiner und gelehrter Bildung, worin ihn seine Mutter Adelheid auferzogen, aber zugleich jugendlich kühn und unbesonnen, hatte im Anfang seiner Regierung mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Ein Versuch, die übergroße Macht seines Vetters, des Herzogs Heinrich von Bayern, zu beschränken, hatte eine Verschwörung desselben mit dem Bischof von Freising, den Herzögen von Böhmen und Polen zur Folge; nach blutigen Kriegen, erschwert durch gleichzeitige Angriffe des Dänenkönigs Harald im Norden und Aufstände in Lothringen, gelang es O. 977 seine Autorität herzustellen. Aber auch seine Mutter, deren anfangs maßgebendem Einfluß er sich entzogen hatte, war ihm entfremdet und zog sich in ihre Heimat Burgund zurück. Diese Verwirrung hielt König Lothar von Frankreich für günstig, das einst an Deutschland abgetretene Lothringen sich wieder zu bemächtigen. Er brach 978 in Oberlothringen ein, überfiel Aachen und hätte dort den Kaiser selbst beinahe gefangen genommen; doch dieser sammelte in größter Eile ein Heer, vertrieb Lothar, verheerte die Champagne und drang bis Paris vor. Im Frieden blieb Lothringen bei Deutschland. Kaum war dieser Kampf beendigt, als ihn die Vertreibung des Papstes Benedikt VII. durch Crescentius nach Rom rief, wo er die Ordnung herstellte. Vorzüglich aber war ganz Italien gefährdet durch das Vordringen der Sarazenen unter dem Fatimiden Abul-Kasim von Sicilien aus. Die Griechen, noch im Besitz von Apulien und Calabrien, aber nicht im Stande, diese Provinzen zu schützen, hielten es mit den Sarazenen gegen O. Dieser drang siegreich vor, eroberte Neapel, Bari, Tarent, und brachte in Calabrien den Sarazenen eine große Niederlage bei, in welcher Abul-Kasim das Leben verlor, und durch welche diesen Angriffen ein Ende gemacht wurde. Aber nach dem Siege unvorsichtig vorrückend erlitt er 13. Juli 982 in der Gegend von Cotrone (nicht, wie man früher glaubte, bei Basantello) eine große Niederlage, welche in ihren Nachwirkungen die Macht des Reichs tief erschütterte. Er selbst entging mit Mühe der Gefangenschaft; auf einem Reichstage zu Verona wurde von deutschen und ital. Fürsten sein dreijähriger Sohn Otto zum Nachfolger gewählt und ein neuer Feldzug beschlossen. Aber schon 7. Dez. 983 starb O. in Rom. Vgl. Giesebrecht, «Geschichte der deutschen Kaiserzeit» (5. Aufl., Bd. 1, Braunschw. 1881).

Otto III., deutscher König und röm. Kaiser, 983—1002, war drei Jahre alt, als er zu Aachen gekrönt wurde. Die Minderjährigkeit des neuen Königs benutzte sogleich sein nächster Stammvetter, der entsetzte und gefangene Herzog Heinrich von Bayern, um der Haft in Utrecht zu entkommen und unter dem Vorwande der Berechtigung zur Vormundschaft über den Knaben, dessen Person er sich bemächtigte, die Krone des Reichs selbst an sich zu reißen. Da er aber nach vorübergehenden Erfolgen bei den meisten Fürsten Widerstand fand, begnügte er sich, gegen Rückgabe des Herzogtums Bayern, den jungen O. wieder auszuliefern und als seinen Oberherrn anzuerkennen. Während nun O. unter des Bischofs Bernward und später unter des berühmten Gerbert von Rheims Hand die sorgsamste Erziehung genoß, aber auch mit phantastischen Idealen erfüllt und seinem Volke entfremdet wurde, leiteten seine Mutter Theophano, seine Großmutter Adelheid und die staatskluge Äbtissin von Quedlinburg, Mathilde, Ottos II. Schwester, unter dem Beistande des weisen Erzbischofs Willegis von Mainz, mit Einsicht und Glück die Regierung. Der

König Lothar von Frankreich, der einen neuen Versuch zur Eroberung Lothringens machte, wurde in sein Land zurückgetrieben. Der infolge der Niederlage Ottos II. ausgebrochene Wendenaufstand wurde mit großer Anstrengung und Tapferkeit bekämpft, Meißen wiedergewonnen. Mit 15 J. war O. 996 mündig und zog nun nach Rom, wo Crescentius sich unter dem Namen eines Patricius der Gewalt bemächtigt hatte. Nach dem Tode Johanns XV. ließ O. einen Verwandten seines Hauses, Bruno, zum Papste wählen, der den Namen Gregor V. annahm, verzieh dem Crescentius und wurde von dem neuen Papste 21. Mai 996 in Rom zum Kaiser gekrönt. Aber er hatte nicht sobald Italien verlassen, als Crescentius sich aufs neue empörte, den deutschen Papst verjagte, an seine Stelle Johann XVI. einsetzte und überhaupt willkürliche Herrschergewalt übte. Da eilte O., der gerade mit Bezwingung der aufrührerischen Wenden beschäftigt war, 998 zum zweiten mal nach Italien. Der neue Gegenpapst, der sich flüchten wollte, wurde ergriffen und verstümmelt, Crescentius, der sich in die Engelsburg geworfen hatte, vom Markgrafen Eckard von Meißen zur Übergabe genötigt und dann mit zwölf seiner Anhänger enthauptet, Gregor V. wieder auf den päpstl. Stuhl zurückgeführt und, als er im nächsten Jahre starb, durch O.s Lehrer, den zeitherigen Erzbischof von Ravenna, Gerbert, der den Namen Sylvester II. annahm, ersetzt. Der Kaiser blieb nun in Rom, nahm röm. Sitten und Gebräuche an, ließ neue Gebäude aufführen und schien Rom zur Hauptstadt des deutsch-röm. Reichs erheben zu wollen. Bei seiner Rückkehr nach Deutschland bewog ihn die Annäherung des J. 1000, in welchem man mit banger Sorge den Untergang der Welt erwartete, eine fromme Wallfahrt nach Gnesen zum Grabe des von den Preußen erschlagenen heil. Adalbert zu unternehmen. Er gründete hier ein Erzbistum, besuchte in demselben Jahre auch das Grab Karls d. Gr. zu Aachen, ließ es öffnen, und nahm das goldene, an Karls Halse hängende Kreuz an sich. Hierauf zog er 1001 aufs neue nach Rom. Aber die Empörungen der Römer brachten sogar sein Leben in Gefahr. O. verließ Rom, um in Ravenna die Ankunft eines deutschen Heeres abzuwarten, starb aber schon 23. Jan. 1002 zu Paterno unweit Viterbo. Mit ihm erlosch der Mannsstamm des sächs. Kaiserhauses. Ihm folgte Heinrich II. (s. d.). Vgl. Wilmans, «Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Kaiser O. III.» (Berl. 1840); Giesebrecht, «Geschichte der deutschen Kaiserzeit» (5. Aufl., Bd. 1, Braunschw. 1881).

Otto IV., deutscher König und röm. Kaiser, 1198—1218, geb. 1174, war der zweite Sohn Heinrichs des Löwen (s. d.), Herzogs von Sachsen und Bayern aus dem Welfischen Hause, und der Mathilde von England, wurde nach der Ächtung seines Vaters 1180 am Hofe seines Oheims Richard I. Löwenherz erzogen; in den Kriegen, die dieser mit Philipp II. August von Frankreich führte, kämpfte er mit Auszeichnung und wurde von ihm 1196 zum Herzog von Aquitanien und Grafen von Poitou erhoben. Als nach Heinrichs VI. Tode 1197 die Mehrzahl der deutschen Fürsten ohne Rücksicht auf die frühere Erwählung Friedrichs II., der erst drei Jahre alt war, Philipp von Schwaben zum deutschen König erwählt, stellte die niederrhein.-westfäl. Partei unter Führung des Erzbischofs Adolf I. von Köln O. als Gegenkönig auf, der auch in Aachen gekrönt wurde. Die Folge dieser unglücklichen Spaltung war ein 10jähriger Bürgerkrieg, in welchem die Könige von England und Dänemark auf O.s, der größte Teil der Reichsfürsten nebst dem König von Frankreich auf Philipps Seite standen. Beide Könige schickten Gesandte an den Papst Innocenz III., um seine Anerkennung zu erlangen. Innocenz verhielt sich eine Zeit lang schwankend. Als aber O. ihm die Abtretung der von dem röm. Stuhle in Anspruch genammenen Reichslehen zugesichert hatte, entschied er sich für den Welfen und führte ihm zugleich den Böhmenkönig Ottalar I. als Bundesgenossen zu. Dennoch gewann Philipp durch das Glück der Waffen und verschwenderische Freigebigkeit 1204 zwar die Oberhand; aber nach der Ermordung Philipps 1208 durch Otto von Wittelsbach wurde O. allgemein als König anerkannt. Er sprach über Philipps Mörder die Reichsacht aus, begab sich 1209 nach Italien und erlangte durch neuere größere Zugeständnisse, indem er namentlich die freie Wahl der Bischöfe durch die Kapitel und die Berufung in allen geistlichen Dingen nach Rom bewilligte, daß der Papst 4. Okt. 1209 ihn feierlich krönte. Als indes O. die mit dem päpstl. Gebiet vereinigten Landschaften Ancona und Spoleto sich wieder zueignete und auch das Friedrich II. gehörige Apulien angriff, sprach Innacenz in dem Augenblicke, als der Kaiser nach Sicilien übersetzen wollte, den Bann gegen ihn aus, entband die deutschen Fürsten ihres Eides und ließ es geschehen, daß Friedrich in Deutschland zum Gegenkönig erwählt wurde. O. eilte im Febr. 1212 nach Deutschland zurück, verwüstete das Gebiet des Landgrafen von Thüringen, setzte seinen Gegner Ottokar von Böhmen ab und würde sich vielleicht behauptet haben, wenn nicht Friedrich plötzlich in Deutschland erschienen wäre, wo sich sofort Fürsten und Volk ihm zuwandten. Als O. selbst vom König von Frankreich, gegen den er mit dem engl. König Johann ohne Land einen Kriegszug unternommen hatte, bei Bouvines 27. Juli 1214 geschlagen wurde, war sein Ansehen vollends vernichtet. Er zog sich nach Braunschweig zurück, das ihm bei der Teilung der welfischen Erblande 1202 zugefallen war und auf das er nach einigen vergeblichen Unternehmungen allein beschränkt war, bis er 19. Mai 1218 auf der Harzburg starb. Vgl. Langerfeldt, «Kaiser O. IV.» (Hannov. 1872); Winkelmann, «Philipp von Schwaben und O. IV.» (2 Bde., Lpz. 1873—78).

Otto I. (Friedrich Ludwig), König von Griechenland, der zweite Sohn König Ludwigs I. von Bayern, geb. 1. Juni 1815 zu Salzburg, wurde infolge des zu London 7. Mai 1832 geschlossenen Vertrags der vermittelnden Mächte zum König von Griechenland erwählt, nahm, nachdem ihn die griech. Nationalversammlung als solchen 8. Aug. 1832 anerkannt, 5. Okt. die königl. Würde an und begab sich nach Griechenland, wo 6. Febr. 1833 seine Ankunft erfolgte. Bis zum vollendeten 20. Lebensjahre wurde ihm für die Ausübung der obersten Staatsgewalt eine Regentschaft beigeordnet, die aus drei Mitgliedern bestand. Er bestieg 1. Juni 1835 den Thron und vermählte sich 22. Nov. 1836 mit Amalie (geb. 21. Dez. 1818), Tochter des Großherzogs von Oldenburg. Ungeachtet guten Willens vermochte der König weder die anarchistischen Zustände im Innern und die anhaltende Finanznot zu beseitigen, noch gegen die Eingriffe und die Umtriebe der Schutzmächte England, Frankreich und Rußland

mit Erfolg anzukämpfen. Am 30. März 1844 beschwor er die aus der Revolution 1843 hervorgegangene konstitutionelle Verfassung. Da er den die Eroberung aller griech. Provinzen der Türkei bezweckenden Ideen der nationalen Partei nicht entgegenkam, so wurde er immer unpopulärer. Dies gab sich kund bei Entdeckung einer Militärverschwörung in Athen im Juni 1861 und bei einem Mordversuche des Studenten Dosios (18. Sept. 1861) gegen die Königin, der man das Streben beimaß, ihren Gemahl zu beeinflussen. Die Revolution vom Okt. 1862 verbreitete sich im ganzen Lande und beraubte ihn seines Thrones. Das Königspaar kehrte auf einem engl. Schiffe nach Deutschland zurück und lebte von da an in Bamberg. Obschon kinderlos, verstand sich O. doch nicht zu einer förmlichen Abdankung. Er starb 26. Juli 1867 zu Bamberg. Seine Leiche wurde 30. Juli in der Hofkirche zu St. Cajetan in München beigesetzt. Die Königin Amalie starb 20. Mai 1875. (S. Griechenland.)

Otto, Markgraf von Brandenburg, jüngster, 1347 geborener Sohn Kaiser Ludwigs des Bayern, erhielt 1351 von dem ältesten Bruder, Ludwig dem Ältern, als Abfindung auf Bayern zusammen mit dem mittlern Bruder, Ludwig dem Römer, die Mark Brandenburg, welche unter ihrer kraftlosen Regierung vollkommen zerrüttet ward. Als Ludwig 1365 starb, wurde O. allein nicht mit dem Adel und den Räubern fertig, sodaß Kaiser Karl IV., mit dem die Brüder schon 1363 einen Erbvertrag geschlossen, schon bei Lebzeiten O.s, der 1366 sein Schwiegersohn geworden, die Regierung übernahm. Als O. später Brandenburg doch seinem Bruder Stephan von Bayern zuwenden wollte, wurde er 1373 von Karl IV. vertrieben und starb 1379. So wurde die Mark luxemburgisch. Vgl. Scholz, «Erwerbung der Mark Brandenburg durch Karl IV.» (Bresl. 1874).

Otto der Reiche, Markgraf zu Meißen, 1156—90, aus dem Hause Wettin (s. d.), geb. 1125, war der älteste Sohn des Markgrafen Konrad des Großen (s. d.) und der Liutgard, Gräfin von Ravenstein. Als Markgraf stiftete er 1162 das Kloster Altenzelle. Der Ausbeute des um 1169—79 durch Bergleute vom Harz gegründeten meißener Bergbaues, mit dessen Regal ihn der Kaiser belehnte, verdankte er den Beinamen des Reichen. O. brachte durch Kauf Weißenfels und andere Güter in Thüringen an sich, geriet darüber aber in eine Fehde mit dem Landgrafen Ludwig III. Im J. 1182 gefangen genommen und auf die Wartburg gebracht, wurde er erst im folgenden Jahre durch kaiserl. Vermittelung wieder in Freiheit gesetzt, worauf er die erkauften Schlösser gegen Erstattung des Preises zurückgab. Durch seine Gemahlin Hedwig, eine Tochter Albrechts des Bären von Brandenburg, ließ er sich bewegen, die rechtmäßige Erbfolge dahin abzuändern, daß die Mark der jüngere seiner beiden Söhne, Dietrich, erhalten, der ältere, Albrecht, mit Weißenfels abgefunden werden sollte. Albrecht empörte sich deshalb gegen den Vater, nahm ihn 1188 gefangen und ließ ihn auf dem Schlosse Döben bei Grimma verwahren, bis er ihn auf Befehl Kaiser Friedrichs I. in Freiheit setzen mußte. O. ward hierauf böhm. Vötter gegen den Sohn, und von neuem kam es zwischen beiden zum Kampfe, der für den Markgrafen unglücklich ausfiel. Endlich gelang es dem Könige Heinrich VI., Vater und Sohn auf einem Hoftage zu Würzburg im Aug. 1189 zu versöhnen. Bald darauf starb O. 18. Febr. 1190 und wurde in der Familiengruft zu Altenzelle begraben. Ihm folgte Albrecht der Stolze in Meißen, Dietrich der Bedrängte erhielt Weißenfels.

Otto von Wittelsbach, der Mörder König Philipps von Schwaben, war ein Brudersohn des Pfalzgrafen Otto I. von Wittelsbach, welcher seit 1180 Herzog in Bayern war, und Stammvater des jetzt regierenden bayr. Fürstenhauses ist. Philipp von Schwaben, für welchen O. gegen Otto IV. tapfer kämpfte, hatte ihm eine seiner Töchter zur Gemahlin versprochen, aber wegen der Grausamkeit und Roheit O.s sein Versprechen zurückgenommen. Längere Zeit nachher, nachdem O. sich mit der Tochter des Herzogs Heinrich von Schlesien verlobt hatte, hat O. den König Philipp 21. Juni 1208 in Bamberg ermordet. Sagenhafte, unzuverlässige Erzählungen knüpfen sich daran, der eigentliche Grund aber ist ganz unklar. Der Markgraf Heinrich von Istrien und dessen Bruder, der Bischof Ekbert von Bamberg, wurden für mitschuldig gehalten, aber vielleicht nur, weil sie O.s Flucht begünstigten. Otto IV. erklärte den Mörder auf dem Reichstage zu Frankfurt a. M. und bald nachher auf dem zu Augsburg für vogelfrei. Der Marschall von Pappenheim traf 1209 den Geächteten auf der Flucht an der Donau und tötete ihn; Herzog Ludwig von Bayern brach seine Burgen, auch die Stammburg Wittelsbach, und machte sie der Erde gleich.

Otto I., erster Herzog von Bayern aus dem Hause Wittelsbach, geb. um 1120, folgte 1155 seinem Vater Otto in der bayr. Pfalzgrafschaft und wurde vom Kaiser Friedrich I., welchem er in seinen italischen Kriegen und gegen Heinrich den Löwen treu beigestanden, am 16. Sept. 1180 mit dem letzterm abgesprochenen Herzogtum Bayern belehnt, in welchem seine Nachkommen noch jetzt regieren. Die Pfalzgrafschaft überließ er damals seinem gleichnamigen jüngern Bruder, mit dessen Sohn Otto von Wittelsbach, dem Mörder König Philipps, diese Linie 1209 wieder erlosch. Ihre Güter fielen an die herzogliche zurück, in welcher inzwischen auf O., gest. 11. Juli 1183, dessen Sohn Ludwig I. der Kehlheimer gefolgt war.

Otto II., Herzog von Bayern, genannt der Erlauchte, wurde als Kind von seinem Vater Ludwig I., dem Kehlheimer, mit Agnes, der Enkelin Heinrichs des Löwen, verlobt, welche den Wittelsbachern 1214 die Pfalzgrafschaft am Rhein zubrachte. Der Vater führte hier die Regentschaft auch noch über O.s Hochzeit hinaus, welche vor dem 24. März 1225 erfolgte, bis zu dessen Wehrhaftmachung 1228, nach welcher O. meist in Heidelberg residierte, bis er 1231 auch Bayern erbte. In den Streitigkeiten zwischen Papst und Kaiser trat er nach kürzerm Schwanken ganz auf Seite des letztern: er vermählte seine Tochter Elisabeth mit Friedrichs II. Sohne Konrad IV. und ward durch sie Großvater des unglücklichen Konradin. O. starb 29. Nov. 1253; ihm folgten seine Söhne Ludwig II. der Strenge und Heinrich I.

Otto das Kind, erster Herzog von Braunschweig, geb. 1204, Enkel Heinrichs des Löwen, durch dessen 1213 gestorbenen Sohn Wilhelm von Lüneburg, erbte 1227 von seinen Oheimen, dem Kaiser Otto IV. und dem Pfalzgrafen Heinrich, auch die braunschw. Hausgüter. Er trug 1235 seinen gesamten Besitz dem Kaiser Friedrich II. auf und empfing ihn als ein zum Herzogtum Braunschweig erhobenes Reichslehen wied.r. Er starb 9. Juni

1252 und ist der Ahnherr aller spätern Linien des welfischen Hauses.

Otto von Bamberg, «der Apostel der Pommern», um 1060 aus adeliger Familie in Schwaben geboren, trat in den geistlichen Stand, wirkte als Lehrer in Polen und wurde Kaplan und Geheimschreiber des Herzogs Wladislaw Hermann. Alsdann trat er in die Dienste König Heinrichs IV., wurde 1101 dessen Kanzler, 1102 Bischof von Bamberg. In seinem Bistum bemühte sich O. durch eifrige Predigt in deutscher Sprache und durch Gründung zahlreicher Klöster das religiöse Leben zu pflegen. Auf Bitten des Herzogs Boleslav von Polen ging O. 1124 nach Pommern, predigte überall das Christentum, taufte viele Bekehrte und setzte den Kaplan Adalbert in Julin als Bischof von Pommern ein. Im J. 1128 machte er eine zweite Missionsreise durch Pommern. O. starb 30. Juni 1139.

Otto von Botenlauben, Graf von Henneberg, Minnesänger, urkundlich seit 1196 auftretend, zog 1197 durch Unteritalien ins Heilige Land. Er vermählte sich hier mit Beatrix, einer reichen franz. Erbin, der Tochter Jocelins von Courtenay. Im J. 1200 verkaufte er seine syrischen Besitzungen und kehrte nach Deutschland zurück. Im J. 1234 überließ er seine Burg Botenlauben (bei Kissingen) dem Bischof von Würzburg käuflich und starb, nachdem er der Welt entsagt, 1244 als Propst in dem von ihm gestifteten Kloster Frauenrode. Ein Teil seiner die beste Zeit des Minnegesanges vertretenden Lieder bezieht sich auf seine Kreuzfahrt. Vgl. L. Bechstein, «Geschichte des Minnesängers Otto von Botenlauben» (Lpz. 1845); Wegele, «Graf O. von Henneberg-Botenlauben» (Würzb. 1875).

Otto von Freising, deutscher Quellenschriftsteller, war der Sohn des Markgrafen von Österreich, Leopolds IV., und Agnes, der Tochter Kaiser Heinrichs IV. Er trat in den geistlichen Stand, widmete sich in Paris den Studien, trat dann zu Morimont in Burgund in den Cistercienserorden und wurde Abt dieses Klosters. Bald nachher traf ihn (†137) die Wahl zum Bischof von Freising, welches Bistum er bis an seinen Tod, 22. Sept. 1158, verwaltete. Durch eine altgemeine Geschichte bis 1146, die von Otto von Sankt Blasien bis 1209 fortgesetzt wurde, sowie durch eine Geschichte Kaiser Friedrichs I. bis 1156, die Rahewin bis 1160 fortsetzte, erwarb sich O. unter den deutschen Historikern des Mittelalters einen ehrenvollen Rang. Hinsichtlich der kunstvoll ausgearbeiteten Form und der philos. Beherrschung und Durchdringung des Stoffs steht er hoch über den gewöhnlichen Chronisten, während er in Bezug auf die Genauigkeit seiner Angaben zu wünschen übrig läßt. Die erste kritische Ausgabe beider Werke in den «Monumenta Germaniae» besorgte R. Wilmans; ein besonderer Abdruck davon erschien als «Ottonis episcopi Frisingensis opera» (2 Bde., Hannov. 1867), die «Gesta Friderici imperatoris» mit Rahewins Fortsetzung in neuer Ausgabe durch Waitz (Hannov. 1884). H. Kohl gab eine Übersetzung der Chronik (Lpz. 1881) und der Thaten Friedrichs (Lpz. 1883).

Otto von Sankt Blasien im Schwarzwald, lat. Geschichtschreiber des 13. Jahrh., setzte die von Otto (s. d.) von Freising hinterlassene Weltchronik in übersichtlicher Erzählung bis 1209 fort. Er ward 1222 in seinem Kloster Abt, starb aber schon 1225. Die beste Ausgabe ist die von Wilmans in den «Monumenta Germaniae historica. Scriptores» (Bd. 20); eine Übersetzung lieferte Kohl (Lpz. 1881). Vgl. Thomä, «Die Chronik von O.» (Lpz. 1877).

Otto (Ernst Jul.), Komponist, geb. 1. Sept. 1804 zu Königstein in Sachsen, besuchte 1814—22 die Kreuzschule zu Dresden, wo ihn Christian Theodor Weinlig in der Musik unterrichtete, und 1822—25 die Universität Leipzig, wo er den Unterricht Schichts und später wieder Weinligs genoß. Sodann wurde er Musiklehrer an der Blochmannschen Erziehungsanstalt in Dresden und war 1830—76 Kantor an der dortigen Kreuzkirche. Er starb zu Dresden 5. März 1877. O. hat sich hauptsächlich um den deutschen Männergesang verdient gemacht. Unter seinen humoristischen Kompositionen sind die «Gesellen- und Burschenfahrten» und «Die Mardgrundbrück», unter den ernsten die Oratorien «Hiob», «Der Sieg des Heilands» und «Die Feier der Erlösten am Grabe Jesu» zu erwähnen.

Otto (Friedr. Jul.), namhafter deutscher Chemiker, geb. 8. Jan. 1809 zu Großenhain in Sachsen, lernte daselbst als Apotheker, studierte 1829—30 zu Jena Chemie und erhielt im Herbst 1830 eine Anstellung als Chemiker in der Rathusiusschen Gewerbeanstalt zu Althaldensleben. Im J. 1834 wurde er für chem. und pharmaceutische Angelegenheiten provisorisch am herzogl. Obersanitätskollegium zu Braunschweig, dann 1835 als außerord. Professor der Chemie und 1836 auch als Assessor extraordinarius am Obersanitätskollegium daselbst angestellt. Nachdem er sich 1838 behufs wissenschaftlicher Forschung längere Zeit in Liebigs Laboratorium zu Gießen aufgehalten, wurde er 1841 wirklicher Medizinalassessor, 1842 ord. Professor am Carolinum, 1846 Medizinalrat. Nach der 1862 erfolgten Umgestaltung des Carolinum in ein Polytechnikum trat O. 1866 als Direktor an die Spitze desselben. Er starb zu Braunschweig 13. Jan. 1870.

Seine Hauptwerke sind das «Lehrbuch der rationellen Praxis der landwirtschaftlichen Gewerbe» (6. Aufl., 2 Bde., Braunschw. 1865—68) und die deutsche Bearbeitung von Grahams «Elements of chemistry» (3 Bde., Braunschw. 1840—43; 4. Aufl., 5 Bde., 1863—73), die jedoch in den spätern Auflagen zu einem selbständigen Werke geworden ist. Ferner sind von O.s Schriften noch zu nennen: «Die Bierbrauerei, die Branntweinbrennerei und die Liqueurfabrikation» (Braunschw. 1865), «Anleitung zur Ausmittelung der Gifte» (5. Aufl., herausg. von Rob. Otto, Braunschw. 1875) und «Lehrbuch der Essigfabrikation» (2. Aufl., Braunschw. 1857).

Otto (Joh. Karl Theodor von), prot. Theolog, geb. 4. Okt. 1816 zu Jena, habilitierte sich daselbst 1844, wurde 1848 außerord. Professor und folgte 1851 einem Rufe als ord. Professor der Kirchengeschichte an die evang.-theol. Fakultät in Wien. Er wurde (als Ritter des Ordens der Eisernen Krone) 1871 in den erblichen Ritterstand erhoben. Seine treffliche Ausgabe des Justinus Martyr (Jena 1842—48; 3. Aufl. 1876—81) bildet die ersten fünf Bände des «Corpus Apologetarum christianorum saeculi secundi», dessen sechster bis neunter Band den Tatianus (1851), Athenagoras (1857), Theophilus (1861), Hermias und die übrigen Apologeten (1872) umfassen. Von seinen andern Arbeiten sind noch hervorzuheben: «De Epistola ad Diognetum» (Jena 1845; 2. Aufl. 1852), «Zur Charakteristik des Justinus Martyr» (Wien 1852), «Des Patriarchen Gennadios Konfession, kritisch untersucht» (Wien 1864) und «De gradibus

in theologia» (Wien 1871). Als Präsident der 1879 gegründeten «Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich» leitet er die Herausgabe ihres «Jahrbuchs» (Wien 1880 fg.).

Ottobeuren, Flecken im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, Bezirksamt Memmingen, rechts an der Westlichen Günz, 11 km im OSO. von Memmingen, 645 m über dem Meere, hat (1880) 1552 kath. E., ein Amtsgericht, ein Forstamt und eine Kreiserziehungsanstalt für arme Knaben. Die 764 gestiftete, 1802 an Bayern gekommene reichsunmittelbare Benediktinerabtei (Ultenbura, Uttinburon, Ottenbura) hat eine schöne Wallfahrtskirche und eine der schönsten Orgeln in Deutschland.

Ottokar II., Přemysl, König von Böhmen, 1253—78, der Sohn Wenzels I. und der staufischen Prinzessin Kunigunde, war ein hochbegabter, kriegslustiger Fürst, der begierig seine Macht auf alle Weise zu erweitern strebte. Schon in früher Jugend, als ein Teil des ghibellinisch gesinnten böhm. Adels sich gegen seinen Vater empörte, stellte er sich an die Spitze der Mißvergnügten, vertrieb seinen Vater, ließ sich zum König ausrufen, söhnte sich aber, als plötzlich das Glück sich wendete, mit der welfischen Partei und seinem Vater wieder aus. Er eilte, als damals gerade das Herzogtum Österreich erledigt wurde, mittels eines Heers sich in dessen Besitz zu setzen und vermählte sich, um auch Steiermark zu gewinnen, erst 23 J. alt, mit der 46jährigen Margarete, der Schwester des verstorbenen Herzogs Friedrich von Österreich. Obgleich ihn der Papst als Herzog von Österreich und Steiermark bestätigte, so mußte er sich doch den Besitz beider Länder erst durch harte Kämpfe gegen die Ungarn und Bayern sichern. Nach seinem Regierungsantritt unternahm er 1254—55 in Verbindung mit den Deutschen Rittern und dem Markgrafen Otto von Brandenburg einen Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen, der, sowie sein Zug nach Litauen (1267) nur geringe Erfolge aufwies. Die Gründung von Königsberg erinnert an diesen Zug. Im J. 1260 sah sich O. genötigt, wegen des Besitzes von Steiermark gegen die Ungarn zu Felde zu ziehen; letztere wurden in der Schlacht bei Kroissenbrunn auf dem Marchfelde (s. d.) völlig besiegt und mußten ihre Ansprüche für immer aufgeben. Mancherlei Kämpfe hatte O. auch mit dem Adel seines Landes zu bestehen, der, über die Ausdehnung der königl. Herrschergewalt und die Begünstigung des deutschen Bürgerstandes unwillig, mehrmals Empörungen anzettelte. Da seine ältliche Gemahlin kinderlos blieb, ließ er sich mit päpstl. Dispens von ihr scheiden und vermählte sich 1261 mit der russischen, dem ungar. Königshause verwandten Prinzessin Kunigunde. Einen neuen Zuwachs an Land erhielt er 1269 nach dem Tode des Herzogs Ulrich von Kärnten, der ihn zu seinem Erben und Nachfolger erklärt hatte. Die Ohnmacht des Deutschen Reichs in der Zeit des Interregnums begünstigte die Vereinigung so bedeutender Ländermassen unter dem Scepter des böhm. Fürsten.

Dem neugewählten deutschen König, Rudolf von Habsburg, verweigerte O. die geforderte Huldigung, und es mußte mit diesem, der im Interesse des Reichs die Erstarkung der Ottokarschen Monarchie nicht dulden konnte, zum Kampf auf Leben und Tod kommen. Rudolf nahm Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain als eröffnete Reichslehen in Anspruch, erklärte auf dem Reichstage zu Augsburg O. in die Reichsacht, zog mit einem starken Reichsheer heran und machte so riegreiche Fortschritte, daß der Böhmenkönig entmutigt um Frieden bat. Er mußte Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain und Eger an den König Rudolf abtreten, Böhmen und Mähren 1276 aufs neue in Lehn nehmen und die Erfüllung noch anderer lästiger Friedensartikel versprechen. Heftiger Unmut über des deutschen Königs harte Forderungen drängte ihn zu einem neuen Kriege gegen Rudolf, in welchem er in der Schlacht bei Dürnkrut an der March (1278), obwohl tapfer kämpfend, vorzüglich durch Verräterei seiner Barone, Schlacht und Leben verlor. Sein aufgefundener Leichnam wurde auf Rudolfs Befehl zuerst nach Wien gebracht, später aber zu Prag im Dom St. Veit beigesetzt. O. erwarb sich durch Erhebung des Bürgerstandes zu politi. Selbständigkeit, Gründung neuer Städte, Aufnahme deutscher Kolonisten, Emancipation der Bauern, Verbesserung des Gerichtswesens und Verbreitung angemessener Kommunaleinrichtungen große Verdienste. Ferner war er für die Landwirtschaft, Handel, Kunst und Wissenschaft unablässig thätig. Ihm folgte in Böhmen und Mähren sein Sohn Wenzel II. und diesem Wenzel III., mit dem 1306 der Stamm des Přemysl erlosch. O.s Schicksal gab Grillparzer den Stoff zu dem Trauerspiel «König O.s Glück und Ende» (Wien 1825).

Vgl. Lorenz, «Geschichte König O.s II.» (Wien 1866); derselbe, «Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrh.» (2 Bde., Wien 1863—67).

Ottokar von Steiermark, einer der ältesten Geschichtschreiber in deutscher Sprache, lebte in der zweiten Hälfte des 13. und zu Anfang des 14. Jahrh. und starb um 1318. Sein Vaterland war Steiermark, aber die frühere Annahme, daß er dem Adelsgeschlecht von Horneck angehört habe, ist als durchaus unbegründet allgemein aufgegeben. Nachdem er der Schlacht auf dem Marchfelde beigewohnt und Rudolf von Habsburg nach Böhmen gefolgt war, kehrte er in die von der böhm. Herrschaft befreite Heimat zurück. Er schrieb eine aus mehr als 83 000 Versen bestehende Reimchronik, welche Pez in den «Scriptores rerum Austriacarum» (Bd. 3, 1745) hat abdrucken lassen. Dieselbe umfaßt die Zeit von Manfreds Tode bis zu Kaiser Heinrich VII. Allerdings vermißt man in derselben die poetische Darstellungsweise der frühern Dichter, und Vers und Reim zeigen großen Mangel an Kunst. Dagegen ist sie reicher als irgend ein anderes Werk jener Zeit an ausführlicher Erzählung merkwürdiger Ereignisse, die der Verfasser erlebte, an Schilderung bedeutender Männer, die er kannte, und an Beschreibung von Festlichkeiten, Turnieren und Schlachten, denen er zum Teil selbst beiwohnte. O. zeigt sich als ein in kirchlichen und polit. Dingen sehr freisinnig denkender Mann, weiß aber Gerücht und Fabel von wirklicher Geschichte nicht zu unterscheiden. Vgl. über O. die Schriften von Schacht (Mainz 1821) und Jacobi (Bresl. 1839).

Ottomane, Sofa nach türk. Art, ohne Lehne, soviel wie Diwan (s. d.) und Schlafsofa.

Ottomanen und **Ottomanisches Reich**, s. Osmanisches Reich.

Otto-Peters (Luise), Schriftstellerin, geb. 26. März 1819 zu Meißen, gab 1849—52 eine «Frauenzeitung für höhere weibliche Interessen» heraus, vermählte sich 1858 mit dem Schriftsteller August Peters und gab mit diesem bis zu seinem

Tode (1864) in Leipzig die «Mitteldeutsche Volkszeitung» heraus. Hierauf gründete sie 1865 den Allgemeinen deutschen Frauenverein, dessen Organ «Neue Bahnen» (seit 1866) sie mit Auguste Schmidt in Leipzig redigiert. Auch verfaßte sie Gedichte («Lieder eines deutschen Mädchens», Lpz. 1847) und Romane, wie «Schloß und Fabrik» (2. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1869), «Nürnberg» (2. Aufl., 3 Bde., Brem. 1874) ꝛc.

Ottoscher Motor, s. unter Gaskraftmaschinen, Bd. VII, S. 576ᵃ.

Ottumwa, Stadt und Hauptort in Wapello-County im nordamerik. Staate Jowa, liegt am Des Moines-Fluß und zählt (1880) 9004 E., hat Wagen-, Ackergeräte-, Woll- und andere Fabriken, Mühlen, eine Hoch- und eine deutsche Vereinsschule.

Ottweiler, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Trier, an der Blies, 246 m über dem Meere, Station der Linie Bingerbrück-Saarbrücken der Preußischen Staatsbahnen, hat (1880) 5006 E., davon 1176 Katholiken, ein Amtsgericht, eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, ein evang. Lehrerseminar, Fabriken für Thonwaren, Tabak, Cigarren, Feilen, Schuhleisten, eine Dampfmühle, Ziegelei, eine Dampfbierbrauerei und in der Nähe Kohlengruben. Der Ort, welcher seine Entstehung dem 863 gegründeten Kloster Neumünster verdankt, erhielt 1552 Stadtrechte und war bis 1602 Residenz der Grafen von Nassau-Saarbrücken. — Der Kreis Ottweiler zählt auf 307 qkm (1880) 65 706 meist kath. E.

Otway (Thom.), engl. dramatischer Dichter, geb. 3. März 1651 zu Trotton in Sussex, erhielt seine erste Bildung zu Winchester und bezog 1669 die Universität zu Oxford, die er aber vor Beendigung seiner Studien verließ, um die Bühne zu betreten, wo er jedoch keinen Beifall fand. Glücklicher war er als Theaterdichter. Sein erstes Trauerspiel war «Alcibiades» (1675); mit großem Beifall wurde sein «Don Carlos» (1676) aufgenommen. Im J. 1677 erhielt er eine Anstellung als Kornett der Dragoner und ging mit seinem Regimente nach Flandern. Doch bald kam er in Dürftigkeit nach London zurück, wo er von nun an seine Thätigkeit ausschließlich der Bühne zuwendete. Seine beiden besten Trauerspiele sind «The orphan» (1680) und «Venice preserved» (1682). Er starb 14. April 1685. Seine Trauerspiele sind durch treffliche Schilderungen der Leidenschaften und feurige Sprache ausgezeichnet; seine Lustspiele zeigen kräftigen Witz, sind aber höchst zügellos. Die beste Ausgabe seiner Werke ist die von Thornton (2 Bde., Lond. 1813).

Ötzthal, das größte Seitenthal des Inn und wegen der Mannigfaltigkeit seiner landschaftlichen Scenerien und Vegetationsverhältnisse eins der interessantesten Thäler in Tirol, ist die Durchgangs- und Übergangspassage vom Norden nach dem Süden des Landes. Das Thal öffnet sich etwa 12 km im Ostsüdosten von Imst, auf der rechten Seite des Innthals, an den Stationen Ötzthal und Roppen der Arlbergbahn, erstreckt sich südwärts 86 km weit und wird von der Acher oder Ötzthaler Ache durchflossen, dem Abfluß der zahlreichen von den Ötzthaler Alpen in den Hintergrund des Thales herabsteigenden Ferner. Das Ö. bildet eine Stufenfolge tiefer, von jähen Abstürzen unterbrochener Schluchten. Im untern Teil ist es weit, mit fruchtbarer Thalsohle, im mittlern mehrfach zur wilden Schlucht verengt; im obern verzweigt es sich hoch in die Schneeregion und in ein ausgedehntes Gebiet von Fernern. Es ist häufig Verheerungen durch Lawinen und Muhren (Schlammströme) ausgesetzt, von denen erstere im obern Teile, letztere hauptsächlich im untern, vor Umhausen in der Maurach, auftreten. Die Wege sind zuweilen schlecht, Brücken und Stege im Frühjahre und Sommer wohl ganz weggerissen, später nur notdürftig ersetzt. Den Eingang des Thals bildet ein wildes Chaos von Schutt und Erdmassen, von der Ache hügelig aufgetürmt, von düstern Tannen und Fichten beschattet, einsam und still, nur vom Rauschen des Bergstroms belebt. In diesem untersten Thalkessel liegt das stattliche Dorf Öh 820 m über dem Meere, am Fuße des 3007 m hohen Achenspitz, in mildem Klima und üppiger Vegetation, mit 329 (als Gemeinde 1140) E., die ergiebigen Flachsbau treiben. Durch «das Gesteig», die erste Thalstufe, welche die Ache in wildem Falle herabstürzt, gelangt man in das zweite und geräumigste Becken, das von Umhausen (Dorf von 663 E., 1036 m über dem Meere am Fuße der hohen Engelswand). Unter den rings fallenden Stuiben oder Steuben (Staubbächen) ist im Südosten der vom Hairlachbach gebildete Große Stuibenfall der schönste, welcher in zwei Absätzen 160 m herabstürzt. Hinter Umhausen folgt die längste und gefährlichste Thalenge, die Maurach, in welcher sich der Weg mühsam über das lockere Geröll der Schurrwände windet und die tosende, weißschäumende Ache mit mehrern Brücken überspringt. Am Ende dieser Schlucht breitet sich grün und sonnig die weite Thalebene von Lengenfeld, einem Dorfe mit 415 (als Gemeinde 1485) E., in 1164 m Seehöhe, an der Mündung des vom reißenden Fischbache durchflossenen Sulzthals aus. Schon 3 km oberhalb, bei Huben, erscheint das Thal durch einen vorgeschobenen bewaldeten Bergrücken als völlig geschlossen, aber eine neue Schlucht der Ache öffnet sich zur Linken, und führt in die Thalstufe von Sölden, einem in 1401 m Seehöhe auf grüner Matte gelegenen Kirchdorfe mit 697 (als Gemeinde 1054) E. Nun beginnt das Obere Ötzthal mit einer wilden, grauenhaften Enge. Im tiefen Tobel hinter derselben liegt Zwieselstein, wo sich der Weg spaltet. Gegen Südsüdwesten folgt das Fenderthal, mit dem Alpendörfchen Fend (oder Vent, 1891 m über dem Meere), wo über 20 Gletscher von den Bergwänden herabstarren und sich die Fernerpracht in ihrer ganzen furchtbaren Größe und Erhabenheit zeigt. Gegen Süden aber zieht sich das Gurglerthal hinauf mit dem Seitenzuge des Timblerthals, dem Dorfe Gurgl (1910 m) und dem zwischen dem Großen Ötzthaler und dem Langthaler Ferner liegenden Gurgler See, in welchem zahlreiche Eisblöcke schwimmen. Aus dem Fendthal führen zwei vielbesuchte Hochpässe, das Hochjoch (2943 m) und das Niederjoch (2750 m) ins Schnalserthal und zum Vintschgau; aus dem Gurglthal ein schwieriger Gletscherpaß (3000 m) über den Großen Ötzthaler Ferner ins Pfossen- und Schnalserthal; mit dem Passeyr steht das Gurglthal durch das Timbljoch (2480 m), mit dem Fendthal durch das Ramoljoch (3182 m) in Verbindung. Vgl. Sonklar, «Die Ötzthaler Gebirgsgruppe» (Gotha 1860); Petersen, «Aus den Ötzthaler Alpen» (Münch. 1876); Zwidl, «Führer durch die Ötzthaler Alpen» (Gera 1884).

Oublietten (frz.), ehemals Name der Verliese für zu ewigem Gefängnis Verurteilte; auch die

mit einer Fallthür versehenen Gruben für heimlich Hinzurichtende.

Oubril (Paul von), russ. Diplomat, aus einer altfranz. Familie, wurde 1848 Gesandtschaftssekretär in Wien, beteiligte sich zur Zeit des Krimkriegs, während Fürst Gortschakow den russ. Gesandtschaftsposten in Wien bekleidete, an den Verhandlungen mit Österreich über die oriental. Frage, wurde 1856 als erster Botschaftsrat nach Paris versetzt und lernte dort 1862 Bismarck kennen, zu dem er bald in ein näheres Freundschaftsverhältnis trat. Am 24. Jan. 1863 übernahm er den Gesandtschaftsposten in Berlin und bemühte sich mit Erfolg, die freundlichen Beziehungen zwischen Rußland und Preußen, beziehungsweise Deutschland zu erhalten. Auf dem Berliner Friedenskongreß von 1878 war er einer der russ. Bevollmächtigten. Die Spannung, welche seitdem zwischen Bismarck und Gortschakow eintrat, brachte O. in eine unangenehme Stellung. Er wurde daher im Jan. 1880 nach Wien versetzt, wo er die Unterhandlungen mit dem Nuntius Jacobini über eine Aussöhnung zwischen Rußland und der päpstl. Kurie führte, aber im Juli 1882 abberufen.

Ouche (mittellat. Oschara), rechtsseitiger Nebenfluß der Saône im franz. Depart. Côte d'Or, entspringt auf der Westseite der Côte-d'Or, speist von Le Pont d'Ouche ab den Kanal de Bourgogne, nimmt links bei Dijon den Suzon auf und mündet bei St.-Jean de Losne nach 100 km Lauflänge.

Ouchy, Hafenvorstadt von Lausanne (s. d.) im Kanton Waadt am nördl. Ufer des Genfersees.

Oude (engl. Schreibart für Audh, im Sanskrit Ajôdhjâ), ein ehemaliges Königreich in Hindostan, 1856—77 eine unter einen Chefkommissar gestellte Provinz der Präsidentschaft Bengalen, seitdem die Divisionen Sitapur, Luknow, Faizabad und Rai-Bareli der Nordwestprovinzen zu O. hinzugefügt wurden. O. wird im N. von Nepaul, im O. von Bihar, im S. und SO. von Allahabad, im W. von Agra, im NW. von Delhi begrenzt und umfaßt (1881) 62 137 qkm mit 11 407 625 E. Die Hauptstadt und der Sitz des Chefkommissars ist Luknow (s. d.). Der nördlichste Teil von O. gehört dem unbewohnten, Tarai genannten Saum undurchdringlicher Sumpfwaldungen und Dschangels am Fuße des Himalaja an, das übrige Land besteht aus einer tief gelegenen, dem Gebiete des Ganges angehörenden Alluvialebene. Von allen Gegenden der großen Gangesebene hat O. das gesündeste, obwohl starke Gegensätze zeigende Klima. Der Boden ist fast ohne alle Steine, in der Nähe des Ganges am fruchtbarsten. Die Fauna ist die indische, die Flora reich und mannigfaltig. Infolge der Vernachlässigung der Wälder nimmt die Trockenheit sichtlich zu. Über die Hälfte des Areals befindet sich in Anbau. Man baut meist nur Nahrungspflanzen, namentlich Weizen, Reis, Gerste, Mais, verschiedene Arten Hirse, Linsen, Senf u. s. w., doch auch Baumwolle, Tabak, etwas Zuckerrohr, Mohn, sowie Hanf. Für den Ackerbau verwendet man nur Ochsen und Büffel; auch hält man große Schaf- und Ziegenherden. Die Industrie ist nicht bedeutend. Soda, Salpeter und Salz, aus dem Boden gewaschen, sind die einzigen Mineralprodukte, woran Überfluß ist. Man verfertigt Schießpulver, Gewehre, Schwerter, Speere, Bogen aus Bambus oder Stahl, Baumwollzeug, wollene Decken, Papier, Glasflaschen u. s. w. Die bedeutendsten Kaufleute und Kapitalisten sind die vom Bainstamme der Radschputen, die ihre Handelsoperationen über alle Teile Indiens ausdehnen. Die Bevölkerung O.s hat einen kriegerischen Charakter und besteht größtenteils aus brahmanischen Hindu, obwohl das Land seit Jahrhunderten von Mohammedanern beherrscht ward. Die Sprache ist Hindustani oder Urdu. (S. Indische Sprachen.) Von der jetzigen Hauptstadt Luknow, 119 km östlich entfernt, liegt unter 26° 45′ nördl. Br. und 82° 11′ östl. L. von Greenw., am schiffbaren Gogra, Audh, die jetzt sehr heruntergekommene, angeblich älteste Stadt von Indien. Dicht dabei lag das uralte, jetzt verfallene, auch Ramgarh, d. h. Feste des Rama, genannte Ajôdhjâ, wo Rama zum Himmel gefahren sein soll und man auch noch einen gemauerten Behälter als seine Wiege zeigt. Der Ort hat eine schöne Moschee und einen ansehnlichen Tempel des Affengottes Hanuman, zu dem stark gewallfahrtet wird. An Audh schließt sich gegen Nordwesten Bangla oder Faizabad (s. d.). Etwa 111 km im Nordwesten von Faizabad befindet sich die Stadt Baraitsch, mit 18 889 E. und dem Grabe des mohammed. Heiligen Selar.

O. ist eins der von Natur am meisten begünstigten Länder Indiens und war auch schon in uralter Zeit einer der wichtigsten Teile der Halbinsel. Es bildete den Kern des Reichs Kosala mit der Hauptstadt Ajôdhjâ (früher auch Sakêta, daher bei den Griechen Sagida genannt), die schon im Epos «Ramajana» wegen ihrer Größe und Pracht gepriesen wird. Der berühmte König Vikramaditja (56 v. Chr.) schmückte sie mit 300 Tempeln. Noch im 7. Jahrh. n. Chr. wird sie als glänzende Stadt beschrieben. Um 1193 wurden Stadt und Land von den Mohammedanern erobert und so ein Teil des Reichs von Delhi. Bei dem Verfall desselben begründete eine aus Nischapur in Chorasan stammende Familie eine eigene Dynastie, deren Ahnherr, Sâdet Ali Chan, unter dem Großmogul Mohammed Schah (1718—70) Vezier wurde. Sein Enkel, Schudscha-ed-Daulah, seit 1756 Nawab Vezier (Vizekönig), regierte, da die Oberherrschaft des Kaisers Schah Allum seit 1760 nur noch dem Namen nach bestand, das Land selbständig. Er führte schwere Kriege mit den Engländern, erhielt aber, als er 1774 gemeinschaftlich mit ihnen die Rohillas unterworfen, von der Ostindischen Kompagnie den größten Teil von Rohilland, womit er seine Besitzungen vergrößerte. Sein Sohn und Nachfolger, Asoph-ed-Daulah (1775—97), mußte 1781 Benares u. s. w. an die Kompagnie abtreten und für die Anwesenheit brit. Truppen und der brit. Residentschaft große Summen Schutzgeld zahlen. Nach seinem Tode erkannten die Briten die Thronbesteigung seines natürlichen Sohnes, Vezier Ali, an, setzten aber schon 1798 Sâdet Ali, einen Bruder des Schudscha-ed-Daulah, auf den Thron, der erst die Festung Allahabad, dann kraft eines mit Wellesley 10. Nov. 1801 geschlossenen und 19. Nov. 1803 von der Kompagnie bestätigten Vertrags das südl. Doâb, sowie die Grenzdistrikte Allahabad, Azimgurh, das westl. Gorackpore und andere Gebiete (22 000 qkm mit 1 Mill. E.) abtreten und überdies jährlich 1 352 347 Pfd. St. Subsidien zahlen mußte. Sein ältester Sohn und Nachfolger, Ghazi-eddin-Hyder (1814—27), zahlte 1815 der Kompagnie 1 Mill. Pfd. St. Hilfsgelder für den Krieg gegen Nepaul und erhielt nach dessen Beendigung

die Herrschaft über die von Nepaul abgetretenen Landesteile im Himalaja, wofür er über eine der Kompagnie schon im Okt. 1814 geliehene Million Pfd. St. quittieren mußte. Nachdem er sich 1819 auch formell von der Oberherrschaft des Großmoguls losgesagt, nahm er den Titel eines Königs oder vielmehr Sultans an. Ghazi-eddin-Hyder hinterließ 1827 den Thron seinem Sohne Nasir-eddin-Hyder, dem 1837 einer seiner väterlichen Oheime, Mohammed-Ali-Schah, und diesem wieder 1842 dessen Sohn Amschad-Ali folgte. Als derselbe 13. Febr. 1847 starb, bestieg Mohammed-Wadschid-Ali Schah den Thron. Schon früher, namentlich aber in dem Vertrage von 1837 hatte sich die Ostindische Kompagnie vorbehalten, beim Eintritt einer Mißregierung eigene Verwaltungsbeamte nach O. zu schicken. Bei dem unsinnigen Despotismus Wadschid-Alis kam 1847 der Generalgouverneur Lord Hardinge selbst nach Luknow, um dem Fürsten vergebens gute Ratschläge zu erteilen. Daher legte man dem Wadschid-Ali im Jan. 1856 einen Vertrag vor, wonach derselbe gegen reiches Jahrgeld sein Reich an die Kompagnie abtreten sollte. Als der Fürst dies verweigerte, wurde ohne weiteres das Königreich O. 7. Febr. 1856 vom Generalgouverneur Dalhousie für ewige Zeiten unter die Regierung der Ostindischen Kompagnie gestellt. Die Gewaltthätigkeit dieser Politik leistete 1857 dem Aufstande der Sipahis bedeutenden Vorschub. Nach der Entthronung lebte der König in Kalkutta, wo er während des Aufstandes als Staatsgefangener behandelt wurde. Seine Mutter, die Königin, hatte sich inzwischen mit ihrem jüngsten Sohne, Ali Chan, und mit ihrem Enkel, Mohammed-Hamed-Ali Chan, dem 16jährigen Sohne des Exkönigs, nach London und später, als hier die Bemühungen zu Gunsten ihrer Familie gescheitert, nach Paris gewendet, wo sie im Jan. 1858 starb, während ihr Sohn Ali Chan Ende Febr. 1858 zu London endete. Die tapfere Begum oder Königin von O., Heynat-Mahal, fand mit Ende des Aufstandes Aufnahme in Nepaul. Im Dez. 1858 war das Königreich O. den Briten wieder unterworfen. Am 17. Jan. 1877 wurde die Provinz O. aufgelöst und die einzelnen Distrikte dem Lieutenant-Gouverneur der Nordwestprovinzen unterstellt.

Vgl. Butter, «Description of the kingdom O.» (Lond. 1853); Sleemann, «A journey through the kingdom of O. in 1849—50» (2 Bde., Lond. 1858).

Oudenaarde (frz. Audenarde), früher befestigte Stadt von 5572 E., an der Schelde in der belg. Provinz Ostflandern, an den Bahnlinien Courtrai-Denderleeuw und St.-Ghislain-Gent, besitzt ein berühmtes got. Rathaus und ein 1867 errichtetes Denkmal von Geefs für die in Mexiko unter Kaiser Maximilian gebliebenen Freiwilligen aus O., hat Leinen- und Baumwollfabriken und ist durch die 11. Juli 1708 gelieferte Schlacht, in welcher Prinz Eugen von Savoyen und Marlborough die Franzosen unter den Herzögen von Bourgogne und von Vendôme schlugen, berühmt.

Oudendorp (Franz von), holländ. Philolog, geb. zu Leiden 31. Juli 1696, wurde 1724 Rektor zu Nimwegen, 1726 in Harlem, 1740 Professor der Beredsamkeit und Geschichte in Leiden. Er starb 14. Febr. 1761. Noch immer wertvoll sind seine Ausgaben des Julius Obsequens (Leid. 1720), Lucanus (Leid. 1728; in Burmannscher Manier gearbeitet), Frontinus (Leid. 1731; 2. Ausg. 1779), Cäsar (Leid. 1737), Sueton (2 Bde., Leid. 1751), Appulejus (3 Bde., Leid. 1785—1823). Mit O. schließt die lange Reihe der von Joh. Fr. Gronov angeregten Philologen, die hauptsächlich der grammatischen wie sachlichen Erklärung der röm. Prosaiker sich widmeten. O. war zugleich der letzte Latinist der alten Schule in Leiden.

Oudinot (Charles Nicolas), Herzog von Reggio, Pair und Marschall von Frankreich, geb. zu Bar-le-Duc 25. April 1767, trat 1783 als Freiwilliger in das Regiment Medoc, schloß sich der Revolution an und wurde 1791 Kommandant eines Freiwilligenbataillons, 1793 Oberst, 1794 Brigadegeneral und im April 1799 Divisionsgeneral. Bei Zürich verwundet, wurde er nach seiner Genesung Chef des Generalstabes unter Masséna. Im J. 1800 war er Chef des Generalstabes der Armee von Italien; 1805 führte er die Grenadiere bei Austerlitz mit Auszeichnung, ebenso 1806 und 1807 bei Friedland. Nach dem Frieden von Tilsit verlieh ihm der Kaiser den Grafenstand und eine Dotation. Im J. 1809 führte er die Vorhut, schlug die Österreicher 19. April bei Pfaffenhofen, half 3. Mai den Sieg bei Ebersberg erkämpfen und zog 13. Mai mit in Wien ein. An Lannes' Stelle übernahm er nach der Schlacht bei Aspern den Befehl über das 2. Armeekorps und empfing 6. Juli für seine Verdienste in der Schlacht bei Wagram den Marschallsstab und die Herzogswürde mit einer Dotation von 100000 Frs. Rente; 1810 besetzte O. Holland, wurde 1812 bei Eröffnung des russ. Feldzugs auf kurze Zeit Gouverneur von Berlin, führte dann das 2. Armeekorps, wurde 17. Aug. bei Polozk schwer verwundet, trat aber schon im November wieder an die Spitze seiner Truppen und sollte den Übergang über die Beresina decken. O. warf den russ. General Lambert aus der Stellung bei Borissow, vermochte aber die Zerstörung der Beresinabrücke nicht zu verhindern; doch behauptete er sich bei Studzianka, wo 26. Nov. in Napoleons Gegenwart zwei leichte Brücken hergestellt wurden. Um den Übergang möglich zu machen, warf er sich mit Ungestüm den andringenden Russen entgegen. Im J. 1813 führte O. das 12. Armeekorps bei Bautzen, wurde gegen Berlin entsendet und 4. Juni von Bülow bei Luckau geschlagen. Nach dem Waffenstillstande gab ihm der Kaiser den Oberbefehl über drei Korps. Mit dieser Macht (75000 Mann) sollte er auf Berlin vordringen, wurde aber 24. Aug. bei Großbeeren von Bülow abermals geschlagen und mußte den Oberbefehl an Ney abtreten, dessen Niederlage 6. Sept. bei Dennewitz er ebenfalls teilte. Bei Leipzig befehligte O. 16. Okt. zwei Divisionen der Jungen Garde, die bei Wachau kämpften. Beim Rückzuge übertrug ihm der Kaiser den Befehl über die Nachhut. O. verfiel jedoch in eine schwere Krankheit. Kaum genesen, trat er 1814 wieder an die Spitze eines Korps und wurde bei Arcis-sur-Aube zum 23. mal verwundet. Nach der Abdankung Napoleons verlieh Ludwig XVIII. ihm die Würde eines Pairs und Staatsministers, sowie die 3. Militärdivision und ernannte ihn nach der zweiten Restauration zum Major-General der königl. Garden und Kommandanten der Nationalgarde von Paris. Im span. Feldzuge übernahm O. 1823 den Befehl über das 1. Armeekorps, zog sich nach der Julirevolution ins Privatleben zurück, wurde 1839 von Ludwig Philipp zum Großkanzler der Ehrenlegion und 22. Okt. 1842 zum

Gouverneur des Invalidenhauses ernannt; dort starb er 13. Sept. 1847. Seine Vaterstadt Bar-le-Duc errichtete ihm ein Denkmal.

Charles Nicolas Victor O., Herzog von Reggio, des vorigen ältester Sohn, geb. zu Bar-le-Duc 3. Nov. 1791, wohnte seit 1809 den Feldzügen des Kaiserreichs bei. Unter den Bourbonen organisierte er die Kavallerieschule zu Saumur und wurde 1824 zum Maréchal-de-Camp befördert, zog sich nach der Julirevolution ins Privatleben zurück, trat aber 1835 in Algerien wieder in den Dienst und erwarb den Grad eines Generallieutenants. Im J. 1842 in die Deputiertenkammer gewählt, stimmte er mit dem linken Centrum. O. erhielt 1849 das Kommando über das Expeditionskorps, welches nach dem Kirchenstaate geschickt wurde, und leitete die Belagerung von Rom. Er war auch Mitglied der Konstituierenden wie der Legislativen Nationalversammlung und stimmte mit der gemäßigten Partei. Beim Staatsstreiche 2. Dez. 1851 von dem Rumpfparlament der Legislativen zum Kommandanten der pariser Nationalgarde ernannt, wurde er verhaftet, jedoch bald wieder freigelassen und lebte dann auf seinen Gütern bei Bar-le-Duc. Er starb 7. Juli 1863 zu Paris.

Oudry (Jean Baptiste), franz. Tiermaler, geb. zu Paris 17. April 1686, kam ins Atelier des berühmten Porträtmalers Largillière. Eine Anbetung der Könige, welche er für das Kapitel von St.-Martin-des-Champs malte, verschaffte ihm 1717 die Aufnahme in die königl. Malernakademie; doch erwarb er sich seinen Ruf erst seit 1727 als Tiermaler. In diesem Genre stund er in so großem Ansehen, daß der König von Dänemark ihn nach Kopenhagen berief und der Herzog von Mecklenburg-Schwerin eine eigene Galerie für O.s Bilder errichten ließ. Übrigens waren auch O.s Landschaften und Stilleben sehr gesucht. Er malte mit großer Leichtigkeit und Sicherheit, aber seine Ausführung ist manchmal porzellanglatt und dünn. Als Tiermaler hat er besonders Tiere, welche bei der Jagd die Hauptrolle spielen, vortrefflich ausgeführt. Sein Hauptwerk ist die Darstellung des Königs mit 12 Pairs zu Pferde im Schlosse zu Marly. Für die berühmte Prachtausgabe von Lafontaines «Fabeln», welche Montevault 1755 veranstaltete, lieferte O. über 150 Zeichnungen, die unter Cochins Leitung gestochen wurden. O. starb zu Beauvais 30. April 1755. Viele seiner Werke sind gestochen. O. selbst hat in geistreicher Weise 75 Blätter radiert, die im «Peintre-graveur français» von Robert Dumesnil beschrieben sind.

Ouessant, zum Arrondissement Brest des franz. Depart. Finistère gehörige Insel im Atlantischen Ocean, vor der Nordwestecke der Bretagne, zählt auf 50 qkm (1881) 2364 E., meist Piloten und Fischer, hat steile, nur an einigen Punkten zugängliche Küsten, auf der Südwestseite den Hafen Baie de Porspaul und einen Leuchtturm an der Nordostspitze an der Baie du Stif. Hauptort ist St.-Michel. Auf der Höhe von O. besiegte am 27. Juni 1779 der franz. Admiral d'Orvilliers den engl. Admiral Keppel. O., unter den Merowingern Ossa, war im 17. Jahrh. Marquisat der Familie Rieu.

Où est la femme (frz., d. h. wo ist die Frau?) ist der Ausspruch der franz. Kriminalisten, wenn es sich um Entdeckung eines ränkevollen, schlau angelegten Verbrechens handelt, weil bei einem solchen meist ein Frauenzimmer als beteiligt vermutet wird. Schon Juvenal, «Satiren» (6, 242 und 243), sagt: «Nullo fere causa est, in qua vox femina litem moverit» («Es gibt wohl keinen Prozeß, in dem nicht eine Frau den Streit begonnen hätte»).

Ouida, Autorname der engl. Romanschriftstellerin Louisa de la Ramée. Die Tochter eines franz. Vaters und einer engl. Mutter, wurde O. 1840 in Bury St.-Edmunds geboren, kam aber schon als Kind nach London und begann früh unter dem Namen Ouida (einer kindlichen Mißaussprache für Louisa) Beiträge zu Zeitschriften zu liefern. Ihr erster Roman: «Granville de Vigne, a tale of the day», erschien 1860 in dem «New Monthly Magazine» und wurde 1863 in besonderer Ausgabe unter dem Titel «Held in bondage» veröffentlicht. Hiernuf erschienen «Strathmore» (1865), «Chandos» (1866), «Cecil Castlemaine's gage and other novellettes» (1867), «Idalia» (1867), «Under two flags» (1868), «Puck, his vicissitudes and adventures» (1869), «Folle farine» (1871), «A dog of Flanders» (1872), «Pascarel» (1873), «In a winter city» (1874), «Signa» (1875), «Ariadne, the story of a dream» (1877), «Friendship» (1878), «Moths» (1880), «The village commune» (1881), «In the Maremma» (1882), «Wanda» (1883) u. s. w. O. steht in der ersten Reihe der engl. Sensationsnovellisten, läßt aber in hohem Grade den Einfluß der franz. Romanlitteratur erkennen und ergeht sich in Extravaganzen, die ihren Werken, trotz ihres unzweifelhaften Talents, einen im ganzen zweifelhaften Ruf gewonnen haben. O. lebt in der Nähe von Florenz. [schew.

Oulibicheff, Mozart-Biograph, s. Ulybyschew.

Oullins, Stadt im franz. Depart. Rhône, Arrondissement Lyon, 5 km südlich von Lyon, rechts am Rhône, Station der Linie Roanne-St.-Etienne-Lyon der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, hat (1881) 6026 (Gemeinde 7536) E., große Maschinenfabriken, eine Glasfabrik, Seiden-, Kattun- und Leinwandweberei und viele Landhäuser.

Oulu (finn.), s. Uleåborg.

Ounce (engl., spr. Auns), die Unze.

Oundle, Marktstadt in der engl. Grafschaft Northampton, auf dem linken Ufer des Nen, 39 km im NO. von Northampton, Station der Linie Blisworth-Peterborough der London and North-Western-Eisenbahn, hat (1881) 2890 E., eine gotische Kirche mit einem 61 m hohen Turm und eine Lateinschule. In angelsächs. Zeit hieß O. Undale und gehörte zu Mercia.

Ourcq, rechtsseitiger Nebenfluß der Marne, entspringt im franz. Depart. Aisne, 15 km nordöstlich von Château-Thierry, berührt die Depart. Oise und Seine-et-Marne und mündet nach einem Laufe von 80 km unterhalb Lizy. — Der Canal de l'Ourcq geht bei Mareuil (Depart. Oise) vom O. ab, läuft unweit von dessen rechtem Ufer hin bis in die Nähe der Mündung dieses Flusses, begleitet dann rechts die Marne, verläßt dieselbe 10 km westlich von Meaux, wendet sich in westl. Richtung nach Paris, wo er im NO. der Stadt, nach einem Laufe von 108 km, in das Bassin de la Villette mündet. Dieser schiffbare, 1802—5 von Napoleon I. angelegte Kanal versieht Paris mit Trinkwasser und dient dem Zufuhrverkehr der Hauptstadt. Etwa 750 m nordöstlich vom Bassin de la Villette zweigt nach NW. der Canal St.-Denis ab, der westlich von St.-Denis zur Seine geht, während der ebenfalls schiffbare Canal St.-Martin

südwestlich das Bassin de la Villette verläßt, unter dem Boulevard Richard Lenoir entlang läuft und südlich von der Place de la Bastille, nachdem er das Bassin Gare de l'Arsenal gebildet hat, in die Seine unterhalb des Pont d'Austerlitz mündet.

Ourcqkanal, s. unter Marne.

Ourem, Stadt und königl. Domäne im portug. Distrikt Santarem, Provinz Estremadura, 16 km im WNW. von Thomar, hat (1878) 3282 E., ein altes festes Schloß und eine Stiftskirche und war seit dem 13. Jahrh. Hauptort einer Grafschaft, welche nacheinander den Geschlechtern Andeira, Pereira und Braganza gehörte.

Ourique, Stadt im portug. Distrikt Beja, Provinz Alemtejo, 50 km südwestlich von Beja, 214 m über dem Meere, hat (1878) 3381 E. und ist berühmt durch den Sieg, welchen 1139 auf dem Campo de Ourique Graf Alfonso Henriquez von Portugal (seit 1143 König) über die maurischen Emire von Badajoz, Elvas, Evora, Beja und Sevilla erfocht; Alfonso wurde von seinen Kriegern schon auf dem Schlachtfelde als König begrüßt.

Ouro-Preto (bis 1822 Villa-Rica), Hauptstadt der brasilian. Provinz Minas Geraes, in der Serra do Espinhaco, am nordwestl. Fuße des Itacolumi, hat (1883) 20000 E., 18 Kirchen, ein Münzamt, ein schönes Rathaus, das älteste Theater Brasiliens, ein Lyceum, Goldwäscherei, Baumwollweberei und Handel mit Rio de Janeiro. Mit O. verbunden ist das 7 km östlicher belegene Marianna, Sitz eines Bischofs, mit einer Fakultät der Theologie. O., 1699 von Goldsuchern gegründet, weist nicht mehr die ehemalige Blüte auf, weil die hiesigen Goldminen keine lohnende Ausbeute mehr gewähren und der steinige Boden den Ackerbau nicht begünstigt.

Ourthe, rechtsseitiger Nebenfluß der Maas in Belgien, entsteht 5 km östlich von Ortho in der Provinz Luxemburg aus der O. de Houffalize (rechts) und O. de Roumont (links), die beide in den Ardennen entspringen, welches Gebirge die O. auf ihrem 166 km langen, sehr gewundenen Laufe in einem tiefen, wilden und waldigen Thal ungestüm durchfließt, nimmt rechts die Amblève und die Vesdre auf und mündet bei Lüttich. Die letzten 50 km sind schiffbar.

Ouse (der nördliche), Fluß in der engl. Grafschaft York, entsteht unweit östlich von Aldborough durch die Vereinigung von Swale und Ure, nimmt rechts Nidd, Wharfe und Aire, links den Derwent auf, wird bei York für große Fahrzeuge schiffbar und vereinigt sich unterhalb Goole mit dem Trent zum Humber (s. d.). Der O. trennt West-Riding von North-Riding und East-Riding. — Der Great-Ouse (in angelsächs. Zeit Usa, Ura) entsteht im Süden der Grafschaft Northampton, 10 km im NNW. von Buckingham, nimmt links Tove, rechts Ivel, Cam, Larl, Little-Ouse oder Brandon, Wissey oder Stole und Nar oder Setchy auf, durchfließt die Grafschaften Buckingham, Bedford, Huntingdon, Cambridge und Norfolk, berührt dabei die Städte Buckingham, Newport Pagnel, Bedford, Huntingdon, St.-Ives, Ely und King's Lynn, wird bei Bedford schiffbar und mündet unterhalb King's Lynn in den Washbusen.

Oust, rechtsseitiger Nebenfluß der Vilaine in der Bretagne, entspringt im franz. Depart. Côtes du Nord, bildet im Depart. Morbihan einen Teil des Kanals von Brest nach Nantes, nimmt links die Flüßchen Lié, Ninian, Aff (Grenze zwischen den Depart. Morbihan und Ille-et-Vilaine), rechts Claie und Arz auf und mündet nach einem sehr wasserreichen Laufe von 150 km bei Redon.

Outram (Sir James), brit. General, geb. 29. Jan. 1803 zu Butterleyhall in der Grafschaft Derby, trat 1819 als Kadett in die Armee der Englisch-Ostindischen Kompagnie, nahm 1838—40 an dem Kriege gegen Afghanistan teil, wurde dann brit. Agent in Sind, später Resident in Sattara und 1847 an den Hof des Gaikowar von Baroda versetzt. Die Freimütigkeit seines Auftretens gegen verschiedene Maßregeln der ostind. Regierung veranlaßte seine Entfernung aus Baroda. Er ging nach England, kehrte aber später nach Indien zurück, wurde 1854 Resident zu Luknow, vollzog 1856 die Annexion von Oude und wurde 1857 Oberbefehlshaber des brit. Heeres in dem Kriege gegen Persien. O. siegte bei Kuhschab 8. Febr. 1857, erzwang 19. März den Übergang über den Karumfluß und eroberte 26. März Mohammerah, worauf Persien um Frieden bat. Hierauf wurde O. zum Baronet erhoben und focht gegen die aufständischen Seapoys, zuerst bei Alumbagh und Cawupore, später zu Luknow, wo er nach der vollständigen Unterwerfung von Oude 1858 als oberster Civilkommissar die Reorganisation der Verwaltung übernahm. Hierauf wurde er Mitglied der obersten Regierungsbehörde (Supreme Council) zu Kalkutta, mußte jedoch wegen Krankheit 1860 nach England zurückkehren. Er starb 11. März 1863 in dem Pyrenäenbade zu Pau. O. schrieb: «Notes of the campaign in Scinde and Afghanistan» (Lond. 1840) und «The conquest of Scinde» (Lond. 1846).

Ouverture, ein vollstimmiges Orchestertonstück, welches musikalisch-dramatischen Werken (Oper, Oratorium, Cantate, Drama mit Musik, Ballett u. s. w.) zur Eröffnung oder Einleitung dient und die Aufgabe hat, den Hörer auf die nachfolgende Darstellung passend vorzubereiten. In frühern Zeiten bestand die O. aus einem nicht gar breit ausgeführten Satze im Vierviertteltakt von langsamer Bewegung und erhaben-ernstem Charakter, das Grave genannt; dann aus einer frei behandelten Fuge in willkürlicher Taktart und lebhafter Bewegung, nach deren Schlusse das Grave ganz oder nur teilweise wiederholt wurde. Diese Form war der O. besonders durch Lully gegeben worden und hieß darum auch die französische. Die sog. italienische O. (von Scarlatti herstammend und Sinfonia genannt) bestand ebenfalls aus drei Teilen, von denen aber der erste und dritte schnelle Sätze waren, während ein langsamer Satz zwischen ihnen stand. Beide Arten der O. stehen zu dem Werke, dem sie als Einleitung dienen, nicht allemal in speziellen Beziehungen, sondern sind mehr allgemeine musikalische Vorspiele. Die neuere O. der wiener Schule gleicht in der Form fast ganz dem ersten Satze einer Sonate oder Symphonie (nur daß der Teil vor der Durchführung nicht repetiert wird) und schließt sich dem Inhalte nach möglichst an die Handlung des betreffenden Stücks; ihre Hauptthemen sind entweder Melodien aus der Oper, die nachher eine besondere Bedeutung gewinnen, oder sind frei gewählt und stehen samt ihrer Verarbeitung nur in innerer Beziehung zur nachfolgenden Handlung. Häufig wird diese Art O., vom dramatischen Werke abgelöst, als Konzertstück für sich aufgeführt oder, unter dem Namen

Konzert-Ouverture, zur Eröffnung von Musikfesten, Konzerten oder andern Gelegenheiten komponiert. Auch dient sie, ohne weitere Absicht auf eine spezielle Verwendung, ähnlich der Symphonie oder Sonate, lediglich als Konzertstück. Viele moderne O. bestehen bloß aus einer quodlibetartigen Aneinanderreihung der hervorstechendsten Melodien der Oper. Kürzere Sätze zu Anfang der Handlung werden nicht O., sondern Vorspiele genannt.

Ovada, Stadt in der ital. Provinz Alessandria, Bezirk Novi Ligure, an der Mündung des Sture in die Orba, hat (1881) 6646 (Gemeinde 8293) E., schöne Privatpaläste, Anbau von vorzüglichem Wein und Seidenspinnerei. O. gehörte ehemals zur Republik Genua und wurde derselben durch Karl Emanuel III. von Savoyen entrissen.

Ovaherero, Negervolk in Südafrika, s. Herero.

Oval (neulat., eirund, von ovum, Ei) heißt eine krummlinige Figur, die mit einer Ellipse Ähnlichkeit hat, sich aber von derselben dadurch unterscheidet, daß sie aus (gewöhnlich vier) Kreisbogen zusammengesetzt ist. — Die Ovale des Descartes sind Kurven, welche die Eigenschaft haben, daß sie die aus einem Punkte kommenden Lichtstrahlen so brechen, daß sie nach der Brechung wieder in einem Punkte zusammentreffen.

Ovaldrehbank, eine Drehbank, mit welcher zur Herstellung von Körpern von ovalem (elliptischem) Querschnitt ein Ovalwerk (s. d.) verbunden ist.

Ovalwerk (frz. machine à ovale, engl. oval chuck), ein an Drehbänken und andern Werkzeugmaschinen, auch an Guillochiermaschinen angebrachter Mechanismus, welcher das Arbeitsstück derart führt, daß das Werkzeug eine Ellipse ausarbeitet oder zeichnet. Vorstehende drei Abbildungen veranschaulichen ein O., welches an Drehbänken vielfach Verwendung findet. Dasselbe besteht zunächst aus der auf die Drehbankspindel aufzuschraubenden Scheibe a und dem Ring c (Fig. 1), welcher mit der Docke b des Spindelstocks so verbunden werden kann, daß sein Mittelpunkt excentrisch zum Spindelmittelpunkte liegt, wobei die Stellung von c mittels der Schraube d variiert werden kann. Auf der Scheibe a liegt der Schieber m, dessen Backen g durch die Aussparungen der Scheibe a greifen. (S. die Rückseite von a in Fig. 2.) Der Schieber m wird zwischen den Schienen h (Fig. 3) geführt. Die Backen g tangieren den excentrisch zur Spindelmitte gestellten Ring c; infolge dessen wird bei der Rotation der Drehbankspindel und der mit ihr verbundenen Scheibe der Schieber m außer der Drehbewegung noch eine geradlinige Verschiebung zwischen den Führungen h ausführen. Wird nun ein Arbeitsstück oder das dasselbe tragende Futter auf das Gewinde l geschraubt, also fest mit dem Schieber verbunden, so muß auch das Arbeitsstück an der zweifachen Bewegung des letztern teilnehmen. Aus der Rotationsbewegung und der zugleich stattfindenden geradlinigen Verschiebung resultiert eine Bewegung in einer elliptischen Bahn. Ein an das Arbeitsstück senkrecht zu dessen Achse gehaltener Drehstahl wird dasselbe derart abarbeiten, daß ein Cylinder von elliptischem Querschnitt entsteht.

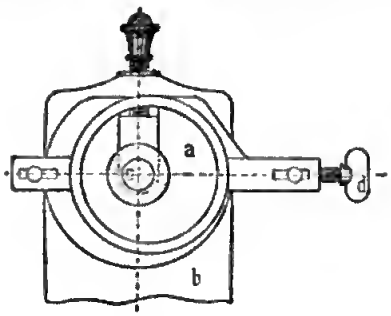


Fig. 1.

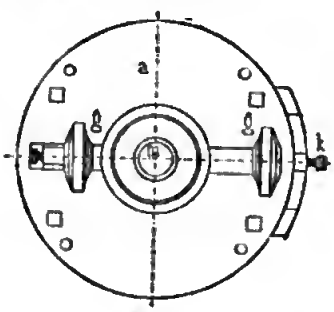


Fig. 2.

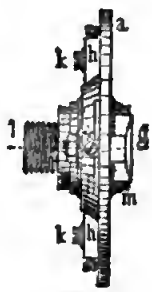


Fig. 3.

Ovalzirkel, soviel wie Ellipsenzirkel.

Ovampo (Ova-mpo, Ova-mbo), ein Stamm, der zwischen dem Damaralande und dem Kunenefluß im Westen von Südafrika wohnt. Die O., deren Sprache Si-ndonga genannt wird, gehören zum westl. Zweige der Bantuvölker, sind also zunächst mit den Herero (s. d.) verwandt.

Ovar, Stadt im portug. Distrikt Aveiro (Beira mar), an der Nordostspitze des Strandsees von Aveiro, Station der Bahn Lissabon-Oporto, hat (1878) 10022 E., Fischerei, Handel und Dampferverbindung mit Aveiro.

Ovarialcyste, s. u. Eierstockswassersucht.

Ovariotomie, d. h. die Wegnahme eines krankhaft entarteten Ovariums oder Eierstocks, wird besonders bei der sehr häufig vorkommenden Bildung von Blasengeschwülsten (Cysten) im Ovarium vorgenommen. Diese Krankheit führt zu einer kolossalen Ausdehnung des Eierstocks und somit des ganzen Unterleibes, und ruft dadurch ein qualvolles Leiden hervor, das innerhalb weniger Jahre mit dem Tode endet. Durch die O. kann dieses Leiden radikal beseitigt werden, ohne daß Nachteile zurückblieben. Die Operation ist eine bedeutende und kühne, doch bei dem Gelingen derselben der Gewinn sehr groß. Infolge der sehr verbesserten Operationstechnik sind gegenwärtig die Aussichten für glücklichen Ausgang der Operation sehr günstige. Wenn keine Komplikationen mit andern krankhaften Zuständen vorliegen, wird die O. fast immer gut überstanden.

Ovarium (lat.), Eierstock; in der Botanik: Fruchtknoten.

Ovation, s. Triumph.

Overbeck (Christian Adolf), deutscher Lyriker, geb. zu Lübeck 21. Aug. 1755, studierte 1774 in Göttingen, wo er mit den Dichtern des Göttinger Bundes verkehrte. Er wurde 1788 Advokat in Lübeck, zuletzt Syndikus des Domkapitels und starb 9. März 1821. O. gab mehrere Sammlungen lyrischer Dichtungen heraus, unter denen das zuerst in Voß' «Musenalmanach» 1778 erschienene «Blühe, liebes Veilchen» ein beliebtes Volkslied wurde.

Overbeck (Franz Camillo), prot. Theolog, geb. 4. (16.) Nov. 1837 zu Petersburg, siedelte 1850 mit

seinen Eltern nach Dresden über, studierte in Leipzig und Göttingen Theologie, habilitierte sich in Jena 1864 mit der Schrift «Quaestionum Hippolyteanum specimen». Ostern 1870 wurde er als außerord. Professor der Theologie nach Basel berufen und Herbst 1871 ebendaselbst zum ord. Professor ernannt. Seine Hauptfächer sind die neutestamentliche Kritik und Exegese der Patristik und alten Kirchengeschichte. Von seinen Schriften sind noch zu nennen die Bearbeitung der 4. Aufl. von De Wettes «Erklärung der Apostelgeschichte» (Lpz. 1870), «Über Recht und Entstehung einer rein histor. Betrachtung der neutestamentlichen Schriften» (Basel 1871), «Über die Christlichkeit unserer heutigen Theologie» (Lpz. 1873), «Studien zur Geschichte der alten Kirche» (Schloß-Chemnitz 1875), «Über die Auffassung des Streites des Paulus mit Petrus in Antiochien bei den Kirchenvätern» (Bas. 1877), «Zur Geschichte des Kanons» (Chemnitz 1881).

Overbeck (Friedr. Joh.), berühmter deutscher Maler, geb. zu Lübeck 3. Juli 1789, bezog 1806 die wiener Akademie und verriet schon damals die spätere Richtung, wodurch er sich im Gegensatz gegen die damals herrschende antikisierende Richtung stellte. Sein renitentes Verhalten auf der Akademie führte dahin, daß er mit mehrern Freunden (Pforr, Sutter und Vogel) 1810 entlassen wurde. Die Relegierten gingen nun nach Rom, wo sich ihnen noch andere deutsche Maler (Hottinger, Scheffer, W. Schadow, die beiden Veit u. a.) anschlossen. Ihr exclusives Wesen brachte dieser Malergesellschaft den Spitznamen «Klosterbrüder» oder «Nazarener» ein. O. vertiefte sich immer mehr in die kirchlich-romantische Anschauungsweise, als deren notwendige Konsequenz er wie zahlreiche gesinnungsgleiche deutsche Künstler dieser Zeit den übertritt zur kath. Kirche betrachtete (1813). Schon seine ersten selbständigen Kompositionen, unter denen besonders das später (1820) auf Rumohrs Veranlassung für die Marienkirche in Lübeck ausgeführte Ölbild Einzug Christi in Jerusalem (gestochen von O. Speckter) hervorzuheben ist, bekundeten diese Richtung. Mit Cornelius, Ph. Veit und W. Schadow war er 1816 an den Freskomalereien in der Casa Zuccari oder Bartholdy am Monte-Pincio in Rom beteiligt, welche einen Cyklus zur Geschichte Josephs darstellen. O. malte hierfür als Hauptbild: die Verkaufung Josephs (Karton im Städelschen Institut zu Frankfurt, lithographiert von Ori), und als Lünette: die sieben mageru Jahre (gestochen von A. Barth). Diese Leistungen wurden Anlaß, daß der Marchese Massimi, welcher sein Gartenhaus mit Darstellungen zu ital. Dichterwerken schmücken ließ, O. das Tasso-Zimmer zur Dekoration übertrug. Infolge dessen entstand seit 1820 der unter Beihilfe Führichs vollendete Cyklus von Wand- und Deckenbildern zum «Befreiten Jerusalem». Dem Jahre 1820 gehört auch das Ölgemälde Italia und Germania an (Neue Pinakothek zu München, lithographiert von Hoff und Kaufmann). Seit Vollendung der Fresken in der Villa Massimi widmete sich O. fast ausschließlich der kirchlichen Kunst; Arbeiten wie die meisterhaften Zeichnungen nach Thorwaldsens Alexanderzug, gestochen von Bettelini und Marchetti, sind ganz vereinzelt. Von entscheidender Bedeutung war hierbei ein Auftrag, den er für Assisi erhielt, wo er 1829 das Wandbild Rosenwunder des heil. Franziskus (Skizze im städtischen Museum zu Leipzig, lithographiert von J. C. Koch) im Giebelfeld der Zelle des heil. Franziskus innerhalb der Kirche Sta.-Maria degli Angeli malte. Zu den hervorragendsten Einzelwerken der Zeit bis 1840 gehören: Moses am Brunnen (jetzt in England, gestochen von Gruner), Elias' Himmelfahrt (gestochen von Ruscheweyh und J. C. Koch), die ganz in rafaelischem Geiste gehaltene Madonna (in der Neuen Pinakothek in München, gestochen von Felsing), das Sposalizio (Galerie Raczynski, Berlin), der Tod Josephs (Museum zu Basel, gestochen von Steifensand), die Krönung Marias im Dom zu Köln und die Pietà für die Marienkirche zu Lübeck. Ein ausdrückliches Bekenntnis seiner künstlerischen Absichten gibt das 1840 vollendete figurenreiche Gruppenbild Triumph der Religion in den Künsten (Städelsches Institut in Frankfurt, gestochen von Amsler). Am vollendetsten erscheint O. in seinen Zeichnungen. Neben dem Cyklus der Apostel und Evangelisten (gestochen von Bartoccini und Keller), den Passionsbildern und zahlreichen weit verstreuten biblischen Einzelkompositionen stehen die 40 Blätter zu den Evangelien (in der Sammlung des Freiherrn von Lotzbeck auf Schloß Weyhern bei München, gestochen von Bartoccini, Keller, Pflugfelder, Steifensand u. a.) als klassische Werke ihrer Gattung, in welchen sich O.s geniale Begabung als Komponist und sein am Studium Rafaels gereifter Schönheitssinn aufs reinste offenbaren. In die letzte Periode des Meisters fallen verschiedene Entwürfe zu kirchlichen Freskodekorationen für Rom und Diakovar, vor allen aber der großartige mystische Cyklus zu den Sieben Sakramenten, bestehend aus Hauptfeldern, Friesen, Sockeln und Seitenleisten voll der geistund gemütreichsten Beziehungen zum Hauptthema (die großen Kartons, vollendet 1861, im Nachlasse O.s, Eigentum der Familie Hofmann in Wiesbaden, die kleinern Wiederholungen in Öl getuscht, in der Nationalgalerie zu Berlin, teilweise in Holz geschnitten von Gaber, außerdem in Photographien publiziert). O. starb in Rom, wo er der Akademie von San-Luca angehörte, 12. Nov. 1869.

Overbeck (Johs. Adolf), namhafter Archäolog und Kunsthistoriker, geb. 27. März 1826 zu Antwerpen, ein Enkel des Dichters Christian Adolf O. und ein Neffe des Malers Friedrich Overbeck, besuchte erst die Realschule, dann die Gelehrtenschule zu Hamburg und widmete sich dann 1845—48 zu Bonn philol. und archäol. Studien. Nachdem er einige Jahre in Hamburg gelebt, habilitierte er sich 1850 zu Bonn für Archäologie. Im J. 1853 ward er als außerord. Professor für letzteres Fach und als Direktor des Archäologischen Museums nach Leipzig berufen, wo er 1858 eine ord. Professur erhielt. Von O.s wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: «Galerie heroischer Bildwerke der alten Kunst» (Bd. 1, «Die Bildwerke zum Thebischen und Troischen Heldenkreise», Halle 1851—53, mit Atlas), die «Geschichte der griech. Plastik» (2 Bde., Lpz. 1857—58; 3. Aufl. 1880—81) und «Pompeji in seinen Gebäuden, Altertümern und Kunstwerken» (Lpz. 1856; 4. Aufl. 1884), «Die antiken Schriftquellen zur Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen» (Lpz. 1868), endlich «Griech. Kunstmythologie» (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1871 fg.), begleitet von dem «Atlas der griech. Kunstmythologie» (Lpz. 1872 fg.). Außerdem noch zahlreiche Aufsätze und Abhandlungen in Akademie- und Zeitschriften, darunter die «Beiträge zur Erkenntnis

und Kritik der Zensreligion» (Kpz. 1863) und «Über die Lade des Kypselos» (Kpz. 1865). Das Archäologische Museum der leipziger Universität ist zum größten Teil erst von O. geschaffen worden.

Over Darwen, Stadt in der engl. Grafschaft Lancaster, mitten in Moorlandhügeln, 25 km im NW. von Manchester, Station der Linie Bolton-le-Moors-Blackburn der Lancashire and Yorkshire-Eisenbahn, hat (1881) 29747 E., eine Markthalle, über 40 Baumwollspinnereien mit 15000 Webstühlen und 250000 Spindeln, die ausgedehntesten Papiertapetendruckereien in ganz England, Papierfabriken, eine Kattundruckerei, Ziegeleien, Eisen- und Gelbgießereien, Kohlengruben und Steinbrüche. Das großartige Gebäude der Industrial Cooperative Society wurde 1867 erbaut.

Oversee, Dorf im Kreis Flensburg der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, an der Treene, 7,5 km südlich von Flensburg, mit (1880) 303 E. Am 24. April 1848 wurde dort die Nachhut des bei Schleswig tags zuvor geschlagenen dän. Heers von der Vorhut des 10. deutschen Bundesarmeekorps unter General von Schnehen nachmittags angegriffen und mit Verlust geworfen. Dies Gefecht wird auch nach dem nördlich von O. gelegenen Dorf Bilschau benannt. Am 6. Febr. 1864 fand bei O. ein Gefecht statt, in welchem die Österreicher unter Feldmarschalleutenant von Gablenz die Nachhut der aus dem Danewerk abziehenden dän. Armee unter General Steinmann nach Klein-Selk hin zurückwarfen.

Overskou (Thom.), dän. dramatischer Dichter, geb. 11. Okt. 1798 in Christianshavn, einem Stadtteil Kopenhagens, trat bei einem Schmied in die Lehre, ging 1818 zum Theater über und war 1823—42 Hofschauspieler in Kopenhagen. Seine erste Originalarbeit, das Drama «Farens Dage», kam 1826 zur Aufführung. Von 1849 bis 1858 war er Oberregisseur am Hoftheater; er starb zu Kopenhagen 7. Nov. 1873. O. gehört zu den fruchtbarsten neuern dän. Dramatikern; seine Arbeiten im Fache des Lustspiels und Vaudeville haben meist allgemeinen Beifall gefunden. Unter seinen Originalarbeiten, von denen er selbst eine revidierte Ausgabe («Comedier», 5 Bde., Kopenh. 1851—52) veranstaltete, verdienen die Lustspiele «Østergade og Vestergade» (1828), «En Brylluppsdags Fataliteter» (1840) und «Pak!» (1845) besondere Hervorhebung; ferner die Volkskomödie «Capriciosa» und die Baudevilles «Kunstnerliv» und «En Fødselsdag i Stutteriet». Auch schrieb er mehrere kunsttheoretische und bühnengeschichtliche Arbeiten, unter denen besonders «Folketheatret» (Kopenh. 1846) und «Den danske Stueplads i dens Historie» (Bd. 1—5, Kopenh. 1854—64; Supplement 1865; Bd. 6 u. 7, Kopenh. 1873—76) hervorzuheben sind.

Overveen, Dorf bei Harlem (s. d.).

Overweg (Adolf), deutscher Afrikareisender, geb. 24. Juli 1822 zu Hamburg, studierte in Bonn und Berlin Naturwissenschaften, besonders Geologie, und begleitete 1850 Richardson und Barth auf der großen Expedition nach Innerafrika. Während der Reise von Tripoli über Murzuk, Ghat, Air und Damerghu nach Haussa (24. März 1850 bis Jan. 1851) machte O. Breitenbestimmungen, meteorolog. und geolog. Beobachtungen und namentlich Höhenmessungen, aus denen hervorging, daß die Sahara nicht, wie man früher allgemein glaubte, eine niedere Ebene, sondern ein großes Hochland ist. Von Tassana aus besuchte er allein als der erste Europäer die heidnischen Landschaften Gober und Maradi, traf 7. Mai 1851 in Kuka ein und befuhr von Juni bis August den Tsadsee auf einem zu diesem Zwecke von Tripoli mitgebrachten Boote. Nachdem er mit Barth die Reisen nach Kanem und Mußgu gemacht (Sept. 1851 bis Febr. 1852), dann allein von Kuka südwestlich nach Fika gegangen (März bis Mai 1852) und den Komadagu, den westl. Zufluß des Tsad, von Jo bis Dutsi verfolgt (Aug. bis Sept. 1852) hatte, starb er 27. Sept. 1852 zu Madnari am Tsad. Über seine Reisen und Beobachtungen vgl. die «Monatsberichte der Gesellschaft für Erdkunde» zu Berlin (Bd. 8 u. 9), die «Zeitschrift für allgemeine Erdkunde» (Bd. 1) und Petermann, «Account of the progress of the expedition to Central-Africa» (Gotha 1854).

Overyssel, niederländ. Provinz, zwischen den Provinzen Drenthe, Friesland und Gelbern, den preuß. Provinzen Hannover und Westfalen und der Zuidersee, zählt auf 3345 qkm (1883) 281597 E. Die Provinz hat ihren Namen von dem Flusse Yssel (s. d.), welcher die Südwestgrenze gegen Geldern bildet, und ist eine weite Ebene, die nur in der Mitte von geringen Hügeln unterbrochen wird, vorwaltend, besonders im östl. Teil, aus Moor- und Heideland besteht, im Westen aber, gegen die Yssel hin, fruchtbaren, getreidereichen Marschboden enthält. Vieh- und Bienenzucht, Torfstich und zum Teil Ackerbau sind die Hauptbeschäftigungen der Bewohner. Fabrikthätigkeit hat sich vorzüglich in der Baumwollspinnerei und Weberei der Landschaft Twenthe (mit den Orten Enschede, Almelo, Goor, Oldenzaal, Hengelo ꝛc.) schwunghaft entwickelt. Bedeutend sind die Stein- und Ziegelbrennereien an der Yssel. Die Hauptstadt ist Zwolle (s. d.).

Ovibos (lat.), der Bisamochse.

Ovidius (Publius Ovidius, mit dem Beinamen Naso), einer der hervorragendsten röm. Dichter der Augusteischen Zeit, geb. 43 v. Chr. in Sulmo, einer wohlhabenden Ritterfamilie angehörig, erhielt die sorgfältigste Ausbildung in der Rhetorenschule. Seine Lehrer waren Porcius Latro und Arellius Fuscus. Seine Bildung vollendete O. auf Reisen und lebte dann bei und in Rom in den glücklichsten Verhältnissen im Verkehr mit der Augusteischen Familie und seinen Freunden, bis er im J. 9 n. Chr. von Augustus aus nicht genügend aufgeklärten Gründen aus Rom nach der kleinen Stadt Tomi am Schwarzen Meer, in ein Land mit barbarischer Bevölkerung, fremder Sitte und Sprache, verbannt ward, wo er bleiben mußte bis an seinen im J. 17 n. Chr. erfolgten Tod. Nach neuern Forschungen soll er indes nicht in Tomi, sondern in Sabaria in Pannonien (dem jetzigen Steinamanger) gestorben und auch dort begraben worden sein.

O. ist kein Dichter von höherm Wert und tieferer Bedeutung, seine Poesie verrät zwar rhetorische Schulung und Gewandtheit; allein sie zeigt weder idealen Schwung, noch tiefere, ernstere Empfindung und Leidenschaft; aber O. ist pikant, witzig und geistreich, er beherrscht meisterhaft die Form, seine Verse sind die leichtesten, welche die röm. Litteratur aufzuweisen hat. Die meisten seiner Werke sind noch vorhanden. Zu diesen gehören zunächst «Epistulae» oder «Heroides», 21 Briefe von Heroinen und Heroen an ihre fernen Geliebten. Aber nur die 14 ersten Heroinenbriefe rühren sicher

von Ovid her, der unter Sapphos Namen gehende sicher nicht, und auch die sechs letzten Briefe sind wahrscheinlich nicht von Ovid; ferner in derselben Form der Elegie «Amores» (3 Bücher), eigentliche Liebeselegien. Am vollendetsten in der Form ist die «Ars» («Ars amandi», «Ars amatoria», die Kunst zu lieben, in 3 Büchern) und gewissermaßen dazu gehörig: «Remedia amoris» (Mittel gegen die Liebe). Das bekannteste und gelesenste Werk O.' sind jedoch die «Metamorphoses» (Verwandlungen, in 15 Büchern), in welchen mit allem Aufwand von rhetorischem und dichterischem Apparat die auf Verwandlungen bezüglichen Fabeln der griech. und ital. Mythologie zu einem freilich losen Ganzen verbunden werden, das schließlich in die Vorgeschichte des Julischen Hauses und dessen Verherrlichung ausläuft. Den Metamorphosen zur Seite treten die unvollendeten «Fasti» (6 Bücher) in Distichen, ein fortlaufender poetischer Kommentar des röm. Kalenders, der je in einem Buche die Erklärung der Feste eines Monats, ihre Mythen, Gebräuche u. s. w. gibt. Weniger Interesse haben die in der Verbannung geschriebenen «Tristia» (Trauerlieder, 5 Bücher) und «Epistolae ex Ponto» (4 Bücher), die durch Einförmigkeit des Inhalts ermüden und auch in der Form schwächer sind. Auch werden dem O. teils mit Recht, teils mit Unrecht einige kleinere, ganz oder teilweise erhaltene Gedichte zugeschrieben, die von geringerer Bedeutung sind. Ein Trauerspiel «Medea» ist verloren.

Seit der ersten Ausgabe (Rom u. Bologna 1471) sind zahllose Gesamt- und Einzelausgaben erschienen. Die wichtigern sind die der gesamten Werke von D. Heinsius (3. Ausg., Leid. 1661), J. L. Jahn (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1828—32, unvollendet), Merkel (3 Bde., Lpz. 1850—52) und Riese (3 Bde., Lpz. 1871—74); der «Heroides» von Terzstra (Leid. 1829), Loers (Kobl. 1829—30), der «Carmina amatoria» von Müller (Berl. 1861), der «Metamorphoses» von Gierig (3. Aufl. von J. L. Jahn, Lpz. 1821), Mor. Haupt (Bd. 1, 6. Aufl., besorgt von Korn, Berl. 1878; Bd. 2, 2. Aufl., Berl. 1881). Übersetzungen sämtlicher Werke sind in den beiden stuttgarter Sammlungen und mit dem latein. Text (Leipzig) erschienen.

Oviedo, Hauptstadt der span. Provinz Oviedo oder des ehemaligen Fürstentums Asturien (s. d.), eine Ciudad von (1877) 34460 E., Sitz eines Bischofs, eines Obergerichts und einer Universität, liegt 228 m über dem Meere auf einem Hügel zwischen der Nora und dem Nalon in einer fruchtbaren und überaus anmutigen Ebene und ist Station der Bahn Leon-Gijon. Die Stadt ist regelmäßig und gut gebaut, hat einen großen schönen Platz, fünf Pfarrkirchen, drei Nonnen- und mehrere ehemalige Mönchsklöster, ein großes sehenswertes Hospiz und Armenhaus, eine Strafanstalt, ein Militärhospital, eine schöne Wasserleitung von 41 Bogen, viele merkwürdige Paläste span. Granden und hübsche Promenaden. Die wichtigsten Gebäude sind: die 760 von Pekayos Enkel, Fruela, gegründete, in ihrer jetzigen Gestalt erst 1388 vollendete Kathedrale mit einem durch seine hohe und durchbrochene Architektur ausgezeichneten Turm, der, von vier kleinern Türmen flankiert, erst 1528 hinzugefügt wurde, mit den Gräbern von 14 Königen und Königinnen und einer reichen Reliquiensammlung; ferner die von König Silo (775—784) gegründete got. Kirche San-Salvador, ebenfalls mit vielen Merkwürdigkeiten und Kunstschätzen; das alte Schloß und das königl. Nonnenkloster San-Pelayo. Außer der 1580 gegründeten Universität hat O. eine Lateinschule, eine Normal-, eine Zeichen- und vier Freischulen, ein Schullehrerseminar und eine Gesellschaft mit Lehrstühlen für angewandte Chemie und Geometrie, sowie für Staatswirtschaftslehre. Die Industrie der Stadt selbst beschränkt sich auf mehrere Leder- und Hutfabriken; von Wichtigkeit ist aber die königl. Waffenfabrik. Im Gebiete der Stadt, in dem 12000 Menschen in zerstreuten Häusern und Häusergruppen wohnen, liegt unweit vom Rio Nalon das Warmbad Caldas de Prlorio (34° R.) mit schöner Badeanstalt. Der Distrikt O. ist ein Hauptsitz der span. Eisenerarbeitung. Es gibt hier eine Menge Hohöfen, Reoerber, Cubiloten, Coks-, Stahl-, Guß- und Zinkofen. Nur 11 km westlich von O. an der Einmündung der Trubia in den Nalon liegt Trubia, mit O. durch Eisenbahn verbunden, eine große königl. Eisenhütte, Geschützgießerei, Stahl- und Gewehrfabrik, die sehr bedeutend produziert. O. (mittellat. Ovetum) ward von Fruela um 765 erbaut und anstatt Gijon 792 von König Alfons II. zur Residenz erhoben, dessen Enkel Fruela II. aber 924 die Residenz nach Leon verlegte. In den J. 877 und 901 wurden in O. Konzile abgehalten. Als ihr Hafen gilt die 25 km im Nordnordosten gelegene Stadt [Villa) Gijon (s. d.).

Ovine (Schafpocke), s. unter Kuhpocke.

Ovis (lat.), das Schaf.

Ovoskop, soviel wie Eierspiegel.

Ovulum (lat., kleines Ei), soviel wie Samenknospe der Pflanzen. [Infekten.

Owaihi, soviel wie Hawaii, s. u. Sandwich-

Owego, Ort in Pioga-County im nordamerik. Staate Neuyork, am Susquehannafluß, zählt (1880) 9884 E. Der herrlich gelegene und schön gebaute Ort hat Mühlen, Eisengießereien, eine Pianofabrik, Seifen-, Wagen- u. s. w. Fabriken.

Owen, Stadt im württemb. Donaukreise, Oberamt Kirchheim unter Teck, an der Lauter, am Nordfuße der Rauhen Alp, 7 km südlich von Kirchheim, hat (1880) 1420 evang. E., eine schöne restaurierte got. Kirche mit den Gräbern der Herzöge von Teck, Schrauben- und blanke Mutternfabrik, Wein- und Obstbau (namentlich Kirschen). Unweit östlich erhebt sich die 778 m hohe Teck mit den Resten des Stammschlosses der Herzöge von Teck und dem sagenreichen Sibyllenloch, einer Höhle mit 8 m breitem und 4 m hohem Eingange.

Owen (John), lat. Audoenus genannt, einer der bekanntesten unter den neuern lat. Dichtern, geb. zu Llanarmon in Wales, studierte zu Oxford die Rechte, nahm aber wegen Armut 1591 eine Schullehrerstelle zu Trylegh bei Monmouth und 1594 zu Warwick an und starb 1622 zu London. Vorzugsweise wurde von ihm das Epigramm mit Glück behandelt, und er entwickelt darin in lebendiger und korrekter Sprache treffenden Witz und große Menschenkenntnis, obgleich auch frostige Spielereien und Verstöße gegen den Anstand vorkommen. Seine Epigramme erschienen zuerst unter dem Titel «Epigrammatum libri X» (Lond. 1606) und wurden seitdem häufig wieder gedruckt, am besten unter Renouards Besorgung (Par. 1794). Jördens gab O.s «Epigrammata selecta» (Lpz. 1813; deutsch, Nördl. 1863) und Ebert ein «Libellus epigrammatum» (Lpz. 1825) heraus.

Ein anderer **John O.**, geb. 1616, gest. 1683, war unter Cromwell Vizekanzler der Universität Oxford, welchen Posten er jedoch nach der Restauration Karls II. wegen seines Anschlusses an die Independenten verlor. Er gehörte zu den fruchtbarsten theol. Schriftstellern seiner Zeit; seine gesammelten Werke umfassen 50 Bände.

Owen (Richard), berühmter engl. Naturforscher, geb. 20. Juli 1804 zu Lancaster, studierte auf der Universität Edinburgh und ließ sich hierauf als Wundarzt in London nieder, widmete sich aber zugleich mit Eifer naturwissenschaftlichen und namentlich anatom. Studien, wobei ihm das Museum des College of Surgeons trefflich zu statten kam, zu dessen Konservator er 1835 ernannt wurde. Der von ihm mit ebenso viel Fleiß und Umsicht zusammengestellte Katalog desselben machte seinen Namen in weiten Kreisen bekannt. Neben dieser anstrengenden Arbeit ließ O. noch eine Reihe von größern, selbständigen Werken erscheinen, die zur Förderung der Wissenschaft, namentlich der vergleichenden Anatomie und Paläontologie mächtig beitrugen. Außerdem veröffentlichte er zahlreiche Abhandlungen in den Memoiren der Royal-Society und anderer gelehrten Vereine, wie der British-Association, zu deren thätigsten Mitgliedern er gehört, und der Microscopical-Society, deren erster Präsident er war. O. wirkt gegenwärtig als Professor der Anatomie und Physiologie am Königlichen Institut zu London, sowie als Oberaufseher der naturwissenschaftlichen Fächer im British-Museum. Als Zeichen der Anerkennung verlieh ihm die Königin Victoria Ende 1851 das früher von dem König Ernst August von Hannover bewohnte Haus in Kew-Green zum Aufenthalt.

Owen (Robert), engl. Sozialist, geb. 14. Mai 1771 zu Newtown in der Grafschaft Montgomery, widmete sich der Handlung und heiratete im Alter von 30 J. die Tochter des reichen Manufakturisten Dale zu Manchester, der ihm die Leitung einer großen Baumwollspinnerei zu New-Lanark in Schottland übertrug. Er brachte nicht nur diese Fabrik zu einer großen Blüte, sondern versuchte auch die materielle Lage und die geistige und sittliche Entwickelung seiner Arbeiter in einer Weise zu fördern, die allgemeine Bewunderung hervorrief. Durch solchen Erfolg ermuntert, geriet O. auf die Idee, als Reformator des gesellschaftlichen Elends überhaupt aufzutreten. Zuvörderst veröffentlichte er seit 1812 seine Ansichten in der Flugschrift «New views of society, or essays upon the formation of human character». Um Elend und Entartung auszurotten, soll nach ihm eine gänzliche Veränderung der äußern Verhältnisse des Menschen oder vielmehr eine neue systematische Erziehung des Einzelnen vorgenommen werden. Das Prinzip, das dieser Reform zu Grunde liegt, ist die Unzurechnungsfähigkeit, d. h. die völlige moralische Nichtverantwortlichkeit des Individuums rücksichtlich seiner Lage wie seiner Handlungen. Demzufolge müssen nicht nur Lob und Tadel, Strafe und Belohnung wegfallen, sondern auch eine absolute Gleichheit in allen Rechten und Pflichten eingeführt, jede Superiorität aber, namentlich die des Kapitals, abgeschafft werden. O. geriet durch seine sozialen und philos. Theorien bei der Geistlichkeit und Bourgeoisie immer mehr in Verruf, sodaß er sich 1823 entschloß, seine Reformen, namentlich den Plan einer kommunistischen Association, statt in England in Amerika zur Ausführung zu bringen. Er kaufte von dem Württemberger Rapp die Kolonie New-Harmony an den Ufern des Wabash, im Staate Indiana, und forderte Talent, Kapital und kräftige Arbeiterfamilien zum Eintritt auf. Allein da meist nur verarmte, abenteuerliche Individuen sich einstellten, scheiterte das Unternehmen schon 1826. Ebenso mißlang ein Plan zur Kolonisierung von Texas, und O. kehrte 1827 nach England zurück.

Unter den zahlreichen Schriften, welche O. in der Form von Traktätchen ausstreute, gewähren am meisten Einsicht in seine Ideen die «Lectures on a new state of society», «Essays on the formation of human character», «Outline of the rational system» und sein Hauptwerk «The book of the new moral world». Mit seinen Schülern, den sog. **Owenisten**, wurde er außerdem seit 1827 die Seele der Arbeitervereine, aus denen der Chartismus (s. d.) hervorging. Auch die genossenschaftliche Kooperativbewegung ist aus seiner Schule hervorgegangen. Sein System entwickelte er aufs neue in der Schrift «Revolution in the mind and practice of the human race» (Lond. 1850). Er starb in seinem Geburtsort Newtown 17. Nov. 1858. Vgl. Sargent, «Robert O. and his social philosophy» (Lond. 1860); Booth, «Robert O. the founder of socialism in England» (Lond. 1869).

Sein ältester Sohn, **Robert Dale O.**, geb. 7. Nov. 1801 in New-Lanark, der ihn nach Amerika begleitete und dort zurückblieb, vertrat als Anhänger der demokratischen Partei 1843—47 den Staat Indiana im Kongreß und war von 1853 bis 1858 Geschäftsträger der Vereinigten Staaten in Neapel. In seinen spätern Jahren war er ein eifriger Vorkämpfer des Spiritualismus, den er unter andern in «Footfalls on the boundary of another world» (1860) und «The debatable land between this world and the next» (1872) verteidigte. Er starb 25. Juni 1877 in Neuyork.

Ein zweiter Sohn, **David Dale O.**, geb. zu New-Lanark 24. Juni 1807, wurde mit Robert in Hofwyl erzogen und ging dann gleichfalls nach Amerika, wo er sich den Naturwissenschaften und namentlich geolog. Studien widmete. Er veröffentlichte im Auftrage der Regierung «Geological sketch of Indiana» (2. Aufl. 1859), «Geological survey of Wisconsin, Iowa and Minnesota, etc.» (Neuyork 1852), «Geological survey of the state of Kentucky» (4 Bde., 1857—61) und einen geolog. Bericht über Arkansas. Er starb zu New-Harmony 13. Nov. 1860.

Owenisten, Anhänger von Rob. Owen (s. d.).

Owen Sound, Stadt in der Provinz Ontario des Dominion of Canada, an der Südspitze des Owen Sound, einer südl. Bucht der Georgian-Bai des Huronsees, zählt (1881) 4426 E.

Owen Stanley, Berg an der Südostküste von Neuguinea, 4024 m hoch, nach seinem Entdecker, dem Kapitän Owen Stanley (geb. 1811 zu Norwich, gest. 1850 zu Sydney), (1848) benannt.

Owidiopol, Stadt im russ. Gouvernement Cherson, Kreis Ananjew, am Flüßchen Baraboa, in der Nähe des Dnjestr-Limans, mit (1882) 4687 E. Nach früherer Annahme lag an der Stelle der jetzigen Stadt im Altertum Tomi, der Verbannungsort des röm. Dichters Ovid, daher man die Stadt bei ihrer Gründung 1793 nach ihm benannte. Nach neuern Forschungen hat aber hier nicht Tomi, sondern Niconium gelegen.

Owinsk, Rittergut im preuß. Regierungsbezirk und Landkreise Posen, rechts an der Warthe in waldiger Gegend, 15 km nördlich von Posen, hat (1880) 1134 überwiegend poln. E., eine Provinzial-Irrenanstalt, zum Teil in den Räumen des ehemaligen, 1797 säkularisierten Cistercienserinnenklosters, eine schöne ehemalige Klosterkirche, in romanischem Stil erbaut, mit wertvollen Deckengemälden und Holzschnitzereien und ein Schloß mit Park.

Owosso, Stadt im Shiawassee-County im nordamerik. Staat Michigan, liegt auf beiden Seiten des Shiawasseeflusses und an der Detroit- und Milwaukee-Eisenbahn, und hat (1880) 2501 E., verschiedene Mühlen und Maschinenwerkstätten, Handel mit Weizen und Wolle.

Oxalate, s. Oxalsaure Salze.

Oxalatsteine, s. unter Harnsteine.

Oxalideen (Oxalideae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 250 Arten, die hauptsächlich in wärmern Gegenden wachsen. Es sind krautartige Gewächse mit gefiederten oder handförmig geteilten oder auch dreizähligen Blättern und regelmäßigen zwitterigen, meist lebhaft gefärbten Blüten, die aus 5 Kelchblättern, 5 Blumenblättern, 10 oft am Grunde miteinander verwachsenen Staubgefäßen und einem fünffächerigen Fruchtknoten mit 5 Griffeln bestehen. Die Frucht ist meist eine mehrsamige Kapsel; die Samen haben eine hautartige Hülle, die bei der Reife plötzlich reißt und durch ihr elastisches Zurückspringen den Samen ziemlich weit fortschleudert. Manche Botaniker rechnen die O. zu den Geraniaceen (s. d.).

Oxälis *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Oxalideen. Die zahlreichen, vorzüglich in Südafrika und in der subtropischen Zone Süd- und Nordamerikas einheimischen Arten haben meist drei- oder vierzählige Blätter. Die Blüten bestehen aus einem fünfblätterigen oder fünfteiligen Kelche und einer trichterförmigen, fünfblätterigen Blumenkrone. Die Frucht ist eine häutige, fünffächerige, durch Mittelteilung aufspringende Kapsel; die Samen haben eine fleischige, elastisch aufspringende Außenhaut. In Deutschland kommen nur drei Arten vor, von denen zwei, welche häufig als Unkraut auftreten und gelbe kleine Blumen an ihren ästigen Stengeln tragen, nicht einmal einheimisch, sondern aus Nordamerika eingewandert sind (O. stricta und cornicutata *L.*). Wirklich einheimisch ist aber der gemeine Sauerklee (O. Acetosella *L.*), auch Hasenklee, Hasenampfer, Kuckuksklee, und Kleesalzkraut genannt, welcher überall in Deutschland an feuchten, schattigen Orten und namentlich auf moosigem Boden schattiger Wälder häufig wächst. Diese durch Zartheit ausgezeichnete Pflanze ist ausdauernd, hat einen fadigen, kriechenden Wurzelstock, keinen Stengel, sondern bloß langgestielte Kleeblätter und lange, grundständige, einblütige Stiele mit weißer oder rötlichweißer Blume. Sie blüht im April und Mai, entwickelt aber später im Sommer noch eine andere kleinere Form von Blüten, welche meist unter dem Moose versteckt bleiben. Ihr Kraut ist reich an saurem oxalsaurem Kali, und dieses Salz wurde früher nur aus dem Sauerklee bereitet. Auch die Oxalsäure (s. d.) hat von ihm den Namen. Früher ward das Kraut als Herba Trifolii acetosi, Herba Acetosellae oder Allelujae als kühlendes Mittel zu mediz. Zwecken gebraucht. Verschiedene kapländische und amerik. Sauerkleearten zieht man auch als Zierpflanzen in Gärten. Namentlich ist die mit vierzähligen Blättern begabte O. tetraphylla *Cav.*, welche einen zwiebelartigen Wurzelstock und lilafarbene, in Dolden gestellte Blüten besitzt, zu Einfassungen von Gartenbeeten beliebt. Eine andere amerik. Art, O. crassicaulis *Zucc.*, hat einen knolligen, nußartigen Wurzelstock, welcher eßbar ist und wie die Kartoffel zubereitet werden kann. Dasselbe gilt von der mexik. Art O. esculenta *Lk.*, die im tropischen Amerika oft angebaut wird. Ihre ebenfalls in Dolden gestellten Blumen sind violett, im Grunde gelblich. Die Blätter vom gemeinen Sauerklee bilden im irländ. Wappen ein heraldisches Emblem und werden Shamrok genannt, kommen auch unter diesem Namen in engl. Dichtungen vor.

Oxallit, eins der wenigen in der Natur als Mineral vorkommenden Salze mit organischer Säure; bildet ockergelbe bis strohgelbe haarförmige Kryställchen, die als traubige oder erdige Aggregate, auch als Anflug erscheinen; chemisch besteht der O. aus 42,11 Eisenoxydul, 42,10 Oxalsäure, 15,79 Proz. Wasser, der Formel $2FeC_2O_4 + 3H_2O$ entsprechend; er findet sich bloß in Braunkohlen, z. B. zu Kolosoruk bei Bilin, zu Groß-Almerode in Hessen.

Oxalium, veraltete Bezeichnung für saures Kaliumoxalat. (S. unter Oxalsaure Salze.)

Oxälsäure (Kleesäure, Sauerkleesäure), $C_2H_2O_4$ oder $\begin{matrix}COOH\\COOH\end{matrix}$, kryställisiert $C_2H_2O_4\,2H_2O$, eine organische Säure und nächst der Kohlensäure die sauerstoffreichste der organischen Verbindungen, findet sich im Pflanzenreich sehr verbreitet, besonders kommt sie als saures Kalisalz in Oxalis Acetosella (s. Oxalis), als Kalksalz in vielen Pflanzen und im Harn (einige Harnsteine bestehen daraus), als Ammoniaksalz im Guano vor. Die Gewinnung der O. aus den Pflanzen ist jetzt von keiner Bedeutung mehr, im großen stellt man sie durch Oxydation der sog. Kohlehydrate (Stärke, Zucker, Cellulose) dar; früher geschah diese Oxydation durch Salpetersäure, die man auf Zucker oder Stärkemehl einwirken ließ, jetzt wendet man als oxydierendes Mittel schmelzendes Alkali und als Kohlehydrat Sägemehl, Kleie, Pergamentpapierabfälle oder Cellulose an. Das hierbei entstehende oxalsaure Natron wird durch Kalkmilch in oxalsauren Kalk übergeführt und aus dem Kalksalz durch Schwefelsäure die O. abgeschieden, die man dann durch Abdampfen der Lösung kryställisiert gewinnt. Sie bildet farblose Prismen von stark saurem Geschmack, löst sich in Wasser und Alkohol. Beim raschen Erhitzen zerfällt sie in Kohlenoxyd, Kohlensäure, Ameisensäure und Wasser, mit Glyzerin erhitzt bildet sie Ameisensäure. Bei einer Temperatur unter 70° verliert sie ihr Kryställwasser, ohne zu schmelzen und kann, entwässert, bei vorsichtigem Erhitzen im Luftstrom in schönen großen, glänzenden Nadeln sublimiert werden. Die O. und einige ihrer Salze, besonders das saure Kalisalz, finden ausgedehnte Anwendung in der Kattundruckerei als Ätzbeize, ferner in der Woll- und Seidenfärberei, in der Wolldruckerei, zum Beseitigen von Tinte- und Rostflecken, zum Bleichen von Stroh und in der Kosmetik zum Weich- und Weißmachen der Hände. Die O. ist ein heftiges Gift; das beste Gegenmittel ist fein geschlämmte Kreide.

Oxalsaure Salze, Oxalate, entstehen durch Neutralisation der Oxalsäure mit den betreffenden Basen oder durch gegenseitige Zersetzung von

löslichen Metallsalzen mit oxalsauren Alkalien. Die Oxalsäure ist eine zweibasische Säure und bildet dem entsprechend zwei Reihen von Salzen, neutrale und saure. Die Alkalioxalate sind in Wasser löslich und krystallisieren leicht, die meisten übrigen Oxalate sind weiße, in Wasser unlösliche, aber in den meisten Säuren leicht lösliche Niederschläge. Von den Salzen sind zu erwähnen:

1) Kaliumoxalate. a) Neutrales Salz, krystallisiert $\left\{\begin{matrix}COOK\\COOK\end{matrix}\right. H_2O$. Oxalsaures Kali wird erhalten, indem eine Lösung von Oxalsäure mit kohlensaurem Kali bis zum Verschwinden der sauren Reaktion versetzt und zur Krystallisation verdampft wird. b) Saures Salz, krystallisiert $\left\{\begin{matrix}COOK\\COOH\end{matrix}\right. H_2O$, saures oxalsaures Kali, Kleesalz, Sauerkleesalz, Oxalium, Sal Aceto sellae, wird erhalten, indem man ein Volum einer Oxalsäurelösung mit kohlensaurem Kali neutralisiert und dann ein gleich großes Volumen Oxalsäurelösung von gleichem Gehalt hinzufügt. Das saure Salz ist schwerer löslich als das neutrale, es krystallisiert sehr leicht. Es verbindet sich mit Eisenoxyd zu einem löslichen Doppelsalz, daher seine Anwendung zur Beseitigung von Rost- und Tintenflecken. c) Vierfachsaures Salz $\left\{\begin{matrix}COOK\ COOH\\COOH\ COOH\end{matrix}\right. 2H_2O$, es entsteht, indem man von vier Volumen einer heißen Oxalsäurelösung ein Volum mit kohlensaurem Kali neutralisiert und alsdann die übrigen drei Volumina der Oxalsäurelösung zufügt. Beim Erkalten der Flüssigkeit scheidet sich das Salz, wenn die Flüssigkeit umgerührt wird, als glänzendes körniges Krystallmehl fast vollständig ab. Man verwendet das Salz zweckmäßig statt freier Oxalsäure bei alkalimetrischen Operationen. Vor dieser hat es den Vorzug, leicht in chemischer Reinheit erhalten werden zu können und nicht zu verwittern.

2) Ammoniumoxalate. Die drei Ammoniumoxalate entsprechen den Kaliumverbindungen. Von diesen hat aber nur das neutrale Salz $C_2(NH_4)_2O_4H_2O$ allgemeineres Interesse. Es entsteht beim Neutralisieren von Oxalsäure mit Ammoniak oder Ammoniumcarbonat und bildet schöne, wasserhelle Krystalle, welche in 24 Teilen Wasser löslich sind. Es findet als Reagens Verwendung in der chem. Analyse.

3) Calciumoxalat. Das neutrale Salz $C_2CaO_4H_2O$ fällt beim Vermischen von siedendheißen neutralen, oder mit Essigsäure angesäuerten Lösungen von Kalksalzen mit Ammoniumoxalat, als weißer, krystallinischer, in Wasser und Essigsäure unlöslicher, in Mineralsäuren aber leicht löslicher Niederschlag. Beim Erhitzen gibt das Salz zuerst sein Krystallwasser ab, wird dann unter Freiwerden von Kohlenoxyd in Calciumcarbonat und bei intensiver Rotglut in Ätzkalk verwandelt. Auf diesem Verhalten beruht die analytische Abscheidung und quantitative Bestimmung des Kalks.

Oxenstjerna (Axel, Graf), berühmter schwed. Staatsmann, geb. zu Fänö in Uppland 16. Juni 1583, studierte zu Rostock, Wittenberg und Jena Staatsrecht und Theologie, ging 1606 als Gesandter an den mecklenb. Hof und wurde 1609 in den Senat aufgenommen. Seine erste polit. That war die Beilegung gewisser Streitigkeiten zwischen dem livländ. Adel und der Stadt Reval, wobei er seine Talente in einem so günstigen Lichte zeigte, daß der König ihn zum Vormund der königl. Kinder machte und an die Spitze der Regentschaft stellte. Als Gustav II. Adolf den Thron bestieg, wurde er zum Kanzler ernannt, und 1613 war er bei den Friedensunterhandlungen zu Knäröd zwischen Schweden und Dänemark Bevollmächtigter. Im J. 1614 begleitete er den König nach Livland und hatte bald die Genugthuung, die Feindseligkeiten zwischen Rußland und Schweden durch den Frieden von Stolbowa beendigt zu sehen. Später wurde er mit verschiedenen Regimentern nach Preußen geschickt und zum Generalgouverneur aller daselbst den schwed. Waffen unterworfenen Distrikte ernannt. Als die Kaiserlichen nach Pommern gingen, um sich zu Herren der Ostküsten zu machen, unterhandelte er mit dem Herzog von Pommern wegen der Besetzung Stralsunds durch schwed. Truppen statt der dänischen, die den Platz in Besitz hatten, und ging sodann nach Dänemark, um die Genehmigung des Königs dazu auszuwirken. Auch gelang es ihm, durch franz. und engl. Vermittelung 1629 mit Polen einen sechsjährigen Waffenstillstand in Stuhmsdorf abzuschließen. Als der Kriegsschauplatz in das Herz von Deutschland verlegt worden war, wurde O. von Gustav Adolf mit unbeschränkter Vollmacht in allen Staats- und Militärangelegenheiten am Rhein versehen und nahm sein Hauptquartier in Mainz, während Gustav Adolf in Bayern und Franken vordrang. O. war mit den gesammelten Truppen vom Rhein aufgebrochen, um zu dem König zu stoßen, und stand in Oberdeutschland, als dieser 1632 bei Lützen fiel.

Auf die Nachricht vom Tode des Königs ging O. nach Dresden und Berlin, um die Maßregeln wegen Fortsetzung des Kriegs zu verabreden. Hierauf trat er mit verschiedenen Fürsten in Unterhandlungen, versammelte einen Kongreß zu Heilbronn (1633) und wurde hier als Direktor des evang. Bundes anerkannt. Er ging dann nach Frankreich und Holland, um beide Mächte zur Teilnahme an der Sache der Evangelischen zu gewinnen. Doch bei seiner Rückkehr nach Sachsen fand er alles in der größten Unordnung, die Bundesgenossen schwankend, die Soldaten mißvergnügt und der Zucht entwöhnt und fast alle muthlos durch den unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Nördlingen, während der Kurfürst von Sachsen offen der Sache des Feindes beigetreten war. Sein an Hilfsquellen reicher Geist wußte jedoch auch unter diesen Umständen die Angelegenheiten seiner Partei vom Untergange zu retten. Nachdem er sie gesichert sah, kehrte er 1636 nach Schweden zurück. (S. Dreißigjähriger Krieg.) Er legte die ihm anvertraute Gewalt nieder und nahm seinen Sitz im Senat als Kanzler des Reichs und einer der fünf Vormünder der Königin Christine. Seine Hauptsorge war jetzt, die Königin mit allem, was auf die Regierungskunst Beziehung hatte, bekannt zu machen. Im J. 1645 leitete er die Unterhandlungen mit Dänemark zu Brömsebro. Nach der Rückkehr erteilte ihm die Königin Christine die Grafenwürde. Er starb 28. Aug. 1654. O. gehört zu den berühmtesten Staatsmännern. Die Verwaltungsgesetze, die er entwarf und die 1634 von den schwed. Ständen angenommen wurden, galten für ein Meisterwerk der Staatskunst. Die Ehre und Unabhängigkeit seines Vaterlandes aufrecht zu erhalten und durch Belebung des Handels und Kunstfleißes, verbunden mit weiser Ökonomie,

die innere Wohlfahrt zu vermehren, waren seine großen Bestrebungen. Von seinen Schriften sind nur einige im Druck erschienen. Vgl. Lundblad, «Svensk Plutarch» (Bd. 2, Stockh. 1826; deutsch, 2 Bde., Stuttg. 1826—27).

Oxford, eine der mittlern Grafschaften Englands, zwischen Warwick, Northampton, Buckingham, Berkshire und Gloucester gelegen, mit (1881) 179650 E. auf 1902,3 qkm, bildet eine wellenförmige, mit Hügeln, einigen Waldungen und Fruchtäckern abwechselnde Ebene, die größtenteils fruchtbaren und teilweise lehmigen, sandigen oder steinigen Boden hat. Das Klima ist gesund, obgleich zuweilen feucht und kalt. O. wird im Süden von dem Flusse Isis begrenzt und von mehrern kleinen Flüssen durchschnitten, von denen die Cherwell und die Thame die wichtigsten sind. Die Isis, welche sich nahe bei Dorchester mit der Thame vereinigt, erhält von dort ab den Namen Themse. Unter den Kanälen ist der 1769—90 erbaute, 140 km lange Oxford- und Birminghamkanal, welcher den Trent mit der Themse verbindet, der wichtigste. Die Hauptprodukte der Grafschaft sind Weizen, Gerste, Hafer, Rüben, Obst und Gartenfrüchte. Viehzucht wird auch getrieben, aber Manufakturen sind unbedeutend. Die Grafschaft selbst schickt drei Mitglieder ins Parlament, die Universität zwei und die Stadt ein Mitglied.

Oxford, die Hauptstadt der Grafschaft, Municipalstadt, Parlamentsborough und als Bischofssitz eine City, auf der Eisenbahn 95 km gegen Nordwest von London entfernt, liegt in einer freundlichen, gesunden Gegend auf einer Anhöhe, an der Vereinigung der Isis mit der Cherwell, über welche letztere die 150 m lange steinerne Magdalenenbrücke führt. Mehrere Eisenbahnlinien treffen zu O. zusammen. Die Stadt zählt (1881) 40862 E., die ihren Erwerb hauptsächlich in der Universität finden. Mit seinen Kuppeln, Türmen und Kirchspitzen bietet O. einen imposanten Anblick dar und gehört zu den schönsten Städten Englands. Die Hochstraße (High Street) ist 800 m lang, stellenweise 26 m breit, steht in ihrer Schönheit einzig da und ist mit prächtigen Kirchen und Kollegiengebäuden, sowie mit altertümlichen Privathäusern besetzt. Die breite Straße (Broad Street) und St.-Giles sind ebenfalls sehr schöne Straßen. Von dem alten Schlosse, im 11. Jahrh. von Robert d'Oiley erbaut, steht nur noch der Turm und von der Stadtmauer sind nur noch einige Reste vorhanden. O. hat eine Grafschaftshalle, Stadthaus, Gefängnis, ein großes Krankenhaus, eine Kornbörse, 21 anglikanische und viele andere Kirchen. Christ-Church-Kathedrale (die kleinste in England), teilweise aus dem 12. Jahrh. stammend, wurde vielfach restauriert. Die Kirche von St.-Martin the Virgin (die Universitätskirche), aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., hat einen reichverzierten Turm. Nahe der Kirche von St.-Mary Magdalen steht das 1841 errichtete Martyr Memorial, mit den Bildsäulen Cranmers, Ridleys und Latimers in den Nischen. Die Allerheiligenkirche (All Saints) ist im griech. Stil gebaut; die älteste Kirche ist St.-Peter's in the East.

Die wichtigsten Gebäude gehören der Universität an, die altberühmt und dem Range nach die erste in Großbritannien ist. Schon unter Eduard dem Bekenner (1041—66) hatte O. als Schule alter Gelehrsamkeit großen Ruf, aber erst 1201 wird es als Universität genannt und ihre Statuten rühren vom Erzbischof Laud (1636) her, sind aber häufig von dem Parlament und von der Universität selbst verändert worden. Die Jahreseinnahme wird auf 400000 bis 500000 Pfd. St. geschätzt. Dieselbe besteht gegenwärtig aus 21 Kollegien, von welchen das University-College (1249) das älteste ist, dann folgen Merton (1264) und Balliol (1269), alle übrigen stammen aus dem 14. bis 18. Jahrh., mit Ausnahme von Keble, welches 1870, und Herford (früher Magdalen-Hall), das 1874 gestiftet wurde. Neuerdings wurden auch zwei Hallen für junge Damen zum Zwecke höherer Ausbildung errichtet. Die Zahl der Professoren beläuft sich auf 45, die der Studenten auf etwa 3000, welche alle das Examen ablegen und dadurch den Grad als Baccalaureus, später als Magister artium erhalten und damit ein Stimmrecht auf Lebenszeit in allen Angelegenheiten der Universität erhalten. Unter den Collegien ist Christ-Church (1525) mit einer schönen Bibliothek und Speisesaal das größte und besuchteste; All-Souls-(Aller-Seelen-)College (1437) mit Bibliothek und Kapelle, Magdalen-College (1458) mit hohem Turm, New-College (1379) mit Kapelle und Gärten, und Brazenose (1509) sind sehr große und stattliche Gebäude. Die Universitäts- oder Bodleyanische Bibliothek (Bodleian Library), eine der größten Büchersammlungen Europas, zählt über 400000 Bände gedruckter Bücher und beinahe 30000 Handschriften. Ihr Gebäude (1602) enthält eine Gemäldegalerie u. s. w. Die Rotunde mit ihrem Dom und Kuppeln, 1737—49 erbaut, aus der Erbschaft des Dr. Radcliffe, wird jetzt als Lesezimmer für die Bodleyanische Bibliothek benutzt und hat den Namen Camera Bodleiana. Die Radcliffe-Bibliothek, von Dr. Radcliffe gegründet, enthält ausnahmslos Bücher über Medizin und Naturwissenschaften und ist in dem Universitätsmuseum, einem Gebäude im venet.-got. Stil (1855—60) aufbewahrt. Daselbe enthält außer der Bibliothek ein schönes Naturalienkabinett, ein chem. Laboratorium, ein physiol. Laboratorium, Hörsäle u. s. w. Das Ashmolean-Museum (1679—83) enthält angelsächs. und mittelalterliche Antiquitäten, eine ethnologische Sammlung und die Arundelsche Marmorchronik (s. d. b.). Andere Universitätsgebäude sind das Sheldonian-Theater (1664—69), in welchem die jährliche Feier (Commemoration) der Gründer und Wohlthäter der Universität abgehalten wird; die Examinationsschulen, 1883 erbaut, zu welcher Zeit die alten Schulen von der Bibliothek in Besitz genommen worden; das Clarendon-Gebäude (1711—13), früher als Druckerei benutzt, jetzt aber als Registratur der Universität u. s. w. verwendet; die Taylor-Institution für Studium moderner Sprachen, welches eine dem Zwecke entsprechende Bibliothek und ein schönes Lesezimmer besitzt; die Universitätsgalerien mit Skulpturen, Gemälden und andern Kunstgegenständen, die Radcliffe-Sternwarte (1772—75) und die Universitätssternwarte (1873—74), beide mit den herrlichsten Instrumenten versehen; die Universitätsdruckerei (1826—30), woselbst außer klassischen und andern Werken, welche von der Universität herausgegeben werden, auch die Bibel in vielen Sprachen gedruckt wird; das Indian-Institute (1883—84) für Studien, die sich auf Indien beziehen und auch daselbst von Eingeborenen Indiens betrieben werden, und ein Botanischer Garten mit dazugehöriger Bibliothek und andern Hilfsmitteln zum Studium.

Vgl. Wood, «History and Antiquities of O.» (5 Bde., Oxf. 1786—96); Ingram, «Memorials of O.» (3 Bde., Oxf. 1837); Parker, «Oxford, a Handbook for Visitors» (Oxf. 1876); «Publications of the O. Historical Society» (1884 fg.); «Catalogues of the Bodleian Library»; Huber, «Die engl. Universitäten» (2 Bde., Kassel 1839—40).

Geschichtlich tritt O. zur Zeit der angelsächs. Könige unter dem Namen Oxenaford auf. Es wurde zweimal von den Dänen belagert; 1015 wurde hier ein angelsächs. Konzilium (Coetenagemate) abgehalten. Wilhelm der Eroberer belagerte und nahm die Stadt 1066 und König Stephan 1142 nach der Flucht Mathildens. Am 11. Juni 1258 wurde hier das Tolle Parlament eröffnet. Im J. 1555 wurden die Bischöfe Latimer und Ridley und 1556 der Erzbischof Cranmer verbrannt. Jakob I. verlegte 1605 seinen Hof nach O. Karl I. hielt dort 1625 sein Parlament ab, auch unter Karl II. wurde dasselbe hier zweimal abgehalten.

Oxford (Rob. Harley, Graf von), engl. Staatsmann, geb. zu London 5. Dez. 1661, kam 1688 ins Parlament, trat zunächst auf die Seite der Whigpartei, schloß sich dann aber den Tories an. Im J. 1701 zum Sprecher des Parlaments erwählt, behauptete er diese Würde, bis er 1704 Staatssekretär wurde. Er wurde zwar 1708 von Marlborough gestürzt, erhielt aber, als die Tories 1710 wieder ans Ruder kamen, mit seinem alten Genossen St.-John (s. Bolingbroke) die leitende Stelle zurück. Zum ersten Lord des Schatzes und zum Grafen von Oxford erhoben, schloß er den Frieden von Utrecht, durch welchen England von dem Kriege gegen Frankreich zurücktrat. Noch vor dem Tode der Königin verlor O. durch einen Konflikt mit der mächtigen Kammerfrau Lady Masham die Gunst der Königin, die ihm 27. Juli 1714 das Siegel des Schatzes nahm. Als nach Georgs I. Thronbesteigung die Whigs ans Ruder kamen, ward O., des Hochverrats angeklagt, in den Tower geschickt, aus dem er erst 1717 unter Niederschlagung des Prozesses entlassen ward. Er starb 21. Mai 1724.

Sein Sohn, Edward Graf von O., vermehrte eifrig die väterliche Bibliothek, von welcher Oldys und Johnson einen Katalog (4 Bde., Lond. 1743) herausgaben. Nach dem Tode desselben, 16. Juni 1741, wurden die Bücher verkauft, die Handschriften aber kamen ins Britische Museum, wo sie die Bibliotheca Harleiana bilden. Das letzte Glied dieser Familie, Alfred, sechster Graf von O., starb 19. Jan. 1853. Mit ihm erlosch auch der Titel.

Oxhoft (= Ochsenkopf, engl. hogshead [d. h. Schweinskopf], frz. barrique), ein größeres Maß besonders für Wein und Spirituosen von verschiedenem Inhalt, der meist zwischen etwa 200 und 240 l schwankt. In Deutschland umfaßte das O. meist 1½ Ohm (s. d.). Die im Weinhandel sehr verbreitete Barrique von Bordeaux (Bordelaise) soll 228 l enthalten, wird aber gewöhnlich nur = 225 l gerechnet. Das engl. Hogshead = ½ Pipe oder ½ Tun ist in neuem Maß (seit 1826) bei Ale und Bier 54 Imperial-Gallons = 245,353 l, bei andern Flüssigkeiten aber = 63 Imperial-Gallons = 286,246 l. In altem Maß (gesetzlich noch in einem Teil der engl. Kolonien und in den Vereinigten Staaten) hat das O. für Ale 48 (alte) Ale- und Bier-Gallons = 221,809 l, für Bier 54 solche Gallons = 249,836 l, für andere Flüssigkeiten aber 63 (alte) Wein-Gallons = 238,475 l. (S. Gallon.)

Oziäs, griech. Inseln, s. Echinaden.

Oxonia, der lat. Name von Oxford.

Ox-tail soup (engl., spr. Ochtelsup), Ochsenschwanzsuppe.

Oxus, im Altertum der Amu-Darja, s. Amu.

Oxyallyltricarbonsäure, s. Citronsäure.

Oxychloride, Verbindungen von Metallchloriden mit Metalloxyden oder Metalloxydhydraten.

Oxyd heißt im allgemeinen jede Verbindung eines Metalls oder Nichtmetalls mit Sauerstoff, im engern Sinne aber nur, wenn sie nicht saure Eigenschaften hat. Gibt ein Metall mehrere O., die nicht Säuren sind, so nennt man von diesen das der Verbindung mit Säuren fähige O., das, welches zu wenig Sauerstoff enthält, um mit einer Säure ein Salz bilden zu können, Suboxyd, diejenige Oxydationsstufe aber, die zu viel Sauerstoff enthält, um mit einer Säure ein Salz zu bilden, Superoxyd oder Hyperoxyd. Sind zwei O. fähig, Salze zu bilden, so heißt das niedrigere Oxydul, das höhere O. Ist noch ein drittes O. vorhanden, so bezeichnet man dasselbe häufig als Sesquioxyd. In der ältern chem. Sprache nannte man die Metalloxyde Metallkalke; daher ist denn auch verkalken gleichbedeutend mit oxydieren, d. h. verbinden mit Sauerstoff. (S. Calcination.) Die Franzosen und Engländer und die modernen deutschen Chemiker bezeichnen häufig die O. eines Metalls bloß der Zahl nach als Protoxyde, Deuteroxyde oder Bioxyde, Trioxyde, Tetroxyde, Pentoxyde u. s. w. und wenden diese Nomenklatur auch auf Säuren, namentlich die Anhydride derselben an; so nennt man schwefelige Säure Schwefeldioxyd, Kohlensäure Kohlendioxyd, Schwefelsäure Schwefeltrioxyd. Oxyd- und Oxydulsalze nennt man diejenigen Salze, welche durch Reaktion von Säuren auf die betreffenden O. und Oxydule entstehen können.

Oxydation ist die Umwandlung eines einfachen Körpers in ein Oxyd, oder die Überführung eines niedern Oxyds in eine an Sauerstoff reichere Verbindung. Sie erfolgt durch direkte Vereinigung mit freiem Sauerstoff, durch Erhitzen an der Luft, durch Verbrennen, oder durch Übertragung von gebundenem Sauerstoff von sauerstoffreichen an sauerstoffreie oder sauerstoffarme Körper, so z. B. durch chlorsaures oder übermangansaures Kali.

Oxydierte Salzsäure, alter Name für Chlor.

Oxydul, s. unter Oxyd.

Oxygen, s. Sauerstoff.

Oxylos heißt in der griech. Sage der Ätoler, welchem die Dorier, die einem Orakel zufolge einen Dreiäugigen zum Führer auf dem Zuge in den Peloponnes wählen sollten, dieses Amt übertrugen, weil er einäugig auf einem Pferde oder (nach anderer Angabe) im Besitz seiner zwei Augen auf einem einäugigen Maultier ritt. O. wurde dann, an der Spitze der mit ihm gekommenen Ätoler, König von Elis.

Oxymel, pharmaceutische Präparate, bestehend aus mit Pflanzenessig vermischtem und verdampftem Honig. Die Deutsche Pharmakopöe von 1882 führt nur noch den Oxymel Scillae unter den offiziellen Präparaten auf; zur Darstellung desselben werden 5 Teile Meerzwiebelessig und 10 Teile Honig gemischt und verdampft, bis das Gewicht des Rückstandes 10 Teile beträgt.

Oxymōron (grch., «scharfsinnig-dumm»), eine anscheinend sinnlose Verbindung von sich wider-

sprechenden Begriffen, in der sich aber ein witziger, geistreicher Gedanke verbirgt. So redet Horaz von insaniens sapientia, unweise Weisheit, und von strenua inertia, geschäftiger Müßiggang.

Oxyneurin, s. Betain.

Oxypropionsäure, s. Milchsäure.

Oxysalze, s. unter Salze.

Oxysäuren nennt man alle Säuren, welche ein an eine oder an mehrere Hydroxylgruppen gebundenes Radikal enthalten, zum Unterschiede von den Wasserstoffsäuren, welche aus Verbindungen von einfachen Körpern und Wasserstoff bestehen. Die Salpetersäure $NO_2.OH$, die Schwefelsäure $SO_2(OH)_2$, die Phosphorsäure $PO(OH)_3$ sind Oxysäuren, die Chlorwasserstoffsäure Cl, die Jodwasserstoffsäure HI sind Wasserstoffsäuren.

Oxysulfurete, Verbindungen von Schwefelmetallen mit Metalloxyden oder Metalloxydhydraten.

Oxytönon (grch.) heißt in der griech. Betonungslehre ein Wort, wenn es den Acut auf der Endsilbe hat, z. B. βασιλεύς (König).

Oxyuris (grch.), Madenwurm (s. d.).

Oyapoc (portug. Rio Oyapocy), Grenzfluß zwischen Französisch-Guaiana und der brasilian. Provinz Grão Pará in Südamerika, entspringt auf dem Gebirge Tumuc-Humac, fließt in fast gerader Linie nach NNO., nimmt links den Camopi auf und mündet nach einem Laufe von 330 km westlich vom Kap d'Orange in den Atlantischen Ocean. Trotz Stromschnellen und Wasserfällen wird er weit hinauf von Booten befahren.

Oybin, ein 512 m hoher bewaldeter Sandsteinfelsen, liegt im südlichsten Teile der sächs. Oberlausitz bei dem gleichnamigen Dorfe, 7—8 km im SSW. von Zittau, zu dessen Stadtgebiet er gehört. Der bienenkorbförmige O. erhebt sich in einem amphitheatralisch von höhern Bergen eingeschlossenen Thal, von drei Seiten ganz frei stehend, auf der vierten nur durch einen schmalen Rücken mit dem nahen Pferdeberge verbunden, dessen Höhe einen schönen Blick auf den O. gewährt. Vom Gesellschaftsplatze aus genießt man durch die enge Thalspalte zwischen dem Töpfer- und Ameisenberge eine schöne Aussicht in das romantische Thal und über Zittau bis in die Gegend von Görlitz. Während die Ruinen der um 1349 von Kaiser Karl IV. mit Hilfe der Zittauer zerstörten Raubburg nur noch aus wenigen spärlichen Überresten bestehen, gehören die des Cölestinerklosters, namentlich die herrliche Kirchruine, zu den malerischsten Deutschlands. Der Bau des Klosters begann auf Anordnung Karls IV. 1369, und 1384 wurde die herrliche Cölestinerkirche durch den Erzbischof von Prag eingeweiht. Die Hussiten beschossen 28. Sept. 1429 das Kloster ohne Erfolg. Um 1545 verließen die Cölestiner das Kloster und bezogen den Väterhof in Zittau. König Ferdinand I. säkularisierte nun die Klostergüter und 17. Nov. 1574 gingen sie durch Kauf in den Besitz der Stadt Zittau über. Infolge eines Blitzstrahls, welcher 24. März 1577 das Kloster traf, wurde es durch Brand vernichtet. Das am Fuße des Bergs schön gelegene Dörfchen Oybin kommt als klimatischer Kurort in neuerer Zeit in Aufnahme. Vgl. Pescheck, «Der O. bei Zittau» (Zittau 1804); derselbe, «Geschichte der Cölestiner des O.» (Zittau 1840); Korschelt, «Geschichte von Olbersdorf bei Zittau» (Zittau 1864); Moschkau, «Der O. bei Zittau» (4. Aufl., Zittau 1883); derselbe, «Oybin-Chronik» (Lpz. 1884).

Oynhausen, soviel wie Oeynhausen.

Oyssel, s. Oise.

Ozäna (grch.), Stinknase, chronischer Katarrh der Nasenhöhle mit übelriechender Absonderung. (S. unter Nase, anatom.)

Ozark-Mountains, Bergzug in den Vereinigten Staaten von Amerika, welche am Missouriflusse im Staat Missouri anfangen und sich südwestlich über die nordwestl. Ecke des Staates Arkansas in das Indian-Territorium hinziehen und nahe dem Red-River endigen.

Ozelot (Felis Pardalis), s. Panther.

Ozene, bei Ptolemäos Name der Hauptstadt des ind. Reichs Larica, das heutige Udschain.

Ozieri, Bezirkshauptort in der ital. Provinz Sassari, auf Sardinien, 42 km im OSO. von Sassari, in einer Schlucht, Station der Bahn Cagliari-Golfo degli Arcanei, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, ein Seminar und (1881) 8602 E.

Ozokerit, ein in der Natur vorkommendes Wachs (Erdwachs), das in bräunlichen bis dunkel lauchgrünen Massen, die ein spezifisches Gewicht von 0,94 bis 0,97 und einen aromatisch-bituminösen Geruch besitzen, in großer Menge in Galizien, Rumänien, hauptsächlich in Sand, Lehm und Mergel gebettet, gefunden wird. Es besteht aus Kohlenstoff und Wasserstoff ($C_n H_{2n}$) und schmilzt zwischen 62—85° C. Das am Kaspischen Meere massenhaft vorkommende Neft-gil (oder Naphthadil) ist mit dem O. identisch. Man fabriziert aus dem O. durch Destillation Paraffin (s. d.), welches sich von dem aus Braunkohle gewonnenen durch größere Härte und höhern Schmelzpunkt vorteilhaft unterscheidet. In neuerer Zeit ist das O. ein wichtiges Material für die Erzeugung von Ceresin, Mineralwachs oder imitiertem Bienenwachs geworden.

Ozolische Lokrer, s. unter Lokris.

Ozon oder aktiver Sauerstoff ist eine Modifikation des gewöhnlichen (inaktiven) Sauerstoffs (s. d.) und wurde auf Grund älterer Wahrnehmungen von Schönbein in Basel 1840 entdeckt. Infolge seines eigentümlichen Geruchs erhielt der neue Körper den Namen O. (von ὄζειν, riechen). Er findet sich häufig in der Luft, stets aber nur in geringen Mengen; in reiner Gestalt konnte das O. bis jetzt nicht dargestellt werden, sondern tritt immer mit gewöhnlichem Sauerstoff gemengt auf, in welchen es leicht, vollständig schon bei 200°, übergeführt wird. Es unterscheidet sich von dem inaktiven Sauerstoff außer durch seinen Geruch durch seine energischen oxydierenden und bleichenden Wirkungen. Aus dem gewöhnlichen Sauerstoff entsteht es durch Austausch starker elektrischer Spannungen und bei allen langsamen Oxydationen, z. B. wenn man Phosphor der Luft so aussetzt, daß er nur sehr allmählich sich oxydieren kann. Zur Darstellung von O. läßt man die Entladungen eines kräftigen elektrischen Funkeninduktors durch einen langsamen Strom von reinem Sauerstoffgas gehen. Bei der Elektrolyse von Oxyden sich abscheidendes Sauerstoffgas enthält stets namhafte Mengen von O. Aus einer Jodkaliumlösung macht O. das Jod frei. Papierstreifen, welche mit Jodkaliumstärkelösung getränkt sind, lassen sich daher als Ozonometer, d. h. zur Abschätzung der in der Luft enthaltenen Ozonmengen anwenden, wenn man sie, vor der Einwirkung des Lichts geschützt, einige Zeit der freien Luft aussetzt. Die Intensität der Bläuung nach

einer bestimmten Zeitdauer zeigt geringere oder größere Ozonmengen an. Die Menge des in der Luft enthaltenen O. ist stets eine Minimale; so fanden Plesse und Pierre in 255 l Luft $0{,}00002$ g, Zenger in 100 l untersuchter Luft $0{,}000002$ bis höchstens $0{,}00001$ g Ozon. Auf die Schleimhäute der Atmungswege wirkt das O. heftig irritierend und ruft schon in sehr verdünnter Form bei längerm Einatmen katarrhalische Affektionen hervor. Wenn daher bei der Schilderung eines Kur- oder Badeortes unter den Vorzügen der große Ozongehalt der dort herrschenden Luft hervorgehoben wird, so ist eine solche Behauptung in dem Sinne, in welchem sie aufgestellt wird, ohne naturwissenschaftliches Fundament und auf Rechnung der Reklame zu schreiben, da von heilkräftigen Wirkungen des O. absolut nichts bekannt ist, soviel auch von Laien davon geredet wird. Nach den bis jetzt vorliegenden Untersuchungen enthält ein Molekül O. drei Atome Sauerstoff. Eine dritte Modifikation des Sauerstoffs, die man früher annahm und Antozon nannte, hat bei wiederholten Untersuchungen als nicht existierend sich erwiesen.

Ozorkow, russ. Stadt, soviel wie Osorkow.

P.

P, der 15. Buchstabe unsers Alphabets, ist das Zeichen für den stummen labialen Verschlußlaut (s. Konsonant) und bildet mit b, v (d. h. w), f, m die Labialreihe der deutschen Konsonanten. Auf dem Gesetz der Lautverschiebung beruht es, daß im Deutschen außer nach s (vgl. unser spähen und lat. specio, con-spicio) das ursprüngliche indogerman. p in f übergegangen ist; vgl. sanskrit. paçu, lat. pecus, got. faihu (spr. fehu), unser vieh; sanskrit. pitar, grch. πατήρ, lat. pater, got. fadar, unser vater. Nach der Lautverschiebung beruht ferner das im Gotischen und den mit ihm auf gleicher Stufe des Konsonantismus stehenden german. Sprachen vorhandene p auf indogerman. b, dieses kam aber im Anlaut der Worte so selten vor, daß das Gotische und die übrigen german. Sprachen, wie es scheint, kein einziges einheimisches mit p anfangendes Wort haben, sondern nur Fremdworte, z. B. gotisch pund = lat. pondus. Im Hochdeutschen ist infolge der sog. zweiten Lautverschiebung das got. p zu f oder pf geworden; vgl. gotisch slêpan, althochdeutsch slâfan, unser schlafen; got. skapjan, althochdeutsch scepfen, unser schöpfen in Schöpfer. In den mit p anfangenden Fremdworten ist p im Hochdeutschen durchweg zu pf geworden, und ein pf im Anfang deutscher Worte beweist ohne weiteres, daß das betreffende Wort fremd ist; wie z. B. Pilgrim aus lat. peregrinus; Pflanze, althochdeutsch phlanza, aus lat. planta; Pfalz aus lat. palatium; Pforte aus lat. porta; Pfütze (althochdeutsch puzza, engl. put) aus lat. puteus; Pfund aus lat. pondus; Pflug aus dem Slawischen; Pferd aus dem mittellat. paraferedus, paraveredus u. s. w. Ph schreibt man im Neuhochdeutschen nur noch in griech. Fremdworten und spricht es wie f, in altdeutschen Texten bedeutet es pf.

Als Abkürzungszeichen steht P auf röm. Inschriften, Handschriften u. s. w. für Publius, Populus, Pontifex, Proconsul; in neuerer Zeit für Papa (Papst), Pastor, Professor u. s. w.; auf Gemälden für Pinxit («hat gemalt»). In Citaten bedeutet p soviel als pagina (d. i. Seite), in der Musik piano; p. p. (namentlich auf Briefen an der Stelle der Titulatur) praemissis praemittendis (s. d.). Auf dem Revers älterer franz. Münzen bezeichnet P die Münzstätte Dijon. In der Chemie ist P das Zeichen oder Symbol für Phosphor.

Pa., offizielle Abkürzung des nordamerik. Staats Pennsylvanien.

Paalzow (Henriette von), deutsche Romanschriftstellerin, geb. in Berlin 1788, gest. daselbst 30. Okt. 1847, war eine Schwester des Malers Wach und wurde an einen preuß. Stabsoffizier verheiratet. Nach einer fünfjährigen Ehe trennte sie sich jedoch von demselben und kehrte in das Haus der Mutter nach Berlin zurück. Einen überraschend schnellen und glänzenden Ruhm erwarb sich ihr anonym erschienener Roman «Godwie-Castle» (3 Bde., Bresl. 1836; 4. Aufl. 1842), dem mit gleichem Erfolg «St.-Roche» (3 Bde., Bresl. 1839; 3. Aufl. 1843) folgte. Gewandte und sichere Behandlung des histor. Stoffs, Verwertung desselben im Sinne aristokratischer Romantik und eine durchweg edle und reine Haltung des Ganzen machten beide Romane ihrer Zeit zu den gelesensten Büchern. Weniger war dies mit den spätern Romanen «Thomas Thyrnau» (3 Bde., Bresl. 1843) und «Jakob van der Nees» (3 Bde., Bresl. 1847) der Fall. Später wurde ihre Biographie («Ein Schriftstellerleben. Briefe der Verfasserin von Godwie-Castle an ihren Verleger», Bresl. 1855) herausgegeben, sowie eine neue Gesamtausgabe ihrer Werke (36 Bde., Bresl. 1855; neue Ausg., 12 Bde., Stuttg. 1874—75) veranstaltet.

Päan (eigentlich Paian, d. i. der Heilende) heißt bei Homer der Arzt der olympischen Götter, der dieselben, wenn sie verwundet sind, heilt. P. ist aber auch ein alter Beiname zunächst des Apollon als eines heilenden und rettenden Gottes, und wird dann auch andern Göttern, insbesondere Asklepios, auch Thanatos, beigelegt. — Päan hieß ferner eine Art Chorlieder, welche ursprünglich mit dem Kult des Apollon als P. zusammenhingen, wie sie denn auch stets den Refrain Jo Paian hatten. Schon in der Ilias wird ein P. auf den Gott als Befreier von der Seuche, die er verhängt hat, und nach der Erlegung des Hektor angestimmt. Insbesondere wurde der P. als Siegeslied nach dem Kampf, sowie auch als begeisternder Schlachtgesang vor demselben gesungen. Er wurde frühzeitig auf andere Götter übertragen, namentlich auf Zeus, auf Asklepios, Poseidon, Ares, schließlich auch auf göttlich verehrte Menschen. Zu den zahlreichen Dichtern von P., von denen zum Teil noch größere Bruchstücke erhalten sind, gehörten namentlich Thaletas, Tynnichos, Simonides und Pindar, auch Sophokles. Inschriftlich ist von einem gewissen Makedon ein solcher aus griech.-röm. Zeit vorhanden. Daß der noch erhaltene Lobgesang des

Aristoteles zu Ehren des Hermeias auf die Tugend P. genannt worden sei, wird dagegen schon im Altertum mit Recht getadelt.

Paar, rechtsseitiger Nebenfluß der Donau in Oberbayern, entspringt 11 km im ONO. von Landsberg am Lech und mündet zwischen Ingolstadt und Vohburg.

Paarendorfer Heide, eine größere Bodenanschwellung im Wieselburger Komitat Ungarns, nordöstlich vom Leithagebirge, trennt den Leithafluß vom Neusiedlersee und bildet eine Sandbank von etwa 23 qkm Umfang; sie besteht aus Quarz und Kalksteingeroll und hat die Form eines fast regelmäßigen Vierecks. An ihrer westl. Grenze befindet sich eine alte Schanze. Bei dem Dorfe Paarendorf werden große Wettrennen gehalten.

Paarzeher, s. unter Hustiere.

Pabianice, Stadt im russ. Gouvernement Piotrkow, Kreis Lask, hat Handel und Industrie, besonders in Baumwolle und zählt (1882) 6399 E.

Pabst, s. Papst.

Pabst (Heinr. Wilh. von), ausgezeichneter Landwirtschaftslehrer und landwirtschaftlicher Schriftsteller, geb. 26. Sept. 1798 zu Maar in Oberhessen, wurde 1831 Sekretär der hess. landwirtschaftlichen Vereine in Darmstadt, 1839 Direktor der landwirtschaftlichen Akademie in Eldena, 1843 vortragender Rat (Geh. Finanzrat) im preuß. Hausministerium. Im J. 1845 übernahm er die Direktion der Akademie Hohenheim, zugleich wurde er in den Adelsstand erhoben. Im J. 1850 folgte er einem Rufe als Direktor der landwirtschaftlichen Lehranstalt zu Ungarisch-Altenburg und wurde 1861 Ministerialrat im Österreichischen Ministerium für Handel und Volkswirtschaft. P. starb 10. Juli 1868 zu Hütteldorf bei Wien. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Lehrbuch der Landwirtschaft» (2 Bde., Darmst. 1833; 7. Aufl. mit der Biographie P.s, herausg. von Hamm, Wien 1877), «Landwirtschaftliche Taxationslehre» (Wien 1853; 2. Aufl. 1863), «Anleitung zur Rindviehzucht» (Stuttg. 1850; 3. Aufl. 1859).

Pabststein, s. Papststein.

Pacaraima (Sierra), Gebirgskette in Südamerika auf der Grenze von Venezuelisch-Guaiana und der brasil. Provinz Amazonas, östlich bis zum Essequibo in Britisch-Guaiana.

Pacca (Bartholomäus), röm. Kardinal, Bischof von Ostia und Velletri, geb. zu Benevent 15. Dez. 1756, wurde 1801 vom Papst Pius VII. zum Kardinal ernannt und gehörte zu den sog. schwarzen Kardinälen, die, weil sie sich geweigert, bei Napoleons Vermählung anwesend zu sein, den röm. Purpur nicht anlegen durften. In Verdacht, einen Aufruhr gegen die Franzosen angestiftet zu haben, wurde er 1808 verhaftet, durfte indes auf Vermittelung Pius' VII. als Gefangener bei diesem bleiben. Er folgte 1809 dem Papst in die Verbannung nach Frankreich, wurde aber von demselben getrennt und 2½ Jahre auf die Festung San-Carlo gebracht. Im J. 1814 wieder eingesetzt, verließ er 1815 bei Murats Ankunft in Begleitung des Papstes Rom aufs neue. Nach seiner zweiten Rückkehr wurde er Mitglied der Kongregation für die Missionsangelegenheiten Chinas und bewog Pius VII. zu vielen intoleranten Maßregeln. Unter Leo XII. legte er 1824 sein Amt als Camerlengo nieder. Er starb zu Rom 19. April 1844. Litterarisch hat sich P. bekannt gemacht durch die «Memorie istoriche del ministerio di due viaggi in Francia e della cattività nel castro di San-Carlo in Fenestrelle» (2. Aufl., 3 Bde., Rom 1830; deutsch, 2. Aufl., 3 Bde., Augsb. 1835), «Notizie sul Portogallo» (Rom 1835), «Relazione del viaggio di papa Pio VII. etc.» (Rom 1836).

Paccanaristen, auch Regulierte Geistliche oder Väter des Glaubens Jesu genannt, hieß ein Verein von frühern Jesuiten und andern Geistlichen, welcher den Zweck hatte, den vom Papste Clemens XIV. 1773 aufgelösten Orden der Jesuiten wieder einzuführen. Der Verein entstand in Löwen 1794 durch die frühern Jesuiten Charles de Broglie, de Tournely und Pey; er nannte sich Kongregation vom heiligen Herzen (du sacré-cœur). Da der aufgelöste Orden überall seine geheimen Anhänger hatte, verbreitete sich die Stiftung bald nach allen Seiten hin. In Deutschland gewann sie zunächst in Augsburg, dann in Passau und endlich in Wien (1796) festen Fuß, gründete in Hagenbrunn ein Kolleg und in Prag eine Novizenanstalt. Pius VI. vereinigte sie 1799 mit der von Nikolaus Paccanari, einem ehemaligen Schneidergesellen, 1792 in Spoleto gegründeten Kongregation vom Glauben Jesu. Nun verbreiteten sie sich in Deutschland, nach England, Holland, Frankreich, Rußland und Italien, traten aber nach Wiederherstellung des Jesuitenordens 1814 wieder vollständig in denselben zurück. Unter ihrem Einfluß entstand 1800 in Frankreich die Kongregation der Damen des heiligen Herzens, eines Frauenvereins zur kath. Erziehung der weiblichen Jugend, der sich ebenfalls über ganz Europa und bis nach Amerika ausdehnte, jetzt etwa 12000 Mitglieder zählt und in Deutschland 1873 mit den übrigen dem Jesuitenorden verwandten Kongregationen verboten wurde.

Pacchionische Granulationen, s. unter Granulation.

Pace (engl., spr. Pehß), Schritt (als Längenmaß = 5 Fuß engl.); auch Gangart des Pferdes.

Pacentro, Flecken in der ital. Provinz Aquila degli Abruzzi (Abruzzo ulteriore II), Bezirk Solmona, 2 km östlich von Solmona, am südwestl. Fuß des Monte-Morrone, hat (1881) 4181 E., Weberei, Fabrikation von Kupferschmiedewaren, Seidenkultur, Oliven- und Weinbau.

Pacetti (Camillo), ital. Bildhauer, geb. in Rom um 1760, hat einen geachteten Namen unter denjenigen Künstlern des 18. Jahrh., welche den klassizistischen Stil einführten und somit sich an die Bestrebungen Canovas anschlossen. P. war Professor an der mailänder Akademie und fertigte nun eine Reihe bedeutender Skulpturen für diese Stadt, so die Athena für die Brera, verschiedenes Figurales an dem Arco della pace, Ganymed mit dem Adler u. a. Sein Schwiegersohn, der Bildhauer Cacciatori, war ihm bei mehrern dieser Arbeiten behilflich, derselbe vollendete auch das Denkmal, welches P. später in der Brera errichtet wurde. P. starb 1826 in Mailand.

Pachämie (grch.), s. Pachyämie.

Pacheco (Donna Maria), die Gemahlin des Spaniers Juan de Padilla (s. d.), setzte nach dessen Tod 1521 die Verteidigung von Toledo gegen Karl V. fort, zog sich nach der Einnahme dieser Stadt in die Citadelle (den Alcazar) zurück, wo sie sich bis zum 10. Febr. 1522 hielt, dann aber nach Portugal entkam. Hier starb sie 1531.

Pachino, Ortschaft in der ital. Provinz Syrakus, Bezirk Noto, nördlich vom Kap Passaro (dem Promontorium Pachynum der Alten), der Südostspitze Siciliens, hat (1881) 7430, als Gemeinde 8274 E., ein Kastell, die große Kirche Santo-Crocifisso von 1790, einen kleinen Hafen (Pachyni Portus im Altertum), Wein- und Olivenbau, Thunfischerei und einen großen Viehmarkt (im August).

Pachometer (grch.), Werkzeug zum Messen der Stärke von Spiegelgläsern u. s. w.

Pachomius war der erste, der statt des freien Einsiedlerlebens das regelmäßige Zusammenwohnen der Mönche in Klöstern einführte, indem er um 340 auf der Nilinsel Tabenna eine Anzahl Einsiedler der Umgegend unter einem Dach vereinigte. Die ungemein strenge Regel des gemeinsamen Lebens, welche P. einführte, fand solchen Beifall, daß nicht bloß zahlreiche Einsiedler, sondern auch fromme Mädchen dem gegebenen Beispiel folgten. Die Schwester des P. ward so die Stifterin des ersten Nonnenklosters. Er starb 348 n. Chr.

Pacht heißt der Vertrag, durch welchen jemand gegen das Versprechen eines Zinses der zeitliche Besitz und der Bezug aller natürlichen und Civilfrüchte eines Gegenstandes an der Stelle des Verpachters eingeräumt wird. Der Pachtvertrag, der sich hiernach in der Regel auf Landgrundstücke (bail à ferme), möglicherweise aber auch auf bürgerliche Nahrungen, wie Gasthofsgerechtigkeiten, Fabriken und die damit verbundenen Erwerbsgelegenheiten, bezieht, ist unter dem Mietvertrag (s. d.) im weitern Sinne mit begriffen. Wenn dennoch die neuere Rechtssprache das Mieten von Wohnungen und beweglichen Sachen (bail à loyer) dem P. gegenübersetzt, so soll damit dessen Beurteilung nach den röm. Grundsätzen über **locatio conductio** nicht ausgeschlossen, sondern nur die Eigentümlichkeit und Mannigfaltigkeit der Nebenbestimmungen angedeutet werden, welche hierbei aus dem Wesen eines mehrgliedrigen wirtschaftlichen Betriebes hervorgehen. Der Pachtgegenstand ist nach den meisten neuern Rechten mutmaßlich für wenigstens eine Umschlagszeit überlassen und von dem Pachter nur unbeschadet der nämlichen spätern Produktionsfähigkeit zu benutzen. Die Sicherstellung des Verpachters in der letztern Richtung bildet, namentlich bei großen Grundstücken mit Einrichtungen zu landwirtschaftlichen Nebengewerben, eine der wichtigsten Aufgaben für die Cautelarjurisprudenz. Wegen der schnellen Abnutzung und Entwertung des beweglichen Gutsinventariums pflegt dasselbe dem Pachter nach einer Taxe überlassen zu werden, sodaß er den allmählichen Abgang immer aus eigenen Mitteln zu ersetzen und am Ende der Pachtzeit Stücke desselben Werts zurückzugeben oder die Differenz mit Geld auszugleichen hat. Besonders häufige Verwendung findet dieser Nebenvertrag hinsichtlich des Viehbestandes, woraus sich der Name Eisernviehvertrag (contractus socidae) erklärt. Insofern nichts anderes verabredet ist, trägt der Verpachter den Schaden, welcher sich durch Zufall an der Pachtsache ereignet, und hat auch, wenn aus gleichem Grunde bedeutende Verluste an den noch hängenden Früchten eintreten, einen Nachlaß am Zinse (Pachtremiß) zu gewähren.

Der Pachtzins, welcher sowohl in Geld als in Früchten bestehen kann, muß der Summe nach bestimmt sein. Bei seiner Bemessung nach Quoten des Ertrags, z. B. wenn ein Landstück um die Hälfte der Ernte ausgethan ist, liegt eine Art Gesellschaftsvertrag, die mehr in roman. Ländern gebräuchliche colonia partiaria, meta, metairie, Halbpacht, vor. Ein dingliches, von jedermann anzuerkennendes Recht an der Pachtsache entsteht durch deren Überlassung keineswegs, und der Pachter muß deshalb, wenn er von Dritten mit Eigentums- oder Servitutenklage belangt wird, den Kläger an den Verpachter als seinen Gewähren verweisen (auctoris nominatio). Auch ist er nach gemeinem Rechte nicht befugt, bei Störungen durch Dritte ohne besondere Vollmacht des Verpachters Klagbar zu werden. Vermöge des Satzes, daß Verträge ein Recht nur zwischen den Parteien begründen, brauchen Käufer und sonstige Singularsuccessoren des Verpachters die von demselben abgeschlossenen Pachtkontrakte nicht auszuhalten, außer wenn sie sich mittels besonderer Nebenberedung dazu verpflichtet haben oder wenn das Landrecht den Pachter zu bezüglichen Ansprüchen ermächtigt. Dadurch, daß die Wirkungen des P. auf eine bestimmte Zeit und auf die Person der Vertragschließenden beschränkt sind, unterscheidet sich derselbe von Erbpacht (s. d.) und Emphyteusis (s. d.).

Das Pachtsystem kam hier und da schon im frühesten Mittelalter und selbst im Altertum vor. Seine eigentliche Entwickelung und Bedeutung aber erlangte es jedoch erst nach der Beseitigung der persönlichen Unfreiheit der ländlichen Bevölkerung, besonders wenn, wie in England, auch eine Verdrängung der kleinen bäuerlichen Besitzer durch den Großgrundbesitz stattfand. Je mehr die Landwirtschaft zum intensiven Betrieb und zur kapitalistischen Produktionsweise überging, um so mehr Raum fand sich für die Verwendung des Pachtsystems. Der größere Pächter erscheint eben als kapitalistischer Unternehmer, der im Stande ist, sein ganzes Kapital in dem Betrieb zu verwenden, während er, falls er selbst ein Gut kaufen wollte, den größten Teil seines Kapitals festlegen müßte. Auch kann, wie das Beispiel Englands, der Niederlande und auch mancher deutscher Landesteile beweist, ein wohlhabender Pächterstand eine ebenso tüchtige ländliche Mittelklasse bilden, wie eine Bevölkerung von kleinen bäuerlichen Grundbesitzern.

Vgl. Blomeyer, «Pachtrecht und Pachtverträge» (Berl. 1873); Drechsler, «Der landwirtschaftliche Pachtvertrag» (2 Bde., Halle 1871).

Pachtvertrag, s. Pacht.

Pachuca, Hauptstadt des merik. Staates Hidalgo, 88 km im NNO. von Mexiko, 2600 m über dem Meere, hat 14265 E. und ist eine der ältesten Bergbaustädte Mexikos. Die Silbergruben, welche lange Zeit nicht ausgebeutet wurden, sind jetzt wieder aufgenommen worden.

Pachhämie (grch.), Dickblütigkeit.

Pachydermen, s. Dickhäuter.

Pachydermie, s. Elephantiasis.

Pachygraphisch (grch.), der Dicke, dem Querdurchschnitt nach darstellend.

Pachymeres (Georgios), byzant. Schriftsteller, geb. 1242 zu Nicäa, gest. nach 1308 in Konstantinopel, schrieb unter anderm eine Geschichte des Michael und des Andronikus Palälogus (herausg. von J. Becker, 3 Bde., Bonn 1835).

Pacificale (mittellat.), Reliquien- oder Kußkreuz, Kußtäfelchen.

Pacific-Eisenbahnen (Pacific Railroads), Name der Eisenbahnlinien, welche die Verbindung

des Atlantischen mit dem Stillen (Pacific-) Ocean vermitteln. Innerhalb des Gebietes der Vereinigten Staaten von Amerika gibt es folgende: 1) die Northern-Pacific vom Lake superior (Duluth und auch St.-Paul) nach dem Puget-Sound und nach Portland; 2) die Union-Central-Pacific von Council-Bluffs nach San-Francisco; 3) die Atlantic and Pacific von St.-Louis durch das Indian-Territory, Neumexiko, Arizona und Californien nach der Pacific-Küste; 4) die Southern-Pacific von Neuorleans durch Texas nach El Paso, von da westwärts durch Neumexiko und Arizona nach Fort Yuma am Colorado und von da durch Californien nach San-Francisco.

Die Union-Central-Pacific wurde 1863 begonnen und 1869 vollendet. Wie alle andern Pacific-Eisenbahnen, erhielt auch sie Unterstützung von der Bundesregierung. Die Northern-Pacific wurde 1864 organisiert und ging 1881 in die Hände der Oregon Railway and Navigation Company über. Diese benutzte, statt über die Cascade Range nach Puget Sound und von da nach Portland zu bauen, die Oregonbahn an der Südküste und die Bahn von Portland nach Puget-Sound. Die Atlantic and Pacific Company erhielt 1866 einen Freibrief, wurde aber bald unter dem Namen St.-Louis and San-Francisco Railroad organisiert und später mit der Atchison-Topeka- und Santa-Fé-Bahn verbunden. Im J. 1882 erhielt die Southern-Pacific Kontrolle über die St.-Louis and San-Francisco und führte die Atlantic and Pacific durch Neumexiko und Arizona bis an den Coloradofluß und verband sie von dort aus mit der Southern-Pacific. Die Direktoren der Santa-Fé kauften hierauf die Sonora-Bahn, welche vom Guyamas, am Golf von Californien, durch den Staat Sonora nach Arizona führt. Dadurch wurde die Verbindung von Kansas-City nach dem Pacific-Ocean hergestellt. Die Southern-Pacific ist eine Vereinigung von mehrern Eisenbahnen. Die eine, Texas and Pacific, ging 1881 in die Hände von Jay Gould über, der sie mit verschiedenen andern südwestl. Bahnen vereinigte, welche jetzt unter dem Namen Missouri-Pacific von Omaha, Kansas-City und St.-Louis nach Neuorleans, Galveston und dem Rio Grande und von dort aus über die Southern-Pacific nach San-Francisco führen. Da Jay Gould auch der Hauptbesitzer der Union-Central-Pacific ist, so gibt es nur zwei große Kompagnien: die Union-Central-Southern- und die Northern-Pacific.

Pacific-Ocean (Stilles Meer), s. Südsee.

Pacifizieren (lat.), in den Stand des Friedens zurückführen, Frieden stiften; davon das Substantivum Pacifikation.

Pacini (Filippo), ital. Anatom, geb. 25. Mai 1812 zu Pistoja, gest. 9. Jan. 1883 als Professor der Anatomie zu Florenz, entdeckte 1835 von neuem die schon früher von Vater aufgefundenen, aber wieder in Vergessenheit geratenen Nervenendigungen, die ihm zu Ehren als Pacinische Körperchen (s. d.) bezeichnet werden.

Pacini (Giovanni), ital. Opernkomponist, Sohn des Baßbuffosängers Luigi P. zu Syrakus, geb. 11. Febr. 1796, studierte Musik in Rom und dann in Bologna, wo Tommaso Marchesi im Gesange und Pater Stanislao Mattei in der Komposition seine Lehrer waren. Später unterrichtete ihn in Venedig noch Furlanetto, Kapellmeister an der Markuskirche. Im Alter von 18 J. brachte P. in Venedig seine erste Oper, «Annetta e Lucindo», auf die Bühne. Seine vorzüglichsten Werke sind: «Adelaida e Comingio» (1818), «L'ultimo giorno di Pompeia» (1825), «Medea», «Buon del monte», «Il falegname di Livonia», «Niobe» (1826), «I Crociati in Tolemaide» (1827), «Gli Arabi nelle Gallie» (1828), «Saffo» (1842) und «La fidanzata corsa» (1844). Die Gesamtzahl der Opern P.s beläuft sich auf etwa 90. P. wurde 1836 zum Direktor des Konservatoriums zu Viareggio bei Lucca ernannt. Er starb 6. Dez. 1867 auf seinem Landgute bei Pescia und hinterließ interessante Memoiren. Leichtigkeit und Gefälligkeit der melodischen Erfindung ist seinen Produktionen nachzurühmen.

Pacinische Körperchen, eigentümliche, schon von Abraham Vater (geb. 1684, gest. 1751 als Professor der Anatomie in Wittenberg) aufgefundene, von Filippo Pacini (s. d.) wieder entdeckte mikroskopisch kleine Körperchen, welche sich besonders in der Haut der Handfläche und Fußsohle bis zu den Fingern und Zehenspitzen hin, sehr viel spärlicher an andern Stellen finden und kolbenförmige Endigungen der Nerven darstellen.

Paciszieren (lat.), einen Vertrag, Vergleich schließen; Paciszenten, einen Vertrag schließende Personen, Parteien.

Packeis, kompakte Masse von Treibeis in den Polarmeeren.

Packet ꝛc., s. Paket ꝛc.

Packfong oder Tutenag, ursprünglich eine in China und Japan hergestellte weiße Legierung, deren Zusammensetzung sehr verschieden angegeben wird, als deren Hauptbestandteile aber Kupfer, Zink und Nickel gelten; daher auch die Bezeichnung für Neusilber oder Argentan.

Packfongblech, s. unter Blech.

Packhof, soviel wie Entrepôt.

Packleinwand, s. unter Leinwand.

Packmaschine, soviel wie Packpresse.

Packnadel, eine grobe Nadel zum Zusammennähen der Warenballen.

Packpresse (Packmaschine), maschinelle Vorrichtung zum Zusammenpressen verschiedener zu verpackender Materialien, wie Heu, Baumwolle, Wolle, Garne (s. Garnpresse) und Gewebe, meist aus einem Kasten mit starkem Boden zur Aufnahme der Ware bestehend, auf welchen der Deckel mittels eines Hebels, einer Schraube, einer Kurbel oder eines hydraulischen Kolbens (s. unter Pressen) niedergedrückt wird.

Packung, soviel wie Dichtung.

Paco, Lamaart, s. Alpaka.

Pacotille, s. unter Konsignation.

Pacuvius [Marcus), einer der bedeutendsten röm. Trauerspieldichter, der Schwestersohn des Ennius, wurde um 220 v. Chr. zu Brundusium geboren, lebte in Rom, wo er zuerst als Maler, dann auch als Schauspieldichter thätig war, und starb fast 90 J. alt zu Tarent. Er war der erste röm. dramatische Dichter, der ausschließlich dem ernsten Schauspiel sich widmete. Er dichtete seine Dramen mit wenigen Ausnahmen nach griech. Mustern, besonders nach Sophokles und Euripides. Unter den Titeln befindet sich nur ein einziger aus dem Bereiche der röm. Geschichte. Sie zeichneten sich durch Fülle des Ausdrucks aus und fanden daher bei den Zeitgenossen wie bei Spätern großen Beifall, wiewohl nach strengerm Urteil seine Sprache geschraubt und weniger rein zu nennen ist. Die noch vorhandenen Bruchstücke sind gesammelt in

Ribbecks «Tragicorum Latinorum reliquiae» (2. Aufl., Lpz. 1871).

Pacy-sur-Eure, Stadt im franz. Depart. Eure, Arrondissement Evreux, rechts an der Eure, 16 km östlich von Evreux, Station der Lokalbahnen Dreux-Elbeuf und P.-Gisors, hat (1881) 1840 E., Lein- und Wollweberei und Viehmärkte. Am 5. Okt. 1870 fand hier ein Gefecht zwischen Generalmajor von Bredow und franz. Mobilgarden statt.

Pädagog (grch., d. i. Kinderführer) hieß bei den Griechen und Römern der Sklave oder Diener, dem die Aufsicht über die Knaben übertragen war; er mußte dieselben in das Gymnasium oder die Schule bringen und von dorther wieder abholen, auch bis zum Ephebenalter überall hin begleiten; jetzt ist P. soviel wie Erzieher; **Pädagogik**, Erziehungslehre. (S. unter Erziehung.)

Pädagogium (grch.), Erziehungsanstalt, namentlich gelehrte Schule für Knaben höherer Stände, welche mit Alumnat verbunden ist.

Padang, Hauptstadt des niederländ. Gouvernements von Sumatras Westküste in Hinterindien, ein wohlgebauter und verhältnismäßig gesunder Ort mit etwa 35000 E., treibt beträchtlichen Handel und Schiffahrt, da die Ausfuhr der reichen Produkte der Westhälfte von Sumatra hauptsächlich über P. stattfindet.

Pädarthrocäce (grch.), die bei skrofulösen Kindern vorkommende schwammige Gelenkentzündung, führt oft zu Knochenfraß und Gelenksteifigkeit. (S. Gliedschwamm.)

Pädatrophie (Tabes mesaraica), die Darrsucht der Kinder, beruht auf tuberkulöser Entartung der Gekrösdrüsen und führt zur Abzehrung.

Padde, Name für die Trommelsucht des Rindviehs; auch soviel wie Kröte, Frosch ꝛc.

Paddington, Stadtteil Londons, Westend, im N. des Hyde-Park, dehnt sich westlich von Edgware Road und nördlich vom Uxbridge Road aus und zählt (1881) 107098 E. Ursprünglich war P. ein Dorf in der engl. Grafschaft Middlesex.

Paddy, nach dem Namen des Schutzheiligen von Irland (Patrick) Bezeichnung für Irländer (Mehrzahl Paddies); in China der noch unenthülste Reis.

Pader, Fluß, s. unter Paderborn.

Päderastie (grch., d. i. Knabenliebe, euphemistisch auch Griechische Liebe genannt) erscheint in mehrern griech. Staaten, wie in Kreta, Theben, Elis und Sparta, als eine vom Staat geregelte und als Erziehungsmittel benutzte Einrichtung, welcher der Gedanke zu Grunde lag, daß ein inniges, ja leidenschaftliches Verhältnis zwischen einem edeln, tüchtigen Manne und einem für alles Edle und Schöne empfänglichen Jünglinge den letztern antreiben sollte, dem geliebten Manne in allen Stücken nachzueifern. Trotz aller Aufsicht des Staats mischte sich aber häufig ein Element niedriger Sinnlichkeit in dieses Verhältnis, und bei gemeinern Naturen war bei solchen Beziehungen zu schönen Knaben überhaupt nur die Befriedigung gemeiner und unnatürlicher Sinnenlust beabsichtigt. Das aus dem Orient eingeführte Laster war auch in den größern Städten Griechenlands sehr verbreitet. Auch in der sittenlosen röm. Kaiserzeit war die P. sehr stark verbreitet, ebenso ist sie es noch jetzt im Orient. Nach der Peinlichen Gerichtsordnung Karls V. (der sog. Carolina) wurde die P. mit dem Feuertode bestraft, während sie in §. 175 des Strafgesetzbuchs für das Deutsche Reich als widernatürliche Unzucht nur mit Gefängnis bedroht ist.

Paderborn, Kreisstadt im Regierungsbezirk Minden der preuß. Provinz Westfalen, früher Hauptstadt des gleichnamigen reichsunmittelbaren Hochstifts, an dem Flüßchen Pader, Station der Linie Soest-Nordhausen der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratsamts, eines Land- und Schwurgerichts und eines Amtsgerichts, einer Reichsbanknebenstelle und eines kath. Bischofs und zählt (1880) 14689 E., darunter 12602 Katholiken. Die Stadt hat einen schönen Marktplatz, sieben Kirchen (darunter vier Pfarrkirchen) und sieben größere Kapellen. Das im 16. Jahrh. erbaute große Rathaus ist in architektonischer Beziehung höchst interessant und ward seit 1870 renoviert. Im Saale des Rathauses steht seit 1878 eine von Fuchs verfertigte sehr merkwürdige Uhr. Das bedeutendste Bauwerk P.s ist der Dom, der 107 m lang und 22 m (ohne die Kreuzarme) breit ist. Der erste, von Karl d. Gr. aufgeführte Bau brannte 1000, der neue, durch Bischof Meinwerk seit 1009 aufgeführte, 1058 ab. Die ältesten Teile des jetzigen Baues (der Hauptturm mit den beiden Nebentürmen und die große Krypte unter dem Chor) stammen aus der Zeit 1058—78. Das westl. Querschiff mit zwei Portalen gehört den Jahren 1133—43 an. Alle übrigen Teile des Doms, mit Ausnahme des nördl. Kreuzarms und einiger späterer Anbaue, wurden um 1267 in dem Übergangsstile vom Romanischen zum Germanischen aufgeführt. Vgl. Giefers, «Der Dom zu P.» (Soest 1861). Unter den Kunstschätzen des Doms nahm früher der aus Silber gearbeitete, stark vergoldete, mit den Bildnissen der zwölf Apostel geschmückte Sarg, welcher die Reliquien des heil. Liborius barg, die erste Stelle ein. Derselbe wurde 1622 vom Herzog Christian von Braunschweig weggenommen und in die Münze geschickt; die Thaler, welche er daraus schlagen ließ, führen die Umschrift «Gottes Freund und der Pfaffen Feind». Nach dem Dreißigjährigen Kriege wurde für die Reliquien des genannten Heiligen ein neuer Schrein aus Silber angefertigt, der jährlich einigemal bei Prozessionen umhergetragen wird. Einen höhern künstlerischen Wert beansprucht ein kleiner Reliquienschrein aus Silber mit Niellоarbeit (aus dem J. 1100), der früher als tragbarer Altar benutzt wurde. Von architektonischem Interesse sind noch die Bartholomäuskapelle, die ehemalige Jesuiten-, jetzt Gymnasialkirche und die Krypta unter der alten, jetzt einer Ruine ähnlichen Kirche des Klosters Abdinghof. Von höhern Unterrichtsanstalten besteht zu P. ein sehr stark besuchtes kath. Gymnasium; ein Priesterseminar und eine bischöfl. philos.-theol. Lehranstalt (Seminarium Theodorianum, 1844 neu organisiert) sind seit 1873 geschlossen. Letztere ging aus der neben dem 1592 vom Fürstbischof Theodor gegründeten Jesuitenkolleg 1614 errichteten Universität hervor, die jedoch nur eine theol. und philos. Fakultät besaß und als solche 1819 aufgehoben wurde. Sonst befinden sich zu P. noch ein Lehrerinnenseminar, eine Provinzial-Blindenanstalt, ein kath. und ein israel. Waisenhaus (letzteres für Westfalen und Rheinland), ein wissenschaftlicher Verein, der Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens, der Diöcesankunstverein und ein Bildungsverein. Die hauptsächlichsten Erwerbsquellen der Bewohner P.s bilden der Handwerksbetrieb, Ackerbau und

Viehzucht. Das Flüßchen **Pader**, das innerhalb der Stadt aus 198 kleinern und größern Quellen entspringt, treibt ein sehr großes Mühlwerk und mündet bei Neuhaus, 2 km westlich von P., in die Lippe. P. verdankt seine Gründung und Bedeutung Karl d. Gr., welcher in dem an den Paderquellen gelegenen Orte Patrisbrunnon einen Bischofsstuhl errichtete, einen Dom erbaute, 777 einen glänzenden Reichstag abhielt und 799 den Papst Leo III. empfing, der Hilfe suchend zu ihm kam. Auch Kaiser Heinrich II. verweilte oft in P. und ließ seine Gemahlin im Dom daselbst krönen.

Das ehemalige reichsunmittelbare **Hochstift Paderborn** im Westfälischen Kreise hatte ein Areal von etwa 2478 qkm und grenzte gegen N. an die Grafschaft Lippe und das Fürstentum Pyrmont, gegen O. an das Herzogtum Braunschweig, das Stift Korvei und die Landgrafschaft Hessen, gegen S. an letztere und die Grafschaft Waldeck, gegen W. wiederum an das Herzogtum Westfalen und die Grafschaft Rietberg. Das Ländchen wird durch das Eggegebirge (auch Osning oder Teutoburgerwald genannt) in den ober- und den unterwaldischen Distrikt geteilt, von denen der erstere gebirgig ist und durchgängig Thon- und Lehmboden auf einer Grundlage von Kalk zeigt, während der letztere im ganzen eben und in seinen nordwestl. Teilen, der steppenartigen Senne, sandig ist. Abgesehen von diesen Strichen ist das Hochstift im ganzen fruchtbar und besitzt ausgezeichneten Ackerboden, wie besonders im Sendfelde, der Warburger Börde sowie in der Gegend von Brakel. Die Dörfer und kleinern Landstädte treiben daher mit Erfolg Ackerbau und Viehzucht; namentlich werden Pferde, Rinder, Schafe und Schweine gezogen.

Das **Bistum Paderborn**, welches das südl. Engern umfaßte, war eins der ersten, die Karl d. Gr. im Sachsenlande stiftete; der erste Bischof, Hathumer, ein geborener Sachse, wurde bereits 795 eingesetzt. Der ausgezeichnetste Bischof war der kunstliebende Meinwerk (1009—36), der begünstigte Freund des Kaisers Heinrich II. Meinwerk vergrößerte die Stadt P. und umgab dieselbe mit Mauern, erbaute einen neuen Dom und einen bischöfl. Palast, beförderte Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe und brachte die Domschule zu hohem Glanze. Auch erwarb er Grafenrechte über mehrere Gaue, wodurch der Grund zu der Territorialhoheit gelegt ward, die seine Nachfolger über den größten Teil ihres geistlichen Gebietes erwarben. Unter Meinwerks Nachfolgern sind die bedeutendsten: Theodor (1585—1618), aus dem Geschlechte der Freiherren von Fürstenberg, der in seinem Stift, das sich fast ganz dem Protestantismus zugewandt, in wenigen Jahren mit Hilfe der Jesuiten den Katholizismus wiederherstellte; Ferdinand (1661—83), ebenfalls aus dem Hause Fürstenberg, der sich als Dichter und Geschichtschreiber einen Namen erwarb, und Wilhelm Anton (1762—82), aus dem Geschlecht von Asseburg, der durch weise Maßnahmen die Wunden zu heilen wußte, die der Siebenjährige Krieg seinem Lande geschlagen hatte. Der letzte Fürstbischof war Franz Egon von Fürstenberg (seit 1789), unter dessen Regierung durch Reichsdeputationshauptschluß von 1803 das Hochstift aufgehoben und dessen Gebiet als Erbfürstentum an Preußen gegeben wurde, welches bereits 3. Aug. 1802 Besitz davon ergriffen hatte. P. kam 1807 an das neue Königreich Westfalen, aber 1813 an Preußen zurück. Seitdem bildet das Hochstift mit Einschluß des frühern Gebiets der Abtei Korvei die vier Kreise P., Büren, Warburg und Höxter des Regierungsbezirks Minden.

Der **Kreis Paderborn** zählt (1880) auf 596,7 qkm 42899 meist kath. E. Bei der Aufhebung des Hochstifts (1803) blieb das geistliche Gebiet des Bischofs unangetastet. Durch eine päpstl. Bulle von 1821 wurde die **Diöcese Paderborn** bedeutend erweitert, sodaß sie gegen 41800 qkm umfaßt, auf denen ungefähr 650000 Katholiken leben. Vgl. Bessen, «Geschichte des Bistums P.» (2 Bde., Paderb. 1820); Giefers, «Die Anfänge des Bistums P.» (Paderb. 1860); Wilmans, «Die Urkunden des Bistums P.» (Münster 1874).

Pädergras, s. Quecke.

Pädeuterium (grch.), Erziehungsanstalt; **Pädeutik**, Erziehung.

Pädiatrie (grch.), die Behandlung der Kinderkrankheiten; **Pädiatrik**, die Lehre von denselben; **Pädiäter**, Kinderarzt.

Padiham, Stadt in der engl. Grafschaft Lancaster, 4 km nordwestlich von Burnley, am Leeds-Liverpoolkanal, Station der Linien Burnley-Rosegrove-P. und Bolton-Blackburn-P. der Lancaster und York-Eisenbahn, hat (1881) mit Hapton 8983 E., Baumwollspinnerei, Kohlengruben und Steinbrüche.

Padilla (Juan de), einer der volkstümlichsten Helden der span. Geschichte, stammte aus einem edeln toledanischen Geschlecht und war kurz vor dem Ausbruch des Aufstandes der castilischen Städte (der sog. Communidades) von Karl I. (V.) zum Feldhauptmann in Saragossa ernannt worden (1518). Bei Beginn der Empörung übertrug ihm die Santa-Junta den Oberbefehl über das Heer der Communeros. Nach einigen glücklichen Unternehmungen ließ er sich hinreißen, die ihm vom königl. Heer angebotene Schlacht von Villalar zu wagen (23. April 1521), deren Verlust über das Geschick Castiliens sowie über sein eigenes entschied. Nach heldenmütigem Widerstand wurde er verwundet, gefangen und einige Tage danach hingerichtet. Er sowohl wie seine Witwe, Maria Pacheco (s. d.), sind Gegenstand vieler Dramen und Gedichte.

Ein Dichter P., mit dem Beinamen (von seinem Orden) **El Cartujano** (der Kartäuser), geb. zu Sevilla 1468, gest. 1518, ist einer der frühesten Nachahmer Dantes in Spanien, dessen Jenseitswanderung «Los doce Triunfos de los doce apostoles» (neue Ausg., Lond. 1843) freilich weit hinter der «Divina commedia» zurückbleibt, und verfaßte noch andere (erbauliche) Dichtungen in Stanzen. — Berühmter ist ein **Pedro de P.**, Freund des Cervantes, gest. 1599. Er schrieb volkstümliche Gedichte in allen Gestaltungen und war auch als Stegreifdichter beliebt. Seine Gedichte gab er gesammelt heraus als «Eglogas, sonetos etc.» (Sevilla 1582), «Tesoro de varias poesias» (Madr. 1580 und 1587), «Romancero» (Madr. 1583), «Jardin espiritual» (religiöse Gedichte, Madr. 1584).

Padilla y Ramos, Baritonist, geb. 1842 zu Murcia, Schüler von Mabellini in Florenz, sang in allen bedeutenden Städten Europas und ist seit 1869 vermählt mit der Sängerin Désirée Artôt (s. d.).

Padischah (Großherr), ein dem altorient. Herrschertitel nachgebildetes neupers. Kompositum, welches einen Obertönig oder Kaiser bezeichnet und neben dem gleichbedeutenden **Chakan** in der Titulatur der türk. Sultane seine vornehmlichste

Verwendung findet. Die diplomatische Sprache des Divan würdigte früher nur die franz. Könige des Padischahtitels; in der neuesten Zeit ist aber derselbe auch den übrigen Großmächten und sogar den Sekundärstaaten zugestanden worden.

Padoggen, s. Batoden.

Pädonom, bei den alten Spartanern der Oberaufseher der Jugenderziehung.

Pädotribes, bei den Griechen der Lehrer der Knaben in der Gymnastik, der Turnlehrer.

Pädotrophie (grch.), die Ernährung, das Großziehen von Kindern.

Padstow, Stadt in der engl. Grafschaft Cornwall, 18 km im NW. von Bodmin, an der Nordwestküste der Halbinsel Cornwall, an der Padstowbai, hat (1881) 1849 E., einen sehr guten Hafen, Schiffswerfte, Küstenhandel und Fischerei, ist Sitz eines deutschen Vizekonsulats und hieß in angelsächs. Zeit Adelstow, mittellat. Sancti-Petroci.

Padua, ital. Padova, das alte Patavium, die Hauptstadt der gleichnamigen venet. Provinz des Königreichs Italien (1955,67 qkm oder 2063,2 nach Strelbitzky und 397 762 E. nach der Zählung vom 31. Dez. 1881), liegt in einer schönen, gartenähnlichen Ebene am Bacchiglione und an den Bahnen Verona-Venedig, Padua-Bologna und P.-Bassano, ist durch Kanäle mit der Etsch, der Brenta und den Lagunen verbunden, hat über 7 km im Umkreise und wird durch den Fluß in zwei Abteilungen, und gerichtlich in zwei Mandamente geteilt. Die Stadt ist eine der ältesten in Italien, hat sieben Thore, hohe Wälle und meist enge Straßen, welche durch Arkaden noch mehr verdüstert werden; doch ist in neuester Zeit viel für Verschönerung der Stadt geschehen. Der größte Platz ist die kreisförmige, von schönen Gebäuden umgebene Piazza Vittorio Emanuele (früher Prato della Valle), welche als Corso dient und mit 74 Bildsäulen berühmter Paduaner und um P. verdienter Männer geziert ist. Die schöne, aber unvollendete Domkirche aus dem 16. Jahrh. enthält das Denkmal Petrarcas; ein anderes Standbild von Petrarca wurde 1874 in der Nähe der Karmeliterkirche errichtet. Die berühmte Kirche des heil. Antonius aus dem 13. Jahrh. hat sechs Spitztürme, sieben mit Blei gedeckte Kuppeln und Galerien und ist reich an Silbergeräten, an Grabdenkmalen (worunter das des heil. Antonius mit dessen Reliquien) und Kunstwerken. Vor derselben steht Donatellos bronzene Reiterstatue des venet. Generals Erasmo da Narni, genannt Gattamelata (gest. 1443). Die Kirche Sta.-Giustina aus dem 16. Jahrh. hat 7 Kuppeln, 18 Seitenkapellen, 25 Altäre, die sehr reich an Marmor und seinen Mosaiken aus Halbedelsteinen sind; das danebenstehende ungeheuere Kloster ist jetzt eine Kaserne. Das Municipalgebäude Palazzo della Ragione mit einem 81,5 m langen, 27,1 m breiten und 21 m hohen Saale wurde 1209 erbaut und enthält das Denkmal des bei P. geborenen röm. Geschichtschreibers Titus Livius. Das fast ganz aus Marmor erbaute Kaffeehaus Pedrocchi ist das größte in Italien und gehört zu den schönsten in Europa. P. ist der Sitz eines Bistums, der Präfektur und anderer Behörden, einer Handels- und Gewerbekammer und hat (1881) 47334 (als Gemeinde 72174) E. Die im Mittelalter hochberühmte Universität, angeblich schon 1222 vom Kaiser Friedrich II., nach andern aber erst 1260 gestiftet und 1263 vom Papst Urban IV. bestätigt, zählte Ende 1883: 109 Professoren und andere Lehrer und 932 Studenten und ist im Besitz einer Bibliothek von mehr als 120000 Bänden, eines botan. Gartens, des ältesten aller botan. Gärten, einer Sternwarte auf dem 40 m hohen Turme des alten Schlosses (dem Gefängnisse Ezelins). Außerdem hat P. ein Gymnasium, Lyceum, eine technische Schule, ein landwirtschaftliches Institut, in Brusegana bei P. eine Akademie der Wissenschaften und Künste, eine Seidenraupenzuchtanstalt, ein Museum und drei Theater; ferner ein allgemeines Krankenhaus, ein Versorgungs- und Arbeitshaus, ein Findel- und Waisenhaus, ein Blindeninstitut u. s. w. Die Industrie beschäftigt sich mit Leder und Darmsaiten. Bedeutend ist der Handel mit Vieh, Wein, Öl, Seide, Getreide und Gespinst. Karl d. Gr. entriß P. den Longobarden; im 13. Jahrh. stand es unter der Herrschaft des Tyrannen Ezelin; hierauf wurde es Republik und 1405 von Venedig unterworfen. Mit diesem kam es an Österreich; 1805 wurde es an Napoleon abgetreten und 1814 an Österreich zurückgegeben, bei dem es als Hauptstadt der gleichnamigen Provinz verblieb, bis es 1866 gleich dem übrigen Venetien an das Königreich Italien abgetreten wurde. Vgl. Gennari, «Annali della città di Padova» (3 Bde., Bassano 1804); Cappelletti, «Storia di Padova» (Padua 1875).

Padua (Herzog von), s. Arrighi.

Paducah, Stadt und Hauptort von McCracken County im nordamerik. Staat Kentucky, liegt am Ohio, unmittelbar unterhalb der Mündung des Tennessee, an der Louisville-Paducah- und Southwestern- und an der Paducah- und Memphis-Eisenbahn, hat (1880) 8036 E. und bildet den Hauptsahen der Gegend, dessen Hauptprodukte in Tabak, Schweinefleisch und Getreide bestehen. Es hat mehrere große Mühlen, Schuh-, Tabak- und andere Fabriken, Eisengießereien, vier Banken, ein County-Court- und ein Rathaus, sowie ein Seminar.

Padula, Stadt in der ital. Provinz Salerno, Bezirk Sala Consilina, 83 km südöstlich von Salerno, hat (1881) 8938 E. und Gipsmühlen und ist terrassenförmig an einen südl. Ausläufer der Monti della Maddalena hinangebaut, an dessen Fuße die ehemals berühmte, jetzt verfallende Certosa San-Lorenzo liegt, im 13. Jahrh. vom Fürsten Thomas Sanseverino gegründet, dessen Grabmal sich in der Kirche befindet. P. litt im Dez. 1857 sehr bedeutend durch ein Erdbeben.

Padus, im Altertum Name des Po.

Paelinck (Jos.), belg. Maler, geb. 1781 zu Oostalker bei Gent, besuchte die Akademie in Gent und ging dann nach Paris, wo er David zum Lehrer hatte und bei der Akademie zu Gent mit seinem Urteil des Paris den ersten Preis davontrug. Nach seiner Rückkehr war er kurze Zeit Professor an der Zeichenakademie in Gent, bis er nach Italien ging, wo er in Rom acht Jahre blieb. Hier malte er die beiden großen Bilder: Rom unter Augustus, für den Quirinal, und die Auffindung des Kreuzes, für die St. Michaeliskirche in Gent. Die Königin der Niederlande ernannte ihn 1815 zum Hofmaler. Unter seinen spätern Gemälden zeichnet sich besonders aus: die Toilette der Psyche. Auch malte er viele Porträts, namentlich der königl. Familie. Er starb zu Brüssel, wo er seit Errichtung der dortigen Kunstakademie als Professor wirkte, 19. Juni 1839. Sein letztes größeres Bild war die Abdankung Karls V.

Paër (Ferdinando), bedeutender ital. Opernkomponist, geb. zu Parma 1. Juni 1771, trat schon im Alter von 16 J. mit seiner ersten Oper, «La locanda de' vagabondi», hervor, die sehr gefiel. Im J. 1791 wurde er als Kapellmeister nach Venedig berufen und hier schrieb er bis 1797 für verschiedene Theater Italiens mehr als 20 teils ernste, teils komische Opern, die zumeist Glück machten, besonders «Sofonisba» und «Griselda». Er wurde 1797 nach Wien berufen, wo er bis 1801 ebenfalls eine Reihe von Opern lieferte, darunter «La Donna cambiata, ovvero il calzolajo» (in Deutschland als «Der lustige Schuster» bekannt), «I fuorosciti» und «Camilla». Mit ihm war in Wien auch seine Frau, eine geborene Riccardi, engagiert, die als treffliche Sängerin wirkte und ihm auch Ende 1801 nach Dresden folgte, wohin er als Hofkapellmeister (an Naumanns Stelle) berufen worden war. Dort komponierte er die Opern «Sargino» (sein bedeutendstes Werk) und «Achille». Im J. 1807 trat P. in Napoleons Dienste und wurde 1812, als Nachfolger Spontinis, Musikdirektor an der ital. Oper in Paris, welche Stelle er auch nach dem Sturze Napoleons behielt. Im J. 1832 ward er Dirigent der neuorganisierten Privatmusik Ludwig Philipps. P. starb 3. Mai 1839. Seit 1807 schrieb er die Opern «Numa Pompilius», «Cleopatra», «Didone», «I Baccanti», «Agnese», «L' eroismo in amore», «Le maître de chapelle», «Un capriee de femme». Als Komponist steht P. etwa zwischen Paisiello und Rossini. Außer Opern komponierte er Kirchenstücke, Cantaten für eine und mehrere Singstimmen, ital. Arietten und Duetten, franz. Romanzen und einige Instrumentalsachen.

Paesiello, s. Paisiello.

Paëz (José Antonio), Präsident und Diktator der Republik Venezuela, geb. 13. Juni 1790 in dem Flecken Aragua unweit Nueva-Barcelona, stammte von zum Christentum bekehrten indian. Eltern. Als Caracas 1810 sich für unabhängig erklärte, sammelte P. einen Reiterhaufen, der bald der Schrecken der Spanier wurde. Im J. 1816 wählte ihn die Regierung zum Befehlshaber des Heers mit dem Range eines Brigadegenerals. In der Schlacht bei Carabobo 1821 entschied er den Sieg, welcher die Unabhängigkeit der neuen Republik sicherte, die sich Columbia nannte. Auf Bolivar eifersüchtig, war er damals eins der Häupter der Föderativpartei, stellte sich im Dez. 1829 an die Spitze der Bewegung gegen die Centralregierung und wurde nach der Trennung Venezuelas von Columbia (1830) Präsident der neuen Republik (s. Venezuela). Im J. 1835 legte er seine Würde nieder, wurde aber 1839 von neuem zum Präsidenten von Venezuela gewählt, in welcher Stellung (bis 1842) er sich die größten Verdienste um den Staat erwarb. Bei dem Ausbruch des Kriegs zwischen den Farbigen und Creolen 1846 wurde P. zum Diktator ernannt. Er ließ nach der Beendigung des Kriegs (Jan. 1847) Monagas zum Präsidenten wählen, vor dessen Gewaltthätigkeiten er aber 1848 fliehen mußte. P. ging nach Curaçao, von wo er zum Sturze des Monagas nach Venezuela zurückkehrte. Dort aber mußte er sich 14. Aug. mit seinen zwei Söhnen dem General Sylva ergeben. Nach Caracas gebracht, wurde er erst 24. Mai 1850 freigegeben, begab sich nach Neuyork und kehrte erst Ende 1858, als Monagas durch die Revolution vom 15. März 1858 abgedankt, zurück. Im Juni 1859 ging er abermals ins Exil, wurde 1861 zurückgerufen und zum Oberbefehlshaber der Truppen ernannt, geriet jedoch mit dem Präsidenten Gual in Konflikt, sodaß er nebst den Ministern seine Entlassung nahm. Dieser Rücktritt zog eine Volksbewegung zu seinen Gunsten nach sich und P. übernahm Ende Aug. 1861 die Präsidentschaft mit diktatorischer Gewalt, sah sich aber alsbald genötigt, auf Leben und Tod mit der Revolution zu kämpfen. Als der heftigste Gegner des Diktators zeigte sich General Falcon, Hauptanführer der Föderalen. P. mußte 23. April 1863 mit den Föderalisten zu Coche bei Caracas einen Waffenstillstand und Vertrag schließen, infolge dessen er 15. Juni 1863 die Präsidentschaft zu Gunsten Falcons niederlegte und nach Neuyork zurückkehrte, wo er 6. Mai 1873 starb.

Pagan oder Pagham, auch Pagham-Mew, Stadt im Reiche Birma in Hinterindien, auf dem linken Ufer des Irawadi, 160 km unterhalb Awa gelegen, mit lebhaftem Schiffahrts- und Handelsverkehr, war in alter Zeit die Residenz einer langen Reihe von Königen und ist jetzt noch wegen der großen Menge von Tempelbauten berühmt.

Paganalien, im alten Italien ein nach der Winteraussaat im Januar an zwei durch eine Woche getrennten Tagen gefeiertes bewegliches Fest der alten Gauverbände (pagi). An demselben wurde der Tellus oder der später mit ihr zusammen verehrten Ceres ein trächtiges Schwein geopfert.

Paganini (Nicolo), der größte und merkwürdigste Violinvirtuos der neuern Zeit, wurde zu Genua 18. Febr. 1784 geboren. Sein Vater, der einen kleinen Kramladen hielt und etwas Musik trieb, brachte ihm schon früh die Elemente der Kunst bei und ließ ihn dann im Violinspiel durch Giov. Servetto, später durch Giacomo Costa unterweisen. Bei letzterm machte der Knabe so glänzende Fortschritte, daß er bereits im Alter von 9 J. öffentlich auftreten konnte. Die höhere Ausbildung auf seinem Instrument erhielt er jedoch etwa vom 11. Jahre an durch Aleff. Rolla in Parma, und hier machte er auch bei Ghiretti Kompositionsstudien. Schon 1797 ließ er sich, in Begleitung seines Vaters, in den bedeutendsten Städten der Lombardei als Virtuos hören. Im J. 1799 kam er allein nach Lucca, wo er bei einem am St. Martinstage abgehaltenen Musikfeste den Grund zu seinem Rufe in Italien legte. Seitdem reiste er, Konzerte gebend, in Italien umher. Im J. 1805 gelangte er wieder nach Lucca, wo er an der Hofkapelle als erster Soloviolinist angestellt wurde. In dieser Zeit entwickelte sich seine Vorliebe für die G-Saite und das Bestreben, derselben alle nur möglichen Vorteile abzugewinnen. Im Sommer 1808 verließ er Lucca und streifte nun 19 Jahre lang in Italien herum. Einen europ. Ruf erlangte P. erst seit 1828, wo er Italien verließ. Er ging zuerst nach Wien und bereiste dann Deutschland, durch die Originalität seiner äußern Erscheinung, die ungeahnte Höhe seiner Virtuosität und die Neuheit seiner Effekte überall das größte Aufsehen erregend. Auch bei seinem Besuche in Paris im März 1831, auf seinen Reisen in Großbritannien und Irland, in den franz. Provinzen, in Belgien und Holland erregte er grenzenlosen Enthusiasmus. Mit Reichtümern beladen kehrte P. 1834 nach Italien zurück. Hier kaufte er in der Nähe von Parma die Villa Gajona an. P. starb an der Kehlkopfschwindsucht 27. Mai 1840 zu Nizza. Seine Kompositionen, die als

Widerspiegelung seiner enormen Virtuosität und der durch ihn ersonnenen neuen Effekte von Interesse sind, erschienen meist erst nach seinem Tode. Dieselben bestehen in Konzerten, Variationen (darunter die berühmten «Der Karneval von Venedig»), sowie in Capricen und Etuden.

Paganismus (von pagus, Dorf, davon paganus, der Dorfbewohner, ungelehrt, Heide) ist die lat. Bezeichnung für Heidentum und bedeutet eigentlich soviel wie Bauernreligion. In der Zeit, als das Christentum über die röm. Volksreligion die Oberhand gewann und letztere nur noch bei der Landbevölkerung sich zeitweilig erhielt, kam dieser Name zuerst bei den Christen auf. Gegenwärtig pflegt man mit diesem Namen nicht nur jede polytheistische Religion überhaupt, sondern auch innerhalb der christl. Welt selbst eine Denkweise zu bezeichnen, welche das lautere Wesen des Christentums durch heidnische, insbesondere polytheistische und mythologische Elemente trübt. Der Protestantismus sieht P. in dem kath. Heiligendienste, namentlich nach dessen volksmäßiger Ausprägung.

Pagasä, im Altertum Stadt in Thessalien, im innersten nördl. Winkel des danach benannten Meerbusens (Golf von Volo), am bekanntesten als angeblicher Ausgangspunkt der Argonautenfahrt, war in röm. Zeit blühende Hafenstadt des westlich, landeinwärts gelegenen Pherä. Bedeutende Mauerreste sind bei Angistri.

Page (mittellat. pagius, von dem grch. παῖς, Diener, Diminutivum παιδίον). Schon die Römer hielten sich schöne Knaben, Sklaven, zu ihrer Bedienung, die, leicht und üppig gekleidet, namentlich bei der Tafel aufwarteten. Im Mittelalter ging die Sitte, die unmittelbare Bedienung von Fürsten, Vornehmen und Damen zum Teil Knaben zu übertragen, von einer andern Grundlage aus. Mit dem Dienste verband sich zugleich die Erziehung und Ausbildung. Aus diesem Grunde brachte nicht allein der niedere Adel seine Söhne auf die Burgen und an die Höfe der Großen, es wurde vielmehr, um überhaupt die Ritterwürde zu erlangen, erforderlich, eine Lehrzeit, erst als Page (oder Diener, varlet oder valet in Frankreich), dann als Knappe durchzumachen. Der P., der gemeiniglich nach dem siebenten Lebensjahre eintrat, lernte die Erfordernisse seines künftigen Standes, den Waffendienst und die höfische Sitte; der Knappe begleitete schon den Herrn zu ernstern Dingen. Mit dem Aufhören des Rittertums und seit der Veränderung im Hofwesen durch das moderne Ceremoniell und eine ausgebildete Gliederung der Hofdienerschaft hat auch das Pagenwesen einen andern Charakter angenommen. Während im 18. Jahrh. in den meisten Staaten sog. Pagenschulen bestanden, in welchen die Söhne adeliger Familien erzogen wurden und gleichzeitig den Pagendienst am Hofe versahen, was in einzelnen Ländern noch jetzt der Fall ist, werden in der Neuzeit an einigen Höfen die ältern Zöglinge der Kadettenhäuser als Pagen verwendet.

Pagenkorps (in Rußland), s. unter Kadett.

Pagenstecher (Alexander), Augenarzt, geb. 21. April 1828 zu Idstein, studierte Medizin in Gießen, Heidelberg und Würzburg und bildete sich dann noch in Paris, London und Berlin (unter Graefe) zum Augenarzt aus. Hierauf ließ er sich in Wiesbaden nieder, wo er 1857 eine Augenheilanstalt gründete. Im Verein mit Arnold und Sämisch gab er die «Klinischen Beobachtungen aus der Augenheilanstalt zu Wiesbaden» heraus. Er starb 31. Dez. 1879 infolge einer zufälligen Entladung seines Jagdgewehrs.

Pagenstecher (Heinr. Alexander), namhafter Zoolog, geb. 18. März 1825 zu Elberfeld, studierte Medizin in Göttingen, Heidelberg und Berlin und praktizierte zuerst in Oberzalzbrunn und Barmen, habilitierte sich 1856 in Heidelberg zunächst für Geburtshilfe, widmete sich aber bald der Zoologie und wurde 1863 außerord., 1865 ord. Professor in diesem Fache an der heidelberger Universität und Direktor des dortigen zoolog. Museums. Im J. 1870 nahm er als Arzt am Feldzug gegen Frankreich teil, legte 1878 seine Professur nieder und folgte 1882 einem Ruf als Direktor des naturhistor. Museums zu Hamburg. Seine Verdienste als Zoolog beruhen besonders auf ausgezeichneten Untersuchungen der Milben und Eingeweidewürmer, von denen die über die Trichine als bahnbrechend hervorzuheben ist. P.s Hauptwerk ist seine «Allgemeine Zoologie» (4 Bde., Berl. 1875—81).

Pages Islands, drei kleine Inseln am östl. Ausgange der Backstairs Passage zwischen der im Kap Jervis endenden Halbinsel Hindmarsh von Südaustralien und der östl. Halbinsel Macdonnell der Kangaroo-Insel. [engl. Peerschaft).

Paget, engl. Adelsfamilie, s. unter Anglesey

Pagham (Pagham-Mew), s. Pagan.

Pagina (lat.), Seite (eines Buchs); pagina mea, bei Citaten: auf der so und so vielten Seite in meiner, d. h. der mir vorliegenden Ausgabe; paginieren, die Seiten eines Buchs der Reihenfolge nach mit Ziffern versehen. [ſ. d.).

Paginiermaschine, sov. w. Nummeriermaschine

Pagnion (grch.), kleines lyrisches Gedicht scherzhaften, tändelnden Inhalts.

Pago, eine der größern und die meist gegliederte Insel im Quarnero, einem Golf des Adriatischen Meers, zum Bezirk Zara des österr. Königreichs Dalmatien gehörig, vom kroat. Festlande durch den Kanal della Morlacca geschieden, 275 qkm groß, mit (1880) 5781 E. Der Hauptort Pago in einer der tiefsten Buchten der Insel, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt 3374 E. Die Bewohner gelten als sehr betriebsam und gehören zu den wohlhabendsten auf den dalmatinischen Inseln; neben dem Fischfang, der den Hauptverwerb bildet und durch die zahlreichen Buchten begünstigt wird, bilden die Gewinnung von Seesalz, Schafzucht und Weinbau ihre Erwerbszweige.

Pagode, Name älterer ostind. Goldmünzen, deren wichtigste die Stern- und die Mondpagode (beide nach dem Prägebild so benannt) sind. Erstere (engl. Star pagoda), eine Handelsmünze, bis etwa 1809 in Madras geprägt, galt in der gleichnamigen brit.-ostind. Präsidentschaft seit 1818 etwa 3½ bis 3¾ dortige Silberrupien = 7,6 Mark. In den franz.-ostind. Besitzungen Pondichéry und Karikal bildet teilweise noch jetzt die Sternpagode (frz. Pagode à l'étoile) von 3½ Pondichéryrupien Silbergeld die Gelbeinheit; sie ist aber dort eine bloße Rechnungsgröße. Eine dort noch umlaufende goldene Handelsmünze ist die früher in Frankreich geprägte Mondpagode (Pagode au croissant) oder Pondichéry-pagode, in Silbergeld etwas mehr als 3 Pondichéryrupien geltend = 6,7 Mark.

Pagode heißt auch das kleinste Gewicht in der Präsidentschaft Madras, als Handelsgewicht = 1/9 Maund (s. d.) = 3,5 g, als Gold- und Silbergewicht (der Eingeborenen) aber = 3,4 g.

Pagoden, in Europa gebräuchliche, aus dem ind. Bhagavati, d. h. heiliges Haus, korrumpierte Benennung der freistehenden Tempel in Ostindien, im Gegensatz zu den Grottentempeln daselbst. (S. Indische Kunst.) Die P. gehören insgesamt den jüngern Epochen der ind. Architektur, teilweise selbst der allerjüngsten und sogar noch der gegenwärtigen an. Sie stehen auf freien, mit Obelisken, Säulen u. s. w. geschmückten Plätzen und zeigen mit Bezug auf das Material, woraus sie erbaut sind, Größe, äußere und innere Ausstattung die größte Verschiedenheit. Sie haben gewöhnlich die Gestalt eines Kreuzes und ein hohes turmähnliches Dach mit mehrern Absätzen. Die großartigsten und am reichsten geschmückten sind die dem Buddhakultus angehörenden in Hinterindien, namentlich in Siam. Die in den P. der brahmanischen Hindu sich in großer Zahl befindenden Götterstatuen sind meist von gebrannter Erde, unförmlich, ohne allen Ausdruck, vergoldet und oft sehr groß. Nach diesen Götzenbildern hat man auch kleine, ungestaltete, zum Teil aus China stammende Figuren mit beweglichem Kopf und solchen Händen, mit denen man zur Zeit des Rokokogeschmacks Schränke, Kamine u. s. w. verzierte, P. genannt.

Pagodit, Mineral, s. Agalmatolith.

Pagurus (lat.), der Bernhardskrebs.

Pagus hieß bei den alten Römern ein Landgebiet als Teil eines größern Ganzen, aber von ganz verschiedenem Umfang, wie denn das Wort selbst von den vier großen Gauen der Helvetier (s. d.) gebraucht wird. Gewöhnlich bezeichnet es den zu einer Stadt gehörigen ländlichen Bezirk, nur in einzelnen Gegenden, wo Städte fehlten, waren pagi Bezirke, die eine freiere, selbständigere Stellung hatten. Von pagus kommt das Wort Paganus (s. unter Paganismus) her.

Pahang, mohammed. Malaienstaat mit gleichnamigem Hauptort an der Ostküste der hinterind. Halbinsel Malakka, 15000 qkm mit etwa 20000 E., früher ein Teil von Dschohor, ist seines Reichtums an Zinn und Gold wegen berühmt.

Pahlaupur, s. Pahlumpur.

Pahlen (von der), ein in den baltischen Provinzen Rußlands ansässiges Adelsgeschlecht, stammt von einem jüngern Zweige der eingeborenen livl. Adelsfamilie von Koskull ab, welcher im 13. Jahrh. den Namen von Pahle (nach einem Flusse bei Oberpahlen in Livland) annahm. Der erste P., welcher das «der» zum «von» beilegte, war der Komthur von Windau, Wilhelm von der P.; er war auch der erste höhere kath. Ordensbeamte Livlands, der sich öffentlich 1532 für die Reformation Luthers bekannte. Mit Johann Andreas von der P., dem schwed. Generalmajor, erhielt der Zweig des Geschlechts am 18. Okt. 1679 den Zunamen: «Freiherren von Astrau», welcher Baronstitel in russ. Zeit auf den Namen P. überging.

Der berühmteste dieses Geschlechts war Peter Ludwig (russisch: Peter Alexejewitsch), Graf von der P., der allmächtige Ministerpräsident unter Kaiser Paul. Er wurde auf dem Erbgute Palms in Estland am 17. (28.) April 1745 geboren, trat 1760 in russ. Militärdienste und machte den Krieg gegen Preußen 1761—62 mit. Im darauffolgenden Türkenkriege zeichnete er sich besonders 1770 beim Sturme auf Bender aus, und kommandierte 1788 bei der Einnahme Otschakows die erste Sturmkolonne. Im Schwedenkriege 1789 kämpfte er bis zum Frieden von Werelä 1790 und begab sich 1791 als russ. Gesandter nach Stockholm. Im J. 1792 wurde er Gouverneur von Livland. Seinen gewandten Machinationen gelang es, daß am 15. April 1795 sich Kurland bedingungslos der Kaiserin Katharina II. unterwarf. P. hielt am 23. Juni 1795 als erster russ. Gouverneur von Kurland im herzogl. Schlosse in Mitau seinen feierlichen Einzug. Nach dem Tode Katharinas (1796) vom Kaiser Paul aller seiner Stellungen enthoben, 1797 aber wieder mit Gunstbezeigungen überhäuft, wurde P. Generalgouverneur von Liv-, Est- und Kurland und bald darauf auch Generalgouverneur von Ingermanland (jetzt Gouvernement Petersburg) und dem damaligen russ. Finland (jetzt Kreis Wiborg). In dieser Stellung erwarb er sich und seiner Descendenz 22. Febr. 1799 den russ. Reichsgrafentitel. Im J. 1800 wurde er auch Minister des Äußern und Ministerpräsident. Auch übertrug ihm der Kaiser noch das Amt eines Oberpolizeimeisters und Kriegsgouverneurs von Petersburg. Als solcher brachte er die Palastrevolution vom 23. März (4. April) 1801 zu Stande, welche die Thronbesteigung Alexanders I. zur Folge hatte. Bald darauf nahm er seinen Abschied und lebte seitdem auf seinen Gütern in Kurland. P. starb in Mitau 13. (25.) Febr. 1826.

Peter Petrowitsch, Graf von der P., Sohn des vorigen, russ. General, geb. 13. (24.) Aug. 1777 in Petersburg, kämpfte 1796 im Perserkriege, avancierte 1800 zum Generalmajor und erwarb sich namentlich Ruhm im Kriege gegen Napoleon in den J. 1806—7 und besonders 1812—13 als Kavalleriegeneral. Im J. 1814 siegte er bei La Fère Champenoise und erstürmte in der Schlacht bei Paris mit seinem Regiment die Barrière du Trône. Im J. 1815 befehligte er das 3. Kavalleriekorps, nahm jedoch 1823 seinen Abschied. Unter Kaiser Nikolaus wurde er 1827 zum Generaladjutant erhoben und 1829 zum General-en-Chef der Occupationsarmee in den Donaufürstentümern ernannt, wo er sich besonders beim Siege von Kulewtscha auszeichnete. Im Polenkriege von 1831 kämpfte er bei Zymirski und trug wesentlich zum Siege bei Praga und der Erstürmung von Warschau bei. Zum Reichsrat 1834 erhoben, wurde er 1835 russ. Gesandter in Paris, wo er bis 1841 verblieb. Nach Petersburg zurückberufen, wurde P. 1847 Generalinspektor der gesamten russ. Kavallerie und zog sich 1862 von allen Staatsgeschäften zurück. Er starb 19. April (1. Mai) 1864 in Petersburg.

Sein älterer Bruder, Paul (russisch Pawel Petrowitsch), Graf von der P., geb. 7. (18.) Juli 1775, focht gleichfalls im Kriege gegen Napoleon 1812—13, ward 1828 General der Kavallerie, befehligte 1831 das 2. Infanteriekorps, mit welchem er den Angriff Skrzynecks auf Siedlce zurückwies. P. starb 9. (21.) Febr. 1834.

Ein dritter Bruder, Friedrich (russ. Fedor Petrowitsch), Graf von der P., geb. 1779, war russ. Gesandter in Washington, Rio de Janeiro und seit 1815 in München. Im J. 1826 wurde er Generalgouverneur von Neurußland und Bessarabien, 1828 Chef der provisorischen Centralverwaltung in der Moldau und Walachei und schloß 19. Sept. 1829 im Namen des Kaisers den Frieden zu Adrianopel mit der Pforte ab. Nach Petersburg zurückgekehrt, wurde er in den Reichsrat versetzt und zum Wirkl. Geheimrat ernannt. Er starb 8. (20.) Jan. 1863 in Petersburg.

Aus der nichtgräfl. Linie that sich besonders Karl Magnus (russ. Matwei Iwanowitsch), Baron von der P. hervor. Geboren auf dem Gute Palms in Estland 19. Febr. 1779, machte er 1806—7 den Krieg gegen Napoleon mit, focht 1808 gegen die Schweden in Finland und zeichnete sich besonders in der Schlacht bei Greifelhamn 1809 aus. Im darauffolgenden Türkenkriege nahm er 1810 an den Belagerungen von Silistria und Schumla und 1811 von Rustschuk thätigen Anteil, kämpfte im Befreiungskriege von 1812 und 1813 mit Auszeichnung und nahm als Generallieutenant 1817 seinen Abschied. Vom Kaiser Nikolaus wurde er zum Senator und Geheimrat ernannt, 1828 Kurator des Dorpater Lehrbezirks und 1830 Generalgouverneur der drei baltischen Provinzen. Im J. 1845 in den Reichsrat versetzt, nahm er bald darauf seinen Abschied und zog sich auf seinen Erbsitz Palms zurück, wo er 20. Mai (1. Juni) 1863 starb.

Pahlumpur, Pahlanpur oder P'halanpur, eine unter einen polit. Superintendenten gestellte Agentschaft der indo-brit. Präsidentschaft Bombay, welche 11 kleine, zu dem Guicowar von Baroda (s. d.) in einem Lehnsverhältnis stehende, tributäre Fürstentümer, nämlich P., Suigaon, Radhanpur, Bhabar, Tharad und Morwara, Khantreidch, Deodar, Wao, Terwara, Warye und Santalpur mit Charchut umfaßt. Die Agentschaft P. wird nördlich von Radschputana, östlich von Mahi-Kanta, südlich von Ahmadabad und westlich von dem Rann begrenzt und zählt auf 12430 qkm (1871) 502586 E. Der Staat P. ist der wichtigste dieser Gruppe mit 6670 qkm und 215972 E. (worunter 16 Proz. Mohammedaner) und einer Revenue von 40000 Pfd. St. Stifter desselben war ein Afghane aus dem Stamme Lohani. Der Fürst, den Titel Dewan führend, bezahlt dem Guicowar einen Jahrestribut von 5000 Pfd. St.

Die Hauptstadt Pahlumpur ist mit Wällen umgeben und zählt 17189 E., welche Handel und verschiedene Industrien treiben, namentlich auch manche jener mühsamen Kunstarbeiten verfertigen, in welchen die Indier unübertroffen sind.

Pahuins, afrik. Volksstamm, s. Fân.

Pai-Choi, d. h. Felsrücken (samojedisch), ein Gebirge im äußersten Nordosten des europ. Rußland, im Gouvernement Archangelsk, Kreis Mesen, erstreckt sich in westnordwestl. Richtung vom nördl. Ende des Ural, von dem er durch eine 54 km breite Ebene getrennt wird, bis zur Jugorischen Straße hin und bildet ein selbständiges Gebirge, das aus einer größern Anzahl von Hügeln besteht, die durch Niederungen (Tundra) voneinander getrennt werden. Seine Erhebung ist eine geringe und übersteigt nur an wenigen Punkten 400 m.

Päijänne, einer der größten Seen auf der Finnischen Seenplatte, 128 km lang, 30 km breit, 1575,7 qkm groß, fließt durch den Kymmene in den Finnischen Busen ab.

Paillen (vom frz. paillon), kleine Schnitzel von Metalllegierungen, die zum Löten verwendet werden.

Pailleron (Edouard), frz. Dramatiker, geb. 1834 zu Paris, war zuerst Sekretär bei einem Notar, widmete sich aber bald der Litteratur. Im J. 1860 gab er einen Band Satiren: «Les parasites», heraus. Sein erstes Stück: «Le parasite», wurde im gleichen Jahre mit Erfolg im Odéon aufgeführt. Darauf erschienen «Le mur mitoyen» (1861), «Le dernier quartier» (1863) und «Le second mouvement» (1865), drei Stücke in Versen. Er versuchte sich dann in der Prosa mit einem einaktigen Lustspiel: «Le monde où l'on s'amuse» (1868). Dann folgten «Les faux ménages», eine vieraktige Komödie in Versen (1869), «Hélène», ein Drama, und «L'autre motif» (1872), «Petite pluie» (1875), «L'Etincelle» (1879), «Le monde où l'on s'ennuie» (1881), ein Stück, das auch in Deutschland Beifall fand. P. ist Mitglied der Französischen Akademie.

Pailon (der) oder Puerto-Pozo, auch Hafen von San-Pedro, Bucht an der flachen Südküste (Golf von Ancon) der südamerik. Republik Ecuador, in der Provinz Esmeraldas, südlich vom Rio Mira und der Bahia Pangnapi. Sie ist besser als Guayaquil zum Hafenplatz geeignet, wird jedoch bei dem Mangel einer Verbindungsstraße mit dem Innern noch nicht benutzt.

Paimboeuf, Stadt und Arrondissementshauptort im franz. Departement Loire-Inférieure, links an der hier 4 km breiten Loire, 15 km von deren Mündung in den Atlantischen Ocean, Station der Linie St.-Hilaire-P. der Französischen Staatsbahnen, hat (1881) 2664 E., Reederei, Schiffswerften, Dampfschiffwerkstätten, Schiffsrüstung für Seefischerei und Walfischfang und ansehnlichen Handel. Die Reede ist gegen Westen durch einen 1782 vollendeten 65 m langen Molo geschützt (mit Leuchtturm), hat aber neuerdings durch Versandung an Bedeutung sehr verloren und ist als Vorhafen von Nantes durch St.-Nazaire überflügelt worden.

Paimpol, Stadt im franz. Depart. Côtes-du-Nord, Arrondissement St.-Brieuc, unweit der Küste des Kanals La Manche, 35 km im NW. von St.-Brieuc, hat (1881) 1720 (Gemeinde 2363) E., ein Handelsgericht, eine hydrographische Schule, ein Zollamt, zwei Häfen, Taufabrikation, Schiffsrüstung nach Neufundland, Baumwollspinnerei, Salz- und Stockfischfang.

Paimpont (mittellat. Panis pontis), Stadt im franz. Depart. Ille-et-Vilaine, Arrondissement Montfort, am Ostrande des bergigen Forstes von P., 37 km im WSW. von Rennes, hat (1881) 192 (als Gemeinde 3250) E., Eisenhütten, Fabrikation von Eisenwaren, Papier und Wachskerzen.

Pain (Olivier), franz. Journalist, geb. 1846, war 1871 in den Communeaufstand verwickelt, wurde bei dem Kampf mit den versailler Truppen schwer verwundet und mit Rochefort nach Neucaledonien geschickt. Es gelang ihm, zugleich mit letzterm zu entfliehen und sich nach Australien zu retten. Während des Russisch-Türkischen Kriegs 1877 war P. als Berichterstatter verschiedener Blätter mit Osman Pascha in Plewna eingeschlossen. Im Frühjahr 1884 ging er nach Ägypten, um den Mahdi aufzusuchen, reiste nilaufwärts, mußte aber wieder umkehren. Erst infolge der Unterstützung eines dort befindlichen Landsmanns konnte er im Juli 1884 seine Reise fortsetzen und gelangte zum Mahdi. Doch begleitete er diesen nicht nach Chartum, sondern starb schon im Herbst 1884 am Weißen Nil auf dem Wege nach Omderman. Da aber andere Nachrichten dahin lauteten, daß die Engländer einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hätten, daß er in ihre Hände gefallen und am 18. April 1885 auf Befehl der engl. Behörden erschossen worden sei, so erhob sich die radikale pariser Presse, namentlich Rochefort so «Intransigeant», und forderte in maßloser Sprache die Rache Frankreichs für die Ermordung

eines seiner Bürger. Die franz. Regierung war genötigt, mit dem engl. Kabinett diplomatische Verhandlungen hierüber anzuknüpfen, worauf dasselbe in Ägypten über den Tod P.s Erkundigungen anstellen ließ. Doch wurde für die Behauptung der franz. Presse kein Beweis aufgefunden.

Paine (Thomas), ein durch seine Einwirkung auf die nordamerik. und franz. Revolution berühmter Schriftsteller, geb. 29. Jan. 1737 zu Thetford in der engl. Grafschaft Norfolk, erhielt eine Anstellung als Zollbeamter und übernahm außerdem die Leitung einer Tabaksfabrik. Er geriet jedoch in Schulden und wurde 1774 abgesetzt. Hierauf ging er nach Nordamerika, wo er unter anderm eine Reihe Flugschriften unter dem Titel «The American crisis» herausgab, die das Interesse der Kolonien verteidigten und auf die Bewegung mächtig wirkten. P. wurde nun beim Kongreß der Vereinigten Staaten zum Sekretär im Departement des Auswärtigen ernannt, mußte aber diese Stelle wegen angeblicher Verletzung des Amtsgeheimnisses niederlegen, worauf ihn die Generaloersammlung von Pennsylvanien zu ihrem Sekretär wählte. Nach England zurückgekehrt, ließ er hier 1791 sein in viele Sprachen übersetztes Buch «The rights of man» erscheinen, das die Ideen der Französischen Revolution gegen die Angriffe Burkes vertrat. Da ein Prozeß gegen ihn eingeleitet wurde, der später zu seinem Nachteil ausschlug, ging er nach Frankreich, wo das Depart. Pas-de-Calais ihn 1792 in den Nationalkonvent abordnete; unter dem Vorwande, daß er Ausländer sei, ließ ihn jedoch Robespierre 1793 ausstoßen und verhaften. In der Gefangenschaft schrieb P. sein «Age of reason». Nach einer Haft von 14 Monaten erhielt er im Dez. 1794 die Freiheit und seinen Sitz im Konvent zurück. P. begab sich 1802 wieder nach den Vereinigten Staaten, wo er 8. Juni 1809 zu Neuyork starb. Im J. 1819 wurden seine Gebeine nach England gebracht. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke veröffentlichte Mendum 1856 in Boston. Eine neue Ausgabe seiner polit. Werke erschien zu London (1861), eine deutsche Übersetzung derselben zu Philadelphia (2 Bde., neue Ausg. 1876).

Painesville, Dorf und Hauptort in Lake-County im nordamerik. Staat Ohio, liegt am Grand-River, über welchen hier eine auf fünf Pfeilern ruhende steinerne Brücke von 240 m Länge und 25 m Höhe führt, an der Lake Shore- und Michigan Southern- und an der Painesville- und Youngstown-Eisenbahn, 5 km vom Hafen des Lake Erie und 46 km nordöstlich von Cleveland, hat (1880) 3841 E., einen sehr hübschen Park, viele schöne Gebäude, Mühlen, Eisengießereien, Lohgerbereien, Maschinenwerkstätte und zwei Banken. Das Township Painsville, zu dem P. gehört, hat 5516 E.

Paington, Hafenstadt in der engl. Grafschaft Devon, westlich an der Tor-Bai, Station der Bahn Newton-Bushel-Dartmouth, hat (1881) 4610 E., Obst- und Gemüsebau.

Pains de cretons, s. unter Cretons.

Pairie, s. unter Pairs.

Pairs (frz.), engl. Peers, lat. Pares, d. i. Gleiche, ist ein Begriff, welcher in dem Grundsatze der altgerman. Volksgerichte wurzelt, nach welchem alle Teilnehmer am Gericht freie Männer und Teilnehmer der Volksgenossenschaft sein müssen. Jedermann soll von «Seinesgleichen» in diesem Sinne gerichtet werden (judicium parium). Ein engerer Begriff der Pares bildete sich, als die waffengeübten Grundbesitzer sich durch das Lehnswesen als ein Berufsstand, allmählich als ein erblicher Stand, abschlossen, der nun sein eigenes Lehnsgericht bildete und darin mit großer Strenge auf die Standesgenossenschaft hielt (Pares curiae). Ein noch engerer Begriff entstand, als nach Auflösung der Monarchie Karls d. Gr. die hohen obrigkeitlichen Ämter der Grafen und Herzöge sich mit dem großen Grundbesitz verbanden und allmählich als Lehne erblich oder mit einem hohen geistlichen Amt verbunden wurden. Es entstand daraus eine regierende Klasse geistlicher und weltlicher Herren, welche in gewohnheitsmäßiger Beteiligung an den Staatsgeschäften eine engste höchste Rechtsgenossenschaft (Pares regni) bildeten. Dieser unmittelbare Reichsadel (Pairie) konnte seine Macht am vollständigsten entwickeln, wo nach dem Absterben der Dynastien Könige und Kaiser von ihm selbst und aus seiner Mitte gewählt wurden. Der geschichtliche Verlauf in den einzelnen Staaten war ein sehr verschiedener.

In Deutschland hat sich aus jenen großen Vasallen die «Reichsstandschaft» hervorgebildet, in welcher das Lehnswesen des Mittelalters den Grundsatz der Selbstverwaltung in großartigstem Stil und in dauerhaftester Gestalt entwickelte. Diese Reichsvasallen trugen die ordentlichen Lasten der Staats- und Rechtsverwaltung aus den Einkünften ihres Kammerguts. Sie stellten das Reichsheer. Sie versahen wesentlich alle Funktionen des mittelalterlichen Staats. Die Ungleichheit des Besitzes und Einflusses aber, von den größten Fürsten und Erzbischöfen bis zu sehr kleinen Reichsgrafen und Äbten herab, war eine so große, daß der Gedanke einer vollen Rechtsgleichheit (Pairie) sich hier nicht entwickelte. Die drei größten Erzbischöfe und die vier größten weltlichen Fürsten sonderten sich indessen im 14. Jahrh. als «Kurfürstenkollegium» mit dem Vorrechte der Kaiserwahl und andern hohen Privilegien von ihren Standesgenossen ab. Es war dies eine Pairie in höchstem Maßstabe, obgleich jener Ausdruck dafür niemals üblich war.

In Frankreich war beim Aussterben der Dynastie Karls d. Gr. eine große Zahl geistlicher und weltlicher Grundherren in fast souveräner Stellung vorhanden, welche aus ihrer Mitte (987) Hugo Capet als ihren neuen König mit sehr beschränkten Ehrenrechten wählten. Die Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte, die Herzöge, Grafen und andere Seigneurs waren zwar sehr ungleich in Besitz und Macht, betrachteten sich aber doch im ganzen als Standesgenossen (Pares). Als eine engere «Pairie» wurden indessen auch damals schon die größten unter den Kronvasallen angesehen, nämlich: Hugo Capet selbst, die Herzöge von Burgund, Aquitanien und Normandie und die Grafen von Flandern, Toulouse und Champagne. Diesen P. fügte Capet den Erzbischof von Rheims als ersten Kirchenfürsten, desgleichen die Bischöfe von Laon, Beauvais, Noyon, Ludwig VII. den Bischof von Châlons hinzu. Diese alte Pairie trat zuweilen als Gerichtshof in Lehnsirrungen, Verbrechen der Großen und Streitigkeiten mit der Krone als engster Kreis der Großvasallen aus der größern Zahl der Prälaten und Barone hervor, erlosch aber bis auf die geistlichen P. allmählich durch die Vereinigung der großen Lehen mit der Krone. Gegen Ende des 13. Jahrh. schuf man nunmehr neue Pairien erst zu Gunsten der königl. Prinzen, dann auch anderer.

So wurden 1296 das Herzogtum Bretagne, die Grafschaften Artois und Anjou und 1361 ein neues Herzogtum Burgund gegründet. Allein auch diese Pairie gewann keine Sonderstellung unter den Reichsständen. Ebenso wie von alters her wurden zu den Reichsversammlungen neben den P. auch die übrigen mächtigen Barone und geistlichen Würdenträger zugezogen. Philipp IV. berief seit 1302 auch die Abgeordneten der Städte in die Reichsversammlung, die nun mit den beiden andern Ständen die Etats généraux bildeten. Als auch diese zweite Schichtung der franz. Pairie allmählich ausstarb, begannen die Könige, meist aus ihren Günstlingen und Hofleuten, eine dritte zu bilden, die gleich bei ihrer Entstehung ohne alle polit. Selbständigkeit war. Die Privilegien der höchsten Adelskaste bestanden jetzt nur noch darin, daß sie in der Grande chambre des Parlaments Sitz und Stimme besaß, ihren Gerichtsstand bei diesem Gerichtshofe hatte und sich mehrerer Ehren- und Hofrechte erfreute. Die älteste Familie solcher Art war die der Montmorency vom J. 1551. Beim Ausbruch der Revolution gab es 38 weltliche P., die sämtlich den Herzogstitel führten.

In England entwickelte sich mit der normann. Eroberung aus dem großartig durchgeführten Lehnssystem im Laufe von Jahrhunderten ein hoher reichsständischer Adel (Peerage), der später in die fünf Klassen der Herzöge, Marquis, Grafen, Viscounts und Barone zerfiel. Unter der normann. Dynastie wurden von Zeit zu Zeit neben den geistlichen Lords die weltlichen unmittelbaren Vasallen des Königs, jedoch nur zu beratenden Versammlungen geladen. Seit der Magna Charta (1215) trat eine folgenreiche Veränderung ein, indem der König die größern Kronvasallen (Barones majores) durch persönliche Einladungsschreiben beschied, welche nun alsbald einen maßgebenden Anteil an Gesetzgebung und Steuerbewilligung erhielten und unter Eduard III. als pares regni, reichsständische Pairie, anerkannt wurden. Seit Ende des Mittelalters wurde es immer mehr zur Regel, die P. direkt durch königl. Patent zu ernennen und im Patent auch die Art der Vererbung zu bestimmen. Nach der Trennung des Parlaments in ein Oberhaus und ein Unterhaus verwandelten sich die Peers in einen hochadeligen Reichsrat, als «Mittelglied» zwischen Volk und Thron, das die übergriffe beider verhindern und die polit. Stabilität sichern sollte. Zur Zeit Karls I. versank die Pairie unter dem Sturme der Demokratie, sodaß das Oberhaus von dem Rumpfparlament ohne Mühe aufgehoben werden konnte. Cromwell versuchte hierauf eine neue Pairie mit einem Oberhause herzustellen, das jedoch einem Kriegsrat ähnlicher sah und mit der Restauration der Stuarts dem alten Institut wieder Platz machte. Die Privilegien, welche die engl. Pairie bis in die Gegenwart gerettet hat, sind wesentlich folgende: Die Peers nehmen kraft ihrer vom Vater auf den ältesten Sohn erbenden Würde Sitz im Oberhause, die schott. und irländ. Peers erscheinen jedoch nur in einer engern Auswahl als Abgeordnete ihres Standes; die Peers haben in Kriminalfällen ihren Gerichtsstand vor dem Oberhause; sie dürfen in Civilsachen nicht verhaftet werden; sie dürfen sich Audienz beim König erbitten, um demselben Vorstellungen rücksichtlich des Gemeinwohls zu machen; sie bestätigen die Wahrheit nicht durch Eid, sondern durch ihr Ehrenwort. Endlich vertritt das Oberhaus außer seiner Stellung als Standesgericht und Staatsgerichtshof auch die Stelle eines obersten Appellationsgerichts. In vereinzelten Fällen können Pairien heute noch auf Erbtöchter vererben. Desgleichen werden ausnahmsweise Frauen mit der Pairswürde ausgestattet, mit dem Rechte, dieselbe zu vererben. Im J. 1738 belief sich die Zahl der weltlichen engl. Peers auf 194, jetzt hat dieselbe 500 überschritten. In jüngster Zeit sind einige Lords auf Lebenszeit für die richterlichen Geschäfte ernannt. Die mittelalterlichen Familien waren meist in den Kämpfen der Häuser York und Lancaster untergegangen; nur wenige der jetzigen Titel gehen ins 15. und 16., etwa sechs bis ins 13. Jahrh. zurück. (S. Englische Verfassung.)

Die Ansicht, daß die engl. Pairie die Rechts- und Gesellschaftsordnung der Vergangenheit mit den Ansprüchen der neuern Zeit vereinigt, hat bei den Verfassungswerken der Gegenwart auf dem Kontinent nicht selten Einfluß gehabt. Als beim Ausbruch der Revolution von 1789 die alte Verfassung Frankreichs zu Grunde ging, war eine Partei der Nationalversammlung für Einführung einer Pairschaft nach dem Muster der englischen. Die Idee scheiterte aber an dem Widerwillen des Hofs, an der Aristokratie, wie am Radikalismus der Massen. Erst mit der Restauration der Bourbonen und der Charte Ludwigs XVIII. kam der Versuch zu Stande. Durch die Artikel 24—34 der Charte wurde eine neue erbliche Pairskammer eingeführt, die neben der Teilnahme an der Gesetzgebung auch der Gerichtshof für die Staatsverbrechen und Ministeranklagen sein sollte. Der König ernannte 200 P.; allein die Elemente zu einer Würde nach dem Muster der englischen fehlten. Die Aristokratie der alten Zeit war meistens verarmt, unpopulär, unfähig und von den Heerführern der Kaiserzeit weit überstrahlt. Die Regierung sah sich deshalb genötigt, mit der Pairswürde Pensionen zu verbinden und die Erblichkeit der Würde an die Bedingung einer Familienstiftung zu knüpfen, was aber nur zum Teil ausgeführt wurde. Napoleon I. behielt während der Hundert Tage das Institut bei, reinigte es aber von seinen Feinden, und die Bourbonen thaten nach der zweiten Restauration von 1815 ein Gleiches. So konnte die Pairie von Anfang an kein selbständiges polit. Leben gewinnen. Nach der Julirevolution versuchte man der Pairie, als dem Prinzip der «Stabilität», neues Leben einzuhauchen. Die strengere Doktrin suchte die Erblichkeit der Pairswürde zu retten. Die Deputiertenkammer hingegen erklärte sich mit großer Majorität für die Pairie auf Lebenszeit, erteilte jedoch dem Könige das ausschließliche Recht, die lebenslänglichen P. zu ernennen. Häufige Ernennungen steigerten bis 1848 die Zahl der Mitglieder auf 300. Die Februarrevolution von 1848 beseitigte auch die Pairskammer. In dem Senat, den die Verfassung Ludwig Napoleons vom 14. Jan. 1852 schuf, war nur noch die Idee einer Anzahl ernannter Notabeln beibehalten. Ebenso hat die neue franz. Republik zwar eine erste Kammer für notwendig erachtet, welche aber ohne Rücksicht auf Stand und Besitz aus den Wahlen größerer polit. Körperschaften hervorgeht. (S. Frankreich.)

In den neuern Verfassungen der Mittelstaaten Deutschlands hat man die Klasse der «Standesherren» (s. d.) in eine Verbindung mit den hervorragenden Elementen des Civil- und Militärstaats-

dienstes gebracht und in der Zusammengewöhnung der beiden Elemente lebensfähige Erste Kammern zu Stande gebracht. Auch in dem nach eigenartigen Theorien formierten preuß. Herrenhause hat dieser Bestandteil die wenigsten Anfechtungen erfahren, als ein Element, welches wohl unentbehrlich ist, um einem permanenten Reichsrat den notwendigen Halt in den Besitzverhältnissen der Nation zu geben, während eine ausschließliche »Pairie des Großgrundbesitzes« in den heutigen Besitzverhältnissen nicht mehr zu erhalten sein wird.

Pairsschub, die gleichzeitige Ernennung einer größern Anzahl von Pairs oder von Mitgliedern der Ersten Kammer, um dadurch eine der Regierung günstige Majorität in der letztern zu erzielen.

Paisiello (Giovanni), auch Paesiello geschrieben, bedeutender ital. Komponist, geb. 9. Mai 1741 zu Taranto, kam 1754 auf das Konservatorium von San-Onofrio in Neapel, wo zuerst Durante, nach dessen Tode Cotumacci und Abos seine Lehrer in der Komposition waren. Im J. 1763 schrieb er für Bologna die Opern »La pupilla« und »Il mondo al rovescio«, die großen Beifall erhielten. Bis 1776 lieferte er nun gegen 50 Opern, teils ernste, teils komische. Von diesen sind hervorzuheben: »Demetrio«, »Artaserse«, »Le virtuose ridicole«, »Il Marchese di Tulipano«, »L'idolo Cinese«, »La Frascatana«. Im J. 1776 erhielt er einen Ruf an den Hof zu Petersburg, wo er acht Jahre verweilte. Hier komponierte er die Opern: »La serva padrona«, »Il barbiere de Seviglia«, »Il matrimonio inaspettato«, »Il mondo della luna«. Als er 1784 nach Italien zurückkehrte, verweilte er längere Zeit in Wien und komponierte hier eine seiner besten Opern, den »Rè Teodoro«, und 12 Symphonien für den Kaiser Joseph II. Nachdem er 1785 in Neapel angelangt, wurde er vom König Ferdinand IV. zum Hofkapellmeister ernannt, welches Amt er bis 1798 versah, wo die königl. Familie nach Sicilien entfloh. Im J. 1801 erhielt er sein früheres Amt zurück. Seit seiner Anstellung in Neapel hatte P. eine beträchtliche Anzahl von Opern komponiert, darunter besonders »La Molinara« und »Nina, o la pazza per amore«, die reifsten und verbreitetsten seiner Schöpfungen. Im J. 1802 ging er mit nach Paris, um die Privatkapelle des Ersten Konsuls, Bonaparte, einzurichten. Schon 1804 kehrte er jedoch nach Neapel zurück, wo er seine frühere Stellung einnahm. P. starb 5. Juni 1816. Die Gesamtzahl seiner Opern beläuft sich auf 100. Außerdem komponierte er viele Kirchensachen, Instrumentalstücke, Cantaten u. s. w. In allen seinen Werken offenbart er außerordentlichen musikalischen Reichtum; in den Opern ist er besonders da stark, wo Anmut und Naivetät, sanfte Freude oder Wehmut zum Ausdruck gelangen.

Paisley, an der Stelle des röm. Vanduara, Stadt in der schott. Grafschaft Renfrew, am schiffbaren Flusse White-Cart, 8 km westlich von Glasgow, Station der Linie Glasgow-Greenock der Caledonischen Südbahn und der Linie Glasgow-Dalry-Dumfries-Carlisle der Glasgow und South-Westernbahn mit Abzweigung nach Renfrew, der Hafenstadt P.s, nach welcher auch eine Pferdebahn führt, besteht aus der Alt- und der sehr gut gebauten Neustadt und zählt (1881) 55 642 E. Die schöne alte Abteikirche, im 12. Jahrh. gegründet, liegt größtenteils in Ruinen. Die Stadt hat außerdem sechs Kirchen der Presbyterianer, ebenso viele der Dissenters, das schönste Rathaus in Schottland mit 40 m hohem Turme, drei schöne Brücken, ein Theater, ein Arbeitshaus. P. ist eine der wichtigsten Fabrikstädte Schottlands. Die Manufakturen liefern vorzüglich Modewaren in Seiden-, Halbseiden- und Baumwollzeugen; dazu kommen noch Zwirn-, Twist- und Leinengazefabriken; außerdem arbeitet man in Leinwand, verfertigt Musselinstickereien, Lichter, Sagostärke und Seife, unterhält Branntweinbrennereien, Bleichen und sehr bedeutende Eisen- und Messinggießereien, Fabriken von Maschinen, namentlich landwirtschaftliche, eine ausgedehnte Gerberei, Färbereien, Seidenspinnerei u. s. w. Auch der Handel ist sehr lebhaft und wird durch den kleinen Flußhafen, den schiffbar gemachten Cart, die Kanäle und Eisenbahnen bedeutend gefördert. In der Nähe liegt das große Alaunwerk Hurlett und das Dorf Marmelton mit einer großen Gazefabrik. P. kommt im Mittelalter unter den Namen Passeleth und Paysley vor.

Paixhaus (Henri Joseph), franz. Artilleriegeneral, geb. zu Metz 22. Jan. 1783, erhielt seine Ausbildung auf der Polytechnischen Schule zu Paris, trat dann in die Marine-Artillerie, erreichte den Grad eines Divisionsgenerals und starb 19. Aug. 1854 zu Jouy-aux-Arches bei Metz. P. hat große Verdienste um die Ausbildung des Hohlgeschoßfeuers der schweren Kanonen. Im J. 1824 fanden zu Brest Versuche mit Bombenkanonen (s. d.), welche P. konstruiert hatte, gegen Schiffskörper statt. Die bedeutenden Ergebnisse veranlaßten bald alle größern Staaten zur Einführung der Bombenkanonen, welche nach dem Erfinder auch häufig P. genannt werden. Seinen Gedanken gab P. in mehrern Schriften Ausdruck.

Pajou (Claude), franz. reformierter Theolog, geb. 1626 zu Romorantin in Nieder-Blésois, studierte zu Saumur, wurde dann Pfarrer in Machenoir und 1666 Professor der Theologie zu Saumur. Hier schloß er sich den Bestrebungen seines Lehrers Moses Amyraldus an, die streng reformierte Gnadenwahllehre zu mildern, erregte dadurch großen Anstoß, gab sein Lehramt auf und zog sich als Prediger nach Orléans zurück. Trotzdem fand P. unter den Geistlichen viele Anhänger und verteidigte auch erfolgreich die reform. Kirche gegen kath. Angriffe in einigen Schriften. Er starb 24. Sept. 1685. Vgl. Mailhet, »Claude P.« (Par. 1883).

Pajonismus, die von Pajon (s. d.) begründete und unter den Reformierten Frankreichs am Ende des 17. Jahrh. ziemlich verbreitete liberalisierende Ansicht, wonach Gott nicht direkt, sondern nur durch die Verkettung der Mittelursachen wirkt, und somit auch die Gnadenwirkungen des Heiligen Geistes nicht unmittelbar und übernatürlich die Menschenherzen erfassen, sondern nur auf dem ordentlichen Wege der sog. Gnadenmittel, besonders der Predigt. Die Pajonisten, deren Hauptvertreter nach Pajon der später zum Katholizismus übergetretene Isaak Papin war, wollten mit ihrer Theorie die reformierte Gnadenwahllehre auf eine natürliche und mildere Weise vermitteln. Vgl. A. Schweizer, »Über die Lehre des Pajon« (in Zellers »Theol. Jahrbüchern«, 1853).

Pajou (Augustin), franz. Bildhauer, geb. zu Paris 1730, studierte sein Fach bei dem berühmten Lemoine und erlangte schon mit 18 J. den großen Preis der Akademie. Hierauf setzte er seine Arbeiten in Rom fort. In seinen frühern Schöpfungen

bekundete P. das Streben, sich von der Manieriertheit des Zeitgeschmacks durch ein treues Naturstudium zu befreien; später lenkte er in die Bahnen der akademisch-gräcisierenden Richtung seiner Epoche ein. Noch in Rom gewann er 1767 durch die Gruppe Pluto mit dem Cerberus die Aufnahme in die Akademie; später nach Paris zurückgekehrt, schuf er Porträtbüsten, Mythologisches und dekorative Verzierungen. Von berühmten Zeitgenossen hat er Turenne, Buffon, Bossuet und Descartes in Statuen dargestellt. Er starb 1809 in Paris, wo er seit 1767 Professor der Akademie war.

Paka (Neu-Paka), Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Gitschin, Station der Linie Großwossek-Parschnitz der Nordwestbahn, Sitz eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 4525 E. czechischer Zunge, die neben der Feldwirtschaft sich zumeist mit Erzeugung von Wollwebe- und Wollwirkwaren befassen, eine Brauerei, Stärkefabrik, Dachsteinpappefabrik und eine Flachsspinnerei unterhalten. Das ehemalige Paulanerkloster, gestiftet 1647 von den Herren von Teufenbach, enthält in seiner Kirche wertvolle Bilder heimischer Künstler.

Paket (frz. paquet, engl. faggot), bei der Fabrikation des Schmiedeeisens (s. u. Eisenerzeugung) ein prismat. Körper, aus mit Draht zusammengebundenen und so aneinander geschweißten Roheisenschienen bestehend, der durch Hämmern oder Walzen zu Blechen oder Stäben ausgereckt wird.

Paketboot (engl. packet-boat, franz. paquebot, ital. vapore) heißt ein großes Segel- oder (neuerdings meist) Dampfschiff, welches unter Beobachtung bestimmter Abgangs- und Ankunftszeiten regelmäßig zwischen zwei oder mehrern Seehäfen den Beförderungsdienst für Personen, Postsendungen und Schnellwaren (kleinere Colli mit feinern Waren) vermittelt. (S. Dampfschiffahrt.)

Für das Deutsche Reich wurde zur Förderung des deutschen Exporthandels durch Reichsgesetz vom 6. April 1885 die Errichtung regelmäßiger Postdampferlinien angeordnet. Nach den mit dem Norddeutschen Lloyd in Bremen getroffenen Vereinbarungen sollen von 1886 ab ins Leben treten: Die ostasiatische Linie, von Bremerhaven durch den Suezkanal, Suez-Aden-Colombo-Singapore-Honglong nach Shanghai und Nagasaki, beziehungsweise mit einer Abzweigung nach Korea; die australische Linie, von Bremerhaven durch den Suezkanal über Suez, Aden, Tschagos-Inseln nach Adelaide, Melbourne, Sydney, mit Zweiglinie nach den Tonga-Inseln und Apia; endlich eine Anschlußlinie, Triest-Brindisi-Alexandria. Der Norddeutsche Lloyd empfängt für diese drei Linien auf 15 Jahre eine jährliche Subvention von 4400000 Mark aus Reichsmitteln. Die Fahrgeschwindigkeit der Lloyddampfer ist auf 11½ Knoten in der Stunde festgesetzt. Die Schnelligkeit der Dampfer im allgemeinen wechselt von 7 bis 22 Knoten in der Stunde (13,4 bis 40,7 km).

Pakfong, s. Packfong.

Pakhoi oder Peihoi, einer der 1876 für die Schiffahrt des Auslandes und den Handelsverkehr geöffneten chines. Seehafenplätze, liegt in der Provinz Kwang-tung an der Nordküste des Golfs von Tonking und ist ein Ort mit 10000 E.

Pakhtō, gewöhnlich Puschtu genannt, ist die Sprache der Afghanen (s. Afghanistan, Bd. 1, S. 177a), die zu den Iranischen Sprachen gehört, jedoch mit nordind. und einheimischen Elementen vermischt ist. Der Name P. ist wie Pustu der Name eines Stammes und war den Alten schon unter dem Namen der Paktyer bekannt. Die Sprache bedient sich des arab. Alphabets, zu dem noch einige Buchstaben, durch diakritische Punkte unterschieden, hinzugefügt sind, um die dem P. eigentümlichen Laute auszudrücken. Mit dem P. haben sich namentlich Dorn und Trumpp beschäftigt. Vgl. Trumpp, «Grammar of the Pakhtō language» (Lond.).

Pakington (John Somerset), engl. Staatsmann, s. Hampton (Lord).

Pakosch, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Mogilno, links an der Netze, 12 km westlich von Inowrazlaw, war ehemals ein berühmter Wallfahrtsort und hat (1880) 1885 E. gemischter Konfession, eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, eine Wallfahrtskirche, eine Zuckerfabrik, Schiffahrt und Fischhandel.

Pakracz, Marktflecken im Komitat Posega, in Slawonien, an der Pakra, mit 1800 serb. und magyar. E., ist Sitz eines griech.-orient.-serb. Bischofs und hat Seidenzucht, Wein- und Obstbau, Branntweinbrennerei und Schweinezucht. Die einstige Festung liegt in Ruinen.

Paks, Marktflecken am rechten Donau-Ufer im ungar. Komitat Tolna, hat (1880) 11086 E., lebhafte Weberei und blühenden Handel.

Pakt, s. Vertrag.

Paktolos, im Altertum Fluß in Lydien, soll Goldsand enthalten haben (daher der Beiname Chrysorrhoas); jetzt Sarabat.

Palāa-Kaimeni, s. unter Santorin.

Palāa-Korinthos, s. unter Korinth.

Palacky (Franz), ausgezeichneter böhm. Geschichtsforscher, geb. 14. Juni 1798 zu Hodslawitz in Mähren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung in Trentschin und Preßburg und war dann als Erzieher thätig. Im J. 1823 kam er nach Prag, um die Quellen der Hussitengeschichte zu studieren, und war eine Zeit lang Archivar des Grafen Franz Sternberg. Im J. 1829 erhielt er von den böhm. Ständen den Auftrag, die Geschichte von Böhmen zu schreiben, und wurde 1838 böhm. Landeshistoriograph. An der Bewegung 1848—49 nahm P. hervorragenden Anteil. Mit K. E. Ebert und andern deutschböhm. Schriftstellern verfaßte er die Erklärung vom 21. März 1848, worin die Zusammengehörigkeit mit Österreich und nationale Gleichberechtigung in Böhmen verfochten wird. Auch war P. Mitglied des Nationalausschusses, Präsident des slaw. Kongresses, Mitglied der provisorischen Regierung von Böhmen und Führer der autonomistischen Partei auf den Reichstagen zu Wien und Kremsier. Im J. 1848 wurde ihm zweimal das Ministerium des Unterrichts angeboten, er lehnte jedoch aus politischen Rücksichten ab. Erst seit 1860 beteiligte er sich am polit. Leben wieder. P. starb 26. Mai 1876.

Sein Hauptwerk ist die «Geschichte von Böhmen. Größtenteils nach Urkunden und Handschriften» (5 Bde. in 10 Abteil., Prag 1836—67; einzelne Abteilungen in neuern Abdrücken 1844—64; dasselbe böhmisch, Prag 1848—67, 2., zum Teil 3. Aufl., 5 Bde. in 11 Abteil., Prag 1876—78), ein Werk, welches in Bezug auf Forschung, histor. Kritik, Darstellung und Form von höchster wissenschaftlicher Bedeutung ist. Damit hängen zusammen eine Anzahl monographischer Vorarbeiten wie: «Würdigung der alten böhm. Geschichtschreiber» (Prag 1830), «Der Mongoleneinfall im J. 1241»

(Prag 1842), «Über Formelbücher» (2 Lfgn., Prag 1842 u. 1847), «Die Vorläufer des Hussitentums in Böhmen» (deutsche Übersetzung von Jordan, Lpz. 1846; 2. Aufl., Prag 1869; böhmisch im «Radhost», Prag 1872); ferner Ausgaben von histor. Quellen- und Dokumentensammlungen: «Altböhm. Chronographen» (Prag 1829), «Archiv Český» (6 Bde., Prag 1840—72), «Urkundliche Beiträge zur Geschichte Böhmens und der Nachbarländer im Zeitalter Georgs von Podiebrad» (in den «Fontes rerum austriacarum», Wien 1860), «Documenta M. J. Hus vitam, doctrinam, causam etc. illustrantia» (Prag 1869), «Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkriegs» (2 Bde., Prag 1873). Von seinen übrigen Schriften sind anzuführen: «Anfänge der böhm. Dichtkunst, insbesondere der Prosodie» (mit Schafarik, Preßb. 1818), «Litterarische Reise nach Italien» (Prag 1838), «Die ältesten Denkmäler der böhm. Sprache» (mit Schafarik, Prag 1840), «Österreichs Staatsidee» (böhm. 1865; deutsch von Rienberger, Prag 1866), «Zur böhm. Geschichtschreibung (Prag 1871), «Radhost» (Sammlung kleinerer böhm. Aufsätze, 3 Bde., Prag 1871—73) und «Gedenkblätter» (Prag 1874). Für die böhm. Litteratur und Nationalität sind die Verdienste P.s unschätzbar. Er gab auch Anlaß zur Gründung der «Zeitschrift des Böhmischen Museums», redigierte dieselbe 1827—38 (zugleich mit der «Deutschen Monatschrift» 1827—31), hatte thätigen Anteil bei der Gründung der Matice Česká 1831 (Verein zur Herausgabe gediegener böhm. Werke), gründete 1862 den Svatobor (Verein zur Unterstützung böhm. Schriftsteller) und bestimmte einen ihm zur Verfügung gestellten Fonds zur Herausgabe der «Fontes rerum bohemicarum». — Sein Sohn, Johann P., geb. 1830, ist Professor der Geographie an der böhm. Universität in Prag.

Paladilhe (Emile), Komponist, geb. 3. Juni 1844 in einem Dorfe bei Montpellier, besuchte das pariser Konservatorium und wurde später Mitglied der Studienkommission desselben. Er komponierte die komischen Opern «Le passant» (1872), «L'amour africain» (1874) und «Suzanne» (1878), eine Symphonie, zwei Messen u. s. w. Am bekanntesten ist er geworden durch das Klavierstück «La Mandolinata».

Paladin (vom lat. Palatinus, s. d.) heißen in den franz. und span., Paladino in den ital. Romanen und Gedichten des spätern Mittelalters zuerst die dem Kaiser näher stehenden Helden der Karlssage, dann auch die anderer Sagenkreise, endlich abenteuernde Ritter überhaupt, besonders solche, welche durch ritterliche Galanterie sich auszeichnen.

Palafox y Melzi (Don José de), Herzog von Saragossa, geb. 1780, wurde 1808 Offizier in der Garde du Corps. Als Ferdinand VII., den er nach Bayonne begleitet, als Gefangener zurückgehalten wurde, entfloh er nach Saragossa, wo er zum Generalkapitän von Aragon gewählt wurde und sich durch die heldenmütige Verteidigung von Saragossa (s. d.) großen Ruhm erwarb. Krank wurde er, entgegen der Zusage des Marschalls Lannes, im Febr. 1809 kriegsgefangen abgeführt und mit Härte behandelt, bis er nach dem Abschlusse des Vertrags von Valençay 11. Dez. 1813 nach Spanien zurückkehren durfte; 1815 erhielt er den Befehl über das wegen Napoleons Rückkehr aufgestellte span. Heer. Später erklärte er sich für die Königin Isabella und das Estatuto real, geriet dabei aber in den Verdacht, an den Entwürfen der ultraliberalen Partei teilgenommen zu haben, und kam deshalb längere Zeit in Haft. Im J. 1836 zum Herzog von Saragossa ernannt, wurde er 1837 Mitglied des Ausschusses der Granden und Generalkapitän der Garden; 1841 zog er sich ins Privatleben zurück und starb zu Paris 16. Febr. 1847.

Palafrenière (ital.), Reit-, Stallknecht.

Palagonittuff, ein vulkanischer basaltischer Tuff, welcher zahlreiche Körner und Brocken der Palagonit genannten Substanz einschließt; letztere ist eine fettglänzende, im äußern an Kolophonium erinnernde Glasmasse von weingelber, rötlichgelber und gelblichbrauner Farbe, welche eine wasserhaltige hyaline Ausbildung sehr basischen Basaltmaterials darstellt, und nur in Form solcher kleinen vulkanischen lapilliartigen Auswürflinge, nicht in derjenigen zusammenhängender Lavaströme zur Ausbildung gelangte. An manchen Punkten sind Conchylien, Diatomeenpanzer und andere organische Überreste in dem P. nachgewiesen worden. Die Palagonitsubstanz selbst erweist sich unter dem Mikroskop manchmal in hohem Grade umgewandelt. Derartige Tuffe, zuerst bei Palagonia auf Sicilien mit ihren Besonderheiten erkannt, sind später in den verschiedensten Gegenden der Erde gefunden worden; in Deutschland z. B. zu Wilhelmshöhe bei Kassel, am Beselicher Kopf bei Limburg an der Lahn, in der Eifel; auf Island über Hunderte von Quadratmeilen verbreitet, im Baranyer Komitat in Ungarn, ausgezeichnet im Velay (Centralfrankreich), auf den Canaren, der Südinsel Neuseelands, auf Java, den Galapagosinseln und der Osterinsel im Stillen Ocean.

Palaimon, s. unter Melikertes.

Palaipaphos, s. unter Paphos.

Palais (Le), Hauptstadt der franz. Insel Belle-Isle (s. d.).

Palais-Royal, berühmter Palast in Paris, nicht weit vom Louvre, an der Stelle eines ältern Palastes, welchen der Kardinal Richelieu erbauen ließ und in seinem Testament an Ludwig XIII. vermachte, nach dessen Tode ihn Ludwig XIV. während seiner Minderjährigkeit bewohnte. Ludwig XIV. überließ ihn seinem Bruder und schenkte ihn nachher seinem Enkel, dem Herzog von Chartres. So kam das P. an die Familie Orléans, und der Regent hielt hier seinen genußsüchtigen Hof. Sein Urenkel, Philippe-Egalité, ließ den Palast fast ganz umbauen. In Zeit von vier Jahren (1782—85) ward das P. ungefähr, was es jetzt ist, ein Conglomerat von Palast, Garten, Kaufhalle, Fabrikgebäude und Vergnügungsort. Die Revolution eignete sich diese reiche Erbschaft zu. Der Palast wurde Palais-Egalité getauft und war an Speisewirte und Spielpächter vermietet, bis der Erste Konsul den Sitz des Tribunals, der Börse und des Handelsgerichts dahin verlegte. Seit der Rückkehr der Bourbons bewohnte ihn der Herzog von Orléans, später Ludwig Philipp bis zu seiner Thronbesteigung 1830. Im J. 1852 wurde der Palast als Staatsdomäne eingezogen und für Jérôme Bonaparte, Exkönig von Westfalen, zur Wohnung eingerichtet, die nach seinem Tode an seinen Sohn überging. Nach den Brandstiftungen der Commune 1871, welche auch das am linken Seineufer gelegene Gebäude des Staatsrats und des Oberrechnungshofs zerstörten, haben sich diese Körperschaften im P. eingerichtet.

Digitized by Google

Palamas (Gregorios), Mönch, nachmaliger Erzbischof von Thessalonich, Führer einer mystischen Mönchspartei des 14. Jahrh., der Hesychasten. Die Hauptschrift des P. ist: «Prosopopoeia animae accusantis corpus et corporis se defendentis» (neu herausg. von Jahn, Halle 1884).

Palamedes, Sohn des Nauplios und der Klymene, zog mit Agamemnon gegen Ilios. Entweder weil er den verstellten Wahnsinn des Odysseus entdeckt und diesen somit zum Zuge gegen Ilios gezwungen hatte, oder weil er bei einem Raubzuge nach Thrazien viel, Odysseus dagegen nichts erbeutet hatte, wurde er von diesem gehaßt. Odysseus ließ eine große Summe Goldes im Zelte des P. vergraben, einen angeblich von Priamos an ihn geschriebenen Brief auffangen und klagte ihn dann der Verräterei an. P. wurde vom Heere gesteinigt. In Ilias und Odyssee wird P. gar nicht erwähnt, sondern die Sage von ihm kommt erst in den «Kyprien» (s. unter Cyklische Dichter) vor und ist dann von den Tragikern, namentlich von Euripides, und den Sophisten, die ihn als ihr Vorbild darstellen, ausgebildet worden. Dem P. schrieb man viele Erfindungen, z. B. die des Würfelspiels, des Maßes und der Wage, zu; dem alten griech., von Kadmos eingeführten Alphabet, das aus 16 Buchstaben bestand, soll er vier neue hinzugefügt haben. Vgl. Jahn, «Palamedes» (Hamb. 1836).

Palander (Ludwig), Nordpolfahrer, geb. 2. Okt. 1842 zu Karlskrona, trat früh in die schwed. Marine und wurde 1864 Offizier in der königl. Flotte. Er nahm 1868 an einer Expedition nach Spitzbergen teil und überwinterte 1872—73 daselbst. Als Kapitän der «Vega» nahm er 1878—79 an der Expedition Nordenskiölds (s. d.) teil. Nach seiner Rückkehr wurde er 1880 zum Kapitän ernannt.

Palanka (d. h. Befestigung oder Einfriedung mit eingerammelten Balken) heißen mehrere Marktflecken in Niederungarn. Im Bácser Komitat liegen nahe beieinander an der Donau Deutsch-P. mit 4024, Alt-P. oder O'-P. mit 4416 und Neu-P. oder Uj-P. mit 1381, zusammen 9821 deutschen und serb. E., die Getreidehandel, Vieh- und Seidenzucht betreiben. Ein Alt- und Neu-P. liegt als serb.-rumän. Zwillingsgemeinde auch im Temeser Komitat an der Karas.

Palankin, eine in Ostindien früher weit mehr als gegenwärtig gebräuchliche, bei Reisen die Stelle eines Wagens vertretende Art von Tragbett, welches, aus leichtem Material verfertigt und sowohl mit einem regendichten Dache als mit Seitenvorhängen versehen, lang genug ist, um den in ihm Reisenden zu verstatten, auf den darin ausgebreiteten Matratzen und Kissen ausgestreckt zu liegen. Der P. wird von vier bis acht Trägern, Kulis, mittels langer Bambusstäbe auf den Schultern getragen, während eine gleiche zur Ablösung bestimmte Zahl neben demselben geht.

Paläographie (grch.) ist die Lehre von der alten Schrift und umfaßt gleichmäßig die Epigraphik (s. d.); mit eingeschnittenen Buchstaben, und die P. im engern Sinne, mit aufgetragener Schrift. Die letztere, d. h. die Lehre von den alten Handschriften, behandelt die Beschreibstoffe (Papyrus, Pergament, Bombycin, Papier), Schreibzeug, Tinte, Farbe u. s. w.; ihr Hauptzweck aber bleibt es, die alte Schrift zu verstehen und chronologisch zu bestimmen durch eingehendes Studium sicher datierter Handschriften. Zur Geschichte der Schrift, vgl. J. Taylor, «The Atphabet» (2 Bde., Lond. 1883). Schriftproben verschiedener Völker bietet Silvestre, «Paléographie universelle» (4 Bde., Par. 1839—41); zuverlässiger ist «Palaeographical Society» (klassische und oriental. Serie, Lond. 1873 fg.).

Die arabische P. wurde von Marcel, die indische von Burnell behandelt. Bei den Griechen wie bei den Römern bildete sich aus und neben der Majuskelschrift (s. d.) eine Schrift des täglichen Lebens, die Kursive, die im Abendlande in die Nationalschriften (westgotisch, merovingisch, langobardisch, irisch, angelsächsisch) überging; erst um 800 n. Chr. bildete sich aus den vorhandenen Elementen die Minuskel, welche im Abendlande bei den Franken entstanden und durch den politischen Einfluß derselben verbreitet wurde. Die nationale Eigentümlichkeit der einzelnen Völker wurde im Abendlande aber nicht ganz verwischt und zeigt sich besonders in der Schrift der Urkunden (s. Diplomatik). Außer der Bücher- und Briefschrift bildete sich im Altertum eine Art von Stenographie, bei den Griechen Tachygraphie, bei den Römern tironische Noten genannt, die bis ins 9. und 10. Jahrh. n. Chr. in Gebrauch blieb. Auch verschiedene Arten von Geheimschrift (Kryptographie) wurden im Altertum und im Mittelalter angewendet. In Bezug auf Abkürzungen, Zahlen, Noten, Interpunktion u. s. w., deren Kenntnis zum Verständnis der Handschriften notwendig ist, s. die betreffenden Artikel.

Im weitern Sinne haben Schrift- und Buchwesen im Altertum und im Mittelalter behandelt: Birt, «Das antike Buchwesen» (Berl. 1882), und Wattenbach, «Das Schriftwesen im Mittelalter» (Lpz. 1871; 2. Aufl. 1875).

Für die griechische P. ist hervorzuheben: Montfaucon, «Palaeographia Graeca» (Par. 1708); Wattenbach, «Anleitung zur griechischen P.» (Lpz. 1867; 2. Aufl. 1877); Gardthausen, «Griechische P.» (Lpz. 1879); von Schriftproben: Wattenbach und Velsen, «Exempta codicum graecorum litteris minuscutis scriptorum» (Heidelb. 1878) und «Scripturae graecae specimina» (Berl. 1883).

Da eine genügende lateinische P. fehlt, so sei nur verwiesen auf Kopp, «Palaeographia critica» (Mannh. 1817); Natalis de Wailly, «Éléments de paléographie» (Par. 1838); Wattenbach, «Anleitung zur lateinischen P.» (Lpz. 1869; 2. Aufl. 1872), und Monographien von Delisle, Sickel u. a. Schriftproben geben Arndt, «Schrifttafeln» (2 Hfte., Berl. 1874—78), und Zangemeister und Wattenbach, «Exempta codicum latinorum litteris majusculis scriptorum» (Heidelb. 1876).

Palauinseln, s. Pelewinseln.

Paläologen heißen die Herrscher der letzten Dynastie des Byzantinischen Reichs (s. d.). Stifter derselben war Michael (VIII.) Paläológos, der 1259 Kaiser von Nicäa und 1261, nach Wiedergewinnung von Konstantinopel, des gesamten Byzantinischen Reichs wurde. Ihm folgten Andronikos II. und III., Johann V., (Andronikos IV., Johann VII.,) Emanuel II., Johann VIII. und Konstantin XI., der 1453 heldenmütig bei der Eroberung Konstantinopels durch die Türken unter Mohammed II. fiel. Ein Seitenzweig der P. herrschte 1306—1533 in dem ital. Monferrat. Eine Sekundogenitur der byzant. Kaiserlinie bestand in Misithra 1384—1460; nach der Eroberung von Morea durch die Türken wandten sich diese P. nach Italien; der letzte regierende peloponnesische P., Thomas, Sohn Andreas',

beschloß sein Geschlecht 1502; eine Tochter dagegen, Zoë, heiratete unter dem Namen Sophia 1472 den russ. Großfürsten Iwan III. Wassiljewitsch, ihre Tochter Helena den Jagellonen Alexander I. von Polen. Ein anderer Zweig aus dem Blute dieses peloponnes. Thomas Paläologos verglich sich in Stambul mit dem Sultan und ging später zum Islam über. Wenn der Name der P. noch längere Zeit nachher erscheint, so kommt dies daher, weil auch mehrere adelige Familien in Morea und im Fanar sich diesen Namen angeeignet hatten. Im Sept. 1874 starb zu Turin der Fürst Giovanni Antonio Laskaris Paläologo im Alter von 58 J. als der letzte Nachkomme der P.

Palaeoniscus *Blainv.*, fossile Fischgattung kleinschuppiger Ganoiden, welche schon in der Steinkohlenformation vorkommen.

Paläontologie, die Lehre von den Pflanzen und Tieren der Vorwelt oder von den fossilen Resten der Organismen. (S. Formation, Fossilien, Geognosie und Geologie und Petrefakten.)

Die Paläontologie der Pflanzen oder Phytopaläontologie ist eine spezielle Disciplin der Botanik und hat die Aufgabe, die aus den frühern geolog. Perioden der Erde erhaltenen Pflanzenreste genau zu untersuchen und die Beziehungen derselben zu den jetzt existierenden Pflanzengruppen, beziehungsweise ihre systematische Stellung im Pflanzenreiche klarzulegen. Da die fossilen Reste von Pflanzen in sehr verschiedener Weise teils verkohlt, teils verkieselt oder in andere Gesteinsarten umgewandelt, teils auch nur als Abdrücke oder Steinlerne oder in noch anderer Weise erhalten sind, so wird auch die Untersuchungsmethode eine verschiedene sein müssen. Sind bloß Abdrücke oder Steinkerne vorhanden, so kann nur die äußere Form dabei in Betracht kommen, bei verkohlten, besonders aber bei verkieselten oder in ähnlicher Weise erhaltenen Resten läßt sich in den meisten Fällen auch die innere Struktur der fossilen Pflanzenteile untersuchen, sei es durch Anwendung von stark oxydierenden Mitteln, wie Kochen in einer Lösung von chlorsaurem Kali und Salpetersäure bei verkohlten Resten, sei es durch Anfertigung von Dünnschliffen durch die betreffenden Gesteinpartien bei verkieselten oder ähnlich erhaltenen Fossilien.

Die Erhaltung solcher Reste, selbst aus den Perioden der Steinkohlen und der Dyas ist oft so ausgezeichnet, daß man, bei geeigneter Präparation, auch die feinsten Details in der Struktur noch zu erkennen im Stande ist; ganz besonders gilt dies von den als verkieselt oder in ähnlicher Weise erhaltenen. Man kann in solchen Fällen mit ziemlicher Sicherheit auf die Zugehörigkeit jener Reste zu einer bestimmten Gruppe der Jetztzeit schließen, während bei Abdrücken, Steinkernen u. dgl. meist nur eine unsichere Deutung möglich ist, wenn nicht ein besonders guter Erhaltungszustand vorliegt. Obwohl durch zahlreiche Untersuchungen auf dem Gebiete der P. viele wertvolle Thatsachen über die Pflanzenformen, welche in den einzelnen Perioden der Erde existierten, bekannt geworden sind, so läßt sich doch daraus eine zusammenhängende Entwickelungsreihe der Pflanzenwelt nicht mit Sicherheit aufstellen. Allerdings kann man wohl für mehrere größere Gruppen die Zeit des ersten Auftretens, beziehungsweise auch des Verschwindens einzelner Unterabteilungen ziemlich genau angeben, aber für andere Gruppen fehlen fast alle sichern Anhaltspunkte, und es muß weitern glücklichen Funden und genauen Untersuchungen vorbehalten bleiben, diese Lücken auszufüllen. Gerade die jetzt fast allgemein in den Naturwissenschaften herrschenden, auf der Descendenztheorie basierenden Anschauungen können durch Aufstellung einer vollständigen Entwickelungsreihe sowohl des Tierreichs wie des Pflanzenreichs die wichtigste Stütze erhalten. Was speziell die Resultate der botanischen P. betrifft, so widersprechen sie zwar keineswegs jenen Anschauungen, aber sie reichen allein auch nicht aus, um einen unwiderleglichen Beweis dafür zu bringen. Außer diesem hauptsächlichsten Ziel, lückenlose Entwickelungsreihen nachzuweisen, haben die Forschungen auf dem Gebiete der P. noch eine Reihe anderer Fragen zu lösen. Durch genaue Vergleichung der jetzigen Florengebiete mit denen frühererer Perioden, soweit dieselben bekannt sind, lassen sich manche Erscheinungen, welche die Entwickelung der Floren, die Wanderung der Pflanzen, kurz das Zustandekommen der heutigen Florengebiete, die Verteilung der einzelnen Pflanzenformen auf der Erdoberfläche betreffen, erklären. Allerdings ist in dieser Hinsicht bis jetzt nur sehr wenig Sicheres bekannt, die meisten hierauf bezüglichen Anschauungen sind noch als Streitfragen zu betrachten, und es wird besonders auch Aufgabe der Pflanzengeographie sein, bei Entscheidung solcher Fragen durch genaue Berücksichtigung der Verhältnisse des Klimas, der Erdoberfläche, der Meeresströmungen, Flußläufe u. s. w. mitzuwirken. Ferner wird gerade die botanische P. vielleicht am ersten dazu geeignet sein, die Frage nach der Beschaffenheit der klimatischen Verhältnisse der einzelnen Perioden, aus denen Pflanzenreste erhalten sind, einer Lösung näher zu bringen, denn bei genauer Kenntnis der Struktur der einzelnen Pflanzenteile lassen sich mit ziemlicher Sicherheit Rückschlüsse auf das Klima des Standortes ziehen.

Die Zeit des Auftretens der ersten Pflanzen läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Jedenfalls haben schon in der eozoischen Periode Gewächse und zwar Algen existiert, aber von diesen Wasserpflanzen sind keine Reste erhalten, nach denen man zweifellos auf das Vorhandensein gewisser Formen schließen könnte. Zwar sind von mehrern Paläontologen eine große Anzahl von Algen aus jener Zeit, z. B. aus dem Silur, beschrieben worden, doch hat sich bei genanerer Untersuchung herausgestellt, daß die meisten dieser Gebilde ebenso gut, als Kriechspuren von Ernstaceen u. dgl. gedeutet werden können. Wenn auch aus dem oft massenhaft vorkommenden Ablagerungen von Kohlenstoff, wie Graphit u. dgl. in jenen Perioden geschlossen werden kann, daß die Meere der Silurperiode bereits zahlreiche Pflanzen, wahrscheinlich aus der Gruppe der Algen enthielten, so ist es doch auf der andern Seite nicht möglich, aus den größtenteils höchst zweifelhaften Resten eine Beschreibung und Gruppierung dieser Algen zu geben.

Auch die als erste Landpflanze Europas von Saporta beschriebene Farnart Lopteris Morieri, welche ebenfalls noch dem Silur angehört, dürfte wohl kaum als richtig gedeutet gelten. In der darauffolgenden Periode, im Devon, besonders aber in der Steinkohle und der Dyas, gelangte die Pflanzenwelt zu höherer Entwickelung, und es sind aus dieser Zeit zahlreiche und wohlerhaltene Pflanzenreste vorhanden. Besonders waren es die

Gefäßkryptogamen und Gymnospermen, die in großer Menge und zum Teil als waldbildende Pflanzen mit ausgedehnter Verbreitung auftraten. In den darauffolgenden Perioden der Trias und des Jura, sowie in der untern Kreide sind immer noch Gefäßkryptogamen und Gymnospermen in bedeutender Anzahl vertreten, nur ist die Verteilung eine andere, indem besonders vom Keuper an die Gymnospermen vorherrschen. Von der Gruppe der Angiospermen sind noch keine Arten vorhanden, zwar werden Reste von Monokotyledonen aus jener, wie auch aus noch früherer Zeit beschrieben, doch sind dieselben ohne Zweifel nicht als von Monokotyledonen herrührend zu betrachten. Die Angiospermen lassen sich mit Sicherheit erst von der mittlern und obern Kreide an nachweisen. Nach den jetzigen genauern Untersuchungen treten die Dikotyledonen wohl eher auf als Monokotyledonen. Während die erstern schon in der obern Kreide neben den noch vorherrschenden Gymnospermen in ziemlicher Anzahl vertreten sind und bereits in den untersten Stufen des Tertiär eine weite Verbreitung haben, lassen sich von den Monokotyledonen erst im Eocän eine größere Anzahl von Formen, hauptsächlich Palmen, nachweisen. In den spätern Stufen der Tertiärperiode werden die Gefäßkryptogamen und zum Teil auch die Gymnospermen, wenigstens der Artenzahl nach, mehr und mehr verdrängt und die Dikotyledonen und Monokotyledonen gelangen zu ausgedehnter Verbreitung und bedeutender Artenzahl. Dieses im Pliocän vorhandene Verhältnis zwischen den großen Gruppen des Pflanzenreichs ist im wesentlichen auch in der quartären Periode geblieben, nur sind natürlich die einzelnen Gattungen bis zur Entwickelung der heutigen Pflanzendecke noch mannigfachen Wanderungen unterworfen gewesen, wie sie z. B. durch die sog. Glacialperioden der Quartärzeit herbeigeführt wurden.

Die Litteratur über botanische P. ist eine sehr umfangreiche, die meisten Werke behandeln indes nur ganz spezielle Gebiete; von zusammenfassenden Schriften sind folgende hervorzuheben: Brogniart, «Prodrome d'une histoire des végétaux fossiles» (Par. 1828); derselbe, «Histoire des végétaux fossiles» (Par. 1828—37); Corda, «Beiträge zur Flora der Vorwelt» (Prag 1845); Göppert, «Systema Filicum fossilium» (Bresl. 1836); derselbe, «Monographie der fossilen Coniferen» (Leiden 1850); Unger, «Sylloge plantarum fossilium» (Wien 1860—66); Heer, «Flora fossilis Helvetiae» (Zür. 1875—77); derselbe, «Flora fossilis arctica» (6 Bde., Zür. 1868—81); Schimper, «Traité de Paléontologie végétale» (Par. 1869—74); Renault, «Cours de botanique fossile» (Par. 1881 fg.); Zittel und Schimper, «Handbuch der P.» (Bd. 2, «Phytopaläontologie», von Schimper, fortgesetzt von A. Schenk, Münch. 1879 fg.). Die letztern beiden Werke sind noch nicht beendet.

Die Paläontologie der Tiere oder die Zoopaläontologie ist eine der wichtigsten Zweige der Tierkunde und ist dies namentlich in neuerer Zeit durch das Verhältnis geworden, in das sie zur Coolutionstheorie getreten ist. Wie wir aus der individuellen Entwickelung eines Lebewesens, aus seiner Ontogenie, teilweise wenigstens, seine Verwandtschaftsbeziehungen erschließen können, so vermögen wir dies andererseits teilweise auch aus den fossilen Resten, die in ihrer Aufeinanderfolge uns häufig ein ungefähres Bild geben, wie diese oder jene Tierfamilie sich im Laufe der Zeiten umgestaltet hat. Wir können an der Hand dieser Reste die Stammesentwickelung, die Phylogenie, eines Tieres studieren und werden finden, daß im allgemeinen ein stetiger Fortschritt stattfindet. In je ältere Schichten wir hinabsteigen, desto fremdartigern, aber auch einfachern Formen begegnen wir, desto mehr sind ihnen Charaktere eigen, die vorübergehend um so früher in der Entwickelung ihrer jetzt lebenden Nachkommen wieder auftreten; es sind Formen mit einem embryonalen Typus. So zeigen z. B. alle Fische bis zum Jura herauf am Ende ihrer Wirbelsäule einen vertikal unsymmetrischen Bau, der Schwanz ist heterocerk, wie er es bei den Haien, Rochen und Glanzschuppern (Ganoiden) auch der Jetztwelt zeitlebens bleibt. Bei den modernen, erst im Jura auftretenden Knochenfischen, die im ausgebildeten Zustand einen mit symmetrisch ausgeschnittener Flosse versehenen homocerken Schwanz haben, ist er auf gewissen frühen Stufen der Entwickelung gleichfalls heterocerk. In dem Maße, wie man von Schichte zu Schichte nach oben aufsteigt, trifft man eine immer mehr um sich greifende Differenzierung der Tierwelt, welche einmal darin ihren Ausdruck findet, daß die Charaktere immer komplizierter und höher werden, dann aber namentlich auch darin, daß die Familien an Zahl der Gattungen und die Gattungen an Artenreichtum immer mehr zunehmen. Eine Konsequenz dieser Erscheinung ist es, daß in ältern Schichten Formen liegen, welche als Sammel- oder Kollektivtypen eine Anzahl Eigenschaften in sich vereinigen, die später mehr entwickelt auf verschiedene Tierfamilien sich verteilen, wie wir im Anoplotherium aus dem untern Tertiär (Eocän) eine Säugetierform kennen lernen, in der Charaktere von Wiederkäuern, Pferden und Schweinen in merkwürdiger Weise vermischt uns entgegentreten. Aber nicht immer sehen wir einen bloßen Fortschritt in der Entwickelung der Formen walten; oft können wir beobachten, daß, wie im menschlichen Leben, ein Heranwachsen, eine Epacme stattfindet, der eine höchste Entwickelung (Acme) folgt, bis endlich ein greisenhafter Verfall (Paracme) immer schneller um sich greift. Lehrreich sind in dieser Beziehung die echten Ammoniten: im alpinen Trias schüchtern auftretend, erreichen sie im obern Jura und in der untern Kreide ihre höchste Entfaltung, fangen darauf an zu verschwinden und keine der 1600 Arten hat sich in das Tertiär hinübergerettet. Daneben gibt es allerdings auch Formen (Nautilus, Lingula), die, als Dauertypen schon im untern Silur beginnend, sich mit geringen oder keinen Veränderungen bis zur Gegenwart erhalten haben, Beweis genug, daß sie sehr glücklich organisiert sind und unter den verschiedensten Existenzbedingungen ausdauern können, ohne daß sie nötig hätten, sich weiter noch besonders anzupassen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß schon vor der paläolithischen Zeit, die mit den silurischen Schichten beginnt, eine ungeheuer lange Reihe von Tiergenerationen existiert haben muß, denn aus dem Silur allein kennen wir etwa 10 000 Arten, die sich auf Cölenteraten (Schwämme, Korallen, Graptolithen), Stachelhäuter (die im Devon aussterbenden Cystoideen, einige Blastoideen, Seelilien und Seeigel), Würmer, Gliedertiere (zahlreiche Trilobiten), Mollusken (Cephalopoden, Schnecken, Muscheln), Molluskoiden (Brachiopoden), endlich in den obersten

Schichten schon auf einige Wirbeltiere (Haifische) verteilen. Und wie viele Bewohner des Silurmeeres, und gerade die interessantesten, waren nicht so beschaffen, daß Reste von ihnen hätten erhalten bleiben können. Doch existieren bereits alle sog. Typen des Tierreichs, aber es fehlen noch Landbewohner, die erst im Devon zusammen mit Landpflanzen auftreten. Die ersten höhern Wirbeltiere (Reptilien) erscheinen, zugleich mit Insekten, in der Steinkohlen- und Dyasperiode und entfalten sich mächtig im mesolithischen Zeitalter (Trias, Jura, Kreide); zu ihnen gesellen sich im obersten Trias (Bonebed) die ersten Spuren von Säugetieren und zwar von sehr niedrig organisierten Beutelnatieren, während der erste Vogel (Archäopteryx [s. d.]), allerdings mit noch vielen ausgesprochenen Reptilienscharakteren, im obern Jura erscheint und in der Kreide der Vogeltypus schon gut ausgebildet gewesen sein dürfte. Mit dem Beginn des känolithischen Zeitalters, dem Tertiär, fangen die Säugetiere an die leitende Rolle im Tierreich, die bis dahin den Reptilien zukam, zu übernehmen, bis frühestens in jungtertiärer Zeit der Mensch erscheint.

Die Litteratur über Zoopaläontologie ist sehr umfangreich und neben prachtvollen und großen Einzelwerken existieren zahlreiche Zeitschriften, die nur fast ausschließlich gewidmet sind. In dieser Beziehung sind besonders hervorzuheben: «Palaeontographica» (Kassel 1846 fg., herausgegeben von W. Dunker und H. von Meyer, jetzt von Dunker und C. A. Zittel), die Publikationen («Quaternal Journal» und «Transactions») der Royal geological Society of London, die «Transactions of palaeontological Society» und das «American Journal of Science etc. etc.». Die deutschen Fossile fanden in Graf G. zu Münster und G. A. Goldfuß Sammler und Bearbeiter («Petrefacta Germaniae», Düsseld. 1826—44). Als Handbücher sind anzuführen: Giebel, «Fauna der Vorwelt» (3 Bde., Lpz. 1847—56); Quenstedt, «Handbuch der Petrefaktenkunde» (3. Aufl., Tüb. 1885); C. A. Zittel, «Handbuch der P. und Paläozoologie» (Münch. 1878); Pictet, «Traité de Paléontologie» (2. Aufl., Par. 1853—56); R. Owen, «Manual of Palaeontology» (7. Aufl., Lond. 1861); Nicholson, «A manual of Palaeontologie» (2. Aufl., Lond. 1879).

Paläopatra, s. Paträ.

Paläophytologie (grch.), Beschreibung der fossilen Pflanzenreste, s. unter Paläontologie.

Palaos ist die span. Bezeichnung für die Pelewinseln (s. d.).

Palaeotherium (grch.), ein ausgestorbenes Geschlecht der Huftiere mit drei Zehen, deren mittelste die stärkste ist. Diese Tiere waren vom Habitus der Tapire, von Schweine- bis Pferdegröße, hatten wahrscheinlich einen kurzen Rüssel und sind die ältesten, in den Eocän- und untern Miocänschichten des Tertiärs auf uns gekommenen Ahnen der Pferde, die sie mit den Tapiren verbinden.

Paläotypen, s. Inkunabeln.

Paläozoische Formationen nennt man diejenigen Formationen, welche auf die azoischen Schichten (krystallinischer Schiefer) folgen und die Reste einer von der jetzigen durchaus abweichenden Flora und Fauna einschließen. Hierher gehört das Silur, Devon, Carbon und Perm (Dyas). (S. Geologie, Formation.)

Paläozoologie (grch.), Beschreibung der fossilen Tierreste, s. unter Paläontologie.

Paläphatos, der Verfasser eines in griech. Sprache geschriebenen, «Von unglaublichen Dingen» betitelten Werks, in dem eine Reihe griech. Mythen in der Art erklärt wird, daß ein histor. Kern derselben angenommen und das Wunderbare davon durch künstliche Deutungen losgelöst wird. Das Werk ist in der gekürzten und vielfach interpolierten Gestalt, in der es vorliegt (die übrigens in den verschiedenen Handschriften mannigfach differiert), gewiß erst in ziemlich später Zeit entstanden. Herausgegeben ist die Schrift am besten in Westermanns «Mythographi Graeci» (Braunschw. 1843).

Palaprat (Jean), Seigneur de Bigot, franz. Lustspieldichter, geb. zu Toulouse 1650, versuchte sich im Lustspiel, sowie in der Lyrik. Seine Lustspiele verfaßte er meist mit dem ihm geistig überlegenen David Augustde Brueys aus Aix (geb. 1640, gest. 25. Nov. 1723 zu Montpellier), der, nachdem er gegen Bossuets «Exposition de la doctrine catholique» den prot. Standpunkt verteidigt, zur kath. Kirche übergetreten, auch einige theol. Werke, z. B. «Traité de l'encharistie» ꝛc., im kath. Sinne verfaßte und in seinen eigenen Lustspielen (3 Bde., Par. 1735), wie in den mit P. verfaßten den niedern Witz glücklich mied. P. wurde 1675 Kapitular und bald nachher Vorstand des Konsistoriums seiner Vaterstadt, begab sich später auf Reisen, lebte eine Zeit lang in Rom, wo ihm die Königin Christine eine Stelle in ihrem Gefolge anbot, und wurde, nach Frankreich zurückgekehrt, Sekretär des Herzogs von Vendôme. Er starb 14. Okt. 1721 zu Paris. Seine Werke erschienen zuerst 1711, mit denen von Brueys (5 Bde.) Paris 1756.

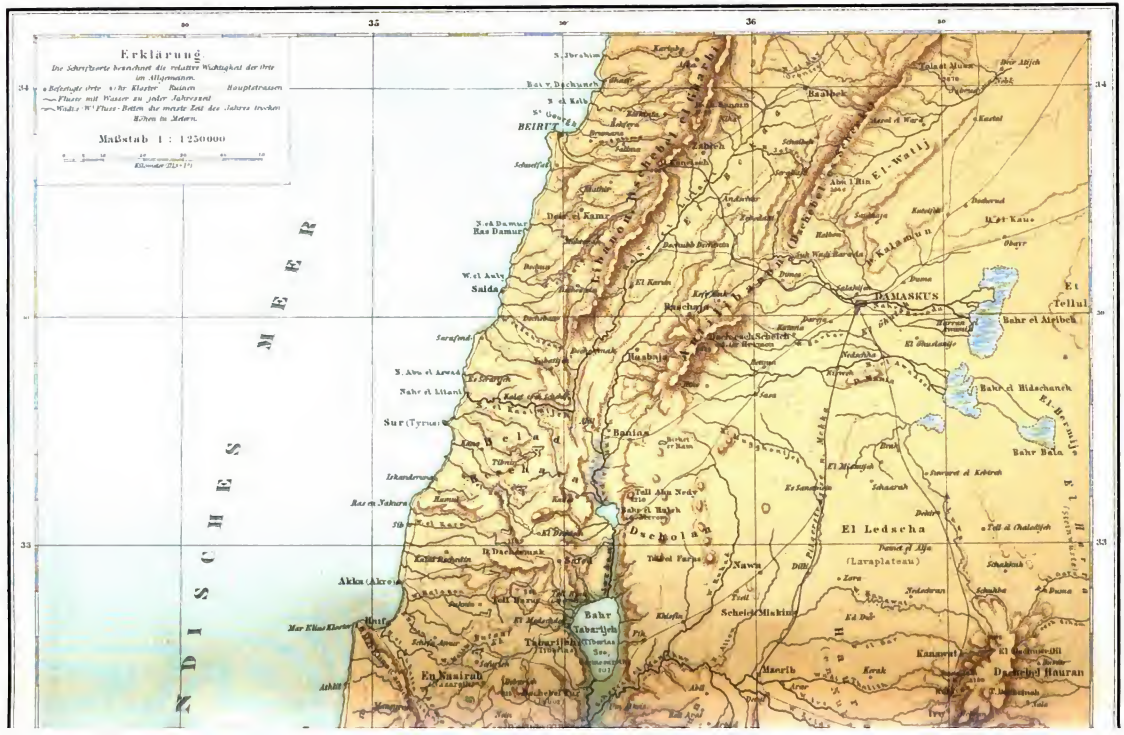
Palar, Fluß in Ostindien, entspringt in Mysore und ergießt sich, nach einem sehr gekrümmten Lauf, jedoch in westentlich östl. Richtung von etwa 350 km in die Bai von Bengalen.

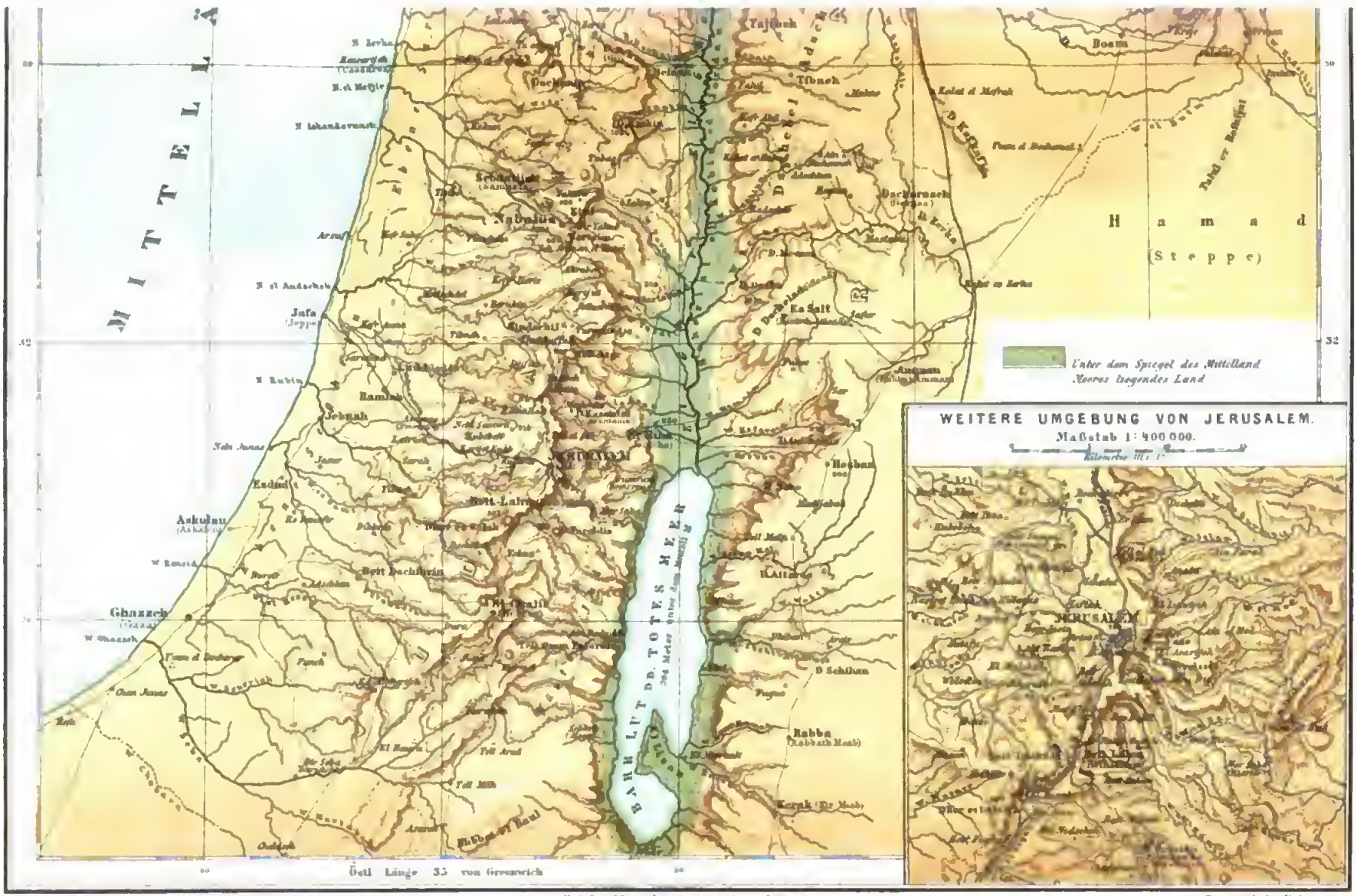
Palas, Teil der mittelalterlichen Burg (s. d.).

Palast, vom lat. palatium, ursprünglich der Name eines der sieben Hügel Roms, bezeichnet ein Profangebäude von weiträumiger Anlage und künstlerischer Ausführung, hauptsächlich zum Fürstensitz oder zur Wohnung von Großen und reichen Privaten bestimmt. Schon die Herrscher Ägyptens und altorient. Reiche bezeugten durch solche Bauwerke ihre Größe; in Rom gründeten die Kaiser auf dem Palatin ihre Residenzen, berühmt vor allen war das goldene Haus des Nero. Kaiser Diocletian baute sich einen großartigen Palast zu Spalatro unweit Salona. Im Mittelalter treten mehr die Burgen in den Vordergrund; von Kaiserpalästen haben sich nur Reste in Gelnhausen und Goslar erhalten, andere Paläste in Venedig (Dogenpalast, Cà Doro, Palazzo Foscari, Pisani ꝛc.), Avignon (P. der Päpste), Rouen (Palais de Justice), Bourges ꝛc. Weit zahlreichere Beispiele existieren aus der Zeit der Renaissance, die namentlich in Italien den Palastbau in glänzendster Weise entwickelte. Brunellesco, Michelozzi, Beneb. da Majano, Giul. da San Gallo, Leo Batt. Alberti, Bramante, Palladio sind die hervorragendsten Meister auf diesem Gebiet. Frankreich und Deutschland (heidelberger Schloß) wetteiferten mit den Italienern in rühmlicher Weise. Für die größten Paläste gelten der Vatican in Rom, die ehemaligen Tuilerien, sowie das Louvre in Paris und der Winterpalast in Petersburg.

Palästina, eigentlich Land der Philister (s. d.), auch Kanaan, d. i. Niederland, genannt, das den

PALÄSTINA.


Erklärung
Maßstab 1 : 1250000
Hauptstrassen
BEIRUT
Saida
Sur (Tyrus)
Akka (Akre)
DAMASKUS
Baalbek
Bahr el Aibeh
Bahr el Hidschaneh
Bahr Bela
El Ledscha
Nawa
Bahr Tabarijeh
En Nasirah
Dschebel Hauran
Kanawat
Et Tellul
Mittelmeer
Libanon
Antilibanon
Hermon
Jordan
Yarmuk
Leontes
Scheriat el Kebir
Nahr el Litani
Nahr el Kasimije
Nahr el Auadsch
Nahr Mukteh
Nahr Mandhur
Nahr Zerka
Nahr Jabok
Nahr Hesbani
Nahr Banias
Nahr Leddan
Nahr Barada
Nahr Awadsch
Nahr Farfar
Nahr Kanawat
Nahr Kuweik
Nahr Kurdani
Nahr Mahruweh
Nahr Mukatta
Nahr Schellaleh
Nahr Schukeif
Nahr Schukeif Arnun
Nahr Schukeif Schenlef
Nahr Schukeif Schenlef und die Berge
Nahr Schukeif Schenlef und die Berge
Nahr Schukeif Schenlef und die Berge



Brockhaus Conversations-Lexikon. 13 Aufl

F. A. Brockhaus' geogr.-artist. Anstalt, Leipzig

Zu Artikel Palästina.

Südwesten Syriens einnehmende Land, welches im N. vom Flusse Litani (Leontes) und dem Dschebel-esch-Scheich (Großer Hermon), im W. vom Mittelländischen Meer, im O. und S. vom arab. Steppenplateau begrenzt, einen Flächeninhalt von 29 500 qkm mit ungefähr 1 100 000 (einst, zur Zeit seiner alten Blüte etwa 4 Mill.) E. hat, aber als Hauptschauplatz der biblischen Geschichte und Wiege zweier Weltreligionen (deshalb auch oft Heiliges Land) eine weit über seine Größe und Bodenbeschaffenheit hinausragende Bedeutung erlangte. Man kann P. kurz als das binnenländische Jordangebiet zunebst dem westlich darangrenzenden Küstensaume des Mittelmeers bezeichnen. Die Formation des Landes bietet wenig Abwechselung und wird hauptsächlich durch die nordsüdl. Einteilung der tief unter das Meeresniveau hinabreichenden Niederung des Jordan und des Toten Meers charakterisiert. Das Gestein der Gebirge ist sekundärer Kreidekalk; nur im Nordosten tritt auch Basalt auf. Das vorzugsweise in Betracht kommende westjordanische P. ist ein sich bis 900 m Höhe erhebender, im Norden in die Vorberge des Antilibanon auslaufender, im Süden durch den Nordrand des Peträischen Arabien abgeschlossener Landrücken nebst seinen Abdachungen im Osten gegen die 180—400 m unter dem Spiegel des Mittelmeers liegende Jordanau und im Westen gegen das Mittelmeer. Der höchste Berg, der Dschebel-Dschermak in Galiläa, mißt 1143 m über Meer, und außer ihm überschreitet noch eine ziemliche Anzahl von Bergen die Höhe von 1000 m, so namentlich der Ebal und Garizim, der Berg von Nebi-Samwil im Benjaminlande, die Höhen von Hebron. Das Ostjordangebiet ist ein dem Hochplateau der Syrischen Wüste sich anschließendes Hügelland, welches mit seinen schroffen Abfall gegen die Jordanau, von dem Westrande dieser gesehen, wie eine von Genezarethsee bis über das Tote Meer sich erstreckende, nur von zwei großen Flußthälern, dem des Hieromax (Scheriat-el-Mandhur) und des Jabok (Zerka), durchbrochene gigantische Mauer erscheint, während an der fernen Ostgrenze die Haurankette mit Gipfeln von 1830 m und die erhabensten Kuppen des Gileadgebirges, das südlich vom Jarmuk (Hieromax) bis gegen das Tote Meer hin sich erstreckt, noch fast 1200 m emporsteigen. Das westlich von den Quellbächen des Jordan die Ausläufer des Antilibanon umfassende Hochland nebst der südlich daranstoßenden Ebene Jezreel bildet die vergleichsweise durch Fruchtbarkeit ausgezeichnete Landschaft Galiläa. Weiter gegen Süden folgt der ehemalige Wohnsitz der Stämme Ephraim und Manasse, das Hochland von Samarien, welches wieder südwärts in das rauhere und ödere Gebirge der Landschaft Judäa, des alten Stammsitzes von Juda und Benjamin, übergeht. Westwärts schließt sich an das judäische Hochland die weite Ebene (Sephela) der Philister, gegen Norden in die Samarien vorliegende Ebene Saron auslaufend, welche letztere durch das weit vorspringende Kap des Karmelgebirges von der galiläischen Küstenniederung, der sog. Accaebene, getrennt wird. Bemerkenswerte Gebirge sind außer den schon genannten im Nordosten der Große Hermon; in Galiläa, die Ebene Jezreel umgrenzend, der Tabor, der Kleine Hermon, der Gilboa, sowie, über dem See von Gennezareth, der sog. Berg der Seligkeiten (Kurun-Hattin); in Samaria, nördlich und südlich den Paß von Sichem einfassend, der Ebal und der Garizim; in Judäa der Ölberg, der Quarantana und der sog. Franken- oder Fureidisberg. Am Karmel und an einzelnen Bergabhängen Galiläas gibt es Hochwald, während am Tabor fümniges Holz fehlt. Dichtere Wälder sind nur dem Gebirge Gilead eigen und bestehen größtenteils aus Eichen. Auf dem Gebirge diesseit des Jordan gestattet der spärliche Grauwuchs nur Zucht von Schaf- und Ziegenherden, in den Niederungen hingegen an der Küste und auf den Hochebenen Gileads findet auch das Großvieh üppige Weide. Der Kalkfels des Westjordanlandes birgt zwar nicht den Wasserreichtum kryftallinischer Gebirge, gleichwohl ist die Zahl der perennierenden Quellen eine große. Von Flüssen sind zu erwähnen der Kison in der Jezreelebene und der Wadi-Kelt oder Krit, welcher, an der östl. Abdachung der Berge von Judäa entspringend, an Jericho vorüber dem Jordan zufließt. Der Jordan bildet zwei Süßwasserseen, diejenigen von Merom und von Gennezareth, und mündet nachher in den allen lebendigen Organismus vernichtenden Salzsee des Toten Meers. (Hierzu eine Karte: Palästina.)

Im allgemeinen ist P. wasserarm, und seine in den biblischen Schriften so hoch gepriesene Fruchtbarkeit bezieht sich auf die Ertragsfähigkeit, durch welche einzelne Gegenden des Landes sich auszeichnen, wie das Thal von Sichem, die Umgebung von der Hügelstadt Samaria, das Gebiet von Bethsean (Scythopolis), das Thal von Hebron, die Thäler und Plateaus von Gilead; auch findet sie ihre Erklärung im Vergleiche mit den noch weniger begünstigten östl. und südl. Nachbarländern; jedoch ist das Gebirge ergiebig an Wein, Oliven, Feigen und sonstigem Obst; zu Berg und Thal wird viel Gerste und Weizen gepflanzt, an einzelnen Orten auch Hafer, daneben Gurken und Linsen; insbesondere die Küstenebene liefert gutes Getreide, Baumwolle, Sesam und Datteln, und die heiße Jordanau könnte bei Benutzung der zu künstlicher Bewässerung sich darbietenden Vorbedingungen dieselben Produkte hervorbringen wie Ägypten. Der Export von Landesprodukten beschränkt sich wesentlich auf Getreide und Öl. Jerusalems lebhafter Handelsverkehr ist durch das Pilgerwesen bedingt. Die mittlere Jahrestemperatur des Hochlandes beträgt 19° C., die mittlere Temperatur des Juli 26° C.; die jährliche Regenmenge, die sich aber auf wenige Tage verteilt, ungefähr 56 cm. Die Flora des Landes zeigt vermöge der bedeutenden Niveauunterschiede eine sehr große Mannigfaltigkeit; man schätzt die Zahl ihrer Arten auf 2000. Die Fauna P.s zählt jetzt noch 80 Spezies von Säugetieren. Die einst zahlreichen Löwen und Auerochsen sind gänzlich ausgerottet, während Parder und Hyänen immer noch auf Galiläas Bergen und dem Karmel hausen, Schakale überall das Land durchstreifen. Hirsche sind selten, um so zahlreicher die Gazellen; im Ostjordangebirge gibt es auch Steinböcke. Man kennt ferner 352 Spezies von Vögeln, 160 von Reptilien. Im Nahr-Zerka gibt es Krokodile; von Schlangen wurden 19 Arten gesammelt, darunter fünf giftige, z. B. die Cobra und die Hornschlange. Die verschiedenen Fischarten nur im See Gennezareth schätzt man auf 42. Unter den niedern Tierformen gibt es über 40 Spezies von Heuschrecken, die wilden und zahmen Bienen, sowie die Purpurschnecke, die im Flüßchen Belus wieder aufgefunden wurde.

Die bibliſchen Nachrichten von P. reichen bis in die vorhiſtor. Zeiten hinauf und zeigen uns das Land von indogerman. und ſemit. Stämmen, Amoritern und Arabern (Kananitern), bewohnt, welche ſchon damals zum Teil als Städtebewohner zu einer gewiſſen Civiliſation gediehen erſcheinen. Ein aramäiſcher Nomadenfürſt, Abraham, ſoll in das Land eingewandert ſein und bei Hebron ein Erbbegräbnis erworben haben; ſeine Nachkommen, in den nordöſtl. Grenzprovinzen Ägyptens zu einem mächtigen Volkſein herangewachſen, eroberten P. unter Joſua 1500 v. Chr. und machten es dauernd zu ihrem Wohnſitze. Aber in zwölf Stämme geſchieden und ohne beſtimmte bürgerliche Verfaſſung, lebten ſie in polit. Ohnmacht, bis Saul ſie zu einem Königreich vereinigte. Unter David und Salomo gelangte dies zu hoher Blüte, aber ſchon 975 zerfiel es in ein nördl. Reich, das Reich Iſrael oder Ephraim (ſ. d.), und ein ſüdliches, das Reich Juda (ſ. Juden), welche ſich in blutigen Kriegen gegenſeitig ſchwächten. So wurden denn beide eine Beute binnenaſiat. Eroberer; 722 vernichteten die Aſſyrer das Reich Iſrael und zwangen die Bewohner zur Auswanderung über den Tigris bis nach Medien; das Reich Juda mit ſeiner feſten Hauptſtadt Jeruſalem hielt ſich 134 Jahre länger, worauf es den Babyloniern erlag, welche ebenfalls die Bewohner in das Exil führten. Die nach dem Falle Babylons von den Perſern den Juden erteilte Erlaubnis zur Rückkehr gab dem Lande nur ſtellenweiſe ſeine kompakte jüd. Bevölkerung wieder; in den Süden der Stammſitze waren die Idumäer vorgerückt, und das Gebirge Ephraim wurde von dem religiös wie politiſch den Juden verfeindeten Miſchvolke der Samariter eingenommen. P. teilte ſeitdem die Geſchicke Vorderaſiens, indem es nacheinander dem perſ. und macedon. Weltreich angehörte. Unter den Seleuciden, welche auf Vernichtung der Volkseigentümlichkeit ausgingen, erkämpften ihm die Makkabäer auf ungefähr ein Jahrhundert die Unabhängigkeit; aber ſchon 63 v. Chr. brachten es die Siege des Pompejus unter den polit. Einfluß Roms, welcher mit der Eroberung Jeruſalems durch Titus 70 n. Chr. in völlige Botmäßigkeit überging. P. wurde nunmehr eine Provinz des Römiſchen Reichs und blieb in dieſem Verhältnis 560 Jahre lang, während welcher Zeit die jüd. Bevölkerung ausgerottet wurde, das fremd eingeführte Heidentum in ſich ſelber erloſch und zuletzt auch die ſamaritiſche Nation erlag, ſodaß das Chriſtentum zur alleinigen Landesreligion wurde. Dennoch fand der ſiegreich vordringende arab. Kalif Omar kaum einen Widerſtand; P. geriet unter die Herrſchaft des Islam 637 n. Chr., welche, die Kreuzfahrerzeit abgerechnet, bis heute andauert.

Die wiſſenſchaftliche Erforſchung P.s hat in der Neuzeit große Fortſchritte gemacht. Seit den epochemachenden Leiſtungen Robinſons (ſ. d.) iſt die Lage einer Reihe von bibliſchen Ortſchaften feſtgeſtellt worden. In der Hauranebene und an den Abhängen des gleichnamigen Gebirges jenſeit des Jordan ſind zahlreiche Ruinen aus der röm. Kaiſerzeit in relativ ſehr gut erhaltenem Zuſtande gefunden worden. Auf dem Gebirge Gilead, und auch im Weſtjordanlande hat man viele Cromlechs entdeckt, ganz ähnlich den primitiven Druidenbauwerken in England. Von intereſſanten, in neuerer Zeit gefundenen Inſchriften ſind die auf dem Sarkophag des Königs Eſchmunazar bei Sidon, die Stele des Moabiterkönigs Meſa in Dibon, öſtlich vom Toten Meer und die Siloahinſchrift bei Jeruſalem erwähnenswert. Nach der Verarbeitung der Reſultate über die Erforſchung P.s durch Karl Ritter (ſ. d.) und Karl von Raumer (ſ. d.) machten ſich beſonders die Engländer um den Fortſchritt der Kunde des Heiligen Landes verdient. Die Geſellſchaft The Palestine exploration fund (ſeit 1865) veröffentlichte die Reſultate der von ihr angeregten Arbeiten in «The recovery of Jerusalem, a narrative of exploration and discovery in the city and the holy Land» (Lond. 1871) und in den «Quarterly statements of the Palestine exploration fund» (ſeit 1869). Im J. 1877 wurde auch ein deutſcher Verein zur Erforſchung P.s gegründet, welcher ſeit 1878 in Leipzig eine Zeitſchrift in vierteljährlichen Heften herausgibt. Vgl. Triſtram, «The land of Israel» (2. Aufl., Lond. 1866); derſelbe, «The natural history of the Bible» (Lond. 1867); Fraas, «Geolog. Beobachtungen am Nil, auf der Sinaihalbinſel und in Syrien» (Stuttg. 1867); derſelbe, «Das Tote Meer» (Stuttg. 1867); Tobler, «Bibliotheca geographica Palaestinae» (Lpz. 1867); Sepp, «Jeruſalem und das Heilige Land» (2. Aufl., Regensb. 1874); Duc de Luynes, «Voyage d'exploration à la mer Morte, à Petra et sur la rive gauche du Jourdain» (2 Tle., Par. 1875); Guérin, «Description géographique, historique et archéologique de la Palestine» (5 Bde., Par. 1868—80); Bädeker, «P. und Syrien. Handbuch für Reiſende» (2. Aufl., Lpz. 1880); Friedr. Adolf und Otto Strauß, «Die Länder und Stätten der Heiligen Schrift» (2. Aufl., Lpz. 1877); G. Ebers und H. Guthe, «Paläſtina in Bild und Wort» (2 Bde., Stuttg. 1882—85); Charmes, «Voyage en Palestine» (Par. 1885). Atlanten über das alte P. exiſtieren unter anderm von Menke, «Bibelatlas» (Gotha 1868); de Bruyn, «Palaestina ex veteris aevi monumentis ac recentiorum observationibus illustrata» (3. Aufl., Utr. 1874); Smith und Grow, «An historical atlas of ancient geography, biblical and classical» (Lond. 1874); Kiepert, «Neue Wandkarte von P.» in 8 Blättern (5. Aufl., Berl. 1883).

Paläſtra (grch., d. i. Ringſchule) iſt bei den Griechen der Ringplatz, die Ringſchule, die Turnſtätte der Knaben. Die P. wird manchmal als Teil des Gymnaſiums bezeichnet, und mag auch öfter, namentlich in kleinern Städten, nicht davon getrennt geweſen ſein. Aber meiſt waren die P., beſonders in Athen, eigene für den Unterricht der Knaben in der Gymnaſtik (ſ. d.) beſtimmte Anlagen.

Palata (Palaſt), in Rußland die großfürſtl. und zariſche Reſidenz, dann die Behörden, die urſprünglich im Palaſt untergebracht waren.

Palatale (Gaumenlaute), ſ. unter Laut.

Palatin, ſ. unter Palatinus.

Palatina bibliotheca, eine von Auguſtus in einer Säulenhalle auf dem Palatin angelegte Bibliothek; dann auch die von dem Kurfürſten von der Pfalz geſammelte heidelberger Bibliothek.

Palatinat, Amt, Würde und Gebiet eines Palatinus (ſ. d.), Pfalzgrafſchaft.

Palatiniſcher Berg (mons palatinus), nächſt dem Kapitoliniſchen der berühmteſte von den ſieben Hügeln Roms, erreicht ungefähr eine Höhe von 50 m über dem Meer und bildet ein unregelmäßiges Viereck. Gleich dem Kapitoliniſchen beſteht er aus zwei durch eine Einſattelung von NO. nach SW. getrennten Kuppen, von denen urſprünglich

vielleicht nur die nördliche den Namen Palatium trug. Der nordwestl. Abhang des Bergs, Germalus oder Cermalus genannt, ist nach dem Kapitol und dem Tiber, der nordöstliche (Velia) nach dem Forum und dem Esquilin, der südöstliche nach dem Cälischen Berge gerichtet, der südwestliche durch das Thal des Cirkus vom Aventinus geschieden. Der Name, der gewöhnlich durch die Sage vom Evander mit dem der arkadischen Stadt Pallantion in Verbindung gesetzt wird, hängt wahrscheinlich mit dem der Hirten- und Weidegöttin Pales, deren Fest (Palilien) 21. April zugleich als Gründungsfest Roms gefeiert wurde, zusammen. Auf ihm hatte nach der röm. Sage Romulus das älteste Rom gegründet, die Roma quadrata (so genannt nach der Form des Bergs), dessen Ummauerung aus mächtigen Tuffquadern die Ausgrabungen zum Teil wieder bloßgelegt haben, und es mit dem ältesten Pomerium umzogen; an dem Germalus zeigte man den heiligen Feigenbaum (ficus ruminalis), unter welchem die an der Wölfin saugenden Zwillinge gefunden wurden, und die strohgedeckte Hütte (casa) des Romulus. Daneben standen aber von alters her auf dem Berge Privathäuser, wie das Ciceros und das des Catilina, das prächtige des Marcus Scaurus und anderer angesehener Römer. Das des Hortensius auf der südl. Hälfte des Bergs kaufte Augustus, erbaute es neu zu seinem Wohnsitze und in der Nähe den Tempel des Apollo Palatinus (28 v. Chr.) mit der berühmten griech. und lat. Bibliothek. Die nördl. Kuppe wurde von Tiberius und Caligula mit Palastanlagen bedeckt: die Flavier (Vespasian, Titus, Domitian) überbrückten die Einsattelung mit mächtigen Substruktionen, auf welchen sie ihre prachtvolle Residenz erbauten; damit waren die beiden Grenzen der kaiserl. Anlagen früherer Zeit verbunden, und der Privatbesitz vom Palatin ausgeschlossen. Hadrian und Septimius Severus erweiterten die palatinischen Anlagen nach Süden zu; der letztere baute als Abschluß der hier mündenden Via Appia, das sog. Septizonium, einen vielstöckigen Säulenbau, dessen bedeutende Reste erst Ende des 16. Jahrh. von Sixtus V. zerstört wurden. Seit Alexander Severus hörte er auf, dauernde Residenz der Kaiser zu sein; aber so mächtig war der Name Palatium, daß er sich im Mittelalter fort als die Benennung kaiserl. und fürstl. Hofstätten erhielt, wie denn das deutsche Pfalz (s. d.) daraus hervorging. Auf dem nordöstl. Teil des Hügels legte Paul III. aus dem Hause Farnese eine Villa, die sog. Orti Farnesiani, an; 1726 wurden dort unter Bianchinis Leitung (vgl. dessen «Palazzo de' Cesari», Verona 1738) die ersten größern Ausgrabungen vorgenommen. Die planmäßige Ausgrabung der ausgedehnten und bedeutenden Ruinen der Kaiserpaläste wurde jedoch erst 1861 begonnen, nachdem Napoleon III. das Terrain von dem Exkönig von Neapel erworben; die auf Kosten Napoleons von dem Architekten P. Rosa geleiteten Arbeiten waren besonders für die Topographie von Wichtigkeit. Seit dem Ankauf der Farnesianischen Gärten durch die ital. Regierung (1871) führt diese die begonnenen Arbeiten weiter. Vgl. Thou, «Il Palazzo de' Cesari» (Rom 1828); H. Jordan, «Die Kaiserpaläste in Rom» (Berl. 1868); Visconti und Lanciani, «Guida del Palatino» (Rom 1873).

Palatinus bezeichnet ursprünglich jeden, der zum palatium, d. h. zum kaiserl. Hoflager, gehört. Im besondern aber verstand man darunter im byzant.-röm. Reiche das gesamte, unter dem Comes sacrarum largitionum, dem kaiserl. Finanzminister, stehende Personal; ferner auch wohl die dem Comes rerum privatarum untergebenen Beamten, welche die Verwaltung des kaiserl. Privatvermögens besorgten. Das Mittelalter begriff unter Palatini oder Paladini die Vornehmen des Reichs in der nächsten Umgebung des Königs. Unter ihnen nahm im Fränkischen Reiche der Hofrichter, Comes palatinus oder Pfalzgraf, eine besonders einflußreiche Stellung ein als der erste Urteiler im Königsgericht. Im ehemaligen Deutschen Reich aber setzte Otto I. bei jedem Stamme einen besondern Pfalzgrafen zur Verwaltung des königl. Gutes und Gerichts neben dem Herzoge ein, aber zu fürstl. Bedeutung gelangte dieses Amt nur beim rheinischen Pfalzgrafen, welcher seit dem 13. Jahrh. auch Kurfürst und zwar der erste weltliche war und bei Erledigung des Throns den König vertrat. Die Pfalzgrafschaft in Sachsen wurde im 12. Jahrh. mit der thüringischen Landgrafschaft vereinigt; die bayrische erlosch im 13. Jahrh. mit ihren Inhabern, den Grafen von Ortenburg; die schwäbischen Pfalzgrafen von Tübingen verloren durch Teilung in mehrere Linien ihre Bedeutung, lange bevor sie ausstarben. In Italien ist die Pfalzgrafschaft schon früh zum leeren Titel geworden. Über die seit Karl IV. vorkommenden Hofpfalzgrafen (Comites sacri palatii) s. Graf. Dagegen hatte der Titel Palatin eine hohe Bedeutung in Ungarn, solange dieses seine alte eigentümliche Verfassung als selbständiges Königreich besaß. Der Palatin bezeichnete hier den durch die Stände aus vier vom König vorgeschlagenen Kandidaten und zwar seit König Matthias Corvinus auf Lebenszeit erwählten obersten Würdenträger des Reichs, der zu gleicher Zeit als gesetzlicher Stellvertreter des Königs und als Mittler zwischen König und Reich galt und fast alle die weitreichenden Befugnisse besaß, welche sich aus dieser Doppelstellung ableiten ließen. Auch England hatte Palatine; doch entsprachen diese mehr den deutschen Markgrafen.

Palatum (lat.), der Gaumen.

Palauinseln, s. Pelewinseln.

Palaun, der Oberlauf des Sitang in Britisch-Birmo.

Palaver (engl., eigentlich Geschwätz, Geplapper), Volksversammlung oder Kriegsrat der Neger.

Palawan, Palauan, Insel in Hinterindien, zwischen 8—12° nördl. Br. und 117—119° östl. L., mit einem Areal von 11855, mit den umliegenden Inseln aber von 14123 qkm, ist fruchtbar, wohlbewässert, mit Wald bedeckt und gebirgig. Die dem größten Teil nach aus der malaiischen Völkerfamilie angehörenden Eingeborenen bestehende Bevölkerung wird nur auf etwas mehr als 30000 E. geschätzt. Der größere, südliche Teil von P. gehört zu dem Reich des Sultans der Sulu-Inseln (s. d.), der nördliche kleinere, Paragua genannte, mit dem an der Ostküste gelegenen Hafenort Tai-tai, zu dem span. Gouvernement der Philippinen.

Palazzolo Acreide, das antike Akrai (s. d.), Stadt in der ital. Provinz Syrakus, Bezirk Noto, hat (1881) 11186 E. und eine Sammlung von Altertümern im Palazzo Judica. Die Akropolis mit Ruinen der alten Stadt Akrä (Tempio ferale, Theater, Odeon, Wasserleitungen) liegt über dem modernen Orte. P. hieß bei den sicilischen

Sarazenen el-Alrât, bei Edrisi Balensul, mittellat. Placeolum.

Palazzolo sull' Oglio, Ortschaft in der ital. Provinz Brescia, Bezirk Chiari, am Oglio, Station der Bahnen Treviglio-Bergamo-Rovato und P.-Paratico, hat (1881) 5085 E., eine Kirche mit reich verziertem Campanile, ein altes ziemlich wohlerhaltenes Kastell, Seidenzucht und Seidenspinnerei. P., mittellat. Paluscum, gehörte im Mittelalter zum Gebiet von Bergamo und kam mit diesem 1428 an Venedig.

Pale (irisch, «Grenzpfahl») hieß früher der Teil von Irland, welcher vollständig unter engl. Herrschaft stand, im Gegensatz zu den Teilen, in welchen die alten irischen Gesetze und Gebräuche vorherrschten.

Palea, verschiedene schuppenartig entwickelte Blattformen, die in gewissen Blütenständen als Deck- oder Vorblätter vorhanden sind. Bei den Blütenköpfchen der Kompositen werden z. B. die Deckblättchen der einzelnen Blüten als Spreublättchen oder P., bei den Gramineen die beiden Spelzen, also das Deck- und das Vorblatt als P. bezeichnet, und man unterscheidet zwischen P. inferior und P. superior. (S. Gramineen.) Auch bezeichnet man häufig mit P. die schuppenartigen Haargebilde an den Wedeln mancher Farne.

Palearlo (Antonio), latinisiert Aonius Palearius, eins der Häupter der reformatorischen Bewegung in Italien um die Mitte des 16. Jahrh., hieß eigentlich Antonio degli Paglliricci und wurde um 1500 zu Veroli in der Campagna di Roma geboren. Er studierte zu Padua und Florenz, lebte dann in Rom, Perugia und seit 1530 in Siena, wo er eine Schule der Rhetorik hielt. P. erwarb sich als Redner, Humanist und Dichter bald einen in ganz Europa geachteten Namen, wurde 1546 Professor der röm. und griech. Litteratur zu Lucca und 1555 zu Mailand. Inzwischen hatte ihn das Studium des Neuen Testaments zu der evang. Grundlehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein geführt. Nachdem er schon 1542 in Siena der Ketzerei angeklagt, nur infolge seiner glänzenden Verteidigungsrede (pro se ipso) freigesprochen worden war, setzte ihn die mailänder Inquisition 1567 gefangen und transportierte ihn nach Rom, wo er nach dreijähriger schwerer Kerkerhaft Juli 1570 hingerichtet wurde. Seine reformatorischen Ansichten legte P. nieder in der Schrift «Actio in pontifices Romanos et eorum asseclas» (Lpz. 1606). Lange hielt man ihn auch, jedoch wohl mit Unrecht, für den Verfasser der 1542 zu Venedig erschienenen Schrift «Von der Wohlthat Christi» («Del beneficio di Gesù Cristo»), die, im lautersten Geiste der Reformation die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben verkündigend, in mehr als 40000 Exemplaren über ganz Italien verbreitet, dann aber von der Inquisition vollständig unterdrückt wurde. Erst 1843 fand Cowie auf der Bibliothek des St.-John's-College zu Cambridge ein ital. Exemplar wieder, welches 1855 Churchill Babington und mit deutscher Übersetzung Tischendorf (Lpz. 1855) veröffentlichte. Eine Gesamtausgabe der Werke P.s mit Biographie von Hallbauer erschien Jena 1728. Vgl. Young, «Life and times of Aonio P.» (2 Bde., Lond. 1860); Bonnet, «Aonio P. und die Reformation in Italien» (Hamb. 1863); Benrath, «Über den Verfasser der Schrift: Von der Wohlthat Christi» (Gotha 1877).

Palembang, eine Residentschaft des Niederländisch-Indischen Reichs, umfaßt das Stromgebiet des Flusses Musi in dem südlichern Teile der Osthälfte von der Insel Sumatra und erstreckt sich mit einem Areal von 89586 qkm (mit Djambi) von der See (der Bankastraße) gegen Westen bis zu dem Gebirge Bulit-Barissan, welches P. von Benkulen scheidet, und wird nördlich von dem den Niederländern tributären Reiche Djambi, südlich von der niederländ. Residentschaft der Lampongschen Distrikte begrenzt. Die Residentschaft P. besteht aus sieben Abteilungen, denen teils Assistentenresidenten, teils Kontrolleure vorstehen. Die Bevölkerung bestand mit der des in administrativer Hinsicht zu P. gerechneten Reiches Djambi, 76600 Seelen betragend, 1877 aus 582378 Malaien, 4184 Chinesen, 1782 Arabern, 88 andern asiat. Fremden und 228 Europäern, zusammen 588860 Seelen. Die Provinz P., zum großen Teil aus flachem Alluvialland bestehend und erst oberhalb der Hauptstadt sich wellenförmig mehr und mehr bis zu dem Barissangebirge erhebend, dabei von dem Musi und dessen zahllosen Nebenflüssen reich bewässert, ist überaus fruchtbar und bringt alle Erzeugnisse Sumatras in größter Fülle hervor, für deren Abfuhr nach der Hauptstadt P. der Musi die vielbefahrene Wasserstraße bildet. Die eingeborene Bevölkerung besteht aus Malaien, die sich zum Islam bekennen, mit Ausnahme der heidnischen Orang-Kubu, welche, auf einer äußerst niedrigen Stufe der Kultur stehend, ohne jedoch Anthropophagen gleich den Batta (s. d.) zu sein, in den dichten Wäldern ein herumschweifendes Jägerleben führen und eine eigentümliche Sprache reden. Wahrscheinlich sind die Orang-Kubu, deren Zahl auf 10—30000 geschätzt wird, Überreste der Urbevölkerung, welche sich bis heute dem Einfluß aller fremden Bildungselemente, dem arisch-indischen, dem arabisch-islamitischen, sowie später auch dem europäischen, zu entziehen gewußt haben.

Die Hauptstadt Palembang liegt etwa 73 km aufwärts von der Hauptmündung des Musi, an beiden Ufern desselben in sehr niedriger, sumpfiger, häufig überschwemmter Gegend, infolge dessen die Häuser entweder auf 6—8 m hohen Pfählen oder aber im Strome selbst auf mittels Rotangtaue am Ufer befestigten Flößen, sog. Rakits, erbaut sind. Diese letztern senken oder heben sich, je nachdem Ebbe oder Flutzeit im benachbarten Meere ist. Auf dem linken Ufer, wo P. sich 12—17 km weit, wiewohl auf langen Strecken nur mit einer einzigen Häuserreihe, ausdehnt, wohnen sämtliche Europäer. Von Gebäuden sind nur die aus Stein aufgeführte Wohnung des Residenten von P., der zugleich die polit. Aufsicht über das benachbarte Reich Djambi zu führen hat, eine schöne mohammed. Moschee und die Gräber der frühern Sultane von P. in dem sog. Palembang lama, d. h. alten P., 5 km unterhalb der jetzigen Stadt, und der Kraton, d. h. der jetzt für Kasernen der Garnison und andere militärische Zwecke dienende, befestigte Wohnsitz der frühern Beherrscher dieses Landes, erwähnenswert. Die Einwohnerzahl von P. beträgt 48368, worunter 189 Europäer, 43500 Malaien, 2560 Chinesen, 2132 Araber und 87 andere fremde Orientalen, welche Handel, Schiffahrt und Schiffbau treiben, Seidenstoffe weben, ausgezeichnet schöne Krisse (Dolche) und andere inländische Waffen, Schnitzereien in Holz und Elfenbein,

sowie Goldarbeiten verfertigen. Bis 1821 bildete P., wo die Holländer schon 1618 eine Faktorei gegründet hatten, ein eigenes Reich, zu dem auch die Insel Banka gehörte. Im J. 1662 wurden die Holländer daselbst ermordet, wonach diese 1664 eine zweite Niederlassung gründeten und sich den König von P. zum Vasallen machten. Diese bestand bis 1811, wo, während die Engländer Java in Besitz hatten, der damalige Fürst von P., Mahmud Badureddin, alle Holländer in seinem Reiche ermorden ließ. Dieses wurde die Veranlassung zu der Eroberung von P. durch die Engländer unter General Gillespie 1812 und später, 1821, zu einer zweiten Eroberung durch die Holländer unter General de Kock und Verwandlung dieses Reichs in eine niederländ. Provinz. Vgl. Mohnike, «Banka und P.» (Münst. 1874).

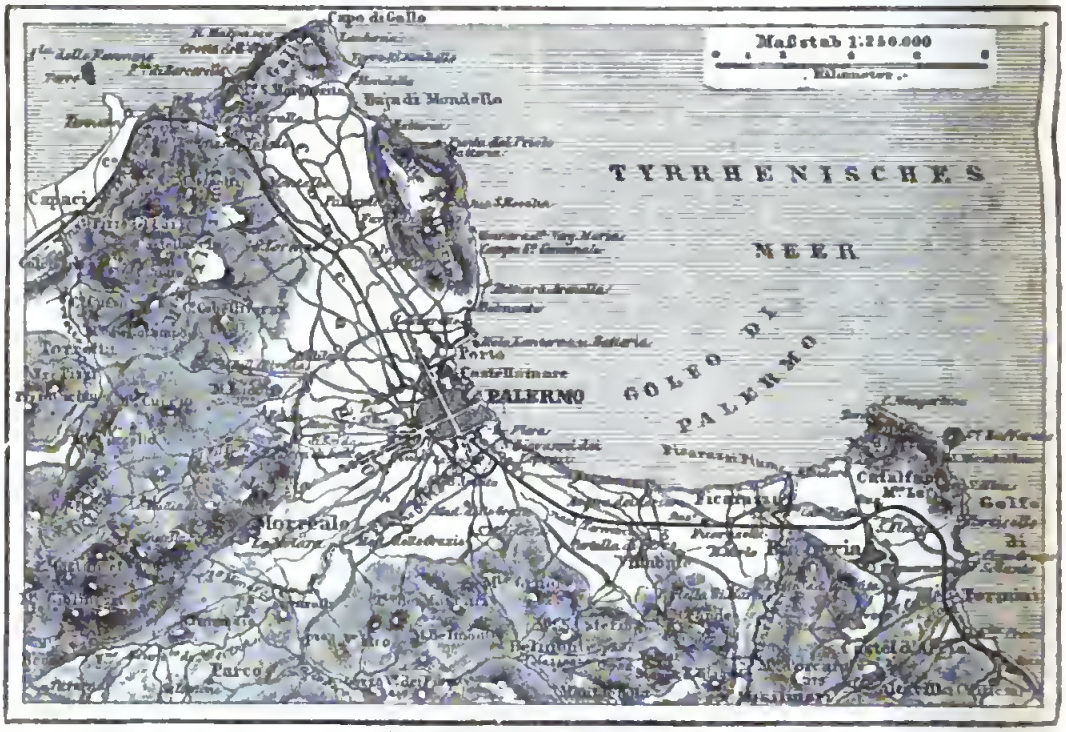
Paléncia, im Altertum **Pallantia**, die Hauptstadt der zum Königreich Altcastilien gehörigen span. Provinz Paléncia (8097 qkm, 180 785 E. im J. 1877), in 720 m Seehöhe, in vollkommen ebener, baumloser, aber gutbewässerter und fruchtbarer, getreide- und weinreicher Gegend, am linken Ufer des Carrion, nahe dem Castilischen Kanal, Station der Linie Venta de Baños-Santander der Nordbahn und der Linie P.-Coruña der Bahnen de Asturias, Galicia y Leon, zählt (1877) 14505 E. und ist eine ziemlich schöne Ciudad von got. Bauart, mit alten mächtigen Mauern umgeben und Sitz der Provinzialbehörden, sowie eines Bischofs und einer ökonomischen Gesellschaft. Der Ort hat gerade, breite Straßen, einen großen Hauptplatz mit Seitenkolonnaden, hübsche Promenaden, eine prachtvolle Kathedrale (San-Antolin), die im 14. Jahrh. gegründet und im 17. vollendet ward, fünf Pfarrkirchen, unter denen sich San-Miguel durch ihren eigentümlichen Baustil auszeichnet, einen bischöfl. Palast, ein gutdotiertes Spital, ein Findelhaus, ein vom Cid in dessen Palast gegründetes Hospiz, ein Kollegium, ein bischöfl. Seminar und eine Lehrerbildungsanstalt nebst Normalelementarschule. Die Bevölkerung unterhält Manufakturen in groben Wollstoffen, namentlich in Decken für ganz Spanien, sowie Hutmachereien, Gerbereien, Weinbau und Getreidehandel. Am 2. Sept. findet alljährlich eine besuchte Messe statt. Zu P. (mittellat. Palentia) wurde 1209 von König Alfons IX. die erste span. Universität gegründet, die jedoch 1239 nach Salamanca verlegt ward.

Palenque (San-Domingo del), Ort im mexik. Staate Chiapas, unweit der Grenze von Yucatan, nordöstlich von Ciudad-Real am Flusse Micol gelegen, oft genannt wegen der 13 km südöstlich davon gelegenen berühmten Ruinen, die zu den wichtigsten und großartigsten Denkmälern vorcurop. Civilisation in Amerika zählen. Von den Umwohnern Casas de Piedras, d. i. steinerne Häuser, genannt, haben dieselben einen Umfang von 20 bis 30 km und bestehen aus einer Anzahl mehr oder minder wohlerhaltener Gebäude, in denen man Tempel, Festungswerke, Gräber, Pyramiden, Brücken, Wasserleitungen und Wohnhäuser erkennt. Am merkwürdigsten ist ein regelmäßiger viereckiger Platz von 90 m Breite und 420 m Länge, in dessen Mitte sich das etwa 100 m lange und 10 m breite Hauptgebäude erhebt. Das Innere zerfällt in viele nur 3—4 m breite Gemächer, die Flügel des Gebäudes sind durch Höfe voneinander gesondert. Der Turm, der sich aus der Mitte desselben bis zu etwa 24 m erhebt, besteht aus vier Stockwerken. Die unterirdischen Gänge und Gewölbe sind noch nicht genauer untersucht. Die Wände sind meist mit Basreliefs und Malereien geschmückt und mit Stuck überzogen; sie erinnern an die buddhistischen Darstellungen der Indier. Über die Erbauer, welche die Wölbung nicht kannten und keine eisernen Instrumente besaßen, sowie über die Zeit der Erbauung herrscht Dunkel. Die Ruinen wurden 1750 von den Spaniern entdeckt, 1784 von Bernasconi, 1787 von Del Rio und 1807 von du Paix erforscht, dessen Bericht 1834 in Paris veröffentlicht wurde. Seitdem haben mehrere Reisende, darunter Friedrich von Waldeck, welcher von 1822 an mehrere Jahre dort zubrachte, und Stephens, die Ruinen von P. beschrieben. Vgl. Stephens, «Incidents of travel in Central-America, Chiapas and Yucatan» (2 Bde., Neuyork 1841); Catherwood, «Views of ancient monuments in Central-America, Chiapas and Yucatan» (Lond. 1844); A. Morelet, «Voyage dans l'Amérique Centrale» (Par. 1857).

Palermo, die frühere Hauptstadt der ital. Insel Sicilien, Sitz des Militärkommandos eines Armeekorps, des Präfekten der Provinz P. (5086,9 qkm mit [1881] 699 151 E.), eines Cassations- und eines Appellationshofs, eines Tribunals erster Instanz und eines Handelsgerichts, eines Erzbischofs und einer Universität, liegt an der Nordküste der Insel und der Westseite eines vom Monte-Pellegrino und dem Kap Zafarana eingefaßten Meerbusens, im Schoße einer 15 km langen und 5,5 km breiten Fruchtebene, der sog. Conca d'oro (goldenes Thal oder Becken), von Orangengärten umgeben, und gewährt von allen Seiten einen prächtigen Anblick. Wegen des milden Klimas (die Temperatur sinkt nie unter Null und es vergeht kaum ein Tag, an dem nicht Kranke ins Freie gehen könnten) eignet sich die Stadt zum Winteraufenthalt für Brustkranke. Im Sommer weht regelmäßig den Tag über frischer Ostwind vom Meere her; die wenigen Sciroccotage sind allerdings unerträglich. P. zerfällt in die alte Stadt und die Vorstädte; die Gemeinde P. zählt (1881) 241 618 E. Die alte Stadt ist durch zwei sich im rechten Winkel schneidende Straßen, Corso Vittorio-Emmanuele (ehemals Toledo, unter den Eingeborenen heute noch Cassaro), und Via Macqueda, die sich auch durch die Vorstädte fortsetzen, in vier Sektionen geteilt. Das Centrum bildet die achteckige Piazza Quattro Cantoni oder Vigliena. Die Straßen der innern Stadt sind größtenteils gut gepflastert und sauber gehalten, die Außenstraßen seit 1878 von Pferdebahnen befahren. Die Häuser zeigen noch vielfach den Barodstil, alle Fenster haben Balkone, alle Häuser sind durch Wasserleitungen mit gutem Wasser versehen. Von Plätzen ist der schönste Piazza Marina mit dem Giardino Garibaldi; auf der Piazza del Municipio steht ein monumentaler Brunnen aus dem 16. Jahrh. Öffentliche Spaziergänge sind: die Marina oder Foro Italico am Meere, an deren Ende der Garten Flora oder Villa Giulia, und die Strada della Libertà vor Porta Marqueda, gewöhnlich Giardino Inglese genannt. Der alte Hafen La Cala ist nur für kleinere Schiffe zugänglich; die großen ankern am Fuße des Monte-Pellegrino im neuen, der durch einen großartig ausgebauten Molo geschützt ist.

Baudenkmale aus dem Altertum sind bis auf die unbedeutenden Katakomben vor Porta Offuna

nicht mehr vorhanden, seitdem die auf der Piazza Vittoria 1869 entdeckten Reste eines röm. Hauses wieder verschüttet sind und man die dort gefundenen Mosaikfußböden ins Museo nazionale gebracht hat. Sehr interessant sind die mittelalterlichen Kunstdenkmale, besonders aus der Normannenzeit. Das königl. Schloß (Palazzo-Reale) enthält ein mit Mosaiken aus jener Zeit geschmücktes Zimmer in dem einst Torre Pisana, jetzt Torre San-Ninfa genannten Teile, und außerdem die berühmte Capella Palatina, gegründet von König Roger 1132, in welcher byzant., arab. und occident. Elemente zu einem herrlichen Ganzen vereinigt sind. Auf der Torre San-Ninfa befindet sich die durch die von Piazzi gemachte Entdeckung des Planeten Ceres (1. Jan. 1801) berühmt gewordene, mit trefflicher



Topographische Lage von Palermo.

Einrichtung versehene Sternwarte. Der Dom wurde 1170 vom Erzbischof Walter Offamilio an Stelle einer alten Kirche, die dann als Moschee gedient hatte, errichtet. Er hat außen noch den ursprünglichen Charakter und macht einen höchst malerischen Eindruck; im Innern wurde er am Ende des 18. Jahrh. vollständig modernisiert. Eine Kapelle enthält außer andern Gräbern auch die der Hohenstaufen Heinrich VI. und Friedrich II. Im Dom sind die Gebeine der heil. Rosalia, Schutzpatronin von P., der jährlich im Juli ein glänzendes Fest gefeiert wird. Südlich vom königl. Palast befindet sich die 1132 gegründete Kirche San-Giovanni degli Eremiti mit mehrern Kuppeln und einem hübschen Kreuzgang. Neuerdings wurde noch ein älterer arab. Bau entdeckt. Ein byzant. Quadratbau ist die Kirche della Martorana, vom J. 1143, mit Mosaiken aus jener Zeit; barocke Zusätze sind teilweise entfernt worden. Der sehr schöne Campanile wird (1885) restauriert. Die Kirche San-Domenico ist durch ihre Monumente berühmter Sicilianer ausgezeichnet; die Kirche der Casa Professa der Jesuiten durch den reichen Marmorschmuck; die Kirche della Catena durch ihre malerische Vorhalle; die Kapuzinerkirche vor Porta Nuova durch die Gewölbe, in denen eine Menge wohlerhaltener Leichen gezeigt werden. Von andern Gebäuden sind zu erwähnen: der erzbischöfl. Palast, der Palazzo communale, der Justizpalast an der Piazza Marina, ein imposanter, aber schlecht erhaltener Bau des 14. Jahrh.; das Spedale grande, jetzt Kaserne, mit Resten des 14. Jahrh.; der Palast Abbatelli aus dem 15. Jahrh. und andere mittelalterliche und moderne Privatgebäude; die neue engl. Kirche (P. hat eine engl. und eine ital. prot. Gemeinde) u. s. w. Für Wissenschaft und Kunst sind wichtig: die Universität, eine der acht Universitäten ersten Ranges von Italien, mit bedeutenden naturwissenschaftlichen Sammlungen (besonders Fossilien aus der Umgegend); das Museo nazionale, im ehemaligen Kloster Olivella, berühmt durch die hier aufbewahrten Skulpturen von Selinus und sehenswert durch manche andere antike Überreste (z. B. die Mosaiken der Piazza Vittoria) und Gemälde; zwei große Bibliotheken, die nationale im ehemaligen Collegio massimo der Jesuiten und die an Manuskripten über sicil. Geschichte sehr reiche communale in der ehemaligen Casa Professa; das große Archiv, das Liceo, die drei Gymnasien, das Instituto tecnico, mehrere Akademien, die Società per la Storia patria, das Konservatorium für Musik, das agrarische Institut, die Seemannsschule u. a. m. Für den Unterricht in den neuern Sprachen sorgt der Circolo filologico. Zu den ältern Theatern ist neuerdings das Politeama hinzugekommen; ein großartiges

Teatro Vittorio-Emmanuele ist (1885) noch unvollendet. Ausgezeichnet ist der botan. Garten.

Die Industrie ist in P. besonders vertreten durch die Fonderia (Gießerei) Oretea, dem Hause Florio gehörig; es werden in P. schöne Tischplatten aus Marmormosaik und gute Handschuhe gefertigt. Das Haus Florio, eine der bedeutendsten Reedereien des Mittelmeers, hat sich neuerdings mit der Reederei Rubattino vereinigt und die Società Italiana di Navigazione gebildet, deren Schiffe den Verkehr P.s mit den übrigen sicil. Häfen, mit Italien und dem Orient vermitteln. Der Großhandel wird teilweise von in P. ansässigen Fremden betrieben, Engländern, Deutschen und Schweizern. Die Stadt hat zwei große Banken, Banco di Sicilia und Banca nazionale, und eine Menge kleinerer Kreditinstitute. Durch Eisenbahn ist P. mit Girgenti, Catania (Messina), Corleone und mit Trapani verbunden. Der Export besteht hauptsächlich in Schwefel, Sumach, Agrumit, Wein (Marsala, vom Hause Florio, Zucco, vom Herzog von Aumale, Corvo, von Salaparuta). Eingeführt werden franz., engl., deutsche und schweiz. Manufakturwaren. P.s Handelsbewegung ergab für 1884 7636 Schiffe mit 2809251 t. Bedeutend ist auch der Thunfischfang (auch in Öl eingemachter Thunfisch wird seit kurzem exportiert). Unter den vielen interessanten Punkten der Umgegend sind besonders zu nennen: der 597 m hohe Monte-Pellegrino, mit der schönen Grotte der heil. Rosalia und herrlicher Aussicht, die Villa Belmonte am Fuß des Pellegrino, der Park der Favorita mit dem Lustschloß im chines. Stil; die Gärten von Whitaker, Herzog von Aumale, Serradifalco und Tasca, das normann. Lustschloß Zisa mit maurischer Brunnenhalle und prächtiger Aussicht vom Dache; in der Nähe liegen die Cuba, jetzt Kaserne, Sta.-Maria di Gesù mit herrlicher Aussicht und Monreale (s. d.).

P. ist das Panhormus oder Panormus der Alten, eine von den Phöniziern angelegte, dann von den Karthagern besessene Stadt, die 254 v. Chr. in die Hände der Römer fiel. Kurze Zeit in deutschen Händen (unter Odoaker und den Ostgoten) kam P. durch Belisar unter byzant. Herrschaft, wurde 831 von den Arabern erobert und Sitz des bald fast unabhängigen Statthalters der Insel. Es zerfiel damals noch in die mittlere, von Sumpfstrecken eingefaßte Altstadt und in die Vorstädte; allmählich verschwand das Wasser bis auf die Cala und alle diese Teile wurden zusammen die jetzige Altstadt. P. wurde 1071 von den Normannen erobert. Glänzend war hier der Hof des Hohenstaufen Friedrichs II. Durch die Sicilische Vesper (s. d.) gab P. 1282 das Zeichen zur Befreiung der Insel von der franz. Herrschaft. In P. residierten die span. Vizekönige der Insel; die Kommunalverfassung war sehr selbständig unter einem Pretore und sechs Senatoren, die jährlich, meist aus dem hohen Adel, gewählt wurden. Eine Revolution gegen die Adelsherrschaft unter Giuseppe d'Alesi (1647) mißlang. Während der franz. Herrschaft in Neapel residierte in P. König Ferdinand und Königin Karoline. Der Aufstand 1820 mißlang, ebenso der vom Jan. 1848. Endlich war 1860 die Revolution siegreich; 4. April brach der Aufstand aus; am 27. Mai drang Garibaldi in P. ein und befreite die Stadt. Der Pöbelaufstand 1866 hatte keinen Erfolg.

Vgl. Schubring, «Histor. Topographie von Panormus» (Bd. 1, Lübeck 1870); Oppermann, «Palermo» (Bresl. 1860); Springer, «Die mittelalterliche Kunst in P.» (Bonn 1869); «Nuova guida artistica etc. di P.» (Palermo 1883).

Pales, eine altitalische und röm. Hirtengöttin, deren Name in demjenigen röm. Hügel, auf den die ältesten röm. Ansiedelungen stattfanden, dem Palatium oder Palatinischen Hügel, sich wiederfindet. Am Feste der P., den Palilien oder richtiger Parilien, besprengte man den Boden mit einem in Wasser getauchten Lorbeerzweige; alsdann wurden Strohhaufen angezündet und über diese sprangen die Hirten mit ihren Herden dreimal hinüber. Beides waren Akte der Sühnung und Reinigung. Am Tage des Festes sollte der Sage nach Rom gegründet worden sein.

Pales, der 49. Asteroid, s. unter Planeten.

Palestrina, Stadt in der ital. Provinz Latium, im Altertum Prāneste, 35,7 km östlich von Rom, am Abfalle des Gebirges zur Campagna gelegen, war eine uralte Stadt, die zum Bunde der Lateiner gehörte, 499 v. Chr. sich an die Römer anschloß, dann von ihnen abfiel, 380 aber wieder unterworfen und darauf durch eine röm. Kolonie besetzt wurde. Im J. 82, wo sie dem jüngern Marius zum letzten Zufluchtsort diente, mußte sie sich dem Sieger Sulla ergeben. Wichtig war sie namentlich wegen der Festigkeit ihrer auf dem Berge gelegenen Burg (jetzt Kastell San-Pietro), die mit der unten liegenden Stadt durch Schenkelmauern verbunden war. Im Mittelalter im Besitz der Familie Colonna, litt die Stadt viel unter den Fehden des röm. Adels und der Päpste; zweimal wurde sie von Grund aus zerstört (1299 und 1437). So ist von Ruinen nichts geblieben als die Reste der cyklopischen Stadt- und Burgmauern, sowie die kolossalen Substruktionen des berühmten Fortunatempels, die in sechs Terrassen übereinander aufsteigend das Areal der ganzen modernen Stadt einnehmen. Unter den Altertümern, die daselbst gefunden wurden, sind besonders die Fragmente von marmornen Fasti und die sog. Cista, schön gearbeitete Bronzekästchen (s. Ficoronische Cista) bemerkenswert. Seit 1630 gehört P. der Familie Barberini, und ist Fürstentitel derselben; die jetzige Stadt zählt (1881) 2911, als Gemeinde 6158 E. und ist ein Bischofssitz.

Palestrina (Giovanni Pietro Aloisio oder Pierluigi da), auch Il Prenestino und Prānestinus genannt, das Haupt der ältern röm. Tonschule und von seinen Zeitgenossen durch den Beinamen Musicae Princeps ausgezeichnet, wurde 1524 zu Palestrina im Kirchenstaat geboren und kam 1540 nach Rom in die von dem berühmten Goudimel gegründete und geleitete Schule. Nachdem er 1551 an der Capella Giulia als Lehrer der Singknaben angestellt worden, gab er 1554 seine ersten Kompositionen, Messen, in den Druck, die ihm alsbald einen Platz unter den ersten Komponisten seiner Zeit anwiesen. Papst Julius III. berief ihn 1555 in das Kollegium der päpstl. Kapellsänger. Die Geneigtheit, die ihm dieser Kirchenfürst erwies, erhielt ihm auch dessen Nachfolger Marcellus II., der aber bald starb. Der folgende Papst Paul IV. fand Anstoß daran, daß unter den Sängern der päpstl. Kapelle sich einige befanden, die nicht geistlichen Standes, sogar verheiratet waren. Zu diesen gehörte auch P., welcher deshalb 1555 ebenfalls aus der Kapelle entlassen wurde. Im Oktober desselben Jahres erhielt er aber dafür

die Kapellmeiſterſtelle an San-Giovanni in Laterano, die er ſechs Jahre bekleidete und dann mit der an Sta.-Maria-Maggiore vertauſchte, welche er wiederum bis ins J. 1571 verſah. Mittlerweile war 1562 das Tridentiniſche Konzil wieder zuſammengetreten, und es kam auf demſelben auch eine für nötig erachtete Reinigung der Kirchenmuſik zur Sprache. Man fand nämlich Anſtoß an der Vermiſchung der profanen mit der geiſtlichen Muſik, indem bis dahin der Mißbrauch ſehr in Schwung gekommen, Meſſen über weltliche und nicht ſelten ſehr frivole Lieder zu komponieren. Außerdem gefielen ſich die damaligen Komponiſten in Künſteleien, während man für die Kirche einfachere Muſik verlangte, die durch kontrapunktiſche Verſchlingungen das Wort nicht ganz unterdrückte. Pius IV. ernannte 1565 eine Kommiſſion von acht Kardinälen und acht Mitgliedern der päpſtl. Kapelle, die endlich dahin übereinkam, eine Probe einfachen und edeln Stils zu veranſtalten, und hierzu ward P. erleſen, an deſſen «Improperien» (aus dem J. 1560 ſtammend) man eigentlich ſchon das ſchönſte Beiſpiel jenes Stils hatte. P. ſchrieb nun, im Geiſte der ihm gewordenen Aufgabe, drei neue ſechsſtimmige Meſſen, welche die Aufgabe als gelöſt erſcheinen ließen. Unter dieſen Meſſen erregte beſonders diejenige die allgemeinſte Bewunderung, welche noch heute unter dem Titel «Missa Papae Marcelli» weltberühmt iſt. Der Papſt ernannte hierauf P. zum Komponiſten der Kapelle, und 1571 trat er aus ſeiner Kapellmeiſterſtelle an Sta.-Maria-Maggiore in die an der Baſilika San-Pietro in Vaticano (als Animuccias Nachfolger) über, nebenbei auch als Muſikdirektor an der Kongregation des Oratoriums und als Leiter der von Giovanni Maria Nanini errichteten Muſikſchule thätig. P. ſtarb 2. Febr. 1594, eine außerordentliche Anzahl von Werken (die zu ſeiner Zeit größtenteils gedruckt wurden, obwohl nur in einzelnen Stimmbüchern) hinterlaſſend.

P. entfaltete in ſeinen Produktionen eine Größe und Würde, die für alle Zeiten Gegenſtand der Bewunderung bleiben werden. Man findet bei ihm alle Abſtufungen kontrapunktiſcher Kunſt, vom Einfachſten bis zu den komplizierteſten Kombinationen kanoniſcher und fugierter Setzart. Alles aber iſt vom Feuer des Genius durchglüht und bewegt ſich zwanglos und frei auch inmitten der Schranken der Polyphonie. Seine Werke beſtehen vorwiegend aus kirchlichen Kompoſitionen im ſtrengen Stil, doch hat er auch einfachere Stücke und liebliche weltliche Madrigale geſchrieben. Seine Kirchenwerke bilden den Höhenpunkt der kath. Kirchenmuſik, ja gewiſſermaßen der Kirchenmuſik überhaupt. Der Muſikweiſe ſeiner Zeit gab er eine ſo prägnante Geſtalt, daß man dieſe Kompoſitionsart ſpäter einfach als den Stil à la P. bezeichnete. Von P.s Kompoſitionen werden noch gegenwärtig verſchiedene, z. B. die Improperien, Lamentationen, das achtſtimmige «Fratres ego enim accepi», alljährlich zu beſtimmten Zeiten in der Sixtiniſchen Kapelle zu Rom geſungen. Die erſte vollſtändige Geſamtausgabe ſeiner Werke erſcheint ſeit 1885 in Leipzig bei Breitkopf u. Härtel. Sein Leben iſt ausführlich beſchrieben von Baini, «Memorie storico-critiche della vita e delle opere di P.» (2 Bde., Rom 1828; deutſch in verkürzter Geſtalt von Kandler, Lpz. 1834; Auszug von Winterfeld, Bresl. 1832).

Paleſtro, ital. Dorf in der Provinz Pavia, am linken Ufer der Seſia, über welche dort eine Brücke führt, mit (1881) 3067 E., wurde geſchichtlich denkwürdig durch das Gefecht am 30. und 31. Mai 1859. Am 30. Mai nahm die ſardin. Diviſion Cialdini (10000 Mann mit 12 Geſchützen) nach zweiſtündigem Kampfe das von Teilen der öſterr. Diviſion Lilia (1600 Mann und 6 Geſchützen) beſetzte P. Die Diviſion Cialdini verſchanzte ſich vor P. und erhielt das franz. 3. Zuavenregiment als Verſtärkung, auch traf das franz. 3. Korps in Pravolo ein. Am 31. Mai griff der öſterr. Feldmarſchalllieutenant Zobel mit 12500 Mann die Oſtſeite und den Südeingang von P. an, warf die ſardin. Vortruppen zurück, wurde jedoch, namentlich durch einen überraſchenden Angriff des Zuavenregiments, zum Rückzuge genötigt und verlor hierbei 7 Geſchütze und 364 Mann, die in Gefangenſchaft fielen.

Palette (frz.) oder Pallette, das Farbenbrett des Malers mit einer Öffnung für den Daumen der linken Hand, je nach der Beſchaffenheit der Farben von Holz, Elfenbein, Porzellan, Eiſenblech (für Freskomalerei) u. ſ. w.

Pálffy (Albert), ungar. Schriftſteller, geb. 1820 in Gyula im Békéſer Komitat, ſtudierte die Rechte in Peſt. Seine erſten Romane: «Magyar millionair» («Ein ungar. Millionär», 1845) und «Fekete könyv» («Das ſchwarze Buch», 1846), fanden ſofort Beifall. Im J. 1848 gab er das Tagblatt, «Márczius tizenötödike» («Der 15. März») heraus, das ihm eine längere Kerkerhaft zuzog. Nach dem Freiheitskriege wurde er in Budweis interniert, kehrte nach zwei Jahren zurück und ſetzte ſeine novelliſtiſche und publiziſtiſche Thätigkeit mit wachſendem Erfolge fort. Mehrere ſeiner Novellen gehören zu den beſten Produkten der neueſten ungar. Dichtung. P. iſt ſeit 1864 Mitglied der Kisfaludy-Geſellſchaft, ſeit 1884 der Ungariſchen Akademie der Wiſſenſchaften.

Pálffy von Erdöd, ein ſehr weit verzweigtes fürſtl. und gräfl. ungar. Geſchlecht, deſſen urſprünglicher Name Konth war und welches mit den Hedervár eines Stammes ſein ſoll. Der älteſte Ahnherr, Kouth Pál (Paul Konth), lebte 1383. Sein Sohn Paul II. (1425) nahm zuerſt den Namen Pálffy (d. i. Paulsſohn) an, und deſſen Urenkel, Paul III., fügte nach ſeiner Verheiratung mit Klara von Cſerna, der Erbtochter des Geſchlechts Erdöd, den Namen des letztern noch dem ſeinigen bei. Der eigentliche Begründer der Größe des Hauſes wurde Nikolaus II., geb. 1552, der jüngſte Enkel Pauls III., welcher ſich in den Kriegen gegen die Türken auszeichnete, deshalb die Obergeſpanswürde des Preßburger Komitats erhielt, welche dann erblich wurde in der Familie, und 1600 ſtarb. Sein Sohn, Stephan II., welcher ſich den Beinamen des Türkenſchreckers erwarb, kämpfte tapfer und ſeinem Könige treu gegen Bethlen Gabor und wurde 1634 in den Grafenſtand erhoben. — Nikolaus IV., Sohn des vorigen, geb. 1634, geſt. 1679, hinterließ zwei Söhne, Nikolaus VI. und Johann IV., durch welche das Geſchlecht in zwei Hauptlinien zerfiel.

Der ältere, nikolaitiſche Aſt ſpaltete ſich 1720 bei dem Tode Leopolds I. abermals in drei Zweige. 1) Der ältere derſelben, geſtiftet von Nikolaus VIII., wurde 1807 unter Joſeph Franz P., geb. 1764, geſt. 1827, in den Reichsfürſtenſtand erhoben. Gegenwärtiges Haupt dieſes Zweigs iſt der Urenkel des letztgenannten, Fürſt Nikolaus, geb. 11. Nov. 1861. 2) Der mittlere Zweig wurde geſtiftet von

Graf **Leopold P.**, geb. 1716, seit 1760 Feldmarschallleutenant, seit 1765 kommandierender General in Ungarn, gest. 9. April 1773. Gegenwärtiges Haupt dieses Astes ist Graf Leopold P. Fürst von Teano, Grand von Spanien erster Klasse, geb. 2. Dez. 1807. 3) Der jüngere Zweig wurde von Graf **Rudolf P.**, gest. 1. April 1768, begründet, zerfiel aber durch dessen Söhne Johann (gest. 22. Febr. 1794) und Rudolf (gest. 29. März 1802) in zwei Abteilungen. Die eine, ältere, ist 21. Jan. 1858 mit dem Grafen Karl erloschen; Haupt der zweiten ist Graf **Moritz P.**, geb. 12. Juli 1812, k. k. Kämmerer, Wirkl. Geheimrat und Feldmarschalleutenant a. D. Von den Oheimen des Letztgenannten war Graf **Johann Karl P.**, gest. 14. Dez. 1870, Feldmarschallleutenant; Graf **Aloys P.**, gest. 2. Febr. 1876, war bis 1848 Gouverneur von Venedig.

An der Spitze der jüngern oder Johannschen Hauptlinie des Hauses steht Graf **Johann P.**, geb. 12. Aug. 1829, k. k. Kämmerer und Wirkl. Geheimrat. Der Ahnherr derselben, Graf **Johann IV. P.**, geb. 1663, kämpfte als Parteigänger im kurpfälz. Erbfolgekriege, wohnte dann dem Feldzuge am Rhein bei, bestand 1695 gegen Villars bei Mainz ein heftiges Gefecht, nahm 1701—2 unter Prinz Eugen an den Feldzügen in Italien teil und focht dann in Deutschland. Im J. 1704 ward er Banus von Kroatien, Dalmatien und Slawonien, kommandierte hierauf gegen die Malcontenten in Ungarn, gewann 1709 das Treffen bei Schemnitz und eroberte 1710 Neuhäusel. Zum Feldmarschall ernannt, bewirkte er 1711 die vollständige Pacifikation Ungarns durch den Szathmarer Frieden. Später kämpfte er unter Prinz Eugen mit Auszeichnung gegen die Turken. Im J. 1741 zum Generalkommandanten in Ungarn ernannt, unterstützte er kräftig Maria Theresia. Er starb 1751. Sein Sohn, Graf **Karl III. P.**, war ebenfalls ein ausgezeichneter Militär, wurde 1754 Generalfeldmarschall und starb 1774.

Palfrey (John Gorham), amerik. Schriftsteller, geb. 2. Mai 1796 zu Boston, studierte Theologie und wurde 1818 Pastor an der Kongregationalkirche in Battle-Square, Boston, 1831 Professor an der Harvard-Universität und übernahm 1835 die Redaction der «North American Review». Von 1842 bis 1843 war er Mitglied der Massachusetts-legislatur, von 1844 bis 1846 Staatssekretär, von 1847 bis 1849 Kongreßmitglied und von 1861 bis 1867 Postmeister in Boston. Er starb in Cambridge 26. April 1881. Von seinen Werken sind hervorzuheben: «Evidences of Christianity» (2 Bde., Boston 1843), «Lectures on the Jewish scriptures and antiquities» (4 Bde., 1838—52), «The slave power» (1847) und besonders «History of New England» (3 Bde., 1858—64, unvollendet).

Palgrave (Sir Francis), engl. Geschichtschreiber und Altertumsforscher, geb. 1788 zu London, war von jüd. Abkunft und hieß eigentlich Cohen, welchen Namen er bei seinem Übertritt zum Christentum mit P. vertauschte. Er widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit, erhielt eine Anstellung am Staatsarchiv und machte sich durch die Herausgabe der «Parliamentary writs» (4 Bde., Lond. 1827—34) bekannt. Ferner erschien von ihm «History of the Anglo-Saxons» (Lond. 1831), «Rise and progress of the English commonwealth» (2 Bde., Lond. 1832) und «Truth and fiction of the middle ages» (Lond. 1837). Im J. 1832 wurde er Ritter und 1838 Vizedirektor des Staatsarchivs. Sein Hauptwerk ist die «History of Normandy and England» (4 Bde., Lond. 1851—64). Er starb zu Hampstead 6. Juli 1861.

Patgrave (Francis Turner), engl. Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 28. Sept. 1824, studierte in Balliol-College in Oxford und wurde nach Beendigung seiner Studien zum Fellow von Exeter-College gewählt. Später fungierte er fünf Jahre als Vizedirektor des Schullehrerseminars in Kneller-Hall, war einige Jahre Privatsekretär Lord Granvilles und erhielt dann eine Anstellung im Erziehungsamt. Von ihm erschienen «Idylls and songs» (1854), «Essays on art» (1866), «Hymns» (1867) und «Lyrical poems» (1871).

Palgrave (William Gifford), engl. Reisender, Bruder des vorigen, geb. 24. Jan. 1826 in London, wurde, nachdem er in Oxford studiert hatte, 1847 Lieutenant in einem ostind. Infanterieregiment, gab indes bald die militärische Laufbahn auf, um in den Jesuitenorden einzutreten, und wirkte dann als Mitglied desselben bis 1853 in Indien, bis 1855 in Rom und bis 1860 in Syrien und Palästina. Im J. 1861 hielt P. in Irland «Lectures on the massacres of the Christians in Syria» und brach dann von neuem nach dem Orient auf, um im Auftrage Napoleons III. eine Entdeckungsreise in Central- und Ostarabien zu unternehmen. Mit dem Reisewerk «Narrative of a year's journey through Central and Eastern Arabia» (2 Bde., 1865), worin er die Resultate seiner Wanderungen niederlegte, trat er sofort in die erste Reihe berühmter Reisebeschreiber und Entdecker. In den J. 1865—66 war er im Auftrage der engl. Regierung bemüht, die Freilassung der engl. Gefangenen in Abessinien zu erwirken; 1866—67 fungierte er als engl. Konsul in Suchumtale, 1867—73 in gleicher Eigenschaft in Trapezunt, 1873—76 in St. Thomas, 1876—78 in Manila und 1878—80 als Generalkonsul in Bulgarien. Den letztern Posten vertauschte er 1880 mit dem Generalkonsulat in Siam. P. veröffentlichte noch «Essays on Eastern questions» (1872), den Roman «Hermann Agha» (2 Bde., 1872) und den Reisebericht «Dutch Guiana» (1878).

Pati, Stadt in Dschôdpur (s. d.).

Pâli ist der Name der heiligen Sprache der Buddhisten, der soviel als Serie, Reihe, der heiligen Texte nämlich, bedeutet. Das P. ist eine jüngere Schwestersprache des Sanskrit, wie dieses aus der indo-arischen Volkssprache hervorgegangen und ihm in grammatischen Bildungen und Wortvorrat nahe verwandt, nur viel weicher und markloser. Als ursprüngliche Heimat des P. gilt die Provinz Magadha im östl. Indien, wo der Sage nach Buddha geboren wurde. Er lehrte und predigte angeblich in P.; in der That sind auch die ältesten ind. Inschriften aus dem 3. Jahrh. v. Chr., welche seine Lehre verkünden, in P., und zwar in mannigfachen dialektischen Schattierungen desselben, abgefaßt. Durch die buddhistischen Missionare wurde es weit nach dem westl. Asien hin verbreitet, daher man es auch auf den indobaktrischen Münzen und verwandten Denkmälern der griech. Herrschaft im Innern Asiens findet. Eine vollständige Zusammenstellung und Erklärung jener Inschriften gab zuerst Prinsep im «Journal of the Asiatic Society of Bengal» (1837), dann Wilson im «Journal of the Royal Asiatic Society» (1851) und einen

guten Teil derselben übersetzte Burnouf als Anhang zu seiner Übersetzung des «Lotus de la bonne loi» (Par. 1852), sowie Kern, «De Oedenkstukken van Asoka den Buddhist» (Amsterd. 1873); vgl. auch Cunningham, «Corpus Inscriptionum Indicarum» (Bd. 1, Kalkutta 1879). Durch die gewaltsame Vernichtung des Buddhismus in Indien erlosch das P. daselbst; die in ihm zahlreich abgefaßten Werke blieben jedoch in Ceylon, Birma und Siam erhalten, wo es als Litteratursprache gepflegt ward und noch wird. Vgl. Lassen und Burnouf, «Essai sur le Pali» (Par. 1826); Clough, «A compendious Pali grammar with a copious vocabulary» (Colombo 1824; neue Ausg. des Wörterbuchs, Colombo 1865); J. Minajeff, «Grammaire palie» (1874; russ. 1872); E. Kuhn, «Beiträge zur Pali-Grammatik» (1875); R. C. Childers, «Dictionary of the Pali language» (Lond. 1872—75); Tory, «Die Flexion des P. in ihrem Verhältnis zum Sanskrit» (Kristiania 1881); Ed. Müller, «A simplified Pali grammar» (Lond. 1884).

Die Palilitteratur umfaßt alle Zweige des ind. Wissens; hauptsächlich aber ist die Religion und Philosophie des Buddhismus, sowie das Leben der buddhistischen Heiligen in dieser Sprache vielfach bearbeitet worden. Der sehr voluminöse Kanon der heiligen Schriften zerfällt in drei Teile (pitaka), von denen der erste die Werke über Liturgie, religiösen Kultus u. s. w., der zweite die Werke über Moral, Dogmatik, Gesetzkunde u. s. w., der dritte vermischte Abhandlungen über Metaphysik, heilige Legenden u. s. w. umfaßt. Von den bis jetzt, namentlich seit Gründung der Pali Text Society zu London (1881) herausgegebenen Schriften sind zu nennen: «Kammavâkya, liber de officiis sacerdotum Buddhicorum» (herausg. von Spiegel, Bonn 1841) und «Rasavâhini», eine Legendensammlung in den «Anecdota Palica» (ebenfalls von Spiegel, Lpz. 1845); J. Minajeff, «Pâtimokkhasutta» (1869); verschiedene Jâtaka (Vorgeburtslegenden), herausg. von Fausböll (1861—72; der 1. Bd. seiner Gesamtausgabe derselben, Lond. 1877, umfaßt etwa den vierten Teil); «The Vinaya Pitakam» (herausg. von Oldenberg; Bd. 1: «The Mahavagga», Lond. 1879; Bd. 2: «The Cullavagga», Lond. 1880; Bd. 3: «The Suttavibhanga», Teil 1, Lond. 1881); «Suttanipâta», übersetzt von M. Coomara Svâmi (1874) und von Fausböll (Oxf. 1881); mehrere Sutta, ediert und übersetzt von Childers, L. Feer, P. Grimblot, R. Pischel u. s. w.; «The Milindapanho» (herausg. von Trenckner, Lond. 1880). Vgl. die durch das Medium des Ceylonesischen gemachten Mitteilungen daraus bei Spence Hardy, «Eastern monachism» (Lond. 1850) und «Manual of Buddhism» (Lond. 1853). Der sittliche Ernst der buddhistischen Weltanschauung spiegelt sich am besten in dem «Dhammapadam» (herausg. von Fausböll, Kopenh. 1855; deutsch von A. Weber, «Ind. Streifen», Bd. 1, Bresl. 1868). Außerdem besitzt die Palilitteratur einige histor. Schriften von nicht unbedeutendem Werte. Die wichtigsten derselben sind der «Mahâvansa» von Mahânâmathera, eine Chronik von Ceylon von den frühesten Zeiten bis zur Zeit des Verfassers (432 n. Chr.) herab; von verschiedenen Verfassern ist dann das Werk fortgesetzt worden bis 1756 (herausg. mit engl. Übersetzung von Turnour, Bd. 1, Candy 1837; ferner von H. Sumangala und Don Andris de Silva Batuwantudawa, mit singhalesischer Übersetzung, 2 Bde., Colombo 1877); der «Dipavansa», herausg. und ins Englische übersetzt von H. Oldenberg (Lond. 1879). Für die genauere Kenntnis ihrer heiligen Sprache haben die buddhistischen Priester viele Werke verfaßt. Vgl. F. d'Alwis, «An introduction to Kachchâyana's grammar of the Pâli language» (Colombo 1863); E. Senart, «Grammaire de Kaccâyana» (1871). Die reichsten Sammlungen von Palihandschriften finden sich in London, Paris (Kollektion Grimblot) und Kopenhagen.

Paliano, Stadt in der ital. Provinz Rom, Bezirk Frosinone, 46 km im OSO. von Rom, in reizender Lage auf einem baumreichen isolierten Hügel, hat (1881) 4915 E., Getreide-, Wein- und Olivenbau und einen Palast einer Linie der Colonna, deren Haupt von P. den Herzogstitel führt. Papst Gregor IX. befestigte den Ort mit noch vorhandenen Mauern und Türmen. In der Kirche Sant' Andrea befinden sich Grabmäler der Colonna.

Paliano (Herzog von), s. unter Colonna.

Palikao, Ort im nördl. China an der von Tien-tsin nach Peking führenden Straße, wurde namhaft durch das am 21. Sept. 1860 gelieferte Gefecht, in welchem 3000 Franzosen unter General Montauban, rechtzeitig unterstützt durch 3000 Mann brit. Truppen, fast ohne eigenen Verlust (50 Tote und Verwundete) den Angriff eines 50000 Mann (20000 Bannertruppen und 30000 tatarische Reiter) starken chines. Heeres unter General Sankolinsin zurückschlugen. Nach diesem Siege, welcher dem General Montauban den Titel «Graf von Palikao» eintrug, wurden Peking und der kaiserl. Sommerpalast ohne Kampf von den Verbündeten besetzt.

Palikao, Graf, s. Cousin-Montauban.

Palikaren hießen in der Türkei die griech. oder albanes. Söldner, die in albanes. Tracht mit einer langen türk. Flinte, zwei Pistolen und einem Handschar oder langen Dolch bewaffnet, unter eigenen Kapitanys bald den türk. Paschas dienten, bald auf eigene Faust ein räuberisches Kriegerleben führten und identisch mit den Armatolen (s. d.) sind. Jetzt belegt man mit P. die unregelmäßigen Truppen in Griechenland, welche die obenerwähnte Tracht und Ausrüstung beibehalten haben.

Palikat, Stadt im Distrikt Chinglepat der brit.-ind. Präsidentschaft Madras, auf einer Insel in dem Salzwasser enthaltenden Landsee P., welcher durch einige schmale Wasserwege mit dem Meere in Verbindung steht und durch Einbruch desselben in eine besonders niedrige Küstengegend und deren Überströmung entstanden zu sein scheint.

Paliken, Götter oder Dämonen, welche im Innern Siciliens bei Schwefelquellen unfern vom Ätna als Heilgötter und Beschützer des Ackerbaues und der Schiffahrt verehrt wurden. Bei den einheimischen Sicilern galten sie für Söhne des Adranos, eines nicht näher bekannten sicilischen Gottes, von den Griechen wurden sie dann zu Söhnen des Hephästos und der Nymphe Ätna, oder des Zeus und der Thalia, einer Tochter von jener, gemacht. Vgl. Michaelis, «Die P.» (Dresd. 1856).

Palilien, s. unter Pales.

Palillogie (grch.), Wiederholung eines vorangegangenen Satzteils am Anfang des neuen Satzes.

Palimbacchius, Versfuß, s. Antibacchius.

Palimpseste (grch.) oder Codices rescripti sind Handschriften (s. Manuskript), auf welchen die ursprüngliche Schrift durch eine jüngere ersetzt ist; der Papyrus wird mit einem feuchten Schwamm

abgewischt, das Pergament mit einem Schabmesser abgekratzt und mit Bimsstein geglättet. Gewöhnlich wird das Pergament neu umgebrochen und meist in anderer Richtung der Zeilen, als die frühere Schrift lief, neu beschrieben. Die Lesung der ältern verwischten Schrift ist dann oft nur mit Hilfe chem. Reagentien möglich, die sich aber nur bei der metallischen Eisentinte des Mittelalters wirksam erweisen. Die durch die Seltenheit und Kostbarkeit des Materials hervorgerufene Sitte oder Unsitte des Neuschriberens war schon dem röm. Altertum nicht fremd und wurde dann in den christl. Klöstern des Morgen- und Abendlandes, besonders in der Zeit vom 7. bis 13., vereinzelt noch bis ins 15. Jahrh. geübt, besonders eifrig in dem vom heil. Columban 612 gegründeten Benediktinerkloster zu Bobbio, aus welchem z. B. der von Angelo Mai in der Vatikanischen Bibliothek entdeckte Palimpsest der Schrift des Cicero «De republica» stammt. Natürlich wurden in der Regel die Werke heidnischer Schriftsteller beseitigt, um christl. Schriften Platz zu machen; daß man sich aber bisweilen auch an kirchlichen Werken vergriff, zeigt ein von der Synode zu Konstantinopel 692 erlassenes Verbot. Sehr selten und besonders schwierig zu lesen sind die zweimal restribierten Codices (Codices ter scripti), wie z. B. die von C. Pertz im Britischen Museum entdeckten Pergamentblätter, welche zuerst Fragmente des röm. Historikers Granius Licinianus in Uncialschrift etwa aus dem 7. Jahrh., darüber die Schrift eines röm. Grammatikers von einer Hand des 9. Jahrh., darüber endlich Chrysostomos in syr. Sprache aus dem 11. Jahrh. enthalten. Vgl. Wattenbach, «Das Schriftwesen im Mittelalter» (2. Aufl., Lpz. 1875). Sehr selten sind auch Palimpsestdrucke, wie die wolfenbüttler Bibliothek einen solchen in der Lensonschen Ausgabe der «Constitutiones Clementinae» von 1476 besitzt. Vgl. Mone, «De libris palimpsestis tam latinis quam graecis» (Karlsr. 1855).

Palindrom (grch., «das Zurücklaufende») heißt eine Lautreihe, die, vor- und rückwärts gelesen, einen Sinn (denselben oder einen verschiedenen) ergibt, z. B. «Otto»; «Reliefpfeiler»; «Sarg» und «Gras»; «Neger» und «Regen». Auch auf ganze Wortreihen (Sätze) erstreckt sich dies Spiel, wie man z. B. den (dem Teufel in den Mund gelegten) lat. Hexameter «Signa te, signa, temere me tangis et angis» (d. i. «Kreuze dich, kreuze dich nur, du berührst und quälst mich vergebens») von links nach rechts und umgekehrt lesen kann.

Palingenesie (grch.), Wiedergeburt, Wiederentstehung aus dem Alten und Vergangenen. Im theolog. Sinne bedeutet P. teils die Auferstehung der Toten, teils die sog. Apokatastase oder die Wiederbringung des ursprünglichen, durch den Sündenfall verloren gegangenen Zustandes der Dinge. Die Moraltheologie versteht unter P. die sittliche Wiedergeburt des Menschen.

Palinodie (grch.), der Widerruf eines Gesanges oder Gedichts, in welchem man gegen jemand Schimpfliches und Entehrendes geäußert hatte. Berühmt war die «P. auf die Helena» von dem griech. Dichter Stesichoros (s. d.), der der Sage nach, nachdem er wegen seiner Schmähungen gegen die Helena in einem frühern Gedicht mit Erblindung bestraft worden war, durch diesen Widerruf sein Augenlicht wiedererhielt. In späterer Zeit gebrauchte man den Ausdruck P. überhaupt für den Widerruf von Beleidigungen.

Palintona, Wurfmaschine des griech. Altertums, welche (im Gegensatz zu den Euthytonen oder Katapulten) ihre Geschosse im hohen Bogen schleuderte. (S. Kriegsmaschinen.)

Palinurus war nach Virgil der Steuermann des Aneas auf seiner Fahrt nach Italien, und wurde von dem Gotte des Schlafs eingeschläfert und dann in das Meer gestürzt. Als die Schatten der Unterwelt vor Aneas' Augen vorübergingen, erzählte ihm P., wie er sich zwar an die Küste des nachmaligen Lucanien gerettet habe, aber erschlagen worden sei. Später sühnten die Umwohner die Manen des P. und errichteten ihm ein Ehrenbegräbnis; auch soll nach ihm das Palinurische Vorgebirge den Namen erhalten haben.

Palisanderholz, s. unter Jacaranda.

Palissade (frz. palissade), Schanzpfahl, ist ein 15—30 cm starker, 2—3,5 m langer, häufig oben zugespitzter Pfahl von Rund- oder von Spaltholz. P. werden in senkrechter oder geneigter Stellung bis 1 m Tiefe in die Erde eingegraben und stehen in Reihen nebeneinander, entweder dicht aneinander stoßend oder mit kleinen Zwischenräumen. Eine so entstehende Palissadenwand bildet häufig ein bloßes Hindernismittel; dann stehen die Pfähle mit kleinen Zwischenräumen, überragen den Boden um 2—2,5 m und sind oben zugespitzt. Solche P. heißen Hindernispalissaden. Sie kommen meistenteils auf der Sohle der Gräben von Feldwerken vor und stehen hier senkrecht, doch findet man sie auch in geneigter und selbst wagerechter Lage an den Grabenböschungen angebracht, in welchem Falle sie speziell Sturmpfähle heißen. Eine Palissadenwand kann aber auch zur Gewehrverteidigung eingerichtet werden; dann stehen jedesmal zwei bis drei Spitzpalissaden dicht aneinander und lassen im übrigen Lücken, deren untere Hälfte durch oben stumpfe, den Stand des Verteidigers nur um 1,3 m (Anschlagshöhe des Gewehrs) überragende sog. Brustpalissaden geschlossen wird, während die Spitzpalissaden um 70—99 cm höher reichen. So entstehen Schlitze in der Palissadenwand, welche gerade zum Durchstecken der Gewehre ausreichen. Man spricht in diesem Falle auch von Verteidigungspalissadierung und benutzt dieselbe, um offene Stellen in der Kehle von Feldwerken zu schließen, flankierende Vorsprünge an einer Verteidigungslinie oder um den doppelten Verschluß eines Eingangs in ein Werk zu bilden. In den beiden letzten Fällen nennt man die Anlage einen Tambour. Die Verteidigungsverpalissadierung dient auch zum Abschluß des gedeckten Wegs einer Festung. Die leichte Gefährdung der P. durch Geschützfeuer beschränkt ihre Anwendung auf solche Stellen, welche dem direkten Artilleriefeuer entzogen sind. (S. Hindernismittel.)

Palissadenwürmer, Gattung der Fadenwürmer, mit drehrundem, selten faden- oder haarförmigem Körper. Bei ökonomischen Nutztieren schmarotzen häufig P., so z. B. bei Pferden der bewaffnete Palissadenwurm (Strongylus armatus), der in den Dickdärmen seines Wirtes wohnt, wenn er geschlechtlich reif ist; im Larvenzustande hält er sich in größern Pulsadern des Pferdes auf und verursacht in solchen krankhafte Veränderungen, welche schließlich Verstopfungen von Arterienästen bedingen. Treffen solche Verstopfungen Pulsadern,

welche die Därme mit Blut zu verſorgen haben, ſo kommt partielle Darmlähmung und hierdurch Kolik der Pferde zu Stande. (Über andere P. vgl. Lungenwürmer und Magenwurmſeuche.)

Paliſſe (La), auch Lapaliſſe, Stadt und Hauptort eines Arrondiſſements im franz. Depart. Allier, an der Besbre, Station der Linie Paris-Nevers-Lyon der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, hat (1881) 1851 (Gemeinde 2900) E., auf einem Hügel die Ruine eines Schloſſes aus dem 14. Jahrh., Baumwollſpinnerei und Schuhmacherei.

Paliſſot de Montenoy (Charles), franz. Dichter und Schriftſteller, geb. zu Nancy 3. Jan. 1730, trat nach vollendeten theol. Studien in die Congregation der Väter des Oratoriums, verließ aber den Orden bald wieder und widmete ſich der Litteratur. Er ſchrieb zwei Tragödien, von denen jedoch nur die eine, «Ninus», mit einigem Beifall aufgeführt wurde. Dagegen fanden ſeine Luſtſpiele «Les tuteurs» und «Le barbier de Bagdad» günſtige Aufnahme. Allgemeiner wurde ſein Name ſeit 1755 bekannt, wo König Stanislaus zu Nancy ihm das bei der Einweihung der Denkſäule Ludwigs XV. aufzuführende Theaterſtück übertrug. P. ſchrieb zu dieſem Zwecke nächſt einem allegoriſchen Vorſpiele ein ſatiriſches Schubladenſtück (pièce à tiroir) «Le cercle» (1755), worin er das Treiben der litterariſchen Koterien lächerlich machte. Unter der Maſſe derer, welche hierauf Schmähſchriften gegen P. erſcheinen ließen, zeichnete ſich namentlich Morellet aus. P. antwortete mit den «Petites lettres contre de grands philosophes» (1756) und der ſcharf ſatiriſchen Komödie «Les philosophes» (1760), welche ein ungemeines Aufſehen erregte. Einen dritten Angriff gegen die falſche Aufklärung der Zeit machte P. in dem ſatiriſchen Epos «La Dunciade» (2 Bde., Par. 1764). Sprache, Versbau und Stil ſind bei P. untadelhaft; aber die Erfindung und die Gedanken bleiben im Bereiche des Mittelmäßigen. Wert haben noch ſeine «Mémoires pour servir à l'histoire de la littérature française» (2 Bde., Par. 1769; zuletzt 1813), geſchätzt iſt ſeine Ausgabe der Werke Voltaires (1789). Nachdem er während der Revolutionszeit eine Zeit lang im Rate der Alten geſeſſen, lebte er zu Pantin und im Palais Mazarin, wo er als Vorſteher der Mazarinſchen Bibliothek eine Wohnung hatte. Er ſtarb 15. Juni 1814. Seine Werke erſchienen in ſechs Bänden (Par. 1809). Vgl. Meaume, «P. et les philosophes» (Nancy 1864).

Paliſſy (Bernard), berühmter franz. Kunſttöpfer, geb. 1519 zu Saintes im Depart. Lot-Garonne, war zuerſt Geometer, widmete ſich alsdann allerlei Kunſtthätigkeit und übte insbeſondere auch die Glasmalerei. Der Zufall ſpielte ihm ein fremdländiſches Werk von «glaſierter Fayence» in die Hände, vermutlich ital. Majolika, und er ſtellte ſich nun die Aufgabe, dasſelbe oder ein ähnliches glänzendes Töpfereemail zu erfinden. Was er nach 15jähriger mühevoller Arbeit erfand, war weder die ital. Majolika noch die deutſche ſog. Hirſchvogelart. Es war ein eigentümliches Genre von Fayence, buntfarbig mit gefleckter jaſpisartigem Grunde, das von ſeinem Erfinder den Namen erhielt, auch ſo ziemlich mit ihm ausgeſtorben iſt, bis es in neuerer Zeit von der engl. und franz. Induſtrie wieder erweckt wurde. Die erſten Gegenſtände, welche P. in ſeiner Art machte, waren Gefäße, insbeſondere Schüſſeln und Kannen, auf welchen im Hochrelief Tiere und Pflanzen in natürlicher Bildung (zum Teil wohl über der Natur ſelber abgeformt) und in natürlichen Farben dargeſtellt waren. Da er mit ſeiner neuen Kunſt, begünſtigt vom Hofe, nach Paris übergeſiedelt war, ſo waren es vorzugsweiſe Fiſche, Inſekten, Pflanzen u. ſ. w. der pariſer Gegend, welche er abbildete. Dieſes Genre von Gefäßen, deſſen gut erhaltene Beiſpiele heute von den Kunſtfreunden mit Tauſenden bezahlt werden, führt noch heute den Namen Figulines rustiques. Danach übte er ein anderes Genre, indem er Metallgefäße mit ihrem feinern Relief abformte und in ſeiner Weiſe als fayencefarbig darſtellte. Ein drittes Genre, zu welchem ihn ſeine Kunſt verleitete, war die Ausſtattung der damals in den Gärten ſo beliebten Grotten mit allerlei Getier. So im Garten der Tuilerien. Im J. 1587 wurde P. als Hugenot ins Gefängnis geworfen und ſtarb 1589 in der Baſtille. Außer ſeiner Biographie hinterließ er noch mehrere Schriften, die verſchieden herausgegeben ſind, namentlich von Cap (Par. 1844). Vgl. Audiat, «Bernard P.» (Par. 1868). Abbildungen ſeiner Werke finden ſich in Delange und Borneman, «Monographie de l'œuvre de Bernard P.» (Par. 1862), und France, «Les œuvres de P.» (Par. 1880).

Paliſſyware, eine von Bernard Paliſſy (ſ. d.) erfundene, mit naturwahren Tier- und Pflanzenformen geſchmückte, eigentümlich ſchöne Art der franz. Fayence (ſ. d., Bd. VI, S. 618b).

Palitanna, Berg in Guzerate (ſ. d.).

Palitſcher See, See in Ungarn, bei Maria-Thereſiopol, im Bács-Bodrogher Komitat, der größte der zahlreichen Sumpfſeen des ungar. Tieflandes. Sein Umfang beträgt etwa 16½ km; ſeine Breite wechſelt von 758 bis 1137 m. Der See wird als Heilbad benutzt.

Palitzſch (Joh. Georg), ein durch ſeine aſtron. Kenntniſſe berühmter Bauer, geb. 11. Juni 1723 in Prohlis bei Dresden, geſt. 22. Febr. 1788 daſelbſt, entdeckte 1758 zuerſt den Halleyſchen Kometen und 1782 die periodiſche Veränderlichkeit des Algol im Perſeus.

Palkſtraße, der obere nördlichere, kürzere und ſchmälere Teil der die brit.-ind. Inſel Ceylon von dem Diſtrikt Madura im ſüdweſtl. Teil der Präſidentſchaft Madras des brit.-ind. Reichs trennenden Meeresſtraße, deren ſüdlicherer, längerer und breiterer Teil den Namen des Golfs von Manaar trägt. Beide Hälften dieſes Waſſerwegs werden durch das ſchmale, in die Toritorai genannte Spitze auslaufende Vorgebirge Ramnad, durch die Inſel Rameswar, durch eine ſich öſtlich an letztere anſchließende Reihe von Sandbänken, Klippen und Untiefen, die ſog. Adamsbrücke und die der Weſtküſte von Ceylon zunächſt liegende Inſel Manaar getrennt. Der hauptſächlichſte, für größere Fahrzeuge aber nur mit Mühe zu befahrende Seeweg aus der P. in den Golf von Manaar iſt die ſog. Pambanpaſſage zwiſchen dem Vorgebirge Ramnad und der Inſel Rameswar.

Pall., bei naturwiſſenſchaftlichen Namen Abkürzung für Pallas (Peter Simon).

Palla hieß bei den Römern das gewöhnlich wollene, in der ſpätern Zeit wohl auch ſeidene, weiße, ſpäter gewöhnlich buntfarbige, bei Leichentrauer ſchwarze, weite Obergewand der Frauen, das beim Ausgehen über die untere Tunica (ſ. d.) und Stola (ſ. d.) geworfen wurde. Die P. war

für die Frauen das, was für die Männer die Toga (s. d.), und wurde in ähnlicher Weise wie diese umgeworfen, bald kürzer, bald länger herabhängend, doch so, daß sie nicht schleppte. Mitdem verwandten Worte Pallium bezeichneten die Römer jeden weiten Umwurf, namentlich den der P. ähnlichen griech. Männer und Frauen, während der Römer die Toga trug. Da die Schauspieler in Stücken, die aus dem Griechischen entlehnt waren, Pallien trugen, entstand für derartige Stücke, zu denen die des Plautus und Terenz gehören, der Name fabula oder comoedia palliata, im Gegensatze zu denen von echt röm. Inhalt, den fabulae togatae. Das Wort Pallium ging dann auch in die Kirchensprache über. (S. Pallium.)

Palladio (Andrea), berühmter ital. Architekt, geb. 30. Nov. 1518 zu Vicenza, studierte zunächst die Werke des Vitruv und Alberti, führte hierauf unter Leitung seines Lehrers, des Architekten Giovanni Fontana, einige Bauten aus und ging dann mit seinem Gönner, dem gelehrten Kunstkenner Grafen Trissino nach Rom. Im J. 1547 nach Vicenza zurückgekehrt, entwickelte er daselbst eine rege Thätigkeit und ging 1560 nach Venedig, wo er 19. Aug. 1580 als Architekt der Republik starb. P. stand mit seiner Kunstweise durchaus auf dem Boden der Antike, die er den Bedürfnissen seiner Zeit anzupassen suchte. Fast alle seine Werke zeichnen sich durch Großartigkeit der Komposition aus. Besonderes Gewicht legte er auf die Façaden, welchen er großartige Verhältnisse bei einfacher und regelmäßiger Anordnung zu geben wußte. Auf Schmuck von Skulpturen verzichtete er fast ganz; sein Streben ging auf die Reinigung der Form im klassischen Geiste aus. Unter seinen Bauten sind die bekanntesten: der Umbau des alten got. Ratspalastes, der sog. Basilika zu Vicenza, welche er seit 1548 mit Loggien in zwei Stockwerken übereinander umgab, die Paläste Tiene (1556), Porto, Chieregati (1560), del Capitano, Barbarano (1570), Valmarano (1566), die Villa Capra (la Rotonda), sämtlich in Vicenza, viele Villen in der Umgegend von Vicenza, dann die Kirchen San-Giorgio Maggiore (von 1565), del Redentore (von 1576), die unvollendeten Hallen des Klosters der Caritá, sämtlich zu Venedig, und (1580—84) das Teatro Olimpico zu Vicenza, eine Nachahmung der antiken Theater. P. gab 1547 ein Buch über die Altertümer Roms heraus und schrieb ein Lehrbuch der Architektur unter dem Titel «Quatro libri dell' architettura» (Veneb. 1570). Seine Werke veröffentlichte Scamozzi, «Les bâtiments de P.» (Vicenza 1796). Sein Leben beschrieben Temanza (1762), Magrini (1845), Zanella (1880), Ferrari (1880) und Barichella (1880).

Palladios, Bischof von Helenopolis in Bithynien, Freund des Chrysostomus, schrieb um 400 n. Chr. eine Geschichte der Einsiedler, die den Titel «Historia Lausiaca» führt, weil sie einem vornehmen Beamten, Namens Lausus, zugeeignet ist. Sie wurde von Meursius (Leid. 1616) herausgegeben.

Ein anderer P., mit dem Beinamen der Jatrosophist, aus Alexandria, lebte wahrscheinlich im 5. Jahrh. n. Chr. Von ihm ist außer Kommentaren zu Werken des Hippokrates eine Schrift «De febribus» («Über die Fieber») erhalten, wenn diese nicht vielmehr einen Arzt des 7. Jahrh. Theophilus und dessen Schüler Stephanus zu Verfassern hat. Sie wurde von Bernard (Leid. 1745) bearbeitet und als Schrift des Theophilus und Stephanus von Sicurus (Flor. 1862) herausgegeben.

Palladium (grch.) nannte man im Altertum ein Bild der Pallas (l. Minerva), das als Unterpfand der öffentlichen Wohlfahrt gehütet wurde. Besonders berühmt war das troische P. Es sollte vom Himmel gefallen sein, war nach Apollodor angeblich drei Ellen hoch und hielt in der Rechten eine Lanze, in der Linken Spindel und Rocken. Von ihm war der Sage nach Ilions Fall abhängig. Deshalb entwendeten es Odysseus und Diomedes. Mehrere Städte behaupteten später dasselbe zu besitzen, so Athen und Argos. In Rom glaubte man, daß es sich im Tempel der Vesta befinde. Heliogabalus soll es in seinen Sonnentempel versetzt haben. Die P. waren aus Holz geschnitzt und von altertümlichem Ansehen. Die zahlreichen Nachbildungen von P., die namentlich in Darstellungen des Raubes des troischen Palladions erhalten sind, zeigen die Göttin regelmäßig mit geschwungener Lanze und erhobenem Schilde, im übrigen in streng altertümlichem Typus. In übertragenem Sinne wird das Wort P. für jede heilig gehaltene Sache, welche eine schützende Wirkung hat, gebraucht.

Palladium (chem. Zeichen oder Symbol Pd, Atomgewicht = 106) heißt eins aus der Gruppe der platinähnlichen Metalle, und zwar das am leichtesten schmelzbare von diesen. In manchen Goldarten aus Brasilien findet sich an P. gegen 10 Proz., im Platinerz zwischen ½ bis 2 Proz. Das Metall wurde 1803 von Wollaston im Platinerz entdeckt. Das P. ist von weißer Farbe, kann leicht geschmiedet und zu Drähten ausgezogen werden, hat ein spezifisches Gewicht von 11,4 und läuft beim schwachen Erhitzen an der Luft blau an. Das dabei gebildete Oxyd reduziert sich aber wieder bei stärkerm Glühen. Im Knallgasgebläse verflüchtigt es sich als grünes Gas. Die Dämpfe verdichten sich zu braunem Pulver. Als Pulver sowohl wie auch in dichtem Zustande zeigt es dieselben Kontaktwirkungen wie Platin. Geschmolzen, spratzt es wie Silber beim Erkalten. In heißer Salpetersäure und Königswasser löst es sich leicht zu dunkelrot-braunen Flüssigkeiten auf. Am leichtesten kann man es vom Platin durch sein Verhalten zum Jod unterscheiden, indem sich das P., mit Jodlösungen behandelt, in schwarzes Palladiumiodür verwandelt, während das Platin dadurch nicht angegriffen wird. Die technische Verwendung des P. ist schon wegen seiner Seltenheit und Kostspieligkeit nur unbedeutend. Man hat es als Draht zur Befestigung künstlicher Zähne, ferner zu Impfnadeln, zu Lanzetten u. s. w. verwendet. Auch benutzt man es auf der Sternwarte zu Greenwich, wo alle andern Metalle durch die Seeluft anlaufen, zur Herstellung von solchen Teilen astron. Instrumente, bei denen das Anlaufen vermieden werden muß. Mit Wasserstoff verbindet sich das P. zu einer festen Legierung. (S. Occlusionsvermögen.) Aus einer solchen Legierung ließ Th. Graham in London 1869 kleine Denkmünzen prägen. In England werden vielfach versilberte Metallwaren mit einem dünnen Überzug von P. versehen, um das Anlaufen zu verhindern. Durch Niederschlagen von P. auf Glas hat man in ähnlicher Weise, wie es durch Platin geschieht, Palladiumspiegel hergestellt.

Palladius (Rutilius Taurus Aemilianus), röm. Schriftsteller, verfaßte im 4. Jahrh. n. Chr. ein Werk «De re rustica» («Über den Landbau») in 14

Büchern, wovon das letzte Buch in Distichen geschrieben ist. Dasselbe hat zwar in sprachlicher Hinsicht manche Mängel, war aber wegen seines Inhalts, da es einen ziemlich vollständigen Wirtschaftskalender enthält, sehr gebraucht und wurde noch im Mittelalter vielfach benutzt. Die beste Bearbeitung lieferte J. G. Schneider in den «Scriptores rei rusticae veteres Latini» (Bd. 3, Lpz. 1795).

Pallantia, alter Name der Stadt Palencia (s. d.).

Pallanza, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks der ital. Provinz Novara, liegt 214 über dem Meere, nördlich den Borromeischen Inseln (s. d.) gegenüber, auf dem westl. Ufer des Lago-Maggiore (s. d.), an der Bucht von Feriolo, ist durch Seidenindustrie und Handel wohlhabend, besitzt mehrere alte Kirchen, ein stattliches Amtshaus (Palazzo degli Uffizii), eine Kaserne, ein Theater und eine große Strafanstalt, zählt (1881) 3687 (als Gemeinde 4129) E. und ist mit den Uferorten des Sees durch die Dampferlinie Arona-Magadino verbunden. Die herrliche, windgeschützte Lage und die reizende, mit Villen und Dörfern übersäete Umgebung, das milde Klima (Jahresmittel 16° C., Winter 10°) und die Üppigkeit der Vegetation vereinigen sich, um P. zu einem der beliebtesten und besuchtesten Punkte am Lago-Maggiore zu machen.

Pallas (Peter Simon), berühmter Reisender und Naturforscher, geb. zu Berlin 1741, studierte Naturwissenschaften und ging dann nach Leiden, wo er die Naturaliensammlung des Erbstatthalters ordnete. Nachdem er auch England besucht hatte, wurde er zur Anordnung ähnlicher Sammlungen vielfach gebraucht und dadurch in den Stand gesetzt, seinen noch jetzt geschätzten «Elenchus zoophytorum» (Haag 1766; deutsch von Willens, Nürnb. 1784) und die «Miscellanea zoologica» (Haag 1766) herauszugeben. Darauf kehrte er nach Berlin zurück und fing hier an, seine später bis auf 14 Hefte fortgesetzten «Spicilegia zoologica» (2 Bde., Berl. 1767—1804) zu veröffentlichen. Bald darauf berief ihn jedoch die Kaiserin Katharina II. als Adjunkt der Akademie und Kollegienassessor nach Petersburg und stellte eine wissenschaftliche Expedition nach dem ruff. Asien unter seine Leitung. P. trat diese Reise 21. Juni 1768 in Begleitung von Sokolow, Sujew und Rytschkow an und kehrte 30. Juli 1774 nach Petersburg zurück. Den außerordentlich reichen Schatz seiner Beobachtungen legte er in den «Reisen durch verschiedene Provinzen des Russischen Reichs in den J. 1768—73» (3 Bde., Petersb. 1771—76) nieder. Hieran reihen sich «Sammlung histor. Nachrichten über die mongol. Völkerschaften» (2 Bde., Petersb. 1776—1802) und «Neue nordische Beiträge zur physik. und geogr. Erd- und Völkerbeschreibung, Naturgeschichte und Ökonomie» (6 Bde., Petersb. 1781—93). Die großartigen Sammlungen, die P. außerdem mitbrachte, bilden den Kern des akademischen Museums zu Petersburg. P. wurde 1777 Mitglied eines topogr. Ausschusses zur Ausmessung und vollständigen Topographie des Russischen Reichs, 1782 Kollegienrat und 1787 Historiograph des Admiralitätskollegiums. Er zog sich 1796 nach Simferopol zurück und lebte dann in Berlin, wo er 8. Sept. 1811 starb. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: «Flora Rossica» (Petersb. 1784—88), «Icones insectorum praecipue Rossiae Sibiriaeque peculiarium» (2 Abteil., Erlangen 1781—83), die er seit 1806 fortsetzte, die Beiträge zu dem Glossarium aller Sprachen der Erde, das er als «Linguarum totius orbis vocabularia Augustissimae (Catharinae II.) cura collecta» (2 Bde., Petersb. 1786—89; 2. Aufl., 4 Bde., 1790—91) herausgab, ferner «Tableau physique et topographique de la Tauride» (Petersb. 1795). «Bemerkungen auf einer Reise durch die südl. Statthalterschaften des Russischen Reichs in den J. 1793—94» (2 Bde., Lpz. 1803, mit Atlas) und «Species Astragalorum» (14 Hefte, Lpz. 1800—4). Einen Teil seiner kostbaren Sammlungen vermachte er der berliner Universität.

Pallas, der 2. Asteroid, s. unter Planeten.

Pallas Athene, griech. Göttin, s. Minerva.

Pallasch (ruff.), langer Degen mit Korbgefäß, wie ihn die schwere Reiterei führt (Kürassiere), auch Kürassierdegen genannt.

Palleske (Emil), deutscher Dichter, Schriftsteller und Vorleser, geb. 5. Jan. 1823 zu Tempelburg in Pommern, studierte in Berlin und Bonn Philologie, betrat dann unter Dörings Vermittelung in Posen die Bühne, gastierte bereits nach wenigen Monaten in Stettin als Hamlet, Franz Moor u. s. w. mit Erfolg und erhielt dann ein dauerndes Engagement am oldenburger Hoftheater. Sein Drama «Achilles» wurde hier mit Beifall aufgeführt. Gegen Ende 1850 gab P. sein Engagement in Oldenburg auf, wandte seine ganze Kraft auf die einheitliche Wiedergabe klassischer, namentlich Shakspearescher Dramen durch Vorlesen in Tiecks Weise und entsaltete als Wandervorleser, später auch als beliebter Reuter-Vorleser eine große Thätigkeit. Er starb zu Thal bei Ruhla 28. Okt. 1880. Sein Ruf als Schriftsteller beruht auf dem biographischen Werke «Schillers Leben und Werke» (2 Bde., Berl. 1858—59; 11. Aufl., Stuttg. 1882). Auch veröffentlichte er «Die Kunst des Vortrags» (Stuttg. 1880; 2. Aufl. 1884) und zwei Dramen «König Monmouth» (1853) und «Oliver Cromwell» (1855).

Pallette, s. Palette.

Palliativ (vom lat. pallium, d. i. Mantel oder Hülle) nennt man vorzugsweise das, womit man irgend ein Übel in seinen zunächst in die Augen fallenden Äußerungen zu mildern sucht, ohne die Grundursache desselben zu heben.

Palliativmittel, d. h. Linderungsmittel, dienen in unzähligen Fällen, in welchen die eigentliche Ursache der Krankheit nicht behoben werden kann, zur Beseitigung lästiger Nebenerscheinungen, so der Schmerzen, der Schlaflosigkeit u. s. w. Als Palliativa benutzt man hauptsächlich die narkotischen Mittel, namentlich Opium und seine Präparate, Belladonna, Bilsenkraut ꝛc., ferner die Anästhetika, wie Chloroform, Äther ꝛc.; auch nach Umständen Kälte (Eis), Wärme, Druck und andere, teils körperlich, teils auf den Geist wirkende Mittel. Der Gegensatz einer derartigen Palliativkur ist die Radikalkur, welche die Grundursache der Krankheit zu beseitigen sucht.

Palliengelder, s. unter Pallium.

Pallisade, s. Palissade.

Pallisanderholz, s. Palisanderholz.

Pallifer (William), engl. Major und Industrieller, geb. 18. Juni 1830 zu Dublin, stellte nach 1860 Panzergeschosse aus weißem Roheisen durch Schalenguß her, die sich brauchbar erwiesen und in der engl. Artillerie Aufnahme gefunden haben.

Pallium, abgeleitet von Palla (s. d.), hieß der wollene Mantel, den seit dem 4. Jahrh. im Orient alle Bischöfe bei ihrer Weihe empfingen als Sym-

bol des die Schafe auf den Schultern tragenden Hirtenamtes. Im Abendlande wurde dasselbe nur vom röm. Bischof getragen und von diesem andern Bischöfen als Auszeichnung verliehen. Seit dem 8. Jahrh. wurde das P. als Zeichen der Metropolitanwürde angesehen, ohne daß indessen dadurch die Befugnis des Papstes, dasselbe auch andern Bischöfen als Ehrenauszeichnung zu gewähren, verkümmert worden wäre. Für die Erzbischöfe ist der Besitz des von ihnen zu erbittenden und nur gegen Zahlung einer Taxe (**Palliengelder**) zu erwerbenden P. die Bedingung zur Ausübung der jura ordinis und des jus jurisdictionis der Synodenberufung. Dasselbe haftet am Metropolitansitze, ist aber gleichzeitig höchst persönlich, darf nur innerhalb der Provinz, in der Kirche, bei feierlichen Pontifikathandlungen getragen werden (nur der Papst trägt es bei allen gottesdienstlichen Funktionen und überall) und wird mit seinem Inhaber beerdigt. Seit dem 12. Jahrh. besteht das P. in einem über dem priesterlichen Ornat um die Schultern getragenen drei bis vier Finger breiten weißwollenen Kragen, in welchen sechs schwarze Kreuze eingewebt sind, mit zwei über Brust und Rücken herabhängenden Streifen. Dieser Schmuck wird durch die Nonnen im Kloster St. Agnes zu Rom aus der Wolle jährlich am 21. Jan. geweihter Schafe gefertigt, vom Papst am 28. Juni benediziert, die folgende Nacht hindurch beim Grabe des heil. Petrus niedergelegt und in einer Kapsel über der cathedra des heil. Petrus aufbewahrt.

Pall-Mall (ipr. Pell Mell, vom ital. palla, Ball, und maglio, Schlägel), in London und andern engl. Städten Name von Straßen und Plätzen, wo früher das Maillspiel (s. **Mail**) stattfand.

Pallor und **Pavor** oder vielmehr Pavor und Pallor, Personifikationen von Schrecken und Furcht, hatten in Rom nach der Sage schon durch Tullus Hostilius eigene Heiligtümer erhalten. Sie sollten Schrecken und Furcht im Heere der Feinde verbreiten. Auf Münzen sieht man Pavor als bärtigen Mann mit gesträubtem, Pallor als Knaben mit aufgelöstem Haare.

Palm (vom lat. palma, palmus, flache Hand, Handbreite, Spanne) heißt ein aus den Zeiten der Römer stammendes Längenmaß, bei denen man einen kleinen und einen großen Palmus unterschied. Der erstere (P. minor oder Palma) umfaßte vier Fingerbreiten oder das Viertel eines röm. Fußes; während der letztere, in der spätern Kaiserzeit vorzugsweise Palmus (P. major, auch Spithama und Dodrans) genannt, eine Spanne oder $^3/_4$ des röm. Fußes begriff. In diesem Sinne erhielt sich das Maß in der Namensform Palmo bei den Italienern, Spaniern und Portugiesen bis zu der Einführung des metrischen Systems, jedoch in verschiedener Größe. In Holland ist «Palm» der einheimische Name für das Decimeter. In Norwegen wurden bis zur Einführung des metrischen Systems (1882) Masten und andere runde Hölzer mit dem P. von $3^1/_2$ norweg. Zoll = 0,088 gemessen. In Hamburg war der P. = ½ hamb. Fuß, während derselbe in England = ¼ engl. ist.

Palm (Joh. Phil.), Buchhändler zu Nürnberg, ein Opfer der franz. Gewaltherrschaft in Deutschland, geb. zu Schorndorf 1766, hatte in Erlangen bei seinem Oheim, Joh. Jak. Palm, den Buchhandel gelernt, nachher die Tochter des Buchhändlers Stein zu Nürnberg geheiratet und war so Inhaber der Steinschen Buchhandlung daselbst geworden, deren Firma er beibehielt. Im Frühjahr 1806 versendete diese Handlung die Flugschrift «Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung» (neu herausgeg. von Merkens, Würzb. 1877), welche bittere Wahrheiten über Napoleon I. und das Betragen der franz. Truppen in Bayern in einer derben Sprache enthielt, an die Stagesche Buchhandlung in Augsburg. Franz. Offiziere hatten von der Schrift Kenntnis erhalten und Napoleons auswärtige Polizei hatte bald ausgekundschaftet, daß die Flugschrift durch die Steinsche Buchhandlung nach Augsburg versendet worden sei. P. wurde hierauf in Nürnberg verhaftet. Über die Flugschrift befragt, sagte er aus, daß sie ihm von einer fremden Buchhandlung ohne Benennung zur weitern Spedition nach Buchhändlergebrauch in verschlossenen Paketen zugesendet worden sei. Hierauf wurde er nach Ansbach zum Marschall Bernadotte gebracht, ihm aber das dort verlangte Gehör abgeschlagen. Der Adjutant des Marschalls erklärte, P.s Verhaftung gründe sich auf einen unmittelbaren Befehl von Paris. P. wurde nach Braunau gebracht und der Prozeß so beeilt, daß das Kriegsgericht schon 26. Aug., nachdem P. in zwei Verhören seine Unschuld dargethan zu haben glaubte, das Todesurteil aussprach, auf Grund dessen P. 26. Aug. 1806 erschossen wurde. Vgl. «Biographie Johann Philipp P.s» (Münch. 1842); F. Schultheis, «Johann Philipp P. ꝛc.» (Nürnberg 1860). Auf Anordnung König Ludwigs I. von Bayern wurde an P.s Wohnhause zu Nürnberg eine Tafel angebracht, auf der er als «ein Opfer Napoleonscher Tyrannei» bezeichnet ist, und 1866 wurde ihm zu Braunau ein Denkmal (lebensgroßes Bronzestandbild von Knoll) errichtet. Als Verfasser der von P. versandten und, wie jetzt erwiesen, auch verlegten Flugschrift werden der Kammeralassessor Joh. Konrad von Yelin in Ansbach, der Konsulentialrat Yelin in Winterhausen bei Würzburg, in neuerer Zeit auch Bankier Joh. Jak. von Willemer in Frankfurt a. M., Pflegevater und nachmaliger Gatte von Goethes «Suleika», Marianne Jung) genannt.

Palma, Maß, s. Palm.

Palma, die nordwestlichste der zu Spanien gehörigen Canarischen Inseln (s. d.), hat ein Areal von 715 qkm und zählt (1877) 38822 E. Die keilförmig gestaltete Insel besteht aus einem mächtigen Gebirgszuge, der durch den 1400 m hohen Paso de la Cumbre in zwei Teile geschieden wird, von denen der niedere südliche im 2020 m hohen Pico de Vergoyo kulminiert. In den nördl. höhern ist die gewaltige Caldera eingesenkt, an deren Rande sich die höchsten Gipfel der Insel, der Pico de la Cruz (2358 m) und der Pico de los Muchachos (2345 m) 1600 m über den Boden des Kessels erheben. Die Caldera ist bis auf das unter den neuern vulkanischen Bildungen liegende Grünsteingebirge eingesenkt. Nach Südwesten fließen die Gewässer der Caldera durch den großartigen Barranco de las Angustias ins Meer. Nach allen Richtungen ziehen sich enge, bis 200 m tief eingeschnittene Schluchten oder Barrancos gegen die Küstenränder, die steil und wenig zugänglich sind. Die Insel ist, außer im Süden, gut bewässert, hat auch mehrere warme mineralische Heilquellen, einen durchweg aus zersetztem vulkanischen Gestein gebildeten und namentlich im Norden außerordentlich fruchtbaren Boden. Derselbe ist besonders für den Weinbau günstig; doch wird Agrikultur nur sehr schwach betrieben.

B. hat vor den übrigen Canarien Reichtum an starken, für den Schiffbau geeigneten Waldbäumen. Die Einwohner produzieren Wein, aus dem Branntwein destilliert wird, Cochenille, Tabak, etwas Zucker und einige Seidenstoffe. Die Rindviehzucht ist vernachlässigt; Ziegen werden im übermaß gehalten. — Die Hauptstadt Santa-Cruz de la Palma, mit 6617 E., an der Ostküste, hat eine offene Reede und Schiffswerfte und trieb einst blühenden Handel nach Amerika. Die Stadt Los Llanos mit 5970 E., in fruchtbarer Gegend, der Hauptort der Westküste (Banda), treibt Cochenillezucht, etwas Seidenweberei und Töpferei.

Palma, befestigte Hauptstadt des span. Königreichs Mallorca oder der Balearen (s. d.), eine Cindad von (1877) 58224 E., Sitz des Generalkapitäns, eines Bischofs, eines Obergerichts, sowie früher auch einer Universität, zugleich der wichtigste Handelsplatz der Insel Mallorca (s. d.), liegt an deren Südwestküste im Hintergrunde der hufeisenförmigen Bahia de Palma und ist von einer durch 13 Batterien verteidigten Mauer mit 8 Thoren umgeben und durch eine Eisenbahn mit Manacor verbunden. Die Stadt hat stattliche Häuser, schöne Promenaden, regelmäßige Straßen und Plätze, außer dem großen Dom 6 Pfarrkirchen, 4 Hospitäler und 1 Barmherzigkeitshaus. Auch befinden sich hier ein Instituto, eine Schiffahrtsschule, ein Priesterseminar, eine Normal-Elementarschule und andere Unterrichtsanstalten, eine ökonomische Gesellschaft, eine Handelsjunta, eine Filiale der span. General-Kreditgesellschaft und ein Theater. Die merkwürdigsten Gebäude sind die Kathedrale, ein unter Jakob I. von Aragonien 1230 begonnener, 1610 vollendeter got. Prachtbau mit dem marmornen Grabe Jakobs II., mit einer schönen, durch schlanke, achteckige Türme eingefaßten Façade und den grandiosesten Gewölbspannungen des Mittelalters, da das Mittelschiff eine Breite von 19,5 m, die drei Schiffe zusammen, mit Einschluß der beiden an der Nord- und Südseite befindlichen Reihen polygoner Kapellen, eine Breite von 54 m haben; ferner die Lonja oder der Börsenpalast, ein großes got. Gebäude aus dem 15. Jahrh.; das Stadthaus, ein reicher Bau aus der spätern Renaissance, mit einer Gemäldesammlung; der königl. Palast, einst Residenz der maurischen Fürsten, jetzt Sitz des Generalkapitanats und des Obergerichts, ein großes altertümliches Gebäude mit anliegendem Garten. Außer diesen öffentlichen Gebäuden hat P. viele Privatpaläste reicher Adelsgeschlechter, zum Teil mit wertvollen Kunstsammlungen und Bibliotheken. Die Umgebungen der reizend gelegenen Stadt sind besäet mit Landhäusern und Gärten. Der auch für große Seeschiffe zugängliche Hafen hat einen Steindamm von 885 m Länge. P. ist Sitz eines deutschen Konsulats. — P., bei den Arabern Majurka (auch Palma), wurde 1228 durch Jakob I. von Aragonien erobert und erscheint während des Mittelalters überwiegend unter dem Namen Mallorca (lat. Maiorica). Vgl. »Die Stadt P. Separatabdruck aus dem Werke 'Die Balearen. In Wort und Bild geschildert'« (von Erzherzog Ludwig Salvator, Lpz. 1883).

Palma (La), Stadt und Bezirkshauptort in der span. Provinz Huelva, 50 km westlich von Sevilla, Station der Bahn Sevilla-Huelva, hat (1877) 5216 E., bedeutende Branntweinbrennereien, Ziegeleien, Töpfereien, Wein- und Ölbau.

Palma oder Palma Campania, Stadt von (1881) 6453 (Gemeinde 7675) E. in der ital. Provinz Caserta (Terra di Lavoro), Bezirk Nola, 40 km östlich von Neapel, gegenüber von Ottajano, an der Eisenbahn von Neapel nach Avellino und am Abhange des Höhenzugs im Nordosten des Vesuvs malerisch gelegen, hat drei Kirchen, eine alte Burg und Reste einer großen Feste, das Castello di P., auf der nahen Höhe.

Palma oder Palma di Montechiaro, eine 1637 gegründete Stadt an der Südküste Siciliens, in der Provinz und im Bezirk Girgenti, 21 km im SO. von Girgenti, zählt (1881) 11782 E. und hat Schwefelgruben und in ihrem schönen, fruchtbaren Thale riesige Mandelbäume, deren Früchte, Palmamandeln, die größten in Sicilien sind.

Palma oder Palmanova, Stadt und Distrikts-hauptort von (1881) 3713 (Gemeinde 4600) E. in der venet. Provinz Udine oder Friaul, 22 km im SSO. von Udine, an der österr. Grenze und am Kanal La Roja, mit einer nach Vaubans Plan erbauten Festung, hat große Kasematten, ein kleines Theater, eine schöne Wasserleitung und ein Seidenfilatorium. Die Festung wurde 1593 von der Republik Venedig gegen die Türken und den Kaiser gebaut und 1797 den Österreichern freiwillig übergeben, die sie 1805 ohne Verteidigung ließen. Im März 1848 erklärte sie sich für die ital. Bewegung, wies 18. April Rugents Aufforderung zur Übergabe zurück, ward hiernach vom General Schwarzenberg blockiert und ergab sich 25. Juni 1848 den Österreichern.

Palma (Giacomo), il Vecchio, ein ital. Maler des 16. Jahrh., geb. um 1480 zu Serinalta bei Bergamo, gest. 18. Aug. 1528 in Venedig, ist der Schöpfer der mit edler Lebensfülle ausgestatteten weiblichen Charaktere, wie sie die spätere venet. Schule liebte. Sein Kolorit ist überaus tief und stark und seine Zeichnung sehr sorgfältig, dabei aber doch scheinbar leicht ausgeführt. Sein Hauptwerk, die heil. Barbara, in Sta.-Maria Formosa zu Venedig, zeigt vollste Gewalt über die Farbe und große Auffassung. Seine ältern Arbeiten, wie St. Petrus mit andern Heiligen in der Akademie zu Venedig, eine Madonna in St. Zaccaria daselbst u. s. w., stehen noch durchaus auf der Stufe der Bellinischen Richtung. Zu den Werken seiner vollendeten Periode gehören die Porträts seiner schönen Töchter, darunter die berühmte Violante, die heil. Familie mit den Hirten im Louvre, Maria mit dem Kinde, St. Johannes und Katharina in Dresden. Auch in Bildnissen war er ausgezeichnet.

Ein anderer Giacomo P., genannt Palmetta oder il Giovine, nach einigen des vorigen Neffe (geb. zu Venedig 1541 oder 1544, gest. daselbst 1628), studierte in Rom, vorzugsweise nach Rafael und Michel Angelo, wendete sich in der Heimat aber gänzlich Tintoretto zu, außer dessen Vorzügen er sich auch die Schnellmalerei und das dunkle Kolorit aneignete. P.s Hauptwerke sind die Kreuzauffindung in Urbino und das Jüngste Gericht im Abstimmungssaale des Dogenpalastes in Venedig.

Palma Christi (major und minor), s. unter Gymnadenia.

Palmacites *Brogn.* oder Palmoxylon *Schenk*, paläontolog. Bezeichnung für verschiedene fossile Reste von Palmen, die sämtlich aus dem Tertiär stammen. Es sind meist Stammstücke von Palmen, die noch mit Blattnarben versehen sind.

Palma del Rio, Stadt in der span. Provinz Córdoba, Bezirk Posadas, links am Guadalquivir und oberhalb der Mündung des Genil in denselben, Station der Bahn Madrid-Manzanares-Córdoba-Sevilla, hat (1877) 7261 E. und Kupferminen.

Palmae nudae, s. Palmen.

Palmanudeln, s. unter Palma (in Sicilien).

Palmanuova, s. Palma.

Palmaria, kleine teils felsig schroffe, teils blühende dreieckige Insel vor dem Golfe von Spezia, zur ital. Provinz Genua gehörig, war schon im Altertum durch ihren schwarzen Marmor mit goldigen, rötlichen und violetten Adern bekannt, hat Wein- und Olivenbau und ist befestigt.

Palmarium (lat.), Siegeslohn; Honorar des Advokaten für einen gewonnenen Prozeß.

Palmarola, eine der Ponzainseln (s. d.).

Palmarosaöl, s. Geraniumöl.

Palmarum, s. Palmsonntag.

Palmas (Kap), Vorgebirge an der Küste von Nord- oder Oberguinea, unter 7° 45′ westl. L. von Greenwich und 4° 22′ nördl. Br., eine felsige, 25 m hohe Halbinsel auf der Grenze zwischen der Pfeffer- und Elfenbeinküste, trägt einen Leuchtturm. Dicht dabei liegt Harper, der Hauptort von dem zur Negerrepublik Liberia gehörigen Maryland. Auf Kap P. wurde am 21. April 1885 der berühmte Afrikareisende G. Nachtigal bestattet.

Palmas (Las), Hauptstadt der Canarischen Insel Gran-Canaria (s. d.).

Palmblad (Wilh. Fredrik), verdienter schwed. Schriftsteller, geb. 16. Dez. 1788, bezog 1806 die Universität zu Upsala, wo er bald ein sehr thätiges Mitglied der Jugendlichen Gesellschaft wurde, aus der 1808 der Aurorabund hervorging. Die Publikationen dieser Gesellschaft: der «Phosphoros» (1810—13), «Poetisk Kalender» (1812—22) und «Svensk Literaturtidning» (1813—24), an denen außer P. namentlich Hammarstiöld und Atterbom thätig waren, haben wesentlich zu dem Siege der Romantik über die klassische Richtung beigetragen. Im J. 1822 trat P. als Docent der vaterländischen Geschichte auf, worauf er 1827 als Adjunkt für das Lehrfach der Geographie und Geschichte an der upsalaer Universität angestellt ward und 1835 eine ord. Professur der griech. Sprache und Litteratur erhielt. Er starb 2. Sept. 1852. Eins seiner Hauptwerke ist das unvollendete «Handbok i physiska och politiska geographien» (Bd. 1—5, Upsl. 1826—27). Als Früchte seiner klassischen Studien ist außer den Übersetzungen des Äschylus (Upsl. 1845) und Sophokles (Upsl. 1841) noch die «Grekisk Fornkunskap» (2 Bde., Upsl. 1843—45) zu nennen. Seine novellistischen, auch ins Deutsche übersetzten Hauptarbeiten, wie «Familjen Falkensvärd» (2 Bde., Örebro 1844—45) und vor allem «Aurora Königsmark» (4 Bde., Örebro 1846—49), gehören zu den besten Erzeugnissen dieser Gattung in der schwed. Litteratur. Auch war P. seit 1835 Redacteur des höchst schätzbaren «Biographiskt Lexicon öfver namnkunnige Swenska Män» und nahm später als Vorsteher des 1830 gegründeten Litteraturvereins den thätigsten Anteil an den von letzterm herausgegebenen Zeitschriften. Auch als politischer Schriftsteller wirkte P. in streng konservativer Richtung als Redacteur der Zeitung «Tiden» (1847—51).

Palmbutter, s. Palmfett.

Palmeirim (Luis Augusto), hervorragender portug. Dichter, geb. zu Lissabon 9. Aug. 1825, diente einige Jahre im Heere, wurde aber dann im Ministerium der öffentlichen Arbeiten angestellt und Mitglied der königl. Akademie zu Lissabon. Seine «Poesias» (Lissab. 1851) erlebten mehrere Auflagen. Vorzüglich gelingen ihm die patriotischen und volksmäßigen Lieder. In einem seiner berühmtesten patriotischen Gedichte, «Os Desterrados», beklagt er das harte Los der 1847 nach Afrika verbannten Teilnehmer einer Militärrevolte. P. dichtete außerdem vier «Comedias»: «O sapateiro d'escada» (Lissab. 1856), «Como se sobe ao poder» (Lissab. 1856), «Dois casamentos por conveniencia» (1857) und «A domadera de reas» (1857). Von seinen übrigen Arbeiten ist die «Galaria de figuras Portuguezas» (1878) zu erwähnen.

Palmella (Don Pedro de Sousa-Holstein, Herzog von), portug. Staatsmann, geb. in Turin 8. Mai 1781, wohnte als portug. Bevollmächtigter dem Kongresse in Wien 1814, sowie dem in Paris 1815 bei, ging sodann als Botschafter nach Londun und wurde 1816 zum brasil. Staatssekretär für das Auswärtige ernannt. Nach Ausbruch der Revolution von 1820 in Portugal trat er an die Spitze der Regentschaft und begab sich nach Brasilien, um zwischen der Junta und dem König in Rio de Janeiro zu vermitteln. Im J. 1823 wurde er Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Ministerpräsident, sowie gleichzeitig zum Marquis von P. ernannt. Auf Befehl Dom Miguels wurde er 30. April 1824 verhaftet. Johann VI. setzte ihn zwar wieder in Freiheit, verlieh ihm aber nur das Ministerium des Auswärtigen, während General Pamplona Ministerpräsident wurde. Als 15. Jan. 1825 die Auflösung des Ministeriums erfolgte, ging P. als Botschafter nach Londun. Nach der Aufhebung der Konstitution durch Dom Miguel legte P. sein Amt nieder und begab sich 1828 zur Regentschaft nach Oporto, mit der er nach England flüchten mußte. Hier trat er als Gesandter der Königin Donna Maria da Gloria bei dem brit. Hofe auf. Der Kaiser Dom Pedro stellte ihn dann an die Spitze der Regentschaft auf Terceira, wo P. 15. März 1830 landete und mit Villaflor rastlos für die Interessen der jungen Königin wirkte. Als Dom Pedro im März 1832 auf Terceira die Regierung im Namen seiner Tochter übernahm, ernannte er P. zum Minister des Auswärtigen und sendete ihn im Sept. 1832 als Botschafter nach Londun. Im Juni begleitete er die Expedition unter Napier nach Algarbien, wo er an die Spitze der in Faro errichteten Regentschaft trat. Am 24. Juli 1833 zog er mit Villaflor in Lissabon ein und wurde zum Herzog erhoben. Nach dem Tode Dom Pedros wurde er Ministerpräsident, und als 27. Mai 1835 eine Veränderung des Ministeriums erfolgte, behielt er das Auswärtige, während Saldanha Präsident wurde. Infolge der Revolution vom 4. Nov. 1836 mußte P. in England ein Asyl suchen; doch konnte er bald wieder zurückkehren. Nach dem Sturze des Ministeriums Jose Cabral im Mai 1846 trat P. noch einmal auf kurze Zeit an die Spitze des Ministeriums mit dem Portefeuille der Finanzen. (S. Portugal.) P. starb zu Lissabon 12. Okt. 1850.

Palmen (Palmae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Monokotyledonen. Die Artenzahl derselben läßt sich nicht genau bestimmen, da jedenfalls zahlreiche Formen, die in den Centralgebieten von Afrika und Südamerika wachsen, bis jetzt noch unbekannt oder sehr mangelhaft beschrieben worden

sind. Die Zahl der bekannten Arten wird auf etwa 1100 angegeben.

Die P. bilden durch ihren eigentümlichen Wuchs eine besonders gut charakterisierte Familie. Es sind meist baumartige Gewächse mit einfachen, nicht verzweigten schlanken Stämmen, die an ihrer Spitze eine ausgedehnte Krone von zahlreichen und gewöhnlich sehr großen gefiederten oder gefächerten Blättern besitzen. Die Stämme selbst sind mit den Narben der abgefallenen Blätter dicht besetzt, von denen jede eine ziemliche Ausdehnung erreicht, da die Blätter stets mit umfassender scheidenartiger Basis dem Stamme ansitzen; oder sie sind umhüllt von den stehenbleibenden Scheidenteilen der Blätter, die dann gewöhnlich mit Dornen besetzt sind. Nur bei sehr wenigen Arten, wie z. B. bei Hyphaene thebaica (s. Tafel: Palmen II, Fig. 1), hat der Stamm eine ein- aber mehrmalige dichotome Verzweigung und jeder Zweig ist dann an seinem Ende mit einer Krone von Blättern versehen. Die Blätter sind in der Knospenlage in verschiedenartiger Weise gefaltet und immer von der Scheide des nächst ältern Blattes umschlossen, an sehr jungen Blättern ist die Blattspreite in der Regel nicht in einzelne Fiedern oder Fächerstrahlen zerteilt, sondern sie bildet ein zusammenhängendes hin- und hergebogenes Gebilde; erst bei der Entfaltung werden gewöhnlich die Fiedern oder Fächerstrahlen voneinander getrennt, indem die Blattspreiten an gewissen Stellen durch Längsrisse in einzelne schmale Streifen geteilt werden.

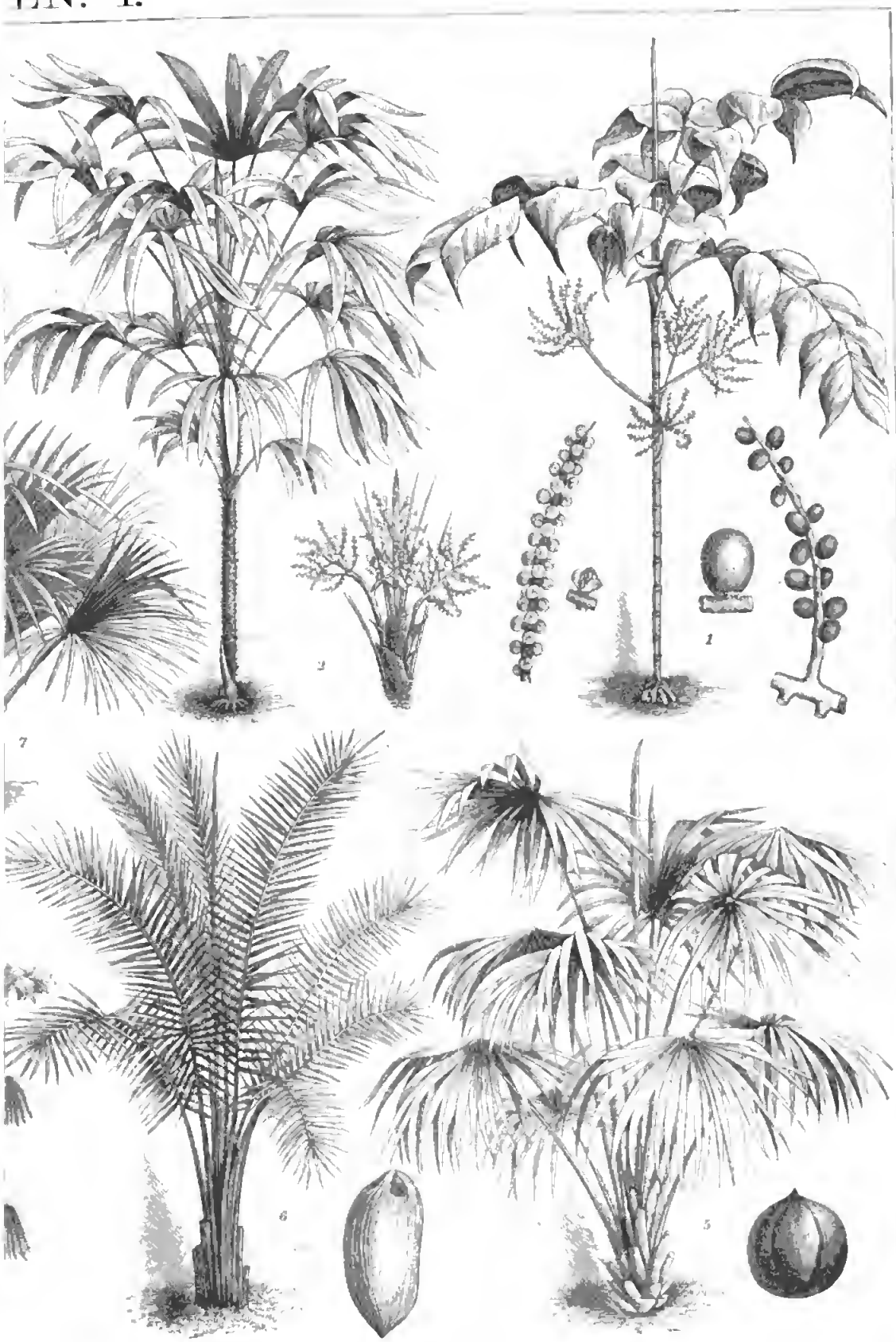
Die Blüten der P. stehen immer in großen reichblütigen Inflorescenzen, deren Äste häufig fleischig entwickelt sind und an die Blütenkolben mancher Aroideen erinnern. Die Blüten selbst sind regelmäßig gebaut, entweder zwitterig oder monöcisch oder auch diöcisch. Das Perianthium derselben besteht aus zwei dreizähligen Blattkreisen, die gewöhnlich trockenhäutig, lederartig oder fleischig entwickelt sind. Der Form nach sind die einzelnen Blüten selten groß, sondern gewöhnlich unansehnlich. In männlichen und zwitterigen Blüten finden sich bei den meisten P. sechs Staubgefäße, seltener sind mehr vorhanden. Der Fruchtknoten steht frei in der Blüte und ist ein- oder dreifächerig, selten mehrfächerig, die drei Narben sitzen demselben direkt auf. Die Früchte, die bei einigen P., wie bei der Kokospalme und der Seychellenpalme, ganz bedeutende Dimensionen erreichen, sind beerenartig oder als Steinfrüchte entwickelt, haben aber meist ein trockenes faseriges Pericarp. Der Bau und die Gestalt der Samen ist sehr verschieden, alle stimmen aber darin überein, daß sie einen kleinen Embryo und außerdem ein mächtig entwickeltes, häufig steinhartes Eiweiß enthalten.

Die große Mehrzahl der P. findet sich nur in den Tropengegenden, hier aber ist die Verbreitung derselben eine ausgedehnte. Nur wenige Formen sind auch in den gemäßigten Zonen einheimisch, wie Chamaerops humilis in Südeuropa, einige Sabal-Arten in Nordamerika, die Dattelpalme in Nordafrika u. a. Diejenigen Länder, in denen sowohl der Artenzahl als auch der Häufigkeit des Vorkommens nach die P. am reichlichsten vertreten sind, liegen zwischen den Wendekreisen. Besonders reich an P. sind die Tropengegenden Südamerikas, Mexikas und Ostindiens, sowie die Inseln des Archipels zwischen Asien und Australien. Weniger zahlreich sind die P. in Afrika vertreten. In Australien finden sich P. nur an der Nord- und Nordostküste. Auf den Inseln des Stillen Oceans kommen eine ziemliche Anzahl von P. vor, die zum Teil noch sehr ungenau bekannt sind. Die P. wachsen meist in kleinern Gruppen beisammen, seltener bilden sie ausgedehnte Wälder, im letztern Falle kommen sie stets mit andern Bäumen gemeinschaftlich vor. Sie suchen in der Regel die ebenen Gegenden auf, nur wenige wachsen auf höhern Gebirgen der Tropengegenden.

Die Höhe der Stämme ist sehr verschieden. Während einige Formen mehr einen strauchartigen Habitus besitzen, erreichen andere eine Höhe von 50 m und mehr, die Stämme einiger kletternder Calamus-Arten, wie das span. Rohr (Calamus Rotang), werden bis zu 150 m lang, aber nur wenige Centimeter dick. Die majestätische Gestalt der meisten P. verleiht der Vegetation vieler Tropengegenden einen ganz eigentümlichen Charakter. Linné nannte sie deshalb Principes, die Fürsten des Pflanzenreichs. Auch die Blätter der P. erreichen meist bedeutende Dimensionen, so werden die der Sagopalme, Sagus Rumphii, bis zu 7 m, die der Kokospalme bis 5 m, die der Zuckerpalme, Arenga saccharifera, bis zu 8 m lang. Die Zahl der von einer P. produzierten Blüten ist oft eine sehr große; so soll nach A. von Humboldt die brasil. Ölpalme, Elaeis melanococca, bis zu 600000 Blüten tragen.

Von den P. sind viele Arten teils als Zierpflanzen für Zimmer und Gewächshäuser, teils als Kulturpflanzen und wichtige Nahrungsmittel und Industriepflanzen von großer Bedeutung. In letzterer Hinsicht sind vor allem zwei P. zu nennen: die Kokospalme (s. d.), Cocos nucifera (Tafel: Palmen II, Fig. 3), und die Dattelpalme (s. Phoenix dactylifera, Tafel: Nahrungspflanzen II, Fig. 7). Erstere ist auf den Inseln der Südsee und des Ostindischen Archipels einheimisch und außerdem schon seit langer Zeit in vielen andern Tropengegenden angepflanzt und verwildert, besonders auf den Inseln der Südsee hängt von dieser P. fast ganz die Existenz der Bewohner ab, denn fast alle Teile derselben werden entweder als Nahrungsmittel oder zu den verschiedensten andern Zwecken verwendet. Von der Dattelpalme gilt ungefähr dasselbe, denn auch sie bedingt ganz allein die Bewohnbarkeit vieler Wüstengegenden in Afrika und Asien. Auch die Wein- oder Mauritiapalme (s. d.), Mauritia vinifera (Tafel: Palmen II, Fig. 2), liefert den am Ausfluß des Orinoco wohnenden Völkerschaften fast alle ihre Lebensbedürfnisse. Ferner mögen hier erwähnt sein die besonders in den Tropengegenden Asiens wachsende Zuckerpalme, Arenga saccharifera (Taf. II, Fig. 4), die auf den Seychellen wachsende Meerkokos- oder Seychellenpalme, Lodoicea Seychellarum (Taf. II, Fig. 5), deren Früchte 10—12 kg schwer werden; die in Oberägypten einheimische Dumpalme, Hyphaene thebaica (Taf. II, Fig. 1), deren Früchte ein wichtiges Nahrungsmittel bilden, die südamerik. Wachspalmen, Ceroxylon andicola, die auf den Anden noch in einer Höhe von 2400 m vorkommt, und die brasil. Copernicia cerifera (Taf. II, Fig. 6); die verschiedenen Arten der Gattung Calamus, welche sogenanntes span. Rohr liefern, besonders die ostind. Calamus Rotang, Calamus verus und die auf den Sunda-Inseln wachsenden Calamus niger und Calamus latispinus (Taf. II, Fig. 8); die Catechu-

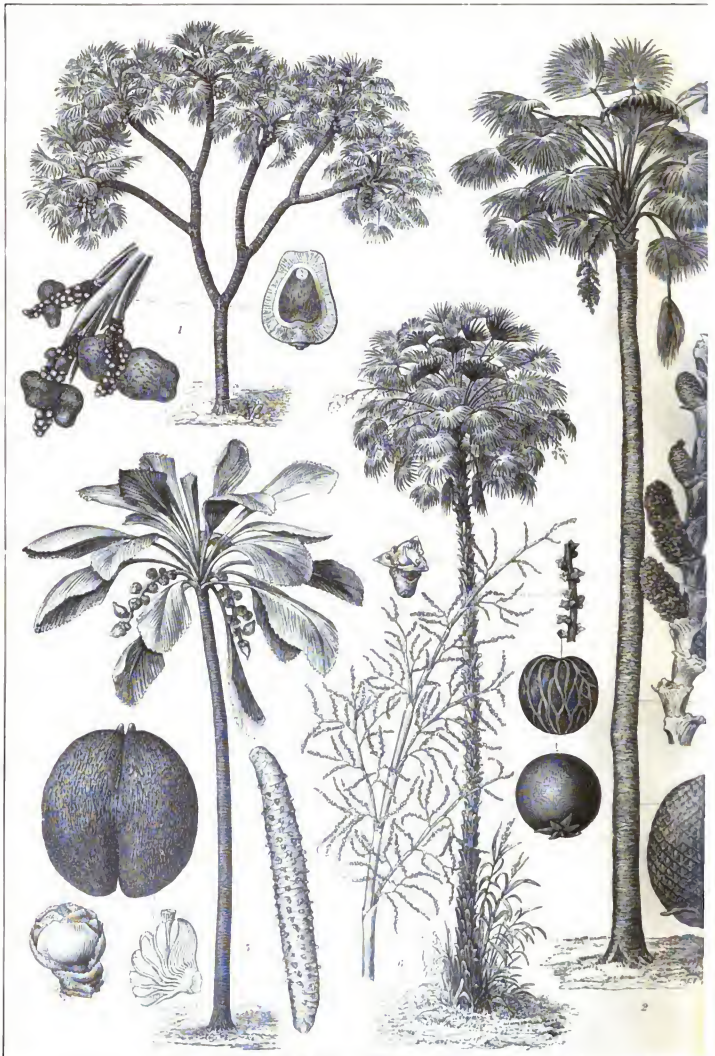
1. Chamaedorea concolor. 2. Rhapis flabelliformis. 3. Cocos Romanzoffiana. 4. Areca Baueri. 5. Cor



rpha australis. 6. Attalea funifera. 7. Chamaerops excelsa. 8. Caryota urens. 9. Latania borbonica.

Zu Artikel: Palmen.

Digitized by Google



1. Hyphaene thebaica. 2. Mauritia vinifera. 3. Cocos nucifera. 4. Arenga saccharifera.

. Lodoicea Sechellarum. 6. Copernicia cerifera. 7. Oreodoxa regia. 8. Calamus latispinus.

Zu Artikel: Palmen.

oder Betelnußpalme in Oſtindien, Areca Catechu; die verſchiedenen P., welche Sago liefern, wie Sagus Rumphii im ſüdöſtl. Aſien und andere Arten dieſer Gattung; die ſog. Königspalme in Weſtindien, Oreodoxa regia (Taf. II, Fig. 7), die Piaſſavepalme in Braſilien, Attalea funifera (Taf. I, Fig. 6). Als beliebte Zimmer- oder Gewächshauspflanzen werden beſonders folgende Arten kultiviert: die einzige europ. Palmenart Chamaerops humilis und die in Oſtaſien einheimiſche Chamaerops excelsa (Taf. I, Fig. 7); die in Oſtindien wachſende Caryota urens (Taf. I, Fig. 8), mehrere Arten der Gattungen Cocos, wie Caryota Romanzoffiana (Taf. I, Fig. 3), und Livistona, wie L. chinensis (Latania borbonica, Taf. I, Fig. 9), ferner die oſtaſiat. Rhapis flabelliformis (Taf. I, Fig. 2); die auf den Norfolkinſeln wachſende Areca Baueri (Taf. I, Fig. 4); mehrere Arten der Gattung Chamaedorea (Taf. I, Fig. 1); die ſog. Schirmpalme Oſtindiens, Corypha umbraculifera, und eine auſtral. Art derſelben Gattung Corypha australis (Taf. I, Fig. 5). Die größten Palmenhäuſer beſitzen in Europa die botan. Gärten von Kew, Petersburg, Paris, Berlin, München und die Hofgärten von Herrenhauſen bei Hannover.

In ſyſtematiſcher Hinſicht teilt man die Familie der P. in mehrere Unterfamilien ein, die beſonders durch den Bau der Samen ſich voneinander unterſcheiden; übrigens weichen in der Umgrenzung und in der Zahl dieſer Gruppen die einzelnen Autoren voneinander ab.

Aus der Litteratur über P. ſind hervorzuheben: K. F. P. von Martius, «Historia naturalis palmarum» (3 Bde., mit zahlreichen Tafeln, Münch. 1823—50); O. Drude, «Palmen» (in «Flora brasiliensis» von Martius und Eichler, Münch. 1878). Über die Verbreitung der P. vgl. Drude in Petermanns «Geogr. Mitteilungen», 1878.

Palmenfeſt, ſoviel wie Laubhüttenfeſt; auch ſoviel wie Palmſonntag.

Palmengarten, ſ. Wintergarten.

Palmenholz, Palmyraholz, Zebraholz, in der Kunſttiſchlerei geſchätzte Holzarten. Von den verſchiedenen, in den europ. Handel kommenden Palmenholzarten ſind zu erwähnen: Dattelpalmenholz, von Phoenix dactylifera, in allen Tropenländern verbreitet, hat die Farbe von altem Eichenholz; Palmenholz, von Cardulovica palmata *R. et P.*, ſtammt aus Südamerika, hat die Farbe von friſchem Eichenholz; Zuckerpalmholz oder Kitool, von Arenga saccharifera, ſtammt aus Indien und den Inſeln des Indiſchen Archipels.

Palmenkerne, ſ. Palmkerne.

Palmenkohl nennt man diejenige Speiſe, die aus den jungen Blättern und Gipfelknoſpen mancher Palmen bereitet wird. Beſonders von der Kokospalme und der ſog. Kohlpalme, Euterpe oleracea, werden jene Partien als P. gegeſſen.

Palmenkörbchen, aus gebleichten und getrockneten Palmzweigen künſtleriſch geformte Gegenſtände (Körbchen, Füllhörner, ſowie ganze Tafelaufſätze zur Aufnahme von Blumen), deren Herſtellung in neuerer Zeit von L. Winter in Bordighera (in der ital. Provinz Porto Maurizio) fabrikmäßig betrieben wird. Die düten- oder kelchförmigen Körbchen ſind nach mannigfaltigen ſtilvollen Zeichnungen aus einem einzigen langgefiederten Wedel geflochten, deſſen Endblätter, Federbüſcheln ähnlich, zur Garnitur verwendet ſind und an der Vorderſeite mit Schleifen und Roſetten, vermiſcht mit Moos und kleinen getrockneten Blumen, verziert. Dieſe Körbchen dienen als Halter für trockene, reſp. auf Draht gezogene Blumen oder für Gräſer (Makart-Bouquets), ſowie mit Blecheinſatz als Vaſen für friſche abgeſchnittene Blumen, oder auch als Wandſchmuck mit Farn und kleinen Ampelpflanzen. In mehr gehobener Form ſtellt ein ſolches Körbchen ein Füllhorn dar, das, mit Drahtfuß verſehen, auf Buffets, Conſolen u. ſ. w. aufgeſtellt wird. Drei oder vier größere Körbchen zuſammengeſetzt und auf einem Drahtgeſtell ruhend, bilden einen Tafelaufſatz.

Palmenorden, ſ. Fruchtbringende Geſellſchaft.

Palmenpapier, die Blätter von Borassus flabelliformis und Corypha umbraculifera (ſ. d.).

Palmenſtärke, ſoviel wie Sago.

Palmenwachs, ſ. unter Wachs.

Palmenwein, ſ. Palmwein.

Palmer (Chriſtian von), namhafter prot. Theolog, geb. zu Winnenden unweit Stuttgart 27. Jan. 1811, ſtudierte 1828—33 im theol. Stift an der tübinger Univerſität. Nach einigen Vikariatsjahren kam er 1836 als Repetent an das tübinger Stift, 1839 als Diakonus nach Marbach, 1843 als zweiter Diakonus wieder nach Tübingen, rückte 1848 zum Archidiakonus, 1851 zum Dekan auf und erhielt 1852 neben ſeinem Predigtamte eine ord. Profeſſur für Homiletik, Katechetik, Moral und Pädagogik. Er ſtarb 29. Mai 1875. P.s Hauptwerke ſind: «Evang. Homiletik» (Stuttg. 1842; 5. Aufl. 1867), «Evang. Katechetik» (Stuttg. 1844; 6. Aufl., Stuttg. 1875), «Evang. Pädagogik» (Stuttg. 1852; 4. Aufl. 1869), «Evang. Paſtoraltheologie» (Stuttg. 1860; 2. Aufl. 1863), «Evang. Hymnologie» (Stuttg. 1865), «Die Moral des Chriſtentums» (Stuttg. 1864), «Die Gemeinſchaften und Sekten Württembergs» (Tüb. 1877). Außerdem gab P. eine Reihe von Predigtſammlungen heraus. Seine theol. Richtung iſt die der ſog. Vermittelungstheologie. Seit 1853 führte er als Ritter der württemb. Krone den perſönlichen Adel.

Palmer (Edward Henry), engl. Orientaliſt, geb. 7. Aug. 1840 in Cambridge, ſtudierte hier bis 1867 in dem St.-John's-College, nahm 1868—69 teil an der zur Erforſchung des Sinaigebietes entſandten Expedition und machte eingehende Unterſuchungen über die Ortsnamen, Traditionen und Altertümer des Peträiſchen Arabien. Zu gleichem Zwecke erforſchte er 1869—70 in Gemeinſchaft mit Tyrwhitt Drake die Wüſte Et-Tih und Moab. Nach ſeiner Rückkehr nach England wurde er Okt. 1871 zum Profeſſor des Arabiſchen in Cambridge ernannt. Im J. 1878 ſiedelte er nach London über; 1882 übernahm er im Auftrage der engl. Regierung eine geheime Miſſion in die Wüſte öſtlich vom Sueskanal, mit dem Zweck, die dort hauſenden Beduinenſtämme bei dem bevorſtehenden Kriege in Ägypten für England zu gewinnen. Sein Bemühen wurde von Erfolg gekrönt; doch bei einem zweiten Zug durch die Wüſte im Okt. 1882 fiel P. einem räuberiſchen beduiniſchen Angriff zum Opfer. Von P. erſchien 1865 eine arab. Überſetzung von Thomas Moores «Paradise and the Peri»; ferner veröffentlichte er «Oriental mysticism» (1867), «Report on the Bedawin of Sinai and their traditions» (1870), «The desert of the Exodus» (1871), «A

history of the Jewish nation» (Lond. 1874; deutsch, Gotha 1876), «A grammar of the Arabic language» (Lond. 1874), «A Persian-English dictionary» (1876), «Life of Haroua Al Raschid» (1878) und übersetzte den Koran für die von Max Müller herausgegebene Serie «The sacred books of the East». Vgl. Besant, «Life and achievements of Edward Henri P.» (1883).

Palmersland, s. unter Südpolarländer.

Palmerston (Henry John Temple, Viscount), berühmter brit. Staatsmann, ward 20. Okt. 1784 zu Broadlands in Hampshire geboren und stammte aus einer mit dem berühmten Sir William Temple (s. d.) verwandten Familie, die sich im 17. Jahrh. in Irland niedergelassen und 1722 den irischen Peerstitel erhalten hatte. Er besuchte die Universitäten Edinburgh und Cambridge, wurde schon 1807 ins Parlament gewählt und bald darauf Lord der Admiralität, 1809 Kriegssekretär, welchen Posten er unter den Ministerien Perceval, Liverpool und Canning bekleidete. Anfangs Tory, ging er allmählich völlig zu den Whigs über. Als im Nov. 1830 die Tories fielen, übernahm er in dem neuen Whigministerium das Ministerium des Auswärtigen, half die Reformbill durchsetzen und veranlaßte in der auswärtigen Politik Englands jene Wendung zu den konstitutionellen Staaten des Westens, die sich im Abschluß der Quadrupleallianz zum Zweck der Unterstützung des Repräsentativsystems auf der Pyrenäischen Halbinsel und in der Schlichtung der belg. Angelegenheiten kundgab. Die Thätigkeit der brit. Politik im Orient, zuerst die Gegenwirkung gegen den russ. Einfluß, dann der mit Rußland und Österreich geschlossene Vertrag vom Juli 1840 zur Unterwerfung Mehemed-Alis und der Krieg gegen China, war ebenfalls zum großen Teil sein Werk. Als jedoch im Herbst 1841 die Whigs den Tories weichen mußten, ward auch P.s polit. Thätigkeit auf sein Wirken im Unterhause beschränkt, wo er als schlagfertiger Redner ein sehr gefürchteter Gegner war. Die Rückkehr der Whigs ins Ministerium (Juli 1846) gab ihm von neuem die Leitung des Auswärtigen in die Hand. Zunächst überwarf er sich wegen der span. Heiraten mit Ludwig Philipp und trat doch gleichzeitig in der krakauer Angelegenheit den östl. Mächten entgegen; dann vereitelte er in der Schweiz durch eine geschickte Taktik alle Bemühungen der Großmächte zu Gunsten des Sonderbundes und nahm in Italien die vorgeschrittene Reformpartei unter seine Protektion. Als dann in Italien und Ungarn die Bewegungen von 1848 losbrachen, that er zwar nichts, um sie kräftig zu unterstützen, aber doch genug, um England mit Österreich, Rußland u. s. w. dauernd zu entzweien. Die Art, wie er 1850 gegen Griechenland verfuhr, steigerte die Verstimmung der Diplomatie auf dem Kontinent, wo die Restauration eben ihren Sieg erfochten hatte. Diese beständigen Einmischungen und Gewaltthätigkeiten verschafften ihm bald den Namen «Lord Feuerbrand». Schon längst dem Hofe und seinen whigistischen Kollegen lästig geworden, sah er sich Dez. 1851 durch seine voreilige Billigung des bonapartistischen Staatsstreichs zum Rücktritt genötigt, rächte sich aber bald, indem er durch einen die Milizbill betreffenden Antrag (Febr. 1852) das schwankende Russellsche Kabinett sprengte. Die Tories, welche dadurch ans Ruder kamen, bemühten sich vergeblich, ihn zu gewinnen.

Als im Dez. 1852 das Ergebnis der Parlamentswahlen das Toryministerium zum Rücktritt veranlaßte, trat er als Staatssekretär des Innern in die aus Whigs und Peeliten neugebildete Verwaltung ein. In dieser Stellung gehörte er zu den Mitgliedern des Kabinetts, welche am entschiedensten den Krieg mit Rußland befürworteten, und wurde, nachdem die Unglücksfälle des engl. Heers vor Sewastopol den Sturz des Ministeriums Aberdeen herbeigeführt, im Febr. 1855 an die Spitze der Regierung berufen. Obwohl der Friede von Paris den Erwartungen der Nation nicht ganz entsprach, blieb doch seine Popularität ungeschwächt, und als 1857 ein von Cobden beantragtes Tadelsvotum im Unterhause durchging, fielen die von ihm ausgeschriebenen Neuwahlen mit ungeheurer Majorität zu seinen Gunsten aus. Die nach dem Attentat Orsinis aus Gefälligkeit gegen Napoleon III. von Lord P. eingebrachte Verschwörungsbill erregte zwar im Publikum wie im Parlament eine solche Mißstimmung, daß er 20. Febr. 1858 seine Entlassung nehmen mußte, aber schon im Juni 1859 wußte er sich durch eine von ihm bewirkte Koalition sämtlicher liberaler Fraktionen die Premierwürde von neuem zu erobern, die er dann bis zu seinem Tode behauptete. Im Gegensatz zu frühern Zeiten zeichnete sich seine Politik von nun an mehr durch Vorsicht und Besonnenheit als durch Kühnheit und Kriegslust aus. Er vermied alle auswärtigen Verwickelungen, beschränkte sich beim poln. Aufstand von 1863 auf Proteste, und ging bei dem Kriege der deutschen Mächte gegen Dänemark nicht über Drohungen hinaus. Nur die schon von seinen Vorgängern begonnenen Feindseligkeiten mit China wurden von ihm fortgesetzt und glücklich zu Ende geführt. (S. Großbritannien, Geschichte). Obwohl von den Gebrechen des Alters nicht verschont, bewahrte er bis zuletzt die geistige Frische und den unverwüstlichen Humor, der ihn zum Liebling des Volks machte. Er starb 18. Okt. 1865 auf seinem Schloß Brocket-Hall in Hertfordshire und ward in der Westminster-Abtei neben den Gräbern von Pitt und Fox beigesetzt. Am 5. Febr. 1876 wurde ihm auf dem Parliament-Square zu London ein Denkmal gesetzt.

Vgl. Bernhardt, «Lord P.» (Berl. 1870); H. L. Bulwer, «The life af Viscount Henry John Temple P., with selections from his diaries and correspondence» (3 Bde., Lond. 1870—74; deutsch von Ruge, Bd. 1, Berl. 1871); Juste, «Lord P.» (Brüss. 1872); Ashley, «The life of P.» (2 Bde., Lond. 1876).

Palmetta, Maler, s. Palma (Giacomo).

Palmette, ein zuerst in der antiken, griech., dann auch röm. Kunst, und später, seit der Zeit der Renaissance, allgemein angewendetes Ornament aus langen, schmalen Blättern (freie Umbildung des Palmenblattes), das besonders zum Schmuck von langen Friesen an Gebäuden, Gefäßen, gewebten Stoffen u. s. w. angewendet wird.

Palmfett, Palmbutter oder Palmöl, vegetabilisches Fett, welches vorzüglich in Afrika aus dem Fruchtfleisch der Ölpalme Elaeis guineensis durch Auskochen und Auspressen gewonnen wird. Im frischen Zustande ist es wohlschmeckend und wird am Ort seiner Gewinnung als Speiseöl benutzt; nach kurzer Zeit wird es ranzig und findet dann ausgedehnte technische Verwendung in der Kerzen- und Seifenfabrikation. Es besteht vorzugsweise aus Palmitin und Olein, schmilzt bei

etwa 30° C. Ein aus dem Fruchtfleisch aufgenommener roter Farbstoff gibt ihm eine charakteristische, jedoch leicht zu beseitigende Farbe. Es bildet einen wichtigen Exportartikel der afrik. Kolonien.

Palmi, Stadt und Bezirkshauptort der ital. Provinz Reggio di Calabria, auf halber Höhe des Monte-Elia, dicht am Golf des Tyrrhenischen Meeres, von Orangen- und Olivenpflanzungen umgeben, bildet ein Viereck, das von 14 Straßen in 52 Quadrate geteilt wird, hat (1881) 10 926 E., ein Zollamt, Fabrikation von Baumwollzeugen, Fischerei, Handel und einen Hafen. P. wurde 1783 durch Erdbeben zerstört. Der Monte-Elia gewährt eine großartige Rundschau bis zu den Liparischen Inseln, Milazzo und Messina nebst Ätna.

Palmieri (Luigi), ital. Mathematiker und Physiker, geb. 22. April 1807 zu Faicchio in der ital. Provinz Benevent, war seit 1828 Professor der Mathematik und Physik an den Lyceen zu Salerno, Campobasso und Avellino, wurde 1845 Professor der Physik an der königl. Marineschule zu Neapel, 1847 an der Universität daselbst, und 1848 Direktor des Meteorologischen Observatoriums auf dem Vesuv, welche Stelle er jedoch erst nach Mellonis Tod (1854) definitiv antrat. Außerdem wurde für ihn 1860 ein Lehrstuhl der terrestrischen Physik an der Universität Neapel gegründet und ihm auch die Direktion des dortigen physik. Observatoriums übertragen. Den Vesuv beobachtete P. mehrmals bei Eruptionen und besonders bei dem großen Ausbruch im April 1872 mit persönlicher Lebensgefahr. Die Resultate seiner Beobachtungen legte er nieder in den «Annali dell'osservatorio meteorologico Vesuviano» und in «Incendio Vesuviano del 26. Aprile 1872» (deutsch von Rammelsberg, Berl. 1872). Auch ist P. berühmt als Erfinder eines Sismometers, eines Anemographen, eines Regenmessers oder Udometers und eines Elektrometers zum Studium der atmosphärischen Elektricität.

Palminseln, Gruppe kleiner Inseln, nahe der Ostküste der austral. Kolonie Queensland, unter 18° 45′ südl. Br., vor der Halifaxbai.

Palmipĕdes (lat.), Schwimmvögel.

Palmira, früher Oppido nella Basilicata, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Potenza, 21 km im NO. von Potenza, das antike Opinum in Lucanien, hat (1881) 4004 E., Weinbau und Seidenraupenzucht.

Palmitin, das Glyzerid der Palmitinsäure.

Palmitinsäure, $C_{16}H_{32}O_2$, eine den Fettsäuren angehörende organische Säure, die neben der Stearinsäure als Glyzerid den Hauptbestandteil der meisten festen Fette ausmacht. Besonders reichlich und teilweise in freiem Zustande kommt sie in dem Palmfett (s. d.) und außerdem als Cetyläther im Walrat vor. Sie wird durch Verseifen mit Allalilauge aus dem Palmöl gewonnen. Sie erscheint in reiner Gestalt in seinen weißen Nadeln, welche bei 62° C. schmelzen und nach dem Schmelzen zu einer schuppig-kristallinischen Masse erstarren. Sie bildet den Hauptbestandteil der Stearinkerzen, die deshalb weit richtiger mit dem Namen Palmitinkerzen bezeichnet würden.

Palmito, s. u. Chamaerops; vgl. Euterpe.

Palmkerne sind die Samen der Ölpalme, Elaeis guineensis. Früher als wertlos betrachtet, werden sie jetzt als wertvolles Nebenprodukt bei der Bereitung des Palmöls gesammelt und bilden einen wichtigen Exportartikel Afrikas. Sie sind sehr reich an Fett, welches durch Extraktion zu gewinnen ist, und liefern nach der Entfettung ein geschätztes Futtermittel für Milch- und Masttiere.

Palmo, Maß, s. unter Palm.

Palmöl, s. Palmfett.

Palmoskopie (grch.), Beobachtung des Pulsschlags mittels des Stethoskops.

Palmseife, s. unter Elaeis guineensis.

Palmsekt, Sekt (span. Vinosecco, Trockenbeerwein) von der Insel Palma, nicht zu verwechseln mit Palmwein (s. d.).

Palmsonntag oder Palmärum (dominica palmarum), auch Grüner Sonntag genannt, ist der Sonntag vor Ostern, so genannt von dem Einzug Christi in Jerusalem, bei welchem demselben Palmen auf den Weg gestreut wurden. Zur Erinnerung daran pflegt man in der griech. und röm. Kirche die Gotteshäuser mit Palmen zu schmücken. In der griech. Kirche wurde er schon im 4. Jahrh. gefeiert, in der röm. Kirche erst nach dem 7. Jahrh. In Rom findet am P. die feierliche Palmweihe durch den Papst statt, welcher sie dann an die verschiedenen Kirchen der Stadt verteilen läßt. Die prot. Kirche benutzt Matth. 21, 1 fg. und Joh. 12, 13 als Perikopen für den P. und vollzieht an demselben in manchen Ländern die Konfirmation.

Palmus, Maß, s. Palm.

Palmwachs, ein vegetabilisches Wachs, welches sich in krustenförmigen Massen an den Stämmen der Wachspalme Ceroxylon andicola findet.

Palmweihe, s. unter Palmsonntag.

Palmwein. Die Zellen der Blütenscheiden wohl aller Palmen sind mit einem eiweiß- und zuckerhaltigen und daher gärungsfähigen Saft angefüllt. Außerdem enthalten auch die Fruchthüllen und das Gewebe des Stammes mancher Palmen einen solchen Saft. Besonders reich daran sind die Palmyra- oder ostindische Weinpalme (s. Borassus), die brasilianische Weinpalme (Mauritia vinifera *Mart.*) und die Kokospalme (s. d.). Man trinkt den Saft entweder frisch, als Most oder gegoren als Toddy. In Form von P. wird namentlich der Saft der Weinpalme konsumiert. Man gewinnt denselben, indem man den Stamm anbohrt und in das Bohrloch ein Rohr bringt. Durch dieses läuft der Saft aus, welcher dann zur Gärung hingestellt wird. Auch gewinnt man denselben aus den Früchten dieser sowie der eigentlichen Mauritiapalme (s. d.).

Palmyra, in den orient. Sprachen Thadmor, welchen Namen noch heute die Ruinen führen, liegt in einer Oase einsam in der syr. Wüste, unter 34° 18′ nördl. Br. und 55° 40′ östl. L. (von Ferro). Nach der Bibel und Josephus gründete es Salomo, dessen Herrschaft sich bis an den Euphrat erstreckte, als Vorposten gegen die arab. Horden und als Stapelplatz für den Handel zwischen dem Mittelmeer und den Euphratländern. P. erscheint unter diesem Namen zuerst in den Kriegen des Antonius gegen die Parther (seit 41 v. Chr.). Nachdem es in den Kriegen Trajans fast zerstört worden, ließ Hadrian es wiederherstellen und wandelte seinen Namen in Hadrianopolis um. Unter Caracalla (gegen 212) röm. Kolonie mit dem jus Italicum, d. i. mit Steuerfreiheit, wurde P. einem eingeborenen Senator Odenathus (syr. Odainath) vom röm. Senat übergeben. Ein Aufruhr, den er anzettelte, endete mit seiner Ermordung durch einen gewissen Rufinus. Sein Sohn Hairan, der zuerst

seinet Familie das nomen gentilicium Septimius hinzufügte, folgte ihm nach; doch starb er früh (gegen 255), und ihm succedierte sein jüngerer Bruder, der zweite Odenathus. In den Kriegen zwischen Rom und Persien nahm er die Partei der Weltstadt; er erhielt zuerst von Valerian und Gallienus den Titel Consularis (258) und nahm dann nach der Gefangennehmung des Kaisers Valerian den Titel König der Könige an (260), wodurch er das Palmyrenische Reich begründete. Nachdem er 265 bis Ktesiphon an den Tigris siegreich gegen die Perser vorgedrungen war, wurde er 267 ermordet und hinterließ das Scepter seiner berühmten Gattin Batzebina, die sich griech. Zenobia (s. d.) nannte. Diese erklärte sich unabhängig, und nach tapferer Gegenwehr von Kaiser Aurelianus besiegt, wurde das Reich nach kurzer Dauer 273 zerstört. Diocletian und später Justinian suchten die Stadt wiederherzustellen, die noch einmal 744 von den Arabern vernichtet wurde. Die unter dem heutigen Namen Thadmor bekannten, sehr schwer zugänglichen Ruinen sind erst 1678 von einem engl. Kaufmann Halifax aufgefunden, dann später, seit 1751, von Wood und Dawkins erforscht und beschrieben worden. Die Reste, die zu den prachtvollsten und großartigsten des gesamten Altertums gehören, zeugen von der hohen Blüte der palmyrenischen Gesittung. Unter denselben zeichnet sich namentlich ein Baalstempel aus. Von der Litteratur ist außer einigen Inschriften in einem aramäischen Dialekte nichts erhalten. Vgl. die Werke von Wood, Saint-Martin, Abraham Seller, Porter, Irbi, Mangles u. s. w., ferner Sallet, «Die Fürsten von P.» (Berl. 1866). Zahlreiche, zum Teil zweisprachige Inschriften aramäisch und griechisch sind in P. aufgefunden; Barthélémy (s. d.) entzifferte 1758 mit Hilfe dieser Texte zuerst das altsemitische Alphabet; ihm folgten Swinton u. a. Unter den Neuern s. namentlich de Vogüé, «Inscriptions sémitiques» (Par. 1869).

Palmyraholz, s. Palmenholz.

Palmyrapalme, s. unter Borassus.

Palmzucker, s. Jaggery.

Palnatóki, ein nordischer sagenhafter Held, bei dem sich wie bei Eigil Züge der Tellsage finden. Er stammte von der deutschen Ostseeküste, war ein Dienstmann König Haralds Hilditand und galt für den besten Schützen und Schlittschuhläufer. Der König fiel durch seinen Pfeil. Auf Fünen lebt sein Name in dem Palnejäger fort.

Palo, Küstenort in der ital. Provinz Rom, teils zu Bezirk und Gemeinde Civita-Vecchia, teils zum Bezirk Rom (Agro Romano) gehörend, am Tyrrhenischen Meere, 30 km im WNW. von Rom, Station der Bahn Florenz-Livorno-Rom, hat (1881) 428 E., einen kleinen versandeten Hafen, eine Burg aus dem 14. Jahrh., ein Schloß der Odescalchi und am Strand zahlreiche Bautrümmer aus der röm. Kaiserzeit. P. ist die uralte Etruskerstadt Alsium, war seit dem ersten Punischen Kriege röm. Kolonie, wo Pompejus später ein Landhaus besaß, im Mittelalter Eigentum des Klosters San-Sabba auf dem Aventin in Rom, gehörte dann den Orsini und kam 1693 an die Odescalchi.

Palóczen (in slaw. Geschichtsquellen Polowzen, d. i. Bewohner der Ebene), ein ursprünglich kumanischer Volksstamm in Ungarn, der aber bereits gänzlich magyarisiert ist. Die P. oder Bergkumanen, welche im Bükkgebirge wohnen, sind Nachkommen der Kumanen, welche in der Zeit von 1104 bis 1131 nach Ungarn eingewandert sind. Dieselben besaßen niemals eine privilegierte Stellung gleich den übrigen, später eingewanderten Kumanen der Ebene, bekennen sich sämtlich zur kath. Kirche und ihr ungar. Dialekt zeichnet sich mehr durch die Aussprache der Laute als durch Provinzialismen aus. Ihre Anzahl beträgt ungefähr 120 000 Seelen, die in 150 Ortschaften wohnen. Hauptorte sind: Apátfalva, Szent Márton, Monostorbét u. a.

Palo del Colle, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Bari delle Puglie, 21 km im WSW. von Bari, auf einem Hügel, mitten in Obst- und Olivengärten, hat (1881) 10 257 E., nahebei die schöne Villa des Fürsten della Rocca Filomarino und trefflichen Weinbau (Zagarello).

Palomino y Velasco (Don Antonio), einer der ausgezeichnetsten Maler Spaniens, geb. 1653 zu Bujalanca, unweit Cordova, studierte zu Cordova; da ihn aber seine Neigung mehr zur Kunst hinzog, so nahm er bei Valdes Unterricht und bildete sich zum Maler aus. Im J. 1678 ging er nach Madrid, wo er durch den berühmten Maler Coello dem König Philipp IV. vorgestellt wurde, der ihn mit der Ausführung der Fresken in der Hirschgalerie im Prado beauftragte. P. wählte zu seinen Darstellungen die Fabel der Psyche und gewann sich damit die vollkommene Zufriedenheit des Königs, der ihn 1688 zu seinem Hofmaler ernannte und ihm 1690 einen ansehnlichen Jahresgehalt gab. Mit seinem Ruf stieg die Zahl der ihm übertragenen Arbeiten; namentlich hatte er für Valencia, Salamanca, Granada und Cordova viele Aufträge. Später trat er in den geistlichen Stand und starb zu Madrid 13. April 1726. Sein Hauptwerk sind die Fresken in San-Juan del Mercado (1697) zu Valencia. Sein Wert «El museo pictorico y escala optica» (3 Bde., Madr. 1715—24), das eine Anleitung zur Malerei und die Biographien der berühmtesten span. Künstler enthält, benutzte Quilliet als Grundlage zu seinem «Dictionnaire des peintres espagnols» (Par. 1816).

Pálos, Stadt in der span. Provinz Huelva, Bezirk Moguer, unweit links vom untern Tinto, 10 km von dessen Mündung in den Golf von Cadiz, mit 1145 E., hatte früher einen guten Hafen, in dem sich 3. Aug. 1492 Columbus zu seiner ersten großen Entdeckungsreise nach Amerika einschiffte.

Palota (d. i. Palast), Ortsname in Ungarn: Bár- oder Veszprim-Palota, Marktflecken im Veszprimer Komitate, Station der Linie Stuhlweißenburg-Kis Czell der Ungarischen Westbahn, zählt (1880) 5359 E. und hat Tuchweberei. Die Umgebung war im 15. Jahrh. vielbesuchtes königl. Jagdgebiet. Von einem alten Schloß sind noch Reste vorhanden. Rákos-Palota bei Budapest, Station der Linie Marchegg-Budapest-Bercsirova der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahnen, ist ein vielbesuchter Ausflugs- und Vergnügungsort mit Küchengärtnerei, Milchwirtschaft und Obstbau.

Palpabel (lat.), tastbar, greifbar, faßbar; Palpation, das Tasten, Befühlen.

Palpébrae (lat.), die Augenlider.

Palpen (frz.), Taster an den Unterkiefern und Unterlippen der Insekten.

Palpicornier (Palpicornia), eine Familie der Pentamueren (s. unter Coleopteren) mit kurzen, 6—9liederigen, in eine Keule endigenden

Fühlhörnern. Zu ihnen gehört der große schwarze **Kolbenwasserkäfer** oder Karpfenstecher (Hydrophilus piceus, s. Tafel: Insekten I, Fig. 5).

Palpitieren (lat.), rasch und heftig klopfen (vom Herzen), zittern (vor Erregung); **Palpitation**, Herzklopfen.

Palto, Baum, s. Aguacate.

Paludamentum, der kurze rote, auf der linken Schulter befestigte und über der Rüstung getragene Mantel der röm. Feldherren, welchen dieselben auf dem Kapitol beim Auszug in den Krieg anlegten, bei der Rückkehr aber vor dem Einzug in die Stadt mit dem Friedensgewand, der Toga, vertauschten. In der Kaiserzeit wurde das purpurne P. zum Abzeichen der kaiserl. Gewalt.

Paludan-Müller (Frederik), einer der bedeutendsten dän. Dichter, geb. 7. Febr. 1809 zu Kjerteminde in Fünen, wo sein Vater Johann P., später Bischof von Aarhuus und litterarisch unter anderm durch eine Schrift «Om Martensens christelige Dogmatik» (Kopenh. 1850) bekannt, damals Geistlicher war. P. bezog 1828 die kopenhagener Universität, wo er bereits durch das Gedicht «Raab til Polen» (1831) und das treffliche Schauspiel «Kjärlighed ved Hoffet» (1832) die Aufmerksamkeit auf sich zog. Seinen Dichterruf begründete er jedoch durch «Dandserinden» (1833), ein Gedicht in drei Gesängen und durch «Amor og Psyche», ein idyllisch-lyrisches Drama (1834), welchem die «Poesier» (2 Bde., 1836—38) folgten. Letztere enthalten neben «Poetiske Fortällinger» und «Blandede Digte» die dramatischen Poesien «Eventyr i Sloven», «Alf og Rose» und das Schauspiel «Fyrste og Page». Das dramatische Gedicht «Venus» (1841) zeichnet sich durch Glanz der Form und Darstellung aus. Von P.s spätern poetischen Arbeiten sind hervorzuheben: «Dryadens Bryllup» (1844), «Thiton» (1844), «Tre Digte» (1854; 2. Aufl. 1857), «Nye Digte» (1861) und der Roman «Ivar Lykkes Historie» (1866). P.s Hauptwerk jedoch, sowie zugleich die bedeutendste Schöpfung der neuesten dän. Poesie ist «Adam Homo» (3 Bde., Kopenh. 1841—48 und öfter), eine didaktisch-humoristische Dichtung, die oft mit Lord Byrons «Don Juan» verglichen wird. P. starb zu Kopenhagen 29. Dez. 1876. Seine «Poetiske Skrifter» erschienen in 8 Bänden (1878—79).

Sein älterer Bruder, Kaspar Peter P., geb. 25. Jan. 1805 zu Kjerteminde, wurde 1829 Lehrer an der Kathedralschule zu Odense, 1852 Titularprofessor, 1853 Rektor an der Kathedralschule zu Nyköbing, 1872 Professor an der Universität zu Kopenhagen, wo er 1. Juni 1882 starb. Er hat sich als Geschichtsforscher einen Namen erworben. Seine bedeutendsten Schriften sind «Jens Andersen Beldenak» (2. Aufl., Odense 1837), «Cola de Rienzi» (Odense 1838), «Undersögelse om Machiavel som Skribent» (Odense 1839), «Grevens Feide» (2 Bde., Kopenh. 1853—54), «De förste Konger af den oldenborgiske Slægt» (1874).

Paludi, s. unter Lagunen.

Paluš, Gattung der Bordeauxweine (s. d.).

Pamela, nach Richardsons gleichnamigem Roman, sprichwörtlich soviel wie Tugendheldin.

Pamiers, Stadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Ariège, rechts am Ariège, 274 m über dem Meere, Station der Linie Toulouse-Foix-Tarascon der Südbahn, seit 1295 Bischofssitz, zählt (1881) 9303 (als Gemeinde 11 726) E., hat eine Kathedrale, ein Seminar, Sandsteinbrüche, Weinbau, Woll- und Baumwollspinnereien, Papiermühlen und Fabrikation von Eisen- und Stahlwaren. Der Ort, bis 1790 zum Gouvernement (vormals Grafschaft) Foix gehörig, bildete sich um eine 1586 zerstörte Abtei und ein heute nicht mehr vorhandenes Schloß, welches Graf Roger II. von Foix gründete und nach der syr. Stadt Apamea benannte, welche er auf dem ersten Kreuzzuge berührt hatte.

Pamir, d. h. Dach der Welt, eine große Plateauerhebung im westl. Teil des östlichen Hochlandes. Das Pamirplateau ist zwischen 37 bis 39° nördl. Br. und 70 bis 76° östl. L. von Greenwich gelegen; im N. wird es von der Alai- und Transalaikette begrenzt, welche zu den Niederungen am Amu-Darja (Buchara); die Längenachse des Plateau hat die Richtung von NW. nach SO. In früherer Zeit setzten die Geographen hierher einen mächtigen Gebirgsrücken, der auf den Karten unter dem Namen Bolor-Tag bezeichnet wurde. Die neuen Forschungen unter dem engl. Reisenden Shaw und in allerneuester Zeit die Untersuchungen der russ. Reisenden Regel und Iwanow haben aber dargethan, daß hier eine große Plateaubildung vorliegt, die von den Eingeborenen P. genannt wird, eine Bezeichnung, welche sich schon in Marco Polos Reise findet. Vom Pamirplateau, das eine Erhebung hat, die etwa der Höhe des Montblanc gleichkommt, nehmen die Quellflüsse des Amu-Darja (Oxus) ihren Ursprung, ebenso einige Quellflüsse des nach Osten fließenden Tarim, wie der Aksyl-Su; es befinden sich auf dem Plateau auch mehrere Seen. Durch die tiefen Thäler der Flüsse wird das Plateau in mehrere Teile geteilt, welche besondere Benennungen führen, stets aber mit dem Beinamen P. Während die einzelnen Plateaus eine öde Wildnis mit einer kärglichen Steppen- und Wüstennatur bilden, die fast unbewohnt sind, erscheinen die Flußthäler in dieser Beziehung weit günstiger, sodaß die Bewohner in den tiefer gelegenen Teilen der Thäler sogar Seidenzucht treiben.

Pamlicosund, s. unter Albemarlesund.

Pampa, ein Wort der Kechuasprache, welches Ebene oder Feld heißt. Obgleich der Ausdruck im allgemeinen nur für baumlose Flächen gebraucht wird, so werden doch durch dasselbe auch mit Urwald bedeckte, weite, ebene Landstriche bezeichnet, z. B. die P. del Sacramento (Los Bosques) zwischen den östlichen Flüssen Ucayali und Hualaga. Dem Begriff nach ist P. gleichbedeutend mit Llano; letztere Bezeichnung für Ebene wird vorzüglich im nördl. und nordöstl. Südamerika gebraucht, während der Ausdruck P. mehr im übrigen span. Südamerika gebräuchlich ist. In den Ländern der Westküste Südamerikas werden alle größern oder kleinern Ebenen mit dem Worte P. bezeichnet (ähnlich wie in Brasilien ebene, besonders hochgelegene Landstrecken Chapadas genannt werden; dagegen bezeichnet man im span. Südamerika mit Páramos Ebenen in über 3000 m Höhe). Das Wort kommt auch in einer Anzahl von Namenszusammensetzungen vor, bei deren Mehrzahl die Spanier das harte p in ein weiches b

umwandelten, z. B. Riobamba, Moyobamba; bildet das Wort P. den ersten Teil der Zusammensetzung, so bleibt das p unverändert, z. B. Pompamayu, Pampochacu. P. nennt man speziell den ausgedehnten, größtenteils ebenen Landstrich, der vom La-Plata-Strom und den Gebirgen von Cordova im Norden bis zum Rio Negro in Patagonien im Süden und vom Atlantischen Ocean im Osten bis fast an den Fuß der Anden im Westen sich ausdehnt. Sie bestehen in ihrer größten Ausdehnung aus thonsandigem Diluvialboden, sind meistens mit Gras bedeckt, das im Hochsommer abdorrt, ziemlich fruchtbar und ernähren zahllose Herden von Rindern und Pferden und in neuerer Zeit auch von Schafen; ferner auch Guanacos, Pampahasen, Strauße u. s. w. Das Trinkwasser der P. ist fast durchaus salzhaltig. Große Strecken der P. sind gänzlich wasserlos und mit Salzlagern bedeckt (Travesias). Die spärliche Vegetation von Bäumen und Sträuchern zeichnet sich besonders dadurch aus, daß fast alle Arten mit Stacheln versehen und in der Regel kleinblätterig sind. In den P. befinden sich einzelne geschlossene Ortschaften und eine ziemlich große Anzahl von Gütern (Estancias), auf denen hauptsächlich Viehzucht getrieben wird. Die Bewohner (Abkömmlinge von Spaniern und Indianern) heißen Gauchos (s. d.). In den südl. Teilen der P. hausen noch viele wilde Indianer, die fast ununterbrochen in Feindseligkeit mit den übrigen Ansiedlern leben. Geschildert wurden die P. von Miers, Schmidtmeyer, Burmeister, Tschudi und andern Reisenden, wissenschaftlich durchforscht von d'Orbigny und Darwin.

Pampa Aullagas, See in der Provinz Oruro der südameril. Republik Bolivia, auf der Hochebene, welche vom Zufluß dieses Sees, dem aus dem Titicacasee kommenden Desaguadero durchströmt wird. Die P., 3743 m über dem Meere, 110 km lang, 30—45 km breit, mit der Insel Panza in der Mitte, hatte ehemals als Abfluß den sich in den Salzsumpf Ciénoga de Coipasa ergießenden Rio Laca-Ahuira, der jetzt zum Teil trocken liegt.

Pampasgras, Silbergras (Gynerium argenteum *Nees*), eine dem temperierten Klima Südamerikas entstammende Grasart, welche enorme Büsche 2 m langer, schmaler, graulich-grüner, graziös zurückfallender Blätter bildet, aus deren Mitte Halme von 2 bis 4 m Höhe sich erheben, geschmückt mit mächtigen, seidenartigen, silberweißen Rispen. Diese Grasart ist in ihrer vollen Entwickelung eine der imposantesten Zierden der modernen Garten, in denen sie stets einen freien Stand, gewöhnlich auf dem Rasenparterre erhält. Sie erfordert den ganzen Sommer hindurch reichliche Bewässerung und im Winter Schutz gegen Frost durch sorgfältige Umhüllung. Im Frühjahr erst entfernt man die während des Winters absterbenden Blätter.

Pampatar, Hafenort der Insel Margarita (s. d.).

Pampero heißt der kalte und trockene Südwestwind, welcher über die großen Ebenen Argentiniens, die Pampas, nach den östl. Küstengegenden hin weht und oft einen stürmischen Charakter hat.

Pamphilos, griech. Maler aus Amphipolis, Schüler des ersten Stifters der sikyonischen Schule, Eupompos, und zugleich der bedeutendste Meister und eigentliche Begründer dieser Schule, der Sikyon zu dem Sitz einer Malerakademie machte. Sein berühmtestes Bild war die Ankunft der Herakliden in Athen als Schutzflehende.

Pamphlet (engl.), Flugschrift, namentlich Schmähschrift; Pamphletist, Verfasser eines P.

Pamphylien, eine schmale, flache Küstenlandschaft von etwa 120 km Länge im südl. Kleinasien, am südl. Fuß des Taurusgebirges, im W. an Lycien, im N. an Pisidien, im O. an Cilicien grenzend, im S. von einer weiten Meeresbucht, dem Pamphylischen Golf (Golf von Adalia), bespült. Der kalkige, an der Meeresküste teils versandete, teils versumpfte Boden des Landes wird durch mehrere vom Taurus herabkommende Flüsse (von denen der Kestros, der Eurymedon und der Melas zu nennen sind) nur ungenügend bewässert. Die Bevölkerung scheint ein Gemisch von indogerman. und semit. Elementen gewesen zu sein; mehrere Städte, wie Perge, Aspendos, Side, Cibyra und das von König Attalos II. von Pergamum gegründete Attalia (noch jetzt Adalia), waren hellenisiert. P. gehörte früher zum Persischen Reich, kam dann an das Syrische, später an das Pergamenische Reich und mit diesem an Rom und wurde zuerst mit Cilicien, dann mit Lycien zu einer Provinz vereinigt.

Pamplona, span. Provinz, welche im ganzen dem Königreich Navarra (s. d.) entspricht, wird im N. durch die Pyrenäen von Frankreich, im S. durch den Ebro von Altcastilien geschieden, im W. von den Baskischen Provinzen und im O. von Aragonien begrenzt und zählt (1877) auf 10478 qkm 304184 E. Das Land ist mit Ausnahme der Cuenca (der centralen Ebene von P.) und der Ribera (der südlichen, an den Ebro grenzenden Gegend) sehr gebirgig, besonders im N. und NO. in der Montaña, im ganzen weniger bevölkert als die Baskischen Provinzen und auch nicht so sorgfältig angebaut. Die Montaña besteht aus großen, fruchtbaren Parallelthälern und ist reich an Wassern, Waldungen, Metallen und Mineralien. Die größte Ertragsfähigkeit hat der Boden in der Ribera und um Pamplona, doch fehlt hier die Waldung. Am geringsten ist der Boden südlich des Aragon, wo sich die öden, kahlen, salzigen Steppen von Navarra (Las Bárdenas) ausbreiten. Das Land wird von vielen Flüssen, meist Zuflüssen des Ebro, durchschnitten und bewässert. Die hauptsächlichsten Bodenerzeugnisse sind in der Ribera Wein, Mais und Öl, sonst Weizen, Gerste, Roggen, Hanf und Flachs; in der Montaño Äpfel, Kastanien, Walnüsse, überall Gemüse und Gartenfrüchte. Man zieht Rinder, Pferde und Schafe; die Waldungen sind reich an allerlei Wild. Die Industrie, früher sehr unbedeutend, hat sich gleich dem Ackerbau und dem Handel in neuerer Zeit durch die Eröffnung mehrerer Eisenbahnen sehr gehoben. Die Haupterzeugnisse sind Roheisen, Ziegel, Glas, Papier, Leder, Seife, Chokolade und Nudeln. Die jetzigen Navarresen, aus der Vermischung der alten Basken mit den Westgoten während des Kampfes gegen die Herrschaft der Araber hervorgegangen, sind stark gebaut, abgehärtet, sehr behend, geborene Jäger, Schmuggler und Soldaten. Die Bergbewohner leben einfach, mäßig und streng sittlich; die Bewohner der Ribera sind roh und dem Trunk ergeben. Außer in der Montaña, wo die Sprache mit baskischen Wörtern vermengt ist, wird nur castilianisch gesprochen. Gleich den Basken hängen die Navarresen mit großer Liebe an ihrer Heimat und ihren Gebräuchen, zeigen sich überhaupt sehr konservativ und sind daher stets die eifrigsten Verteidiger der absoluten Monarchie gewesen. Obwohl

seit 1512 auf immer mit der Krone Castilien vereinigt, behielten sie doch ihre Fueros, Verfassung und innere Verwaltung, welche mit derjenigen der Baskischen Provinzen viel Ähnlichkeit hatte, verloren aber diese Vorrechte infolge des Karlistenkriegs, wo das Land der eigentliche Herd des Aufstandes war. Seitdem bildet es eine span. Provinz.

Pamplóna, Hauptstadt und Festung der gleichnamigen span. Provinz oder des ehemaligen Königreichs Navarra, ist Sitz des Generalkapitäns (früher Vizekönigs), eines Bischofs, des Obergerichtshofs (Audiencia) und anderer Provinzialbehörden und liegt in 420 m Seehöhe auf einer Anhöhe am linken Ufer des Ebrozuflusses Arga und an der Linie Saragossa-Alsásua der Nordbahn, inmitten einer ringsum von Vorbergen der Pyrenäen umgebenen fruchtbaren und gutbebauten Hochebene. Die ziemlich regelmäßig gebaute Stadt hat drei schöne Plätze, darunter die Plaza de Castillo, eine der schönsten in Spanien, viele stattliche Häuser, eine Dom-, vier Pfarr- und mehrere andere Kirchen, ein Findelhaus, ein Theater, eine Promenade (La Taconera) innerhalb und drei außerhalb der Wälle. Von den vielen Springbrunnen erhalten fünf das Wasser durch einen 15 km langen, im 18. Jahrh. kunstvoll erbauten Aquädukt. Außerdem besitzt die Stadt ein bischöfl. Seminar, ein Instituto (Gymnasium) mit einer naturhistor. Sammlung, einer Bibliothek und einem kleinen botan. Garten, eine Normalschule zur Heranbildung von Lehrern, eine mathematische und Zeichenschule, ein medizin.-pharmaceut. Kollegium. Sehenswerte Gebäude sind die große got. Kathedrale, 1397 von Karl III. von Navarra begonnen, im wesentlichen ein Werk des 15. Jahrh., mit den Gräbern Karls III. und anderer Könige, dem Saal, worin sich früher die Cortes von Navarra versammelt, und schöner Façade; die Kirchen San-Nicolas und San-Saturnino; der Palast des Vizekönigs; der Gouvernementspalast. Die Befestigungen sind sehr unregelmäßig. Doch wird die Stadt an der Südseite von einer unter Philipp II. erbauten Citadelle zu einer starken Festung gemacht, welche als Schlüssel Navarras und als Beherrscherin des dortigen Straßenknotens von großer strategischer Bedeutung ist. P. zählt (1877) 25 630 E., welche Tuch, Leder, Wachs, Guitarrensaiten, Töpfer- und Steingutgeschirr fabrizieren, Handel mit Wein und andern Produkten treiben und eine auch von Franzosen besuchte Messe (29. Juni bis 18. Juli) unterhalten. Im Altertum hieß die Stadt Pompelon, im Lande der Vasconen. Seit dem 5. Jahrh. erscheint sie unter den Namen Pampilo, Pampilona und Pampiluna; Karl d. Gr. entriß sie 778 den Arabern, welche sie 907 vergebens belagerten. Im J. 1284 eroberte sie Philipp III. von Frankreich. Die Einwohner erlitten 1521 unter dem Grafen von Foix eine Niederlage durch die Spanier. Auf Befehl Karls IV. ward die Stadt 1808 den Franzosen übergeben, die sie bis zur Kapitulation 31. Okt. 1813 nach 14monatlicher Blockade behaupteten. Am 18. Sept. 1823 nahmen sie die Franzosen unter Lauriston nach 14tägiger Belagerung durch Kapitulation. Im Karlistenkriege 1833—40 blieb P. in den Händen der Christinos. Ebenso trat sie 1843, wie die übrigen Festungen Spaniens, auf die Seite der Königin Christine. Dagegen erklärte sie sich im Juli 1854 für den Aufstand O'Donnells.

Pamplona, Stadt im gleichnamigen Departimiento des Staates Santander der südamerik. Föderativrepublik Columbia, im N. der Cordillera Oriental, am westl. Fuß des 3910 m hohen Almorzadero, 2500 m über dem Meere, hat (1870) 8261 E. und ist Sitz eines Bischofs.

Pan, ein griech. Gott der Weiden und Bergwälder, Schützer der Hirten und Herden, Liebhaber der Nymphen der Gebirge, Erfinder der Syrinx (Hirtenpfeife). P. gilt als Erreger der Gefühle, die den Menschen besonders leicht im Waldesdunkel, in Bergschluchten, in der weiten, menschenleeren Natur ergreifen. Töne und Stimmen, die man hörte oder zu hören glaubte, sollten von den Nymphen oder von P., dem Meister der Syrinx, herrühren und ebenso das plötzliche Grausen. Dann aber greift P. gerade als Urheber des «Panischen Schreckens» weit über die Sphäre des Wald- und Feldlebens hinaus, indem er selbst Heeren Schrecken einjagt und so den Sieg in der Schlacht verleiht.

Der Hauptsitz seiner Verehrung war das waldund weidereiche Arkadien. Hier sollte er von Hermes mit der Tochter des Dryops (Eichmanns, zugleich des Repräsentanten des Stammes der Dryoper) erzeugt worden sein, zum Schrecken der Mutter, welche über die aus menschlicher und tierischer Bildung gemischte Gestalt des Kindes (P. erscheint in älterer Zeit durchgängig mit Ziegenfüßen, Bocksbart und Hörnern am Haupt) sich entsetzte, aber zur Freude des Vaters und der andern Götter, besonders des Dionysos, der ihn mit den Satyrn (s. d.) in seinen ausgelassenen Kreis (den bacchischen Thiasos) aufnahm. Der Kult des P. war aber auch in den meisten andern Gegenden Griechenlands verbreitet. Häufig wurde der Gott in Verbindung mit andern Gottheiten verehrt, insbesondere zusammen mit den Nymphen. In Athen wurde ihm nach der Schlacht bei Marathon (in welcher er zum Sieg über die Feinde beigetragen haben sollte) eine Grotte am nordwestl. Fuße der Akropolis (Pansgrotte) geweiht und jährlich sein Fest mit Fackelläufen gefeiert.

Die bildende Kunst hat ihn häufig dargestellt, oft in Verbindung mit andern Gottheiten, namentlich den Nymphen, oder als Glied des bacchischen Thiasos, in späterer Zeit nicht selten in rein menschlicher Bildung, nur mit zwei Hörnchen über der Stirn, gewöhnlich aber halb tierisch gestaltet, oft von Frauen und Kindern der gleichen halb menschlichen, halb tierischen Bildung umgeben, oft auch selbst vervielfacht, wie auch in der Litteratur von Panen oder Panisken gesprochen wird.

Die spätere philos.-allegorische Auffassung der griech. Volksreligion hat ihn, gestützt auf eine falsche Etymologie, indem man den Namen mit τὸ πᾶν, d. i. das All, in Zusammenhang brachte, zu einem Gott des ganzen Weltalls gemacht.

Panischer Schrecken oder Panik (engl. panic) wird noch jetzt sprichwörtlich für einen plötzlichen, aber blinden Lärm gebraucht.

Pan ... (grch.), häufig in Zusammensetzungen: all ... gesamt ...

Panacea (grch. Πανάκεια, d. i. die Allesheilende), nach einem griech. Scholiasten die Personifikation der Heilkunst, eine Tochter des Äskulap; dann Heilmittel für jede Krankheit. Mehrere der von den Alchimisten des Mittelalters erfundenen Mittel, z. B. Panacea mercurialis ꝛc., behielten diese Bezeichnung. In übertragener Bedeutung heißt Panacee überhaupt ein Universalmittel.

Panachure (frz.), Buntblätterigkeit (s. d.).

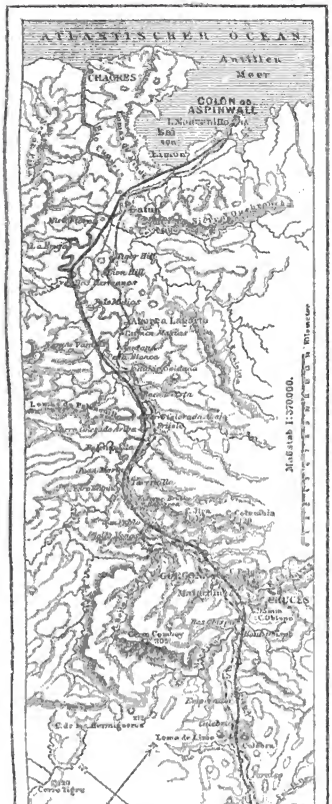
Panamá heißt die Landenge, die Mittel- und Südamerika verbindet und zum Staate Istmo oder Panamá der Föderativrepublik Columbia gehört. Die Landenge ist auch unter dem Namen Isthmus von Darien bekannt. Der span. Conquistador Nuñez de Balboa war der erste Europäer, der sie 1513 vom Atlantischen zum Stillen Ocean überschritt. An der schmalsten Stelle zwischen dem Golf von San Blas und der Mündung des Rio Bayano hat die Landenge nur 46 km Breite. Die das westl. Südamerika von Norden nach Süden durchschneidende Cordillera zeigt hier eine so große Depression, daß die höchsten Hügelketten nicht über 350 m messen, und sehr tiefe Einsattelungen häufig vorkommen. Als die Dampfverbindung längs der Westküste Südamerikas und zwischen Europa und Chagres eröffnet wurde, benutzten zahlreiche Reisende den Landweg über P. zur Reise von der Westküste und umgekehrt, der aber mit vielen Schwierigkeiten und Kosten verbunden war. Es bildete sich daher in Neuyork eine Gesellschaft, um den Bau einer Eisenbahn über den Isthmus, der sog. Panamábahn, vorzunehmen. Die Gesellschaft schloß mit der neugranadensischen Regierung einen Vertrag, der 4. Juni 1850 vom Kongreß in Washington bestätigt ward. Die Eisenbahnarbeiten wurden im Mai 1850 begonnen und nahmen unter der Oberleitung des Ingenieurs Colonel Totten einen raschen Fortgang. Am 28. Jan. 1855 wurde der Schienenweg zwischen beiden Oceanen eröffnet. Am Anfangspunkt der Bahnlinie liegt die Stadt Aspinwall oder Colon (s. d.). Die Bahnlinie von Aspinwall nach Panamá mißt 85,5 km. Der höchste Punkt, den die Bahn überschreitet (the sumit), liegt 19 km von der Stadt Panamá (s. d.) entfernt und ist bloß 80 m über dem Meere erhaben. Man legt die Strecke zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean auf diesem Schienenwege mit dem gewöhnlichen Train in 2½ Stunden zurück. Das Unternehmen hat bisher einen sehr günstigen Erfolg gehabt, da sich der Verkehr von Jahr zu Jahr steigerte, selbst nachdem durch die Eröffnung der Pacificbahn der Verkehr zwischen den westl. und östl. Staaten der Panamábahn entzogen wurde. Das Projekt eines Durchstichs der Landenge, um selbst Schiffen großen Tonnengehalts die ununterbrochene Fahrt zwischen beiden Oceanen auf diesem Wege zu ermöglichen, wurde zuerst 1828 vom General Bolivar gefaßt, der den engl. Ingenieur Lloyd mit den Terrainuntersuchungen betraute, ist aber erst vor wenigen Jahren der Ausführung näher gebracht worden. Unter Leitung Lesseps' (s. d.) wird seit 1882 am Panamákanal gearbeitet. (S. Panamákanal, Atrato und Darien.) Vgl. Wagner, «Beiträge zu einer physisch-geogr. Skizze des Isthmus von P.» (Gotha 1861).

Panamá, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz des zur Föderativrepublik Columbia gehörigen Staates Istmo oder Panamá und Bischofssitz; sie liegt auf einer in den Golf von Panamá der Südsee vorspringenden Landzunge und war zur Zeit der Spanier eine der bedeutendsten Städte des span. Amerika. Die alte Stadt P. lag 7 km nördlich von der jetzigen und wurde 1670 vom Buccanier Morgan erobert und zerstört. Auf Befehl der span. Regierung legte man die neue Stadt 1673 an ihrer jetzigen Stelle in großem Maßstabe an und umgab sie mit starken Wällen; sie wurde oft durch Feuersbrünste zerstört (zuletzt 1874). Von der Zeit der Unabhängigkeit an geriet sie mehr und mehr in Verfall, bis sie 1842, als eine Dampfverbindung zwischen Chile, Peru und P. einerseits und Europa und Chagres (s. d.) andererseits errichtet wurde, wieder einigen Aufschwung gewann, der aber erst durch die Eröffnung der Eisenbahn über den Isthmus nach Aspinwall (Colon) größere Dimensionen annahm. Die Reede bietet einen sichern Ankergrund. Sie ist durch eine Anzahl von Inseln geschützt, von denen die bedeutendste, Taboga, als Depôt der engl. Dampferkompagnie benutzt wird und große Etablissements enthält. An den fernern Inseln wird eine schwunghafte Perlfischerei betrieben. Von den 13 Kirchen und Klöstern der Stadt ist nur die im Renaissancestil hübsch aufgeführte Kathedrale noch gut erhalten; die übrigen sind ganz oder zum Teil in Ruinen. Die Kirche Sta.-Anna wurde 1854 durch Feuer zerstört. Die Straßen sind regelmäßig, die Häuser meistens aus Stein von solider Bauart. Der Groß- und Detailhandel, zum größten Teil Transithandel, sowie die Gasthöfe u. s. w. der Stadt sind fast ausschließlich in Händen von Europäern und Nordamerikanern, deren Anzahl aber ziemlich beschränkt. Die 18578 E. sind zum großen Teil träge, rohe Mischlinge von Negern, Indianern und Weißen. P. ist Sitz eines deutschen Konsulats und hat vier Banken. Hauptausfuhrartikel sind Indigo und Häute. Das Klima ist nicht gesund, gutes Trinkwasser fehlt.

Der Staat Panamá oder Istmo, einer der neun Staaten von Columbia, begreift den schmalsten und östlichsten Abschnitt von Centralamerika, der sich zwischen dem Karaibischen Meer im N. und dem Großen Ocean im S. 670—750 km hinzieht, im W. an Costa-Rica, im O. an den columbischen Staat Cauca grenzt und auf 81 785 qkm (1870) 221 052 E. zählt (ohne die wilden, auf 6000 Köpfe geschätzten Indianer).

Panamahüte, sehr haltbare Hüte, welche in der Art wie die Strohhüte aus den Blättern von Carludovica palmata (s. d.) verfertigt werden.

Panamákanal, die seit 1882 in der Ausführung begriffene künstliche Wasserstraße, welche die Landenge von Panamá durchschneidet und dazu bestimmt ist, dem Seeverkehr zwischen dem Atlantischen und dem Großen Ocean den Umweg durch die Magellansstraße zu ersparen. Der Kanal, von einer Aktiengesellschaft unternommen, an deren Spitze Lesseps steht, folgt im wesentlichen der Eisenbahn Colon-Panamá, erreicht, von Colon (auf der Insel Manzanillo) kommend, nach 10 km bei Gatun den Lauf des Rio Chagres, steigt in dessen Thal aufwärts, die Windungen des Flusses vielfach abschneidend, läuft hierauf längs dessen linkseitigen Nebenfluß Obispo, durchbricht 15 km von Panamá die Cordilleren im Cerro von Culebra, der Wasserscheide zwischen den beiden Oceanen, und folgt schließlich dem anfänglich tief eingeschnittenen Thal des Rio Grande bis zum Golf von Panamá. Die Länge des Kanals beträgt 73 km, die Breite seines Wasserspiegels in der Ebene 50 m, im Gebirge 28 m, die Tiefe soll am atlantischen Eingang 8,5 m unter Mittelwasser, am pacifischen wegen der größern Differenz zwischen Ebbe und Flut 10,5 m betragen. Der Kostenanschlag des Baues belief sich auf 674400000 Frs., dazu kommt noch der Ankaufssumme fast sämtlicher Aktien der Panama-Eisenbahngesellschaft, deren Gesamtpreis sich auf


ATLANTISCHER OCEAN
Antillen Meer
CHAGRES
COLÓN or ASPINWALL
Limon
Gatun
Matachin
Obispo
Culebra
Corte Culebra
Paraiso
Pedro Miguel
Miraflores
Balboa
Panama
Cerro Tigre
Cerro Punta
Cerro Bruja
Cerro Cascajal
Cerro Cascajo
Cerro Cabra
Cerro Cabras
Cerro Pelado
Cerro Potrero
Cerro Grande
Cerro Caimito
Cerro Cabrera
Cerro Cabrero
Cerro Cabrerito
Cerro Cabrerita
Cerro Cabrerito
Cerro Cabrerita
Cerro Cabrerito
Cerro Cabrerita

Abfluß aus dem Reservoir regeln und in den auf der Nordseite des P. hinlaufenden regulierten Chagres leiten, während der südliche Ableitungskanal die linksseitigen Zuflüsse des Chagres aufnimmt. Das Baumaterial für diesen 7 Mill. Kubikmeter enthaltenden Damm, sowie für die den weitern Lauf des regulierten Chagres begleitenden Dämme wird den 40 Mill. Kubikmeter Gesteinsmassen entnommen, welche beim Durchbruch des Culebra durch Sprengungen gewonnen werden.

Bei Corosal, 5 km von der Küste des Großen Oceans, wird sich der P. zu einem Hafen erweitern und bis zum Meere eine Breite von 100 m beibehalten. Der Hafen von Corosal wird mit Panamá durch eine 3 km lange Bahn in Verbindung gesetzt werden. Da der größte Ebbe- und Flutunterschied im Atlantischen Ocean bei Colon nur 0,58 m beträgt, im Stillen Ocean bei Panamá dagegen zwischen 2 und 6 m schwankt, überdies zu Colon die Ebbe neun Stunden später eintritt als in Panamá, so müssen auf der atlantischen Seite doppelte Flutschleusen, auf der pacifischen Ebbe- und Flutschleusen angelegt werden, denn bei völlig offenem Kanal würden sonst starke Strömungen von einem Meere zum andern entstehen, und dadurch die Durchfahrt erschwert werden.

Die aus dem 100 m breiten, zwischen der Insel Manzanillo und dem Festlande befindlichen Einfahrtshafen des P. gehobenen Erdmassen werden zur Auffüllung der Sümpfe und Lagunen auf Manzanillo benutzt; ebenso verfährt man bei Panamá, um die Rio-Grandesümpfe auszutrocknen, die durch Ebbe und Flut beeinflußt werden.

Der Kanal würde in ungefähr sechs Stunden durchfahren werden können; die Zeitersparnis würde nach Vollendung des P. gegen früher für Dampfer auf dem Seeweg zwischen Europa und den Tropengebieten des Stillen Meeres 30 Tage betragen, zwischen Neuyork und San Francisco sogar 40 Tage.

Die Panamá-Eisenbahn überschreitet den Schiffahrtskanal an zwei Stellen auf holländ. Drehbrücken, und zwar bei San-Pablo, 35 km von Colon, und bei Culebra.

Panamarinde, s. Quillajarinde.

Panamas, halbwollene Zeuge mit dreifädiger baumwollener Kette und doppeltem wollenen Einschlag, hierdurch dem Geflecht der Panamahüte ähnlich.

Panard (Charles François), franz. Volksdichter, geb. 1694 zu Courville bei Chartres, hat sich durch eine große Zahl heiterer Chansons, sowie durch eine Anzahl (über 80) dramatischer Spiele, komischer Opern, witzreicher Komödien berühmt gemacht («Théâtre et œuvres diverses», 4 Bde., Par. 1763; eine Auswahl derselben von A. Gouffé besorgt, 3 Bde., Par. 1803).

Panaritium, s. Fingerentzündung.

Panathenäen, das Hauptfest der Athena in Athen, das seit den ältesten Zeiten (nach der Sage war es von Erichthonios gestiftet, von Theseus erneuert und erweitert) alljährlich gegen Ende des attischen Monats Hekatombäon (am 28. dieses Monats und den nächstvorhergehenden Tagen, d. i. gegen Mitte August nach unserm Kalender) mit Opfern, Spielen und feierlichen Aufzügen gefeiert wurde. Wahrscheinlich durch Peisistratos wurde die Einrichtung getroffen, daß die Feier alle vier Jahre in größerm Umfange und mit höherm Glanze stattfinden sollte, sodaß man nun dieses, nur jedes vierte Jahr gefeierte (nach griech. Ausdrucksweise pentaëterische) Fest als die großen Panathenäen von den kleinen oder jährlichen unterschied. Die Hauptbestandteile der Feier bildeten gymnastische Wettkämpfe, Wettrennen zu Pferde und zu Wagen, Wettkämpfe von Musikern, Sängern und Tänzern und von Rhapsoden, welche vorzugsweise Stücke der Homerischen Gedichte recitierten, wobei die Sieger Olivenkränze und bemalte, mit Öl von den heiligen Ölbäumen der Athena gefüllte Thongefäße als Preise erhielten. Am 28. fand der große Festzug (Pompe) nach der Akropolis statt, welcher durch die Beteiligung der attischen Reiterei und zahlreicher festlich geschmückter Jungfrauen besondern Glanz erhielt, und in welchem außer den Gerätschaften zu den Opfern und zahlreichen, zum Teil von den athenischen Kolonien gelieferten Opfertieren der sog. Peplos, ein von den athenischen Jungfrauen und Frauen gewebtes, kunstreich mit figürlichen Darstellungen geschmücktes Obergewand für die Bildsäule der Athena, das man in Form eines Segels auf einem durch Rollen fortbewegten Schiffe ausspannte, einhergeführt wurde. Dazu kamen große Tieropfer, woran sich schließlich ein Festschmaus für das ganze Volk anschloß. Eine vollendet schöne, zum größern Teil noch erhaltene Darstellung des Festzugs in Relief am Parthenon (s. d.) gibt noch jetzt eine Anschauung des Festzugs. Auch von den Preisgefäßen ist eine nicht geringe Anzahl erhalten. Vgl. Mommsen, «Heortologie. Antiquarische Untersuchungen über die städtischen Feste der Athener» (Lpz. 1864).

Panätios, stoischer Philosoph, geb. zu Rhodos um 180 v. Chr., lebte längere Zeit in Rom, wo er Hausgenosse des jüngern Scipio war, der ihn auch 143 nach Alexandria mitnahm. Nach dem Tode des Antipater, der sein Lehrer gewesen war, übernahm er die Leitung der stoischen Schule in Athen. Er starb um 110 v. Chr. P. modifizierte die stoische Lehre nicht unwesentlich, namentlich in der Richtung auf das praktische Leben. Seine Schriften sind bis auf Fragmente verloren. Cicero hat in verschiedenen seiner philos. Arbeiten, namentlich in den beiden ersten Büchern der Schrift «De officiis», Werke des P. benutzt.

Panätolikon, die Bundesversammlung des Ätolischen Bundes, s. unter Ätolien.

Panax, Pflanzengattung, s. Ginsengwurzel.

Panay, eine der span. Philippineninseln, zur Gruppe der Visayas (Visayas) gehörig, nordwestlich von Negros, südöstlich von Mindoro, zählt auf 12004 qkm (1879) 799816 E. (einschließlich der Insel Guimaras), ist gebirgig und bewaldet und besonders reich an Reis, Tabak, Zuckerrohr, Pfeffer, Yams, Bataten, Kakao, Eben- und Campecheholz. P. hat ansehnliche Viehzucht, doch nur geringe Industrie, dagegen wichtigen Handel. Die Insel zerfällt in die vier Provinzen Iloilo, Antique, Capiz und Concepcion und hat zum Hauptort Iloilo.

Panchatantra, s. Pantschatantra.

Panchréstum (grch.-lat.), soviel wie Panacee.

Panckoucke (André Jos.), der Stammvater einer berühmten franz. Buchhändlerfamilie, geb. zu Lille 1700, gest. daselbst 17. Juli 1753, bekannt als Buchhändler und freisinniger Schriftsteller.

Sein Sohn, Charles Joseph P., geb. zu Lille 26. Nov. 1736, ging in seinem 28. Jahre nach Paris und erbielt später den Verlag des «Mercure de France», in dem nach und nach mehrere Zeitschriften

aufgingen. In seinem Verlage erschienen Buffons Werke, die großen Sammlungen von Reisen und das große franz. «Vocabulaire». Auch unternahm er 1782 die Fortsetzung der «Encyclopédie méthodique», welche die Diderotsche Encyklopädie ersetzen sollte. Er schrieb die «Grammaire raisonnée» (Par. 1795), und die erste Idee zum «Moniteur», dessen Verlag noch gegenwärtig Eigentum seiner Familie ist, ging ebenfalls von ihm aus. Er starb 19. Dez. 1798.

Sein Sohn, Charles Louis Fleury P., geb. zu Paris 23. Dez. 1780, war gleichfalls Schriftsteller und Verleger mehrerer großartiger Werke, darunter das «Dictionnaire des sciences médicales», die «Description de l'Égypte» und die «Bibliothèque française-latine». Von seinen eigenen Schriften sind zu erwähnen: «Essai sur l'exposition, la prison et la peine de mort», eine Schrift gegen die Ausstellung am Pranger und die Todesstrafe; die Übersetzung der sämtlichen Werke des Tacitus für seine «Bibliothèque» und die «Voyage pittoresque aux Iles Hébrides» (mit 25 von ihm selbst gezeichneten Kupfern). Er starb zu Paris 12. Juli 1844.

Sein Sohn, Ernest P., geb. 4. Dez. 1808, übersetzte die Horazischen Werke und die Fabeln des Phädrus für die «Bibliothèque»; bis 1868 blieb er Teilhaber des Geschäfts und Gérant des «Moniteur», seitdem lebt er als Privatmann in Paris.

Pancratium *L.*, Trichterlilie, zu den Amaryllideen gehörige Pflanzengattung, gekennzeichnet durch eine vielklappige Blütenscheide, eine lange zarte, sich trichterförmig erweiternde Röhre mit sechs langen Perigonblättern. Auf der Röhre sitzt eine am Rande gezähnte Nektarkrone, welche, mit den Zähnen abwechselnd, die Staubgefäße trägt. Die Frucht ist eine dreifächerige, vielsamige Kapsel. Für das freie Land geeignet ist P. illyricum *L.*, wenn man ihm einen recht warmen sonnigen Standort anweisen kann, der vom Grundwasser nicht erreicht wird, und im Winter für eine gute Bedeckung Sorge trägt. Für die Stubenkultur ist die dankbarste Art P. speciosum *Salisb.*, beide haben schneeweiße, sehr wohlriechende Blumen.

Pancsova (spr. Pántschowa, serb. Pančevo), Stadt in Ungarn, links an der Tenes, 5 km von ihrer Mündung in die Donau, früher Militärkommunität im serb.-banatischen Grenzbezirk, jetzt, nach Aufhebung der Militärgrenze, autonome Municipalstadt im Komitat Torontal, zählt (1880) 17 127 E., teils Serben, teils Deutsche und hat eine kath. und eine griech.-orient. Pfarre, ein Obergymnasium, ein Zollamt, eine Dampfschiffahrtsstation, ein Minoritenkloster, Seidenkultur und starken Handel mit der Türkei. Zu den vorzüglichsten Gebäuden gehören die griech. und die zwei kath. Kirchen. Bei P. schlug der österr. Feldmarschall Graf Wallis 30. Juli 1739 die Türken; 1788 wurde es von den Österreichern auf dem Rückzuge verbrannt.

Pandämonium (grch.) nannte man in der spätern Zeit des griech. Altertums sowohl den allgemeinen Tempel für die Halbgötter oder Dämonen (s. d.), als auch den Inbegriff aller übermenschlichen Wesen, besonders der bösen Geister und vorzugsweise das Reich des Satans.

Pandanēen (Pandanēae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Monokotyledonen. Man kennt gegen 80 Arten, die fast sämtlich in den Tropengegenden und zwar besonders auf Inseln wachsen. Es sind baumartige Gewächse, deren Stämme in spätern Stadien nicht bis in den Boden reichen, sondern in ziemlicher Höhe über denselben durch ein System von Stützwurzeln getragen werden. Der Stamm ist entweder einfach oder besitzt in seinen obern Partien eine gabelige oder dreifache Verzweigung. Die oft sehr langen Blätter sitzen nur am Ende der Sprosse in dichten Büscheln, die ältern Partien der Stämme sind nur mit den Blattnarben bedeckt. Im Bau der Blüten schließen sich die P. fast ganz den Palmen an. Die Früchte stehen dicht beisammen in eigentümlich traubenartig geformten Fruchtständen, sie sind entweder als holzige Steinfrüchte oder beerenartig entwickelt. Von einigen Arten werden die Früchte gegessen und bilden auf manchen Inseln des südl. Asien ein wichtiges Nahrungsmittel für die Eingeborenen.

Pandānus *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Pandaneen. Man kennt gegen 50 Arten, welche in den Tropengegenden, besonders auf den Inseln des Großen Oceans und des Indischen Archipels in großer Menge wachsen. Die Pandanen haben einen palmenähnlichen Wuchs, indem ihr schlanker Stamm, welcher gewöhnlich auf einem Gerüst von Stützwurzeln ruht, entweder ganz einfach ist oder sich in mehrere Äste teilt, deren jeder eine Krone großer, einfacher, linealer, immergrüner, oft am Rande dornig gesägter Blätter trägt. Die eingeschlechtigen Blüten sind wie bei den Palmen in Kolben (meist verzweigte) gestellt, welche aus ein- bis mehrblätterigen Scheiden hervorbrechen. Jede Blüte hat ein mehrblätteriges Perigon und zahlreiche Staubgefäße oder Pistille. Die beeren- oder steinfruchtartigen Früchte sind aus mehrern unter sich verwachsenen Fruchtknoten zusammengesetzt und enthalten kleine Samen mit fleischigem oder hornartigem Eiweiß. Mehrere Pandanenarten besitzen eßbare Früchte, wie namentlich P. odoratissimus *L.* und P. utilis *Bor.* Nächst den Palmen gehören die Pandanen zu den imposantesten Baumformen aus der Abteilung der monokotylen Gewächse und werden deshalb auch vielfach als Zierpflanzen in Gewächshäusern kultiviert.

Pandareos, von Milet auf Kreta, stahl aus dem Heiligtum des Zeus nach der griech. Sage den goldenen, aber lebenden Hund, der einst die Ziege, von welcher Zeus genährt wurde, bewachte. P. brachte den Hund, ein Werk des Hephästus, dem Tantalos, auf welchen, weil er den Besitz des Hundes dem Boten des Zeus, Hermes, gegenüber ableugnete, der Sipylos getürmt wurde. Des P. hilflos zurückgelassene Töchter wurden nach der Odyssee von Aphrodite aufgezogen, aber von den Harpyien entführt, während Aphrodite bei Zeus war, um zu bitten, ihre Schützlinge zu vermählen; Polygnot hat sie in der Lesche zu Delphi dargestellt. An einer andern Stelle der Odyssee heißt Aëdon Tochter des Pandareos.

Pandataria, eine der Ponza-Inseln (s. d.).

Pandekten (grch.) oder Digesten ist der Titel einer Kompilation aus den ältern Werken röm.-jurist. Schriftsteller, welche den wichtigsten Teil der gesetzgebenden Reform Justinians ausmacht und einen Hauptbestandteil des Corpus juris civilis (s. d.) bildet. Es liegt derselben die Absicht zu Grunde, daß aus diesen ältern Schriftstellern alles Brauchbare ausgezogen, in eine gewisse Ordnung gebracht, dabei jede abweichende Meinung entfernt und nun keine andere Autorität als die in dieser

Sammlung enthaltene mehr in den Gerichten anerkannt werden sollte. Zu dieser großen Arbeit hatte Justinian 17 Männer auserlesen, unter denen Tribonianus (s. d.) den Vorsitz führte. Ihr Werk wurde 16. Dez. 533 mit gesetzlicher Autorität bekannt gemacht. Sie hatten 39 verschiedene Schriftsteller benutzt, wovon der älteste noch in das Zeitalter Ciceros fällt, die meisten andern vor Alexander Severus gelebt hatten. Aus diesen haben sie über 9000 Stellen ausgezogen und nach Rubriken in 50 Büchern zusammengestellt, welche in Titel und diese wieder in einzelne Excerpte (Gesetze oder Fragmente genannt) zerfallen. Da über die Justinianeischen P. namentlich seit dem 17. Jahrh. auf den holländ. und deutschen Universitäten in der Art Vorträge gehalten wurden, daß man nach der Reihenfolge der Abschnitte (Titel) derselben das gesamte geltende röm. Civilrecht darstellte (sog. Lehrmethode), so ging die Bezeichnung P. auch auf Vorlesungen und Schriften dieses Inhalts über, wobei man jedoch in neuerer Zeit von der Reihenfolge der Justinianeischen P. mehr und mehr abwich und den Stoff in freierer wissenschaftlicher Form darstellte (systematische Methode). Als umfassender Kommentar zu den Justinianeischen P. ist das große, von Glück (s. d.) 1790 begonnene, von Mühlenbruch, Fein, Arndts, Leist und Burckhard bis zum 48. Buche fortgesetzte Werk: «Ausführliche Erläuterung der P.», zu nennen. Von den zahlreichen Darstellungen des röm. Civilrechts sind hervorzuheben: Puchta, «Pandekten» (12. Aufl., Lpz. 1877); von Vangerow, «Lehrbuch der P.» (7. Aufl., 3 Bde., Marburg 1875); Dernburg, «Pandekten» (2 Bde., Berl. 1885). Die größte Geltung hat neuerdings erlangt: Windscheid, «Lehrbuch des Pandektenrechts» (5. Aufl., 3 Bde., Frankf. a. M. 1882). Vgl. Amann, «Kritische Studien zum Pandektentext» (Freiburg 1873); Huschke, «Zur Pandektenkritik» (Lpz. 1875); Bethmann-Hollweg, «Das 20. Buch der P. als Beispiel klassischer Jurisprudenz» (Bonn 1877); Schulin, «Ad pandectarum titulum de origine juris commentatio» (Bas. 1876).

Pandemie, s. unter Epidemie.

Pandemos, Beiname der Aphrodite (s. Venus).

Pandharpur, Stadt in der brit.-ind. Präsidentschaft Bombay, Distrikt Scholapur, an der Bima, einem Nebenfluß des Kistna, gelegen, mit (1872) 16275 E. In P. befindet sich ein, eine besondere Verehrung genießender, einer Inkarnation von Wischnu gewidmeter Tempel.

Pandion, Fischadler, s. unter Adler.

Panditen, s. Punditen.

Pandora (grch., d. h. die Allbegabte) ist nach einer schon bei Hesiodos erzählten griech. Sage der Name des ersten Weibes auf Erden. Als Prometheus (s. d.) dem Zeus das Feuer entwendet hatte, befahl dieser dem Hephästos, ein Weib zum Unheil der Menschheit zu bilden. Die Götter statteten das Gebilde mit den herrlichsten Gaben aus: Hephästos gab ihm menschliche Stimme und Schönheit, Athena weibliche Kunstfertigkeit, Aphrodite Liebreiz, Hermes Verschlagenheit und bethörende Schmeichelkünste. So ausgestattet schickte Zeus das Weib, dem er noch ein Gefäß (die sog. Büchse der P.) mitgab, worin allerlei Jammer für die Menschen eingeschlossen war, durch Hermes dem Epimetheus zu, der die Warnung seines Bruders Prometheus, von Zeus kein Geschenk anzunehmen, vergessen hatte. P. öffnete nun die Büchse; sogleich flogen alle Arten Übel daraus hervor und verbreiteten sich über die ganze Erde; nur die Hoffnung war noch darin, als P. den Deckel wieder schloß. Diese Sage wurde von Spätern dahin umgestaltet, daß das Gefäß der P. Segensgaben der Götter enthalten habe, die den Menschen geblieben sein würden, wenn nicht P. das Gefäß geöffnet hätte.

Pandora, der 55. Asteroid, s. u. Planeten.

Pandrosos, Tochter des Cekrops, hatte ein Heiligtum am Erechtheion, dem Tempel der Athena Polias, deren erste Priesterin sie war. Ihrer Naturbedeutung nach, welche ihr Name ausspricht, war sie eine Göttin, von der man glaubte, daß sie, wie auch Athena selbst, den Fluren Thau spende.

Pandschab, s. Pendschab.

Pandu, sagenhafter ind. Held, Stammvater der Panduiden, welche als die Feinde und endlichen Besieger der ihnen verwandten Kuruiden im Mahâbhârata (s. d.) eine große Rolle spielen.

Pandur, ein Wort unbekannter Ableitung (vielleicht von Banderium), bezeichnete im 17. und 18. Jahrh. einen zur österr. Armee gehörigen, aus den slawonischen Landesteilen Südungarns sich rekrutierenden Kriegsmann; auch hießen die bewaffneten Leibdiener der Edelleute in Kroatien und Slawonien, wie noch jetzt, P. und trugen nationale Bekleidung, sowie den Handschar und zwei Pistolen. Das berühmteste Pandurenkorps war das 1741 von Franz Freiherrn von der Trenck (s. d.) errichtete, welches 1756 in das k. k. 53. Infanterieregiment umgewandelt wurde. Als irreguläre, aus uncivilisierten Elementen bestehende Truppe machten sich die P. wohl in Feindeslande furchtbar, zugleich aber wegen ihrer schlechten Mannszucht sogar im eigenen Lande verhaßt, weshalb die österr. Regierung sie als besonderes Korps eingehen ließ und ihren Grenzertruppen einverleibte. Später wurde in Ungarn, Rumänien und den südslaw. Ländern P. der Name eines Amts- und Gerichtsdieners.

Pancel, s. Füllung.

Panegyricus (grch.), eigentlich ein Vortrag, der in einer Panegyris, d. h. in einer Versammlung des ganzen Volks, besonders bei einer allgemeinen Festlichkeit, zunächst meist zur Verherrlichung des Festes, der Stadt oder des Ortes, an dem es stattfand, des versammelten Volks u. s. w. gehalten wurde. In weiterm Sinne ist dann P. überhaupt soviel wie Lobrede, Lobpreisung. Berühmt ist namentlich der übrigens wie wirklich gehaltene «Πανηγυρικός» des Isokrates (s. d.). In der röm. Literatur sind erhalten der «Panegyricus» des jüngern Plinius zu Ehren des Trajan und eine Sammlung von «Panegyrici veteres Latini», welche Ende des 3. und im 4. Jahrh. von dem Rhetor Eumenius und andern zum Teil unbekannten Rhetoren verfaßt sind. Sie sind am besten von Arntzen (2 Bde., Utr. 1790—95) und Bährens (Lpz. 1874) herausgegeben worden.

Panem et circenses, s. unter Circensische Spiele.

Pangam, Hauptstadt von Goa (s. d.).

Pangani, Stadt und Hafenort an der Sansibarküste im äquatorialen Ostafrika, unter 5° 25′ südl. Br., an der Mündung des Rufu (s. d.), welcher bisweilen auch P. genannt wird.

Pangaeos, jetzt Pirnari, der 1872 m hohe Berg auf dem macedon.-thrâz. Grenzgebiete, am Meer zwischen den Flüssen Strymon und Nestos gelegen, berühmt wegen seiner Goldminen.

Pange, Dorf (Kantonshauptort) mit 250 kath. E. und Schloß im deutsch-lothring. Landkreise Metz, an der Französischen Nied, Station der Linie Courcelles-Tetercheu der Elsaß-Lothringischen Eisenbahnen, nach welchem früher die Schlacht vom 14. Aug. 1870 genannt wurde. (S. Colombey.)

Pangenesis (grch.), die von Darwin in der Embryologie aufgestellte Hypothese, daß die Keimchen in ihrem schlummernden Zustande eine gegenseitige Verwandtschaft zueinander haben, welche zu ihrer Aggregation, entweder zu Knospen oder zu den Zeugungselementen, führe, und daß es daher weder die Zeugungselemente noch die Knospen, sondern die Zellen selbst seien, welche neue Organismen hervorrufen. Durch die P. sucht Darwin auch gewisse Erscheinungen des Atavismus zu erklären.

Panhagia (grch., «die Allheilige»), bei den Neugriechen Name der Jungfrau Maria.

Panhellenion, das Heiligtum des Zeus Panhellenios, d. h. des von allen griech. Stämmen verehrten Zeus, auf Aigina; bei demselben wurden die Panhellenia, ein allgemeines Fest der Hellenen, gefeiert. — Panhellenion hieß auch der 1828 nach der Schlacht bei Navarin eingesetzte griech. Staatsrat.

Panicale (Masolino da), s. Masolino da Panicale.

Panicula, Rispe oder zusammengesetzte Traube, s. unter Blütenstand, Bd. III, S. 205b.

Panicum, Pflanzengattung, s. Hirse.

Panier, s. Banner.

Panieren (frz.), in der Kochkunst: mit geriebenem Brot bestreuen.

Panik, s. unter Pan.

Panikonographie, die Kunst, Hochdruckplatten in Zink zu ätzen; auch soviel wie Zinkographie.

Panin (Nikita Iwanowitsch, Graf), russ. Staatsminister, geb. 26. Sept. 1718, wurde unter der Kaiserin Elisabeth Kammerherr und ging 1747 als bevollmächtigter Minister nach Kopenhagen und 1749 nach Stockholm. Bei seiner Rückkehr erhielt er die Gouverneursstelle beim Großfürsten Paul Petrowitsch, und als Katharina II. 1762 den Thron bestieg, ernannte sie ihn zum Staatsminister. P., der 1767 in den Grafenstand erhoben wurde, galt als die Hauptstütze des preuß. Systems im russ. Kabinett. Er starb zu Petersburg 11. April 1783.

Sein Bruder, Graf Peter Iwanowitsch P., berühmt als Feldherr, geb. 1721, zeichnete sich im Siebenjährigen Kriege aus, wo er zum Generallieutenant aufstieg, befehligte im türk. Feldzug von 1770 die Zweite Armee, mit der er 26. Sept. Bender erstürmte, und half 1775 den Aufstand Pugatschews unterdrücken. Er starb als General-en-Chef 26. April 1789 zu Moskau. Vgl. Lebedew, «Nikita i Petr P.» (Petersb. 1863).

Dessen Sohn, Graf Nikita Petrowitsch P., war unter Katharina Gesandter im Haag und in Berlin, unter Paul und zu Anfang der Regierung Alexanders I. Vizekanzler und Minister des Auswärtigen, zog sich aber bald zurück und starb hochbetagt 1837 in Moskau.

Graf Victor Nikititsch P., Sohn des letztgenannten, geb. um 1800, war eine Zeit lang Geschäftsträger in Griechenland, wurde später Staatssekretär und 1840 Justizminister, welches Amt er bis zum Sept. 1862 bekleidete. Beim Tode des Generals Rostowzow (März 1860) erhielt er die Leitung des zur Redaction des Gesetzes über Aufhebung der Leibeigenschaft ernannten Komitee, dessen Arbeiten er glücklich zu Ende führte. Seit März 1864 war P. Generaldirektor der kaiserl. Kanzlei für Gesetzgebungs- und innere Angelegenheiten, nahm 28. April 1867 seine Entlassung und starb in der Nacht vom 23. zum 24. April 1874 in Nizza. Er galt für eine der Hauptstützen des konservativen Systems am Hofe Alexanders II.

Pāṇini, der berühmteste ind. Grammatiker, wahrscheinlich aus dem 3. Jahrh. v. Chr., Verfasser eines Werks in acht Büchern (Aschtakam Pāṇiyam), das zu den interessantesten Erzeugnissen der ind. Litteratur gehört. Es ist herausg. unter der Aufsicht von H. Th. Colebrooke (mit engl. Übersetzung, Calcutta 1810), von O. Böhtlingk (2 Bde., Bonn 1839 u. 1840) und von Goonetilleke (mit engl. Übersetzung, Bombay 1882 fg.). Über P.s Erklärer und seine Stellung in der ind. Litteratur s. Indische Grammatik und Sanskrit.

Panionion, s. unter Jonier.

Paniput, Panipat, Distrikt in der Division Delhi der Provinz Pandschab des Britisch-Indischen Reichs. Die Hauptstadt Paniput ist ein wohlgebauter Ort mit 25276 E. In der Nähe von P. fanden zwei Schlachten statt. In der ersten, 1526, wurde Ibrahim, der Patanenkönig von Delhi, von Baber gänzlich geschlagen und verlor selbst das Leben; die zweite verlor 1761 der Mahrattenchef Sedasheo Rao Bao im Streit mit dem Afghanenkönig Ahmed Durani.

Panisbrief, d. i. Brotbrief, ehemals die schriftliche Empfehlung des Kaisers an ein Stift oder Kloster, jemand auf bestimmte Zeit oder auch lebenslänglich zu versorgen.

Panischer Schrecken oder Panik, s. u. Pan.

Panixerpaß (roman. Cuolm da Pignieu), Paß der Glarneralpen (s. Alpen 21) verbindet das Sernf- oder Kleinthal im schweiz. Kanton Glarus mit dem Vorderrheinthal des Kantons Graubünden. Der rauhe Saumweg über den P. steigt aus dem Sernfthal südlich über Weiden, Schutthalden und Schneefelder zur Paßhöhe (2407 m) hinauf und senkt sich durch das Panixerthal nach Ruis (790 m) hinab, wo er die Poststraße des Bündner Oberlandes erreicht. Von Elm (s. d.) im Sernfthal bis Ruis erfordert der Übergang etwa neun Stunden. Kriegsgeschichtlich ist der P. bekannt durch den Rückzug der Russen unter Suworow, 3. bis 7. Okt. 1799 von Glarus nach Graubünden.

Panizzi (Antonio), ausgezeichneter Bibliothekar, geb. 16. Sept. 1797 zu Brescello im Modenesischen, besuchte die Universität Parma, welche er 1818 als Doktor der Rechte verließ, und widmete sich hierauf dem Advokatenstande. An der piemont. Revolution von 1821 beteiligt, wurde er in Cremona verhaftet, rettete sich aber durch die Flucht und entkam endlich, obgleich in contumaciam zum Tode verurteilt, nach Genf. Aus der Schweiz verwiesen, begab er sich nach Liverpool, wo er von dem Geschichtschreiber Roscoe gastfrei aufgenommen wurde. P. lebte seitdem in Liverpool als Lehrer der ital. Sprache, bis ihm 1828 der Lehrstuhl der ital. Sprache und Litteratur an der Universität zu London angetragen wurde. Im J. 1831 wurde er Hilfsbibliothekar am Britischen Museum, 1837 Custos der gedruckten Bücher. Er bewog die Regierung, vermehrte Zuschüsse zu bewilligen, traf Anstalten zur Herausgabe vollständiger Kataloge und führte ein streng geordnetes System ein; 1856 erlangte er endlich den Posten des Oberbibliothekars

des Britiſchen Muſeums. Sein letztes bedeutendes Unternehmen war die Herſtellung der neuen Leſehalle des Muſeums. Im Juli 1866 zog er ſich ins Privatleben zurück, wurde 1869 in den Ritterſtand erhoben und ſtarb 8. April 1879. Von P.s Schriften ſind hervorzuheben: die kritiſchen Ausgaben des «Orlando innamorato» von Bojardo und des «Orlando furioso» von Arioſt (9 Bde., Lond. 1830—34), ſowie der «Sonetti e canzoni» des Bojardo (Lond. 1835), die kunſtgeſchichtliche Unterſuchung «Chi era Francesco da Bologna?» (Lond. 1858) und die Ausgabe von «Le prime quattro edizioni della Divina Commedia» (Lond. 1858). Vgl. Fagan, «The life of Sir Antonio P.» (2 Bde., Lond. 1880).

Panke, rechtsſeitiger Zufluß der Spree, entſpringt bei Bernau, trennt Pankow und Niederſchönhauſen, zwei Vororte Berlins, voneinander, berührt den Geſundbrunnen und andere nordweſtl. Stadtteile der Hauptſtadt und mündet an der Südſeite der Friedrich-Wilhelmsſtadt.

Pankha oder Pungka, Vorrichtung in Britiſch-Indien zur Erzeugung von Zugluft und hierdurch Abkühlung der Temperatur in den Wohngemächern. Die P. beſteht in einem von der Decke herabhängenden breiten Rahmen aus leichtem Holze, der mit Kattun- oder Seidenſtoffen überzogen iſt. An ſeinen untern vier Ecken ſind Stricke befeſtigt, mittels deren Bediente die P. heben, durch gleichmäßiges Ziehen in eine anhaltende Bewegung von der einen Seite nach der andern bringen und hierdurch einen Luftzug erzeugen.

Pankow, Pfarrdorf im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Niederbarnim, links an der Panke, nördlich von Berlin, mit dem es durch Pferdebahn verbunden iſt, Station der Linien Berlin-Stargard-Danzig und Berlin-Stralſund der Preußiſchen Staatsbahnen, hat (1880) 3769 E., eine höhere Töchterſchule, Erziehungshäuſer der 1847 begründeten Peſtalozziſtiftung, vier Privat-Irrenanſtalten, Gemüſe- und Blumenhandel. P. wird von berliner Familien als Sommeraufenthalt gewählt. Der Ort, 1370 zuerſt genannt, erhielt vom Kurfürſten Johann Cicero eine Münzſtätte, wo halbe märkiſche Groſchen («Pankower Gröſchlein») geprägt wurden, wurde 1691 vom Kurfürſten Friedrich III. angekauft und 1741 von Friedrich d. Gr. ſeiner Gemahlin Eliſabeth geſchenkt. Unmittelbar nördlich ſtößt an P. das Dorf Nieder-Schönhauſen, mit 1879 E., vielen Landhäuſern und einem von Coſander erbauten Schloſſe, einſt Reſidenz der Gemahlin Friedrichs d. Gr., nebſt großem Park.

Pankration (grch., d. h. Geſamtkampf) hieß bei den Griechen derjenige Wettkampf, bei welchem die Kämpfer, die man Panketiaſten nannte, den Fauſtkampf mit dem Ringen in der Art verbanden, daß ſie nur mit der unbewaffneten Hand und nicht mit der geballten Fauſt, ſondern nur mit gekrümmten Fingern ſchlugen. (S. Agon.)

Pankratius, chriſtl. Märtyrer, während der Chriſtenverfolgung unter Kaiſer Diocletian enthauptet. Sein Todestag fällt auf den 12. Mai, der neben dem 13., dem Tage des Servatius (ſog. «ſtrengen Herrn», auch «kalten Heiligen»), einer der bekannteſten Lostage iſt, weil man in Mitteleuropa annimmt, daß nach ihnen kein ſtarker Nachtfroſt mehr eintritt, was jedoch keineswegs immer zutrifft.

Pankreas, ſ. Bauchſpeicheldrüſe.

Pankreatin, das im Safte der Bauchſpeicheldrüſe enthaltene, die Eiweißkörper peptoniſierende Ferment, welches aus der zerriebenen Subſtanz der Drüſe durch Extraktion mit Äther, Abdunſten und Verſetzen des Rückſtandes mit Alkohol gewonnen wird. Das P. verwandelt in der Körpertemperatur bei alkaliſcher Reaktion die Eiweißkörper, ohne vorherige Quellung, erſt in lösliche Globulinſubſtanz, dann in echte Peptone und wird deshalb neuerdings teils innerlich als verdauungsbeförderndes Mittel, teils als Zuſatz zu ernährenden Klyſtieren vielfach benutzt.

Paumure (Loed), Graf von Dalhouſie (ſ. d.).

Pannartz (Arnold), ein deutſcher Buchdrucker des 15. Jahrh., der, mit Konrad Sweynheym von den (deutſchen) Mönchen des Kloſters Subiaco bei Rom dorthin berufen, 1464 die erſte Druckerei in Italien anlegte. Sie druckten hier einen Donat und den Lactantius, letztern mit Antiquatypen. Im J. 1467 wurden ſie von den Marcheſen Pietro und Francesco de Maximis nach Rom berufen, wo ihnen dieſe Beſchützer der neuen Kunſt in ihrem eigenen Hauſe ein Lokal boten. Aus ihren Preſſen gingen, für jene Zeit ſchön gedruckt, viele altklaſſiſche Werke hervor, doch machten ſie ſchlechte Geſchäfte. Sweynheym trennte ſich um 1473 von P., worauf letzterer bis 1476 allein fortdruckte.

Panne (La), belg. Seebad bei Furnes (ſ. d.).

Pannerherren, ſ. unter Banner.

Pannonia hieß als röm. Provinz das Gebiet, das im N. und O. durch die Donau, im W. durch die Gebirge von Noricum begrenzt wurde, im S. mit einem ſchmalen Streif über die Save (Savus) reichte, alſo das heutige Ungarn ſüdlich der Donau, Slawonien, einen Streif von Bosnien, Kroatien und die öſtl. Striche von Krain, Steiermark und Niederöſterreich umfaßte. Seinen Namen hat es von den Pannoniern (bei den Griechen auch Päonee genannt), einem Volke illyr. Stammes, das auf einigen Punkten von kelt. Reſten durchſetzt war. Gegen ſie und ihre dalmatin. Nachbarn, die Japyden, richtete zuerſt Octavian 35 und 34 v. Chr. die röm. Waffen und bezwang ſie nach der Eroberung von Siscia (Sziszek) an dem Einfluſſe des Colapis (Kulpa) in die Save. Äußerlich durchgeführt wurde die Unterwerfung P.s aber erſt in längerm Kampfe 12—9 v. Chr. durch ſeinen Stiefſohn Tiberius. Noch aber war die Kraft des Volks ungebrochen, und für Rom höchſt gefährlich wurde der großartige, durch die Bedrückungen der Römer veranlaßte Aufſtand 6 n. Chr., an dem auch die Dalmatiner teilnahmen. Ihn zu unterdrücken, mußte Tiberius den eben eröffneten Feldzug gegen Marbod aufgeben, und nach einem blutigen Kriege, zu dem 15 Legionen aufgeboten wurden und der bis 9 n. Chr. dauerte, unterwarfen er und Germanicus die Pannonier, die 100000 waffenfähige Männer zählten. Hierauf (10 n. Chr.) erhielt das Land ſelbſtändige Provinzialeinrichtung, unter der die Pannoniee allmählich romaniſiert worden ſind. P. ſtand unter einem Legatus Augusti, hatte aber zunächſt noch nicht den ſpäteen Umfang. Die Römer hielten anfangs nur die duech die Plätze Carnuntum, Poetovio (Pettau) und Siscia bezeichnete Linie beſetzt und ſchoben ihre Truppen erſt (zwiſchen 102 und 107 n. Chr.) unter Trajan überall bis zur Donau vor, die nun durch die Plätze Brigetio (bei Komorn) unter Hadrian, Aquincum (Alt-Ofen) und Murſa (Eſſeg) gedeckt wurde. Carnuntum und die Gegend bei Wien kam unter Veſpaſian von Noricum zu P.; Poetovio iſt unter Diocletian zu

Noricum geschlagen worden. Krain gehörte anfangs zu P., später größtenteils zu Italien.

Lange bestand seit Trajans Zeit die Einteilung der Provinz, die an der Donau im Norden gegen die Markomannen und Quaden und im Osten gegen die Jazygen durch eine Reihe von festen Plätzen gesichert wurde, in das obere (westliche) und das niedere (östliche) P., zwischen denen eine Linie von der Mündung des Flusses Raab (Arrabo) in die Donau bis zur Mündung des bosnischen Flusses Verbas (Urpanus) in die Save die Grenze bildete. Seit Diocletian dagegen zerfiel Unterpannonia in die Provinzen Valeria, den nördlichen, und Pannonia secunda, den südlichen, sirmischen Teil; Oberpannonia aber wurde geteilt in das nördl. Pannonia prima und das südl. Pannonia Savia oder pariensis. Namentlich Oberpannonia war der Schauplatz des markomann. Kriegs im 2. Jahrh. gewesen; von den Markomannen, Quaden und Jazygen wurde das Land auch später beunruhigt, in welchem dagegen befreundete Vandalen von Römern angesiedelt wurden. Im 5. Jahrh. wurde es von dem weström. Kaiser Valentinian III. an den ström. Theodosius II. und von diesem an die Hunnen (s. d.) abgetreten. Nach Attilas Tode 453 nahmen es die Ostgoten ein; neben ihnen wohnten in dem nordwestl. Teile Rugier; Theodorich führte 488 die Goten heraus, doch gehörte P. später zu seinem italischen Reiche. Unter Audoin besetzten 527 die Longobarden das Land, das sie 568 beim Abzuge nach Italien den Avaren überließen, neben denen im Süden später slaw. Stämme sich niederließen. Die Avaren unterlagen Karl d. Gr., dessen Herrschaft auch über P. sich erstreckte. Unter seinen Nachfolgern verbreiteten sich auch vom Norden her Slawen über das Land, das ein Teil des großen Mährischen Reichs wurde, bis 893 Arnulf die Magyaren gegen das letztere aufrief, die sich des Landes bemächtigten. Unter den Städten P.s waren in der Römerzeit außer Siscia die wichtigsten an der Donau Vindobona (Wien), Carnuntum (Petronell), Arrabana (Raab), Brigetio (Komorn), Aquincum; im Lande an der Save und Drau Mursa, Acumincum (der Theißmündung gegenüber), Taurunum (Semlin), Sirmium (Mitrovicz), von dem der Landstrich noch jetzt Sirmien heißt, Cibalae (Vinkovcze), Neviodunum (Novigrad an der Kulpa); im carnischen, später zu Italien gezogenen Lande Nauportus (Oberlaibach), Emona (Laibach); im Innern Sopianae (Fünfkirchen), Cimbriana (Stuhlweißenburg), Savaria (Steinamanger); Scarbantia (Ödenburg).

Pannotypie (von pannus, das Zeugstück) oder Panotypie, eine etwa 1855—60 gebräuchliche Methode der Herstellung photograph. Bilder auf einer über Wachsleinwand erzeugten Collodiumschicht.

Panofka (Theod.), Archäolog, geb. 25. Febr. 1801 zu Breslau, studierte in Berlin, unternahm 1822 eine Reise nach Italien, habilitierte sich 1827 in Berlin, ging dann nach Paris, um die Kunstschätze des Herzogs von Blacas bekannt zu machen, begleitete 1828 den Herzog nach Neapel und leitete im darauffolgenden Winter die Ausgrabungen zu Nola, deren Resultate im «Kunstblatt» von ihm mitgeteilt wurden. Bei der Gründung des Archäologischen Instituts zu Rom 1829 wurde er neben Gerhard Sekretär desselben und war dann zunächst in Paris bei der Herausgabe der 1830—31 daselbst erscheinenden Bände der «Annali dell' Instituta» thätig. Dann ging er 1834 nach Berlin zurück, wo er 1835 den nächsten Band der «Annali dell' Instituto» herausgab. Im J. 1836 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Zugleich begann er seine Vorlesungen an der Universität; 1844 wurde er außerord. Professor. Er starb 20. Juni 1858. Von P.s Schriften sind zu nennen: «Museo Bartoldiano» (Berl. 1827), «Neapels Antiken» (mit Gerhard, Stuttg. 1828), «Recherches sur les noms des vases grecs» (Par. 1829), «Musée Blacas» (4 Lfgn., Par. 1830—33), «Cabinet du comte de Pourtalès» (Par. 1834), «Terracotten des königl. Museums» (Berl. 1842), «Bilder antiken Lebens» (Berl. 1843 fg.), «Über verlegene Mythen» (1840), «Die Heilgötter der Griechen» (1843), «Asklepios und die Asklepiaden» (1845), «Parodien und Karikaturen auf Werken der klassischen Kunst» (1851), «Gemmen mit Inschriften» (1851), «Proben eines archäol. Kommentars zu Pausanias» (1853) u. s. w. Der Wert dieser Schriften wird stark beeinträchtigt durch ihren völligen Mangel an Methode.

Panompeng oder Pnom Penh, auch Kalompe genannt, zweite Hauptstadt von Kambodscha, seit 1824 nach dem Tode seines Königs mit dem Reiche Kambodscha vereinigt, gehört seit 1861 zu der franz. Kolonie Cochinchina in Hinterindien. P. liegt an der Vereinigung der Flüsse Mekhong und Kambodscha und ist wegen seines großen buddhistischen Klosters berühmt.

Panopäa, der 70. Asteroid, s. u. Planeten.

Panophthalmitis (grch.), die Vereiterung des ganzen Augapfels.

Panoplia (grch.), die volle Rüstung der schwer bewaffneten Krieger: Helm, Brustpanzer, Beinschienen, Schild, Speer und Schwert. Auch bezeichnet man mit P. bisweilen eine Waffensammlung.

Panoplíten (grch.), Krieger in voller Rüstung, Schwerbewaffnete.

Panopolis, altägypt. Stadt, s. Achmîm.

Panoptikon (grch.), der Name einer alles zur Anschauung bringenden Anstalt, insbesondere einer Sammlung von allerlei Apparaten u. dgl. zur anschaulichen Belehrung durch Experiment, Bild u. s. w.; ferner auch die Bezeichnung für verschiedene große, vielerlei enthaltende Sammlungen, wie z. B. Castans P. (vorzugsweise Wachsfigurenkabinett) in Berlin.

Panoptikon nannte Bentham auch einen Gefängnisbau, welcher in allen seinen Teilen und Flügeln von einer Centralhalle aus übersehen werden kann. [S. unter Gefängniswesen, Bd. VII, S. 635b.)

Panorama (vom grch. πᾶς, πᾶσα, πᾶν, ganz, und ὅραμα, das Gesehene) nennt man die bildliche Darstellung aller der Gegenstände, welche man von einem gewissen Punkte aus übersehen kann. Dieser Punkt kann nun entweder feststehend oder beweglich angenommen werden. Im ersten Falle erhalten wir ein Rundgemälde, d. h. das Bild einer Gegend, wie sie sich aus der Höhe darstellt (natürliches Panorama), im zweiten Falle aber entsteht das Längenbild einer Gegend, wie sie sich in der Ebene zeigt; dahin gehören z. B. die P. des Rheins, der Donau u. s. w. Das Rundgemälde wird in dem dazu bestimmten Raume an der Wand ringsherum aufgestellt, während der Beschauer sich in der Mitte befindet. Die Beleuchtung fällt von oben herein, ohne daß der Beschauer die Lichtquelle sieht, und durch vollkommen richtige perspektivische Zeichnung,

naturgetreue Farbengebung und Abstufung der Fernen ist ein Effekt möglich, welcher bis zu einer an die Wirklichkeit grenzenden Täuschung führen kann. Der Erfinder der P. war Professor Breisig in Danzig, und das erste in großem Maßstabe aufgestellte war das des Schotten Rob. Parker, welches 1787 in Edinburgh gezeigt wurde. Gegenwärtig hat man in den größern Städten Gebäude, welche eigens dazu errichtet sind, solche P. aufzunehmen, und in denen die verschiedenen Ansichten wechseln und eine Zeit lang ausgestellt bleiben. In neuester Zeit sind in Deutschland namentlich P. mit verschiedenen von namhaften Künstlern ausgeführten Darstellungen von Schlachten aus dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 errichtet worden; so in Berlin, Dresden, Leipzig u. s. w., in welchen die unmittelbar vor dem Beschauer liegenden plastischen Gegenstände in täuschender Weise in das Gemälde des Rundbildes übergehen. Einen weitverbreiteten Ruf hatten früher die P. von Ensken (gest. 1866 in Lille). Der Amerikaner Rob. Fulton brachte das erste P. nach Frankreich. Man ist bemüht gewesen, durch mechan. Apparate die Zeichnung der P. zu erleichtern. Unter diesen Apparaten ist zu nennen der Panoramagraph von Gavard in Paris und der Seenograph vom Mechanikus K. Hofmann in Leipzig.

Die Erfindung der P. zog viele andere Darstellungen mit ähnlich gebildeten Namen nach sich. Dahin gehören: das Diorama (s. d.) und Neorama (s. d.); das Myriorama von Brés in Paris, verbessert von Clark in London, eine Vorrichtung, durch welche landschaftliche Darstellungen zu immer neuen Bildern zusammengesetzt werden können; das Kosmorama, zuerst 1808 in Paris aufgestellt, das Europorama von Ruhr (gest. 1842) in Hamburg, Bilder einzelner Gegenden, welche, unter künstlicher Beleuchtung durch Vergrößerungsglastafeln angesehen, in ihrer natürlichen Größe erscheinen; überhaupt ist es bei Dramen öfter der Fall, daß die Bilder innerhalb der Brennweite von größern Konvexlinsen, behufs Vergrößerung, aufgestellt werden. Auch geschichtliche Begebenheiten u. s. w. werden, obwohl unpassend, auf diese Weise dargestellt. Bei den Georamen von Delanglard steht man im Innern einer hohlen, 12 m im Durchmesser haltenden Kugel, an deren Umfange man die Globuskarte dargestellt sieht. Auch die Reliefmodelle ganzer Gegenden nennt man Georamen, obschon dafür die eigentümliche Benennung Stereoramen vorhanden ist. Sie werden aus Papiermasse oder Steinpappe gefertigt. Pleoramen sind von Langhans, nach andern von Kopisch in Breslau 1831 erfunden und stellen Wassergegenden so dar, wie sie dem Vorüberschiffenden erscheinen. Der Zuschauer ist gleichsam in einer Barke, und das Bild der Gegend wird an ihm vorübergeführt und durch optische Täuschung möglichst naturgetreu gemacht. Das erste Pleorama war eine Darstellung des Golfs von Neapel. Ähnlich sind die in neuerer Zeit aufgekommenen Cykloramen, welche gewöhnlich große Flüsse mit ihrem nähern oder entferntern Ufer von der Quelle bis zum Ausflusse, mit gelegentlicher Abänderung der Beleuchtung zu verschiedenen Tageszeiten, vorübergleiten lassen, wobei Musik und Erklärung der Scenerie abzuwechseln pflegt. Der Amerikaner Lewis vereinigte mit einer solchen Darstellung des Mississippistroms auch die Veranschaulichung transatlantischer Sitten und Gebräuche. Kahleis, ein anderer bekannter Cykloramist, versuchte (1853) 3000 Jahre Weltgeschichte auf diese Weise vorzuführen.

Panoramenapparat oder pantoskopische Camera, s. unter Camera obscura.

Panormus oder Panhormus, der alte Name von Palermo (s. d.).

Panotypie, s. Pannotypie.

Pansen, der erste Magen der Wiederkäuer (s. d.).

Panslawismus nennt man einerseits und vorzugsweise das Bestreben, alle slaw. Völkerschaften zu Einem Slawischen Reich unter dem Scepter Rußlands oder (seltener) unter der Hegemonie Polens (nach dessen Wiederherstellung, und dann unter Ausschluß Rußlands) zu vereinigen (politischer Panslawismus); andererseits ist P. aber die Bezeichnung für das Bestreben der slaw. Völkerschaften nach einer einheitlichen Kulturentwickelung (wissenschaftlicher und litterarischer Panslawismus).

Der politische P. bildet den Gegenstand litterarischer und publizistischer Erörterungen seit den J. 1830—40, und wurde dadurch hervorgerufen, daß die slaw. Völkerschaften einzeln zu schwach waren, um sich ihre Unabhängigkeit oder Gleichberechtigung zu erkämpfen. Die Patrioten suchten daher Hilfe im Gesamtstamme (damals auf 80 Mill. geschätzt) und richteten ihre Augen besonders auf Rußland, das seit Peter d. Gr. begonnen hatte, in die Geschicke Europas einzugreifen, und gerade damals, in der Zeit der Heiligen Allianz und unter Kaiser Nikolaus, im Zenith seines Einflusses stand. In Rußland bildete sich zu derselben Zeit die Partei der sog. Slawophilen, welche hofften, daß einst «die slaw. Bäche ins russ. Meer fließen» und Rußland selbst sich dann auf wahrhaft slaw. Prinzipien regenerieren würde, von denen es sich durch die Reformen Peters d. Gr. entfernt habe. Eine Förderung fand der P. in den Einheitsbestrebungen und der darauf folgenden wirklichen Einigung Italiens und Deutschlands. Allein man übersah, daß in diesen beiden Ländern eine nationale Einheit schon längst bestanden hatte und zur Erreichung der politischen nur feudale Überreste aus dem Mittelalter zu beseitigen waren. An dieser nationalen Einheit fehlt es aber bei den Slawen, wie der Slawenkongreß 1848 in Prag bewies, wo man sogar zur gegenseitigen Verständigung die deutsche Sprache anwenden mußte. Auch die Begegnung von Slawen verschiedener Stämme bei Gelegenheit der ethnogr. Ausstellung in Moskau 1867 brachte nur die bestehenden Gegensätze zum Ausdruck: einerseits den schroffen Centralismus der russ. Slawophilen, andererseits die föderalistischen Tendenzen der Westslawen; die Polen fehlten aus alter Feindschaft gegen Rußland ganz. Überhaupt wurde der politische P. in slaw. Kreisen mehr als Agitationsmittel angewendet; ins Volk drang er niemals. Auch die Besorgnis, die man in der westeuropäischen, besonders in der deutschen und österr. Presse vor dem P. hegte, hat sich sehr vermindert, seit der Nimbus Rußlands im Krimkriege gesunken ist. Das Programm der russ. Regierung bildete der P. niemals, wenn sich auch einzelne russ. Generale und Staatsmänner (Fadejew, Tschernajew, Skobelew, Ignatjew) gelegentlich als Panslawisten gerierten oder in den Ruf von solchen kamen. Die Unterstützung der Ballanslawen seitens der Russen beruht ebenso auf Sympathie für Glaubensgenossen (griechische

Digitized by Google

Katholiken), als auf nationalpolitischen Gründen. Die 1877 von ihrem engern Verband mit der Pforte gelösten Bulgaren sind indes eifrig besorgt um ihre Unabhängigkeit, auch Rußland gegenüber; die serbische Omladina (s. d.) verfolgt nur serb. Zwecke; Bosnien und die Herzegowina dürfen als verloren für den P. erachtet werden.

Eine wirkliche Bedeutung hat der P. nur auf dem Gebiete der Wissenschaft und Litteratur. Die Wiederbelebung der slaw. Nationalitäten und Litteraturen zu Ende des 18. und im 19. Jahrh. hatte bei jedem Volksstamm ihre lokalen Ursachen; aber die Forschungen über Sprache, Altertumskunde, Ethnographie, Litteratur des einen Stammes gaben viele Berührungspunkte und Parallelen mit den gleichen Forschungen bei den andern Stämmen, sodaß die bezüglichen Arbeiten immer mehr einen gesamtslaw. Charakter annahmen. Den Weg bahnten Dobrowsky und Schafarik. Als Dichter des P. im Sinne einer litterarischen und geistigen Einigung tritt Kollar auf. Im gesamtslaw. Sinne wirkten ferner Wostokow, Sresnewskij, Bodjanskij, Maciejowski; in neuerer Zeit Miklosich, Hilferding, Jagic, Pypin, Lamanskij und viele andere.

Vgl. Pypin, «Der P.» (in «Russ. Revue», Bd. 14, Petersb. 1879); Pypin und Spasovic, «Geschichte der slaw. Litteraturen» (3 Tle. in 2 Bdn., Lpz. 1880—84, Einleitung und Schlußabhandlung).

Pantaleon, Heiliger, einer der 14 Nothelfer, erlitt unter Maximianus den Märtyrertod. Sein Jahrestag ist der 27. Juli.

Pantaleon, ein von Ludwig XIV. von Frankreich nach dem Erfinder, Pantaleon Hebenstreit, benanntes Instrument, ein verbessertes Hackbrett.

Pantalon (frz.), langes, nach dem Pantalone (s. d.) benanntes Beinkleid, welches seit der großen Französischen Revolution an die Stelle der Culotte (Kniehose, s. Sansculotten) trat.

Pantalone, eine komische Charaktermaske der ital. Commedia dell' arte, einen Alten in altvenetian. Kaufmannstracht darstellend, d. h. in der Zimarre (langem, kurzärmeligem, schwarzem Mantel) mit roten Strumpfhosen.

Pantänus, der erste bekannte Lehrer der christl. Katechetenschule zu Alexandria und Lehrer des Clemens von Alexandria, wirkte in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh., und soll später als Missionar nach Indien gekommen sein. Seine Philosophie, ein aus stoischen und platonischen Elementen gewebter Eklektizismus, hat auf die Entwickelung der christlich-alexandrinischen Religionsphilosophie einen maßgebenden Einfluß geübt. Von seinen Schriften sind nur ein paar Bruchstücke auf uns gekommen.

Pantatypie nannte Schönert in Reudnitz-Leipzig eine von ihm angewendete Methode der Herstellung von Hochdruckplatten mittels der Zinkätzung.

Pantellaria oder Pantelleria (im Altertum Cosyra, im Mittelalter Cossura), eine zur Provinz und zum Bezirk Trapani auf Sicilien gehörige Insel im Mittelländischen Meere, 100 km von Sicilien (Kap Granitola) und 66 km vom nächsten Küstenpunkte Afrikas (Kalibia) gelegen, umfaßt 145 qkm und ist durchweg vulkanischer Natur. Die Insel wird von einem niedrigen elliptischen Bergringe aus grauer Trachytlava von 20 km Umfang eingefaßt, der sehr schwer zugänglich. Aus dem innern Raume dieser Einfassung erhebt sich ein 744 m hoher Vulkan mit erloschenem Krater, genannt der Sciarghibir (Berg der Laven), der aus Bimssteln und Obsidianströmen besteht. Überall steigen heiße Wasserdämpfe empor. Heiße Mineralquellen entstürzen den Lava- und Bimssteinfelsen und bilden teilweise einen Salzsee und Dunstbäder. Auf den verwitterten Schlacken ist die Vegetation so stark, daß von Myrten- und Lentiscusstäuchern Kohlen gebrannt werden, welche nach Malta als Feuerungsmaterial gehen. Die fruchtbaren Thäler liefern Getreide, Wein, Baumwolle, Oliven, Rosinen, Feigen, Kapern u. s. w. Auch zieht man große und schöne Esel. Die Insel gehört als ein Fürstentum der Familie Requesens. Sie hat (1881) 7178 E., die eine aus dem Arabischen und Italienischen zusammengesetzte Sprache reden. — Die Hauptstadt Pantellaria oder Oppidola, an der Nordwestecke der Insel, neben einer warmen, kohlensäurereichen Quelle gelegen, hat 2999 E., Redouten und eine als Gefängnis benutzte Citadelle.

Pantenius (Theodor Hermann), Schriftsteller, geb. 10/22. Okt. 1843 zu Mitau in Kurland, studierte in Berlin und Erlangen Theologie, war dann Hauslehrer in Kurland, später Lehrer in Riga, wo er auch Redacteur der «Baltischen Monatsschrift» war. Seit 1876 ist er Mitredacteur des «Daheim» in Leipzig. Unter dem Pseudonym Theodor Hermann veröffentlichte er die Romane aus dem baltischen Leben «Wilhelm Wolfschild» (2. Aufl., Mitau 1873), «Allein und frei» (2. Aufl., Mitau 1875); unter seinem eigenen Namen erschien: «Im Gottesländchen» (2 Bde., Mitau 1880), «Das rote Gold» (Hamb. 1881), «Die von Kelles» (Bielefeld 1885).

Panthai oder Panzi, Name der mohammed. Bewohner der chines. Provinz Yünnan, welche seit Jahrhunderten daselbst ansässig, sich 1855 gegen die chines. Regierung empörten und unter ihrem Häuptling, dem sog. Sultan Soliman, ein eigenes Reich mit der Hauptstadt Talise bildeten. Erst nach einem Kriege von 1863 bis 1873 gelang es nach großem Blutvergießen der chines. Regierung, diese Aufrührer wieder zu unterwerfen und ihr Reich zu vernichten.

Pantheismus (grch.) bezeichnet alle diejenigen philos. Lehren, welche die Außerweltlichkeit oder Transscendenz der Gottheit ablehnen und deren Identität mit dem Weltall behaupten. Schon die ältesten griech. Denker hatten die Ausdrücke «Gott» oder «das Göttliche» in einer über den spezifisch-religiösen Sinn hinausgehenden metaphysischen Bedeutung gebraucht, indem sie das Prinzip aller Dinge, sei es den Urstoff oder die Urkraft, oder die Urvernunft des Universums, mit diesem Namen belegten. Es konnte nicht ausbleiben, daß, wer an der ursprünglichen religiösen Bedeutung des Wortes Gott festhielt, in dem größern Teile derjenigen Lehren, welche man jetzt als P. bezeichnet, eine Leugnung seines Gottesbegriffs sah und dieselben als «Atheismus» (s. d.) charakterisierte. So wurden früher alle nicht ausdrücklich theistischen oder deistischen Systeme (s. Deismus) durchweg für atheistisch erklärt. Erst in den beiden letzten Jahrhunderten hat man sich entschieden, den Begriff des «Göttlichen» in seinem metaphysischen Sinne als denjenigen des Urwesens der klassifizierenden Terminologie zu Grunde zu legen und als P. alle Lehren zu bezeichnen, welche, vom Begriff der Alleinheit ausgehend, das gesamte Universum für die Manifestation Eines Urwesens erklären. In diesem metaphys. Sinne ist P. soviel wie Monismus (s. d.).

Den rein materialistischen Monismus, welcher nur einen körperlichen Urstoff ansetzt, pflegt man jedoch nicht eigentlich als P. zu bezeichnen, teils weil man den Namen der Gottheit auf den bloßen Stoff anzuwenden sich scheut, teils besonders weil die atomistische Wendung, welche diese Lehre meistens nimmt, den Gedanken der All-Einheit aufhebt und an seine Stelle höchstens denjenigen der All-Einerleiheit setzt. Dagegen sind alle hylozoistischen Systeme (s. Hyle), in denen der Weltstoff zugleich einheitliche Weltkraft ist, als P. zu bezeichnen. Dahin gehören namentlich alle philos. Lehren, welche «die Natur» als ein in unendlicher Einheit ewig sich selbst gestaltendes Wesen betrachten. Dieser naturalistische P. findet sich namentlich in der Renaissance vertreten und ist am vollkommensten von Giordano Bruno in seiner Lehre von dem allumfassenden Organismus des Universallebens entwickelt. Auf der andern Seite finden sich solche Formen des P., welche die göttliche Weltenheit als ein geistiges und vernünftiges Urwesen auffassen. Dieser Gedanke bahnte sich schon bei den Stoikern an und wurde zur vollen Klarheit durch die Neuplatoniker gebracht, von denen aus er die Geheimlehren des Mittelalters beherrschte und namentlich ein wesentliches Moment aller Richtungen der Mystik (s. d.) bildete. Diese Art des P. ist auch der Grundzug der idealistischen Spekulation in der neuern deutschen Philosophie; er liegt den Systemen Fichtes, Schellings und Hegels zu Grunde. Im allgemeinen länft die Tendenz der letztern Form des P. dahin hinaus, die all-eine Weltvernunft für die unendliche und an sich unbewußte Substanz aller Dinge zu erklären, welche erst im Organismus zum Bewußtsein und im Menschen zum Selbstbewußtsein komme.

Wesentlich unterscheiden sich die Arten des P., je nachdem sie die Selbständigkeit der Einzeldinge dem Absoluten gegenüber bald ganz aufgeben, bald stark betonen, bald verschiedene Mittelwege der Auffassung suchen. Im ersten Falle wird nur die Weltsubstanz für wahrhaft seiend, alle Dinge nur für Trug und Schein gehalten. Diese Tendenz des P. nennt man Atosmismus und als ihr Typus gilt die Lehre der Eleaten. Ihr gegenüber steht der emanatistische P. (s. Emanation), welcher die Dinge in stufenweis abnehmender Vollkommenheit aus dem göttlichen Urquell zu selbständiger Existenz hervorgegangen glaubt. Dieser zum Pessimismus neigende emanatistische P. ist hauptsächlich von den Neuplatonikern vertreten. Eine gegenteilige optimistische Konsequenz zeigt derjenige P., welcher in allen einzelnen Dingen nur besondere, je in ihrer Weise notwendige und vollkommene Ausgestaltungen der unendlichen Weltkraft sieht. Die deutschen Identitätssysteme huldigen diesem P., und namentlich bei Hegel erscheint als die Form des ewigen Lebens der Gottheit der logische oder dialektische Prozeß. Für diese Art des P. ist, weil er lehrt, daß die Gottheit in allen Dingen mit absoluter Kraft gegenwärtig sei, von Krause der Name Panentheismus vorgeschlagen worden. Als eine ganz originelle und einzig dastehende Form des P. ist endlich derjenige von Spinoza zu erwähnen, in welchem das Verhältnis der unendlichen Gottheit zu den einzelnen Dingen nach mathem. Analogie wie dasjenige des Raums zu den einzelnen geometr. Figuren gedacht wird. Vgl. Weißenborn, «Vorlesungen über P. und Theismus» (Marburg 1859).

Pantheon (eigentlich Pantheion), bedeutet nach der gewöhnlichen Annahme ein allen Gottheiten gemeinschaftlich gewidmetes Heiligtum. Am berühmtesten ist das P. (Pantheum) zu Rom, das von Marcus Agrippa 25 oder 27 v. Chr. neben einer Bäderanlage (den Thermen des Agrippa) auf dem Marsfelde erbaut und den Göttern des Julischen Geschlechts geweiht wurde, deren Statuen, wie namentlich die des Mars und der Venus, darin aufgestellt waren. Öfters durch Blitz oder Brand beschädigt und bereits unter Domitian und Hadrian restauriert, wurde das verfallende Gebäude durch Septimius Severus und seine Söhne 202 n. Chr. wiederhergestellt; von dieser letztern Restauration spricht eine längere, an der Porticus unterhalb derjenigen des Erbauers befindliche Inschrift. Vom Papst Bonifacius IV. wurde es 607 der Maria und allen Märtyrern gewidmet, daher es die Kirche Sancta Maria ad Martyres, gewöhnlich aber nach seiner runden Form Santa Maria Rotonda oder meist kurzweg La Rotonda genannt wird.

Die nicht dem ursprünglichen Plane angehörige, aber noch von Agrippa selbst zum Zwecke der Aufstellung der Statue des Augustus und des Agrippa selbst dem Rundbau vorgelegte Vorhalle enthält 16 Säulen von orient. Granit (8 in der Front) von 4,5 m im Umfange, deren aus weißem Marmor bearbeitete korinthische Kapitäle zu den schönsten Beispielen dieser Gattung in der röm. Kunst gehören. Das Giebelfeld ist jetzt seines bildlichen Schmucks (wahrscheinlich Erzreliefs) beraubt. Das Innere besteht aus einem runden Raume von 43½ m Weite und gleicher Höhe. Dieser Raum wird durch eine halbkreisförmige Kuppel mit einer 8,5 m weiten Lichtöffnung in der Mitte bedeckt. In der Umfassungsmauer befinden sich acht Nischen für Götterstatuen; die vor denselben herumlaufende Säulenstellung gehört in der Anlage wohl schon dem ersten Bau an, die jetzigen Säulen rühren von der unter Domitian erfolgten Restauration her. Über ihrem Gebälk läuft der obere Teil des Cylinders in Form einer Attika mit einer wohl erst von einer Restauration herrührenden Pilasterstellung herum. Die Marmorverkleidung derselben ist 1774 entfernt worden. Darüber beginnt das mächtige, mit kolossalen Kassetten geschmückte Rundgewölbe. Der Fußboden des Innenraums ist mit Porphyr und andern edeln Marmorarten belegt. Das große, kühne Werk macht einen wunderbaren Eindruck; doch hat es durch die Beraubungen einiger Kaiser (namentlich Constans' II., der 655 die vergoldete Bronzebedachung nach Konstantinopel schaffte) und Päpste wesentlich gelitten. In den J. 1881 u. 1882 wurden die auf der Rückseite des P. befindlichen, von modernen Bauten überdeckten Reste bloßgelegt, und der ganze Bodenstreifen um den Sockel aus dem im Laufe der Jahrhunderte sehr erhöhten Terrain um das P. herum ausgegraben. Vgl. Adler, «Das P. zu Rom» (Berl. 1871), und Lanciani, «Il P. e le terme di Agrippa» in den «Notizie degli Scavi» (Rom 1881 u. 1882). Ansicht und Grundriß des P. findet sich auf Tafel: Baustile IV, Fig. 3 u. 6.

Das P. enthält unter andern Gräbern berühmter Männer dasjenige Rafaels und ist im Jan. 1878 auch die Ruhestätte Victor Emanuels II., des ersten Königs von Italien, geworden.

Das P. in Paris ist ursprünglich als Kirche der heil. Genoveva, der Schutzpatronin von Paris gebaut. Ludwig XV. legte 1764 den Grundstein zu

dem kolossalen Gebäude, welches nach dem Risse des Bnumeisters Soufflot errichtet wurde. Es ist wie ein griech. Kreuz mit gleichseitigen Schenkeln gestaltet, in dessen Mitte der Dom mit der Kuppel steht, und hat an der Abendseite eine große Vorhalle, die von 22, an 20 m hohen, cannelierten korinth. Säulen getragen wird. Die Länge des Gebäudes ist 112, seine Breite 84 m. Das Innere besteht aus dem großen Kreisrunde unter der Kuppel und aus den vier Kirchenschiffen, welche die Arme des Kreuzes bilden; 130 korinth. Säulen tragen die Galerie mit den Logen. Das Gebäude hat keine Fenster; das Licht fällt durch die Bogen, welche sich über den Logen befinden. Auf der Kuppel steht noch eine kleine Turmkuppel, die sog. Laterne, um welche eine Galerie mit einem eisernen Geländer herumläuft, von wo man ganz Paris und die Umgegend übersieht. Die Höhe des Gebäudes vom Boden bis an die Turmkuppel beträgt 90 m. Das Gebäude war noch nicht ganz beendigt, als ihm die Nationalversammlung durch ein Dekret von 1791 den Namen Panthéon Français und die Bestimmung eines Ehrentempels erteilte, wo die Standbilder großer Männer aufgestellt werden sollten. In den Gewölben unter dem Gebäude erhielten die Bürger, die sich um das Vaterland verdient gemacht, ein Ehrengrab. Napoleon I. jedoch ließ das Gebäude der kath. Geistlichkeit zurückstellen, reservierte aber die Grüfte als Ehrenbegräbnis für die Notabilitäten des Kaiserreichs. Ludwig XVIII. weihte es 1822 aufs neue als Kirche der heil. Genoveva ein; die Julirevolution von 1830 machte aus der Kirche abermals ein P.; ein Dekret vom 6. Dez. 1851 übergab indes das Gebäude wieder dem kath. Kultus, bis endlich durch ein Dekret des Präsidenten Grévy vom 27. Mai 1885 das P., um es zur Aufnahme der Leiche Victor Hugos geeignet zu machen, seiner Bestimmung von 1791 zurückgegeben, also seines kirchlichen Charakters entkleidet wurde, um die Überreste großer Männer aufzunehmen.

Panther oder Parder ist der Name verschiedener Arten großer gefleckter Katzen der Alten und Neuen Welt, die man jetzt auch als eine besondere Gruppe unter dem Namen Pardellatzen auszeichnet. Es gehören dahin unter den Katzen der Alten Welt der Leopard (s. d., Felis pardus, s. Tafel: Katzen I, Fig. 2); der eigentliche Panther (Felis panthera) im südl. Asien mit seinen dunkeln und selbst ganz schwarzen Varietäten, die auf den Sunda-Inseln heimisch sind; der Irbis oder die Unze (F. Uncia, s. Tafel: Katzen II, Fig. 7) des mittlern Asien; unter den Katzen der Neuen Welt der Jaguar (s. d., F. Onca, I, Fig. 3) und der in einem großen Teil Amerikas einheimische, weit kleinere und deshalb auch oft zu den eigentlichen Katzen gerechnete Ozelot (F. Pardalis). Auch wird der Gepard (s. d.) seines gefleckten Felles wegen oft als P. bezeichnet.

Panticapäum, alte Stadt, s. unter Kertsch.

Pantoffelblume, s. Calceolaria.

Pantoffelholz, Werkzeug, welches in der Lederfabrikation gebraucht wird, um dem lohgaren Leder Glanz zu erteilen.

Pantograph, soviel wie Storchschnabel.

Pantograph (Relief-Guillochiermaschine), s. unter Guillochieren.

Pantometer (grch., «Allmesser»), ein zur Messung von Winkeln, Höhen und Längen eingerichtetes Instrument.

Pantomime (grch.), eine theatralische Darstellung ohne Worte, bei der die Handlung nur durch Geberden verständlich gemacht wird, meist in Verbindung mit Musik und Tanz. Von der P. der Alten entwirft Lucian in seiner Schrift «Über den Tanz» ein treues Bild. Vgl. «Über die P.» (Hamb. 1749) und Bottigers Abhandlung «Ariadne und Bacchus, eine P. nach Xenophon» in dessen «Kleinen Schriften» (Bd. 3, Dresd. und Lpz. 1838).

Pantschatantra (eigentlich die fünf Bücher), berühmtes ind. Fabelbuch, angeblich von Bischnusarman nach einer ältern Sammlung, die wahrscheinlich buddhistischen Ursprungs und in Pali abgefaßt war, als eine Art Fürstenspiegel in Sanskrit bearbeitet und später zu einem Auszuge, dem Hitopadesa (s. d.), verkürzt worden. Der Sanskrittext des P. ist herausgegeben von Kosegarten (2 Bde., Bonn 1848—59) und nach einer andern Recension von Kielhorn und Bühler (3 Hefte, Bombay 1868—69), übersetzt mit einer sehr wichtigen Einleitung von Th. Benfey (2 Bde., Lpz. 1859) und von L. Fritze (Lpz. 1884). Über das Verhältnis des P. zu andern Märchensammlungen s. Bidpai.

Pantschim, Hauptstadt von Goa (s. d.).

Pantschmaschine, eine Art Waschmaschine für Gewebe, in welcher die wirksamen Teile hölzerne Klopfer sind. (S. unter Waschmaschinen.)

Pantschowa, s. Pancsova.

Pänula, Meßgewand, s. Casula.

Panurg, bei Rabelais Name eines schlauen, verschmitzten Menschen; panurgisch, schlau, verschmitzt.

Panyasis (oder Panyassis), griech. Dichter aus Halikarnaß, um 468 v. Chr., ein Verwandter, wahrscheinlich Oheim des Herodot, verfaßte unter dem Titel «Ἡράκλεια» ein großes episches Gedicht in 14 Gesängen, das die Sage vom Herakles in ihrem ganzen Umfange behandelte und sich in sprachlicher und metrischer Hinsicht wie durch seine Darstellung auszeichnete. Auch wird ihm ein anderes Gedicht im elegischen Versmaße, «Ἰωνικά» genannt, zugeschrieben. Die Bruchstücke gab Tzschirner in «Panyasidis fragmenta» (Bresl. 1842) und Kinkel in «Epicorum graecorum fragmenta» (Lpz. 1877) heraus.

Panza (See von), soviel wie Pampa Aullagas.

Panzer, auch Harnisch (s. d.) oder Küraß (s. d.), dient zum Schutze des Leibes (namentlich des Oberleibes und selbst der Brust allein) gegen die Wirkung der Angriffswaffe und zählt zu den Schutzwaffen. Im Mittelalter unterschied man Panzerhemden, welche aus starkem Eisendraht doppelt geflochten, hemdartig den Körper bedeckten, anfänglich (vom 8. bis 11. Jahrh.) für sich allein, späterhin hauptsächlich unter der übrigen Rüstung vorkamen; Schuppenpanzer, aus Horn oder Metall so ineinandergefügt, daß keine Zwischenräume blieben (10. bis 13. Jahrh.), und Plattenpanzer (seit dem 14. Jahrh.), welche aus ganzen Blechen von Eisen oder Stahl nach der Form des Körpers geschmiedet waren. Der letztere hat sich als Küraß der schweren Reiterei und als Deckungsmittel für die am vordern Ende der Laufgräben arbeitenden Sappeure gegen Gewehrfeuer bis in die neuere Zeit erhalten. — Über die P. als Schutzmittel der Schiffe und Landbefestigungen s. Panzerplatten und Panzerschiffe.

Panzer (Georg Wolfgang), einer der ersten deutschen Bibliographen, geb. 16. März 1729 zu Sulzbach, wurde 1751 Landprediger zu Enelwang,

1760 Diakonus an der Sebaldkirche und 1772 Schaffer oder Hauptpastor in Nürnberg. Er war Aufseher der Stadtbibliothek und von 1789 an Vorsteher des Pegnitzer Blumenordens. Zunächst beschäftigte er sich mit der Geschichte der Bibelausgaben und schrieb den «Entwurf einer vollständigen Geschichte der deutschen Bibelübersetzung Luthers von 1517 bis 1581» (Nürnb. 1783, mit neuem Titel und Zusätzen 1791). Daneben sammelte er Porträts berühmter Personen, von denen er auch ein Verzeichnis herausgab (Nürnb. 1790; Supplemente 1801). Über die ältesten deutschen Drucke handeln P.s «Annalen der ältern deutschen Litteratur» (Nürnb. 1788), denen er Zusätze (Lpz. 1802) und einen zweiten Band (Nürnb. 1805) folgen ließ. Den weiten Plan einer allgemeinen Registratur aller bekannten Drucke seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis 1536 suchte er in den «Annales typographici» (11 Bde., 1793—1803) auszuführen. Zusätze zu P.s «Annales» gab Reiffenberg in «Le bibliophile belge» (Bd. 5, Brüss. 1848) und Heller im «Serapeum» (Bd. 4, 6 u. 11, Lpz. 1843, 1845, 1850). P. starb 9. Juli 1804.

P. hatte zwei Söhne, Georg Wolfgang Franz P. und Johann Friedrich Heinrich P. Der erste, geb. 31. Mai 1755 zu Eßelwang, gest. als Stadt- und Landphysikus zu Hersbruck 28. Juni 1829, war als Entomolog und Botaniker litterarisch thätig. Besonders geschätzt sind seine «Faunae insectorum Germaniae initia» (Heft 1—110, Nürnb. 1796—1830, mit illuminierten Kupfern), die nach seinem Tode von Herrich-Schäffer fortgesetzt wurden. Der zweite, geb. 25. März 1764, gest. 15. Nov. 1815 als Pfarrer zu Eltersdorf und Tannenlohe, lieferte Beiträge zur Kirchen- und Reformationsgeschichte.

Panzerassel, s. unter Asseln.

Panzerbatterie (Gruſonsche) und **Panzerdrehturm** (Gruſonscher), s. unter Küstenbefestigung, Bd. X, S. 709ᵇ.

Panzerhemd, s. unter Panzer.

Panzerkette, ein aus ineinander geschlungenen, einfachen oder doppelten Metallringen bestehendes Kettenstück, das auf dem Hauptgestell der Zäumung der Militärpferde zwischen den beiden Ohren befestigt wird und bezweckt, einesteils den Kopf des Pferdes gegen Säbelhiebe zu schützen, andererseits aber das Durchhauen des auf dem obern Kopfteil befindlichen Riemenstücks zu verhindern, weil sonst die gesamte Zäumung dem Pferde entfällt und der Reiter die Herrschaft über das Pferd verliert.

Panzerkrebse (Loricata) ist eine Gruppe langschwänziger Krebse, die sich durch den Mangel von Scheren an den ersten Fußpaaren unterscheidet und zu der die Languste (s. d.) gehört.

Panzerplatten dienen als Schutzmittel der Schiffe und in neuester Zeit auch der Landbefestigungen gegen feindliche Geschosse. Ihre Anwendung datiert aus dem Krimkriege, wo von Franzosen und Engländern hölzerne schwimmende Batterien mit ihnen bekleidet wurden. Diese Platten hatten eine Stärke von 10,5 cm, waren für die damalige Artillerie (Rundkugel aus glatten Geschützen) undurchdringlich und bewährten sich. Seitdem hat die Artillerie durch Einführung gezogener Geschütze, Konstruktion immer größerer Kaliber und Steigerung der Geschoßgeschwindigkeiten (s. unter Geschütz) mit Bezug auf Durchschlagskraft so bedeutende Fortschritte gemacht, daß man, um ihr gewachsen zu sein, auch beständig die Stärke der P. hat vermehren müssen. Auf der einen Seite ist man bei Geschützen angelangt, welche ein Geschoß von 1050 kg mit 325 kg Pulverladung feuern, und auf der andern Seite sind die P. bis zu 80 cm Dicke gewachsen. Doch scheint es, als ob damit der bisherige Kampf zwischen Panzer und Kanone vorläufig noch nicht zum Abschlusse gekommen sei. Bisher hat man die P. aus bestem Schmiedeeisen hergestellt, jetzt jedoch schweißt man Stahl auf Eisen, weil dann die Widerstandskraft größer wird. Derartige P. werden als Compound-Platten bezeichnet und sind für Schiffe jetzt allgemein. Die P. haben je nach der Größe der Schiffe, für die sie bestimmt sind, verschiedene Dimensionen, im Durchschnitt 5—6 m Länge und 1 m Breite. Sie werden mit Schraubenbolzen auf den Schiffsrumpfen befestigt. Man gibt ihnen eine Unterlage von 30 bis 40 cm Teakholz, die mit einem Netzwerke von Winkeleisen durchsetzt ist. Teils dient diese Unterlage als Verstärkung der Widerstandskraft, teils um den Stoß beim Aufschlage des feindlichen Geschosses auf eine größere Fläche zu verteilen, als dies ohne Holzhinterlage geschehen würde. In Amerika hat man früher die P. aus einzelnen dünnen, miteinander verbolzten Platten zusammengesetzt; jedoch hat sich dies nicht bewährt und man walzt sie deshalb jetzt alle aus gleicher Dicke. Je reiner das dazu verwandte Metall von fremden Beimischungen ist, desto widerstandsfähiger werden die Platten. Ohne Hinterlage wächst der Widerstand der letztern gegen Geschosse im Verhältnis zum Quadrat ihrer Dicke. Die berühmteste Fabrik für Herstellung von P. ist die von Brown zu Sheffield in der engl. Grafschaft York. Die Platten für die deutschen P. werden seit neuerer Zeit in Deutschland auf der Dillinger Hütte gefertigt. Bezüglich der Verwendung des Eisenhartgusses zu Landpanzerungen vgl. Festungsbau, Gruſon, Hartguß, Küstenbefestigung.

Panzerschiffe nennt man diejenigen Kriegsschiffe, deren Wände durch eine eiserne Panzerung gegen das Eindringen feindlicher Geschosse geschützt sind. Die P. sind eine Erfindung der Neuzeit, zu welcher die erste Idee vom Kaiser Napoleon III. ausging, der 1854, im Krimkriege, zur Beschießung der russ. Festungswerke im Asowschen Meere gepanzerte schwimmende und mit fortbewegender Dampfkraft versehene Batterien bauen ließ. Sie bewährten sich dort im Kampfe gegen Landbatterien, namentlich gegen das den Schiffen bisher so gefährliche Granatfeuer. Sie hatten einen 10 cm starken Eisenpanzer und ihre Erfolge führten zu weiterer Anwendung des Prinzips auf wirkliche Kriegsschiffe. In Frankreich wurde 1859 die erste Panzerfregatte, die Gloire, erbaut, die mit 12 cm starkem Eisen gepanzert wurde. In England konstruierte man darauf den Warrior und Black-Prince und die übrigen Seestaaten folgten alsbald dem Beispiele. Seitdem traten im Bau der P. fortwährend Verbesserungen ein, aber selbst bis in die neueste Zeit ist man noch zu keinem festen Abschlusse gekommen, weil die Vervollkommnung des Geschützwesens von Jahr zu Jahr neue und erhöhte Anforderungen an die P. stellte. Jetzt baut man alle P. aus Eisen oder Stahl, da Holzbau nicht stark genug ist, um das schwere Gewicht zu tragen, und sich in ihm auch nicht die zum Schutz gegen Sinken notwendigen wasserdichten Abteilungen herstellen lassen.

Digitized by Google

In der deutschen Marine sind die verschiedenen Phasen, welche der Panzerschiffbau durchgemacht, ebenfalls fast sämtlich zur Erscheinung gekommen. Das erste Panzerfahrzeug der damals preuß. Marine (1863 gebaut) war ein Monitor (s. d.), der Arminius mit zwei drehbaren Türmen, in deren jedem zwei 21 cm-Kanonen standen, dessen Panzer jedoch nur eine Stärke von 11,4 cm besaß. Ihm folgten 1867 die beiden Breitseitschiffe Kronprinz und Friedrich Karl mit je 16 Geschützen (21 cm), bei denen der Panzer auf 12,7 wuchs. Im J. 1868 wurde der ursprünglich für die Türkei erbaute König Wilhelm angekauft, ebenfalls ein Breitseitschiff von 23 Geschützen, davon achtzehn 24 und fünf 21 cm, dessen Panzerstärke bereits 20,3 cm betrug. In neuester Zeit ist der König Wilhelm ungepanzert und hat 31 cm starke Stahlplatten erhalten; ebenso ist er jetzt außer den achtzehn 24 cm mit elf 21 cm statt der frühern fünf bewaffnet. Dann folgte ein Kasemattschiff, die Korvette Hansa mit acht 21 cm-Geschützen. Bei dieser Schiffsklasse stehen die Geschütze nicht wie bei den Breitseitschiffen auf die größere Länge des Schiffs verteilt, sondern in zwei Etagen übereinander in einer Kasematte in der Mitte des Schiffs. Die Kasematte ist ganz gepanzert, um das übrige Schiff läuft aber nur ein Gürtelpanzer, der bestimmt ist, die Wasserlinie zu schützen, während das Bauwerk darüber ohne Eisenschutz bleibt. In den J. 1875—77 kamen noch fünf P. hinzu, und zwar die beiden Kasemattschiffe Kaiser und Deutschland mit 25,4 cm Panzer und je acht 26 cm-Geschützen, und die drei Turmschiffe Friedrich der Große, Großer Kurfürst und Preußen mit ebenfalls 25,4 cm Panzerstärke und vier 26 cm-Geschützen, von denen immer je zwei in einem Turme stehen, der mit Dampfkraft gedreht wird. Die neueste und stärkste Klasse sind die Ausfallskorvetten. Von ihnen sind gegenwärtig (1885) fünf (Sachsen, Bayern, Württemberg, Baden, Oldenburg) fertig. Diese Schiffe tragen einen Gürtelpanzer von 40,6 cm Stärke und eine Bewaffnung von sechs 26 cm-Geschützen. Von letztern stehen zwei in einem vordern und vier in einem hintern festen und oben offenen Turme und schießen über Bank. Die Längen der deutschen P. variieren zwischen 85 und 108 m (nur die Hansa ist 72 m lang), die Breiten von 15 bis 18, die Tiefgänge von 6—8 m. Die Schnelligkeit beträgt 13—14 Knoten und die Maschinenkraft je nach der Größe der Schiffe 5—8000 Pferdekräfte. Sämtliche P. werden zum Schutze gegen Sinken durch Geschoß- und Torpedowirkung nach dem Zellensystem erbaut, d. h. man gibt ihnen einen doppelten Boden, der aus einer großen Menge wasserdichter Abteilungen besteht, von denen ein Teil vollaufen kann, ohne das Schiff zu gefährden. Zu weiterer Sicherheit sind noch durch das ganze Schiff der Länge und Quere nach wasserdichte Eisenwände gezogen, sodaß z. B. die deutschen Ausfallskorvetten nicht weniger als 270 solche Abteilungen enthalten.

Die neuen P. haben keine Takelage, sondern nur einen Signalmast, da es die Technik nicht vermocht hat, jenen Manövrierfähigkeit unter Segel zu geben. In der deutschen Marine hat man sich dafür entschieden, den Panzerfregatten und -korvetten keine schwerere Bewaffnung als 26 cm-Geschütze und den Panzerkanonenbooten eine solche von 30,5 cm zu geben; in England ist man jedoch weit höher gegangen und hat 40,5 cm-Kanonen konstruiert. Das Rohrgewicht der letztern beträgt 82300 kg, das der Granate 748 und der Pulverladung 136 kg. Die Panzerkanonenboote Deutschlands, deren es 1885 13 besitzt und die zur Verteidigung der Flußmündungen und Häfen bestimmt sind, führen nur je eins der obenerwähnten 30,5 cm-Geschütze. England und Frankreich besitzen die bedeutendste Zahl von P., ersteres 56, letzteres 64. Deutschlands Panzerflotte zählt 27 Fahrzeuge, davon 7 Fregatten, 6 Korvetten und 14 zur Küstenverteidigung. Vgl. Werner, «Das Buch von der deutschen Flotte» (Bielef. 1874); Brommy und Littrow, «Die Marine» (3. Aufl., bearbeitet von Kronenfels, Wien 1878).

Panzerschränke, Geldschränke (s. d.), aus sog. Panzerblech (halb aus weichem Eisen, halb aus gehärtetem Stahl bestehend) hergestellt.

Panzertiere nennt man die mit Knochen- und Hornplatten gepanzerten Säugetiere. Es gehören dahin die Gürteltiere oder Armadille (s. d.), die Schuppentiere (s. d.) und unter den vorweltlichen Tieren das Glyptodon und ähnliche Typen.

Panzerturm (von Gruson), s. unter Festungsbau, Bd. VI, S. 729.

Panzerwangen (Cataphracti) heißt eine zahlreiche, etwa 250 Arten umfassende räuberische Familie der Knochenfische, ausgezeichnet durch eine starke seitliche Panzerbedeckung des Kopfes, auch sonst ist der Körper häufig mit lokaler Panzerung bedeckt. Die Brustflosse ist stark entfaltet, die Bauchflosse gleichfalls brustständig, aber nur gering entwickelt; das Maul ist zwar tief gespalten, zeigt sich aber verhältnismäßig nicht sehr stark bezahnt. Unter den P. finden sich die originellsten Fischformen, die meist das Meer, nur selten (in Deutschland bloß die Groppe, Cottus gobio) das süße Wasser bewohnen und zu denen der Seeskorpion (Cottus bubalis, s. Tafel: Fische IV, Fig. 2) und der Knurrhahn (Trigla hirundo, Fig. 1) gehören.

Panzerwaren, Benennung für einige Arten von Kurzwaren, wie Haken, Ketten, Pack- und Schnürnadeln, Fischangeln, Bienenkappen und andere Eisen-, Stahl- und Messingarbeiten, die in Iserlohn von einem besondern Gewerk (der ehemaligen Panzerzunft) in Masse angefertigt werden.

Paola, Bezirkshauptort der ital. Provinz Cosenza, eine der am schönsten gelegenen Städte Calabriens, am Abhang eines Bergs unweit des Tyrrhenischen Meeres, 21 km im WNW. von Cosenza, hat (1881) 8736 (Gemeinde 9053) E., einen Hafen, Befestigungswerke, ein schönes Schloß, Wein- und Olivenbau, Fabrikation von Tuch- und Seidenwaren und ist mit Neapel und Messina durch Dampfschiffahrt verbunden. Nahebei in einem Thalkessel liegt das ehemalige Kloster des 1416 in P. geborenen San-Francesco di Paola.

Paola-City, Stadt und Hauptort von Miami-County im nordamerik. Staate Kansas, liegt am Missouri-Fluß und an der Missouri-Fort Scott- und Golf- und an der Missouri-Texas-Eisenbahn und hat (1880) 2312 E.

Paoli (Betty, eigentlich Barbara Elisabeth Glück), deutsche Dichterin und Schriftstellerin, geb. 30. Dez. 1814 zu Wien, wirkte als Erzieherin in Rußland, Schlesien, Wien und andern Orten, war 1844—48 Gesellschafterin der Fürstin Schwarzenberg in Wien und lebt seitdem daselbst in litterarischer Thätigkeit. Sie hat sich namentlich als lyrische Dichterin bekannt gemacht. Der Sammlung ihrer «Gedichte» (Pest 1841; 2. Aufl. 1845)

folgte eine zweite unter dem Titel «Nach dem Gewitter» (Pest 1843; 2. Aufl. 1850), hierauf «Nomancero» (Lpz. 1845), die Novellensammlung «Die Welt und mein Auge» (3 Bde., Pest 1844), «Neue Gedichte» (Pest 1850; 2. Aufl. 1856), «Lyrisches und Episches» (Pest 1855), «Neueste Gedichte» (Wien 1870). Außerdem schrieb sie: «Julie Rettich. Ein Lebens- und Charakterbild» (Wien 1866), «Wiens Gemäldegalerien in ihrer kunsthistor. Bedeutung» (Wien 1865), «Grillparzer und seine Werke» (Stuttg. 1875).

Paoli (Pascal), Gesetzgeber und Patriot Corsicas, stammte aus einer angesehenen corsischen Familie und wurde zu Morosaglia 1726 geboren. Sein Vater Hyacinth P. (geb. 1702 zu Bastia, gest. 1768 zu Neapel), das Haupt der Erhebung Corsicas gegen Genua (1729—39), war 1739 nach Neapel geflüchtet und sendete ihn 1755 nach Corsica, wo man ihn zum Generalkapitän der Insel erwählte. Als solcher stand er an der Spitze einer demokratischen Regierung. Er ordnete die Verwaltung, errichtete ein regelmäßiges Heer und gründete zu Corte eine Universität. Die barbarische Sitte der Vintrache hob er auf und führte eine gesetzmäßige Rechtspflege ein. Nachdem er im Innern Ordnung und Einigkeit hergestellt, trieb er die Genueser bis an die Küste zurück, wo ihnen nur noch vier Plätze übrigblieben, sodaß sie zu Frankreich ihre Zuflucht zu nehmen sich genötigt sahen. Im J. 1764 besetzten die Franzosen diese Plätze, während Genua den Krieg gegen den übrigen Teil Corsicas fortsetzte. Aber P. und sein Bruder widerstanden der Macht Genuas, sodaß dieß die Insel 1768 an Frankreich abtrat. Doch nur ein Jahr vermochte sich P. gegen die Franzosen zu behaupten. Im J. 1769 begab er sich nach England, wo man ihn mit großer Achtung behandelte. Zwanzig Jahre nachher rief ihn die Französische Revolution in sein Vaterland zurück, und als eifriger Republikaner gewann er bald das Vertrauen der Revolutionspartei. Im April 1790 begab er sich nach Paris, um der Nationalversammlung, die Corsica unter die franz. Provinzen aufgenommen hatte, den Eid der Treue zu leisten. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Befehlshaber der Nationalgarden und zum Präsidenten des Departements erwählt. Im J. 1792 faßte er den Entschluß, Corsica unabhängig zu machen, und eine Consulta, die er im Mai 1793 zusammenrief, ernannte ihn zum Präsidenten und Generalissimus der Corsen. Der Nationalkonvent lud ihn sofort vor seine Schranken. Da er nicht erschien, wurde er 17. Mai für einen Staatsverräter erklärt. Bis zu diesem Zeitpunkte hatte P. mit der Familie Bonaparte im besten Einverständnis gelebt; als sich aber diese entschieden für die jakobinische Partei erklärte, waren beide Familien auf immer getrennt. P. verband sich nun mit England und begünstigte im Febr. 1794 die Landung brit. Truppen, welche mit ihm vereinigt die Franzosen von der Insel vertrieben. Allein England betrachtete die Insel als eine Eroberung, und der ehrgeizige P. war mit dem Teile der Macht, den man ihm gelassen, nicht zufrieden; auch verlor er durch seine Verbindung mit den Engländern bei einem Teile seiner Landsleute Vertrauen und Achtung. Unter diesen Umständen leistete er auf die Regierung Verzicht und ging 1796 nach London, in dessen Nähe er zurückgezogen lebte. Er starb 5. Febr. 1807. Vgl. Boswell, «Account of Corsica» (Glasg. 1768; deutsch von Klausing, Lpz. 1768 u. öfter), und die Biographien P.s von Arrighi (2 Bde., Par. 1843), Klose (Braunschw. 1853) und Bartoli (Ajaccio 1867).

Paolo, von den Deutschen gewöhnlich Paul oder Paulíner genannt, auch Giulio oder Julíer, war bis zur Einführung der Frankenwährung (1866) eine kleine Silbermünze des vormaligen Kirchenstaats. Der P. war $^1/_{10}$ des Scudo und wurde in 10 Baiocchi geteilt. Nach der Norm von 1835 betrug sein Feingewicht 2,42 g, sein Wert 4,36 Silbergroschen.

Paolo Veronese, mit seinem eigentlichen Namen Paolo Cagliari, einer der ersten Meister der venet. Malerschule, geb. 1530 zu Verona, wo sein Vater Bildhauer war, erlernte hier die Kunst bei seinem Oheim Antonio Badile und wurde später von dem Cardinal Gonzaga mit andern nach Mantua berufen, um den dortigen Dom mit Gemälden zu schmücken, wobei er die Gefährten sämtlich übertraf. In dem Schloß des Grafen Porti in Tiene schmückte er zwei Säle mit Fresken, deren Gegenstand Scenen des heitersten Lebensgenusses sind. Hierauf ließ er sich dauernd in Venedig nieder. Im Wettkampf mit den großen Meistern, wie Tizian und Tintoretto, läuterte und erhöhte sich sein Streben. Die Kirche San-Sebastiano, in der er zunächst eine Krönung Mariä an der Decke der Sakristei ausführte, wurde allmählich ganz von ihm ausgemalt. Die Geschichte der Esther und das Martyrium des Schutzpatrons nahmen Decke und Wände der Kirche ein. Oft wurde er durch andere Arbeiten unterbrochen, aber er kehrte stets dahin zurück, sodaß Anfang und Blüte seiner künstlerischen Laufbahn in den Räumen dieses Gotteshauses liegen, wo er auch begraben ist. Noch vor Beendigung dieser Gemälde fällt eine Reise nach Rom, sowie der Beginn seiner Arbeiten im Dogenpalaste; ferner die Arbeiten in der Bibliothek von San-Marco, bei denen die Genossen ihm die vom Prokurator ausgesetzte goldene Kette zusprachen; endlich ein Besuch bei seinen Eltern in Verona, bei welcher Gelegenheit er im Refektorium von San-Nazzaro das Gastmahl des Simon malte, das erste jener Gattung, die ihn so berühmt gemacht hat. Unzählbar sind seine Altartafeln für Kirchen und Klöster, zahlreich die Paläste, die er dekorierte. Seine Bilder stellen das Leben in festlichem Glanze dar, wie es bei den frendigsten Anlässen sich entwickelt; der volle Genuß des Daseins spricht aus ihnen. Prächtige Architekturen bauen sich in diesen Bildern empor, von Scharen festlich Versammelter belebt. Funkelnde Geräte und Geschmeide, schillernde Gewänder, alle bunte Farbenlust ist in ihnen ausgebreitet. Am meisten tritt die Festfreude und Prachtentfaltung hervor in seinen Gastmählern, festliche Mahlzeiten nach den Geschichten des Neuen Testaments, deren er mehrfach für die Refektorien der venet. Klöster fertigte. Das größte und berühmteste unter diesen ist die Darstellung der Hochzeit zu Kana, jetzt im Louvre zu Paris, ein Bild von 6,6 m Höhe und 9,9 m Breite, mit 130 Figuren, darunter viele Porträts von Zeitgenossen des Künstlers. Unter den andern Gemälden derart ist besonders die Darstellung Christi an der Tafel des Levi, jetzt in der Sammlung der Akademie zu Venedig, hervorzuheben. P. starb 19. April 1588 in Venedig. Sein Bruder, Benedetto Cagliari, und seine Söhne, Gabbriele Cagliari und Carlo Cagliari, folgten seiner künstlerischen Richtung.

Päon (grch. Paiōn), zunächst gleichbedeutend mit Päan (s. d.), heißt auch der Sohn des Endymion, der, nachdem er von seinem Bruder Epeios in einem Wettlaufe um die Nachfolgerschaft auf dem Throne von Elis besiegt worden war, nach Norden ging, wo ein Landstrich am Axios nach ihm Päonien genannt wurde.

Päonie (Paeonia), Pfingst- oder Gichtrose, zur Familie der Ranunculaceen gehörige Pflanzengattung. Sie ist charakterisiert durch einen aus fünf ungleichen lederartigen, dauernden Blättern gebildeten Kelch, fünf bis zehn unregelmäßige, flache Blumenblätter ohne Honigbehälter, zahlreiche Staubgefäße und zwei bis fünf von einer hahnenkammartigen, sichelig gebogenen Narbe gekrönte Fruchtknoten auf einer fleischigen Scheibe und zwei bis fünf nach innen aufspringende Balgkapseln. Die zu ihr gehörigen Arten sind ausdauernde, meist winterharte Kräuter mit oft knollig verdickten Wurzelfasern oder auch Halbsträucher und bilden schöne, dichte, oft sehr umfangreiche Büsche, die sich mit großen, oft riesigen, häufig mit leuchtend roten Farben ausgestatteten Blumen bedecken. Am häufigsten findet man P. officinalis *Retz.* in den Gärten, von der in frühern Zeiten Wurzelstöcke, Blumen und Samen als heilkräftig galten. Von ihr hat man zahlreiche, meist gefüllt blühende Spielarten erzogen. Unter diesen sind von vorzugsweise ornamentaler Wirkung var. purpurea plena, var. maxima rosea plena und var. alba plena. Eine ausgezeichnete Zierpflanze ist auch P. tenuifolia *L.*, welche durch doppelt dreizählige Blätter und vierteilige Blättchen mit feinen, linealfriemenförmigen Läppchen gekennzeichnet ist. Die Blumen sind purpurrot oder dunkelkarmoisin und haben purpurne Staubfäden und gelbe Antheren. Vorzugsweise beliebt ist eine Varietät mit dicht gefüllten, ponceau-karmoisinroten Blumen. P. Wittmanula *Bot.-Reg.*, im Kaukasus einheimisch, besitzt große, kugelige, hell strohgelbe Blumen mit roten Staubfäden und gelben Staubbeuteln. Als Zierpflanzen von noch größerer Bedeutung sind die Spielarten der P. sinensis *Poit.* (P. albiflora *Pall.*), einer in China einheimischen Art mit an der Spitze verästelten, bis 1 m hohen Stengeln und abwechselnden dreizähligen oder doppelt-dreizähligen Blättern mit länglich-lanzettförmigen, oben glänzend-dunkelgrünen Blättchen. Die Stammart hat weiße wohlriechende Blumen, welche im Verlauf einer langjährigen Kultur in der Form, wie im Kolorit vielfache Abänderungen erfahren haben. Meistens haben sich die Blumenblätter vervielfältigt, verbreitert, verschmälert, in verschiedener Weise geteilt u. s. w., und auch die Fortpflanzungswerkzeuge sind in mannigfacher Weise umgebildet. Auch in der Art der Gruppierung aller dieser Blattgebilde zeigen sich mehrfache Unterschiede. Die Blumen sind weiß, gelblich, chamoisgelb, rosa, violett, amaranthrot, purpurrot, bald einfarbig, bald mehrfarbig u. s. w.

Alle diese und noch viele andere Arten sind durch Wurzelschößlinge oder abgetrennte Knollenwurzeln mit je einem Auge im Herbst leicht zu vermehren. Sie erfordern einen sehr nahrhaften, doch nicht zu schweren Boden und stets reiche Bewässerung zumal während der Blütezeit.

Die Baumpäonie (P. Moutan *Sims.*, P. arborea *Don.* oder P. papaveracea *Andr.*) ist in China einheimisch, 1 m hoch und darüber, meistens große Büsche bildend, mit etwas bläulich-grünen Blättern und mit Blumen von fast der doppelten Größe derer der P. officinalis. Diese sind einfach, doppelt, halb oder ganz gefüllt, bei der Stammform lilarosenrot, bei den Kulturvarietäten bis zum reinsten Weiß (mit oder ohne purpurnen Flecken an der Basis der Blumenblätter) verblassend oder sich in den verschiedensten Nüancen bis violettpurpur verdunkelnd. Von der bedeutendsten Wirkung sind die Baumpäonien in isolierter Stellung auf dem Gartenrasen. Da aber die jungen Triebe bisweilen von Spätfrösten beschädigt werden, so muß man im Frühjahr für Deckung durch überzuhängende Strohmatten Sorge tragen.

Päonier, im Altertum ein in vielen Stämmen über Thrazien und Macedonien verbreitetes Volk, welches wahrscheinlich mit den Phrygiern unmittelbar verwandt war. Durch Thrazier und Macedonier wurden sie in historischer Zeit namentlich auf das Thal des Axios, auf das Land östlich vom Strymon und am Gebirge Rhodope beschränkt; seit Philipps II. Regierung waren sie (schon seit 358 v. Chr.) andauernd von den macedon. Königen abhängig, behielten aber ihre eigenen Fürsten.

Päonin, Synonym für Corallin.

Päonios (Paionios), aus Mende in Thrazien, war ein griech. Bildhauer im 5. Jahrh. v. Chr., von dem Pausanias sagt, daß er den einen Giebel am Zeustempel in Olympia (s. d.) und eine Nike (s. d.) ebendaselbst geschaffen habe. Nachdem man diese Werke großenteils wiedergefunden hat, ist P. zu einer der wichtigsten Gestalten der Kunstgeschichte geworden. Es scheint, daß er die Giebelgruppe noch in früherer Zeit, vor Mitte des Jahrhunderts, komponiert und von peloponnes. Arbeitern hat ausführen lassen, welche über ihre älterlernte Technik noch nicht recht hinauskonnten; die Nike dagegen schuf er nach 424 v. Chr., nachdem er den Einfluß des Phidias erfahren, und sie ist zudem als Einzelwerk von ihm jedenfalls eigenhändig ausgeführt. Sie kommt den hohen Idealschöpfungen der großen Zeit der Kunst nahe, doch geht sie in gewissen naturalistischen Zügen darüber hinaus, indem es P. eben nicht gelungen ist, gleich Phidias volle Naturwahrheit mit hohem Idealismus so zu verbinden, daß sich beide voll durchdringen.

Pápa (vom grch. πάππας, d. i. Vater) war in der griech. Kirche die Bezeichnung für alle, namentlich höhere Geistliche, besonders führte diesen Titel der Patriarch von Alexandria. In der abendländ. Kirche wurde derselbe seit Ende des 5. Jahrh. vorzugsweise dem Bischofe von Rom beigelegt; indes blieb derselbe noch bis ins 10. Jahrh. ein allgemeiner Ehrenname jedes Bischofs. Erst Gregor VII. machte 1075 P. oder Papst (s. d.) zum ausschließenden Titel des röm. Bischofs.

Pápa, großer Marktflecken und Hauptort eines Stuhlbezirks im ungar. Komitat Veszprém, an der Tapolcza, Station der Linie Raab-Steinamanger der Ungarischen Westbahn in schöner Gegend gelegen, hat ein großes Schloß nebst Garten des Grafen Esterházy, eine prachtvolle kath. Pfarrkirche, welche 1778 auf des Fürsten von Esterházy Kosten ganz aus großen Quadersteinen erbaut und im Innern mit rotem Marmor bekleidet wurde, Klöster der Benediktiner, Franziskaner und Barmherzigen Brüder, ein kath. und ein reform. Gymnasium, eine reform. Rechtsakademie, (1880) 14 654 E. magyar. Zunge und Steingut-, Thonwaren-

und Tuchfabrikation, Weberei, Wiesenkultur und Weinbau. P. war im 16. und 17. Jahrh. häufig ein Streitpunkt zwischen den Österreichern und Türken. Am 12. Juni 1809 fand daselbst ein Gefecht zwischen den Franzosen und Österreichern statt.

Papageien (Psittacidae), eine in viele Gattungen zerfallende artenreiche Gruppe der Klettervögel oder Knacker, die durch manche Eigentümlichkeit sich von allen verwandten scharf sondert, z. B. eine ungemein fleischige, dicke, für einen feinen Geschmack eingerichtete Zunge und einen mit der Stirn elastisch verbundenen Oberkiefer besitzt, den Fuß als Werkzeug des Greifens verwendet, übrigens in Gestalt und Größe sehr wechselt, wie die Vergleichung eines Kakadu (s. d.) mit dem Sperlingspapagei oder dem sog. Inseparable (s. d.) beweisen kann. Der Schnabel ist dick, kurz, sehr stark und sein Oberkiefer in langem Haken über den Unterkiefer herabgekrümmt. Die P. sind ebenso wie die Affen der Mehrzahl nach auf tropische Klimate hingewiesen, doch kommen einige wenige Arten in Neuseeland, Patagonien und Nordamerika vor. Sie leben in Monogamie, sind gesellig, eigentliche Kletter-Wandervögel, nähren sich fast nur von saftigen Früchten oder unreifen zuckerhaltigen Samen und werden deshalb, da sie oft in Schwärmen zusammenhalten, wie die kleinen grünen Sperlingspapageien und die Halsbandpapageien, Maisfeldern und Gärten sehr verderblich. Dabei sind sie listig, gefräßig und zudringlich, und in der Gefangenschaft gewöhnen sie sich leicht auch an die ihnen unangemessensten Dinge, wie Fleisch, Thee, Kaffee und Wein. Sie nisten in den Stämmen hohler Bäume oder in Höhlen von Felswänden und legen weiße, glänzende Eier. Sie vertragen zum Teil unser Klima, vorzüglich die amerik., namentlich die brasilian. Amazonenpapageien können in der Gefangenschaft ein hohes Alter erreichen, pflanzen sich aber in der Gefangenschaft selten fort, wie es noch am leichtesten bei den Wellensittichen geschieht. In der Jugend gutmütig und gelehrig, werden sie im Alter störrisch und bösartig. Sie sind, seit durch Alexanders Zug die ersten aus Indien nach Europa kamen, als Stubenvögel beliebt und jetzt sehr verbreitet. Ihre Fähigkeit, unmelodische Töne, aber auch die menschliche Sprache nachzuahmen, ist bedeutend und scheint manchmal mit einem gewissen Verständnis verbunden; sie gehören jedenfalls zu den intelligentesten Vögeln. Sie zeigen viele Zärtlichkeit für ihren Pfleger, können aber auch hämisch und heimtückisch sein. Die Lebhaftigkeit ihrer Phantasie, welche ihre Abrichtung sehr erleichtert, bewirkt bei zahmen P., daß sie träumen und im Schlafe Wörter und Phrasen wiederholen, die sie auswendig wissen.

Man teilt die P. in fünf Familien: 1) Plictolophinae, Kakadus (s. d., z. B. Plictolophus Leadbeateri, Tafel: Papageien, Fig. 1); 2) Sittacinae, Langschwänzee, hierhee die Araras (z. B. Sittace militaris, Fig. 2), die Plattschwanzsittiche (z. B. Platycercus eximius, Fig. 3), die Wellenpapageien (z. B. Melopsittacus undulatus, Fig. 4); 3) Psittacinae, echte P. (z. B. der Geaupapogei, Psittacus erythacus, Fig. 5, der Amazonenpapagei, Chrysotis, Fig. 6, der Rosenpapagei, Psittacula rosicollis, Fig. 7, der Blaukopflori, Loriculus galgulus, Fig. 8); 4) Trichoglossinae, Pinselzüngler (z. B. der Keilschwanzlori, Trichoglossus Novae-Hollandiae, Fig. 9, der Nestor notabilis, Fig. 10), und 5) Strigopinae, Nachtpapageien (z. B. Strigops habroptilus, Fig. 11). Die Gruppen der P. der verschiedenen Weltteile haben etwas Charakteristisches; so gehören die Kakadus allein den Molukken und Australien, die Araras Südamerika, die Lorikets Indien, die Erdpapageien Australien, der Nachtpapagei oder Kakapo (Strigops), der in Höhlen lebt, Neuseeland an. Die brasilianischen P. sind meist grasgrün, die südasiatischen rot, blau oder sehr bunt. Vgl. Finsch, «Die P. monographisch bearbeitet» (2 Bde., Leid. 1867–69).

Papageifische (Scaridae) heißt eine die tropischen Meere bewohnende Fischfamilie mit schnabelartiger Kiefernbezahnung und breiten Schlundzähnen. Sie leben von Seepflanzen, Tang, Algen u. s. w., aber auch von Stücken lebendee Korallen, die sie mit ihrem kräftigen Gebiß zerreiben und zerquetschen. Ihre Schuppen sind ansehnlich, oft schön gefärbt, die Bauchflosse ist brustständig.

Papageigrün ist Schweinfurtergrün (s. d.).

Papagos, Indianerstamm im südwestl. Arizona, noch etwa 5000 Köpfe stark.

Papal (mittellat.), päpstlich.

Papalsystem, s. unter Kirchenverfassung.

Papantla, Dorf und Distrittshauptort im mexik. Staat Veracruz, 170 km im NNW. von Veracruz, an der Straße nach Tampico, in einer schönen, wohlbewässerten Hochebene, hat 2500 (Municipalität 14267) E., welche sich mit Einsammeln von Vanille beschäftigen. Der Ort ist berühmt wegen des in dem benachbarten Wald gelegenen Teocalli (s. d.), einer aus ungeheuern Porphyrquadern aufgeführten Pyramide von sieben, durch breite Bänder bezeichneten Absätzen, an denen sich 366 Nischen befinden, außer 12 an der zum Gipfel führenden Treppe. Die sehr merkwürdigen Skulpturen dieses Bauwerks, dessen Basis 25 m breit ist, und dessen Höhe 17 m beträgt, beziehen sich auf das Kalendersystem der Azteken. Die Gegend von P. und dem 60 km südöstlich gelegenen Dorfe und Distriktshauptort Misantla (4786 E.) bildet Mexikos Hauptdistrikt der Vanillegewinnung.

Papat (mittellat.), päpstl. Würde, Papsttum.

Papāver (Mohn) ist der Name einer Pflanzengattung, welche der Typus einer natürlichen Familie, der Papaveraceen, ist und sich durch einen zweiblätterigen, hinfälligen Kelch, eine vierblätterige Blume, zahlreiche Staubgefäße auf dem Blütenboden, eine vier- bis zwanzigstrahlige sitzende Narbe und eine unter der Narbe in Löchern aufspringende vielfächerige, vielsamige Kapsel auszeichnet. Es sind einjährige oder ausdauernde, meist borstig-haarige Kräuter mit weißem Milchsaft, fiederspaltigen, selten bloß gezähnten Blättern und einzelnen langen, einblütigen, endständigen Blütenstielen. Die Blüten werden bei der Kultur sehr leicht gefüllt, und dann kultiviert man solche Arten besonders gern als Zierpflanzen der Gärten.

Vorzüglich wird allgemein und in Menge der einjährige schlafmachende Mohn, Gartenmohn oder Magsamen (P. somniferum *L.*) kultiviert, welcher seegrüne, stengelumfassende, ungleich kerbiggezähnte, kahle Blätter hat. Man erzieht vorzugsweise zur Ölgewinnung aus den Samen davon drei Abarten: den grauen Mohn oder Schüttmohn, mit hellroten Blüten, grauen Samen und offenen Kapseln; den blauen Mohn oder Schließmohn, mit lilaen Blättern, blauen

Digitized by Google

PAPAGEIEN.

1. Inka-Kakadu (Plictolophus Leadbeateri).

9. Keilschwanzlori (Trichoglossus Novae-Hollandiae).

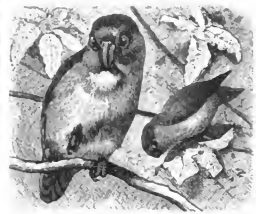
5. Graupapagei (Psittacus erythacus).

10. Kea (Nestor notabilis).

2. Arara (Sittace militaris). 6. Amazonenpapagei (Chrysotis amazonica).

3. Grünbürzeliger Plattschwanzsittich (Platycercus eximius).

4. Wellenpapagei (Melopsittacus undulatus).



7. Rosenpapagei (Psittacula rosicollis).

11. Kakapo oder Tarapo (Strigops habroptilus).

8. Blaukopflori (Loriculus galgulus).

Samen und geschlossenen Kapseln, und den weißen Mohn, mit weißen oder roten Blüten, weißen Samen und geschlossenen Kapseln. Als Ölfrucht wird in Mitteleuropa am meisten der graue Schüttmohn angebaut. In der Heilkunde werden teils die noch nicht völlig reifen Kapseln unter dem Namen Mohnköpfe, teils die Samen der weißen Abart als weißer Mohnsamen, vorzüglich aber der bittere Milchsaft der Pflanze unter dem Namen Mohnsaft oder Opium (s. d.) als Heilmittel angewendet. Das Mohnöl ist ein geschätztes Speiseöl und stellt sich als solches unmittelbar hinter das Olivenöl. Neuerdings wird der Mohn auch in nördl. Gegenden zur Gewinnung des Opium kultiviert, z. B. in Württemberg, in Frankreich. Die Pflanze mit gefüllten Blüten dient als häufige Zierpflanze der Gärten. Der in Armenien und am Kaukasus einheimische ausdauernde orientalische Mohn (P. orientale *L.*) wird wegen seiner ungemein großen, brennendroten, am Grunde schwarzgefleckten Blumen ebenfalls zur Gartenzierde verwendet. Aus seinen unreifen Kapseln, welche scharf, fast etwas brennend schmecken und von den Türken gegessen werden, kann man ebenfalls ein gutes Opium gewinnen. Eine Plage der Saatfelder als schwer vertilgbares Unkraut ist der Klatsch- oder Klappermohn (P. Rhoeas *L.*), der sich durch tief fiederteilige Blätter und den abstehend-borstigen Stengel auszeichnet. Seine schleimig-bitterlichen, frisch schwach opiumartig riechenden, schön hochroten Blumen werden unter dem Namen Klatschrosen als einhüllendes und linderndes Mittel angewendet. In Gärten wird die Pflanze oft mit gefüllten, ungemein vielfarbigen Blüten als Ranunkelmohn kultiviert. Auf den Alpen der südlichern Gegenden Deutschlands und der Schweiz wächst der Alpenmohn (P. Alpinum *L.*), der nur einblütige Stengel mit weißen oder citrongelben Blumen trägt.

Papaveraceen (Papaveraceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 160 Arten, die besonders in den gemäßigten und subtropischen Gegenden der nördl. Halbkugel wachsen. Es sind krautartige Pflanzen mit alternierenden, verschieden geformten Blättern und regelmäßigen zwitterigen Blüten. Die letztern bestehen aus zwei bis drei bald abfallenden Kelchblättern, vier bis sechs meist großen und lebhaft gefärbten Blumenblättern, zahlreichen auf dem Blütenboden stehenden Staubgefäßen und einen ein- oder mehrfächerigen Fruchtknoten mit schildförmiger oder anders gestalteter Narbe. Die Frucht ist eine vielsamige Kapsel, die sich entweder mit Klappen oder mit kleinen Löchern an ihrem obern Teil öffnet.

Papayotin (Papayacin, Papain), ein aus dem Milchsaft des Melonenbaums, Carica Papaya *L.* (s. Carica) dargestelltes Ferment, welches gleich dem Pepsin die Eigenschaft besitzt, Eiweißkörper, also auch Fleisch, aufzulösen und bei Körpertemperatur in Peptone überzuführen, und welches deshalb auch als vegetabilisches Pepsin bezeichnet wird. Vor dem Magensaft besitzt das P. noch den Vorzug, daß es nicht bloß wie dieser in saurer Lösung, sondern auch bei neutraler oder alkalischer Reaktion Eiweiß zu verdauen vermag; 0,1 g P. reicht zur Verdauung von 50 g Fleisch hin. Man bedient sich des P. wie des Pepsins bei Verdauungsschwäche und Verdauungsstörungen, sowie bei der Diphtheritis zur Erweichung und Auflösung der diphtheritischen Membranen.

Pape (Heinr. Eduard), Vorsitzender der Kommission zur Ausarbeitung eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs, geb. zu Brilon im Regierungsbezirk Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen 13. Sept. 1816, studierte in Bonn und Berlin Jura, wurde 1838 Referendar, 1843 Oberlandesgerichtsassessor, 1850 Kreisrichter und Mitglied des See- und Handelsgerichts in Stettin und 1856 Rat bei dem Appellationsgericht zu Königsberg. P. war sodann 1858—61 als preuß. Bevollmächtigter Mitglied der mit der Ausarbeitung des Deutschen Handelsgesetzbuchs betrauten Kommission und wurde 1859 zum Geh. Justizrat und vortragenden Rat im Justizministerium ernannt. In diesem 1861 angetretenen Amte war er unter anderm Mitglied der Kommission, welche 1861—64 den »Entwurf einer Prozeßordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten für den preuß. Staat« bearbeitete. Im Aug. 1867 zum Geh. Oberjustizrat und preuß. Bevollmächtigten zum Bundesrat ernannt, war er Mitglied der zur Ausarbeitung des »Entwurfs einer Civilprozeßordnung für den Norddeutschen Bund« zusammengetretenen Kommission. Bei der 1870 erfolgenden Errichtung des Bundesoberhandelsgerichts (seit 1871 Reichsoberhandelsgericht) wurde P. zum Präsidenten desselben und 1873 zugleich zum Präsidenten des damals errichteten kaiserl. Disciplinarhofs ernannt. Seit der 1879 erfolgten Aufhebung des Reichsoberhandelsgerichts leitet er als Vorsitzender die Beratungen der zur Ausarbeitung des deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs nach Berlin einberufenen Kommission. Im J. 1884 wurde er bei Erneuerung des preuß. Staatsrats zu dessen Mitglied ernannt.

Pape (Joh. Georg Wilh.), Lexikograph, geb. 3. Jan. 1807 in Kulm, gest. als Professor am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin 23. Febr. 1854. Sein Hauptwerk ist das »Handwörterbuch der griech. Sprache« (4 Bde., Braunschw. 1842; 3. Aufl., bearbeitet von Sengebusch, 1880).

Papebrock (Papebroch, Dan.), einer der Hauptarbeiter unter den Bollandisten (s. d.), geb. zu Antwerpen 17. März 1628, studierte in Douai und trat im 18. Jahre in den Jesuitenorden. Für das großartige Unternehmen der Herausgabe der »Acta sanctorum« (s. d.) gewonnen, wurde er 1660 zur Sammlung des nötigen Materials auf einige Jahre nach Italien gesendet. Nach Bollands Tode nahm er teil an der Redaction des Werks. Er starb erblindet 28. Juni 1714. Seine kritische Freiheit brachte ihn in heftigen Streit mit den Karmelitern, deren maßlosen Ansprüchen er entgegentrat, indem er unter anderm die Entstehung ihres Ordens erst ins 12. Jahrh. setzte. Innocenz XII. legte bei Strafe des Banns beiden Parteien Stillschweigen auf.

Papeete, auch Papeiti, Hauptstadt und Hauptausfuhrhafen der franz. Insel Tahiti, an der Nordwestküste der letztern, Sitz des franz. Gouverneurs und eines deutschen Konsulats, bis 1880 Residenz des Königs von Tahiti, hat 2861 E., darunter zahlreiche europ. Ansiedler, eine kath. und eine große prot. Kirche, Schiffswerfte, Magazine und Kasernen der Franzosen und exportiert Perlmutterschalen, Baumwolle, Kopra, Citronen und Apfelsinen. Der Großhandel befindet sich in den Händen engl., deutscher und nordamerik. Häuser.

Papeln (Papulae), **Knötchen**, kleine umschriebene, solide Erhebungen der Haut von Hirsekorn- bis Linsengröße, welche die Grundform vieler (der sog. **papulösen**) Hautkrankheiten bilden. Die P. wandeln sich entweder in Bläschen oder Pusteln um (wie bei den Blattern), oder sie bleiben unverändert und heilen unter Abschuppung oder Abschilferung der Epidermis ab. Zu den papulösen Hautkrankheiten gehören die Schwindknötchen (Lichen), die Schalknötchen (Strophulus) und die Judblattern (Prurigo); über die letztern s. unter Jucken.

Papenburg, Stadt im Kreise Aschendorf des Regierungsbezirks Osnabrück der preuß. Provinz Hannover, liegt inmitten ausgedehnter Moorflächen 45 km nördlich von Meppen und 18 km südlich von Leer, Station der Linie Soest-Emden der Preußischen Staatsbahnen, ist durch einen schiffbaren Kanal mit der etwa 4 km westlich vorbeifließenden Ems verbunden. Seeschiffe mit 12 Fuß Tiefgang können die Stadt erreichen; es findet ein lebhafter Import von russ., schwed. und norweg. Holz statt; der Export besteht vorzugsweise aus Steinkohlen nach europ. und transatlantischen Häfen. Der erst 1630 in holländ. Weise gebaute, saubere und reinliche Ort, bestehend aus langen Häuserreihen, die sich zu beiden Seiten des Hauptkanals stundenweit hinziehen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat zwei kath. und eine prot. Kirche, ein Realprogymnasium und eine Navigationsschule und zählt (1880) 6736 meist kath. E., welche Schiffswerften, Segelfabriken, Ketten- und Ankerschmieden, Repschlägereien, Dampfsägemühlen, Muschelkalkbrennereien, Ölmühlen, eine chemische, zwei Papier-, eine Eisengießerei und Maschinenfabrik, eine Dampfmühle und eine Glashütte unterhalten.

Papenzinsee, See im preuß. Regierungsbezirk Köslin, Kreis Rummelsburg, 12 km westl. von Rummelsburg, hat 8 km Länge und 3 km Breite und fließt östlich zur Stiebnitz ab.

Paperling oder **Bobolink** (Dolichonyx oryzivorus) heißt ein zu den Staroögeln gehöriger Vogel Nordamerikas von 18 cm Länge, mit schwarzem Kopf, Bauch und Schwanz, braungelbem Nacken, weißen Schultern und Bürzel; das Weibchen ist mehr grau. Er ist ein Zugvogel, der oft in großen Scharen auftritt und den Feldfrüchten unter Umständen recht nachteilig werden kann. Man sieht ihn häufig in der Gefangenschaft.

Papete, s. **Papeete**.

Papeterie (frz.), Papierhandel, Papierhandlung; gewerbmäßige Anfertigung von Papier- und Pappwaren; auch elegante Konvolute mit Briefbogen, Couverts u. dgl.

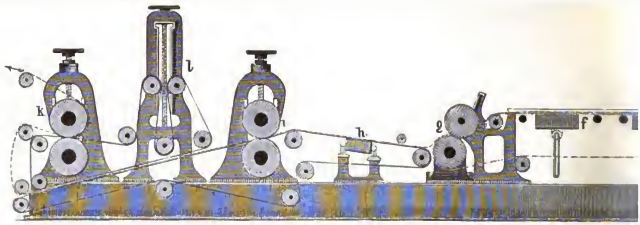
Paphische Göttin, s. unter **Paphos**.

Paphlagonien, eine ziemlich gebirgige und rauhe Landschaft im nördl. Kleinasien, im N. vom Schwarzen Meer (Pontus Euxinus) begrenzt, im O. durch den Fluß Halys von Pontus, im W. durch den Fluß Billäos von Bithynien, im S. durch das Gebirge Olgassys von Galatien (Phrygien) geschieden; doch erlitt diese Begrenzung bei dem mehrfachen Wechsel der Herrschaft manche Veränderung. Zuerst wurde nämlich P. durch Krösus dem Lydischen, bald darauf durch Cyrus dem Persischen Reiche einverleibt. Nach Alexanders Tode kam es nebst Kappadocien an Eumenes (s. d.), wurde dann, als das neue Königreich Pontus (s. d.) entstand, zum großen Teil mit demselben vereinigt und im 1. Jahrh. v. Chr. von den Römern, teils zur Provinz Bithynia-Pontus, teils zur Provinz Galatia geschlagen, gegen Ende des 3. Jahrh. n. Chr. als eigene Provinz konstituiert. Unter den Städten der Landschaft war Sinope die bedeutendste. Die Bewohner P.s, von semit. Abstammung, welche von den Alten als abergläubisch, einfältig und grob geschildert werden, trieben Viehzucht (besonders wurden treffliche Pferde und Maultiere gezüchtet), Jagd und Fischerei; das Küstengebirge lieferte viele Schiffsbauhölzer.

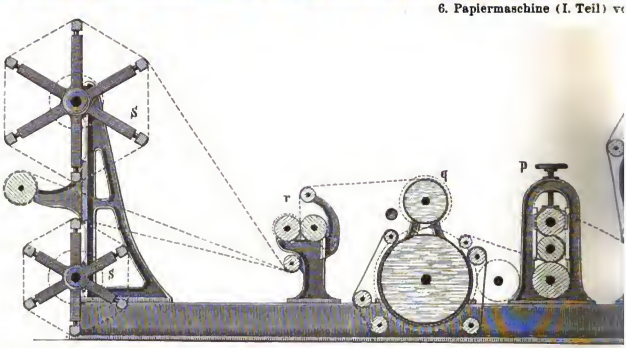
Paphos war der Name zweier Städte auf der Insel Cypern. Das **alte Paphos** (**Palaipaphos**), eine Gründung der Phönizier, lag auf einem Hügel nahe der Südwestküste der Insel, nicht weit von der Mündung des Flusses Bokaros; es war berühmt durch seinen hochheiligen Tempel der Aphrodite, die hier zuerst aus dem Meere ans Land gestiegen sein sollte und nach dieser ihrer angesehensten Kultstätte häufig die **Paphische Göttin** genannt wurde. Ein Stück von der kyklopischen Umfassungsmauer des Heiligtums ist noch jetzt in dem Dorfe Kuklia erhalten. — Das **neue Paphos** (**Neapaphos**), 15 km nordwestlich von der alten Stadt an der Westküste gelegen, blühte durch Schiffahrt und Handel und wurde zur Zeit der röm. Herrschaft als Sitz des Prätors die Hauptstadt der ganzen Insel. Auf seinen Trümmern entstand in neuerer Zeit das Städtchen Baffo. Vgl. Engel, «Kypros» (2 Bde., Berl. 1841).

Papias, Bischof von Hierapolis in Phrygien, angeblich ein Schüler des Apostels Johannes, daher auch den sog. Apostolischen Vätern zugezählt, wahrscheinlich aber nur ein Schüler des mit dem Apostel häufig verwechselten Presbyter Johannes, lebte bis nach der Mitte des 2. Jahrh. Eusebius, der ihn einen sehr gelehrten und der Schrift kundigen Mann nennt, urteilte doch sehr hart über P., weil derselbe (mit der ganzen kleinasiat. Kirche) dem strengen Chiliasmus huldigte. Die Schrift des P.: «Λογίων κυριακῶν ἐξηγήσεις», von welcher nur wenige Fragmente noch übrig sind, enthält, wie es scheint, Auslegungen der Reden Jesu, verflochten mit zahlreichen, aus mündlichen Mitteilungen von Apostelschülern zusammengetragenen Traditionen über Thaten und Worte Jesu und seiner Apostel. Im J. 163 soll er als Märtyrer in Pergamum gestorben sein. Vgl. Weissenbach, «Das Papiasfragment bei Eusebius exegetisch untersucht» (Gieß. 1874); derselbe, «Die Papiasfragmente bei Markus und Matthäus» (Berl. 1878); Leimbach, «Das Papiasfragment» (Gotha 1875).

Papier (frz. papier, engl. paper, span. und portug. papel), von Papyrus, grch. papyros, dem im alten Ägypten aus den Stengeln der Papyrusstaude, s. **Papyrus Antiquorum**, gewonnenen, zum Schreiben benutzten Material. Man bezeichnet so eine aus fein zerkleinerten und verfilzten Pflanzenfasern bestehende Masse, die in Form stärkerer oder dünnerer Blätter (0,08 bis 0,3 mm Dicke) von verschiedener Farbe und Größe zum Beschreiben, Bedrucken, Bemalen, Verpacken, sowie zur Herstellung mancher Fabrikate verwendet wird; dickere Platten dieser Art werden **Pappe** genannt. Die Erfindung des eigentlichen P., deren Ursprung bis in das 2. Jahrh. v. Chr. zurückreicht, wird den Chinesen zugeschrieben, welche hierzu den Bast verschiedener Bäume verarbeiteten; noch heute wird das P. in China in ziemlich primitiver Weise aus den verschiedensten derartigen Stoffen hergestellt.

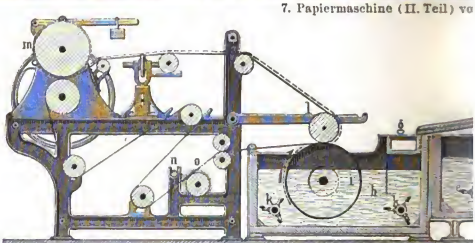


6. Papiermaschine (I. Teil) vo



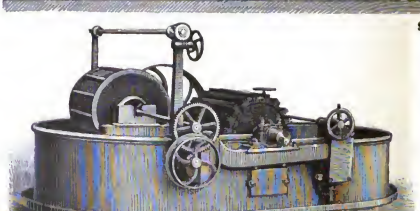
7. Papiermaschine (II. Teil) vo

2. Hadernstäuber von Theodor Bell in Kriens, Schweiz.

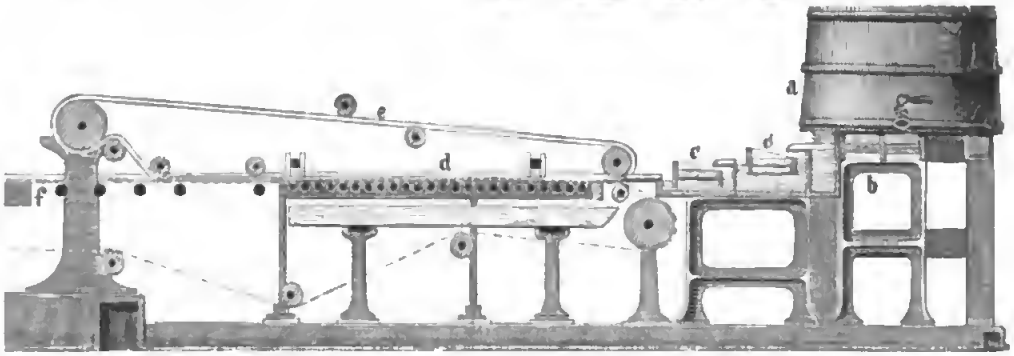


9. Pappe

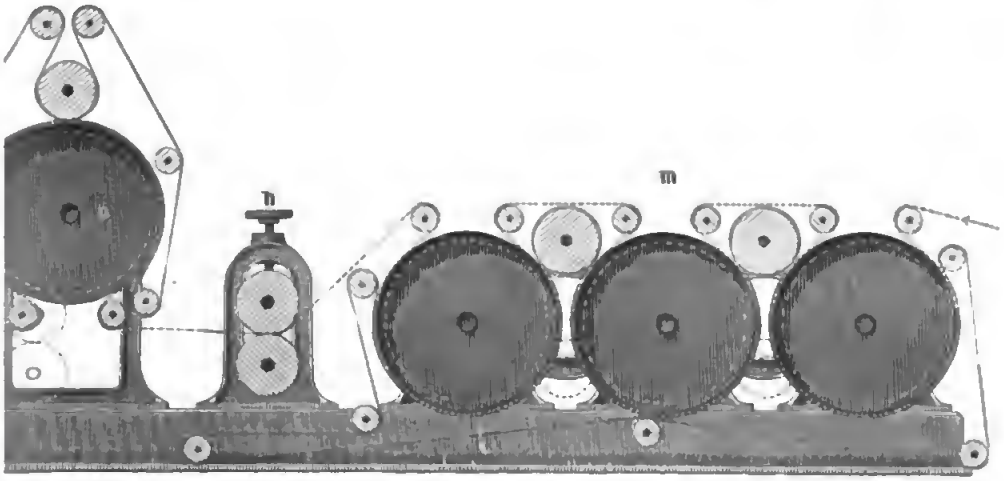
8. Kalander von Wilh. Ferd. Heim in Offenbach.



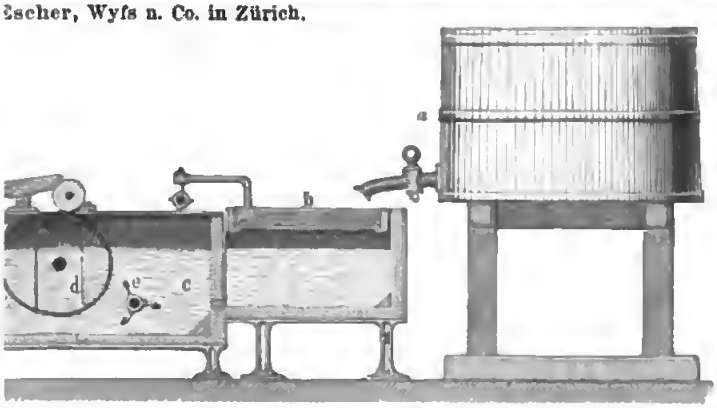
3. Holländer mit Waschtrommel von J. M. Voith in Heidenheim.



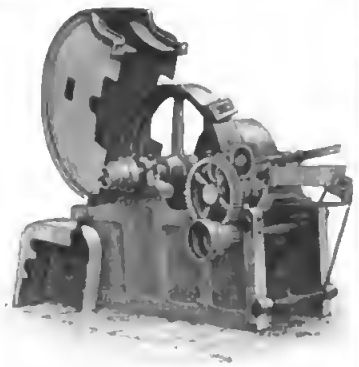
Escher, Wyfs u. Co. in Zürich.



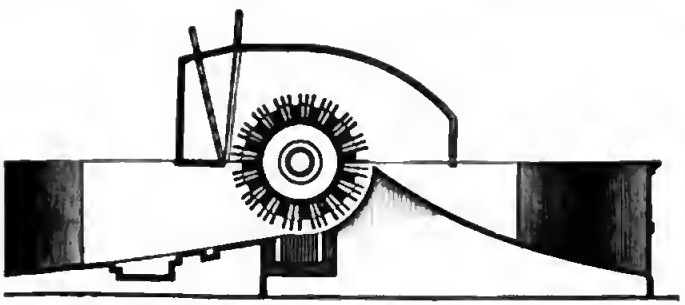
Escher, Wyfs u. Co. in Zürich.



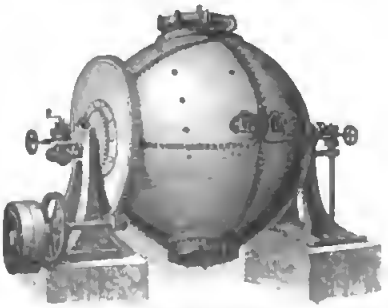
aschine.



1. Hadernschneider von J. M. Voith in Heidenheim.



4. Holländer (im Schnitt) von Wagner in Köthen.



5. Rotierender Kocher.

Zu Artikel: Papier.

Im 7. und 8. Jahrh. erkannten die Japaner und andere Nachbarvölker die Papierbereitung. Von den Tataren gelangte diese Kenntnis zu den Arabern, welche in Syrien, Palästina, Nordafrika, Sicilien und Spanien sog. Papierhäuser anlegten. Die maurischen Papiermacher waren fast ausschließlich Gelehrte, die zunächst für ihren eigenen Bedarf arbeiteten. Erst durch die Kreuzzüge wurde die bis dahin sorgfältig geheimgehaltene Kunst des Papiermachens im Abendlande verbreitet. In Deutschland finden sich die Anfänge des neuen Gewerbszweigs um 1190, in Frankreich um 1250, in Italien um 1275.

Bis zum Ende des 13. Jahrh. bediente man sich der einfachsten Geräte. Als Rohmaterial wurde allgemein Baumwolle verwendet; als jedoch infolge der Vertreibung der Mauren, welche den gesamten Baumwollhandel beherrschten, an die Stelle dieser Faser mehr und mehr Leinen und Hanf traten, erwies sich die Zerkleinerung in Mörsern als unzureichend und so sah man sich genötigt, maschinelle Vorrichtungen (Stampfen) zu Hilfe zu nehmen. Die erste Papiermühle war die der Holbayn (Hollbein) in Ravensburg (1290). In der Folge entstand eine große Anzahl derselben; so in Kaufbeuren (1312), in Au bei München (1347), in Leesdorf in Österreich (1356), in Nürnberg (1390), in Liegnitz (1420), in Basel (1430), in Augsburg (1468), in Kulmbach und Kempten (1477) und später in der Nähe der Universitäten Prag, Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt, Leipzig, Ingolstadt, Rostock, Wittenberg u. a. In Italien entstand 1320 in Fabriano, in Spanien 1340 in Valencia, in England 1460 bei Dartfort, in Frankreich 1560 in Troyes die erste Papiermühle. In Deutschland nahm die Papierfabrikation einen mächtigen Aufschwung durch die Erfindung der Buchdruckerkunst und, infolge der erhöhten geistigen Thätigkeit, durch die Reformation. In Belgien und Holland wurde dieselbe 1686 durch franz. Emigranten, in den meisten andern europ. Staaten erst zu Anfang des 18. Jahrh. eingeführt. Um die Mitte des 18. Jahrh. fand an Stelle der Stampfen das holländ. Geschirr, der Holländer, ursprünglich eine deutsche Erfindung, von Holland aus in Deutschland Eingang.

Gegen das Ende des 18. Jahrh. war man bemüht, dem sich steigernden Bedarf an großen Formaten entsprechend, Maschinen zur Herstellung fortlaufenden (endlosen) Papiers zu konstruieren. Die Erfindung der Cylindermaschine, d. h. derjenigen Maschine, deren wirkender Teil in einem mit Metallgewebe überzogenen Cylinder besteht, wurde von Leistenschneider in Poncey, die der Maschine mit horizontal laufendem endlosen Siebtuch von Roberts in Essonnes gemacht. Die erstere, welche besonders durch Dickenson, Bramah und Denison verbessert wurde, findet jetzt hauptsächlich zur Pappenfabrikation Anwendung. Die Robertssche Papiermaschine erhielt ihre wesentlichsten Vervollkommnungen durch Léger-Didot (1819), Fourdrinier (1830), Donkin (1835) und ist, mannigfach modifiziert, noch jetzt für die eigentliche Papierfabrikation in Gebrauch. Die wichtigsten Neuerungen der neuesten Zeit sind die Erfindung des geschliffenen Holzstoffs von Keller-Voelter 1847, die chemisch gewonnene Natroncellulose (Lignin), Methode von Houghton 1857, die Sulfitcellulose von Tilghman 1869 und Mitscherlich 1873, das Esparto oder Halfa, Methode von Routledge, die Strohmethode von Bouverot. Während die ältern Papiermaschinen täglich, d. h. in 12 Stunden acht Ries von zusammen 50 kg herstellten, liefern die heutigen in 24 Stunden 50 Metercentner (1 Metercentner = 100 kg) oder 1000 Ries derselben Papiersorte. Gegenwärtig sind in Europa 3040 Papiermaschinen mit einer Jahresproduktion von 16 Mill. Metercentner und einem Werte von etwa 1000 Mill. Mark in Gebrauch, wovon ein Dritteil auf Deutschland kommt. Von den 16 Mill. Metercentner P. sind 8 Mill. Druckpapiere, 3 Mill. Schreib- und Briefpapiere, 3200000 Tapeten- und Packpapiere, 1800000 Pappen aller Art. Verbraucht werden von den Buchdruckereien 50 bis 55 Proz., von den Behörden und Kanzleien 10 bis 12, vom Unterrichtswesen 12 bis 14, vom Handel 10 bis 12, von der Industrie 6 bis 8, vom Brief- und Privatverkehr 4 bis 6 Proz. Der jährliche Verbrauch pro Kopf beträgt in Griechenland, der Türkei und den Donauländern ¼ kg, in Rußland und Spanien ½, in Österreich, Skandinavien und Portugal 1¼, in Dänemark und Italien 2, in den Niederlanden 3, in Belgien und Frankreich 3½, in Deutschland und der Schweiz 4, in Großbritannien 5½, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 5 kg.

Das Wesentliche des Fabrikationsprozesses besteht darin, daß man den mechanisch und chemisch gereinigten und in sehr feine Fäserchen zerteilten Stoff in Wasser suspendiert, ihn in gleichmäßig dünnen Schichten ausbreitet, das Wasser ablaufen läßt und den Rest desselben durch Auspressen und Trocknen entfernt. Das beste Material liefern die Lumpen oder Hadern von gebrauchten Baumwoll- und Leinenstoffen. Da diese jedoch bei dem enormen Papierverbrauch nicht in genügender Menge zu beschaffen sind, hat man zu den verschiedenartigsten Surrogaten gegriffen. Die hauptsächlichsten derselben sind Holz (s. Cellulose und Holzstoff) und Stroh von Getreide und Hülsenfrüchten, außerdem rohrartige Pflanzen, Heu, Binsen, Brennnesseln, Disteln, Ginster, Seidelbast, Rinde von Akazien, Linden und Ulmen, Hanfstengel, Mohnstengel, Baumblätter, Queden, Farnkraut, Papyrus-, Bambus-, Maulbeerbaumbast, rohe Baumwolle, Zuckerrohr, Palmen, Aloë, Halfa, Pisang, Gunny oder Jute, Yucca, Wolle, Seide, Leder, Amiant und Torf. Die Verarbeitung der Lumpen geschieht durch Zerschneiden, Dreschen, Kochen, Laugen und Mahlen. Vor dem Zerschneiden werden dieselben nach Stoff, Stärke und Farbe sortiert (in 10 bis 30 Sorten), wobei Nähte aufgetrennt oder aufgeschnitten, Knöpfe, Haken und Ösen entfernt werden; dies geschieht durch Handarbeit. Das Schneiden erfolgt entweder von Hand oder mit Maschinen. In ersterm Fall dienen hierzu auf einer Tischplatte senkrecht befestigte sensenförmige Messer; im zweiten Fall kommen Hadern- oder Lumpenschneider (s. Taf.: Papierfabrikation, Fig. 1, nach Ausführung von J. M. Voith in Heidenheim) zur Anwendung, bei welchen die Lumpen in einer Rinne vorgeschoben und von Messern, die am Umfang einer Scheibe befestigt sind, zerschnitten werden. Hierauf gelangen die Lumpen in den Lumpendreicher oder Hadernstäuber, auch Lumpenwolf genannt (Fig. 2, von Theodor Bell u. Comp. in Kriens bei Luzern), in welchem sie zwischen zwei mit Stiften besetzten Cylindern kräftig geschlendert werden, sodaß Staub

und Unreinigkeiten entfernt werden; der folgende Reinigungsprozeß geschieht durch Handarbeit oder in besondern Waschmaschinen.

In neuerer Zeit geschieht das Waschen in Holländern (Fig. 3). Nach dem Waschen werden die Lumpen gekocht, wodurch einesteils der durch mechanische Mittel nicht zu entfernende Schmutz beseitigt, anderenteils der Farbstoff der gefärbten Lumpen zerstört wird; die groben und zähen Lumpen werden dadurch mürbe und zur Verarbeitung zu Halbzeug besser geeignet. Feine und weiße Lumpen werden oft nur durch Waschen im Halbzeugholländer gereinigt. In manchen Fabriken wendete man früher als Halbzeugvorbereitung das Fäulen oder die Fermentation an; jetzt ersetzt man diese durch zwei Mittel: durch mechanisches Verarbeiten zu kleinerm Zeug und durch Laugen, welche die «Gluten» zerstören, ohne die Fasern anzugreifen. Gluten sind die in den Pflanzen enthaltenen Säfte, Harze, Gummi, Zucker, Öl, Gerbstoff und Säuren, welche von den Faserstoffen umschlossen sind oder auch einen Überzug derselben bilden. Zum Verarbeiten zu kleinem Zeug dienen die Holländer (Fig. 3 u. 4, nach J. M. Voith in Heidenheim und Wagner u. Comp. in Köthen); das Laugen geschieht mit Kalk, Soda oder Pottasche in besonders hierfür eingerichteten Apparaten, entweder in feststehenden, in welchen Dampf zwischen dem festen und dem gelochten Doppelboden eingeführt wird, oder in rotierenden Apparaten.

Der am meisten angewendete Apparat ist der nach dem Erfinder benannte Donkin-Kocher (Fig. 5); derselbe hat Kugelform und ist durch zwei etwa 10 cm voneinander entfernte Scheidewände geteilt. Diese Wände sind mit vielen Löchern versehen und enthalten die Mündung der hohlen Achse, um welche sich der Kessel dreht und deren einer Teil den Dampf in den Apparat bringt, während der andere das unreine Wasser, welches von dem Waschen nach dem Laugen herrührt, frei abfließen läßt. Der Kessel wird durch die auf beiden Seiten der Kugel angebrachten Öffnungen gefüllt, die während des Siedens durch Deckel verschlossen werden. Dieser Apparat wird so groß gebaut, daß er mindestens 1000 kg Lumpen aufnimmt. Außer der bequemern Entfernung der Unreinigkeiten ist durch denselben der für kleinere Fabriken wichtige Vorteil erreicht, daß zwei Hadersorten gleichzeitig gelaugt werden können. Durch das Laugen erzielt man eine vollständige Befreiung der Fasern von Schmutz, Fett und Farbstoffen. Genügt einmaliges Laugen nicht, um die Färbung der Lumpen zu beseitigen, so laugt man zweimal, erst mit Kalk, dann mit Soda. Hierdurch wird das Bleichen mit Chlor überflüssig und die Zubereitung von gröbern Lumpen, Werg u. s. w. erleichtert. Die am meisten benutzten Surrogate sind, wie oben bemerkt, der Holzstoff (s. d. und Cellulose) und der Strohstoff. Das Stroh wird auf Häckselmaschinen in Stücke von 4—6 mm geschnitten, die in einer Reinigungsmaschine von den Knoten und groben Unreinigkeiten befreit werden; hierauf wird dasselbe zwischen Mühlsteinen gemahlen. Das Laugen geschieht auf kaltem oder warmem Wege. Im erstern Falle wird das Stroh in Gruben gelegt und bis zur genügenden Erweichung darin gelassen; im letztern kommt einer der bereits beschriebenen Apparate zur Anwendung; alsdann wird das Stroh gewaschen.

Von den verschiedenen Arten des Getreidestrohes wird in Deutschland das Roggenstroh am meisten für die Papierfabrikation verwendet. Bei dem Stroh von Hülsenfrüchten sind die Knoten nicht härter als die Röhrchen, es kann daher das Sortieren und Reinigen unterbleiben. Von diesen Stroharten eignet sich besonders das Erbsenstroh seines übrigen Stoffs wegen, der zur Unterstützung des dem P. zuzusetzenden Leimes dient. Das zerschnittene Stroh wird gekocht, gepreßt und gelaugt.

Die nach dem Kochprozeß tief dunkelbraune Lauge wird zur Wiedergewinnung der noch in ihr enthaltenen beträchtlichen Menge Natron in besondere Bassins abgelassen und bis zu einer gewissen Konsistenz eingedampft, worauf man die Rückstände ausglüht, während das Stroh nach dem Waschholländer gebracht wird, um jede Spur von Natron, sowie die die Faser einhüllenden, nun aufgelösten Bestandteile sorgfältig zu entfernen. Nach dem Auswaschen gelangt das Stroh in einen Bottich, aus welchem es durch Ventil- oder Schieberöffnung nach dem Feinmahler, Raffineur (s. Holzstoff) abgelassen wird, von wo es nach dem Bleichholländer gelangt. Das Bleichen geschieht durch Chlorkalk, der in gemauerten Bassins mit Wasser angesetzt wird. Nach der Bleiche wird der Strohstoff in Absickerkästen gebracht, aus diesen auf Maschinen, die ihn bis zu 36 bis 40 Proz. Wassergehalt auspressen, oder durch Centrifugen behandelt. Zur Darstellung des Halbzeugs, aus welchem durch nochmaliges Mahlen und durch Mischen der verschiedenen für eine Papiersorte bestimmten Stoffe das Ganzzeug hergestellt wird, bedient man sich entweder des deutschen oder des holländischen Geschirrs. Ersteres besteht aus einem Stampfwerk von vier oder fünf Stampfen oder Hämmern, die durch Nebendaumen gehoben werden und bei ihrem Niederfallen die Lumpen zerkleinern. Diese Bearbeitung liefert ein gleichförmiges, verhältnismäßig starkes Papier; sie wird jetzt nur noch für bestimmte Papiersorten angewendet. Das holländische Geschirr bewirkt die Zerteilung der Lumpen schneller, erfordert aber größere bewegende Kraft und läßt leicht gröbere Teile im Zeug, die durch eine besondere Vorrichtung, den Knotenfänger, entfernt werden müssen.

Der Holländer (Fig. 3 u. 4) wird jetzt fast durchgängig in ovaler Form aus Gußeisen hergestellt. In zwei Docken der langen Seiten ist in senkrechten Einschnitten je eine Art Balken (Hebelade) angebracht, welche die metallenen Lager für die Zapfen einer eisernen Achse tragen, die durch Getriebe in Rotation versetzt wird. Auf der Achse befindet sich eine aus Eichenholz gefertigte Walze, die durch eiserne Bänder verstärkt ist; dieselbe ist mit 16 bis 24 längslaufenden Schienen versehen, deren jede drei Messer trägt. Zum Höher- oder Tieferstellen der Walze sind die Hebeladen durch Schrauben stellbar. Der Innenraum des Holländers ist durch eine Scheidewand derart geschieden, daß die Teile an den schmalen Seiten des Kastens miteinander in Verbindung stehen. Der hölzerne Boden ist so geformt, daß die durch die Walze in Bewegung gesetzte Masse, bevor sie unter diese gelangt, sanft ansteigen, sodann eine dem Walzenumfang konzentrische Wölbung des Bodens passieren muß, um jenseit derselben wieder hinabzugleiten. Wo die gerade Ansteigung des Bodens in den Kreisbogen übergeht, befindet sich, in eine Vertiefung

des Kropfes eingelassen, die Platte oder das Grundwerk, eine Vereinigung von 12 bis 20 auf der Kante stehenden, oben geschärften Messern; die Walze ist, um das Verspritzen des Zeugs zu verhindern, mit einem kastenförmigen Dach, dem Verschlag oder der Haube, bedeckt. Beim Beginn der Arbeit ist die Walze hochgestellt, sodaß die Lumpen nicht gemahlen, sondern nur gewaschen werden; später stellt man so tief ein, daß die Messer der Walze diejenigen des Grundwerks fast berühren. Wird der Holländer als Waschmaschine verwendet (Fig. 3), so erhält er außer der Messertrommel noch eine Waschtrommel, welche mit geraden oder gebogenen Flügeln oder Schlagleisten versehen ist. Während des Prozesses im Holländer wird dem Halbzeug, um es zu bleichen, Chlor zugeleitet; nachher wird die Feuchtigkeit durch hydraulische Pressen, Walzen oder Centrifugen aus dem Zeug entfernt. Das gebleichte Zeug behält Chlor zurück, das durch langes und wiederholtes Waschen oder durch Behandlung mit unterschwefligsaurem Natron, Antichlor, entfernt wird.

Zur Umarbeitung des Halbzeugs zu Ganz- oder Feinzeug wendet man jetzt ausschließlich den Ganzzeug-, Feinzeug- oder Ganzholländer an, welcher ähnlich dem Halbzeugholländer gebaut ist, eine größere Anzahl Walzen- und Grundmesser enthält und dessen Walze mit größerer Geschwindigkeit rotiert; die Walze wird hier sehr nahe an die Platte gestellt. Die Ganzzeugholländer versieht man zum Zweck des nochmaligen Auswaschens mit Waschtrommeln und einem Sandfang. Gut bereitetes Ganzzeug muß verdünnt einen gleichförmig milchartigen Brei ohne Klümpchen und Flocken geben. Um dem P. eine gleichmäßige Farbe zu erteilen, setzt man dem Ganzzeug im Holländer Schlämmkreide und Gips, ferner reinen Thon, China clay, bleaching-clay (den Pfeifenthon der Engländer), auch Kaolinerden zu; außerdem wird dasselbe auch etwas geblaut. In seinem natürlichen Zustand ist das P. weich, für Feuchtigkeit durchlässig. Es wird deshalb geleimt, d. h. seine Oberfläche mit einer Substanz bedeckt, die es undurchdringlich macht, und zwar mit tierischem Leim in einer Gallertlösung, oder Pflanzenleim, oder einer Vereinigung beider. Das Maschinenpapier oder P. ohne Ende wird auf besondern Apparaten nach dem Trocknen mit tierischem Leim getränkt. Die zum Pflanzenleim erforderlichen Substanzen sind Harz oder Wachs, Soda, Stärkemehl und Alaun.

Nach der Art der Herstellung unterscheidet man Hand- oder Büttenpapier und Maschinenpapier. Die zur Fabrikation des Büttenpapiers erforderlichen Gerätschaften sind die Schöpfbütte mit ihren Apparaten, die Formen und die Filze. Das Zeug wird in die Bütte eingebracht, Wasser zugesetzt, das erforderliche Quantum von Leim und Farbe beigemengt und das Ganze durch ein Rührwerk in Bewegung erhalten. In halber Höhe ist in einem kreisrunden Loche ein kupfernes Gefäß, die Blase, eingesetzt, in welchem Feuer unterhalten wird, um die Temperatur des Zeugs möglichst hoch zu halten; infolge dessen setzt sich die Masse nicht zu Boden und fließt das Wasser leichter von der Form ab. Der Ort, wo der Schöpfer oder Büttgeselle steht, heißt der Büttenstuhl oder Tritt; quer über der Bütte liegt ein Brett, der große Steg, auf welchen die Papierform gestellt wird und der mit einer Anzahl Löcher versehen ist, damit das von der Form ablaufende Wasser in die Bütte zurückfließen kann. Neben der Bütte, links vom Schöpfer, ist ein niedriger Tisch zur Ablegen der frischen und nassen Papierbogen (Gautschen oder Kautschen) aufgestellt. Als eine wesentliche Verbesserung in dieser Fabrikation ist die Knotenmaschine zu bezeichnen, durch welche alle zu groben Teile des Papierzeugs von der Bütte zurückgehalten werden. Zum Schöpfen der Papierbogen dient ein siebartiges Gestecht oder Gewebe von Draht, die Form, welches die Fäserchen des aufgebrachten dünnflüssigen Ganzzeugs zurückhält, das Wasser zum größten Teil durchfließen läßt.

Die Hauptteile der Form sind der Rahmen, ein mit einem Sieb überzogenes Gestell und der offene Deckel, der über den Rand des erstern genau anschließend aufgelegt wird; beide, Rahmen und Deckel, sind aus Eichen-, Birnbaum- oder Mahagoniholz zusammengesetzt. Nach der Art des Siebes unterscheidet man Postformen, deren Rahmen mit längsliegenden Drähten, die in gewissen Abständen durch Bindedraht aneinander befestigt sind, Steggeflecht, überzogen ist, und Velinformen, bei denen das Sieb aus gewöhnlichem Drahtgewebe besteht. Die Wasserzeichen, welche sich im P. beim Hindurchsehen durch helle Linien bemerkbar machen, werden dadurch erzeugt, daß man die aus feinem Messing- oder Kupferdraht hergestellten Contouren auf dem Drahtgitter der Form mit feinem Messingdraht anheftet. Indem das in die Form geschöpfte Zeug sich, wenn das Wasser abläuft, mehr oder weniger in alle Vertiefungen der Form senkt, bewirkt es an den betreffenden Stellen eine größere Dicke, wogegen auf allen höher liegenden Stellen des Bogens das P. dünner wird. Die frischen, noch sehr nassen und weichen Papierbogen werden durch mäßigen Druck auf einer rauhen und weichen Unterlage, dem Filz (s. d.), an welcher sie fester haften als an dem Drahtgeflecht der Form, abgelegt. Von Zeit zu Zeit müssen diese Unterlagen mit Seifenwasser oder schwacher Sodalauge ausgewaschen, in reinem Wasser nachgespült und noch feucht wieder in Gebrauch genommen werden, weil sie durch Trocknen hart und steif werden. Die Bogen werden vom Gautscher oder Kautscher abgelegt. Das abgelegte P. wird mit einem Filz bedeckt; auf denselben kommt ein zweiter Bogen, auf diesen Filz, darauf P. u. s. f. bis zu 150 bis 200 Lagen. Das Ganze wird ein Pauscht genannt. Höchst wichtig für Glätte, Dichtigkeit und Festigkeit ist das Pressen des P. Würde dasselbe nur getrocknet, so würden zahllose grobe Poren offen bleiben, die dem Fabrikat eine schwammige Beschaffenheit verleihen, der zufolge es unansehnlich, leicht zerreißbar und, wie das Fließpapier, im höchsten Grade hygroskopisch wäre.

Die Pauschte werden in eine Presse gebracht. Nach dem Pressen werden die Filze entfernt, die Bogen zusammengelegt und als «weiße Pauschte» wiederholt gepreßt, worauf man sie zum vollkommenen Trocknen aufhängt. Nach dem Trocknen wird das P. nochmals gepreßt, um den Bogen die Unebenheit, sowie die mehr oder weniger gekrümmte oder geworfene Gestalt (eine Folge des Trocknens) zu nehmen. Die Bogen werden in Stößen bis zu 30 Stück 24 Stunden in den Pressen belassen und hierauf dem Satinieren unterzogen. Dies geschah früher durch Schlagen oder Stampfen; jetzt geschieht es durch Pressen zwischen sehr glatten und

harten Pappen (Preßspänen), wobei man Bogen und Pappe abwechseln läßt, oder durch Walzen, wobei die Bogen zwischen Zinkplatten liegend in den Apparat eingebracht werden. Hierauf wird das P. fortiert und gezählt.

Die Fabrikation des Maschinenpapiers, bei welcher die Manipulationen des Schöpfens der Masse, des Fortbewegens und Übertragens von einem Teil auf den nächsten durch die Arbeit von Mechanismen ersetzt sind, unterscheidet sich im übrigen nicht von der des Büttenpapiers, vor welcher sie den Vorzug der Wohlfeilheit und Zeitersparnis hat. Nach der Art der Aufspannung der Siebform unterscheidet man gegenwärtig Cylindermaschinen und Schüttelmaschinen. Bei erstern, welche zur Herstellung von Pappe, Packpapier, Tapetenpapier und starkem Schreibpapier angewendet werden, ist das endlose Sieb auf einen Cylinder gespannt; bei letztern, die das feinste P. liefern, durch eine Anzahl Walzen horizontal geführt. Fig. 6 und 7 geben die Darstellung einer Schüttelmaschine oder Langsiebpapiermaschine der Firma Escher, Wyß u. Comp. in Zürich. Die Zeugbütten n, welche das zur Verarbeitung auf der Maschine fertige Ganzzeug enthalten, sind hölzerne, gemauerte oder eiserne Bottiche; dieselben müssen so geräumig sein, daß sie den Inhalt mehrerer Holländer fassen können. In den Bütten sind Rührwerke angebracht, oberhalb deren ein Röhrchen einen dünnen Wasserstrahl gegen die Innenwand wirft, damit das Zeug nicht hängen bleiben und antrocknen kann. Für den Abfluß nach der Papiermaschine befinden sich dicht über dem Boden der Bütten Abzugsröhren. Bevor das Zeug auf die Maschine gelangt, passiert es den Regulator, aus welchem es in gleichförmigen Mengen, der Stärke und dem Gewicht des anzufertigenden P. entsprechend, der Maschine zugeteilt wird. Hiernach passiert das Zeug den Sandfang b, einen Holzkasten, in welchem auf Tafeln verschiedener Größe in der Querrichtung Holzleisten von 5 cm Höhe und 3 cm Dicke befestigt sind, an welche das Zeug, indem es über die Tafeln läuft, anstößt, wodurch sich in die Zwischenräume der Holzstäbe alle im Zeug befindlichen schweren Körper, wie Sand, Metallstückchen u. s. w., ablagern. Der Knotenfänger c besteht aus zwei hintereinander liegenden Kästen mit geschlitzten Platten, die von unterhalb derselben liegenden Wellen durch Daumenrädchen eine stoßweise Bewegung erhalten. Das gute Zeug passiert die Schlitze und gelangt nach dem Maschinensieb, während ein kleinerer Teil, Schmutz und Knoten mit sich führend, nach einem besondern Behälter, in welchen das Abgangswasser vom Maschinensieb zutritt, abfließt. Den Übergang aus dem Knotenfänger auf das Maschinensieb vermittelt das Ausfluß- oder Siebleder, an dessen Stelle man auch eine dünne Gummiplatte benutzt. Das endlose Maschinensieb, aus einem mehr oder weniger feinen Messingdrahtgewebe bestehend, hat kreisende Bewegung; es ist über verschiedene Walzen gespannt und bildet auf der obern Seite eine horizontale tischartige Fläche. Die Brustwalze, am Anfang der Siebfläche, wo das Zeug auffließt, wird durch einen hölzernen, mit Filz überspannten Schaber fortwährend gesäubert. Die Spannwalzen, mittels welcher das Sieb gespannt werden kann, liegen unten in Lagern ruhend, welche durch Schrauben verstellbar sind; die Sieb- oder Tragwälzchen (30 Stück) haben den Zweck, dem Sieb eine vollkommen ebene Lage zu geben. Das Papierformat e besteht aus zwei Gummistreifen ohne Ende, von denen auf jeder Seite der Maschine je einer verschiebbar angeordnet ist, um die Breite des P. zu bestimmen. Die Saugkasten ff saugen durch Luftpumpen, mit denen sie in Verbindung stehen, das in dem Zeug befindliche Wasser durch das Sieb ein und führen es ab. Die Feuchtpresse g besteht aus zwei messingenen Walzen, zwischen denen dem noch losen Stoff so viel Festigkeit erteilt wird, daß er die weitern Operationen bestehen kann; h ist die Vorrichtung zur Anfertigung der Fabrikzeichen, welche, wie die Wasserzeichen des Handpapiers auf der Form, hier auf der mit Metallgewebe überzogenen sog. Dandywalze befestigt werden; i und k sind Trockenpressen, deren untere Walzen fest gelagert sind, während die obern durch Handräder und Schrauben gegen erstere gepreßt werden. Zwischen den beiden Pressen ist ein Filzspannapparat eingeschaltet; derselbe besteht aus zwei in gleicher Höhe gelagerten Walzen, deren Lager in seitlichen Gestellen geführt und durch Handgetriebe und Schraubenspindeln vertikal aufwärts verschoben werden können. Die drei ersten Trockencylinder m sind nur für feine (dünne) P., wie Postpapiere, genügend; für dickere Sorten kann zwischen dieselben eine beliebige Anzahl weiterer Trockencylinder eingeschaltet werden. Zwischen den Trockencylindern sind zwei Filztrockencylinder angebracht. Die erste Satinierpresse n besteht aus zwei Hartgußwalzen und arbeitet, wie die Pressen i und k, mit Schraubendruck, der durch Kautschukbuffer übertragen wird. Die Lager sind mit Keilzuspannung versehen, um den durch Abnutzung entstehenden Spielraum auszugleichen. Vor der Walzenfuge ist eine Einführwalze mit Hebel angebracht, um das Einbringen des P. bequem und ohne Gefahr bewerkstelligen zu können. Es folgt ein vierter Trockencylinder o, über welchem ein Filztrockencylinder angebracht ist. Der Feuchtapparat q hat den Zweck, das P. für die weitere Behandlung durch Satinierpresse und Kalander geeignet zu machen. Das P. gelangt alsdann auf den Längsschneideapparat, in welchem es über eine Leitwalze von oben nach unten zwischen zwei nebeneinander liegenden Messerwalzen hindurchgeht und dabei an den Rändern beschnitten, auch der Länge nach in eine beliebige Anzahl Streifen zerteilt wird, und von hier zum Haspelapparat.

Für die Zerteilung des Papiers in der Längs- und Querrichtung sind verschiedene Spezialmaschinen konstruiert worden. Die gewöhnlichen Satiniermaschinen bestehen aus zwei in einem festen Gestell übereinander lagernden Walzen, von welchen die obere mittels einer Schraube mit mehr oder weniger starkem Druck gegen die untere gepreßt werden kann. Die Papierblätter werden zwischen zwei Zinkplatten gelegt und dann durch die Walzen geleitet. Auch beim Satinieren noch kann das P. mit Wasserzeichen versehen werden, indem man auf festem, starkem P. oder feinem Messingblech die Buchstaben aus Zwirn, feinem Draht oder Blech befestigt, diese Vorrichtung unter die Bogen bringt und das Ganze zwischen Zinkplatten durch die Satinierwalzen gehen läßt. Die Kalander (Fig. 8, von W. F. Heim in Offenbach) sind, obwohl bei der Appretur der Gewebe (s. Appretur) schon länger gebräuchlich, doch erst

seit etwa 1850 in der Papierfabrikation eingeführt, nachdem Versuche gezeigt hatten, daß das P. auf diese Weise in einzelnen Bogen, statt paketweise zwischen Zinkplatten geglättet werden kann. Die Konstruktion der Kalander, die eine Vereinigung von Papierwalzen mit polierten Hartgußwalzen zeigen, variiert in der Anordnung, sowie in der Größe und Anzahl der Walzen; man findet Kalander von 2 bis 12 Walzen, teils mit, teils ohne Heizung und zwischenliegend 1 bis 6 Papierwalzen. Die Papierwalzen bezwecken, dem P. eine elastische Unterlage zu bieten und die Politur der Hartgußwalzen zu schonen. Fig. 7 zeigt einen Kalander, bei welchem die Überführung der Bogen von einem Walzenpaar zum nächsten durch Bogenführer automatisch geschieht. Teils aus eigentümlichen Materialien oder nach besondern Verfahren, teils und hauptsächlich mittels nachträglicher Zubereitung werden zahlreiche Papiergattungen für spezielle Zwecke hergestellt.

Buntpapiere werden entweder durch Zusatz in der Bütte gefärbt (Naturfarbe), oder es wird durch Bürstenapparate die gewünschte Farbe auf das farblose P. aufgetragen. Wasserdichte Geschirre aus P. werden in der Bütte stark geleimt mit einem Cementlack versehen. Kalanderwalzen, Eisenbahnwagenräder u. s. w. werden aus Pappenlagen zusammengefügt, durch Leim verbunden und unter hohem Druck zusammengepreßt.

Ein Produkt der Papierfabrikation ist auch die Pappe. Man nennt so aus Papiermasse bestehende Blätter von beträchtlicher Stärke (0,5 bis 10 mm), welche entweder durch unmittelbares Schöpfen dicker Bogen (geformte Pappe), oder durch Aufeinanderlegen mehrerer frisch geschöpfter Bogen und Vereinigung durch Pressen (gegautschte Pappe), oder durch Aufeinanderkleben mehrerer Bogen mit Kleister oder Leim (geleimte Pappe) erzeugt werden. Die erstere Methode gibt niemals eine schöne Pappe, weil die Entwässerung durch Abtropfen mangelhaft ist, welchem Übelstand durch Pressen nicht abgeholfen wird. Die Formen hierfür sind grob gerippt. Das Ganzzeug wird dicker gehalten als bei der Anfertigung von P.; ein Zusatz von Kreide oder Pfeifenthon (bis ein Viertel des Gewichts der Pappe) ist nicht nachteilig. Die gegautschte Pappe ist feiner; dieselbe wird mittels fein gerippter Formen oder Velinformen geschöpft. Die geleimte Pappe dient zu den feinsten Pappar beiten, zu Kreidezeichnungen und Wassermalereien; die Spielkarten sind dünne geleimte Pappe. Eine Pappenmaschine ist in Fig. 9 der Tafel dargestellt. Aus der Bütte a gelangt der Stoff auf den Knotenfänger b. Dieser besteht aus einem großen Kasten, in welchem ein kleinerer durch Daumenscheiben beständig in rüttelnde Bewegung versetzt wird. Der Boden des kleinen Kastens ist durch ein Metallsieb gebildet, welches alle gröbern Fasern und Holzstücke zurückhält, während die feinere Masse hindurchfließt und durch eine Öffnung über dem Boden des großen Kastens in den Raum c übergeht. In diesem sind zwei Wellen e mit hölzernen Flügeln angebracht, durch deren Umdrehung der Stoff beständig gerührt und so ein Absetzen verhindert wird. Ist die Masse im Kasten hoch genug gestiegen, so dringt sie durch das Drahtgeflecht des Cylinders d und gelangt durch eine an der Stirnfläche desselben angebrachte, mit Leder abgedichtete Öffnung in einen Kanal, der sie nach dem Raum h führt. Die groben Teile bleiben am Sieb des Cylinders d haften, werden durch die über demselben liegende Walze abgestreift und durch die Rinne f an den Behälter g abgegeben, von wo sie sodann entfernt werden. Im Kasten h sind gleichfalls zwei Rührwerke angeordnet; der in diesem rotierende Cylinder i läßt nicht die Masse, sondern nur das in ihr enthaltene Wasser passieren, das durch eine seitliche Öffnung abfließt. Die Masse legt sich von außen an den Cylinder fest, von welchem sie durch einen endlosen Filz bei l abgenommen und über Spannwalzen durch das Preßwerk m und wieder bei l vorbeigeführt wird. Die obere, durch Hebel und Gewicht beschwerte Walze m übt die Pressung aus und ist derart eingerichtet, daß nach mehrmaligem Umgang des Stoffs, je nach der gewünschten Pappenstärke, die Bogen in gepreßtem Zustand heruntergeschnitten werden können.

Früher teilte man das P. im Papierhandel nach Buch (Schreibpapier zu 24 Bogen, Druckpapier zu 25 Bogen); 20 Buch machten ein Ries, 10 Ries einen Ballen (vgl. Ballen, Buch, Ries). Seit 1. Jan. 1877 zählt man in Deutschland das Neuries (Schreib- wie Druckpapier) zu 1000 Bogen, das Buch zu 100 Bogen, das Heft zu 10 Bogen; das Schreibpapier kommt meist in Lagen von 5 Bogen in den Handel.

Papierblumen, s. unter Blumen (künstliche); vgl. auch Immortellen.

Papierboot (zoolog.), s. Argonaute.

Papiercigarren, s. unter Tabak.

Papierfabrikation, s. unter Papier.

Papiergeld (frz. papier-monnaie) ist ein Ersatzmittel des Metallgeldes, das seinen Wert nicht, wie das letztere, in seiner Substanz trägt, sondern nur auf Grund seiner Eigenschaft als Kreditdokument besitzt, und zwar zunächst auf Grund des Vertrauens des Empfängers, daß er dasselbe in gleichem Wert wieder zu andern Zahlungen werde verwenden können. Man bezeichnet diese besondere Art des Kredits als Zahlungskredit, im Gegensatz zu dem Einlösungskredit, der darauf beruht, daß ein Kreditpapier jeder Zeit zu seinem Nennwert bar eingelöst werden kann. Dieses letztere gilt für die Banknoten (s. d.), die ebendeswegen nicht als eigentliches P. zu betrachten sind. Allerdings ist auch manchen Sorten von P. die sofortige Einlöslichkeit bei gewissen Kassen prinzipiell zugestanden; aber diese Zusage ist von geringer praktischer Bedeutung, da keine Vorkehrungen getroffen sind, um die Erfüllung derselben bei einem einigermaßen starken Zudrang zur Einlösung zu sichern, während für die Banknoten stets eine volle Deckung bereit gehalten wird, die teils aus barem Geld, teils aus kurzfälligen Wechseln und Forderungen besteht. Auch ist die Art der Ausgabe der Banknoten von der des eigentlichen P. sehr verschieden. Als Ausgeber von P. kommt gegenwärtig nur der Staat in Betracht. Privates eigentliches P., wie z. B. das früher von der Leipzig-Dresdener Eisenbahn ausgegebene, kann höchstens eine lokale Umlaufsfähigkeit in einem engern Kreise erlangen; der Staat dagegen hat in der Gestalt von Steuern, Gebühren u. s. w. so viele und große Zahlungen von allen Bürgern zu empfangen, daß ein P., das von allen öffentlichen Kassen zu seinem Nennwert angenommen wird, falls es nicht in zu großer Menge ausgegeben wird, dadurch allein schon eine genügende Kreditbasis besitzt, ohne

daß es den Privaten gegenüber Zwangskurs, d. h. gesetzliche Zahlungskraft, zu haben braucht.

Neben dieser sog. Steuerfundation des P. hat die gesetzlich ausgesprochene Einlöslichkeit desselben nur eine sekundäre Bedeutung. Zu dieser Kategorie des einlöslichen P. ohne Zwangskurs gegen Private gehören die deutschen Reichskassenscheine. (S. Kassenscheine.) Eine andere Gattung von P. ist nicht nur den öffentlichen Kassen, sondern auch den Privatpersonen gegenüber mit gesetzlicher Zahlungskraft ausgestattet, beruht jedoch insofern noch auf freiwilligem Kredit, als die stete Einlöslichkeit zugesagt ist. In diese Klasse des einlöslichen P. mit Zwangskurs gehören z. B. die amerik. Greenbacks. Die wichtigste Art aber ist das uneinlösliche P. mit Zwangskurs, das von seiner ursprünglichen Beziehung auf Metallgeld losgelöst erscheint und zu einem selbständigen, wenn auch schlechten Wertmesser wird. Es verdrängt das Metallgeld aus dem Verkehr und führt die sog. Papiergeldwirtschaft herbei. Die fortwährenden Schwankungen, welche dieses zum alleinigen Umlaufsmittel gewordene P. infolge der Bewegungen des auswärtigen Handels und der Veränderungen des Staatskredits erleidet, spiegeln sich in dem Agio (s. d.) auf das zur Ware gewordene Metallgeld. Häufig hat das P. dieser Art die Form von Banknoten, indem der Staat von einer Bank große Vorschüsse in ungedeckten Noten entnimmt und die Einlösungspflicht der Bank suspendiert.

Das P. ist von ältern Analogien in Karthago, Ägypten und China und einzelnen mittelalterlichen Versuchen abgesehen, erst seit dem Anfang des 18. Jahrh. zu ausgedehnter Anwendung gelangt, und seitdem haben schon viele Staaten, die sich durch finanzielle Not zur Ausgabe von Zwangspapiergeld verleiten ließen, die schlimmen Folgen einer Zerrüttung des ganzen Geldwesens erfahren müssen, so Frankreich zuerst bei dem von Law (s. d.) geschaffenen Schwindelsystem und dann in der Revolutionsperiode durch die Assignaten, von denen schließlich eine so kolossale Summe (46 Milliarden Frs.) ausgegeben war, daß sie gänzlich wertlos wurden. Sehr gut dagegen behaupteten 1848—49 und 1870—78 die zu uneinlöslichem P. gewordenen franz. Banknoten ihren Kurs. England hatte infolge der Bankrestriktion (s. d.) eine Papierwirtschaftsperiode von 1797 bis 1822 durchzumachen. Österreich und Rußland gerieten zum zweiten mal im 19. Jahrh. 1848 beziehungsweise 1854 unter die Herrschaft des P. und haben bisher trotz mehrerer Anläufe die Wiederherstellung der Metallvaluta nicht durchzuführen vermocht. Die Vereinigten Staaten dagegen haben 1879 die Baarzahlung wieder aufgenommen, ebenso Italien 1883, nachdem es seit 1866 Papierwährung gehabt hatte. (S. Geld, Kassenscheine, Währung.)

Papierhüte werden auf folgende Art hergestellt: Mit strohgelber Leimfarbe bestrichenes Papier wird zwischen gravierten Kupferplatten derart gepreßt, daß es das Geflecht der Stroh- und Basthüte nachahmt, und hierauf durch Zusammenkleben entsprechend zugeschnittener Stücke mit Schellack in die Hutform gebracht.

Papierkohle oder Blätterkohle, s. unter Bituminöser Schiefer.

Papiermaché (vom frz. papier, d. i. Papier, und mâché, eigentlich gekaut, zermalmt), eine plastische Masse, welche gewöhnlich aus einem von altem Papier durch Kochen mit Wasser, Zerstampfen oder Zermahlen und Auspressen mit Zusatz von Leimlösung, Gummi oder Stärke, sowie von Gips, Kreide, Schwerspat oder Thon gebildeten Teig besteht, der in geölten Formen gepreßt und bei höherer Temperatur getrocknet wird. Bessere Sorten stellt man her, indem man eine größere Anzahl Papierbogen über Holzformen klebt, trocknet, dann abdreht und anstreicht oder lackiert. Aus P. werden namentlich allerlei Spiel- und Galanteriewaren verfertigt. Eine Art P., welche durch Einkneten von Leinöl oder Leinölfirnis in die schon vollständig angemengte Masse große Widerstandsfähigkeit gegen Nässe erlangt hat, wird Steinpappe oder Carton-pierre genannt.

Papiermaschine, s. unter Papier.

Papiermaulbeerbaum, s. u. Broussonetia.

Papiermühle, s. u. Papier.

Papiernautilus (zoolog.), s. Argonaute.

Papiersäcke oder Tüten, ein in neuerer Zeit in enormer Menge verbrauchtes Verpackungsmittel von verschiedener Form. Dieselben werden entweder unmittelbar aus dem Papierstoff, also ohne Leimung mittels hohler Formen aus siebartig durchlöchertem Kupferblech, oder, wie es jetzt gewöhnlich geschieht, aus fertigem Papier durch Falten und nachheriges Zusammenleimen hergestellt. Für die letztere Art der Herstellung sind vielfach Maschinen konstruiert worden, doch kann auf denselben nur besseres Papier verarbeitet werden, da geringes Papier die unvermeidliche Beanspruchung nicht verträgt. Für manche Zwecke werden ganz besonders dichte P. hergestellt, die eigentlich aus zwei ineinander gesteckten Säcken bestehen. Die gewöhnlichsten Formen sind die rechteckige, die cylindrische und die dreieckige, zwischen welchen einzelne Mittelformen bestehen. Die Papiersackmaschinen verfertigen Tüten von allen Formen und arbeiten vollkommen selbstthätig. Das Papier wird in Rollen verwendet, wie sie die Papiermaschine liefert. Bezüglich der Wirkungsweise kann man zwei Gruppen von Maschinen unterscheiden. Diejenigen der ersten Gruppe, welche meist cylindrische Tüten mit viereckigem, sechseckigem oder kreisförmigem Boden liefern, verfertigen aus der endlosen Papierrolle zuerst eine endlose Röhre, von welcher einzelne der Länge des Sacks entsprechende Stücke abgeschnitten werden, nachdem vorher der Boden gebildet wurde. Die Maschinen der zweiten Gruppe bearbeiten das Papier in der Weise, daß dasselbe zuerst geschnitten, hierauf in Röhrenform gebracht und mit dem Boden versehen wird. Häufig sind beide Arten von Maschinen mit einem Typencylinder kombiniert, welcher die Firma u. s. w. auf den Sack druckt.

Papierschneidemaschine (Beschneidemaschine), s. u. Buchbinderkunst, Bd. III, S. 651[a], wo sich auch Abbildungen (Fig. 2 und 8) finden.

Papierspitzen, soviel wie Spitzenpapier.

Papierstramin, ein in der Art des Stramins oder Kanevas (s. d.) mit regelmäßigen Öffnungen versehenes und zum Sticken benutztes Kartenpapier.

Papierwährung, s. unter Währung.

Papierwäsche, früher aus bloßem Papier, jetzt auch aus Papier mit Stoffüberzug hergestellte Wäschestücke, besonders Kragen und Manschetten, welche die leinene Wäsche täuschend nachahmen und namentlich von Mey u. Edlich in Plagwitz-Leipzig, der größten unter den bestehenden Papierwäschefabriken, hergestellt werden. In dieser Fabrik,

Digitized by Google

welche gegenwärtig etwa 400 Personen beschäftigt, werden pro Tag 100000 Papierkragen und außerdem noch bedeutende Mengen von Chemisettes, Manschetten u. s. w. hergestellt. Dieselben haben gegenüber den leinenen Kragen, denen sie bezüglich des eleganten Aussehens gleichkommen, abgesehen von ihrer Wohlfeilheit, den Vorzug, daß sie sich länger rein erhalten.

Papilio (lat.), Schmetterling.

Papilionaceen, Pflanzen, s. Leguminosen.

Papilla (lat.), warzenähnliche Bildung; papillar, warzenförmig.

Papillargeschwulst (Papillöma, Zottengeschwulst), eine warzige oder blumenkohlartige, meist sehr blutgefäßreiche Geschwulst, welche gleich den gefäßhaltigen Hautpapillen aus einem gefäßtragenden Bindegewebsgerüst und einem überzug von Epithelzellen besteht. Man unterscheidet harte und weiche, einfache und verschwärende, gutartige und krebsige Papillargeschwülste; zu den harten gehören die gewöhnliche Warze, die nässende Warze und die Feigwarze (s. d.); zu den bösartigen der Zottenkrebs (s. d.). Ihre Lieblingsstellen sind die äußere Haut, sowie die Schleimhaut des Kehlkopfes, der Gebärmutter, des Mastdarms und der Harnblase. Da auch die gutartigen Zottengeschwülste infolge ihres Gefäßreichtums erhebliche Blutungen veranlassen können, so werden sie am besten möglichst frühzeitig operativ (durch Ätzen, Abbinden oder Ausschneiden) entfernt.

Papin (Denis), der Erfinder des nach ihm benannten Papinischen Topfes oder Digestors, geb. 22. Aug. 1647 zu Blois, widmete sich anfangs dem Studium der Medizin, praktizierte dann als Arzt in Paris, machte aber später unter der Leitung van Huyghens' Physik und Mathematik zu seinem Hauptstudium. Nach Aufhebung des Edikts von Nantes verließ er als Calvinist Frankreich, hielt sich längere Zeit in England auf, wo er mit Boyle in Verbindung stand, und ging endlich nach Deutschland, wo er 1687—1707 als Professor der Mathematik an der Universität zu Marburg in Hessen wirkte. Er starb 1710.

P. ist der Erfinder mehrerer auf physik. Grundsätzen bestehender Maschinen, welche zum Teil in den «Acta Eruditorum» (Lpz.) und in «Philosophical Transactions» (Lond.) beschrieben sind. Die wichtigsten darunter sind eine (freilich noch sehr rohe) Dampfmaschine, ein Dampfschiff und der Papinische Topf (s. d.; vgl. Dampfkochtopf und Digestor). Die Dampfmaschine (nach Art der Saveryschen konstruiert) trieb ein Boot, mit welchem P. im Sept. 1707 von Kassel den Fuldafluß hinabfuhr bis Münden, wo Schiffer sein Werk zerstörten. Damit hatte dieses Unternehmen, die erste und älteste Dampfschiffahrt, sein Ende erreicht.

Papinianus (Aemilius), der größte röm. Rechtsgelehrte seiner Zeit, geb. um 140 n. Chr., stammte nach einigen aus Benevent in Italien, nach andern aus Syrien. Durch Gelehrsamkeit wie durch Rechtschaffenheit erlangte er mächtigen Einfluß; er bekleidete die ersten Staatsämter und war zuletzt Praefectus praetorio. Ihm empfahl der Kaiser Severus sterbend seine Söhne Caracalla und Geta. P. war bemüht, zwischen beiden Brüdern die Einigkeit zu erhalten; allein bald wurden seine Vorstellungen dem Caracalla so lästig, daß dieser ihn von seinem Amt entfernte. Nachdem Caracalla endlich seinen Bruder hatte ermorden lassen, forderte er P. auf, diese That zu rechtfertigen, empfing aber von ihm die Antwort, daß es leichter sei, einen Brudermord zu begehen als zu verteidigen, und daß es ein zweiter Mord sein würde, das Andenken des Unschuldigen zu beschimpfen. Als bald darauf, wahrscheinlich auf Caracallas Anreizung, die Prätorianer den Kopf des P. forderten, ließ er ihn 212 n. Chr. hinrichten. P. hat mehrere Werke geschrieben und ausgezeichnete Schüler gebildet. Sein juristischer Ansehen stieg so hoch, daß Valentin III. verordnete, P. sollte in Fällen, wo die Meinungen der Richter geteilt wären, den Ausschlag geben.

Papinischer Topf, Papinianischer Topf, ein cylindrisches, kupfernes, innen verzinntes Gefäß, welches man mittels eines aufgeschraubten, mit Pappe gelderten Deckels luft- und dampfdicht schließen kann und das mit einem Sicherheitsventil versehen ist. (S. Dampfkochtopf und Digestor.)

Papirier oder, wie in der frühern Zeit gesprochen wurde, Papisier ist der Name eines röm. patricischen Geschlechts, dessen Familien, bezeichnet durch die Zunamen Crassus, Cursor, Maso und Mugillanus, besonders im 4. und 5. Jahrh. der Stadt blühten, während die plebejischen Familien gleichen Namens, die der Carbo und Turdus, erst in der spätern Zeit hervortraten.

Einem Papirius, dessen Vorname und Zeitalter verschieden angegeben wird, wurde eine Sammlung von königl. Gesetzen (leges regiae), d. h. Gesetzen, die den Königen zugeschrieben wurden und uraltes ungeschriebenes Recht großenteils sakralen Inhalts enthielten, beigelegt; über sie, Jus Papirianum genannt, schrieb zu Ende der Republik Granius Flaccus einen Kommentar.

In den Fasti der Magistrate erscheint aus dem Geschlecht der P. zuerst Lucius Papirius Mugillanus, der zwar nicht, wie angegeben wird, im J. 444, aber 427 v. Chr. Konsul war und 443 mit Lucius Sempronius Atratinus die Censur zum ersten mal als ein vom Konsulat abgesondertes Amt verwaltet haben soll.

Großen Ruhm im Samniterkrieg erwarb sich Lucius Papirius Cursor. Es wird erzählt, daß er 324 seinen Magister Equitum, Quintus Fabius Rullianus, wegen des Ungehorsams, mit dem sich dieser gegen sein Gebot in eine Schlacht eingelassen, mit dem Tode strafen wollte, und daß ihn kaum die vereinten Bitten des Senats und Volks davon abzubringen vermochten. Er rächte 320 das Unglück, das die Römer in den Caudinischen Pässen 321 erlitten hatten, und erfocht 309 als Dittator einen großen Sieg über die Samniter.

Auch sein Sohn, Lucius Papirius Cursor, zeichnete sich in den beiden Konsulaten, die er mit Spurius Carvilius Maximus 293 und 272 bekleidete, als Feldherr aus; nach dem ersten triumphierte er über die Samniter wegen des Siegs bei Aquilonia, nach dem zweiten über Tarent, das ihm der von Pyrrhus in Tarent zurückgelassene Befehlshaber Milon überlieferte, und über Samniter, Lucaner und Bruttier, deren letzte Anstrengungen für ihre Unabhängigkeit er mit seinem Amtsgenossen gebrochen hatte.

Gajus Papirius Carbo, ein Freund des Tiberius Gracchus, durch Beredsamkeit ausgezeichnet, setzte als Volkstribun 131 ein Gesetz (Lex tabellaria) durch, welches die für Wahlen und Volksgerichte schon eingeführte geheime, schriftliche Abstimmung auch für die Gesetzgebung anordnete;

ein anderer Vorschlag, daß ein Volkstribun auch für das nächste Jahr wieder wählbar sein solle, wurde durch den Widerspruch des jüngern Publius Cornelius Scipio Africanus und des Gajus Lälius hintertrieben. Als Scipio 129 plötzlich starb, fiel auch auf Carbo der Verdacht, Schuld an seinem Tode gehabt zu haben. Er ging aber dann zur Partei der Optimaten über und verteidigte als Konsul 120 den Opimius. Allein 119 wurde er doch selbst von Lucius Licinus Crassus wegen seiner Teilnahme an den Gracchischen Bestrebungen angeklagt, worauf er Selbstmord oder Exil wählte, um sich der Verurteilung zu entziehen.

Sein Sohn, Gajus Papirius Carbo Arvina, wurde als Anhänger der optimatischen Partei 82 auf Befehl des jüngern Marius mit Quintus Mucius Scävola, dem Pontifex, durch den Prätor Damasippus in der Curia getötet. Von ihm und seinem Genossen im Volkstribunat, Marcus Plautius Silvanus, ging im Bundesgenossenkriege 89 das Gesetz (Lex Plautia Papiria) aus, das den ital. Bundesgenossen, die binnen einer gewissen Frist darum nachsuchten, das Bürgerrecht gab.

Gnäus Papirius Carbo, ein Anhänger des Marius, war mit Cinna 85 und 84, mit dem jüngern Marius 82 Konsul und Haupt der Partei. Von Quintus Cäcilius Metellus und Pompejus geschlagen, entfloh er nach Afrika und ging dann nach Sicilien; auf der Insel Cossyra wurde er von Leuten des Pompejus ergriffen und auf dessen Befehl hingerichtet.

Papismus, Papsttum und Parteinahme dafür; Papisten, päpstlich Gesinnte.

Papilka, Papkyuk (Abaligeter Höhle), s. u. Adaliget.

[s. u. Papier, S. 673.]

Pappe und **Pappemaschine** (nebst Abbildung),

Pappel (Populus *L.*) ist der Name einer Laubholzgattung aus der 22. Klasse des Linnéschen Systems, welche sich von den ihr verwandten Weiden, mit welchen zusammen sie die Familie der Salicineen bildet, dadurch unterscheidet, daß ihre männlichen und weiblichen Blüten von einem becherförmigen, honigabsonderuden Organ umgeben sind, die männlichen Blüten viele kurzgestielte Staubgefäße enthalten, männliche und weibliche Kätzchen gebüschelt aus den Seitenknospen der vorjährigen Triebe entspringen und die Kätzchenschuppen zerschlitzt oder gezähnt sind. Die Blütenkätzchen entwickeln sich lange vor dem Laubausbruch; die männlichen fallen gleich nach der Blütezeit ab, die weiblichen nach dem Aufplatzen der aus den Fruchtknoten sich entwickelnden, zweiklappigen Kapseln, deren Samen mit weißer Wolle besetzt sind.

Die zu diesem Artikel gehörige Abbildung auf Tafel: Laubhölzer: Waldbäume I, zeigt unter 3 die Zitterpappel (P. tremula *L.*); dargestellt sind außer dem ganzen Baum: 1) Kurztrieb, mit zwei Laubknospen und einem blühenden männlichen Kätzchen. 2) Teil eines männlichen Blütenkätzchens. 3) Männliche Blüte von der Seite. 4) Weibliches Kätzchen. 5) und 6) Weibliche Blüte von der Seite und von unten. 7) Trieb mit Blättern und einem Stück eines weiblichen Kätzchens. 8) Trieb im Winter mit Blatt- und Blütenknospe. 9) Noch geschlossene reife Frucht. 10) Aufgesprungene Frucht. 11) Einzelner von einem Haarschopf umhüllter Samen.

Die zahlreichen Pappelarten, welche über Europa, Nordasien und Nordamerika zerstreut sind, teilt man in drei Untergattungen: 1) Aspen (Leuce), deren Zweige und Knospen wenigstens anfänglich behaart, deren Blattstiele meist seitlich zusammengedrückt, Blätter meist buchtig grob gezähnt, bisweilen gelappt sind. Hierher gehören: die Silberpappel (P. alba *L.*), ursprünglich heimisch im Orient und in Südeuropa; die graue Pappel (P. canescens *Sm.*) in Südeuropa; die Zitterpappel (P. tremula *L.*), auch Espe oder Aspe genannt, verbreitet durch ganz Europa, einen großen Teil von Asien und in Nordafrika; ferner die nordamerikanische P. tremuloides *Michx.* 2) Echte Pappeln (Aigeiros *Dub.*), mit meist klebrigen, aber unbehaarten Knospen, zusammengedrücktem Blattstiel, am Rande durchscheinenden, beiderseits ganz oder fast gleichfarbigen, nie gelappten Blättern. Hierher gehören die Schwarzpappel (P. nigra *L.*), in ganz Europa, Nord- und Mittelasien verbreitet; eine Varietät derselben ist die als Alleebaum bekannte italienische oder Pyramidenpappel (P. pyramidalis *Roz.*, italica *Moench.*); die aus Nordamerika stammende canadische Pappel (P. canadensis *Desf.*), in Deutschland häufig als Zierbaum gepflanzt; die nordamerikanische carolinische Pappel (P. angulata *Ait.*) und die späte Pappel (P. serotina *Hrtg.*), letztere namentlich bei Braunschweig angepflanzt. 3) Balsampappeln (Tacamahaca), mit übrigen Zweigen und Knospen, kurzen, rundlichen Blattstielen, rundlichen, herzförmigen oder länglichen, nicht gelappten, bis zum äußersten Rande grünen, unten weißlichen Blättern. Hierher gehört die amerikanische Balsampappel (P. balsamifera *L.*); die ebenfalls amerik. weißliche Pappel (P. candicans *Ait.*) und die in Sibirien heimische lorbeerblätterige Pappel (P. laurifolia *Ledeb.*) werden von einigen Botanikern (Koch) nur als Abarten der Balsampappel betrachtet. Alle die genannten und einige andere Arten werden in Deutschland als Zier- und Alleebäume ihres raschen Wuchses, ihrer Baumform, einige der schönen graufilzigen Blätter (P. alba) wegen vielfach angepflanzt. Als eigentlich deutscher Walddaum ist nur die weitverbreitete Aspe anzusehen. Das Holz aller P. ist sehr leicht, weich, grobfaserig und besitzt geringe Brennkraft. Namentlich im nordöstl. Europa wird das Aspenholz seiner Leichtigkeit wegen vielfach zu Dachsparren verwendet; in einigen Gegenden Livlands werden aus starken Aspenstämmen ungemein leichte Boote gezimmert. Pappelholz liefert guten Holzstoff zur Papierfabrikation (Aspe) und das beste Material für die beim Eisenbahnbetrieb nötigen Bremshölzer. Ihre große Reproduktionskraft macht die P. sehr geeignet für Kopfholz- und Schneidelbetrieb (s. Forstwirtschaft), namentlich von der Schwarzpappel und ihrer Varietät, der italienischen P., gewinnt man auf diese Weise vielfach Brennreisig und Futterlaub. Alle P. lassen sich durch Stockreiser und Setzstangen leicht vermehren, weniger leicht durch den oft tauben Samen.

Pappelrose, s. Lavatera.

Pappelsalbe (Unguentum Populi), früher eine als zertcilendes Mittel gebrauchte grünliche Salbe, durch Digestion der zerquetschten frischen Pappelknospen mit Schweinefett bereitet.

Pappenheim, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Hauptstadt der gräfl. Standesherrschaft P., an der Altmühl, Station der Linie

München-Bamberg der Bayrischen Staatsbahnen, schön gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat zwei gräflich Pappenheimsche Schlösser, von denen eines 1819—22 von Klenze erbaut wurde, und zählt (1880) 1731 meist prot. E., welche größtenteils in den Solnhofer Lithographiesteinbrüchen beschäftigt sind. Auf einer Höhe bei der Stadt sind die Ruinen der Stammburg der Grafen von P. mit einem 30 m hohen Römerturm, der eine schöne Aussicht gewährt.

Pappenheim, ein altes schwäb. Adelsgeschlecht, welches bereits im 12. Jahrh. mit der Benennung Marschälle von Pappenheim vorkommt. Die ältesten Spuren von der Erblichkeit des Reichsmarschallamts in der Familie finden sich in Urkunden von 1197 und 1298; bestätigt wurde dasselbe Rudolf V. von P. 1334 durch Kaiser Ludwig IV. Das Haus teilte sich 1439 in vier Linien, die Gräfenthalsche, Algöwsche, Treutlingische und Altheimische Linie. Die drei erstern sind erloschen, der letztern gehören die noch jetzt lebenden Glieder der Familie an. Aus der Treutlingischen Linie wurde namentlich Graf Gottfried Heinrich von Pappenheim (s. d.) berühmt, welcher auch nebst seinem Vetter Philipp von P. 1628 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Mit seinem Sohne, Wolfgang Adam von P., welcher 1647 im Zweikampf fiel, erlosch die Treutlingische Linie. Die Altheimer Linie zerfiel früher in die katholische, von Wolfgang Philipp stammende und mit dessen viertem Sohne 1690 erloschene Linie und in die protestantische, aus welcher durch Graf Joh. Friedr. Ferd. von P., gest. 13. Aug. 1792, abermals eine katholische entstand, die jedoch schon mit dessen zweitem Sohn, Grafen Hieron. Friedr. Ant. Aug. von P., gest. 20. Aug. 1808, wieder erlosch, sodaß von der Altheimischen Linie gegenwärtig nur noch der prot. Zweig fortblüht. Derselben gehörte an Graf Karl Theodor Friedrich von P., geb. 17. März 1771; er kämpfte als Wilkmfers und Bellegardes Adjutant im Türkenkrieg, wohnte den drei Feldzügen der ersten Koalition gegen Frankreich bei, focht 1793 bei Château-Cambrésis, 1794 bei Charleroi und Fleurus, ward bei Landrecy verwundet und nahm hierauf seine Entlassung. Nach seiner Mediatisierung nahm er bayr. Dienste, verteidigte mit einer Infanteriebrigade 30. Okt. 1813 die Kinzigbrücke während der Schlacht bei Hanau und war 1814 unter Wrede bei der Belagerung von Hüningen und Schlettstadt thätig. Nachdem er dem Wiener Kongreß beigewohnt, ward er 1815 bei der Reorganisation der bayr. Armee, später zu diplomatischen Sendungen verwendet. Er starb 26. Aug. 1853 zu München als bayr. Reichsrat und Generalfeldzeugmeister. Da seine Ehe mit einer Tochter des Fürsten von Hardenberg kinderlos blieb, ging die Nachfolge auf seinen Bruder, Grafen Albert von P., geb. 18. Juli 1777, bayr. General der Kavallerie (gest. 1. Juli 1860), über, dessen Enkel, Graf Maximilian von P., geb. 15. Febr. 1860, gegenwärtiges Haupt der Familie ist. Letztere besitzt noch gegenwärtig die Grafschaft Pappenheim (190 qkm) im bayr. Kreise Mittelfranken, welche früher reichsunmittelbar war und zu dem schwäb. reichsritterschaftlichen Kanton Kocher gehörte. Als die Herrschaft bei der Auflösung des Deutschen Reichs unter bayr. Hoheit kam, unter der sie auch 1815 verblieb, bewilligte der König von Bayern 1807 der Familie P. in Betracht ihrer frühern wichtigen Stellung und ihres Alters die Reichsstandschaft in Bayern. Für den Verlust des Reichsmarschallamts sollte sie zufolge Beschlusses des Wiener Kongresses durch einen Landbezirk mit 9000 E. im ehemaligen Saar-Departement unter preuß. Hoheit entschädigt werden; der König von Preußen übernahm im Pariser Frieden von 1815 diese Entschädigung, die aber dann in eine Summe Geldes verwandelt wurde. Der König von Bayern bewilligte 1818 dem jedesmaligen Senior der Familie als erblichem Reichsrat Sitz und Stimme in der Kammer der Reichsräte; 1825 erfolgte die königl. Erklärung, daß die Familie zum hohen Adel gehöre; 1831 verlieh der König dem jedesmaligen Stammhaupte das Prädikat Erlaucht.

Pappenheim (Gottfr. Heinr., Graf zu), österr. Feldmarschall, kaiserl. Feldherr im Dreißigjährigen Kriege, aus dem Geschlecht der Calatine, geb. zu Pappenheim a. d. Altmühl 29. Mai 1594, war von beschränkter Geistesbildung, obwohl er die Hochschulen zu Altdorf und Tübingen besuchte. Nachdem er in seinem 20. Jahre zur kath. Kirche übergetreten, suchte er unter König Sigismund in Polen, dann in Deutschland im Dienste der Ligue und ihres Oberhaupts, des Kurfürsten Maximilian I. von Bayern, Gelegenheit zur Bethätigung seines Eifers für den kath. Glauben. Die prager Schlacht 1620 eröffnete ihm als Obersten die Heldenbahn. Mit ungestümem Mut warf er sich der schon fliehenden österr. Kavallerie entgegen, brach'e sie zum Stehen, drang mit der bayr. Reiterei in die schon siegesgewissen böhm. Scharen ein und trieb sie sowie die Ungarn bis zur Moldau hinab. Hier aber im dichtesten Gemetzel ward er schwer verwundet (20 Wunden) und lag viele Stunden lang unter der Last seines Pferdes, bis ihn die Seinigen bei Plünderung des Schlachtfeldes entdeckten. Im J. 1623 vom Kaiser zum Chef eines Regiments Kürassiere, die berühmten Pappenheimer, ernannt, kämpfte er 1623—25 mit den verbündeten Spaniern in der Lombardei und schlug 1626 den in Oberösterreich um der Glaubensfreiheit willen entstandenen Bauernaufstand nieder. In der Frist eines Monats (Nov. 1626) endigte er durch die Treffen bei Efferdingen, Vöcklabruck, Schloß Wolfseck und Peuerbach diesen Krieg, in welchem 40000 Bauern umkamen und dessen Geschichte er niederschrieb. Im J. 1627 durchzog er das nördl. Deutschland und half Tilly den Dänenkönig Christian IV. besiegen. Er hatte 1629 den vorzüglichsten Anteil an der Erstürmung Magdeburgs und folgte Tilly nach Leipzig, um die vereinigten Schweden und Sachsen zu bekämpfen. In der Schlacht bei Breitenfeld ließ er sich, wider Tillys Befehl, der erst die heranrückenden Verstärkungen erwarten wollte, mit den die Lober passierenden Schweden so heftig ins Gefecht ein, daß Tilly sich genötigt sah, die Schlacht anzunehmen, welche verloren ging. P. deckte den Rückzug, sammelte die Fliehenden, entsetzte hierauf das von Banér belagerte Magdeburg und focht mit Glück am Niederrhein und Westfalen. Nach Tillys Tode mit Wallenstein vereinigt, half er ihm Leipzig und Sachsen erobern. Er war auf dem Wege nach dem Niederrhein, um den Spaniern zu Hilfe zu eilen, als er in Halle von Wallenstein nach Lützen zur Teilnahme an der bevorstehenden Schlacht gegen Gustav Adolf gerufen wurde. P. erschien mit 8000 Reitern in dem Augenblick auf dem Schlachtfelde,

Digitized by Google

als der Sieg sich den Schweden zuneigte. Voll Begierde, Gustav Adolf selbst im Kampf zu begegnen, stürzte er sich in das dichteste Gewühl und stellte das Treffen wieder her. Schon begannen die schwed. Scharen dem wilden Angriff zu erliegen, da durchbohrten zwei Musketenkugeln P.s Brust, und die Seinigen mußten ihn gewaltsam aus dem Handgemenge reißen. Er verschied am Tage nach der Schlacht in der Pleißenburg zu Leipzig 17. (7.) Nov. 1632. Vgl. Heß, «Gottfried Heinrich, Graf zu P.» (Lpz. 1855). P.s Tod ist in der österr. «Militärischen Zeitschrift» (Wien 1861) beschrieben. Eine mit P.s Blut durchtränkte Skizze des Schlachtfeldes nebst Brief befindet sich im Kriegsarchiv zu Wien.

Pappus, verkümmerte Form des Kelchs (s. d.).

Pappus, griech. Mathematiker, der um die Wende des 3. und 4. Jahrh. lebte. Er verfaßte einen nur teilweise erhaltenen Kommentar zur «Syntaxis» des Ptolemäus (s. d.), und ein großenteils noch erhaltenes Werk «Collectio mathematica» in acht Büchern, mit wertvollen Auszügen aus mathem. Schriften. Dasselbe ist von Hultsch (3 Bde., Berl. 1875—78) herausgegeben.

Paprika, ungar. Bezeichnung des Türkischen Pfeffers, s. Capsicum.

Paps, Name mehrerer Berge auf den brit. Inseln, wie P. beim See von Killarney in Irland, die P. der schott. Insel Jura u. s. w.

Papst oder Pabst, entstanden aus dem lat. Papa (s. d.), war anfangs ein Ehrenname für jeden Bischof. Indessen galt schon seit Ende des 4. Jahrh. der röm. Bischof als der erste unter den fünf Patriarchen; denn der Umstand, daß Rom die alte Hauptstadt des Reichs und nach der Sage auch der letzte Aufenthaltsort des Apostels Petrus war, hatte ihm schon längst ein überwiegendes Ansehen, wenn auch noch keine eigentliche Obergewalt über fremde Sprengel gegeben. Diese Obergewalt erlangte er aber wenigstens im lat. Abendlande, wo Rom die einzige Apostelkirche und Mutter zahlreicher neugegründeter Kirchen war, allmählich durch geschickte Benutzung günstiger Gelegenheiten und durch das klug gewahrte, durch innere Lehrstreitigkeiten selten erschütterte Ansehen seiner Orthodoxie, daher man früh zur Entscheidung theol. und kirchlicher Fragen nach Rom appellierte. Eine abendländ. Synode zu Sardica 343 und ein kaiserl. Dekret Valentinians III. vom J. 445 hatten den Bischof von Rom zwar als Primas und letzte Instanz der Bischöfe anerkannt; doch selbst im Occident, für den allein diese Bestimmungen gelten konnten, fanden dieselben in ihrer Ausführung bis in das 8. Jahrh. noch starken Widerspruch. Aber mächtige Päpste, wie Leo d. Gr. (440—461) und Gregor d. Gr. (590—604), hatten ihren Nachfolgern den Weg zur allgemeinen Kirchenherrschaft wenigstens im Abendlande gebahnt. Bei der Überflutung des Römerreichs durch arianische Germanen hatten die Katholiken in Rom ihren kirchlichen Mittelpunkt gefunden, und in der Folgezeit knüpfte die Bekehrung der Franken, Westgoten u. s. w. zum kath. Glauben neue Bande mit dem Papsttum. Die angelsächs. Kirche war von Rom aus (durch Gregor d. Gr.) gegründet worden; ihre Sendlinge verdrängten allmählich auch in Deutschland die irischen Mönche. Bonifacius organisierte die bayr. und thüring. Kirche in strengster Unterordnung unter Rom und versuchte auch im Fränkischen Reiche die in den politi. Wirren der Merovingerzeit erschütterte päpstl. Autorität wiederherzustellen. Pipin, der mit Hilfe des Papstes Zacharias (750) den letzten Merovinger vom Throne gestoßen, erwies seinem Nachfolger Stephan II. sich dankbar durch kriegerischen Beistand gegen die Longobarden und durch die Schenkung des Kirchenstaats, welche Karl d. Gr. nach Vernichtung des Longobardenreichs bestätigte und erweiterte. Dafür krönte Leo III. den Frankenkönig am Christfeste 800 zum röm. Kaiser. Zum kirchlichen Zwiespalt zwischen Konstantinopel und Rom trat seitdem auch der politi. Gegensatz des morgenländ. und abendländ. Kaisertums, und letzteres sah sich ebenso sehr auf den geistlichen Beistand des Papsttums angewiesen, wie der P. der weltlichen Macht der fränk. Kaiser bedurfte.

Die um die Mitte des 9. Jahrh. hervorgetretenen Pseudoisidorischen Dekretalen (s. d.) brachen die landeskirchliche Selbständigkeit und knüpften das Interesse der auf ihre Metropoliten und Primaten längst eifersüchtigen Bischöfe unmittelbar an das päpstl. Universalkirchenregiment. Nikolaus I. (858—867) ist nicht bloß der erste P., der sich förmlich krönen ließ, sondern machte auch zuerst gegen den Metropoliten Hinkmar von Rheims von den falschen Dekretalen Gebrauch und trat mit nicht geringerm Erfolg dem König Lothar II. in dessen ärgerlichem Ehehandel gegenüber. Sein Nachfolger, Hadrian II., war weniger glücklich; aber Johann VIII. (872—882) verlieh die dem deutschen Könige gebührende Kaiserkrone kraft göttlichen Auftrags an Karl den Kahlen von Frankreich. Mit Sergius III. (904—911) folgte eine mehr als 100jährige Zeit des tiefsten sittlichen Verfalls des röm. Stuhls, den die Liebhaber, Söhne und Enkel der berüchtigten Markgräfinnen Theodora und Marozia (s. d.) nacheinander bestiegen. Aber all dieses Ärgernis vermochte dem Einfluß der röm. Kurie keinen wesentlichen Eintrag mehr zu thun. Die Roheit des Zeitalters bedeckte diese Schändlichkeiten, aus deren Dunkel die Regierung Sylvesters II. (999—1003) glänzend hervorleuchtet. Die mit dem Verfall der karolingischen Dynastie in Frankreich und Deutschland einreißende Verwirrung gab den Päpsten immer größern Spielraum. Der Übergang der Kaiserkrone an die Ottonen (962) gab zwar den röm. Kaisern deutscher Nation die Oberherrlichkeit über das Papsttum zurück und nach ihrem Willen wurden Päpste entsetzt und gewählt. Aber kaum hatte Heinrich III. die tief in den Schmutz röm. Parteikämpfe herabgezogene päpstl. Würde durch Absetzung dreier um die Tiara streitender Päpste wiederhergestellt (1046), als sich auch das Papsttum wieder seiner Unabhängigkeit vom Kaisertum erinnerte. Die von den deutschen Päpsten Clemens II., Leo IX. und Victor II. begonnene Reformation ward unter Nikolaus II. (1058—61), der die Papstwahl in die Hände des Kardinalkollegiums legte, und Alexander II. (1061—73) im Gegensatz zum Kaiserhofe fortgeführt, bis Gregor VII. (1073—85), der schon unter seinen letzten Vorgängern thatsächlich regiert hatte, getragen vom religiösen Geiste der Zeit, die Idee einer kirchlichen Universalmonarchie durchzuführen begann.

Eine Reihe thatkräftiger Nachfolger setzten im Kampfe mit dem Kaisertum und mit kaiserlich ernannten Gegenpäpsten mit wechselndem Erfolge, aber doch schließlich siegreich, das angefangene Werk fort. So Urban II. (1088—99), der, obschon wiederholt durch den Gegenpapst Clemens III. aus

Rom vertrieben, dennoch zuletzt über Kaiser und Gegenpapst siegte, einen König von Frankreich bannte und das ganze Abendland zum Kreuzzuge aufrief; Alexander III. (1159—81), der zwei Gegenpäpste überlebte und den dritten stürzte, den König von England zur schmählichen Kirchenbuße am Grabe des ermordeten Thomas Becket nötigte, im Bunde mit den Städten Italiens den Kaiser Friedrich I. zum Frieden zwang und von dem besiegten Hohenstaufen sich die Steigbügel halten ließ; Innocenz III. (1198—1216), der das Papsttum auf den höchsten Gipfel der Macht erhob, als Vormund, Schiedsmann, Richter und Lehnsherr der Könige halb Europa zu seinen Füßen sah und den Gedanken einer päpstl. Universalmonarchie seiner Verwirklichung am nächsten brachte. Die Voraussetzung der Herrschaft über die Könige und Völker war die unbedingte Herrschaft des Papsttums über den Klerus. Der erzwungene Cölibat riß die Priester von allen Familienbanden los, das Verbot der sog. «Simonie» und die päpstl. Investitur löste den polit. Lehnsverband der Bischöfe mit ihren Fürsten und knüpfte sie gleich Vasallen und Beamten mit unauflöslichen Banden an den päpstl. Stuhl. Mittels ihrer Legaten (s. d.) und Nuntien (s. d.) griffen die Päpste, so oft es ihnen beliebte, in die geistliche Jurisdiktion der Bischöfe ein und verwirklichten dadurch das pseudo-isidorische Ideal eines Universalepiskopats über die Christenheit. Auf den Konzilien und Nationalsynoden, deren Beschlüsse nur durch päpstl. Bestätigung gültig werden sollten, gaben sie der allgemeinen Kirche persönlich oder durch ihre Legaten Gesetze und erhoben für ihre Satzungen und Lehren den Anspruch der Infallibilität (s. d.). Zur Vollstreckung ihrer Befehle schufen sie sich seit Innocenz III. in den Bettelorden, denen die Inquisition, das Beicht- und Predigtwesen und der öffentliche Unterricht auf Schulen und Universitäten in die Hände fielen, eine geistliche Miliz, auf deren Ergebenheit sie zählen konnten.

Die weltlichen Hoheitsrechte des P. sind viel spätern Ursprungs, als man behauptet hat. Die Schenkung Konstantins d. Gr. ist eine unerkannte Erdichtung. Durch Pipins Schenkung wurde der P. Vasall der fränk. Könige und dann der deutschen Kaiser, welche die landesherrlichen Rechte über das päpstl. Gebiet ohne Widerspruch ausübten und bis in das 12. Jahrh. keine Papstwahl ohne ihre Bestätigung gelten ließen. Erst Innocenz III. setzte es durch, daß Rom, die Marken und die Mathildinischen Erbgüter ihm als souveränem Landesherrn 1198 huldigten, womit auch der letzte Schatten kaiserl. Gewalt über Rom und den P. verschwand. Günstige Gelegenheiten hatten dem päpstl. Stuhl schon früher mehrere Königreiche zinsbar gemacht. In dieser Abhängigkeit befanden sich Polen und Ungarn seit dem 11. Jahrh., die Bulgarei und Aragonien seit dem Anfang des 13. Jahrh., das Königreich beider Sicilien, dessen normann. Beherrscher bereits Lehnsträger des P. waren, seit 1265, wo Clemens IV. dasselbe dem Hause Anjou gab. In selbst der Orient würde unter die röm. Herrschaft gekommen sein, wenn der Erfolg der Kreuzzüge weniger vorübergehend gewesen wäre. Johann von England wurde von Innocenz III. entsetzt und erhielt sein Königreich als päpstl. Lehn zurück; Kaiser Otto IV. nannte sich von Gottes und des P. Gnaden; die Könige hießen des P. Söhne. Die Frömmigkeit des Zeitalters, das bei aller Roheit nur um so tiefer den religiösen Ideen sich beugte, sah die Herrschaft der letztern nur gesichert in der Form einer geistlichen Monarchie, die als unmittelbare Darstellung des Gesetzes Gottes auf Erden unbedingten Gehorsam von Fürsten und Völkern erheischte.

In der That wirkte auch dieses geistliche Herrschertum zur Gewöhnung noch roher Fürsten und Völker an Gesetzlichkeit und christl. Sitten wohlthätig genug. Aber in dem Maße, als die sog. weltlichen Interessen ihr selbständiges Recht geltend machten und der oft schnöde Mißbrauch der geistlichen Gewalt den Widerspruch zwischen Idee und Wirklichkeit des Papsttums schärfer vor Augen stellte, begann auch das Ansehen und die Macht der Päpste zu sinken. Frankreich war es, das zuerst mit Erfolg gegen den P. in die Schranken trat. Als der übermütige Bonifaz VIII. (1294—1303) in der Bulle Unam sanctam die Unterordnung der weltlichen Macht unter die geistliche und die Gehorsamspflicht aller Kreatur gegen den röm. Bischof als Glaubenssatz aussprach, fand er an Philipp dem Schönen seinen Gegner, und von Clemens V. an mußten seine Nachfolger ihre Residenz in Avignon nehmen (1309—77), wo sie nun ganz unter franz. Einfluß standen. Noch tiefer sank ihr Ansehen, als 1378 neben dem italienischen P. Urban VI. von den franz. Kardinälen Clemens VII. zum P. gewählt wurde und nun zwei Päpste, die einander gegenseitig verfluchten, in die Herrschaft über die abendländ. Christenheit sich teilen mußten. Der doppelte Hofhalt zu Avignon und Rom verschlang unermeßliche Summen, die dem Klerus und den Gläubigen auf schamlose Weise abgepreßt wurden. Immer lauter wurden die Beschwerden, immer allgemeiner erhob sich die Forderung einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Daneben regten sich in England und Böhmen noch viel weiter gehende Reformtendenzen. Die Kirchenversammlung zu Pisa (1409) hinterließ statt zwei Päpste deren drei. Zwar gelang es der Kirchenversammlung zu Konstanz (s. d.), die große Spaltung durch Absetzung der drei Päpste zu endigen; aber der 1417 an ihre Stelle gewählte alleinige P. Martin V. machte alsbald alle Ansprüche seiner Vorgänger auch der «allgemeinen Kirche» gegenüber geltend, ohne die eingerissenen Mißbräuche abzustellen. Auch die dritte allgemeine Kirchenversammlung zu Basel unterlag im Kampfe gegen Eugen IV. (1431—47). Frankreich wurde schon 1438 durch die Pragmatische Sanktion (s. d.) gewonnen, welche die Freiheiten der Gallikanischen Kirche (s. d.) begründete; Deutschland wurde durch die Schwäche seines Kaisers und durch die Schlauheit seines im Dienste des Papsttums arbeitenden Gesandten, Aneas Silvius, des nachmaligen Papstes Pius II., im Wiener Konkordat (1448) unterworfen. Unter verschiedenen Titeln (Annaten, Römermonate u. s. w.) wurde dem P. ein überreiches Einkommen garantiert. Im 15. Jahrh. hatten die Päpste es wieder so weit gebracht, daß ihnen unter mancherlei Namen die volle Hälfte der geistlichen Einkünfte des Occidents zufloß. Hilfe gegen die Türken war der gewöhnliche Vorwand, unter dem man Geld forderte. Doch wurde von den ungeheuern Summen, die zu diesem Zweck zusammenflossen, nur selten für den angegebenen Zweck etwas verwendet; das meiste verschlang die Verschwendung des Hofhalts, die Bestechung der röm. Barone und die Ausstattung der päpstl.

Digitized by Google

Nepoten. Innocenz VIII. (1484—92) hatte für zahlreiche Söhne und Töchter zu sorgen. Alexander VI. (1492—1503) scheute vor keiner Schandthat zurück, um die weltliche Macht seiner Familie zu begründen. Nachdem er die Herrschaft der adeligen Geschlechter mit Gift und Dolch gebrochen, brachte sein Nachfolger Julius II. (1503—13) das verschleuderte Erbgut des heil. Petrus wieder zusammen und behauptete es, mehr Feldherr als Priester, im ritterlichen Kampfe mit den Franzosen. Unter Leo X. (1513—21), dem staatsklugen, klassisch und künstlerisch gebildeten Mediceer, erhob sich die deutsche Reformation und riß fast die Hälfte des Abendlandes für immer vom Papsttum los. Die Hoffnung Kaiser Karls V., durch ein allgemeines Konzil die Einheit der Kirche wiederherzustellen, erwies sich als trügerisch. Das Tridentinische Konzil stellte die kath. Kirchenlehre im scharfen Gegensatz zum Protestantismus, die kirchliche Verfassung und Sitte nach kühnern Anläufen in fast völliger Abhängigkeit vom Papsttum aufs neue fest. Die gleichzeitig mit einer innern Regeneration des Katholizismus seit 1580 sich vollziehende Gegenreformation brachte schon unwiederbringlich verloren Geglaubtes zurück, und um den päpstl. Stuhl traten als Schutzwache die Jesuiten, welche die Spuren der Reformation in den unter kath. Herrschern verbliebenen Staaten zu vertilgen und, was in Europa verloren werden war, durch Missionen unter den Heiden zu ersetzen strebten.

Das frühere Ansehen des päpstl. Stuhls konnte indessen bei den veränderten Zeitverhältnissen nicht völlig wiederhergestellt werden. Die Pontifikate eines Paul IV. (1555—59), welcher in der Bulle Cum ex apostolatus officio (1558) die maßlosesten Ansprüche des Papsttums erneuerte, Pius IV. (1559—65), Pius V. (1565—72), dessen berüchtigte Bulle In coena domini die feierliche Verfluchung der Ketzer zum Kultusakte erhob, und Gregors XIII. (1572—85), der sich ebenso sehr um die Mission und das kanonische Recht, wie um die Verbesserung des Kalenders verdient machte, bezeichnen eine Zeit der innern Sammlung und Kräftigung des Papsttums als geistlicher Gewalt, während Sixtus V. (1585—90), Clemens VIII. (1592—1605) und Urban VIII. (1623—44) die polit. Machtstellung der Päpste als Beherrscher des Kirchenstaats befestigten. Aber die Zeiten einer päpstl. Universalmonarchie waren unwiederbringlich vorbei. Bei aller Devotion gegen den P. hielten auch die kath. Fürsten immer strenger auf den Unterschied der geistlichen und weltlichen Gewalt. Seit der Mitte des 16. Jahrh. wurde kein deutscher Kaiser mehr vom P. gekrönt. Der Westfälische Friede gewährte trotz der päpstl. Proteste den prot. Reichsständen Deutschlands volle Religionsfreiheit. Seit dem Zeitalter Ludwigs XIV. traten trotz der Aufhebung des Edikts von Nantes und der franz. Protestantenverfolgung die kirchlichen Interessen auch in den kath. Staaten immer völliger hinter den politischen zurück. Das Papsttum selbst sank immer mehr zum ital. Fürstentum herab, dessen abermalige Verwickelung in alle möglichen weltlichen Händel auch die geistliche Macht des Kirchenoberhauptes beeinträchtigte. Im Streite wider Innocenz XI. (1676—89) begründete Ludwig XIV. von neuem die gallikanische Kirchenfreiheit. Der geistige Umschwung seit Mitte des 18. Jahrh. ließ auch das Papsttum nicht unberührt. Clemens XIV. (1769—74) erachtete die Aufhebung des Jesuitenordens für notwendig zum Frieden der Kirche. Die Aufklärungsjesuit untergrub den päpstl. Einfluß noch mehr. Pius VI. (1775—99) wurde Zeuge der Revolution, welche die franz. Kirche von ihm losriß und ihn seiner Staaten beraubte. Pius VII. (1800—23) mußte seine persönliche Freiheit und den Besitz des verkleinerten Kirchenstaates 1801 durch ein Konkordat mit Bonaparte erkaufen, um 1809 beides zu verlieren. Er verdankte seine Wiederherstellung 1814 nicht seinem gegen Napoleon gerichteten Bannstrahle, sondern den allgemeinen Restaurationsideen und dem polit. Legitimitätsprinzip, als dessen ältester Repräsentant das Papsttum erschien. Kaum in Rom wieder eingezogen, protestierte er gegen die Beschlüsse des Wiener Kongresses, welche Avignon, Ferrara und die säkularisierten Besitzungen der kath. Kirche in Deutschland betrafen, und gab durch die Wiederherstellung des Jesuitenordens (Bulle Sollicitudo omnium, 7. Aug. 1814) das Signal zur kirchlichen Reaktion. In gleichem Geiste regierten seine Nachfolger, Leo XII. (1823—29), Pius VIII. (1829—30) und insbesondere Gregor XVI. (1830—46). Die Härte, womit letzterer jede zeitgemäße Reform in den weltlichen Verhältnissen des Kirchenstaats zurückwies und niederdrückte, trug wesentlich zum Ausbruch der Revolution von 1848 bei, die seinen Nachfolger Pius IX., 1846—78, zur Flucht nötigte und zur Errichtung einer röm. Republik führte. Nur die Waffen Österreichs und Frankreichs vermochten die weltliche Macht des päpstl. Stuhls 1849 wiederherzustellen. Infolge des Italienischen Kriegs von 1859 wurde erst die Romagna, danach Umbrien und die Marken vom Kirchenstaate losgerissen und mit dem Königreich Italien vereinigt. Dem P. verblieb nur noch das sog. Patrimonium Petri, in dessen Besitz ihn franz. Occupationstruppen erhielten. Der Abzug der Franzosen bereitete auch der weltlichen Macht des P.s Königs ein Ende (20. Sept. 1870). Rom ward die Hauptstadt des Königreichs Italien, dem P. blieb die volle Unabhängigkeit seiner geistlichen Gewalt, die Ehren und Rechte eines Souveräns, der Vatikan, Lateran und Castel San-Gandolfo. (S. Italien und Kirchenstaat.) Aber der weltlichen Macht beraubt, hat Pius IX. einen ungeheuern Aufschwung seines geistlichen Einflusses gesehen. Auf dem Vatikanischen Konzil zum Universalbischof und unfehlbaren Lehrer der Kirche proklamiert, hat er die jesuitischen Doktrinen ins Leben geführt und eine unumschränktere Gewalt über das Gemüt der Gläubigen ausgeübt, als einer seiner Vorgänger. Dafür hinterließ er 1878 seinem Nachfolger Leo XIII. als unvollkommenes Erbe den deutschen Kulturkampf, die Feindschaft mit Italien, die Niederlage der franz. Ultramontanen und den Konflikt mit Rußland.

In den frühesten Zeiten der christl. Kirche hatte wie anderwärts, so auch in Rom das Volk an der Wahl des Bischofs großen Anteil. Seit dem 10. Jahrh. stand die Papstwahl ganz unter dem Einfluß des röm. Adels, bis 1059 Nikolaus II. den Kardinälen allein das Recht zusprach, den P. zu erwählen. Dabei behaupteten die deutschen Kaiser bis ins 12. Jahrh. sich in dem Rechte, den gesetzlich erwählten P. zu bestätigen. Erst P. Alexander III. gab 1179 die genauern Bestimmungen der Papstwahl; Gregor X. führte das Konklave (s. d.) ein (1274). Die spätern Konstitutionen von

Julius II., Clemens VII., Pius IV., Clemens VIII., Gregor XV., Urban VIII. und Clemens XII. haben die ältern Bestimmungen teils erneuert, teils in Nebenpunkten vervollständigt. Die Zahl der Kardinäle ist auf höchstens 70 bestimmt; an der Wahl Leos XIII. nahmen 62 Kardinäle Anteil. Pius VI. und Pius VII. stellten in Anbetracht der Not der Zeit die Wahl des Ortes in das Ermessen der Kardinäle, gestatteten Vorbesprechungen der Wähler, Aufhebung der Klausur, Abkürzung oder Erweiterung der Vakanz, und forderten zur Gültigkeit der Wahl nur die Teilnahme der absoluten Mehrheit der lebenden Kardinäle und zwei Drittel der Stimmen der zur Wahl Erschienenen. Noch mehr Spielraum bietet die freilich in ihrer Echtheit bestrittene Bulle Pius' IX. Apostolicae sedis munus vom 28. Mai 1873. Dennoch hat die Wahl Leos XIII. (Febr. 1878) unter genauer Einhaltung der ältern Bestimmungen stattgefunden. Sofort nach dem Tode eines P. begibt sich der Kardinal-Camerlengo in Amtstracht und Ceremonie in den päpstl. Palast, um über den Todesfall und die Identität der Person ein Instrument aufzunehmen; zugleich nimmt er von dem Maestro di Camera den päpstl. Siegelring (Fischerring), sowie alle übrigen Siegel in Empfang. Vom Kardinalkollegium werden hierauf für den Kardinal-Camerlengo drei Beistände, ein Kardinalbischof, ein Kardinalpriester und ein Kardinaldiakon, gewählt, die aller drei Tage wechseln, und mit denen er bis zur Wahl des neuen P. die oberste Gewalt ausübt. Am dritten Tage nach dem Ableben des P. und nachdem die feierliche Aufstellung desselben in der Sakramentskapelle erfolgt, beginnen die zehn Kongregationen der Kardinäle, die sich mit den zur Wahl nötigen Vorrichtungen zu beschäftigen haben. In der ersten werden nach Vorlesung der Bullen hinsichtlich der Papstwahl durch den Kardinal-Camerlengo der Fischerring, sowie die übrigen Siegel des P. zerbrochen. Die folgenden beschäftigen sich mit den Anordnungen in Betreff des Konklave.

Am zehnten, spätestens zwölften Tage nach dem Tode des P. zieht das ganze Kardinalkollegium paarweise, unter Absingung des Veni creator spiritus, nebst der nötigen Bedienung in das Konklave. Wo dasselbe errichtet werden soll, hängt vom Beschluß des Kollegiums ab; gewöhnlich ist es im Vatikan. Am Abend des ersten Tags nach dem Eintritt in das Konklave müssen alle nicht dahin gehörigen Personen dasselbe verlassen. Am folgenden Tage erteilt ein von den Kardinälen erwählter Ausschuß den fremden Gesandten und andern Deputierten der Stadt durch das Fenster in der Thüre Audienz. In der Sixtinischen Kapelle, wenn das Konklave im Vatikan ist, versammeln sich die Kardinäle täglich zweimal zur Wahl des neuen P. Dieselbe erfolgt entweder durch Acclamation (als durch «Inspiration»), oder durch Kompromiß, oder durch verschlossene Stimmzettel (scrutinium). In letzterm Falle gehören zu einer gültigen Wahl zwei Dritteile der Stimmen der erschienenen Kardinäle. Hat keiner die nötige Stimmenzahl, so werden die Zettel zu einer bestimmten Stunde in einem eigens dazu bestimmten Kamin verbrannt, und der aus dem Schornstein aufsteigende Rauch ist das Zeichen, daß die Wahl noch zu keinem Resultat geführt habe. Das altherkömmliche Recht der kath. Staaten Österreich, Frankreich und Spanien, gegen einen Kardinal, auf welchen die Wahl zu fallen den Anschein hat, zu protestieren, wurde früher durch einen bevollmächtigten Kardinal ausgeübt (votum exclusivum), wenn der ausschließende Kardinal bereits so viel Stimmen hat, daß ihm zur gesetzlichen Zahl nur noch eine Stimme fehlt. Doch ist die Gültigkeit dieses Rechts von der Kurie bestritten worden. Wählbar ist jeder erwachsene katholik männlichen Geschlechts. Selbst Laien sind wiederholt Päpste geworden. Doch ist seit 1378 immer nur ein Kardinal, und seit Hadrian VI. (1522) ist kein Nichtitaliener erwählt worden. Ist die Wahl erfolgt, so wird er mit dem päpstl. Ornat bekleidet und erteilt dann dem Kardinalkollegium den ersten Segen. Hierauf empfängt er die Huldigung von sämtlichen Kardinälen und durch den Kardinal-Camerlengo den Fischerring. Der erste Kardinaldiakon, nachdem er den Eid des Gehorsams geleistet, eilt auf die Gran-Loggia der Peterskirche, um dem Volke die Wahl zu verkündigen. Hierauf wird unter Begleitung sämtlicher Kardinäle der P. nach der Peterskirche getragen, wo er vor dem Altar unter Absingung des Te Deum laudamus die Adoration der Kardinäle empfängt. Am Schlusse erteilt er dem Volke den ersten Segen; dann wird er, nachdem er den päpstl. Ornat abgelegt, nach seiner Residenz getragen.

Litteratur. Spittler, «Vorlesungen über die Geschichte des Papsttums» (vervollständigt von Paulus, Heidelb. 1826); H. M. E., «Das Papsttum in seiner allmählichen Entwickelung bis auf die Gegenwart» (Lpz. 1876); Lipsius, «Chronologie der röm. Bischöfe bis zur Mitte des 4. Jahrh.» (Kiel 1869); Barmann, «Die Politik der Päpste von Gregor I. bis Gregor VII.» (2 Bde., Elberf. 1868—69); Zöpffel, «Die Papstwahlen» (Götl. 1871); O. Lorenz, «Papstwahl und Kaisertum» (Berl. 1874); Watterbach, «Geschichte des röm. Papsttums» (Berl. 1876); Gatina, «Histoire diplomatique des conclaves jusqu'à Pie IX» (4 Bde., Par. 1878); Nielsen, «Die röm. Kirche im 19. Jahrh.» (Bd. 1: «Das Papsttum», Gotha 1878); Scheffer-Boichorst, «Die Neuordnung der Papstwahl durch Nikolaus II.» (Straßb. 1879); Ranke, «Die röm. Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrh.» (7. Aufl., 3 Bde., Berl. 1878); Jaffé, «Regesta Pontificum Romanorum usque ad a. 1198» (Berl. 1851; 2. Aufl., von Löwenfeld, Kaltenbrunner und Ewald, Berl. 1881 fg.); Potthast, «Regesta Pontificum Romanorum inde ab anno 1198 ad annum 1304» (2 Bde., Berl. 1874—75); «Acta pontificum Romanorum inedita» (herausg. von Pflugk-Harttung, Tüb. 1881 fg.); Gregorovius, «Die Grabdenkmäler der Päpste» (2. Aufl., Lpz. 1881).

Papstregesten (lat. Regesta Pontificum) heißen Zusammenstellungen sämtlicher von den Päpsten erlassenen Dank- und Sendschreiben in chronol. Ordnung mit kurzer Inhaltsangabe. Über die Litteratur s. Papst.

Papststein oder Pabststein, ein 450 m hoher Berg in der Sächsischen Schweiz, 4 km südwestlich von Schandau, mit Gasthaus und weit umfassender Aussicht.

Papstwahl, s. unter Papst, S. 680.

Papuas (vom malaiischen Worte papúwah, d. i. kraus, wollig), der Name der Bewohner von Neuguinea, dann auch auf sämtliche Stämme der umliegenden Inseln, die den Bewohnern Neuguineas im physischen Habitus gleichen, übertragen. Dieselben sind wohlgebaut und von mittlerer Statur,

haben regelmäßige Gesichtszüge, intelligente schwarze Augen, kleine weiße Zähne, dicke Lippen und einen großen Mund. Die Nase ist scharf markiert, doch nach unten zu flach, die Augenbrauen sind groß. Durch das dunkle Braun der Hautfarbe, sowie das krause wollige Haar unterscheiden sie sich sowohl von den benachbarten Völkern malaiischen Stammes als auch von den Bewohnern des austral. Kontinents. Im allgemeinen machen die Männer einen günstigern Eindruck als die Frauen. Erstere bauen die Häuser, höhlen Baumstämme zu Kähnen aus, betreiben die Jagd und den Fischfang, während den Weibern außer der eigentlichen Hausarbeit auch die Bestellung des Feldes, das Hauen des Holzes, die Anfertigung von Thongeräten u. s. w. obliegt. Die Nahrungsmittel der P. bestehen hauptsächlich in Reis, Mais, Sago, Fischen, dem Fleische der wilden Schweine und den Früchten des Waldes. Sie teilen sich in zahlreiche Stammgenossenschaften, die sich beständig befehden. Über einige Häuptlinge an der Westküste Neuguineas beansprucht der selbst wieder dem holländ. Residenten von Ternate unterstellte Radscha von Tidore die Oberhoheit. Vgl. Baer, «Über P. und Alfuren» (Petersb. 1859); Goudswaard, «De Papoewas van de Geetvinksbaai» (Schiedam 1863); «Nieuw Guinea, ethnographisch en natuurkundig onderzocht en beschreven» (Amsterd. 1862); Waitz, «Anthropologie der Naturvölker» (Bd. 6, Lpz. 1871); Fr. Müller, «Allgemeine Ethnographie» (2. Aufl., Wien 1879).

Papyrograph, ein in England erfundener Apparat zum schnellen Kopieren von Zeichnungen und Schriftstücken. Die Schrift wird mittels einer scharfen Feder und einer besondern chem. Tinte auf die unpräparierte Seite eines Papiers aufgetragen, dessen andere Seite wasserdicht ist. Hierbei zerstört die Tinte die wasserdichte Schicht, sodaß eine Art Schablone entsteht, die zur Herstellung von 200—300 guten Abdrücken mittels eines besondern kleinen Apparats in einer Kopierpresse benutzt werden kann.

Papyrus nennt man eine Abteilung der Gattung Cyperus. Die wichtigste Art ist die ägyptische Papyrusstaude (*P. antiquorum Willd.*, Cyperus Papyrus *L.*), ein 2—3 m hohes Cypergras mit sehr starker, holziger, aromatischer, kriechender Wurzel und nackten, blattlosen, dreikantigen, unterhalb, wo sie am stärksten sind, armdicken Halmen, welche an ihrem obern Ende eine zusammengesetzte Blütentrugdolde mit achtblätteriger Hülle tragen. Die Staude wächst in seichtem Wasser an Ufern, in Sümpfen Afrikas, auch Siciliens; besonders häufig scheint dieselbe aber von den ältesten Zeiten her in Ägypten gewesen zu sein, wo sie jedoch ausgestorben ist. Obschon die alten Ägypter einen sehr ausgedehnten Gebrauch von derselben machten, zu Flechtwerk, Schuhen, Tauen, Segeln, Kleidern u. s. w., so war doch ihre wichtigste Anwendung die zur Bereitung des Schreibmaterials oder des nach ihr benannten Papiers. Man zerlegte sie dazu in feine Schichten, legte diese nebeneinander und eine zweite Schicht kreuzweise darüber; dann wurden die beiden Schichten durch aufgegossenes Wasser, das den Pflanzenstoff in Auflösung brachte, fest verbunden, zusammengepreßt, an der Sonne getrocknet und mit einem Zahn geglättet. In Büchern scheinen die Rollen nach der Schrift zusammengeleimt, in Urkunden geht dieselbe über die ganze Länge. In spätern Zeiten wendeten die Römer vielen Fleiß auf die Bereitung dieses Papiers und fabrizierten mehrere Sorten. Zur Zeit der röm. Kaiserherrschaft war der Gebrauch des aus der Papyrusstaude gewonnenen Papiers ganz allgemein verbreitet. Doch wurde dasselbe seitdem mehr und mehr durch das Baumwollpapier verdrängt, sodaß es schon im 9. Jahrh. noch selten vorkam und im 12. Jahrh. die Fabrikation bereits ganz aufgehört hatte. Vgl. Dureau de la Malle, «Mémoire sur le P.» (Par. 1850); Wattenbach, «Das Schriftwesen im Mittelalter» (2. Aufl., Lpz. 1874).

Papyrusrollen, d. h. aneinander geleimte Streifen des aus der Papyrusstaude bereiteten Schreibmaterials, welche, nachdem sie auf der einen Seite beschrieben, um ein am Ende des ganzen Stücks angebrachtes, oben und unten mit Knöpfen versehenes Stäbchen herumgerollt wurden, sind in größerer Menge zuerst bei den Ausgrabungen von Herculanum zum Vorschein gekommen, wo man seit 1752 in den Ruinen eines röm. Landhauses 1790 solche Volumina in halbverkohltem Zustand (daher auch Bibliolithen genannt) fand, die, nach Neapel geschafft, eine besondere Abteilung des ehemaligen Museo Borbonico bilden. Die Aufwickelung derselben, eine äußerst mühsame Operation, wurde durch eine von dem Pater Antonio Piaggi erfundene Maschine erleichtert, mit deren Hilfe bisjetzt etwa der dritte Teil der ganzen Sammlung aufgewickelt ist. Vgl. Comparetti e de Petra, «La villa ercolanese dei Pisoni, i suoi monumenti e la sua biblioteca» (Turin 1883). Die aufgewickelten P. wurden unter Aufsicht der Mitglieder der Herculanischen Akademie in Kupfer gestochen. Zuerst erschienen die «Volumina Herculanensia» (Bd. 1—6 u. 8—11, Fol., Neap. 1793—1855). Seit 1861 hat man dann als Fortsetzung dieser Sammlung unter dem Titel «Voluminum Herculaneusium collectio altera» die früher bereits gestochenen, aber noch nicht veröffentlichten Platten herausgegeben (11 Bde., Neap. 1862—76). Der spätere König Georg IV. von England schickte als Prinz von Wales 1802 einige engl. Gelehrte nach Neapel, um Faksimiles der bis dahin aufgerollten Stücke anzufertigen, die jetzt in der Bodleyanischen Bibliothek in Oxford aufbewahrt werden und zum Teil veröffentlicht sind unter dem Titel «Herculaneusium Voluminum partes II» (2 Bde., Oxford 1824). In Deutschland haben sich neuerdings besonders Sauppe, Spengel, Th. Gomperz und Bücheler um die Entzifferung und Erklärung dieser Reste der griech. Litteratur (die bisher bekannten Rollen enthalten nämlich sämtlich, mit Ausnahme einer einzigen, die das Fragment eines lat. Gedichts gibt, Schriften griech. Philosophen aus der Epikureischen Schule, namentlich des Philodemos) verdient gemacht.

Seit Anfang des 19. Jahrh. bis in die neueste Zeit hat man auch in ägypt. Gräbern, meist in den Särgen der Mumien, zahlreiche einzelne P. aufgefunden. Die Mehrzahl derselben enthält Urkunden, einige jedoch auch griech. Litteraturwerke, oder wenigstens Reste von solchen; namentlich sind einige Reden des Hyperides teils ganz, teils in beträchtlichen Bruchstücken und ein größeres Fragment des Alkman auf solchen Papyrusstreifen aus ägypt. Gräbern ans Licht gezogen worden.

Paquet (Henri René), franz. Schriftsteller und Naturforscher, geb. 29. Sept. 1845 zu Charleville,

Digitized by Google

im Depart. Ardennen, besuchte die Jesuitenanstalt zu Metz und studierte die Rechte in Paris. Er gab aber bald den Advokatenstand auf, um sich unter dem Anagramm Rérée Quépat litterarischen und wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Er verfaßte: «Simples notes prises pendant le siège de Paris» (1871), «La lorgnette philosophique» (1872), «Essai sur La Mettrie» (1873), «Histoire du village de Woippy» (bei Metz, 1878), «Chants populaires messins recueillis dans le val de Metz» (1878), «Recherches historiques sur la Grande Thury» (bei Metz, 1880). Außerdem sind auf andern Gebieten zu erwähnen: «Le chasseur d'alouettes au miroir et au fusil» (1871), «Monographie du chardonneret» (1873), «Ornithologie parisienne» (1874), «Monographie du cini» (1875), «L'ornithologie au Salon de 1876» (1876).

Para, die kleinste türk. Kupfermünze, $^1/_{40}$ des türk. Piasters und demnach in der Geltung von etwa 0,45 deutschen Pf. Der P. wird in 3 Asper geteilt. In Ägypten ist das kleinste Münzstück seit 1866 das zu 10 P. aus Bronze; bis dahin war es das kupferne Fünfparastück.

Pará, Fluß, s. Paraná.

Pará oder Grão-Pará hieß früher die nördlichste und größte Provinz des Kaisertums Brasilien, die nach ihrem 1829 festgestellten Umfange sich zu beiden Seiten des Äquators und des riesigen Amazonenstroms vom Atlantischen Ocean bis zur Grenze von Ecuador und Peru erstreckte und ein Areal von etwa 3 Mill. qkm einnahm. Der größere westl. Teil dieses ungeheuern Gebietes wurde 1851 in eine eigene Provinz Amazonas (s. d.) verwandelt, während der östliche den alten Namen beibehielt. Diese jetzige Provinz P. oder Grão-Pará wird im W. von Amazonas durch den Rio Jamundá, einen linken Nebenfluß des Amazonenstroms, getrennt, im N. vom franz., niederländ. und brit. Guaiana, im S. von der brasil. Provinz Matto-Grosso, im SO. von Goyaz und Maranhão, im NO. vom Ocean zwischen Kap Orange und der Mündung des Oyapoc und dem Rio Gurupy begrenzt. Mit Einschluß der zwischen den Mündungsarmen des eigentlichen Amazonenstroms und dem Parástrom gelegenen Inseln, unter denen Marajó gegen 33000 qkm groß, hat die Provinz ein Areal von 1149712 qkm, zählt aber (1883) nur 343511 E. (darunter 23511 Sklaven), also etwa 1 Menschen auf 3 qkm. Fast das ganze Land besteht aus unabsehbaren Ebenen und Niederungen, nur der Süden weist Hügelland auf, ist großenteils mit ungeheuern Waldungen bedeckt und wird während der tropischen Regenzeit durch den untern Amazonenstrom und dessen Nebenflüsse weithin überschwemmt. Ansiedelungen von Weißen finden sich am Parástrom (Tocantins), am Tagipuri, auf Marajó und westlicher in großen Entfernungen voneinander an den Mündungen der Nebenflüsse des Amazonenstroms. Im übrigen ist das Land im Besitz von freien Indianern. Viehzucht wird in größerm Maßstabe nur auf den Staatsdomänen getrieben. Das Hauptprodukt ist der Kautschuk. Die Industrie besteht fast nur in Schiffbau.

Die Hauptstadt Pará oder Santa-Maria de Belem de Grão-Pará, gewöhnlich schlechthin Belem genannt, liegt 120 km vom Meere der Insel Marajó gegenüber auf einer erhabenen Landspitze am rechten Ufer des Grau-Pará oder Parástroms, des Ästuariums des mächtigen Tocantins (s. d.), in das sich ein Arm des Amazonas und viele kleinere Flüsse ergießen, und das selbst den größten Kriegsschiffen bis vor die Stadt zugänglich ist. Der durch Redouten geschützte Hafen (mit zwei Leuchtfeuern) ist jetzt so verschlammt, daß Schiffe von über 6 m Tiefgang 5 km unterhalb der Stadt laden und löschen. Durch ihre erhöhte Lage gewährt die Stadt einen imposanten Anblick. Obgleich schon 1616 gegründet, ist sie doch regelmäßig und geräumig gebaut. P. ist Sitz der Provinzialbehörden, eines Appellationstribunals, eines Handelsgerichts und eines Bischofs, hat außer der prachtvollen Kathedrale, der größten Brasiliens, und der schönen Kirche der Mercenarier eine Menge anderer Kirchen, einen prächtigen Regierungspalast, mehrere ansehnliche Paläste, ein Priesterseminar, vormaliges Jesuitenkollegium, ein Lyceum, ein Theater, einen botan. Garten und viele stattliche Privathäuser, und zählt etwa 40000 E. Als einziger Seehafen der Provinz ist sie auch deren lebhaftester Handelsplatz, der bedeutendste im Gebiete des Amazonenstroms, und als solcher der Sitz zahlreicher europ. (auch eines deutschen) und amerik. Konsulate, der Amazonas-Dampfschiffahrtsgesellschaften und von zwei Banken (New London and Brasil Bank und Banco Commercial de Pará). Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Kautschuk, Kakao, Nüsse, Häute, Chinarinde (von Bolivia), Sassaparille, Strohhüte, Kopaïvabalsam; solche der Einfuhr Wachs, Butter, Früchte, Reis, Bohnen, Schuhwaren, Baumwollstoffe, Steinkohlen, Eisenwaren. Ein unterseeisches Telegraphenkabel verbindet P. südwärts mit Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro, Santos, Desterro, Rio Grande, Montevideo und Buenos-Ayres, nordwärts mit Cayenne, Georgetown, Trinidad und Westindien.

Parabansäure, s. unter Guanin.

Parabase (Paradasis, grch., d. h. Ab- oder Übertreten von einer Stelle an eine andere) hieß in der alten griech. Komödie ein gewöhnlich vor der Mitte des Stücks eingeschalteter Teil, wobei der Chor von der Bühne sich abwandte und seine Aufstellung in der Orchestra gegen das Publikum gekehrt nahm. Die P. bestand der Regel nach aus den Versen, die der Chorführer im Namen des Dichters an die Zuschauer sprach und, wenn die P. vollständig war, aus lyrischen Chorgesängen mit scherzhaften und witzigen Bemerkungen und Kritiken über Volk und Stadt, in näherm oder entferntem Bezug auf das Stück. Vgl. Aythe, «Die P.» (Altona 1866 u. 1868). In der deutschen Litteratur hat Platen, zumal in seinen satirischen Komödien, die P. nachgebildet.

Parabel (grch. Παραβολή, d. i. Nebeneinanderstellung), Gleichnis; paradolisch, vergleichsweise. In der Poetik versteht man unter P. ein zur Erzählung ausgebildetes Gleichnis, welches im Gegensatz zur Fabel ihr veranschaulichendes Bild dem Menschenleben entnimmt. Besonders der Orient liebt die P. Das Alte und Neue Testament sind reich an den herrlichsten Beispielen; so z. B. Nathans Bußpredigt an David, die Erzählung vom verlorenen Sohn, von den Arbeitern im Weinberge. Auch die von Boccaccio und Lessing benutzte P. von den drei Ringen ist orient. Ursprungs. Unter den Deutschen haben sich Herder und Krummacher in der P. ausgezeichnet. Herder bezeichnete die P., die ihre Gleichnisse der griech.-röm. Mythologie entlehnte, als Parnmythie.

Digitized by Google

Parabel (grch.) in der Mathematik heißt eine der drei krummen Linien, welche Kegelschnitte (s. d.) genannt werden, und zwar diejenige, welche entsteht, wenn man einen Kegel mit einer Ebene durchschneidet, die einer Seitenlinie desselben parallel ist; oder auch diejenige ebene krumme Linie, welche die Eigenschaft hat, daß jeder ihrer Punkte von einem gewissen festen Punkte (dem Brennpunkte) ebenso weit entfernt ist als von einer festen geraden Linie (der Directrix). Eine durch den Brennpunkt gehende, auf der Directrix senkrecht stehende Gerade heißt die Achse; sie teilt die P. in zwei einander völlig gleiche, sich ins Unendliche erstreckende Zweige oder Schenkel, welche sich allmählich immer mehr einer mit der Achse parallelen Richtung nähern. Derjenige Punkt der P., in welchem sie die Achse schneidet, heißt Scheitel; er liegt in der Mitte zwischen der Directrix und dem Brennpunkt. Alle P. sind ähnlich; die Größe der P. hängt von dem Parameter (s. d.) ab. Die Benennung des Brennpunktes hat ihren Grund in der Physik. Eigenschaft der P., daß bei einem parabolischen Spiegel alle der Achse parallelen Lichtstrahlen (z. B. Sonnenstrahlen) an den Wänden des Spiegels in den Brennpunkt zurückgeworfen werden, wodurch in demselben nicht nur große Helligkeit, sondern auch große Hitze erzeugt wird, welche brennbare Gegenstände zu entzünden vermag. (S. Brennspiegel.) Noch ist die P. deshalb wichtig, weil sie die Wurflinie, d. h. diejenige krumme Linie ist, welche jeder in schräger Richtung geworfene oder geschossene Körper beschreibt. Der höchste von dem Körper erreichte Punkt ist der Scheitel der P.; bei einem horizontalen Wurfe oder Schusse fällt derselbe mit dem Anfangspunkt zusammen. Die größte Wurfweite oder Entfernung des herabfallenden Körpers von seinem Ausgangspunkt wird dann erreicht, wenn die Richtung des Wurfs oder Schusses mit dem Horizont einen Winkel von 45° macht. Der Widerstand der Luft macht die für den luftleeren Raum leichte Bestimmung des von dem geworfenen Körper zu beschreibenden Wegs schwieriger.

Parabolisches Konoid heißt ein Körper, der durch die Umdrehung einer Parabel um ihre Achse entsteht: Paraboloide (elliptische oder hyperbolische) heißen gewisse Spezies von Flächen zweiter Ordnung.

Parabiago, Ortschaft in der ital. Provinz Mailand, Bezirk Gallarate, rechts an der Olona, 23 km im NW. von Mailand, Station der Bahn Mailand-Arona, hat (1881) 3058 (Gemeinde 4877) E. und große Seidenmanufakturen.

Parabolisch u. **Paraboloid,** s. u. Parabel.

Paracelsus (Philippus Aureolus P. Theophrastus Bombastus von Hohenheim), berühmter Arzt, Chemiker und Theosoph, war 17. Dez. 1493 zu Maria-Einsiedeln im Kanton Schwyz geboren. Sein Vater, selbst Arzt und Chemiker, ließ ihn in diesen Wissenszweigen auf das beste ausbilden. Unbefriedigt durch die Schulgelehrsamkeit, wanderte er aus, durchreiste einen großen Teil Europas und erwarb sich auf diesen Reisen eine nicht geringe Kenntnis in der Chemie. Sein Hauptzweck war auf die Erfindung des Steins der Weisen oder einer Universalmedizin gerichtet, dabei entdeckte er aber auch manches schätzbare Heilmittel. Auf seinen Zügen praktizierte er als Arzt und Wundarzt. Einige glückliche, mit den gewöhnlichen Übertreibungen erzählte Kuren machten seinen Namen in weitern Kreisen berühmt; der Magistrat von Basel übertrug ihm den dortigen Lehrstuhl der Medizin. Zwischen 1526 und 1528 hielt er nun in Basel Vorträge, oft in barbarischem Latein, gewöhnlich aber deutsch, wobei er hauptsächlich seine eigenen dunkeln Werke erläuterte. Öffentlich verbrannte er die Werke des Galen und Avicenna, die er für die Verderber der Physik erklärte, während er dem Hippokrates die schuldige Ehrfurcht zu erweisen schien. Er erwarb sich sehr bald eine Anzahl eifriger Anhänger (Paracelsisten). Ein Streit mit dem Magistrat wegen einer zu seinem Nachteil gegebenen Entscheidung bewog ihn, 1528 plötzlich Basel zu verlassen. Darauf wanderte er im Elsaß und Deutschland herum und verfiel in ein wüstes Leben. Doch wußte er durch einige außerordentliche, mittels kräftiger Mittel bewirkte Kuren sich im Ruf zu erhalten. Er starb zu Salzburg 23. Sept. 1541, wahrscheinlich ermordet, und wurde im St. Sebastianshospital begraben.

Die Unregelmäßigkeit seiner Lebensweise, ein marktschreierischer Charlatanismus, von dem er nicht freizusprechen ist, und die maßlose Heftigkeit, mit welcher er die Ärzte seiner Zeit angriff, Fehler, welche ältere Biographen fast ausschließend hervorgehoben, haben lange Zeit eine gerechte Würdigung seines Strebens verhindert. Gleichwohl gehört P. den Männern an, die eine freiere und tiefere Ansicht von dem organischen Leben verbreiteten und die Krankheit als einen lebendigen, den Gesetzen des Organismus unterworfenen Vorgang betrachteten. Groß sind die Verdienste, die er sich um die Verbesserung der Pharmacie und um die Belebung der Naturwissenschaften, namentlich der Chemie, erwarb. Daß er für seine Gedanken nur eine rohe und unbehilfliche Form fand und selbst dem mystischen Aberglauben seiner Zeit vielfach Vorschub leistete, muß man ihm bei seinem Bildungsgange und den Verhältnissen zugute halten. P. hat sehr viel (angeblich 364 Schriften) geschrieben, doch wenig drucken lassen. Die vollständigsten Ausgaben seiner Schriften (darunter manches Untergeschobene) erschienen zu Basel (10 Bde., 1589), Straßburg (3 Bde., 1616—18) und Genf (3 Bde., 1658). Vgl. M. B. Lessing, «P. Sein Leben und sein Wirken» (Berl. 1839); Marx, «Zur Würdigung des Theophrastus von Hohenheim» (Gött. 1842); Moot, «Theophrastus P.» (Würzb. 1876).

Paracentese, s. unter Perforation.

Para-China, s. unter Chinabaum.

Parachronismus (grch.), Verstoß gegen die Zeitrechnung.

Paracyan, s. unter Cyan.

Parád, Dorf am nördl. Abhang des Mátragebirges im ungar. Komitat Heves, 15 km von der Station Kaál-Kápolna der Ungarischen Staatsbahn, hat drei Heilquellen (schwefelig-alkalisch-Säuerlinge mit jährlich über 600000 Flaschen Versendung, Alaun-Eisenwasser, erdige Eisensäuerlinge). Der Knrort gehört dem Grafen Julius Károlyi.

Parade (frz., d. i. feierlicher Aufzug, Aufstellung u. s. w.) bezeichnet jede Truppen- oder Heerschau, auch die tägliche, um Mittag stattfindende Versammlung der Offiziere und Unteroffiziere, wobei die neuen Wachen aufziehen (daher Wachtparade), die Parole und der Dienstbefehl ausgegeben werden. Dem Besuche des Gottesdienstes durch die Truppen folgt zuweilen eine

Kirchenparade mit Aufstellung und Vorbeimarsch. Zur Großen Parade erscheinen die Truppen in bester Uniform, dem Paradeanzuge, der auch wohl besonders dekoriert ist, und nehmen die vorgeschriebene Paradeaufstellung. Beim Nahen des die P. abnehmenden Kriegsherrn oder Befehlshabers werden Honneurs gemacht mit klingendem Spiel und Salutieren der Fahnen; dieser bewegt sich dann zur Besichtigung der Truppen die Front entlang; zuletzt defilieren sie im Parademarsch unter Musik bei ihm vorbei.

In der Fechtkunst heißt P. oder Parieren die Abwehr der Stöße oder Hiebe des Gegners, in der Reitkunst das Anhalten des Pferdes (ganze P.) oder nur das Verhalten desselben (halbe P.) zu gemäßigter Gangart und besserm Versammeln.

Paradies, ein aus dem Persischen in das Griechische übergegangenes Wort, bedeutet einen großen schönen Garten. Als ein solcher Garten im Lande Eden wird in dem ersten Buch Mose der Aufenthaltsort der ersten Menschen geschildert. Die Theologen haben früher emsig nach der Stätte des P. geforscht und dasselbe bald in diese, bald in jene Gegend verlegt. Vgl. Fr. Delitzsch, «Wo lag das P.?» (Lpz. 1881). Bei den spätern Juden kommt das P. unter dem Namen Eden auch als Bezeichnung für den Aufenthaltsort der Seligen vor.

Paradiesapfel, s. Liebesapfel.

Paradiesfeige, die Frucht von Musa paradisiaca.

Paradieshotz, s. Aloëholz.

Paradieskörner, s. unter Amomum.

Paradiesvogel (Paradisëa) ist der Name einer zur Gruppe der Rabenvögel gehörenden Gattung von enger, auf Neuguinea und die zunächst gelegenen kleinen Inseln beschränkter Verbreitung, die gegenwärtig etwa 30 Arten begreift, welche sich durch prachtvollen Metallglanz oder ganz ungewöhnliche Bildung der teils zerschlissenen, teils in lange Borsten auslaufenden oder in Federbüsche zusammengestellten Federn des Rückens, des Schwanzes oder der Seiten auszeichnen. Es sind nur die Männchen, welche so ausgestattet sind; die Weibchen sind meist einfach grau oder bräunlich und haben keine zerschlissenen Federn. Seit alten Zeiten waren ihre Bälge in Indien als Zierat gesucht, die man auf Umwegen tauschweise erhielt. Durch Pigafetta, welcher von Magellans Weltumsegelung 1522 in Sevilla wieder einlief, kamen die ersten Paradiesvögel nach Europa und erweckten die größte Bewunderung. Nach den Beobachtungen von Wallace und Rosenberg sind die Paradiesvögel Bewohner der dichtesten Wälder, leben gewöhnlich polygamisch und nähren sich von weichen Insekten und Früchten. An die Gefangenschaft gewöhnen sie sich; doch ist ihre Stimme rabenartig, nur etwas mehr moduliert. In Sammlungen finden sie sich jetzt häufig, doch sind sie selten lebend nach Europa gebracht worden.

Die am meisten bekannte braune Art, der gewöhnliche Paradiesvogel (P. apoda), welche an den Seiten Büschel von sehr langen, zerfaserten gelblich-weißen Federn trägt und einen teuern Putz abgibt, ist in neuerer Zeit sogar sehr häufig geworden. Die kleinste Art, der Königsparadiesvogel (P. regia), ist wenig größer als ein Sperling und besitzt unter den Schultern jederseits einen Busch von sechs bis sieben graulichen Federn, die am Ende breit abgestutzt und smaragdgrün gefärbt sind. Zwei von den Schwanzfedern verlängern sich in sehr lange, nackte, am Ende zu einer platten Spirale eng zusammengedrehte Schäfte.

Paradigma (grch., d. i. Beispiel oder Vorbild), in der Grammatik ein zur Veranschaulichung und Einübung beim Erlernen einer Sprache beispielsweise durchdetliniertes oder durchkonjugiertes Wort, wie mensa, amo u. s. w. in der lat., τιμή, τύπτω u. s. w. in der griech. Grammatik.

In der Rhetorik nennt man P. die Anführung eines Beispiels aus der Geschichte oder dem Leben zur Erläuterung eines theoretischen Satzes.

Paradisus, in altchristl. Kirchen die aus dem Atrium der Basilika hervorgegangene Vorhalle der Büßer; auch der über dieser Vorhalle liegende, nach der Kirche zu als Loge sich öffnende Raum.

Paradox (grch.), dasjenige, was gegen die allgemeine Meinung und Erwartung verstößt, daher das Unglaubliche und Unvermutete, und Paradoxie die Sonderbarkeit in Meinungen. Im Gebiet der Wissenschaft versteht man unter «paradox» das, was gegen die herrschende, für wahr geltende Ansicht verstößt, eine Behauptung oder einen Satz, der durch eine scharfsinnige, keck und ohne weiteres hingestellte Folgerung aus weggelassenen vorhergehenden Sätzen entsteht, wie z. B. das Paradoxon der Stoiker: «Der Weise ist allein König.»

Paradoxon (hydrostatisches), s. unter Bodendruck.

Paraffin, ein fester wachsartiger Kohlenwasserstoff, welcher 1830 von von Reichenbach neben dem Kreosot und andern Körpern unter den Produkten der trockenen Destillation des Holzes, namentlich im Buchenholzteer, aufgefunden wurde und seinen Namen von parum (wenig) und affinis (verwandt) hat, um anzudeuten, daß er sich mit andern Stoffen nicht verbindet. Später wurde gefunden, daß das P. sich auch bei der trockenen Destillation von Torf, Braunkohle, Bogheadkohle, des Abraums der Kohlenfelder (sog. Schale, nicht aber aus der eigentlichen Steinkohle) bildet. Es kommt aber auch fertig gebildet in der Natur vor, und zwar in sehr großer Menge, so 1) in dem Petroleum, welches jedoch mit Ausnahme des ostindischen nur geringe Mengen P. enthält; 2) in den unter den Namen Ozokerit, Neft-Gil oder Erdwachs vorkommenden Substanzen, die ganz oder teilweise aus P. bestehen; 3) in dem Bitumen (Erdpech, Erdteer), welches im bituminösen Schiefer sich findet. Das ind. Erdöl, welches man aus in der Nähe des Flusses Irawadi in Birma gegrabenen Brunnen gewinnt, ferner die Ozokerite vom Kaukasus, von Galizien, Rumänien und Bulgarien und die bituminösen Schiefer von der Insel Trinidad, von Cuba, Californien, Peru, Canada u. s. w., sind gegenwärtig ergiebige Quellen für die Darstellung von P. und von flüssigen Leuchtstoffen.

Die deutsche Paraffinfabrikation gründet sich auf die Verarbeitung einer als Schwelkohle bezeichneten Varietät der Braunkohle und zerfällt in zwei Hauptarbeiten, nämlich 1) in die Bereitung des Teers und 2) in die Verarbeitung des Teers auf P., Solaröl und Photogen. (S. Mineralöl.) Das P. ist ein Gemenge verschiedener Kohlenwasserstoffe aus der Gruppe der Methane. In gereinigtem Zustande ist es eine feste, harte, klingende, weiße, geruch- und geschmacklose Masse von 0,869 bis 0,912 spez. Gewicht. Der Schmelzpunkt ist je nach dem Ursprunge des P. sehr verschieden. P. aus Bogheadkohle schmilzt bei 45,5° C., aus Torf

Digitized by Google

bei 46,7°, aus ind. Petroleum bei 61°, aus Ozokerit bei 75°. Bei der in der Provinz Sachsen in großartigstem Maßstabe betriebenen Verarbeitung der Schwelkohle werden Paraffine gewonnen, deren Schmelzpunkt innerhalb der Grenzen von 27 bis 56° liegt. Von diesen werden in neuerer Zeit nur die über 50° schmelzenden zu Kerzen verarbeitet, die P. von niederm Schmelzpunkt (Weichparaffine) finden Verwendung in der Fabrikation der Zündhölzchen und für andere Zwecke. Den Paraffinkerzen gibt man einen Zusatz von 5 Proz. Stearinsäure, wodurch ihnen die durchscheinende Beschaffenheit erteilt wird. Außer als Kerzenmaterial wendet man das P. an als Schmiermittel für Maschinen, zur Extraktion gewisser Wohlgerüche aus Blüten, zum Konservieren von Holz und Fleisch, zum Dichten der Wein- und Bierfässer, zum Einfetten des Leders, zum Satinieren und Polieren der Glanzpapiere, zur Bereitung des Ceresins (künstliches Wachs, Mineralwachs), zum Wasserdichtmachen von Geweben, zur Bereitung der Masse der feinern Zündrequisiten u. s. w. Eine Modifikation des P. ist die Vaseline (s. d.). Im Deutschen Reich werden jetzt aus etwa 13 Mill. Hektoliter Braunkohle in 50 Teerschwelereien und 18 Fabriken dargestellt 125 000 Ctr. P. und 300 000 Ctr. Mineralöl, welches als deutsches Petroleum, Photogen, Solarölzur Beleuchtung benutzt wird.

Paraffinkerzen, s. unter Kerze.

Paraffinöl ist eine Lösung von Paraffin in Solaröl, welche bei der Paraffinfabrikation als Nebenprodukt gewonnen wird. Es findet Verwendung als Schmiermittel für Maschinen, zur Bereitung von Leuchtgas und im rektifizierten Zustand als Paraffinum liquidum in der Pharmacie.

Paragium (neulat., richtiger Partagium) oder Apanagium propium, eine besondere Art der Apanage (s. d.), bestehend in einer Abfindung der Nachgeborenen durch Auswerfung einer bestimmten Landes- und Hoheitsquote zu usufruktuarischer Benutzung, in einer Verleihung von Immobilien und Hoheitsrechten untergeordneter Art, wie solche früher mit dem Grundbesitz überhaupt verbunden waren. — Paragiatslinien sind daher die Familien solcher nachgeborenen Agnaten, für welche nicht durch eine Rente (Apanage), sondern durch Nutzteilungen der Besitze an Grund und Boden Fürsorge getroffen worden ist.

Paragoa, der nördl., span. Teil der Insel Palawan (s. d.).

Paragoge (grch.) hieß in der ältern Grammatik die Verlängerung eines Wortes durch Anhängung eines oder mehrerer Laute, z. B. «dorten» statt «dort», «dahero» statt «daher».

Paragon (Parangon, grch.), Vergleichung, Muster; im Buchdruck Name einer größern Schriftgattung; Paragonperlen, Zahlperlen von besonderer Größe.

Paragonit, s. unter Glimmer.

Paragramm (grch.), etwas daneben Geschriebenes, Zusatz, Einschiebung; Buchstabenveränderung zur Erzielung eines scherzhaften Wortspiels, z. B. Caldius (d. i. der vom Weine Glühende) Biberius (Trunkenbold) Mero (Weinsäufer) statt Claudius Tiberius Nero.

Parágraph, auch die Paragráphe (grch.), eigentlich jedes Daneben- oder Beigeschriebene, hieß bei den Alten ein Zeichen, dessen sich die Grammatiker und Kritiker zur Interpunktion oder auch zur Andeutung unechter Worte und Stellen in den Schriften der Klassiker bedienten. Auch nannte man so in den griech. Tragödien und Komödien den mit einem Punkte versehenen Strich am Rande, wodurch die sich entsprechenden Teile des Chors markiert wurden. Später bezeichnete man damit, wie noch gegenwärtig, die in den Gesetzeswerken, z. B. in den Pandekten, und überhaupt in wissenschaftlichen Schriften der bequemern Übersicht und leichtern Auffindung wegen gemachten, meist kleinern Abschnitte, denen man das mit fortlaufenden Ziffern numerierte Paragraphzeichen (§) vorsetzte.

Paragras, soviel wie Piassaba.

Paraguay (Rio), d. h. Papageienstrom, der bedeutendste Nebenfluß des Paraná (s. d.) im südamerik. Stromgebiet des La-Plata (s. d.), der wegen seiner größern Wassermasse und seiner dem untern Paraná ganz entsprechenden Richtung geographisch eigentlich als der Hauptstrom anzusehen, entwickelt sich aus zahlreichen Quellenbächen in dem Diamantendistrikt der brasil. Provinz Matto-Grosso auf der Wasserscheide des Amazonenstroms und des La-Plata in einer Höhe von 305 m. Vom Quellenplateau fließt der alsbald wasserreiche Strom in ein ganz flaches, dichtbewaldetes Land, nimmt unter 16½° südl. Br. auf seinem gegen Süden gerichteten Lauf rechts den sehr tiefen Kaurú (Jauru) auf und tritt dann in das Überschwemmungsgebiet des Sumpfes oder Pantanal Xarayes (Jarayes), das in der trockenen Zeit ein dichtbewaldetes, bis 200 km breites Labyrinth von Lagunen, Inseln und Kanälen, bei Hochwasser aber große zusammenhängende Wasserflächen bildet und bis 18° südl. Br. reicht. Nachdem der P. hier links den São-Lourenço aufgenommen, setzt er seinen gewundenen Lauf bis Corumbá in 19° südl. Br. südwärts fort. Hier macht der Strom einen östl. Bogen, nimmt auf dieser Strecke links den Taquary auf, dann den Mondego oder Miranda gegenüber dem Fort und Hafenort Albuquerque (19½° südl. Br.). Vom 20. bis 22.° südl. Br. bildet der P. die Grenze zwischen Brasilien und Bolivia, durchfließt hierauf bis Asuncion Paraguay und scheidet von der Mündung des Pilcomayo ab Argentina von Paraguay. Auf seinem untern Lauf nimmt der P. noch rechts zwei sehr lange, aus dem Gebirgslande von Bolivia kommende und den öden Gran-Chaco (s. d.) durchströmende Flüsse auf, den Pilcomayo, der bei Asuncion, und den Rio Vermejo, der kurz vor der Vereinigung des P. mit dem Paraná mündet. Diese Vereinigung mit dem Paraná geschieht unter 27° 17' südl. Br., etwa 25 km oberhalb Corrientes, durch drei Mündungen, die Tres-Bocas. Die mittlere oder Boca de Humaitá ist der eigentliche Strom und hat 260 m Breite. Der westliche, oder Boca de Atajo, die alte Mündung des P., geht erst wenig oberhalb Corrientes in den Paraná, die östliche bei dem Paso de Patria, einem Hauptübergangspunkte über den Paraná.

Der P. erreicht mit den vielen Krümmungen eine Länge von über 2600 km und hat ein Stromgebiet von 1148 000 qkm. Bald nach seiner Entstehung wird er schiffbar und während der günstigen Jahreszeit können Schiffe von 2½ m Tiefgang bis zur Mündung des São-Lourenço, solche von 1½ m Tiefgang auf letzterm bis Cuyabá, der Hauptstadt des Matto-Grosso (15° 40' südl. Br.), hinaufgehen. Der nordamerik. Kapitän Jefferson Page, welcher das Stromgebiet des La-Plata

untersuchte, brachte 1853 den ersten Dampfer den Strom hinauf bis Corumbá. Seit 1856 hat sich bis Cuyabá regelmäßige Dampfschiffahrt eingerichtet. Die Breite des P. wechselt zwischen 200 und 500 m; die sehr verschiedene Tiefe zeigt bei Humaitá 40—50 m, in dem Paso de Laguna (25° 45′ südl. Br.) aber nur 1,8 m. Der P. und der Paraná haben ihre periodischen Überschwemmungen, doch sehr unregelmäßig und nicht ganz gleichzeitig. Der Unterschied des hohen und niedrigen Wasserstandes im P. beträgt im Mittel 2½ bis 4 m und darüber.

Paraguay, eine völlig binnenländische Republik Südamerikas, liegt ihrem Hauptteil nach zwischen dem Rio Paraná im O. und S. und dem Rio Paraguay im W., und wird durch den ersteren von Brasilien und dem argentinischen Staat Corrientes, durch den letztern vom Gran-Chaco geschieden, während die Nordgrenze seit dem Frieden mit Brasilien (1872) im O. am Paraná zwischen den Mündungen des Iguatemy und Ygurey beginnt, zwischen diesen beiden Flüssen hinzieht, auf dem Rücken des Amambayaplateaus bis zur Quelle des Rio Estrella, einem linksseitigen Zufluß des Rio Apa, geht und dann dem Estrella und Apa bis zur Mündung des letztern in den Paraguay folgt. In diesen Grenzen umfaßt die Republik ein Gebiet von 238290 qkm. Nach dem Census von 1879 hatte der Staat 346048 E., größtenteils Indianer, die sich der überwiegenden Mehrzahl nach zum Christentum bekannten. Bei der angeführten Summe sind die halbcivilisierten (60000) und die wilden Indianer (70000) nicht mit eingerechnet. Die Zahl der Fremden betrug etwa 7000, wovon mehr als ein Drittel Italiener. Die deutsche Bevölkerung belief sich auf etwa 400 Köpfe. Das Zwischenstromland zwischen dem Paraguay und Paraná wird fast in der Mitte durch eine aus Brasilien herübertretende, von Norden gegen Süden streichende Bergkette von mäßiger Höhe durchstrichen, welche die Wasserscheide der sehr zahlreichen Zuflüsse beider Ströme bildet. Das Land im Osten der Centralkette liegt höher und ist unebener als das im Westen gelegene Gebiet. Letzteres ist im ganzen flach, nur durch einzelne Höhen oder Höhenzüge unterbrochen, in deren Thälern die Flüsse dem Paraguay zueilen, wie der Rio Apa im Norden, der Rio Aquidaban, der Jejuy (Xexuy), der einen 110 m hohen Wasserfall bildet, und im Süden der bedeutendere Tepicuary. Auch fehlt es hier nicht an großen Seen. Solche sind von Norden gegen Süden der Aguaracatu, Ypacaraihy, Ypoa und der große Neembucu. Die Berge des Landes, auch die in der Tiefebene, sind meist isoliert oder in kleinen Gruppen sich erhebend und konisch geformt. Charakteristisch für den geolog. Bau des Zwischenstromlandes ist der Reichtum an Eisen. Brauneisenstein kommt fast überall vor, Roteisen- und Magneteisenstein an verschiedenen Stellen, Kupfer in Form von Lazur. Auch Zink und Quecksilber wird erwähnt; Gold, Silber und Diamanten, die in der benachbarten brasil. Provinz Matto-Grosso so häufig vorkommen, sind aber bis jetzt in P. noch nicht gefunden. Die bedeutenden Metallschätze harren noch der Ausbeutung; nur einige Eisenwerke und Minen sind im Betriebe. (Hierzu Karte: La-Plata-Staaten, Chile und Patagonien, Bd. X, S. 815.)

Das Klima, bei der Lage des Landes zwischen 22 und 27½° südl. Br. halb tropisch, ist sehr gesund und der Pflanzenwelt außerordentlich günstig. Die Sommermonate sind sehr heiß, dagegen stellt sich in den höher gelegenen Distrikten im Winter bisweilen Reif und Schnee ein. Wälder der vortrefflichsten Bau- und Zierhölzer bedecken Berge und Hügel. Früchte der mannigfachsten Art wachsen in Fülle. Der Seringar oder Kautschukbaum liefert elastisches Gummi, der Patofanto Guajakgummi, die Aloë Curugnatay und die Liane Guembe fast unzerreißbare Taue. Auch zahlreiche Arten Bambus, Gerb- und Farbstoffe, sowie wichtige Droguen sind vorhanden, wie Kopaiva, Rhabarber, Sassafras, Sassaparille, Brechnuß, Drachenblut u. s. w. Das wichtigste Pflanzenprodukt ist der in den weiten «Yerbates» auf den Hügeln des Innern auf dem Ilex Paraguyensis genannten Baume wachsende Paraguaythee (s. d.), ein seit 1846 monopolisiertes Handelsprodukt, das größtenteils zur Ausfuhr kommt. Nächstdem ist der Tabak das wichtigste Bodenerzeugnis. Derselbe gibt zwei, auch drei Ernten und kommt in fünfzehn Arten vor. Fast die Hälfte des Ertrags kommt zur Ausfuhr. Der Ackerbau befindet sich noch in ziemlich primitivem Zustande. Die großen Eigentümer besitzen ausgedehnte Estancias, wo sie im Flachlande außerordentliche Ernten gewinnen, im Hügellande große Viehherden halten. Viele der Estancias gehören der Regierung. Die Viehzucht steht hinter dem Feldbau zurück. Das Vieh wird meist zum eigenen Bedarf geschlachtet, die Häute und Felle zu allen möglichen Zwecken verarbeitet. Die ausgeführten Häute gehen fast sämtlich nach Italien. Überhaupt konzentrierte sich bisher alle Industrie der La-Plata-Länder, wenn sie auch größtenteils noch sehr primitiv ist, auf P. Man fabriziert Cigarren, grobe Baumwoll- und Wollwaren, Holz- und Ledergeräte, Gummi- und Harzpräparate, Stärke und Dragée aus Manioc, Destillate aus Zuckerrohrsaft und Algaroba, sowie Melasse, Zucker, Taue, Seilwerk, Stickereien und Spitzen. Die beiden Hauptverkehrsstraßen sind der Paraguay und Paraná. Im Innern werden die Wasserwege nicht benutzt und die Transporte nur mittels Ochsenkarren bewerkstelligt. Landstraßen bestehen kaum drei oder vier, von denen die von Asuncion gegen Südosten über Villa-Rica nach Encarnacion am Paraná führende die wichtigste ist. Von Eisenbahnen ist erst die Linie von Asuncion nach Paraguari (72 km) in Betrieb, die bis Villarica weiter geführt werden soll. Von Telegraphenlinien ist außer der Linie nach Paraguari (72 km) im März 1884 eine andere nach Paso de la Patria (correntinische Grenze) fertig gestellt worden, durch welche P. zum ersten mal mit der Außenwelt in telegraphische Verbindung kam. Der Handel, von dem ein Drittel auf den Monopolhandel der Regierung kommt, konzentriert sich in Asuncion und hat durch den Krieg sehr gelitten; 1882 betrug der Wert der Einfuhr 1320000 Pesos fuertes (zu 4 Mark). Haupteinfuhrartikel waren Kattune, Manufakturwaren, Wein und Zucker. Die Ausfuhr hatte 1882 einen Wert von 1650000 Pesos. Hauptausfuhrartikel waren Paraguaythee, Tabak, Orangen, Stärkemehl, Mais, eingemachte Früchte, Häute, Holz, Leder u. s. w.

P. ist in 70 Departements geteilt, jedes mit einem Regierungskommissär an der Spitze. Hauptstadt ist Asuncion. An der Spitze des Staats steht ein Präsident, dem ein legislativer Kongreß, aus Senat und Deputiertenkammer bestehend, zur Seite

steht. Die kirchlichen Angelegenheiten sind der Priesterschaft überlassen, an deren Spitze der Bischof von Asuncion steht. Verfassungsmäßig ist nur die röm.-kath. Kirche geduldet. Die Schuldildung ist sehr gering. Die Staatseinnahmen fließen hauptsächlich aus den Zöllen, welche 1882 nur 477 621 Pesos (zu 4 Mark) ergaben. Das ganze Einnahmebudget wurde auf 542000 angegeben; das Ausgabebudget betrug 1883: 352963 Pesos. Eine Staatsschuld bestand vor Beginn des Kriegs 1865 nicht, ist aber seitdem durch die an Brasilien, Argentina und Uruguay zu zahlende Kriegsentschädigung bedeutend angewachsen. Die innere Schuld betrug 1883: 475 720, die äußere 16 818 412 Pesos. Das stehende Heer besteht aus nur 500 Mann, die Flotte aus einem Schraubendampfer und drei kleinen Dampfern. Das Wappen P.s ist ein blauer Schild, in der Mitte ein goldener Stern mit sechs Spitzen, welchen zwei durch ein flatterndes Band vertnüpfte Lorbeerzweige umgeben.

Geschichtliches. Die Spanier versuchten von 1515 an, wo Solis den Platastrom entdeckte, bis 1536, wo Asuncion durch Juan de Ayolas gegründet wurde, in P. Fuß zu fassen, aber ohne rechten Erfolg. Bürgerkriege und ein langer Kampf zwischen Kirche und weltlichen Behörden hinderten die Kulturentwickelung, bis die 1608 eingewanderten Jesuiten allmählich die Macht an sich rissen, sodaß endlich selbst die span. Regierung ohne den Orden nichts zu verfügen wagte. Der Orden begründete in P. ein Reich, welches, bis Oberperu reichend, das Beispiel einer mächtigen und wohlgeordneten Theokratie darbot, mit großter Umsicht und Erfolg regiert wurde, aber allein den Ordenszwecken diente und die Oberherrschaft der span. Regierung nur nominell anerkannte. Die Einrichtungen jenes Jesuitenstaats sind oft beschrieben worden, z. B. von Dobrizhofer, Azara u. a. Erst als die Jesuiten sich dem 1750 geschlossenen Vertrage, welcher einen Teil P.s an Brasilien überwies, widersetzten, ihre Übergriffe auch in andern Gegenden von Südamerika zu groß wurden und der portug. Minister Pombal den Kampf mit ihnen begonnen, entschloß sich auch die span. Regierung zu ernstern Maßregeln. Beiden Mächten leisteten die Jesuiten 1754—58 gewaffneten Widerstand, unterlagen aber schließlich den Waffen und wurden zuletzt 1768 in allen span.-amerik. Besitzungen an einem und demselben Tage festgenommen und des Landes verwiesen, ihre Missionen aber den Civilbehörden übergeben. Diese lange dauernde Jesuitenherrschaft hat die Guarani an den stummen Gehorsam gewöhnt, der die neuere Geschichte des Landes und dessen wunderbare militärische Leistungsfähigkeit erklärt. Im J. 1776 wurde P. zum Vizekönigreich La Plata geschlagen. Die 1810 in Buenos-Ayres ausgebrochene Revolution ergriff im nächsten Jahre auch P., wo Dr. José Gaspar Rodriguez Francia (s. d.) sich an die Spitze stellte und es dahin brachte, 1814 zum Diktator und 1817 zum Diktator auf Lebenszeit ernannt zu werden. Er regierte, im Sinne des frühern Systems der Jesuitenmissionen, mit eiserner Hand, behielt auch nach gelungener Befestigung seiner Macht das Schreckenssystem bei und schloß das Land vollständig ab. Er schuf ein kleines, aber trefflich organisiertes stehendes Heer und bewahrte P. vor innern Unruhen selbst während der in den Nachbarstaaten stattfindenden Revolutionen. Der Tod des Diktators 20. Sept. 1840 bewirkte ein Schwanken der öffentlichen Verhältnisse und mehrere Usurpationsversuche. Unter dem zunächst erwählten Gouverneur Vidal behielt das Land seine Absperrung bei. Ein Nationalkongreß wählte 1842 Don Alonso und Don Carlos Antonio Lopez, Neffen des Francia, zu Konsuln. Ein anderer Nationalkongreß beschloß 13. März 1844 ein Staatsgrundgesetz und ernannte hiernach 14. März Don Carlos Antonio Lopez zum Präsidenten auf zehn Jahre. Dieser eröffnete sofort durch ein Detret vom 20. Mai 1845 (welchem 2. Jan. 1846 eine wesentliche Änderung des Zollwesens im Sinne des Freihandels folgte) das Land den Fremden und dem auswärtigen Verkehr, unter der Bedingung, daß die Fahrzeuge unter argentinischer Flagge fahren mußten; er reorganisierte das Heer nach preuß. Muster und verstärkte dasselbe auf 8000 Mann, schuf eine armierte Flotille auf dem P. und Paraná, erbaute die starke Festung Humaita und befestigte Asuncion sowie den Passo de la Patria. Der Gouverneur von Argentina aber, Rosas, der P. als eine Provinz der Argentinischen Republik ansah, verbot jeden Verkehr mit P., worauf ihm 4. Dez. 1845 die Regierung P.s den Krieg erklärte, nachdem sie 11. Nov. 1845 ein Bündnis mit der Regierung von Corrientes geschlossen. Dieser Schutz- und Trutzvertrag wurde 1847 erneuert, und 1851 schlossen beide Staaten ein ähnliches Bündnis gegen Rosas mit Brasilien, Uruguay und dem aus dem argentinischen Bunde getretenen Staate Entre-Rios. Nachdem Rosas gestürzt, erfolgte 15. Juli 1852 die Anerkennung der Unabhängigkeit P.s durch den provisorischen Direktor der Argentinischen Konföderation, General Urquiza, und von Großbritannien durch den Traktat von Asuncion vom 4. Jan. 1853, nachdem schon seit 1845 die formelle Anerkennung zuerst von den Vereinigten Staaten von Amerika, Brasilien, Uruguay, dann von Großbritannien und andern europ. Staaten erlangt worden. Der Präsident Lopez schloß Handels- und Schiffahrtsverträge mit Großbritannien, Frankreich, Nordamerika und Sardinien auf Grundlage der freien Schiffahrt auf den Gewässern P.s, wonach der Handelsverkehr geregelt und von seiten Englands auch freie Religionsübung für Fremde erlangt wurde. Lopez regelte die Gerichtsverwaltung, bildete eine Polizeigewalt, gründete Volksschulen und eine wissenschaftliche Gesellschaft, verbesserte das Los der Geistlichkeit und überließ dieser die kirchlichen Angelegenheiten, sorgte dagegen für Straßen und Wege, legte ein Eisenwerk am Fluß Ibicuy an u. s. w. Er führte die allgemeine Wehrpflicht und jährliche Übungen der Reservemannschaft ein und schuf ein treffliches Offizierkorps für das Heer.

Die Nordamerikaner waren die ersten, welche von der Freiheit der Schiffahrt Gebrauch machten. Sie sandten 1853 das Kriegsdampfboot Water-Witch unter Jefferson Page zur Untersuchung des La-Plata und dessen Nebenflüsse, welches im November vor Asuncion erschien und von Lopez freundlich empfangen wurde. Allein das schroffe Benehmen der Yankees führte zu einem Zwist, infolge dessen allen fremden Kriegsschiffen das Befahren der Flüsse P.s untersagt ward. Als 1. Febr. 1855 die Water-Witch dennoch aus dem Paraná nach Asuncion hinauffahren wollte, beschoß man das Schiff vom Fort Itapiru aus. Am 17. Mai 1857 übernahm Lopez auf Verlangen des Kongresses

die Fortführung der Präsidentschaft auf weitere sieben Jahre und blieb nach wie vor unumschränkter Herrscher. Eine Übereinkunft mit Brasilien vom 13. Febr. 1858 (ratifiziert 17. März) gab die Schiffahrt auf dem Paraguay und dem obern Paraná völlig frei, und 1859 wurde durch Vermittelung Urquizas der Konflikt mit Nordamerika beigelegt. Am 9. Aug. 1862 wurde zu Asuncion eine Konvention zwischen P. und Frankreich zur Erneuerung des Handels- und Schiffahrtsvertrags von 1853 abgeschlossen. Carlos Antonio Lopez, der 38 Jahre hindurch geherrscht, starb 10. Sept. 1862, und sein Sohn Francisco Solano Lopez übernahm laut testamentarischer Verfügung des Vaters die Präsidentschaft. In dem in der Republik Uruguay (s. d.) ausgebrochenen Bürgerkriege hatte Brasilien, für den Expräsidenten General Flores Partei nehmend, ein Ultimatum erlassen, worin Anwendung von Gewaltmaßregeln und Besetzung des Landes angedroht war. Gegen die Ausführung dieser Drohungen erließ 30. Aug. 1864 der Präsident Solano Lopez dem brasil. Gesandten zu Asuncion einen Protest, der 3. Sept. erneuert wurde. Als dennoch die Brasilianer 12. Okt. in Uruguay einfielen und 16. Okt. die Hafenstädte Salto und Paysandu in Blockadezustand erklärten, wurde 11. Nov. 1864 der auf der Fahrt nach der Provinz Matto-Grosso begriffene brasil. Postdampfer Marquez de Olinda in der Nähe von Asuncion durch einen Kriegsdampfer P.s aufgebracht. Hierauf kam es zu weitern Feindseligkeiten P.s gegen Brasilien, namentlich einer Besetzung brasil. Gebiete. Brasilien verbündete sich mit Uruguay und der Argentinischen Republik zum Kriege gegen P. Am 4. Mai schlossen Brasilien, Argentina und Uruguay zu Buenos-Ayres ein Schutz- und Trutzbündnis ab.

Nach längern Kämpfen zu Wasser und zu Lande, unter denen insbesondere ein am 2. Mai 1866 von den Verbündeten errungener Sieg bei Estero-Belhaco in P. und ein unentschieden gebliebenes, aber blutiges Treffen bei Tuyutu und Paraguay 24. Mai 1866, die sog. Schlacht bei Tuyutu, hervorzuheben sind, trat ein Stillstand ein, dem aber im Sommer 1867 wieder ein neuer Ausbruch der Feindseligkeiten folgte. Im September gelang es endlich den Alliierten, durch Besetzung von Villa-del-Pilar der Festung Humaita, dem Hauptbollwerk der Paraguiten, alle Verbindung mit dem Innern des Landes abzuschneiden; doch wurde die Leitung der Operationen erst eine energischere, als der argentinische Präsident Mitre 15. Febr. 1868 den Oberbefehl über die gesamte verbündete Armee niederlegte und dem brasil. Marschall Caxias übertrug; die Alliierten nahmen nun 19. Febr. das zu Humaita gehörige Fort Estabelecimiento und ließen dann ein brasil. Panzergeschwader den Rio P. aufwärts gehen. Unter diesen Verhältnissen beschloß Lopez, sich mit seiner Hauptmacht durch den Chaco zurückzuziehen und den Feind durch Zurücklassung eines Bataillons mit 10 Geschützen über seinen Rückzug zu täuschen, was ihm auch vollständig gelang. Die kleine Besatzung von Humaita schlug 10. Juli noch einen Sturm zurück und hielt sich noch bis 3. Aug. in der fast gänzlich zerschossenen Festung, wo endlich der Hunger den Kommandanten Martinez zur Übergabe zwang. Bis dahin hatte sich Lopez mit seiner Hauptmacht in Tebicuary aufgehalten; nach der Übergabe von Humaita zog er sich 28. Aug. nach Angostura, einem Engpaß unterhalb Asuncion, zurück. Jedoch schon 1. Okt. wurde die Durchfahrt von einem Teil der brasil. Flotte auch dort erzwungen, während die Landarmee der Verbündeten das Lager von Lopez umringt hatte. Da Lopez die Aufforderung zur Ergebung zurückwies, erfolgte 25. Dez. ein allgemeiner Sturm, und bei dem verzweifelten Widerstande der Paraguiten wurden dieselben fast gänzlich aufgerieben. Der Diktator Lopez selbst entkam. Endlich ergab sich 30. Dez. bei Angostura der Rest der Paraguiten und im Jan. 1869 zogen die Verbündeten in Asuncion ein, wo sie eine provisorische Regierung ernannten. Der Kampf dauerte während der folgenden Monate in kleinen Gefechten fast ununterbrochen fort, ohne zu einer Entscheidung zu führen. Anfang Mai übernahm Graf d'Eu, ein Sohn des Herzogs von Nemours und Schwiegersohn des Kaisers von Brasilien, das Kommando, stürmte 12. Aug. die von Lopez bei Piritebu besetzte Stellung und schlug denselben auch 15. Aug. bei Caraguatay vollständig. Es folgte nun noch eine Reihe von Kämpfen, welche die Truppen des Diktators immer mehr aufrieben; derselbe wurde mit nur wenigen hundert Mann immer weiter nach den unzugänglichen Schluchten des paraguitischen Hinterlandes zurückgedrängt und fiel dort 1. März 1870 in einem Gefecht am Aquidalan gegen den brasil. General Camara nach verzweifeltem Widerstande. Mit dem Tode des Diktators war der Krieg beendigt. Das Land war durch den fünfjährigen Kampf furchtbar verwüstet. Erst am 27. März 1872 wurden die Ratifikationen des Friedens zwischen Brasilien und P. ausgewechselt, in welchen P. den nördlichsten Teil der Republik an Brasilien abtrat und sich auch zur Zahlung der Kriegskosten verpflichtete. Im Oktober desselben Jahres schloß auch die Argentinische Republik einen Vertrag mit P., der den Pilcomayo als Grenze im streitigen Chaco-Gebiet festsetzte.

Nach dem Frieden gab eine frei gewählte Konstituante dem Lande eine liberale Verfassung. Die letzten Besatzungstruppen der Verbündeten verließen 22. Juni 1876 das Land. Der 25. Nov. 1874 zum Präsidenten der Republik erwählte Don J. Bautista Gill wurde 12. April 1877 nebst seinem Bruder Don Emilio Gill, frühern Finanzminister, auf offener Straße meuchlings ermordet. Man schrieb diese Verbrechen den Häuptern einer polit. Verschwörung zu, welche den frühern Minister des Äußern Dr. Machain zum Präsidenten erheben und 19. Okt. 1877 eine Revolution hervorrufen wollten. Ihr Vorhaben wurde jedoch 17. Okt. entdeckt und die Hauptverschworenen verhaftet, welche mit dem Dr. Machain bei einem Befreiungsversuch 29. Okt. umkamen. Der Präsident des Senats und Vizepräsident der Republik, Don Oliginio Uriarte, übernahm in Gemäßheit der betreffenden Verfassungsvorschrift die interimistische Präsidentschaft. Seit 25. Nov. 1882 ist B. Caballero Präsident.

Vgl. außer den Reisewerken von Azara, Rengger, Castelnau und Page besonders: Demersay, «Histoire physique, économique et politique du P.» (Bd. 1 u. 2, Par. 1860—65); Dugraty, «La république du P.» (Brüss. 1864); «Les dissensions des républiques de La Plata et les machinations du Brésil» (Par. 1865); «War in the river Plate in 1865» (Lond. 1865); Charles Quentin, «Le P.» (Par. 1865); Thompson, «The war of P.» (Lond. 1869); «Der Krieg gegen P.» (in «Unsere Zeit», Neue

Folge, Bd. 5, 1. und 2. Hälfte, Lpz. 1869); Mastermann, «Seven eventful years in P.» (Lond. 1869); Hutchinson, «The Parana, with incidents of the Paraguayan war» (Lond. 1869); Burton, «Letters from the battle fields of P.» (Lond. 1870); Washburn, «The history of P.» (2 Bde., Boston 1871); von Versen, «Reisen in Südamerika und der südameril. Krieg» (Bresl. 1872); L. Schneider, «Der Krieg der Tripleallianz gegen die Republik P.» (3 Bde., Berl. 1872—75); Mulhall, «Handbook of the River Plate Republics» (Lond. 1874); Morgenstern, «Karte von P. nach den letzten Traktaten» (Wien 1875); Mevert, «Ein Jahr zu Pferde, Reisen in P.» (Wandsbeck 1883); Gothein, «Der christlich-soziale Staat der Jesuiten in P.» (Lpz. 1883).

Paraguaythee, Mate oder Yerba, Namen, unter welche die getrockneten und zerbrochenen oder zu einem groben Pulver verkleinerten und mit zerbrochenen Stielen vermengten Blätter von Ilex Paraguayensis *L.*, eines in Paraguay und dem angrenzenden Brasilien einheimischen und auch kultivierten Baums, in den Handel kommen. Dieser wie alle Arten der Gattung Ilex (s. d.) immergrüne Baum besitzt glänzendglatte, lanzettförmige oder längliche, am Grunde keilförmige und an den Rändern gesägte Blätter und achselständige, vielblütige Stiele mit weißen Blumen. Der Aufguß auf die getrockneten Blätter, welcher aromatisch-bitter schmeckt und balsamisch duftet, wird in ganz Südamerika als Thee getrunken.

Parahyba oder Parahiba, d. i. großer Fluß, ist der Name zweier Flüsse und einer Provinz in Brasilien. Der südliche oder Rio Parahyba do Sul entsteht in der Provinz São-Paulo in der Serra do Mar, fließt erst gegen Südwesten, durchbricht dann, sich plötzlich gegen Norden wendend, die Serra Geral und strömt zwischen dieser und der Serra da Mantiqueira nordostwärts in die Provinz Rio de Janeiro, in welcher er nach einem Laufe von nahezu 950 km bei São-João da Praia mündet. Der nördliche oder Rio Parahyba do Norte ist ein gegen 370 km langer Küstenfluß, der einer der östlichsten Küstenprovinzen Brasiliens den Namen gegeben; er entsteht in der Serra Borborema und bildet eine von Manglesümpfen eingefaßte Mündungsbai. In seiner breiten Mündung nimmt der Fluß größere Fahrzeuge auf, in den höhern Gegenden aber ist er der Kataralte und des Wassermangels wegen selbst für Boote nicht fahrbar.

Die Provinz Parahyba, zwischen Pernambuco im S., Rio Grande do Norte im W. und N. und dem Atlantischen Ocean im O. gelegen, umfaßt 74731 qkm und zählt (1883) 432817 E., darunter 25817 Sklaven. Das Land ist an der Küste flach, tiefer einwärts hügelig, ja gebirgig, im O. von den Küstenflüssen Rio Guaju, Rio Camaratuba und Mamanguape oder Parahyba, im W. von dem nach N. sich wendenden Rio das Piranhas durchströmt. Der Boden ist in der innern Hügelgegend sandig, meistens kahl oder nur mit der eigentümlichen Vegetation der Catingawaldungen bedeckt, welche aus dichtgedrängten, aber sehr niedrigen, in der trockenen Jahreszeit entblätterten Stämmen besteht. Hochstämmige Urwaldungen und fruchtbarer Boden finden sich nur längs den Flüssen, Grastriften und auf den westl. Bergen. Diese Ungunst des Bodens, verbunden mit der des Klimas, namentlich dem periodisch wiederkehrenden Ausbleiben der Regenzeit, welches Versiegen der Gewässer, Mißwachs und Viehsterben zur Folge hat und nur die Küstenlandschaft weniger hart trifft, hat den Aufschwung des Ackerbaues verhindert. Doch baut man gegen die Küste hin die gewöhnlichen Feldfrüchte Brasiliens und als Handelsprodukte Zucker, Baumwolle, Tabak, ausgezeichnete Früchte, Farbe-, Bau- und Gummiholz. Viehzucht wird wenig, Bergbau gar nicht betrieben und die Industrie ist unbedeutend. Lebhafter ist der Handel, namentlich mit Baumwolle, Zucker und Brasilholz. Dieser konzentriert sich in der Hauptstadt Parahyba, die 100 km nördlich von Pernambuco, rechts am gleichnamigen Flusse, 20 km vom Meere, teils in niedriger Gegend, teils auf 60 m hoher steiler Höhe liegt und für Schiffe von 200 t Last zugänglich ist, während größere in dem durch ein verfallenes Fort gedeckten Mündungshafen anlegen müssen. Die Stadt zählt 13000 E., hat einige Kirchen, eine Lateinschule, sowie zwei Primärschulen und ist Sitz der Provinzialbehörden.

Paraklet (grch., d. i. Beistand) wird im Johannes-Evangelium der von Jesus seinen Jüngern verheißene «Geist der Wahrheit» (s. Heiliger Geist) genannt. Die Montanisten (s. d.) lehrten, daß mit der Sendung des P. und dem Auftreten der von ihm inspirierten neuen Propheten das letzte Zeitalter der Kirche und die Vollendung des Werkes Christi und der Apostel erschienen sei. Sie schrieben daher den Offenbarungen des P., deren ihre Propheten sich rühmten, göttliche Autorität und sogar das Recht zu, die Anordnungen der Apostel zu ändern.

Paraklet ist auch der Name eines Klosters bei Troyes, wo Abälard (s. d.) begraben liegt.

Paralipomĕna (grch.), eigentlich Übergangenes oder Ausgelassenes, in der Septuaginta Titel der Bücher der Chronik als Ergänzungen der Bücher Samuelis und der Könige; überhaupt soviel wie Nachträge und Ergänzungen zu frühern Werken (z. B. Lobecks «Paralipomena grammaticae Graecae», sowie Schopenhauers «Parerga und P.», eine Sammlung seiner kleinern philos. Schriften).

Paralipsis (grch., lat. praeteritio, d. i. Übergehung) heißt in der Rhetorik eine Figur, die darin besteht, daß man unter dem Scheine, etwas übergehen zu wollen, dasselbe gerade erwähnt, wodurch die Aufmerksamkeit des Lesers oder Hörers auf das scheinbar Unbedeutendere hingelenkt wird, damit das darauf Folgende in seiner ganzen Stärke hervortrete; z. B.: «Unerwähnt will ich lassen, wie dieser Fürst nie durch entscheidende Tapferkeit im offenen Kampfe, sondern durch Treulosigkeit und List den Sieg sich verschaffte; aber das möge in den Annalen für die Nachwelt niedergeschrieben stehen, daß er die kostbaren Stunden seines Lebens durch träge Wollust und Schwelgerei vergeudete.»

Paralläge (grch.), Änderung, Verwechselung; Geistesverwirrung.

Parallaxe heißt der Unterschied der scheinbaren Örter eines und desselben von verschiedenen Standpunkten aus gesehenen Gegenstandes, oder, bestimmter erklärt, der Winkel, den zwei nach einem und demselben Gegenstand gehende Gesichtslinien miteinander bilden. In der Astronomie dient die P. der Himmelskörper zur Bestimmung ihrer Entfernung; sie ist unter übrigens gleichen Umständen desto kleiner, je entfernter der betreffende Himmelskörper oder Gegenstand ist. Man hat aber die tägliche (geocentrische) und die jährliche (heliocentrische) P. zu unterscheiden. Die erstere ist der

Winkel zweier Gesichtslinien, die vom Mittelpunkte der Erde und von einem Punkte ihrer Oberfläche aus nach einem und demselben Stern gehen. Der Astronom denkt sich nämlich einen Beobachter im Mittelpunkte der Erde und nennt die Örter, an welchen dieser die Sterne am Himmel erblicken würde, die wahren (geocentrischen), die von der Erdoberfläche aus wirklich beobachteten aber die scheinbaren, die von den wahren außer der Strahlenbrechung auch um den Betrag der P. verschieden sind. Je nachdem nun ein Beobachter auf der Erde einen Stern im Horizont oder in irgend einer Höhe über demselben erblickt, wird die P. als Horizontalparallaxe oder als Höhenparallaxe bezeichnet. In ersterm Fall bilden die beiden Gesichtslinien mit dem Erdhalbmesser, der dem Beobachtungsorte entspricht, ein rechtwinkeliges Dreieck, in dem die Entfernung des Gestirns vom Erdmittelpunkt die Hypotenuse bildet und leicht berechnet werden kann, sobald außer dem Erdhalbmesser die Horizontalparallaxe (der dem Halbmesser gegenüberliegende spitze Winkel) bekannt ist. Die Bestimmung der Horizontalparallaxe selbst ist nicht leicht und setzt voraus, daß der Stern, für welchen sie gesucht wird, gleichzeitig an zwei entfernten Punkten der Erde beobachtet wird, wozu womöglich Örter unter nahe demselben Meridian gewählt werden. Bei der Sonne beträgt sie fast neun Sekunden, beim Monde dagegen beinahe einen Grad. Bei den Fixsternen ist ihrer großen Entfernung wegen die tägliche P. so ausnehmend klein, daß sie sich unserer Beobachtung völlig entzieht. Man muß deshalb seine Zuflucht zur sog. jährlichen P. nehmen, indem man ein und denselben Stern von verschiedenen, möglichst weit voneinander entfernten Punkten der Erdbahn, welche die Richtung von dem Sterne nahe tangieren, aus, also zu verschiedenen Zeitpunkten des Jahres beobachtet, am besten an Tagen, die nahe um ein halbes Jahr auseinander liegen, weil dann die entsprechenden Örter der Erde im Weltraum um den ganzen Durchmesser der Erdbahn oder über 296 Mill. Kilometer voneinander entfernt sind. Denkt man sich nun einen Beobachter in der Sonne, der gleichzeitig mit einem auf der Erde einen Stern beobachtet, so heißt der Winkel ihrer beiden Gesichtslinien die jährliche oder heliocentrische P. des Sterns. Daß die große Mehrzahl der Fixsterne auch von einer jährlichen P. keine Spur zeigt, ist nur aus ihrer ungeheuern Entfernung zu erklären, da eine P. von einer Sekunde, die bis jetzt bei keinem Stern gefunden, unserer Beobachtung gar nicht entgehen könnte und uns dieser eine Entfernung von mehr als 30 Billionen Kilometer folgen würde. Bisher ist nur bei wenigen Fixsternen eine jährliche P. mit Sicherheit aufgefunden worden; sie beträgt bei dem Sterne α Centauri $^{3}/_{10}$ Sekunden, bei 61 Cygni und bei dem Lalandeschen Stern Nr. 21185 nur $^{1}/_{10}$ Sekunden, bei andern bloß wenige Zehntelsekunden und wird aller Wahrscheinlichkeit nach bei den meisten Sternen noch viel kleiner sein.

Parallel (vom griech. παράλληλος, d. i. nebeneinander) heißen in der Mathematik gerade Linien oder Ebenen, die sich in keinem Punkte schneiden, soweit man sie auch beiderseits verlängern mag.

In der Rhetorik bezeichnet man mit parallel dasjenige, was eine fortgesetzte Vergleichung zuläßt oder überhaupt in mehrern Teilen sich ähnlich ist, daher Parallele eine solche Vergleichung. Besonders aber versteht man unter Parallele die Zusammenstellung und Vergleichung verschiedener Zeiten mit ihren Ereignissen oder berühmter Männer. Am bekanntesten sind die biographischen Parallelen des Plutarch (s. d.), in denen gewöhnlich ein Grieche und ein Römer zusammengestellt werden, obgleich bisweilen die Ähnlichkeiten fehlen. Das Verhältnis ähnlicher Dinge zueinander wird Parallelismus genannt. In der Poesie der Hebräer bezeichnet man mit Parallelismus (parallelismus membrorum) das rhythmische Ebenmaß zweier oder mehrerer Redeglieder in Bezug auf Ausdruck oder Konstruktion. Einzelne Stellen, die in Hinsicht ihres Inhalts gleich oder ähnlich lauten, heißen Parallelstellen.

Parallelen (militärisch) nennt man beim förmlichen Angriff einer Festung die die Angriffsfront gürtelartig umgebenden, Front gegen die Festung machenden Laufgräben (s. d.), welche als Position und gedeckte Aufstellung für die Infanterie des Angriffs und erforderlichenfalls zur Aufnahme einzelner Geschützaufstellungen dienen, auch die transversale Verbindung der auf den verschiedenen Kapitalen vorgetriebenen Approchen (Zickzacks) bilden. Sie bringen den ganzen Angriff in einen materiellen Zusammenhang und gewähren demselben eine wesentliche Sicherung und Unterstützung. In neuerer Zeit hat sich statt P. die Bezeichnung: Infanteriestellungen eingebürgert. (S. Festungskrieg.)

Parallelepipēdon (vom griech. παραλληλος, nebeneinander, und ἐπὶ πέδου, zur Ebene), ein von drei Paaren paralleler Ebenen begrenzter Körper, also ein spezielles vierseitiges Prisma, ein Hexaëder mit 6 Flächen, 8 Ecken, 12 Kanten. Das P. ist rektangulär, wenn eine Ecke drei rechte Winkel, rhombisch, wenn eine Ecke drei gleiche Kanten hat, ein Rhomboëder, wenn die gleichen Kanten gleiche Winkel einschließen. Ein reguläres P., rektangulär und rhombisch zugleich, ist ein Würfel (cubus).

Parallelismus, s. unter Parallel.

Parallelkreise oder Breitenkreise der Erde heißen diejenigen gedachten Kreise auf der Erdoberfläche, die dem Äquator parallel sind, oder die entstehen, wenn man sich die Erdkugel mit solchen Ebenen durchschnitten denkt, auf denen die Erdachse senkrecht steht. Der größte dieser Kreise ist der Äquator, der mit der Erdkugel selbst gleichen Mittelpunkt hat; je mehr sie sich den Polen nähern, desto kleiner werden sie. Alle unter demselben P. liegenden Orte der Erdoberfläche haben gleiche geogr. Breite. Die beiden P., welche vom Äquator nach Norden und Süden 23° 27′ abstehen, heißen Wendekreise, und zwar der nördliche der Wendekreis des Krebses, der südliche der Wendekreis des Steinbocks. Zwei andere P., von beiden Polen um 23° 27′ abstehend, heißen Polarkreise.

In der Astronomie heißen P. diejenigen Kreise der Himmelskugel, die dem Himmelsäquator parallel sind und von den Sternen bei der täglichen Umdrehung des Himmels beschrieben werden.

Parallelogramm (grch.) heißt ein Viereck, dessen gegenüberstehende Seiten paarweise parallel sind, wodurch die Gleichheit der gegenüberliegenden Seiten sowohl als Winkel bedingt ist. Je zwei nebeneinanderliegende Winkel des P. machen zusammen 180° oder zwei rechte Winkel aus; ist daher ein Winkel ein rechter, so sind alle Winkel rechte; das Viereck heißt dann ein Rechteck oder

Rektangel, kann aber wieder ein Quadrat oder ein Oblongum sein, je nachdem alle Seiten desselben gleich oder zwei Seiten länger als die andern beiden sind. Sind dagegen die Winkel keine rechten, so müssen zwei davon spitze und zwei stumpfe Winkel sein; das P. heißt dann ein Rhombus oder ein Rhomboid, je nachdem alle Seiten gleich sind oder nicht.

In der Mechanik ist das Parallelogramm der Kräfte wichtig, durch welches man die Richtung und Größe der resultierenden Kraft bestimmt, wenn ein Körper in einem Punkt zu gleicher Zeit von zwei Kräften nach zwei verschiedenen Richtungen mit verschiedener Stärke angegriffen wird. Stellt man nämlich die Richtung und Größe der beiden Kräfte durch zwei Geraden dar, welche man sich von einem Punkte des bewegten Körpers ausgehend denkt, und konstruiert aus denselben ein P., so stellt die Diagonale desselben die Richtung und Größe der resultierenden Kraft vor, welche ganz dasselbe leistet, wie jene beiden Seitenkräfte oder Komponenten. Dieser zuerst von Galilei (1638) ausgesprochene und dann von Newton (1668) bewiesene Satz heißt der Satz vom P. der Kräfte. Denkt man sich statt jener Kräfte die von denselben bewirkten Geschwindigkeiten, so hat man das Parallelogramm der Geschwindigkeiten, wo die resultierende Geschwindigkeit den Weg bedeutet, den der von jenen beiden Kräften bewegte Körper in der Zeiteinheit (Sekunde) zurücklegt. Vgl. Matzka, «Ein neuer Beweis des Kräftenparallelogramms» (Prag 1856).

Parallelogramm (Wattsches), s. u. Dampfmaschinen, Bd. IV, S. 817[b]; vgl. Geradführungen.

Parallelreißer oder Parallelmaß, auch Streichmaß, Reißmaß, Streich- oder Reißmodel genannt (frz. trusquin, tracequin; engl. marking-gauge), ein von Schlossern und Tischlern gebrauchtes Meßwerkzeug, aus einem Fuß mit ebener Unterfläche bestehend, der eine zu dieser senkrechte Stange trägt, an welcher eine mit scharfer Spitze versehene Querstange verschiebbar ist. Wird der Fuß auf einer ebenen Unterlage (Richtplatte) verschoben, so kann man mit der Spitze der in einer bestimmten Höhenlage durch eine Schraube festgeklemmten Querstange auf einem Arbeitsstück eine zur Ebene der Richtplatte parallele Linie anreißen.

Parallelschraubstock, ein Schraubstock, dessen beweglicher Backen sich nicht im Bogen, sondern in gerader Linie fortbewegt. (S. u. Schraubstock.)

Parallelsystem (im Unterrichtswesen), s. unter Fachsystem.

Paralleltonarten sind diejenigen Dur- und Molltonarten, welche einerlei Vorzeichen haben, wie G-dur und A-moll, G-dur und H-moll; die Parallelmolltonart liegt immer eine kleine Terz unter der Durtonart.

Paralogie (grch.), Vernunftwidrigkeit, Irrtum; das Irrereden.

Paralyse (grch.), die Lähmung, Gliederlähmung; allgemeine progressive Paralyse, eigentümliche Geisteskrankheit, s. unter Größenwahn; paralysieren, lähmen, überhaupt schwächen, hemmen, auch unwirksam machen; paralytisch, gelähmt, vom Schlagfluß getroffen; auch zu Schlagflüssen geneigt.

Paralyse der Irren, s. Progressive Paralyse der Irren.

Paramagnete, diejenigen Metalle, welche von einem Magnet angezogen werden, s. unter Diamagnetismus und Magnetismus.

Paramalelnsäure, s. Fumarsäure.

Paramaribo, Hauptstadt von Niederländisch-Guaiana oder Surinam in Südamerika, früher von den Holländern Neu-Middelburg genannt, am linken Ufer des Surinam, 26 km von dessen Mündung in den Atlantischen Ocean, ist regelmäßig angelegt, mit breiten, reinlichen, zum Teil von Kanälen durchzogenen, meist rechtwinkelig sich kreuzenden Straßen und größtenteils hölzernen Häusern. Bemerkenswerte öffentliche Gebäude sind: das Gouvernementshaus auf einem großen, mit Anlagen gezierten Platze (het plein), nahe dem am Fluß gelegenen Fort Zeelandia; das Kontrollgebäude oder Neue Stadthaus, 1841 aus Backsteinen erbaut; die Rechenkammer; das Gerichtshaus, ein massives, und das Gouvernementssekretariat, ein hölzernes Gebäude. Die Stadt besitzt eine reform., eine luth. und eine kath. Kirche, ein Bethaus der Brüdergemeine und zwei Synagogen der deutschen und portug. Juden. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten ist das Hospital für Militär- und Civilpersonen hervorzuheben. P. ist Sitz der Surinamischen Bank und eines deutschen Konsuls. Der Hauptmarkt und die Hauptmagazine befinden sich an der Wasserseite. Die Stadt zählt (1882) 23422 E., worunter wenig Weiße, aber verhältnismäßig viele Juden, von denen viele reiche Plantagenbesitzer sind, die meisten aber Handel treiben. Unmäßigkeit im Genuß geistiger Getränke und Sittenlosigkeit herrschen allgemein, und dies sowie Mangel an gutem Trinkwasser sind mehr als das feuchte, heiße Klima die Ursache der großen Mortalität der Bevölkerung. In P. konzentriert sich der ganze Ein- und Ausfuhrhandel der Kolonie Surinam. Der Hafen ist sicher und für Schiffe von 6 m Tiefgang allezeit, für größere nur mit Benutzung der Springflut erreichbar. Der Handel hat sich, seitdem er 1848 allen Nationen freigegeben, bedeutend gehoben. Dagegen hat die durch Abschaffung der Sklaverei verminderte Produktion auch auf den Handel zurückgewirkt. Die hauptsächlichsten Artikel der Ausfuhr bilden Zucker, Rum, Baumwolle, Kakao, Goldstaub und Melasse. P. wurde 1640 von den Franzosen gegründet.

Paramatta, Hauptstadt der Grafschaft Cumberland der austral. Kolonie Neu-Süd-Wales, 18 km im WNW. von Sydney, am Flüßchen P. oberhalb dessen Mündung in die Bai Port-Jackson, Station der Eisenbahnen Sydney-Goulbourn-Melbourne und Sydney-Bathurst-Dubbo mit Abzweigung nach Windsor und Richmond, hat (1871) 6103 E., eine Sternwarte, ein Arbeitshaus für Frauen, ein Hospital und Tuchfabriken. Ehemals war P., anfangs Rose-Hill genannt, Deportationsort.

Paramatta, ein dreibindiges Köpergewebe mit baumwollener Kette und Einschlag von Kammgarn.

Paramente (lat.) heißen sämtliche zum Gottesdienst gebrauchten Gewänder (besonders aus Leinen und Seide) der Geistlichen, die Bekleidungen der Altäre, Kanzeln u. s. w. Weil diese Gewänder seit der ältesten Zeit oft mit großer Kunst in Weberei und Stickerei prachtvoll ausgestattet wurden, sind dieselben auch kunsthistorisch von Wichtigkeit. Vgl. Boch, «Geschichte der liturgischen Gewänder» (3 Bde., Bonn 1856—71).

Digitized by Google

Parameras, in Spanien Bezeichnung für eine Form von Gebirgsketten, die aus gewölbten, steil abfallenden und meist kahlen Plateaus besteht.

Parameter (grch.) eines Kegelschnittes (sein latus rectum) heißt die Sehne desselben, welche einen Brennpunkt enthält und normal zur Achse steht. Im allgemeinen heißen die P. die in einer Gleichung für x, y auftretenden Unbestimmten, sofern sie unabhängig von x, y sich selbst und damit die Gleichung für x, y verändern.

Parametritis (grch.), die Entzündung des Beckenzellgewebes.

Paramilchsäure, s. unter Milchsäure.

Páramo (span.), eine hohe wüste Berggegend ohne Vegetation; insbesondere heißen so in Südamerika die rauhen, nicht selten von Stürmen und Schneegestöber heimgesuchten Bergeinöden der Cordilleren in 3000—3500 m Höhe, welche entweder ganz unfruchtbar sind oder nur schirmartig ausgebreitetes immergrünes Zwergholz, sowie myrten- und lorbeerartiges Gesträuch hervorbringen, hier und da jedoch auch Anbau von Gerste und von Kartoffeln gestatten.

Paramuschir, die nördlichste und zweitgrößte Insel im Archipel der Kurilen, wird von Kamtschatka durch die Kurilenstraße, in deren östl. Eingange die Insel Schumschu gelegen ist, und von der südlich von ihr gelegenen Insel Onekotan durch die sog. Straße der Amphitrite getrennt.

Paramylum, s. unter Stärkemehl.

Paramythie (grch.), eigentlich Ermunterung oder Ermahnung, eine durch Herder eingeführte Nebenform der Parabel (s. d.).

Paran, alter Name des Dorfes Firan (s. d.) auf der Halbinsel Sinai.

Paraná (bei den Indianern Südamerikas überhaupt Strom, Fluß) heißt der große südamerik. Strom, der mit dem Paraguay (s. d.) und dem später hinzutretenden Uruguay (s. d.) den La-Plata (s. d.) bildet. Der P. entsteht an der Grenze der brasil. Provinzen Matto-Grosso, Minas-Geraes und São-Paulo unweit von Sta.-Anna do Paranahyba aus der Vereinigung des Rio Grande und des Paranahyba (s. d.). Der Rio Grande, auch für sich schon P. oder Pará genannt, entspringt auf der Grenze der Provinzen Minas-Geraes und Rio de Janeiro unter 22° 15′ südl. Br. an der Serra da Mantiqueira 150 km im NW. von Rio Janeiro, nur 80 km von der Küste entfernt, fließt erst nach NO. und dann, allmählich umbiegend, gegen NW. und W. und nimmt zahlreiche Nebenflüsse (Sapucahi, Rio Mogy-Guassu u. s. w.) auf. Der aus den Gewässern des Rio Grande und Paranahyba entstandene Strom fließt als P. durch Brasilien gegen SW., die Grenze zwischen den Provinzen Matto-Grosso (westlich) und São-Paulo und Paraná (östlich) bildend, dann auf der Grenze zwischen Brasilien und Paraguay südwärts bis Candelaria, hierauf süd- und später westwärts auf der Grenze zwischen Paraguay und der argentinischen Provinz Corrientes bis zur Mündung seines mächtigsten Nebenflusses Paraguay. In seinem weitern Laufe durchströmt er das argentinische Staatengebiet, südwärts über Corrientes, Goya, La Paz, Bajada del Paraná (s. d.) und Rosario (s. d.), zuletzt südöstlich, und ergießt sich in vielen Armen, deren Spaltung bei San-Pedro (33° 40′ südl. Br.) beginnt und deren nördlichste sich mit dem Urugnay verbinden, in das große Astuarium des La-Plata. In seinem obern Laufe bis Candelaria nimmt der P. rechts den Rio Racuri, Rio Verde, Pardo auf, links aber weit größere, den Tiete, Paraná-Panema, Ivahy und den Ygnassu aus der brasil. Provinz Paraná (s. d.). Nach Aufnahme des Paraguay wird er nur noch von einem bedeutenden Fluß, dem Rio Salado, verstärkt, der im Staate Salta auf der Central-Cordillera entsteht und, nachdem er die östl. Ketten durchbrochen und in südöstl. Richtung die Grenze zwischen den Provinzen Santiago del Estero und Sta.-Fé westlich und dem Territorio del Gran-Chaco östlich gebildet, bei Sta.-Fé mündet.

In seinem Oberlauf bildet der P., in 24° 4′ südl. Br. ein Quergebirge durchbrechend, den berühmten Wasserfall Salto-Grande de la Guairá oder Salto das Sette-Quedas, der an Großartigkeit dem Falle des Niagara nahekommt. Etwa 500 km unterhalb des Salto-Grande, 250 km oberhalb der Stadt Corrientes, bildet der P. die untersten Kataraktен, die Saltos von Apipé und Aregua, welche der Schiffahrt aufwärts eine Grenze setzen, obgleich es mit starken Maschinen gelungen ist, über diese Stelle fortzukommen. Zwischen dem letztern Fall und den Sette-Quedas ist die Schiffahrt vielfach durch Stromschnellen erschwert. Auch die Nebenflüsse des P. sind oberhalb der letzten Stromschnelle fast immer ganz nahe der Mündung durch bedeutende Fälle unwegsam gemacht, wenn sie auch für den Lokalverkehr nutzbar sind. Oberhalb der untersten Stromschnellen wechselt die Breite des P. von 220 bis 2600 m, unterhalb derselben nimmt sie zu. Nach Aufnahme des Paraguay hat er eine Breite von 2 bis 6 km. Die Wassertiefe im Mündungsarme Paraná-Guazu beträgt stellenweise bis 30 m; überall können Schiffe von 5 m Tiefgang durchkommen, mit 2½ m Tiefgang bis zur Mündung des Paraguay aufwärts. Regenzeit im tropischen Teile des Flußgebietes und Schneeschmelze in den Cordilleren verursachen ein jährliches Steigen des Flusses um 4—5 m, sodaß mit Benutzung desselben Schiffe von mehr als 5 m Tiefgang bis Rosario aufwärts gelangen können. Den höchsten Stand erreicht er im Februar oder März, den tiefsten im August bis Oktober. Der P. hat eine Stromlänge von 3560 km. Vgl. Hutchinson, «The P.» (Lond. 1868).

Paraná, eine durch Gesetz vom 29. Aug. 1853 aus dem südl. Teile von São-Paulo gebildete Provinz Brasiliens, im S. von Sta.-Catharina (Grenze der Rio Ygnassu mit seinem linken Nebenfluß Rio Negro) und im O. vom Atlantischen Meere begrenzt, im N. durch den Paraná-Panema von São-Paulo, im W. durch den Paraná von Matto-Grosso und der Republik Paraguay getrennt, stößt im SW. an den argentinischen Staat Corrientes. Die Provinz zerfällt in die vier Comarcas Curityba, Paranaguá, Castro und Guarapuava und zählt (1883) auf 221 319 qkm 189 668 E., darunter 7668 Sklaven. Zum größten Teile gehört die Provinz dem Gebiete des Paraná an und bildet ein von Hügelketten durchzogenes Plateau, welches von 200 m im Westen allmählich zu 1000 m ansteigt, um dann in der Serra do Mar und Serra Cadias steil zur Küstenregion abzufallen. Dieses Hochland ist fast ausschließlich mit Campos bedeckt, fruchtbaren Grasebenen, die häufig von Waldinseln (Capões) unterbrochen werden, in denen Araucarien (Pinheiros) vorherrschen. Angebaut werden hier

die Früchte des mittlern Europa. Im schroffen Gegensatze steht hierzu die schmale hügelige, feuchtheiße Küstenregion, welche die ganze Pracht des brasilian. Urwaldes zeigt und in welcher noch alle Früchte der Tropen, die Baumwollstaude, Zuckerrohr, der Kaffeebaum, die verschiedensten Palmenarten gedeihen. Nur kurze Küstenflüsse bewässern dieselbe, doch ist sie durch zahlreiche Buchten und Inseln der Schiffahrt sehr zugänglich, namentlich in der schönen Bahia de Paranaguá. Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung ist die Viehzucht, demnächst die Einsammlung des Paraguaythees, sowie Handel mit Getreide und Bauholz. Diese Provinz liegt jedoch meist noch im wilden Zustande, ist sehr wenig besiedelt, ohne Zweifel aber einer reichen Entwickelung fähig. Die Hauptstadt ist Curityba (s. d.). Zu ihr führt von dem im westl. Hintergrunde der Paranaguádai gelegenen, 1855 dem auswärtigen Handel eröffneten, aber unbedeutend gebliebenen Hafenstädtchen Antonina eine seit 1855 begonnene, 70 km lange macadamisierte Fahrstraße (Graciosastraße) über das Gebirge. Auch ist eine Eisenbahnverbindung (Dona-Isabel-Bahn) beider Städte im Bau. Haupthafen der Provinz ist Paranaguá; die bedeutendste deutsche Kolonie ist Assungui, 90 km im Norden von Curityba. Dieselbe wurde 1860 gegründet, zählte 1868 erst 310 E., hatte aber schon bedeutenden Ertrag ihres Landbaues aufzuweisen; doch fehlt es für ein Emporblühen derselben an Verbindungen mit Märkten und zum Absatz ihrer Erzeugnisse.

Paraná, Villa in der Argentinischen Republik, s. Bajada del Paraná.

Paranaguá, Stadt von 5000 E. und Haupthafenplatz der brasilian. Provinz Paraná, 100 km im OSO. von der Hauptstadt Curityba entfernt, liegt am Süduser des herrlichen gleichnamigen Golfs (Bahia de Paranaguá), der durch die Ilha do Mel vom Meere getrennt wird und Schiffen von 3—400 t zugänglich ist. P. ist gut gebaut, hat vier Kirchen und ein Theater, ist Sitz eines deutschen Konsulats (für die Provinz Paraná) und Station der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft. Hauptausfuhrartikel ist Maté (nach den La-Plata-Staaten und Chile), außerdem Mandioka, Reis, Bohnen und Bauholz.

Paranahyba, in seinem obern Laufe Rio de São-Marcos, Fluß in Brasilien, bildet die Grenze zwischen den Provinzen Goyaz und Minas-Geraes, nimmt links den Rio das Velhas und den Tejuco, rechts den Corumba und den Meia Ponte auf und vereinigt sich unterhalb Sta.-Anna do P. mit dem Rio Grande zum Paraná (s. d.). [Piauhy (s. d.).

Paranahyba, Stadt in der brasilian. Provinz

Paraná-Panema, linksseitiger Nebenfluß des Paraná im südl. Brasilien, bildet nebst seinem ersten bedeutendern linken Zuflusse Itavare im Mittel- und Unterlaufe die Grenze zwischen den Provinzen São-Paulo (nördlich) und Paraná (südlich). Der P. ist 480 km lang und nimmt links noch den Rio da Cinza und den Rio Tibagy auf.

Paranaphthalin, s. Anthracen.

Paraná Pitinga, s. Amucusee.

Paränese (grch., d. i. Ermahnung oder Ermunterung), der Schluß einer Predigt oder Rede, welcher die Anwendung des vorgetragenen Gegenstandes auf den Leser oder Zuhörer, die sog. Nutzanwendung, enthält, dann auch eine ganze Rede ermahnenden und ermunternden Inhalts.

Parangarien (grch.), s. unter Angarien.

Paragon, s. Paragon.

Paranuß, s. Bertholletia.

Paranya, ind. Gottheit, s. Parjanya.

Parapet (frz.), Brustwehr.

Paraphe (Parafe, frz.; zusammengezogen aus dem lat. paragráphus), Namenszug, Schnörkel an der Unterschrift, die abgekürzte Unterschrift unter Abänderungen des Textes auf dem Rande von Akten; Stempel zum Aufdrücken eines Namenszugs; Paraphengebühr, Stempelgebühr; paraphieren, mit dem P. versehen.

Paraphernen (grch., d. i. Miteingebrachtes) nennt man im Gegensatz zu Dos (s. Mitgift) die Vermögensstücke im Frauenvermögen, welche der Disposition des Ehemannes nicht oder doch nur der Verwaltung (nicht dem Nutzgenuß) nach unterliegen. Sie sind Eigengut der Frau. Ist dem Ehemann die Verwaltung der P. übertragen, so haftet er für dieselbe wie bei der Dos und die Frau hat dieserhalb ein gesetzliches Pfandrecht am Vermögen des Mannes. (Vgl. Dotalsystem.)

Paraphrase (grch.), Umschreibung, erweiternde oder verdeutlichende Übertragung einer Schrift in Worte derselben oder auch einer andern Sprache. Paraphrast, der Verfasser einer P.

Paraphysen, botanische Bezeichnung für eine Form von Hyphen, die zwischen den einzelnen Sporenschläuchen in den Perithecien der Ascomyceten stehen; auch die in den Archegonien und Antheridienständen vieler Moose befindlichen haarartigen Gebilde werden als P. bezeichnet, ebenso die in den Sporenhäufchen mancher Farne zwischen den Sporangien vorkommenden Haare. Bei manchen Basidiomyceten finden sich auf der Hymenialschicht zwischen den sporenabschnürenden Basidien einzelne sterile Hyphen, die gleichfalls mit den Namen P. belegt werden.

Paraplegie (grch., Querlähmung), diejenige Form der Lähmung, bei welcher beide untern Extremitäten, zuweilen mit den Schließmuskeln der Harnblase und des Mastdarms, gelähmt sind und infolge dessen Unfähigkeit zum Gehen, sowie unfreiwilliger Harn- und Stuhlabgang bestehen. Die P. ist in der Regel durch eine Erkrankung des Rückenmarks bedingt. (S. Lähmung.)

Parasche (hebr.), der am Sabbat in den Synagogen zu verlesende Abschnitt der Mosaischen Schriften.

Parasit (grch.) hieß bei den Griechen ursprünglich allgemein ein solcher, der an der Seite eines andern speiste, insbesondere nannte man so gewisse priesterliche Gehilfen und Unterbeamte, ferner Beisitzer höherer Beamten, die wie diese auf Staatskosten gespeist wurden. Später findet sich das Wort gewöhnlich in verächtlichem Sinne gebraucht und bezeichnet eine besondere Klasse von Schmarotzern, die sich bei den Reichen und Vornehmen meist ungeladen zur Tischzeit einstellten und für den Genuß einer freien Mahlzeit von dem Gastgeber ebenso wie von dessen Gästen die erniedrigendste Behandlung und gemeinsten Späße sich gefallen ließen. Die P. waren ein stehendes Charakterbild der neuern griech. Komödie und sind auch von Lucian in einem erhaltenen Dialog unter dem Titel «Der P.» treffend geschildert worden.

Parasiten oder Schmarotzergewächse, Name aller derjenigen Pflanzen, die ihre Nährstoffe nicht aus den anorganischen Bestandteilen des Bodens, der umgebenden Luft oder aus faulenden organischen

Stoffen entnehmen, sondern aus lebenden andern Pflanzen oder dem tierischen Körper. Organischer Nährstoffe bedürfen alle diejenigen Pflanzen, die kein oder nur geringe Spuren von Chlorophyll enthalten, also vor allem die große Gruppe der Pilze; aber auch unter den höhern Pflanzen gibt es eine ganze Reihe, die ebenfalls nicht im Stande sind, durch Kohlenstoffassimilation sich die nötigen Nährstoffe zu schaffen. Während aber von den Pilzen eine bedeutende Anzahl von Arten diesen Bedarf aus toten organischen Stoffen deckt, gibt es unter den höhern Pflanzen nur sehr wenige, die als Saprophyten gelten können, die nur auf faulenden oder verwesenden organischen Substanzen wachsen und deshalb als Humusbewohner bezeichnet werden. Es sind dies einige fast chlorophyllose Orchideen, wie Neottia und Corallorrhiza. Die größere Mehrzahl derjenigen Gefäßpflanzen, die nur geringe Mengen von Chlorophyll besitzen, oder denen es ganz mangelt, sind echte P., wie die Arten der Gattungen Cuscuta, Orobanche u. a.

Die Art und Weise, in welcher die P. den Nähr- oder Wirtspflanzen, d. h. den Pflanzen, auf denen sie schmarotzen, die Nährstoffe entnehmen, ist eine sehr verschiedene. Die meisten parasitischen Pilze durchdringen mit ihrem Mycelium die Gewebe der Wirtspflanze und ihre Hyphen wachsen entweder in die Zellen selbst hinein oder sie senden kurze Äste, sog. Haustorien, in das Innere derselben, während die eigentliche Mycelentwickelung in den Intercellularräumen stattfindet. In beiden Fällen verursachen sie krankhafte Veränderungen einzelner Organe oder der ganzen Wirtspflanze. Teils rufen sie Anschwellungen, Hypertrophien, Gallenbildungen hervor, teils auch bewirken sie ein vollständiges Absterben, Faulen u. dgl. entweder bloß der befallenen Organe oder auch der ganzen Pflanze. (Vgl. Gallen und Pflanzenkrankheiten.) Oft kommen auch beide Erscheinungen zusammen vor in der Weise, daß nach vorher stattgefundener krankhafter Veränderung schließlich ein vollständiges Absterben eintritt, wie es sich z. B. häufig bei den Brandpilzen, bei der Kartoffelkrankheit, bei zahlreichen Krankheiten der Obst- und Waldbäume findet. Außer den im Innern der Pflanzengewebe lebenden sog. endophytischen Parasiten gibt es unter den Pilzen noch eine Anzahl epiphytische, deren Mycelium sich auf der Oberfläche der befallenen Pflanzen entwickelt und von da aus nur kurze Fortsätze, Haustorien, in die Epidermis hinein, seltener auch in darunter liegende Zellen, treibt. Aber auch hier ist der Einfluß, den der Schmarotzer auf die Wirtspflanze ausübt, in der Regel ein schädlicher; so gehören z. B. in diese Gruppe die sämtlichen Meltaupilze oder Erysipheen, zu denen auch die Traubenkrankheit oder Traubenfäule zu rechnen ist.

Ein eigentümlicher Parasitismus von Pilzen findet sich bei der Abteilung der Flechten. Der Thallus der letztern setzt sich aus Gruppen von Algenzellen und einem Pilzmycelium zusammen, das letztere entnimmt die für sein Gedeihen nötigen organischen Nährstoffe aus den Algen, die ihrerseits im Stande sind zu assimilieren, während zugleich die als Haftfasern des Flechtenthallus dienenden Pilzhyphen eine Aufnahme von anorganischen Nährstoffen aus dem Boden ermöglichen. Es kennzeichnet sich diese eigentümliche Wechselwirkung zwischen der Thätigkeit von Pilz und Alge im Flechtenthallus hierdurch zwar als Parasitismus, zugleich aber auch als ein Zusammenleben und gegenseitiges Unterstützen zweier an sich verschiedenen Pflanzenformen, das man als Symbiose (s. d.) bezeichnen kann. (Vgl. Flechten.)

Die parasitisch lebenden Gewächse aus der Reihe der Phanerogamen sind nur in geringer Anzahl vertreten und man kann zwei Gruppen bei denselben unterscheiden, solche, die überhaupt kein Chlorophyll oder nur sehr wenig enthalten und demnach organische Verbindungen aus andern Pflanzen entnehmen müssen, und solche, die zwar ganz normal grün gefärbte Blattorgane besitzen, aber die mineralischen Nährstoffe nicht direkt aus dem Boden, sondern aus den Wurzeln oder Stengeln anderer Pflanzen aufnehmen. In die erstere Gruppe gehören die Cuscuta-Arten oder Seidengewächse, ferner die Orobanchen, die Balanophoreen und Rafflesiaceen. Die meisten dieser Pflanzen, z. B. die Cuscuteen, treiben Haustorien entweder in die Stengel oder in die Wurzeln der Nährpflanzen, gewöhnlich bis in die Gefäßbündel hinein, und ernähren sich auf diese Weise auf Kosten jener Gewächse. Andere haben eine knollenartige Anschwellung ihrer Stengelbasis, diese verwächst mit einer Wurzel der Nährpflanze und stellt so ein den Haustorien ähnliches Saugorgan dar. Das letztere ist z. B. bei den Würgergewächsen oder Orobanchen der Fall. Bei der zweiten Gruppe, den chlorophyllführenden P., liegen die Verhältnisse insofern anders, als diese Gewächse in vielen Fällen wahrscheinlich nur anorganische Nährstoffe aus der Wirtspflanze entnehmen; dahin gehören unter andern die Loranthaceen und unter diesen die Mistel (s. Viscum), die Arten der Gattungen Euphrasia, Thesium, Rhinanthus. Die Organe, mittels deren sie jene Stoffe aufsaugen, sind jedoch ganz ähnlich denjenigen der chlorophyllfreien phanerogamen P. gebaut, indem auch hier die Haustorien oder Saugorgane bis in den Gefäßbündel beziehungsweise bis in den Holzkörper der Wirtspflanze eindringen.

Die im tierischen Körper lebenden pflanzlichen Parasiten gehören sämtlich den Pilzen an. Zu diesen gehören vor allem die verschiedenen krankheiterregenden Bacterienformen, wie die Milzbrandbacillen u. a., ferner einige höhere Pilzformen, wie der sog. Soorpilz, die Arten der Familie der Entomophthoreen, die im Körper von Insekten leben, sowie einige Ascomyceten aus der Gattung Cordyceps. Die meisten der in Tieren vegetierenden parasitischen Pilze können auch auf Tierleichen als Saprophyten sich weiter entwickeln.

Parasiten (grch.) oder Schmarotzer nennt man in der Zoologie alle diejenigen Tiere, welche zeitweise oder durchaus auf und in andern Tieren leben und meist auf Kosten des Leibes derselben sich nähren. Das Schmarotzertum ist eine allgemein in der Tierwelt verbreitete Erscheinung; fast alle Typen, von den niedrigsten bis zu den höchsten und zum Menschen, nähren Schmarotzer, und anderseits finden sich überall, bis zu den Wirbeltieren herauf, Arten, Gattungen, Familien und ganze Ordnungen, welche auf das Schmarotzen angewiesen sind. Im allgemeinen kann man sagen, daß die schmarotzenden Tiere in ihrer Organisation unvollkommener sind als die Wohntiere, sodaß z. B. Krustentiere auf Fischen, Würmer in Tieren höherer Ordnungen, Insekten auf Insekten und Wirbel-

tieren ſchmarotzen, doch erleidet auch dieſe Regel mannigfaltige Ausnahmen (Krebſe in Quallen, Fiſche in Holothurien). Das Schmarotzertum übt auf die Schmarotzer ſelbſt einen nachhaltigen Einfluß aus, indem namentlich Bewegungs- und Sinnesorgane um ſo mehr verkümmern, je weiter das Schmarotzertum ſich ausgebildet hat. In Beziehung hierauf finden ſich alle Arten von Abſtufungen, indem es Tiere gibt, welche nur momentan ſchmarotzen, wie Stechmücken, Schnaken u. ſ. w.; andere, die während ihrer Jugendzeit frei ſchwimmend, fliegend oder kriechend ſich bewegen und dann vortrefflich mit Bewegungswerkzeugen und Sinnesorganen verſehen ſind, die aber infolge einer ſog. rückſchreitenden Metamorphoſe ganz verſchwinden oder zu Klammer- und Haftwerkzeugen reduziert werden, wenn ſie im Alter ſich fixieren (z. B. Schmarotzerkrebſe, die ſog. Bienenläuſe, der Sandflah); andere, die während ihres ganzen Lebens auf oder in den Wohntieren ſchmarotzen, wie die meiſten Eingeweidewürmer. Die einen benutzen ihr Wohntier nur als Schutz- und Transportmittel; die andern teilen mit ihm die Nahrung; noch andere nähren ſich auf Koſten ſeiner eigenen Subſtanz. Man hat in dieſer Beziehung Gäſte (Commensalia) und eigentliche Schmarotzer unterſcheiden wollen, ohne daß es möglich wäre, eine ſcharfe Grenze zu ziehen.

Im allgemeinen kann man ſagen, daß alle P. urſprünglich freie Tiere waren, welche ſich nach und nach zuerſt an eine mehr ſeßhafte Lebensart und ſchließlich an das Schmarotzertum angepaßt und demgemäß umgewandelt haben. Die meiſten P. durchlaufen ihren Lebenscyklus in mehrern Tieren, und ſelbſt bei denjenigen, welche keiner ſelbſtändigen Ortsbewegung fähig ſind, finden häufig paſſive Wanderungen ſtatt, indem der Cyklus ihrer Formentwickelung darauf berechnet iſt, daß das Wohntier von einem andern Tier gefreſſen und auf dieſe Weiſe der P. in den Darm des Freſſers übergeführt wird (Bandwurm). Hinſichtlich des Wohnſitzes hat man Außenſchmarotzer (Ectoparaſiten), wie z. B. die Läuſe, Milben, und Innenſchmarotzer (Entaparaſiten), wie die meiſten Eingeweidewürmer, unterſchieden, ohne daß man dieſen Unterſchied ſtreng feſtſtellen könnte, indem viele Schmarotzer ſich von außen her in den Körper einbohren (z. B. Schmarotzerkrebſe), aber von außen nach innen oder umgekehrt (Spitzſchwanzwurm) durch die Öffnungen des Körpers ein- und auswandern.

Vgl. Perty, «Über den Paraſitismus in der organiſchen Natur» (2. Aufl., Berl. 1873); van Beneden, «Die Schmarotzer des Tierreichs» (Bd. 18 der «Internationalen wiſſenſchaftlichen Bibliothek», Lpz. 1876); Leuckart, «Die menſchlichen P.» (2 Bde., Lpz. u. Heidelb. 1863—67; in 2. Aufl. unter dem Titel «Die P. des Menſchen», bis jetzt 2 Lfgn.).

Paraſſée (Dent), ſ. unter Dent.

Paraſtades (grch.), ſoviel wie Anten.

Paraſthesie, ſ. Einſchlafen der Glieder.

Paraſtichen (grch.) oder Schrägzeilen (von Hochblättern), ſ. unter Blattſtellung.

Paraſtichon, ſoviel wie Akraſtichon.

Paraſtrom, ſ. unter Pará (braſil. Provinz).

Parawadi, bulgar. Stadt, ſ. Pravadija.

Paray-le-Monial (mittellat. Paredo), Stadt im franz. Depart. Saône-et-Loire, Arrondiſſement Charolles, rechts an der Bourbince, Station der Linien Raanne-P., Moulins-Montchanin und Mâcon-P. der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, hat (1881) 3080 (Gemeinde 3979) E., eine ſchöne, im 12. Jahrh. durch Mönche von Cluny erbaute Kirche, Holz- und Kohlenhandel. Der Ort iſt um ein ehemaliges Benediktinerkloſter entſtanden. Von 1671 bis 1690 lebte Marie Alacaque, die Stifterin des Kultus zum Heiligen Herzen Jeſu, als Nonne im hieſigen Viſitandinenkloſter. Seit Mai 1873 iſt P. als Wallfahrtsort ſehr in Aufnahme gekommen.

Parcère subjectis et debellâre superbos, «Die Unterworfenen ſchonen und die Übermütigen beſiegen», Citat aus Virgils «Aneis» (6, 583).

Parceria (portug.), Teilhaberſchaft, Halbpacht.

Parceriepverträge nennt man die zwiſchen großen braſil. Grundbeſitzern, namentlich in der Provinz São-Paulo, und europ. Auswanderern abgeſchloſſenen Vereinbarungen, nach welchen die angeworbenen Leute die Feldarbeit, beſonders den Kaffeebau, zu beſorgen haben und dafür die Hälfte des Ernteertrags bekommen ſollen. Die Anwendung des dieſen Verträgen zu Grunde liegenden Syſtems, welches in Südeuropa ſeit längerer Zeit unter dem Namen der Métairie (Halbpachtſyſtem) in Gebrauch iſt, hat in Braſilien vielfach Anlaß zu den größten Mißbräuchen, Gewaltthätigkeiten und Betrügereien gegeben. Für Anpflanzung und Pflege der jungen Kaffeebäume, die mehrere Jahre wachſen müſſen, bevor ſie einen Ertrag liefern, erhielten die Arbeiter keine Entſchädigung, mußten dagegen einzelne notwendige Lebensmittel für hohe Preiſe bei ihren Herren kaufen und ihre ſo entſtandenen Schulden hoch verzinſen. Bei vorkommenden Mißhelligkeiten fanden ſie keine Gerechtigkeit, weil ihre Herren, die großen Grundbeſitzer (fazendeiros), meiſtens auch die Gerichtsbehörde bildeten. Zahlreiche in dieſer Weiſe gemißhandelte und betrogene Auswanderer retteten ſich durch Entweichen von den Gütern. Andere wurden mit ihren Schulden, für welche kontraktmäßig alle Mitglieder einer in Halbpachtverhältnis tretenden Familie ſolidariſch haften, an einen andern Herrn abgetreten oder kamen in das Zuchthaus. Zahlreiche Familien leben noch in dem gebundenen Verhältnis und nur wenige mutige Koloniſten haben ſich durch den Vertrag hindurchgearbeitet und ſind ſpäter als freie Andauer gediehen. Vgl. Lehmann, «Die deutſche Auswanderung» (Berl. 1860); Canſtatt, «Braſilien, Land und Leute» (Berl. 1877).

Parchent, Baumwollgewebe, ſ. Barchent.

Parchim, die Vorderſtadt des Mecklenburgiſchen Kreiſes im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, liegt an der Elde, welche in zwei Armen die Stadt durchfließt und mehrere Mühlen treibt, iſt Station der P.-Ludwigsluſter Eiſenbahn und der Mecklenburgiſchen Südbahn, Sitz einer Superintendentur und eines Amtsgerichts, hat zwei Kirchen, ein Gymnaſium und eine Realſchule und zählt (1880) 9063 E., welche Ackerbau, Viehzucht, Kornhandel, Wollweberei und Tabaksſpinnerei treiben und Tuch-, Cicharien-, Öl-, Papier-, Leim- und Cigarrenfabriken, ſowie Dampfſägemühlen unterhalten. Dem hier gebarenen Feldmarſchall Grafen Moltke wurde 2. Okt. 1876 eine Kolaſſalſtatue (von Brinnaw) geſetzt. P. iſt eine der reichſten Städte Mecklenburgs und beſitzt große Waldungen, eine Ziegelei, acht große Bauerndörfer, zwei Höfe, mehrere Mühlen u. ſ. w.

Parchwitz, Stadt im preuß. Regierungsbezirk und Landkreis Liegnitz, an der Katzbach, 5 km von

deren Mündung in die Oder, 110 m über dem Meere, hat (1880) 1296 meist evang. E. und ist Sitz eines Amtsgerichts. Dabei liegt Dorf Parchwitz mit 848 E. und einer Zündwarenfabrik, sowie das Rittergut Schloß Parchwitz mit 110 E.

Parcival, s. Parzival.

Pardel, s. unter Leopard.

Pardelkatze, Pardes, s. Panther.

Pardo, rechtsseitiger Nebenfluß des Paraná im S. der brasil. Provinz Matto-Grosso, entspringt im SW. der Serra Cayapo, nimmt rechts den Rio Anhanduy auf und ist trotz Stromschnellen und Wasserfälle (Salto de Curau) für Boote schiffbar. Die gegen 20 km lange Portage von Camapuã zum Rio Cozim, einem linken Zufluß des Rio Taquary, wird viel benutzt.

Pardo (El Pardo), Stadt in der span. Provinz Madrid, Bezirk Colmenar Viejo, links am Manzanares, 10 km im NNW. von Madrid, mitten im Walde, hat (1877) 2269 E. und ein schönes königl. Jagdschloß. Am 11. März 1778 schloß hier Karl III. von Spanien einen Allianzvertrag mit Portugal.

Pardon (frz.), Verzeihung, Begnadigung. Der Besiegte im Kampfe bittet um sein Leben, indem er Pardon! ruft. Im erbitterten Handgemenge, bei Stürmen und in Vertilgungskämpfen wird selten P. gegeben. Sonst suchten einzelne Scharen sich dadurch, daß sie P. weder gaben noch nahmen, gefürchtet zu machen; auch wurde zuweilen vor dem Gefecht das Pardongeben ausdrücklich verboten.

General-pardon, allgemeine Begnadigung für begangene Vergehen oder Verbrechen, welche bei besondern Veranlassungen ausgesprochen wird. Sie beschränkt sich zuweilen nur auf einen gewissen Zeitraum, innerhalb dessen die That geschehen, oder auf bestimmte Kategorien von Verbrechen.

Pardubitz (czech. Pardubice), Stadt und Hauptort der gleichnamigen Bezirkshauptmannschaft des Königreichs Böhmen, an der Einmündung der Chrudimka in die Elbe, Station der Linien Deutschbrod-P. der Österreichischen Nordwestbahn, Wien-Prag der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahnen und P.-Seidenberg der Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn, zählt (1880) 10292 E. meist czech. Zunge, ist Sitz eines Bezirksgerichts und hat zwei Vorstädte, vier Kirchen, von denen die Dechantei-kirche bemerkenswert ist, eine Synagoge, ein altertümliches Schloß, eine Staatsoberrealschule, eine Bürgerschule und zwei Krankenhäuser, ferner eine Spiritusraffinerie, Zuckerfabrik, ein Aktien- und ein herrschaftliches Brauhaus, eine Mühlenbauanstalt, eine Canditenfabrik, fünf Wassermühlen und eine Eisengießerei; auch bedeutende Pferdemärkte finden hier statt. In der Nähe liegt die Burgruine Kunětitz aus den Hussitenzeiten.

Pardunen, die Taue, die die Verlängerungen der Masten, die Stengen und Bramstengen nach hinten stützen und je nach ihrer Zugehörigkeit Großstenge-, Vorbramstengepardunen ꝛc. genannt werden.

Paré (Ambroise), lat. Paraeus, der Begründer der Chirurgie in Frankreich, geb. 1517 zu Laval im Depart. Mayenne, widmete sich in Paris der Chirurgie, machte 1536 den Feldzug in Italien mit, wurde 1552 Heinrichs II. Leibwundarzt und diente in gleicher Eigenschaft Franz II., Karl IX. und Heinrich III. Er starb zu Paris 22. Dez. 1590. Hauptsächlich verdankt man ihm eine bessere Behandlung der Schußwunden. Auch verbesserte er die Operation des Trepanierens, führte die Unterbindung der Arterien wieder ein, operierte Gelenkverhärtungen u. s. w. Seine Werke (Par. 1561 u. öfter) wurden ins Lateinische und Deutsche übersetzt.

Parechesis (grch.), die Verbindung klangähnlicher Wörter als Redefigur.

Parecis (Serra dos), Gebirge im Westen der brasil. Provinz Matto-Grosso, welches sich nördlich in die sandigen unfruchtbaren Campos dos Parecis abplattet, entsendet nach S. den Guaporé (der sich bald nordwestlich wendet) und die westl. Zuflüsse des am Ostende der Serra dos Parecis entspringenden Paraguay, wie Jaurú, Cabacal, Seputuba, San-Francisco, nach N. die Quellflüsse des Tapajoz und den Rio Jamary, einen rechtsseitigen Nebenfluß des Madeira. Die Serra hat ihren Namen von den Parecis-Indianern erhalten, welche im NW. von Diamantina hausen und den Tupi verwandt sind.

Paredes de Nava, Stadt in der span. Provinz Palencia, Bezirk Frechilla, am Kanal de Campos, nördlich von der Laguna de la Nava, 20 km im NW. von Palencia, an der Bahn Palencia-Leon-Coruña, hat (1877) 4428 E., Wollzeugwebe-rei und Gerbereien. P. war im 13. Jahrh. eine Grafschaft der Manrique de Lara.

Pareirawurzel, s. unter Cissampelos.

Paremptöse (grch.), abnormes Eindringen, namentlich des Blutes in Organe, in die es nicht gehört.

Parenchym (grch.), in der Tieranatomie das Gewebe, besonders das Drüsengewebe; in der Botanik ein Gewebe, welches aus dünnwandigen, rundlichen polyedrischen oder mehr oder minder sternförmigen Zellen besteht; parenchymatös, das Gewebe betreffend, im Gewebe enthalten.

Parens, die Bewohner der Landes (s. d.).

Parentalien (lat.), eigentlich alles das, was zu Ehren der verstorbenen Eltern oder Anverwandten geschieht, ist die Bezeichnung für die Feierlichkeiten bei oder nach der Bestattung von Verwandten. Die P. bestanden bei den alten Griechen und Römern in einem feierlichen Leichenbegängnis, in Opfer und Libationen und in einer Rede, die vorzugsweise eine Lobrede war. Eine solche Lobrede heißt Parentation. Den Verstorbenen zu Ehren fanden auch im Altertum Leichenmahlzeiten statt. Ähnliche Feierlichkeiten waren von jeher bei Juden und Christen gebräuchlich; bei den Juden pflegten die Angehörigen der Verstorbenen die Kleider zu zerreißen, in Sack und Asche zu gehen; die Christen verbanden mit dem Anlegen einer Trauerkleidung und der feierlichen Bestattung das Absingen von Liedern und Psalmen; die Parentation fand bis in das 4. Jahrh. fast stets nur am Grabe, erst später in der Kirche statt.

Parentation, s. unter Parentalien.

Parentel (lat.) oder Linie heißt in der Rechtssprache der Inbegriff der von einem gemeinsamen Stammvater abstammenden Verwandten. Der Erblasser und seine Nachkommen bilden die erste P., die zweite besteht aus Vater und Geschwistern des Erblassers nebst deren Abkömmlingen, die dritte aus den Großeltern u. s. w. Die Art der Erbfolgeordnung, der zufolge nach diesen Verwandtschaftsgruppen in ein Erbe succediert werden soll und die dem Erblasser nähere P. die entferntere ausschließt, nennt man die Parentelenordnung. Sie lag einer größern Anzahl von ältern deutschen Rechtsquellen, wenn auch nicht allen, zu Grunde, und findet sich jetzt noch in den

Successionsordnungen des Adels, auch in einzelnen modernen Gesetzbüchern, z. B. im österr. Bürgerlichen Gesetzbuch. Das röm. Recht rechnet im Gegensatz zur Parentelenordnung die Verwandtschaftsnähe nach Graden, d. h. nach der Zahl der Zeugungen, die zwischen den verwandten Personen liegen.

Respectus parentelae ist das verwandtschaftliche Achtungsverhältnis, in welchem jemand zu den Geschwistern eines Ascendenten (z. B. der Neffe zum Oheim, zur Tante) steht; dasselbe kann im Eherechte als Ehehindernis in Betracht, besteht jedoch nach dem deutschen Reichsgesetze vom 6. Febr. 1875 als solches nicht mehr.

Parenthese (grch., d. i. Einschaltung) heißt eine nicht notwendig zu einer eben behandelten Sache gehörige Erwähnung, welche entweder den Zusammenhang unterbrechend in der Mitte des Hauptsatzes eingeschoben oder am Schlusse desselben hinzugefügt wird. In der schriftlichen Darstellung deutet man dies durch das Einschaltungszeichen ( ) oder [ ], auch Klammer oder P. genannt, an. Bisweilen bedient man sich statt der Klammern auch der Gedankenstriche (— —).

Parenthesen oder Klammern deuten in der Mathematik an, daß die eingeschlossenen Größen als ein Ganzes betrachtet werden sollen und die vor oder hinter den Klammern stehenden Rechnungszeichen sich auf dieses Ganze beziehen. So bedeutet z. B. (a + b — c) : d, daß das Polynom a + b — c durch d dividiert werden soll. Auch kann eine P. in einer andern stehen, z. B. [a — (b + c)] : d.

Parenzo, Hauptort einer Bezirkshauptmannschaft und Hafenstadt an der Westküste von Istrien, im österr. Küstenland, liegt auf einem Felsen am Meere, der durch einen schmalen Erdstreif mit dem Festlande zusammenhängt, ist Sitz des Provinziallandtags von Istrien, eines Bischofs, der Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, und zählt (1880) 2825, als Gemeinde 7368 E. Der Hafen ist für Schiffe von weniger als 5 m Tiefgang geeignet und sicher. Durch Straßenzüge, welche größtenteils die Linie der während der Römerzeit bestandenen Straßen verfolgen, ist der Verkehr an der Küste wie in das Innere des Landes erleichtert. Die wichtigste dieser Straßen ist die östlich über Sbandati nach Antignana (3299 E.) zum Anschluß an die Istrische Eisenbahn, an welcher sich zahlreiche Baureste aus der Römerzeit finden. Die Bauformen des Doms weisen, abgesehen von seiner röm. Grundlage, auf die Mitte des 6. Jahrh. (Vgl. Lohde, «Der Dom zu P.», Berl. 1859.) Von der Römerstadt Parentium finden sich interessante Reste an verschiedenen Plätzen der Stadt, teils verbaut, teils in einzelnen Mauern, Pfeilern und Säulen. P. war die erste Stadt Istriens, die sich der Herrschaft der Republik Venedig unterwarf (1267), wurde 1354 durch die genues. Flotte verwüstet und bald darauf, sowie 1580 und 1630 von der Pest heimgesucht. Im J. 1692 wurde die gelichtete Bevölkerung durch griech. Ansiedler aus Candia erneuert, während man slaw. und alban. Kolonisten auf dem flachen Lande verteilte.

Parère (ital., d. i. scheinen, dünken) nennt man ein schriftliches Gutachten von unparteiischen und unterrichteten Kaufleuten oder auch von Handelskammern über eine streitige Handelssache.

Parere medicum, Fundschein, s. Visum repertum.

Parergon (Mehrzahl Parerga, grch.), Nebenwerk, Beiwerk; kleine Schrift.

Paresis (grch.), die unvollkommene Lähmung; paretisch, schlaff, gelähmt. (S. Lähmung.)

Paretz, Pfarrdorf im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Osthavelland, rechts an der Havel, in die hier der Sacrow-Paretzer Kanal geht, hat (1880) 570 E. und Ziegeleien. Das hiesige Schloß war vor 1806 Lieblingsaufenthalt des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise.

Parforcejagd, s. Jagd.

Parfumerie (frz.) ist die Bezeichnung für denjenigen Industriezweig, welcher sich mit der Darstellung wohlriechender Präparate (Parfums) beschäftigt. Das Wohlgefallen an Düften und Wohlgerüchen ist außerordentlich alt, und die Überlieferungen grauester Vorzeit bringen bereits Kunde davon, sowie von dem Bestreben der Menschen, Wohlgerüche zu erzeugen. Die alten Ägypter verwendeten große Sorgfalt auf die Einsammlung und Zubereitung der künstlichen Spezereien, welche auf den Altären ihrer Götter brannten oder mit deren Hilfe sie die Körper ihrer hingeschiedenen Freunde zu erhalten suchten. Die Bibel gibt gleichfalls zahlreiche Beweise, daß die Bereitung von Wohlgerüchen im Altertum sehr verbreitet war. Moses erhielt den Auftrag, zwei duftende Spezereien zu bereiten, von denen die eine ihren Wohlgeruch vom goldenen Altar aus verbreiten, die andere den Leib des Priesters salben sollte. Die Braut im Hohen Liede freut sich der Narde, des Zimts, der Aloë und der Myrrhe, und Hesekiel beschuldigt die Juden, den Weihrauch, der Gott zum Opfer dienen sollte, durch persönlichen Gebrauch zu entweihen. Im Neuen Testament wird der Salbung mit kostbaren Spezereien öfters gedacht. Noch weit häufiger war der Gebrauch von Salben und Wohlgerüchen bei den Griechen und Römern. Plinius macht Mitteilungen über die Art und Weise, wie man die Spezereidrogen einsammle und zu welchem Preise man sie verkaufe. Wohlriechende Öle und Pulver wurden nach Seneca von den Zeitgenossen verschwenderisch gebraucht. Die Wohlgerüche der Morgenländer bildeten einen wichtigen Handelsartikel, der manche Karawane und manches Segel in Bewegung setzte. Im südl. Italien wurden diese Produkte weiter zu Salben, wie sie der Bedarf der Zeit erheischte, verarbeitet und das Gewerbe der Salbenmacher (Unguentarii) war so ausgebreitet, daß die große Straße Seplasia im alten Capua allein von dieser Zunft bewohnt gewesen sein soll. Der Gebrauch von P. aller Art, sei es zur Besänftigung der Götter durch den Weihrauch seiner Opfer, sei es zur Ergötzung der Nase beim Gastmahle, oder endlich zum Schutze gegen die Ausdünstungen Lebendiger oder Todter, war im Altertum ein sehr großer. Nicht weniger ausgebreitet war der Verbrauch im Mittelalter; aber erst in der neuern Zeit ist es durch Auffindung neuer natürlicher und durch chem. Operationen erzeugter Wohlgerüche möglich gewesen, die Kunst der Bereitung von P. auf die hohe Stufe der Ausbildung zu bringen, auf der sie jetzt steht.

Bei den P. im größern Stile ist die Arbeit geteilt; in der einen Abteilung fabriziert man die ätherischen Öle (z. B. die der Aurantiaceen, der Rose, des Lavendels u. s. w.), sowie diejenigen Blütenriechstoffe, welche sich nicht durch Destillation, sondern nur durch Infusion oder Absorption

(Enfleurage) mit Fetten, Ölen oder Paraffin gewinnen lassen, wie das namentlich mit den Blüten der Orange, des Jasmins, der Veilchen und Tuberosen zu Nizza, Grasse und Cannes geschieht. Die andere Abteilung erzeugt die eigentlichen P. der verschiedenen Art. Selten sind beide Abteilungen vereinigt. Die erste stellt die Geruchselemente dar, die zweite die Mischungen und Verbindungen derselben. Die konzentrierten Riechstoffe sind die ätherischen Öle und konzentrierte Lösungen davon in Alkohol. Die Aufgabe des Parfumeurs ist es nun, sie zu verdünnten Lösungen zusammenzusetzen und sein Produkt so herzustellen, daß eine innige Vermischung der einzelnen Wohlgerüche stattfindet. Zu diesem Zweck dürfen die Komponenten sowohl im Geruch als in Bezug auf Verdampfungsvermögen nicht zu sehr voneinander verschieden sein. Ein Normalparfum ist in dieser Hinsicht das Eau de Cologne (s. d.). Mit der P. eng verbunden ist die Kosmetik; während die erstere hauptsächlich Bouquets, Odeure, Essenzen und riechende Wässer liefert, beschäftigt sich die letztere mit der Anfertigung von Pomaden, Seifen, Waschwässern, Mundwässern, Zahnmitteln, Pasten, Schminken, Haarfärbemitteln u. s. w.

Aus der zahlreichen Litteratur sind hervorzuheben: Rimmel, «Le livre des parfums» (Brüss. 1873); Piesse, «The art of perfumery» (Lond. 1874); derselbe, «Des odeurs, des parfums et des cosmétiques» (Par. 1870); Hirzel, «Toilettenchemie» (3. Aufl., Lpz. 1874); auch die Berichte über die Industrieausstellungen in London (1851 u. 1862), Paris (1855, 1867 u. 1878), Wien (1873) und Philadelphia (1876).

Parga, Stadt von 5000 E. im türk. Vilajet Janina, an der Küste des Jonischen Meeres südöstlich von Korfu, der Insel Paxo gegenüber, liegt auf einem Felsen, der, auf drei Seiten vom Meere bespült, noch von einer steilen, durch eine alte, halb verfallene Citadelle verteidigten Höhe überragt wird. P. hat zwei Häfen, von denen der westliche der größere, der östliche aber der sicherere und tiefere ist. Nahe dem Eingang des westl. Hafens liegt auf einem Vorgebirge das große Kloster Spiridion. Die Stadt, deren Entstehung schon in das frühere Mittelalter fällt, stand seit 1401 bis zum Untergang der Republik Venedig (1797) unter dem Schutz der letztern. Ali Pascha von Janina bemühte sich vergebens, die Stadt in seine Gewalt zu bekommen, die im Vertrag zwischen Rußland und der Pforte 1800 an letztere überlassen wurde. Die Pargioten schlugen alle Angriffe des Pascha zurück, bis sie 1814 genötigt waren, sich unter engl. Schutz zu stellen und weiter die Einverleibung in die Republik der Jonischen Inseln nachzusuchen. Die Engländer legten Besatzung nach P., ohne jedoch die Bitte der Einverleibung ausdrücklich zu gewähren. Nun aber hatte Ali Pascha es durchgesetzt, daß die Pforte in das engl. Protektorat auf den Jonischen Inseln nur unter der Bedingung einwilligte, daß P. ihr überlassen wurde, und ein geheimer Vertrag bestimmte, daß die Pforte P. dann an Ali übergeben sollte. Am 10. Mai 1819 wurde die Stadt, deren Einwohner zuvor nach den Jonischen Inseln übersiedelten, an Ali ausgeliefert, kam aber schon 1820 in die Hände der Türkei.

Pargasit, bläulichgrüne bis lauchgrüne Varietät der Hornblende. [sonne.

Parhelios (Plur. Parhelien, grch.), Neben-

Pari, s. Alpari.

Paria, Halbinsel im äußersten Osten der Nordküste von Venezuela, erfüllt von den östl. Ausläufern des Küstengebirges, umschließt mit der hier dem Festlande vorliegenden Insel Trinidad und dem westl. Delta des Orinoco den Golfo de Paria, welcher nördlich durch die von kleinen Inseln durchsetzten Bocas de Dragos, südlich durch die Serpents Mouth (Boca de la Sierpe oder del Soldado) mit dem Atlantischen Ocean in Verbindung steht. Die Halbinsel läuft östlich in das Cabo de Paria (Punta Peñas) aus.

Parian, eine im Aussehen dem Parischen Marmor ähnliche, in England zuerst dargestellte unglasierte Porzellanmasse, die sich als Material für plastische Werke (Statuetten u. s. w.) eignet.

Parias (vom tamul. pareyer), Name einer zahlreichen außerhalb des Instituts der Kasteneinteilung und mit den brahmanischen Indern auch außerhalb aller Gemeinschaft des Feuers, Wassers und der Wohnung lebenden, tief verachteten und für unrein gehaltenen Volksklasse in Ostindien. Die P. bestehen teils aus Überresten der bei der Einwanderung der Arier unterjochten Urbevölkerung, teils aber aus arischen Hindu, welche ihrer frühern Kastenrechte verlustig gegangen sind. Die P. treiben die niedrigsten Geschäfte. Ihr Los hat sich aber, obgleich sie noch immer außer aller Gemeinschaft mit dem brahman. Gesetze stehen, in gleichem Maße verbessert, als der engl. Einfluß sich auf alle sozialen Verhältnisse Indiens mehr und mehr geltend machte, und die P. sind jetzt keineswegs mehr wie früher rechtlos. — Die Bezeichnung P. wird dann auch oft im allgemeinen auf herabgewürdigte, verachtete oder für rechtlos geltende Persönlichkeiten übertragen.

Paricidium, s. Parricidium.

Parietales, eine Pflanzenordnung aus der Gruppe der Dikotyledonen, dadurch charakterisiert, daß in den meist zu dreien vorhandenen Karpellen die Placenten wandständig sind. Die P. umfassen eine Reihe kleinerer Familien, wie die Violaceen, Resedaceen, Biraceen, Cistineen, Droseraceen u. a.

Parien (Marie Louis Pierre Félix Esquirou de), franz. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 13. April 1815 in Aurillac (Depart. Cantal), wurde 1841 Advokat zu Riom, 1848 in die Konstituierende, dann in die Gesetzgebende Versammlung gewählt und war 31. Okt. 1849 bis 13. Febr. 1851 Minister des öffentlichen Unterrichts. Als solcher bereitete er das Gesetz vom 15. März 1850 vor, welches die Freiheit des Sekundärunterrichts in Frankreich einführte und denselben in die Hände des kath. Klerus brachte. Nach dem Staatsstreich wurde er Mitglied der Finanzsektion des Staatsrats, zu dessen Präsident er im Jan. 1870 vorrückte, welche Stellung er beim Sturze des Kaiserreichs verlor. Bei den Senatorwahlen 30. Jan. 1876 wurde er im Depart. Cantal als konservativer Kandidat gewählt. Er veröffentlichte viele juristische, nationalökonom. und histor. Schriften, wie «Histoire des impôts généraux sur la propriété et le revenu» (1856), «Traité des impôts considérés sous le rapport historique, économique et politique, en France et à l'étranger» (5 Bde., Par. 1862—64), «Principes de la science politique» (Par. 1870), «Considérations sur l'histoire du second empire et sur la situation actuelle de la France» (1871), «Gustave Adolphe» (1875).

Paritia, Hauptort der Insel Paros (s. d.).

Parima (Sierra), auch Parime, im weitern Sinne das ganze Gebirgssystem im nordöstl. Südamerika, welches auf drei Seiten vom Orinoco umflossen wird, südwestwärts zum Rio Negro streicht, südlich von der Sierra de Pacaraima (s. d.) begrenzt wird und östlich bis zum Essequibo reicht; im engern Sinne jedoch heißen Sierra Parima die höchsten Ketten im SW. des ganzen Systems, rechts vom Oberlauf des Orinoco, welche in der Sierra Maraguaca bis zu 2508 m aufsteigen, im Druida 2475 m, im Yamari 2258 m Höhe erreichen. In diesem Hochlande suchte man vom 16. Jahrh. bis 1780 das Eldorado (s. d.).

Parima (Rio), Fluß in der brasil. Provinz Amazonas, entspringt auf dem Ostabhang der Sierra Parima, unweit der Orinocoquelle, fließt dann südlich längs der Sierra de Pacaraima in östl. Richtung, biegt oberhalb der Einmündung des Tacutu nach Süden um, nimmt darauf den Namen Rio Branco oder Uraricuera an und mündet nach einem Laufe von 1340 km links in den Rio Negro. Während der Regenzeit steht der P. durch den Tacutu mit dem Essequibo in Verbindung.

Parimefee, s. Amucusee.

Parinarium *Juss.*, Pflanzengattung aus der Familie der Rosaceen. Man kennt gegen 30 Arten, die sämtlich in den Tropengegenden wachsen. Es sind meist hohe Bäume, deren Steinfrüchte und Samen zum Teil gegessen werden. Die Blüten haben einen fünfteiligen Kelch, fünf Blumenblätter, 15 Staubgefäße und einen behaarten Fruchtknoten mit einem Griffel. Die einfachen, ganzrandigen Blätter sind unterseits samtartig filzig, die in Trauben oder Dolbentrauben gruppierten Blüten weiß oder rot. P. montanum und campestre *Aubl.*, in Guaiana wachsend, haben süße Früchte, die dort als Kapuzinerpflaumen bekannt sind. Von P. excelsum *Don.* und P. senegalense *Perr.* in Sierra Leone werden vorzüglich die mandelartigen Samen gegessen, da die Fleischhülle der ebenfalls pflaumenartigen Früchte (Rough-Skinned oder Gray-Plum der Engländer) einen faden Geschmack besitzt. Früher faßte man eine Anzahl von Arten, darunter auch die erwähnten, unter einer besondern Gattung Petrocarya zusammen.

Parini (Giuseppe), ital. Dichter, geb. 22. Mai 1729 zu Bosisio bei Mailand, wurde zuerst Priester, dann Hauslehrer in Mailand, 1769 Professor der Litteratur an der Palatinischen Schule daselbst, dann am Gymnasium der Brera und Mitglied der Municipalität. Er starb zu Mailand 15. Aug. 1799. Seinen Ruf als Dichter begründete er durch einen Cyklus von vier Satiren: «Il mattino» (Mail. 1763), «Il mezzogiorno» (Mail. 1765), «Il vespro» und «La notte», in welchen er die Sitten der höhern Stände geißelt. Die zwei letzten Teile wurden erst nach seinem Tode gedruckt (Mail. 1805 u. öfter). Außerdem schrieb er Gedichte, Cantaten, Aufsätze in Prosa u. a. m. Seine gesammelten Werke gab Reina (6 Bde., 1801—4) heraus. Eine kritische Ausgabe seiner Oden besorgte Salveraglio (Bologna 1882), der zugleich die biographischen Ausgaben über den Dichter sichtete.

Paris *L.*, Einbeere, Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen. Man kennt gegen vier Arten, die in Europa und im mittlern Asien vorkommen. Es sind krautartige Pflanzen mit kriechendem Rhizom, der Stengel ist einfach und trägt nur einen vier-, seltener mehrgliederigen Wirtel von Laubblättern und eine einzige vierzählige Blüte, welche aus zwei meist vierblättrigen Perianthkreisen, acht Staubgefäßen, einem vierfächerigen Fruchtknoten mit vier einzelnen Griffeln oder einem vierteiligen Griffel besteht. Die Frucht ist eine Beere. Die bekannteste Art ist die in Deutschland in Gebirgswäldern, aber auch in Laubwaldungen der Ebene häufig vorkommende P. quadrifolia *L.* Die ganze Pflanze, besonders aber die Beere und der Wurzelstock sind giftig, sie bewirken starkes Erbrechen und Betäubung. Früher waren die Beeren und die Blätter dieser Pflanze offizinell. (Vgl. Giftpflanzen, Taf. II, Fig. 6.)

Paris, auch Alexandros genannt, war nach griech. Sage Sohn des Priamos und der Hekabe. Nach der nachhomerischen Dichtung träumte seine Mutter während der Schwangerschaft, sie habe einen Feuerbrand geboren, der die Stadt in Feuer setze. Da dieser Traum dahin ausgelegt wurde, daß der Neugeborene dem Vaterland den Untergang bereiten werde, ließ Priamos das Kind durch einen Hirten auf dem Idagebirge aussetzen; dieser aber fand dasselbe wieder, von einer Bärin gesäugt, erzog es und gab ihm den Namen P. Den Namen Alexandros erhielt P., weil er die Herden gegen Räuber verteidigte. Vor ihm, als Hirten, erschienen nach einer auch in der Ilias in freilich erst später hinzugefügten Versen angedeuteten Sage auf Zeus' Geheiß, von Hermes geführt, Hera, Athena und Aphrodite, um den bei der Hochzeit des Peleus und der Thetis zwischen ihnen ausgebrochenen Streit, welcher der Preis der Schönheit gebühre, von ihm entscheiden zu lassen. Hera versprach ihm die Herrschaft über Asien und Reichtum, Athena Kriegsruhm und Weisheit, Aphrodite aber das schönste Weib, die Helena, zur Ehe; P. entschied sich zu Gunsten der Aphrodite, obgleich er schon mit Önone, der Tochter des Flußgottes Kebren, vermählt war. Alsbald wurde auch seine Herkunft entdeckt. Priamos stellte nämlich eine Leichenfeier des tot geglaubten P. an, wobei P. erschien und die Söhne des Priamos in den Kampfspielen besiegte. Deïphobos (oder Hektor) zog deshalb das Schwert gegen ihn, aber P. entfloh an den Altar des Zeus Herkeios, wo er von Kassandra erkannt und von Priamos als Sohn aufgenommen wurde. Hierauf entführte er, obschon von Önone gewarnt, die Helena (s. d.) aus Lacedämon, während Menelaos in Kreta abwesend war. Als Menelaos seine Gemahlin vergebens zurückverlangt hatte, kam es zu dem Trojanischen Kriege. (S. Troja.) In diesem schildert die Ilias, welche wenigstens kurz der Entführung gedenkt, den P. als nicht unerfahren im Kriege, aber als säumig und feig; als Urheber des Kriegs ist er den Seinigen verhaßt. Über seinen Tod berichtet die nachhomerische Sage, daß er, nachdem er mit des Apollon Hilfe den Achilleus hinterlistig getötet, durch einen vergifteten Pfeil des Philoktetes verwundet wurde. Die einst verlassene Önone, welche ihm versprochen, ihn zu heilen, wenn er verwundet werden sollte, schlug ihm jetzt die Heilung ab, worauf er starb, aber auch Önone sich aus Reue und Verzweiflung selbst den Tod gab. Zahlreich sind namentlich die erhaltenen Darstellungen des Wettstreits der Göttinnen. P. erscheint da, wie auch sonst, wenn er nicht als Bogenschütze auftritt, gewöhnlich als jugendlich schöner Hirt, unbärtig, seit den Zeiten Alexanders d. Gr. meist in phrygischem Kostüm.

Paris, die Hauptstadt Frankreichs, an der Seine, welche sie von OSO. nach W. durchfließt. Ursprünglich war P. Wohnsitz des gallischen Volksstammes der Parisii und wurde Loutouhezi genannt, sodann von den Römern in Lutetia latinisiert, mit dem Zusatze Parisiorum, wovon der heutige Name herkommt. Lange bevor es eine der Riesenstädte Europas wurde, war es ein kleiner Handelsplatz, und zu Cäsars Zeit auf die Insel in der Seine, jetzt die Cité, beschränkt, aber doch schon von Bedeutung; denn Cäsar nennt es oppidum, hielt daselbst einen gallischen Reichstag und ließ hier seine drit. Flotte bauen. Konstantius Chlorus errichtete während seines Aufenthaltes in Gallien (292—306) auf den Anhöhen des linken Seine-Ufers einen weitläufigen Palast mit Gärten, ein verschanztes Lager, ein Amphitheater und Bäder, von welchen am Boulevard St.-Michel noch ein hoher gewölbter Saal, das Frigidarium, übrig ist; daher der jetzige Name «Palais des Thermes». Auch Reste des Amphitheaters sind in neuester Zeit in der Rue Monge aufgefunden worden und sollen erhalten werden. Gleich wichtig war die röm. Ansiedelung für die Franken nach der Eroberung Galliens, bei den Kämpfen, die sie am Rhein mit den nachdrängenden deutschen Stämmen zu führen hatten, und Chlodwig befestigte seine Herrschaft wesentlich durch die Besetzung von P., wo er sich in den Thermen einquartierte. Seine Nachfolger zogen nach der Cité; das bisherige Rathaus wurde königl. Residenz. Wie sich einst um die Kaiserwohnung auf der Mittagsseite ein röm. Stadtteil angesetzt hatte, so bildete sich jetzt dem Königssitze gegenüber am rechten Ufer eine fränk. Vorstadt, die schon unter Dagobert (628—638), wie es scheint, eine gewisse Ausdehnung erreicht hatte, da sie mit Mauern eingeschlossen war.

Diese Entwickelung erlitt einen Stoß durch den Übergang der königl. Gewalt von den Merovingern an die Karolinger, die ihre Erhebung dem austrasischen Adel verdankten und deshalb nur im NO. des Fränkischen Reichs verweilten. Bei der Vereinigung aller deutschen Stämme im karolingischen Staatssystem eignete sich P. nicht mehr zur Hauptstadt, weil man keine Rheingrenze mehr zu decken hatte; es wurde der Sitz eines Grafen und, wie das mächtige Reich Karls d. Gr., eine Beute abenteuernder Seeräuber. Das linke Ufer der Seine, nunmehr verlassen und entfernt von dem Glanz und Andrang, welchen die fürstl. Nachbarschaft immer um sich verbreitet, blieb sehr zurück gegen den am rechten Ufer, der königl. Residenz gegenüberliegenden Stadtteil, der schnell so beträchtlich anwuchs, daß schon Ludwig der Dicke für nötig hielt, ihn mit einer Mauer zu umgeben. Eben dieser König ließ anstatt der hölzernen Türme an den beiden Brücken, die vom Festlande nach der Cité hinüberführten, steinerne Kastelle erbauen: das kleine Châtelet auf der Südseite an der Stelle, welche gegenwärtig der Platz St.-Michel einnimmt, und das große Châtelet auf der Nordseite, wo jetzt das Châtelet-Theater steht. Das große Châtelet war der Sitz des Burgvogts (prévôt du roi), der im Namen des Königs die Justiz und Polizei handhabte. Die Municipalangelegenheiten besorgte ein Kaufmannsvogt (prévôt des marchands) mit beisitzenden Schöffen, die von der pariser Hanse oder Kaufmannschaft gewählt wurden und sich im Bürgersprechhause (parloir aux bourgeois) neben der königl. Burgvogtei versammelten. Auch in der Glanzepoche des franz. Mittelalters, unter Philipp August und Ludwig dem Heiligen, verschönerte und erweiterte sich P. besonders in der Cité und auf dem rechten Ufer. Neben Gewerbwesen, Handel und Königsmacht trat nun auch die Wissenschaft auf, die, als Universität ausgestaltet, unter den Weinbergen und Gärten an dem stillen, damals fast öden Ufer der Südseite sich ansiedelte. So bildeten sich drei große Stadtdistrikte: auf der Insel die Cité, der Sitz des Hofs und der Luxusindustrie; im Süden das «Viertel jenseit der kleinen Brücke», der gelehrte Stadtteil, noch jetzt das hohe Schulviertel; im Norden das «Viertel jenseit der großen Brücke», der größte und bevölkertste Stadtteil mit den Lokalen der Bürgergemeinde, den Märkten und allerlei Gewerben. Obgleich in engen Grenzen eingeschlossen (die von Philipp August um die ganze Stadt herum aufgeführte Ringmauer hatte etwa 6 km im Umfange), war P. am Ende des 13. Jahrh. doch schon durch seine Bevölkerung von ungefähr 150000 E. eine der wichtigsten Städte Europas. Nicht allein in feinern Geschmackssachen sicherte ihm sein Modetand aller Art die Herrschaft, auch in der höhern Geistesbildung behauptete es den Vorrang durch seine Universität, die erste Anstalt ihrer Art (Salerno war mehr Arzneischule, Bologna Rechtsschule), welche der Gründung aller ihrer Schwesteranstalten im übrigen Europa zum Muster diente und 20000 Studenten von allen europ. Nationen zählte.

Unter den Valois zerteilte sich die Stadt noch mehr. Als die königl. Macht den rebellischen Parisern die Oberhand wieder abgewann, verlegte sie ihren Wohnsitz aus der Cité nach dem rechten Seine-Ufer, nicht weit weg von dem Hause an der Grève, das von den Bogengängen an seiner Façade das «Haus mit den Pfeilern» (maison aux piliers) hieß, und wo die momentan siegreiche Bürgergemeinde in der Person ihres Kaufmannsvogts, Etienne Marcel, gethront hatte (1357). König Karl V. verwendete bei seiner Thronbesteigung den Ertrag der von den Aufrührern erhobenen Geldstrafen und Güterkonfiskationen zur Anlage einer königl. Domäne, des berühmten Hôtel St.-Paul, so genannt wegen der naheliegenden Kirche dieses Namens, das, aus vielen Herrenhäusern bestehend und in seinem Umkreise Höfe, Kasernen, Klöster, Paläste, Gärten, Menagerien, ja sogar Viehtriften einschließend, den ganzen Raum zwischen dem heutigen Bastilleplatz und Quai de Celestins einnahm. Im J. 1417 wurde das Hôtel des Tournelles, dessen Stelle jetzt die Place-Royale (auch Place des Vosges genannt) ausfüllt, königl. Residenzschloß. Hier wohnten die Valois von Karl VII. bis Heinrich II. Als dieser König bei einem dortigen Turnier tödlich verwundet wurde, verlegte seine Witwe, Katharina von Mediei, ihren Wohnsitz nach dem damals außerhalb der Stadtwälle befindlichen Louvre und ließ nebenan die Tuilerien erbauen. In der Nachbarschaft der neuen Residenz erhoben sich bald zahlreiche adelige Herrenhäuser, und das ehemalige Hofquartier, das Marais, das noch während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. von großen Adelsfamilien bewohnt war und von allen damaligen Stadtteilen zuerst eine regelmäßige Anlage erhalten hatte, sah seinen Glanz erbleichen gegen die neuen Quartiere, die sich weiter westlich ansetzten. Der unter Heinrich IV. beendigte Pont-Neuf, welcher die eigentliche Stadt mit der Cité und diese mit dem linken Seine-Ufer im Westen verband, beförderte den

Digitized by Google

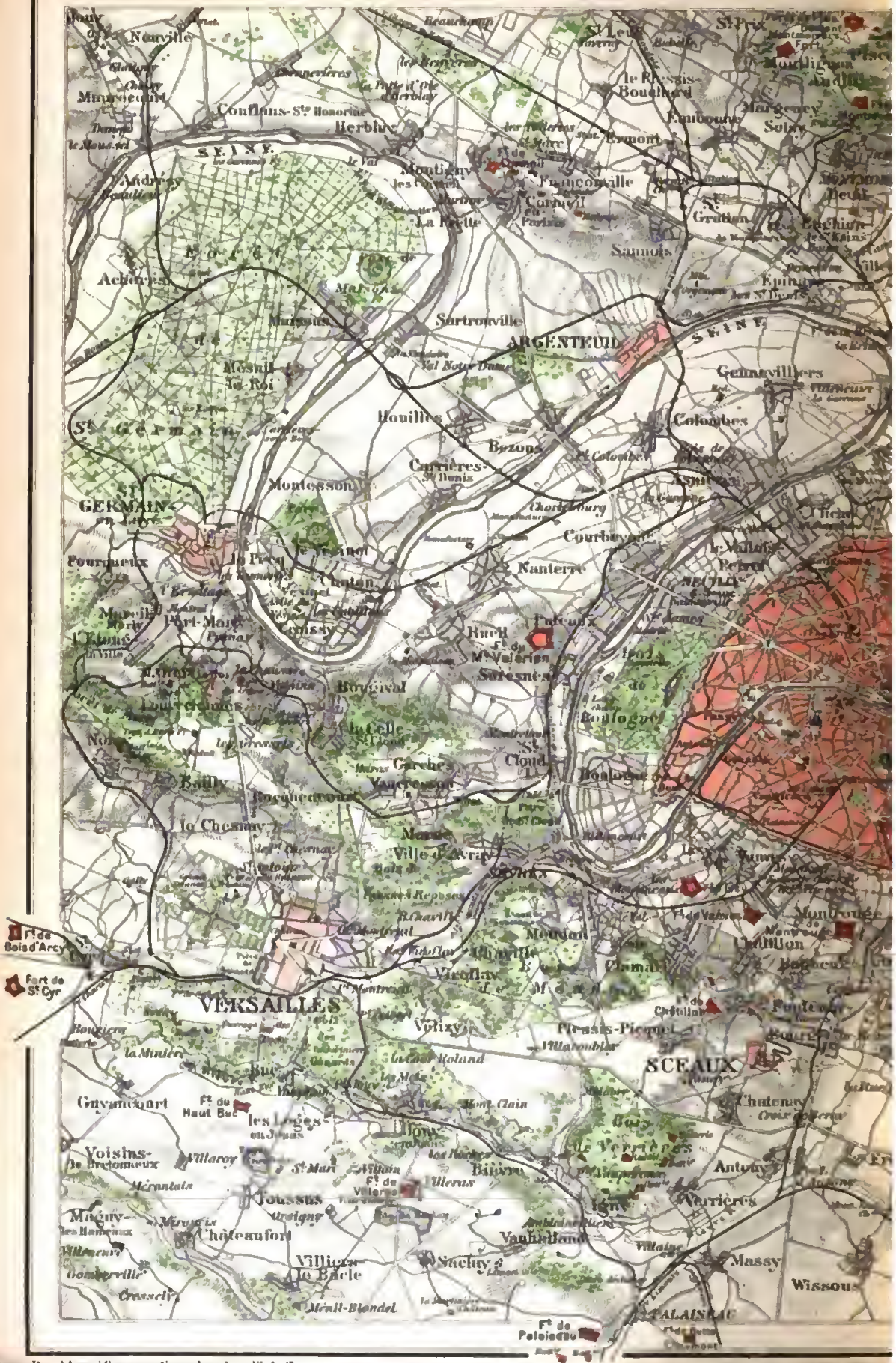
Aufschwung des Faubourg St.-Germain und verschaffte demselben wegen der Nähe des gegenüberliegenden Louvre die Clientel des Hofadels. Unter Ludwig XIII. ward die Vergrößerung und Verschönerung der Stadt mit jedem Jahre sichtbarer und gleichsam der Grundstein gelegt zu den großen Bauwerken, welche Ludwig XIV. und seine Nachfolger unternahmen und ausführten. Die alten Türme und Mauern, die schon längst keine militärische Rolle mehr spielten, wurden weggerissen; man ebnete die Wälle und Gräben, pflanzte zu beiden Seiten eine Allee von Bäumen und ließ in der Mitte noch einen breiten Fahrweg; die Ausgänge der vorher durch die Mauer verschlossenen Gassen wurden durchgebrochen, die beiden Seiten der neuen Baumstraßen bebauten sich mit prächtigen Häusern, und daraus entstand die älteste Boulevardslinie, die jetzt von der Madelaine bis zur Bastille hinüber einen Halbkreis bildet. Unter Ludwig XVI. wurde P. abermals mit Mauern umgeben, nicht, um es gegen feindliche Anläufe zu schützen, sondern um das Schmuggeln zu verhüten. Der Umfang von P. betrug damals etwa 25 km und die in die Stadt hineinführenden Haupteingänge, wegen der sie verschließenden Gitterthore als Barrièren bezeichnet, waren mit größern oder kleinern Gebäuden besetzt, die zu Accisebureaus, Mautnerwohnungen und Wachthäusern dienten.

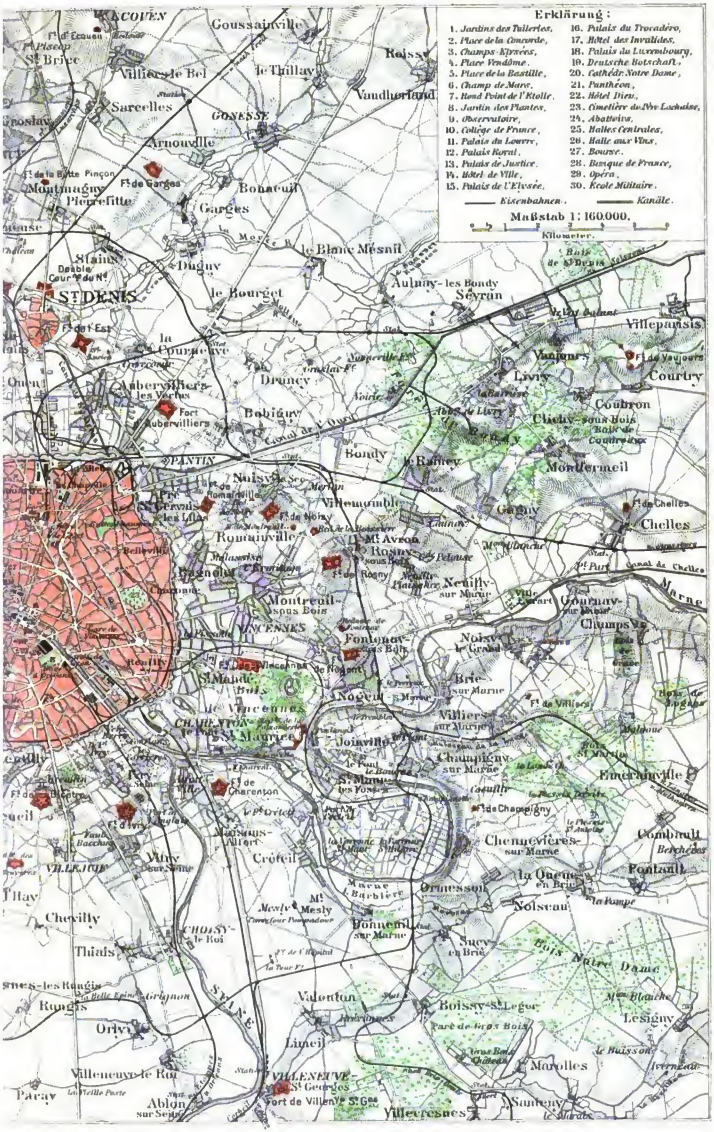
Schon damals übertraf P. in Anzahl und Pracht großer Paläste und Staatsgebäude alle europ. Hauptstädte, war aber dabei ein Labyrinth enger, tiefer, schmutziger und lebensgefährlicher Straßen, weil die Häuser sich sieben Stockwerk hoch in die Luft türmten, die Rinnsteine in der Mitte der Gasse liefen und keine Fußwege die zahllosen Fuhrwerke hinderten, bis an die Häuser zu fahren. In solchem Zustande blieb es mehr oder minder noch ein halbes Jahrhundert. Die Revolution von 1789 dachte mehr ans Niederreißen als ans Aufbauen. Das erste Kaiserreich that viel Gemeinnütziges für die Stadt; aus jener Zeit stammen die ersten großen Straßen mit breiten Trottoirs, die ersten Schlachthäuser, die Kirchhöfe außerhalb der Stadtmauern, viele neue Brücken und öffentliche Brunnen, der Ourcqkanal und die amtlichen Baulinien für alle verbreiterungsbedürftigen Straßen. Die Julimonarchie bethätigte sich ebenfalls nach dieser Seite hin, verfuhr aber dabei zu wenig energisch und in zu geringem Verhältnis mit dem gesteigerten Verkehr. Nach dem Regierungsantritt Napoleons III. erhielt dagegen das hauptstädtische Bauwesen und die damit zusammenhängende Fürsorge für die gemeinnützigen Anstalten einen Impuls, der alles in diesen Beziehungen bisher Geschehene weit hinter sich ließ. Nicht bloß Kirchen, Paläste, Schauspielhäuser und sonstige Prachtgebäude erhoben sich; auch Kasernen, Märkte, Schlachthäuser, Wasserleitungen und Reinigungskanäle im größten Maßstabe kamen hinzu. Beträchtliche Teile von Stadtvierteln wurden niedergerissen, um große, freie Räume in der alten Steinmasse zu schaffen und breite Zugänge von allen Seiten zu gewinnen. Viele enge und schiefe Gassen, noch mehr unsaubere Sack- und Winkelgäßchen mit armseligen Wohnungen verschwanden, und an ihre Stelle traten breite, gerade Straßen und stattliche Häuser. Dieses Aufräumen in Masse geschah vorzüglich in den volkreichen Quartieren des Centrums und der Faubourgs; die geringere Anzahl und die höhern Mietpreise der Neubauten nötigte viele der frühern Einwohner, nach entlegenern Gegenden hinzuziehen, wo noch Räume verfüglich waren und die Bauspekulanten ganze Quartiere entstehen ließen.

Eine Verordnung vom 16. Juni 1859 erweiterte die Grenze von P. bis zu den Wällen der unter Ludwig Philipp gebauten Festungswerke. Man riß die alten Zollmauern nieder; in kurzer Zeit waren die Ortschaften der Banlieue, teils ansehnliche Städte, wie Batignolles und Montmartre, teils prächtige Dörfer, wie Passy und Auteuil, mit den Faubourgs zusammengebaut, und Omnibus und Tramways in vermehrter Zahl, ja sogar eine an den Außenenden rund um P. herum, auf zwei Brücken über die Seine hinüberführende, und die acht großen Bahnhöfe auf beiden Flußufern verbindende Eisenbahn, die sog. «Gürtelbahn» (chemin de ceinture), erleichterten und beförderten von und nach allen Seiten den innern Verkehr und Zusammenhang der riesenhaft angewachsenen Stadt. Der Sturz des zweiten Kaiserreichs ließ einen momentanen Stillstand in dem hauptstädtischen Bauwesen eintreten, und die Wiederaufnahme desselben unter der dritten Republik erstreckte sich zunächst auf die Vertilgung der Spuren der barbarischen Zerstörungswut, welche die Brandstifter der Commune an öffentlichen Gebäuden ausgelassen hatte; später war man darauf bedacht, projektierte, aber unvollendet gebliebene Verschönerungen und Verbesserungen auszuführen und andere hinzuzufügen, wie den Ausbau des neuen Opernhauses, den kolossalen Durchbruch der Butte des Moulins für die Avenue de l'Opéra, die nach dem Théâtre français führt; den Palast des Trocadéro (1878), auf der Anhöhe dieses Namens, der Militärschule am Marsfelde gegenüber; die neuen Menageriegebäude des botan. Gartens und den Boulevard St.-Germain, der auf dem linken Seine-Ufer die Linie der ältesten Boulevards in der gegenüberliegenden Stadthälfte wiederholt und sich von der Deputiertenkammer am Pont de la Concorde bis zum Quai St.-Bernard am Pont d'Austerlitz erstreckt.

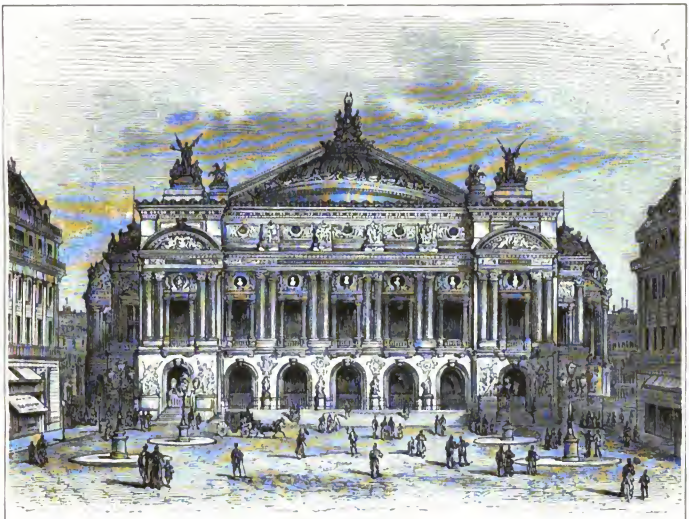
Die Ringmauer oder richtiger der Wall und Graben, die ganz P. einschließt und nur an zwei Stellen, im Südosten bei Charenton, im Westen am Point du Jour, für das Ein- und Austreten der Seine unterbrochen ist, beschreibt eine Linie von beinah: 36 km und umfaßt einen Flächenraum von 7800 ha mit über 76000 Häusern (73624 im Dez. 1872) und (1881) 2269023 E., wozu noch die täglich ab- und zuströmende Bevölkerung von 135000 Individuen hinzuzurechnen ist. Von 66 Thoren, wo das städtische Octroi erhoben wird, führen große Fahrwege in das Herz von P. Zu den Hauptzierden und Hauptverkehrslinien der Stadt gehören die Kais oder Uferstraßen, die, mit Bäumen bepflanzt und mit einer beträchtlichen Anzahl der vornehmsten und prächtigsten Gebäude geschmückt, sich in einer Strecke von 9 km zu beiden Seiten des Flusses ausdehnen und die mannigfaltigsten und imposantesten Ansichten gewähren; sodann die Boulevards (s. d.), die Rue Lafayette, eine der belebtesten unter den neuern Straßen, welche die unabsehbare Länge des neuen P. überraschend veranschaulicht. Außerdem errichtete man auf den Kreuzwegen runde Plätze mit erhöhten Schutzstellen für Fußgänger und in verschiedenen Gegenden der Stadt größere und kleinere Squares, nämlich Rasenplätze mit Bäumen, Gebüsch, Blumenbeeten, geschlängelten Wegen, garten-

Digitized by Google

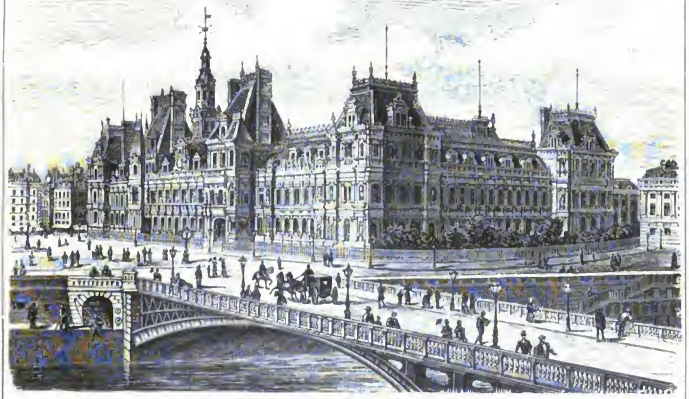

Neuville
Conflans-Ste Honorine
Herblay
SEINE
Andrésy
Achères
Maisons
Sartrouville
ARGENTEUIL
Mesnil-le-Roi
St Germain
Houilles
Bezons
Colombes
Gennevilliers
Montesson
St GERMAIN
Courbevoie
Fourqueux
Le Pecq
Nanterre
Port-Marly
Rueil
Suresnes
Bougival
Bois de Boulogne
Garches
Vaucresson
Bailly
le Chesnay
Meudon
Ville d'Avray
Sèvres
Clamart
Montrouge
Châtillon
Fort de Bois d'Arcy
Fort de St Cyr
VERSAILLES
Velizy
Plessis-Piquet
SCEAUX
Guyancourt
les Loges
Chatenay
Voisins-le-Bretonneux
Bièvres
Antony
Verrières
Toussus
Igny
Châteaufort
Massy
Villiers-le-Bâcle
Wissous
Saclay
Orsay
Gometz
Gif
Bures
Palaiseau


Erklärung:
1. Jardins des Tuileries.
2. Place de la Concorde.
3. Champs-Élysées.
4. Place Vendôme.
5. Place de la Bastille.
6. Champ de Mars.
7. Rond Point de l'Étoile.
8. Jardin des Plantes.
9. Observatoire.
10. Collège de France.
11. Palais du Louvre.
12. Palais Royal.
13. Palais de Justice.
14. Hôtel de Ville.
15. Palais de l'Elysée.
16. Palais du Trocadéro.
17. Hôtel des Invalides.
18. Palais du Luxembourg.
19. Deutsche Botschaft.
20. Cathédr. Notre Dame.
21. Panthéon.
22. Hôtel Dieu.
23. Cimetière du Père Lachaise.
24. Abattoirs.
25. Halles centrales.
26. Halle aux Vins.
27. Bourse.
28. Banque de France.
29. Opera.
30. École Militaire.
Eisenbahnen.
Kanäle.
Maßstab 1: 160.000.
Kilometer.
Bois de Boulogne
Bois de Vincennes
Bois de Meudon
Bois de Boulogne
Bois de Vincennes
Bois Notre Dame
Parc de trois Bois
Forêt de Bondy
Forêt de Montmorency
Forêt de Marly
Forêt de Sénart
Forêt de Fontainebleau
Forêt de Rambouillet
Forêt de Meudon

PARISER BAUTEN.



1. Das Opernhaus.



2. Das Stadthaus (Hôtel-de-Ville).

artig verziert, von eisernen Geländern eingefaßt und für jedermann zugänglich. Die ältern Spaziergänge, die Champs-Elysées, der Tuileriengarten, der Luxembourggarten, der Jardin des Plantes, erhielten einen erheblichen Zuwachs an dem Park von Monceaux, aus dem konfiszierten Privateigentum der Orléansschen Familie, an den parkartigen Anlagen der Buttes de Chaumont und des Montsouris, nicht zu rechnen die in engl. Parks umgeschaffenen Gehölze von Boulogne und Vincennes, die außer den Ringmauern von P. liegen, aber wegen des leichten Verkehrs mit der Stadt noch dazu gerechnet werden können, überhaupt auch administrativ dazu gehören. Durch geschichtliche Erinnerungen oder monumentalen Kunstschmuck merkwürdige öffentliche Plätze sind: der Greveplatz, jetzt Rathausplatz (früher Richtplatz); der Vendômeplatz mit der von Napoleon I. errichteten, 16. Mai 1871 von der Commune umgestürzten, im Dez. 1875 aber vollständig restaurierten, 43,5 m hohen Vendômesäule mit der Statue Napoleons I.; das Marsfeld (s. d.), ein Exercierplatz, 1867 und 1878 für die Weltausstellungen benutzt, auf dem für die Ausstellung von 1889 ein bleibendes Gebäude errichtet werden soll; der Bastilleplatz mit der 47 m hohen Julisäule, der kleine Platz auf dem Pont-Neuf mit der Reiterstatue Heinrichs IV., der Concordeplatz, in dessen Mitte jetzt der Obelisk von Luksor aufgerichtet ist, nicht weit von der Stelle, wo während der Schreckenszeit die Guillotine ihren dauernden Stand hatte und Ludwig XVI. und Marie Antoinette hingerichtet wurden; der Rond Point de l'Etoile mit dem großen Triumphbogen zum Andenken der ersten Revolutions- und Kaiserzeit, der Square des Innocents mit dem zierlichen Brunnen von Jean Goujon, das Carrefour de la Rue de Grenelle mit dem Brunnen von Bouchardon u. s. w. Die Anzahl der Brücken stieg auf 25, von welchen der 1578—1604 erbaute Pont-Neuf die längste (328 m) und am längsten bekannte ist. (Hierzu eine Karte: Paris und Umgebung, und eine Tafel: Pariser Bauten.)

Unter den Kirchen verdienen besondere Erwähnung: die Kathedrale Notre-Dame aus dem 12. bis 15. Jahrh., seit 1845 restauriert, mit schöner Façade und zwei 68 m hohen Türmen, die ehemalige Hofkapelle Ste.-Chapelle (1245—48) in got. Stil, die Dome des Val de Grace (1645—65) und des Invalidenhauses (mit dem Grabe Napoleons I.), jesuitische Prunkgebäude des 17. Jahrh. und die Madeleine (1777—1842), ein modern-antikisierendes Bauwerk. Die Kirche St.-Geneviève, bekannt unter dem Namen Panthéon (s. d.), wurde im Mai 1885 wieder zur Begräbnisstätte großer Männer erklärt. Bei den Palästen stehen obenan, nachdem die Tuilerien (s. d.) 1871 verbrannt und 1883 gänzlich abgetragen worden sind, das Louvre (s. d.), das Palais-Royal (s. d.), der Justizpalast, die alte königl. Residenz der Merovinger und Capetinger, gegenwärtig Sitz der Gerichtshöfe und durch einen Neubau mit dem Gefängnis der Conciergerie und mit der Polizeipräfektur verbunden; das Hôtel de Ville, im Mai 1871 abgebrannt und, größer und schöner, 1883 eingeweiht; das Elysée (s. d.), das Palais-Mazarin, der Sitz des Institut de France. Die Hauptspitäler oder Krankenhäuser sind: das Hôtel-Dieu, La Pitié, La Charité, St.-Antoine, Necker, Cochin, Beaujon, Lariboisière u. s. w., ferner die Salpêtrière, Bicêtre, zwei berühmte Anstalten für mit unheilbaren körperlichen Gebrechen Behaftete und endlich die Institute für Taubstumme und Blindgeborene. An Gefängnissen fehlt es nicht (Conciergerie und La Roquette), und von den Begräbnisplätzen in der Stadt ist der Père-Lachaise (s. Lachaise) der berühmteste wegen des Reichtums seiner Grabdenkmäler für histor. Personen. Die in jeder Hinsicht heilsamsten und wohlthätigsten neuen hauptstädtischen Bauten und Anstalten sind: die Märkte und Hallen, darunter die Centralhallen, die vorzugsweise die «Hallen» heißen, da es sonst ähnliche Hallen noch mehrere gibt; das Abattoir in La Villette, das mit seinem Viehmarkt, seinen Schlachthäusern, Viehställen, Scheunen, Futterspeichern u. s. w. eine kleine Stadt für sich ausmacht; die beiden mehr als 150 km langen Aquädukte, welche das Wasser der zwei kleinen Flüsse, der Dhuis und der Vanne, aus der Champagne nach P. leiten und zu den bisher vorhandenen Vorräten aus der Seine, der Marne, dem Ourcqkanal den zwei artesischen Brunnen u. s. w. täglich 140000 cbm vortreffliches Trinkwasser hinzubringen. Große Reservoirs, das eine nördlich in Ménilmontant, das andere südlich in Montrouge, eins westlich in Passy, stauen das ankommende Wasser, und von hier aus gehen Nebenleitungen, die vermittelst kleiner Röhren die Häuser versorgen. Die Zahl der öffentlichen Brunnen beläuft sich jetzt auf mehr als 300; dazu kommen 3000 Röhrpfähle, womit die Rinnsteine zu gewissen Stunden des Tags angelassen werden, und vermittelst welcher man die großen Tonnen auf den Karren auffüllt, die in den trockenen Monaten Straßen und Plätze begießen. Sehr nützlich für den Gesundheitszustand von P. war auch die umfassende Ausbesserung und Erweiterung der Kloaken und Abzugsgräben. Die Hauptsiele, die sog. Egouts collecteurs, in die unzählige größere und kleinere Nebensiele einmünden, ziehen sich in allen Richtungen hin durch P., und das bedeutendste von ihnen, der sog. Grand égout collecteur, geht von Nordosten nach Südwesten als ein 9000 m langer Riesentunnel bis über Asnières, also unterhalb P. hinaus, wo er der nach Nordwesten weiterfließenden Seine alle unreinen Gewässer und Abfälle zuführt, welche durch das Zusammenleben einer der größten Anhäufungen von Menschen und Tieren in der Welt täglich entstehen. Es gibt noch drei andere große Collecteurs von zusammen über 30000 m und viele kleine. Das Gewölbe der größern Tunnels dient zugleich den Röhren für die Wasser- und Gasleitungen; das ganze Kloakennetz ist wie eine der überirdischen Stadt hinzugefügte unterirdische Stadt.

Die berühmteste und bedeutendste der gelehrten Gesellschaften ist das Institut de France (s. d.), der Areopag der Wissenschaften und Künste. Das mit der Sternwarte verbundene Bureau des Longitudes hat zum Gegenstande seiner Arbeiten Vervollkommnung der astron. Tabellen und Karten, Bekanntmachung astron. und meteorolog. Beobachtungen, Korrespondenz mit einheimischen und ausländischen Sternwarten und öffentliche Vorlesungen über Astronomie. Die vornehmsten Sammlungen von Kunst- und Wissenschaftsgegenständen sind: die Museen des Louvre (s. d.); die mit der großen Bibliothek verbundenen Kabinette der Kupferstiche, der Münzen, Medaillen, geschnittenen Steine und anderer Antiquitäten; das Museum des Hôtel-Cluny, Kunstwerke und Gerätschaften aller Art aus den frühesten Zeiten des Mittelalters bis zum 17. Jahrh.; das

Museum des Luxembourg, Bilder und Skulpturen von lebenden franz. Künstlern; das Artilleriemuseum, Rüst- und Gewehrkammer, der Jardin des Plantes mit Menagerie, naturhistor. Galerie, Gewächshäusern und Bibliothek; die Modell- und Maschinensammlung des Conservatoire des arts et métiers; die Nationalbibliothek, mit 3 Mill. Bänden Druckwerke und 150000 Handschriften, und noch fünf andere Bibliotheken. Schauspielhäuser (s. Französisches Theater) gibt es mehr als 40. Der höhere Schulunterricht in P. begreift die an den Platz der alten Universität getretenen fünf Fakultäten (die [katholischen] theol. Fakultäten sind seit 1885 aufgehoben), die Pharmaceutenschule, die höhere Normalschule (Schule für Gymnasiallehrer), in St.-Cloud eine ähnliche (für die Lehrerinnen an höhern Mädchenschulen), das Collège de France, dessen höherer wissenschaftl. Unterricht von ähnlicher Art, jedoch freier und beweglicher als der Fakultätsunterricht ist, und folgende Spezialschulen: die Urkundenschule (École des chartes) für Paläographen, Archivare und Diplomatiker, die Schule der lebenden orient. Sprachen, die Polytechnische Schule zur Vorbereitung für verschiedene Militär- und Civilfächer des Staatsdienstes, die Stabsschule (École d'état-major) für Offiziere, die Bergbauschule, die Schule der Brücken- und Wegebaukunst, die Gewerbeschule (École des arts et manufactures), die École des beaux-arts für den theoretischen und praktischen Unterricht in den bildenden Künsten, das Conservatoire de musique et de déclamation, Schule für Musik und theatralische Deklamation ꝛc.

P. ist indes nicht allein die wissenschaftliche, litterarische und artistische Hauptstadt, sondern auch die wichtigste Handels- und Fabrikstadt von Frankreich. Abgesehen von derartigen Staatsanstalten wie die Gobelinsmanufaktur und die Porzellanfabrik in Sèvres, besteht der allgemeine Charakter der pariser Industrie darin, daß sie eine vollständige Musterprobe von allen einheimischen Gewerbsbetrieben und Fabrikationsgattungen in hohem oder im höchsten Grade der Vortrefflichkeit darbietet. Von der feinen Gartenzucht bis zum kolossalsten Maschinenbau findet sich hier alles vertreten. Dabei hat P. noch eine spezielle, nach ihm benannte Industrie, die «pariser Artikel», nämlich Modewaren, Spielsachen, alle Kleinigkeiten, Düfte und Flitter für die Launen und Gelüste der Reichen; sodann auch die höhern Luxusgegenstände, Bronzen, Juwelier- und Goldschmiedearbeiten; endlich und vor allem die zahlreichen Gewerke, die für Errichtung, Ausstattung und Instandhaltung der Wohnungen zusammenwirken, vom Terrassenbau an bis zur Tapeziererei, durch die Maurerei, Zimmerei, Parkettierei, Fliesenlegerei, Dachdeckerei, Tischlerei, Schlosserei, Kaminsetzerei und Malerei hindurch. Als Handelsstadt ist P. namentlich wichtig als Centralpunkt der franz. Eisenbahnen; es ist der Sitz aller großen franz. Eisenbahngesellschaften und deren Administrationen und Direktionen.

Die höchsten Stadtbeamten sind die beiden von der Regierung ernannten Präfekten: der Seinepräfekt und der Polizeipräfekt; beide teilen sich in die Verwaltung; beide sind Maire de Paris. Der Seinepräfekt leitet gemeinschaftlich mit einem von der Bürgerschaft gewählten Stadtrat alle Verhandlungen, die auf städtische Angelegenheiten Bezug haben und sich über ein jährliches Budget von mehr als 260 Mill. Frs. erstrecken. Nach der jetzigen amtlichen Einteilung zerfällt P. in 20 Arrondissements, wovon jedes aus vier Quartieren besteht. Die 9 km lange und 6½ km breite Stadt zeigt in ihren verschiedenen Anwüchsen und Anschlüssen folgende Hauptmassen. In der größern Stadthälfte auf dem rechten Ufer: das Börsenviertel, d. h. der große Raum zwischen den neuen Boulevards Sébastopol und Strasbourg einerseits und den Straßen Rue Royale und Amsterdam andererseits, das industrielle, kommerzielle und finanzielle Centrum, begreift das Hauptsächlichste, was eine Lage im Mittelpunkte nötig hat: Börse und Bank, die wichtigsten Museen und Theater, die große Halle, die Centralgebäude für die öffentlichen Versteigerungen und für die Verwaltungen der großen Eisenbahnkompagnien und Aktiengesellschaften. Dieser Stadtteil umfaßt die vornehmste Hälfte der ältesten Boulevards von der Madeleine bis zur Porte St.-Denis und enthält neun Zehntel von dem kolossalen Vermögen der hohen Handels- und Finanzwelt. Seine Bauten sind die glänzendsten, seine Straßen die belebtesten. Links an das Centrum stößt der westl. Teil der Stadt, das pariser «Westend», zwischen dem Concordeplatz und Trocadéro, den Boulevards Courcelles und Batignolles einerseits, der Avenue Kléber und dem Boulevard Malesherbes andererseits; dazu gehören die Elyseischen Felder und der Park Monceau. Bei der Nachbarschaft der kaiserl. und königl. Residenzen 1806—70 siedelten sich fremde Gesandte, sowie der neue Militär- und Geldadel meist hier an und machten diesen Stadtteil nach und nach zum Mittelpunkt der hohen und vornehmen Modewelt, von den reichsten Gutsbesitzern und Kapitalisten bewohnt. Auf der andern Seite des Centrums im Osten, zwischen den Kais und den ehemals sog. äußern Boulevards, befinden sich zwei Stadtteile des Fabrikwesens in kleinem und großem Maßstabe: das Quartier du Temple mit dem Marais, wo der ansässige industrielle und kommerzielle Mittelstand die zahlreichen Gewerbe betreibt, welche die sog. «Articles de Paris», d. h. die feinern Spiel-, Schmuck- und Luxussachen in Metallen, Holz, Schildkrot, Elfenbein, Bernstein, Marmor, Alabaster, Meerschaum, Leder, Kautschuk, Pappe u. dgl. liefern, und das Quartier Popincourt, bevölkert von den gröbern Fabrikanten und Manufakturisten: Schlosser, Tischler, Parquetier, Tapezierer, Kaminsetzer u. s. w. In der kleinern Stadthälfte auf dem linken Seine-Ufer liegt das Faubourg St.-Germain, abwärts zwischen dem Pont des St.-Pères und dem Pont de la Concorde, aufwärts zwischen dem Quai Malaquai und dem Quai d'Orsay einerseits und dem Boulevard Mont-Parnasse andererseits, ehemals von den ersten Familien des Hofadels bewohnt, worauf die hier noch zahlreich vorhandenen alten Herrenhäuser hinweisen, auch jetzt noch einer der ruhigsten und reinlichsten Teile der Stadt. Krämer und Kaufleute gibt es hier weniger, aber desto mehr Ministerien (auch die deutsche und die österr. Botschaft u. s. w.), Klöster, Spitäler und Pensionsanstalten. Passend gesellen sich zu diesem Stadtteil südwestlich die Prachtpaläste des Invalidenhauses und der Deputiertenkammer, südöstlich das um die frühere Abtei St.-Germain des Prés und die Kirche St.-Sulpice herumgruppierte klerikalische Viertel, der Aufenthaltsort der Frommen und solcher Leute, die von der Frömmigkeit leben und dafür arbeiten. Weiter gegen Südosten folgt das hohe Schulviertel, das sog. Quartier

latin, eins der ältesten Stadtquartiere, wo am meisten aufgeräumt und neu gebaut worden; es enthält die verschiedenen zum Teil neugebauten Fakultätengebäude, die Lokale der höhern Fachschulen, viele Buchhandlungen, den berühmten Jardin des Plantes mit den Naturaliensammlungen, die Sternwarte und die zu allem diesen gehörigen Arten von Bewohnern und Gewerben.

Die Ortschaften der alten pariser Banlieue, zwischen den ehemaligen Zollmauern und den jetzigen Festungswällen, bilden nun die neuen Vorstädte, welche in großen Halbkreisen auf beiden Ufern der Seine herumlaufen und durch die sog. äußern Boulevards von den Faubourgs, d. h. von den frühern Vorstädten getrennt werden. Die vornehmsten der neuen Vorstädte sind im Westen der Stadt Passy und Auteuil, zwei freundliche, reinliche ehemalige Örtchen, jetzt Wohnorte vieler wohlhabenden Familien von Staatsbeamten, Gelehrten und Geschäftsleuten, welche täglich einige Stunden im Mittelpunkt der Stadt zu thun haben. Die gestiegenen Preise der Wohnungen und die hiermit in Verhältnis stehende Teuerung der notwendigsten Lebensbedürfnisse in den Quartieren des Luxembourg und des Marais haben die hier ehemals zurückgezogenen, von einem kleinern oder größern Vermögen, von einer kleinern oder größern Pension lebenden Bürgersleute gezwungen, wohlfeilere Aufenthaltsorte zu suchen und sich in Petit-Montrouge und in den Ternes anzusiedeln. Batignolles und Montmartre sind am dichtesten bewohnt; die Bevölkerung ist hier gemischt aus bemittelten Kaufleuten, kleinen Rentiers, Künstlern, Staats- und Handlungsdienern geringerer Gattungen u. s. w. In La Chapelle und Belleville wohnen meistens Fabrikarbeiter, Kleinkrämer, Weinschenker, überhaupt diejenigen pariser Volksklassen, die vom Bettelstande anfangen, zum Tagelöhner und gemeinen Handwerksmann übergehen und Spitzbuben, Gauner und dergleichen loses Gesindel einschließen. Die Vorstädte Ménilmontant, Charonne und Reuilly haben insofern einen gemeinschaftlichen Charakter, als in ihnen wohnt und arbeitet, was vielen Raum bedarf oder wenig Geld zu verzehren hat: Maurer, Schlosser, Zimmerleute, Steinsäger, Gärtner und andere Arbeiter solcher Art u. s. w.

Nimmt man die Börse als das Centrum der Stadt an, so werden die Kreise zu ihr hin immer dichter, die Straßen immer stattlicher, die Häuser immer höher, die Menschenmenge immer wimmelnder; je entfernter von der Börse, um so schwächer wird meist das Gewühl, um so kleinlicher (mit einigen Ausnahmen) das Aussehen der Straßen und Häuser, und der Lärm vertönt in große Blumen- und Gemüsegarten, geräumige Baumpflanzungen und Rasenplätze, welche die Ringmauer der Festungswerke dem Zugriff der Stadt angeschlossen hat. Diese Festungswerke, in dem kurzen Zeitraum von vier Jahren (1840—44) errichtet, bestehen aus zwei Verteidigungslinien. Die erste ist die auf beiden Seine-Ufern unmittelbar um die Stadt herumlaufende Ringmauer mit Militärstraße, Wallgraben und Glacis; sie begreift 94 Bastionen, auf vier Fronten von 33 km Umfang verteilt und fast ganz gegen Seitenfeuer geschützt, weil die gefährdeten Stellen von Außenwerken gedeckt sind. Dabei ist jedoch eine wichtige Ausnahme im Südwesten, nämlich am Point du Jour, gerade da, wo 1871 die Deutschen bei der Belagerung zuerst angriffen. In der durchschnittlichen Entfernung von 2500 m von dieser Ringmauer liegen in einer Ausdehnung von 70 km 16 Forts, bastionierte Schanzen mit gemauerten Laufgräben, Glacis, bedeckten Wegen, bombenfesten Pulvermagazinen, durchweg untereinander und mit der Stadt telegraphisch verbunden und folglich im Stande, einen förmlichen Angriff auszuhalten. Die Linie der zehn Forts des rechten Ufers beschreibt einen Halbkreisbogen von 30 km Ausdehnung, der sich mit seinen Enden auf St.-Denis und Charenton stützt. Das hochgelegene Fort von Charenton deckt die Brücke von Charenton und bestreicht die wichtige Straße von Basel nach P. Die Kette verlängert sich mit den zwei Redouten von St.-Maur (Gravelle und Faisanderie), welche das Fort von Charenton mit dem von Nogent verbinden. Die Forts von Nogent, Rosny, Noisy und Romainville schneiden vermittelst ihrer Lage alle Straßen ab, welche durch die Gegend zwischen der Marne und dem Ourcqkanal nach P. hingehen, d. h. hauptsächlich die zwei Landstraßen von Straßburg und Metz. Die Ebene die sich von der Anhöhe von Belleville nach der nördl. Biegung der Seine erstreckt, wird durch das Fort von Aubervilliers und die Werke von St.-Denis verteidigt, eine feste Stellung erster Ordnung im Norden von P., ein wahres verschanztes Lager, vorn geschützt durch die Forts de l'Est, Double Couronne, Couronne du Nord und Labriche und hinten angelehnt an zwei Wasserlinien, den Kanal St.-Denis und die Seine.

Das linke Ufer umfaßt zwei Fronten der Ringmauer, welchen zwei Abteilungen der äußern Einfassung entsprechen. Die Forts der ersten Abteilung sind auf einer mit der Ringmauer zwischen dem Zusammenfluß der Marne und der Biegung der Seine bei Meudon ziemlich parallel laufenden Linie angelegt und krönen die Hügel, welche die innere Umfassung überragen; sie stehen im Durchschnitt nicht so weit auseinander als die Forts auf dem rechten Ufer, haben jedoch dieselbe Anlage und die Bestimmung, alle Landstraßen zu verteidigen, welche P. mit dem Süden verbinden. Dies sind von Osten nach Westen: das Fort von Ivry, das mit dem Fort von Charenton die Brücke von Alfort und den Übergang über die Seine deckt, die Forts von Bicêtre, Montrouge und Vanves, welche die Landstraßen von Nizza, Bayonne und Brest beschützen, wovon aber die zwei zuletzt genannten seit der Einführung der gezogenen Geschütze durch die Anhöhen von Bagneux und Meudon beherrscht werden. Die Westfronte der zweiten Verteidigungslinie hat nur ein einziges Fort, den Mont-Saint-Valérien (s. d.), welcher den ganzen Zwischenraum und den Lauf der Seine von Issy nach St.-Denis zu decken hat. Ferner wurden seit 1872 noch 18 detachierte Forts auf den das Seinethal beherrschenden Höhen angelegt, nämlich auf dem rechten Seine-Ufer: die Forts von Cormeil, Domont-Montlignon, Montmorency, Ecouen, Stains, Vaujours, Villiers und Villeneuve-St.-Georges; auf dem linken Seine-Ufer die Forts von Buttes-Chaumont, Valaiseau, Chatillon, Villeras, Haut-Buc, St.-Cyr, Marly, St.-Jamne und Aigremont. Man wollte durch neue, weit vorgeschobene Gruppen von Forts die Hauptstadt vor einem Bombardement und, wenn thunlich, sogar vor der Einschließung schützen. Drei große verschanzte Lager

— im Norden zwischen der untern Seine und dem Canal de l'Ourcq, im Osten zu beiden Seiten der Marne zwischen dem Canal de l'Ourcq und der obern Seine bei Villeneuve-St.-Georges und im Südwesten vom Thale der Bièvre bis unterhalb der Oisemündung bei Poissy — sollten diesem Zwecke dienen, gleichzeitig aber eine nachhaltige aktive Verteidigung auf größere Entfernung von P. möglich machen. Die Nationalversammlung beschloß 27. März 1874 die Neubefestigung von P. nach diesen Grundsätzen. Die alten Forts, welche zum Teil durch die Belagerung stark gelitten hatten, wurden wiederhergestellt und eine Reihe von kleinern Zwischenwerken und Batterien zur Verstärkung des äußern Fortsgürtels angelegt. Näheres über die gegenwärtige Befestigung von P. ist dem Werke Eugène Ténots, «Paris et ses fortifications, 1870—80», und den vom k. k. technischen und administrativen Militärkomitee zu Wien herausgegebenen «Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens» zu entnehmen.

Für die Geschichte von P. sind besonders folgende ältere und neuere Spezialwerke zu nennen: Corrozet, «Les antiquitez, chroniques et singularitez de P.» (2. Aufl. 1561, seitdem in verschiedenen Ausgaben, von denen die von 1586 die beste); Lebeuf, «Histoire de la ville et de tout le diocèse de P.» (15 Bde., P. 1754—58; neu herausg., erläutert und ergänzt von Cocheris, Bd. 1 u. 2, 1863); Dulaure, «Histoire physique, civile et morale de P.» (7 Bde., Par. 1820—22; 7. Aufl., erläutert und ergänzt von Leynadier, 8 Bde., 1858); «Histoire générale de la ville de P.», von der städtischen Verwaltungsbehörde herausgegeben (Par. 1866 fg., mit Plänen, Kupfern, Holzschnitten und Karten); A. Schmidt, «Pariser Zustände während der Revolutionszeit 1789—1800» (2 Bde., Jena 1874—75). Unter den neuesten Werken über einzelne Punkte, als Posten, Telegraphen, Konsumtion, Polizei, Armenwesen u. s. w., sind am wichtigsten: Maxime Ducamp, «P., ses organes, ses fonctions, sa vie» (5. Aufl., 6 Bde., Par. 1878), und Block und H. de Pontich, «Administration de la ville de P.» (Par. 1883). Auch die eigentliche Beschreibung von P., das Topographische und Kunstgeographische, hat zu vielen Büchern Anlaß gegeben, so von: Piganiol de la Force, «Description de la ville de P.» (10 Bde., Par. 1765); Thiéry, «Guide des amateurs et des étrangers voyageurs à P.» (2 Bde., Par. 1787); Labédollière, «Le nouveau P.» (Par. 1860, mit Karten und Holzschnitten); Franklin, «Les anciens plans de P., notices historiques et topographiques» (2 Bde., Par. 1880); Joanne, «Environs de P.» (Par. 1882); Cassell, «Illustrated guide to P.» (Lond. 1884); Galignani, «P. guide» (Lond. 1884); ferner die Reisehandbücher von Bädeker, Meyer u. a. Noch mannigfaltiger sind diejenigen Werke, welche die Schilderung des pariser Lebens enthalten. Dahin gehören von ältern Schriften: Mercier, «Tableau de P.» (12 Bde., Amsterd. 1782—88); von neuern: Girardin, «Le Vicomte de Launay», Briefe aus den J. 1836—48 (3 Bde., Par. 1856); Texier, «Tableau de P.» (2 Bde., Par. 1852—53). Vorzügliche deutsche Werke dieser letztern Art sind die Schriften von Börne, Heine, Raumer, Gutzkow, Mundt u. a., sowie mehrere neuere, wie von Rodenberg, A. Ebeling, Max Nordau u. a.

Pariser Schlachten. Als das Herz des Landes hat P. an den innern Kämpfen Frankreichs stets wesentlich teilgenommen und ist namentlich seit der Revolution von 1789 bis in die Gegenwart der eigentliche Herd und Schauplatz für die Ereignisse gewesen, welche das Schicksal des Staats bestimmten. In P. ist auch zuerst und späterhin mehrfach mit besonderer Virtuosität von Barrikaden zur Unterstützung der Auflehnung gegen die Staatsgewalt Gebrauch gemacht worden. Schon im 14. Jahrh. waren an den Straßenecken Sperrungen durch Ketten vorbereitet, welche 1382 beim Aufstand der Maillotins zum ersten mal benutzt wurden, um die Verbindung zwischen den einzelnen Stadtteilen zu unterbrechen, und hierbei gute Dienste leisteten. Späterhin kehrte sich diese polizeiliche Sicherheitsmaßregel jedoch bald gegen die bestehende Staatsgewalt. Im J. 1588, als Herzog von Guise im Mai gegen den Befehl König Heinrichs III. mit Truppen der kath. Ligue in P. einzog, sollten alle Fremden aus der Stadt entfernt werden. Die Gardes bourgeoises verweigerten bei Durchführung dieser Maßregel den Gehorsam, weshalb 12. Mai Marschall Biron mit königl. Truppen, namentlich Schweizergarden, in die Stadt einrückte und die Bastille mit Geschütz armiert wurde. Herzog von Guise organisierte den Widerstand; man spannte die Ketten und erbaute hinter denselben aus allerlei Hausgerät Barrikaden. Auf diese bloße Einschüchterung hin gab die Regierung den Widerstand auf, der König entfloh aus dem Louvre nach Chartres, die Schweizergarden wurden, nachdem sie sich ergeben hatten und entwaffnet waren, größtenteils niedergemetzelt, die Bastille, die Festung Vincennes und das Arsenal, sowie die franz. Garden ergaben sich ohne Kampf. König Heinrich IV. belagerte in den J. 1589—94 P. wiederholt ohne Erfolg. Im Aug. 1648 brach abermals in P. Aufruhr aus, weil man Broussel und Blanc-Menil, die Häupter der Frondeurs, verhaftet hatte. In der Nacht vom 27. zum 28. Aug. spannte man wieder die Ketten und erbaute Barrikaden (über 1200), bis nahe an das Palais-Royal heran, wo sich der Hof aufhielt. Man lehnte meist gefüllte Tonnen schanzkorbartig gegen die Ketten. Die Stadtbehörden benahmen sich furchtsam, und die Regierung machte keinen Gebrauch von den vorhandenen Truppen, verhandelte vielmehr mit den Frondeurs und lieferte die gefangenen Parlamentsmitglieder aus, worauf die Barrikaden auf Befehl des Parlaments und der Geistlichkeit fortgeräumt wurden. Am 2. Juli 1652 fand bei P. ein Treffen statt zwischen den Truppen der Fronde unter Condé und den königl. Truppen unter Turenne.

Seit den Kriegen mit England im 14. und 15. Jahrh. hatte P. jedoch keinen äußern Feind mehr vor seinen Thoren gesehen, bis die Invasionen von 1814 und 1815 die Stadt zum Zeugen zweier blutigen Schlachten machten, in deren Folge sie vom Feind besetzt wurde. Während Napoleon I. 1814 nach den Niederlagen bei Laon und Arcis-sur-Aube (s. Russisch-Französisch-Deutscher Krieg) nach dem Rhein marschierte, erschienen 29. März 1814 die Verbündeten, etwa 100000 Mann stark, vor P. Das schles. Heer unter Blücher nahm Stellung im Norden von P. zwischen der Straße von Soissons und dem Ourcqkanal. Die Hauptarmee unter Schwarzenberg stand östlich von P., für dessen Verteidigung wenig gethan worden war. Die von Napoleon zurückgelassenen Streitkräfte von Marmont, Mortier und Compans

beliefen sich mit Einschluß einiger tausend Ersatzmannschaften auf 35000 Mann und etwa 20000 Nationalgarden. Joseph Bonaparte übernahm als Lieutenant-Général des Kaisers die Verteidigung, welcher die örtliche Beschaffenheit große Vorteile darbot. Die Zugänge von P. waren kurz zuvor auf Napoleons Befehl befestigt worden. Nach Josephs Anordnung sollte der ganze, einen großen Halbkreis bildende Höhenzug, welcher P. von Charenton bis Neuilly einschließt und aus welchem im Osten die Höhen von Belleville, im Norden die von Montmartre (s. d.) bastionsartig vortreten, besetzt und verteidigt werden. Marmont und Coumans erhielten Befehl, die östliche, Mortier die nördl. Linie zu besetzen; die Nationalgarden wurden an den Thoren der Stadt und am Montmartre aufgestellt. Auf seiten der Verbündeten sollte das schles. Heer die nördliche, die Hauptarmee die östl. Linie angreifen. Bei Rosny, hinter dem linken Flügel, wurden die Korps von Gyulay und dem Kronprinzen von Württemberg aufgestellt, um in Verbindung mit den in Meaux zurückgelassenen Korps von Sacken und Wrede Napoleon den Übergang über die Marne zu wehren, falls er zum Entsatz herbeieilen sollte. Schon 30. März früh zwischen 5 und 6 Uhr begann die Schlacht mit dem Angriff Barclay de Tollys von Pantin und Romainville aus, als kaum Marmont seine Stellung besetzt hatte. Die Russen wurden aber durch die Anstrengungen Compans', der den linken, und Boyers, der den rechten Flügel Marmonts bildete, aufgehalten und nach und nach bis hinter Pantin zurückgetrieben, welches die Franzosen nebst dem Walde bei Romainville besetzten und nachhaltig verteidigten. Gegen 10 Uhr nahm jedoch Wittgenstein Montreuil; Barclay de Tolly eroberte Pantin und drang sogar, die preuß. Garden mit Prinz Wilhelm von Preußen, dem spätern Kaiser Wilhelm, an der Spitze, bis an die Barrière Pantin von P. vor. Unterdessen hatte auch der Kampf Blüchers gegen Mortier begonnen. Gegen 10 Uhr begann die preuß. Vorhut den Angriff unweit des Ourcqkanals, wo die Franzosen eine starke Batterie errichtet hatten; erst gegen 11 Uhr aber vermochte Blücher seine vollen Streitkräfte den Höhen des Montmartre gegenüber zu entwickeln.

Joseph Bonaparte glaubte nicht mehr an den Erfolg der Verteidigung, verließ nach gehaltenem Kriegsrat den Montmartre, eilte der Kaiserin und dem von Napoleon eingesetzten Regentschaftsrat nach Tours nach und ermächtigte die beiden Marschälle, für ihre Truppen und P. zu kapitulieren. Die Schlacht war aber noch lange nicht entschieden; erst nach 3 Uhr nachmittags entschloß sich Marmont, einen Waffenstillstand nachzusuchen. Dieser wurde ihm sogleich auf zwei Stunden unter der Bedingung, sich hinter die Thore von P. zurückzuziehen, bewilligt. Auch Mortier befand sich Blücher gegenüber in verzweifelter Lage. Hier griffen gegen Mittag die Preußen Lavillette und Lachapelle an, die tapfer verteidigt wurden. Endlich drangen aber die Russen unter Woronzow, in Verbindung mit den an der Barrière Pantin angekommenen preuß. Garden von der Armee Schwarzenbergs, über den Ourcqkanal in Lavillette ein, während die preuß. Brigade Horn Lachapelle nahm. Unterdessen hatte Langeron mit zehn russ. Infanterieregimentern die Nordseite des Montmartre umgangen und schickte sich an, die Höhe von Westen her zu erstürmen. Jetzt erst erhielt Mortier die absichtlich oder zufällig verspätete Ermächtigung Josephs zur Kapitulation, auch traf bei ihm die Nachricht vom Waffenstillstand Marmonts und eine Aufforderung des Kaisers Alexander ein, daß er sich ergeben solle. Mortier wies letzteres zurück, trug aber auf eine ehrenvolle Kapitulation an. Während die Unterhandlungen begannen, wurde die Einstellung des Kampfes auf allen Punkten befohlen; allein die stürmenden Russen kehrten sich nicht daran und nahmen den Montmartre gegen 4 Uhr. Um 6 Uhr abends begaben sich die Grafen Nesselrode, Orlow und Paar nach P., wo endlich die Kapitulation 31. März früh um 2 Uhr mit den Marschällen zu Stande kam. Die Napoleon anhängenden Truppen erhielten hiernach bis 7 Uhr morgens freien Abzug aus P.; die Feindseligkeiten sollten erst nach 9 Uhr wieder beginnen; die Stadt wurde der Großmut der Monarchen empfohlen. Die Reste der franz. Korps, kaum noch 16000 Mann und fast ohne Geschütz, zogen auf der Straße von Essonne ab, um Napoleon aufzusuchen. Sie hatten in der Schlacht überhaupt 110 Kanonen und 4000 Todte, die Verbündeten gegen 10000 Todte verloren. Am 31. März gegen 11 Uhr zogen der Kaiser von Rußland und der König von Preußen an der Spitze von 36000 Mann in P. ein, wo sie vom Pöbel mit Freudengeschrei empfangen wurden (Vivent nos amis, les ennemis! u. s. w.). Die Masse der Bevölkerung war wie ganz Frankreich der Kaiserregierung müde und verhielt sich ruhig. Um so größere Thätigkeit entfaltete die von Talleyrand geleitete, im Interesse der Bourbons handelnde Partei. Unter Talleyrand trat schon 2. April eine Provisorische Regierung zusammen, welche im Verein mit dem Senat und dem Gesetzgebenden Körper Napoleon des Throns verlustig, einige Tage später aber Ludwig XVIII. zum König von Frankreich erklärte. Napoleon, dem der nächste Weg nach P. nicht mehr offen stand, wollte über Troyes der Hauptstadt Entsatz bringen. Die große Gefahr ahnend, eilte er von Villeneuve aus, 134 km von P., mit Kurierpferden voraus, begegnete aber am Morgen des 31. März in der Nähe von P. den Trümmern der abziehenden Korps. Er begab sich nach Fontainebleau, wo 2. April auch sein über 60000 Mann starkes Heer eintraf, mit dem er noch eine Entscheidungsschlacht liefern wollte. Bald mußte er jedoch erfahren, daß mit der Einnahme der Hauptstadt auch sein Kaiserthron verloren sei. Nachdem Napoleon am 11. April der Krone entsagt, schloß die Provisorische Regierung am 23. mit den Verbündeten einen Präliminarvertrag, dem am 30. Mai die Unterzeichnung des Friedens mit den einzelnen Mächten folgte. Am 1. Juni räumten die fremden Truppen die Hauptstadt.

Als nach der Schlacht bei Waterloo 18. Juni 1815 die Heere der Verbündeten abermals den franz. Boden betraten, fanden sie im Norden und Osten von P. umfassende Verteidigungsanstalten vor. Nicht nur der Montmartre und die Höhen von Belleville, sondern auch die in die Ebene vorgeschobenen Dörfer waren mit Schanzen und starken Batterien versehen. Die polit. Lage der Nation und Napoleons, zumal nach dessen rascher Abdankung vom 22. Juni, machten freilich diese weitläufigen Anstalten unnütz. Indessen übernahm Davoust an der Spitze der noch 60000 Mann

zählenden Armee aus den Händen der Provisorischen Regierung den Befehl zur Verteidigung der Hauptstadt. Am 30. Juni trafen die Streitkräfte Blüchers vor P. ein, ihnen folgte Wellingtons Heer. Die beiden Feldherren beschlossen, daß die brit. Armee vor den Linien stehen bleiben, die preußische aber P. im Norden umgehen, die Seine unterhalb überschreiten und die Stadt entweder von dort her angreifen oder durch Abschneidung der Zufuhr zur Übergabe nötigen sollte. Noch am Abend des 30. Juni rückte Blücher nach St.-Germain, überschritt die Seine und versammelte sein Heer bei Versailles. Von hier aus griff er 2. Juli mit großem Ungestüm den die Höhen von Meudon und Sèvres verteidigenden Feind an, warf denselben und nahm nach heftigem Gefecht Issy. In einem zu P. gehaltenen Kriegsrat erklärten die franz. Generale fast einstimmig, daß die Stadt nicht mehr zu halten sei. Bandamme machte 3. Juli noch einen letzten Versuch, indem er mit 10000 Mann gegen Issy vordrang; nach mörderischem Gefecht wurde er aber zurückgeworfen. Noch denselben Abend kam zwischen Davoust, Blücher und Wellington zu St.-Cloud eine Militärkonvention zu Stande, nach welcher die franz. Truppen binnen drei Tagen P. verlassen und hinter die Loire zurückgehen mußten. Nachdem 5. Juli der Montmartre, am 6. alle Thore übergeben worden waren, zog am 7. das erste Korps Blüchers durch die Barrière der Militärschule, ein Teil von Wellingtons Armee durch die von St.-Denis ein. Am folgenden Tage kehrte Ludwig XVIII. nach P. zurück, dem am 10. der Kaiser von Rußland und der König von Preußen folgten. Nach langen Verhandlungen wurde endlich zu P. am 20. Nov. der Friede unterzeichnet.

Im J. 1830 führte die Julirevolution zu einem dreitägigen Straßenkampf in P. (27. bis 29. Juli), der mit dem Rückzug der königl. Truppen unter Marschall Marmont endete und den Sturz der ältern Bourbons zur Folge hatte. Bei der Februarrevolution von 1848 kam es in der Stadt nicht zum ernstlichen Gefecht, weil König Ludwig Philipp dem Marschall Bugeaud alsbald Befehl zur Einstellung des Feuers gab. Ein Aufstand sozialistischer Tendenz im Juni desselben Jahres wurde jedoch nach einem blutigen Kampf 23. bis 26. Juni von General Cavaignac (s. d.) niedergeschlagen.

Im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 rückten nach dem Siege bei Sedan (1. Sept.) und der in P. am 4. Sept. bewirkten Proklamierung der Republik die Dritte und Maasarmee unter Führung König Wilhelms fast widerstandslos gegen P. vor. Am 15. Sept. trafen die Vortruppen beider Heere vor der Ostfront dieser gewaltigen, inzwischen reichlich mit Vorräten aller Art, Marine-Artillerie und Besatzungstruppen versehenen Festung ein, und 19. Sept. wurde die Einschließung auf dem ganzen Umzug durchgeführt, wobei es bei Sceaux zu einem für die franz. Waffen unglücklichen Gefecht kam. Die Dritte Armee, unter Befehl des Kronprinzen von Preußen, umfaßte die Süd- und Südostfront von Sèvres bis zur Marne, mit dem Hauptquartier zu Versailles; die Maasarmee, unter Befehl des Kronprinzen von Sachsen, umschloß die Nord- und Nordostfront von der Seine bis zur Marne, mit dem Hauptquartier in Thieux; im Westen stellten die 5. und 6. Kavalleriedivision die Absperrung zwischen Sèvres und der untern Seine und damit zugleich die Verbindung zwischen dem linken Flügel der Dritten und dem rechten Flügel der Maasarmee her. Das Hauptquartier des Königs Wilhelm befand sich in Ferrières und wurde erst 5. Okt. nach Versailles verlegt. Die Stärke der deutschen Heere vor P. betrug 19. Sept. 122661 Mann Infanterie, 24325 Mann Kavallerie und 622 Feldgeschütze. Belagerungsartillerie war in nächster Zeit nicht zu erwarten, da die vorhandene vor Straßburg nicht zu entbehren war; die rückwärtige Schienenverbindung beschränkte sich, seitdem Toul 23. Sept. genommen war, auf die Linie Weißenburg-Nancy-Châlons-Nanteuil, welche nach P. hin durch Sprengung zweier Tunnel und dreier Marnebrücken für längere Zeit unbrauchbar gemacht war.

In P. verfügte der Gouverneur, General Trochu, über ungleich zahlreichere, jedoch großenteils noch nicht operationsfähige Streitkräfte. Den Kern der Besatzung bildete das 13. Korps Vinoy und das 14. Korps unter Renault, ferner 18000 Mann Marinetruppen, welche namentlich für die Bedienung der schweren Marine- und Festungsgeschütze in den Gürtelforts sehr wertvoll waren. Die Gesamtzahl dieser anfangs vorhandenen regulären Truppen betrug 88000 Mann. Außerdem waren 100000 Mann Mobilgarden in den Lagern von Vincennes und St.-Maur, sowie zwischen dem Hauptwall und den Gürtelforts versammelt, welche zwar in Bezug auf militärische Ausbildung anfänglich viel zu wünschen ließen, jedoch bald brauchbar wurden und sich später stets gut geschlagen haben. Auch Freikorps waren aus den Provinzen nach P. geeilt, um an der Verteidigung teilzunehmen. Ihre Zahl betrug gegen 10000 Mann, sie setzten sich ebenfalls aus militärisch brauchbaren, kampflustigen Elementen zusammen. Ferner gab es 60 alte und 194 neue Bataillone pariser Nationalgarde, die Garde de P. und einige Bataillone Douaniers und Gardes forestiers, welche Mitte September zusammen 200000 Mann stark waren, sodaß die Summe aller für die Verteidigung von P. bei Beginn der Einschließung verfügbaren Streitkräfte einschließlich der aus den Provinzen herangezogenen Gendarmerie 400000 Mann betragen haben muß, für welche Waffen und Ausrüstung reichlich vorhanden waren. Gegen Ende der Belagerung waren 522000 Mann Besatzungstruppen in P. vorhanden. Die Linientruppen wurden anfangs ausschließlich, später in Verbindung mit der Mobilgarde und Marine-Infanterie, zu Ausfällen, die Marinetruppen, Mobilgarde nebst den Freikorps zur Besetzung der Forts und der zwischen diesen und dem Hauptwall gelegenen, mit Ortschaften, Gehölzen u. s. w. bedeckten Zone verwendet; die Nationalgarde, Garde de P., die Douaniers u. s. w. blieben bis Mitte Januar stets innerhalb des Hauptwalls, thaten auf diesem, an den Thoren und im Innern der Stadt Wachtdienst, beteiligten sich nicht an den Gefechten und waren für die Verteidigung ohne nennenswerten Nutzen. Anfang November versuchte man, die Nationalgarde wenigstens teilweise für militärische Zwecke verwendbar zu machen, und formierte bei derselben aus den unverheirateten Mannschaften sog. Marschbataillone, von denen späterhin (19. Jan.) ein Teil außerhalb der Wälle ins Feuer gekommen ist.

Damals erfolgte eine Reorganisation der gesamten Streitkräfte der Verteidigung, welche in

drei Armeen gegliedert wurden. Die Erste Armee (General Thomas) bestand aus 266 Bataillonen Nationalgarde, deren Marschbataillonen nebst einer Kavalleriebrigade und einer Artilleriebrigade; die Zweite Armee (General Ducrot) aus drei Armeekorps mit zusammen acht Infanterie- und einer Kavalleriedivision; die Dritte Armee (General Vinoy) bestand aus sieben selbständigen Divisionen. General Trochu beabsichtigte, mit der Zweiten Armee die Linien der Einschließung zu durchbrechen, wobei die Dritte Armee den Gegner auf den andern Fronten durch Ausfälle beschäftigen und die Erste Armee die Werke der Stadt und die Forts inzwischen besetzen sollte, ein Plan, dessen Durchführung Ende November versucht wurde und zur Schlacht von Champigny (s. d.) führte. Um die Mobilgarde für die Verwendung im offenen Felde geeigneter zu machen, hatte man Anfang November die Mobilgardenregimenter mit Marschregimentern der Linientruppen brigadeweise zusammengestellt. An Stelle der aus den Besatzungen der Forts ausgeschiedenen Mobilgardebataillone traten die Marschbataillone der Nationalgarde. Bei der deutschen Einschließungsarmee trafen 22. und 29. Sept. Verstärkungen, sowie 19. Okt. die nach dem Fall von Straßburg verfügbar gewordene Garde-Landwehrdivision ein, wodurch die Stärke der Einschließungstruppen 21. Okt. auf 202 030 Mann Infanterie, 33 794 Mann Kavallerie und 898 Feldgeschütze stieg. Sowohl die Verteidiger als die Belagerer benutzten die ersten Wochen der Einschließung zur Verstärkung ihrer Stellungen, sodaß Nachrichten fast nur noch mittels Luftballons und Brieftauben aus der oder in die Stadt gelangen konnten.

Von größern Ausfällen sind zu erwähnen der vom 30. Sept. gegen Chevilly, Choisy und Thiais unter General Vinoy, welchen die 12. Infanteriedivision abschlug; ferner 13. Okt. gegen Châtillon und Bagneux, welchen das 2. bayr. Armeekorps, und 21. Okt. gegen Malmaison und Buzanval, welchen die 10. Infanteriedivision zurückwies, sowie 28. Okt. gegen Le Bourget, welches von der dort auf Beobachtungsposten vorgeschobenen Gardekompagnie geräumt und 30. Okt. von neun Bataillonen der 2. Garde-Infanteriedivision nach erbittertem, sehr verlustreichem Häuserkampf wiedergenommen wurde. Das Schloß von St.-Cloud wurde 21. Okt. vom Mont-St.-Valérien her eingeäschert. Inzwischen nötigte die Ansammlung feindlicher Feldtruppen an der Loire das deutsche Oberkommando zu Entsendungen nach dieser Richtung, da die 4. Kavalleriedivision allein nicht mehr zur Sicherung ausreichte. Am 6. Okt. wurden deshalb unter General von der Tann das 1. bayr. Armeekorps und die 22. Infanteriedivision, nebst der 2. und 6. Kavalleriedivision entsendet, um das Land bis zur Loire vom Feinde zu säubern, worauf 10. Okt. das siegreiche Gefecht bei Artenay und 11. Okt. die Einnahme von Orléans erfolgten, und der Feind auf Bourges abzog. Die 22. Infanterie- und 4. Kavalleriedivision nahmen sodann 19. Okt. Chateaudun und 21. Okt. Chartres, während General von der Tann bei Orléans verblieb. Die Maasarmee unterwarf zunächst das Land nördlich ihrer Stellungen durch die sächs. Kavalleriedivision, welche Clermont, Beauvais und Compiègne besetzte; ein Teil der Gardekavallerie säuberte die Gegend von Beaumont und Pontoise und trieb im Verein mit der sächs. Kavalleriedivision die Francs-Tireurs bis nach Rouen zurück. Zur dauernden Besetzung des weiten Gebietes wurde die Nachsendung einiger Verstärkungen erforderlich, welche bis Amiens hin das Land unterwarfen. Auch im Rücken der württemb. Felddivision traten Francs-Tireurs auf und wurden 24. Okt. bei Nogent zurückgetrieben. Die deutschen Armeen vor P. waren durch diese Entsendungen gegen Ende Oktober erheblich geschwächt, doch traf bald darauf das 2. Armeekorps von Metz her zur Verstärkung ein.

Gleichzeitig hatte in P. die Kraft der Regierung eine Abnahme erfahren, denn es bildete sich dort 31. Okt. nach einem sozialistischen Aufruhr eine Commune, welche allerdings durch Einschreiten einiger zuverlässiger Nationalgardebataillone schnell beseitigt wurde. Anfang November traf Thiers in P. ein und verhandelte mit der Regierung der Nationalverteidigung und dem Grafen Bismarck in Versailles, um einen Waffenstillstand, während dessen unter anderm Lebensmittel nach P. geschafft werden sollten, zu vereinbaren; doch führte diese Verhandlung zu keinem Ziel, da das deutsche Oberkommando die Überlieferung eines Forts beanspruchte, worauf Thiers durch Jules Favre 7. Nov. angewiesen wurde, dieselbe abzubrechen und nach Tours, dem Sitze der Regierungsdelegation, zurückzukehren. Ausfälle fanden zunächst nicht weiter statt, doch wurde 18. Nov. in Versailles bekannt, daß die Truppen in P. auf sechs Tage Lebensmittel empfangen hätten und mit Trains versehen worden seien, ferner bemerkte man 24. und 25. Nov. Vorbereitungen zu einem Brückenschlag bei St.-Denis und Bezons und 26. und 27. Nov. größere Erdarbeiten auf der Halbinsel Gennevilliers. Am 27. Nov. wurde unterhalb Choisy eine Brücke über die Seine geschlagen und in der Nacht vom 28. zum 29. Nov. fanden mehrere, von Kanonenbooten auf der Seine unterstützte Ausfälle gegen die Stellung des 6. Armeekorps statt. Am 29. fanden noch mehrere Ausfälle gegen das 6. Armeekorps statt, auf dem Mont-Avron sah man Batterien erbauen und bei Rosny ein großes Zeltlager entstehen. Indessen näherten sich von Norden und Westen beträchtliche Verstärkungen der bedrohten württemb. Division. Am 30. Nov. fand der Durchbruchsversuch der Zweiten pariser Armee unter General Ducrot gegen Chelles, Brie, Villiers und Champigny statt, unterstützt vom Feuer der Forts und einer Demonstration gegen das Garde-, 4., 6. und 2. bayr. Armeekorps, wurde jedoch von den Sachsen und Württembergern zunächst aufgehalten und am 1. Dez. mit Hilfe des 2. Armeekorps mit großem Verlust zurückgeschlagen; am Morgen des 2. Dez. nahmen die Franzosen den Angriff vergeblich wieder auf, worauf deutscherseits noch eine sächsische und eine Division des 6. Armeekorps herangezogen wurden; doch beschränkte sich der Gegner 3. Dez. lediglich auf Beschießung der deutschen Linien und ging 4. Dez., gedeckt vom Feuer der Forts, über die Marne zurück.

Es trat nun vor P. eine längere Ruhepause ein, welche deutscherseits zur Vervollständigung der Befestigung auf dem ganzen Umzug der Einschließungslinien und zur Vorbereitung der Belagerung benutzt wurde. Am 23. Dez. übernahm General von Kameke die obere Leitung des Ingenieurangriffs und General Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen die des Artillerieangriffs; das Hauptdepôt für die

gegen die Südfront von P. gerichteten Angriffsarbeiten befand sich bei Villacoublay, 7 km von Versailles an der Straße nach Choisy-le-Roi. Am 21. Dez. versuchte die Besatzung einen Ausfall gegen Le Bourget und Stains, der von Truppen des Garde- und 12. Armeekorps kräftig zurückgewiesen wurde. Am 27. Dez. morgens 7½ Uhr begann das Bombardement gegen die Befestigungen des Mont-Avron aus 76 Geschützen, 28. Dez. wurde diese wichtige, das Vorland der Ostfront weithin beherrschende Stellung auf Befehl Trochus geräumt und 29. Dez. von den Deutschen besetzt. Am 5. Jan. 1871 begann die Beschießung der Forts Issy, Vanves und Montrouge auf der Südfront, welche in kurzer Zeit stark beschädigt, namentlich ihrer Kasernen und sonstigen gedeckten Unterkunftsräume beraubt wurden. Am Abend des 9. Jan. und in der darauf folgenden Nacht fanden Ausfallsgefechte bei Clamart, in den Tagen vom 12. bis zum 16. Jan. ebenso gegen Le Bourget und mehrere Punkte der Einschließungslinie statt; am 8. Jan. fielen von einer Batterie bei Clamart aus die ersten Granaten in die innere Stadt, doch wählten überhaupt nie mehr als 12 Geschütze dieselbe als Ziel, da ein erheblicher materieller Erfolg bei deren Ausdehnung nicht zu erreichen war und es sich nur darum handeln konnte, der Bevölkerung und der Nationalgarde das Gefühl persönlicher Sicherheit zu benehmen. Der unglückliche Ausgang des am 19. Jan. vom Mont-St.-Valérien (s. d.) her unternommenen großen Ausfalls, bei welchem auch Marschbataillone der Nationalgarde ins Feuer kamen, entzog der Verteidigung, welcher gleichzeitig Nachrichten über den ungünstigen Stand der Verhältnisse in den Provinzen zugingen, jede Hoffnung auf erfolgreichen Widerstand. Am 22. Jan. begann auf der Nordfront die Beschießung von St.-Denis und tags darauf erschien der Minister des Auswärtigen, Jules Favre, in Versailles zur Eröffnung von Verhandlungen, zunächst über die Kapitulation von P., vom 26. Jan. ab über einen allgemeinen Waffenstillstand; 28. Jan. abends wurde die Konvention von Versailles von Graf Bismarck, Graf Moltke, Jules Favre und General Beaufort unterzeichnet, durch welche ein 21tägiger Waffenstillstand für ganz Frankreich mit Ausnahme des südöstl. Kriegstheaters vereinbart, die Demarkationslinie bestimmt, die Berufung einer frei gewählten Nationalversammlung nach Bordeaux verabredet und die Auslieferung der Forts von P. einschließlich deren Bewaffnung, die Entwaffnung des Hauptwalls von P., die Kriegsgefangenschaft der Besatzung innerhalb der Stadt und deren Abführung nach Deutschland, falls vor Ablauf des Waffenstillstandes kein Friede zu Stande kommen sollte, ausbedungen wurden; auch wurde der Stadt P. eine Kontribution von 200 Mill. Frs. auferlegt. Am 29. Jan. vormittags wurden die Forts von deutschen Truppen besetzt, bald standen 700 Geschütze in und zwischen denselben bereit, nötigenfalls das Feuer gegen P. zu eröffnen.

Am 26. Febr. wurden zu Versailles die Friedenspräliminarien unterzeichnet, nach deren Abschluß ein Teil des deutschen Heers in P. einziehen sollte, um die völlige Unterwerfung Frankreichs öffentlich darzuthun. Nach einer vom Kaiser Wilhelm auf dem Longchamp abgehaltenen Heerschau rückten 1. März 30000 Mann, meist vom 6., 11. und 2. bayr. Armeekorps, durch den Arc de Triomphe de l'Etoile in die Hauptstadt ein und bezogen in den Champs-Elysées, dem Trocadéro und den nächstgelegenen Stadtteilen auf dem rechten Ufer der Seine Quartier. General von Kameke war deutscher Kommandant von P. und bezog das Palais de l'Elysée. Am 3. März wurde P., nachdem die Annahme der Friedenspräliminarien durch die Nationalversammlung bekannt geworden, von den deutschen Truppen geräumt, ebenso die Forteresse du Mont-Valérien und die äußern Forts auf dem linken Ufer der Seine im Süden der Stadt am 7. März; gleichzeitig verließen sehr viele Personen P., um sich von den Entbehrungen der vorhergehenden Monate zu erholen. Die Nationalgarde wurde hierdurch fast aller konservativen Elemente beraubt; die Regierungsgewalt verfügte zunächst nur über 12000 Mann Truppen, welche nach der Konvention von Versailles von der Entwaffnung ausgeschlossen geblieben waren, während die Sozialistenpartei die zahlreichen, gut bewaffneten und reichlich mit Munition versehenen Scharen der Nationalgarde, der Freikorps und der Bevölkerung der Arbeiterviertel zur Verfügung hatte. Schwächliche Maßregeln der Regierung hatten es bereits 26. Febr. geschehen lassen, daß seitens der Nationalgarde 27 Geschütze aus dem Artilleriepark des Wagramplatzes fortgenommen und nach dem Bogesenplatz geschafft wurden. Unmittelbar nach dem Abzug der deutschen Truppen wurden in den von diesen besetzt gewesenen Quartieren Läden geplündert und Personen mißhandelt, in den folgenden Tagen fanden bereits Angriffe gegen Wachtposten und Polizisten statt, ebenso Massendemonstrationen auf dem Bastilleplatz. Am 10. März versuchte General Aurelle de Paladines, welcher seit 4. März den Oberbefehl übernommen und durch eine Division der Loire-Armee Verstärkung empfangen hatte, eine große Anzahl (gegen 250) Geschütze von den Buttes de Montmartre abholen zu lassen, doch wurden die von keiner Bedeckung begleiteten Artilleriebespannungen von den Bewohnern des Viertels an der Ausführung dieses Auftrags verhindert. Es waren dies gezogene Hinterlader, welche von der Privatindustrie 19. Jan. abgeliefert worden waren. Am 11. März erhielt der Aufstand die ihm bisher fehlende Expansionskraft, indem sich auch die Klasse der kleinen Besitzer plötzlich demselben anschloß. Hierzu trug namentlich bei der Beschluß der Nationalversammlung, ihren Sitz nicht nach P., sondern nach Versailles zu verlegen, ferner ein Erlaß, welcher den 13. März als Verfalltag aller während des Kriegs gestundeten Wechsel und Schuldforderungen, Mietgelder u. s. w. festgesetzte. Gleichzeitig bemächtigte sich der Arbeiterbevölkerung eine stärkere Erregung durch das Bekanntwerden der über ihre Führer Blanqui und Gustave Flourens gefällten Todesurteile, sowie durch die Unterdrückung von vier äußerst revolutionären Journalen («Vengeur», «Cri du peuple», «Père Duchêne», «Mot d'ordre»). Während der folgenden Tage wurden viele Wachen und kleinere Truppenabteilungen entwaffnet, auch bemächtigten sich die Aufständischen der Geschütze des pariser Hauptwalls (gegen 3000 Stück) und beträchtlicher Munitionsvorräte; ein von Blanqui geleitetes Centralkomitee bemächtigte sich des Kommandos über die Nationalgarde, ließ den Montmartre befestigen, beschuldigte die Regierung einseitiger Parteinahme für die Bourgeoisie und verlangte, daß die

Nationalgarde ihre Befehlshaber selbst ernennen solle. Eine zu diesem Zweck 16. März in Umlauf gesetzte Adresse bedeckte sich rasch mit Unterschriften. Am 17. März erließ der Chef der Regierung Thiers einen Aufruf und erklärte, er sei entschlossen, die Ordnung nötigenfalls mit Gewalt herzustellen; in der Nacht nahmen die Truppen den Montmartre nach leichtem Gefecht und machten hierbei 40 Gefangene, wurden jedoch am Morgen des 18. März durch aus Belleville, La Villette herbeieilende Arbeiterbataillone aus dieser Stellung vertrieben, wobei ein Teil der Truppen zu den Aufständischen überging. General Vinoy führte frische Truppen heran und erneuerte mehrmals den Angriff, die Zahl der Überläufer mehrte sich, die Gefangenen wurden gewaltsam aus dem Regierungsgefängnis befreit und die von ihren Truppen verlassenen Generale Thomas und Lecomte entwaffnet und in der Straße des Rosiers ermordet.

Die Empörer bemächtigten sich des Stadthauses, pflanzten hier die rote Fahne auf und proklamierten die Commune. Am 19. März verbreitete sich der Aufstand über die ganze Stadt, alle Straßen bedeckten sich mit Barrikaden, wichtige strategische Punkte im Innern wurden in befestigte Centralstellungen von zum Teil bedeutender Widerstandskraft umgewandelt und untereinander in gedeckte Verbindung gebracht, auch ein Sicherheitsdienst im Innern organisiert, der ganze Hauptwall besetzt, ja es gelang sogar die Besitznahme der Forts Issy, Vanves, Montrouge und Bicêtre. General Vinoy führte den Rest der treu gebliebenen Truppen auf das linke Seine-Ufer und bezog mit denselben zum Schutz von Versailles und der dort tagenden Nationalversammlung eine Verteidigungsstellung an der Brücke von Sèvres, auch gelang es, die bereits von den Truppen geräumte und durch ihre beherrschende Lage für die spätere Unterwerfung von P. sehr wichtige Fortereſſe du Mont-St.-Valérien noch mit Besatzung zu versehen, bevor die Aufständischen sich derselben bemächtigt hatten. Die in P. bestehende Regierung der Commune erklärte in ihren Erlassen, für welche 28. März ein amtliches Organ, das «Journal officiel de la Commune de P.», geschaffen wurde, sie kämpfe für Decentralisation und Selbstverwaltung und wolle Frankreich zu einer Föderativrepublik souveräner Gemeinden umgestalten, die Klassenherrschaft sowie den übermäßigen Einfluß der Kapitalisten beseitigen u. s. w. Am 26. März wurde der Gemeinderat gewählt und führte sogleich die Verpflichtung aller im Alter von 19 bis 40 J. stehenden Männer zum Dienst in der Nationalgarde ein. Ungefähr 200000 Stimmen waren bei den Wahlen abgegeben worden. Außer einigen bekannten Mitgliedern der Internationale, Blanqui, Felix Pyat, Assy, Cluseret, Delescluze, Paschal Grousset, gehörten anfänglich auch die Kommunisten Henry Rochefort und der Dichter Victor Hugo, im übrigen jedoch meist unbekannte Journalisten und Klubredner der Commune de P. an, welche sofort Ausschüsse bildete für die Verfolgung der Verdächtigen und die Entlassung ungehorsamer Beamten, sowie den teilweisen Erlaß der seit Beginn der Einschließung entstandenen Mietsschulden und die Verlängerung der Zahlungsfrist für Wechsel verfügte. Die Nationalgarde blieb unter Leitung des Centrallomitee und wurde verstärkt. Ihre Infanterie wurde von Henry, die Kavallerie von Bergeret, die Artillerie von Duval befehligt; später übernahm Cluseret den Oberbefehl über die Infanterie. Am 2. April hielt man sich für stark genug, um zum Angriff gegen die aus der Loire-Armee und den nördl. Provinzen verstärkten Regierungstruppen schreiten zu können. Das Unternehmen mißlang; bei Puteaux, Courbevoie und Neuilly trieben die Regierungstruppen, unterstützt durch die Artillerie des Mont-St.-Valérien, die Communards mit großem Verlust zurück, ebenso alle von den südl. Forts aus versuchten Ausfälle. Am 3. April erfolgte mit stärkern Kräften unter Flourens' Führung, der im Kampfe fiel, ein Angriff gegen Versailles, welcher auf der Hochebene von Châtillon und bei Meudon abgeschlagen wurde und nur in der Richtung auf Neuilly Erfolg hatte. Marschall Mac-Mahon hatte inzwischen den Oberbefehl über die Truppen vor P. übernommen und dieselben mit Hilfe der aus Deutschland zurückgekehrten Kriegsgefangenen auf 120000 Mann verstärkt. Er schloß P. im Westen und Süden ein, befestigte die Einschließungslinie, zog schweres Geschütz heran und begann planmäßig gegen die Stadt vorzudringen. Allmählich wurde die Artillerie bis an das Thor von Maillot vorgeschoben und das Bois de Boulogne genommen, im Süden wurden die Forts beschossen und nach heftigen Kämpfen bei Villejuif der Angriff auch gegen die Forts Bicêtre und Montrouge eingeleitet; doch gelang es trotz wiederholter, bei Nacht unternommener Sturmangriffe nicht, die Communards aus den Forts zu vertreiben. Der westl. Teil der Stadt wurde vom Mont-St.-Valérien und den Batterien vor dem Thore von Maillot her heftig beschossen.

Mehrere von der pariser Kaufmannschaft und anderer Seite unternommene Versuche, zwischen der Regierung in Versailles und der Commune zu vermitteln, scheiterten an den von dieser aufgestellten Forderungen, obgleich Thiers eine allgemeine Amnestie (mit Ausschluß gemeiner Verbrecher) und die vorläufige Fortsetzung der Soldzahlung an die Nationalgarde zu bewilligen bereit war. In P. steigerte sich die Schreckensherrschaft von Tag zu Tag, die gemäßigtern Elemente schieden 19. April aus der Commune aus, selbst Assy und später Cluseret wurden als verdächtig verhaftet. Um die laufenden Kosten aufzubringen, legte man auf die öffentlichen Gelder Beschlag und erpreßte von der Französischen Bank, den Kassen der Eisenbahngesellschaften und reichen Privatleuten große Summen, im ganzen 52 Mill. Frs. Man verhaftete viele zum Frieden mahnende Personen, unter andern den greisen Erzbischof Darboy, unterdrückte alle nicht unbedingt der Commune ergebenen Zeitungen und drohte, die Verhafteten als Geiseln zu behandeln, falls die Regierung gefangene Communards fernerhin erschießen lassen werde. Das Vermögen der Kirchen und Klöster, sowie das Privateigentum der Regierungspersonen wurde konfisziert, die Kirchen geplündert und geflissentlich zu Tummelplätzen des schamlosesten Treibens gemacht. Die Truppen machten allmählich immer weitere Fortschritte. Am 9. Mai wurden Fort Issy, 14. Mai die Forts Vanves und Montrouge geräumt und von Regierungstruppen besetzt, sodaß nur noch der Hauptwall im Besitz des Aufstandes verblieb. Auch dort konnten im Westen wegen des Bombardements nur wenig Truppen der Verteidigung beinssen werden, welche zudem den Wachtdienst sehr unaufmerksam handhabten. Am 21. Mai drang ohne

Widerstand das Korps des Generals Douay durch das Thor von St.-Cloud in die Stadt, bald folgten weitere Abteilungen, von Westen und Süden drang man gegen das Stadthaus vor. Die Commune hatte kurz vorher, 15. Mai, noch das Haus von Thiers und die Vendômesäule zerstören lassen und setzte den Widerstand im Innern der Stadt fort. Am 24. Mai wurden die Geiseln großenteils in den Gefängnissen ermordet, 25. Mai die Niederbrennung aller öffentlichen Gebäude angeordnet, wodurch der Tuilerienpalast, das Finanz- und Justizministerium, das Stadthaus, die Polizeipräfektur, der Palast der Ehrenlegion u. s. w. zerstört wurden. Das Louvre und die in demselben enthaltenen unschätzbaren Kunstsammlungen wurden durch das schnelle Vordringen der Truppen vor der Vernichtung bewahrt; es gelang, dort den Brand zu löschen. Auch der Rest der Geiseln, darunter Erzbischof Darboy, wurde um erschossen. Am 28. Mai nahmen die Truppen die letzten Stützpunkte des Aufstandes, die Vorstadt La Villette und die Buttes Chaumont, tags darauf ergab sich der Rest der Communards im Schloß Vincennes. Auch seitens der Regierungstruppen hatten während des langedauernden, erbitterten Straßenkampfes große Ausschreitungen stattgefunden; es wurden nicht nur gefangene Gegner, sondern auch viele Weiber und Kinder erschossen. Die Verluste der Truppen sind während des ganzen Kampfes gegen die Commune auf beinahe 20000 Todte und Verwundete anzuschlagen, von denen gegen 8000 auf den Straßenkampf vom 21. bis 28. Mai entfallen. Die Communards verloren in den Gefechten außerhalb der Stadt mindestens 20000 Mann tot und verwundet, im Straßenkampf selbst (nach Lissagarey) fielen gegen 25000; gegen 30000 wurden als Gefangene nach Versailles oder dem Lager von Satory abgeführt und später vor Kriegsgerichte gestellt, von denen gegen 3000 in Gefängnissen starben und 13700 teils zum Tode, teils zur Deportation oder zu Freiheitsstrafen verurteilt worden sind. Von bekannten Führern entkamen Felix Pyat und Paschal Grousset; Delescluze und der pole. General Dombrowski fielen im Kampfe. General de Ladmirault übernahm den Oberbefehl in der unterworfenen Stadt.

Litteratur. «Der Deutsch-Französische Krieg von 1870 und 1871», vom Großen Generalstab (Berl. 1877); W. Blume, «Operationen der deutschen Armeen nach der Schlacht von Sedan» (Berl. 1872); Hassel, «Von der Dritten Armee» (Lpz. 1872); «Die Commune in P.» (in «Unsere Zeit», 1878); von Meerheimb, «Geschichte der Pariser Commune vom J. 1871» (Berl. 1880); Heyde und Fröse, «Geschichte der Belagerung von P.» (auf Befehl der Generalinspektion des Ingenieurkorps, 3 Bde., Berl. 1873—75); Schneider, «Pariser Briefe» (4 Bde., Lpz. 1872); Labouchère, «Tagebuch während der Belagerung von P.» (in «Daily News»; deutsche Ausg., Lpz. 1871); Vinoy, «Campagne de 1870—71» (Par. 1872); derselbe, «Siége de P.» (2 Bde., Par. 1872); derselbe, «Opérations du XIIIe corps et de la IIIe armée de P.» (Par. 1872); Ducrot, «La défense de P.» (4 Bde., Par. 1878); F. Sarcey, «Le siége de P.» (Par. 1872; deutsch, Wien 1872); La Roncière le Noury, «La marine au siége de P.» (Par. 1872); Viollet le Duc, «Mémoire sur la défense de P.» (Par. 1872); de Heylly, «Journal du siége de P.» (Par. 1875); Sempronius, «Histoire de la commune de P.» (5. Aufl., Par. 1871); Beaumont-Vassy, «Histoire authentique de la commune de P.» (Par. 1871); Moriac, «P. sous la commune» (2. Aufl., Par. 1871); Enault, «P. brulé» (Par. 1871); Lanjalley und Corriez, «Histoire de la révolution du 18 mars» (Brüss. 1871); Andebrand, «Histoire intime de la révolution du 18 mars» (Par. 1871); Villetard, «L'insurrection du 18 mars. Extraits des dépositions recueillies par la commission d'enquête» (Par. 1872); «Guerre des communeaux de P., 18 mars jusqu'à 18 mai 1871» (Brüss. 1871); Lissagarey, «Histoire de la commune de 1871» (Brüss. 1876; deutsch, Hamb. 1878); «Histoire de la commune de P. en 1871 par M. l'abbé Vidieu» (Par. 1876); Ch. Yriarte, «Les Prussiens à P. et le 18 mars» (Par. 1871).

Paris, Stadt in Bourbon-County im nordamerik. Staat Kentucky, liegt an der Kentucky-Central und Maysville-Lexington-Eisenbahn, zählt (1880) 3204 E. und hat den bedeutendsten Viehmarkt des Staats. Das Township P., welches 6489 E. hat, ist seiner Branntweinbrennereien (Bourbon-Whiskey) wegen berühmt.

Paris, Stadt in Edgar-County des nordamerik. Staats Illinois, hat 4373 E.

Paris, Stadt in der Provinz Ontario des Dominion of Canada, am Grand-River, 90 km im SW. von Toronto, ist Eisenbahnknotenpunkt und hat (1881) 3173 E. und Mineralquellen.

Paris (Prinz Louis Philippe Albert von Orléans, Graf von), ältester Sohn des Herzogs Ferdinand von Orléans (s. d.), geb. zu Paris 24. Aug. 1838, der jetzige Chef des Hauses, wurde nach der Februarrevolution von 1848 von seiner Mutter (gest. 1858) in Eisenach, später in England erzogen, focht während des amerik. Bürgerkriegs im Heere der Union und lebte dann zurückgezogen in England. Im Verlauf des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 aus England nach Frankreich zurückgekehrt, beteiligte er sich bei dem Feldzuge an der Loire, hielt sich dann aber persönlich fern von den dynastischen Umtrieben der Nationalversammlung; im Aug. 1873 begab er sich zum Grafen von Chambord in Frohsdorf und entsagte für sich und seine Familie allen Ansprüchen auf den franz. Königsthron. Nach dem Tode des Grafen 1883 wurde er indessen von den franz. Royalisten allgemein als Erbe der Krone von Frankreich anerkannt. Der Prinz ist seit 30. Mai 1864 mit der Prinzessin Maria Isabella (geb. 11. Sept. 1848 zu Sevilla), der ältesten Tochter seines Oheims, des Herzogs von Montpensier, vermählt, welcher Verbindung zwei Söhne, die Prinzen Ludwig Philipp Robert (geb. 6. Febr. 1869) und Ferdinand Franz (geb. 9. Sept. 1884) und vier Töchter (Amalie, geb. 28. Sept. 1865, Helene, geb. 16. Juni 1871, Isabella, geb. 7. Mai 1878, und Luise, geb. 24. Febr. 1882) entsprossen. Der Prinz schrieb über Gewerksgenossenschaft und gab gemeinschaftlich mit seinem Bruder, dem Herzog von Chartres, heraus: «Duc d'Orléans, campagnes de l'armée d'Afrique, 1835—39» (Par. 1870); auch veröffentlichte er eine «Histoire de la guerre civile en Amérique» (4 Bde., Par. 1874—75).

Paris (Alexis Paulin), verdienter Litterarhistoriker, geb. in Avenay 25. März 1800, erlangte 1828 in der Abteilung der Handschriften an der königl. Bibliothek in Paris eine Anstellung. Im

J. 1837 zum Mitglied der Académie des inscriptions et belles lettres ernannt, erhielt er 1853 einen eigens für ihn errichteten Lehrstuhl der mittelalterlichen franz. Litteratur am Collége de France, von dem er 1872 zurücktrat. Er begann seine litterarische Laufbahn mit einer «Apologie de l'École romantique» (Par. 1824), veröffentlichte 1827 eine Übersetzung von Byrons «Don Juan» (2 Bde.), der er eine Übertragung sämtlicher Werke des Dichters (13 Bde., 1830—32) folgen ließ. Von da ab aber wandte er sich ganz der altfranz. Litteratur zu; er gab eine Anzahl von Texten heraus, freilich ziemlich mangelhaft, «Berte aux grands piés» (1832), «Garin le Loherain» (2 Bde., 1833—35), «Romancero français» (1833), die «Grandes chroniques de Saint-Denis» (6 Bde., 1836—38), die «Chanson d'Antioche» (2 Bde., 1848); ferner in erneuerter Sprache «Les aventures de maitre Renart et d'Ysengrin» (1861) und «Les Romans de la table ronde» (4 Bde., 1868—77), mit Untersuchungen über deren Ursprung. Von 1836 an erschienen in sieben Bänden die «Manuscrits français de la bibliothèque du roi», worin er Beschreibungen und Auszüge der Handschriften gab. Auch war er Mitglied der Kommission für die Fortsetzung der «Histoire littéraire de la France» und einer der fleißigsten Mitarbeiter derselben. Er starb 13. Febr. 1881 in Paris.

Paris (Gaston Bruno Paulin), ausgezeichneter Romanist, Sohn des vorigen, geb. zu Avenay 9. Aug. 1839, besuchte das Collége Rollin in Paris und studierte dann zwei Jahre auf deutschen Universitäten, Göttingen und Bonn, hier unter Diez' Leitung dem Studium der roman. Sprachen sich widmend. Im J. 1858 trat er in die École des chartes, erwarb 1865 das Doktorat, wurde dann Professor an der École des hautes études und 1872 Professor der franz. Sprache und Litteratur am Collége de France an Stelle seines Vaters. Seine Erstlingsschrift «Étude sur le rôle de l'accent latin dans la langue française» (Par. 1862) bekundet P.' gründliche Methode auf grammatischem Gebiet, wie auf litterarischem die «Histoire poétique de Charlemagne» (1865) und die Schrift «De Pseudo-Turpino» (1865). Eine hervorragende Leistung ist seine Ausgabe «La vie de saint Alexis» (1872, 2. Aufl. 1884) durch die beigegebenen sprachlichen und metrischen Untersuchungen. Später wandte er sich auch dem Studium der vergleichenden Mythologie («Le petit poucet et la grande ourse», 1875) zu. Mit P. Meyer unternahm er 1872 die Herausgabe der Zeitschrift «Romania», wie er mit demselben und andern seit 1866 die «Revue critique» herausgab. Auch die Übersetzung von Diez' Grammatik der roman. Sprachen ins Französische erschien unter seiner Leitung und Mitwirkung, nachdem er schon 1863 als Anfang die «Introduction à la grammaire des langues romanes» veröffentlicht hatte. Ferner veröffentlichte er «Les contes orientaux dans la littérature du moyen âge» (1875), «Les miracles de notre Dame par personnages» (1877 fg.), «Aucassin et Nicolette» (1878) u. s. w.

Pariſcher Marmor, s. unter Paros.

Pariſerblau ist Berlinerblau.

Pariſer Bluthochzeit, s. Bartholomäusnacht.

Pariſer Formation nennt man die Tertiärablagerungen des mittlern Frankreich, welche ein flaches Becken bilden, in dessen Centrum Paris liegt. Die wichtigsten der hierher gehörigen Gebilde sind der pariser Grobkalk (s. d.) und der an Säugetierskeletten reiche Gips des Montmartre.

Pariſer Friede. Nach dem Sturze Napoleons I. wurde der erste Pariſer Friede am 30. Mai 1814 abgeschlossen zwischen König Ludwig XVIII. von Frankreich einerseits und den alliierten Mächten Österreich, Großbritannien, Preußen und Rußland andererseits. Derselbe besteht aus den gleichlautenden Hauptverträgen, den geheimen Separatartikeln und verschiedenen, mit den einzelnen Mächten stipulierten Zusatzartikeln. Der Hauptinhalt aller dieser Urkunden ist folgender. Das Königreich Frankreich ward innerhalb seiner Grenzen vom 1. Jan. 1792 belassen und behielt außerdem einen Teil des vormals sardin. Herzogtums Savoyen, die vormals päpstl. Besitzungen Avignon und Venaissin, sowie mehrere vormals deutsche und belg. Grenzdistrikte und Enklaven. England behielt Malta, Tabago, Sta.-Lucia und Isle-de-France (Mauritius), gab aber alle andern eroberten Kolonien an Frankreich ab, sowie den vormals span. Anteil von Haïti (Domingo) an Spanien zurück. Auch Schweden gab die franz. Insel Guadeloupe und Portugal das franz. Guaiana wieder heraus. Die Verteilung aller abgetretenen Länder mußte Frankreich den alliierten Mächten allein überlassen. Weiter ward festgestellt, daß die Niederlande (Holland) unter die Herrschaft des Hauses Oranien gestellt und vergrößert werden sollten. Den deutschen Staaten ward die Unabhängigkeit und die Vereinigung durch ein föderatives Band zugesichert, ebenso der Schweiz ihre Unabhängigkeit und Selbstregierung. Dagegen sollte Italien, außer den Österreich zufallenden Provinzen, aus lauter souveränen Staaten bestehen. Die Schiffahrt auf dem Rhein bis ans Meer (jusqu'à la mer) ward für frei erklärt; desgleichen die Schiffahrt auf der Schelde. Antwerpen sollte künftig nur ein Handelshafen sein. Der Wiener Kongreß sollte die Dispositionen des Friedensvertrags erledigen.

Als nach der Schlacht von Waterloo die Verbündeten wieder in Paris eingerückt waren, schlossen König Ludwig XVIII. einerseits, Österreich, Großbritannien, Preußen und Rußland andererseits den zweiten Pariſer Frieden vom 20. Nov. 1815, welcher gleichfalls aus einigen Hauptverträgen und Nebenverträgen (Konventionen) besteht. Frankreich ward hiernach auf die Grenze von 1790 mit einigen Modifikationen beschränkt. Danach mußten abgetreten werden die Festungen Philippeville und Marienburg nebst Gebiet, sowie das Herzogtum Bouillon (an die Niederlande, jetzt Belgien), die Festung Saarlouis und die Saarbrücker Landschaft (an Preußen), die Festung Landau und das linke Ufer der Lauter (an Bayern), ausgenommen die Stadt Weißenburg nebst einem Rayon, ein Teil der Landschaft Gex (an den schweizer Kanton Genf), endlich der Rest von Savoyen und die Oberhoheit über das Fürstentum Monaco (an Sardinien). Die Festungswerke von Hüningen mußten geschleift werden, und zugleich ward die schweiz. Neutralität über einige Distrikte von Savoyen ausgedehnt. Außerdem mußte Frankreich eine Entschädigung von 700 Mill. Frs. an die Alliierten bezahlen und sich eine teilweise Occupation gefallen lassen, indem alliierte Truppen, jedoch höchstens 150000 Mann, 17 franz. Grenzfestungen besetzen und

auf franz. Koſten vollſtändig unterhalten werden ſollten. Dieſe Occupation, obwohl auf fünf Jahre berechnet, ward ſchon durch den Aachener Kongreß (9. Okt. 1818) aufgehoben. Wegen der von Davouſt aus der Hamburger Bank weggenommenen Gelder behielt man eine beſondere Konvention vor, die erſt 27. Okt. 1816 zu Stande kam, und worin Frankreich ſich zu einem Erſatz von 10 Mill. Frs. verpflichtete. Alle Schätze der Litteratur und Kunſt, welche die Franzoſen aus den früher beſetzten Ländern mitgenommen hatten, mußten zurückgegeben werden. In einem Zuſatzartikel verpflichteten ſich die Mächte für vollſtändige Abſchaffung des Negerſklavenhandels. Eine beſondere Akte der fünf Großmächte verbürgte die immerwährende Neutralität und Unverletzlichkeit der Schweiz, ſowie der angeſchloſſenen ſavoyiſchen Diſtrikte. Eine andere ſchuf einen Allianzvertrag zwiſchen Öſterreich, Großbritannien, Preußen und Rußland, kraft deſſen dieſe Mächte ſich verbindlich machten, den Pariſer Frieden und die Ausſchließung der Familie Bonaparte auf ewige Zeiten vom franz. Thron nötigenfalls mit aller Macht aufrecht zu erhalten. In Betreff der dazu etwa erforderlichen militäriſchen Leiſtungen ward auf den Vertrag von Chaumont (ſ. d.) verwieſen. Endlich ſtipulierte man darin, daß die vier Mächte von Zeit zu Zeit zuſammentreten ſollten, um heilſame Maßregeln für die Ruhe und Wohlfahrt der Völker und für die Aufrechterhaltung des europ. Friedens zu beraten. Dadurch wurden die Kongreſſe der nächſten Jahre angebahnt. Vgl. Schaumann, «Geſchichte des zweiten Pariſer Friedens» (Gött. 1844).

Der dritte Pariſer Friede ward nach Beendigung des Orientkriegs 30. März 1856 zwiſchen Rußland einerſeits, Frankreich, Großbritannien, Sardinien und der Türkei andererſeits unter Mitwirkung Öſterreichs und Preußens abgeſchloſſen. In dem Hauptvertrag wurde ausgeſprochen, daß die Hohe Pforte nunmehr zu den Vorteilen des europ. öffentlichen Rechts und des europ. Konzerts zugelaſſen ſei; zugleich ward die Unabhängigkeit und territoriale Integrität des Osmaniſchen Reichs garantiert. Falls es zwiſchen dieſem und andern Unterzeichnern des Friedens zu Zwiſtigkeiten käme, ſollten dieſelben, ehe ſie zu Gewaltmaßregeln ſchritten, die Vermittelung der übrigen Vertragsmächte anrufen. Zugleich nahmen die Mächte Kenntnis von dem ihnen mitgeteilten Hat-Humayun (vom 18. Febr. 1856), betreffend die Verhältniſſe der Chriſten im Osmaniſchen Reiche. Dabei wurde anerkannt, daß aus dieſer Mitteilung den Vertragsmächten keinerlei Recht erwachſe, ſich gemeinſchaftlich oder einzeln in das Verhältnis des Sultans zu ſeinen Unterthanen oder in die innere Verwaltung ſeines Reichs einzumiſchen. Die gemachten Eroberungen wurden gegenſeitig herausgegeben; doch verſtand ſich Rußland, unter dem Namen einer Grenzberichtigung, zur Abtretung eines Teils von Beſſarabien mit der Feſtung Ismail, welcher mit der Moldau wieder vereinigt wurde. Den Fürſtentümern Moldau und Walachei ward die Aufrechterhaltung ihrer hergebrachten Privilegien und Immunitäten zugeſagt und dieſe unter die Garantie der Vertragsmächte geſtellt; keine Macht ſollte künftig eine ausſchließliche Protektion ausüben dürfen. Gleiches ward auch für das Fürſtentum Serbien ſtipuliert, wobei das dortige turk. Beſatzungsrecht (in Belgrad u. ſ. w.) gewahrt blieb. Die Schiffahrt auf der Donau ward für frei erklärt und unter europ. Garantie geſtellt, zur Regelung der dahin einſchlagenden Fragen aber eine Kommiſſion der Vertragsmächte und eine zweite Kommiſſion der Uferſtaaten (Württemberg), Bayern, Öſterreich, Türkei, Donaufürſtentümer) eingeſetzt. Das Schwarze Meer ward neutraliſiert. Rußland und die Türkei verſprachen, an den Ufern desſelben keinerlei Militär- und Marinearſenale zu haben und nur für den Küſtendienſt daſelbſt einige leichte Fahrzeuge zu unterhalten. Die Meerengen-Konvention ſanktionierte das türk. Prinzip, daß die Dardanellen und der Bosporus in Friedenszeiten den fremden Kriegsſchiffen verſchloſſen bleiben ſollten, außer wenn der Sultan durch beſondern Ferman den leichten Kriegsfahrzeugen zum Dienſte der Geſandtſchaften oder den an der Donaumündung zu ſtationierenden Wachtſchiffen der Vertragsmächte die Durchfahrt geſtattet. Endlich wurde gleichfalls 30. März noch eine dritte Konvention zwiſchen Frankreich, Großbritannien und Rußland unterzeichnet, wonach künftig keinerlei Feſtungswerke, Militär- oder Marine-Etabliſſements auf den Alandsinſeln ſein dürfen. Außerdem kamen auf dieſem Kongreß wenige Tage ſpäter noch zwei wichtige Akte zu Stande. Am 15. April ſchloſſen Öſterreich, Frankreich und Großbritannien einen Traktat, wodurch ſie ſolidariſch die Unabhängigkeit und Integrität der Türkei garantierten. Zugleich verſprachen ſie, jede Verletzung des Pariſer Friedens als Kriegsfall anzuſehen und ſich alsdann ſofort mit der Hohen Pforte über die notwendigen Maßregeln zu verſtändigen. Am 16. April unterzeichneten die ſämtlichen Vertragsmächte eine Deklaration, wodurch neue liberale Grundſätze des Seerechts ſanktioniert wurden, nämlich: 1) die Privatkaperei iſt und bleibt abgeſchafft; 2) die neutrale Flagge deckt auch feindliche Ware, ausgenommen Kriegscontrebande; 3) neutrale Ware, ausgenommen Kriegscontrebande, darf auch unter feindlicher Flagge nicht weggenommen werden; 4) die Blockaden ſind nur dann obligatoriſch, wenn ſie effektiv ſind, d. h. wenn ſie durch eine Macht aufrecht erhalten werden, welche wirklich ausreicht, um den Zugang zur feindlichen Küſte zu verwehren. Dieſer Deklaration traten die andern Staaten bei, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Amerika. (S. Kaper und Seerecht.)

Pariſer Fuß, ſ. unter Fuß.

Pariſergelb iſt Chromgelb. — **Pariſergold**, ein mit Silber legiertes, helles Blattgold. — **Pariſergrün**, gleichbedeutend mit Schweinfurtergrün.

Pariſer Handſchrift, ſ. Maneſſiſche Handſchrift.

Pariſer Hymne, ſ. Pariſienne.

Pariſerlack, ſ. Karminlack.

Pariſer Linie, ſ. unter Linie.

Pariſerrot, ſ. Berlinerrot.

Pariſer Stifte, ſ. Drahtſtifte.

Pariſerweiß, eine ſehr weiße Schlemmkreide.

Parliſh-Alvars (Elo), Harfenvirtuos, geb. 28. Febr. 1808 in London, ſtarb 25. Jan. 1849 in Wien. Er ſpielte Klaviſerwerke von Beethoven, Chopin u. a. mit Leichtigkeit auf der Harfe; auch ſchrieb er für ſein Inſtrument Konzerte, Duos, Phantaſien u. ſ. w.

Pariſien, eine Art kleiner, leichter Stoßdegen.

Pariſienne oder Pariſer Hymne heißt das von Kaſimir Delavigne (ſ. d.) zur Verherrlichung

der Julirevolution gedichtete, von Auber komponierte Freiheitslied, das mit den Worten beginnt: «Peuple français, peuple des braves.»

Pariſienne, ein kleingemuſtertes Seidengewebe.

Pariſii, ein kelt. Volk in Gallia Lugdunenſis, im centralen Thaldecken der Seine, mit der Hauptſtadt Lutetia (richtiger Lukatitia), die damals nur die Flußinſel einnahm, die im Mittelalter die Cité von Paris trug, und namentlich (um 358 n. Chr.) als Reſidenz des Cäſars Julian in Blüte kam.

Pariſius (Ludalf), Schriftſteller und Politiker, geb. 15. Okt. 1827 in Gardelegen, ſtudierte in Halle die Rechte, trat dann in den preuß. Juſtizdienſt, wurde 1858 Kreisrichter in Gardelegen, 1864 wegen Unterzeichnung des Wahlaufrufs der Fortſchrittspartei ſeines Amts entſetzt und nahm ſeitdem ſeinen Wohnſitz in Berlin. Von 1861 bis 1866 gehörte er als Vertreter des Wahlkreiſes Salzwedel-Gardelegen dem preuß. Abgeordnetenhauſe, 1867—74 für den 1. Berliner Wahlkreis, 1874—76 für Stalluponen-Goldap-Darkehmen, ſeit 1881 für Eiſenach dem Reichstag (deutſchfreiſinnige Fraktion) an. In den J. 1868—72 gab er das Wochenblatt «Der Volksfreund» heraus. Seit 1882 iſt er an der Redaction des «Reichsfreund» beteiligt, ſeit 1877 mit Eugen Richter Herausgeber der «Parlamentariſchen Korreſpondenz aus der Fortſchrittspartei». Außerdem veröffentlichte er namentlich «Die Genoſſenſchaftsgeſetze im Deutſchen Reich» (Berl. 1876), «Deutſchlands polit. Parteien» (Berl. 1878), und auf belletriſtiſchem Gebiet zwei Romane «Pflicht und Schuldigkeit» und «Im Wald und auf der Heide» (Berl. 1876), ferner «Deutſche Volkslieder» (Magdeb. 1879) und «Bilder aus der Altmark» (mit dem Maler Hermann Dietrichs, 12 Lfgn., Hamb. 1882—84).

Paris quadrifolia, Giftpflanze, und Paridin, ſ. Einbeere.

Pariſthmien (grch.), die Mandeln zu beiden Seiten des Schlundes und deren Entzündung.

Paritätiſch (lat.) nennt man einen Zuſtand aber ein Verhältnis, woran zwei verſchiedene Religionsparteien gleichberechtigt teilnehmen. So gibt es paritätiſche Univerſitäten, d. h. ſolche, welche für Katholiken und Proteſtanten zugleich die entſprechenden Lehrmittel und Anſtalten (alſo insbeſondere eine kath. und eine prot. theol. Fakultät, wie an den Univerſitäten zu Bonn und Breslau) darbieten. Paritätiſche Staaten nennt man Staaten von ungefähr gleich ſtarker kath. und prot. Bevölkerung mit gleichen Rechten. Früher gab es auch paritätiſche Regierungen in manchen Reichsſtädten, z. B. Augsburg, entweder ſo, daß der Magiſtrat aus Katholiken und Proteſtanten zuſammengeſetzt war, aber daß beide Religionsteile im Regiment wechſelten.

Parjanya heißt der Regen- und Donnergott in der ind. Mythologie, der wahrſcheinlich ſchon indogermaniſch iſt, da er auch im Litauiſchen (Perkunas) und vielleicht auch im Germaniſchen (Fiörgyn) vorkommt. Er gilt im Veda für den Sohn des Himmels (dyaus) und den Gemahl der Erde (prthivi), in der ſpätern Mythologie tritt er mehr zurück.

Park heißt eine größere, nach den Grundſätzen der landſchaftsgärtneriſchen Kunſt angelegte, bloß dem Naturgenuß gewidmete Landſtrecke, welche vorzugsweiſe mit Gehölz und Raſen beſtanden iſt. Abwechſelung in die Bepflanzung bringen Gewäſſer, Felspartien, mit dem Charakter der Umgebung harmonierende Gebäulichkeiten, auch kleine Blumenparterres u. ſ. w. Den größern Parks darf es auch an lebender Staffage nicht fehlen, daher ſie mit Haustieren oder Wild beſetzt zu ſein pflegen. Sie ſind die durch Kunſt veredelte Nachahmung der Natur; übrigens waren Parks, in rohern, oft geſchmackloſen Formen, ſeit dem Altertum Zugabe der Herrenſitze. Unter den hervorragenden Parks der Neuzeit ſind zu nennen: in Deutſchland vor allen die von dem größten Parkingenieur aller Zeiten, Fürſten Pückler, angelegten zu Muskau und Branitz, ferner Wilhelmshöhe bei Kaſſel, Wörlitz, Babelsberg, Herrenhauſen, Schwetzingen, Nymphenburg u. a.; in Öſterreich: Laxenburg, Schönbrunn, Eisgrub, Helldrunn u. a; in Frankreich: Vincennes, Verſailles, Fontainebleau, St.-Cloud, Rambouillet u. a.; in England: Hyde-Park und die übrigen der landoner Umgegend, Chiswick, Windſor, Claremont, Blenheim, Caſtletown u. a.; in Schottland die großartigen Chillingham-, Hamilton-, Argyle-Parks u. a. über Parkanlagen ſ. Gartenkunſt und den Abſchnitt Engliſche Gärten oder Parks im Artikel Garten, Bd. VII, S. 554ᵃ.

Park heißt in der militäriſchen Sprache eine Stelle, wo Geſchütze, Munition, Fahrzeuge, Belagerungsbedürfniſſe u. ſ. w. angeſammelt werden, oder bedeutet auch die angeſammelten Gegenſtände ſelbſt. Befindet ſich die Feldartillerie in einem Quartier oder im Lager, ſo bilden die auf einem Platz vereinigt aufgeſtellten Geſchütze und Fahrzeuge den P. derſelben, zu deſſen Bewachung die Parkwache beſtimmt iſt. Truppenabteilungen, welche nur die Vermittelung des Munitionserſatzes eines Heers zur Aufgabe haben, werden häufig Munitionsparks (auch Munitionskolonnen) genannt. Der Feldmunitionspark des deutſchen Heers, aus ſechs preuß., einer ſächſ., einer württemb., zwei bayr. Munitionskolonnen zuſammengeſetzt, bildet das verbindende Glied zwiſchen den Munitionskolonnen der Armeekorps und den Hauptmunitionsdepôts. Die Anſammlung der materiellen Bedürfniſſe zum förmlichen Angriff einer Feſtung bildet einen Belagerungspark, derſelbe zerfällt wieder in den Artillerie- und in den Ingenieurpark. (S. Belagerungspark und Feſtungskrieg.)

Park (Mungo), Afrikareiſender, geb. 10. Sept. 1771 zu Fowlſhiels bei Selkirk in Schottland, ſtudierte in Edinburgh Arzneiwiſſenſchaft und ging 1792 als Hilfswundarzt in Dienſten der Oſtindiſchen Kompagnie nach Indien; 1793 zurückgekehrt, unternahm er im Auftrag der African-Aſſociation zu London eine Reiſe nach Afrika. Er brach 22. Mai 1795 nach der engl. Faktorei Piſania am Gambia auf, wo er ſich einige Monate zu ſeiner weitern Reiſe vorbereitete und die Mandingoſprache erlernte. Von Weſten nach Oſten durchſtreifte er die Königreiche Wulli, Bondu, Kadſchaga, Kaſſon, Kaarta und das Land der Uled-Amer. In letzterm geriet er Anfang März 1796 in die Gefangenſchaft des mauriſchen Königs Ali, wo er der roheſten Behandlung preisgegeben war, ſodaß er den Entſchluß faßte, auf gut Glück landeinwärts zu fliehen. In der dritten Woche ſeiner Flucht, 20. Juli 1796, erblickte er das Ziel ſeiner Reiſe, den Niger, deſſen Lauf er ſo lange verfolgte, bis er ſich unüberſteiglicher Hinderniſſe wegen zur Rückreiſe entſchließen mußte. Den Weg weſtwärts des Niger nehmend,

Digitized by Google

kam er 16. Sept. im Königreich Manding zu Kamilia an, wo er erkrankte und sieben Monate verweilen mußte. Ein Sklavenhändler brachte ihn 10. Juni 1797 wieder nach der engl. Faktorei Pisania am Gambia; am 15. ging er über Antigoa nach London ab und traf daselbst 25. Dez. ein. Seine Beschreibung dieser Reise in den «Travels in the interior districts of Africa» (Lond. 1799; deutsch, Hamb. 1799) ist äußerst anziehend. Hierauf ließ er sich 1801 als Wundarzt zu Peebles in Schottland nieder; doch schon 30. Jan. 1805 trat er eine neue Reise nach Afrika auf Kosten der Association an. Er ging im April 1805 von Gorée aus mit 36 Europäern (wovon 30 Soldaten) nach dem Innern Afrikas; doch nur mit 11 seiner europ. Begleiter gelangte er im August zum Niger nach Bamaku. Von Sansandig am Niger im Königreich Bambarra sendete er im Nov. 1805 seine Tagebücher und Briefe nach Gambia, wo sie auch ankamen. Zu Sansandig baute er sich ein Boot, schiffte sich mit vier Europäern ein und erreichte das Königreich Haussa, wo der durch Unterlassung eines Geschenks beleidigte König ihn in einem engen Passe bei Bussa, an einem Flusse, welchen er herabschiffte, um die Mündung des Niger zu finden, von Bewaffneten angreifen ließ. Hierbei suchte er sich durch Schwimmen zu retten und ertrank. Durch Sklavenhändler kam noch 1806 die Kunde von seinem Tode in die engl. Niederlassung am Gambia. Die Nachrichten von dieser zweiten Reise, nebst einer Lebensgeschichte P.s erschienen zu London 1815 (deutsch von Büttner, Sondersh. 1827). In Selkirk wurde ihm 1859 ein Denkmal errichtet. Vgl. «Mungo P., life and travels» (Lond. 1870).

Parkan, Zeug, s. Berkan.

Parkan wird der Bumerang (s. d.) von den Eingeborenen Australiens genannt.

Párkány, Marktflecken gegenüber Gran (s. d.).

Parker, eine in den Annalen der brit. Marine berühmte Familie, stammte von Hugh P., Alderman in London, der 1681 zum Baronet erhoben wurde und 1697 starb. Dessen Großneffe, Sir Hyde P., widmete sich dem Seedienst, kämpfte tapfer gegen Franzosen und Spanier, ward Vizeadmiral der Blauen Flagge und lieferte 5. Aug. 1781 dem holländ. Admiral Zoutman die blutige Schlacht bei Doggerbank, in der zwar beide Teile sich den Sieg zuschrieben, die aber mit der Vernichtung dreier holländ. Schiffe und dem Rückzug der übrigen in ihre Häfen endete. Im J. 1783 wurde P. zum Oberbefehlshaber der brit. Flotte in Ostindien ernannt, verunglückte jedoch auf der Hinreise infolge des Untergangs seines Schiffs.

Sein zweiter Sohn, Sir Hyde P., geb. 1740, zeichnete sich im ameril. Kriege aus, ward von Georg III. zum Ritter geschlagen und blockierte 1782 mit einem kleinen Geschwader die holländ. Häfen. Im J. 1795 kommandierte er die brit. Seemacht in Westindien und erhielt im März 1801 den Oberbefehl über die Flotte, die nach der Ostsee gesandt wurde, um der von Paul I. gebildeten nordischen Koalition entgegenzutreten. An dem Erfolg der Schlacht von Kopenhagen hatte er keinen Anteil, da sie von Nelson gegen seinen Willen geliefert wurde. Durch sein Erscheinen vor Karlskrona erzwang er jedoch die Neutralität Schwedens. P. kehrte dann nach England zurück und starb zu London 29. April 1807 als Admiral der Weißen Flagge.

Sein Vetter, der Vizeadmiral Sir William P., trug zum Siege über die franz. Flotte 1. Juni 1794, noch mehr zum glücklichen Ausgang der Schlacht von St.-Vincent 14. Febr. 1797 bei und starb 31. Dez. 1802 auf seinem Landsitz zu Ham in Surrey.

Sir Peter P., geb. 1716, that sich in dem Siebenjährigen und Amerikanischen Kriege hervor und brachte 1782 den gefangenen franz. Admiral de Grasse nach England, wofür er den Baronetstitel erhielt. Er war zuletzt Admiral der Flotte mit Feldmarschallsrang und starb 21. Dez. 1811. Vgl. P.s Biographie von Dallas (Lond. 1815).

Sir George P., Neffe Sir Peters, geb. 1766, trat schon 1776 als Kadett in die Marine und diente mit Auszeichnung in Europa und Indien. Im J. 1807 erhielt er das Kommando einer Escadre in der Ostsee, womit er 22. März 1808 das dän. Linienschiff Prinz Christian Frederik von 74 Kanonen eroberte. Später nahm er an der Expedition nach Walcheren teil, ward 1814 Kontreadmiral, 1825 Vizeadmiral und starb als Admiral der Roten Flagge zu Great-Yarmouth 24. Dez. 1847.

Sir William P., geb. 1781, ward schon im Okt. 1801 Kapitän. Als Befehlshaber der Fregatte Amazon nahm er 13. März 1806 nach einem hartnäckigen Gefecht die zur Eskadre des franz. Admirals Linois gehörige Fregatte Belle-Poule und bemächtigte sich 1809 der Citadelle von Ferrol. Er avancierte im Juli 1830 zum Kontreadmiral und kommandierte 1832 das engl. Geschwader im Tejo. Im J. 1835 wurde er zum Lord der Admiralität ernannt, welchen Posten er 1841 verließ, um an Elliots Stelle den Befehl der zu den Operationen gegen China bestimmten Seemacht zu übernehmen. In Verbindung mit dem Truppenkorps unter Gough eroberte er Tschusan, Ningpo, Tschapu, erzwang den Eingang in den Yang-tse-kiang und erschien endlich vor Nanking, wo die Ankunft der um Frieden bittenden chines. Bevollmächtigten seinen weitern Fortschritten ein Ziel setzte. P. ward im Nov. 1844 zum Baronet erhoben und erhielt bald darauf den Oberbefehl der Flotte im Mittelländischen Meer, wo der Ausbruch der ital. Bewegung 1847—48 ihm Gelegenheit gab, auch in die polit. Verhältnisse vielfach einzugreifen. Im Jan. 1850 wandte er sich nach Athen und nötigte durch eine Blockade der griech. Häfen die dortige Regierung, sich den Forderungen Englands zu fügen, worauf er nach Malta zurückkehrte. Nachdem er noch im April 1851 zum Admiral der Blauen Flagge befördert worden, legte er das Kommando der Flotte nieder. Hierauf war er eine Zeit lang Hafenkommandeur in Devonport, wurde 27. April 1863 Admiral der Flotte und starb 12. Nov. 1866.

Hyde P., ein Sohn Sir Hyde P.s, bekleidete als Vizeadmiral seit 1852 den Posten eines ältesten Marinelords der Admiralität und starb zu Ham in Surrey 25. Mai 1854.

Parker (John Henry), engl. Kunsthistoriker, geb. 1. März 1806 in London, trat 1821 in das Buchhandlergeschäft seines Onkels Joseph P. in Oxford und wurde 1832 dessen Nachfolger. Zugleich beschäftigte er sich eifrig mit kunstgeschichtlichen Studien, deren Resultate er niederlegte in seinem «Glossary of architecture» (1836), «Introduction to the study of Gothic architecture» (1849), «Domestic architecture of the Middle Ages» (3 Bde., 1853—59) und in seinem Hauptwerk «The archaeology

of Rome» (9 Bde., 1874—77). Im J. 1869 bewilligte die Universität Oxford P. eine Geldsumme für die von ihm begonnenen Ausgrabungen in Rom und ernannte ihn zum Custos des Ashmolean-Museum. P. war Vizepräsident der Oxford-Architectural-Society; er starb 31. Jan. 1884 in Oxford. Sein Buchhändlergeschäft ist seit 1862 im Besitz seines Sohnes James P.

Parker (Theodore), amerik. Geistlicher und theol. Schriftsteller, geb. 24. Aug. 1810 zu Lexington in Massachusetts, wurde 1837 Pastor einer Unitarierkirche in West-Roxbury. Die freisinnigen Ansichten, welche er in seinen Predigten und in der Zeitschrift «Dial» entwickelte, erregten im strenggläubigen Neuengland viel Anstoß. Im J. 1846 gründete P. die «28. Congregational-Society» in Boston; 1859 legte er sein Predigeramt nieder, reiste nach Santa-Cruz und von dort nach Europa, wo er 10. Mai 1860 in Florenz starb und auf dem dortigen prot. Kirchhofe begraben wurde.

Von seinen Schriften sind die bedeutendsten: «Ten sermons on religion» (1852), «Theism, atheism, and the popular theology» (1853). Eine vollständige Ausgabe seiner Werke erschien nach seinem Tode in London (12 Bde., 1863—65). Dieser folgte 1870 eine zehnbändige Ausgabe (Boston); ein Teil der erstern war schon 1854—61 ins Deutsche übertragen worden (5 Bde., Lpz.). Sein Leben beschrieben John Weiß (2 Bde., Neuyork 1864), Frothingham (Neuyork 1874) und Albert Réville (Par. 1865; deutsch, Lpz. 1866).

Parkersburg, Stadt und Einfuhrhafen im Wood-County im nordamerik. Staate Westvirginia, liegt am Ohio, über welchen eine Brücke führt, und an der Mündung des Little Kanawha, 147 km unterhalb Wheeling, hat (1880) 6582 E. und steht durch die Marietta-Cincinnati-Eisenbahn mit Cincinnati, durch Dampfschiffe mit Wheeling, Charlestown, Cincinnati u. s. w. in Verbindung. Die Stadt hat schöne öffentliche Gebäude (Gerichtshof, Markthalle, Schulgebäude und sieben Kirchen, das Postgebäude u. s. w.) und lebhaften Handel, da in der Umgegend Petroleum, Kohlen, Eisen und Salz gefunden werden, sieben große Ölraffinerien, eine chem. Fabrik, drei Eisengießereien, Maschinenwerkstätte, Mühlen, Möbel-, Wagen-, Tabak- u. s. w. Fabriken, drei Nationalbanken, eine Hoch- und verschiedene öffentliche Schulen und Akademien. In der Nähe sind mehrere vielbesuchte Heilquellen.

Parkesin, s. Parkſin.

Parkett oder Parquet, ein hölzerner Fußbodenbelag. (S. unter Fußboden.) — Auch versteht man unter P. in den Theatern den zwischen Orchester und Parterre gelegenen Teil des Zuschauerraums; bei den franz. Gerichtshöfen den Platz oder das sämtliche Personal der Richter und an der pariser Börse das eingeschränkte Rund, wo die Wechselmäkler die Staatspapiere zum Verkauf ausbieten und die Kurse ausrufen. (S. Börse.)

Parkman (Francis), amerik. Schriftsteller, geb. 16. Sept. 1823 zu Boston, studierte in Harvard-College, erforschte 1846 die Rocky-Mountains, lebte mehrere Monate unter den Dakota und andern Indianern, besuchte wiederholt Europa und besonders Frankreich, wurde 1871 Professor an der Harvard-Universität, resignierte 1872 und ließ sich in Boston nieder. Er schrieb: «Prairie and Rocky mountain life» (Neuyork 1849), «The California and Oregon Trail», «The conspiracy of Pontiac» (Boston 1851), welches eine malerische Geschichte des franz.-indian. Kriegs enthält, «Pioneers of France in the New World» (1865), «Jesuits in North America» (1867), «Discoveries of the Great West» (1869), «The old regime in Canada» (1874).

Parkſin oder Parkeſin nennt man verschiedene in neuerer Zeit aufgekommene Stoffe. Das eigentliche, nach dem Erfinder A. Parkes in Birmingham benannte P., welches als Surrogat für Kautschuk und Guttapercha durch die Londoner Weltausstellung von 1862 bekannt wurde, besteht angeblich aus einem Gemenge von Schießbaumwolle und fettem Öl (Ricinusöl), dem man für manche Zwecke Schellack oder Kopallack zusetzt, und ist hart wie Horn, zugleich aber geschmeidig wie Leder. Dasselbe hat zur Isolierung von Telegraphendrähten Anwendung gefunden. Zur Verminderung der Brennbarkeit fügt man der Masse etwas Chlorzink oder wolframsaures Natron hinzu. Auch bezeichnet man mit P. öfters ein Gemisch von Schießbaumwolle und Kampfer. (S. Celluloid.)

Parkwache, s. unter Park.

Parlament (frz. Parlement, engl. Parliament, mittellat. Parlamentum, von parlare, sprechen) hieß in Frankreich vor alters jede zu gemeinsamer Beratung veranstaltete Versammlung, die einen öffentlichen Charakter trug. Insbesondere führte den Namen der alte Pairshof (s. Pairs), der die Streitigkeiten der Reichsmittelbaren entschied, den Reichsrat vorstellte, sich aber mit der Zeit zur Reichsversammlung des Adels und der Geistlichkeit überhaupt erweiterte. Aus der Reichsversammlung trat schon gegen die Mitte des 12. Jahrh. ein vom König ernannter Ausschuß hervor, der die Prozesse der Großen verhandelte und die Gestalt eines Reichsgerichts annahm. Die Barone und Prälaten, die in dieser Kommission das Richteramt nur als Lehnsdienst versahen, ließen es sich gern gefallen, daß ihnen der König seine Hofbeamten und rechtskundigen Räte beiordnete. Allmählich bemächtigten sich diese Juristen der Geschäfte und drückten dem P., wie man die Gerichtskommission des Reichtags vorzugsweise nannte, den Charakter eines königl. Obertribunals auf. Unter Ludwig IX. wurden die Gerichte im Krongebiete angehalten, an das P. zu appellieren, und auch die Parteien aus den Territorien der Großen thaten dies gern, weil das P. die Rechtspflege gründlich übte, statt der Zweikämpfe den Zeugenbeweis annahm und dem Richterspruche Nachdruck zu verschaffen wußte. Immer noch war das P. eine zwar vom König berufene, jedoch von der Reichsversammlung abhängige Kommission, die nach dem altgerman. Rechtsgrundsatze, daß das Recht an Ort und Stelle gepflogen werden muß, im Lande herumzog. Erst als Philipp IV. 1302 die Reichsversammlung in die Reichsstände, Generalstände oder Generalstaaten (Etats-généraux) umschuf, wurden von derselben die richterlichen Funktionen förmlich getrennt. Das P., in seiner doppelten Eigenschaft als Pairsgericht und königl. Obertribunal, nahm seinen festen Sitz in Paris. In der Hauptstadt eröffnete es jährlich zwei große Gerichtssitzungen und lud zu hier aus regelmäßig Kommissionen zur Abhaltung der Lehnsgerichtstage (scaccaria, échiquiers) nach Rouen und Troyes. Kraft ihres Privilegiums erhielten sämtliche Pairs Sitz und Stimme im neuen P., wovon sie aber selten Gebrauch machten. Unter Philipp V. wurde 1319

den Prälaten der Eintritt ins P. entzogen. Weil sich die Geschäfte sehr häuften, mußte der König 1320 die Gerichtssitzungen permanent erklären und den Räten jährliche Besoldung bewilligen. Um den großen Zudrang der Juristen zu hindern, die beim Eintritt Ritter (milites literati, chevaliers-ès-lettres oder en loix) wurden, beschränkte Philipp VI. 1344 die Zahl der Räte auf 78 und die der Präsidenten auf drei und erteilte dem P. zugleich das Recht, dem König bei Erledigungen neue Mitglieder zu präsentieren, was aber schon Karl VII. 1439 für immer abschaffte.

In dem ersten Jahrhundert wurden die Vollmachten der Räte jährlich erneuert. Ludwig XI. benutzte dies, um besonders die Präsidenten beliebig abzusetzen, sah sich aber 1468 zu einem Gesetz genötigt, nach welchem fortan die Parlamentsglieder nur durch richterliches Urteil ihre Stellen verlieren konnten. Mit Einziehung der Kronlehen und dem Erwerb fremder Länder errichteten die Könige auch in den neuen Gebietsteilen P., die mit dem pariser zusammen eine Korporation bildeten. Schon 1302 wurde das P. zu Toulouse, 1451 zu Grenoble, 1462 zu Bordeaux, 1476 zu Dijon, 1499 zu Rouen, 1501 zu Aix, 1553 zu Rennes, 1620 zu Pau, 1633 zu Metz, 1686 zu Douai, 1422 und 1676 zu Dôle und Besançon, 1538 und 1762 zu Trévoux und 1775 zu Nancy gegründet. Das P. der Hauptstadt wußte jedoch durch sein Alter und seine Verbindung mit dem Hofe, die Größe seines Gerichtssprengels, der das ganze alte Krongebiet umfaßte, durch besondere Privilegien, endlich durch den Grundsatz, daß es der Rechtsnachfolger des alten Pairshofs sei, besonderes Ansehen zu behaupten. Kraft dieser Rechtsnachfolgerschaft sprach sich auch die Gesamtkorporation die Teilnahme an der Staatsgewalt zu und suchte dieselbe durch eine gewisse, freilich nur auf Observanz beruhende Überwachung der Gesetzgebung geltend zu machen. Seit frühester Zeit nämlich war es Gebrauch gewesen, daß das P. von Paris den königl. Ordonnanzen und Edikten durch Eintragung derselben in seine Protokolle (enregistrement) öffentliche Wirksamkeit, mithin Gesetzeskraft verlieh. Mit der Vernachlässigung der Reichs- oder Generalstände, schon seit Karl V., bedurften die Könige eine Art Bekräftigung ihrer willkürlichen, ohne alle ständische Mitwirkung erlassenen Verordnungen und bestärkten das P. in seiner polit. Prätension, indem sie demselben nicht nur die Civil- und Kriminalerlasse, sondern auch die wichtigsten Staatsakte, wie Friedensschlüsse, Verträge, Regentschaftsbestimmungen, zur Einzeichnung und Publikation vorlegten. In der Überzeugung, daß die Befugnis zu bestätigen auch die zu verwerfen in sich schließe, weigerten sich die P. oft, gemeinschädliche Verordnungen zu bestätigen, wagten sogar, dem Hofe Vorstellungen (remoustrances) zu machen.

Die erste Remonstranz ernstlicher Art unternahmen die P., als Franz I. die Pragmatische Sanktion, das Palladium der Gallikanischen Kirche, durch ein Konkordat mit dem Papste vernichtete. Gegen seinen Willen verstärkte Franz die Selbständigkeit der Korporation, indem er als Finanzmittel die Käuflichkeit der Parlamentsämter einführte; dies geschah unter der Form einer hohen Kaution, die er dem Rate wie dem Thürsteher abpreßte. Da der Staat nie mehr die Kaufsummen, die nun jeder Nachfolger seinem Vorgänger zurückzahlte, wiedererstatten konnte, so wurden die Parlamentsglieder vermöge ihres Eigentumsrechts gewissermaßen unantastbar. Heinrich IV. erlaubte endlich, mit Einführung der sog. Paulette, die Vererbung der Ämter, wodurch nicht nur deren Kaufpreis stieg, sondern auch viele junge und unerfahrene Männer in die Korporation traten. Als der Hof in den Religionswirren Partei ergriff, erhielten die P. die Prozesse gegen die Ketzer. So furchtbar sie aber auch gegen die Hugenotten wüteten, vermochten sie doch nicht, Recht und Gesetz ganz zu umgehen, und zogen sich deshalb die Verfolgung von seiten des Hofs, der Guisen und der fanatischen Priesterschaft zu. Die P. unterstützten Heinrich IV. gegen die kath. Ligue und gelangten dafür nach dessen Thronbesteigung zu einem Einfluß, der dem König alsbald sehr lästig fiel. Unter Ludwig XIII. erhoben sich die P. gegen den Druck und die Willkür des Hofs. Allein Richelieu, um auch diese letzte Schranke gegen den absoluten Thron niederzutreten, veranlaßte den König, in dem Lit de justice (s. d.) von 1640 den P. jede polit. Gewalt ein für allemal abzusprechen. Die P. rächten sich, indem sie das Testament Ludwigs XIII. vernichteten und der Königin Anna die ungeteilte Regentschaft überließen. Weil jedoch die Regentin an Mazarins Hand den Despotismus der vorigen Regierung fortsetzte, verbanden sich die P. mit den unzufriedenen Großen und veranlaßten dadurch die Unruhen der Fronde (s. d.), aus denen die königl. Gewalt nur um so stärker hervorging. Ludwig XIV. drückte die P. zu gewöhnlichen Gerichtshöfen herab, die sogar nach seinen Absichten nicht selten das Recht mit Füßen traten. Selbst der Aufhebung des Edikts von Nantes wagte man sich nicht zu widersetzen. Dennoch hatten die P., als der König 1715 starb, ihre frühere Bedeutung nicht vergessen.

Das P. von Paris vernichtete sogleich die testamentarischen Bestimmungen des Königs, degradierte dessen legitimierte Söhne, sprach dem Herzog Philipp von Orléans die absolute Regentschaft zu und erhielt dagegen ausdrücklich das Remonstranzrecht zurück. Sein Widerstand gegen die gefährlichen Finanzprojekte Laws erweckte den Zwiespalt mit dem Hofe aufs neue. Das P. von Paris hielt eigenmächtige Plenarversammlungen (unions), faßte und veröffentlichte Beschlüsse (arrêts), die denen des Staatsrats entgegenliefen, stellte endlich die Justizpflege ein und wurde darin von den P. der Provinzen unterstützt. Der Regent nahm hingegen, auf Dubois' und Argensons Rat, der Korporation die polit. Befugnisse und verbannte das P. auf kurze Zeit von Paris nach Pontoise. Mit der Mündigkeit Ludwigs XV. begannen die Streitigkeiten von neuem. Vergebens stellten sich die P. der heillosen Politik des Hofs im Innern wie im Auswärtigen entgegen. Durch Beihilfe des Ministers Choiseul und der Pompadour gelang es ihnen endlich, ihren alten polit. und kirchlichen Feind, den Jesuitenorden, zu Boden zu werfen, und dieser große Sieg gab ihnen Mut, nun auch der Finanzpolitik des Hofs entgegenzutreten. Nachdem von beiden Seiten die gewöhnlichen Mittel erschöpft, wagte der Kanzler Maupeou, unterstützt durch die Dubarry, die P. im Jan. 1771 aufzulösen und an deren Stelle einen neuen Gerichtshof zu organisieren. Wiewohl die P. längst schon mehr für ihre mit der Aristokratie verwachsenen Sonderinteressen als für das öffentliche Wohl stritten, erregte dieser

Gewaltakt doch die tiefste Empörung der öffentlichen Meinung. Eine der ersten Regentenhandlungen Ludwigs XVI. war darum die Herstellung der alten Korporation. Bald zeigte es sich jedoch, daß die P. die Lage des Staats und die Bedürfnisse der Nation nicht begriffen. Sie verhinderten die Reformbestrebungen des Königs, Malesherbes', Turgots, Neckers und stellten sich sogar in Verbindung mit dem hohen Adel der durch die Notabeln bewilligten Einführung der allgemeinen Grundsteuer und Stempeltaxe entgegen. Der Minister Loménie de Brienne erzwang endlich durch das Lit de justice von 1787 die Einregistrierung der Finanzedikte, verbannte das widerspenstige P. von Paris nach Troyes und wagte 1788 die Auflösung der Korporation, die vorderhand ein Hofrat (cour plénière) ersetzen sollte. Necker stellte zwar die P. wieder her; allein die Zusammenberufung der Generalstände beseitigte auch das P. Die P. wurden durch Dekret vom März 1790 aufgehoben.

Vgl. Voltaire, «Histoire du parlement de Paris» (Par. 1769); Dufey, «Histoire des actes et remonstrances des parlements» (2 Bde., Par. 1826); Warnkönig und Stein, «Franz. Rechts- und Staatsgeschichte» (3 Bde., Bas. 1843—47); Schäffner, «Geschichte der Rechtsverfassung Frankreichs» (4 Bde., Frankf. a. M. 1859); Merilhou, «Les parlements de France» (Par. 1863).

Die Eroberung Englands im 11. Jahrh. durch die Normannen zog hier die Einführung des Lehnstaats, sowie franz. Sitten und Sprache im öffentlichen Leben nach sich und hatte auch zur Folge, daß an die Stelle des angelsächs. Volksrats die Reichsversammlung der Barone, Prälaten und königl. Bannerherren trat. Diese Reichsversammlung, in ihrer Eigenschaft als Reichsrat und Pairsgericht, erhielt ebenfalls den Namen P., und zwar gebraucht ein Statut Eduards I. vom J. 1272 zum ersten male den Ausdruck. Indessen vermochten die engl. Könige nicht, das alte P., wie es in Frankreich geschah, zum königl. Obergericht herabzusetzen, vielmehr wurde daselbe die Grundlage zur Entwickelung einer vollständigen Nationalrepräsentation. Als nämlich unter Eduard III. (1327—77) die Abgeordneten der Städte und Grafschaften als Dritter Stand in die Reichsversammlung eintraten, schied sich zwar der alte Pairshof in eine besondere Korporation ab, behielt aber als Oberhaus (House of Peers) nebst der obersten Gerichtsbarkeit auch die volle Teilnahme an der polit. Gewalt und bildete fortan mit dem Unterhause (House of Commons) zusammen die ständische Vertretung der Nation oder das P. (S. Commons [House of], Englische Verfassung und Großbritannien und Irland, Bd. VIII, S. 456 fg.)

Auch in Schottland verwandelte sich seit der Entfaltung des Lehnswesens der Volksrat der großen Eigentümer in einen Reichsrat der unmittelbaren Kronvasallen, der geistlichen und weltlichen Barone, der seit Malcolm II. den Namen P. geführt haben soll. Vielleicht schon seit Robert I. traten auch Abgeordnete der Städte in dieses P.; doch kam es zu keiner Trennung, weil das bürgerliche Element sowohl an Zahl wie an Einfluß äußerst schwach blieb. Die polit. Gewalt des P. war so groß, daß die Könige eigentlich nur das Amt eines Parlamentspräsidenten verwalteten. Der republikanische Geist, der sich mit der Verbreitung der Kirchenreformation in Schottland Bahn brach, verlieh dem P. der Krone gegenüber einen noch selbständigern Charakter. Das schottische P. war das erste, welches gegen den Despotismus Karls I. zu den Waffen griff. Erst nach der zweiten Revolution von 1688 gelang es Wilhelm III., unterstützt von der Gewalt des englischen P., dem bürgerlichen Element im schottischen P. das Übergewicht zu verschaffen. Die Leichtigkeit, womit sich jetzt der Hof die Majorität im P. sicherte, der Druck der engl. Minister und Beamten, die Kostspieligkeit des eigenen Staatshaushalts brachten endlich trotz der Eifersucht beider Nationen 1707 unter der Königin Anna die Vereinigung Schottlands und Englands zum Reiche von Großbritannien zu Stande. Das schottische P. wurde mit dem englischen verschmolzen. (S. Schottland.)

Mit der Eroberung Irlands durch die Engländer bildete sich ebenfalls aus den angesiedelten Baronen und den Prälaten ein irländisches P., das allmählich auch die unterworfenen und zu Baronen erhobenen irischen Häuptlinge, sowie die Abgeordneten der Städte aufnahm und sich wahrscheinlich schon unter Eduard III. in ein Ober- und Unterhaus sonderte. Jakob I. verlieh 40 Flecken das Recht, Abgeordnete ins P. zu schicken, sodaß 1613 das Unterhaus 232 Mitglieder, das Oberhaus 122 Peers zählte. Karl I. versammelte in Irland lange kein P.; erst 1634 durfte es zusammentreten, wurde jedoch von dem Statthalter Strafford, nachdem es Subsidien bewilligt, sogleich wieder entlassen. Die Unterdrückung, welche Irland zur Zeit Cromwells erfuhr, vernichtete fast gänzlich die Selbständigkeit des P., aus dem man die Katholiken, folglich die Iren selbst vertrieb. Nach der Restauration der Stuarts 1661 befand sich nur ein Katholik im irländ. Unterhause, und dieses Mißverhältnis blieb, obgleich die Parlamentsmitglieder in Irland auch nach Feststellung der prot. Thronfolge weder den Suprenat- noch den Testeid zu schwören brauchten. Erst mehrere Jahre später brachte es das britische P., welches Irland aus dem kirchlichen und polit. Gesichtspunkte mit Strenge überwachte, zur Einführung dieser beiden Eide, womit den kath. Eingeborenen jede Teilnahme am öffentlichen Leben abgeschnitten wurde. Zugleich wurden die Beschlüsse des irländischen P. der Gewalt des englischen unterstellt, was jedoch seit 1779 gesetzlich nicht mehr der Fall sein sollte. Die polit. Vereinigung Irlands mit Großbritannien, welche das Ministerium Pitt 1800 durch Bestechung der Parlamentsglieder durchsetzte, zog endlich die Verschmelzung des irländischen mit dem britischen P. nach sich. Das britische P. nahm hiernit den Namen Imperial parliament (Reichsparlament) an. Die Abschaffung des Testeides 1829 durch die Emancipationsbill verschaffte den Irländern die Möglichkeit, auch Katholiken in das P. zu senden. (S. Irland.)

Parlamentär (frz.) heißt ein an den Feind zu Anknüpfung von Verhandlungen, Mitteilung wichtiger Nachrichten, Aufforderung zur Kapitulation ꝛc. Abgesandter. Der P. ist gewöhnlich ein Offizier, der sich durch eine vor ihm getragene Stange mit weißem Tuche oder durch das Blasen (Trommeln) eines ihn begleitenden Trompeters (Tambours) als P. kenntlich macht und nach Kriegsgebrauch unverletzlich ist. Anlangende P. werden stets mit großer Vorsicht behandelt, da sie zuweilen bei Überbringung unwesentlicher Nachrichten den Zweck der

Rekognoszierung verfolgen. Sie werden bei den Vorposten angehalten; ein Offizier nimmt ihnen gegen Quittung die Depeschen ab oder läßt sie, falls sie mündliche Aufträge an höhere Befehlshaber überbringen, mit verbundenen Augen auf Umwegen zu diesen und wieder zu den Vorposten zurückführen. Im Seekriege kündet sich P. durch eine besondere Parlamentärflagge ihres Bootes an.

Parlamentarisch, das Parlament betreffend, sich auf dasselbe beziehend, ihm gemäß; so spricht man von parlamentarischer Beredsamkeit, von parlamentarischen Ausdrücken, parlamentarischer Geschäftsordnung u. s. w. [les System.

Parlamentarismus, s. u. Konstitutionel-

Parlamentsborough, s. Borough.

Parlando (Parlante, ital., «sprechend») bezeichnet eine mehr recitativische, sich dem Sprechen nähernde Singweise.

Parlatorium (neulat.), in Klöstern der für Unterredungen mit Besuchern bestimmte vergitterte Raum. [rich (s. d.).

Parley (Peter), Pseudonym für Samuel Good-

Parlour (engl., spr. Pärlör), Sprechzimmer, Empfangszimmer für besuchende Gäste.

Parma, vormals ein souveränes Herzogtum in Italien, wurde 1545—1731 von dem Hause Farnese (s. d.), 1748—1802 und 1847—59 von einem jüngern Zweig der span. Hauptlinie des Hauses Bourbon (s. d.) beherrscht und umfaßte in seinem letzten Bestand 6200 qkm mit (1857) 499 835 E. Seit 1860 ist P. dem Königreich Italien einverleibt und eingeteilt in die zur Emilia gehörigen Provinzen P. und Piacenza, während der Distrikt Pontremoli zur Provinz Massa-Carrara des Compartimento Toscana geschlagen ist.

Nachdem sich die Ligue von Cambray aufgelöst, bemächtigte sich Papst Julius II. 1514 der beiden Städte Parma (s. d.) und Piacenza (s. d.). Papst Paul III., aus dem Hause Farnese, erhob dieselben 1545 zu einem Herzogtum und belehnte damit seinen natürlichen Sohn Pietro Luigi Farnese. Als dessen männliche Nachkommenschaft 1731 mit dem Herzog Antonio erlosch, wußte es Elisabeth, die Gemahlin Philipps V. von Spanien, eine Tochter des ältesten Bruders des Herzogs Antonio, durchzusetzen, daß ihr Sohn Don Carlos die Herzogtümer P. und Piacenza erhielt, die er aber bald darauf an Kaiser Karl VI. als Entschädigung für das im Wiener Frieden ihm zugefallene Königreich beider Sicilien überließ. Im Aachener Frieden von 1748 trat Maria Theresia beide Herzogtümer nebst Guastalla an Elisabeths zweiten Sohn Don Philipp ab, mit der Bedingung der Rückgabe an Österreich, falls der Mannsstamm dieses Infanten erloschen oder einer seiner Nachkommen den sicil. oder span. Thron besteigen sollte. Auf Philipp folgte 1765 dessen Sohn Ferdinand, der beim Eindringen der Franzosen in Italien durch einen Frieden mit der Republik 9. Mai 1796 sich den Besitz seines kleinen Staats erhielt. Doch zufolge des Lunéviller Friedens 1801 wurde dem Erbprinzen Ludwig anstatt der väterlichen Besitzungen das Großherzogtum Toscana unter dem Titel eines Königreichs Etrurien (s. d.) zugeteilt. Als daher 1802 der Herzog Ferdinand starb, nahm Frankreich ohne weiteres Besitz. Doch wurden P. und Piacenza erst 21. Juli 1805 dem franz. Kaisertum, Guastalla aber 24. Mai 1806 dem Königreich Italien förmlich einverleibt.

Durch den Pariser Frieden von 1814 und die Wiener-Kongreß-Akte von 1815 kamen die Herzogtümer P., Piacenza und Guastalla (s. d.) als souveränes Eigentum an die bisherige Kaiserin von Frankreich, Erzherzogin Marie Luise (s. d.), die den Titel Kaiserin und Majestät behielt. Dieser Verfügung widersprach jedoch der König von Spanien, der die Herzogtümer für die ehemalige Königin von Etrurien, die Infantin Maria Luise von Spanien, zurückverlangte und deshalb seinen Beitritt zur Wiener-Kongreß-Akte verweigerte. Infolge davon wurde durch einen besondern, zu Paris 10. Juni 1817 abgeschlossenen Vertrag festgesetzt, daß die Herzogtümer (mit Ausnahme des am linken Po-Ufer liegenden Teils, der mit dem Besatzungsrecht in der Festung Piacenza dem Hause Österreich verblieb) nach dem Tode der Kaiserin Maria Luise an die Nachkommenschaft der Königin von Etrurien fallen sollten, die sich bis dahin mit dem Fürstentum Lucca begnügen mußte. Nach dem Erlöschen dieses Hauses aber sollte P. an Österreich, Piacenza an Sardinien heimfallen. Die Kaiserin Maria Luise starb 18. Dez. 1847, und nunmehr nahm der bisherige Herzog von Lucca, Karl II., vertragsmäßig von seinen Erblanden Besitz.

Gegenüber der nationalen Bewegung in Italien hielt Karl II. zu Österreich, und so brach 20. März 1848 eine Revolution aus, infolge deren der Herzog 19. April das Land verließ, um nicht mehr zurückzukehren. Doch ward seine Autorität schon im Aug. 1848 durch die österr. Waffen wiederhergestellt und P. nunmehr einem strengen Militärregiment unterworfen. Nach der Abdankung Karls II., 14. März 1849, trat dessen Sohn, Herzog Karl III. (s. d.), die Regierung an, der sich ganz von seinem Günstling, dem Engländer Ward, leiten ließ. Er wurde aus Privatrache 26. März 1854 auf offener Straße der Residenzstadt erdolcht und starb am 27. März. Ihm succedierte sein ältester Sohn, Robert I. (Karl Ludwig Maria von Bourbon, geb. 9. Juli 1848), für den seine Mutter, die Herzogin-Witwe Luise Maria Theresia, Tochter des Herzogs von Berri (s. d.), die Vormundschaft und Regentschaft übernahm. Diese begabte Frau versuchte durch ein wohlwollendes Regiment die Bevölkerung zu versöhnen und auch den nationalen Anforderungen gerecht zu werden, worüber sie mehrfach mit Österreich in Konflikt kam. Doch als der Krieg von 1859 zwischen Österreich, Sardinien und Frankreich ausbrach, erklärte sie sich für neutral, und so mußte sie mit ihren Kindern nach der Schlacht bei Magenta das Land für immer verlassen (9. Juni 1859). P. vereinigte sich nunmehr mit Modena und der Romagna unter der Regierung des Diktators Farini zum Gouvernement Emilia, das dann, nachdem bei allgemeiner Volksabstimmung sich eine große Majorität für die Annexion ausgesprochen, durch Dekret des Königs Victor Emanuel II. mit dem Königreich Sardinien 18. März 1860 vereinigt wurde. Die Proteste der Herzogin-Regentin gegen die Annexion P.s, 28. März 1860, und gegen den neuen Titel «König von Italien», 10. April 1861, blieben wirkungslos.

Parma, Hauptstadt des frühern gleichnamigen Herzogtums, jetzt Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (3310 qkm mit [1881] 267 386 E.), am Flusse Parma, in einer schönen Ebene, Station der Bahnen Bologna-Piacenza, P.-Spezia und P.-Casalmaggiore-Piadena, hat gerade, breite

Straßen, zählt (1881) 43553 E. und ist Sitz eines Bischofs, eines Appellhofs, eines Tribunals erster Instanz und einer Handelskammer. Sie hat eine 1549 gegründete Universität (mit drei Fakultäten: für Jurisprudenz, Medizin, mathematische und Naturwissenschaften, einem astron. Observatorium, einem naturhistor. Museum, u. s. w.), die von 200 Studierenden besucht wird, ein bischöfl. Seminar, ein landwirtschaftliches Institut, ein Lyceum, ein Gymnasium und eine technische Schule, eine Akademie der schönen Künste mit einer wertvollen Gemäldegalerie und eine Musikschule. Die Hauptstraße ist die antike Via Aemilia. Der größte Platz ist die seit 1872 mit einem Standbild Correggios gezierte Piazza grande. In den Kirchen, deren es über 60 gibt, findet man Meisterwerke von Correggio, Lanfranco, Mazzuola u. a. Sehenswert sind: die 1058 begonnene lombardisch-roman. Kathedrale, welche in ihrer schönen Kuppel das berühmte, aber schadhaft gewordene Fresko der Himmelfahrt Mariä von Correggio (1526—30) besitzt; das 1196—1270 erbaute Baptisterium, ganz von Marmor, mit drei prachtvollen Portalen von Antelami und Fresken aus dem 13. und 14. Jahrh.; die prachtvolle Kirche Madonna della Steccata, nach dem Vorbild der Peterskirche 1521—39 nach Entwürfen Zaccagnis erbaut, und die Kirche San-Giovanni-Evangelista, ein schöner Renaissancebau des Bernardino Zaccagni von 1510, mit berühmten Fresken Correggios; der 1597 begonnene Palazzo della Pilotta, ein kolossaler Gebäudekomplex, in dem sich das 1618—28 von Alleotti erbaute, neuerdings meisterhaft restaurierte Teatro-Farnese, welches 4500 Zuschauer faßt, das königl. Museum mit vielen röm. Altertümern und 30000 Münzen, die Gemäldesammlung und die Bibliothek mit 200000 Bänden und 5000 Manuskripten befinden. Auf dem Piazzale della Steccata wurde dem Maler Fr. Mazzuola genannt Parmeggianino 1879 ein Denkmal errichtet. Außer zahlreichen Gärten und Landhäusern liegt vor der Stadt das ehemals herzogl. Lustschloß Palazzo del Giardino (jetzt Militärturnanstalt) mit schönen Gärten und Fresken von Agostino Carracci, sowie der anmutige Spaziergang Stradone; etwas nördlicher das herrliche Lustschloß Colorno, früher der gewöhnliche Sommeraufenthalt der Herzogin Marie Luise. Die Industrie P.s produziert hauptsächlich Seiden- und Wollgewebe, seidene und baumwollene Spitzen und Strümpfe, Filzhüte, Glas-, Majolika- und Thonwaren, Papier, Seide und Salzfleisch. Der Handelsbetrieb erstreckt sich auf Seife, Getreide, Salzfleisch, Wein und Käse. Im Juni findet eine Art Messe für den Seidenhandel statt. Nach Besiegung der kelt. Boier wurde die in Gallia cispadana gelegene uralte Stadt P. 183 v. Chr. zur röm. Kolonie erhoben, später durch Augustus vergrößert und verschönert und Colonia Julia Augusta genannt. Sie war ein bedeutender Handelsplatz und gehörte in spätröm. Zeit zur Provinz Aemilia. Nach dem Untergang des Weströmischen Reichs teilte P. die Geschicke Oberitaliens, kam unter die Herrschaft der Longobarden (569), der Franken (774) und der röm.-deutschen Kaiser. Zu Weihnachten 1037 brach hier ein Aufstand gegen den in der Stadt weilenden Kaiser Konrad II. aus, den dieser unterdrückte; 1167 trat P. dem lombardischen Städtebunde bei. Ihren Höhepunkt erreichten zu P. die Italien zerfleischenden Parteikämpfe zwischen Guelfen und Ghibellinen 1247—1249. Im J. 1346 brachten die Visconti die Stadt unter ihre Botmäßigkeit; von da ab teilte P. meist die Geschicke des Herzogtums Mailand bis 1512. Über die spätere Geschichte der Stadt s. Parma (Herzogtum). Seine Stellung in der Kunstgeschichte verdankt P. dem hiesigen Wirken des großen Malers Correggio (s. d.). Vgl. Affo, «Storia della città di P.» (4 Bde., Parma 1792—95).

Parma (Herzog von), s. Cambacérès.

Parmäne (frz. permaine, vom lat. permagna, d. h. sehr groß), Apfelsorte, soviel wie Renette, s. Apfel, Apfelbaum.

Parmeggiano, Parmeggianino, Maler, s. Mazzola.

Parmenides, ein griech. Philosoph aus Elea, der bedeutendste unter den vorsokratischen Denkern und das metaphysische Haupt der Eleatischen Schule (s. d.), scheint nach Platons Angaben um 450 v. Chr. im Alter von 65 J. nach Athen gekommen zu sein, wo ihn Sokrates kennen lernte. Er war im ganzen Altertum nicht nur als tiefer Denker, sondern auch als edler und bedeutender Charakter bekannt. In seiner Jugend mit der Pythagoräischen Schule verbunden, schloß er sich eng an Xenophanes an und vertiefte dessen monotheistische Rhapsodien durch ein scharfsinniges dialektisches Denken, welches, hauptsächlich im Gegensatz gegen Heraklit, dem Begriff des einheitlichen und einzigen Seins nachging. Er gelangte auf diese Weise zu dem Resultat, daß das all-eine Weltsein (oder die Gottheit) als einzig, ungeworden, unveränderlich, unvergänglich gedacht werden müsse, daß es zugleich die absolute, in sich als Kugel begrenzte Körperlichkeit (das «Volle») und der auf sich selbst bezogene absolute Gedanke sei. Diese Ansicht schloß von der metaphysischen Wirklichkeit alle Vielheit und alle Veränderlichkeit aus und konnte daher in dem von der sinnlichen Erfahrung dargebotenen Weltbilde nur Trug und Täuschung sehen. Gleichwohl suchte P. in einer Art von hypothetischer und skeptischer Physik eine Darstellung des Ursprungs und gesetzmäßigen Lebens der himmlischen Welt zu geben, welche darauf hinauslief, dem metaphysischen Gegensatze des Seienden und Nichtseienden den naturphilosophischen des Lichts und der Finsternis, der Wärme und der Kälte unterzuschieben und aus diesem mit Zuhilfenahme der Theorien von Anaximander und Heraklit die bestehende Welt zu erklären. Die Fragmente seines Lehrgedichts gab Fülleborn (Züllichau 1795), A. Peyron (Lpz. 1810) und Karsten (in «Philosophorum Graecorum veterum reliquiae», Bd. 1, Tl. 2, Brüss. 1835) heraus. Vgl. Apelt, «P. et Empedoclis doctrina» (Jena 1856); Batke, «P. Veliensis doctrina» (Berl. 1864).

Parmenion, einer der vertrautesten und bewährtesten Feldherren Philipps II. von Macedonien, hatte auf Alexanders d. Gr. Eroberungszuge gegen die Perser den Oberbefehl über die Phalangen, überhaupt über das gesamte schwere Fußvolk, und führte in den Schlachten den linken Flügel. Nach Besetzung von Ekbatana wurde P. im Juni 330 v. Chr. Kommandant dieses Platzes und Befehlshaber in Medien, aber schon im Spätherbst dieses Jahres in den Sturz seines Sohnes Philotas hineingezogen und auf Alexanders Befehl aus dem Wege geräumt.

Parmentier (Antoine Augustin), franz. Pharmaceut und Agronom, geb. zu Montdidier 17. Aug. 1737, kam als armer Apothekerlehrling nach Paris.

Als die allgemeine Hungersnot 1769 die Akademie veranlaßte, einen Preis auf die beste Abhandlung über diejenigen Vegetabilien auszusetzen, welche das Brot ersetzen könnten, erhielt P. den Preis, indem er die Kartoffel empfahl. Von Ludwig XVI. mit einem bedeutenden Stück Landes zur Anpflanzung der Kartoffeln beschenkt, machte er durch sein Beispiel den Anbau derselben in Frankreich allgemein. Während der Kontinentalsperre beschäftigte er sich mit der Fabrikation des Traubenzuckers, die er zu hoher Vollkommenheit brachte. Die Armeelazarette erhielten durch ihn manche zweckmäßige Einrichtung. Er starb als Generalinspektor des Medizinalwesens und Mitglied des Instituts von Frankreich 17. Dez. 1813. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu erwähnen: «Traité sur la culture et les usages des pommes de terre» (deutsch, Augsb. 1797), «Manière de faire du pain de pommes de terre» (deutsch, Augsb. 1799), «Précis d'expérience et d'observations sur les différentes espèces de lait» (deutsch, Jena 1800) u. s. w. Seine Vaterstadt ehrte sein Andenken durch Errichtung einer Bildsäule.

Parmesankäse heißt ein fetter, aus unabgerahmter Milch dargestellter Hartkäse, welcher in ganz Oberitalien angefertigt wird und vielfach in den Handel kommt. Seinen deutschen Namen hat er uneigentlich vom Lande Parma. Die vorzüglichsten stammen aus der Umgegend von Lodi, deshalb heißt er auch in Italien Formaggio lodigiano oder di Grana. Ein einzelner Käselaib wiegt in der Regel 35—40 kg, und es bedarf zu der Herstellung eines solchen der Milch von 80 Kühen. Viele Kleinbesitzer bilden Käsereigenossenschaften zur gemeinschaftlichen Erzeugung. Der P. ist hart, blätterig, sehr fein und schmelzend, von zartem, mildem Geschmack. Zerrieben bildet er einen Zusatz zu Risotto, Polenta und Maccaroni.

Parnahyba, Fluß im nordöstl. Brasilien, entspringt unter 9° südl. Br. auf der Grenze der Serra das Mangabeiras gegen die Serra Gurgueia, nimmt links den Balsas, rechts Gurgueio, Canindé mit Piauhy, Poty und Longa auf und mündet nach einem Laufe von 1040 km unterhalb der Stadt Parnahyba (s. d.) in vielen Armen in den Atlantischen Ocean. Der P. ist völlig frei von Wasserfällen und wird 670 km aufwärts mit Booten befahren. Auf seinem ganzen Laufe bildet er die Grenze zwischen den Provinzen Maranhão (westlich) und Piauhy (östlich).

Parnahyba (São-Luiz de Parnahyba), Stadt im schmalen Nordstreifen der brasil. Provinz Piauhy, rechts am östlichsten Mündungsarm (Barra de Iguarassu) des Parnahyba, 15 km von der Küste, der einzige jedoch nur für kleine Schiffe zugängliche Seehafen der Provinz, hat 8000 E. und Handel mit Vieh, Häuten und Baumwolle.

Parnaß (grch. Parnassos, jetzt gewöhnlich mit dem Namen Liakura benannt), das bedeutendste unter den Gebirgen des mittlern Griechenland, ist eine mächtige, in sich konzentrierte Gebirgsmasse, die, nach drei Seiten isoliert, nur im Westen durch einen bewaldeten, jetzt Kiona genannten Gebirgszug mit den Grenzgebirgen von Ätolien und Doris (dem Korax der Alten) zusammenhängt. Die untern Partien des größtenteils der Landschaft Phocis (s. d.) angehörigen Gebirges sind fast ganz kahl, aber in den höhern Regionen ist es noch mit dichten Tannenwäldern bedeckt, über welchen eine Anzahl felsiger Gipfel, einen großen Teil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt, aufsteigen. Der höchste derselben, von den Alten Lykoreia, jetzt Lykeri genannt, erhebt sich bis zu der Höhe von 2459 m und gewährt eine umfassende und großartige Aussicht, die nach Norden bis zu den thessalischen, nach Süden bis zu den nordarkad. Gebirgen reicht. Unter den steilen Felswänden der Südseite des Gebirges (den Phädriaden) liegt die berühmte Orakelstätte des Apollo, Delphi (s. d.), von wo aus eine aus mehr als 1000 Stufen bestehende Felstreppe auf den Gebirgsrücken emporführt, auf dem man dann weiterhin zu einer geräumigen, in die Flanke eines kahlen Felskegels sich hineinziehenden Höhle mit Stalaktiten im Innern, der korykischen Grotte, die dem Pan und den Nymphen geweiht war, gelangt. Auf den Höhen des P. feierten auch die Thyaden, die Dienerinnen des Dionysos, beim Herannahen des Frühlings ihre schwärmenden Feste (Orgien). Hauptsächlich aber galt das ganze Gebirge als dem Apollo und den Musen heilig, daher der Name P. auch als symbolische Bezeichnung für die Dichtkunst dient, wie noch jetzt die Ausdrücke «den P. besteigen» und «Gradus ad Parnassum» (s. d.) zeigen. — P. heißt jetzt auch eine Eparchie der Nomarchie Phthiotis und Phokis, mit der Hauptstadt Salona.

Parnell (Charles Stewart), irischer Agitator, Abkömmling einer alten, ursprünglich in Cheshire ansässigen engl. Protestantenfamilie, der auch der Dichter Thomas P. angehört. P.s Großvater, Sir Henry P., ein thätiges Mitglied des engl. Parlaments, wurde 1841 als Lord Congleton zur Peerswürde erhoben. P. wurde 1846 zu Arvndale in der irischen Grafschaft Widlow geboren, studierte in Cambridge, machte dann eine Reise nach den Vereinigten Staaten und kehrte hierauf nach Widlow zurück, wo er 1874 zum Sheriff der Grafschaft ernannt wurde. Im J. 1875 trat er als entschiedener Home Ruler für die Grafschaft Meath ins Unterhaus. Im Febr. 1877 brachte er eine Irish Church amendment bill ein, die den Zweck hatte, den Ankauf der Pachtgüter durch die Pächter der entstaatlichten Irischen Kirche zu erleichtern. Als diese Bill abgelehnt wurde, betrieb P. die Politik des systematischen Widerstandes gegen die Maßregeln der Regierung, welche seitdem unter dem Namen Obstruktion eine verhängnisvolle Rolle in der Geschichte des engl. Parlaments spielte. Der damalige Führer der Home Rulers, Isaak Butt, widersetzte sich diesem Gebaren. Doch die Erwählung P.s zum Präsidenten der Home Rule Confederation (Anfang 1878) erschütterte den Einfluß Butts und bald stand P. als unbestrittener Führer der vorgeschrittensten und einflußreichsten Sektion der Home Ruler-Partei da. Im Laufe der Session von 1878 erweiterte er das Programm seiner Partei, indem er die infolge einer Reihe schlechter Ernten wieder in den Vordergrund getretene Reform der ländlichen Verhältnisse Irlands befürwortete. Im Okt. 1879 wurde unter seinen Auspizien die Irish National Land League begründet und P. zum Präsidenten derselben gewählt. Den Rest der Parlamentsferien benutzte er zur Agitation der Landfrage unter der irischen Bevölkerung von Nordamerika. Bei den allgemeinen Neuwahlen von 1880 in drei irischen Wahlbezirken gewählt, entschied er sich für die Vertretung der Stadt Cork und forderte unmittelbar nach dem Zusammen-

Digitized by Google

treten des neuen Parlaments die Einbringung einer Irischen Landbill. Da diesem Verlangen nicht sofort gewillfahrt wurde, gab er nach dem Ausbruch des Parlaments im Herbst 1880 der Landagitation in Irland eine so drohende Wendung, daß die Regierung eine Anklage auf Störung des öffentlichen Friedens gegen ihn anhängig machte, ohne indes von den irischen Geschworenen eine Verurteilung zu erlangen. In der Session von 1881 setzte P. den zur Herstellung der Ruhe eingebrachten Zwangs- und Waffenbills den zähesten Widerstand entgegen. Auch die umfassenden Zugeständnisse der während derselben Session durchgeführten Landbill bekämpfte er durch die Aufforderung zur völligen Verweigerung des Pachtzinses, worauf die Regierung 13. Okt. 1881 seine und die Verhaftung mehrerer seiner Genossen verordnete und ihn bis zum Mai 1882 in dem Kilmainhamgefängnis bei Dublin in Gewahrsam hielt. Nach seiner Freilassung schlug P. einen gemäßigtern Ton an. Zur Anerkennung seiner Verdienste um die Wiedergeburt Irlands wurden während der J. 1883—84 von seinen Bewunderern große Sammlungen veranstaltet, deren Gesamtbetrag von 40 000 Pfd. St. ihm im Herbst 1884 feierlich überreicht wurde. Ein klarer, scharfer Verstand, eine kühl berechnende Kombinationsgabe, ein zäher Wille, eine einschneidende, energische Beredsamkeit und große Selbstbeherrschung sichern P. die Führerschaft über die irische Nationalpartei, die auch unter seiner Führung den Namen Home Rulers mit dem Namen Parnelliten vertauscht hat. Der Verbindung der Parnelliten mit den Tories war hauptsächlich die Niederlage des Ministeriums Gladstone am 8. Juni 1885 zuzuschreiben. In einem im Herbst 1885 von P. aufgestellten Programm forderte er die vollständige legislative Unabhängigkeit Irlands und ein irisches Parlament.

Parnes (jetzt Ozea), das breit gelagerte, bis zu 1412 m ansteigende böotisch-attische Grenzgebirge, einst mit Wäldern bedeckt, in welchem Eber und Baren hausten; auf der höchsten Spitze waren Altäre für Zeus als Regenspender.

Parnitz, 5 km langer schiffbarer Arm der Oder, geht unmittelbar oberhalb Stettin rechts zum Dammschen See ab. Der Grüne Graben (0,35 km), welcher den Hauptarm der Oder mit der P. 1 km unterhalb von der Abzweigung der letztern nochmals verbindet, bildet damit eine Insel, auf der sich der stettiner Stadtteil Silberwiese befindet.

Par nobile fratrum (lat.), «ein edles Brüderpaar» (in ironischem Sinne), Citat aus Horaz' «Satiren» (II, 3, 243).

Parny (Evariste Désiré Desforges, Vicomte de), franz. erotischer Dichter, geb. 6. Febr. 1753 auf der Insel Bourbon, kam schon als Kind nach Frankreich, widmete sich dem Militärstande, besuchte 1773—75 seine Heimat, diente eine Zeit lang in Pondichéry und verließ den Militärdienst 1786. Er lebte in der Nähe von Paris und erhielt später eine Sinekure in der Finanzverwaltung. Die Gunst Bonapartes versicherte P. durch sein frivoles komisches Epos «La guerre des dieux anciens et modernes» (Par. 1799 u. öfter). Im J. 1803 kam P. in das Institut. Von ähnlichem Inhalt wie das erwähnte Gedicht, nur poetisch wertloser, sind seine Dichtungen «Le paradis perdu» und «Les galanteries de la Bible», welche mit den «Dégnisements de Vénus» als «Portefeuille volé» (1805) zusammen gedruckt, aber von der kaiserl. Polizei verboten wurden. Sein wahrer Ruhm beruht auf seinen zarten erotischen Dichtungen (z. B. «Poésies érotiques», 1780—81). Andere poetische Produktionen von ihm sind «Les Rosecroix» (1807), «Goddam!» (2. Aufl. 1801) und «Ismel et Asléga». Er starb zu Paris 5. Dez. 1814. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke ist die in fünf Bänden (Par. 1808), die beste die von Tissot (3 Bde., Par. 1827) und die von Béranger (4 Bde., Par. 1831), in einer Auswahl die von Boissonade (Par. 1827).

Parochie (grch.) bezeichnete noch bis in das 3. Jahrh. die Gesamtheit der unter einem Bischof stehenden Gemeinden, also soviel als Diöcese (s. d.) oder Kirchensprengel. Nach Irenäus betrachteten sich die Christen mit Beziehung auf 1 Petr. 1, 17; 2, 11 als Fremde (πάροικοι) auf dieser Erde, daher bezeichneten sich auch die Gemeinden als Genossenschaften von Fremdlingen, auf deren unter einem Bischof stehende Gesamtheit der Name P. (παροικία, Fremde) überging, deren einzelne Glieder aber Parochianen genannt wurden. Die Gemeinden auf dem Lande, die in der Nähe von Mutterkirchen entstanden, von diesen Geistliche erhielten und abhängig waren, hießen Parochiae rurales. Seit dem 5. Jahrh. wurde es gewöhnlich, jede einzelne Kirchengemeinde eine Parochia und den Geistlichen Parochus zu nennen. Letzterer wurde vom Bischofe erwählt. Seit Anfang des 6. Jahrh. entstanden auch Schulen bei den Pfarreien, Parochialschulen genannt. Jetzt heißt jede selbständige Kirchengemeinde, der auch die Pflicht obliegt, die Parochiallasten zu tragen, d. h. alle zur Erhaltung der Kirchen und zur Besoldung des Geistlichen nötigen Mittel zu beschaffen, P. oder Parochialkirche, zu der aber auch eine eingepfarrte oder Filialkirche gehören kann.

Parodie (grch.) ist eine eigene Gattung der Satire (s. d.). Sie zieht eine vorhandene ernste heroische Dichtung, Epos oder Drama, ins Komische, indem sie die Form und den Ton jener Dichtung beibehält, derselben aber einen niedrigen und possenhaften Gegenstand unterschiebt. Die P. ist daher wesentlich von der ihr verwandten Travestie (s. d.) zu unterscheiden, die umgekehrt den großen heroischen Gegenstand des travestierten Gedichts beibehält, denselben aber in einen niedrigen und possenhaften Ton herabzieht. Im Altertum wurden schon früh die Homerischen Gedichte parodiert, wie z. B. in der Batrachomyomachia (s. d.). Auf dem Gebiete der deutschen Litteratur sind besonders berühmt Platens «Verhängnisvolle Gabel» als P. der Schicksalstragödien und Hauffs parodistischer Angriff («Der Mann im Monde») gegen Clauren.

Parodoi hießen die beiden Zugänge im griechischen Theater, welche von der rechten und linken Seite her in die zwischen Scene und Zuschauerraum befindliche Orchestra führten. Sie wurden sowohl von den Zuschauern, welche von ihnen aus zu ihren Sitzen gelangten, als vom Chore benutzt, der durch sie zur Orchestra zog. Von letzterm Umstande aus heißen auch die Gesänge P., welche der Chor bei seinem feierlichen Einzug sang.

Parole (frz.), das militärische Erkennungswort, gewöhnlich ein Stadtname, welches täglich vom Kommandanten der Stadt oder vom ältesten Offizier für den Garnisons- und Wachdienst ausgegeben wird. Nach dem Aufziehen der Wache wird dazu auf der Parade von den Adjutanten ein

Parolekreis gebildet, der meiſt durch vier Poſten abgeſperrt wird, und der Platzmajor (ſ. d.) gibt die vom Kommandanten empfangene P., welche dann leiſe in der Runde weiter gegeben wird. Befehle, welche gleichzeitig bekannt gemacht werden, heißen Parolebefehle, die Befehlsbücher, in welche ſie einzutragen ſind, Parolebücher. Im Kriege wird die P. nur den Offizieren gegeben, die Erkennungszeichen im Feldſicherheitsdienſte ſind Loſung und Feldgeſchrei (ſ. d.).

Paröli, im Pharaoſpiel die Bezeichnung für das Umbiegen einer Karte, welche ſoeben gewonnen hat, um damit anzuzeigen, daß man auf das Auszahlen des Gewinns vorläufig verzichtet und den urſprünglichen Satz zugleich mit dem Gewinn aufs Spiel ſetzt; daher die Redensart jemand ein P. bieten (oder biegen), d. h. ihm in gleicher oder noch überbietender Weiſe entgegentreten; auch jemandes Pläne durch unvermutete Maßregeln vereiteln.

Parömie (grch.), Sprichwort. Parömiographen nennt man die in der ſpätern griech. Litteratur auftretenden Sammler und Erläuterer von Sprichwörtern. Erhalten iſt namentlich noch in mehrern Handſchriften die Sammlung des Zenobios, auf welche auch die dem Diogenian (ſ. d.) beigelegte Sammlung zurückgeht. Dazu kommen noch einige Sammlungen byzantin. Gelehrter, wie die des Makarios, des Gregorios von Cypern u. a. Die Reſte von griech. Sprichwörterſammlungen ſind teilweiſe in Gaisfords «Paroemiographi Graeci» (Oxf. 1836) und vollſtändiger in Leutſchs und Schneidewins «Corpus Paroemiographorum Graecorum» (Bd. 1 u. 2, Gött. 1839—51) herausgegeben; dazu kam ſpäter, was Miller aus einer Handſchrift auf dem Berge Athos in «Mélanges de littérature grecque» (Par. 1868) und Graux aus einer des Escurial in «Revue de philologie» (Bd. 2) veröffentlichte. Vgl. Cruſius, «Analecta critica ad paroemiographos graecos» (Lpz. 1883).

Parömiographen, ſ. unter Parömie.

Paromotogie (grch.), in der Rhetorik ein ſcheinbares Zugeſtändnis, das man dem Gegner nur macht, um ihn ad absurdum zu führen.

Parönion (grch.), Trinklied.

Paronomaſie, ſ. Annomination.

Paronym (grch.), von gleichem Wortſtamm; Paronymie, Ableitung eines Wortes aus feinem Stammwort; Paronymik, Lehre, Lehrbuch von der Wortableitung.

Paropamiſus, ſ. Hindukuh.

Paros, eine der bedeutendſten unter den cykladiſchen Inſeln, mit etwa 270 qkm und (1879) 4578 E., wird von Nord nach Süd von einem ganz aus Marmor beſtehenden Gebirge, der Marpeſſa der Alten (jetzt Hagios Elias) durchzogen, das ſich in ſeinem ſüdlichſten Teile bis zur Höhe von 771 m über die Meeresfläche erhebt. Am Fuße des Gebirges finden ſich einige Ebenen und flache Thäler, in denen Getreide und Wein gebaut wird. Die zuerſt von Kretern (an welche noch der Name Minoa erinnerte), dann von Joniern bewohnte Inſel, die ſchon am Ende des 8. Jahrh. v. Chr. eine Kolonie nach der Inſel Thaſos (ſ. d.) entſandte, an welcher der berühmte Dichter Archilochus, der auf P. geboren ward, teilnahm, verdankte ihre Bedeutung hauptſächlich dem trefflichen weißen Marmor, der in zahlreichen Brüchen gewonnen wurde und den Hauptausfuhrartikel bildete. Die ſchönſte, beſonders zu Bildhauerarbeiten geeignete Art des Pariſchen Marmors, von den Alten Lychnites genannt, findet ſich ziemlich in der Mitte der Inſel, etwa 8 km öſtlich von der alten Stadt Paros, deren Stelle der jetzige Hauptort Paritia mit 2207 E. einnimmt. Nachdem die Athener unter Miltiades' Führung nach dem erſten Perſerkriege vergebens verſucht hatten, die Inſel zu unterwerfen, trat dieſelbe nach dem zweiten Perſerkriege dem athenäiſchen Seebunde bei. Später kam ſie unter die Oberhoheit der ägypt. Könige, wurde 197 v. Chr. von den Römern den Athenern übergeben und kam dann unter röm. Herrſchaft; ſeit dem 3. Jahrh. n. Chr. gehörte ſie zu der Inſelprovinz (Provincia insularum), deren Hauptort Rhodus war, und teilte ſeitdem die Schickſale der übrigen Cykladen. Gegenwärtig gehört ſie zur griech. Nomarchie der Cykladen, Eparchie Naxos. Zu ihr gehört noch die nur durch einen ſchmalen Kanal von dieſer getrennte Inſel Antiparos (ſ. d.). Vgl. Roß, «Reiſen auf den griech. Inſeln des Ägäiſchen Meers» (Bd. 1, Stuttg. u. Tüb. 1841).

Paroſkop, ſoviel wie Baroſkop.

Parotis (grch.), die Ohrſpeicheldrüſe; Parotitis, der Bauerwetzel (ſ. d.).

Paroxysmus (vom grch. ὀξύς, ſcharf, alſo eigentlich Verſchärfung) bezeichnet die Steigerung einer mit einzelnen Anfällen verlaufenden Krankheit, zwiſchen welchen von der Krankheit freie Zwiſchenzeiten (Intermiſſion, bei fieberhaften Zuſtänden Apyrexie) liegen. Unter den Fiebern (ſ. d.) gibt das Wechſelfieber ein Muſter dafür ab. Doch treten nicht bloß bei dieſen, ſondern auch bei andern Krankheiten, namentlich Nervenkrankheiten (Neuralgien, Epilepſie, Wahnſinn), P. auf. Die P. ſind teils periodiſche, d. h. ſie ſtellen ſich nach beſtimmten Zeiten (täglich, einen Tag um den andern, jeden Monat) ein, oder ſie ſind nicht periodiſch. Die Steigerung der Symptome einer nahezu gleichmäßig fortſchreitenden Krankheit (Fieber) heißt Exacerbation, der Nachlaß der Symptome Remiſſion. Krankheiten (Fieber) ohne Unterbrechungen zum Beſſern oder Schlimmern heißen kontinuierliche. (S. Krankheit.)

Paroxytonon (grch.) heißt in der griech. Betonungslehre ein Wort, wenn es den Acutus auf der vorletzten Silbe hat, z. B. φέρω «ich trage».

Parquet, ſ. Parkett.

Parr (Katharina), die ſechſte Gemahlin Heinrichs VIII. von England, geb. 1509 als Tochter eines Baronets, war ſchon zum zweiten mal Witwe und im 34. Jahre, als der König ſie heiratete (12. Juli 1543). Die Ehe ward durch den Biſchof von Wincheſter, Gardiner, eingeſegnet, der damals noch die engl. Politik im kath. Sinne beeinflußte. So bedurfte es aller Klugheit Katharinas, mit ihren prot. Sympathien dem Argwohn ihres Gemahls auszuweichen. Nach dem Tode desſelben Königs heiratete ſie den prot. Lord Thomas Seymour, Großadmiral von England. Sie ſtarb 7. Sept. 1548 zu Sudely Caſtle in Gloucesterſhire. Man beſitzt von ihr zwei religiöſe Schriften.

Parrett, Fluß in der engl. Grafſchaft Somerſet, entſpringt 6 km ſüdöſtlich von Crewkerne auf den Höhen von Dorſet, wird bei Bridgewater für Seeſchiffe fahrbar und mündet nach einem Laufe von 60 km in die Bridgewaterbai des Briſtolkanals. Die Meeresflut fließt als 1,5—2 m hohe Welle («the Bore») plötzlich den Fluß hinauf; aus dem

Schlamme des Flußbettes werden zu Bridgewater Pußsteine («Bath bricks») hergestellt.

Parrhasios, berühmter griech. Maler, Sohn und Schüler von Euenor aus Ephesos, Zeitgenosse des Sokrates und Platon, war neben Zeuxis der bedeutendste Vertreter der sog. ionischen Malerschule. Er malte mit Vorliebe männliche Gestalten, besonders Heroen, teils einzeln, teils in größern Kompositionen, hat sich aber auch in allegorischen und Genrebildern, sogar in unzüchtigen Darstellungen versucht. Nach den Angaben der Alten war er besonders Meister in einer verfeinerten Zeichnung der Umrisse der Gestalten und in der Behandlung der Proportionen. Von einem Wettstreite zwischen ihm und Zeuxis in Bezug auf die täuschende Naturwahrheit ihrer Malereien werden manche Anekdoten erzählt. Vgl. Brunn, «Geschichte der griech. Künstler» (Bd. 2, Stuttg. 1859); Helbig, «Zeuxis und P.» (Lpz. 1867).

Parricida (lat.), einer, der ein Parricidium (s. d.) begangen hat; Beiname des Herzogs Johannes (s. d.) von Schwaben.

Parricidium (lat.) oder Paricidium nannten die Römer früher jedes schwere todeswürdige Verbrechen gegen den röm. Staat oder einen röm. Bürger; seit der Lex Pompeja (45 v. Chr.) bezeichnete es speziell den Verwandtenmord. Für die alte Strafe des Ertränkens (poena cului), wobei der Verurteilte mit einem Hunde, einer Katze (einem Affen), einem Hahn und einer Schlange in einen Sack genäht und in das Wasser geworfen wurde, setzte die Carolina, Art. 137, rücksichtlich des Mordes an nahe gesippten Freunden, dem Ehegatten, des Thäters eigenem Herrn und «andern hohen trefflichen Personen» das Rad unter vorhergehendem Reißen mit glühenden Zangen. In den neuern Gesetzgebungen bildet das P. nach Wegfall der qualifizierten Todesstrafen meist kein besonders hervorgehobenes Verbrechen. Vgl. hinsichtlich des röm. Rechts die Schriften von Osenbrüggen (Kiel 1841); Köstlin, «Die Perduellio» (Tüb. 1841), und für die spätere Zeit: Allseld, «Die Entwickelung des Begriffs Mord bis zur Carolina» (Erlangen 1877).

Parry (Sir William Edward), brit. Seemann, geb. zu Bath 19. Dez. 1790, der Sohn des als Arzt und mediz. Schriftsteller bekannten Caleb Hillier P., zeichnete sich schon als Kadett auf dem Schiffe Ville de Paris aus, das 1803—6 zur Blokkade der franz. Flotte in Brest gebraucht wurde. Er diente sodann als Lieutenant auf der Fregatte Tribune, mit welcher er 1808 in die Ostsee ging, wo er sich in den Gefechten mit den dän. Kanonenbooten hervorthat. Eifrigst beschäftigte er sich mit Astronomie, Nautik und Aufnahme von Seekarten; doch erhielt er auch als praktischer Seemann mehrere wichtige und gefahrvolle Aufträge. So drang er 1811, um den Walfischfang zu schützen, bis zu 76° nördl. Br. hinauf. Auch stellte er Regeln zur Bestimmung der Polhöhe durch Beobachtung der Fixsterne auf. Von 1813 an kreuzte er am Bord des Schiffs La Hogue mehrere Jahre in den amerik. Gewässern und kam erst 1817 nach England zurück, wo er 1818 bei des Kapitän Roß Nordwestpolarfahrt die Führung des zweiten Entdeckungsschiffes Alexander erhielt. Mit dem nächsten Jahre begann unter seiner Oberleitung eine Reihe von Entdeckungsreisen nach dem hohen Norden, durch welche Außerordentliches geleistet wurde. (S. Nordpolexpeditionen.) Im Juni 1829 begab sich P. als Kommissar der austral. Ackerbaugesellschaft nach Port-Stephens und kehrte erst 1832 nach England zurück. Im Juni 1852 wurde er zum Kontreadmiral befördert und im Dez. 1853 zum Vizegouverneur des Marinehospitals in Greenwich ernannt. Er starb auf einer Badereise zu Ems 8. Juli 1855. Von seinen Reisewerken erschien eine Taschenausgabe unter dem Titel «Four voyages to the North Pole» (5 Bde., Lond. 1833). Biograph. Nachrichten über ihn gab sein Sohn heraus (Lond. 1857).

Parry-Inseln, Inselgruppe des arktischen Nordamerika, zwischen 79 und 124° westl. L. von Greenwich, vom 75.° nördl. Br. durchschnitten, mit den Inseln Prinz-Patrick, Melville, Bathurst, Cornwallis, Grinnell-Land und Nord-Devon, hat ein Areal von etwa 153500 qkm. Die P. weisen sämtlich Steilküsten und zahlreiche Fjorde auf und haben ein bergiges Innere mit Gletschern, welche zum Teil in das Eismeer münden. Während des kurzen Sommers bedecken sich die den Alpenwiesen ähnlichen Matten schnell mit zahlreichen Gräserarten und einer Menge von Ranunkel- und Steinbrechblüten. In den Sommermonaten finden sich hier Renntiere und Moschusochsen, welche vor Einbruch des Winters über das Eis nach Süden weite Wanderungen unternehmen; Polarhase, Eisbär und Polarfuchs überwintern dagegen; auch das Rebhuhn zeigt sich hier. Auf Melville sind Überreste von Eskimohütten gefunden worden, im übrigen ist der Archipel von Menschen nicht bewohnt.

Parsdorf, Dorf im Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt Ebersberg, 15 km östlich von München, mit 180 E. Hier wurde 15. Juli 1800 zwischen dem franz. General Moreau und dem österr. General Kray ein Waffenstillstand geschlossen.

Parsen, zuweilen auch Gebern (s. d.), heißen, im Unterschied zu dem allgemeinen ethnogr. Namen der Perser, diejenigen Perser, welche seit der Zerstörung des Reichs der Sassaniden durch die Araber (652) treue Anhänger der Religion des Zoroaster geblieben sind. Von den Mohammedanern, die sie Madjûs nennen, fanatisch verfolgt, vermochten sie sich in Persien selbst nur in einzelnen entlegenen Gegenden zu erhalten, während eine größere Anzahl sich nach den Küstengegenden des nordwestl. Indien wandte. Gegenwartig sind parf. Gemeinden in Persien nur noch zu Jezd (Yezd), Taft und in verschiedenen Orten in Kirman vorhanden, deren Bevölkerung vor 100 Jahren noch auf 100000, neuerdings aber nur auf etwa 8000 Köpfe angegeben wird, die übrigens in ziemlich dürftigen Verhältnissen leben. Im brit. Ostindien belief sich ihre Zahl 1881 auf 85397. Der Mittelpunkt derselben ist hier die Stadt und Insel Bombay. Bedeutendere Niederlassungen finden sich auch zu Surate, Baroach und in andern Seeplätzen jener Gegend. Die P. in Ostindien haben sich hauptsächlich dem Handel gewidmet und in neuerer Zeit vorzugsweise in ihren Unternehmungen den Engländern angeschlossen. Parf. Kaufleute folgten denselben nach Kabul, Aden, den Seestädten Hinterindiens und Chinas; selbst in London und Liverpool sind in jüngster Zeit parf. Handelshäuser aufgeblüht. Sie beteiligen sich an allen Zweigen des Handels und der großen Industrie, sind Reeder und Eisenbahnunternehmer, am liebsten aber Bankiers, Kommissionäre und Mäkler. Die P. bekennen sich noch immer zur Lehre des Zoroaster, in ihrer modernen Form gewöhnlich Parsismus (s. d.) genannt.

Mehr als alle andern Orientalen zeigen sie sich doch der europ. Bildung zugethan und haben Unterrichtsanstalten aller Art begründet. Namentlich erwarb sich in dieser Beziehung ein unermeßlich reicher P., der Kaufmann Dschamsedschi Dschidschibhoy (gest. 1859), die größten Verdienste, die auch von der engl. Regierung durch dessen Erhebung zum Baronet anerkannt wurden. Die europ. Forschungen über die heiligen Schriften der P. sind von denselben mit dem höchsten Interesse aufgenommen worden und haben ihnen Anlaß zu eigenen erfolgreichen Studien nach europ. Methode gegeben, die sie teils in englischer, namentlich aber in der Gudscherati-Sprache veröffentlichen. Über die Religion der P. s. Zoroaster, über ihre heiligen Bücher s. Zendavesta. Vgl. Graul, «Reise nach Ostindien» (Bd. 1, Lpz. 1854); Dosabhoi Framdschi (ein Parse), «The Parsees in India» (Lond. 1859). Eine große Menge Übersetzungen teils für religiöse Zwecke, teils aber auch für die Übertragung europ. Werke in das Gudscherati sind durch den Sir Jamsedji Jijibhoy Translation fund veröffentlicht.

Pârsi, Sprache, s. unter Pehlewi.

Parsifal, s. Parzival.

Parsismus ist die heutige Form der Religion Zoroasters, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte durch die Berührung mit den monotheistischen Religionen entwickelt hat. Sie ist mehr und mehr zum Monotheismus geworden, indem das gute Prinzip des Dualismus, Ormozd, als alleiniger Gott hingestellt wird, die Jazatâs, frühern Götter, als Genien erscheinen, was einige heutige Parsen sogar, aber mit mehr Eifer als Recht, für die ursprüngliche Religion des Avesta ausgaben. Der P. predigt namentlich Moral und empfiehlt einen rechtlichen, reinen Lebenswandel, durch den die Seele aus der Gefahr zur Hölle zu fahren gerettet wird. Der P. ist die gute Religion, der Mazdeismus das «Gesetz Gottes». Die Lehren dieser neuen Religion sind namentlich niedergelegt im «Din-kard», einem angeblich alten Religionsbuch, herausg. von dem parsischen Translation fund von Destur Behramjee Dunjana (Bombay 1874—83, oder 1243—52 der Jezdegerdischen Ära).

Parsival, s. Parzival.

Parskoje, Kirchdorf im russ. Gouvernement Kostroma, Kreis Jurjewez, an der Parscha, mit 1115 E., welche Baumwollindustrie und Fabrikation von Hornkämmen treiben. P. hat im August und September einen großen Jahrmarkt.

Parsons (Theophilus), amerik. Schriftsteller und Jurist, wurde geb. 17. Mai 1797 in Newburyport (Massachusetts), studierte in Harvard-College die Rechte und ließ sich in Taunton, später in Boston als Advokat nieder. Im J. 1847 wurde er Professor der Rechtswissenschaft am Harvard-College, legte diese Stelle 1869 nieder und starb 26. Jan. 1882 in Cambridge. In den Werken «Essays», «Deus homo» und «The infinite and the finite» verteidigte er die Lehren Swedenborgs. Sein bedeutendstes Werk ist «The laws of contracts» (2 Bde., 1853; 7. Aufl., 3 Bde., 1883, mit Zusätzen von W. B. Kellen). Auch veröffentlichte er: «Laws of business for business man» (1857), «Treatise on maritime laws» (2 Bde., 1859), «Notes and bills of exchange» (2 Bde., 1862) und ähnliche Werke. Auch gründete er die «United States Literary Gazette».

Parsonstown, Stadt in der irischen Provinz Leinster, Kings-County, am Camcor-River, oberhalb dessen Mündung in den Little Brosna-River, Station der Linie Roscrea-P.-Portumna der Great Southern and Western-Eisenbahn, hat 2670 E. und in der Nähe Schloß Birr, woselbst William Parsons, Graf von Rosse (s. d.) 1826 ein Observatorium einrichtete und 1845 ein berühmtes Riesenteleskop vollendete.

Pars pro toto (lat.), «Der Teil für das Ganze», rhetorische Figur, z. B. Dach für Haus.

Part (frz.), Teil, Anteil; Partage, Teilung; Partagetraktat, Teilungsvertrag.

Partagium, s. Paragium.

Partanna, Stadt in der ital. Provinz Trapani auf Sicilien, Bezirk Mazzara del Vallo, 47 km im SO. von Trapani, hat (1881) 13264 E., ein Gymnasium, Waisenhaus, Ausfuhr von Öl und Wein.

Partant pour la Syrie (frz., «Abreisend nach Syrien»), der Anfang eines angeblich von der Königin Hortense (Gemahlin von Ludwig Bonaparte, König von Holland) um 1810 komponierten Soldatenliedes, das besonders seit der Thronbesteigung Napoleons III. in Frankreich populär war.

Parte (Barte, Bergbarte), das beilartige Werk- und Waffenzeug, das die Bergleute bei Festlichkeiten tragen.

Partei (vom lat. pars, Teil), in einem Rechtsstreit Bezeichnung der streitenden Teile; im öffentlichen Leben eine Vereinigung zur Erreichung eines bestimmten Zwecks, namentlich auf dem polit. und kirchlichen Gebiet. Eine P., die nicht das allgemeine Interesse, sondern das persönliche ihrer Mitglieder im Auge hat, nennt man eine Clique.

Parteibetrieb, s. Prozeßbetrieb.

Parteigänger oder Partisan nennt man den Anführer eines Streifkorps, das getrennt von der Armee dem Feinde Abbruch thun soll; Parteigängerkrieg bezeichnet die Unternehmungen solcher Korps und die Ausführung derselben. Ihr Wirkungskreis liegt außerhalb der Operationslinien der eigenen Armee, meist im Rücken und in der Flanke des Feindes. Die P. machen den Raum, welchen die Verbindungslinien des Feindes mit seinen Hilfsquellen durchschneiden, unsicher, heben Transporte auf, schneiden Zufuhr ab, nehmen Kriegskassen, fangen Kuriere mit Depeschen auf, befreien Gefangene und versuchen unermüdlich neue, den Feind schädigende Unternehmungen. Der P. muß persönlich alle Eigenschaften besitzen, welche die Natur dieser eigentümlichen Kriegführung fordert. Er ist ganz auf sich selbst angewiesen; seine Truppen müssen gewandt, verwegen, im Felddienste wohl erfahren, allen Beschwerden gewachsen sein. Kleinere Streifkorps bestehen gewöhnlich nur aus Kavallerie; im Gebirge und stark bedecktem Terrain ist Infanterie vorteilhafter; größere Parteien haben alle Waffen. Die Bewegungen und Märsche geschehen schnell und heimlich. Im befreundeten Lande, wo die Einwohner den P. mit Nachrichten versehen und vor Gefahr warnen, kann er wohl in abgelegenen Orten Quartier nehmen; in Feindesland aber muß er heimliche Schlupfwinkel suchen und sich durch Posten und Schleichpatrouillen decken. Seine Gefechte sind meist Überraschungsgefechte. Als P. haben sich unter andern in den deutschen Befreiungskriegen ausgezeichnet Colomb («Tagebuch», Berl. 1854), Thielmann, Löwenstein («Denkwürdigkeiten eines Livländers», Lpz. 1858) und einige russ. Führer. Hervorgethan als P. haben sich stets die span. Guerrillas, ungleich weniger

leisteten die franz. Francs-Tireurs während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871.

Parteiprozeß, Prozeß, für welchen Anwaltszwang nicht vorgeschrieben. (S. Anwaltsprozeß.)

Partenkirchen, Marktflecken von (1880) 1408 E. im Bezirksamt Garmisch in Oberbayern, 82 km im SSW. von München, 2 km östlich von dem Marktflecken Garmisch, in einer nach dem letztern benannten Thalweitung (ehemaligem Seebecken) des Isarzuflusses Loisach, in welche hier von S. her, aus der «Klamm», die Partnach mündet. Der Ort liegt 722 m über dem Meere, an der Stelle des von den Römern angelegten Ortes Parthanum (Standquartier der ersten rhätischen Kohorte) und ist im Sommer eine beliebte Sommerfrische für Fremde, besonders für Münchener und Norddeutsche. Die Umgebung ist großartig durch den Alpenkranz des Wettersteingebirges, mit der Langen Wand des Wettersteins, 2741 m hoch, der kegelförmigen Alpspitz 2644 m, der Dreihornspitz, 2700 m und der schneebedeckten Zugspitz, 2975 m, dem höchsten Gipfel der oberbayr. Kalkalpen. Etwa 20 Minuten Weges ostwärts von P. liegt das Kanitzer- oder Kainzenbad, eine jodhaltige, alkalische Quelle, gegen Skrofeln, Gicht und besonders Bleichsucht wirksam. Unweit Garmisch liegt die Ruine der Burg Werdenfels, von der die ehemalige Grafschaft den Namen hat.

Parterre (frz.), das Erdgeschoß eines Gebäudes (in Frankreich Rez-de-chaussée); im Theater der hinter dem Parkett (s. d.) befindliche Teil des Zuschauerraums (früher hieß P. der gesamte untere Zuschauerraum); in der Gartenkunst ursprünglich ein am Fuß terrassenförmiger Parkanlagen befindlicher Lustgarten, dann im allgemeinen der tiefer liegende, in der Regel mit Blumen geschmückte Teil großerer Gärten.

Parthe, rechter Zufluß der Pleiße in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, entspringt 3 km östlich von Lausigk, berührt Naunhof und Taucha und mündet nach 48 km im N. Leipzigs.

Parthenay, Stadt und Arrondissementshauptort im franz. Depart. Deux-Sèvres, am Flusse Thouet, Station der Linien Saumur-Montreuil-Niort und Bressuire-P.-Poitiers der Französischen Staatsbahnen, hat (1881) 3899 E. (als Gemeinde 6305), Reste ehemaliger Befestigungswerke aus dem 13. Jahrh., Ruinen der roman. Kirche Notre-Dame de la Couldre, Fabrikation von Porzellan, Wollspinnerei und Viehhandel. P., mittelalt. Parteniacus, war 1380—1498 Hauptort einer Baronie des von Ludwig, Karls VI. Bruder, gestifteten Zweiges Orléans des Hauses Valois und kam 1498 beim Regierungsantritt Ludwigs XII. an die Krone.

Parthenien (grch., von parthénos, Jungfrau), bei den alten Griechen eine Gattung von Liedern, welche bei Götterfesten unter Begleitung der Flote von Jungfrauenchören gesungen wurden.

Parthenier hieß in Sparta derjenige Teil der Bevölkerung, der, wie es scheint, von spartanischen Vätern und achäischen Müttern stammte und nach Abschluß des ersten Messenischen Kriegs (716 v. Chr.) erhebliche Unruhen veranlaßte, weil er (vielleicht nach Einführung eines Eherechts, das nur zwischen Spartanern und Spartanerinnen «rechte» Ehen anerkannte) weder an den messenischen, noch an den spartanischen Gütern, noch an der Gemeindeversammlung Anrecht haben sollte. Endlich wanderten die P. nach Italien aus, wo sie 707 v. Chr. Tarent gründeten.

Parthenium, Vorgebirge, s. u. Sewastopol.

Parthenium *L.*, Name einer Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Abteilung der Corymbiferen, deren wenige im tropischen Amerika einheimische Arten vielblütige Blütenkörbchen mit halbkugeligem, doppelreihigem Hüllkelch, kegelförmigem oder walzigem, spreublatterigem Fruchtboden, kurzen, an der Spitze herzförmig ausgerandeten weiblichen Strahlblüten und röhrigen männlichen Scheibenblüten, sowie zusammengedrückte, von einem runzeligen Saum umgebene, mit zwei kurzen Grannen versehene Akenen besitzen und teils Kräuter, teils Halbsträucher mit abwechselnden, weißbehaarten Blättern, rispig-gruppierten Blütenkörbchen und weißen Blüten sind. Zwei Arten, P. integrifolium *L.* aus Mexiko und P. hysterophórum *L.* aus Cuba, zieht man bisweilen als Zierpflanzen. P. heißt auch eine Unterabteilung der Gattung Chrysanthemum, zu welcher das Mutterkraut oder Bertramskraut (Parthenium *Bernh.*) gehört. Dies ist eine perennierende, im südl. Europa einheimische, in Deutschland jedoch an vielen Orten verwilderte, weil häufig in Gärten kultivierte Pflanze, welche an einem 30—60 cm hohen ästigen Stengel doppelt-fiederspaltige, gelappte und eingeschnitten-gesägte Blätter mit weißspitzigen Sägezähnen und in zusammengesetzte Trugdolden gestellte Blütenkörbchen mit halbkugeligem Hüllkelch, weißen, kurzen, zurückgebogenen Strahlblüten und goldgelben Scheibenblüten trägt. In Gärten kommen die Körbchen häufig gefüllt vor, d. h. mit in lauter weiße Röhrchen verwandelten Blüten. Die verwilderte Pflanze findet man an sonnigen Mauern, felsigen Orten, Hecken, in Steinbrüchen, auf Schutt. Die ganze Pflanze hat einen kamillenähnlichen, doch etwas widerlichen Geruch und einen scharf-aromatischen bittern Geschmack. Ihr Kraut wurde früher als Herba Matricariae ähnlich wie die Kamille zu Thee, Klystieren und Umschlägen als ein aromatisches, die Unterleibsorgane anregendes Mittel angewendet.

Parthenius, einer der spätern griech. Dichter des alexandrinischen Zeitalters, aus Nicäa in Bithynien gebürtig, lebte im Zeitalter des Cäsar und Augustus. Erhalten sind von ihm außer einigen Fragmenten seiner Gedichte, die zum großten Teile Elegien waren, eine in ziemlich reiner Prosa verfaßte Schrift «Über Liebesabenteuer», die in 36 kürzern Abschnitten Geschichten von Liebenden enthält. Da diese Erzählungen zum großen Teile der Mythologie angehoren, wird P. auch zu den Mythographen (s. d.) gerechnet. Die besten Ausgaben seiner Werke besorgten Legrand und Heyne (Gött. 1798), Passow (Lpz. 1824), Westermann in den «Mythographi Graeci» (Braunschw. 1843), Hirschig in den «Erotici Scriptores» (Par. 1856) und Hercher in den «Scriptores erotici graeci» (Bd. 1, Lpz. 1858).

Parthenogenesis (grch., d. i. Jungfrauenzeugung) hat K. Th. von Siebold die Erscheinung genannt, wo wirkliche, mit vollkommen entwickelten weiblichen Geschlechtsorganen ausgestattete Individuen ohne vorausgegangene Begattung entwicklungsfähige Eier hervorbringen. Die Thatsache wurde zuerst bei Schmetterlingen (dem sog. Sackträger, Psyche und dem Seidenschmetterling), sowie bei Bienen beobachtet, ist aber jetzt in vielen Fällen nachgewiesen. Bei den Bienen ist sie insofern normal mit der Entwickelung befruchteter Eier kombiniert, als aus allen befruchteten Eiern sich Weibchen

oder Arbeiterinnen, aus allen unbefruchteten Eiern sich Drohnen entwickeln, sodaß Königinnen, deren Samensack leer oder zerstört ist, buckelbrütig werden, d. h. nur noch Drohnen erzeugen. Die Erscheinung steht im Zusammenhang mit verschiedenen andern, seltenern Arten der Fortpflanzung (s. Ammenzeugung und Generationswechsel), ist aber bis jetzt nur bei wirbellosen Tieren, besonders Crustaceen und Insekten, beobachtet worden. Vgl. von Siebold, «Die wahre P. bei Schmetterlingen und Bienen» (Lpz. 1856).

Parthĕnon (der), auch Hekatompedos genannt, d. h. der 100füßige Tempel, nach der ungefähr 100 griech. Fuß langen Cella, die im engern Sinne Hekatompedos hieß, war der bedeutendste, der jungfräulichen Göttin Athena (Athena Parthenos) geweihte Tempel auf der Akropolis zu Athen (s. d. mit der Tafel dazu). Der Bau eines solchen war schon vor den Perserkriegen, wahrscheinlich durch Peisistratos, begonnen und der Vollendung nahe gebracht, aber bei der Einäscherung Athens durch Xerxes im zweiten Perserkriege wieder zerstört worden. Auf den erweiterten Fundamenten dieses ältern P. wurde dann unter der Staatsverwaltung des Perikles durch Iktinos, den berühmtesten Tempelbaumeister seiner Zeit, der neue P. erbaut, das schönste Muster des attisch-dor. Tempelbaues: ein Peripteros (d. h. mit Säulenhallen an allen vier Seiten) mit je 8 Säulen an den Schmal- und je 17 an den Langseiten, dessen Stylobat (die obere Fläche des in drei Stufen gegliederten Unterbaues, auf welcher die Säulen stehen) eine Länge von 70 und eine Breite von 31 m hat. Innerhalb der Cella trugen zwei Reihen von zwei Säulenstellungen übereinander das Dach, das in der Mitte geöffnet war (Hypäthron). Hinter der Cella war noch ein ganz geschlossenes Gemach angebracht (neuerdings gewöhnlich Opisthodomos, richtiger Parthenon im engern Sinne genannt, während Opisthodomos die hintere, wie Pronaos die vordere Säulenhalle bezeichnet). Dasselbe diente mit der hintern Halle zusammen zur Aufbewahrung des Staatsschatzes. Vor der westl. Wand der Cella stand das von Phidias (s. d.) gearbeitete, 438 v. Chr. vollendete Kolossalbild der Athena aus Elfenbein und Gold, mit einer goldenen Nike (Siegesgöttin) auf der ausgestreckten Rechten, Schild, Speer und die heilige Burgschlange zur Linken. Auch der Tempel selbst war mit zahlreichen architektonischen Skulpturen geschmückt. In den beiden Giebelfeldern prangten gewaltige Statuengruppen, deren vielfach verstümmelte Überreste (jetzt größtenteils im Britischen Museum in London) für uns die höchste Vollendung der antiken Skulptur repräsentieren, im östl. Giebel die Geburt der Athena (Figuren daraus s. Tafel: Bildnerei II, Fig. 6), im westl. der Streit zwischen Athena und Poseidon um die Landschaft Attika. Die Metopen des Hauptfrieses über den Säulen (ursprünglich 92 Platten, von denen noch 58 teils in Athen, und zwar meistenteils noch an Ort und Stelle, teils im Britischen Museum zu London und einzelne im Louvre zu Paris erhalten sind) waren mit kleinern, in hohem Relief ausgeführten Darstellungen von Centaurenkämpfen, Gigantenkämpfen, Amazonenkämpfen und Scenen aus der Eroberung Trojas geschmückt; der Fries über den Außenwänden der Cella (gleichfalls teils noch an Ort und Stelle oder wenigstens noch in Athen, teils im Britischen Museum [ein Stück davon auf Tafel: Bildnerei, Fig. 7]) enthielt auf allen vier Seiten eine in sehr flachem Relief gehaltene, fortlaufende Darstellung des Festzugs der Panathenäen in idealisierter, Götter und Menschen unmittelbar verbindender Auffassungsweise. Nach dem Untergange des Heidentums wurde der P. in eine christl. Kirche der Gottesmutter, unter der türk. Herrschaft in eine Moschee verwandelt und blieb so vor dem Verfall bewahrt, bis 1687 bei einer Belagerung der Akropolis durch die Venetianer eine Bombe auf das Dach des Gebäudes, in welchem gerade Pulver aufgespeichert lag, fiel und eine Explosion herbeiführte, die nicht nur das Innere, sondern auch den mittlern Teil der Säulenhallen an den Langseiten des Tempels zerstörte, der nun als eine Ruine dasteht. Vgl. Michaelis, «Der P.» (1 Bd. Text und 1 Heft Tafeln, Lpz. 1871); E. Petersen, «Die Kunst des Pheidias am P. und zu Olympia» (Berl. 1873); Böttticher, «Der Zophorus am P.» (Berl. 1875); Dörpfeld, «Untersuchungen am P.» in den «Mitteilungen des Archäologischen Instituts aus Athen» (Bd. 6, 1881).

Parthenŏpe, die Tochter des Ankäos, die durch Apollo Mutter des Lykomedes wurde, ferner die Gemahlin des Okeanos, die ihm Europa und Thrake gebar; dann eine Sirene, die ihr Grabmal bei Neapolis hatte; endlich die Tochter des Stymphalos, die durch Herakles Mutter des Eueres wurde.

Parthenŏpe, der 11. Asteroid, s. u. Planeten.

Parthenopeische Republik hieß der demokratische Staat, in welchen 1799 das Königreich Neapel durch die franz. Republikaner umgewandelt wurde. Man wählte diesen Namen, weil die Stadt Neapel in den ältesten Zeiten Parthenope hieß. Da sich der König beider Sicilien, Ferdinand I., 1798 von neuem der Koalition gegen Frankreich anschloß, drang der franz. General Championnet, nachdem er das neapolit. Heer unter Mack aus Rom getrieben hatte, ins Neapolitanische ein und machte sich nach blutigem Widerstande der Lazzaroni 23. Jan. 1799 zum Herrn von Neapel. Schon einige Tage später verkündigte Championnet die Errichtung der Republik und setzte vorläufig eine Regierung von 21 Mitgliedern ein. Indes wollte der neue Staat bei dem Widerstande der Provinzen, den Bedrückungen der Befreier und den Maßregeln des nach Sicilien geflüchteten Hofs keine feste Gestalt gewinnen. Championnet entfernte 6. Febr. die blutsaugerischen Kommissare des franz. Direktoriums und mußte deshalb den Befehl niederlegen. Jetzt erst hielten sich die Neapolitaner für frei und entwarfen eine Verfassung, welche die reine Demokratie befestigen sollte. Zwar übernahm Macdonald 27. Febr. den Oberbefehl über das aus den franz. Streitkräften und neapolit. Truppen zusammengesetzte Nationalheer, dem auch eine Nationalgarde zur Seite stand, aber der Ausbruch des Kriegs mit Österreich und die Unfälle Scherers in Oberitalien zwangen die Franzosen bald, Neapel mit Zurücklassung schwacher Besatzungen zu räumen. In diesen Wirren landeten in Calabrien mit Hilfe einer brit. Flotte unter Nelson sardin., brit., russ. und selbst türk. Truppen, die der Kardinal Ruffo befehligte, eroberten die festen Plätze und zogen auch endlich 20. Juni 1799 in Neapel ein, worauf der bourbonische Thron wiederhergestellt wurde.

Parther, s. unter Parthien.

Parthey (Gust. Friedr. Konst.), Archäolog und Buchhändler, geb. 27. Okt. 1798 zu Berlin, studierte zu Berlin und Heidelberg Archäologie, bereiste

1820—24 Frankreich, England, Italien, Ägypten und Vorderasien, übernahm 1825 die Nicolaische Buchhandlung in Berlin und war seit 1857 Mitglied der dortigen Akademie der Wissenschaften. Er starb 2. April 1872 in Rom. P. schrieb «De Philis insula ejusque monumentis commentatio» (Berl. 1830), «Wanderungen durch Sicilien und die Levante» (2 Bde., Berl. 1834—40), «Das alexandrinische Museum» (Berl. 1838), «Vocabularium coptico-latinum et latino-copticum» (Berl. 1844), «Wenzel Hollar. Beschreibendes Verzeichnis seiner Kupferstiche» (Berl. 1853), «Zur Erdkunde des alten Ägypten» (Berl. 1859), «Deutscher Bildersaal» (2 Bde., Berl. 1861—64), «Das Orakel und die Oase des Ammon» (Berl. 1862), «Ägypt. Personennamen bei den Klassikern, in Papyrusrollen, auf Inschriften» (Berl. 1864), «Die thebanischen Papyrusfragmente im berliner Museum» (Berl. 1869).

Parthien (Parthava bei den Persern, Parthia und Parthyene bei den Griechen) begreift im engern eigentlichen Sinne den nordwestl. Teil des heutigen Chorasan nebst einem Stück des Irak-Adschemi, zwischen dem 33. bis 36.° nördl. Br. und dem 69. bis 75.° östl. L. (von Ferro). Der Name soll nach Justin in der Skythensprache «verbannt» bedeuten, weil die Parther vertriebene Skythen gewesen sein sollen. Roh, wild, aber tapfer, treffliche Bogenschützen und Reiter, waren sie durch eine Kriegslist bekannt, die darin bestand, scheinbar zu fliehen und während des Fliehens zu schießen und umzuwenden. Nacheinander von den Assyrern, Medern, Persern und Macedoniern unterjocht, erhoben sie sich zuerst gegen den baktrischen König Euthydemus; ein Skythe, Namens Arsaces, von dem Daischen Stamme der Parner, kam kurz darauf nach P., empörte sich gegen den Syrer Antiochus II. 256 v. Chr. und gründete ein eigenes, gewaltiges Reich, das sich im östl. Teil der Seleucidenherrschaft bildete und später nach deren Sturz bis nach Kleinasien und Syrien ausdehnte. Das Partherreich, dessen Metropole Hecatompylos war, verbreitete unter dem Scepter der Arsaciden (s. d.) während beinahe eines halben Jahrtausends (von 256 v. Chr. bis 226 n. Chr.) griech. Kultur im einstigen Persien. Die Könige von Mithridates d. Gr. (Arsaces VI.) an, deren Geschichte nur fragmentarisch bekannt ist, nennen sich auf ihren meist mit griech. Legenden beschriebenen Münzen Philhellenen. Dieser Herrscher kann für den eigentlichen Begründer der parth. Weltmacht gelten. Von den Römern mehreremal angegriffen, vernichtete der Partherkönig Orodes das Römerheer in der Schlacht bei Carrhä (53 v. Chr.). Wiewohl sie in steter Feindschaft mit den Römern standen, wurden sie erst unter Trajan besiegt; doch mußte Hadrian die kurz vorher gemachten Eroberungen wieder herausgeben. Später führte Lucius Verus einen erfolgreichen Krieg und zerstörte die Hauptstadt Seleucia (162). Im Innern durch die antihellenische und die zoroastrische Religionspartei geschwächt, unterlag das Reich unter dem letzten Arsaciden Artabanus 226 dem Sassaniden Ardeschir, Artaxerres I. der Klassiker. Doch dauerte der Einfluß der Partherherrschaft noch fort, wie dieses selbst der Name der Sassanidensprache «Pehlevi» (d. i. parthisch, von Parthavi) beweist. Von 226 bis zur mohammed. Eroberung herrschten die Perser wieder im Orient.

Partial (frz.), soviel wie partiell; Partialobligationen, Partiallose, Partiale, in Teile geteilte und mit fortlaufenden Nummern versehene Schuldverschreibungen auf ein Anlehen.

Partialschaden (Partialverlust) bildet im Versicherungsrecht den Gegensatz zum Totalschaden und umfaßt diejenigen Schadenfälle, in denen nicht der volle Wert der versicherten Gegenstände vernichtet ist. Der P. ist vom Assekuradeur vollständig zu vergüten, wenn die Gegenstände zu ihrem vollen Werte versichert waren; andernfalls sind nur so viel Prozente derselben zu ersetzen, als die Versicherungssumme Prozente des Versicherungswertes beträgt. Vgl. Handelsgesetzbuch, Art. 876—885.

Partialturbine, eine Turbine (s. u. Wassermotoren), bei welcher nur ein Teil der Radzellen mit Wasser gefüllt wird.

Particular-Baptists, s. unter Baptisten.

Partie honteuse (frz.), Schandfleck; parties honteuses, Schamteile.

Partiell (frz.), sich nur über einen Teil erstreckend.

Partiererei oder Sachenhehlerei, s. unter Hehlerei.

Partijal, Diamantenfundort, s. u. Golkonda.

Partikeln (lat. particulae, eigentlich Teilchen) heißen in der Grammatik die unbiegsamen, weder der Deklination noch Konjugation fähigen Wörter, z. B. Präpositionen und Konjugationen, doch ist der Begriff ein schwankender (manche rechnen die Adverbien dazu, andere nicht), überhaupt der Ausdruck aus der neuern Grammatik ziemlich entfernt.

Partikular (vom lat. pars, d. i. Teil), einen Teil betreffend, abgesondert, einzeln; Partikularrechte, die in den deutschen Einzelstaaten geltenden Rechte im Gegensatz zu dem sog. gemeinen deutschen Rechte; Partikulargeschichte, die Geschichte einzelner Staaten im Gegensatze zur Universalgeschichte; Partikularismus, diejenige polit. Tendenz, welche in einem Bundesstaate, z. B. im Deutschen Reiche, für die Einzelstaaten eine möglichst große Selbständigkeit anstrebt; Partikularist, Anhänger, Vertreter dieser Richtung.

Partimento (ital.), bezifferte Baßstimme.

Partinico, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Palermo auf Sicilien, 23 km im WSW. von Palermo, Station der westsicilianischen Bahn Palermo-Trapani, hat (1881) 21 452 E., Seiden- und Wollmanufakturen, Öl- und Weinhandel.

Partisan, s. Partelgänger.

Partisane (ital. partigiana, frz. pertuisane), lange Stoßwaffe, ähnlich wie Hellebarde und Pike, hat eine zweischneidige, vorn spitze Klinge, an deren Fuß zwei nach den Seiten vorspringende Zacken sich befinden. Die P. kommt im 16. und 17. Jahrh. als Waffe der Fußtruppen vor; eine erleichterte und verkürzte Form derselben hat sich unter dem Namen Espenton oder Kurzgewehr als Waffe für Offiziere und Unteroffiziere der Infanterie bis zum Anfang des 19. Jahrh. erhalten.

Partis brunna, lat. Name für Paderborn.

Partite (ital.), Teil, Partie (z. B. Waren); ein Rechnungsposten; auch Kniffe, Ränke; Partitenmacher, Ränkespinner.

Partitur (ital. partizione, frz. partition, engl. full score) nennt man in der Musik diejenige Aufzeichnung eines mehrstimmigen Tonstücks, welche alle verschiedenen Stimmen oder Teile (parti) desselben so über- und untereinander stehend vereinigt, daß man sie mit einem Blicke übersehen und insgesamt fortlaufend verfolgen kann. In Form einer P. entsteht die Komposition, und nach einer solchen

Digitized by Google

leitet der Dirigent die Aufführungen. In einer vollständig ausgearbeiteten Direktionspartitur ist jede Singstimme und jedes Instrument auf einer besondern Linie verzeichnet und sämtliche Linien stehen untereinander, durch Taktstriche verbunden, wodurch nicht nur die Beteiligung der verschiedenen Stimmen an der Harmonie bei jedem Tonschritte deutlich übersehen, sondern auch der gemeinsame Fortgang aller dieser Stimmen veranschaulicht wird. Die Ordnung der Linien oder Partien von oben nach unten richtet sich bei Vokalstücken, Quartetten und ähnlichen Werken gleichartiger Stimmen einfach nach der Höhe und Tiefe dieser Stimmen, bei größern Orchesterstücken kommt hinzu, daß die Blasinstrumente den obern und die Saiteninstrumente den untern Teil der P. einnehmen, und bei Gesangwerken mit Orchesterbegleitung, daß die Singstimmen unten, gewöhnlich zwischen Viola und Grundbaß, stehen, also von den Saiteninstrumenten in die Mitte genommen werden.

Partizipieren, teilnehmen; Partizipation, Teilnehmung, Anteil; Partizipationsconto, Conto für ein gemeinsam geführtes Geschäft.

Partizipium nennt man in der Grammatik jede von einem Verbum abgeleitete nominale (deklinierbare) Form, durch welche die Handlung des Verbums, sei es in aktivem, sei es in passivem Sinne, als eine Eigenschaft (adjektivisch, attributiv oder prädikativ) ausgedrückt wird, z. B. «schlagend», «schlagendes Wetter», «geschlagen», «ein geschlagenes Heer». Obwohl also das Partizipium, weil es deklinierbar ist, zu den Nomina gehört, pflegt man es in der grammatischen Darstellung der Sprachen wegen seines engen Zusammenhangs mit dem Verbum in das Konjugationssystem einzurechnen. Die indogermanischen Sprachen besaßen ursprünglich eine große Anzahl von Partizipien, ein Bild davon gibt noch das Griechische mit seinen verschiedenen aktiven und passiven Partizipien des Präsens, Aorists, Perfektums u. s. w. Das Latein ist an Partizipien schon viel ärmer. Das älteste Deutsch hatte nur noch die beiden auch im heutigen Deutsch noch gebräuchlichen, das Participium praesentis activi, z. B. «gebend», got. gibands, und das Participium perfecti passivi «gegeben», got. gibaus. Während aber die Zahl der Partizipien im Laufe der Sprachgeschichte oft abnimmt, wird der Gebrauch der verbliebenen öfter stark ausgedehnt, namentlich zur Bildung von umschreibenden, zusammengesetzten Tempora, für welche die Sprache keinen einfachen Ausdruck besitzt, z. B. franz. j'ai aimé entspricht dem Sinne nach dem lat. amavi (dieses ist im Französischen zum sog. passé défini geworden, aimai), ist aber entstanden aus ego habeo amatum (eigentlich «ich habe als geliebten»); ebenso ist zu erklären das deutsche «ich habe geliebt». Der ursprüngliche Sinn des passiven Partizips geht in dieser Anwendung verloren und es wird mit «haben» oder «sein» der allgemeine Ausdruck des Perfektums, «ich habe geschlafen», «ich bin gelaufen».

Partnerschaft (d. i. Teilhaberschaft) ist das Verhältnis des Gewinnanteils an einem Unternehmen. Speziell bezeichnet man in neuester Zeit damit die Gewinnbeteiligung (s. d.) der Lohnarbeiter an dem Unternehmen, für welches sie arbeiten.

Partnership (engl.), s. Gewinnbeteiligung.

Parton (James), amerik. Schriftsteller, geb. 9. Febr. 1822 zu Canterbury, kam als Kind nach den Vereinigten Staaten, besuchte die Akademie zu White Plains, wurde, 19 Jahre alt, Lehrer an diesem Institut und später Lehrer in Philadelphia und Neuyork. Seit 1875 wohnt er in Newburyport in Massachusetts. Von seinen Werken sind die bekanntesten: Biographien von Horace Greely (1855 u. 1868), Aaron Burr (1857 u. 1864), Andrew Jackson (1860), Benjamin Franklin (1864), Thomas Jefferson (1874), «Humerous poetry of the English language» (1857), «People's book of biography» (1868), «Smoking and drinking» (1868), «Famous Americans of recent times» (1870), «Topics of the time» (1871), «Triumphs of enterprise» (1871), «Words of Washington» (1872), «Caricatures in all times and lands» («Harper's Monthly», 1875).

Seine Gattin, Sarah Payson Willis, besser bekannt unter dem Namen Fanny Fern, geb. 7. Juli 1811 in Portland (Maine), fand mit ihren kurzen, humoristischen Essays: «Fern leaves from Fanny's portfolio» (1853—54), «Little Ferns for Fanny's little friends» (1853), viel Beifall. Sie war längere Zeit Mitarbeiterin am «New York Ledger», schrieb die Novellen «Ruth Hall» und «Rose Clark», heiratete 1856 Parton und starb 10. Okt. 1872 in Neuyork. Ihr Gatte veröffentlichte 1873 «A memorial volume», der ihre ausgewählten Schriften und eine Erinnerungsschrift enthält.

Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus (lat.), «die Berge kreißen, geboren wird eine lächerliche Maus» (d. h. «Viel Geschrei und wenig Wolle»), sprichwörtlich gewordenes Citat aus Horaz' «Ars poetica» (139).

Parulis, Zahnfleischkrankheit, s. u. Epulis.

Parusie (grch.), Gegenwart, Anwesenheit, besonders die Wiedererscheinung Christi.

Pârwati, s. Indische Religion und Siwa.

Parzelle (frz.), ein von etwas abgetrennter, jemand zugeteiltes Stück, namentlich von Grundstücken (s. Dismembration); parzellieren, in P. teilen, zerstückeln.

Parzellierung, s. Dismembration.

Parzen (Parcae), röm. Geburtsgöttinnen, die die Römer mit den von den Griechen Moiren (Μοῖραι) genannten Schicksalsgöttinnen identifizierten und dann diesen sich ähnlich dachten.

Auch die griech. Moiren haben im Laufe der Zeit Wandlungen durchgemacht. Während in der homerischen Poesie die Moira (fast immer in der Einzahl) in noch nicht bestimmt ausgeprägter Persönlichkeit als Repräsentantin des durch den Ratschluß der Götter gelenkten oder aber neben und über diesen stehenden Verhängnisses erscheint, kennt die hesiodische Theogonie bereits die drei Moiren, die dann später in der griech. und röm. Poesie und bildenden Kunst allgemein festgehalten werden: Klotho, die Spinnerin (des menschlichen Lebensfadens), Lachesis, die Zuteilerin (des Lebenslooses an die Menschen), und Atropos, die Unabwendbare (Notwendigkeit des Schicksals, besonders des Todes). Sie werden bald Töchter der Nacht, bald Töchter des Zeus und der Themis und als solche Schwestern der Horen genannt. Plato bezeichnet sie in poetisch-philos. Auffassung als Töchter der Ananke (Notwendigkeit) und schildert sie thronend in weißen Gewändern, Kränze auf den Häuptern, beim Drehen der Spindel zur Harmonie der Sirenen singend, Lachesis das Vergangene, Klotho das Gegenwärtige, Atropos das Zukünftige. Als

Digitized by Google

Geburtsgöttinnen werden die Moiren mit Ilithyia, als Todesgöttinnen mit den Keren und Erinyen verbunden. Die bildende Kunst stellt sie durchaus als würdevolle Frauengestalten dar, in der ältern Zeit mit Sceptern als Herrscherinnen über das Geschick, später Klotho spinnend, Lachesis den Faden oder ein Los ziehend, eine Rolle haltend, Atropos auf eine Sonnenuhr oder eine Rolle auf einem Globus zeigend, während die Vorstellung röm. Dichter, daß Atropos den Faden mit einer Schere oder einem ähnlichen Instrument durchschneidet, auf den Denkmälern noch nicht nachgewiesen ist.

Parzival, der Held und Mittelpunkt des großen Gedichts gleichen Namens von Wolfram von Eschenbach (s. d.). Ob die Heimat der Parzivalsage Wales oder die Bretagne ist, kann mit voller Sicherheit nicht behauptet werden, da für beide gleich gewichtige Gründe sprechen. Nur dies ist Thatsache, daß sie mit der Sage vom heil. Gral (s. d.) erst später verbunden worden. In ihrer ältesten einfachsten Gestalt erscheint die Sage von P. in einem späten strophischen Gedicht eines engl. Bänkelsängers und in dem walisischen «Märchen von Peredur». Vom Gral ist hier noch keine Spur. Die Anfangs- und Endpunkte sind lediglich die Sorgen der Mutter um ihren Sohn, dessen Abenteuer zwischen dieselben hier eingeschoben sind. Erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. fand eine Verknüpfung der aus arab., süd. und christl. Elementen hervorgegangenen Gralsage mit der von P. statt, und zwar in Frankreich. In dieser Verbindung erscheint sie schon um 1189 in dem Gedicht «Li Contes del Graal» von Chrétien de Troies (s. d.). Kurz nach ihm, mit Benutzung seines Werks, aber nach andern Quellen und in polemischem Gegensatz zu ihm, bearbeitete Gulot von Provins denselben Stoff, und diese bis jetzt noch verlorene Arbeit bildet, nach Wolframs eigenem wiederholten Zeugnis, die Grundlage des deutschen Gedichts. Chrétiens unvollendet hinterlassenes Werk wurde zwischen 1190 und 1200 von mehrern fortgesetzt; auf ihm wie auf andern ältern Quellen beruht der im 16. Jahrh. mehrfach gedruckte Prosaroman. Rich. Wagner benutzte die Sage zu einem Bühnenfestspiel.

Pas (frz.), Schritt, besonders Tanzschritt, auch Bezeichnung für den Tanz selbst, z. B. P. de deux, Tanz von zwei Personen, P. de trois, von dreien ꝛc.

Pasages (Los Pasages), Flecken in der span. Provinz Guipúzcoa, 6 km östlich von San-Sebastian, am Golf von Vizcaya, an der Bahn Madrid-Irun, hat 2000 E., einen Hafen mit Leuchtfeuer und ein Fort.

Pasagier, Pasagii, Passagini, eine kleinere Sekte des 12. Jahrh., besonders in Oberitalien verbreitet. Auf dem Konzil zu Verona 1184 verdammt, erhielten sie sich bis gegen Ende des 13. Jahrh. Der Ursprung der Sekte ist unbekannt, ebenso die Bedeutung des Namens (vielleicht von passaginm, d. h. Wanderung, Wallfahrt) und auch über ihre eigentümliche Lehre gibt es nur vereinzelte Nachrichten. Sie waren eine judaisierende Partei, den Ebioniten (s. d.) des 2. Jahrh. verwandt; wenigstens verlangten sie die Erfüllung des alttestamentlichen Gesetzes, die Beschneidung, Sabbatfeier u. s. f., nur mit Ausnahme der Opfer, und verwarfen auch die Trinitätslehre, Christus für ein Geschöpf, allerdings das reinste, haltend.

Pasargadä war die uralte Hauptstadt der Perser vor der Übersiedelung der Könige nach Persepolis durch Kambyses und Darius; es wurden indessen dort noch alle spätern Könige gekrönt. Dort befand sich das von Priestern bewachte, heilig gehaltene Grab des Cyrus; es bestand aus einer mit Teppichen und Kostbarkeiten reich geschmückten Cella, die auf einem hohen etagenförmigen Unterbau ruhte. In diesem Raum befand sich der Sarkophag des Königs, der wie die Schätze unter den Macedoniern geplündert wurde. Über die Lage von P. haben sich in letzterer Zeit mehrere Ansichten geltend gemacht. Da es nach den Alten und den Inschriften im Osten des Reichs gelegen haben muß, so ist es am wahrscheinlichsten das heutige Kale-i-Dara (Dariuskastell) in der Nähe von Dâr-âb. Das heute noch vorhandene, oft beschriebene Grabmal in Murghâb, im NO. von Persepolis, ist wohl mit Unrecht für das Grab des Cyrus gehalten worden. Die Lage von Murghâb an demselben Fluß wie Persepolis widerspricht der Identifikation mit P., das an einem andern Strom, dem Cyrus oder Sitiogagus lag. Auch ist das Grabmal in Murghâb ein Frauengrab, worin sich die Sage der Einwohner nicht getäuscht hat, die es Takat Mader-i-Soleiman, Thron der Mutter Salomos nennen; wegen der dort vorhandenen Inschriften des Cyrus kann man darin das Grab der Kassandane, der Gattin des Cyrus, vermuten.

Pascagoula, schiffbarer Fluß im nordamerik. Staate Mississippi, wird durch die Vereinigung des Chickasawha und des Leaf-River gebildet, fließt in südl. Richtung in den Golf von Mexiko. Bei seiner Mündung ist eine kleine Bai, die Pascagoulabai.

Pascal (Blaise), einer der scharfsinnigsten, formvollendetsten und geistvollsten franz. Schriftsteller, als Theolog und Philosoph, wie als genialer Mathematiker gleich ausgezeichnet, wurde 19. Juni 1623 zu Clermont in Auvergne geboren. Sein Vater, Etienne P., der zweiter Präsident bei der Steuerkammer war, legte bald nachher, um sich ganz der Erziehung und dem Unterricht des frühreifen Sohnes zu widmen, seine Stelle nieder und ging mit ihm 1631 nach Paris, wo er bis 1638 blieb. Der junge P. wurde anfangs ausschließend zum Studium des klassischen Altertums angehalten, beschäftigte sich aber auch bald mit der Mathematik, in welcher er solche Fortschritte machte, daß er im 17. Jahre eine Abhandlung über die Kegelschnitte schreiben konnte, welche die Mathematiker in Staunen setzte. Einige Jahre später erfand er zu Rouen eine künstliche Rechenmaschine, wie denn auch die Brouette und der Haquet, zwei Transportmaschinen, P.s Erfindungen sind. Als Jüngling von 23 Jahren entdeckte und bewies er, daß die Erscheinungen, welche bisher aus dem horror vacui erklärt worden waren, durch die Schwere der Luft bedingt seien. Auch war er, wenn nicht der erste, doch einer der ersten, der Höhenmessungen mit dem Barometer anstellen ließ. Unter dem Namen d'A.... d'Ettenville gab er 1649 seine Abhandlung über die Cykloide heraus. Mit Fermat arbeitete er gemeinschaftlich an Bestimmung der Beschaffenheit der figurierten Zahlen und an der Summation verschiedener Zahlenreihen. Seit 1654 bahnte er durch sein arithmetisches Dreieck den analytischen Forschungen einen neuen Weg und begründete die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Im Alter von 24 J. hatte er bereits den ganzen Kreis des damaligen Wissens durchlaufen. Diese in einem nervösen Naturell wurzelnde Frühreife führte ihn zu übermäßigen

geistigen Anstrengungen, welche seine Gesundheit untergruben. Mit seinem unheilbaren Krankheitszustande stand das früh erwachte Bedürfnis nach ascetischer Strenge und völliger Verlassung der Welt in Verbindung. P. hatte schon einige Zeit im väterlichen Hause ein beschauliches Leben geführt und seinen Vater, sowie eine seiner Schwestern für seine Gesinnungen gewonnen, als er 1653 eine Wohnung bei der Abtei Port-Royal, in der Nähe seiner Freunde Arnauld, Nicole, Lancelot und anderer Jansenisten, bezog. Doch hatte er hier noch immer Augenblicke, wo er seinem mathem. Genie Tribut zollen mußte. So entdeckte er einst in einer schlaflosen Nacht eine Menge wichtiger Eigenschaften der Cykloide. Vom Jan. 1656 bis zum März 1657 erschienen seine berühmten Briefe gegen die Jesuiten: «Les Provinciales, ou lettres ecrites par Louis de Montalte (Pascal) à un provinciat de ses amis, avec les notes de Guill. Wendrock» (Nicole), die seitdem mehr als 60 Auflagen erlebten (ursprünglicher Text, Par. 1867). Dieselben enthüllten schonungslos die laxe Moral der Jesuiten, denen sie sehr viel geschadet haben, und sind ein vollendetes Meisterstück einer reinen und geistvollen Prosa, gedrängt, faßlich, zur Überzeugung fortreißend und voll kaustischen Spottes. Ein ebenso berühmtes Werk, reich an Geistesblitzen, das aber erst nach P.s Tode aus dessen Papieren zusammengestellt wurde, sind die «Pensées sur la religion» (Amsterd. 1692), Fragmente einer großartig angelegten Apologie des Christentums, das allein die Gebrechlichkeit des menschlichen Wissens ergänzen könne. Er starb 19. Aug. 1662.

Außer dem Leben P.s, das seine Schwester Jacqueline, geb. 1625, die auch als Dichterin bekannt ist, und dem «Éloge», welches seine andere Schwester, Gilberte, geb. 1620, verfaßte, hat Bossut eine treffliche Abhandlung über P. geschrieben, welche der von ihm besorgten Ausgabe der Werke P.s (Haag u. Par. 1779; neue Aufl. 1864) vorangestellt ist. Die erste mit der ursprünglichen Handschrift verglichene Ausgabe seiner «Pensées» hat Faugère besorgt («Pensées, fragments et lettres de Blaise P.», 2 Bde., Par. 1844; neue Ausgabe mit Anmerkungen, Par. 1874; deutsch von Schwarz, 2 Bde., Lpz. 1844, und von Merschmann, Halle 1865). Unter den verschiedenen Ausgaben seiner Werke ist die von Lemercier besorgte (2 Bde., Par. 1830) hervorzuheben. Vgl. Reuchlin, «P.s Leben und der Geist seiner Schriften» (Stuttg. u. Tüb. 1840); Ste.-Beuve, «Port-Royal» (Par. 1842); Faugère, «Le génie et les écrits de P.» (Par. 1847); Vinet, «Études sur P.» (Par. 1848); Maynard, «P., sa vie et son caractère» (Par. 1850); Cousin, «Études sur P.» (Par. 1858); Weingarten, «P. als Apologet des Christentums» (Lpz. 1863); Dreydorff, «P., sein Leben und seine Kämpfe» (Lpz. 1870); derselbe, «P.s Gedanken über die Religion» (Lpz. 1875); «Les moralistes français» (Par. 1874); Sundby, «Blaise P., sein Kampf gegen die Jesuiten und seine Verteidigung des Christentums» (deutsch von Junker, Oppeln 1885). Ein Denkmal P.s wurde 5. Sept. 1880 zu Clermont-Ferrand enthüllt.

Pascha ist eine aus den pers. Wörtern pa, Fuß, und schah, König, korrumpierte Titulatur der ersten Würdenträger des Osmanischen Reichs, welche der Ausdruck sich zu den Füßen des Herrschers sitzend denkt. Ursprünglich eine Ehrenbezeichnung der Prinzen von Geblüt, ist der Paschatitel im Laufe der Zeit zum Gemeingut der hohen Beamtenschaft im Civil und Militär geworden und entspricht in ersterm unserm Excellenz (Rat erster Klasse), in letzterm dagegen der Generalswürde. Die Roßschweife, welche früher bei feierlichen Anlässen den P. vorausgetragen wurden, sind vom Sultan Mahmud II. abgeschafft worden; jedoch unterscheidet man noch den P. von einem Roßschweif (Miriliva, Brigadier), den P. von zwei Roßschweifen (Ferik, Divisionsgeneral) und den P. von drei Roßschweifen (Muschir, General-en-Chef). Dem Muschir steht im Civil der Vezier, dem Ferik der Beglerbeg oder Mirimiran an Rang gleich.

Pascha, Fest, s. Passah.

Pascha, Fluß in den russ. Gouvernements Nowgorod und Petersburg, entspringt aus dem See Pasch im Kreise Tichwin im Gouvernement Nowgorod, fließt zuerst westlich, darauf nordwestlich und ergießt sich in den Ladogasee. Sie hat eine Länge von 220 km, ist 100—300 m breit und 1½ bis 6 m tief; der Fluß ist schiffbar, auch werden große Mengen Bauholz auf ihm geflößt.

Paschâtik ist die gebräuchlichste Bezeichnung der großen Provinzial-Verwaltungskörper der Türkei, welche in der Kanzleisprache des Diwan «Eyalet» oder «Vilajet» genannt werden. Der Name P. ist von dem durchgängigen Titel der Generalgouverneure, «Pascha», gebildet. Im Volksgebrauche werden auch verschiedene wichtigere Unterstatthalterschaften P. genannt, welche teils früher der Sitz selbständiger Provinzialgouverneure gewesen, teils von im Range der Paschas stehenden Kaimakamen oder Vertretern verwaltet werden; so Tripolis und Acca als Dependenzen von Saida. Dagegen wird der Libanon, obwohl seit 1861 von einem den Paschatitel führenden, jedoch christl. Beamten regiert, nicht als P. bezeichnet. Die Verwaltung der P. war von jeher für rohe Satrapenwillkür und rücksichtslose Erpressung sprichwörtlich. Seit Mitte des 19. Jahrh. hat die Pforte durch Einführung der dem Pascha beratend und beschließend zur Seite gestellten, aus mohammed. Notabeln des P. und Vertretern der dort ansässigen Rajahgenossenschaften gebildeten Medschlis oder Regierungskollegien eine Reform im liberalen Sinne angestrebt; doch blieb der Erfolg weit hinter den Erwartungen zurück.

Paschâtis ist der Name von vier Päpsten, von denen jedoch der erste (687 Gegenpapst gegen Sergius I.) nicht gezählt wird.

Paschalis I., 817—824, mußte sich einer kaiserl. Untersuchung unterwerfen, weil er zwei röm. Geistliche, die es mit Lothar hielten, hatte blenden und hinrichten lassen. Daß ihm Ludwig der Fromme die weltlichen Herrscherrechte über Rom geschenkt habe, ist eine Erdichtung des 12. Jahrh. Ebenso scheint das Diplom, in welchem Ludwig 818 die Schenkungen seiner Vorfahren an den röm. Stuhl bestätigt und vermehrt haben soll, wenn nicht vollständig, so doch zum größten Teil unecht zu sein.

Paschalis II., 1099—1118, von Gregor VII. aus dem Kloster Clugny zum Kardinal erhoben, setzte den Kampf seiner Vorgänger gegen Heinrich IV. von Deutschland fort, wurde aber von Heinrich V., den er zuvor gegen den Vater aufgehetzt hatte, genötigt, dem Kaiser die Investitur zu gestatten, und floh, als er, durch die Kardinäle gedrängt, alle Zugeständnisse zurückgenommen hatte, vor den Waffen des Kaisers aus Rom. Auch sein Auftreten gegen den ehebrecherischen Philipp I. von

Digitized by Google

Frankreich war erfolglos; der Investiturstreit mit Heinrich I. von England wurde nur durch Ermäßigung der päpstl. Forderungen beendigt. Vgl. Schmitz, «Der engl. Investiturstreit» (Innsbr. 1884).

Paschalis III., der von den kaiserlich gesinnten Kardinälen 1164 gewählte Gegenpapst Alexanders III., kanonisierte Karl d. Gr. und starb 1168.

Paschasius (Radbertus), hervorragender theol. Schriftsteller des 9. Jahrh., geb. gegen Ende des 8. Jahrh., trat um 814 in das Kloster Alt-Corvie in der Picardie, wurde 844 dessen Abt, legte 851 sein Amt nieder und starb wahrscheinlich um 865. In seiner Schrift «De sanguine et corpore Christi» und in seiner «Epistola ad frudegardum» suchte er die von der kirchlichen Praxis und dem Volksglauben zwar schon allgemein angenommene, aber von der Kirche noch nicht sanktionierte Lehre zu rechtfertigen, daß im Abendmahl durch die Konsekration Brot und Wein sich substantiell in Leib und Blut Christi verwandeln (Transsubstantiation [s. d.]) und verwickelte sich deswegen in einen heftigen Streit mit Ratramnus und Rabanus Maurus. Ebenso verfocht er gegen den Mönch Ratramnus die volle Jungfrauschaft der Maria («De partu virginis»). Seine Werke gab Sirmond (Par. 1618) heraus.

Paschen (von passieren, nämlich heimlich am Zollhaus vorbei), schmuggeln, Waren verbotenerweise, mit Umgehung der Steuer über die Grenze bringen. (S. Schleichhandel.)

Paschen (Karl), deutscher Seemann, geb. 9. Juni 1835 in Schwerin, besuchte die Marineschule in Triest, trat 1853 als Kadett in die österr. Marine, wurde 1854 Offizier und nahm 1864 an dem Gefecht bei Helgoland und 1866 an der Schlacht bei Lissa teil. Am 20. Okt. 1867 trat P. als Kapitänlieutenant erster Klasse in die deutsche Marine über, wurde als Korvettenkapitän in den Admiralstab versetzt und übernahm 1868 das Kommando der Korvette «Leipzig» zu einer zweijährigen Reise nach der ostasiat. Station. Im J. 1880 kam er als Dezernent in die Admiralität nach Berlin, war später mehreremale Kommandant eines größern Panzerschiffs bei den Übungsgeschwadern und wurde dann Kommandeur der Werftdivision in Kiel. Im J. 1884 erhielt er mit dem Titel eines Kommodore das Kommando des ostasiat., 1885 das des ostafrik. Geschwaders, welches dazu bestimmt war, den Sultan von Zanzibar zur Anerkennung der Schutzherrschaft des Deutschen Kaisers über alle von Deutschen in Besitz genommenen Gebiete in Ostafrika zu zwingen. Am 11. Aug. übergab P. dem Sultan seine Forderungen, welche von letzterm am folgenden Tage bedingungslos anerkannt wurden.

Paschmaktik, auch Baschmalik, von Paschmak, Sandale, Frauenschuh, nennt man in der Türkei gewisse Jahresabgaben, mit welchen einige Städte Kleinasiens und des Ägäischen Meers zu Gunsten der jedesmaligen Sultanin-Mutter (Valide [s. d.]) nach der Eroberung belastet wurden. Der Ausdruck entspricht also unserm Nadelgeld.

Paschtu, s. Pathtu.

Pasco, s. Cerro de Pasco.

Pas-de-Calais heißt bei den Franzosen, Strait of Dover bei den Engländern die Meerenge, welche als der engste Teil des Kanals (s. d.) oder La-Manche Frankreich von England trennt und die Nordsee mit dem Atlantischen Ocean verbindet. Sie ist zwischen den Städten Calais und Dover 41 km breit, an der schmalsten Stelle zwischen Dover und dem Kap Grisnez noch schmaler. Beide Punkte sind seit 1851 durch einen submarinen elektromagnetischen Telegraphen verbunden.

Pas-de-Calais, Departement im nordöstl. Frankreich, von dem Kanal und dem Nord- und Somme-Departement umgrenzt und aus der ehemaligen Grafschaft Artois und den Landschaften Boulonnais, Ponthieu und Calaisis der Picardie zusammengesetzt. Es umfaßt 6605,63 qkm und zählt (1881) 819022 E. Das Klima des Departements ist sehr veränderlich und unbeständig. Der Boden, meist eben und gegen das Meer hin großenteils sandig, wird nach verschiedenen Seiten von zwei Hauptreihen kleinerer und größerer Hügel, darunter der Mont-Hulin und der Moat-Lambert, durchzogen und von zahlreichen Flüssen, namentlich der Authie, Aa, Lys, Scarpe, Canche, Senfée und Deule bewässert und ist im allgemeinen sehr ergiebig. Ackerbau, der in hoher Blüte steht und namentlich auch Runkelrüben und Cichorien im großen produziert, Gärtnerei, Vieh-, besonders Geflügelzucht, See- und Flußfischerei, Bergbau, namentlich auf Steinkohlen und Eisen, Verhüttung der Erze und Bearbeitung des Metalls, sowie Torfgräberei bilden nebst sehr lebhaftem Industriebetrieb, namentlich der Fabrikation von Wollzeugen, Kattunen, Öl und Töpferwaren, die Hauptnahrungszweige der Bewohner. Der sehr bedeutende Handel nach innen und außen wird außer den Eisenbahnen noch besonders durch zahlreiche (zusammen 121,24 km lange) Kanäle, z. B. den Kanal von Calais nach der Aa, der 42 km lang und 15,6 m breit ist, den Kanal Neuffossée von St.-Omer nach Aire, welcher, 18 km lang, die Lys mit der Aa verbindet, den Kanal der obern Deule, 26 km lang, und andere Kanäle, sowie durch die Seehäfen von Boulogne, Calais, Ambleteuse, Etaples und Berck unterstützt. Das Departement hat von allen die größte Anzahl von Gemeinden, nämlich 904 (in 44 Kantonen), und zerfällt in die 6 Arrondissements Arras, Béthune, St.-Omer, Montreuil, St.-Pol und Boulogne. Die volkreichste Stadt ist Boulogne-sur-Mer (s. d.); Hauptstadt ist Arras.

Pasdeloup (Jules Etienne), Musiker, geb. 15. Sept. 1819 zu Paris, besuchte das Konservatorium daselbst und wurde später Lehrer an dieser Anstalt; besonders bekannt ist er durch die «Concerts populaires de musique classique», welche er seit 1861 im Cirque d'hiver zu Paris dirigiert.

Pasang, die wilde Ziege.

Paseo, in span. Städten die öffentlichen Promenaden.

Pasewalk, Stadt im Kreise Ukermünde des Regierungsbezirks Stettin in der preuß. Provinz Pommern, an der Uker, Station der Linien Angermünde-Stralsund und Stettin-Straßburg der Preußischen Staatseisenbahnen, ist der Sitz eines Amtsgerichts, hat zwei Kirchen und ein neuerbautes kath. Gotteshaus, eine höhere Bürgerschule, ein Kriegerdenkmal für die 1864, 1866 und 1870—71 Gefallenen auf dem schönen Marktplatz und zählt (1880) 9469 größtenteils prot. E., welche meist Ackerbau und Holzhandel treiben, eine Tabaksfabrik, eine Stärkefabrik, zwei Eisengießereien, einen Kalkofen, Dampfschneidemühlen, Dampf-, Gips- und Ölmühlen unterhalten. P. ist eine der ältesten Städte Pommerns, hatte viel durch Kriege zu leiden und wurde 7. bis 11. Sept. 1630 von dem kaiserl. Obersten Götz verbrannt. Durch den Westfälischen Frieden kam P. an Schweden und durch den

Stockholmer Frieden 1720 an Preußen. Vgl. Hückstädt, «Geschichte der Stadt P.» (Pasewalk 1883).

Pasigraphie (d. i. Schrift für alle, aus dem griech. πᾶσι, für alle, und γράφειν, schreiben) nennt man die bisher vergeblich angestrebte Kunst, mittels eines von allen Völkern anzunehmenden Zeichensystems so zu schreiben, daß jeder derselben Kundige den betreffenden Text in seiner Sprache ablesen kann. Neuere Versuche der Art sind: Don Sinibaldo de Mas, «Idéographie» (Par. 1863); Bachmann, «Pasigraphisches Wörterbuch»; Damm, «Praktische P.» (Lpz. 1876). Für einen beschränkten Kreis von Mitteilungen ist ein solches System denkbar; es wird z. B. ein solches verwendet in der internationalen Schiffstelegraphie; der Versuch muß aber mißlingen, sobald man Allgemeingültigkeit anstrebt, da immer nur die Ausdrucksweise einer Sprache oder eines bestimmten Kreises verwandter Sprachen dabei zu Grunde gelegt werden kann, die Völkern mit anderer innerer Sprachform (d. h. die ihre Gedanken in anderer Weise sprachlich verkörpern) stets unverständlich bleiben muß. Das Problem der P. ist öfter mit dem der sog. Pasilalie, Pasilogie, d. h. der Erfindung einer künstlichen wirklichen Lautsprache, die durch erfundene, aber sprechbare Lautkombinationen Vorstellungen und Begriffe wie die natürliche Sprache ausdrücken soll, ein Problem, mit welchem sich im 17. und 18. Jahrh. bedeutende Männer beschäftigten, so Leibniz in seiner «Historia et commendatio linguae characteristicae universalis». Das neueste Produkt dieser Art ist die vom Pfarrer Schleyer zu Litzelstetten bei Konstanz erfundene Weltsprache Volapük (3. Aufl. der Grammatik, Überlingen 1884), welche viele Freunde gefunden hat.

Pasilalie, Pasilogie, s. unter Pasigraphie.

Pasin, Hochebene in Armenien, s. unter Aras.

Pasing, Pfarrdorf im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt München I, an der Würm, 7,5 km westlich von München, Station der Linien München-Augsburg-Ulm, München-Buchloe-Lindau und München-Tutzing-Peissenberg der Bayrischen Staatsbahnen, hat (1880) 1440 meist kath. E., Papier-, Spiritus-, chemische und Malzfabriken, eine Wachsbleiche, Schloß des Grafen Franz von Gatterburg, und Wasserleitung für München.

Pasiphäe, die Tochter des Helios und der Perseïs, Schwester des Aëtes und der Circe, Gemahlin des Minos (s. d.), die Mutter des Androgeos, Deukalion, Glaukos, Katreus, der Akale oder Akakallis, Xenodike, Ariadne und Phädra, entbrannte in unnatürlicher künstlich eine hölzerne Kuh; in diese verbarg sie sich und wurde durch jenen Stier Mutter des Minotauros. P. erscheint in diesem Mythus als die zur Herrin ungebildete asiat. Mondgöttin, deren Gemahl oder Sohn auch in Stiergestalt gedacht wurde, wie sie selbst als Kuh.

Pasiphaë hieß auch eine Orakelgöttin zu Thalamä in Lakonien, welche für eine Tochter des Atlas, oder für identisch mit der Kassandra, oder der Daphne, der Tochter des Amyllas, gehalten wird. In ihrem Tempel pflegte man zu schlafen, um im Traume Offenbarungen zu erhalten.

Pasir (Passir), kleiner, früher selbstständiger, jetzt aber unter der Oberherrschaft der niederländ.-ind. Regierung stehender Malaienstaat an der Ostküste von Borneo, mit der gleichnamigen Hauptstadt am Flusse P.

Pasiteles, Erzgießer und Bildhauer, Zeitgenosse von Pompejus d. Gr., schrieb fünf Bücher über die berühmtesten Kunstwerke der Erde, welche jedoch verloren gegangen sind.

Pasithea, eine der Grazien (s. d.).

Paskiewitsch (Iwan Fedorowitsch), Graf Eriwanskij, Fürst von Warschau, russ. Feldmarschall und Statthalter im Königreich Polen, geb. 8. (19.) Mai 1782 zu Poltawa, besuchte das kaiserl. Pageninstitut in Petersburg, ward von Paul I. zu seinem Leibpagen ernannt und trat 1800 als Lieutenant und kaiserl. Flügeladjutant in das Preobraschenskische Regiment. Nachdem er bei Austerlitz gefochten, ward er 1806 zur Donau-Armee versetzt, erwarb dort den Ehrensäbel und machte die Feldzüge gegen die Türken bis 1812 mit. Im J. 1807 ward er mit einem diplomatischen Auftrage nach Konstantinopel geschickt und 1809 beim Sturm auf Braila schwer verwundet, erkämpfte sich bald darauf als Oberst des Regiments Witebsk beim Sturm von Basardschik das Georgenkreuz und wurde für seine Teilnahme an der Schlacht von Batyn, 7. Sept. 1810, zum Generalmajor befördert. An der Spitze der 26. Infanteriedivision zeichnete er sich 1812 bei Smolensk, Borodino, Malo-Jaroslawez und Krasnoi aus. Mit gleicher Tapferkeit focht er im folgenden Jahre in Deutschland. Nach der Schlacht von Leipzig wurde er zum Generallieutenant befördert, 1814 zeichnete er sich in der Schlacht vor Paris aus und erhielt nach dem Frieden das Kommando einer Gardedivision. P. begleitete den Großfürsten Michael 1817—20 auf seinen Reisen durch Europa und ward 1823 Generaladjutant des Kaisers. Die Bahn zu höherm Ruhm eröffnete sich ihm in den Kriegen gegen Persien und die Pforte. Am 25. Sept. 1826 schlug er die Perser unter Abbas Mirza bei Jelisawetpol, eroberte im nächsten Jahre das pers. Armenien und schloß, nachdem er Eriwan 13. Okt. 1827 mit Sturm genommen und Tauris nebst Ardebil besetzt hatte, 22. Febr. 1828 den für Rußland sehr vorteilhaften Frieden von Turkmantschai ab, welcher Rußland die Herrschaft auf dem Kaspimeere eintrug, worauf er vom Kaiser zum Grafen Eriwanskij erhoben und mit 1 Mill. Rubel beschenkt wurde. P. drang nunmehr in die asiat. Türkei ein, schlug die Türken bei Kars, nahm die Festungen Achalzik, Kars, Bajezid und vernichtete ein zweites türk. Heer an den Quellen des Euphrat. Am 9. Juli 1829 zog P. in Erzerum ein; als Lohn erhielt er den Feldmarschallstab und die erste Klasse des Georgenordens.

Er unterwarf 1830 die Bergvölker im Daghestan und übernahm nach dem Tode des Grafen Diebitsch-Sabalkanskij 26. Juni 1831 zu Pultusk den Oberbefehl der Armee in Polen. Nach dem Falle Warschaus 7. Sept. vom Kaiser in den Fürstenstand erhoben und zum Statthalter von Polen ernannt, suchte er die Verwaltung wieder zu ordnen und das besiegte Volk zu beruhigen. Er vollzog 26. Febr. 1832 das organische Statut, welches Polen mit Rußland vereinigte, und vereitelte mehrfach Versuche zu Aufständen und Unruhen durch seine Umsicht und Energie, sodaß auch das J. 1848 ruhig an Polen vorüberging. Als 1849 die russ. Intervention in Ungarn (s. d.) beschlossen ward, erschien P. von neuem im Felde und konnte bald seinem Monarchen die Kapitulation der ungar. Armee bei Világos (10. Aug.) und die Unterwerfung des Landes melden. Im Okt. 1850 wurde

sein 50jähriges Dienstjubiläum in Warschau mit großem Gepränge gefeiert, bei welcher Gelegenheit er sowohl vom Kaiser von Österreich als vom König von Preußen zum Feldmarschall ernannt wurde. Im April 1854 übernahm er den Oberbefehl an der Donau, zeigte jedoch nicht mehr die erwartete Entschlossenheit und wurde deshalb im Juni abberufen, angeblich wegen einer vor Silistria empfangenen Kontusion. Er starb als Statthalter von Polen zu Warschau 1. Febr. 1856, wo ihm 1869 ein Denkmal errichtet worden ist. Vgl. Tolstoi, «Essai biographique et historique sur le feld-maréchal prince de Varsovie etc.» (Par. 1835); «Monatsschrift» (Petersb. 1857). Aus seiner Ehe mit einer Verwandten des Dichters Gribojedow waren vier Kinder entsprossen. Der Sohn, Fedor, kämpfte mit Auszeichnung in Ungarn und der Krim, wurde 1854 Generalmajor, 1856 Generaladjutant des Kaisers und 1861 Generallieutenant, erhielt aber im April 1866 wegen seiner der Regierung in der Adelsversammlung von Petersburg gemachten Opposition seine Entlassung.

Pasman, österr. Insel an der Küste Dalmatiens, die südliche von den beiden dem Kanal von Zara vorgelagerten Inseln und zwar diejenige, bei welcher die Schiffahrt durch ihr vorliegende kleinere Inseln und Scoglien zu besonderer Vorsicht auffordert, ja bei ungünstigem Wetter geradezu unmöglich wird. Der gleichnamige Hauptort, schräg gegenüber von Zara vecchia, zählt (1880) 782 E. und gehört zum Bezirk der vorgenannten Stadt.

Paso, span. Zwischenspiel, s. u. Entremes.

Paso del Norte, s. El Paso del Norte.

Pasowein, s. unter Chihuahua.

Pasquier (Etienne Denis, Baron, später Herzog von), franz. Staatsmann, geb. 22. April 1767 zu Paris, erhielt eine Stelle als Requêtenmeister im Parlament zu Paris, die er aber durch die Revolution verlor. Erst 1806 trat er als Requêtenmeister wieder in den Staatsrat, erhielt den Baronstitel und stieg 1810 zum Staatsrat und Generalprokurator des «sceau des titres». Kurz darauf wurde er Polizeipräfekt von Paris, welches Amt er bis zur Rückkehr der Bourbons führte. Während der Restauration war er Abgeordneter und Kammerpräsident, auch mehrmals leitender Minister, mußte aber wiederholt den Anfeindungen der royalistischen Ultras weichen. Ludwig XVIII. verlieh ihm 1821 die Pairswürde. Im J. 1830 wandte sich P. der neuen Regierung zu, trat 1830 wieder in die Pairskammer und wurde deren Präsident. Als solcher leitete er die Debatten während der ganzen Dauer der Regierung Ludwig Philipps. Zu seinen Gunsten stellte man 1837 die Titularwürde des Kanzlers wieder her, und 1844 gab ihm Ludwig Philipp den Herzogstitel. Seit der Revolution von 1848 lebte er in Zurückgezogenheit. Im J. 1842 trat er in das Institut, obschon sich seine gelehrten und litterarischen Verdienste nur auf das mit M. de Raudon verfaßte Vaudeville «Grimou ou le portrait à faire» und die Herausgabe seiner «Discours prononcés dans les chambres législatives de 1814—36» (4 Bde., Par. 1842) gründeten. P. starb 5. Juli 1862 zu Paris. Er soll umfangreiche Memoiren (15 Bände in Manuskript) hinterlassen haben. Vgl. Favre, «Etienne Denis P. chancelier de France» (Par. 1870).

Während der Schreckenszeit der ersten Revolution hatte er sich mit der Witwe des Grafen von Rochefort vermählt, die 1844 kinderlos starb. Er adoptierte deshalb seinen Großneffen Edme Armand Gaston, Marquis d'Audiffret-P. (s. d.), der ihm auch in der herzogl. Würde gefolgt ist.

Pasquill, sprachlich soviel wie «kleiner Pasquino», ist wahrscheinlich von Pasquinus, einem redefertigen, witzigen Manne aus Siena, abzuleiten, welcher in Poggii Florentini (gest. 1459) «Facetiarum Libellus unicus» (Lond. 1798) unter «Castigata vanitas» erwähnt wird. Im Deutschen scheint das Wort zuerst in «Ein unterredung zwischen dem Pasquillen und Deutschen von dem zukünfftigen Concilio zu Mantua» (1537) vorzukommen. Gewöhnlich wird das Wort auf den röm. Schuster Pasquino zurückgeführt, der sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. durch witzige Einfälle in Rom hervorthat und dem Platze, auf welchem er seine Werkstätte aufgeschlagen, seinen Namen gegeben hat. Als hier das Marmorfragment des Ajax mit dem Leichnam des Achilles aufgestellt wurde, ging der Name auf diese Gruppe über, sowie auch seine satirische Laune, da die Gruppe dazu benutzt wurde, Spottschriften (Pasquinaden) anzuhängen. Die Statuenreste stehen an der Westecke des Palastes Braschi in Rom. Bei den Römern hatte die Zwölftafel-Gesetzgebung den Verfasser von verunglimpfenden Liedern gleich dem Zauberer mit Kapitalstrafe bedroht, und die spätere Kaiserzeit wegen Schmähschriften (libellus famosus) Testierunfähigkeit, Ehrlosigkeit, körperliche Züchtigung, selbst Deportation oder bei Majestätsbeleidigung Todesstrafe verhängt. In Deutschland, wo die Reichsgesetzgebung des 16. Jahrh. die Streitschriften aus Anlaß der kirchlichen und polit. Bewegung als pasquillantisch verfolgte, war die Praxis milder, und die neuern Rechte strafen das P. nur als qualifizierte Injurie (s. d. und Libell).

Pasquino, Pasquinade, s. unter Pasquill.

Paß ist eine von der zuständigen Polizeibehörde für jemand, der eine Reise zu unternehmen beabsichtigt, ausgefertigte, die Persönlichkeit des Reisenden feststellende, zu diesem Ende mit dessen Personbeschreibung und seiner Namensunterschrift versehene, gewöhnlich auch Ziel und Zweck der Reise angebende Urkunde, durch welche der Reisende sich über seine Person, sowie über die Unbedenklichkeit seines Reisens auszuweisen vermag und auf Grund deren er eintretendenfalls auch den Schutz derjenigen Behörden, durch deren Gebiete er reist, in Anspruch nehmen kann. In neuerer Zeit haben die meisten Staaten, so namentlich auch das Deutsche Reich durch das Paßgesetz vom 12. Okt. 1867, den Paßzwang, d. h. die Verpflichtung für den Reisenden, mit P. versehen zu sein, beziehungsweise denselben an den auf der Reise berührten Orten zum Visieren vorzulegen, als belästigend wieder aufgehoben und es den Reisenden freigestellt, ob sie sich, um auf der Reise einen Ausweis über ihre Person erforderlichenfalls vorzeigen zu können, mit P. oder sonstiger Reiselegitimation versehen wollen. Als solche Reiselegitimation dienen auch die Paßkarten, welche nicht für eine spezielle Reise, sondern jedesmal auf ein ganzes Kalenderjahr ausgestellt werden und sowohl hierdurch, als durch die bequeme Kartenform für den Reisenden das einfachste Mittel sind, sich auf der Reise zu legitimieren. Vgl. Kannegießer, «Über das Paßwesen vom 12. Okt. 1867» (Berl. 1868).

Zwangspaß oder Reiseroute (Marschroute) ist ein P., mittels dessen jemand von der Polizei

unter Androhung von Strafe vorgeschrieben wird, sich an einen bestimmten Ort zu begeben und dort bei der Behörde zu melden. Dem Betreffenden wird hierbei auch eine bestimmte Route, die er bei Strafe einzuhalten hat, vorgezeichnet. Die Zwangspässe werden in der Hauptsache bei bestraften Personen angewendet, um dieselben auf diese Weise in ihre Heimat zu dirigieren.

Gesundheitspässe werden in Zeiten von Epidemien denjenigen aus dem angesteckten Lande kommenden Reisenden erteilt, welche in der Quarantäneanstalt eine Zeit lang beobachtet worden sind und bei denen sich herausgestellt hat, daß sie den Keim der Krankheit nicht in sich tragen; erst der Gesundheitspaß gestattet ihnen den Eintritt in den angrenzenden Staat. Solche Pässe werden auch zum Nachweise dafür ausgestellt, daß der Gesundheitszustand an dem Abgangsorte des Reisenden, sowie an den von demselben berührten Zwischenstationen unverdächtig ist; den Reisenden kann darauf hin Befreiung von der Quarantäne gewährt werden.

Paß nennt man eine enge, schwer zu passierende Terrainstelle. Gebirgspässe heißen die gangbaren, mit Fahr-, Saum- oder Fußwegen versehenen Einsattelungen der Gebirge, Engpässe die zwischen Gebirgen und Felsen eingeschnittenen Wegstrecken. Doch braucht man auch das Wort von durch Wasser oder Sumpf gebildeten Engwegen, von langen Dämmen u. s. w.

Passacaglia, Passacaglio, ein alter gravitätischer Tanz in ungeradem Takt, der besonders bei den roman. Völkern beliebt war und auch noch oft in der Kunstmusik des 18. Jahrh. erscheint; er hat eine kurze wiederkehrende Figur als Grundbaß.

Passage (frz., Durchgang), in der Musik eine aus der Durchführung eines Motivs gebildete Figur von schneller Bewegung und kürzerer Ausdehnung.

Passageninstrument, eins der vorzüglichsten Instrumente, welches die Astronomen gebrauchen, wurde von Olaus Römer erfunden und besteht aus

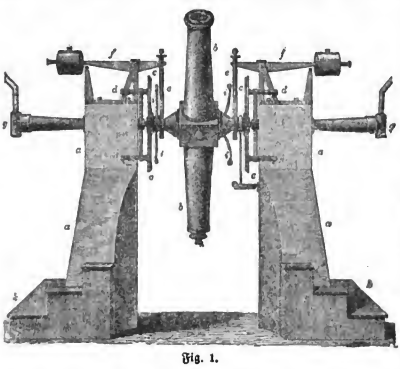


Fig. 1.

einem Fernrohr, welches mit einer senkrechten Achse verbunden ist, um die das Fernrohr sich bewegt. Im Brennpunkte dieses Fernrohrs sind Fäden eingespannt, und das Instrument wird benutzt, um die Durchgänge (Passagen) der Sterne an diesen Fäden zu beobachten. Gewöhnlich wird es so aufgestellt, daß seine Achse horizontal von Ost nach West liegt; alsdann beschreibt das Fernrohr bei der Drehung um die Achse einen größten Kreis, der mit dem Meridian zusammenfällt. Das P. im Meridian heißt Mittagsrohr und wird hauptsächlich

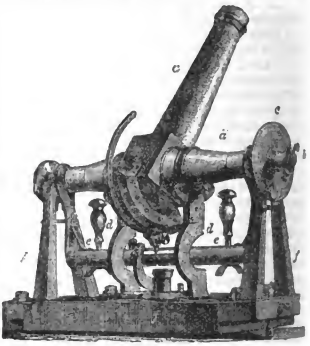


Fig. 2.

zur Bestimmung der Zeit benutzt. Ist es zugleich mit Höhenkreisen versehen, an welchen man die Höhen der Sterne im Meridian bestimmt, so heißt es Meridianinstrument, Meridiankreis. Eine andere Aufstellung des P. ist die im «ersten Vertikal»: Die Achse des Instruments liegt dann horizontal von Nord nach Süd, das Fernrohr beschreibt den ersten Vertikal (Ost, Zenith, West) und wird in dieser Lage besonders zu Breitenbestimmungen ꝛc. benutzt. In neuerer Zeit wendet man oft Fernrohre mit gebrochener Achse an, wobei ein Teil der Fernrohrachse in der Instrumentenachse liegt; dadurch wird der Vorteil erzielt, daß das Auge immer in gleicher Richtung in das Fernrohr sieht, ein Nachteil ist aber die geringere Lichtstärke, welche durch die Brechung und Reflexion der Lichtstrahlen im Fernrohr veranlaßt wird.

In beistehender Fig. 1 ist ein Meridiankreis dargestellt. Zwischen den Sandstein- oder Granitbacksteinpfeilern aa ruht das Fernrohr bb; zur Bewegung dienen die Handhaben ii; um die Achse gehen die Bügel ee, an denen die Hebel ff mit den Gegengewichten angebracht sind; cc sind die fein geteilten Höhenkreise, welche durch die Mikroskope dd abgelesen werden; gg sind die Lampen zur Beleuchtung der Teilung und des Gesichtsfeldes; kk sind Holztritte, welche der Beobachter zum Ablesen der Mikroskope u. s. w. besteigt.

Fig. 2 zeigt ein Passageninstrument mit gebrochener Achse. In dem Würfel, an welchem das Objektivende a des Fernrohrs sitzt, befindet sich ein Prisma, durch welches das Licht um

90° reflektiert wird, das Okularende iſt daher in b und nicht in der Verlängerung von a; ff iſt das gußeiſerne Stativ, ee die Waſſerwage zur Horizontalſtellung der Achſe, dd eine Vorrichtung, durch welche das Fernrohr aus den Lagen gehoben und um 180° gedreht werden kann, endlich c ein kleiner Kreis zum Einſtellen der Sterne.

Paſſagevertrag heißt das «Frachtgeſchäft zur Beförderung von Reiſenden» auf der See (Handelsgeſetzbuch, Buch V, Tit. 6, Art. 665 fg.), welches wie der Frachtvertrag zur Beförderung der Güter ſowohl als Chartervertrag wie als Einzelvertrag denkbar iſt; im erſtern Falle greifen für das Verhältnis zwiſchen Verfrachter und Charterer die Grundſätze des Tit. 5 Platz, ſoweit die Natur der Sache nicht widerſpricht (z. B. kein Pfandrecht an den Reiſenden, keine Pflicht für Stauung und Garnierung zu ſorgen u. ſ. w.). Der Vertrag iſt ſtets abſolutes Handelsgeſchäft (Art. 271, Nr. 4). Der Reiſende hat das bedungene Überfahrtsgeld, wenn er aber vor dem Antritt der Reiſe zurücktritt, nur die Hälfte desſelben zu zahlen (Art. 668, Abſ. 1); dem Verfrachter ſteht dafür ein Pfandrecht an den Effekten des Reiſenden zu. Regelmäßig hat der letztere zugleich Anſpruch auf Beköſtigung, falls es ſich um eine längere Seereiſe handelt. Der Reiſende iſt verpflichtet, alle die Schiffsordnung betreffenden Weiſungen des Schiffers zu befolgen (Art. 666) und muß für ſeine Effekten zur großen Haverei Beitrag leiſten. [Paſſage.

Paſſaggio (ital.), in der Muſik ſoviel wie

Paſſaglia (Carlo), ital. Theolog, geb. 1814 zu Pieve a San-Paolo bei Lucca, war Lehrer in Raggio und Picoli, trat 1844 in den Jeſuitenorden und erhielt eine Profeſſur am Collegium Romanum. Nachdem er 1853 ein dreibändiges Werk zur Verteidigung der Lehre von der unbefleckten Empfängnis Mariä veröffentlicht, ernannte ihn Pius IX. zum Präſidenten der Kommiſſion, welche dieſes Dogma zu prüfen und darüber zu entſcheiden hatte. Durch ſeine Schrift «Pro causa italica» (1859), worin er das Recht Italiens auf nationale Einigung verteidigte und die weltliche Herrſchaft des Papſtes angriff, verſcherzte er ſich mit der Curie und mußte aus Rom fliehen. Er wurde in Turin Profeſſor der Moralphiloſophie an der Univerſität, Vertreter des Bezirks Montecchio im erſten ital. Parlament, und gab (1862—66) die kirchenpolitiſche Zeitſchrift «Il Mediatore», in der er gegen die weltliche Gewalt des Papſtes kämpfte, heraus. Von ſeinen theol. und polem. Schriften ſind mehrere unter dem Pſeudonym Erneſto Filalete erſchienen.

Paſſah oder Paſcha (aus dem Aramäiſchen gräciſierte Form des hebr. Peſach, d. h. ſchonendes Vorübergehen) iſt der Name des am 14. Niſan, d. h. am erſten Vollmond des Frühlings, im Tempel darzubringenden, aus einem Lamme oder einer jungen Ziege beſtehenden Opfers, welches am Abend im Familienkreiſe mit ungeſäuerten Broten und bittern Kräutern gegeſſen wurde. Der Vorſchrift nach ſollte das Paſſahlamm ganz gebraten, ohne Zerbrechung der Knochen verzehrt und nichts davon übriggelaſſen werden. Die gedachten Ceremonien, zu denen ſpäter noch der Genuß von vier Bechern Wein gehörte, ſollten ſymboliſche Erinnerungen an die Ereigniſſe vor und nach dem Auszuge aus Ägypten ſein. Das in den Evangelien geſchilderte letzte Mahl Chriſti mit ſeinen Jüngern iſt ein ſolches Paſſahmahl geweſen. An das P. ſchloß ſich die ſieben Tage dauernde Enthaltung von allem Geſäuerten: «das Feſt der ungeſäuerten Brote», das zu den drei Wallfahrtsfeſten gehörte und das zuweilen ungenau ebenfalls P. genannt wird. Gegenwärtig, ſeit dem Aufhören des Opferdienſtes, wird das P. in den jüd. Familien an den beiden erſten Abenden des genannten Feſtes durch Genuß ungeſäuerter Brote und bitterer Kräuter unter Vorleſung der Hagada (ſ. d.) begangen.

Paſſaic, Fluß im nordamerik. Staate Neujerſey, entſpringt im Morris-County, fließt nordöſtlich, paſſiert die Stadt Paterſon (ſ. d.), wo er einen 27 m hohen Waſſerfall bildet, fließt dann ſüdlich in die Newarkbai, 5 km unterhalb der Stadt Newark. Seine Länge beträgt ungefähr 160 km.

Paſſaic, Stadt im gleichnamigen County des nordamerik. Staats Neujerſey, am Fluſſe gleichen Namens und an der Erie-Eiſenbahn, zählt (1880) 6532 E., hat eine Wollfabrik, eine Kattundruckerei ꝛc.

Paſſamaquoddy-Bay, Bucht im Atlantiſchen Ocean zwiſchen dem nordamerik. Staate Maine und der canad. Provinz New-Brunswick, iſt 20 km lang und 10 km breit, nimmt den St.-Croix und den Dädgeguaſhfluß auf, hat gute Häfen und enthält mehrere Inſeln, z. B. Campo Bells und Deer-Island. Die P. iſt tief genug für die größten Schiffe.

Paſſarge, Fluß im oſtpreuß. Regierungsbezirk Königsberg, entſpringt 4 km im ONO. von Hohenſtein, nimmt links die Liebe, rechts die Drewenz und Malſch auf, wird bei Braunsberg ſchiffbar und mündet nach 120 km Stromlauf in das Friſche Haff.

Paſſarge (Louis), Reiſeſchriftſteller, geb. 6. Aug. 1825 in Wolittnick in Oſtpreußen, ſtudierte in Königsberg und Heidelberg die Rechte, fungierte in Hekligenbeil und Königsberg als Richter, wurde 1872 Appellationsgerichtsrat in Inſterburg, 1878 Tribunalsrat in Königsberg und 1879 Oberlandesgerichtsrat daſelbſt. Er ſchrieb: «Aus dem Weichſeldelta» (Berl. 1857), «Fragmente aus Italien» (Berl. 1860), «Schweden, Wisby und Kopenhagen» (Lpz. 1867), «Aus Baltiſchen Landen» (Glogau 1878), «Drei Sommer in Norwegen» (Lpz. 1881; 2. Aufl. unter dem Titel «Sommerfahrten in Norwegen», 2 Bde. 1884), «Aus dem heutigen Spanien und Portugal» (2 Bde., Lpz. 1884), «Henrik Ibſen» (Lpz. 1883), «Baltiſche Novellen» (Lpz. 1884).

Paſſariano, Dorf in der ital. Provinz Udine, Diſtrikt Codroipo, Gemeinde Rivolto, hat (1881) 740 E. Im hieſigen Schloſſe, welches Manin, dem letzten Dogen von Venedig, gehörte, führte General Bonaparte mit Öſterreich im Okt. 1797 die Vorverhandlungen des Friedens von Campo-Formio.

Paſſaro, Inſel, ſ. Paſſero.

Paſſarowitz, bei den Serben Poſcharewatz, Kreisſtadt im Königreich Serbien, etwa 7 km öſtlich der Morawa und 15 km ſüdöſtlich von deren Mündung in die Donau am Fuße des Bergkammes Sopot gelegen, iſt Sitz eines Kreisamts und Kreisgerichts, hat eine Kirche, ein Untergymnaſium und vierklaſſige Normalſchulen für Knaben und Mädchen und zählt (1885) 9394 E. Der wahrſcheinlich an der Stelle des alten Margum in Obermöſien ſtehende Ort iſt merkwürdig durch den daſelbſt 21. Juli 1718 von Venedig und Karl VI. mit der Pforte, unter Vermittelung Hollands und Englands, abgeſchloſſenen Frieden, welcher den Krieg endigte, den die Pforte 1714 gegen Venedig unternommen hatte, um Morea zu erobern. Südweſtlich von P. liegt das 1860 eingerichtete fürſtl. Geſtüt Ljubitſchewo.

Paſſatſtaub nannte Ehrenberg die namentlich in der Paſſatregion im Atlantiſchen Meere beobachteten Staubmeteore. Der P. iſt in einigen Gegenden an der Weſtküſte von Mittel- und Nordafrika faſt ſtets vorhanden, verbreitet ſich aber auch periodiſch in der Richtung des Mittelmeers über Italien und Armenien, zuweilen ſelbſt bis Schweden und Rußland. Die chem. Analyſe ergibt als Beſtandteile: Kieſelerde, Thonerde, Eiſenoxyd, Manganoxyd, kohlenſaure Kalkerde, Talkerde, Kali, Natron, Kupferoxyd, Waſſer und organiſche (verbrennliche) Subſtanz. Unter dem Mikroſkope beobachtete Ehrenberg: feinen Quarzſand und noch feinern gelblichen oder rötlichen Mulm, zwiſchen denen ſich zahlreiche organiſche Formen und Fragmente finden (Polygaſtern, Phytolitharien, Polytbalamien und weiche Pflanzenteile). Die Geſamtzahl der beobachteten Formen beträgt über 300 Arten. Ehrenberg nimmt an, daß ſich in den obern Regionen der Atmoſphäre in der Paſſatregion ein konſtantes nebelartiges Staubdepôt befände. Der P. wird durch den kreisartig verlaufenden Paſſat, der von Sudamerika aufſteigt und ſich an der Weſtküſte Afrikas wieder ſenkt, ſtets gemiſcht (was ſeine ſeit Mitte des 19. Jahrh. faſt gleichartige Zuſammenſetzung erklärt) und durch die Bewegung der Luft ſchwebend erhalten. Vgl. Ehrenberg, «Überſicht der ſeit 1847 fortgeſetzten Unterſuchungen über das von der Atmoſphäre unſichtbar getragene reiche organiſche Leben» (Berl. 1871; «Nachtrag», Berl. 1872).

Paſſatwinde oder Paſſate (v. ſpan. passata, d. h. Überfahrt, weil die Segelſchiffe den Nordoſtpaſſat zur Überfahrt von Spanien nach Südamerika benutzen; engl. trade winds, frz. alizés) nennt man die beſtändig aus öſtl. Richtung wehenden, den niedrigen Breiten eigentümlichen Winde. Die Polargrenze dieſer Winde fällt ziemlich genau zuſammen mit der Jahresiſotherme von 20° oder mit der geogr. Breite von 30°. Das Gebiet der P. umfaßt alſo faſt die Hälfte der ganzen Erdoberfläche. Die P. wechſeln im Gegenſatz zu den Monſunen ihre Richtung nicht mit den Jahreszeiten, ſondern ſind von dieſen unabhängig. Die P. ſtrömen jenem Erdgürtel zu, in welchem die Mitteltemperatur der ganzen atmoſphäriſchen Hülle der Erde am höchſten iſt. Dieſer Gürtel liegt einige Grade nördlich vom Äquator. Der Grund dieſer konſtanten Strömungsrichtungen ergibt ſich aus Folgendem: Dieſe Ungleichheit der Erwärmung der Erdatmoſphäre und die Art der Wärmeverteilung hat zur Folge, daß die Flächen gleichen Drucks über dem am ſtärkſten erwärmten Gürtel am höchſten liegen und gegen die Pole hin geneigt ſind. Die Luftmaſſen erhalten dadurch von einer beſtimmten Höhe an in gleicher Weiſe ein Gefälle gegen die Pole hin, wie das Waſſer auf einer geneigten Fläche. Der erſte Effekt der ungleichen Wärmeverteilung wird deshalb ſein, daß die Luft von dem Gürtel höchſter Mitteltemperatur in der Höhe nach beiden Seiten nach den Polen hin abfließt. Dieſes veranlaßt aber ſodann ein Sinken des Luftdrucks an der Erdoberfläche in dem Wärmegürtel, dagegen ein Steigen desſelben in den höhern Breiten. Durch dieſen letztern Umſtand erhält nun aber die Luft an der Erdoberfläche das Beſtreben, von den höhern Breiten nach den Gegenden niedern Drucks abzufließen, und ſtrömt alſo dem Äquator zu. Der dadurch erzielte Kreislauf in der Höhe vom Äquator nach den Polen und an der Erde von den Polen zum Äquator wird aber durch die Rotation der Erde dahin verändert, daß die Strömungsrichtungen an der Erdoberfläche auf beiden Hemiſphären eine öſtl. Richtung annehmen müſſen und infolge deſſen auf der nördl. Halbkugel der Nordoſtpaſſat und auf der ſüdl. Halbkugel der Südoſtpaſſat entſtehen muß.

Würden die Kältegegenden der Erde dieſelbe Ausdehnung haben wie die tropiſchen, ſo würde der erwähnte Kreislauf ſich von der wärmſten Gegend bis zur kälteſten erſtrecken. Dieſe Vorausſetzung trifft aber bei der Erde nicht ein, infolge deſſen häuft ſich die vom Äquator abſtrömende Luft ſchon auf einer Breite von etwa 30—40° ſo ſtark an, daß der Kreislauf ſchon hier ſeine Regelmäßigkeit faſt gänzlich verliert. Es entſteht in dieſer Gegend eine Zone höchſten Luftdrucks, ſodaß eigentlich erſt von hier aus die an der Erdoberfläche wehenden Paſſate ihren Urſprung nehmen. Die P. wehen am regelmäßigſten und kräftigſten über den Oceanen, hier iſt auch der baſiſche Gradient am größten, indem über den Oceanen zwiſchen 30 und 40° inſelförmige Gebiete konſtant hohen Luftdrucks ſich finden, von denen eben die P. ausgehen. Über den Landflächen und an den Küſten werden die P. vielfach in Richtung und Stärke geſtört, an den letztern häufig durch die Monſune (ſ. d.) erſetzt. In der Mitte zwiſchen den beiden Paſſatgebieten befindet ſich die Region der Kalmen (ſ. d.), welcher die Zone des niedrigſten Luftdrucks entſpricht. Die Höhe, bis zu welchen die P. hinaufreichen, iſt eine ſehr bedeutende und beträgt oft über 6—8000 m. Paſſatwindkarten lieferten Maury, Fitzroy, Andree u. a. Vgl. auch Coffin, «Winds of the Globe» (Publikationen der Smithſonian-Inſtitution, Waſhingt. 1876), und Hann, «Handbuch der Klimatologie» (Stuttg. 1883).

Paſſau, unmittelbare Stadt im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, in höchſt romantiſcher Lage, am Zuſammenfluß der Donau, des Inn und der Ilz, Station der Linie P.-Regensburg-Nürnberg-Würzburg der Bayriſchen Staatsbahnen und der Linie Wels-P. der Öſterreichiſchen Staatsbahnen (Kaiſerin-Eliſabethbahn), beſteht aus der eigentlichen Stadt und den beiden Vorſtädten Innſtadt und Ilzſtadt. Die eigentliche Stadt, aus Altſtadt und Neumarkt beſtehend, liegt auf der ſchmalen, felſigen Landzunge zwiſchen Inn und Donau. Die zahlreichen öſterreichen, maſſiven, meiſt dem 17. und 18. Jahrh. entſtammenden Gebäude ſteigen, namentlich vom Inn aus, amphitheatraliſch auf und geben der Stadt ein großartiges Anſehen. Über die Donau führt hier eine eiſerne 200 m lange Brücke und ein Drahtſteg, über den Inn zwei eiſerne Brücken, worunter die 66 m lange Eiſenbahnbrücke. Am rechten Innufer, gegenüber der eigentlichen Stadt, liegt die Innſtadt, der älteſte Teil der Stadt, ſchon um 100 v. Chr. von den Bojern erbaut und damals Bojodurum genannt; am linken Ufer der Ilz, da, wo dieſe in die Donau mündet, liegt die Ilzſtadt (ehemals Judenſtädtchen genannt). Auf dem Berge, der im Winkel zwiſchen Donau und Ilz bis zu 100 m aufſteigt, erhebt ſich die ehemalige Feſtung Oberhaus, die durch zwei Schutzmauern mit Niederhaus verbunden iſt und zur Detention von Militärſträflingen zumeiſt benutzt wird. Die höchſte Spitze von Oberhaus bildet ein Ausſichtsturm. Unter den Bauwerken P.s iſt der Dom St. Stephan hervorzuheben, der, nachdem der got. Bau (bis auf das Presbyterium) durch Feuer zerſtört worden, 1662—80 in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt aufgeführt

wurde. Auf dem Domplatz ist seit 1824 dem König Max I. Joseph ein Denkmal errichtet. Andere bemerkenswerte Gebäude sind: die ehemalige fürstbischöfl. Residenz und das frühere Jesuitenkollegium mit einer sehr ansehnlichen Bibliothek. Die Stadt, welche (1880) 15 365 meist kath. E. zählt, ist Sitz eines Bischofs, eines Landgerichts, eines Amtsgerichts und sonstiger königl. Behörden. Von höhern Unterrichtsanstalten befinden sich daselbst ein Lyceum, Gymnasium mit Lateinschule, eine Kreisrealschule, eine Kreisweberschule, eine landwirtschaftliche Winterschule, ein bischöfliches Knabenseminar mit Alumneum. Bedeutsame industrielle Thätigkeit findet sich in P. und nächster Umgebung: Parkett-, Goldlack-, Leder-, Papier-, Spiegel-, Vorzellan- (Spezialität Nippes in Rokoko), Zündholz-, Draht- und Uhrfournitur enfabrik, Granitbrüche, Holzdampfsägen, Großbrauereien und Graphitgewinnung. Hervorragend ist auch Handel mit Holz, Salz, Getreide und meist in Oberzell verfertigten Passauer Schmelztiegeln und Schiffahrt (Sitz der Handels- und Gewerbekammer für Niederbayern und eines Handelsgerichts). Von Wichtigkeit ist insbesondere der Getreidetransport aus Ungarn. Über der Innstadt erhebt sich der Mariahilfberg, ein vielbesuchter Wallfahrtsort, und links an der Donau auf einem Bergrücken, an dessen Abhängen sich der Stadtpark hinzieht, liegt das ehemalige fürstbischöfliche Lustschloß Freudenhain, jetzt engl. Fräuleininstitut. P. ist Sitz einer Sektion des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins.

P. wurde von Römern Castra Batava nach den hier stationierten batavischen Kohorten genannt, und ist durch den Passauer Vertrag (s. d.) vom 31. Juli 1552 bekannt. Das Bistum Passau entstand 738 infolge der Übersiedelung der Kirche zu Lorch. Durch den Reichsdeputationshauptschluß (1803) wurde es säkularisiert. Stadt und Oberhaus nebst dem westl. Teile kamen an Bayern, der größere östl. Teil an den Großherzog von Toscana, nachherigen Kurfürsten von Salzburg. Erst 1805 gelangte Bayern in den Besitz des ganzen Fürstentums, das bei der Säkularisation 990 qkm umfaßte, über 52 000 E. zählte und über 430 000 Fl. reine Einkünfte gewährte. Vgl. Erhard, «Geschichte der Stadt P.» (2 Bde., Passau 1862—64), und Morin, «P. das Koblenz der Donau» (Passau 1878).

Passauer Kunst, s. Festmachen.

Passauer Tiegel, aus Graphitmasse gefertigte Schmelztiegel, welche bei vielen chem. und metallurgischen Operationen, namentlich zum Schmelzen des Goldes Verwendung finden.

Passauer Vertrag wurde nach der unerwarteten Schwenkung und dem kühnen erfolgreichen Kriegszuge des Kurfürsten Moritz von Sachsen zwischen diesem und dem röm. Könige Ferdinand im Namen seines Bruders, des Kaisers Karl V., zu Passau 16. Juli 1552 abgeschlossen, 29. Juli von Moritz und seinen Verbündeten unterzeichnet, 20. oder 22. Aug. vom Kaiser ratifiziert. Nach demselben erhielten die beiden gefangenen prot. Fürsten, Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen, die Freiheit wieder; auch wurde festgestellt, daß zwischen den beiden streitenden Parteien Friede herrschen sollte, selbst wenn der nächste Reichstag oder das nächste allgemeine Konzil keine Einigung in Sachen des Glaubens bewirken könnte. Gegen den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, der diesen Vertrag nicht anerkannte, sprach das Reichskammergericht die Acht aus, und in Vollstreckung derselben gewann Moritz zwar die Schlacht bei Sievershausen (9. Juli 1553), wurde aber tödlich verwundet und starb 11. Juli.

Passavant, soviel wie Passierschein (s. d.).

Passavant (Joh. Dav.), namhafter Kunstschriftsteller und Künstler, geb. 18. Sept. 1787 zu Frankfurt a. M., wurde anfänglich für den Handelsstand erzogen, widmete sich aber später in Paris, wohin er 1814 als Freiwilliger kam, der Malerei unter David, dann unter Gros. Hierauf schloß er sich in Rom der deutsch-romantischen Schule an, deren Bestrebungen er in seinen «Ansichten über die bildenden Künste u. s. w.» (Heidelb. 1820) zu rechtfertigen suchte. Unter seinen künstlerischen Leistungen sind namentlich die «Entwürfe zu Grabdenkmälern» (Frankf. 1828) und die ausgezeichnete Darstellung Kaiser Heinrichs II. im Kaisersaale des Römers zu Frankfurt zu erwähnen. Seine Hauptschriften sind: «Kunstreise durch England und Belgien» (Frankf. 1833), «Rafael von Urbino und sein Vater Giov. Santi» (3 Bde., Lpz. 1839—58; franz. Ausgabe, 2 Bde., Par. 1860), «Die christl. Kunst in Spanien» (Lpz. 1853), «Le peintre-graveur» (6 Bde., Lpz. 1860—64). P. fungierte als Inspektor der Galerie des Städelschen Instituts zu Frankfurt a. M., wo er 12. Aug. 1861 starb.

Passeier, s. Passeyr.

Passementen (frz. passements), Borten, Schnuren, Posamentierarbeit.

Passenheim, Stadt im ostpreuß. Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Ortelsburg, am Kalbensee, in hügeliger waldiger Gegend, 16 km im NW. von Ortelsburg, Station der Linie Allenstein-Johannisburg der Preußischen Staatsbahnen, hat (1880) 1967 meist evang. E., zum Teil Masuren, eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, ein Amtsgericht, Fischerei, Vieh-, besonders Schweinezucht, Acker- und Stedrübenbau, zwei Bierbrauereien, zwei Spiritusbrennereien und Handel mit Bauholz. P. erhielt 1388 Stadtrecht.

Passe-parole (frz.), mündlich gegebene Parole, die von Mund zu Mund weiter gegeben wird.

Passe-partout (frz.), Hauptschlüssel: in der Graviekunst, Buchdruckerkunst u. s. w. Rahmen, Einfassung zum Hineinsetzen einer beliebigen Figur, Zeichnung u. dgl.; auch ein zu allen Vorstellungen eines Theaters u. s. w. gültiges Freibillet.

Passe-pied (frz.), ein ursprünglich in der Bretagne heimischer Tanz in ungeradem Takt, wurde von Ludwig XIV. ins Ballett eingeführt. In der Suite fand er seine Stelle unter den sog. Intermezzi, den Tänzen, welche gewöhnlich zwischen Sarabande und Gigue eingeschoben wurden.

Passepoil (vom frz. passe-poil), eingenähte 1—2 mm breite Streifen andersfarbigen Tuchs in den Nähten, besonders der Uniformen.

Passer (lat.), der Sperling.

Passero (Passaro), kleine niedrige Felseninsel an der Südostspitze von Sicilien, auch Capo Passero (im Altertum Pachynum Promontorium, mittellat. Caput Passari) genannt, hat an der Ostecke ein Fort und einen Leuchtturm, ferner Sardellen- und Thunfischerei. Hier errang 11. Aug. 1718 der engl. Admiral Byng einen bedeutenden Seesieg über die span. Flotte unter Antonio da Castañeta.

Passe-volant (frz.), blinder (nur zum Schein eingestellter) Soldat; blinder Passagier; ehemals auch ein 10pfündiges, sehr langes Geschütz.

Passeyr oder **Passeier**, ein romantisches, etwa 40 km langes Alpenthal in Tirol, wird von dem Flüßchen Passer zuerst in südöstl., dann in südsüdwestl. Richtung durchströmt und sänft bei Meran in das Etschthal aus. Es ist als Heimat Andreas Hofers (s. d.), des Sandwirts von P., berühmt. Hauptort ist das Pfarrdorf Sankt Leonhard (schlechtweg auch Passeier), 679 m über dem Meere, Sitz eines Bezirksgerichts, mit 1523 E. (das ganze Thal 4976 E.). Von den über demselben sich erhebenden Trümmern der Jaufenburg überblickt man das ganze Thal bis Meran. Mit dem Ötzthal wird P. durch den Paß über das Timblerjoch (2480 m), mit Sterzing an der Brennerstraße durch den Sammweg über den Jaufen (2100 m) verbunden. Vgl. Beda Weber, «Das Thal von P. und seine Bewohner» (Innsbr. 1852).

Passiergewicht heißt dasjenige Gewicht, welches eine durch den Umlauf schon einigermaßen abgenutzte Münze wenigstens haben muß, um im Verkehr einer vollwichtigen gleichgeachtet zu werden. Hat ein Geldstück dieses Minimalgewicht nicht, so wird es nicht mehr als Münze, sondern nur noch als Rohstoff angesehen und daher zum Preise des letztern (des Barrengoldes, beziehungsweise Barrensilbers) berechnet. Nach den gesetzlichen Bestimmungen im Deutschen Reiche gelten 10- und 20-Markstücke, deren Gewicht um nicht mehr als 5 Tausendteile, und 5-Markstücke, deren Gewicht um nicht mehr als 8 Tausendteile hinter dem Normalgewicht (d. h. demjenigen Gewicht, welches sie nach dem streng gesetzlichen Münzfuße, also ohne Berücksichtigung des Remediums [s. d.] haben sollten) zurückbleibt, wenn sie nicht durch gewaltsame oder sonst gesetzwidrige Beschädigung am Gewicht verringert sind, bei allen Zahlungen als vollwichtig. Demnach ist das Passiergewicht der deutschen Reichsgoldmünzen (7,92513 g, 3,96256 g und 1,97531 g) um ½ Proz. beziehungsweise ⅘ Proz. geringer, als das Normalgewicht 7,96495 g, 3,98248 g und 1,99124 g). Es werden Gewichtsstücke zur Eichung und Stempelung zugelassen, welche das Normalgewicht beziehungsweise das P. der Reichsgoldmünzen angeben. (Gewichtsstücke letzterer Art heißen auch Passiersteine.) Deutsche Reichsgoldmünzen, welche das P. nicht erreichen und an Zahlungsstatt von den Reichs-, Staats-, Provinzial- oder Kommunalkassen, sowie von Geld- und Kreditanstalten und Banken angenommen worden sind, dürfen von den gedachten Kassen und Anstalten nicht wieder ausgegeben werden. Die deutschen Reichsgoldmünzen werden, wenn sie infolge längerer Cirkulation das P. nicht mehr erreichen, für Rechnung des Reichs zum Einschmelzen eingezogen, auch werden solche Stücke bei allen Kassen des Reichs und der Bundesstaaten stets voll zum Nennwert (also zu 20, beziehungsweise 10 und 5 Mark) angenommen. In Skandinavien und Finland, sowie in Spanien gelten hinsichtlich des P. und der Einziehung abgenutzter Goldmünzen dieselben Bestimmungen wie im Deutschen Reich; in England gibt die Bank zu leichte Goldstücke dem Einlieferer zerschnitten zurück (so daß dieser den Schaden zu tragen hat). Außerdem gibt es ein **Börsenpassiergewicht** (z. B. in Berlin und Wien), welches im Kurszettel notierte Goldstücke mindestens haben müssen, um als «vollwichtig» lieferbar zu sein.

Passierschein, Passierzettel, Passavant, ist ein amtlicher Begleitschein, welcher in Ländern, in denen spirituöse Getränke einer Cirkulationsabgabe unterliegen, einer derartigen Sendung in dem Falle beigegeben wird, wenn sie ausnahmsweise, z. B. weil sie, ohne in dritte Hände überzugehen, nur den Aufbewahrungsraum wechselt, abgabenfrei bleibt. Im Gegensatze dazu heißt der die geschehene Versteuerung nachweisende Begleitschein Congé und der bei bloßem Transit erteilte Begleitschein Passe-debout.

Passiflóra, s. Passionsblume.

Passiflorēen (Passifloréae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 250 Arten, die sämtlich in den tropischen und subtropischen Gegenden wachsen. Es sind baumartige oder strauchartige Gewächse, häufig kletternd oder windend. Die Blätter stehend alternierend und sind meist handförmig gelappt oder geteilt, die Blüten haben gewöhnlich einen regelmäßigen Bau, sie sind bei vielen Arten groß und besitzen eine lebhafte Färbung. Der Bau der Blüten ist bei den einzelnen Gattungen ziemlich verschieden. Viele P. besonders aus der Gattung Passiflora sind beliebte Zierpflanzen für Gewächshäuser. Neuerdings rechnet man zu den P. auch die Papayaceen, die früher zu den Cucurbitaceen gestellt wurden.

Passigdrehen, die Herstellung ovaler und unrunder Formen auf der Drehbank, welche für diesen Zweck derart eingerichtet sein muß, daß entweder das Arbeitsstück außer der Drehung noch radiale Verschiebungen erhält, oder das Werkzeug letztere erfährt. (S. **Passigdrehbank** unter **Holzbearbeitungsmaschinen**, Bd. IX, S. 359; vgl. auch **Ovaldrehbank** und **Ovalwerk**.)

Passini (Luigi), Aquarellist, geb. zu Wien 9. Juli 1832 als Sohn des Kupferstechers Giovanni Passini, zeichnete zuerst unter Anleitung des Vaters, studierte dann an der wiener Akademie, später in Venedig und Rom, wo er bis 1870 lebte. Seitdem lebt P. meist in Venedig. Einer der größten zeitgenössischen Meister der Aquarelltechnik hatte P. anfangs Architekturen gemalt, wandte sich dann aber der Schilderung des ital. Volkslebens mit unübertrefflicher Meisterschaft zu. In der Wahl der Stoffe, in der geistvollen und tiefen Charakteristik steht sein Schaffen ebenso hoch als in der vollendeten Technik. Seine Arbeiten erscheinen auf allen Ausstellungen in immer neuer Fülle. Mit Vorliebe schildert er röm. Kirchenscenen, in denen Geistliche aller Rangordnungen, nicht selten mit humoristischer Auffassung, eine Rolle spielen (die Domherren im Chor, die Beichte), oder er stellt das Getümmel südländischer Märkte, Krambuden, Aufzüge u. dgl. dar. Überall bekundet sich ein scharfes realistisches Streben, jedoch in edler Auffassung.

Passion (vom lat. passio, das Leiden) nennt man in der Kirchensprache das Leiden Jesu Christi. Die geschichtliche Darstellung desselben bei Matth. 26 fg., Mark. 14 fg., Luk. 22 fg. und Joh. 18 fg. heißt die **Passionsgeschichte**, ihre Behandlung durch kirchliche Vorträge während der Fastenzeit, die auch die **Passionszeit** genannt wird, **Passionspredigt**. Die Karwoche (s. d.) wird speziell die **Passionswoche**, der Gesang wie die Musik, die häufig am Karfreitag mit Beziehung auf das Leiden und Sterben Jesu in kath. und prot. Kirchen aufgeführt wird, **Passionsmusik** genannt. Die im Mittelalter sehr verbreitete dramatische Darstellung der Leidensgeschichte Jesu heißt **Passionsschauspiel** oder **Passionsspiel** (s. d.).

Die kath. Kirche hat auch Orden von der Paſſion. Außer dem von den Königen Richard II. von England (1380) und Karl VI. von Frankreich (1400) für den Kampf gegen die Ungläubigen geſtifteten Ritterorden vom Leiden Chriſti und dem von Maria Laurentia Longa 1534 in Neapel geſtifteten Nonnenorden von der Paſſion, welcher zuerſt die dritte Regel des heil. Franziskus und die Kapuzinertracht (Kapuzinerinnen), ſpäterhin aber die erſte und urſprüngliche ſtrenge Regel des heil. Franziskus annahm, iſt namentlich der noch bis in die neueſten Zeiten in Italien verbreitete, durch ſeinen Miſſionseifer bekannte Orden der Paſſioniſten zu nennen, auch Leidensbrüder oder regulierte Geiſtliche vom heil. Kreuz und der Leiden Chriſti (Clerici excalceati seu crucis et passionis Domini nostri Jesu Christi) genannt. Derſelbe iſt 1720 geſtiftet von Paolo Danei oder Paolo della Croce (geb. 1684 zu Ovada in Piemont, geſt. 1775 zu Rom) zum Zwecke der kath. Miſſion. Der Stifter wurde 1. Mai 1853 von Pius IX. beatifiziert.

Paſſioniſten, ſ. unter Paſſion.

Paſſionsblume (Passiflora), Gattung mit einfachen Wickelranken kletternder Sträucher (ſeltener Perennien) warmer oder temperierter Landſtriche Amerikas. Sie hat der Familie der Passifloreae den Namen gegeben, und iſt ausgezeichnet durch die Fülle und Eleganz ihrer gelappten Blätter und den originellen Bau der Blüten. Dieſe ſind gewöhnlich zwitterig, regelmäßig gebildet und haben einen oft gefärbten, an der Baſis mehr oder weniger röhrigen Kelch mit vier bis fünf blumenblattartigen Lappen, mit denen Blumenblätter in gleicher Zahl abwechſeln. In der Corolle und um den Griffel herum befindet ſich ein eleganter Kranz aus zahlreichen, fadenförmigen, mehr oder weniger langen, gefärbten, oft ſtrahlenartig ausgebreiteten, duftenden Anhängſeln. Der Fruchtknoten ſteht auf einem langen Träger und trägt drei keulenförmige, freie, ausgebreitete Griffel; um den Träger iſt eine Röhre angewachſen, welche fünf freie Staubfäden mit großen, beweglichen Antheren trägt. Die Frucht iſt meiſtens eine mit ſaftigem Fruchtbrei erfüllte, ſeltener eine häutige Beere. Die Blüten kamen im 17. Jahrh. nach Europa (von Passiflora incarnata), wo man in den drei Griffeln die Nägel des Kreuzes Chriſti, in den fünf Staubfäden die Wundenmale, in dem Fadenkranz die Dornenkrone erblickte. Dieſer Anſchauung entſpricht der vom Jeſuiten Ferrari dieſen Pflanzen beigelegte Name.

Von den zahlreichen Arten ſind die bekannteſten: P. coerulea *L.*, ſeit 1625 bekannt; die weißen Blumen haben einen blauen Fadenkranz und die Frucht iſt eiförmig, von der Größe eines Hühnereies und orangegelb. Dieſe Art iſt ziemlich harter Natur, läßt ſich im froſtfichern Zimmer, im Notfall in einem hellen, trockenen Keller überwintern und blüht im Sommer im Freien an einer ſonnigen Wand auf das reichlichſte. Sie ſtammt aus Peru. Zwei aus ihr hervorgegangene Blendlinge werden nicht ſelten in Wohnzimmern unterhalten, P. coerulea-racemosa, welche den ganzen Sommer hindurch mit langen Trauben violetter, und P. alato-coerulea, welche mit prächtigen, wohlriechenden, aufrechten blauen Blumen mit weißem Fadenkranz blüht. P. kermesina *Lk. et O.*, in Rio de Janeiro einheimiſch, blüht im Sommer mehrmals zu verſchiedenen Zeiten und ſchon bei einer Höhe von kaum 1 m. Die Blumen ſind lebhaft karmoiſinrot und der Fadenkranz blau. In einem niedrigen Warmhaus in ein kleines Erdbeet gepflanzt und mit ihren Ranken am Glasdach hingezogen, gewährt dieſe Pflanze einen prächtigen Anblick. P. racemosa *Brot.* aus Braſilien hat ſcharlachrote Blumen und weißen Fadenkranz; P. incarnata *Bot.-Mag.*, klettert bis 10 m hoch und trägt große, 5—7 cm im Durchmeſſer haltende weiße Blumen mit purpurrotem Fadenkranz. Die gelbe, wie ein Hühnerei große Frucht iſt von ſüßem Geſchmack. Dieſe Art ſtammt aus Nordamerika. P. quadrangularis *L.*, die Grenadella der Peruaner, zeichnet ſich durch die bis 10 cm große, höchſt angenehm duftende, purpurrote Blume aus, deren Kranz aus dicken, gekrümmten, rot, weiß und violett kolorierten Fäden beſteht. Die rotgelbe, feſtſchalige Frucht wird bis 2 kg ſchwer und gibt mit Wein und Zucker eine angenehme Speiſe. Dieſe Art iſt in den Wäldern von Jamaica zu Hauſe und wurde ſchon 1609 nach Italien gebracht.

Die Mehrzahl der P. kann nur im Warmhauſe kultiviert werden. Alle aber erfordern einen etwas kompakten, Lehm und Sand enthaltenden Gartenboden und reichliches Begießen. Sie laſſen ſich leicht durch Stecklinge und Ableger erziehen, welche letztere ſchon nach zwei Monaten blühbar ſind. Zwei der Passiflora verwandte Gattungen, Disemma und Tacsonia, finden ſich in den Gewächshäuſern in mehrern Arten vertreten.

Paſſionsmuſik, ſ. unter Paſſion.

Paſſionsſpiele nennt man geiſtliche Volksſpiele, in denen die Leidensgeſchichte Jeſu dramatiſch dargeſtellt wird. Ihr Urſprung, der wahrſcheinlich aus den Karfreitagsprozeſſionen herzuleiten, reicht in frühe Zeit zurück. Schließt ſich an dieſelben die Auferſtehung an, ſo werden ſie auch Oſterſpiele genannt. Das älteſte Stück dieſer Art («Ludus paschalis sive de Passione Domini», abgedruckt in Schmellers «Carmina Burana», Stuttg. 1847) fällt noch ins 12. Jahrh. und iſt halb lateiniſch, halb deutſch. Das erſte ganz deutſche Paſſionsſpiel, aus der beſten Zeit des 13. Jahrh., hat ſich nur bruchſtückweiſe erhalten. Dieſem an Alter zunächſt ſteht das unter dem Titel «Marien-Klage» von Hoffmann von Fallersleben bekannt gemachte Bruchſtück. Weitere P. aus dem 14. und 15. Jahrh. gibt Mone in den «Schauſpielen des Mittelalters» (2 Bde., Karlsr. 1846). Sie beruhen alle auf einem Urſpiele, deſſen Verfaſſer die «Erlöſung», ein epiſches Gedicht des 13. Jahrh., welches die ganze Heilsgeſchichte von der Weltſchöpfung bis zum jüngſten Gericht behandelt, in ein Drama umwandelte. Das ausführlichſte aller alten P. iſt das von Vilmar im Auszuge mitgeteilte alsfelder, das ſich mit einem friedberger und einem 1498 zu Frankfurt a. M. gegebenen, 265 Perſonen umfaſſenden nahe berührt und deſſen Aufführung drei Tage in Anſpruch nahm. Zu Sterzing in Tirol ward 1496 ein zweitägiges, zu Bozen 1514 durch Vigil Raber ſogar ein ſiebentägiges P. aufgeführt, das zwiſchen Palmſonntag und Himmelfahrtstag auf verſchiedene Feſte verteilt war. (Vgl. Pichler, «Dramen des Mittelalters in Tirol», Innsbr. 1850.) In Süddeutſchland, namentlich in der Schweiz und in Oberbayern, überdauerte die Liebe des Volks zu dieſen Spielen die Reformation; ja ſie haben ſich zum Teil bis in die neuere und die neueſte Zeit noch erhalten. (S. Bauernſpiele.)

Berühmt ist besonders das P., das noch jetzt in Zwischenräumen von 10 zu 10 Jahren zu Oberammergau (s. d.) von den Bauern aufgeführt wird und das im ganzen fast noch dieselbe Gestalt trägt, in der es 1654 von den frommen Bilderschnitzern und der ländlichen Bevölkerung daselbst zum ersten mal auf die Bühne gebracht wurde. (S. Mysterien, geistliche Schauspiele.) Vgl. Reidt, «Das geistliche Schauspiel des Mittelalters in Deutschland» (Frankf. a. M. 1868); Wilken, «Geschichte der geistlichen Spiele in Deutschland» (Gött. 1872); G. Milchsack, «Die Oster- und P., 1. Die lat. Osterfeiern» (Wolfenb. 1880); R. Froning, «Zur Geschichte und Beurteilung der geistlichen Spiele des Mittelalters» (Frankf. a. M. 1884). Milchsack gab auch in den «Publikationen des Stuttgarter Litterarischen Vereins» das «Heidelberger P.» und das «Egerer Fronleichnamsspiel» (Tüb. 1880 u. 1881) heraus.

Passionszeit, s. unter Passion.

Passiv, s. unter Aktiv.

Passivhandel nennt man den auswärtigen Handel solcher Völker, die sich nur der Vermittelung fremder Schiffe und Kaufleute bedienen, ohne selbständig auswärtige Markt- und Absatzwege aufzusuchen. Das Gegenteil ist der Aktivhandel (s. d.).

Passivität heißt nach Schönbein (1837) der eigentümliche Zustand einiger Metalle, in welchem sie von verdünnter Salpetersäure nicht angegriffen werden, während sie in ihrem normalen Zustande in solcher Säure oxydieren. Die P. tritt besonders deutlich beim Eisen hervor. Ein Eisendraht, der in konzentrierte Salpetersäure getaucht war, kann nun in verdünnte Salpetersäure eingesenkt werden, ohne von dieser, wie vor seinem Eintauchen in konzentrierter Salpetersäure, angegriffen zu werden. Die Ursache der P. liegt nach Faraday wahrscheinlich in einer unmerklichen Oxydschicht, mit welcher sich die Metalle bedecken. Hierbei werden letztere positiv und die Oxydschicht negativ elektrisch derart, daß dann die Metalle in der verdünnten Salpetersäure nicht weiter oxydieren, also auch nicht mehr angegriffen werden können. Das passive Eisen wird in den galvanischen Elementen statt des teuren Platins verwendet (Hawkins Element); ebenso kann man Passiveisenanoden bei Elektrolysen statt der Platinanoden gebrauchen.

Passivum (leidende Form) nennt man in der Grammatik eine Ausdrucksform, bei der das Subjekt des Satzes als nicht selbstthätig, sondern die Handlung des Verbums als von einem andern Subjekt erleidend dargestellt wird, im Gegensatze zum Aktivum, bei dem das Subjekt selbstthätig ist, vgl. z. B. «das Buch wird geschrieben» mit «er schreibt das Buch». Zur Bezeichnung des P. besaßen die indogerman. Sprachen ursprünglich keine besondere Verbalform, wo eine solche vorhanden ist, wie im Sanskrit, im Griechischen, im Lateinischen (Passivum amo-r, Aktivum amo), gehört sie der jüngern Entwickelungsgeschichte an. Dagegen hatte dieser Sprachstamm von Anfang an passive Partizipia, z. B. in der Form des lat. datus (gegeben) und ein Medium (s. d.) zum Ausdruck der reflexiven Beziehung; und öfter ist im weitern Entwickelungsgange der Sprachen, neben etwa ausgebildeten besondern Passivformen, teils die Umschreibung mit passiven Partizipien zum Ausdruck des Passivs angewandt worden, z. B. lat. datus est und das entsprechende deutsche «er ist gegeben», teils wird die Medialform passivisch gebraucht, wie z. B. in gewisser Ausdehnung im Griechischen.

Paßkarten, s. unter Paß.

Paßkugel (veraltet) heißt die dem Kaliber eines Feuerrohrs angepaßte Kugel, im Gegensatz zu der einen Spielraum ergebenden Rollkugel; häufig auch ist P. die kalibermäßige Vollkugel im Gegensatz zu den viel kleinern Kartätschkugeln.

Passow (Franz Ludw. Karl Friedr.), Philolog, geb. zu Ludwigslust im Mecklenburg 20. Sept. 1786, besuchte das Gymnasium zu Gotha, studierte in Leipzig und wurde 1807 Professor am Gymnasium in Weimar. Er leitete 1810—14 in Gemeinschaft mit Aug. Meineke das Conradinum in Jenkau bei Danzig, wurde 1815 ord. Professor der alten Litteratur an der Universität Breslau und starb hier 11. März 1833. Hervorragend sind P.s Leistungen auf dem Gebiete der griech. Lexikographie. Sein «Handwörterbuch der griech. Sprache» erschien zuerst (2 Bde., Lpz. 1819—24) als eine neue Bearbeitung von Schneiders «Griech.-deutschem Wörterbuch», dann unter P.s eigenem Namen (5. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1841—57). Zu erwähnen sind außerdem «Grundzüge der griech. und röm. Litteratur- und Kunstgeschichte» (2. Aufl., Berl. 1829) und «Corpus scriptorum eroticorum Graecorum» (2 Bde., Lpz. 1824—33), «Vermischte Schriften» (herausg. von W. A. Passow, Lpz. 1843), «Opuscula academica» (herausg. von Nik. Bach, Lpz. 1835). Vgl. «P.s Leben und Briefe» (herausg. von Wachler, Bresl. 1839).

Sein ältester Sohn, Wilhelm Arthur P., geb. in Jenkau bei Danzig 20. März 1814, zuletzt Gymnasialdirektor in Thorn, starb 4. Aug. 1864 zu Streitberg. Er hat eine Anzahl ästhetisch-kritischer und litterarhistor. Arbeiten veröffentlicht.

Paßugg, Bad bei Chur (s. d.).

Passus (lat.), Schritt, ein altröm. Längenmaß von 5 röm. Fuß (1,479 m). 100 P. bildeten eine röm. Meile (1478,70 m).

Paßwang, Berg und Paß im schweiz. Kanton Solothurn. Der Berg, ein teils felsiger, teils bewachsener Jurarücken, bildet die Wasserscheide zwischen der Birs und der Dünnern und erhebt sich 1½ km nordöstlich von der Höhe des Passes (1006 m) unweit der Grenze des Kantons Basel-Land zu 1207 m über das Meer. Die 26 km lange Fahrstraße über den Paß, schon 1730 hergestellt, verbindet das Beinwylerthal im Schwarzbubenlande mit dem Guldenthal und schließt sich einerseits bei der Station Grellingen an die Linie Delémont-Basel der Jurabahn, andererseits bei Balsthal (495 m) an die Straße des Obern Hauenstein an.

Paßwan-Oglu, ein als Rebell berühmter türk. Paschа, geb. zu Widdin 1758, der Sohn des Baschi Paßwan-Omar zu Widdin, der 1791 wegen seiner Reichtümer hingerichtet wurde, empörte sich, um den Tod seines Vaters zu rächen, gegen die Pforte, sammelte eine Schar von 5000 Insurgenten, bemächtigte sich damit 1797 der Stadt Widdin und stellte sich daselbst an die Spitze der mißvergnügten Janitscharen, mit deren Hilfe er einen furchtbaren Aufstand erregte. Die glücklichen Erfolge, welche P. errang, zwangen die Pforte, ihm 1798 Begnadigung zu gewähren und das Paschalik von Widdin zu verleihen. Er starb 1807.

Passy, früher eine Stadt der pariser Banlieue, auf einer Anhöhe am rechten Ufer der Seine, zwischen dieser und dem Bois de Boulogne, zählte

18000 E., ist aber seit 1860 ein Teil des 16. Arrondissements der Hauptstadt. P., Station der Pariser Gürtelbahn, hat den schönen Park La Muette (mit Pavillon eines ehemaligen königl. Schlosses) und den dreieckigen Rasenplatz Ranelagh auf der Stelle eines im 18. Jahrh. wegen seiner Feste berühmten öffentlichen gleichnamigen Lokals.

Pasta (Giuditta), geborene Negri, ital. Sängerin, geb. 1798 zu Como, von israel. Abkunft, besuchte das Konservatorium zu Mailand und machte zuerst 1819 und 1820 in Venedig und Mailand Aufsehen. Im Herbst 1821 trat sie mit großem Beifall in Paris auf, 1822 zu Verona während des Kongresses, und 1823—27 sang sie abwechselnd zu Paris und London. Dann trat sie in Triest auf, kehrte nach Italien zurück und wurde in Neapel engagiert. Hier schrieb Pacini die Oper «Niobe» für sie. Bis 1833 glänzte sie noch auf verschiedenen ital. Bühnen, so auch in Mailand, wo Bellini die «Sonnambula» und «Norma» für sie schrieb. Im J. 1840 ließ sie sich für die ital. Oper in Petersburg engagieren, lebte nach der Rückkehr aus Rußland zurückgezogen auf ihrer 1829 erbauten Villa am Comersee und starb daselbst 1. April 1865. Ihre Stärke war Leidenschaftlichkeit und Wahrheit des Ausdrucks.

Pastaza, linker Nebenfluß des Marañon, entspringt auf der Cordillere von Quito in der Provinz Leon der südamerik. Republik Ecuador, durchfließt die Provinzen Tunguragua und Los Rios (Oriente) dieses Freistaats und mündet nach einem Laufe von 520 km im peruan. Depart. Loreto.

Pastawaren, die allgemeine Bezeichnung für verschiedene Waren aus Mehlteig, wie Nudeln, Maccaroni u. dgl.

Paste (vom ital. pasta, Teig), Reglisse oder Lederzucker heißt ein Arzneimittel, welches man durch Auflösung von Pflanzenschleim und Zucker in reinem Wasser oder einem Dekokt und darauf folgendes Abdampfen bis zu einer weichen, zähen, aber nicht klebenden Masse gewinnt. Am bekanntesten sind die Süßholzpaste (Pasta Liquiritiae, frz. Pâte de réglisse, braune Reglise), aus Süßholzabkochung, Arabischem Gummi und Zucker bereitet, und die Althäpaste (Pasta Althaeae, Pasta gummosa, frz. Pâte de Guimauve, weiße Reglise), aus Arabischem Gummi, Zucker und zu Schaum geschlagenem Eiweiß bereitet.

Pasten nennt man auch die Abdrücke von geschnittenen Steinen, Münzen und Medaillen, die aus verschiedenen Teigmassen, vorzüglich aus feinem, mit Wasser angerührtem Gips- oder Schwefelmehl gemacht werden. Ferner heißen so die nachgeahmten Edelsteine und die zu musivischen Malereien verwendeten Stifte, die aus Glasflüssen gefertigt werden. (S. Glas und Mosaik.)

Pastellfarben sind die in der Pastellmalerei (s. d.) verwandten Farbstifte. Dieselben werden in den mannigfachsten Farbennuancen hergestellt, indem entweder die reinen Farbstoffe oder Mischungen derselben entweder mit oder ohne indifferente Verdünnungsmittel, wie Kreide, Bleiweiß u. dgl., unter Mithilfe eines Bindemittels im feuchten Zustande zu Stangelchen gepreßt und dann getrocknet werden. Bei der Fabrikation ist Rücksicht darauf zu nehmen, daß die Stifte genügende Festigkeit besitzen, um nicht zu zerbröckeln, andererseits aber auch weich genug sind, um die Farbe mit Leichtigkeit an das Papier abzugeben.

Pastellmalerei (vom ital. pastello, Farbenstift) heißt eine Art zu malen, bei welcher man sich trockener, aus verschiedenen Farbenteigen gebildeter Stifte bedient. Mit diesen gibt man die Farbentöne in Strichlagen an und bringt die Tinten, Halbschatten und verschiedenen Nuancen durch das sog. Schummern hervor. Zuletzt gibt man der Zeichnung wieder durch Striche Festigkeit des Umrisses und der Haltung. Man bedient sich gewöhnlich für die P. eines rauhen, graurötlichen oder graublauen Papiers oder des Pergaments. Die P. ist namentlich geeignet, Zeugstoffe sowie den Schmelz der Fleischfarben auszudrücken. Weil die Farben nur wie zarter Staub auf der Fläche kleben, so sind Pastellgemälde auch die vergänglichsten. Namentlich müssen sie vor Einwirkung der Luft und aller Feuchtigkeit, sowie vor Staub und Erschütterungen möglichst verwahrt werden. Die P. leitet ihren Ursprung aus dem 16. Jahrh. her. Fiorillo nennt Jos. Vivien (geb. 1657, gest. 1735), einen Schüler von Charles Lebrun, als einen der ersten, welcher in Pastell malte, doch zeigen sich Anfänge schon bei den Deutschen und Italienern des 16. Jahrh. Unter den spätern franz. Meistern in der P. sind Latour und Liotard zu nennen. Unter den Italienern ist geschätzt Rosalba Carriera, unter den Engländern Russel und unter den Deutschen Rafael Mengs, Füger u. a. Eine schöne Sammlung von Pastellgemälden enthält die Gemäldegalerie in Dresden. Mit Ende des 18. Jahrh. verschwindet die Liebhaberei an Werken dieser Art.

Pasterze, ein großer Gletscher der Glocknergruppe, der wegen seiner Schönheit und leichten Zugänglichkeit zu den besuchtesten Punkten der Alpenwelt gehört. Man hat ihn unter den Gletschern der Alpen überhaupt nach seiner Größe als den neunten, unter den Gletschern der Ostalpen als den zweiten bezeichnet, der an großartiger Schönheit der Umgebung von einem andern kaum übertroffen werde. Seine Länge beträgt 10200 m, auf seinem höchsten Punkte (Johannisberg) liegt er 3475 m über dem Meeresspiegel. Am Fuße desselben befindet sich ein Gasthaus (Glocknerhaus).

Pastete, feingehackte, pikant zubereitete Fleisch- oder Fischspeise, in einer Hülle oder Schale von Backwerk, sog. Blätterteig, oder auch nur von Fettguß. Am berühmtesten sind die auch in besondere Terrinen gefüllten straßburger Gänseleberpasteten (Foie gras). Vgl. Quentin, «La pâtisserie de la campagne et de la ville» (Par. 1875).

Pasteur (Louis), franz. Chemiker und Mikroskopiker, geb. 27. Dez. 1822 zu Dôle im Depart. Jura, erhielt nach Erlangung des Doktorgrades (1847) im Nov. 1848 den Lehrstuhl der Physik am Lyceum von Dijon, ging 1849 als Professor der Chemie an die Universität Straßburg und von dort Ende 1854 nach Lille, um daselbst die neugebildete Fakultät der Wissenschaft zu organisieren, deren Dekan er wurde. Drei Jahre später siedelte er nach Paris über, um die wissenschaftliche Leitung der Normalschule zu übernehmen. Im Dez. 1863 erhielt er die Berufung zum Professor der Geologie, Physik und Chemie an der Schule der Schönen Kunst und 1867 die zum Professor der Chemie an der Sorbonne. In der Zwischenzeit wurde er Mitglied des Instituts. Die Wissenschaft verdankt ihm wichtige Arbeiten über die Molekularchemie, welche ihm schon 1861 den Preis Jecker und später andere Auszeichnungen brachten. Ganz besonders ausgezeichnet

hat er sich aber auf dem Gebiet der Gärungschemie, sowie der Mykologie. Ihm verdankt die Önologie das Pasteurisieren (s. d.) der Weine, ebenso hat er die Ursache der Körperchen- (Corpuscules-) Krankheit der Seidenraupen entdeckt und gelehrt, ihr durch die Zellengrainierung vorzubeugen, ein Verfahren, für welches ihm unter andern die Pierr. Regierung 1872 einen Ehrenpreis von 10000 Fl. verliehen hat. Nicht weniger wichtig ist P.s Entdeckung der Bacterien des Milzbrandes, welche eine neue Ära in der Erforschung der ansteckenden Krankheiten begründet; im J. 1878 hat er zugleich den wichtigen Nachweis geliefert, daß die Bacterien als fruchtbare Todeskeime sich nur bis zu einer gewissen Maximalgrenze der Bluttemperatur im Blute fortpflanzen, daher auch ihre Ansteckungsfähigkeit bei Tieren mit einer höhern Bluttemperatur erlischt. Unter seinen selbständigen Werken sind hervorzuheben: «Etudes sur le vin, ses maladies, causes qui les provoquent etc.» (2. Aufl. 1872), Etudes sur le vinaigre, ses maladies, moyens de les prévenir etc.» (1868), «Lettres sur la sériciculture etc.» (1868), «Etudes sur la maladie des vers à soie etc.» (2 Bde., 1870), «Etudes sur la bière, ses maladies etc.» (Par. 1876), «Nouvelles études sur la maladie des vers à soie, la Pébrine et la Flacherie» (1871).

Pasteurisieren heißt nach ihrem Erfinder Pasteur (s. d.) eine Methode der Weinbehandlung, welche die zahlreichen, nur durch Pilzbildungen (Mycoderma vini und aceti) hervorgerufenen Krankheitserscheinungen im fertigen Weine verhütet. Das Verfahren besteht in einer Erwärmung des Weins auf mindestens 60° C., und diese, sei es auch nur auf die Dauer einer Minute, genügt, um die in fast allen Gärungsflüssigkeiten sich findenden Sporen schädlicher Pilze zu töten, ihre Fortpflanzung und somit jede Krankheit unmöglich zu machen. Zum Behufe des P. sind besondere Weinerwärmungsapparate (Oenothermes) im Gebrauch, und es geht die Bedeutung des Verfahrens hervor aus der Zahl der zu diesem Zwecke ausgeführten Konstruktionen. Dergleichen erstierten von: Terrel des Chênes, von Babo, Leibenfrost, Neukomm, Pacinotti, Tellier, Rosignol, Raynal, Lapparent, Sourdeval, Perrier Frères, Giret u. Vinas, Dr. Carpène, Monsini u. a. m. Neuerdings hat die Bierbrauerei ebenfalls Nutzen vom P. gezogen, indem man die zum Export in tropische Gegenden bestimmten Biere der gleichen Behandlung wie die Weine unterwirft und sie dadurch unbegrenzt haltbar macht. Das P. der Biere kann jedoch nicht in den Önothermes vorgenommen werden, weil darin die Kohlensäure entweichen würde, sondern muß in verstöpselten Flaschen, die in einem geräumigen Wasserbad erwärmt werden, geschehen.

Pasticcio (ital.), ein Bild, das die Manier eines großen Meisters täuschend nachahmt; in der Musik Ausdruck für die besonders früher an ital. Opernbühnen beliebten Flickopern, worin ältern Arien u. s. w. verschiedener Komponisten neue Texte untergelegt waren.

Pastillen nennt man mehrere beliebte Arzneimittel, welche aus gepulvertem Zucker, der mit Tragantgummi und Wasser angemacht ist, hergestellt werden. Der hieraus gebildete Teig muß eine genügende Konsistenz haben, um verarbeitet werden zu können, wird dann mit gewissen Chemikalien wie Natrimbicarbonat, Ipecacuanha u. s. w. versetzt oder auch nur mit Pfefferminzöl, Orangeöl, Wintergrünöl u. s. w. parfumiert und dann zu einem entsprechend dicken Kuchen ausgewalzt und die P. gewöhnlich in runder oder ovaler Form mit einem Locheisen ausgeschlagen. England produzierte diese Art von P. früher allein im großen, daher auch der Name «englische P.»; seit neuerer Zeit partizipieren jedoch auch Frankreich, Deutschland und Nordamerika an deren Fabrikation. Jetzt sind meist Pastillenmaschinen im Gebrauch (z. B. die von J. Derriey), welche die Handarbeit fast ganz ausschließt und die P. auf beiden Seiten geprägt erscheinen läßt. Sehr beliebt sind auch diejenigen P., welche, wie die Pastilles de Vichy, die Emser P. u. s. w., die Hauptbestandteile gewisser Mineralbrunnen enthalten, und solche, welche pro Stück mit einer bestimmten Menge gewisser Arzneistoffe, Morphium, Caffein, Santonin u. s. w. versetzt sind.

Pastinake (Pastinaca *L.*), Pflanzengattung, zu den Doldengewächsen gehörig, durch gelbgelbe Blüten mit eingerollten Blütenblättern, sowie durch die vom Rücken her flach zusammengedrückten länglich-runden Früchte gekennzeichnet. Die gemeine P. (P. sativa *L.*) ist zweijährig und wächst in ganz Europa und in Nordasien wild, wird aber wegen ihrer weißen, fleischigen, den Möhren ähnlichen, aber schärfer riechenden und stark aromatisch schmeckenden Wurzeln auch kultiviert. Sie wird nur auf dem Felde gebaut und zur Viehfütterung benutzt. Nach Wurzelbildung und Zuckergehalt verbesserte Gartenformen sind die Jersey-, die Studenten- und die Zuckerpastinake. Während die gemeine P. den Winter im freien Lande überdauert, müssen letztere im Herbst ausgehoben, von den Blättern befreit, an einem luftigen, aber gegen Frost geschützten Ort abgetrocknet und in frischen Sand eingeschlagen für den Verbrauch aufbewahrt werden. Die P. sind wegen ihres bedeutenden Nährstoffgehalts allgemeinerer Kultur wert.

Pasto, Stadt im Staate Cauca der Vereinigten Staaten von Columbia, am Vulkan Pasto, auf einer fruchtbaren Hochebene der Cordilleren von Neugranada, 2544 m über dem Meer, 157 km im SW. von Popayan, hat (1870) 10049 E. meist indian. Abkunft, Fabrikation von lackierten Holzwaren, Ackerbau und Viehzucht. P. wurde 1539 durch Lorenzo de Albana gegründet.

Pastor (lat., d. i. Hirt) ist eine besonders in der evang. Kirche übliche Benennung der Geistlichen, welche auf den seelsorgerischen Beruf derselben hindeuten soll. Das Wort findet sich in diesem Sinne schon im kirchlichen Altertum, wurde aber erst in neuerer Zeit zum Amtsnamen. Zur Bezeichnung kath. Geistlicher kommt der Ausdruck nur in einigen Gegenden (z. B. am Rhein) vor.

Pastoralbriefe, d. h. eigentlich Hirtenbriefe, heißen die im neutestamentlichen Kanon befindlichen Sendschreiben an Timotheus und Titus, wegen der darin enthaltenen Anweisungen zur bischöfl. Amtsführung. Dieselben geben sich als Sendschreiben des Paulus (s. d.) aus, unterscheiden sich aber von den echten Paulinischen Briefen nicht allein durch einen völlig andersartigen Stil, sondern auch durch wesentliche Verschiedenheiten in der Lehrweise und durch Rücksicht auf Parteizustände und Verfassungsverhältnisse, die in der Zeit des Paulus nicht nachweislich sind und nach unserer Geschichtskenntnis lediglich ins nachapostolische Zeitalter passen. Auch die sonstige von den Briefen

vorausgeſetzte hiſtor. Situation läßt ſich in der bekannten Lebensgeſchichte des Paulus nicht unterbringen. Die Pauliniſche Abkunft dieſer Briefe iſt daher ſeit Eichhorn und Schleiermacher von den namhafteſten Forſchern mit ſteigender Entſchiedenheit beſtritten worden. Vgl. Baur, «Die ſogenannten P. des Apoſtels Paulus» (Tüb. 1835); Mangold, «Die Irrlehrer der P.» (Marburg 1856); Bahnſen, «Die ſogenannten P. erklärt» (Tl. 1, Lpz. 1876); Holtzmann, «Die P. kritiſch und exegetiſch behandelt» (Lpz. 1880).

Paſtorale (lat.; frz. Pastourelle, «Hirtenſtück», «Schäferſpiel»), in der Muſik Name kleiner Bühnenſtücke von idylliſchem Charakter; auch ſelbſtändige Inſtrumentalſtücke, worin vorwiegend die Weiſe der Schalmeien nachgeahmt, oder allgemein die Poeſie des Landlebens verherrlicht wird (z. B. Beethovens Paſtoralſymphonie). (Vgl. auch Paſtourelle.)

Paſtoralien, alle amtlichen Funktionen des Geiſtlichen mit Ausnahme der Predigten und Kasualreden.

Paſtoralring, geweihter Ring, welchen Biſchöfe und Äbte beim Antritt ihrer Würde als deren Abzeichen erhalten.

Paſtoraltheologie iſt im weitern Sinne die Geſamtheit der Kenntniſſe, welche der Geiſtliche für die Ausübung ſeines Amtes im Dienſte der Kirche nötig hat. Sie umfaßt den ganzen praktiſchen Teil der Theologie, welcher die wiſſenſchaftliche Anleitung zur Anwendung der theoretiſchen Theologie für die Zwecke der Kirchenleitung gibt. Als ſolche ſchließt ſie als Hauptteile in ſich die Katechetik, Homiletik, Liturgik, die Lehre von der kirchlichen Disciplin und die Anweiſung zur Seelſorge. Im engern Sinne aber heißt P. die Paſtoralklugheit oder Paſtoralweisheit (prudentia pastoralis), oder die methodiſche Anleitung zur Verwaltung des geiſtlichen Amtes. Sie erſtreckt ſich nicht bloß auf die geſamte Leitung des Gottesdienſtes, ſondern auch auf das Verhalten des Geiſtlichen als Seelſorger, am Krankenbette, bei Eidesleiſtungen, in Eheſachen u. ſ. w. Vgl. Klaus Harms, «Paſtoraltheologie» (Kiel 1830—34; 2. Aufl. 1837); Palmer, «Evangeliſche P.» (Stuttg. 1860); Al. Schweizer, «Paſtoraltheologie» (Lpz. 1875).

Paſtorelle, ſoviel wie Paſtorale.

Paſtorellen, ſ. unter Philipp V., König von Frankreich.

Paſtös (vom ital. pastoso, teigig), vom Farbenauftrag eines Bildes, ſoviel wie dick aufgetragen, körperlich vorſtehend.

Paſtourelle, altprov. pastorela, pastoreta, d. h. Schäferin, Schäferlied, wird ſeit dem 12. Jahrh. ein lyriſches Gedicht von noch und nach immer kunſtvoller werdender Form und unbekannter Entſtehung, in altfranz. und altprov. Sprache genannt, das eine Unterredung zwiſchen Schäferin und liebendem Schäfer oder werbendem Ritter darſtellt oder Scenen aus dem Schäferleben ſchildert, durch Schalkhaftigkeit und naiven Scherz zur Heiterkeit zu ſtimmen, aber auch pikante Pointen ſucht und vielleicht anfänglich zum Tanz geſungen wurde. Verfaſſer ſolcher P. waren adelige Sänger der höfiſchen Kreiſe des Mittelalters bis zum Ende des 14. Jahrh. Die franzöſiſchen P. ſammelte Bartſch («Altfranz. Romanzen und P.», Lpz. 1870) und charakteriſierte Gröber («Altfranz. Romanzen und P.», Lpz. 1872). Dramatiſche Form gab der altfranzöſiſchen P. der Dichter Adom de la Hale (ſ. d.) in ſeinem berühmten Spiel von Robin und Marion (herausgeg. von de Couſſemaker, «Oeuvres d'Adam de la Hale», Par. 1872). Die provençaliſche P. iſt im 13. Jahrh. eine Nachbildung der franzöſiſchen, im 12. Jahrh. verſchiedenen Charakters. Vgl. Schultz in Gröbers «Zeitſchrift für romaniſche Philologie» (Bd. 8).

Die lyriſch beſchreibenden und dramatiſchen Paſtorellen der neuern Litteraturen ſind Nachahmungen des antiken Hirtengedichts und haben mit der P. nichts gemein.

Paſtrieren, korrumpierte Bezeichnung für [Paſteurieren.

Päſtum, grch. Poſeidonia, eine um 524 v. Chr. von Sybaris (ſ. d.) aus gegründete griech. Kolonie an der Weſtküſte Lucaniens, nach welcher der jetzt Golf von Salerno genannte Meerbuſen der Meerbuſen von Poſeidonia (ſpäter Sinus Paestanus) hieß. Die Blüte der Stadt, von welcher noch die Ruinen zweier Tempel (der größere gewöhnlich Tempel des Neptun, der kleinere Tempel der Ceres genannt), der beſterhaltenen und ſehenswerten altgriech. Tempel in Europa, ſowie einer durch eine Säulenreihe in der Mitte geteilten Säulenhalle (ſog. Baſilika), der Stadtmauern und Thore und zahlreiche, zum Teil mit Wandmalereien geſchmückte Gräber Zeugnis geben, gehört durchaus der griech. Zeit an. Seitdem ſie unter die Herrſchaft der Lucaner gekommen war (zwiſchen 438 und 424 oder um 390 v. Chr.), verlor ſie ihre alte Bedeutung und konnte auch unter der röm. Herrſchaft, obſchon 273 v. Chr. eine röm. Kolonie dahin geſandt wurde, ſich nicht wieder erheben, ſondern wird nur noch von den röm. Dichtern wegen ihrer herrlichen Roſen gefeiert. Im 9. Jahrh. wurde P. noch durch die Sarazenen und im 11. durch Robert Guiscard verwüſtet. Jetzt liegt bei den gewaltigen Ruinen ein ärmliches Dörfchen, Peſto, Station der Linie Battipaglia-Agropoli der Italieniſchen Südbahn. Vgl. Mayer, «The ruins of Paestum» (Lond. 1767); Paoli, «Rovine della città di Pesto» (Rom 1784); Delagardette, «Les ruines de Paestum» (Par. 1799; neuer Abdruck 1840); Wilkins, «The antiquities of Magna Graecia» (Cambr. 1807).

Paſuruan, Reſidentſchaft (Provinz) im öſtlichſten Teile der niederländ. Inſel Java, umfaßt ein Areal von 5721 qkm mit 649791 E. P. wird nördlich von der Reſidentſchaft Surabaja, gegen NO. und S. von der See, gegen SO. von der Reſidentſchaft Beſuki und gegen W. von der Reſidentſchaft Kediri begrenzt. Obgleich P. zum Teil gebirgig und namentlich auch reich an Vulkanen iſt, hat es im allgemeinen doch einen ſehr fruchtbaren Boden und befindet ſich in dem vorzüglichſten Kulturzuſtande. Hnupterzeugniſſe der Bodenkultur, namentlich für die Ausfuhr und den Welthandel, ſind Zucker, Kaffee, Tabak, ſowie auch Indigo. Der Hauptort P., öſtlichſter Punkt des javaniſchen Eiſenbahnnetzes, iſt ein von größern europ. Handelsſchiffen ſtark beſuchter Hafenort mit 20000 E.

Pataca, braſil. Silbermünze = 1,48 Mark.

Patacao, braſil. Silbermünze = 3 Patacas.

Patacin oder Batotſchina, Flecken in Serbien, Kreis Kragujewatz; hier ſiegte 26. Aug. 1689 Markgraf Ludwig von Baden über die Türken.

Patagones (Carmen de P.), Stadt im argentin. Territorio de la Pampa, am linken Ufer des Rio Negro (Curru Leobu), der die Grenze gegen das Territorio de Chubut bildet, 30 km von deſſen Mündung in den Atlantiſchen Ocean, hat über

2000 E., wovon 500 Neger, ist Mittelpunkt einer Ackerbaukolonie mit bedeutender Rindviehzucht und vermittelt den Handel mit den Tehuelche-Indianern im nördl. Patagonien. Seedampfer können bis P. den Rio Negro hinauffahren, auf dessen rechtem Ufer die Vorstadt Viedma (Mercedes) von P. liegt.

Patagonien, der südlichste Teil des amerik. Festlandes, zwischen dem Rio Negro und der Magellansstraße, umfaßt 965000 qkm und ist faktisch unabhängig, obwohl vertragsmäßig der östliche Teil zu Argentinien, der westliche zu Chile gehört. Der Bodenbildung nach zerfällt es in zwei ungleiche Teile, ein langsam und in parallelen Stufen von der Ostküste bis zu den Andes aufsteigendes, der Tertiärformation angehörendes, steiniges Wüstenland ohne Quellen und daher meist ohne Vegetation, und die selten über 2000 m sich erhebende Kette der Andes, die, nach dem Stillen Meere hin schroff abfallend, durch tiefe Buchten eingeschnitten oder am Fuße in Inseln aufgelöst, an die norweg. Küstenbildung erinnert. Sie besteht zum Teil aus Glimmer- und Thonschiefer, zum Teil aus Trapp und andern Eruptivgesteinen und ist stellenweise bis zum Meeresspiegel hinab mit Gletschern beladen, aber reich an Wasser und teilweise gut bewaldet. Große Seen, wie der Nahuelhuapi, der Viedmasee u. a., liegen am östl. Fuße der Andes. Unter den Flüssen sind die bedeutendsten: der Rio Negro, der die Grenze bildet, der Rio Chubut, der Rio Deseado und der Rio Santa-Cruz. Die Westküste ist wegen ungemein häufiger Regen und Stürme kaum bewohnbar, wogegen der östl. Teil des Landes ein mildes und trockenes Klima hat. Die Fauna ist arm und dem gemäßigten dürren Erdstriche entsprechend. Charakteristisch sind viele kleine Nagetiere, das herdenweise lebende Guanaco und der Nandu oder amerik. Strauß. Verwildert trifft man ganze Herden von Rindern und Pferden. Auch die Pflanzenwelt ist nur an der Magellansstraße formenreicher. Bäume fehlen in der Osthälfte ganz, verkrüppeltes Dorngebüsch bildet die einzige Vegetation der schauerlichen Steinflächen.

Die Patagonier bilden einen besondern Stamm der amerik. Rasse, heißen im Osten der Andes Tehuelches, an der Westküste Chonos und sind von den Bewohnern des Feuerlandes (Yeschcrähs) wohl zu unterscheiden. Ihre Zahl wird verschieden (auf 3800—10000) geschätzt. Sie sind Reiternomaden, die in kleine Horden zersplittert, wild, tapfer, von nomadisch betriebener Viehzucht leben. Man schrieb ihnen ehedem bis 3 m Höhe zu; aus den Untersuchungen zahlreicher neuerer Seereisenden, sowie der Betrachtung der in neuester Zeit nach Europa gekommenen Individuen ergibt sich mit Sicherheit, daß zwar die Statur (im Mittel 1,73 m, die größte Messung 1,92 m) des Patagoniers über die Mittelgröße hinausgeht, daß er aber nicht zu den Riesen gerechnet werden kann.

Vgl. Falkner, «Beschreibung von P.» (deutsch, Gotha 1785); King, Fitzroy und Darwin, «Voyage of the Beagle» (4 Bde., Lond. 1839); d'Orbigny, «Voyage dans l'Amérique méridionale» (Bd. 2, Par. 1838); Snow, «A two years' cruise off Tierra del Fuego» (2 Bde., Lond. 1857); Guinnard, «Trois ans d'esclavage chez les Patagons» (Par. 1864); Musters, «At home with the Patagonians» (Lond. 1871; deutsch von Martin, Jena 1873); Cuesada, «La Patagonia» (Buenos-Ayres 1875).

Patan, der ind. Name für Afghanen.

Patan (Puttun, Patn), ehemalige Hauptstadt von Nepal, südlich von Kathmandu, mit vielen alten schönen Gebäuden.

Patan (Pattan, Puttun), Hauptstadt des gleichnamigen britisch-ostind. Vasallenstaates, Präsidentschaft Bombay, Division Guzerate, am Saraswati, mit (1872) 31523 E., ehemals berühmter Wallfahrtsort, 1025 von Mahmud von Ghasna zerstört.

Patani, kleiner malaiischer Staat an der vom Meerbusen von Siam bespülten Ostküste der Halbinsel Malakka in Hinterindien. Die Hauptstadt P. liegt am Grunde einer Hafenbucht, die nur für den Küstenverkehr mittels kleiner Fahrzeuge geeignet ist, nur ausnahmsweise von größern, namentlich europ. Schiffen besucht wird, und zählt 10000 E.

Patapsco, Fluß im nordamerik. Staate Maryland, entspringt im nördl. Teile des Staates, fließt zuerst südlich und dann südöstlich in die Chesapeake-Bay (s. d.), 20 km unterhalb der Stadt Baltimore. Seine Länge beträgt 128 km. Bis Baltimore ist er für große Schiffe schiffbar.

Patara, im Altertum Seestadt in Lycien, östlich von der Xanthosmündung, mit einem berühmten Heiligtum und Orakel des Apollon, der auch nach der Stadt genannt ward. P. war noch in byzantin. Zeit wichtig; zahlreiche Ruinen sind bei Gelemisch.

Patarener, Paterini, Patarini, Patarelli, ursprünglich Bezeichnung für die Teilnehmer an einer im 12. Jahrh. in Mailand entstandenen Bewegung gegen die Priesterehe, die besonders von einem Diakon Arialdus geschürt in dem niedern Volke ihren Sitz hatte (daher der Spottname P., d. h. Lumpensammler, Lumpengesindel), später die in Italien und Frankreich gebräuchliche Benennung für die Sekte der Katharer (s. d.). Vgl. Beneden, «Die Pataria im 11. u. 12. Jahrh.» (Hanau 1854).

Patavinität, die Mundart der Bewohner des alten Patavium (Padua), des Geburtsortes des Historikers Livius.

Patavium, der alte Name von Padua (s. d.).

Patay, Flecken von (1881) 1414 E. im franz. Depart. Loiret, Arrondissement Orleans, 22 km nordwestlich von Orléans, Station der Bahn Chartres-Orléans mit Abzweigung nach Marboue. Hier siegten 18. Juni 1429 Dunois und die Jungfrau von Orléans über die Engländer; am 1. Dez. 1870 fand ein Zusammenstoß zwischen Bayern und der Vorhut des franz. 16. Korps statt.

Patchouli oder Patchouly heißt ein eigentümliches, in vielen Kreisen beliebtes moschusartiges Parfum, welches die Blätter einer in Ostindien, auf Ceylon, Malakka und Java einheimischen, zu den Labiaten gehörenden Pflanze, das Pogóstemon Patchouly oder Ploctranthus graveolens, aushauchen, besonders in getrocknetem Zustande. Man näht die getrockneten Blätter in Riechkissen oder bereitet aus ihnen eine alkoholische Tinktur. Die Frauen Ostindiens parfumieren sich die Haare mit dem Öl der Blätter der Patcholipflanze. Die Liebhaberei für den Patcholigeruch ist bedeutend im Abnehmen begriffen.

Patella (lat., Tellerchen), die Kniescheibe.

Paten wurden schon seit dem 2. und 3. Jahrh. jedem Täuflinge beigegeben, teils um die Taufe zu bezeugen (daher Taufzeugen), teils um die religiöse Bildung desselben vor und nach der Taufe zu überwachen. Anfangs hatten die Täuflinge nur Einen P. (nach Eph. 4, 4—6), gewöhnlich einen Diakon oder eine Diakonissin. Nach dem Aufkommen

der Kindertaufe hatten die P. auch die Tauffrage für den Täufling zu beantworten. Seitdem vertrat meist der Vater die Stelle des P., bis das Konzil von Mainz (813) dies den Eltern untersagte. Mönche und Nonnen durften schon seit Ende des 6. Jahrh. nicht mehr als P. fungieren. Im 12. Jahrh. hatte man gewöhnlich zwei bis vier P.; im 13. Jahrh. bestimmte man die Zahl auf drei. Bei dieser Zahl blieb man auch in der prot. Kirche. Früher gestattete man nur dem Adel eine größere Anzahl von P. Bürgerliche mußten, wenn sie mehr als drei zuziehen wollten, Dispensation lösen. Die Betrachtung der Taufe als einer geistlichen Geburt gab schon im kirchlichen Altertum Veranlassung, das Verhältnis des P. und des Täuflings mit leiblichen Verwandtschaftsverhältnissen zu vergleichen (daher der Name Gevatter, lat. propater). Eine Verordnung Justinians übertrug auf die geistliche Verwandtschaft (cognatio spiritualis) die bürgerlichen Wirkungen eines leiblichen Verwandtschaftsverhältnisses. Diese Bestimmung ging auch in das kanonische Recht der röm. Kirche über, welcher daher die geistliche Verwandtschaft als Ehehindernis gilt. Die früher sehr gewöhnlichen Patenbriefe, welche einen frommen Wunsch des Taufzeugen enthielten, kommen nur noch in kleinen Städten und auf dem Lande vor, ebenso das sog. Patengeld. Gebräuchlicher ist ein beliebiges Patengeschenk bei der Taufe, bei der ersten Wiederkehr des Geburtstags oder bei der Konfirmation des Täuflings.

Patena (lat., Schale, Teller), das kleine, goldene oder silberne Tellerchen, auf dem bei der Abendmahlsfeier die Oblaten (Hostien) liegen.

Patent (von literae patentes, offener Brief) nennt man gewisse, in feierlicher Form von der Krone erlassene Bekanntmachungen, Verordnungen oder Gesetze, die in den neuern konstitutionellen Staaten indes nicht mehr die Bedeutung haben, wie unter der absoluten Monarchie. Doch sind Thronbesteigungs-, Besitzergreifungs- und ähnliche Patente auch jetzt noch üblich. Ferner nennt man P. auch die Bestallungen der Beamten, namentlich der Offiziere, und die Konzessionen der Gewerbetreibenden, von welchen auch hier und da die Gewerbesteuer den Namen Patentsteuer erhalten hat.

Im engern Sinne bezeichnet man als Patente (Erfindungspatente, Brevets d'invention) diejenigen Verordnungen, welche Erfindern und deren Rechtsnachfolgern die ausschließliche Ausnutzung einer neuen Erfindung und Verbesserung auf gewerblichem Felde auf eine bestimmte Anzahl von Jahren sichern. Gewerbliche Privilegien aller Art gab es schon im Mittelalter in großer Zahl; das moderne Patentwesen dagegen hat seinen Ausgangspunkt erst in der engl. Parlamentsakte von 1623, durch welche die bis dahin übliche Erteilung von gewerblichen Monopolen verboten war und nur zum Schutze neuer Erfindungen königliche P. mit einer Gültigkeitsdauer von 14 Jahren zugelassen wurden. Erst im J. 1790 folgte die Gesetzgebung anderer Staaten, nämlich der amerik. Union und Frankreichs, diesem Beispiel, und im Laufe des 19. Jahrh. wurde das Prinzip des Erfindungsschutzes durch P. von den meisten Kulturstaaten angenommen. Die zu patentierenden Erfindungen müssen neu sein.

Die P. werden überall nur auf Grund einer überreichten Beschreibung verliehen. Man unterscheidet das Vorprüfungssystem, wobei vor Erteilung des P. eine Prüfung der Neuheit und zum Teil auch der Nützlichkeit vorgenommen wird, und das Anmeldesystem, wobei jeder ein P. erhält, welcher in der Anmeldung einer angeblichen Erfindung den formellen Anforderungen des Gesetzes gerecht wird. Die P. begründen nur ein zeitliches Recht. Die Zeitdauer schwankt in den verschiedenen Staaten von 3 bis 20 Jahren. Für jedes P. pflegt eine Patenttaxe erhoben zu werden. Die Verleihung des P. wird öffentlich bekannt gemacht und der Patentinhaber wird dadurch berechtigt, die patentierte Erfindung während der Patentdauer ausschließlich auszunutzen und jedem dritten die Erzeugung, oder Anwendung, oder den Handel mit patentierten Artikeln und deren Einfuhr aus dem Auslande zu untersagen. Die Frage über die Zweckmäßigkeit der P. ist immer noch eine bestrittene, sodaß Holland dieselben wieder abgeschafft und die Schweiz deren Einführung bis jetzt noch verzögert hat. Auch in Deutschland erhoben sich vor 1870 die Stimmen vieler Volkswirte für Aufhebung der Erfindungspatente und die Mehrzahl der deutschen Handels- und Gewerbekammern hatten sich in demselben Sinne ausgesprochen, weil man einen wirksamern Schutz ohne Beeinträchtigung des Fortschreitens der Industrie und ohne Ungerechtigkeit gegen andere Industrielle nicht für ausführbar hielt. Diese Ansicht wurde unterstützt durch die Klagen über die Mißbräuche des Patentwesens in England, Frankreich und Amerika, über die dort so häufige Patentierung unbedeutender Erfindungen, die dadurch bedingte Beeinträchtigung der Bewegungsfreiheit der Industrie, die zahlreichen Prozesse u. s. w. Es überwog jedoch die namentlich auch von den Nächstbeteiligten, den Technikern, vertretene Ansicht, daß das P. als Mittel zur Anregung des Erfindungsgeistes von größtem Werte sei und nicht entbehrt werden könne, solange dasselbe in den andern großen Industriestaaten zur Anwendung gebracht werde. Die Gesetzgebung der deutschen Einzelstaaten in diesem Punkt war sehr verschieden. Einige erteilten überhaupt keine P., und in Preußen bestand ein so strenges Vorprüfungsverfahren, daß jährlich nur einige wenige P. bewilligt wurden und dieselben fast alle praktische Bedeutung verloren hatten. Eine reichsgesetzliche Regelung erfolgte endlich durch das Patentgesetz vom 25. Mai 1877, das dem Patentschutz eine Gestalt gegeben hat, wodurch die dagegen zu erhebenden Bedenken wesentlich abgeschwächt worden sind. In demselben ist ein modifiziertes Vorprüfungssystem angenommen, indem die Vorprüfung erleichtert und ergänzt wird durch das (schon 1852 in weniger zweckmäßiger Art in England angenommene) Aufgebotverfahren, nach welchem die angemeldete Erfindung öffentlich bekannt gemacht wird und jeder innerhalb einer bestimmten Frist gegen die Erteilung des P. Einspruch erheben kann. Ferner charakterisiert sich das neue Patentgesetz durch den Grundsatz voller Öffentlichkeit der Patentbeschreibungen, durch Einführung eines beschränkten Lizenzzwanges, wonach der Patentinhaber genötigt werden kann, andern die Mitbenutzung der patentierten Erfindung gegen Entgelt zu gestatten, sofern das öffentliche Wohl dies erheischt, und endlich durch zweckmäße Einrichtung der Patentbehörde. (S. Patentamt.) Die Zeit des P. ist in Deutschland auf 15 Jahre bestimmt. Für jedes P. ist bei der Erteilung eine Gebühr von 30 Mark zu entrichten. Vgl. Klostermann, «Die Patentgesetzgebung

aller Länder» (2. Aufl., Berl. 1876); derſelbe, «Das Patentgeſetz für das Deutſche Reich» (Berl. 1877); Kohler, «Deutſches Patentrecht» (Mannh. 1878).

Patentamt heißt die durch das deutſche Patentgeſetz vom 25. Mai 1877 geſchaffene ſpezielle Behörde für Angelegenheiten der Erfindungspatente. Dieſelbe hat ſowohl adminiſtrative wie richterliche Befugnis, indem ſie einerſeits die Anmeldungen der Erfindungen annimmt, die Vorprüfung veranſtaltet, über die Erteilung oder Verſagung des Patents entſcheidet u. ſ. w., und andererſeits bei etwaiger Anfechtung erteilter Patente über die Zurücknahme oder Nichtigkeitserklärung derſelben entſcheidet. Gegen dieſe Entſcheidungen iſt nur Berufung an das Reichsgericht geſtattet. Das P. hat ſeinen Sitz in Berlin. Es gibt ein amtliches Organ unter dem Titel «Patentblatt» heraus, dem in beſondern Heften unter der Benennung «Patentſchriften» die Zeichnungen und Beſchreibungen, auf Grund deren die Erteilung des Patents erfolgt iſt, beigegeben werden.

Patentgelb iſt Chromgelb. — **Patentgrün**, ſ. Schweinfurtergrün.

Patentrecht iſt der Inbegriff der in einem Staate beſtehenden geſetzlichen Beſtimmungen in Betreff der Erfindungspatente. (S. Patent.)

Patentſchutz, ſ. unter Patent.

Patentzinnober iſt auf naſſem Wege durch Einwirkung von Schwefel und Ätalihydrat auf Queckſilber dargeſtellter Zinnober.

Pater (lat., Vater), in den Klöſtern im Gegenſatz zum Frater, ein Mönch, der die Prieſterweihe erhalten hat; P. regens, der Vorſteher eines Jeſuitenkollegiums (ſ. Patres); P. familias, bei den Römern der Hausherr. (S. Hausvater.)

Patĕra hieß bei den Römern eine flache, runde Schale aus Thon oder Metall zum Trinken, zum Opfer, beſonders zur Libatio, d. i. dem Ausgießen des Trankopfers.

Paterna (de la Ribera), Stadt in der ſpan. Provinz Cadiz, 38 km öſtlich von Cadiz, hat (1877) 3082 E. und Mineralquellen mit Bad.

Paternität, ſ. Vaterſchaft.

Paternitätsklage heißt die Klage auf Anerkennung der Thatſache, daß jemand von einem beſtimmten andern erzeugt ſei. Die Klage ſteht ſowohl dem Kinde und andern Intereſſenten, beſonders der Mutter, auf Anerkennung der Vaterſchaft, als dem Vater auf Anerkennung der Kindſchaft zu. Der Nachweis der Vaterſchaft erfolgt durch den Nachweis, daß der als Vater Bezeichnete während der ſog. kritiſchen Zeit (nach gemeinem Recht zwiſchen dem 300. und 182., nach preuß. Recht zwiſchen dem 302. und 210. Tag vor der Geburt) den Beiſchlaf mit der Mutter des Kindes vollzogen habe. Iſt das Kind von einer Ehefrau geboren, ſo iſt jener Nachweis entbehrlich, das Kind gilt als von dem Ehemann erzeugt und der letztere kann nur durch den Nachweis thatſächlich unterbliebener Beiwohnung oder, falls das Kind vor dem 182. (210.) Tag ſeit Eingehung der Ehe geboren wird, ohne weiteres die Rechtsvermutung: pater est, quem nuptiae demonstrant, von ſich abwenden. Andererſeits gilt auch das nach Auflöſung der Ehe, wenn nur vor dem 300. (302.) Tage ſeitdem, geborene Kind noch als eheliches. Das franz. Recht verbietet die Ermittelung eines außerehelichen Erzeugers, alſo die P. gegen dieſen («La recherche de la paternité est interdite»).

Paternò (Bagni di), ſ. unter Cittaducale.

Paternò, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Catania auf Sicilien, 17 km im WNW. von Catania, 3 km rechts vom Simeto und am Südweſtfuße des Ätna, hat (1881) 15230 (als Gemeinde 17354) E., acht Kirchen, Mineralquellen, Wein-, Öl- und Flachsbau. P. liegt an der Stelle der antiken Sikelerſtadt Hybla Geleatis (ſ. d.), von der ſich noch Reſte vorfinden. Über der Stadt erhebt ſich ein 1073 vom Grafen Roger I. erbauter viereckiger ſtarker Turm, welcher jetzt als Gefängnis dient. P. iſt ein Fürſtentum der Montecatini.

Paternoſter iſt der lat. Ausdruck für das Vaterunſer, von den Anfangsworten desſelben. Dann heißt P. jede zehnte größere Kugel im Roſenkranze, bei der das Vaterunſer gebetet wird, während man die kleinern dazwiſchen gereihten Kugeln nur mit einem Ave-Maria durch die Finger gehen läßt. Endlich heißt auch der Roſenkranz ſelbſt P.

Paternoſtererbſen heißen die Samen des in Ägypten und Oſtindien heimiſchen Abrus precatorius *L.*, eines zu den ſchmetterlingsblütigen Pflanzen gehörenden Schlinggewächſes, weil ſie gleich Korallen zu Roſenkränzen, wie auch zu allerlei Schmuckſachen verwendet werden. Dieſelben ſind nämlich kugelig, glänzend korallenrot und von ſteinartiger Härte. An der Stelle, wo ſie in der Hülſe angeheftet geweſen, haben ſie einen ſchwarzen Fleck. Die Wurzeln der Pflanze ſchmecken ſüßlich, weshalb ſie auch Indiſches Süßholz heißen.

Paternoſtergebläſe, ſ. unter Gebläſe, Bd. VII, S. 619a.

Paternoſter-Inſeln, Pulu Tengah, eine Gruppe der kleinen Sunda-Inſeln, im N. von der Inſel Sumbawa gelegen, beſteht aus zahlreichen kleinen Inſeln und Klippen, wenig bekannt und ſpärlich bevölkert.

Paternoſterwerk nennt man diejenigen Apparate zum Vertikaltransport flüſſiger und feſter Körper, bei welchen die zur Aufnahme von körnigen, pulverigen und flüſſigen Körpern verſchiedener Art geeigneten Transportbehälter (Platten, Becher, Eimer u. ſ. w.) durch endloſe Seile oder Ketten ſo verbunden ſind, daß ihnen mittels Drehung einer Seil- oder Kettenſcheibe eine cirkulierende Bewegung erteilt werden kann; die Transportbehälter bilden ſo ſelbſt eine endloſe Kette, deren aufſteigender Teil belaſtet, deren abwärts gehender Teil entlaſtet iſt. Je nach der Beſchaffenheit der Transportbehälter bezeichnet man das P. als Becherkette, Eimerkette, Kettenpumpe, Kaſtenwerk u. ſ. w. Das P. wird in zahlreichen Fällen verwendet. (Vgl. Bagger und Elevatoren.)

Pater patrātus, Sprecher der Fetialen (ſ. d.).

Pater patriae (lat., «Vater des Vaterlandes»), Ehrentitel um das Vaterland verdienter Männer, zuerſt des Cicero wegen ſeiner Maßregeln gegen die Catilinariſche Verſchwörung.

Pater peccāvi (lat., «Vater, ich habe geſündigt»), wird ſubſtantiviſch als Schuldbekenntnis aus Luk. 15, 18 und 21 angewendet.

Paterſon, Hauptſtadt von Paſſaic-County im nordamerik. Staate Neujerſey, am Paſſaicfluß und an der Erie- und der Delaware-, Lackawanna- und Weſtern- und der Neujerſey-Midland-Eiſenbahn, hat Seiden- und Lokomotivfabriken, Baumwollſpinnereien, verſchiedene Eiſengießereien, Maſchinenwerkſtätte u. ſ. w. und zählt (1880) 51031 E. Der Paſſaic bildet hier einen Waſſerfall, in deſſen

Nähe ein Denkmal für die im Bürgerkriege gefallenen Soldaten des County steht.

Pathetisch, s. unter Pathos.

Pathogenese oder Pathogenie (grch.), die Lehre von der Entstehung der Krankheiten.

Pathognōmik (grch.), die Kunst, Krankheiten zu erkennen und Diagnosen zu stellen, im engern Sinn die Kunst, den innern Körper- und Geisteszustand aus den Veränderungen der Gesichtszüge (pathognomonischen Zeichen) zu erkennen.

Pathologie (grch.), die Lehre von den Krankheiten (s. Krankheit, Medizin); Pathолog, ein Krankheitsforscher, Krankheitslehrer.

Pathologisch, krankhaft, auch das, was sich auf Pathologie bezieht; pathologische Anatomie, s. unter Anatomie; pathologische Chemie, derjenige Teil der Chemie, welcher sich mit den krankhaften Veränderungen in der chem. Zusammensetzung und Mischung der Organe beschäftigt. (Vgl. auch Tierchemie.)

Pathophobie (grch.), soviel wie Hypochondrie.

Pathos (grch.), eigentlich das Leiden oder das Ergriffensein von etwas, bezeichnet besonders den starken Eindruck auf das Gemüt, die heftige Gemütsbewegung oder den Affekt. Pathetisch ist daher, was eine starke Gemütsbewegung ausdrückt. In der Kunst wird P. dem Ethos schon von den alten Ästhetikern und Rhetoren gegenübergestellt. Ethos, d. h. Charakter, ist das bleibende sittliche Gepräge des Menschen; P. das Ergriffensein von bestimmten Ideen, Stimmungen und Ereignissen, und die aus diesem P. flammende Thatkraft. Das P. und das Pathetische ist daher recht eigentlich der Gegenstand der Tragödie, der Zusammenstoß des energischen Einzelwillens mit den Gesetzen und Bedingungen der unverrückbaren allgemeinen sittlichen Weltordnung.

Patibulum (lat.), der horizontale Querbalken des Kreuzes; auch das Kreuz selbst.

Patina (lat.) heißt jede durch die Zeit veränderte Oberfläche eines Kunst- oder Altertumsgegenstandes. Man spricht von der P. eines Bildes und einer Marmorfigur wie eines Thontreuzes. Speziell wird das Wort auf die Oberfläche der Bronzegegenstände angewendet, welche durch die Einwirkung der Luft oder der Feuchtigkeit oxydiert und eine andere Färbung annimmt. Diese Farbe ist von größter Bedeutung für die Wertschätzung der Gegenstände. Antike Bronzegegenstände, sei es, daß man sie in der Erde oder in Gewölben gefunden, sind, wenn gut erhalten, mit einer glänzend grünen P., dem sog. edeln Rost, wie mit einer Kruste oder Emailschicht, überzogen. Manche antike Bronzen finden sich auch blau patiniert; diese blaue lapisartige Farbe hängt von der Beschaffenheit der Erde ab, in welcher die Bronzen gelegen. Die Bronzen der Renaissancezeit sind gewöhnlich mit einer schönen braunen Färbung patiniert, welche nicht minder schätzenswert ist. Dagegen patinieren die modernen Bronzemonumente, welche im Freien stehen, durchgängig in einer schmutzigen, schwarzen Färbung. Untersuchungen über die Ursache dieser Verschiedenheit haben nur zu dem negativen Resultat geführt, daß die Ursache nicht in andern Mischungsverhältnissen der Bronze liegt und daß auch die Luft keinen verschiedenen Einfluß übt. Die Ursache liegt aber wahrscheinlich in der Ciselierung. Alle antiken Bronzen haben durch die Ciselierung eine glatte Oberfläche erhalten, die modernen Erzgießer aber suchen gerade die Glätte zu vermeiden und eine künstlich rauhe Oberfläche herzustellen. Diese rauhe Oberfläche hält allen Staub und Schmutz fest, welcher die ruhige und langsame Patinierung verhindert. Gegenwärtig wird die P. auch bei modernen Gegenständen auf künstlichem Wege und zwar in verschiedenen braunen und grünen Tönen hervorgerufen. Am besten gelang die P. bisher den franz. Bronzefabrikanten, doch ist man auch in Wien, sowie in Italien bemüht, es ihnen gleich zu thun. Solche künstliche Patinierung ist zu allen Zeiten geübt worden, die Erzgießer des Altertums verstanden sich schon sehr gut darauf, ebenso diejenigen der Renaissance; besonders glücklich und vielseitig in den braunen, rötlichen und goldigen Tönen sind Japaner, Indier und Chinesen.

Pātina (Mehrzahl -ny, russ., Fünftel), die ehemaligen Bezirke des nowgoroder Gebietes, in welches dasselbe entsprechend den fünf Stadtteilen Nowgorods geteilt war.

Patino, Insel, s. Patmos.

Pâtisserie (franz.), Kuchen-, Pastetenbäckerei.

Patjitan, Hafenplatz in Madiun (s. d.) auf Java.

Patkul (Joh. Reinhold oder Reginal von), geb. 1660, war schwed. Kapitän, als er sich seit 1689 der livländ. Ritterschaft anschloß, welche Karl XI. wegen der Härte, mit der die Reduktion der Krongüter dort bewerkstelligt wurde, mehrfach heftige Vorstellungen machte. Die schwed. Regierung forderte 1693 alle Landräte Livlands, den Landmarschall und besonders P. zum Verhör nach Stockholm, um ihnen als Rebellen den Prozeß zu machen. Da man P. 1694 sicheres Geleit versprach, ging er nach Stockholm; doch schon im Oktober desselben Jahres zog er sich nach Kurland zurück. Bald darauf wurde er wegen seiner Mitwirkung bei der Angelegenheit der livländ. Ritterschaft wegen des Streits bei seinem Regiment und wegen der Flucht ins Ausland infam erklärt und zum Tode verurteilt. Er begab sich über die Schweiz nach Frankreich und trat 1698 in sächs. Dienste. In dieser Zeit hegte August II. von Sachsen und Polen den Plan, in Verbindung mit Dänemark und Rußland Schweden zu bekriegen und Livland wieder mit Polen zu vereinigen. P. bot hierbei seine Dienste an und vermittelte 1702 in Petersburg das sächs.-russ. Bündnis. Nachdem P. von Peter zu verschiedenen diplomatischen Geschäften, besonders in den Ostseeprovinzen und Polen gebraucht worden, folgte er 1704 August II. als Gesandter des Zaren nach Dresden. Auch erhielt er den Oberbefehl über die für August bestimmten russ. Hilfstruppen mit dem Range eines Generallieutenants. In Mißachtung des russ. Bundesgenossen ließ aber August den intriganten und unbequemen Fremdling im Dez. 1705 verhaften und nach dem Königstein bringen. Als Ursachen führte der sächs.-poln. Hof an: P. habe mit dem österr. Gesandten unterhandelt, 4000 Mann russ. Truppen, die bisher in sächs. Diensten gestanden, in österreichische zu bringen. Als bald darauf August II. den Frieden von Altranstädt mit Karl XII. abschloß, wurde den von Altranstädt mit Karl XII. abschloß, wurde die Auslieferung P.s an seine Todfeinde ausbedungen, die Reklamationen des Zaren blieben unberücksichtigt. Auf dem Marsche (beim Kloster Kasimir) wurde P. durch ein Kriegsgericht als Landesverräter zum Tode verurteilt und 10. Okt. 1707 gerädert, dann geköpft, geviertteilt und die Stücke des Leichnams aufs Rad geflochten. Mehrere

Dichter, unter ihnen Gutzkow, haben das Schicksal P.s zum Gegenstand von Tragödien gemacht.

Patmos, jetzt Patmo oder Patino, eine felsige Insel im Ikarischen Meere, zu den türk. Sporaden gehörig, von ungefähr 60 km im Umfange, südsüdwestlich von Samos, ist nur als Verbannungsort des Evangelisten Johannes (s. d.) bekannt, der hier in einer Grotte, etwa 2 km südlich von dem ziemlich in der Mitte der Insel gelegenen Hafen Skala, seine Offenbarung geschrieben haben soll. Auf dem Gipfel eines Bergs südlich über dieser Grotte steht das berühmte, vom heil. Christodulos 1088 gegründete Kloster des heil. Johannes, welches eine an klassischen Handschriften freilich jetzt ziemlich dürftige Bibliothek besitzt. Vgl. Roß, «Reisen auf den griech. Inseln des Ägäischen Meers» (Bd. 2, Stuttg. 1843); Guerin, «Description de l'île de P. et de l'île de Samos» (Par. 1856).

Patna (eigentlich Pattana, d. h. Stadt), Name einer Division der Provinz Bihar in der Lieutenantgouverneurschaft der Untern Provinzen der Präsidentschaft Bengalen von Britisch-Indien. Sie enthält ein Areal von 61 463 qkm mit 13 122 743 E. Die Hauptstadt P. liegt unter 25° 35′ nördl. Br. und 85° 15′ östl. L. von Greenwich auf dem rechten Ufer des Ganges an dem India-Railway auf einer Anhöhe, welche sie vor den Überschwemmungen aus dem zur Regenzeit mächtig anschwellenden Strome schützt. Nach Beschreibungen aus ältester Zeit war P. eine durch zahlreiche Paläste, Hindutempel und Moscheen ausgezeichnete Stadt mit wenigstens 350000 E. (von denen zwei Drittel Hindu, ein Drittel schiitische Mohammedaner). Gegenwärtig enthält der Ort enge Straßen, schlechte Häuser, (1881) 170654 E. und ist im Winter voll Schlamm, im Sommer voll Staub. Die eigentliche Stadt ist von einem Wall umgeben und zieht sich am Strome hin. Daran schließen sich die Vorstädte Dschafir-Chan und Marasgandsch im Osten und im Westen eine dritte, die sich unterbrochen durch Gartenanlagen, fast 30 km bis Bankipore am Strome hinzieht. Diese Vorstadt enthält die besuchteste mohammed. Moschee, daneben eine Imambara, in der mitunter 100000 Gläubige versammelt sind, einige wenige Häuser von Europäern und eine höhere Bildungsanstalt, in welcher engl. Sprache und Litteratur, Geschichte und Mathematik gelehrt werden. Die Moscheen sind zahlreich, die Hauptmoschee ist ein schönes Gebäude. P. hat mehrere Werfte, und der Ganges ist in seiner Nähe oft von zahlreichen Fahrzeugen belebt. Zu den Fabrikaten P.s gehören feine, ihres angenehmen Geruchs wegen sehr gesuchte Töpferwaren, Salpeter, Indigo und namentlich Opium, dessen Handelsvertrieb in P. seinen Hauptsitz hat. Bedeutend ist die Baumwollfabrikation. Gegenüber von P., an der Mündung des Gandaki in den Ganges, liegt der Ort Hadschipur mit 22306 E., eine besuchte Wallfahrtsstätte der Hindu und als solche zugleich Meßort. P. ist eine sehr alte Stadt, hieß einst Padmavati und Srinagari, d. i. Heilige Stadt, als Hauptort des Randa, Königs von Magadha (Bihar) 415 v. Chr., kam 1194 n. Chr. mit ganz Bihar durch den Ghuriden Schahabeddin an das Reich von Delhi, ward 1545 von Mohammed von demselben losgerissen, 1575 aber von Kaiser Akbar wieder unterworfen, war seit 1730 Residenz des von Bengalen abhängigen Statthalters von Bihar und wurde 6. Nov. 1763 von den Engländern erobert, die 1765 ganz Bihar dem Indo-Britischen Reiche einverleibten.

Patois (frz., spr. Patoá, von dem mittellat. patriensis, vaterländisch), die Dialektsprache des niedern Volks, Bauernsprache.

Patos (Lagoa dos Patos), Küstensee in der südlichsten brasil. Provinz Rio Grande do Sul, 262 km lang, bis 67 km breit, steht an seinem Südende durch eine schmale Wasserstraße mit dem Atlantischen Ocean in Verbindung. Hier liegt die Hafenstadt São-Pedro do Rio Grande do Sul, von wo aus Seeschiffe auf einer mit Tonnen bezeichneten Fahrstraße durch das wenig tiefe, brackige Wasser des Sees an dessen Nordende Porto-Alegre erreichen; fünf Leuchttürme sichern diesen Verkehr.

Patow (Erasmus Robert, Freiherr von), preuß. Staatsmann, geb. 10. Sept. 1804 zu Mallenchen in der Niederlausitz, wurde 1835 zum Regierungsrat, 1837 zum Geh. Finanzrat, 1839 zum Geh. Oberfinanzrat und 1840 zum Mitgliede des Staatsrats ernannt. Mitte 1844 wurde er Direktor im Ministerium des Innern, 1845 im Ministerium des Äußern, wo er die schutzzöllnerische Richtung des Zollvereins bekämpfte. P. übernahm 17. April 1848 im Kabinett Camphausen die Leitung des Ministeriums für Handel, wurde nach Camphausens Rücktritt 25. Juni 1848 zur Disposition gestellt, doch schon einen Monat später zum Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg ernannt. Im J. 1849 in die Zweite Kammer gewählt, geriet er in Opposition zu dem Ministerium und schied deshalb im Dezember aus dem Staatsdienste. Als Mitglied des Staatenhauses wirkte P. im Erfurter Parlament für die Unionsverfassung. Im J. 1852 und 1855 wurde er für Königsberg (Neumark) in das Abgeordnetenhaus gewählt. In dem 6. Nov. 1858 berufenen liberalen Ministerium Hohenzollern übernahm P. die Finanzen, bereitete den Deutsch-Französischen Handelsvertrag vor und setzte auch, um die Reorganisation der Armee zu ermöglichen, die Grundsteuer durch. Am 18. März 1862 nahm er infolge des Antrags Hagens auf größere Spezialisierung des Etats mit den übrigen liberalen Mitgliedern des Kabinetts seine Entlassung. Im Juli 1866 wurde er wieder ins Abgeordnetenhaus gewählt, wo er sich den Altliberalen anschloß. Am 19. Aug. 1866 wurde er Civilcommissar der von der preuß. Mainarmee besetzten Gebiete von Frankfurt, Oberhessen und Nassau, 1873 Oberpräsident der Provinz Sachsen, welchen Posten er bis 1881 bekleidete. Im J. 1869 legte er sein Mandat als preuß. Abgeordneter nieder, vertrat aber 1871—73 den Wahlkreis Ukermünde-Usedom-Wollin im Deutschen Reichstag, wo er der Fraktion der Altliberalen angehörte. Er schrieb «Die Grundsteuerausgleichung im preuß. Staate» (Berl. 1860).

Paträ (früher Patras, auch Paläopatra genannt zur Unterscheidung von Neopatra, dem alten Hypata im südl. Thessalien), alte Stadt an der Nordküste des Peloponnes, war eine der zwölf selbständigen Städte der Landschaft Achaja, die durch Augustus zur röm. Kolonie unter dem Namen Colonia Augusta Aroe Patrensis gemacht und mit ausgedehntem Gebiet beschenkt wurde, 1205—1408 Hauptstadt des fränkischen Herzogtums Achaja, wurde 1463 türkisch und ist jetzt Hauptstadt der griech. Nomarchie Achaja und Elis, am Golf von Paträ, südwestlich von den sog. Kleinen Dardanellen (den Küstenvorsprüngen Rhion

und Antirrhion), welche den Eingang des Golfs von Lepanto (Korinthischen Meerbusens) bilden. Vor dem Ausbruch der griech. Revolution eine bedeutende Handelsstadt von mehr als 22000 E., wurde P. als militärischer Punkt, der die Verbindung Moreas mit Lepanto (Naupaktos), Albanien und Rumelien sicherte, während des Freiheitskriegs der Schauplatz wiederholter Kämpfe zwischen Türken und Griechen und 15. April 1821 von den Türken bis auf das Kastell in einen Schutthaufen verwandelt. Seit der Begründung des griech. Königreichs hat sie sich, als einer der wichtigsten Handelsplätze von Griechenland, schnell gehoben, sodaß sie 1879 wieder 25494 E. zählte. P. ist Sitz eines Erzbischofs, eines deutschen Konsulats und Station der im Bau begriffenen Bahn Korinth-P.-Pyrgos.

Patras, s. Paträ.

Patres (lat., «Väter»), s. Pator und Patricier; **P. ecclesiastici**, Kirchenväter; in den Klöstern heißen P. die zu Priestern geweihten Mönche.

Patria (lat.), das Vaterland.

Patriarchaden nannte man eine Zeit lang in der deutschen Litteraturgeschichte die im Wetteifer mit den ersten Gesängen des Klopstockschen «Messias» entstandenen zahlreichen epischen Gedichte aus der alttestamentlichen Patriarchengeschichte. Eine besonders rege Thätigkeit in dieser Richtung entwickelte J. J. Bodmer, dessen «Noah» (Berl. 1750) nicht ohne dichterische Schönheiten ist. Ihm folgten «Jakob und Joseph» (Berl. 1751), «Jakob und Rahel» (Berl. 1752) u. a.

Patriarchen (grch.), Altväter, Erzväter, heißen in der biblischen Sage die Familienhäupter des Urgeschlechts vor der Sintflut und die drei Stammväter des israel. Volks, Abraham, Isaat und Jakob. Der Ausdruck patriarchalisch erinnert daher an das Zeitalter der Urväter des Menschengeschlechts, an die Unschuld und Einfachheit ihrer Sitten, an die Würde und das Ansehen ihres Alters und an die Milde ihrer hausväterlichen Familienregierung. Später wurde die Benennung P. ein Ehrentitel der Oberhäupter oder Vorsteher des Sanhedrins, unter denen sich die nach der Zerstörung Jerusalems in Syrien und Persien lebenden Juden vereinigten. Das jüd. Patriarchat zu Tiberias in Galiläa bestand für die westlich wohnenden Juden bis 415, das zu Babylon für die östlichen in der Zerstreuung bis 1038. Von den Juden ging der Titel Patriarch in die christl. Kirche über, anfangs als allgemeiner Ehrenname aller Bischöfe. Seit dem 5. Jahrh. wurde er jedoch ausschließlich auf die Metropoliten übertragen und blieb zuletzt vorzugsweise für die Bischöfe zu Rom, Konstantinopel, Alexandria, Antiochien und Jerusalem in Gebrauch. Dieselben übten das Recht der Weihe und Beaufsichtigung der Metropoliten und Bischöfe ihrer Sprengel aus und bildeten die höchste Appellationsinstanz in allen kirchlichen Angelegenheiten ihrer Diöcesen. Ohne ihre Zustimmung durften auf den Synoden keine Beschlüsse gefaßt werden, welche die ganze Kirche angingen. Als darauf das röm. Patriarchat zu einem Oberpriestertum über den ganzen Occident heranwuchs, behielten die vier Häupter der orient. Kirche diesen Titel bei, verloren aber durch die Eroberungen der Sarazenen den größten Teil ihres Einflusses. In der röm. Kirche führen einige angesehene Kirchenfürsten, wie die Erzbischöfe von Venedig und Lissabon den Patriarchentitel; außerdem pflegt der Papst auch für die vier alten morgenländ. Patriarchate P. in partibus infidelium zu ernennen. Das Patriarchat von Aquileja wurde 1751 in die Erzbistümer Udine und Görz (später Laibach) geteilt. Die Kirchen der Armenier, Abessinier, Jakobiten und Maroniten gehorchen ebenfalls eigenen P. über die griech. Christen im türk. Reich behauptet der Patriarch von Konstantinopel den Primat. Er führt den Titel eines ökumenischen P., hat den Rang eines Pascha von drei Roßschweifen und wird vom Sultan eingesetzt. Das im 16. Jahrh. entstandene Patriarchat über die russ. Kirche zu Moskau wurde von Peter d. Gr. 1721 wieder abgeschafft und in die patriarchalische oder heilige Synode verwandelt, deren Oberhaupt der Kaiser ist.

Patriarchenkreuz, auch Lothringisches oder Spanisches Kreuz, ein Kreuz, welches zwei Querbalken hat, von denen der obere kürzer ist.

Patricier heißen für die Zeit der ersten röm. Könige sämtliche freigeborene wirkliche Bürger Roms, die im Gegensatz zu den schutzpflichtigen Clienten die Vollbürger, das Volk, den Populus, bilden und nach ihrer Herkunft in drei Tribus, innerhalb dieser aber in Kurien zerfallen, denen wieder die einzelnen Geschlechter, Gentes, zugeteilt sind. Nach Niebuhr ist gleichbedeutend mit P. die Benennung Patres (Väter), nach andern, wie namentlich Mommsen, bezeichnet patres zuerst die ursprünglich ausschließlich patricischen Senatoren, hernach die P. im Senat, und sodann in ungenauerm Ausdrud sowohl die patricischen und plebejischen Senatoren, als die P. überhaupt. Das patricische Volk versammelte sich in den Comitia curiata (s. Comitien), und der Senat (s. d.) stand über denselben als ein vom König erwählter Ausschuß der patricischen Geschlechter. Eine freie Plebs (s. d.) tritt erst mit der Zeit hervor, und erst nachdem Servius Tullius diesen neuen Bestandteil des Staats in die Wehrverfassung aufgenommen und mit gewissen polit. Rechten ausgestattet, werden die P., ihr gegenüber Voll- oder Altbürger, «Geschlechter» und hernach im Verfolg der polit. Entwickelung ein besonderer Stand, ein Erbadel gegenüber der Gemeinde. Die Rechte, die früher die Kuriatcomitien geübt, gingen wenigstens seit dem Beginn der Republik immer mehr auf die Centuriatcomitien über, in welchen P. und Plebejer vereinigt waren, während zudem die Rechte der Comitien nach Vertreibung der Könige sich mehrten und steigerten. Dazu errang die zu polit. und militärischer Geltung vorgedrungene Plebs unter Führung ihrer Tribunen (s. d.), zuerst 366 v. Chr. einen entscheidenden Sieg über die patricischen Ansprüche auf alleinige Oberleitung. Nachdem die Lex Canuleja 445 v. Chr. ein Eherecht (conubium) zwischen beiden Ständen gestattet und damit die schroffste Scheidung im Privatleben beseitigt hatte, entrissen die Tribunen Gajus Licinius Stolo und Lucius Sextius 366 den Patriciern das Vorrecht auf ausschließliche Bekleidung des Konsulats, und wie mit dieser Magistratur ging es allmählich auch mit den übrigen. Sogar die anfangs beliebte Teilung der meisten Stellen zwischen P. und Plebejern hörte allmählich auf, und durch das Entstehen eines neuen Amtsadels, der Nobilität, welcher plebejische wie patricische Familien in sich faßte, trat der alte polit. Erbadel, das Patriciat, wenigstens politisch, vollends in den Schatten. Die den P. verbliebenen Vorrechte

bestanden, nachdem 302 v. Chr. das Ogulnische Gesetz den Plebejern den Eintritt auch in die Kollegien der Pontifices und Augurn geöffnet hatte, außer in der den patres, d. h. wohl den «Patriciern im Senat», vorbehaltenen, aber schon zum voraus zu erteilenden Bestätigung von legislativen Beschlüssen und Wahlen der Centuriatcomitien und der Bestellung von Interregen in der Hauptsache nur noch darin, daß die Würde des Opferkönigs (Rex sacrorum) und einiger Flamines allein von P. bekleidet werden konnte, und daß das Kollegium der Salier patricisch blieb. In der Kaiserzeit, wo es sich nur noch darum handelte, daß solchen Erfordernissen des alten Salralrechts genügt werden konnte, erhoben Julius Cäsar, Augustus, Claudius und andere Kaiser, da die Zahl der patricischen Gentes gegen das Ende der republikanischen Zeit sehr zusammengeschmolzen war, noch einzelne Plebejer zu diesem Range.

Seit Konstantin d. Gr. wurde das Patriciat von den Kaisern als ein persönlich hoher Adel, der nicht vererbt wurde, verliehen und mit eigenen Insignien und Privilegien ausgezeichnet. Der Patricius gehörte zu der Rangklasse der Illustres. Zu solcher Rangerhöhung gelangten namentlich angesehene Beamte und Fürsten, wie z. B. Odoaker und Theodorich durch Zeno.

In einer neuen Bedeutung erscheint das Wort Patricius, als Papst Stephan 754 den Frankenkönig Pipin unter diesem Titel als Schutzherrn von Rom und dessen Gebiet und zugleich als Schirmvogt der röm. Kirche anerkannte. Den nämlichen Titel nahm auch Karl d. Gr. an, ehe er zum Kaiser ausgerufen wurde, und auf ihn berief sich Heinrich IV., als er die Absetzung Gregors VII. aussprach.

Ein eigenes Patriciertum entstand im 12. und 13. Jahrh. in deutschen und schweiz. Reichsstädten aus den darin ansässigen freien Geschlechtern, die durch Landbesitz oder Großhandel mächtig, namentlich eine ausschließende Berechtigung zum Eintritt in den städtischen Rat beanspruchten, ihre Herrschaft aber weiterhin nach heftigen Kämpfen meist mit den Zünften der Handwerker teilen mußten. Zu gewöhnlichen Leben nennt man wohl noch einflußreiche und mit der Geschichte einer Stadt verwachsene Geschlechter P. Vgl. Roth von Schreckenstein, «Das Patriciat in den deutschen Städten» (Tüb. 1856).

Patricius, s. unter Patricier und Patrick.

Patrick (Patricius), ein kath. Kirchenheiliger, Apostel und Schutzpatron Irlands, wahrscheinlich identisch mit Palladius, wurde am Anfang des 5. Jahrh. als der Sohn eines Diakonus, Namens Calpornius, aus vornehmem Geschlecht zu Bannaven-Taberniä (wahrscheinlich dem heutigen Kilpatrid) in Schottland geboren. Im Alter von 16 J. entführten ihn Seeräuber nach Irland, wo er das Vieh hüten mußte. Erst nach sechs Jahren gelang es ihm, sich durch die Flucht in seine Heimat zu retten. Hier faßte er, von Visionen getrieben, den Entschluß, als Apostel der Kirche aufzutreten. Nachdem er die Weihen als Priester und Bischof erhalten, ging er 432 nach Irland zurück und begann unter großen Gefahren und Hindernissen die Verkündigung des Evangeliums. Er gründete viele Gemeinden, Kirchen und Klöster und richtete ein völliges Kirchensystem ein, dessen erzbischöfl. Sitz er später nach Armagh verlegte. In den Klosterschulen, die er stiftete, blühte bald die Gelehrsamkeit empor, und aus allen Ländern Europas strömten Schüler herbei, die sich hier für das christl. Apostelamt bildeten. P. starb zwischen 457 und 469. Erhalten ist von ihm eine «Confessio» und eine «Epistola ad Coroticum» (herausg. von Waräus, Lond. 1658). Vgl. Todd, «Saint-Patrick, apostle of Ireland» (Dubl. 1864); Stene, «Celtic Scotland» (Lond. 1877); Loofs, «Antiquae Britonum Scotorumque ecclesiae mores» (Lpz. 1882); Shearmann, «Loca Patriciana» (Dubl. 1883); Robert, «Etude critique sur la vie de Saint-Patrick» (Par. 1884).

Patrickorden, Orden des heil. Patricius, am 5. Febr. 1783 vom König Georg III. für Irland gestiftet. Das Ordenszeichen ist oval, von Kleeblättern eingeschlossen, und zeigt ein rotes Andreaskreuz, auf welchem ein grünes Kleeblatt ruht, umgeben von einem blauen Spruchband mit den Worten: Quis separabit. Das Band ist blau, die Kette abwechselnd aus Rosen und Harfen zusammengesetzt.

Patricroft, Fabrikort in der engl. Grafschaft Lancaster, unmittelbar bei Manchester, mit Ramsmyths Bridgewater Foundry, woselbst sich der berühmte Dampfhammer von James Nasmyth (s. d.) befindet.

Patrik Peale, Pseudonym für Anton Gustav, Freiherr von Seckendorf (s. d.).

Patrimonialgerichtsbarkeit. Aus der Staatsordnung des Mittelalters, welche den öffentlichen Dienst vielfach durch erbliche Zwischenunternehmer auf deren Rechnung besorgen ließ (s. Feudalwesen), ist die Einrichtung zu erklären, wonach nur eine geringe Anzahl von Höherstehenden im Gericht des Reichs- oder Landesoberhaupts erschienen, die übrigen aber mit ihrem Rechtsbedarf an die Inhaber der Schutzherrlichkeit (Vogtei) über bestimmte Orte oder Bezirke und, wenn sie zu den Hörigen oder sonst Unfreien zählten, vor die Gerichte der Grundherren gewiesen waren. Diese Mittelspersonen ernannten die nötigen Beamten und sahen solche Rechtspflegen wegen der damit verbundenen Einkünfte als ein zum Erbgut (patrimonium) gehörendes, nutzbares Privatrecht an, das vererbt, verpfändet und in sonstiger Weise, auch an die Schutzbefohlenen selbst, veräußert werden konnte. Auf solchem Wege erlangten namentlich viele Städte und Stifter den Besitz eigener Gerichte und die Selbstwahl ihrer Justizbeamten. Die neuere Zeit vermochte dem Grundsatz, welcher in der Gerechtigkeitspflege ebensowohl eine Obliegenheit als ein unmittelbares Recht des Staats erkennt, zunächst nur hinsichtlich derjenigen Gerichte Geltung zu verschaffen, welche dem Landesherrn in der Nebeneigenschaft als großer Grundeigentümer über die zahlreichen Hintersassen auf den Kammer- und Chatoullengütern zustanden. In Ansehung der sonstigen gutsherrlichen und städtischen Patrimonialgerichte konnte dagegen die Staatsverwaltung auf das Recht der Besetzung vorläufig keinen Anspruch erheben. Diese Gerichte wurden nach wie vor im Namen der Inhaber innerhalb der alten Grenzen durch vereidete Gerichtshalter (Gerichtsverwalter, Gerichtsdirektoren, Justitiare, Stadtrichter u. s. w.) gehandhabt, welche jedoch die gesetzliche Befähigung zum Richteramt besitzen und meistens landesherrlich bestätigt sein mußten. Auch waren die Patrimonialgerichte der oberrichterlichen Gewalt und dem Aufsichtsrecht des Staats unterworfen. Ihre Besoldung erhielten die Justitiare

von den Gerichtsherren, wofür diesen wieder sämtliche Gerichtseinkünfte zuflossen. Die tiefer greifenden Reformen, welche von der Bewegung von 1848 ihren Ausgang nahmen, haben den Gründen für die notwendige Einheit der Justizverwaltung das Übergewicht verschafft und die Patrimonialgerichte in allen bedeutendern deutschen Staaten aufgehoben; aber erst das Deutsche Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Jan. 1877 beseitigte die letzten Überreste von P., nämlich die vom Hause Arenberg-Meppen in Preußen, sowie die vom Gesamthause Schönburg in Sachsen ausgeübten, definitiv.

Patrimonialprinzip, die Theorie, welche die Staatsgewalt als Ausfluß eines Eigentums am Grund und Boden darzustellen und das Wesen des Staats (Patrimonialstaat) auf diese Weise zu begründen sucht.

Patrimonium (lat.) ist das Vermögen einer rechtlich selbständigen Person, sodann das väterliche Erbteil, daher Patrimonialgüter, Erbgüter. Wie die röm. Kaiser ihr Vermögen P. oder Erbgut nannten, so wurden auch die Kirchengüter als P. der Heiligen bezeichnet, welchen sie geweiht waren. Ferner erhielt schon früh das Besitztum der röm. Kirche überhaupt, das später durch Schenkungen immer mehr anwuchs, nach dem Apostel Petrus, als Gründer dieser Kirche, den Namen des Patrimonium Petri. (S. u. Kirchenstaat.)

Patriot (grch. πατριώτης, der Landsmann), zunächst der Landeseingeborene, dann ein mit Innigkeit an seinem Vaterland hängender Bürger, Vaterlandsfreund; als polit. Bezeichnung zuerst während der holländ. Wirren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. für die Gegner des Erbstatthalters gebraucht, dann in der Französischen Revolution für eins der ersten Bataillone, welche Paris 1792 an die Grenze schickte, nachher für die Soldaten der Republik in den Vendéekriegen und endlich für die Anhänger der Republik überhaupt. In neuerer Zeit bezeichnet man damit auch verschiedene polit. Parteien, insbesondere die Ultramontanen in Bayern.

Patriotismus, die Vaterlandsliebe.

Patripassianer, s. Monarchianer.

Patristik (theologia patristica) oder Patrologie heißt derjenige Zweig der histor. Theologie, der das Leben, die Schriften und Lehren der Patres oder Kirchenväter (s. d.) behandelt. Die kath. Kirche zieht zur P. die Gesamtheit der rechtgläubigen Kirchenschriftsteller bis in das 13. Jahrh., doch ohne sie alle unbedingt für so normal zu halten, wie die Kirchenlehrer Ambrosius, Augustin, Hieronymus, Gregor d. Gr., Thomas von Aquino und Bonaventura. Die prot. Kirche beschränkt sich gewöhnlich nur auf die kirchlichen Schriftsteller der ersten sechs Jahrhunderte oder höchstens bis auf Johannes Damascenus. Am Anfange des 19. Jahrh. auch von der prot. Theologie eifrig gepflegt, ist die P. neuerdings hinter die Dogmengeschichte und kirchliche Litteraturgeschichte zurückgetreten. Der Grund davon liegt in der unmethodischen und aphoristischen Art, mit welcher man sie behandelte. Vgl. Engelhardt, «Leitfaden zu patristischen Vorlesungen» (Erlangen 1822). Von kath. Verfassern sind zu nennen: Möhler, «Patrologie» (herausg. von Reithmayr, Bd. 1, Abteil. 1 u. 2, Regensb. 1839—40); Alzog, «Grundriß der Patrologie» (Freiburg 1866; 3. Aufl., Lpz. 1876); Schmid, «Grundlinien der Patrologie» (Freiburg 1879); Nirschl, «Lehrbuch der Patrologie» (Mainz 1881).

Patrize (lat.) heißt in der Stempelschneidekunst der Stahlstempel, mit welchem Formen zum Letterngusse erzeugt werden; derselbe muß die Form des Letternbildes haben, links geschnitten und gehärtet sein. Die Form, Mater oder Matrize (s. d.) genannt, wird erzeugt, indem man diese Stempel in ein Stückchen Kupfer einprägt und letzteres dann so bearbeitet (justiert), daß es in richtiger Lage ins Gießinstrument gebracht werden kann. Außerdem nennt man auch diejenige Schraube, deren man sich bedient, um eine Schraubenmutter, Mater oder Matrize zu schneiden und zu regulieren, eine Vaterschraube oder P. Ebenso wendet man oft bei galvanoplastischen Arbeiten die Benennung P. für das Original an, von welchem eine Mater durch Niederschlag oder Abformung hergestellt wird.

Patrocinium (lat.), das Walten und Wirken als Patron, Rechtsbeistand, Schutz; patrocinieren, sich für jemand als Patron erweisen, jemand beschützen, beschirmen.

Patroklos, der Waffengenosse des Achilles, war der Sohn des Argonauten Menötios und der Sthenele. Ohne Vorbedacht tötete er zu Opus beim Würfelspiel des Amphidamas Sohn, Klysonymos. Sein Vater entzog ihn der Rache durch die Flucht und brachte ihn nach Phthia zum Peleus, der den Knaben freundlich aufnahm und als seines Sohnes Genossen erzog. P. folgte dem Achilles vor Troja und blieb lange Zeit thatenlos wie dieser, der zürnend keinen Anteil am Kampfe nahm. Endlich aber, als die Not der Griechen stieg, zog er doch aus, in des Achilles Rüstung gekleidet. Der Kampf, den er begann, war glänzend. Allein von Apollo betäubt und wehrlos gemacht, wurde er von Euphorbos durchbohrt und von Hektor vollends getötet. Die Griechen retteten den Leichnam, bestatteten ihn und stellten Leichenspiele an; Achilles aber beschloß, den Freund zu rächen und ihm in den Tod zu folgen.

Patrologie, s. Patristik.

Patron, s. Patronus.

Patronat ist der Inbegriff von Rechten und Pflichten, welche einer Person bezüglich einer Kirche oder eines geistlichen Amtes zustehen aus einem besondern, von ihrer Stellung in der Hierarchie unabhängigen Rechtsgrunde. Es ist entweder geistlich (ecclesiasticum, s. Kirchenpatronat) oder Laienpatronat (laicale), das letztere, wenn es einer weltlichen Person zusteht oder einer geistlichen physischen, ohne rechtliche Beziehung zu deren geistlicher Stellung, dinglich (reale) oder persönlich (personale), je nachdem das berechtigte Subjekt durch dessen rechtliche Beziehung zu einem Grundstück bestimmt wird oder nicht.

Patrone (lat.) heißt im gewöhnlichen Leben eine schützende Hülle von steifem Papier, Papierhülse oder Papiertüte; ferner ein als Muster dienendes ausgeschnittenes steifes Papier oder auch eine ausgeschnittene Schablone zum Aufzeichnen von Mustern, bedeutet auch schlechtweg Modell (frz. patron). In der militärischen Sprache ist die P. (frz. cartouche, ital. cartoccio) die in eine Hülle eingeschlossene Pulverladung einer Feuerwaffe, mit welcher auch häufig das Geschoß und in neuerer Zeit selbst das Zündmittel verbunden ist. In der deutschen Armee wird P. aber nur die Munition der Handfeuerwaffen genannt, während die fertig gemachte Ladung eines Geschützes Kartusche heißt. In der österr. Armee (früher auch in Süddeutschland) ist der Name P. in beiden Beziehungen üblich.

Die erste Anwendung der P. als Verbindung von Ladung und Geschoß, sowohl bei Feldgeschützen als bei Handfeuerwaffen, fällt in die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, doch hatte die Reiterei bei ihren Feuerwaffen die P. auch wohl schon früherhin. Bei den Hinterladungsgewehren sind jetzt Geschoß, Ladung und Zündmittel durch eine Hülse in Zusammenhang gebracht, man spricht in diesem Falle auch von Einheitspatronen, durch welche das Laden des Gewehrs ungemein vereinfacht und beschleunigt wird. Die P. der Handfeuerwaffen hatten lange Zeit Hülsen von gewöhnlichem Papier; bei den Hinterladern aber findet man jetzt Hülsen aus Metallblech, namentlich Messingblech sehr verbreitet. Diese sog. gasdichten Patronenhülsen vermitteln den Gasabschluß nach rückwärts auf die einfachste Weise. Diese Hülsen tragen am Boden das Zündmittel und haben an ersterm eine seitwärts vorspringende Krempe, welche dem Auszieher des Verschlusses einen Angriffspunkt gewährt. Die Hülse verjüngt sich vom Boden nach dem vordern Teil, welcher das Geschoß festhält. Der höhere Preis der Metallpatronen gleicht sich insofern wieder aus, als die Hülsen der verschossenen P. bei den Schießübungen gesammelt und wieder zum Gebrauch fertig gemacht werden können. P., welche nur zum Gebrauch bei Truppenübungen bestimmt sind, haben kein Geschoß und werden Platzpatronen genannt, im Gegensatz zu den scharfen P., welche mit Geschoß versehen sind. Den ersten Bedarf an P. trägt der Mann in der Patrontasche, welche entweder auf die Säbeltoppel geschoben oder an einem Bandelier um die Schulter gehängt wird. Patronenwagen heißen die zum Transport von Gewehrmunition bestimmten Fuhrwerke, welche eine gewisse Zahl von P., in Patronenkasten verpackt, aufnehmen. Die P. der Geschütze haben Hüllen von Stoffen, als Seidentuch, Wolle, Baumwolle, neuerdings auch Metall. Eine Verbindung der P. mit dem Geschoß ist bei den gezogenen Geschützen aus mehrfachen Gründen nicht anwendbar. Bei einzelnen Systemen von Hinterladungsgeschützen findet man den Boden der P. aus gasdichtem Material gefertigt, um den rückwärtigen Gasabschluß zu sichern. Die Anwendung von Metallpatronen bei Geschützen, welche gleichzeitig die Zündung enthalten, ist gegenwärtig Versuchsobjekt. (S. Geschütz, Handfeuerwaffen, Kartätschgeschütze.)

Patrone, in der Drechslerei soviel wie Futter; auch ein Schraubengewinde, welches auf den rückwärts gelegenen Teil der Drehbankspindel gesteckt wird, um mit Hilfe derselben ein Gewinde von gleicher Steigung auf der Drehbank zu schneiden; in der Guillochiermaschine (s. unter Guillochieren) eine am Rand dem Muster der Guillochierung entsprechend ausgezackte Scheibe; in der Weberei die auf carriertem Papier (s. Patronenpapier) gemachte Zeichnung eines Musters. Auch bezeichnet man mit P. ein ausgeschnittenes Blatt (Schablone) zum Auftragen der Figuren auf Tapeten, Spielkarten u. s. w.

Patronendrehbank, eine Drehbank, welche mit Patronen zum Schraubenschneiden versehen ist. (S. unter Schraube.)

Patronenpapier, ein in der Weberei verwendetes Musterpapier, das durch Kupfer- oder Steindruck mit eng stehenden Parallellinien in zwei sich rechtwinkelig kreuzenden Richtungen versehen ist.

Patrōnus war bei den Römern ursprünglich der Schutzherr von erbunterthänigen Clienten (s. Clientel), nachher noch der vormalige Leibherr im Verhältnis zu dem Freigelassenen. Seine Beziehung zu diesen Personen, der Patronatus, ward mit dem Hausvaterrechte verglichen, woraus sich der Name erklärt. Als die Macht Roms sich ausgebreitet und die Clientel ihre alte Schärfe verloren hatte, suchten ganze Gemeinden und Völkerschaften den Patronatus angesehener Römer nach, um durch sie in Rom vertreten zu werden. Namentlich geschah es, daß derjenige, der die Unterwerfung eines Ortes, einer Provinz vollendete, von dieser mit seinen Nachkommen als P. anerkannt wurde. So waren die Marceller seit der Eroberung von Syrakus durch Claudius Marcellus Patrone der Sicilier. Da in der Vorzeit Clienten nur durch ihren P. im Gericht verfahren konnten, so erhielt sich für das Wort auch die Bedeutung eines Fürsprechers, der eine Partei mit Anträgen und als Redner bei Gericht vertrat. Dagegen hießen Advocati anfänglich bloß solche angesehene Personen, deren Mitanwesenheit bei Gericht, ohne daß sie in die Sache selbst eingriffen, schon als empfehlende Unterstützung einer Partei betrachtet wurde. In der spätern Kaiserzeit kam dieser Unterschied in Wegfall, sodaß sowohl Advocatus als P. den Anwalt bezeichnete. Der weitere Sinn eines Gönners oder Beschützers, den man jetzt mit dem Worte Patron verbindet, findet sich ebenfalls schon bei den Römern. Im Mittelalter wurde Patron der gemeinsame Name für alle Schutzheilige.

Patronymika (grch.) heißen in der Grammatik Ableitungen von Personennamen, welche den Nachkommen (Sohn oder Tochter) der betreffenden Person bezeichnen. Die Ableitung geschieht meistens durch besondere Suffixe, z. B. im Griechischen durch -ides, -iades: Atreides, Sohn des Atreus; Laertiades, Sohn des Laertes; Nereis, Tochter des Nereus. Der Plural bezeichnet dann das ganze Geschlecht, daher Atriden, Peliopiden ꝛc. Noch jetzt sind in manchen Sprachen patronymische Bildungen gewöhnlich, z. B. die slaw. Namen auf -ić, -ić (-ović, -ević = owitsch, ewitsch), -ovna u. a. sind Patronymika: Nikolajewitsch, Sohn des Nikolaus; Pawlowna, Tochter Pauls. Wenn der Bildung der Name der Mutter zu Grunde liegt, pflegt man die Ableitungen auch Metronymika zu nennen.

Patrouille (frz.), nennt man in der Militärsprache einen Trupp, der ausgesandt wird, um Nachrichten einzuziehen, sowohl zur Sicherung der eigenen Truppen als zur Vorbereitung von Unternehmungen gegen den Feind. Die P. werden im offenen Terrain durch Kavallerie, im durchschnittenen durch Infanterie gebildet und bestehen oft nur aus zwei bis drei Mann, um desto leichter unentdeckt zu bleiben. Haben sie nur den Zweck, die Vorpostenkette aufmerksam zu erhalten, so heißen sie Sicherheits- oder Visitierpatrouillen. Gehen sie aber über jene Linie hinaus gegen den Feind, so heißen sie Schleichpatrouillen. Vorzüglich wichtig sind die während des Marsches einer Truppenkolonne entsendeten Seitenpatrouillen, welche auch gewöhnlich stärker, teils um von dem Feinde minder leicht zurückgewiesen zu werden, teils um ihrerseits kleine Trupps weiter zu entsenden. Größere oder selbständige P. werden von Offizieren geführt. Sie heißen Rekognoszierungspatrouillen, wenn sie zur Erkundung

des Terrains oder des Feindes entsendet werden; Verfolgungspatrouillen, wenn sie einen abziehenden Feind vorsichtig verfolgen sollen, um sein weiteres Verhalten zu beobachten; Verbindungspatrouillen, wenn sie getrennt stehende, marschierende oder fechtende Truppen in Verbindung halten; Flankenpatrouillen, wenn sie, hier stärker, auf weitere Entfernung als die Seitenpatrouillen gehen, um die Flanke des Korps zu sichern oder Gelegenheit zu Unternehmungen gegen des Feindes Flanke zu erspähen.

Patschkau, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Neisse, rechts an der Glatzer Neisse, in tief eingeschnittenem Flußthal, 27 km westlich von Neisse, Station der Linie Kamenz-Neisse-Kosel der Preußischen Staatsbahnen, hat (1880) 5639 meist kath. E., eine evang. und drei kath. Kirchen, darunter die kath. Pfarrkirche aus dem 13. Jahrh. mit hohem Turme, ein 1550 erbautes Rathaus mit Turm, ein Amtsgericht, ein Nebenzollamt, ein kath. städtisches Gymnasium, eine höhere Töchterschule, ein Waisenhaus, eine Gasanstalt, Zuckerrübenbau, Fabriken für landwirtschaftliche Maschinen und Zündwaren, eine Mälzerei, Ziegeleien, Bleichereien. P. erhielt 1254 Stadtrecht.

Patschuti, soviel wie Patcholi (s. d.).

Patsjoki, der Ausfluß des Enaresees (s. d.).

Patta, Insel an der Küste des äquatorialen Ostafrika, dem Sultan von Sansibar gehörig, unter 2° 5′ südl. Br., mit den Hauptorten Faja, Siu und P., wird von den handeltreibenden Wapata, einem Mischvolk aus Negern, Arabern und Persern, bewohnt. Zahlreiche Ruinen bezeugen die ehemalige Ansässigkeit der Portugiesen hierselbst; 1787 kam P. in den Besitz der Araber von Maskat.

Pattan, soviel wie Patan.

Pattaniapura, s. Mandalay.

Pattensen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Hannover, Kreis Wennigsen, unweit links von der Leine, 10 km südlich von Hannover, hat (1880) 1582 überwiegend luth. E., Ackerbau und eine Bierbrauerei. Der Ort war 1546—1643 Sitz des Calenbergischen Hofgerichts.

Patterson, Stadt, s. Paterson.

Patterson (Elisabeth), die erste Gemahlin Hieronymus Bonapartes (s. d.).

Patti (mittellat. Pactae), Hafenstadt und Bezirkshauptort in der ital. Provinz Messina auf Sicilien, 50 km im WSW. von Messina, Sitz eines Bischofs, hat (1881) 5900 E. (als Gemeinde 9316), ein Lyceum, ein Gymnasium, Thunfischfang, Fabrikation von Töpferwaren und Seide, ein Theater von 1838, einen Marmorbrunnen von 1854 auf dem Marktplatz und auf der Scala, 5 km östlich von P., eine Villa des Barons Sciacca. In dem 1758 umgebauten Dom ist Adelasia (gest. 1118) bestattet, die Mutter König Rogers II. von Sicilien. Etwa 6 km östlich von P., dicht am Meere, am Kap Tindaro, lag die antike Stadt Tyndaris (s. d.).

Patti, Hauptort von Dschapara (s. d.).

Patti (Adelina Maria Clorinda), berühmte Sängerin, geb. 9. April 1843 zu Madrid, wurde in Amerika erzogen, und betrat, durch ihren Schwager Strakosch ausgebildet, 1859 als Lucia zu Neuyork die Bühne als Sängerin. Hierauf besuchte sie in Gastspielen die übrigen bedeutendern Städte der Vereinigten Staaten und kam 1861 nach Europa, wo sie in England und Frankreich, den Niederlanden und Deutschland Triumphe feierte. Dann gehörte sie den ital. Opern in Paris, London und Madrid als Mitglied an. Ihre spätern Gastspiele hatten außerordentliche Erfolge. Ihrer Stimme, Manier und ganzen Persönlichkeit nach ist sie vorwiegend auf die Opera buffa und semiseria angewiesen; sie ist eine glänzende Vertreterin des ital. Gesangs und auch durch Grazie der Darstellung ausgezeichnet. Die größten Erfolge hatte sie in den Opern «Lucia von Lammermoor», «Die Nachtwandlerin», «Traviata», «Rigoletto», «Barbier von Sevilla», «Don Pasquale», «Liebestrank», «Linda von Chamounix», «Dinorah» und «Aïda». Im J. 1868 vermählte sie sich zu London mit dem Marquis de Caux, von dem sie jedoch im Juli 1885 geschieden wurde.

Pattl (Carlotta), die ältere Schwester der vorigen, geb. 1840 zu Florenz, trat 1861 in Neuyork zuerst in Konzerten vor die Öffentlichkeit und ist auch vorwiegend Konzertsängerin geblieben. Sie zog mit dem Impresario Ullmann in fast allen Ländern Europas konzertgebend umher und erregte Aufsehen durch die Biegsamkeit und Geläufigkeit ihres sehr hohen Soprans.

Pattiata, ein zu der Lieutenant-Gouverneurschaft Pendschab des brit.-ind. Reichs gehörender Vasallenstaat mit einem Areal von 14016 qkm und 1586000 E., bildet einen Teil der südl. Gruppe des sog. Cis Sudlej Highlands, d. i. der jenseit des Sudledsch gelegenen Hochländer.

Pattinsonieren, ein von dem Engländer Pattinson 1833 eingeführter Hüttenprozeß, welcher die Trennung des Silbers vom Blei bezweckt. Das aus Bleierzen erschmolzene Blei enthält zumeist etwas Silber, nicht aber immer so viel, daß die direkte Scheidung beider Metalle durch das teuere Abtreiben (s. d.) sich lohnte. Dieser Umstand hat Pattinson auf sein nach ihm benanntes Verfahren geführt, durch welches der Silbergehalt armer Bleie so weit konzentriert werden kann, daß neben fast silberfreiem Blei ein silberhaltiges abtreibwürdiges Blei entsteht. Es gründet sich das P. darauf, daß aus geschmolzenem, silberhaltigem Blei (Werkblei) bei Abkühlung desselben bis zu einer bestimmten Temperatur Krystalle von Blei sich ausscheiden, welche silberärmer als der flüssig bleibende Teil des Werkbleies sind und von diesem durch Ausschöpfen getrennt werden können. Nach mehrfach wiederholtem Einschmelzen, Krystallisieren und Ausschöpfen erhält man schließlich ein Reichblei mit etwa 0,50 bis 1,50 Proz. Silber, das abgetrieben wird, und Armblei, welches als fast silberleer in den Handel kommt.

Pâturages, Gemeinde im Bezirk Mons der belg. Provinz Hennegau, Station der Linie Mons-Quiévrain der Belgischen Staatsbahnen, in der sog. Borinage (s. d.), hat Maschinenfabriken und bedeutenden Kohlenbergbau und zählt 10093 E.

Pätus ist der Zuname mehrerer röm. Familien. Unter denen, die ihn führten, sind vornehmlich zwei Römer der Kaiserzeit berühmt.

Cäcina P. wurde als Teilnehmer an dem erfolglosen Aufstande des Statthalters von Dalmatien, Scribonianus, gefangen und 42 n. Chr. zum Tode verurteilt. Als er zögerte, sich die Brust mit dem Dolche zu durchbohren, gab ihm seine Gattin Arria (s. d.) das Beispiel des Mutes, dem er folgte.

Sein Schwiegersohn, der röm. Senator Publius Thrasea P. aus Patavium, wird von Tacitus als einer der wenigen Männer, die zu Neros

Zeit Tugend, Charakter und Freimut besaßen, gefeiert. Da diese Eigenschaften in Nero Furcht und Haß erregten, wurde P. 67 n. Chr. wegen Majestätsverletzung angeklagt und verurteilt, worauf er sich durch Öffnen der Adern tötete.

Pátzcuaro, Stadt und Distriktshauptort im mexik. Staate Michoacan, 50 km im WSW. von der Hauptstadt Morelia, südöstlich vom reizend gelegenen See von P., hat 11632 E., Bergbau, Zuckerrohrbau und Zuckerfabrikation.

Patznaun, ein zum Gerichtsbezirk Landeck in Tirol gehörendes, von der Trisanna durchströmtes, an landschaftlichen Reizen reiches Hochgebirgsthal, in der westl. Ecke Tirols zwischen dem schweiz. Engadin und dem vorarlbergischen Montavon. Es hat eine Gesamtlänge von etwa 30 km, eine mittlere Erhebung von 1411 m und mündet bei der Schloßruine Wiesberg in das Stanzer Thal an der Arlbergbahn, die Eisenbahnbrücke über die Trisanna, 86 m hoch, gehört zu den großartigsten neuern Bauten. Die Hauptorte des Thales sind See mit 433 E., Kappl 1114 E., Ischgl 489 E., Mathon 214 E., Galtür 330 E. Von Galtür führt der Übergang über das Zeinis-Joch (1852 m) nach Montavon; großartig ist von Galtür südlich der Abschluß des Innthals mit dem aussichtsreichen Fluchthorn, 3389 m (seit 1882 Unterkunftshütte der Alpenvereins-Sektion Schwaben, 2206 m).

Pau, Hauptstadt des franz. Depart. Niederpyrenäen, sowie der ehemaligen Vicomté Béarn (s. d.), einst Residenz der Könige von Niedernavarra, liegt 92 km im OSO. von Bayonne auf dem äußersten Rande des unfruchtbaren Pont-Long-Plateau, das hier jäh um 50 m abfällt, in 205 m Höhe, an den Linien Toulouse-Bayonne und P.-Laruns der Französischen Südbahn, dem Ousse und rechts am Gave de Pau, über welchen eine Brücke von sieben Bogen führt. Die Stadt zählt (1881) 25734 (als Gemeinde 29971) E. und hat sehr romantische Umgebungen. Des milden, gleichmäßigen und relativ windstillen Klimas wegen halten sich hier im Winter Tausende von Kranken und Rekonvalescenten aller Nationen auf. Die Saison währt von September bis Mai. P. ist Sitz eines Appellatioas- und Assisenhofs, eines Tribunals erster Instanz, eines Handels- und zweier Friedensgerichte, sowie einer Gewerbe- und einer Ackerbaukammer. Ihre 1724 gegründete Universität ging in der Revolutionszeit ein, desgleichen die 1721 gestiftete Akademie der Wissenschaften. An Bildungsanstalten bestehen ein Lyceum (im ehemaligen Jesuitenkollegium), eine Zeichen-, eine Handels- und eine Hebammenschule, eine Gesellschaft der Kunstfreunde (mit Gemäldeausstellungen in den Sälen des alten Justizpalastes), ein Museum, eine öffentliche Bibliothek, ein Archiv in der Präfektur sowie ein Theater mit ital. Oper. Ferner befinden sich hier ein Nationalgestut, ein Hippodrom (Wettrennen vom 1. bis 10. April), eine Schule für Pferdedressur und eine Irrenanstalt. Die merkwürdigsten Gebäude sind: das im 10. Jahrh. gegründete, im 14. Jahrh. neugebaute, im 16. durch Margarete von Valois wesentlich verschönerte Schloß Heinrichs IV., in welchem dieser König geboren ward und seine erste Jugend verlebte; der Justizpalast, 1847—55 erbaut; die neue Halle mit Arkaden, Turm, der Mairie, der Bibliothek von 25000 Bänden und Museum; die Präfektur, das aus weißem Marmor erbaute Neue Theater mit Konzertsaal und die Kaserne an der Place d'Armes, eine der größten Frankreichs. P. hat an Kirchen vier katholische, eine französisch-reformierte, eine englische, eine schottische der Presbyterianer, eine evangelische, eine der Puseyisten, eine griech. Kapelle und eine Synagoge. Der Königsplatz mit einer Marmorstatue Heinrichs IV. (von 1843, ein Werk Raggis) ist einer der schönsten Plätze Frankreichs; er gewährt eine prachtvolle Aussicht auf die Pyrenäen und das Thal des Gave de Pau. Die Industrie der Stadt erstreckt sich auf Weberei von (Béarner) Leinwand, Tischzeug und Kattun, auf Flachsspinnerei, Färberei und Gerberei. Die wichtigsten Gegenstände des starken Handels sind, außer den eigenen Fabrikaten, Weine, besonders trefflicher Jurançon- und Gauwein aus der nächsten Umgebung, Kastanien, Getreide, Marmor, Kalk, Eisenwaren, Blech, Leder und Häute. Auch ist hier ein Entrepôt für Papier, Harz und Bauholz. Der bedeutendste der vier Jahrmärkte ist für Maultiere, Esel und Auswechselung span. Münzen bestimmt. Außer Heinrich IV. wurde auch Bernadotte, später König Karl XIV. von Schweden, in P. geboren.

Pauer (Ernst), Musiker, geb. zu Wien 21. Dez. 1826, erhielt daselbst bei S. Sechter Kompositions-, bei W. A. Mozart (Sohn) Klavierunterricht, studierte dann in München unter Franz Lachner und wurde 1847 Musikdirektor in Mainz. Seit 1851 lebt er in London als ausgezeichneter Pianist und Lehrer an mehrern großen Musikinstituten. Besonders bekannt ist P. auch durch seine Volksausgabe der Klassiker, die Herausgabe des «New gradus ad Parnassum», der «Alten Meister» (60 Hefte, Lpz.), der «Alten Klaviermusik» (12 Bücher, Lpz.), «Primers of the art of pianoforte playing» (30. Aufl. 1885), «The musical forms» (in 15. Aufl.), «The elements of the beautiful in music» (in 8. Aufl.) u. s. w.

Pauillac, auch Pouillac, Stadt im franz. Depart. Gironde, Arrondissement Lesparre, links an der Gironde, Station der Linie Bordeaux-Le Verdon der Médoc-Lokalbahn, hat (1881) 2088 E. (als Gemeinde 4735), bedeutenden Küstenhandel, ist Vorhafen mit Leuchtfeuer für Bordeaux und Hauptverschiffungsplatz für die Médocweine.

Pauke oder Kesselpauke (ital. Timpano, frz. Timbale) heißt ein Orchester-Schlaginstrument, welches aus einem aus Kupfer getriebenen Kessel besteht, über dessen obern Rand an einem eisernen Reifen ein gegerbtes Kalbs- oder Eselsfell gespannt ist. Der Reifen hat acht gleichweit voneinander abstehende Löcher, unterhalb welcher ebenso viele kurze metallene Arme am äußersten Umkreise des Kessels angebracht sind. Durch die Löcher laufen Schrauben, welche in Gewinde eingreifen, die in die Arme eingeschnitten sind, sodaß durch Umdrehung der Schrauben mittels eines Schlüssels die Spannung des Fells vermehrt oder vermindert, der Ton der P. höher oder tiefer gestellt (die Spannung reguliert) werden kann. Maschinenpauken nennt man diejenigen neuern P., welche diese Spannung oder Umstimmung sehr schnell und sicher durch vereinfachten Mechanismus erzielen. Im Orchester werden für gewöhnlich zwei P. gebraucht, von denen die eine, etwas kleinere (dem Spieler zur linken Hand stehend) in die Tonica, die andere, größere, in die (tiefere) Dominante des Tonstücks gestimmt zu sein pflegt. Doch kommen auch Stimmungen in andern Intervallen vor, wie z. B. im Scherzo der neunten

Beethovenschen Symphonie die Oktave F—f, mit welchen Tönen übrigens auch der Gesamtumfang beider P. begrenzt ist. Geschlagen werden die P. mit zwei Klöppeln oder Schlägeln, deren Kopf mit Leder, Tuch, Schwamm oder Filz, je nachdem der Klang härter oder weicher sein soll, überkleidet ist. Notiert werden die P. in C-Dur, die tiefere mit G, die höhere mit c, auch wenn sie in einer andern Tonart gestimmt sind, was dann am Schlüssel bemerkt wird, z. B. Timpani in Es B, oder D A u. s. w. Sollen sie im Verlauf desselben Tonsatzes umstimmen, so muß ihnen durch Pausen einige Zeit dazu gelassen und die neue Stimmung voraus angezeigt werden. Die P., eins der ältesten Instrumente, findet sich in irgend einer Form bei allen Völkern und wurde im Altertum besonders beim Gottesdienste gebraucht.

Paukenfell (des Ohrs), s. unter Gehor, Bd. VII, S. 673a.

Paukenhöhle (Cavitas tympani), der mittlere Teil des Gehörorgans. (S. Gehör.)

Paukensaite, s. Chorda tympani.

Paul ist der Name von fünf Päpsten:

Paul I., 757—767, der Bruder und Nachfolger Stephanus' II., suchte zum Schutze gegen die Angriffe der griech. Kaiser und der Longobarden die Freundschaft Pipins. Eine unter ihm 767 zu Gentilly gehaltene Synode behauptete gegen die Griechen das Ausgehen des Heiligen Geistes vom Sohne, sowie die Berechtigung der Bilderverehrung. Von ihm gibt es noch Briefe; er ist kanonisiert und der 28. Juni ihm geweiht.

Paul II., 1464—71, ein geborener Venetianer, vorher Pietro Barbo, Archidiakonus zu Bologna, Bischof von Cervia, dann apostolischer Protonotar und Kardinal, ein Neffe des berüchtigten Eugen IV., war prunksüchtig und schwelgerisch und ließ gleich im Anfang seiner Regierung die kurz vorher eingegangene Wahlkapitulation vernichten. Er that Georg Podiebrad in den Bann, ließ gegen diesen sogar einen Kreuzzug predigen und hatte stets Händel mit dem Könige Ferdinand von Neapel. In Frankreich vermochte er bei der Standhaftigkeit des Parlaments die förmliche Aufhebung der Pragmatischen Sanktion nicht zu erlangen. P. setzte die Feier des Jubeljahres auf das je 25. Jahr fest.

Paul III., 1534—49, vorher Alexander Farnese, hoch gebildet und staatsklug, aber auch ausschweifend und sittenlos, ein Römer von Geburt, Bischof von Ostia und Dekan des Kardinalkollegiums, bestätigte 1540 den Orden der Jesuiten, eröffnete 1545 das Konzil zu Trient, verlegte es 1547 nach Bologna, entließ es 1548, beteiligte sich durch Legaten an den Gesprächen in Worms und Regensburg zur Vergleichung mit den Protestanten und ordnete auf den Rat des Kardinals Carafja eine allgemeine Inquisition zur Unterdrückung des Protestantismus an.

Paul IV., 1555—59, vorher Johann Petrus Carafja, ein Neapolitaner, Bischof von Chieti, mit Cajetan der Stifter des Ordens der Theatiner (s. d.), suchte mit großer Energie den Katholizismus zu regenerieren und die Macht der kath. Kirche wiederherzustellen. Leidenschaftlich verfolgte er den Protestantismus, handhabte die Inquisition mit Nachdruck, protestierte gegen den Augsburger Religionsfrieden, ließ einen Index librorum prohibitorum aufstellen und mit größter Strenge ketzerische Bücher aufsuchen und verbrennen. Durch das maßlose Treiben der Inquisition erbitterte er zuletzt das Volk und den größten Teil des Adels so sehr, daß nach seinem Tode in Rom Unruhen entstanden, seine Bildsäulen zerschlagen und die Gebäude der Inquisition erstürmt wurden. Vgl. Duruy, «Le Cardinal Carlo Caraffa; étude sur le pontificat de Paul IV» (Par. 1882).

Paul V., 1605—21, vorher Camillo Borghese, ein starrer Kanonist, ließ sich selber Vizegott nennen, mußte aber im Kampfe mit der im Geiste des Paul Sarpi (s. d.) handelnden Republik Venedig nachgeben, obschon er von den Jesuiten, namentlich von Bellarmin, kräftig unterstützt wurde.

Paul I. (Petrowitsch), Kaiser von Rußland, 1796—1801, geb. 1. Okt. 1754, war ein Sohn des Kaisers Peter III. (s. d.) und der Kaiserin Katharina II. (s. d.). Der tragische Tod seines Vaters und die Strenge seiner Mutter drückten früh auf den Geist des Großfürsten, dem es weder an Talent noch an guten Eigenschaften des Charakters fehlte. Als er 17. Nov. 1796 zur Regierung gelangte, wurden ihm durch den Grafen Besborodko, den er zum Fürsten und Vizekanzler ernannte, aktenmäßige Belege dafür vorgelegt, daß seine Mutter ihn zu Gunsten seines Sohnes Alexander von der Thronfolge auszuschließen beabsichtigt habe. Zunächst begann er mit Thaten der Milde und Abstellung mancher Mißbräuche, aber auch mit Handlungen der Strafe gegen die Mörder seines Vaters und die Günstlinge seiner Mutter. Neben Beweisen großherziger Gesinnung, z. B. gegen die Polen, gab sich sein mißtrauischer Despotismus in Maßregeln der Absperrung gegen das Ausland, in strenger geheimer Polizei, wie in einzelnen Ausbrüchen gewaltthätiger Verfolgung kund. In der auswärtigen Politik trat er zuerst 1798 und 1799 als erbitterter Gegner der Französischen Revolution in den Bund der Mächte gegen Frankreich ein und machte die größten Anstrengungen in dem Kriege von 1799, bis er sich durch Österreichs und Englands Egoismus gekränkt glaubte und letztere Macht die Insel Malta ihm, dem Großmeister des Malteserordens, nicht ausliefern wollte. Bonaparte wußte dies geschickt zu benutzen und (1800) jenen Wechsel in der europ. Politik vorzubereiten, der Frankreich und Rußland eng verband, infolge dessen Rußland bemüht war, die mittlern und kleinern Seemächte zu einem großen Bunde gegen das brit. Übergewicht zu vereinigen. Noch greller als in der äußern Politik trat P.s despotisches Naturell in den innern Angelegenheiten zu Tage. Infolge dessen bildete sich eine Verschwörung, die bis in den Kreis der kaiserl. Familie nicht unbekannt war. Graf Peter Pahlen war das Haupt der Verschwörung, die Subow, General Bennigsen, Senator Troschtschinski, Fürst Wüsemsky, Uwarow und eine Anzahl Adeliger und Offiziere die bedeutendsten Teilnehmer. In der Nacht vom 23. März 1801 drangen sie in den Michailowschen Palast, wo der Kaiser residierte, überraschten ihn in seinem Schlafgemach, schienen aber erst nur entschlossen, ihn zur Abdankung zu zwingen, bis der Widerstand P.s die tragische Katastrophe veranlaßte, über deren Einzelheiten sehr verschiedene Versionen existieren. Der Kaiser wurde zu Boden geworfen und soll mit seiner eigenen Schärpe erdrosselt worden sein. Am 10. Okt. 1773 war P. von seiner Mutter mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt (Natalia Alexiewna) vermählt worden. Nach deren kinderlosem Tode, 26. April 1776, ward er mit der Prinzessin Sophie Dorothea

Auguste von Württemberg (Maria Fedorowna) 24. Okt. 1776 vermählt. Aus dieser Ehe entsprangen die nachherigen Kaiser: Alexander I. und Nikolaus; die Großfürsten Konstantin und Michael, geb. 8. Febr. 1798, gest. 9. Sept. 1849, vermählt 19. Febr. 1824 mit der Tochter des Prinzen Paul von Württemberg, Friederike Charlotte Marie, spätern Großfürstin Helene Pawlowna, gest. 2. Febr. 1873; ferner die Großfürstinnen: Alexandra, Braut des Königs Gustav IV. Adolf von Schweden, dann 1799 Gemahlin des Erzherzogs Joseph, Palatinus von Ungarn, gest. 1801; Helena, gest. als Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin 1803; Maria, Großherzogin von Sachsen-Weimar, gest. 1859; Katharina, gest. als Königin von Württemberg 1819; Anna, Königin der Niederlande, gest. 1865. Vgl. «Leben Pauls I.» (Frankf. 1804); Sybels «Histor. Zeitschrift» (Bd. 3, Münch. 1860).

Paul (Friedr. Wilh.), Herzog von Württemberg, bekannt als Reisender und Naturforscher, geb. 25. Juni 1797 zu Karlsruhe in Schlesien, war der zweite Sohn des 1822 verstorbenen Herzogs Eugen aus dessen dritter Ehe mit Herzogin Luise, geborenen Prinzessin von Stolberg-Gedern. Er erhielt seine Erziehung zu Stuttgart, betrat bereits 1806 als Hauptmann à la suite die militärische Laufbahn, verließ aber 1817 den Dienst im württemb. Heere, um sich den Naturwissenschaften zu widmen. Er machte mehrere größere Reisen, namentlich nach Nordamerika, und stellte seine Sammlungen in dem Schlosse Mergentheim auf, woselbst er auch die Kultur der Rebe und die Zucht exotischer Pflanzen im Großen betrieb. Von ihm erschien: «Erste Reise nach dem nördl. Amerika» (Stuttg. 1835). P. starb 25. Nov. 1860 zu Mergentheim.

Paul (Hermann), Germanist, geb. 7. Aug. 1846 zu Salbke bei Magdeburg, studierte in Berlin und Leipzig, wurde 1874 außerord. Professor der deutschen Philologie in Freiburg i. Br., 1877 daselbst zum ord. Professor ernannt. Er veröffentlichte eine Ausgabe des «Gregorius» von Hartmann von Aue (Halle 1873), «Zur Nibelungenfrage» (Halle 1877), «Untersuchungen über den german. Vokalismus» (Halle 1879), «Prinzipien der Sprachgeschichte» (Halle 1880), «Mittelhochdeutsche Grammatik» (2 Tle., Halle 1881—84). Seit 1874 gibt er mit W. Braune «Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur» (Halle), seit 1882 eine «Altdeutsche Textbibliothek» (Halle) heraus.

Paula (Franz von), s. Franz von Paula.

Paula (Vincent de), s. Vincent de Paula.

Paulaner, s. Barnabiten und Minimen.

Paulding (James Kirke), amerik. Schriftsteller, geb. 22. Aug. 1779 zu Nine Partners am Hudson, ging 1800 nach Neuyork, wo er in Verbindung mit seinem Schwager William Irving und dessen Bruder Washington Irving seit 1807 die Herausgabe der satirischen Zeitschrift «Salmagundi» begann. P. übernahm mit besonderm Eifer die Verteidigung seines Vaterlandes gegen die Angriffe der engl. Presse und schrieb zu diesem Zwecke 1813 das satirische Gedicht «Lay of the Scotch fiddle». Im folgenden Jahre erschien das gegen die «Quarterly Review» gerichtete Pamphlet «The United States and England» und 1816 die glücklichste seiner Satiren, «The diverting history of John Bull and Brother Jonathan». Als Dichter im höhern Sinne des Wortes zeigt er sich in dem «Backwoodsman» 1818), in welchem er das romantische, aber gefahr- und mühevolle Leben eines Auswanderers im fernen Westen darstellt. Allgemeinere Bekanntschaft, auch in Europa, erwarb er sich durch seine Romane. Auf «Koningsmarke» (3 Bde., Neuyork 1832), welches die Geschichte der schwed. Niederlassung am Deloware in humoristischer Weise behandelt, folgte «The Dutchman's fireside» (Neuyork 1831), vielleicht die gelungenste, jedenfalls die erfolgreichste seiner Schriften; dann Westward Ho!» (3 Bde., Neuyork 1832), eine Schilderung des Lebens in Kentucky, «The old continental» und «The Puritan and his daughter» (3 Bde., Neuyork 1849). Von seinen andern während dieser Zeit veröffentlichten Werken verdienen Erwähnung: «John Bull in America» (1824) und «Merry tales of the three wise men of Gotham» (1826), eine gegen den Owenschen Philanthropismus, die Phrenologie und das Protektionssystem gerichtete Satire. P. bekleidete längere Jahre hindurch das Amt eines Marinekommissars im Hafen von Neuyork und war 1837—41 unter der Präsidentschaft van Burens Marineminister der Vereinigten Staaten. Seitdem lebte er zurückgezogen zu Hyde-Park am Hudson, wo er 6. April 1860 starb. Sein Sohn veröffentlichte eine Biographie P.s unter dem Titel: «Literary life of P.» (1867). Eine Auswahl seiner Schriften: «Select works», erschien in 4 Bdn. (1867—68).

Pauler (Theodor), ungar. Justizminister, geb. zu Ofen 9. April 1816, war bis 1848 Professor an der Rechtsakademie zu Agram, seitdem an der Universität in Pest. Im J. 1871 übernahm er im ungar. Ministerium das Portefeuille für Kultus und Unterricht, das er 1872 mit dem der Justiz vertauschte; mit kurzer Unterbrechung, 1875—76, bekleidet er diesen Posten bei. P. ist auch Fachschriftsteller in ungar. Sprache und gehört seit 1871 dem ungar. Abgeordnetenhause an.

Paulette, die jährliche Abgabe, welche seit 1604 auf Vorschlag des Finanzpächters Paulet in Frankreich von den Staatsdienern erhoben wurde und ein Sechzigstel des Einkommens eines jeden Amtes betrug. Der Inhaber eines Amtes konnte dasselbe seinen Kindern vererben, letztere aber es verkaufen.

Pauli (Georg Reinhold), namhafter deutscher Geschichtschreiber, geb. 25. Mai 1823 zu Berlin, studierte in Berlin und Bonn Philologie und Geschichte, arbeitete seit 1847 auf engl. und schott. Bibliotheken und war 1849—52 Privatsekretär bei Bunsen, dem damaligen preuß. Gesandten zu London. Im J. 1855 habilitierte sich P. in Bonn, wurde 1857 ord. Professor der Geschichte in Rostock, 1859 in Tübingen. Wegen eines Aufsatzes in den «Preuß. Jahrbüchern» (Aug. 1866), in welchem er die polit. Verhältnisse Württembergs einer einschneidenden Kritik unterwarf, an das niedere Seminar nach Schönthal versetzt, trat er aus dem württemb. Staatsdienst, wurde 1867 ord. Professor der Geschichte in Marburg und 1870 in Göttingen. Er starb 3. Juni 1882 in Bremen.

Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten, die sich sämtlich durch Gediegenheit der Forschung, sowie durch lichtvolle Darstellung auszeichnen, sind hervorzuheben: «König Alfred und seine Stellung in der Geschichte Englands» (Berl. 1851); die Fortsetzung der von Lappenberg begonnenen «Geschichte von England» (Bd. 3—5, Gotha 1853—58), in welcher er die engl. Geschichte vom 12. bis zum Beginn des 16. Jahrh. geführt hat; «Bilder aus Altengland» (Gotha 1860; 2. Aufl. 1876),

Digitized by Google

«Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815» (Bd. 1—3, Lpz. 1864—75), «Aufsätze zur engl. Geschichte» (Lpz. 1869), «Simon von Montfort, Graf von Leicester, der Schöpfer des Hauses der Gemeinen» (Tüb. 1867). Auch besorgte P. eine kritische Ausgabe von Gowers «Confessio amantis» (3 Bde., Lond. 1857) und verfaßte eine Charakteristik Oliver Cromwells im «Neuen Plutarch» (Tl. 1, Lpz. 1874).

Pauli (Johannes, wahrscheinlich identisch mit Johannes Pfedersheimer), deutscher Schriftsteller des 16. Jahrh., geb. um 1455, von jüd. Abkunft, später getauft, war 1515 Lesemeister im Franziskanerkloster zu Schlettstadt, und starb um 1530 zu Thann. Er ist am bekanntesten geworden durch seine in ungefähr 50 Auflagen erschienene Sammlung von Schwänken, Fabeln und Anekdoten: «Schimpf und Ernst» (Thann 1519; neue Ausg. von Österley, Stuttg. 1866). Auch bearbeitete er die Predigten Geilers von Kaisersberg über Seb. Brants «Narrenschiff». Vgl. K. Veith, «Über den Barfüßer Johannes P.» (Wien 1839).

Paulicianer ist der Name einer seit Mitte des 7. Jahrh. in Armenien hervorgetretenen gnostischen Partei, welche aus den Marcioniten (s. Marcion) hervorgegangen zu sein scheint, und mit welcher die Überreste der Manichäer teilweise verschmolzen. Ihr Stifter Konstantin, aus der Nähe von Samosata (um 684 hingerichtet), war ein begeisterter Verehrer des Apostels Paulus, in welchem er im Gegensatz zu der damaligen Kirche das wahre, reine, geistige Christentum repräsentiert sah. Er nahm darum auch den Namen eines Schülers des Paulus, des Silvanus an; von ihren Gegnern wurden seine Anhänger P. genannt; sie selbst nannten sich einfach Christen, die Katholiken Römer. Ihr Religionssystem, das nur teilweise bekannt ist, beruhte auf dem Gegensatz zweier sich bekämpfender Prinzipien und Reiche, eines guten und eines bösen, in deren Mitte der Weltschöpfer, der Demiurg, zugleich der Judengott steht. Sie verwarfen das Alte Testament, als vom Judengott herstammend, und auch im Neuen Testament die Briefe des Petrus, der den Herrn verleugnete. Das Schwergewicht legten sie auf die sittliche Seite des Christentums, das sie zu erneuern und zu apostolischer Einfachheit, Reinheit zurückzuführen gedachten. Sie erklärten sich darum gegen das ganze äußerliche Kirchenwesen, wie Fasten, Mönchtum, Heiligen- und Reliquiendienst; ebenso gegen Priesterstand und Hierarchie; Taufe und Abendmahl hielten sie nur als geistige Handlungen. Als Bilderstürmer wurden sie von den griech. Kaisern verfolgt oder geduldet, je nachdem diese dem Bilderdienst ungünstig oder günstig waren. Im 9. Jahrh. verbanden sie sich, um den blutigen Verfolgungen der griech. Kaiser Widerstand zu leisten, mit den Arabern. Viele von ihnen wurden nach hartem Widerstand nach Thrazien überführt (970). Hier gewannen sie unter der bulgar. Bevölkerung neuen Anhang. (S. Bogomilen.) Kaiser Alexius Komnenus versuchte sie Anfang des 12. Jahrh. mit Gewalt zu bekehren; doch erhielten sich Reste der P. durch das ganze Mittelalter hindurch.

Pauline (Christine Wilhelmine), Fürstin zur Lippe, geb. zu Ballenstedt 23. Febr. 1769, eine Tochter des Fürsten Friedrich Albert von Anhalt-Bernburg und dessen Gemahlin Luise, geborenen Herzogin von Holstein-Plön, vermählte sich 1796 mit dem Fürsten Leopold zur Lippe-Detmold. Als dieser 1802 starb, übernahm sie für ihren ältesten Sohn Leopold (s. d.) die vormundschaftliche Regierung, hob die Leibeigenschaft auf und traf treffliche Einrichtungen in Hinsicht der Erziehungsanstalten. Eine geistvolle Dichtung von ihr, «Die Theestunde einer deutschen Fürstin», worin sie den Gesamtberuf ihres Geschlechts darstellt, findet sich in der «Jduna» (1805). Der Ausführung einer von der Fürstin 1817 entworfenen Verfassungsurkunde widersetzten sich die Landstände. Durch Einschreiten bewaffneter Macht wußte sie 1812 und 1818 ihr Ansehen in den Streitigkeiten mit Lippe-Schaumburg aufrecht zu erhalten. Nachdem sie 4. Juni 1820 die Regierung ihrem Sohn Leopold übergeben, starb sie noch in demselben Jahre, 29. Dez.

Pauliner (Mönche), s. Minimen.

Paulinische Briefe, s. u. Paulus (Apostel).

Paulinus (Pontius Meropius Anicius) mit dem Beinamen von Nola, Dichter und Kirchenlehrer, geb. 353 in Bordeaux, aus einem vornehmen reichbegüterten Geschlecht stammend, wurde von dem Dichter Ausonius in den schönen Wissenschaften, namentlich in der Dichtkunst unterwiesen, 378 Konsul, zog sich dann ganz von dem öffentlichen Leben zurück und ließ sich 394 mit seiner nunmehr als Schwester neben ihm lebenden Gattin als Ascet zu Nola in Campanien nieder. Hier wurde er Anfang des 5. Jahrh. Bischof und erwarb sich große Verehrung durch seine menschenfreundliche Thätigkeit. Nicht minder geschätzt war er als Dichter durch seine Hymnen, von denen uns noch etwa 30 erhalten sind, darunter 13 auf den heil. Felix, dessen Grab bei Nola ein vielbesuchter Wallfahrtsort war. Seine Werke wurden herausgegeben von Muratori (Verona 1736). Vgl. Buse, «P. von Nola und seine Zeit» (Regensb. 1856); Lagrange, «Geschichte des heil. Paulinus» (deutsch, Mainz 1882).

Paulinus von Aquileja, Kirchenschriftsteller des 8. Jahrh., geb. im heutigen Friaul, 787 Patriarch von Aquileja, christianisierte von hier aus Kärnten und war einer der kirchlichen Ratgeber Karls d. Gr., in welcher Stellung er auch an verschiedenen Synoden gegen die Adoptianer teilnahm. Er starb um 802. Seine Werke sind herausgegeben von Madrisius (Vened. 1737).

Paulinzelle, Dorf in der schwarzburg-rudolstädtischen Oberherrschaft, zum Amtsbezirk Stadt-Ilm gehörig, 22 km von Rudolstadt, 11 km von Schwarzburg, ist geschichtlich merkwürdig durch das daselbst 1106 von Pauline, der Tochter des thüring. Grafen Moricho, und ihrem Sohn Werner nach dem Tod ihres Gemahls Udalrich gestiftete Cistercienser-Nonnen- und Mönchskloster, die sich beide bis in das Zeitalter der Reformation erhielten. Dasselbe hatte schon im Bauernkriege viel zu leiden und wurde 1534 durch die Grafen von Schwarzburg aufgehoben, die in den Besitz seiner Güter gelangten. Durch den Blitz wurden nachmals die Gebäude zerstört; doch gehören die noch sehr ansehnlichen Ruinen, namentlich der Kirche, welche in einem waldumgrenzten Thal höchst romantisch liegen, zu den schönsten Deutschlands. Im J. 1877—78 wurden die dem Verfall nahen Ruinen der Klosterkirche auf Kosten des Fürsten Georg von Schwarzburg-Rudolstadt durch umfassende Restaurationsarbeiten vor weiterer Zerstörung gesichert. Vgl. Hesse, «Geschichte des

Klosters P.» (Rudolst. 1815); Puttrich, «Die Kirchen und sonstigen Altertümer der schwarzburg. Länder» (Lpz. 1843); «Die Klosterruine P.» (Rudolst. 1882).

Paulit, soviel wie Hypersthen.

Paulini (Christian Franz), Polyhistor, geb. zu Eisenach 25. Febr. 1643, studierte auf mehrern Universitäten, namentlich auch in Kopenhagen. Hierauf lebte er in Hamburg, von wo aus er Holland und England, Skandinavien und Island bereiste, wurde dann zum gekrönten Dichter ernannt, kaiserl. Notar und 1675 Pfalzgraf. Als Leibarzt des Bischofs von Münster, Bernhard von Galen, in Korvei angestellt, geriet er nach dessen Tode mit den Kapitularen in Konflikt, sodaß diese ihn 1681 vertrieben. Er wendete sich nach Braunschweig und 1686 nach seiner Vaterstadt, wo er 10. Juni 1712 starb. P. kompilierte die geschmacklosesten Bücher und warf Wahres und Unwahres ohne Kritik untereinander. Außer seinen vielen wunderlichen Abhandlungen, z. B. über den Esel, den Maulwurf, die Kröte u. s. w., seiner «Heilsamen Dreckapothek» (Frankf. 1696) und den zur Unterhaltung bestimmten Sammelwerken, z. B. «Philos. Lustständen» (3 Bde.), sind von seinen histor. Schriften zu nennen: «Antiquitatum Germanarum syntagma» (Frankf. 1698), «Geographia curiosa» (Frankf. 1699) und die Ausgaben der «Annales» verschiedener Klöster.

Paullinia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Sapindaceen. Man kennt gegen 80 Arten, die fast sämtlich im tropischen Amerika vorkommen. Es sind kletternde oder windende strauchartige Gewächse mit alternierenden zusammengesetzt dreizähligen oder gefiederten Blättern, und mittelgroßen unregelmäßig gebauten polygamischen Blüten, welche aus fünf ungleichen Kelchblättern, vier Blumenblättern und acht Staubgefäßen bestehen; der Fruchtknoten ist dreifächerig und trägt einen dreiteiligen Griffel, die Frucht ist eine dreikantige oder dreiflügelige Kapsel. Die meisten Arten sind giftig, von der südamerikanischen *P. cururu L.* soll das Curare- oder Urarigift der Indianer stammen. Von einer in Brasilien wachsenden Art *P. sorbilis Mart.* werden die reifen Samen zur Bereitung eines erfrischenden Getränks verwendet, auch stellt man daraus ein Gebäck dar, die sog. Pasta Guarana, die als adstringierendes Mittel und seit einiger Zeit auch gegen Migräne angewandt wird.

Paulownia imperialis *S. Z.*, ein dem südl. Japan entstammender kleiner, zur Familie der Scrophulariineen gehöriger Baum. Seine größte Schönheit besteht in den großen eirund-herzförmigen, samtartig behaarten Blättern, welche eine schöne abgerundete Krone bilden. Die in Endrispen stehenden, süß duftenden, hellblau-rosenroten Blüten werden schon im Herbst vorgebildet und entwickeln sich bald nach den ersten Blättern und fallen deshalb oft Spätfrösten zum Opfer. Ja nicht selten friert der junge Baum bis zur Wurzel ab. In rauhern Lagen wird deshalb die P. als Blattpflanze benutzt, indem man auf die Stammbildung verzichtet und auf die Erzeugung eines starken Stockausschlags hinarbeitet.

Paulsen (Louis), namhafter deutscher Schachspieler, geb. 15. Jan. 1833 zu Nassengrund in Lippe, zeigte schon in frühester Jugend eine ungewöhnliche Begabung für das Schach. Im Aug. 1854 ging P. nach Amerika und gelangte dort bald zu hohem Ansehen; nach sechsjährigem Aufenthalt daselbst kehrte er wieder nach Europa zurück, wo er gegen die berühmtesten Spieler mit Erfolg kämpfte, so gegen Anderssen und Blackburne. P.s Hauptstärke liegt in der Verteidigung und in der besonders geschickten Führung der Läufer (unter den Schachspielern als «Paulsensche Läufer» sprichwörtlich geworden); seine Berühmtheit verdankt er zum großen Teil dem Blindlingsspiel, welches er jedoch in neuester Zeit nicht mehr ausübt.

Paul und Virginie, berühmter Roman von Bernardin de Saint-Pierre (s. d.).

Paulus, der Apostel Jesu Christi, mit seinem hebr. Namen Saul genannt, war zu Tarsus in Cilicien von jüd. Eltern, doch als röm. Bürger geboren. Den lat. Namen P. scheint er nach jüd. Sitte im Verkehr mit Griechen und Römern sich beigelegt zu haben. Die blühende, auch geistig regsame Handelsstadt brachte den Jüngling frühzeitig in Berührung mit griech. Volksgeist und griech. Sitte. Aber von der Frömmigkeit seiner Eltern zum Rabbi bestimmt, wurde er nach Jerusalem geschickt und dort unter Leitung des berühmten Gesetzlehrers Gamaliel in der pharisäischen Theologie unterwiesen. Nach damaliger Sitte betrieb er neben dem Gesetzesstudium ein Handwerk, das der Grobweberei. Ein feuriger, im Wollen wie im Denken gleich energischer Geist, mit ebenso reger Phantasie wie mit scharfem Verstand begabt, dazu voll glühenden Eifers für das einmal Ergriffene, setzte er alle seine Kraft an einen unsträflichen Wandel nach dem Gesetz der Väter. Das Auftreten des Stephanus, der die Auflösung des Tempeldienstes durch den Gekreuzigten verkündete, erfüllte ihn mit leidenschaftlichem Haß gegen den Gesetzesverächter. In der Christengemeinde sah er nur einen Haufen Abtrünniger vom väterlichen Glauben und bot sich selbst dem Hohenrate als Werkzeug an, die neue Sekte zu verfolgen. Mitten in diesem Verfolgungseifer, in dem er vor vielen andern sich hervorthat, vollzog sich in ihm eine innere Umwandlung, welche den gefährlichsten Feind der neuen Messiasgemeinde in den gewaltigsten Apostel des Gekreuzigten umwandelte. Die Apostelgeschichte knüpft diese Umwandlung an eine Erscheinung Jesu Christi, welche dem P. auf dem Wege nach Damaskus, wohin er mit Vollmachten des Synedriums zur Verfolgung der dortigen Nazarener reiste, geworden sei, und seine eigenen Mitteilungen bestätigen diesen Hergang seiner Bekehrung. Spätere Schilderungen, deren lebendige Farben deutlich die eigene schmerzliche Erfahrung verraten, lassen auf harte innere Kämpfe zurückschließen, welche der Eiferer um Gottes Gesetz vor seiner Bekehrung zu bestehen hatte.

Was ihm dann auf dem Wege der Vision zur Gewißheit geworden, das diente ihm fortan zum Ausgangspunkt für ein mit schärfster Konsequenz des Denkens entworfenes, mit der spitzigsten Dialektik verteidigtes Gedankensystem. Der Kreuzestod und die Auferstehung Christi bilden den Mittelpunkt davon. Ist durch die Auferstehung der Gekreuzigte als der Messias erwiesen, so auch der Kreuzestod selbst als göttliche Absicht und Notwendigkeit. Das Kreuz Christi ist das Ende des Gesetzes, dessen Fluch über die Sünde der gekreuzigte Messias auf sich nahm, um die Sünder von dem Fluche und damit zugleich von der Herrschaft des Gesetzes zu befreien und die Gläubigen zu einem neuen Leben im Geiste zu befähigen. Während die Menschen, solange sie «im Fleisch» leben, zugleich

der Herrschaft der Sünde und dem verdammenden Spruche des Gesetzes unterworfen sind, ist durch die Kreuzigung des Fleisches Christi zugleich die Macht der Sünde über die Menschheit für immer ertötet. Und wie der Gekreuzigte nach Ertötung von allem, was irdisch an ihm war, in verklärter Herrlichkeit nur noch ein Leben des Geistes lebt, so ist durch ihn auch die Menschheit überhaupt zu diesem neuen geistigen Leben berufen. Der Einzelne wird des neuen Heilsswegs teilhaftig, indem er durch den Glauben an Christus in die Gemeinschaft seines Todes und seiner Auferstehung tritt. Christi Tod wird ihm zugerechnet als sein eigener Tod, wodurch er von dem Gesetzesjuch und der Sündenknechtschaft erlöst wird; der Auferstandene aber verbürgt ihm seine eigene Auferstehung und gibt ihm schon jetzt seinen Geist, den Geist der Kindschaft, ins Herz, der ihm seine Versöhnung mit dem himmlischen Vater gewiß macht und das Herz mit der Kraft zu einem heiligen, dem göttlichen Willen gemäßen Leben erfüllt. Das ist der neue Weg des Heils, den Gott in dem Kreuze Christi offenbart hat, das Heils nicht aus dem Gesetz, sondern allein aus der Gnade. Ist aber das Gesetz als Heilsweg beseitigt, so fällt auch jeder Vorzug der Juden vor den Heiden zusammen. Wie beide gleicherweise Sünder sind vor dem Gesetz, so erstreckt sich auch die Gnade gleicherweise auf beide. In Christus sind überhaupt alle bisher die Menschen von den Menschen trennenden Unterschiede aufgehoben; weder Stand, noch Geschlecht, noch Geburt kann einen Vorzug begründen. Das «Wort vom Kreuz» ist daher eine Botschaft von der gleichen Berufung aller, die glauben wollen, zum Heil, das Evangelium von der Abschaffung des mosaischen Gesetzes und von der Ebenbürtigkeit der Heiden mit den Juden im Gottesreich.

Das sind die Grundgedanken des Paulinischen Evangeliums. Mit der Dialektik und den Beweismitteln des Pharisäertums, ja auf dem Boden derselben Weltanschauung und derselben Gottesidee baute sich im Geiste des P. ein religiöses Lehrsystem auf, das nicht bloß mit dem Pharisäismus, nicht bloß mit dem Judentum überhaupt, sondern auch mit dem gesetzestreuen Judenchristentum der Urgemeinde in scharfen Gegensatz trat. Während P. den Kreuzestod Christi nur dann zu verstehen glaubte, wenn durch ihn die Scheidewand zwischen Juden und Heiden niedergerissen sei, hielten die Urgemeinden an der Bestimmung des messianischen Heils zunächst für Israel fest. Verkündigte jener die Aufhebung, so betonten diese die Erfüllung und Besiegelung des Gesetzes durch Christus und hielten nicht nur für sich an den mosaischen Satzungen fest, sondern verlangten, daß auch die Pflichten der Heidenchristen nach den Aussprüchen des Gesetzes geregelt würden. Sie konnten auf die Autorität des Alten Testaments, auf welches doch P. auch selbst seine oft überkühnen Schlußfolgen baute, auf das Beispiel Jesu selbst, ja auf manchen Ausspruch des Herrn, auf das Verständnis seiner Worte durch den von ihm persönlich erlesenen Jüngerkreis, ja selbst auf die einfachsten Forderungen der Moral sich berufen, welche durch die Lehre von der Abschaffung des Gesetzes bedroht erschienen. Dennoch war auf der Seite des P. die innere Konsequenz des christl. Prinzips, und wenn die Urgemeinde an die jüd.-nationale Erscheinung des Meisters sich hielt, so hatte der Heidenapostel die Tragweite seiner ganzen persönlichen Wirksamkeit, die weltgeschichtliche Bedeutung der von Jesu ausgegangenen religiösen Erneuerung ungleich tiefer erfaßt. Das Paulinische Evangelium, wie es im Streite mit schlagfertigen Gegnern immer allseitiger ausgeprägt wurde, erfaßt das innerste Wesen des Christentums und stellt es, ob auch auf dem Boden der Weltanschauung der Alten Welt, zuerst als die universelle, für die ganze Menschheit bestimmte Religion und zugleich als die höchste Stufe aller religiösen Entwickelung, als die vollkommene Erlösungsreligion dar, zu welcher Heidentum und Judentum nur Vorbereitungsstufen waren. In dieser Erkenntnis gründete sich die Notwendigkeit des endlichen Siegs seiner Sache und zugleich die bleibend grundlegende Bedeutung seiner Lehre für die gesamte Geschichte der christl. Kirche bis zur Gegenwart.

Die eigene Lebensgeschichte des Apostels selbst weiß freilich wenig von in die Augen fallenden Siegen, desto mehr von rastlosen Mühen und ununterbrochenen Kämpfen, die seinem Wirken zuletzt ein Ziel setzten, zu erzählen. Nachdem er auf dem Wege nach Damaskus den Gekreuzigten als den auferstandenen Gottessohn erkannt, gegen den er bisher im unverständigen und sträflichen Eifer gekämpft, zog er sich längere Zeit in die Stille zurück, um einsam die neue, seinem Geiste aufgegangene Gedankenwelt zu bewältigen. Mit sich selbst und mit seinem Gott aufs Reine, sah er in der neuen Erkenntnis eine göttliche Offenbarung und seine eigene, unmittelbar durch Christus erfolgte Berufung zum Heidenapostel. In diesem Sinne wirkte er zuerst im Verein mit Barnabas in der aus hellenistischen Juden und griech. Proselyten gebildeten Gemeinde zu Antiochia in Syrien und durchwanderte mit ihm gemeinsam Cypern, Pamphylien, Pisidien und Lykaonien als Reiseprediger fürs Gottesreich. Danach, als er seine gesetzesfreie Heidenmission durch den Eifer jerusalemischer Judenchristen bedroht sah, reiste er selbst nach Jerusalem, um von den ältern Aposteln die Anerkennung des Apostolats und seiner Missionsgrundsätze zu erlangen (54 n. Chr.). Ein Kompromiß kam zu Stande, das sein Werk vorläufig sicherstellte, bis bei Gelegenheit eines Besuchs des Petrus in Antiochia die nur verhüllten Gegensätze aufs neue hervorbrachen. Die ältern Apostel hatten die Befreiung der Heidenchristen vom mosaischen Gesetz nur in der Voraussetzung bewilligt, daß sie nur als Proselyten der Messiasgemeinde angeschlossen würden, deren eigentlicher Stamm, die Gläubigen aus Israel, nach wie vor dem Gesetz verpflichtet bleiben sollte. Ihnen gegenüber verkündete jetzt P. mit rückhaltloser Entschiedenheit die Aufhebung des Gesetzes auch für die Juden. Erschrocken zogen Barnabas und viele seiner alten Freunde sich von ihm zurück, aber P. wählte sich neue Begleiter, besuchte mit ihnen die neugestifteten Gemeinden Kleinasiens und setzte dann, durch ein Traumgesicht gemahnt, von Troas nach Macedonien über. Eine ganze Reihe neuer Gemeindestiftungen zu Philippi, Thessalonich, Beröa und Korinth bezeichneten seine Spur. Liberall verkündete er Juden und Heiden das Wort vom Kreuz als den alleinigen Heilsweg: aber auf Schritt und Tritt folgten seine Gegner ihm nach, und mehr als einmal glaubte er alle Frucht seiner Arbeit verloren. Von Korinth, wo er 1½ Jahr lang gewirkt, verlegte

er den Sitz seiner Wirksamkeit nach Ephesus, um seinen kleinasiat. Gemeinden näher zu sein, bis sein Herz ihn drängte, durch Thaten der Liebe gegen die armen Christen in Jerusalem den tieferschütterten Frieden der Gemeinden wiederherzustellen. Noch einmal besuchte er seine macedon. und griech. Gemeinden und trat dann im Frühjahr 59 seine letzte Reise nach Jerusalem an, um die bei seinen Heidenchristen gesammelte Liebesgabe persönlich zu überbringen. Aber als er den Tempel zu Jerusalem betrat, machte der Volkshaß gegen den Abtrünnigen vom Gesetz der Väter in gewaltsamer Weise sich Luft. Von den Judenchristen verlassen, wo nicht verraten, fand er um den Preis seiner persönlichen Freiheit Schutz bei der röm. Obrigkeit. Der Statthalter Felix, der ein Lösegeld hoffte, hielt ihn zwei Jahre in Cäsarea gefangen. Der Nachfolger desselben, Porcius Festus, schickte ihn, da er an den Kaiser appelliert hatte, nach Rom. Nach einem Schiffbruch bei Malta kam er im Frühjahr 62 in Rom an, wo er zwei Jahre hindurch, wenn auch als Gefangener, das Evangelium verkünden durfte. Das Ende jener zwei Jahre in Rom fällt gerade in die Zeit der Neronischen Christenverfolgung (Juli 64), welche P. schwerlich überlebt hat.

Unter dem Namen des P. sind im neutestamentlichen Kanon 14 Briefe (Paulinische Briefe) auf uns gekommen, von denen, mit Ausnahme des Hebräerbriefs, alle schon in den Eingangsworten als paulinisch sich darstellen. Doch sind auch von diesen dreizehn nur vier, der an die Galater, der erste und zweite an die Korinther und der an die Römer, unzweifelhaft echt und nach Inhalt und Stil jedenfalls am charakteristischsten für den Apostel. Von den übrigen, durch die Schule Baurs sämtlich angezweifelten Briefen sind die an die Philipper, der erste an die Thessalonicher und der an Philemon wahrscheinlich echt, die Pastoralbriefe und der Epheserbrief wahrscheinlich unecht, über den Kolosserbrief und den zweiten an die Thessalonicher ist die Kritik noch nicht abgeschlossen.

Vgl. Hemsen, «Der Apostel P., sein Leben, Wirken und seine Schriften» (Gött. 1830); Usteri, «Entwickelung des Paulinischen Lehrbegriffs» (Zür. 1824; 6. Aufl. 1851); Dahne, «Entwickelung des Paulinischen Lehrbegriffs» (Halle 1835); Schrader, «Der Apostel P.» (5 Bde., Lpz. 1830–36); Howson, «The life and epistles of Saint-Paul» (2 Tle., Loud. 1856); Baur, «P., der Apostel Jesu Christi» (Tüb. 1845; 2. Aufl., 2 Bde., herausg. von Zeller, Lpz. 1866–67); Hausrath, «Der Apostel P.» (Heidelb. 1865; 2. Aufl. 1872); derselbe, «Neutestamentliche Zeitgeschichte» (2. Aufl., Bd. 2, Heidelb. 1875); Lang, «Religiöse Charaktere» (Bd. 1, Winterth. 1862); Holsten, «Zum Evangelium des P. und des Petrus» (Rostock 1868); Lipsius, «Der Apostel P.» («Jahrbuch des deutschen Protestantenvereins», 1. Jahrg., Elberf. 1869); Renan, «Saint-Paul» (Par. 1869; deutsch, Lpz. 1869); Pfleiderer, «Der Paulinismus» (Lpz. 1873); Holsten, «Das Evangelium des P.» (Berl. 1880).

Paulus Diakonus (so benannt von seinem geistlichen Amte), des Warnefrid Sohn, der einzige namhafte longobard. Schriftsteller und einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, war geb. um 720 in Friaul und stammte aus einem edeln longobard. Geschlecht. Er nennt als seinen Lehrer den Grammatiker Flavianus; schon zu König Ratchis' Zeit (744–749) befand er sich am Hof zu Pavia, und er scheint auch unter dessen Nachfolgern Aistulf und Desiderius am Königshof verblieben zu sein. Für des Desiderius Tochter, Adelperga, Gemahlin des Herzogs Arichis von Salerno, schrieb er, schon in den geistlichen Stand getreten, vor 781 eins seiner Hauptwerke, die «Historia Romana», indem er den Eutrop aus andern Quellen erweiterte und in sechs Büchern bis auf den Fall der Gotenherrschaft fortsetzte. Als eine Kompilation aus noch bekannten Schriften hat dies Werk (in Verbindung mit Eutrop von H. Droysen herausg. in den «Monumenta Germaniae historica», Berl. 1879) zwar für uns keinen Quellenwert, ward aber für das ganze Mittelalter von hoher Bedeutung, wie seine zahlreichen Handschriften, Überarbeitungen, Fortsetzungen und Benutzungen bezeugen. P. war 781 bereits Mönch in Monte-Cassino und wandte sich bald darauf nach Frankreich. Bei Karl d. Gr. stand P. in großer Gunst und besorgte in dessen Auftrag eine Homiliensammlung: «Omiliarius» (1482–1569 oft gedruckt, auch ins Deutsche und Spanische übersetzt), welche durch viele Jahrhunderte im Gebrauch blieb. Auf Bitten des metzer Bischofs Angilram schrieb er eine Geschichte der Bischöfe von Metz («Gesta episcoporum Mettensium», am besten gedruckt in «Monumenta Germaniae historica», Bd. 2), das älteste Werk der Art diesseit der Alpen. Im J. 787 traf er wieder in Monte-Cassino ein, wo er auch bis zu seinem Tode, dessen Zeit unbekannt ist, verblieb. Hier nahm er den Plan seines frühern Geschichtswerks wieder auf, führte ihn aber in veränderter Gestalt aus, als Geschichte seines Volks, in welche er die griechische und fränkische gelegentlich verwob («Historia Langobardorum», deren erste kritische Ausgabe in den «Monumenta Germaniae» von G. Waitz besorgt ist, Hannov. 1878; Separatausg., Hannov. 1878; Übersetzung von O. Abel, Berl. 1849; neu bearb. von R. Jacobi, 1878). Als er damit bis zu Liutprands Tode (744) gediehen war, überraschte ihn der Tod. Die bedeutende Wirkung des Buchs bezeugen über 100 bekannte Handschriften, 10 Fortsetzungen, über 15 Auszüge und eine ununterbrochene Benutzung durch die spätern Geschichtschreiber bis tief ins 15. Jahrh. hinein. Außerdem sind noch von P. vorhanden eine Anzahl Gedichte und Briefe und einige theol. Schriften. Wahrheitsliebe, Unparteilichkeit, verständige Auswahl und Benutzung seiner Quellen und eine schlichte Darstellung in einem leidlich reinen Stil zeichnen P. als Geschichtschreiber aus. Über seine Lebensgeschichte wie über seine Schriften und die Geschichtschreibung der Longobarden überhaupt hat C. L. Bethmann im «Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde» (Bd. 10, Hannov. 1851) und Waitz in der Einleitung seiner Ausgabe gehandelt. Vgl. auch Dahn, «Longobard. Studien» (Bd. 1.: «Paulus Diakonus», Lpz. 1876); Jacobi, «Die Quellen der Longobardengeschichte des Paulus Diakonus» (Halle 1877).

Paulus Servita (Paulus Venetus), s. Sarpi (Paolo).

Paulus von Ägina, lebte im 7. Jahrh. n. Chr. und verfaßte ein Kompendium der Medizin, welches, namentlich der chirurgische Teil, großes Ansehen bei den Arabern und dann auch im Abendland genoß. Das Werk wurde im Urtext 1528 in Venedig und 1538 in Basel herausgegeben, seitdem ist es

wiederholt nur in lat. Übersetzung erschienen; am brauchbarsten ist die engl. Übersetzung von Adams (3 Bde., Lond. 1845—47).

Paulus von Samosáta, seit 260 Bischof von Antiochia, erregte durch seine Erneuerung der ältern Lehre, daß Jesus wesentlich Mensch gewesen, in welchem der Logos als Kraft Gottes gewohnt habe, den Widerspruch der orthodoxen Theologie, wurde auf drei antiochenischen Synoden als Ketzer angeklagt und endlich auf der dritten (269) exkommuniziert. Doch blieb er noch drei Jahre in seinem Bistum, beschützt von seiner Gönnerin, der Königin Zenobia von Palmyra, bis diese 272 vom Kaiser Aurelian besiegt wurde und damit auch seine Amtsentsetzung erfolgte. Einzelne Samosatener kamen noch bis in das 4. Jahrh. vor.

Paulus von Theben wird gewöhnlich als erster Einsiedler genannt. Er soll in der Verfolgung unter Kaiser Decius 250 in eine unentdeckbare Felsengrotte in der untern Thebais in Ägypten sich geflüchtet und hier von seinem 16. bis zu seinem 113. Jahre gelebt haben, von keinem Menschen gesehen, bis infolge einer göttlichen Offenbarung der heil. Antonius ihn noch kurz vor seinem Tode besuchte und kennen lernte. Neuere Forschungen lassen indessen die ganze Persönlichkeit des P. als unhistorisch erscheinen. Vgl. Weingarten, «Ursprung des Mönchtums» (Gotha 1877).

Paulus (Heinr. Eberh. Gottlob), freisinniger prot. Theolog, geb. 1. Sept. 1761 zu Leonberg bei Stuttgart, besuchte das Stift in Tübingen und widmete sich hierauf zu Göttingen dem Studium der orient. Sprachen, das er in London und Paris fortsetzte, worauf er 1789 einen Ruf als Professor der orient. Sprachen nach Jena erhielt. Hier beschäftigte ihn vorzugsweise die vom Orientalismus abhängige Erklärung des Alten und Neuen Testaments in psychol.-histor. Weise, wie sie erkennbar ist in seinem «Philol.-kritischen und histor. Kommentar über das Neue Testament» (4 Bde., Lüb. 1800—4; 2. Aufl., Lpz. 1804—8) und in andern Schriften. Nach derselben Methode suchte er das Alte Testament zu erklären, z. B. in der «Clavis über die Psalmen» (Jena 1791; 2. Aufl. 1815) und in der «Clavis über den Jesaias» (Jena 1793). Im J. 1793 wurde er Professor der Theologie, 1803 an die Universität Würzburg berufen, dann als Landesdirektionsrat in Kirchen- und Schulsachen 1808 nach Bamberg, 1809 nach Nürnberg, 1811 nach Ansbach versetzt, 1811 Professor der Exegese und Kirchengeschichte zu Heidelberg. Die Verfassungsangelegenheiten Württembergs veranlaßten P. zur Herausgabe der histor.-polit. Zeitschrift «Sophronizon» (1819—29). Als theol. Schriftsteller gehört er zu den Hauptvertretern des histor.-kritischen Rationalismus. Der Verteidigung eines freisinnigen Protestantismus dienten namentlich seine Zeitschriften «Der Denkgläubige» (Heidelb. 1825—29) und «Kirchenbeleuchtungen» (1827). Von seinen übrigen zahlreichen Schriften sind die bedeutendsten sein «Leben Jesu, als Grundlage einer reinen Geschichte des Urchristentums» (2 Bde., Heidelb. 1828), «Aufklärende Beiträge zur Dogmen-, Kirchen- und Religionsgeschichte» (Brem. 1830; 2. Aufl. 1834), «Exegetisches Handbuch über die drei ersten Evangelien» (3 Bde., Heidelb. 1830—33; neue Aufl. 1841—42). Seit 1844 in Ruhestand versetzt, starb er 10. Aug. 1851. Vgl. Paulus, «Skizzen aus meiner Bildungs- und Lebensgeschichte» (Heidelb. 1839); Reichlin-Meldegg, «P. und seine Zeit» (2 Bde., Stuttg. 1853).

Seine Gattin, Karoline P., geb. 14. Dez. 1767 zu Schorndorf, vermählt 1789, gest. 11. März 1844 zu Heidelberg, hat sich als Romanschriftstellerin bekannt gemacht. — Auch ihre Tochter, Emilie P., geb. um 1791 zu Jena, 1818 auf kurze Zeit mit Aug. Wilh. von Schlegel vermählt, gest. 1847, hat sich auf litterarischem Gebiet versucht.

Paul Veronese, s. Paolo Veronese.

Paumotu, Archipel in Oceanien, s. Tuamotu.

Paupĕries (lat.), eigentlich Armut, nannten die röm. Juristen die durch ein Tier zugefügte Beschädigung, für welche der Herr des Tieres einzustehen hatte, doch so, daß ihm die Befugnis zustand, durch Hingabe des Tieres an den Beschädigten sich von der Haftung zu befreien (noxae datio). Dieser Rechtsgrundsatz bestand jedoch nur, wenn das Tier gegen seine natürliche Art gethan hatte, d. h. wenn es nicht ein wildes war und natürlich nur, falls der Beschädigte sich nicht durch Reizen des Tieres oder eigene Unvorsichtigkeit den Schaden selbst zugezogen hatte. Neuere Rechte haben die P. häufig nur für den Fall anerkannt, daß der Eigentümer des schädigenden Tieres durch unterlassene Aufsicht oder dergleichen die Schädigung selbst verschuldet hat, bloß das franz. Gesetzbuch läßt noch ein ausgedehnteres Haftungsprinzip gelten.

Paupĕrismus ist die chronische Massenarmut, ein in einem ganzen Lande oder größern Landesteil herrschender Notstand, bei dem ein Teil der Arbeiterbevölkerung wegen unzulänglicher Beschäftigung mehr oder weniger auf öffentliche oder private Unterstützungen angewiesen ist und die Beschäftigten in ihrem Lohn nur den knappsten notdürftigen Lebensunterhalt erhalten. Ein typisches Beispiel des P. bietet Irland dar. (S. Armengesetzgebung, Armenwesen.)

Pausa, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Plauen, rechts an der Weida, 433 m über dem Meere, 15 km im NW. von Plauen, Station der Linie Werdau-Weida-Mehltheuer der Sächsischen Staatsbahnen, hat (1880) 3434 luth. E., ein Amtsgericht, Strumpfwirkerei, Handweberei wollener und halbwollener Stoffe, Maschinenstickerei, eine Schwarzfärberei, eine Kattundruckerei, Gerbereien und Grauwackenschieferbrüche. P. wurde 1640 von den Schweden erstürmt und niedergebrannt. Unweit westlich von P. liegt der Badeort Linde (Eisenquellen und Moorbäder).

Pausanias, Sohn des Kleombrotos, Spartaner aus dem Hause der Agiaden, führte die Regentschaft in Sparta während der Minderjährigkeit seines Vetters Pleistarchos, des Sohnes des Leonidas, befehligte das Heer der verbündeten Griechen in der siegreichen Schlacht bei Platää 479 v. Chr., und setzte den Kampf gegen die Perser mit der Bundesflotte seit dem Sommer 478 mit Erfolg fort. Dieses Glück verleitete ihn, nach Gewinnung von Byzantion die ion. Bundesgenossen mit Übermut zu behandeln und sie dadurch zu veranlassen, sich unter die Hoheit der Athener zu stellen, während er selbst bereits mit Xerxes in geheime verräterische Unterhandlungen getreten war, um als pers. Vizekönig sich zum Herrn von ganz Griechenland zu machen. Zu Anfang 476 nach Sparta zur Untersuchung zurückgerufen, hier aber aus Mangel an ausreichenden Beweisen freigesprochen, begab er sich

nuf eigene Hand wieder nach Byzanz und nahm dort thraz. Söldner in Dienst, bis ihn die Athener 470 nötigten, sich nach Troas unter pers. Schutz zurückzuziehen. Von den Ephoren zu Anfang 466 nus Rücksicht auf Athen zurückgerufen, blieb er in Sparta unangefochten und konnte seinen verräterischen Briefwechsel mit den Persern fortsetzen und sogar die Heloten aufwiegeln, bis ihn seine Agenten den Ephoren verrieten. Als diese ihn nun ergreifen wollten, um die Strenge des Gesetzes gegen ihn anzuwenden, flüchtete er in den Tempel der Athena Chalkioikos. Hier ward er eingemauert und mußte verhungern (im Herbst 466).

Pausanias, aus Magnesia am Sipylos in Kleinasien, bereiste unter Hadrian und den Antoninen Griechenland, Kleinasien, Syrien, Ägypten, Libyen und Italien und verfaßte, etwa zwischen 160–180 n. Chr., einen Bericht über einen Teil dieser Reisen («περιήγησις τῆς Ἑλλάδος») in 10 Büchern. Sein Hauptzweck ist die Beschreibung der Kunstwerke, aber mehr unter dem Gesichtspunkt ihres Alters und ihrer mytholog. Bedeutsamkeit, als unter dem ihres Kunstwerts; doch ist er nicht nur neben Plinius für die antike Kunstgeschichte, sondern auch für die Topographie Griechenlands die Hauptquelle. P. hat sich den Herodot zum Vorbild genommen, aber sein Stil leidet an Manierihertheit und dabei vielfach an Nachlässigkeit und Unklarheit. P. ist neuerdings sogar vielfach der Unwahrhaftigkeit beschuldigt, und es ist behauptet worden, daß er, was er beschreibt und erzählt, nicht selbst gesehen oder an Ort und Stelle gehört, sondern nur aus andern Werken zusammengeschrieben habe. Die besten Ausgaben sind die von Siebelis (5 Bde., Lpz. 1822–28), J. Bekker (2 Bde., Berl. 1826), Schubart und Walz (3 Bde., Lpz. 1838–39), L. Dindorf (Par. 1845) und die Handausgabe von Schubart (2 Bde., Lpz. 1853); die besten deutschen Übersetzungen die von Siebelis und Reichardt (9 Bdchn., Stuttg. 1827–29) und von Schubart (9 Bdchn., Stuttg. 1857–63).

Von dem Periegeten P. ist zu unterscheiden der ungefähr gleichzeitige Rhetor P. aus Cäsarea in Kappadocien, ein Schüler des Herodes Atticus, Lehrer der Sophistik in Athen und in Rom.

Pauschen oder Raffinieren, das Reinigen des Zinns von beigemischten fremden Metallen.

Pauschi (frz. porse, engl. post), in der Papierfabrikation ein durch Übereinanderlegen von Papierbogen und Filzen zum Einbringen in die Presse gebildeter Stoß. (S. unter Papier, S. 671b.)

Pause (lat., d. h. Ruhe) nennt man vorzugsweise in der Musik das Schweigen der Stimmen an gewissen Stellen eines Tonstücks, sowie auch das Zeichen, das diesen Stillstand und seine Dauer anzeigt. Generalpause heißt die allgemeine P. sämtlicher Instrumente. Ganz kurze P. nennt man, weil sie nur des Atem- oder Kraftschöpfens wegen da sind, Sospieren.

Pause, Kopie einer Zeichnung, s. Bause.

Pausilippo, s. Posilippo.

Pausinger (Franz von), Maler, geb. zu Salzburg 1839, machte Studien an der Akademie in Wien, später in Düsseldorf bei Schirmer, eine Zeit lang auch in Zürich. Die Großartigkeit der alpinen Natur, die Vorliebe für Jagden und die ausgezeichnete Beobachtungsgabe für die Eigentümlichkeiten des Tierlebens waren die Faktoren, welche die Richtung des Künstlers bestimmten. P. malt sowohl einzelne Tiere in realistisch-kerniger Porträtauffassung, als Landschaften, in denen sie in Gruppen eine typische Staffage bilden. Im Gefolge des Kronprinzen Rudolf von Österreich den Orient bereisend, fertigte P. daselbst zahlreiche Kartons, welche nicht nur Jagden, Tiere und Landschaftsscenerien, sondern auch geistreiche ethnogr. Bilder, Kostüme und Volksgruppen des Ostens repräsentieren. Sie wurden in dem Orientwerke des Kronprinzen von Claus in Wien prachtvoll radiert.

Pauskattun, Pauskleinwand, s. Bauskleinwand. — **Pauspapier**, s. Bauspapier.

Pauthier (Jean Pierre Guillaume), franz. Sinologe, geb. zu Besançon 4. Okt. 1801, widmete sich zuerst dem Soldatenstand, machte sich zunächst durch poetische Leistungen bekannt, ging jedoch schon 1830 zu den orient. Studien über und widmete sich namentlich denjenigen der chines. Sprache. Durch den Haß und die Mißgunst Stanislas Juliens blieb er in jeglicher Carrière gehindert bis an seinen Tod, der zu Paris im März 1873 erfolgte. Unter seinen zahlreichen Werken sind hervorzuheben: «La doctrine de Tao» (1831), «Le Ta-Hir» (1837), «Dictionnaire etymologique chinois annamito-latin-français» (1867), «Quatre livres de philosophie morale des Chinois» (1841); von allgemeinem Interesse sind die «Livres Sacrés de l'Orient» (1840) und «La Chine» in dem «Univers pittoresque».

Pauwels (Ferd.), Historienmaler, geb. zu Eeckeren bei Antwerpen 13. April 1830, machte seine Studien an der Akademie zu Antwerpen 1842–45 und verweilte dann bis 1851 in dem Atelier des damaligen Direktors Wappers. Gleich sein erstes Gemälde, mit dem er 1851 vor die Öffentlichkeit trat (Zusammenkunft Balduins I. von Konstantinopel mit seiner Tochter Johanna, 1206), gab Zeugnis seines bedeutenden Talents; diesem folgte: Trappistengottesdienst in der Abtei Westmalle; sein drittes, 1852 vollendetes Gemälde: Coriolan, erwarb ihm den Preis eines Reisestipendiums nach Italien, wo er bis 1855 (zumeist in Rom) blieb; hierauf lebte er bis 1857 in Deutschland, meist in Dresden. In Rom entstanden mehrere Bilder, deren Stoff dem Alten Testament entnommen ist. Endlich wandte sich P. dem Felde der geschichtlichen Komposition und des histor. Genre zu, auf welchem er besonders Hervorragendes geleistet hat. Das Bild: die Verbannten des Herzogs von Alba veranlaßte 1862 seine Berufung als Professor der Historienmalerei an die Kunstschule zu Weimar. Zufolge eines vom König Max von Bayern erhaltenen Auftrags malte er den Empfang der Deputation des Dogen von Genua bei Ludwig XIV. Von großer Wirkung ist auch das Bild: Genter Bürger unterhandeln 1388 mit Philipp dem Kühnen über die Unterwerfung ihrer Stadt, welchem eine histor. Genrekomposition: Königin Philippine von England spendet den genter Armen Hilfe, folgte. Von den drei Wandbildern in der Lutherwohnung auf der Wartburg führte er das erste: die Jugend Luthers, aus. Am 1. April 1872 legte P. seine Stellung an der großherzogl. Schule in Weimar nieder, kehrte nach Antwerpen zurück und beschäftigte sich mit einem für das Rathaus der Stadt Ypern bestimmten Wandbildercyklus. Im Sept. 1876 wurde er Professor an der königl. Akademie der Bildenden Künste in Dresden. Im Auftrag der sächs. Regierung schuf P. in neuester Zeit die Wandgemälde der Aula der Fürstenschule in Meißen.

Pavesade (ital.), Schild, hinter welchem die Bogenschützen auf die Belagerten schossen; Schanzkleid auf Kriegsschiffen; auch eine Art Backwerk aus Semmelschnitten mit einer Zwischenlage, meist von Kalbsgehirn.

Pavet de Courteille (Abel Jean Baptiste Marie Michel), franz. Orientalist, geb. zu Paris 23. Juni 1821, widmete sich durch das Vorbild seines mütterlichen Großvaters Silvestre de Sacy angeregt, den Sprachen des Islam, später speziell dem Türkischen, welches er seit 1851 am Collége de France lehrte; 1873 folgte er de Rougé in der Académie des inscriptions. Von seinen Schriften ist vor allen hervorzuheben sein «Dictionnaire turc-oriental» (1870); ferner «Conseils de Nabon-Effendi à son fils Aboulkheir» (1857), Text, Übersetzung mit Noten von Kémal-pechazadehs «Histoire de la campagne de Mohacz» (1859), «Mémoires du Sultan Baber» (1871). Mit Barbier de Meynard ist er Herausgeber der «Prairies d'or de Masoudi»; für das Studium des Uigur bereitet er verschiedene größere Werke vor.

Pavia, Laubholzgattung, s. Roßkastanie.

Pavia, das alte Ticinum, mittellat. Papia, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (3345,2 qkm mit [1881] 478618 E.), Sitz eines Bistums, eines Tribunals erster Instanz und einer Handels- und Gewerbekammer, liegt an der Bahn Pisa-Genua-Mailand, die hier nach Brescia und Valenza abzweigt, und am Ticino, aus welchem von hier ein durch seine Schleusen merkwürdiger, 1819 vollendeter Kanal, Naviglio di Pavia, nach Mailand führt, und den eine 216 m lange bedeckte, marmorne Brücke, ein 1351 errichtetes Meisterwerk, überspannt. Die finstere, von Mauern umgebene Stadt, einst die hunderttürmige genannt (12 Türme stehen noch jetzt), zählt (1881) 29733 E., ist durch eine 1360—69 von den Visconti erbaute Citadelle, jetzt Kaserne, befestigt und hat breite Straßen, einige schöne Plätze, eine kolossale Bronzestatue Papst Pius' V., des Stifters des hiesigen Collegio Ghislieri, ein 28. April 1878 errichtetes Denkmal des Physikers Volta, eine Statue der Italia auf der Piazza d'Italia und ausgezeichnete Paläste. Unter den Kirchen zeichnen sich aus: die Domkirche, nach Bramantes Entwurf 1488 begonnen, 1609 geweiht, mit dem Grabmal des heil. Augustinus, einem prachtvollen Skulpturwerk rein got. Stils von 1362; San-Michele, lombard.-roman. Stils vom Ende des 11. Jahrh.; Sta.-Maria del Carmine, ein streng und edel durchgeführter Backsteinbau von 1375; namentlich aber die schöne Kirche Sta.-Maria Coronata di Canevanova, ein nach Bramantes Plänen 1492 aufgeführter achteckiger Kuppelbau. Die im Mittelalter berühmte Universität, in prachtvollem Gebäude, soll Karl d. Gr. ihre Entstehung verdanken. Neu gestiftet wurde sie 1361 von Galeazzo Visconti. Dieselbe umfaßt drei Fakultäten, für Jurisprudenz, Medizin und Chirurgie, mathematische und Naturwissenschaften, mit beigegebenen Lehrkanzeln für Philosophie und Litteratur, und besitzt reiche Sammlungen, eine Bibliothek von 175000 Bänden und einen botan. Garten. Die Frequenz belief sich 1881—82 auf 724 Studenten, die Zahl der Docenten auf 76. Auch hat P. ein bischöfl. Seminar, ein Lyceum, ein Gymnasium, eine technische Schule, eine Schule der schönen Künste mit Gemälden, naturhistor. Sammlungen und Altertümern. Die Casa Malaspina enthält eine bedeutende Kupferstichsammlung. Die Stadt unterhält jährlich eine bedeutende Messe und treibt Handel mit Wein, Öl, Seide, Käse ꝛc. Ein besonderer Handelsartikel sind die Vipern, die hier gefangen und zur Theriakbereitung nach Venedig verkauft werden. Die Umgegend ist an Reisfeldern überaus reich. In der Nähe liegt das Kartäuserkloster Certosa di Pavia (s. d.).

Im J. 271 erlitten bei P. die Alamannen eine vernichtende Niederlage durch Kaiser Aurelianus. Die Stadt, 452 durch Attila, 476 durch Odoaker erobert, 489 durch Theodorich d. Gr. besetzt, stark befestigt und zu hoher Blüte gebracht, war seit Alboin 572 Hauptstadt des Longobardischen Reichs, bis Karl d. Gr. 774 dasselbe eroberte. Am 12. März 924 erstürmten die Ungarn die Stadt und zerstörten sie völlig. Kaiser Otto I. ließ sich hier 951 zum lombard. König krönen. Ein Brand während eines mißglückten Aufstandes gegen den eben hier zum lombard. König gekrönten Kaiser Heinrich II. zerstörte Mai 1014 die Stadt. Mit Mailand hatte P. mehrmals, namentlich 1059, heftige Kämpfe zu bestehen; in den ghibellinisch-guelfischen Streitigkeiten schloß es sich meist an die Partei der deutschen Kaiser an. Im J. 1315 kam P. an die Visconti von Mailand. Kirchenversammlungen fanden zu P. 1081, 1160 und 1423 statt; Kaiser Ludwig der Bayer brachte hier den Wittelsbacher Hausvertrag vom 4. Aug. 1329 zu Stande. Im J. 1524 stürmte Franz I. von Frankreich lange vergeblich P. und wurde in der Schlacht vom 24. Febr. 1525 nebst Heinrich II. von Navarra bei der Certosa gefangen. Die Rache dafür war im Aug. 1527 eine achttägige Plünderung durch Marschall Lautrec. Mit Mailand kam es 1714 an Österreich. Im J. 1796 brach hier ein Aufstand aus, infolge dessen die Stadt von den Franzosen erstürmt wurde. Am 20. März 1848 erfolgte ein blutiger Aufruhr und nach diesem der Abzug der Österreicher und der Einzug der sardin. Freischaren. P. wurde 1859 mit der Lombardei von Österreich an Frankreich und von diesem an Sardinien abgetreten.

Pavian (Cynocephalus), eine natürliche und sehr charakteristische Affengattung der Alten Welt, ist durch die sehr verlängerte Schnauze, ihre hundsähnliche Physiognomie, große Gesäßschwielen, ihr fürchterliches Gebiß mit sehr großen und starken Eckzähnen und ihre Wildheit ausgezeichnet. Die P. sind stark, grimmig, unzähmbar, die wildesten und brutalsten unter allen Affen. Sie leben vorzugsweise in felsigen und gebirgigen Gegenden, nähren sich von Früchten, Körnern, Wurzeln und Insekten und pflegen ihre Nahrung in den geräumigen Backentaschen fortzutragen. Mit Ausnahme des schwarzen P. (C. niger) auf Celebes gehören sie sämtlich Afrika an. Zu ihnen gehört der Mandrill (s. d.); der Drill (C. leucophaeus), welcher dem Mandrill ziemlich ähnlich ist, aber ein glänzend schwarzes Gesicht hat; der Babuin (C. Babuin), Bärenpavian (C. porcarius), der Mantelpavian (C. hamadryas, s. Tafel: Affen der Alten Welt II, Fig. 1) und der Mannsgröße erreichende Dschelada (C. gelada) aus Abessinien u. s. w. Trotz ihrer Wildheit und Tücke lassen sich jung gefangene P., besonders der Babuin, leicht zähmen und zu verschiedenen Kunststücken, auf Affentheatern u. s. w. gebrauchen. Die Alten kannten schon mehrere Arten, die man auch auf ägypt.

Denkmälern häufig abgebildet findet, am häufigsten den Mantelpavian.

Pavie (Théodore Marie), franz. Orientalist, geb. zu Angers 16. Aug. 1811, bildete sich auf weiten Reisen in ganz Amerika und Ostasien als Sprachkenner, wurde nach Eugène Burnoufs Tode mit dem Unterricht des Sanskrit am Collége de France (1853) betraut. Diese Stellung gab er 1857 auf, zog sich nach seiner Vaterstadt als Privatgelehrter zurück, bis er bei der Gründung der kath. Universitäten die orient. Wissenschaft in Angers übernahm. Unter seinen orient. Schriften, außer denen im «Journal asiatique» erschienenen, sind zu nennen: «Les fragments de Mahabhârata» (1844), «Krichna et sa doctrine» (1852), «Bhodjaprabandha» (in Sanskrit 1855), «Le San-Kouë-Tchi» («Geschichte Chinas im 13. Jahrh.», 1845—51), «Les trois religions de la Chine» (1845), «La littérature musulmane de l'Inde» (1847). P. hat außerdem eine große Menge Schriften verfaßt, die auf seine Reiseerlebnisse Bezug haben.

Pavillon (frz.), ein Zelt oder mit einem Zeltdach versehenes isoliert stehendes Lusthaus, besonders in Gärten und Parkanlagen. Später nannte man P. auch in der Form ähnliche Teile größerer Gebäude, besonders wenn sie in der Mitte oder an den Ecken größerer Flügel angebracht und mit besonderm Dach versehen sind.

Pavillon, technischer Ausdruck der Edelsteinschleiferei (s. d., Bd. V, S. 750).

Pavillons noirs (frz., Schwarze Flaggen, Schwarzflaggen), chines. Piraten.

Pavillonsystem, s. unter Krankenhaus.

Pavimentum (lat.), buntes Pflaster der Fußböden, Mosaikfußboden.

Pavo (lat.), der Pfau.

Pavor, s. Pallor und Pavor.

Pavullo nel Frignano, Stadt und Bezirkshauptort in der ital. Provinz Modena, hat (1881) 10 499 E., einen schönen, ehemals den Este gehörigen Palast, ein Gymnasium und eine Glasfabrik.

Pawlograd, Kreisstadt im russ. Gouvernement Jekaterinoslaw, an der Woltschja, Station der Eisenbahn Losowo-Sewastopol, mit (1882) 11391 E. hat Getreidehandel und einen großen Viehmarkt.

Pawlowitsch (Georg), serb. Staatsmann, geb. 17. April 1838 zu Smedefewo in Serbien, studierte in Paris die Rechte, wurde 1864 Professor an der Hochschule in Belgrad und zog sich 1871 in das Privatleben zurück; 1874 wurde er Sekretär im Justizministerium, bald darauf Sektionschef, im Sept. 1875 Minister des Äußern, im April 1876 Präses des Handelsgerichts und 1881 Präsident des Appellationshofs. Im Febr. 1884 übernahm P. die Leitung des Finanzministeriums und setzte mit großer Energie die Steuerreform durch. Nachdem er im Okt. 1884 sein Amt niedergelegt hatte, war er kurze Zeit Rat des obersten Gerichtshofs und erhielt im April 1885 das Portefeuille der Justiz. P. schrieb: «Das serb. Hypothekenrecht» (1867), «Über die Verbindlichkeiten und Verträge im allgemeinen» (1869), «Über die Bürgschaft» (1871), «Organisation politique, administrative et judiciaire du royaume de Serbie» (1883), «De la condition juridique des étrangers en Serbie» (1884).

Pawlowo, Dorf im russ. Gouvernement Nishnij-Nowgorod, Kreis Gorbatow, rechts an der Oka, mit 8600 E., welche bedeutende Eisenindustrie betreiben; auch sind hier vier große Seifensiedereien.

Pawlowsk, ein 27 km südlich von Petersburg entferntes, an der Slawjänka gelegenes, 1780 nach dem Plan des Engländers Brown erbautes und 1803 nach einem Brande erneuertes kaiserl. Lustschloß, zeichnet sich besonders aus durch seinen reizenden Park, sowie durch seinen Vauxhall, der im Sommer einen Hauptvergnügungsort der Petersburger bildet. In der Mitte des im Halbkreis gebauten Schlosses befindet sich eine Bibliothek, eine Gemäldesammlung mit vielen Werken alter Meister und das sog. Cabinet de réunion, dessen Geräte und Verzierungen insgesamt von den Prinzessinnen des kaiserl. Hauses gearbeitet sind. Auch das Münz- und Mineralienkabinett wie der Saal mit den herculanischen Denkwürdigkeiten verdienen Erwähnung. Im Umfange der Parkanlagen liegt die Stadt Pawlowsk mit (1882) 3400 E., die durch eine 1838 eröffnete Eisenbahn mit Petersburg in Verbindung gesetzt ist.

Pawlowsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Woronesh, am Zusammenfluß des Don mit der Osereda, mit (1882) 7183 E., ist ein wichtiger Stapelplatz für Getreide, Branntwein u. s. w.

Pawlowsky, Silberbergwerk im Altaischen Bergwerksbezirk, im russ. Gouvernement Tomsk, Kreis Barnaul, links am Flusse Kasmala in waldiger Gegend, wurde 1764 angelegt und liefert jährlich 480000 Pud Erze und 250 Pud reines Silber. Der Ort Pawlowsky hat 3187 E.

Pawlowsky-Posad, Ansiedelung im russ. Gouvernement Moskau, Kreis Bogorodsk, 80 km östlich von Moskau, rechts an der Kljasma und an der Eisenbahn Moskau-Nishnij-Nowgorod, mit (1882) 4465 E., 1844 von Bauern gegründet, die hier Seiden-, Baumwoll- und Wollstoffe, jährlich im Werte von einer Million Rubel, weben.

Pawnee-Indianer, ein kriegerischer Indianerstamm an den Flüssen Platte und Kansas. Sprachliche Verwandte derselben sind die Aricaras oder Riccarees, die Hiecos und die Witchitas. Diese Stämme sind spärliche Überreste eines Volksstammes, der einstens von Norden nach Süden ziemlich weit verbreitet gewesen sein muß. Ihre Sprache hängt mit keiner der Hauptsprachen dieser Gegenden zusammen. Vgl. Bancroft, «The native races of the Pacific States of North-America» (5 Bde., San-Francisco 1875).

Pawtucket, Fluß im nordamerik. Staate Rhode-Island, fließt südöstlich in die Narragansettbai bei Pawtucket. Er versorgt die Stadt Providence mit Wasser.

Pawtucket, Stadt in Providence-County, im nordamerik. Staate Rhode-Island, auf beiden Seiten des Pawtucket-River und an der Boston-Providence- und Providence-Worcester-Eisenbahn, 6 km nördlich von Providence, hat (1880) 19030 E., zahlreiche Woll-, Baumwoll- und Wagenfabriken, Eisengießereien, Bleichereien, Lohgerbereien u. s. w.

Pax (lat.), Friede, Friedensgöttin (s. Irene).

Pax Augusta, alte Stadt in Lusitanien, jetzt Badajoz.

Pax Dei (lat.), Gottesfriede.

Pax Julia, röm. Kolonie in Lusitanien, jetzt Beja in Portugal.

Paxo (im Altertum Paros), eine der Jonischen Inseln des Königreichs Griechenland, zur Romarchie Korfu gehörig, 8 km südlich von Korfu gelegen, nur 20 qkm groß, mit einer Bevölkerung von (1879) 5002 Seelen, besteht aus einer fast

durchweg gebirgigen Kalksteinmasse mit überaus malerischen, besonders im Westen steil abfallenden Felsenküsten, zahlreichen, sehr merkwürdigen Höhlen, vielen Schwefelquellen und ist fast ganz mit Olivenhainen bedeckt, welche das meiste und beste Öl der Jonischen Inseln liefern. Ungeachtet seines geringen Umfangs hat P. einen eigenen Bischof, eigene Municipalität und Gerichtshöfe. Der Hauptort, das an der Ostküste gelegene Hafenstädtchen Gaio, auch San-Nicolas genannt, gewährt mit seinen weißgetünchten, von Gärten und Olivenhainen umgebenen Häusern einen sehr freundlichen Eindruck und zählt (1879) 406 E. Das 7 km südlicher gelegene und nur 3 qkm große Inselchen Antipaxo (im spätern Altertum Propaxos genannt) hat mehrere Stellen, an denen beim Kalkstein fünfsiger, an der Sonne hart werdender Asphalt entquillt, und zählt ungefähr 100 E., meist Fischer und Schäfer, die jedoch auch Öl, Wein und Mandeln bauen. Im Altertum gehörten die beiden mit dem pluralischen Namen Paxoi zusammengefaßten Inseln zum Gebiet der Nachbarinsel Korkyra, deren Schicksale sie teilten.

Paxt., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Paxton (Sir Joseph).

Paxton, Postdorf in Ford-County im nordamerik. Staat Illinois, an der Illinois-Centraleisenbahn, 165 km südl. von Chicago, hat (1880) 1729 E., eine Pflug- und eine Wagenfabrik, eine Nationalbank und das luth. Augustana-College.

Paxton (Sir Joseph), engl. Landschaftsgärtner und Architekt, geb. 3. Aug. 1803 zu Milton-Bryant in Bedfordshire, erhielt eine Anstellung in den Gärten des Herzogs von Devonshire zu Chatsworth, der ihn bald zu seinem Obergärtner ernannte und ihm später die Aufsicht über alle seine Güter anvertraute. Unter seiner Leitung erlangten die Anlagen zu Chatsworth einen europ. Ruf. Durch den «Treatise on the culture of the Dahlia» (Lond. 1838) führte er sich vorteilhaft in die botan. Litteratur ein. Demselben folgte das in Verbindung mit Lindley herausgegebene «Pocket botanical dictionary» (Lond. 1840), dem sich mehrere Arbeiten in dem von ihm redigierten «Horticultural Register» und andern botan. Journalen anschlossen. Im J. 1850 entwarf er für die Weltindustrie-Ausstellung den Plan zu dem Krystallpalast im Hydepark. P. wurde von der Königin Victoria zum Ritter geschlagen, und als nach Abtragung des Krystallpalastes im Hydepark sich 1852 eine Aktiengesellschaft bildete, um denselben bei Sydenham in neuer, erweiterter Gestalt erstehen zu lassen, wurde er an die Spitze dieses Unternehmens gestellt. Im J. 1854 trat er für Coventry ins Parlament und organisierte während des Krimkriegs das Arbeiterkorps, welches die Eisenbahn von Balaklawa nach den Laufgräben vor Sewastopol baute. Daneben fand er noch immer Zeit, ein der Blumenzucht gewidmetes Journal unter dem Titel «P.'s Flower Garden» (seit 1850) erscheinen zu lassen. Er starb auf seinem Landsitze Rochhills bei Sydenham 8. Juni 1865 und wurde in Chatsworth begraben.

Pax vobiscum (lat., d. i. Friede sei mit euch), eine Segensformel, welche der Geistliche zur Gemeinde spricht und die schon in der alten Kirche gebräuchlich war.

Payen (Anselme), franz. Industriechemiker, geb. 6. Jan. 1795 zu Paris, studierte eine Zeit lang Chemie und leitete dann in Vaugirard bei Paris eine bedeutende Runkelrübenzuckerfabrik, wo er viele neue Zubereitungsarten einführte und wissenschaftliche Resultate anwendete. Im J. 1836 wurde er Titularprofessor an der Ecole des arts et métiers. Auch am Conservatoire des arts et métiers hielt er Vorlesungen. Er wurde 1842 Mitglied der Akademie der Wissenschaften und starb 24. Mai 1871 in Paris. Von den trefflichen Fachschriften, die er veröffentlichte, sind zu nennen: «Cours de chimie élémentaire et industrielle» (2 Bde., Par. 1830—31), «Manuel de cours de chimie organique appliquée aux arts industriels et agricoles» (Par. 1841), «Précis de chimie industrielle» (4. Aufl., 2 Bde., Par. 1859, mit Atlas; deutsch von Stohmann und Engler, 2 Bde., Stuttg. 1870—74), «Traité complet de la distillation» (5. Aufl., Par. 1866; deutsch von Türck, Berl. 1869).

Payer (Jul., Ritter von), österr. Nordpolfahrer, geb. 1. Sept. 1842 in Schönau bei Teplitz, besuchte die wiener-neustädter Militärakademie und trat 1859 als Leutenant in die österr. Armee ein. Er stand anfangs in Mainz und Frankfurt a. M., dann in Venetien in Garnison, kam hierauf als Professor der Geschichte an die Militärakademie nach Wien, wurde dem Generalstab einverleibt und vollführte die Aufnahme und Höhenbestimmung der unzugänglichsten österr. Alpenkomplexe. Hierüber veröffentlichte er: «Die westl. Ortleralpen» und «Die centralen Ortleralpen» (in Petermanns «Mitteilungen», Gotha 1868 u. 1872). Auf Petermanns Veranlassung beteiligte er sich 1869—70 an der zweiten deutschen Nordpolexpedition (s. d.) unter Kapitän Koldewey, auf der er mit Schlittenreisen die ostgrönländ. Küste bis 77° nördl. Br. verfolgte und deren Ergebnis namentlich die Entdeckung des Franz-Joseph-Fjords und die Beobachtung war, daß das Innere von Grönland wilde Hochgebirge bis 3500 m Höhe enthalte. Nachdem P. sodann 1871 gemeinsam mit Weyprecht eine Expedition zur Erforschung des Polarmeers östlich von Spitzbergen unternommen, auf der sie bis 79° nördl. Br. vordrangen, rüsteten beide eine große österr. Nordpolexpedition aus, welche 13. Juni 1872 auf dem Dampfer Tegetthoff Bremerhaven verließ. Schon bei Nowaja-Semlja wurde aber das Schiff vom Eise eingeschlossen, aus dem es auch nicht wieder befreit werden konnte. Unter mannigfachen Gefahren und Entbehrungen wurden zwei Winter auf der Scholle hafenlos zugebracht; im Frühjahr 1874 vollführte sodann P. auf drei Schlittenreisen die Erforschung des nach Kaiser Franz Joseph genannten Landes, wobei er als nördlichsten Punkt 82° 5′ nördl. Br. erreichte. Am 20. Mai 1874 mußte der Tegetthoff verlassen und die Rückkehr nach Europa auf Schlitten und Booten angetreten werden. Im August nahm ein russ. Fischerboot die Reisenden auf und brachte sie nach Lappland, von wo sie nach Wien zurückkehrten. Unmittelbar darauf verließ P. den österr. Militärdienst und siedelte nach Frankfurt a. M., später nach Paris über. Außer zahlreichen Monographien in geogr. Zeitschriften schrieb er «Die österr.-ungar. Nordpolexpedition in den J. 1872—74» (Wien 1876). Später bildete er sich auf der Akademie in München zum Historienmaler aus. Als erste Leistung in seinem neuen Beruf stellte er 1884 das Gemälde: das Ende der Franklin-Expedition, aus.

Payerne (deutsch Peterlingen), Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks (108 qkm, 10801 E.)

des schweiz. Kantons Waadt, liegt 453 m über dem Meere, 20 km nordöstlich von Moudon auf dem rechten Ufer der Broye an der Kreuzung der Linien Lausanne-Lyß und Freiburg-Yverdon der Schweizerischen Westbahn und zählt (1880) 3599 meist reform. E., deren Haupterwerbsquellen der Feldbau, der Produktenhandel und die Tabaksfabrikation sind. Schon 595 urkundlich erwähnt, war P. im Mittelalter ein nicht unbedeutender Ort und mehrmals Residenz der Könige von Hochburgund. Die ehemalige Cluniacenserabtei P., die den Kern des Städtchens bildete und deren Kirche (jetzt Kornhaus) eins der schönsten roman. Bauwerke der Schweiz ist, wurde 962 von der Königin Bertha (s. d.) gestiftet; 1033 ließ sich hier Konrad II. zum König von Burgund krönen.

Pay-ho, s. Peiho.

Payne (John Howard), amerik. Schriftsteller und Schauspieler, geb. 9. Juni 1792 in Neuyork, gab schon als 13jähriger Knabe die Wochenschrift «The Thespian Mirror» heraus und machte 1809 sein schauspielerisches Debüt im Parktheater in Neuyork. Im Juni 1813 erschien er auf dem Drurylane-Theater in London und lebte dann als Schauspieler, Theaterdirektor und Verfasser und Bearbeiter von Bühnenstücken fast 20 Jahre in England. Zu seinen beliebtesten Stücken gehörten die Dramen «Brutus» und «Charles the Second», in welchen Kean und Kemble die Titelrollen spielten, das Schauspiel «Therèse, or the orphan of Geneva» und die Oper «Clari, the maid of Milan», in welcher das berühmte Lied «Home, sweet home», vorkommt, das unter den englisch redenden Bevölkerungen beider Hemisphären zum Volkslied geworden ist. Im J. 1832 kehrte P. zurück nach den Vereinigten Staaten, wurde 1841 zum amerik. Konsul in Tunis ernannt und starb dort 5. Juni 1852. Vgl. Harrison, «Life and writings of P.» (Lond. 1875).

Payne (Thomas), s. Paine (Thomas).

Payonisieren, eine Methode der Holzkonservierung (s. d., Bd. IX, S. 357[b]).

Payssandú (ehemals Sun-Venito), befestigter Handelsplatz und Hauptstadt des gleichnamigen Departements in der südamerik. Republik Uruguay, unter 32° 20′ südl. Br. am linken Ufer des hier durch die Insel P. auf 600 m eingeengten, 3 m tiefen Uruguay gelegen, zählt 7000 E. und hat sich in neuerer Zeit, begünstigt durch Dampfschiffverbindung mit Montevideo und Buenos-Ayres, zu einer großen Handelsblüte emporgeschwungen. Die Stadt wurde 6. Dez. 1864 von den Truppen des Generals Flores (Expräsidenten von Uruguay) und der brasil. Flotte angegriffen, durch Bombardement fast ganz zerstört und 2. Jan. 1865 erobert.

Pays de Cocagne, s. unter Cocagna.

Pays d'Enhaut (d. h. Oberland), Bezirk von 186 qkm mit (1880) 4750 E. im schweiz. Kanton Waadt, Hauptort Château d'Oex (s. d.).

Pays de Vaud, s. Waadt.

Pays de Waes, s. Waesland.

Payta, Küstenstadt im peruan. Departimiento Piura, an einer südlich von der Punta de Payta begrenzten Bai des Großen Oceans, in einer Sandwüste am Nordwestende der bis zu 396 m aufsteigenden Sierra de Payta, mit Piura durch Eisenbahn verbunden, hat einen sehr guten Hafen und (1876) 2396 E. meist indian. Abkunft und führt Baumwoll- und Wollwaren, Bier und Lichte ein, Baumwolle und Panamahüte, dann auch Salz, Häute und Chinarinde aus.

Paz (Principe de la), Friedensfürst, s. Alcudia.

Pazzi, ein noch blühendes ital. Geschlecht vom Feudaladel aus dem Arnothal, später in Florenz ansässig, namentlich bekannt durch die Verschwörung gegen Lorenzo und Giuliano de' Medici im J. 1478. Anlaß zu derselben waren Eifersucht gegen die steigende Macht des Hauses, Groll wegen der den P. entzogenen Borromeoschen Erbschaft, sowie Nebenbuhlerschaft wegen Bankgeschäften in Rom. Papst Sixtus IV., durch seinen Neffen Girol. Gieolamo Riario gegen die Medici gereizt, bot zu der beabsichtigten Staatsumwälzung in Florenz die Hand; Francesco Salviati, Erzbischof von Pisa, Jacopo Bracciolini, Bernardo Bandini u. a. nahmen an der Verschwörung teil. Die Ankunft des jungen Kardinals Raffael Riario, Großneffen des Papstes, in Florenz gab das Signal zur Ausführung. Der erste Plan, die Medici auf der fiesolanischen Villa (Villa Mozzi) zu ermorden, mißlang. Dann wählte man den 26. April (1478), an welchem der Kardinal dem Hochamt im Dom beiwohnen sollte. Während der Messe ermordeten Francesco P. und Bandini Giuliano; dem verwundeten Lorenzo gelang es, sich in die Sakristei zu retten. Während dessen versuchte der Erzbischof sich des Gemeindepalastes zu bemächtigen, wurde jedoch ergriffen; der Versuch Jacopo P.s, das Volk für die Verschwörung zu gewinnen, hatte gleich geringen Erfolg. Die Verschwornen wurden teils in der Stadt, teils auf der Flucht ergriffen und meist an den Fenstern des Gemeindepalastes gehängt. Von den P. blieb nur Guglielmo, Schwager der Brüder Medici, am Leben und im Besitz seines Vermögens. Kardinal Riario, an der Sache unschuldig, aber in das Attentat verwickelt, wurde durch Lorenzo vor dem Grimm des Volks geschützt. Die Verschwörung zog das Interdikt über Florenz und einen Krieg mit dem Papst und dem König von Neapel nach sich, welchen Lorenzo zu Ende 1479 durch Vertrag beendigte. Der Palast P. della Congiura führt jetzt den Namen Quarantesi. Poliziano hat die Geschichte der Verschwörung beschrieben, Alfieri sie dramatisch bearbeitet.

Pb, chem. Zeichen oder Symbol für Blei (Plumbum).

P. C., Abkürzung für: Prozent, pro (per) Cent.

Pd, chem. Zeichen oder Symbol für Palladium.

Pé (port.), Fuß; altes port. Längenmaß = 0,33 m.

Peabody, Postdorf in Essex-County im nordamerik. Staate Massachusetts, 20 km von Boston, hat (1880) 9028 E., Wagen-, Leder-, Leimfabriken, Bleichereien, zwei Nationalbanken, eine Hochschule und sechs Grammarschulen. Bis 1855 gehörte P. zu Danvers; zu Ehren des Philanthropen George Peabody (s. d.), welcher hier geboren wurde, erhielt es seinen jetzigen Namen. Das Peabody-Institut, welches er der Stadt schenkte, hat eine öffentliche Bibliothek von 20000 Bänden und eine Halle, in welcher freie Vorlesungen gehalten werden.

Peabody (George), engl.-amerik. Philanthrop, geb. 18. Febr. 1795 in dem Städtchen South-Danvers (jetzt Peabody genannt) im Staate Massachusetts, wurde Kaufmann und nahm beim Ausbruch des Kriegs von 1812 gegen England als Freiwilliger Dienste in der amerik. Armee. Nach dem Frieden wurde er Mitbegründer eines Tuchgeschäfts in Baltimore, 1830 Chef der Firma. Im J. 1843 siedelte er nach London über, wo er ein großartiges Agentur- und Wechselgeschäft betrieb. Im J. 1852

beförderte er durch ansehnliche Geldbeiträge die unter Kanes Leitung organisierte amerik. Expedition in das Polarmeer zur Aufsuchung Sir John Franklins. In dasselbe Jahr fällt die erste seiner großartigen philanthropischen Schenkungen (von 100000 Doll.), welcher später zahlreiche andere in noch weit bedeutendern Beträgen folgten. P. starb 4. Nov. 1869 in London und wurde zu Danvers in der Nähe von Peabody beerdigt. Ein Denkmal wurde P. 1871 in London, in der Nähe der Bank von England, errichtet.

Peabody-Gewehr, s. unter Handfeuerwaffen, Bd. VIII, S. 799a.

Peak (engl.), s. Pic.

Peak von Derby, schon in angelsächs. Zeit Peaclond, Teil der Peninekette, im N. der engl. Grafschaft Derby, mit dem Gipfel High-Peak (604 m), ostsüdöstlich von Glossop, und andern steilen Kalksteinbergen, malerischen Schluchten, intermittierenden Quellen, Trichtern, in welchen die Gewässer verschwinden, und Tropfsteinhöhlen; von letztern ist berühmt die Peakhöhle (auch Devil's cavern) bei Castleton.

Pearl, Fluß im nordamerik. Staate Mississippi, fließt südöstlich bis Jackson, von da südlich in den Golf von Mexiko. Seine Länge beträgt über 480 km.

Pebrine, Krankheit der Seidenraupen, s. unter Bacterien.

Pecari, s. Bisamschwein.

Peccais, Landstrich in Frankreich, s. unter Aigues-Mortes.

Peccatur intra et extra, s. Iliacos intra muros peccatur et extra.

Pecci (Gioacchino), der Familienname des Papstes Leo XIII. (s. d.).

Peccothee, s. Thee.

Pech, gelbes und weißes oder burgundisches, ist identisch mit Kolophonium. Schwarzes Pech oder Schusterpech ist der bei der Destillation des Holzteers oder Steinkohlenteers verbleibende, die am schwersten siedenden und beim Erkalten erstarrenden Anteile umfassende Rückstand.

Pechkohlen, Kohlen (sowohl Stein- als Braunkohlen), welche sich durch großmuscheligen Bruch und pechähnliches Aussehen auszeichnen.

Pechlarn (unrichtig Pöchlarn), Städtchen in Niederösterreich, Bezirkshauptmannschaft St. Pölten, am rechten Donau-Ufer, Station der Linien Wien-Salzburg (Kaiserin-Elisabeth-Bahn) und P.-Kienberg-Gaming der Österreichischen Staatsbahnen, zählt (1880) 518, als Gemeinde 932 E. Die Römer hatten in der nächsten Nähe einen ihrer wichtigsten Militärposten in Noricum, Arelate, eine Kolonie des Kaisers Claudius für die Veteranen der 6. Legion und später Station eines Teils der Donauflotille und dalmatischer Reiter. Im Nibelungenlied wird Pechelaren als Sitz des Markgrafen Rüdeger bezeichnet, den übrigens die Geschichte nicht kennt. P. war bis 1810 unter der Herrschaft des Domkapitels von Regensburg und ist seitdem österreichisch. Eine Feuersbrunst zerstörte 31. Mai 1885 über die Hälfte der Stadt.

Pechnelke, Pflanzenart, s. Lychnis.

Pechöl ist das bei der Destillation von Harz und Teer übergehende Öl.

Pechpflaster (Emplastrum Picis, s. piceum), ein zusammengeschmolzenes Gemenge von 32 Teilen Fichtenharz, 12 Teilen getbem Wachs und 12 Teilen Terpentin; bei Emplastrum Picis irritans werden noch 3 Teile feingepulvertes Euphorbium zugesetzt. In die Deutsche Pharmakopöe von 1882 ist dasselbe nicht mehr aufgenommen.

Pechstein ist der Name für ein glasiges oder halbglasiges Gestein von dunkelgrünen, braunen, schmutzigroten und schwarzen Farben und ausgezeichnetem Fettglanz, welches bis zu 9 Proz. Wasser chemisch gebunden enthält und die hyaline Ausbildungsweise einerseits der ältern Quarz- oder Felsitporphyre, andererseits der jüngern Rhyolith- und Trachytgesteine darstellt, wonach man den Felsitpechstein und den Trachytpechstein unterscheidet. Der erstere findet sich ausgezeichnet in der Gegend von Meißen und andern Orten als Lager in dem sächs. Rotliegenden, in dem Porphyrgebiet von Bozen, westlich von Lugano, auf der schott. Insel Arran; der letztere in den trachytischen Regionen von Ungarn, Island, Armenien. Manchmal sind farblose oder weiße Feldspatkrystalle in dem Glase des Pechsteins porphyrartig ausgeschieden; mikroskopisch sind Orthoklas, Plagioklas, Augit, Enstatit, Biotit, Magnetit, Zirkon darin zu gewahren; die erstern P. sind außerdem mehr durch felsitische Substanz, die letztern mehr durch mikrolithische Gebilde entglast, beide weisen oft Fluctuationserscheinungen auf. Ihre chem. Konstitution ist, nach Abrechnung des chemisch gebundenen Wassers genau dieselbe, wie die der obengenannten Eruptivgesteine, mit welchen sie geologisch zusammenhängen.

Pecht (Friedr.), Maler, Zeichner und Kunstschriftsteller, geb. zu Konstanz 2. Okt. 1814, war zuerst Lithograph und ging zu seiner Ausbildung 1833 nach München, dann nach Dresden als Mitarbeiter an dem lithographischen Werke Hanfstängls über die dresdener Gemäldegalerie. Nach zwei Jahren trat er in Leipzig als Porträtzeichner auf und ging 1839 nach Paris, wo er sich unter Delaroche eifrig der Malerei widmete. Nach seiner Rückkehr lebte er in München, Leipzig und Dresden und führte Bildnisse und Genrebilder aus, wie: der Wirtin Töchterlein und die Krönung Goethes nach der ersten Aufführung der «Iphigenie» in Weimar. Im J. 1848 begab sich P. auf einige Zeit nach London, dann nach Frankfurt a. M., wo er sich durch polit. Karikaturen, besonders aus dem Deutschen Parlament, bekannt machte. Die J. 1851—54 verbrachte er in Italien, besonders mit kunstgeschichtlichen Studien beschäftigt. Die Resultate derselben legte er nieder in dem mit großer Frische und Lebendigkeit geschriebenen Werke «Südfrüchte» (2 Bde., Lpz. 1854). Daneben entstanden zwei größere Bilder, Scenen aus der Übergabe Venedigs an Radetzky 1849. Seit 1854 lebt P. wieder in München. Er vollendete hier mehrere größere Ölgemälde, Darstellungen aus dem Leben von Goethe und Schiller. Besonders populär wurde er in Deutschland durch die «Schiller-Galerie», 1855—59 erschienen zur hundertjährigen Jubelfeier von Schillers Geburtstage (50 Blatt; Oktavausg. 1869), sowie durch die «Goethe-Galerie» (Lpz. 1861—62, 50 Blatt; Oktavausg. 1873) und die «Lessing-Galerie» (Lpz. 1866—68, 30 Blatt; Oktavausg. 1878 fg.), die erstern in Verbindung mit Arthur von Ramberg (s. d.), die letztere allein ausgeführt. Dazu kam später noch die 1869—74 mit Makart, Hofmann u. a. unternommene «Shakspeare-Galerie» (36 Blatt). In diesen Galerien, die eine weite Verbreitung und vielfache Anerkennung gefunden, bringt P. die hervorragendsten Charaktere der

dramatischen Schöpfungen unserer Klassiker zum ersten mal im Zusammenhang zur anschaulichen Darstellung; der geistvolle erläuternde Text rührt ebenfalls von ihm her. Im Frühjahr 1867 besuchte er die pariser Weltausstellung und lieferte über die Kunst und Kunstindustrie auf derselben vielfach anregende Berichte für die «Deutsche Allgemeine Zeitung», die auch gesammelt erschienen (Lpz. 1867), denen später ebensolche über die wiener Welt- und die münchener Ausstellung von 1876, endlich über die pariser Weltausstellung von 1878 und die münchener internationale Ausstellung von 1883 folgten. Von seinem Werke «Deutsche Künstler des 19. Jahrh.», Essays über die Träger der nationalen Kunstentwickelung, nach Art des Vasari, erschienen vier Bände (Nördl. 1877–85). Von P.s künstlerischen Arbeiten sind noch hervorzuheben die 1868–71 im münchener Maximilianeum al fresco ausgeführten Standbilder von 12 Feldherren und Staatsmännern, dann 1869–77 die Verzierung des Konziliumssaals in Konstanz mit 19 die Geschichte der Stadt darstellenden Fresken, welche er in Gemeinschaft mit Fr. Schwörer ausführte und die den Anstoß zu vielen ähnlichen Unternehmungen in verschiedenen deutschen Städten gab.

Pechuel-Loesche (Moritz Eduard), Forschungsreisender, geb. 26. Juli 1840 auf dem Mühlengut Zöschen bei Merseburg, studierte Naturwissenschaften an der Universität zu Leipzig und hat seinen ständigen Aufenthaltsort in Jena. Seine ersten Reisen in den sechziger Jahren erstreckten sich auf Westindien, Nordamerika, die Küstenländer und Inselwelt des Atlantischen und Stillen Oceans, das südl. Eismeer, Beringsstraße und nördl. Eismeer. In den J. 1874–76 war er Mitglied der deutschen Expedition an der Loangoküste, 1882 im Auftrage des Königs der Belgier Stellvertreter Stanleys im Congogebiet; 1884 unternahm er eine Reise mit seiner Gattin nach Südwestafrika, Walfischbai und in das Hereroland. Von dem in Gemeinschaft mit Güßfeldt und Falkenstein verfaßten Reisewerke über «Die Loango-Expedition» bearbeitete P. die dritte Abteilung (erste Hälfte, Lpz. 1882).

Peck, engl. Hohlmaß für Getreide und andere trockene Waren = ¼ Bushel = 2 Gallons, für Salz und Mehl dem Gewicht nach = 1 Stone.

Pecopteris *Brogn.*, Name mehrerer fossiler Reste von Farnen aus der Steinkohle und der Trias. Sie sind durch mehrfach gefiederte Wedel, deren Nervatur ebenfalls mehrfache fiederartige Verzweigung besitzt, charakterisiert. Besonders aus der Steinkohle sind zahlreiche Formen dieser Gruppe bekannt. Nach ihren Dimensionen zu urteilen, gehörten sie jedenfalls baumartigen Farnen an.

Pécska, Doppelmarktflecken im Arader Komitat (Ungarn), rechts an der Maros, bestehend aus Magyar- oder Ungarisch-Pécska mit 7826 römisch-kath. E., und aus Oláh- oder Walachisch-Pécska (auch Raiz- oder Serbisch-Pécska) mit 6700 rum., magyar. und serb. E., welche Ackerbau treiben, ist Station der Linie Arad-Szegedin der Arad-Csanader Eisenbahn.

Pecten (lat.), Kamm; in der Zoologie Kammmuschel; in der Anatomie Schambeinkamm.

Pectinstoffe (vom griech. πηκτός, fest, geronnen) heißen in fleischigen Früchten und in den Rüben vorkommende, meist gallertartige Verbindungen, deren Natur noch nicht hinlänglich aufgeklärt ist. In den unreifen Früchten und Rüben kommt eine Substanz, die Pectöse, vor. Diese wird beim Reifen der Früchte oder beim Kochen mit verdünnten Säuren in eine lösliche Substanz, Pectin, übergeführt, welche ihrerseits wieder durch längere Einwirkung von Säuren oder Alkalien, oder eines eigentümlichen, in den Früchten selbst erzeugten Ferments, der Pectäse, in Metapectinsäure sich umwandelt. Von diesem Endprodukt ist neuerdings nachgewiesen worden, daß sie relativ sehr reines Arabin (der Hauptbestandteil des arab. Gummis) ist. Das Pectin befindet sich am reichlichsten in dem Safte von Birnen, Äpfeln, Rüben u. s. w.

Pectorale, Brustschmuck des Bischofs.

Pectus est quod disertos facit (lat.), «das Herz ist es, welches beredt (eigentlich die Redner) macht», Citat aus Quinctilian, «De institutione oratoria» (10, 7).

Peculāt heißt im röm. Rechte die nach der Lex Julia peculatus (8 v. Chr.) zu strafende Entwendung oder Unterschlagung öffentlicher Gelder aus Staats- und Gemeindekassen. Auch begriff man darunter die Verfälschung des dem Staate gehörigen Goldes, Silbers und Erzes, und mit diesem Verbrechen waren durch eine zweite Lex Julia aus demselben Jahre das crimen de residuis, Nichtverwendung öffentlicher, zu einem bestimmten Zwecke empfangener Gelder, und das sacrilegium, Entwendung oder Unterschlagung der dem Götterdienst geweihten Gelder oder anderer Gegenstände, in Verbindung gebracht. Das letztere ist nach §. 243 des Reichsstrafgesetzbuchs als ausgezeichneter Diebstahl mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bedroht. Unterschlagungen der Beamten sind strafbar nach den Bestimmungen der §§. 350 und 351 des Reichsstrafgesetzbuchs. (S. Unterschlagung.)

Peculium hieß bei den Römern sowohl das, was der Herr den Sklaven von dem Erwerbe seines Fleißes behalten ließ, als das besondere Vermögen der unter väterlicher Gewalt stehenden Kinder. Das vom Vater herrührende peculium profectitium blieb zwar Eigentum des Vaters und konnte zu jeder Zeit von ihm zurückgenommen werden, aber die Kinder hatten die Verwaltung und Nutzung desselben. Was dagegen die Kinder von andern bekamen oder durch Glücksfälle gewannen (peculium adventitium), gehörte ihnen eigen; doch hatte der Vater die Disposition darüber und die Nutzung, wenn nicht die ausdrückliche Bedingung dabei gegeben war, daß er auch diese nicht haben sollte (peculium adventitium irregulare). Besonders war von diesem Nießbrauche des Vaters alles frei, was der Sohn im Kriegsdienste und zum Zwecke desselben (peculium castrense) oder im Staatsdienste (peculium quasi castrense) erwarb. Diese Grundsätze gelten, soweit sie auf heutige Verhältnisse Anwendung finden können, im gemeinen Rechte noch jetzt.

Pečzát (slaw., spr. Petschát), von peczatati (siegeln, drucken), das Siegel, Petschaft.

Pedal (vom lat. pes, Fuß) nennt man bei der Orgel die Klaviatur für die tiefen Töne, welche mit den Füßen gespielt wird. Die Tasten derselben, aus Eichenholz, sind bedeutend länger und breiter wie diejenigen der Klaviaturen (Manuale) für die Finger. Große Orgelwerke haben zwei übereinander liegende P. Die tiefen Töne des P. geben dem Orgeltone Kraft, Fülle, Würde und Tiefe. P. heißen ferner beim Pianino, Pianoforte und Flügel die mit den Füßen zu bewegenden Tritte, welche die Dämpfung an den Saiten entweder bewirken

oder verändern. Die Klaviere der neuern Zeit haben nur zwei Tritte. Durch den Tritt rechts werden die Dämpfer von den Saiten abgehoben, sodaß dieselben voll und lang austönen (großes P., grande pedal, open pedal), durch den Tritt links wird die Klaviatur verschoben, daß die betreffenden Hämmer eine, oft auch zwei Saiten weniger anschlagen, als ursprünglich zu dem Ton gehören. Durch das Abdämpfen derselben klingt für jeden Ton nur eine Saite (daher die Bezeichnung una corda) und ein dünnerer, sanfterer und leiserer Ton entsteht. Der Gebrauch des Zuges rechts wird durch die Zeichen Ped. oder ⊕ bemerkt. Soll der Zug nicht mehr gebraucht werden, d. h. sollen die Dämpfer wieder auf die Saiten fallen, so wird dies durch das Zeichen ✻ bestimmt. Der Tritt links wird benutzt, sobald die Bemerkung «una corda», oder «a una corda», oder «mit Verschiebung» angegeben ist. Dagegen zeigen die Wörter «tutte corde», oder «a tre corde», oder «ohne Verschiebung», daß der Tritt links wieder überflüssig ist. Die noch bei Klavieren (aus dem 17. und 18. Jahrh.) angebrachten Lauten-, Fagott- (Ped. di Fagotto), Flöten-, Guitarren- und Harfenzüge sind als überflüssig anerkannt, werden deshalb nicht mehr gebaut.

Die Pedalharfe hat unten am Fuße fünf Züge, welche auch mit den Füßen regiert werden und durch welche eine schnelle Umstimmung (gewöhnlich um einen halben oder einen ganzen Ton tiefer oder höher) bewirkt wird. Der Erfinder der Harfenpedale war Hochbrucker in Donauwörth um 1720. In neuerer Zeit hat der erste Paukenschläger an San-Carlo in Neapel eine Pedalpauke erfunden; man ist im Stande, auf je zwei derselben vermittelst angebrachter P. 22 aufeinander folgende Töne hervorzubringen.

Pedant (ital.) wird im allgemeinen jeder genannt, welcher an einer gewissen beschränkten Form, Regel oder Ansicht hängt und mithin keine Freiheit des Geistes im Beurteilen und Handeln zeigt oder gestatten will, und Pedanterie oder Pedantismus das ängstliche Hängen an steifen Formen oder beschränkten Ansichten.

Pedarii, die Mitglieder des röm. Senats, die kein Staatsamt bekleidet hatten und sich nur an den Abstimmungen beteiligen, aber nicht selbständige Meinungen äußern durften.

Pedee oder Great-Pedee, Fluß im nordamerik. Staate Südcarolina, entspringt im NW. von Nordcarolina und heißt dort Yadkin; in Südcarolina wendet er sich südlich und fließt in die Winyawbai nahe bei Georgetown. Unter seinen Nebenflüssen sind Lynch's-Creek, Little-Pedee, Black und Waccamaw die wichtigsten.

Pedell, im Latein des Mittelalters bedellus oder bidellus, entstanden aus dem altsächs. bidele (angelsächs. bydel, althochdeutsch putil, mittelhochdeutsch bütel, d. i. derjenige, der das Gebot des Richters ausrichtet, abgeleitet von bieten), und also gleichbedeutend mit Büttel, d. i. Gerichtsbote, Scherge, Häscher, hieß sonst ein Diener öffentlicher Behörden. Jetzt führen nur noch die Diener der Universitätsbehörden diesen Titel.

Pedest (Podest), der Absatz einer gebrochenen Treppe. [nius.

Pedianus (Quintus Asconius P.), s. Asco-

Pedicularis L., Läusekraut, Pflanzengattung aus der Familie der Scrophulariineen. Man kennt gegen 120 Arten, von denen die meisten in der nördl. gemäßigten Zone wachsen, mehrere Arten finden sich noch in den höchsten arktischen Gegenden. Es sind krautartige Pflanzen mit alternierenden oder wirtelig stehenden, meist fiederteiligen Blättern und lebhaft gefärbten Blüten. Der Kelch ist zweilippig, seltener mit fünf gleichlangen Zipfeln versehen; die Blumenkrone ist stets zweilippig und die Staubgefäße sind didynamisch. Die Frucht ist eine bald stumpfe, bald geschnäbelte zweifächerige, vielsamige Kapsel. In Deutschland wachsen mehrere Arten, von denen die bekannteste das auf sumpfigen Wiesen häufige gemeine Läusekraut (P. palustris L.) ist. Auf höher gelegenen moorigen Orten kommt eine andere Art, das Waldläusekraut (P. silvatica L.), vor. Beide Arten sind, wie auch die meisten andern als giftig zu betrachten, für das weidende Vieh sind sie jedenfalls schädlich. Das Kraut wird von den Landleuten vielfach als läusevertreibendes Mittel benutzt. P. silratica war früher auch offizinell.

Pediculōsis, die Läusesucht.

Pediculus, die Laus.

Pedochio, Hafen auf der Insel Curzola (s. d.).

Pedometer, Schrittzähler, s. u. Wegmesser.

Pedro I. de Alcantara, Kaiser von Brasilien, geb. zu Lissabon 12. Okt. 1798, der zweite Sohn des Königs von Portugal und Kaisers von Brasilien, Johanns VI., und der Infantin von Spanien, Carlota Joaquina, wurde durch den Tod seines ältern Bruders, Antonio, 1801 Prinz von Beira und nach dem Regierungsantritte seines Vaters 1816 Kronprinz. Noch nicht 10 J. alt, kam er mit der königl. Familie nach Rio de Janeiro. Im J. 1817 vermählte er sich mit der Erzherzogin Leopoldine, geb. 22. Jan. 1797, Tochter des Kaisers Franz I. von Österreich, die 11. Dez. 1826 starb. Als 1820 die konstitutionelle Bewegung Portugals auch Brasilien ergriff, verkündigte P. im Namen seines Vaters, 26. Febr. 1821, die Einführung des konstitutionellen Systems. Er wurde, als der Vater nach Lissabon zurückging, 22. April 1821 als Regent an die Spitze der brasil. Regierung gestellt und 12. Okt. 1822 zum «konstitutionellen Kaiser» ausgerufen. (S. Brasilien.) Nach dem Tode seines Vaters, 10. März 1826, succedierte er in Portugal als König Pedro IV. und verlieh diesem Königreiche eine Konstitution, worauf er 2. Mai die Krone Portugals seiner ältesten Tochter Maria da Gloria abtrat und seinen Bruder Miguel (s. d.) unter der Bedingung, daß er das Grundgesetz annehme und sich mit Maria verlobe, zum Regenten ernannte. Indessen sah sich P. hierin bald enttäuscht, da Miguel 1828 sich selbst des portug. Throns bemächtigte. (S. Portugal.)

Dazu kam, daß P. durch einen unglücklichen Feldzug gegen Montevideo, durch die Verwickelung in den portug. Thronstreit und durch seine Streitigkeiten mit dem brasil. Reichstag sich das brasil. Volk entfremdete. Die Umtriebe der Föderalisten, der Republikaner und der Anarchisten bewirkten endlich einen Soldatenaufruhr, dem 6. April 1831 ein Volksaufstand folgte, sodaß der Kaiser 7. April zu Gunsten seines Sohnes Pedro II. abdankte und mit seiner zweiten Gemahlin, seiner Tochter Maria und einigen Getreuen 13. April nach Frankreich unter Segel ging, wo er den Titel eines Herzogs von Braganza annahm. Er widmete nun seine ganze Thätigkeit der Wiedereinsetzung seiner Tochter auf den Thron Portugals und führte 20. Febr.

1832 eine Expedition zunächst nach den Azoren und von da nach Oporto. Nach zweijährigen Kämpfen zwang P. durch die Kapitulation zu Evora, 26. Mai 1834, seinen Bruder Miguel, allen Ansprüchen auf Portugal zu entsagen, worauf die Cortes ihn 23. Aug. förmlich zum Regenten wählten. Aber P. starb bereits 24. Sept. 1834.

Aus seiner ersten Ehe mit der Erzherzogin Leopoldine entsprangen: Maria II. da Gloria, Königin von Portugal; Januaria, geb. 11. März 1822, vermählt 28. April 1844 mit dem neapolit. Prinzen Ludwig, Graf von Aquila; Francisca, geb. 2. Aug. 1824, vermählt 1. Mai 1843 mit dem Prinzen von Joinville (Orléans); Pedro II. de Alcantara. In zweiter Ehe hatte sich P. 1829 mit Prinzessin Amalia, geb. 31. Juli 1812, Tochter des Herzogs Eugen von Leuchtenberg, vermählt, welche ihm 1. Dez. 1831 eine Tochter, Maria Amalia (gest. 4. Febr. 1853) gebar und seit dem Tode P.s ihre Residenz in Lissabon nahm; sie starb 26. Jan. 1873.

Pedro II. de Alcantara, Kaiser von Brasilien, geb. zu Rio de Janeiro 2. Dez. 1825, der einzige Sohn des Kaisers Pedro I. (s. d.), wurde nach dessen Abdankung schon 7. April 1831 als Kaiser ausgerufen, zunächst unter eine Vormundschaft und Reichsregentschaft gestellt und 23. Juli 1840 durch Beschluß des Reichstags für mündig erklärt, worauf er noch an demselben Tage den Eid auf die Verfassung ablegte und die Regierung antrat. Am 18. Juli 1841 fand die Krönung statt. Durch seine wohlwollende Gesinnung, seine gediegene und vielseitige Bildung und sein Interesse für das Wohl seines Landes erwarb er sich die Achtung und Liebe seines Volks. Besondere Aufmerksamkeit widmete er der Aufhebung der Sklaverei. P. vermählte sich 4. Sept. 1843 mit der Prinzessin Therese Christine Marie, geb. 14. März 1822, Tochter des Königs Franz I. von beiden Sicilien. Aus dieser Ehe entsprangen zwei Söhne, die aber in frühester Jugend starben, und zwei Töchter: 1) die Kronprinzessin Isabella, geb. 29. Juli 1846 und vermählt 15. Okt. 1864 mit dem Prinzen Ludwig, Grafen von Eu, aus dem Hause Orléans (s. d.); sie hat drei Söhne: Pedro, geb. 15. Okt. 1875, Ludwig, geb. 26. Jan. 1878, und Antonio, geb. 9. Aug. 1881; 2) Prinzessin Leopoldine, geb. 13. Juli 1847 und gest. 7. Febr. 1871, die aus ihrer 15. Dez. 1864 mit dem Prinzen August von Sachsen-Coburg-Gotha-Kohary eingegangenen Ehe vier Prinzen hinterließ. Die ersten Jahre der Selbstregierung P.s wurden noch mehrfach durch Aufstände gestört, und nur allmählich gelangte Brasilien zur Ruhe. Später ward der Friede des Reichs durch auswärtige Kriege gegen den Diktator Rosas von Buenos-Ayres 1851—52, gegen die Republik Uruguay 1854—55 und abermals 1864—65, und endlich gegen den Präsidenten Lopez von Paraguay 1865—70 unterbrochen. Gegenüber den innern Parteikämpfen hielt P. sich streng innerhalb seiner konstitutionellen Kompetenz. (S. Brasilien.) In den J. 1871—72 und 1875—77 machte P. längere Reisen nach Nordamerika und Europa; während seiner Abwesenheit führte die Kronprinzessin die Regentschaft.

Pedro V. de Alcantara, König von Portugal, geb. zu Lissabon 16. Sept. 1837, der älteste Sohn der Königin Maria II. da Gloria von Portugal, aus der Ehe mit dem König Ferdinand (Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha-Kohary). Nach dem Tode seiner Mutter, 15. Nov. 1853, bestieg er minderjährig den Thron; deshalb übernahm sein Vater vorläufig die Regentschaft. Am 16. Sept. 1855 trat er selbst die Regierung an. In seinen Regierungshandlungen hielt er streng an dem konstitutionellen System fest. (S. Portugal.) P. vermählte sich durch Prokuration zu Berlin 29. April und persönlich zu Lissabon 18. Mai 1858 mit der Prinzessin Stephanie Friederike Wilhelmine Antonie (geb. 15. Juli 1837), älteste Tochter des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen; doch diese starb kinderlos nach kurzer Krankheit 17. Juli 1859. Im Nov. 1861 brach ein hitziges Fieber in der portug. Königsfamilie aus, welches 6. Nov. P.s jüngern Bruder Ferdinand (geb. 23. Juli 1846) und dann den König selbst 11. Nov. 1861 dahinraffte. Ihm folgte auf dem Throne sein nächstälterer Bruder, Ludwig I. (s. d.). Vgl. Schelhorn, «Dom P. V., König von Portugal» (Nürnb. 1866).

Pedro-Orden, Orden Pedros I. in Brasilien, am 16. April 1826 gestiftet, besteht aus Großkreuzen, Kommandeuren und Rittern. Die Dekoration ist ein goldener, weißemaillierter fünfspitziger Stern, dessen Winkel mit goldenen Strahlen ausgefüllt sind und in dessen Mitte ein goldener Adler mit dem Namenszuge «P. I.» und der Umschrift «Fundator del Imperio dal Brasil» erscheint. Das Band ist grün mit weißer Einfassung.

Pedro Ximenes, eine Art Malagawein, s. unter Malaga.

Peebles oder Tweedale, im Mittelalter Tuedal, Twedale, Grafschaft im südl. Schottland, zählt auf 922,12 qkm (1881) 13819 E. und besteht fast ganz aus Berg- und Hügelland, das sich am höchsten im Süden erhebt, wo der Hartfell (an welchem der Tweed entspringt) 821 m, der Broadlaw 838 m, der White-Coomb 821 m und der Dollar-Law 817 m hoch als die bedeutendsten Bergspitzen von ganz Südschottland aufsteigen. Das Hügelland zeichnet sich durch gute Weiden aus, und die Thäler, unter denen das des Tweed durch seine hochromantischen Scenerien berühmt ist, sind fruchtbar und bei tüchtiger Bodenkultur auch ergiebig an Getreide, Kartoffeln, Futterkräutern und Flachs. Doch bildet bei der im ganzen bergigen Beschaffenheit des Bodens die Rindviehzucht und die Milchwirtschaft den wichtigsten Nahrungszweig. Auch die Schafzucht gibt einen ansehnlichen Ertrag, nicht sowohl hinsichtlich der Wolle, die grob und hart, als des Fleisches. Schlachtvieh, Butter, Käse, viel Geflügel, dann Eisen, Blei, Kohlen, Schiefer und Walkererde werden meist nach Edinburgh ausgeführt. Die Industrie beschränkt sich auf Leinwand, Baumwoll- und Wollmanufaktur.

Die Hauptstadt Peebles, im Mittelalter Peblis, am Tweed und Eddlestone in einem tiefen Thale, war die Residenz mehrerer schott. Könige, zählt 2640 E., die Strümpfe und Wollzeuge, Kattun und Leinwand verfertigen und Bier- und Ziegelbrauereien unterhalten, und ist Knotenpunkt der Eisenbahnen zwischen Glasgow, Edinburgh und Berwick.

Peekskill, Dorf in Westchester-County im nordamerik. Staate Neuyork, am Hudson, 68 km oberhalb Neuyork, hat (1880) 6893 E., Eisengießereien, einen Hohofen und eine Nationalbank. Die Gegend von P. bis Newburgh (27 km) bietet eine der herrlichsten Scenerien des Hudson.

Peel (de), Torfmoor in den niederländ. Provinzen Norddrabant und Limburg, welches vom Dorfe Mil im Lande von Raoestein bis zu Bude

an der belg. Grenze über eine Breite von 3 bis 10 km sich ausdehnt, war bis in die neueste Zeit verrufen wegen seiner Unwegsamkeit. Seit 1850 sind jedoch ganze Strecken urbar gemacht, namentlich bei der Kolonie Helenaveen.

Peel, ehemals Holm, Hafenstadt an der Westküste der brit. Insel Man in der Irischen See, mit Douglas durch Eisenbahn verbunden, hat 3513 E., Heringsfischerei und Schiffbau. Auf einer Insel am Südende der fischreichen Bai, an welcher die Stadt liegt, befinden sich die Ruinen von Peel-Castle, dem einstigen Sitz der Earls von Derby, und der uralten Kathedrale St.-Germans.

Peel (Sir Robert), hervorragender engl. Staatsmann, geb. 5. Jan. 1788 zu Tamworth in der Grafschaft Stafford als der Sohn eines von Pitt zum Baronet erhobenen reichen Baumwollfabrikanten und Parlamentsmitgliedes, war seit 1809 Mitglied des Unterhauses und kam schon im folgenden Jahre als Unterstaatssekretär für die Kolonien ins Ministerium, in welchem er dann 1812—18 als Obersekretär für Irland, 1822—27 als Minister des Innern fungierte. Als nach der kurzen Zwischenperiode des Ministeriums Canning die Tories im Jan. 1828 ins Amt zurückkehrten, übernahm P. wieder das Ministerium des Innern. Wenngleich diese ganze Zeit mit den Tories eng verflochten, bereitete er jetzt zum ersten mal seinen Parteigenossen eine jener Enttäuschungen, die ihm vom Faktionsgeist als Abfall gedeutet wurden, obwohl sie nur das Ergebnis verständiger staatsmännischer Einsicht und patriotischer Selbstverleugnung waren. Im Gegensatz zu der starren, jeder Reform abgeneigten Masse der Tories erklärte er sich für die Notwendigkeit der Katholikenemancipation und führte 1828—29, trotz der heftigsten Anfeindungen seiner Partei, diese inhaltschwere Veränderung durch. Nicht so willig fand ihn die bald darauf unvermeidlich werdende Reform des Wahlrechts. Er trat daher (Nov. 1830) mit dem Ministerium zurück und bekämpfte dann die neue Whigverwaltung und ihre Reformbill mit der größten Entschiedenheit und der ganzen Kraft seines Rednertalents. Dadurch mit den Tories wieder ausgesöhnt, organisierte und leitete er seit 1833 die aus den Trümmern der alten Torypartei und dem weniger progressiv gesinnten Teil der Whigs gebildete konservative Opposition. Die von P. nach der Entlassung des Kabinetts Melbourne (Nov. 1834) aus jenen Elementen gebildete Verwaltung konnte sich indessen nicht behaupten, und schon im April 1835 sah er sich zum Rücktritt genötigt.

Nach langem Kampfe stürzte er endlich das Whigministerium im Herbst 1841 und bildete nun mit Wellington, Lyndhurst, Aberdeen, Graham, Stanley ein neues Ministerium, das sich bis zum Sommer 1846 behauptete und eine der denkwürdigsten Epochen der neuern brit. Geschichte bezeichnet. Trotz seiner ursprünglichen Sympathien mit den Interessen der Grundbesitzer und der großen Handelsaristokratie überzeugte sich P. bald, daß angesichts der wachsenden Not der arbeitenden Klassen und der allgemeinen materiellen Krisis das ökonomische System, dessen eifriger Verteidiger er bisher gewesen, nicht mehr zu behaupten sei. Wieder griff er zu den Maßregeln seiner polit. Gegner, modifizierte im Frühjahr 1842 durch die wechselnde Zollskala die protektive Getreidegesetzgebung, führte die Einkommensteuer durch und fing an, das herrschende Schutzzollwesen überhaupt zu reformieren. Aber teils der sichtbare Erfolg dieser schüchternen Reformen, teils die fortdauernde materielle Krisis zwangen ihn weiter zu gehen. So trat er 1845 schon mit einer umfassenden Zollreform vor das Parlament und näherte sich der von Russell, Cobden und Bright geführten Opposition zugleich auch darin, daß er im Kirchen- und Erziehungswesen Bills einbrachte, die den torystischen Überlieferungen widersprachen. Er drängte dadurch Stanley aus dem Kabinett und verlor die Unterstützung seiner bisherigen Partei, gewann aber dafür die Hilfe eines großen Teils seiner frühern Gegner. Nachdem er (Dez. 1845) sein erschüttertes Ministerium noch einmal rekonstituiert hatte, bestimmte ihn endlich die durch Mißernten gesteigerte öffentliche Not vollends mit dem alten System zu brechen. In der Session von 1846 trat er daher mit einer Reihe von tiefgreifenden Reformen hervor, welche nicht bloß die Getreidezölle fast ganz beseitigten, sondern auch die Aufhebung der übrigen Schutzzölle vorbereiteten, und setzte mit Hilfe der Liberalen diese freihändlerischen Vorschläge nach hartem Kampfe gegen seine alten Freunde durch, wennschon diese sich bald darauf an ihm rächten, indem sie die von ihm vorgelegte irische Zwangsbill durch Vereinigung mit der Opposition zu Falle brachten; 29. Juni 1846 nahm er seinen Rücktritt. Während jetzt die Tories und ihr Anhang unter den Grundbesitzern der Aristokratie in Stanley und Disraeli neue Führer suchten, gruppierte sich um P. eine Mittelpartei, die man nach ihm Peeliten nannte und die den gemäßigten Whigs sich näherten. In der gefahrvollen Zeit von 1847 bis 1848 ward P. eine der wesentlichsten Stützen des Whigministeriums, das wie er die Freihandelsgrundsätze adoptiert hatte. Am 29. Juni 1850 ward er bei einem Spazierritt von seinem Pferde abgeworfen und so schwer getroffen, daß er am Abend des 2. Juli 1850 starb.

In London, Manchester, Tamworth und Huddersfield wurden ihm Denkmäler errichtet. Sein Leben und seine Reden stellte Künzel (2 Tle., Braunschw. 1851) zusammen. Eine Auswahl aus seinen Papieren gab Lord Stanhope heraus (2 Bde., Lond. 1856—57). Vgl. Guizot, «Sir Robert P.» (Berl. 1856; deutsch, Berl. 1856); Sir Lawrence Peel, «Life of Sir Robert P.» (Lond. 1860); Bulwer, «Sir Robert P., a historical sketch» (Lond. 1874).

Aus seiner Ehe mit einer Tochter des Generals Sir John Floyd hinterließ er fünf Söhne, wovon der älteste, Sir Robert P., geb. 4. Mai 1822, den Baronetstitel und die Vertretung des von der Familie abhängigen Fleckens Tamworth im Parlament erbte. Er war anfangs als Diplomat in Madrid und der Schweiz thätig, ward 1855 Lord der Admiralität, erhielt aber im April 1857 wegen einer Indiskretion seine Entlassung und trat nun als erbitterter Gegner des Ministeriums Palmerston auf. Dies verhinderte ihn jedoch nicht, von demselben 1861 das Amt des Obersekretärs für Irland anzunehmen, dem er bis 1865 vorstand. Dem Parlamentssitz für Tamworth entsagte er 1880 und kehrte erst 1884 als konservativer Vertreter von Huntingdon ins Parlament zurück.

Sir Frederick P., der zweite Sohn, geb. 26. Okt. 1823, trat 1849 ins Parlament, war zweimal, 1851 und 1853, Unterstaatssekretär für die Kolonien, dann 1855 für den Krieg, fiel aber bei den

Parlamentswahlen von 1857 durch und mußte deshalb auch seinen Posten im Ministerium aufgeben. Zur Entschädigung erhielt er eine Stelle im Geh. Staatsrat, und im Mai 1859 gelangte er auch wieder ins Unterhaus; bei den Wahlen im Juni 1865 ward er jedoch von neuem übergangen. Von 1860 bis 1866 war er Sekretär des Schatzamtes; 1869 wurde er in den Ritterstand erhoben.

Der dritte Sohn, Sir William P., geb. 2. Nov. 1824, diente in der Marine, zeichnete sich im Orientkriege und im ind. Aufstande aus und starb, auf dem Zuge nach Lucknow schwer verwundet, 17. April 1858 zu Cawnpore.

Der jüngste Sohn, Arthur Wellesley P., geb. 6. Aug. 1829, wurde 1865 für Warwick ins Unterhaus gewählt, welche Stadt er seitdem ununterbrochen vertreten hat. Von 1868 bis 1871 war er Sekretär im Ministerium für das Armeewesen, 1871—73 Sekretär im Handelsministerium, 1873, bis zum Sturz des Ministeriums Gladstone im Febr. 1874, Sekretär der Schatzkammer. Im Febr. 1884 wurde er zu dem schwierigen Posten des Sprechers des Unterhauses gewählt.

Jonathan P., jüngster Bruder Sir Roberts, geb. 1799, widmete sich dem Militärdienst und erlangte mittels Stellenkaufs schon 1827 den Grad eines Oberstlieutenants. Im J. 1826 wurde er für Norwich, 1831 für Huntingdon ins Unterhaus gewählt, welche Stadt er bis 1868 ununterbrochen vertrat. Im zweiten Ministerium seines Bruders, 1841—46, war er Generalinspektor des Feldzeugamtes. Am 20. Juni 1854 avancierte er zum Generalmajor und nahm 1855—56 an den Spezialkommissionen teil, die zur Untersuchung der durch den Krimfeldzug enthüllten Mißbräuche im Heerwesen niedergesetzt wurden. In dem von Lord Derby im Febr. 1858 gebildeten Kabinett wurde er Kriegsminister, nach Auflösung desselben stieg er 7. Dez. 1859 zum Generallieutenant auf. Als im Juli 1866 die konservative Partei wieder ans Ruder kam, übernahm er abermals das Kriegsministerium, legte jedoch 2. März 1867 sein Amt nieder. Bei den Neuwahlen von 1868 gab er sein Mandat auf, lebte seitdem in Zurückgezogenheit und starb 13. Febr. 1879.

Peeliten, s. unter Peel (Sir Robert).

Peene, linker Nebenfluß der Oder oder vielmehr des Stettiner Haffs, dessen westl. Ausmündung gleichfalls P. benannt wird, entsteht aus zwei Bächen dieses Namens, in der Nähe von Schlön in Mecklenburg-Schwerin. Unterhalb Malchin nimmt sie die aus dem Malchiner See kommende Stiekpeene auf und ist durch Kanalisierung im 4,5 km langen Malchiner Kanal von Malchin zum Kummerowsee schiffbar gemacht. In letztern fließt vom Teterowsee her die Kleine P. ein, die von Neukalen aus als Neukalenscher Kanal 2 km lang schiffbar ist. Nach einem weitern Lauf von 11 km und nachdem sie schon vom Kummerowsee an die Grenze zwischen Mecklenburg und der preuß. Provinz Pommern gebildet, wendet sich der Fluß ganz nach Pommern und strömt hier, den stettiner vom stralsunder Regierungsbezirk oder dem ehemaligen schwed. Vorpommern trennend, über Demmin und Loitz, von da an aber nicht mehr wie bisher gegen Nordosten, sondern ostwärts über Anklam. Etwa 7 km unterhalb Anklam, nach einem 110 km langen Laufe, verbindet sich die P. mit dem westl. Mündungsarme des Haffs, welcher zwischen dem Festlande und der Insel Usedom sich 40 km weit gegen Norden wendet, nach kurzer Verengung in der Peenestraße das tief in Usedom einschneidende, 16,8 km lange und bis 3,7 km breite sehr fischreiche Achterwasser bildet und bei dem Dorfe Peenemünde auf Usedom, der kleinen Insel Ruden gegenüber, sich in die Ostsee ergießt. Nachdem die P. nahe oberhalb Demmin rechts die aus dem Tollensesee bei Neubrandenburg in Mecklenburg-Strelitz kommende wasserreiche Tollense und nahe unterhalb Demmin links die Trebel aufgenommen, verliert sie ihren oberhalb Demmin noch raschen Lauf und wird unterhalb dieser Stadt langsam und schleichend. Das Flußgebiet umfaßt 5050 qkm. Auf preuß. Gebiet ist die P., abgesehen vom Mündungsarme des Haffs, 85 km weit, von Demmin ab 76 km sogar für kleinere Seeschiffe schiffbar.

Peer und Peerage, s. unter Pairs.

Peerlkamp (Hofman Peter), holländ. Philolog und Kritiker, geb. 1786 zu Groningen, erhielt daselbst seine Bildung, wurde 1803 Praceptor am Gymnasium zu Harlem, 1804 Rektor des Gymnasiums zu Dockum in Friesland, 1816 Rektor des Gymnasiums in Harlem, 1822 Professor an der litterarischen Fakultät der Universität zu Leiden, trat 1849 in den Ruhestand und starb zu Hilversum bei Utrecht 29. März 1865. Außer einer wertvollen «Dissertatio de surdorum mutorumque institutione» (Leid. 1806) hat P. mehrere vortreffliche litterarhistor. Arbeiten geliefert, wie die «Vitae excellentium Batavorum» (Leid. 1806) und besonders «De vita, doctrina et facultate Nederlandorum, qui carmina Latina composuerunt» (2. Aufl., Harl. 1838). Einen noch größern Ruf erwarb er sich durch die Ausgaben des «Xenophon von Ephesus» (Harl. 1818), des «Agricola» des Tacitus (Leid. 1827; 2. Aufl. 1863), vor allem aber durch seine Bearbeitungen der «Oden» und des «Briefs an die Pisonen» (Harl. 1834), sowie der «Satiren» des Horaz (Amsterd. 1863) und der «Aneide» Virgils (2 Bde., Leid. 1843). Nach seinem Tode erschien die Bearbeitung der ersten Elegie des vierten Buchs des Properz (Amsterd. 1865). Im Verein mit Vale und andern begründete P. die «Bibliotheca critica nova».

Pegánum *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen. Man kennt vier Arten, von denen eine in den Mediterrangegenden, die übrigen im mittlern Asien und in Mexiko vorkommen. Es sind krautartige Pflanzen mit großen weißen Blüten, welche 4—5 Kelchblätter von laubblattartigem Bau, 4—5 Kronenblätter, 12—15 Staubgefäße und einen 2—3fächerigen Fruchtknoten mit einem Griffel besitzen. Die Frucht ist eine kugelige Kapsel. Von der in den Mediterrangegenden wachsenden sog. syrischen oder Steppenraut (P. Harmala) wird aus den Samen ein Farbstoff, das Harmalin oder Türkischrot, gewonnen, der im Orient vielfach zum Färben von Geweben verwendet wird.

Pegāsus heißt nach griech. Sage das geflügelte Roß, welches aus dem Blute der Gorgo Medusa, als Perseus dieser das Haupt abschlug, entsprang. Nach der einen Sage stieg es sogleich zum Himmel empor, wo es dem Zeus den Blitz und Donner trägt; nach einer andern wurde es, während es aus der Quelle Peirene auf Akrokorinthos trank, von Bellerophon mit Hilfe eines von Athena erhaltenen Zügels eingefangen und zum Kampfe gegen die Chimära benutzt. Auf dem Gipfel des

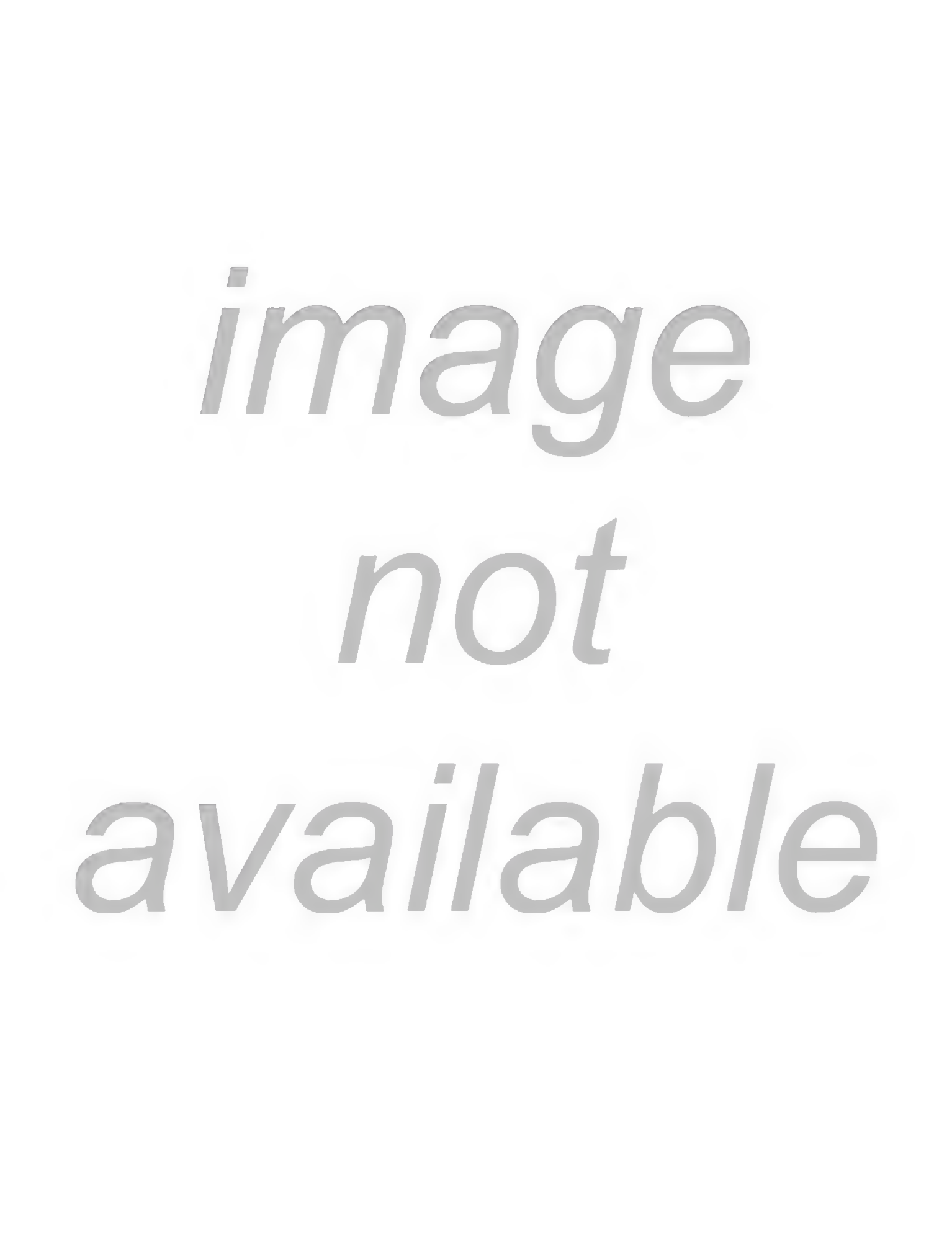


image
not
available

dieſes Buddhatempels auf 2300 J. an. Die wichtigſte Stadt des Landes iſt Rangun.

Das Reich P. war in frühern Zeiten ſehr blühend, verfiel aber ſeit dem 15. Jahrh. infolge der Kämpfe mit dem Reiche Siam. Die Portugieſen, von den Peguanern zu Hilfe gerufen, ſtrebten darauf vergeblich nach der Herrſchaft über ihre Schützlinge. Um die Mitte des 18. Jahrh. wurde P. von dem birmaniſchen Herrſcher Alompra erobert. Seitdem ſtand das Land unter der furchtbarſten Deſpotie des Birmanenkaiſers, ſodaß die Peguaner gern die Unternehmungen der Briten unterſtützten, in denen ſie ihre Befreier ſahen. Die Veranlaſſung zu dieſem Kriege gab im Juni 1851 der birmaniſche Gouverneur von Rangun durch ungerechte Beſtrafung zweier dort anſäſſiger Kaufleute. Die Feindſeligkeiten begannen 1. April 1852 unter dem Admiral Auſtin und wurden nach deſſen Tod vom General Godwin fortgeſetzt. Nach der Einnahme von Martaban (ſ. d.) 5. April eroberten die Briten Rangun 14. April, bald darauf die Hafenſtadt Baſſein am weſtl. Mündungsarm des Irawadi, 3. Juni die Stadt P. ſelbſt und 7. Juli, ſowie nochmals 9. und 10. Okt. die nordnordweſtlich von Rangun am Irawadi gelegene Stadt Prome. Die Stadt P. wurde vorläufig aufgegeben und von den Birmanen wieder beſetzt, aber 21. Nov. abermals erſtürmt und 20. Dez. 1852 nebſt der ganzen Provinz P. dem Indo-Britiſchen Reiche einverleibt.

Pehlewi. Die Pehlewi-Sprache iſt die Sprache der Parther (aus dem alten Namen Parthava wurde den Lautgeſetzen gemäß Pahlaw, wovon pahlawi oder pehlewi, parthiſch), welche ſich am längſten in demjenigen Teil Irans erhielt, welchen die perſ.-arab. Geographen «Land der Pahlawi» nennen und welcher im ganzen mit dem alten Medien zuſammenfällt. Nach dem Sturz der Parther (226 n. Chr.) ſahen ſpätere Generationen in ihren Königen und Feldherren, welche ſiegreich gegen die Römer geſtritten hatten, Helden der Vorzeit, und ſo kam es, daß Pehlewân einen Recken oder Helden (in neuerer Zeit freilich auch einen Athleten oder Seiltänzer), P. die alte Sprache Perſiens überhaupt bezeichnet. P. wurde indeſſen noch nach dem Sturz jener Dynaſtie, während der Herrſchaft der Saſſaniden (226—651), geredet, bis es allmählich in das Neuperſiſche (ſ. Perſiſche Sprache) überging. Da die Saſſaniden Perſer und Semiten (Aramäer) unter ihrem Scepter vereinigten, wurden offizielle Schriftſtücke, z. B. noch erhaltene Inſchriften, teils in einem aramäiſchen Dialekt verfaßt, in welchem auch perſ. Wörter Aufnahme fanden, teils in P. oder Perſiſch; doch war dieſes ſeinerſeits mit ſemit. Fremdwörtern vermiſcht. Doch hat eine wirklich halb perſ., halb ſemit. Sprache niemals beſtanden, ſondern der Verkehr der Perſer mit den Bewohnern des ſemit. Tieflandes vollzog ſich mit Hilfe einer künſtlich zurecht gemachten Schrift, welche jede Nation auf ihre Weiſe las. Beide Gattungen P. erſcheinen zuſammen z. B. auf der zweiſprachigen Inſchrift von Hadſchiabad bei Perſepolis. Die Pehlewi-Schrift, ſchon vor der parthiſchen Eroberung jener perſ.-meſopotam. Landſtrecken nach Iran eingeführt, iſt eine dreifache: 1) die mediſch-parthiſche, weſt- oder chaldäo-pehlewi (auf Münzen der letzten Parther und der ältern Saſſaniden, und einigen Steinſchriften der letztern), 2) die perſiſche, ſüd- oder ſaſſaniſch-pehlewi (auf Inſchriften und Münzen der Saſſaniden) und 3) die Schrift der alten Pehlewi-Überſetzung des Aveſta (herausg. von Spiegel, Wien 1853—58; von Thonnelier, Par. 1858) und der übrigen Bücher der Parſen, welche ſich an das Aveſta anſchließen. Von dieſer dritten Art gilt vorzugsweiſe der Name Huzwâreſch, welcher eine eigentümliche Weiſe des Leſens bezeichnet, wonach man die aramäiſchen Fremdwörter zwar ſchreibt, aber beim Leſen nicht ausſpricht, ſondern durch die gleichbedeutenden perſiſchen erſetzt; man ſpricht z. B. das perſ. Wort göscht (Fleiſch) ſtatt des in der Schrift daſtehenden aramäiſchen bisrâ.

Von der Pehlewi-Litteratur iſt vieles untergegangen, wie man aus häufigen Bezugnahmen perſ. Schriftſteller auf Originalwerke in P. und aus andern Notizen erſieht, und eben dieſe verlorenen Werke, hiſtoriſche, philoſophiſche, mediziniſche, mathematiſche, aſtronomiſche, poetiſche, zum großen Teil aus dem Griechiſchen (meiſt durch das Syriſche vermittelt) überſetzt, ſind von hoher Wichtigkeit geweſen, weil ſie die wiſſenſchaftliche Bildung des Altertums konſervierten und durch arab. Überſetzungen ins Abendland verbreiteten, wo ſie dazu beſtimmt waren, die Barbarei Europas aufzuhellen. Die jetzt noch vorhandenen und gedruckten Werke ſind von den Parſi, den Zoroaſtriern, welche vor dem Islam aus ihrem Vaterlande nach Bombay und andern Orten des weſtl. Indien entflohen, aufbewahrt worden. (Vgl. Spiegel, «Eranſche Altertumskunde», Bd. 3, Lpz. 1878; M. J. Müller, «Essai sur la langue pehlevie» im «Journal asiatique», Bd. 7, Par. 1839; Spiegel, «Grammatik der Huzwareſch-Sprache», Wien 1856; Haug, «Essay on the Pahlavi language», Stuttg. 1870.) Die Parſi, welche teils in der Sprache von Gujarat, teils engliſch ſchreiben, ſind eifrig mit der Veröffentlichung der Pehlewi-Werke und mit der Bearbeitung der Grammatik und des Lexikons beſchäftigt. («Dhanjibhâi Frâmji, a grammar of the Huzvarash or proper Pahlvi language», Bombay 1855; «Peshotun Dustoor Behramjee Sanjana, a grammar of the Pahlvi language», Bombay 1871 [in Guzarati]; «Hoshangji Jamaspji, Pahlavi-Pâzand glossary», Bombay 1870; «Beramji Destur Sohrabji Mohrjiran», «Huzvareſch-Pehlewi Wörterbuch», Bombay 1869 [alle drei kleinere Gloſſare hauptſächlich über die im P. vorhandenen ſemit. Fremdwörter]; «Jamaspji Dastur Minocheherji Jamasp Asana, Pahlavi, Gujarâti and English dictionary», Bombay 1877.) Die wichtigſten Litteraturdenkmäler ſind der «Minokhi-red» (ein moraliſcher Traktat), herausg. von Weſt (Lond. 1871); das «Ardâ-Wirâf-nâmeh», herausg. von Hoſchangdſchi Dſchamaspdſchi und Haug (1872, ein erbauliches Buch über Himmel und Hölle, in eine Viſion eingekleidet); das «Pand-nâmeh», (Buch des Rates), von Adarbât Mârâſpand, herausg. von Scheriardſchi Dadabhay (Bombay 1869); der «Dinkart», herausg. von Peſchotun Behramdſchi Sandſchana (Bombay 1874—76); er enthält dogmatiſche, ceremonielle und andere religiöſe Traktate, merkwürdige Nachrichten über das Schickſal der zoroaſtriſchen Religion und der heiligen Schriften; «Goschti Faryân», ein Rätſelgedicht zwiſchen einem Prieſter und einem Zauberer; der «Bundehosch», eine Kosmographie nach zoroaſtriſchem Syſtem, wahrſcheinlich aus dem Ende des 13. Jahrh., nach der kopenhagener Handſchrift (geſchrieben 1330) faſſimiliert von Weſtergaard, 1851,

Digitized by Google

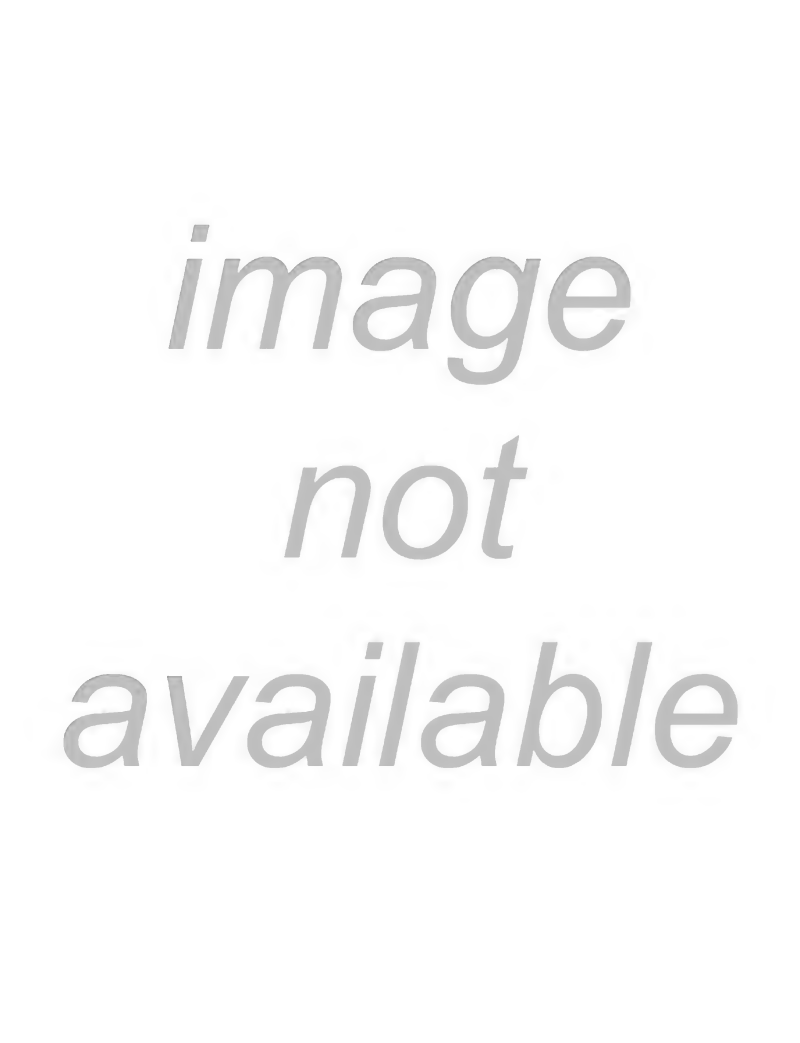


image
not
available

die Verübung des ihm schuld gegebenen Verbrechens enthielt. Dann bezeichnete man damit auch beim Hochnotpeinlichen Halsgericht (s. unter Halsgericht) die zum letzten mal wiederholte Frage an den Verbrecher, ob er sein Verbrechen nochmals zugestehe, nach deren Bejahung dann der Stab über ihn gebrochen und er selbst dem Scharfrichter übergeben wurde. Endlich wurde auch die Tortur bisweilen damit bezeichnet.

Peinliche Gerichtsbarkeit, s. Strafgerichtsbarkeit.

Peinliche Gerichtsordnung, s. Carolina und Halsgerichtsordnung.

Peinlicher Prozeß, s. Strafprozeß.

Peinliches Recht, s. Strafrecht.

Peintre-graveur (frz., Maler-Kupferstecher), ein Künstler, welcher hauptsächlich nach eigenen Kompositionen Kupferstiche ausführt; auch ein Verzeichnis solcher Kupferstiche.

Peinture mate, von Wierz (s. d.) erfundene Malerei mit Terpentinfarben auf ungrundierter Leinwand.

Peipussee oder Tschudskoje-Ofero, d. h. See der Tschuden, heißt der 86 km lange, 67 km breite, 13 m tiefe, fischreiche See im europ. Rußland, zwischen den Gouvernements Livland, Estland, Pskow und Petersburg, welcher im Süden mit dem 63 km langen Pskowschen See durch eine Seeenge zusammenhängt und im Westen durch den Fluß Embach mit dem in Livland gelegenen Wirzjärwsee in Verbindung steht. Der P. liegt nur 30 m über der Ostsee und bedeckt ein Areal von 3513 qkm. Gegen Norden ergießt er sein Wasser mittels der Narowa oder Narwa (s. d.) in den Finnischen Meerbusen. Der P. hat flache, sandige, größtenteils mit Tannen bewachsene Ufer. Einst diente dieser See als der Hauptwasserweg zwischen den Hansestädten der Ostsee, namentlich Lübeck, und den innern Städten des Russischen Reichs, insbesondere Pskow und Nowgorod. Die einzige dicht an seinem Ufer liegende Stadt ist das unbedeutende Gdow (3145 E.).

Peiräeus (Piräus), Hafenstadt von Athen, die zweite des griech. Festlandes, 7 km südwestlich von Athen, am Busen von Aginа, Station der Bahn P.-Athen-Korinth, hat (1879) 21 618 E., einen vorzüglichen Hafen (bei den Italienern Porto Leone), Reste der antiken Befestigung, ein Antikenmuseum im Gymnasium und Denkmäler des Themistokles und des griech. Seehelden Miaulis. Im SW. des 86 m hohen Burgberges Munnychia liegt der Hafen Zea (jetzt Pascha-Limani oder Stratiotiki), südöstlich der Hafen von Munnychia (jetzt Porto Phanari). P., durch Themistokles gegründet, 86 v. Chr. durch Sulla zerstört, entstand seit 1835 aufs neue.

Peireskia *Plum.*, Laubkaktus, die einzige Gattung der zum Kaktusgeschlecht gehörigen Familie Peireskieae. Sie umfaßt strauchartige Pflanzen mit fleischig-holzigem, mehr oder weniger hohem, bisweilen baumartig verästeltem Stamme und fleischigen, halbcylindrischen oder vollkommenen flachen, geaderten, gestielten oder sitzenden, in den Achseln Polster tragenden Blättern von einjähriger Dauer. Die Polster sind mit oft sehr starken Stacheln bewaffnet, die Blüten meist endständig, einzeln oder fast rispig, bisweilen gestielt, radförmig, groß, rosenartig ausgebreitet. Beere gleich anfangs frei heraustretend, das welkende Perigon abwerfend, oft mit Blättern besetzt. Zu den bekanntesten Arten gehören: **P. aculeata** *Plum.*, Linnés Cactus Pereskia, ein 2 m und darüber hoher Strauch mit dunkelgrünen, eiförmig-lanzettlichen Blättern. Die Blüten sind wohlriechend, haben voll erblüht gegen 5 cm im Durchmesser und weißliche oder gelbliche Blumenblätter. **P. spathulata** *Lk.* et *O.* besitzt einen dünnen, geraden, allmählich verholzenden Stamm mit horizontalen oder herabhängenden Zweigen. Die Blüten sind rot. **P. subulata** *Mhlpf.* hat einen cylindrischen, aufrechten, verästelten Stamm und immergrüne, glänzende, pfännliche, bis 8 cm lange Blätter von der Stärke einer Gänsefeder. Die Peireskien sind im wärmern Amerika zu Hause und kommen dort meistens nur auf schattigem, feuchtem Urwaldboden vor.

Peiskretscham, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Tost-Gleiwitz, rechts an der Drama, Station der Linie Oppeln-Beuthen der Preußischen Staatsbahnen mit Abzweigung nach Laband, zählt (1880) 3959 überwiegend kath. E., davon 2400 Polen, ist Sitz eines Amtsgerichts und hat ein Schullehrerseminar, ein Hospital, Brauereien und eine Kreisbaumschule.

Peißenberg (Hoher), s. Hoher Peißenberg.

Peitho, s. Suada. — P. ist auch der Name des 118. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Peitschenkaktus, s. unter Cereus.

Peitschenwurm (Trichocephalus dispar), ein kleiner, zu den Rundwürmern gehöriger Eingeweidewurm des Menschen, der häufig in großen Mengen bei Leichen im Blinddarme und Dickdarme angetroffen wird, ohne daß vorgängige Beschwerden seine Anwesenheit vermuten ließen. Männchen und Weibchen leben zusammen; erstere sind um zwei Drittel kleiner. Beide Geschlechter zeichnen sich durch den langen, haarförmigen, in der Dicke der Schleimhaut eingegrabenen Vorderkörper (nach dem sie genannt) und den dickern, eingerollten Hinterleib aus. Die Eier werden mit dem Kote entleert; die Embryonen entwickeln sich leicht im Wasser oder in feuchter Erde, auch nachdem sie jahrelang trocken gelegen hatten; es ist wahrscheinlich, daß die trockenen Eier mit Staub u. s. w. in den Magen gelangen und von dort aus die Jungen in den Darm kriechen, um sich festzusetzen.

Peitz, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt a. O., Kreis Kottbus, an der Malxe und dem Hammerstrom, Station der Linien Frankfurt a. O.-Großenhain und Halle-Kottbus-Guben (5 km vom Orte) der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 3580 E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat Linnen- und Baumwollweberei, eine Walke, Tuchfabriken, eine Maschinenfabrik, eine Eisengießerei und eine Fettfabrik. Nahebei liegen die vom Markgrafen Johann von Küstrin angelegten 912 ha großen königl. Karpfenteiche. P., schon um das J. 1000 erwähnt, gehörte zuerst zur Markgrafschaft Lausitz, kam 1442 an Brandenburg, war bis 1761 Festung, wurde im Siebenjährigen Kriege zweimal von den Österreichern erobert.

Pejáchevich (spr. Pejahtschewitsch), slawon. Grafengeschlecht, dessen Herkunft sich bis in das Ende des 17. Jahrh. mit Sicherheit verfolgen läßt. Die Grafenwürde erhielt Johann Joseph 28. Juni 1772. Dessen drei Söhne gründeten drei Linien: zu Ruma, Nasic und Ofen; die letztere ist im Mannsstamme mit Johann Nepomuk 1884 ausgestorben. Unter den Mitgliedern der Familie, die zumeist in der Armee oder im kroatisch-slawonischen

Civildienst sich hervorgethan haben, sind zu nennen: Graf Anton P., Stifter der Ofener Linie, k. k. Feldmarschalllieutenant, geb. 1750, gest. 25. Sept. 1802; zeichnete sich in den Türkenkriegen unter Laudon aus. — Graf Ladislaus P., geb. 5. April 1824, war 1878—83 Banus von Kroatien; sein Sohn Graf Theodor P., geb. 1855, ist Mitglied des kroat. Land- und des ungar. Reichstags. Die P. besitzen auch die erbliche Pairswürde in Ungarn und sind Mitglieder des Magnatenhauses.

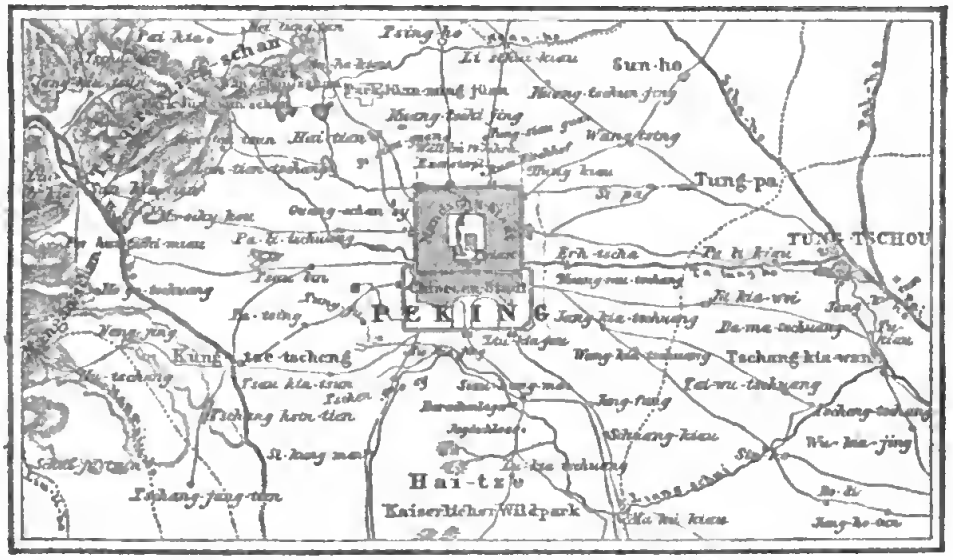
Pejeratio (neulat.), Verletzung des assertorischen Eides (Meineid im engern, eigentlichen Sinne).

Pekan (virginischer Iltis), s. unter Iltisfelle und unter Marder.

Pekannuß, s. unter Carya.

Pekesche oder Bikesche (vom ungar. békessi, poln. bekiesa), ein mit Schnuren besetzter Männerrock.

Peking, die Hauptstadt des Chinesischen Reichs und Residenzstadt des Kaisers, liegt in der Provinz Pe-tschili, in einer weiten Ebene westlich vom Fluß Pei-ho (s. d.). Die Gewässer und Seen, welche P. umgeben, haben ihren Ursprung in den nordwestlich gelegenen Teichen des ehemaligen kaiserl. Sommerpalastes Jüan-ming-jüan und fließen nach dem Pei-ho ab, wodurch P. indirekt mit dem großen, nach Süden führenden Kaiserkanal in Verbindung steht. Der Name P., welchen die Chinesen Pehtsching aussprechen, bedeutet Residenz des Nordens, im Gegensatz zu Nanking, Residenz des Südens. Der Boden, auf welchem P. steht, ist sandig, die Umgebung fruchtbar und mit Getreide und Gemüse reich bebaut. Zwölf nicht beträchtliche Vorstädte, meist von Ziegelstreichern und Gärtnern bewohnt, umgeben P., dessen Bevölkerung von einigen nur auf etwa 500000, von andern auf mehr als 2 Mill. angegeben wird. Die Stadt hat einen Umfang von 45 km und besteht aus zwei ganz geschiedenen Städten, welche nur durch drei Thore miteinander in Verbindung stehen. Im Norden liegt die offizielle und militärische Mandschu- oder Tatarenstadt Nei-tscheu; im Süden die chinesische oder Handelsstadt Uei-tscheu. Erstere bildet ein nach den vier Himmelsgegenden gerichtetes Viereck mit neun Thoren. Von diesen erstrecken sich etwa 30 m breite Straßen in die Stadt, welche hierdurch in regelmäßige Vierecke zerlegt wird, die von einer Menge kleiner Gassen durchschnitten werden. Nur die großen Straßen sind gepflastert. Im Centrum der Mandschustadt liegt die von einer festen Mauer umschlossene gelbe Stadt, Hoang-tscheu. Diese enthält viele Tempel und Paläste hoher Beamten. Im Norden derselben befinden sich die kaiserl. Gärten mit zwei künstlichen Seen und dem 24 m hohen Kohlenberge, Mee-Tschaen, dem höchsten Punkte der Stadt. In einem der Seen erhebt sich auf einer Insel der Pei-tha-tse, ein buddhistisches Kloster, im Mandschu Lamasarie, mit dem Grabdenkmal des letzten Kaisers aus der Dynastie Ming. Noch jetzt wird der Baum gezeigt, an welchem sich dieser unglückliche Regent erhängte, als 1644 die Tataren seine Residenz erstürmten.



Maßstab 1: 434 200. 0 5 10 15 Kilometer.

Topographische Lage von Peking.

Hinter dem Kohlenberge stößt man auf die dritte Mauer, welche den Kaiserpalast oder die rote Stadt, Hoan-tschan-ti-kong, umgibt. Diese hat Gräben, Mauern und vier Thore, vergoldete Dächer und mit gelbem Lack überzogene Gebäude. Das Ganze umfaßt viele durch Höfe und Gärten getrennte Gebäude, Tempel, Paläste, die meist mit Galerien und Säulengängen umgeben sind. So besteht die Mandschustadt aus drei ineinander geschachtelten Städten. Die chines. Stadt, fast rechtwinkelig gebaut, mit sieben Thoren, ist sehr ausgedehnt und von vielen Straßen durchzogen, in welchen der lebhafteste Handelsverkehr herrscht. Im Süden ist ein großes Stück Feld mit in die Chinesenstadt einbezogen, auf welchem isoliert der Tempel des Himmels, chines. Tientan, und der Tempel der Landwirtschaft stehen. Ersterer ist mit einer Kuppel und im Innern mit vergoldeten und azurblauen Säulen geschmückt. Alle Thore der verschiedenen Städte sind starl befestigt und bewacht; über jedem erhebt sich ein meistens als Kaserne und Magazin zugleich dienender Turm. Der Gesamt-

anblick der Stadt von den Mauern oder dem Kohlenberge ist ein überraschender: Pagoden, Tempel, Kiosks, Türme, niedrige und hohe Häuser ziehen sich in unabsehbarer Ausdehnung, unterbrochen von kolossalen Bäumen und Gärten, weit über die Ebene hin. Unter den Gebäuden sind noch zu erwähnen: die kaiserl. Druckerei, in der die Reichszeitung erscheint, in der gelben Stadt; der Tempel des Confucius, bestehend aus einer runden Pagode mit Marmortreppen und grünem Ziegeldach; der Tempel der tausend Lamas, mit herrlicher, mit Löwengestalten geschmückter Treppe. Hinter dem viereckigen Tempel liegt das Kloster, der Hauptsitz des Buddhismus in P. Für mohammed. Chinesen bestehen mehrere Moscheen, während eine schön im Renaissancestil erbaute kath. Kirche, eine prot.-engl. Kapelle, eine russ. Kirche und dazugehörige Friedhöfe Zeugnis von der den Chinesen abgezwungenen Duldung des Christentums geben. Die Brücken und viele öffentliche Gebäude tragen indessen Zeichen zunehmenden Verfalls an sich. Auch die Straßen sind im allgemeinen schmutzig. Charakteristisch für die Stadt sind die mit offenen Arkaden versehenen Glockentürme, von denen die Alarmzeichen bei Feuersbrünsten gegeben werden. Ganz in Verfall geraten ist die im 18. Jahrh. vom Jesuitenpater Verbiest für den Kaiser Kanghi eingerichtete Sternwarte, deren Instrumente, Wasseruhren, Globen u. s. w. noch gezeigt werden.

P. ist eine sehr alte Stadt, die schon einige Jahrhunderte vor Christi Geburt als Hauptstadt des Reichs Yan bestand. Im 10. Jahrh. machten sie die Kitan zu ihrer südl. Hauptstadt. Dann verwandelten sie die Kins in ihre westl. Hauptstadt. Die fortdauernden Tatareneinfälle veranlaßten 1403 den Kaiser Thunglo, seine Residenz hier zu nehmen, und er war es, welcher den Namen P. für den alten Schieng-tien-fu einführte. Im J. 1644 eroberten die Mandschu die Stadt und machten sie zur Hauptstadt des Reichs. Der dreijährige Krieg der europ. Westmächte gegen China (s. d.) führte 1860 die verbündeten Streitkräfte der Franzosen und Engländer nach P., das sich ihnen 13. Okt. ohne Kampf öffnete. Die Besetzung der Stadt brach endlich den Hochmut der Chinesen und hatte den Abschluß des Friedens zur Folge. Zur Strafe für die an gefangenen Engländern und Franzosen verübten Grausamkeiten wurde 18. Okt. der berühmte kaiserl. Sommerpalast Yüan-ming-yüan im Nordwesten der Stadt zerstört, nachdem derselbe einige Tage vorher geplündert worden. Vom 7. bis 10. Nov. 1860 verließen die Alliierten P. wieder. Die Stadt ist seitdem Sitz einer franz., engl., russ., deutschen, span. und amerik. Gesandtschaft. Vgl. Bretschneider, «Die pekinger Ebene» (Gotha 1876).

Pekingtruppen (chin. Tsin-lü) heißt der in und bei Peking stehende Teil der kaiserl. Bannertruppen (Pa-tschi), welcher in abgesonderten Quartieren (sog. Tatarenviertel) der Städte wohnt und im ganzen 1165 Kompagnien (678 Mantschu, 221 Mongolen und 266 Chinesen) mit zusammen 107000 Mann stark ist. Die drei ersten dieser acht Banner bilden eine Art Garde in Stärke von 466 Kompagnien (264 Mantschu, 81 Mongolen und 120 Chinesen). Bis vor kurzem war der größte Teil dieser Truppen mit Bogen und Pfeilen, Säbeln und Lanzen, die Infanterie und die reitenden Jäger mit Luntenflinten bewaffnet, 1875 wurden jedoch 10000 Mann Lehrtruppen (Schentschi-jing) nach europ. Art bewaffnet und organisiert, welche aus Infanterie und Feldartillerie bestehen und nach und nach vermehrt worden sind. Die Mannschaften sind jetzt mit Hinterladern bewaffnet, in Kompagnien (Lianza) von 250 Mann (bei der Kavallerie 150 Mann) geteilt und taktisch ausgebildet; europ. Instrukteure sind in namhafter Zahl zur Leitung der Reorganisation und Ausbildung angeworben worden.

Pek-Majdan, s. Majdanpek.

Pelagianer ist der Name einer im 5. Jahrh. zuerst in der abendländ. Kirche als ketzerisch verurteilten theol. Richtung, welche gegenüber der Lehre von absoluter Unfähigkeit des sündigen Menschen zum Guten, die menschliche Freiheit und das auch durch den Sündenfall unverlorene Vermögen des Willens sich zu bessern behauptete. Ihren Namen haben die P. von einem brit. Mönch, Pelagius, der seit Anfang des 5. Jahrh. in Rom lebte und später nach Afrika kam, wo Augustinus zuerst gegen ihn auftrat und seine wiederholte Verdammung auf mehrern afrik. Synoden veranlaßte. Pelagius flüchtete nach Jerusalem, wo er 420 als 95jähriger Greis starb. Die menschliche Willensfreiheit, welche Pelagius und sein Landsmann Cölestius zunächst im Interesse der Verdienstlichkeit klösterlicher Tugend betont hatten, war damals im Morgenlande allgemein anerkannt; die göttliche Gnade galt als unentbehrliche Beihilfe zum Guten. Jedoch gewann die Lehre Augustins vom erbsündlichen Verderben und der alles Heil allein wirkenden Gnade als die frömmere in der abendländ. Kirche die Oberhand, wenn dieselbe auch niemals das Bewußtsein sittlicher Freiheit völlig ertöten konnte. Früh wurden daher, zuerst von mittelalterlichen Mönchen, wie Johannes Cassianus (s. d.), Versuche gemacht, die Anstöße der pelagianischen Lehre zu mildern. Hatte Pelagius die natürlichen Kräfte des Menschen für ausreichend zu seiner Besserung, die kirchlichen Gnadenmittel daher nicht für schlechthin unentbehrlich erklärt und von der Gnade Gottes nur im Sinne unserer natürlich-sittlichen Ausrüstung und der Verkündigung des göttlichen Willens in Gesetz und Verheißung geredet, so lehrte Cassian die Gnade im Sinne Augustins als über natürliches göttliches Wirken im Menschengemüt, gestand aber dem Menschen das Vermögen zu, aus natürlicher Kraft der Gnade entgegenzukommen und sie sich anzueignen. Die streng augustinische Partei bezeichnete die Anhänger dieser mittlern Meinung als Semipelagianer (halbe P.). In der mittelalterlichen Kirche wurde dennoch dieser Semipelagianismus die herrschende Meinung. Die Reformatoren kehrten jedoch zur strengsten augustinischen Lehre zurück. Als Melanchthon, durch das sittliche Interesse bewogen, späterhin einige Milderungen der behaupteten absoluten Sündenverderbnis versuchte und dem natürlichen freien Willen wenigstens die Fähigkeit, die Gnade anzunehmen oder abzulehnen, übrigtassen wollte, erhob sich auch gegen ihn und seine Schule die Anklage auf Semipelagianismus, den die Konkordienformel (s. d.) vollständig von der luth. Kirche auszuschließen bemüht war. Dennoch versuchte schon um die Mitte des 17. Jahrh. das unaustilgbare sittliche Bewußtsein abermalige Milderungen, und durch den Pietismus wurden semipelagianische Ansichten aufs neue in die prot. Kirche eingeführt. Schleiermacher,

der den Pelagianismus für einen der vier die christl. Kirche gefährdenden Grundirrtümer erklärte, suchte im Zusammenhang seiner ganzen religiös-philos. Weltanschauung auch den Augustinismus tiefer zu begründen, und die moderne Vermittelungstheologie hat Schleiermachersche und Melanchthonsche Gedanken zu verbinden, die orthodoxe Lehre aber entweder leise zu modifizieren oder geradezu (wie die Erlanger Schule) nach ihrem eigenen Bedürfnis umzudeuten versucht, ohne der Anklage des Semipelagianismus ihrerseits entgehen zu können. Vgl. F. Wiggers, «Pragmatische Darstellung des Augustinismus und Pelagianismus» (2 Bde., Berl. 1831—33); Jakobi, «Die Lehre des Pelagius» (Berl. 1842); Bindemann, «Der heil. Augustinus» (Bd. 3, Greifsw. 1869); Clasen, «Die innere Entwickelung des Pelagianismus» (Freiburg 1882).

Pelagisch nennt man die auf dem Boden des offenen Oceans gebildeten Ablagerungen im Gegensatz zu den litoralen, am Ufer abgesetzten Schichten.

Pelagius ist der Name von zwei Päpsten: Pelagius I., 555—560, ein geborener Römer, Archidiakonus in Rom, dann Apokrisiarius im Orient, während der Gefangenschaft des charakterlosen Papstes Vigilius zuerst dessen Stellvertreter, später dessen Leidensgefährte in Konstantinopel, ließ sich nach anfänglichem Widerstreben wie dieser unter dem Drucke des Kaisers zur Verdammung der vom Abendlande anerkannten sog. Drei Kapitel (s. Dreikapitelstreit) herbei. Als Nachfolger des Vigilius gelang es ihm trotz seiner beruhigenden Erklärung nicht, sich von dem Verdacht der Ketzerei loszumachen, und es trennten sich die oberital. Kirchen, an ihrer Spitze Aquileja und Mailand, von Rom, bis es Gregor d. Gr. gelang, sie durch völlige Verleugnung seiner Vorganger wieder mit dem päpstl. Stuhl zu versöhnen.

Pelagius II., 578—590, ursprünglich aus einem got. Geschlecht, versuchte umsonst, die unter P. I. ausgebrochene Kirchenspaltung beizulegen und den Erzbischof von Aquileja wieder für Rom zu gewinnen. Inspiriert von seinem Diakon Gregor, dem spätern Gregor d. Gr., nahm er für den heil. Petrus und seine Nachfolger die Unfehlbarkeit in Anspruch und protestierte gegen den Titel «allgemeiner Bischof», den sich der Patriarch Johannes Jejunator von Konstantinopel beigelegt hatte.

Pelagius, Stifter der Pelagianer (s. d.).

Pelagonisi (Kyra Panagia), griech. Insel im Ägäischen Meer, eine der nördl. Sporaden, gehört zur Eparchie Skopelos der Nomarchie Euböa, ist 24 qkm groß, felsig, mehrfach eingebuchtet und hat zwei Kloster und einen trefflichen Hafen. P. hieß im Altertum Polyägos und war von Dolopern bewohnt.

Pelargonie (Pelargonium *L'Hér.*), Storchschnabel, die blumistisch wichtigste Gattung der Gewächsfamilie der Geraniaceen, deren sehr zahlreiche Arten fast alle am Kap der Guten Hoffnung einheimisch sind und von Linné noch zur Gattung Geranium (Kranichschnabel) gerechnet wurden. Sie unterscheidet sich von den verwandten Gattungen, zu denen auch Erodium (Reiherschnabel) gehört, durch einen vom obern, breitern Kelchabschnitt am Blütenstielchen herablaufenden röhrigen Sporn. Der Name dieser Gattung und ihrer Verwandten bezieht sich auf die dem Schnabel der betreffenden Sumpfvögel ähnliche Form der Frucht. Weniger durch Schönheit der Blumen, als durch Schnitt und Wohlgeruch der Blätter ausgezeichnete Arten sind: Pelargonium crispum *Ait.* mit rundlich-herzförmigen, dreilappigen, wohlriechenden Blättern mit eingeschnittenen, wellenförmig-faltigen, krausen, gezähnten Lappen; P. odoratissimum *Ait.* mit sehr wohlriechenden, langgestielten rundlich-herzförmigen, kraus gekerbten Blättern; P. radula *Ait.* mit handförmigen, doppelt-halbgefiederten, scharfen, am Rande zurückgerollten, balsamisch duftenden Blättern, welche bei der Varietät roseum (Rosen-Geranium) ähnlich riechen wie die Knospen der Centifolie. Auch P. capitatum *Ait.* hat rosenduftige Blätter. P. quercifolium *Ait.* besitzt Blätter vom Schnitt der Eichenblätter. Das Laub der P. tomentosum *Jacq.* duftet nach Pfefferminze, das des P. citriodorum *Hort.* nach Citrone. Alle diese Arten und Formen blühen fast ohne Aufhören, wo sie Luft und Wärme genug finden und es ihnen nicht an Feuchtigkeit mangelt.

Von den zahlreichen (über 500) übrigen Arten haben als Ausgangspunkte zahlreicher Varietäten und Blendlinge Bedeutung erlangt: P. cucullatum *Ait.*, P. inquinans *Ait.* und P. zonale *Willd.* P. inquinans ist gekennzeichnet durch kreisrund-nierenförmige, etwas eingeschnitten-gekerbte, filzig-schmierige Blätter und zu langgestielten Dolden vereinigte scharlachrote Blumen mit breit-keilförmigen Blütenblättern, das zweite durch rundliche, an der Basis herzförmige, unregelmäßig gelappte Blätter, welche gegen die Mitte hin mit einer schwärzlich-grünen Zone bezeichnet sind, und durch karminrote Blumen mit lippig geordneten länglichen, schmalen Blumenblättern. Ihre Abkömmlinge faßt man unter dem Namen der Scharlach- (Scarlet-)Pelargonie zusammen. Die wesentlichen Merkmale des P. zonale sind die Größe der Blütendolden und die schmalern Blütenblätter, von denen zwei oben und drei unten stehen.

Alle P. lieben im Sommer reichliches Licht, nicht minder reichliches Begießen und leichtes, sandiges, doch nahrhaftes Erdreich. Am härtesten sind die Scharlach-Pelargonien. Alle lassen sich mit Leichtigkeit von März bis Juni, einige sogar bis zum Herbst aus Stecklingen vermehren. Ebenso leicht ist die Aussaat, durch welche man oft neue Varietäten gewinnt.

Pelasger ist der Gesamtname der ältesten bekannten Bewohner Griechenlands; der Name ist wahrscheinlich nicht im ethnogr., sondern im chronol. Sinne, als Bezeichnung der ältesten Zeit, der ältesten Vorfahren der Hellenen aufzufassen, mit denen die P. nur ein und dasselbe Volk gewesen sind. (S. Griechenland.) Die Griechen der «Pelasgischen Zeit» sind noch ein friedliches Volk, das in patriarchalischen Zuständen lebte, hauptsächlich Ackerbau und Viehzucht trieb, allmählich aber auch feste Burgen auf Bergeshöhen (die mehrfach Larissa hießen) anlegte und noch die Götter als Naturmächte, bei wesentlich agrarischer Färbung der Religion, verehrte. Erst allmählich entwickeln sich, unter starker Anregung von seiten der Phönizier, die innern, wesentlich kriegerischen Bewegungen, auf Grund welcher das Pelasgertum zunächst in achäische Zustände übergeht.

Pelasgiotis, Landschaft im alten Thessalien mit der Hauptstadt Larissa.

Pelée, Felseninsel an der Küste des franz. Depart. La Manche, Cherbourg (s. d.) gegenüber.

Pelekan, s. Pelikan.

Pêle-mêle (fr.), bunt durcheinander; auch substantivisch: das Durcheinander, der Wirrwarr.

Pelerine (frz., d. i. Pilgerin), Überwurftragen für Damen.

Peleus, der Sohn des Aakos und der Endeïs, Bruder des Telamon und Halbbruder des Phokos, Beherrscher der Myrmidonen in Phthia in Thessalien, mußte mit seinem Bruder wegen der Ermordung des Phokos Ägina verlassen und ging nach Phthia zu Eurytion (oder Eurytos), der ihn sühnte und ihm seine Tochter Antigone zur Gattin gab. Mit Eurytion begab er sich zur kalydonischen Eberjagd, auf welcher er Eurytion unversehens mit einem Wurfspeer tötete. Deshalb floh er nach Iolkos zu Akastos, dessen Gemahlin, Astydameia, Neigung zu P. faßte, ohne daß P. selbige erwiderte. Aus Rache ließ Astydameia seiner Gemahlin melden, P. werde des Akastos Tochter, Sterope, heiraten, worauf sich seine Gemahlin aus Schmerz erhängte. Auch verleumdete Astydameia den P. bei Akastos, daß er versucht habe, sie zu verführen. Akastos stellte hierauf auf dem Pelion eine Jagd an, auf der P. den Tod finden sollte. Nachdem er nämlich vor Ermüdung eingeschlafen, nahm ihm Akastos sein Schwert und versteckte es, damit P. so eine Beute der wilden Tiere oder der Centauren würde. Allein Cheiron brachte ihm das Schwert zurück, und nun verteidigte P. nicht nur sein Leben, sondern tötete hernach auch den König und die Königin von Iolkos. Am berühmtesten ist die Sage von seiner Vermählung mit der Nereïde Thetis, die ihm den Achilleus gebar. Zu der Hochzeit, welche auf dem Pelion gefeiert wurde, waren alle Götter, nach Spätern außer Eris, geladen und spendeten reiche Geschenke. P. überlebte seinen Sohn, den er altershalber auf dem Zuge gegen Ilios nicht begleiten konnte.

Pelew-Inseln (engl.), Palau-, Palaos- (span.) oder (einheimisch) Peliu-Inseln, auch Westliche Carolinen, eine zu Mikronesien gehörige Inselgruppe, besteht aus 26 hügeligen, meist schmalen, von Korallenriffen umgebenen und stark bewaldeten Eilanden mit einem Gesamtflächeninhalt von 456 qkm. Die größte derselben, Babeldzuap, umfaßt einen Flächenraum von 300 qkm und zählt etwa 8000 E. Außerdem sind bemerkenswert: die Inseln Koror mit dem Hauptort Arrakamai, Urukdzapel, Jrakong, Urulong, Imilliji, Pililju, Angaur (diese außer Babeldzuap als Erreklitju-Inseln zusammengefaßt) und die südwestl. Sporaden Sonsorol (St.-Andrew), Anna (Current Island), Merir (Warren-Hastings), Lord North (Tobi). Das Klima ist gesund und wird durch erfrischende Winde gemäßigt. Der Boden ist fruchtbar und gut bewässert. Die aus Europa eingeführten Haustiere Rinder, Schweine, Ziegen und Schafe haben sich stark vermehrt. Das Meer wimmelt von Fischen, die hin und wieder die Hauptnahrung der Eingeborenen machen; auch der Trepang findet sich vielfach, ebenso Seekrebse, Schildkröten und Schaltiere. Die Gruppe soll schon 1543 von Villalobos entdeckt worden sein, der sie Arrecifes (Riffinseln) benannte; dann wurden sie von dem Spanier Padilla 1696 und 1710 besucht; nähere Nachrichten über sie gab erst Henry Wilson, der 1783 hier Schiffbruch litt. Die Bevölkerung dürfte sich gegenwärtig ungefähr auf 10000 Seelen belaufen. Die dunkel kupferfarbigen Insulaner sind Malaien. Ihr krausgelocktes Haar lassen sie lang wachsen und schlagen es hinten dicht am Kopf in eine Locke. Das Tätowieren ist allgemein. Es gibt zwei Stände, Häuptlinge oder Adel und das gemeine Volk. Die Häuptlinge sind untereinander wieder in gewisse Klassen (Klöbbergölls) geteilt; an ihrer Spitze steht ein König. Vgl. Semper, »Die Palau-Inseln« (Lpz. 1873).

Das Aufbissen der deutschen Flagge auf der Insel Jap (Yap) durch das Kanonenboot Iltis (25. Aug. 1885) führte zu Differenzen zwischen Spanien und dem Deutschen Reiche, indem Spanien die Oberhoheit über die P. wie über die Carolinen überhaupt in Anspruch nahm. (S. u. Spanien, Geschichte.)

Pelham, engl. Adelsfamilie, s. Newcastle (Herzöge von).

Pelias war nach thessalischer Sage nebst seinem Zwillingsbruder Neleus (s. d.) vom Poseidon mit Tyro, der Tochter des Salmoneus, erzeugt worden. Die von der Mutter ausgesetzten Zwillinge wurden von einem Hirten aufgezogen. Als sie, herangewachsen, ihre Herkunft entdeckt hatten, rächte P. die Tyro an ihrer grausamen Stiefmutter Sidero (der Eisernen), der Gattin des Salmoneus. Nach Kretheus' Tode bemächtigte sich P. durch Verdrängung seines Stiefbruders Äson, den er später töten ließ, der Herrschaft von Iolkos, vertrieb Neleus, der ihm dieselbe streitig machte, und sandte den Jason, Äsons Sohn, um ihn unschädlich zu machen, nach dem Goldenen Vließ aus. Als dieser aber glücklich heimgekehrt war, veranlaßte Medea (s. d.) die Töchter des P., unter dem Vorgeben, ihren alternden Vater zu verjüngen, denselben zu töten und den zerstückten Körper in einem Kessel zu kochen.

Pelide, Beiname Achills, als Sohn des Peleus.

Pelikan oder Peletan (Pelecanus), eine Gattung von Schwimmvögeln aus der Familie der Ruderfüßler, bei denen auch die Hinterzehe durch die Schwimmhaut verbunden ist, unterscheidet sich von den verwandten Gattungen durch den langen, geraden, schmalen und plattgedrückten Schnabel mit ritzenförmigen Nasenlöchern und hakenförmiger Endkappe und durch die ausnehmend dehnbare und einen weißen Sack darstellende Kehlhaut. Der Unterschnabel ist äußerst schwach. Alle P. sind große, dem Ansehen nach schwerfällige Vögel, welche indessen mit vieler Ausdauer und Schnelligkeit fliegen. Sie tauchen, indem sie sich aus bedeutender Höhe herabfallen lassen, tief unter den Wasserspiegel und fangen die Fische in ihrem Kehlsacke ein. Sie halten sich stets an den Ufern großer Gewässer auf, machen zwischen dem Meere und dem Süßwasser oft gar keinen Unterschied, kehren aber am Abend stets auf das Land zurück, um auf Bäumen oder höhern Felsspitzen des Ufers zu schlafen. Die Färbung ist meist ganz einfach weiß, rötlich oder gelblich angehaucht und selten durch Abzeichnungen lebhafterer Art gehoben. Die Nahrung besteht in Fischen, die durch Tauchen gefangen und, wenn sie zur Ernährung der Jungen bestimmt sind, im Kehlsacke nach dem aus Holzstücken, Rohr und Schilfblättern kunstlos erbauten Neste getragen werden. Von der Gattung P. kennt man etwa elf in warmen Gegenden beider Hemisphären wohnende Arten.

Der gemeine Pelikan oder die Kropfgans (P. Onocrotalus) ist von der Größe eines Schwans, weiß mit schwarzen Schwungfedern und auf Brust und Rücken rosenrot angeflogen und hat rote Füße. Er bewohnt vorzugsweise das südl. Europa und auch Asien, lebt an Meeren und Seen, verhält sich,

außer beim Fischfange, träge und schläfrig und schreit fast so laut wie ein Esel. Er bildet mit andern kleine Gesellschaften, legt zwei bis drei weiße, mit einer besondern abreibbaren Kalkkruste bedeckte Eier und hat durch die Art, wie er aus dem Kehlsacke seine Jungen füttert, indem er dabei den Schnabel auf die Brust stemmt, um die Fische bequemer auswürgen zu können, zu der uralten Fabel Veranlassung gegeben, daß er sich die Brust aufreiße und mit seinem Blute die Jungen nähre. Deshalb gilt er als Symbol der sich selbstaufopfernden Mutterliebe. In Ostindien wird er, wie die Cormorans, zum Fischfange abgerichtet. Aus seinem Kehlsacke werden Tabaksbeutel verfertigt. Noch größer ist der in Dalmatien häufig vorkommende krausköpfige Pelikan (P. crispus).

Pelikan ist der Name eines Instruments zum Ausziehen der Zähne.

Peling, d. h. Nordgebirge, Gebirge im nördl. China, läuft in der Richtung von W. gegen O. und trennt die Stromgebiete des Hoang-ho und des Yang-tse-kiang. Analog der Pekingkette trennt im S. des Reichs die Nanling oder Südgebirge genannte Gebirgskette das Stromgebiet des Yangtse-kiang von dem des Tsu-kiang oder Kantonflusses. Beide, das Peling- und das Nanlinggebirge, lassen sich im allgemeinen als östl. Ausläufer jenes der Alpenkette des Kuen-Lun und dieser der des Himalaja betrachten.

Pelion (jetzt Pleffidi genannt), ein langgestreckter, noch jetzt reich bewaldeter Gebirgszug der thessalischen Halbinsel Magnesia, der im Norden durch eine niedrigere Hügelreihe (jetzt Mavrovuni, «das schwarze Gebirge», genannt) mit dem Ossa (s. d.) zusammenhängt. Auf dem höchsten Gipfel des P., der eine Höhe von 1618 m über der Meeresfläche erreicht und durch eine Einsattelung mit einem zweiten, nicht viel niedrigern Gipfel verbunden ist, erhob sich im Altertum ein Tempel des Zeus Akraos, zu dem alljährlich beim Beginn der Hundstage eine Prozession aus der am westl. Fuße des Gebirges gelegenen Stadt Demetrias (früher vor Gründung dieser Stadt, aus dem nahe dabei gelegenen Iolkos) emporstieg, um den Gott um Milderung der drückenden Hitze anzuflehen. In der Nähe des Tempels zeigte man die Grotte des Centauren Cheiron, dem die Sage wohl hauptsächlich wegen des Reichtums des P. an Heilkräutern seinen Sitz auf diesem Gebirge angewiesen hat; die jetzt durch einen Felsblock geschlossene Öffnung dieser Grotte ist noch heutzutage an der Südwestseite des Gipfels erkennbar. An den Abhängen des Gebirges, die im Altertum ganz mit dichtem Wald bedeckt gewesen zu sein scheinen, liegen jetzt, von Fruchtbäumen umgeben, zahlreiche griech. Dörfer (die sog. 24 Dörfer), die vor der griech. Revolution infolge der Ausnahmestellung, der sie sich unter der türk. Regierung, als Eigentum der ältesten Schwester des jedesmaligen Sultans, erfreuten, zu großem Wohlstande gelangt waren, der durch ihre Teilnahme am griech. Befreiungskampfe, dann durch die Anfang 1878 erfolgte Erhebung der Bewohner des südöstl. Thessalien gegen die türk. Herrschaft sehr beeinträchtigt ward. Vgl. Mézières, «Mémoire sur le P. et l'Ossa» (Par. 1853).

Peliosis (grch.), eine besondere Form der Blutfleckenkrankheit (s. d.).

Pélissier (Jean Jacques Aimable), Herzog von Malakow, franz. Marschall, geb. 6. Nov. 1794 zu Maromme (Seine-inférieure), wurde im Lyceum zu Brüssel erzogen und trat 1814 in die Artillerieschule von La Flèche, 1815 als Lieutenant in die franz. Artillerie. Nach der Restauration zur Gardeartillerie und 1819 in den Generalstab versetzt, that er zunächst bei einem Husarenregiment und von 1821 bei der Infanterie Dienst, machte 1823 als Adjutant des Generals Grundler den Feldzug in Spanien mit und 1828 als Adjutant des Generals Durrieu die Expedition nach Morea, wo er Kapitän wurde. Unter Bourmont war er 1830 bei der Eroberung von Algier, wurde zum Stabsoffizier befördert und diente hierauf 1831—39 in Frankreich als Adjutant, auch im Kriegsministerium. Sodann kehrte er als Oberstlieutenant mit General Schramm nach Algier zurück, wurde 1842 zum Souschef des Generalstabes der Armee von Algerien ernannt und nahm 1844 unter Bugeaud an der Schlacht von Isly teil. Im J. 1846 vernichtete er eine große Zahl von Arabern, die sich in die Daharagrotten geflüchtet hatten, durch Rauch, wurde bald darauf Maréchal-de-Camp, 1850 Divisionsgeneral und Generalinspekteur der Infanterie, was er bis 1854 blieb. Dreimal verwaltete er vorübergehend Algerien als Generalgouverneur. Im J. 1853 unterdrückte er durch die Einnahme von Laguat eine gefährliche Empörung. Als der Orientkrieg (s. d.) zur Belagerung von Sewastopol (s. d.) geführt hatte, wurde P. 10. Jan. 1855 aus Algier als Kommandant des 1. Armeekorps nach der Krim berufen, wo er auf Canroberts Vorschlag 18. Mai zum Oberbefehlshaber ernannt wurde. Der erste Sturm auf den Malakow am 18. Juni schlug zwar fehl, aber 8. Sept. wurde der Turm unter schweren Verlusten erstürmt und P. dafür zum Marschall ernannt. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich wurde er 22. Juli 1856 zum Herzog von Malakow erhoben (mit einer Dotation von 100000 Frs. Rente), ging im März 1858 an Persignys Stelle als Gesandter nach London, wo er bis 1859 verblieb, befehligte während des ital. Kriegs die am Rhein versammelte Beobachtungsarmee und wurde 1860 Generalgouverneur von Algerien. Als solcher starb er 22. Mai 1864 zu Algier.

Petju-Inseln, s. Pelew-Inseln.

Pell oder Moor, s. u. Bruch (geographisch).

Pella, Stadt in der macedon. Landschaft Bottiäa am nördl. Ufer eines vom Flusse Lydias durchflossenen Sumpfsees, da wo ein kleiner Fluß, Borboros, in denselben einmündet, gelegen, von Philipp II. zur Haupt- und Residenzstadt erhoben, war Geburtsort Alexanders d. Gr., in der röm. Zeit als Colonia Julia Augusta P. noch als Stationsort an der ganz Illyrien und Macedonien durchschneidenden Militärstraße (via Egnatia) wichtig.

Pella hieß auch eine Stadt Palästinas in der Landschaft Dekapolis, östlich vom Jordan.

Pellagra oder Mailändische Rose, der lombard. Aussatz (pellagra, lepra Lombardica oder Mediolanensis, auch Italica), ist eine in ihrem Wesen noch unerforschte endemische Krankheit, welche sich hauptsächlich in Oberitalien, außerdem in Südfrankreich und anderwärts, namentlich in Gegenden, wo Maisbau getrieben wird, findet und fast nur bei Erwachsenen in mittlerm Alter, die im Freien viel anstrengende Arbeiten verrichten und sich dabei den Sonnenstrahlen aussetzen, ohne Unterschied des Geschlechts vorkommt. Nach der Ansicht

mancher Forscher rührt die Krankheit von Pilzen her, welche auf den Maispflanzen schmarotzen und in Haut und Körper der Landleute eindringen. Die Hauptzufälle sind allerlei Störungen in der Verdauung mit Nervenleiden, Schwäche und geistiger Niedergeschlagenheit, zu denen sich eine eigentümliche rosenartige Hauttrankheit an den der Einwirkung der Sonne ausgesetzten Hautstellen gesellt. Das Übel erscheint anfänglich nur mit dem Frühjahr, verschwindet während des Winters wieder gänzlich, kehrt jedoch mit dem nächsten Jahre (in manchen Fällen auch erst einige Jahre nachher) zurück, worauf die im Winter wiederkehrende Gesundheit nur kürzere Zeit andauert, und bleibt endlich anhaltend, bis selten vor dem dritten und fast stets vor dem siebenten Jahre, unter Verstärkung aller Symptome und sehr oft unter Hinzutritt von Melancholie, Wahnsinn und Blödsinn der Tod eintritt. Wenig Aufschluß über die eigentümliche Natur des P. geben die Leichenöffnungen; auch die Behandlung hat bis jetzt nur insoweit zu einem sichern Resultat geführt, daß, wenn ein Kranker zu Anfang der Krankheit in eine von dem Übel freie Gegend gebracht wird, dies an und für sich schon ein hinreichendes Heilmittel ist.

Pellegrin, Pseudonym von Friedrich Heinrich Karl de la Motte Fouqué (s. d.).

Pellegrino, genannt Tibaldo, ital. Architekt und Maler der ital. Renaissance, geb. in Bologna 1527, arbeitete seit seinem 20. Jahre in Rom, indem er beide Künste eifrig betrieb. In jeder derselben hatte das Vorbild Michel Angelos auf ihn den bedeutendsten Einfluß, nachdem er eine frühere, naivere Richtung abgelegt hatte. Seine Gemälde sind sowohl im großen Stil gehaltene Freskodekorationen monumentaler Räume als besonders niedliche und anmutige Ölgemälde. Zu jenen gehören die Thaten des Hercules in dem Saal der Börse zu Ancona, die Geschichte des Ulysses im Palazzo Poggi in Bologna. Seine besonders mit lieblichen Frauenköpfen geschmückten Heiligenbilder finden sich in den Galerien nicht häufig. Der Kardinal Karl Borromäus gab ihm 1562 den Auftrag zur Errichtung des Palastes della Sapienza in Pavia, in Mailand führte er die Modernisierung des Innern des Doms 1570 durch, veränderte den erzbischöflichen Palast und erbaute die Kirche von Santa-Fedele. Philipp II. berief ihn 1586 nach Spanien, wo er beim Bau des Escorial thätig war, und erhob ihn zum Marchese. Nach Mailand zurückgekehrt, starb er daselbst 1592. Vgl. Zanotti, «Le pitture di Pellegrino Tibaldi» (Veneb. 1756).

Pellestrina, zum Distrikt Chioggia der ital. Provinz Venedig gehörige, 15 km lange und bis 200 m breite Düneninsel, welche östlich vom Adriatischen Meer, westlich von der Laguna viva bespült wird, hat (1881) 5952 E., welche Obst- und Gemüsekultur treiben. Der gleichnamige Hauptort (mittellat. Palestrina) in der Mitte der Insel zählt 4112 E. Die gewaltigen Murazzi (Molo di P.), welche die Insel gegen den Einbruch des Meeres schützen, bestehen zum Teil aus istrischen Marmorblöcken, welche mit einem Mörtel von Kalk und Puzzolanerde zusammengefügt sind.

Pelletan (Pierre Clément Eugène), berühmter franz. Publizist und Politiker, geb. 29. Okt. 1813 in Royan, studierte Jurisprudenz in Paris, beschäftigte sich hier jedoch vorzugsweise mit Litteratur und Politik. Er wurde Mitarbeiter an der «Presse» und verschaffte sich durch seine von allen Coterie-Einflüssen freie Kritik und Polemik Ansehen. Einige seiner Journalartikel wurden gesammelt unter dem Titel «Heures de travail» (2 Bde., Par. 1854). Am «Bien public» war er einige Zeit Mitarbeiter Lamartines und sein Sekretär; auch schrieb er für andere Blätter über polit. und religiöse, philos. und ästhetische Fragen. Unter seinen vielen Schriften sind hervorzuheben: «La nouvelle Babylone» (1862; deutsch, Bern. 1871), «Le pasteur du désert» (1855), die Lebensgeschichte seines Großvaters; «La décadence de la monarchie française» (1860), «Voyage d'un homme à la recherche de lui-même» (1877). In den J. 1863 und 1869 zu Paris in den Gesetzgebenden Körper abgeordnet, saß P. hier beidemal auf der Linken. Nach dem 4. Sept. 1870 war er Mitglied der Regierung der Nationalverteidigung, wurde 1871 in die Nationalversammlung, 1876 in den Senat gewählt, und hielt sich hier wie dort zur republikanischen Linken; 1879 wurde er zum Vizepräsidenten des Senats ernannt. Er starb 14. Dez. 1884 in Paris.

Sein Sohn, Charles Camille P., geb. 23. Juni 1846, Zögling des Lyceums Louis-le-Grand, dann der Urkundenschule, schrieb 1869 eine Abhandlung über «La forme et la composition des chansons de geste», war dann Mitarbeiter an radikalen Blättern und ward 1880 Chefredakteur der Zeitung «La Justice». Im J. 1881 erhielt er ein Mandat in die Deputiertenkammer, wo er seinen Sitz auf der äußersten Linken nahm. Er veröffentlichte: «Le théâtre de Versailles» (1876), eine Sammlung seiner Berichte über die Sitzungen der Assemblée nationale; «Question d'histoire, le Comité central et la Commune» (1879), «La semaine de Mai» (1880) u. s. w.

Pelleterie (frz.), Pelzwerk; Kürschnerei.

Pelletpulver, s. unter Schießpulver.

Pellico (Silvio), ital. Dichter, geb. 24. Juni 1788 zu Saluzzo, erhielt seine Bildung in Lyon und dann in Mailand, wurde hier Professor der franz. Sprache am Collegium der Soldaten-Waisenkinder, dann Hauslehrer beim Grafen Porro, in welcher Stellung er mit Manzoni, Sismondi u. a. die Zeitschrift «Il Conciliatore» herausgab. Schon nach einem Jahre wurde die Zeitschrift von der österr. Regierung unterdrückt, P. selbst als des Carbonarismus verdächtig 13. Okt. 1820 verhaftet und zuerst nach Venedig, dann auf den Spielberg gebracht. Die Geschichte seiner zehnjährigen Gefangenschaft, die seine Gesundheit untergrub und ihn dem Mystizismus zufuhrte, hat er in dem anziehenden, vielgedruckten und viel übersetzten Buch «Le mie prigioni» (zuerst Par. 1833; deutsch von Becker, Lpz. 1833) selbst erzählt. Nach seiner 1. Aug. 1830 erfolgten Befreiung lebte er als Sekretär der Marquise von Barolo in Turin und starb daselbst 31. Jan. 1854. Eine Statue P.s (von Simonetta) befindet sich in Saluzzo. Unter seinen Dichtungen ragt besonders das eine Episode in Dantes Komödie verarbeitende Trauerspiel «Francesca da Rimini» (Mail. 1818 u. öfter; deutsch von Schädelin, von Kannegießer, von Max Waldau u. a.) hervor. Seine «Opere», welche sich durch Innigkeit des Gefühls auszeichnen und in denen eine melancholische Stimmung vorherrscht, erschienen zuerst in Padua (2 Bde., 1831) und seitdem öfters (2 Bde., Lpz. 1834—38; eine gute

Auswahl Lpz. 1868). Vgl. Chiala, «Vita di Silvio P.» (Turin 1852); Bourdon, «Silvio P., sa vie et sa mort» (Par. 1868).

Pellucidität (lat.), im weitern Sinne soviel wie Durchsichtigkeit; im engern Sinne aber nur die Eigenschaft, das Licht durchschimmern zu lassen (wie z. B. bei Milchglas).

Pellworm, Insel, s. unter Nordstrand.

Pelly-Bay, südwestl. Einbuchtung des Boothia-Golfs im arktischen Nordamerika, unter 69° nördl. Br. und 90° westl. L. von Greenwich, wird westlich vom Boothia-Isthmus begrenzt.

Pelly-River, Fluß im Nordwestterritorium des Britischen Nordamerika, entspringt im Francessee, östlich von den Rocky-Mountains, fließt westnordwestlich, berührt Fort Pelly-Banks, nimmt rechts den Mac-Millan auf und vereinigt sich bei Fort Selkirk mit dem Lewis zum Yukon (s. d.).

Pelo, s. Pelseide.

Pelopidas, vornehmer Thebaner, Zeitgenosse und Freund des Epaminondas, befreite zu Ende d. J. 379 v. Chr. seine Vaterstadt von der Gewaltherrschaft der oligarchischen Partei und dem Druck der Spartaner. Mit mehrern andern Demokraten war er nämlich aus Theben nach Athen geflohen, kehrte aber mit einigen Verschworenen heimlich wieder nach Theben zurück, ermordete die daselbst bei einem festlichen Gelage versammelten Führer der Oligarchie und gab das Zeichen zur Vertreibung der Spartaner, die sich (383) mitten im Frieden der Citadelle Kadmeia bemächtigt hatten. Mit Epaminondas erfocht er den entscheidenden Sieg über die Spartaner bei Leuktra (s. d.), 371 v. Chr., an der Spitze der von ihm befehligten Heiligen Schar und drang im Spätjahr 370 mit Epaminondas in den Peloponnes ein, wo die Thebaner sich mit den Arkadern, Argivern und Eleern zu einem Angriff auf Sparta vereinigten, ohne jedoch die Stadt selbst einnehmen zu können. Später machte P. den neuen übermächtigen Einfluß Thebens, namentlich in Macedonien und Thessalien geltend, und fiel 364 bei Kynoskephalä im Gefecht gegen den Tyrannen Alexander von Pherä.

Pelopium wurde früher, nach dem Vorgange von H. Rose in Berlin, für ein metallisches Element gehalten, das sich, mit Sauerstoff verbunden, als Pelopsäure neben Niobium (s. d.) und Tantal in dem Mineral Tantalit finden sollte. In neuerer Zeit stellte sich jedoch auf unwiderlegbare Weise heraus, daß die Pelopsäure ebenfalls nur eine Säure des Niobiums sei und zwar eine höhere als die gewöhnliche Niobsäure.

Peloponnes, grch. Peloponnesos, d. i. die Insel des Pelops (s. d.), jetzt Morea (s. d.), ist der der Homerischen Poesie noch unbekannte, zuerst, soviel wir wissen, in dem um 690 v. Chr. gedichteten Kyprischen Gedicht erscheinende Name der 21466 qkm umfassenden, westlich gebirgigen Halbinsel, welche, durch den korinth. Isthmus mit Mittelgriechenland verknüpft, den südlichern Teil des griech. Festlandes und nach den Hauptzügen ihrer geogr. Gestaltung, der reichen Küstenentwickelung und der Mannigfaltigkeit der innern Gliederung, den vollkommensten Abschluß der großen Illyrischen oder Balkan-Halbinsel bildet. (S. Griechenland.) Der Kern und Mittelpunkt des P. ist das fast überall von hohen Randgebirgen umschlossene Alpenland Arkadien, zu welchem sich die übrigen Landschaften teils als Vor- und Stufenländer, teils als peninsulare Abzweigungen mit selbständigem Gebirgssystem verhalten. Die mächtigsten jener Randgebirge sind die im Norden Arkadiens: Erymanthos, Aroania und Kyllene, deren nördl. Verzweigungen, von den Alten mit den Sondernamen Chelydorea und Panachaikon bezeichnet, nebst einem ganz schmalen Küstensaum die Landschaft Achaja (vor der Einwanderung der Dorier in den P. Agialeia, d. i. Gestadeland, genannt) bilden. In ähnlicher Weise erscheint der nördlichere Teil der Landschaft Elis als das Stufenland des Pholoegebirges, der südl. Fortsetzung des Erymanthos, nur mit ungleich breiterm flachen Küstensaum als Achaja, und der südlichere Teil von Elis, die sog. Triphylia, wird bis auf den schmalen, größtenteils von Lagunen erfüllten Küstensaum ganz von den westl. Fortsetzungen des Lykäon, des Hauptgebirges im südwestl. Arkadien, eingenommen. Eine südl. Fortsetzung eben dieses Lykäon, der Akaleos, ist der Grundstod der Messenischen Halbinsel. Mit der vielfach gewundenen Höhenlinie, welche als Wasserscheide zwischen den Flüssen Alpheios und Eurotas den Südrand Arkadiens bildet, berühren sich die Wurzeln des Taygeton, der längsten und höchsten Gebirgskette des P., die, im Kap Tänaron endend, die westlichere von den beiden Halbinseln Lakoniens bildet, während die östlichere ganz von der im Kap Malea endenden Kette des Parnon, einer selbständigen Fortsetzung der östl. Randgebirge Arkadiens, des Artemision und Parthenion, eingenommen wird. An eben jene östl. Randgebirge endlich lehnt sich die von zahlreichen Gebirgen durchzogene östlichste Halbinsel Argolis (s. d.) an. Unter den Flüssen des P. sind die bedeutendsten die beiden schon erwähnten, welche nahe beieinander am Südrande Arkadiens entspringen: der arkadisch-eleische Alpheios mit dem den größten Teil Arkadiens in der Richtung von Norden nach Süden durchströmenden Nebenfluß Ladon, und der lakonische Eurotas mit dem Nebenfluß Oenus. Außer diesen sind nur noch der messenische Pamisos, der Peneios im nördlichern Elis und der Asopos im nordwestl. Argolis (bei Sikyon) zu nennen; alle übrigen sind bloße Gebirgsbäche, die während der heißen Sommermonate ganz oder doch zum größten Teil austrocknen. Im östl. Arkadien finden sich mehrere Binnenseen in geschlossenen Kesselthälern, aus welchen die Gewässer keinen Abfluß über dem Erdboden haben. Die fruchtbarsten Strecken des P. sind die große Messenische Ebene, das mittlere Eurotasthal (Ebene von Sparta), die Mündungsebene dieses Flusses (Ebene von Helos) und die Strandebene zwischen Korinth und Sikyon, Gegenden, in welchen besonders Getreide und Südfrüchte gebaut werden. Wein wird überall, mit Ausnahme der höhern Bergregionen, gebaut. Arkadien ist das klassische Land für Viehzucht, liefert aber auch in seinen Thälern und Hochebenen ziemlich viel Getreide und Tabak; letzterer wird besonders auch in der Argivischen Ebene kultiviert. Das Taygeton enthält mächtige Lager bunter Marmorarten; im Parnon finden sich Ablagerungen von Eisenglanz und Eisenocker. Über die Geschichte der Halbinsel s. Griechenland.

Vgl. E. Curtius, «Peloponnesos» (2 Bde., Gotha 1851—52); Bischer, «Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland» (Bas. 1857); Clark, «Peloponnesus. Notes of study and travel» (Lond. 1858); Bursian, «Geographie von Griechenland»

(Bd. 2, Abteil. 1 u. 2, Lpz. 1868—71); Beulé, «Études sur le Peloponnèse» (Par. 1875).

Peloponnesischer Krieg, s. unter Griechenland, Bd. VIII, S. 365—366.

Pelops, der Enkel des Zeus und Sohn des Tantalos, wurde von seinem Vater, als bei diesem einst die Götter einkehrten, geschlachtet und den Göttern vorgesetzt, um ihre Allwissenheit zu prüfen. Die Götter ließen sich aber nicht täuschen; nur Demeter, in Trauer um ihre verlorene Tochter versunken, verzehrte die eine Schulter. Sie befahlen, die zerstückten Glieder in einen Kessel zu werfen, aus dem dann der Knabe neubelebt hervorgezogen wurde, dessen fehlende Schulter durch eine elfenbeinerne ergänzt ward. Nach der gewöhnlichen Sage war P. ein Phrygier und wurde durch Ilos vom Sipylos vertrieben, worauf er mit großen Schätzen nach der Halbinsel wanderte, welche nach ihm Peloponnesos genannt wurde. Hier wurde er Gemahl der Hippodamia und bekam das Reich ihres Vaters. Unter seinen Söhnen sind Atreus und Thyestes am bekanntesten. Gefeiert wurde P. außerdem noch als Erneuerer und Erweiterer der Olympischen Spiele.

Pelorienbildung nennt man eine eigentümliche Erscheinung, die bei manchen zygomorphen Blüten ziemlich häufig auftritt, z. B. bei den Blüten von Linaria vulgaris, und die darin besteht, daß durch gleichmäßige Ausbildung der sonst ungleich großen Blütenteile die ganze Blüte einen regelmäßigen aktinomorphen Bau erhält. Die Blüte bekommt dadurch ein von der normalen unregelmäßigen Form bedeutend abweichendes Aussehen. Die Ursachen, welche die P. hervorrufen, sind nicht näher bekannt, wahrscheinlich spielen Veränderungen in der Ernährung dabei eine Rolle.

Pelorum Promontorium, im Altertum die Nordostspitze von Sicilien, jetzt Capo di Faro. (S. unter Faro.)

Pelóton (frz., d. i. Knäuel, Haufen) wurde im 17. Jahrh. gebräuchlich für Bezeichnung der taktischen Unterabteilung einer Kompagnie, dann eines Bataillons, in deutschen Heeren jetzt Zug genannt. Pelotonfeuer, die gleichzeitig abgegebene Salve eines P., von Gustav Adolf von Schweden eingeführt und zuerst bei Breitenfeld 1631 angewendet, war zur Zeit der Lineartaktik, namentlich in der preuß. Armee, die vorherrschende Chargierung, und erfolgte von den Flügeln abwechselnd nach der Mitte, sodaß nach der Reihe das 1., 8., 2., 7. u. s. w. Peloton schoß. Hiernach gab es keine Feuerpausen im Bataillon, und ein Teil desselben war immer schußfertig. An seine Stelle trat später das Rottenfeuer und seit Einführung der Hinterlader in einzelnen Fällen das Schnellfeuer, bei dem der Einzelne ohne Rücksicht auf seine Nebenleute und ohne spezielles Kommando ladet und abfeuert.

Pelouze (Théophile Jules), franz. Chemiker, geb. 13. Febr. 1807 zu Valognes (Depart. La Manche), war ursprünglich Pharmacent, von 1827 bis 1829 Préparateur bei Gay-Lussac und Lassaigne, 1830 Professor der Chemie zu Lille, später Professor an der pariser Polytechnischen Schule und am Collège de France, bekleidete daneben nacheinander verschiedene Stellen am Münzamt, wurde 1348 Vorsitzender der Münzkommission, Mitglied des Instituts seit 1837. Er starb zu Paris 31. Mai 1867. Er lieferte viele chem. Untersuchungen, zum Teil gemeinschaftlich mit Liebig, Dumas u. a. Gemeinschaftlich mit Frémy schrieb er «Traité de chimie générale» (3 Bde., Par. 1847—50; 2. Aufl., 6 Bde. mit Atlas 1854—56), ferner ebenfalls mit Frémy «Notions générales de chimie» (1853), «Abrégé de chimie» (1848; 2. Aufl. 1855).

Pelplin, Pfarrdorf in Westpreußen, Regierungsbezirk Danzig, Kreis Preußisch-Stargard, 20 km südlich von Dirschau, an der Ferie, Station der Linie Bromberg-Dirschau der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz des Bischofs von Kulm (seit 1821), eines Domkapitels, Generalvikariates und Konsistoriums; hat eine schöne got. Kathedrale (früher Cistercienserkloster, 1274 gestiftet), ein (gegenwärtig geschlossenes) Priesterseminar mit einer wertvollen Bibliothek, ein bischöfl. Progymnasium, ein unter Leitung Barmherziger Schwestern stehendes St. Josephs-Krankenhaus und eine Zuckerfabrik und zählt (1880) 2049 E.

Pelseide oder Pelo (frz. poil, engl. single), aus den Cocons der geringsten Sorte erzeugte, meist als Einlage der Gold- und Silbergespinste dienende Seide, die eigentlich nicht gezwirnt ist, sondern aus einem einzigen Rohseidenfaden besteht, der von 8 bis 10 Cocons abgehaspelt und gedreht wurde.

Peltasten nannten die Griechen leichte thrazische Krieger, die zwischen Hopliten und Schützen in der Mitte standen. Etwa zehn Jahre nach Ablauf des Peloponnesischen Kriegs bildete der Athener Iphikrates neue Arten griech. Truppen aus, die nun ebenfalls P. genannt wurden: einerseits Linienfußvolk von leichterer Bewaffnung, mit kleinern Schilden und längern Speeren als die Hopliten, andererseits eigentliche leichte Truppen, Speerschützen, Wurfspießwerfer, die mit kleinen Schildern, linnenen, stark gesteppten Kollern und langem Degen neben ihrem Wurfspieß ausgerüstet waren.

Peltatus (lat.), schildförmig, heißt ein Blatt, bei welchem der Blattstiel nicht am Rande, sondern ungefähr in der Mitte der Blattspreite ansitzt. (Folium peltatum, s. Tafel: Blatt, Fig. 19.) Schildförmig nennt man außerdem eine Narbe, wenn sie scheibenförmig verbreitert ist und in ihrer Mitte dem Fruchtknoten aufsitzt, wie es z. B. bei den Blüten des Mohns oder der Teichrosen der Fall ist.

Peltschen, Pflanze, s. unter Coronilla.

Pelusium, eine altägypt. Stadt, am nordöstlichsten Endpunkte des Delta, in weit und breit morastigem Terrain gelegen, wo jetzt der arab. Ort Tineh (vom arab. Tin, der Schmutz) und in der Nähe der Hafenort Port Said liegt. Von ihr hat die östlichste Nilmündung den Namen der Pelusischen. Die Lage der Stadt gab ihr von jeher eine besondere Wichtigkeit, weil sie für Palästina und die dahinter liegenden Länder der Schlüssel Ägyptens war. Unter den verschiedenen hier gelieferten Schlachten ist die wichtigste die von 525 v. Chr., in der Kambyses dem ägypt. Reiche ein Ende machte.

Pelvis (lat.), s. Becken (anatomisch); Pelvimeter, Beckenmesser. [nerei), s. Fell.

Pelz (in der Baumwoll- und Streichwollspinne-

Pelzen, soviel wie Pfropfen in die Rinde.

Pelzflatterer (Pelzmati), s. unter Halbaffen und Pelzflügler.

Pelzflügler oder Pelzflatterer (Galeopithecidae) heißt eine kleine merkwürdige Tiergruppe, deren Arten (zwei) auf Malakka, Sumatra, Borneo und den Philippinen vorkommen. Früher wurden sie mit den Halbaffen vereinigt, gegenwärtig stellt man sie vielfach zu den Insektenfressern, sie scheinen

ıdeſſen eine ganz eigene Ordnung zu bilden, charak-
:riſiert durch fünf fingerartige, mit Krallen ver-
:hene und mit Haut verbundene Zehen an allen
xtremitäten, eine fallſchirmartig entwickelte, auf
eiden Seiten behaarte Seitenhaut, welche, vom
)als entſpringend, zum vordern, von dieſem zum
intern Fuß und von da weiter bis zur Spitze des
urzen Schwanzes verläuft. Die Bezahnung nähert
ch der der Inſektenfreſſer, aber die Milchdrüſen
tehen, ähnlich wie bei den Fledermäuſen, vorn an
:er Bruſt. Die häufigere Art iſt der rote Pelz-
flügler (Galeopithecus volans, ſ. Tafel: Halb-
ıffen, Fig. 3), mit dem Schwanze faſt 70 cm lang,
)on Malakka u. ſ. w., aber nicht auf Java; die Phi-
ippinen haben eine eigene Art.

Pelzfreſſer (Mallophagae) heißt eine durch Pa-
ıaſitismus rückgebildete Familie der Inſekten von
ınklarer ſyſtematiſcher Stellung, in Lebensweiſe
ınd Habitus den echten Läuſen ſehr ähnlich, mit
lachgedrücktem, flügelloſem Körper, zweiringeligem
Bruſtſchilde, neun- bis zehnringeligem Hinterleib,
ıurzen, derben, zweikralligen Beinen. Von den auf
Säugetieren, namentlich aber auf Vögeln (Vogel-
läuſe) ſchmarotzenden, von den Haaren und Federn
lebenden, ſehr zahlreichen kleinen Arten findet ſich
der 3,5 mm lange Pfauenfederling (Philopterus
falcicornis, ſ. Tafel: Inſekten IV, Fig. 45) auf
Pfauen, Hühnern und anderm Hausgeflügel.

Pelzmaki, ſ. unter Halbaffen.

Pelzſamt, ſ. Felbel.

Pelzwaren, ſ. Pelzwerk.

Pelzwerk, Pelzwaren, Rauchwaren oder
Rauhwaren (frz. pelleterie, engl. pettry), nennt
man alle diejenigen Felle von wilden Tieren und
Haustieren, welche mit den Haaren gegerbt ſind und
deren man ſich zur Anfertigung von Mützen, Stie-
feln, Handſchuhen, Müffen, zum Füttern oder Be-
ſetzen (Verbrämen) von Kleidungsſtücken, zur Her-
ſtellung von Teppichen, Schlitten- und Satteldecken
u. ſ. w. bedient. Die meiſten Pelzwaren ſtammen von
Säugetieren, wie Baum- oder Edelmarder, Stein-
marder, Zobel, Nörz, Iltis, Hermelin, Skunks,
Dachs, Fiſchotter, Seeotter, Biſam, Biber, Bär,
Waſchbär, Fuchs, Wolf, Katze, Luchs, Löwe, Eich-
hörnchen, Hamſter, Haſe, Kaninchen, Büffel, Schaf,
Reh, Seehund ꝛc. Als Federpelzwerk bezeichnet
man die Bälge einiger Waſſervögel, welche nach
Entfernung der Deckfedern das flaumige Unterkleid
behalten, getrocknet und entfettet werden.

Die Bereitung des eigentlichen Pelzwerks,
welche, wie auch der Verkauf im Kleinen, Sache des
Kürſchners iſt, beſteht hauptſächlich darin, daß
die Felle auf der Innenſeite von Unreinigkeiten be-
freit und dann mit einer Kochſalzlöſung beſtrichen
werden, worauf man nach dem Trocknen die Haare
mit Fett einreibt, welches man endlich durch Be-
ſtreuen mit Sägeſpänen, Kleie, Gips u. ſ. w. wie-
der entfernt. Häufig werden die Pelze gefärbt (ge-
blendet), wobei man die Farbbrühe mittels einer
Bürſte auf die Haare ſtreicht. Die verſchiedenen
Gegenſtände werden auf Nähmaſchinen hergeſtellt.
Der Wert des P. hängt außer von ſeiner Schön-
heit, Leichtigkeit und Güte von örtlichen Ver-
hältniſſen ab. In Deutſchland ſchätzt man am
meiſten Zobel, Hermelin, blauen Fuchs, Fiſch-
otter, Biber, Baummarder, Chinchilla; zum P.
zweiten Ranges gehören Fuchs- und Wolfsbälge,
Bären-, Tiger- und Pantherfelle, von denen letztere
jedoch ſelten in den Handel kommen, ſodann Stein-
marder, Luchs, wilde Katze, ſchwarze und graue
Lammfelle und das ſog. Grauwerk, Baranken,
Krimmer u. ſ. w.; zur dritten Klaſſe zählen die
Dachs-, Schaf-, Kaninchen-, Hamſter-, Haſen-,
Eichhörnchen- (Feh), Ziegen-, Schaf-, Seehundsfelle. Vorzügliche Fürſorge erfordert die Aufbe-
wahrung des P., welche an luftigen, ſchattigen
und trockenen Orten zu geſchehen hat. Damit ſich
nicht Inſekten feſtſetzen, müſſen die Gegenſtände
öfters durchgeklopft und gelämmt werden; auch
pflegt man ſie in Leinwand eingeſchlagen, mit da-
zwiſchen geſtreuten ſtark riechenden Subſtanzen (be-
ſonders Kampfer) zu verpacken.

Das P. bildet den Gegenſtand eines bedeutenden
Handels, des Pelzhandels (auch Rauchwaren-
handel genannt), ſowohl im innern Verkehr der ein-
zelnen Länder, welche P. liefern, als im internatio-
nalen. Obenan in Produktion und Handel ſtehen Rußland, beſonders Sibirien, und Nordamerika, namentlich Canada. In letzterm Lande haben große Aktien-
geſellſchaften, wie die frühere Hudſonsbai-Kompag-
nie (ſ. d.), das Geſchäft in den Händen. In Rußland ſind für den Pelzhandel bedeutend die Meſſen in
Niſhnij-Nowgorod und Irbit (in Sibirien), ferner
Kiachta für den Verkehr mit China und Aſtrachan
für den mit Perſien; endlich als ſtändige Plätze
Petersburg, Moskau, Warſchau. Der Hauptſtapel-
platz für den internationalen Verkehr, insbeſondere
für den Austauſch der Erzeugniſſe zwiſchen Rußland und Nordamerika, die beide neben inländi-
ſchem auch viel ausländiſches P. verbrauchen, iſt
ſeit Anfang des 19. Jahrh. Leipzig geworden,
deſſen jährliche Zufuhr an P. auf 30 Mill. Mark
geſchätzt wird. Außerdem finden große Pelzauktio-
nen mit Zufuhr aus Nordamerika in London ſtatt
(im Januar, März, September oder Juli), ſowie
Auktionen für grönländiſche Ware (Robbenfelle
u. a.) in Kopenhagen. Deutſchland liefert eine
nicht unbedeutende Menge ſog. Wildware (d. i.
P. von Marder, Iltis, Otter u. a.), ferner Läm-
mer-, Ziegen-, Kaninchen- und Katzenfelle. Der
jährliche Umſatz aus erſter Hand wurde 1879 auf
40 Mill. Mark berechnet, wovon 68 Proz. ins
Ausland abgeſetzt wurden. Haupthandelsplätze
neben Leipzig ſind Hamburg, Lübeck, Bremen, fer-
ner Berlin, Breslau und Wien und Budapeſt für
den Verkehr mit dem Orient. Vgl. Lomer, «Der
Rauchwarenhandel» (Lpz. 1864).

Pemba, Inſel an der Oſtküſte von äquatorial-
Afrika, vom 5.° ſüdl. Br. durchſchnitten, nördlich
von der Inſel Sanſibar, deſſen Sultan ſie gehört,
zählt auf 964 qkm 10000 E., iſt 75 km lang,
durchſchnittlich 10 km breit, ſehr fruchtbar (daher
arabiſch Dſchefiret-el-Choſera, d. h. Inſel der
Pflanzen), reich bewaldet, hat Viehzucht und führt
Getreide, Reis, Gewürznelken und Ebenholz aus.
Hauptort iſt Tſchala auf der Weſtſeite von P., an
der Tſchaki-Tſchali-Bai, mit einem Fort.

Pembroke, die ſüdweſtlichſte Grafſchaft des
engl. Fürſtentums Wales, öſtlich von Cardigan
und Carmarthen begrenzt und zwiſchen dem St.
Georgs- und Briſtolkanal zu einer vielfach einge-
buchteten Halbinſel abgezweigt, zählt auf 1593,12
qkm (1881) 91808 E. Die Grafſchaft hat wegen
der hier abſchließenden und in einer Menge von
Landſpitzen auslaufenden Gebirge von Wales eine
teils wellenförmige, teils von Bergketten durch-
zogene Oberfläche; am bedeutendſten iſt die Preſe-
leykette mit dem 536 m hohen Preſeley-Top. An

der Küste liegen mehrere felsige Inseln, darunter Anmsey, und im Norden von dieser bei Kap St.-David's-Head die Gruppe des »Bischofs und seiner sieben Schreiber« (Clerks). Die wichtigsten Flüsse sind der Teifi, Nevern, Dwgleddy oder Westcleddy und der Ostcleddy. Auch gibt es mehrere Heilquellen. Eine besondere Naturmerkwürdigkeit ist das Bosherstonmere, ein großer, angeblich unergründlich tiefer Sumpf. Der Ackerbau wird vernachlässigt, die Viehzucht, verbunden mit Milchwirtschaft, Viehmästung und Geflügelzucht, dagegen mit Fleiß betrieben. Auch die Küstenfischerei ernährt viele Bewohner. Die Grafschaft ist von röm. Straßen durchschnitten und reich an Druidendenkmalen und Burgruinen, darunter Carew Castle, 5 km östlich von Pembroke, das großartige verfallene Schloß altbrit. Fürsten, ferner bei Lamphey die Trümmer eines der Diöcese St.-Davids gehörigen bischofl. Palastes. Wie die Industrie wird auch der Handel wenig schwunghaft betrieben, obgleich eine Menge von Häfen und Buchten vorhanden. Unter den letztern ist namentlich der Milfordhaven als einer der schönsten und größten Großbritanniens hervorzuheben. Die Grafschaft P. wird wegen der hier ganz vorherrschenden engl. Sprache Little England beyond Wales genannt. Sie schickt ein Mitglied in das Parlament, zwei andere ihre zwei Boroughs.

Der Hauptort ist Haverfordwest (s. d.); etwa 15 km im SSO. von ihm liegt an einer südl. Bucht des Milfordhafens, auf einer Landenge, am Fuße eines Bergs die Stadt Pembroke, ehemals Hauptstadt von ganz Wales, jetzt Municipalstadt und Parlamentsborough, Station der South-Wales-Section der Great-Westernbahn, mit (1881) 14197 E. und einem der größten Seearsenale Großbritanniens in der Vorstadt Pater oder Pembroke Dock, welches mit den Werften 35 ha bedeckt und von großartigen Festungswerken verteidigt wird. Wellenbrecher und fünf Forts decken die Einfahrt zum Hafen, sieben Forts den Fahrweg, und eine Reihe von Festungswerken nach deutschem System umgeben im Umfang von 19 km die Stadt. Die Werke sind mit 313 Geschützen bewaffnet und erfordern eine Kriegsbesatzung von 8000 Mann. Die Stadt hat eine große Markthalle, ein litterarisches Institut, drei alte Kirchen, ein großes Arbeitshaus und als histor. Merkwürdigkeit die Ruinen eines alten berühmten Bergschlosses normann. Ursprungs. Am 11. Juli 1648 zwang Cromwell die Stadt zur Kapitulation. Etwa 5 km südlich von P. liegt Stadpole-Court, Schloß des Earl of Cawdor mit Park und schönen Gärten.

Pembroke, ein engl. Grafentitel, welchen verschiedene Geschlechter führten und der dem Schlosse und der Stadt gleichen Namens an der Küste von Südwales entlehnt ist. Arnulf, aus dem normann. Hause Montgomery, baute das Schloß Pembroke gegen Ende des 11. Jahrh. Sein Erbe, Gilbert von Clare, erhielt 1138 vom König Stephan die Würde eines Grafen von P. Dessen Sohn, Richard, genannt Strongbow, heiratete die Tochter Dermont MacMurroughs, Königs von Leinster, und unternahm 1170 die Expedition nach Irland, die zur Eroberung dieser Insel durch die Engländer führte. Er starb 1176. Seine Tochter brachte die Güter an William von Hampstead, Reichsmarschall von England, der 1202 auch zum Grafen von P. erhoben wurde. In der letzten Zeit König Johanns befehligte er gegen die von der mißvergnügten Adelspartei herbeigerufenen Franzosen und ließ nach dem Tode des Königs (19. Okt. 1216) sogleich dessen neunjährigen Sohn, Heinrich III., krönen, um einer Thronusurpation des franz. Prinzen Ludwig zuvorzukommen. Nachdem P. auf einer Versammlung der treu gebliebenen Großen die Vormundschaft mit der Protektorwürde erhalten, erneuerte er die Magna Charta, nahm jedoch den Geistlichen die Wahlfreiheit und den Ständen das unbedingte Steuerbewilligungsrecht. Hierauf schlug er die Franzosen 20. Mai 1217 bei Lincoln, während 24. Aug. Philipp von Albiney eine mächtige franz. Flotte an der Küste von Kent zerstörte, und schloß 11. Sept. mit dem Prinzen Ludwig den Frieden zu Lambeth, vermöge dessen die Franzosen England räumten. Durch kluge Mäßigung suchte er nun auch die Abtrünnigen unter den Baronen mit der Krone auszusöhnen. P. starb 16. Mai 1219. Seine männlichen Nachkommen erloschen 1245.

Heinrich III. erhob nun seinen Halbbruder, William von Valence, aus dem Hause Lusignan, zum Grafen von P. — Der Sohn und Erbe desselben, Almerich, schlug 1306 den König Robert Bruce von Schottland bei Methwen, wurde dafür zum Hüter der schott. Grenze ernannt, erlitt aber schon im folgenden Jahre von Bruce die Niederlage bei Loudonhill. In der Schlacht bei Bannockburn, die König Eduard II. 25. Aug. 1314 gegen Bruce verlor, kämpfte P. mit verzweifelter Tapferkeit und rettete dem König Leben und Freiheit. Auf einer Wallfahrt, die er 1316 nach Rom unternahm, griff ihn der Kaiser auf und erpreßte von ihm ein starkes Lösegeld. P. wurde 27. Juni 1323 ermordet; mit ihm erlosch das Geschlecht, und die Familiengüter fielen durch Heirat den Hastings zu.

König Eduard III. erneuerte 1339 für Laurence von Hastings die Würde eines Grafen von P. Dessen Sohn und Erbe, John, verheerte 1369 auf Befehl des Schwarzen Prinzen Poitou, erhielt hierauf die Statthalterschaft von Guyenne, wurde aber 23. Juni 1372 an der Spitze der engl. Flotte vor Larochelle, das er entsetzen wollte, von der vereinigten franz.-castil. Seemacht geschlagen. Er starb 1375 und hinterließ Güter und Würde seinem aus der Ehe mit Margarete von England geborenen Sohne John, der 1389 im Turnier zu Woodstock umkam und keine Nachkommen hatte.

König Heinrich VI. verlieh die Güter und Titel der Grafen von P. nacheinander seinen Oheimen, den Herzögen von Bedford und von Gloucester. Nach der Ermordung des letztern riß der Günstling der Königin Margarete, der zum Herzog von Suffolk (s. d.) emporgestiegene William de la Pole, die Güter mit dem Titel eines Marquis von P. an sich. Nachdem derselbe aber 1450 ermordet worden war, gab Heinrich VI. die Besitztümer und die Würde eines Grafen von P. seinem Halbbruder von mütterlicher Seite, Jasper Tudor, einem der Söhne von Owen Tudor (s. d.) und der Königin Katharine. Derselbe vertrat im Kriege der beiden Rosen das Interesse des Hauses Lancaster, wurde deshalb, als mit Eduard IV. das Haus York den Thron bestieg, geächtet und rettete sich nach Schottland. Als jedoch sein Neffe, der Tudor Heinrich VII., dem König Richard III. die Krone entrissen, erhielt er den Titel eines Herzogs von Bedford nebst der Marschallswürde und ging als Vizekönig nach Irland. Im J. 1492 schickte ihn der

König mit einem Heer nach Frankreich, wo er im Oktober die Belagerung von Boulogne begann und schon nach einigen Wochen den Frieden von Estaples schloß. Er starb kinderlos 1495.

König Eduard IV. hatte mit der Achtung Jasper Tudors das Erbe und den Titel der Grafen von P. an William Herbert, den Abkömmling eines Bastards von Heinrich I., verliehen, der aber 1469 an der Spitze der walliser Soldtruppen bei Banbury von dem insurgierenden Grafen von Warwick gefangen genommen und hingerichtet wurde. Dessen Sohn William mußte den Titel mit dem eines Grafen von Huntingdon vertauschen und starb ohne männliche Erben. — König Heinrich VIII. legte 1532 seiner Geliebten, Anna Boleyn, den Titel einer Marquise von P. bei, den sie bis zu ihrer Vermählung führte.

William Herbert hatte jedoch einen natürlichen Sohn, Richard, hinterlassen, dessen Sohn William von Eduard VI. 1551 die Würden eines Lord Herbert und Grafen von P. erhielt. Derselbe hatte Anna Parr, die Schwester von Katharine Parr, der letzten Gemahlin Heinrichs VIII., zur Gemahlin, erlangte bei Hofe großes Ansehen und wurde sogar zu einem der Vormünder Eduards VI. ernannt. Unter des letztern Regierung half er als Anhänger des Herzogs von Northumberland den Protektor Somerset aufs Schafott bringen. Er erhielt bei Eröffnung des Kriegs mit Frankreich 1557 den Befehl über die engl. Streitmacht, eroberte im Verein mit den Spaniern St.-Quentin, vermochte aber den Verlust von Calais nicht zu verhindern. Weil er für die gefangene Maria Stuart sprach, mußte er 1569 nach Frankreich auswandern, wo er bald starb. Sein jüngerer Sohn stiftete das Haus der Grafen von Powis.

Sein älterer Sohn, Henry, Graf von P., beerbte außerdem die Familie Parr von Kendal und hinterließ aus der Ehe mit Maria Sidney den Sohn und Erben William. Derselbe kolonisierte die Bermudasinseln und war ein Günstling Jakobs I., sowie nach dem Tode Buckinghams auch Karls I. Er starb 1630 kinderlos. — Sein Bruder, Philipp, Graf von Montgomery, überkam nun die Güter und die Grafenwürde des Hauses P. Obschon ebenfalls ein Günstling Jakobs und Karls, trat er in das sog. Lange Parlament und beteiligte sich an der Revolution. Er starb 1650.

Thomas, achter Graf von P., des vorigen Enkel, half unter Jakob II. die Empörung des Herzogs von Monmouth dämpfen und wurde nach der Thronbesteigung Wilhelms III. 1691 Siegelbewahrer und einer der einflußreichsten Ratgeber des Königs. Unter der Königin Anna, die ihn bei der Krönung zum Großadmiral erhob und zum Präsidenten des Geheimen Rats wählte, stieg sein Ansehen noch mehr. Im J. 1707 ging er als Lordlieutenant nach Irland, kehrte aber bald zurück und starb 1733 zu London.

Dessen Urenkel, George Augustus, Graf von P., war General in der brit. Armee und starb 26. Okt. 1827. — Der Sohn desselben erster Ehe, Robert Henry, zwölfter Graf von P., geb. 19. Sept. 1791, heiratete 1814 eine Sicilianerin, die Prinzessin Spinelli-Ruhari, trennte sich aber noch am Hochzeitstage von seiner Gemahlin und lebte seitdem ununterbrochen im Ausland, meist in Frankreich, wo er 25. April 1862 zu Paris starb. — Ihm folgte als dreizehnter Graf von P. und zehnter Graf von Montgomery der Sohn seines Stiefbruders Lord Herbert (s. d.), George Robert Charles, geb. 6. Juli 1850.

Pemmikan, s. Bison.

Pempelfort, ehemals Dorf, jetzt Teil der Stadt Düsseldorf (s. d.).

Pemphigus (Pompholyx), Blasenausschlag, eine Hautkrankheit, bei welcher auf entzündlich geröteten Hautstellen linsen- bis walnußgroße, mit wässeriger Flüssigkeit gefüllte Blasen entstehen. Diese Blasen, welche die größte Ähnlichkeit mit den durch Verbrennung oder durch Blasenpflaster entstandenen Blasen besitzen, pflegen nach drei- bis viertägigem Bestehen zu platzen, einzutrocknen und einen dunkelroten, allmählich erblassenden Fleck zu hinterlassen. Wenn es bei einem einmaligen Blasenausbruch bleibt, so kann die Krankheit in ein bis zwei Wochen beendigt sein; oft aber bilden sich Nachschübe, die Krankheit zieht sich monate-, selbst jahrelang hin und kann durch Fieber (Blasenfieber) und die fortgesetzten Säfteverluste die Kräfte des Kranken auf das äußerste erschöpfen. Die Ursachen des P. sind unbekannt, wahrscheinlich ist er die Folge einer freilich noch unbekannten Blutentmischung, da er fast nur geschwächte und schlecht ernährte Personen befällt. Der Pemphigus der Neugeborenen ist immer ein Symptom der angeborenen Syphilis. Die Behandlung besteht in Kräftigung der Gesamtkonstitution, Bestreuen der nässenden Stellen mit Stärkemehl oder Bärlappsamen und lauwarmen Wannenbädern.

Peñafiel, Stadt und Bezirkshauptort in der span. Provinz Valladolid, 50 km östl. von Valladolid, links am Duero, an der Einmündung des Duraton in denselben, hat (1877) 4020 E., ein Schloß, Gerberei, Färberei und Weberei.

Penafiel, Stadt im portug. Distrikt Oporto, 27 km im OND. von Oporto, 277 m über dem Meere, Station der Linie Oporto-Pinhao-Tua der portug. Staatsbahnen, hat (1878) 4488 E. und jährlich eine große Messe.

Penamacor, Stadt im portug. Distrikt Castello Branco (Beira baixa), 47 km im NO. von diesem Ort, 573 m über dem Meere auf einem Felsen malerisch gelegen, mit (1878) 2530 E., war Hauptort einer Grafschaft, welche im 13. Jahrh. der Familie d'Acunha gehörte und später an das Geschlecht Albuquerque kam.

Peñaranda de Bracamonte, Stadt und Bezirkshauptort in der span. Provinz Salamanca, an der Quelle des linksseitigen Duerozuflusses Guareña, 39 km im OSO. von Salamanca, 925 m über dem Meere, hat (1877) 4222 E. und lebhaften Handel. Die Umgebung ist fruchtbar, aber baumarm.

Penarth, Hafen bei Cardiff (s. d.) in Südwales.

Penaten (penates) hießen bei den Römern die Gottheiten, welche den häuslichen Vorrat (penus), die Vorratskammer (cella penaria) und das ganze Haus schützten. Ihre Bilder standen am Herd, auf welchem ihnen geopfert wurde. Da sie über die Ernährung der Familie walteten, in der sie mit dem Penus selbst forterbten, wurden sie ebenso wie die Laren (s. d.), welche über die Erhaltung der Familie wachten, als Götter der Familie betrachtet, in späterer Zeit häufig mit ihnen verwechselt, und ihr Name ebenso wie der der Laren zur Bezeichnung des Hauses gebraucht. Da der Staat selbst als eine erweiterte Familie aufgefaßt wurde, so gab es auch P. des Staats (Penates

publici), welche als zwei sitzende, mit Lanzen bewaffnete Jünglinge dargestellt wurden. Für Rom galten auch die altlatinischen P., die in Lavinium, dem Heiligtum des alten lat. Bundes, zugleich mit der Vesta verehrt wurden, und von denen man glaubte, daß Aneas sie von Troja dahin gebracht habe. Die Konsuln und andere höchste Beamte brachten diesen und der Vesta bei Antritt und Niederlegung ihres Amts feierliche Opfer. Wahrscheinlich war ihre Darstellung eine symbolische, Heroldsstäbe oder Lanzen und thönerne Gefäße. Auch bei andern altital. Völkern verehrte man P. Vgl. Klausen, «Aneas und die P.» (2 Bde., Hamb. 1839—40).

Pence, Mehrzahl von Penny (s. d.).

Penez (Georg), Maler und Kupferstecher, geb. um 1500 zu Nürnberg, war einer der bedeutendsten Künstler der fränk. Schule. Ob er zu den Schülern Dürers im strengen Sinne gehörte, ist fraglich, doch hat er sich hauptsächlich unter dessen Einfluß gebildet. Aber auch das Studium der Italiener ist bei ihm bemerkbar, woher die nicht erwiesene Ansicht entstanden sein mag, daß P. in Italien gewesen, selbst unter Rafael gearbeitet und von Marc Anton im Kupferstechen unterrichtet worden sei. Als junger Mann in die Schwärmereien eines Karlstadt und Münzer verwickelt, wurde er in seiner Vaterstadt vor Gericht gestellt, nach eigenem Geständnis der Gottlosigkeit überführt und 1524 des Landes verwiesen. Später wieder aufgenommen, erhielt er 1532 die Stelle eines Ratsmalers, verbrachte sein Leben aber in Dürftigkeit und starb 1550 an Einem Tage mit seinem Sohne Egidius zu Breslau (nach andern in Nürnberg). In P.' Malweise gehen sich bedeutende Unterschiede kund. Anfangs ist seine Zeichnung hart, sein Farbenauftrag trocken; später verschmelzen beide auf Grund hoher Meisterschaft zu einer außerordentlich harmonischen Wirkung. Der ersten Epoche gehört ein Doppelbild im Germanischen Museum: Hans Straub und seine Gattin, W. Pirkheimers Tochter, an. Auf der Höhe seiner Kunst steht das Bildnis des Feldhauptmanns Sebald Schirmer in der städtischen Sammlung zu Nürnberg. Seine vorzüglichste Arbeit ist wohl die Gruppe der nürnberger Stadtmusikanten über dem Haupteingang des großen Rathaussaals. Wegen seiner Kupferstiche, die bis auf einen: die Eroberung von Karthago durch die Römer, gering an Umfang sind, rechnet man P. zu den sog. Kleinmeistern. Von seinen 126 Stichen ist die Folge von sieben Blättern, die Geschichte des Tobias darstellend, am anziehendsten.

Pendant (frz.), ein Kunstwerk, welches von derselben Größe und verwandtem Inhalt wie ein anderes ist, das Seitenstück dazu bildet; in der Mehrzahl auch Ohrgehänge.

Pend d'Oreilles, Indianerstamm, der in seiner eigenen Sprache Kulleš-pelm heißt und zu den Tschalisch-Selischvölkern (s. Flatheads) des Oregongebietes gehört. Über ihre Sprache vgl. Giorda, «Dictionary of the Kalispel or Flathead Indian language» (2 Bde., San-Ignacio 1877—79).

Pendel, einfaches oder mathematisches, ist eine um ihren obern Endpunkt als Drehpunkt bewegliche Gerade, an deren untern Ende ein schwerer Punkt befestigt ist. Die Entfernung des schweren Punktes vom Drehpunkt heißt die Länge des P. Ein solches einfaches P. läßt sich nur angenähert konstruieren, wenn man eine kleine Metallkugel an sehr feinem Faden aufhängt. Wenn ein solches P. aus der vertikalen Lage, in welcher es unter dem Einfluß der Schwere allein in Ruhe sein kann, zur Seite herausgehoben wird, so fällt es infolge einer Seitenkraft der Schwere wieder zurück, geht vermöge des Beharrungsvermögens über die vertikale Lage hinaus und wird, wenn keine Hindernisse vorhanden sind, auf der andern Seite bis zu derselben Höhe steigen, von welcher es auf der ersten Seite herabgefallen ist. Hat es diese erreicht, so fällt es wieder zurück, steigt auf der ersten Seite auf dieselbe Höhe u. s. w. Die Bewegung des P. von dem höchsten Punkt auf der einen Seite bis zum höchsten Punkt auf der andern heißt eine Schwingung oder Oszillation; der zwischen diesen beiden Punkten liegende, von dem untern Ende des P. beschriebene Bogen heißt Schwingungsbogen oder Amplitude; der Winkel, welchen das P., wenn es sich auf der einen oder der andern Seite in dem höchsten Punkte befindet, mit der Vertikalen macht, heißt Ausschlagswinkel oder Elongation; die Zeit, welche das P. braucht, um seinen Schwingungsbogen einmal zu durchlaufen, heißt Schwingungsdauer. Wenn man ein P. nur in sehr kleinen Bogen schwingen läßt, sodaß der Ausschlagswinkel z. B. nicht über 5° beträgt, so erfolgen innerhalb dieser 5° größere und kleinere Schwingungen annähernd iso- oder tautochronisch, d. i. nahezu in derselben Zeit; wird jedoch der Schwingungsbogen groß, so bedarf das P. zu größern Schwingungen eine etwas längere Zeit als zu kleinern. Wenn von Schwingungsdauer schlechthin die Rede ist, so ist damit stets die Dauer einer Schwingung bei sehr kleinem Bogen verstanden.

Die Schwingungsdauer eines einfachen P. hängt nun von seiner Länge und von der Größe der Schwere (Acceleration) ab. Es verhalten sich nämlich die Schwingungsdauern zweier P. wie die Quadratwurzeln aus ihren Längen und umgekehrt wie die Quadratwurzeln aus der Größe der Schwere. Gesetzt, man habe ein P. von solcher Länge, daß es gerade eine Sekunde zu einer Schwingung brauchte (Sekundenpendel genannt, dessen Länge z. B. für Berlin von Bessel zu 994,26 mm bestimmt worden), so müßte ein P., dessen Schwingungsdauer an demselben Orte, wo also die Größe der Schwere dieselbe, zwei Sekunden betragen sollte, viermal so lang sein als das erste. Wenn man ein und dasselbe P. von der Meereshöhe auf hohe Berge, oder von den Polen nach dem Äquator trägt, so wird seine Schwingungsdauer etwas länger, weil auf hohen Bergen und an dem Äquator die Schwerkraft etwas geringer ist als in der Höhe des Meers und an dem Pol.

Nimmt man als P. einen Stab mit einer schweren Linse, so hat man ein zusammengesetztes Pendel. Ein solches besteht schon im Stab aus unzählig vielen schweren Punkten, von welchen jeder ein einfaches P., dessen Länge seine Entfernung vom Drehpunkt ist, darstellt. Nun sind die obern Punkte näher an dem Drehpunkt als die untern, stellen also kürzere P. dar als letztere und wollen daher auch schneller schwingen als die untern. Da aber alle Punkte ein festes System bilden, so können die obern Punkte nicht voreilen, sondern nur die Bewegung der untern beschleunigen. Ein solches zusammengesetztes P. wird daher nicht eine Schwingungsdauer haben, wie ein einfaches P., dessen Länge gleich ist der Entfernung von dem Drehpunkt bis zu dem untersten Punkt

des zusammengesetzten, sondern wie ein etwas kürzeres P. Der Punkt in dem zusammengesetzten P., welcher um die Länge eines einfachen P., das mit ihm gleiche Schwingungsdauer hat, von dem Drehpunkt absteht, heißt der Schwingungsmittelpunkt. Dieser hat die merkwürdige Eigenschaft, daß, wenn man in ihm eine Achse anbringt und das P. um diese schwingen läßt, dann der frühere Drehpunkt zum Schwingungsmittelpunkt wird; die Schwingungsdauer ist daher genau dieselbe wie zuvor.

Ein P., welches mit zwei Drehachsen, von denen jede den Schwingungsmittelpunkt für die andere bildet, versehen ist, heißt ein **Reversionspendel**. Man kann dasselbe benutzen, um die Länge des einfachen Sekundenpendels zu bestimmen, indem man an einem P. zwei Achsen in solcher Entfernung anbringt, daß, auf jeder schwingend, die Schwingungsdauer genau eine Sekunde beträgt; dann ist die Entfernung der beiden **Achsen** die Länge des einfachen P., das ebenfalls Sekunden schlägt. Die genaue Kenntnis der Länge des einfachen Sekundenpendels ist deshalb so wichtig, weil man mittels derselben die Größe der Schwere an den verschiedenen Orten der Erde berechnen kann. Die wichtigsten Gesetze der Pendelbewegung entdeckte schon Galilei (1602) auf experimentalem Wege; Huyghens (1655) leitete dieselben aus den Prinzipien der Mechanik ab und wandte das P. zugleich zur Regulierung der Uhren an. Da die Wärme alle Körper ausdehnt, also auch die Pendelstangen verlängert, so wird ein und dasselbe P. im Sommer eine längere Schwingungsdauer haben als im Winter und die mit ihm verbundene Uhr im Sommer langsamer gehen als im Winter. Um daher bei Uhren eine Änderung in ihrem Gange durch die Temperaturänderungen zu vermeiden, benutzt man die verschiedene Ausdehnung der Metalle durch die Wärme zur Konstruktion sog. **Kompensationspendel** (erfunden von Harrison 1726), bei welchen, während einige ihrer Teile infolge der Ausdehnung durch die Wärme sich von der Drehachse entfernen, andere in solcher Anzahl und Weite derselben wieder genähert werden, daß die Lage des Schwingungsmittelpunktes unverändert und daher der Gang der Uhr genau derselbe bleibt. Die Kompensationspendel sind entweder aus mehrern Stangen verschiedener Metalle (Rostpendel) oder aus einer Stange und einem Quecksilbergefäß zusammengesetzt. Über den Pendelbeweis bezüglich der Erdumdrehung s. Foucault.

Pendel oder **Perpendikel** (frz. pendule, engl. pendulum), bei den Pendeluhren der hin und her schwingende Teil, welcher mittels der Hemmung den Gang der Uhr regelmäßig unterbricht, zugleich aber bei jeder Unterbrechung von dem Gewicht oder der Feder einen hinreichenden Impuls erhält, um beständig in Schwingungen erhalten zu werden. (S. unter Uhren.)

Pendeloquesform der Edelsteine, s. unter Edelsteinschleiferei, Bd. V, S. 752.

Pendelsäge (Pendelkreissäge), s. u. Holzbearbeitungsmaschinen, Bd. IX, S. 350ᵃ.

Pendeluhr (frz. pendule, engl. clock), eine Uhr, deren Gang durch ein Pendel reguliert wird, s. unter Uhren.

Pendelwage, veraltetes Nivellierinstrument, s. unter Nivellieren.

Pendeutif, s. unter Kuppel.

Pendleburyscher Apparat, s. u. Bäuchen.

Pendschâb (d. i. im Persischen Land der fünf Ströme), engl. Punjâb oder Punjaub geschrieben, bei den alten Indiern Pantschanâda (d. i. Fünfstrom) genannt, heißt die nordwestlichste Provinz des Britisch-Indischen Reichs, welche 1849 aus den neu annektierten Gebietsteilen des frühern Staates der Sikhs und andern gebildet, bis zum 1. Jan. 1859 unmittelbar von dem Generalgouverneur von Britisch-Indien verwaltet und alsdann zu einer eigenen Lieutenantgouverneurschaft erhoben wurde. Das P., im W. durch die Kette der Sulimanniberge von Afghanistan getrennt, im N. von dem Belurtagh und dem westl. Ende des Himalaja, im O. von der Dschamna und der Lieutenantgouverneurschaft der Nordwestprovinzen, im S. von Radschputana begrenzt, umfaßt ein Areal von 368928 qkm, von denen 276166 qkm **unmittelbares** Besitztum der Engländer sind. Die Bevölkerung derselben betrug 1881 in den unmittelbaren Ländern 18850437 Seelen, in den Vasallenländern 3861683. Die Bevölkerung des P. besteht aus verschiedenen Stämmen, nämlich Dschats, welche die Mehrzahl bilden, Radschputen, Gadschar (engl. Gujurs), Afghanen oder Patanen, Dogar, Chattri und verschiedenen Mischstämmen. Dem Glauben nach sind zwei Drittel Mohammedaner, ein Drittel Hindu, unter diesen die Hälfte Sikhs. Fast die Hälfte sind Ackerbauer. Der den Engländern gehörende Teil des P. zerfällt in die unter Kommissaren stehenden zehn Divisionen Ambala, Amritsar, Delhi, Derajat, Hissar, Jallandar, Lahore, Multan, Peschawar und Rawalpind mit zusammen 32 Distrikten. Seinen Namen Fünfstromland (Pentapotamie) hat das Land von den fünf Flüssen, welche sämtlich in dem Himalaja entspringen und zuletzt zu einem Strom vereinigt, ihre Wassermasse in den Indus oder Sindhû ergießen. Es sind von Westen gegen Osten folgende: der Dschelam oder Behat, auch Bedscha genannt (Hydaspes der Alten), welcher aus Kaschmir kommt, der Tschinab (Acesines), der Rawi oder Iravati oder vulgär Iroti (Hyarotis oder Hydraotes), der Bjasa oder Bejas (Hyphasis, Bibasis oder Hypasis) und der Setledsch oder Ghara (Hesidrus oder Zadadres). Der letztere Name bezeichnet jetzt auch die Vereinigung aller fünf Ströme, welche jedoch auch Pandschnad (Punjnad) genannt wird und als mächtiger schiffbarer Strom bei Mitankot oder Mithun-Kota in der Provinz Multan in den Indus mündet, nachdem die drei ersten sich unter dem Namen Tschinab zu einem Flusse vereinigt und der Bjasa sich rechts in den Setledsch ergoß.

Das Land wird durch diese Flüsse in vier größere Abschnitte, Doabs oder Duabs (Zweistromländer), geteilt, nämlich Duab-i-Sindhu-Sagara zwischen Indus und Dschelam, Duab-i-Dschetsch zwischen Dschelam und Tschinab, Duab-i-Rittschna zwischen Tschinab und Ravi und Duab-i-Bari zwischen Ravi und Setledsch, letzteres mit der Hauptstadt Lahore (s. d.) und den Städten Amritsar (s. d.) und Multan (s. d.). Das fünfte oder Duab-i-Dschalandhar zwischen Bjasa und Setledsch kam schon 1846 in brit. Besitz, wie das darüber liegende Gebirgsland 1851. Der nördl. Teil des P. besteht aus fruchtbaren, sorgfam angebauten, zugleich an Coniferenwäldern reichen Terrassen und Thälern am Fuße des Himalaja. In der Ebene ist der Boden, soweit die Bewässerung durch die periodischen Überschwemmungen und die Kanäle reicht,

sehr ergiebig, an andern Stellen besteht Weideland, strichweise sogar eine dürre Sand- und Steinwüste. Das erstgenannte Duab wird in nordwestl. Richtung von einer vom Dschelam und Indus durchbrochenen Kette von Salzbergen (Salt Range) durchzogen, die bis zu 750 m Höhe aufsteigen und den Südrand eines 275 m hohen Tafellandes bilden. In der Nähe der Stadt Pind-Dadun-Chan besteht eine Salzgrube, wo mächtige Steinsalzblöcke gebrochen und zu Schiffe weiter befördert werden. Das Steinsalz, ein Monopol der Regierung, ist in ganz Indien hochgeschätzt. Im allgemeinen hat das P. Überfluß an Korn, Wein, Öl und vielen andern Ausfuhrprodukten. Es liefert auch Steinkohlen, Eisen, Goldsand im Tschinab und Indus, Alaun und Schwefel in den Salzbergen, Salpeter in den Ebenen, Rohrzucker und Indigo. Auch Thee wird jetzt mit Erfolg kultiviert, sowie für die Zucht der eine ausgezeichnet gute Seide liefernden Seidenraupe der Maulbeerbaum. Dagegen gerät die Baumwollstaude nicht sonderlich. Die Fauna ist im allgemeinen die spezifisch indische mit Ausnahme des Elefanten. Viehzucht wird mit Vorliebe, namentlich von den Sikhs betrieben. Das zwischen dem Indus und Dschelam gezogene sog. Dunnipferd ist von der besten Rasse und zum Gebrauch der Reiterei besonders geschickt. Von vorzüglicher Stärke und Brauchbarkeit sind auch die Maultiere am Dschelam und ebenso die Kamele im Süden des Landes. Rindviehherden sind zahlreich, Schafherden seltener. Die Wollwaren gehören zu den vollendetsten Manufakten des Landes. Handel mit diesen und mit Salz, sowie der Transit zwischen Indien und Afghanistan beschäftigen einen großen Teil der Bevölkerung.

Seit der Zeit Alexanders d. Gr., unter welchem das P. die Oberindische Satrapie bildete, war das Fünfstromland immer die erste Beute aller von Westen kommenden Eroberer. Seit der energischen Administration des Oberstatthalters Dalhousie (1848—56) haben die Engländer innerhalb weniger Jahre in allen Verhältnissen des Landes, die freilich unter der Herrschaft der Sikhs die traurigsten waren, eine großartige Umgestaltung hervorgerufen. Ein bürgerliches Gesetzbuch für das P. ordnete die richterlichen Verhältnisse. Dieser Pendschab-Codex hat sich so bewährt, daß er auch in Oude eingeführt wurde und jetzt das Gesetz für gegen 24 Mill. Hindu und Mohammedaner bildet. Die Kanalisierung des Bari-Duab zur Berieselung des Landes wird nur vom Gangeskanal übertroffen. Der Indus wird von den Dampfern der 28. Aug. 1857 gebildeten Indus-Steam-Flotilla-Company bis unsern Kalabagh an der Salzkette und nach Ausführung einiger Flußkorrektionen bis nach Attok befahren, sowie der Setledsch bis Firospur. Die große Hauptstraße, welche von Kalkutta nach Delhi zieht, wurde seit der Annexion des P. über Amritsar, Lahore, Wasirabad, Rawal-Pindi und Attok nach Peschawer weiter geführt. Der 434,50 km lange, sich von Lahore bis Peschawer erstreckende Zweig der Pendschab-Delhi-Eisenbahn verbindet das P. mit dem Eisenbahnnetz in Oberindien. Auch durch die Anlegung der Himalajastraße über Simla hat man den Handelsverkehr mit Tibet und dem östl. Mittelasien angebahnt.

Pendscheh, Ort im nordwestl. Afghanistan, am linken Ufer des Murghab, 35 km oberhalb von der Mündung des Kuschk, Knotenpunkt der von Merw nach Herat und von Meschhed nach Maimene und Balkh führenden Straßen, wurde namhaft durch das westlich des Ortes an der festen Brücke über den Kuschk (Taschkepri oder Pul-i-kuschti genannt) am 30. März 1885 von den Russen unter General Komarow gegen 5000 Afghanen unter Naib Salar gelieferte Gefecht und ist seitdem im Besitze Rußlands. Die Afghanen, in deren Lager sich zwei brit. Offiziere befanden, hatten ihre Vortruppen vertragswidrig auf das linke Ufer des Kuschk vorgeschoben, wurden von den Russen angegriffen und nach mehrstündigem Kampfe mit einem Verlust von 500 Toten und vielen Verwundeten, sowie zweier Fahnen in die Flucht geschlagen. Das Gefecht bei P. schädigte das Ansehen Großbritanniens und hob Rußlands Einfluß bei den Afghanen, auch war die Erwerbung von P. für die fernern Fortschritte der Russen auf dem Wege nach Indien von Bedeutung.

Pendule, s. Pendeluhr.

Penelope, die ebenso tugendhafte als schöne Gemahlin des Odysseus (s. d.), war die Tochter des Ikarios und der Periböa und Mutter des Telemachos, den sie noch an der Brust trug, als ihr Gemahl gegen Troja zog. Da Odysseus nach Eroberung Trojas lange Zeit umherirrte und infolge dessen für tot gehalten ward, wurde sie von vielen Freiern umworben. Allein sie wußte dieselben mit dem Vorwande, sie müsse erst für den Laërtes ein Leichengewand fertigen, hinzuhalten. Mit dieser Arbeit wurde sie aber nie fertig, da sie Nachts das am Tage Gearbeitete stets wieder auftrennte. Als ihre List endlich verraten und sie nun von den Freiern immer mehr bedrängt wurde, kehrte Odysseus zurück und befreite sie aus ihrer Bedrängnis.

Penelope, der 201. Asteroid, s. u. Planeten.

Penesten nannten die Griechen den zu harter Leibeigenschaft herabgedrückten, wesentlich bäuerlichen Teil der alten griech. Bevölkerung im Peneiosthal, welcher in diesem Lande zurückgeblieben war und sich unterworfen hatte, als die Thessaler (nach alter Rechnung 1124, wahrscheinlicher jedoch erst gegen Ende des 11. Jahrh. v. Chr.) aus Epirus hier erobernd einbrachen.

Penetrabel (lat.), durchdringbar; penetrant, durchdringend; Penetration, das Durchdringen, Eindringen; Geistesschärfe.

Penetrabilität (lat.), richtiger Permeabilität, Durchdringlichkeit, die Eigenschaft aller Körper, von andern Stoffen durchdrungen werden zu können; der Grund der P. sind die Poren (s. d.).

Penetrale (lat.), das innere Heiligtum eines Tempels, worin sich die Statue der Gottheit befand; in fürstlichen Begräbniskapellen der Ort, wo die Särge beigesetzt werden.

Peneus (grch. Peneios) ist der Name zweier Flüsse Griechenlands. Der bedeutendere derselben, jetzt Salamvria genannt, entspringt am nordöstl. Abhang des Lakmongebirges auf der Grenze von Epirus und Thessalien, fließt zunächst in engem Thale durch das Gebiet der Tymphäer und Athiker, tritt dann in die große thessal. Ebene ein, die er in nordöstl. Richtung durchfließt, und strömt endlich durch die berühmte Schlucht Tempe (s. d.) seiner Mündungsebene an der Südwestseite des Thermäischen Meerbusens (des Golfs von Salonichi) zu. Er nimmt die sämtlichen Gewässer Thessaliens im engern Sinne auf und steht auch mit den beiden Seen im östl. Teile der thessal. Ebene durch Kanäle in Verbindung.

Der andere P., in seinem obern Laufe jetzt Fluß von Berveni, im untern Fluß von Gastuni genannt, entspringt auf der Grenze von Arkadien und Elis am Erymanthosgebirge, durchfließt in westl. Richtung die letztere Landschaft, bei der Stadt Elis vorüber und mündet jetzt südöstlich von dem breiten Vorgebirge Chlemutzi (dem alten Chelonatas) in das Jonische Meer, während er im Altertum wohl nordöstlich von diesem Vorgebirge in den Kyllenischen Meerbusen sich ergoß.

Penfret, größte der zum franz. Depart. Finistère gehörigen Glenansinseln (s. d.).

Penghawar-Djámbi, die an den Wedelbasen verschiedener tropischer Baumfarne aufsitzenden, langen goldgelben oder braungelben Spreuhaare, in der Chirurgie als Blutstillungsmittel benutzt.

Peniche, befestigte Hafenstadt im portug. Distrikt Leiria, am Atlantischen Ocean, auf der im Cabo Carvoeiro (mit Leuchtfeuer) westlich auslaufenden kleinen Halbinsel, hat (1878) 2872 E. Etwa 12 km nordwestlich von P. liegt die Berlenga-Insel, der sich auf der Seeseite kleine der Schiffsfahrt gefährliche Felsenklippen vorlagern.

Penicillium *Link*, eine Gattung von Schimmelpilzen aus der Familie der Perisporiaceen. Sie leben saprophytisch auf den verschiedensten vegetabilischen und animalischen Stoffen und haben an der Spitze ihrer Fruchthyphen mehrere aufrecht stehende Verzweigungen, deren jede kettenförmige Sporen abschnüren. Es gehört hierher einer der gemeinsten und überall auf Brot, Kuchen, Früchten, Fleischwaren wachsenden Schimmelpilze, das P. glaucum *Link*. Das Mycelium desselben ist anfangs weiß, später graugrün. Außer der Sporenfruktifikation ist in neuerer Zeit eine andere aufgefunden worden, die der von Eurotium (s. d.) ähnelt, wodurch dieser Pilz als zu den Perisporiaceen gehörig erkannt wurde.

Penig, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, Amtshauptmannschaft Rochlitz, Hauptstadt der gleichnamigen Lehnsherrschaft des Grafen von Schönburg-Vorderglauchau in Wechselburg, an der Zwickauer Mulde, Station der Linien Glauchau-Wurzen und P.-Rochlitz der Sächsischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines gräfl. Rentamts, hat zwei gräfl. Schlösser und schöne Parkanlagen und zählt (1880) 5801 E., welche Wollwebereien, Zeugdruckereien, eine Papierfabrik, eine Eisengießerei, eine Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen und Töpfereien unterhalten.

Peninsularkrieg, Halbinselkrieg, s. Französisch-Spanisch-Portugiesischer Krieg.

Peñíscola, Hafenstadt und Festung mit (1878) 2842 E., in der span. Provinz Castellon de la Plana, am Mittelmeere, 57 km nordöstlich von Castellon, liegt auf einem durch eine Landzunge mit dem Festlande verbundenen Felsen, dessen Gipfel ein starkes Kastell krönt. P., bei den Arabern Beni Schakola in der Landschaft Murmeria, wurde 1233 von den Aragoniern erobert.

Penjabi, neuind. Sprache, s. unter Indische Sprachen, Bd. IX, S. 576b.

Penn (William), Begründer und erster Gesetzgeber von Pennsylvanien, geb. 14. Okt. 1644 zu London, Sohn des Admirals Sir William P., besuchte Christ Church College in Oxford, wurde hier durch den Einfluß von Thomas Loe Quäker und mußte deshalb das College verlassen. Er ging sodann zur Bewirtschaffung der väterlichen Güter nach Irland, wo er mit Loe wieder zusammentraf, unerlaubte Quäkerversammlungen besuchte und deshalb gefangen gesetzt wurde. Durch hohe Vermittelung befreit, ging er nach London. Hier trat P. nun als Prediger auf und erwarb sich durch seinen Wandel und seine Beredsamkeit die größte Achtung unter den Quäkern. Wiewohl von Überspannung selbst nicht frei, mäßigte er die trübsinnigen Schwärmereien Fox' (s. d.), des Stifters der Sekte, und erhob in der Gemeinde die christl. Duldung zu einer Hauptlehre. Im J. 1668 wurde er jedoch wegen seiner Schrift «The sandy foundation shaken» in den Tower gesetzt. Hier schrieb er das berühmte Buch «No cross, no crown» («Kein Kreuz, keine Krone») und die Rechtfertigungsschrift «Innocency with her open face», die ihm zur Freiheit verhalf. Mit Fox und Rob. Barclay unternahm er nun zur Ausbreitung der Lehre eine Reise nach Holland und Deutschland.

Unterdeß hatte sich P. mit seinem sterbenden Vater versöhnt, der ihm ein jährliches Einkommen von 1500 und eine Schuldforderung an die Regierung von 16000 Pfd. St. hinterließ. Die Strenge, mit welcher das Parlament gegen die Quäker vorging, zog P. im Laufe von 10 Jahren mehrfache Untersuchungen, Verfolgung und Gefangenschaft zu. Von allen Seiten bedroht, faßte P. den Entschluß, einen Staat in Amerika nach den Grundsätzen christl. Duldung und Bruderliebe zu gründen. Zu diesem Zweck überließ ihm die Regierung gegen die Schuldforderung seines Vaters einen großen Landstrich am Delaware als Privateigentum, mit dem Recht, daselbst unter brit. Oberhoheit eine beliebige öffentliche Ordnung einzuführen. Auf seinen Ruf strömten nicht nur Quäker, sondern die Verfolgten aller Länder und Religionen in die Kolonie, die wegen der vielen Waldungen den Namen Sylvania führte, welchem König Karl II., zur Ehre des Vaters, Penn hinzufügte. Nachdem ihm zwei Schiffe mit Ansiedlern und Geräthschaften vorangegangen, reiste er 1682 selbst nach Amerika, wohin ihm 1683 die zahlreichen deutschen Auswanderer unter Pastorius folgten. Im Frühjahr 1683 berief P. die Kolonisten zu einer Generalversammlung, in welcher er dem jungen Staat eine Verfassung in 24 Artikeln verlieh, die 1776 bei Konstituierung der Vereinigten Staaten zu Grunde gelegt wurde. Außerdem trat er mit den Indianern in Verbindung, kaufte denselben große Landstriche ab, ohne sie daraus zu vertreiben, und gründete die Stadt Philadelphia. Bald wuchs aus den verschiedenartigsten Elementen unter seiner Leitung eine kräftige, freie Gemeinschaft zusammen.

Unter der Regierung Jakobs II. kehrte P. nach England zurück. Seine Feinde beschuldigten ihn nach Wilhelms III. Thronbesteigung eines hochverräterischen Einverständnisses mit den Stuarts, sodaß ihm die Regierung eine hohe Kaution abforderte und die Kolonie wegnahm, weil er die Summe nicht erlegen konnte. Dreimal wurde er verhaftet und vor Gericht gestellt und ebenso oft freigesprochen. Im J. 1694 wurde P. wieder in seine Eigentumsrechte eingesetzt und ging 1699 zum zweiten mal nach Amerika, wo er die Kolonie in blühendem Zustande antraf. Er wandte jetzt seine ganze Aufmerksamkeit auf die Verbesserung der Lage der Indianer und Neger und machte Philadelphia durch einen Freibrief (1701) zur Stadt. Neue Verwickelungen und die Sorge für die Quäker in Holland

und Deutschland führten ihn nach einigen Jahren nach England zurück. Hier schrieb er sein letztes Werk: «Fruits of solitude» (deutsch, Tüb. 1795). Seine Vermögensverhältnisse waren in der letzten Zeit so ungünstig geworden, daß er 1712 sein Eigentumsrecht an Pennsylvanien für 280000 Pfd. St. der Krone abtrat. Er starb 30. Juli 1718 auf seinem Landgute Ruscombe in Berkshire. Die Zeitgenossen lassen der Gediegenheit und Ehrenhaftigkeit seines Charakters Gerechtigkeit widerfahren. Sein einziger bedeutender Gegner ist der engl. Geschichtschreiber Macaulay, welcher ihn der Korruption beschuldigt, aber ihn offenbar mit einem George Penne verwechselt.

Seine gesammelten Schriften erschienen mit einer Biographie zu London 1726 und dann 1782 (4 Bde.). Vgl. die Biographien P.s von Marsillac (2 Bde., Par. 1791; deutsch von Friedrich, Straßb. 1793), Clarkson (2 Bde., Lond. 1813), Joseph Barker (Lond. 1847); S. M. Janney, «Life and select correspondence of W. P.» (Philad. 1852), Dixon (3. Aufl., Lond. 1856; deutsch von E. Bunsen, Lpz. 1854); J. Paget, «Inquiry into the evidence of the charges brought by Lord Macaulay against William P.» (Edinb. 1858).

Penn., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Pennant (Thomas).

Penna (Punta della Penna), Vorgebirge an der Westküste des Adriatischen Meeres, 5 km nördlich von Vasto in der ital. Provinz Chieti (Abruzzo citeriore).

Pennabilli, Stadt in der ital. Provinz Pesaro-e-Urbino, Bezirk Urbino, unweit rechts von der Marecchia, am Fuße des Berges Carpegna, 34 km nordwestlich von Urbino, ist Hauptort der Gebirgslandschaft Montefeltre und Bischofssitz und zählt (1881) 1933, als Gemeinde 3022 E.

Pennalismus bezeichnet das Abhängigkeitsverhältnis, in dem früher die neu angekommenen Studenten (Pennale, von penna, d. i. Feder, später Füchse) zu den ältern (Schoristen) standen. Der in Frankreich, Italien und selbst auf den kath. Universitäten Deutschlands unbekannte P. entwickelte sich im Anfang des 17. Jahrh. vorzugsweise auf den prot. Hochschulen Norddeutschlands. Die Schoristen betrachteten die Pennale förmlich wie ihre Diener, und ihre Herrschaft erstreckte sich nicht bloß über ihr Eigentum, sondern auch über ihre Person. Alles, was die Pennale hatten, mußten sie an die Schoristen geben, die sie zu den niedrigsten Diensten gebrauchten, sogar körperlich mißhandelten. Der Pennalkursus dauerte ein Jahr. Erst nach Ablauf desselben folgte die Depositio, die schon vor der Reformation Sitte war, und bei der das Pennal einer grob symbolischen Behandlung, wie dem Abschlagen von ihm aufgesetzten Hörnern, dem Auskämmen seines verwirrten Haars mit Rechen, unterworfen wurde, um damit auf die nun sich vollendende Reinigung von allen Schlacken und den Übergang zu einem verständigen Leben hinzudeuten. Die ersten Versuche, dem Unwesen ein Ziel zu setzen, waren vergeblich. Schon 1613 erschien auf der Universität zu Jena ein Edikt gegen den P., und ähnliche erließen Frankfurt, Rostock, Wittenberg u. s. w. Doch erst später vereinigte man sich zu strengern Maßregeln dagegen, so in Gießen 1656, in Leipzig 1660, in Jena 1661 und 1663. Dessenungeachtet erhielten sich noch lange die Spuren des P. Von den Studenten nahmen auch andere Stände, namentlich die Buchdrucker, das Pennalwesen an. Vgl. Schöttgen, «Historie des ehedem auf Universitäten gebräuchlichen Pennalwesens» (Dresd. 1747).

Pennant (Thomas), engl. Naturforscher, geb. zu Downing (Flintshire) 14. Juni 1726, gest. daselbst 16. Dez. 1798, verfaßte: «British zoology» (Lond. 1766—76, beste Ausgabe in 4 Bdn. 1812), «History of quadrupeds» (1791; 3. Aufl., 2 Bde., 1793), «Arctic zoology» (3 Bde., 1784—87) u. s. w.

Penne (vom Hebr.), in der Gaunersprache soviel wie Schenke, Kneipe.

Penne (Civitá di Penne), Stadt und Bezirkshauptort in der ital. Provinz Teramo (Abruzzo ulteriore I), 30 km im SO. von Teramo, ist Bischofssitz, hat (1881) 9429 E., ein Seminar, Viehzucht, Wein- und Obstbau, Gerbereien, Kunststickerei und Fabrikation von berühmten aus Seide gefertigten künstlichen Blumen. Die Kathedrale hat eine Krypta und ein ehernes Taufbecken von Paolo Jacometti aus dem J. 1630. P. ist das antike Pinna (mittellat. Pinnis und Penna), Hauptort der Vestiner, von dem noch Mauerreste, Gräber und Inschriften übrig sind.

Penninische Alpen, s. Alpen II, A. 8.)

Penninische Kette (Pennine Chain), Gebirgskette im nördl. England, beginnt am Westende der Cheviot-Hills an der schott. Grenze und zieht südlich bis zum Weaver Hill in der Grafschaft Stafford und erreicht im Croß-Fell in der Grafschaft Cumberland eine Höhe von 893 m. Das Gebirge bildet die Wasserscheide zwischen Irischer See und Nordsee, bietet große Strecken von Torfboden und Heideland dar, besteht in N. aus Granit, im S. aus Kalkstein und weist im Süden sehr große Höhlen (Peathöhle, Weathercoathöhle), tiefe Schluchten, Wasserfälle und unterirdisch verschwindende Gewässer auf.

Pennisetum *Beauv.*, Feder-Borstengras, eine Gattung der Gramineen (Gräser), charakterisiert durch die langen, wimperigen, federartigen Borsten, von denen jede einzelne Blüte umgeben wird. Für Zwecke der Bouquetbinderei häufig angebaut wird P. longistylum *Hochst.*, eine aus Abessinien stammende, sehr elegante, einjährige Grasart. Aus einem stattlichen Busche lineallanzettlicher, an der Spitze zurückgebogener, am Rande rauher Blätter erheben sich zahlreiche, flache, anfangs ausgebreitete, später aufrechte Halme mit je einer großen, wolligen, cylindrischen Blütenähre, welche wegen des leichten federigen Ansehens derselben für den oben angedeuteten Zweck gern benutzt werden. Die Borsten sind weißlich und an der Spitze rosenrot. Diese Grasart nimmt sich in größern oder kleinern Gruppen auch auf dem Gartenrasen vortrefflich aus. Sie wird frühzeitig unter Glas ausgesäet, im Mai ausgepflanzt und erfordert einen leichten, humusreichen Boden.

Pennsylvania, einer der 13 alten und nächst Neuyork der volkreichste Staat der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Er liegt zwischen 39° 43′ und 42° 15′ nördl. Br. und 74° 40′ und 80° 36′ westl. L., wird im N. vom Lake Erie und dem Staate Neuyork, im O. von Neuyork und Neujersey, im S. von Delaware, Maryland und Westvirginia und im W. von Westvirginia und Ohio begrenzt, und hat einen Flächenraum von 117102 qkm. Im J. 1790 hatte er 434373, 1840 schon 1724033, 1860 bereits 2906215 und

1880 sogar 4282891 (2136655 männliche und 2146236 weibliche) E. Von diesen waren 3695062 Eingeborene, 587829 Fremdgeborene (darunter 168426 Deutsche), 85535 Farbige, 184 Indianer und 148 Chinesen. Der Staat ist im Innern durchaus gebirgig und wird von zahlreichen Parallelketten der sich hier verzweigenden Appalachinn durchzogen, welche, wie z. B. North, Blue, Kittatinny, Mauch-Chunk, Little, Wyoming, Bald Eagle, Chestnut, Laurel ridges u. s. w., eine Höhe von 500 bis 800 m erreichen. Der übrige Teil des Staates ist teils eben, teils eine angenehme Abwechselung von Hügeln und Thälern. Die bedeutendsten Ströme sind: der Delaware, der Schuylkill, der Susquehanna und der Alleghany und Monongahela, die, bei Pittsburgh sich vereinigend, den Ohio bilden. In den Gebirgen ist das Klima beständig und der Winter kalt. Der ostwärts von den Gebirgen liegende Teil des Staates ist plötzlichem Temperaturwechsel ausgesetzt und hat einen äußerst hohen, aber nicht lange anhaltenden Grad von Hitze und Kälte. Auf der Westseite steigt und fällt das Thermometer nicht so sehr und so plötzlich, und die Luft ist überhaupt milder.

P. ist ungeheuer reich an Kohlen, Eisen, Erdöl u. s. w. Im J. 1880 wurden 28612595 t Anthracitkohlen im Werte von 42116500 Doll., 18075548 t bituminöse Kohlen (18267151 Doll.), 1820561 t Eisen, 20459 t Zink, 214736 Pfd. Kupferbarren produziert. Außerdem wird im nordwestl. P. (Beaver-, Greene- und Erie-County) viel Petroleum gewonnen. Fabriken gibt es für landwirtschaftliche Maschinen, Schuhwaren, Teppiche, Lederzubereitung; ferner Brod- und Ziegelsteinbrennereien, chem. Fabriken, Getreidemühlen, Eisen- und Stahlwerke u. s. w. Von landwirtschaftlichen Produkten hat der Tabak Bedeutung erlangt.

Für Schulen ist sehr gut gesorgt. Der Staat ist (1880) in 2227 Schuldistrikte eingeteilt. In diesen befanden sich 19542 Elementar- und 7897 Bürgerschulen; außerdem gibt es 28 Colleges, von denen die Universität in Philadelphia, die Lehigh-Universität in South-Bethelem, das Lafayette-College in Easton, das Haverford-College in Haverford und das Dickinson-College in Carlisle die bedeutendsten sind. Der Staat unterhält außerdem eine Reformschule in Morganza, eine Besserungsanstalt in Philadelphia und ein Industrial Reformatory in Huntingdon. Die Irrenanstalten befinden sich in Harrisburg, Danville, Warren, Dixmont und Norristown, die Gefängnisse in Alleghany und Philadelphia. Die Katholiken haben 464, die methodistischen Episkopalen 1545, die Presbyterianer 806, die Lutheraner 1018 Kirchen. Von 975 Zeitungen erscheinen 98 täglich und 674 wöchentlich; 87 erscheinen in deutscher Sprache.

Infolge seines großen Mineralreichtums hat P. die besten Kanal- und Eisenbahnnetze in den Vereinigten Staaten. Für Kanäle allein hat es im ganzen 50 Mill. Doll. ausgegeben. Das Eisenbahnnetz hat eine Länge von 8880 km. Die Pennsylvania-Eisenbahn und die Philadelphia- and Reading-Eisenbahn sind die bedeutendsten.

Der Staat ist in 67 Counties eingeteilt. Die Legislatur besteht aus 50 Senatoren und 201 Repräsentanten. Im Kongreß ist P. durch zwei Senatoren und 28 Abgeordnete vertreten. Der Gouverneur wird auf vier Jahre, die Mitglieder der Legislatur und die Kongreßabgeordneten auf zwei Jahre gewählt. Die ersten Ansiedler in P. waren Schweden, die 1638 einwanderten. Im J. 1655 siedelten sich Holländer von Neu-Amsterdam aus an. Der eigentliche Begründer der Kolonie wurde Penn (s. d.), dem sie auch den Namen verdankt. Der Staat nahm am 13. Dez. 1787 die Konstitution der Union an. Der Sitz der Regierung wurde 1799 von Philadelphia nach Lancaster und 1812 nach Harrisburg verlegt. Die größten Städte sind: Philadelphia, Pittsburgh, Allegheny, Scranton, Reading, Harrisburg, Erie, Lancaster, Wilkesbarre. Während des ganzen 18. Jahrh. war P. der Mittelpunkt der deutschen Einwanderung. Die Zahl der am Anfange dieses Jahrhunderts in P. befindlichen Deutschen und solcher, die von Eingewanderten abstammen, wird auf 120000 angeschlagen. Im J. 1818 gab es schon 25 deutsche Wochenblätter, welche alle mehr oder weniger in der Dialektsprache (s. Pennsylvanisch-Deutsch) geschrieben waren. Vgl. Egle, «An illustrated history of the commonwealth of P.» (Harrisburg 1876); Cornell, «The history of P.» (Philad. 1879).

Pennsylvanisch-Deutsch, eine ober- oder hochdeutsche Mundart, welche sich seit 200 Jahren trotz aller Einwirkungen und Störungen durch Englisch und Hochdeutsch in verschiedenen Counties des Staates Pennsylvania in Nordamerika erhalten hat. Die ersten deutschen Einwanderer in Pennsylvania waren vorwiegend Pfälzer. Diese prägten der Sprache aller dortigen Deutschen den Charakter ihres Dialekts auf. Später wurde eine Anzahl engl. Wörter in diesen Dialekt gemischt und zwar für Dinge, Würden und Begriffe, die ursprünglich englisch-amerikanisch waren, für Dinge, wofür man in Deutschland franz. oder lat. Wörter gebrauchte, für alltäglich im Gespräche vorkommende Dinge, für Dinge, womit der Einwanderer erst in Amerika bekannt wurde, für Dinge, die erst neuerer Erfindung sind, und bei gewöhnlichen Redensarten. Dieser Volksdialekt wird auch heute noch und zwar auch von englischen Deutsch-Pennsylvaniern gesprochen; er ist, namentlich in den sog. deutschen Counties, durchschnittlich die Sprache des Marktverkehrs; aber auch in Läden und selbst zuweilen vor Gericht wird er noch benutzt. Vgl. Haldeman, «Pennsylvania Dutch, a dialect of South Germaa, with an infusioa of English» (Philad. 1872).

Pennsylvanisches System, s. unter Gefängniswesen, Bd. VII, S. 636.

Penny, d. h. Pfennig, in der Mehrheit **Pence**, eine ehemals silberne, dann kupferne, seit 1861 bronzene brit. Scheidemünze. Es gehen von derselben 12 auf 1 Shilling und 240 auf 1 Pfd. St.; 1 P. entspricht daher 8,5 deutschen Pfennigen.

Pennybanken wurden seit 1850 in England errichtet, um auch den ärmsten Volksklassen Gelegenheit zu verschaffen, ihre kleinen Ersparnisse anzulegen und so eine Lücke auszufüllen, welche in dem so nützlichen Sparbankensystem geblieben war.

Penny-a-liner (engl., spr. Peniäleinr), zunächst die geringschätzende Bezeichnung für einen Zeitungsreporter, der «einen Penny für die Zeile» erhält, dann überhaupt für Personen, denen es beim Schriftstellern wesentlich nur den Geldverdienst zu thun ist.

Pennyweight (Pfenniggewicht, abgekürzt dwt.) heißt zunächst ein kleines brit. Gewicht für Edelmetalle, Münzen, Juwelen, pharmaceutische und wissenschaftliche Zwecke. Dasselbe hat 24 Troygrän,

ist $^1/_{20}$ Troyunze oder $^1/_{240}$ Troypfund und = 0,0648 g. Ferner ist das P. ein Probiergewicht für die Feinheitsbestimmungen der Silberlegierungen, und als solches gleichfalls $^1/_{20}$ der Unze oder $^1/_{240}$ des Pfundes (des Ganzen), nach der deutschen Bezeichnungsweise = 4⅙ Tausendteile Feinheit.

Penobscot, Fluß im nordamerik. Staat Maine, entspringt nahe der Grenze von Canada, fließt östlich in den Chesuncook-Lake, dann südöstlich in die Penobscotbai. Er ist 480 km lang. Bangor (s. d.) ist die größte Stadt an demselben. Er ist bis Bangor für große Schiffe und oberhalb nur für kleinere Dampfboote schiffbar.

Peñon Vélez de la Gomera, den Spaniern gehörige kleine Insel mit Fort (von 1508), dicht an der Nordküste von Marokko, 125 km im SO. von Ceuta, hat 900 E.

Penrhyn, Ort bei Bangor (s. d.) in Wales.

Penrith, Stadt in der engl. Grafschaft Cumberland, 28 km im SSO. von Carlisle, unweit links vom Eamont-River, Station der Linie Stafford-Preston-Carlisle des London and North Western Railway, der hier westlich nach Workington und Whitehaven abzweigt, hat (1881) 9268 E., eine Schloßruine, Wollindustrie und Musselinweberei. Auf dem Kirchhof befindet sich «The Giant's Grave», zwei uralte mit unentzifferten Schriftzügen bedeckte Steine druidischen Ursprungs. Die Umgegend von P. weist Landsitze des Adels auf (Lowther-Castle, das prachtvolle Schloß des Earl of Lonsdale, Brougham Hall, ehemals dem berühmten Staatsmann Lord Brougham gehörig), Denkmäler altbrit. Vorzeit (King Arthur's Round Table, der Sage nach König Arthurs Turnierplatz; Long Meg and her daughters, ein durch 67 Steinblöcke gebildeter Kreis von 315 m Umfang, u. a.) und die schönen Seen Ulleswater (15 km lang, 1—2 km breit) und Haweswater (5 km lang) in den Cumbrian-Mountains.

Penryn, Stadt in der engl. Grafschaft Cornwall, am Falmouth-Harbour, Station der Linie Truro-Falmouth der Great-Westernbahn, zählt (1881) 3463 E. und führt trefflichen Granit aus.

Pensa, ein Gouvernement im östl. Rußland, einst zum Zarthum Kasan gehörig, im N. von Nishnij-Nowgorod, im O. von Simbirsk, im S. von Saratow, im W. von Tambow begrenzt, zählte 1882 auf 38 839,8 qkm 1 356 571 E. Es ist eine von dem rechten Wolgazuflusse Sura und der in die Oka gehenden Moksha durchflossene, von zahlreichen Bächen bewässerte, von leichten Hügeln durchzogene Ebene, die ganz im Gebiete der fruchtbaren Schwarzerde liegt und überall das Gepräge großer Ergiebigkeit des Bodens trägt. Die Hälfte des Areals ist Kulturland, 39 Proz. Wald, namentlich ausgezeichnete Eichenwaldung. Die Bevölkerung besteht aus Russen, Mordwinen (113 320), Tataren (51 700) und Meschtschwen (etwa 39 000). Der Ackerbau ist die vorherrschende Beschäftigung. Das Gouvernement zerfällt in zehn Kreise.

Die Hauptstadt Pensa, auf einer Anhöhe an der Mündung der Pensa in die Sura, Station der Eisenbahn Morschansk-Syszran, 1666 gegründet, besteht aus der altruss. Stadt mit Blockhäusern an breiten, geraden Straßen und der Neustadt mit geputzten Kirchen auf großen Plätzen, mit modernen Palästen und Häusern. Eine Zierde beider Teile sind die vielen Gärten. P. zählt (1883) 42 153 E., ist der Sitz eines Civilgouverneurs, eines Bischofs, einer Medizinalverwaltung, eines Domänenhofs, eines Manufakturenkomitees und hat 13 Kirchen (darunter eine Kathedrale), zwei Klöster, ein Priesterseminar, ein Gymnasium mit einer adeligen Pension, zwei Kreis- und zwei Pfarrschulen, ein Theater, viele Fabriken in Tuch, Leder, Seife und Lichten und zwei Jahrmärkte, der erste in der siebenten Woche nach Ostern, der zweite vom 1. bis 15. Dez. Vorzüglich ist hier die Ananaskultur und die Kultur von Zwergkirschbäumen.

Pensacola, Stadt und Einfuhrhafen in Escambia-County im nordamerik. Staate Florida, liegt an der Nordwestseite der Pensacolabai, ungefähr 16 km vom Golf von Mexiko und hat (1880) 6845 E., worunter 3291 Farbige. Seit dem Bürgerkrieg hat P. bedeutenden Handel, besonders in Holz. Sein Hafen ist ausgezeichnet und hat eine Tiefe von 6 m. Das Zollhaus, 5 Kirchen, verschiedene Schulen und Akademien gehören zu den schönsten Gebäuden. Wahrscheinlich wurde P. 1696 von Franzosen gegründet. Abwechselnd unter franz., span., amerik. und engl. Herrschaft, kam die Stadt endgültig durch den Vertrag von 1819, welcher 1821 ausgeführt wurde, mit Florida an die Vereinigten Staaten.

Pensacolabai, Meerbusen an der Küste von Florida, ist 43 km lang und 19 km breit. Der Eingang ist durch Fort Pickens (auf der äußersten Spitze der langen, schmalen Insel Sta.-Rosa gelegen) auf der Ostseite und durch Fort McRae auf der Westseite geschützt. Ungefähr 2 km nördlich und fast in Front des Eingangs ist Fort San Carlos de Barrancas. In der Nähe dieses Fort befinden sich der Leuchtturm, große Kasernen und das Marinehospital. Ungefähr 1,5 km oberhalb desselben ist das Marinearsenal.

Pensée (frz.), Dreifaltigkeitsblume oder Stiefmütterchen (Viola hortensis), allgemein bekannte zweijährige Gartenzierpflanze, entstanden durch geschlechtliche Vermischung mehrerer Arten. Nur wenige Gewächse sind durch gegenseitige Befruchtung und Kultur in dem Grade beeinflußt worden, wie diese Stammarten, von denen wahrscheinlich die sibir. Viola altaica und das auf Äckern gemeine Stiefmütterchen (V. tricolor *L.*) am meisten maßgebend gewesen sind. Aus Gelb und Blau sind unzählige Farbenmischungen und die mannigfaltigsten Zeichnungen entstanden. Die vollkommensten Blumen, die sog. englischen, sind sehr groß, ihre fünf flach ausgebreiteten, rund geschnittenen Blumenblätter bilden fast eine ebene Kreisfläche, auf deren Mitte eine große hellfarbige Makle liegt, und die Farben sind lebhaft und haben einen samtartigen Glanz. Außerdem hat man Varietäten, bei denen nicht alle jene Eigenschaften vorhanden sind, solche mit reingelben, reinweißen, hellblauen, schwarzblauen und schwarzen Blumen, die in Betreff der Färbung sich konstant erhalten und deshalb mit Vorteil für Teppichbeete verwendet werden. Weiterhin hat man Varietäten mit nelkenartig gestreiften, weiß gerandeten, goldgelb gerandeten, fünfflecktigen Blumen u. s. w., welche aber so wenig wie die englischen aus Samen erzogen, ganz farbenbeständig sind. Wollte man sie für Teppichbeete verwenden, so würde man sie aus Stecklingen erziehen müssen, sonst aber pflegt man die P. durch Aussaat im Spätsommer oder im September zu erziehen und ins freie Land zu pflanzen. Am schönsten ist der Flor, wenn er sich erst im nächsten Frühjahr entwickelt.

Pensée, violett-braune Farbe, abgeleitet von der franz. Bezeichnung der Gartenstiefmütterchen. (S. Pensée, Blume.)

Penshurst, Schloß bei Tunbridge in der engl. Grafschaft Kent, seit Eduard VI. der Familie Sidney gehörig, stammt zum Teil aus dem 14. Jahrh. und hat eine Gemäldesammlung.

Pension (frz., vom lat. pensio, Abwägung, Zahlung) nennt man das Jahrgehalt, das nach dem Eintritt der Dienstunfähigkeit durch Alter oder durch unverschuldete Zufälle Dienstherren und Gesellschaften ihren Angestellten, Krone und Staat ihren Beamten und Militärs und deren Witwen und Kindern zahlen. In der Regel werden P. nur bei Anstellung auf Lebensdauer, in gewissen Fällen aber auch bei Anstellung auf gewisse Jahre zugesichert. Die meisten Staaten Europas gewähren auf Grund von Gesetzen und Pensionsreglements ihren Beamten und Militärs und deren Witwen P.; eine Ausnahme davon macht die Schweiz. Gnadengehalte, welche sich auf freiwillige Gewährung stützen und nicht gefordert werden können, gehören nicht zu den P. Manche Staaten verlangen von ihren Beamten jährliche Beiträge zu einem Pensionsfonds, die in Gestalt von Gehaltsabzügen erhoben werden. Fast allgemein werden solche Beiträge zur Versorgung der Hinterbliebenen eingezogen, die in der Regel durch besondere Witwenkassen (zu denen der Staat Zuschüsse gibt) vermittelt wird. Nach dem Gesetz vom 31. März 1873 erhält ein Beamter des Deutschen Reichs lebenslängliche P., wenn er nach wenigstens 10 Dienstjahren durch körperliche Gebrechen oder durch Schwäche seiner Körper- oder Geisteskräfte dauernd unfähig zur Erfüllung seiner Amtspflichten wird (§. 34). Ist die Dienstunfähigkeit die Folge einer Krankheit, Verwundung oder sonstigen Beschädigung, welche der Beamte bei Ausübung des Dienstes oder aus Veranlassung desselben ohne eigene Verschuldung sich zugezogen, so tritt die Berechtigung auf P. auch bei kürzerer Dienstzeit ein (§. 36). Der Betrag der P. beträgt nach vollendetem 10. Dienstjahr $^{20}/_{60}$ des zuletzt bezogenen Diensteinkommens und steigt mit jedem weiter zurückgelegten Dienstjahr um $^{1}/_{60}$, bis zur Höhe von $^{40}/_{60}$ desselben (§. 41). Die Witwen der Reichsbeamten erhalten nach dem Gesetz vom 20. April 1881 ein Drittel der Pension des Mannes (jedoch nicht mehr als 1600 und nicht weniger als 160 Mark). Außerdem wird auch ein Waisengeld bewilligt. Die Beamten haben jedoch dafür Beiträge von 3 Proz. ihres Gehalts, Wartegelds oder Ruhegehalts zu entrichten. In Preußen ist durch das Gesetz vom 31. März 1882 der jährliche Zuwachs der P. vom 11. Dienstjahre an von $^{1}/_{60}$ auf $^{1}/_{50}$ (bis zum Maximum $^{45}/_{60}$) erhöht, zugleich aber bestimmt worden, daß Beamte, die das 65. Lebensjahr vollendet haben, auch ohne eingetretene Dienstunfähigkeit pensioniert werden können. — P. nennt man auch das Kostgeld, das in Erziehungsanstalten (die daher auch Pensionsanstalten genannt werden), Gasthäusern u. s. w. für Wohnung und Verpflegung bezahlt wird.

Pensionär hieß in den großen und stimmberechtigten Städten des alten Holland der Syndikus, welcher eine analoge Machtvollkommenheit für jede dieser Städte besaß, wie der Groß- oder Ratspensionär für die Gesamtheit der Staaten. Der Ratspensionär hatte keine entscheidende Stimme in der Staatenversammlung, sondern nur den Vortrag dessen, was zur Beratschlagung gezogen werden sollte. Er sammelte die Stimmen, faßte die Beschlüsse ab, eröffnete die an die Staaten eingegangenen Schreiben, verhandelte mit den fremden Gesandten und Ministern, trug Sorge für die Einkünfte und für die Erhaltung der Rechte und Gerechtigkeiten, sowie für alles, was die Wohlfahrt der Provinz anging. Er wohnte dem Kollegium der deputierten Räte bei, welche die Souveränetät in Abwesenheit der Staaten vorstellten, und war immerwährender Deputierter bei den Generalstaaten der Vereinigten Niederlande. Sein Einfluß war in Holland und dadurch in den gesamten Niederlanden höchst wichtig; sein Amt währte fünf Jahre, nach deren Verlaufe jedoch meist die Wahl auf neue fünf Jahre bestätigt wurde. Die Revolution machte dem Amt 1795 ein Ende. Napoleon I. erneuerte den Titel für kurze Zeit, indem er 1805 Schimmelpenninck als Ratspensionär an die Spitze der Batavischen Republik stellte.

Penstemon, s. Peatstemoa.

Pensum (lat., «das Zugewogene»), das (in bestimmter Zeit) zu Leistende, die Aufgabe, namentlich diejenige, welche der Lehrer den Schülern zuerteilt.

Pent... (grch.), Fünf..., oft in Zusammensetzungen vorkommend.

Pentade (grch.), eine Gesamtheit (Einheit) von fünf; daher ein Zeitraum von fünf Jahren, Jahrfünft; dann auch (besonders in der Meteorologie) ein Zeitraum von fünf Tagen.

Pentadekagon (grch.), Fünfzehneck.

Pentadik (grch.), Zahlensystem, dessen Grundzahl fünf ist, in welchem also die Zahl 6 des heladischen Zahlensystems durch einen aus 5+1 zusammengesetzten Ausdruck bezeichnet werden muß.

Pentaëder, von fünf Ebenen begrenzter Körper.

Pentaglotte (Pentaglo, grch.), Buch, namentlich Bibel in fünf Sprachen (nebeneinander).

Pentagon, s. Fünfeck.

Pentagonalzahlen, s. unter Polygon.

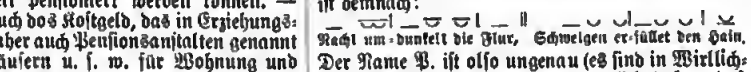
Pentagramm, s. Drudenfuß und u. Fünf.

Pentagynus, pentagynisch, d. i. fünfweibig, nennt man eine Blüte mit fünf Griffeln oder Narben. Pentagynia nannte Linné die fünfte Ordnung in den Klassen 1 bis 13 seines Systems.

Pentaktyha, s. Drudenfuß.

Pentamëren (Peatamëra), Fünfzeher, Gruppe der Coleopteren (s. d.).

Pentamëter (grch.), d. h. ein aus fünf Füßen zusammengesetzter Vers, gehört zur daktylischen Gattung und besteht aus zwei Hälften oder Hemistichien, die durch eine unveränderliche Incision geschieden werden. Jede Hälfte bietet eine sog. Penthemimeres (— ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ |—), nur mit dem Unterschiede, daß in der ersten stets der Daktylen auch Spondeen eintreten können und im letzten Fuße der zweiten Hälfte eine Kürze zulässig ist. Das Schema ist demnach:



Nacht um-dunkelt die Flur, Schweigen er-füllet den Hain.

Der Name P. ist also ungenau (es sind in Wirklichkeit sechs Füße); er rührt vermutlich daher, daß man den 3. und den 6. Fuß zusammen als einen Spondeus zählte. Da der P., allein gebraucht, wegen seiner Eintönigkeit und geringern Abwechselung bald ermüden würde, so hat man ihn mit dem Hexameter (s. d.), dessen majestätischem Gange er eine gewisse Milde gibt, in Verbindung gesetzt und je zwei solcher Verse ein Distichon (s. d.), das

ganze Versmaß aber auch wegen seiner häufigsten Verwendung in der elegischen Dichtungsart das elegische genannt.

Pentandrus (grch.), pentandrisch, d. i. fünfmännig, nennt man eine zwitterige Blüte, welche fünf freie, nicht miteinander verwachsene Staubgefäße enthält. Pentandria nannte Linné die fünfte Klasse seines Systems.

Pentapla, s. Pentaglotte.

Pentapolis (Fünfstadt), der spätere Name von Cyrenaika (s. d.).

Pentarchie (grch., d. i. Fünfherrschaft) diente früher zur Bezeichnung für die fünf Großmächte England, Frankreich, Österreich, Preußen, Rußland rücksichtlich ihres thatsächlichen Übergewichts über alle andern europ. Staaten. Das Wort kam zuerst auf durch eine Schrift, welche 1839 von dem russ. Hofrat Goldmann (geb. 1798 in Sachsen, gest. Anfang 1863 in Berlin) anonym im russ. Interesse herausgegeben («Die europäische P.», Lpz. 1839) und worin der Plan einer Verteilung sämtlicher kleinern Staaten Europas unter die Oberherrschaft jener fünf großen entwickelt wurde.

Pentas, s. Pentade.

Pentastemum, s. Pentstemon.

Pentateuch (grch.) bezeichnet ursprünglich einen aus fünf Büchern bestehenden Band, dann vorzugsweise die im Kanon des Alten Testaments befindlichen, dem Moses (s. d.) beigelegten fünf Bücher, welche die Namen Genesis, Exodus, Leviticus, Numeri und Deuteronomium führen und bei den spätern Juden unter dem Namen des «Gesetzes» (Thorah) zusammengefaßt wurden. Seine gegenwärtige Gestalt hat der P. übrigens sehr allmählich erhalten. Nach der bisher herrschend gewesenen, noch immer von namhaften Forschern (Tillmann, Schrader, Nöldeke) vertretenen Ansicht sind für das ursprünglich auch das Buch Josua mitumfassende Geschichtswerk (daher auch Hexateuch genannt) drei Hauptquellen zu unterscheiden, der erste Elohist, der zweite Elohist und der Jehovist, letztere beiden schon zusammengearbeitet, als sie mit der Schrift des ersten Elohisten zu einem Ganzen verbunden wurden. Sämtliche drei Schriften stammen aus dem 9. bis 10. Jahrh.; als älteste wurde meist der erste Elohist angesehen. Zur Zeit des Königs Josia wurde darauf das sog. Deuteronomium (das 5. Buch Mose) oder doch dessen Grundstock geschrieben und nach dem Exil mit den übrigen Büchern zu einem Ganzen verarbeitet. Dagegen vertraten Graf, Reuß und Kayser zuerst die neuerdings besonders durch Wellhausen geschickt verteidigte Ansicht, daß der sog. erste Elohist (der Priestercodex, wie Wellhausen ihn nennt) der jüngste aller dieser Schriftsteller sei, wenn er auch ältere Geschichts- und Gesetzesquellen verarbeitet habe. Derselbe habe erst nach Ezechiel und in Abhängigkeit von diesem geschrieben. Die Vollendung des ganzen P. wird von Wellhausen auf Esra (s. d.) 444 v. Chr. zurückgeführt; nach Graf u. a. rührte von letzterm nur der Priestercodex her. Doch ist auch noch in späterer Zeit einzelnes überarbeitet und neu hinzugefügt worden. Vgl. Schrader in De Wettes «Einleitung ins Alte Testament» (8. Aufl., Berl. 1869); Nöldeke, «Untersuchungen zur Kritik des Alten Testaments» (Kiel 1869); Graf, «Die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments» (Lpz. 1866); Kayser, «Das vorexilische Buch der Urgeschichte Israels und seine Erweiterungen» (Straßb. 1874); Reuß, «La Bible. Ancient Testament» (Tl. 3, 2 Bde., Par. 1879); Wellhausen in Bleeks «Einleitung ins Alte Testament» (4. Aufl., Berl. 1878), «Geschichte Israels» (Bd. 1, Berl. 1878).

Pentathlon (grch.), ein bei den alten Griechen aus den fünf Kampfarten des Weitsprungs, Speerwurfs, Wettlaufs, Diskuswerfens und Ringens zusammengesetzter Wettkampf, bei welchem in den einzelnen Gängen die Schlechtesten ausschieden, bis schließlich ein Paar im Ringkampfe den Sieger ergab. Vgl. Pinder, «Über den Fünfkampf der Hellenen» (Berl. 1867).

Pentedaktylon, s. Taygetos.

Pentekosiomedimnen hießen in Athen seit Einführung der Solonischen Verfassung die Mitglieder der ersten Steuer- oder Censusklasse, die einen Grundbesitz inne hatten, welcher jährlich den Grundherrn die Summe von mehr als 500 Medimnen (Scheffel) Getreide oder ebenso viele Metreten an Wein und Öl einbrachte. Sie hatten als Trierarchen die Unterhaltung der Flotte und die Kosten der Ausstattung der Chöre bei den Götterfesten zu übernehmen; aus ihnen wurden bis zu den Reformen des 5. Jahrh. v. Chr. die Archonten gewählt.

Pentekoste (grch.), Pfingsten.

Pentelikon nannte man gewöhnlich das nördlich Briletto genannte Gebirge (1110 m) im Nordosten Attikas (s. d.), das noch jetzt wie im Altertum den trefflichen Pentelischen Marmor liefert, nach einer am südl. Fuße gelegenen Ortschaft Pentele, zu deren Gemarkung die an der Südseite des Gebirges befindlichen Marmorbrüche gehörten. Der pentelische Marmor, feinkörniger als der parische und mit gelblichem Stiche, der durch die Einflüsse der Witterung an den Außenflächen im Laufe der Jahrhunderte sich zu einer goldgelblichen Färbung erhöht, wurde nicht nur in Attika selbst zu Bau- und Bildwerken benutzt, sondern bildete auch einen bedeutenden Ausfuhrartikel. Jetzt wird derselbe meist zu architektonischen Zwecken verwandt.

Pentenisia, Gruppe kleiner Inseln im Golf von Ägina, im WNW. von der Insel Ägina, zur griech. Eparchie Korinthia gehörig; im Altertum Caeciae insulae.

Penthemimĕres (grch.) nennt man in der Metrik die Cäsur nach der ersten Hälfte des dritten Fußes, namentlich beim Hexameter, z. B.:

Nicht der gelungene | Vers, || das Gedicht nur | macht den | Dichter.

Weiter versteht man unter P. auch den bis zu dieser Cäsur reichenden Teil des Verses, sodaß z. B. der Pentameter als die zweimal gesetzte P. des Hexameters definiert werden kann.

Penthesilea (grch. Penthesileia), die Tochter des Ares und der Otrera, Königin der Amazonen (s. d.), kam im Trojanischen Kriege den Trojanern zu Hilfe, wurde aber endlich von Achilleus erlegt. Homer erwähnt sie nicht.

Pentheus, in der griech. Heroensage der Sohn des Echion und der Agane, der Tochter des Kadmos und als König von Theben des letztern Nachfolger, wurde, weil er sich der Einführung des Dionysosdienstes widersetzte, auf Anstiften des Gottes auf dem Kithäron von seiner eigenen Mutter, die ihn in ihrer bacchantischen Wut für ein wildes Tier hielt, und andern Mänaden zerrissen. Diese Sage ist von den Tragikern wiederholt, namentlich auch von Sophokles und in einer erhaltenen Tragödie von Euripides bearbeitet worden.

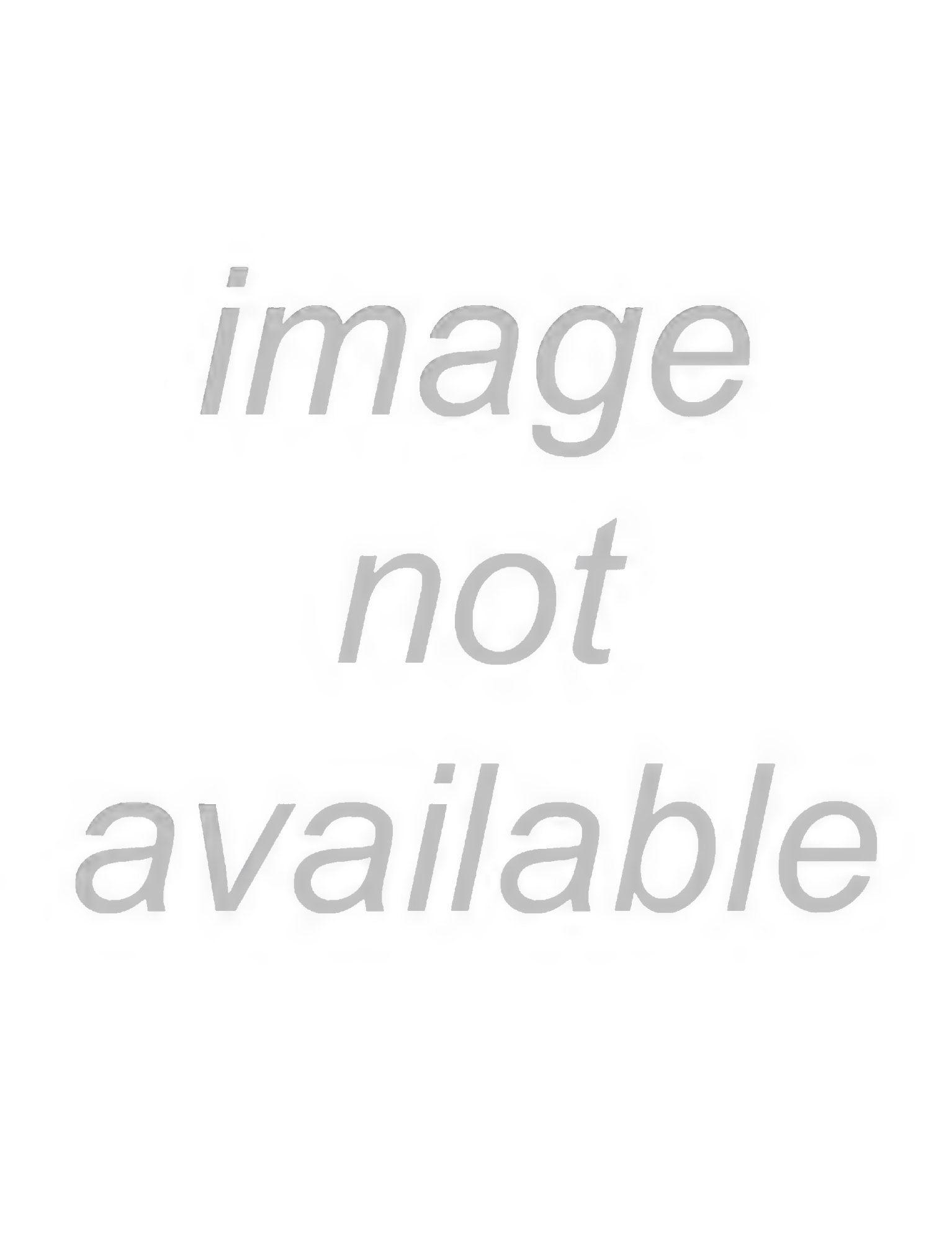


image
not
available

Wienflusses, ist durch eine Brücke mit Hietzing verbunden und so in nächster Nachbarschaft des vielbesuchten Schloßparks von Schönbrunn. Der Ort ist sehr alt, wird im 12. Jahrh. als die Gründung eines Penzo genannt, 1232 als der Schauplatz eines glänzenden Ritterspiels unter dem letzten Babenbergschen Fürsten bezeichnet. Die Kirche enthält eine Reihe künstlerisch wertvoller Grabmäler, darunter eins von Canova.

Penzlin, Stadt in Mecklenburg-Schwerin, zum Teil mit Wall und Mauer umgeben, Station der Mecklenburgischen Südbahn (Parchim-Neubrandenburg), zählt (1880) 2845 fast ausschließlich luth. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat ein Krankenhaus. Dabei liegt Burg-Penzlin mit 60 E., dem Freiherrn von Maltzan gehörig. In dem Rest der Alten Burg ist ein Hexenteller, in dem die Gefangenen in halber Wandhöhe in verschließbaren Nischen an allen Gliedern festgeschlossen wurden. P. bestand bereits 1170 als wendischer Ort, wurde um 1220 Stadt und kam 1436 an Mecklenburg.

Peoria, Stadt und Hauptstadt von Peoria-County im nordamerik. Staat Illinois, am rechten Ufer des Illinois-River, am Ausflusse desselben aus dem Peoria-Lake, hat 29259 E., darunter viele Deutsche. Die Bewohner treiben bedeutenden Handel mit Mehl, Stärke, Holz, landwirtschaftlichen Geräten, Wagen u. s. w. Durch Dampfer steht P. mit St.-Louis und durch neun Eisenbahnen mit den größten Städten des Westens in Verbindung. Sie hat Eisengießereien, Maschinenwerkstätte, Dampfkessel-, Pflug- und andere Fabriken, Malzhäuser, Brennereien und Brauereien, drei Nationalbanken, ein County-Lehrerseminar, öffentliche und Privatschulen und 28 Kirchen. Vgl. A. Zoß, «Achtzehn Jahre in P.» (Peoria 1869); Ballana, «History of P.» (Peoria 1870).

Peotta (Peota), große (venetianische) Gondel; leichte Schaluppe.

Pepe (Gabriele), ital. Patriot, geb. 1781 zu Bojano, studierte die Rechte in Neapel, focht in dem Aufstande vom J. 1799 auf Seite der Franzosen und mußte deshalb bei der Restauration nach Frankreich flüchten, wo er in der ital. Legion diente. Infolge des Friedens von Florenz kehrte er 1801 nach Neapel zurück, nahm 1806 neapolit. Dienste, machte 1808 den Feldzug in Spanien mit, kämpfte 1814 und 1815 unter Murat, befehligte 1820 ein Regiment zu Syrakus, wurde nach dem Ausbruch der neapolit. Revolution Mitglied des Parlaments und saß, nach der Restauration an Österreich ausgeliefert, zwei Jahre in Olmütz gefangen. Nach seiner Befreiung lebte er eine Zeit lang in Florenz, ging sodann 1847 wieder nach Neapel, wurde Brigadegeneral, 1848 Oberbefehlshaber der Nationalgarde und starb im Aug. 1849.

Pepe (Florestano), Vetter des vorigen, geb. 1780 zu Squillace, war Lieutenant unter der Partheno-peischen Republik, flüchtete 1799 nach Frankreich, wo er in die ital. Legion trat, kehrte 1801 nach Neapel zurück, diente 1806 unter Joseph Bonaparte, ging mit demselben nach Spanien, ward 1811 Brigadegeneral, machte 1812 den russ. Feldzug mit und geriet in russ. Gefangenschaft. Beim Friedensschluß kehrte er nach Neapel zurück, focht 1815 in der Schlacht bei Tolentino gegen die Österreicher, wurde Generallieutenant und Gouverneur von Neapel, wo er bis zum Einrücken der Österreicher die Ruhe erhielt. Nach Ferdinands I. Rücklehr behielt er seine Stelle in der Armee, ward 1820 nach Sicilien geschickt, wa er, nachdem er Palermo unterworfen, die Insel beruhigte. Bei Annäherung der Österreicher trat er an die Spitze des Generalstabes, verlor daher nach der Restauration seinen Rang, lebte fortan als Privatmann und starb zu Neapel am 3. April 1851. Vgl. Carrana, «Vita del generale Florestano P.» (Genua 1851).

Pepe (Guglielmo), Bruder des vorigen, geb. 15. Febr. 1783 zu Squillace, trat 1799 ebenfalls in das republikanische Heer, wurde nach der Einnahme von Neapel sechs Monate eingekerkert, dann verbannt, diente in der ital. Legion, kehrte 1801 nach Neapel zurück und versuchte in Calabrien einen Aufstand; infolge dessen wurde er zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurteilt, entkam jedoch nach einigen Jahren. Im J. 1806 diente er als Major unter Joseph Bonaparte, wurde bei Maida gefangen und zum Tode verurteilt. Bestechung verhalf ihm zur Freiheit und er diente nun unter den Franzosen auf den Jonischen Inseln. Im J. 1809 wurde er Ordonnanzoffizier unter Murat; 1810 befehligte er unter Suchet in Spanien ein neapolit. Regiment; 1815 wurde er Generallieutenant und diente als solcher unter Ferdinand I. Im J. 1820 entschied er den Sieg der Revolution, hielt am 9. Juli seinen Einzug in Neapel und wurde zum Oberbefehlshaber und Generalkapitän des Reichs ernannt, legte aber am 1. Okt. den Oberbefehl nieder, nachdem der König die Konstitution angenommen hatte. Im Febr. 1821 erhielt er, beim Heranahen der Österreicher, den Oberbefehl über das Heer in den Abruzzen, wurde am 7. März bei Rieti völlig geschlagen und entfloh nach Spanien. Später lebte er in London und Paris als Privatmann. Anfang 1848 kehrte er nach Neapel zurück und erhielt vom König Ferdinand II. im März den Oberbefehl über das Armeekorps, welches an der Seite des sardin. Heeres in der Lombardei gegen die Österreicher kämpfen sollte. Nachdem der König die Armee infolge des Ausbruchs der Revolution in Sicilien zurückberufen hatte, ging P. nach Venedig und übernahm daselbst den Oberbefehl, den er bis zum Falle Venedigs führte. Nach der Kapitulation vom 22. Aug. 1849 ging er über Korfu nach Paris, dann nach Nizza und nach Turin, wa er am 9. Aug. 1855 starb. Er schrieb: «Relation des événements politiques et militaires qui ont eu lieu à Naples en 1820 et 1821» (Lond. 1823), «Mémoires histor., polit. et milit. sur la révolution de Naples» (Lond. 1823), «Memorie» (2 Bde., Par. 1847), «Continuazione delle memoire» (4 Bde., Turin 1850), «Histoire de la révolution et des guerres d'Italie en 1847, 1848 et 1849» (4 Bde., Par. 1850).

Peperino (Pfefferstein) nennt man jetzt den von den alten Römern als Lapis Albanus bezeichneten und vielfach als Baumaterial verwandten vulkanischen Tuffstein von aschgrauer oder grünlichgrauer Farbe, aus welchem ein großer Teil der Berge und Hügel von Latium besteht; er ist sehr reich an Krystallen von Glimmer, Leucit, Augit, sowie an eingeschlossenen Brocken fremder Gesteine.

Peperoni, ital. Bezeichnung für in Essig eingemachte Schoten des Spanischen Pfeffers.

Pephredo, eine der Gräen (s. d.).

Pépinières (frz., d. i. Pflanzschulen) nennt man ärztliche Bildungsanstalten, in welchen junge Leute ohne vollständige Universitätsbildung insbesondere für Militär- oder Landpraxis unterrichtet wurden.

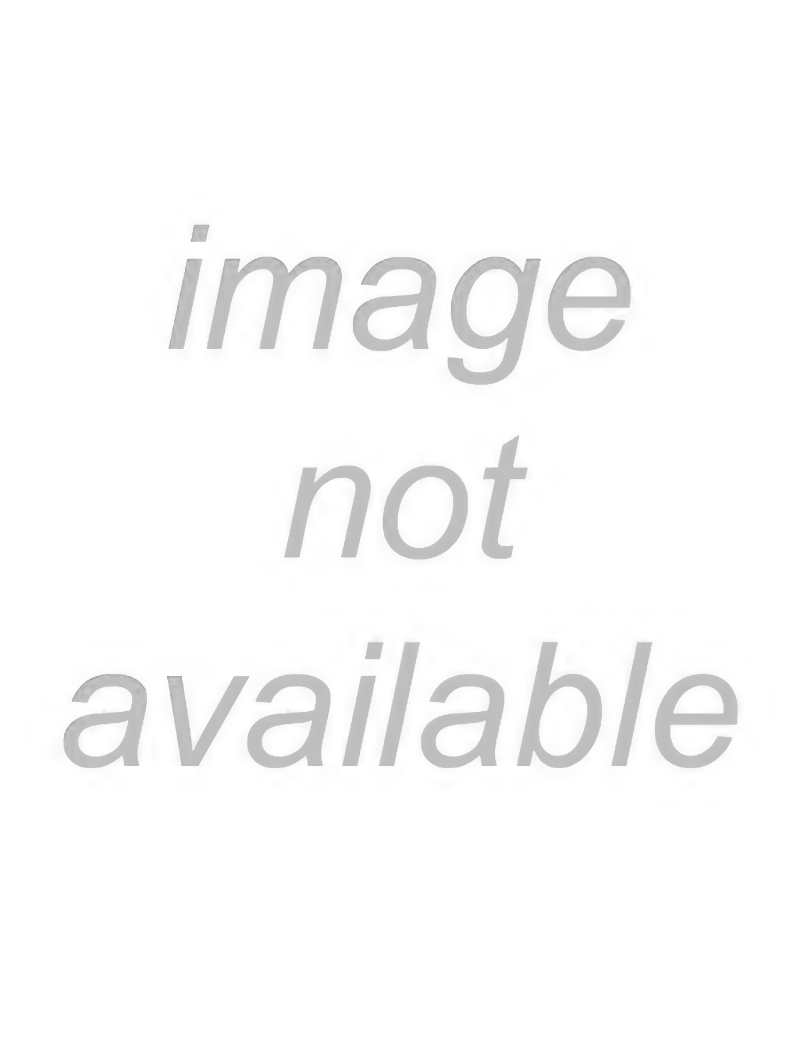


image
not
available

und Peptonen zurückgeführt werden. Neuerdings kommen auch künstliche Peptonpräparate (sog. Fleischpeptone) in den Handel, welche so dargestellt werden, daß man Fleisch und andere Eiweißkörper mit einer sehr schwachen Salzsäurelösung zur Quellung bringt, dann mit Glycerinpepsin versetzt und längere Zeit im Wasserbad einer Temperatur von 50 bis 60° C. aussetzt. Das Fleischpepton bewährt sich bei geschwächter Verdauung gleichfalls als ein leichtverdauliches und daher nahrhaftes Mittel.

Peptase, s. unter Bier und Bierbrauerei.

Peptica, die Verdauung befördernde Mittel.

Pepton (grch.), s. unter Pepsin.

Pér., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Péron (François).

Pera, ein meist von Franken (Europäern) bewohnter Teil von Konstantinopel (s. d.).

Peräa, 1) griech. Bezeichnung des «jenseitigen», d. i. östlich vom Jordan gelegenen Teils von Palästina; 2) Bezeichnung für festländische Besitzungen, welche gegenüber gelegenen Inseln gehören, vorzüglich des Gestades, welches der Insel Rhodos gegenüber im südwestl. Kleinasien liegt.

Perak (engl. Pirak), ein kleiner Malaienstaat, unter 4° nördl. Br. in der Westhälfte der Halbinsel Malakka an der Straße von Malakka gelegen, nördlich von der brit. Provinz Wellesley und dem zu Siam gerechneten Reiche Keda, südlich von Salangore, östlich von dem die Halbinsel in ihrer Länge durchziehenden Rombaungebirge und Pahang begrenzt und vom Perak durchflossen. P. umschließt die brit. Besitzung Tulu-Saggar an einer sehr geräumigen, durch die vorliegende Insel Dinding geschützten Bai.

Perambulator, Wegmesser, heißt eine Vorrichtung zum Zählen der Umdrehungen von Rädern an Fuhrwerken und derjenigen von Meßrädern behufs Wege- und Distanzenmessung, sowie zum Zählen der Achsendrehungen bei Betriebsmaschinen, beispielsweise bei mechan. Webstühlen. Der P. beruht auf einem Uhrwerk. Neuerdings findet man P. unter dem Namen Cyklometer an Velocipeden angebracht, welche die Zahl der Umdrehungen des großen Reitrades und gleichzeitig die zurückgelegte Distanz automatisch verzeichnen; solche Velocipede kamen 1885 in Österreich zu militärischen Zwecken zur Anwendung. (Vgl. Meßrad.)

Per angusta ad augusta (lat.), aus niedriger Lage zu hoher Stellung, unser «aus der Enge zum Gepränge».

Peräquation (lat.), Ausgleichung, namentlich durch Verteilung von Lasten einzelner besonders Betroffener unter eine Gesamtheit.

Péras sind aus Steinkohlenklein und Teer in Formen gepreßte Ziegel, welche als Brennmaterial benutzt werden.

Per aspĕra ad astra (lat.), «auf rauhen (Pfaden) zu den Sternen», durch Kampf zum Sieg, auf Ovids «Metamorphosen» (I, 169) und Senecas «Rasendem Hercules» (435) beruhende sprichwörtliche Redensart; auch die Devise des mecklenburg. Ordens der Wendischen Krone.

Perasto, kleine, durch ihre Lage interessante Stadt in den Bocche di Cattaro. P. zählt mit den dazugehörigen Gemeinden (1881) 1010 E. ital. Zunge und gehört zum Bezirksgericht Risano der Bezirkshauptmannschaft Cattaro.

Peraten ist der Name einer gnostischen Partei aus der 2. Hälfte des 2. Jahrh. Dieselbe bildet einen Zweig der sog. Ophiten (s. d.). Die P. verehrten die Schlange als die vernünftige Weltseele, welche sie in den mannigfachsten Symbolen der bibl. Geschichte wiederfanden, und zuletzt in Christus, dem Logos, personifiziert sein lassen. Diese «allvollkommene» Schlange ist als das erlösende Prinzip gedacht, welches die Seelen der Gnostiker von den Schlangen der Wüste, den Göttern der vergänglichen Geburt und der Herrschaft der Planetengeister befreit. Das Wasser ist ihnen als Prinzip des physischen Lebens die Vergänglichkeit oder das im Pleroma Kronos symbolisierte Verderben, das «rote Meer», durch welches der echte «Peratiker» (von dem griechischen περᾶν, hindurchdringen) beim Auszug aus «Ägypten» oder der Körperwelt hindurchdringen muß. Die Partei scheint wenig Verbreitung gefunden zu haben.

Per aversionem (lat.), in Bausch und Bogen.

Perca, der Barsch.

Percal, s. Perkal.

Percent, s. Prozent.

Perceptibilität (neulat.) bezeichnet teils in objektivem Sinne die Fähigkeit irgend eines räumlichen Dinges, Perceptianen, d. h. sinnliche Empfindungen, in den geeigneten organischen Wesen hervorzurufen, d. h. also Wahrnehmbarkeit; teils im subjektiven Sinne die Fähigkeit des organischen Wesens, auf sinnliche Reize in der Form von bewußten Empfindungen zu reagieren, d. h. also Wahrnehmungsfähigkeit. Die letztere als eine psychische Eigenschaft ist wohl zu unterscheiden von der rein physiol. Sensibilität, welche lediglich die Fähigkeit des Nerven, Reize zu empfangen und fortzupflanzen, bedeutet; denn wie die Reflexbewegungen beweisen, ist die Sensibilität mit voller Wirksamkeit auf das motorische System sehr gut möglich, ohne zu Perceptionen zu führen, d. h. also ohne P. (S. Psychophysik.)

Perceval (Spencer), brit. Staatsminister, geb. 1. Nov. 1762, der zweite Sohn des irländ. Grafen von Egmont, studierte die Rechte zu Cambridge und begründete seinen Ruf als Sachwalter zu London, vorzüglich in dem Libellprozeß Thomas Paines, dessen Verteidigung er führte. Durch eine während des Prozesses gegen Warren Hastings veröffentlichte Schrift erregte er die Aufmerksamkeit des Ministers Pitt, dessen Politik nun P. im Unterhause mit beredtem Eifer verteidigte. Addington, der 1801 Pitt im Amte folgte, ernannte ihn erst zum Solicitor-, dann zum Attorney-General. Als 1806 ein Whigministerium ans Ruder kam, übernahm P. im Unterhause die Leitung der Toryopposition. Mit der Veränderung aber, die das Ministerium alsbald durch Fox' Tod erlitt, trat er ins Kabinett, wo man ihm das Schatzkanzleramt anvertraute. Im J. 1808 legte er dem Parlament einen kühnen Finanzplan vor, nach welchem die 3prozentigen Renten derjenigen Inhaber, die wenigstens das 35. Lebensjahr erreicht, in Annuitäten verwandelt werden sollten. Als gegen Ende des J. 1809 Portland zurücktrat, übernahm endlich P. mit dem Titel als erster Lord des Schatzes das Amt eines Premierministers, das er thatsächlich schon längst ausübte. Er wurde 11. Mai 1812 von einem Wechselagenten Namens Bellingham erschossen. In der Westminster-

Abtei ist ihm ein Denkmal errichtet. Vgl. Spencer Walpole, «Life of Spencer P. including his correspondence» (2 Bde., Lond. 1873).

Perch (engl., spr. Pörtsch, d. h. Rute), engl. Längenmaß = 5½ Yards = 5 m.

Perche (frz., d. h. Rute), altes franz. Längenmaß = 3 Toisen (5,8 m) beim Ausmessen der Felder und 3⅔ Toisen (7,1 m) beim Ausmessen der Forsten. Die schweizer P. = 10 Fuß = 3 m.

Perche (Le) hieß ehemals eine Landschaft und Grafschaft (Comitatus Perticus) im Innern Nordfrankreichs, die zur Hauptstadt Mortagne hatte, im N. von der Normandie, im W. von Maine, im S. von Vendômois und Dunois, im O. von Chartrain begrenzt wurde, und deren westl. Teil jetzt zum Depart. Orne, der östliche zum Depart. Eure-Loir gehört, mit Ausnahme eines kleinen Stücks im Norden, das zum Depart. Eure geschlagen worden ist. Die Bestandteile des Landes waren: 1) Le-Grand-Perche oder Haut-(Ober-)Perche, welches später den nordöstl. Teil des Gouvernements Maine-Perche bildete, in Corbonnais oder das Territorium von Mortagne und in Bellemois mit dem Hauptort Bellesme zerfiel und von Nogent-le-Rotrou ressortierte; 2) Le-Perche-Gouet oder Bas-(Nieder-)Perche, das zum Gouvernement Orléannais gehörte und Montmirail zum Hauptort hatte; 3) Petit-Perche oder Perchet; 4) Drouais und Thimerais, mit dem Hauptort Châteauneuf-en-Thimerais, welche beide letzten Gebiete zur Provinz Isle-de-France gerechnet wurden. Die höchsten Gipfel der sog. Coteaux du Perche, an denen Sarthe und Huisne entspringen, sind die bis 321 m hohen Amain-Berge. Das Land P., das seinen Namen von einem ausgedehnten, in der Geschichte oft genannten Walde (Perticus Saltus) hat, gehörte seit dem 10. Jahrh. dem Hause Bellesme, aus welchem Rotrau II., der Stifter der berühmten Abtei La Trappe (s. d.), zuerst den Grafentitel von P. annahm. Als 1226 dies Haus mit dem Bischof Wilhelm von Châlons im Mannsstamme ausstarb und Jakob von Château-Gontier mit Blanca von Champagne um die Erbschaft stritt, zog König Ludwig VIII. das Land als eröffnetes Lehn ein und vereinigte es mit der Krone, mußte aber später die eine Hälfte an den Grafen Theobald von Champagne als nächsten Erben überlassen. Dies gab Veranlassung zu weiterer Verteilung des Landes, welches dann, soweit die Wiedervereinigung möglich war, dem Gebiete der Grafen und Herzöge von Alençon und dem königl. Hause zugeteilt wurde. Durch den Tod des Herzogs Franz von Anjou und Alençon 1584 fiel das Land definitiv an die Krone.

Eine in P. einheimische Pferderasse führt den Namen Percheron. Der «kleine» Percheron ist mittlerer Größe, hat leichte Bewegung und eignet sich ebensowohl zum Reit- wie zum Wagenpferd, wird daher in Frankreich viel zum Postdienst benutzt; der «große» Percheron, nicht von reiner Rasse, wie der kleine, ist höher und hat mehr Masse, sowie stärkere Gliedmaßen. Dieses Pferd hält die schwerste Arbeit aus, verlangt wenig Pflege, eignet sich aber nur zum schweren, langsamen Zuge.

Percheron, s. unter Perche (Le).

Perchlorat, s. u. Chlor (-Verbindungen, 2 e).

Perchtenlaufen (Perchtenspringen), s. unter Bechteltag.

Percipieren (lat.), einnehmen, in Empfang nehmen; wahrnehmen, begreifen.

Percival (James Gates), amerik. Dichter, geb. 15. Sept. 1795 in Berlin (Connecticut), studierte Medizin in Yale-College, wurde 1824 Militärarzt und dann Professor der Chemie, Mineralogie und Geologie an der Militärakademie zu West-Point. Im J. 1827 zog er nach New-Haven, war Mitarbeiter an «Webster's Dictionary» und wurde 1854 Geolog des Staates Wisconsin. Er starb 2. Mai 1857 zu Hazel-Green (Wisconsin). Einige seiner Gedichte, z. B. «The Coral Grove», «New England», «Seneca Lake», «Prometheus» u. s. w., zeichnen sich durch glatte und fließende Sprache aus. Die meisten Arbeiten des melancholischen Dichters sind jetzt vergessen. Eine vollständige Ausgabe derselben erschien in 2 Bänden in Boston (1859). Sein Leben beschrieb Ward (Boston 1866).

Per contant (ital.), gegen bare Bezahlung.

Percy (engl. Geschlecht), s. Northumberland.

Percy (Thomas), engl. Dichter und Litterarhistoriker, geb. zu Bridgenorth in Shropshire 13. April 1728, studierte in Oxford und erhielt 1756 das Pfarramt zu Wilby in Northamptonshire. Ein Freund der Dichtkunst, versuchte er sich zuerst in Übersetzungen isländ. Runenverse (1763) und einer Bearbeitung des Hohen Liedes Salomonis (1764), bis er auf die Schätze aufmerksam wurde, die in den altengl. Volksliedern und Balladen verborgen lagen. Durch die Sammlung und Herausgabe der «Reliques of ancient English poetry» (1765) leitete er eine neue Ära in der engl. Dichtkunst ein, deren Einfluß sich auch auf die Litteraturen des übrigen Europa erstreckte. Im J. 1769 ward er Hofkaplan des Königs, 1778 Dechant von Carlisle und 1782 Bischof von Dromore in Irland, wo er 30. Sept. 1811 starb. Seine «Reliques» sind oft erschienen (am besten, 3 Bde., Lpz., 1866, und 3 Bde., Lond. 1877).

Perczel (Moriz), ungar. Revolutionsgeneral, geb. 14. Nov. 1811 zu Tolna, errichtete 16. Sept. 1848 auf Landeskosten ein Freikorps, welches den Namen «Zrinyischar» führte und über welches er als Oberst das Kommando übernahm. Mit diesem zwang P. 6. Okt. das 10000 Mann starke Armeekorps unter Roth und Philippovic auf offenem Felde zur Waffenstreckung und wurde dafür zum Generalmajor ernannt. Nachdem er im Laufe des Oktober und November einigemal gesiegt, wurde er von den Österreichern bei Moor angegriffen und sein Korps großenteils gesprengt. Die Versprengten sammelten sich in Pest. P. mußte indes Pest bereits 3. Jan. 1849 verlassen, zog sich bei Szolnok über die Theiß zurück, überfiel hier 23. Jan. die Österreicher unter Ottinger, schlug sie zurück und ging darauf nach Tolna, wo er Freischaren organisierte. Nachdem er mit diesen zur Entsetzung von Peterwardein gesandt worden war, ergriff er 22. März im Banat die Offensive, focht hier rasch Sieg auf Sieg (namentlich bei Zombor, Sireg und Horgos), verstärkte und verproviantierte darauf die Besatzung von Peterwardein, nahm die Serbenburg Szent-Tamás nach hartnäckigem Sturme ein und stellte zu Ende April mit Bem und Vécsey, die im Banat operierten, die vollständige Verbindung wieder her. P. wurde aber von der österr.-russ. Hauptmacht bis nach Szegedin gedrängt, und da er den Plänen Görgeis und der Regierung heftig entgegentrat, 29. Juli seines Kommandos enthoben. Dessenungeachtet kämpfte P. noch unter Dembinski bei Temesvár mit und flüchtete nach der Katastrophe

von Világos (13. Aug.) in die Türkei und ging im Juli 1851 nach London. Im Juli 1867 kehrte P. nach Ungorn zurück, wurde in das Unterhaus gewählt und gehörte der Deák-Partei an, als deren Präsident er 1873 und 1874 einen hervorragenden Einfluß ausübte. Seitdem lebt er zurückgezogen auf seinen Besitzungen. Vgl. Kuppis, «Biographie des Honvédgenerals Moritz P.» (Pest 1867).

Perdikkas ist der Name mehrerer macedon. Könige, von denen der älteste, der Sage nach der Begründer der macedon. Dynastie der Argeaden, ein Heraklide, etwa in der Zeit 707—660 v. Chr. regierte. — P. II., Sohn Alexanders I., Vater des Archelaos, regierte 454—413 v. Chr. und stand während des Peloponnesischen Kriegs je nach seinem augenblicklichen Vorteil bald auf spartanischer, bald auf athenischer Seite. — P. III. (361—359), Bruder Philipps II., fiel im Kampfe gegen die Illyrer. — Noch bekannter ist P., der Freund und Feldherr Alexanders d. Gr., dem dieser in den letzten Tagen seiner tödlichen Krankheit seinen Siegelring als Symbol der königl. Gewalt übergeben haben soll. P. zeigte bald, daß er eine Selbständigkeit der Statthalter nicht aufkommen lassen wollte, veranlaßte dadurch ein Bündnis des Antigonos, Antipoter, Kroteros und Ptolemäus gegen sich und wurde auf einem Zuge in Ägypten von seinen eigenen Truppen im Juli 321 v. Chr. erschlogen.

Perdition (lat.), Verderben, ewige Verdammnis.

Perdix hieß nach der griech. Sage Schwester des Dädalos und Mutter des Talos, den Dädalos aus Neid auf seine Geschicklichkeit von der Akropolis von Athen herabstürzte.

Perdrigon (frz.), Name verschiedener Sorten Eierpflaumen.

Perduellio (lat.) hieß im ältern röm. Recht ein schweres Verbrechen, dessen Urheber dadurch eine Feindseligkeit oder Verachtung gegen die höchste Staatsordnung an den Tag legte, wie bei Mord vor versammeltem Volke, Aufruhr, Streben nach Oberherrschaft. Weiterhin brachte man die P. mit Hochverrat und Majestätsverbrechen in ausschließende Verbindung.

Perdurabel (frz.), ausdauernd, dauerhaft.

Perĕat (lat.), er gehe zu Grunde, verderbe; auch substantivisch gebraucht: Einem ein Pereat bringen.

Pereda (Don Antonio de), span. Maler, geb. in Valladolid 1599, gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen aus der Blütezeit der span. Schule, wenn er an Originalität des Geistes und Größe der Konzeption den Heroen derselben, Murillo und Velasques, auch nicht gleichkommt. Indessen hat er manche Berührung mit erstgenanntem, namentlich in koloristischer Hinsicht. Er lebte zu Madrid, wo er auch 1669 starb. Seine Werke finden sich in dieser Stadt, sind außerhalb Spaniens dagegen selten. Sein berühmtestes Werk ist die Darstellung der Errettung Genuas durch den Marquis von Santa-Cruz (im Buen-Retiro).

Père Duchesne, s. Hébert (Jacques René).

Peregrinus Proteus, cynischer Philosoph in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr., wurde zu Parion am Hellespont von heidnischen Eltern geboren, ein begabter, aber maßlos eitler Mann, dabei mit starker Anlage zum Schwärmer. Später wurde er in Palästina Christ, aber wegen seiner unsittlichen Lebensweise von der Gemeinschaft der Christen wieder ausgeschlossen und soll schließlich 168 n. Chr. sich bei den olympischen Spielen freiwillig verbrannt haben. In der Person des P. hat Lucianus in seiner Schrift «De vita Peregrini» die cynischen Philosophen seiner Zeit und zum Teil auch die Christen verspottet. Ein erneutes Interesse erhielt P. durch Wielands gleichnamigen Roman.

Péreire (Emile und Isaac), zwei franz. Bankiers, von israel. Familie und portug. Herkunft, geb. zu Bordeaux, Emile 3. Dez. 1800, Isaac 25. Nov. 1806, trieben zu Paris lange kleine Maklergeschäfte und hielten sich 1829—34 zu den Saint-Simonisten. Emile arbeitete am «Globe» mit Michel Chevalier, nachher am «National» mit Armand Carrel. Die Eisenbahn nach St.-Germain, die beim öffentlichen Ausgebot den beiden Brüdern zugeschlagen wurde, gab die Grundlage ihres Rufs und ihres Erfolgs. Im J. 1852 brachten sie eine der kühnsten Finanzschöpfungen der neuesten Zeit zu Stande, nämlich den mit dem Kapital von 60 Mill. gestifteten Crédit mobilier (s. d.). Bei Auflösung desselben (1867) zogen sie sich auch von mehrern andern Gesellschaften zurück, deren Leitung sie übernommen hatten, so namentlich von der Compagnie transatlantique. Emile P. starb 6. Jan. 1875 in Paris, Isaac 12. Juli 1880 in Armainoilliers. Isaac veröffentlichte: «Le rôle de la Banque de France et l'organisation du crédit en France» (1864), «Questions financières» (1877), «Politique financière» (1879). — Isaacs Sohn, Eugène P., geb. 1. Okt. 1831 zu Paris, bei der Verwaltung des Crédit mobilier angestellt, schrieb «Tables sur les intérêts composés et rentes viagères» (3. Aufl., 1864). Alle drei P. waren Abgeordnete im Gesetzgebenden Körper.

Perejaslaw, Kreisstadt im russ. Gouvernement Poltawa, in der Nähe der Mündung der Alta in den Dnjepr, mit (1881) 13342 E., ist ein Stapelplatz für Getreide und hat große Talgsiedereien und Lichtfabriken. — P., 993 erbaut, 1054—1269 Bischofssitz, kam 1667 von Polen an Rußland.

Perejaslawl oder Pereslawl-Saljeskij, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wladimir, am See Pleschtschejewo oder Perejaslawskaje und an der von Moskau nach Jaroslawl führenden großen Straße, mit (1882) 7063 E. P., eine sehr alte Stadt Rußlands, ist jetzt durch ihre Industrie bedeutend, es befinden sich daselbst mehrere Fabriken, von denen die Baumwollspinnerei von Borissowitsch die bedeutendste ist, dann drei Baumwollwebereien, sowie einige kleinere Lederfabriken.

Perekóp, d. h. Isthmusschanze, bei den Tataren Or-Kapu, d. h. Thor der Reiselinie, im Mittelalter Comania, dann Tozla und Sosioti genannt, wenig nordöstlich von dem schon im Altertum erwähnten Küstenort Taphros (Graben) entfernt, heißt eine Kreisstadt des russ. Gouvernements Taurien mitten auf dem hier 10 km breiten Isthmus von Perekóp oder der Landenge, welche die Halbinsel Krim mit dem Festland verbindet und den Siwasch des Asowschen Meers (s. d.) von dem Golf von Perekóp oder dem Toten Meere (russ. Mertwoje-More) oder Karkinitischen Meerbusen scheidet. In öder, ungesunder Gegend ohne Süßwasser gelegen, ist P. ein elender, darfähnlicher Ort, der aus einer einzigen, sehr langen und breiten Straße besteht und außer den Beamtenwohnungen, vier Kirchen, worunter eine armenische und eine katholische, drei Synagogen, der Kreisschule, dem Zollhaus und den Salzmagazinen fast nur

Hütten von einem Erdgeschoß mit Schilf- oder Bretterdach enthält. Die Bevölkerung belief sich (1882) auf 4276 Seelen, Russen, Armenier, Griechen, Tataren und Juden. Als Eingangspforte zur Krim hat P. sowohl für die Handels- wie für die Truppenbewegung Wichtigkeit, doch ist der Handel, der sich namentlich auf das Salz aus den südlicher gelegenen Salzseen erstreckt, seit der Auswanderung der Tataren bedeutend gefallen. Früher war P. eine starke Festung, an deren Einnahme sich der Besitz der Krim knüpfte. Die Russen erfochten 1698 hier einen Sieg über 40000 Tataren, worauf P. an sie überging. Dann erstürmten sie 1736 unter Münnich und 1771 unter Dolgorukij die «Linien von P.», die aus einem 2 m tiefen Graben, einer Brustwehr von 20 m Höhe und sechs steinernen Türmen bestanden. Durch den Frieden von Kutschuk-Kainardschi kam P. 1774 an Rußland, wurde aber erst 1783 nebst der ganzen Krim dauernd mit denselben vereinigt.

Père-Lachaise (Cimetière du Père-Lachaise), berühmter Friedhof in Paris, s. unter Lachaise (François d'Aix de).

Perels (Emil), namhafter Schriftsteller auf dem Gebiet der landwirtschaftlichen Maschinenkunde und Kulturtechnik, geb. 9. Juli 1837 zu Berlin, besuchte das Gymnasium, die Gewerbeakademie und die Universität daselbst, worauf er sich dem landwirtschaftlichen Ingenieurwesen widmete. Er begann 1865 seine Laufbahn als Docent der Ingenieurwissenschaften an der Gewerbeakademie und am Landwirtschaftlichen Institut zu Berlin, folgte 1867 einem Ruf als Professor des landwirtschaftlichen Ingenieurwesens an das Landwirtschaftliche Institut der Universität Halle, woselbst er die erste Maschinenprüfungsstation in Deutschland ins Leben rief. Im J. 1873 wurde er Professor an der Hochschule für Bodenkultur in Wien. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Handbuch des landwirtschaftlichen Maschinenwesens» (2. Aufl., Jena 1880), «Handbuch des landwirtschaftlichen Wasserbaues» (2. Aufl., Berl. 1884), «Anwendung der Dampfkraft in der Landwirtschaft» (Halle 1872), «Ratgeber bei Wahl und Gebrauch landwirtschaftl. Maschinen» (5. Aufl., Berl. 1878), «Handbuch des landwirtschaftl. Transportwesens» (Jena 1880).

Peremtion (lat.), Vernichtung; Verjährung durch Nichtanfnahme des Rechtsverfahrens.

Peremtorisch (lat., d. i. vernichtend) kommt in der Rechtssprache im Gegensatz von dilatorisch (s. Dilation) vor und wird namentlich von Fristen, Ladungen und Einreden (s. d.) gebraucht. Peremtorische Fristen und Ladungen sind solche, deren Versäumnis den Verlust des innerhalb der offen gehaltenen Zeit oder an dem bezeichneten Termintage geltend zu machenden Rechts nach sich zieht.

Perennierend oder ausdauernd nennt man diejenigen Pflanzen, welche einen mehrere oder viele Jahre lebendig bleibenden Wurzelstock oder Erdstamm (Rhizom), oder auch, was seltener vorkommt, eine viele Jahre lang sich lebendig erhaltende wirkliche Wurzel besitzen und daraus in jedem Frühjahr oberirdische, krautige Stengel treiben, die, nachdem sie Blüten und Früchte entwickelt haben, ganz und gar oder wenigstens bis zur Basis (bis auf die untersten, dann überwinternden Blätter) absterben. Es gehören zu den perennierenden Gewächsen die meisten der bei uns wild wachsenden Kräuter und Gräser, sowie auch viele Zierpflanzen (z. B. die Päonien, Primeln, Lilien und andere Zwiebel-, Georginen und andere Knollengewächse, der Eisenhut, die Nieswurz u. s. w.). Manche Pflanzen mit an und für sich einjährigen Wurzeln können durch die Kultur in perennierende umgewandelt werden (z. B. die Reseda). Die perennierenden Pflanzen nennt man auch Stauden und bezeichnet sie mit dem Zeichen des Jupiter: ♃.

Pereslawl-Saljeskij, s. Perejaslawl.

Pereffips, s. unter Barre (Sandbank).

Perewolotschna, Flecken im russ. Gouvernement Poltawa, im Kreise Kobeljaki, am linken Ufer des Dnjepr, mit 1681 E., die Handel mit Schafen, Schaffleisch und Wolle treiben.

Perez (Antonio), span. Staatsmann unter Philipp II. von Spanien, geb. 1539 in Aragonien, wurde bereits mit 25 Jahren zum Staatssekretär erhoben. In dieser Stellung genoß er, umringt von Feinden und Neidern, lange das Vertrauen des Königs. Eine unerwartete Verwickelung wurde Anlaß seines Sturzes. Don Juan d'Austria, der Halbbruder Philipps II., hatte seinen Vertrauten Juan de Escovedo nach Spanien geschickt, um für sein Unternehmen gegen England zu wirken. Der König wußte schließlich den Intriguen Don Juans nicht anders zu begegnen, als durch den Beschluß, den Unterhändler aus dem Wege zu räumen. Antonio P. war es, der den Auftrag im tiefsten Geheimnis erhielt und den Mord 31. März 1578 vollziehen ließ. Die Familie Escovedos bezeichnete bald P. als den Mörder, und auch die übrigen Gegner benutzten diesen Anlaß, um auf seinen Sturz zu arbeiten. Im Juli 1579 ward P. verhaftet und durch die Folter zum Geständnis gebracht. Auch die Fürstin von Eboli (s. d.), mit der P. ein Liebesverhältnis angeknüpft haben sollte, wurde in die Katastrophe hineingezogen. Doch gelang es P., nach Aragonien zu fliehen. In Madrid zum Tode verurteilt, wurde er in seiner Vaterstadt Saragossa von den Gerichten geschützt, bis sich der König der Inquisition bediente, um seine Auslieferung zu fordern. Der Justicia major überantwortete ihn nun (Mai 1591) an die Inquisition; aber ein Aufstand des Volks zwang dieselbe, den Gefangenen wieder herauszugeben. Von jetzt an war die Sache Antonios mit den von den Aragonesen eifersüchtig verfochtenen Privilegien (Fueros) eins geworden. Vergebens hatte der König zum zweiten mal den Justicia major vermocht, P. an die Inquisition auszuliefern; ein wiederholter Aufstand machte ihn frei. Nun brach Philipp II. mit Heeresmacht herein, überwältigte Ende 1591 Aragonien, hob die alten Privilegien auf und ließ die angesehensten Männer hinrichten. P. aber entrann und fand in Paris und London eine ehrenvolle Aufnahme, während er in Spanien als Ketzer verurteilt, seine Güter eingezogen und über seine Familie die Infamie ausgesprochen wurde. Jahrelang verweilte er in England, kehrte dann 1595 nach Frankreich zurück und starb 3. Nov. 1611 zu Paris. Er hat sehr interessante Aufzeichnungen («Relaciones», zuerst 1594) hinterlassen. Aus ihnen und andern Quellen hat Salvador Vermudez de Castro eine gute Biographie von ihm geschöpft (Madr. 1842), die auch von Mignet in «Antoine Perez et Philippe II» (Par. 1846) benutzt worden ist. Gukkow hat das Schicksal des P. zum Gegenstand eines Dramas («Philipp und P.») gemacht.

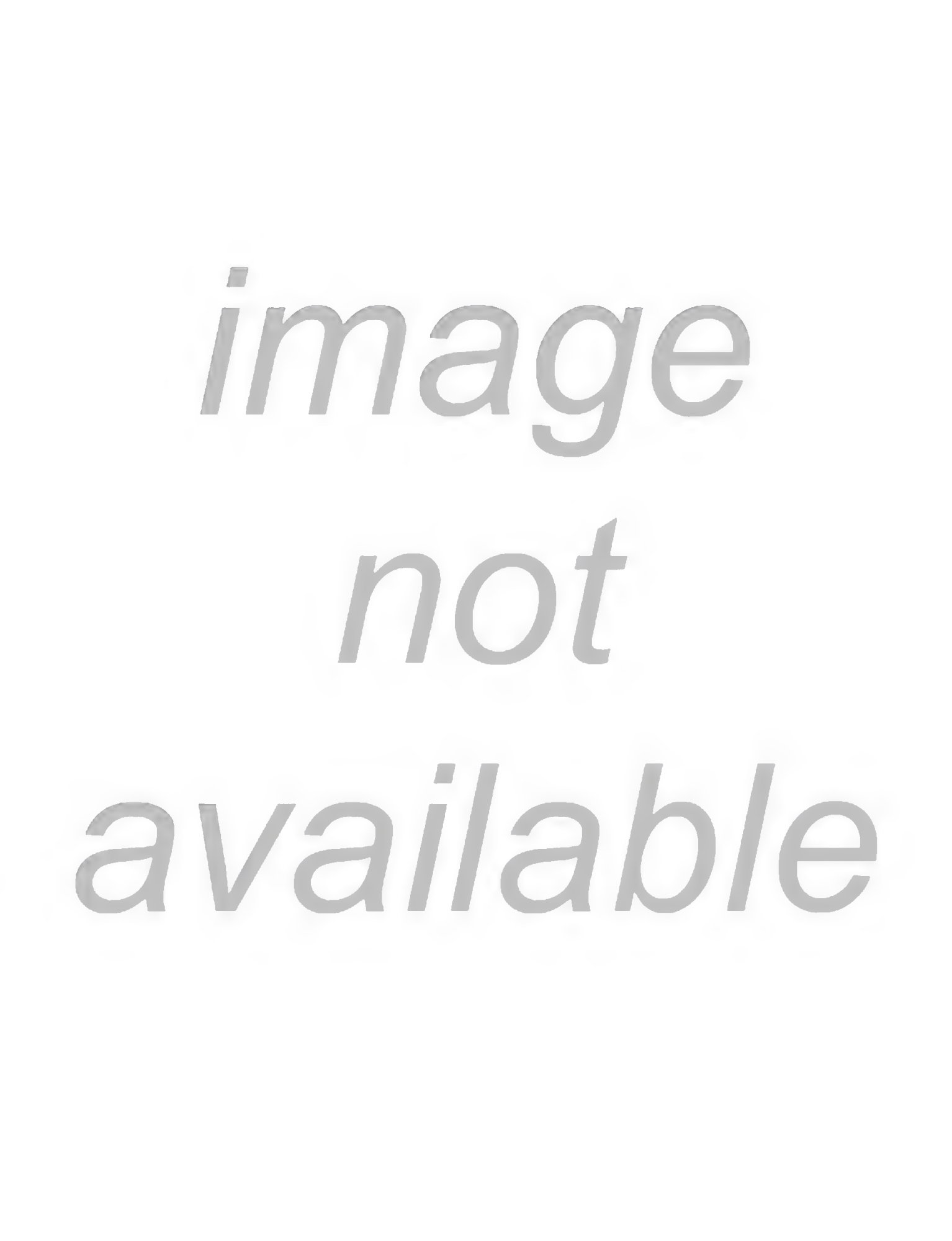


image
not
available

daß es den wichtigsten Handelszweig dieser Stadt bildete. Zur Zeit Davids waren bereits im israel. Volke aufgerollte Bücher von Tierhaut in Gebrauch, und Herodot erzählt, daß die Jonier schon in den ältesten Zeiten auf ungegerbte Hammel- oder Ziegenfelle schrieben, von denen bloß die Haare abgeschabt waren. In der Folge wurden die Felle durch Schaben und Reiben mit Kalk zu Blättern verdünnt. Im Mittelalter standen in Paris die Pergamentmacher gleich den Buchdruckern, Buchbindern und Buchhändlern unter der Aufsicht der Universität; sie mußten ihre Fabrikate zum Zeichen der Echtheit und Güte vom Rektor stempeln lassen.

In Deutschland und den meisten andern Ländern hat die Pergamentfabrikation durch die allgemeine Verwendung des Papiers und bei Bucheinbänden durch den Gebrauch des Leders bedeutend abgenommen; in England ist es noch jetzt üblich, alle wichtigen Aktenstücke auf P. zu schreiben. Hauptsächlich dient das P. zu Trommel- oder Paukenfellen, zu Bucheinbänden, zu Schreibtafeln u. s. w. Als Schreibmaterial wird das aus Kalb-, Schaf-, Ziegenfellen u. s. w., zum Einbinden von Büchern das aus Schweinsfellen verfertigte (Schweinsleder), zu Trommel- und Paukenfellen das aus Kalb- und Eselsfellen bereitete P. verwendet. Das im Französischen mit vélin, im Englischen mit vellum bezeichnete feinere Material (Schreibpergament) wird aus jungen Kalb- und Ziegenfellen, sowie aus den Fellen totgeborener Lämmer bereitet.

Kautschutpergament wird ein Fabrikat genannt, das als Ersatz des eigentlichen P., der Tierblase und des Goldschlägerhäutchens zum Zubinden der Flacons und Büchsen der Parfumeure, Apotheker, Droguisten u. s. w. Anwendung findet und aus ganz dünnen Blättern vulkanisierten Kautschuks besteht, welchem gewisse Mineralfarben, wie Zinkweiß, Zinnober, Schwefelcadmium, Chromgrün oder Ultramarin, inkorporiert werden.

Über vegetabilisches Pergament (Phytopergament) s. Pergamentpapier.

Pergamentdrucke. Nach der Erfindung der Buchdruckerkunst benutzte man das seit so langer Zeit als Schreibmaterial angewendete Pergament namentlich dazu, um einzelne kostbare Werke in einigen Exemplaren darauf zu drucken. Auch später behielt man das Pergament wenigstens insofern bei, als nicht leicht ein nur einigermaßen erhebliches Werk erschien, von welchem man nicht einige Exemplare auf jenem kostbaren Material abgezogen hätte. Von manchen Werken wurden sogar dergleichen Abzüge in größerer Anzahl gemacht, und da sie ohnehin dem Zahn der Zeit leichter widerstehen konnten, so sind von einzelnen Drucken, wie z. B. von dem Psalterium von 1457 und von der ersten Fust-Schöfferschen Bibel, die Exemplare auf Papier zur größern Seltenheit geworden als die auf Pergament. Die Sitte, von einzelnen kostbaren Werken Pergamentabzüge zu veranstalten, hat sich bis jetzt erhalten, sodaß dieselben eine eigene Litteratur bilden. Vgl. van Praet, «Catalogue des livres imprimés sur vélin de la bibliothèque du Roi» (6 Bde., Par. 1822—28); derselbe, «Catalogue des livres imprimés sur vélin, qui se trouvent dans les bibliothèques, tant publiques que particulières, pour faire suite au précédent catalogue» (4 Bde., Par. 1824—28); «Inventaire alphabétique des livres imprimés sur vélin de la bibliothèque nationale» (Par. 1877).

Pergamentpapier, auch vegetabilisches Pergament oder Phytopergament genannt (frz. papier parcheminé, engl. paper-parchment), entsteht durch Einwirkung von Schwefelsäure oder einer Lösung von Chlorzink auf ungeleimtes Baumwollpapier, welches hierdurch eine hornartige Beschaffenheit und außerordentliche Dauerhaftigkeit erhält, die es dem eigentlichen Pergament ähnlich macht. Dasselbe findet Verwendung zu Urkunden, Dokumenten, Wertpapieren, Bauzeichnungen, Karten; als Ersatz der Tierblase zum Verschluß von Gefäßen; zur Verbindung der Teile von Destillier- und chem. Apparaten; in der Chirurgie an Stelle von Leinwand, Wachstuch und Guttapercha; zu Buchbinder- und Kartonnagearbeiten; in der Blumenfabrikation; als Lederjurrogat; zu künstlichen Wursthärmen und bei der osmotischen Verarbeitung der Rübenmelasse auf Zucker; die dünnsten Sorten sind so durchscheinend, daß sie sich gut zum Pausen eignen.

Unter dem Namen Pergamentpapier kommt auch eine andere Papiersorte in den Handel, die zum Beschreiben mit Bleistift oder Tinte dient und sich durch Benetzen von der Schrift befreien läßt. Dieselbe hat viel Ähnlichkeit mit dem Elfenbein- oder Kreidepapier, nur daß man den Überzug aus Bleiweiß, Gips oder Kreide und Pergamentleim nach dem Schleifen mit Leinölfirniß tränkt, oder auch das starke und glatte (geleimte) Papier auf beiden Seiten mit einem Lack aus Kopal, Leinölfirnis und Terpentinöl bestreicht und dann mit einer Farbe aus Bleiweiß, Bleizucker und geschlämmtem Bimsstein, mit Leinöl gemengt, überzieht.

Pergámon oder Pergamos (lat. Pergamum und Pergamus), eine bedeutende Stadt der mystischen Landschaft Teuthrania in Kleinasien, am Flusse Kaïkos, wurde berühmt als Hauptstadt und Mittelpunkt des Pergamenischen Reichs, zu welchem Philetäros, ein Statthalter des Lysimachos, um 280 v. Chr. den Grund legte. Er und sein Nachfolger Eumenes I. (s. d.), welcher 263—241 regierte, behaupteten ihre Unabhängigkeit in der Burg und umliegenden Gegend gegen die Seleuciden, und Attalos I. (s. d.), der 241—197 herrschte, nahm zuerst den königl. Titel an. Unter diesem begann, im Kriege gegen Philipp V. von Macedonien, die freundschaftliche Verbindung mit Rom, die von seinem Sohn und Nachfolger, Eumenes II. (s. d.), welcher 159 starb, im Kriege der Römer gegen Antiochos III. (s. d.) fortgesetzt wurde, später allerdings manche Störungen erfuhr. Doch blieb Eumenes im Besitz seines durch den übrigen Teil von Mysien, sowie durch Phrygien, Lydien, Lykaonien, Pisidien und Phamphylien vergrößerten Reichs, das unter ihm, unter Attalos II. (159—138) und III. eins der mächtigsten in Kleinasien war. Der letztere setzte die Römer bei seinem Tode 133 v. Chr. zu Erben seines Reichs ein, welches die Römer auch nach Vertreibung des Kronprätendenten Aristonikos in Besitz nahmen und 131 v. Chr. unter dem Namen Asia zur Provinz machten. P. besaß eine wertvolle Bibliothek und war Sitz einer von Krates aus Mallos gestifteten grammatischen Schule. (S. Griechische Litteratur.)

Durch die Entdeckungen von Humann und die von ihm dort seit 1878 für Preußen veranstalteten Ausgrabungen ist P. eine Hauptstätte für die Kenntnis der griech. Architektur und Skulptur, ja der griech. Kultur überhaupt, namentlich in den

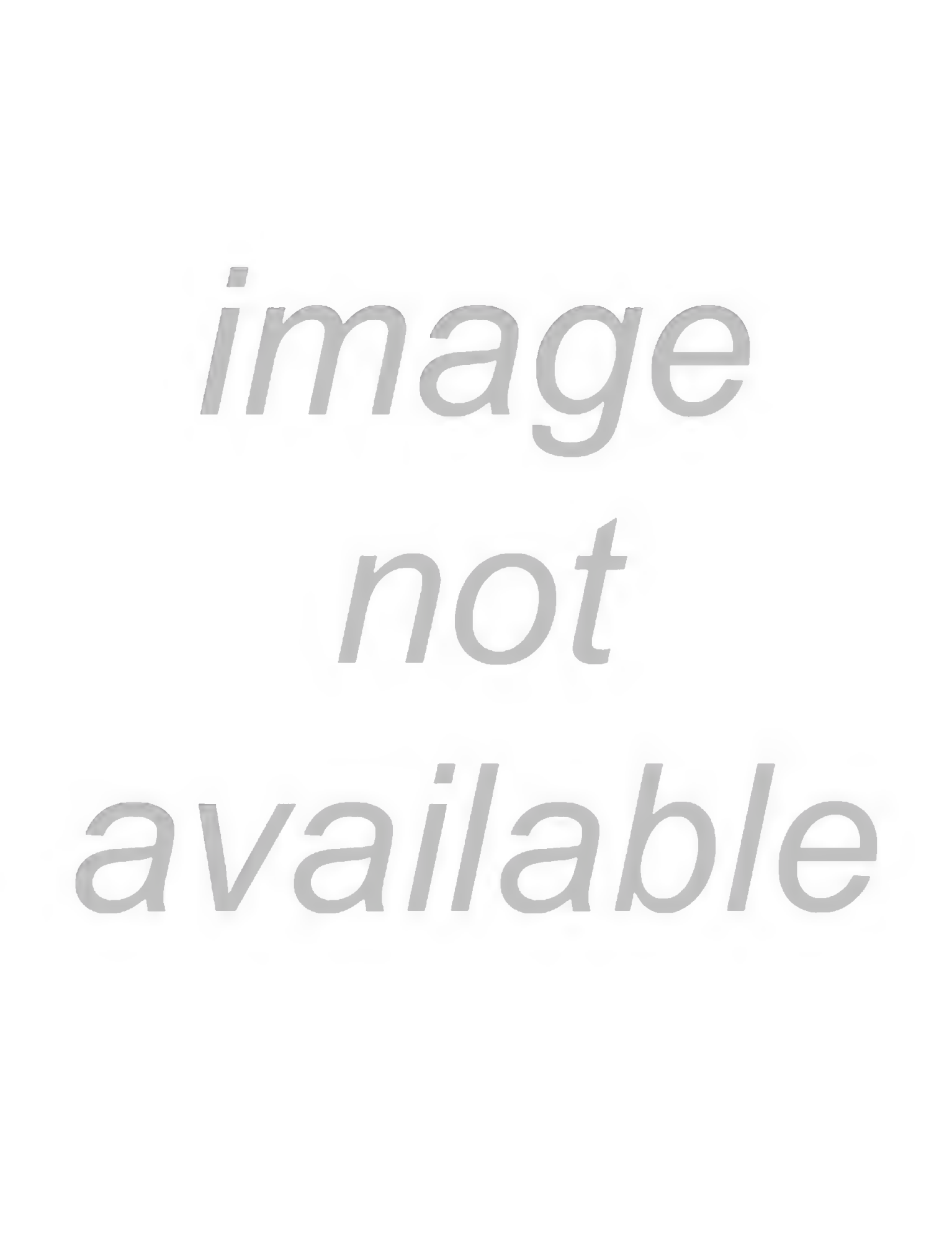


image
not
available

AUSGRABUNGEN VON PERGAMON.

1. Rekonstruktion des Altarbaues (nach Bohn).

2. Athena-Gruppe. (Aus der Gigantomachie).

3. Rekonstruktion des Augusteums (nach Stiller).

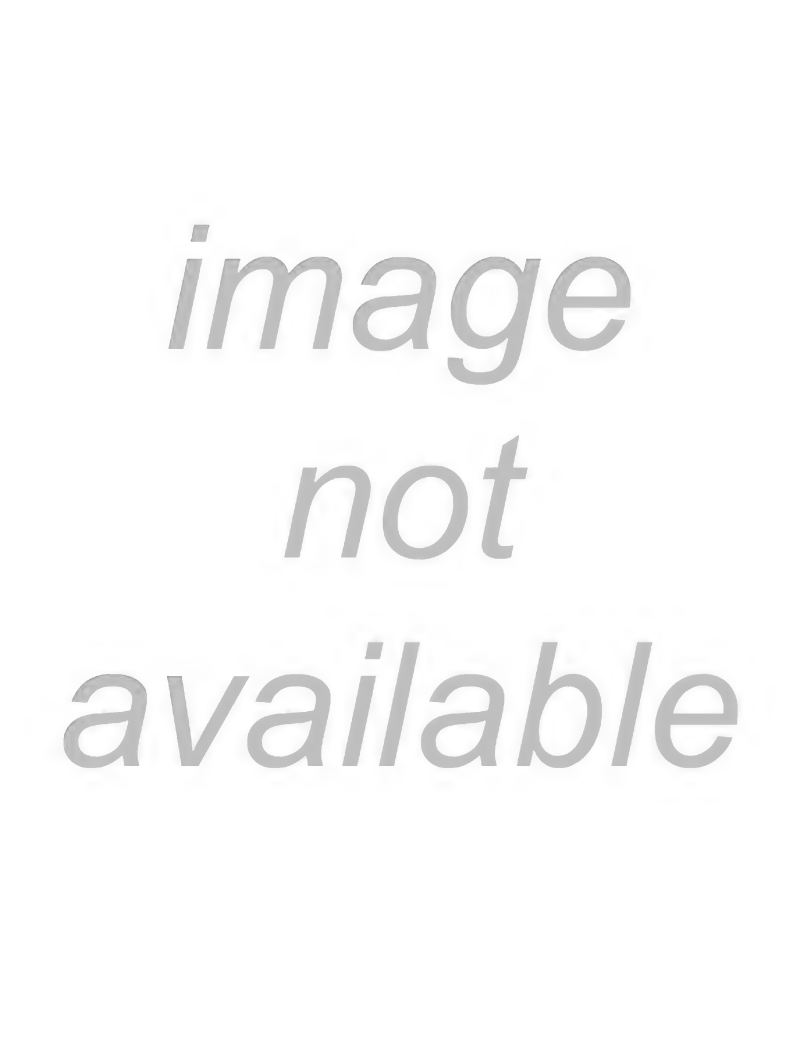


image
not
available

um, herum, wie pericentrisch, den Mittelpunkt umgebend; aber auch eine Steigerung, Verstärkung, wie Pericholie, Übermaß an Galle.

Periander (grch. Periandros), Tyrann von Korinth, einer der sog. Sieben Weisen Griechenlands, folgte seinem Vater Kypselos 625 v. Chr. in der Regierung; P. hob Korinth nach der polit., merkantilen und künstlerischen Seite zu hohem Glanz und starb im hohen Alter 585 v. Chr.

Perianthium (grch.), s. unter Blüte, Bd. III, S. 201a.

Peribole (grch., Umwurf), Umkleidung eines Gedankens, d. h. oratorische Ausschmückung desselben.

Peribolos (grch.), bei antiken Tempeln der meist terrassenförmig erhöhte Hof um das eigentliche Tempelgebäude; auch im Mittelalter der mit Mauern umgebene Platz, auf dem eine Kirche steht.

Pericarpium, Fruchtgehäuse, Fruchthülle, s. unter Frucht.

Perichondrium (grch.), die Knorpelhaut; Perichondritis, die Entzündung derselben.

Periculum (lat., d. i. Gefahr) im Rechtsleben, s. unter Gefahr.

Periculum in mora, lat. Sprichwort, «Gefahr (ist) im Verzuge», nach Livius (38, 25, 13).

Periderm (grch.) nennt man in der Botanik diejenige Gewebeschicht, welche an ältern Stämmen der meisten höhern Pflanzen die Epidermis ersetzt. Bei allen Stammorganen, welche mittels eines Cambiums oder Meristems in die Dicke wachsen, muß durch die allmählich fortschreitende Vergrößerung ihres Durchmessers ein starker Zug in tangentialer Richtung auf die an der Peripherie liegende Epidermis ausgeübt werden. Nur in wenigen Fällen ist die letztere im Stande, durch weiteres Wachstum dieser Vergrößerung des Querschnitts zu folgen, es ist dann nicht nötig, die Epidermis durch ein anderes Hautgewebe zu ersetzen. In den meisten Fällen dagegen findet ein Zerreißen der Epidermis oder wenigstens der Außenwände ihrer Zellen statt und zwar tritt dasselbe gewöhnlich schon sehr bald ein. Aber noch ehe dieses Zerreißen erfolgt, ist bereits im Innern eine Gewebeschicht, das P., gebildet, das als neues Hautgewebe fungieren kann. Die Entwickelung desselben kann zwar auf verschiedene Weise vor sich gehen, immer aber gibt sich der Anfang derselben dadurch zu erkennen, daß aus einer Ringlage von Zellen außerhalb des Gefäßbündelringes durch einige Teilungen in tangentialer Richtung zunächst ein meristematisches Gewebe, das sog. Korkmeristem, Korkcambium oder Phellogen entsteht. Dieses Phellogen funktioniert nun ähnlich wie das Cambium, d. h. es bildet durch weiter fortgesetzte Teilungen in vorwiegend tangentialer Richtung neue Zellen nach außen und in vielen Fällen auch nach innen. Während aber die erstern, die stets in der Mehrzahl vorhanden sind, zu Korkzellen ausgebildet werden, d. h. durch Verkorkung ihrer Wände zu einer der Cuticula (s. d.) ähnlich wirkenden Schicht sich umwandeln, bilden die in vielen Fällen nach innen abgeschiedenen Zelllagen, die man mit dem Namen Phelloderm bezeichnet, nur eine Ergänzung der Rinde, denn sie unterscheiden sich eigentlich nur durch ihre Lagerung in radialen Reihen von den parenchymatischen Elementen der letztern. Aus dem Gesagten geht hervor, daß das P. aus drei Lagen besteht, nämlich aus dem eigentlichen Kork, der die Funktion der frühern Epidermis übernimmt und die betreffenden Organe vor zu großem Wasserverlust durch Transspiration schützen kann, ferner aus dem Bildungsgewebe, dem Phellogen, aus welchem fortwährend der in seinen äußern Schichten wieder zerreißende Kork ersetzt werden kann, und drittens aus dem Phelloderm, das wohl entwickelungsgeschichtlich, nicht aber seiner Funktion nach dem P. zugehört.

Der Entstehungsort des P. ist bei den einzelnen Pflanzen verschieden, entweder wird in der Epidermis selbst das Phellogen gebildet, indem in den Zellen derselben tangentiale Wände auftreten, oder es findet die Entwickelung derselben in der sog. subepidermalen Schicht, d. h. in der direkt unterhalb der Epidermis liegenden Zellschicht statt, oder endlich es erfolgen die ersten tangentialen Teilungen in einer tiefer unter der Epidermis gelegenen Schicht von Rindenzellen. Im erstern Fall werden durch Weiterentwickelung des Phellogens nur die Außenwände der Epidermiszellen samt der Cuticula abgeworfen, im zweiten Fall die ganze Epidermis und im dritten außer der Epidermis auch noch eine oder mehrere Rindenschichten. Im letztern Fall liegt vor dem Kork also noch eine Partie von vertrockneten Rindenpartien und es ist dies bereits der Anfang der sog. Borkenbildung, denn es besteht das peripherische liegende Gewebe nicht bloß aus Korkzellen, sondern auch noch aus andern vertrockneten Gewebeelementen. Viel umfangreicher wird aber die Borkenbildung, wenn auf das erste Phellogen nach einem bestimmten Zeitraum weiter im Innern des Stammes die Bildung eines zweiten und so successive die eines dritten, vierten u. s. w. folgt, sodaß nach jedesmaliger Neubildung von Korkschichten die nach außen liegenden Partien vertrocknen. Die abgeschiedenen Gewebekomplexe, die durch die weitere Vergrößerung des Stammdurchmessers in verschiedenartiger Weise zersprengt werden, bilden dann die rissige oder in langen Strähnen oder in Schuppen bestehende Borke. Während z. B. beim Weinstock jedes Jahr die überflüssigen äußern Gewebepartien in Form von bandartigen Streifen entfernt werden, erfolgt das Abwerfen derselben bei der Platane in Gestalt von Schuppen; bei vielen andern Bäumen, z. B. bei der Eiche, bleibt zwar die vertrocknete Partie noch lange am Stamm erhalten, aber sie zeigt eine mit tiefen Rissen versehene Oberfläche und bildet eine oft sehr starke Lage um die eigentliche Rinde des Baums. (Über die technische Verwendung von Korkgewebe s. unter Kork.)

Peridie (Peridium) nennt man bei verschiedenen Pilzen die lederartige, derbe Hülle, welche die Sporenlager umgibt. Bei den Gasteromyceten (s. d.) werden die ganzen Fruchtkörper von einer solchen Haut eingehüllt, bei den Uredineen (s. d.) sind nur die Aecidien von einer solchen bedeckt. Bei der Reife der Sporen öffnen sich die P. auf sehr verschiedenartige Weise.

Peridot, soviel wie Chrysolith (s. d.).

Peridrom (grch.), der Gang zwischen den Säulen eines Tempels und der Cellamauer.

Periegesis (grch.) hieß bei den Griechen ursprünglich das Herumführen eines Fremden und das damit verbundene Vorzeigen und Erklären von Merkwürdigkeiten, und Perieget derjenige, der dies that. Denselben Namen erhielten dann auch Schriften, welche Kunstdenkmäler, Inschriften und sonstige Merkwürdigkeiten verzeichneten beschrieben

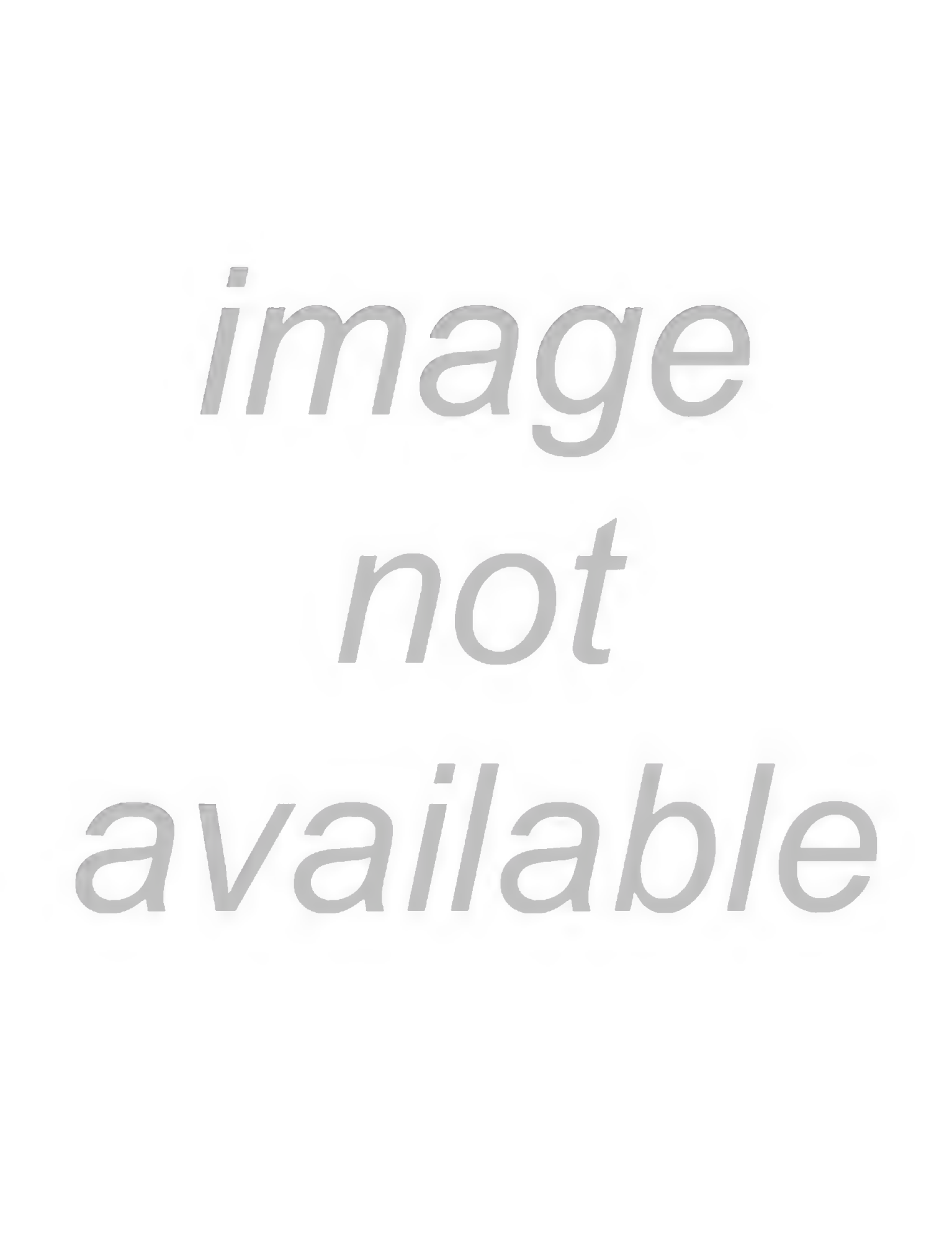


image
not
available

der Markuskirche von Venedig, doch ohne die Säulenstellungen und den reichen Schmuck des Innern, aus einem durch fünf Kuppeln gebildeten griech. Kreuz bestehend, an welches jedoch anstatt der westl. ausgedehnten Vorhalle nach abendländ. Weise ein Glockenturm gefügt erscheint, ist merkwürdig als Vorbild von etwa 40 Kirchen im südwestl. Frankreich, die von allen übrigen Bauten des Landes abweichen, indem sie eine byzant. Anlage von Kuppeln und zum Teil griech. Kreuzform anzeigen. Die frühere Kathedrale St.-Etienne besteht aus zwei ganz verschiedenen Teilen aus dem 11. und 17. Jahrh. Von den sieben Plätzen sind die Place Bugeaud (ehemals du Triangle) mit einer Statue des Marschalls Bugeaud (von Dumont), der Cours Michel-Montaigne mit den Standbildern Montaignes (von Lanno) und Daumesnils (nach Rochet), die Promenade der Allées de Tourny mit der Statue Fenélons (von Lanno), sämtlich in Bronze, geschmückt. P. ist Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiöcese Bordeaux, eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels- und eines Friedensgerichts, einer Ackerbaukammer und des Ackerbauvereins des Depart. Dordogne, ist Hauptort der 24. Militärdivision, hat ein Lyceum, ein Priester- und ein Lehrerseminar, eine Bibliothek von 20000 Bänden, ein reichhaltiges Departementalmuseum, ein Theater, eine Kaserne und ein Centralgefängnis, zählt (1881) 22331, als Gemeinde 25969 E. und ist berühmt durch seine Trüffeln, Truthühner, Trüffelpasteten, Liqueure und Weine, die nebst Mehl, Eisenwaren, Salz, Mastochsen, Schweinen und Geflügel die Gegenstände des Handels bilden. Auch unterhält P. Eisenhütten, Kupfer- und Eisenschmelzen, Fabrilen für Eisenbahnmaterial, Ackerbaugeräte, Quincaillerie- und Messerschmiedewaren, Feilen, Tuch, Flanell und andere Wollstoffe. — P., im Mittelalter Petragorica, Petragora und Petracorium, wurde 1356 von den Engländern genommen und war 1575—81 in den Händen der Hugenotten.

Perigynus (flos perigynus), s. unter Blüte und Tafel: Blüte und Blütenstand.

Perihelium, s. Aphelium.

Perikarditis (grch.), die Herzbeutelentzündung.

Perikles, einer der bedeutendsten Staatsmänner Athens (493 v. Chr. geboren), stammte aus einer der angesehensten Familien dieses Staats. Sein Vater Xanthippos, der Sieger von Mykale, gehörte dem Geschlecht der Buzygen, seine Mutter Agariste, die Nichte des demokratischen Reformers Kleisthenes, dem der Alkmäoniden an. Von Natur mit den trefflichsten Anlagen ausgerüstet, erhielt P. eine sorgfältige Erziehung, auch in den musischen Künsten, und arbeitete in reifern Jahren unausgesetzt an seiner Bildung weiter durch den vertrauten Umgang mit Philosophen wie Anaxagoras, mit Künstlern wie Phidias und mit der hochgebildeten Aspasia, seiner zweiten Frau. Die polit. Laufbahn betrat er zuerst 467 v. Chr. und gewann durch die Macht seiner Persönlichkeit, durch seine geistige Überlegenheit und die Kraft seiner Reden zuerst neben seinem ältern Parteigenossen Ephialtes, noch mehr nach dessen Tode (458) so bedeutenden Einfluß, daß er der Führer der demokratischen Partei und nach der Verbannung des Thucydides, des Sohnes des Melesios (442), der nach Cimons Tode (449) die Leitung der aristokratischen oder konservativen Partei übernommen hatte, der einzige Leiter der Politik Athens wurde. Auf seine und Ephialtes' Veranlassung war 460 dem Areopag das Oberaufsichtsrecht über die gesamte Staatsverwaltung entzogen und dadurch der stärkste aristokratische Bestandteil der Verfassung beseitigt worden. Durch ihn wurde ferner die Kompetenz der Geschworenengerichte (heliastischen Gerichte) bedeutend erweitert und den Geschworenen für ihre Thätigkeit ein mäßiges Tagegeld (1 Obolos) zuerkannt. Sehr volkstümlich war die Einführung der sog. Theorikengelder, d. h. einer Geldspende an die ärmern Bürger für hohe Festtage, um ihnen den Besuch des Theaters, der nur gegen Eintrittsgeld gestattet war, zu ermöglichen.

P., der das hohe Ziel verfolgte, seine Vaterstadt zur ersten Stadt von ganz Hellas zu machen, vollendete den Ausbau (seit 445) der Hafenstadt Piräeus, erbaute (460—457 und 440) die drei langen Mauern, welche dieselbe mit Athen selbst zu einem großen Befestigungssystem verbanden, und schmückte auch Athen, insbesondere die Akropolis, mit Prachtbauten (Odeon, Parthenon, Propyläen, Tempel der Nike Apteros), zu denen ihm die reichlich fließenden Tribute der Bundesgenossen Athens einen Teil der Mittel boten. Verhindern konnte P. dagegen nicht, daß die Entwickelung der Macht Athens zu einem gewaltsamen Zusammenstoß mit Sparta führte. Der erste dieser Rivalitätskriege währte von 459 bis 451, der zweite von 446 bis 445; der dritte war der sog. Peloponnesische Krieg, in dessen drittem Jahre (429) P. durch den Tod hinweggerafft wurde. (S. Griechenland.) Als Feldherr (Strategos) hat P. bei mehrern Gelegenheiten seinem Vaterlande gute Dienste geleistet. Im J. 455 führte er die athenische Flotte, welche im Korinthischen Meerbusen gegen die Küsten von Achajo und Akarnanien operierte, 445 unterwarf er die empörte Insel Euböa, 439 die Insel Samos, die von dem athenischen Bündnisse abgefallen waren, der athenischen Herrschaft. Die Leichenrede, welche ihn Thucydides bei der Bestattung der im ersten Jahre des Peloponnesischen Kriegs gefallenen Athener halten läßt, gibt uns ein Bild seiner gewaltigen Beredsamkeit, die seine Zeitgenossen mit dem Donnern und Blitzen des olympischen Zeus verglichen.

Außer den Schilderungen bei Thucydides und der Lebensbeschreibung des P. von Plutarch vgl.: Kutzen, «P. als Staatsmann während der gefahrvollsten Zeit seines Wirtens» (Grimma 1834); Oncken, «Athen und Hellas» (Tl. 2, «P., Kleon, Thucydides», Lpz. 1866); Filleul, «Histoire du siècle de P.» (2 Bde., Par. 1873; deutsch von Döhler, 2 Bde., Lpz. 1874—75); Lloyd, «The age of P.» (2 Bde., Lond. 1875); Ad. Schmidt, «Das perikleische Zeitalter» (Bd. 1, Jena 1877); Beloch, «Die attische Politik seit P.» (Lpz. 1884); Pflugk-Harttung, «P. als Feldherr» (Stuttg. 1884).

Perikopen (grch.) heißen die biblischen Abschnitte, welche bei dem Gottesdienste zu Vorlesungen vor dem Altar und als Texte zu den Predigten vorgeschrieben sind. Eine Auswahl solcher kirchlicher Lektionen (s. d.) wurde zuerst im 5. Jahrh. veranstaltet. Papst Gregor d. Gr. stellte dann ein eigenes Lektionarium auf, aus welchem unsere auf alle Sonn- und Festtage im Kirchenjahre vorgeschriebenen P. aus den Evangelien und Episteln entstanden sind. In der luth. Kirche wurden sie beibehalten (Perikopenzwang), doch wurden zu Ende des 18. Jahrh. neugewählte Reihen-

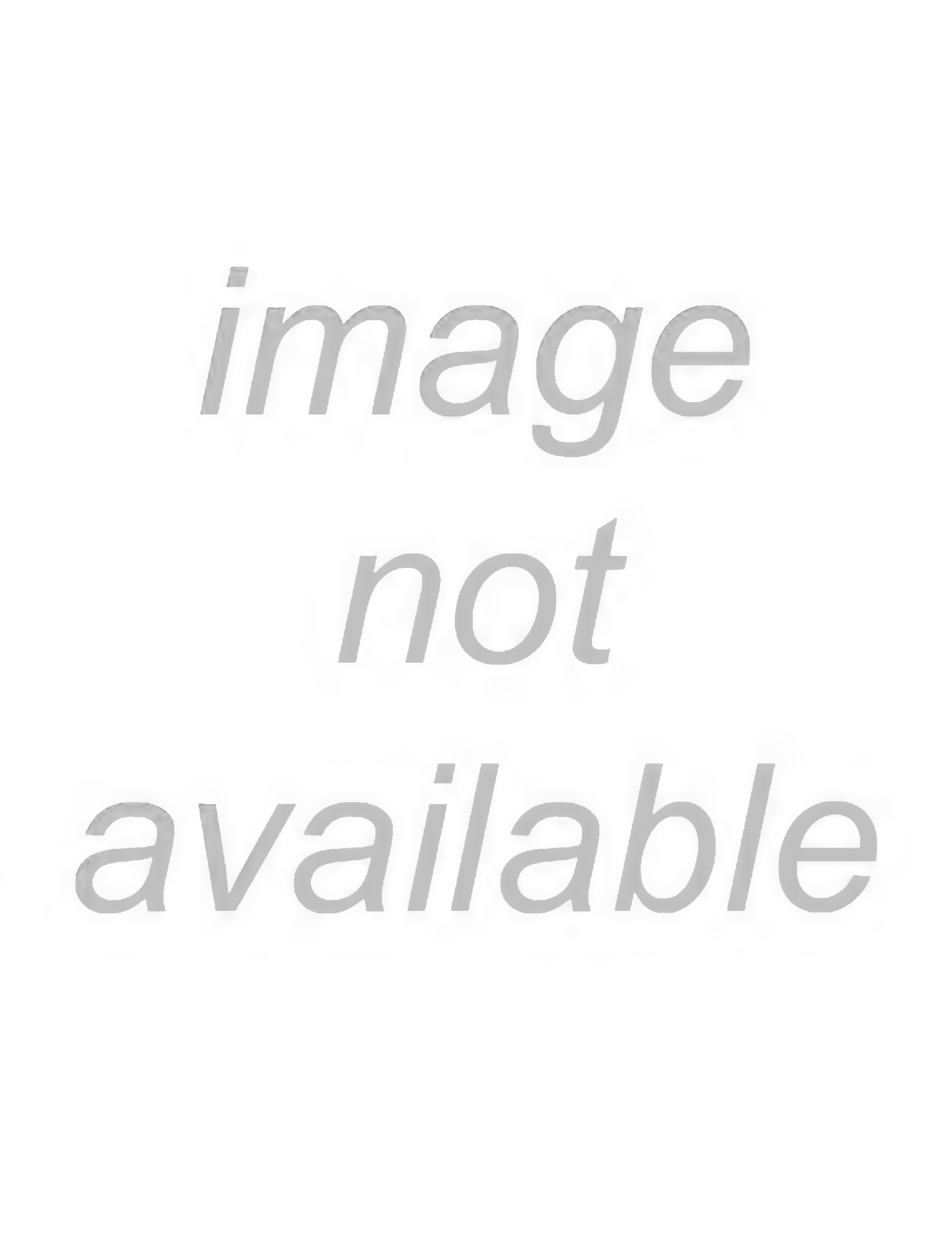


image
not
available

Begebenheit oder That, sondern einen Verlauf von solchen erzählt, in der Universalgeschichte ebenso wie in jeder Art der Spezialgeschichte, in der Geschichte der Menschheit wie in der Völkergeschichte, nicht weniger in der Geschichte einer Stadt, eines Dorfs, oder in der Biographie, in der politischen wie in der Kultur-, Literatur- und Kunstgeschichte u. s. w. statt. Damit aber die Periodisierung keine bloß willkürliche Zeitabteilung werde, wie eine solche z. B. in der eine Zeit lang üblichen Einteilung der Weltgeschichte nach Jahrhunderten stattfand, damit sie vielmehr der organischen Gliederung der Entwickelung entspreche und die Auffassung dieser Entwickelung erleichtere, ist es von höchster Wichtigkeit, daß diejenigen Momente, welche in Hinsicht auf die Entwickelung des Inhalts der Geschichte und nach dem Standpunkte, von welchem diese durch den Geschichtschreiber betrachtet und geschildert wird, auch wirklich entscheidende und wesentlich epochemachende sind. Die jetzt allgemein gültige, wohlbegründete Periodenfolge in der Universalgeschichte teilt dieselbe in die alte, mittlere, neuere und neueste Geschichte. (S. Geschichte.)

Periode (grch.), in der Rhetorik ein aus Haupt- und Nebensatz oder einem Hauptsatz mit mehrern Nebensätzen bestehender zusammengesetzter Satz, dessen einzelne Sätze so gestellt sind, daß der auszusprechende Gedanke mit allen seinen Nebenbeziehungen eine einheitliche, geschlossene Form erhält.

Periode (mathemat.), s. unter Decimalbruch.

Periode (medizin.), s. Menstruation.

Perióken hießen bei den Griechen die bei der Eroberung von Lakonien durch die dorischen Spartiaten zwar ihrer polit. Rechte beraubten, aber im Besitz ihres Eigentums, ihrer persönlichen Freiheit und in ihrer Gemeinde im Besitz ihrer kommunalen Rechte belassenen achäischen Einwohner, die auch als Lacedämonier bezeichnet werden. Sie hatten die Bezirke (namentlich an den städtereichen Küsten) inne, welche das Eurotasthal im Halbkreise umgeben. Wie sie auch an den griech. Nationalfesten teilnahmen, so wurden sie, namentlich seit den Perserkriegen, auch im Kriege später in Masse als Hopliten verwendet. P. gab es auch in Argolis; auch die von den Thessalern abhängigen Bergvölker rings um das Becken des Peneios wurden P. genannt.

Periost (grch.), die Knochenhaut (s. unter Knochen, Bd. X, S. 371a); periostal, die Knochenhaut betreffend; Periostītis, die Knochenhautentzündung (s. d.).

Peripatetische Philosophie heißt zunächst die Philosophie des Aristoteles entweder von seiner Gewohnheit, einen Teil seiner Vorträge im Auf- und Abgehen (περιπατεῖν) zu halten, oder von dem Orte, wo er sie hielt, einem Schattengange des Lyceums; sodann aber die Gesamtheit aller philos. Richtungen, welche sich an Aristoteles anschlossen.

Peripétie (grch.), Schicksalswendung, Glücksumschwung, namentlich der entscheidende Wendepunkt im Schicksal des Helden einer dramatischen Handlung.

Periphérie (grch.), der Umfang des Kreises oder überhaupt einer durch eine krumme Linie begrenzten Fläche. Bei Figuren, die durch gerade Linien begrenzt sind; z. B. beim Dreieck, Viereck ꝛc., nennt man den Umfang häufiger Perimēter. Die P. des Kreises wird in 360 Teile, die man Grade nennt, eingeteilt, der Grad in 60 Minuten und die Minute in 60 Sekunden.

Periphrase (grch., d. i. Umschreibung) heißt in der Rhetorik eine Figur, die statt den eigentlichen Begriff zu nennen, denselben durch Angabe seiner Eigenschaften, Verhältnisse, Umgebungen oder Wirkungen veranschaulicht und dadurch, daß sie einem ästhetischen Zwecke dient, sich von der Paraphrase (s. d.) unterscheidet, welche nur auf Deutlichkeit berechnet ist. So enthält das Gedicht von Goethe «Kennst du das Land u. s. w.» eine P. von Italien, und Matthissons Gedicht «Hain, der von der Götter Frieden u. s. w.» eine P. des Elysiums.

Periplus (grch., «Umschiffung»), Titel mehrerer griech. Werke über Umschiffung und Beschreibung von Küstenländern.

Periptéros, s. unter Halle (Bauwesen).

Péris sind nach der pers. Sage zarte Wesen, sowohl männlichen wie weiblichen Geschlechts, von wunderbarer Schönheit, unsterblich und in allen Wonnen des Lebens ihre Tage in Dschinnistan oder dem Feenlande zubringend. Sie sind wohlwollend und den Menschen freundlich gesinnt und schützen sie vor den Dews oder bösen Geistern. Die P. sind Gegenstand poetischer Darstellung in Moores «Lalla Rookh» (deutsch von Schmidt, 2. Aufl., Berl. 1876).

Perísceï (Umschattige), s. unter Ascii.

Periskopische Gläser, s. unter Brille.

Perisperm (grch.), in der Botanik diejenige Gewebeschicht des Samens, die aus dem früher zwischen den Integumenten und dem Embryosack vorhandenen Gewebepartien des Eikerns hervorgegangen ist und bei der Reife zwischen der Samenschale und dem Endosperm oder dem Embryo liegt. Gewöhnlich wird das P. während der Entwickelung des Samens fast ganz verdrängt. Nur bei wenigen Samen ist es mächtig entwickelt, wie z. B. bei den Samen von Canna; in diesem Falle übernimmt es dann stets die Funktion des Endosperms, d. h. die Aufspeicherung von Reservestoffen für die Keimung.

Perispómenon (grch.) heißt in der griech. Betonungslehre ein Wort, wenn es den Cirkumflex auf der Endsilbe hat, z. B. βασιλεῖς «die Könige».

Perisporiaceen (Perisporiaceae), Pilzfamilie aus der Gruppe der Ascomyceten, die den Pyrenomyceten am nächsten steht. Sie unterscheiden sich von den letztern dadurch, daß die Perithecien nicht krugförmige Vertiefungen darstellen, sondern als kugelige Körper entwickelt sind, die in ihrem Innern die Sporenschläuche enthalten. Es gehören hierher einige Schimmelpilze, wie die Arten der Gattungen Aspergillus (s. d.) und Penicillium. Auch die Meltaupilze (s. Meltau) sind besser zu den P. als zu den Pyrenomyceten zu rechnen.

Perissodactyla, unpaarzehige Huftiere (s. d.).

Peristaltisch (grch.), wurmförmig, bezeichnet diejenige Art von Bewegung, welche den unwillkürlichen Muskelfasern des Darmkanals eigentümlich ist. Diese ziehen sich nämlich eine nach der andern stromabwärts zusammen, verengen also den Darmkanal Schritt für Schritt in fortkriechender Weise, indem sie auf diese Weise den Inhalt allmählich abwärts schieben. Wenn der Darm in Krankheiten verschlossen, daher undurchgängig ist, so tritt leicht eine rückwärts laufende Bewegung des Inhalts ein, sodaß dieser (namentlich als Koterbrechen) nach oben entleert werden muß; dies nennt man antiperistaltische Bewegung.

Peristhlava, s. Marcianopolis.

Peristom, s. unter Musci, Bd. XII, S. 6b.

Digitized by Google

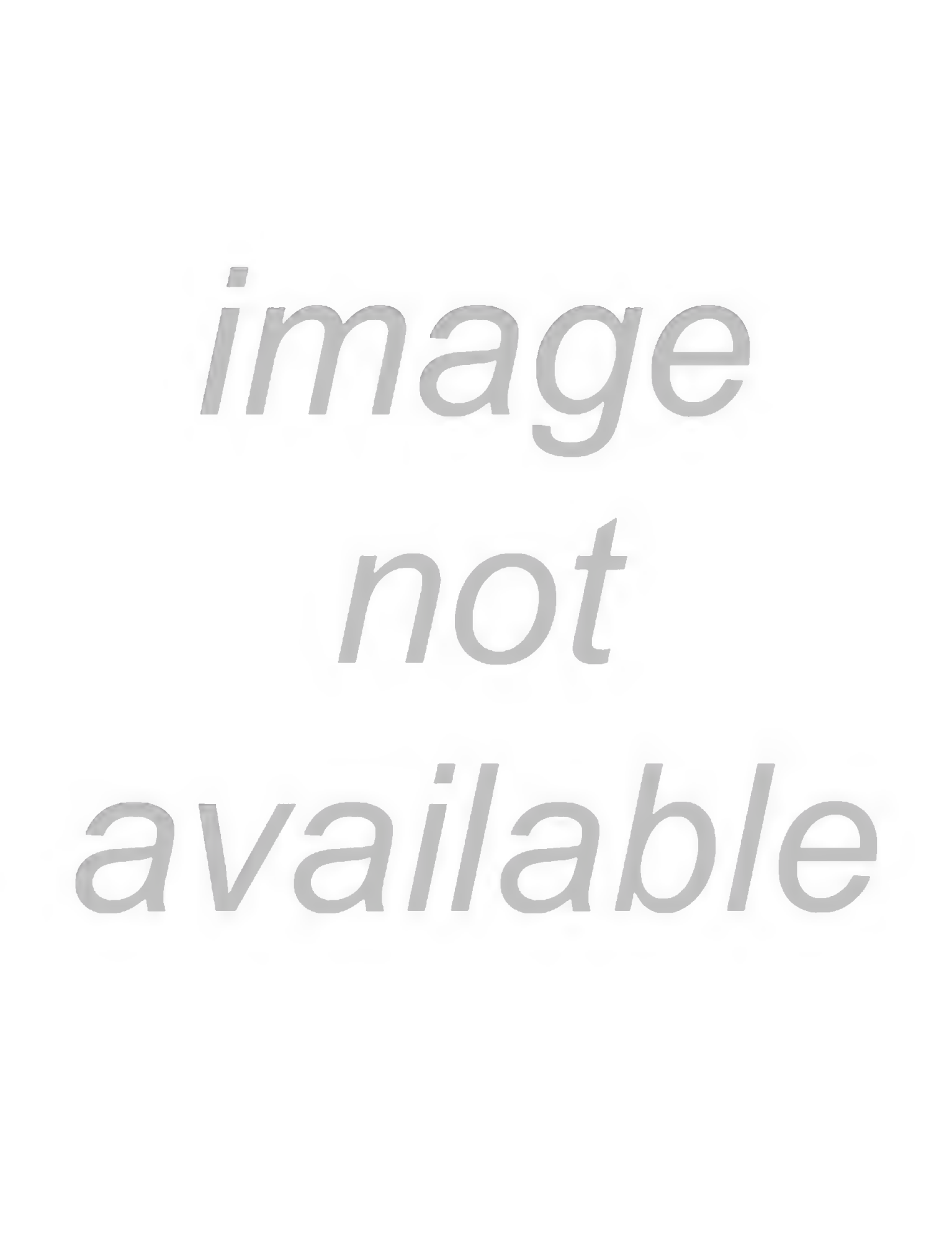


image
not
available

Priegnitzbahn (P.-Wittstock), zählt (1880) 7825 E., ist Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts hat ein Realgymnasium, eine höhere Töchterschule, ein Hospital, ein Rolandsstandbild, ein Kriegerdenkmal, Ziegelbrennereien, Kalkbrennerei, Gerbereien, Färbereien, Wollspinnereien, Dampfsägemühlen, Eisengießerei, Fabrikation von Maschinen, Thonwaren, Mehl, Seife, Mostrich, berühmter Stiefelwichse, Cigarren u. s. w. Im J. 1420 wurde hier zwischen Brandenburg und Mecklenburg Friede geschlossen.

Perlen sind pathol. Erzeugnisse verschiedener Muscheln, namentlich aber der echten Perlmuschel (Meleagrina margaritifera), die in den südl. Meeren, und der Flußperlmuschel (Margaritana margaritifera, s. Tafel: Mollusken, Fig. 5; s. auch unter Malermuscheln), welche in Bächen und Flüssen Deutschlands, besonders Bayerns und des sächs. Vogtlandes, vorkommt. Die P. sind Anhäufungen derselben Substanz, welche die innern Schichten der Schale (die Perlmutter) bildet und wegen ihres Bestehens aus feinen Schichten die bekannten Farbenerscheinungen zeigt. Ihre Bildung wird meist durch äußere Zufälligkeiten, Verletzungen des Mantels des Tiers, Eindringen fremder Körper (Sandkörnchen, Eingeweidewürmer u. s. w.), bedingt und kann deshalb auch künstlich hervorgerufen werden. Die Flußperlen erreichen nur selten die Größe und den Wert der orientalischen oder Meerperlen. Letztere werden besonders in den ind. Meeren, um Ceylon, Java, Sumatra, Japan, im Persischen Meerbusen, sowie an den Küsten von Mexiko in beiden Oceanen gefischt. Das Geschäft, die Perlenmuschel aus der Tiefe heraufzuholen, ist eins der gefahrvollsten und wird durch besondere Taucher (Perlenfischer) betrieben. Erleichtert wird die Perlenfischerei durch die Taucherglocke (s. d.). Die gefischten Perlenmuscheln schlägt man in Fässer und läßt sie faulen, wobei sich die meisten schon von selbst öffnen. Doch nicht in allen Muscheln finden sich P.; in denjenigen aber, welche P. enthalten, finden sich deren gewöhnlich 8 bis 12. Sind sie getrocknet, so läßt man sie durch neun immer feinere Siebe gehen, und so sortiert kommen sie dann in den Handel. Die Schönheit und der Preis der P. ist bedingt durch ihre Größe, vollkommen runde Form, feine Politur und ihren hell durchsichtigen Glanz. Außerst selten erreichen sie die Größe einer kleinen Walnuß. Die sog. Kirschperlen, von der Größe einer Kirsche, werden zwar häufiger gefunden, sind aber immer noch sehr teuer. Außerdem unterscheidet man runde, birnförmige, zwiebelförmige und Baroqueperlen, d. i. übel geformte. Die größten heißen Zahlperlen, die kleinern Lotperlen, die kleinsten Staubperlen. In Europa werden die P. von weißem Wasser am meisten gesucht; die Indier und Araber dagegen ziehen die von gelbem Wasser vor. Einige haben eine Bleifarbe, andere fallen ins Schwarze, noch andere sind ganz schwarz. Schon im Altertum waren die P. Gegenstand des Luxus. Die größte P., etwa 1½ Mill. Mark wert, soll Kleopatra bei einem Gastmahle in Weinessig aufgelöst und auf die Gesundheit des Antonius getrunken haben. Eine andere, La peregrina genannt, die Philipp II. von Spanien überreicht wurde, war oval, von der Größe eines Taubeneies und auf 80000 Dukaten geschätzt. Vgl. Möbius, «Die echten P.» (Hamb. 1858).

Perlen (künstliche), welche teils die echten bis zur Täuschung imitieren, teils mit denselben nur die Form gemeinsam haben, werden aus verschiedenen Materialien hergestellt. Die Fabrikation der als Schmuck getragenen unechten P. hat namentlich in Paris, Wien, Venedig, Florenz und Rom, sowie in Böhmen eine hohe Vollkommenheit erreicht. Dieselben bestehen meist aus absichtlich etwas unregelmäßig geblasenen Hohlkügelchen von dünnem weißen Glas, die man, nachdem sie durchbohrt sind, auf ihrer innern Oberfläche durch Saugen mit Perlenessenz, den in einer Lösung von Hausenblase fein zerteilten und mit etwas Ammoniak versetzten Schuppen des Weißfisches (Cyprinus alburnus), überzieht und dann mit Wachs ausgießt. Die sog. Römischen Perlen bestehen aus Alabasterkügelchen, die erst mit Wachs, dann mit Perlenessenz getränkt sind; sie verlieren ihr schönes Ansehen beim Tragen. Von großer Wichtigkeit sind die Glasperlen, bei denen man massive und hohle unterscheidet. Die erstern führen den Namen Venetianerperlen, weil sie früher vorzugsweise in Venedig (auf der Insel Murano) verfertigt wurden; gegenwärtig werden sie auch in Böhmen und im bayr. Fichtelgebirge (Paterle) in Menge hergestellt. Dieselben bilden in Afrika, in Marokko, an der Guinea- und Congoküste, am Kap, in Zanzibar und Abessinien eine gesuchte Ware und dienen dem Europäer als bequemes Tauschmittel gegen die Landesprodukte. Große buntfarbige Glasperlen gingen früher als Rosenkränze nach Palästina. Zu Stickereien, sowie zu manchen Arten von Strick- und Häkelarbeiten verwendet man außer den kleinen Glasperlen Stahlperlen, aus Stahl oder Eisenblech, Goldperlen und Silberperlen, aus vergoldetem, resp. versilbertem Messing oder Tombak (Blech oder Draht) erzeugt. Ferner gibt es P. aus Bernstein, Steinnuß, Korallen, Wachs u. s. w.; die sog. Türkischen Rosenperlen werden aus verschiedenen künstlichen Massen verfertigt, denen eine in Rosenöl abgeriebene Farbe zugesetzt wurde. Die P. aller Art werden mit einer durchgehenden Bohrung versehen, um sie an Fäden aufreihen zu können, und so zu Büscheln vereinigt in den Handel gebracht.

Perlenbunzen, s. unter Bunzen.

Perlenessenz, s. unter Fischschuppen.

Perleninseln, Islas de las Perlas, Inselgruppe im Golf von Panamá des Großen Oceans, umfaßt zwei größere (Rey [San-Miguel], San-José) und 15 kleine Inseln, gehört zum Staat Panamá und hat Perlenfischerei.

Perleninseln (Cayos de Perlas, engl. Pearl Cays) heißt auch ein kleiner Archipel an der Mosquitoküste des Karaibischen Meeres, vor dem Strandsee Laguna de las Perlas.

Perlenmaß, ein mit verschieden weiten Löchern versehenes Sieb, auf welches die echten Perlen geschüttet werden, um sie zu sortieren.

Perlenstickerei, eine Zierarbeit, welche darin besteht, daß durch auf ein Gewebe aufgenähte, dicht aneinander gereihte Glasperlen von verschiedener Farbe die mannigfaltigsten Muster erzeugt werden. Auf dem Webstuhl nachgeahmt, heißt diese Arbeit Perlengewebe.

Perlgeschwulst, s. Cholesteatom.

Perlglimmer, s. Kalkglimmer.

Perlgraupen nennt man die feinste Sorte von Graupen.

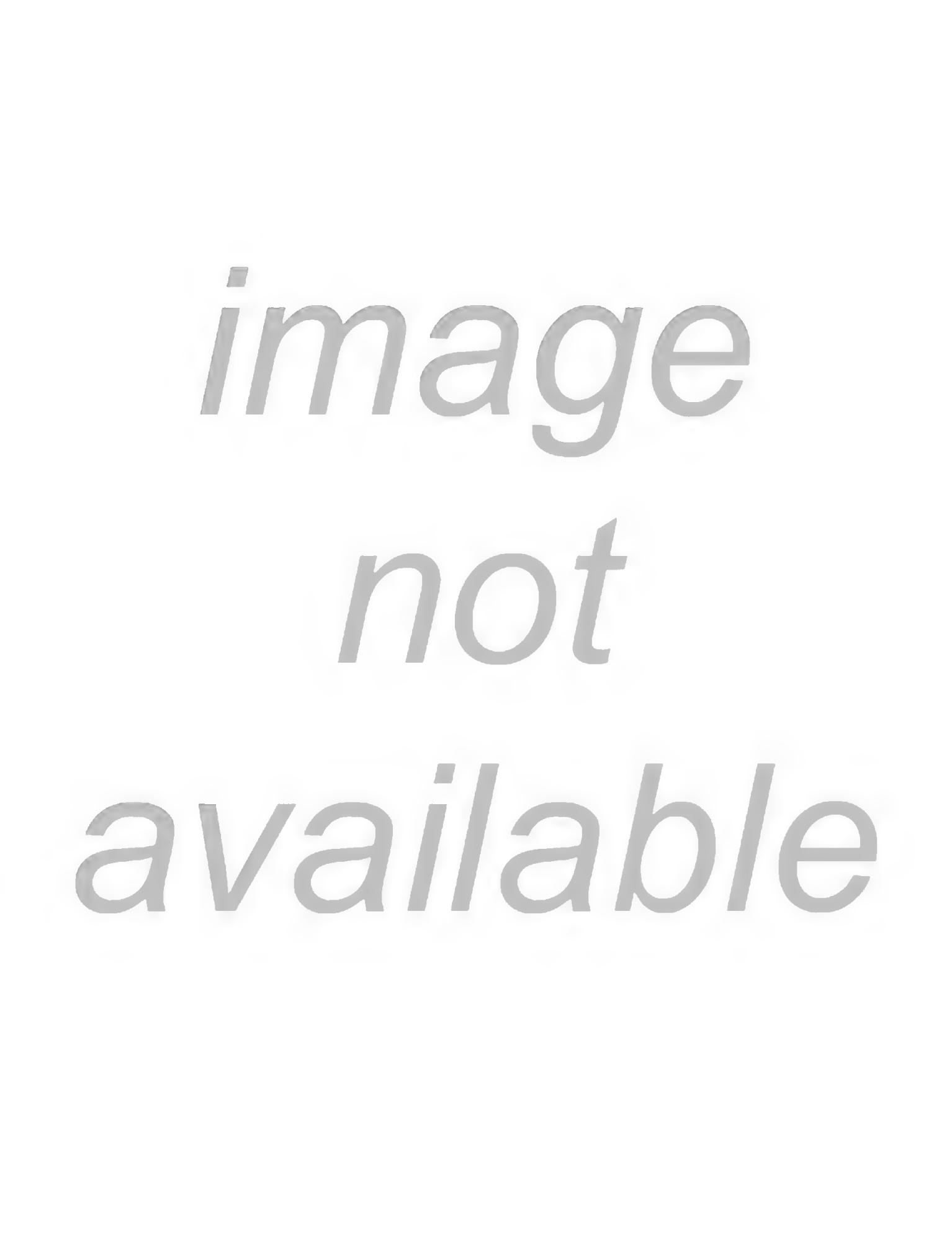


image
not
available

der nordugrischen (finnischen) Sprachfamilie. Die Sprache ist behandelt von H. Rogow in «Grammatik» (Petersb. 1860) und «Wörterbuch» (1869).

Permische Formation, s. unter Perm.

Permiß (lat.), Permeß (ital.), Erlaubnis, Erlaubnisschein, Passierzettel; Permission, Erlaubnis; permittieren, erlauben, beurlauben.

Permoser (Balthasar), Bildhauer, geb. zu Kammer in Oberbayern 1651, war einer der originellsten Plastiker der Barockzeit in Deutschland. Er verweilte eine Zeit in Salzburg, wo er den Bildhauer Weißkirchner zum Meister hatte, dann in Wien, wo ihn Prinz Eugen beschäftigte, den größten Teil seines Lebens aber in Dresden, wo er zum Hofbildhauer ernannt wurde. Er starb daselbst 1732. Sein bedeutendstes Werk ist die lebensgroße Marmorgruppe des Prinzen Eugen, den die Fama zum Himmel emporträgt, im Belvedere zu Wien. Für die kath. Kirche zu Dresden fertigte er die schöne, in Holz geschnitzte Kanzel. Auch war er einer der tüchtigsten Elfenbeinschnitzer im figuralen Fache, wovon Proben im münchener Nationalmuseum und andern Sammlungen sich finden.

Permutation, s. unter Kombination.

Pernambuco, eine der östlichsten Küstenprovinzen Brasiliens, von Parahyba, Rio Grande do Norte und Ceara im N., Piauhy im W., Bahia und Alagoas im S. begrenzt, zählt auf 128395 qkm (1883) 1014700 E., darunter 84700 Sklaven. Die ziemlich flache Küstenregion erstreckt sich 50—70 km landeinwärts; dann erheben sich ausgedehnte Hochebenen und Bergzüge. Die Serra dois Irmaos an der Westgrenze bildet die von SW. gegen NO. streichende Wasserscheide des Parnahyba- und San-Francisco-gebietes und sendet Seitenäste nach SO. Im O. fließen die unbedeutenden Küstenflüsse Una, Zpojuca, Beberibe und Capibaribe. Im Innern sind sämtliche Gewässer linksseitige Nebenflüsse des San-Francisco, der die Grenze gegen Bahia macht. Das hochgelegene Innere besteht großenteils aus den Sertões, Grasplateaus, die unter häufigen Dürren leiden, dagegen besitzt die Region der Küste außerordentlich fruchtbaren Alluvialboden, der mit üppigem Urwald bestanden ist und den Anbau von Zuckerrohr und Baumwolle reichlich lohnt. Die ausgedehnten Wälder liefern das nach dieser Provinz benannte Fernambuk- oder Pernambuthholz, das übrigens in vorzüglichster Qualität auch in Bahia vorkommt. (S. Brasilienholz.) Auch Gelb-, Guayak- und vortreffliches Bauholz, Kokosnüsse, Balsam, Benzoë, Ipecacuanha und andere Droguen sind wichtige Waldprodukte. Man zieht alle Arten Haustiere, doch arten Schafe und Ziegen aus; Wildbret, Affen u. s. w. gibt es in großer Menge. Marmor findet sich reichlich, Gold nur wenig. Tabak wird viel gebaut, Getreide verhältnismäßig wenig. Stapelprodukte sind Baumwolle, Zucker, Rum und Häute. Die Bewohner der Provinz sind in der rationellen Landwirtschaft Brasiliens am weitesten vorgeschritten. Fabrikmäßig wird Eisengießerei, Seifensiederei, Branntweinbrennerei und Zuckersiederei betrieben.

Pernambuco, Hauptstadt der gleichnamigen brasil. Provinz, kommerzieller Schwerpunkt für das nördl. Brasilien, bei den Brasilianern Cidade do Recife oder schlechthin Recife (Riff) genannt, nach Rio de Janeiro und Bahia die größte Stadt des Kaiserreichs, Sitz des Bischofs von Olinda, eines Appellationstribunals, eines Handelsgerichts und einer Fakultät der Jurisprudenz, zählt (1883) 130000 E. P. ist Sitz eines deutschen Konsulats für die Provinzen P., Parahyba und Rio Grande do Norte. Ihre Lage ist eine ganz eigentümliche. Der Küste parallel, von SW. gegen NO. erstreckt sich mehrere Kilometer weit schnurgerade ein schmales Riff zwischen der Stadt und der offenen See, welches bei der Ebbe aus dem Wasser hervorragt, bei voller Flut aber von den Brechwellen übersprungen wird. An seinem Nordende trägt es einen Leuchtturm. Östlich von diesem Riff liegt der Ankerplatz für größere Schiffe, zwischen dem Riff und der Stadt der Boqueirão oder der innere Hafen für Schiffe von höchstens 5 m Tiefgang. Die Stadt zerfällt in drei fast parallel laufende Teile. Die östliche oder Altstadt, schlechthin Recife oder auch São-Pedro-Gonçalves genannt, auf der Südspitze einer schmalen, sandigen Halbinsel gelegen, die im O. vom Meer, im W. vom Rio Capibaribe begrenzt wird, umfpannt mit dem Riff den Binnenhafen und hat hohe Häuser in engen und schmutzigen Straßen. Hier liegen die vorzüglichsten Handelskontore, das Zollhaus, die Börse, ein Marinearsenal u. s. w. Eine auf steinernen Pfeilern ruhende, etwa 160 m lange Brücke verbindet Recife mit der Inselstadt San-Antonio, dem mittlern und schönsten Stadtteil, welcher die Kathedrale, den bischöflichen und den Palast des Präsidenten, das Theater, die Rua Imperial, die schönste Straße der Stadt, u. s. w. enthält. Von San-Antonio führt eine hölzerne Brücke nach dem Festlande zu dem westlichsten und modernsten Stadtteil Boavista, welcher unregelmäßige Straßen, niedrige, zum Teil geschmackvolle, mit Gärten umgebene Häuser und viele europ. Kaufleute zu Bewohnern hat. P. besitzt 17 Kirchen und Kapellen, sechs Hospitäler, ein Gefängnis, außer der Rechtsschule ein Lyceum, zwei Lateinschulen u. s. w. Von Boavista führt 4 km weit gegen N. ein Damm durch die Dschangelniederungen des Capibaribe zu der ganz von P. getrennten und auf einem Hügel gelegenen Stadt Olinda (s. d.). Die kühnen Kirchen, Klöster und Jesuitengebäude stehen leer und verfallen. Die günstige Lage, ein trefflicher Hafen, die eigentümlichen Strömungs- und Windverhältnisse des Meeres, die thatkräftige Natur der Einwohner, sowie die bedeutende Produktion des Hinterlandes haben P. zu einer wichtigen Handelsstadt gemacht, deren kommerzieller Einfluß selbst den Bahias überragt. Zwei Bahnen gehen von P. aus, eine nach Palmares, 125 km, die bis zum San-Francisco fortgesetzt werden soll, und eine nach Olinda, 8 km. Dazu kommt seit zwei Jahren die Kabelverbindung mit Europa und mit Nordamerika über Pará, sowie Landtelegraphenlinien nach Bahia, Rio und Ceará. P. ist der Hauptpunkt für alle aus dem nördl. Atlantischen Ocean nach Brasilien, um das Kap Hoorn oder das Kap der Guten Hoffnung nach Ostindien, Chile, Californien, China, Japan und Australien gehenden Schiffe, und der erste Hafen, den die großen südamerik. Dampfschiffahrtslinien berühren, der letzte, den sie mit ihren heimkehrenden Dampfern anlaufen. Im J. 1879 betrug die Ausfuhr an Zucker 98420 t, Baumwolle 60318 Ballen. Es liefen ein: 965 Schiffe (177 Dampfer), davon 79 deutsche, aus: 937 Schiffe (137 Dampfer), davon 79 deutsche. Die Hauptartikel der Einfuhr sind Baumwoll- und Wollwaren, Eisen- und Stahlwaren, Stockfische, Weizenmehl, Weine, Trocken-

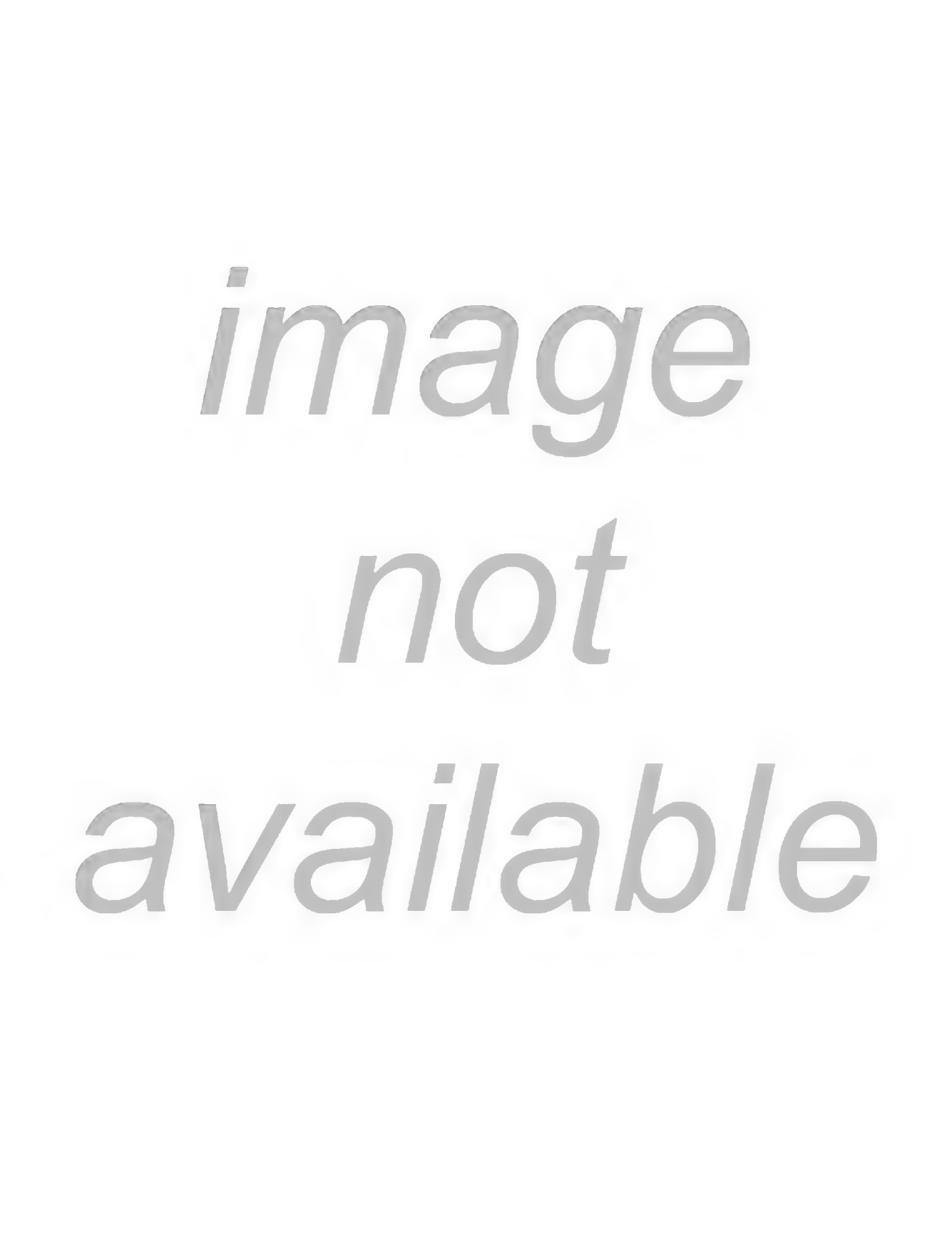


image
not
available

Péronne, Hauptstadt eines Arrondissements und Festung dritter Klasse im franz. Depart. Somme, 50 km östlich von Amiens in der Santerre (Sanguiterra) in sehr fischreicher, morastiger Gegend am Einflusse der Cologne in die Somme, Station der Linie St.-Just-Epehy der Nordbahn, zählt (1881) 3994 E. (als Gemeinde 4696). Die sehr alte Stadt ist Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Friedens- und eines Arbeitergerichts und hat ein Collége, fünf Kirchen, unter denen St.-Jean aus dem 16. Jahrh. mit trefflichen Wandgemälden bemerkenswert, ein von vier Türmen flankiertes Schloß und eine Mineralquelle. — P., mittellat. Perona, gehörte seit der fränk. Zeit zur Grafschaft Vermandois. Hier saß König Karl III. von Frankreich gefangen; am 14. Okt. 1468 wurde hier ein Vertrag zwischen Ludwig XI. und Karl dem Kühnen geschlossen. Die früher sehr starke Festung wurde 26. Juni 1815 von den Engländern beim ersten Sturmangriff genommen. Während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 wurde P. seit 27. Dez. 1870 cerniert und kapitulierte 10. Jan. 1871. 12 km südöstlich von P. liegt das Dorf Testry, jetzt Tertry, wo Pipin von Heristal 687 Neustrien eroberte.

Peronospora *Corda*, Gattung parasitischer Pilze aus der nach ihr benannten Familie der Peronosporeen (s. d.). Sämtliche Arten schmarotzen auf Phanerogamen und entwickeln ihr Mycelium im Innern der Gewebe der Wirtspflanze, dasselbe besteht aus vielfach verzweigten, nicht durch Querwände gefächerten Hyphen, welche in den Intercellularräumen vegetieren und von hier aus Haustorien von verschiedenartiger Form in das Innere der Zellen senden. Die conidientragenden Hyphen treten durch die Epidermis, meist durch die Spaltöffnungen hindurch, an die Oberfläche und besitzen eine bäumchenartige Verzweigung, auf jedem Zweige wird nur eine Conidie gebildet, wodurch sich diese Gattung von der nahe verwandten Phytophthora (s. d.) unterscheidet. Der Pilz, welcher die bekannte Kartoffelkrankheit hervorruft, wurde früher zu P. gerechnet, doch gehört er nach der Art der Conidienbildung zur Phytophthora, bei welcher von jedem Zweige der Conidienträger mehrere Conidien abgeschnürt werden. Die Conidien von P. keimen entweder mit einem Keimschlauch, oder sie entlassen ihren Inhalt in Form von mehrern Schwärmsporen, die, nachdem sie auf einer geeigneten Wirtspflanze zur Ruhe gekommen sind, mittels eines Keimschlauchs entweder durch die Spaltöffnungen oder auch durch die Außenwände der Epidermis hindurch in das Innere wachsen. Außer der Fortpflanzung mit Conidien besitzen die Peronospora-Arten noch eine solche durch geschlechtlich erzeugte Oosporen.

Man teilt die Arten dieser Gattung gewöhnlich nach den Nährpflanzen ein, auf denen sie schmarotzen, doch ist diese Einteilung eine sehr bedenkliche, weil manche Formen höchst wahrscheinlich auf sehr verschiedenen Pflanzen gedeihen können. Die bekanntesten Arten sind: die P. nivea *de Bary*, die in den Blättern mancher Umbelliferen, wie Petersilie, Möhren u. a., lebt und durch ihre Conidienträger weiße, schimmelartige Überzüge auf der Unterseite der Blätter bildet, und die P. parasitica *de Bary*, die auf Stengeln, Blättern und Blütenständen zahlreicher Cruciferen, wie auf Capsella Bursa pastoris, auf dem Goldlack (Cheiranthus Cheiri), auf Raps und Dotter (Camelina) vorkommt und hier einen dichten weißen Überzug von Conidienträgern, oft auch eine hypertrophische Anschwellung der befallenen Stengelteile verursacht, sie kommt gewöhnlich in Gemeinschaft mit einem andern Pilz aus derselben Familie, dem sog. weißen Rost (Cystopus candidus, s. d.) vor. Eine früher nur in Nordamerika vorkommende Art (P. viticola *de Bary*), die auf verschiedenen Weinsorten wächst und ein Verschrumpfen der Blätter bedingt, ist in den letzten Jahren auch in Europa häufig aufgetreten. Dieselbe bildet rasenartige Überzüge von Conidienträgern auf der Unterseite der Blätter und geht von hier aus auch auf die jungen Zweige über. Auf verschiedenen Kompositen, besonders auf Salat, Cichorien, Artischocken kommt ebenfalls ein hierher gehöriger Pilz, die P. gangliformis *de Bary* vor. Außerdem finden sich Peronospora-Arten noch auf zahlreichen andern kultivierten und wildwachsenden Phanerogamen. Fast immer bewirken sie ein Absterben der befallenen Teile durch Verursachung von Verschrumpfung oder Fäulnis.

Peronosporĕen (Peronosporĕae), eine Familie von Pilzen aus der Gruppe der Phykomyceten. Die Arten derselben sind sämtlich Parasiten auf phanerogamen Pflanzen und leben endophyt in den Geweben derselben. Das Mycelium ist vielfach verzweigt, aber ohne Querwände in den Hyphen. Die Fortpflanzung geschieht auf zweierlei Art: einmal durch Conidien, welche auf besondern, nach außen tretenden Conidienträgern gebildet werden, welch letztere gewöhnlich aus den Spaltöffnungen heroortreten und auf den befallenen Pflanzenteilen weiße oder graue schimmelartige Überzüge bilden. Die auf diese Weise entwickelten Conidien sind im Stande, den Pilz weiter zu verbreiten, indem sie entweder bei ihrer Reife Schwärmsporen austreten lassen oder einen Keimschlauch bilden. Die ungeschlechtliche Fortpflanzung ist jedenfalls die ausgiebigste, außerdem werden aber bei den P. auch noch geschlechtlich erzeugte Sporen, die sog. Oosporen, entwickelt, die aus dem Inhalt eines Oogoniums durch Vereinigung mit dem Inhalt eines Antheridiums entstehen. Die Oosporen werden im Innern der Gewebe der Wirtspflanze gebildet und umgeben sich in der Regel mit einem festen Exosporium, sodaß sie als Dauersporen funktionieren und nach dem Absterben und Verfaulen der Nährpflanze den Pilz auf andere Pflanzen übertragen können. Dieselben keimen erst nach einer Überwinterung und ihr Inhalt zerfällt dabei gewöhnlich in eine ziemliche Anzahl Schwärmsporen. Die Bildung von Oosporen ist jedoch bei zahlreichen P. noch nicht beobachtet; so hat man z. B. bei dem vielfach untersuchten Pilz, welcher die Kartoffelkrankheit (Phytophthora infestans) hervorruft (s. Phytophthora und Kartoffelkrankheit), noch keine Oosporen aufgefunden.

Die Wirkung der P. auf die Wirtspflanzen besteht hauptsächlich darin, daß sie ein Vertrocknen oder Verfaulen der befallenen Pflanzenteile hervorrufen und hier und da auch Anschwellungen der Stengel oder Früchte verursachen. Sie sind deshalb für die Nährpflanze sehr schädlich, denn bei der leichten Ausbreitung durch Conidien, besonders bei länger andauernder feuchter Witterung, bedingen sie sehr häufig ein Absterben oder Verfaulen der ganzen Pflanzen. Mehrere Arten finden

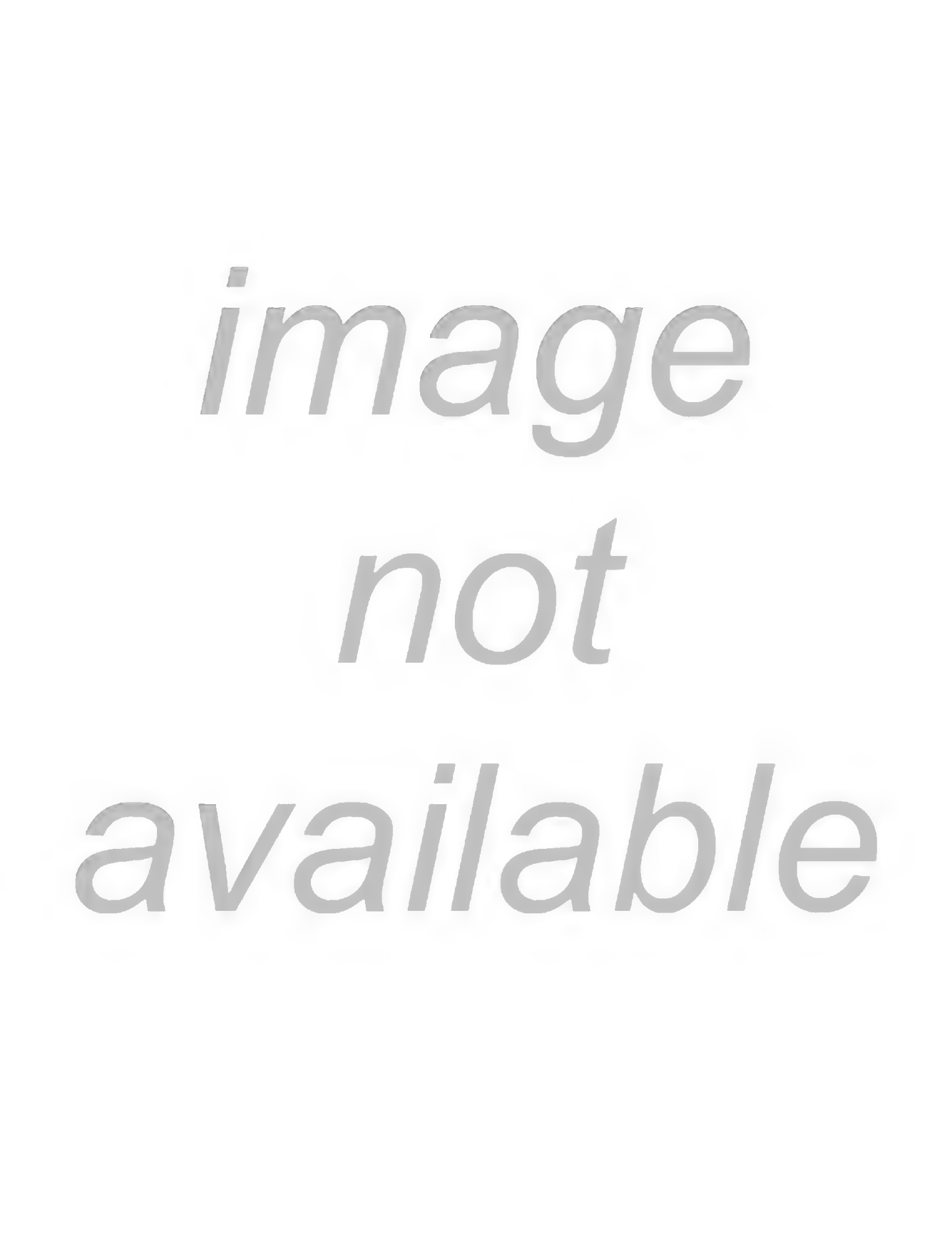


image
not
available

Versuche, ein P. zu konstruieren, gibt Dircks in der Schrift «Perpetuum-Mobile, or a history of the search for self-motive power» (Lond. 1861; Fortsetzung 1870).

Perpignan (mittellat. Perpinianum, Perpigniacus), wohlbefestigte Hauptstadt des franz. Depart. Ostpyrenäen und der ehemaligen Grafschaft Roussillon (s. d.), Waffenplatz ersten Ranges, 11 km vom Meere, teils auf einem Hügel, teils in der Ebene, am rechten Ufer der Têt und an der wilden Basse, Station der Linie Narbonne-Portbou der Südbahn, die hier nach Prades abzweigt, ist von hohen dicken Mauern und Bastionen umgeben und wird im S. durch eine 3000 Mann fassende, im maur. Stile erbaute, von der Stadt durch ein weites Glacis getrennte Citadelle verteidigt, sowie am Thore nach Narbonne (Porte Notre-Dame) durch das kleine Schloß Le Castillet (Militärgefängnis), welches, 1319 von Sancho II. von Majorca im maurischen Stil erbaut, von Türmen flankiert und von einem sechseckigen, in einer Kuppel endenden Minaret überragt wird. Der Donjon war das Schloß der Könige von Majorca. Die 1324 von Sancho II. gegründete Kathedrale St.-Jean hat ein überaus kühnes Gewölbe und ein schönes Marmorgrabmal von Louis de Montmor, dem ersten franz. Bischof von P. Bemerkenswert sind die alte Handelsbörse oder Loge (span. Lonja, jetzt Mairie und Café), das Rathaus aus dem 13. Jahrh., aber 1692 umgebaut, der Justizpalast und die Präfektur, beide aus neuerer Zeit, die 5000 Mann fassende Kaserne und das Gebäude der 1349 von Peter IV. von Aragonien gestifteten, zur Zeit der Revolution eingegangenen Universität, in welchem sich jetzt das naturhistor. Museum, die Bildergalerie und die Bibliothek der Stadt von 20000 Bänden befinden. Dem berühmten Astronomen Fr. Arago ist eine Bronzestatue, von Mercié, errichtet. Der Felsen, auf welchem die obere Stadt liegt, beherrscht eine herrliche Ebene, die westlich vom schneebedeckten Canigou, im Norden von den Corbières, östlich vom Meere und südlich von den Monts Albères begrenzt wird. P. zählt (1881) 21895 E. (als Gemeinde 31735), ist Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiöcese Albi, eines Tribunals erster Instanz, eines Handels- und zweier Friedensgerichte, einer Handelskammer, einer Filiale der Bank von Frankreich, eines Arbeiterschiedsgerichts und einer Ackerbaukammer, sowie Hauptort der 32. Militärdivision. Die Stadt besitzt ein Priester-, ein Lehrer- und ein Lehrerinnenseminar, ein Kommunal-Collège, unentgeltliche Kurse für Physik, Chemie u. s. w. und mehrere gelehrte Gesellschaften. Die Einwohner, besonders der untern Klassen, gleichen im Äußern und in der Sprache den Catalonieren; auch Häuser und Straßen haben span. Charakter. Man baut gute rote Tischweine, Oliven, Genüse und Gartenfrüchte, zieht Merinos und Seidenwürmer, unterhält Destillationen, Ziegelbrennereien, Färbereien und Lohgerbereien, sowie Getreidemühlen. Außerdem besteht Fabrikation in Korkpfropfen, Twist, Tuch und andern Wollstoffen, Spielkarten, Chokolade, Hüten, Seife, landwirtschaftlichen Instrumenten u. s. w. Der Handel mit Wein, Spirituosen, Öl, Wolle, Seide, Getreide, Honig, Schaffellen, Eisenwaren u. s. w. ist bedeutend. Im Sept. 1415 fand hier eine Zusammenkunft zwischen dem deutschen König Sigmund, Papst Benedikt XIII. und König Ferdinand I. von Aragonien statt; 1475 wurde die Stadt vom franz. König Ludwig XI. erobert. Im J. 1602 wurde der Sitz des Bistums Elne hierher verlegt.

Per proura (ital.), durch Stellvertretung, in Vollmacht. (S. Prokura.)

Perquisition (lat.), gerichtliche Nachforschung; Perquisitionsprotest, Wechselprotest, der erhoben wird, weil die P. ergab, daß der Bezogene zur Verfallzeit am Zahlungsorte nicht aufzufinden war.

Perrault (Charles), franz. Schriftsteller, geb. 12. Jan. 1628 zu Paris, widmete sich, nachdem er der Advokatur entsagt, ausschließlich der Litteratur, leistete Colbert bei der Errichtung der franz. Kunstakademie (1664) wichtige Dienste, wurde Bibliothekar bei derselben, 1671 Mitglied der Französischen Akademie und starb als Generalkontrolleur der königl. Bauten 16. Mai 1703. Mit seinem 1687 in der Akademie vorgelesenen Gedicht «Le siècle de Louis-le-Grand» erweckte er den kritischen Streit über den Vorrang der Neuern gegen die Alten, deren Inferiorität gegenüber seinen Zeitgenossen er entgegen der antikisierenden Geschmacksrichtung der Zeit darzuthun suchte, ein Standpunkt, dessen Nichtigkeit er in einem umfassenden, vielfach seichten Werke «Parallèle des anciens et des modernes» (4 Bde., Par. 1688—98) näher zu begründen vergeblich sich mühte. Berühmt ist er besonders als einer der ersten Märchensammler durch seine noch fortwährend neu aufgelegten «Contes de ma mère l'Oye» (zuerst Par. 1697; vgl. darüber Walckenaer, «Lettre sur les contes attribués à P.», Par. 1826, deutsch bearbeitet von Moritz Hartmann, Lpz. 1867). Zu erwähnen sind noch «Les hommes illustres qui ont paru en France pendant ce siècle» (2 Bde., Par. 1696—1701) und «Mémoires» (Par. 1759). Eine Auswahl seiner Schriften veranstaltete Collin de Plancy (Par. 1826).

P. hatte noch drei Brüder, unter denen Claude P., geb. 1613, der berühmteste ist. Er war erst Arzt und wurde dann Baumeister. Nach seinen Zeichnungen ist die Façade des Louvre und Observatoriums erbaut. Er starb 9. Okt. 1688. Von seinen schätzbaren Kenntnissen gab er Beweise in der franz. Übersetzung des Vitruvius (Par. 1673 u. 1684), in den «Essais de physique» (2 Bde.), worin sich die berühmte «Mécanique des animaux» befindet. Auch war er wie sein Bruder dem Spott der Boileauschen Satire ausgesetzt. Die beiden andern Brüder hießen Pierre P. (geb. um 1608, gest. 1680) und Nicolas P. (geb. 1611, gest. 1661). Der erstere bekleidete die Stelle eines Generaleinnehmers der Finanzen und hat in seinen «Oeuvres de physique et de mécanique» (Leid. 1721) einige wissenschaftliche Versuche hinterlassen, während der letztere, der an den ersten dichterischen Leistungen seines Bruders Charles einigen Anteil nahm, zu den 70 Doktoren gehörte, die wegen ihrer Parteinahme für Arnauld von der Sorbonne ausgeschlossen wurden. Er ist Verfasser einer «Morale des Jésuites extraite fidèlement de leurs livres» (Mons 1667).

Perrin (Dame), s. Labé (Louise Charly).

Perron (frz.), Estrade (auch Beischlag), nennt man eine niedrige Terrasse, welche sich längs eines Gebäudes hinzieht und gewöhnlich durch Treppen von außen zugänglich ist. Oft ist der P. auch durch ein leichtes, auf eisernen Säulen ruhendes Dach überdeckt. P. werden besonders häufig an den Empfangsgebäuden der Bahnhöfe angebracht, und, wenn sie sich zwischen den Gleisen befinden, Inselperrons genannt.

Perrot (George), franz. Archäolog, geb. 12. Nov. 1832 zu Villeneuve-St.-Georges (Depart. Seine-Oiſe), beſuchte die Normalſchule und 1855—58 die franz. Schule zu Athen. Im J. 1861 unternahm er eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Kleinaſien, wo er namentlich erſtmals eine vollſtändige Kopie des ſog. Monuments von Ancyra (ſ. d.) aufnahm. P. wurde 1872 Profeſſor der griech. Sprache an der höhern Normalſchule und 1877 Profeſſor der Archäologie an der Univerſität. Er ſchrieb: «Exploration archéologique de la Galatia et de la Bithynie» (1863—73), «Mémaire sur l'île de Thasos» (1864; 2. Aufl. 1867), «Essai sur le droit public et privé de la république athénienne» (1867) u. ſ. w. Mit Ch. Chipiez veröffentlichte er: «Histoire de l'art dans l'antiquité» (Par. 1881 fg.; Bd. I: «Ägypten», deutſch von Pietſchmann, Lpz. 1884).

Perrotine, eine nach dem Erfinder Perrot benannte Maſchine mit platten Druckformen, ſ. unter Zeugdruck.

Perry (Matthew Calbraith), ein durch ſeine Expedition nach Japan bekannt gewordener amerik. Seemann, geb. 1795 zu South-Kingston im Staate Rhode-Island, trat 1809 als Midſhipman in die Kriegsmarine der Vereinigten Staaten, focht in dem Kriege von 1812 bis 1814 gegen England und ſtieg 1837 zum Kapitän auf. Während des mexik. Kriegs befehligte er das amerik. Geſchwader im Golf von Mexiko, mit welchem er die Häfen blockierte und ſämtliche Küſtenfeſtungen einnahm. Im J. 1852 wurde ihm die Leitung der Expedition übertragen, welche Japan dem Handel Amerikas und der civiliſierten Welt öffnen ſollte. Am 8. Juli 1853 in der Bai von Jeddo ankernd, überreichte er den japan. Beamten das Schreiben des Präſidenten an den Taikun und ſtach 17. Juli wieder in See. Als er mit ſeinem unterdeſſen auf 10 Schiffe angewachſenen Geſchwader 13. Febr. 1854 abermals vor Jeddo erſchien, gelang es ihm nach mehrwöchentlichen Verhandlungen, 31. März den Vertrag von Kanagawa zu ſchließen, durch welchen den Amerikanern die Häfen von Simoda und Hakodade geöffnet, ihren Kaufleuten freier Handelsverkehr geſtattet und ihnen alle Privilegien und Vorteile eingeräumt wurden, die künftighin andern Nationen bewilligt werden könnten. Er ſtarb zu Neuyork 4. März 1858. Der Bericht über ſeine Expedition ward nach den Aufzeichnungen P.s auf Koſten der amerik. Regierung herausgegeben unter dem Titel «Report of P.'s expedition to Japan» (3 Bde., Waſhington 1856—60).

Sein älterer Bruder, Oliver Hazard P., geb. im Aug. 1785 und geſt. am Gelben Fieber 23. Aug. 1819 in Port-Spain auf der Inſel Trinidad, war gleichfalls ein tüchtiger Seemann und hat ſich durch ſeinen Sieg über die engl. Flotte am 10. Sept. 1813 am weſtl. Ende des Eriſees berühmt gemacht. Zur Zeit ſeines Todes war er Commodore und Befehlshaber eines amerik. Geſchwaders an der Küſte von Columbia. Im Sept. 1860 wurde ihm zu Cleveland (Ohio) eine von Walcutt gefertigte Marmorſtatue errichtet.

Pers., bei naturwiſſenſchaftlichen Namen Abkürzung für Perſoon (Chriſtian Heinrich).

Perſano (Carlo, Graf Pellion di), ital. Admiral, geb. 11. März 1806 zu Vercelli, trat in die ſardin. Marine, ward 1860 zum Vizeadmiral befördert und befehligte die ſardin. Flotte vor Ancona und dann vor Gaeta. Im März 1862 wurde er in das von Rattazzi gebildete Kabinett berufen und verwaltete das Miniſterium der Marine bis zum Falle des Kabinetts (8. Dez. 1862), nachdem er ſich noch den Rang des Admirals verliehen hatte. Im J. 1865 erhielt er die Würde eines Senators. Im Mai 1866 wurde er zum Oberbefehlshaber der in Tarent ſich ſammelnden Flotte ernannt, zögerte jedoch lange mit dem Auslaufen, ſegelte dann nach Ancona, wo er wieder bis 8. Juli unthätig liegen blieb, und kreuzte fünf Tage lang zwecklos und mit gefliſſentlicher Vermeidung der öſterr. Küſte und Flotte im Adriatiſchen Meere. Auf ausdrücklichen Befehl des ital. Hauptquartiers verließ er endlich 16. Juli aufs neue Ancona, um ſich der Inſel Liſſa zu bemächtigen. Der unglückliche Verlauf dieſer Expedition (ſ. Liſſa) rief einen Sturm von Anklagen gegen den Admiral hervor, und die Regierung ſah ſich veranlaßt, über das Verhalten P.s eine Unterſuchung anzuſtellen, die dieſer auch forderte. Ende Jan. 1867 entſchied der Senat als Anklagekammer, daß die Anklage wegen Feigheit unbegründet, dagegen die Anklage wegen Ungehorſams, Ungeſchicklichkeit und Fahrläſſigkeit begründet ſei, und 15. April verurteilte er P. zur Amtsentſetzung, zum Verluſt des Admiralsrangs und zur Tragung der Prozeßkoſten. P. ſtarb 28. Juli 1868 in Turin. Vgl. «Der Neue Pitaval» (Neue Satz, Bd. 3, Lpz. 1868).

Perſante, Küſtenfluß im preuß. Regierungsbezirk Köslin, entſpringt 7,4 km im WNW. von Neuſtettin bei Perſanzig aus einem See in 142 m Höhe, nimmt rechts bei Belgard die Leitzig, bei Körlin die auf 150,6 km flößbare Radüe auf und mündet nach 200 km Stromlauf 2 km unterhalb Kolberg in die Oſtſee. Vom Dorfe Valm ab ist die P. auf 188,3 km flößbar. Ihre 4,6 m tiefe, von Molen eingefaßte Mündung bildet den Hafen von Kolberg.

Persea *Gärtn.*, Pflanzengattung aus der Familie der Laurineen. Man kennt gegen 100 Arten, die in den wärmern Gegenden Aſiens und Amerikas vorkommen. Es ſind Bäume oder Sträucher mit alternierenden, lederartigen, ungeteilten Blättern und kleinen unanſehnlichen Blüten. Die fleiſchigen Früchte einer in Braſilien wachſenden Art, des ſog. Advocatobaums (P. gratissima *Gärtn.*) werden als Obſt ſowohl im reifen, als unreifen Zuſtande gegeſſen. Dieſer Baum wird deshalb auch in manchen Tropengegenden, z. B. in Oſtindien, kultiviert. Auch von einer mexik. Art (P. drymifolia *Schecht.*) werden die Früchte genoſſen.

Perſenning, in der Seemannsſprache ein getheertes Segeltuch zum Schutz gegen Feuchtigkeit.

Perſephone, ſ. Proſerpina.

Perſepolis, einſt die Hauptſtadt des Perſerreichs und Nekropole der Könige, lag unweit des Fluſſes Araxes, unter 30° nördl. Br. und 70° 45' öſtl. L. (von Ferro). Wahrſcheinlich ſchon in älterer Zeit unter dem Namen Stakhra bekannt, wurde ſie von Darius I. zur Reſidenz erhoben (gegen 515) und hieß ſeitdem auch Pärſa, welches die Griechen in Perſä und P. (Perſerſtadt) nachbildeten. Darius gründete hier den prachtvollſten Palaſt des Perſerreichs, dem Xerxes und Artaxerxes I. Teile hinzufügten. Nach der Schlacht bei Arbela wurde der Palaſt von Alexander, wie man ſagt, auf Antrieb der Buhlerin Thaïs angezündet (330). Die Stadt nahm ſeitdem wieder ihren alten Namen Iſtakhr an, mit dem ſie auch in der

ganzen mohammed. Zeit erscheint. Die prachtvollen Ruinen des Achämenidenpalastes sind heute unter dem Namen Tschil-minâr (40 Säulen) und Takht-i-Djemschid (Djemschids Thron) bekannt. Zu P. gehört auch die Nekropole der altpers. Könige, heute Nakschi-i-Rustam. Die Ruinen von P., welche dreisprachige Keilinschriften in altpers., medischer und assyr. Sprache enthalten, sind in den Reisewerken von Niebuhr, Ker Porter, Rich, Coste und Flandin, Texier u. a., sowie in den Werken von Stolze («Persepolis», Berl. 1882) und Dieulafoy («L'art antique de la Perse», 1884) beschrieben.

Perser, s. Persien (geographisch-statistisch).

Perserin, türk. Stadt, s. Prisrendi.

Perserkriege, die Kriege zwischen Persern und Griechen 490—449 v. Chr., s. unter Griechenland, Bd. VIII, S. 363—364.

Perseus, in der griech. Heroensage der Sohn des Zeus und der Danaë und der Enkel des Akrisios, ein argivischer Heros, kam mit seiner Mutter unter des Zeus Schutz auf die Insel Seriphos, eine der Cykladen, wo Polydektes herrschte. Polydektes entsendete ihn zu den Gorgonen, um das Haupt der Medusa zu holen. P. ging aber zuerst zu den Gräen, den Schwestern der Gorgonen, nahm diesen ihren Zahn und ihr Auge, deren sie sich gemeinschaftlich abwechselnd bedienten, und gab sie ihnen nicht eher zurück, als bis sie ihn zu den Nymphen führten, welche im Besitze der Mittel waren, deren er zu seinem Vorhaben bedurfte. Diese bestanden in geflügelten Sohlen, einem Beutel und des Aïdes unsichtbar machendem Helme; außerdem erhielt er von Hermes oder Hephästos die Harpe oder Sichel und von Athena einen Spiegel. So ausgerüstet kam er zu den Gorgonen, die er schlafend fand. Abwärts gekehrt hieb er der Medusa das Haupt ab, indem er ihr Bild im Spiegel erblickte. Auf der Rückreise kam er auch nach Äthiopien, wo er die Andromeda befreite und heiratete. Mit ihr kehrte er nach Seriphos zurück und befreite daselbst seine Mutter von des Polydektes Liebesverfolgungen, indem er ihn und seine Genossen, nach Pindar die ganze Insel in Stein verwandelte. Die Flügelsohlen, den Beutel und den Helm gab er nun dem Hermes, der sie den Nymphen und dem Aïdes wieder zustellte, zurück; das Haupt der Medusa aber erhielt Athena, die es in die Mitte ihres Schildes oder ihres Harnisches setzte. Die ihm zugefallene Herrschaft über Argos vertauschte er an Megapenthes gegen Tiryuth und gründete dann Mideia und Mykenä. P. wurde an mehrern Orten verehrt, nach Herodot auch zu Chemmis in Ägypten, und als Gorgotöter unter die Sterne versetzt.

Perseus, Sternbild des nördl. Himmels von $1^h\ 30^m$ bis $4^h\ 35^m$ Rektascension, und 31° bis 57° nördl. Deklination, enthält nach Heis 136 dem bloßen Auge sichtbare Sterne, darunter 7 Sterne heller als 4. Größe. Mehrere der herrlichsten Sternhaufen, zum Teil schon ohne Fernrohr als Nebel kenntlich, sind in diesem Sternbild. Berühmt ist der veränderliche Stern Algol (s. d.).

Perseus, der letzte König von Macedonien, aus der Dynastie der Antigoniden, der älteste, aber illegitime Sohn Philipps V., folgte 179 v. Chr. seinem Vater in der Regierung und setzte die von demselben bereits begonnenen Rüstungen fort, um sich in seiner schwierigen Stellung gegenüber den Römern zu behaupten. Für diesen Zweck knüpfte er auch Verbindungen mit Griechen, Thraziern, Illyriern und andern Völkern an; allein seine Unentschlossenheit stand einem rnschen und günstigen Zusammenwirken im Wege, als es nachmals zum Kriege kam. Als König Eumenes II. von Pergamum den röm. Senat über die Macht und die Beliebtheit des P. in Griechenland unterrichtet hatte, ward ihm der Krieg erklärt (172 v. Chr.) und das Jahr darauf ein Heer gegen ihn geschickt. Die ersten drei Feldzüge fielen für die Römer ungünstig aus, bis endlich Lucius Amilius Paulus den Oberbefehl über die röm. Truppen übernahm und durch einen einstündigen Kampf bei Pydna 168 v. Chr. die Unterwerfung Macedoniens vollendete. P. selbst floh nach Verlust der Schlacht nach Samothrake, mußte sich aber bald darauf den Römern ergeben und starb dann in der Gefangenschaft zu Alba am Fucinersee. Vgl. Gerlach, «P. König von Macedonien und Lucius Amitius Paulus» (Bas. 1857).

Persevant, Klasse der Herolde (s. d.).

Pershore, Stadt in der engl. Grafschaft Worcester, rechts am Upper Avon, Station der Linie Oxford-Worcester-Wolverhampton (West-Midland Nord-West) der Great-Westernbahn, hat (1881) 6733 E., Strumpfwirkerei und Ruinen der alten Abtei Persora.

Persianer, s. Lämmerfelle.

Persico, mit Bittermandelöl versetzter Liqueur.

Persien, im weitern Sinne, oder Irân (s. d.), begreift das große, einen Flächenraum von 2642000 qkm einnehmende Plateau Vordernsiens, das, im N. vom Tiefland von Turan, dem Kaspischen Meer und den Kaukasusländern, im W. von Armenien und den Tigrisländern, im S. vom Persischen Meerbusen und dem Arabischen Meere, im O. aber von Vorderindien begrenzt, eine einzige zusammenhängende Hochfläche bildet, die ringsherum an ihren Rändern von Gebirgen umsäumt wird. Auf der Nordostgrenze derselben bildet der Gebirgsstock des Hindukuh (s. d.) oder Indischen Kaukasus die Markscheide des Plateau von dem damit zusammenhängenden Hochlande Centrnlasiens. Außer diesem Verbindungsgliede zwischen den Plateaus von Central- und Vorderasien haben die Gebirge P.s sämtlich den Charakter von Raud- und Kettengebirgen. So besteht im Westen vom Hindukuh der Nordrand des pers. Plateau aus dem im Vergleich zum Hindukuh niedrigen und kahlen Berglande von Guristan, welches aus drei Gebirgszügen gebildet wird, die, je mehr sie sich nach Westen verlängern, desto niedriger werden. Weiter nach Wrsten, an der Südostecke des Kaspischen Meers, erhebt sich dieses Randgebirge wieder in der wilden, hohen, dichtbewaldeten Bergkette des Elburs (s. d.) längs der Südküste des Kaspischen Meers mit dem 6122 m hohen Demawend, welche sich an der Südwestseite des Kaspischen Mrers mit den Gebirgen der Alpenlandschaft Aserbeidschan (s. d.) verbindet, die das pers. Plateau nach Nordwesten, wo es in das nrmenische übergeht, begrenzen und schließen. Der Ostrand des pers. Plateau wird vom ind.-pers. Grenzgebirge gebildet, einem aus mehrern dicht nebeneinander liegenden Parallelketten bestehenden, im 3150 m hohen Takht-i-Sulimân oder Salomonsthron kulminierenden Gebirgszuge, der sich vom Hindukuh aus südwärts längs des Indus durch Afghanistnn und Balutschistân bis zum Meere zieht, ostwärts gegen diesen Fluß ungemein schroff, westwärts

dagegen nach der innern Scheitelfläche des Plateau sanfter und mit einer Menge Verzweigungen sich abdacht und in der Hochterrasse von Kelat zu einer Alpenlandschaft von 1950 m mittlerer Höhe mit Gipfeln, die bis zu 3600 m ansteigen, sich erhebt.

Ebenso abgeschlossen erscheint die Hochfläche P.s auf ihrer Südseite; denn der Gebirgsrand, welcher sie vom Meere trennt, besteht ebenfalls aus mehrern parallelen, terrassenförmig hintereinander aufsteigenden Ketten, denen ein gemeinschaftlicher Name fehlt. Charakteristisch sind die zwischen ihnen ebenso terrassenartig übereinander liegenden parallelen Längenthäler, die nur mittels beschwerlicher Engpässe zugänglich sind. Diesen Charakter behält das Gebirgssystem, nachdem es am Persischen Meerbusen eine nordwestl. Richtung genommen und als Zagrosgebirge die Tiefebenen der Euphrat- und Tigrisländer von der pers. Hochfläche im Osten scheidend, zuletzt in nordwestlichster Fortsetzung in das Alpengebirge von Kurdistan (s. d.) übergeht, das wiederum mit den Hochgebirgen von Aserbeidschan ein Ganzes bildet, indem auf diese Weise die Gebirgszüge des Nord- und des Südrandes des pers. Plateau sich verflechten. Der Rücken des letztern innerhalb der genannten Randgebirge besteht aus weiten Hochebenen, die einen flachen Kessel bilden, indem ihr Niveau in der Mitte nur 650—950 m hoch ist, während es nach den Rändern zu sich mehr erhebt. Die Mitte dieser Scheitelfläche P.s besteht aus einer von verschiedenen Dasen unterbrochenen Stein- und Kiesfläche, die eine nur hier und da von Salzpflanzen bekleidete und lediglich von einigen salzigen Lachen und Morästen bewässerte große Salzwüste bildet, die sich von 51° östl. L. bis zum Hamûnsumpf um 61° östl. L. von Greenwich erstreckt, hier aber in eine Sandwüste verwandelt, welche sich nordöstlich bis in die Nähe von Kandahar, südwärts in das nördl. Baluthistân ausdehnt. Die wenigen Flüsse oder Flüsschen dieser Scheitelfläche, die in den umgebenden Randgebirgen entspringen und von denen keiner von Bedeutung ist, endigen in der Wüste in Landseen oder Morästen; so selbst der bedeutendste unter ihnen, der Hilmend in Afghanistan, der in einen kleinen See am Nordostende des Hamûnsumpfes fällt. Auch in seinen übrigen Teilen hat das Plateau von Iran keine bedeutenden Flüsse aufzuweisen. Die ansehnlichsten sind noch der Aras, Rußland bildet und dann in den Kur fällt; ferner der Kyzyl-Usen, der, aus den Gebirgen Kurdistans kommend, bei Sefidrud ins Kaspische Meer fließt; dann der Kercha und der Karûn, die, vom Zagrosgebirge kommend, in den Schat-el-Arab sich ergießen; endlich der Kabul, der aus Afghanistan kommt und in den Indus fließt. Von den Landseen sind der salzige See von Urumia (3850 qkm) in Aserbeidschan und der Hamûnsumpf (2900 qkm) die bedeutendsten.

Hinsichtlich des Klimas sind in P. drei Abstufungen zu unterscheiden: Germasir oder das heiße, dürre Klima des Küstensaums am Persischen Meerbusen und Arabischen Meere; Sirhad oder das kältere, ebenfalls trockene der Scheitelfläche des Plateau, und das zwischen beiden liegende glückliche Klima der Thäler und Terrassen der Randgebirge. Das erstere ist, obwohl außerhalb der Wendekreise gelegen und deshalb der Tropenregen entbehrend, seiner Hitze nach ein echt tropisches und ungesundes. Das andere ist merkwürdig durch die große Trockenheit seiner Atmosphäre bei einem stets heitern und reinen, wolkenleeren Himmel, durch die Regelmäßigkeit der Jahreszeiten, die glühende Tageshitze und Sommerhitze und ebenmäßige Nacht- und Winterkälte. Diese Boden- und klimatische Beschaffenheit bewirkt, daß P. im allgemeinen zu den trockensten und dürrsten Kulturländern der Erde gerechnet werden muß. Mit wenigen Ausnahmen sind die Gebirge wald-, ja fast baumlos, und noch vegetationsärmer die Ebenen. Deshalb ist die Bewässerung des Landes höchst dürftig, und nur diejenigen Teile P.s sind anbaufähig, welche bewässert werden können, während das übrige Steppe und Weideland oder gar Wüste ist. Daher die Wichtigkeit der Bewässerungsanlagen für ganz P., die sonst im ausgedehntesten Maßstabe in Ausführung gebracht waren, jetzt aber bedeutend abgenommen haben. In den Terrassen und Thälern dagegen, wo natürliche Bewässerung und Kultur zusammentreffen, entfaltet die Vegetation die ganze Pracht des südl. Himmelsstrichs. Steigt man von den kahlen Hochflächen südwärts hinab, so gelangt man in den sonst kahlen Gebirgen in isolierte fruchtreiche Paradiese, in denen der Weizen noch bei 1300, die Orange noch bei 975 m Höhe gedeiht, wo Obsthaine mit Myrtenwaldungen, Weingärten und Gehölzen wechseln, in welchen Rosen und Südfruchtbäume hochstämmig wie Waldbäume emporwachsen. Weniger ist dies schon der Fall in dem steppenartigen, die innere Wüste umgebenden Landstrich, der mehr zu Weiden und nur an den Ufern der vom Gebirge herabkommenden Flüsse zum Ackerbau benutzt wird, an wenigsten aber in den in der Wüste bei Quellen vorkommenden Dasen. Dieser Natureigentümlichkeit entspricht auch die Tierwelt des Landes. Das Kamel und das Pferd spielen hier dieselbe wichtige Rolle wie in Arabien. Zu den wilden Tieren, welche dort die Wüste beleben, der Gazelle, dem Löwen, der Hyäne, dem Schakal u. s. w., gesellen sich hier noch der die tropische Hitze meidende Bär und der Büffel, und wandernde Heuschrecken verwandeln auch hier die wenigen Kulturgegenden zuweilen in Wüsten. Eine Ausnahme von diesem allgemeinen Charakter der pers. Natur machen die Gebirgsgegenden des Hindukuh im Nordosten und Aserbeidschans und Kurdistans im Nordwesten des Plateau, sowie der Landstrich, der sich längs der Südküste des Kaspischen Meers zwischen diesem und dem Kamme des Elbursgebirges hin erstreckt. Jene Gebirge tragen ganz den Charakter alpinen Klimas und alpiner Vegetation; insbesondere haben die Gebirge Aserbeidschans ein sehr europäisches Gepräge, mit europ. Waldbäumen und europ. Alpenwiesen. Das Land zwischen dem Elburs und dem Kaspischen Meere aber ist ausgezeichnet durch den reichlichen Niederschlag, der infolge der Nähe dieses großen Binnenmeers das ganze Jahr hindurch fällt. Darum findet man hier auch eine üppige, saftvolle Vegetation, wie sonst nirgends in ganz P. Hier sind die Hänge des Gebirges mit dichten Waldungen bedeckt, und an ihrem Fuße, in den Thälern, gedeihen überall, wo Ackerbau getrieben wird, die Rebe, der Maulbeerbaum zur Seidenzucht, Südfrüchte u. s. w. neben Feldern von Reis, Mais und Weizen. Am Demavend liegt die Schneegrenze in 4300, die Baumgrenze in 2600, die Getreidegrenze in 2200, der höchste bewohnte Ort in 2760 m Höhe.

In histor.-polit. Hinsicht zerfällt P. in zwei Hauptteile: in Ostiran oder Herat (s. d.), Afghanistan (s. d.) und Balutschistân (s. d.), und Westiran oder das Persische Reich im engern Sinne. Letzteres begreift den ganzen Teil des Plateau westlich vom Hamûnsumpf und wird im N. von den transkaukas. Provinzen Rußlands, vom Kaspischen Meere, vom Transkaspischen Gebiete der Russen, im O. von Afghanistan und Balutschistân, im S. vom Persischen Golf und Arabischen Meere und im W. von den türk. Euphrat- und Tigrisländern begrenzt. Es hat einen Flächeninhalt von 1648195 qkm und enthält eine Bevölkerung von etwa 7653600 Seelen. Das Reich zerfällt in elf wieder in Balluks oder Distrikte eingeteilte Provinzen oder Hâkumets: Irak oder Irak-Adschmi, etwa in der Mitte; Aserbeidschan im NW.; Kurdistan im W.; Chusistan oder Arabistan mit Luristan im SW.; Fars oder Farsistan mit Laristan, Kirman und Kohistan im S.; Chorasan im NO.; Tabaristan, Masenderan und Gilan im N. um den Kaspisee. Die bedeutendsten Städte P.s sind Teheran, jetzt die Residenz des Schah, Tebris, Ispahan und Meschhed.

Die Bewohner des Landes teilen sich in zwei Hauptmassen: die Tadschiks und Ilyats. Die Tadschiks, die mit verschiedenem fremden Blute vermischten Nachkommen der alten Perser, Meder und Baktrier, bilden, wie in Ostiran und in Turan, die Hauptmasse der seßhaften, Ackerbau, Gewerbe und Künste treibenden Einwohnerschaft und bekennen sich zur schiitischen Glaubensansicht der Mohammedaner. Auch hier, in ihrem Stammlande, sind sie, wie in jenen Ländern, Beherrschte und infolge dieser langen Knechtung im Rückgang, trotz der vielen Talente, die sie auszeichnen, trotz ihrer besondern Begabung, Arbeitsamkeit, Formsinns, Schönheit und Lebhaftigkeit, weil die durch Geiz und Falschheit berüchtigte herrschende und bedienstete Klasse auf sie drückt. Zu ihnen in ethnolog. Beziehung sind auch die feueranbetenden Parsen (s. d.) oder Gebern (8000) zu rechnen, die jedoch eine größere ethnolog. wie sittliche Reinheit bewahrt haben und in den Provinzen Kirman und Farsistan, namentlich aber um Jezd leben; ferner die nomadisierenden Luren in Chusistan und den angrenzenden Gegenden von Kurdistan und Farsistan; endlich die Kurden in Kurdistan, Aserbeidschan und Chorasan. Ilyats, d. h. die Stämme, werden die zahlreichen (1½ Mill.) Stämme genannt, die von Westen (Arabien) und Norden (Tataren) zu den verschiedensten Zeiten ins Land gekommen sind und welche mit ihren Herden auf den Gebirgsländern des Landes, namentlich den nördlichen, umherziehen und am zahlreichsten in Masenderan und Aserbeidschan sind. Nur ausnahmsweise betreiben sie hier und da seßhaft Ackerbau oder Gewerbe. Sie üben durch Energie und Stammesverfassung mit den ihre Interessen eifrig verfechtenden erblichen Häuptlingen (Ilchâni) einen großen Einfluß und leben deshalb in größerer Unabhängigkeit. Sie sind zumeist Sunniten. Außer diesen beiden Hauptmassen der Bevölkerung gibt es in P. noch 260100 Araber, die in den südl. Provinzen als Nomaden und Fischer leben; ferner eine Anzahl Juden (19000), Armenier (43000), hauptsächlich in den nordwestl. Provinzen, christl. Nestorianer (23000) am Urmiasee, Türken (720000), Balutschen und Zigeuner (20700) etc. Die mohammed. Bevölkerung zerfällt in 6860600 Schiiten und 700000 Sunniten.

Die Kultur- und Gesittungsverhältnisse des Volks befinden sich in demselben Zustande des Verfalls, wie im ganzen mohammed. Asien. Von der frühern geistigen Blüte P.s, die im Mittelalter einen neuen Aufschwung genommen hatte, sind kaum noch schwache Spuren übrig; ebenso sind Künste, Gewerbe und Ackerbau aufs äußerste herabgekommen. Die greuelvolle Willkür und die unaufhörlichen Erpressungen des Despotismus haben eine Unsicherheit des Eigentums herbeigeführt, die jede Verbesserung des Grundeigentums, insbesondere die so mühsame und kostbare Herstellung der für den Ackerbau des Landes nötigen Bewässerungsanstalten sehr erschwert. Dazu sind die Verkehrswege vernachlässigt, doch meist sicher, und finden erst in neuester Zeit einige Berücksichtigung. Auch gibt es noch mehrere Nahrungszweige von Bedeutung, so den Seidenbau, den Bau des Reises, des Zuckerrohrs, des Weins, der Rosen zur Rosenwasserbereitung, des Mohns zur Opiumgewinnung, der Baumwolle und des Tabaks, des Ricinusöls u. s. w., die Schaf- und Ziegen-, vornehmlich aber die Pferdezucht, einigen Bergbau auf Eisen, Kupfer, Schwefel, Türkis und Kobalt, endlich Shawl-, Teppich- und Seidenweberei, sowie Waffenverfertigung. Auch der Handel, obwohl gegen früher sehr gesunken, ist vermöge der günstigen Lage des Landes, das die hauptsächlichste Vermittlerin des Karawanenhandels zwischen Europa und dem innern Asien bildet, noch immer von Bedeutung und wird insbesondere in Abuschehr, Schiras, Ispahan, Teheran, Kaswin, vorzüglich aber in Tauris (Täbris) betrieben. Die Einfuhr von europ. Waren hat einen Wert von über 21 Mill. Mark jährlich; Hauptgegenstände derselben sind Webestoffe, namentlich Baumwollwaren, Glaswaren, Papier, Eisen, Kupfer, Zucker, Thee. Ausgeführt werden Seide, Tabak, Felle, Holz, Teppiche, Shawls, Kupfer- und Bleierze, Opium, Weizen, Südfrüchte, gedörrtes Obst, Kaviar, Hausenblase und Pferde. Die Länge der Telegraphenlinien beträgt im J. 1884 5835 km.

Die Staatsverfassung P.s beruht auf dem gewöhnlichen asiat. patriarchalischen Despotismus. Die unumschränkte Gewalt ist in den Händen eines Königs oder Schah von turkomn. Stamme, der in Teheran residiert. Ihm zur Seite steht der Ministerrat (Madschlis el vuzerâ), bestehend aus Premierminister (Sader aazam), Minister des Äußern (Vezir dâwalet châredsche), Minister des Innern (Mustaufi el memâlek), der Finanzen (Muajir et memâlek), des Krieges (Sipâhsalâr), des Kultus, der Bergwerke und Telegraphen (Muchbir eddauleh), der Justiz (Vezire adalet) und dem ersten Ratsherrn (Muschir eddauleh). Außerdem sind noch andere Würdenträger, als der Schatzmeister (chasinehdâr), der Stallmeister, Ceremonienmeister, Leibarzt, Mundschenk, Chef der Eunuchen, Scharfrichter, Chef der Läufer (ein Zigeuner) etc. Zum Hofstaat gehören auch die Kammerherren (pischchedmed), Leibgarde (gulam), Pagen (gulam betscheh), Astrolog, Hofpoet. An der Spitze der schiitischen Priesterschaft des Landes steht der Imam-Dschuma, dessen Amt dem des türk. Großmufti entspricht; unter ihm stehen sowohl die Männer des Gesetzes, der Scheilh-ul-Islam, die Kadis und Mollas, wie die eigentlichen Priester, die Imams. Das Recht wird teils nach dem Koran, teils nach altem Herkommen, letzteres

Digitized by Google

besonders in allen das öffentliche und Strafrecht betreffenden Fällen, gehandhabt. Die Verwaltung der Provinzen wird wie in der Türkei von fast unbeschränkten, ganz nach dem Muster ihres Herrn mit der äußersten Willkür verfahrenden Statthaltern, Beglerbegs, auch Hakims genannt, geführt, die meist Prinzen des regierenden Hauses sind, welche den Titel Mirza hinter ihrem Namen führen. Die Armee, bei der seit 1875 Auslosung mit gestatteter Stellvertretung und 12jährige Dienstzeit eingeführt ist, besteht aus 77 regulären Infanteriebataillonen (53 900 Mann), 2 regulären Kavallerieregimentern (1000 Mann), 97 irregulären Kavallerieregimentern (30 000 Mann), 20 Artillerieregimentern (5000 Mann) und 24 Kompagnien Miliz (7200 Mann), zusammen 97 100 Mann. Die Infanterie ist gut ausgebildet, diszipliniert und ausdauernd, aber schlecht bewaffnet. Bei der Artillerie befinden sich einige im Steppenkriege sehr verwendbare Kamelbatterien. Die Kavallerie ist trefflich beritten, besteht jedoch größtenteils aus Nomadenstämmen, bei denen das Ergebnis des Aufgebots sehr unsicher ist. Die Einnahmen des Staats beliefen sich 1882 auf 40 Mill. Frs. in Gold und 7 Mill. in Produkten, die Ausgaben auf 45 Mill. Frs. Von den Einnahmen wurden 38 Mill. durch direkte Steuern (Kopf-, Grund-, Gewerbe- u. s. w. Steuer), der Rest durch Zölle aufgebracht; von den Ausgaben entfielen 19 Mill. auf das Heer, 9 Mill. auf die Hofhaltung, 6 Mill. auf die Geistlichkeit, 2 Mill. auf Geschenke. P. besitzt keine Staatsschulden. Das pers. Wappen hat im blauen Feld einen silbernen Löwen, in dessen Tatze ein Schwert, hinter ihm eine aufgehende Sonne in Gold. Dieses Wappen führt auch der Sonnenlöwen-Orden (Nischâne schire churschîd), 1808 gestiftet; außerdem besteht noch ein 1873 gestifteter Frauenorden.

Geschichtliches. Im Altertum unterschied man die ursprüngliche Provinz Persis, die im O. von Karmanien, im N. von Medien, im W. von Susiana und im S. vom Persischen Meerbusen begrenzt wurde, von dem spätern eigentlichen Perserreiche, welches schon unter Cyrus vom Mittelmeere bis zum Indus und vom Schwarzen und Kaspischen bis zum Indischen Meere sich erstreckte und auf kurze Zeit auch Ägypten, Thrazien und Macedonien umfaßte. Die ältesten Bewohner bestanden aus mehreren Stämmen, unter denen die Pasargadä die angesehensten waren, und aus jener Anzahl von Nomadenhorden, die später vereint mit dem Namen Perser bezeichnet wurden. Die edelste Familie oder Brüderschaft der Pasargaden war die der Achämeniden (s. d.), die Nachkommen des letzten Königs Achämenes, der seinen Thron verlor, als die Perser gegen 650 v. Chr. von dem Meder Phraortes unterworfen wurden. Ein Jahrhundert später wurde die medische Herrschaft durch Cyrus (s. d.), den Urenkel des Achämenes, gestürzt; mit diesem tritt überhaupt erst P.s Geschichte aus dem Dunkel der Vorzeit.

Alte Geschichte. Die neuen Perser geben der Welt ein glücklicherweise einziges Schauspiel: sie selbst haben ihre eigene Geschichte vergessen, die durch fremde Völker der Nachwelt überliefert werden mußte. Des glorreichen Stifters ihrer Macht, des Cyrus gedenken sie nicht: ihre alte Geschichte ist die Baktriens, die sie von Artaxerxes I. an mit der persischen verschmelzen. Nach den fabelhaften Pischdadian oder alten Dynastie herrschten die Kajanier, auf diese folgt Iskender Rumi, Alexander der Römer, dann die Aschanian oder Arsaciden, und erst mit den Sassaniden fängt das Dunkel an sich aufzuhellen, und eine Geschichte in durch die Kontrolle der griech. Schriftsteller möglich.

Cyrus (559—529) stürzte die Herrschaft der Meder durch die Besiegung des Astyages (s. d.), und die Perser wurden das herrschende Volk in Asien; auch besiegte er den Krösus, eroberte Babylon und unterwarf Kleinasien. Sein Sohn und Nachfolger Kambyses (s. d.), 529—522 n. Chr., bezwang Tyrus, Cypern und Ägypten, wurde aber nach kurzer Herrschaft des Pseudo-Smerdis gewählte Darius I. Hystaspis (s. d.), 521—485, das aufrührerische Babylon, Thrazien und Macedonien unterwarf, während seine Feldherren vor den Griechen in der Ebene von Marathon geschlagen wurden. Sein Sohn Xerxes I. (s. d.), 485—465, unterlag bei Salamis, Platää und Mykale mit seinem Angriff auf Griechenland und mußte sich nun auf einen verderblichen Vertheidigungskrieg beschränken. Unter Artaxerxes I. (s. d.), Longimanus, der bis 424 regierte, zeigten sich weitere Spuren des Verfalls des Reichs. Der Aufruhr in Baktra wurde gedämpft. Das empörte und mit Athen verbündete Ägypten wurde aber erst nach hartem Kampfe (456) bezwungen, und Megabazus, der Satrap von Syrien, der viele Griechen in seinem Heere hatte, wurde nach mehrjährigem Kampfe besiegt. Die nächsten Regierungswechsel erfolgten schnell und gewaltsam. Xerxes II. wurde nach 45 Tagen von seinem unechten Bruder Sogdian und dieser nach sechs Monaten von einem andern unechten Bruder Ochus getötet, welcher letztere unter dem Namen Darius II. (Nothos) 423—404 regierte und mit mehrern Empörungen königl. Prinzen und Statthalter zu kämpfen hatte, wodurch das Reich immer mehr verfiel. In Ägypten mußten die Perser 414 unabhängige Könige anerkennen. Nur die innern Unruhen Griechenlands, in welche die Perser sich geschickt einmischten, retteten sie noch zur Zeit vor einem allgemeinen Angriff der Griechen ganz unter dem Einfluß seiner Mutter Parysatis. Sein Bruder Cyrus, der Jüngere genannt, suchte ihm den Thron zu rauben; aber Artaxerxes schlug und tötete ihn bei Cunaxa (401). Artaxerxes III. Ochus (s. d.), Mnemons Sohn, befestigte seinen Thron (359) durch Hinrichtung seiner zahlreichen Brüder und unterwarf 350 Ägypten aufs neue. Nachdem er 338 durch Bagoas samt seinen Söhnen vergiftet worden war, kam das Reich (336) an Darius III. (s. d.) Kodomannus, welcher von Alexander bekriegt, nach drei Niederlagen am Granikus, bei Issus und Gaugamela durch Meuchelmord 330 das Leben verlor, worauf Alexander (s. d.) 329 sich der ganzen pers. Monarchie bemächtigte.

Als nach Alexanders Tode 323 das macedon. Reich zerfiel, herrschten über P. die Seleuciden (s. d.), welche das Land schon gegen 240 der neuen Macht der Parthischen Arsaciden (s. d.) überlassen mußten. Während der Herrschaft dieser letztern, die bis 226 u. Chr. dauerte, hatte P. häufig eigene Herrscher, unter parthischer Oberhoheit. Die volle Macht der Perser wurde 226 wiederhergestellt durch den Sturz der Parther; Ardeschir-Babekan (Artaxerxes I.) bemächtigte sich der Herrschaft über ganz Mittelasien. Er gründete die Herrschaft der Sassaniden (s. d.), das zweite große Perserreich, das dem

ersten an Macht gleichkam, ihm aber an moralischer Kraft und an Dauer überlegen war. Die Sassaniden herrschten 426 Jahre; mit ihnen begann der romantische Charakter des pers. Rittertums und die Wiederbelebung des Glaubens Zoroasters. Ardeschir, Sassans Sohn, regierte bis 239 n. Chr. Die Kämpfe gegen die Römer dauerten unter seinem Nachfolger Schapur oder Sapores I., der bis 270 regierte, mit Gordian und Valerian fort, welchen letztern das Kriegsunglück zu schmählichen Mißhandlungen in Schapurs Hände gab, sie wurden unter Hormizdas I. (270—271), Bahram I., Baranes (273—276), Bahram II. (276—293) fortgesetzt und endeten erst mit der Regierung des Narses durch den Sieg des Galerius und den Frieden mit Diocletian (302), welchem die Perser fünf transtigritanische Provinzen abtraten. Nach Hormizdas II. (302—310) kam Sapor II., der Große, an die Regierung (310—381); als er zur Volljährigkeit gelangt war, gewann das Reich neue Kraft. Er strafte die Araber für ihre Streifereien und nahm den König von Jemen gefangen. Wie einst Ardeschir, forderte er vom römischen Kaiser alles Land bis zum Strymon zurück. Konstantin d. Gr., Konstantinus II. und Julian widerstanden ihm zwar; doch Jovian mußte 363 den Frieden durch Abtretung der fünf streitigen Provinzen und der Festung Nisibis erkaufen. Auch machte Schapur II. in der Tatarei und Indien Eroberungen. Ohne entscheidende Ereignisse wechselten nach seinem Tode Krieg und Frieden. Unter Artaxerxes II., 381—385, Schapur III., 385—390, und Bahram IV., 388—399, blühte das Reich. Araber, Hunnen und Türken traten nacheinander für und gegen P. auf den Kampfplatz. Jezdegerd I., 399—420, ein Freund der Christen, eroberte 412 Armenien. Nach ihm kam Bahram V. mit Hilfe der Araber auf den Thron. Er kriegte siegreich gegen Theodosius II., schlug die in sein Gebiet eingefallenen Hunnen mit großem Verluste zurück und eroberte das Königreich Jemen. Ihm folgte 440—457 Jezdegerd II., dann Hormizdas III. Im J. 461 gelangte Firuz oder Pheroses durch Hilfe der Hunnen zum Throne, bekriegte sie aber nachher und verlor 484 gegen sie Schlacht und Leben. Obalas oder Balasch, 484—488, mußte sogar einen Teil seines Reichs an sie abtreten und ihnen zwei Jahre Tribut bezahlen. Bald aber erhoben sich die Sassaniden zu neuer Größe und Macht. Kobad, der bis 531 regierte, überwand die Hunnen, und obgleich er durch ihren Beistand 501 den 496 an Zamasp verlorenen Thron wiedererhielt, so führte er doch in der Folge wie mit Athanasius, so auch wieder mit den Hunnen, Indern und Justinian I. glücklich Krieg.

Sein jüngster Sohn und Nachfolger, Khosrev Anuschrev (s. d.), 531—579, noch heute berühmt im Orient, der größte Fürst, den P. in histor. Zeit besessen, zeichnete sich aus durch ungemeine Weisheit und Tapferkeit. Unter ihm erstreckte sich das pers. Reich vom Mittelmeere bis zum Indus, vom Jaxartes bis Arabien an die Grenze Ägyptens. Glücklich kriegte er mit den Indiern und Türken, sowie mit den Arabern, die er vom Drucke vieler kleinen Tyrannen befreite. Auch unterdrückte er die Empörungen seines Bruders und seines Sohnes. Die Lazen in Kolchis, der griech. Bedrückung müde, unterwarfen sich ihm; da er sie aber in das innere P. verpflanzen wollte, kehrten sie unter die Herrschaft des Justinian zurück, dessen Waffen jetzt siegreich waren. Anuschirwan starb vor Gram während der Friedensunterhandlungen. Der Krieg dauerte fort unter Hormuz oder Hormizdas IV., 579—591, bis auf Khosrev II. Parviz (s. d.), unter welchem die pers. Macht den höchsten Gipfel erreichte. In glücklichen Kriegen behnte er 616 seine Eroberungen auf der einen Seite bis Chalcedon, auf der andern über Ägypten bis nach Libyen und Äthiopien und endlich bis nach Jemen aus. Jerusalem war 613 in seine Hände gefallen und das Kreuz Christi hatte er nach P. geschleppt. Plötzlich endigte aber sein Glück durch des Kaisers Heraklius siegreiche Waffen (627). Er verlor alle seine Eroberungen; sein eigener Sohn Siroes, den ihm die schöne Schirin geboren, nahm ihn gefangen und ermordete ihn 628. Unter beständigen innern Unruhen ging nun das Land seinem Untergange entgegen. Siroes oder Kobad-Schirujeh, der mit Heraklius Frieden geschlossen und ihm das Kreuz zurückgegeben, wurde schon nach acht Monaten 628 ermordet. Ihm folgte sein siebenjähriger Sohn Ardeschir oder Artaxerxes III., den 629 sein Feldherr Sarbas oder Sheheriar ermordete, der aber, noch ehe er sich des Throns bemächtigt, wieder von den Großen gestürzt wurde. Nach mehrern Umwälzungen, die schnell aufeinander folgten und während welcher sogar zwei Frauen Turandocht und Azermidocht herrschten, bestieg der 16jährige Jezdegerd III., ein Enkel Khosrevs, 632 den Thron. Ihn betrieget 636 der Kalif Omar, und durch die entscheidenden Schlachten von Kadesiah (636) und Nehavend (29. Nov. 642) wurde der Islam die herrschende Religion P.s. Der junge heldenmütige König zog sich nach Turkestan zurück, wo er 651 ermordet wurde. Sein Sohn Firuz wollte mit Hilfe der Chinesen den verlorenen Thron wiedererobern, doch auch ihn erreichte (661) der Tod, und so endete das Reich der Sassaniden, der größten Dynastie, welche P. jemals besessen.

Mittlere Geschichte. Mit der Eroberung P.s durch die Kalifen verschwindet P. als solches aus der Geschichte. Die Herrschaft der Araber (s. Kalif) dauerte bis zum J. 1258, wurde aber sehr bald eine nur nominelle, da teils die Statthalter sich unabhängig machten, teils pers. und türk. Fürsten einzelne Provinzen an sich rissen und als selbständige Staaten beherrschten.

Unter den in P. herrschenden Dynastien sind zu bemerken im nördlichen und nordöstlichen P.: 1) Das Haus der Thahiriden in Chorasan, 820—873. 2) Die Dynastie der Soffariden, welche jene stürzte und über Chorasan und Fars bis 901 herrschte. 3) Die Samaniden, welche sich 874 unter Ahmed, einem Enkel Samans, in der von Chorasan abhängigen Provinz Mawaränahr erhoben. Ahmeds Sohn, Ismael, stürzte die Soffariden und gelangte zu Macht und Ansehen. Sein Geschlecht erhielt sich bis zum J. 998. 4) Die Ghasnewiden, die von Sebuk-Tekin, einem türk. Sklaven und Statthalter der Samaniden zu Ghasni, abstammen. Sein Sohn Mahmud eroberte 999 auch Chorasan und trieb die Samaniden nach Buchara, wo sie bald durch die Turkomanen gestürzt wurden. In den folgenden Jahren machte Mahmud große Eroberungen in Indien, wo er sogar den Ganges überschritt und Sumenat an der Küste von Guzerate nahm. In seinen letzten Lebensjahren (1028—30) wendete er seine Waffen gegen die Bujiden im Westen und nahm ihnen einen Teil des pers.

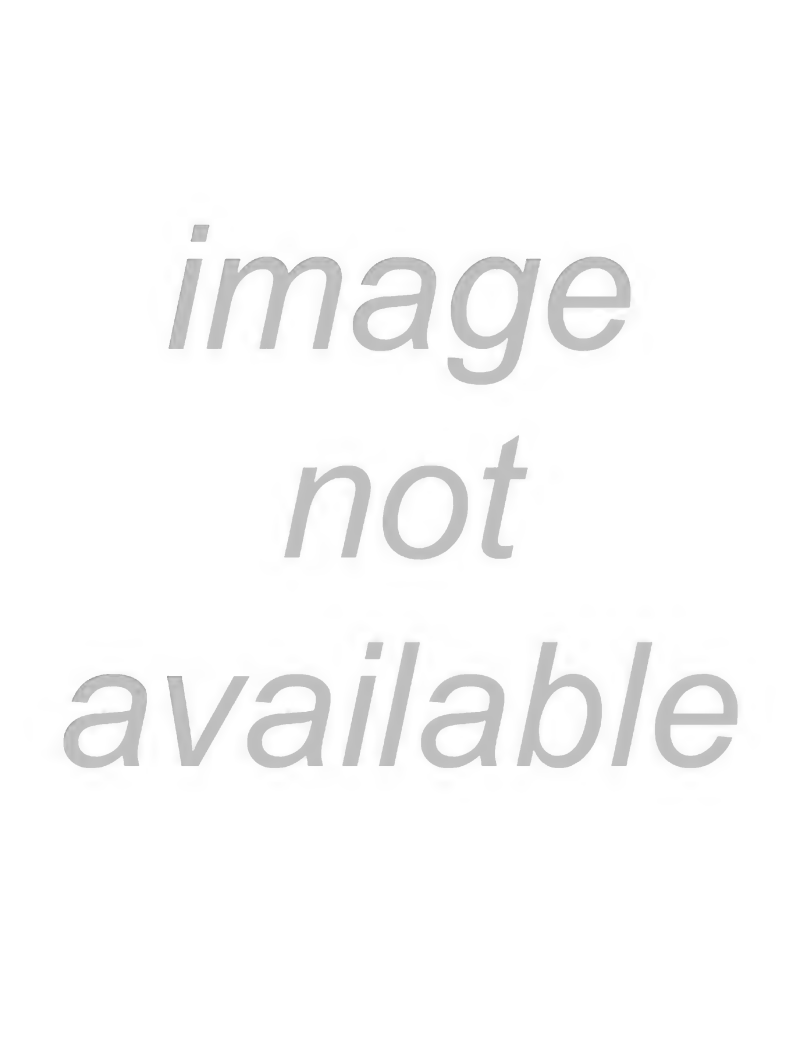


image
not
available

abgetretenen Provinzen, und als Abbas III. 1736 gestorben war, bestieg er selbst unter dem Namen Schah Nadir (s. d.) 11. März 1736 den Thron. Er erhob P. durch Waffenglück und strenge Regierung zu seinem frühern Ansehen, eroberte 1735 Bahrein und 1738 Balth vom Chan von Bokhara, dann Kandahar, fiel 1739 in Hindostan ein und nötigte nach der Einnahme von Delhi 4. Mai 1739 den Großmogul Mohammed, ihm nicht nur einige Provinzen am Indus zu überlassen, sondern ihm auch einen bedeutenden Tribut zu zahlen. Die Türken schlug er bei Eriwan aufs Haupt (8. Aug. 1745), schloß jedoch bald Frieden.

Nach Schah Nadirs Ermordung, 20. Juni 1747, trat in P. ein Zwischenreich ein, angefüllt von innern Unruhen, welche das Reich furchtbar zerrütteten und in verschiedene Teile zerfallen ließen. In Ostiran gründete damals Achmed, aus dem Geschlechte der Abdallahis, das Reich der Afghanen (s. Afghanistan), das seitdem für das pers. Reich verloren blieb. Westiran dagegen zerfiel nach seinen verschiedenen Statthaltern, die sich unabhängig machten, in mehrere kleine Königreiche, die sich unablässig bekämpften und in ihrem Innern durch die gewöhnlichen orient. Thronstreitigkeiten mit den sich daranknüpfenden Greueln zerrüttet wurden. Endlich gelang es hier nach langen und blutigen Kämpfen dem Kerim-Chan, einem Kurden, nach andern Berichten einem vornehmen pers. Häuptling, sich der Herrschaft nach Besiegung der einzelnen aufgetauchten Prätendenten zu bemächtigen, die Ruhe herzustellen und seine Macht zu befestigen. Seine Weisheit, Gerechtigkeit und Kriegserfahrung erwarben ihm die Liebe seiner Unterthanen und die Achtung seiner Nachbarn. Er nannte sich übrigens selbst nie Chan, sondern nur Wekil, d. i. Reichsverweser (eines Saffiden), ließ sich 1755 zu Schiraz, das er zu seiner Residenz machte, nieder und starb 1779, als seltenes Beispiel, eines natürlichen Todes. Neue Verwirrungen entstanden nach seinem Tode durch die Thronstreitigkeiten in seiner eigenen Familie, und endlich blieb ein Neffe Kerim-Chans, Ali-Murad, 1781 im Besitz des Throns. Nur in Masanderan hatte sich Aga-Mohammed, ein Turkomane aus dem edelsten Geschlechte vom Stamme der Kadjaren, unabhängig gemacht. Ali-Murad, der gegen ihn zog, starb (1785) infolge eines Sturzes mit dem Pferde. Die Regierung seines Nachfolgers Dschafar war ein immerwährender Kampf mit Aga-Mohammed, der ihn mittels einer Verschwörung ermorden ließ (1789). Vergebens suchte Dschafars tapferer Sohn, Lutf-Ali, in mehrern verzweifelten Gefechten das Glück für sich zu gewinnen; Aga-Mohammed siegte und unterwarf sich allmählich fast ganz Westiran; nur Chorasan und Georgien behaupteten faktisch ihre Unabhängigkeit.

Mit dem Tode des kämpfend gefallenen Lutf-Ali-Chan (Dez. 1794) beginnt die jetzt noch herrschende Dynastie der Kadjaren. Aga-Mohammed, später Mohammed-Schah nach der Eroberung von Georgien, herrschte mit wilder Grausamkeit. Rußland nahm 1796 Georgien, Mohammed schloß jedoch nach Katharinas II. Tode einen nicht unvorteilhaften Frieden und fiel 1797 durch Mörderhand. Zu seinem Nachfolger hatte er Baba-Chan ernannt, seinen Neffen, ebenfalls aus dem Stamme der Kadjaren, der, 1768 geboren, 1797 nach Aga-Mohammeds Ermordung unter dem Namen Feth-Ali den Thron bestieg und, wie schon seine Vorgänger, in Teheran (s. d.) residierte. Durch eine Reihe von Feldzügen befestigte er im Innern seine Macht und eroberte sogar Chorasan. Dagegen kam er in eine gefährliche Lage durch die rivalisierenden Bestrebungen Rußlands, Englands und Frankreichs im Orient, die ihn mit Rußland, das an sich schon nach der Eroberung der pers. Grenzprovinzen trachtete, in viele Konflikte brachten. So verlor er an Rußland im Frieden von 1797 Derbend und einen Teil des Landes am Kur; 1802 wurde Georgien, das sich schon längst Rußland in die Arme geworfen, zur russ. Provinz erklärt. Im Frieden von Gulistan vom 12. Okt. 1813, der dem unglücklichen Kriege folgte, welchen er unter Frankreichs Einfluß 1811 den Russen erklärt hatte, verlor Feth-Ali alle seine übrigen Besitzungen am Kaukasus, nördlich von Armenien, und mußte die russ. Kriegsflagge auf dem Kaspischen Meere gestatten. Auch der 1822 gegen die Pforte geführte Krieg hatte für P. keinen günstigen Erfolg. Im J. 1826 ließ sich Feth-Ali durch den Kronprinzen Abbas-Mirza (s. d.) und seinen Günstling Husein-Kuli-Chan, welche Rußland im Innern beunruhigt glaubten, zum Kriege gegen dasselbe bewegen. Die Perser fielen ohne Kriegserklärung in das russ. Gebiet ein, reizten einen Teil der Mohammedaner zum Aufstande und drangen bis Elisawetpol vor. Bald aber wurden sie von den russ. Generalen Jermolow und Paskewitsch in mehreren Gefechten geschlagen und verloren mehrere feste Plätze, darunter Eriwan, worauf die Russen 16. Okt. 1827 über den Araxes gingen und 31. Okt. Tauris besetzten. In dem darauf 22. Febr. 1828 am Turkmantchai zu Stande gekommenen Frieden mußte P. seinen ganzen Anteil an Armenien mit Eriwan und dem Klostee Etschmiadzin, Nachitschewan und die einträglichen Salinen von Kuly abtreten, 80 Mill. Rubel Kriegskosten zahlen und den Russen große Handelsvorteile einräumen. Hierüber war das Volk, außerdem durch Erpressungen aufs Äußerste gebracht, erbittert, und als der russ. Gesandte Griboiedow in Teheran einige georgische Frauen, die russ. Unterthanen waren, der pers. Sklaverei entzog, brach 12. Febr. 1829 die Wut des Volks los, das den russ. Gesandten nebst seiner Gemahlin und dem größten Teil seines Gefolgs ermordete. Nur durch die größten Demütigungen, sowie durch strenge Bestrafung der Teilnehmer am Aufstande vermochte der Schah Rußland zu besänftigen.

Einen großen Verlust erlitt P. 1833 durch den Tod des präsumtiven Thronfolgers Abbas-Mirza, des einzigen Mannes, dem es ernstlich um die Hebung seines verwahrlosten Vaterlandes zu thun gewesen und der die Haupttriebfeder aller reformatorischen Bestrebungen, die damals in P. sich geltend machten, insbesondere einer bessern Organisation des Militärs war. Bald darauf starb 20. Okt. 1834 der Schah Feth-Ali. Ein innerer Krieg drohte infolge der Thronansprüche, die sich unter seinen Nachkommen erhoben, auszubrechen; allein die Übereinstimmung Englands mit Rußland, die dem Sohne Abbas-Mirzas, Muhammed, den Thron garantierten, bewirkte, daß dieser Schah wirklich den Thron besteigen konnte, nachdem einer der Söhne Feth-Alis, Ali-Schah, während 20 Tagen den Thron behauptet hatte. Doch vermochte er die Umtriebe seiner übrigen Verwandten nicht zu unterdrücken, und bald empörte sich der eine, bald der andere. Unter diesen Verhältnissen mußte das Reich seinem

Ruin mehr und mehr entgegengehen. Dazu kam die wachſende Eiferſucht Rußlands und Englands, welche P. für ihre Zwecke zu gewinnen ſuchten und die Regierung demoraliſierten. In dieſen diplomatiſchen Kämpfen trug Rußland endlich den Sieg davon, den es auch mit geringen Wechſelfällen behauptete. So gelang es ihm, P. zu einem zweimaligen, wiewohl erfolgloſen Zuge gegen Herat (ſ. d.) zu vermögen, um dieſes Bollwerk auf der Straße von Vorderaſien nach Indien dem ruſſ. Einfluß zu gewinnen. Zwar bewirkte der ſiegreiche Zug der Engländer nach Afghaniſtan, ſowie die zeitweilige Beſetzung des Hafens von Abuſchehr (ſ. d.) durch dieſelben, daß die engl. Politik um 1840 in P. wieder das Übergewicht bekam. Allein dies dauerte nur kurze Zeit; denn die drohende Nähe, in der die Ruſſen fortwährend ſtanden, und die Schwäche des körperlich und geiſtig zerrütteten Schah, der ſich ganz in den Händen ſeines von den Ruſſen gewonnenen Großveziers befand, gaben der ruſſ. Politik bald wieder ihren vorwaltenden Einfluß. Derſelbe äußerte ſich dann auch in der nach fünfjährigen Verhandlungen zu Erzerum durch den Vertrag vom 7. Juni 1847 zu Stande gekommenen Beilegung der drohenden Grenzſtreitigkeiten zwiſchen der Türkei und P., beſonders aber in dem Zuſtandekommen eines Vertrags, den der Fürſt Woronzow als ruſſ. Bevollmächtigter 1846 in Tiflis mit P. abſchloß. Nach den Beſtimmungen desſelben erhielt Rußland die perſ. Häfen Reſcht und Aſterabad am Kaſpiſchen Meere als Stationshäfen für ſeine Kriegsſchiffe zur Benutzung; ferner das Recht, Bergwerke in P. anzulegen und zu ihrer Ausbeutung von jenen beiden Häfen aus befeſtigte Etappen zu errichten. Auch mußte fortan P. alle ruſſ. Überläufer ausliefern. So wurde es immer abhängiger von Rußland.

Nachdem der erſte Miniſter des Schah, Hadſchi-Mirza-Aghaſi, der die innere Verwaltung mit unumſchränkter Gewalt geleitet, 1847 und der Schah ſelbſt Sept. 1848 geſtorben war, trat der Sohn des letztern, Naſr-Eddin (geb. 1831), die Regierung an, der ſchon bei ſeines Vaters Thronbeſteigung zum Nachfolger beſtimmt war und jetzt durch die energiſch ausgeſprochene Anerkennung von ſeiten Englands und Rußlands vor den Herrſchergelüſten zahlreicher Prätendenten geſchützt wurde. Der junge Regent ernannte Mirza-Taghi-Chan, den Sohn eines Kochs, zum Vezier unter dem Titel Amire-nizâm. Die neue Regierung führte raſch durchgreifende Reformen ein und bahnte andere an, ſie erleichterte den Steuerdruck, zügelte die Willkür der Gouverneure und ordnete die verlotterten Finanzen. Mit feſter Hand unterdrückte der Amir den vom Gouverneur unterſtützten Aufſtand des Rebellenführers Sâlâr in Choraſan und den blutigen Prieſteraufruhr in Jſpahan. Allein der rückſichtsloſe Eifer des Amir gegen Günſtlinge und Erpreſſer, die Strenge gegen die loſen Sitten am Hofe, ſelbſt der Königin-Mutter machten ihm viele Feinde. Er trachtete ein vom europ. Einfluß freies Reich herzuſtellen und zog ſich dadurch unangenehme Verwickelungen zu. So unterlag er bald den Hofkabalen. Schon im Nov. 1851 wurde er gefeſſelt nach Kaſchan geführt und kurz darauf ermordet. Sein Tod wird noch jetzt vom Volk und auch vom Schah tief beklagt. Kurz nach Taghi-Chans Tode trafen öſterr. Gelehrte und Offiziere ein, denen ihr Kaiſer, auf das Erſuchen der perſ. Regierung, die Reiſe nach Teheran geſtattet hatte, um dort wiſſenſchaftliche Anſtalten zu gründen und das perſ. Heer auf öſterr. Fuß zu organiſieren. Doch die Offiziere ſahen ſich in ihren Erwartungen getäuſcht; die Verhältniſſe waren zu deſolat, als daß eine neue Schule raſch durchdringen konnte; doch läßt ſich nicht leugnen, daß ein großer anhaltender Fortſchritt in ſprachlichem und realem Wiſſen angebahnt wurde.

P. hatte ſchon lange Anſprüche auf Herat, in welchen es auch von den Ruſſen eifrig unterſtützt wurde. Als nun Jâr-Mehmed-Chan, der Uſurpator von Herat, 1851 ſtarb und hierauf Doſt-Mohammed, der Chan von Kandahar, und deſſen Halbbruder, Kuhendil-Chan, ſich um Herat ſtritten, rückten die Perſer im März 1852 ein und nahmen die Stadt weg, worauf das Sultanat Herat dem perſ. Reiche im Mai einverleibt wurde. Doch ſuchte jetzt England die Freigebung und Selbſtändigkeit Herats durchzuſetzen, weshalb 30. Sept. 1852 eine engl. Flotte bei Abuſchehr am Perſiſchen Meerbuſen landete und 2. Okt. 9000 Mann ausſchiffte. Ein Mordanfall auf den Schah, der 15. Aug. 1852 von drei Männern aus einer 1838 von Babi geſtifteten und durch die Hinrichtung ihres Stifters fanatiſierten religiöſen Sekte (den Babis) ausging, wurde mit zahlreichen Hinrichtungen unter unmenſchlichen Martern beſtraft. Beim Ausbruch der Feindſeligkeiten zwiſchen Rußland und der Türkei im Herbſt 1853 neigte ſich die perſ. Regierung auf die Seite Rußlands, erregte aber dadurch den Unwillen der Bevölkerung in ſo bedenklicher Weiſe, daß man es ratſam fand, nichts gegen die Türken zu unternehmen. Jm J. 1855 eroberten die Perſer abermals Herat, aber im folgenden Jahre landeten die Engländer wieder auf der Reede von Abuſchehr (ſ. d.) und bemächtigten ſich dieſer Stadt. Der Schah ſandte Truppen gegen den Feind, die aber von den aus Abuſchehr ausfallenden Engländern zurückgeſchlagen wurden. Auch ein anderes perſ. Korps, das vor Muhammerah lag, wurde von der engl. Flotte hart mitgenommen, ſodaß der Schah unter franz. Vermittelung 1857 Frieden ſchloß. Jn den folgenden Jahren kämpften die Perſer, jedoch ohne großen Erfolg, gegen die Turkomanen, deren Einfälle immer mehr überhand nahmen. Serachs wurde zwar 1860 erobert, mußte aber bald wieder aufgegeben werden. Seit dieſer Zeit hat P., da es ſich auch nicht in die afghaniſchen Händel miſchte, keine auswärtigen Kriege zu beſtehen gehabt. Der Schah unternahm, angeblich um durch Studium europ. Einrichtungen den Zuſtand des Landes zu verbeſſern, 1873 eine Reiſe nach Europa, welcher zwar keine durchgreifende, doch einige weſentliche Verbeſſerungen folgten; ſo wurde das Münzweſen nach dem Frankfuß eingeführt, die Poſten im Jn- und nach dem Auslande geregelt, die Reſidenz Teheran verſchönert und in ihren fanitären Verhältniſſen aufgebeſſert, auch die Toleranz für alle Religionsgenoſſen, mit Ausnahme der Babis, hergeſtellt. Jm J. 1877 verlangte P. von der bedrängten Türkei Bagdad zurück, doch that die Regierung keine ernſtlichen Schritte, da ſie bei der muſelmaniſchen, hier ſehr berechtigten Geſinnung des Volks auf Widerſtand ſtieß. Auch 1878 reiſte der Schah nach Europa, um die pariſer Weltausſtellung zu beſuchen. Durch den Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878 wurde die ſeit 1850 von den Türken beſetzte Stadt Kotur an P. zurückgegeben. Ein Vertrag mit Rußland vom 9. (21.) Dez. 1881, ratifiziert 28. Febr. (12. März) 1882, ſetzte die Grenze

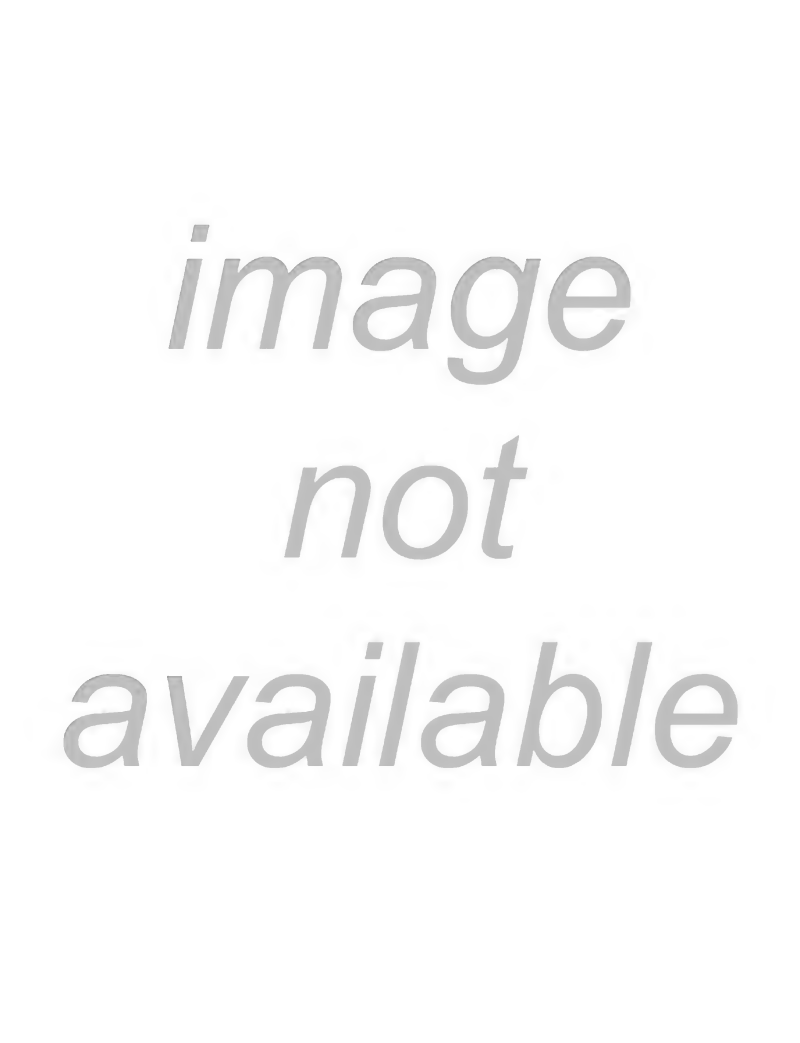


image
not
available

Dauer sind überhaupt nur die Nordwest- und Südostwinde. Orient. Geographen haben den Golf das Grüne Meer genannt, und es gibt wirklich der arab. Küste gegenüber einen bestimmt abgegrenzten Streifen grünen Wassers. Bekannt wurde der Golf erst durch Nearchs, des Admirals Alexanders d. Gr., Rückfahrt aus Indien nach Babylon am Euphrat (325 v. Chr.); bestimmtere Angaben finden sich von Eratosthenes im 3. Jahrh. v. Chr. (bei Strabo). Die Ostindische Kompagnie veranstaltete 1809 wegen zunehmender Unsicherheit der Beschiffung durch arab. Seeräuber von Bombay aus eine Expedition zu deren Unterdrückung, wobei, wie auch bei einer zweiten Expedition 1819, mehrere Strecken der arab. Küste und die ihr vorliegenden Inseln durchforscht wurden. Wichtiger wurde die auf Befehl der Ostindischen Kampagnie unternommene rein wissenschaftliche Expedition, welche 1821—25 die ganze arab. Küstenlinie von Kap Mesandum bis zur Mündung des Schat-el-Arab nebst den Inseln trigonometrisch vermaß. Seit der Unterdrückung der Seeräuberei blühte der einheimische Handel mit Datteln, Reis, Opium u. s. w. von neuem auf. Engl. Dampfer befahren wöchentlich von Indien den Golf; die Briten haben auch Fao unterhalb Basra durch das 2327 km lange ind. Telegraphenlabel mit Abuschehr und Karratschi und so mit Bombay und Kalkutta verbunden.

Persische Sprache und Litteratur. Die näher bekannten ältern und neuern Sprachen Persiens, die man unter dem Namen der Iranischen oder Westarischen Sprachen zusammenzufassen pflegt, gehören insgesamt zu dem großen Sprachstamme der Indogermanen (s. d.). Es sind folgende: 1) Das Medische (unrichtig Baktrisch oder Zend), die Sprache der dem Zoroaster (Zarathustra) zugeschriebenen Religionsbücher. Dieselbe wird mit einem Alphabet semit. Ursprungs von der Rechten zur Linken geschrieben und steht dem Indischen der Vedas sehr nahe. Der Begründer des wissenschaftlichen Studiums dieser Sprache ist Eugen Burnouf. Eine Grammatik gab Spiegel (Lpz. 1866), ein Wörterbuch nebst Grammatik Justi (Lpz. 1864) heraus. In ihr sind zahlreiche Fragmente der alten Religionsbücher des zoroastrischen Kultus erhalten. (S. Zendaoesta.) 2) Das Altpersische, die Sprache der Persis zur Zeit der Achämeniden. Die Überreste dieser Sprache, die einen etwas altertümlichern Charakter als das Medische zeigt, finden sich in den Keilinschriften (s. d.), sowie in zahlreichen von der Bibel und den Alten überlieferten Namen und Glossen. (Vgl. Spiegel, «Die altpers. Keilinschriften», 2. Aufl., Lpz. 1881.) 3) Das Pehlewi (s. d.). 4) Das Neupersische; diese Sprache hat einen modernen Charakter, nachdem sie die alten Ableitungssilben und Flexionen abgelegt hat. Am reinsten findet man sie im «Schahnameh» des Firdusi (s. d.). Seit der Herrschaft der Araber in Persien und der Verbreitung des Islam daselbst nahm das Neupersische viel arab. Wörter in sich auf; auch ward es von da an mit arab. Schriftzeichen geschrieben. Durch die mongal. Herrschaft wurde es im nördl. Indien sehr verbreitet und bildete daselbst bis auf die neueste Zeit die Sprache der Diplomatie, des höhern geselligen Lebens und der Gerichtshöfe. Die vorzüglichsten Sprachlehren sind die von Lumsden (2 Bde., Kalk. 1810), Jones (9. Aufl., Land. 1828), Chodzko (Par. 1852), Vullers (Gieß. 1870), Wahrmund (Gieß. 1875), Guyard (Par. 1880) u. a.; die besten Originalwörterbücher: das Burhani-kati (Kalk. 1818), Farhangi-Schnuri (2 Bde., Konstantin. 1746) und Hast-kulzum (herausg. von Abdu'l Muzzaffar Muyzzeddin, König von Oudh, 7 Bde., Lucknow 1822), sowie Meninskis «Lexicon Turc.-Arab.-Persicum» (neue Ausg., 4 Bde., Wien 1780—1802), Richardsons «Dictionary Persian, Arabic and English» (4. Aufl. von Johnson, Lond. 1852), Handjéris «Dictionnaire français-arabe-persan et turc» (Mosk. 1840—41) und Vullers' «Lexicon Persico-Latinum» (2 Bde., Bonn 1853—59).

Von Mundarten des Persischen wird genannt: das Deri, d. i. Hofsprache, die gebildete Schriftsprache, von welcher das Bucharische, dessen sich die reisenden Kaufleute in Centralasien bedienen, wenig verschieden ist; der Dialekt von Chorasan hat in manchen Punkten eine größere Ursprünglichkeit als die Sprache von Teheran; auch die Mundart der Persis (Fars), der Heimat der alt- und neupers. Sprache, unterscheidet sich vom Deri durch verschiedene Aussprache gewisser Laute; das Herwi (in Herat), das Maruzi (in Marw), das Zaweli (in Kandahar), das Sedschestani (in Sedschestan oder Sistan), das Schuli (auf der Grenze der Persis und Chuzistans [die Sprache Chuzistans selbst war bis zur Zeit der Sassaniden nicht persisch, sondern stammte von der alten medoskythischen Mundart Susianas ab]), das Dehwar (in Kelat und Teilen von Kabulistan); auch das ind. Persisch hat gewisse Besonderheiten. Während alle diese Mundarten nur Variationen des Neupersischen sind, stehen die folgenden Dialekte zu ihm in einem Verhältnis wie etwa das Hoch- und Plattdeutsche: das Chorazmische, welches in Chiwa bis zum 11. Jahrh. Schriftsprache war; das Soghdi (im alten Sogdiana), nur in geringen Überresten bekannt; das Tat, der Vulgärdialekt von Baku; das Talysch am Westufer des Kaspischen Meers, das Gilanische und Mazenderanische am Südufer desselben. Diese Dialekte sind behandelt von Beresine («Recherches sur les dialectes persans», Kasan 1853), von Dorn («Beiträge zur Kenntnis der iran. Sprachen», Petersb. 1860—66), Melgunof («Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft», Bd. 22), Chodzko («Specimens of the popular poetry of Persia», Lond. 1842). Im alten Gedrosien wird Balutschi geredet (bearbeitet von Leech, Lassen, Pierce, Gladstone, Mockler), im alten Medien und Assyrien Kurdisch in mehrern Dialekten (bearbeitet von Garzoni, Pott, Rich, Chadzka, Shaba, Lerch, Rhea, Justi), in den obern Oxusthälern eine Reihe von Mundarten. (Vgl. Tomaschek, «Centralasiat. Studien», Wien 1877.)

Die neupersische Litteratur entwickelte sich seit der Einführung des Islam, und die Schriftsteller sind insgesamt Mohammedaner. Die ersten neupers. Schriften, teils poetischen, teils histor. Inhalts, stammen aus der Zeit der samanid. Fürsten im 9. und 10. Jahrh. Von dieser Zeit an wurde die pers. Litteratur in Persien selbst sowie in Indien, namentlich die Poesie und Geschichte, ununterbrochen gepflegt, so viele gewaltsame polit. Stürme auch die Länder verheerten. Der Reichtum der pers. Litteratur ist ungemein groß; eine Übersicht gewährt Hadschi-Khalfa (s. d.)

Die poetische Litteratur umfaßt eine Menge kleinerer lyrischer Gedichte, in sog. Diwans oder Sammlungen vereinigt, auch größere histor., romantische und allegorische Gedichte und viele Märchen

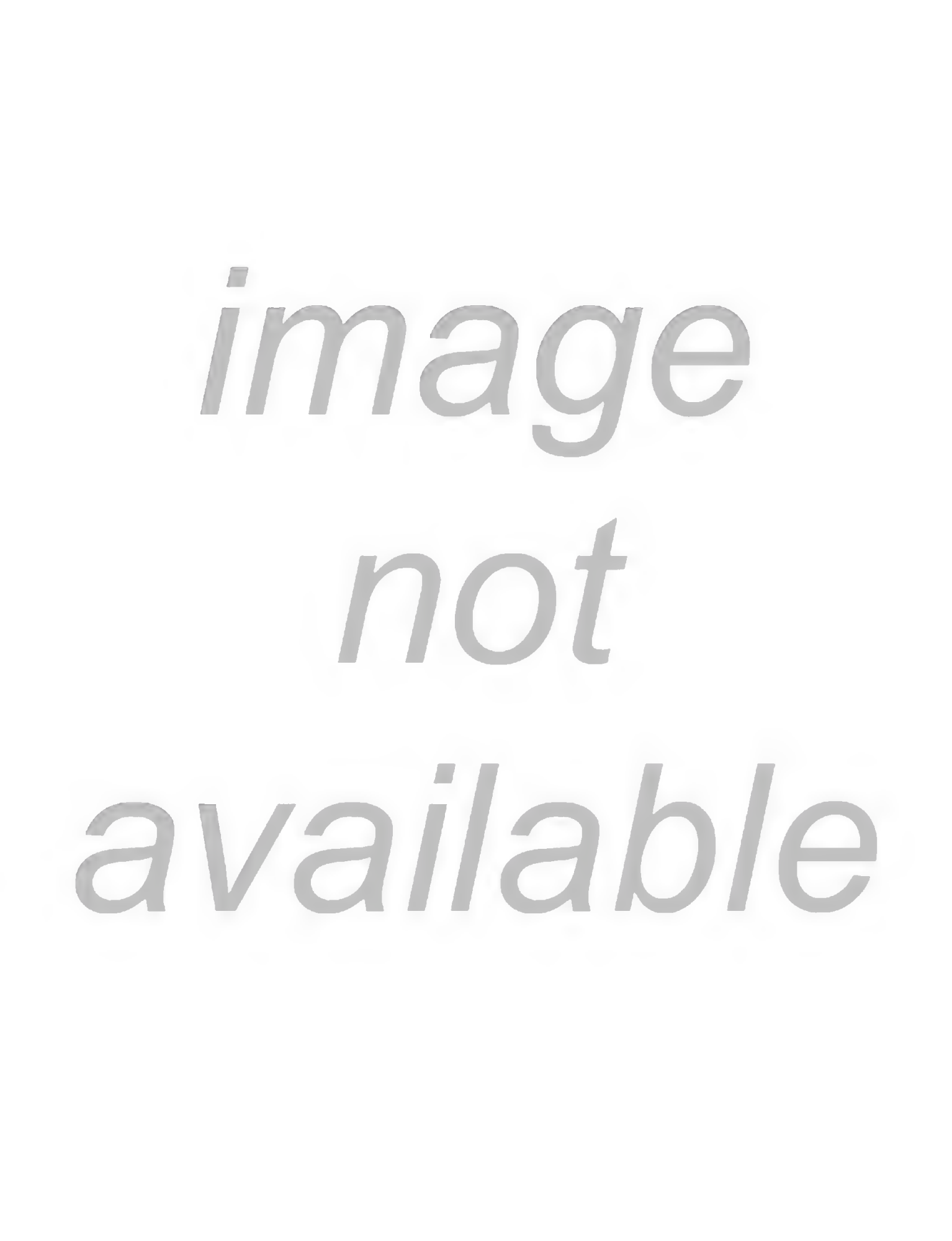


image
not
available

Orf. 1783); «Geſchichte des Timur-Beg», von Scherif ed-din Ali, überſetzt von de la Croix (Delft 1723); die «Wakiàti Bàburi», oder «Begebenheiten des Großmoguls Babur», von ihm ſelbſt aufgezeichnet (engl. von Erskine, Edinb. 1826; deutſch von Kaiſer, Lpz. 1828); die «Wakiàti Dschihàngiri», oder «Begebenheiten des Großmoguls Dſchihàngir» (engl. von Price, Lond. 1829); das «Ajini Akbari», oder die «Ordnung Akbars», eine ſtatiſt. Schilderung des Mogulreichs in Indien unter Akbar (engl. von Blochmann, Kalk. 1873); das «Tezkereh al-vakiàt», oder «Memoiren des Mogulkaiſers Humajun» (engl. von Stewart, Lond. 1832); die «Geſchichte des Nadir-Schah», von Mahdi-Chan (Teheran 1842; engl. von Jones, Lond. 1790); die Geſchichte der Länder am Kaſpiſchen Meer behandelt das von Dorn herausgegebene Sammelwerk «Mohammed. Quellen zur Geſchichte der ſüdl. Küſtenländer des Kaſpiſchen Meers», in vier Teilen; die drei erſten enthalten Sehir-ed-dins «Geſchichte von Tabariſtan», Ali-ben-Schems ed-din «Chaniſches Geſchichtswerk» und Abd ul-Fattah Fumenis «Geſchichte von Gilan», der vierte Auszüge aus mohammed. Schriftſtellern (Petersb. 1850, 1857, 1858); die «Geſchichte der Afghanen», von Neamet-ullah (engl. von Dorn, 2 Bde., Lond. 1829); das «Leben des Scheich Ali-Hafin» (perſ. und engl. von Belfour, 2 Bde., Lond. 1830); «Siyàr ul-mutacherin», enthaltend die Geſchichte Indiens 1705—82, von Gholam-Huſein-Chan (2 Bde., Kalk. 1833; engl., 3 Bde., Kalk. 1789); die «Geſchichte Haiders», von Kirmani, und die ſeines Sohnes Tippu (engl. von Miles, Lond. 1842 u. 1864). Die Geſchichte der jetzt regierenden Dynaſtie iſt behandelt in dem hiſtor. Werke: «Measiri sultanije» (Teheran 1825; engl. von Brydges, Lond. 1833).

In Betreff anderer Fächer der neuperſ. Litteratur ſind zu erwähnen aus der Ethik: das «Kàbûsnâmeh», von einem beilamitiſchen Prinzen verfaßt um 1080 (deutſch von Diez, Berl. 1811); die «Achlàki nâseri», von Nafir-ed-din-Tûſi, 1255; die «Achlàki Muhsini», von Hoſein Wâis Kâſchifi, um 1480 (Kalk. 1809; Hertford 1850), und «Achlàki Dschelàli» (Kalk. 1811; engl. von Thompſon, Lond. 1839); aus der Religionsgeſchichte: das Buch «Ulemâi islâm», welches Nachrichten über die altperſ. Religion liefert (perſ. von Olshauſen, Par. 1829; deutſch von Vullers, Bonn 1832), ſowie der «Dàbistân», eine Darſtellung aller Religionen Aſiens (Kalk. 1809; engl. von Shea und Troyer, 3 Bde., Par. 1843); aus der Rhetorik: Hadâik ul-belâghet», d. i. «Lauben der Beredſamkeit», von Schems-ed-din (Kalk. 1814); «Nahr ul-fasâhet», d. i. «Der Strom der Beredſamkeit», von Mirza Natil (Kalk. 1820); aus der Geographie: «Haft iklim», oder «Die ſieben Klimate», von Amin-Achmed-Râzi, und «Adschâib el-buldân», oder «Die Wunder der Länder», von Birdſchandi; aus der Medizin: das «Tochfet el-mûmenin», von Mohammed-Munin-Huſeini, um 1700; aus der Philologie die oben erwähnten großen Wörterbücher. Auch haben die Perſer viele Werke der ind. Litteratur überſetzt, z. B. die epiſchen Gedichte «Râmâjana» und «Mahâbhârata», theol. Abhandlungen der Vedas (Upaniſchad) u. ſ. w.

Das vollſtändigſte Verzeichnis der in Europa und im Orient gedruckten perſiſchen Bücher gibt Zenker in «Bibliotheca orientalis» (2 Bde., Lpz. 1846—59). Vgl. auch Rieu, «Catalogue of the Persian manuscripts in the British Museum» (Lond. 1883).

Perſiſchgelb iſt Auripigment, ſ. Arſen. — **Perſiſchrot** iſt Eiſenoxyd.

Perſiſtieren (lat.), bleibend dauern; auf etwas beſtehen; Perſiſtenz, das Beſtehen auf etwas, Beharrlichkeit, Dauer.

Perſius (Aulus) Flaccus, einer der vorzüglichſten röm. Satiriker, geb. 34 n. Chr. zu Volaterrä in Etrurien, erhielt eine gute Bildung durch den Grammatiker Remmius Palämo und den Stoiker Cornutus, und lebte mit den ausgezeichnetſten Perſönlichkeiten Roms im freundſchaftlichſten Verkehr, ſtarb aber ſchon 62 n. Chr. Die noch erhaltenen ſechs Satiren, in denen er ein durchaus abſtraktes Bild der herrſchenden Sittenverderbnis ſeiner Zeit im Gegenſatz zu dem Ideal des ſtoiſchen Weiſen und altröm. Zucht gibt, empfehlen ſich durch Ernſt und Strenge, Kraft und Gedrungenheit, verraten aber jugendliche Unreife und leiden an Überladenheit und Geſchraubtheit. Sie ſind in zahlreichen Handſchriften erhalten. Die beſten Ausgaben ſind die beiden von O. Jahn (mit Kommentar und den alten Scholien, Lpz. 1843; kleinere Ausg., ebendaſelbſt 1851 u. Berl. 1868). Außerdem iſt die von K. Fr. Hermann (Lpz. 1854 u. 1872) zu nennen. Deutſche Überſetzungen lieferten Donner (Stuttg. 1822), Weber (Bonn 1834), Teuffel (Stuttg. 1858) und Binder (Stuttg. 1866).

Perſon bezeichnet im ethiſchen und juriſt. Sinne jedes Weſen, welches die Anlage zum freien und vernünftigen Wollen und Handeln beſitzt, im Gegenſatz zur Sache, worunter der willenloſe Gegenſtand verſtanden wird. Die Fähigkeit der P., Rechte zu erwerben und Verbindlichkeiten zu übernehmen, macht ihren juriſtiſchen, die Fähigkeit, ihre übernommenen Pflichten zu erfüllen oder zu übertreten, ihren moraliſchen Charakter aus. Im Begriff der Perſönlichkeit liegt es, daß die P. den Wert und Zweck ihres Daſeins in ſich ſelbſt, ihrer eigenen Vervollkommnung und der Erfüllung ihrer Pflichten gegen die Geſellſchaft hat, wogegen der Wert der Sache niemals den eines bloßen Mittels zu perſönlichen Zwecken überſteigen kann. Die Perſönlichkeit ſelbſt und ihr angeborenes Recht bringt der Menſch mit auf die Welt, und kann es weder verlieren noch freiwillig aufgeben. Es iſt das Recht, als ein Weſen von moraliſcher Beſtimmung anerkannt und behandelt zu werden. Dieſes angeborenen Rechts wegen iſt die Sklaverei etwas Widerrechtliches, da ſie den Menſchen gleich einer Sache nur als Objekt, nicht auch als Subjekt von Rechten behandelt. Das urſprüngliche Recht der Perſönlichkeit iſt der Quell, aus welchem manche andere abgeleitete Rechte und Pflichten fließen, wie das Recht des Kindes auf Erziehung durch ſeine Eltern, mit der Pflicht des Gehorſams gegen dieſelben, das Recht jedermanns, ſeine Kräfte und Anlagen frei zu entwickeln und zu gebrauchen zur Erwerbung von Eigentum, Gründung einer Familie u. ſ. w. (S. Menſchenrechte.) Sofern mehrere Perſonen unter ſich derartig verbunden erſcheinen, daß ſie für die juriſtiſche Betrachtung ſich wie eine (phyſiſche) Perſon darſtellen, ſpricht man von einer juriſtiſchen (oder moraliſchen) Perſon. Von dieſer Art ſind Familien, Gemeinden, Kirchen, Univerſitäten, Vereine, ſoweit ihnen die Rechte einer juriſtiſchen Perſönlichkeit verliehen ſind, Innungen, Zünfte u. ſ. w. Das Recht der Perſönlichkeit haftet

an der Erscheinung als Mensch, an der menschlichen Gestalt und nach röm. Recht besonders an der Bildung des Kopfes. Es beginnt mit den ersten Spuren des Daseins im Leibe der Mutter und dauert fort, auch wenn das Bewußtsein der Vernunft nie erwacht oder wieder unterdrückt wird, im Blödsinnigen und Irren.

Personal (lat.), persönlich; Personalien, Persönlichkeiten, kurzer Bericht von dem Lebensgange, den Lebensumständen einer Person.

Personalkredit, s. unter Kredit.

Personalsteuern heißen diejenigen Steuern, die nicht wie die Real- oder Ertragsteuern (s. d.) gewisse Ertragsquellen oder wie die indirekten Steuern gewisse Verbrauchsgegenstände oder Verkehrsakte treffen, sondern unmittelbar nach den persönlichen Verhältnissen der Steuerpflichtigen, insbesondere nach ihrer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit bemessen werden. Die roheste Form der P. ist die Kopfsteuer (s. d.). Bei der Klassensteuer (s. d.) wird die Verschiedenheit der Leistungsfähigkeit wenigstens einigermaßen im großen und ganzen berücksichtigt. Weit genauer und spezieller geschieht dies bei der Einkommensteuer (s. d.); in theoretisch genügender Weise aber kann die Besteuerung nach der persönlichen Leistungsfähigkeit nur dann erfolgen, wenn neben dem Einkommen auch das Vermögen des Pflichtigen (etwa durch Kombinierung von Einkommen- und Vermögenssteuer) berücksichtigt wird.

Personalunion, s. Union (politisch).

Personenrecht (Jus personarum) bezeichnet den Inbegriff der Bestimmungen über die allgemeine Rechtsfähigkeit (status) und deren Modifikationen nach dem Geschlecht, Alter und Gesundheitszustand, den bürgerlichen, religiösen und Familienbeziehungen der Einzelnen. Im engern Sinne, d. h. als Teil der civilrechtlichen Dogmatik (s. Pandekten), ist P. auch gleichbedeutend mit Familienrecht oder der Lehre von der Ehe, väterlichen Gewalt und Vormundschaft.

Personenstand. Während nach dem früher in Deutschland geltenden Recht, mit Ausnahme der franz. Rechtsgebiete, die für den Rechtsstand der Person erheblichen Thatsachen der Geburt, der Verheiratung und des Todes durch die von den Pfarrern geführten Kirchenbücher bezeugt wurden, und nur partikularrechtlich für Dissidenten staatliche Registerführung existierte (vgl. Friedberg, «Das Recht der Eheschließung», Lpz. 1865), erfolgt nach dem Reichsgesetz vom 6. Febr. 1875 die Beurkundung der Geburten, Heiraten und Sterbefälle ausschließlich durch die vom Staate bestellten Standesbeamten mittels Eintragung in die dazu bestimmten Register. Diese Register werden mit Ablauf des Kalenderjahres abgeschlossen, den Gerichten erster Instanz zur Aufbewahrung übergeben und beweisen die in ihnen eingetragenen Thatsachen, zu deren Beurkundung sie bestimmt sind, bis der Nachweis der Fälschung, der unrichtigen Eintragung oder der Unrichtigkeit der Anzeigen und Feststellungen, auf Grund deren die Eintragung stattgefunden hat, erbracht ist. Von gleichen Grundsätzen, wie die jetzige deutsche geht aus die schweiz., franz., belg., holländ., ital. u. s. w. Gesetzgebung, und auch in England ist trotz der fakultativen kirchlichen Eheschließung staatliche Registerführung angeordnet. Vgl. die Kommentare zu dem citierten Gesetz von Hinschius und Sicherer.

Personenzüge, Eisenbahnzüge, in welchen nur Personen und deren Gepäck, sowie Post- und Eilgüter, d. h. solche Güter, für welche im Interesse ihrer raschern Beförderung ein höherer Frachtsatz als für gewöhnliche Güter gezahlt wird, befördert werden. Die P. werden im allgemeinen eingeteilt in gewöhnliche P., welche nach dem Sprachgebrauch in der Regel einfach P. genannt werden, und in schnellfahrende P. Man unterscheidet die schnellfahrenden P. besonders mit Rücksicht auf ihre Fahrgeschwindigkeit noch als Expreß-, Kurier-, Schnell- und Eilzüge. Bestimmte allgemeine Unterscheidungsmerkmale für die mit diesen verschiedenen Benennungen bezeichneten Zuggattungen sind indessen nicht anzugeben. Um die Fahrzeit zwischen weit auseinander liegenden Hauptorten, wie z. B. zwischen Paris und Konstantinopel oder Paris und Petersburg, noch mehr abzukürzen, als dies durch die gewöhnlichen Zugverbindungen geschieht, sind in neuerer Zeit sog. Blitzzüge eingerichtet worden. Dieselben erreichen eine Abkürzung der Fahrzeit um 20—30 Proz. gegen die Schnellzüge, sodaß also durch den Blitzzug von Paris über Wien nach Varna (Konstantinopel) die Fahrzeit von 111 auf 78 Stunden verringert wird. Diese Blitzzüge sind von der Internationalen Eisenbahnschlafwagen-Gesellschaft in Brüssel eingerichtet. Die größte zulässige Fahrgeschwindigkeit ist für P. im Bahnpolizeireglement für die Eisenbahnen Deutschlands auf 75 km (1 km in 48 Sekunden) in der Stunde festgesetzt, nur unter besonders günstigen Verhältnissen darf eine Fahrgeschwindigkeit bis zu 90 km (1 km in 40 Sekunden) in der Stunde zugelassen werden. Diese Geschwindigkeiten gelten jedoch nur für den in voller Fahrt auf freier Strecke zwischen zwei Stationen befindlichen Zug, die durchschnittliche Fahrgeschwindigkeit wird durch eine geringere infolge der Zeitverluste, welche durch die Aufenthalte auf Zwischenstationen, das An- und Abfahren auf denselben und das in der Regel mit ermäßigter Geschwindigkeit erfolgende Durchfahren solcher Stationen verursacht werden, auf welchen nicht angehalten wird. (Vgl. Eisenbahnfahrpläne.)

Personifikation, bei den Griechen Prosopopöie, heißt in der Rhetorik und Poetik die Darstellung abstrakter Begriffe oder lebloser Dinge als lebender Wesen, um die Lebhaftigkeit und Veranschaulichung der Rede zu fördern. Die Einkleidung geschieht dadurch, daß man den Gegenstand angredet oder selbst redend einführt, oder ihm gewisse Lebensäußerungen beilegt u. s. w.

Perſoon (Christian Heinr.), Mykolog, geb. um 1770 in Kapstadt, studierte in Leiden und Göttingen, ging später nach Paris und starb daselbst Nov. 1836. Er veröffentlichte «Observationes mycologicae» (2 Tle., Lpz. 1796), «Synopsis methodica fungorum» (2 Tle., Gött. 1801), «Synopsis plantarum» (2 Bde., Par. 1805—7), «Traité sur les champignons» (Par. 1818), «Mycologia Europaea» (3 Tle., Erlangen 1822—28) u. s. w.

Perſpektiv, kleineres Fernrohr (s. d.).

Perspektive heißt der Inbegriff der mathematisch begründeten Regeln, durch welche körperliche Gegenstände nach ihrer Gestalt und Farbe durch Zeichnung und Malerei so auf eine Fläche übertragen werden, daß das Bild in dem Auge dieselbe Wirkung hervorbringt wie der Körper. Das perspektivische Zeichnen unterscheidet sich demnach von der geometrischen Projektion (s. d.), die die Angabe

der wirklichen Abmessungen zum Zweck hat. Weiter unterscheidet sich der Teil der P., der die Gestalt der Gegenstände betrifft, von dem, welcher die Haltung der Farbentöne lehrt, und es gibt daher eine mathematische oder Linearperspektive und eine Farben- oder Luftperspektive. Die Linearperspektive hat die Aufgabe zu lösen, wie jeder Punkt in der Natur in die perspektivische Projektion zu bringen sei, und ist die Kunst der richtigen Verkürzung der geraden Linien. Der Grundriß von einem Gegenstande, perspektivisch dargestellt, heißt ein ichnographischer Riß, eine seiner Seiten, genau von vorn genommen, gibt sein Profil oder den orthographischen Riß; wird er aber halb von der Seite (übereck) angesehen, so erzeugt dies die malerische Ansicht. Wird bei dieser letztern Darstellung die Lage der Seitenansichten festgehalten, ihnen aber dabei überall das wahre, nicht das dem Auge scheinbare Maß gegeben, so hat man die Cavalierperspektive, die auch Militärperspektive genannt wird. Die Linearperspektive wurde vorzüglich durch Leonardo da Vinci und Albrecht Dürer rationell durch besondere Lehrbücher ausgebildet. Eine eigentümliche Gattung der Linearperspektive ist die Vogelperspektive (s. d.).

Von Wichtigkeit für die perspektivische Darstellung ist der Gesichtspunkt, von welchem aus der dargestellte Gegenstand betrachtet wird. Namentlich ist derselbe bei Darstellungen von Gegenständen im Raume neben- oder hintereinander wohl zu beachten, da sonst die Wahrheit und die Schönheit leiden. Bei Gemälden liegt der Gesichtspunkt gewöhnlich in der Mitte, weil hier die Hauptfiguren am meisten hervorragen. Nicht minder wichtig, besonders für die Haltung eines Gemäldes, ist die Luftperspektive, die den Grad des Lichts beurteilen lehrt, welchen die Gegenstände nach dem Verhältnisse ihrer Entfernung gegen den Sehenden zurückwerfen, und zugleich zeigt, wie diese Gegenstände im Farbenton nach dem Verhältnis der Zwischenluft, die dieselben vom Auge des Beschauers sondert, sich abstufen. Namentlich bei der Landschaftsmalerei ist die Luftperspektive unentbehrlich. In der nordischen Malerei sind die van Eyck als Gründer der P. zu betrachten, in Italien gilt dafür Paolo Uccello in Florenz zu Anfang des 15. Jahrh. Diejenige Gattung von Malerei, in welcher vorzugsweise die P. hervortritt, pflegt man wohl Perspektivmalerei zu nennen, oder man braucht bei Architekturstücken, namentlich wo das Innere großer Gebäude vorgestellt wird, geradezu den Ausdruck Perspektive. Vgl. die Lehrbücher der P. von Eitelwein (Berl. 1810), Jacobi (Lpz. 1821), Strechfuß (Berl. 1858; 2. Aufl., Bresl. 1874), Stövesandt (Berl. 1859), Gennerich (Lpz. 1865) und Morris (Lond. 1869), und außerdem Hetsch, »Anleitung zum Studium der P. und deren Anwendung« (nach der 3. dän. Aufl. deutsch bearbeitet von Scholz, Lpz. 1877).

Perspektograph, ein von H. Ritter in Frankfurt a. M. erfundener Apparat zur mechan. Herstellung der Perspektive aus geometrischen Figuren, sowie umgekehrt der Originalfiguren aus perspektivischen Bildern, z. B. Photographien. Vgl. Ritter, »Der P.« (Frankf. 1884).

Perte du Rhône, s. unter Bellegarde.

Perth, eine der schönsten und größten Grafschaften des schott. Hochlandes, die alles umfaßt, was für Schottland charakteristisch ist. Während im Norden sich hohe, zum System der Grampian gehörende Berge bis zu 1137 m erheben, zeigt die Mitte ein hügeliges Gelände und der Süden fruchtbare Ebenen. Viele durch ihre romantische Schönheit ausgezeichnete Binnenseen, wie der Loch-Tay, Loch-Rannoch und Loch-Tummel, das liebliche Thal des lachsreichen Tayflusses, die Wasserfälle von Bruar, Tummel und Moneß machen P. zu einer der besuchtesten Grafschaften Schottlands. Durch Schätzeare ist der sagenreiche, 513 m hohe Birnamhügel, welcher jetzt ganz kahl dasteht, berühmt geworden. Auf dem 260 m hohen Dunsinan stand einst Macbeths Schloß, und bei dem Dorfe Dull erinnern alte Steinkreuze an die frühe Einführung des Christentums in Schottland. Die bedeutenden, meist dem Herzog von Atholl gehörigen Wälder bergen den größten Wildstand Schottlands. Auf 6736,52 qkm zählte P. (1881) 128985 E., die, im Norden und Nordwesten dem gaelischen, im Süden und Südosten dem angelsächs. Stamm angehörend, Ackerbau, Viehzucht und die Fabrikation von farbigem Schirmzeug, Taschentüchern, Ginghaums, Shawls u. s. w. betreiben. Außerdem bestehen zwei Brauereien, zwei Eisengießereien, Mühlen u. s. w. Bedeutend ist auch die Lachsfischerei im Tay, an dessen Ufern Stormontfield, die größte Anstalt für künstliche Fischzucht in Schottland, liegt.

Die Hauptstadt Perth an der Mündung des Tay in den Firth of Tay zählt (1881) 28948 E. und ist Station der Linie Coatbridge-P.-Aberdeen der Caledonischen und P.-Forres der Hochlandbahn. Bei Flut können Seeschiffe bis hierher gelangen, und die Stadt betreibt deshalb einen schwunghaften überseeischen Handel. Außerdem beschäftigt sich die Bevölkerung mit Leinen- und Baumwollweberei und Twistspinnerei. Die Stadt P. war einst ein vorgeschobener Posten der Römer in Britannien, wovon noch die zahlreich hier aufgefundenen röm. Münzen, Grabsteine, Waffen und der stolze Name »Rom des Nordens« z. Agnis ablegen. Bis 1437 galt P. als Hauptstadt Schottlands und war die Residenz der Könige, Sitz des Parlaments und der Gerichtshöfe. Gegenwärtig zeigt die Stadt ein ganz modernes Gepräge. Bemerkenswert sind die alte St.-Johnskirche, an deren Hochaltar König Eduard III. von England seinen Bruder, den Herzog von Cornwall, erstach, eine Statue Walter Scotts, ein 1866 eingeweihtes Standbild des Prinzen Albert und eine 1760 gegründete Akademie für philos., mathem. und physik. Studien. P. hat ein berühmtes Gymnasium und 28 andere Schulen. Nördlich von der Stadt liegt das Schloß des Grafen Mansfield an der Stelle des alten Krönungspalastes von Scone, das 2200 E. zählt, wo einst der nun in der Westminster-Abtei aufbewahrte Lia fail, der heilige Krönungsstein Schottlands, stand. Dicht dabei ist der Mothill, auf dem Schottlands Könige Recht sprachen.

Perth, Industriestadt der Provinz Ontario des Dominion of Canada, am Rideau-River, 75 km im NNO. von Kingston, hat (1881) 2467 E. und steht durch Zweiglinie über Smith's Falls mit dem Eisenbahnnetz Canadas in Verbindung.

Perth, Hauptstadt der britischen Kolonie Westaustralien, rechts am River Swan, 15 km von dessen Mündung in den Indischen Ocean, hat (1881) 5822 E. und ist Sitz der Kolonialregierung, eines kath. Bischofs, der Western-Australian-Bank und der Nationalbank of Australasia.

Mit dem Hafenort Fremantle ist P. durch eine Eisenbahn verbunden.

Perth Amboy, Stadt in Middlesex County im nordameril. Staat Neujersey, an der Raritanbai und der Mündung des Raritan-River, liegt dem Südende von Staten-Island gegenüber, mit der sie durch Dampfboote verbunden ist, hat einen guten Hafen, eine große öffentliche Halle, eine Staatsbank, eine höhere Unterrichtsanstalt und zählt (1880) 4808 E. Die feuerfesten Ziegel, welche hier fabriziert werden, sind die besten in den Vereinigten Staaten. P. wurde 1680 von Schotten gegründet und Perth genannt; der indianische Name Amboy war jedoch schon so lange in Gebrauch, daß 1718 beide Namen adoptiert wurden.

Perthes (Friedr. Christoph), verdienter deutscher Buchhändler, geb. 21. April 1772 zu Rudolstadt, kam 1787 als Lehrling in die Böhmesche Buchhandlung nach Leipzig und 1793 als Gehilfe in die Buchhandlung von B. G. Hoffmann nach Hamburg, wo er 1796 eine Sortimentsbuchhandlung eröffnete. Als sein Schwager, Johann Heinrich Besser (geb. 1. Nov. 1775 zu Quedlinburg, wo sein Vater Geistlicher war), 1798 in die Handlung eingetreten war, entwickelte sich das Geschäft bald zu einem der ersten Deutschlands. P.' entschiedene deutsche Gesinnung zur Zeit der franz. Herrschaft, unter welcher er das «Deutsche Museum» (1810—11) herausgab, und sein Mut, welcher ihn 1813 und 1814 unter den Führern der Bewegung zur Befreiung Hamburgs und Norddeutschlands auftreten ließ, brachte ihn mit vielen politisch hervorragenden Männern jener Zeit (Joh. Müller, Gentz, Adam Müller, Görres, Arndt, Niebuhr, Stein, Savigny, Nicolovius, Steffens, Gebrüder Schlegel, Rehberg u. a.) in dauernde Verbindung. Als er 1814 nach Hamburg zurückkehrte, war die Buchhandlung so gut wie vernichtet, sodaß sich P. in die Notwendigkeit versetzt sah, mit Besser von neuem anzufangen. Im J. 1821 siedelte er nach Gotha über, indem er die blühende Sortimentshandlung, die schon 1815 die Firma «Perthes und Besser» angenommen, seinem Schwager Besser überließ, dee sie seit 1821 mit seinem Schwiegersohne Johann Heinrich Wilhelm Mauke (geb. in Schleiz 24. Sept. 1790, gest. 20. Aug. 1859 zu Hamburg) fortführte. Nach Bessers Tode (3. Dez. 1826) führte letzterer das Geschäft unter der Firma «Perthes und Besser» allein und seit Ostern 1836 gemeinschaftlich mit Bessers Sohn Otto Rudolf Wilh. Besser weiter, worauf es 1. Jan. 1837 die Firma «Perthes-Besser und Mauke» annahm. P. selbst gründete 1822 zu Gotha ein Verlagsgeschäft, das er bald auf eine bedeutende Höhe brachte. Zu seinen umfassenden Verlagsunternehmungen gehören die «Geschichte der europ. Staaten» unter Heerens und Uckerts Leitung, deren Herausgabe später W. von Giesebrecht übernahm, und die «Theol. Studien und Kritiken». P. starb zu Gotha 18. Mai 1843. Eine treffliche Biographie P.' verfaßte sein zweiter Sohn, Clemens Theodor P., unter dem Titel: «Friedrich P.' Leben» (3 Bde., Gotha 1848—55; 6. Aufl. 1872).

P. hinterließ drei Söhne. Der älteste derselben, Friedrich Matthias P., geb. 16. Jan. 1800 zu Hamburg, seit 1842 Pastor zu Moorburg bei Hamburg, gest. 28. Aug. 1859, hat sich als Verfasser der Schriften «Die alte und neue Lehre über Gesellschaft, Staat und Kirche» (1. und 2. Aufl., Hamb. 1849; 3. Aufl. 1850) und «Leben des Bischofs Chrysostomus» (Hamb. und Gotha 1853) litterarisch bekannt gemacht. Der zweite Sohn, Clemens Theodor P., geb. zu Hamburg 2. März 1809, gest. als Professor der Rechte zu Bonn 25. Nov. 1867, veröffentlichte außer kleinern staats- und völkerrechtlichen Schriften die tüchtige Arbeit: «Das deutsche Staatsleben vor der Revolution» (Hamb. und Gotha 1845), die oben erwähnte Biographie seines Vaters und «Polit. Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der franz. Herrschaft» (Gotha 1862). Der dritte Sohn, Andreas Hansa Traugott P., geb. 16. Dez. 1813 zu Kiel, setzte seit dem Tode Friedrich P.' dessen Verlagsgeschäft unter der Firma «Friedrich Andreas Perthes» in Gotha bis zum 1. Juli 1874 fort, an welchem Tage dasselbe an seinen Sohn Emil P. überging.

Perthes (Johann Georg Justus), Oheim von Friedr. Christ. P., geb. 11. Sept. 1749 in Rudolstadt, war erst Kaufmann, trat dann in die Ettingersche Buchhandlung zu Gotha und begründete daselbst 1785 ein eigenes Verlagsgeschäft. Er starb 1. Mai 1816. Die Verlagshandlung übernahm sein Sohn Wilhelm P. Letzterer war 18. Juni 1793 zu Gotha geboren und erlernte 1811—12 zu Hamburg bei Friedrich P. den Buchhandel. Bald nach Übernahme des väterlichen Geschäfts legte er schon 1816 mit Adolf Stieler durch die Unterhandlungen zur gemeinschaftlichen Herausgabe des «Handatlas» den Grund zu dem bedeutenden geogr. Verlag, der durch die Verbindung mit den ersten Geographen und Kartenzeichnern Deutschlands bald zu Ruf und Ansehen gelangte. Auch erwarb sich P. durch Verlag des «Gothaischen Hofkalenders», der schon 1785 durch Pacht aus dem Ettingerschen Verlag in den seines Vaters übergegangen war und dem er seit 1827 das Taschenbuch der gräflichen, seit 1848 auch der freiherrlichen Häuser hinzufügte, um Genealogie und Statistik anerkennenswerte Verdienste. Er starb 10. Sept. 1853 und hinterließ das Geschäft unter der Firma «Justus Perthes» seinem Sohne Bernhard Wilhelm P., geb. 3. Juli 1821, der sich in Berlin und Hamburg zum Buchhändler gebildet hatte und bereits 1. Jan. 1845 als Teilhaber eingetreten war. Doch starb Bernhard Wilhelm P. schon 27. Okt. 1857. Während der kurzen Zeit seines Wirkens legte er den Grund zu einem ganz neuen Aufschwunge des Geschäfts. Er begründete 1854 ein Geographisches Institut, das sich seitdem rasch zu einem Mittelpunkt für Kartographie und Erdkunde emporgeschwungen hat und gegenwärtig in Europa als das erste in seiner Art dasteht. Außer der beständigen Erneuerung der ältern Verlagsunternehmungen, unter denen die Kartenwerke von Stieler, Heinrich Berghaus, Spruner, Sydow, Menke sich eines Weltrufs erfreuen, gingen seitdem aus der Anstalt hervor: die von Petermann begründeten «Mitteilungen aus Justus P.' Geographischer Anstalt» (seit 1855); das «Geographische Jahrbuch» von Behm und Wagner; die trefflichen kartograph. Arbeiten von Petermann, Herm. Berghaus, Habenicht, Hassenstein, Vogel ꝛc. Seit dem Tode Bernhard Wilhelm P.' wurde das Geschäft von Rudolf Besser (geb. 6. März 1811, gest. 11. Aug. 1883) und Adolf Müller (gest. 15. Febr. 1880) für die Witwe Minna P., geborene Mauke, fortgeführt. Seit 1. Juli 1881 ist der Sohn von Bernhard Wilhelm P., Bernhard P., Besitzer desselben. Zur hundertjährigen Jubelfeier des

Geschäfts erschien eine geschichtliche Skizze über dasselbe unter dem Titel: «Justus P. in Gotha» (Gotha 1885).

Pertinax (Publius Helvius), röm. Kaiser, geb. 1. Aug. 126 n. Chr. als Sohn eines Holzhändlers in Ligurien, kämpfte unter Marcus Aurelius im Partherkriege, in Britannien und an der Donau, verwaltete 180—182 die Provinz Syrien, seit 185 Britannien und war Präfekt von Rom, als Kaiser Commodus (s. d.) 31. Dez. 192 n. Chr. ermordet wurde. Demnächst zum Kaiser ernannt, erregte er durch seinen Ernst und seine Sparsamkeit die Unzufriedenheit der Prätorianer, die ihn in einem Aufstande 28. März 193 ermordeten.

Pertinenzen (res pertinentes), Zubehörungen, nennt man alle Nebensachen, welche zum fortdauernden Gebrauch bei einer Hauptsache bestimmt und unter ihrer wirtschaftlichen Ausstattung mit begriffen sind; so bei Häusern alles, was auf eine dauernde Weise daran befestigt (wand-, band-, niet-, nagel-, mauer- und schraubenfest) ist, ingleichen der Hofraum, ferner die zu Fabrikgebäuden gehörigen Apparate und Maschinen, bei Landgütern das zur Fortführung der Wirtschaft nötige lebendige und tote Inventarium (s. d.). Veräußerungen und Vermächtnisse beziehen sich mutmaßlich auch mit auf die Zubehörungen. Ungeachtet des wirtschaftlichen Zusammenhangs können P. eine andere rechtliche Eigenschaft als die Hauptsache haben, z. B. Allodialqualität (s. Allod), während das Gut selbst ein Lehn (s. d.) ist. In Successionsfällen muß dann, wenn zu beiden Vermögensteilen verschiedene Rechtsnachfolger vorhanden sind, z. B. zu dem Mannlehn entfernte Geschlechtsvettern, zu dem Allodialvermögen die Töchter des verstorbenen Vasallen, das Pertinenz- und Erbsonderungsverfahren (separatio feudi ab allodio) eingeleitet werden.

Pertisau, s. unter Achensee.

Pertuis, Stadt im franz. Depart. Vaucluse, Arrondissement Apt, an der Lèze, unweit deren Mündung in die Durance, Station der Linien Avignon-P. und Nogaro-Aix-Sisteron-Gap der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, hat (1881) 4580 (als Gemeinde 5612) E., ein Handelsgericht und Krappbau. P., mittellat. Pertusum, kam 1218 mit der Grafschaft Forcalquier an die Provence.

Perturbationen (lat.) oder Störungen nennt man in der Astronomie die Abweichungen der Himmelskörper von der reinen elliptischen Bewegung. In unserm Sonnensystem bewegen sich, nämlich die Sonne als ruhend gedacht, die Planeten um die Sonne, die Nebenplaneten um ihre Hauptplaneten (diese dann als ruhend gedacht) in Ellipsen und die Kometen um die Sonne in Ellipse, Parabel oder Hyperbel, oder allgemein ausgedrückt im Kegelschnitt. Durch die gegenseitigen Anziehungen der Planeten und Nebenplaneten aufeinander und auf die Kometen, sowie der Sonne auf die Nebenplaneten entstehen in den einfachen Bewegungen in Kegelschnitten Abweichungen, welche P. oder Störungen genannt werden. Das Problem der Ermittelung der Störungen, auch das Problem der drei Körper genannt, weil wenigstens drei Körper dazu nötig sind, ist eins der schwierigsten der physischen Astronomie und in seiner völligen Strenge noch immer nicht gelöst. Man unterscheidet, je nachdem man die Störungen in ihrer Allgemeinheit entwickelt oder nur den Betrag der Störungen von einer Epoche zu einer andern berechnet, allgemeine und spezielle Störungen. Bei den allgemeinen Störungen nennt man periodisch den Teil, wodurch bald nach der einen, bald nach der andern Seite vom Normalzustande Abweichungen stattfinden, die sich innerhalb gewisser Perioden ausgleichen; säkulare Störungen jedoch den Teil, der durch beständige Anhäufung im Laufe der Zeit beträchtliche Änderungen hervorbringt. Änderungen der ersten Art betreffen hauptsächlich die Örter der Planeten, solche der letztern Art aber die Gestalt und Lage ihrer Bahnen.

Pertz (Joseph Anton Maximilian), verdienter Naturforscher, geb. 17. Sept. 1804 im Städtchen Orbau im Ansbachischen, studierte in Landshut und München Medizin und Naturwissenschaften, habilitierte sich dann in München und erhielt 1838 einen Ruf als Professor an die damalige Akademie zu Bern, die im folgenden Jahre in eine Universität umgewandelt wurde. Er starb in der Nacht zum 8. Aug. 1884 in Bern. Ganz besonders wandte P. seine Aufmerksamkeit dem dunkeln Gebiete des sog. magiischen Lebens der Seele zu. Er schrieb: «Delectus animalium articulatorum etc.» (Münch. 1830—34), «Allgemeine Naturgeschichte als philosophische und Humanitätswissenschaft» (4 Bde., Bern 1838—45), «Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1872), «Die Anthropologie als die Wissenschaft von dem körperlichen und geistigen Wesen des Menschen» (2 Bde., Lpz. 1874), «Über das Seelenleben der Tiere» (2. Aufl., Lpz. 1875), «Der jetzige Spiritualismus» (Lpz. 1877), «Erinnerungen aus dem Leben eines Natur- und Seelenforschers des 19. Jahrh.» (Lpz. 1879), «Die sichtbare und die unsichtbare Welt» (Lpz. 1881) u. s. w.

Pertz (Georg Heinr.), ausgezeichneter deutscher Geschichtsforscher, geb. 28. März 1795 zu Hannover, studierte seit 1813 Philologie und Geschichte, besonders unter Heeren, zu Göttingen, wo er sich 1818 durch seine «Geschichte der merovingischen Hausmeier» (Hannov. 1819) die philos. Doktorwürde erwarb. Für die vom Freiherrn vom Stein errichtete Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde übernahm P. die Bearbeitung der merovingischen und karolingischen Geschichtschreiber und machte zu diesem Zweck 1820—23 eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland und Italien. Im J. 1823 zum Sekretär am königl. Archiv zu Hannover ernannt, erhielt er vom Minister vom Stein die Leitung des ganzen Unternehmens, welches alle Quellen der deutschen Geschichte des Mittelalters, die Geschichtschreiber, Gesetze, Kaiserurkunden, Briefe und Altertümer in kritischer Bearbeitung in sich vereinigen sollte. Im J. 1826 erschien der erste Band dieser «Monumenta Germaniae historica». P. wurde königl. Bibliothekar und Archivrat in Hannover, später Mitglied des Oberschulkollegiums, sowie Historiograph des Gesamthauses Braunschweig-Lüneburg. Im J. 1832—37 redigierte er die von ihm begründete «Hannoversche Zeitung» und ging 1842 als Oberbibliothekar und Geh. Regierungsrat nach Berlin. Aus den «Monumenta» ließ er eine Auswahl der vorzüglichsten Quellen: «Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum», besonders abdrucken, gab auch das «Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde» (Bd. 5—11, Hannov. 1824—58), sowie Leibniz' «Gesammelte Werke» (Hannov. 1843 fg.) heraus. Auch an der Sammlung von Übersetzungen der

wichtigsten Quellen der deutschen Geschichte unter dem Titel «Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit» (Berl. 1846 fg.), war P. als Leiter beteiligt. Endlich veröffentlichte P. das «Leben des Ministers Freiherrn von Stein» (6 Bde., Berl. 1849—55; Auszug: «Aus Steins Leben», 2 Bde., Berl. 1856), welchem eine Ausgabe der «Denkschriften des Ministers Freiherrn vom Stein über deutsche, insbesondere preuß. Verfassung» (Berl. 1848) vorausging, und das «Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau» (Bd. 1—3, Berl. 1864—67). Im J. 1853 gab P. den ersten Band der «Handschriftenverzeichnisse» der königl. Bibliothek zu Berlin heraus, über deren Bereicherung und Verwaltung er in mehreren Schriften Bericht erstattet hat. Im J. 1874 legte er sein Amt und die Leitung der «Monumenta» nieder und starb 7. Okt. 1876 zu München.

P.' Sohn, Karl August Friedrich P., geb. 1. Nov. 1828, war 1861—77 Custos der Universitätsbibliothek zu Greifswald und starb 12. Aug. 1881 zu Frankfurt a. M. Er machte sich litterarisch durch eine Untersuchung über die «Cosmographia» des Aithicus (Berl. 1853), die Entzifferung der von seinem Vater entdeckten Fragmente des röm. Historikers Granius Licinianus (Berl. 1857) und histor. und archiv. Arbeiten für die «Monumenta» verdient.

Peru (span. El Perú), eine der südamerik. Republiken, zum Unterschied des angrenzenden, die südl. Hälfte des alten Inkareichs umfassenden Staates Bolivia auch Niederperu genannt, grenzt im W. an die Südsee, im N. an Ecuador, im O. an Brasilien und Bolivia und im S. an Chile. Der Name ist erst mit der Entdeckung durch die Spanier entstanden und rätselhaften Ursprungs. Die Bewohner des alten Reichs der Inkas nannten das Land Tavantintinsuyu oder Tahuantinsuyu, d. h. die vier Quartiere der Welt. Aus dem ungeheuern Ländergebiet dieses Reichs bildete man ein span. Vizekönigreich, von dem erst 1710 Quito oder das jetzige Ecuador, 1780 Hochperu oder das jetzige Bolivia getrennt wurde. Die gegenwärtige Republik P. liegt zwischen 2¼ und 19¼° südl. Br. und umfaßte bis zum Kriege mit Chile 1109910 qkm. Im Friedensvertrag mit Chile vom 20. Okt. 1883 wurde das Depart. Tarapaca abgetreten, sodaß das Areal der Republik nur noch 1068460 qkm beträgt. Die lange Küste ist sehr unvollkommen gegliedert, hat verhältnismäßig nur wenig gute Häfen (die besten Payta und Callao) und bietet auch nur wenige Inseln dar, die sämtlich klein und unbewohnt, zum Teil aber, wie die Lobos- und die Chincha-Inseln (s. d.), wegen ihres Guanoreichtums von großer Bedeutung sind. Die vertikale Gliederung ist durch die Anden oder Cordilleras (s. d.) bedingt. In einer durchschnittlichen Entfernung von 120 km von der Südseeküste und dieser parallel ist das ganze Land von den Anden durchzogen, die sich abwechselnd in zwei oder drei Ketten teilen, dann wieder in gewaltigen Gebirgsknoten zusammentreten und zwischen je zwei Ketten eine Reihe von Hochebenen und Hochthälern einschließen, welche im Durchschnitt 4000 m über dem Meere liegen und teilweise von großer Ausdehnung sind. Die schmale Region im Westen der Küstencordillera ist teils Ebene, teils niedriges Bergland (la Cuesta), gebildet von wenig gehobenen Querzügen der Cordillera, die immer mehr sich senkend an der Küste auslaufen. Dieselben stehen zum Teil in Verbindung mit einem der Küste parallel laufenden Höhenzuge, der wie eine Vorstufe der Andes erscheint. Der größte Teil dieses unmittelbaren Küstenstrichs und dieser Vorstufe besteht aus wüsten Sandflächen, die nur hier und da, wo natürliche oder künstliche Bewässerung stattfindet, fruchtbare, oasenartige Striche aufzuweisen haben. Auf diese sterile Sandregion folgt die Küstencordillera selbst, die vielfach bis in die Schneeregion emporragt und über welche nur beschwerliche Pässe auf die innere Hochebene führen. Die Region zwischen den Küsten- und den Binnencordilleren, bestehend aus mehr oder weniger hohen, durch Berg- und Felsenketten voneinander getrennten Plateaus, wird im Lande mit dem Namen der Sierra bezeichnet; die Hochplateaus von 4000 m und darüber heißen Páramos oder Punas (d. i. unbewohnt) in der Quichuasprache. Die Sierra im engern Sinne besteht aus Gebirgsthälern, welche zum Teil durch herrliches Klima und große Fruchtbarkeit den stärksten Gegensatz zu den nahe gelegenen eisigen Punas bilden. Gegen Osten fällt das Andengebirge durchgängig sehr steil ab in die Region der Montaña, d. i. der mit Urwäldern (bosques) bedeckten Ebene. Es ist dies ein fast ganz unbekanntes, nur von wilden Indianern dünn bevölkertes Land, das von vielen, meist schmalen Ausläufern der Ostcordilleren durchzogen wird. Vulkane kommen nur im schmalen südl. Teile des Landes vor, wo sie in der Küstenkette die beiden Gruppen von Arequipa und Tacora (Sajama) bilden und mit denen von Bolivia im Zusammenhang stehen. Auch Solfataren, Fumarolen und heiße Quellen zeigen sich in dieser vulkanischen Region. Erdbeben sind auf dem Gebirge selten und wenig heftig, in den östl. Landstrichen fast unbekannt, dagegen häufig an der Küste. Hier sind auch vielfach abwechselnde Hebungen und Senkungen des Litorale nachgewiesen. Durch Erdbeben wurden Lima und Pisco 1687, Callao 1746, Trujillo 1725—1816 dreimal und Arequipa 1582—1845 viermal zerstört.

P. ist durch seinen Reichtum an Metallen, besonders an edeln, berühmt. Das Silber findet sich auf den hohen Gebirgen und den eisigen Punas, Gold hauptsächlich in den heißen Thälern am Ostabhang der Binnencordillera und in Seitenzweigen als Waschgold, aber auch reichlich in den Quarzgängen des Übergangsgebirges. Quecksilber ist viel verbreitet, Kupfererz in beiden Cordilleren, Blei und Eisen in erstaunlicher Menge, Steinsalz am Rio Huallaga, Steinkohlen an verschiedenen Stellen, Salpeter in ausgedehnten Lagern um Tarma. Die Bewässerung P.s zeigt sich sehr ungleich. Das Küstengebiet zählt zwar 61 Flüsse, die aber sämtlich unbedeutend, kurzen Laufs und teilweise in der trockenen Zeit ohne Wasser sind. Großartig dagegen ist die Bewässerung der Ostabdachung und der ihr vorliegenden Ebene, sowie zum Teil auch im Hochlande selbst. Mit Ausnahme der dem Titicacasee zugehenden Flüßchen laufen alle Wasser im Osten der Hauptwasserscheide (der Küstencordillera) dem Amazonenstrom (s. d.) zu, der im Lande seinen Ursprung nimmt. Derselbe empfängt aus P., nachdem er in seine Richtung nach Osten übergegangen, namentlich zwei große Ströme, welche seinem obern Laufe (Tunguragua) parallel fließen und wasserreicher sind als er selbst, den Huallaga aus dem Apurimac und Urubamba oder Vilcanot und den Ucayali. Der erstere ist der kleinere, aber

nächst dem Amazonas der größte Fluß im civilisierten Teile P.s, während der Ucayali durch ein größtenteils unbekanntes, nur von wilden Indianern bevölkertes Land fließt. Außer dem nur teilweise hierher gehörigen Titicacasee hat P. noch eine Menge Seen (lagunas), besonders auf den Gebirgen, wie den Lauricocha, aus dem der Amazonas entspringt, den Chinchaycocha bei Cerro de Pasco, den Urcossee bei Cuzco. (Vgl. die Karte: Columbia, Venezuela, Ecuador, Peru und Bolivia, Bd. IV, S. 521.)

Das Klima und die von diesem abhängigen Verhältnisse der organischen Welt sind in einem orographisch so wechselvollen Tropenlande natürlich sehr verschieden. Schon die Küstenregion bietet zwei scharfbegrenzte Unterabteilungen dar. Der endlose Sandstreifen bis zur Höhe von 4—500 m kennt keinen Regen; nur vom Mai bis Oktober wird der Boden durch rieselnde Nebel (garua) erfrischt. In wenigen Tagen sproßt dann wie auf Zauberschlag ein üppiges Grün, und vier Monate lang finden Rinder-, Pferde- und Schafherden reichliche Nahrung. Zwischen 500 und 1300 m Höhe, im Bereich der nach Westen gerichteten Cordilleraschäler, treten an Stelle der Nebel die heftigsten Platzregen; aber trotz der höhern Lage ist das Klima hier heißer als in der Küstenebene, wo das Meer zur Milderung der Hitze beiträgt. Die mittlere Temperatur an der Küste ist in der heißen Jahreszeit 27° C., in der kalten 19°, dagegen in den obern Gegenden bezüglich 29 und 25° C. Weder hier noch dort ist die wilde Flora sehr üppig, die kultivierte aber in beiden Regionen ganz außerordentlich. Die 1300—3400 m ansteigende westl. Sierraregion hat trockene Luft, im Sommer sehr kühle Nächte, im Februar oft Nachtfröste. Die mittlere Temperatur des Sommers beträgt hier mittags 21°, nachts nur 10°, die des Winters am Mittag 19°. Die Sierraregion ist fruchtbar, ohne üppig zu sein, und für die Erzeugung aller europ. Gemüse-, Frucht- und Getreidearten geeignet. Die Waldvegetation fehlt auch hier, und das Bauholz wird durch eine Spezies von Agaven ersetzt, die mit Kakteen und Daturen vorherrscht. Die Fauna bietet wenig Eigentümliches. Die westl. Cordilleraregion, welche die höchsten Teile des Gebirges am Westabhange von 3600 m, am Ostabhange von 4600 m umfaßt, ist als wildes Gebirgsland durch Steilabfälle, kleine Ebenen, nach oben erweiterte Thäler, zahlreiche Seen, ewigen Schnee oder Gletscher und kahle Felsen charakterisiert. Ein eiskalter Ost- oder Südostwind herrscht hier beständig. Die Vegetation erhebt sich bis zur Höhe von 5000 m und besteht vorzüglich aus niedern Kakteen, Cruciferen und Dryadeen. Die Fauna hat einige interessante Formen mit der folgenden Region gemein. Die sehr ausgebreitete Punaregion nimmt das große, durchschnittlich 4000 m hohe, centrale Plateau ein mit seinen spärlich bewachsenen Flächen, kleinen Querketten, zahlreichen Seen, krystallhellen Bächen und großen Sümpfen; hier wehen das ganze Jahr kalte West- und Südwestwinde, besonders stark im September und Mai. Furchtbare Gewitter entladen sich beinahe täglich, vorzüglich vom November bis April, denen gewöhnlich Schneegestöber, dann bei der dünnen, durchsichtigen Luft brennendheißer Sonnenschein folgt. Von Mai bis Oktober ist der Himmel heiter, Gewitter seltener, die Nächte sehr kalt. Der Wechsel der Temperatur in dieser unwirtbaren Region, in welcher gleichwohl eine der größern Städte P.s, Cerro de Pasco, liegt, beträgt innerhalb 24 Stunden oft 22,5 bis 25° C. Die Vegetation der Puna ist arm. Braungelbe Gräser sind vorherrschend, und unter diesen herrscht die stachelige, binsenartige Pechy oder Ichu vor, welche die Lamas, Vicuñas und Schafe nährt, getrocknet zur Dachbedeckung der Häuser dient und in manchen Bergwerken das einzige Material für die Schmelzöfen abgibt, da auch die Puna waldlos. Von Gemüse kommt nur Maca vor, ein wie die Kartoffel gebautes und benutztes Knollengewächs, das noch in 4000 m Höhe vollkommen reift. Es ist hier das eigentliche Vaterland der Auchenien, des Lama, Huanaco, Alpaca und der Vicuña. Außer diesen sind charakteristisch der gehörnte Punahirsch, das Reh, die Viscachas und Chinchillas. Ein charakteristischer Raubvogel ist der riesige Condor, der aber auch bis zur Küste hinabgeht.

Die östl. Sierraregion besteht aus den sanft nach Osten geneigten Thälern zwischen 2600 und 3600 m Höhe, die von der Punaregion meist durch schroff nach Osten einfallende Felsrücken getrennt werden, und in denen sich die in jener entstehenden Bäche zu Flüssen vereinigen. Die mittlere Temperatur ist in der Winter- oder Regenzeit am Tage 14, nachts 5, im Sommer bezüglich + 17 und —5° C. Der Winter beginnt auch hier im Oktober, und der Regen dauert dann oft wochenlang. Gewitter sind häufig, sehr oft von Hagel und Schnee begleitet. Im Mai beginnt der Sommer und mit ihm nächtlicher Frost, der oft der Ernte schadet. Der Charakter der Vegetation ist im allgemeinen derselbe wie in der westl. Sierraregion. Auch hier fehlt noch Waldung, aber die Kultur der europ. Früchte reicht hier höher hinauf. Orangenbäume und die köstliche Chirimoya finden sich in großer Vollkommenheit, zum Teil im Thal von Huanuco. Die Fauna ist in ihrem Charakter durch die in diese Region am meisten zusammengedrängte Bevölkerung schon sehr verändert und bietet wenig Eigentümliches. Die Waldregion, durch die östl. Abdachung der Binnencordillera des mittlern und südlichen P., das Längenthal des Huallaga zwischen der mittlern und östl. Cordillera und die Westabdachung der letztern im nördlichen P. gebildet, zerfällt selbst wieder in zwei Stufen, in die obere Wald- oder Cejaregion, zwischen 1500 und 2600 m Höhe, und die eigentliche Waldregion, unterhalb derselben. Die erstere, aus schroffen Thälern und schmalen, zerklüfteten Gebirgsrücken bestehend, hat in ihrem obern Teil ein sehr rauhes, naßkaltes Klima. Die untere oder eigentliche Waldregion beginnt in der flachen Ausbreitung der ostwärts streichenden Querthäler, den untern Abfällen der Andes und ihrer Zweige und dehnt sich von hier in die große Ebene des centralen Südamerika aus. Unermeßliche tropische Urwälder hochstämmiger Baumarten, auch der Palmen, große Grasfluren und ausgedehnte Sümpfe wechseln miteinander ab. Die Kultur ist in diese Region, welche sich für den Anbau aller tropischen Früchte vorzüglich eignet, fast noch nicht vorgedrungen. In Beziehung auf die Gesundheit ist das Klima P.s im allgemeinen ein gutes. An der Küste sind Wechselfieber nicht selten, doch nicht so gefährlich wie in Ecuador. Nur einzelne Punkte gelten für ungesund, wie z. B. der Hafen von Arica. Eigentümlich ist den hohen Gegenden die Soroche- oder Punakrankheit, welche die nicht an den niedrigen Luftdruck

auf den Punas Gewöhnten bei dem Eintritt in deren Region, gewöhnlich in 4000 m Höhe, mehr oder weniger heftig ergreift.

Die Bevölkerung betrug nach der Zählung von 1876 2699945. Mit dem an Chile abgetretenen Depart. Tarapacá gingen aber 20000 E. für P. verloren, sodaß die Bevölkerung jetzt nur noch 2679945 beträgt ohne die wilden Indianer (etwa 350000). Die über das ganze Land verbreiteten Indianer überwiegen unter der Bevölkerung der Sierra und der Puna. Die peruan. Indianer gehören, mit Ausnahme der östl. Wilden, der andoperuan. Völkerfamilie an, und zwar dem peruan. Zweige derselben, der das ganze westl. Südamerika vom Äquator bis über die Nordgrenze von Chile bewohnt. In P. selbst zerfällt dieser Zweig in zwei Hauptvölkerschaften, die Quichua südwärts bis in die Departements Cuzco, Puno und Arequipa, und die Aymarás, in dem südlichsten, Bolivia benachbarten Staatsgebiet. Aus dem Stamme der Aymarás, der einst das ausgedehnte peru-bolivian. Plateau des Titicacasees beherrschte, ging die Dynastie der Inkas (s. d.) hervor, die im Verlauf weniger Jahrhunderte alle übrigen Stämme unter ihr Joch brachte. Die wilden Indianer im Osten der Andes sind im ganzen wenig bekannt. Die Mestizen oder Cholos leben ebenfalls über alle Regionen P.s verbreitet. Die Weißen, vorzugsweise in den größern Städten, namentlich an der Küste, sind teils Nachkommen der Spanier (Creolen), teils verhältnismäßig viel Europäer.

Die Bodenkultur steht in P. auf niedriger Stufe. Es gedeihen alle Kulturgewächse der tropischen und gemäßigten Zone, angebaut aber werden sie, außer dem Zucker, kaum bis zum Betrage des eigenen Bedarfs. Am bedeutendsten ist der Landbau auf der Sierra, die zum großen Teil die Bevölkerung ernähren muß. Von Nahrungspflanzen werden besonders Mais, Weizen, Bohnen, Quinoa und Knollengewächse, besonders Kartoffeln von vorzüglicher Güte gebaut, welche die Hauptnahrung der Indianer und Mestizen abgibt. Außerdem kultiviert man in der Sierra Kaffee, Tabak, in den heißern Teilen etwas Zuckerrohr. In viel größerer Menge wird Zuckerrohr in der Küstenregion angebaut. In den Thälern von Pisco und Ica baut man neuerdings ausgedehnter die Weinrebe an, die eine gute, dem Xeres ähnliche Weinsorte liefert. Ferner zieht man ziemlich viel Baumwolle, Oliven, etwas Cochenille; nur steht einer schwunghaften Kultur der Arbeitermangel entgegen, welchem man durch wiederholte Ansiedelungen deutscher Kolonisten vergebens abzuhelfen versuchte. In der warmen Region östlich von den Andes ist nur die Kultur der Coca (s. d.) von Bedeutung. Unter den dortigen Waldprodukten steht die Cascarilla oder Fieberrinde obenan. Die Viehzucht des Landes ist ansehnlich, wenngleich nicht in Rindern und Pferden. Von Wichtigkeit ist die Schafzucht, noch mehr die Zucht des Lamas und Alpacas; nicht gezähmt sind das Huanaco und die Vicuña. Die eigentliche Industrie des Landes ist ohne Bedeutung. Selbst die ehemals ansehnliche Hausindustrie der in der Weberei geschickten Indianer ist sehr gesunken, da jetzt der größte Teil der wollenen und baumwollenen Kleiderstoffe für die Indianer aus England und Nordamerika eingeführt wird. Auch der einst so blühende Bergbau hat seit der Losreißung des Landes von Spanien sehr abgenommen. Am bedeutendsten ist noch immer der Silberbergbau von Cerro de Pasco (s. d.). Die peruan. Silberproduktion bis 1803 schätzt Humboldt auf 872638900 Pesos. Für die Zeit von 1851 bis 1875 wurde die Produktion des Silbers auf 1790000 kg im Werte von 322200000 Mark, der des Goldes auf 9350 kg im Wert von 26086500 Mark berechnet. Die Gewinnung anderer Metalle ist sehr unbedeutend. Das Gebiet der Quellflüsse des Purus im Osten der Andes ist zwar sehr reich an Gold, angeblich so reich wie Californien, aber die Ausbeutung viel schwieriger. Die ehemals berühmten Quecksilberbergwerke von Huancavelica (im Nordwesten von Ayacucho) geben jährlich kaum noch 2000 Ctr. aus. Die reichen Salzlager am Huallaga liefern den Hauptartikel für den Handel am obern Amazonas. Sehr wichtig, aber auch verhängnisvoll war für P. die Ausbeutung der Salpeterlager in der jetzt an Chile abgetretenen Südprovinz Tarapacá.

Der Handel litt früher noch mehr als der Bergbau durch den Mangel und die schlechte Beschaffenheit der Straßen. Doch sind neuerdings im Küstengebiete mehrere Eisenbahnen von Hafenplätzen aus ins Innere teils ausgeführt, teils projektiert. Die erste ward im April 1851 von Callao nach Lima (14 km) eröffnet; darauf folgten die Linien Lima-Chorrillos (14 km) und Arica-Tacna (63 km). Seit 1869 hat man begonnen, ein Eisenbahnsystem in großartigem Stil anzulegen und 1878 waren bereits 2510 km in Betrieb, wovon 1920 km Staatsbahnen. Zu den kühnsten Eisenbahnbauten gehören die zwei über die Anden führenden Bahnen von Callao über Lima zu dem 3745 m hoch gelegenen Orte Oroya und von Arequipa nach Puno. Von Telegraphenlinien verbindet eine submarine Linie Lima mit dem Hafen Tumbez im nördl. Depart. Piura; von Landlinien waren 1878 in Betrieb 2211 km. Auch für Hebung der Schiffahrt auf dem Amazonenstrom und seinen Nebenflüssen hat die Regierung Schritte gethan und für Verbesserung des Seeverkehrs durch Hafenbauten zu Callao (1875 vollendet), Mollendo, Cerro-Ajul und Huacho gesorgt. Die Handelsmarine zählte 1876 147 Schiffe von 49860 t, worunter acht Dampfer von 1768 t. Hauptausfuhrartikel ist jetzt der Guano, von welchem 1877 279984 t im Werte von 8075927 Mark, meist in Callao, verschifft wurden. Der Wert der Einfuhr 1877 betrug 96716380, der der Ausfuhr 158840808 Mark; Hauptartikel der Ausfuhr sind außerdem Zucker, Metalle, Salz, Vigogne-, Alpaca- und Lamawolle, Baumwolle, Reis, Chinarinde u. s. w.

Der Bildungsstand der Peruaner ist ein etwas höherer als der der Bevölkerungen von Venezuela, Columbia, Ecuador und Bolivia, in sittlicher Beziehung jedoch stehen sie tiefer. Es hängt dies mit der Eroberungs- und Kolonisationsweise des Landes zusammen. Der Ruf der überschwenglichen Gold- und Silberschätze zog vorzugsweise Abenteurer ins Land, die nur auf rasche Bereicherung ausgingen. Der Landbau wurde vernachlässigt, die einheimische Bevölkerung zur Arbeit in den Minen gezwungen und dadurch demoralisiert und aufgerieben. Mit dem höhern wie mit dem Volks- und Elementarunterricht ist es überall sehr schlecht bestellt. An größern Instituten für Kunst und Wissenschaft ist das Land sehr arm. Nur die öffentliche Bibliothek zu Lima und die daselbst 1864 von Franzosen mit großen Kosten für die Regierung

eröffnete Lehranstalt für Künste und Gewerbe (zwei Direktoren und vier Professoren) sind erwähnenswert. In kirchlicher Beziehung zerfällt die Republik, in welcher nach der Verfassung nur die Ausübung der röm.-kath. Religion geduldet ist (doch gab es 1876 auch 5087 Protestanten und 498 Israeliten), in das 1541 gegründete Erzbistum von Lima und die fünf Bistümer von Chachapoyas (in Amazonas), Trujillo, Ayacucho, Cuzco und Arequipa. Von den einst sehr zahlreichen Klöstern bestehen nur noch etwa 30. Der Klerus ist wenig gebildet, zum Teil sehr schlecht gestellt. Zur Bildung der Geistlichen bestehen Seminare, in denen außer der Theologie auch Mathematik und Jurisprudenz gelehrt wird.

Die Staatsverfassung datiert von 1860, wo die Konstitution von 1856 in konservativer Richtung reformiert wurde. Nach derselben ist die Regierung «republikanisch, demokratisch, repräsentativ, in der Einheit gegründet», mit vollständiger Trennung der legislativen, exekutiven und richterlichen Gewalt. Die gesetzgebende Gewalt wird von dem Kongreß ausgeübt, der aus dem Senat und der Kammer der Volksvertretung besteht und alle zwei Jahre 28. Juli zusammentritt. Die Deputierten werden (je einer auf 30000 E.) durch allgemeine Wahlen, die Senatoren aus den Grundeigentümern der verschiedenen Departements gewählt. Beide Kammern erneuern sich alle zwei Jahre durch ein Drittel ihrer Mitglieder. An der Spitze der Exekutivgewalt steht der Präsident der Republik, der vom Volke durch Majorität der Stimmen auf vier Jahre gewählt und vom Kongreß proklamiert wird. Der Präsident ernennt und entläßt die Staatsminister, deren Zahl und Departement durch Gesetz bestimmt ist. Die Justiz wird durch einen höchsten Gerichtshof zu Lima, durch Obergerichte in den vom Kongreß bestimmten Departements, durch Richter erster Instanz in den Provinzen und Friedensrichter in den Gemeinden (poblaciones) verwaltet. Der Staatshaushalt P.s hatte sich seit der Ausbeutung des Guano, die ein Monopol der Regierung war (vor Ausbruch des Kriegs mit Chile), total geändert. Das Budget war seitdem um mehr als das Doppelte gestiegen, und der Staatshaushalt beruhte hauptsächlich auf dem Einkommen aus diesem Vogelmist. Für die J. 1875 und 1876 betrugen die Einnahmen 66601664 Soles (zu 4 Mark), die Ausgaben aber 65063122 Soles; die Schuld belief sich 1882 auf 49871707 Pfd. St. über die Armee und die Flotte fehlen seit dem chilen. Kriege alle Nachrichten. Das Wappen der Republik ist ein geteilter Schild; im ersten blauen Felde der obern Hälfte ist ein Lama, im zweiten silbernen ein Chinarindenbaum, in der untern roten Hälfte ein Füllhorn, über dem Schild ein goldener Lorbeerkranz. Die Flagge besteht aus drei horizontalen Streifen, die äußern rot, der mittlere weiß. Nach der polit. Einteilung zerfällt P. in 19 Departements, welche von Präfekten verwaltet werden. Die Departements zerfallen wieder in Provinzen, denen Subpräfekte, und Distrikte, denen Gouverneure vorstehen. Hauptstadt des Landes ist Lima.

Die ältere Geschichte P.s, beinahe ganz mythisch, ist fast nur durch die Schriften des Garcilaso de la Vega bekannt. Die Gründung des Reichs der Inkas (s. d.) fällt etwa ins 12. Jahrh. n. Chr. Dasselbe erstreckte sich im 16. Jahrh. von den Andes von Pasto bis in die Mitte von Chile und Tucuman. Francisco Pizarro (s. d.) hatte durch Pascual de Andagoya, der 1522 von der Miguelsbucht, einem Seitenbassin des Golfs von Panamá, ostwärts bis zum Flüßchen Biru oder Piru vorgedrungen war, die erste unklare Kunde von einem im Süden liegenden reichen und mächtigen Staate erlangt. Er verband sich infolge dessen mit dem Abenteurer Diego de Almagro und dem Weltpriester Hernando de Luque in Panamá zu der berühmten Birua'schen Handelsgesellschaft, sowie zur Ausrüstung einer Expedition, die 1524 von Panamá abging und nach vielen Hindernissen und Verlusten 1526 die Bai San-Mateo in Quito erreichte. Hier erlangte man Nachrichten über P. und kehrte sodann wieder zurück. Die zweite von Pizarro geführte Expedition, die aus 185 Mann bestand, landete im Jan. 1531, drang langsam nach Süden vor und nahm im Aug. 1532 Besitz von Cajamarca. Das Unternehmen wurde durch den damals herrschenden Krieg zwischen Atahualpa und Huascar, den Söhnen des zwölften Inka, Huayna Capac, nicht wenig unterstützt. Atahualpa wurde 16. Nov. 1532 von den Eindringlingen gefangen und hingerichtet und das Reich bis Cuzco erobert. Inzwischen brach unter den Conquistadoren (s. d.) selbst ein Kampf aus, und die siegende Partei erklärte sich von Spanien unabhängig. Es folgte nun ein Bürgerkrieg, und erst 1547 gelang es dem Mutterlande, die abtrünnige Kolonie wieder zu unterjochen. Ein neuer Aufstand der Eroberer in den Südprovinzen, der nach 13monatlichem Kampfe 1554 unterdrückt wurde, beschloß den ersten Zeitraum der blutigen Geschichte P.s, die nunmehr bis 1810 kein bedeutendes Interesse mehr bietet.

Die zuerst gegen Spanien insurgierenden Republikaner der Platastaaten unternahmen 1810 auch einen Zug zur Vertreibung der Spanier aus P. Es folgte ein langer, mit wechselndem Glück in Oberperu und Tucuman geführter Krieg, in welchem zuletzt die Spanier, obgleich siegreich, 1820 Oberperu aufgeben mußten, um den von Chile aus unternommenen Angriffen des Lords Cochrane und des Generals San-Martin zu begegnen und die auch in den Nordprovinzen ausbrechenden Aufstände zu unterdrücken. Am 9. Juli 1821 hielt San-Martin seinen Einzug in Lima, und 28. Juli wurde die Unabhängigkeit P.s verkündet und beschworen. Das in das Innere vorgerückte span. Heer schlug zwar 19. Jan. 1823 die Patrioten bei Moquegua, vernichtete ihre Streitkräfte fast vollständig und nahm 18. Juni wieder Besitz von Lima, gab es aber bald wieder auf, um dem von Bolivar geführten columbischen Heere entgegenzutreten. Dem columbischen General Sucre gelang es, die Nordarmee der Spanier auf der Hochebene von Junin 6. Aug. 1824 zu schlagen, sie zuletzt 9. Dez. bei Ayacucho gefangen zu nehmen und hierdurch der span. Herrschaft ein Ende zu machen. Nur Callao hielt sich unter Rodil noch bis zum 22. Jan. 1826. Seit jener Zeit bietet die Geschichte P.s nur das Bild von Umwälzungen und Bürgerkriegen, welche die Entwickelung des Landes hinderten. Erst mit dem Regierungsantritt des Präsidenten General Don Ramon Castilla 19. April 1845 trat zum ersten mal eine dauernde Ruhe und die Regeneration des Staats in allen Zweigen der Verwaltung ein. Als 1851 die Amtsdauer Castillas ablief, geschah es seit dem Bestehen der Republik zum ersten mal, daß die Gewalt an den gesetzlich

erwählten Nachfolger, den General Don José Rufino Echénique, überging. Die 1852 eingetretene Differenz mit den Vereinigten Staaten von Amerika über das Anrecht auf die an Guano reichen Lobosinseln wurde durch die Vermittelung Englands und Frankreichs beigelegt. Die Lobosinseln wurden der Republik förmlich einverleibt, die willkürlichen Guanoladungen als Raub erklärt. Mit Brasilien kam 18. März 1852 ein Handels- und Freundschaftsvertrag zu Stande, wonach die Schiffahrt auf dem Amazonas für die Angehörigen beider Staaten frei sein sollte.

Finanzmaßregeln der Regierung, welche Erleichterung des Staats durch Herabsetzung des Zinsfußes bezweckten, gaben 1853 Anlaß zu einem Aufstande unter dem reichen Kaufmann Domingo Elias und den Generalen Ramon Castilla, Vivanco und San-Ramon. Da sich jedoch der Kongreß für die Regierung erklärte, so trat vorderhand wieder Ruhe ein. Im Dezember indeß, nach einer vorübergehenden Invasion der Bolivianer unter Belzu, erhob sich der Aufstand aufs neue, an dessen Spitze sich im Jan. 1854 der General Ramon Castilla stellte. Echénique versprach, um sich zu retten, allen Sklaven die Freiheit, die ins Regierungsheer eintreten würden, während Castilla 9. Dez. 1854 die völlige Emancipation der Sklaven und Aufhebung der Kopfsteuer der Indianer proklamierte. Das «peruan. Volk» erklärte nun die Regierung Echéniques sowie die Konstitution von 1839 für aufgehoben, und nachdem 5. Jan. 1855 Castilla in der Nähe von Lima einen entscheidenden Sieg gewonnen, zog er in die Hauptstadt ein und ließ sich hier zum provisorischen Präsidenten mit diktatorischer Gewalt ernennen. Die 14. Juli 1855 zusammentretende Nationalversammlung sprach die Fortdauer seiner Präsidentschaft aus und erließ 26. Juli das provisorische Statut, welches als Grundgesetz bis zum 18. Okt. 1856 galt, wo Castilla eine neue, 13. Okt. vom Kongreß sanktionierte Konstitution promulgierte. Inzwischen brachen an verschiedenen Punkten Aufstände aus, namentlich auch unter den Truppen und auf der Flotte, und im Süden stellte sich General Vivanco an die Spitze der Bewegung. Es gelang jedoch Castilla, seine Feinde zu bewältigen, und nachdem er 6. März 1858 Arequipa mit Sturm genommen, entfloh Vivanco nach Bolivia. Hierauf ließ sich Castilla im August vom Volk zum ordentlichen Präsidenten erwählen. Auch trat im Juli 1860 ein Kongreß zusammen, dessen Verfassungswerk 25. Nov. 1860 als gültig promulgiert wurde. Schon 1858 hatte Castilla, angeblich wegen Grenzstreitigkeiten, Krieg mit Ecuador begonnen und dessen Häfen blockieren lassen, auch Anfang 1860 mit dem aufständischen General Franco einen Vertrag abgeschlossen, wonach P. die streitigen Territorien von Quijos und Canelos zufallen sollten. Da die Regierung Ecuadors diesen Vertrag nicht anerkannte, so drohte Castilla aufs neue mit Krieg. Im Okt. 1862 mußte derselbe gesetzmäßig die Präsidentenwürde an den Marschall Don Miguel San-Ramon abtreten.

Der neue Präsident starb schon 3. April 1863. Ihm folgte in der Präsidentschaft General Don Juan Antonio Pezet y Rodriguez, der ein neues Ministerium bildete und zum Vizepräsidenten den bisherigen zweiten Vizepräsidenten General Don Pedro Diaz Canseco ernannte. Eine aus emigrierten Basken bestehende Kolonie war zu Talambo gewaltthätig angegriffen und mißhandelt worden, und die peruan. Regierung hatte die dagegen erhobene Beschwerde unbeachtet gelassen. Da erschien 20. März 1864 der span. «außerordentliche Spezialkommissarius» Eusebio de Salazar y Mazarrado in Lima mit dem Auftrage, die von span. Unterthanen gegen die peruan. Regierung erhobenen Reklamationen zu vertreten. Letztere weigerte sich, mit diesem Agenten unter jenem Titel zu unterhandeln, worauf sich derselbe 12. April nach Pisco an Bord des dort befindlichen span. Geschwaders unter dem Befehl des Kontreadmirals Pinzon begab und 14. April von den Chincha-Inseln Besitz ergriff unter der Erklärung, die Inseln so lange als Pfand behalten zu wollen, bis die peruan. Regierung den von Spanien geltend gemachten Forderungen Genüge geleistet. Da der peruan. Kongreß dem Ministerium außerordentliche Befugnisse zur Bekämpfung der Krisis verweigerte, so gab dasselbe 11. Okt. seine Entlassung. Mitte Nov. 1864 trat zu Lima eine von Bevollmächtigten der Republiken P., Chile, Bolivia, Argentina, Ecuador, Columbia, Venezuela, Guatemala und San-Salvador gebildete Versammlung unter dem Namen «Amerikanischer Kongreß» zusammen, der gemeinsame Maßregeln gegen monarchische Eingriffe Europas in die Rechte dieser Freistaaten beraten sollte und bis zum 13. März 1865 tagte. Nach Abbruch der bei den Chincha-Inseln gepflogenen Friedensunterhandlungen erschien 25. Jan. 1865 der Vizeadmiral Pareja mit dem span. Geschwader vor Callao und übergab ein Ultimatum. Infolge dessen wurde 27. Jan. durch General Manuel Juan de Vivanco mit Pareja ein (23. April zu Madrid ratifizierter) Friedenstraktat abgeschlossen, wonach P. die span. Schuldforderungen anerkannte und sich zur Zahlung der Inseln und zu einer Kriegsentschädigung von 60 Mill. Realen verpflichtete, dafür aber die Chincha-Inseln zurückerhielt, welche Pareja 3. Febr. den peruan. Behörden übergab. Diese Nachgiebigkeit erregte in P. große Erbitterung und 28. Febr. erhob sich gegen den Präsidenten Pezet eine förmliche Revolution im südlichen P., die sich bald auch im Norden verbreitete. Eine Volksversammlung zu Cajamarca erklärte 4. April den Präsidenten zum Vaterlandsverräter und forderte den Vizepräsidenten Canseco auf, an die Stelle Pezets zu treten. Inzwischen erfolgte zu Lima 11. April die Bildung eines neuen Ministeriums, an dessen Spitze als Kriegs- und Marineminister der General Vivanco trat. Nachdem die Regierungstruppen 8. Mai die Aufständischen aus den Befestigungen bei Arica vertrieben, entsetzte Pezet durch eine Proklamation den General Canseco aller seiner Würden und erklärte 8. Juni die Häfen von Arica, Islay und die Bai von Quilca in Blokkadezustand. An Bord des vor Arica zur Blockierung des Hafens liegenden Regierungsdampfers Amazonas brach 24. Juni ein Aufstand aus, infolge dessen das Schiff den Insurgenten ausgeliefert wurde, die sich mit dessen Hilfe 10. Aug. der Chincha-Inseln bemächtigten. Im Oktober erklärte sich die Revolutionspartei unter Canseco in dem span.-chilen. Streite für Chile und sandte sieben Kriegsschiffe gegen das span. Geschwader. Der Sturz Pezets erfolgte bereits 6. Nov. 1865, indem die revolutionären Truppen unter Prado Lima eroberten und Canseco provisorisch die Regierungsgewalt übernahm. Am 26. Nov. proklamierte eine

Volksversammlung Prado zum Diktator, der sonach 28. Nov. das Amt eines «provisorischen obersten Chefs der Republik» übernahm. Hierauf kam es 5. Dez. zu Lima zum Abschluß eines Allianzvertrags gegen Spanien zwischen P. und Chile, dem im Jan. 1866 Ecuador und 28. Febr. auch Bolivia beitraten. Am 14. Jan. 1866 erfolgte die Kriegserklärung der Verbündeten gegen Spanien. Nachdem sich die span. Flotille im Februar vergeblich bemüht, das chilen.-peruan. Geschwader in der Ancudbai unschädlich zu machen, beschoß sie 31. März Valparaiso, hob aber schon 14. April die Blockade der Küste von Chile auf und erschien unter Admiral Nuñez 25. April vor dem wohlbefestigten Callao, das 2. Mai 1866 vier Stunden hindurch beschossen wurde. Die Stadt litt wenig, während die Spanier ihre stark beschädigten Schiffe zurückziehen mußten. Bereits 10. Mai verließ die span. Flotille die peruan. Gewässer. Thatsächlich war hiermit der Krieg zu Ende. Im Juni erfolgte wie in Chile so auch in P. die Ausweisung aller Spanier. Nachdem Prado, im Aug. 1867 zum Präsidenten gewählt, infolge einer im Jan. 1868 ausgebrochenen Revolution gestürzt und der Großmarschall La Fuente zum Chef der Exekutivgewalt ernannt worden war, bestätigte dieser den 27. Jan. 1865 mit Spanien abgeschlossenen Vertrag und erklärte die Allianz mit Chile, Bolivia und Ecuador für aufgelöst und alle durch Prado eingegangenen Verbindlichkeiten für aufgehoben.

Am 1. Aug. 1868 trat der zum Präsidenten gewählte Oberst J. F. Balta sein Amt an. Unter seiner Amtsführung brach 13. Aug. 1868 eine Flutwelle über die Westküste Südamerikas von Arica nordwärts bis Ecuador und zerstörte die blühendsten Hafenplätze P.s. Dazu kam 1869 das Gelbe Fieber, welches die Bevölkerung decimierte. Am 22. Juli 1872 wurde Präsident Balta bei einem durch den Oberst Gutierrez hervorgerufenen Aufstande in Lima ermordet. Gutierrez proklamierte sich zum Diktator und löste den Kongreß auf, wurde aber schon 26. Juli im Wege der Lynchjustiz erhängt. Der bisherige Vizepräsident Oberst Mariano Ceballo übernahm die Regierungsgewalt, berief 27. Juli den Kongreß ein und stellte die Ruhe wieder her. Gleich darauf wurde der Verfassung gemäß durch den Kongreß Manuel Pardo zum Präsidenten erwählt, derselbe übernahm die Präsidentschaft 2. Aug. 1872 und verwaltete sein Amt während der gesetzlich vorgeschriebenen Zeit von vier Jahren. Mannigfache liberale Reformen zeichnen seine Regierung aus. Auf Pardo folgte 2. Aug. 1876 der ohne Störung der öffentlichen Ruhe vom Volke gewählte General Mariano Ignacio Prado.

Ein Aufstandsversuch des von den Klerikalen unterstützten Generals Pierola in Callao wurde 1877 bald unterdrückt. Beim Ausbruch des Kriegs mit Chile (s. unter Chile) übernahm Prado den Oberbefehl über das peruan.-bolivianische Heer; doch nach den ersten Niederlagen kehrte er nach Lima zurück und mußte 18. Dez. 1879 vor der aufgeregten Volksmasse auf einem fremden Schiff nach Panamá flüchten. Hierauf übernahm der Vizepräsident La Puerta die Regierung; doch schon 21. Dez. brach ein Aufstand unter Pierola aus, der 22. Dez. in Lima einzog und den Titel «Oberster Chef der Republik» annahm. Dieser betrieb den Krieg mit großem Eifer, aber ohne Erfolg, und flüchtete nach der gänzlichen Niederlage der Peruaner, worauf allgemeine Anarchie in P. ausbrach. Eine von den Chilenen eingesetzte provisorische Regierung hatte wenig Macht im Lande, bis der 10. Juli 1881 in Chorrillos eröffnete Kongreß Garcia Calderon zum Präsidenten ernannte und zum Friedensschluß ermächtigte, jedoch nur auf Grund der Integrität des peruan. Gebiets. Aber obgleich der amerik. Gesandte sich für P. verwendete, wiesen die Chilenen die peruan. Bedingungen zurück, und 6. Nov. 1881 nahm der chilen. General Lynch den Präsidenten Calderon gefangen. Hierauf war die Anarchie in P. wieder vollständig, und ungezügelte Soldatenbanden durchzogen das von Chilenen nicht besetzte Gebiet und mißhandelten die Bewohner. Endlich knüpfte die chilen. Regierung mit dem General Iglesias, den ein Kongreß in Cajamarca 20. Jan. 1883 zum Präsidenten ernannt hatte, Unterhandlungen an, und 20. Okt. 1883 kam endlich der Friede zu Stande, in welchem das Depart. Tarapacá an Chile abgetreten und das Depart. Tacna auf zehn Jahre unter chilen. Verwaltung gestellt wurde. Hierauf räumten die Chilenen 23. Okt. Lima, und Iglesias hielt daselbst seinen Einzug als Presidente regenerado. Die peruan. Nationalversammlung wurde auf 29. Febr. 1884 zusammenberufen und genehmigte 8. März den Frieden. Ein Aufstand des Generals Caceres gegen Iglesias endete 28. Mai 1885 mit der Niederlage des erstern bei Huancayo.

Litteratur. Vgl. außer den ältern Schriften von Ulloa, Helm, Breckenridge, Mathison, Hall, Stevenson, Smith, Meyen, Pöppig: Tschudi, «Peru» (2 Bde., St. Gallen 1845—46) und dessen «Reisen in Südamerika» (Bd. 1 u. 2, *Lpz. 1866*); Hill, «Travels in P. and Mexico» (2 Bde., Lond. 1860); Grandidier, «Voyage dans l'Amérique du Sud, Pérou et Bolivie» (Par. 1861); Soldan, «Geografia del Perú» (2 Bde., Par. 1862; franz., Par. 1863); Menendez, «Manual de geografia y statistica del Perú» (Par. 1861); Carrey, «Le Pérou» (Par. 1875); Raimondi, «El Perú» (Bd. 1, Lima 1874); Desjardins, «Le Pérou avant la conquête espagnole» (Par. 1858); Prescott, «History of the conquest of P.» (3 Bde., Boston 1847; neue Ausg., 2 Bde., Lond. 1875; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1848); Pruvonena, «Memorias y documentos para la historia de la independencia del Perú» (2 Bde., Par. 1858); Odriozola, «Documentos historicos del Perú» (Bd. 1 u. 2, Lima 1863—64); Tschudi und Rivera, «Antiguedades Peruanas» (Wien 1851, mit Atlas); Paz-Soldan, «Historia de Perú independiente» (Lima 1871); Albertini, «Le Pérou en 1878» (Par. 1878); Markham, «Peru» (Lond. 1880); Lemoyne, «Colombia y Peru» (Turin 1880); Squier, «Peru. Reise- und Forschungserlebnisse» (deutsch von Schmidt, Lpz. 1883); R. B. Brehm, «Das Inkareich. Beiträge zur Staats- und Sittengeschichte des Kaiserreichs Tahuantinsuyu» (Jena 1885); Cole, «The Peruvians at home» (Lond. 1884).

Peru, Stadt in La Salle County im nordamerik. Staat Illinois, rechts am Illinois-River, zählt (1880) 4632 E. In der Nähe der Stadt sind reiche Kohlenlager. P. hat große Eishäuser (150000 t Eis werden jährlich von hier aus verschifft), Getreidemagazine, Fabriken und eine Eisengießerei.

Peru, Hauptstadt von Miami County im nordamerik. Staat Indiana, am Wabashfluß und Kanal, an der Toledo-Wabash- und Western- und der Indianapolis-Peru- und Chicago-Eisenbahn, zählt

(1880) 5280 E. und hat eine große Nähmaschinenfabrik (von Howe), zwei Pflug-, eine Möbel-, eine Wagenfabrik, Baumwollspinnereien, Eisengießereien u. s. w., und die Werkstätten der Indianapolis-Peru- und Chicago-Eisenbahn.

Peruanischer Reis, soviel wie Reismelde, s. unter Chenopodium.

Perubalsam, s. Peruvianischer Balsam.

Perücke, ein erst im Laufe des 17. Jahrh. aus dem Französischen ins Deutsche gelangtes Wort (ital. perruca oder parruca, span. peluca, eine derivative Weiterbildung aus dem lat. pilus, Haupthaar), welches in Frankreich in seiner gegenwärtigen Bedeutung (Haarhaube, Haaraufsatz) zuerst von Coquillart (Ende des 15. Jahrh.) gebraucht worden sein soll. Was die Sache betrifft, so war der Gebrauch fremder Haare zur Bedeckung des Kopfes wohl schon allen Kulturvölkern des Altertums, namentlich den Ägyptern, dann auch den Assyrern, Medern und Persern bekannt. In Rom war in der röm. Kaiserzeit zu dem Zwecke besonders das blonde Haar der german. Frauen beliebt. Im Mittelalter diente das falsche Haar nur zur Verbesserung des natürlichen Mangels. Schon im 13. Jahrh. fertigte man zu diesem Zwecke vollständige P. Zur Zeit der Reformation scheint namentlich Nürnberg in diesem Artikel sich eines gewissen Rufs erfreut zu haben. Die Erfindung der noch jetzt gebräuchlichen, durch Treisieren von Haaren zwischen Seidenfaden hergestellten P. soll im Anfange des 17. Jahrh. von dem Haarkünstler Crvais in Paris gemacht worden sein. Ludwig XIII. brachte die P. um 1625 in Mode, die unter Ludwig XIV. ihren Höhepunkt erreichte, besonders in der Allongeperücke. Diese wurde gleichsam die Signatur der Zeit, der Ausdruck der steifen Feierlichkeit ihres Ceremoniells und gesellschaftlichen Lebens. Auf der Stirn hochgetürmt und in der Mitte gespalten, floß sie in reichen Locken zu beiden Seiten des Kopfes herab bis auf die Brust und andererseits, die Achseln freilassend, bis zur Mitte des Rückens herab. Die Allongeperücke war bei den Zeitgenossen der Heiligenschein, der Nimbus der Majestät, Hoheit und Würde. Wegen ihres hohen Preises, denn in vollster Schönheit kostete sie gegen 1000 Thlr., war sie nicht jedermanns Tracht. Es entstand aus Sparsamkeitsrücksichten für den häuslichen Gebrauch die kürzere sog. Stutzperücke, ferner, indem die flatternden Locken der Allongeperücke an ihren Enden geknotet wurden, die sog. Knotenperücke. Das Einpudern derselben kam um 1700 auf. Deutschland folgte der allgemeinen Mode, bis etwa 1720 Zopf und Haarbeutel aufkamen. Die Geistlichkeit, anfänglich der P. abgeneigt, hielt dagegen später und das ganze 18. Jahrh. hindurch um so hartnäckiger an derselben fest. Das Zeitalter des Zopfes wird gewöhnlich von 1720 bis 1805 gerechnet; doch schon vorher, seit der Französischen Revolution, war die künstliche Haartour aus der Mode verschwunden. Gegenwärtig werden P., deren bis zur täuschendsten Natürlichkeit vervollkommnete Herstellung zu einem nicht unbedeutenden Industriezweige in Paris und andern, auch deutschen Großstädten erwachsen ist, nur noch zur Verdeckung der Kahlköpfigkeit getragen. In England jedoch hat sich die gepuderte Allongeperücke als Symbol der Amtsfeierlichkeit bei den Gerichtspräsidenten und bei andern bürgerlichen Würdenträgern in Gebrauch erhalten.

Vgl. Nicolai, «Über den Gebrauch der falschen Haare und P.» (Berl. 1801).

Perückenbaum, Baumart, s. Rhus.

Perugia, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (auch Umbrien genannt, 9633 qkm mit [1881] 581 450 E.), zwischen dem Tiber und dem See von P., in schönster Lage 400 m über dem Tiber, 520 m über dem Meere, Station der Bahn Terontola-Foligno, Sitz eines Bischofs, eines Appellhofs und eines Tribunals erster Instanz, hat (1881) 16 739 (als Gemeinde 50 718) E., Fabriken für Seidenzeuge, Samt, Leinwand und Branntwein, Handel mit Getreide, Öl und Wein, ferner eine kleine, von der Provinz unterhaltene Universität, die 1307 gestiftet wurde, ein Lyceum, ein Gymnasium, eine technische Schule, eine höhere Lehr- und Erziehungsanstalt (Collegio della Sapienza), eine Akademie der schönen Künste, eine ökonomisch-agrarische Gesellschaft, eine Bibliothek von 80000 Bänden (mit seltenen Handschriften) und ein großes Waisenhaus. Besonderes Interesse für P. gewähren die zahlreichen herrlichen Gemälde Peruginos (s. d.), sowie die Werke anderer umbrischer Meister.

Die schönsten öffentlichen Gebäude sind der got. Dom San-Lorenzo aus dem 15. Jahrh. mit Altarbild von Luca Signorelli (1484), einem Marmorsarkophag mit den Resten der Päpste Innocenz III., Urban IV. und Martin IV. und kostbaren Handschriften in der Bibliothek, wie den Codex des heil. Lucas aus dem 6. Jahrh. (Gold auf Pergament); die Basilika von San-Pietro de' Casinensi, 1007 vom heil. Pietro Vincioli von P. gestiftet, mit 18 antiken Säulen und schön geschnitztem Stuhlwerk des Chors von Stefano da Bergamo (1535); San-Domenico, ein got. Bau des 14. Jahrh., mit herrlichem Grabmal Papst Benedikts XI. von Giovanni Pisano und der 182 qm enthaltenden Glasmalerei im Chorfenster, einem Werk Fra Bartolommeos (1411), dem größten dieser Art in ganz Italien; San-Bernardino mit polychromer Façade, einem Prachtwerk der Frührenaissance von Agostino d'Antonio aus Florenz (1459—61); San-Severo hat das erste selbständige Freskogemälde Rafaels von 1505. Der Bogen des Augustus ist ein antikes Stadtthor mit der Inschrift Augusta Perusia; seine Fundamente stammen noch aus etrusk. Zeit. Der Palazzo Pubblico (Comunale), ein gewaltiger Bau got. Stils von 1281 und 1333, enthält eine Gemäldegalerie (Pinacoteca Vannucci), welche einen Gesamtüberblick über die Thätigkeit der umbrischen Malerschule gestattet. Auch der Palazzo Penna enthält eine Gemäldesammlung; die Universität besitzt ein Museum etrusk. und röm. Altertümer. Das Collegio del Cambio, das Lokal des ehemaligen Banktollegiums, hat berühmte Fresken Peruginos von 1500, welche die sieben Tugenden allegorisch darstellen. Auf dem Domplatz erhebt sich der schöne dreischalige Brunnen Fonte maggiore von 1277—80, der schönste italienische jener Zeit, mit zahlreichen Reliefs von Niccolò Pisano und dessen Sohn Giovanni und 24 Statuen von Arnolfo di Cambio; auf der Piazza del Papa befindet sich eine Bronzestatue des Papstes Julius III., von Vincenzo Danti (1556), auf dem Friedhof das Denkmal für die 1859 gefallenen Freiheitskämpfer P.s. Etwa 5 km östlich von der Stadt wurde 1840 die altetrusk. Nekropole von Perugia entdeckt und zwar zuerst das Grab der Volumnii (Sepolcro de' Volunni) aus dem 3. vorchristl. Jahrh.

P. war unter dem Namen Perusia eine der zwölf alten etruriſchen Bundesſtädte. Durch die Schlacht bei Perusia (309 v. Chr.) wurde ganz Etrurien durch den röm. Konſul Qu. Fabius Maximus zum Frieden gezwungen; alsdann ein Municipium mit den Rechten einer lat. Kolonie, wurde die Stadt in den Bürgerkrieg zwiſchen Octavianus und dem Konſul Lucius Antonius, dem Bruder des Triumvir, verwickelt (bellum Perusinum, 41—40 v. Chr.) und von erſterm erobert, wobei P. in Brand geriet (Febr. 40). Von Auguſtus 39 v. Chr. wieder hergeſtellt, führte P. ſpäter den Beinamen Auguſta, war zur Oſtgotenzeit die wichtigſte Stadt Tusciens (mittellat. Perusium), kam 592 von den Longobarden an das Exarchat, 774 an das Patrimonium Petri (Romania), im 12. Jahrh. an das Herzogtum Spoleto, unterwarf ſich im 14. Jahrh. faſt ganz Umbrien und ergab ſich 1377 dem Papſte. Unter franz. Herrſchaft (1808—14) war P. Hauptſtadt des Depart. Trasimène. Am 31. Mai 1849 wurde die Stadt von den Öſterreichern genommen, 1859 durch die Schweizertruppen des Papſtes erſtürmt und 1860 von Sardinien beſetzt. [See.

Perugia (Lago di), ſ. Trasimeniſcher

Perugino (Pietro), mit ſeinem Familiennamen Vannucci, der Hauptmaler der umbriſchen Schule und Lehrer Rafaels, war zu Città della Pieve 1446 geboren. Seine Bildungsgeſchichte iſt dunkel. Man nennt als ſeine Lehrer Benedetto Bonfigli, Pietro della Francesca u. a.; auch ſcheint er mit Niccolo da Fuligno in Verbindung geſtanden zu haben. In den J. 1480—95 lebte er meiſt in Rom, wo die Päpſte Sixtus IV., Innocenz VIII., Alexander VI. ihn beſchäftigten, gründete in Perugia eine blühende Schule, arbeitete von 1502 an jahrelang in Florenz, wo er bereits früher thätig geweſen war, und wieder in Perugia und an manchen andern Orten bis zu ſeinem 1524 erfolgten Tode. Sein Stil deutet auf verſchiedene Einwirkungen hin. Unter dem Einfluß des florentin. Naturalismus ſind z. B. die wenigen noch erhaltenen Fresken P.s in der Sixtiniſchen Kapelle (1480) und die Anbetung der Könige in Sta.-Maria nuova zu Perugia gemalt. Später wendete er ſich wieder ganz dem umbriſchen Stil zu und wurde der Hauptrepräſentant der zarten Anmut und des ſchwärmeriſch-ſehnſüchtigen Ausdrucks, welche dieſe Schule auszeichnen. Seine Gemälde aus der beſten Zeit ſind groß und einfach komponiert, die Stellungen voll Anmut, die freilich bisweilen in Geziertheit ausartet, der Ausdruck rein und holdſelig, die Farbe oft tief und glühend. Unter ſeinen Staffeleigemälden ſind vorzüglich die große Pietà von 1495 in der Galerie Pitti und die Himmelfahrt von demſelben Jahre im Muſeum zu Lyon berühmt; unter ſeinen Fresken das Crucifix mit den Heiligen (im Kloſter Sta.-Maria Maddalena in Florenz); die Scenen aus dem Alten Teſtament und der alten Geſchichte nebſt Allegorien und mythol. Geſtalten, womit er um 1500 die Halle des Wechſelgerichts (Cambio) in Perugia ſchmückte; die Geburt Chriſti (in San-Francesco del Monte bei Perugia) und andere. In ſeinen ſpätern Jahren verliert ſeine fabrikmäßig geübte Produktion an künſtleriſcher Bedeutung. Über ſein Leben und ſeine Werke ſchrieben A. Mariotti (1788), Orſini (1804), A. Mezzanotte (1836), G. B. Vermiglioli (1837), alle in Perugia, wozu neuerdings Beiträge von A. Roſſi und W. Braghirolli gekommen ſind.

Perugummi, ein zu den Pflanzenſchleimen gehörendes Material, welches als Verdickungsmittel beim Zeugdruck benutzt wird. Es iſt die gemahlene Wurzel einer bislang nicht bekannten Pflanze.

Perun, ſ. Perkun.

Perurinde, eine Chinarinde, ſ. Chinabaum.

Perufalpeter, ſ. Chiliſalpeter.

Perufia, der alte Name von Perugia (ſ. d.).

Perufilber, ſoviel wie Chinaſilber (ſ. d.).

Peruvianiſcher Balſam, Perubalſam oder Indiſcher Balſam heißt ein dickflüſſiger, ſehr angenehm vanillen- oder benzoëartig riechender Balſam, der von Myroxylon Sonsonatense, einem auf der Balſamküſte in San-Salvador vorkommenden Baum, gewonnen wird. Je nach der Farbe unterſcheidet man zwei Arten dieſes Balſams. Der ſchwarze peruvianiſche Balſam, welcher zu uns aus Peru in irdenen Krügen kommt, wird durch Ausfließenlaſſen aus einer verwundeten Stelle des Stammes erhalten, iſt ſirupartig, dunkelbraun, von 1,15 bis 1,16 ſpezifiſchem Gewicht und enthält Zimtſäure, ein eigentümliches Fett (Cinnameïn), ein ätheriſches Öl (Peruvin), einen kryſtalliſierbaren Stoff (Metacinnameïn) und Harz. Er dient als Arzneimittel bei verſchiedenen Krankheiten, wird auch zu Salben und Pflaſtern verwendet, findet Anwendung ferner in der Parfümerie und diente früher, vor dem Bekanntwerden des künſtlichen Vanillins bei geringen Chokoladenſorten ſtatt der Vanille. In neuerer Zeit ſtellt man daraus Benzylalkohol dar. Der weiße Perubalſam wird nicht, wie man früher annahm, durch Einſchnitte in die Rinde der Myroxylonſtämme, ſondern durch Einſchnitte in den Stamm von Liquidambar styraciflua *L.* gewonnen. Derſelbe iſt gelblichweiß und bleibt nur in Glasflaſchen, von der Luft ganz abgeſperrt, flüſſig. Da er einen ſehr ſeinen vanillenartigen Geruch beſitzt, ſo wird er in Amerika vorzüglich als Räucherungsmittel benutzt. In Kürbisſchalen oder Baſtgeflechten der Luft ausgeſetzt, trocknet er zu einem feſten, meiſt rötlichgelben Harz ein, welches unter dem Namen trockener indiſcher Balſam oder trockener Opobalſam im Handel häufig vorkommt. Er wird zu Räuchereſſenzen, Räucherpulver u. ſ. w. gebraucht. Ein anderer weißer Perubalſam iſt neuerdings von San-Salvador aus in kugeligen, von Mottengeflecht umgebenen Krügen in den Handel gebracht worden. Derſelbe wird durch Auspreſſen der Früchte von Myroxylon Sonsonatense *Klotsch* erhalten, gleicht dem Terpentin, riecht etwas nach Meliloten und ſondert ſich in der Ruhe in eine obere flüſſige und eine untere kryſtalliniſch-harzige Schicht, welche Kryſtalle eines indifferenten Harzes (Myroxocarpin) abſetzt.

Peruvianiſche Rinde, ſ. u. Chinabaum.

Peruwetz, Stadt im Bezirk Tournai der belg. Provinz Hennegau, Station der Linie Buſſeles-Tournai der Belgiſchen Staatsbahnen und der franz. Lokalbahn Somain-P., zählt 8099 E. und hat bedeutenden Tabaksbau, Wollſpinnerei, Baumwollwarenfabrikation u. ſ. w.

Peruzzi (Baldaſſare), berühmter Maler und Baumeiſter der ſieneſiſchen Schule, geb. zu Accajano bei Siena 1481, bildete ſich in Rom hauptſächlich nach Rafael und ſchmückte mehrere Gebäude, die dieſer malte, wie z. B. die Farneſina, architektoniſch aus. Papſt Leo X. übertrug ihm 1520 den Bau der Peterskirche, doch kam ſein Plan nicht zur

Digitized by Google

Ausführung. Sein letztes Werk und zugleich sein Meisterstück war der Palast Massimi in Rom. Von seinen Gemälden ist die Prophezeiung der Sibylla vor Augustus in der Kirche Fonte Giusta in Siena besonders zu nennen. Er starb 1537, angeblich an Gift, welches ihm aus Neid beigebracht worden war. — Sein Sohn Giovanni Sallustio P. baute mehrere Kirchen in Venedig und trat dann zu Wien in kaiserliche Dienste.

Peruzzi (Ubaldino), ital. Staatsmann, geb. zu Florenz 2. April 1822, aus altem florentin. Geschlecht, studierte in Siena Philosophie und Jurisprudenz, wandte sich aber später technischen und mathem. Studien zu und besuchte zu diesem Zwecke auch die bergmännischen Schulen zu Paris und Freiberg. Die polit. Laufbahn betrat er 1848, indem er als Kommissar der toscan. Regierung nach Wien ging, um die Freigebung der kriegsgefangenen Toscaner zu betreiben. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn das Ministerium Guerazzi-Montanelli zum Gonfaloniere (Bürgermeister) von Florenz. Als solcher protestierte er 1850 gegen die Verletzung der toscan. Verfassung und wurde deshalb von der großherzogl. Regierung abgesetzt. Er beteiligte sich an der Veröffentlichung der «Biblioteca civile dell' Italiano» (1857—59), bis er als Mitglied der Provisorischen Regierung vom 27. April 1859 die Leitung der Geschäfte übernahm. Hierauf wirkte er als Vizepräsident der toscan. Consulta. Nach dem Frieden von Villafranca ging er als toscan. Gesandter nach Paris, um bei dem Tuilerienkabinett gegen die Restauration der habsburgischen Dynastie zu wirken. Nach der Vereinigung Toscanas mit Sardinien 1860 wurde er Anfang 1861 Minister der öffentlichen Arbeiten und behielt diesen Posten bis März 1862. Im Kabinett Farini und in dem nachfolgenden Kabinett Minghetti nahm P. das Portefeuille des Innern an. Nach dem Sturz des letztern infolge der Septemberkonvention beschränkte P. seine öffentliche Wirksamkeit auf das Parlament.

Per varios casus, per tot discrimina rerum (lat.), «durch verschiedene Zufälle, durch so viele gefahrvolle Lagen», Citat aus Virgils «Aneis» (1, 204).

Pervigilium (lat.) nannten die Alten die gottesdienstliche Nachtfeier, die man zu Ehren einiger Gottheiten beging. Da diese P., namentlich bei gewissen Mysterien, sowie bei den Bacchanalien, vielfache Veranlassung zur Unsittlichkeit gaben, so wurden sie, mit Ausnahme der nächtlichen Feier der Bona Dea, in Rom durch strenge Gesetze verboten und höchstens bei außerordentlichen Gelübden und Säkularfeiern zugelassen. Ein aus fast hundert Versen bestehender lat. Hymnus an die Venus unter dem Namen «Pervigilium Veneris» scheint aus dem 3. Jahrh. n. Chr. zu stammen und findet sich z. B. in der Ausgabe der «Fabulae» des Phädrus von Orelli (Zür. 1831), in der des P. von Büchele (Lpz. 1859), in Rieses «Anthologia latina» (Lpz. 1869), in Bährens' «Poetae latini minores» (Bd. 4, Lpz. 1881) abgedruckt. Eine Nachbildung lieferte Bürger in seiner «Nachtfeier der Venus».

Perzent, soviel wie Prozent.

Pesa, rechtsseitiger Nebenfluß des Mesen, im russ. Gouvernement Archangelsk, Kreis Mesen, entspringt westlich von dem Timanrgebirge, fließt fast auf ihrem ganzen Laufe nach Westen; sie ist 445 km lang und sehr tief, hat reines, klares Wasser und ist reich an vorzüglichen Fischen.

Pesade (frz.), in der Reitkunst das Steigen eines Pferdes, Aufheben der Vorderfüße ohne Bewegung der Hinterfüße.

Pesáro, das alte umbrische Pisaurum, Hauptstadt und Bezirkshauptort der ital. Provinz Pesaro-Urbino (2964,12 qkm mit [1881] 228 842 E.), an der Mündung des Foglia (Pisaurus) in das Adriatische Meer und an der Bahn Bologna-Otranto, in fruchtbarer Ebene zwischen den Apenninischen Hügeln und dem Meere, Sitz eines Bischofs, eines Tribunals erster Instanz und einer Handelskammer, ist eine gutgebaute Stadt, mit einem Gymnasium, einer technischen Schule, einem Seminar, einer anatom. und Veterinärschule, einem Theater und einem Irrenhause. Der ehemalige Palast der Herzöge von Urbino ist jetzt Präfektur; die Biblioteca Olivieri enthält 14000 Bände, 600 Handschriften, darunter solche von Torquato Tasso und Polisiano, und ein kleines Museum (namentlich Inschriften), der Palazzo del Municipio eine ausgezeichnete Majolikasammlung, berühmte Fabriken Urbinos. Der Dom San-Francesco weist treffliche Bilder Giovanni Bellinis auf, Santo-Spirito ein solches von Luca Signorelli (Christus am Kreuz). Den schönen Leuchtturm auf dem südl. Molo ließ Pius VII. 1821 errichten. Über den Foglia führt eine Brücke aus der Römerzeit. Auf dem Monte Santo-Bartolo liegt angeblich der 170 v. Chr. hier geborene röm. Tragiker Accius begraben. Dem hier geborenen Komponisten Rossini wurde 1864 eine Bronzestatue errichtet. P. hat (1881) 13180 (Gemeinde 21150) E., Verfertigung von Terragliagefäßen, Seiden-, Hanf- und Wollgeweben, Siegellack, Cremor tartari, Handel mit Feigen, Wein, Öl, Seide, Seife, Wachs, Eisen und Blei. Der Hafen ist nur für kleinere Fahrzeuge tauglich. Die in der Umgegend wachsenden Feigen, die einen Hauptgegenstand des Handels der Einwohner bilden, werden für die wohlschmeckendsten in Italien gehalten. Auch die Oliven und Trüffeln von P. sind berühmt. P., röm. Kolonie 184 v. Chr., kam nach dem Sturz der Ostgotenherrschaft an das Exarchat (Pentapolis), durch Schenkung Pipins an den heil. Stuhl, 1285 an die Malatesta, 1445 an die Sforza, hierauf an die Rovere und fiel 1631 an den Kirchenstaat zurück. Unter den Rovere, Herzögen von Urbino, war P. ein Mittelpunkt für Kunst und Litteratur; Bernardo Tasso und sein großer Sohn Torquato lebten eine Zeit lang hier. [Cantarini.

Pesáro (Simone da) oder **Il Pesarese,** s.

Pescadores (Fischerinseln, im Chinesischen Pong-hu), chines. Inselgruppe, unter 23° 30′ nördl. Br. und 119—120° östl. L. von Greenwich, in der Mitte der die Insel Formosa von der chines. Provinz Fukien trennenden Fukienstraße, welche durch sie in zwei Wasserwege getrennt wird, einen westlichen, Pescadoresstraße, zwischen der chines. Küste und den P., und einen östlichen, Formosastraße, zwischen den P. und der Insel Formosa.

Pescara (im Altertum Aternus, mittellat. Piscaria), Fluß im östl. Mittelitalien, entspringt als Aterno in der Provinz Aquila degli Abruzzi, berührt Aquila, durchbricht unterhalb Popoli als P. die Abruzzen und mündet nach einem Laufe von 140 km bei der Stadt P. in das Adriatische Meer. In longobard. und fränk. Zeit bildete der Fluß in

seinem untern Lauf die Grenze zwischen den Herzogthümern Fermo und Benevent, heute die zwischen den Provinzen Teramo (Abruzzo ulteriore 1) und Chieti (Abruzzo citeriore).

Pescara, Hafenstadt und Festung zweiter Klasse in der ital. Provinz und im Bezirk Chieti, an der Mündung des Flusses Pescara in das Adriatische Meer, Station der Bahnen Bologna-Otranto und P.-Aquila, hat (1881) 2726 (Gemeinde 6257) E., ein großes Gefängniß, Handel und Fischerei. — P. ist das alte Aternum, der gemeinschaftliche Hafenplatz der Vestiner, Marruciner und Peligner, hieß im Mittelalter Piscaria, wurde durch Kaiser Karl V. und Herzog Alba stark befestigt und Sept. 1707 und 28. Mai 1815 durch die Österreicher zur Kapitulation gezwungen.

Pescatori (Isola dei), eine der Borromeischen Inseln (s. d.).

Pescennius Niger, röm. Kaiser, hatte sich in Gallien und an der Donau als Heerführer ausgezeichnet, regierte in den letzten Jahren des Kaisers Commodus als Statthalter in Syrien und trat nach Ermordung des Pertinax und nach der Erhebung des Didius Julianus auf den Thron, im April 193 u. Chr. als Gegenkaiser auf. Er wurde sofort von seinen Truppen, wie von allen östl. Provinzen bis zum Adriatischen Meer als Kaiser anerkannt. Trotzdem unterlagen seine Truppen seinem kraftvollen Nebenbuhler Septimius Severus im J. 194 in den Schlachten bei Kyzikos, Nicäa und Issos vollständig, und P. wurde auf der Flucht von Antiochien nach dem Euphrat getötet.

Peschawer oder **Peschâur, Pischawar, Pischauer,** eine aus den drei Distrikten Hazara, Kohat und P. bestehende Division der Lieutenantgouvernementschaft Pendschab, gehörte dem frühern Reich der Sikhs (s. d.) an und wurde zugleich mit ihm 1849 dem Britisch-Indischen Reich einverleibt. In geogr. Beziehung, wie früher auch in politischer, zu Afghanistan gehörend, umfaßt P. eine bergumschlossene Hochebene zu beiden Seiten des untern Laufs des Flusses Kabul, von dessen Mündung in den Indus auf- und westwärts bis zu den Khayberpässen und der afghan. Grenze. Das Land hat ein Areal von 20116 qkm mit 1035789 E., von denen neun Zehntel Mohammedaner und nur ein Zehntel Hindu sind. Die Thalebene von P. ist im Westen nur durch die Khayberpässe, im Osten aber durch den Engpaß Gideon-Gulli dem Ufer des Indus zugänglich. Mit Ausnahme dürrer Strecken am Ost- und Westende ist die Ebene von P. vom Kabul, dessen Zuflüssen und unzähligen Kanälen reichlich bewässert, gut bebaut und außerordentlich fruchtbar. Die Bewohner, ein Mischlingsstamm, sind betriebsame, friedfertige Menschen, während dagegen die Bergbewohner, namentlich die Jusufzai, schwer in Schranken zu halten sind. Die Engländer müssen deshalb in diesem wichtigen, den äußersten nordwestl. Vorposten ihres Indischen Reichs und zugleich die Verbindung zwischen Ost- und Westasien, Hindostan und Iran bildenden Lande stets eine bedeutende Militärmacht unterhalten.

Die Hauptstadt Peschawer, im 16. Jahrh. vom Delhikaiser Akbar erbaut, kam dann mit dem Umlande an die Afghanen und war lange die Winterresidenz der Beherrscher von Kabul. Nach dem Sturze der Duranidynastie (s. Afghanistan) ward sie 1809 eine Beute der Barakzibrüder. Rundschit-Singh, Maharadscha der Sikhs, machte sich 1823 die Stadt zinsbar und verleibte sie 1829 seinem Reiche ein, mit welchem sie 1849 an die Engländer kam. Zur Zeit der Afghanenherrschaft war P. durch Ackerbau, Handel und Gewerbfleiß sehr blühend, hatte 100000 E., einen Residenzpalast Bala-Hissar, einen großartigen Hauptbazar, zahlreiche Moscheen und andere schöne Gebäude, sowie eine berühmte mohammed. Akademie. Aber 1823 wurde P. von den Sikhs verheert und geriet in argen Verfall, aus dem P. sich erst unter der brit. Herrschaft wieder erhob. P. zählt (1881) 79962 E., unter denen gegen 50000 Mohammedaner und der Rest Hindu sind. Die Straßen der Stadt sind eng und steil, zum Teil von Bächen durchflossen. P. besitzt mehrere offene Plätze, ein Hospital, ein Missionsschulhaus und eine dazu gehörige Kapelle. Der Gewerbebetrieb ist ziemlich rege. Vor der Stadt der Eingeborenen liegt die britische Lagerstadt mit einem eigenen Bazar. Eine sich von Lahore abzweigende Eisenbahn verbindet P. mit dem Pendschab-Railway. An der Westgrenze des Distrikts, an der Ausmündung des Khayberpasses, steht das engl. Fort Dschamrud (Jamrud) mit ziemlich starker Besatzung zur Überwachung des Passes und Aufrechterhaltung des Zollwesens.

Pescheck (Christian Adolf), namhafter Lokalhistoriker, geb. 1. Febr. 1789 in Johnsdorf bei Zittau aus einer im 17. Jahrh. eingewanderten czech. Familie, studierte in Wittenberg und starb 3. Nov. 1859 als Archidiakonus in Zittau. Seine Forschungen waren hauptsächlich dem Oybin (s. d.), wo ihm auch 1861 eine Bronzebüste errichtet wurde, und der Stadt Zittau gewidmet. Er schrieb «Handbuch der Geschichte der Stadt Zittau» (2 Bde., 1834—36), «Geschichte der Cölestiner des Oybin» (1840), «Geschichte der böhm. Gegenreformation» (2 Bde., 1840), sowie viele andere ortsgeschichtliche und einige theolog. Schriften. Auch redigierte er 1832—34 das «Neue Lausitzische Magazin».

Peschel (Oskar), ausgezeichneter deutscher Geograph, geb. 17. März 1826 zu Dresden, studierte in Leipzig und Heidelberg Jura, trat 1848 in die Redaction der «Allgemeinen Zeitung» in Augsburg und führte 1854—71 die Redaction des «Ausland». Während dieser Zeit erschien seine «Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen» (Stuttg. 1858; 2. Aufl. 1877) und «Geschichte der Erdkunde bis auf A. von Humboldt und K. Ritter» (Münch. 1865; 5. Aufl. 1884), denen sich später «Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde» (Lpz. 1870; 4. Aufl. 1883) anschlossen. Am 1. April 1871 folgte er dem Rufe als ord. Professor der Geographie an der Universität nach Leipzig, wo er 31. Aug. 1875 starb. Sein Hauptwerk aus dieser Zeit ist die «Völkerkunde» (Lpz. 1874; 6. Aufl., bearbeitet von Kirchhoff, 1885). Nach seinem Tode erschienen: «P.s Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde» (herausg. von J. Löwenberg, 2 Bde., Lpz. 1877—78), «Physische Erdkunde», nach den hinterlassenen Manuskripten bearbeitet von G. Leipoldt (2 Bde., Lpz. 1880—81; 2. Aufl. 1885), «Europäische Staatenkunde» (bearb. von O. Krümmel, Lpz. 1881 fg.). P. ist neben Humboldt und Ritter einer der geistreichsten Förderer der geogr. Wissenschaft. Vgl. F. von Hellwald, «Oskar P., sein Leben und Schaffen» (Augsb. 1876). [land (s. d.).

Pescherähs heißen die Eingeborenen von Feuer-

Peschiera, Flecken und Festung mit (1881) 2962 E. in der ital. Provinz Verona, Distrikt

Bardolino, hat wegen seiner Lage an der Bahn Mailand-Verona, am südl. Ufer des Gardasees (da, wo der Mincio ausfließt) und an der Straße, die von Tirol herabkommt und sich hier nach Brescia, Mantua und Verona scheidet, militärische Wichtigkeit. — P., mittellat. Piscaria (Pischeria), wird schon von Dante als starkes Bollwerk Veronas gegen Brescia und Bergamo geschildert; gehörte seit 1405 zur Republik Venedig, die aber im April 1796 beim Ausbruch des Kriegs den Ort den Österreichern einräumte, was Bonaparte als Verletzung der Neutralität ansah. Der österr. General Beaulieu überließ ihn nach der Schlacht bei Lodi 30. Mai an Bonaparte, der denselben durch den General Chasseloup in tüchtigen Verteidigungszustand setzen ließ. Neuerdings ist P., das die nordwestl. Spitze des sog. Festungsvierecks bildet, bekannt geworden durch die Blockade und Beschießung der Piemontesen unter Manno seit dem 10. April, sowie durch die Kapitulation der Österreicher unter Feldzeugmeister Rath vom 31. Mai 1848, denen es jedoch schon 14. Aug. 1848 wieder übergeben werden mußte. Mit Mantua und den venet. Provinzen fiel P. 1866 an das Königreich Italien.

Peschito, s. Bibelübersetzungen.

Peschka-Leutner (Minna), geborene von Leutner, Koloraturſängerin, geb. 25. Okt. 1839 zu Wien, wurde von Heinrich Proch für die Oper ausgebildet, debütierte 1856 als Agathe («Freischütz») in Breslau und wurde später Mitglied des Hoftheaters in Dessau, zog sich aber 1861 infolge ihrer Verheiratung mit Dr. Joh. Peschka von der Bühne zurück. Einige Zeit darauf gastierte sie wieder am Hoftheater in Wien, vervollständigte ihre musikalische Ausbildung unter der Bochtolz-Falconi und gab darauf in Lemberg Gastrollen. Im J. 1865 nahm sie Engagement am Hoftheater zu Darmstadt und gehörte von 1868 bis 1876 dem leipziger Stadttheater, 1877—83 dem hamburger Stadttheater, seitdem dem kölner Stadttheater an. In den J. 1872 und 1881 sang sie auch mit bedeutendem Erfolg in Amerika, ebenso 1872 in London. Ihre schöne, volle und ausgeglichene Stimme reicht bis zum dreigestrichenen ges und zeichnet sich durch gute Schule aus.

Pescia, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Lucca, am Flüßchen Pescia, Station der Bahn Pistoja-Pisa-Livorno, ist Bischofssitz und hat (1881) 13318 E., Seidenspinnerei, Papiermühlen (seit dem 15. Jahrh.) und Handel mit trefflichem Olivenöl. Die 1356 erbaute, 1690 erneuerte Kathedrale hat das schöne Grabmal Baldassare Turinis von Raffaele da Montelupo; die Kirche San-Francesco besitzt ein Bild dieses Heiligen aus 1235, von Bonaventura Berlinghieri; Sta.-Maria Maddalena hat ein berühmtes, 1122 von der Gräfin Mathilde hierher gestiftetes Crucifix. Das Castello di Bareglia ist Ruine; im Castel Leone starb 1328 Galeazzo Visconti. Etwa 7 km östlich von P. liegen die Bäder von Montecatini (s. d.).

Pescina, Stadt in der ital. Provinz Aquila degli Abruzzi, Bezirk Avezzano, 18 km im WSW. von Solmona, ist Bischofssitz und hat (1881) 4444 (als Gemeinde 6988) E., ein Kastell und Handel mit Häuten, Wein, Honig und Olivenöl.

Pescopagano, Stadt in der ital. Provinz Potenza, Bezirk Melfi, hat (1881) 3930 E., Fabrikation von Woll-, Baumwoll-, Eisen- und Kupferwaren.

Peseta ist der Name der seit 1871 gesetzlichen span. Goldeinheit, welche dem franz. Franc (s. d.) ganz gleich ist und in 100 Céntimos geteilt wird. Vorher war die P. ein span. Silbermünzstück, welches ein Fünftel des Piasters (s. d.) vorstellte.

Pesne (Antoine), Porträtmaler, geb. zu Paris 1684, lernte in Italien, wo er sich in Neapel und Venedig, besonders aber in Rom aufhielt. Später wurde er in Berlin zuerst Hofmaler, dann Akademiedirektor. Neben der Porträtkunst beschäftigte ihn auch die Historienmalerei und die Allegorie. Wertvoll sind seine geistreichen und gefälligen Bildnisse, welche Friedrich II. und die Mitglieder des königl. Hauses zu wiederholten malen zum Gegenstand nahmen. Aus der Zeit seines pariser Aufenthalts, welcher auf die ital. Reise folgte, stammen gleichfalls bedeutende Bildnisse. P. starb in Berlin 1757.

Peso (aus lat. pensum, das Gewogene, im Italienischen, Spanischen und Portugiesischen: Gewicht, Last, Stück) ist der span. Name der größten frühern span. Silbermünze, welche im ehemals span. Amerika zum Teil noch jetzt geprägt wird, während sie unter Beibehaltung des Namens in andern Teilen jenes Gebiets einer dem franz. silbernen Fünffrankenstücke gleichen Münze Platz gemacht hat. (S. auch Piaster.)

Peso duro de oro oder **Peso fuerte de oro**, span. Goldmünze, s. Escudillo de oro.

Pessarium (lat.), Mutterkranz, ein elastisches ring- oder hebelförmiges Instrument, das die herabgesunkene oder sonst abnorm gelagerte Gebärmutter in ihrer normalen Lage erhält.

Pessimismus (neulat.) nennt man im weitern Sinne jede trübe, schwarzseherische Stimmung, in engerer Bedeutung den sog. Weltschmerz als das dauernde Gefühl eines unseligen Lebenszustandes, im engsten Sinne endlich die philos. Lehre, daß die Welt ihrem innern Wesen nach schlecht oder die schlechteste unter den denkbaren sei. In letzterer Form ist der P. ein viel besprochenes Thema der neuern deutschen Litteratur geworden, seitdem Schopenhauer und später E. von Hartmann denselben aus metaphysischen Prinzipien abzuleiten und durch thatsächliche Betrachtungen zu beweisen suchten. Bei beiden trug der P. einen eudämonologischen Charakter, indem die ganze Untersuchung darauf hinauslief, zu zeigen, daß der Lauf dieser Welt notwendig zu einer die Lust bei weitem überwiegenden Summe von Unlust führe. Indessen ist diese Art des P. von jeher ein pathol. Element in der Genesis der Religionen gewesen, indem die Überzeugung von der Unseligkeit des irdischen Lebens das Verlangen nach erlösenden Gottesmächten beförderte. Wesentlich davon verschieden ist der ethische P., welcher einen Hauptinhalt des wahren Christentums bildet und in der neuern Philosophie hauptsächlich durch J. G. Fichte (vgl. dessen «Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters», Berl. 1806) vertreten wurde; er prüft den gegenwärtigen Bestand der Welt nach dem sittlichen Maßstabe und erweckt durch die Einsicht in die moralische Unvollkommenheit und Verdorbenheit des gesamten Lebens den religiösen Ernst sittlicher Arbeit und Erhebung. Von der überaus zahlreichen Litteratur über den P. sind hervorzuheben: V. Kiy, «Der P. und die Ethik Schopenhauers» (Berl. 1866); J. B. Meyer, «Weltelend und Weltschmerz» (Bonn 1872); J. Volkelt, «Das Unbewußte und der P.» (Berl.

1873); A. Taubert, «Der P. und seine Gegner» (Berl. 1873); E. Pfleiderer, «Der moderne P.» (Berl. 1875); G. P. Weygoldt, «Kritik des philosophischen P. der neuesten Zeit» (Leid. 1875); Huber, «Der P.» (Münch. 1876); L. von Golther, «Der moderne P.» (herausg. von Fr. Vischer, Lpz. 1878). (S. Optimismus.)

Pessinus, alte Stadt, s. unter Balahissar.

Pest oder Pestilenz (vom lat. pestis, pestilentia) heißt in der Volkssprache eine jede bösartige, weit ausgebreitete Seuche, Epidemie (s. d.), und in diesem Sinne wird das Wort auch von den alten Schriftstellern gebraucht, in deren Werken zahlreiche Nachrichten, jedoch keine deutlichen Beschreibungen derartiger Krankheiten vorhanden sind. Dahin gehören die Epidemien, welche die alttestamentlichen Schriften, Thucydides, Josephus u. a. beschreiben, und noch viele andere im Altertum genannte, die bald diesen, bald jenen Teil der damaligen civilisierten Welt heimsuchten. Die erste Weltseuche, die sichern Nachrichten zufolge der im heutigen und engern Sinne so genannten P. gleich war, ist die, welche von 542 n. Chr. an, vom Orient ausgehend, ein halbes Jahrhundert lang Europa entvölkerte (Justinianische P.).

Von dieser Zeit an scheinen die Schriftsteller die P. nach ihrem festgestellten Charakter von andern Epidemien genau unterschieden und unter diesem Namen diejenige Krankheit verstanden zu haben, welche wir noch jetzt so oder Drüsenpest, Beulen- oder Bubonenpest, orientalische Pest (pestis orientalis, inguinalis) nennen. Diese P. ist eine fieberhafte Infektionskrankheit, die sich auszeichnet durch das Auftreten von brandigen Beulen (Karbunkel) in der Haut und brandiger Entzündung und Vereiterung der Lymphdrüsen (Bubonen), namentlich der Leistengegend, seltener der Achselhöhle und der Unterkiefergegend. Die Krankheit pflanzt sich nur durch Ansteckung fort (durch Betten, Wäsche, Impfung u. s. w.), und bricht gewöhnlich zwei bis fünf Tage nach der Aufnahme des noch unbekannten Kontagiums aus. Das Bild der Krankheit ist ein höchst mannigfaltiges. Nachdem sich die Kranken ein bis drei Tage äußerst matt gefühlt, tritt heftiges Fieber mit lebhaften Delirien auf, und wenn dies nach wenig Tagen den höchsten Grad erreicht hat, bilden sich die Beulen und Drüsenschwellungen. In günstigen Fällen heilen diese, und die Genesung tritt nach sechs bis acht Tagen ein, in ungünstigen Fällen stellt sich unter Steigerung der Allgemeinerscheinungen, unter Hirnzufällen oder Erscheinungen der Blutvergiftung nach drei bis vier Tagen der Tod ein. Die Epidemien, welche bloß einige Wochen, aber auch ein Jahr und länger anhalten können, sind äußerst mörderisch. Von den Befallenen starben oft zwei Drittel, sodaß ganze Städte und Gegenden verödeten.

Die Heimat der P. ist der Orient, namentlich Unterägypten, doch zeigt sie sich jetzt auch dort fast ganz erloschen, seitdem die Sümpfe und Unratstätten in Alexandria beseitigt worden. Nachdem es eine Zeit lang schien, als ob die P. vollständig vom Erdboden verschwunden sei, tauchte sie neuerdings unerwartet wieder in einzelnen größern Epidemien in Mesopotamien, Persien und unter den nomadisierenden Arabern der tripolitanischen Küste, sowie 1879 im Gouvernement Astrachan auf. Europa ist wiederholt von dieser Seuche in empfindlichster Weise heimgesucht worden. Die Quarantänen gewährten nur einen ungenügenden Schutz gegen das Einschleppen der Krankheit. Schilderungen der Pestepidemien sind schon aus alter Zeit vorhanden. Die von Thucydides beschriebene P. von Athen herrschte 430—428 v. Chr.; auch aus dem 6. Jahrh. n. Chr., sowie später aus dem 14. (P. von Florenz 1348, Boccaccio) hat man interessante Darstellungen. Die erste genauere mediz. Beschreibung lieferte Diemerbroek (1665), die beste Sydenham (1749). Die berühmte Epidemie von Marseille (1720) haben Bertrand mehr historisch, Chicoyneau, Verny, Soullier und Deidier wissenschaftlich beschrieben. Die 1771 in Moskau herrschende P. ist namentlich von Mertens dargestellt worden, und die P. während des franz. Feldzugs in Ägypten (1798) hat in Larrey, Degenette, Assalini, Savaresi, Louis Frank ihre Beschreiber gefunden. Zu den bessern spätern Abhandlungen gehören die von Clot-Bey, Aubert, Gosse, Prus, sowie die Berichte von Hirsch und Virchow über die P. in Astrachan. Vgl. auch Tholozan, «Histoire de la peste bubonique en Mesopotamie» (Par. 1874); derselbe, «Les trois dernières épidémies de peste du Caucase» (Par. 1879).

Pest oder Pesth, auch ohne Ofen die größte und wichtigste Stadt Ungarns, am linken Donau-Ufer, war vor dem Tatareneinfall (1242) eine deutsche Ortschaft und bis in die neuere Zeit eine bescheidene Mittelstadt, hob sich erst seit dem Anfang des 19. Jahrh. und wurde 1872 mit Ofen und Altofen zu Einem Municipium vereinigt, welches seitdem den Namen Budapest (s. d.) führt.

Pestalozzi (Joh. Heinr.), berühmter Pädagog, geb. 12. Jan. 1746 zu Zürich als Sohn eines Arztes, studierte Sprachen und Theologie, wandte sich aber nach einem fehlgeschlagenen Predigtversuche dem Studium der Rechte zu. Veranlaßt durch Rousseaus «Emile» und eine schwere Krankheit, verbrannte er nach seiner Genesung seine litterarischen Sammlungen, wurde Landmann, kaufte im Herbst 1768 ein Grundstück, das er Neuhof nannte, und bewirtschaftete dasselbe. Ein Jahr später (30. Sept. 1769) verheiratete er sich mit Anna Schulthess, einer Kaufmannstochter aus Zürich. In seinen ländlichen Verhältnissen lernte er das sittliche Elend des Volks kennen, und voll Erbarmen und Mut zu helfen, begann er 1775 seine pädagogische Wirksamkeit mit der Aufnahme verlassener Bettelkinder in sein Haus, deren er bald mehr als 50 um sich sah. Da er aber in seinen Unternehmungen wenig praktisches Geschick zeigte, geriet er in Schulden, und nach fünfjährigem Bestehen seiner Armenerziehungsanstalt mußte der Versuch (1780) als gescheitert angesehen werden. Damals schrieb er den originellen Volksroman «Lienhardt und Gertrud» (3 Bde., Berl. 1781—85; bearb. von K. Richter, 4. Aufl., Lpz. 1882), worin er seine Erfahrungen über die Quellen des Elends in den niedern Ständen und fruchtbare Ideen und Vorschläge zur Hebung desselben mit Kraft und Innigkeit darlegte. Zur Erläuterung dieses Volksbuchs schrieb er «Christoph und Else» (Zür. 1782); außerdem «Abendstunden eines Einsiedlers» in Iselins «Ephemeriden», «Das Schweizerblatt für das Volk» (1782—83), eine Abhandlung «über Gesetzgebung und Kindermord» (Zür. 1783) und die gedankenreichen «Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts» (Zür. 1797). Mit Unterstützung des schweiz. Direktoriums legte P. im J. 1798 ein

Erziehungshaus für arme Kinder zu Stanz an. Doch noch vor Ablauf des Jahres zerstörten der Krieg und die Ränke einer ihm feindlichen Partei auch diese Anstalt, und mit Undank belohnt ging er nach Burgdorf und wurde daselbst Schulmeister. Begeisterte Männer schlossen sich hier ihm an, und seine methodischen Schriften «Wie Gertrud ihre Kinder lehrt» (Bern u. Zür. 1801; bearb. von A. Richter, 4. Aufl., Lpz. 1880), «Buch der Mütter» (Bern u. Zür. 1803), «Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse» (Bern u. Zür. 1804) fanden an vielen Orten empfängliche Leser. Durch seine Teilnahme an den polit. Händeln, seine demokratischen Gesinnungen, seine «Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat» (Bern 1802), verdarb er es jedoch mit den Vornehmen, während das Volk ihn 1802 als seinen Anwalt zum Ersten Konsul nach Paris sendete. Seine sich immer mehr entwickelnde Erziehungsanstalt verlegte er 1804 nach München-Buchsee bei Hofwyl, um mit Fellenberg (s. d.) in Verbindung zu treten, noch in demselben Jahre aber von da nach Yverdon, wo er das ihm von der Regierung eingeräumte Schloß bezog.

P.s Erziehungsinstitut erregte in ganz Europa Aufmerksamkeit und wurde von vielen jungen Männern besucht, die sich hier zu Lehrern ausbilden wollten. Bald aber entstanden Zwistigkeiten unter den Mitarbeitern, die nach und nach die Grundlagen der Anstalt untergruben. Nach den deutschen Befreiungskriegen hatte das Institut äußerlich seine größte Blüte erreicht. Von da an sank es rasch. Geldverlegenheiten, in die P. geriet, konnten auch durch die vollständige Ausgabe der sämtlichen Werke P.s (15 Bde., Stuttg. u. Tüb. 1819—26) nicht beseitigt werden. P. sah sich 1825 genötigt, seine Erziehungsanstalt aufzulösen. Er zog sich zu seinem Enkel auf dem Neuhof zurück, schrieb seinen «Schwanengesang» (1826) und «Meine Lebensschicksale als Vorsteher meiner Erziehungsinstitute in Burgdorf und Iferten» (Lpz. 1826), und starb zu Brugg im Aargau 17. Febr. 1827. Sein Ziel war Verbesserung der häuslichen Erziehung, Hebung der ärmern Volksklasse durch Erziehung und Unterricht, Begründung einer einfachen, der Entwickelung des jugendlichen Geistes angemessenen Unterrichtsmethode, welche durch Sprache, Zahl und Form mittels der Anschauung und lückenlosen Fortschreitens vom Leichtern zum Schweren auf naturgemäße Weise die Kraft des Kindes üben und es zu geistiger Selbstthätigkeit bilden sollte. Von Sachkenntnissen hielt er wenig. Das Prinzip seiner Erziehung war aber die Liebe. Die zum Lehrer und Schulvorsteher erforderlichen Eigenschaften besaß P. in geringerm Grade. Sein größtes Verdienst besteht auch weniger in seiner Methode, die keine durchaus haltbare Grundlage hat, als vielmehr in seinen anregenden Ideen und in der Macht seiner persönlichen Einwirkung, wodurch er zahlreiche Schüler begeisterte, die später fast in allen Ländern Europas für die Verbesserung der Schulen, namentlich des Elementarunterrichts, ausgezeichnet thätig waren. Durch P. und seine Schule hat besonders das Volksschulwesen große Fortschritte gemacht. In Anerkennung dieser Verdienste wurde auch der 12. Jan. 1846 an vielen Orten Deutschlands und der Schweiz festlich begangen, und zu seiner Erinnerung wurden vielfach nach P. benannte wohlthätige Erziehungsanstalten (Pestalozzi-Stiftungen) gegründet. Auch bestehen vielfach in Deutschland zur Unterstützung dürftiger Lehrerwitwen und Lehrerwaisen Pestalozzi-Vereine. Eine neuere Gesamtausgabe von P.s Werken hat Seyffarth (16 Bde., Brandenb. a. d. H. 1869—72) veranstaltet, eine Auswahl in 4 Bdn. Fr. Mann (Langensalza 1879—83).

Vgl. Biber, «Beitrag zur Biographie Heinrich P.s» (St. Gallen 1827); «P.s bis dahin unedierte Briefe und letzte Schicksale» (Bern 1834); Blochmann, «Heinrich P., Züge aus dem Bilde seines Lebens und Wirkens» (Lpz. 1846); Christoffel, «P.s Leben und Ansichten, in einem wortgetreuen Auszuge aus sämtlichen von P. herrührenden Schriften» (Zür. 1846); Schmidt, «Geschichte der Pädagogik» (Bd. 4, Köthen 1862); Morf, «Zur Biographie P.s» (2 Bde., Winterthur 1869—84); Alberti, «Heinrich P. Ein Lebensbild» (Berl. 1868); Guimps, «Histoire de P., de sa pensée, et de son œuvre» (Lausanne 1874); Krusi, «P. his life, work and influence» (Neuyork 1875); Zehnder, «P., Idee und Macht der menschlichen Entwickelung» (Gotha 1875).

Pestel (Paul), einer der Führer der russ. Dekabristen (s. d.), geb. 1794 in einer vor längerer Zeit in Petersburg eingewanderten deutschen Familie, war Adjutant des Marschalls Witgenstein, zuletzt Oberst in der russ. Armee. Schon 1815 ward er mit der geheimen polit. Gesellschaft bekannt, welche die Brüder Murawjew in Südrußland gegründet hatten; nach Auflösung derselben 1822 gründete er sofort eine neue solche, den «Bund des Südens», den er 1824 mit dem in Petersburg gegründeten «Bund des Nordens» und dem «Bund der Vereinigten Slawen» zu verbinden suchte. Zweck dieser Vereine war, Rußland eine Konstitution zu erzwingen, oder es in eine föderative Republik umzuwandeln. Der Aufstand am 26. Dez. 1825 in Petersburg mißlang. P. ward gefangen genommen und 25. Juli 1826 mit vier Mitverschworenen durch den Strang hingerichtet.

Pesteffig, s. Essig (aromatischer).

Pestfahne, s. unter Fahne.

Pestilentiarius ist der hier und da noch vorkommende Titel von Geistlichen, welcher auf deren frühere Funktion in den Zeiten der Pest hindeutet.

Pestilenz, s. Pest.

Pest-Pilis-Sólt-Kiskun, das größte Komitat Ungarns, im Centrum des Landes, zwischen der Donau westlich und der Theiß östlich. Der Name zeigt das successive Zusammentreten der alten Komitate, zu denen 1876 die Enklave Kis-Kúnság (Klein-Kumanien) hinzukam. Das Komitat enthält 12593,40 qkm und (1880) 988520 E., wovon 709944 Magyaren, 200856 Deutsche, 57635 Slowaken, 9068 Serben und Kroaten u. s. w. Der Religion nach sind 645270 römisch-katholisch, 177542 Reformierte, 64216 Lutheraner, 5671 nichtunierte Griechen, 92208 Israeliten. Der Boden ist durchweg Tiefland, mit Ausnahme des Strichs am rechten Donau-Ufer (offene Umgebung); außer der Donau und Theiß ist das Gebiet nur von Bächen bewässert. Man baut im Süden des Komitats vorwiegend Getreide und Obst, in den nördlichern Teilen Wein; die Viehzucht ist blühend. Die größten Städte sind: Budapest, Kecskemét, Abony, Czegléd, Kalocsa, Nagy-Körös, Waitzen, Felegyháza und Halas.

Pestvogel, soviel wie Seidenschwanz.

Pestwurz, Pflanzenart, s. Petasites.

Peta, Dorf bei der griech. Stadt Arta (s. d.).

Petalidion, Ort in Messenien, s. u. Koroni.

Petalit, ein monokliues, meist nur als groß- und grobkörnige Aggregate von blaßrötlicher und grünlicher Farbe erscheinendes Mineral, ein Lithion-Thonerdesilicat von der Formel $Li_2Al_2Si_8O_{20}$, welches sich auf Elba, auf der Insel Utö in Schweden, zu York in Canada, in Massachusetts findet.

Petálum (lat.), Blumenblatt; petaloïdisch, blumenblattähnlich.

Petaluma, Stadt im County Sonoma des nordamerik. Staats Californien, am Flusse P., hat große Kornspeicher und zählt (1880) 3326 E.

Petarde (frz. pétard, von peter, einen Wind hörbar abgehen lassen), Sprengmörser, heißt ein mit Pulver gefülltes, kegel- oder mörserförmiges Metallgefäß, das früher im Kriege zum Sprengen von Thoren, Mauern, Fallgattern, Palissaden, Hafenketten u. s. w., also überall da, wo das Sprengen von außen her erfolgen sollte, gebraucht wurde. Man schraubte die P. an ein Brett, das Madrillbrett genannt, hing dieses an den zu sprengenden Gegenstand und zündete den Sprengsatz durch das am Boden befindliche Zündloch, in welches eine kupferne Zündröhre eingelassen war. Späterhin bediente man sich auch der ledernen Säcke als Umhüllung des Sprengpulvers und nannte das Mittel Pulversack, welches bis in die neuere Zeit in der militärischen Sprengtechnik üblich war. Jetzt benutzt man nur noch Nitroglycerinpräparate und Schießbaumwolle zu den obenerwähnten Zwecken des Freisprengens.

Petasites *Gärtn.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen. Man kennt gegen 12 Arten, die in der nördl. gemäßigten Zone vorkommen. Es sind krautartige Pflanzen, deren Blätter und Stengel in der Regel dichte Behaarung besitzen. Die Blütenköpfchen sind in traubenförmigen Blütenständen vereinigt. Die bekannteste unter den in Deutschland einheimischen Arten dieser Gattung ist die sog. Pestwurz oder Pestilenzwurz (P. officinalis *Mönch.*), auch Großer Huflattich genannt, deren fleischiger Wurzelstock ehedem gegen die Pest angewendet wurde. Diese im März und April blühende Pflanze wächst an Fluß- und Bachufern und an quelligen Wiesenstellen und treibt im Frühling zunächst blattlose, mit häutigen Schuppen besetzte, fleischig-saftige Blütenstengel, welche unter zwei verschiedenen Formen auftreten. Bei der einen enthalten die Blütenkörbchen Zwitterblüten, bei der andern weibliche. Die zwitterblütige Form hat eine eiförmige Traube und größere Körbchen mit rötlichen Blüten, die weibliche Form eine längliche Traube und kleinere Körbchen mit weißlichen Blüten in länglicher Traube. Nach der Blütezeit verlängern sich die Stengel der weiblichen Form sehr bedeutend. Die Laubblätter entwickeln sich erst nach dem Abblühen, sie sind sehr groß und von herz- oder nierenförmiger Gestalt. Sie sitzen nicht an den blühenden Stengeln, sondern kommen direkt aus dem Wurzelstock. Früher rechnete man die Arten der Gattung P. zu Tussilago (s. d.).

Petavius, eigentlich Petau (Denis), ein berühmter katholischer, auch um die wissenschaftliche Behandlung der Chronologie sehr verdienter franz. Theolog, geb. 21. Aug. 1583 zu Orléans, erhielt bald nach Vollendung seiner Studien eine Professur der Philosophie zu Bourges, trat nachher in den Jesuitenorden und lehrte öffentlich in verschiedenen Städten, zuletzt in Paris, wo er 11. Dez. 1652 starb. Mit größerer Vorsicht, als Joseph Scaliger (s. d.) kurz vor ihm gethan hatte, suchte er die verschiedenen Zeitrechnungen der Alten durch Ermittelung der Cyklen und Anwendung der mathem. Elemente unter sich auszugleichen und den ungeordneten Stoff in ein systematisches Ganzes zu verarbeiten. Die gewonnenen Resultate legte er in seinem Hauptwerke «Opus de doctrina temporum» (2 Bde., Par. 1627) nieder, wozu noch das «Uranologium» (Par. 1630) kam, welche beiden Werke später auch vereint erschienen (3 Bde., Amsterd. 1703 und Verona 1734). Seine oft gedruckten «Tabulae chronologicae» (Par. 1628) und das «Rationarium temporum» (Par. 1630; zuletzt Veneb. 1758; bis in die Gegenwart fortgesetzt Venet. 1849) dienten lange Zeit als Lehrbücher. Unter seinen theol. Werken, die meistens dem Gebiete der Polemik angehören, ragt hervor seine reichhaltige und klare, aber scharf antiprot. und unvollendete Dogmengeschichte «De theologicis dogmatibus» (5 Bde., Par. 1644—50; beste Ausgabe von Thomas, Bar-le-Duc, 1864 fg.). Vgl. Stanonik, «Dionysius P.» (Graz 1876).

Petechialtyphus, s. Fleckfieber.

Petechien (petechiae) nennt man kleine flohstichähnliche Blutaustretungen unter der Haut und den Schleimhäuten. Sie bilden rundliche oder edige, beim Fingerdruck nicht verschwindende, dunkelrot gefärbte Flecke vom Umfange eines Nadelkopfs bis zu der einer Linse, ohne Schwellung der Haut und ohne Schmerzen oder Abschuppung. Blutungen in die Haut heißen im allgemeinen Purpura. Dergleichen Blutergüsse in die Haut entstehen infolge äußerer Verletzung (Stoß u. s. w.), bei übermäßig starker Füllung der Haargefäße und bei gewissen Ernährungsstörungen der Gefäßwände, wie z. B. beim Altersmarasmus (Purpura senilis), im Verlauf schwerer Allgemeinerkrankungen (Typhus, namentlich des exanthematischen, Pocken, Masern, Skorbut) und bei der Blutfleckenkrankheit (s. d.). Bei der Purpura (Peliosis) rheumatica treten die Blutergüsse unter rheumatischen Schmerzen nur an den unteren Extremitäten auf.

Peter, Pflanze, s. Petersilie.

Peter, der Apostel, s. Petrus.

Peter der Grausame, König von Castilien und Leon, 1350—69, geb. zu Burgos 30. Aug. 1334, ging 1353 mit Blanca, der Tochter Peters von Bourbon und Schwester der Königin von Frankreich, eine Ehe ein, obwohl er, wie es heißt, bereits mit der Donna Maria Padilla heimlich vermählt war. Durch die Erhebung der Brüder und Verwandten der Padilla zu den höchsten Ämtern verfeindete er sich selbst mit seinem ersten Günstlinge, dem Don Juan de Albuquerque, der, da er für sein Leben zu fürchten hatte, nach Portugal flüchtete. Jetzt folgte P. ganz seiner Willkür. Er ließ seine Gemahlin Blanca einsperren, durch eine Versammlung von Bischöfen seine Scheidung von ihr aussprechen und vermählte sich mit der schönen Donna Johanna Fernandez, der Witwe des Don Diego de Haro und Schwester Don Ferdinands de Castro, die er indes nach einigen Monaten wieder verstieß. Aus Haß gegen die Padilla verbanden sich seine Verwandten und Günstlinge zu einem Aufstande, an dessen Spitze Heinrich von Trastamara trat, P.s Bastardbruder, während zugleich der Papst den König in den Bann that und Castilien

mit dem Interdikt belegte. Allein P. wütete mit Gift und Mord unter seinen Gegnern, und Heinrich sah sich endlich zur Flucht genötigt. Ein Krieg mit Peter IV. von Aragonien endete 1361 ohne besondere Folgen. Seine verstoßene Gemahlin Blanca von Bourbon starb 1361 an Gift; auch Maria Padilla verlor er durch den Tod. Darauf erklärte er vor den Ständen in Sevilla seine Verbindung mit Maria Padilla für eine rechtmäßige Ehe und ließ ihre Kinder, den Infanten Alfonso, der aber bald nachher starb, und drei Töchter als thronerbfähig anerkennen. Jetzt verbanden sich Aragonien, Navarra und der Graf von Trastamara, welcher letztere vom Papst und vom König Karl V. von Frankreich unterstützt wurde, zum Kampfe gegen P., der nach Galicien flüchtete und in Coruña nach Bayonne sich einschiffte, während Heinrich von Trastamara in Castilien mit Jubel aufgenommen und in Burgos als Heinrich II. 1366 gekrönt wurde. Doch P. wußte den Prinzen Eduard von Wales, den sog. Schwarzen Prinzen, für sich zu gewinnen, sodaß dieser ein Heer ausrüstete, um ihn in sein Land zurückzuführen. Heinrich II. wagte, im Vertrauen auf die größere Zahl seines Heers, eine Schlacht bei Navarrete, wurde aber gänzlich geschlagen. Er fand jedoch bei dem Papst Urban V. in Avignon Beistand. Mit einem kleinen Heere ging er über die Pyrenäen nach Castilien, wo dasselbe schnell anwuchs. In der Ebene von Montiel in der Provinz La Mancha entschied sich 1369 der Kampf der Brüder um die Krone zu Gunsten Heinrichs II., der bei einer Zusammenkunft dem Bruder 14. März mit eigener Hand den Dolch ins Herz stieß. Vgl. Nuñez de Cunha, «Vida de Dom P.» (Lissab. 1666); Dillon, «History of the reign of P. the cruel» (2 Bde., Lond. 1788); Mérimée, «Histoire de Don Pèdre I.» (Par. 1865; deutsch, Lpz. 1865).

Peter (von Courtenay), lat. Kaiser von Konstantinopel, war ein Enkel Ludwigs VI. von Frankreich, Graf von Auxerre und durch seine Gemahlin Jolanthe Markgraf von Namur. Nach dem kinderlosen Tode seines Schwagers, des Kaisers Heinrich, von den fränk. Baronen des Ostreichs 1216 zum Kaiser erwählt, ließ er sich von Papst Honorius III. in Rom 9. April 1217 krönen, wurde aber gleich im Beginn seiner Reise nach Konstantinopel von dem griech. Fürsten Theodor in Epirus gefangen genommen und starb dort noch 1217. Von seinen Söhnen haben Robert (1221—28) und Baldwin II. (seit 1237) ebenfalls die bedeutungslose Würde eines lat. Kaisers gehabt, welche mit der Vertreibung des letztern (1261) erlosch.

Peter I. oder der Große, Alexejewitsch, Zar von Rußland, 1682—1725, der Schöpfer von Rußlands Größe, wurde 9. Juni (30. Mai alten Stils) 1672 bei Moskau geboren. Er war das älteste Kind aus Zar Alexeis zweiter Ehe mit Natalia Kirillowna, der Tochter des Bojaren Naryschkin. Als sein älterer Bruder Fedor III. (1676—82) früh gestorben, sollte P., unter den Söhnen Alexeis der einzige körperlich und geistig gesunde, den Thron besteigen, seine Mutter die Regentschaft übernehmen und der ältere Halbbruder P.s, Iwan, ein kränklicher und geistesschwacher Prinz, übergangen werden. Allein P.s Halbschwester aus erster Ehe, Sophia, wußte dies zu vereiteln. Ein Aufstand, bei dem sie sich zum ersten mal der Strelitzen (s. d.) bediente, brachte es dahin, daß Iwan und P. zwar zugleich als Zaren ausgerufen wurden, der Haupteinfluß der Regierung aber an Sophia fiel. Während Sophia an der Spitze der altruss. Partei es darauf anlegte, beide Brüder von der Herrschaft zu verdrängen und allmählich sich die Macht wie die äußern Attribute der Krone anzueignen, bildete sich der junge Zar zu seinem großen Berufe aus. Geschickte Ausländer, wie der Artillerieoffizier Franz Timmermann aus Straßburg und der Genfer Franz Lefort, wurden seine Lehrer in Mathematik und Kriegswesen. Durch seine Vermählung mit Eudoxia Feodorowna Lapuchin (6. Febr. 1689) erlangte er unter den großen Familien des Reichs einen bedeutenden Anhang und benutzte nun die unglückliche Führung des Kriegs in der Krim durch den Günstling Sophias, Galizyn, um von diesem und seiner Schwester Rechenschaft über ihre Verwaltung und die Anmaßung des höchsten Titels zu verlangen. Sophia machte jetzt durch ihre Strelitzen einen mörderischen Anschlag auf den in Preobraschenskt weilenden jungen Zaren. Kaum gelang es P. noch, nach dem Kloster in Troyzkt zu entrinnen, wohin ihm bald ein großer Teil des Adels und die disciplinierten Truppen unter den fremden Offizieren folgten. Galizyn wurde verbannt, Sophia selbst in ein Kloster verwiesen. Im Sept. 1689 hielt P. in Moskau seinen Einzug als Alleinherrscher, obwohl er der Form nach die Mitregentschaft seines Bruders Iwan bis zu dessen Tode (29. Jan. 1696) beibehielt.

Vor allem schuf er jetzt ein europäisch geschultes Heer. Von Fremden, wie Lefort und dem Schotten Gordon organisiert, entstand bald eine Armee, mit welcher er zunächst im Innern gegen das Altrussentum eine gesicherte Stellung gewann. Ebenso legte er den Grund zu einer Flotte, welche die Herrschaft auf der Ostsee und dem Schwarzen Meere begründen sollte. Am 28. Juli 1696 wurde die türk. Seemacht geschlagen und durch die von Gordon geleitete Belagerung Asow zur Übergabe gezwungen. Im April 1697 trat P., nicht als Zar, sondern als Mitglied einer Gesandtschaft, eine Reise ins Ausland an, auf der er die Ostseeprovinzen und Deutschland besuchte und in dem holländ. Orte Saardam sich unter dem Namen Peter Michailow als Arbeiter niederließ, um den Schiffbau zu erlernen. Von dort ging er nach England. Er war in Wien, als ihn die Nachricht von einer neuen Empörung der altruss. Partei, die sich noch auf die Strelitzen stützte, heimrief. Als er Aug. 1698 in Moskau eintraf, hatte Gordon den Aufstand bereits gestillt; P. hielt nun ein blutiges Strafgericht über die Schuldigen; an 1000 Menschen mußten sterben, P. selbst soll sich am Foltern und Hinrichten beteiligt haben. Viele wurden nach Sibirien verbannt, das Korps der Strelitzen aufgehoben. Auch seine Gemahlin Eudoxia, die eine Anhängerin des Altrussentums war, ward in ein Kloster gebracht. Es begann nun die Epoche der rücksichtslosesten Reformen. Die Erhebung der öffentlichen Abgaben wurde vereinfacht, die Nationaltleidung beschränkt, die langen Bärte beseitigt, das Reisen ins Ausland befördert, Straßen und Kanäle angelegt, Buchdruckereien und Schulen gestiftet und dem Aberglauben entgegengewirkt. Um die Macht des Klerus zu beschränken, ließ der Zar nach dem Tode des Patriarchen Adrian zu Moskau diese Würde unbesetzt, hob sie 1721 ganz auf und vereinigte in sich und dem von ihm geleiteten «Hochheiligen Synod» die höchste geistliche und weltliche Macht.

Durch August II. von Polen bestimmt, nahm P. teil an dem Nordischen Kriege gegen Karl XII. von Schweden. Er wurde zwar bei Narwa (30. Nov. 1700) von Karl aufs Haupt geschlagen, aber die Niederlage ward, wie er selbst sagte, für ihn und die Russen das Mittel, siegen zu lernen. Mitten im Kampf legte er 27. Mai 1703 den Grund zur Stadt Petersburg, das er bald zur bleibenden Residenz erkor. Karls XII. Verweilen in Polen und Sachsen, dann sein unglücklicher Zug nach Rußland gaben dem Zaren Gelegenheit, in der Schlacht bei Poltawa (8. Juli 1709) die schwed. Armee zu vernichten. Darauf eröffnete er, nachdem er zuvor seinen Triumph in Moskau gefeiert, den Feldzug in Livland und Karelien. Wiborg, Riga, Pernau, Reval und Kexholm wurden 1710 erobert und mit diesen Plätzen ganz Livland und Karelien. Eine schlimme Wendung aber nahm im folgenden Jahre der türk. Krieg, den Karl XII. anzustiften gewußt hatte. P. verlor hier beinahe Thron und Leben und mußte froh sein, im Frieden am Pruth, 23. Juli 1711, gegen die Aufopferung Asows seine, des Heers und des Reichs Rettung erkaufen zu können. Zur Herstellung seiner Gesundheit ging er hierauf noch im Herbst 1711 nach Karlsbad und feierte auf der Rückkehr in Torgau bei der Königin von Polen die Vermählung seines einzigen Sohnes Alexei mit der Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel. Seine Vermählung mit Katharina, die bei der Einnahme von Marienburg mit weggeführt worden und deren Treue er schon im türk. Kriege erkannt hatte, feierte er 1. März 1712 in Moskau, nachdem er ihr 1707 heimlich angetraut worden. Mitten im Kriege hatte er noch eine Verschwörung der altruss. Partei zu dämpfen, welche sein eigener Sohn Alexei gegen ihn anstiftete. Von 1711 bis 1718 bedrohte sie den Zaren. Als Alexei, den P. zu sich gerufen hatte, entfloh, ließ ihn dieser bis Neapel aufspüren, in die Heimat zurücklocken, hier die Thronentsagung unterschreiben, dann aber die Mitverschworenen durch Folter zu vollem Geständnis bringen und endlich den Sohn selbst zum Tode verurteilen (20. Juli 1718). Den Tag darauf starb Alexei, ob am Schlagfluß oder durch das Schwert, ist unentschieden. Erst nach dem Tode Karls XII. beendigte P. den Krieg mit Schweden, der ihm im Nystader Frieden 1721 die Abtretung Livlands, Estlands und Ingermanlands brachte. Nach dem Frieden nahm P. den Titel eines Kaisers aller Reussen an. Wenige Monate später erklärte er seine Tochter Elisabeth für volljährig und bestimmte zugleich (16. Febr. 1722), daß es dem Herrscher freistehen solle, zur Thronfolge zu berufen, wen er wolle: eine Änderung der Erbfolge, die Rußland viele Erschütterungen bereitet hat. Ein Krieg mit Persien 1722—23 erwarb ihm die Städte Derbent und Baku und die Provinzen Ghilan, Masanderan und Astarabad. Die Verhütung der Überschwemmungen, welche Petersburg im Herbst oft erleiden mußte, die Fortsetzung des Ladogakanals, die Errichtung einer Akademie der Wissenschaften (8. Febr. 1724), an welcher Leibniz' Ratschläge großen Anteil hatten, die Beförderung der Arbeiten der Gesetzeskommission, die Stiftung der zwölf Reichskollegien und des Heiligen Synods, die Verbesserung des Mönchswesens, die Beilegung der Streitigkeiten zwischen den Raskolniken (Altgläubigen) und den Rechtgläubigen, die Verbannung der Kapuziner aus Rußland und ein neuer Handelsvertrag mit Schweden beschäftigten P. in den letzten Jahren seines glorreichen Lebens. Am 5. Dez. 1724 verlobte er seine Tochter Anna mit dem Herzog Karl Friedrich Ulrich von Holstein. Schon lange leidend, zog er sich bei der Rettung eines gestrandeten Schiffs eine Erkältung zu, die 8. Febr. 1725 seinen Tod herbeiführte.

P. hob die Russen aus ihrer Barbarei heraus und schuf seinen Staat zu einer europ. Großmacht um. Am Säkularfeste der Thronbesteigung P.s (1782) ward sein Denkmal von Falconet, P. zu Pferde einen Granitfels hinaufsprengend, mit ausgestreckter Rechten und mit der Inschrift: «Petro Primo Catharina Secunda MDCCLXXXII», auf dem Admiralitätsplatze zu Petersburg enthüllt.

Vgl. Usträlow, «Istoria zarstwowania Petra Welikawo» (Bd. 1—6, Petersb. 1858—63); Moriz Posselt, «Der General und Admiral Franz Lefort. Sein Leben und seine Zeit» (2 Bde., Frankf. a. M. 1866); Herrmann, «Rußland unter P. dem Großen» (Lpz. 1872); Bernhardi, «Geschichte Rußlands» (Bd. 2, Lpz. 1875); Brückner, «P. der Große» (Berl. 1880); derselbe, «Der Zarewitsch Alexei» (Heidelb. 1880). Das P. zugeschriebene polit. «Testament» hat niemals existiert und ist nachweislich erst 1812, wahrscheinlich auf Napoleons Anordnung, in Paris geschrieben worden. Vgl. Berkholz, «Napoléon I, auteur du testament de Pierre le Grand» (Riga 1863; deutsch, Petersb. 1877); ferner «Les auteurs du testament de Pierre le Grand» (Par. 1872).

Peter II., Alexejewitsch, Kaiser von Rußland, 1727—30, Peters d. Gr. Enkel, der Sohn Alexeis (s. d.), geb. 23. Okt. 1715, bestieg 1727 nach dem Tode Katharinas I. im Alter von 13 J. den russ. Thron kraft eines Testaments Katharinas I., welches besonders durch Menschikow veranlaßt worden war und worin dieser ehrgeizige Mann, der unter dem jungen Fürsten seinen Einfluß gesicherter hielt, als wenn das Scepter an Katharinas Tochter, die Herzogin Anna von Holstein, überging, die Klausel einzuschalten gewußt hatte, daß P. Menschikows jüngste Tochter Maria zur Gemahlin nehmen sollte. Ihn stürzte des Zaren Günstling Iwan Dolgorukij durch eine Palastrevolution, welche der altruss. Partei zum Siege half und Moskau wieder zum Centrum des Reichs machte. Menschikow wurde mit den Seinen nach Sibirien verbannt, und schon stand der junge, durch Ausschweifungen geschwächte und jeder eigentlichen Bildung entbehrende Kaiser im Begriff, sich mit einer Prinzessin aus der Familie der Dolgorukij zu verbinden, als er 9. Febr. 1730 starb, worauf Anna Iwanowna (s. d.), Herzogin von Kurland, den Thron bestieg, Menschikows Familie zurückberief und die Dolgorukij teils hinrichten ließ, teils in die Verbannung schickte. Während P.s kurzer und thatenloser Regierung wurde die frühere Kaiserin Eudoxia, Peters d. Gr. erste, von ihm verbannte Gemahlin, aus ihrem Gefängnis befreit, der von Katharina I. geschlossene Allianzvertrag mit Preußen erneuert und ein Grenzvergleich mit China zu Stande gebracht, während die von Peter d. Gr. eroberten Provinzen Astarabad, Ghilan und Masanderan den Persern zurückgegeben wurden. Vgl. Herrmann, «Geschichte des russ. Staats» (Bd. 4, Hamb. 1853); Bernhardi, «Geschichte Rußlands» (Bd. 2, Lpz. 1875).

Peter III., Feodorowitsch, Kaiser von Rußland 1762, als Herzog von Holstein-Gottorp Karl

Peter Ulrich genannt, geb. zu Kiel 21. Febr. 1728, war der Enkel Peters d. Gr., entsprossen aus der Ehe seiner Tochter Anna Petrowna mit dem Herzog Karl Friedrich von Holstein, und wurde, da schon mit Peter II. der Romanowsche Mannsstamm ausgestorben war, durch seine Tante, die Kaiserin Elisabeth, kraft der Thronfolgeordnung ihres Vaters 26. Nov. 1742 zum Großfürsten und Thronfolger von Rußland ernannt. Er vermählte sich 1. Sept. 1745 mit der Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst, die bei ihrem Übergang zur griech. Kirche den Namen Katharina Alexiewna annahm, und bestieg, als Elisabeth 5. Jan. 1762 starb, unter dem Namen Peter III. den Thron. Kurz nach seiner Thronbesteigung schloß er mit Friedrich II. von Preußen, den er bewunderte, einen Frieden, nach welchem er das von den Russen eroberte Königreich Preußen zurückgab und den General Tschernytschew mit 15000 Mann zu Friedrichs II. Heere stoßen ließ. P.s Mißachtung des russ. Volkstums, seine Vorliebe für deutsches Wesen und seine auswärtige Politik riefen eine Empörung hervor, an deren Spitze seine eigene Gemahlin Katharina trat, deren Ehrgeiz nicht davor zurückscheute, den in seiner Beschränktheit und Trunksucht von ihr verachteten Gemahl vom Thron zu stürzen. P. befand sich auf seinem Lustschlosse Oranienbaum, als Katharina 7. Juli 1762 an der Spitze der Garden heranzog. Umsonst riet ihm Münnich (s. d.), den er eben aus Sibirien zurückgerufen, sogleich mit seinen Truppen sich gegen die Rebellen zu erklären. P. versäumte sogar die Flucht, ward von seinem eigenen Kammerherrn verraten, nach Peterhof, von da auf das Landgut Ropscha gebracht und hier am 17. Juli 1762 von Alexei Orlow und dessen Mitverschworenen nach einem mißglückten Vergiftungsversuch erdrosselt. Vgl. Bernhardi, «Geschichte Rußlands» (Bd. 2, Lpz. 1875); Herrmann, «Geschichte des russ. Staats» (Bd. 5, Hamb. 1853).

Peter, Kaiser von Brasilien und Könige von Portugal, s. Pedro.

Peter (Nikolaus Friedrich), Großherzog von Oldenburg, Sohn des Großherzogs August und dessen zweiter Gemahlin, Erbprinzessin Ida (geb. 10. März 1804, gest. 31. März 1828), des Fürsten Victor Karl Friedrich von Anhalt-Bernburg-Schaumburg Tochter, ward 8. Juli 1827 geboren und vermählte sich 10. Febr. 1852 mit der Prinzessin Elisabeth (geb. 26. März 1826) von Sachsen-Altenburg, aus welcher Ehe zwei Söhne entsprossen: Erbgroßherzog August, geb. 16. Nov. 1852 (vermählt 18. Febr. 1878 mit der Prinzessin Elisabeth, Tochter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, geb. 8. Febr. 1857), und Prinz Georg, geb. 27. Juni 1855. Am 27. Febr. 1853, nach dem Tode seines Vaters August, folgte P. diesem in der Regierung. (S. Oldenburg.) Nachdem die Herzogtümer Schleswig-Holstein 1864 von Dänemark getrennt worden waren, cedierte der Kaiser von Rußland die gottorpischen Erbansprüche an P. Vergeblich bemühte sich dieser, dieselben beim Deutschen Bunde, sowie in Wien und Berlin geltend zu machen, und trat, den preuß. Erfolgen von 1866 gegenüber, seine Ansprüche endlich durch Vertrag vom 27. Sept. 1866 gegen eine Gebietsentschädigung (Amt Ahrensböck) in Holstein und 1 Mill. Thlr. an Preußen ab. Der Bildung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reichs schloß er sich rückhaltslos an. Im Innern trug er durch eine weise und gerechte Regierung zur gedeihlichen Entwickelung des Landes und zur Hebung des Wohlstandes wesentlich bei.

Peter (Petar), Fürsten von Montenegro, s. unter Montenegro und Njegus.

Peter d'Ailly, Petrus de Alliaco, hervorragender kath. Theolog und Kirchenpolitiker des 14. Jahrh., geb. 1350 im Flecken Ailli in Nordfrankreich, wurde 1380 Professor der Theologie in Paris, 1389 königl. Beichtvater und Almosenier, zugleich Kanzler der Universität Paris, 1395 Bischof von Puy, 1397 von Cambray und 1411 Kardinal. Er war mit Gerson und Clémange eins der Häupter der kath. Reformationspartei, die ihren Hauptsitz an der pariser Universität hatte. Ein allgemeines Konzil sollte diese Reformation herbeiführen. Als endlich das Konzil zu Pisa und dann das zu Konstanz 1414 zu Stande kam, war P. auf dem letztern anfangs das Haupt der Oppositionspartei, die auf Absetzung des Papstes Johann XXIII. drang und es durchsetzte, daß sich das Konzil als unabhängig vom Papst und demselben übergeordnet erklärte; schließlich aber wirkte er dazu mit, daß die Papstwahl der Reformation voranging, wodurch alle Reformbestrebungen vereitelt wurden. An der Verurteilung des Huß nahm er als Vorsitzender der Glaubenskommission lebhaften Anteil. Nach Auflösung des Konzils wurde er päpstl. Legat in Avignon und starb daselbst 9. Aug. 1420. Die zwei oft citierten und meist ihm zugeschriebenen reformatorischen Schriften «De difficultate» und «De necessitate reformationis ecclesiae» sind wahrscheinlich nicht von ihm. Sein theol. Hauptwerk, durchaus scholastisch, ist sein Kommentar zu den Sentenzen des Petrus Lombardus, «Quaestiones super libros sententiarum» (Straßb. 1490). Vgl. Tschackert, «Peter von Ailli» (Gotha 1878).

Peter von Amiens, genannt der Einsiedler, einer der bekanntesten Kreuzzugsprediger, geboren um die Mitte des 11. Jahrh. Von einer Wallfahrt nach Jerusalem (1093) brachte er Bittschriften des Patriarchen von Jerusalem an Papst Urban II. und den ihm im Traum von Jesus gewordenen Auftrag mit, die abendländ. Christenheit zum Kampf gegen das Morgenland aufzurufen. Dadurch gab er den Anstoß zum ersten Kreuzzug. Vor dem eigentlichen Kreuzzugsheere führte er mit Walther von Habenichts einen großen Haufen ungeordneten Volks durch das Byzantinische Reich nach Bithynien, verließ dort seine unbotmäßigen und fast ausgeriebenen Scharen und zog nach Konstantinopel zurück, um sich dem großen Heere anzuschließen. Nach der Eroberung von Jerusalem heimkehrend, bewirkte er zu Huy die Erbauung der Kirche des Heiligen Grabes und starb daselbst 7. Juli 1115 als erster Prior des Klosters Neu-Moustier. In Amiens ist ihm eine Statue errichtet.

Peter von Bruis, Schwärmer des 12. Jahrh., aus der Provence stammend, ein Schüler Abälards, um 1126 als Ketzer verbrannt, wollte durch Verwerfung des ganzen äußern Kultus, der Kindertaufe, der Messe, des Cölibats die ursprüngliche Reinheit der Kirche wiederherstellen. Seine Anhänger, Petrobrusianer genannt, besonders im südl. Frankreich stark verbreitet, zogen tumultuarisch im Lande umher, zerstörten Kirchen und Crucifixe, mißhandelten die Priester und wollten sie zur Ehe zwingen. Nach P.s Tode schlossen sie sich an Heinrich von Lausanne, einen ehemaligen

Cluniacensermönch an, bis es um 1150 Bernhard von Clairvaux und einem päpstl. Legaten durch Überredung und durch Gewalt gelang, sie bis auf wenige Überreste auszurotten.

Peter von Dusburg, Priesterbruder des Deutschen Ordens in Preußen, schrieb eine Chronik des Ordens bis 1326 in vier Teilen, von denen der erste die Gründung desselben, der zweite und dritte aber die Geschichte der Eroberung Preußens und der vierte allerlei Nachträge auch aus der allgemeinen Geschichte enthält. Sein im allgemeinern zuverlässiges «Chronicon terrae Prussiae» wurde von Nikolaus von Jeroschin (s. d.) in deutsche Reime gebracht und am besten von E. Strehlke in den «Scriptores rerum Prussicarum» (Bd. 1, Lpz. 1861) herausgegeben.

Peter de Vinea, s. Petrus de Vinea.

Peter (Karl Ludwig), Historiker, geb. 6. April 1808 in Freiburg a. d. Unstrut, erhielt seine Schulbildung in Pforta, studierte in Halle erst Mathematik, dann Theologie und Philologie, war 1830—35 Lehrer an der lat. Hauptschule, dann am Pädagogium daselbst, hierauf 1835—43 Direktor des Gymnasiums in Meiningen, 1843—52 Mitglied des Konsistoriums in Hildburghausen, 1853—54 Direktor des Gymnasiums in Anklam, 1854—56 in Stettin, seit 1856 Rektor der Landesschule Pforta. Im J. 1873 trat er in den Ruhestand und lebt seitdem in Jena. Er veröffentlichte: «Zeittafeln der griech. Geschichte» (Halle 1835; 5. Aufl. 1877), «Zeittafeln der röm. Geschichte u. s. w.» (Halle 1841; 6. Aufl. 1882), «Die Epochen der Verfassungsgeschichte der röm. Republik» (Lpz. 1841), «Studien zur röm. Geschichte, ein Beitrag zur Kritik von Theod. Mommsens Römischer Geschichte» (1. u. 2. Aufl., Halle 1843), «Geschichte Roms» (3 Bde., Halle 1853; 4. Aufl. 1881), «Röm. Geschichte in kürzerer Fassung» (Halle 1875; 2. Aufl. 1878), «Zur Kritik der Quellen der ältern röm. Geschichte» (Halle 1879).

Peter (Hermann), Philolog, Sohn des vorigen, geb. 7. Sept. 1837 zu Meiningen, studierte in Bonn und Breslau Philologie, war 1860—66 Gymnasiallehrer in Posen, 1866—71 in Frankfurt a. O., wurde 1871 Professor und 1874 Rektor der Fürstenschule in Meißen. Er veröffentlichte: «Die Quellen Plutarchs in den Biographien der Römer» (Halle 1865), eine kritische Ausgabe der «Scriptores historiae Augustae» (2 Bde., Lpz. 1865; 2. Aufl. 1884), «Historicorum Romanorum reliquiae» (Bd. 1, Lpz. 1870), eine erklärende Ausgabe von Ovids «Fasten» (2 Tle., Lpz. 1874; 2. Aufl. 1879), «Historicorum Romanorum fragmenta» (Lpz. 1883).

Peterborough, Parlamentsborough und als Bischofssitz City in der engl. Grafschaft und 58 km im NO. von Northampton, am schiffbaren Nen, Station der Linie Ely-P. der Great-Easternbahn, der Linien London-York und P.-Boston-Doncaster der Great-Northernbahn, Blisworth-Northampton-P. der London und North-Westernbahn und Syston-Stamford-P.-Wisbeach-Kings Linn der Midlandbahn, ist regelmäßig gebaut und hat eine große, 1117—40 errichtete Kathedrale anglo-normann. Stils, der Rest der alten Abtei mit schöner Westfaçade im got. Stil, ferner eine Markthalle, eine Kornbörse, eine Lateinschule, eine Bibliothek, ein Handwerkerinstitut und ein Theater. Der Ort schickt zwei Mitglieder ins Parlament und zählt (1881) 21219 E., die Handel mit Korn, Steinkohlen, Holz, Kalk, Ziegeln und Bausteinen treiben. In der Umgegend sind Dampfkornmühlen. — P., unter den Angelsachsen nach einem Strudel Medeswelhamstede oder Medeshamstede genannt, verdankt seinen Aufschwung der berühmten Abtei, welche 855 vom König Peada von Mercia gegründet, 870 von den Dänen verbrannt, dann wiederhergestellt wurde und zur Zeit ihrer Aufhebung unter Heinrich VIII. eine der prächtigsten des Königreichs war. Auch wegen der von den Mönchen verfaßten Chronik hat diese Abtei Ruf erlangt. Noch finden sich in der Kathedrale die Gräber eines Abts und von 84 Mönchen, welche 870 von den Dänen ermordet wurden, sowie das der Königin Katharina von Aragonien, der ersten Gemahlin Heinrichs VIII., und der Maria Stuart, deren Überreste jedoch 1612 nach der Westminsterabtei in London versetzt wurden. In der Nachbarschaft der Stadt liegen Milton-Park, mit dem Landsitz des Grafen Fitzwilliam, und 20 km im WSW. das Dorf Fotheringhay (246 E.), mit Resten des Schlosses Fotheringhay (s. d.).

Peter-Friedrich-Ludwig-Orden, s. Oldenburgischer Haus- und Verdienstorden.

Peterhead, Hafenstadt in der schott. Grafschaft Aberdeen, an der Nordsee, mit Aberdeen durch Eisenbahn verbunden, Sitz eines deutschen Konsuls, zählt (1881) 10992 E. und hat einen Leuchtturm, Granitbrüche, Schiffswerfte und Leinwand- und Wollstofffabriken. Vor dem Stadthause befindet sich eine Bronzestatue des von hier stammenden und beim Überfall von Hochkirch 1758 gefallenen preuß. Marschalls Keith, 1868 von König Wilhelm I. von Preußen der Stadt geschenkt. P. ist Hauptstation für den schott. Heringsfang.

Peterhof, eins der schönsten kaiserl. russ. Lustschlösser, liegt 21 km von Petersburg am Finnischen Meerbusen, Kronstadt gegenüber. Mit der Eisenbahn gelangt man in 1 Stunde und zu Dampfboot in 1¼ Stunde dahin. Das Schloß wurde unter Peter d. Gr. angelegt, unter der Kaiserin Elisabeth erweitert und verschönert und unter Katharina II. vollendet. Auch die Kaiser Paul I., Alexander I. und Nikolaus I. trugen noch vieles zu seiner Verschönerung und Ausschmückung bei. Das Innere des Schlosses ist überreich an Silber- und Goldverzierungen, und alle Räume sind wahre Prunkgemächer. Von dem Schloß zum Meere hin sind Kaskaden, Springbrunnen und Wasserkünste jeder Art; besonders hervorzuheben ist die Terrasse, von der eine große rauschende Kaskade über sechs vergoldete Stufen in ein großes Bassin fällt, in dem ein aus vergoldetem Erz gefertigter Simson steht, dem Löwen die Kinnbacken aufreißend, aus dessen Rachen ein reicher Wasserstrahl hoch emporsteigt. Bemerkenswert ist auch das herrliche Gartenschloß Babigon, mit schöner Fernsicht, von Kaiser Nikolaus seiner Gemahlin erbaut. — Die nahe Kreisstadt Peterhof zählt (1884) 7954 E.

Peterlein, Pflanze, s. Petersilie.

Petermann (August), ausgezeichneter deutscher Geograph, geb. 18. April 1822 zu Bleicherode, besuchte das Gymnasium zu Nordhausen und trat 1839 in die Geographische Kunstschule des ältern Berghaus in Potsdam. Einem sechsjährigen Aufenthalt daselbst verdankte er neben der wissenschaftlichen Ausbildung zugleich eine gründliche und vielseitige Schulung in sämtlichen Zweigen

der kartogr. Technik. P. arbeitete in jener Anstalt hauptsächlich an Berghaus' «Physikalischem Atlas», zeichnete unter anderm aber auch die Karte zu A. von Humboldts «Asie centrale». Im J. 1845 ging er nach Edinburgh, um A. Keith Johnston in dessen engl. Bearbeitung des «Physik. Atlas» zu unterstützen; viele Karten dieses Atlas, sowie der zugehörige Text sind P.s Werk. Im J. 1847 gründete er in London selbst eine kartogr. Anstalt, gab neben vielen andern Kartenwerken die trefflichen «Physical statistical maps of the British Isles» heraus, lieferte nebenbei für das «Athenaeum» und die «Encyclopedia Britannica» geogr. Artikel und beschäftigte sich schon damals besonders eifrig mit der Geographie Afrikas und mit jener der arktischen Zone. Im J. 1854 nahm P. eine Anstellung in der kartogr. Anstalt von Justus Perthes in Gotha an, wo er die seit 1855 unter seiner Leitung erscheinenden «Mitteilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt» begründete. Hier endete er 25. Sept. 1878 freiwillig sein Leben.

P. setzte es sich zur Lebensaufgabe, einerseits die Fortschritte in der Entschleierung der Oberfläche unseres Erdkörpers durch Karte und Text schnell und gut zur allgemeinen Kenntnis zu bringen, und ferner zu neuen Forschungsreisen anzuregen; diese Aufgabe erfüllte er in großartigster Weise. Die von ihm geschaffene Zeitschrift war während langer Jahre, ehe in den neuerdings entstehenden zahlreichen geogr. Vereinen sich neue Mittelpunkte erdkundlicher Thätigkeit bildeten, geradezu eine Centralstelle für die meisten geogr. Bestrebungen. In der Kartographie war P.s Thätigkeit ebenfalls von nachhaltigem Erfolg begleitet; die sorgsame und kritische Ausnutzung des verschiedenartigsten Quellenmaterials für Bearbeitung von Karten, namentlich außereurop. Gebiete, verbunden mit eleganter und klarer Technik, ist ein besonderes Verdienst der Arbeiten P.s; verschiedene Techniken, wie die Autographie und das Schablonenkolorit, wurden durch seine Initiative zu ihrer heutigen Entwickelungshöhe geführt: zahlreiche Schüler haben P.s «Stil» verbreitet und fortgeführt (so Friederichsen, Debes, Habenicht, Koffmahn, Petry, Domann u. a.). Unter den Karten, die P. in Gotha entwarf und redigierte, sind die große Karte von Inner-Afrika, die Sechs-Blatt-Karte der Vereinigten Staaten und die Neun-Blatt-Karte von Australien die berühmtesten; zahlreich sind die von ihm redigierten Neubearbeitungen von Karten des Stielerschen Handatlas. Eine großartige Thätigkeit entwickelte P. als Agitator für die Förderung geogr. Erforschungsreisen; er erwirkte dem großen Afrikareisenden Barth die Erlaubnis zur Teilnahme an der Expedition Richardsons; die Reisen Vogels, Heuglins und Beurmanns, Mauchs und Rohlfs' wurden teils durch ihn veranlaßt, teils durch die von ihm flüssig gemachten Mittel überhaupt erst ermöglicht. Seit 1865 wandte er seine Agitation hauptsächlich polaren Forschungen zu.

Petermann (Jul. Heinr.), Orientalist, geb. 12. Aug. 1801 in Glauchau, wurde 1837 Professor der orient. Litteratur in Berlin, bereiste 1852—55 Kleinasien und Persien, 1867—68 Palästina und Syrien. Er starb 10. Juni 1876 in Bad Nauheim. Außer kleinern Abhandlungen schrieb P.: «Grammatica linguae Armeniacae» (Berl. 1837), «De Ostikanis, Arabicis Armeniae gubernatoribus» (Berl. 1840), «Beiträge zu einer Geschichte der neuesten Reformen des Osmanischen Reichs» (türkisch und deutsch, in Verbindung mit Ramis Efendi, Berl. 1842), «Porta linguarum oriental.» (5 Bde., Berl. 1864—72), «Reise in den Orient» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1865), «Thesaurus sive liber magnus vulgo liber Adami appellatus» (Lpz. 1867), «Pentateuchus samaritanus» (3 Bde., Berl. 1872—83).

Peter Parley, Pseudonym für Samuel Goodrich (s. d.).

Peterpaulshafen, s. Petropawlowsk.

Petr-Paulstag, s. unter Petrus (Apostel).

Peter-Port-Town, Stadt auf der Insel Guernsey, s. unter Normannische Inseln.

Peters (Christian Aug. Friedr.), ausgezeichneter Astronom, geb. 7. Sept. 1806 zu Hamburg, nahm 1826—32 unter der Leitung Schumachers an den Arbeiten der altonaer Sternwarte, der holstein. Gradmessung, der Bestimmung der Länge des einfachen Sekundenpendels auf Güldenstein teil. Im J. 1833 wurde er Assistent in der hamburger Sternwarte; 1839 ging er in gleicher Stellung an die Sternwarte zu Pulkowa bei Petersburg, wo er 1842 zum Adjunkten der Akademie und 1847 zum außerord. Akademiker erwählt wurde. Aus dieser Zeit stammen eine Reihe Arbeiten ersten Ranges, nämlich: «Numerus constans nutationis ex ascensionibus rectis stellae polaris in specula Dorpatensi annis 1822 ad 1838 observatis deductus» (1842), «Resultate aus Beobachtungen des Polarsterns am Ertelschen Vertikalkreise» (1842), «Recherches sur la parallaxe des étoiles fixes» (1847) u. a. Im J. 1849 wurde P. ord. Professor der Astronomie in Königsberg, 1854 Direktor der altonaer Sternwarte. Die Schrift «Über die eigene Bewegung des Sirius», welche zu der berühmten Entdeckung des Siriusbegleiters führte, entstand hier. In Altona widmete er sich vorzugsweise der Herausgabe der «Astronom. Nachrichten», von welcher Zeitschrift unter seiner Redaction in 25 Jahren 58 Bände erschienen. Außerdem beteiligte er sich vielfach an den Arbeiten der Europäischen Gradmessung. Im J. 1872 wurde die altonaer Sternwarte auf P.' Antrag nach Kiel verlegt und P. 1873 zum ord. Professor an dieser Universität ernannt. P. starb in Kiel 8. Mai 1880.

Peters (Wilh. Karl Hartwig), Reisender und Naturforscher, geb. 22. April 1815 zu Koldenbüttel bei Eiderstedt, widmete sich zu Kopenhagen und Berlin medizin. und naturwissenschaftlichen Studien, unternahm dann eine Reise nach dem südl. Frankreich und Italien, namentlich um die Fauna des Mittelmeers zu erforschen und wurde hierauf Gehilfe am anatom. Institut der berliner Universität. Anfang Sept. 1842 ging P. nach Lissabon, von wo er sich im Dezember nach den portug. Besitzungen des transäquatorialen Afrika einschiffte. In Mozambique hielt er sich bis zum Herbst 1847 auf, wurde 1848 Prosektor an dem anatom. Institut zu Berlin, einige Jahre darauf außerord. Professor der Medizin und 1857 ord. Professor der Zoologie und Direktor sämtlicher zoolog. Sammlungen. Sein Hauptwerk ist die «Naturwissenschaftliche Reise nach Mozambique» (Bd. 1—5, Berl. 1852—68). Hierzu kommt eine Reihe von Abhandlungen in Müllers «Archiv für Anatomie und Physiologie», sowie in den Schriften der berliner Akademie. Seine geogr. Entdeckungen wurden in einer von Kiepert 1849 (Weimar) herausgegebenen Karte niedergelegt. Einen Teil seiner sprachlichen Samm-

lungen bearbeitete Bleek in «The languages of Mozambique» (Lond. 1856). Das berliner zoolog. Museum entwickelte sich unter P. zu einer Anstalt ersten Ranges. Er starb 20. April 1883 in Berlin.

Christian Heinrich Friedrich P., ein Bruder des vorigen, geb. 19. Sept. 1813 zu Koldenbüttel, studierte Mathematik und Astronomie in Berlin, war dann in Kopenhagen und Göttingen thätig und unternahm 1838—43 mit Sartorius von Waltershausen die Aufnahme des Ätna. Später wurde er zum Astronomen des topogr. Bureaus in Neapel ernannt, aus welcher Stellung aber die Ereignisse des Jahres 1848 ihn wieder nach Sicilien vertrieben, wo er im Ingenieurkorps an den Unabhängigkeitskämpfen sich beteiligte. Hierauf ging er nach Konstantinopel und siedelte nach dem Ausbruch des Krimkriegs nach Nordamerika über, wo er bei der Küstenvermessung eine Anstellung fand. Seit 1858 ist er Professor und Direktor der Sternwarte des Hamilton-College zu Clinton im Staate Neuyork. Er hat sich besonders durch seine Beobachtungen und Arbeiten über die Kometen und die Entdeckung einer Anzahl der kleinen Planeten, welche in Verbindung steht mit den von ihm ausgeführten Sternkarten (1. Serie, 20 Karten, 1882), einen geachteten Namen erworben. Er leitete im Auftrage der amerik. Regierung die amerik. Expedition zur Beobachtung des Venusdurchgangs 1874 in Neuseeland.

Petersberg, in älterer Zeit auch Lauterberg (Mons serenus) genannt (so noch 1497 in Dokumenten), eine isolierte Porphyrkuppe, liegt 13 km nordöstlich von Halle a. d. S. in einer Ebene und hat eine Höhe von 248,76 m über dem Meeresspiegel, 140 m über dem Spiegel der Saale bei Wettin und etwas über 100 m über der Ebene. Auf demselben befand sich, nachdem bereits seit sehr alter Zeit auf dem Gipfel eine kleine, jetzt nur noch in geringen Ruinen vorhandene Bet- und Taufkirche gestanden hatte, vormals ein dem heil. Petrus geweihtes Kloster der regulierten Chorherren des Augustinerordens, das vom Grafen Dedo von Wettin, einem ältern Bruder des Markgrafen Konrad d. Gr. von Meißen, seit 1124 gestiftet, 1127 in Rom genehmigt, aber erst durch den Markgrafen Konrad seit 1128 wirklich aufgeführt und reich dotiert, endlich gegen 1151 eingeweiht, 1540 aber säkularisiert wurde. Die Gebäude nebst der Kirche im roman. Stil, in welcher mehrere Markgrafen von Meißen aus dem Hause Wettin begraben liegen, wurden 31. Aug. 1565 durch einen Blitz entzündet und bis auf die Mauern verheert, worauf man 1567 eine kleine Kirche innerhalb der niedergebrannten erbaute. Die Wiederherstellung der Kirche in ihrer ursprünglichen Gestalt hat König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ausgeführt (seit 1853), die Einweihung des überaus stattlichen Bauwerks fand 8. Sept. 1857 statt. Eine Quelle für die Geschichte des Klosters wie überhaupt für den darin abgehandelten Zeitraum bietet das «Chronicon Montis sereni», das von 1124 bis 1225 reicht und einen Presbyter des Klosters, Konrad, zum Verfasser haben soll. Nach der ersten Ausgabe von Mader (Helmst. 1665) wurde es in Mencens «Scriptores rerum Germanicarum» (Bd. 2) abgedruckt und zuletzt von Eckstein (Halle 1844 fg.) herausgegeben. Vgl. Puttrich, «Denkmale der Baukunst in Sachsen und Thüringen» (Abteil. 2, Bd. 2, Lpz. 1845); Knauth, «Der St. Petersberg bei Halle a. d. Saale» (Halle 1873); Mildener, «Der P.» (Halle 1874).

Petersburg, bei den Russen Sankt Peterburg, die zweite Hauptstadt und erste Residenz des Russischen Reichs, im gleichnamigen Gouvernement, liegt (727 km von Moskau und 1612 km von Berlin entfernt) an der Mündung der selbst für größere Fahrzeuge schiffbaren Newa in den Finnischen Golf. Diese teilt sich hier in die nördlich abgehende Newka, welche sich später in die mittlere und kleine Newka teilt, und die Große und Kleine Newa, welche beide die Insel Wassilij-Ostrow (Basilinsinsel) umschließen. Durch diese Spaltungen des Stroms, verschiedene Nebenarme und Kanäle entsteht eine Anzahl größerer und kleinerer Inseln, von denen gegenwärtig 17 mehr oder minder bebaut sind. Der Umfang der ganzen Stadt wird auf 30 km, der Durchmesser auf 13 km, das Areal auf etwas über 100 qkm angegeben. Bei der Einfahrt in die Newamündung gewährt der Strom mit seinen großartigen Ungebungen (Palästen und Kais), besonders an schönen Sommertagen, einen wahrhaft prächtigen und imposanten Anblick. Vom Admiralitätsgebäude, an dessen Flußseite ein neuer Kai hergerichtet ist, strahlen fächerförmig die drei schnurgeraden Hauptstraßen P.s aus: der Newskij-Prospekt, die längste, schönste und belebteste Straße der Stadt, die sich bei einer Breite von 35 m fast 5 km weit erstreckt und von kolossalen Palästen und andern Prachtbauten eingefaßt ist, die etwas schmälere, aber ebenfalls sehr belebte Erbsenstraße (Gorochowaja) und der Woznessenskij-Prospekt. Überhaupt ist die Stadt sehr regelmäßig gebaut; die 600 Straßen sind meist lang und breit, die 60 öffentlichen Plätze geräumig. In administrativer Beziehung zerfällt P. in 13 Stadtteile und 38 Distrikte. Den Mittelpunkt bildet der Admiralitätsteil, mit den größten Regierungsgebäuden, den schönsten Palästen und den reichsten Kaufläden, sowie dem Alexandergarten. Die übrigen Stadtteile sind: der Kasansche, der Spaßische, der Kolomna- und der Narwasche Stadtteil (zwischen Newa, Fontanka, dem Obwodnykanal); ferner der Moskowsche Stadtteil (zwischen Fontanka, Obwodny- und Ligowokanal), der Alexander-Newskij-Stadtteil (zwischen Newa, Obwodny- und Ligowokanal), der Liteinijteil (zwischen Newa, Fontanka und Ligowokanal), der Roschdestwenskische Stadtteil (zwischen dem vorigen, der Newa und dem Ligowokanal), Wassilij-Ostrow, die Petersburger Seite, die Wiborger Seite und der Ochtasche Stadtteil. Der älteste Teil der Stadt ist die seit 1703 von Peter d. Gr. auf einer kleinen Insel erbaute Festung mit dem Münzhof und der Kathedrale des heil. Peter und Paul.

Als Mittelpunkt P.s gilt die Admiralität, die in ihrer jetzigen Gestalt zu Anfang der Regierung Alexanders I. hergestellt wurde. Dieselbe umfaßt ein großes Oblongum, von dem die beiden größern Seiten die eine der Newa, die andere dem großen Admiralitätsplatz mit seinen vielen Prachtgebäuden zugekehrt ist, die Ostseite steht dem Winterpalais (getrennt durch einen großen und breiten Paradeplatz) und die Westseite dem Dirigierenden Senate und dem Gebäude des heiligen Synod gegenüber. Letztere Gebäude vereinigt eine große Bogenpforte, unter welcher die Galeerenstraße geht. Auf der Pforte sitzt mit der Wage die Göttin der Gerechtigkeit. Um die drei Seiten der Admiralität zieht sich

ein schöner, breiter Boulevard von Lindenbäumen mit schattigen Spaziergängen, die neuerdings durch Gartenanlagen, den Neuen Alexandergarten, erweitert worden sind. Gegenüber der Admiralität liegt östlich der grandiose Generalstab; ihm folgen nach Westen zu die Gouvernementsregierungsgebäude. Von der Ecke der Erbsenstraße bis zur Ecke des Wosnessenskischen Prospekts erheben sich entsprechende Privatgebäude, dann folgt das große Kriegsministerium, die Isaak-Kathedrale und die Kasernen der Garde zu Pferde mit ihrem schönen großen und eleganten Wohnhäusern des Kaufmanns Solowjew.

Von gottesdienstlichen Gebäuden besitzt P. etwa 400 Kirchen und (zum Teil allerdings sehr unansehnliche) Kapellen, darunter ungefähr 340 griechisch-orthodoxe, 44 protestantische, 11 katholische, 2 englische, 2 armenische; ferner 6 Synagogen und 3 mohammed. Bethäuser. An der Spitze der griech.-russ. Kirchen steht als die größte und prachtvollste die Isaak-Kathedrale obenan. An der Stelle derselben hatte Peter d. Gr. eine hölzerne Kirche errichtet;

Topographische Lage von Petersburg.

Boulevard. Andere große Plätze sind noch das Marsfeld, auf dem 60000 Mann jeder Waffe manövrieren können, begrenzt von der einen Seite vom Sommergarten, von der andern vom Park des Michailowschen Palais, auf der dritten von großen Privathäusern, den Pawlowschen Kasernen, dem Marmorpalais und dem des Prinzen von Oldenburg; die Plätze vor der Kasanschen Kathedrale, vor dem Alexandratheater, vor dem Michailowschen Palais, beide letztere mit runden Squares, eingefaßt von schönen Eisenzäunen; die großen Exerzierplätze bei den Kasernen der hier garnisonierenden Garderegimenter; auf Wassilij-Ostrow der früher Rumjänzowsche Platz am Newa-Ufer zwischen den Gebäuden der Akademie der Künste, dem Pawlowschen Militärgymnasium und den

den Grund zu dem gegenwärtigen großartigen Bau, der nach den Plänen des Architekten Monferrand aufgeführt und erst 1858 vollendet wurde, legte 1819 Alexander I. Den mit grauem Marmor umkleideten Bau, der die Form eines byzant. Kreuzes hat, zieren auf allen vier Seiten 48 Monolithsäulen von 17 m Höhe. Das Ganze krönt eine bis 82 m aufsteigende vergoldete Kuppel mit einem von 24 Granitsäulen getragenen vergoldeten Türmchen, auf dem das goldene Kreuz steht. Die Höhe des ganzen Gebäudes beträgt 102 m. Von der um das Türmchen führenden Galerie genießt man eines prächtigen Überblicks über P. und seine Umgebungen. Das Innere der Kirche entspricht an Pracht dem Äußern. Namentlich sucht der Ikonostas (Bilderschrank) seinesgleichen an Pracht, Glanz

und Großartigkeit. Derselbe steht auf weißem, mit Gold verziertem Marmor und wird von 8 polierten Malachitsäulen von 13 m Höhe mit reichvergoldeten Kapitälen getragen. An jeder Seite des Haupteingangs zum Allerheiligsten stehen zwei Säulen aus Lapis lazuli. Unter den übrigen Kirchen P.s verdienen noch besondere Erwähnung: die Kathedrale der Muttergottes von Kasan, im Newskij-Prospekt, 1800—8 in Form eines Kreuzes nach dem Vorbild der Peterskirche zu Rom erbaut, vorn mit einer halbkreisförmigen Kolonnade von 132 korinth. Säulen versehen, im Innern mit 56 polierten, 11 m hohen Granitsäulen, dem kostbar bekleideten Bilde der Schutzheiligen und einem Ikonostas von gediegenem Silber; die Festungskirche St. Peter und Paul, 1703 von Holz, 1712—32 von Stein aufgeführt, mit einem sehr hohen vergoldeten Turm und den Sarkophagen der russ. Kaiser (mit Ausnahme Peters II.). Ferner das Alexander-Newskij-Kloster, dessen Hauptkirche (1776—90 erbaut) die Reliquien des heil. Alexander Newskij umschließt. Die 1732 begonnene, aber erst unter Nikolaus vollendete Kirche des Smolnaklosters wird durch eine hohe blaue Kuppel mit goldenen Sternen abgeschlossen und besitzt mehrere gute Gemälde. Um die Preobraschenskische Kirche unweit beim Liteinij-Prospekt läuft ein Geländer aus eroberten Kanonenläufen. Die einfach-schöne Blagoweschtschenskische Kirche und die des heil. Andreas (auf Wassilij-Ostrow) wurden unter Nikolaus erbaut. Unter den Kirchen der übrigen Konfessionen sind zu nennen: die luth. Peter-Paulkirche im Newskij-Prospekt (mit schönem Altarblatt von Brülow), die kath. Katharinenkirche in derselben Straße und die deutsch-reform. Kirche (unweit der Post), die zu den Zierden P.s gehört.

Von den kaiserl. Palästen verdienen eine besondere Hervorhebung: der Winterpalast, auf dem linken Ufer der Newa, welcher 140 m lang, 110 m breit und 24 m hoch ist, 1754 von Rastrelli erbaut, und nach dem furchtbaren Brande vom 29. Dez. 1837 nach dem ursprünglichen Plane, aber im Innern noch prächtiger als vorher, wieder aufgeführt wurde. Durch Bogengänge mit demselben verbunden sind die Alte und Neue Eremitage, letztere 1840—50 im griech. Stil von Klenze erbaut, ein mit staunenswerter Pracht ausgestattetes achteckiges Gebäude von 160 m Länge und 120 m Breite, mit einer berühmten Gemäldegalerie, Sammlungen von Altertümern, worunter die Altertümer von Kertsch, Münzen, Skulpturen, Vasen, Kameen ꝛc., sowie einer sehr bedeutenden Bibliothek. Das Anitschkowpalais, am Newskij-Prospekt, 1748 von der Kaiserin Elisabeth erbaut, dient dem jedesmaligen Thronfolger nach seiner Vermählung zum Aufenthalt. Das Marmorpalais an der Newa, 1770 im Bau begonnen und 1783 vollendet, gehört jetzt dem Großfürsten Konstantin. In architektonischer Beziehung ist das Palais des Großfürsten Michael, 1800 umgebaut, bemerkenswert. Sehr geschmackvoll sind die Palais des Großfürsten Wladimir, der Großfürstin Marie und der Großfürstin Helenn. Das alte Michnel-Palais, jetzt Ingenieur-Palais, ist unter Kaiser Paul erbaut. Das Taurische Palais, 1784 von der Kaiserin Katharina II. erbaut, mit dem Riesensaal, dem sog. Wintergaeten (jetzt ein Skulpturmuseum) und einem großen Park, wird von der kaiserl. Familie nicht mehr bewohnt. Sehr groß ist die Zahl der sog. Krongebäude. Dahin gehören, außer den kolossalen Gebäuden verschiedener Erziehungs- und Pflegeanstalten, der Ministerien, sowie der Kasernen und Exerzierhäuser: das prächtige Admiralitätsgebäude, der Sitz des Marineministeriums, mit Bibliothek, einer Sammlung von Schiffsmodellen u. s. w.; der Generalstab, gegenüber der Eremitage, mit einer Façade von 100 Fenstern; das alte und das neue Arsenal, der Senat, der Synod, die Börse u. s. w. Hieran reihen sich mehrere Theater, wie namentlich das Große Theater (1784 erbaut, 1802 erneuert, seit 1832 in seiner gegenwärtigen Gestalt), welches 4000 Menschen faßt und zur Aufführung von Opern und Balletten dient; das Marientheater, nach dem Brande 1859 schön und zweckmäßig hergestellt, für russ. (bisweilen auch deutsche) Vorstellungen; ferner das Alexandratheater, in dem Newskij-Prospekt, 1832 für 2000 Zuschauer erbaut; das Michaeltheater, neben dem neuen Michailowschen Palais, für deutsches und franz. Schauspiel.

Von Privatpalästen sind zu nennen: der des Fürsten Belosselskij, des Grafen Stroganow am Newskij-Prospekt, des Grafen Scheremetjew an der Fontanka, des Fürsten Demidow in der Morskoi, das maurische des Fürsten Muruſi auf dem Liteinij-Prospekt u. s. w. Unter den 150 Brücken zeichnen sich aus: die Nikolaibrücke, die erste stehende eiserne Brücke über die Newa mit ihren kolossalen Eisbrechern und herrlichem Eisengeländer, die Alexanderbrücke, die zweite stehende eiserne Brücke über die Newa, führt von der Liteinaja zur Wiborger Seite, großartiger und geräumiger als die Nikolaibrücke, 1873—78 erbaut, und die Anitschkowbrücke bei dem Palais gleichen Namens über die Fontanka, gezlert mit vier Reiterstatuen von Klodt. Über die Newa führen noch die folgenden Schiffbrücken: die Schloßbrücke vom Winterpalais auf Wassilij-Ostrow zur Börse, die Troyzkische vom Marsfelde auf die Petersburger Seite. Unter den Denkmälern nimmt die Reiterstatue Peters d. Gr. auf dem Admirnlitätsplatze, mitten in geschmackvollen Gartenanlagen, von der Kaiserin Katharina II. errichtet, den ersten Rang ein. Außerdem sind noch die Alexandersäule vor dem Winterpalais, der Obelisk zu Ehren des Feldmarschalls Grafen Rumjänzow, die Reiterstatue Nikolaus' I. zwischen dem Palais der Großfürstin Maria und der Isaakskirche, das 6. Dez. 1873 auf dem Alexanderplatz errichtete Denkmal Katharinas II., die Standbilder Suworows auf dem Suworowplatze, Kutusows und Barclay de Tollys vor der Kasanschen Kathedrale, eine zweite Reiterstntue Peters d. Gr. vor der Ingenieurakademie, das Monument des Fabeldichters Krylow im Sommergarten und das Denkmal des Admirals Krusenstern vor dem Seekorps an der Newa hervorzuheben. Den Eingang der Chausseen nach Moskau und nach Narwa zieren Triumphpforten.

Unter den reichen Sammlungen und Instituten für Wissenschaft und Kunst sind außer den bereits genannten der Eremitage noch besonders hervorzuheben: die kaiserl. öffentliche Bibliothek, im Newskij-Prospekt, mit über 1 Mill. Bänden, 30 000 Handschriften und über 85 000 Kupferstichen; die Akademie der Wissenschaften, bereits 1725 von Peter d. Gr. gegründet, in einem großartigen Gebäude auf Wassilij-Ostrow, mit einer Bibliothek von 315 000 Bänden und 13 000 Handschriften, dem asiat. und ethnogr. Museum, der naturhistor

Sammlung (wohl der reichsten der Erde) u. s. w.; die 1754 gestiftete Akademie der Künste mit reichen Kunstschätzen; das Museum russ. und altchristl. Altertümer; das Marinemuseum; das Museum des Berg-Instituts u. s. w. An der Spitze der eigentlichen Unterrichtsanstalten steht die Universität (1819 gegründet) in dem Häuserkomplex der 12 Reichskollegien, mit 4 Fakultäten (historisch-philologische, physiko-mathematische, juristische und seit 1854 auch orientalische), über 80 Docenten und 2000 Studenten, einer Bibliothek von 30000 Bänden u. s. w. Sonst sind noch zu nennen: die Rechtsschule, das Alexander-Lyceum, die medizinisch-chirurgische Akademie, 1800 gegründet mit einer Bibliothek von 50000 Bänden; das 1773 gegründete Berg-Institut, jetzt Bergakademie mit 300 Zöglingen, einem Mineraliencabinett von staunenswertem Reichtum und verschiedenen technischen Sammlungen; das 1828 errichtete technische Institut, mit 1000 Zöglingen; das histor.-philol. Institut, die Bauschule, die Commerzschule, die Theaterschule, die militärische Nikolai-Akademie, die Ingenieurakademie, die Forstakademie, die Schule der Ingenieure der Wegekommunikation, der Architekten und Civilingenieure, des Pagenkorps, des Seekorps und die Militärgymnasien. Außerdem befinden sich zu P. 12 Gelehrtengymnasien, 4 Progymnasien, 2 Realschulen, 4 evang.-luth. Gymnasien, 8 weibliche Gymnasien, das Smolna-Institut für adelige Jungfrauen, das Katharinen-, Patriotische und Pawlowsche Institut. Die Elementar- und Volksschulen sind noch sehr mangelhaft und reichen für die starke Bevölkerung bei weitem nicht aus. Unter den gelehrten Gesellschaften und Vereinen entwickeln außer der Akademie besonders die kaiserl. freie Ökonomische Gesellschaft (seit 1765), die Geographische Gesellschaft (seit 1845), die Gesellschaft der Techniker (seit 1866), die Russisch-historische (seit 1866), ferner die Entomologische und Archäologische Gesellschaft, sowie die Vereine für Landwirtschaft und für Gartenbau eine umfassende und einflußreiche Thätigkeit. Mit Wohlthätigkeitsanstalten ist P. ebenfalls gut bedacht. Darunter steht obenan das 1772 gegründete große Findelhaus, zu dem auch früher die jetzige Nikolajewsche Erziehungsanstalt (zu P. und in Gatschina) wie auch das Taubstummeninstitut gehörten. Erwähnenswert sind das Obuchowsche Hospital im Moskowschen Stadtteile, 1784 errichtet, mit 1000 Betten; das Marien-Hospital auf der Liteinaja, 1803 gegründet; das Kalinkin-Hospital, seit 1779, mit über 600 Betten; das Maria-Magdalenen-Hospital auf Wassilij-Ostrow; das Peter-Pauls-Hospital auf der Petersburger Seite; das Maximilianowsche Krankenhaus mit ambulanten Ärzten, im Wosnessenskij-Prospekt, mit Abteilungen auch in andern Stadtteilen; das erste und zweite Hospital für Landtruppen, ersteres beim Smolnakloster und letzteres auf der Wiborger Seite bei der Medizinischen Akademie. Außerdem bestehen zu P. eine Augenheilanstalt, zwei Kinderkrankenhäuser, die Irrenanstalt auf dem Peterhofer Wege; ein Stadtarmenhaus, das Witwen- und Armenhaus der lutherischen St. Annengemeinde, sowie ein anderes der Kaufmannschaft, das Versorgungshaus für arme adelige Fräulein beim Smolnakloster; das Versorgungshaus der Fürstin Barjatinskij für mittellose Frauen mit einem Kinderasyl u. s. w.

Nach der Zählung von 1881 hatte P. 929093 E. gegen 667963 im J. 1869. Es entfielen 1869 von der Gesamtsumme 557168 auf die Bekenner der orthodoxen Kirche, 3138 auf die Raskolniken, 76831 auf die Evangelischen, 20887 auf die Katholiken, 355 auf die Armenier, 6654 auf die Juden, 2071 auf die Mohammedaner und 103 auf die Heiden. Nach den Ständen zählte man 54348 Edelleute, 6113 Geistliche, 22333 Kaufleute, 206904 Bauern, 131932 Militärpersonen. Die Sterblichkeit ist sehr bedeutend, besonders im Frühjahr (Mai), weniger im Herbst. Das männliche Geschlecht prävaliert bedeutend (1869 waren 87553 Männer mehr als Weiber). Die Muttersprache war 1869 bei 566102 russisch, bei 11157 polnisch, bei 46498 deutsch, bei 5077 schwedisch, bei 2099 englisch, bei 3104 französisch, bei 16085 finnisch, bei 3735 estnisch und bei 1983 tatarisch. P. ist eine der wichtigsten Fabrikstädte des Russischen Reichs. Die bedeutendsten Privatfabriken sind Baumwollspinnereien, Baumwollwebereien und Lederfabriken; die großartigen Kronfabriken liefern Spiegel, Bronzewaren, geschliffene Edelsteine, Krystallglas und Porzellan. Außerdem sind zu nennen die kaiserl. mechanische Flachsspinnerei und Porzellanfabrik zu Alexandrowsk (am Wege nach Schlüsselburg), die Stearin- und Seifenfabrik auf der Kutujewschen Insel. Der Handel ist ebenfalls von großer Bedeutung. Im Winter ruht zwar die Schiffahrt, dafür belebt sich aber, durch die Schlittenbahn begünstigt, der Verkehr mit dem Binnenlande außerordentlich. Durch Eisenbahnen steht P. mit Moskau, Warschau, Zarskoje-Selo, Peterhof, Reval und Helsingfors in direkter Verbindung. Ein Kanal von Kronstadt nach einem projektierten neuen Hafen am Südwestende P.s wurde 1875 begonnen und 1885 dem Verkehr übergeben. Der Wert der Einfuhr belief sich 1871 auf 111, der der Ausfuhr auf 37 Mill. Rubel; seitdem ist der Handel aber zurückgegangen. Der Verkehr in der Stadt selbst ist durch Herstellung eines Pferdebahnnetzes bedeutend gesteigert. In der Umgebung der Stadt liegen viele, zum Teil großartige und prächtige Landhäuser, wie namentlich auf Kamenuji-Ostrow, auf Petrowskij, Krestowskij, der Apothekerinsel und Karpowka. Auch die umliegenden Dörfer werden stark als Sommeraufenthalt benutzt. Etwas weiter entfernt liegen Zarskoje-Selo, Pawlowsk, Strelna, Peterhof, Oranienbaum und Gatschina.

P., die jüngste unter den großen Residenzen Europas, wurde erst 1703 von Peter d. Gr. gegründet, und zwar auf einem Gebiet, das kurz zuvor den Schweden entrissen worden. Anfänglich lag es nicht im Plane des Zaren, an den Ufern der Newa eine Residenz zu gründen; vielmehr wollte er hier nur eine Festung zum Schirm und Schutz gegen die Schweden erbauen und bei der günstigen Wasserlage auch einige kaufmännische Niederlassungen anlegen. Da jedoch viele bei dem Bau der Festung beschäftigte Arbeiter und Handwerker sich in der Nähe ansiedelten und auch einige Große des Reichs auf Wassilij-Ostrow sowie auf dem Festlande sich niederließen, faßte Peter d. Gr. den Entschluß, neben der Festung auch eine große Stadt anzulegen, die er nach einiger Zeit sogar zu seiner Residenz erwählte. Das einfache Haus, das sich der Zar gleich anfänglich in der Nähe der Festung auf der Petersburger Seite erbauen ließ, wird noch jetzt sorgfältig vor dem Verfall bewahrt.

Demselben gegenüber wurde 1714 ein ebenfalls noch vorhandenes Sommerpalais (der jetzige Sommergarten) aufgeführt. Das erste russ. Schiff verließ 1717 den Hafen von P.; 1727 kamen bereits 230 Schiffe daselbst an. Im J. 1750 zählte die Stadt schon 80000 E. Diese Zahl wuchs unter der Kaiserin Katharina II., die sich die Verschönerung und den Ausbau der Stadt besonders angelegen sein ließ, zu 110000 und bis zum Schluß des 18. Jahrh. auf 220000. Der Kaiser Paul ließ die ersten Kasernen bauen. Alexander I. sorgte für Austrocknung der Sümpfe und Moräste in den Umgebungen der Stadt, verband alle Inseln durch bequeme Brücken, legte schöne Parks an und erbaute Kirchen und Paläste. Unter seiner Regierung wuchs die Bevölkerung P.s um 300000 Köpfe. Unter Nikolaus I. wurden ebenfalls großartige Bauten ausgeführt und die ersten Eisenbahnverbindungen mit dem Innern des Reichs hergestellt.

Vgl. Kohl, «P. in Bildern und Skizzen» (2. Aufl., 3 Bde., Dresd. u. Lpz. 1845—46); Bastin, «Guide du voyageur à St.-Pétersbourg» (Petersb. 1866); Hafferberg, «P. in seiner Vergangenheit und Gegenwart» (Petersb. 1866); Hübner, «P. und Umgebungen» (Berl. 1880); Bädeker, «Rußland» (1883).

Das russ. Gouvernement Petersburg begreift die frühere Landschaft Ingermanland (s. d.), zählte 1870 auf 53767,1 qkm (einschließlich des Ladogasees) 1591244 E. und zerfällt in die acht Kreise P., Gdow, Jamburg, Luga, Nowoladoga, Peterhof, Zarskoje-Selo und Schlüsselburg.

Petersburg, Schloß bei Jechnitz (s. d.).

Petersburg, Stadt und Einfuhrhafen von Dinwiddi County im nordamerik. Staate Virginia, am Appomattox-River, zählt (1880) 21656 E., hat einen öffentlichen Park und große öffentliche Gebäude, z. B. das Zollhaus, die Post, das Gerichtsgebäude, zwei Markthäuser und ein Theater. Große Schiffe können jetzt in der Stadt landen. Die Haupthandelsartikel sind: Baumwolle, Tabak, Weizen, Korn. Es gibt 10 Tabak- und 4 Baumwollfabriken und 24 Kirchen und Kapellen.

Während der letzten zehn Monate des Bürgerkriegs fanden vor und in der Nähe der Stadt, «der letzten Citadelle der Konföderation», mehrere blutige Schlachten statt. Nachdem General Grant 1864 den vergeblichen Versuch gemacht hatte, die Konföderierten bei Cold-Harbor, ungefähr 16 km nordöstlich von Richmond, zu schlagen, zog er sich südöstlich an den James-River zurück, um womöglich von hier aus Petersburg und dann auch Richmond zu erobern. Am 16. Mai stießen die feindlichen Heere zusammen: die Unionstruppen unter General Butler wurden geschlagen und mußten sich nach Bermuda-Hundreds am James-River zurückziehen, wo sie sich verschanzten. Am 15. Juni kam General Grant mit seinem Heere, und die vereinten Heere griffen P. 15. bis 18. Juni an, konnten aber die Konföderierten nicht aus ihren Verschanzungen heraustreiben. Vom 19. Juni an wurde P. dann belagert, bis es 3. April 1865 kapitulierte.

Petersburger Konvention heißt der von sämtlichen europ. Staaten und von Nordamerika 11. Dez. 1868 abgeschlossene Vertrag, nach welchem Sprenggeschosse aus Handfeuerwaffen vom Kriegsgebrauch ausgeschlossen sind.

Petersdorf (am Riesengebirge), Pfarrdorf im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Hirschberg, am Austritt des Zacken aus dem Riesengebirge, hat (1880) 2382 E., sechs Holzstofffabriken, Fabriken für Spiegel, Krystall- und andere Glaswaren und Papier, sowie bedeutende Drechslereien. Zu dem während des Sommers von zahlreichen Fremden besuchten Orte gehören die Kolonien Hartenberg, Heidelberg und Kiesewald.

Petersen (Niels Matthiaš), einer der verdientesten dän. Sprach- und Geschichtsforscher, geb. 24. Okt. 1791 zu Sanderum auf Fünen, begann unter Leitung von Rask seine altnord. und histor. Studien, denen er sich nachher, besonders seitdem er 1815 eine Lehrerstelle am Schullehrerseminar zu Brahetrolleborg auf Fünen erhalten, fast ausschließlich widmete. Nach der Aufhebung des Seminars 1826 privatisierte er in Kopenhagen, erhielt 1829 eine Anstellung an der Universitätsbibliothek, wurde 1830 Registrator am königl. Geheimen Archiv und 1845 Professor der altnord. Sprache an der Universität. Er starb 11. Mai 1862 zu Kopenhagen.

P.s «Geschichte der dän., norweg. und schwed. Sprache und ihrer Entwickelung aus der Stammsprache» (2 Bde., Kopenh. 1829—30) enthält die Resultate eingehender Forschungen. Als Mitglied der nordischen Gesellschaft für Altertumskunde gab er den 4. bis 10. Teil der «Formanna-Sögur» heraus und lieferte in den «Historiske Fortällinger om Islændernes Fördj hjemme og ude» eine selbständige Bearbeitung der bedeutendsten isländ. Sagas (4 Bde., Kopenh. 1839—44). Von seinem «Handbuch der altnord. Geographie» erschien nur ein Teil (1834). Seine «Geschichte Dänemarks in der ältesten Zeit» (3 Bde., 1834—38; 2. Aufl. 1854—55) zeichnet sich ebenso durch Quellenforschung wie durch ansprechende, einfache Darstellung aus. Ferner erschien von P. eine ausführliche Darstellung der «Nordischen Mythologie» (Kopenh. 1849), «Bidrag til den oldnordiske Litteraturs Historie» (Kopenh. 1866), «Bidrag til den danske Litteraturs Historie» (2. Aufl., 6 Bde., Kopenh. 1867—71).

Petersfield, Stadt in der engl. Grafschaft Hampshire, Station der Linie Woking-Portsmouth der London- und South-Westernbahn, hat (1881) 6546 E., eine Kirche anglo-normann. Stils, eine Lateinschule (Churcher's College) und ein Standbild König Wilhelms III.

Petersgroschen, s. Peterspfennig.

Petershagen (an der Weser), Stadt im preuß. Regierungsbezirk und Kreis Minden, links an der Weser, an der Einmündung der Oyer in dieselbe, zählt (1880) 1809 E., ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Amtes, hat vier Tabaks- und Cigarrenfabriken, eine Dampfziegelei und in dem 1316 von Bischof Gottfried erbauten ehemaligen Residenzschloß der Bischöfe von Minden ein evang. Schullehrerseminar und eine Taubstummenanstalt.

Petersilie (Petroselinum sativum *Spr.*), eine zur Familie der Doldengewächse gehörige bekannte, schon im röm. und griech. Altertum hochgeschätzte Gewürzpflanze, deren Blätter als Suppenwürze allgemein beliebt sind. Sie hat dreifach gefiederte Blätter mit keilförmig verschmälerten, dreilappigen, oben glänzenden Blättchen. Von ihren Gartenformen werden außer der gemeinen Art selbst am häufigsten kultiviert: die Krauspetersilie, welche insofern vorteilhafter ist, als die gewöhnliche P., als sie weniger leicht in den Samenstengel schießt und nicht mit dem giftigen Gartenschierling (Hundspetersilie) verwechselt werden kann, und die Moospetersilie mit noch feiner gekrauften

Blättern. Die krausblätterigen Sorten werden auch zur Verzierung der Fischplatten u. s. w. benutzt. Man säet die P. in fettes Land sehr weitläufig zu verschiedenen Zeiten, im Herbst für den Frühjahrsbedarf, im April für die Sommermonate und im Juli für den Herbst, immer in flache Rillen, welche 15 cm voneinander entfernt gezogen werden. Die beste Weise aber, sich P. für den Winter zu sichern, ist die Benutzung eines sog. **Petersilientopfes**, eines vasenartigen Thongefäßes mit regelmäßig verteilten Löchern in der Wand. Indem man dieses Gefäß nach und nach mit Erde füllt, legt man die Wurzeln der P. dergestalt ein, daß sie mit dem Wurzelhalse dicht vor den Öffnungen zu liegen kommen. In der Küche oder in einer kühlen Stube an einem hellen Platze aufgestellt und von Zeit zu Zeit von oben begossen und öfter gedreht, sodaß nach und nach alle Seiten von der Sonne beschienen werden, bedeckt sich das Gefäß binnen kurzem mit dichtem Grün, welches nach und nach verbraucht wird und sich monatelang immer wieder ersetzt.

Die P. hat eine Varietät mit möhrenartiger und eine andere mit rundlicher Wurzel, welche ein vortreffliches Gemüse gibt (Wurzelpetersilie). Man säet sie im Frühjahr möglichst zeitig in fetten, etwas frischen Boden in Reihen und bringt die Pflanzen in denselben auf einen Abstand von 20 cm. Die Wurzeln werden im Oktober gehoben und im Keller in Sand eingeschlagen. Die P. trägt im zweiten Jahre Samen. Will man von diesem ernten, so muß man die benötigten Stöcke aus der Herbstsaat während des Sommers ungenutzt lassen.

Petersinsel, f. unter Südpolarländer.

Petershpfennig oder Petersgroschen hieß die Abgabe, die England seit dem 8. Jahrh. an den Papst entrichtete. Der angelsächs. König Ina von Wessex soll sie 725 dem Papste zuerst zu dem Zweck zugestanden haben, daß davon in Rom eine Pflanzschule für engl. Geistliche errichtet und die Kirchen und Grabmäler Petri und Pauli unterhalten würden. Sie wurde durch Einsammlung eines Penny von jedem Hause alljährlich am Peterstage aufgebracht und überstieg im 13. Jahrh. das Geldeinkommen der Könige von England bedeutend. Schon König Eduard III. machte 1365 den Versuch, den P. abzuschaffen, doch erst Heinrich VIII. gelang es, durch die Akte von 1532 denselben aufzuheben. Seit dem Italienischen Kriege von 1859 ist der P. in kath. Ländern als freiwillige Gabe zur Unterstützung des Papstes wieder aufgekommen.

Petersee (Sankt), f. unter Lorenzstrom.

Peterthal, Pfarrdorf und Badeort im bad. Kreise Offenburg, Bezirksamt Oberkirch, an der Rench, im Schwarzwald, 394 m über dem Meere, hat 600 E., Harz-, Pech- und Kienrußfabriken, viele Sägemühlen, Fabrikation von Kirschwasser und Holzhandel. Das zu den Kniebisbädern gerechnete Bad mit vier Eisenquellen wird jährlich von etwa 1200 Kurgästen besucht. P. gehörte bis 1803 zum Bistum Straßburg.

Peterswald, Dorf in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Aussig, mit österr. und sächs. Zollamt, zählt (1880) 2885 E. Hier fanden 16. Sept. 1813 Gefechte zwischen den Franzosen und den Verbündeten unter Pahlen und Kleist statt.

Petershwaldau, großes Fabrikdorf im Kreise Reichenbach des preuß. Regierungsbezirks Breslau, zieht sich in einer romantischen Gebirgsschlucht am Ostabhang des Eulengebirges 7 km weit hin und besteht aus den vier Gemeinden Ober-, Mittel-, Nieder- und Königlich-P., welche zusammen (1880) 8085 meist prot. E. zählen. P. hat ein Schloß der Grafen von Stolberg-Wernigerode mit reichem Archiv, eine kath. und eine 1875 vollendete prot. Kirche, eine Diakonissenanstalt, Baumwollspinnereien, Baumwollwaren-, Cigarren- und Stärkefabriken, Färbereien, Zeugdruckereien und viele Mahl- und Schneidemühlen.

Peterwardein, Hauptort des gleichnamigen kroat.-slawon. Militärgrenzbezirks, eine der stärksten Festungen der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, am rechten Ufer der Donau, Station der Linie Budapest-Semlin der Ungarischen Staatsbahn. Sie ist der Sitz eines Festungskommandos, zählt, abgesehen von der starken Besatzung, mit den beiden Vorstädten (1880) 4222 E. und hat vier Kirchen, eine Hauptschule, ein Militärspital und ein mit Merkwürdigkeiten aus den Türkenkriegen reichlich versehenes Zeughaus. Eine stehende Eisenbahnbrücke verbindet die Stadt mit dem gegenüberliegenden Neusatz. Die Festung besteht aus zwei verschiedenen Teilen. Die obere Festung, auf einem ziemlich hohen, von drei Seiten isolierten Serpentinfelsen, die mit einem Hornwerke in Verbindung steht, ist ein alter, nur von Militär bewohnter Bau mit Kaserne, Zeughaus und einem Brunnen, der bis unter den Wasserspiegel der Donau geht. Am Fuße des Bergs liegt die untere Festung, die eigentliche Stadt. Beide Festungen zusammen können gegen 10000 Mann aufnehmen. P. steht an der Stelle des röm. Acumincum. Die Festungswerke wurden 1688 von den Kaiserlichen gesprengt und bald nachher die Stadt durch die Türken niedergebrannt. Im Frieden zu Passarowitz vom 21. Juli 1718 verblieb sie dem Kaiser, nachdem hier Prinz Eugen 5. Aug. 1716 einen Sieg über den Großvezier Ali erfochten. Im Revolutionskriege von den ungar. Insurgenten besetzt, ergab sich die Festung 6. Sept. 1849 an das kaiserl. Cernierungskorps.

Peti, Münze, s. Dong.

Petic, früher Name der Stadt Hermosillo (s. d.).

Petinet (vom frz. pétinet), ein spitzenähnliches Gewebe aus Seide oder Baumwolle zu Schleiern, Hauben, Ballkleidern u. s. w. Jetzt wird P. wie alle derartigen Stoffe meist unter dem Namen Tüll geführt.

Petinetglas, s. Fadenglas.

Petiölus (lat.), der Blattstiel; petiolatus, mit einem Blattstiel versehen.

Pétion (Alexander, eigentlich Sabes), Präsident von Haïti, geb. 2. April 1770 in Port-au-Prince, ein Mulatte, kämpfte seit 1798 unter General Rigaud gegen Toussaint-Louverture und schiffte sich 1800 nach Frankreich ein. Hierauf schloß er sich der Expedition des Generals Leclerc als Oberst an, empörte sich jedoch 1802 gegen die Franzosen, nahm 1803 Port-au-Prince und wurde Gouverneur des südl. Teils der Insel. Bei Trennung der Insel in eine Mulattenrepublik und einen Negerstaat ward P. 1808 Präsident der erstern. Er gab derselben 1816 eine freisinnige Verfassung und starb 27. März 1818.

Pétion de Villeneuve (Jérôme), geb. zu Chartres 1753, war Advokat daselbst, als die Generalstände berufen wurden, und kam als Deputierter des dritten Standes nach Versailles. Er machte sich bald durch seine Opposition gegen Mirabeau und durch die rücksichtslosen Angriffe gegen

die Königin während der Oktoberereignisse 1789 bemerkbar. Ende 1790 Präsident der Nationalversammlung, widerstrebte er dem Bemühen Mirabeaus nach Revision der Verfassung. Er galt damals mit Robespierre und Buzot als das Haupt der radikalen Partei. Im Juni 1791 Präsident des Pariser Kriminaltribunals, ward er als Kommissar nach Varennes geschickt und that sich hierbei durch seine Brutalität gegen die auf der Flucht ergriffene königl. Familie hervor. Am 14. Nov. 1791 ward er Maire von Paris, gegen den vom Hof unterstützten Lafayette. Immer mit den Radikalen gehend, ließ er dem Proletariat von Paris die Wege frei, auf denen es durch die Revolutionen vom 20. Juni und 10. Aug. 1792 das Königtum stürzte. Doch ward P. später von der Strömung, die er ins Leben gerufen, selbst beiseite geschoben. In dem Konvent als Deputierter des Eure- und Loirdepartements erster Präsident, hielt er sich zur Gironde, stimmte im Königsprozeß für den Appell ans Volk und den Tod mit Aufschub, ward nach Dumouriez' Verrat von Robespierre als dessen Mitverschworener heftig angegriffen, 31. Mai 1793 proskribiert und 2. Juni gefangen. Es gelang ihm in den Süden zu entkommen, wo er bis Juni 1794 blieb. Dann aber aufgespürt, irrte er mit einem Genossen umher; in der Gegend von Bordeaux, bei St.-Emilion, fand man bald darauf seine von Wölfen halb gefressene Leiche. Es ist ungewiß, ob ihn Hunger oder eigene Hand getötet hat.

Pétiotisieren, ein von dem Weingutsbesitzer Pétiot zu Chaminy im franz. Depart. Saône-et-Loire empfohlenes Verfahren zur Rotweinbereitung. Es besteht darin, daß die nach der Hauptgärung zurückbleibenden Schalen der Trauben nach dem Abzuge des Mostes mit einer Zuckerlösung übergossen und von neuem zur Gärung gebracht werden. Durch den sich bildenden Alkohol wird der in den Schalen verbliebene Farbstoff gelöst und es entsteht ein kleiner Nachwein, dessen Geschmack durch Zusatz einer geringen Menge von Weinsäure zu verbessern ist. (Vgl. auch Verfälschungen.)

Petit, eine Buchdruckertype von acht typographischen Punkten. Sie wird für Zeitungs- und Werkdruck sehr viel verwendet und zu den eigentlichen »Brotschriften« gezählt.

Petit-Champagner oder Bergeracwein, s. unter Bergerac.

Petite-Pierre (La), s. Lützelstein.

Petitgrainöl, eine geringe Sorte von Orangenschalenöl.

Petition (lat.), **Petitionsrecht,** d. i. Bitte, Recht der Bitte. In jenen Zeiten, wo die Regenten durch ihre eigene Unnahbarkeit und durch die Politik ihrer Ratgeber nicht selten sogar den Bitten und Klagen ihrer Unterthanen entzogen wurden, erschien es schon als ein wichtiger Fortschritt, wenn das Recht jedes einzelnen, dem Monarchen bittend zu nahen, in gewissen Formen festgestellt wurde. Daher findet sich denn auch dieses Recht schon unter den frühesten Bewilligungen, welche z. B. engl. Könige auf Andrängen des Parlaments ihrem Volke machten. Noch wichtiger wurde das gleiche Recht, sofern es von gesetzlich konstituierten Körperschaften (Parlamenten, Ständetagen u. dgl.) ausgeübt wird, zumal wenn, wie dies in England und auch mehrfach in Deutschland vorkam, solche P. oder Bitten mit Geldbewilligungen in Verbindung gesetzt und letztere von der Erfüllung der erstern abhängig gemacht wurden. In den modernen Verfassungen ist fast immer das ständische Petitionsrecht ausdrücklich garantiert, oft mit dem Zusatze, daß die Regierung auf jede solche P. wenigstens einen motivierten Bescheid geben müsse. Außerdem ist in der Regel auch den Unterthanen das Recht der P. an die Landesvertretung zugesprochen, hauptsächlich zu dem Zwecke, um letztere von dem Stande des öffentlichen Lebens zu unterrichten. Von diesem Rechte wird der großartigste Gebrauch in England gemacht, wo in manchen Fällen P. mit Hunderttausenden, ja mehr als einer Million von Unterschriften dem Parlament überreicht worden sind. Der Brauch erheischt dort, daß jede solche P. durch ein Mitglied des Parlaments eingeführt werde. Solche von vielen unterzeichnete P. nennt man Kollektivpetitionen.

Petition of Rights (spr. Petischen of Reits, engl., d. i. Bittschrift um Herstellung der Rechte) nannte man die Beschwerdeschrift, welche das engl. Parlament 1628 König Karl I. überreichte. Dieselbe bezog sich auf Rechtsverletzungen durch den König und forderte eigentlich nur das, was in der Magna Charta (s. d.) und andern Statuten schon verbürgt war. Das Parlament verlangte, daß niemand mehr gezwungen werden sollte, dem König Abgaben, Darlehne oder Geschenke ohne Bewilligung des Parlaments zu geben; daß niemand willkürlich, ohne Angabe der Ursache und mit übertretung der gesetzlichen Formen verhaftet und gerichtet werden sollte; daß niemand fortan durch Einquartierung von Soldaten oder Matrosen willkürlich exequiert und belästigt werden; daß die kriegsrechtlichen Kommissionen aufgehoben und niemals wieder in Anwendung gebracht werden sollten. Das Oberhaus suchte die Bittschrift anfangs zu hintertreiben, trat aber später bei. Der König weigerte sich lange, die Forderungen zu erfüllen, erschien jedoch, als er sah, daß sich der Unwille des Parlaments drohend gegen seinen Günstling, den Herzog von Buckingham, richtete, am 7. Juni 1628 persönlich im Oberhause und gewährte sämtliche Punkte. Wiewohl der König das Versprechen wieder umging, galten doch diese klaren Bestimmungen wie eine neue Magna Charta der Nationalfreiheit und wurden später durch die Habeas-Corpus-Akte (s. d.) und die Declaration of Rights (s. d.) bekräftigt und vervollständigt.

Petitionsrecht, s. Petition.

Petitio principii (lat.) heißt in der Logik derjenige Fehler im Beweise, den man dadurch begeht, daß man etwas aus einem Grunde beweist, der selbst erst des Beweises bedarf. Wenn man z. B. die Eingebung der Heiligen Schrift durch Gott aus dieser selbst beweisen will, wobei schon die Eingebung derselben vorausgesetzt wird, so trifft hier die Petitio principii mit dem Zirkelbeweis zusammen. (S. Beweis, logisch.) Die Petitio principii kann im Oberſatz wie im Unterſatz liegen.

Petit-Magny, franz. Dorf bei Belfort; hier fand 2. Nov. 1870 ein kleines Gefecht der preuß. 1. Reservedivision (von Treskow), welche zur Einschließung von Belfort vorrückte, gegen vorgeschobene Besatzungstruppen der Festung statt.

Petitorienklagen oder Petitorische Rechtsmittel (petitorium) heißen solche, mit denen das Recht selbst, namentlich das Eigentum an einer Sache, ein Servitut oder ein sonstiges dingliches Recht, in Anspruch genommen wird, während es

sich bei possessorischen Rechtsmitteln nur um den bisherigen Besitzstand und dessen einstweilige Aufrechthaltung oder Wiederherstellung handelt.

Petit-Tournois, kleine franz. Silbermünze, 1310 unter Philipp dem Schönen erstmals geprägt; es gab $^3/_4$-, $^1/_2$- und $^1/_3$-Tournois im Wert von 15, 10 und 6 Sous.

Petitum (lat.), Gesuch, namentlich das in einer Eingabe an eine Behörde gestellte Gesuch.

Petőfi (eigentlich Petrovics, Alexander), berühmter ungar. Dichter, geb. 31. Dez. 1822 in Kis-Kőrös im Pester Komitat als Sohn eines evang. Fleischhauers, besuchte an verschiedenen Orten das Gymnasium, vollendete aber seine Studien nicht, sondern verbrachte seine wechselvolle und stürmische Jugend teils als gemeiner Soldat, teils als untergeordnetes Mitglied einer wandernden Schauspielertruppe. Schon 1843 erschienen seine ersten Gedichte in Zeitschriften, 1844 die erste Sammlung derselben, welche sofort außerordentlichen Beifall fand. Nun folgten rasch zahlreiche lyrische Gedichte und Gedichtsammlungen, gleichzeitig das komische Heldengedicht «A helység kalapácsa» («Der Hammer des Dorfes», 1844), das Märchenepos «János vitéz» («Held Janos», 1845; deutsch von J. Schnitzer, Lpz. 1878), der Roman «A hóhér kötele» («Der Strick des Henkers», 1846; deutsch, Halle 1852), das Drama «Tigris és hiéna» («Tiger und Hyäne», 1846) und einige sehr gelungene Dorfnovellen in den «Életképek» («Lebensbilder»), einer vielgelesenen belletristischen Zeitschrift, welche er mit M. Jókai herausgab. Auch übersetzte er vortrefflich Shakspeares «Coriolan» (1848). Sein Roman und seine dramatischen Versuche sind entschieden verfehlt, dagegen schuf er auf dem Gebiete der Lyrik stets vollendetere und genialere Dichtungen. Im Sept. 1847 heiratete er Julie Szendrei, die Tochter des gräflich Ludwig Károlyischen Güterdirektors, deren Schwester der Dichter und Kritiker P. Gyulai ehelichte. P.s Witwe starb 1868 als Gattin des pester Universitätsprofessors Arpád Horváth. Im März 1848 trat P. an die Spitze der pester Jugend, welche durch die zwölf Nationalforderungen den Sieg der Revolution herbeiführte. Sein geniales Gedicht «Talpra, magyar!» («Auf, Magyare!»), das erste censurfreie Druckwerk des Landes, bestimmte die Richtung dieser Bewegung, welche er durch zahlreiche zündende Revolutionslieder wach erhielt und steigerte. Beim Beginn des Freiheitskampfes vertauschte er die Feder mit dem Schwert und kämpfte später an Bems Seite, dessen Adjutant er war. Als solcher fiel er wohl 31. Juli 1849 in dem Treffen bei Segesvár (Schäßburg), wenigstens wurde er hier zum letzten mal gesehen. Im J. 1877 tauchte das Gerücht auf, P. sei nicht in der Schlacht gefallen, sondern lebe noch als Gefangener in Sibirien; die energisch angestellten Nachforschungen der Regierung ergaben jedoch die Grundlosigkeit dieser Ansicht.

P. ist der genialste und eigenartigste ungar. Lyriker, in dessen Dichtungen die Leidenschaft und Glut, wie die Melancholie und der Humor des ungar. Geistes ihren unübertroffenen Ausdruck finden. Deshalb wurden seine Lieder echte Volkslieder und fanden zahlreiche, aber meist nicht sehr glückliche Nachahmer. Daher auch die Schwierigkeit, P.s Gedichte würdig zu übersetzen. P.s sämtliche Gedichte erschienen 1874 und öfter in einer illustrierten Pracht-, später auch in einer billigen Volksausgabe. Deutsche Übersetzungen lieferten Adolf Dux (Wien 1846), Kertbeny in mehrern Sammlungen, M. Hartmann und F. Szarvady (Stuttg. 1853), Opitz (2 Bde., Pest 1864; 2. Aufl. 1867), Hugo Melkl (Lpz. 1871), L. Neugebauer (Lpz. 1878; 2. Aufl. 1884), L. Aigner u. a. Mehrere Gedichte P.s wurden ins Englische von Bowring (1866), ins Französische von A. Saissy (1878), ins Italienische von Cassone und von Bella übersetzt. P.s Leben schrieben K. Zilahy (Pest 1864) und Alex. Butkovics (Preßb. 1883). Vgl. auch F. Bubenik, «Alexander P. Eine Skizze seines Lebens und Dichtens» (Wien 1882). Sein Denkmal (Statue von Adolf Huszar) wurde 15. Okt. 1882 auf dem Petőfiplatz in Budapest enthüllt.

Petorca, Departementshauptstadt der Provinz Aconcagua in der südamerik. Republik Chile, 60 km im NNW. von San-Felipe, hat etwa 3000 E., reiche Goldbergwerke, Silber- und Kupferminen.

Petra (grch., d. i. Fels; hebr. Sela; aram. Reqem), die alte, jetzt in Ruinen liegende Hauptstadt der Edomiter, später der Nabatäer, mitten in dem wüsten Peträischen Arabien, 115 km im Nordnordosten vom Alanitischen oder Golf von Akabah (s. d.) und 74 km im Süden vom Toten Meer, östlich von der Bodensenkung Wadi-el-Arabah, in einem von den steilen, klippigen Felsmassen des Gebirges Seïr (jetzt Dschebel-Schera) umschlossenen Kessel gelegen, war lange als Knotenpunkt des Karawanenhandels zwischen Syrien und Arabien ein kommerziell und politisch sehr bedeutender Ort, wurde von Athenäus, einem Feldherrn des Antigonos, 310 v. Chr. überrumpelt, welcher aber bald darauf mit seinem Heere vernichtet wurde, stand seit Pompejus unter röm. Oberhoheit und wurde unter Trajan 105 von A. Cornelius Palma eingenommen. Viele Römer ließen sich hier nieder. Noch bis in das 6. Jahrh. ist P. als Bischofssitz erwähnt, verschwand aber seit der Eroberung durch die Araber aus der Geschichte und blieb vergessen, bis er von Burckhardt 1812 wieder entdeckt und seitdem vielfach beschrieben wurde. Die großartige Trümmerstätte der merkwürdigen Stadt, nach einem sie durchsehenden Bache jetzt Wâdi-Mûsa (Mosesthal) genannt, weist außer einer ungeheuern Menge zerfallener und zertreuter Reste von Mauerwerk, Ziegel-, Bruch- und Quadersteinen, Fragmenten von Bildhauerarbeiten, auch noch ziemlich erhaltene Prachtbauten aus dem 2. bis 4. Jahrh. auf, die mit denen von Baalbek und Palmyra wetteifern und das Eigentümliche haben, daß sie sich, mit Ausnahme eines Tempels, sämtlich an Felsmassen anlehnen. Die Felswände ringsum sind von unten bis oben zu Grabstätten ausgearbeitet, die sich in kolossalen Stockwerken in den verschiedensten Umrissen übereinander erheben. An der Ostseite zeigt sich ein ganz in den Fels gehauenes Theater von 36 m Durchmesser mit 33 Sitzreihen und über den obersten der Sitze noch ein Stockwerk Felskammern mit Eingängen. Den bequemsten Eingang zu der Felsenstadt bildet das von Oleanderbüschen besetzte Schluchtenthal (es-Sîk), durch welches der Wâdi-Mûsa von Osten her in den Kessel eintritt. Es ist, von senkrechten Sandsteinwänden eingeschlossen, nirgends über 13—16 m breit, verengt sich nach unten bis zu 3,9 m und ist hier durch eine offenbar künstlich gesprengte Felsbrücke überwölbt, zu beiden Seiten mit Pfeilern verziert, zwischen denen Nischen in die Felswand eingehauen. An dem Zusammenstoß

dieser mit einer andern Kluft tritt das stattlichste Prachtgebäude hervor, Chaznet-Fir'aun (Pharaos Schatzkammer) genannt, fast noch ganz erhalten, vom Boden bis zum Gipfel und im Innern bis zur hintersten Kammer aus der Felswand herausgearbeitet. Vgl. Léon de Laborde, «Voyage dans l'Arabie Pétrée» (Par. 1830—33) und dessen «Voyage en Orient» (Par. 1837—64); Palmer, «The desert of the Exodus» (Cambr. 1861; deutsch als «Der Schauplatz der vierzigjährigen Wüstenwanderung Israels», Gotha 1876); Visconti, «Diario di un viaggio in Arabia petrea» (Rom 1872); Herzog von Luynes, «Voyage d'exploration à la mer morte, à P. et sur la rive gauche du Jourdain» (2 Bde., Par. 1875).

Petra, alter Ort an der Stelle des heutigen Batum (s. d.).

Petra, Insel, s. Spezzia.

Peträisches Arabien, die heutige Sinaihalbinsel mit dem angrenzenden Teil des nordwestl. Arabien, nach der Stadt Petra (s. d.) benannt.

Petrarca (Francesco), berühmter ital. Dichter und Gelehrter, der Vater des Humanismus, stammte aus einer florentin. Familie und wurde 20. Juli 1304 zu Arezzo geboren, wo seine Eltern in der Verbannung lebten. Im J. 1305 siedelte die Familie nach Ancisa über und hier verbrachte P. seine Kindheit; 1313 ging P.s Vater nach Avignon und 1315 nach Carpentras. Hier widmete sich P. unter Convenevole da Prato den klassischen Sprachen, der Rhetorik und Verskunst. Dann lag er gegen seine Neigung zu Montpellier und Bologna dem Rechtsstudium ob, das er nach dem 1326 erfolgten Tode seines Vaters aufgab, um sich ganz den klassischen Studien zu widmen. Von 1329 an bereiste er Belgien, die Schweiz und Frankreich und ging 1330 nach Avignon, wo er vom Kardinal Giovanni Colonna freundlichst aufgenommen wurde. Im J. 1333 bereiste er die Niederlande und Deutschland, 1336 ging er nach Rom, dann nach England, von wo er im Aug. 1337 nach Avignon zurückkehrte. Im Herbst des gleichen Jahres ließ er sich in Vaucluse bei Avignon nieder. Am Osterfest 1341 wurde er auf dem Kapitol zu Rom feierlich als Dichter gekrönt. Dann ging er nach Parma, 1342 nach Avignon, von da nach Neapel als Gesandter Clemens' VI. und kehrte Ende 1343 nach Parma zurück. Über Bologna und Verona begab er sich 1345 wieder nach Avignon, wo er das ihm angebotene Amt eines päpstl. Sekretärs ausschlug; 1347 wandte er sich wieder nach Italien, wo er bis zum Sommer 1351 blieb. Zwei Jahre später begab er sich zu den Visconti nach Mailand, die ihn 1355 als Gesandten nach Paris schickten. Über Mailand und Padua ging er 1362 nach Venedig; 1369 ließ er sich in Arquà nieder und wurde daselbst am Morgen des 19. Juli 1374, auf seine Bücher niedergesunken, tot vorgefunden. Eine Statue P.s (von Leoni) befindet sich in Florenz.

P.s Bedeutung liegt zunächst darin, daß er der erste und bedeutendste Wiedererwecker des klassischen Altertums, Vorkämpfer und Träger des Humanismus ist. Dem Studium der Alten widmete er sein ganzes Leben; unermüdlich sammelte er alte lat. Handschriften, von welchen er mehrere eigenhändig abschrieb. Auch entdeckte er manche bis dahin unbekannte oder als verloren betrachtete Denkmäler der antiken Litteratur. Er war der erste in der neuern Zeit, der wieder das Beispiel eines korrekten und eleganten lat. Stils gab. Unter seinen zahlreichen lat. Werken sind die bedeutendsten: das Heldengedicht «Africa» (beste Ausg. von Pingaud, Par. 1872), welches Scipios Thaten verherrlicht; «Poemata minora» (gesammelt in 3 Bdn., Mail. 1824—34), Gedichte, Eklogen, Episteln und Epigramme umfassend; «De contemptu mundi» (1472 u. öfter), «De vita solitaria» (1472 u. öfter), De vera sapientia» (1485 u. öfter), «De remediis utriusque fortunae» (1471 u. öfter), «De sui ipsius et aliorum ignorantia» (1492 u. öfter), «De rebus memorandis» (1485 u. öfter), «De viris illustribus» (1473 u. öfter) u. v. a. Besonders wichtig sind seine zahlreichen Briefe (beste Ausg. von Fracassetti, 7 Bde., Flor. 1859—70 und von demselben ital. mit Kommentar, 7 Bde., Flor. 1863—70), die er von vornherein in der benutzten Absicht schrieb, sie der Nachwelt zu überliefern.

Weit mehr Wert jedoch als alle seine lat. Schriften haben seine durch unübertroffene Formvollendung ausgezeichneten ital. Gedichte («Rime» oder «Canzoniere», unzähligemal gedruckt, kommentiert und übersetzt; kritische Ausg. mit Kommentar von Scartazzini, Lpz. 1883; deutsch am besten von Krigar, Hannov. 1866), die seine Liebe zu Laura (s. d.) und seinen Schmerz über deren Tod verherrlichen. Weniger poetischen Wert haben die «Trionfi». Gesamtausgaben der Werke P.s sind mehrmals erschienen (Basel 1495 fg., Veneb. 1501 fg. ꝛc.). Nahezu erschöpfende Auskunft über die umfassende Petrarca-Bibliographie, sowie auch über seine zahlreichen Biographen gibt Ferrazzi, «Bibliografia Petrarchesca» (Bassano 1877). Aus neuester Zeit ist hervorzuheben: Bartoli, «Francesco P.» (Flor. 1884), sowie unter den deutschen Arbeiten: Voigt, «Die Wiederbelebung des klassischen Altertums» (2. Aufl., 2 Bde., Berl. 1880 fg.) und Körting, «P.s Leben und Werke» (Lpz. 1878).

Petrefakten (lat.), Versteinerungen oder Fossilien (s. d.) nennt man die in vielen Fällen in Steinmasse verwandelten Überreste früherer Organismen, welche sich in den Schichten der Erdrinde vorfinden. Dieselben sind entweder ganz unveränderte Einschlüsse, durch die Umhüllung von Bernstein, Kalktuff, Kieselsinter u. dgl. erhalten (Inkrustationen), oder es ist, wie z. B. bei kalkigen Teilen (Schalen und Knochen), nur die organische Substanz ausgelaugt und der kalkige Teil unverändert geblieben (Calcinate), oder an die Stelle der frühr vorhandenen Pflanze oder des Tiers ist mineralische Masse, z. B. kohlensaurer Kalk, Kiesel, Schwerspat, Flußspat, Eisenstein u. s. w. getreten (eigentliche Petrefakten); oder endlich die Organismen selbst sind gänzlich verschwunden, haben aber in dem umgebenden oder ausfüllenden Gestein ein Abbild ihrer Form zurückgelassen (Abdrücke und Steinkerne). Zu genauer Erkenntnis und Bestimmung der P. gehört eine um so vollständigere Vertrautheit mit Zoologie und Botanik, als von größern und höher entwickelten Pflanzen und Tieren fast nie vollständige Exemplare, sondern nur einzelne Teile außer allem Zusammenhange, z. B. Blätter, Zapfen, Stammstücken, Zähne, Schuppen, einzelne Knochen u. s. w., gefunden werden. Die Petrefaktenkunde oder Paläontologie (s. d.) ist wichtig, einmal als notwendige Vervollständigung des Materials zu einer Geschichte der Organismen und somit als Prüfstein Darwinscher Theorien, dann aber als Hilfsmittel der Geologie

für Altersbestimmung der Gesteinsschichten. (S. Formation, Geologie, Leitfossilien.) Die aus der Lagerung erkannte Altersreihe der fossilen Organismen läßt eine stete Zunahme und dabei einen steten Wechsel der Arten erkennen, wodurch eine schrittweise Vervollkommnung des jeweiligen organischen Gesamtcharakters der Erde erzielt wird. So sind denn die höher organisierten Pflanzen und Tiere erst nach und nach im Laufe großer Perioden zu den niedriger organisierten und von den jetzt existierenden am meisten abweichenden hinzugekommen. Die besten Handbücher der Petrefaktenkunde sind die von Bronn und Römer («Lethaea geognostica», 3 Bde., Stuttg. 1856; 4. Aufl. 1880 fg.), Quenstedt (3. Aufl., Tüb. 1882 fg.), Hörnes (Lpz. 1884) und Zittel (Münch. 1876 fg.).

Petrifikation (frz.), Versteinerung.

Petrikanal (Kanal de Santi-Petri), Meerenge zwischen der Bai von Cadiz und dem Atlantischen Ocean.

Petrikau (poln. Piótrkow), Hauptstadt des russ. Gouvernements P. (12249 qkm mit 824572 E.) im ehemaligen Königreich Polen, Station der Warschau-Wiener Eisenbahn, 146 km im SW. von Warschau, mit 18000 E., einem schönen Rathaus, mehrern Kirchen und Klöstern, einem Gymnasium und einem verödeten Schloß, hat eine bedeutende, vornehmlich von Deutschen betriebene Baumwoll- und Wollindustrie. P. ist eine der ältesten poln. Städte und dadurch denkwürdig, daß hier im 15. und 16. Jahrh. polnische Reichstage gehalten und die Könige gewählt wurden. Nach Stephan Bathoris Bestimmung trat hier von 1578 an auch der oberste Gerichtshof des Reichs, das sog. Tribunal, aus dem Adel und der Geistlichkeit jährlich für Großpolen zusammen. Im J. 1702 wurde P. von den Schweden gebrandschatzt; 1769 wurden die Konföderierten von Bar von den Russen hier geschlagen.

Petri Kettenfeier und **Petri Stuhlfeier**, s. unter Petrus (Apostel).

Petrinia, ehemaliger Vorort des 2. Banalregiments in der Militärgrenze, jetzt Stadt im Banaldistrikt, rechts an der Kulpa, mit 4478 E., Serben und Kroaten, ist Sitz eines Gerichtshofs, hat eine Lehrerbildungsanstalt und Realschule, Seidenbau und lebhaften Handel. Die Umgebung ist fruchtbar und reich bewaldet.

Petro-Alexandrowsk, Fort im Südwesten des russ. Bezirks Amu-Darja (s. d.) in Turkestan, der militärische Stützpunkt des Bezirks, 1873 in trefflich gewählter Lage gegründet. In fruchtbarer Gegend, 2 km vom Amu-Darja, an den Linien des Handelsverkehrs mit dem Chanat Chiwa gelegen, ist die Hauptstadt desselben von P. aus in zwei Märschen zu erreichen. Die Verbindung mit dem Syr-Darja-Gebiet des Gouvernements Turkestan vermitteln während sieben bis acht Monaten im Jahre die Wege nach Kasalinsk und Perowsk, während der Amu-Darja eine Verbindung mit dem Aralsee bildet. P. ist Sitz einer meteorolog. Station; die Garnison ist 2500 Mann stark und besteht aus zwei turkestan. Linienbataillonen, einem orenburg. Kosakenregiment und etwas Festungsartillerie; die Civilbevölkerung beträgt nur 50 Köpfe.

Petro-Bei, Beiname von Petros Mauromichalis (s. d.). [Bruis.

Petrobrusianer, die Anhänger des Peter von

Petrocarya, s. Parinarium.

Petrographie (grch.) oder **Gesteinslehre** heißt derjenige Teil der Geologie, welcher sich mit der Beschreibung der Gesteinsarten beschäftigt; ihre Aufgabe ist es, das Material der Felsarten in mineralog. und chem. Beziehung, sowie die Veränderungen, welche dasselbe im Laufe der Zeit erlitten hat, zu untersuchen, die Formen, unter welchen sich die Gesteine darbieten und deren gegenseitige Lagerungsverhältnisse zu erforschen, endlich auf Grund dieser Resultate ihre Bildungsweise zu ermitteln. Vgl. Zirkel, «Lehrbuch der P.» (2 Bde., Bonn 1866).

Petrokow, soviel wie Petrikau.

Petroleum (Erdöl, Steinöl), ein natürlicher, im Innern der Erde aufgespeicherter flüssiger Kohlenwasserstoff, ist seit 1859 für Beleuchtungszwecke Handelsartikel ersten Ranges geworden. Kaum kennt die Handels- und Kulturgeschichte einen Gegenstand von gleicher Wichtigkeit, der so schnell in allen Kreisen der Gesellschaft Eingang gefunden, als das P., welches seit wenig Jahren der drittwichtigste Exportartikel der Vereinigten Staaten geworden ist. Das P. wurde schon im Altertum vielfach benutzt. Es bestanden Gewinnungen auf der Insel Zante, die einen Teil von Griechenland damit versorgten; das P. von Agrigent wurde unter dem Namen des sicil. Öls in den Lampen verbrannt. Noch im 18. Jahrh. diente das zu Amiano unweit Parma aufgefundene P. für die Beleuchtung einiger mittelital. Städte, namentlich der Stadt Genua. In größerer Menge findet sich das P. in den Pyrenäen, in Galizien (hauptsächlich im Samborer Kreise, nordöstlich von Lemberg), in Ungarn, Siebenbürgen, Bulgarien und Rumänien; außerdem bringt die Halbinsel Apscheron in der Nähe von Baku, an der Westküste des Kaspischen Meers und die an der Ostküste liegende Insel Tschälekän große Mengen von P. in den Handel. Dieses Vorkommnis versorgt nicht allein fast ganz Rußland mit P., sondern es findet von dort ein sehr bedeutender, dem amerik. Produkt konkurrenz machender Export statt. Außerdem sind auf der Krim Petroleumquellen erbohrt. Auch in Rangoon in Birma in Hinterindien, an den Ufern des Irawadi, kommt das P. (Rangoonöl) in solcher Menge vor, daß von dort jährlich gegen 3 Mill. Ctr. ausgeführt werden. Am massenhaftesten aber findet sich das P. in Nordamerika, und zwar in Schichten, welche dem Alleghanygebirge parallel liegen und sich vom Ontariosee bis in das Thal des Kleinen Kanawha in Virginien verbreiten. Dieser Streifen umfaßt die westl. Gebiete des Staates von Neuyork und von Pennsylvanien, sowie einen Teil von Ohio. Die bedeutendsten Ölquellen sind zu Mecca (Ohio) und zu Titusville, Oil-City (s. d.), Pithol-City, Rouseville, M'Clintockville in Pennsylvanien. Das Gebiet der Bohrlöcher erstreckt sich längs des Oil-Creek. Man unterscheidet Bohrlöcher mit beständigem Ölausfluß (flowing well) und solche, aus denen das Öl gepumpt werden muß (pumping well). In Canada wird das P. in zwei verschiedenen Distrikten gewonnen, nämlich bei Gaspe, am Busen von St. Lorenz, und in der Grafschaft Lambton, am westl. Teil der Halbinsel zwischen dem Huronen-, Erie- und Ontariosee. Auch in Californien kommt das P. in großer Menge vor, ebenso auch in Südamerika (Peru, Argentinische Republik, Bolivien). Der Petroleumexport der Vereinigten Staaten belief sich im Fiskaljahr 1884/85 auf 574668000 Gall. (à 3,785 l) im Werte von 50257947 Doll. Der

Preis des P. ist schwankend und verschieden, je nach der Nachfrage, dem Vorrat und der Örtlichkeit seiner Gewinnung. Seit längerer Zeit ist ferner das Vorkommen von P. in der Umgegend von Peine, in der Lüneburger Heide, bekannt, doch ist dieses erst seit 1880 bei Ölheim im Kreis Gishorn erbohrt und technisch nutzbar gemacht worden. Neben dem echten P. werden noch bedeutende Mengen von Solaröl aus den Paraffinfabriken unter dem Namen deutsches P. in den Handel gebracht.

Die jährliche Gesamtproduktion von P. beträgt nach Hue («Le Pétrole», Par. 1885) annähernd und in Hektolitern berechnet: Canada 1440000, Vereinigte Staaten 64000000, Peru 480000, Australien 128000, Japan 54000, Britisch-Birma 1600000, Transkaspisches Gebiet 186000, Batu 25000000, Kaukasien 80000, Rumänien 200000, Galizien 8000000, Deutschland 480000, insgesamt 101648000 hl.

Das Rohpetroleum wird vom Beschaffungsort nach den Raffinieranstalten geleitet; in der Ölregion Pennsylvaniens befassen sich damit über 30 Gesellschaften. Die Leitung geschieht in eisernen Rohren. Die Totallänge der Rohrleitungen belief sich Ende 1876 auf 3351 km. Die Ölraffinerien liegen teils in der Ölregion, teils am Eriesee, teils an der Küste des Atlantischen Oceans (z. B. in Cleveland, Pittsburg, Baltimore, Boston und Philadelphia). Die Raffination des Rohpetroleums besteht in der Behandlung mit Alkalien (Ätznatron) und Säuren (Schwefelsäure) und in der fraktionierten Destillation, um das P. in Lampenöl, in Schmieröl und in Naphtha zu spalten, welche letztere wiederum in Petroleumäther (Keroselen, Rhigolen, Sheerwood-Oil), Gasolin, Benzin (Fleckwasser), Ligroïn und Putzöl zerfällt.

Bezüglich der chemischen Konstitution des P. sind alle Sorten, gleichviel von welcher Konsistenz, ob dünnflüssig, wie das P. von Pennsylvanien, oder von Butterkonsistenz, wie der ind. Rangoonteer, Gemenge von den homologen höhern Gliedern der Reihe, von welchen das Methan das erste ausmacht. Die flüchtigsten Glieder finden sich in der Petroleumnaphtha (Petroleumäther), die mittlern Glieder, die sog. Heptane und Oktane, bilden das Lampenöl und aus den höchsten Gliedern von Butterkonsistenz bestehen das Paraffin (s. d.) und das Vaselin (s. d.), welche in den meisten Petroleumarten sich finden. Das rohe P. darf wegen seiner Feuergefährlichkeit aus Nordamerika nicht mehr versendet werden. In der Union besteht ein Gesetz, wonach jedes Faß P. einer Untersuchung zu unterwerfen ist, bevor es in den Handel kommt, und wonach kein P. zugelassen werden darf, welches bei einer Temperatur unter 100° F. (= 38° C.) brennbare Dämpfe entwickelt. Auch in England hat man 1868 ein ähnliches Gesetz (Petroleum-bill) erlassen. Durch deutsches Reichsgesetz vom 24. Febr. 1882 ist P., dessen Dampf in der Abelschen Probe bei einem Druck von 760 mm unter 21° C. entzündlich ist, beim Verkauf als feuergefährlich zu bezeichnen, und durch Verordnung vom 6. Nov. 1882 sind Mineralöle, deren Entflammungspunkt bei 21° C. oder darüber liegt, bei der Lagerung und Aufbewahrung den vegetabilischen Brennölen gleich zu achten.

Die konsistentern Petroleumsorten finden unter dem Namen Vulkanöl (Globol, Phönixöl, Kaiseröl, Möhringöl) Verwendung.

Das raffinierte Petroleum, welches in blau angestrichenen, innen mit Leim ausgepichten Fässern, 172—186 kg (= 1,50 hl) fassend, zu uns kommt, ist eine etwas fluoreszierende, schwach gelblich gefärbte Flüssigkeit von 0,81 spezifischem Gewicht, die mit Hilfe eines Dochts unter intensiver Lichtentwickelung verbrennt. Setzt man die Leuchtkraft der Wachskerzen = 100, so ist die des P. = 180 bis 195. Auch als Heizmaterial hat das P. große Bedeutung. Die in der Dampfmarine der Vereinigten Staaten mit P. angestellten Heizversuche sind günstig ausgefallen; ein Steamer, mit P. geheizt, kann die See unter Dampf dreimal solange halten und zwar mit weniger Arbeit und größerer Ökonomie als mit einem gleichen Gewicht Steinkohlen. Die das Kaspische Meer befahrenden Dampfer werden ausschließlich mit P. geheizt. In neuerer Zeit haben R. Foote, Wyse, Deville, Dorsett, Blyth u. a. beachtenswerte Dampfkesselfeuerungen für P. konstruiert. Seit einiger Zeit wird das P. anstatt Alkohol als Heizmaterial bei Kaffeemaschinen und ähnlichen Kochapparaten der Haushaltung mit Vorteil benutzt. (S. unter Kochherde und Kochmaschinen, Bd. X, S. 391a.) 1 kg P. gibt beim Verbrennen 11772 Calorien und ist im Stande, 18 l Wasser zu verdampfen. Aus den Rückständen vom Raffinieren des P. stellt man in den von H. Hirzel in Leipzig konstruierten Apparaten das Petroleumgas (s. Gasbeleuchtung) dar.

Durch die Verbrennung der Tuilerien, des Stadthauses und zahlreicher anderer Monumentalbauten in Paris unter der Commune im Mai 1871 mit Hilfe von P. ist mit dem Namen P. eine der größten Greuelthaten, welche die Geschichte kennt, verbunden; insbesondere bezeichnet man seitdem einen fanatisierten, des Mordes und der Brandstiftung fähigen Menschen als Petroleur, ein derartiges Weib als Petroleuse, sodaß diese beiden Ausdrücke mithin fast gleichbedeutend sind mit Mordbrenner und Mordbrennerin.

Vgl. die Hand- und Lehrbücher der chem. Technologie von Rud. von Wagner (10. Aufl., Lpz. 1875) und Fr. Knapp (Braunschw. 1867); ferner H. Hirzel, «Das P.» (Lpz. 1864); Ott, «Das P.» (Zür. 1875); B. Hübner, «Die Produkte der trockenen Destillation» (im Wiener Ausstellungsbericht von A. W. Hofmann, Heft 3, Braunschw. 1878); Leo Strippelmann, «Die Petroleumindustrie Österreich-Ungarns» (Lpz. 1878); Nöldeke, «Vorkommen und Ursprung des P.» (Celle 1883); die Berichte über die Centennialausstellung in Philadelphia 1876 von H. Höfer (Wien 1877), von Chr. Mosler, von Hörnecke, von C. A. Martius in der «Zeitschrift für die Paraffin-, Mineralöl- und Braunkohlenindustrie» (Halle a. d. S. 1877).

Petroleumäther ist der flüchtigste Anteil des rohen Petroleums, welcher bei der Raffination zu entfernen ist. Er siedet bei 45° und ist ein vortreffliches Lösungsmittel für viele organische Substanzen. Dieser Eigenschaft wegen findet er vielfach technische Verwendung, so z. B. zur Extraktion von Fetten u. dgl. P. ist ein Hauptbestandteil des als Fleckwasser im Handel vorkommenden sog. Benzin (s. d.; vgl. auch Benzol).

Petroleumkochapparate, s. unter Kochherde und Kochmaschinen.

Petroleumkraftmaschine, soviel wie Petroleummotor.

Petroleumlampen, s. unter Lampen.

Petroleummotor (Petroleumkraftmaschine), eine Betriebsmaschine, in welcher die Explosionskraft des Petroleums dazu benutzt wird, einen Kolben zu bewegen, welcher durch eine Pleuelstange und Kurbel mit der Schwungradwelle der Maschine gekuppelt ist. Der Cylinder ist an der dem Explosionsraum gegenüberliegenden Seite geöffnet. Die den Explosionsraum abschließende Wand ist mit drei Ventilen versehen. Durch das eine derselben wird ein feiner Petroleumstrahl eingetrieben, der von einem durch das zweite Ventil eintretenden Luftstrom zerstäubt, mit Luft gemischt und somit zu hoher Explosionsfähigkeit gebracht wird. Durch das dritte Ventil tritt eine kleine Stichflamme ein, die das Gasgemisch zur Entzündung bringt. Nach der Explosion entsteht ein luftverdünnter Raum; infolge dessen drückt die auf die andere Seite des Kolbens wirkende atmosphärische Luft denselben wieder zurück. Das verwendete Petroleum muß raffiniert sein, da sonst Verschmutzungen eintreten, welche den Betrieb stören oder gänzlich hemmen. Die ersten P. wurden 1874 von der «Wiener Eisen- und Maschinenfabrik-Aktiengesellschaft» gebaut, nach dieser von dem Amerikaner Brayton. In Deutschland werden P. nach dem patentierten System J. Spiel von der «Halleschen Maschinenfabrik und Eisengießerei» gebaut.

Petroleur und **Petroleuse**, s. unter Petroleum.

Petrolia, Stadt in Canada, Provinz Ontario, Grafschaft Lambton, inmitten einer Steinölregion, zählt (1881) 3465 E.

Petrolin, s. Auroraöl.

Petromyzon, Fisch, s. Neunauge.

Petronell, Marktflecken in der niederösterr. Bezirkshauptmannschaft Bruck, am rechten Donau-Ufer, mit (1880) 898 E., deren Erwerb die Landwirtschaft ist. P. hat ein großes Schloß, eine sehr alte Pfarrkirche zur heil. Petronilla und drei Kapellen, worunter die sehenswerte Johanniskapelle von runder Form mit der gräfl. Traunschen Familiengruft. Von P. bis über Deutsch-Altenburg (s. d.) gegen Hainburg hin erstreckt sich die Stätte der alten Stadt Carnuntum. Unter den zahlreichen Altertümern aller Art befindet sich das sog. Heidenthor, die südlich des Fleckens mitten auf dem Felde befindliche Ruine eines Triumphbogens, den Augustus dem Tiberius nach der Eroberung Pannoniens errichten ließ. Die wichtigsten Funde gehören der neuesten Zeit an und sind teils in den kaiserl. Museen zu Wien, teils in der Sammlung der Grafen Traun im Schlosse von P. aufbewahrt. Von P. bis zum Neusiedlersee ziehen sich Überreste einer merkwürdigen Verschanzung unbekannten Ursprungs, die 1683 von den Österreichern gegen die Türken noch gebraucht werden konnte.

Petronius Arbiter heißt in den Handschriften der Verfasser eines in bedeutenden Bruchstücken auf uns gekommenen lat. Romans, in welchen in Mischung von Prosa und Poesie, von Bücher- und Vulgärsprache das Leben und Treiben in einer Stadt in Campanien und in Kroton mit stark aufgetragenen Farben, namentlich mit entschiedener Vorliebe für das Obscöne, aber mit viel Geist und Menschenkenntnis und viel Witz geschildert wird. Dieser Roman ist für die Kenntnis der Sitten, sowie der Sprache jener Zeit, namentlich der Sprache des Volks, da der Verfasser die einzelnen Personen ihrem Charakter und Stand entsprechend reden läßt, sehr wichtig. Der Verfasser ist höchst wahrscheinlich der besonders aus Tacitus («Annalen», Buch 16) bekannte Gajus P., welcher, nachdem er die hohen Staatsämter eines Prokonsuls von Bithynien und eines Konsuls bekleidet hatte, als Meister in der Kunst des raffiniertesten Sinnengenusses eine Zeit lang eine bedeutende Rolle an dem Hofe des Kaisers Nero spielte und deshalb für letztern der «arbiter elegantiae», die höchste Autorität im Genußleben wurde, im J. 67 n. Chr. aber, durch die Intriguen des Tigellinus, welcher in ihm einen Nebenbuhler fürchtete, gestürzt, seinem Leben durch Öffnung der Adern ein Ende machte. Die Ansicht einiger Gelehrten, daß der Roman, dessen bedeutendstes Bruchstück, «Das Gastmahl des Trimalchio», erst um 1650 in Trau in Dalmatien in einer gegenwärtig in der pariser Bibliothek befindlichen Handschrift entdeckt wurde, erst dem 3. Jahrh. n. Chr. angehöre, ist irrig. Die von Fr. Nodot (Par. 1693) angeblich aus einem belgrader Codex veröffentlichten Supplemente sind das Erzeugnis eines groben litterarischen Betrugs. Die beste Ausgabe des Romans, dessen Titel wohl «Satirae» war, ist die von Bücheler (Berl. 1862; Textausg., 2. Aufl. 1871); deutsche Übersetzungen desselben lieferten W. Heinse (2 Bde., Schwabach, angeblich Rom, 1773 und wiederholt 1783, beidemal ohne Namen des Übersetzers), Schlüter (Halle 1792) und Gröninger (Berl. 1796, wiederholt, ohne den Namen des Übersetzers, Blankenb. 1798 u. Lpz. 1804). Eine Übersetzung nach der Büchelerschen Ausgabe erschien in Stuttg. (1874). «Das Gastmahl des Trimalchio» allein übersetzten Wellauer (Berl. 1843) und Merkens (Jena 1876).

Petropawlowsk oder Peterpaulshafen, der befestigte Hauptort des gleichnamigen, die Halbinsel Kamtschatka umfassenden Bezirks des ostsibir. Küstengebiets, liegt am nördl. Teile der Awatschabai, einer Bucht des Kamtschatkischen Meeres, und ist der Sitz einer Kommandantur und der Bezirksbehörden, bildet aber, seitdem der Ort (1855) der Oberbehörde zu Nikolajewsk (s. d.) am Amur unterstellt worden und dadurch viel an Bedeutung verloren hat, nur noch eine kleine Ansiedelung von Blockhäusern mit (1881) 334 E. Der Hafen ist sicher und geräumig. Der Ort ist nach den beiden Fahrzeugen (Peter und Paul) des Seefahrers Bering benannt, dem auch im Garten des Kommandanten ein Denkmal errichtet. Ein anderes Denkmal, auf einer Erhöhung der Landzunge, welche den Hafen bildet, ist Lapeyrouse gewidmet. Von Petersburg ist P. 14 242 km entfernt. In der Nähe von P. erhebt sich der Vulkan Awatscha, aus dem 8. Aug. 1827 ein so bedeutender Aschen- und Staubauswurf stattfand, daß die Stadt P., wie einst Pompeji, auf mehrere Stunden des Tags in völlige Nacht gehüllt war, und der Vulkan Strelotschnaja oder Korjakskaja Sopka (3417 m). Am 31. Aug. und 1. Sept. 1854 wurde P. von franz. und engl. Schiffen ohne Erfolg angegriffen. Nachdem es einige Zeit darauf von den Russen freiwillig geräumt worden, besetzten den Platz 15. Mai 1855 franz. und engl. Truppen, welche die Befestigungswerke zum Teil schleiften.

Petropawlowsk heißt auch eine Stadt in der russ.-asiat. Provinz Atmolinsk, am Flusse Ischim und an der großen Heerstraße durch das Land der Mittlern Kirgisenhorde nach Turkestan (Taschkend), mit (1882) 11 406 E.

Petropólis, Stadt und deutsche Kolonie in der brasil. Provinz Rio de Janeiro, 43 km im N. der Hauptstadt, ist der Sommersitz des Kaisers und vieler vornehmer Familien der Hauptstadt und eine wichtige Gesundheitsstation. Die Kolonie liegt in einer kesselartigen Einsenkung innerhalb der Serra d'Estrella, die Stadt mit dem kaiserl. Palast, zahlreichen eleganten Villen und großen Hotels in 740 m Meereshöhe. Eine Eisenbahn, 19 km lang, die älteste in Brasilien, 30. April 1854 dem Verkehr eröffnet, führt vom Hafenplatz Maua bis zum Fuß der Serra; von dort bis P. ist eine 17 km lange Bergbahn nach dem Zahnradsystem der Rigibahn im Bau begriffen. Das Klima ist angenehm und noch für das Gedeihen des Kaffeebaums und der Banane warm genug. Die Kolonie wurde 1845 unter Leitung des Ingenieurs Major Köhler gegründet. Nach Herstellung der Eisenbahn nebst der Dampfbootverbindung nach Rio de Janeiro nahm P. selbst einigen Aufschwung, wurde zur Cidade erhoben und zählt jetzt 8000 E., worunter etwa 2700 Deutsche. P. hat zwei Baumwollspinnereien, Bierbrauereien, Fabriken für Cigarren, Sonnenschirme und Holzwaren und ist Ausgangspunkt der 144 km langen Kunststraße União é Industria.

Petropula, Eiland bei Spezzia (s. d.).

Petrosawodsk, Hauptstadt des russ. Gouvernements Olonez (s. d.).

Petrosolinum, s. Peterſilie.

Petrowsk, Hafenstadt im russ.-kaukas. Gebiet Daghestan, am Kaspischen Meere, mit 3631 E. Seitdem 1861 der Hafen durch Bauten vervollkommnet wurde, gehört P. zu den bedeutendsten Hafenplätzen am Westufer des Kaspischen Meeres.

Petrowsk, Stadt ohne Gerichtsbarkeit im russ. Gouvernement Jaroslaw, Kreis Rostow, Station der Eisenbahn Moskau-Jaroslaw, mit 1756 E., die meist Gemüse und offizinelle Kräuter bauen.

Petrowsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Saratow, an der hier noch nicht schiffbaren Medwjediza und an der Poststraße von Saratow nach Moskau, mit 15411 E.

Petrowski, kaiserl. Lustschloß bei Moskau, 1770 von Katharina II. erbaut, war im Sept. 1812 während des Brandes von Moskau Hauptquartier Napoleons I.

Petrus, eigentlich Simon, einer der angesehensten unter den Aposteln Jesu, war der Sohn eines Fischers, Namens Jona zu Kapernaum am Galiläischen See und betrieb, wie sein Bruder Andreas (s. d.), vor seiner Berufung das Gewerbe seines Vaters. Den Beinamen P. (vom griech. Petra, d. h. Fels, aramäisch Kephas), den er als Apostel führte, läßt die evang. Erzählung bei Matthäus (16, 18), die auch im vierten Evangelium (Joh. 1, 43) noch nachklingt, ihm bei Gelegenheit seines Bekenntnisses zu Jesu als dem Messias durch Jesus selbst beigelegt werden, der auf «diesem Felsen» seine «Kirche» habe bauen wollen. Indessen ist diese Erzählung wahrscheinlich spätern Ursprungs. Unter den Jüngern Jesu nahm er von Anfang an eine hervorragende Stellung ein und gehörte mit seinem Bruder Andreas und den beiden Söhnen des Zebedäus, Jakobus und Johannes, zu dem engern Jüngerkreise. Die Evangelien lassen ihn gewöhnlich im Namen der übrigen Jünger das Wort führen und schildern ihn als rasch und feurig in Wort und That. Neben Erzählungen wie die ebenerwähnte von seinem freudigen Bekenntnis zu Jesu stehen freilich andere, in denen er als vorwitzig und schnell wieder kleinmütig und verzagt geschildert wird. Noch bei der Gefangennahme Jesu, mit dem er eben noch alle Gefahren zu teilen sich entschlossen zeigte und den er kurz nachher im Vorhofe des hohenpriesterlichen Palastes verleugnete, zeigt sich dieses sein sanguinisches Temperament. Nach Jesu Tode genoß er in der Urgemeinde mit Jakobus und Johannes das höchste Ansehen, blieb bei wichtigen Gelegenheiten der Wortführer der Apostel und galt neben Jakobus, dem Bruder Jesu, noch lange nachher als das Haupt der ältesten Nazarener. Über die Stellung, welche P. in den Kämpfen zwischen Judenchristentum und Heidenchristentum einnahm, sind wir leider nur sehr unzureichend unterrichtet. Die Apostelgeschichte, die in ihrem ersten Teil sich vorzugsweise mit ihm beschäftigt, führt die erste Heidenbekehrung (die Taufe eines röm. Hauptmanns Cornelius) auf ihn zurück, läßt ihn den Einwendungen der streng judenchristl. Richtung gegenüber das Prinzip der gesetzesfreien Heidenmission zu wiederholten malen siegreich verfechten und überhaupt ganz für die paulinischen Anschauungen eintreten, während sie gegenteilige Daten konsequent verschweigt. Aus den Briefen des Paulus wissen wir aber, daß P. auch bei der Vereinbarung der ältern Apostel mit Paulus auf dem sog. Apostelkonvent dabei blieb, das Evangelium nur den Juden zu predigen, und bald nachher bei einem Besuch in Antiochien die Gemeinschaft mit den dortigen Heidenchristen auf Veranlassung einiger Abgesandten des Jakobus wieder aufgab, eine Wankelmütigkeit, um derentwillen ihn Paulus mit scharfen Worten zur Rede stellte.

Von jenem Streit datirt die förmliche Trennung des Paulus von seinem bisherigen Missionsgebiete (s. Barnabas), und später haben nicht bloß die judenchristl. Sendlinge in Galatien sich ohne weiteres auf die Autorität der ältern Apostel berufen, sondern auch in der von Parteien zerrissenen Gemeinde von Korinth hat eine dieser Parteien den Namen des P. auf ihre Fahne geschrieben. In Wahrheit scheint er in den Parteikämpfen der Folgezeit jener mildern Meinung sich zugeneigt zu haben, welche die Heidenchristen mit den beschränkten Rechten und Pflichten der Proselyten des Thores zur Messiasgemeinde zulassen wollte. In der judenchristl. Überlieferung erscheint Simon P. als der echte Heidenapostel, der dem falschen Apostel Simon, unter dessen Maske kein anderer als Paulus verborgen ist, von Land zu Land nachzieht, um ihn zu bestreiten, und zuletzt in Rom ihm ein schmähliches Ende bereitet. Gegenüber dieser antipaulinischen Sage kam in der alten kath. Kirche die entgegengesetzte Erzählung auf, daß beide Apostel friedlich vereint die Gemeinden zu Antiochia, Korinth und Rom gestiftet und gemeinsam zuletzt den Märtyrertod unter Nero erlitten hätten. Eine weitere Ausbildung der letztern Sage macht den P. zum ersten Bischof von Rom und läßt ihn dieses Amt 25 Jahre hindurch verwalten. Letzteres ist schon chronologisch eine Unmöglichkeit; von dem ganzen Sagengewirr ist aber nicht einmal so viel geschichtlich erweislich, daß P. jemals nach Rom gekommen ist, daher auch sein angeblicher Märtyrertod zu Rom, den er «in Nachbildung des Todes Jesu am Kreuze» (nur mit den Füßen nach oben gerichtet) erlitten haben soll, auf unverbürgter Überlieferung beruht. Abweichend von dieser Überlieferung weist vielmehr der erste

der unter seinem Namen im neutestamentlichen Kanon enthaltenen Briefe auf Babylon als seinen spätern Aufenthalt hin.

Von den unter des P. Namen auf uns gekommenen Briefen ist der zweite ausgemacht unecht und eins der allerspätesten Erzeugnisse der neutestamentlichen Litteratur. Derselbe kennt bereits eine Sammlung paulinischer Briefe, deren Rechtgläubigkeit er durch die Autorität des Judenapostels beglaubigen soll. Aber auch der erste Brief, dessen sichtliche Abhängigkeit von den paulinischen vergeblich geleugnet worden ist, verrät nach Stil und Gedankengehalt seine Herkunft aus paulinischen Kreisen und wurde zu einer Zeit verfaßt, in welcher die Christen um ihres Namens willen bereits gerichtlichen Verfolgungen durch die heidnische Obrigkeit ausgesetzt waren, d. h. schwerlich vor Domitian, vielleicht aber erst unter Trajan. Die Gemeinden, an die er gerichtet sein will, gehörten zum Missionsgebiete des Paulus, mit welchem P. auch nach diesem Briefe im besten Einvernehmen gestanden hätte. Übrigens ist der Brief reich an tiefen und schönen Gedanken und verfolgt namentlich den Zweck, die Christen im Hinblick auf die nahe bevorstehende Wiederkunft Christi zur Standhaftigkeit im Glauben, zur Heiligkeit des Wandels und zu fröhlicher Hoffnung zu ermuntern. Dagegen gehört der spätere, aber dem ersten vielfach nachgebildete zweite Brief bereits einer Zeit an, in welcher die Hoffnung auf die Wiederkunft Christi im Erlöschen ist. Außer diesen Briefen sind dem P. noch mehrere andere, jetzt bis auf wenige Bruchstücke verlorene Schriften beigelegt worden, unter denen das «Petrus-Evangelium» und die «Apokalypse des P.» in der ältern Zeit ebenfalls in kirchlichem Gebrauch waren. Letztere wurde noch zu Ende des 2. Jahrh. mehrfach zu dem neutestamentlichen Kanon gerechnet. Dagegen war die sog. «Predigt des P.» eine judaistische Tendenzschrift, welche die Grundlage der sog. Clementinischen Homilien (s. Clemens Romanus) gebildet zu haben scheint. Vgl. Mayerhoff, «Einleitung in die petrinischen Schriften» (Hamb. 1835); Weiß, «Der petrinische Lehrbegriff» (Berl. 1855); Baur, «Paulus» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1866); derselbe, «Der erste petrinische Brief» (in seinen «Theol. Jahrbüchern», 1856); Holsten, «Zum Evangelium des Paulus und des P.» (Rostock 1868); Lipsius, «Die Quellen der röm. Petrussage» (Kiel 1872).

Die röm. Kirche verehrte schon seit dem 2. Jahrh. in dem «Apostelfürsten» P. ihren Stifter und ersten Bischof, dessen Amtsdauer sie auf die Jahre 42—67 bestimmt. Mit der Berufung auf Matth. 16, 18 betrachtet sie ihn als das Oberhaupt der Christenheit, welche Würde er auf seine Nachfolger auf dem röm. Bischofsstuhl vererbt habe. Bereits zu Ende des 2. Jahrh. zeigte man in Rom die Todesstätten der beiden Apostel P. und Paulus, jene in den Neronischen Gärten auf dem Vatican, diese an der Straße nach Ostia. Bischof Lucius von Rom ließ die (vermeintlichen) Gebeine des P. und Paulus 29. Juni 258 aus den Katakomben aufheben und an den Stätten beisetzen, an welchen die Apostelfürsten geblutet haben sollten. Seit jener Zeit wird der Peter-Paulstag jährlich 29. Juni gefeiert und zwar, wie man schon im 4. Jahrh. meinte, als Todestag der beiden großen Apostel. Über dem Grabmal des P. wölbt sich jetzt die stolze Kuppel von San-Pietro im Vatikan, die berühmte Schöpfung Leos X. Außer dem Todestag des P. feiert die röm. Kirche seit dem 5. Jahrh. am 18. Jan. die Errichtung des römischen, 22. Febr. die des antiochenischen Bischofsstuhls durch P. (Petri Stuhlfeier). Das jüngste der Petersfeste ist Petri Kettenfeier. Der Tradition nach soll die Kaiserin Eudoxia, Gemahlin Theodosius' des Jüngern, die Ketten zum Geschenk erhalten haben, welche der Apostel im Gefängnis zu Jerusalem getragen hatte. Diese Ketten, heißt es, wären an den Papst gekommen, der sie nebst den Ketten, die P. im Gefängnis zu Rom getragen, in einer dem P. geweihten Kirche aufbewahrt habe. Diesen beiden Ketten und dem P. zu Ehren sei darauf die Kettenfeier Petri (festum Petri ad vincula) als kirchliches Fest 1. Aug. angeordnet worden.

Petrus Lombardus, s. Lombardus.

Petrus Martyr, eigentlich Peter von Verona, ein Dominikaner, durch seine barbarische Strenge in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. berüchtigter Inquisitor in der Lombardei, wurde 1252 in der Nähe von Como erschlagen. Als Märtyrer heilig gesprochen, ward er der Schutzpatron der span. Inquisition.

Petrus Martyr Anglerius, histor. Schriftsteller, s. unter Anghiera.

Petrus Venerabilis, Petrus der Ehrwürdige, Abt und Klosterreformator, geb. 1094 als Sohn eines Edelmanns in der Auvergne, erzogen in der Cistercienserabtei Soucilanges bei Clermont, wurde 28jährig Abt des Klosters zu Cluguy, suchte als solcher die Zucht zu reformieren und die Mönche zum Studium der Schriften der Klassiker anzuregen, machte große Visitationsreisen in Frankreich, England und Spanien in den Klöstern seines Ordens und brachte die Cluniacenserkongregation zu neuer Blüte. Gegen die Vorwürfe Bernhards von Clairvaux verteidigte er erfolgreich seinen Orden und gewährte auch trotz der Einsprüche Bernhards dem verfolgten Abälard Schutz und Zuflucht in seinem Kloster. Im J. 1146 gab er seiner Kongregation neue, etwas verschärfte Statuten und 1148 eine neue Ordnung über die innere Ökonomie der Klöster. Er starb Weihnachten 1156. Ketzer und Ungläubige wollte er mehr durch Belehrung als durch Feuer und Schwert bekehren, daher seine Schriften, meist polemischen Inhalts, gegen die Petrobrusianer (s. Peter von Bruis), die Juden und Mohammedaner gerichtet sind. Die durch ihn bewirkte Übersetzung des Koran ins Lateinische (verbessert von Bibliander, Basel 1543) blieb lange Zeit die einzige. Vgl. Wilkens, «P. der Ehrwürdige, ein Mönchsleben» (Lpz. 1857).

Petrus de Vinea, gebürtig aus Capua, erscheint zuerst 1225 als Hofrichter Kaiser Friedrichs II. im Königreich Sicilien, und war seit 1231 bei dessen Gesetzgebung und Verwaltung thätig und einflußreich, dabei des Kaisers vertrautester Rat und zu den wichtigsten Missionen verwendet. Vorzüglich berühmt war er wegen seiner Beredsamkeit, und seine gesammelten Briefe (herausg. von Iselius, 2 Bde., Basel 1740) dienten lange als Muster. Den Bannflüchen der Päpste antwortete er im Namen seines Herrn in schlagendster Weise, und seine Manifeste riefen alle Fürsten und Völker gegen die päpstl. Anmaßungen zu Hilfe. Zum Protonotar und Logotheten oder Kanzler erhoben (1247), hatte er noch Friedrichs II. ganzes Vertrauen; weshalb er es verlor, ist durchaus zweifelhaft.

Früh sagte man, daß er sich an einer Verschwörung gegen das Leben des Kaisers beteiligt habe. Im Febr. 1249 verhaftet, zerschmetterte er sich im April in Pisa den Kopf an der Mauer seines Gefängnisses. Vgl. de Blasiis, «Delta vita e dette opere di Pietro della Vigna» (Neapel 1861); Huillard-Bréholles, «Vie et correspondance de Pierre des Vignes» (Par. 1865); Capasso und Jannelli, «Pietro della Vigna» (Caserta 1882).

Petschaft, Werkzeug, mit welchem eine Figur, ein Namenszug oder ein Wappen in ein Siegel eingedrückt wird; die Platte ist aus Messing oder Stahl. Auch Ringe (Siegelringe) werden als P. gebraucht und haben dann eine gravierte Metallplatte oder einen geschnittenen Stein zum Siegeln.

Petschenẽgen, ein wildes Nomadenvolk türk. Stammes, das sich selbst Kangli oder Kangar nannte, bei den Russen Petschenegi, bei den Deutschen Pecinaci oder Patzinaciten, bei den Griechen Bisseni genannt, wohnten ursprünglich zwischen der Wolga und dem Jaik und wurden durch die Wolga von den Chazarrn geschieden, während sie im Ostrn und Südosten die Uzen zu Nachbarn hatten. Vom 9. bis zu Ende des 11. Jahrh. spielen sie eine wichtige Rolle in der Geschichte Europas, indem durch sie gewissermaßen die Zeiten der Völkerwanderung wiederholt wurden. Zuerst traten sie 839 auf, wo sie einen Einfall in das Chazarenreich machten und sodann 867 die Slawen in Kiew, die kurz zuvor noch den Chazaren zinsbar gewesen waren, bekriegten. Da sich aber die Chazaren, Uzen und Slawen gegen den gemeinsamen Feind verbanden, so wurden die P. aus ihren bisherigen Wohnsitzen vertrieben, die nun die Uzen in Besitz nahmen. Nach längerm Umherirren fielen sodann die P. über die Ungarn zwischen dem Sereth und Dnjepr her und vertrieben diese, die bisher den Chazaren unterworfen gewesen waren, 883, trotz alles Widerstandes und trotz der Hilfe der Chazaren aus ihrrn Sitzen. Bald herrschten sie nunmehr wiedrr vom Don bis an die Aluta. In späterer Zeit war besonders das Byzantinische Reich den Angriffen der P. ausgesetzt. Im J. 970 zogen sie vereint mit den Russen gegen Konstantinopel. Zwischen 997 und 1038, zur Zeit Stephans des Heiligen, bauten sie sich an der Grenze von Mähren an. Im J. 1010 fielen sie in Bulgarien und Thrazien ein, kamen 1028 auf rinem Streifzuge bis nach Thessalonich, eroberten 1048 einen großen Teil Bulgariens und zogen 1049 über die Donau, wo sie um Driadiza und Nissa ihre Sitze aufschlugen. Zur Zeit der Kreuzzüge, wo sie sich besonders in Serbien, Bulgariru, Dardanien und Kleinskythien finden, machten sie den Kreuzfahrern ihre Züge durch jenr Länder oft sehr beschwerlich und brachten ihnen mehrere Niederlagen bei. Später wurden sie von den Griechen und Ungarn häufig geschlagen. Im 12. Jahrh. waren sie mit den Magyaren schon fast ganz und gar verschmolzen, sodaß sie schon im 13. Jahrh. aus der Geschichte verschwinden. Vgl. Zeuß, «Die Deutschen und ihre Nachbarstämme» (Münch. 1837); Neumann, «Die Völker des südl. Rußland in ihrer geschichtlichen Entwicklung» (Lpz. 1847).

Petscherskaja oder Kijewopetscherskaja Lawra, Kloster und Festung im südl. Teil der Stadt Kiew (s. d.).

Pe-tschi-li oder bloß Tschi-li, die erste Provinz Chinas mit der Hauptstadt des Reichs, Peking, hat ein Areal von 148357 qkm mit einer Bevölkerung von über 28 Mill. Seelen und wird nordöstlich durch das Territorium von Sching-king begrenzt. Nordwestlich erstreckt sich P. bis zur Gebirgskette Chin-gan und bis zu dem Sitze des Ospa-hor (Aboganar) und dem des Tsako-eur oder Tsa-kar, beides Abteilungen, sog. «Banner», des chines. Heeres bildende mongol. Volksstämme. Die Provinzen Schan-si und Ho-nan begrenzen P. gegen Westen, die Provinz Schan-tung und der Golf von P. im Südosten und Osten. Die Provinz ist gut bewässert, im ganzen sehr fruchtbar und in vorzüglichem Kulturzustande. Der bedeutende Handel wird durch den Kaiserkanal begünstigt.

Petschóra, ein auf der Westseite des nördl. Ural entspringender Fluß von 1483 km Länge und einem Flußgebiet von 329497 qkm, durchströmt die drei russ. Gouvernements Perm, Wologda und Archangelsk. Der Fluß hat ein sehr geringes Gefälle und wird daher nicht weit von seinem Ursprunge schon schiffbar; er ist jedoch in seinem obern Laufe 175 Tage mit Eis bedeckt (vom 1. Okt. bis 25. Mai) und durchfließt im Gouvernement Archangelsk die große berüchtigte Moorfläche, die man die samojedische Tundra nennt, wo von Handel und Verkehr kaum die Rede ist. Zwischen 67 und 68° nördl. Br. ergießt sich die P., nachdem sie sich zuvor in viele Arme geteilt hat, zwischen welchen viele wüste, nur von Seehunden bewohnte Inseln liegen, in das nördl. Eismeer. Die P. hat viele Nebenflüsse, drren bedeutendster, die im Samojedenland entspringende Ussa, sich bei dem Flecken gleichen Namens mit ihr vereinigt. Die Bevölkerung an der P. besteht aus nomadisierenden Samojeden, Syrjänen und einigen Russen, von denen Handel mit Lachsen, an drnen die P. reich ist, getrieben wird.

Pettau (slow. Ptuj), Stadt in Südsteiermark, südöstlich von Marburg, am linken Ufer der Drau, Station der Südbahnlinie Pragerhof-Budapest, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 4257 E. (2729 Deutsche, 899 Slowenen), die neben den städtischen Gewerben sich zumeist mit Feldwirtschaft und Weinbau befassen. — P. ist das röm. Poetovio, das an der Stelle einer viel ältern und bedeutenden Kulturstätte sich rntwickelt hat. Im Mittelalter, namentlich in der Zeit zwischen der letzten Babenberger und der beginnenden Habsburger Herrschaft spielten die Herren von P. eine maßgebende Rolle im Lande. Zahlreiche Erinnerungen an die Vorzeit birgt die Stadt in ihren Denkmälern, unter denen das sog. Orpheus-Monument (römisch), die schönen Einzelheiten in der großen Dekanatskirche zum heil. Georg, sowie in der windischen Pfarr- und Minoritenklosterkirche St. Peter und Paul, der gräfl. Attemsische Freihof, einst das kleine Schloß der Herren von P., hervorzuheben sind.

Pettenkofen (August Ritter von), Genremaler, geb. zu Wien 1821, studierte an der dortigen Akademie der bildenden Künste und trat zuerst als Zeichner und Lithograph mit Erfolg auf. Besonders sind zu nennen: die Erinnerungen aus dem ungar. Feldzug von 1849 (5 Blätter), die Amnestierten begrüßen die Heimat. Eine 1849 unternommene Studienreise nach Ungarn begründete P.s Liebe zu den Erscheinungen des Volkslebens in diesem Lande, welche er getreu und charakteristisch wiederzugeben versteht. Zu seinen frühern Arbeiten gehört auch das Ölbild: ein Duell aus der Zeit Ludwigs XIV. und das 1851 entstandene Aquarell: russ. Biwak

bei Igmand. Einen großen Fortschritt erfuhr die Malweise P.s während des nun folgenden Aufenthalts in Paris, nach welcher Zeit die bedeutenden Schöpfungen entstanden: ungar. Markt (1854), Pferde vor einer Czarda (1856), ein Soldat teilt mit einem Kinde sein Brot (1866), ungar. Freiwillige (1860 in Paris ausgestellt). Die Akademie in Wien nahm 1866 den Künstler als Mitglied auf, 1875 erhob ihn der Kaiser, der eine große Anzahl von P.s Aquarellen und Stizzen besitzt, in den Ritterstand. P. ist ein strenger Realist von bedeutendem koloristischen Talent.

Pettenkofer (Max von), Begründer der experimentellen Hygiene, geb. 3. Dez. 1818 auf der Einöde Lichtenheim bei Neuburg an der Donau, studierte in München Medizin und Naturwissenschaften, arbeitete dann in chem. Laboratorien zu München, Würzburg und Gießen, trat hierauf als chem. Assistent in die königl. Münze in München und wurde 1847 Professor der mediz. Chemie daselbst. P. begann seine wissenschaftliche Laufbahn mit physiol.-chem. Arbeiten: Gallenprobe, die seinen Namen führt, über einen neuen Körper (Kreatin und Kreatinin) im Harn u. s. w. Infolge seiner Thätigkeit an der Münze nahmen seine Arbeiten auch eine technische Richtung: z. B. über Affinierung des Goldes, Verbreitung des Platins (Platin in Kronenthalern). Dieser Richtung entstammen nach seinem Übertritt an die Universität auch noch andere Arbeiten: z. B. Unterschied zwischen Portlandcement und deutschen hydraulischen Kalken, seine Erfindung eines Leuchtgases aus Holz und sein Regenerationsverfahren zur Konservierung der Ölgemälde, welches in den bayr. Staatssammlungen offiziell eingeführt und in der Schrift «Über Ölfarbe» (2. Aufl., Braunschw. 1872) beschrieben wurde. Nach Antritt seiner Professur entwickelte er bald die hygienische Richtung, die er zunächst in Vorträgen über Diätetik und in einer Arbeit (1850) über Ofen- und Luftheizung vertrat.

In den weitesten Kreisen wurde P.s Name bekannt durch seine Arbeiten über den Luftwechsel in Wohngebäuden (Ventilation), sowie durch die gemeinschaftlich mit Karl Voit ausgeführten Untersuchungen über den Stoffwechsel mit Hilfe des von P. erfundenen Respirationsapparates, in welchem Menschen und Tiere nicht nur stunden-, sondern tagelang ohne jeden physiol. Zwang verweilen und fortlaufend exakt beobachtet werden können. Von größter Tragweite sind auch die 1854 begonnenen Untersuchungen P.s über die Verbreitungsart der Cholera geworden (Einfluß von Boden, Grundwasser, Grundluft, Bodenverunreinigung und Reinhaltung des Bodens), welche von Buhl, Seidel, Port u. a. weiter verfolgt und auch auf den Abdominaltyphus ausgedehnt wurden. Auf Antrieb P.s wurden im J. 1865 an den bayr. Landesuniversitäten eigene Lehrstühle für Hygiene errichtet und in München das Fach ihm übertragen. P. war Vorsitzender der 1873 vom Reichskanzleramt eingesetzten Cholerakommission, und steht jetzt an der Spitze der Epidemiologen, welche die Kontagiosität der Cholera und damit die Wirksamkeit aller Sperr- und Isoliermaßregeln bestreiten, die Verbreitung des spezifischen Cholerakeims durch den Verkehr nicht vom Cholerakranken, sondern von der Cholera-lokalität ausgehen lassen und den Schutz gegen Choleraepidemien lediglich in den sanitären Verbesserungen der Lokalität erblicken. Im J. 1876 wurde P. zum Geheimrat ernannt und 1883 in den erblichen Adelstand erhoben. Die meisten hygienischen Arbeiten P.s sind in der «Zeitschrift für Biologie» erschienen, die er seit 1864 mit Buhl und Voit herausgab. Im J. 1883 gründete er das «Archiv für Hygiene» (gemeinschaftlich mit Hofmann u. Forster). Ein umfassendes «Handbuch der Hygiene» (3. Aufl., Lpz. 1882) erscheint unter P.s und Ziemßens Leitung, dessen einzelne Kapitel durchweg von P.s Schülern bearbeitet sind. Von andern Schriften P.s sind noch zu erwähnen: «Über einen neuen Respirationsapparat» (München, 1861), «Verbreitungsart der Cholera in Indien» (Braunschw. 1871), «Populäre Vorträge» (3. Aufl., Braunschw. 1877).

Pettigrew (James Bell), engl. Physiolog, geb. 26. Mai 1834 zu Norhill in Lanarkshire, studierte in Edinburgh und Glasgow Medizin, gewann 1859 Seniors goldene Medaille für seine Abhandlung «On the arrangement of the muscular fibres in ventricles of the vertebrate heart» und wurde infolge davon durch die königl. Gesellschaft in London zum Croonian Lecturer für das J. 1860 ernannt. Zu demselben Jahre veröffentlichte er die gerichtl.-mediz. Preisschrift «On the presumption of survivorship», 1861 die Dissertation «The ganglia and nerves of the heart and their connexion with the cerebro-spinal and sympathetic systems in mammalia». Im J. 1862 wurde er zum assistierenden Kurator des Hunterschen Museums im College of surgeons in London gewählt; 1867 mußte P. aus Gesundheitsrücksichten seinem Posten entsagen und verlebte die beiden folgenden Jahre in Südirland; 1869 kehrte er als Kurator des anatom. Museums und Professor der Pathologie im Krankenhause nach Edinburgh zurück. Im J. 1870 veröffentlichte er in den «Transactions» der königl. Gesellschaft von Edinburgh seine Abhandlung «On the physiology of wings, being an analysis of the movements by which flight is produced by the insect, bird and bat»; 1873 folgte P.s berühmtes Werk «Animal locomotion, or walking, swimming and flying» (deutsch: «Die Ortsbewegung der Tiere», Lpz. 1875), wofür die Französische Akademie der Wissenschaften ihm den Godard-Preis verlieh, und die vor dem College of Surgeons in Edinburgh gehaltenen Vorlesungen «The relations of plants and animals to inorganic matter and the interaction of vital and physical forces»; 1874 die Vorlesungen «On the physiology of the circulation in plants, in the lower animals and in man». Im J. 1875 wurde P. als Professor der Anatomie an die Universität St.-Andrews berufen, wo er seine Thätigkeit mit der Vorlesung «Man, in his anatomical, physical, and physiological aspects» eröffnete.

Petunia *Juss.*, eine zur Familie der Solaneae (Nachtschattengewächse) gehörige kleine Pflanzengattung, aus welcher viele Blendlinge hervorgegangen sind, welche, soweit einjährige Blendlinge in Betracht kommen, den wertvollsten Bestand der modernen Blumengärten bilden. Merkmale der Gattung sind ein fünfteiliger Kelch, eine trichter- oder präsentiertellerförmige Blumenkrone mit fünfspaltigem Saume und eine zweifächerige, zweiklappige, vielsamige Kapsel. Ihre beiden Hauptarten sind P. nyctaginiflora *Juss.*, aus Südamerika stammend, in der Heimat zwar perennierend, aber in Mitteleuropa im freien Lande nicht aushaltend und deshalb nur einjährig kultiviert, und P. violacea,

eine einjährige aus Brasilien. Von den in den Gärten erzogenen Hauptformen ist die wichtigste P. grandiflora, welche zahlreiche großblumige, zum Teil aus Samen farben- und samentreu sich wiedererzeugende Varietäten umfaßt. Die Blumen sind weiß, karmoisinrot, violettrot, rot, rosenrot, auf hellerm Grunde mit dunkler Aderung, auf verschiedenfarbigem Grunde weiß gefleckt oder gestreift, oft in sternförmiger Zeichnung, oder auf weißem Grunde violett oder purpurn gestreift.

In den Gärten werden die Petunien je nach ihrer besondern Tracht zur Verzierung der Rasenparterres, zur Besetzung von Vasen, zur Bildung massiger Gruppen, in den leuchtenden Färbungen zu fern wirkenden Gruppierungen, in den vorzüglichsten Formen zur Topfkultur für das Blumenfenster u. s. w. verwendet. Man säet die Samen im März oder April in Näpfe mit leichter, doch nahrhafter Erde unter Glas und piliert die jungen Pflanzen, die man später in Töpfe oder so früh es immer die Witterung gestattet, in das freie Land pflanzt. Diejenigen Varietäten, welche wenige oder keinen Samen erzeugen, wie die sehr dicht gefüllten, vermehrt man durch Stecklinge.

Petzholdt (Jul.), verdienter Bibliograph, geb. 25. Nov. 1812 zu Dresden, studierte in Leipzig Philologie und gab die «Progymnasmata» des Aphthonius (Lpz. 1839) heraus. Er wurde hierauf vom Prinzen (nachmaligen König) Johann zum Gehilfen bei dessen Dante-Arbeiten, sowie zum Bibliothekar für die prinzliche Sekundogenitur-Bibliothek erwählt, übernahm 1842 auch die Aufsicht über die Bibliothek der Gemahlin des Prinzen (der nachmaligen Königin) und wurde 1853 zum Bibliothekar des Kronprinzen Albert ernannt. Im J. 1859 erhielt er den Titel als Hofrat, 1878 als Geh. Hofrat. P.s litterarischer Ruf gründet sich hauptsächlich auf den von ihm 1840—84 herausgegebenen «Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft», das zuerst in kürzerer Fassung 1844 begonnene und (Dresd. 1875) in fünf Ausgaben erschienene «Adreßbuch der Bibliotheken Deutschlands mit Einschluß von Österreich und der Schweiz» und die «Bibliotheca bibliographica» (Lpz. 1866). Außerdem veröffentlichte er «Litteratur der sächs. Bibliotheken» (Dresd. und Lpz. 1840), «Urkundliche Nachrichten zur Geschichte der sächs. Bibliotheken» (Dresd. 1855), «Catalogi bibliothecae secundi generis Principalis Dresdensis specimina» (Lpz. und Dresd. 1839—65), «Katechismus der Bibliothekenlehre» (3. Aufl., Lpz. 1877), «Katalog der von König Friedrich August nachgelassenen Kartensammlung» (Dresd. 1860), «Bibliotheca Dantea ab anno 1865 inchoata» (2. Aufl., Dresd. 1876), sowie eine Reihe von Schriften über den König Johann von Sachsen. Auch gab er eine Biographie des Freiherrn von Falkenstein nach dessen eigenen Aufzeichnungen (Dresd. 1882) heraus.

Peucedanum *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen. Man kennt gegen 80 Arten, die auf der nördl. Halbkugel eine ziemlich ausgedehnte Verbreitung haben. Es sind krautartige Pflanzen, die sich durch vom Rücken her zusammengedrückte (breitgedrückte), länglich-linsenförmige, mit einem geflügelten Rande versehene, schwachgerippte, einen bis drei deutliche Ölstreifen in den Zwischenräumen der gleichweit entfernten Rippen zeigende Früchte, einen fünfzähnigen, bei einigen Arten fast unmerklichen Kelchrand und herzförmige Blumenblätter mit einwärts geschlagenem Zipfel auszeichnen und große, vielstrahlige Dolden mit vielblätterigen Hüllen der Döldchen besitzen. Alle Arten sind ansehnliche Kräuter mit ausdauerndem Wurzelstock und fiederförmig zerteilten Blättern. Von den in Deutschland wild vorkommenden Arten sind die bekanntesten: P. officinale *L.*, der auf Waldwiesen wachsende Haarstrang, mit sehr fein in lineale Zipfel zerschnittenen Blättern, gelblichen Blüten und über 0,5 m langer und 3 cm starker fleischiger Wurzel; P. Cervaria *L.*, die Hirschwurz, eine in Bergwäldern vorkommende Pflanze mit dreifach fiederteiligen Blättern, deren Abschnitte eiförmig, darnig gesägt und blaugrün sind; P. Oreoselinum *L.*, die Bergpetersilie, eine an Waldrändern und auf grasigen Anhöhen sich findende Pflanze mit ebenfalls dreifach-fiederteiligen Blättern, deren auf rechtwinkelig abstehenden Stielen befindliche Abschnitte eiförmig, eingeschnitten, gezähnt und glänzend-dunkelgrün sind. Die beiden letzten Arten blühen weiß. Ebenfalls weiße Blüten, aber breitere Fiederabschnitte hat die häufig als besondere Gattung abgetrennte Meisterwurz, P. Ostruthium *Koch.* (Imperatoria Ostruthium *L.*). Sie kommt besonders in der alpinen Region vor und wird auch vielfach der jetzt noch offizinellen Wurzel halber kultiviert. Auch von den übrigen Arten waren früher die Wurzeln offizinell.

Peucer (Kaspar), ein Gelehrter des 16. Jahrh., bekannt durch seine Teilnahme am kryptocalvinistischen Streit, geb. 6. Jan. 1525 zu Bautzen, studierte zu Wittenberg, ward dort 1554 Professor der Mathematik und Astronomie, 1560 Professor der Medizin und Geschichte, Kurator und Rektor der Universität und zugleich Leibarzt des Kurfürsten August von Sachsen. Mit der jüngsten Tochter Melanchthons, Magdalene, verheiratet und nach seines Schwiegervaters Tode Haupt der milden melanchthonischen oder philippistischen Glaubenslehre, benutzte er seine einflußreiche Stellung zur Besetzung der Universität mit Anhängern dieser Richtung und suchte dieselbe in Kursachsen zur allgemeinen Geltung zu bringen. Im J. 1574 gelang es indessen der streng lutherischen (dresdener) Partei, welche den Wittenbergern wegen ihrer Hinneigung zur calvinischen Abendmahlslehre die heimliche Einführung der calvinischen Lehre, den Kryptocalvinismus, vorwarf, den Kurfürsten umzustimmen, sodaß er einen großen Teil der Philippisten, der sog. Sakramentierer, des Landes verwies und P. während 12 Jahren in Dresden, Rochlitz und Leipzig in strenger Gefangenschaft hielt. Ungebeugt wurde P. 1586 aus seiner Haft befreit, siedelte dann als Rat und Leibarzt des Fürsten von Anhalt nach Dessau über, wo er 25. Sept. 1602 starb. Außer mehrern astron. Abhandlungen, z. B. «De dimensione terrae» und «De nova stella», standen sein «Commentarius de praecipuis divinationum generibus» (Wittenb. 1553; 2. Ausg. 1572) und seine «Elementa doctrinae sphaericae» (Wittenb. 1551) in Ansehen. Vgl. Leupold, «Leben Kaspar P.s» (Bautzen 1745); Koch, «De vita P.» (Marb. 1856); Henke, «Kaspar P. und Nikal. Crell» (Marb. 1865); Calinich, «Kampf und Untergang des Melanchthonismus in Kursachsen» (Lpz. 1866).

Peucker (Eduard von), preuß. General der Infanterie, geb. 19. Jan. 1791 zu Schmiedeberg in Schlesien, trat 1810 in die Artillerie und wurde 1811 Offizier. Er nahm 1812 bei dem preuß. Hilfskorps an dem Feldzuge in Rußland teil. Nach

dem Frieden wurde er im Kriegsministerium verwendet. Im J. 1832 wurde er Major, 1834 Oberstlieutenant, 1842 Generalmajor und trat im Mai 1848 als preuß. Militärkommissar in die Bundesmilitärkommission zu Frankfurt a. M. Hier wählte ihn im Juli 1848 der Erzherzog-Reichsverweser zum Reichskriegsminister, welches Amt er 5. Aug. desselben Jahres niederlegte, als der Reichsverweser die Huldigung aller deutschen Armeen beanspruchte. In den Septembertagen leitete er mit Festigkeit und Umsicht die Unterwerfung des Aufstandes zu Frankfurt a. M., worauf er 18. Sept. auf den Wunsch des Königs das ihm nochmals angetragene Kriegsministerium bei der Centralgewalt übernahm und bis zum 10. Mai 1849 führte. Nachdem er seine Entlassung genommen, erhielt er den Befehl über das gegen Baden bestimmte Bundeskorps. Er führte dasselbe über den Odenwald und hielt zuletzt den Raum von Donaueschingen bis an den Bodensee besetzt. Bereits im Mai 1849 war er zum Generallieutenant aufgerückt und trat im März 1850 in die Bundescentralkommission. Im Dezember desselben Jahres ging P. als preuß. Kommissar nach Kassel, blieb dort bis zu der Reaktivierung des Bundestags und lebte dann ohne dienstliche Thätigkeit bis zum April 1854 in Berlin, wo er zum Generalinspekteur des Militärerziehungs- und Bildungswesens ernannt wurde. Im Nov. 1858 zum General der Infanterie befördert, erhielt er 1860 von der Universität zu Berlin bei deren Jubelfeier das Diplom eines Ehrendoktors der Philosophie für sein ausgezeichnetes Werk: «Das deutsche Kriegswesen der Urzeit in seinen Verbindungen und Wechselwirkungen mit dem gleichzeitigen Staats- und Volksleben» (3 Tle., Berl. 1860—64). Außerdem schrieb er «Beiträge zur Beleuchtung einiger Grundlagen für die künftige Wehrverfassung Deutschlands» (Frankf. a. M. 1848). In seinem Wirkungskreise als Leiter des Militärerziehungs- und Bildungswesens ist die Organisation der preuß. Kriegsschulen, deren erste 1859 zu Potsdam errichtet wurde, sein höchstes und bleibendstes Verdienst. P. verbesserte die bisherige Unterrichtsmethode, führte applikatorischen Unterricht ein und war unermüdlich dafür thätig, die Bildung des Offizierkorps mit dem Geiste und den Bedürfnissen der neuern Kriegführung in Übereinstimmung zu bringen. P. trat 21. Nov. 1872 in Ruhestand, wurde indes 30. Nov. 1872 durch königl. Verordnung auf Lebenszeit in das preuß. Herrenhaus berufen. Er starb 10. Febr. 1876 zu Berlin.

Peurbach (Georg), s. Purbach.

Peutinger (Konrad), berühmter Altertumsforscher, geb. 14. Okt. 1465 zu Augsburg, aus einer patricischen Familie, erhielt, nachdem er zu Padua und auf andern Universitäten Italiens seine Studien vollendet hatte, um 1493 die wichtige Stelle eines Stadtschreibers in seiner Vaterstadt. Er starb 24. Dez. 1547. P. machte sich durch mehrere Arbeiten verdient, z. B. durch die «Sermones convivales de mirandis Germaniae antiquitatibus» (Augsb. 1506), welche Zapf später mit einigen andern, bis dahin ungedruckten Schriften herausgab (Augsb. 1789), und war der erste, der in dem Werke «Romanae vetustatis fragmenta in Augustana Vindelicorum» (Augsb. 1505) röm. Steininschriften veröffentlichte. Ein bleibendes Andenken erwarb er sich aber durch die Erhaltung der nach ihm benannten Tabula Peutingeriana, einer Karte, welche die Militärstraßen durch den größten Teil des Weströmischen Reichs angibt. P. bekam sie von Konrad Celtes, der sie in Worms aufgefunden und geliehen hatte, zur Herausgabe, und da letztere unterblieben war, erfolgte später durch Markus Welser die erste Bekanntmachung einzelner Bruchstücke unter dem Titel «Fragmenta tabulae antiquae ex Peutingerorum bibliotheca» (Veneb. 1591). Von jetzt an schien die ganze Karte verschwunden zu sein, bis man sie 1714 unter P.s Handschriften wieder auffand. Prinz Eugen, der sie von einem Buchhändler erworben hatte, schenkte sie dann der kaiserl. Bibliothek in Wien, wo sie noch gegenwärtig sich befindet. Vollständig wurde sie zuerst mit Erläuterungen von Franz Christoph von Scheyb (Wien 1753) herausgegeben. Eine neue Ausgabe besorgte Mannert unter dem Titel «Tabula itineraria Peutingeriana» (12 Blätter, Lpz. 1824). Mit großer Sorgfalt bearbeitet wurde sie von Desjardins herausgegeben unter dem Titel: «La table de P. d'après l'original conservé à Vienne» (Par. 1869 fg.).

Peutingersche Tafel, Tabula Peutingeriana, s. unter Peutinger.

Pewter (spr. Pjühter), engl. Bezeichnung für Zinn und Zinnlegierungen, namentlich bei deren Verarbeitung zu Schankgefäßen.

Peyersche Drüsen (Agmina s. Insulae Peyeri), benannt nach ihrem Entdecker Joh. Konrad Peyer, geb. 26. Dez. 1653, gest. 29. Febr. 1712 als Arzt und Anatom zu Schaffhausen, Anhäufungen von solitären Drüsenfollikeln in der Schleimhaut des Dünndarms. (S. unter Darm, Bd. IV, S. 886*.)

Peyrat (Alphonse), franz. Politiker, geb. 21. Juni 1812 zu Toulouse, war Mitarbeiter der «Tribune», des «National», der «Presse», wurde 1865 Chefredacteur des «Avenir national», 1871 Mitglied der Nationalversammlung, 1876 des Senats; er hielt sich zur Gruppe der republikanischen Union. P. schrieb unter anderm: «Histoire élémentaire et critique de Jésus» (1864).

Peyron (Amadeo), bedeutender ital. Orientalist und Altertumsforscher, geb. 2. Okt. 1785 zu Turin, widmete sich unter Leitung des Abbé Valperga di Caluso dem Studium der orient. Sprachen und wurde bereits 1805 dessen Suppleant an der Universität seiner Vaterstadt. Nach dem Tode seines Lehrers erhielt er 1815 dessen Professur, auch wurde er alsbald in die turiner Akademie aufgenommen. Im J. 1848 wurde er von Karl Albert zum Senator ernannt. P. starb zu Turin 27. April 1870. Er begründete seinen europ. Ruf besonders durch Arbeiten über die kopt. Sprache. Sein Hauptwerk auf diesem Gebiet ist das «Lexicon linguae Copticae» (Turin 1835), welchem eine Grammatica linguae Copticae» mit Nachträgen zu dem Wörterbuch (Turin 1841) folgte. Seine Arbeiten über die griech. Papyrusrollen in den ägypt. Museen zu Turin und Wien finden sich in den «Memorie» der turiner Akademie. Aus Palimpsesten aus der turiner Universitätsbibliothek veröffentlichte er unter anderm «Fragmente der Reden des Cicero für den Scaurus, für den Tullius und gegen Clodius» (Stuttg. 1824), sowie «Leges ineditae codicis Theodosiani», welche letztere in den «Memorie» der Akademie erschienen. Schon vorher hatte er «Fragmenta inedita» des Empedokles und Parmenides (Lpz. 1810) herausgegeben.

Peyronnet (Charles Ignace, Graf), franz. Staatsmann, geb. 9. Okt. 1778 zu Bordeaux, ließ sich daselbst als Advokat nieder und wurde nach der zweiten Restauration Präsident des Tribunals erster Instanz zu Bordeaux, dann Generalprokurator am Gerichtshof zu Bourges. Im J. 1821 trat er für das Depart. Cher in die Kammer, erhielt im Dez. 1821 bei der Bildung des Ministeriums Villèle das Portefeuille der Justiz und im Aug. 1822 die erbliche Grafenwürde. Seine ersten Schritte als Minister richteten sich gegen die Presse. Ebenso drang er ganz besonders auf das militärische Einschreiten in Spanien. Bei der Kabinettsveränderung nach der Thronbesteigung Karls X. blieb er durch Villèles Einfluß in seinem Amte. Mit dem Sturze Villèles im Jan. 1828 mußte auch P. das Ministerium niederlegen. Als einem energischen Charakter übergab ihm der Hof 20. Mai 1830 in dem verhängnisvollen Ministerium Polignac das Portefeuille des Innern. Nach der Katastrophe suchte er verkleidet zu entkommen, wurde aber gegen Ende Aug. 1830 zu Tours verhaftet und mit seinen Kollegen vor das Pairsgericht gestellt. Er wurde mit Polignac, Chantelauze und Guernon-Ranoille 21. Dez. zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt und nach der Festung Ham gebracht, erhielt aber durch Ordonnanz vom 17. Okt. 1836 die Freiheit zurück und lebte dann meist auf seinem Schlosse Montserrand (Gironde), wo er 2. Jan. 1854 starb. P. schrieb «Pensées d'un prisonnier» (2 Bde., Par. 1834; deutsch, Lpz. 1834), «Histoire des Francs» (2 Bde., Par. 1835; 2. Aufl., 4 Bde., 1846) und «Satires» (2. Aufl., Par. 1854).

Peyßelianer, Sekte, s. unter Baptisten.

Pézenas, Stadt im franz. Depart. Hérault, Arrondissement Béziers, an der Mündung der Peyne in den Hérault, Station der Linie Béziers-Lodève der Südbahn und der Linie St.-Chinian-Béziers-Montbazin der Héraultbahn, hat (1881) 6502 (als Gemeinde 7364) E., ein Handelstribunal, ein Collége, eine Ackerbauschule, Anbau von Wein, Mandeln und Oliven, Messerschmieden, Leinwand-, Seiden- und Chemikalienfabrikation, eine Wollmesse und eine bedeutende Warenbörse für Wein und Spirituosen. — P., das alte Piscenae, war seit 1562 in den Händen der Hugenotten und im 17. Jahrh. eine Grafschaft der Bourbon-Conty. Molière trat hier zuerst als Schauspieler auf.

Pezīza *L.*, Becherpilz, Pilzgattung aus der Familie der Discomyceten. Es sind zahlreiche Arten bekannt, die teils saprophytisch, teils parasitisch leben. Die Fruchtkörper sind von sehr verschiedener Größe und Farbe, aber immer becher- oder schüsselartig vertieft. Einige größere Arten, die auf Erde wachsen, können gegessen werden. Wichtiger sind diejenigen Arten mit kleinern Fruchtkörpern, die auf andern Pflanzen schmarotzen. Das Mycelium dieser Pilze wuchert in dem Gewebe der Nährpflanzen und bedingt schließlich ein Absterben derselben, die scheibenförmigen Fruchtkörper treten entweder an der Oberfläche hervor, oder sie bilden sich überhaupt nicht auf der Wirtspflanze, sondern entstehen erst nach Reinung eigentümlicher Körper, sog. Sklerotien. Diese letztern entstehen im Innern oder auf der Oberfläche der befallenen Pflanze und sind von kugeliger oder unregelmäßig knollenartiger Gestalt, sie bestehen aus dicht verflochtenen Hyphen, von denen die nach außen liegenden in der Regel dunkel gefärbt sind. Die Sklerotien gelangen aber meist erst dann zur vollen Ausbildung, wenn die Wirtspflanze oder die kranken Teile derselben abgestorben sind; diese Pilze sind also im Stande, auch saprophytisch auf toten Pflanzenpartien weiter zu vegetieren. Gelangen die Sklerotien in feuchte Erde, so keimen sie in der Weise, daß kleine, oft langgestielte Fruchtkörper aus ihnen hervortreten, und in diesen werden dann die Ascosporen gebildet. Außer der Fortpflanzung durch Ascosporen besitzen viele Peziza-Arten noch eine solche durch Conidien; die Fruchthyphen, welche die Conidien abschnüren, entwickeln sich entweder ebenfalls aus den Sklerotien, oder sie bilden sich auf der Wirtspflanze und treten hier gewöhnlich durch die Spaltöffnung nach außen. Man hat früher einige dieser Formen von Conidienträgern, die in der Regel mehrfach verzweigt sind, als besonderer Pilz unter dem Namen Botrytis cinerea beschrieben, da man den vollständigen Entwickelungsgang derselben nicht genau kannte.

Bei den nicht sklerotienbildenden Arten findet sich eine derartige Conidienfruktifikation nicht oder ist wenigstens bis jetzt nicht beobachtet. Zu dieser Gruppe gehört ein Pilz, der auf Lärchen lebt und hier eine gefährliche Krankheit, den sog. Lärchenkrebs hervorruft. Seine Fruchtkörper sind gelblich gefärbt und sitzen gewöhnlich auf den Rändern der Krebswunden. Der Pilz ist von Hartig als P. Willkommii bezeichnet worden, nach andern soll er mit P. calycina *Schum.* übereinstimmen. Zu den sklerotienbildenden Formen gehört der Pilz, welcher die Ursache der sog. Sklerotienkrankheit des Rapses ist, nämlich P. sclerotioides *Lib.* Er kann auf Rapsfeldern sehr bedeutenden Schaden anrichten, da die Pflanzen gewöhnlich durch Einwirkung des in ihrem Innern wuchernden Mycels eine gelbe Farbe erhalten und schließlich ganz vertrocknen. In den hohlen, abgestorbenen Stengeln finden sich dann ziemliche Mengen von etwa erbsengroßen schwarzen Sklerotien, die beim Verfaulen des Stengels in den Boden gelangen, dort im nächsten Frühjahr keimen und die scheibenförmigen, gestielten Fruchtkörper entwickeln. Auch der sog. Kleekrebs wird durch eine Peziza-Art, P. ciborioides *Fr.*, hervorgerufen, die auf verschiedenen Kleesorten lebt, und wenn auch seltener auftretend, doch immerhin schädlich wirken kann. In ihrer Entwickelung stimmt sie fast genau mit P. sclerotioides überein. Außer diesen beiden Arten mögen von den sklerotienbildenden noch erwähnt werden die P. Kauffmanniana *Fich.*, welche eine Krankheit des Hanfs, den sog. Hanfkrebs, verursacht, bis jetzt aber nur aus einigen Gegenden Rußlands, wo viel Hanfkultur getrieben wird, bekannt ist.

Pezo da Regoa, Stadt im portug. Distrikt Villa Real, rechts am Douro, unterhalb der Mündung des Corgo, Station der Bahn Oporto-Penafiel-Pinhao, Hauptort des Paiz do Vinho (auch Alto-Douro), hat (1878) 2954 E., große Weinniederlagen und im Februar eine wichtige Weinmesse.

Pfäfers oder Pfävers, Dorf und Bad im Bezirk Sargans des schweiz. Kantons St. Gallen. Das Dorf liegt 826 m über dem Meere, 1½ km südwestlich von Ragaz (s. d.) auf breiter, sonniger Bergterrasse zwischen dem Rhein und der Tamina, zählt (1880) 1628 meist kath. E. und wird beherrscht von den stattlichen, 1655 errichteten Gebäuden der ehemaligen Benediktinerabtei P., die 721 von St. Pirmin gestiftet, 1838 aufgehoben und 1847 in die Kantons-Irrenanstalt St. Pirminsberg

verwandelt wurde. Das Bad, 2 km südlich vom Dorfe, 680 m über dem Meere in der Tiefe der Taminaschlucht gelegen, besteht aus einem großen klosterartigen Kurhaus mit Trinkhalle und Badehaus, zwei Nebengebäuden und einer Kapelle, und besitzt mehrere Heilquellen, indifferente Thermen mit krystallklarem, geruch- und geschmacklosem Wasser von 37,3 C., deren Ergiebigkeit, durchschnittlich 40001 per Minute, je nach der Jahreszeit und der Menge der atmosphärischen Niederschläge wechselt. Die Quellen treten in der düstern Pfäferschlucht zu Tage, die sich hinter dem Kurhaus öffnet und auf sicherm, 480 m langem Holzsteg zugänglich ist. Die Enge der Klamm, die in der Höhe des Stegs nur 10 m breit ist, die 90—100 m hohen schwarzen Kalkschieferwände, zwischen denen nur ein schmaler Himmelsstreifen sichtbar wird und das Donnern der Tamina, die sich schäumend durch die finstere Spalte zwängt, machen diese Schlucht zu einer der schauerlichsten und großartigsten der Alpen. Der Sage nach 1038 von einem Jäger entdeckt, aber erst 1242 mit der ersten Badeeinrichtung versehen, werden die Thermen von P. seit Jahrhunderten namentlich gegen rheumatische, nervöse und skrofulöse Übel mit Erfolg angewendet. An der Stelle der alten primitiven, bei den Quellen selbst errichteten Gebäulichkeiten wurden 1420 und 1628 neue Badehäuser und 1704—16 das jetzige Kurhaus erbaut, das von Ragaz aus auf guter 5 km langer Fahrstraße erreicht wird. Seit 1840 fließt ein Teil des Wassers, dessen Menge durch die 1860 durch einen Felsstollen erschlossene Stollenquelle erheblich vermehrt wurde, durch eine hölzerne Röhrenleitung nach Ragaz. Früher Eigentum des Klosters P., gingen der Hof Ragaz, das Bad P. und die Thermen bei der Aufhebung desselben in den Besitz des Kantons St. Gallen über, von dem die Domäne 1868 an den Architekten B. Simon auf 100 Jahre verkauft wurde. Vgl. Theophrastus Paracelsus, «Tugenden, Ursprung und Herkommen von dem Bade P.» (Straßburg 1535); Kaiser, «Ragaz-P.» (5. Aufl., St. Gallen 1869); J. von Tschudi, «Ragaz-P.» (St. Gallen 1870); Gsell-Fels, «Bäder und Kurorte der Schweiz» (Zürich 1880).

Pfaff, der kupferne oder stählerne Stempel eines Fallwerks.

Pfaff (Christ. Heinr.), verdienter Physiker und Chemiker, geb. 2. März 1772 zu Stuttgart, besuchte das Gymnasium daselbst und die Karls-Akademie. Den ersten Grund zu seinem wissenschaftlichen Rufe legte er durch die Inauguraldissertation «De electricitate sic dicta animali». Im Herbst 1793 ging er nach Göttingen, wo er das Werk «Über tierische Elektricität und Reizbarkeit» (Lpz. 1795) veröffentlichte. Hierauf lebte er einige Zeit in Kopenhagen, begleitete 1795 als Arzt eine gräfl. Familie nach Italien, praktizierte dann in Heidenheim und wurde 1797 außerord. Professor in Kiel, wo er später den Lehrstuhl der Chemie erhielt. Sein bedeutendstes Werk ist das «System der materia medica nach chem. Prinzipien» (7 Bde., Lpz. 1808—24). Außerdem sind hervorzuheben: «Handbuch der analytischen Chemie» (2. Aufl., 2 Bde., Altona 1824—25), «Über die strengen Winter des 18. Jahrh.» (2 Abteil., Kiel 1809—10), «Über und gegen den tierischen Magnetismus» (Hamb. 1817), «Der Elektromagnetismus» (Hamb. 1824), «Pharmacopoea Slesvico-Holsatica» (Kiel 1834), «Revision der Lehre vom Galvano-Voltaismus» (Altona 1837), «Parallele der chem. Theorie und der Voltaischen Kontakttheorie der galvanischen Kette» (Kiel 1845). P. starb 24. April 1852 zu Kiel.

Sein älterer Bruder, Johann Friedrich P., geb. 22. Dez. 1765 zu Stuttgart, seit 1788 Professor der Mathematik zu Helmstedt, seit 1810 zu Halle, gest. daselbst 20./21. April 1825, ist bekannt durch seine analytischen Arbeiten.

Ein dritter Bruder, Johann Wilhelm Andreas P., geb. 5. Dez. 1774 zu Stuttgart, nacheinander Professor der Mathematik zu Dorpat, wo er zugleich Direktor der Sternwarte war, am Realinstitut zu Nürnberg, zu Würzburg und seit 1818 zu Erlangen, gest. daselbst 26. Juni 1835, erwarb sich ebenfalls als Mathematiker, Physiker und Astronom vielfache Verdienste, besonders auch durch die Übersetzung und Zusammenstellung der Arbeiten des ältern Herschel in dem Buche «W. Herschels Entdeckungen» (Stuttg. 1828).

Von dessen Söhnen hat sich Hans Heinrich Ulrich Vitalis P., geb. 29. April 1824 zu Erlangen, gest. daselbst als ord. Professor 20. Mai 1872, als Mathematiker und Physiker bekannt gemacht. Sein Hauptwerk ist «Neuere Geometrie» (2 Tle., Erlangen 1867).

Sein Bruder, Alexius Burkhardt Immanuel Friedrich P., geb. 17. Juli 1825 in Erlangen, Professor der Mineralogie daselbst, hat außer einem «Grundriß der mathem. Verhältnisse der Krystalle» (Nördl. 1853) und einem «Grundriß der Mineralogie» (Nördl. 1860) eine Reihe von Arbeiten auf dem Gebiete der Krystallphysik veröffentlicht und zwei Instrumente ersonnen, mit denen es möglich ist, sowohl die Härte der Krystalle in jeder beliebigen Richtung, als auch die mittlere Härte jedes Körpers nach absolutem Maße zu bestimmen. Auf dem Gebiete der Geologie erschien von ihm: «Die vulkanischen Erscheinungen» (Münch. 1872), «Allgemeine Geologie» (Lpz. 1873), «Das Wasser» (Münch. 1870), «Grundriß der Geologie» (Lpz. 1876), «Der Mechanismus der Gebirgsbildung» (Heidelb. 1880), «Schöpfungsgeschichte» (3. Aufl., Heidelb. 1882), «Die Entwickelung der Welt auf atomistischer Grundlage» (Heidelb. 1883).

Pfaffe (vom grch. πάππας, d. i. Vater), war ursprünglich in der kath. Kirche der Ehrenname eines jeden Geistlichen; gegenwärtig aber bezeichnet man in verächtlichem Sinne damit einen Geistlichen, der in der Verwaltung seines Amtes unter heuchlerischer Maske vorzugsweise eigennützige Zwecke verfolgt.

Pfaffengasse wurde früher der Landstrich längs des Rheins genannt, in welchem die Bistümer Chur, Konstanz, Basel, Straßburg, Speier, Worms und die Erzbistümer Mainz und Köln lagen.

Pfaffenhofen, Stadt und Hauptort des gleichnamigen Bezirksamts im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, 45 km im Norden von München, am Donauzufluß Ilm, Station der Linie München-Ingolstadt der Bayrischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, eines Bezirks- und eines Rentamts, hat eine hübsche Pfarrkirche, ein Spital und ein Armenhaus und zählt (1880) 2982 E. Historisch merkwürdig ist der Ort durch den im Österreichischen Erbfolgekrieg 15. April 1745 von den Österreichern unter Batthyányi über die vereinigten Franzosen und Bayern erfochtenen Sieg, noch mehr aber durch das 19. April 1809 zwischen Österreichern und Franzosen unter Oudinot hier vorgefallene Gefecht, in welchem letzterer Sieger blieb.

Pfaffenhütchenstrauch, s. Evonymus.

Pfaffenlaus, soviel wie Kaulbarsch.

Pfaffenröhrlein, Pflanze, s. u. Taraxicum.

Pfäffers, s. Pfäfers.

Pfäffikon, großes gewerbsames Dorf, Hauptort des gleichnamigen Bezirks (162 qkm, 18051 E.) des schweiz. Kantons Zürich, liegt 18 km östlich von Zürich, 546 m über dem Meere an der Linie Effretikon-Hinweil der Nordostbahn und zählt (1880) 2883 meist reform. E., deren Haupterwerbsquellen neben Feld- und Obstbau die Baumwoll- und die Seidenindustrie sind. Der 3 qkm große Pfäffikersee, der sich 541 m über dem Meere südlich vom Dorfe zwischen flachen, sumpfigen Ufern ausbreitet und seinen Ablauf, die Pfäffiker Aa, dem Greifensee zusendet, ist bekannt durch seine Pfahlbauten, von denen die des Torfmoors von Robenhausen am Südende die merkwürdigsten sind.

Pfahlbauten nennt man solche aus vorhistorischer Zeit stammende Bauten, welche auf Pfählen aufgerichtet wurden, die man in den Grund von Seen, Sümpfen, Morästen, Torfmooren und Flußbetten eingetrieben hatte. Dieselben wurden zuerst in ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung 1854 von Ferd. Keller in Zürich erkannt und seit dieser Zeit fast in ganz Europa an geeigneten Orten nachgewiesen. Die ältesten P., von welchen die am besten bekannten in der östl. Schweiz liegen (Robenhausen im Kanton Zürich, Wauwyl im Kanton Luzern), gehören einer Zeit an, wo man noch keine Metalle kannte und alle Instrumente und Werkzeuge aus Holz, Knochen, Zähnen oder Stein verfertigte: es sind die Pfahlbauten der Steinzeit und zwar der neolithischen Periode, die geschlissene Steinwerkzeuge besitzt. Die meisten dieser ältesten Niederlassungen wurden durch Feuersbrünste (Robenhausen sogar dreimal) zerstört und später infolge der zunehmenden Versorfung der Seebecken, in welchen man sie ursprünglich errichtet hatte, verlassen, indem sie keinen Schutz gegen Feinde mehr gewährten. In den unvertorften Seen befinden sie sich nahe am Ufer und zeigen meist nur einen geringen Umfang. Über die eingerammten Pfähle, die gewöhnlich aus ganzen, nicht gespaltenen Stämmen bestehen, wurde ein Rost gelegt und dieser durch eine Pfahlbrücke mit dem Lande verbunden. Seltener baute man ein Packwerk, indem man die Zwischenräume der Pfähle mit Reisig, Steinen und Erde ausfüllte und so eine künstliche Insel herstellte. Die auf dem Roste einige Fuß über dem Seespiegel errichteten Hütten waren viereckig, die Wände von Fachwerk mit geflochtenem Reisig, die Zwischenräume mit Moos verstopft und innen und außen mit geschlagenem Lehm dicht gemacht, die Dächer von Stroh. Man kann mehrere Perioden der Stein-Pfahlbauten unterscheiden.

Die Bewohner waren anfangs mehr Jäger, später mehr Ackerbauer und Viehzüchter; sie verfertigten Handbeile, Becher, Waffen von Hirschgeweih, verstanden die Kunst, den Stein zu schleifen und zu bohren, und bearbeiteten mit ihren Steinbeilen, Messern, Meißeln u. s. w. Holz, Horn und Knochen anfangs nur roh, später mit merkwürdiger Vollendung. Rütimeyer und Th. Studer haben nachgewiesen, daß sie eine Menge von Haustieren züchteten, besonders Schweine und Rindvieh in mehrern Rassen, weniger Schafe und Ziegen, sowie den Haushund. Christ und Heer haben die Pflanzen kennen gelehrt, welche sie teils wild benutzten, teils bauten; zu den letztern gehörten der Waid (Isatis) als Farbstoff, der Flachs zu Geweben, der Mohn, Gerste, Weizen, Roggen, Apfel, Birnen u. s. w. Durch genaue Vergleichung der angebauten Pflanzen, sowie der sie begleitenden Unkräuter hat Heer nachgewiesen, daß der ganze Ackerbau dieser Pfahlbewohner mit dem altägyptischen identisch ist, daß also die ganze Kultur aus Nordafrika und nicht aus Asien stammt, dessen hauptsächlichste Nutzpflanzen, Wein und Hanf, in den P. fehlen. Das Getreide wurde zwischen Steinen zerrieben und zu Brot verbacken; Mestkommen in Robenhausen, der dies entdeckte, fand auch die ersten kunstreichen Gewebe aus Flachs, die nachwiesen, daß man schon im Besitz eines, wenn auch von Holz gebauten, rohen Webstuhls stand. Die Haustierrassen, die man züchtete, weisen ebenfalls auf Nordafrika hin. Zahmes Geflügel fehlte. Man brannte Gefäße aus schlecht bearbeitetem Thon bei offenem Feuer, die zuweilen, aber stets nur mit geometr. Figuren, nicht mit Nachbildungen von Naturgegenständen verziert sind. Die Industrie begann sich schon zu lokalisieren; an einzelnen Orten zeigen Anhäufungen riesiger Hirschgeweihe in allen Stadien der Bearbeitung, daß man Horn, an andern Orten Massen von Steinbeilen, daß man Stein vorzugsweise bearbeitete. Seltene Stücke von Bernstein und edelm Nephrit, der zu schneidenden Werkzeugen verarbeitet wurde, beweisen, daß schon Handelsverbindungen nach Nord und Süd existierten. Sowohl die nordischen Tiere der Renntierzeit als die Mammute und Höhlenbären der frühesten Erscheinungsperiode des Menschen existierten nicht mehr; die Jagdtiere sind wesentlich die heutigen, nur mit dem Unterschiede, daß sie zum Teil größer und weiter verbreitet waren, also z. B. Auerochs, Wisent, Biber und Elen in der Schweiz vorkamen. Die Schädel und die Markknochen der verzehrten Tiere sind stets aufgeschlagen, um das Gehirn und das Mark herauszunehmen.

Die Einführung der Metalle brachte wesentliche Veränderungen. Am Bielersee, dem Mondsee in Österreich, bei Peschiera u. s. w. hat man Stationen entdeckt, die eine libergangszeit darstellen und nur Werkzeuge aus reinem Kupfer geliefert haben. Die Einführung der Bronze charakterisiert die P. der Bronzezeit. Viele derselben befinden sich auf den alten Steinpfahlbauten; außerdem wurden viele neue Ansiedelungen besonders in der Westschweiz gegründet, die meist weiter vom Ufer entfernt und umfangreicher sind. Die Bronze verdrängt nach und nach den Stein und das Horn da, wo es vorteilhaft ist; es werden neue Haustierrassen eingeführt; große Hunde, Pferde, Esel werden häufiger, die Jagdtiere nehmen ab. Die Bearbeitung des Metalls erreicht eine hohe Stufe der Vollendung. Die ursprünglich eingeführte Bronze wird nun auch im Lande selbst fabriziert, umgeschmolzen und zu den mannigfaltigsten Gegenständen verarbeitet. Schwerter, Dolche, Messer, Lanzen- und Pfeilspitzen, Sicheln u. s. w. machen sich durch besondere Formen unter den schneidenden Instrumenten bemerklich; unter den Schmuckgegenständen, Haar- und Gewandnadeln, Agraffen, Fibeln, Arm-, Bein-, Finger- und Ohrringen u. s. w. zeichnen sich viele durch geschmackvolle Ciselierung, aber stets noch mit Linienornamenten aus. Das häufige Vorkommen von Bernsteinperlen deutet auf vermehrte Handelsverbindungen mit dem Norden. Die Töpferei schwingt sich zu höherer Stufe empor; geschlämmter

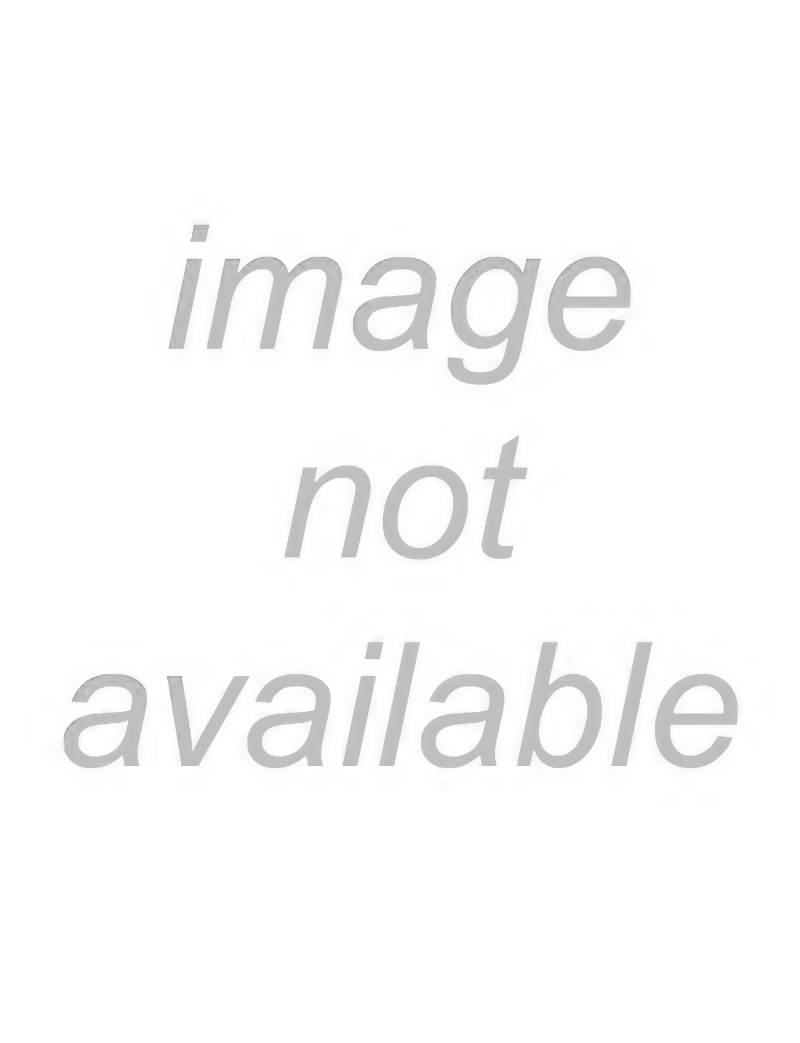


image
not
available

der südl. Hälfte dieser Grenzlinie eine zweite vorgelegt worden, die dem Main über Wörth hinaus bis nach Miltenberg folgt und von da, zum größern Teil in schnurgerader Richtung, auf Lorch (zwischen Stuttgart und Aalen) geführt ist. Hier schließt sich der rätische Limes (die sog. Teufelsmauer) an: eine bloße, durch Aufschüttung von Bruchsteinen zu einer Art Hochstraße bereitete Sperrung, hinter welcher mehrere Kastelle liegen, 174 km lang, von Lorch bis nach Kelheim geführt.

Der obergerman. Limes zeigt von hinten eine Reihe zu selbständiger Verteidigung eingerichtete Kastelle je 15 km voneinander entfernt. Vor denselben aber läuft mit Ausnahme der Flußlinie fortlaufend ein Wall hin von etwa 3 m Höhe, mit außen vorgelegtem Graben (⅔ bis 1 m tief), und mit vielen auf der innern Seite eingebauten Wachttürmen. Wie jetzt die Forschung steht, so sollten alle diese Anlagen überwiegend nicht unmittelbar zur wirksamen Verteidigung der Grenze dienen; die Grenze sollte gesperrt, der Verkehr scharf kontrolliert, die germ. Nachbarn genau überwacht werden. Namentlich aber scheint mit der Linie ein fein entworfenes Signalsystem, vielleicht durch Fackeltelegraphen, verbunden gewesen zu sein. Der P. ist verfallen, seitdem in der Zeit des Gallienus das rechte Rheinufer den Römern verloren ging.

Vgl. Arnold, «Deutsche Urzeit» (3. Aufl., Gotha 1881); Cohausen, «Der röm. Grenzwall in Deutschland» (Wiesb. 1884); Mommsen, «Röm. Geschichte» (Bd. 5, Berl. 1885.)

Pfahlrohr, s. unter Rohr.

Pfahlwerk, eine aus Piloten mit darüber befestigtem Holm bestehende Böschungsversicherung, auch Bohlwerk (s. d.) genannt.

Pfahlwurm, s. Bohrwurm.

Pfahlwurzel, s. unter Wurzel (botan.).

Pfaid, Ort im Kanton Tessin, s. Faido.

Pfalz (ebenso wie das Wort Palast, mittelhochdeutsch palas, aus dem lat. palatium gebildet) nannte man die im ganzen Deutschen Reiche zerstreut umherliegenden kaiserl. Schlösser, in welchen sich die Kaiser abwechselnd aufhielten, um so durch ihre Gegenwart öffentliche Ordnung und Gerechtigkeit überall möglichst gleichmäßig zu handhaben. Ein Verzeichnis solcher Pfalzen gibt des Abts Bessel «Chronicon Gotwicense» (Tegernsee 1732).

Pfalz hießen vormals zwei deutsche Staaten, die bis 1620 zusammengehörten. Zur Unterscheidung wurde der eine die Oberpfalz, der andere die Unterpfalz oder die Pfalzgrafschaft am oder bei Rhein genannt. Die Oberpfalz oder Bayrische Pfalz galt als Herzogtum, war von Bayreuth, Böhmen, Neuburg, Bayern und dem nürnberger Gebiete begrenzt, gehörte zum Nordgau und bayr. Kreise, umfaßte ein Gebiet von 7160 qkm, zählte 1807 mit Cham und Sulzbach ungefähr 283 800 E. in 17 Städten, 40 Marktflecken, 1619 Dörfern und Weilern, 18 Klöstern, und hatte Amberg, wo sich der Sitz der Regierung befand, zur Hauptstadt.

Die Unterpfalz am Rhein gehörte zum kurrhein. Kreise, lag vielfach zersplittert auf beiden Seiten des Rheins, begrenzt von Mainz, Kahzenellenbogen, Württemberg, Baden, Elsaß, Lothringen und Trier, umfaßte, abgesehen von den mitten in ihr eingestreuten Bistümern Worms und Speier, den Reichsstädten Worms und Speier, den Grafschaften Leiningen, Rappoltstein, Solms, Saarbrück und andern nassauischen, hessischen und isenburgischen u. s. w. Besitzungen, etwa 8000 qkm und zerfiel in a) die eigentliche oder Kurpfalz, eins der fruchtbarsten Länder Deutschlands, größtenteils auf dem rechten Rheinufer gelegen, 4130 qkm groß und (1786) 305 000 E. zählend, b) das Fürstentum Simmern, c) das Herzogtum Zweibrücken, d) die Hälfte der Grafschaft Sponheim, e) die Fürstentümer Veldenz und Lautern.

Die Pfalzgrafen am Rhein, die ihren Sitz ursprünglich in Aachen hatten, waren schon im 11. Jahrh. in dem erblichen Besitz der Pfalzgrafschaft und der damit verbundenen Länder und gehörten zu den vornehmsten Reichsfürsten. Nachdem Pfalzgraf Hermann III. ohne Erben gestorben, gab Kaiser Friedrich I. die zur Rheinpfalz gehörigen Länder 1156 seinem Stiefbruder Konrad von Schwaben. Nach dem Tode Konrads kam dessen Schwiegersohn, Heinrich I. von Braunschweig, der älteste Sohn Heinrichs des Löwen, 1196 in den Besitz dieser Länder. Weil es aber Heinrich in dem Streite um die deutsche Krone mit seinem Bruder, dem Kaiser Otto IV., gegen Friedrich II. hielt und die P. nicht schützen konnte, überließ er sie seinem Sohne Heinrich II., nach dessen Tode (1214) Friedrich dies Fürstentum dem Herzog Ludwig I. von Bayern und dessen Sohn Otto II. verlieh, welcher Heinrichs I. Tochter Agnes heiratete. So kam die P. unter die Herrschaft der Wittelsbacher. Ottos Söhne, Ludwig II. oder der Strenge und Heinrich, regierten nach des Vaters Tode, 1253, anfangs gemeinschaftlich, teilten aber 1256 so, daß Ludwig II. die Rheinpfalz und Oberbayern, Heinrich Niederbayern bekam. Jener starb 1294 und hinterließ zwei Söhne, Rudolf I. und Ludwig, von denen ersterer die Kurwürde und die P. erhielt. Der letztere bekam Oberbayern, wurde Kaiser und erbte später auch Niederbayern. Weil sein Bruder Rudolf (gest. 1319) es mit seinem Gegner Friedrich dem Schönen von Österreich hielt, verjagte er ihn von Land und Leuten, verglich sich aber nachher mit dessen Söhnen und ließ ihnen die pfälz. Lande nebst einem Stück Bayerns, das nachher die Oberpfalz genannt wurde. Rudolfs drei Söhne, Adolf, gest. 1327, Rudolf II. und Ruprecht I., folgten aufeinander in der Regierung; Rudolf II., gest. 1353, brachte Neuburg und Sulzbach, die sog. junge P., an die Rheinpfalz. Mit dem Kaiser Ludwig dem Bayer schloß er 1329 zu Pavia den Vertrag, zufolge dessen die Kurstimme wechselsweise von Bayern und der P. geführt werden sollte. Ruprecht I., gest. 1390, verkaufte einen Teil der Oberpfalz an Kaiser Karl IV., der ihm dagegen die Kurwürde allein überließ. Er stiftete 1386 die Universität zu Heidelberg. Sein Nachfolger wurde Ruprecht II., gest. 1398, Adolfs Sohn.

Ruprechts II. Sohn und Nachfolger, Ruprecht III., gest. 1410, wurde 1400 deutscher König. Seine vier Söhne teilten sich die väterlichen Lande also, daß der älteste, Ludwig III. oder der Bärtige, die Kur und die Rheinpfalz, Johann die Oberpfalz, Stephan Zweibrücken und Simmern und Otto Mosbach erhielt. Die zweite und vierte Linie starben bald aus. Auf Ludwig III., gest. 1436, folgte Ludwig IV., gest. 1449, dann dessen Bruder Friedrich I. der Siegreiche, gest. 1476; auf diesen aber erst Ludwigs IV. Sohn Philipp, gest. 1508, dessen Söhne Ludwig V., gest. 1544, und Friedrich II., gest. 1556, mit dessen Neffen Otto Heinrich, der sich der Reformation anschloß, 1559 die Kurlinie ausstarb.

Seine Lande und die Kur fielen an Friedrich III. von der simmernschen Linie, der sich für die calvinische Lehre entschied. Ihm folgten 1576 der luth. Ludwig VI., 1583 der calvinische Friedrich IV. und 1610 Friedrich V. (s. d.), der sich 1619 verleiten ließ, die von den Böhmen ihm angebotene Krone anzunehmen, und darüber seine Lande und die Kurwürde verlor, die von Kaiser Ferdinand II. seinem Vetter, dem Herzog Maximilian von Bayern, übertragen wurden. Sein Sohn, Karl Ludwig, gest. 1680, bekam zwar durch den Westfälischen Frieden die Unterpfalz wieder, auch gab man ihm eine neue, die achte Kurstelle, nebst dem Erzschatzmeisteramte; die Oberpfalz aber, der Rang, den ehemals P. im kurfürstl. Kollegium gehabt, und das Erztruchseßamt blieben bei Bayern. Doch wurde festgesetzt, daß, wenn der bayr. Manusstamm erlösche, P. wieder in den Besitz dieses Landes und dieser Rechte kommen sollte. Karl Ludwigs Sohn, Karl, schloß 1685 die simmernsche Linie. Die Kur und die dazu gehörigen Lande fielen nun an dessen Vetter, den kath. Pfalzgrafen von Neuburg, Philipp Wilhelm.

Das pfalzgräfl. Haus Neuburg stammte von des obgedachten Stephan, Pfalzgrafen in Simmern, zweitem Sohne, Ludwig dem Schwarzen, Pfalzgrafen in Zweibrücken, ab. Ludwigs Sohn, Alexander, gest. 1514, hinterließ zwei Söhne, Ludwig, gest. 1532, und Ruprecht, gest. 1544. Letzterer wurde der Stammvater der veldenzischen Linie, die 1694 ausstarb; seines ältern Bruders Ludwig Sohn, Wolfgang, gest. 1569, wurde der Stammvater aller übrigen pfalzgräfl. Linien. Von seinen vier Söhnen, Philipp Ludwig, gest. 1614, Johann, gest. 1604, Otto Heinrich, gest. 1604, und Karl, gest. 1600, stiftete der jüngste die birkenfeldische Linie, der zweite, der 1614 katholisch ward, die neuzweibrückische. Der älteste aber, der die Linie Neuburg fortpflanzte, hatte drei Söhne, Wolfgang Wilhelm, gest. 1653, August, gest. 1632, und Johann Friedrich zu Hipoltstein, gest. 1644. Ersterer, der 1614 katholisch ward, wurde der Stammvater der Linie Neuburg, der andere der Linie Sulzbach; letzterer starb kinderlos. Wolfgang Wilhelms Sohn war Philipp Wilhelm, der den letzten Kurfürsten simmernscher Linie, obgleich mit großem Widerspruche des Hauses Veldenz, 1685 beerbte und 1690 starb. Ihm folgte unter 17 Kindern sein Sohn Johann Wilhelm, der nach Ableben des letzten Pfalzgrafen Leopold Ludwig von Veldenz 1694 dessen Land bekam, auch im Spanischen Erbfolgekrieg, da der Kurfürst Maximilian II. (s. d.) von Bayern geächtet war, 1706 die Oberpfalz und die alten Kurrechte des pfälz. Hauses wiedererhielt, aber 1714 infolge des Friedens zwischen Karl VI. und Ludwig XIV. alles, was der Kurfürst von Bayern verloren hatte, an denselben zurückgeben mußte. Dem kinderlosen Kurfürsten Johann Wilhelm folgte 1716 sein Bruder Karl Philipp, welcher 1742 ebenfalls ohne männliche Erben starb, worauf die Kur an die sulzbachische Linie kam, indem auf Karl Theodor (s. d.) nun alle kurpfälz., jülichschen und bergischen Lande übergingen. Als 1777 mit Kurfürst Maximilian III. Joseph (s. d.) auch der bayr. Mannsstamm erlosch, wurden die bayr. Lande mit den pfälzischen vereinigt, bis auf einen kleinen Teil, der an Österreich kam. Kurpfalz trat, wie im Westfälischen Frieden bestimmt worden war, wieder in seine alte Kurstelle, die fünfte im kurfürstl. Kollegium, und in sein altes Erztruchseßamt, wofür es das Erzschatzmeisteramt an Kurbraunschweig abtrat. Dem kinderlos verstorbenen Karl Theodor folgte 1799 der Herzog von Zweibrücken, Maximilian Joseph (s. d.), der infolge des Lunéviller Friedens 1801 die Rheinpfalz zu Gunsten anderer Fürsten abtreten mußte. Bis zu diesem Frieden bestand die P. aus 19 Oberämtern und den drei Hauptstädten Mannheim, Heidelberg und Frankenthal. Die auf der linken Seite des Rheins liegenden Teile wurden an Frankreich abgetreten; auf der rechten Seite dieses Flusses erhielt das Großherzogtum Baden die Oberämter Bretten, Heidelberg und Ladenburg nebst Mannheim; Hessen-Darmstadt die Oberämter Lindenfels, Utz- oder Otzberg und Umstatt; der Fürst von Leiningen-Dachsburg die Oberämter Boxberg und Mosbach; Nassau das Amt Kaub. Die Pariser Friedensschlüsse von 1814 und 1815 brachten auch die jenseit des Rheins gelegenen pfälz. Lande wieder an Deutschland zurück; den größten Teil davon erhielt Bayern, das übrige Hessen-Darmstadt und Preußen. Der bad. Anteil an der Unterpfalz, wozu auch die mediatisierten leiningisch-pfälz. Oberämter gehören, wurde dem Unterrheinkreise (seit 1865 in die Kreise Mannheim, Heidelberg und Mosbach zerlegt) zugewiesen: der darmstädt. Teil bildet Bestandteile der Provinz Starkenburg und Rheinhessen; der bayr. Antell gehört zur Pfalz (s. Rheinpfalz), dem frühern Rheinkreise, und der preuß. Anteil ist zur Rheinprovinz geschlagen.

Vgl. Häusser, «Geschichte der rheinischen P.» (2 Bde., Heidelb. 1845); Nebenius, «Geschichte der P.» (Heidelb. 1874); Mehlis, «Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande» (Lpz. 1875 fg.).

Pfalz oder Pfalzgrafenstein, Schloß im Rhein bei Kaub (s. d.).

Pfalzburg, Kantonshauptort im Kreise Saarburg des elsaß-lothring. Bezirks Lothringen, liegt 47 km nordwestlich von Straßburg, 315 m hoch zwischen dem Zinselthal und dem Zornthal in den Vogesen, unweit der Eisenbahnstationen Lützelburg (Linie Straßburg-Avricourt), mit welcher es durch eine Straßenbahn verbunden ist, und Finstingen (Linie Saarburg-Saargemünd), ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 3379 E. und hat ein Landesarbeitshaus für Männer, ein Progymnasium, eine städtische höhere Töchterschule, sowie ein 1876 eröffnetes Lehrerseminar. Die Herrschaft P., erst zu Luxemburg, dann zu den Bistümern Metz und Straßburg gehörig, 1570 durch den Pfalzgrafen von Veldenz zur Stadt erhoben, kam 1583 an Lothringen und 1661 an Frankreich. P., 1680 von Vauban befestigt, ward 1814 und 1815 cerniert und 1870 seit 8. Aug. von den Deutschen belagert, bis es 12. Dez. kapitulierte. Als Festung ist P. jetzt aufgegeben. P. ist der Geburtsort des franz. Generals Mouton, dem hier ein Denkmal errichtet wurde, des Schriftstellers Erckmann und des Generals Uhrich, des Verteidigers von Straßburg im J. 1870.

Pfälzer Weine, auch zuweilen Hardtweine genannt, wachsen im östl. Teile der bayr. Rheinpfalz, und zwar vorzugsweise auf den Vorhöhen und Anlanden des mit dem Rheinstrom parallel ziehenden Hardtgebirges von Neustadt bis unterhalb Dürkheim; die oberhalb Neustadt bis nach Landau, namentlich bei Hambach, Maikammer und Edenkoben erbauten Weine (Pfälzer Oberländer Weine genannt) sind weniger gut. Die Pfalz ist das weinreichste Gebiet in Deutschland. Es sind darin (1838)

mit Reben bestanden 13388 ha, deren Ertrag in guten Jahren auf 80000 Fuder (à 1000 l) in einem Werte von mindestens 40 Mill. Mark berechnet wird. Im Hardtgebirge werden mindestens 5—8000 Mark, in den besten Lagen bei Forst und Deidesheim aber bis 130000 Mark für den Hektar Weinberg bezahlt, ein Preis, welcher sogar im Rheingau nur selten vorkommt. Der Rebsatz ist vorwiegend Traminer (in neuerer Zeit auch Gewürztraminer) und Riesling; nächstdem werden Frankentraube und Gutedel kultiviert. Die Traminerzeichnen sich durch Süßigkeit, mildenangenehmen Geschmack, die Rieslinge durch Bouquet und Feuer aus. Charakteristisch ist den Pfälzer Weinen der Mangel an Säure, sowie ihr Gehalt an Gummi. Die bevorzugtesten Produktionsorte sind: Forst (beste Lagen Kirchenstück und Jesuitengarten), Deidesheim mit Ruppertsberg (Grain, Kränzler, Kaltofen, Musenhang, Kieselberg und Hofstück), Wachenheim (Schenkenbühl, Grabhödel), Dürkheim (Feuerberg, Spielberg), Ungstein, Kallstadt, Mußbach, Königsbach (erzeugt auch Rotweine trefflicher Qualität), Herxheim, Neustadt (Vogelsang, Klausenberg), Gimmeldingen u. s. w. Die Obstkultur sowie die Weinbereitung stehen in der Pfalz auf sehr hoher Stufe.

Pfalzgraf, s. unter Palatinus und Pfalz.

Pfalz-Neuburg, s. u. Neuburg u. Pfalz.

Pfalzstädte, im Mittelalter Städte, in welchen die deutschen Kaiser Pfalzen oder Paläste hatten und daher auch Pfalzgrafen residierten.

Pfand (pignus, Hypothek). Pfandbestellung im allgemeinen bezweckt, ebenso wie Bürgschaftsübernahme, die Gewährung einer Garantie für pünktliche Bezahlung einer Schuld seitens des Schuldners an den Gläubiger, jedoch mit dem Unterschiede, daß bei der Bürgschaft diese Garantie eine persönliche, bei der Pfandbestellung aber eine sachliche ist. Pfandrecht und Bürgschaft werden daher auch als «accessorische Rechte» bezeichnet, die ein «prinzipales Forderungsrecht», das durch sie gesichert werden soll, voraussetzen. Neben dem freiwilligen Pfandrechte, welches der Schuldner durch seine Willenserklärung mittels Pfandvertrags oder Testaments einräumt, kann auch ein notwendiges platzgreifen, und zwar durch gerichtliche Vollstreckung eines rechtskräftig verurteilenden Erkenntnisses im Wege der Pfändung oder durch gerichtliche Beschlagerklärung bei Arrest zum Zweck der Sicherung von Ansprüchen, oder indem das Gesetz gewisse Forderungsberechtigte ohne weiteres als Pfandgläubiger hinsichtlich bestimmter Sachen oder des gesamten Vermögens des Schuldners (spezielles und allgemeines Pfandrecht) anerkennt. Ein gesetzliches oder stillschweigendes Pfandrecht wird vom gemeinen Rechte z. B. dem Fiskus an dem Vermögen der Abgabenrestanten und seiner Kassenbeamten, den Gemeinden und milden Stiftungen an dem Gute ihrer Vorstände und Verwalter, den Ehefrauen, Hauskindern und Bevormundeten an allen Gütern der Ehemänner, Väter und Vormünder wegen der Ansprüche aus untreuer Verwaltung der Mitgift, des Pekuliums und des Vermögens solcher unselbständiger Personen, verliehen. Falls die Schuld nicht rechtzeitig bezahlt wird, darf der Gläubiger die verpfändete Sache zum höchstmöglichen Preise veräußern, um sich aus dem Erlöse wegen seiner Haupt- und Nebenforderungen zu befriedigen. Den Mehrertrag des Verkaufs (hyperocha) muß er herausgeben, bei Unzulänglichkeit des Erlöses bleibt ihm wegen des Restes nur eine persönliche Forderung an den Schuldner vorbehalten.

Haben mehrere Pfandgläubiger an dieselbe Sache Anspruch, so gehen diejenigen Pfandgläubiger, deren Pfandrecht älter ist, den spätern vor, wenn letztere nicht durch eigene Privilegien über jene hinaufgerückt werden. Die neuere Gesetzgebung hat jedoch derartige Privilegien und die stillschweigenden Pfandrechte als den Kredit untergrabende Einrichtungen meistens beseitigt. Dagegen hat das Deutsche Handelsgesetzbuch für den Kommissionär, Spediteur, Frachtführer, für seerechtliche Forderungen u. s. w. gesetzliche Pfandrechte anerkannt, wie solche vielfach auch dem Vermieter an den sog. invecta et illata des Mieters, sowie dem Gastwirt an den Sachen des Reisenden zustehen. Besondere Privilegien genießen außerdem die öffentlichen Leihhäuser wie auch die Deutsche Reichsbank für Lombarddarlehne. Wenn sich zu der verpfändeten Sache kein Käufer findet, kann sie der Gläubiger an Zahlungsstatt annehmen; doch bleibt hier dem Schuldner noch einige Zeit das Wiedereinlösungsrecht vorbehalten. Bei der Einräumung des Pfandrechts werden bisweilen dem Gläubiger durch einen Nebenvertrag die Nutzungen des Pfandstücks statt der Zinsen für das dargeliehene Kapital überlassen (Antichretischer Vertrag), oder die Beteiligten treffen die Übereinkunft, daß der Gläubiger im Falle des nicht rechtzeitigen Eingangs der Zahlung das P. für einen durch Schätzung festzustellenden Preis selbst erwerben und der Schuldner des Wiedereinlösungsrechts verlustig gehen solle (Kommissorischer Vertrag). Das gemeine Recht verbietet jedoch hier die Verabredung, daß der Gläubiger das P. an Zahlungsstatt behalten dürfe, weil solchenfalls, wenn die Sache einen bedeutend höhern Wert hat und jener nichts herauszuzahlen braucht, sich ein wucherischer Vorteil herausstellt. Die Pfandbestellung kann übrigens auf zweifachem Wege geschehen: entweder durch Einräumung eines bloßen dinglichen Rechts, der sog. Hypothek (s. d.) oder durch Gewährung eines sog. Faustpfandes (pignus im engern Sinne); letzteres besteht in der Übertragung des faktischen Besitzes, der Detention der Sache, an den Gläubiger, dem jedoch alle Schutzmittel des jurist. Besitzes, d. h. die Interdikte des röm. und die Spolienklage des kanonischen Rechts zur Seite stehen. Jetzt kommt im wesentlichen die Bestellung eines Faustpfandes nur an beweglichen Sachen, die Einräumung einer Hypothek hingegen nur an Grundstücken vor, ja die modernen Rechte (z. B. die Deutsche Konkursordnung) erkennen die Wirksamkeit der P. an Mobilien meist nur im Falle des Faustpfandes an.

Pfandbriefe waren ursprünglich auf den Inhaber gestellte Hypothekendokumente, die von landwirtschaftlichen Kreditverbänden (s. Landschaften) auf bestimmte Landgüter ausgefertigt und außer dieser speziellen Sicherheit auch noch durch die solidarische Haftbarkeit aller dem Verbande angehörenden Güter garantiert waren. In der neuern Zeit dagegen sind die Wertpapiere dieses Namens überwiegend nur persönliche Schuldscheine der sie ausgebenden Genossenschaften oder Aktiengesellschaften, die durch einen gleich hohen Betrag von im Besitze des Ausgebers befindlichen Hypotheken gedeckt sind. Schon die neuen P. der alten preuß. Landschaften haben im wesentlichen diesen Charakter erhalten, wenn auch mit Beibehaltung einer

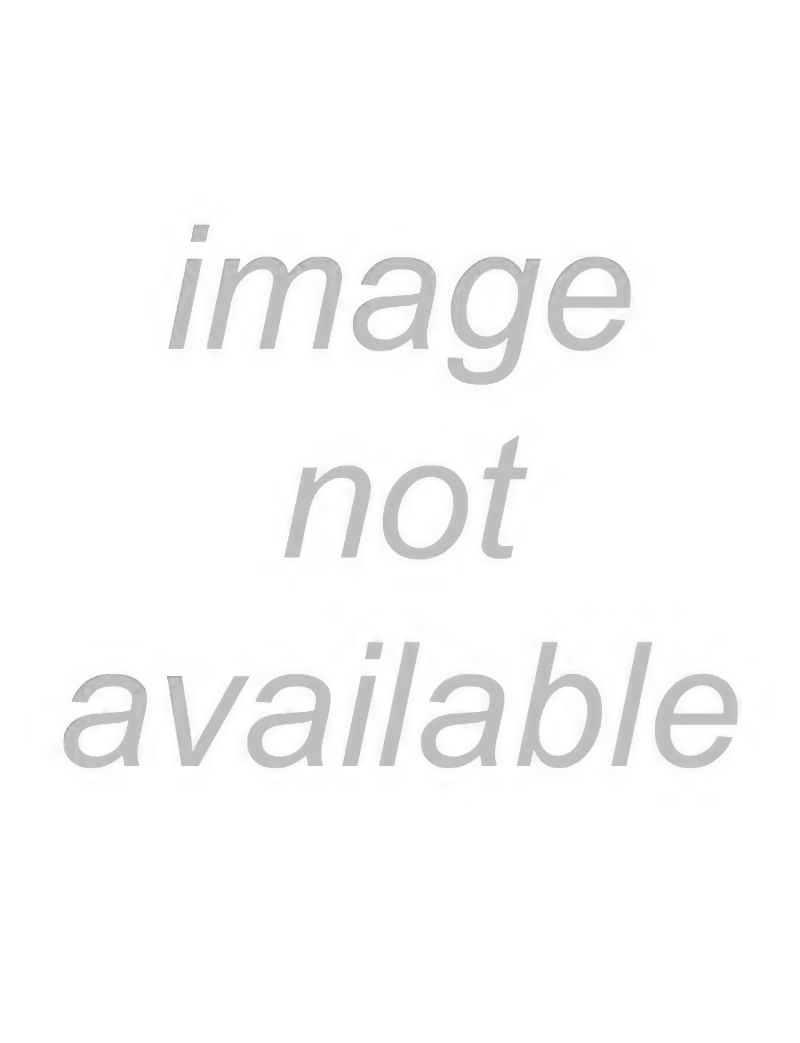


image
not
available

Kapsel eingeschlossen. Der Oberschenkelkopf paßt ganz genau in die P. und haftet fest in ihr. Das von beiden Knochen gebildete Gelenk ist ein Kugelgelenk, welches eine allseitige freie Bewegung gestattet. Tritt der Gelenkkopf aus der P., so zerreißt in der Regel die Gelenkkapsel und der Gelenkkopf steigt am Becken in die Höhe; das Bein zeigt sich dadurch verkürzt. Wird der Kopf nicht zurückgebracht, so schleift sich oft an der Stelle des Beckens eine seichte Grube aus, welche die Stelle der eigentlichen P. vertritt. Die häufigste, namentlich bei jugendlichen Individuen auftretende Erkrankung der P. ist die Entzündung und Eiterung in der Höhle derselben, die den Gebrauch des Beins, auch oft nach der Heilung, sehr beschränkt; häufig tritt dabei der Gelenkkopf aus der P. (S. Hüftgelenkentzündung.) Bei alten Leuten wird die P. oft flacher, und es bilden sich Knochenauswüchse am Rande derselben, welche die Beweglichkeit des Oberschenkels gleichfalls beeinträchtigen.

Pfanne (frz. chaudière; engl. copper, pan), im allgemeinen jedes mehr flache als hohe Gefäß zum Sieden, Verdampfen, Schmelzen, Rösten, Backen u. s. w.; außerdem soviel wie Zapfenlager einer horizontalen Welle.

Pfannenschmidt (Julie), s. Burow (Julie).

Pfannenstein ist ein Sediment, welches sich am Boden und an den Wandungen der Pfannen der Salinen als eine mehr oder weniger dicke, feste, die Wärme schlecht leitende Schicht absetzt. Zum Zweck der Entfernung wird die entleerte Pfanne stark erhitzt, wobei der P. in Platten abspringt und dann mit Hammer und Meißel völlig beseitigt wird. Der P. besteht aus schwefelsaurem Kalk und schwefelsaurem Natron und kann zur Gewinnung von Glaubersalz verwertet werden.

Pfannenstiel, ein 1635 gegründetes Blaufarbenwerk bei Aue in der Kreishauptmannschaft Zwickau, einer Gewerkschaft gehörig, die Schneeberger und andere Erze auf Smalte, Kobaltoxyd, Nickel und Wismut verarbeitet.

Pfänner sind die in den Salinen bei den Pfannen beschäftigten Arbeiter. Dieselben genießen an einzelnen Orten, z. B. in Halle a. d. S., seit alters besondere Privilegien.

Pfarrer (vom lat. paröchus), der Geistliche, welcher in einer Parochie (s. d.) oder Kirchengemeinde den ordnungsmäßigen Gottesdienst zu verwalten und die Seelsorge zu führen hat. Die Einkünfte bezieht er teils aus dem Vermögen einer Kirche, Grundstücken, Zehnten und Zinsen, teils von den (neuerdings meist abgeschafften) Stolgebühren. Vielfach wird sein Unterhalt auch durch Kirchensteuern, Staatsbeiträge oder wie einst durchweg im kirchlichen Altertum, durch freiwillige Gaben aufgebracht. Zu seinem Amte muß er berufen (vociert) und ordiniert sein. In der kath. Kirche wird der P. vom Bischof ordiniert und mit bestimmten Befugnissen ausgestattet (s. Priester), in der evang. Kirche erfolgt die Ordination fürs geistliche Amt durch die vom Kirchenregiment dazu bezeichneten höhern Geistlichen, eine Verschiedenheit geistlicher Machtvollkommenheit gibt es hier nicht. Der dem P. zur Verwaltung überwiesene Gemeindebezirk heißt Pfarre oder Pfarrei; sind mehrere P. in einem Orte, so heißt der erste von ihnen gewöhnlich Oberpfarrer.

Pfarrius (Gust.), deutscher Lyriker und Novellist, geb. 31. Dez. 1800 zu Heddesheim bei Kreuznach, studierte in Halle und Bonn Philologie und Theologie, wurde dann Gymnasiallehrer in Saarbrücken, 1834 Professor am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Köln, trat 1863 in den Ruhestand und starb zu Köln 15. Aug. 1884. Er dichtete «Das Nahethal in Liedern» (Köln 1833; 3. Aufl., Kreuznach 1869), «Karlmann. Ein episch-lyrisches Gedicht» (Bonn 1844), «Chriemhildens Rache» (Köln 1844), «Waldlieder» (mit Illustrationen von Osterwald, Köln 1850; 3. Aufl. 1869), «Trümmer und Epheu», Novelle (Köln 1852), «Gedichte» (Köln 1860), «Zwischen Soonwald und Westrich», drei Erzählungen (Kreuznach 1861), «Schein und Sein», Erzählung (Braunschw. 1863), «Natur- und Menschenleben», sechs Novellen (Düsseld. 1869).

Pfarrkirche, soviel wie Parochialkirche, s. unter Parochie.

Pfarrmatrikel, s. unter Matrikel.

Pfarrvikar (Pfarrsubstitut), s. u. Vikar.

Pfau (Pavo), eine Gattung der Hühnervögel, welche hauptsächlich durch das mit Augenflecken versehene Gefieder, die sehr verlängerten und eigentümlich gebildeten Bürzelfedern, welche bei dem Männchen einen radförmig ausbreitbaren Schweif ausmachen, durch den befiederten Kopf und einen Sporn von den verwandten Gattungen sich unterscheidet, wird nur im tropischen Asien, jedoch in mehrern Arten, wild angetroffen. Die P. sind Waldvögel, halten gemeiniglich in Flügen von 40 bis 50 Stück zusammen und zeigen sich im Fluge langsam und ungeschickt. Der gemeine Pfau (P. cristatus, s. Tafel: Geflügel, Fig. 33), *welcher* zum größten Teile goldgrün, an *Kopf, Hals und* Brust bei den Hähnen blau, goldgrün und *violett* und unterseits schwarz mit Metallglanz ist, auf dem Kopfe einen Federbusch von dünnschäftigen, nur an der Spitze ästigen Fäden trägt, übertrifft alle übrigen Vögel durch die Pracht seines Schweifs, in welchen nach der Mythe Juno die Augen des Argus einsetzte, und den nur das Männchen besitzt. Nach Europa muß er bereits in früher Zeit gekommen sein, denn zu den Zeiten der röm. Republik erschien er bereits bei Festgelagen auf der Tafel, und der Kaiser Heliogabalus setzte den Gästen gewaltige Schüsseln vor, die nur aus Zungen und Hirn der P. und den teuersten Gewürzen Indiens bestanden. Bereits im 14. Jahrh. scheint er in Deutschland in den Höfen Vornehmer existiert zu haben, und jetzt ist er fast über die ganze Erde verbreitet. Er vermehrt sich bei guter Pflege ohne Schwierigkeit, wird 25 J. alt, muß aber vor Winterkälte geschützt werden. Das Weibchen legt im Mai zehn strohfarbene, dunkelgefleckte Eier, brütet aber nicht selten so unordentlich, daß man gewöhnlich vorzieht, die Eier durch Hennen ausbrüten zu lassen. Er dient übrigens nur zum Luxus, da sein Fleisch ungenießbar, seine Stimme widerwärtig und seine Intelligenz sehr beschränkt ist. In der Gefangenschaft haben sich mancherlei Spielarten ausgebildet, z. B. weiße mit bronzefarbenen oder braunen Flecken gezeichnete; ferner weiße mit dunkel blauem Halse und gewöhnlichen Flügeln; dann völlig weiße, bei denen nur die langen Bürzelfeder Andeutungen der Augenflecke zeigen.

Andere Arten sind der schwarzflügelige Pfau (P. nigri pennis) und der Riesenpfau (P. spicifer). Von dieser Gattung hat man diejenigen Arten, welche zwei bis drei Sporen besitzen und bei denen die eigentlichen Schwanzfeder

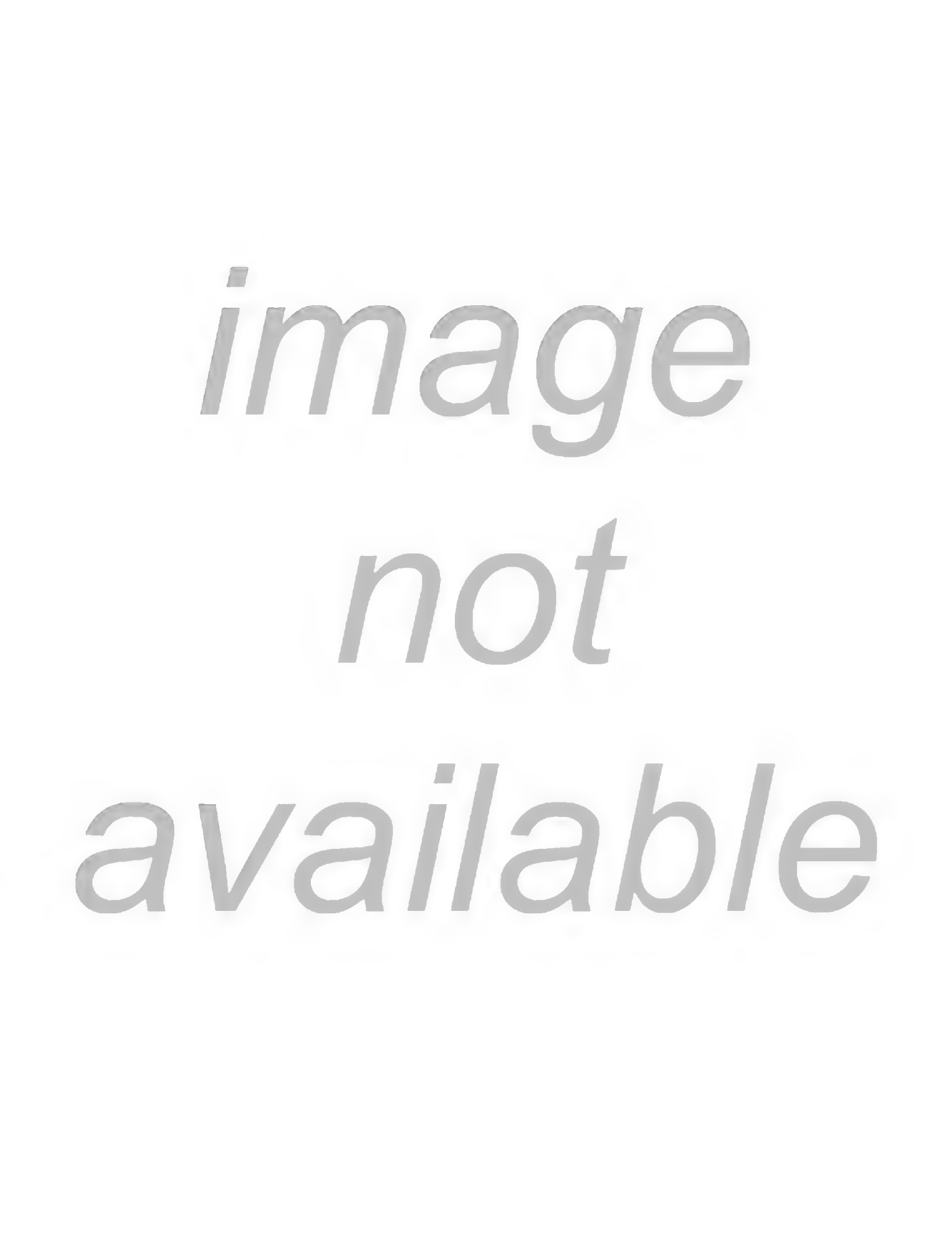


image
not
available

man englisches, deutsches, amerikanisches und japanisches. Von diesen ist das erste am meisten geschätzt. Es besteht aus einem Terpen $C_{10}H_{16}$ und Menthol (s. d.). Das japan. Öl ist am reichsten an Menthol. Es findet Verwendung in der Liqueurfabrikation, Pharmacie und Parfümerie.

Pfefferminzölkampfer, s. Menthol.

Pfeffernüsse, s. unter Pfefferkuchen.

Pfefferriesel oder Zweckenholz, Holzart, s. Evonymus. [Mezerum.

Pfefferrinde (deutsche), soviel wie Daphne

Pfefferrohr nennt man Bambusschößlinge in Form von braunen, hohlen, leichten und doch festgegliederten Stäben mit knolliger Verdickung am stärkern Ende, welche von Ostindien nach Europa importiert und zu Spazier- und Schirmstöcken, Pfeifenrohren u. s. w. verwandt werden.

Pfefferschwamm, s. unter Lactarius.

Pfeife, s. Dampfpfeife und Glasmacherpfeife (unter Glas, Bd. VIII, S. 80a).

Pfeifen, Hervorbringung eines Tons durch Vorbeistreichen der Luft zwischen den gespannten Rändern der etwas geöffneten Lippen; auch das Hervorbringen ähnlicher Töne durch Tiere, besonders Vögel, den Wind, die Luft durchschneidende Geschosse u. s. w. (S. Schall.)

Pfeifenstrauch, Pflanzenarten, s. Aristolochia und Philadelphus.

Pfeifenthon, s. unter Thon.

Pfeifer (vom lat. pipare, pipire, pipiare, dem Laute junger Hühner und Raubvögel) wurden eigentlich diejenigen Spielleute, welche Blasinstrumente aller Art spielten, doch zeitweilig, besonders im 14. Jahrh., auch die Spielleute überhaupt genannt. Als das Innungswesen in den Städten überhandnahm, folgten auch sie dem allgemeinen Zug der Zeit, und dies Zusammenschließen muß zur Verbesserung ihrer bürgerlichen Stellung wesentlich beigetragen haben, während kurz vorher, im 13. Jahrh., wenigstens diejenigen, welche zur varenden diet gehörten, d. h. ein Wanderleben führten, im allgemeinen verachtet und von verschiedenen Hauptrechten der freien Männer ausgeschlossen waren. In Paris mag, nach einem rückwärts weisenden Statut von 1331 zu schließen, bereits im 13. Jahrh. eine solche Verbindung der Menestreux et jongleurs zusammengetreten sein. Ihr Vorsteher hieß Roi des menestriers, später Roi des violons, bis 1773 dieses Amt aufgehoben wurde. Auch in den Niederlanden finden sich schon im 14. Jahrh. solche Musikergesellschaften, nach ihren Hauptinstrumenten Pipers, Trompeners u. s. w. genannt, großenteils anjäßig und im Dienst von Städten und Fürsten. Den ältesten bekannten, aber jedenfalls schon auf altes Herkommen sich berufenden engl. Freibrief für einen König der Minstrels stellte 1381 der Herzog von Lancaster aus; vollständig aber begründete das Innungswesen der Musiker ein Erlaß König Eduards IV. (1469). Auch in Deutschland ordneten sich diese Verhältnisse im 14. Jahrh. Die Kaiser errichteten zunächst für Österreich ein Oberspielgrafenamt, dessen Vorsteher seinen Sitz in Wien hatte und andere ihm untergeordnete Vorsteher über die einzelnen Bezirke setzte. Die erste Urkunde, worin dieses Amtes Erwähnung geschieht, ist vom J. 1431; aufgehoben wurde es 1782. Mehrere Reichsstände wurden mit der Gerichtsbarkeit über die Musiker bestimmter Gebiete belehnt, und diese übertrugen solche dann weiter sog. Pfeiferkönigen. Am besten unterrichtet ist man über die Ausbildung dieser Einrichtungen im Elsaß, wo die Grafen von Rappoltstein und später die Pfalzgrafen von Zweibrücken die Schutzherrlichkeit besaßen und auch noch ein Bestallungsbrief für einen Könige der varenden liute aus dem J. 1400 erhalten ist. Danach hielten die P. an bestimmten Tagen und Orten (zu Alten-Thann, Rappoltsweiler, Bischweiler u. s. w.) mit Aufzügen und Gepränge jährliche feierliche Gerichtssitzungen (Pfeifertage), von denen Berufung nur an den Schutzherrn galt. Die elsasser Innung ging 1789 in der Revolution unter. Nach dem Beispiel dieser großen Landesinnungen bildeten sich bald, besonders im 15. Jahrh., auch die kleinern der Stadtpfeifer, zuerst in den Reichsstädten, dann auch in den übrigen. Diese erhielten sich unter verschiedenen Formen, Abstufungen und Namen (Stadtpfeifer, Kunstpfeifer, Stadtpinkenist, Türmer u. s. w.) bis zum Untergang des Zunftwesens und fanden eine Fortsetzung in den jetzt an vielen Orten bestehenden Stadtmusikchören. Vgl. Bacher in den «Sitzungsberichten» der wiener Akademie (Bd. 35); Barre, «Über die Bruderschaft der P. im Elsaß» (Colmar 1874).

Pfeifergericht (judicium tibicinum) hieß eine Gerichtssitzung des Schöffenrats zu Frankfurt a. M., welche ehemals nach altem Herkommen jährlich zur Zeit der Herbstmesse am letzten Gerichtstag vor Mariä Geburt im großen Rathaussaale öffentlich abgehalten wurde. Es erschienen während derselben, zwischen der Publikation ergangener Urteile, in feierlichem Aufzug, mit roten Mänteln angethan und begleitet von Pfeifern (Musikanten) in blauen Mänteln, die auf einer Schalmei, einem Baß und einem Pommer oder Oboe eine bestimmte alte Musik spielten, Abgeordnete der Städte Nürnberg, Worms und Alt-Bamberg, überreichten einen zierlich geschnitzten hölzernen Becher, ein Pfund Pfeffer, ein Paar weiße lederne Handschuhe nebst einem darauf liegenden Räderalbus, ein weißes Stäbchen und einen alten weißen Biberhut (welchen letztern Worms jedesmal mit einem Goldgulden wieder einlöste), erbaten Bestätigung ihrer Meßprivilegien, namentlich der Zollfreiheit, und erhielten sie durch Protokoll auf ein Jahr zugesichert. Noch 1801 ließ sich Worms seine Zollfreiheit in Frankfurt unter dieser Form bestätigen. Vgl. Fries, «Vom sogenannten P. in Frankfurt a. M.» (Frankf. 1752).

Pfeiferkönig, Pfeifertag, s. unter Pfeifer.

Pfeiffer (Burchard Wilh.), namhafter Publizist und Jurist, geb. 7. Mai 1777 zu Kassel, wurde 1799 Archivar bei der Regierung zu Kassel, 1803 Staatsanwalt, 1808 erster Substitut des Generalprokurators beim Appellationsgericht zu Kassel und gab mit seinem jüngern Bruder «Napoleons Gesetzbuch nach seinen Abweichungen von Deutschlands gemeinem Recht» (2 Bde., Gött. 1808) heraus. Im J. 1814 wurde P. Regierungsrat, 1817 Appellationsgerichtsrat zu Kassel und nahm 1820 die Stelle eines Mitgliedes des Appellationsgerichts zu Lübeck an. Nach dem Tode des Kurfürsten Wilhelm I. wurde er nach Kassel zurückberufen. In diese Zeit fallen die Schriften «Neue Sammlung bemerkenswerter Entscheidungen des Appellationsgerichts zu Kassel» (4 Bde., Hannov. 1818—20), «Praktische Ausführungen aus allen Teilen der Rechtswissenschaft» (8 Bde., Hannov. 1825—44), «Über die Ordnung der

Regierungsnachfolge in deutschen Staaten überhaupt und in dem herzogl. Gesamthaus Sachsen-Gotha insbesondere» (2 Bde., Hannov. 1826). Zum Abgeordneten für den Landtag und von diesem zum Präsidenten erwählt, gewann er bald großen Einfluß. Nach der Auflösung der Stände wurde er Mitglied des bleibenden Ausschusses und stimmte für die von diesem erhobene erste Anklage gegen den Minister Hassenpflug, der ihm deshalb den Eintritt in den nächsten Landtag verweigerte. Seitdem widmete er sich ausschließend seinem Amte, bis er 1843 in den Ruhestand trat. P. starb 4. Okt. 1852.

Pfeiffer (Louis Georg Karl), namhafter Naturforscher, geb. 4. Juli 1805 zu Kassel, zweiter Sohn des vorigen, studierte 1821—25 zu Göttingen und Marburg Medizin und widmete sich, nachdem er noch ein Jahr zu Paris und Berlin verbracht, seit Herbst 1826 in seiner Vaterstadt der ärztlichen Praxis. Im J. 1831 ging P. nach Polen, wo er als Stabsarzt im großen Alexanderhospital zu Warschau wirkte. Nach seiner Rückkehr nahm er in Kassel die ärztliche Praxis wieder auf. P. machte zahlreiche Reisen nicht nur durch ganz Europa, sondern auch eine im Winter 1838—39 nach Cuba. Er war in der Zoologie (Mollusken) und Botanik gleich bedeutend und publizierte eine große Anzahl zum Teil prachtvoll ausgestatteter Werke in beiden Wissenschaften. Beiträge lieferte er in die von ihm mit Menke seit 1846 herausgegebene «Zeitschrift für Malakozoologie», die seit 1854 unter dem Titel «Malakozoologische Blätter» fortgesetzt ward. P. starb 2. Okt. 1877 in Kassel.

Pfeiffer (Franz), einer der verdientesten Forscher auf dem Gebiet der ältern deutschen Sprache und Litteratur, geb. 28. Febr. 1815 zu Solothurn, studierte 1834—40 zu München unter Maßmann und Schmeller deutsche Philologie. Nachdem er von 1842 einige Jahre zu Stuttgart privatisiert, wirkte er seit 1846 als Bibliothekar an der königl. öffentlichen Bibliothek daselbst, bis er 1857 einem Ruf als Professor der deutschen Sprache und Litteratur nach Wien Folge leistete. Im J. 1860 wurde er zum wirklichen Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften ernannt. Er starb 29. Mai 1868. P. ist als das Haupt einer eigenen Schule zu betrachten, welche der von Lachmann (s. d.) begründeten vielfach entgegengetreten ist. Seine bedeutendsten wissenschaftlichen Arbeiten sind die Ausgaben der «Deutschen Mystiker des 14. Jahrh.» (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1845—57), der «Deutschordenschronik» des Nik. von Jeroschin (Stuttg. 1854), des «Buch der Natur» von Konrad von Megenberg und der «Predigten» des Berthold von Regensburg (Bd. 1, Wien 1862). Hieran reihen sich noch die Ausgaben der Weingartner und Heidelberger Liederhandschrift (2 Bde., Stuttg. 1843—44), des «Edelstein» von Ulrich Boner, des «Barlaam und Josaphat» von Rudolf von Ems, des «Wigalois» von Wirnt von Grafenberg, der Dichtung «Mai und Beaflor», der «Livländ. Reimchronik» (Stuttg. 1844), der «Marienlegenden» (Stuttg. 1846; neue Ausg., Wien 1863), des österr.-habsburgischen Urbarbuchs (Stuttg. 1850), der «Theologia deutsch» (3. Aufl., Stuttg. 1875), des Heinzelein von Konstanz (Lpz. 1852) und anderer Denkmäler der ältern deutschen Litteratur. Ganz neue Gesichtspunkte für wichtige sprach- und litteraturgeschichtliche Fragen eröffnete P. in den kleinen Schriften: «Zur deutschen Litteraturgeschichte» (Stuttg. 1855), «Über Wesen und Bildung der höfischen Sprache in mittelhochdeutscher Zeit» (Wien 1861), «Der Dichter des Nibelungenliedes» (Wien 1862), «Forschung und Kritik auf dem Gebiet des deutschen Altertums» (2 Hefte, Wien 1863—66), u. s. w. In dem «Altdeutschen Übungsbuch» (Wien 1866) gab er ein sehr brauchbares Hilfsmittel für den Unterricht in der altdeutschen Sprache. Unter dem Titel «Freie Forschung» (Wien 1867) erschienen seine kleinen Schriften zur deutschen Sprache und Litteratur gesammelt. Für die von ihm geleitete und sich einer in der Geschichte der deutschen Philologie noch nicht dagewesenen Verbreitung erfreuende Sammlung «Deutsche Klassiker des Mittelalters» (Lpz. 1865 fg.) besorgte er die Ausgabe des «Walther von der Vogelweide» (Lpz. 1865; 6. Aufl., 1880). Zahlreiche Beiträge P.s enthält auch die von ihm 1856 begründete und nach P.s Tode von Bartsch fortgesetzte «Germania» (Stuttg. u. Wien).

Pfeiffer (Ida), geb. Reyer, Reiseschriftstellerin, wurde 15. Okt. 1797 zu Wien geboren und verheiratete sich 1820 mit dem Advokaten P. in Wien, von dem sie sich aber nach einigen Jahren wieder trennte. Im J. 1842 trat sie ganz allein und mit geringen Mitteln eine Wanderung durch Kleinasien, Syrien, Palästina und Ägypten an, die sie in der sehr beifällig aufgenommenen «Reise einer Wienerin in das Heilige Land» (2 Bde., Wien 1843; 4. Aufl. 1856) schilderte. Es folgte dann ihre «Reise nach dem Islandinav. Norden und Island» (2 Bde., Pest 1846). Im Mai 1846 trat sie eine Reise um die Welt an, auf der sie besonders Brasilien, Chile, die Gesellschaftsinseln, China, Vorderindien, Persien und Kleinasien und Griechenland berührte. Nach ihrer Rückkehr nach Wien (4. Nov. 1848) veröffentlichte sie ihre Reisetagebücher in dem Werke «Eine Frauenfahrt um die Welt» (3 Bde., Wien 1850). Auf einer neuen, im J. 1851 begonnenen Weltfahrt besuchte sie das Kap, wandte sich dann nach dem Sunda-Archipel, dem sie anderthalb Jahre widmete, und segelte hier über Australien und Polynesien nach Amerika. Nach ihrer Rückkehr (Mai 1855) gab sie ihre «Zweite Weltreise» (4 Bde., Wien 1856) heraus. Ihre letzte Reise (seit 1856) war Madagaskar gewidmet. Anfangs wurde sie von der Königin der Insel gut aufgenommen, nach einiger Zeit aber, zusammen mit ihrem Reisegenossen, dem Franzosen Lambert, ins Gefängnis geworfen und brutal behandelt, weil man sie für eine polit. Intriguantin hielt. Endlich in Freiheit gesetzt, kehrte sie bereits krank nach Wien zurück, wo sie bald nachher (28. Okt. 1858) starb. Der Bericht über die «Reise nach Madagaskar» (mit einer Biographie, 2 Bde., Wien 1861) gelangte erst nach ihrem Tode zur Veröffentlichung. Vgl. «Die Reisende Ida P.» (in «Unsere Zeit», Bd. 2, Lpz. 1858).

Pfeifwerk, s. unter Orgel.

Pfeil (vom lat. pilum), das Geschoß des Bogens, hat einen etwa 1 m langen, dünnen Schaft von Holz, welcher an seinem vordern Ende eine aus Knochen, Stein oder Metall bestehende, mit Widerhaken versehene Spitze, am hintern eine doppelte bis vierfache Befiederung hat. Während die Spitze das Eindringen des P. in den Körper des Feindes erleichtert, erschweren die Widerhaken das Entfernen des P. aus der Wunde. Die Befiederung reguliert die Bewegung in der Luft. P. und Bogen erhielten sich noch einige Zeit neben den

Feuergewehren; selbst in der Gegenwart stößt man noch bei Naturvölkern auf diese Waffe; häufig wird hier die Spitze des P. mit giftigen Stoffen bestrichen, welche den Tod des Gegners auch bei leichter Verwundung herbeiführen. (S. Geschoß.)

Pfeil des Bogens heißt in der Geometrie und Konstruktionslehre die Senkrechte auf der Mitte der Sehne eines Bogens errichtet und bis zu letzterm fortgesetzt.

Pfeil (Wilh.), ausgezeichneter Forstmann, geb. 28. März 1783 zu Naumnelburg am Harz, wurde 1806 Förster auf dem Sedczyner Revier in Schlesien, nahm 1813 und 1814 als Landwehrhauptmann am Feldzug teil und trat 1816 als Forstmeister in den Dienst des Fürsten Carolath. Im J. 1821 wurde er als Oberforstrat an die Forstakademie in Berlin berufen, welche 1830 auf seine Veranlassung nach Eberswalde verlegt wurde. P. starb 4. Sept. 1859 zu Warmbrunn. Im J. 1865 wurde ihm ein Denkmal auf dem Dambachskopfe in der Oberförsterei Thale errichtet. Er schrieb: «Grundsätze der Forstwirtschaft in Bezug auf die Nationalökonomie und die Staatsfinanzwissenschaft» (2 Bde., Züllichau 1822—24), «Forstgeschichte Preußens bis 1806» (Lpz. 1839), «Die Forstwissenschaft nach rein praktischer Ansicht» (Lpz. 1831; 6. Aufl. von Preßler, 1870), «Die deutsche Holzzucht» (Lpz. 1860), «Kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft» (Lpz. 1823—59; fortgesetzt bis 1870 von Nördlinger, 52 Bde.).

Pfeiler nennt man freistehende Stützen von Stein oder Mauerwerk, welche eckig sind (wenn sie rund sind, heißen sie Säulen) und zur Unterstützung von Gebälken, Bogen und Gewölben (Brückenbogen) dienen. Der P. ist gewöhnlich unten mit einem Sockel, oben mit einem Gesimse versehen. — Halbe Pfeiler, welche zum Teil in der Mauer stecken, heißen Pilaster, oder wenn sie ganz flach sind, Lisenen. — Strebepfeiler heißen diejenigen am Äußern oder im Innern der Gebäude angebrachten Verstärkerungen der Umfassungsmauer, welche den Zweck haben, dem Seitenschub von Gewölben oder Bogen zu widerstreben.

Pfeiler, Bergfeste, Sicherheitspfeiler nennt man beim Bergbau auf plattenförmigen Lagerstätten die zur Unterstützung der Streckengewölbe oder Firsten stehen gebliebenen Gesteinskörper. Der Pfeilerbau bei Stein- und Braunkohlenflözen ist ein in einzelne P. oder Abteilungen eingeteilter Grubenbau (s. d.).

Pfeilgift. Die Ureinwohner des tropischen Südamerika, soweit sie noch keine Feuerwaffen besitzen, desgleichen die Eingeborenen im Innern von Borneo, Celebes und andern Inseln Ostindiens sowie Südafrikas und andere wilde Völkerschaften bedienen sich teils zu ihrer Verteidigung, teils zur Erlegung der Tiere, deren Fleisch sie genießen, vergifteter Pfeile. Sie bestreichen zu diesem Behufe die Spitzen ihrer Pfeile mit einem Pflanzengift, welches die Eigenschaft hat, tödlich zu wirken, sobald es auch nur in der geringsten Menge in das Blut gelangt. Es genügt daher ein Hautritz, um bei einem getroffenen Menschen oder Tier den Tod herbeizuführen. Jedenfalls wird der Tod durch urplötzliche Zersetzung des Blutes bewirkt. Innerlich genommen äußert das P. nur dann eine Wirkung, wenn große Dosen davon konsumiert werden. **Die durch vergiftete Pfeile getöteten Tiere können daher ohne Bedenken genossen werden;** auch scheint das Gift bei der Zersetzung des Blutes sich selbst zu zersetzen. Über Abstammung, Bereitung und Zersetzung des P. ist noch wenig Zuverlässiges bekannt. Am besten kennt man das den Namen Curare (s. d.) führende Gift.

Pfeilkraut, Pflanzengattung, s. Sagittaria.

Pfeilwurz, soviel wie Maranta arundinacea.

Pfeilwurzelmehl, s. Arrowroot.

Pfelle, Fisch, s. Ellritze.

Pfennig, richtiger Pfenning, bedeutete in der ältern Sprache sowohl gemünztes Geld überhaupt (wie selbst bei uns noch in Beichtpfennig, Notpfennig, Zehrpfennig), als diejenige Münze, nach welcher gewöhnlich gerechnet und bezahlt wurde. Daher noch jetzt die Provinzialausdrücke: der Pfennwert, d. i. die (preiswürdige) Ware, pfenningguet, pfenningvergeltlich, d. i. sein Geld, seinen Einkaufspreis wert. Die übliche Münze oder vielmehr das einzige geprägte Silbergeld war durch Jahrhunderte der Silberpfennig oder denarius, von denen in fränk. Zeit 12 auf einen Schilling (solidus) und 240 auf ein Pfund (libra) gingen; denn letztere, Schilling und Pfund, waren nur Rechnungsmünzen. Bis gegen das 11. Jahrh. ward nur der P. oder Denar von mäßiger Größe und Dicke zweiseitig ausgeprägt. Seit dieser Zeit aber begann man, wahrscheinlich infolge der durch die Kreuzzüge herbeigeführten Bekanntschaft mit den größern Münzen der byzant. Kaiser, den Münzplatten einen größern Durchmesser zu geben, und mußte folglich, weil man den Münzfuß nicht ändern konnte, das, was man ihnen an Umfang zusetzte, von der Dicke abnehmen. Ein so dünn gewordenes Blech vertrug aber nun nicht mehr zwei Stempel, und so entstanden in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. (wahrscheinlich in Thüringen) die P. mit einseitigem Gepräge, die Hohlpfennige oder Bracteaten (s. d.). Der Silbergehalt dieser Hohlpfennige sank jedoch so rasch (in den sog. Schwarzen P.), daß z. B. in Erfurt aus der Mark um 1150 gegen 270, um 1200 gegen 330, um 1250 gegen 440, um 1300 gegen 700 und zuletzt noch mehr P. geschlagen wurden. Diese Entwertung wie der Übelstand der geringen Dicke führten König Wenzeslaw II. von Böhmen um 1300 zu einer neuen, bald auch von den meißnischen Markgrafen angenommenen Münzrechnung, bei welcher man die Mark Silber zu 60 zweiseitigen Geldstücken ausprägte, die, zum Unterschied von den Hohlpfennigen, Dickpfennige, grossi denarii, Groschen (s. d.) genannt wurden. Von jetzt ab bildeten 60 solche Groschen oder das Schock Groschen die Rechnungsnorm, und die P. sanken zur Scheidemünze herab. Eine Zeit lang prägte man die P. noch ausgeringem Silber, seit dem 16. Jahrh. aber gewann die Ausprägung in Kupfer das Übergewicht und ward durch Reichstagsbeschluß von 1738 allgemein angenommen. Gegenwärtig (seit 1873) ist im Deutschen Reich der P. das kleinste Münzstück, $^1/_{100}$ der Mark, aus 95 Teilen Kupfer, 4 Teilen Zinn, 1 Teil Zink hergestellt. Auf 1 kg gehen 500 Einpfennig- und 300 Zweipfennigstücke.

Pfennigmagazin, der Titel einer populären deutschen Zeitschrift, welche 1833—53 in Leipzig erschien und sich eines bedeutenden Erfolgs erfreute; sie war dem «Penny Magazine» nachgebildet, welche die Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse in London herausgab und wovon die Nummer einen Penny kostete.

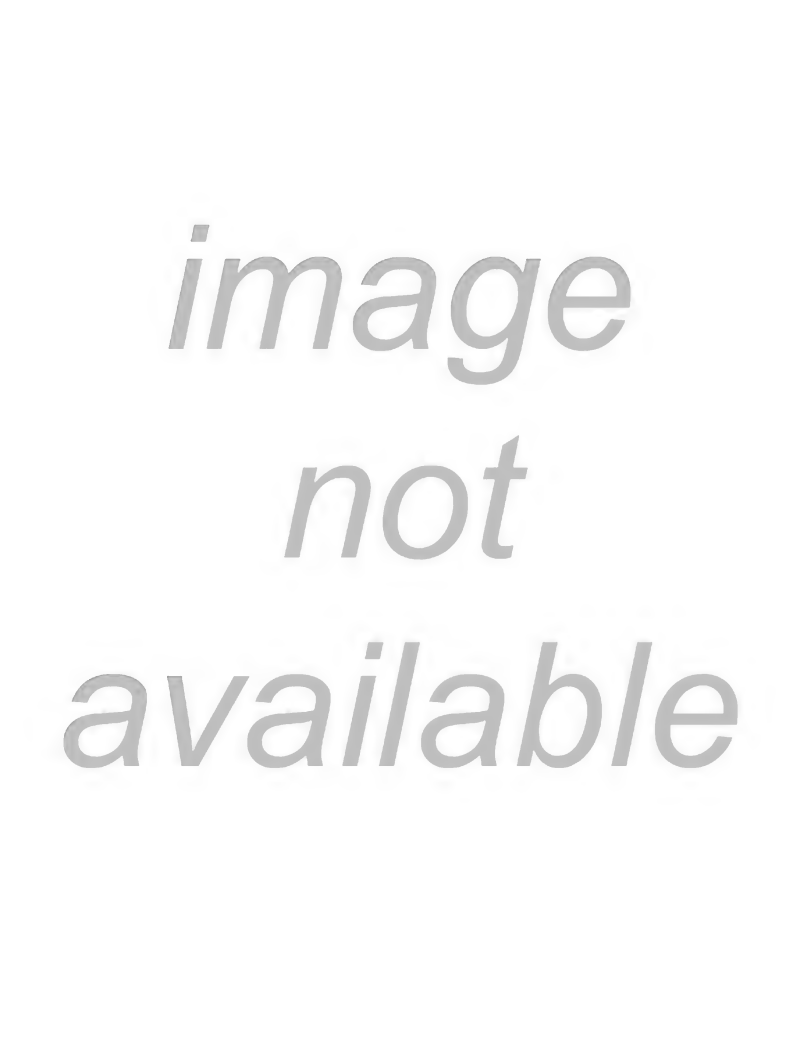
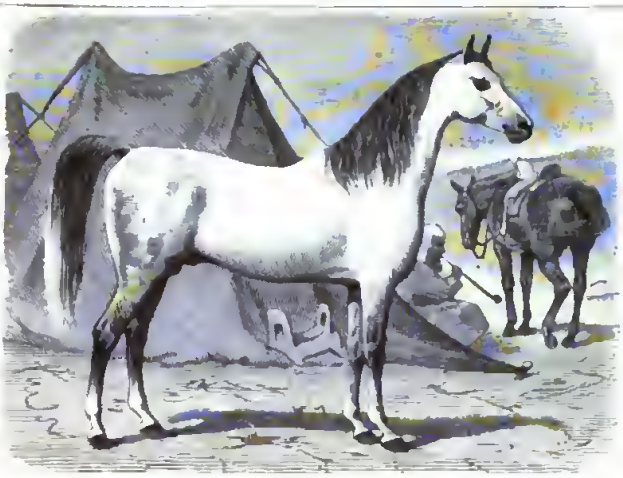
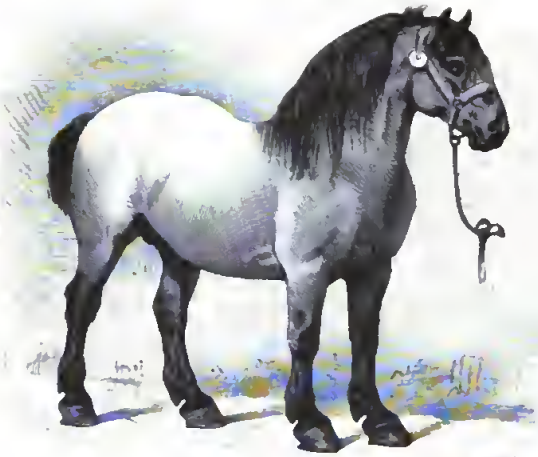


image
not
available



1. Araber.

4. Anglo-Norma



8. Belgier.

9. Shetland-Pony. 10. Ungar.

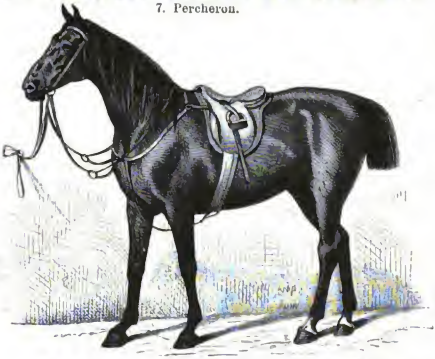
6. Oldenburger.

5. Trakeh

Normanne.

7. Percheron.

gar. 11. Schwedischer Pony.



8. Yorkshire.

ehner.

2. Englisches Vollblut.

Zu Artikel: Pferd.

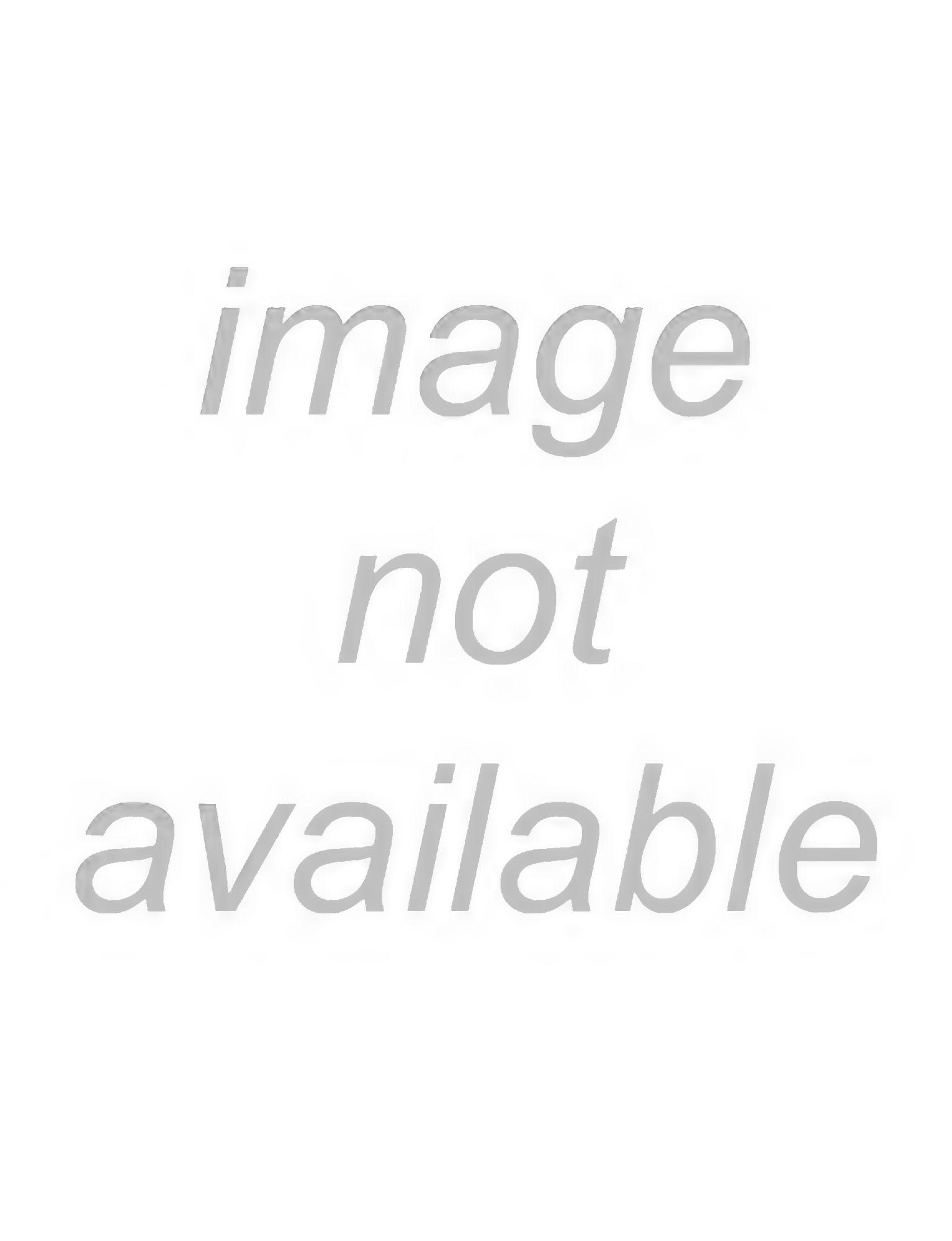


image
not
available

Pferch oder Hordenschlag nennt man diejenige Düngungsmethode, bei der die Weideschafe während der Nacht in einem mit Horden, d. i. tragbaren, aus Latten, Geflechten, Netzwerk gefertigten Umzäunungen, umgebenen Raume eingeschlossen werden, um durch ihre flüssigen und festen Exkremente den Boden zu düngen. Die Vorteile des Hordenschlags bestehen darin, daß die Kosten der Bereitung und Ausfuhr des Düngers erspart werden, daß kein Unkrautgesäme in den Boden kommt, daß die Auswürfe der Tiere nicht beim Nachhausetreiben auf dem Weg verloren gehen, daß Streumaterial erspart wird und daß lockerer Boden dadurch an Zusammenhang gewinnt. Als Nachteile machen sich geltend, daß die Schafe dabei oft erkranken und die Wolle verschlechtert wird, sodaß wenigstens für rationell geleitete hochfeine Schäfereien der P. fast überall aufgegeben und höchstens für Landschafe und Masttiere beibehalten wurde.

Pferchrecht, die Befugnis eines Grundbesitzers, zu verlangen, daß eine fremde Schafherde behufs der Gewinnung von Dünger auf seinem Grund und Boden eingepfercht werde; auch das Recht des Schäfereiberechtigten, seine Schafe auf fremden Grund Boden legen zu lassen.

Pferd. Das P., eins der edelsten und nützlichsten Tiere, wurde schon früh, wenn auch später als das Rind und der Hund, von dem Menschen gezähmt. Wilde Pferde (Tarpan, s. Tafel: Einhufer, Fig. 5) finden sich in Hochasien, namentlich in der Wüste Gobi; sie sind klein und mausefahl und dickbehaart, besonders im Winter, haben einen großen Kopf mit Ramsbildung. Sie halten in Herden von mehrern Hunderten zusammen, die wieder in kleine, von einem besonders muntigen Hengste geführte Gesellschaften zerfallen, und scheuen den Menschen ungemein, weshalb sie jederzeit Wächter aufstellen, auf deren Gewieher sie mit unglaublicher Schnelligkeit die Flucht nehmen. Dennoch wissen die pferdezüchtenden Mongolen ihnen sehr gut beizukommen; obschon der Tarpan nur sehr schwer zu zähmen ist, ist es doch in einigen Ausnahmefällen gelungen. Neuerdings hat auch der russ. Reisende Przewalsky im Tarimbecken südlich vom Thian-Schan ein vielleicht wirklich wildes, vielleicht aber auch nur verwildertes Pferd (Equus Przewalskyi) entdeckt. Zu unterscheiden von diesen sind die erwiesenermaßen verwilderten, welche von der Freiheit zurückgegebenen zahmen P. abstammen und in menschenleeren Ländern, z. B. am Don, in der Ukraine, in Mexiko, in Südamerika rc., herdenweise umherstreifen. Von Natur einem gemäßigten Erdstrich angehörig, hat sich das P. dennoch den verschiedensten Klimaten unbequemt, indes auch sehr viele Abänderungen in seinem Habitus erfahren. Es sind teils durch diese Einflüsse, teils durch menschliches Zuthun die Rassen entstanden, die, je nachdem man die Grenzen des Begriffs feststellt, mehr oder weniger zahlreich erscheinen. Man pflegt im allgemeinen zwei Hauptrassen, die orientalische und die occidentalische, zu unterscheiden. Die erstere findet sich in Asien und Afrika, besonders in der gemäßigten Zone dieser Erdteile, namentlich in Arabien, Persien, Turkestan und in den Küstenländern des Mittelländischen Meeres. Innerhalb der orient. Hauptrasse ist die berühmteste Pferderasse die arabische (s. Tafel: Pferderassen, Fig. 1), die durch feinen, aber sehnigen und elastischen Bau, zierliche, jedoch kräftige Glieder, kleinen, trockenen Kopf, große feurige Augen sich auszeichnet, dünne Mähne und schlanken in die Höhe gerichteten Hals, hochangesetzten und gutgetragenen Schweif hat, mittlere Größe besitzt und in Arabien selbst mit großer Sorgfalt gezogen wird. Ihr nahe verwandt sind die turkomanischen, persischen, tatarischen P., sowie die Berberrasse Nordafrikas. Im Bereich der occidentalischen (europäischen) Hauptrasse ist die hervorragendste Pferderasse die englische Vollblutrasse (Fig. 2). Die Zucht des engl. Vollbluts begann unter Jakob I. (1663) durch Einführung arab. und später auch türk. Hengste. Dasselbe ist das Vorbild einer vollendeten Kunstrasse, an welcher alles zu dem Zweck entwickelt ist, durch außerordentliche Geschwindigkeit auf der Rennbahn zu glänzen, daher kleiner Kopf, langer, wagrecht getragener Hals, tiefe Brust, dünner Leib, hohe Gliedmaßen, stark ausgebildetes Hinterteil, breite, feste Sehnen, es fehlt die Harmonie des Körperbaues wie beim Araber; dennoch ist das engl. Vollblut in der Aktion schön und als Zuchtmaterial für die Bildung feiner, leichter Schläge von unschätzbarem Werte.

Durch Kreuzung von Vollblutengsten mit Stuten vom Yorkshirer Landschlag entsteht das englische Jagdpferd (Fig. 3), welches einen stärkern Körperbau, aber Kopf und Hals ähnlich wie das Vollblut hat und größeres Gewicht zu tragen vermag. Eine andere Abart des Vollbluts ist der Anglo-Normanne (Fig. 4), welcher durch Paarung mit den starken, gut geformten franz. Stuten aus der Normandie entstanden ist und ein nicht allzu schweres, aber kräftiges Gebrauchspferd ergibt. Unter Benutzung arab. wie engl. Bluts hat sich in Ostpreußen in dem Trakehner (Fig. 5) eine konstante Züchtungsrasse herausgebildet, die sich durch wohlgeformten Kopf, schön angesetzten Hals, etwas kurzen Leib mit gradem Rücken, länglich-runde Kruppe, mäßig breite Brust, sehr kräftige etwas hochgestellte Gliedmaßen, Schnelligkeit und Ausdauer auszeichnet und hauptsächlich als feineres Wagenpferd dient. Als Kutsch- und schweres Kavalleriepferd besonders geschätzt ist das in Fig. 6 abgebildete Oldenburger Pferd, stark und mehr als mittelgroß, mit gut aufgesetztem Hals, geradem Rücken, breiter Brust und kräftigen Schenkeln. In der franz. Landschaft Perche (Depart. Eure-et-Loir und Orne) findet sich die in zwei Hauptarten, als mittleres Reit- und Wagenpferd und als schweres Zugpferd vorkommende Rasse des Percherons (Fig. 7), meist Schimmel mit kleinem edlen Kopf, feinem Mähnenhaar, hohem, meist gespaltenen Kreuz, kurzen Gliedmaßen. Schweres Zug- und Ackerpferd ist das Belgische oder Brabanter Pferd (Fig. 8), mehr als mittelgroß, mit schwerem Kopf, starkem Hals, breitem Rücken und gespaltenem Kreuz. Das Ungarische Pferd (Fig. 10) ist kaum mittlerer Größe, hat schweren Kopf, etwas langen Leib, gerades Kreuz, kräftige Gliedmaßen, ist ausdauernd und für leichten Kavalleriedienst vortrefflich geeignet. In vielen derselben ist ein orient. Typus zu erkennen. In neuerer Zeit sind durch Verwendung von arab. und engl. Zuchtmaterial veredelte Stämme (namentlich in Mezöhegyes und Babolna) ausgebildet worden. Pferderassen von auffallender Kleinheit werden als Ponies bezeichnet, solche finden sich hauptsächlich auf den Shetlandsinseln (Fig. 9), in Schottland, Island, Norwegen, Schweden (Fig. 11), auf

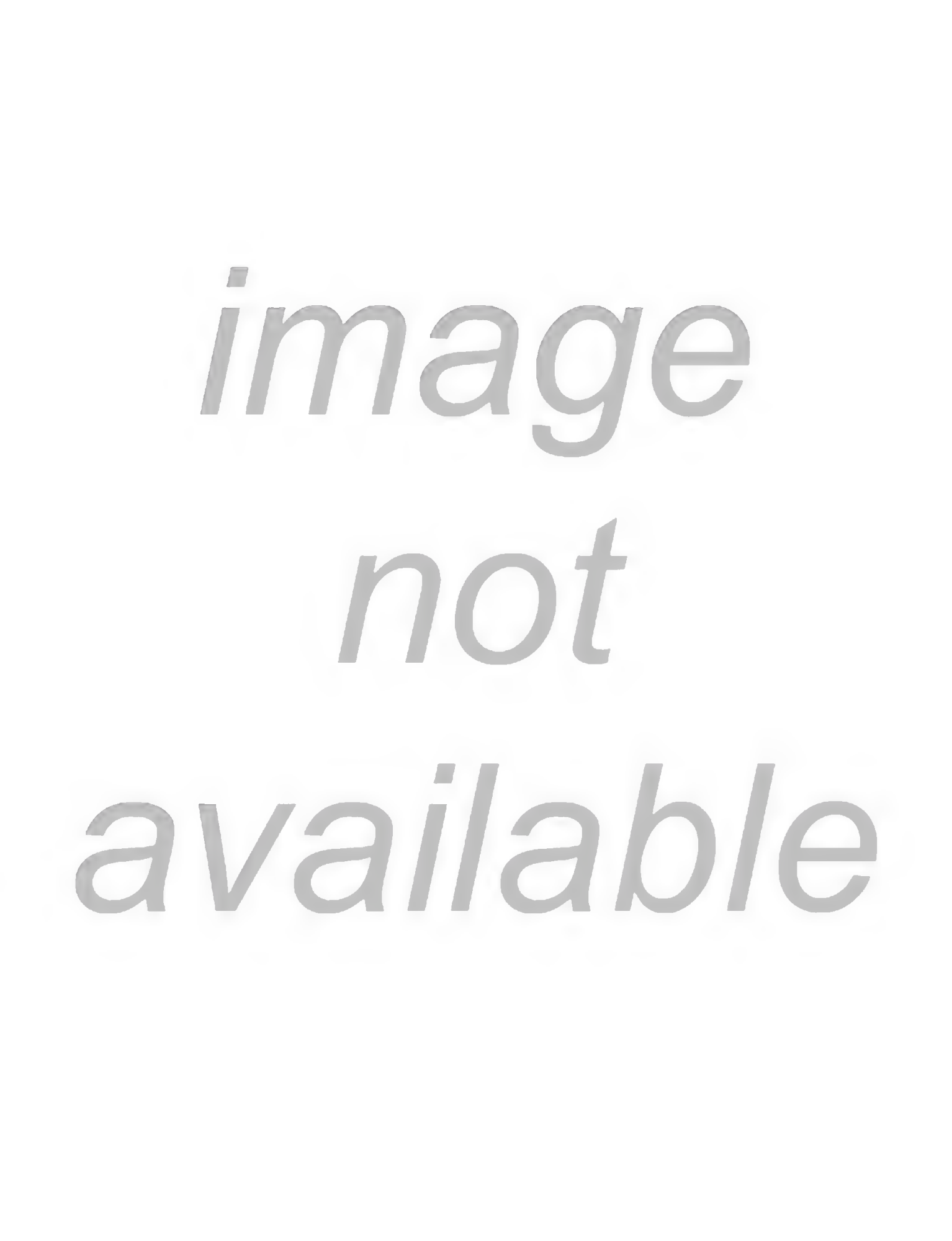


image
not
available

Berl. 1876); Hertwig, «Taschenbuch der gesamten Pferdekenntnis» (4. Aufl., Berl. 1878).

Pferd, als Turngerät, ist dem lebenden P. in seinen äußern Formen aus Holz nachgebildet und meist mit Leder überzogen. Schon bei den Römern übten die Soldaten an dergleichen Geräten, auf den Fechtböden der Universitäten und Kriegsschulen hat es von jeher nicht gefehlt und zur Zeit ist es auf den Turnplätzen überaus beliebt und verwendbar. Das Springen an demselben hat sich zu einer großen Kunstfertigkeit herausgebildet.

Pferdebohne nennt man die Wickenart Vicia Faba *L.*, s. unter Bohne.

Pferdeegel, s. unter Egel.

Pferdeeisenbahnen nennt man diejenigen Eisenbahnen, bei welchen die bewegende Kraft von Pferden ausgeübt wird. Es geschieht dies besonders bei den dem Personenverkehr in großen Städten dienenden Eisenbahnen, deren Gleis in die Straßen so eingelegt wird, daß der gewöhnliche Verkehr dadurch nicht behindert wird. (S. Trambahnen.) Früher gab es auch größere Eisenbahnstrecken, welche für den Pferdebetrieb eingerichtet waren, wie die Bahn von Budweis nach Linz, die Buschtiehrader Bahn von Prag nach Lana u. a.

Pferdefuß (Pes equinus, Spitzfuß), diejenige Abnormität des Fußes, bei welcher der Plattfuß mit dem Unterschenkel die gleiche Richtung besitzt und die Ferse derart in die Höhe gezogen ist, daß der Kranke den Fußboden nur mit dem Ballen und den Zehen berührt. Der P. ist entweder angeboren oder in frühester Jugend erworben und hat seine Ursache in einer abnormen Zusammenziehung und Verkürzung der Wadenmuskeln. Die Behandlung besteht in der Durchschneidung der abnorm gespannten Achillessehne, worauf der in seine normale Stellung gebrachte Fuß entweder durch einen Gipsverband oder durch orthopädische Maschinen längere Zeit bis zur vollendeten Heilung fixiert wird.

Pferdegeschirr, auch Beschirrung, heißt derjenige Teil der Pferdebekleidung, welcher zur Verbindung mit dem Fuhrwerk und zur zweckmäßigen Ausübung der Zugkraft dient. Man unterscheidet der Konstruktion nach Kumt- und Sielengeschiere, welche je nach der Anspannung wieder in Hinter- oder Stangen-, in Mittel- und in Vorder- oder Vorausgeschiere zerfallen können. Das Kumtgeschier hat als Hauptteil das Kumt oder Kummet (vom slaw. chomatu), welches als ein starkes, gepolstertes, mit Leder überzogenes und durch hölzerne oder eiserne Federn in seiner Form erhaltenes Halsband (daher auch frz. collier) zu betrachten ist und an Hals und Schultern des Pferdes anliegt; das Sielengeschirr dagegen das Sielen, einen breiten blattartigen Ledergurt, welcher mittels eines über den Hals des Pferdes reichenden Halsriemens in seiner Lage vor der Brust des Pferdes erhalten wird. Mit dem Kumt, beziehungsweise Sielen, sind die Zugtaue in Verbindung gebracht, welche durch einen Rückriemen, einen Bauchriemen und zwei vom Schwanzriemen oder Kreuzriemen ausgehende Schwebe- oder Tragriemen in ihrer Lage erhalten werden. Am Stangenkumt befindet sich eine Vorrichtung zum Einhaken der Steuerketten oder Aufhalteketten der Deichsel; beim Sielengeschier haben die Stangenpferde zu diesem Zweck eine besondere Halskoppel. Beim Kumtgeschirr haben die Stangenpferde nach den Umlauf oder Umgang, einen breiten Lederriemen, der zu beiden Seiten von den Kumtfedern ausgeht, um die Hinterbacken der Pferde herumgeführt wird und denselben Gelegenheit gibt, beim Aufhalten des Fahrzeugs mit ihrem ganzen Körpergewicht zu wirken. Das Kumt stützt sich beim Ziehen auf die starken Muskelpartien der Schulteen, einigermaßen auch auf die Seitenwände des Halses, also auf diejenigen Stellen, welche nach dem Bau des Pferdes am geeignetsten zum Fortziehen der Last sind, und ist das Kumtgeschirr dem Sielengeschirr, welches die Brust des Pferdes einengt und seine Lungenthätigkeit beschränkt, vorzuziehen. Allerdings sind Kumte schwieriger anzupassen als Sielen, and wo das Anpassen nicht gehörig erfolgt ist oder wenn sich im Laufe der Zeit durch Abmagerung der Pferdekörper ändert, sa geben Kumte leicht zum Durchziehen Anlaß, wogegen allerdings lose Unterkissen, sog. Unterkumte, einen gewissen Schutz gewähren. Sielengeschirre sind da, wa es auf Entfaltung graßer Zugkraft ankommt, und namentlich als Hintergeschiere, wenig mehr im Gebrauch. In der deutschen und österr. Armee kommen sie gar nicht var. Mittel- und Vordergeschirre unterscheiden sich außer durch die Länge der Taue dadurch, daß bei erstern eine Vorrichtung zum Befestigen wie zur Führung der Vordertaue notwendig ist.

Pferdegöpel, s. Göpel (vgl. auch Bergbau, Bd. II, S. 806[b] und Tafel: Bergbau II, Fig. 6).

Pferdehaar, s. Roßhaar.

Pferdehaargewebe, s. Roßhaargewebe.

Pferdehacke, ein durch Zugtiere, in der Regel ein Pferd, bewegtes Gerät zur Vertilgung des Unkrautes in den Kulturpflanzen, namentlich den Hackfrüchten, Kartoffeln, Rüben u. s. w. Die P. besteht aus einer Einrichtung zum Steuern und Transportieren des Gerätes, aus einer solchen zur Regulierung des Tiefganges der Schare, Messer, Anhäufler und aus diesen selbst. Die Tagesleistung der P. beträgt bei dem einreihigen Gerät 0,9 bis 1,2 ha, bei dem mehereihigen 2 m breiten 3—4 ha. (S. Tafel: Landwirtschaftliche Geräte und Maschinen I, Fig. 18.)

Pferdeharke oder Pferderechen bient zum Zusammendringen des ausgebreiteten Heues und zum Sammeln einzelner, vom Heu oder Getreide liegen gebliebener Halme. Die P. besteht aus einem auf zwei Rädern ruhenden eisernen Rahmen mit einer Gabeldeichsel für ein Pferd und einer Stange, an welcher die gebogenen Rechenzähne angehängt sind. Mittels einer besoadern Voerichtung können die Zähne gehoben werden, infolge dessen sie die gesammelten Halme u. s. w. fallen lassen. Leistung pro Tag 3—5 ha. (S. Tafel: Landwirtschaftliche Geräte und Maschinen II, Fig. 4.)

Pferdeharnsäure, s. Hippursäure.

Pferdekonskription bezeichnet die in mehrern Staaten eingeführte Maßregel periadischer Musterungen der Pferde behufs Sicherstellung des Bedarfs der Armee an Mobilmachungspferden. Auf Grund des Gesetzes vom 13. Juni 1873 über die Kriegsleistungen sind in den deutschen Staaten die Pferdeaushebungs-Reglements erlassen worden, denen zufolge die periodischen Musterungen des gesamten Pferdestandes durch besondere Kommissianen stattzufinden haben; diese scheiden die Pferde in kriegsbrauchbare und kriegsunbrauchbare und fertigen besondere Übersichten an, nach denen der Gesamtbedarf an Mobilmachungspferden schan im Frieden auf die einzelnen Kreise verteilt wird.

Pferdekraft (mit dem Zeichen H. P., vom engl. Horse power) ist ein in der Mechanik und Maschinenlehre eingeführtes allgemeines Maß für größere Kräfte. Kleinere Kräfte mißt man so, daß man durch direkten Versuch und Berechnung ermittelt, wie viel Kilogramm (Pfund) die betreffende Kraft in einer Minute einen Meter (Fuß) hoch zu heben im Stande sein würde; man nennt diese Zahl dann Kilogramm-Meter oder Meter-Kilogramm (Fußpfund). Für große Kräfte werden die Zahlen unbequem groß, und man hat eine größere Einheit, nämlich die P. = 75 Kilogrammometer, für die Sekunde gewählt; vor Einführung des Metermaßes betrug in Preußen (seit 1858—72) die P. 480 Fußpfund. In England gilt noch jetzt für die P. die Wattsche Bestimmung. Watt hatte nämlich nach Versuchen angegeben, die mittlere Leistung eines Pferdes sei = 33000 Fußpfund in der Minute (550 in der Sekunde). Smeaton und andere haben jedoch nachgewiesen, daß man im Durchschnitt auf ein Pferd nur 22000 Fußpfund rechnen könne, was seiner Zeit in verschiedenen Ländern zur Herabsetzung des Wertes für ein Maschinpferd führte. Seit der Aufnahme und Verbreitung des Metermaßes ist jedoch durch Annahme der metrischen P. (75 Kilogrammometer) mehr Einheit bezüglich dieses Maßes erzielt worden. (S. Kilogrammometer.)

Pferdekrankheiten, s. unter Pferd (Tier).

Pferdekümmel, Pflanze, s. u. Antbriscus.

Pferdekuppe, s. unter Rhöngebirge.

Pferdelausfliege, s. unter Lausfliegen.

Pferdemauke, s. Mauke.

Pferdepocke, s. unter Kuhpocke.

Pferderechen, s. Pferdeharke.

Pferderennen, s. Wettrennen.

Pferdeschwämme, s. unter Badeschwamm.

Pferdeschwanz, Pflanze, s. u. Equisetum.

Pferdespringer, s. unter Springmäuse.

Pferdestaupe, s. Influenza.

Pferdezucht begreift die Erzeugung und Aufzucht des Pferdes in sich. Der Nutzen des Pferdes für den Kriegsdienst, für die Landwirtschaft und den täglichen Verkehr ist hinlänglich erwiesen; seine Leistungen werden weder durch diejenigen anderer Tiere ersetzt, noch durch die Benutzung der Dampfkraft und Elektricität als fortbewegender Motoren, oder durch die nur dem Sport dienende Radreiterei entbehrlich. In der Unentbehrlichkeit des Pferdes für den Menschen liegt die Aufforderung zur P., welche daher auch mit besonderer Berücksichtigung des Kriegszwecks in den meisten Staaten unter die Fürsorge der Regierungen gestellt ist. Durch die Verhältnisse erwachsen für den Betrieb der P. in den verschiedenen Gegenden besondere Anforderungen. Die Aufzucht der Pferde geschieht entweder in besondern Anstalten, den sog. Gestüten (s. d.), oder im Wege der landwirtschaftlichen P. Letztere besteht darin, daß der Landwirt von den zum Ackerbau dienenden Pferden jährlich einige Fohlen aufzieht, und wird dadurch begünstigt, daß der Staat Beschäler hält und sie zur Deckung der Stuten der Landwirte in besondern Beschälstationen (Landgestüten) aufstellt. Auf die größere oder geringere Ausbildung der P. hat die Beschaffenheit des Landes Einfluß. Wo Weideflächen und Wiesen in großer Ausdehnung vorkommen, wie z. B. in Mecklenburg, Holstein, Hannover, Ostpreußen, Ungarn, Galizien, da wird die P. sehr begünstigt, während sie dagegen in dichtbevölkerten Gegenden, wo Grund und Boden sorgsam benutzt werden, nur im kleinen betrieben wird. Bei der P. ist, wie überhaupt bei der Tierproduktion, Vererbung der Eigenschaften der Zuchttiere auf die Nachkommen Hauptsache. Es sind daher nur solche Pferde zur Zucht auszuwählen, deren Abkunft verbürgt, daß die gewünschten Eigenschaften konstant auf die Nachkommen vererbt werden. Je nach den Erfordernissen eines Landes erscheint bald die Züchtung eines Pferdeschlags für den Ackerbau und das Frachtfuhrwesen, bald die Züchtung eines edlern Pferdes für den Reitdienst und für den Luxus nützlicher und rätlicher. Hinsichtlich der Abkunft unterscheidet man gewöhnlich Vollblut, Halbblut, Landblut. Vollblut entsteht durch Reinzucht in Paarung der besten und vollkommensten Zuchtpferde von gleich vorzüglicher Abstammung; Halbblut, wenn Vollbluthengste mit Stuten geringerer Abstammung gepaart werden; aus Halbblut mit Vollblut dann Dreiviertelblut u. s. w. Landblut heißt der zu veredelnde einheimische Schlag.

Bei der Auswahl der Zuchttiere ist darauf zu sehen, daß der Hengst von reiner Abstammung sei, einen regelmäßigen Körperbau, gute Stellung und Haltung, Kraft, Gewandtheit und Ausdauer, vollkommen entwickelte und gesunde Zeugungsteile, angemessene Größe, eine entsprechende Farbe habe und guten Temperaments sei. Die Stute soll in Größe und Gestalt dem Hengste ähnlich sein, einen zarten weiblichen Charakter, gutgestelltes Vorderteil, einen tiefen Leib, sowie Weite des Beckens, Gesundheit, Kraft und gute Futterverwertung zeigen. Der Hengst ist erst nach dem vierten, die Stute nach dem dritten Lebensjahre zur Zucht zuzulassen. Das Beschälen erfolgt entweder im Freien oder aus der Hand. Vierzig, höchstens fünfzig Stuten sind einem ausgewachsenen kräftigen Hengste zum Beschälen zuzuteilen. Die Beschälzeit fällt gewöhnlich in die Monate März bis Mai. In Gestüten werden über die Paarung besondere Stammregister geführt, worin Name und Abstammung des Hengstes und der Stute, Tag des Beschälens, der Geburt, Geschlecht des Fohlens u. s. w. angemerkt werden. Die Stute geht elf Monate trächtig. Drei Wochen nach der Geburt ist sie schon wieder zu leichter Arbeit verwendbar. Die Entwöhnung der Fohlen erfolgt nach Ablauf des fünften oder sechsten Monats. Wie eine gute Fütterung, trägt auch eine gute Pflege zur Erstarkung der Fohlen sehr viel bei; Reinlichkeit ist nicht zu vernachlässigen. Das abgesetzte Fohlen soll im ersten Jahre unangebunden gehalten werden. Nach der Entwöhnung erhält es Hafer, Heu, reines Wasser und Grünfutter. Da junge Pferde am besten im Freien gedeihen, so ist es rätlich, sie täglich einige Zeit auf einen besondern, eingehegten, ebenen Platz (Fohlentummelplatz) zu bringen, wobei jedoch im zweiten Jahre die Geschlechter geschieden werden müssen. Das zurückgelegte dritte Jahr ist der richtige Zeitpunkt, wo das junge Pferd, unbeschadet seiner körperlichen Entwickelung und Ausbildung, zu Dienstleistungen aufgestellt werden darf, obschon Pferde, welche erst mit dem vierten oder fünften Jahre zum Dienste verwendet werden, Vorzüge vor den früher benutzten behaupten. Gegen den Herbst des vierten Jahres muß das Tier geschont werden, weil es dann die Mittelzähne wechselt. Nie soll ein junges Pferd mehrere Tage hindurch ruhig im Stalle stehen. Um kräftige Arbeitspferde zu

erhalten, werden die nicht zur Zucht bestimmten Hengste zu Wallachen castriert. Die beste Zeit zum Wallachen ist der Februar und März oder der Oktober und November. Zur Zeit des Wechsels der Eckschneidezähne, gewöhnlich im Herbste zwischen dem vierten und fünften Jahre, sind die Pferde zu schonen. Als besonderes Mittel zur Hebung der P. sind die Pferderennen zu betrachten, indem bei einem auf der Rennbahn durch gute Leistungen ausgezeichneten Pferde auch in seiner ganzen Organisation die zur Erzielung einer guten Zucht erforderlichen Eigenschaften als vorhanden angenommen werden müssen. (S. auch Remontierung.)

Vgl. außer den Schriften von Ammon, Hering, Justinus, Baumeister, Schönberg, Dieterichs und Stewart: Jacoby, «Katechismus der P.» (Stolp 1853); Haumm, «Zucht der Pferde» (2. Aufl., Hamm i. W. 1863); Villeroy und Müller, «Der Pferdezüchter» (Mainz 1858); Baumeister-Ruess, «Anleitung zum Betriebe der P.» (4. Aufl., Stuttg. 1873); Löffler, «Zucht, Pflege und Veredelung des Pferdes» (2. Aufl., Berl. 1874); Graf Lehndorf, «Handbuch für Pferdezucht» (2. Aufl. 1882); Hertwig, «Taschenbuch der gesamten Pferdekenntnis» (4. Aufl., Berl. 1878); L. Hoffmann, «Taschenlexikon der Pferdekunde» (Berl. 1884); C. F. Müller und G. Schwarznecker, «Die P. nach ihrem jetzigen rationellen Standpunkt» (2. Aufl., 2 Bde., 1884).

Pfette (Fetle), ein horizontal und parallel dem Dachfirst liegendes Dachwerkholz, welches entweder zur direkten Unterstützung der Sparren dient und je nach seiner Lage Fuß-, Mittel- oder Firstpfette genannt wird, oder welches, in geringen Abständen über einzelne Bindersparren gelegt, dazu dient, um an Stelle gewöhnlicher Sparren die Dachung aufzunehmen. Solche Dachkonstruktionen heißen Pfettendächer, s. unter Dach, Bd. IV, S. 762[a], und Tafel: Dach, Fig. 20—24.

Pfeufer (Karl von), namhafter Mediziner, geb. 22. Dez. 1806 zu Bamberg, studierte in Erlangen und Würzburg Medizin, ließ sich 1832 in München als Arzt nieder, wurde 1840 als Professor und Leiter der Klinik nach Zürich, 1844 in gleicher Eigenschaft nach Heidelberg berufen und folgte 1852 einem Ruf als Direktor der zweiten mediz. Klinik nach München. Er starb 13. Sept. 1869 in Pertisau. Gemeinschaftlich mit Henle begründete P. 1844 die «Zeitschrift für rationelle Medizin», in der er mit Henle zuerst den Versuch machte, die physiol. und pathol. Prozesse auf physik. und chem. Vorgänge zurückzuführen, und nahm dadurch einen hervorragenden Anteil an dem Aufschwung der modernen Medizin. Die meisten seiner zahlreichen Abhandlungen erschienen in der «Zeitschrift für rationelle Medizin»; selbständig erschien seine vortreffliche Abhandlung «Zum Schutz wider die Cholera» (Heidelb. 1849). Auch veröffentlichte er «Platens Tagebuch 1796—1825» (Stuttg. 1860). Vgl. Kerschensteiner, «Leben und Wirken des Dr. Karl von P.» (Augsb. 1871).

Pfiff, Flüssigkeitsmaß, s. Félmeszely.

Pfifferling, s. unter Eierschwamm.

Pfingsten (abgeleitet vom grch. πεντεκοστή, d. h. fünfzig) ist der Name des auf den 50. Tag nach Ostern fallenden und daher beweglichen jüd. Erntedankfestes. Weil das Pfingstfest sieben volle Wochen nach dem Passah gefeiert wurde, hieß es das Fest der Wochen. Bei den Rabbinen galt es zugleich als Fest der Gesetzgebung vom Sinai. Die heutigen Juden feiern es mit Bekränzung der Häuser und Synagogen, in denen sie gewöhnlich die Geschichte Ruths lesen. Im Christentum ist P. das dritte hohe Fest, geweiht der Erinnerung an die Apostelgeschichte Kap. 2 erzählte Ausgießung des Heiligen Geistes und die Stiftung der ersten christl. Kirche. Die Feier dieses Festes wurde in Spanien 305 auf der Kirchenversammlung zu Elvira festgesetzt; doch feierte man anfangs die ganzen 50 Tage vom Osterfeste an durch tägliche Kommunion und Gebete. Späterhin beschränkte man die Feier auf einen Tag; Urban II. führte die dreitägige Feier ein (1094), die in neuerer Zeit auch in der kath. Kirche auf zwei Tage beschränkt wurde. Der jetzt noch in Deutschland vielfach vorkommende Gebrauch, zu P. frische Birkenbäumchen (Pfingstmaien) aufzustellen, hängt mit der Feier des altgerman. Frühlingsfestes zusammen.

Pfingstrose, s. Päonie.

Pfingstvogel, s. Pirol.

Pfinz, rechtsseitiger Nebenfluß des Rheins im bnd. Kreise Karlsruhe, entspringt im Oberamt Neuenburg des württemb. Schwarzwaldkreises, fließt meist nordnordwestlich und mündet nach einem Laufe von 66 km Germersheim gegenüber.

Pfinzing, der Verfasser des «Theuerdank» (s. d.).

Pfirsichbaum (Amygdalus persica *L.*, Persica vulgaris *Mill.*), Obstbaum aus dem Geschlecht des Mandelbaums. Über sein Vaterland weiß man nichts Sicheres; allgemein aber nimmt man als solches Persien an, wo ihn die Griechen erst durch den Kriegszug Alexanders d. Gr. kennen lernten. Ohne Frucht ist er vom Mandelbaum nur schwer zu unterscheiden, und manche Botaniker haben deshalb angenommen, er sei nur eine Kulturvarietät desselben und seine Frucht eine fleischig gewordene Mandelfrucht. In der That hat man aus Steinen des P. schon Mandelbäume erzogen, andererseits Bäume beobachtet, welche Pfirsiche und Mandeln zugleich trugen. Die ziemlich zahlreichen Spielarten des P. hat man nach der Beschaffenheit der Fruchthaut und dem Verhalten des Fruchtfleisches zum Stein in vier Hauptklassen gebracht, und unterscheidet wahre Pfirsichen (Pêches) mit samtartigwolliger Haut und vom Steine leicht ablösbarem Fleische, Härtlinge (Pavies) mit ebensolcher Haut und nicht ablösbarem Fleische, Nektarinen (Nectarines) mit glatter Fruchthaut und ablösigem Fleische, und Brugnolen (Brugnons) mit ebensolcher Haut und nicht vom Steine ablösbarem Fleische. In jeder dieser Klassen unterscheidet man drei Gruppen je nach der Beschaffenheit desjenigen Teils (des Scheitels) der Frucht, welcher vormals den Stempel getragen, des Stempelpunktes, welcher entweder vertieft oder eben oder erhöht ist. In diesen Gruppen unterscheidet man wieder Früchte mit hellem, mit gelbem und mit rotem Fleische. In Frankreich hat man zur Unterscheidung noch andere, volkstümlich gewordene Benennungen, die zum Teil auch in Deutschland in Gebrauch sind; für alle Frühpfirsiche zum Beispiel, wie sie auch sonst beschaffen sein mögen, Avant-Pêches, für rotfleischige Sanguinoles (Blutpfirsiche) und Cardinales, für gelbfleischige Abricotées (Aprikosenpfirsiche) und Alberges, in Deutschland für die Nektarinen den Namen Brünellen, in Frankreich für die zwar weißfleischigen, aber außen meist violetten, oft marmorierten Früchte Violettes u. s. w

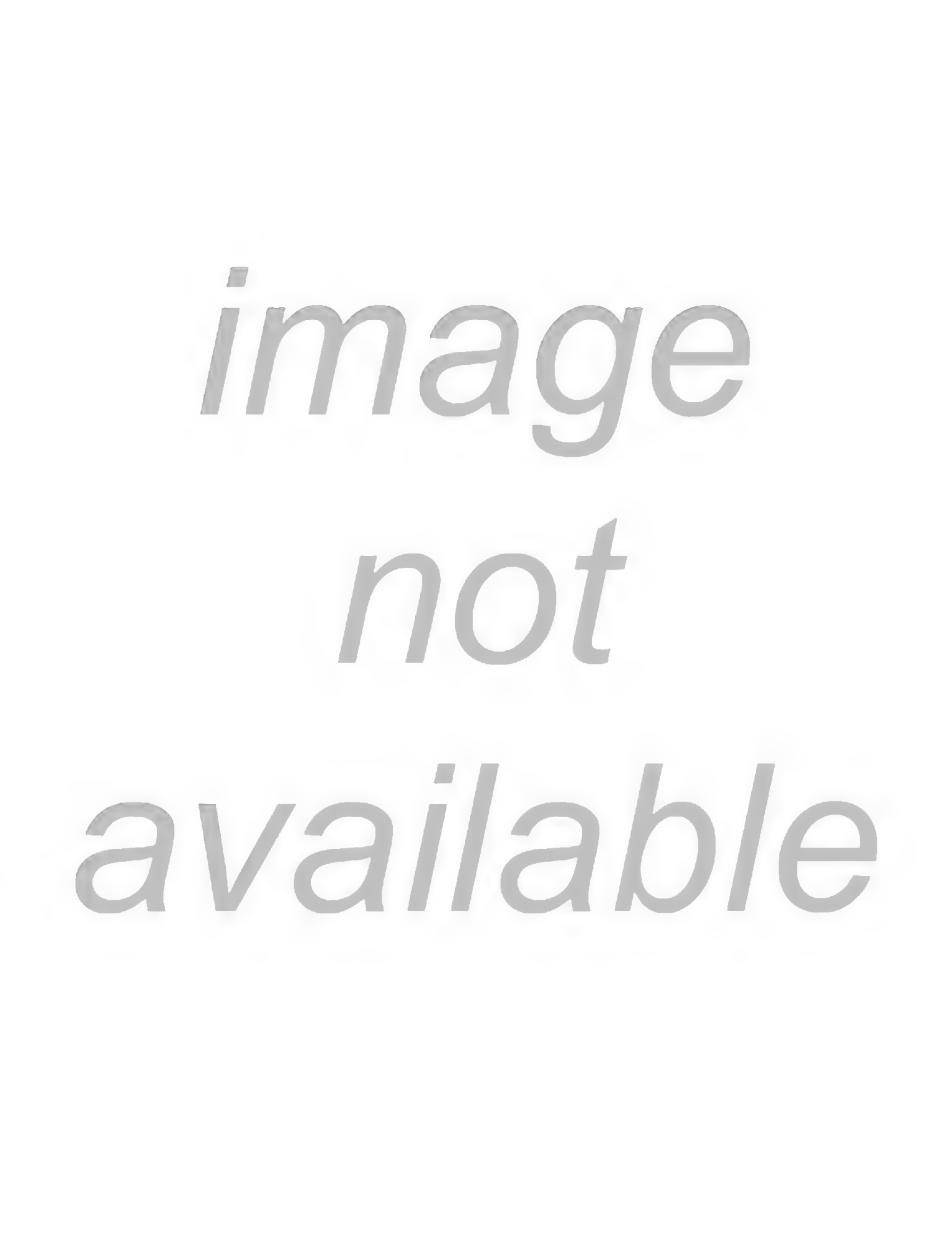


image
not
available

und Gregor von Heimburg, historisch-poetische Bilder aus dem 15. Jahrh.» (Stuttg. 1844), sowie die «Geschichte Alexanders d. Gr.» (Stuttg. 1846) und «Geschichte der Griechen» (Stuttg. 1847) anschlossen. Auch übernahm er 1836 die Leitung der als Beiblatt zum «Ausland» erscheinenden «Blätter zur Kunde der Litteratur des Auslandes» und 1838 die Redaction des zum «Morgenblatt» gehörigen lyrischen Bestandteils. Neue Gedichte, namentlich das größere Gedicht «Die Tatarenschlacht», veröffentlichte er in seinen «Dichtungen epischer und episch-lyrischer Gattung» (Stuttg. 1840). Anonym erschien von ihm die Sammlung «Gereimte Rätsel aus dem Deutschen Reich» (Berl. 1876). Obgleich der schwäbisch-lyrischen Schule zugezählt, unterscheidet sich P. doch wesentlich von den übrigen Vertretern dieser Richtung durch den vorwaltend reflektierenden und der Antike zugeneigten Charakter seiner Poesien.

Pfizer (Paul Achatius), namhafter deutscher Volksvertreter und Publizist, Bruder des vorigen, geb. 12. Sept. 1801 zu Stuttgart, studierte zu Tübingen Philosophie und Jurisprudenz und ward 1827 zum Oberjustizassessor bei dem Gerichtshof zu Tübingen ernannt. Angeregt durch die zur Zeit der franz. Julirevolution gegen die polit. Reaktion neu sich erhebenden Bestrebungen, trat er mit dem nach Form und Gehalt ausgezeichneten «Briefwechsel zweier Deutschen» (Stuttg. 1831; 2. Aufl. 1832) hervor. Im J. 1831 trat P. aus dem Staatsdienst und wurde von der Stadt Tübingen in die württemb. Zweite Kammer gewählt, in der er sieben Jahre lang als das hervorragendste Mitglied der liberalen Opposition wirkte. Gleich den andern Abgeordneten der Opposition verzichtete er 1838 auf eine Wiederwahl. P. trat 1848 in das liberale Märzministerium als Kultusminister ein, wurde auch als Abgeordneter in die Deutsche Nationalversammlung gewählt. Körperliche Leiden veranlaßten ihn jedoch im Aug. 1848, sein Mandat aufzugeben. Im Herbst 1851 kehrte P. in sein früheres Amt als Oberjustizrat in Tübingen zurück und trat 1858 in den Ruhestand. Er starb zu Tübingen den 30. Juli 1867. Von P.s Schriften sind noch hervorzuheben: «Über die Entwickelung des öffentlichen Rechts in Deutschland durch eine Verfassung des Bundes» (Stuttg. 1835), eine scharfe Kritik der Verfassung und der Bestrebungen des Deutschen Bundes, die P. in einen Kriminalprozeß verwickelte; «Gedanken über Recht, Staat und Kirche» (2 Bde., Stuttg. 1842) u. s. w.

Pflanzen nennt man diejenigen lebenden Wesen, die sich ernähren, wachsen und sich fortpflanzen, dabei aber keine willkürlichen Bewegungen und keine Empfindung besitzen. Diese Definition der Pflanzen, die im wesentlichen mit der schon von Linné gegebenen übereinstimmt, gilt streng genommen jedoch nur für die höhern Pflanzen, denn eine scharfe Grenze zwischen Tierreich und Pflanzenreich läßt sich in den niedern Stufen beider Reiche nicht ziehen. Die Gruppe der Myxomyceten unter den Pilzen, die Gruppe der Diatomeen unter den Algen, die Monadineen und andere Gruppen des Tierreichs haben so viele Berührungspunkte, daß es eigentlich mehr konventionell ist, wenn man die ersteren den Pflanzen, die letztern den Tieren zurechnet. Manche Naturforscher bilden aus jenen und andern niedern Gruppen ein besonderes Reich, das sog. Protistenreich, doch ist diese Abtrennung überflüssig, da ja zur Zeit allgemein die Anschauung herrscht, daß eine scharfe Unterscheidung zwischen den niedersten Gruppen, in solche, welche dem Tierreich und in solche, die dem Pflanzenreich zugehören, unmöglich ist. (Über Leben und Bau der P. s. unter Physiologie, Histologie, Botanik, Ernährung der Pflanzen, Stoffwechsel, Befruchtung, Zelle, Atmung, Assimilation, Stoffwanderung.)

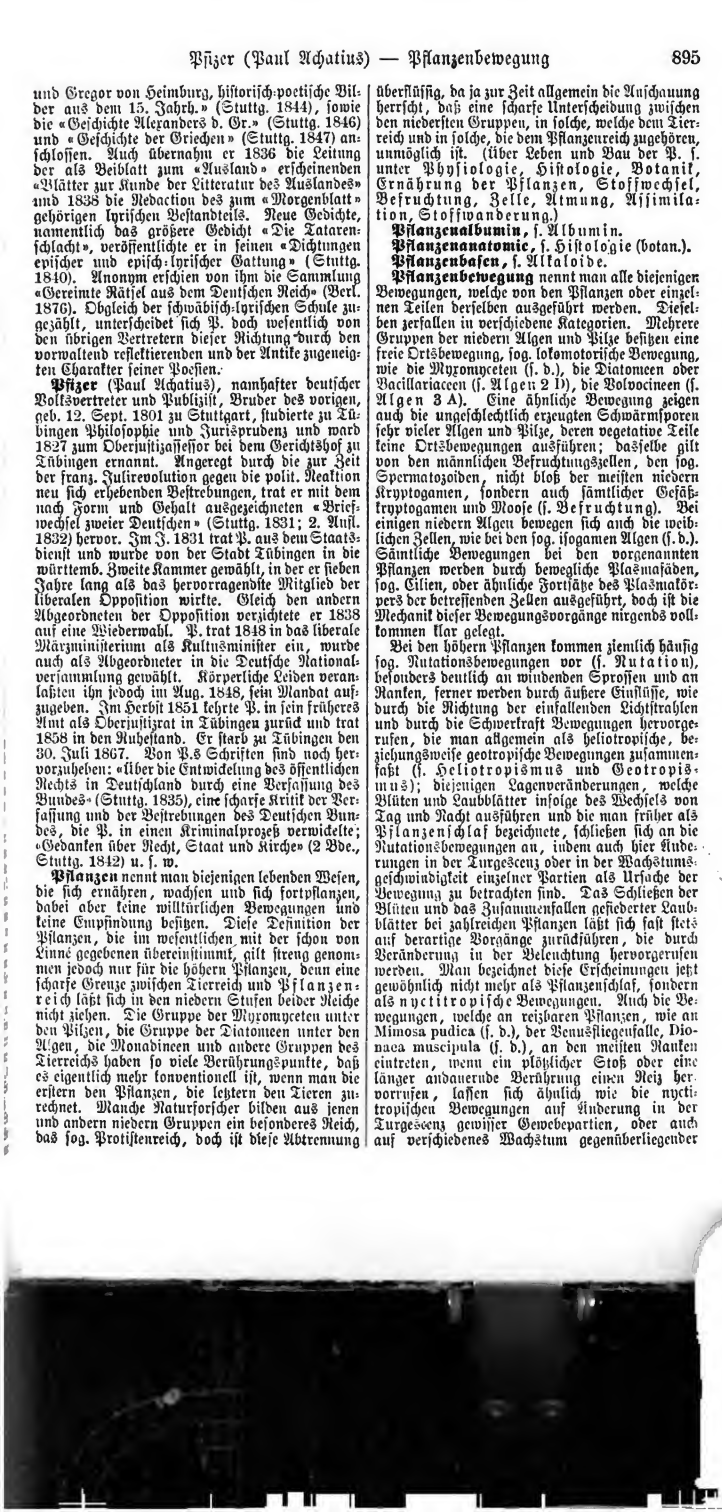
Pflanzeneiweiß, s. Albumin.

Pflanzenanatomie, s. Histologie (botan.).

Pflanzenbasen, s. Alkaloide.

Pflanzenbewegung nennt man alle diejenigen Bewegungen, welche von den Pflanzen oder einzelnen Teilen derselben ausgeführt werden. Dieselben zerfallen in verschiedene Kategorien. Mehrere Gruppen der niedern Algen und Pilze besitzen eine freie Ortsbewegung, sog. lokomotorische Bewegung, wie die Myxomyceten (s. d.), die Diatomeen oder Bacillariaceen (s. Algen 2 I), die Volvocineen (s. Algen 3 A). Eine ähnliche Bewegung zeigen auch die ungeschlechtlich erzeugten Schwärmsporen sehr vieler Algen und Pilze, deren vegetative Teile keine Ortsbewegungen ausführen; dasselbe gilt von den männlichen Befruchtungszellen, den sog. Spermatozoiden, nicht bloß der meisten niedern Kryptogamen, sondern auch sämtlicher Gefäßkryptogamen und Moose (s. Befruchtung). Bei einigen niedern Algen bewegen sich auch die weiblichen Zellen, wie bei den sog. isogamen Algen (s. d.). Sämtliche Bewegungen bei den vorgenannten Pflanzen werden durch bewegliche Plasmafäden, sog. Cilien, oder ähnliche Fortsätze des Plasmakörpers der betreffenden Zellen ausgeführt, doch ist die Mechanik dieser Bewegungsvorgänge nirgends vollkommen klar gelegt.

Bei den höhern Pflanzen kommen ziemlich häufig sog. Nutationsbewegungen vor (s. Nutation), besonders deutlich an windenden Sprossen und an Ranken, ferner werden durch äußere Einflüsse, wie durch die Richtung der einfallenden Lichtstrahlen und durch die Schwerkraft Bewegungen hervorgerufen, die man allgemein als heliotropische, beziehungsweise geotropische Bewegungen zusammenfaßt (s. Heliotropismus und Geotropismus); diejenigen Lagenveränderungen, welche Blüten und Laubblätter infolge des Wechsels von Tag und Nacht ausführen und die man früher als Pflanzenschlaf bezeichnete, schließen sich an die Nutationsbewegungen an, indem auch hier Änderungen in der Turgescenz oder in der Wachstumsgeschwindigkeit einzelner Partien als Ursache der Bewegung zu betrachten sind. Das Schließen der Blüten und das Zusammenfallen gefiederter Laubblätter bei zahlreichen Pflanzen läßt sich fast stets auf derartige Vorgänge zurückführen, die durch Veränderung in der Beleuchtung hervorgerufen werden. Man bezeichnet diese Erscheinungen jetzt gewöhnlich nicht mehr als Pflanzenschlaf, sondern als nyctitropische Bewegungen. Auch die Bewegungen, welche an reizbaren Pflanzen, wie an Mimosa pudica (s. d.), der Venusfliegenfalle, Dionaea muscipula (s. d.), an den meisten Ranken eintreten, wenn ein plötzlicher Stoß oder eine länger andauernde Berührung einen Reiz hervorrufen, lassen sich ähnlich wie die nyctitropischen Bewegungen auf Änderung in der Turgescenz gewisser Gewebepartien, oder auch auf verschiedenes Wachstum gegenüberliegender



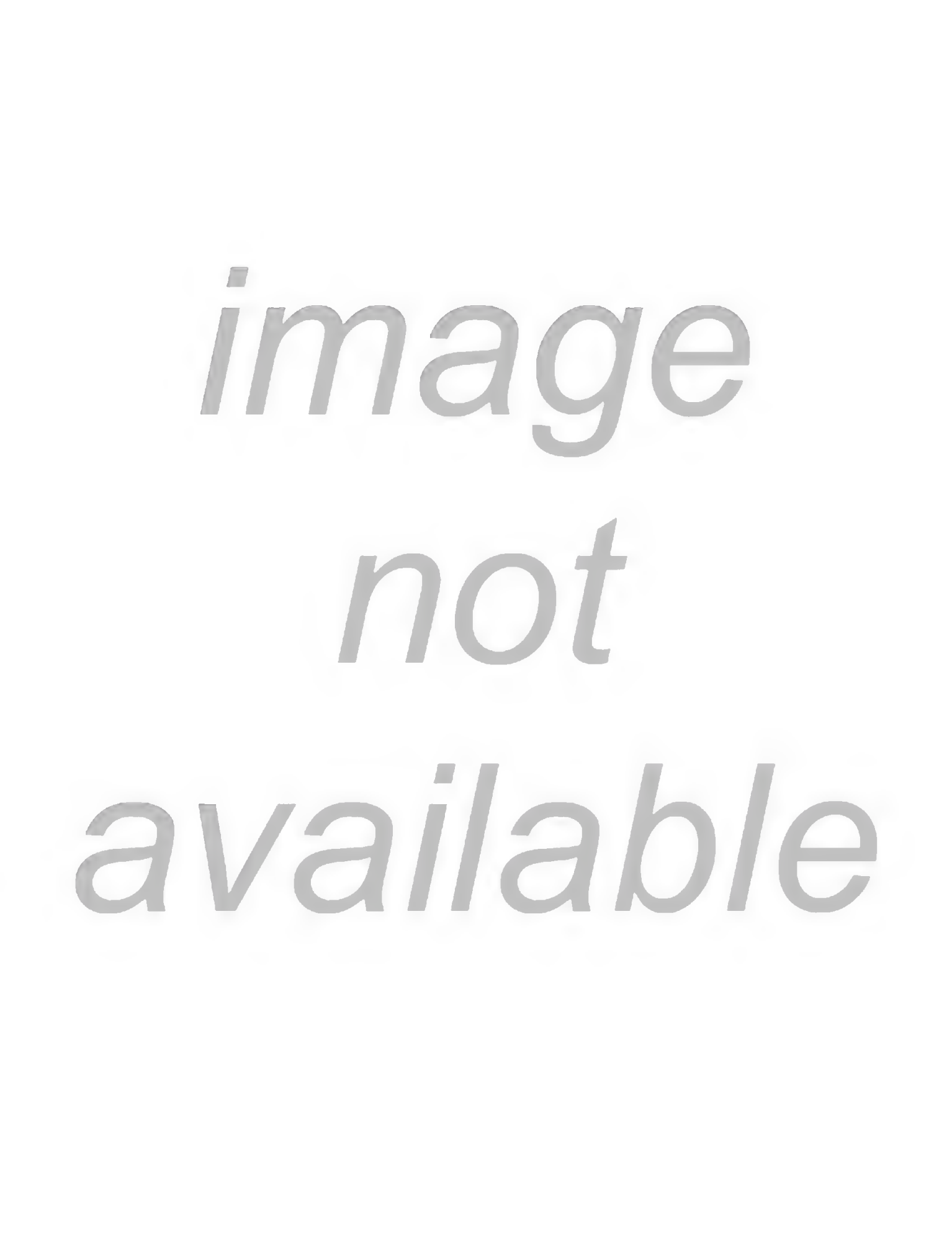


image
not
available

Verhältnisse der Erdoberfläche oder andere Pflanzen gestotteten. Für die verschiedenen Gewächse sind aber die letztern Bedingungen naturgemäß verschieden, während die eine Art durch besonders günstige Verbreitungseinrichtungen (vgl. Aussaat) befähigt ist, eine reichliche Vermehrung ihrer Artenzahl zu erzielen, wird eine andere in dieser Beziehung weniger günstig gestellte von den mit ihr zusammen vorkommenden Pflanzen leicht gänzlich oder auf ein eag begrenztes Gebiet verdrängt.

Besonders hindernd für die Verbreitung der Pflanzen sind große Wasserflächen oder hohe Gebirgszüge; so kommt es, daß die meisten Inseln sehr charakteristische Floren haben, die eine größere Anzahl von Pflanzen, bis zu 50 und mehr Prozent, ihrer gesamten Vegetation umfassen, welche in andern Gebieten überhaupt nicht vorkommen; derartige Pflanzen, wie sie z. B. auf den Canarischen Inseln, in Madagaskar, auf den Südsee-Inseln, sowie auch in Australien in besonders großer Menge vorhanden sind, nennt man endemische Gewächse. Auch Gegenden, die durch hohe Gebirge von ihren Nachbarländern getrennt sind, wie z. B. das Kapland, oder rings von Wüsten umgebene Oasen, besitzen ebenfalls viele endemische Arten. Aus diesen wenigen Beispielen geht schon zur Genüge hervor, daß Klima und sonstige Beschaffenheit eines Gebiets nicht allein den Charakter seiner Flora bedingen kann, sondern daß die mannigfachen, bei der Wanderung einzelner Arten wirksamen Einflüsse in hervorragender Weise bei Begrenzung der Wohnbezirke beteiligt sind. Ferner kommen bei der Verbreitung von Pflanzenarten noch in Betracht die Meeresströmungen, die Flußläufe, die Wanderstraßen der Zugvögel, die Verkehrswege der Menschen, denn auf allen diesen Wegen und noch manchen andern kann Samen oder dergleichen verbreitet und auf weite Strecken verschleppt werden. Es sind zahlreiche Beispiele bekannt, daß durch den lebhaften Verkehr zwischen Amerika und Europa Pflanzen von einem Gebiet in das andere eingeführt worden sind; so stammen einige Ackerunkräuter Deutschlands nachweisbar aus Amerika, auch die sog. Wasserpest, Elodea canadensis, besitzt zur Zeit in Europa eine ausgedehnte Verbreitung.

Ein allgemeines Bild der Pflanzenwanderungen läßt sich jedoch nicht gewinnen, wenn man nur die jetzige Verteilung der Arten in Betracht zieht; es ist nötig, daß die Ergebnisse der botan. Paläontologie dabei berücksichtigt werden, besonders ist die Verteilung der Pflanzen in der letzten Hälfte der Tertiärzeit und in der Diluvialzeit von größter Bedeutung für die Erklärung des Zustandekommens der jetzigen Florengebiete. So z. B. wird die eigentümliche Übereinstimmung der alpinen Flora Europas und zum Teil auch Asiens und Amerikas mit der jetzigen arktischen Flora durch die Verhältnisse, die während des Verlaufs der sog. Eiszeiten herrschten, erklärlich. In ähnlicher Weise erklärt sich die Übereinstimmung der Flora Englands und des Festlandes, denn zu Anfang der Quartärzeit war das erstere noch nicht von Europa getrennt. Es leuchtet sofort ein, wie bei genauer Berücksichtigung der Ergebnisse der Paläontologie viele Eigentümlichkeiten der jetzigen Verteilung der Pflanzen ihre Erklärung finden können. Wenn auch in dieser Hinsicht noch verhältnismäßig wenig Untersuchungen vorliegen, so ist doch so viel sicher, daß die P. nur dann die Entwickelung der Floren klarlegen kann, wenn sie in Verbindung mit der Paläontologie die Wanderungen der Pflanzen in der letzten geolog. Periode der Erde zu erforschen sucht.

Die Litteratur über P. ist eine ziemlich umfangreiche; aber die meisten Arbeiten behandeln nur spezielle Gebiete. Den ersten Anlaß zu pflanzengeogr. Studien gab Humboldt in seiner mit Bonpland zusammen herausgegebenen Schrift «Essai sur la géographie des plantes» (Par. 1805) und durch seine «Ideen zu einer Geographie der Pflanzen» (Stuttg. 1806). Ferner seien als zusammenfassende Werke erwähnt: Schouw, «Grundzüge einer allgemeinen P.» (Berl. 1823); De Candolle, «Géographie botanique» (Par. 1855); Grisebach, «Die Vegetation der Erde» (2. Aufl., Lpz. 1884); Engler, «Versuch einer Entwickelungsgeschichte der Pflanzenwelt, insbesondere der Florengebiete» (2 Bde., Lpz. 1879—82).

Pflanzengewebe, s. u. Histologie und Zelle.

Pflanzengrün ist Chlorophyll (s. d.).

Pflanzenhandel. Der Handel mit lebenden Pflanzen, mit Zwiebeln und Knollen, hat erst in neuerer Zeit größere Dimensionen angenommen. Die zunehmende Lebhaftigkeit desselben rief auch eine verbesserte, rascher fördernde Technik der künstlichen Pflanzenvermehrung hervor, und in diesem Betracht sind die Leistungen mancher Emporien des deutschen, französischen und englischen P. bewundernswürdig. So werden in Dresden alljährlich 200000 Verkaufspflanzen von Kamelien, 300000 von ind. Azaleen, 15—20000 von Rhododendren produziert, und die Erzeugung von Rosen beläuft sich auf 120000 Stück. Von Polmen werden etwa 20000 verkäufliche Pflanzen erzogen und verkauft. In Erfurt beziffert sich der Absatz von Pflanzen des Warm- und Kalthauses alljährlich nach Millionen. Allein von Hyacinthen werden in Holland jährlich für etwa 2 Mill. Frs. Zwiebeln eingeführt; in England ist der Bedarf kaum geringer, und in Deutschland wird er durch die Konkurrenz der berliner Blumenzwiebelzucht etwas gemindert. Ein unentbehrliches Förderungsmittel des P. sind die Pflanzenverzeichnisse, meist mit mehr oder weniger künstlerisch ausgeführten Pflanzenbildern. In neuerer Zeit wird der handelsgärtnerische Verkehr durch die Bestimmungen der Internationalen Reblauskonvention und die in den verschiedenen Ländern gegen die Verbreitung der Reblaus angeordneten besondern Maßregeln in sehr fühlbarer Weise erschwert und gehemmt.

In großen Städten beschränkt sich der P. im wesentlichen auf den Bedarf des Weichbildes und der Umgegend (Marktpflanzen). Meistens sind es Gewächse für die Stubenkultur oder das Blumenfenster; sie können, da der Handel damit kostspielige Hilfsmittel nicht erfordert, zu billigern Preisen verkauft werden. Eine bedeutende Seite des P. ist der Hausierhandel, durch welchen vorzugsweise Obstbäume geringer, doch rasch und schön wachsender Sorten, oft nur Wildlinge, in gewissenloser Weise verbreitet werden, nicht minder bedenklich der Verkauf bekannter Pflanzen oder ihrer Samen unter neuen, verlockenden Namen.

Pflanzenkrankheiten nennt man alle abnormen Veränderungen der Pflanzen, die in der äußern Form oder im innern Bau und in den Ernährungsvorgängen eintreten. Dieselben rühren entweder von der Einwirkung pflanzlicher Parasiten her,

oder sie entstehen durch den Eingriff von Tieren, oder endlich infolge ungeeigneter Boden- und Feuchtigkeitsverhältnisse, mangelhafter Beleuchtung, mechan. Verletzungen u. dgl. Bei allen P. handelt es sich zunächst darum, die Ursachen derselben aufzudecken, und es ist dies naturgemäß die erste Aufgabe der Lehre von den P. oder der Pflanzenpathologie, denn nur wenn die Ursachen bekannt sind, lassen sich erfolgreiche Versuche zur Hebung der Krankheitserscheinungen anstellen. Ferner ist es von größter Wichtigkeit, die Symptome, unter denen die P. auftreten, genau zu untersuchen, weil man in vielen Fällen aus den Symptomen auf die Ursachen schließen kann.

Durch Verwundungen werden häufig mancherlei Mißbildungen hervorgerufen, besonders bei Bäumen und strauchartigen Pflanzen; hier treten teils überwallungserscheinungen auf, teils wird durch lebhafte neue Sprossbildung und ähnliche Vorgänge die Verzweigungsart der betreffenden Partien bedeutend geändert, auch kommt es häufig vor, daß infolge jener lebhaften Sprossbildungen große Wülste und Auswüchse an den Stämmen entstehen, wie dies z. B. an den sog. Kopfhölzern, deren Zweige in regelmäßigen Zwischenräumen entfernt werden, auftritt. Am häufigsten finden Verletzungen an Holzpflanzen durch Wind und Schnee statt, nicht selten aber auch durch Blitzschlag, durch die Einwirkung von Tieren, sowie durch die Hand der Menschen. Unter den Tieren, die schädlichen Einfluß haben, sind besonders zu nennen: die Borkenkäfer, die Reblaus, der Coloradokäfer, verschiedene Gallwespen u. s. w. (S. die speziellen Artikel.) Auch manche Nagetiere, wie die Mäuse, können beträchtlichen Schaden anrichten, ebenso auch das Wild, sowohl durch das sog. Verbeißen junger Bäume als auch durch Zerstörung von Saaten.

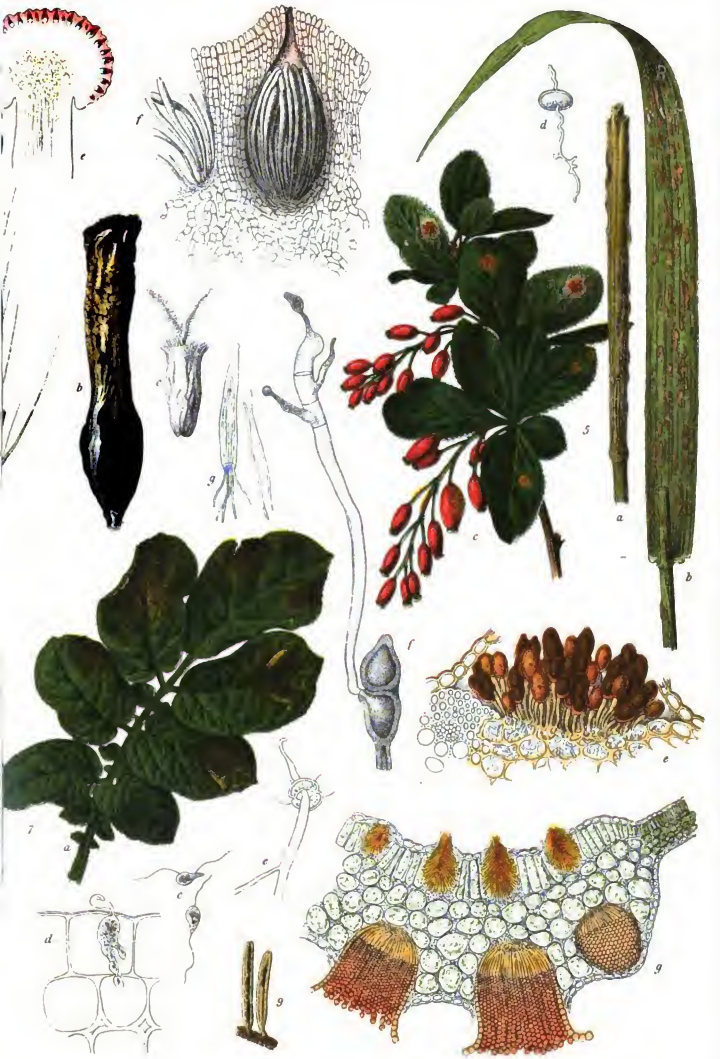
Durch Menschenhände werden besonders häufig solche Verletzungen an gewissen Bäumen hervorgerufen, die zur Gewinnung eines Harzes, Gummiharzes u. dgl. nötig sind. So bringt man an mehrern Nadelhölzern zur Gewinnung von Terpentin und Pech in der Rinde ziemlich ausgedehnte Einschnitte an, aus welchen dann das ausfließende Harz gesammelt wird. Dadurch wird, da die Wunden allmählich wieder überwallen, die Form der Baumstämme geändert, häufig auch treten dabei Fäulniserscheinungen des Holzes auf.

Zahlreiche P. werden durch abnorme Licht- oder Temperaturverhältnisse hervorgerufen, dahin gehört unter andern das sog. Vergeilen oder Etiolieren dunkel gehaltener Pflanzenteile, die infolge des Chlorophyllmangels dann nicht mehr assimilieren können, ferner das Erfrieren der Pflanzen, das sich je nach den Lebensbedingungen der einzelnen Arten bei verschiedenen Temperaturgraden einstellt. Auch allzu starke Erwärmung, besonders bei Feuchtigkeitsmangel, bedingt leicht ein Welken und schließlich Absterben der Pflanzen. Die Beschaffenheit des Bodens kann ebenfalls mannigfache abnorme Veränderungen hervorrufen, so ist der Mangel gewisser Nährstoffe im Boden für viele Pflanzen verderblich, ein zu geringer Gehalt an Nährstoffen überhaupt erzeugt eine zwerghafte Entwickelung, die man als Zwergwuchs oder Nanismus bezeichnet. Ein sehr fruchtbarer Boden kann leicht Fäulnis der Wurzeln hervorrufen. Auf die Bodenbeschaffenheit lassen sich in vielen Fällen auch die sog. Mißbildungen (s. d.) zurückführen, die in der verschiedenartigsten Weise auftreten.

Von allgemeinerm Interesse, als die im Vorhergehenden angeführten P. sind diejenigen, welche durch pflanzliche Parasiten hervorgerufen werden. Die Wirkung solcher Parasiten auf die Wirtspflanze ist je nach der Lebensweise beider eine sehr mannigfaltige. (Vgl. hierüber unter Parasiten [botanisch].) Entweder werden Anschwellungen, sog. Hypertrophien, Gallen (s. d.) gebildet, oder es tritt ein Verschrumpfen und Vertrocknen oder Verfaulen der befallenen Teile ein. Die wichtigsten pflanzlichen Parasiten aus der Reihe der Phanerogamen sind die Cuscuta- und Orobanche-Arten (s. Cuscuta und Orobanche), aus der Gruppe der Pilze sind besonders die Brandpilze, Rostpilze, die Peronosporeen, die Meltaupilze, das Mutterkorn, mehrere Hymenomyceten, die auf Waldbäumen vorkommen, einige Discomyceten, die Blattflecken- oder auch sog. Sklerotienkrankheiten hervorrufen, zu erwähnen.

Von den Brandpilzen (vgl. Brand bes Getreides und Ustilagineen), welche auf Getreidepflanzen schmarotzen, sind die wichtigsten Arten: der gewöhnliche Staubbrand (Ustilago Carbo), der auf Gerste, Hafer und Weizen sich sehr häufig findet und eine gänzliche Zerstörung der Ähre verursacht. (S. Tafel: Pflanzenkrankheiten, Fig. 1, a Brandähre des Hafers, b des Weizens, c der Gerste, d einzelne Sporen, e keimende Sporen.) Ferner der Stein- oder Stinkbrand des Weizens, Tilletia Caries und T. laevis (Fig. 2 zeigt in a ein gesundes Weizenkorn, in b ein mit Sporenpulver von T. Caries erfülltes und in c ein solches durchschnitten), der seltener auftretende Roggenstengelbrand (Urocystis occulta), dessen Sporen sich in langgestreckten Partien des Stengels bilden und das Gewebe desselben zerstören (Fig. 3, a Halmpartien, die durch Sporenlager aufgerissen sind, b einzelne Sporen, die eine davon keimend); und der Maisbrand (Ustilago Maydis), der die Kolben des Mais zerstört. Unter den Rostpilzen sind ebenfalls diejenigen die wichtigsten, die auf Getreide vorkommen, dazu gehören besonders die drei Arten der Gattung Puccinia (s. d.), P. graminis, P. straminis und P. coronata. Die in den Entwickelungsgang dieser Pilze gehörenden Acidien (vgl. Uredineen) kommen bei der ersten Art auf Berberis vulgaris, bei der zweiten auf verschiedenen Boragineen, wie Anchusa officinalis, Lycopsis arvensis u. a.; bei P. coronata auf Rhamnus cathartica und Rh. Frangula vor. (Fig. 5 stellt den Entwickelungsgang von Puccinia graminis dar. Die roten Flecke in b sind die Uredosporenhäufchen, die schwarzen in a die Teleutosporenlager, c zeigt ein Sporenhäufchen, in welchem beide Formen zusammen vorkommen, d stellt eine keimende Uredospore, e eine keimende Teleutospore dar; in c ist ein Zweig mit Blättern und Früchten der Berberitze [Berberis vulgaris] abgebildet, auf denen sich die Acidien und Spermogonien entwickelt haben, g zeigt einen Durchschnitt eines Blattpolsters mit Acidienbechern auf der Unterseite und Spermogonien auf der Oberseite.) Von den Peronosporeen (s. d.) ist der schädlichste Pilz derjenige, welcher die Kartoffelkrankheit hervorruft, Phytophthora infestans (Fig. 7, a zeigt ein Kartoffelblatt, welches von dem Pilz befallen ist und an einigen Fieder-

1. Staubbrand des Getreides (Ustilago Carbo). 2. Stein- oder Stinkbrand des Weizens (Tilletia Caries) graminis). 6. Traubenkrankheit (Oidium Tuckeri). 7. Kartoffelkrankheit (Phytophthora infestans). 8. Runzel 10. Hungerzwiesel



Roggenstengelbrand (Urocystis occulta). 4. Mutterkorn (Claviceps purpurea). 5. Getreiderost (Puccinia
orf der Ahornblätter (Rhytisma acerinum). 9. Ritzenschorf der Weifstannennadeln (Hysterium nervisequium).
(Exoascus pruni).

blättchen bereits schwarze Flecken besitzt, b stellt einen Durchschnitt durch ein solches Blättchen dar, auf dessen Unterseite einige in verschiedenen Entwickelungsstadien befindliche Conidienträger aus einer Spaltöffnung hervorragen; c stellt einige Schwärmsporen dar und d eine zur Ruhe gelangte, welche bereits einen Keimschlauch durch die Epidermis hindurchgetrieben hat. In o ist ein Teil eines aus der Spaltöffnung hervortretenden Conidienträgers von der Fläche gesehen, abgebildet).

Zu den Meltaupilzen gehört unter andern derjenige Pilz, welcher die Traubenkrankheit (s. d.) hervorruft, nämlich Oidium Tuckeri. Dieser Pilz lebt nur epiphyt auf den Blättern und Früchten, bis jetzt ist von demselben nur die Conidienfruktifikation bekannt, Perithecien, wie sie die meisten andern Meltaupilze zeigen, sind noch nicht beobachtet worden. (Fig. 6, a stellt ein Weinblatt dar, das von dem Pilz befallen ist, die mißfarbigen Stellen geben an, wo derselbe sich entwickelt hat, b zeigt einen Durchschnitt durch die Epidermis einer Weinbeere, auf welcher das Mycelium vegetiert und Haustorien in die Zellen hineinsendet, die senkrecht zur Fläche der Epidermis stehenden Fäden sind die Conidienträger, die auf ihrer Spitze ovale Conidien bilden.) Unter den Pyrenomyceten ist besonders zu erwähnen der Pilz, welcher die Veranlassung des sog. Mutterkorns (s. d.) ist, derselbe führt den Namen Claviceps purpurea. (Fig. 4 stellt den Entwickelungsgang dar, in c ist die sog. Sphacelia auf dem jungen Roggenkorn dargestellt, b zeigt einen ältern Zustand, in welchem das eigentliche Mutterkorn, der Sklerotienzustand des Pilzes, beinahe fertig entwickelt ist, a zeigt eine Roggenähre mit mehrern fertigen Sklerotien, d ist ein geleimtes Mutterkorn mit den gestielten Perithecienköpfchen, e der Durchschnitt durch ein solches Köpfchen, f durch ein einzelnes Perithecium mit den Sporenschläuchen, g ein Sporenschlauch mit austretenden fadenförmigen Sporen.)

Die parasitisch lebenden Hymenomyceten bewirken zum Teil Fäulnis mancher Bäume, wie Polyporus sulphureus und Trametes radiciperda, welche beide die sog. Rotfäule (s. d.) erzeugen, oder sie rufen Krankheiten der Wurzeln hervor, die man als Erdkrebs (s. d.), Harzstücken bezeichnet, wie der bekannte Hallimasch (s. d.), Agaricus melleus. (S. Tafel: Eßbare Pilze, Fig. 5.) Zu den Discomyceten gehören unter andern die Sklerotienkrankheit des Rapses (s. Peziza), ferner einige Blattkrankheiten, wie der Runzelschorf des Ahorns, hervorgerufen durch Rhytisma acerinum, welches zahlreiche schwarze Flecken auf Ahornblätteu bildet (Fig. 8 stellt einen Teil eines Ahornblattes mit einem solchen Fleck dar), und der Ritzenschorf der Weißtanne, der auf den Nadeln dieses Baumes als schwarze den Nerven folgende Risse auftritt und von Hysterium nervisequium erzeugt wird. (Fig. 9 zeigt zwei Nadeln der Weißtanne von der Unterseite mit den schwarzen Rissen.) Gleichfalls zu den Ascomyceten gehören die den Discomyceten nahestehenden Exoascusarten (s. Exoascus), von denen eine die bekannte Krankheit der Zwetschenfrüchte, die sog. Hungerzwetschen oder Taschen hervorruft. Die unreifen Früchte werden durch den Einfluß dieses Pilzes, Exoascus pruni, in ihrer Gestalt bedeutend verändert, sie erreichen eine ziemliche Länge und der Kern wird nicht ausgebildet, dabei haben sie einen gelblichgrauen schimmelartigen Überzug, der von den an die Oberfläche tretenden Sporenschläuchen des Pilzes herrührt. (Fig. 10, a stellt eine solche Hungerzwetsche dar, und b zeigt einen Querschnitt durch die außenliegenden Gewebepartien, die von den Sporenschläuchen bedeckt sind.) Schließlich ist noch eine Krankheit verschiedener Kohlarten zu erwähnen, die deshalb interessant, weil sie durch einen Pilz aus der Familie der Myromyceten, Plamodiophora Brassicae, erzeugt wird, es ist der sog. Kohltropf oder die Kohlhernie, die in einer oft sehr bedeutenden Anschwellung der Wurzeln dieser Pflanzen besteht. (S. Ptasmodiophora.)

Aus der Litteratur über Pflanzenpathologie und P. sind zu nennen: Meyen, «Pflanzenpathologie» (Berl. 1841); Sorauer, «Handbuch der P.» (Berl. 1874); Hartig, «Wichtige Krankheiten der Waldbäume» (Berl. 1874); Frank, «Die Krankheiten der Pflanzen» (Breslau 1880); Hartig, «Lehrbuch der Baumkrankheiten» (Berl. 1882).

Pflanzenkunde, s. Botanik.

Pflanzenleim ist der in Alkohol lösliche Anteil des Klebers (s. d.).

Pflanzenmischlinge, s. Bastardpflanzen.

Pflanzenpaläontologie (Paläophytologie), s. unter Paläontologie.

Pflanzenpapier (Calquierpapier), ein aus Flocks oder aus schäbefreiem Werg hergestelltes Papier zum Durchzeichnen, s. u. Bauspapier.

Pflanzenpathologie nennt man die Lehre von den Pflanzenkrankheiten (s. d.).

Pflanzenphysiologie und **Pflanzenphysiologische Institute**, s. Physiologie (botan.) und Botanische Institute.

Pflanzenreich, s. Pflanze.

Pflanzensammlung, s. Botanische Sammlungen und Herbarium.

Pflanzenschlaf, s. u. Pflanzenbewegung.

Pflanzensekrete nennt man im allgemeinen diejenigen Stoffe, die beim Ernährungsprozeß der Pflanze in bestimmten drüsen- oder röhrenartigen Behältern im Innern der Gewebe oder an der Oberfläche der Pflanze, teils in Form von Überzügen der Epidermis, teils als Tropfen, Krusten u. dgl., teils auch in den Kopfzellen der sog. Drüsenhaare ausgeschieden werden. Viele dieser P., die ihrer chem. Beschaffenheit nach öl-, gummi-, harz- oder wachsartige Körper sind, dürfen wohl mit Recht als Endprodukte des Stoffwechsels betrachtet werden, da sie, nachdem einmal die Ausscheidung erfolgt ist, keine Rolle mehr im Ernährungsprozeß der Pflanze spielen. Immerhin aber sind sie deshalb für die Pflanze noch nicht bedeutungslos, so bedingen z. B. viele ölartige Sekrete, wie sie von Drüsenhaaren oder nahe der Epidermis liegenden Zellen abgeschieden werden, den Geruch der betreffenden Pflanzenteile, wachsartige Überzüge bilden in manchen Fällen einen wirksamen Schutz gegen zu starke Verdunstung; Harze u. dgl. dienen zur schnellen Verschließung von kleinern Verletzungen, wie dies besonders bei den reichlich Harz führenden Coniferen zu ersehen ist. In ähnlicher Weise werden auch andere Sekrete von der Pflanze noch zu verschiedenen Zwecken benutzt, auch die Säfte, welche sich in den sog. Nektarien (s. d.) der Blüten finden, müssen wenigstens zum großen Teil hierher gerechnet werden.

Bei gewissen patholog. Zuständen findet nicht selten eine abnorme Sekretion, besonders von gummi-

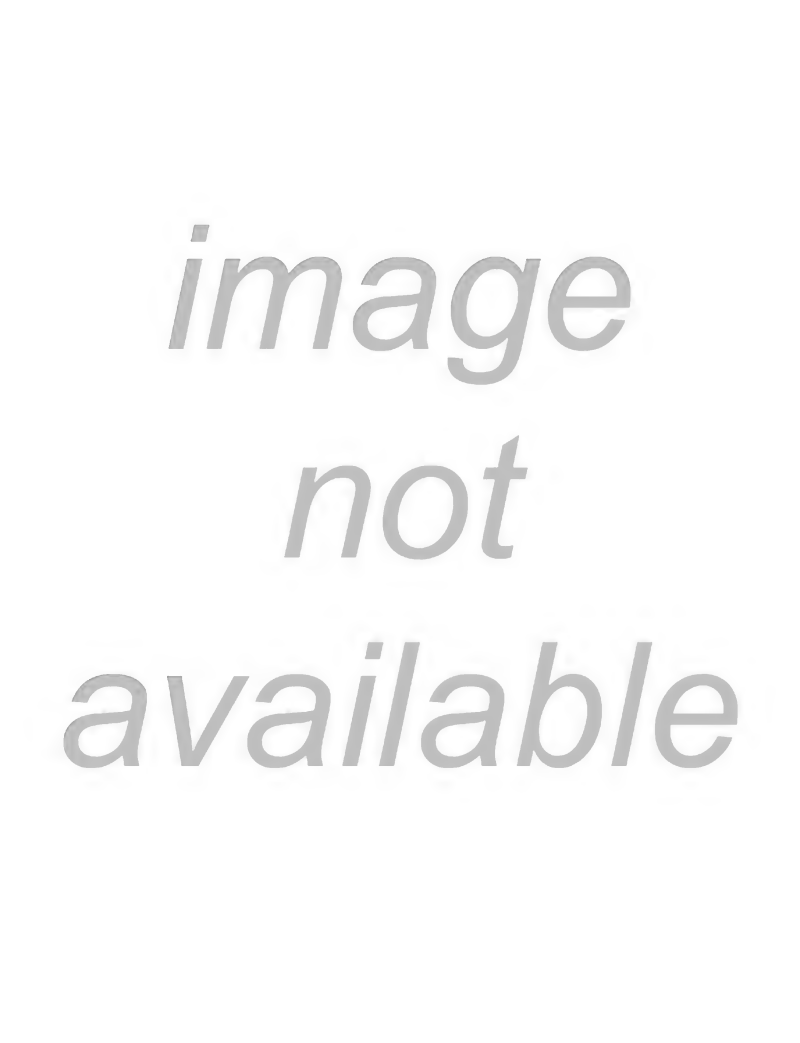


image
not
available

pflaumen, runde Damascenen; 2) Ovalpflaumen, längliche Damascenen, beide mit saftigem, weichem Fleisch, wohl für die Tafel, nicht aber zum Dörren geeignet; 3) Eierpflaumen, Früchte eiförmig, groß und sehr groß, nach dem Stiele hin verjüngt, mit pflaumenartigem, weichem Fleisch, zum Dörren nicht geeignet; 4) Edelpflaumen, Reneklo den, runde und rundliche Früchte von edelm, zuckerigem Geschmack und etwas dichtem Fleisch; 5) Wachspflaumen, Mirabellen, kleine runde oder rundliche Früchte mit dichtem, sehr süßem Fleisch; zum Dörren ungeeignet, Baum vieläſtig, von sperrigem Wuchs; 6) Zwetschen, längliche, nach oben und unten verjüngte Früchte mit süßem, festem Fleisch; zum Dörren geeignet; 7) Halbzwetschen, Früchte oval, oben und unten gleichmäßig abgerundet, mit zwetschenartigem Fleisch; zum Dörren geeignet; 8) Dattelzwetschen, sehr lange, elliptische Früchte mit mehr pflaumen- als zwetschenartigem Fleisch; nicht als Dörrfrüchte brauchbar; 9) Haferpflaumen, Früchte von runder Form, nicht für die Tafel geeignet; 10) Spillinge, längliche Pflaumen, für die Tafel unbrauchbar. Jede dieser Familien teilt Lucas nach der Farbe der Frucht in fünf Ordnungen und letztere nach dem Grade der Löslichkeit des Fleisches wieder in drei Unterordnungen.

Pflaumengewächse, s. Amygdataceae.

Pflaumenwespe, s. unter Blattwespen.

Pflaumenwickler, s. unter Blattwickler.

Pflegekind und **Pflegeelterliches Verhältnis** (Tutela occupatilia), s. unter Adoption.

Pfleiderer (Otto), namhafter prot. Theolog, geb. 1. Sept. 1839 zu Stetten bei Cannstatt, erhielt seine Bildung 1857—61 im Tübinger Stift, war dann ein Jahr lang Pfarrvikar zu Eningen bei Reutlingen, wurde hierauf Repetent am Stift zu Tübingen, 1868 Stadtpfarrer zu Heilbronn a. N., 1870 zuerst Oberpfarrer und Superintendent in Jena, bald darauf Professor der praktischen Theologie und Mitglied des großherzogl. Kirchenrats daselbst. Im Herbst 1875 folgte er einem Rufe als ord. Professor der systematischen Theologie an die Universität Berlin. P. gehört der neuern kritischen Schule an. Seine Forschungen erstrecken sich teils auf das Gebiet der Religionsphilosophie, teils auf das der neutestamentlichen Theologie und Kritik. In ersterer Beziehung begründete er seinen schriftstellerischen Ruf durch die Schrift über «Die Religion, ihr Wesen und ihre Geschichte» (2 Bde., Lpz. 1859), welcher eine gekrönte Preisschrift: «Moral und Religion» (Harl. 1871), nachfolgte; eine neue Bearbeitung desselben Gegenstandes veröffentlichte er als «Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage» (Berl. 1878; 2. Aufl. 1883—84). Auf dem Gebiet der neutestamentlichen Forschung machte sich P. durch eine Reihe scharfsinniger Abhandlungen über johanneische und paulinische Theologie in Hilgenfelds «Zeitschrift», sowie durch die Schrift «Der Paulinismus» (Lpz. 1873) bekannt.

Edmund P., philos. Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 12. Okt. 1842 zu Stetten, besuchte ebenfalls das Tübinger Stift, war 1864—66 als Hilfsprediger thätig, 1866—67 Repetent am Seminar zu Maulbronn, 1867—72 am Stift zu Tübingen überwiegend für philos. Disciplinen. Im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 nahm P. als Feldprediger in der württemb. Division teil und wurde dann 1872 Diakonus in Sindelfingen bei Stuttgart, 1873 ord. Professor der Philosophie in Kiel und kam in gleicher Eigenschaft im Frühjahr 1878 nach Tübingen. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «G. W. Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger» (Lpz. 1870), «Leibniz als Verfasser von zwölf anonymen Flugschriften» (Lpz. 1870), «Erinnerungen und Erfahrungen eines Feldpredigers» (Stuttg. 1874), «Empirismus und Skepsis in David Humes Philosophie» (Berl. 1874), «Der moderne Pessimismus» (Berl. 1875), «Die Idee eines goldenen Zeitalters» (Berl. 1877).

Pflichtenlehre, ein Teil der Ethik (s. d.).

Pflichtstreit, Kollision der Pflichten, s. unter Kollision; vgl. Kasuistik.

Pflichtteil (Legitima, nämlich portio hereditatis). Im allgemeinen kann jeder, dem Vererbung durch Testament erlaubt ist, zu seinem Erben wählen, wen er will. Doch haben fast alle Gesetzgebungen die Rücksicht auf nahe Verwandte zur Pflicht gemacht und das willkürliche Testieren zum Wohle der Familie des Erblassers beschränkt. Das röm. Recht, welches die Richtschnur der meisten neuern Rechte geworden ist, verordnet, daß der Erblasser einen bestimmten Teil seines Vermögens gewissen Personen notwendig hinterlassen muß, und daß auch ohne seine Erklärung dieser Teil an sie fallen soll. Dieser Teil wird der P. genannt, weil man es mit Recht für eine Pflicht hält, zunächst für seine Anverwandten zu sorgen. Die nächsten Anverwandten, welche den P. fordern können und daher auch notwendige Erben oder Noterben heißen, sind nach röm. Recht: 1) Alle Descendenten oder Verwandte absteigender Linie, ohne Unterschied des Grades und Geschlechts, selbst die noch ungeborenen; jedoch hat der Grad der Descendenten insofern Einfluß, daß man nur diejenigen Descendenten zur Forderung des P. zuläßt, die den Erblasser auch ohne Testament beerben können und dem Grade nach die nächsten sind. In Ermangelung dieser 2) die Ascendenten oder Verwandten aufsteigender Linie, ohne Unterschied, ob sie von väterlicher oder mütterlicher Seite, mittelbar oder unmittelbar sind (Eltern, Großeltern); doch ist auch hier die Vererbungsart ohne Testament der Maßstab; und 3) die Geschwister des Testators, welche aber den unter 1 und 2 Genannten nachstehen und nur dann auf den P. Anspruch machen können, wenn ihnen eine anrüchige Person vorgezogen worden ist, und wenn sie vollbürtig sind und wenigstens mit dem Testator Einen Vater haben. Neuere Gesetze zählen die Geschwister meistens nicht mehr zu den Noterben, setzen aber dafür den überlebenden Ehegatten einen verschieden bestimmten P. aus. Als solchen gewährt das gemeine Recht, wenn von den unter 1 und 2 genannten Personen vier oder weniger vorhanden sind, den dritten Teil, sind mehr als vier vorhanden, die Hälfte der Intestatportion, d. h. dessen, was ohne Testament auf jeden dieser Verwandten kommen würde. Erben Kinder mit Enkeln, so treten nach gemeinem Recht letztere in die Stelle ihrer Eltern, sodaß diejenigen, welche von demselben Sohne oder derselben Tochter abstammen, zusammen nur für eine Person gerechnet werden. Wenn bloß Enkel und keine Kinder vorhanden sind, so kommt es darauf an, ob sie von einem oder von verschiedenen Elternpaaren herrühren; im ersten Fall wird ihr Anteil nach Köpfen bestimmt, im zweiten Fall werden sie allemal nur

als Stellvertreter ihres eigenen Aszendenten behandelt, und dann entscheidet die Zahl der Aszendenten über die Größe des P. Bei Ausmittelung des P. ist ferner auf den Vermögenszustand zur Zeit des Todes des Testators zu sehen und der Betrag sämtlicher Schulden vorher abzuziehen. Der P. darf durch nichts beschwert oder vermindert werden, und jede Beschwerung ist nichtig. Zu den Beschwerungen wird es auch gerechnet, wenn ein Testator einen Zweck oder eine Bedingung festsetzt, zu und unter welchen der P. gegeben werden soll. Der P. fällt weg, wenn die an sich darauf berechtigten Personen rechtmäßigerweise, d. h. unter den im Gesetz vorgeschriebenen Bedingungen und gültigen Ursachen, enterbt sind. Ist aber keine rechtmäßige Ursache dazu vorhanden, so kann das Testament von denen, die den P. zu fordern haben, umgestoßen oder doch wenigstens Gewährung oder Ergänzung des P. gefordert werden.

Pflockmaschine, Maschine zum Aufnageln der Stiefelsohlen, s. u. Schuhwarenfabrikation.

Pflug heißt das Ackergerät zur Bearbeitung des Bodens mittels Gespannen oder stärkern Motoren, welches als das notwendigste, gewissermaßen als die Grundlage der Bodenkultur gilt. Der P. bezweckt gleichzeitig ein Wenden, Vermischen und Lockern des Bodens, sowie das Unterbringen von Dünger, Saat, Stoppeln und Unkräutern zum Zweck einer möglichst gedeihlichen Entwickelung der bestellten Nutzpflanzen. Daher sind von einem guten P. folgende Eigenschaften zu verlangen: er soll den Boden nach Erfordernis in verschiedener Tiefe umbrechen und wenden, soll die Furchen in beliebiger Breite senkrecht und wagerecht rein abtrennen; den losgeschnittenen Erdstreifen in erforderlicher Weise wenden und eine reine Furchensohle zurücklassen; er soll den Boden zugleich möglichst lockern, wenig Kraftaufwand beanspruchen und, ohne schwer und kostspielig zu sein, eine dauerhafte Konstruktion besitzen. Die Hauptteile des P. sind das Schar, das Sech, Kolter oder Pflugmesser, das Streichbrett, die Sohle, der Grindel, die Griessäule, die Handhaben oder Sterzen und das Vordergestell.

Nach einer bei der Weltausstellung zu Wien 1873, welche eine aus Pflügen aller Länder des Erdballs bestehende histor. Pflugsammlung aufwies, aufgestellten Klassifikation, welche seither ziemlich allgemein adoptiert wurde, lassen sich die verschiedenen Pflugwerkzeuge folgendermaßen einteilen: 1) Unvollkommene P. oder Haken, welche den Boden bloß aufwühlen. 2) Vollkommene P., welche ihn zugleich wenden und mischen. Letztere teilen sich wieder in a. Steilwender mit kurzer Spannung oder steiler Schraubenwindung des Streichbretts. b. Flachwender, mit völlig geradem oder langgespanntem, in gedehnter Krümmung gewundenem Streichbrett. c. Krümelpflüge, welche das losgeschnittene Erdreich anstatt zu wenden nur zerkrümeln und mischen. Beispiele der ersten Bauart sind der Hohenheimer, der Dombasleche, der Thaersche, der schott. Schwingpflug; der zweiten: die engl. Pflüge von Ransomes, Howard, Busby, die deutschen Pflüge mit geradem Streichbrett; der dritten: der böhmische Ruchaldo, der Wanzlebener P. u. s. w. Im allgemeinen werden die Pflüge ferner eingeteilt: A. Nach der vorhandenen oder fehlenden Unterstützung des Grindels (Pflugbaums) in a. Schwingpflüge ohne jede Stütze. b. Stelzpflüge mit einer Stelze oder einem Schuh als Stütze des Vordergrindels. c. Räderpflüge. Letztere teilen sich wieder in solche mit Vordergestell oder Pflugkarre, und in solche mit am Grindel befestigten Laufrädern. B. Nach dem Umlegen des Feldes in Beete oder in glatte Flächen, in d. Beetpflüge mit festem Streichbrett, also bloß nach einer Seite hin wendend, und e. Glattpflüge, mit versetzbarem Streichbrett oder Pflugkörper, welche Furche neben Furche ohne Trennung legen. C. Nach der Anzahl der Schare in f. einscharige Pflüge; g. Doppelpflüge; h. mehrscharige Pflüge. Endlich D. nach der Zahl der Streichbretter in entgegengesetzter Richtung nebeneinander in i. Doppelstreichbrettpflüge, k. mehrscharige Häufelpflüge. (S. Tafel: Landwirtschaftliche Geräte und Maschinen I, Fig. 5—8.) Die Bewegung des P. geschieht durch Gespanne (Ochsen oder Pferde), neuerdings aber auch mittels der Dampfkraft. (S. Dampf-Bodenkultur.)

Vgl. Rau, «Geschichte des P.» (Heidelb. 1845); Braungart, «Ackergeräte» (Münch. 1882). (S. auch die Litteratur zu Landwirtschaft und Landwirtschaftliche Maschinen und Geräte.)

Pflugscharbein (Vomer), unpaariger Gesichtsknochen, der in Form einer vierseitigen Platte den hintern Teil der Nasenscheidewand bildet und somit die rechte Nasenhöhle von der linken trennt. (S. u. Nase.)

Pfordten (Ludw. Karl Heinr. von der), bayr. Staatsmann, geb. 11. Sept. 1811 zu Ried im Innviertel, besuchte das Gymnasium zu Nürnberg und studierte 1827—30 in Erlangen und Heidelberg die Rechte. Im Herbst 1833 wurde er Privatdocent an der Universität zu Würzburg, 1834 außerord., 1836 ord. Professor des röm. Rechts und machte sich durch Beiträge in jurist. Zeitschriften und durch seine «Abhandlungen aus dem Pandektenrecht» (Erlangen 1840) bekannt. Im J. 1841 wurde er, da er dem Ministerium Abel wegen seiner Freisinnigkeit verdächtig war, als Appellationsgerichtsrat nach Aschaffenburg versetzt, ging 1843 als Professor des Pandektenrechts nach Leipzig und übernahm März 1848 das sächs. Ministerium des Auswärtigen und des Kultus. Die Schwierigkeit, mit der neuen, überwiegend demokratischen Kammer im Einklang zu bleiben, bewog das Ministerium, im Jan. 1849 seine Entlassung einzugeben, die erst Ende Februar vom König genehmigt wurde. Im April desselben Jahres kehrte P. nach Bayern zurück und übernahm hier das Portefeuille des königl. Hauses und des Auswärtigen, im Dez. 1849 zugleich auch den Vorsitz im Gesamtministerium. Er nahm eine entschiedene Haltung gegen Preußens Hegemonieansprüche an, schloß einen engen Bund mit Österreich und strebte der Wiederherstellung des alten Bundes zu. Nach der Aussöhnung Österreichs und Preußens begab sich P. 1850 zu den Dresdener Konferenzen, sah jedoch dort seine Bemühungen, eine Veränderung der Bundesverfassung im Sinn der Triasidee herzustellen, nicht mit Erfolg gekrönt. Bei den Zollvereinsverhandlungen von 1852 war sein Bestreben dahin gerichtet, durch Aufnahme Österreichs in den Zollverein die handelspolit. Hegemonie Preußens zu beseitigen und bei dem dadurch entstehenden Dualismus den Mittelstaaten ein größeres Gewicht zu verleihen.

Zu der innern Politik schlug P. seitdem eine mehr und mehr reaktionäre Richtung ein. Es entwickelten sich daher steigende Zerwürfnisse mit der

Landesvertretung und infolge davon, nach mehrmaliger Kammerauflösung, Entlassung des unpopulären Ministers und seiner beiden gleichgesinnten Kollegen, von Ringelmann und Graf Reigersberg, im April 1859, welche Maßregel der König in einem Handschreiben an den neuen Minister von Neumayr mit den Worten: «Ich will Frieden haben mit meinem Volke», motivierte. Zum Bundestagsgesandten in Frankfurt ernannt, entfaltete P. 1863—64 in der schlesw.-holstein. Frage eine eingreifende Thätigkeit für die Anerkennung des Augustenburgers. Er war Referent des bezüglichen Ausschusses und die Seele der gegen die Politik der beiden deutschen Großmächte gerichteten mittelstaatlichen Bestrebungen. Die Niederlage der Mittelstaaten in dieser wie in der Frage des Französischen Handelsvertrags machte indessen in Bayern das Bedürfnis nach einer energischern Leitung der auswärtigen Angelegenheiten fühlbar, und P. übernahm deshalb Anfang Dez. 1864 an des Freiherrn von Schrenk Stelle wieder den Vorsitz im Ministerrat. Es gelang ihm, eine gewisse formelle Einigung der Mittelstaaten zu Stande zu bringen, sodaß dieselben die Abstimmungen in der Bundesversammlung beherrschten. Der Höhepunkt dieser «Aktion» unter P.s Führung war der im April 1865 erfolgte Ausspruch der Bundesversammlung, daß das Herzogtum Holstein dem Erbprinzen von Augustenburg übertragen werden solle. Auf den Vorschlag Bismarcks, der mit P. 23. Juli 1865 in Salzburg eine Unterredung hatte und die Neutralität der Mittelstaaten verlangte, ging er nicht näher ein, lehnte den preuß. Vorschlag vom 10. Juni 1866, wonach in dem neu zu errichtenden Bunde Bayern die militärische Führerschaft Süddeutschlands übernehmen sollte, ab und schloß 14. Juni mit Österreich den Olmützer Allianzvertrag. Bayern trat sodann, wenn auch mit ungenügenden Rüstungen, in den Krieg gegen Preußen. Nach den Niederlagen der süddeutschen Truppen verhandelte P. persönlich mit Bismarck in Nikolsburg über den Abschluß eines Waffenstillstandes, rief den Beistand Napoleons an, nun günstigere Friedensbedingungen zu erhalten, und schloß 22. Aug. 1866 in Berlin den Friedens- und Allianzvertrag ab. P. erhielt 29. Dez. 1866 seine Entlassung, zog sich in das Privatleben zurück und schrieb: «Studien zu Kaiser Ludwigs oberbayr. Stadt- und Landrecht» (Münch. 1875). Er starb 18. Aug. 1880 zu München.

Pforr (Joh. Georg), Tiermaler, geb. 4. Jan. 1745 zu Upsen in Niederhessen, war zuerst als Maler in der Porzellanfabrik zu Kassel angestellt, besuchte dann noch die Malerakademie zu Kassel, erhielt bei der Ausstellung von 1778 den ersten Preis und wurde bei der folgenden als Mitglied aufgenommen. Nachdem er 1781 zu Frankfurt a. M. seinen Aufenthalt genommen, vermählte er sich 1784 mit der Schwester Tischbeins. Er starb zu Frankfurt 9. Juni 1798. Von ihm sind die meisterhaften Blätter zu Hünersdorfs «Anleitung, Campagnepferde abzurichten». Zu einer Folge von zwölf Blättern der vorzüglichsten Pferderassen hatte er bei seinem Tode elf Platten vollendet.

Sein Sohn, Franz P., der sich ebenfalls als Maler und Zeichner schnell einen Ruf erwarb, war zu Frankfurt 5. April 1788 geboren und bildete sich in Kassel unter Tischbein, in Wien, wo er 1805—10 lebte, und sodann in Rom. Er starb in Albano 16. Juni 1812. Seine Kompositionen und Zeichnungen gab der Kunstverein zu Frankfurt a. M. heraus (3 Hefte nebst einem Supplement, Frankf. 1832—35). Er schließt sich der Richtung Overbecks an, dessen Freund er war.

Pforta, gewöhnlich Schulpforta genannt, 4 km westlich von Naumburg gelegen, die größte und berühmteste der drei altsächsischen sog. Landes- oder Fürstenschulen (s. d.), 1137 als Cistercienserabtei unter dem Namen Monasterium S. Mariae de Porta gegründet, ward, nachdem 1540 das Kloster vom Herzog Heinrich von Sachsen aufgehoben und sequestriert worden, von dem damaligen Herzog, spätern Kurfürsten Moritz mittels Patents vom 21. Mai 1543, nebst ihren beiden Schwesteranstalten zu Merseburg (seit 1550 nach Grimma verlegt) und Meißen, mit Beibehaltung ihrer sämtlichen Güter und Einkünfte, zu einer fürstl. Landesschule umgewandelt. Der erste Alumnus wurde 1. Nov. 1543 aufgenommen. Anfangs war die Zahl der Zöglinge auf 100 bestimmt; aber schon Kurfürst August, Moritz' Nachfolger, fügte noch 50 hinzu und ließ 1568 das Schulhaus vergrößern. Die Grundlage des Unterrichts war und blieb die altklassische Philologie. Wichtige Verbesserungen des innern Zustandes der Anstalt begannen unter dem Rektor Geisler (1779—87), die unter des Oberhofpredigers Reinhard Einfluß von den Rektoren Barth (1787—95) und Ilgen (1802—31) fortgesetzt wurden. Durchgreifender und umfassender waren die Veränderungen, welche die Schule, die 1815 an Preußen kam, durch die preuß. Regierung besonders seit 1819 erfuhr. Seit 1843 sind verschiedene stattliche Bauten ausgeführt worden. Es wurde das schöne Portal der Kirche wiederhergestellt, die Kirche selbst im Innern von Emporen und Zwischenbauten befreit, statt des alten finstern Eingangsthores nach Stülers Plan im got. Stil ein ansehnliches Geschäftshaus aufgeführt u. s. w. In neuester Zeit ist die Anlage einer Gasanstalt und der vollständige Neuban des westl. Schulhausflügels für Aula, naturwissenschaftliche Sammlungen, Bibliothek (1885: 25000 Bde.), Rektorwohnung (vollendet 1884) u. a. hinzugekommen. Die Schule zählt (1885) 180 Alumnenstellen: 34 königl. Freistellen, 26 Freistellen zur Disposition des Provinzial-Schulkollegiums zu Magdeburg, 3 zur Disposition des Unterrichts-, 3 zur Disposition des Kriegsministeriums, 5 zur Disposition des Evangelischen Oberkirchenrats, 1 Organistenstelle, 20 alte und 20 neufundierte Koststellen, 58 städtische (für 39 Städte des Herzogtums Sachsen), 5 Domstifts- und 5 Geschlechtsstellen, außerdem noch etwa 20 Extraneerstellen. Vgl. Wolf, «Chronik des Klosters P.» (Lpz. 1843); Schmidt und Kraft, «Die Landesschule P.» (Lpz. 1844); Kirchner, «Die Landesschule P. in ihrer geschichtlichen Entwickelung seit Anfang des 19. Jahrh.» (Naumb. 1843); Bittcher, «Pförtner-Album» (Lpz. 1843); Puttrich, «Schulpforta, seine Kirche und sonstige Altertümer» (Lpz. 1838); Corssen, «Altertümer und Kunstdenkmale des Cistercienserklosters St. Marien und der Landesschule zur Pforte» (Halle 1868); Böhme, «Zur Geschichte des Cistercienserklosters St. Marien zur Pforte» (Naumb. 1873); F. Ranke, «Rückerinnerungen an Schulpforta» (Halle 1874).

Pfortader (Vena portae oder portarum) heißt die große Ader, welche das vom Magen, den Gedärmen und der Milz kommende dunkelrote (venöse) Blut sammelt und sich, nachdem sie einen kurzen

Stamm gebildet, in die Leber ergießt, in welcher sie sich wieder zu feinen kapillaren Zweigen auflöst. (S. Leber und Kreislauf.) Das Pfortaderblut nimmt somit einen Teil der Verdauungsprodukte, sowie Stoffwechselprodukte aus der Milz auf und liefert das Material zur Gallenbereitung. Bei Störungen im allgemeinen Kreislauf (durch Lungenkrankheiten, Herzfehler), sowie Behinderung der Blutcirkulation in der Leber (Säuferleber) kann es zu Stauungen des Blutes im Gebiete der P. (Pfortadersystem) kommen, die sich als Magen- und Darmkatarrhe, Hämorrhoiden geltend machen und nicht selten zum Austritt des Blutserums in die Bauchhöhle (Bauchwassersucht) führen. Einen eigentümlichen Verlauf besitzt die Entzündung der P. (Pylephlebitis). Dieselbe hemmt durch Gerinselbildung und Verstopfung des Gefäßes den Blutabfluß aus der P. oder hebt ihn ganz auf, führt zu Leberabscessen und endet stets tödlich.

Pforte, eigentlich Hohe Pforte, ist eine auf orient. Anschauung begründete, aus der türk. Kanzleisprache in den Redegebrauch des gewöhnlichen Lebens übergegangene figürliche Bezeichnung der Residenz des türk. Sultans und, folgemäßig, des Sitzes der Regierung, der türk. Monarchie selbst, in dieser letztern Bedeutung aber, wie in den übrigen europ. Sprachen, so auch in der deutschen, gebräuchlich geworden. Hohe P. ist die Übersetzung des von den Türken dem Arabischen entlehnten Babi-'ali, welcheat gleichbedeutend Dewleti-'ali, das Hohe Reich, oder Dewleti-ali-Osman, Osmanische Monarchie, gebraucht werden.

Pförten, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt a. O., Kreis Sorau, am Pförtener See, Sitz eines Amtsgerichts, hat (1880) 989 E., eine Bierbrauerei und eine Brennerei. Nahebei liegt Schloß-Pförten, in der gleichnamigen Standesherrschaft, mit 409 E. und dem 1758 auf Befehl Friedrichs d. Gr. zerstörten, doch größtenteils wieder aufgebauten Schloß (woselbst kath. Kapelle) des Grafen Brühl, von einem herrlichen Part, Fasanerie und an Gewächshäusern reichen Lustgarten umgeben.

Pförtner, Mündung des Magens (s. d.) in den Dünndarm.

Pforzheim (der Sage nach Porta Itercyniae), die wichtigste Fabrikstadt des Großherzogtums Baden, im Kreise Karlsruhe, liegt am nördl. Fuße des Schwarzwaldes, an dem Zusammenfluß der Würm, Nagold und Enz, Station der Linie Karlsruhe-Mühlacker der Badischen, P.-Wildbad und P.-Horb der Württembergischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Bezirksamts und Amtsgerichts, sowie einer Reichsbanknebenstelle, und zählt (1885) 21037 meist prot. E. (gegen 13851 im J. 1861). Unter den Bauwerken sind hervorzuheben die Überreste eines alten Schlosses, welches vormals die Residenz der Markgrafen von Baden-Durlach war, die Schloßkirche mit schönen Grabdenkmalen (im 12., 13. und 16. Jahrh. aufgeführt), unter welcher sich die ältere fürstl. Familiengruft befindet, das stattliche Rathaus, ein prächtiges Postgebäude, eine neuerbaute Kunstgewerbeschule, ein schönes Museumsgebäude, sowie prächtige Volksschulen und die vorzügliche Wasserleitung. Auf dem Leopoldsplatz steht ein Brunnen, geziert durch eine steinerne Figur, den Markgrafen Ernst, den Stifter der vormaligen Baden-Durlach-Ernestinischen Linie darstellend. Auf dem geräumigen Marktplatz ist das Kriegerdenkmal mit der imposanten Figur eines die Keule schwingenden Germanen aufgestellt. Von höhern Unterrichtsanstalten besitzt P. ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, eine Kunstgewerbe- und Gewerbeschule, eine Frauenarbeitsschule und eine höhere Töchterschule. Auch befindet sich hier eine Heil- und Pflegeanstalt für Geisteskranke. Hauptindustrie des Ortes ist die Fabrikation von Bijouteriewaren, welche in 390 Fabriken an 7000 Menschen beschäftigt und für den Welthandel arbeitet. Außerdem bestehen zwei chemische und drei Maschinenfabriken, mehrere Etablissements für Silberwaren, ferner Eisenhämmer, Gerbereien und Steinschleifereien. In der Nähe der Stadt befinden sich ein Kupferhammer, zwei Papierfabriken, eine große Leinwandbleiche, Öl- und Schneidemühlen. Von Wichtigkeit ist der Holzhandel, der mittels Enz und Neckar bis nach Holland geht. Auch der Öl-, Frucht-, Wein- und Viehhandel ist nicht unbeträchtlich. Nebenbei wird auch viel Landbau betrieben. P. war 1527—65 die Residenz der Markgrafen von Baden-Durlach. Berühmt ist die Großthat der 400 Pforzheimer, welche nach dem Siege Tillys bei Wimpfen (6. Mai 1622) die Flucht des Markgrafen Georg Friedrich dadurch ermöglicht haben sollen, daß sie sich, um den Feind aufzuhalten, in einem Engpasse dem Tode weihten. Indessen ist diese That historisch nicht mit Bestimmtheit festgestellt. Vgl. Gmelin, «Beiträge zur Geschichte der Schlacht bei Wimpfen» (Karlsr. 1880). Ein Denkmal ließ den 400 der Großherzog Leopold in der Schloßkirche errichten. P. ist der Geburtsort Reuchlins. Vgl. Pflüger, «Geschichte der Stadt P.» (Pforzh. 1861).

Pfr., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Pfeiffer (Louis Georg Karl).

Pfreimd, auch Pfreimt, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, Bezirksamt Nabburg, an der Mündung der Pfreimt in die Naab, Station der Linie München-Regensburg-Hof der Bayrischen Staatsbahnen, hat (1880) 1507 kath. E., ein Schloß und Tuchweberei. Im Franziskanerhospital befindet sich die Gruft der Landgrafen von Leuchtenberg.

Pfretzschner (Adolf, Freiherr von), bayr. Staatsmann, geb. 15. Aug. 1820 in Würzburg, studierte die Rechte zu München, wurde 1847 Regierungsassessor in Ansbach, 1849 im Finanzministerium verwendet und 1856 Ministerialrat. Unter dem Ministerium von der Pfordten wurde er 26. Dez. 1864 zum Handelsminister, 1866 zum Finanzminister ernannt. Diesen Posten bekleidete er auch unter den Ministerien Hohenlohe, Bray und Hegnenberg-Dux. Nach dem Tode des letztern wurde P. 25. Sept. 1872 das Ministerium des königl. Hauses und des Äußern, sowie der Vorsitz im Ministerrat übertragen. Seit 1871 war P. als Bevollmächtigter Bayerns Mitglied des Bundesrats. Als Minister des Äußern trat P. für Aufrechthaltung der bayr. Reservatrechte ein. Am 4. März 1880 legte P. seine Ämter nieder, wurde gleichzeitig in den Freiherrenstand erhoben und in die Zahl der Staatsräte im außerordentlichen Dienst eingereiht, auch behielt er den Titel und Rang eines königl. Staatsministers. Dem bayr. Reichsrat gehört P. seit 1872 an.

Pfriemen, Pflanzenart, s. Sarothamnus.

Pfriemengras, Pflanzenart, s. Stipa.

Pfriemenschwanz, Spulwurm, s. unter Ascariden.

Pfrille, Fisch, s. Elritze.

Pfrimm, linker Zufluß des Rheins in Rheinhessen, entspringt südlich vom Donnersberge in der bayr. Pfalz und mündet unterhalb Worms.

Pfropfen nennt man eine der künstlichen Methoden, Bäume durch aufgesetzte Zweige mit Augen (Pfropf- oder Edelreis) zu veredeln. Letztere müssen mit dem Wildling (Grundstamm, Pfropfunterlage) dergestalt verbunden werden, daß sie mit ihm verwachsen können. Die Edelreiser werden geschnitten, bevor die Augen sich zu regen beginnen, also von Januar bis Anfang März, und an einer schattigen Stelle in 60 cm tiefen Gruben aufbewahrt. Beim P. selbst ist vorzugsweise darauf zu sehen, daß die Rinde des Edelreises, zum wenigsten der Splint, mit den entsprechenden Teilen des Wildlings in die engste Berührung kommt. Zu Pfropfreisern wählt man gewöhnlich einjährige Triebe von 6 bis 10 cm Länge mit mehrern Augen. Alle beim P. entstandenen Schnittflächen, soweit sie der Sonne und der Luft ausgesetzt sind, müssen mit Baumwachs oder Pfropfsalbe (Mischung aus Rinderdünger und Lehm) bedeckt und verbunden werden. Die zum P. geeignete Zeit ist das Frühjahr, wenn der Saft in lebhaftere Bewegung kommt.

Man hat Pfropfmethoden der verschiedensten Art, welche alle den Zweck haben, entweder Pflanzenarten oder ihre Formen zu vermehren oder in Wegfall gekommene Äste eines Baums zu ersetzen oder auch wohl sein Fruchtholz zu vermehren. Das älteste Verfahren ist das Pfropfen in den Spalt, wobei der Wildling wagerecht und glatt, höher oder tiefer, auf der Schnittfläche gespalten wird (Vollspalt). Das Pfropfreis wird nach unten keilförmig zugeschnitten und auf der nach innen einzufügenden Seite zugeschärft und auf der einen Seite des Wildlings eingeschoben. Ist letzterer stark, so setzt man auf jeder Seite ein Edelreis ein. Bei Grundstämmen von noch größerm Durchmesser spaltet man kreuzweise und setzt demgemäß vier Edelreiser auf. Eine wesentliche Verbesserung ist das Halbspaltpfropfen, bei welchem der Wildling nur auf einer Seite gespalten oder vielmehr eingeschnitten und das Edelreis nur zur Hälfte keilförmig hergerichtet wird. Das Pfropfen in der Seite wird vorzugsweise dann angewandt, wenn man bei Formobstbäumen eine Fehlstelle des Holzgerüstes zu besetzen die Absicht hat. In diesem Falle wird an einer glatten Stelle des Stammes oder Astes ein schräger Schnitt nach unten geführt und von einem höhern Punkt ein anderer dergestalt, daß er in einem sehr spitzen Winkel mit jenem zusammentrifft. Das Edelreis schneidet man einem Auge gegenüber schräg zu und fügt es in den Einschnitt ein. Bei der Ausführung des Verbandes muß selbstverständlich das Auge frei bleiben. Eine Modifikation des Halbspaltpfropfens ist das Pfropfen in den Kerb (Triangulieren). Hier wird der Spalt durch den mittels eines scharfen Messers ausgeführten Ausschnitt eines dreieckigen Stückes Holz ersetzt und das Edelreis diesem Einschnitt entsprechend zugerichtet. Beim sog. Pfropfen in die Rinde (d. h. zwischen Bast und Splint) schneidet man den Grundstamm horizontal ab und löst die Rinde von der Schnittfläche her mittels eines Pfropfkeils dergestalt vom Holzkörper ab, daß das rehfußartig geschnittene Edelreis eingesetzt werden kann. Hat die Rinde nicht mehr die Fähigkeit sich auszudehnen, so durchschneidet man sie von oben nach unten in der Länge des Rehfußschnitts des Edelreises, hebt beiderseits die Rinde und schiebt letzteres ein. [tieren.

Pfropfen durch Annäherung, s. Ablak-

Pfründe (vom lat. Praebenda) bedeutet im Sprachgebrauch des kirchlichen Rechts die Befugnis zum Bezug der mit einem kirchlichen Amt verbundenen Einkünfte, und da regelmäßig mit jedem kirchlichen Amt (Beneficium) ein bestimmtes Einkommen verbunden sein soll, auch das Amt selbst.

Pfuel (Ernst von), preuß. General und Staatsmann, geb. 3. Nov. 1779 zu Berlin, besuchte seit 1793 die École militaire, trat 1797 in die Armee und machte den Feldzug von 1806 als Adjutant des Prinzen Hohenlohe mit. Nach dem Frieden von Tilsit ohne Stellung, ging er als Hauptmann 1809 in österr., 1812 in russ. Dienste, war 1813 und 1814 Chef des Generalstabes bei Tettenborn und trat 1815 in das preuß. Heer zurück, diente als Oberst unter Blücher und war nach der Kapitulation von Paris Kommandant daselbst. Nach dem Frieden blieb er mehrere Jahre als Oberst im Generalstab zu Berlin und errichtete dort die erste Militärschwimmanstalt, welche noch, wie die von ihm erfundene, der Bewegung des Frosches nachgebildete Schwimmmethode, seinen Namen trägt und zum Muster für andere wurde. Im J. 1821 zum Chef des Generalstabes des 8. Armeekorps ernannt, stieg er 1826 zum Generalmajor und Brigadekommandeur, 1831 zum Kommandeur der 16. Division auf. Im J. 1831 wurde er als königl. Bevollmächtigter nach Neuchâtel gesandt und blieb dort als Gouverneur, wurde 1832 Generallieutenant, 1837 kommandierender General des 7. Armeekorps, 1843 General der Infanterie, sodann im Herbst 1847 Gouverneur von Berlin. Als solcher zeigte er sich im März 1848 jedoch seiner Stellung nicht gewachsen und wurde durch General Prittwitz ersetzt, während er in vertraulicher Sendung nach Paris ging. Im Mai 1848 wurde er an Stelle des Generals von Willisen mit unumschränkter Vollmacht nach der Provinz Posen geschickt, um den Aufstand mit Waffengewalt zu unterdrücken, was auch gelang. Nach der Entlassung des Auerswaldschen Ministeriums erhielt P. den Auftrag, ein neues Kabinett zu bilden, in welchem er selbst 17. Sept. 1848 zum Ministerpräsidenten und Kriegsminister ernannt wurde. Ein Erlaß infolge des Steinschen Antrags machte jedes seine Stellung in der Armee unhaltbar, und infolge der tumultuarischen Exzesse vom 31. Okt. bat er um seine Entlassung. Im J. 1858 trat er in das Haus der Abgeordneten ein und schloß sich der liberalen Partei an. Er starb 3. Dez. 1866. Aus P.s Nachlaß gab Förster «Der Rückzug der Franzosen aus Rußland» (Berl. 1867) heraus.

Pfuhl (Johs.), Bildhauer, geb. 1846 zu Löwenberg in Schlesien, war Schüler von Schievelbein. Seine hervorragendsten Werke sind: das Marmordenkmal Steins in Nassau, ein Relieffries aus dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 für die Centralkadettenanstalt in Lichterfelde, eine Statue des Grafen Stolberg für Landeshut, sowie mehrere Büsten (Goethe, Bismarck u. a.).

Pfuhlschnepfe, s. unter Schnepfe.

Pfullendorf, Stadt im bad. Kreise Konstanz, Station der Linie P.-Schwakenreuthe der Badischen und der Linie P.-Altshausen (Allgäubahn) der Württembergischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts und eines Bezirksamts, hat (1880) 2484 E., eine schöne Pfarrkirche, eine Wallfahrts-

kapelle, ein Spital, große Frucht- und Viehmärkte. P. entstand um die Burg der Grafen von Pfullendorf, kam nach deren Aussterben (1167) an die Hohenstaufen und wurde nach dem Erlöschen auch dieses Geschlechts Reichsstadt (bis 1803).

Pfullingen, Stadt im württemb. Schwarzwaldkreise, Oberamt Reutlingen, am Fuße der Schwäbischen Alp, vom Ursulaberg und Georgenberg überragt, am Flusse Echaz, hat (1880) 4867 E., eine Irrenanstalt, Baumwollspinnerei und Weberei, Fabrikation von Papier, Tuch, Zwirn und Lederriemen, Wein- und Obstbau. P. wird 822 als königl. Villa erwähnt und war Hauptort des Pfullinger Gaues (Pfullich gowe).

Pfund (entstanden aus dem lat. pondus; ital. libbra, span. und portug. libra, franz. livre, engl. pound; durch die Abkürzung lb [libra] ℔ bezeichnet), eine Gewichtseinheit von verschiedener Schwere. In Deutschland ist das P. als Handelsgewicht (meist schon seit 1858) allgemein das vorherige deutsche Zollpfund von 500 g oder ½ kg. Der Centner von 100 Pfd. oder 50 kg ist wie das P. selbst infolge Gesetzes vom 11. Juli 1884 nicht mehr eine gesetzliche Gewichtsgröße, aber doch werden beide noch ziemlich allgemein angewendet. Das ältere deutsche P., an Schwere verschieden, wurde meist in 32 Lot geteilt; das spätere (gegenwärtige) P. hatte meist 30 Lot (seit 1872 aber 50 Neulot oder Dekagramm). Bis zur Einführung des metrischen Gewichts war das Handelspfund von 32 Lot in der Schweiz ebenfalls = 500 g (bis 1877), also dem deutschen gleich; während es in Österreich-Ungarn 560,06 g hatte, wo dagegen das Zollgewicht das deutsche war (bis 1876). Das Münzpfund hatte in diesen beiden Staaten, wie noch jetzt im Deutschen Reich, 500 g. Das Apothekerpfund (Medizinalpfund) war in den meisten Ländern = ¾ Handelspfund (so auch in der Schweiz und Österreich-Ungarn); im Königreich Sachsen ist seit Mitte 1868, im Deutschen Reich seit 1872 das Gramm an die Stelle des frühern Medizinalgewichts getreten. Das schwedische P. (= 425,076 g) wurde in 100 Ort zu 100 Korn, das dänische (= 500 g = 1 deutsches P.) wird in 100 Quintin zu 10 Ort, das norwegische (= 498,1 g) wurde wie letzteres eingeteilt. In Rußland hat das P. 96 Solotnik zu 96 Doli und ist = 409,512 g. Im brit. Reiche und in den Vereinigten Staaten von Amerika hat man zweierlei P. (Pounds): 1) das Avoirdupois- oder Handelspfund, geteilt in 16 Unzen (Ounces) zu 16 Drachmen (Drams), welches = 453,593 g, und 2) als Gold-, Silber-, Münz- und Medizinalgewicht das Troypfund, geteilt in 12 Unzen zu 20 Pfenniggewicht (Pennyweights) zu 24 Grän (Grains) = 373,242 g. In Spanien war die castil. Libra von 16 Onzas = 460,093 g; sie kommt dort noch häufig vor und ist im vormals span. Amerika zum Teil noch gesetzlich vorgeschrieben; in Portugal und Brasilien hieß das P. Libra oder Arratel. (S. Arratel, Centner und Lot.)

Pfundäpfel, s. unter Apfel, Apfelbaum.

Pfundhefe, soviel wie Preßhefe.

Pfund Sterling (Pound Sterling, auch Livre Sterling, abgekürzt £), Name der engl. Geldeinheit, welche als Münze durch den Sovereign (s. d.) dargestellt wird. (Vgl. auch Sterling.)

Pfungstadt, Marktflecken in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Darmstadt, am Modaubach, 3 km westlich von Station Eberstadt-P. der Main-Neckarbahn, hat (1880) 5238 E., eine höhere Bürgerschule, eine israel. Erziehungsanstalt, eine Handwerkerzeichenschule, Fabriken für Zündwaren, Cigarren, Nudeln, Ultramarin, Papier, Pappe, Tüten und Leder, eine Dampfmahlmühle, eine große Bierbrauerei mit Dampfbetrieb, Dampfziegeleien und Torfstich.

Pfyffer, ein angesehenes, 1566 geadeltes Geschlecht der schweiz. Stadt Luzern, von dem mehrere Mitglieder sich im öffentlichen Leben auszeichneten. Ludwig P., geb. 1524, trat 1553 in franz. Kriegsdienst und zeichnete sich in den Hugenottenkriegen als Führer der kath. Schweizertruppen mehrfach aus, namentlich auch durch den Rückzug von Meaux 1567, durch den er den König Karl IX. und Katharina von Medici mitten durch das Heer der Hugenotten nach Paris zurückführte. Nach Luzern zurückgekehrt, trat er als Schultheiß an die Spitze des Staates und genoß bis an sein Lebensende (1594) als Haupt der liguistischen Partei in der kath. Schweiz ein solches Ansehen, daß man ihn den «Schweizerkönig» nannte. Vgl. Segesser, «Ludwig P. und seine Zeit» (4 Bde., Bern 1880—82).

Franz Ludwig P., geb. 1715, gest. 1802, franz. Generallieutenant, verfertigte ein für seine Zeit ausgezeichnetes Relief der innern Schweiz.

Kasimir P., hervorragender Staatsmann und Jurist, geb. 10. Okt. 1794, studierte in Tübingen und Heidelberg Rechtswissenschaft, widmete sich, in die Heimat zurückgekehrt, der Advokatur, bekleidete 1821—24 und 1829—36 die Professur des Rechts in Luzern und stand 1831—41 als Präsident des Appellationsgerichts an der Spitze des luzernischen Justizwesens. Im J. 1826 in den Großen Rat, 1828 als Vertreter Luzerns in die eidgenössische Tagsatzung gewählt, stellte er sich in kantonalen, wie in eidgenössischen Dingen auf die liberale Seite und war nach dem Umschwung von 1841 (s. Luzern), der die jesuitische Partei an das Staatsruder führte, das Haupt der liberalen bundestreuen Minorität. Nach Auflösung des Sonderbundes (1847) und Annahme der neuen Bundesverfassung (1848) wurde P. in den Nationalrat gewählt und trat in das Bundesgericht, dem er bis 1860 angehörte und zweimal als Präsident vorstand. Von 1857 bis 1871 war er auch Mitglied des luzernischen Obergerichts. Die Gebrechen des Alters fühlend, trat P. 1863 aus dem Nationalrat, 1867 aus dem Großen Rat und widmete sich historischen Studien, bis er 11. Nov. 1875 starb. Außer zahlreichen jurist. und polit. Abhandlungen schrieb er «Erläuterungen des bürgerlichen Gesetzbuchs des Kantons Luzern» (3 Bde., Luzern 1832—39), «Geschichte des Kantons Luzern» (2 Bde., Zürich 1850—52) und «Der Kanton Luzern» (2 Bde., St. Gallen 1858—59).

Phäaken ist der mythische Name einer Völkerschaft, die nach Homer ursprünglich in Hyperia, nahe bei den Cyklopen, ihre Wohnsitze hatte, später aber unter ihrem Fürsten Nausithoos nach Scheria auswanderte, wo sie ein überaus glückliches und frohes Leben führte. Odysseus wurde auf seiner Rückkehr von Troja hierher verschlagen und von dem König Alkinoos, dessen Tochter Nausikaa Odysseus am Meeresstrande gefunden hatte, gastfreundlich aufgenommen und zuletzt von den P. auf einem ihrer wunderbaren, ohne Steuer und Ruder das Meer durcheilenden Schiffe nach Ithaka gebracht. Nach der gewöhnlichen Erklärung der Alten wäre

das Land der P. Kerkyra, das heutige Korfu, gewesen. Allein dasselbe ist vielmehr ein Fabelland und wahrscheinlich nicht einmal als Insel gedacht. Die Lage im fernen Westen und manches in der Beschreibung stimmt mit der des Elysiums (s. d.).

Phädon, griech. Philosoph, aus Elis gebürtig, Lieblingsschüler des Sokrates, von dem letztern aus schmachvoller Sklavenstellung befreit, stiftete nach dem Tode des Meisters in seiner Vaterstadt eine philos. Schule, welche später durch einen gewissen Menedemos nach Eretria verpflanzt wurde. Die Leistungen dieser elischen, später eretrischen Schule waren gering und liefen, parallel den Bestrebungen der von Euklides (s. d.) gegründeten megarischen Schule, auf eine dialektische Durchbildung der sokratischen Tugendlehre hinaus. Von P.s Schriften, deren Echtheit schon im Altertum bezweifelt wurde, ist nichts erhalten. P. ist der Erzähler in dem nach ihm benannten berühmten Dialog Platos und der Nachbildung desselben von Mendelssohn, worin die Unsterblichkeitslehre vorgetragen wird. Vgl. L. Preller, «P.s Lebensschicksale und Schriften» in dessen «Kleinen Schriften», herausg. von Kohler; ferner Mollet, «Histoire de l'école de Mégare et des écoles d'Élis et d'Erétrie» (Par. 1845).

Phädra, die Gemahlin des Theseus (s. d.), war die Tochter des kretischen Königs Minos und der Pasiphaë und die Schwester der Ariadne. Sie ward von unwiderstehlicher Liebe zu ihrem Stiefsohn Hippolytos ergriffen. Dieser erwiderte aber ihre Leidenschaft nicht, weshalb sie aus Rache ihn bei ihrem Gatten eines frevelhaften Angriffs auf ihre Ehre beschuldigte. Theseus bat den Poseidon, der ihm die Erfüllung dreier Wünsche versprochen hatte, seinen Sohn zu verderben, worauf Poseidon aus dem Meere, an welchem der flüchtig gewordene Hippolytos hinfuhr, einen Wunderstier aufsteigen ließ, sodaß die Pferde scheu wurden und ihren Herrn zu Tode schleiften. P. aber gab sich selbst den Tod.

Die tragische Kunst der Griechen hat P. in ihren Werken ebenso wie die bildende gefeiert, den Gegensatz zwischen des Hippolytos Ruhe und ihrer Leidenschaft hervorhebend. Sowohl Sophokles wie Euripides bearbeiteten die Sage von P. und Hippolytos dramatisch. Von den zwei Bearbeitungen durch Euripides ist die zweite, und außerdem eine Trogödie des Seneca erhalten; auch sind namentlich mehrere Sorkophagreliefe und Wandgemälde mit der Darstellung dieser Sage erhalten. Von neuern dramatischen Bearbeitungen ist am berühmtesten die von Racine, dessen «Phädra» Schiller übersetzte.

Vgl. Puntoni, «Le rappresentanze figurate ret. al mito di Ippotito» (Pisa 1882) und Kalkmann, «De Hippolytis Euripideis» (Bonn 1882) und «Über Darstellungen der Hippolytos-Sage» in der «Archäol. Zeitung» (Berl. 1884).

Phädra, der 174. Asteroid, s. unter Planeten.

Phädrus, der Verfasser einer Sammlung lat. Fabeln in sechsfüßigen Jamben (Senaren), war ein Sklave aus Macedonien, der, von Kaiser Augustus freigelassen, unter der Regierung des Tiberius wegen einiger Stellen seiner Fabeln, die man persönlich gedeutet hatte, mehrfache Verfolgungen zu erleiden hatte. Seine Fabeln sind großenteils Tierfabeln nach dem Muster der griechischen sog. Äsopischen, zum Teil aber auch eigene Erfindungen, manche von anekdotenhaftem Charakter. Der Stil derselben ist nicht ohne Anmut, wenn auch nicht durchaus korrekt, die Nutzanwendungen aber sind oft ungeschickt. Während des Mittelalters sind die Fabeln mehrfach in Prosa aufgelöst worden. Zu den durch andere Handschriften überlieferten Fabeln sind durch eine von Nic. Perottl (geb. zu Sassoferrato 1430, gest. als Erzbischof von Siponto 1480) benutzte Handschrift 30 weitere hinzugekommen. Eine Sammlung des größten Teils des noch vorhandenen Materials lieferte Hervieux, «Les fabulistes latins etc.» (2 Bde., Par. 1884). Die besten kritischen Ausgaben der Fabeln sind die von Bentley (hinter seinem Terenz, Cambridge 1726), Orelli (Zür. 1832) und Müller (Lpz. 1877). Als neueste gute Textausgabe ist die von Riese (Lpz. 1885), als Schulausgaben sind die von Raschig (Lpz. 1853; 3. Aufl. von Richter, Berl. 1871) und von Siebelis (Lpz. 1851; 5. Aufl. von Eckstein, Lpz. 1874), von den zahlreichen deutschen Übersetzungen die von Kerler (2 Bdchn., Stuttg. 1838) und von Siebelis (Stuttg. 1857) hervorzuheben.

Phaenna, eine der Grazien (s. d.).

Phaëthon (grch., d. i. der Leuchtende) ist ein Beinome, sowie auch ein Name des Sonnengottes bei den Griechen. — Auch heißt P. eins der beiden lichtbringenden Rosse der Eos. — Besonders aber wird P. der Sohn des Helios und der Klymene, der Gemahlin des Merops, genannt. Derselbe hatte von seinem Vater die Erfüllung eines Wunsches versprochen erhalten, und da ihn dann, einmal den Sonnenwagen lenken zu dürfen. Kaum aber hatte er die Zügel ergriffen, als die Sonnenrosse aus dem Gleise brachen und alles auf der Erde, wo sie sich ihr zu weit genähert, in Brand steckten. Die Erde flehte in ihrer Bedrängnis Zeus um Hilfe an, worauf dieser den P. durch einen Blitzstrahl in den Eridonos schleuderte. Seine Schwestern, die Heliaden, welche die Sonnenrosse angeschirrt hatten, wurden in Schwarzpappeln oder Erlen, ihre Thränen in Bernstein verwandelt. Das Schicksal des P. hat Euripides in der nach ihm benannten Tragödie, von der nur noch Fragmente vorhanden sind, dramatisch bearbeitet.

Phaëthon oder Phaëton (frz. Phaéton) nennt man auch einen leichten, eleganten Wagen.

Phagedäna (grch.), ein um sich fressendes, besonders ein brandiges Geschwür; phagedänisch, ätzend, fressend, brandig.

Phaläklischer Vers, s. u. Hendekasyllaben.

Phalanstère nennt der Sozialist Fourier (s. d.) das große palastartige Gebäude, in welchem jede seiner vollständigen aus 1800—2000 Seelen bestehenden Associationen, der Phalangen, untergebracht werden soll. Ein Hauptvorteil derselben würde darin bestehen, daß gemeinschaftliche Haushaltsanstalten, wie Küchen, Wäschereien u. s. w., auf die sparsamste und zweckmäßigste Weise und mit den Mitteln des Großbetriebs hergestellt werden könnten. Auch gemeinschaftliche Vergnügungsräume, Theater, sowie Kinderbewahranstalten, Schulen u. s. w. soll das P. enthalten. Die Wohnungen in demselben sollen übrigens, wenn auch alle verhältnismäßig sehr schön und angenehm, keineswegs alle von gleicher Qualität sein und zu verschiedenen Preisen vermietet werden, da Fourier das Privateigentum nicht aufheben will. Den gelungensten Versuch, etwas einem P. ähnliches zu verwirklichen, hat der Eisenwarenfabrikant Godin in Guise gemacht, indem er in dem sog. Familistère, einem großartigen, nach Fourierschen Prinzipien eingerichteten Gebäude, zweckmäßige Wohnungen für seine Arbeiter geschaffen hat.

Phalanx wurde von den Griechen, wie schon von Homer, jede geschlossene Schlachtreihe des schweren Fußvolks genannt, vorzugsweise aber bezeichneten sie damit eine in einem länglichen Viereck aufgestellte Schlachtordnung, welche von den Hopliten oder Schwerbewaffneten in mehrern, gewöhnlich acht Gliedern gebildet wurde. Die Macedonier brachten die P., deren einzelne Regimenter wieder Phalangen hießen, zu völliger Ausbildung; ihre Phalangen waren seit Philipp II. noch viel tiefer gestellt, und mit ungewöhnlich langen Speeren (Sarissen) bewaffnet. Zum Angriff ging die P. unaufhaltsam gegen den Feind, und dadurch, daß die hintern Reihen mit ganzer Schwere auf die Vorderglieder drückten, wurde die Heftigkeit des Stoßes furchtbar. Am größten war bei ihrer Schwerfälligkeit ihre Wirkung in der Ebene, wobei ihre Flanken durch Reiterei und Leichtbewaffnete gedeckt wurden. Im schwierigen Terrain mußten die Abteilungen der P. sich trennen, dadurch geriet die P. oft in große Gefahr. Zuletzt erlag die P. im Zusammenstoß mit der Taktik der röm. Legionen, namentlich 168 v. Chr. in der Schlacht bei Pydna.

Phalarica, Brandgeschoß, s. Falarica.

Phalăris, ein durch seine Grausamkeit berüchtigter Tyrann von Akragas (Agrigent) auf Sicilien, der hier 570 v. Chr. die Herrschaft an sich riß und sie bis 554 behauptete, wo ihn der Adel unter Führung des Telemachos stürzte. Von ihm wurde erzählt, daß er die zum Tode Verurteilten in einen ehernen Stier eingeschlossen habe, der glühend gemacht wurde. Der Verfertiger dieses Marterwerkzeugs, Perillos (oder Perilaos), soll selbst darin geröstet worden sein. Unter P.' Namen sind 148 Briefe erhalten (herausg. von Lennep und Valckenaer, 2 Bde., Gröning. 1777, und neuerdings von Hercher in den «Epistolographi Graeci», Par. 1873), deren Unechtheit von Bentley in seinen «Abhandlungen über die Briefe des P., Themistokles u. s. w.» (deutsch von Ribbeck, Lpz. 1857) nachgewiesen worden ist.

Phalăris, Name einer Gräsergattung aus der Familie der Gramineen, welche durch zusammengedrückte bikonoere Ährchen, durch unter sich gleiche, am Rücken gekielte Kelchspelzen, welche länger sind als die einzige unbegrannte Zwitterblüte, sowie dadurch gekennzeichnet ist, daß die Frucht von den verhärteten Kelchspelzen innig umschlossen wird. Ihre teils einjährige, teils perennierenden Arten wachsen der Mehrzahl nach in den Umgebungen des Mittelländischen Meers. Sie zerfallen in solche, deren Ährchen zu einer länglichen Ähre gruppiert und deren Kelchspelzen am Kiel geflügelt sind, und in solche, bei denen die Ähren büschelweise angeordnet und in eine lappige Rispe gestellt und die Kelchspelzen am Kiel nicht geflügelt sind. Zu erstern gehört das Canariengras (s. Canariensamen), zu letztern das Glanzgras (P. arundinacea *L.*). Dieses bei uns an Flußufern, Gräben, an feuchten Wiesenstellen u. s. w. häufig vorkommende Gras hat breite, schneidendscharfe, schilfahnliche Blätter und an der Spitze des etwa 1 m hohen Halms eine schöne, meist rotbunt gefärbte Rispe. Trotz der Steifheit der Blätter fressen die Rinder dieses Gras gern, verwunden sich aber leicht an den scharfen Blatträndern nicht allein das Maul, sondern auch die Magen- und Darmwände, und werden infolge davon krank. Eine Varietät dieses Grases ist das Band- oder Mariengras (var. picta) unserer Gärten, dessen Blätter weiß und grün gestreift sind.

Phaleron, Demos (Gau) von Athen, an der flachen Bucht, östlich neben dem Piräus, welche den Athenern bis auf Themistokles' Zeit als Hafen diente.

Phallus hieß bei den Griechen das männliche Glied, das, als Sinnbild der Zeugungskraft in der Natur, in den Naturreligionen des Orients mit Ausnahme des Parsismus eine große Rolle spielte und als Gegenstand des Kultus bei öffentlichen Festen und Prozessionen umhergetragen wurde. Eine große Rolle spielte der Phallusdienst in der altägypt. Religion, wo er sich vorzüglich an die Mythen von Isis und Osiris knüpfte; aber auch in den Religionen Phöniziens, des übrigen Syrien, Babyloniens und Kleinasiens war er von großer Bedeutung, so unter anderm in den Kulten des Adonis und des Attis. Bei den Griechen war es namentlich der Kultus des Dionysos, in welchem der P. als vollstümliches Kultsymbol gebraucht wurde. Bei Festen des Gottes (Phallophoria) wurde ein großer hölzerner P. in Prozession vorgetragen; die Träger desselben hießen Phallophoren.

Phallus *L.*, Name einer zu den Bauchpilzen oder Gasteromyceten gehörenden Gattung ansehnlicher Fleischpilze, deren hutförmiger Sporenträger anfangs von zwei durch Gallertmasse getrennten Häuten (der äußern und innern Peridie) umhüllt ist. Hierher gehört der seit dem Altertum seiner Gestalt und seiner angeblichen Kräfte halber berühmte Eichelpilz oder Gichtmorchel (P. impudicus *L.*, s. Tafel: Giftige Pilze, Fig. 4), welcher in Wäldern und Gärten unter Hecken wächst. Anfangs, solange der Sporenträger in das weißgefärbte Peridium eingeschlossen ist, gleicht der Pilz einem Ei. Später zerreißt die Hülle an der Spitze, und es tritt ein dicker, hohler, weißlicher Stiel hervor, welcher an der Spitze den glockigen Hut trägt, dessen mit grünlichem Schleim bedeckte Außenfläche netzartige Vertiefungen zeigt. Hierauf fließt der zähe Schleim, in dem die Sporen eingebettet liegen, tropfenförmig ab, wobei der Pilz einen entsetzlichen Leichengeruch verbreitet, welcher sein Vorkommen schon aus der Ferne verrät. Er wird für giftig gehalten und galt früher als ein Mittel gegen die Gicht und als Aphrodisiacum. Eine zweite, seltenere Art, P. caninus *Huds.*, die sich an faulen Stämmen, besonders unter Haselgesträuch findet, hat einen mit dem Stiel fest verwachsenen, oberseits platten Hut und ist geruchlos.

Phanagoria, eine von kleinasiat. Teiern gegründete griech. Kolonie auf der gleichnamigen Insel (jetzt Taman) im kimmerischen Bosporus (jetzt Straße von Kertsch), ein bedeutender Handelsplatz und Hauptstadt des Bosporanischen Reichs. Die Umgegend ist bekannt durch wertvolle Grabfunde.

Phänakistoskop oder Phantoskop, soviel wie Stroboskopische Scheibe.

Phanar und Phanarioten, s. Fanarioten.

Phanerogamen (grch., d. h. sichtbar zeugende Pflanzen) nannte Linné alle Gewächse, welche mit einem Keim (d. h. mit der Anlage zu einer zukünftigen Pflanze) versehene Fortpflanzungsorgane (Samen) haben, die sich infolge der Befruchtung eines oder mehrerer, in einen Fruchtknoten eingeschlossener oder auch nackter Samenknospen (Eier) durch den Pollen (Blütenstaub) von Staubgefäßen entwickeln. Da die Mehrzahl dieser Gewächse Blüten im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes besitzt,

d. h. bestimmt geformte Gruppierungen von Hüllblättern (Kelch, Blumenkrone, Perigon) und Geschlechtsorganen (Staubgefäßen und Stempeln), so hat man die P. auch Blütenpflanzen im Gegensatz zu den vermeintlich blütenlosen Gewächsen (den Kryptogamen) genannt, welche Benennung weder richtig ist, noch der Bedeutung des Linnéschen, der griech. Sprache entlehnten Namens entspricht. Richtiger ist es, anstatt P. die darunter verstandenen Pflanzen als samen- oder keimbildende Pflanzen, Samenpflanzen (Spermaphyten) zu bezeichnen; doch wurde der Name P. auch in der neuern Systematik fast allgemein beibehalten. Die P. zerfallen in zwei große Abteilungen, Angiospermen (s. d.) und Gymnospermen (s. d.).

Phaneromer (vom griech. φανερός, deutlich, μέρος, Teil) heißen diejenigen Felsarten, deren zusammensetzende mineralische Gemengteile solche Größe besitzen, daß sie mit bloßem Auge unterschieden und erkannt werden können, z. B. Granite, die meisten Syenite; der Gegensatz ist kryptomer.

Phänologie (grch.) ist derjenige Zweig der Botanik, welcher sich mit der Beobachtung des Eintretens einzelner Entwickelungsphasen in der Pflanze beschäftigt. Im besondern sind es die Dauer der Vegetationsperiode, die Zeit der Blattentfaltung, des Aufblühens, der Fruchtreife u. s. w., die Anhaltspunkte für phänologische Beobachtungen geben. Es ist selbstverständlich, daß bei denselben Pflanzenspezies unter verschiedenen Bedingungen des Standortes, Klimas u. s. w. sich jene Entwickelungsphasen zeitlich sehr verschieden gestalten werden. Man hat neuerdings vielfach versucht, Untersuchungen über die sich hieraus ergebenden Fragen in ausgedehntern Bezirken anzustellen und auf Grund der gewonnenen Resultate die in phänologischer Hinsicht bemerkenswerten Zonen graphisch zu veranschaulichen. Übrigens stehen diese Untersuchungen bis jetzt noch zu vereinzelt, um einen allgemeinern Überblick daraus gewinnen zu können. Die P. bildet gewissermaßen einen Teil der Pflanzengeographie, und weitere Forschungen auf diesem Gebiet werden jedenfalls für die Pflanzengeographie von Wichtigkeit sein. Vgl. Hoffmann, «Vergleichende phänologische Karte von Mitteleuropa» (Petermanns «Mitteilungen», Gotha 1881); derselbe, «Phänologische Beobachtungen in Mitteleuropa» (Gießen 1882).

Phänomen (grch.) heißt jede der innern oder äußern Wahrnehmung sich darbietende Erscheinung. Jedes P. bedarf einer wissenschaftlichen Erklärung, daher man auch das Wort vorzüglich anwendet bei auffallenden, unverhofften, seltenen Erscheinungen, oder solchen, welche schwer erklärbar sind. An der Hand der Phänomene gelangt die Wissenschaft zur Entdeckung der ihnen als Ursachen zum Grunde liegenden Kräfte und Gesetze. In diesem Sinne spricht man von physik., chem., psychol. Phänomenen. Im erkenntnistheoretischen Sinne hat P. die Nebenbedeutung einer Erscheinung, von der man nicht im voraus wissen kann, sondern vielmehr von vornherein eher zu bezweifeln hat, daß sie ein Abbild des erscheinenden Dinges sei; insofern daher sich für die metaphysische Forschung alles Gegebene in einer Reihe von Phänomenen verwandelt, hat die Philosophie seit Plato vielfach die Phänomene den Dingen an sich gegenübergestellt. Kant nannte die letztern nach dem Vorgange der Alten Noumena, weil sie im Denken vorausgesetzt werden.

Phänomenalismus (grch.) ist die neuerer Zeit üblich gewordene terminologische Bezeichnung derjenigen philos. Systeme, welche in metaphysischer oder erkenntnistheoretischer Hinsicht die Ansicht vertreten, daß die ganze menschliche Vorstellungswelt nur die Erscheinungen der selbst unbekannt bleibenden Dinge-an-sich enthalte und umfasse. Durch Kant begründet, wurde der P. allmählich zu einer der allgemeinsten Grundlagen des philos. Denkens.

Phänomenologie ist die Lehre von den Erscheinungen. In einem engern Sinne bezeichnete Hegel damit die Darstellung der verschiedenen Erscheinungsformen und Entwickelungsstufen des Bewußtseins.

Phänsigars, ind. Raubmörder, s. Thugs.

Phantasie (grch.) oder Einbildungskraft ist der Name für eine große Anzahl von psychischen Vorgängen, in denen die Erzeugung sinnlicher Bilder das Gemeinsame bildet. Faßt man das Wort in dieser allgemeinen Bedeutung, so gehört darunter schon die ursprüngliche Bildung aller unserer Wahrnehmungen, insofern dabei aus den Elementen der Empfindung zusammenhängende Anschauungen gebildet werden; die Grundformen dieser Thätigkeit sind die räumlichen und zeitlichen Verhältnisse, ohne welche keine Anschauungsbilder zu Stande kommen. Die Mitwirkung der P. zeigt sich hier in besonders hervorragender Weise in der Ausfüllung von Lücken der objektiven Empfindung, wodurch eventuell Täuschungen herbeigeführt werden können. Diese Art der P. ist, da sie zu bewußten Objektvorstellungen führt, als appercipierende Phantasie zu bezeichnen. Eine zweite Thätigkeit der P. ist die Wiedererzeugung der Bilder vergangener Wahrnehmungen. Dies ist die sog. reproduktive Phantasie. Sie fällt zusammen mit der Erinnerungsthätigkeit, insofern darunter ein neues Bewußtwerden der in der Seele auf unbewußte Art aufbewahrten Gedächtnisspuren verstanden wird. Die reproduktive P. ist eine vollkommene, wenn die wiederzuerweckenden Bilder sich mit Leichtigkeit, Lebhaftigkeit und Treue einstellen. Erzeugen sich hingegen aus den durch das Gedächtnis aufbewahrten Spuren neue Bilder und Bildergruppen, so heißt diese Thätigkeit P. im engern Sinne, schöpferische oder produktive Phantasie. Es tritt hierbei zur Wiedererzeugung vergangener Wahrnehmungsbilder eine Kombinationsthätigkeit (Imagination) ein, durch welche entweder die Ordnung unter den Teilen eines Bildes verändert, oder Teile aus verschiedenen Bildern in ein Bild zusammengefaßt und ihre Eigenschaften und Merkmale miteinander vertauscht werden. Hierzu kommt die Fähigkeit, die Bilder beliebig zu vergrößern oder zu verkleinern, sie auf wiederholte oder vervielfachte Weise vorzustellen. Immer jedoch bekommt die schöpferische P. zuletzt ihre Empfindungsstoffe teils durch den äußern, teils durch den innern Sinn geliefert. Der geborene Blinde hat keine Farben, der geborene Taube keine Töne in seiner P., und will der Bildhauer Götter bilden, so hat er keine Form für sie als die menschliche. Dieses bunte und oberflächliche Verwandlungsspiel der produktiven P., welches nach Associationsgesetzen erfolgt (s. Ideenassociation), und von welchem uns unsere Träume die lebhafteste Anschauung geben, wird ganz vorzüglich durch die allgemeinen Gefühle und Stimmungen der Seele beherrscht, welche je nach ihrem verschiedenen Charakter gewisse Gruppen und Reihen von Bildern vor

andern begünſtigen und hervorheben. Andernteils wird es durch die Thätigkeit des Denkens als eines innern Beobachtens und willkürlichen Veränderns der Vorſtellungen innerhalb gewiſſer Grenzen weſentlich beeinflußt. Die Einwirkung des Denkens auf die Bilder wird beſonders in den geometr. Figuren (Dreieck, Kreis u. ſ. w.) als Zeichnungen der P. nach Verſtandesregeln erkannt, ferner in der erfindenden Thätigkeit bei der Bildung von Idealen und in den ſchönen Künſten. Bei der erfindenden Thätigkeit wird das Spiel der Vorſtellungen den Zwecken des Gedankens ſtreng und mit Willkür untergeordnet, während in der dichtenden P. der Gedanke in den unwillkürlichen Prozeß des Bildens nur partiell eingreift. Bei moraliſchen und polit. Idealen iſt die gedachte Idee der Vollkommenheit ein Erzeugnis der Vernunft, welches durch die P. Anſchaulichkeit bekommt. In allen dieſen Fällen bildet eine Grundidee als Zweck den Mittelpunkt, um welchen nach den Geſetzen der Aſſociation das Material aus der ſinnlichen Erinnerung ſich ordnet. Das Höchſte, was die P. hervorbringen kann, leiſtet ſie in den Künſten. In den bildenden Künſten ſchließt ſie ſich am engſten an die ſinnliche Anſchauung, aus welcher ſie ihre Stoffe entlehnt. In der Muſik tritt das die bildneriſche P. in Aufregung und Thätigkeit verſetzende Gemüt und Gefühl vorherrſchend hervor. In der Dichtkunſt halten beide Elemente einander das Gleichgewicht, wobei der Ideen erzeugende Gedanke als Herrſcher und Ordner über beiden ſeine Gewalt aufs höchſte ſteigert. Die fortwährende Verſchmelzung der Bilder und Gefühle in der Poeſie kündigt ſich durch die ſinnliche Anſchmulichkeit der bilderreichen, d. h. in Gleichniſſen ſich bewegenden Sprache an. Wenn die Erzeugniſſe der produktiven P. den Boden der Wirklichkeit ſo weit verlaſſen, daß ſie darauf gar nicht mehr denkbar erſcheinen, ſo nennt man ſie phantaſtiſch. Der Wert der P. für die äſthetiſchen Unterſuchungen iſt namentlich von den deutſchen Romantikern und den mit ihnen zuſammenhängenden Philoſophen, wie Schelling, Solger u. a., betont worden; Johann Gottlieb Fichte betrachtete die P. als das ſchöpferiſche Grundprinzip des geſamten geiſtigen Lebens, und auch in neueſter Zeit hat Frohſchammer («Die P. als Grundprinzip des Weltprozeſſes», Münch. 1877) den Verſuch gemacht, die P. zum metaphyſiſchen Kardinalbegriff zu erheben. Vgl. auch Freudenthal, «Über den Begriff des Wortes P. bei Ariſtoteles» (Gött. 1863).

Phantaſie heißt in der Muſik eine Kompoſition, in welcher der Tonſetzer weder auf eine beſtimmte Form noch auf eine ganz genau zuſammenhängende Ordnung der muſikaliſchen Gedanken Rückſicht nimmt. Bindet er ſich weder an ein gewiſſes Thema noch an Takt und Rhythmus, ſo nennt man die P. frei; gebunden hingegen, wenn eine beſtimmte Taktart zu Grunde liegt und in allen Teilen eine gewiſſe Einheit beobachtet wird, wie Mozart in ſeiner C-moll-Fantasia ein klaſſiſches Vorbild entwarf.

Phantaſieblumen, ſ. unter Blumen, künſtliche, Bd. ltl, S. 190b.

Phantaſieren, die von Laien gebrauchte Bezeichnung für Delirieren. (S. Delirium.)

Phantaſieren heißt auch, über ein beliebiges Thema ſeine Empfindungen, wie die Einbildungskraft ſie augenblicklich eingibt, auf einem Inſtrument (namentlich auf der Orgel und dem Pianoforte) vortragen.

Phantaſiewaren, im allgemeinen verſchiedenartige der Mode unterworfene Artikel, insbeſondere feinere geſtrickte und gewirkte Waren. Aus Miſchungen von Wolle mit Baumwolle oder Seide geſponnene Kammgarne werden Phantaſiegarne genannt. [Trugbild.

Phantasma (grch.), Phantaſiebild, Scheinbild,

Phantasmagorie (grch.) nennt man die Darſtellung von Scheinbildern, z. B. menſchlichen Geſtalten, durch optiſche Mittel; auch bezeichnet man damit die Nebelbilder (ſ. d.).

Phantaſt heißt derjenige, welcher auf die Wirklichkeit leicht Bilder der Phantaſie überträgt, die Wirklichkeit nach ſeinen Einbildungen behandelt.

Phantaſtiſch heißen ſolche Kunſtwerke, deren der Phantaſie entſprungene Geſtalten ſich weit von der Wirklichkeit entfernen, wie z. B. in der Märchendichtung. Häufig wird auch, vorzüglich in der Muſik, ein Produkt, bei welchem der Ausdruck des Gefühls einen möglichſt ungebundenen Gang nimmt, eine Phantaſie (ſ. d.) genannt.

Phantaſus war in der Mythologie der Griechen und Römer ein Sohn des Schlafs, der die Traumbilder der Menſchen durch ſeine Verwandlungen bewirkte. Unter dem Titel «Phantaſus» vereinigte Tieck die gehaltreichſten ſeiner Erzählungen und dramatiſchen Spiele aus den «Volksmärchen» zu einem Ganzen (3 Bde., Berl. 1812—17).

Phantaſus, Schriftſtellername von Maximilian Joſeph (ſ. d.), Herzog in Bayern.

Phantom (grch., Scheinbild), in der Medizin zu Lehrzwecken künſtlich nachgebildete Körperteile, an welchen Operationen eingeübt werden, zu deren Einübung nicht Leichname benutzt werden können. In der Geburtshilfe dient hierzu ein mit Leder überzogenes natürliches oder künſtliches weibliches Becken nebſt einer aus Leder gefertigten Gebärmutter und Mutterſcheide, ſowie eine die Leibesfrucht darſtellende Puppe, mit deren Hilfe ſämtliche Hand- und Kunſtgriffe veranſchaulicht und eingeübt werden. In der Augenheilkunde befeſtigt man zu Operationsübungen ein Tierauge (Stalbsauge) in einer Geſichtsmaske.

Phantoſkop, ſoviel wie Stroboſkopiſche Scheibe.

Phäoſporeen, ſ. unter Algen.

Pharamund, ſ. Farnmund.

Pharão werden im Alten Teſtament und bei den Aſſyrern die Könige der Ägypter genannt. Der Name, hebr. Par-'o, aſſyr. Pir-u geſchrieben, iſt das ägypt. Per-'o, ein Ausdruck, mit dem die Ägypter von älteſter Zeit an bis in die ſpäteſte ihren König bezeichneten. Wörtlich bedeutet er «das große Haus», d. h. den Palaſt; er gehört alſo zu den bei allen Völkern häufigen Ausdrücken, die den Sitz der Regierung anſtatt des Regierenden nennen. (Vgl. «Hohe Pforte» u. a. m.)

Pharao oder Faro heißt auch eins der gewöhnlichſten Hazardſpiele, welches ſchon in ſehr früher Zeit bekannt war. Das Spiel hat den Namen von dem König P. erhalten, der ſonſt auf einem der Kartenblätter abgebildet war und in dieſem Spiel für ein ſehr glückliches Blatt galt. Das P. wird mit der vollen franz. Karte geſpielt, und auch alle dabei vorkommenden techniſchen Ausdrücke ſind aus dem Franzöſiſchen entlehnt, jedoch meiſt ſo verſtümmelt, daß ſich ihre eigentliche Bedeutung gar nicht erkennen läßt, z. B. Paroli, Lappé, Six et le va, Sept et le va u. ſ. w.

Pharaonsratte, ſ. Ichneumon.

Pharaoschlangen, eine pyrotechnische Spielerei, bestehend aus Rhodanquecksilber, welches die Eigenschaft hat, beim Entzünden unter Bildung von sich krümmenden, wurmähnlichen Massen zu verglimmen. Die P. sind als gefährlich zu bezeichnen, weil sie beim Anzünden Quecksilberdämpfe entwickeln, die beim Einatmen sehr giftig wirken.

Pharisäer (vom hebr. Pheruschim, d. h. Abgesonderte) ist der Name einer religiös-polit. Partei der Juden, die unter der Makkabäerherrschaft aus den ältern Gesetzesfrommen (Chasidim) der nachexilischen Zeit hervorgegangen war. Sie bildeten eine Opposition gegen die ältere Tempelaristokratie (die Sadducäer) und erwarben sich durch peinliche Beobachtung aller Gesetzesbestimmungen, sowie durch ihren Eifer für die nationale Ehre und Unabhängigkeit ein stetig steigendes Ansehen bei der Masse des Volks. Unter den letzten Makkabäerfürsten, welche vergeblich versucht hatten, sie durch blutige Gewalt zu unterdrücken, gelangten sie zu polit. Herrschaft, und die vornehmen Sadducäerfamilien sahen sich genötigt, den Platz im Hohenrate mit ihnen zu teilen. Mit dem Gegensatz von P. und Sadducäer hängt auch der andere Gegensatz zwischen Schriftgelehrtentum und Priestertum zusammen. Die Schriftgelehrten, deren Ansehen in der nachexilischen Periode, dem ganzen Geist dieser Zeit gemäß, das Priestertum immer mehr in den Schatten stellte, waren in den zwei letzten Jahrhunderten des jüd. Staats meist P.; die Leitung des Synagogendienstes und der Synagogengenossenschaften brachte sie in fortwährende unmittelbare Berührung mit dem Volk, und seit sie auch im Hohenrate vertreten waren, mußten die Sadducäer sich oft genug ihnen accommodieren. Die geistige Herrschaft der P. überdauerte den jüd. Staat und war zur Zeit Jesu so festgewurzelt, daß das Volk sich völlig ihrer Leitung hingab. Nach der Zerstörung des Tempels ging die geistliche Macht völlig an die pharisäischen Gesetzeslehrer über. Die theol. Unterschiede der P. von den Sadducäern betreffen fast nur rituelle Kleinigkeiten ohne religiösen Wert; von praktischer Bedeutung sind fast nur die vielfach mildern Grundsätze, welche die P. bei der Rechtspflege geltend machten. Durch unsere Evangelien sind die P. in den Ruf scheinheiliger Heuchler gekommen, welche statt auf Herzensfrömmigkeit vielfach nur auf äußere Werkheiligkeit gesehen hätten. Unstreitig jedoch gab es auch viele edlere Naturen unter ihnen, die, wie Paulus vor seiner Bekehrung, im ernsten Eifer sich abmühten, dem Gotte ihrer Väter in aller Gesetzesstrenge zu dienen. Das ganze rabbinische Judentum der nachchristl. Zeit ist übrigens aus dem Pharisäismus hervorgegangen, der, seit mit dem Tempelkultus die Macht der sadducäischen Hierarchie gebrochen war, von selbst aufhören mußte, eine abgesonderte Partei zu bilden. Vgl. Geiger, «Sadducäer und P.» (Bresl. 1863); Wellhausen, «Die P. und die Sadducäer» (Greifsw. 1874).

Pharmacie, s. Apothekerkunst.

Pharmakognosie (grch.), Arzneimittelkunde.

Pharmakolith, ein in monoklinen Formen krystallisierendes Mineral, welches aber gewöhnlich nur kurze Nädelchen und Härchen bildet, die zu kleinen traubigen und nierförmigen Gruppen und Krusten von radialfaserigem Gefüge, weißer Farbe und Seidenglanz verbunden sind. Chemisch ist es wasserhaltiger arsensaurer Kalk, zusammengesetzt nach der Formel $HCaAsO_4 + 2\frac{1}{2}aq$. Als ein sekundäres Produkt, zu welchem verwitternde Arsenmetalle die Arsensäure geliefert haben, erscheint es auf manchen Erzgängen, z. B. zu Andreasberg, Markirchen, Riechelsdorf, Joachimsthal.

Pharmakologie, die wissenschaftliche Arzneimittellehre, s. unter Arzneimittel, Bd. II, S. 33a.

Pharmakopöe (grch.), auch Dispensatorium (lat.), heißt die Zusammenstellung von Anweisungen für die Apotheker oder Pharmaceuten zur Bereitung der Arzneimittel. Da das Apothekergewerbe in den meisten Ländern unter der sanitätspolizeilichen Oberaufsicht des Staats steht, so sind auch die, oft sehr umfängliche Werke bildenden P. offiziell von den Sanitätsbehörden der verschiedenen Staaten erlassen, und der Pharmaceut ist streng verpflichtet, sich nach deren Vorschriften zu richten. Die P. der verschiedenen deutschen Staaten (man hatte eine Pharmacopoea Borussica, Saxonica u. s. w.) stimmten in vielen ihrer Vorschriften überein; doch fanden sich auch wesentliche Abweichungen. Dies und noch mehr der Umstand, daß viele dieser Vorschriften sich auf veraltete Bereitungsweisen, ja auf eine Menge veralteter, nicht mehr gebräuchlicher Arzneimittel bezogen, war die Veranlassung, daß die verschiedenen P. durch eine gründlich revidierte, allgemeine P. ersetzt wurden. Dies ist denn auch geschehen, und 1. Nov. 1872 im ganzen Deutschen Reiche die durch Erlaß des Reichskanzleramts vom 1. Juni 1872 eingeführte allgemeine Deutsche P. (Pharmacopoea Germanica, neue Ausgabe 1882) an die Stelle der in den einzelnen Bundesstaaten geltenden P. getreten. Die wichtigsten ausländischen P. sind: Pharmacopoea Austriaca (1869), Pharmacopoea Hungarica (1871), Pharmacopée Française (1866), British Pharmacopoeia (1867, nebst Additions 1871), Pharmacopoeia of India (1868), Pharmacopoea Helvetica (1872, nebst Supplement 1876), Pharmacopoea Danica (1868), Pharmacopoea Belgica nova (1854), Pharmacopoea Norvegica (1870), Pharmacopoea Russica (1871), Pharmacopoeia of the United States (1873).

Pharnabazus (altpers. Franâbâzus), pers. Satrap im nordwestl. Kleinasien, unterstützte seit 412 die Spartaner und leistete Lysander 404 auch den Dienst, den Alcibiades (s. d.) aus dem Wege zu räumen. Während der Empörung des jüngern Cyrus (s. d.) blieb er dem neuen König Artaxerxes II. Mnemon treu. In dem Kriege zwischen Persien und Sparta (seit 400 v. Chr.) hemmte die Eifersucht zwischen ihm und Tissaphernes, der nach dem Sturze des jüngern Cyrus außer seiner frühern Satrapie Karien auch die des Cyrus erhalten hatte, die Macht der Perser. Nach der Ermordung des Tissaphernes durch Tithraustes begab sich P. zum König und erwirkte den Beschluß, Konon (s. d.) mit Geld zur Ausrüstung einer Flotte zu versehen. Nachdem Konon aus Mangel an Geld und Schiffen lange in Kaunos von den Spartanern eingeschlossen gehalten war, entsetzte ihn P. 395 und befehligte neben Konon 394 in der Seeschlacht bei Knidos, wo Konon den entscheidenden Sieg davontrug. Agesilaos hatte auf Nachrichten aus Griechenland schon vorher Asien räumen müssen und P. ging nun selbst nach Griechenland, nahm Melos und Kythera, fiel in Lakonien ein und versah Athen mit reichen Mitteln, ehe er nach Asien zurückkehrte,

wo er vom König hochgeehrt wurde. Von ihm sind Münzen mit phöniz. Legenden erhalten.

Pharnäces I. (grch. Pharnakes), König von Pontus, der Großvater Mithridates' d. Gr., eroberte gegen 180 v. Chr. ausgedehnte Ländestrecken und namentlich auch die reiche Stadt Sinope und machte sie zum Sitze des Reichs. An einer weitern Ausdehnung desselben hinderten ihn die Römer, die das Gebot an ihn erließen, das schon eingenommene Paphlagonien und Galatien herauszugeben und mit den Königen Eumenes II. von Pergamos, Ariarathes V. von Kappadocien und Prusias II. von Bithynien Frieden zu schließen.

P. II., der Sohn Mithridates' d. Gr., brachte 63 v. Chr. seinen Vater durch Empörung zum Selbstmord und erhielt dafür durch Pompejus den Besitz des Bosporanischen Reichs. (S. Bosporus.) Nach der Niederlage des Pompejus bei Pharsalus 48, als Cäsar durch den Alexandrinischen Krieg beschäftigt war, glaubte er sich des Reichs seines Vaters wieder bemächtigen zu können. Er schlug Cäsars Legaten, Domitius Calvinus, und Dejotarus bei Nikopolis, eroberte hierauf Pontus und wütete grausam gegen die Landeseinwohner und Römer. Als aber Cäsar gegen ihn zog und er dessen Vergleichsvorschläge verwarf, wurde in der Schlacht bei Zela 2. Aug. 47 seine Macht vernichtet. Er selbst floh in das Bosporanische Reich, fiel aber dort an der Spitze eines Haufens von Skythen und Sarmaten im Kampfe mit Asander, der als Statthalter des Bosporanischen Königreichs sich gegen ihn empört hatte.

Pharsalus, jetzt Ferſala, hieß im Altertum eine Stadt in Thessalien, südlich von Larissa. Alt-P. lag am Fluß Enipeus, während 12 km südöstlich davon die beträchtlich größere neuere Stadt, das heutige Ferſala, gelegen war. P. wurde historisch denkwürdig durch den Sieg der Römer über Philipp V. von Macedonien, noch mehr aber durch die am 9. Aug. 48 v. Chr. durch Cäsar und Pompejus hier gelieferte Schlacht. Pompejus hatte etwa 45000 Legionssoldaten, 7000 Reiter und eine große Anzahl leichte Hilfstruppen. Er befand sich bei dem von Domitius Ahenobarbus befehligten linken Flügel, wo die meiste Reiterei stand; Quintus Metellus Scipio kommandierte die Mitte, Lucius Lentulus Crus den rechten Flügel, der sich an den Fluß lehnte. Cäsar hatte 22000 Legionarier und 1000 german. und gallische Reiter; er befand sich Pompejus gegenüber bei dem von Publius Sulla befehligten rechten Flügel, wo die bewährte zehnte Legion und die Reiterei standen, Gnäus Domitius Calvinus hatte die Mitte, Marcus Antonius den linken Flügel. Die Cäsarianer eröffneten den Angriff, Gajus Crastinus, ein ausgedienter Centurio der zehnten Legion, brach zuerst in die feindlichen Reihen; Cäsars Reiterei wurde von der des Pompejus, diese aber wieder von sechs Kohorten, die Cäsar als Reserve für seine Reiterei aufgestellt hatte, und darauf der linke Flügel des Pompejus geworfen. Dieser selbst floh ins Lager, und nun zerstreute sich sein Heer; die Cäsarianer erstürmten um Mittag das Lager, das sieben Kohorten tapfer verteidigten. Pompejus suchte über Larissa, wohin Cäsar ihm am nächsten Tage nachfolgte, nach der See zu entkommen. Cäsar hatte nach seinen eigenen Angaben 30 Centurionen und 200 Soldaten, nach andern 1200 verloren; von den Pompejanern waren etwa 6000, nach Cäsar 15000 gefallen, mehr als 20000 ergaben sich den Tag darauf an Cäsar, der die gemeinen Soldaten unter seine Truppen einstellte. In der Kaiserzeit war P. freie Stadt.

Pharus (grch. Pharos) hieß im Altertum eine kleine Insel vor dem altägyptischen Flecken Rakotis, dem nachmaligen westl. Stadtteil von Alexandria. Sie ward mit dem Lande durch einen Damm (das Heptastadium) verbunden, der die beiden Häfen von Alexandria schied, die jedoch durch zwei überbrückte Durchstiche miteinander verbunden waren. Die Insel P. wird bereits von Homer genannt, der sie eine Tagereise von Ägyptos, das heißt nicht vom Festlande, sondern vom Ausflusse des Nil, der auch Ägyptos genannt wurde, entfernt sein läßt. Auf der östl. Spitze dieses Eilandes ließ Ptolemäos Philadelphos durch Sostratos aus Knidos den berühmten Leuchtturm errichten, welcher unter die Wunderwerke der Welt gezählt und nach der Insel auch Pharus genannt wurde. In den roman. Sprachen (frz. phare, ital. faro) und schon im Lateinischen wurde dieser Name dann überhaupt für Leuchtturm gebraucht.

Pharyngitis (grch.), die Entzündung des Schlundkopfes, der Rachenkatarrh (s. Rachen).

Pharyngoskopie (grch.), die Untersuchung des Schlundes vermittelst des Kehlkopfspiegels.

Pharyngotomie (grch.), die operative Eröffnung des Schlundkopfes behufs Entfernung von Geschwülsten oder verschluckten Fremdkörpern.

Pharynx (grch.), der Schlund oder Schlundkopf.

Phascolomys (Wombat), s. u. Beuteltiere.

Phaselis, dor. Kolonie an der Ostküste Lyciens auf einem Vorgebirge, das zugleich mehrere treffliche Häfen bildet, beim heutigen Tekirowa, P. war bei ihrer ausgezeichneten Lage lange von Bedeutung, bekannt durch Fabrikation von Rosenöl.

Phasen oder Lichtgeſtalten nennt man in der Astronomie die verschiedenen Erscheinungen des Mondes und der Planeten, welche von ihrer Stellung gegen die Sonne herrühren. Je nachdem wir nämlich die der Sonne zugewendete und von ihr erleuchtete Hälfte dieser Himmelskörper ganz oder nur zum Teil oder gar nicht sehen können, erscheinen uns dieselben als runde Scheiben oder voll erleuchtet, halbkreisförmig, mehr oder weniger sichelförmig, oder sind uns auch, wie der Mond im Neumond, ganz unsichtbar. Am auffallendsten sind die Mondphasen. (S. unter Mond.) Von den Planeten zeigen nur Merkur, Venus und Mars wahrnehmbare P., die freilich auch nur mit Fernrohren zu sehen sind. Die der Venus sind schon durch schwache Fernrohre gut zu sehen und wurden bereits von Galilei wahrgenommen. Venus und Merkur glänzen übrigens am hellsten, wenn sie sichelförmig erscheinen, weil die Helligkeit mit von ihrer Entfernung von der Erde abhängt. Mars erscheint seiner größern Entfernung von der Sonne wegen niemals sichelförmig, und der kleinste Durchmesser der erleuchteten Scheibe erscheint nie kleiner als $\frac{7}{8}$ des darauf senkrechten Durchmessers.

Phaseolèae, s. u. Schmetterlingsblütler.

Phaseolus, s. u. Bohne u. Gartenbohne.

Phaseomannit ist Inosit (s. d.).

Phasis oder Rhion, ein wasserreicher Fluß in Kolchis (s. d.), jetzt Rioni oder Rion, von den Mingrelien Poti, von den Türken Foti genannt, entsteht bei dem Flecken Oni (838 m hoch) aus den Quellbächen an der Südseite des Kaukasus im

Bereich des zwischen dem Elborus und Kasbek sich erhebenden Bergriesen Paßmta, fließt zunächst in vielen Stürzen durch ein Längenthal gegen Westen, dann durch ein Querthal gegen Süden über Kutais (s. d.) und erreicht so die dem Gebirge vorliegende Ebene. Nachdem er schiffbar geworden, wendet er sich wieder westwärts, empfängt rechts den Tschate oder Tzenis-Tzchali (d. h. Pferdefluß, den Hippios der Alten), dann den Techur oder Tscheschuri (vielleicht den Glaukos der Alten) und mündet nach einer Gesamtlänge von etwa 230 km bei Poti in Mingrelien in das Schwarze Meer. Links an der Mündung, zwischen ihr und dem See Paleostom, in der Gegend des jetzigen Poti (s. d.), stand im Altertum die Stadt Phasis, ein von den Milesiern gegründeter und stark befestigter Handelsplatz, mit einem Tempel der Phasianischen Göttin oder Cybele. Der P. erlangte eine besondere Berühmtheit durch die Sage von der Argonautenfahrt. (S. Argonauten.) Auch hat sich der Name des Flusses in dem der Vogelgattung der Fasanen, der Aves Phasianae bei den Alten, erhalten. Gegenwärtig ist der Rion die Hauptwasserstraße in diesem Landstrich zwischen dem Kaukasus und Kleinasien, mittels welcher sich der Verkehr über Kutais nach Tiflis, von dort zu der Küste des Kaspischen Sees sowie nach Persien bewegt.

Phazania, der alte Name von Fezzan (s. d.).

Phébus, Beiname Gastons III. Foix (s. d.).

Phellandrium oder Wasserfenchel, s. unter Oenanthe.

Phellogēn, s. unter Kork, Bd. X, S. 535a.

Phelloplastik, s. unter Kork, Bd. X, S. 536a.

Phelps (Samuel), engl. Schauspieler, geb. 1806 zu Dauenport, war Buchdrucker in Plymouth, bevor er 1828 in Neuyork zur Bühne ging. Bald erwarb er sich als Mitglied der größern londoner Bühnen Anerkennung, übernahm 1844 das Sadlers-Wellstheater und zog durch seine vorzüglichen Inscenierungen Shakspearescher Stücke und seine eigenen trefflichen Darstellungen in diesen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Später erschien P. auch wieder auf dem Lyceum- und Drurylanetheater, gastierte auch 1859 in Deutschland und starb 6. Nov. 1878 zu Epping bei London. P. war in außergewöhnlicher Weise zum Heldendarsteller veranlagt, doch fehlte ihm für viele seiner Leistungen die Weichheit, so besonders beim Hamlet.

Phenglt, soviel wie Kaliglimmer.

Phenol (Phenylsäure), s. Carbolsäure.

Phenole ist die Kollektivbezeichnung einer Reihe organischer Verbindungen, die als die Hydroxylderivate der Benzolkohlenwasserstoffe angesehen werden. Zu ihnen gehören das gewöhnliche Phenol oder die Carbolsäure (s. d.), das Kresol, Thymol, Chinon, Brenzcatechin, Resorcin, Pyrogallol (oder die Pyrogallussäure) u. s. w.

Phenol- oder **Phenylfarben** nennt man eine Anzahl von dem Phenol oder der Carbolsäure (s. d.) abstammender Farben, von denen die wichtigsten sind: die Pikrinsäure (s. d.), das Granatbraun, das Cornilin oder die Rosolsäure (s. d.), das Azulin oder das Phenylblau; in gewisser Hinsicht sind die Resorcin- und Phtaleinfarben gleichfalls zu den Phenolfarben zu rechnen. Fischer und Zulkowsky wiesen einen nahen Zusammenhang der Phenolfarben mit den Anilinfarben nach, so war es z. B. schon möglich, das Corallin in Fuchsin (Anilinrot) und letzteres wieder in Corallin zurückzuführen.

Phenolvergiftung, s. Carbolvergiftung.

Phenylalkohol ist Carbolsäure (s. d.).

Phenylamin ist Anilin (s. d.).

Phenylfarben, s. Phenolfarben.

Phenylsäure, s. Carbolsäure.

Pherä, eine einst mächtige Stadt Thessaliens, unfern vom Pelion, das heutige Velestino, wo noch jetzt mitten im Ort die unter dem Namen Hypereia berühmte Quelle sprudelt. Nach der Sage der uralte Königsitz des Admet und der Alcestis mit der Hafenstadt Pagasä, von der die Argonauten ausgezogen sein sollten, erlangte es im 4. Jahrh. v. Chr. größere Bedeutung durch die von Lykophron Ausgangs des Peloponnesischen Kriegs und Jason errichtete Tyrannenherrschaft. Letzterer brachte es 374 v. Chr. dahin, daß er als Heeresfürst von ganz Thessalien anerkannt war, wurde aber 370 ermordet. Von seinen Brüdern, die ihm folgten, wurde der eine vom andern, und der überlebende von einem Verwandten, Alexander, getötet, der aber zuletzt ebenfalls 359 ermordet wurde. Als sein Mörder Lykophron dann 353 auch P. selbst an Macedonien verloren hatte, war die Zeit selbständiger Bedeutung von P. für immer vorbei.

Pherekrátes aus Athen, einer der vorzüglichsten Dichter der ältern attischen Komödie, dramatisch thätig um 440—415 v. Chr., verfaßte eine Reihe von Lustspielen, in denen er Charaktere und Lebensgewohnheiten litterarischer und musikalischer Persönlichkeiten und Richtungen zum Gegenstande seines Spottes nahm. Auch verdankt ihm die Metrik eine besondere, aus sieben Silben bestehende trochäisch daktylische Versart (_⏑ | _⏑⏑ | _⏑), welche nach ihm der Pherekrateische Vers genannt wird. Von den ihm beigelegten 18 Stücken, deren einige schon die Alten als unecht bezeichneten, sind die noch erhaltenen Bruchstücke von Meineke in den «Fragmenta comicorum Graecorum» (Bd. 1 u. 2, Berl. 1839; kleinere Ausg. 1857) und Kock in «Comicorum Atticorum fragmenta» (Bd. 1, Lpz. 1880) gesammelt worden.

Pherekýdes, einer der ältesten griech. Weisen, im 6. Jahrh. v. Chr., von der Insel Syros gebürtig, ein Zeitgenosse des Thales, schrieb die erste Kosmo- und Theogonie in Prosa, die sich freilich noch sehr der Poesie nähert. In diesem Werke, welches den rätselhaften Titel «Heptamychos» führte, suchte er aus drei Prinzipien, dem Kronos oder Chronos, d. h. der Zeit (nach Zeller vielmehr dem der Erde nähern Teil des Himmels), der Chthon, der Erde, als der formlosen und leidenden Masse, und dem Äther oder Zeus, als dem bildenden Prinzip, das Entstehen aller Dinge zu entwickeln. Auch soll er zuerst die Behauptung von der Seelenwanderung aufgestellt haben. Die vorhandenen Bruchstücke sind gesammelt und erläutert von Sturz (Gera 1798; 2. Aufl., Lpz. 1824). Vgl. Preller, «Die Theogonie des P.» (in dessen «Ausgewählten Aufsätzen», Berl. 1864).

Ein anderer P. von der Insel Leros, ein Logograph, lebte im 5. Jahrh. v. Chr. in Athen. Er faßte griech. Sagen in einem mythisch-geschichtlichen Werke von zehn Büchern mit dem Titel «Historien» zusammen. Die Fragmente sind unter andern gesammelt von Müller in «Historicorum Graecorum fragmenta» (Bd. 1, Par. 1840).

Peresiter, Peresiter bezeichnet einen vorisrael. Stamm der Kananiter als Bewohner von offenen, nicht ummauerten Dörfern. Sie wohnten

auf dem Gebirge Ephraim von Bethel an bis nördlich über Sichem hinaus. Ihre nach der Eroberung Kanaans durch die Israeliten übriggebliebenen Reste machte König Salomo fronpflichtig.

Pharsala, Hauptort einer Eparchie in der griech. Nomarchie Larissa, Sitz eines griech. Erzbischofs, zählt 4000 E. und hat Trümmer der Akropolis des alten Pharsalus (s. d.).

Phiale, s. Fiale.

Phidias (grch. Pheidias), der größte Bildhauer der Griechen, wurde in Athen um 500 v. Chr. geboren und wuchs unter den erhebenden Eindrücken der großen Perserkriege auf. Seine Lehrer in der plastischen Kunst waren Hegias und Ageladas von Argos. Sein erstes selbständiges Auftreten fällt in die Verwaltung Kimons (471); in diese Zeit gehören: eine zur Verherrlichung der Schlacht von Marathon in Delphi geweihte Erzgruppe, deren Mitte der Held von Marathon, Miltiades, bildete, eine auf der Akropolis zu Athen aufgestellte kolossale Erzstatue der Athena, der man ohne rechten Grund den Beinamen Promachos zu geben pflegt, eine ebenfalls kolossale, teils (in Gesicht, Händen und Füßen) aus Marmor gebildete, teils aus Holz geschnitzte und vergoldete Athena-Statue in Platää. Die höchste Blütezeit des Künstlers aber ist das Zeitalter des Perikles. In dieses fallen die sog. lemnische Athena, das gewaltige Tempelbild der Athena Parthenos aus Gold und Elfenbein (438), von der in neuerer Zeit auf Münzen und Medaillons, in Statuetten und Statuen direkte Kopien und entferntere und modifizierte Nachbildungen, teils neu gefunden, teils als solche erkannt worden sind, und der reiche und unvergleichliche plastische Schmuck des Parthenon (s. d.), der für uns besonders wichtig ist, weil er teilweise erhalten ist, und uns so, obwohl nicht ausdrücklich bezeugt ist, daß er von P. herrührt, die Kunst des Meisters vorzugsweise vergegenwärtigt. Als dritte Epoche gilt gewöhnlich sein Aufenthalt in Olympia, wo er das Tempelbild des Zeus Olympios ausführte. Wie die Statue der Parthenos und eine Statue der Athena von P. zu Pellena, so war auch die des Zeus chryselephantin, d. h. aus Gold und Elfenbein gebildet. Zahlreiche Stellen der alten Schriftsteller preisen die Tiefe und Reichhaltigkeit der Komposition; auf Münzen von Elis haben sich auch kleine Abbildungen der ganzen Figur und des Kopfes erhalten; doch sind diese Schriftstellen und Münzen nicht hinreichend, eine klare Anschauung des gewaltigen Werks zu geben, in welchem die Griechen ganz den Zeus des Homer fanden; gewiß ist aber, daß die Athena Parthenos und der Zeus zu Olympia von strengerer Formgebung waren als die Skulpturen am Parthenon, und daß man mit Unrecht früher in der Jupitermaske von Otricoli eine Nachbildung des Kopfes des olympischen Zeus erblickte.

P. scheint nicht lange nach der Vollendung der Parthenos (438 v. Chr.) gestorben zu sein. Er wurde angeklagt, Unterschleif an dem kostbaren Material derselben begangen zu haben. Die Unterschlagung von Gold ließ sich durch Abwiegen der goldenen Bestandteile, die abnehmbar waren, widerlegen, aber bei den Elfenbeinplatten war die ursprüngliche Größe nach ihrer Verarbeitung nicht mehr nachweisbar. Überdies soll ihm Gottlosigkeit vorgeworfen worden sein, weil er Perikles und sich selbst unter den mit den Amazonen kämpfenden Griechen auf dem Schild der Athena Parthenos dargestellt hatte, wo man namentlich P. in dem erhaltenen Fragment einer Nachbildung des Schildes noch heute nach der Beschreibung bei Plutarch erkennen kann. Sicher aber hat nur Parteihaß gegen den Gönner des P., Perikles, ihn verdächtigt, und, wenn er im Gefängnis starb, so geschah dies, ohne daß ihm Unterschlagung nachgewiesen und er überhaupt wirklich verurteilt war.

Wenn P. als der größte aller Bildhauer gerühmt wird, so ist damit nicht bloß die vollendete Meisterschaft der Technik und der künstlerischen Durchbildung gemeint, sondern vor allem die Hoheit seiner Auffassung, die für die höchsten griech. Götterideale den erhabensten Ausdruck und in diesem die bleibenden Typen fand, und die Idealität der Form, die bis in das Einzelnste lebendig naturwahr und doch immer aus der tiefsten Notwendigkeit der darzustellenden Idee und des Darstellungsmaterials herausgeboren ist. Die nächstfolgende jüngere attische Schule und die Plastik der Renaissance sind zu tieferer, individuellerer Seelenmalerei fortgeschritten; aber zu vergessen ist nicht, daß die Schranke, welche P. einhielt, nicht bloß die Schranke seiner Persönlichkeit und seines Zeitalters, sondern in gewissem Sinn auch die des reinsten und höchsten plastischen Gestaltens überhaupt ist, die der Plastiker nicht überschreiten darf, ohne der Gefahr eines Hinausschweifens in das Malerische zu verfallen.

Vgl. O. Müller, «Commentationes de Phidiae vita et operibus» (Gött. 1827); Preller in Ersch und Grubers «Encyklopädie» (3. Sekt., Bd. 22, Lpz. 1846); Brunn, «Geschichte der griech. Künstler» (Bd. 1, Braunschw. 1852); Petersen, «Die Kunst des P. am Parthenon und zu Olympia» (Berl. 1874); Löschke, «P.' Tod und die Chronologie des Olympischen Zeus» (in «Histor. Untersuchungen», Bonn 1883); Schreiber, «Die Athena Parthenos des P. und ihre Nachbildungen» (Lpz. 1883).

Phiditien oder Syssitien hießen die gemeinsamen Mahlzeiten der Spartaner. (S. u. Sparta.)

Phidokastron, Kastell bei Arta (s. d.).

Phigalia, Bergstadt im SW. von Arkadien, mehrfach streitig zwischen Arkadiern und Lakedämoniern. Mauerreste davon liegen bei Paulitza in der Eparchie Olympia der heutigen Nomarchie Messenien. In der Nähe liegt Bassä (s. d.).

Phil..., Philo... (vom grch. φίλος, d. h. geliebt, befreundet), in Zusammensetzungen aus dem Griechischen: Lieb..., lieb..., ...freund.

Philä, Insel im Nil, an der Südseite der ersten Nilkatarakte, bildete in späterer Zeit die Südgrenze von Ägypten, die früher bei Syene und der Insel Elephantine gesetzt wurde. Ihr alter Name war Pilak, und Bilak wird sie auch noch von arab. Schriftstellern genannt. Im Anfange der griech. Zeit, scheint es, wurden mehrere Inseln so genannt, daher der Plural. Die ältesten Monumente, die jetzt noch Spuren daselbst zurückgelassen haben, sind aus der Zeit Nectanebus' II. (361—345 v. Chr.), des letzten einheimischen Pharaonen. Der berühmte Fiskempel wurde erst unter Ptolemäus II. Philadelphus begonnen. Weit ältere Denkmäler befinden sich auf der benachbarten Insel Bigeh und namentlich auf dem kleinen nackten Felseneiland Konosso, dem von den Alten öfters genannten Abaton, auf welchem Osiris begraben sein sollte. Dieses war nur den Priestern zugänglich und scheint später

seine Heiligkeit zum Teil auf P. übertragen zu haben. In röm. Zeit hatte P. röm. Besatzung, deren Ziegelhäuser noch große Ruinenhügel zwischen den Tempelgebäuden zurückgelassen haben. Jetzt wird sie von Nubiern bewohnt und heißt arabisch Geziret-el-birbe, die Tempelinsel.

Philadelpheen (Philadelphëae), eine Abteilung aus der Familie der Saxifrageen (s. d.).

Philadelphen hießen die Mitglieder eines geheimen Bundes in der franz. Armee, der den Sturz Napoleons I. und die Herstellung der Republik bezweckte und den Brigadegeneral Oudet zum Haupt gehabt haben soll. Letzterer wurde, wie man erzählt, nach der Schlacht bei Wagram mit 35 seiner mitverschworenen und von ihm angestellten Offiziere in einen Hinterhalt gelockt und dort erschossen. Als eine Äußerung dieses Bundes wird die Verschwörung Mulets (s. d.) 1812 angesehen. Über das Nähere der Sache herrscht indessen Dunkel.

Philadelphia, seit Ptolemäus II. Philadelphus Name des alten Rabba, s. Ammân.

Philadelphia, die bedeutendste Stadt des nordamerik. Staats Pennsylvanien, nach Neuyork die größte der Vereinigten Staaten, liegt am Delawarefluß, an der Mündung des Schuylkill, 154 km vom Atlantischen Ocean und zählte 1790 erst 42520, 1870 schon 674022 und 1880 bereits 847170 E., von denen 200000 deutscher und 160000 irländ. Abkunft sind. Sie wurde 1682 von Wm. Penn (s. d.) gegründet; 50 Jahre vor der Ankunft der Quäker hatten sich jedoch bereits Schweden dort niedergelassen. Seit 1854 sind alle zum County P. gehörigen Städte und Dörfer mit der eigentlichen Stadt verschmolzen. Das heutige P. hat einen Flächeninhalt von 332 qkm, über 1440 km gepflasterte Straßen und 170000 Gebäude. Sie ist in 31 Bezirke (Wards) eingeteilt und umfaßt 5 Kongreß-, 4 Senatoren- und 17 Repräsentantendistrikte. Im J. 1880 hatte sie 8567 industrielle Etablissements, in welchen 185527 Arbeiter beschäftigt waren. Da der Delaware selbst Seeschiffe bis vor die Stadt trägt, so ist der Handel nach ausländischen Häfen sehr bedeutend. Aber auch die Küstenschiffahrt, wodurch die Kohlen und die andern Fabrikate Pennsylvaniens nach allen Teilen der Union geführt und gegen deren Produkte eingetauscht werden, ist enorm. Durch Eisenbahnen steht P. mit den wichtigsten Städten der Union und durch Dampfschiffe mit deren größten Hafenstädten in Verbindung. Am 1. Jan. 1884 hatte P. eine fundierte Schuld von 66365591, eine laufende von 689355 Doll., zusammen 67054946 Doll. Vier Wasserwerke versorgen die Stadt mit Trinkwasser. Die vier Reservoire halten im ganzen 83596686 Gallonen Wasser. Außer zahlreichen Kirchen- und Privatschulen hat P. 1 Hoch-, 44 Abend- und andere Schulen. Außerdem unterhält die Stadt ein Blinden- und ein Taubstummeninstitut, ein Waisenhaus und ein Zufluchtshaus u. s. w.

P. ist reich an großen und schönen öffentlichen Plätzen, herrlichen Parks und vor allem an Gebäuden von histor. und öffentlichem Interesse. Von letztern ist das Rathaus (1729—34 erbaut) das wichtigste. In demselben (der «Independence Hall») wurde 4. Juli 1776 die Unabhängigkeit der amerik. Nation erklärt. Das neue Stadthaus wurde 1871 begonnen und hat bisjetzt (1885) 8 Mill. Doll. gekostet; es ist aus Granit (Erdgeschoß) und Marmor erbaut und bedeckt einen Flächenraum von über 180 a. Carpenters' Hall, 1770 errichtet, diente den Mitgliedern des Kontinentalkongresses zu ihren Versammlungen. Von andern Gebäuden verdienen noch genannt zu werden: die Post, das mit dor. Säulen geschmückte Zollhaus, die Münze mit einer Sammlung Münzen aller Zeiten und Völker, die Vereinigten Staaten-Arsenale, die Universität von Pennsylvanien (1755 gestiftet) mit dem großen Hospitalgebäude, verschiedene Colleges, die in echt got. Stil gehaltene Akademie der Naturwissenschaften mit einer Bibliothek von 45000 Bänden, die in ornamentalem Stil erbaute Akademie der schönen Künste u. s. w. Von den Bibliotheken sind die bedeutendsten: die Philadelphia (135000 Bände), die Ridgway, die Mercantile (150000 Bände), die Apprentices u. s. w. Das Girard-College, das großartigste Waisenhaus der Welt (gegründet von Stephen Girard, geb. 1750, gest. 1831), zählt 20 Lehrer und Professoren, welche etwa 1000 Zöglinge unterrichten; aller Religionsunterricht ist streng ausgeschlossen. Von den 40 National- und 8 Staatsbanken, welche zusammen ein Kapital von 25 Mill. Doll. repräsentieren, sind mehrere Prachtwerke der Architektur, z. B. die Bank of North America, das Gebäude der Guarantee Trust and Safe Deposit Company u. s. w. Es gibt über 600 Kirchen, von denen 94 den Methodisten, 90 den Presbyterianern, 66 den Baptisten, 44 den Katholiken, 29 (11 deutsche) den Lutheranern, 15 den Deutsch-Reformierten, 9 Synagogen den Israeliten angehören. Über den Schuylkill führen 14 Brücken, von denen die Chestnut-Straßenbrücke die stärkste und schönste ist. Der Fairmontpark, einer der größten der Welt, hat einen Umfang von 1290 ha. In ihm befanden sich 1876 die Haupt- und 100 andern Gebäude der Weltausstellung. In der Nähe der Horticultural-Hall befindet sich die von den intn. Enthaltsamkeitsvereinen errichtete imposante Wasserfontäne, das von jüd. Logen geschenkte prachtvolle Monument, die Religionsfreiheit darstellend, und das hübsche Humboldt-Monument, enthüllt 4. Juli 1876. Die Deutschen haben 46 Gesang-, 2 Turn- und eine große Anzahl anderer Vereine und Logen, sechs tägliche Zeitungen, Schulen u. s. w. Die wichtigste aller deutschen Associationen ist die Deutsche Gesellschaft, gegründet 25. Dez. 1764 «zur Hilfe und Beistand der armen Fremdlinge Teutscher Nation in Pennsylvanien»; 1781 wurde sie inkorporiert, 1806 erbaute sie eine Halle, welche 1821 bedeutend vergrößert und 1866 durch ein stattliches Gebäude ersetzt wurde; 1885 zählt sie über 1000 Mitglieder und hat eine Bibliothek von über 18000 Bänden. Im J. 1843 wurde die «Deutsche Einwanderungsgesellschaft» gegründet, deren Zweck es ist, Neuangekommenen mit Rat und That beizustehen, ihnen Rechtsschutz zu gewähren und für ihre künftige Versorgung sich zu bemühen. Vgl. Kapp, «Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika» (Neuyork 1869); Seidensticker, «Geschichte der Deutschen Gesellschaft in Pennsylvanien» (Philad. 1876). Im J. 1853 wurde durch H. Tiedemann, W. Keller u. a. das «Deutsche Hospital der Stadt P.» ins Leben gerufen. Die Leitung der Krankenpflege des Hospitals steht unter Aufsicht einer Oberin und sechs Diakonissinnen, welche 1884 von Deutschland verschrieben wurden. Vgl. «Description of P.» (Philad. 1876, englisch und deutsch); H. Frank, «Das heutige P.» (Philad. 1885).

Philadelphia, brasil. Ort, s. unter Mucury.

Philadelphia (Jakob), berühmter Taschenspieler und Abenteurer, von jüd. Abkunft, im nordamerik. Philadelphia im ersten Viertel des 18. Jahrh. geboren, erhielt den Namen Jakob und nahm, als er Christ wurde, den seiner Vaterstadt an. Nach dem Tode des Herzogs von Cumberland, Heinrich Friedrich, bei welchem er eine Zeit lang gelebt hatte, hielt er von 1757 an in England als «Künstler der Mathematik», wie er sich selbst nannte, mathem.-physik. Vorstellungen, die viel Aufsehen erregten. Er durchreiste dann fast alle Länder Europas. Der russ. Fürst Orlow ließ ihn auf Befehl der Kaiserin Katharina II. 1772 zum Kongreß nach Fokschani in der Walachei kommen und sendete ihn von da nach Konstantinopel zum Sultan Mustapha III., dessen Gunst er ebenfalls gewann. Später gab P. Vorstellungen zu Wien; bald darauf war er in Potsdam und Berlin. Im J. 1779 befand er sich in Straßburg, zwischen 1794 und 1795 besuchte er die Schule zu Pforta. Sein Todesjahr ist nicht bekannt. Eine scharfe Satire richtete Lichtenberg gegen ihn in dem «Anschlagzettel im Namen von P.».

Philadelphus *L.*, Pfeifenstrauch, eine Pflanzengattung, welche den Typus der kleinen den Saxifragen nahestehenden Familie der Philadelpheen bildet. Sie umfaßt beliebte Ziersträucher der Alten und der Neuen Welt und ist charakterisiert durch gestielte, gegenständige, ganzrandige oder gesägte, meistens dreinervige Blätter und trugdoldig gesammelte, stets weiße Blüten aus vorjähriger Folge, mit unterständigem, kreiselförmigem Fruchtknoten, vier bis fünf Kelchzipfeln, ebenso vielen Blumenblättern, zahlreichen Staubgefäßen und vier bis fünf mehr oder weniger verwachsenen Griffeln; Staubgefäße und Blumenblätter sind einem im Kelchsaum befindlichen Ringe eingefügt, der Samen in einen häutigen, an einem Ende gewimperten Samenmantel eingeschlossen. Alle Arten sind schöne weißblühende Sträucher, wachsen rasch und werden selbst in geringern Bodenarten bald zu umfangreichen, malerisch überhängenden Massen, vertragen auch, wenn auch auf Kosten der Blüte, Beschattung durch höhere Gehölze. Unbeschnitten dürfen die Sträucher nicht zu lange bleiben, da sie sonst unten kahl werden und schwaches, armblütiges Holz bilden. Die langen Sommertriebe, zu deren Bildung der P. geneigt ist, schneidet man stark zurück, so lange blühendes Holz genug vorhanden ist, im andern Falle darf man sie nur wenig kürzen, damit sie blühfähig werden. Die schönsten Arten sind Philadelphus coronarius *L.*, gewöhnlich falscher Jasmin oder schlichtweg Jasmin genannt, mit einer Zwergform und einer gefüllt blühenden Varietät, P. speciosus *Schrad.*, mit größern, blendend-weißen Blüten, P. floridundus *Schrad.*, mit zu fünf- bis siebentraubig stehenden Blumen, P. latifolius *Schrad.*, höher als die übrigen Arten und später blühend, P. grandiflorus *Willd.*, Blüten schöner und größer, als bei den meisten andern, schneeweiß und geruchlos.

Philaléthes (grch., «Wahrheitsfreund»), Schriftstellername des Königs Johann (s. d.) von Sachsen.

Philander von der Linde, s. Mencke (Joh. Burkhard).

Philander von Sittewald, s. Moscherosch.

Philäni ist der Name eines durch eine Sage berühmten karthag. Brüderpaars. Als nämlich Karthago und Cyrene einst in Grenzstreitigkeiten verwickelt waren, kamen, wie erzählt wird, beide Staaten zur gütlichen Beilegung derselben darin überein, daß jeder an demselben Tage zwei Abgesandte abschicken wolle, und daß dann der Ort, wo beide Parteien zusammentreffen würden, die Grenze ausmachen solle. Die karthag. Brüder hatten aber sich mehr beeilt und einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, daher die Cyrenäer sich weigerten, die getroffene Bestimmung anzunehmen, wofern nicht die beiden Karthager an dieser Stelle sich lebendig begraben ließen. Dies geschah, und zur Erinnerung daran errichtete man unter dem Namen Aras Philaenorum, d. i. Altäre der P., auf dem südl. Punkt der Großen Syrte ein Denkmal, das aber schon zu Strabos Zeit verschwunden war, während die Gegend den Namen fortbehielt. Vgl. Middendorf, «Über die Philönensage» (Münst. 1853).

Philanthropie (grch.), d. h. Menschenliebe. Philanthropen, d. i. Menschenfreunde, nannte sich eine Anzahl von Männern, denen das Erziehungswesen in der letzten Hälfte des 18. Jahrh. seine vorzüglichsten Fortschritte verdankt, und an deren Spitze Basedow (s. d.) stand. Neben ihm wirkten Wolke, Ifelin, Campe, Trapp und Salzmann. Von dem Gedanken ausgehend, daß der Hauptgrund der körperlichen und geistigen Entartung bei ihren Zeitgenossen in der zweckwidrigen Erziehung der Jugend zu suchen sei, stellten sie den Grundsatz auf, die Natur müsse die Regel und P. die Triebfeder aller Erziehung sein. Darum müsse man die Kraft des Kindes, das von Natur gut sei, sich frei entwickeln und besonders an Gegenständen der sinnlichen Anschauung (Naturkunde, *Technologie*) sich üben lassen, bis es reich genug an Vorstellungen wäre, um die Symbolik der Worte in den klassischen Autoren, Religionslehren u. s. w. zu verstehen, und seine Erziehung so leiten, daß es zum körperlich und geistig gesunden, lebensfrohen und wohlwollenden Menschen heranreife. Um der Menschheit auf diesem Wege zu helfen, hatte Basedow die Errichtung einer Pflanz- und Musterschule für Lehrer, welche nach seinen Grundsätzen Weltbürger erziehen sollten, entworfen und sie unter dem Namen Philanthropinum als eine Werkstätte der Menschenfreundschaft angekündigt. Die dazu gesammelten Gelder reichten aber nur zur Stiftung einer Erziehungsanstalt hin, die unter jenem Namen 1774, unter dem Schutz des Herzogs Leopold Friedrich Franz von Dessau, eröffnet wurde. Nach dem Vorbild dieser 1793 wieder aufgelösten Musteranstalt entstanden mehrere Philanthropine, von denen aber nur die Salzmannsche Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal (s. d.) sich erhalten hat. Es zeigte sich, daß der Grundsatz, der Jugend alles so leicht und angenehm als möglich zu machen, seichte Vielwisserei und zerstreuende Tändelei befördere. Durch die weitverbreiteten Schriften der Tonangeber, sowie durch die als Hofmeister und Schullehrer überall reformierenden Apostel in den drei letzten Jahrzehnten des 18. Jahrh., wo der Philanthropinismus in der Mode war, hat derselbe manche Verirrungen veranlaßt; doch hat er auch segensreich gewirkt durch Verbesserung der Landschulen, Einführung besserer Lehr- und Lesebücher in den Volksunterricht, und vor allem durch seine rastlose Sorgfalt für das höchst vernachlässigte leibliche Wohl der Jugend. Vgl. Schmidt, «Geschichte der Pädagogik» (Bd. 4, Kothen 1862).

Philaret, Metropolit von Moskau, hieß als Laie Wassilij Drosdow und wurde 26. Dez. 1782 (6. Jan. 1783) in Kolomna geboren. Nachdem er seine Ausbildung auf dem Geistlichen Seminar zu Troitzkaja Lawra empfangen, ward er 1809 als Lehrer an die Geistliche Akademie in Petersburg berufen, deren Rektor er 1812 wurde. Schon damals erwarb er sich durch seine Predigten einen großen Ruhm, nahm an den Arbeiten der russ. Bibelgesellschaft teil und gab einige für jene Zeit wichtige theol. Werke heraus: «Gespräche über die russ. orthodoxe Kirche» (1815; gegen die Altgläubigen gerichtet), «Umriß der kirchlichen biblischen Geschichte» (1816), «Kommentar zur Genesis» (1816 und 1819). In letzterm Werke nahm er auch auf die damaligen kritischen Forschungen der deutschen Theologen Rücksicht, was als «Neologismus» von den kirchlichen Konservativen in Rußland sehr unfreundlich aufgenommen wurde. Im J. 1817 wurde P. zum Vikar des petersburger Metropoliten, 1819 zum Erzbischof von Twer, 1821 zum Erzbischof von Moskau und endlich 1826 zum Metropoliten daselbst ernannt. In dieser höchsten Würde übte er bis ans Ende seines Lebens (1. Dez. 1867) den größten Einfluß auf das Kirchenregiment in Rußland aus. Seine «Homilien und Reden» erschienen 1848 in 2. Aufl.

Philaret, Erzbischof von Tschernigow, früher Bischof von Riga, dann von Charkow, ist einer der gelehrtesten Historiker der russ. Kirche. Schon seine erste Schrift «Cyrill und Methodius, die Apostel der Slawen» (1846; auch deutsch übersetzt, Mitau 1848) stellte ihn in die Reihe der ersten Forscher. Ferner schrieb er: «Der Gottesdienst der russ. Kirche in der vormongol. Zeit» (1847), «Geschichte der russ. Kirche» (4. Aufl., 5 Bde., 1862), «Übersicht der russ. theolog. Litteratur, 862—1858» (2 Bde., Charkow 1859) u. a. Er starb 1866.

Philarēten (Tugendfreunde), ein Verein polu. Docenten und Studenten an der Universität Wilna, nach Art des deutschen Tugendbundes; es gehörten dazu die später berühmten Dichter und Schriftsteller Mickiewicz, Zan u. a. Den leitenden Kern bildete eine engere, nichtöffentliche Vereinigung, die Philomathen, gegründet 1817. Der Verein wurde 1823 als politisch verdächtig vom Kurator Nowosilzow aufgelöst.

Philaster, Bischof von Brescia, kirchlicher Schriftsteller aus der zweiten Hälfte des 4. Jahrh., beteiligte sich lebhaft an den Kämpfen wider die Arianer und nahm 381 an dem Konzil zu Aquileja teil. Seine noch erhaltene Schrift «Wider alle Ketzereien» ist in ihrem ersten Teil, der von Dositheus bis Noëtus reicht, eine Bearbeitung einer verloren gegangenen Schrift des Hippolyt (s. d.). Die Schrift P.s ist zuerst vollständig herausgegeben von Galeardus («Collectio veterum patrum ecclesiae Brixiensis» (1738), wieder abgedruckt von Ohler, «Corpus haeresiologicum» (Bd. 1, Berl. 1856). Vgl. Lipsius, «Zur Quellenkritik des Epiphanios» (Wien 1865).

Philatelie, dem Griechischen nachgebildeter Name für Briefmarkenkunde. (S. u. Freimarke.)

Philates, Stadt im Vilajet Jannina, s. Filati.

Philēmon, aus Soli in Cilicien, einer der vorzüglichsten griech. Dichter, der neben Menander an der Spitze der jüngern Epoche der neuen griech. Komödie steht. Er stritt mit diesem oftmals mit Erfolg um den Preis, während ihn die alten Kunstrichter hernach allerdings dem Menander nachsetzten. P. trat um 330 v. Chr. zuerst als dramatischer Dichter auf und starb fast hundertjährig 262 v. Chr. Die von seinen ungefähr 90 Lustspielen noch übrigen Bruchstücke finden sich mit denen des Menander von Meineke (Berl. 1823), dann in den «Fragmenta comicorum Graecorum» (Bd. 4, Berl. 1841; kleinere Ausg., Berl. 1847) und von W. Dindorf in der Ausgabe des Aristophanes (Par. 1838) bearbeitet. Außerdem sind einige Stücke des Plautus Bearbeitungen von solchen des P.

Philemon hießen einige griech. Grammatiker; ein P. erhielt wegen seiner kritischen Verdienste um den Text Homers den Beinamen: der Kritiker; ein anderer gehörte zu den Attizisten.

Ein P. verfaßte in späterer Zeit ein «Lexikon technologikon», wovon Teile erhalten sind. Dieselben wurden von Burney (Lond. 1812) und Osann (Berl. 1821) herausgegeben.

Philemon, ein Mann aus Kolossä, an welchen der Apostel Paulus das kleine Schreiben richtete, worin er ihn bat, den entlaufenen Sklaven Onesimus wieder anzunehmen. Nach der Tradition war P. Bischof von Kolossä.

Philēmon und Baucis, die Namen eines alten Ehepaars in Phrygien, welches, als einst Jupiter und Merkur in Menschengestalt Phrygien durchwanderten, und niemand sie beherbergen wollte, beide Götter aufgenommen und bewirtet haben soll. Bei ihrem Weggange nahmen die Götter das Paar mit sich auf einen benachbarten Berg. Von dort sahen die beiden alten Leute die Gegend überschwemmt, ihre Hütte aber in einen prächtigen Tempel verwandelt. Jupiter erlaubte ihnen, eine Bitte zu thun; sie baten, Priester des Tempels zu werden und zu gleicher Zeit zu sterben. In hohem Alter wurde Philemon in eine Eiche, Baucis in eine Linde verwandelt. Die Sage von Philemon und Baucis ist namentlich von Ovid in den «Metamorphosen» (VIII, 620 fg.) besungen und war, wie aus der Apostelgeschichte (14, 11. 12) hervorgeht, außer in Griechenland auch in Vorderasien verbreitet.

Philētas, aus Kos, ein elegischer griech. Dichter und Freund des Hermesianax, lebte seit 306 v. Chr. zu Alexandria am Hofe des Ptolemäos I., dessen Sohn, Ptolemäos Philadelphos, er unterrichtete. Er war ein gelehrter Grammatiker und geschätzter Dichter. Der Verlust seiner Elegien ist sehr zu beklagen, da sie die alten Kunstrichter gleich nach denen des Kallimachos setzten, und namentlich auch Propertius (s. d.) sie als Vorbild benutzte. Die erhaltenen Fragmente wurden von Kayser (Gött. 1793), Bach (Halle 1829) und mit deutscher Übersetzung von Hartung (in den «Griech. Elegikern», Bd. 2, Lpz. 1859) herausgegeben und auch von Weber in den «Elegischen Dichtern der Hellenen» (Frankf. 1826) übersetzt.

Philharmonisch (grch.), musikliebend.

Philhellenen (grch., d. i. Griechenfreunde) wurden alle diejenigen genannt, welche die Griechen bei ihrem Freiheitskampf gegen die Türken (seit 1821) entweder durch persönliche Kriegsdienste oder durch Geld und auf andere Weise unterstützten. Einer der thätigsten P. war Eynard (s. d.) in Genf.

Philidor (François André Danica, genannt), franz. Komponist und ausgezeichneter Schachspieler, geb. 7. Sept. 1726 zu Dreux, kam frühzeitig als Sängerknabe in die königl. Kapelle, erteilte dann Musikunterricht und unternahm 1745 mit mehrern andern Musikern eine Kunstreise nach

Holland. Von hier begab er sich auf einige Zeit nach London, wo er als Schachspieler glänzende Erfolge erzielte. Im J. 1747 wandte sich P. wieder nach Holland, dann nach Deutschland, wo er längere Zeit besonders zu Berlin lebte. Im J. 1754 nach Frankreich zurückgekehrt, erlangte er mit einigen komischen Opern beträchtliche Erfolge. Später wandte er sich jedoch der ernsten Oper zu. Seiner ersten tragischen Oper «Ernelinde», die großen Beifall fand, ließ er noch eine lange Reihe ähnlicher Werke folgen, die sein Kompositionstalent und seine Originalität bekunden. Er starb 29. Aug. 1795 während eines Aufenthalts in England. Sein Lehrbuch des Schachspiels («L'analyse du jeu des échecs», Lond. 1777 u. öfter), welches auf dem System des sog. Bauernspiels beruht, wurde lange Zeit als mustergültig anerkannt. Vgl. Allen, «The life of P.» (Philad. 1864).

Philip., bei naturwissenschaftlichen Namen Abbreviatur für R. A. Philippi (geb. 14. Sept. 1808 in Charlottenburg, Direktor des botan. Gartens zu Santiago in Chile).

Philipinsel, s. unter Norfolk (austral. Insel).

Philipon (Charles Antoine), Karikaturenzeichner und satirischer Schriftsteller, geb. 19. April 1806 zu Lyon, gest. 25. Jan. 1862 zu Paris, gründete 1831 den «Charivari», den er zehn Jahre lang leitete, sowie «La Caricature», das «Journal pour rire» und einige andere satirische Blätter.

Philipp (grch. Philippos) ist der Name von fünf macedon. Königen, von denen namentlich der zweite und der fünfte eine hohe politische Bedeutsamkeit hatten.

Philipp I., ein Sohn des Argäos, soll als der dritte König aus dem Hause der Argeaden Ausgang des 7. und Anfang des 6. Jahrh. v. Chr. regiert haben. Ein anderer P., ein Sohn Alexanders I., ward 436 v. Chr. von seinem Bruder, Perdikkas II., neben welchem er einen Teil Macedoniens regiert hatte, beseitigt und wird in der Reihe der macedon. Könige nicht gezählt.

Mit Philipp II. (geb. 382 v. Chr.), einem Sohn des Königs Amyntas II. und Vater Alexanders d. Gr., beginnt die histor. Größe Macedoniens (s. d.). Er wurde von Pelopidas (368) bei der damaligen Ausgleichung dynastischer Streitigkeiten in Macedonien, als Geisel mit nach Theben geführt, wo er während eines dreijährigen Aufenthalts im Hause des Pammenes, namentlich nach dem Vorbild des Epaminondas griech. Bildung und Taktik sich zu eigen machte, aber auch die Uneinigkeit der griech. Staaten kennen lernte. Er kehrte 365 nach Hause zurück und übernahm nach seines Bruders Perdikkas III. Untergang im Illyrischen Kriege zu Anfang des J. 359 v. Chr. zuerst als Vormund seines unmündigen Neffen Amyntas III. die Herrschaft über das vielseitig bedrohte Reich. Macedonien war damals weithin von den Illyriern verwüstet, zudem waren die Päonier von Norden her ins Land gefallen, und zugleich gab es mehrere Kronprätendenten. P. demütigte 358 Päonier und Illyrier und sicherte so die Grenzen des Reichs, dann erweiterte er dieselben unaufhaltsam, teils indem er ein macedon. Nationalheer organisierte und dasselbe durch Einführung der macedon. Sarissen-Phalanx auch taktisch dem griechischen überlegen machte, teils durch eine der der Griechen in Klugheit und Konsequenz weit überlegenen Politik. Zunächst schritt er an die Erwerbung der griech. Städte an der macedonischen und der benachbarten thraz. Küste. Amphipolis fiel 357, Potidäa 356 in seine Hände, 353 nahm er Methone. Auch bemächtigte er sich des goldreichen thraz. Küstengebietes, wo er 356 die Bergwerksstadt Philippi gründete.

Nunmehr im Besitz reicher Goldbergwerke, schuf er sich eine Flotte und ging an die Ausführung größerer Pläne. Von den thessal. Aleuaden gegen die Fürsten von Pherä 353 zu Hilfe gerufen, gewann er, obwohl zuerst zweimal durch die mit jenem verbündeten Phoker geschlagen, 352 siegreich schließlich ganz Thessalien. Im J. 348 kam dann auch Olynth, die mächtigste Stadt an den Küsten des Macedonischen Reichs, durch Verrat in P.s Gewalt und wurde nebst vielen andern Städten der Chalkidike zerstört. Nachdem mit Athen Friede geschlossen (346), drang er, von den Thebanern zu Hilfe gerufen, in Phokis ein, das er unterwarf und gemäß dem Urteilsspruche der delphischen Amphiktyonie, zu deren Mitglied er nun selbst an der Stelle der Phoker aufgenommen wurde, grausam, zur Rache wegen des sog. Heiligen Kriegs, verwüstete. Darauf setzte er seine Eroberungen im Westen und an der thraz. Küste fort, belagerte aber vergebens 340 und 339 Perinth und Byzanz, das jener Stadt die Perser beistanden, während Byzanz von den Athenern auf Antrieb seines eifrigen und wachsamen Gegners, Demosthenes, Hilfe erhielt. Als nun aber die Amphiktyonen gegen die Lokrer von Amphissa wegen Benutzung eines zum Tempelbereich von Delphi gehörigen Grundstücks einschritten und, da diese gegen die Gewalt Gewalt brauchten, Krieg beschlossen und im Okt. 339 P. den Oberbefehl übertrugen, kam er mit einem zahlreichen Heere nach Griechenland, verriet aber sehr bald (zu Anfang des J. 338) seine Absichten, indem er Elatea, den Schlüssel Böotiens, besetzte. Wohl gewann Demosthenes durch seine Beredsamkeit Theben zum Anschluß an die seit 340 mit Athen gegen P. verbündete Staaten; aber das Heer der Verbündeten wurde nach zwei glücklichen Gefechten von P. bei Chäronea 2. Aug. 338 v. Chr. gänzlich geschlagen. Theben ergab sich sofort, durch diesen Schlag erschüttert; Athen erhielt einen leidlichen Frieden, und nachdem P. durch einen Zug nach dem Peloponnes auch noch Sparta niedergeworfen hatte, ward er auf einer Nationalversammlung der Griechen zu Korinth zu Anfang des J. 337 zu ihrem Oberfeldherrn gegen die Perser feierlich erwählt. Kaum aber hatte er die Zurüstungen zu diesem Kriege gegen die Perser beendigt, als er zu Ägä beim Ausgange aus dem Theater von einem Hauptmann seiner Leibwache, Pausanias, der durch einen Verwandten des Königs beschimpft worden war und keine Bestrafung desselben erlangen konnte, ermordet wurde (im August 336 v. Chr.). P. gehört zu den bedeutendsten Persönlichkeiten der alten Geschichte. Er war als Diplomat ebenso begabt, wie für die Verwaltung und die Kriegskunst.

Vgl. C. M. Olivier, «Histoire de Philippe, roi de Macédoine» (2 Bde., Par. 1740—60); Leland, «History of the life and reign of P.» (2 Bde., Lond. 1761); Brückner, «König P.» (Gött. 1837); A. Schäfer, «Demosthenes und seine Zeit» (3 Bde., Lpz. 1856).

Philipp III. Aridäos, ein illegitimer, schwachsinniger Sohn Philipps II. und der Tänzerin Philinna, wurde nach Alexanders d. Gr. Tode (323) in Babylon zum König von Macedonien unter

Vormundschaft der verschiedenen Reichsverweser ernannt, und später in Macedonien auf Geheiß der Olympias ermordet (317 v. Chr.). Da er nicht faktisch regiert hat, so wird er, wie auch P. IV., der ältere Sohn des Kassandros, der nach dem Tode seines Vaters (297) einige Monate den Thron innehatte, von einigen Historikern in der Reihenfolge der macedon. Könige nicht mitgezählt.

Philipp V., ein Sohn des Antigoniden Demetrius II., bestieg 220 v. Chr. den Thron Macedoniens, das ihm sein Vormund Antigonos Doson als einen kräftigen, wohlgeordneten Militärstaat hinterließ. P. schloß mit Hannibal 215 gegen die Römer ein Bündnis, trat aber so kraftlos auf, daß jene 211 mit den Ätoliern, denen sich die zahlreichen alten Feinde Macedoniens anschlossen, sich gegen ihn offensiv verbinden konnten. Doch erwehrte sich P. seiner Gegner, und es kam, nachdem Griechenland verheert worden war, ohne daß es zu einer Entscheidung gekommen war, zum Friedensschluß zwischen P. und den Ätoliern und zwischen P. und Rom (205). P. wandte sich dann nach Osten, um mit dem König Antiochos III. d. Gr. Ägypten zu berauben (seit 201). Darüber kam es zum Krieg mit Rhodos und dem treuen Verbündeten der Römer, Attalos I. von Pergamum, wie auch mit Athen. Und so benutzten die Römer denn den ersten Anlaß, aufs neue Krieg gegen P. (den sog. zweiten macedon. Krieg, 200—197 v. Chr.) zu führen, in welchem, als Titus Quinctius Flamininus den Oberbefehl erhielt, P. bei Kynoskephalä 197 v. Chr. entschiedend geschlagen wurde, der Hegemonie über Griechenland entsagen und alle griech. Landschaften und Städte, die er bis dahin besetzt gehalten hatte, räumen mußte. Während des Kriegs mit Antiochos wurde P. dann von den Römern rücksichtsvoll behandelt. Als aber Antiochos besiegt war (190), ging man auch gegen ihn wieder mit Demütigungen aller Art vor. P. suchte nun Kräfte zu einem neuen Kriege zu sammeln, starb aber 179, nachdem er noch infolge der Intriguen seines ältern, zum Nachfolger bestimmten Sohnes Perseus den jüngern, den Römern geneigten Sohn Demetrios (181) hatte töten lassen. (S. Macedonien.)

Philipp von Schwaben, röm.-deutscher König 1198—1208, geb. um 1177, war der jüngste Sohn Kaiser Friedrichs I., welcher ihn für die kirchliche Laufbahn bestimmte und ihn schon mit 12 Jahren zum Propst von Aachen ernannte. Sein Bruder Heinrich VI. gab ihn jedoch 1193 der Welt zurück und machte ihn 1195 zum Herzog von Tuscien, indem er ihn zugleich mit Irene, der Tochter des Kaisers Isaak Angelos von Konstantinopel, vermählte, welche bei der Eroberung Siciliens als Witwe des Königs Roger III. in die Gewalt der Deutschen gekommen war. Diese nannten sie Maria. Als im Aug. 1196 P.s Bruder, Konrad von Schwaben, gestorben war, erhielt P. dieses erledigte Herzogtum, aus welchem er 1197 aufbrach, um Heinrichs Sohn, Friedrich II., zur Krönung nach Deutschland abzuholen. In Toscana erhielt er die Nachricht vom Tode seines kaiserl. Bruders, und da zu gleicher Zeit Italien sich gegen die Deutschen erhob, kehrte P. ohne seinen Neffen nach Deutschland zurück. Am 6. März 1198 wurde er nun selbst zum König gewählt, doch stellten die Gegner des staufischen Hauses ihm in der Person des jüngsten Sohnes, Heinrichs des Löwen, Otto IV. einen Rivalen gegenüber. In dem nun ausbrechenden Bürgerkriege behielt P., von der Mehrzahl der Fürsten und auch der Bischöfe unterstützt, die Oberhand, obwohl Papst Innocenz III. nach einigem Schwanken 1201 sich für Otto erklärte und P.s Bann verkündigte. Ottos eigener Bruder, Heinrich von Braunschweig und seine hauptsächlichsten Wähler traten zu P. über, sodaß Innocenz es 1207 geraten fand, sich mit P. zu versöhnen und Otto zur Abdankung zu bewegen. Da dieser jedoch davon nichts wissen wollte, sollte 1208 ein Feldzug gegen Braunschweig ihn zwingen; in diesem Augenblick aber wurde P. am 21. Juni zu Bamberg von dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach ermordet. P. fehlten nicht die kriegerischen Eigenschaften seines Geschlechts, er wird auch wegen seiner Gelehrsamkeit und Milde gerühmt. Seine Gattin folgte ihm bald im Tode nach. Da er zwar vier Töchter, aber keinen Sohn hatte, entschloß sich nun auch die staufische Partei Otto anzuerkennen, der sich mit P.s ältester Tochter Beatrix verlobte. Vgl. Otto Abel, «König P. der Hohenstaufe» (Berl. 1852); Winkelmann, «P. von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig» (2 Bde., Lpz. 1873—78).

Philipp I. der Schöne, König von Castilien, war der einzige Sohn Kaiser Maximilians I. und Marias von Burgund, der Tochter und Erbin Karls des Kühnen. Geb. 21. Juni 1478, wurde er von Maximilian 1494 zum Regenten der burgund. Länder ernannt und residierte als solcher in Brüssel. In der Aussicht auf Nachfolge in den übrigen habsburg. Ländern und im Kaisertum gesellte sich ihm bald auch die Aussicht auf Nachfolge in Spanien, da er 21. Okt. 1496 die Hand Johannas (Juana) erhalten hatte, welche die Erbin Ferdinands II. des Katholischen von Aragonien und Isabellas von Castilien ward, als ihre ältern Geschwister in den nächsten Jahren starben. Der Tod seiner Schwiegermutter 1504 brachte ihm zunächst die Krone Castiliens, wo er bei seiner Ankunft daselbst im April 1506 mit Jubel aufgenommen wurde. P. starb aber schon 25. Sept. 1506 und Johanna wurde gemütskrank, weshalb nunmehr Ferdinand II. für ihren sechsjährigen Sohn Karl (s. Karl V.), die Regentschaft übernahm. Johanna (gest. 1555) hatte aus der Ehe mit P. noch einen Sohn, den spätern Kaiser Ferdinand I., und vier Töchter, welche sämtlich zu Königsthronen gelangten, indem die älteste, Eleonore erst Emanuel von Portugal und dann Franz I. von Frankreich, die zweite, Isabella, Christian II. von Dänemark, die dritte, Maria, Ludwig II. von Ungarn und die vierte, Katharina, Johann III. von Portugal heiratete.

Philipp II., König von Spanien, der Sohn Kaiser Karls V. und Isabellas von Portugal, das weltliche Haupt der europ. Gegenreformation, war zu Valladolid 1527 geboren. Durch die von Geistlichen gelcitete Erziehung erhielt sein Charakter früh das Gepräge jener Unbeugsamkeit und Bigotterie, die sein späteres Leben beherrschten. Schon im 16. Jahre mit Maria von Portugal, dann 1554 mit der gleichgesinnten Maria I. (s. d.) Tudor von England vermählt, war P. von seinem Vater bestimmt, den gewichtigsten Teil der burgund.-habsburg. Macht mit der spanischen zu vereinigen. Indessen mißlang es, die Kaiserwahl P.s in Deutschland durchzusetzen, und auch der Einfluß auf England ging schon mit dem Tode Marias verloren (1558). Immerhin war die Macht, welche Karls V. Abdankung im Herbst 1555 dem jungen König in

die Hand legte, groß genug, um das Übergewicht in Europa zu behaupten. Die schönsten und reichsten Länder (Spanien mit seinen Kolonien, die niederländ.-burgund. Provinzen, Mailand, Neapel, Sicilien und Sardinien), die geübtesten Heere, die besten Feldherren jener Zeit standen P. zu Gebote. Nachdem der erste Krieg mit Frankreich 1556—59, den er noch von seinem Vater geerbt, durch den Frieden von Château-Cambrésis mit der Herstellung des Status quo beendet war, entwickelte sich P.s System zunächst gegenüber den Niederlanden. Diesen in kommunaler Selbständigkeit vielgestalteten Landen sollte die Einheit der span. Kabinettsregierung und die kath. Glaubenseinheit aufgedrungen werden. Vergebens suchte seine Halbschwester, die Herzogin Margareta (s. d.) von Parma, der die Statthalterschaft übertragen worden, P. zu gemäßigtern Ansichten zu bestimmen. Die Opposition, die erst von der Aristokratie des Landes ausging, allmählich aber die ganze Bevölkerung ergriff, und tumultuarische Ausbrüche gaben dem Könige den erwünschten Vorwand zu Gewaltmaßregeln. Die Sendung Albas (1567), die Herstellung des berüchtigten Blutrats, dann die finanzielle Aussaugung der Provinzen riefen einen Aufstand hervor, den Alba selbst so wenig beendigen konnte als der mildere Requesens und dessen Nachfolger, Don Juan d'Austria und Alexander von Parma. Seit der Utrechter Union (1579) war der Abfall der nördl. Provinzen entschieden.

Glücklicher war P. in seinen Kämpfen gegen die Türken, die von seinem Halbbruder Don Juan d'Austria bei Lepanto (1571) völlig geschlagen wurden. Auch gelang es ihm, beim Tode des Königs Sebastian von Portugal seine Erbansprüche zur Geltung zu bringen und (1581) Portugal mit seiner Krone zu vereinigen. Am verhaßtesten unter seinen Gegnern erschien ihm Elisabeth von England, gegen die er 1588 eine gewaltige Flotte, die Armada (s. d.), ausrüstete; aber diese ging durch Sturm zu Grunde, und die Engländer rächten sich durch erfolgreiche Angriffe auf den Seehandel und die Kolonien Spaniens. Nicht glücklicher waren P.s Bemühungen, in Frankreich die Erhebung Heinrichs IV. zu hindern und im Bunde mit den Guisen und der kath. Ligue der eigenen Dynastie den Weg zu bahnen. Heinrich behauptete sich, und der Krieg, den er mit Spanien führte, gab P.s Macht die letzten Stöße, während die sieben niederländ. Provinzen die Unabhängigkeit vollends erfochten. Unterdes siechte P. hin, bis er 13. Sept. 1598 starb. Er hinterließ die Finanzen zerrüttet, Handel, Schiffahrt und Gewerbfleiß zerstört, während die Kirche übermäßig bereichert war; insbesondere hatte der Prachtbau des Escorial ungeheuere Summen verschlungen. P. war viermal vermählt. Aus der ersten Ehe stammte der Infant Don Carlos (s. d.), der, mit dem Vater entzweit und eingekerkert, 1568 starb. Die Ehe mit Maria von England blieb kinderlos. Zum dritten mal (1559) vermählte sich der König mit Elisabeth, der Tochter Heinrichs II. von Frankreich, welche ihm die Infantin Clara Eugenia gebar, aber schon 1568 starb.

Seine vierte Gemahlin Anna, Tochter Maximilians II., gebar ihm Philipp III., seinen Nachfolger (1598—1621), welcher durch die Austreibung der Moriskos aus Granada 1609 dem Wohlstande Spaniens die unheilbarste Wunde schlug. Sowohl P. III. wie auch dessen Sohn und Nachfolger Philipp IV. (1621—65) ließen sich ganz und gar von wenig begabten Günstlingen beherrschen, und so sanken Macht und Ansehen des span. Reichs immer tiefer. Portugal riß sich 1640 wieder los, und durch langwierige Kriege gegen die Niederlande und Frankreich wurden die span. Finanzen vollständig erschöpft. Mit dem ganz unfähigen Sohne P.s IV., König Karl II. (1665—1700), erlosch die span. Linie des Hauses Habsburg. (S. Spanien, Geschichte.)

Vgl. Prescott, «History of the reign of Philip II., king of Spain» (3 Bde., Boston 1856—58; deutsch von J. Scherr, Lpz. 1856 fg.); Cabrera de Cordoba, «Historia de Felipe II., rey de España» (3 Bde., Madr. 1876—78); Philippson, «Heinrich IV. und P. II.» (2 Bde., Berl. 1870—73); derselbe, «König P. II. von Spanien» (im «Neuen Plutarch», Bd. 3, Lpz. 1875); «Lettres de Philippe II à ses filles les Infants Isabelle et Catherine» (herausg. von Gachard, Par. 1884).

Philipp V., König von Spanien, 1701—46, früher Herzog von Anjou, geb. 19. Dez. 1683, war der zweite Sohn des 1711 verstorbenen Dauphin Ludwig, Herzogs von Bourgogne, und somit der Enkel Ludwigs XIV. von Frankreich. Das Testament des letzten span. Habsburgers, Karl II., berief ihn auf den span. Thron, der freilich erst in dem sog. Spanischen Erbfolgekriege erkämpft werden mußte. Im April 1701 zog P. in Madrid ein und ward als König anerkannt. Zwar fand sein österr. Gegenkönig Karl (später als deutscher Kaiser Karl VI.) in Aragonien eifrigen Anhang, und P. mußte zweimal aus Madrid entfliehen, 1705 und 1709, aber die Castilianer hielten treu zu ihm, und so behauptete er mit franz. Hilfe die Krone von Spanien und Indien. Im Frieden von Utrecht und Rastatt (1713—14) gingen jedoch die span. Niederlande und die ital. Besitzungen (Mailand, Neapel, Sicilien und Sardinien) verloren; auch behielten die Engländer das 1704 eroberte Gibraltar. Als König ließ sich P., wie seine Vorgänger, durch Günstlinge leiten. Insbesondere übte die Gräfin Orsini, die als Oberhofmeisterin der Gemahlin P.s, Luise Marie Gabriele von Savoyen, fungierte, den größten Einfluß. Nach der zweiten Vermählung P.s (1714) mit Elisabeth Farnese von Parma ward die Gräfin Orsini aus Spanien entfernt. Den Unternehmungen, welche seine Gemahlin, unterstützt von talentvollen Fremden, wie Alberoni und Ripperdà, zur Herstellung der span. Größe machte, blieb P. fremd. Von Natur trägen Geistes, zur Melancholie geneigt, entschloß er sich 1724 die Regierung zu Gunsten seines Sohnes Ludwig niederzulegen. Der junge 17jährige König starb aber schon nach acht Monaten, und so bewog der Klerus und der Einfluß Elisabeths den König, von neuem die Regierung zu übernehmen, d. h. zu der Gewalt, die Elisabeth und Ripperdà übten, den Namen herzugeben. Die trübe Gemütsstimmung des Königs artete allmählich in völlige Geisteskrankheit aus. Er starb 9. Juli 1746. Von seinen Söhnen erstee Ehe folgte ihm Ferdinand VI., 1746—59, auf dem Thron, von denen zweiter Ehe erlangte der ältere, Karl III., erst das Herzogtum Parma 1731—35, dann das Königreich Neapel und Sizilien 1735—59 und succedierte endlich in Spanien 1759—88; der jüngere, Philipp, erhielt im aachener Frieden die Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla, in denen er 1748—65 regierte.

Philipp I., König von Frankreich, folgte 1060 seinem Vater Heinrich I. als siebenjähriges Kind, für welches Balduin V. von Flandern (gest. 1067) die Vormundschaft führte. Die eigene Regierung P.s ist erfüllt von unglücklichen Kriegen mit Flandern und seinem mächtigern Vasallen Wilhelm von der Normandie, der jetzt auch König von England war, und von Ehestreitigkeiten. Nach zwanzigjähriger Ehe verstieß er 1092 seine Gattin Bertha, die Tochter des Grafen Florentius I. von Holland, und verband sich mit Bertrada von Montfort, welche er ihrem Manne, dem Grafen Fulco von Anjou, genommen hatte, wurde deshalb von Urban II. 1094 gebannt, zwar nach Preisgabe Bertradas 1097 absolviert, aber als er sie, da seine erste Frau inzwischen gestorben, aufs neue zu sich nahm, auch aufs neue 1100 gebannt. Er starb 1108 und es folgte Berthas Sohn, Ludwig VI.

Philipp II. August, König von Frankreich, 1180—1223, Sohn und Nachfolger Ludwigs VII., wurde 21. Aug. 1165 geboren. Bereits 1179 nahm ihn sein Vater zum Mitregenten an und ließ ihn zu Rheims krönen. Zugleich verheiratete sich P. mit Isabelle von Hennegau, dem letzten direkten Sprößling der Karolinger. Bald darauf bestieg er den Thron, als sein Vater 18. Sept. 1180 starb. Den Anfang seiner Regierung bezeichnete er durch drei Edikte gegen die Gaukler, Schauspieler und Possenreißer, sowie gegen die Lästerer und Schwörer bei Gottes Haaren oder Zähnen. Im April 1182 wurden die zahlreichen Juden ihrer Güter beraubt und aus dem Lande getrieben. Außerdem ließ P. die Räuberbanden, die sich aus den abgedankten Söldnerhaufen gebildet, verfolgen und auf einmal 7000 dieser sog. Coteraux vertilgen. Auch die aufsässigen Vasallen, die Grafen von Chalon und Berri, der Herzog von Burgund, selbst der Graf von Flandern fühlten den Arm des jungen Königs. Nach Beilegung der Händel mit Heinrich II. von England, der auch in Frankreich ausgedehnte Besitzungen hatte, vereinigten sich beide zu einem Kreuzzug nach Palästina. Doch erst unter Heinrichs Nachfolger Richard I. Löwenherz kam dieser Kreuzzug zu Stande. P. erhob zu diesem Zweck im ganzen Reiche den Zehnten des Einkommens, den sog. Saladinzehnten. Beide Könige setzten 1190 mit ihren Heeren, P. von Genua, Richard von Marseille aus nach Sicilien über. Schon hier erweckte die Heftigkeit und kriegerische Überlegenheit Richards den bittersten Streit. P. verließ zuerst die Insel und verstärkte mit seiner Macht das Kreuzheer vor Ptolemais (Acca), das aber erst nach Richards Ankunft (13. Juli 1191) erobert wurde. Neuer Hader mit Richard und eine heftige Krankheit bewogen P., alsbald nach Frankreich zurückzukehren. Um Richard zu beruhigen, schwor er, die engl. Staaten in dessen Abwesenheit nicht anzugreifen. Trotzdem reizte er, als Richard vom Herzog Leopold von Österreich gefangen genommen worden, Richards Bruder, Johann ohne Land, sich des engl. Throns zu bemächtigen, und fiel selbst in die Normandie ein. Als Richard 1194 zurückkehrte, eröffnete derselbe sogleich gegen P. einen Krieg, der Frankreich furchtbar verheerte.

Nachdem Richard 1199 bei Limoges gefallen und Johann ohne Land den Thron von England bestiegen, unterstützte P. die Thronansprüche des jungen Herzogs von Bretagne, der jedoch 1202 von Johann eigenhändig ermordet wurde. P. benutzte diese Gelegenheit, indem er Johann als seinen Vasallen vor den Pairshof fordern und ihn, da derselbe nicht erschien, aller Lehnsbesitzungen in Frankreich verlustig erklären ließ. Als Vollstrecker des Urteils eroberte er bis 1204 die ganze Normandie, Anjou, Maine, Touraine, Poitou, sodaß von den engl. Besitzungen wenig mehr als Guyenne übrigblieb. Als endlich Innocenz III. den König Johann 1213 der Krone verlustig erklärte, erhielt P. den Auftrag, das Urteil zu vollstrecken. Obschon sich Johann dem Papst unterwarf und letzterer darauf jedes Einschreiten von seiten Frankreichs untersagte, setzte P. seine Rüstungen zur Eroberung Englands fort und eröffnete die Feindseligkeiten. Eine engl. Flotte vernichtete jedoch die franz. Seemacht an der franz. Küste, und im Frühjahr 1214 drangen der Kaiser Otto IV., der Herzog von Brabant, die Grafen von Holland, Flandern und Boulogne als Bundesgenossen Johanns von Norden her in das franz. Gebiet ein. Während P. seinen Sohn Ludwig den Engländern nach Poitou entgegenschickte, stellte er sich selbst mit der Hauptmacht den Verbündeten entgegen und errang über dieselben 27. Juli 1214 bei Bouvines unweit Tournay einen blutigen Sieg. Obendrein geriet Johann abermals mit seinen Großen in Streit, sodaß diese dem König P. die engl. Krone für seinen Kronprinzen Ludwig förmlich antrugen. Er schickte darauf im Mai 1216 den Prinzen mit einem starken Heere nach England, das sich auch der Hauptstadt und eines großen Teils des Landes bemächtigte. Der Tod Johanns und das Erwachen des engl. Nationalgefühls setzten jedoch den Aussichten Ludwigs sehr bald Grenzen, und schon im Mai 1217 mußten die Franzosen England verlassen. P. war fortan darauf bedacht, seine Macht im Innern zu befestigen; er hatte das Krongebiet 1184—1215 fast um das Doppelte durch Einziehung und Eroberung vergrößert. Gleichzeitig ward die Macht der großen Barone im südl. Frankreich durch den langwierigen Krieg gegen die Albigenser (s. d.), in den P. sich wenig einmischte, tief erschüttert. Nachdem seine erste Gemahlin gestorben, heiratete er die dän. Prinzessin Ingeborg, Schwester König Knuds VI. (1193), die er jedoch bald wieder verstieß, um sich mit der schönen Tochter des Herzogs Berthold von Meran, Agnes, zu vermählen (1196). Aber die letztere Ehe ward von der Kirche nicht anerkannt, und Papst Innocenz verhängte das Interdikt über Frankreich, sodaß sich P. 1200 wieder von Agnes trennen mußte. Doch erst 1213, als er sich zum Einfall in England anschickte und des Papstes bedurfte, nahm er Ingeborg, welche bis dahin zu Etampes gefangen saß, wieder als Gemahlin zu sich, wogegen jener die Kinder der längst gestorbenen Agnes legitimierte. P. starb zu Mantes 14. Juli 1223. Sein Sohn Ludwig VIII. folgte ihm auf dem Throne. Vgl. Boudot de Juilly, «Histoire de Philippe» (2 Bde., Par. 1702); Margarete von Lussan, «Anecdotes de la cour de Philippe» (6 Bde., Par. 1733—38); Capefigue, «Histoire de Philippe» (4 Bde., Par. 1829, und 2 Bde., 1842); Delisle, «Catalogue des actes de Philippe Auguste» (Par. 1856); Scheffer-Boichorst, «Deutschland und P. in den J. 1180—1214» (in den «Forschungen zur deutschen Geschichte», Bd. 8, Gött. 1868).

Philipp III. der Kühne, König von Frankreich, trat seine Regierung in Afrika an, als sein Vater Ludwig IX., den er auf dem Kreuzzug

begleitet hatte, 25. Aug. 1270 vor Tunis gestorben war. Auch unter ihm hat sich das unmittelbare Gebiet der Krone wieder bedeutend vermehrt, da er seinen Oheim Alfons, Graf von Anjou und Auvergne (gest. 1271) und durch Heirat auch Graf von Toulouse, beerbte und den Kronprinzen Philipp IV. mit der Königin Johanna von Navarra, welche auch Erbin der Champagne war, vermählte. Als Bundesgenosse Karls I. von Anjou beteiligte er sich an dessen durch die Sicilische Vesper veranlaßten Kriege gegen Peter von Aragonien, nahm auch Girona. Aber sein weiterer Feldzug war unglücklich und er starb auf der Heimkehr 1285 in Perpignan. Unter ihm hat die franz. Krone den ersten Adelsbrief erteilt und zwar an einen Goldschmied Raoul.

Philipp IV. oder der Schöne, König von Frankreich, 1285—1314, folgte seinem Vater, Philipp III., als Jüngling von 17 Jahren. Weil er sich das Jahr vorher mit der jungen Königin Johanna von Navarra vermählt hatte, die ihm zugleich Champagne und Brie zubrachte, nahm er auch den Titel eines Königs von Navarra an. Im J. 1294 entriß er seinem größten Vasallen, dem Könige Eduard I. von England, mit dem er wegen engl. Räubereien an der normann. Küste Streit bekommen hatte, die Landschaft Guyenne. Eduards Bundesgenossen, den Grafen Guido von Flandern, nahm P. bei einer Unterredung zu Corbeil gefangen, zwang ihn, dem engl. Bündnis zu entsagen, und behielt dessen Tochter als Geisel in engem Gewahrsam. Guido erneuerte den Bund mit England und rüstete sich mit andern franz. Vasallen zum Kriege. P. kam ihm jedoch zuvor und rückte 1297 in Flandern ein, doch setzte das Erscheinen Eduards seinem Siegeslauf ein Ziel. Durch die Vermittelung des Papstes kam 1299 zwischen beiden Königen ein Friede zu Stande, in welchem Eduard Guyenne zurückerhielt und dagegen den Grafen Guido preisgab. Nun schickte P. seinen Bruder, Karl von Valois, nach Flandern, der so große Fortschritte machte, daß sich Guido unterwarf und 1300 in Begleitung seiner Söhne als Bittender zu Paris erschien. Gegen sein Wort ließ der König sie ins Gefängnis bringen und vereinigte Flandern mit der Krone. Die Härte aber, womit sein Statthalter die Flamländer behandelte, brachte dieselben 1302, unter Anführung eines Webers, Peter König (Pieter de Koning) aus Brügge, zum Aufstande. P. schickte seinen besten Feldherrn, Robert von Artois, nach Flandern, der jedoch 11. Juli 1302 eine furchtbare Niederlage bei Courtray erlitt. Nur mit Mühe brachte P. ein neues Heer zusammen, richtete aber so wenig aus, daß er im Juni 1305 Frieden schließen mußte. Der älteste Sohn des in der Gefangenschaft gestorbenen Grafen erhielt das ganze jenseit der Lys gelegene Flandern als Lehn zurück. Dieser Krieg, die stehenden Söldnerhaufen und der Aufwand, den der König machte, stürzten ihn in Geldverlegenheiten. Vergebens suchte er sich durch außerordentliche Steuern, Konfiskationen und Erpressungen, Prägung schlechter Münzen und Einziehung der guten u. s. w. zu helfen. Weil er auch den reichen Klerus fortgesetzt zu Beiträgen heranzog, erließ der Papst Bonifaz VIII., auch durch die Aufnahme der ihm verfeindeten Colonna und durch P.s Weigerung, ihn als Schiedsrichter über Flandern anzuerkennen, gereizt, bereits 1296 die Bulle Clericis laicos, in welcher der gesamten Geistlichkeit die Entrichtung von Abgaben ohne päpstl. Erlaubnis bei Strafe des Banns untersagt wurde. P. dagegen verbot aufs strengste die Ausfuhr von Geld und Kostbarkeiten, was den Papst so gefügig stimmte, daß er sich sogar zur Heiligsprechung Ludwigs IX., des Großvaters des Königs, herbeiließ. Aber schon Ende des J. 1300 setzte der Papst seine Bulle, der König sein Ausfuhrverbot wieder in Kraft.

Bonifaz schickte hierauf den Bischof von Pamiers, Bernardo Saisetti, als päpstl. Nuntius an den Hof, der den König zu einem Kreuzzuge auffordern mußte. Als sich P. mit dem flandr. Kriege entschuldigte, erklärte ihm der Nuntius, daß sein unwürdiges Betragen unnachsichtliche Züchtigung nach sich ziehen würde. Der König ließ nunmehr Saisetti gefangen setzen und berief eine Versammlung der Reichsstände (états généraux), April 1302, auf welcher zum ersten mal auch die Abgeordneten der Städte erschienen. Der Adel und der Dritte Stand richteten heftige Schreiben an das Kardinalkollegium, in welchen sie die päpstl. Anmaßungen zurückwiesen. Dagegen berief Bonifaz ein Konzil nach Rom, das sich gegen den König erklärte, und erließ endlich die Bulle Unam sanctam, worin er die weltliche Macht als Ausfluß der geistlichen bezeichnete. P. ließ die Bulle verbrennen. Zugleich rief er im Dez. 1302 die Generalstaaten wieder zusammen, unter deren Zustimmung das Verbot der Geldausfuhr erneuert und die Konfiskation der weltlichen Güter der Prälaten, welche gegen des Königs Befehl das Konzil besucht hatten, ausgesprochen wurde. Der Papst that hierauf den König förmlich in Bann (April 1303), was jedoch nicht im geringsten fruchtete. P. eröffnete, auf einen Ausspruch der Universität von Paris gestützt, gegen den Papst eine Art gerichtliches Verfahren, dessen Resultat die Berufung auf ein allgemeines Konzil war. Jetzt ging P.s Kanzler, Wilhelm Nogaret, nach Italien und versuchte mit Hilfe des Sciarra Colonna sich der Person des Papstes zu bemächtigen; sie überfielen Bonifaz in seinem Palast zu Anagni und hielten ihn drei Tage in Gefangenschaft, bis ihn ein Aufruhr der Einwohner befreite. Bonifaz starb bald darauf (1303), und P. suchte sich mit dessen Nachfolger, Benedikt XI., zu verständigen, der aber ebenfalls (1304) starb. Durch Geld und Intriguen gelang es dem Könige, den Erzbischof von Bordeaux, Bertrand, als Clemens V. auf den päpstl. Stuhl zu setzen. Dieser nahm seinen Sitz zu Avignon und verpflichtete sich, seine Hand zur Zerstörung des Ordens der Tempelherren zu bieten. P. begann die Ausführung dieses Anschlags 1307 und ließ Hunderte von Templern als Ketzer verbrennen, während er sich, soweit er konnte, der Schätze des Ordens bemächtigte. Nachdem er noch 18. März 1314 den Großmeister Jakob Molay hatte den Scheiterhaufen besteigen lassen, starb er selbst 29. Nov. Unter seiner Regierung wurde die Macht der Vasallen gebrochen, die Kirche gedemütigt, das Krongebiet bedeutend konsolidiert und die Grundlage zum absoluten Throne gelegt. Die nächsten Folgen davon waren die Einführung der Reichsstände, die Ausbildung des Parlaments (s. d.) und die Entwickelung des röm. Rechts in allen Zweigen des öffentlichen Lebens, unter dessen Schutze das bisher von der Adelswirtschaft niedergedrückte Bürgertum erstarken konnte. P. hinterließ drei Söhne, Ludwig X., Philipp V. und Karl IV., die ihm nacheinander auf dem Throne folgten.

Vgl. Du Puy, «Histoire du différent entre le pape Boniface VIII et Philippe le Bel» (1655); Rabanis, «Clément V et Philippe le Bel» (Par. 1858); Boutaric, «La France sous Philippe le Bel» (Par. 1861); Jolly, «Philippe le Bel» (Par. 1869).

Philipp V., genannt der Lange, König von Frankreich, Sohn Philipps IV., folgte 1316 seinem Bruder Ludwig X., da die Stände mit Berufung auf das Salische Gesetz den Anspruch von Ludwigs minderjähriger Tochter Johanna, Erbin von Navarra und Champagne, zu seinen Gunsten abwiesen. Er betrigte Flandern, verband sich mit den Schotten gegen England und verschaffte sich die zu seinen Unternehmungen nötigen Gelder durch Ausplünderung und Vertreibung der Juden und harte Steuern, welche das Auftauchen zahlreicher, vielfach aus verarmten Bauern bestehenden Banden, der sog. Pastorellen, begünstigten, die nur mit Mühe unterdrückt werden konnten. Da auch er 1322 starb, ohne Söhne zu hinterlassen, folgte ihm sein letzter Bruder Karl IV.

Philipp VI., König von Frankreich, 1328—50, der erste aus dem Hause Valois, wurde 1293 geboren. Er war der Sohn Karls von Valois, des Bruders Philipps IV. von Frankreich. Als der nächste männliche Seitenverwandte machte er nach dem Tode Karls IV. seine Thronansprüche geltend und ward 29. März 1328 zu Rheims gekrönt. Schon elf Jahre vorher, nach dem Tode Ludwigs X., hatte das Parlament kraft des Salischen Gesetzes (s. d.) die nachgelassene Tochter des Königs ausgeschlossen und dessen Bruder die Krone zugesprochen. Dessenungeachtet trat jetzt auch König Eduard III. (s. d.) von England als Kronprätendent auf und behauptete, daß er als des letzten Königs Schwestersohn dem entfernten Hause Valois vorangehen müsse, weil das Salische Gesetz zwar die Prinzessinnen, keineswegs aber deren Söhne vom Throne ausschließe. Die beiden Vorgänger P.s hatten der Tochter Ludwigs X., Johanna, ungerechterweise ihr großmütterliches Erbteil, Navarra, Brie und Champagne, vorenthalten; P. gab Navarra zurück, inkorporierte aber 1335 die beiden Grafschaften der Krone. Gleich nach der Krönung zog er an der Spitze des Adels gegen die Flamländer, die ihren Grafen Ludwig vertrieben hatten, und brachte dieselben (1328) zur Unterwerfung. Dieses Glück gab ihm die Zuversicht, seinen Nebenbuhler und Vasallen, Eduard von England, vorzuladen. Eduard erschien zwar 1329 zu Amiens und schwor den Huldigungseid; doch gerieten beide bald miteinander in Konflikt. P. nahm 1333 den aus Schottland vertriebenen König David Bruce auf, unterstützte denselben und unternahm endlich unter dem Vorwande eines Kreuzzugs große Rüstungen. Der Papst Benedikt XII. leitete zwar 1336 zwischen den beiden Königen eine Friedensverhandlung ein; aber P. brach unterdessen in Guyenne ein. Eduard verband sich im Juli 1337 mit seinem Schwager, dem Kaiser Ludwig dem Bayer, den Grafen von Holland und Hennegau, den Herren von Brabant, Namur, Geldern, Jülich und dem Erzbischof von Köln. Auf P.s Seite standen Österreich, Böhmen, Lothringen, Lüttich, Bretagne, Navarra und später auch Castilien. Wiewohl der Papst den Kaiser vom engl. Bündnis abwendig machte, erhielt Eduard doch eine bedeutende Verstärkung durch die Flamländer, welche das Joch ihrer Grafen wieder abschüttelten.

Eduard eröffnete endlich 1339 den Krieg, indem er in die Picardie einfiel, seinen Gegner aber zu keiner Schlacht bewegen konnte, sodaß er nach Flandern zurückgehen und die Truppen entlassen mußte. Um die Überfahrt der Engländer zu hindern, schickte P. im folgenden Jahre eine starke Flotte in den Kanal, die Eduard (23. Juni) auf der Höhe von Sluys zerstörte. Obschon im Herbst ein mehrmals verlängerter Waffenstillstand zu Stande kam, dauerten die Feindseligkeiten fort, indem beide Teile in dem bretagn. Erbfolgestreite Partei ergriffen. P. wollte nämlich das Herzogtum Bretagne seinem Neffen, Karl von Blois, der mit einer bretagn. Prinzessin vermählt war, zuwenden, während deren Oheim, Johann von Montfort, von Eduard III. unterstützt wurde. Im J. 1345 ließ P. zehn vornehme bretagn. Edelleute, die es mit England hielten, ohne Urteil und Recht enthaupten, worauf Eduard den Krieg wieder begann. Am 26. Aug. 1346 kam es zur Schlacht bei Crecy (i. d.), wo die Franzosen eine vollständige Niederlage erlitten. Im folgenden Jahre, 1347, mußte die Stadt Calais nach elfmonatlicher Belagerung sich den Engländern ergeben. Nunmehr schlossen P. und Eduard, unter päpstl. Vermittelung, einen wiederholt verlängerten Stillstand, zumal der Schwarze Tod auch Frankreich furchtbar entvölkerte. Der Krieg, die Pest und das üppige Leben bei Hofe stürzten P. in die bitterste Finanznot, aus welcher er sich durch Erpressungen aller Art zu retten suchte. Seit 1338 war auf der Reichsversammlung zum Gesetz erhoben worden, daß die Steuern nur mit Bewilligung der Stände ausgeschrieben werden durften. P. half sich wieder durch Münzverschlechterung; auch bewilligten die Stände 1345 eine Trank- und Salzsteuer (gabelle). Im J. 1349 brachte P. die Dauphiné (s. d.) an sich, auch kaufte er von dem unglücklichen König Jakob von Majorca, der sich an seinem Hofe befand, die Herrschaft Montpellier und vereinigte mit der Krone Anjou und Maine, das Erbe von seiner Mutter. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Johanna von Burgund, vermählte er sich noch 1349 mit Blanca von Navarra. Er starb 23. Aug. 1350. Von seiner ersten Gemahlin hinterließ er zwei Söhne, von denen ihm der älteste, Johann der Gute, auf dem Throne folgte. Vgl. Gaillard, «Histoire de la querelle de Philippe de Valois et d'Edouard III» (4 Bde., Par. 1774).

Philipp der Kühne, Herzog von Burgund, 1363—1404, der Stifter des jüngern Hauses Burgund (s. d.), war der vierte Sohn des Königs Johann des Guten von Frankreich und wurde 15. Jan. 1342 geboren. Er suchte als 14jähriger Jüngling in der Schlacht von Poitiers 1356 das Leben seines Vaters mit eigener Aufopferung zu schützen und entfaltete dabei so glänzende Tapferkeit, daß er den Namen des Kühnen (le Hardi) erhielt. In dieser Schlacht fiel er zugleich mit seinem Vater in die Hände der Engländer und mußte die Gefangenschaft desselben zu London teilen, bis beide 1360 durch den Frieden von Bretigny in Freiheit gesetzt wurden. Johann verlieh nach der Rückkehr dem Sohne die zum Herzogtum erhobene Grafschaft Touraine. Drei Jahre später gab er ihm auch das 1361 mit der Krone vereinigte Herzogtum Burgund (s. d.) und erhob ihn zum ersten Pair von Frankreich. Als P.s ältester Bruder, Karl V., 1364 den Thron bestieg, mußte P. zwar Touraine herausgeben, erhielt jedoch die Bestätigung von Burgund.

Im J. 1369 heiratete P. Margareta, die Erbtochter des Grafen Ludwig III. von Flandern. Nachdem sein Schwiegervater 1384 gestorben, konnte er das Erbe Margaretas, die Grafschaften Burgund, Flandern, Artois, Rethel, Nevers, mit dem Herzogtum Burgund vereinigen. Doch wurden diese Länder im Namen seiner Gemahlin bis zu deren Tode verwaltet. P. setzte in seiner Residenz Dijon, sowie zu Lille Oberrechnungskammern ein und begünstigte das Emporblühen der Manufakturen, des Handels, der Künste und Gewerbe. Zum Nachteil seiner Länder ließ er sich jedoch in die Partei- und Familienkriege Frankreichs verwickeln. Schon 1380, beim Tode Karls V., geriet er in heftigen Streit mit seinem ältesten Bruder, dem Herzog Ludwig von Anjou, welcher sich die Regentschaft während der Minderjährigkeit Karls VI. anmaßte; erst 1382, nach Anjous Entfernung nach Neapel, gelang es ihm, sich der Gewalt zu bemächtigen. Nachdem aber der König 1388 seinen Regierungsantritt erklärt, mußte P. seinem Neffen, dem Herzog von Orléans, weichen. Als Karl VI. 1392 in Wahnsinn verfiel, ergriff P. wieder das Staatsruder und schloß 1396 einen Waffenstillstand mit England. P. starb 27. April 1404 unweit Brüssel. Ihm folgte sein ältester Sohn, Johann (s. d.) der Unerschrockene.

Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, 1419—67, einziger Sohn Johanns des Unerschrockenen und Margaretas von Bayern, geb. zu Dijon 1396, bemächtigte sich nach dem Tode seines Vaters mit Hilfe der Königin Isabeau, die ihren Sohn, den Dauphin, haßte, der Regierung in Frankreich. Gegen große Verheißungen schloß er den Vertrag von Troyes (21. Mai 1420), durch welchen Frankreich an die Dynastie Heinrichs V. von England gelangen sollte. Er erkannte nach dessen und des wahnsinnigen Karl VI. Tode den jungen Heinrich VI. von England als König von Frankreich an und setzte mit den Engländern den Kampf gegen den rechtmäßigen König Karl VII. fort. Später trat er jedoch als Vermittler zwischen beiden Parteien auf und eröffnete 6. Aug. 1435 zu Arras eine Friedensverhandlung zwischen den Engländern und Karl VII., in welcher er letzterm die Krone von Frankreich, erstern aber die Normandie nebst einigen andern Provinzen zusprach. Weil die Engländer diese Bedingungen verwarfen, schloß er 21. Sept. mit Karl VII. einen Separatfrieden, durch den er mehrere Gebietsabtretungen erlangte. Einige Jahre vorher hatte er durch Beraubung seiner Cousine, Jacobäa von Holland, Hennegau und Holland an sich gebracht; außerdem erwarb er noch mehrere andere Provinzen. (S. Burgund.) Unter P.s Regierung blühten Handel, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft in den burgund. Ländern empor und machten dieselben zum Mittelpunkt der Kultur und Civilisation des Jahrhunderts. Aber die mächtigen Städte Gent und Brügge bereiteten dem Herzog P. durch ihre Widerspenstigkeit auch öfters große Verlegenheiten. Er starb 15. Juni 1467 zu Brügge. Nachdem die beiden ersten Ehen P.s kinderlos geblieben, hatte er sich mit Isabella von Portugal vermählt, welche ihm den Nachfolger, Karl den Kühnen (s. d.), gebar. Zur Feier dieser Vermählung stiftete P. 10. Jan. 1430 den Orden des Goldenen Vließes (s. d.). Vgl. Barante, «Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois» (13 Bde., Par. 1824—26).

Philipp I., der Großmütige, Landgraf von Hessen, geb. 13. Nov. 1504, folgte seinem Vater, Landgraf Wilhelm II., 11. Juli 1509 unter der Vormundschaft seiner Mutter Anna von Mecklenburg, und trat bereits 1518 die Regierung an, zu einer Zeit, wo ein Teil der hess. Ritterschaft, im Bunde mit Franz von Sickingen, in wilder Fehde die fürstliche Gewalt erschütterte. So war es die erste Waffenthat P.s, gegen Sickingen im Verein mit dem Erzbischof Richard Greiffenklau von Trier und Ludwig von der Pfalz vorzugehen. In Landstuhl belagert, mußte Sickingen Mai 1523 sich P. ergeben. Schon 1524 durch Melanchthon für die Reformation gewonnen, führte P. dieselbe 1526 in Hessen ein, nachdem er 1525 die im Werrathal und in Thüringen unter Thomas Münzer empörten Bauern niedergeschlagen hatte. Die evang. Politik brachte ihn mit Herzog Georg von Sachsen, dessen Tochter Christine er 1523 heimgeführt hatte, auseinander und fesselte ihn an Kursachsen, mit dem vereinigt er fortan der Schützer der neuen Lehre wurde. Schon 1526 schlossen beide deshalb mit einigen gesinnungsverwandten Ständen das Torgauer Bündnis; 1527 gründete P. die erste evang. Universität, Marburg. P., der auf dem Reichstag zu Speier 1529 seine Partei führte, lud in der Hoffnung, die divergierende oberdeutsch-schweizerische und die norddeutsch-sächsische Richtung zu versöhnen, die Führer beider Parteien mit ihren Anhängern zum Religionsgespräch nach Marburg ein (1. bis 3. Okt. 1529). Der Versöhnungsversuch scheiterte und P. schloß sich nun um so enger an Zwingli an. Mit demselben kam er überein, einen großen evang. Bund, in den sie alle antikaiserl. Mächte von Venedig bis Paris und Kopenhagen hineinziehen wollten, zu stiften. Das Erscheinen Karls V. im Reich, die Reaktion der Waldstädte gegen Zwingli, welcher denselben bei Kappel Okt. 1531 erlag, vereitelte den Plan, aber der augsburger Reichstagsabschied näherte wieder die Lutheraner den Hessen und Oberländern, und so kam es zu der Gründung des Schmalkaldischen Bundes (1530—31), in dem P. mit dem Kurfürsten von Sachsen die Leitung hatte. Gestützt auf diesen Rückhalt, konnte er es 1534 wagen, seinen Freund, den verbannten Herzog Ulrich von Württemberg, in sein von Habsburg occupiertes Stammland wieder heimzuführen, was ihm durch den Sieg bei Lauffen gelang. Im J. 1536 brachte er die wittenberger Concordie zu Stande, wodurch die von Bucer geleiteten oberdeutschen Städte enger an Sachsen und den Schmalkaldischen Bund geschlossen wurden. In den J. 1539—40 agitierte er für ein großes Defensiv- und Reformbündnis sämtlicher deutscher Stände, selbst Bayern nicht ausgenommen, gegen den wieder ins Reich kehrenden Kaiser. Die Geschicklichkeit der kaiserlichen Diplomatie wußte die Dinge in der Schwebe zu halten, bis Karl V. nach dem Frieden mit Frankreich und dem türk. Waffenstillstand die Hände frei hatte, um die Schmalkaldener niederzuschlagen. P., der 1542 den kath. Herzog Heinrich von Braunschweig verjagt und 1545 gefangen hatte, führte mit Kurfürst Johann Friedrich das Bundesheer an, das Karl V. an der Donau gegenübertrat und im Nov. 1546 durch Hunger, Kälte und den Verrat Herzog Moritz', dem P. 1541 seine Tochter Agnes vermählt hatte, auseinander gesprengt wurde. Im J. 1547 ließ P. sich zur Unterwerfung unter den Kaiser verlocken, was

für ihn eine fünfjährige Gefangenschaft zur Folge hatte. Heimgekehrt nach dem Sturz der kaiserlichen Macht, heilte er in vorsichtiger Zurückhaltung die dem Lande geschlagenen Wunden, ohne doch in seinem prot. Eifer jemals zu erkalten. P. starb 31. März 1567, nachdem er sein Land unter seine vier legitimen Söhne Wilhelm, Georg, Ludwig und Philipp geteilt hatte. Von seiner Nebenfrau Margarete von Sale hatte er sechs Söhne und eine Tochter. Vgl. Rommel, «P. der Großmütige, Landgraf von Hessen» (3 Bde., Gießen 1830); Wille, «P. der Großmütige von Hessen und die Restitution Ulrichs von Württemberg» (Tüb. 1882).

Philipp, Herzog von Orléans, s. unter Orléans.

Philipp, Graf von Flandern, geb. 24. März 1837 als zweiter Sohn des Königs Leopold I. von Belgien, vermählt 25. April 1867 mit Prinzessin Maria (geb. 17. Nov. 1845), der Tochter des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen. Da sein Bruder König Leopold II. keine männlichen Nachkommen hat, ist P. der mutmaßliche Thronerbe Belgiens. Er hat vier Kinder, darunter die Prinzen Baldwin (geb. 3. Juni 1869) und Albert (geb. 8. April 1875).

Philipp von Heinsberg, Erzbischof von Köln 1167—91, beginnt die Reihe der gewaltigen kölner Kirchenfürsten, welche der Politik der Kaiser gegen die Päpste und im Reich sich entgegenstellten, die niederrheinischen Großen um sich sammelten und, unterstützt durch die Handelsbeziehungen ihrer Hauptstadt, polit. Verbindungen mit England unterhielten. Doch war P. noch weit von grundsätzlicher Opposition gegen die Staufen entfernt; er wirkte mit zum Sturz Heinrichs des Löwen und gewann dadurch 1180 für sich und seine Nachfolger die Herzogswürde in Westfalen hinzu zu der in Lothringen, welche die Erzbischöfe schon seit dem 10. Jahrh. hatten.

Philipp von Neri, s. Neri (Philipp).

Philipper (Brief an die), eins der im Neuen Testament enthaltenen Sendschreiben des Apostels Paulus, ist an die vom Apostel bei seiner ersten Reise nach Europa gestiftete Gemeinde zu Philippi in Macedonien gerichtet, auf Anlaß einer dem Paulus während seiner Gefangenschaft in Rom übersendeten Liebesgabe. Der in sehr herzlichem Ton geschriebene Brief verfolgt zugleich den Zweck, die P. zu brüderlicher Eintracht zu mahnen und die zwischen Judenchristen und Heidenchristen eingerissenen Spaltungen zu beseitigen. Die Verdachtsgründe gegen seine Echtheit, welche zuerst von Baur und seiner Schule, zuletzt besonders eingehend von Holsten entwickelt wurden, lassen sich großenteils entkräften. Kommentare schrieben namentlich Rilliet, Meyer, De Wette und Weiß. Vgl. Holsten, «Jahrbücher für protest. Theologie» (Bd. 1 und 2, Lpz. 1875 u. 1876); P. Schmidt, «Neutestamentliche Hyperkritik» (Berl. 1880).

Philippeville, Flecken und ehemalige Festung im gleichnamigen Arrondissement der belg. Provinz und im Südwesten von Namur, 11 km von der franz. Grenze, inmitten einer weiten Ebene der Ardennen auf einem Berge an der Belgischen Centralbahn gelegen und regelmäßig gebaut, hat 1281 E., die zumeist Ackerbau treiben. Der Ort hieß früher Corbigny, bis 1555 Kaiser Karl V. an dessen Stelle eine feste Stadt erbauen ließ, die er nach seinem Sohne, Philipp II., benannte. Die Festung wurde 19. Mai 1578 von Don Juan d'Austria den Holländern entrissen, 1659 im Pyrenäischen Frieden von Spanien an Frankreich abgetreten und blieb auch 1814 bei letzterm. Am 8. Aug. 1815 fiel aber der Platz nach sechswöchentlicher Blockade durch Kapitulation an die Preußen und wurde im Pariser Vertrag vom 20. Nov. 1815 zu den Niederlanden geschlagen, ebenso wie das 11 km südlicher gelegene Marienburg. Nach der Schlacht bei Waterloo hatte sich Napoleon I. in die Festung geflüchtet. Dieselbe bestand aus einem unregelmäßigen Pentagon mit fünf Bastionen und bildete einen Kriegsplatz dritter Klasse in Belgien, ist aber als solcher schon längere Zeit aufgegeben.

Philippeville oder Philippeville-Stora, die befestigte Hauptstadt eines Arrondissements der Provinz Konstantine in Algerien, 3 km im OSO. ihres Hafenplatzes Stora, an der Mündung des Uëd-Saffaf zu beiden Seiten einer 800 m langen und 160 m breiten, nordwärts zum Meer auslaufenden Schlucht und am Anfang der 87 km langen Konstantine-Eisenbahn gelegen, wurde 7. Okt. 1838 vom Marschall Vallée gegründet, nach dem König Ludwig Philipp benannt und 1848 zum Hauptort eines Arrondissements erhoben. Die regelmäßig gebaute Stadt mit schönen Straßen und stattlichen Plätzen zählt (1881) 15580 E. und ist der Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Friedensgerichts, einer Handelskammer, eines Arabischen Bureau und mehrerer Konsulate. Es befindet sich hier eine Citadelle, eine kath. Kirche, ein prot. Tempel, eine Moschee, ein Kommunal-Collège, ein Museum (mit Statuen und Münzsammlung), eine Militärbibliothek u. s. w. P., an einem jetzt mit Molen versehenen Hafen, ist mit dem 1000 E. zählenden Flecken Stora der Handels- und Militärhafen von Konstantine und ein wichtiges Entrepôt und Centrum des Transithandels zwischen Europa, dem östl. Algerien und der östl. Sahara, durch Dampfschiffahrt mit Marseille und Algier verbunden. Die von mehrern Bächen reichlich bewässerte und sehr fruchtbare Umgegend liefert Kork, Cerealien, Baumwolle, Tabak, Wein, Oliven, Lein, Wachs und Honig, Orangen, Citronen und Bildhauermarmor. Gerberei und Korkfabrikation sind ansehnliche Industriezweige. P. nimmt die Stelle der phöniz. Kolonie und röm. Station Rusicada ein, welche schon 255 als Bischofssitz erwähnt und im Mittelalter Osiura genannt wurde. Noch sieht man bei Stora aus dem Altertum die Reste eines Kai, eines Amphitheaters, schöner Cisternen und großer unterirdischer Gewölbe. Auf der Ostseite der Stadt, 200 m vom Meer, lagen auf einem steilen Hügel die Umfangsmauern eines röm. Kastells, die zur Citadelle benutzt wurden. Etwa 900 m östlich davon liegt die Redoute Skikda (arab. Korrumpierung aus Rusicada).

Philippi, eine Stadt in Macedonien, früher zu Thrazien gehörig, nordwestlich vor Amphipolis, genannt nach ihrem Eroberer, dem König Philipp II., der sie wegen der in der Nähe im Gebirge Pangaeos (s. d.) befindlichen Goldbergwerke beträchtlich erweiterte, besonders denkwürdig durch die beiden Schlachten, in denen Antonius und Octavianus 42 v. Chr. die Republikaner unter Cassius und Brutus besiegten. Auch gründete hier der Apostel Paulus eine christl. Gemeinde, und an diese ist der Brief an die Philipper gerichtet. Noch jetzt heißen die Trümmer P. oder Felibe.

Philippiken hießen ursprünglich die berühmten Reden des Demosthenes gegen (den König) Philipp (von Macedonien), und später nach dem Beispiel derselben die 14 Reden des Cicero gegen Antonius (s. d.). Danach bedeutet Philippika überhaupt eine heftige oder strafende Rede.

Philippinen ist der Name der durch Magelhaens und Pigafetta im März 1521 entdeckten nordöstlichsten Provinz des ostasiat. oder Malaiischen Archipelagus, die seit 1570 sich unter span. Herrschaft befindet. Der Archipel der P. umfaßt mehr als 1000 größere und kleinere Inseln, welche sich zwischen dem 5.° und 21.° nördl. Br. ausdehnen und im O. durch den Stillen Ocean, im W. durch die Chinesische Südsee begrenzt sind. Das Areal sämtlicher Inseln beträgt 293 726, mit den Sulu-Inseln, über welche laut Protokoll vom 7. März 1885 durch Vereinbarung von Deutschland und England mit Spanien der Regierung der letztern die Souveränetät zuerkannt wurde, 296 182 qkm; die Einwohnerzahl beläuft sich auf etwa 6 300 000, von denen 5 636 232 den Spaniern unterworfen sind. Nur zwei der Inseln sind von größerm Umfange, nämlich Luzon (105 919 qkm) und Mindanao (96 310 qkm). Es folgen dann Mindoro (10 192 qkm), Paláuan (11 855 qkm), Samar (13 386 qkm), Panay (12 004 qkm), Negros (12 098 qkm), Zebu (4697 qkm), Bohol (3876 qkm), Leyte (7037 qkm), Basilan (1283 qkm) u. s. w. Die P. bilden ein Glied der großen, die Ostküste Asiens umgebenden Vulkanreihe und besitzen noch viele thätige Vulkane. Obschon auf den größern auch ausgedehnte Ebenen bestehen, gehören doch alle den hohen Inseln an. Ihre Küsten sind reich an Baien, welche vortreffliche Ankergründe bieten. Die größte Insel, Luzon oder Manila, mit 3 531 000 E., ist in zwei Halbinseln, eine nördliche mehr gebirgige und eine schmälere südliche (Camarines), getrennt. Wie an Flüssen, unter denen der Pasig der bedeutendste, ist Luzon auch reich an schiffbaren, fischreichen Binnenseen. Der größte davon ist der Lagoa de Bay; dann folgen der Taal-, Candava- und Cagayansee. Außer diesen beständigen Wasserbecken entstehen in der Regenzeit periodische Seen, welche das Land mit fruchtbarem Schlamm überfluten. Das Klima der nördlichen P. wird wesentlich durch die Monsuns (s. d.) bedingt. Die nördl. Inseln der P. sind häufiger, die südlichen seltener furchtbaren Cyklonen oder Drehstürmen (chinesisch Teifuns) blosgestellt. Der Regenfall schwankt an der Westküste Luzons zwischen 200 und 300 cm. Die Vegetation ist im allgemeinen jener der Sunda-Inseln analog, und sowohl die Fruchtbarkeit des Bodens als auch die Mannigfaltigkeit seiner Erzeugnisse sind außerordentlich. Der Wert der Ausfuhr belief sich 1883 auf 435 768 Pesos fuertes (zu 4 Mark), die Einfuhr auf 1 721 394 Pesos. Ausfuhrartikel ist hauptsächlich Zucker, dann Manilahanf, Kaffee, Tabak, Cigarren, Farbeholzer u. s. w. Das Mineralreich liefert Steinkohlen, Kupfer und Waschgold.

Die Bevölkerung der P. besteht aus Tagalen, Ilocos, Pampangans, Pangasinans, Cagayas und Bicols, welche sämtlich Nachkommen eingewanderter Malaien sind und in die civilisiertern Küsten- und rohern Bergbewohner zerfallen. Sie reden 15 verschiedene Idiome. Den Schriftzeichen der Tagalen liegen die ind. Devanagaricharaktere zu Grunde. Als Überreste der Ureinwohner der P. gelten die allmählich immer mehr verdrängten Negritos oder Negrillos, welche im Centralgebirge Luzons, an der Nordwestküste dieser Insel und auf den Eilanden Negras, Panay, Mindara und Mindanao ein Nomadenleben führen und sich von Jagd und Fischfang nähren. Ihre Zahl beläuft sich nur nach auf 30—35 000. Die Zahl der Spanier und andern Europäer wird auf 2000, die der Creolen auf 5000, die der Mestizen auf 25 000 und die der eingewanderten Chinesen auf 65 000 geschätzt. Das span. Besitztum auf den P. wird in 46 Provinzen eingeteilt, waaan 22 auf die Insel Luzan, 6 auf Mindanao und 3 auf Panay kommen. Die ganze Regierungsgewalt über die P. einschließlich der Marianeninseln, sowie der Oberbefehl über die Militärmacht ruht in den Händen des span. Gouverneurs (General Capitan). Ein Erzbischof, mehrere Bischöfe, der Intendant der Armee und Finanzen, der Staatsanwalt und der Präsident der Rechnungskammer sind die übrigen hohen geistlichen und weltlichen Beamten. Wie von höchster Wichtigkeit die P. durch ihre Produktionskraft sowohl als durch ihre geogr. Lage für den asiatisch. Handel auch sein könnten, so hat die Regierung doch so gut wie nichts gethan, um durch Wegräumung längst veralteter Verhältnisse und Zustände dieselben zu höherer Entwickelung zu bringen. Die Staatseinnahmen werden aus der Kopfsteuer der Eingebarenen, dem Tabaksmonopol, den Ein- und Ausfuhrzöllen, der Fronarbeit, aus einer Abgabe für den Verkauf aus Palmenwein gewonnen, sowie aus der Erlaubnis zum Abhalten öffentlicher Hahnenkämpfe, denen die Eingebarenen leidenschaftlich zugethan sind. Völlig steuerfrei sind die Spanier und die Fremden. Die Einnahmen betrugen 1884 11 298 506, die Ausgaben 11 341 054 Pesos. Der Schiffahrtsverkehr, sich fast ganz auf die Hauptstadt Manila (s. d.) beschränkend, wird großenteils von fremden Schiffen besorgt. Der ganze Handel mit dem Auslande war bis 1858 gesetzlich nur auf Manila beschränkt; seitdem sind jedoch noch die Häfen von Iloila auf der Insel Panay mit 7500 E., Sual an der Westküste von Luzon mit 3500 E. und Zamboanga auf Mindanao mit 10 000 E. der Schiffahrt geöffnet. Auch hat die Regierung 1866 die fracht suchenden, in Manila einlaufenden Schiffe von dem Tonnengelde befreit und seit Ende 1868 von den in Manila importierten Waren keine Differentialzölle mehr erhoben. Der Handel ist fast ausschließlich in den Händen weniger angesessener engl., amerik. und deutscher Häuser. Die regelmäßige Dampferverbindung der P. mit Europa und Asien ist noch sehr beschränkt, die genauere Kenntnis vieler der kleinen Inseln noch sehr mangelhaft. Auf dem ganzen Archipel erscheint nur eine einzige, unter dem Schutze der Regierung herausgegebene Zeitschrift. Es gibt kein Land, in welchem die Geistlichkeit eine unbeschränktere Macht besaße als auf den P. Die der eingeborenen und chinesischen Bevölkerung aufgelegte unerträgliche Steuerlast und die willkürliche Handelsweise der Spanier gegen sie gaben Veranlassung zu einer Verschwörung, welche 20. Jan. 1872 in der 42 km von Manila entfernten Festung Cavite unter den dort garnisonierenden eingebarenen Truppen zum Ausbruch kam. Die Ermordung aller Weißen wurde beabsichtigt. Es gelang indessen, den Aufstand zu ersticken, dem schon begonnenen Blutbade Einhalt zu thun und die Schuldigen zu bestrafen. Auf einem

Teil der Insel Mindanao oder Magindanao, dann einigen benachbarten südl. Eilanden und zum Teil auf Palâuan herrichen noch unabhängige Sultane und kleine Häuptlinge über mohammed. Völkerschaften, die ein Hauptkontingent zu den berüchtigten ostasiat. Seeräubern stellen.

Vgl. Semper, «Die P. und ihre Bewohner» (Würzb. 1869); derselbe, «Reisen im Archipel der P.» (3 Tle., Lpz. u. Wiesb. 1867); Jagor, «Reisen in den P.» (Berl. 1873); Drasche, «Fragmente zu einer Geologie der Insel Luzon» (mit Karten und Tafeln; Wien 1878); Canamaque, «Las Islas Filipinas» (Madr. 1880); Moya, «Las Islas Filipinas en 1882» (Madr. 1883).

Philippisten, im 16. Jahrh. Bezeichnung der Anhänger des mildern Philipp Melanchthon, im Gegensatz zu den strengeifrigen Lutheranern.

Philipponen Filiponen, russ. Filipovščina), eine der zu den Raskolniken (s. d.) gehörigen priesterlosen russ. Sekten. Sie wurde von dem flüchtigen nowgoroder Streliken Wassiljew Photius (Fotij, geb. 1675), welcher sich als Mönch Philipp nannte und von der orthodoxen Kirche den Beinamen Putstosuât, d. i. der Scheinheilige, erhielt, innerhalb der sog. Pomorskischen Sekte im russ. Gouvernement Olonez gegründet und trennte sich 1737 von der letztern ab. Photius verbrannte sich 1742 mit einigen seiner Genossen selbst in seiner Hütte, und auch bei seinen Anhängern war der Selbstmord häufiger als bei andern russ. Sekten, weshalb sie sich auch Selbstverbrenner (russ. sožigateli) oder Selbstkasteier (russ. moreljščiki) nannten. Die Sekte wurde von der russ. Regierung verfolgt, breitete sich nach Finland, Litauen, Polen aus; ein Teil trat sogar in das spätere Ostpreußen über, wo noch gegenwärtig einige Philipponenkolonien mit zusammen etwa 800 Seelen im Sensburger Kreise des Regierungsbezirks Gumbinnen bestehen. Die wichtigsten davon sind: Eckartowo und Ladnepole. Ein anderer Teil der P. siedelte sich unter dem Namen Lippowaner (s. d.) in der Bukowina an.

Philippopel (grch. Philippopóli, türk. Filibé, bulgar. Plowdiw), bis 1878 Hauptstadt des gleichnamigen Mutessarilyk im türk. Wilajet Edirneh (Adrianopel), seitdem Hauptstadt der autonomen Provinz Ostrumelien, noch im Bereich des alten Thrazien gelegen, am mittlern Flußlauf der Mariza und dem größern Teil nach auf deren rechtem Ufer, auf welchem auch die Rumelische Eisenbahn hart vorüberführt, ist Mitte einer weiten, überaus fruchtbaren Ebene, die sich von Tatar-Basardschik bis Papasli ausdehnt. Die Stadt zählt (1885) 33 442 E., wovon 16 752 Bulgaren, 7144 Türken, 5424 Griechen, 2168 Juden und 1061 Armenier. P. ist Residenz eines griech. Erzbischofs und hat 13 griech. Kirchen, 26 Moscheen, eine kath. Kapelle, eine Synagoge, ein Realgymnasium, mehrere bulgarische und eine israel. Schule, ein Hospital und ein Waisenhaus. Den verschiedenen Nationalitäten entsprechend, ist P. in einzelne, scharf gesonderte Quartiere geteilt. Die Vorstadt jenseit des Flusses, über den an der Stelle, wo er durch eine Insel in zwei Arme geteilt ist, eine eiserne Brücke führt, heißt Karschiaka und wird überwiegend von Griechen bewohnt. Drei auf dem rechten Ufer im Bereich P.s gelegene Höhen, Nebet- (mit einer alten Burg), Sahat- und Djendem-Tepe, geben dem Ort ein pittoreskes Ansehen. Der Westseite der Stadt entlang ziehen sich ausgedehnte Begräbnisplätze der verschiedenen Konfessionen hin. Die Industrie P.s umfaßt Seiden-, Baumwoll- und Ledermanufakturen. Die Umgegend ist fleißig angebaut und hat zahlreiche Dörfer, Gärten und Landhäuser. P. wurde von Philipp II. von Macedonien erbaut. Die Stadt hieß in der Römerzeit wegen der drei erwähnten Höhen Trimontium. Im Russisch-Türkischen Kriege von 1877 und 1878 wurde sie 16. Jan. 1878 von den Russen besetzt. Am 17. Sept. 1885 brach in P. eine Revolution aus, infolge welcher die Vereinigung von Ostrumelien mit Bulgarien erklärt wurde.

Philippóvich (Joseph Freiherr von Philippsberg), österr. Feldzeugmeister, geb. zu Gospics im Gebiet der Militärgrenze aus bosnischer Familie 1818, trat 1836 in österr. Militärdienst, wurde 1839 Offizier im Pionierkorps, kam in den Generalstab, wurde 1848 Major im Warasdiner Grenzregiment, zeichnete sich unter Banus Jellachich wiederholt bei den Kämpfen in Ungarn aus, wurde 1850 als Oberstlieutenant dessen Adjutant, 1857 Oberst und Kommandeur des 5. Grenzregiments, 1859 Generalmajor und Brigadekommandeur, kämpfte 1859 im Verband des 6. Armeekorps in Italien, wurde 1860 mit dem erblichen Freiherrenstande beliehen, stand dann in Semlin und war beim serb. Nationalkongreß als kaiserl. Kommissar. Am Feldzug in Böhmen 1866 nahm er als Adlatus des Grafen Thun, Kommandierenden des 2. Armeekorps, teil, wurde dann als Feldmarschalllieutenant und Divisionskommandant nach Wien, später als Landeskommandierender von Tirol und Vorarlberg nach Innsbruck, 1872 nach Brünn versetzt, im Jan. 1874 zum Feldzeugmeister befördert und im Juni zum Landeskommandierenden von Böhmen in Prag ernannt. Überall erwarb er sich großes Verdienst um die kriegstüchtige Ausbildung der Truppen und deren gute Disciplinierung, sodaß er für einen der tüchtigsten Führer des Heeres galt. Im Juli 1878 übernahm P. den Befehl über die zum Einmarsch nach Bosnien und der Herzegowina bestimmten Truppen, führte die Hauptkolonne von Brod über Zepce nach Serajewo und besetzte diese Stadt 19. Aug. nach heftigem Kampf. Als das anfänglich zu schwach bemessene Occupationskorps auf eine Armee von vier Armeekorps verstärkt wurde, blieb P. als Armeekommandant an deren Spitze und unterwarf bis Mitte Okt. 1878 Bosnien und die Herzegowina vollständig der österr. Herrschaft, kehrte 1880 nach Wien und 1882 als Landeskommandierender von Böhmen nach Prag zurück, wo er im Dezember Kommandant des 8. Armeekorps wurde.

Philippsburg, Stadt im Amt Bruchsal des Kreises Karlsruhe im Großherzogtum Baden, am Einfluß des Salzbachs in den Rhein und an der Linie Bruchsal-Germersheim der Badischen Staatsbahnen, 24 km im Norden von Karlsruhe gelegen, mit (1880) 2549 meist kath. E., war früher eine berühmte Reichsfestung, die bis 1803 zum Hochstift Speier gehörte. Der Bischof Philipp von Speier wählte den ursprünglich Udenheim genannten Flecken zu seiner Residenz, nannte ihn dem Apostel Philippus zu Ehren P. und befestigte ihn 1618 und 1623. Im Dreißigjährigen Krieg fiel P. nacheinander den Schweden, Franzosen, Kaiserlichen und wieder den Franzosen in die Hände, welchen letztern im Westfälischen Frieden das Besatzungsrecht bestätigt wurde. In den Kriegen zwischen Ludwig XIV. und Deutschland wurde die Stadt 1676 von den

Deutschen unter Herzog Karl von Lothringen erobert und im Nimwegener Frieden 1679 ihnen zugesprochen, 1688 zwar abermals 29. Okt. von den Franzosen unter Vauban genommen, im Ryswijker Frieden von 1697 aber wieder an Deutschland zurückgegeben. Auch 18. Juli 1734 nahmen die Franzosen die indes sehr verfallene Festung mit leichter Mühe, freilich mit dem Verlust des Marschalls Berwick (12. Juni), räumten sie aber 1735 wieder. Im franz. Revolutionskriege wurde sie 1799 bombardiert, genommen und 1800 gänzlich geschleift; 1803 kam sie zu Baden. Am 21. Juni 1849 wurde bei P. ein Teil der bad. Revolutionsarmee unter dem Polen Mieroslawski von den Preußen geschlagen.

Philipps-Insel, s. Mindoro.

Philippson (Ludw.), jüd. Gelehrter, geb. zu Dessau 28. Dez. 1811, studierte in Berlin, war 1833—62 Rabbiner in Magdeburg und lebt seitdem als Emeritus in Bonn. P. hat eine außergewöhnliche schriftstellerische Thätigkeit für die religiösen und politischen Interessen seiner Glaubensgenossen entwickelt. Er ist Redacteur der von ihm gegründeten, seit 1837 erscheinenden «Allgemeinen Zeitung des Judentums», gab die Anregung zu den deutschen Rabbinerversammlungen (von 1844 an), leitete 18 Jahre lang den von ihm gegründeten jüd. Litteraturverein, sorgte für die Herstellung einer wohlfeilen Volksbibel und ist noch jetzt Mitglied des Kuratoriums der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums in Berlin. Neben vielen kleinern Schriften sind hervorzuheben: das in mehrern Auflagen in drei Bänden erschienene Bibelwerk, ferner «Die Entwickelung der religiösen Ideen im Judentum, Christentum und Islam» (2. Aufl., 1874) und «Die israel. Religionslehre» (3 Bde., Lpz. 1861—65).

Philippson (Martin), Sohn des vorigen, Historiker, geb. 27. Juni 1846 in Magdeburg, studierte in Bonn und Berlin Geschichtswissenschaft, wurde 1871 Privatdocent, 1875 außerord. Professor der Geschichte in Bonn, 1878 ord. Professor an der Universität zu Brüssel. Er schrieb: «Heinrich IV. und Philipp III. Die Begründung des franz. Übergewichts in Europa 1598—1610» (3 Bde., Berl. 1871—76), «Geschichte des preuß. Staatswesens vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zu den Freiheitskriegen» (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1880—82); für die Oncken'sche «Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen»: «Das Zeitalter Ludwigs XIV.» (Berl. 1879), sowie «Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV.» (Berl. 1882), «La contre-révolution religieuse au XVIe siècle» (Brüss. 1884). Für den «Neuen Plutarch» (Lpz. 1874 fg.) lieferte P. die Biographien: «Heinrich IV. von Frankreich», «König Philipp II. von Spanien» und «Friedrich II., König von Preußen».

Philippsorden, Verdienstorden Philipps des Großmütigen, vom Großherzog Ludwig II. von Hessen 1. Mai 1840 gestiftet, zerfällt in Großkreuze, Komture erster und zweiter Klasse und Ritter erster und zweiter Klasse. Das Ordenszeichen ist ein achtspitziges, einwärts ausgeschweiftes weiß emailliertes Kreuz mit goldener Einfassung und blauem Mittelschild, in welchem das Bild Philipps des Großmütigen mit der Umschrift «Si deus nobiscum, quis contra nos» sich befindet. Das Band ist hochrot mit schmaler blauer Einfassung.

Philippsthal (bis 1685 Kreuzburg), Pfarrdorf im preuß. Regierungsbezirk Kassel, Kreis Hersfeld, rechts an der Werra, 20 km östlich von Hersfeld, hat (1880) 636 evang. E. und ein Schloß (ehemals Benediktinerinnenkloster), Residenz einer jüngern Seitenlinie des Hauses Hessen-Kassel, der Landgrafen von Hessen-Philippsthal (s. d.).

Philippus, ein Apostel und Schüler Jesu, stammte aus Bethsaida in Galiläa nach Joh. 1, 45. Die kleinasiat. Überlieferung läßt ihn nach Jesu Tode nach Phrygien übersiedeln und in Hierapolis den Märtyrertod sterben, doch beruht dies wohl auf Verwechselung mit dem gleichnamigen Diakonus P. (Apostelg. 6, 5), der zuerst in Samaria das Christentum predigte. Diesen P. samt seinen «weissagenden Töchtern» traf Paulus bei seiner letzten Reise nach Jerusalem in Cäsarea am Meer an. Ihm oder auch dem Apostel P. wird auch ein Evangelium zugeschrieben, das bei den Gnostikern im Gebrauch war. Auch die noch im griech. und syr. Text teilweise erhaltenen «Akten des P.», eine fabelhafte Geschichte seiner Reisen und Wunderthaten, ist ein gnostisches Machwerk. Denn Apostel P. hat die röm. Kirche, zugleich mit Jakobus dem Jüngern, den 1. Mai geweiht; die griech. Kirche aber feiert für ihn den 14. (26.) Nov. und für jenen Jakobus den 23. Okt. (4. Nov.). Vgl. Lipsius, «Die apokryphen Apostelgeschichten und Apostellegenden» (Bd. 2, Braunschw. 1884). Außerdem kennt das Neue Testament noch einen P. als Bruder des Herodes Antipas.

Philippus (M. Julius), mit dem Beinamen Arabs, röm. Kaiser, geb. 204 n. Chr. in der röm. Kolonie Bostra als Sohn eines Häuptlings räuberischer syrisch-arab. Bewohner von Trachonitis, machte seine Laufbahn als röm. Offizier und beseitigte im J. 243 in einem Kriege des Kaisers Gordianus III. gegen die Perser dessen Gardepräfekten Timesitheus mit Gift. Er trat an dessen Stelle und stürzte (bei Circesium am Euphrat) zu Anfang 244 dann auch den Kaiser, um nun selbst den Purpur zu nehmen. Glückliche Kämpfe gegen die Karpen an der untern Donau 245—247, dann die Feier (248) des tausendjährigen Bestehens der Stadt Rom, hinderten nicht, daß die mösischen und german. Legionen im J. 249 den Decius als Gegenkaiser aufstellten. In einer Schlacht bei Verona (Herbst 249) verlor P. Sieg und Leben.

Philippus (Philippos), fünf macedon. Könige, s. Philipp, S. 918 fg.

Philister oder Philistäer, ein kriegerischer Volksstamm von indogerman. (pelasg.) Abkunft, wohnten in den südwestl. Ebenen Palästinas, das nach ihnen benannt wurde, an der Seeküste. (Palästina ist die griech. Form des hebr. Namens Pleschet, welcher ursprünglich nur das Land der P., Philistäa, bezeichnete.) Die über sie erhaltenen Nachrichten lassen sie als ein reges, gewerbfleißiges und kultiviertes Volk erscheinen. Sie bewohnten unter andern die festen Städte Gaza, Asdod, Askalon, Gath und Ekron, die, von eigenen Fürsten regiert, untereinander durch eine gemeinsame Bundesverfassung verbunden waren. Eine zweite philistäische Pentapolis scheinen die Seestädte Jabne, Joppe, Dor, Akko und Achsib gebildet zu haben. Ihre Religion war asiat. Naturdienst, den sie vorwiegend, wie die Hellenen, von der heitern Seite auffaßten. Ihre Hauptgottheiten, Dagon und Derketo (Atergatis), deren Bilder eine Zusammensetzung von Fisch- und Menschengestalt darstellten, waren Symbole der zeugenden Naturkraft. Ihre kriegerische Tüchtigkeit

erwiesen sie besonders in ihren ununterbrochenen Kämpfen mit den Hebräern. Unter Samuel durch die Niederlage bei Mizpa zeitweilig geschwächt, erhoben sie noch zu Sauls und Davids Zeiten mächtig ihr Haupt und wurden erst von dem letztern niedergeworfen. Nach der Teilung des israel. Reichs beginnen die Kämpfe von neuem. Späterhin leisteten ihre Städte den assyr. und ägypt. Feldherren oft jahrelangen Widerstand. Zur Zeit der Makkabäer waren sie syr. Unterthanen.

Philister werden in der studentischen Redeweise alle außerhalb des akademischen Verbandes Stehenden genannt, in engerer Bedeutung spießbürgerlich gesinnte Menschen. **Philiströs** bildet daher als Ausdruck des Beschränkten, Kleinlichen und Nüchternen in Ansichten und Handlungen den Gegensatz zu burschikos.

Philistos von Syrakus, ein Verwandter und Anhänger des Tyrannen Dionysius I., wurde von diesem 385 gleichwohl verbannt, weil er eine Nichte desselben geheiratet hatte. Er lebte in Oberitalien in Adria, bis er von dem jüngern Dionysius zurückgerufen wurde, und fand in einem Seegefecht gegen Dion den Tod. P. schrieb eine «Sikilische Geschichte» in 2 Teilen, die von Athanis fortgesetzt wurde. Die erhaltenen unbedeutenden Fragmente stehen in den «Fragmenta historicorum Graecorum» von Müller.

Phill., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Phillips (John).

Phillips (Georg), namhafter deutscher Rechtslehrer, geb. 6. Jan. 1804 zu Königsberg in Preußen, studierte die Rechte zu Göttingen, habilitierte sich 1825 zu Berlin, wo er zur kath. Kirche übertrat, und folgte 1833 einem Ruf als ord. Professor der Rechtswissenschaft nach München. Seinem «Versuch einer Darstellung der Geschichte des angelsächs. Rechts» (Gött. 1825) folgte die «Engl. Reichs- und Rechtsgeschichte seit der Ankunft der Normannen» (Bd. 1 u. 2, Berl. 1827—28) und «Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts, mit Einschluß des Lehnrechts» (3. Aufl., Berl. 1846). Seine «Deutsche Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung» (Bd. 1 u. 2, Berl. 1832—34) ist vom entschieden kath. Standpunkt geschrieben. Im J. 1838 begann er mit Görres (s. d.) die «Histor.-polit. Blätter für das kath. Deutschland». Im J. 1847 wurde P. von seinem Lehrstuhl entfernt und folgte 1849 einem Rufe als ord. Professor des gemeinen Kirchenrechts und der Rechtsgeschichte an die Universität zu Innsbruck, von wo er 1851 als Professor der Rechtsgeschichte nach Wien übersiedelte. Hier starb er 6. Sept. 1872. P.' Hauptwerk ist das «Kirchenrecht» (Bd. 1—7, Regensb. 1845—72), an welches sich ein «Lehrbuch des Kirchenrechts» (2. Aufl., Regensb. 1871) anschließt. Sonst sind noch zu nennen: «Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte» (2 Tle., Münch. 1845—50; 4. Aufl. 1859) und «Vermischte Schriften» (3 Bde., Wien 1856—60).

Sein Neffe, Georg Jakob P., seit 1873 außerord., später ord. Professor des Kirchenrechts in Königsberg, starb 18. April 1877. Er schrieb «Das Regalienrecht in Frankreich» (Halle 1873).

Phillips (John), engl. Geolog, geb. 25. Dez. 1800 in Marden in Wiltshire, führte unter Leitung seines Onkels William Smith, eines der Begründer der geolog. Wissenschaft in England, 1815—24 geolog. Karten von 20 Grafschaften in England und Wales aus. Später erhielt er eine Anstellung als Custos des Museums der Philosophischen Gesellschaft von Yorkshire und nahm seit 1832 als einer der ständigen Sekretäre der British-Association 24 Jahre lang hervorragenden Anteil an der Herausgabe der Verhandlungen dieser Gesellschaft. In Gemeinschaft mit General Sabine arbeitete er an der magnetischen Vermessung von Großbritannien. Zugleich war er als Professor der Geologie im King's-College in London und im Trinity-College in Dublin thätig. Nachdem er 1856 Professor der Geologie in Oxford geworden, fungierte er 1858—59 als Präsident der Geologischen Gesellschaft. Er starb in Oxford 24. April 1874. P. schrieb: «Illustrations of the geology of Yorkshire» (2 Bde., 1829—36), «A treatise on geology» (2 Bde., 1838—39), «Palaeozooic fossils of Cornwall, Devon etc.» (1841), «Notices of rocks and fossils in the University-Museum» (Oxf. 1863).

Philo, der vorzüglichste Vertreter der jüd.-hellen. Philosophie, wurde wahrscheinlich um 20 v. Chr. zu Alexandria geboren, wo er auch seine Bildung erhielt. Seit der Zeit der Ptolemäer hatten seine Glaubensgenossen unter dem Einfluß griech. Bildung gestanden; damit waren Platonische, Aristotelische und Pythagoräische Lehrsätze zu ihnen gekommen, welche sie unter den Bildern und Erzählungen ihrer heiligen Schriften als verborgenen Sinn wiederfanden. So suchte auch P. vornehmlich die Platonische Philosophie mit dem Mosaischen Gesetz durch allegorische Schriftauslegung zu verbinden. Als gleich ewige Prinzipien sah er Gott und die Materie an. Den Verkehr des überweltlichen, rein geistigen Gottes mit der sichtbaren Welt denkt er sich durch eine Vielheit göttlicher Kräfte vermittelt, deren Einheitsband die göttliche Vernunft oder der göttliche Logos (s. d.) ist. Letzterer wurde daher als das Prinzip aller göttlichen Offenbarung in der Welt dargestellt, eine Lehre, die im alexandrinischen Judentum, wie es scheint, sehr weit verbreitet, seit der Mitte des 2. Jahrh. auch auf die christl. Theologie einen sehr weitreichenden Einfluß gewann. Übrigens ist der Reichtum der Philonischen Gedanken im Vergleich mit der Masse der von ihm hinterlassenen Schriften und der Weitschweifigkeit seiner Darstellung nicht groß. Unter seinen Landsleuten in Alexandria nahm er eine sehr geachtete Stellung ein. Im J. 39 oder 40 wurde er von ihnen an der Spitze einer Gesandtschaft nach Rom geschickt, um die Juden gegen feindliche Beschuldigungen zu verteidigen. Caligula ließ aber die Gesandtschaft nicht vor sich, und P. kam sogar in Lebensgefahr. Er faßte nun eine Rechtfertigungsschrift der Juden ab, die nach Caligulas Tod im Senat vorgelesen wurde. Bald nachher starb er. Spätere Erdichtungen sind die Angaben, daß P. unter Claudius nochmals nach Rom gekommen, dort des Apostels Petrus Freund geworden und den christl. Glauben angenommen, diesem aber gewisser Kränkungen wegen wieder entsagt habe. Die auf uns gekommenen Schriften P.s wurden von Morel (Genf 1613), Mangey (2 Bde., Lond. 1742), Pfeifer (5 Bde., Erlangen 1785—92), Richter in der «Bibliotheca sacra» (8 Bde., Lpz. 1828—30) und in der Tauchnitzschen Sammlung (8 Bde., Lpz. 1851—54) herausgegeben. Vgl. auch Tischendorf, «Philonea inedita» (Lpz. 1868). Über P.s Philosophie, Theologie und deren Verhältnis zum Christentum verbreiten sich, außer

Großmann (s. d.): Gfrörer, «P. und die alexandrinische Theosophie» (Stuttg. 1835); Dähne, «Geschichtliche Darstellung der jüd.-alexandrinischen Religionsphilosophie» (2 Tle., Halle 1834—35); Bucher, «Philonische Studien» (Tüb. 1848); Wolff, «Die philonische Philosophie» (Lpz. 1849); Delaunay, «Philon d'Alexandrie» (Par. 1867); Siegfried, «P. von Alexandrien als Ausleger des Alten Testaments» (Jena 1875); Soulier, «La doctrine du Logos chez Philon d'Alexandrie» (Tur. 1876); Kilasen, «Die alttestamentl. Weissagungen und der Logos der jüd.-alexandrinischen Religionsphilosophie» (Jena 1875).

Philo (grch. Philon) aus Byblus in Phönizien, ein Grammatiker, der zu Ende des 1. Jahrh. n. Chr. lebte, verfaßte außer einigen andern Schriften ein Werk in griech. Sprache, das er als Übersetzung der «Phönizischen Geschichte» des Sanchoniathon (s. d.) bezeichnete. Wahrscheinlich aber war das Werk von P. selbst verfaßt, wenn auch teilweise aus vielfach entstellten und umgedeuteten phönizischen Quellen geschöpft. Einige größere Fragmente sind namentlich von Eusebius (s. d.) in der «Praeparatio evangelica» erhalten und im dritten Band der «Fragmenta historicorum Graecorum» von Müller gesammelt. Vgl. Movers, «Phönizier» (Bd. 1, Bonn 1841); Renan, «Sur l'origine et le caractère véritable de l'histoire phénicienne» in den «Mémoires de l'Académie des inscriptions et belles lettres» (Bd. 23, 1858); Graf Baudissin, «Studien zur semitischen Religionsgeschichte» (Bd. 1, Lpz. 1876). Im J. 1835 trat ein gewisser Wagenfeld in Bremen auf, der eine vollständige Handschrift P.s erlangt zu haben vorgab.

Philo, ein Philosoph aus Larissa, Zeitgenosse Ciceros, lebte in Rom und gehörte der neuern Akademie an. Häufig wird er auch der Stifter der dritten Akademie genannt.

Philo, aus Byzanz, lebte um 150 v. Chr. und schrieb ein größeres Werk über Mechanik, von welchem Teile erhalten sind, die von der Anfertigung von Geschützen und von der Anlage von Mauern und Türmen und dem Belagerungskrieg handeln. Sie sind von Thevenot in den «Mathematici veteres» (Par. 1693) und von Köchly und Rüstow (in den «Griech. Kriegsschriftstellern», Bd. 1, Lpz. 1853) herausgegeben.

Ein anderer Philo ist der Verfasser einer Schrift «Über die sieben Wunder der Welt», die nach neuern Untersuchungen erst dem 5. oder 6. Jahrh. n. Chr. angehört und von Orelli (Lpz. 1816) und Hercher (Par. 1858) herausgegeben wurde.

Philo..., s. Phil...

Philochoros, war der bedeutendste der sog. Atthidenschreiber, d. h. Verfasser von chronikartigen Geschichten Athens von der Urzeit bis auf seine Zeit. Er wurde 261 auf Befehl des Königs Antigonos Gonatas getötet. Die Fragmente seiner Schriften stehen in den «Fragmenta historicorum Graecorum» von Müller. Vgl. Böckh, «Über den Plan der Atthis von P.» (1832 und in den «Kleinen Schriften», Bd. 5), und Strenge, «Quaestiones Philochoreae» (Gött. 1868).

Philodemos, aus Gadara in Syrien, ein epikureischer Philosoph, Zeitgenosse des Cicero, schrieb in griech. Sprache, außer mehrern kleinen Gedichten, die sich in der Anthologie befinden, eine Reihe von größern Werken, von denen in neuerer Zeit mehrere Bücher in Herculanum und Pompeji, freilich nur teilweise erhalten oder lesbar, aufgefunden worden sind. Dahin gehören Teile der Schrift «Über Rhetorik», zuerst bekannt gemacht in den oxforder «Volumina Herculanensia» (Bd. 2, Oxf. 1825) und in den neapeler «Volumina Herculanensia» (Bd. 4 u. 5, 1832—35), dann bearbeitet von Gros unter dem Titel «Philodemi rhetorica» (Par. 1840); weiter das 4. Buch der Schrift «Über die Musik», welches aus den neapeler «Volumina Herculanensia» (Bd. 1, Neapel 1793) von Murr (Straßb. 1804 und in deutscher Übersetzung (Berl. 1806), neuerdings um andere Reste vermehrt von Kemple (Lpz. 1885) herausgegeben wurde; von dem Werke «De vitiis» Buch 10, nach der oxforder und neapeler Ausgabe besonders bearbeitet von Sauppe (Gött. 1853) und Ussing (Kopenh. 1868); ferner die Reste der Schrift «De pietate», die von Cicero in der Schrift «De natura deorum» benutzt ist, und die Schrift «De ira», beide in der «Collectio altera Herculanensium voluminum» (Bd. 1 und 2, Neapel 1861—63) veröffentlicht, dann einzeln von Gomperz (die erstere, Lpz. 1866), die letztere (Lpz. 1864) herausgegeben. Auf Grund der «Collectio altera» ist der «Index academicorum philosophorum» von Bücheler (Greifsw. 1869) bearbeitet, und von Comparetti (Tur. 1875) die «Geschichte der stoischen Philosophen» herausgegeben worden.

Philodendron *Schott.*, eine Gattung der Gewächsfamilie der Aroideen und Typus einer Unterfamilie derselben, der Philodendreae, stammt aus dem tropischen Amerika, wo sie mit ihren langen, fast baumartigen, mit Luftwurzeln besetzten Stengeln sich an die Bäume anheften und die Unwegsamkeit des Urwaldes dichts vermehren. Von ihren Arten sind die schönsten: P. pertusum *Kth.* mit gegen 90 cm langen, herzförmig-eirunden, glänzend-grünen, halbgefiederten, von länglichen Löchern durchbrochenen Blättern und einer 10 cm langen weißen, kahnförmigen, biden, lederartigen Blütenscheide; P. Selloum *C. Koch*, mit lederartigen, glänzend-dunkelgrünen, 60—65 cm langen, ovalen, fiederteiligen Blättern, deren untere Lappen wieder fiederschnittig; die starken Nerven sind anfangs rosenrot und werden später weißlich, wie auch der Rand der Blätter. Die Blütenscheiden sind 20 cm lang, lappenförmig, außen dunkelgrün, weiß gerandet, innen milchweiß. P. bipinnatifidum ist vielleicht bloße Form der vorigen Art und unterscheidet sich von ihr kaum durch etwas anderes, als durch einen einfachen langgestreckten Stengel. Beide Arten sind ornamentale Stubenpflanzen von leichter Kultur. Sie müssen zwar gegen heiße Sonne geschützt werden, können aber des Lichts nicht ganz entbehren. Der beste Standort ist eine vorspringende Wandkonsole etwas vom sonnigen Fenster entfernt.

Philogyn (grch.), Weiberfreund; Philogynie, lebhafte Neigung zum weiblichen Geschlecht.

Philoktetes, der Sohn des Poäs und der Demonassa, ein trefflicher Bogenschütze, führte die Bewohner von Methone, Thaumakia, Meliböa und Olizon gegen Ilios. Jedoch ließ ihn das Heer unterwegs auf Lemnos zurück, weil er an einer durch Schlangenbiß ihm zugefügten Wunde krank daniederlag. Bald aber war dasselbe seiner benötigt. Er selbst kehrte zuletzt glücklich in seine Heimat zurück. Nur so viel erzählt Homer von ihm. Spätere Dichter haben die Sage mannigfach erweitert. Auf dem Zuge gegen Ilios, heißt es, wurde

er von einer Schlange in den Fuß gebissen. Die Wunde eiterte heftig und verbreitete einen so unerträglichen Geruch, daß ihn die Griechen auf des Odysseus Rat an der Küste von Lemnos aussetzten. Hier verlebte er unter großen Drangsalen neun Jahre; im zehnten endlich erschienen als Gesandte bei ihm, um ihn abzuholen, Diomedes, oder Odysseus und Diomedes, oder Odysseus und Neoptolemos, weil ohne ihn Ilios nicht erobert werden könne. P. nämlich war im Besitz des Bogens und der Pfeile des Herakles, welche nach dem Ausspruche des Sehers Helenos zur Eroberung von Ilios durchaus nötig waren. Endlich entschloß er sich, jenen zu folgen. Nach seiner Ankunft bei dem Heere der Griechen schnitt Machaon die Wunde aus und heilte sie. Nun erlegte P. den Paris, und Ilios wurde erobert. Auf seiner Heimfahrt nach Italien verschlagen, baute er Petelia in Lucanien und Krimissa bei Kroton. In einem Kampfe gegen die frühern Einwohner fiel er. Die Geschichte des P., namentlich seine Leiden, hat Sophokles in dem nach P. benannten und noch vorhandenen Trauerspiel dargestellt. Von den gleichnamigen Stücken des Äschylos, Euripides und anderer Tragiker sind nur Fragmente vorhanden. Auch die bildende Kunst hat die Sage vielfach dargestellt. Berühmt war namentlich ein P. von dem Bildhauer Pythagoras und von dem Maler Parrhasios. Vgl. Milani, «Il mito di Filottete» (Flor. 1879) und «Nuovi monumenti» in den «Annali dell' Instituto» (Rom 1881).

Philolaus, griech. Philosoph, aus Kroton oder Tarent gebürtig, Zeitgenosse von Sokrates, war einer der ausgezeichnetsten, vielleicht der bedeutendste unter den Pythagoräern und wahrscheinlich derjenige unter ihnen, welcher die in dieser Schule entwickelte Zahlentheorie zuerst in zusammenhängender Weise darstellte. Die Reste dieses im Altertum schon früh hochberühmten Werks (am besten gesammelt bei Mullach, «Fragmenta philosophorum graecorum», Bd. 1, Par. 1860) sind nur in sehr verstümmelter und vielfach verfälschter Form auf uns gekommen. Zwischen der Meinung Böckhs, welcher sie («P.' des Pythagoreers Lehren nebst den Bruchstücken seines Werks», Berl. 1819) für völlig echt, und derjenigen Schaarschmidts («Die angebliche Schriftstellerei des P.», Bonn 1864), welcher sie für durchaus unecht erklärte, scheint die Wahrheit in der Mitte zu liegen, derart, daß die uns vorliegenden Teile einer spätern, mit platonischen, aristotelischen und stoischen Theorien durchsetzten Überarbeitung des Originals angehören. Daher läßt sich kaum feststellen, welche der den Pythagoräern überhaupt eigentümlichen Lehren speziell auf P. zurückzuführen sind. (S. Pythagoras.)

Philologie (arch.), eigentlich soviel wie Liebe zu Reden, Gefallen an Unterhaltung; wenn sich aber Sokrates bei Plato einen Philologen nennt, so sind in engerm Sinne die wissenschaftlichen Unterhaltungen verstanden, in welchen sich noch ohne schulmäßige Abgeschlossenheit die Philosophie des Sokrates dialektisch bewegte. Als später mit Aristoteles die Systematik der Philosophie und der Wissenschaften überhaupt fixiert, damit aber auch die bis dahin noch in frischer Produktivität vorgeschrittene Kraft des griech. Geistes ermattet war, nährte sich das geistige Leben vorzugsweise an den Schätzen der Vergangenheit, die man sammelte, bewahrte, erläuterte und insofern die ursprünglichen Texte Entstellungen erlitten hatten, von diesen reinigte. Diese wissenschaftliche Thätigkeit nun von überwiegend reproduzierendem Charakter, ohne Beschränkung auf ein einzelnes Fach, hieß in den letzten Zeiten des Altertums bei den Griechen P., und in demselben Sinne kam das Wort zu den Römern. In diesem Sinne nannte sich Eratosthenes, wie später der röm. Grammatiker Atejus, einen Philologen. Encyklopädische oder vermischte, auf vielerlei Fächer bezügliche Schriften wurden philologische genannt, und vorzugsweise waren es Grammatiker, welche durch ihr ursprüngliches Hauptgeschäft, die Erklärung der Dichter, auf eine solche Mannigfaltigkeit des Wissens geführt wurden. Hierbei konnte selbst die Philosophie einbegriffen sein, sofern sie nur Gegenstand des histor. Wissens war; aber wenn sie als freie Spekulation betrachtet wurde, bildete sie den natürlichsten Gegensatz gegen die P. Nachdem bei den Römern Varro neue Disciplinen in eine Encyklopädie zusammengefaßt hatte, bildete sich mit der Zeit unter Ausschluß von zwei, der Medizin und Architektur, der Inbegriff der sog. sieben Freien Künste (s. d.), welche das Mittelalter in zwei Stufen zerlegte, das Trivium: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, und das Quadrivium: Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie. Und als Martianus Capella im 3. oder 4. Jahrh. das Werk verfaßte, welches im Abendlande während des Mittelalters das gewöhnlichste Lehrbuch dieser Encyklopädie war, that er es so, daß er den Merkur mit der P. sich vermählen und bei dieser Hochzeit die einzelnen Künste oder Wissenschaften auftreten ließ.

Wenn auch der Name der P. im Mittelalter nicht gebräuchlich war, so blieb doch jene Begrenzung und Gliederung des Unterrichts dieselbe. Aber die antike P. war nun in einen ihr ganz fremden Boden verpflanzt. Wie die Griechen die Kultur des Orients in sich aufnahmen, wie die Römer sich dem griech. Geiste beugen mußten, so war es die Bestimmung der german. Völker, die Erbschaft der klassischen Bildung anzutreten. Das german.-christl. Mittelalter hat nun zwar die Schätze der klassischen Kultur gerettet und sie zur Grundlage seiner eigenen gemacht; aber die Mischung so verschiedener Elemente konnte zunächst nur eine unklare Gärung zur Folge haben, aus der erst nach langem Arbeiten eine gereinigte Erkenntnis des überkommenen fremdartigen Schatzes hervorging. Der durchgängige Grundzug des Mittelalters ist neben dem unbedingten, spekulativ und praktisch befestigten religiösen und wissenschaftlichen Autoritätsglauben der davon unzertrennliche völlige Mangel an histor. Sinn und histor. Kritik; Sage und Geschichte, Dichtung und Wahrheit mischten sich unbewußt unaufhörlich, selbst in den einheimischen und fast gleichzeitigen Dingen; noch viel mehr erschien das Altertum in nebelhafter, wunderbar verdrehter Gestalt. Nähere Bekanntschaft mit der Wissenschaft des Altertums erschien als etwas Geheimnisvolles, Magisches, Verderbliches; von der griech. Sprache war in der Regel nur eine unsichere, verfälschte und beschränkte Vokabelkenntnis vorhanden; Grammatik und Litteratur fehlten; die lat. Sprache wurde, nach dem zweifellosen Recht einer lebenden, durch den Gebrauch umgestaltet, dem kirchlichen und wissenschaftlichen Bedürfnis angepaßt, dann auch durch eine zwar scharfsinnige, aber abstrakte Sprachphilosophie willkürlich reguliert. Auf die Werke des Altertums wurde allgemein die allegorische Auslegung angewendet und dadurch ihr Inhalt gewaltsam in den

mittelalterlichen Ideenkreis hineingezogen; griech. Schriften, vor allen die des zu unbegrenzter Autorität gelangten Aristoteles, wurden nur in lateinischen, vielfach verfälschten, zum Teil aus dem Arabischen gezogenen Übersetzungen gelesen. Wenn also von einer P. des Mittelalters die Rede sein kann, so ist diese nicht als ein sich unmittelbar auf das Altertum beziehendes, sondern als ein vor allen Dingen der kirchlichen Lehre und der scholastischen Wissenschaft dienstbares Studium zu betrachten.

Indes waren allmählich die Antriebe immer kräftiger geworden, um über diesen Zustand hinauszugelangen. Das in Italien niemals außer Gebrauch gekommene röm. Recht in Verbindung mit dem Aufschwung des städtischen Lebens und des Handels führte auf das Studium der altröm. Rechtsquellen zurück; die Kreuzzüge, der gesteigerte Verkehr mit dem Byzantinischen Reich, die Verhandlungen über die Vereinigung der röm. und griech. Kirche brachten manche Kenntnis aus Griechenland nach Italien und erweckten das Streben nach der griech. Litteratur, aus welcher namentlich auch Schriften von Ärzten durch arab. Übersetzungen bekannt und für den praktischen Gebrauch nutzbar gemacht wurden. Die aus diesen Anregungen hervorgehende Gründung von Universitäten in Italien zunächst für Jurisprudenz und Medizin schuf neue Sammelplätze für immer ausgedehntere wissenschaftliche Studien und erweckte das Bewußtsein, daß auch die altröm. Litteratur nur eine abgeleitete sei, und daß die griechische einen noch weit größern Schatz von Kenntnissen aller Art berge, welche der immer unfruchtbarer gewordene Scholastizismus des Abendlandes nicht gewähren oder ersetzen könne.

So war denn der Kern in dem großen Umschwung abendländ. Kultur, welchen man als die Wiedergeburt der Wissenschaften bezeichnet, nichts anderes als die wiedergeborene P., welche nicht mehr mittelbar und im Dienste anderer Potenzen, sondern direkt und unmittelbar auf das Altertum hinführte und die Schätze klassischer Wissenschaft und Kunst aus langer Vergessenheit wieder erweckte, sie von ihren Verunstaltungen reinigte, histor. Sinn erzeugte und Kritik zu üben lernte und lehrte. Der Umfang ihres Stoffs war unbestimmt und grenzenlos wie im Altertum; indem sie sich mit frischem Eifer auf die ganze Masse der klassischen Produktionen warf, umfaßte und beherrschte sie alle Wissenschaften, sodaß, wer auch nur einer von ihnen sich vorzugsweise widmen wollte, dazu doch zuvörderst Philolog sein mußte, und umgekehrt unter den namhaften Philologen die meisten zugleich eine andere Wissenschaft bevorzugten. Da nun überdies das Schema der sieben freien Künste verdrängt wurde, so war es zunächst unmöglich, für die P. nach der Natur ihres Stoffs oder nach den Studien und der praktischen Thätigkeit der Philologen irgend eine feste Grenze zu bestimmen. Ihre nächste Aufgabe erforderte auch eine solche nicht; denn sie mußte zuerst die mittelalterliche Wissenschaft und Lehrweise auf allen Gebieten bekämpfen und die herkömmlichen Lehrbücher durch neue ersetzen; überall begann aber der lebhafte Kampf hierüber damit, das Lateinische, die allein herrschende Muttersprache der Kirche, des Rechts und aller Wissenschaften, zu reinigen und es nach den Mustern der klassischen Litteratur zu lehren und zu gebrauchen. Als Philologen, welche sich zunächst um die Sprachreinigung Verdienste erwarben, sind in Italien nach Petrarca und Boccaccio vorzüglich zu nennen: Laurentius Valla, dann Lancilot, Mancinelli, Sulpicius, Aldus Manutius u. a.; in Spanien Älius Antonius Nebrissensis; in Frankreich Tardivus, Despauterius, Budäus; in Deutschland Jak. Wympfeling, H. Bebel, Konr. Celtis, Joh. Brassicanus, Jak. Heinrichmann, Herm. Buschius (von dem Busche), Langen u. a. Von den überwiegend grammatischen und stilistischen Bestrebungen ging es aus, daß, während Angelus Politianus ein ganzes System aller Wissenschaften in seinem «Panepistemon» aufstellte, doch die studia humanitatis, wie man häufig die P. nannte, überwiegend auf die formale Seite der klassischen Studien bezogen und darunter mehr eine Kunst, die Beredsamkeit, verstanden wurde. Indem man diese aber nach Ciceros Definition auf die umfassendste Kenntnis alles des Stoffs gründen wollte, der mit Beredsamkeit behandelt werden kann, ihr mithin ihre Thätigkeit in allen Wissenschaften und den damit zusammenhängenden praktischen Berufsarten anwies, konnte zwar das Studium der Form als geschlossene Theorie in Grammatik, Rhetorik und Poetik begriffen werden, aber das Studium des Stoffs führte ins Gebiet aller Wissenschaften.

Obwohl nun diese Auffassung der P. mit mehr oder weniger Bestimmtheit von den Humanisten des 15. und 16. Jahrh. unzählig oft geltend gemacht und zur Empfehlung ihrer Studien für die verschiedensten Berufskreise benutzt wurde, wie viele Reden, die merkwürdige an den König Franz I. von Guil. Budäus gerichtete Schrift «De philologia», das «Vallum humanitatis» von Herm. von dem Busche und andere Werke darthun, so war doch dieser Standpunkt auf die Länge nicht haltbar. Die Philologen roman. Stammes, namentlich die Italiener, begnügten sich bald mit der formalen P. Ihre Gewandtheit, sich die antiken Formen der Prosa und Poesie anzueignen und sie zu handhaben, gewährte ihnen eine ausreichende Befriedigung; die tiefern Folgen des neuen Umschwungs der Bildung blieben ihnen im ganzen fern. Demnach ist in Italien die P. im ganzen überwiegend die formale und stilistische lateinische gewesen, an die sich neben geringerer Thätigkeit für das Griechische die Beschäftigung mit den mannigfaltigsten Resten der antiken Künste und Handwerke anschloß, welche das Land selbst in großer Zahl darbot.

In Deutschland, in England und zum Teil auch in Frankreich hatte die Wiedergeburt der Wissenschaften viel tiefer eingreifende Wirkungen; sie wurde auf den Mittelpunkt aller Wissenschaft und Lebensanschauung, auf die Kirchenlehre und die Philosophie bezogen und wirkte deshalb wesentlich mit zur kirchlichen Reformation, unter deren Schutz dann allmählich alle Wissenschaften einen freiern Aufschwung nahmen. Je mehr aber die Wissenschaften fortschritten, desto mehr wurden die modernen Elemente darin ausgedehnt und überwiegend; der Philolog wurde demnach, weit über die Litteratur des Altertums hinaus, in eine Masse von Forschungen hineingezogen, die nicht als Ein Fach betrachtet werden konnten. Weil man diesen Übelstand empfand, erklärte man die P. auch wohl bloß für einen Teil der Polymathie, den man als Kenntnis der Sprachen (Grammatik, Rhetorik, Metrik) und des gesamten Altertums oder aber auch der Geschichte überhaupt und ihrer Hilfswissenschaften zu bestimmen versuchte, sodaß also die formalen und materiellen Bestandteile darin verknüpft wurden.

Joh. Woverius, J. Casaubonus, Joh. Gerh. Vossius u. a. haben derartige Ansichten vertreten; aber da einerseits die Sprachkenntnis sich nicht auf das Griechische und Lateinische beschränkte, sondern mindestens noch das Hebräische umfaßte, ohne andere Sprachen auszuschließen, so fehlte es hier an einer bestimmten Grenze, während an eine allgemeine, alle Sprachen umfassende und vergleichende Sprachwissenschaft nicht gedacht wurde; andererseits wurde der materielle Teil zu sehr auf Antiquitäten und Geschichte beschränkt, aber auch in diesen Fächern wieder über das klassische Altertum ausgedehnt, sodaß auch dieser Teil teils zu wenig enthielt, teils zu wenig begrenzt war.

Scheinbar konsequenter war die Ansicht, nach welcher die P. bloß Sprachwissenschaft sein sollte; ihre Hauptteile wurden danach Grammatik, Kritik und Hermeneutik. So hatte sie freilich eine Einheit in der Sprache und Darstellungsform; aber diese Einheit ist vielmehr eine Halbheit oder Einseitigkeit. Und da die sog. Realien dabei doch nicht wegfallen, aber eben nur in untergeordneter Weise berücksichtigt werden können, als Hilfsmittel für Hermeneutik und Kritik, so fanden sie keine gründliche Pflege und zerfielen in eine Menge von zerstreuten Einzelheiten.

Es ist einleuchtend, daß diese Art, die P. aufzufassen, nur von ihrer Dienstbarkeit gegen andere Wissenschaften herrühren konnte, die im Formalen die Hilfe der P. bedurften, während im Materialen jede für sich beanspruchte, den ihr zufallenden Teil der klassischen Litteratur am besten erklären und beurteilen zu können. Die Auffassung der P. als einer bloß oder vorzugsweise formalen Wissenschaft oder Fertigkeit war lange eine sehr allgemeine. Sie war schon dadurch vorbereitet, daß man ehemals die P. als Beredsamkeit hatte verstehen wollen; sie verbreitete sich von neuem im 17. und 18. Jahrh. neben den beiden andern erwähnten Richtungen und stützte sich auf unrichtige wörtliche Erklärung des Namens der P. Ihr letzter großer Vertreter war Gottfr. Hermann.

Noch einseitiger war der Standpunkt, den Hemsterhusius und seine Schule einnahmen; nach ihm war der Philolog nichts anderes als Kritiker; zur Ausübung dieser einen Thätigkeit aber sollte er im weitesten Umfange sprachliche und sachliche Gelehrsamkeit zur Hand haben, welche mithin nur einen sekundären Wert als Hilfsmittel besaß und darum in dieser Schule auch nicht zu einer selbständigen Organisation gelangen konnte; die Kenntnis des ganzen Altertums wurde danach nicht ihrer selbst wegen gesucht, sondern lediglich, um gelegentlich verdorbene Textstellen zu verbessern. Mit demselben oder mit noch größerm Recht hätte man auch die Hermeneutik neben der Kritik zum Mittelpunkt und Ziel der P. machen und diese demnach mit der Aufgabe, welche sich die Grammatiker des Altertums gestellt hatten, identifizieren können. Die Natur des kritischen Virtuosentums brachte es mit sich, daß individuelle Neigungen, Fertigkeiten und Methoden in einzelnen Schulhäuptern stark hervortraten und den Anspruch auf Allgemeingültigkeit zu erheben sich durch bedeutende Leistungen berechtigt glaubten; so Peerlkamp und Cobet. Doch dürfen die Leistungen dieser Philologen des 16., 17. und 18. Jahrh. nicht nach ihrer irrigen, allzuweiten oder einseitigen Auffassung der P. bemessen werden.

Wenn schon aus dem 15. Jahrh., abgesehen von den Griechen, die seit dem Ausgange des 14. Jahrh. die P. nach dem Abendlande übertrugen, wie Chrysoloras, Gaza, Bessarion, Chalkondylas, noch einige bedeutende ital. Philologen den schon genannten hinzuzufügen wären, wie Fr. Poggius (Poggio), Pomponius Lätus, Marsilius Ficinus, so reihen sich diesen im 16. Jahrh. Männer wie P. Bembus, Sadolet, Nizolius, P. Manutius, Sigonius an.

Unter den Franzosen waren im 16. Jahrh. namentlich noch folgende von besonderer Bedeutung: Muret, G. Stephanus (Estienne), Brisson, Pithou (Pithou); ferner neben Casaubonus als der größte Meister von dem umfassendsten Wissen Justus Scaliger, und außer ihm Cl. Salmasius (Saumaise), die aber beide nicht in Frankreich blieben, sondern nach Holland gingen. Aus der großen Zahl der zum Teil allerdings in Deutschland geborenen niederländ. Philologen, welche neben ihrer überwiegend kritischen und exegetischen Thätigkeit zum Teil auch Großes im Aufhäufen von Materialien aus dem Bereiche der Antiquitäten leisteten, ragen außer Vossius im 17. Jahrh. besonders hervor: Dousa, Meursius (de Meurs), der auch als Begründer der Rechtsphilosophie, des Staats- und Völkerrechts und Staatsmann berühmte H. Grotius, im 18. Jahrh. Fr. und Jak. Gronow (ersterer aus Hamburg), Burmanus (Burman), Heinsius, Drakenborch, und endlich der an Hemsterhusius sich anschließende Ruhnken. Wenig zahlreich sind die engl. Philologen, aber an ihrer Spitze steht einer der größten Kritiker aller Zeiten: Bentley, außer ihm wirkten im 18. Jahrh. Potter, Markland, Musgrave, Wakefield. Zu den schon zum größern Teil genannten deutschen Philologen sind insbesondere noch folgende hinzuzufügen: aus dem 16. Jahrh. Erasmus, Reuchlin, Melanchthon; aus dem 17. Gruterus (Gruytère, geboren in Antwerpen), Cluverius (Klüwer), Spanheim; aus dem 18. Fabricius, Reiske.

Beim Aufblühen der deutschen Litteratur im 18. Jahrh. blieben die Philologen hinter der auf Erkenntnis des künstlerisch Schönen gerichteten Bewegung nicht zurück; Christ, Klotz, Ernesti, Sachse, Heyne u. a. zogen die Archäologie und die künstlerische Seite der Litteratur in den Kreis ihrer Studien, und Heyne wollte sogar die P. mit der Ästhetik verbinden und aus beiden eine eigene Fakultät bilden. Freilich war auch diese Auffassung einseitig; man erkannte bald, daß die Kunst nicht als eine isolierte Erscheinung in dem Leben der Alten genommen werden kann; daß sie vielmehr, wenigstens bei den Griechen, das ganze Leben durchdringt, aber auch von ihm durchdrungen wird, daß sie in Glauben, Sitte, Verfassung und Geschichte ihre Antriebe und Zielpunkte findet, daß sie also nicht ohne dieses Ganze richtig verstanden werden kann. Darum wendete sich auch das Interesse und selbst der Enthusiasmus, den man für die Kunst hatte, dem gesamten antiken Leben zu, welches die Keime dieser Kunst in sich gepflegt hatte und durch ihre Blüte verschönert und veredelt war. F. A. Wolf war es, der nach dieser Richtung hin die Emancipation der P. wissenschaftlich vollendete, wenn es ihm auch nicht gelang, die P. zu einem wohlgegliederten Ganzen zu organisieren; er begnügte sich, das Ganze in einer langen Reihe von 24 koordinierten Disciplinen zu umfassen, deren genauere Anordnung er wohl darum unterließ, weil er bei einzelnen Teilen, namentlich bei den formalen, nicht zu voller Klarheit über ihr Verhältnis zu den übrigen gelangt war. Er machte das gesamte Altertum

zum selbständigen Gegenstande der P. und nannte sie deshalb Altertumswissenschaft, um die einseitigen Auffassungen, welche sich mit dem Namen P. verbunden hatten, zu beseitigen. Auch bearbeitete er in einer Reihe bedeutender Werke verschiedene Teile dieser Wissenschaft und bahnte dadurch neue Wege. Endlich verschaffte er der P. auch eine selbständige praktische Lebensstellung, indem besonders durch seine Einwirkung der propädeutische Unterricht für alle höhern Wissenschaften, den bis dahin hauptsächlich die Theologen besorgt hatten, Männern überwiesen wurde, welche diesen Unterricht als ihren Lebensberuf, nicht aber als Anhang des geistlichen Amts oder als unvermeidlichen Durchgangspunkt zu diesem betrachteten; und sofern der Unterricht in den klassischen Sprachen nach wie vor als der wesentlichste Bestandteil der Gymnasialbildung angesehen wurde, machten die Philologen den größten Teil und den Kern dieses neuen Standes von Schulmännern aus. Freilich hat es nach Wolf an Anfechtungen seiner Richtung und seiner Leistungen nicht gefehlt. Die sprachliche P. war durch ihn nicht zu ihrem Rechte gekommen, und sie trat daher, mit dem größten Nachdruck durch G. Hermann, mit erneuertem Widerstand auf, indem sie zwar die durch Wolf errungene äußere Stellung der P. gern acceptierte, sie aber am besten in ihrer Weise auszufüllen meinte, indem sie alles, was die P. Bildendes und Veredelndes hat, lediglich oder hauptsächlich in den formalen Elementen suchte.

Am entschiedensten und wirksamsten hat A. Böckh, namentlich in seinen berühmten, nachträglich von Bratuschek herausgegebenen «Vorlesungen über Encyklopädie der P.» (Lpz. 1877), die von Wolf begründete Auffassung der P. systematisch durchgeführt. Nach ihm soll ihre Aufgabe sein das Erkennen des Erkannten oder das Reproduzieren des Produzierten, was sich auf jede Zeit und jedes Volk anwenden läßt: in der That hat sich denn auch nach dem Muster der klassischen P. eine orientalische, eine deutsche, slawische u. s. w. gebildet. Das System Böckhs zeichnet sich vor dem Wolfs namentlich dadurch aus, daß er mit größerer Konsequenz den Unterschied zwischen Sprach- und Sachkenntnis aufhebt; jedoch leidet dasselbe ebenfalls an einigen Mängeln, indem es den Stoff zum Teil auf eine künstliche und unnatürliche Weise in das Schema einzwängt. Die bedeutenden Arbeiten Böckhs und seiner Schule richteten sich überwiegend auf die histor. Realien nebst der Metrik und den lange versäumten griech. Inschriften; die Sprache dagegen trat etwas zurück und fand keine entsprechende grammatische Behandlung.

Auch O. Müller stand wesentlich auf dem Wolfschen Standpunkt, führte jedoch seine systematische Ansicht nicht speziell aus; ebenso F. Thiersch, Fr. Passow u. a., während Ast und Creuzer mit Wärme die für alle Zeit mustergültige (exemplarische) Wirksamkeit der P. hervorhoben, sie aber durch besondere kultur- und religionsgeschichtliche Ansichten in einen weltgeschichtlichen Zusammenhang einfügten, dessen Erkenntnis ein Überschreiten der Grenzen des klassischen Altertums nach allen Seiten nötig machte. G. Berahardy lieferte eine im einzelnen sehr verdienstliche Encyklopädie der P., gleichfalls vom Wolfschen Standpunkt, jedoch mißlang ihm der Versuch einer neuen Anordnung der einzelnen Teile; die Frage über die Stellung der Grammatik blieb wie bei Wolf unentschieden, die antike Kunst aber, welche den Anstoß zur Emancipation und Organisierung der P. gegeben hatte, verwies er unter die Beiwerke der P. Auch F. Ritschl, obschon hervorgegangen aus der Hermannschen Schule, stellte ein solches Schema der P. auf, daß er ihr dadurch im wesentlichen denselben Umfang gab wie Wolf und Böckh; und so hat sich denn die von Wolf ausgegangene Richtung als die wahrhaft fruchtbare und fortwirkende bewahrt, in welche die bedeutendsten Philologen, wenn auch mit manchen Differenzen der Systematisierung oder der Studienrichtung, eingetreten sind. Trotzdem haben die neuern Philologen, auch wenn sie mit voller Überzeugung der Auffassung der P. als Altertumswissenschaft zustimmen, in ihrer gelehrten Thätigkeit sich beschränken müssen. So war Wolfs Schüler J. Bekker gleich den beiden Dindorf, den Schülern Hermanns, fast ausschließlich als Kritiker thätig, viele haben in ihren Schriften sich wenigstens überwiegend der P. im engern Sinne, der Grammatik und Metrik, Kritik und Exegese, zum Teil in Verbindung mit der Litteraturgeschichte gewidmet, wie außer G. Hermann und F. Ritschl Reisig, Lachmann, Meineke, Lehrs, Spengel, Haase, Haupt, Ahrens, Halm, Schneidewin, Bergk, Köchly, Teuffel, Nipperdey, Bernays und von Lebenden Classen, Sauppe, Keil, Baniz, Hertz, Fleckeisen, Rauck, Kirchhoff, Roßbach und Westphal, Ribbeck, Vahlen, Christ, Wölfflin, Usener, Bücheler, Reifferscheid, L. Müller, Kießling, Studemund, Rohde, von Wilamowitz, Bleek, während andere ihre Arbeiten auch auf die realen Disciplinen ausdehnten oder diese vorzugsweise bearbeiteten, dabei aber, wie auch viele der eben genannten, in der Regel sich naturgemäß dem einen oder andern der klassischen Völker überwiegend zuwandten, wie den Griechen Buttmann, Lobeck, K. F. Hermann, E. Curtius, Bursian; den Römern Niebuhr, A. Becker, Marquardt, Mommsen, Nissen. Außer Deutschland haben namentlich auch Frankreich und England in neuester Zeit tüchtige Philologen hervorgebracht. In Dänemark ragt hervor Madvig.

Vgl. Voigt, «Die Wiederbelebung des klassischen Altertums» (2 Bde., Berl. 1860—81); Nisard, «Renaissance et réforme» (neue Aufl., Par. 1878); L. Müller, «Geschichte der klassischen P. in den Niederlanden» (Lpz. 1869); Bursian, «Geschichte der P. in Deutschland» (Münch. u. Lpz. 1883).

Philomēla, in der griech. Sage die Tochter Pandions, Königs von Athen, und die Schwester der Prokne, die mit dem thrak. Fürsten Tereus vermählt war. Als letzterer nach Athen reiste, bat ihn Prokne, ihre Schwester P. von dort mitzubringen. Auf dem Wege entehrte er sie und schnitt ihr, damit es geheim bliebe, die Zunge aus. P. aber that es der Schwester durch ein Gewebe kund, worauf beide aus Rache Itys, den Sohn des Tereus, schlachteten und dem Vater auftischten. Dieser, die Reste seines Sohnes erkennend, verfolgte die Schwestern, die von den Göttern verwandelt wurden. Prokne wurde zur Nachtigall, P. zur Schwalbe, und jene mit beständiger, diese mit halber Schlaflosigkeit bestraft. Erst eine spätere Verwechselung machte P. zur Nachtigall und Prokne zur Schwalbe.

Philomela, der 196. Asteroid, s. u. Planeten.

Philomelion, Stadt in Phrygien, s. Akschehr.

Philomelon von Lebon, Theotimos' Sohn, war 356 v. Chr. der Führer der Phoker bei ihrem Widerstande gegen die Amphiktyonen. Er besetzte Delphi zu Anfang des J. 355, ward mit Hilfe der

Tempelschätze Söldner und focht in dem Heiligen Kriege der Amphiktyonen gegen Phokis zuerst glücklich, wurde aber in der zweiten Hälfte des J. 354 durch die Böoter geschlagen und stürzte sich, um nicht den Siegern in die Hände zu fallen, bei Neon am Parnaß in einen Abgrund.

Philomusenhetärie, s. unter Hetärie.

Philon, s. Philo.

Philopömen, ausgezeichneter griech. Feldherr, «der letzte der Hellenen», wie er von den Alten genannt wird, Sohn des reichen Gutsbesitzers Kraugis aus Megalopolis in Arkadien, geb. 253 v. Chr., nahm schon als Jüngling an dem Kampfe gegen den Spartanerkönig Kleomenes III. teil, in welchem er die bei Nacht überfallenen Bewohner von Megalopolis (Anfang 222 v. Chr.) mit der äußersten Lebensgefahr nach Messene brachte. Nachdem er hierauf in der für Kleomenes verhängnisvollen Schlacht bei Sellasia (Sommer 222 v. Chr.) sich ausgezeichnet hatte, wurde er später 210/9 Hipparch, und 208/7 Strategos oder Präsident des Achäischen Bundes. In dieser Stellung entwickelte er eine außerordentliche Thätigkeit in der Neugestaltung des Kriegswesens der Achäer, und die erste Frucht seiner Anstrengungen war, daß er bei Mantinea 207 v. Chr. die Spartaner vollständig schlug und deren Fürsten Machanides mit eigener Hand tötete. Als Sparta später von den Ätoliern erobert und der Tyrann Nabis ermordet worden war, benutzte P. diesen günstigen Augenblick, die Spartaner 192 v. Chr. zur Vereinigung mit dem Achäischen Bunde zu bewegen. Nur mit Widerwillen jedoch blieben später Sparta und Messenien in schroff partikularistischer Sinnesweise bei dem Achäischen Bunde, und 184 v. Chr. fielen die von ihrer Oligarchie aufgewiegelten Messenier vom Bunde ab. Sofort sammelte P. seine Söldnertruppen und eine aus dem Kern des Volks gebildete Reiterschar, wurde aber bei vorschnellem Angriff von den Messeniern nach der tapfersten Gegenwehr überwältigt. Er selbst stürzte mit seinem Pferde und erhielt eine Wunde am Kopfe. Man brachte ihn nach Messene und überschickte ihm am andern Morgen den Giftbecher, den er unerschrocken leerte. Die Achäer eroberten 183 Messene, bestraften die Urheber des Mordes und bestatteten die Asche des P. feierlich in Megalopolis, wobei der junge Polybios die Urne trug. Viele Städte Griechenlands errichteten ihm Bildsäulen.

Philosophaster (grch.), Pfuscher auf philos. Gebiete, Afterphilosoph.

Philosophem (grch.), philos. Untersuchung, Betrachtung, Lehre.

Philosophen, die («Les philosophes»), nannten sich die im Hause des Baron von Holbach zu Paris verkehrenden Gelehrten der franz. Aufklärung, die sog. Encyllopädisten, unter denen Diderot der hervorragendste, ferner Männer wie Grimm, Helvétius, Maigeon, Galiani u. a. Die Bezeichnung geschah hauptsächlich im Anschluß an den gleichlautenden Titel eines satirischen, übrigens mittelmäßigen Lustspiels von Palissot.

Philosophia, der 227. Asteroid, s. u. Planeten.

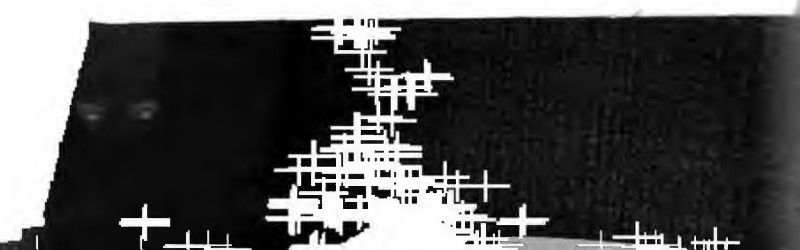
Philosophie, der ursprünglichen griech. Wortbedeutung nach «Liebe zur Weisheit», wurde bei den Griechen, nachdem man anfangs darunter das Streben nach geistiger Bildung überhaupt verstanden hatte, vielleicht schon durch Pythagoras, jedenfalls aber bei Plato und Aristoteles zur Bezeichnung desjenigen, was wir «Wissenschaft» nennen. Den Griechen gebührt das Verdienst, diese teils aus den phantastischen Dichtungen der Mythologie herausgelöst, teils über die durch praktische Gesichtspunkte bestimmte Thatsachensammlung erhoben und zu einem selbständigen Organ der menschlichen Kulturthätigkeit herausgebildet zu haben, indem sie das Ideal einer Welterkenntnis um ihrer selbst willen aufstellten und für die Erreichung desselben die methodische Schulung des Denkens prinzipiell begründeten und praktisch durchführten. Seitdem hat der Name der P. eine Reihe von Wandlungen durchgemacht, welche mit der allgemeinen Geschichte der Wissenschaften auf das innigste verknüpft waren. Im Beginn war der Stoff des Wissens noch so gering und ungegliedert, daß man nur die eine allgemeine Gesamtwissenschaft kannte und diese mit dem Namen P. belegte. Gewisse Zweige des Wissens aber, besonders das historische, das mathematische und das empirisch-medizinische, sonderten sich früh davon ab, indem sie für ihre besondern Gegenstände auch besondere Methoden der Erforschung und Behandlung anzuwenden genötigt waren. Durch die gewaltig systematisierende Gedankenarbeit des Aristoteles wurden sodann die einzelnen Teile noch mehr selbständig gemacht, und man bezeichnete damals diese einzelnen Wissenschaften als die einzelnen «Philosophien». Indem nun aber diese besondern Disciplinen in der Folgezeit von ihren Gegenständen auch besondere Namen erhielten, blieb von selbst die Bezeichnung der P. für den besondern Wissenszweig übrig, in welchem der drohenden Zersplitterung gegenüber der einheitliche Zusammenhang alles Wissens aufrecht erhalten werden sollte. So wurde die P. den übrigen Wissenschaften gegenüber auch eine besondere Wissenschaft mit eigener Aufgabe. Denn jede der übrigen Wissenschaften arbeitet mit einer Methode, welche sie selbst nicht zu begründen und zu rechtfertigen im Stande ist, und jede geht entweder von einem Begriff aus, den sie nicht abzuleiten vermag, sondern nur als gegeben betrachten kann, wie z. B. die Mathematik von den Begriffen des Raums und der Zahl, oder sie steigt von den einzelnen Thatsachen zu allgemeinsten erklärenden Begriffen und Gesetzen auf, über welche ihre Methode nicht hinausreicht, wie z. B. die Naturwissenschaft zu dem Begriff der Materie, die Psychologie zu demjenigen der Gesetze des geistigen Lebens, die Jurisprudenz zu demjenigen des Rechts u. s. w. Dem gegenüber verlangt aber der menschliche Erkenntnistrieb teils eine gemeinsame Begründung alles Wissens, teils eine einheitliche Zusammenfassung aller Erkenntnisse. In der Lösung dieser Aufgabe ist die P. die allgemeine oder centrale Wissenschaft, oder die Wissenschaft von den Prinzipien des Erkennens und des Seins. Daraus erhellt der stete Zusammenhang, in welchem sie sich mit den übrigen Wissenschaften befindet: sie entnimmt denselben ihre Probleme, zugleich aber auch das Wissensmaterial zu ihrer Lösung und wirkt andererseits durch die neuen Gesichtspunkte, mit denen sie von ihrem allgemeinern Standpunkte aus die Aufgaben der andern Wissenschaften zu betrachten lehrt, und durch die Verbindung, in welche sie die Resultate der getrennten Forschungsarbeit zu setzen beitrebt ist, auf die übrigen Wissenschaften zurück. Diese strömen immerfort in sie ein, um von dem Mittelpunkte aus mit neuer Kraft in ihre

Sonderthätigkeit zurückzukehren. Deshalb aber gibt es keine scharfe Grenzscheidung zwischen der P. und den übrigen Wissenschaften: innerhalb der letztern schon ist jede Tendenz zu allgemeinerer, an das Ganze anknüpfender Betrachtung philos. Charakters, und umgekehrt streckt die P. in allen Folgerungen, welche sie von ihrem allgemeinen Standpunkte aus zu ziehen sucht, ihre Hand mitten in das Gebiet der einzelnen Wissenschaften. Eine Sache philosophisch behandeln, heißt daher auch in der gewöhnlichen Ausdrucksweise so viel, wie sie von allgemeinen Gesichtspunkten aus behandeln. Was nun auf diese Weise von der P. angestrebt wird, ist im Grunde genommen nichts anderes, als eine Zusammenfassung des menschlichen Wissens, durch welche eine vollständige wissenschaftlich begründete Welterkenntnis genommen werden soll. In dieser Hinsicht ist es der metaphysische Trieb (s. Metaphysik), welcher sich in der P. auf wissenschaftlichem Wege zu befriedigen suchte, und man könnte deshalb die P. auch die Wissenschaft der Weltanschauung nennen.

Ein Philosoph heißt deshalb den Männern anderer Wissenschaften gegenüber derjenige Forscher, welcher die Resultate der einzelnen Wissenschaften von einem allseitigen Standpunkte aus zu einer umfassenden Erkenntnis aller Dinge zu verarbeiten sucht. Indem sie diesem Ideal nachstrebt, ist natürlich die P. von dem jeweiligen Zustande der übrigen Wissenschaften abhängig und erleidet dieselben Umwandlungen der Einsicht, wie diese. Eine solche Auffassung der Aufgabe der P. setzt aber den Glauben an die Möglichkeit einer umfassenden wissenschaftlichen Erkenntnis des Weltalls voraus, und in diesem Glauben ist denn auch die P. seit jener Scheidung der Aufgaben so lange behandelt worden, bis man an demselben irre wurde. Als aber dann sich die Überzeugung Bahn brach, daß eine solche Wissenschaft der Weltanschauung (die Metaphysik) nicht möglich sei, da blieb der P. gleichwohl noch immer die nicht minder wichtige Aufgabe, teils jene Möglichkeit selbst zu untersuchen, teils überhaupt den ganzen Prozeß der menschlichen Wissenschaft, den Ursprung, den Fortschritt, die Tragweite und die Grenzen des Wissens zum Gegenstande ihrer Forschungen zu machen. Denn wenn alle Dinge der wirklichen Welt gruppenweise ihre Behandlung in den einzelnen Wissenschaften finden, so bilden diese Wissenschaften selbst wieder eine Gruppe von Thatsachen, welche auch der wissenschaftlichen Erforschung bedarf und dieselbe in der P. finden soll. In diesem Sinne ist die P. die Wissenschaft von der Wissenschaft, eine Bedeutung, welche sie durch Locke, Hume und Kant gewonnen hat, ohne daß jedoch jene Bestrebungen, sie als wissenschaftliche Weltanschauung auszubilden, dadurch völlig verdrängt worden wären.

Wenn so die P. ursprünglich der Name des Gesamtorganismus war, aus dem erst allmählich die einzelnen Wissenschaften als besondere Organe sich herausbildeten, so stellt sie in dem entwickelten Zustande der Differenzierung das nervöse Centralorgan dar, in welchem alle Funktionen der übrigen Teile zusammenlaufen und von dem aus sie wieder neue Lebensimpulse erhalten. So vielfältig aber in dieser Entwickelung die Begriffsbestimmungen der P. geschwankt haben, gemeinsam bleibt ihnen allen dies, die P. als das Bestreben aufzufassen, mit welchem der Mensch die ganze Masse seiner Vorstellungen zu einem einheitlichen System auf wissenschaftlichem Wege zusammenzuarbeiten sucht. Dabei kommen nun aber nicht nur die von der wissenschaftlichen Forschung gefundenen oder festgestellten Kenntnisse in Betracht, sondern es strömen in die philos. Bewegung auch alle diejenigen Vorstellungen ein, welche in irgend welcher andern Hinsicht dem Menschen wertvoll sind und in ihm Gewißheit der Überzeugung erlangt haben. Die Ideen des religiösen und des moralischen, des gesellschaftlichen und des politischen, endlich diejenigen des künstlerischen Lebens verlangen ihre Einfügung in die von der P. zu entwickelnde Weltanschauung oder wenigstens ihre Prüfung vor den höchsten Prinzipien der philos. Erkenntnis. So ist das Material, welches die P. zu bearbeiten hat, mit dem Inhalt der übrigen Wissenschaften nicht erschöpft, sondern sie nimmt dasselbe vielmehr aus allen Sphären der menschlichen Kulturthätigkeit. In diesem Sinne ist die P. das stetige Bestreben des Menschengeistes, sich in jedem Augenblicke des einheitlichen Zusammenhangs aller seiner Kulturthätigkeiten bewußt zu werden, sie ist die Selbstbesinnung des Menschengeschlechts auf den Inhalt seiner geistigen Errungenschaften. Jedes System der P. ist, von diesem Standpunkte aus gesehen, ein Versuch, die Resultate der menschlichen Geistesarbeit abschließend zusammenzufassen. So betrachtet, verliert auch der stetige Wechsel und der Mangel einer kontinuierlich sich ausbreitenden Summe von sichern Erkenntnissen, welchen man der P. so häufig vorwirft, den Charakter des Verwunderlichen. Gewiß ist es richtig, daß jede der andern Wissenschaften der P. in der Stetigkeit des Fortschritts und in dem Besitz allgemein anerkannter Erkenntnisse überlegen ist: aber es spiegelt sich in dieser Wandelbarkeit der philos. Meinungen nichts anderes als die ewig unruhvolle Bewegung, in welcher sich der Gesamtinhalt des menschlichen Kulturgeistes befindet. Jede neue große Errungenschaft desselben verlangt ihre gebührende Stelle im philos. Denken und stört dadurch das Gleichgewicht, welches die übrigen vorher gefunden hatten.

Diesen umfassenden Aufgaben hat die P., seitdem sie aus den ersten Anfängen zu reiserer Ausbildung gediehen war, durch eine Gliederung ihrer Arbeit zu genügen gesucht, aus der sich eine Anzahl besonderer philos. Disciplinen ergeben. Dem Altertum war die Einteilung in Dialektik, Physik und Ethik geläufig, wonach hintereinander die Fragen der Gesetze des wissenschaftlichen Denkens, darauf die Gesamterkenntnis der Natur, endlich die Probleme des menschlichen Lebens behandelt werden sollten. In neuerer Zeit ist nach einer von Aristoteles schon gegebenen Anregung die Unterscheidung der theoretischen und der praktischen P. zu allgemeinerer Anerkennung gelangt. Denn die Prinzipien, welche die P. zu untersuchen hat, sind teils solche des Urteilens, d. h. der den Gegenstand auffassenden Erkenntnis, teils solche der Beurteilung, d. h. der den Wert des erkannten Gegenstandes bestimmenden Betrachtung. Als eine allgemeine Vorbereitung für beide Teile darf die Psychologie (s. d.) angesehen werden, insofern als dieselbe die thatsächliche Erkenntnis sowohl der theoretischen als auch der praktischen Bethätigung des menschlichen Geistes zu entwickeln hat. Diese nahe Beziehung bringt es mit sich, daß die Psychologie, obwohl sie im 19. Jahrh. sich ebenso wie die Wissenschaft der



äußern Natur durchaus selbständig gemacht hat, daß noch immer als ein Teil der P. gerechnet zu werden pflegt. Den Grundstock der theoretischen P. bildet die Theorie der Wissenschaft oder Wissenschaftslehre, welche nach drei Richtungen hin auszubilden ist: in der Logik (s. d.) als Lehre von den Formen des richtigen Denkfortschritts, in der Methodologie (s. d.) als Untersuchung über die Art und Weise, wie das Denken den besondern Aufgaben gegenüber sich einzurichten hat, um den Gesetzen der Logik zu entsprechen, in der Erkenntnistheorie (s. d.) endlich als Beantwortung der Frage, in wieweit die Resultate der wissenschaftlichen Arbeit auf den Wert einer den wirklichen Thatbestand der Welt abbildenden Erkenntnis Anspruch erheben dürfen. Die Anwendung der so gewonnenen Prinzipien auf den Zusammenhang der naturwissenschaftlichen Forschungen und Ergebnisse führt zur Naturphilosophie (s. d.). Die Prinzipien der Beurteilung sind teils diejenigen des Guten, teils diejenigen des Schönen, und danach teilt sich die praktische P. zunächst in Ethik (s. d.) und Ästhetik (s. d.). An die erstere schließen sich auf der einen Seite die Rechtsphilosophie (s. d.), auf der andern Seite die Gesellschaftsphilosophie, in neuerer Zeit Soziologie (s. d.) genannt, als notwendige Konsequenzen an, und die Anwendung aller dieser Prinzipien auf eine zusammenfassende Erkenntnis der Realität, welche dieselben in der Entwickelung des Menschengeschlechts finden, ergibt die Geschichtsphilosophie. Die Einführung der von der Ästhetik festgestellten Grundsätze in die Betrachtung der Aufgaben und Gesetze der einzelnen Künste würde als Kunstphilosophie zu bezeichnen sein. Wenn nun endlich der gesamte Inhalt dieser besondern philos. Disciplinen systematisch zu einer einheitlichen Weltanschauung zusammengefaßt werden soll, so fällt diese Aufgabe der Metaphysik (s. d.) und, insofern diese Weltanschauung in der wissenschaftlichen Durcharbeitung des Gottesbegriffs gipfeln sollte, der Religionsphilosophie (s. d.) zu.

Die Geschichte der P. in ihren großen Zügen ist an den allgemeinen Gang der abendländ. Kultur geknüpft. Denn die Orientalen sind stets teils in den Umschlingungen der religiösen Phantasie, teils in der praktischen Thatsachensammlung stecken geblieben, und erst die Griechen erhoben sich zum Begriff der Wissenschaft. Auf dem Boden der hellenischen Kultur vollzog sich daher die erste Periode der Geschichte der P. Zunächst wurden die mythol. Dichtungen von der Weltentstehung zu einer begrifflichen Welterkenntnis abgeklärt, und es entstanden aus der Durchdenkung der Thatsachen und der einfachsten Begriffe, wie derjenigen des Werdens und des Seins, mehrfache Standpunkte der Weltbetrachtung, unter denen nach der ion. Naturphilosophie besonders diejenigen des Heraklit und der Eleaten, zuletzt diejenige des Atomismus hervorzuheben sind. Nachdem sodann das sophistische Aufklärungszeitalter zu einer allgemeinen geistigen Verwirrung und zu einer Art von Verzweiflung des Geistes an sich selbst geführt hatte, lehrte Sokrates die Rückkehr zu festen, allgemeingültigen Begriffen und die Ausbildung derselben namentlich für das sittliche Leben. Von dieser Grundlage aus durcharbeiteten dann Plato und Aristoteles die früher aufgestellten Theorien und den ganzen Umfang des ihnen vorliegenden Wissens und schufen damit die abschließenden Systeme der griechischen Wissenschaft. (S. Griechische Philosophie.)

Mit dem Untergange der griech. Selbständigkeit und der Zeit der Weltreiche begann auch für die P. eine neue Aera. Das Interesse an der wissenschaftlichen Erkenntnis um ihrer selbst willen erlosch, und die Fragen nach der sittlichen Bestimmung und der Glückseligkeit des Menschen traten in den Vordergrund, sodaß die Wissenschaft wesentlich nur noch als Material für deren Beantwortung behandelt und die P. lediglich unter diesen Gesichtspunkt gestellt wurde. Sie nahm dadurch den Charakter der «Lebensweisheit» an, unter welchem sie bis auf die heutige Zeit am populärsten geblieben ist, sodaß man unter einem «Philosophen» gern einen Mann versteht, der nach unerschütterlichen Grundsätzen das praktische Leben betrachtet und einrichtet. An der Aufstellung eines solchen Ideals der Weisheit mühten sich im entgegengesetzten Sinne die Stoiker und die Epikureer, während sich die Erlahmung des theoretischen Denkens teils in dem Auftreten des Skeptizismus und Probabilismus, teils in der Ausbreitung des Eklektizismus kundgab. Diesem neigten namentlich die röm. Schriftsteller zu, welche unter dem Einflusse der alexandrinischen Gelehrsamkeit die griech. Gedanken ohne Originalität in den mannigfachsten Mischungen reproduzierten. In der innern Auflösung der antiken Kultur, welche sich im röm. Weltreiche vollzog und durch das Einströmen der orient. Ideen beschleunigt wurde, nahm dieses Streben eine mehr und mehr religiöse Färbung an und kümmerte sich dabei namentlich um die Gedanken der platonischen P., welche man mit dem Judentum und andern orient. Religionen zu verschmelzen suchte. Alle diese Bestrebungen aber wurden durch den Sieg des Christentums verdrängt, welches, nachdem es anfangs sich der Wissenschaft gegenüber mehr ablehnend verhalten und dann in der Gnosis (s. d.) Fühlung mit den orient. Spekulationen gesucht hatte, schließlich in der patristischen P. (s. Patristik) den Ideengehalt der griechischen P. in sich aufnahm und unter dem Gesichtspunkte seiner religiösen Überzeugung verarbeitete. Vergebens versuchten die Neuplatoniker (s. d.) durch eine Verknüpfung der verschiedenen Systeme des griech. Denkens mit orient. Vorstellungen die alte Religion zu rekonstruieren; das Christentum wurde zur Weltreligion und schuf in der Lehre des Augustin als das Resultat seiner innern Kämpfe und seiner Aufnahme der antiken P. das System seiner Glaubenslehre.

Unter diesen Bedingungen war die P. des Mittelalters, die Scholastik (s. d.), wesentlich theol. Charakters und hielt es für ihre Aufgabe, das kirchliche Dogma durch philos. Begründung zu rechtfertigen, für welche sie die Lehre des Aristoteles zu verwenden suchte. In den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung lag auf dem Abendlande eine tiefe Nacht der Unbildung; dagegen erhob sich der Orient unter dem Einflusse des Mohammedanismus zu schneller Blüte auch auf dem wissenschaftlichen Gebiete, und die arabische P. bildete teils in Asien, teils auf dem span. Boden unter dem Einfluß des Aristoteles und des Neuplatonismus eine Reihe bedeutender Systeme aus. Andererseits suchten die Juden die Ideen der griechischen P. ihren Glaubenslehren einzufügen und wurden durch die eigentümliche Stellung dieser Nation zu Vermittlern der verschiedenen Ideen-

kreise. Im Abendlande hatte mit dem 11. Jahrh. der Kampf des Nominalismus und des Realismus (s. d.) begonnen, und führte, nachdem seit den Kreuzzügen die Schriften der Araber und die Originalwerke des Aristoteles bekannt geworden waren, zu dem Siege des Realismus, der sich in dem System des Thomas von Aquino besiegelte. Von dieser Blütezeit an aber lockerte sich, zumal seit der Erneuerung des Nominalismus durch Occam, der Bund zwischen P. und Kirchenlehre immer mehr, und es entstand als charakteristischer Ausdruck dafür die «Lehre von der zwiefachen Wahrheit», daß etwas in der P. wahr sein könne, was in der Theologie falsch sei, und umgekehrt.

So bereitete sich durch innere Zerbröckelung der Scholastik die neuere P. vor, welche sich in dem allgemeinen geistigen Befreiungsdrange der Renaissance der Kirchenlehre gegenüber selbständig als «Weltweisheit» auszubilden strebte und dazu die Grundlagen des realen Wissens benutzte. Diese fand sie eine Zeit lang in den humanistischen Studien, durch welche auch eine Erneuerung fast aller Systeme der griechischen P. platzgriff; später trat an die Stelle des historischen das naturwissenschaftliche Material als der Inhalt des neuen Denkens. In dieser Entwickelung traten nun wieder die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Nationen bestimmend hervor. Die Italiener legten den Schwerpunkt der P. in die Naturphilosophie und bildeten unter dem Einfluß der künstlerischen Phantasie der Renaissance poetische Systeme aus, unter denen dasjenige von Giordano Bruno die höchste Stelle einnimmt. In Deutschland überwog das religiöse Interesse, welches sich schon zu Ende des Mittelalters der Veräußerlichung des kirchlichen Lebens gegenüber durch die Lehren der theoretischen und der praktischen Mystik bethätigt hatte. In diesen Ideen wurzelte die ursprüngliche Kraft der Reformation. Nachdem aber diese zu dem Gedanken einer neuen Kirche und einer für diese erforderlichen philos. Lehre geführt hatte, begründete Melanchthon die prot. Scholastik durch eine neue Verarbeitung des Aristotelischen Systems. Während diese Lehre auf den prot. Universitäten herrschte, trennte sich die Mystik immer weiter von ihr und führte schließlich durch eine Verschmelzung mit den naturphilos. Phantasmen des Paracelsus zu dem Grübelsystem Jakob Böhmes. Suchten so die Italiener aus der Natur, die Deutschen aus der gläubigen Seele einen neuen Inhalt der P. zu gewinnen, so richteten die Denker der westl. Nationen ihren Blick vornehmlich auf die Begründung einer neuen Methode. In England begründete Bacon den Empirismus, in Frankreich Descartes den Rationalismus, welcher dann von Spinoza auf seine vollendetste Form gebracht, zugleich aber mit dem Mystizismus verschmolzen wurde. Aus diesen mannigfachen Anfängen der modernen P. hatte sich dann allmählich ein gewisser Niederschlag gebildet, welcher die Überzeugungen des Aufklärungszeitalters ausmachte. Diese wurden zuerst in England ausgesprochen, wo nach Lockes Vorgange die Moralphilosophie und der Deismus eine Ausbildung fanden, welche im Verein mit der Newtonschen Naturphilosophie das franz. Denken des 18. Jahrh. beherrschten, hier aber überall zu den radikalsten Konsequenzen fortgebildet wurden. Aus beiden Ländern empfing schließlich Deutschland die philos. Ideen der Aufklärung; doch traten sie hier unter das eigentümliche Licht der Lehre von Leibniz, welcher den Gegensatz der empiristischen und der rationalistischen P. zu versöhnen unternommen hatte. Alle philos. Bestrebungen der Aufklärung fanden endlich ihre Vereinigung in Kant, von welchem dann eine glänzende und vielverzweigte Entwickelung der deutschen P. begann. Diese lebte, während in den übrigen Ländern die P. mehr zurücktrat, in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. alle in dem umfassenden System Kants angelegten Richtungen in großartiger Durchführung aus; erst allmählich begannen dann auch die andern Nationen wieder selbständig an der Entwickelung der P. teilzunehmen: so die Engländer durch die Fortführung der Associationspsychologie und der Theorie der Induktion, die Franzosen durch Comtes Begründung des Positivismus. (S. Deutsche, Englische, Französische Philosophie.)

Litteratur: Außer den ältern Werken von Brucker, Buhle, Tennemann, Tiedemann, Degérando, Reinhold vgl.: Ritter, «Geschichte der P.» (12 Bde., Hamb. 1829—53); Hegel, «Vorlesungen über die Geschichte der P.» (2. Aufl., 3 Bde., 1844), Ch. Sigwart, «Geschichte der P.» (3 Bde., Stuttg. 1854); Erdmann, «Grundriß der Geschichte der P.» (3. Aufl., 2 Bde., Berl. 1878); Dühring, «Kritische Geschichte der P.» (2. Aufl., Berl. 1873); F. Chr. Potter, «Die Geschichte der P. im Umriß» (2 Bde., Elberf. 1873—74); V. Cousin, «Histoire générale de la philosophie» (5. Aufl., Par. 1863); G. H. Lewes, «The history of philosophy from Thales to the present day» (4. Aufl., Loud. 1871); Überweg, «Grundriß der Geschichte der P.» (5. Aufl., 3 Bde., besorgt von Heinze und Reicke, Berl. 1876); Kuno Fischer, «Geschichte der neuern P.» (3. Aufl., Bd. 1—5, Münch. 1878—84); Zeller, «Die P. der Griechen» (3. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1876—81).

Philosophisches Ei, eiförmige Phiole, in welcher die Alchimisten den Stein der Weisen hervorzubringen suchten.

Philosoph von Sanssouci nannte sich Friedrich d. Gr. selbst auf dem Titel der ersten 1752 erschienenen Sammlung seiner Werke («Oeuvres du Philosophe de Sanssouci. Au Donjon du Château. Avec privilège d'Apollon»).

Philostorgius, Kirchengeschichtschreiber, geb. 368 in Kappadocien, trieb in Konstantinopel die verschiedensten weltlichen Studien und starb nach 425. Seine Kirchengeschichte, die in 12 Büchern die J. 300—423 umfaßt, ward von den spätern orthodoxen Kirchenhistorikern vielfach benutzt und bildet von ihrem arianischen Standpunkt aus eine wertvolle Ergänzung derselben. Viele Auszüge des Werks, das verloren gegangen ist, hat Photius gesammelt und Gothofredus (Genf 1643), Suidas (Par. 1673) und Migne in seiner Sammlung herausgegeben. Vgl. Zeep, «Quellenuntersuchungen zu den griech. Kirchenhistorikern» (Lpz. 1884).

Philostratus (Flavius), der Ältere, aus Lemnos, ein bekannter griech. Sophist und Rhetor, lebte zu Ende des 2. bis in die Mitte des 3. Jahrh. n. Chr. als Lehrer der Beredsamkeit in Athen, später in Rom, und verfaßte mehrere Schriften, die trotz der Geziertheit und Künstelei der Darstellung ihres Inhalts wegen nicht ohne Wert sind. Es sind dies die auf Verlangen der Kaiserin Julia, Gemahlin des Septimius Severus, verfaßte Lebensbeschreibung des Apollonius von Tyana («Vita Apollonii»), ferner die «Heroica», eine mythol. Geschichte der Helden des Trojanischen Kriegs, in

dialogischer Form; die «Eikones» («Imagines»), welche die Beschreibung einer (angeblichen) Gemäldesammlung zu Neapel enthalten; die «Vitae sophistarum» oder Biographien mehrerer Sophisten; eine Anzahl von Briefen; endlich die erst neuerdings wieder aufgefundene Schrift über die Gymnastik («De arte gymnastica libellus»). Unter den Ausgaben sämtlicher Werke sind die von Kayser (Zür. 1844 u. Lpz. 1870—71) hervorzuheben; unter den Ausgaben einzelner Schriften die der «Heroica» von Boissonade (Par. 1806), die der «Imagines» (zugleich mit des Kallistratus «Statuae», von Jacobs und Welcker, Lpz. 1825) und die des «Libellus de arte gymnastica» von Volckmar (Aurich 1862). Die beste deutsche Übersetzung der sämtlichen Werke ist die von Jacobs und Lindau (Stuttg. 1828—39, 10 Bdchn.); eine franz. Übersetzung gab 1881 A. Bougot heraus.

Philostratus der Jüngere, ein Verwandter des vorigen, ebenfalls Lehrer der Beredsamkeit, gest. 264 n. Chr., fügte zu den Gemäldebeschreibungen seines Großvaters unter dem gleichen Titel «Imagines» 18 neue hinzu, die zugleich mit den Erklärungen der «Statuae» von Kallistratus, einem Rhetor aus unbekannter Zeit, in den vorher angeführten Ausgaben enthalten sind.

Vgl. Bergk, «Fünf Abhandlungen u. s. w.» (Lpz. 1883); Friederichs, «Die Philostratischen Bilder» (Erlangen 1860); Brunn, «Die Philostratischen Gemälde» (Lpz. 1861); Bertrand, «Un critique d'art dans l'antiquité. P. et son école» (Par. 1882).

Philotas, Sohn des macedon. Feldherrn Parmenion, Jugendgenosse Alexanders d. Gr., war auf dem Feldzuge nach Persien der tapfere Führer der Ritterschaft. Große Fahrlässigkeit in der Mitteilung von Denunziationen über eine angebliche Verschwörung gegen Alexanders Leben führte im Spätherbst 330 v. Chr. zu Prophthasia (jetzt Farah in Afghanistan) zu seiner Verhaftung. Eine Schuld als Verschwörer gegen den König ist dem P. nicht nachzuweisen. Aber Alexanders Abneigung gegen die Übermacht der Familie Parmenions in seiner Armee und gegen die Opposition wider seine asiat. Politik, dazu der Haß mehrerer Generale gegen P., endlich die Gegnerschaft der Bauern in der Phalanx gegen die Ritter, führte vor dem Heergericht zur Verurteilung und Hinrichtung des P.

Philoxenus, ein griech. Dithyrambendichter von der Insel Kythera, lebte im 4. Jahrh. v. Chr. und stand bei dem ältern Dionysius zu Syrakus in Gunst. Die Bruchstücke des P. sind gesammelt von Bippart (Lpz. 1843), Schmidt («Diatribe in dithyrambum poetarumque dithyrambicorum reliquias», Berl. 1845) und in Bergks «Poetae lyrici» (Bd. 3, 4. Aufl., Lpz. 1882), sowie mit deutscher Übersetzung in «Griech. Lyriker» von Hartung (Bd. 6, Lpz. 1857).

Philoxenus, orient. monophysitischer Theolog, hieß ursprünglich Xenajas, war gebürtig aus Tahal in Persien und wurde 485 Bischof von Hierapolis (oder Mabug nach morgenländ. Benennung). Er war das Haupt der monophysitischen Partei, bekämpfte die Nestorianer und die Anhänger des Konzils von Chalcedon im Orient mit Erfolg und setzte auch, unterstützt vom Kaiser Anastasius auf mehrern Synoden deren Verdammung durch. Unter Kaiser Justin 518 entsetzt, wurde er nach Philippopel verbannt und soll 522 in Gangra umgebracht worden sein. Bekannt ist er durch die syrische, sog. philoxenianische Bibelübersetzung, die in seinem Auftrag der Chorbischof Polykarpus herstellte. Sie umfaßt das Neue Testament mit Ausnahme der Apokalypse, ist aber nur noch in der Überarbeitung von Thomas von Charkel (616), als harklensische Übersetzung erhalten. White gab zuerst die Übersetzung der Evangelien (2 Bde., Oxford 1773), dann die der Apostelgeschichte und Briefe (2 Bde., Oxford 1799 u. 1803) und Bernstein das Johannesevangelium (Lpz. 1853) heraus.

Philtron, s. Liebestrank.

Phimose (grch.), die angeborene oder durch Krankheit erworbene Verengerung der Vorhaut, sodaß diese entweder gar nicht oder nur unter Schmerzen über die Eichel zurückgezogen werden kann, vermag nicht nur die Harnentleerung zu erschweren und Entzündungsvorgänge an der Vorhaut zu erzeugen, sondern beim Erwachsenen auch den Ausfluß des Samens zu hindern und dadurch Ursache der Kinderlosigkeit zu werden. Geringere Grade der Vorhautverengerung bedürfen keiner besondern Behandlung; höhere Grade müssen durch eine Operation (Phimosenoperation) beseitigt werden, die entweder in einer einfachen Spaltung der Vorhaut mit oder ohne Abtragung der entstandenen Lappen oder in der Beschneidung besteht.

Phineus, der Sohn des phöniz. Königs Agenor, König zu Salmydessos in Thrazien, ein blinder Seher, wurde von den Harpyien (s. d.) auf Befehl der Götter gepeinigt, weil er seine Söhne aus erster Ehe auf Anstiften seiner zweiten Gattin, der Idäa, der Tochter des Dardanos, hatte blenden lassen. So oft P. speisen wollte, kamen die Harpyien herbeigeflogen, raubten den größten Teil der Speisen und besudelten den Rest. So trafen die Argonauten den P. Diesen versprach er, wenn sie ihn von seinen Peinigerinnen befreiten, sie über ihre weitere Fahrt zu belehren. Hierauf wurden die Harpyien von den beflügelten Söhnen des Boreas, Zetes und Kalais, welche unter den Argonauten waren, verfolgt und P. von ihnen befreit.

Phineus, Sohn des Belos, Bruder des Kepheus, Agyptos und Danaos, wurde von Perseus, dem er nachstellte, weil ihm die von jenem befreite Andromeda bestimmt gewesen war, durch das Haupt der Medusa versteinert.

Phiole (vom grch. phialē) ist in ältern chem. und alchimistischen Schriften der jetzt außer Gebrauch gekommene Name für ein gläsernes Gefäß mit langem, engem Hals und Mundloch, aber weitem, rundem Bauch.

Phiva (neugrch.), s. Theben.

Phlebektasie (grch.), Venenerweiterung, Krampfader; Phlebitis, die Venenentzündung; Phlebolith, Venenstein, steiniges Konkrement in den Blutadern; Phlebotomie, Aderlaß; Phlebotom, Werkzeug zum Aderlassen, Schnepper.

Phlegēthon (grch., d. i. der Flammende) oder Pyriphlegethon (d. i. der Feuerflammende) hieß ein mythischer Strom der Unterwelt.

Phlegma (grch.) heißt in der Sprache der ältern Chemiker die beim Destillieren geistiger Flüssigkeiten nach Verdampfung des Spiritus zurückbleibende wässerige Flüssigkeit, bei den alten Medizinern aber der Schleim. Weil sie in einer schleimigen Beschaffenheit des Blutes und der übrigen Säfte die Anlage zu träger, indolenter Gemütsart erblickten, so wurde P. der Ausdruck für Trägheit und Mangel an Lebhaftigkeit. (S. Temperamente.)

Phlegmasie (grch.), die Entzündung; Phlegmasia alba dolens, die weiße Schenkelgeschwulst der Wöchnerinnen, eine unter Fiebererscheinungen auftretende schmerzhafte, glänzend weiße und gespannte Anschwellung des Schenkels, welche bei den Frauen mitunter im Wochenbett auftritt und durch eine Gerinnung des Blutes in den Schenkelvenen entsteht. Die Krankheit führt bei zweckmäßigem Verhalten meist zur Genesung, wenn auch gewöhnlich Monate darüber vergehen. Behandlung: Bettruhe, zweckmäßige Lagerung des erkrankten Beines und Einwickelung mit wollenen Rollbinden.

Phlegmöne (grch.), die Entzündung, besonders die Entzündung des Zellgewebes, welche leicht in Eiterung und Absceßbildung übergeht.

Phlegon, aus Tralles in Lydien, daher gewöhnlich Trallianus genannt, griech. Schriftsteller, lebte als Freigelassener des Hadrianus in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr. und verfaßte namentlich ein chronographisches Werk: «Wanderbare Geschichten», und eine Abhandlung «De macrobiis». Ausgaben besorgten Franz (Halle 1775; 2. Aufl. 1822), Westermann in den «Paradoxographi» (Braunschw. 1839) und Keller in den «Rerum naturalium scriptores» (Lpz. 1877).

Phlegräische Felder oder das Gefilde um Phlegra, d. h. Brandstatte, wird der Schauplatz des Kampfes der Götter mit den Giganten (s. d.) genannt. Man suchte sie auf der macedon. Halbinsel Pallene, sowie später in Italien in Campanien in der vulkanischen Gegend bei Cumä.

Phlegyas, nach der griech. Sage ein Sohn des Ares, Vater des Ixion und der Koronis, welche durch Apollo Mutter des Äskulapios wurde. Er ist der mythische Stammvater der Phlegyer, einer thessalischen Völkerschaft, die dann auch im südlichern Hellas sich niederließ, wo P. in der Gegend von Orchomenos in Böotien König geworden sein sollte, und wo Panopeus (später gewöhnlich Phanoteus genannt) in Phokis eine alte Hauptstadt der Phlegyer war. Von P. erzählte man, daß er, als er erfuhr, daß Apollo seine Tochter verführt habe, den Tempel desselben anzündete und dann von Apollo getötet wurde.

Phlëum *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen. Man kennt gegen 10 Arten, die größtenteils in der nördl. gemäßigten Zone vorkommen. Es sind einjährige oder perennierende Gräser, die sich durch gedrungene walzenförmige oder längliche Rispenähre und durch einblütige Ährchen mit zusammengedrückten, am Rücken gekielten und gewimperten, stachelspitzigen, gleichgroßen Deckspelzen auszeichnen. Die wichtigste Art dieser Gattung ist das Wiesenlieschgras, gemeine Lieschgras oder Timothensgras (P. pratense *L.*), welches sich in Deutschland überall an trockenen Rainen, Ackerrändern und Wegen, selten auf Wiesen findet und, da es ein vorzügliches Futter liefert, auch häufig auf Feldern angebaut wird, doch selten in reinem Bestand, gewöhnlich mit Klee vermengt. Es gehört zu den perennierenden Gräsern, wird je nach der Güte des Bodens 30—120 cm hoch, trägt eine lange, vollkommen walzenförmige Ähre, die im blühenden Zustand wegen der zwischen den Spelzen hervortretenden Staubbeutel hellviolett erscheint, und gedeiht namentlich gut auf einem kräftigen lehmigen Sandboden. Es bestockt sich rasch, gibt daher schon im Jahre der Aussaat einen im zweiten Jahr sich steigernden reichlichen Ertrag. Der Name Timotheusgras (auch Timothy schlechthin) rührt von dem Deutschen Timotheus Hausen her, der seinen Anbau in Deutschland zuerst eingeführt hat. Auf trockenen, sonnigen Hügeln wächst eine Abart mit niedrigem Halm und zwiebelig-verdicktem Stock. Von den sonstigen Arten ist bloß das auf fruchtbaren, frischen und feuchten Bergwiesen wachsende Alpenlieschgras (P. alpinum *L.*) als eine gute Futterpflanze zu bezeichnen. Auf losem, trockenem Sande, namentlich der Dünen an den Ost- und Nordseeküsten wächst häufig das Sandlieschgras (P. arenarium *L.*), eine einjährige, vielhalmige Art mit starren, bläulich-grünen Halmen und Blättern und länglicher Rispenähre, welches dadurch nützlich wird, daß es mit seiner in zahlreiche Rhizome verlaufenden Wurzel zur Festlegung des Flugsandes beiträgt.

Phlius, eine alte Stadt in der Landschaft Argolis im Peloponnes, zwischen Sikyon und Argos in einem fruchtbaren, vom Asopos bewässerten, rings von Bergen umschlossenen Thale gelegen, bildete mit ihrem Gebiet (Phliasia) einen kleinen unabhängigen Staat, der meist treu zu Sparta hielt, und schloß sich zuletzt dem erneuerten Achäischen Bund an. (S. Achäer.) Überreste der alten Stadt, sowohl von der großen Akropolis, welche ein hochverehrtes Heiligtum der Ganymeda (später Hebe genannt), sowie Tempel der Demeter und der Here enthielt, als auch von der Unterstadt sind noch in der Nähe des Dorfs Hagios-Georgios erhalten.

Phloëm nennt man in der botan. Histologie diejenigen Gewebepartien, die in den Stämmen der Dikotylebonen und Gymnospermen zwischen dem Cambiumringe (s. Cambium) und der primären Rinde liegen. Wenn bei ältern Stämmen die letztere durch Peridermbildung abgeworfen ist, so reicht das P. bis an das Korkgewebe. Die Bezeichnung P. bezieht sich demnach nur auf die Lagerung der betreffenden Gewebe zum Cambiumring, und deshalb kann streng genommen bei allen denjenigen Pflanzen, die keinen Cambiumring besitzen, wie z. B. bei den Monokotylebonen, von P. keine Rede sein. Da aber manche Botaniker, abweichend von Nägeli, welcher die Ausdrücke P. und Xylem in dem obigen Sinn eingeführt hat, nicht auf die Lagerungsverhältnisse das Hauptgewicht legen, sondern mehr die Zellformen berücksichtigen, die in jenen Partien vorkommen, so wird die Bezeichnung P. wohl auch bei den nicht mittels Cambiumring in die Dicke wachsenden Pflanzen angewendet. In der Mehrzahl der Fälle umfaßt das P. im Sinn Nägelis die eiweißleitenden Gewebe, wie Siebröhren u. dgl., außerdem allerdings auch noch andere Elemente, wie Bastzellen, Krystallschläuche, Sekretbehälter u. s. w. Da nun in den Gefäßbündeln der nicht nach dem Dikotyledonentypus wachsenden Stämme in den sog. Siebteilen (s. Gefäßbündel) jene Elemente, und zwar vorzugsweise die Siebröhren, regelmäßig vorkommen, so gebrauchen einige Botaniker den Ausdruck allgemein für solche Gewebepartien, in welchen jene eiweißleitenden Elemente enthalten sind. (Vgl. Cambium und Xylem.)

Phlogistisch (grch.), auf das Phlogistan (s. d.) sich beziehend; entzündlich, mit Entzündung verbunden u. s. w.

Phlogiston (vom grch. φλογίζειν, d. h. in Brand setzen, verbrennen) hieß bei den Chemikern der

Stahlschen Schule der hypothetische Stoff oder Feuergeist, von dem man annahm, daß er bei der Verbrennung entweiche und Ursache derselben sei (die sog. Phlogistontheorie, s. unter Chemie, Bd. IV, S. 224b). Die Metalle waren nach dieser Theorie Verbindungen der Kalke, Erden oder Säuren mit P., während umgekehrt das Oxyd Verbindung des Metalls mit Sauerstoff ist, daher das Dephlogistiisieren (d. h. vom P. befreien, des entzündlichen Stoffs beranben) der phlogistischen Schule dem heutigen Oxydieren entspricht. Diese letztere, von Lavoisier zuerst aufgestellte Ansicht gab der neuern Schule den Namen der antiphlogistischen. (S. unter Antiphlogistisch.)

Phlogopit, s. unter Glimmer.

Phlox, Pflanzengattung, s. Flammenblume.

Phöbe (grch. Phoibe), die Tochter des Uranos und der Gäa, durch Koios Mutter der Asteria und Latona, war nach der Themis und vor Apollo Vorsteherin des delphischen Orakels. — Bei lat. Dichtern ist dann P. auch ein Beiname der Diana (Artemis). — P. hieß auch die Tochter des Tyndareos und der Leda, Schwester der Klytämnestra.

Phöbus (grch. Phoibos), griech. Gott, s. Apollo.

Phöbus ist auch der Name des innern der beiden im Aug. 1877 entdeckten Monde des Mars.

Phoca (lat.), der Seehund.

Phocäa, der 25. Asteroid, s. u. Planeten.

Phocion (grch. Phokion), athenischer Feldherr, ein Mann von erprobter Tapferkeit und Unbestechlichkeit, geb. um 402 v. Chr. stammte aus einer Familie des niedern athenischen Bürgerstandes. Nachdem er unter Chabrias seine kriegerische Laufbahn eröffnet und 376 v. Chr. zum Seesieg bei Naxos beigetragen hatte, erfocht er 350 bei Tamynä in Euböa einen glänzenden Sieg über die von Philipp von Macedonien unterstützten Gegner des Tyrannen Plutarchos von Eretria und kämpfte auch später in Megara, auf Euböa, 339 bei Byzantion glücklich gegen die Truppen Philipps. Trotz dieser Erfolge riet er, da er den Athenern die Kraft zum Kampf gegen Macedonien nicht mehr zutraute, stets zum Frieden und suchte ein besseres Verhältnis zwischen Athen und Macedonien herzustellen. Als die Athener nach Alexanders Tode im Verein mit andern Griechen von neuem den Kampf für ihre Unabhängigkeit begannen, mahnte er vergeblich ab. Nachdem die verbündeten Griechen bei Krannon geschlagen worden waren (322) und Antipater gegen Athen heranrückte, war P. wieder einer der Friedensunterhändler und stand nunmehr, nach völliger Niederwerfung der attisch-demokratischen und nationalen Partei mit an der Spitze von Athen, bis bei dem Bruch zwischen den macedon. Machthabern Polysperchon und Kassander jener die griech. Demokratie 319 unterstützte, und unter seiner Mitwirkung P., weil er die Besetzung des Piräeus durch Kassanders Truppen zugelassen hatte, in Athen im Mai 318 zum Tode verurteilt wurde. Vgl. Bernays, «P. und seine neuern Beurteiler» (Berl. 1881).

Phocis, s. Phokis.

Phokäa, ion. See- und Hafenstadt in Kleinasien, nördlich von der Hermosmündung trefflich gelegen, früh bedeutend und Mutterstadt zahlreicher und großer Kolonien, wie Massalia. Die Seefahrten der Phokäer reichten in sehr alter Zeit bis an die Grenzen der griech. Welt. Durch die Freigebigkeit des Königs Arganthonios von Tartessos in Spanien, ward ihre Stadt früh ummauert. Von Harpagos, Kyros' Feldherrn, bedrängt, wanderte die Bevölkerung zur Hälfte nach Unteritalien, und P. sank, nahm aber noch am ionischen Aufstand teil. In röm. Zeit war P. wieder bedeutend. Im 15. Jahrh. ward ein neues P. (jetzt türk. Jenidsche Fokia) nahe dem alten (türk. Karadscha Fokia) erbaut, das unter genuesischen Herren blühte.

Phokas, byzant. Kaiser, war der Anführer der Armee, die im Okt. 602 an der Donau gegen Kaiser Mauritius sich empörte. In Konstantinopel angelangt, riß P. am 23. Nov. 602 die Herrschaft als Kaiser an sich, ließ seinen Vorgänger ermorden, und führte dann sein Regiment als blutiger Tyrann und als unfähiger Feldherr gegenüber den Persern so schlecht, daß das Volk ihn in Stücke zerriß (610), als Heraklius ihn endlich vom Thron gestürzt hatte. Noch jetzt steht auf dem Forum zu Rom die Ehrensäule, welche dem P. durch den Exarchen Smaragdus 608 errichtet wurde.

Phoken, s. Robben.

Phokis (lat. Phocis), eine Landschaft im mittlern Griechenland von ungefähr 2200 qkm Areal, auf der Westseite durch das Gebiet der Ozolischen Lokrer und durch Doris, im N. durch das epikenemidische Lokris, im O. durch Bootien, im S. durch den Meerbusen von Korinth begrenzt, breitet sich nördlich und südlich von dem Gebirge Parnaß aus; das nördl. P. ist das Flußgebiet des obern Kephisos. Ein tapferes bäuerliches Bergvolk, seit alters in stetem Hader mit Thessaliern und Böotern, wurden die Phoker, welche 22 oder 23 Städte besaßen (die bedeutendste war Elateia), zu denen ursprünglich auch Delphi gehörte, auf Antrieb der Thebaner 356 v. Chr. durch die Amphiktyonen wegen Benutzung eines zum Tempelgebiet von Delphi gehörigen Landstrichs verurteilt, eine ungeheure Geldbuße zu bezahlen. Ihr Widerstand führte zu einem schweren Kriege, dem zweiten Heiligen Kriege, der 346 v. Chr. mit der Entwaffnung aller Städte des Landes und Ausstoßung der Phoker aus dem Bund der Amphiktyonen zu Ende ging. Da die Phoker später an dem Kampfe gegen die Gallischen Horden (278) rühmlichen Anteil nahmen, so wurden sie wieder unter die Amphiktyonen aufgenommen. Jetzt ist P. mit Lokris und Phthiotis (s. d.) zu einem Kreise (Nomarchie) vereinigt.

Phokylides, ein griech. Gnomendichter im 6. Jahrh. v. Chr., aus Milet, faßte seine Sprüche von praktischer Tendenz, Lebensregeln in kürzester Form, meist in ein paar Versen zusammen. Mit Unrecht galt er früher auch als Verfasser eines allerdings unter seinem Namen gehenden Sittengedichts, das der Sprache und dem Inhalt nach dem 1. Jahrh. v. Chr. angehört und von einem griechisch gebildeten Juden herrührt. Die echten Fragmente und das Gedicht finden sich in Bergks «Poetae lyrici Graeci» (Bd. 2, 4. Aufl., Lpz. 1882). Eine deutsche metrische Übersetzung lieferte Stickel (mit dem Urtext, Mainz 1831). Vgl. Bernays, «Über das Phokylideische Gedicht» (Berl. 1856).

Pholas (lat.), die Bohrmuschel.

Pholoë, das elisch-arkadische Grenzgebirge, das zwischen Alpheios und Erymanthos mit breiter wald- und grasreicher Hochfläche (etwa 690 m) sich hinlagert, vorzüglich geeignet zur Pferdezucht, daher im Mythus ein Tummelplatz der Centauren.

Phonautograph oder Vibrograph (grch., Ton- oder Schwingungsaufschreiber) heißt in der

Akustik jede Vorrichtung, welche dazu dient, die Schwingungen der tönenden Körper durch eine von letztern ausgehende Schrift ersichtlich zu machen. Der einfachste P. stammt von W. Weber (1830) und besteht im wesentlichen darin, daß ein am tönenden Körper befestigtes Metallfederchen an einem daran vorbeigezogenen berußten Glasstreifen seine Schwingungen einradiert. Ähnlich werden auf berußten und schraubenförmig rotierenden Cylinderflächen die Schwingungen durch Wegnehmen des Rußes mittels eines Federchens martiert. Die so erhaltenen Wellenlinien heißen Tonschriften, Phonauto- oder Vibrogramme. Vgl. Pisko, «Neuere Apparate der Akustik» (Wien 1865); Koenig, «Expériments d'Acoustique» (Par. 1883).

Phonetik, s. unter Phonetisch.

Phonetisch (vom grch. φωνή, Laut) bedeutet «lautlich, was sich auf den Laut bezieht», wie Phonetik die «Lehre von den Lauten»; in wissenschaftlicher Anwendung ist aber diese Bedeutung eingeschränkt auf die artikulierten Laute der menschlichen Sprache und unter Phonetik pflegt die neuere Wissenschaft nicht sowohl die Lehre von den Lauten einer bestimmten Sprache, als die Lehre von den Sprachlauten überhaupt nach den physischen und physiol. Bedingungen ihrer Erzeugung und Veränderung (Lautphysiologie) zu verstehen, sodaß die Phonetik eine Hilfswissenschaft der besondern Lautlehre der bestimmten Sprachfamilien oder Einzelsprachen ist. Letztere nennt man auch Phonologie im Gegensatz zu Morphologie (Lehre von den Formen der Worte). Phonetische Schrift (Lautschrift, Buchstabenschrift) bezeichnet einmal eine solche Schrift, welche für jeden einzelnen Laut ein besonderes Zeichen besitzt, im Gegensatz zu Silben- und Wortschrift, welche nur für Silbe oder ganzes Wort ein eigenes Zeichen hat (z. B. die chines. Schrift, gewisse Hieroglyphenschriften), zweitens aber eine Schreibweise, welche die gegenwärtig herrschende Aussprache, also den gegenwärtigen Lautbestand einer Sprache genau durch die Schrift wiederzugeben sucht, im Gegensatz zu der histor. Schreibweise, welche eine Orthographie, die früher der Aussprache gemäß war, traditionell fortpflanzt; das letztere thut z. B. die engl., franz., russ. und andere Orthographien, die altfranzösisch, altenglisch, kirchenslawisch u. s. w. ist und daher die heutige Aussprache nicht wiedergibt. Die deutsche Orthographie schwankt zwischen beiden Prinzipien.

Phönicinschwefelsäure, s. Indigblauschwefelsäuren.

Phönismen und **Photismen** nennt man eigentümliche Doppelempfindungen, die bei einzelnen dazu disponierten Individuen nach Reizung bestimmter Sinnesnerven auftreten und die neuerdings das Interesse der Forscher im hohen Grade erregt haben, und zwar bezeichnet man als Phonisma eine subjektive Schallempfindung, die durch die Reizung eines andern Nerven als des Gehörnerven hervorgerufen wird, dagegen als Photisma eine subjektive, durch Reizung eines andern Nerven als durch Sehnerven entstandene Lichtempfindung. Nach Fechner, der zuerst auf derartige merkwürdige Associationen aufmerksam machte, gibt es Personen, welche mit den Lauten a, e, i, o, ä, ö, ü, ja sogar mit bestimmten Konsonaten den Eindruck einer Farbe, z. B. mit e den Eindruck von gelb oder grün, mit a den von weiß u. s. w. empfangen, wieder andere Personen, auf welche dieselben Laute den allgemeinen Eindruck von Dur oder Moll, mitunter auch den einer einzelnen bestimmten Tonart machen. Noch andere Individuen geben an, daß sie mit den einzelnen Tonarten die Empfindung ganz bestimmter Farben erhalten, indem sie beispielsweise bei E-dur grün, bei G dur rot, bei C-dur weiß, bei C-moll aschgrau, bei G-moll dunkelrot empfinden. Auch durch Geruchswahrnehmungen werden bei manchen Personen Farbenvorstellungen hervorgerufen (Geruchsphotismen) und zwar werden im allgemeinen bei angenehmen Gerüchen auch die angenehmern und feinern, nicht gesättigten Farben (Rosa, Lila, Hellblau u. a.) empfunden und umgekehrt.

Über die Ursachen und Verbreitung dieser Doppelempfindungen ist im großen und ganzen nicht viel bekannt. Während Benedikt und andere Forscher dieselben als abnorme Vorkommnisse betrachten und wohl geradezu zu den Psychosen rechnen, haben andere, insbesondere Bleuler und Lehmann, festgestellt, daß neuropathisch belastete Individuen nicht häufiger derartige abweichende Associationen haben als normale, wenn es auch scheint, als ob die Anlage zu den letztern in hohem Grade erblich sei. Übrigens kommen Phonismen und Photismen gar nicht so selten vor; unter 596 Personen fanden Bleuler und Lehmann 45 stärker Behaftete männlichen und 31 weiblichen Geschlechts.

Vgl. Bleuler und Lehmann, «Zwangsmäßige Lichtempfindungen durch Schall und verwandte Erscheinungen auf dem Gebiet der andern Sinnesempfindungen» (Lpz. 1881).

Phönix (grch. Phoinix) wird von den Griechen der Wundervogel genannt, welcher nach der von Herodot in Heliopolis (der Sonnenstadt, ägypt. Anu, in der Bibel On) gehörten Sage alle 500 Jahre den Körper seines gestorbenen Vaters, in ein Ei von Myrrhen gehüllt, von Arabien aus dorthin in den Tempel des Sonnengottes bringen und daselbst begraben sollte. Herodot schildert ihn als dem Adler an Größe und Gestalt ähnlich, mit teils goldenem, teils rotem Gefieder. Andere Berichte fügen hinzu, daß der alte P., wenn er das Herannahen des Todes fühle, sich in seiner Heimat ein Nest baue, dem er seine Zeugungskraft mitteile, und aus welchem dann ein junger P. hervorgehe. Noch andere geben Indien als seine Heimat an und lassen ihn im hohen Alter in seinem Neste verbrennen und aus der Asche einen jungen P. hervorgehen. Der Sinn der Sage ist ein astronomischer. Die Lebensdauer eines P. (nach der gewöhnlichen Überlieferung 500, nach andern Angaben 540 oder auch 1461 Jahre) bezeichnet eine bestimmte astron. Periode. Schon im spätern Altertum wie auch in der neuern Zeit ist der P. vielfach als Symbol der Unsterblichkeit, der immer sich erneuenden Verjüngung einzelner Individuen, ganzer Völker und Reiche gebraucht worden.

Phönix, Sohn des Agenor, Bruder des Cadmus und der Europa, galt den Griechen als der mythische Stammvater der Phönizier.

Phönix, Sohn des Amyntor, wurde von seinem Vater verflucht, weil er eine Geliebte desselben sich angeeignet, und floh zu Peleus, der ihn seinem Sohn Achilleus nach Troja mitgab.

Phoenix *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Palmen. Man kennt gegen 12 Arten, die im tropischen und subtropischen Asien und Afrika einheimisch sind. Alle Arten haben schlanke Stämme

mit endständiger Blattkrone, die Blätter selbst erreichen meist eine bedeutende Länge und sind stets gefiedert, die einzelnen Fiedern am Grunde zusammengefaltet. Die Blüten sind zweihäufig, die männlichen haben ein dreizähliges Perigon und sechs Staubgefäße, die weiblichen besitzen drei Fruchtknoten, von denen aber nur einer zur Ausbildung kommt und dann eine einsamige fleischige Frucht von der Größe der gewöhnlichen Pflaumen darstellt.

Die wichtigste Art dieser Gattung ist die Dattelpalme, P. dactylifera *L.* (s. Tafel: Nahrungspflanzen II, Fig. 9). Die Heimat derselben ist nicht genau bekannt; einige Forscher nehmen an, daß die als P. spinosa *Thon.* bezeichnete Art, welche hauptsächlich im obern Nilgebiet vorkommt und ebenfalls eßbare Früchte hat, die Stammart der Dattelpalme sei; es wäre dann die Heimat derselben im tropischen Afrika zu suchen. Nach andern dagegen soll dieselbe in den Oasen der Wüstengegenden Nordafrikas einheimisch sein; wieder andere nehmen an, daß sie aus Arabien oder Mesopotamien allmählich als Kulturpflanze nach Westen und zwar zunächst nach Nordafrika verbreitet worden sei. Jedenfalls ist sicher, daß die Dattelpalme schon seit sehr langer Zeit eine wichtige Kulturpflanze ist, die für die Wüstengegenden Nordafrikas und des südwestl. Asien dieselbe Bedeutung hat, wie etwa die Kokospalme für viele Südseeinseln, indem sie fast allein die Bewohnbarkeit jener Länderstrecken bedingt. Ihre jetzige Verbreitung ist zwar eine ziemlich ausgedehnte, doch wird sie als Fruchtbaum, d. h. zur Gewinnung der Datteln eigentlich nur in Nordafrika, Arabien und im südlichen Teil Persiens, sowie im Pendschab kultiviert. Im südl. Europa, besonders in Spanien und an der Riviera, wo sie ihre Nordgrenze erreicht, werden zwar die Früchte ebenfalls reif, sind aber nur wenig zuckerhaltig. Dagegen werden dort die Blätter als wichtiger Handelsartikel nach verschiedenen Ländern massenweise ausgeführt, da sie besonders im gebleichten Zustand bei religiösen Prozessionen am Palmsonntag benutzt werden.

Der Stamm der Dattelpalme wird gewöhnlich zwischen 15 und 25 m hoch, kann aber auch eine Höhe von 50 m erreichen; er trägt an seiner Spitze eine Krone von etwa 40—80 gegen 3 m langen Blättern und mehrere Blütenstände, von denen die weiblichen bis zu 200 und mehr Früchte entwickeln, sodaß eine einzige ausgewachsene Palme jährlich gegen 5—6 Ctr. Datteln liefern kann. Den größten Ertrag liefern die Bäume zwischen dem 35. bis 100. Jahre, im höhern Alter nimmt derselbe allmählich wieder ab. Die Früchte sind rundlich oder länglich-oval, etwa pflaumengroß und blaßgelb bis hochrot und braun; unter ihrer dünnen glatten Schale haben sie ein süßes, saftiges Fruchtfleisch. Der Same ist länglich, an beiden Enden zugespitzt und besitzt ein hartes, hornartiges Eiweiß, dessen Zellen reichlich Fettröpfchen enthalten. Die männlichen Bäume tragen ebenfalls eine große Anzahl Blüten, nach einigen Angaben bis zu 100000, die in verhältnismäßig wenig, gegen 6—8 Blütenständen entwickelt werden. Die Perigone der männlichen Blüten sind weißlich, die der weiblichen grünlich gefärbt und von lederartiger Beschaffenheit. Infolge der langen Kultur haben sich zahlreiche Varietäten gebildet, die hauptsächlich in der Größe und Farbe der Früchte voneinander abweichen. In einzelnen Oasen Nordafrikas sind allein gegen 40 Abarten beobachtet worden. Die geschätzteste Sorte ist die von Gomera an der Nordküste Afrikas, welche große kernlose Früchte besitzt.

Die Datteln (als Dactyli früher offizinell) bilden das Hauptnahrungsmittel für die Bevölkerung vieler Gegenden Nordafrikas, Arabiens und Persiens, und aus den oben angegebenen Zahlen erhellt, daß eine verhältnismäßig geringe Anzahl von tragfähigen Bäumen schon als ein bedeutender Besitz gelten kann. Große Mengen von Datteln werden sowohl frisch als getrocknet in den Handel gebracht, sie werden in der verschiedensten Weise zur Herstellung von Gerichten verwendet. Die nach Europa kommenden Datteln, von denen die besten die sog. Königsdatteln aus Tunis sind, werden besonders als Dessertfrüchte benutzt. In einigen Gegenden, besonders in Arabien, wird aus dem ausgepreßten Saft der Datteln ein Sirup und durch Gärung ein weinartiges Getränk oder auch Essig bereitet. Auch aus dem Saft der Stämme wird eine Art Palmwein gewonnen. Die jungen Gipfelknospen, sowie die noch nicht entfalteten Blütenstände werden zur Herstellung von Palmkohl verwendet. Die Samenkerne dienen im aufgeweichten Zustand als Futter für verschiedene Haustiere und geröstet als Kaffeesurrogat. Außerdem werden die festen Bastfstränge sowohl der Blätter als der Stämme zu den verschiedenartigsten technischen Zwecken, besonders zu Flechtwerken benutzt, aus den Blattstielen werden Spazierstöcke u. dgl. hergestellt, und die ältern Stämme bilden in den Oasen Nordafrikas ein wichtiges Bauholz. Die Hütten der Bewohner von Fezzan sind fast alle aus dem Holz der Dattelpalme hergestellt. Die größten Anpflanzungen von Dattelpalmen in Südeuropa finden sich im südöstl. Spanien, besonders bei der Stadt Elche im südl. Teil von Valencia. Der dortige Palmenwald umfaßt gegen 80000 Stämme; ein ebenfalls stattlicher Palmenhain liegt bei Bordighera (zwischen Genua und Nizza). Von den an diesen Orten kultivierten Palmen werden, wie schon erwähnt, besonders die Blätter benutzt; man bindet entweder die Blattkronen zusammen, sodaß die Blätter im Innern derselben etiolieren, oder man bleicht dieselben künstlich. In diesem Zustand kommen sie dann in den Handel und werden in großen Massen bei Prozessionen u. dgl. als Symbole des Triumphs und des Friedens benutzt.

Außer der eigentlichen Dattelpalme sind noch einige andere Arten der Gattung P. zu erwähnen, deren Früchte ebenfalls gegessen werden. Die in Ostindien einheimische P. silvestris *Roxb.*, die der Dattelpalme ganz ähnlich ist, nur nicht so hoch wie diese wird, enthält in ihrem Stamm einen sehr zuckerreichen Saft, der auch zur Herstellung von Palmzucker verwendet wird. Von der in Südafrika wachsenden P. reclinata *Jacq.* werden die Früchte zur Gewinnung von Dattelhonig benutzt und die gerösteten Samen dienen ähnlich wie die von P. dactylifera als Kaffeesurrogat. P. reclinata und P. sylvestris werden vielfach wegen der schönen Form ihrer Blätter als Zierpflanzen in Gewächshäusern kultiviert.

Phönixöl, ein aus Rückständen der Petroleumdestillation angefertigtes Schmiermaterial.

Phoenixville, Ort in Chester County im nordamerik. Staat Pennsylvania, 30 km im WNW. von Philadelphia, an der Mündung des French-Creek in den Schuylkillfluß und an der Philadelphia-

und Readingbahn, zählt (1880) 6682 E., hat einen Hohofen, zwei Baumwollfabriken, eine Sägemühle, drei Banken, einen öffentlichen Park und ein Seminar.

Phönizien hieß bei den Alten der etwa 230 km lange und 4—20 km breite Küstenstrich des heutigen Syrien vom Fluß Eleutheros (Nahr el-Kebir) im N. bis zum Vorgebirge Karmel (Haifa) im S., samt den vorliegenden Inseln, obschon zu Zeiten sowohl im Süden als im Norden mehr dazu gerechnet wurde. Das ganze Ländchen vom Libanon aus wohl bewässert, war einst äußerst fruchtbar an Obst, Wein, Palmen, auch Getreide, reich an Wäldern und Weiden, aber für eine dichte Bevölkerung doch nicht ausreichend und darum auf die Entwickelung anderer Erwerbszweige hingewiesen. In der That wurden die Bewohner das berühmteste Handels- und Fabrikvolk, die erste seefahrende Nation des Altertums. Ihr Name Phöniken (bei den Ägyptern Fenchu) hängt zusammen mit Poeni, Puni, womit die Römer die nordafrik. Phöniken benannten; sonst heißen sie auch nach ihrer Hauptstadt Sidonier, oder auch Kna, Kanaanäer (im Alten Testament). Sie werden in der Bibel zu den Hamiten gerechnet; nach griech. Nachrichten sind sie vom Erythräischen (Persischen) Meer her eingewandert; ihrer Religion nach sind sie mit den Babyloniern in Zusammenhang, ihre braunrote Hautfarbe auf den ägypt. Denkmälern und ihr eigentümlicher Schiffahrts-, Handels- und Kolonisationstrieb lassen es wohl glaublich erscheinen, daß sie semitisierte Hamiten sind.

Ihre ältesten Städte sind Sidon, Berût, Gebâl (Byblos), bald auch Aradus; im S. Sarepta, Inteltyrus, Akko und verschiedene Niederlassungen bis in die philistäische Küstenebene; alle ihre Hauptstädte waren unabhängig voneinander, mit eigenen Königen oder Fürsten. Doch hatte bald die eine, bald die andere das Übergewicht über die andern, und wurde eine Art Vorort, zuerst wohl Gebâl, seit etwa 1500 v. Chr. Sidon, später vom 12. oder 11. Jahrh. an Tyrus. Unter ihren 18. und 19. Königshaus (17. bis 14. Jahrh.) wollen die ägypt. Pharaonen sie beherrscht haben. Aber schon damals waren die Seefahrten der Phöniken längst im Gang. Sie besiedelten zuerst ganz Cypern (anfänglich von Gebâl aus), dann die Küsten von Cilicien und Karien, Rhodus (Hauptort Jalysus), Kreta, die Inseln und Küsten des Ägäischen Meers (hellenische Sage von Kadmos), vielleicht auch einzelne Punkte am Schwarzen Meer. Nirgends gingen sie auf Ländererwerb aus, sondern legten an geeigneten und geschützten Orten ihre Faktoreien an, welche zum Teil zu Städten erwuchsen, und vertrieben von da aus ihre Waren und holten Rohprodukte (Metalle, Purpurschnecken u. s. w.). Als sie aus diesen Gebieten, selbst zum Teil auf Cypern, etwa von 1200 bis 1100 an durch die Hellenen verdrängt wurden, zog sie ihr Unternehmungsgeist mehr westlich, nach Malta, Sicilien, Nordafrika (Utica, Hippo, Hadrumetum, Karthago), Süd- und Südwestküste von Spanien, wo sie (jenseit der Säulen des Herakles) Gades gründeten, das selbst wieder Ausgangspunkt ihrer Fahrten und Siedelungen an der atlantischen Küste Afrikas und Europas, bis nach Britannien und der Ostsee wurde. Alle diese westlichern Niederlassungen galten als tyrische Kolonien. Es waren wesentlich Handels-, seltener soziale oder polit. Interessen, welche sie zu ihren Gründungen veranlaßten.

Als Handelsvolk und damit zugleich als Vermittler der Kultur der Völker stehen die Phönizier einzig da im Altertum. Die Lage ihres Landes an der Meeresküste mit vielen durch Vorgebirge und natürliche Hafendämme geschützten Buchten, zwischen den blühenden und früh kultivierten Staaten in den Euphratländern und am Nil machte es zum natürlichen Stapelplatz der Waren beider Gebiete und zum Centralpunkte des Handels für den Osten und Westen. Überall hin drang an Wasser und zu Lande der phöniz. Groß- und Kleinhändler vor. In Memphis hatten die Tyrier ein besonderes Stadtquartier inne. In großen Handelsstädten gab es phöniz. Handlungshäuser und kaufmännische Innungen. In den Ruinen Ninives hat man Gewichte gefunden mit assyr. und zugleich mit phöniz. Bezeichnung. Von Ägypten und den Häfen des Roten Meers aus führten sie ihre Handelswege nach Nubien (zu Ipsambol hat sich eine phöniz. Inschrift gefunden), nach Arabien und Indien. Eine Hauptstation dieses Handels war in alter Zeit Ezjongeber bei Elath, von wo sie in Verbindung mit König Salomo Schiffe bis nach dem Goldland Ophir (an der Südostküste Arabiens) entsandten. Andere Straßen führten sie nach den Euphratländern und bis zum Persischen Meerbusen. Die Gegenstände ihres Handels waren überaus mannigfaltig, wie z. B. die Beschreibung des Handelsverkehrs von Tyrus beim Propheten Ezechiel, Kap. 27 und die überall in den genannten Gegenden vorkommenden phöniz. Ortsnamen, auch phöniz. Benennungen von Handelsgegenständen, Maßen und Gewichten in der griech. und andern Sprachen bezeugen. Sklavenhandel steht mit obenan. Aus Spanien holten sie Silber, aus Indien und Afrik. Gold, aus Arabien Arome und Spezereien. Für einheimische Industrieprodukte galten besonders Purpurfärbereien, die sie jedoch auch aus Babylonien brachten, Webereien, Metallarbeiten, Glaswaren (auch in Ägypten uralt), Geräte, Bildwerk und Ornamente aus Metall, Elfenbein, Ebenholz und Bernstein. Sie mögen mehr Verbreiter als geschickte Verfertiger solcher Waren gewesen sein wie auch die Buchstabenschrift durch sie wohl verbreitet, aber kaum erfunden worden sein mag, und wie ihre Kultur überhaupt, so alt sie ist, vorzugsweise durch ihren Weltverkehr bedingt war.

Über die ältere Geschichte der phöniz. Städte ist nicht viel bekannt. Aus der Zeit der Vorherrschaft von Tyrus kennt man einen König Abibaal (etwa Davids Zeitgenossen), dann dessen Sohn Hiram I. (etwa 969—936), den glänzendsten der tyrischen Könige, Freund und Verbündeter Salomos, der mit diesem zusammen Schiffe auf dem Roten Meer entsandte, Tyrus durch Hafenbauten und Dämme erweiterte und mit neuen Tempeln schmückte, auch das aufrührerische Utica wieder unterwarf; weiterhin (885—854) Itubaal, Schwiegervater des Ahab von Israel, der nördlich von Byblos die Stadt Botrys gründete. Im 7. Jahre seines Urenkels Pygmalion (820—774) soll dessen Schwester Elissa (Dido), von der Volkspartei gedrängt, mit vornehmen Familien flüchtig geworden sein und das tyrische Karthago gegründet oder vielmehr erweitert haben. Seit dem 9. Jahrh. ist in den assyr. Inschriften viel von Tributzahlungen der phöniz. Städte an die assyr. Großkönige die Rede. Die Macht der Tyrier und der Handel der Phönizier überhaupt, sowie ihre Herrschaft in den

Kolonien wurde durch die Kriegszüge der Assyrer nach Vorderasien und Ägypten während der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. gebrochen, im Laufe des 7. Jahrh. durch die Chaldäer noch mehr heruntergebracht und endlich zu Anfang des 6. Jahrh. durch den Pharao Hophra (Apries) gänzlich vernichtet. Später wurde die phöniz. Küste von den Persern, dann von Alexander d. Gr. erobert und unter der röm. Herrschaft, wie noch heute, zu Syrien gerechnet. Unter all diesem Wechsel der Oberherrschaft behielten die Phönizier, wenigstens bis zur persischen Periode herab, ihre Staatsverfassung bei, welche auf denselben drei Elementen wie der Staat der Karthager beruhte, dem Volke, den aristokratischen Geschlechtern, aus denen ein weiterer und engerer Senat hervorging, und dem erblichen Königtum, welchem letztern das Priestertum zur Seite stand.

Die Religion der Phönizier war wesentlich Naturdienst, und zwar erkennt sie eine männliche und eine weibliche Naturkraft an, welche in verschiedenen Formen und Modifikationen teils als allgemeine, teils als partikulare und lokale Gottheiten erscheinen. Die bedeutendsten sind Baal (s. d.) als höchster Gott des Himmels (Baalsamim, von den Griechen mit Zeus oder Kronos verglichen) und als Stadtgott von Tyrus (Melkarth, Herakles); Astarte (s. d.) und zwar die jungfräuliche sidonische Astarte, aber zugleich die karthagische (Tanith) und die Astarte mit unzüchtigem Kultus, d. i. Aphrodite; die Baaltis von Byblos; ferner Adonis (s. d.) und die acht Kabiren (s. d.). Außerdem gab es noch eine große Menge von Gottheiten, und auch die Sonne, der Mond, die Planeten, Flüsse, Quellen, das Feuer und andere Naturmächte wurden göttlich verehrt.

Die phöniz. Sprache gehört zu dem semit. Stamme; sie steht der hebräischen sehr nahe. Man kennt sie aus Inschriften (mehrere hundert), deren größte die 1855 bei Sidon gefundene, aus 22 langen Zeilen bestehende, am Sarkophag des Königs Esmunazar eingegrabene Inschrift, die 1845 in Marseille ausgegrabene Opfertafel von 21 Zeilen, der 1879 bei Larnaka gefundene Stein mit 29 Zeilen u. s. w. (Vgl. «Corpus Inscriptionum Semiticarum», Tl. 1, Par. 1881 fg.); ferner aus Münzlegenden und aus den bei alten Schriftstellern vorkommenden phöniz. und punischen Eigennamen, Glossen und Texten (z. B. in «Poenulus» des Plautus). Auch Litteraturwerke hatten die Phönizier; es sind davon aber nur noch Bruchstücke und diese noch dazu nur in griech. Übersetzung und Überarbeitung vorhanden. Unter den von den Alten erwähnten Schriftstellern ist Sanchoniathon (s. d.) der bekannteste. Auch Karthago hatte Schriftsteller. Ausgedehnte Forschungen über die Phönizier hat Movers (s. d.) angestellt. Später ist durch die Inschriften der Ägypter und Assyrer viel neues Material hinzugekommen. Um Veröffentlichung und Erklärung der Inschriften, Münzlegenden und übrigen Sprachreste haben sich, außer Movers, feit Gesenius besonders Judas, Munk, Rödiger, Dietrich, Hitzig, Bourgade, der Herzog de Luynes, Ewald, Schlottmann, Blau, Levy, Davis, de Vogüé, Ganneau, Eutin u. a. verdient gemacht.

Neuere Arbeiten über P. sind: Renan, «Mission de Phénicie» (Par. 1871—74); Pruß, «Aus P.» (Lpz. 1875), und Lenormant, «Die Anfänge der Kultur» (Bd. 2: «Chaldäa, Assyrien, P.», aus dem Französischen, Jena 1875); E. Meyer, «Geschichte des Altertums» (Bd. 1, Stuttg. 1884).

Phönizisches Feuer (Liquid fenian fire), eine Lösung von Phosphor in Schwefelkohlenstoff zur Füllung von Brandgeschossen.

Phonograph (grch., Ton-, Klang- oder Lautschreiber) heißt ein von Edison 1877 erfundener cylindrischer Apparat, welcher, wenn er rotierend langsam vorwärts bewegt wird, gestattet, die Schwingungen einer dünnen Platte (Metallmembrane), gegen welche gesungen oder gesprochen wird, mittels eines Stiftchens in ein als Cylindermantel dienendes Stanniolblatt einzudrücken. Wenn hierauf diese Tonschrift des Stanniols vor dem Schreibstift, dessen Spitze in der Vertiefung der Schrift liegt, mit derselben Geschwindigkeit wie ursprünglich vorbei bewegt wird, so geraten der Stift und die metallene Membrane in solche Vibrationen, daß dadurch die erzeugenden Klänge (Gesang, Laute, Worte u. s. w.) reproduziert werden. Da die vertieften Tonschriften nicht alle Nuancen der Klänge aufnehmen, so ist auch am P. die Wiedergabe der Klangfarbe, des Gesangs und der Sprache nur sehr mangelhaft. Infolge dessen blieben zwar die hochgespannten Forderungen des Publikums an den P. unerfüllt, aber das Instrument hat bereits zum synthetischen Studium des Klangs gedient.

Phonographie, s. unter Stenographie.

Phonolith, Klingstein, früher auch Porphyrschiefer genannt, ist ein dichtes, dunkelgrünlich-graues, etwas schieferiges Eruptivgestein, welches oft sehr schöne freistehende Kegelberge bildet, wie z. B. den Mileschauer in Böhmen oder den Hohentwiel im Hegau. In seiner dichten Grundmasse erkennt man in der Regel nur glasglänzende Krystalle von Sanidin (Kalifeldspat), welche mit ihren breiten Tafelflächen der Schieferung des Gesteins parallel zu liegen pflegen, außerdem kommen darin zuweilen auch Krystalle von Nephelin, dunkelm Glimmer, Nosean, Hornblende oder Augit vor. Die dichte Grundmasse besteht nach den neuesten Untersuchungen aus einem innigen Gemenge von Feldspat- und Nephelinsubstanz, enthält aber zuweilen auch etwas Zeolithsubstanz, die indessen vielleicht erst durch Umwandlung entstanden ist, außerdem Nosean und Augit (oder Hornblende) in mikroskopischen Individuen. In kleinen Drusen- oder Blasenräumen des Gesteins kommen sehr oft verschiedene Zeolithe und insbesondere der dazugehörige Natrolith, auch Chabasit, Analzim u. a. als spätere, auf nassem Wege gebildete Absatzprodukte vor. Die Phonolithfelsen zeigen sehr häufig etwas säulenförmige Absonderung, die Säulen aber sind wieder in Platten zerspalten, welche, wenn man mit dem Hammer daraufschlägt, einen hellen Klang geben, daher der Name. Von allen Klüften aus ist die Masse des P. gewöhnlich eine oder mehrere Linien dick, in eine weiße, kaolinähnliche Substanz umgewandelt, und diese scharf abgegrenzte weiße Verwitterungsrinde ist ebenfalls sehr charakteristisch für das Gestein. Die Eruptionszeit des P., welcher gewöhnlich mit Basalten oder Trachyten vereinigt ist, fällt in die Tertiärformation; seine isolierten Kegelberge oder glockenförmigen Dome sind meistens (z. B. im böhm. Mittelgebirge, in der Lausitz, der Rhön) zu zahlreichen Gruppen versammelt.

Phonologie, s. unter Phonetisch.

Phorbas, Sohn des Lapithes, unterstützte den König von Elis Alektor gegen Pelops, erhielt dann

Anteil an dessen Herrschaft und seine Schwester zur Gemahlin, die ihm den Augeias und Aktor gebar. Als P. mit den Phlegyern den Tempel des Apollo in Delphi plünderte, ward er von Apollo getötet.

Phorkos (Phorkys) war nach der Odyssee ein meerbeherrschender Greis, dem ein Hafen auf Ithaka geweiht war. Nach der Hesiodschen Theogonie war er ein Sohn von Pontos, dem Meergott, und der Erdgöttin, Bruder von Nereus, Thaumas, Eurybia und Keto; letztere wurde durch ihn Mutter der Gräen und Gorgonen. [Griechen.

Phorminx, ein Saiteninstrument der alten

Phormium *Forst.* oder Flachslilie, Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen. Man kennt zwei Arten, die beide auf Neuseeland einheimisch sind. Sie haben ein sechsteiliges, blumenkronartiges, glockenförmiges Perigon, dessen drei innere Zipfel länger sind, sechs Staubgefäße und eine dreiseitige, gedrehte Kapsel. Die wichtigste Art ist der sog. Neuseeländische Flachs, P. tenax *L.*, welche auf Neuseeland und Norfolk wächst und gelbe Blüten trägt. Ihre wurzelständigen, 0,6 bis 2 m langen, lineal-lanzettlichen, zweireihig angeordneten Blätter, welche große fächerförmige Büsche bilden, enthalten feine und dabei äußerst feste Fasern, welche an Festigkeit alle andern Pflanzenfasern übertreffen, weshalb die Pflanze auch an mehrern Orten der subtropischen und warmen gemäßigten Zone angebaut wird. Die Neuseeländer brauchen die Blätter zu Decken, Matten, Kleidern, Seilen u. s. w. In Europa wird die Pflanze in Gärten öfters als Dekorationspflanze in Kübeln (zur Verzierung von Terrassen u. s. w.) gezogen, muß aber im Hause überwintert werden. Zur Blüte kommt sie nur selten. Der Neuseeländische Flachs bildet in neuerer Zeit einen wichtigen Handelsartikel, da er wegen seiner außerordentlichen Festigkeit und Haltbarkeit eine ausgedehnte Verwendung zur Herstellung von Segeltuch gefunden hat.

Phoroneus, Sohn des Inachos und der Nymphe Melia, soll zuerst geopfert und die zerstreuten Menschen in gemeinsame Wohnorte vereinigt haben. Auch wurde ihm in Argos die Erfindung des Feuers beigelegt.

Phoronomie heißt die rein geometrische Bewegungslehre ohne Rücksicht auf die bewegenden Kräfte. (Vgl. Kinematik.)

Phosphate sind phosphorsaure Salze.

Phosphatsediment, s. unter Harnsediment.

Phosphatsteine, s. unter Harnsteine.

Phosphen (grch.), subjektive Lichterscheinung, die bei Druck auf den Augapfel infolge der mechanischen Reizung des Sehnerven in der Form von farbigen Kreisen und Ringen entsteht.

Phosphine nennt man organische, dem Ammoniak entsprechende Verbindungen, in denen der Stickstoff durch Phosphor vertreten ist. Das einfachste Phosphin ist der Phosphorwasserstoff PH_3 (s. u. Phosphor(-Verbindungen 2). In diesem lassen sich die drei Wasserstoffatome einzeln oder sämtlich durch Alkoholradikale ersetzen, z. B. Triäthylphosphin $P(C_2H_5)_3$. Aus letzterm entsteht durch Verbindung mit Jodäthyl ein Salz Tetraäthylphosphoniumjodid $P(C_2H_5)_4I$, welches dem Jodammonium NH_4I entspricht, und dieses liefert beim Behandeln mit Silberoxyd eine starke, dem Ammoniumoxydhydrat entsprechende Base, das Tetraäthylphosphoniumoxydhydrat $P(C_2H_5)_4OH$.

Phosphonium, ein Ammonium, bei welchem Stickstoff durch Phosphor vertreten ist. (S. Phosphine.)

Phosphor (chem. Zeichen oder Symbol P; Atomgewicht = 31), ein einfacher, von Brand in Hamburg 1669 zufällig im Harn entdeckter, von Kunkel 1674 ebenfalls aus demselben dargestellter nicht metallischer Körper, wurde erst vollständiger bekannt und untersucht, seit Jahn und Scheele 1769—71 gezeigt hatten, daß man ihn leichter und in großer Menge aus Knochen gewinnen kann. Ebenso wie im Harn, so findet er sich in Form von Phosphorsäure in verschiedenen Mineralien, wie Apatit, Phosphorit und in einer großen Anzahl von Eisenerzen. Man gewinnt ihn aus den Knochen, indem man dieselben verkohlt und mit Schwefelsäure zersetzt. Der hierbei sich bildende saure phosphorsaure Kalk wird mit mehr Kohle gemischt und das Gemisch in Retorten aus feuerfestem Thon erhitzt, wobei der P. destilliert und unter Wasser aufgefangen wird. Man bringt den P. in Form von Stäbchen, die man unter Wasser aufbewahrt und in Blechbüchsen verschickt. Frisch bereitet und im Dunkeln aufbewahrt ist der P. ein fast farbloser durchsichtiger Körper, der bei 0° spröde und pulverisierbar ist, oberhalb 15° aber wachsweich wird, sodaß sich die Stangen biegen und mit Schere oder Messer zerschneiden lassen. Sein spezifisches Gewicht = 1,83. Bei 44,5° schmilzt er und kocht bei 290°. Er verdampft schon bei gewöhnlicher Temperatur und oxydiert sich an der Luft unter Rauchbildung. Diese langsame Oxydation verursacht im Dunkeln ein eigentümliches Leuchten, welches dem Element seinen Namen (von φῶς, Licht, und φόρος, Träger) verschafft hat. Erwärmt man P. an der Luft auf 50°, so entzündet er sich und verbrennt unter lebhafter Feuererscheinung mit blendend weißem Lichte zu Phosphorsäure. In Wasser ist der P. fast unlöslich, wenig löslich in Alkohol, Äther und fetten Ölen, leicht löslich in Schwefelkohlenstoff. Der P. des Handels ist nie ganz rein, sondern enthält häufig kleine Mengen Schwefel und Arsen. Er ist ein äußerst heftiges Gift. (S. Phosphorvergiftung.) Außer zur Herstellung von Zündrequisiten findet der P. auch zur Herstellung von Brandgeschossen (Phönizisches Feuer, Fenian fire, wobei er in Schwefelkohlenstoff gelöst zum Füllen der Bomben dient), sowie als Rattengift, bei der Bereitung gewisser Teerfarben und zur Herstellung von Phosphorbronze (s. Bronze) Anwendung. Eine Modifikation des P.s ist der rote oder amorphe Phosphor, der sich aus dem gewöhnlichen P. durch Erhitzen desselben bei Abwesenheit von Luft auf 200—250° bildet; er erscheint als scharlach- oder braunrotes Pulver von 2,16 spezifischem Gewicht und unterscheidet sich von dem gewöhnlichen P. durch seine Unlöslichkeit in allen Flüssigkeiten, Unveränderlichkeit an der Luft und seine Nichtgiftigkeit. Er entzündet sich erst bei 260°. Er findet Anwendung zur Herstellung der Masse der schwed. Zündhölzer, sowie mit chlorsaurem Kali gemischt zu Armstrong-Mischung, die in England zum Füllen von Bombenraketen verwendet wird.

Von den Verbindungen des P. sind folgende zu erwähnen:

1) Phosphor und Sauerstoff: a) Phosphorsäureanhydrid P_2O_5, entsteht als weiße schneeige Masse beim Verbrennen von P. an der Luft. Von dieser leiten sich drei verschiedene

Säuren ab: α) gewöhnliche oder dreibasische Phosphorsäure $PO(OH)_3$, wird erhalten, indem P. mit Salpetersäure oxydiert wird, wobei die Salpetersäure zu Untersalpetersäure reduziert wird; die zu einem spezifischen Gewicht von 1,120 verdampfte Flüssigkeit enthält 20 Proz. Phosphorsäure und ist in dieser Form offizinell. Alle phosphorsauren Salze, welche sich in der Natur finden, gehören der dreibasischen Säure an. Verdampft man die Säure bei einer 150° nicht übersteigenden Temperatur, so bleibt eine sirupdicke Masse zurück, welche bei niederer Temperatur Krystalle der reinen Säure abscheidet. β) Vierbasische Phosphorsäure oder Pyrophosphorsäure $P_2O_3(OH)_4$ entsteht, wenn zum Sirup verdampfte Phosphorsäure dauernd auf einer Temperatur von 200° C. erhalten wird. γ) Einbasische Phosphorsäure, Acidum phosphoricum glaciale $PO_3(OH)$ wird erhalten, wenn Phosphorsäure in einem Platingefäß so lange zur Rotglut erhitzt wird, bis die Masse ruhig fließt. b) Phosphorige Säure entsteht als Anhydrid P_2O_3 bei langsamer, ohne Entzündung stattfindender Verbrennung von P. an der Luft. Ihr Hydrat $HPO(OH)_2$ ist eine zweibasische Säure, sie bildet sich bei der Zersetzung von dreifach Chlorphosphor durch Wasser. c) Unterphosphorige Säure, nur in Salzen und in wässeriger Lösung des Hydrats $H_3PO(OH)$ bekannt, entsteht als Baryumsalz unter Entwickelung von Phosphorwasserstoffgas beim Kochen einer Lösung von Barymhydrat mit P.; aus dem Barymsalz ist das Hydrat durch Zusatz von Schwefelsäure abscheidbar.

2) Phosphor und Wasserstoff: PH_3 entsteht als ein an der Luft sich entflammendes Gas, neben PH_2, beim Erhitzen von P. mit Lösungen von Alkalien. Große Vorsicht ist bei der Bereitung geboten. Leitet man das Gasgemenge durch eine mit Frostmischung umgebene Röhre, so scheidet sich darin flüssiges PH_2, welches beim Aufbewahren sich unter Explosion zersetzt, ab.

3) Phosphor und Chlor: a) Dreifach Chlorphosphor PCl_3 entsteht beim Verbrennen von Phosphor in Chlorgas und bildet eine wasserhelle, bei 78° C. siedende Flüssigkeit von 1,51 spezifischem Gewicht. b) Fünffach Chlorphosphor PCl_5 entsteht beim Einleiten von Chlor in eine Lösung von P. in Schwefelkohlenstoff und bildet eine weiße, an der Luft stark rauchende, bei 100°, ohne zu schmelzen, sublimierende Masse. Die Phosphorchloride finden vielfache Verwendung bei Untersuchungen auf dem Gebiete der organischen Chemie.

Phosphorbronze, eine Legierung von Kupfer und Zinn mit einem geringen Zusatz von Phosphor, die sich durch schöne goldähnliche Farbe, sowie durch Festigkeit, Härte, Elasticität und Zähigkeit auszeichnet. Die P. ist sehr dünnflüssig und kann daher, obwohl ihr Schmelzpunkt von dem der gewöhnlichen Bronze nicht sehr verschieden ist, bei niedrigerer Temperatur vergossen werden. Sie eignet sich vorzüglich zur Herstellung von Gewehrteilen, Walzwerkgetrieben, Kolbendichtungen, Zapfenlagern, Schiffsbeschlägen und Propellerschrauben, sowie von Statuen und Dekorationsgegenständen. (S. auch Bronze und Legierungen.)

Phosphorchloride oder Chlorphosphor, s. unter Phosphor (Verbindungen 3).

Phosphoreszenz nennt man die bis jetzt noch nicht vollständig erklärte Eigenschaft gewisser Körper, ähnlich wie der Phosphor, im Dunkeln ohne auffallende Temperaturerhöhung und ohne Flamme zu leuchten. Sie gehört weder zu der allen Körpern gemeinschaftlichen Erscheinung des Glühens noch zu der Verbrennung. Alle drei Naturreiche bieten Beispiele von P. dar. Von den mineralischen Körpern haben sowohl mehrere in der Natur vorkommende Körper, wie auch mehrere Kunstprodukte die Eigenschaft, zu phosphoreszieren; so mehrere Arten von Diamanten, viele Flußspate, der sog. bologneser Leuchtstein (mit Traganthschleim zu Paste geformtes und geglühtes Schwerspatpulver), der Cantonsche Phosphor (Austerschalen mit Schwefel geglüht), der Wachsche Phosphor (Austerschalen mit Schwefelspießglanz geglüht) und der Balduinsche Phosphor (wasserfreier salpetersaurer Kalk). Doch haben alle die genannten Gegenstände nur P. durch Insolation, d. h. sie müssen, um im Dunkeln zu leuchten, zuvor dem Tages- oder Sonnenlicht, dem elektrischen Licht u. dgl. ausgesetzt gewesen sein. Auf der P. durch Insolation des Tageslichts beruhen die selbstleuchtenden Anstriche, die selbstleuchtenden Nachtuhren, Feuerzeuge u. dgl. m. der Neuzeit. Andere Mineralkörper phosphoreszieren durch mechan. Gewalt, wenn man sie entzweibricht oder darauf schlägt, so z. B. Flußspat, Topas, Apalith. Einige Mineralien, wie Flußspat (als Chlorophan, und zwar am besten in einem Gläschen unter Öl erhitzt), Phosphorit, Apalith u. s. w., haben endlich die Eigenschaft, durch Erhöhung der Temperatur P. zu zeigen. Auch durch den darüber geleiteten Entladungsschlag einer elektrischen Batterie werden manche Stoffe phosphoreszierend. Unter den Pflanzen zeigen diese Eigenschaft einige Schwämme schon im lebenden Zustande, mehrere andere Vegetabilien erst im abgestorbenen, so namentlich das faule Holz. Vorzüglich scheinen Erlen und Weiden, Tannen und Fichten dazu befähigt. Im Tierreiche hat man P. lebender Tiere nur bei niedern Klassen, namentlich bei Würmern und Insekten beobachtet. Am bekanntesten in dieser Beziehung ist das sog. Johanniswürmchen. Auch das Leuchten des Meers wird in den meisten Fällen durch eine Unzahl teils größerer, teils mikroskopisch kleiner Meeresgeschöpfe bedingt. Im abgestorbenen Zustande beobachtet man die P. am häufigsten bei Seefischen, denen sie ohne Unterschied zuzukommen scheint, während sie bei Süßwasserfischen nur selten, noch seltener bei Leichnamen von Vögeln, Amphibien und Säugetieren beobachtet worden ist. Eine der P. verwandte Erscheinung ist die Fluoreszenz (s. d.). Beide Erscheinungen bieten gleichsam eine Resonanz des Lichts, aber bei der P. tönt noch das erregte Licht nach, wenn das erregende Licht schon verschwunden ist, während bei der Fluoreszenz das erregte Licht mit dem hervorrufenden zugleich aufhört. Zum Studium der P. dient das Phosphoroskop, ein Instrument, welches gestattet, die zu untersuchenden Körper nur während eines Sekundenteils zu belichten und dann im Finstern nachleuchten zu lassen. Vgl. Becquerel, «La lumière» (Par. 1867).

Phosphorete oder **Phosphormetalle.** Phosphor verbindet sich mit manchen Metallen und erteilt denselben dann technisch nutzbare oder schädliche Eigenschaften. Ein Gehalt an Phosphorkupfer in gewöhnlicher Bronze wandelt diese in Phosphorbronze (s. d.) um; Eisenphosphoret findet sich in jedem Roheisen und macht dieses brüchig, es wird durch das Bessemern oder durch den Martin-Prozeß

entfernt. Bei letzterm sammelt sich die aus der Verbrennung hervorgehende Phosphorsäure in der Schlacke und kann technisch verwertet werden.

Phosphorige Säure, s. unter Phosphor (-Verbindungen 1).

Phosphoriodür und **Phosphoriodid**, s. unter Jod (-Verbindungen 4).

Phosphoristen, die Vertreter einer im Anfang des 19. Jahrh. in Schweden auftretenden romantisch-idealistischen Dichterschule, benannt nach ihrem Organ «Phosphoros». (S. Schwedische Sprache, Litteratur und Kunst.)

Phosphorit, ein namentlich aus phosphorsaurem Kalk und kleinen Mengen von Chlor-, Fluor- und Jodcalcium bestehendes Mineral, welches als eine Art von dichtem und derbem Apatit (s. d.) zu betrachten ist. Den eigentlichen P. haben sich einige neue technisch wichtige Mineralien beigesellt, die gleich dem P. wesentlich aus phosphorsaurem Kalk bestehen und für die Fabrikation von phosphorsäurereichem Dünger bereits eine große Bedeutung erlangt haben. Diese Mineralien sind: 1) der Staffelit von der Lahn in der preuß. Provinz Hessen-Nassau (gegen 37 Proz. Phosphorsäure enthaltend), dessen Ausfuhr von Lahnstein und Braubach gegenwärtig fast 1 Mill. Ctr. ausmacht; 2) der Sombrerit, der sich in Menge auf den Antillen, namentlich auf der Insel Sombrero, findet; 3) der Navassit, der seit einigen Jahren aus Nordamerika nach Europa kommt und dem Sombrerit sehr ähnlich ist.

Phosphorlatwerge (Phosphorpaste), eine Mischung von Phosphor, Mehl, Wasser und etwas Fett, zur Vergiftung von Ratten und Mäusen.

Phosphormetalle, s. Phosphoréte.

Phosphornekrose, eine chronisch verlaufende Knochenhautentzündung, welche als Symptom der chronischen Phosphorvergiftung (s. d.) namentlich die Arbeiter in Phosphorzündholzfabriken befällt, führt zum brandigen Absterben des Unterkiefers und erfordert die operative Entfernung des abgestorbenen Knochens.

Phosphoröl (Oleum phosphoratum), ein in die Deutsche Pharmakopöe von 1882 nicht mehr aufgenommenes Arzneimittel, bestand aus einer Lösung von 1 Teil Phosphor in 80 Teilen Mandelöl.

Phosphoros, s. Lucifer.

Phosphoroskop, s. unter Phosphoreszenz.

Phosphorpaste, s. Phosphorlatwerge.

Phosphorsäure und **Phosphorsaure Salze**, s. unter Phosphor (-Verbindungen 1). Die einzelnen Salze finden sich, soweit sie allgemeinere Wichtigkeit haben, bei den betreffenden Metallen.

Phosphorstreichhölzchen, s. unter Zündhölzchen.

Phosphorvergiftung, nächst der Arsenikvergiftung die häufigste Form der Vergiftungen, entsteht entweder durch absichtliches oder zufälliges Einführen von phosphorhaltigem Rattengift (Phosphorpaste) oder Zündhölzchenkuppen in den Organismus (akute P.), oder durch Einatmen von Phosphordämpfen in den Zündhölzchenfabriken (chronische P.). Die akute Phosphorvergiftung bewirkt eine rapid eintretende hochgradige Verfettung aller lebenswichtigen Organe (Herz, Magen, Leber, Nieren), äußert sich in heftigen brennenden Schmerzen in Hals und Unterleib, häufigem Erbrechen phosphorig riechender, im Dunkeln leuchtender Massen, in heftigem Durchfall, Gelbsucht und Kräfteverfall und führt meist nach **wenigen T** unter den Erscheinungen der **Herzlähmung** Tode. Als kleinste tödliche Menge wird für Erwachsenen 0,05 bis 0,10 g Phosphor **angegeben** kleinen Kindern können schon einige **Milligr** tödlich wirken. Der Phosphorgehalt **der St** hölzchen ist ziemlich schwankend und **danach ist** die tödliche Dosis derselben verschieden; **100 K** chen enthalten 0,02 bis 0,05 g Phosphor. **Die** handlung der akuten P. erfordert **schleunigste** fernung des Mageninhalts durch **Brechmittel**, pumpung des Magens und energische **Abführmi** als Gegengift ist das gewöhnliche **unreine sauer** haltige Terpentinöl (mehrmals 20—30 **Tropfe** schleimigem Getränk) empfohlen. **Ängstlich zu** meiden sind wegen der größern **Löslichkeit des P** phors in Fetten die bei den meisten **Vergiftun** nützlichen Eiweißlösungen und **fetthaltigen** S stanzen. Die **chronische Phosphorvergiftu** führt zu eiterigen Knochenhautentzündungen zum brandigen Absterben der Unterkiefer, zur **Phosphornekrose**, welche indes **neuerdi** durch genügende Ventilation der **Arbeitsrä** sicher verhütet wird.

Gelangt Phosphor durch Abspringen einer **br** nenden Zündhölzchenkuppe u. dgl. auf **eine verle** oder gerißte Hautstelle, so entsteht **bisweilen e** bösartige Blut- und Lymphgefäßentzündung **r** Ausgang in Pyämie (s. d.). Um dies zu **verhüt** tauche man die verletzte Stelle sofort in eine **wäs** rige Lösung von kohlensaurem Natron (**Soda**) od auch doppeltkohlensaurem Natron oder **mache ei** Viertelstunde lang Umschläge mit einer **solchen L** sung, wodurch der Phosphor in ein unlösliches durchaus unschädliches Salz **verwandelt wird.** **Z** bemerken ist noch, daß die sog. schwedischen **Streich** hölzer nur amorphen, nicht giftigen **Phosphor** ent halten, ihr Gebrauch also unschädlich ist.

Phosphorwasserstoff, s. unter Phosphor (-Verbindungen 2).

Photēn, s. Anthracen.

Photinia *Lindl.*, Pflanzengattung aus der Familie der Rosaceen. Man kennt gegen 20 Arten, die meist in den wärmern Gegenden Ostasiens vorkommen. Die bekannteste Art ist die in China und Japan einheimische sog. japanische Mispel, *P. japonia Benth.* (früher *Eriobotrya japonica Lindl.*); dieselbe ist schon seit Ende des 18. Jahrh. in Süditalien und Südfrankreich als Kulturpflanze eingeführt; sie hat etwa kirschgroße, angenehm schmeckende gelbe Früchte, die als Obst gegessen werden.

Photismen, s. unter Phonismen.

Photius, berühmter Patriarch von Konstantinopel, im Beginn des 9. Jahrh. geboren, zuerst Oberster der kaiserl. Leibwache, wurde 857, nachdem er in sechs Tagen alle priesterlichen Würden durchlaufen hatte, der Nachfolger des abgesetzten Patriarchen Ignatius von Konstantinopel. In seinem Streit mit dem röm. Bischof Nikolaus I. über den Supremat hielt er 867 mit den Patriarchen des Orients ein Konzil zu Konstantinopel ab, das wesentlich die Trennung der abendländ. und morgenländ. Kirche befördert hat. Auf demselben wurde Nikolaus exkommuniziert und die röm. Kirche der schwersten Ketzereien beschuldigt: sie gestatte in der ersten Woche der Quadragesimalfasten den Genuß von Milch, Butter und Käse, verwerfe die Priesterehe, fälsche das Symbol durch Einfügung des filioque. Noch mehr verwickelte sich der Streit, als

Bulgarien sich von Konstantinopel lossagte und sich Rom unterwarf. Infolge der verschiedenen Thronwechsel in Konstantinopel wurde P. 867 wieder abgesetzt, 877 wieder eingesetzt und 886 von Kaiser Leo Philosophus endgültig in ein armenisches Kloster verwiesen, wo er um 891 starb. Seiner Gelehrsamkeit (er besaß eine Bibliothek von 12000 Bänden) verdankt die Litteratur zwei wichtige Werke, nämlich das «Myriobiblion», auch «Bibliotheca» betitelt, worin Urteile und Auszüge von 279 christl. und heidnischen Schriften, von denen etwa 80 nur hierdurch bekannt sind, mitgeteilt werden, und ein griech. «Lexicon». Unter den Ausgaben der «Bibliotheca» ist die von J. Bekker (2 Bde., Berl. 1824), unter denen des «Lexicon» die von G. Hermann (Lpz. 1808) und Porson (Lond. 1822; vermehrter Abdruck, 2 Bde., Lpz. 1823) hervorzuheben. Außerdem sind zu erwähnen sein «Nomokanon», die Grundlage des griech. Kirchenrechts, gedruckt in Justellus-Voellus' «Bibliotheca juris canonici veteris» (Bd. 2, Par. 1661), sowie seine sehr zahlreichen «Briefe», herausgegeben von Montacutio (Lond. 1651). Hergenröther veröffentlichte «Monumenta Graeca ad Photium ejusque historiam pertinentia» (Regensb. 1869). Vgl. Jager, «Histoire de P.» (Löwen 1845); Lämmer, «Papst Nikolaus I. und die byzant. Staatskirche seiner Zeit» (Berl. 1857); Hergenröther, «P. der Patriarch von Konstantinopel» (3 Bde., Regensb. 1867—69).

Photochemie, die Lehre von der chemischen Wirkung der Lichtstrahlen.

Photochromie, s. unter Photographie.

Photofaksimile, ein photographisch hergestelltes Faksimile. [graphie.

Photogalvanographie, s. unter Galvano-

Photogen, s. Hydrocarbür.

Photogrammetrie ist das Verfahren, die wahren Abmessungen von Gegenständen aus ihren Photogrammen oder photographischen Bildern abzuleiten und auf Grund der letztern die betreffenden Gegenstände in geometr. Aufriß oder Grundriß darzustellen. Die P. ist also die Zurückführung des im Wege der Photographie auf rein mechan. Weise erhaltenen perspektivischen Bildes in die Parallelprojektion. Dieselbe erstreckt sich bis jetzt nur auf die Darstellung von Gegenständen der Architektur, sowie von Teilen der Erdoberfläche (Terrainaufnahme). Das in der Dunkelkammer (s. Camera obscura) des photographischen Apparats erzeugte und auf der lichtempfindlichen Platte fixierte perspektivische Bild vereinigt dauernd alle jene Elemente, welche beim gewöhnlichen Verfahren der Terrainaufnahme der Beobachter gleichfalls aus perspektivischen, aber dabei vergänglichen Bildern mit Hilfe besonderer Instrumente einzeln heraussucht. Das Verfahren, die auf dem einen oder dem andern Wege gewonnenen Elemente zu dem gewünschten Resultat zusammenzustellen, bleibt dabei dasselbe. Die Grundlage jeder Fernmessung ist die Bestimmung von Horizontal- und von Vertikalwinkeln an den Endpunkten einer Standlinie von bekannter Länge. Sobald die Abweichung der optischen Achse der Dunkelkammer von einer durch die Messung bestimmten andern Richtung bekannt ist, sind auch die Richtungen nach sämtlichen im Photogramm abgebildeten Punkten und zwar zugleich als Horizontal- und Vertikalwinkel gegeben, und hierin liegt die große Überlegenheit der photograph. Kammer über alle andern Meßinstrumente.

Um die photographische Kammer zu einer photogrammetrischen umzugestalten, bedarf es, wie bei sonstigen Winkelmeßinstrumenten, einer Einrichtung zur sichern Horizontalstellung der optischen Achse derselben und zur Drehung des Apparats um eine vertikale Achse behufs Aufnahme des ganzen Horizonts. Es bedarf ferner der Anbringung eines Fadenkreuzes am Brennpunkt des Objektivs und der Anwendung einer konstanten Brennweite, um die Bildfläche in einer konstanten Entfernung vom optischen Mittelpunkt zu halten. Die ganze Arbeit der Aufnahme im Terrain besteht in dem Horizontalstellen der Kammer, das Weitere besorgt der photographische Prozeß. Aus den horizontalen, beziehungsweise vertikalen Abständen der einzelnen Bildpunkte des Photogramms von den mitabgebildeten Linien des Fadenkreuzes und aus der mit großer Schärfe zu ermittelnden Brennweite ergeben sich durch Konstruktion die Horizontalwinkel mit der optischen Achse der Kammer und die Vertikalwinkel mit dem Horizont des Instruments. Die Resultate sind graphisch und werden wie beim Meßtisch graphisch verwertet. Die Konstruktion des geometr. Bildes kann entfernt vom Aufnahmeort und durch ganz fremde Personen bewirkt werden, denn die Unmittelbarkeit des Eindrucks ist hier gleichgültig. Auf diese Weise wird die P. auch ein vorzügliches Mittel, die Resultate wissenschaftlicher Expeditionen zu Hause in aller Ruhe zu verwerten. Bei architektonischen Gegenständen ist die P. lediglich die Rekonstruktion des perspektivischen Bildes.

In Deutschland hat sich besonders A. Meydenbauer (gegenwärtig Regierungs- und Baurat im preuß. Unterrichtsministerium) um die Ausbildung des photogrammetrischen Verfahrens verdient gemacht. Derselbe hat mittels desselben bereits 1867 Terrainaufnahmen in der Umgebung von Freiburg a. d. Unstrut, sowie architektonische Aufnahmen ebenda mit gutem Erfolg ausgeführt. In Frankreich hat der Major und Professor der Geodäsie an der Polytechnischen Schule in Paris, Laussedat, 1861 mit Hilfe photographischer Aufnahmen einen teilweisen Plan von Paris geliefert. Seitdem erfreut sich das photogrammetrische Verfahren einer großen Fürsorge seitens der franz. Regierung. Ein von dem Optiker Chevallier zu Paris konstruierter photographischer Meßtisch hat eine ansehnliche Verbreitung. — Ein wesentliches Hindernis der allgemeinern Anwendung der P. liegt in der Schwerfälligkeit, die dem photographischen Apparat beim Gebrauch im Freien im Vergleich mit andern Meßinstrumenten anhaftet. Die P. kann die bisherigen Aufnahmemethoden nicht in ihrem ganzen Umfange ersetzen, wohl aber ein wichtiges Ergänzungsmittel derselben bilden, und ist berufen, da einzugreifen, wo die auf anderm Wege gewonnenen Resultate in gar keinem Verhältnis zu dem Aufwand an Kräften und Arbeit stehen würden, insbesondere wenn es sich um topogr. Aufnahme von Gebirgsländern, von noch gänzlich unbekannten Gegenden, sowie um Vorarbeiten für Gebirgsbahnen an Orten, wo jede Grundlage für Höhenmessung und Situationszeichnen fehlt, handelt. Auch wird die Aufnahme älterer Architekturen in ehemaligen Kulturländern ein geeignetes Gebiet der P. bilden.

Vgl. Stein, «Das Licht im Dienste wissenschaftlicher Forschung» (Lpz. 1877); Heusinger von Waldegg, «Handbuch der Ingenieurwissenschaften» (2. Aufl., Lpz. 1883).

Photographie (vom griech. φῶς, Licht, und γράφειν, schreiben, zeichnen) heißt die Kunst, mit Hilfe der chem. Wirkungen des Lichts ein bleibendes Bild eines Objekts auf einer chemisch präparierten Fläche herzustellen. Viele Stoffe besitzen die Eigenschaft, unter dem Einfluß des Lichts eine Veränderung zu erleiden, sei es in Bezug auf ihre chem. Zusammensetzung, ihre physik. Eigenschaften, ihre Farbe oder ihr Verhalten zu andern Stoffen. Die wichtigste Klasse von Körpern, welche diese Eigenschaft besitzt, ist die der Silbersalze. Auf der Kenntnis und Benutzung derselben beruht in erster Linie ganz ausschließlich der sog. photographische Negativprozeß, in zweiter Linie der bekannteste und am meisten ausgeübte Positivprozeß, das sog. Silberkopierverfahren. Bereits vor Jahrhunderten war den Alchemisten die Eigenschaft des Chlorsilbers oder, wie sie es nannten, des Hornsilbers bekannt, sich im Lichte zu schwärzen. Ein deutscher Arzt, Johann Heinrich Schultze in Halle a. d. S., machte 1727 den ersten Versuch, durchsichtige Schriftzüge einer Schablone auf Silbersalze mit Hilfe des Sonnenlichts zu kopieren. Die Versuche fanden keine Beachtung. Dennoch ist die photographische Kunst eine verhältnismäßig neue Erfindung. Im J. 1802 versuchten Wedgewood und Davy, die Bilder des Sonnenmikroskops photochemisch zu fixieren. Sie badeten ein Stück Papier in Silberauflösung, legten es mit einem dunkeln Gegenstande, z. B. einer Silhouette, bedeckt in die Sonne. Alle Stellen, die nicht durch die dunkle Silhouette geschützt waren, färbten sich dabei braun, die andern blieben weiß, und so erhielten sie ein weißes Bild der Silhouette auf braunem Grunde. Doch waren diese Bilder nicht von langer Dauer. Der hell gebliebene Teil schwärzte sich später durch weitere Einwirkungen des Lichts und so verschwand das Bild durch Einfluß desselben Agens, welchem es seine Erzeugung verdankte. Nach der Methode von Wedgewood und Davy konnten nur flache Gegenstände, die mit dem empfindlichen Papier zusammengepreßt in die Sonne gelegt wurden, kopiert werden, z. B. Blätter, Spitzen u. s. w.; Nicephore Niepce in Chalons ging einen Schritt weiter, indem er die Aufnahme körperlicher Gegenstände versuchte. Dies gelang ihm mit Hilfe der Camera-obscura, die der Physiker Porta im 16. Jahrh. erfunden hatte. Niepce benutzte ein anderes lichtempfindliches Präparat, als Davy und Wedgewood, eine Auflösung von Asphalt in Lavendelöl. Mit solcher Lösung überzog er eine Metallplatte und exponierte dieselbe in der Camera stundenlang. Alle vom Licht getroffenen Stellen des Überzugs wurden dadurch unlöslich, blieben bei nachherigem Behandeln der Platte mit ätherischen Ölen zurück und lieferten ein Bild. So erzeugte Niepce schon 1826 unvollkommene Lichtbilder, die ihm zur Anfertigung der ersten Heliographien (s. d.) dienten. Im J. 1829 verband sich Niepce mit Daguerre, und beide Männer arbeiteten gemeinschaftlich bis 1833, wo Niepce starb. Daguerre wurde der alleinige Erbe seiner Ideen, und wenige Jahre nach Niepces Tode 1838 löste er das große Problem, mit Hilfe des Lichts auf eine einfache, leicht ausführbare Weise dauerhafte Bilder herzustellen. Durch Verwendung Aragos wurde Daguerre veranlaßt, sein Verfahren zu veröffentlichen, und ihm dafür eine lebenslängliche jährliche Pension von 6000 Frs. von seiten der Regierung ausgesetzt. Am 19. Aug. 1839 wurde das Geheimnis der Erzeugung dieser Bilder in der öffentlichen Sitzung der pariser Akademie der Welt offenbart.

Daguerre wandte als lichtempfindliche Substanz das Jodsilber an, welches er durch Räuchern einer Silberplatte in Joddämpfen erzeugte. Der Lichteindruck, den solche Jodsilberplatte in der Camera-obscura annimmt, ist anfangs nicht sichtbar, sobald aber die Platte Quecksilberdämpfen ausgesetzt wird, erscheint das Bild in allen seinen Details, indem das Quecksilber sich in seinen weißen Kügelchen nur an den Stellen niederschlägt, auf welche das Licht gewirkt hat, und um so stärker, je kräftiger diese Wirkung des Lichts war. Das ist ein Kardinalpunkt in Daguerres Erfindung. Während alle Experimentatoren vor ihm durch Wirkung des Lichts allein sogleich ein sichtbares Bild zu erhalten suchten und zu diesem Zwecke stundenlang belichten mußten, machte er einen, durch eine kurze Belichtungszeit entstandenen, an und für sich noch unsichtbaren Lichteindruck durch Einführung einer sekundären Operation, der sog. Hervorrufung oder Entwickelung, sichtbar. Auf diese Weise hatte er nur nötig, ganz kurze Zeit zu belichten, um ein Bild zu erhalten; dadurch wurde die P. erst für unruhige Gegenstände möglich. Das entwickelte Bild wurde lichtbeständig gemacht («fixiert») durch Entfernung des lichtempfindlichen Jodsilbers mittels einer Lösung von unterschwefligsaurem Natron. Um dieselbe Zeit, als Daguerre sein erstes Bild der pariser Akademie vorlegte, im Frühjahr 1839, machte Talbot der Londoner Königlichen Sozietät Mitteilung über eine Methode, Bilder mit Hilfe des Lichts zu vervielfältigen. Anknüpfend an Wedgewoods Versuche nahm er mit Kochsalz imprägniertes Papier, ließ dieses auf einer Silberauflösung schwimmen und legte das so mit Chlorsilber und salpetersaurem Silberoxyd getränkte Papier, das bedeutend lichtempfindlicher ist, als das Wedgewoodsche, mit dem zu kopierenden Kupferstich bedeckt in die Sonne. Diese schien durch alle weißen Stellen des Bildes hindurch, färbte die darunter liegenden Teile schwarz, und so entstand ein weißes Bild auf schwarzem Grunde, ein *Negativ*, welches in ganz gleicher Weise, wie der Kupferstich, mit einem zweiten Stück empfindlichen Papiers in die Sonne gelegt, ein *positives* Bild lieferte. Dieser Prozeß konnte beliebig oft wiederholt werden, und so konnte man von einem einzigen Negativ zahlreiche positive Abzüge erhalten. Durch diese Erfindung Talbots trat die P. ein in die Reihe der vervielfältigenden Künste.

Nach dem Bekanntwerden der Daguerreschen Entdeckung suchte Talbot auch Cameradilder auf Papier aufzunehmen. Er ließ Papier auf Joblalium, dann auf Silberlösung schwimmen und erzeugte so in dem Papier einen Niederschlag von Jodsilber; dieses mit Jodsilber und Silbernitrat getränkte Papier belichtete er in der Camera. Auf diese Weise erhält man schon nach kurzer Belichtung ein unsichtbares Bild, welches in ähnlicher Weise wie bei Daguerres Verfahren durch Anwendung einer Entwickelung (Talbot nahm dazu eine Mischung von Gallussäure und Silbersalz) sichtbar gemacht wurde. Die Gallussäure reduziert das Silbernitrat; es schlägt sich pulveriges Silber von schwarzer Farbe nieder und dieses hängt sich seltsamerweise nur an die vom Licht getroffenen Jodsilberstellen. Solche Bilder auf Jodsilberpapier sind, mit ihrem Original verglichen, in Bezug auf Licht und Schatten verkehrt («negativ»). Sie können aber dazu dienen,

durch Auflegen auf Chlorsilberpapier nach und nach eine beliebige, ganz unbeschränkte Anzahl dem Original wirklich entsprechender, positiver Bilder zu erzeugen. Der größte Übelstand bei den Talbotschen negativen Papierbildern war die rauhe Struktur des Papiers, welche, wenn auch durch Tränken mit Wachs verbessert, der feinen, glatten Oberfläche einer polierten Silberplatte nie gleichkommen kann. Um dem abzuhelfen, kam 1847 Niepce de Saint-Victor, Neffe des ältern Niepce, auf die Idee, das Jodsilber mit einem Eiweißüberzuge auf Glasplatten zu befestigen. Dies Verfahren liefert sehr feine, kräftige Bilder, bietet aber infolge der leichten Zersetzbarkeit des Eiweißes mancherlei Unbequemlichkeiten dar. Fry und Archer versuchten 1851 die Lösung der von Schönbein entdeckten Schießbaumwolle, Collodium genannt, in der Niepceschen Weise statt des Eiweißes als Träger der lichtempfindlichen Silbersalze anzuwenden. Ihre Versuche wurden mit bestem Erfolg gekrönt, und 1851 veröffentlichte Archer eine vollständige Beschreibung seines neuen Collodiumverfahrens, das an Schönheit der Resultate dem Niepceschen Eiweißverfahren nichts nachgab, dasselbe aber an Einfachheit und Sicherheit weit übertraf. Archer überzog Plangläser mit Collodium, welches Jodsalze und Bromsalze aufgelöst enthielt, tauchte diese in eine Silberauflösung und erhielt so auf der Glasplatte ein zartes, mit lichtempfindlichem Brom- und Jodsilber getränktes Häutchen, welches in ähnlicher Weise wie das Talbotsche Papier in der Camera belichtet und mit Gallussäure entwickelt ein Negativbild von außerordentlicher Schärfe und Feinheit lieferte und infolge dessen die Erzeugung trefflicher Positivbilder auf Papier nach der oben beschriebenen Weise in beliebiger Anzahl erlaubte. Jetzt wurde das Daguerresche Verfahren vollständig aus dem Felde geschlagen. Der Collodiumprozeß verbreitete sich allgemein, wurde im Laufe der Zeit immer mehr und mehr vervollkommnet und blieb bis zu der neuerdings erfolgten Einführung der Gelatine als Bildträger der ausschließlich angewendete. Diese Verbreitung verdankte er seiner relativ leichten Ausführbarkeit. Hand in Hand damit ging aber auch die Vervollkommnung des positiven Verfahrens, welches die Herstellung von Bildern auf einem so handlichen Material wie Papier erlaubte. Nach Niepces Vorgang überzog man letzteres mit Eiweiß und erhielt auf dem so präparierten Albuminpapier Bilder von der Feinheit der Daguerreotypen. Wesentlichen Anteil an dem großartigen Aufschwung, den die P. seitdem nahm, hat die Erfindung der Porträtlinse von Petzval in Wien. Diese lieferte ein viel helleres Bild als die ältern Linsen und kürzte die »Sitzungszeit« für Aufnahme eines Bildes erheblich ab.

Der Arbeitsgang des photographischen Collodiumverfahrens ist folgender: geputzte Glasplatten werden mit iod- und brommetallhaltigem Collodium überzogen, in eine Höllensteinauflösung («Silberbad») getaucht und in der Camera obscura belichtet, das noch unsichtbare Bild durch Aufgießen einer Eisenvitriollauflösung (an Stelle der Gallussäure) sichtbar gemacht (entwickelt), durch Überguß einer Mischung von Pyrogallussäure und Silberlösung dunkler gemacht (gekräftigt), endlich durch Entfernung der noch vorhandenen Silbersalze mittels unterschwefligsaurer Natronlösung fixiert und zum Schutze gegen mechan. Einwirkung lackiert. Um nach diesem Negativ ein positives Bild zu gewinnen, wird mit Eiweiß überzogenes kochsalzhaltiges Papier in einem Silberbade lichtempfindlich gemacht, getrocknet und unter dem Negativ dem Licht ausgesetzt, so lange bis ein kräftiges Bild erscheint. Dieses wird gewaschen, in eine Goldauflösung getaucht (getont), endlich durch Entfernung der noch vorhandenen Silbersalze mit unterschwefligsaurem Natron fixiert, gründlich gewaschen und auf Karton geklebt. Das Behandeln mit Goldlösung erteilt den Bildern eine angenehme Farbe. Die sog. Panotypen und Ferrotypen sind in kurzer Expositionszeit aufgenommene negative Collodiumbilder, die auf schwarzem Untergrunde (Hyalithglas oder asphaltiertes Eisen) als Bildträger positiv erscheinen. Die photographischen Negativplatten zeigen ihre höchste Empfindlichkeit im frischen Zustande, noch feucht von anhängender Silberlösung. Wäscht man die Silberlösung ab und trocknet die Platten, so werden sie haltbar für längere Zeit, erscheinen aber viel weniger empfindlich. Man hat derartige Trockenplatten für den Handel hergestellt; sie gewähren auf Reisen wegen der Bequemlichkeit ihrer Anwendung mancherlei Vorteile. Die Herstellung dieser Trockenplatten hat durch Einführung eines bromsilberhaltigen Collodions (Emulsion genannt, zuerst versucht von Lea) eine wesentliche Verbesserung erfahren. In Lichtempfindlichkeit und in Sicherheit der Resultate standen jedoch diese Platten den gewöhnlichen nach.

Nun zeigten ältere Versuche von Wortley u. Comp., daß man auch Gelatine statt des Collodiums als Bildträger benutzen könne, indem man gewöhnliche Gelatine in warmem Wasser auflöst, diese Lösung mit Bromsalz, dann mit Silbersalz versetzt, die so erhaltene Emulsion zur Entfernung der löslichen Salze auswäscht, auf Glasplatten trägt, erstarren läßt und dann die Platten im Dunkeln trocknet. Anfangs schien dieses Verfahren keine Vorteile darzubieten. Im J. 1878 machte aber Bennett die Entdeckung, daß die Gelatinemulsion durch längeres Erwärmen ihre Empfindlichkeit steigert und daß man durch diese einfache Operation im Stande ist, Emulsionen zu erhalten, welche Platten von zehnfacher Empfindlichkeit der Collodiumplatten liefern, die vor den Collodiumplatten noch den Vorteil boten, monatelang, ja jahrelang haltbar zu sein. Jetzt werden diese Gelatintrockenplatten in vielen Anstalten im Großen fabriziert und in den Handel gebracht; ihnen verdankt man die gegenwärtige Entwickelung der P. und die erweiterte Anwendung der P. in Kunst, Wissenschaft, Industrie und auf Forschungsreisen. Vgl. Vogel, »Die chem. Wirkung des Lichts und die P.« (Lpz. 1883.)

Ein sehr großer Übelstand der P. blieb bis in die neueste Zeit die unrichtige Wirkung farbiger Körper. Viele helle gelbe und rote Farben, wie Chromgelb, Zinnober, Mennige, rote Haare, gelbe Hautflecke erscheinen in der P. schwarz, andere dunkle Farben, wie Blau, Violett u. s. w., werden dagegen weiß. Der Grund liegt darin, daß die photographischen Präparate, namentlich Brom und Jodsilber, hauptsächlich für blaue Strahlen empfindlich sind; für grüne, gelbe und rote aber nicht.

Um die daraus resultierenden Fehler zu beseitigen, bedient man sich der Negativretouche. Man deckt die zu schwach photographierten Stellen des Negativs, z. B. gelbe Farben in Ölbildern, Sommersprossen bei Gesichtern, mit Bleistift oder Tusche,

bis sie den richtigen Ton zeigen; eine einzige retouchierte Platte der Art gestattet, zahlreiche fehlerfreie positive Abzüge danach zu fertigen, während sonst bei der ältern Positivretouche jeder einzelne Abzug die gleiche Retouchierarbeit erforderte. (Vgl. Graßhoff, «Retouche von P.», 4. Aufl., Berl. 1877.) Man hat auf diese Weise auch das Photographieren von Ölgemälden ermöglicht, welches früher wegen der abnormen Wirkung der Farben unmöglich erschien. In Kunststädten, wie Berlin, Düsseldorf, München, Dresden, bilden diese «Ölreproduktionen» bereits einen großartigen Handelsartikel. Jedoch wurde die Mehrheit dieser Bilder durch Einfluß der Negativretouche mehr oder weniger beeinträchtigt. Es war deshalb eine Entdeckung von weitgehender Wichtigkeit, daß man den Grundfehler der P., die falsche Wirkung der Farben, beseitigen lernte. Professor Vogel erkannte bereits 1873, daß Bromsilber durch Beimischung von Stoffen, welche die gelben und roten Strahlen absorbieren (z. B. rote und grüne Anilinfarben), empfindlich wird für gelbes und rotes Licht. Aus dieser Entdeckung entwickelten sich im Laufe der Zeit die farbenempfindlichen (isochromatischen und orthochromatischen) Verfahren, welche Platten liefern, die für Gelb, Rot, Grün und Blau nach Maßgabe von deren Helligkeit empfindlich sind. Durch Einführung dieser farbenempfindlichen Verfahren trat die P. in ein neues Stadium. Die Aufnahme alter Ölbilder, die früher oft mißlang, bietet jetzt keine Schwierigkeiten mehr. (Vgl. Vogel, «Die P. nach farbigen Gegenständen in den richtigen Tonverhältnissen», Berl. 1885.)

Bedeutende Verbesserungen erfuhr der Positivprozeß. Man lernte lichtempfindliche haltbare Papiere herstellen, welche von Nichtphotographen, wie Architekten, vielfach zur Ausübung des sog. Lichtbauspozesses verwendet werden. Ähnlich wie im Talbotschen Verfahren wird ein Stück lichtempfindlichen Papiers unter einer Zeichnung dem Lichte exponiert. Das Licht scheint durch das weiße Papier der Zeichnung hindurch und färbt das darunterliegende Bauspapier schwarz, die schwarzen Striche der Zeichnung halten dagegen das Licht ab; an diesen Stellen bleibt das Bauspapier weiß, und so erhält man eine weiße Kopie auf schwarzem Grunde, die nur mit unterschwefligsaurem Natron fixiert zu werden braucht, um haltbar zu sein. Durch Wiederholung des Prozesses mit dem gewonnenen schwarzen Bilde erhält man solches mit weißem Grunde. In dieser Weise kann man jede durchscheinende Zeichnung bausen.

Ein Mangel der gewöhnlichen mit Silbersalz erzeugten Bilder ist ihre Neigung zum Verbleichen, falls sie nicht genügend von den Fixiernatron befreit sind, welches zur Extraktion der Silbersalze diente. Um diesen Übelstand zu umgehen, hat man Bilder in haltbaren Farbenpigmenten, sog. Pigmentdrucke oder Kohlebilder, herzustellen versucht, bei welchen nicht Silbersalze, sondern chromsaure Salze als lichtempfindliche Substanzen eine Hauptrolle spielen. Mischungen von chromsaurem Kali und Leim werden durch das Licht unlöslich im Wasser (s. Heliographie); belichtet man eine gefärbte Schicht von chromsaurem Kali und Leim unter einem Negativ, so bleibt die Schicht an allen **vor dem** Licht geschützten **Stellen löslich, an den vom Licht** getroffenen nicht. **Taucht man sie alsdann in** warmes Wasser, so **werden die löslich gebliebenen** Teile aufgelöst, die **übrigen bleiben zurück** und liefern ein positives Bild. Dieses 1855 von Poitevin erfundene Verfahren, welches gewisse Übertragungen nötig macht, wurde später von Fargier, Swan, Johnson, Sawyer erheblich vervollkommnet, sodaß es jetzt ebenso schöne Resultate liefert, wie das Silberkopierverfahren, wenngleich der Prozeß nicht ganz so einfach ist. Ist der Farbstoff, welcher zum Färben der Leimschicht verwendet wurde, echt, so ist auch das damit erzeugte Pigmentbild echt, d. h. chemisch haltbar. Dagegen besitzen diese Bilder in mechan. Hinsicht nicht die Widerstandsfähigkeit der Silberbilder. Die bekannten Reproduktionen nach Handzeichnungen berühmter Meister von Braun in Dornach sind in diesem Prozesse ausgeführt. Ganz abweichend von diesem Verfahren ist der Anilindruck von Willis, in welchem ebenfalls eine, jedoch mit Schwefelsäure oder Phosphorsäure versetzte chromsaure Kalilösung als Grundlage dient. Papier mit dieser Lösung getränkt und getrocknet, liefert unter einer positiven Zeichnung dem Lichte ausgesetzt ein blasses positives Bild, welches in Anilindämpfen kräftig sichtbar wird. Von diesem Prozeß zieht man bei Lichtbausarbeiten bereits Vorteil. Ein anderer von Willis erfundener Prozeß ist das Platinverfahren. In demselben wird ein mit Platinchlorür und Eisenchlorid imprägniertes Papier dem Licht ausgesetzt und das erschienene blasse Bild durch Eintauchen in heiße neutrale oxalsaure Kalilösung entwickelt. Man erhält dadurch schöne Bilder von schwarzem Aquatinta-Ton. (Vgl. Pizzighilli und Nübl, «Der Platinprozeß», Wien 1882.)

Das Staubverfahren gründet sich auf Anwendung einer mit chromsaurem Kali versetzten Schicht von arab. Gummi oder Dextrin. Diese Schicht verliert im Licht ihre Klebrigkeit. Unter einer Zeichnung belichtet, bleiben die durch die schwarzen Striche geschützten Stellen klebrig, die übrigen nicht. Stäubt man nach der Belichtung ein Farbenpulver auf, so bleibt dieses nur in den vom Licht geschützten Stellen hängen; so entsteht ein Staubbild, welches, falls die Farbe feuerfest ist, eingebrannt werden kann. In dieser Weise stellte Obernetter in München zuerst in Deutschland eingebrannte Bilder auf Porzellan und Email her. Über das eigentümliche Verhalten einer belichteten Schicht von Leim und chromsaurem Salz gegen fette Schwärze s. Lichtdruck. Überträgt man ein in fetter Schwärze erhaltenes Leimbild nach dem anastatischen Verfahren auf einen Stein oder eine Zinkplatte, so erhält man einen photolithographischen Stein oder eine photozinkographische Platte, die beide in lithographischer Manier abgedruckt werden können. Diese Photolithographie und Photozinkographie liefern nicht so schöne «Halbtöne» wie der Lichtdruck, sie eignen sich aber sehr gut zur Wiedergabe von Bildern in «Strichmanier» und werden deshalb zur Reproduktion von Landkarten viel verwendet, sie bilden mit dem Lichtdruck und der Heliographie (s. d.) und dem Reliefdruck die wichtigsten Kombinationen der P. mit Pressendruck, welche die Produktionsfähigkeit der erstern ins Unbegrenzte steigern. Der Reliefdruck geht von der Pigmentphotographie aus. Jedes Pigmentbild ist erhaben in den Schwärzen, vertieft in den Lichten. Durch Ablatsch in Blei erhielt Woodbury von solchem Bild eine Platte, die sich wegen Mangel an Rauhigkeit (Korn) zwar nicht mit fetter Schwärze, wohl aber mit gefärbter Leim-

lösung abdrucken läßt; so entstehen die Reliefdrucke auf Papier und Glas, z. B. die Bilder in der von Kreling illustrierten Ausgabe des «Faust». Mengt man einer Mischung von chromsaurem Kali und Leim feinen Sand bei, so entsteht beim Kopieren unter einem Negativ und Waschen in warmem Wasser ein rauhes Reliefbild, das galvanoplastisch abgeklatscht eine rauhe Kupferplatte gibt. Diese liefert beim Abdruck in fetter Schwärze die neuerdings von Goupil hergestellten Photogravüren, die an Schönheit Aquatintablättern gleichkommen.

Neuerdings stellt man in Deutschland solche Photogravüren in Halbton nach dem Vorgang von Klic in Wien auf andere Weise dar. Man fertigt nach einem photographischen positiven Glasbild durch Lichtkopie ein negatives Pigmentbild und überträgt dieses auf eine Kupferplatte, die mit Asphaltpulver überstäubt und dann behufs Umschmelzen des Asphalts erwärmt worden ist. Die mit dem Pigmentbilde überzogene Kupferplatte wird mit Eisenchlorid geätzt, der infolge des Pigmentüberzugs die Schatten am stärksten, die Lichter am wenigsten angreift. Das aufgeschmolzene Asphaltpulver veranlaßt dabei durch Schutz der unterliegenden Stellen des Kupfers das sog. Korn. Total davon abweichend im Verfahren, aber vollkommen analog in den Resultaten ist Obernetters neuerdings erfundener Kupferlichtdruck. In diesem wird eine Kupferplatte durch ein photographisches Positivbild geätzt, welches vorher durch Behandeln mit einer Chlor entwickelnden Flüssigkeit in ein Chlorsilberbild übergeführt worden ist. Vgl. «Photographische Mitteilungen, Zeitschrift des Vereins zur Förderung der P.» (Jahrg. 1883).

Glasdruck ist nur eine Modifikation des Lichtdrucks, bei welchem die lichtempfindliche chromsaure Kalileimschicht auf ein Negativ getragen und dieses von der Rückseite belichtet wird. Die Schicht wird dadurch druckfähig gleich einer Lichtdruckplatte. Außer den chromsauren Salzen sind auch Uransalze (jedoch nur mit geringem Erfolge) und Eisensalze im Positivprozesse verwendet worden. Mischungen von Eisenoxydsalz und rotem Blutlaugensalz auf Papier gestrichen und getrocknet, liefern unter einem Negativ belichtet ein positives Bild in «Turnbullblau». Dieser Prozeß wird zum «Lichthausen» verwendet. Das Problem, P. in natürlichen Farben herzustellen, ist vorläufig noch ungelöst. Seebeck in Jena nahm zuerst Spektralfarben auf Chlorsilber auf (1810). Seine Versuche wurden 1840 von Herschel erneuert. Becquerel erhielt 1848 das vollständige Spektrum auf einer Daguerreotypplatte. Niepce de Saint-Victor machte nicht nur farbige Aufnahmen in der Camera, sondern es gelang ihm sogar, das reine Schwarz auf seinen chlorierten Silberplatten wiederzugeben. Aber alle Bilder dieser Art sind lichtunbeständig und können nur bei schwachem Lampenlicht betrachtet werden. Poitevin und Zenker fertigten 1866 farbige Bilder auf Papier, es ist ihnen aber nicht gelungen, dieselben zu fixieren. Die Bilder, welche jetzt als P. in natürlichen Farben ausgegeben werden, sind entweder durch Handkolorierung oder durch Kombination von Lichtdruck und Chromolithographie hergestellt. Ducos du Hauron versuchte zuerst, fußend auf der Annahme, daß jedes farbige Bild sich durch Kombinationen der sog. Grundfarben Rot, Gelb und Blau herstellen läßt, drei negative Platten zu fertigen, bei deren Aufnahme gedachte Farben durch Vorhalten farbiger Gläser vor das Objektiv ausgeschlossen werden. Man erhält dadurch drei Negative, die in Lichtdruck übersetzt und in roter, resp. gelber und blauer Farbe auf dasselbe Papier abgedruckt, farbige Bilder liefern. Hier hängt jedoch die Wahl der Farbe stets von dem Belieben des Druckers ab und kann demnach solche nicht als durch die Natur selbst erzeugt betrachtet werden. Albert und Obernetter in München haben dieses Feld der Heliochromie oder Photochromie in Deutschland gepflegt. Es hat einen erneuten Impuls erhalten durch Einführung der farbenempfindlichen Verfahren. In der Chromolithographie hat man die P. mit Erfolg eingeführt, indem man entweder auf einen schwarzen Lichtdruck die verschiedenen photolithographisch erzeugten Farbensteine überdruckte (Troitzsch's Reproduktionen der berliner Nationalgalerie) oder indem man statt der Farbensteine Buchdruckplatten verwendete, die nach passend retouchierten Originalen photographisch aufgenommen worden waren (Göschs Verfahren). Man hat auch versucht, künstliches Licht von besonderer chem. Wirksamkeit zur Aufnahme des dunkeln Innern von Grotten, Katakomben, Kirchen, Museen anzuwenden. Neuerdings bedient man sich dazu nach Bunsens Vorschlag (1859) des Magnesiumlichts, mit dessen Hilfe auch Piazzi Smith 1865 seine interessanten Aufnahmen im Innern der großen Pyramide machte. Die Kostspieligkeit und der verursachte Rauch stehen jedoch seiner Anwendung im Wege. Besser wirkt das elektrische Licht, welches jetzt nach Einführung der dynamoelektrischen Maschinen auch im Porträtfach Verwendung findet.

Die P. ist vorzugsweise auf kleinere Formate angewiesen, namentlich bei Aufnahme lebender unruhiger Objekte. Man hat aber mit Erfolg versucht, nach kleinern Negativen lebensgroße Bilder mit Hilfe einer der Laterna-magica ähnlichen Vorrichtung herzustellen, mittels Sonnenlicht oder elektrischen Lichts. Das Wesen der jetzt wieder ziemlich in Vergessenheit geratenen Photoskulptur besteht darin, daß man ein Objekt, z. B. eine Person, von sehr viel verschiedenen Seiten zugleich aufnimmt und die Umrisse dieser Bilder mittels «Storchschnabels» in Thon überträgt, sodaß der Bildhauer dadurch in den Stand gesetzt ist, die Statue der Person, freilich nur sehr im Groben und in den ersten Umrissen, zu modellieren.

Die P. hat sich mit Hilfe der geschilderten Verfahren allen Zweigen des menschlichen Könnens und Wissens dienstbar gemacht; sie ist weit mehr als eine billige Porträtierkunst. Wie die Buchdruckerkunst eine Erweiterung der Schreibkunst wurde, so ist P. eine Erweiterung der Zeichenkunst. Was Buchdruckerkunst für den Gedanken leistet, das leistet P. für die Erscheinung, die sie nicht nur fesselt, sondern auch vervielfältigt. Dadurch wird sie zum ebenso wichtigen Bildungsmittel im Bereiche der Kunst, als es die Buchdruckerkunst ist im Bereiche der Wissenschaft; aber auch der letztern leistet sie unschätzbare Dienste, der Astronomie bei Aufnahmen der Gestirne Bilder der Sonnenflecke, der Sonnenfinsternisse, des Mondes u. s. w.), der Physik zum Registrieren von Beobachtungsinstrumenten und zur bildlichen Wiedergabe zahlreicher optischer Erscheinungen (Spektralphotographie u. s. w.), der Medizin zur Aufnahme innerer und äußerer krankhafter und gesunder Organe, dem beobachtenden Naturforscher durch Aufnahme interessanter Tiere,

Pflanzen und Mineralformen, dem Geographen durch bildliche Darstellung aller Gegenstände seines Forschungsgebietes. Die unbefugte Nachbildung von P. ist nach dem Reichsgesetz vom 10. Jan. 1876, welches auch alle übrigen die P. betreffenden gesetzlichen Verhältnisse regelt, verboten. (Vgl. Nachdruck und Urheberrecht.)

Vgl. Vogel, «Lehrbuch der P.» (3. Aufl., Berl. 1878); derselbe, «Die Fortschritte der P. seit dem J. 1879» (Berl. 1883); derselbe, «Die chem. Wirkungen des Lichts und die P.» (2. Aufl., Lpz. 1883); Stein, «Das Licht im Dienste wissenschaftlicher Forschung» (2. Aufl., Halle 1884); Eder, «Handbuch der P.» (Heft 1—6, Halle 1883—85).

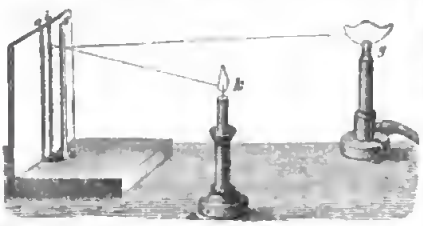
Photogravüre, f. unter Photographie.

Photoheliograph, f. Heliograph.

Photolithographie, f. u. Photographie.

Photometeor, leuchtendes Meteor.

Photometer (vom griech. φῶς, das Licht, und μετρεῖν, messen) heißt das Instrument, welches zur Abmessung der Intensitäten des Lichts leuchtender Körper dient. Unter den verschiedenen Arten ist das sog. Rumfordsche P. (1794), das eigentlich schon Lambert (1760) angegeben hatte, das einfachste.



Dasselbe besteht, wie vorstehende Figur zeigt, im wesentlichen aus einer vertikal stehenden weißen, mit Papier überzogenen Ebene, vor welcher in der Entfernung von einigen Centimetern ein etwa 1 cm dicker cylindrischer Stab (ss) aufgestellt ist. Will man die Helligkeit zweier Lichter, g und k, miteinander vergleichen, so stellt man sie so hinter den Stab, daß derselbe zwei Schatten, a und b, auf die weiße Fläche wirft, von denen jeder nur von dem einen Lichte beleuchtet wird, und entfernt dann die eine oder die andere Lichtquelle so weit vom Stabe, bis beide Schatten gleich dunkel erscheinen. In diesem Falle verhalten sich die Lichtstärken wie die Quadrate der Abstände der leuchtenden Körper von der Fläche. Bouguer (1760) und Ritchie (1825) bestimmten die Lichtstärke zweier leuchtender Körper durch die Stärke der Beleuchtung, die dadurch einer weißen Fläche zuteil wird. Wollaston schlug vor, das Sonnenlicht von einer kleinen spiegelnden Glaskugel zurückwerfen zu lassen und dieses mit dem bloßen Auge oder mit dem Fernrohre beobachtete Bild mit dem Bilde einer Lichtflamme zu vergleichen, ein Verfahren, das zur Vergleichung der Sonne mit einem Stern diente. Lampadius maß die Lichtstärke nach der Dicke der Körper, z. B. Hornscheiben, die das zu prüfende Licht nicht mehr in einer vom Auge bemerkbaren Quantität durchlassen, Leslie nach seiner erwärmenden Kraft, Saussure und Landriani endlich nach seinen chem. Wirkungen. Leslies P. ist eigentlich ein Differentialthermometer, das Ritchie verbesserte. In allgemeinen Gebrauch ist, neben dem schon erwähnten Rumfordschen, nur das von Bunsen (1843) angegebene P. gekommen, bei welchem die Vorder- und Hinterseite eines und desselben Papierschirms von den zu vergleichenden Flammen beleuchtet werden und man die gleichstarke Beleuchtung dadurch erkennt, daß alsdann ein in dem Papier befindlicher kleiner Fettfleck für das Auge verschwindet. Von den vielen neuern P. sind Doves mikroskop. Photographien- und Wilds Polarisations-Photometer zu erwähnen, sowie Siemens' (1875) Selen- und Zöllners (1879) Skalenphotometer. Ein Centigrad-Photometer hat Coglievina (1880) angegeben.

Photometrie, die Wissenschaft, welche sich mit der Meßkunst der Lichtstärke beschäftigt; die der P. dienenden Meßinstrumente werden Photometer (s. d.) genannt. (Vgl. Astrophotometrie.)

Photophobie (grch.), f. Lichtscheu.

Photophon (Radiophon, Thermophon), ein 1880 von A. Graham Bell (in Verbindung mit Sumner Tainter) angegebenes telegraphisches und telephonisches Instrument, mittels dessen Lichtstrahlen durch Schallwellen so beeinflußt werden, daß sie an einem andern Ort unter Mitwirkung elektrischer Ströme gleiche Schallwellen zu erzeugen vermögen. Bei geeigneter Zubereitung besitzt das Selen die Eigenschaft, daß es, während es vom Licht bestrahlt ist, dem elektrischen Strom einen merklich kleinern Widerstand darbietet, als während es gar nicht oder doch wesentlich schwächer bestrahlt ist. Wird daher eine sog. Selenzelle in den Stromkreis einer galvanischen Batterie eingeschaltet, so werden die in der Beleuchtung der Zelle hervorgerufenen Wechsel entsprechende Wechsel in der Stärke des elektrischen Stroms veranlassen, welche sich in einem mit in den Stromkreis eingeschalteten Telephon vernehmbar machen. In einfachster Weise könnte man an dem Absendeorte des Telegramms mittels eines undurchsichtigen Schirms die Lichtstrahlen auf kürzere und längere Zeit unterbrechen und würde dann am empfangenden Orte im Telephon Zeichen vernehmen, welche den Morse-Punkten und -Strichen (vgl. Telegraph) entsprechen. Vermittelt man die Absendung der Lichtstrahlen durch einen Spiegel und versetzt diesen durch eine mit ihm verbundene Platte, indem man gegen sie spricht, in Schwingungen, so wird man im Telephon die Rede wieder erzeugen können. Weil die Töne im Telephon durch die Lichtstrahlen hervorgerufen werden, nannte Bell das Instrument Photophon. Mercadier in Paris belegte die Erscheinung mit dem Namen Radiophonie, um auf ihren Ursprung durch Strahlung im allgemeinen hinzudeuten. Würde die Erzeugung der Töne im besondern Falle durch Wärmestrahlen verursacht, so würde man sie mit Recht als Thermophonie bezeichnen. Außer dem Selen hat Tainter bei seinen Versuchen auch den Lampenruß als sehr empfindlich erkannt. Bei ähnlichen Versuchen mit Gasen lamen Röntgen und Tyndall auf den Gedanken, die Erscheinung zur Bestimmung des Wärmeabsorptionsvermögens der Gase zu verwerten.

Photoskulptür, f. unter Photographie.

Phototechnik (grch.), Erleuchtungskunst, Beleuchtungskunst; Phototechniker, Beleuchtungskünstler, besonders in Bezug auf Illuminationen.

Phototypie, f. Lichtdruck.

Photozinkographie, f. Photographie.

Phoxos (grch.), spitz, spitzköpfig; Spitzkopf.

Verzeichnis

der

Abbildungen und Karten

zum zwölften Bande.

A. Tafeln und Karten:

	Seite
Muskeln des Menschen.	15
Nadelhölzer. Waldbäume. IV.	44
Nagetiere. I.	48
Nagetiere. II.	48
Nähmaschinen.	52
Nahrungspflanzen. I.	55
Nahrungspflanzen. II.	55
Nerven des Menschen.	139
Niederlande und Belgien. (Karte.)	203
Niederwalddenkmal.	230
Nordamerika: Politische Übersichtskarte.	277
Oceanien und Australisches Festland. (Karte.)	369
Öfen.	388
Offizinelle Pflanzen. I.	395
Offizinelle Pflanzen. II.	395
Öl- und Fettpflanzen.	427
Olympia: Ausgrabungen.	428
Orden, die wichtigsten.	464
Ornamente, polychrome.	491
Österreich ob der Enns, Österreich unter der Enns. (Karte.)	534
Österreich-Ungarn: Politische Übersichtskarte.	538
Österreich-Ungarn: Physikalische Übersichtskarte.	538
Österreich-Ungarn: Ethnographische Übersichtskarte.	538
Österreichisches Küstenland ꝛc. (Karte.)	538
Ostindien. I. Vorderindien. (Karte.)	558
Ostindien. II. Hinterindien und Indischer Archipel. (Karte.)	558

Seite

Paläſtina. (Karte.) 625
Palmen. I. 642
Palmen. II. 642
Papageien. 666
Papierfabrikation. 669
Paris und Umgegend. (Karte.) 703
Paris: Bauten. 703
Pergamon: Ausgrabungen. 808
Pferderaſſen. 889
Pflanzenkrankheiten. 898

B. Abbildungen im Texte:

Nähmaſchine. (5 Figuren.) 53
Naſe, bautechniſch. (5 Figuren.) 84
Neapel, Topographiſche Lage. 113
Neefſcher Hammer. 120
Netzwerk. 147
Neuyork, Topographiſche Lage. 179
Nicols Prisma. 199
Nivellieren. 262
Normalbarometer. 305
Nummulitenformation. (2 Figuren.) 340
Nürnberg, Topographiſche Lage. 343
Ölſchlägerei. (2 Figuren.) 425
Orléans und Umgegend 1870/71. 484
Ovalwerk. (3 Figuren.) 595
Palermo, Topographiſche Lage. 630
Panamákanal. 651
Paſſageninſtrument. (2 Figuren.) 736
Peking, Topographiſche Lage. 779
Petersburg, Topographiſche Lage. 859
Photometer. 954

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.